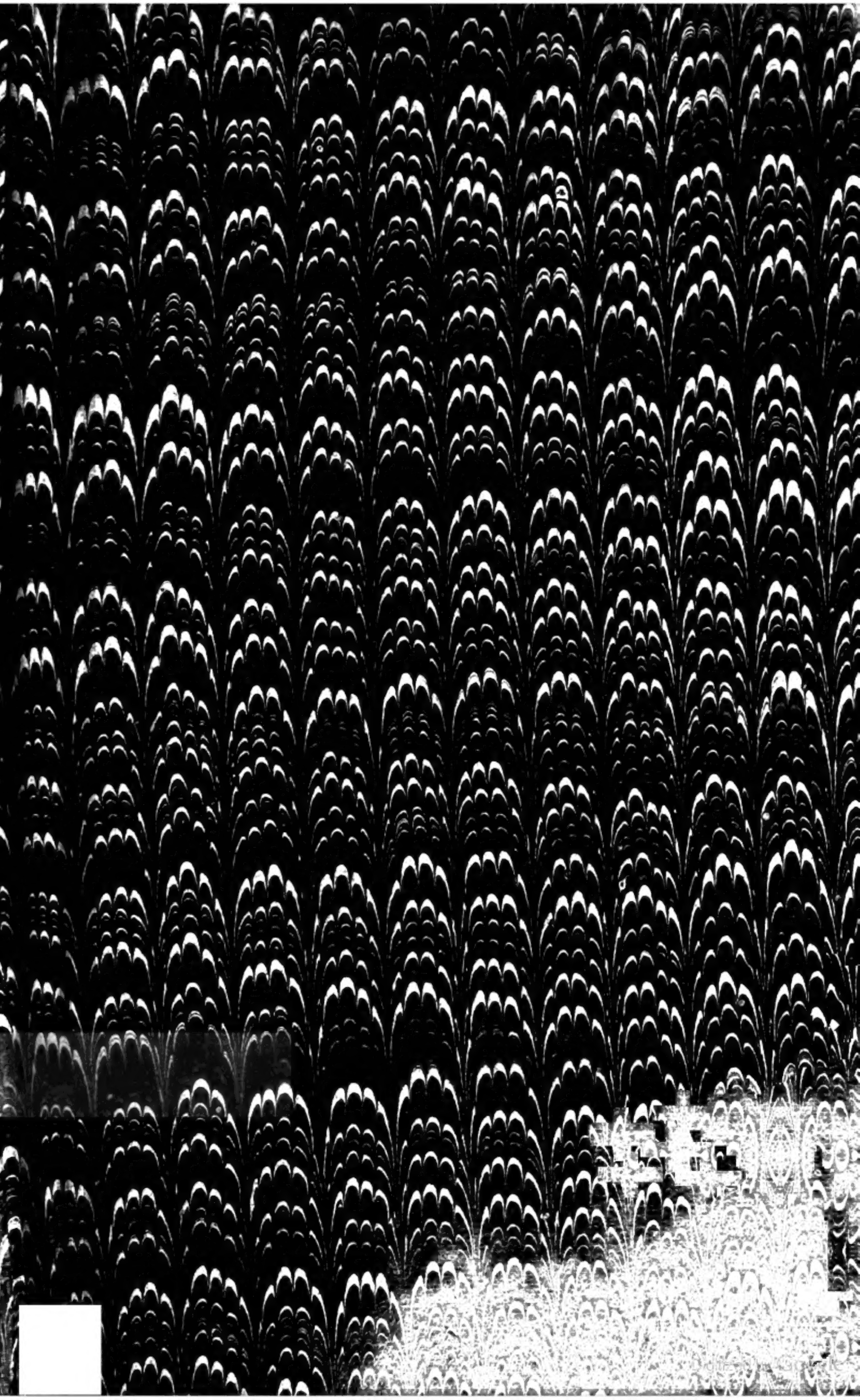
Brockhaus' Conversation...

F.A. Brockhaus (Firm)


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII


EX LIBRIS



Brockhaus'
Conversations-Lexikon.

Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage.

Sechzehnter Band.

Uhu — Zz.

Holzschnitte aus der Xylographischen Anstalt,
Karten aus der Geographisch-artistischen Anstalt
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Brockhaus'
Conversations-Lexikon.

Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie.

Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage.

Mit Abbildungen und Karten.

In sechzehn Bänden.

Sechzehnter Band.

Uhu — Zz.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1887.

replacing 46656

In Memoriam
Henrietta Kuntze

Nachwort.

Mit dem sechzehnten Bande findet die im Herbst 1881 begonnene dreizehnte Auflage des Conversations-Lexikon ihren Abschluß. Ausführliche Auskunft über die in vieler Hinsicht sehr interessante Geschichte dieses Werks, das bereits am Ende des vorigen Jahrhunderts (1796) begonnen wurde und dessen eigentlicher Begründer Friedrich Arnold Brockhaus war, gibt die Biographie des letztern: «Friedrich Arnold Brockhaus. Sein Leben und Wirken nach Briefen und andern Aufzeichnungen geschildert von seinem Enkel Heinrich Eduard Brockhaus» (3 Bde., Leipzig 1872—79), Bd. II, S. 121—163, sowie das im fünfzehnten Bande der zwölften Auflage des Conversations-Lexikon (1879) enthaltene Nachwort: «Zur Charakteristik und Geschichte des Conversations-Lexikon». Die Stellung, welche das Werk in der encyklopädischen Litteratur einnimmt, schilderte Oskar Piltz, der Mitredacteur der zehnten und elften Auflage, in einer Abhandlung: «Zur Geschichte und Bibliographie der encyklopädischen Litteratur, insbesondere des Conversations-Lexikon» in dem Werke: «F. A. Brockhaus. Vollständiges Verzeichnis der von der Firma F. A. Brockhaus in Leipzig seit ihrer Gründung durch Friedrich Arnold Brockhaus im Jahre 1805 bis zu dessen hundertjährigem Geburtstage im Jahre 1872 verlegten Werke. In chronologischer Folge mit biographischen und litterarhistorischen Notizen. Herausgegeben von Heinrich Brockhaus» (Leipzig 1872—75).

Die gegenwärtige dreizehnte Auflage hat den frühern zwölf Auflagen gegenüber eine wesentliche Umgestaltung erfahren. Zunächst erhielt der Umfang des Werks eine sehr bedeutende Vermehrung dadurch, daß die Zahl der Bände von fünfzehn auf sechzehn erhöht und eine Schriftgattung gewählt wurde, welche, ohne wesentlich kleiner und deshalb schwerer lesbar zu sein, doch eine sehr bedeutende Zusammendrängung des Stoffs gestattete. Außerdem wurde für die neue Auflage anstatt des bisherigen Satzes in durchgehenden Zeilen der Satz in Spalten gewählt, welcher das Lesen sehr erleichtert.

Durch diese Erweiterung des Umfangs und Vermehrung des Inhalts wurde es möglich, einzelnen in der neuern Zeit eine besonders wichtige Rolle spielenden Disciplinen und Fächern einen größern Raum als früher zu gewähren. Hierher gehören die Naturwissenschaften und die mit ihrer Entwickelung und Verwertung eng verbundenen Fortschritte auf dem weiten Gebiete des praktischen Lebens, insbesondere der technischen Künste, der Mechanik, des Maschinenwesens, der Landwirtschaft, des Handels und des großen Verkehrs; ferner die neuern Forschungsreisen, die Volkswirtschaft, die soziale Frage, das Militärwesen und die Marine. Den geographischen Artikeln entsprechend ist die bauliche, industrielle und kommerzielle Entwickelung der größern Städte bearbeitet, und zwar geschah dies in Beziehung auf die Ortsbeschreibung selbst nicht nur bei den größern, sondern auch bei den mittlern und selbst zahlreichen kleinen Städten meist an Ort und Stelle. Die Erweiterung und Ergänzung des historischen Gebiets betraf namentlich die moderne Geschichte, welche soweit als möglich bis in die Tagesereignisse hinein fortgeführt wurde, sowohl in den größern Staatenartikeln, als auch in den verschiedenen, die einzelnen Kriege und Schlachten betreffenden Spezialartikeln. Eine bedeutende Erweiterung und höchst sorgfältige Beachtung erhielt das weite Feld der zeitgenössischen Biographien. Der

größte Teil derselben beruht auf authentischem Material, meist auf den eigenen Angaben der betreffenden Persönlichkeiten. Dem bibliographischen Element ist in allen Spezialitäten bis auf die neueste Zeit sowohl in Bezug auf Auswahl wie auf Korrektheit in umfassender Weise Rechnung getragen.

Eine wesentliche Erleichterung beim Auffinden einer Auskunft ist dadurch eingetreten, daß in der gegenwärtigen Auflage eine bedeutende Anzahl von Verweisungen dem Texte selbst einverleibt sind. Hierdurch sowohl wie durch die Aufnahme einer großen Menge neuer Artikel ist die Zahl der Stichwörter gegen die frühern Auflagen ganz außerordentlich erhöht worden. Während die zwölfte Auflage etwa 30000 Artikel hatte, enthält die dreizehnte Auflage nahezu 90000.

Eine der wichtigsten Umgestaltungen des Werks in der vorliegenden Auflage bilden die in demselben gegebenen Abbildungen. Während sämtliche frühern Auflagen keine solchen enthielten, die Verlagshandlung vielmehr zur bildlichen Ergänzung des Conversations-Lexikon ein besonderes Werk, den «Bilder-Atlas» (seit 1844; zweite vollständig umgearbeitete Auflage 1869—1875) herausgab, bringt die dreizehnte Auflage des Conversations-Lexikon nicht nur viele dem Text selbst einverleibte, instruktive Abbildungen, sondern auch eine große Anzahl von Karten und Tafeln (411), welche durch die verschiedensten graphischen Verfahren (Holzschnitt, Phototypie, Lithographie und Farbendruck) hergestellt sind. Dieselben bieten einen vollständigen geographischen Atlas von 89 Karten, 13 Geschichtskarten und 12 Situationsplänen, ferner Darstellungen aus Anatomie (12 Tafeln), Astronomie (4), Baukunst (34), Bildhauerkunst und Erzguß (8), Botanik (36), Chemie (2), Geologie, Mineralogie und Paläontologie (7), Kriegswesen (7), Kulturgeschichte (15), Kunstindustrie (8), Land- und Hauswirtschaft (17, davon Tierzucht 11, Maschinen und Geräte 6), Meteorologie und Hydrographie (5), Physik (1), Seewesen (8), Technologie (66), Völkerkunde (8), Zoologie (59 Tafeln, nämlich Säugetiere 23, Vögel 16, Reptilien und Amphibien 4, Fische 4, Insekten 5, Tausendfüßer, Spinnen-, Krusten- und niedere Tiere 7).

Die Redaction der dreizehnten Auflage besorgten: Dr. Gustav Stockmann (welcher bereits seit März 1872 der Redaction des Werks angehörte) als Hauptredacteur, Max Holtzmann (seit Juni 1875 Mitglied der Redaction), Dr. Guido Laurentius (1877—78 und dann wieder seit April 1880 Mitglied derselben) und Karl Wilke (seit Januar 1880 Mitglied derselben). Die Redaction des künstlerischen Teils besorgte der Direktor der technischen Geschäftszweige der Verlagshandlung, Bernhard Siegfried, der auch die Herstellung der zweiten Auflage des «Bilder-Atlas» geleitet hatte.

Die Mitarbeiter der neuen Auflage gehören zu den hervorragendsten Vertretern ihrer Gebiete. Ein Verzeichnis derselben folgt umstehend.

Um das jetzt vollendete Werk bis auf die Gegenwart fortzuführen, wird sich unmittelbar an dasselbe ein Supplementband anschließen.

Leipzig, im März 1887.

F. A. Brockhaus.

Verzeichnis der Mitarbeiter an der dreizehnten Auflage

des Conversations-Lexikon.

Jakob Ahlers in Hamburg.
Dr. Friedr. Althaus in London.
Privatdocent Dr. Herm. Ambronn in Leipzig.
Dr. Leopold Ambronn in Hamburg.
Generalsekretär C. Andresen in Johannisberg bei Ellerbeck.
Prof. Dr. C. Bach in Stuttgart.
Prof. Dr. R. Baltzer in Gießen.
Hauptmann Horst von Baerenstein in Altenburg.
Geh. Rat Prof. Dr. Karl Bartsch in Heidelberg.
Prof. Dr. Reinhold Bechstein in Rostock.
Hofrat Dr. M. Adolf Ritter von Becker in Wien.
Prof. Dr. Berthold Benecke in Königsberg, gest. 1886.
Legationsrat Theodor von Bernhardi in Kunnersdorf bei Hirschberg in Schlesien, gest. 1887.
Hüttenmeister Ferdinand Bischoff in Pfannenstiel.
Dr. Maurice Block in Paris.
Geh. Rat Prof. Dr. Joh. Kasp. Bluntschli in Heidelberg, gest. 1881.
Geh. Regierungsrat Dr. Rich. Boeckh, Direktor des Statistischen Bureaus der Stadt Berlin.
Geh. Rat Prof. Dr. Victor Böhmert, Direktor des königl. sächs. Statistischen Bureaus in Dresden.
Pfarrer und Docent Dr. Paul Böhringer in Basel.
Königl. preuß. Heroldmeister H. von Borwitz und Harttenstein in Berlin.
Sekretär des Germanischen Nationalmuseums Hans Boesch in Nürnberg.
Gymnasialoberlehrer Dr. Robert Boxberger in Posen.
Prof. Dr. Heinr. Brandes in Leipzig, gest. 1884.
Prof. Dr. Karl Brugmann in Leipzig.
Geh. Hofrat Prof. Dr. K. Bruhns in Leipzig, gest. 1881.
Archivrat Dr. Karl Aug. Hugo Burkhardt in Weimar.
Prof. Dr. Konr. Bursian in München, gest. 1883.
Prof. Dr. K. Cappeller in Jena.
Prof. Dr. Moriz Carriere in München.
Docent Dr. David Cassel in Berlin.
Dr. Friedr. Chrysander in Bergedorf bei Hamburg.
Arthur Chuquet in Paris.
Königl. Bauinspektor H. Claus in Berlin.
Oberbergrat Prof. Dr. Herm. Credner in Leipzig.
Dr. Otto Devrient, Direktor des Hoftheaters in Oldenburg.
Kirchenrat Prof. Dr. Christ. Friedr. Aug. Dillmann in Berlin.
Dr. Heinr. Dressel in Rom.
Rektor und Prof. Dr. Friedr. Aug. Eckstein in Leipzig, gest. 1885.
Prof. Dr. V. Ehrenberg in Rostock.
Prof. Dr. Karl Elze in Halle a. d. S.
Staatsrat Prof. Dr. Joh. Engelmann in Dorpat.
Verlagsbuchhändler Adolf Enslin in Berlin, gest. 1882.
Prof. Dr. Adolf Erman in Berlin.
Paul Theodor Falck in Riga.
K. k. Hofrat Prof. Dr. Jak. Ritter von Falke in Wien.
Prof. Karl Faulmann in Wien.
Hauptmann a. D. A. Freih. von Fircks, Mitglied des königl. Statistischen Bureaus in Berlin.
Prof. Dr. Theodor Flathe in Meißen.
Prof. Dr. P. Flechsig in Leipzig.
Pastor Fritz Fliedner in Madrid.
Geh. Hofrat Prof. Dr. Emil von Friedberg in Leipzig.
Prof. Dr. Victor Gardthausen in Leipzig.
Prof. Dr. Johann Gebauer in Prag.
Dr. med. P. Arthur Geißler, mediz. Assistent beim königl. Statistischen Bureau in Dresden.
Wirkl. Geh. Oberjustizrat Prof. Dr. Robert Gneist in Berlin.
Spiridion Gopčević in Berlin.
Prof. Alwin Gottschaldt in Chemnitz.
Bergingenieur B. Gottschalk in Neustädtel.
Dr. Ferdinand Gregorovius in Rom.
Prof. Dr. G. Gröber in Straßburg i. E.
Prof. Dr. Heinr. Handelmann in Kiel.
Prof. Dr. Jaromir Joh. Hanel in Prag.
Dr. F. Heincke in Oldenburg.
Prof. Dr. W. Heinicke in Erlangen.
Prof. Dr. Gustav Heinrich in Budapest.
Dr. J. Hellstenius in Stockholm.
Prof. Dr. Ernst Adolf Herrmann in Marburg i. H., gest. 1884.
Prof. Dr. Gust. Friedr. Hertzberg in Halle a. d. S.
Geh. Hofrat Prof. Dr. Herm. Hettner in Dresden, gest. 1882.
Konrektor Dr. Jak. Heussi in Parchim, gest. 1883.
Dr. Karl Hiekisch in Petersburg.
Dr. Max Hirsch in Berlin.
Prof. Dr. Gust. Hirschfeld in Königsberg i. Pr.
Prof. Dr. Franz von Holtzendorff in München.
Max Holtzmann in Leipzig.
Prof. Dr. Fritz Hommel in München.
Prof. Dr. H. Hübschmann in Straßburg i. E.
Dr. Christian Hülsen in Groß-Lichterfelde bei Berlin, früher in Rom.
Vizedirektor der k. k. österr. Hofmuseen Dr. Albert Ilg in Wien.
Geh. Regierungsrat Dr. Max Jordan in Berlin.
Ministerialbeamter Bogoljub Jovanović in Belgrad.
Geh. Oberforstrat Dr. Friedr. Judeich in Tharand.
Prof. Dr. Bernh. Jülg in Innsbruck, gest. 1886.
Prof. Dr. Karl Justi in Bonn.
Prof. Dr. Ferd. Justi in Marburg i. H.
Generalagent Heinr. Kähler in Kiel.
Dr. Friedr. Kapp in Berlin, gest. 1884.
Prof. Dr. Georg Kaufmann, Oberlehrer am Lyceum in Straßburg i. E.
Gymnasialdirektor Prof. Dr. Herm. Kern in Berlin.
Prof. Dr. Heinr. Kern in Leiden.
Jul. Iwan Kettler in Weimar.
Prof. Dr. Wilh. Kirchner in Halle a. d. S.
Prof. Dr. Gustav Adolf von Klöden in Berlin, gest. 1885.
Prof. Pfarrer J. J. Kneucker in Eppelheim b. Heidelberg.
Oberbibliothekar Dr. Reinh. Köhler in Weimar.
Oberbibliothekar Geh. Hofrat Prof. Dr. Ludolf Krehl in Leipzig.

Prof. Dr. Otto Krümmel in Kiel.
Hofrat Prof. Jos. Kürschner in Stuttgart.
Prof. Dr. Paul Laband in Straßburg i. E.
Dr. Guido Laurentius in Leipzig.
Dr. Emil Lehmann in Hamburg.
Redacteur Oskar Lemcke in Berlin.
Prof. Dr. Max Lenz in Marburg i. H.
Geh. Oberregierungsrat Prof. Dr. Rich. Lepsius in Berlin, gest. 1884.
Prof. Dr. Aug. Leskien in Leipzig.
Prof. Dr. Wilh. Lexis in Breslau.
Geh. Kirchenrat Prof. Dr. R. A. Lipsius in Jena.
Geh. Oberrechnungsrat Dr. E. Th. Löbe in Dresden.
Oberst z. D. H. von Loebell in Berlin.
Wirkl. Geh. Rat Dr. Gustav von Loeper in Berlin.
Direktor Dr. Gustav Lothholz in Stargard.
Staatsminister a. D. Dr. Titus Majorescu in Bukarest.
Prof. Dr. Will. Marshall in Leipzig.
Prof. Dr. Konrad Maurer in München.
Prof. Dr. Johannes Merkel in Göttingen.
Prof. Dr. Theodor Möbius in Kiel.
Dr. Eugen Mogk in Leipzig.
Niederländ. Generalarzt a. D. Dr. Otto Mohnike in Bonn, gest. 1887.
Rektor Felix Mühlmann in Konstantinopel.
Prof. Dr. Friedr. Müller in Wien.
Studienrat Dr. J. G. Müller in Hannover, gest. 1886.
Prof. Wilh. Müller in Tübingen.
Direktor Friedr. Eduard Noback in Berlin, gest. 1883.
Ceremonienmeister Kammerherr Julius Graf von Oeynhausen in Berlin, gest. 1886.
Prof. Dr. Julius Oppert in Paris.
Dr. Heinr. Pallmann in Frankfurt a. M.
Joh. K. Traug. Pech in Leipzig.
Dr. Alwin Petersilie in Friedenau bei Berlin.
Geh. Rat Prof. Dr. Max von Pettenkofer in München.
Geh. Hofrat Dr. Julius Petzholdt in Dresden.
Regierungsrat Prof. Dr. Friedr. Jos. Pisko in Wien.
Dr. med. Jak. Eduard Polak in Wien.
Prof. Dr. Aug. Friedr. Pott in Halle a. d. S.
Prof. Dr. Aug. Preuner in Greifswald.
F. H. Proebst, Vorstand des Statistischen Bureaus in München.
Prof. Dr. Hans Prutz in Königsberg i. Pr.
Prof. Dr. Bernh. Pünjer in Jena, gest. 1885.
Alexander Nikolajewitsch Pypin in Petersburg.
Regierungsrat Freih. von Reichlin-Meldegg in Straßburg i. E.
Dr. Robert Alfred Renvall in Helsingfors.
Wirkl. Geh. Rat Dr. A. von Reumont in Aachen.
Lehrer P. Gerh. Richter in Reudnitz.
Prof. Dr. H. M. Richter in Wien.
Generalkonsul Dr. Georg Rosen in Detmold.
Prof. W. H. Rosenstengel in Madison (Wisc.).
Theodor Rümpler in Erfurt.
Kirchenrat Dr. Giovanni Andrea Scartazzini in Fahrwangen.
Hofrat Dr. Aug. Scheler in Brüssel.
Dr. M. Schilling in München.
Senator Dr. Herm. Schlaeger in Hannover.
Direktor Dr. Ludw. Schlesinger in Prag.
Konsul Aug. Schneegans in Messina.
Major Jos. Schott in Groß-Lichterfelde bei Berlin.
Prof. Dr. Wilh. Schott in Berlin.
Prof. Dr. Albrecht Schrauf in Wien.
Privatdocent Dr. med. Paul Schröter in Leipzig.
Prof. Jos. Schuhmann in Rom.
Prof. Dr. Karl Schulz, Bibliothekar des Reichsgerichts in Leipzig.
Baumeister Reinh. Schwamkrug in Muldener Hütten bei Freiberg, gest. 1884.
Prof. Dr. Joh. Heinr. Schwicker in Budapest.
Bernh. Siegfried in Leipzig.
Dr. Wilh. Sieglin in Leipzig.
Friedr. Soennecken in Bonn.
Geh. Hofrat Prof. Dr. Anton Springer in Leipzig.
Prof. Friedr. Steiner in Prag.
Dr. Gust. Stockmann in Leipzig.
Prof. Dr. Friedr. Karl Adolf Stohmann in Leipzig.
Taubstummenlehrer Heinr. Ernst Stötzner in Leipzig.
Bibliothekar Dr. Bruno Stübel in Leipzig.
Prof. Dr. A. Teichmann in Basel.
Prof. Dr. R. Thurneysen in Freiburg i. B.
Bibliothekar Dr. jur. Eugen Trautwein von Belle in Berlin, gest. 1887.
Pastor Th. Trede in Neapel.
Prof. Wilh. Treuber in Dresden.
Dr. Joh. Jakob von Tschudi in Jacobshof.
Oberpostdirektor Gust. Tybusch in Minden i. Westf.
Ingenieur Wilhelm Heinrich Uhland in Gohlis bei Leipzig.
Prof. Dr. W. Valentiner, Direktor der Sternwarte in Karlsruhe.
Frau Karoline de Vasconcellos, geb. Michaelis, in Porto.
Dr. Angelos Vlachos in Athen.
Prof. Dr. Herm. Vogel in Berlin.
Prof. Dr. Karl Vogt in Genf.
Gymnasiallehrer A. Wäber-Lindt in Bern.
Staatsrat A. von Wald in Surasch (Gouv. Tschernigow).
Buchdruckereibesitzer Alexander Waldow in Leipzig.
Geh. Rat Dr. Walther, Direktor der Hofbibliothek in Darmstadt.
Organist Otto Wangemann in Charlottenburg.
Architekt Karl Weichardt in Leipzig.
Prof. Dr. A. Weismann in Greifswald.
Archivdirektor Dr. Karl Weiß in Wien.
Prof. Dr. Herm. Welcker in Halle a. d. S.
Redacteur Otto Wenzel in Berlin.
Pfarrer Albert Werner in Tremessen.
Kontreadmiral a. D. Reinhold Werner in Wiesbaden.
Karl Wilke in Leipzig.
Geh. Hofrat Prof. Dr. Wilh. Windelband in Straßburg i. E.
Geh. Hofrat Prof. Dr. Eduard Winkelmann in Heidelberg.
Prof. Dr. Rich. Paul Wülcker in Leipzig.
Oberlehrer M. Zettler in Chemnitz.
Prof. Dr. Eduard Zetzsche in Berlin.
Dr. med. Max von Zimmermann in Leipzig.
Geh. Bergrat Prof. Dr. Ferdinand Zirkel in Leipzig.
Hofrat Prof. Dr. Friedr. Anton Zürn in Leipzig.

U.

Uhu, Buhu, Schuhu, auch Auf oder Haun (**Bubo maximus**; Tafel: Raubvögel II, Fig. 5) genannt, die größte aller Eulenarten, denn sie erreicht eine Körperlänge von 65 bis 68 cm. Schnabel und Fänge sind hornartig, der Augenstern lebhaft orangegelb; die charakteristischen Federohren sind dichtschwarz, die Kehle weiß, der Körper auf ochergelber Grundfarbe am Rücken schwarz geflammt, am Unterleib schwarz gestreift. Die Füße sind bis zu den Fängen rostgelb behost. Der U. ist einer der gefährlichsten und mutigsten Raubvögel und macht an Hasen, jungen Wild- und Rehkälbern, Kaninchen, Wald- und Feldhühnern sehr beträchtlichen Schaden, vertilgt aber auch Mäuse, Ratten, Schlangen, Frösche, Insekten und fängt selbst geschickt Forellen. Er streicht fast die ganze Nacht auf Raub, fliegt niedrig, geräuschlos, aber nicht lange aushaltend; dabei ist er sehr scheu und umsichtig, sodaß es dem Jäger schwer fällt, ihm Abbruch zu thun. Der U., der in Deutschland mit der sich ausdehnenden Kultur immer seltener wird, macht sein Geheck in einsamen Waldgegenden in Felsspalten, altem Gemäuer oder in verlassenen Raubvogelhorsten. Das Weibchen legt im April zwei oder drei, selten vier rundliche weiße Eier und bebrütet sie drei Wochen. Sein Ruf, den er besonders zur Fortpflanzungszeit ertönen läßt, ist ein dumpfes buh, buhu, und hat zum Teil mit Veranlassung zur Sage vom wilden Jäger gegeben. Alle Vögel, besonders Krähen und Raubvögel, stoßen auf den U., wenn sie ihn am Tage bemerken, deshalb eignet er sich vorzüglich zum Jagdbetriebe auf diese Vögel in der Krähenhütte. Es ist dies ein gewöhnlich halb unterirdisch angebrachter, aus starken Bohlen gezimmerter Raum, der mit Erde und Rasen gedeckt, daher von außen wenig auffällig ist; er enthält eine Thür und eine oder zwei Schießscharten; in schußmäßiger Entfernung werden zwei dürre Bäume eingerammt, auf welche die den U. verfolgenden Raubvögel gern aufhocken. Ein paar Schritte von den Bäumen wird der U. auf einen niedern, mit einer Querstange versehenen Pfahl (die Jule) gefesselt und mit einer Schnur, die bis in die Krähenhütte reicht, versehen, sodaß der Jäger durch Anziehen derselben den U. zu Bewegungen veranlassen kann, die ihn den Raubvögeln bemerkbar machen. Die Jagd aus der Krähenhütte ist ein vorzügliches Mittel zur Vertilgung von vielen Arten von Raubvögeln.

Ui, linker Nebenfluß des Tobol, der im südl. Ural vom Berge Uitasch entspringt, anfangs südöstlich fließt, dann aber ostnordöstlich einbiegt und in dieser Richtung dem Tobol zufließt. Der U., welcher eine Länge von 400 km hat, umfließt das südl. Ende des Ilmengebirges und tritt sodann in die Steppenniederung.

Uigur (Igur, Igu, auch Ku-sze) hieß ein ältester Türkenstamm Innerasiens, der viele Jahrhunderte mit China in Beziehungen stand und durch christliche Glaubensboten aus Syrien in den Besitz einer semitischen Buchstabenschrift gelangte, die seit der Begründung des mongol. Weltreichs auch zu Mongolen und Mandschus überging. Kunde von diesen U. erhielt Europa zuerst durch mittelalterliche Reisende und Urkunden aus dem Morgenlande, denen ein langer Streit, die Nationalität des Volks betreffend, sich anschloß. Der Mongolenforscher J. J. Schmidt in Petersburg machte, auf Zeugnisse sehr späten Datums gestützt, die U. zu Mongolen, wogegen Julius Klaproth an ihrem Turkismus festhielt. Daß die Wagschale zu Gunsten des letztern sich neigte, lag an dessen umsichtiger Benutzung eines lange vor ihm benutzbaren Stoffs, dem er kaum etwas hinzufügen konnte, denn was Klaproth selbst in seiner Abhandlung über Sprache und Schrift der U. (1822) zu übersetzen versucht, ist sehr fehlerhaft. Vgl. W. Schotts akademische Abhandlungen «Zur Uigurenfrage» (Berl. 1874 u. 1875).

Als Chinas nordwestliche Nachbarn zu beiden Seiten des sog. Himmelsgebirges (Thian-schan) kamen die U. frühzeitig in mehr oder minder abhängige Verhältnisse zum Drachenthron. Sie hatten einen König vom vordern und einen vom hintern Stamme, die beide in Städten mit Mauern und über ein geistig begabtes, wohlhabendes Volk von zum Teil selbsterworbener Bildung herrschten. Von ihren chines. Nachbarn erhielten die U. den ehrenden Beinamen Kao-tschhang, der auf «hohen Wohlstand» hinwies; jetzt sagt man in Turkestan von einem sinnreichen Individuum, es besitze Uiguren-Verstand (U'aqty). Groß war auch ihre Empfänglichkeit für chines. Bildung und Litteratur. Die Kaiser bewiesen den Königen beider Stämme so viel Gunst, daß einer der Vordern (seit 630 n. Chr.) aus Übermut eine kaiserl. Mahnung an vernachlässigte Vasallenpflicht mit einer Kriegserklärung in chines. Versen beantwortete. Der Prahler starb angeblich aus Furcht, als ein Heer des Lehnsherrn zur Strafe gegen seine Grenzen zog, und jetzt unterwarf sich die hintere Majestät freiwillig.

Ein mit den U. verwandtes Nomadenvolk aus dem höhern Norden, die Hui-hu, welche ihre Chane Löwenkönig (türk. aslan-chan) betitelten, drang um das 10. Jahrh. n. Chr. in die Wohnsitze der U. und wechselte mit den Kaisern Gesandtschaften, deren die Geschichte Chinas vier, die letzte aus dem J. 981 n. Chr., erwähnt. Ein Herr Uangjen-te, das Haupt der chines. Botschaft, beschreibt seine Reiseabenteuer und den feierlichen Empfang von seiten des Löwenkönigs in einem sehr anziehenden Bericht. Was man von uigurischer Litteratur

kennt, das hat schon Mohammedaner zu Verfassern oder Sammlern. Der Islam verdrängte auch bei ihnen den lange Jahrhunderte geblüht habenden Buddhismus. Vgl. darüber mehrere Werke von Vámbéry (s. d.), besonders dessen «Uigurische Sprachmonumente» (Innsbr. 1870) und W. Schotts Recension darüber im Jahrg. 1871 der «Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft».

Uist (North-Uist und South-Uist), zwei zu den äußern Hebriden und zur schott. Grafschaft Inverneß gehörige Inseln, östlich durch den Little Minch von Skye, nördl. durch den Harris-Sund von der Halbinsel Harris der Insel Lewis, südl. durch den Barra-Sund von der Insel Barra geschieden, haben die flache Insel Benbecula zwischen sich, sind gebirgig, besitzen steile Küsten, namentlich auf der Ostseite treffliche Häfen, ferner viele Süßwasserseen und zählen 3200 und 3700 E., welche Viehzucht, Fischerei und Kelpbrennerei betreiben. Der Ben-More auf Süd-U. steigt zu 620, Ben-Eval auf Nord-U. zu 345 m auf. Kap Ushinish der Ostküste Süd-U.s trägt einen Leuchtturm.

Uistiti ist der Name für einige Arten des südamerik. Affengeschlechts Hapale, nämlich für diejenigen, die, wie der Saguin (s. d.), als ausgewachsene Tiere große Ohrbüschel haben.

Uj (magyar.), soviel wie klein, häufig in zusammengesetzten Ortsnamen.

Ujansi, Landschaft in Ostafrika, zwischen 5 und 6° südl. Br., und 33 bis 35° östl. L. (von Greenwich), nordwestlich von Ugogo, südöstlich von Unjamjembe, zum Teil öde und wasserarm.

Uj-Bánya (deutsch: Königsberg), königl. freie Bergstadt im Komitat Bars in Ungarn, hat (1880) 4190 slowak. E., die nur noch geringen Bergbau auf Gold und Eisen treiben; es findet sich hier ein Eisenhammer. Die Stadt, welche von Deutschen gegründet und bewohnt war, wurde 1345 zur königl. Freistadt erhoben und ihre Goldbergwerke waren damals wegen ihres Reichtums berühmt.

U. J. D., Abkürzung für Utriusque juris doctor (s. d.).

Ujejski (Cornel), poln. Dichter, geb. 1823 in Beremniany im Kreise Czortkow in Galizien, erwarb sich schon früh durch seine «Skargi Jeremiego» («Klagen Jeremiä», Lond. 1847), zu denen ihn die Metzeleien der galiz. Bauern im J. 1846 veranlaßten, großen Ruf; aus ihnen ward der Choral «Dymem pozarów» («Mit dem Rauch der Feuersbrünste») allgemeines Volkslied. Nachdem U. sich in Paris 1847 mit Slowacki befreundet, folgten seine «Melodie biblijne» («Biblische Melodien», Lemb. 1851), in denen er nach den althebr. Gesängen in erhabener Sprache seines Volkes Schmerz und Demut ausspricht. Von geringerm Werte sind seine sentimentalen Gedichte «Blumen ohne Duft» und «Welke Blätter», hervorzuheben jedoch seine Dichterworte zu Chopinschen Tonschöpfungen, das Gedicht «Marathon» und ein Bruchstück eines Dramas «Samson». Er lebt auf einem Landgute bei Lemberg, das ihm der dortige Magistrat als Nationalbelohnung überließ. Seine «Poezje» sind gesammelt in der «Biblioteka pisarzy polskich» (Bd. 42 u. 43, Lpz. 1866).

Ujesd (russ.), der Kreis als administrative Einteilung und Teil eines Gouvernements.

Ujest, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Oppeln, 15 km südlich von der Kreisstadt Großstrehlitz, an der Klodnitz, ist ein unansehnlicher, aber hübsch gelegener Ort mit einem schönen Marktplatz und einem hochgelegenen Schlosse des Herzogs von U., zwei kath. Kirchen, einer Kapelle, einer Synagoge. Der Ort ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1885) 2518 E., die Leinweberei, Gerberei und Ziegelbrennerei treiben und lebhafte Viehmärkte unterhalten. U., eine der ältesten Städte Schlesiens, wurde 1222 vom Herzog Kasimir von Oppeln an das Bistum Neisse (Breslau) verkauft, zu dem es bis 1810 gehörte. Nachdem es mehrfach seine Besitzer gewechselt, kam es in neuerer Zeit an den Fürsten von Hohenlohe-Öhringen (s. d.), dessen sämtliche in Oberschlesien belegenen Fideikommißherrschaften durch Kabinettsordre vom 18. Okt. 1861 des Königs Wilhelm von Preußen zum erblichen Herzogtum Ujest erhoben worden sind. Die bedeutenden Besitzungen desselben liegen in den Kreisen Großstrehlitz, Kosel, Tost-Gleiwitz, Beuthen und Rosenberg. Die schles. Residenz des Herzogs ist Schlawenzütz oder Slawentzitz, ein Dorf (bis 1534 Stadt) 3 km westlich von U., aber im Kreise Kosel, an der Klodnitz, dem Klodnitzkanal und der Linie Breslau-Oswiecim der Preußischen Staatsbahnen. Dieser Ort zählt mit der Kolonie und Rittergut 1940 E., hat eine kath. Pfarrkirche, ein evang. Bethaus und ein Schloß mit Garten- und Parkanlagen.

Ujest (Herzog von), s. Hohenlohe-Öhringen (Hugo Friedr. Wilh. Eugen Karl, Fürst zu).

Ujfalvy (Karl Eugen) von Mező-Kövesd, Sprachforscher und Reisender, geb. 16. Mai 1842 in Wien, aus einer alten ungar. Adelsfamilie, die noch jetzt in Siebenbürgen begütert ist, besuchte die Militärakademie in Wiener-Neustadt und war 1861—64 Lieutenant in der österr.-ungar. Armee. Nachdem er seinen Abschied genommen, studierte er zwei Jahre in Bonn, ging 1867 nach Frankreich, war Lehrer an Lyceen und seit 1873 Professor an der Orientalischen Akademie in Paris. Im Auftrag der franz. Regierung machte U. 1876—82 drei wissenschaftliche Reisen nach Asien und veröffentlichte darüber: «Mission scientifique française en Russie, en Sibérie et dans le Turkestan» (6 Bde., Par. 1878—82). Ferner verfaßte er neben einer Reihe Grammatiken und grammatischer Forschungen über die magyarische, die finnische und andere ural-altaische Sprachen: «Le tableau ethnographique de la Bible» (Par. 1872), «La migration des peuples» (1873), «Mélanges altaïques» (1874), «L'art des cuivres en Cachemire» (1883) u. a., und redigierte die «Revue de philologie et ethnographie» (3 Bde., Par. 1874—77). Unter Mitwirkung von Desbordes Valmore übersetzte U. eine Auswahl magyar. Dichtungen (1872) und Petöfis Gedichte (1871) ins Französische; deutsch schrieb er: «Alfred de Musset. Eine Studie» (Lpz. 1870) und «Aus dem westl. Himalaja» (Lpz. 1884). Auch schrieb er unter dem Pseudonym Carla Maria und unter Mitwirkung seiner Gattin die Erzählung «Un royal aventurier dans l'Asie Centrale» (Par. 1886).

Seine Gattin, Marie U., geborene Bourdon, aus der Bretagne, mit der sich U. 1868 vermählte, begleitete ihn auf allen seinen Reisen und schrieb mehrere auf dieselben bezügliche Erzählungen.

Uj-Gradiska (Neu-Gradiska), s. u. Gradiska.

Ujhely (Sátoralja-), Vorort des Zempliner Komitats in Ungarn, Station der Linien Szerencs-Királyháza und U.-Kaschau der Ungarischen Nordostbahn, mit (1880) 11264 E., darunter 8443 Magyaren, 983 Deutsche und 1220 Slowaken; dem

Religionsbekenntnis nach sind 3983 Juden, 3857 röm. und 1980 griech. Katholiken, 1237 Reformierte und 204 Lutheraner. Der Ort besteht eigentlich aus einer langen Doppelgasse und treibt lebhaften Handel nebst ansehnlicher Industrie. U. wurde 1240 von den Mongolen zerstört und 1250 wieder erobert, im 14. Jahrh. gehörte es dem Herzog Koriatovics, der es mit ruthen. Ansiedlern bevölkerte und auf dem nahen Schloßberge eine Burg erbaute.

Uj-Bidék (ungar.), s. Neusatz.

Ukalagmut, Ugalachmiut, Ugalenzen, ein Indianerstamm an der Mündung des Kupferflusses in Alaska. Derselbe wird von einigen sprachlich den Thlinkit (Koloschen) beigezählt, er gehört aber entschieden den Kinaivölkern (s. d.) an. J. Petroff (»Report on the population of Alaska«, Washington 1884) hält die U. für einen eskimo-koloschischen Mischstamm.

Ukami, deutsches Schutzgebiet in Ostafrika, zwischen Useguha (Usagua) im NO. und Uchutu im S., im Besitz der Deutschen Ostafrikanischen Gesellschaft, erworben durch Peters und Graf Pfeil laut Verträgen vom Dez. 1884, anerkannt durch kaiserl. Schutzbrief vom 27. Febr. 1885.

Ukara, Insel im südl. Teile des ostafrikan. Binnensees Nyanza.

Ukas (Befehl, Verordnung, vom russ. ukasatj, zeigen, hinweisen, auch befehlen, vorschreiben), ein Wort, mit dem seit dem Ende des 16. Jahrh. in Rußland alle Gesetze und Verordnungen der Regierung bezeichnet werden. (S. auch Uloshenije, Swod.) Während auch jetzt noch der größte Teil der Gesetze und Verordnungen als U. erscheint, so werden seit der Zeit Peters d. Gr. zur Bezeichnung umfangreicher, systematisch bearbeiteter Einzelgesetze folgende Ausdrücke gebraucht: ustaw, Statut, Ordnung (z. B. Gerichtsordnungen); doch wird derselbe Ausdruck auch für Statuten von Gesellschaften und in der Bedeutung des griech. Typikon (s. d.) gebraucht; uczreshdenije, wörtlich: Institution, Gesetz über die Organisation von Behörden oder ganzer Zweige des Staatsdienstes; poloshenie, wörtlich: Legung, d. i. Ordnung (z. B. Bauernordnung, Städteordnung), aber auch Verordnung im Gegensatz zum Gesetz. Gesetze und Verordnungen, die unmittelbar vom Kaiser ausgehen, heißen Allerhöchste U. Man unterscheidet den imennoj ukas, den eigenhändig vom Kaiser unterzeichneten U., vom mündlichen, in Erledigung eines Vortrags erteilten Befehl; der letztere hat einen beschränkten Wirkungskreis. Die feierlichste Form kaiserl. Erlasse ist das Manifest. In neuerer Zeit werden wichtige umfangreiche Gesetze durch Manifeste oder namentliche U. publiziert. Alle Gesetze, Verordnungen und U. werden vom Senat vermittelst Senatsukases zur öffentlichen Kenntnis gebracht. Der Senat hat jedoch auch das Recht, U. zu erlassen, in denen Gesetze interpretiert oder Regeln über Beobachtung und Ausführung solcher gegeben werden. Das Recht, Verordnungen innerhalb des Gebiets einzelner Verwaltungszweige zu erlassen, steht auch den Ministern zu, aber diese Verordnungen heißen nicht U., sondern ministerielle Verordnung (postanowlenije oder rasporäshenije).

Ukelei (Aspius alburnus) nennt man in Norddeutschland einen in allen größern stehenden und langsam fließenden Gewässern überaus häufigen Fisch aus der Familie der Weißfische, der bis 20 cm lang wird, ziemlich schlank ist, mit scharf gekieltem Bauche, oben von hell blaugrüner, seitlich und unterhalb von silberiger Färbung. Das Fleisch ist wenig wert, doch dient der silberne Überzug der Schuppen, der aus einer Kalk- und Guaninverbindung besteht, zu der Bereitung der Essence d'orient, die man zur Bereitung künstlicher Perlen (s. d. und unter Fischschuppen) gebraucht. 20000 solcher Fische geben erst ¼ kg Silberessenz.

Ukerewe, See in Afrika, s. Nyanza.

Ukermark, gewöhnlich, aber minder richtig Uckermark, der nördlichste Teil der Mark Brandenburg, auf dem linken Ufer der Oder, grenzt im S. an die Mittelmark, im W. an diese und an Mecklenburg-Strelitz, im N. und O. an Pommern und die Neumark. Früher (vor 1817) bildete das Gebiet die Provinz »Die U. und der Stolpirische Kreis«, zerfällt aber jetzt in die drei zum Regierungsbezirk Potsdam gehörigen Kreise Prenzlau, Templin und Angermünde, welche 3875,8 qkm umfassen und (1885) 164366 E. zählen. Die U. hat ihren Namen von dem altslaw. u-kra, »Grenze«, »Mark« (ukraina, »Grenzland«; »Ukermark« ist also ein Pleonasmus). In ältester Zeit wird das Land Ukra oder auch Terra Ukera, das »Ukerland«, genannt. Erst Ende des 15. Jahrh. kam die Benennung U. auf. Das Land war der Wohnsitz der Ukrer, des östlichsten Zweigs der polabischen oder Elbslawen (Wilzen), der seit dem 10. Jahrh. unter dem Namen Ukrani und Uchri erwähnt wird, während der Name Ukera als Bezeichnung der aus den Ukerseen bei Prenzlau 104 km weit nordwärts fließenden und bei Ückermünde (s. d.) in das Oderhaff mündenden Uker oder Ücker urkundlich erst 1235 vorkommt. Die U. ist in einzelnen Teilen zu verschiedenen Zeiten an die Mark Brandenburg (s. d., Geschichte) gekommen und beinahe drei Jahrhunderte lang beständig ein Streitobjekt zwischen dieser, Pommern und Mecklenburg gewesen. Bei der Thronbesteigung Friedrichs von Hohenzollern (1417) gehörten 2840 qkm von dem Areal zur Kurmark, der Rest war in den Händen der pommerschen Herzöge. Friedrich II. erwarb weitere 743 qkm, und Albrecht Achilles erlangte durch den 31. Juni 1472 mit dem Herzog Erich II. abgeschlossenen Prenzlauer Vertrag die bis dahin von Pommern noch behaupteten Stücke der U. (Löcknitz mit Vierraden, 293 qkm) und die Grenze bis zur Welse. Am 28. März 1493 endlich kam zwischen Kurfürst Johann und Herzog Bogislaw eine Erbeinigung und 30. März ein Tauschvertrag zu Stande, welcher den Umfang der U. so festsetzte, wie er bis 1816, d. h. bis zur Neubildung der Kreiseinteilung in der Mark, fortbestanden hat. Im J. 1816 wurde der nördl. Abschnitt des Stolpischen Kreises zu dem neugebildeten Kreis Prenzlau geschlagen, dagegen aus dem größern südl. Teile desselben und dem auf der Ostseite der obern Uker und des Mellensees gelegenen Abschnitt des ukermärkischen Kreises in Verbindung mit der bis dahin zur Mittelmark (Oberbarnim) gehörigen Stadt Oderberg der Kreis Angermünde gebildet, während Löcknitz (zwischen Stettin und Pasewalk) und die übrigen jenseit des Löcknitz-Randowflusses belegenen Ortschaften Plöwen, Bismark und Hohenfeld zur Provinz Pommern gelegt wurden; der Rest nebst einigen Ortschaften des ehemaligen Glien-Löwenbergschen und des Ruppiner Kreises wurde der jetzige Kreis Templin. Nächst der Hauptstadt Prenzlau (s. d.) sind die vorzüglichsten Städte Schwedt a. O. (9756 E.),

Angermünde (6706 E.), Strasburg (5353 E.) und Templin (4020 E.). Vgl. Puhlmann, «Statist. Darstellung des Kreises Templin» (Templin 1863); von Winterfeld, «Statist. Nachrichten über den Kreis Prenzlau» (Prenzlau 1881). Vgl. auch die Litteratur bei Brandenburg (Provinz).

Ukermünde, s. Uckermünde.

Ukert (Friedr. Aug.), deutscher Historiker, geb. 28. Okt. 1780 zu Eutin, bezog 1800 die Universität zu Halle, dann die zu Jena, wurde 1804 Hauslehrer in Danzig, 1807 Erzieher der nachgelassenen Söhne Schillers und des jungen Wolzogen in Weimar. Im J. 1808 folgte er aber einem Rufe nach Gotha, wo er sich als Lehrer am Gymnasium vorzüglich durch den geogr. Unterricht, als Oberbibliothekar der herzogl. Büchersammlung durch eifrige Teilnahme an der Anordnung und Katalogisierung der Bücher, sowie als Aufseher des Münzkabinetts verdient machte. Seinen kleinen Schriften: «Über die Art bei den Alten, die Entfernungen zu bestimmen» (Weim. 1813), «Über die Geographie des Hekatäus und Damastes» (Weim. 1814) und «Über die Geographie Homers» (Weim. 1815), folgte die «Geographie der Griechen und Römer» (Bd. 1—3, Weim. 1816—46), ein Werk, das durch Quellenstudium, Scharfsinn und geschickte Benutzung neuerer Forschungen sich auszeichnet. Außerdem sind zu erwähnen: das «Gemälde von Griechenland» (Königsb. 1811; neue Aufl., Darmst. 1833); die Bearbeitung von Kinneirs und Beauforts «Reisen in Kleinasien, Armenien und Karamanien» (Weim. 1821); die Beschreibung der Nord- und Südhälfte von Afrika in dem «Handbuch der neuesten Erdbeschreibung» (Abteil. 6, Bd. 1 u. 2, Weim. 1824). Von seinen kleinern Monographien verdient die Abhandlung «Über Dämonen, Heroen und Genien» (Lpz. 1850) Erwähnung. Außerdem gab er heraus seines Vaters, Georg Heinrich Albrecht U. (gest. zu Gotha 1814), Werk: «Dr. Martin Luthers Leben» (2 Bde., Gotha 1817), und seines Schwiegervaters Löffler «Kleine Schriften» (3 Bde., Weim. 1817—18). Seit 1828 gab er mit Heeren «Geschichte der europ. Staaten» (fortgesetzt von Giesebrecht) und seit 1834 mit Jacobs die «Merkwürdigkeiten der herzogl. Bibliothek zu Gotha» (3 Bde., Lpz. 1835—38) heraus. U. starb 18. Mai 1851.

Ukert (August), Jurist, Sohn des vorigen, geb. 15. Dez. 1811 in Gotha, studierte in Göttingen und Berlin und trat dann in den preuß. Staatsdienst. Er wurde 1837 Oberlandesgerichtsassessor in Frankfurt a. O., 1838 in Marienwerder, wo er 1845 Direktor des Land- und Stadtgerichts, 1850 des Kreisgerichts wurde. Hierauf erfolgte 1852 seine Ernennung zum Appellationsgerichtsrat in Stettin, 1854—69 war er Stadt- und Kreisgerichtsdirektor in Danzig. Dann ward er Vizepräsident des Appellationsgerichts zu Posen, 1874 Erster Präsident des zu Magdeburg, endlich 1879 Senatspräsident beim Reichsgericht zu Leipzig. Nachdem er 1884 in den Ruhestand getreten, ließ er sich in Berlin nieder, wo er 9. Mai 1886 starb.

Ukraine, d. h. Grenzland, nannte man in Polen seit der Eroberung Kiews durch die Litauer 1320 die äußerste Grenze gegen die Tataren und andere nomadische Stämme. Später verstand man unter U. den ausgedehnten fruchtbaren Landstrich an den Ufern des mittlern Dnjepr nebst den Sitzen der Kosaken mit ziemlich schwankenden Grenzen. Diese Gegenden, bis auf Peter d. Gr. ein beständiger Streitpunkt zwischen Rußland und Polen, machen den größten Teil Kleinrußlands aus, welcher Name zuerst um 1654 aufgekommen zu sein scheint, wo zehn Kosakenregimenter auf der Ostseite des Dnjepr sich freiwillig dem russ. Scepter unterwarfen. Durch den Vertrag von Andrussow 1667 und den Frieden zu Grzymultowsk von 1686 traten die Könige von Polen diesen auf der Ostseite des Dnjepr gelegenen Teil Kleinrußlands (die sog. russische U.) ab, während die kleinruss. Kosaken auf der Westseite jenes Flusses (welches Land nunmehr polnische U. genannt wurde) vorläufig noch unter poln. Herrschaft verblieben, bis endlich 1793 auch dieses Land durch die zweite Teilung Polens an Rußland fiel. Diese polnische U. bildet jetzt das russ. Gouvernement Kiew, jedoch ist ein Teil derselben noch zum Gouvernement Podolien geschlagen worden. Aus der russischen U. waren ursprünglich die drei Gouvernements Nowgorod-Sewerskoi, Tschernigow und Kiew hervorgegangen; an der Stelle des erstern, welches bald wieder einging, wurde das Gouvernement Pultawa errichtet. Der Name U. ist jetzt nur noch historisch, denn auch das Gouvernement der slobodischen U., einer vom Donetz durchströmten, im Osten von Pultawa gelegenen Provinz, wird jetzt Gouvernement Charkow genannt.

Ulanen sind eine besondere Reitergattung, deren Hauptwaffe die Lanze ist. Der Name soll tatar. Ursprungs sein und «Tapfere» bedeuten; doch ist derselbe in den europ. Heeren von den Polen entnommen, welche im 16. Jahrh. eine leichte Reiterei, zu der von jeder Hufe ein Mann gestellt werden mußte, Ulanski nannten. Die U. führen die lange Stangenlanze, welche den Reiterspeeren des Mittelalters weder in der Form noch im Gebrauche gleicht. Die Waffe erfordert weniger Kraft als Gewandtheit und wird zum Stich und durch Schwingen um den Leib und Kopf auch zur Deckung gebraucht. Unter der Spitze ist eine Flagge angebracht, welche feindliche Pferde scheu machen soll, in einzelnen Armeen jedoch jetzt abgeschafft ist. Eigentümlich ist den U. die viereckige Kopfbedeckung, Czapka, in Österreich Tatarka genannt, und als Uniform die Ulanka mit Rabatten. Die U. werden in einigen Armeen zur leichten, in andern zur Linienkavallerie, einer Mittelklasse, gerechnet, aber auch zum Dienst der leichten verwendet. Zum geschlossenen Angriff, vorzüglich aber zur Verfolgung sind die U. wegen ihrer weitreichenden Lanzen besonders geeignet. In der preuß. Armee wurden sie durch Friedrich II. unter dem Namen Bosniaken, später Towarszy, in der österreichischen 1784 auf Hotzes Betrieb eingeführt; die östl. Völker hatten von jeher Lanzenreiter. Die deutschen U. erwarben sich im Deutsch-Französischen Kriege von 1870 und 1871 einen großen Ruf, trotzdem schaffte Frankreich nach dem Frieden die Lanciers ab. Die deutsche Armee zählt 25 Ulanenregimenter (19 preußische, 2 bayrische, 2 sächsische und 2 württembergische). Die Franzosen bezeichneten 1870/71 die gesamte leichte Kavallerie des deutschen Heers, welche als Eclaireurs verwendet wurde, als «Ulans», also außer den U. auch die Dragoner, Husaren und Chevaulégers.

Ulanka heißt der kurze Rock der Ulanen, der mit verschiedenfarbigem Kragen und auf jeder Seite der Brust rabattenartig mit einem Vorstoß von der Farbe des Kragens versehen ist, ebenso unten ringsum an den Hinterschößen, an den geschweiften Taschenleisten der Schöße und auf den Rücken- und

Ellbogennähten. Auf den Schultern werden Epauletten mit verschiedenfarbigen Feldern befestigt. Die Rockknöpfe stehen in zwei Reihen, die Aufschläge sind spitz von der Farbe des Kragens. Zur Parade werden tuchene Brustrabatten von der Farbe des Rockkragens aufgeknöpft; daneben wird ein Leibgurt von Tuch mit Besatz von der Farbe des Kragens getragen.

Ulbach (Louis), franz. Schriftsteller, geb. zu Troyes im Depart. Aube 7. März 1822, vollendete seine Schulbildung in Paris und widmete sich früh der Litteratur. Im J. 1844 trat er mit einem Bande Dichtungen «Gloriana» hervor. Dann arbeitete er an verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften mit: an dem «Artiste», an dem «Musée des familles» (1844—48), an dem «Propagateur de l'Aube» (1848—51), an der «Revue de Paris», welche er 1853—58 leitete, an dem «Temps», an dem «Figaro». Die «Lettres de Ferragus», die er unter dem Namen Ferragus in letzterer Zeitung veröffentlichte, machten großes Aufsehen und erwarben ihm den Namen eines witzigen und scharfen Satirikers. Unter demselben erdichteten Namen gab er eine Reihe «Portraits contemporains» (1868) und das wöchentliche Blatt «La Cloche» heraus, welches ihm eine Verurteilung zu sechs Monaten Gefängnis und zu 1000 Frs. Geldstrafe zuzog. «La Cloche» wurde bald eine täglich erscheinende Zeitung (1869) und dauerte bis 1872. Dann ward U. Mitarbeiter der «Indépendance belge» und der «Revue politique et littéraire»; 1878 erhielt er die Stelle eines Bibliothekars am Arsenal. Von seinen zahlreichen Romanen sind «M. et Mme Fernel» (1860), «Le jardin du chanoine» (1866) u. s. w. zu nennen. U. hat viel geschrieben, aber seine Ideen sind nicht neu und sein Stil ist farblos.

Ulceration (lat.), Verschwärung, Eiterung; Ulcus, Geschwür.

Ule (Otto), naturwissenschaftlicher Schriftsteller, geb. 22. Jan. 1820 zu Lossow, einem Dorfe bei Frankfurt a. O., studierte zu Halle und Berlin Mathematik und Naturwissenschaften und war 1845—48 Lehrer am Gymnasium in Frankfurt a. O. Hierauf leitete er die von dem Prediger Hildenhagen zu Queß bei Halle gegründete Fortbildungsschule und wandte sich 1851 nach Halle, um sich daselbst der akademischen Laufbahn zu widmen. Außer einer kleinen philos. Schrift: «Die Raumtheorie des Aristoteles und Kants» (Halle 1850), veröffentlichte er «Das Weltall» (3 Bde., Halle 1850; 3. Aufl. 1859), welches seinen Ruf als populär-naturwissenschaftlicher Schriftsteller begründete. Im J. 1852 begann er die Zeitschrift «Die Natur», welche er anfangs mit Karl Müller und Roßmäßler, dann mit Müller allein herausgab. Von U.s übrigen Arbeiten sind hervorzuheben: «Physik. Bilder» (2 Bde., Halle 1854—57), die mehrfach übersetzten «Wunder der Sternenwelt» (Lpz. 1860; 2. Aufl. von Klein, 1877), «Populäre Naturlehre» (Lpz. 1865—67), «Warum und Weil» (Berl. 1868; 4. Aufl. von Langhoff, Berl. 1877), «Ausgewählte kleinere naturwissenschaftliche Schriften» (Bd. 1—5, Lpz. 1865—68). Im Verein mit Petermann eifrig für das Zustandekommen einer deutschen Expedition nach Innerafrika zur Aufsuchung Eduard Vogels wirkend, veröffentlichte er hierbei «Die neuesten Entdeckungen in Afrika, Australien und der arktischen Polarwelt» (Lpz. 1861). In den J. 1863—66 vertrat U. Halle und den Saalkreis im preuß. Abgeordnetenhause, wo er der Fortschrittspartei angehörte. Er starb zu Halle 6. Aug. 1876.

Uleåborg (finn. Oulu), Stadt im nördl. Teile des Großfürstentums Finland, an der Mündung des Oulujoki oder Ulea-elf in den Bottnischen Meerbusen, wurde 1605 vom König Karl IX. von Schweden angelegt und nach dem großen Brande von 1822 freundlicher und geräumiger neu aufgebaut. Sie hat zwei Lyceen und mehrere andere Lehranstalten, auch einige Fabriken und zählt (1883) 10665 E. Der auswärtige Handel ist bedeutend; die Ausfuhr besteht meistens aus Holzwaren, Teer und Butter, die Einfuhr aus Kolonial- und Manufakturwaren und Getreide. Die Stadt hat mehrere Schiffswerfte und einen bedeutenden Teerhof, welche beide 1854 von den Engländern unter Admiral Plumridge verbrannt wurden. U. ist Sitz des Gouverneurs von Uleåborgs-Län oder -Gouvernement, welches die ganze nördl. Hälfte von Finland umfaßt mit einem Areal von 165641 qkm und (1883) 218507 E. Von diesem großen Flächenraum ist aber nur die Küstengegend am Bottnischen Meerbusen vollständiger bebaut und bevölkert. Die innern und östl. Teile des Landes bestehen meist aus großen Wäldern und Morästen.

Ulema (arab., d. i. Wissende) nennt man in der Türkei den Stand der Rechts- und der Gottesgelehrten, welche nach islamitischem Grundsatze beide gleichmäßig ihre Wissenschaft aus dem Worte Gottes, d. h. dem Koran, aus dessen Kommentatoren und der ihm entflossenen bürgerlichen Gesetzgebung ziehen. Die U. zerfallen in drei Abteilungen: 1) die Imame oder Kultusdiener; 2) die Mufti oder Gesetzausleger und 3) die Kadhi oder Richter. Von den Imamen haben nur gewisse Würdenträger, Prediger und Religionslehrer, Anspruch auf den Ulemarang; den Mufti und Kadhi dagegen gebührt derselbe ausnahmslos. Von diesen beiden letztern sind die Kadhis die höher stehenden. Jedoch wird das Oberhaupt des Gesamtstandes, der Scheich-ul-Islam (der Alte des Islam), gewöhnlich in Europa Großmufti geheißen, ausschließlich den Muftis entnommen. Diese letztern gelten in Beziehung auf ihre geistliche Würde alle gleich. Dagegen besteht unter den Richtern ein Rangunterschied, nach welchem zwei Kaziasker (Heerrichter), einer für Anatolien und einer für Rumelien, an der Spitze der Körperschaft stehen. Auf diese folgen die mit besonders wichtigen Jurisdiktionen betrauten Kadhi-Mollas, dann die diesen untergeordneten Kadhis, und endlich die Naibs oder Beisitzer. Für Streitigkeiten über Stiftungsgüter (Wakuf) gibt es besondere Richter, die den Titel Mufettisch führen. Der Kadhi residiert in einem Amts-(Kaza-)Vorort; der Kadhi-Molla der Regel nach in einer Provinzial-(Sandschak-) oder Generalstatthalterschafts- (Vilajet-) Hauptstadt. Der Instanzenzug geht von jenem auf diesen und in gewissen Fällen weiter auf das Tribunal des Kaziasker in Konstantinopel. Die Gerichte der Kadhi heißen Mehkemeh. Früher waren dieselben für alle Civil- und Kriminalfälle kompetent. Seit den Reformen der Neuzeit ist ihre Befugnis sogar in Civilfällen eine beschränkte, indem ihnen Handelsgerichte (tüdjaret-mehkemessi) und Kriminalgerichte (djenajet mehkemessi) zur Seite gestellt wurden.

Ulenspegel, s. Eulenspiegel.

Ulex *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen. Man kennt gegen 12 Arten, die

sämtlich in Südeuropa und in den Mediterrangegenden vorkommen. Es sind niedrige, reichlich mit Dornen versehene Sträucher, deren gelbliche Blüten meist einzeln stehen. Die Blätter sind schmal und enden in eine Stachelspitze. Eine Art, U. europaeus *L.*, wird häufig als Zierpflanze in Gärten gezogen und kommt in einigen Gegenden Deutschlands auch wild vor. Die Blätter sollen, nachdem sie gequetscht sind, ein gutes Viehfutter liefern, besonders von einer in Frankreich kultivierten Varietät, die weniger harte Dornen besitzt.

Ulfilas hieß mit griechischer, Vulfila mit rein got. Namensform der berühmte got. Bibelübersetzer, welcher 310 oder 311 unter den Goten nördlich der Donau geboren und 341 zum Bischof der arianischen Goten geweiht worden war, 348 mit Westgoten, die einer Glaubensverfolgung entwichen, auf oströn. Boden nach Niedermösien auswanderte, 360 einer Synode zu Konstantinopel beiwohnte und Ende 380 oder Anfang 381 zu Konstantinopel, wohin er von Theodosius berufen war, starb, vor und nach dem Tode von den Seinen, von Fremden und vom Kaiser selbst hochgeehrt. Er verfaßte mehrere Originalwerke und Übersetzungen in griech., lat. und got. Sprache, wie sein Schüler, der Bischof Auxentius von Dorostorum, berichtet, dem man nächst dem Philostorgius die Nachrichten über seine Lebensschicksale verdankt. Erhalten aber hat sich von seinen schriftstellerischen Arbeiten nur ein Teil der Bibelübersetzung, deren schon ältere, der Zeit nach ihm nahestehende griech. Kirchenschriftsteller rühmend gedenken. Dieser Bibelübersetzung legte er zu Grunde für das Alte Testament die Septuaginta. Für das Neue Testament benutzte er uns verlorene Handschriften des griech. Textes. Er übertrug getreu und gewissenhaft. Ebenso bewahrte er auch aus dem alten got. Runenalphabet mit ehrfurchtsvoller Schonung so viel, wie nur zulässig war, als er aus dem griech. Alphabet sich auf ebenso einfache als sinnreiche Weise die neue Schrift schuf, deren er für die Aufzeichnung seines Werks bedurfte. Unter den Westgoten war seine Übersetzung entstanden, aber auch den andern Stämmen seines Volks kam sie zugute und ward von ihnen gepflegt und fortgepflanzt, wie die erhaltenen, jetzt über Europa zerstreuten, in Mailand, Wolfenbüttel und Upsala aufbewahrten Trümmer bezeugen. Letztere stammen sämtlich aus Handschriften des 5. und 6. Jahrh., die durch verschiedene Merkmale auf Italien, als das Land ihrer Anfertigung und Benutzung, also auf ostgot. Ursprung zurückweisen.

Erhalten sind vom Alten Testament nur kleine Bruchstücke der Bücher Esras und Nehemias, vom Neuen größere Teile der vier Evangelien; von den Paulinischen Briefen ist nur der zweite Korintherbrief vollständig auf uns gekommen, teilweise besitzen wir den Brief an die Römer, den ersten Korintherbrief, den Galaterbrief, den Epheserbrief, Philipperbrief, Kolosserbrief, die zwei Thessalonicherbriefe, die zwei Briefe an Timotheus, an Titus, an Philemon. Von allen übrigen Briefen des Neuen Testaments ist nichts gerettet. Unter den Handschriften nimmt nach Ausstattung und Umfang die erste Stelle der mit silbernen Buchstaben auf purpurfarbenes Pergament geschriebene sog. Codex argenteus auf der Universitätsbibliothek zu Upsala ein. Die erste Ausgabe desselben besorgte Franz Junius (Dordrecht 1665). Zahn fügte der seinigen (Weißenfels 1805) zuerst die von Knittel in Wolfenbütteler Palimpsesten entdeckten Bruchstücke des Römerbriefs hinzu, und die übrigen Bruchstücke gaben aus mailänder Palimpsesten Angelo Mai und der Graf Castiglione in fünf Heften (Mail. 1819—39) heraus. Nach U. und mit Kenntnis seiner Evangelienübersetzung verfaßte ein Westgote frühestens um die Mitte des 5. Jahrh. eine Auslegung des Evangeliums Johannes, unter Benutzung griech. Kommentare. Ihre ebenfalls aus Bobbio stammenden und in Palimpsesten zu Rom und Mailand entdeckten Bruchstücke wurden zuerst durch Maßmann herausgegeben («Skeireins aivaggeljons thairh Johannen», Münch. 1834; vgl. Löbe, «Beiträge zur Textberichtigung und Erklärung der Skeireins», Altenb. 1839) und sind mit allen übrigen got. Schriftresten vereinigt in der trefflichen, mit lat. Übersetzung, kritischen Anmerkungen, Glossar und Grammatik versehenen Ausgabe des U. von Gabelentz und Löbe (2 Bde., Lpz. 1836—46). Großes Verdienst um den Text der got. Bibelübersetzung erwarb sich Andr. Uppström durch seine Ausgaben des «Codex argenteus» (Upf. 1854—57), der «Fragmenta Gothica selecta» (Upf. 1861) und «Codices gotici Ambrosiani» (Upf. 1864—68). Die Resultate seiner Forschungen sind verwertet in Stamms «Ulfilas» (7. Aufl. von Heyne, Paderb. 1878), sowie in der Ausgabe von E. Bernhardt, «Vulfila oder die got. Bibel» (Halle 1875).

Vgl. Waitz, «Über das Leben und die Lehre des U.» (Hannov. 1840); Bessel, «Über das Leben des U. und die Bekehrung der Goten zum Christentum» (Gött. 1860).

Uliassutai, d. h. der Pappelhain, bildet mit dem Distrikt Goldo den nordwestl. Teil der chines. Mongolei und wird vom Altaigebirge durchzogen. Die Hauptstadt gleichen Namens liegt am Flusse Iro und zählt etwa 4000 E.

Ulibischew, s. Ulybyschew.

Ulixes (Ulysses), s. Odysseus.

Ulkfisch, der Vulgärname eines Fisches (Sebastes norwegicus) aus der Familie der Panzerwangen; er wird bis 1 m lang, lebt in großen Tiefen an den Küsten Norwegens und Grönlands.

Ulkun, der alban. Name von Dulcigno (s. d.).

Ullmann (Karl), namhafter prot. Theolog, geb. 15. März 1796 zu Epfenbach in der Pfalz, studierte zu Heidelberg und Tübingen, habilitierte sich 1819 zu Heidelberg und wurde daselbst 1821 außerord., 1826 ord. Professor. Mit seinem Kollegen Umbreit (s. d.) begann er 1828 die Herausgabe der «Theol. Studien und Kritiken». U. folgte 1829 dem Rufe als ord. Professor nach Halle. In die Zeit seines dortigen Aufenthalts fiel die Denunciation Hengstenbergs gegen die rationalistischen Professoren Wegscheider und Gesenius, durch welche U. sich veranlaßt sah, in dem «Theol. Bedenken» (Halle 1830) kräftig für theol. Lehrfreiheit einzutreten. Er kehrte 1836 an die Universität Heidelberg zurück, wo er als theol. Lehrer und Schriftsteller thätig war, bis er im Spätjahre 1853 zum evang. Prälaten und Mitglied des Oberkirchenrats, dessen Präsidium er 1856 übernahm, nach Karlsruhe berufen ward. In diesem Amte, welches er bis 1860 bekleidete, wirkte er im Sinne der kirchlichen Restauration. Der Fall des bad. Konkordats (1860) führte auch in der evang. Kirche Badens einen Umschwung herbei. U. zog sich ins Privatleben zurück und starb 12. Jan. 1865 zu Karlsruhe.

Seinen wissenschaftlichen Ruf begründete U. zunächst mit »Gregor von Nazianz« (Darmst. 1825; 2. Aufl., Gotha 1867), worauf die aus einer Schrift über Johann Wessel (Hamb. 1833) hervorgegangenen »Reformatoren vor der Reformation« (2 Bde., Hamb. 1841; 2. Aufl., Gotha 1866) folgten. Noch weit tiefer aber als durch diese Arbeiten griff er durch seine Schriften »Über die Sündlosigkeit Christi« (7. Aufl., Gotha 1863) und über »Das Wesen des Christentums mit Beziehung auf neuere Auffassungsweisen« (5. Aufl., Gotha 1865), »Über den Kultus des Genius« (Hamb. 1840), sowie durch die Streitschrift gegen das »Leben Jesu« von Strauß: »Historisch oder mythisch?« (Hamb. 1838), in die theol. Entwickelung ein. Diesen Schriften verdankte die an Schleiermacher angelehnte Vermittelungstheologie vorzugsweise ihre weite Verbreitung, sowenig auch U.s Art, theol. Streitfragen mehr zu beschwichtigen als zu lösen, ein schärferes Denken zu befriedigen vermochte. Vgl. Beyschlag, »Karl U.« (Gotha 1867).

Ulloa (Don Antonio di), geb. zu Sevilla 12. Jan. 1716, widmete sich dem Seedienst und wurde 1733 Kapitän einer königl. Fregatte. Er ging 1734 mit einer Kommission, die zu der Gradmessung zur Bestimmung der Gestalt der Erdkugel nach dem südl. Amerika abgeschickt war, nach Quito und blieb daselbst bis 1744. Auf der Rückreise nach Europa wurde er von einem engl. Schiffe gefangen und nach England gebracht. Nach seiner Heimkehr bereiste er einen großen Teil Europas, beförderte dann den Aufschwung der Wollmanufakturen in Spanien, vollendete die Hafenbassins zu Ferrol und Cartagena und brachte Aufschwung in den Betrieb der Quecksilberminen von Almaden in Spanien und Guancavellica in Peru. Im J. 1755 ging er abermals nach Amerika und wurde 1764 Gouverneur von Louisiana, 1767 aber nach Spanien zurückberufen und zum Generaldirektor des Seewesens ernannt. Er starb 3. Juli 1795 auf seinem Landsitz unweit Cadiz. Von seinen Kenntnissen zeugen seine »Relacion historica del viage a la America meridional« (Madr. 1748; deutsch in der »Allgemeinen Historie der Reisen«, Bd. 9), die »Noticias americanas; Entreteminientos physico-historicos sobre la America meridional y la septentrional-oriental« (Madr. 1772; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1781), worin er Untersuchungen über die Bevölkerung Amerikas mitteilt, und die »Noticias secretas di America« (Lond. 1826), welche die von U. und seinem Gefährten auf seiner ersten Reise, Don Gorge Juan, an das span. Ministerium erstatteten Berichte enthalten.

Ulm, Hauptstadt des württemb. Donaukreises und deutsche Reichsfestung, liegt am linken Ufer der Donau, die hier die Iller und Blau aufnimmt und für flache Transportfahrzeuge schiffbar wird, in einer schönen und fruchtbaren Ebene, am Fuße der östl. Ausläufer der Schwäbischen Alp. Die Stadt ist Sitz der Kreisbehörden und zählt (1885) mit der Friedensgarnison von etwa 5600 Mann 33611 E., worunter 8488 Katholiken. Die Festungswerke umschließen auch die auf dem jenseitigen Donau-Ufer gelegene Stadt Neu-Ulm. Sie wurden 1844—59 angelegt, seit 1876 teilweise umgebaut, verbessert und verstärkt, und bilden einen kaum in fünf Stunden zu umschreitenden Kreis von Mauern, Wällen, Gräben und Türmen, den wieder ein Gürtel von detachierten Forts umgibt, deren stärkstes entlegenstes auf beherrschender Höhe erst neuerdings erbaut wurde. Zwei steinerne Brücken, worunter eine Eisenbahnbrücke, führen hinüber nach Neu-Ulm. Die Stadt selbst trägt in den alten Teilen das Gepräge der alten Reichsstädte, ist eng, aber stattlich gebaut; elegant und großstädtisch ist die seit neuerer Zeit erstandene Neustadt gegen Norden, mit schönen Plätzen und Straßen.

Weit überragt wird die ganze Stadt durch das großartige Münster, eins der schönsten Denkmäler altdeutscher got. Baukunst und zugleich die größte Kirche Deutschlands nächst dem Kölner Dom; fünfschiffig, im Innern 123,1 m lang und 44,7 m breit, auf einer überbauten Fläche von 7040 qm mit einem innern freien Raum von 5105 qm, der gegen 30000 Menschen faßt. Das Mittelschiff ist außerordentlich hoch mit 41,8 m, der Chor hat 26,8 m. Das Bezeichnende der ganzen eintürmigen Anlage (ohne Querschiff) ist Kühnheit und Großartigkeit. Der Anfang des Baues geschah 1377. Unter den Baumeistern sind zu nennen: Ulrich Ensinger 1392—94 (Chor), Matthäus Ensinger von 1446 an, der den herrlichen Westturm bis zur Schiffshöhe baute, Moritz Ensinger von 1465 bis gegen 1477 (Mittelschiff), Matthias Böblinger 1477—92, der Fortführer des Hauptturms bis zur Höhe des Vierecks mit 70 m und Schöpfer des genialen Vollendungsplans, nach welchem gegenwärtig der Ausbau desselben auf die noch von keinem Turm erreichte Höhe von 160 m betrieben wird. Nachdem nämlich der Münsterbau mit dem Abtreten Böblingers vom Schauplatz ins Stocken geraten und 3½ Jahrhunderte geruht, begannen am 21. Aug. 1844 die von Freunden der alten Kunst (Professoren Haßler, Mauch u. a.) längst ersehnten und geplanten Restaurationsarbeiten. Münsterbaumeister Thrän errichtete die fehlenden Strebepfeiler und Strebebögen von kolossaler Spannweite, Scheu den äußern Chorumgang und die zwei Chortürme (86 m hoch). Nach Vollendung des ersten derselben wurde 30. Juni 1877 das 500jährige Dombaujubiläum durch einen der glänzendsten histor. Festzüge gefeiert. Im J. 1881 übernahm der Schüler Egles, Münsterbaumeister Beyer, das Werk der Vollendung des Hauptturms, welche, nach umfassenden Verstärkungsarbeiten, gegenwärtig in der Mitte des Achtecks, das auf 32 m berechnet ist, angelangt ist, worauf der glänzend entworfene, durchbrochene Helm mit 58 m folgen wird. Währenddessen wird auch das Innere fortschreitend restauriert und bemalt. Der gesamte hölzerne Dachstuhl ist durch einen eisernen ersetzt. Die Hauptsehenswürdigkeiten des Innern sind: die beiden berühmten bemalten Fenster im Chor, von Hans Wild 1480, vier ältere von 1417 und 1449, neuere seit 1878 im Chor und Südschiff aus den Werkstätten von Zettler und Burkhard (Bessererfenster) in München; ferner das 1469—74 von Jörg Syrlin dem Ältern in Eichenholz geschnitzte Chorgestühl, das schönste und reichste des ganzen spätern Mittelalters; der Schalldeckel der Kanzel aus Lindenholz von Syrlin dem Jüngern 1510; das 26 m hohe Sakramentshäuschen um 1470, ein Juwel gotischer Zierkunst in Stein, und seit 1885 das große hängende Crucifix über dem Kreuzaltar, nach einem alten Original aus Syrlins Zeit geschnitzt; endlich eine Reihe kostbarer Gemälde von Martin Schaffner, Barthol Zeitblom und andern Meistern der Ulmer Schule, voran das erst 1877 aufgedeckte, von Weinmayer restaurierte kolossale und großartige Jüngste Gericht über dem

Triumphbogen, wohl von Hans Schühlein um 1471 ausgeführt. In den äußern Portal-Giebelfeldern finden sich wertvolle alte Skulpturen.

Außer dem Münster (protestantisch) besitzt U. noch eine prot. (Hospital-) Dreifaltigkeitskirche, 1617—21 von Martin Buchmüller erbaut, mit trefflichem Renaissance-Chorgestühl vom J. 1620, eine kath. (Wengen-) Kirche, eine 1873 in maurischem Stil erbaute Synagoge. Unter den übrigen Bauwerken sind hervorzuheben: das Rathaus, Doppelbau aus der gotischen und Frührenaissancezeit mit herrlicher, der Wiederherstellung entgegensehender Façadenmalerei, dessen unterer Ecke gegenüber sich ein schöner got. Brunnen, der sog. Fischkasten, befindet, das einzige bekannte steinerne Skulpturwerk des ältern Syrlin; das Ehinger- oder Neubronnerhaus mit prachtvollen Renaissancetäfelungen, jetzt Gewerbemuseum, sowie das Bürglensche, von Schadsche, Knodererſche u. a. alte Privathäuser mit Säulenhöfen, die Jacksche Apotheke, im Holzstil restauriert, das Kraftsche Haus, das Museum mit altem Sgraffito, das von Venedig aus sich in U. einbürgerte; der neue Bau (1603) auf der Stätte der kaiserl. Pfalz Karls d. Gr.; die Komturei des Deutschordens, 1712—18 erbaut auf der Stelle des alten, aus dem 13. Jahrhundert stammenden Ordensgebäudes, jetzt teils Schwurgericht, teils Artilleriekaserne; das Palais Herzog Heinrichs von Württemberg, seit 1839 Sitz der Kreisregierung, das Kornhaus, die Markthallen u. s. w.; aus neuerer Zeit der große und ungemein belebte Bahnhof, auf welchem sich sieben Schienenwege (Stuttgart-U., U.-Friedrichshafen, Augsburg-U., U.-Kempten, U.-Sigmaringen, U.-Heidenheim und U.-Donauwörth) kreuzen und der Orientexpreßzug wöchentlich zweimal verkehrt; mehrere neue Kasernen, Villen, die Herberge zur Heimat. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen: ein Gymnasium mit Realgymnasium, eine Realschule mit Oberrealschule, eine Gewerb- und Fortbildungsschule, Frauenarbeitsschule, höhere Mädchenschule, Knaben- und Mädchen-Mittelschule. Die Stadt besitzt ein städt. Archiv, eine Bibliothek von 36000 Bänden, reich an seltenen Werken des 17. und 18. Jahrh., der Verein für Kunst und Altertum eine reiche Sammlung von Altertümern, alten Bildern, Schnitzwerken, Rommelschen Thonfiguren zur Kostümkunde des 18. und Anfang des 19. Jahrh. und eine wertvolle Bibliothek. U. ist einer der bedeutendsten Handelsplätze Württembergs und hat auch eine lebhafte und aufstrebende Industrie. Berühmt sind die ulmer Gemüse (Spargel), ulmer Gerste, ulmer Bier, das ulmer Zuckerbrot und die ulmer Pfeifenköpfe. Auch sind Leinwandbleichen, zahlreiche Brauereien, eine große Messinggießerei, Metallwarenfabrik, eine Hutfabrik, Fabriken für Feuerspritzen und Feuerlöschrequisiten, landwirtschaftliche Maschinen und Brauereigerätschaften, Tabak und Cigarren, Goldleisten u. s. w. vorhanden. Sehr bedeutend ist der Handel mit Holz, besonders mit Brettern. Im Aufschwung begriffen ist der Tuch- und Ledermarkt. Außerdem besteht ein lebhafter Produkten- und Speditionshandel, sowie eine aufstrebende Donauhandelsschiffahrt. Die «Ulmer Schachteln» (Schiffe) gehen (mit Asphalt) bis Wien. U. gegenüber liegt im bayr. Regierungsbezirk Schwaben Neu-Ulm (s. d.) (1886) mit 7823 E. U. war früher Freie Reichsstadt des Schwäbischen Kreises, auf dessen Versammlungstagen sie den Vorsitz führte, und hatte neben der Bevölkerung in ihren eigenen Mauern (zur Blütezeit im 15. Jahrh. etwa 20000 E.) ein Landgebiet von 640 qkm mit 38000 E. Gegen Ende des Mittelalters im Besitz großer Rechte, war sie stets eins der Hauptmitglieder der Bündnisse in Schwaben. An der Reformation nahm sie Anteil durch Übertritt zum Augsburgischen Bekenntnis 30. Nov. 1530. U. kam 1803 an Bayern, 1810 an Württemberg; 1805 wurde es, nachdem die Franzosen unter Napoleon und Ney 14. und 15. Okt. bei dem nahen Elchingen gesiegt, 17. Okt. mit Kapitulation genommen und der österr. General Mack hier mit 26000 Mann kriegsgefangen.

Vgl. Jäger, «U.s Verfassung u. s. w. im Mittelalter» (Heilbr. 1831); Dietrich, «Beschreibung der Stadt U.» (Ulm 1825); Grüneisen und Mauch, «U.s Kunstleben im Mittelalter» (Stuttg. 1840); Haßler, «U.s Kunstgeschichte im Mittelalter» (Stuttg. 1864); Fischer, «Geschichte der Stadt U.» (Ulm 1863); Mauch, «Die Baugeschichte der Stadt U.» (Ulm 1864); Pressel, «U. und sein Münster» (Ulm 1877); derselbe, «Ulmisches Urkundenbuch» (Bd. 1, Stuttg. 1873); derselbe, «U.s Buchdruckergeschichte» (Ulm 1840); Haid, «U. mit seinem Gebiet» (Ulm 1786); Löffler, «Geschichte der Festung U.» (Ulm 1881); Schultes, «Chronik von U.» (Ulm 1881; Nachtrag 1886).

Ulmacēen (Ulmacĕae), s. Urticaceen.

Ulme (Ulmus) oder Rüster, Name einer zur 23. Klasse des Linnéschen Systems gehörenden Baumgattung, welche eine eigene kleine Familie (die Ulmaceen) bildet. Die U. sind der Mehrzahl nach stattliche Bäume, welche am Grunde ungleichseitige, stets scharf (meist doppelt) gesägte und zugespitzte, fiedernervige, kurzgestielte Blätter, vor dem Laubausbruch erscheinende, büschelig angeordnete, unscheinbare Blüten (teils Zwitterblüten, teils eingeschlechtige) und einsamige, mit einem breiten, netzaderigen Flügelsaum umgebene Nüßchen besitzen. Die bald gestielten, bald festsitzenden Blüten haben eine einfache, glocken- oder kreiselförmige Hülle (ein Perigon) mit drei- bis neunspaltigem Saume und ebenso viele aus der Hülle hervorragende Staubgefäße mit braunvioletten Beuteln, weshalb die Blütenbüschel von weitem fast schwarz aussehen. Blütezeit im März und April, Fruchtreife Ende Mai oder im Juni, bald nach der Entwickelung der Blätter. Die U. sind über Europa, Asien und Nordamerika verbreitet. In Deutschland kommen drei Arten wild vor: U. campestris *L.*, U. montana *Sm.* und U. effusa *Willd.* Die erstgenannte Art, die Feldulme (Rotulme), früher oft mit der zweiten verwechselt, hat dickliche, fast lederartige, oberseits glatte, unterseits nur in den Nervenwinkeln behaarte Blätter, rundliche Flügelfrüchte, deren Kern (das Nüßchen) in der vordern Hälfte des kahlen, nicht gewimperten Flügels liegt. Hinsichtlich der Form und Größe der Blätter variiert sie außerordentlich, hat daher viele bot. Namen. Ältere Stämme und Äste haben eine dunkle, tief-, aber kurzrissige Borke. Diese Art ist namentlich in der südlichern Hälfte Europas heimisch. Eine Varietät derselben ist die Korkulme (U. suberosa *Mönch*), mit korkig geflügelten Zweigen und Ästen und ziemlich dicker, aufgesprungener Korkrinde an den Stämmen. Diese auffallende Korkbildung zeigen mitunter auch andere Ulmenarten, namentlich deren Stockausschläge. Eine zweite Varietät mit ganz pyramidenförmiger Krone wird als U. fastigiata bezeichnet. Die Bergulme, durch beiderseits sehr

scharfhaarige, dünnere, aber meist größere Blätter und längliche Früchte, deren Kern in der Mitte des ebenfalls nicht gewimperten Flügels liegt, von voriger unterschieden, ist die in Deutschland gemeinste Ulmenart und durch ganz Mittel- und einen großen Teil von Nordeuropa verbreitet. Die Rinde der ältern Stämme und Äste ist seicht langrissig. Beide Ulmenarten, welche ihrer vielen Varietäten und Übergangsformen wegen manche nur als eine Art ansehen, tragen die Blüten in dichten, halbkugeligen Büscheln. Die **Flatterulme** unterscheidet sich durch die langgestielten, lockere, unregelmäßige Büschel bildenden Blüten und die kleinen, länglichen Früchte, deren Kern in der Mitte des gewimperten Flügels liegt. Die Blätter sind am Grunde meist sehr schief herzförmig, oberseits glatt und kahl, unterseits weichhaarig. Die Rinde des Stammes blättert sich in flachen, dünnen Stücken. Heimisch ist sie besonders in Mitteleuropa.

Die Abbildung auf Tafel: **Laubhölzer, Waldbäume II**, Fig. 3, zeigt eine **Bergulme** als Baum, außerdem: 1. Blühende Triebspitze, 2. Einzelblüte, 3. Stempel, 4. Frucht, 5. Triebspitze mit Fruchtbüschel und jungem Laubtrieb, 6. Trieb mit zwei Blüten- und drei Laubknospen, sowie 7. blühende Triebspitze, 8. Einzelblüte, 9. Stempel, 10. Einzelfrucht eines Fruchtbüschels der **Flatterulme**.

Alle U. haben ein festes, hartes, schwerspaltiges Holz. Nur das der Feldulme wird vielfach von Wagnern, Tischlern, Drechslern u. s. w. gern verarbeitet, früher zur Herstellung von Kanonenlafetten verwendet. Die U. sind den Angriffen mancherlei Insekten, namentlich verschiedener Blattläuse ausgesetzt. Sie beanspruchen einen humosen Boden, kommen bei uns namentlich in Buchenwäldern eingesprengt, an Flußufern, Waldrändern, seltener in reinen Beständen vor. Der unmittelbar nach dem Reifwerden gesäete Same keimt in drei bis vier Wochen, die junge Pflanze wird in demselben Jahre noch 10 bis 20 cm hoch. Überwinterter Same verliert meist die Keimkraft.

Ulmin und **Ulminsäure**, schwarze Produkte der Vermoderung vegetabilischer Substanz, die von ältern Chemikern als bestimmte chem. Verbindungen angesprochen wurden.

Ulmus (lat.), die Ulme (s. d.).

Ulna (lat.), der Ellbogenknochen; **ulnar**, was sich auf denselben bezieht.

Uloshenije (russ., d. i. Satzung, also Gesetz, Codex), Bezeichnung für ein systematisch bearbeitetes Gesetzbuch, speziell das vom Zaren Alexei erlassene von 1649. (S. unter **Russisches Recht**.)

Ulpianus (Domitius), einer der berühmtesten röm. Rechtsgelehrten, aus Tyrus in Phönizien stammend, begann seine öffentliche Thätigkeit zu Rom unter Septimius Severus, ward dann von Papinian zum Assessor in sein Konsilium aufgenommen und vielleicht schon unter Caracalla und Heliogabal, sicher aber unter Alexander Severus Praefectus Praetorio. Er fand um 228 n. Chr. bei einem Aufstande der Prätorianer seinen Tod. Seine zahlreichen Schriften, darunter die nur noch in Bruchstücken vorhandenen Hauptwerke «Ad edictum» in 83 und «Ad Sabinum» in 51 Büchern, sind für uns darum so wichtig, weil ein volles Drittel der Pandekten aus ihnen genommen ist. Manchen Wert hat auch die kleine Schrift «Tituli ex corpore Ulpiani» aus dessen «Liber singularis regularum» entnommen, gewöhnlich Ulpians Fragmente genannt. Ein Fragment seiner Institutionen gab zuerst Endlicher (Wien 1835) heraus. Ob das «Fragmentum de jure fisci» von Ulpian herrührt, ist zweifelhaft. Den sog. «U. de edendo» (geschrieben um 1200) gab Hänel am besten heraus, «Incerti auctoris ordo judiciorum» (Lpz. 1838).

Ulricehamn (früher **Bogesund**), Städtchen in Schweden, Elfsborgs-Län, am See **Asunden**, durch die Privatbahn Wartofta-U. mit der Staatsbahn verbunden, zählt (1885) 1134 E. In einer Schlacht auf dem gefrorenen See ward der jüngere Sten Sture (1520) tödlich verwundet.

Ulrich, Herzog von Württemberg, geb. 1487, ein Sohn des wahnsinnig gewordenen Grafen Heinrich, kam, da Eberhard I. im Bart und dessen Nachfolger, der vertriebene Eberhard II., keine männlichen Nachkommen hatten, als elfjähriger Knabe 1498 in den Besitz des Herzogtums. Um der kaiserl. Hilfe gegen den vertriebenen Herzog Eberhard II. gewisser zu sein, verlobten die Regenten des Landes den jungen Herzog mit der Prinzessin Sabine von Bayern, einer Schwestertochter Kaiser Maximilians I., der den Herzog schon im 16. Jahre für volljährig erklärte. Die ersten Jahre seiner selbständigen Regierung waren glücklich. Er nahm teil am bayrisch-landshutischen Erbfolgekriege, welcher Württemberg bedeutend vergrößerte. Bald indessen folgte das Unglück. Die schon zuvor beträchtlichen, jetzt erhöhten Schulden, schwere Abgaben und unfruchtbare Jahre machten die Unterthanen unzufrieden. So erhob sich 1514 der Aufstand des «armen Konrad», den der Herzog nur dadurch zu stillen vermochte, daß er im Tübinger Vertrag außerordentliche Rechte und Freiheiten gewährte. Im J. 1515 ermordete er Hans von Hutten, den er im Verdacht eines intimen Verhältnisses zur Herzogin hatte. Letztere entfloh; der durch die Ermordung seines Standesgenossen empörte Adel und die Herzöge von Bayern, die Brüder seiner Gemahlin, wurden seine erbittertsten Gegner. Der Kaiser entzog ihm seine Gunst. Bald geriet U. in noch größeres Unglück. Bürger von Reutlingen erschlugen 1519 seinen Burgvogt auf Achalm, worauf er sofort die Reichsstadt selbst in Beschlag nahm. Jetzt waffnete sich gegen ihn der ganze Schwäbische Bund, dessen Mitglied die Reichsstadt war, den Herzog von Bayern an der Spitze, und in wenigen Wochen war U. von Land und Leuten vertrieben. Der Bund verkaufte aber das Herzogtum 1520 an Kaiser Karl V., und dieser belehnte seinen Bruder Ferdinand mit dem Herzogtum, das bis 1534 einen Teil der vordern Lande des Hauses Österreich bildete. U., welcher im Bauernkriege 1525 einen vergeblichen Versuch zur Wiedereroberung seines Landes gemacht hatte, suchte Hilfe in Frankreich, bei den Eidgenossen und Landgraf Philipp dem Großmütigen. Nach langer Verbannung führte den inzwischen zum Protestantismus übergetretenen Herzog der Landgraf von Hessen 1534 durch den Sieg bei Lauffen nach Württemberg zurück. Der durch Vermittelung des Kurfürsten von Sachsen zu Kadan in Böhmen 1534 geschlossene Vertrag ließ den Herzog im Besitz seines Landes; doch mußte er es als österr. Afterlehn annehmen. Er führte nun die Reformation durch, trat dem Schmalkaldischen Bunde bei und beteiligte sich 1546 am Kriege gegen den Kaiser. Die Niederlage traf auch ihn sehr hart. Durch eine beträchtliche Summe und durch Einführung des Interim erkaufte U. zwar den Frieden

mit dem Kaiser; allein jetzt ließ der röm. König Ferdinand eine Anklage auf Felonie gegen ihn, als seinen Afterlehnsmann, einleiten, über welcher U. 6. Nov. 1550 starb. Vgl. Heyd, «Herzog U. von Württemberg» (3 Bde., Tüb. 1841—43); Kugler, «U., Herzog zu Württemberg» (Stuttg. 1865).

Ulrich (Pauline), Schauspielerin, geb. um 1835 in Berlin, machte auf der Bühne des Liebhabertheaters Concordia und der des Hoftheaters ihre ersten Versuche. Ihr erstes Engagement trat sie 1856 in Stettin an, ging bald darauf an das Hoftheater zu Hannover, von dort im Mai 1859 nach vorhergegangenen Gastspielen nach Dresden als Mitglied des Hoftheaters, das sie noch jetzt zu seinen besten Kräften zählt. Erste Liebhaberinnen und Heldinnen sind die Rollen, in welchen sie ihr nicht gewöhnliches Talent sowohl im Lustspiel als im Trauerspiel entfaltet.

Ulrich von Lichtenstein, ein mittelhochdeutscher Dichter, aus ritterlichem steiermärk. Geschlecht, geb. um 1199, diente seit 1215 verschiedenen adeligen Herren und Damen, empfing 1222 zu Wien den Ritterschlag und starb 26. Jan. 1275 oder 1276. In seinem «Frauendienst», welchen zuerst L. Tieck teils in Bearbeitung, teils in Übersetzung (Stuttg. u. Tüb. 1812) bekannt machte, gibt er eine Darstellung seines Lebens von 1211—55, in Strophen abgefaßt, die aus vier Reimpaaren bestehen. Dabei hat er seine Lieder, seinen Leich (s. d.) und mehrere «Büchlein» oder Liebesbriefe eingeflochten. Das Gedicht ist eine poetisch wenig, aber für die Sittengeschichte seiner Zeit höchst wertvolle Arbeit. Außer diesem hat man noch von ihm ein kürzeres, in kurzen Reimpaaren 1257 verfaßtes Gedicht, von ihm selbst «Frauenbuch» genannt, das in der Weise eines Gesprächs die unter Männern und Frauen eingerissene Sittenverderbnis beklagt und, wie jenes, wichtig ist für die Kenntnis des höfischen und ritterlichen Lebens jener Zeit. Beide sind am besten herausgegeben von Lachmann, mit histor. Anmerkungen von Karajan (Berl. 1844). Vgl. Knorr, «Über U. von Lichtenstein. Histor. und litterar. Untersuchungen» (Straßb. 1875).

Ulrici (Herm.), theistischer Philosoph und Ästhetiker, geb. 23. März 1806 zu Pförten in der Niederlausitz, studierte zu Halle und Berlin die Rechtswissenschaft, gab jedoch bald die jurist. Laufbahn auf und wandte sich dem Studium der Geschichte, der Poesie und Philosophie zu. Als erste Frucht davon erschien die «Charakteristik der alten Historiographie» (Berl. 1833). Im J. 1833 habilitierte er sich zu Berlin, worauf er 1834 als außerord. Professor an die Universität zu Halle berufen wurde, der er seitdem angehörte. Seiner «Geschichte der hellenischen Dichtkunst» (2 Bde., Berl. 1835) folgte das Werk «Über Shakespeares dramatische Kunst» (Halle 1839; 3. Aufl., 3 Tle., Lpz. 1868), eine in ihrer Totalität vortreffliche Darstellung des großen Dichters. Als Philosoph suchte U., vom Prinzip der logischen (innern-apriorischen) und der thatsächlichen (äußern-aposteriorischen) Denknotwendigkeit als Grundlage aller Gewißheit und Evidenz ausgehend, Idealismus und Realismus zu vermitteln, und bekämpfte von diesem Standpunkte aus in der Schrift «Über Prinzip und Methode der Hegelschen Philosophie» (Halle 1841), sodann im «Grundprinzip der Philosophie» (2 Bde., Lpz. 1845—46) und im «System der Logik» (Lpz. 1852) die idealistische Spekulation Hegels und seiner Schule. Das letztgenannte Werk arbeitete er in ein Kompendium der Logik» (Lpz. 1860; 2. Aufl. 1872) um. Seine spätern philos. Werke, wie «Glauben und Wissen, Spekulation und exakte Wissenschaft» (Lpz. 1858), «Gott und die Natur» (Lpz. 1862; 3. Aufl. 1875), «Gott und der Mensch; Grundzüge einer Psychologie des Menschen» (Lpz. 1866; 2. Aufl. 1874) und «Grundzüge der praktischen Philosophie» (Bd. 1: «Allgemeine grundlegende Einleitung und das Naturrecht», Lpz. 1873), suchen auf der Basis der naturwissenschaftlichen und psychol. Thatsachen eine theistisch-ethische Weltanschauung zu begründen. Sein letztes selbständiges Werk ist «Abhandlungen zur Kunstgeschichte als angewandte Ästhetik» (Lpz. 1876). Seit 1847 führte er die Redaction der von J. H. Fichte gegründeten «Zeitschrift für Philosophie und philos. Kritik». Als weitere Früchte von U.s Shakespeare-Studien sind hervorzuheben eine Ausgabe von Shakespeares «Romeo und Julia» (Lpz. 1853), mit kritischen und erklärenden Anmerkungen, und die «Geschichte Shakespeares und seiner Dichtung», welche den ersten Band der von ihm als Präsidenten der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft redigierten neuen und verbesserten Ausgabe der Schlegel-Tieckschen Übersetzung (Berl. 1862; 2. Aufl. 1876) einleitet. Er starb 11. Jan. 1884 in Halle.

Ulrike Eleonore, Königin von Schweden, 1718—20, geb. zu Stockholm 23. Jan. 1688, war die zweite Tochter des Königs Karl XI. und die jüngere Schwester Karls XII. (s. d.) von Schweden. Seit dem Tode ihrer ältern Schwester Hedwig Sophia (geb. 1681, gest. 1708), die mit Herzog Friedrich IV. von Schleswig-Holstein-Gottorp vermählt war und einen Sohn, Karl Friedrich, hinterließ, galt U. als die nächstberechtigte Thronerbin. Als Karl XII. zu Bender in der Türkei den wiederholten Bitten um baldige Rückkehr nach Schweden kein Gehör gab, ließ sich U. im Nov. 1713 durch den Reichsrat bewegen, die Regierung zu übernehmen und die Reichsstände einzuberufen, um eine friedliche Politik einzuleiten. Da aber ihr Bruder, der inzwischen wieder in Stralsund eintraf, diese Anmaßung aufs entschiedenste mißbilligte, so zog sie sich schon zu Anfang 1714 von den Staatsgeschäften zurück. Am 24. März 1715 vermählte sich U. mit dem Erbprinzen Friedrich von Hessen-Kassel (geb. 28. April 1676), der bald darauf zum schwed. Generalissimus ernannt wurde. Nach dem Tode Karls XII., 30. Nov. (11. Dez.) 1718, ließ Prinz Friedrich im schwed. Lager sofort seine Gemahlin zur Königin ausrufen, ohne Rücksicht auf die Erbansprüche ihres Schwestersohnes Karl Friedrich. Um jedoch die definitive Anerkennung des Reichsrats und der Reichsstände zu erlangen, mußte U. förmlich das ständische Wahlrecht anerkennen und in der Wahlkapitulation auf die wichtigsten Rechte der Krone verzichten, worauf ihre Krönung 17. März 1719 zu Upsala erfolgte. Auf ihren Wunsch ward ihr Gemahl von den Reichsständen als regierender König anerkannt und 3. Mai 1720 gekrönt. Seit der Nordische Krieg durch die Friedensschlüsse von 1719—21 beendigt war, genoß Schweden unter der Herrschaft dieses kinderlosen Königspaars eine lange Ruhe, die nur durch einen kurzen Krieg gegen Rußland 1741—42 unterbrochen ward. Die Königin U. starb 24. Nov. 1741, und der König-Landgraf Friedrich 25. März 1751, worauf der von den Reichsständen erwählte Thron-

folger Adolf Friedrich (s. d.) aus dem Hause Schleswig-Holstein-Gottorp succedierte.

Ulster, die nördlichste Provinz Irlands, grenzt im S. an Leinster, im SW. an Connaught, im übrigen ans Meer, und zwar im O. an die Irische See und den Nordkanal. Die Küste ist vielfach zersplittert und bietet eine Menge tief eingeschnittener, zum Teil Binnenseen (Loughs) ähnlicher Baien und Hafenbuchten dar. Ein Teil der Nordküste, in der Mitte zwischen Benmore oder Fair-Head und der Mündung des Bann, ist gegen die heftige Meeresbrandung durch die merkwürdige Basaltbildung des Riesendamms oder Giant's Causeway (s. d.) geschützt. Die Oberfläche der Provinz besteht teils aus Niederungen oder flachgewellten, hügeligen Ebenen, teils aus vereinzelten, meist an den Küsten, aber auch im Innern aufsteigenden Berggruppen und ganzen Berglandschaften. So erheben sich im Südosten die Granitkette der Down- oder Mourne-Mountains mit dem 850 m hohen Slieve-Donard, im Nordosten die Berge von Antrim mit dem 549 m hohen Trostan und dem 478 m hohen Divis-Hill bei Belfast, im Norden die Sperrin-Mountains an der Grenze von Tyrone und Londonderry mit dem 680 m hohen Sawel, im Nordwesten und Westen die Berglandschaften von Donegal mit dem Slieve-Snaght 613 m, Mukish 670 m, Errigal 752 m und Bluestack 676 m, im Südwesten die Berge von Fermanagh mit dem Cuilcagh 667 m. Die Provinz enthält, außer zahlreichen kleinern, die größten Binnenseen von Irland, den Lough-Neagh von 396 qkm und den Lough-Erne von 319 qkm. Aus dem ersten fließt der Bann gegen Norden, aus dem letztern der Erne in die Donegalbai gegen Nordwesten, zwischen beiden der Foyle gegen Norden in den mit dem Meere in Verbindung stehenden, 206 qkm großen Lough-Foyle. Von Carrick-on-Shannon führt der Shannonkanal zum obern Ernesee und von da der Ulsterkanal zum Blackwater- und Lough-Neagh. Auch fehlt es nicht an Morästen und Waldungen. Statt der ärmlichen Hütten des übrigen Irland finden sich hier in den meisten Teilen hübsche Wohnhäuser, regelmäßige Anpflanzungen, wohlbestellte Getreide- und Flachsfelder, hin und wieder auch mehr entwickelte Fabrikthätigkeit. Nur die westl. Berggegenden von Donegal, wohin die Thätigkeit der eingewanderten Presbyterianer Schottlands noch nicht vorgedrungen, machen von diesem Charakter eine Ausnahme. Es ist diese Provinz der Hauptsitz der irischen Linnenmanufaktur, von welcher etwa ein Viertel der Bevölkerung ihren Unterhalt hat. U. umfaßt ein Areal von 22188,91 qkm, von denen 28,7 Proz. dem Pfluge unterworfen sind, 6,5 auf Kleefelder und Wiesen, 28,9 auf Weiden, 0,96 auf Waldung und 4,1 auf Gewässer kommen. In der Provinz lebten 1881 noch 1739542 E., oder 646831 weniger als 1841. Die Hauptnahrungszweige bilden die Viehzucht, der Acker-, besonders der Flachsbau, Fischerei, Schiffahrt, Leinenspinnerei und Weberei, Bleichen, Bierbrauerei und Handel mit Flachs, Leinwand, Butter, Salzfleisch. Die Provinz zerfällt in die neun Grafschaften Down, Antrim, Londonderry, Donegal, Tyrone, Armagh, Monaghan, Cavan und Fermanagh, die zusammen 54 Baronien und 332 Kirchspiele umfassen. Die bedeutendsten Städte sind jetzt Belfast (s. d.), Londonderry, Newry, Armagh, Carrickfergus, Enniskillen, Strabane. Im ersten Jahrtausend der christl. Zeitrechnung erscheint U. unter den Namen Ulidia, Ullin, Guilly und Ulagh.

Ultima ratio regum (lat.), «Das letzte Mittel der Könige», die sprichwörtlich gewordene Inschrift, welche Ludwig XIV. seit 1650 auf den franz. Geschützen anbringen ließ. Die Worte sind entnommen aus Calderons Stück «In diesem Leben ist alles wahr und alles Lüge» und lauten hier «Ultima razon de Reyes». In Preußen erscheint die Inschrift «Ultima ratio regis» seit 1742 auf Kanonen, aber aus Haltbarkeitsrücksichten nur auf Bronzegeschützen, nicht auf eisernen. Da letztere Festungsgeschütze waren, hat sich der Gebrauch herausgebildet, daß gegenwärtig die Inschrift nur auf preuß. Feldgeschützen angebracht wird und nicht bei Festungsgeschützen, gleichviel ob sie aus Bronze, Eisen oder Stahl sind.

Ultimatum (neulat.), ein in die diplomatische Sprache eingeführtes Wort, bezeichnet die letzten oder äußersten Bedingungen, die man bei irgend einer diplomatischen Unterhandlung macht, und bei denen man unwiderruflich feststehen zu wollen erklärt. Die Verwerfung des U. hat daher meist den unmittelbaren Abbruch der Verhandlungen, oft auch vollständigen Abbruch der diplomatischen Beziehungen, Abberufung der Gesandten u. s. w. oder sogar das Ergreifen von Gewaltmaßregeln zur Erzwingung der Forderungen, den Krieg, zur Folge.

Ultimo (lat., vollständig ultimo die, am letzten Tage) ist die namentlich in Wechseln und Anweisungen gangbare Bezeichnung des letzten Tages eines bestimmten Monats, an welchem Zahlung bewirkt werden soll. Bildet ein Sonn- oder Festtag den Ausgang des Monats, so erstreckt sich nach deutschem und österr.-ungar. Wechselrecht die Zahlungszeit auf den nächsten Werktag. Hieraus erklärt sich die Bezeichnung Ultimowechsel, in denen ohne Nennung des Datums lediglich Ende (ultimo) eines gewissen Monats als Zahlungszeit angegeben ist. Im Fonds- und Aktienhandel versteht man unter Ultimoregulierung einer Börse die Abwickelung der Ende eines gewissen (des laufenden oder des nächsten) Monats zu erfüllenden Lieferungsgeschäfte, wie unter Medioregulierung diejenige der auf Mitte eines Monats zur Erfüllung kontrahierten. Wie man Wechsel und Anweisungen auf U. zahlbar stellt, so datiert man solche auch wohl auf Medio (s. d.).

Ultra, ein lat. Wort, das «darüber hinaus», «jenseit» bedeutet und auch häufig in übertragener Bedeutung angewendet wird. Ein Ultra ist ein Mensch, der in Gesinnung und Handlung das von der Vernunft und den Umständen gebotene Maß in blinder Leidenschaft überschreitet. In der Französischen Revolution nannte man die Jakobiner, welche Staat und Gesellschaft der Auflösung zuführten, Ultrarevolutionärs. Nach der Restauration der Bourbonen sprach man hingegen von Ultraroyalisten und verstand darunter die Anhänger derjenigen Adels- und Priesterpartei, welche die absolute Monarchie mit allen Mißbräuchen und veralteten Zuständen erstrebte. Seitdem bezeichnet man mit U.s alle polit. Extreme.

Ultramarin ist die prachtvoll blaue Erdfarbe, die man früher aus dem Lasurstein (Lapis lazuli) ausschied, gegenwärtig aber künstlich in den Ultramarinfabriken Europas in der Menge von 10 Mill. kg (davon Deutschland 6580000 kg und Frankreich 2500000 kg) jährlich darstellt. Die künstliche

Darstellung des U., von J. von Liebig die Krone von allen Entdeckungen der Mineralchemie in Beziehung auf die künstliche Darstellung der Mineralien genannt, bildet einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte der Industrie. Das erste, was über Bereitung des U. bekannt wurde, war 1828 eine auf eigene Erfindung und Beobachtung gestützte Abhandlung von Chr. G. Gmelin in Tübingen; allein später zeigte sich, daß schon 1826 Guimet in Lyon ein von ihm entdecktes Verfahren als Geheimnis ausgeübt und sein künstliches U. in den Handel gebracht habe. Gmelins Arbeit bot noch keineswegs eine sichere Bereitungsmethode, gab aber den Impuls zu dahin gerichteten Bemühungen der technischen Chemiker in Deutschland, unter denen Thomas Leykauf (1837) in Nürnberg (gest. 1871) und Leverkus in Wermelskirchen (gegenwärtig in Leverkusen) als Erfinder bewährter Verfahren vorzugsweise zu nennen sind. Man stellt in Nürnberg (in der berühmten Zeltnerschen Fabrik) das U. durch Calcinieren eines Gemenges von 100 Teilen Porzellanthon, 100 Teilen wasserfreiem Glaubersalz und 17 Teilen Kohle dar, wodurch man grünes Ultramarin gewinnt, das man durch Rösten mit Schwefel in Ultramarinblau überführt. Das U. wird nach dem Rösten ausgewaschen, fein zermahlen und geschlämmt und nach dem Schlämmen getrocknet. In andern Fabriken stellt man sofort blaues U. durch Erhitzen eines Gemenges von Thon, Soda, Kohle und Schwefel dar. Es besteht aus Kieselerde (37—40 Proz.), Thonerde (23—29 Proz.), Natron (18—21 Proz.) und Schwefel (8—13 Proz.). Es ist ein unfühlbares lasurblaues Pulver, das sich im Wasser nicht löst, von Seife und alkalischen Laugen nicht angegriffen wird, jedoch durch Säuren, selbst durch saure reagierende Salze, wie z. B. durch Alaunlösung, unter Entwickelung von Schwefelwasserstoffgas sich entfärbt. Das U. hat als blaue Farbe, weil ihr alle giftigen Eigenschaften abgehen, die Smalte und ähnliche Kobaltfarben fast gänzlich verdrängt. Es dient besonders zum Malen und Tünchen auf Kalkgrund, zum Tapetendruck, in der Buntpapierfabrikation, zum Druck auf Leinwand und Kattun, in der Buchdruckerei und in der Lithographie. Ein großer Teil des U. wird ferner angewendet, um an sich gelbliche Stoffe dem Auge rein weiß erscheinen zu lassen; so bläut man unter anderm die Leinwand, die Papiermasse, die Wäsche, die Stärke und endlich auch den Zucker. Das grüne Ultramarin, ein glanzloses Pulver, findet namentlich als ordinäre Tüncher-, seltener als Tapetenfarbe Anwendung. Gegenwärtig stellt man auch violettes und rotes Ultramarin dar. Die chem. Konstitution des U. ist, obgleich in neuerer Zeit namhafte Chemiker mit dieser Frage sich befaßten, noch nicht absolut festgestellt. Vgl. Lichtenberger, «Beschreibung der fabrikmäßigen Darstellung des U.» (1864); Fürstenau, «Die Ultramarinfabrikation» (Coburg 1864); Reinh. Hoffmann, «Die Entwickelung der Ultramarinfabrikation» (Braunschw. 1875); Rob. Heinze, «Beitrag zur Ultramarinfabrikation» (1879).

Ultramarin (Gelbes), soviel wie Baryumchromat, s. u. Baryum (Verbindungen 11).

Ultramontanismus nennt man diejenige Richtung in der kath. Kirche, welche mit den theoretischen Konsequenzen des röm. Autoritätsprinzips auch praktisch vollständigen Ernst macht, also für die mittelalterlichen Ansprüche der röm. Kurie auf unumschränkte monarchische Gewalt in der Kirche und für die unbedingte Wiederherstellung der Bestimmungen des kanonischen Rechts auch in der bürgerlichen Gesetzgebung eintritt. Ihren Namen hat sie davon, daß sie den ganzen Schwerpunkt der kirchlichen Gewalt nach Rom, also (von Deutschland, Frankreich u. s. w. aus) jenseit der Berge (ultra montes) verlegen möchte.

Ultramontan ist somit, strenggenommen, das ganze Papalsystem (s. Papst und Kirchenverfassung), insofern es alle kirchliche Gewalt im Papste konzentriert und von einer Selbständigkeit der andern Bischöfe, einer entscheidenden Macht der Kirchenversammlungen oder einer nationalen Gestaltung der kath. Kirche in den einzelnen Ländern nichts wissen will. Seitdem durch das Vatikanische Konzil das Papalsystem innerhalb der kath. Kirche vollständig über das Episkopalsystem gesiegt hat, sucht dasselbe sich vorzugsweise auf Kosten der landesherrlichen Gewalt und des staatlichen Aufsichtsrechts über die Kirche, sowie auf Kosten der übrigen, mit der röm. Kirche im Staate gleichberechtigten Konfessionen geltend zu machen, und dieses Streben ist es, was man jetzt vorzugsweise unter dem Namen U. begreift.

Ultra posse nemo obligātur (lat.), «Über das Können hinaus ist niemand verpflichtet», ist die Umformung eines Rechtssatzes des jüngern Celsus (um 100 n. Chr.): «Impossibilium nulla obligatio est» («Für unmögliche Dinge gibt es keine Verpflichtung»). [Ultra.

Ultrarevolutionär, Ultraroyalist, s. unter

Ulu-Djus, die Große Horde der Kirgisen (s. d.).

Urungu, Urungu, afrik. Land am Südufer des Tanganjika, an der Südostgrenze des Congostaates.

Ulva *L.*, Algengattung aus der Gruppe der Chlorophyceen. Man kennt gegen 10 Arten, die besonders in den europäischen Meeren vorkommen. Es sind grüngefärbte Algen mit ausgebreitetem, mannigfach gefaltetem, blattartigem Thallus. Die bekannteste Art ist der sog. Meerlattich, U. lactuca *L.*, die oft in großen Mengen an der Küste ausgeworfen wird und in manchen Gegenden, z. B. in England, bei den Bewohnern der Küsten als Nahrungsmittel Verwendung findet.

Ulverston, Stadt in der engl. Grafschaft Lancaster, unweit der Mündung des dem Windermere entströmenden River Leven in die Morecambebai, Station der Furneßbahn (Carnforth-Whitehaven), welche hier nach Newby-Bridge (Windermere) abzweigt, zählt (1881) 10001 E. und hat einen Seehafen, Eisenwerke, Wollspinnerei, Baumwollweberei, Seilerei, Schiffbau und Handel.

Ulybyschew (Alexander Dmitriewitsch), nach franz. Schreibweise Oulibicheff, bekannt als Musikkritiker, geb. 1791 aus einer ursprünglich tatar. Familie im Gouvernement Nishnij-Nowgorod, studierte auf deutschen Hochschulen und war bis 1831 beim russ. Ministerium des Auswärtigen im Dienst. Unabhängig auf seinen Gütern lebend, widmete er sich jetzt ganz den musikalischen Studien, denen er von früher Jugend leidenschaftlich ergeben war. Namentlich war Mozart der Gegenstand seiner enthusiastischen Verehrung, über welchen er unter dem Titel «Nouvelle biographie de Mozart, suivie d'un aperçu sur l'histoire générale de la musique et de l'analyse des principaux ouvrages de Mozart» (3 Bde., Mosk. 1843) ein ausführliches Werk veröffentlichte. Diese Arbeit wurde fast in

alle europ. Sprachen übersetzt (deutsch, Stuttg. 1847) und machte U. als Kunstkritiker in den weitesten Kreisen bekannt. Weniger Anklang fand «Beethoven, ses critiques et ses glossateurs» (Lpz. 1857; deutsch von Bischoff, Lpz. 1859). U. starb zu Nishnij-Nowgorod 5. Febr. 1858.

Ulysses (Ulixes), s. Odysseus.

Ülzen, Kreisstadt im preuß. Reg.-Bezirk Lüneburg, liegt mitten in der Lüneburger Heide, 90 km von Hannover und 75 km von Harburg, an der Ilmenau, Station der Linien Lehrte-Harburg und Stendal-Langwedel der preuß. Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, eines Handelsvereins, des Landwirtschaftlichen Provinzialvereins für das Fürstentum Lüneburg u. s. w. und zählt (1885) 7412 meist prot. E. Die im ganzen wohlgebaute Stadt, früher ziemlich gut befestigt, hat eine Kirche und drei Kapellen: die Gertrudenkapelle, die St. Vitikapelle und die Heilige-Geist-Kapelle und sechs Schulen, darunter eine höhere Bürgerschule und eine Gewerbeschule. Die hauptsächlichste Erwerbsquelle der Bewohner ist Produktenhandel, Wolle, Flachs, Korn, Honig, Holz; außerdem bestehen Fabriken für Tabak, Tuch, Wollwaren, Leuchtgas; ferner eine Eisengießerei, Brauereien, Branntweinbrennereien ꝛc. In der oberhalb Ü. in die Ilmenau mündenden Gerdau wurden früher Perlen, in den meisten Bächen bei Ü. Forellen gefischt. Der Verkehr auf den Vieh-, namentlich den Pferdemärkten ist bedeutend. — Ü. ist ein sehr alter Ort, welcher früher Löwenwold hieß, 1270 mit lüneburgischem Stadtrecht beliehen und 1451 in die Hansa aufgenommen ward. Herzog Ernst der Bekenner führte hier 1527 die Reformation ein. Während des Dreißigjährigen Kriegs wurde die Stadt 1626 durch Tilly, 1635 durch Banér hart mitgenommen, 1646 und 1826 auch durch große Brände heimgesucht. — Der Kreis Ülzen zählt (1885) auf 1464,5 qkm 44156 E. Vgl. Ringklib und Siburg, «Geschichte der Stadt Ü.» (Hannov. 1859).

Umajjaden, s. Omajjaden.

Uman, Kreisstadt im russ. Gouvernement Kiew, am Flusse Umanka, 287 km südwestlich von Kiew, mit (1882) 15393 E., treibt bedeutenden Handel mit landwirtschaftlichen Produkten, namentlich Getreide, sowie mit Branntwein.

Umbella (lat.), Dolde, s. unter Blütenstand.

Umbelliferen (Umbelliferae), Doldengewächse, Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Man kennt gegen 1300 Arten, die über die ganze Erde verbreitet vorkommen. Es sind krautartige Gewächse, seltener Sträucher. Die Blüten stehen in den meisten Fällen in zusammengesetzten Dolden, nur bei wenigen Arten finden sich einfache Dolden. Die Blätter zeigen eine sehr verschiedenartige Gestalt und Anordnung; sie sind am Grunde meist scheidenartig erweitert. Der Bau der zwitterigen Blüten ist regelmäßig, sie bestehen aus einem oft unscheinbaren, oberständigen, fünfteiligen Kelche, fünf dem Rande des Kelchs eingefügten Blumenblättern von verschiedener Färbung, fünf Staubgefäßen und einem zweifächerigen Fruchtknoten mit zwei Griffeln. Die Frucht ist eine von dem stehen bleibenden Kelchrande und den Griffeln gekrönte Doppelachene; sie zerfällt bei der Reife in zwei Teilfrüchte, welche an dem sog. Fruchtträger oder Carpophor hängen. Die Samen enthalten reichlich Eiweiß und einen geraden, an der Spitze liegenden Embryo. Nach der verschiedenen Gestalt dieser Früchtchen und besonders der an der Oberfläche sichtbaren Riefen und Ölgänge teilt man die U. in mehrere Unterabteilungen ein, doch schwankt die Umgrenzung dieser Abteilungen bei den einzelnen Autoren, und auch andere Einteilungen, die sich auf die Ausbildung der Dolden oder der Samen beziehen, sind unsicher.

Viele Arten der U. werden als Gewürz- oder Arzneipflanzen, oder als Gemüse benutzt und im Großen kultiviert. Sie enthalten alle reichliche ätherische Öle und harzartige Stoffe, viele auch starke Gifte.

Umbellifloren, Kollektivbezeichnung für eine Anzahl Pflanzenfamilien, bei denen die Blüten in einfachen oder zusammengesetzten Dolden stehen. Zu den U. gehören außer den Umbelliferen noch die Araliaceen (s. d.) und die Cornaceen (s. d.).

Umberto, König von Italien, s. Humbert.

Umbilicus (lat.), der Nabel.

Umbra, eine leberbraune bis kastanienbraune, sehr feinerdige und milde Mineralsubstanz von der Insel Cypern, welche stark an der Zunge klebt, sich etwas rauh und mager anfühlt und im Wasser sehr lebhafte Entwickelung von Luftblasen zeigt; nach der chemischen Zusammensetzung ist sie wesentlich ein mit Eisen- und Manganhydroxyd vermengter Thon; man benutzt sie sowohl im rohen, als im gebrannten Zustande als Farbe in der Wasser- und Ölmalerei und als Vergoldergrund zum Braunbeizen des Holzes; was jedoch unter dem Namen Kölnische Umbra in den Handel kommt, ist eine aus Braunkohle bereitete Farbe.

Umbreit (Friedr. Wilh. Karl), prot. Theolog, geb. 11. April 1795 zu Sonneborn in Sachsen-Gotha, studierte zu Göttingen unter Eichhorn besonders orient. Sprachen, machte sich schon 1816 bekannt durch seine Preisschrift «Commentatio historiam Emirorum-al-Omrah ex Abulfeda exhibens» (Gött. 1816), habilitierte sich 1818 in Göttingen, wurde dann 1820 außerord. Professor der Theologie und Philosophie in Heidelberg, 1823 ord. Professor der Philosophie und endlich 1829 ord. Professor der Theologie in Heidelberg, wo er auch 26. April 1860 starb. Mit Ullmann (s. d.) gab U. die «Theol. Studien und Kritiken» heraus. Namentlich aber hat er sich um die Exegese des Alten Testaments bedeutende Verdienste erworben, indem er die alttestamentlichen Dichter anfangs mehr im Geiste Herders und Eichhorns ästhetisch und kritisch behandelte. So veröffentlichte er das «Lied der Liebe, das älteste und schönste aus dem Morgenlande» (Gött. 1820; 2. Aufl. 1828), worin er das Hohe Lied gegen Herder als ein zusammenhängendes Ganzes darstellte. Ferner veröffentlichte er eine «Übersetzung und Auslegung des Buchs Hiob» (Heidelb. 1824; 2. Aufl. 1832), einen «Philol.-kritischen und philos. Kommentar über die Sprüche Salomos» (Heidelb. 1826), die «Christl. Erbauung aus dem Psalter, oder Übersetzung und Erklärung auserlesener Psalmen» (Hamb. 1835; 2. Aufl. 1848), «Grundtöne des Alten Testaments» (Heidelb. 1843), «Praktischer Kommentar über die Propheten des Alten Testaments» (4 Bde., Hamb. 1841—46; 2. Aufl. 1846 fg.). In letzterm Hauptwerke hat U. am meisten sein Streben bekundet, die orient.-philol. Auslegung des Alten Testaments mit der theologischen zu versöhnen. Unter seinen exegetischen Arbeiten über das Neue Testament ist die Auslegung des Römerbriefs (Gotha 1856) hervorzuheben. U.s dogmatische Richtung bekunden besonders «Der

Knecht Gottes» (Hamb. 1840) und «Die Sünde. Beitrag zur Theologie des Alten Testaments» (Hamb. u. Gotha 1853). Noch verdient «Neue Poesie aus dem Alten Testament» (Hamb. u. Gotha 1847), freie Dichtungen mit Benutzung alttestamentlicher Motive enthaltend, Erwähnung.

Umbrer (Umbri), einer der in Italien eingewanderten indogerman. Stämme, ist am nächsten den Samniten, entfernter den Latinern verwandt. (S. Italische Völker und Sprachen.) Nach alter Tradition wären sie der erste und älteste dieser Stämme gewesen. Ihre in alten Zeiten ausgedehntern Wohnsitze waren zwischen denen der Etrusker, Samniten und Picenter auf dem Kamme und an den östl. Abhängen des Apennin und erstreckten sich zwischen den Flüssen Rubico und Äsis bis an das Adriatische Meer. Um 400 v. Chr. nahmen ihnen die gallischen Senonen die Meeresküste weg, und im Verlauf der Samniterkriege verloren sie durch die in Umbrien gekämpften Schlachten bei Mevania (308 v. Chr.) und Sentinum (295) ihre Selbständigkeit an die Römer. Die Flaminische Straße, die mitten durch Umbrien geführt wurde, diente mit den an ihr angelegten Kolonien zur Befestigung der Römerherrschaft. An dem Versuche, diese abzuschütteln, den die italischen Völker im Bundesgenossenkriege (s. d.) machten, nahmen 90 auch die U. teil; auch für sie endigte dieser Versuch mit vollständiger Romanisierung. In der augusteischen Einteilung Italiens bildete Umbria, begrenzt westlich durch den obern Tiberlauf, nördlich durch den Rubico, östlich durch das Meer, südlich durch den Äsis, die sechste Region mit den Städten Ariminum (Rimini), Sena-Gallica (Sinigaglia), Spoletium (Spoleto) u. a. Zu einer eigenen Litteratur haben es die U. nicht gebracht. Die inschriftlich erhaltenen Denkmäler ihres Dialekts, von denen am wichtigsten die sog. Eugubinischen Tafeln (s. d.) sind, wurden von Kirchhoff und Aufrecht in «Umbrische Sprachdenkmäler» (2 Bde., Berl. 1849—51) und Fabretti im «Corpus inscriptionum Italicarum» (Tur. 1867) gesammelt. Vgl. Savelsberg, «Umbrische Studien» (Berl. 1873), und Bücheler, «Umbrica» (Bonn 1883).

Umbria, der Größe und der Bevölkerung nach das vorletzte Compartimento des Königreichs Italien, zwischen den Compartimenti Abruzzen und Molise, Marken, Toscana und Rom, östl. vom Römischen Apennin, im SW. vom Tiber begrenzt, zählt auf 9633 qkm (nach Strelbitsky 9474,2 qkm) (1884) 590358 E., mithin 61 E. auf den Quadratkilometer, ist durchweg gebirgig, doch ohne besonders hervorragende Höhen, vom Tiber und dessen Nebenflüssen Paglia, Chiana, Nera u. a. bewässert, hat nur in den Flußthälern fruchtbares Ackerland, auch Wein- und Olivenbau, eignet sich aber im ganzen mehr zur Viehzucht. U. bildet nur die eine Provinz Perugia, welche in die sechs Bezirke Foligno, Orvieto, Perugia, Rieti, Spoleto und Terni zerfällt. Landeshauptstadt ist Perugia (s. d.).

Umbrisch-sabellische Sprache, s. unter Italische Völker und Sprachen.

Umdrehung, Umwälzung oder Rotation heißt diejenige Bewegung eines Körpers, bei welcher eine gerade Linie in ihm in Ruhe bleibt, alle seine übrigen Punkte aber Kreise beschreiben, deren Mittelpunkte in jener Linie, welche die Rotationsachse heißt, liegen. Die Punkte, in denen die Achse die Oberfläche des Körpers trifft, heißen die Pole; hat der Körper eine kugelförmige oder ellipsoidische Gestalt, wie es bei allen Himmelskörpern der Fall ist, so nennt man die Kreise, welche ein jeder Punkt der Oberfläche beschreibt, Parallelkreise; derjenige Parallelkreis, welcher zugleich ein größter Kreis ist, heißt der Äquator. So dreht sich die Erde in 24 Stunden einmal um ihre Achse; auch an den meisten übrigen Haupt- und Nebenplaneten und der Sonne ist eine Rotation, die nicht mit dem Umlauf der Planeten um die Sonne, der sog. Revolution, zu verwechseln, beobachtet worden, und bei den übrigen folgern wir sie mit großer Wahrscheinlichkeit. Daß die U. der Erde um ihre Achse mit vollkommener Gleichförmigkeit erfolge, lehrt die Beobachtung der Fixsterne. (S. Tag.) Die durch die Umdrehung eines Himmelskörpers hervorgerufene Centrifugalkraft hat, solange der Körper sich in flüssigem Zustande befindet, zur Folge, daß derselbe eine an den Polen der Umdrehung abgeplattete Gestalt annimmt. (S. Abplattung.)

Umeå, Hauptstadt des Westerbottens-Län in Schweden, unweit der Mündung des Umeå-elf in den Bottnischen Meerbusen, hat einen Hafen, zählt (1885) 2930 E. und steht mit Stockholm in lebhaftem Dampfschiffverkehr. In der Nähe liegen großartige Sägemühlen und Eisenwerke.

Umgehungen (militärisch) finden statt, wenn der Feind in seiner Flanke oder selbst im Rücken durch eine besonders abgesendete Truppenabteilung bedroht und angegriffen wird. Die U. kann nur dann Vorteile bringen, wenn man stark genug ist, die Fronte des Feindes gleichzeitig festzuhalten, wenn dieser nur wenige oder unzweckmäßig disponierte Reserven hat, wenn endlich die feindliche Flanke nicht durch besondere Terrainhindernisse gedeckt ist. Da aber der Umgehende sich selbst schwächt und ebenfalls die Flanke preisgibt, auch wohl durch einen entschlossenen Angriff des Gegners inzwischen in der Front geworfen werden kann, so sind U. auch gefährlich. Zuweilen ist dabei der moralische Eindruck der Bedrohung der schwächsten Teile der Stellung entscheidend. Man unterscheidet strategische und taktische U., erstere gegen des Feindes Verbindungslinien, letztere gegen seine Aufstellung unmittelbar gerichtet; ferner einfache und doppelte, d. h. von einer oder beiden Seiten.

Uminski (Jan Nepomucen), poln. General, geb. 1780 im Großherzogtum Posen, diente 1794 als Freiwilliger unter Kosciuszko und lebte dann als Privatmann, bis Napoleon 1806 die Polen zum Kampfe aufrief. U. bildete eine poln. Ehrengarde für Napoleon, focht bei Danzig und wurde bei Dirschau verwundet und gefangen. Nach dem Frieden von 1807 trat er als Major bei einem franz. Kavallerieregiment ein, bald aber in die neuerrichtete poln. Armee, in welcher er die Feldzüge von 1812 und 1813 mitmachte. In der Schlacht bei Leipzig wurde er verwundet und gefangen. Nach der Auflösung des poln. Nationalheeres trat er in poln.-russ. Dienste, nahm aber bald seine Entlassung und lebte auf seinen Gütern im Posenschen. Im J. 1821 stiftete er mit Lukasinski die geheime Verbindung der Sensenträger (Kossiniery), welche sich bald über Polen verbreitete. Deshalb festgenommen, wurde er im Febr. 1826 nach der preuß. Festung Thorn gebracht und zu sechsjähriger Festungsstrafe in Glogau verurteilt. Er entfloh 17. Febr. 1831 aus der Festung und gelangte, von allem entblößt, nach Warschau. Unerwartet erschien er sodann im poln.

Heere während des Treffens zu Wavre und nahm als gemeiner Soldat sogleich am Kampfe teil. Er wurde als Divisionsgeneral angestellt und zeichnete sich bei Grochow und in mehrern Gefechten rühmlich aus. Nach dem Falle Polens geächtet und zu Posen als Deserteur im Bilde gehängt, lebte er erst in Frankreich, dann zu Wiesbaden und starb daselbst im Juni 1851. Er gab außer mehrern poln. Schriften über die Revolution eine deutsche »Beleuchtung des Werks von Friedr. von Smitt« (Brüss. 1840) und ein »Récit des événements militaires de la bataille d'Ostrolenka« (Par. 1832) heraus.

Umkehrung heißt in der musikalischen Harmonie die Versetzung einzelner Töne oder ganzer Accorde, sodaß, was oben ist, nach unten kommt und umgekehrt. Die Stellungen, welche hierbei verwechselt werden, sind aus den acht Stufen der Tonleiter leicht zu entnehmen; so wird z. B. d als zweite Stufe nach oben (c-d) die siebente Stufe nach unten (c h a g f e d) u. s. w.

Umladungsrecht, s. Umschlagsrecht.

Umlauf, in medizinischem Sinne, s. Fingerentzündung.

Umlaut nennt man in der deutschen Grammatik die Wandlung eines a in ä (e), o in ö, u in ü, au in äu, z. B. Hand — Hände, glauben — gläubig u. s. w. Aber auch in vielen Fällen, wo wir in der heutigen Sprache keinen derartigen Wechsel mehr beobachten können, beruht ein ä, ö u. s. w. auf U., z. B. das ü in »Thür«, althochdeutsch turi. Die Geschichte der deutschen Sprache läßt auch noch das Gesetz erkennen, nach welchem die Verwandlungen des U. eintreten: dieselben können nur da stattfinden, wo die folgende Silbe ein i oder j enthielt. Während im Gotischen diese Laute noch gar nicht auf den Vokal der vorhergehenden Silbe wirken, verwandeln sie im Althochdeutschen ein a in e, z. B. gotisch harjis, althochdeutsch hari, daraus heri (Herr); vallu (ich falle), aber vellis (du fällst), in diesem Falle hat unsere jetzige Orthographie teils das alte e bewahrt, teils ä eintreten lassen. Im Mittelhochdeutschen greift der U. weiter, u wird zu ü, o zu ö, â zu æ, d. h. ä, ô zu œ, d. h. ö, û zu iu, z. B. zûn, Zaun, ziunen (althochdeutsch zûnjan), zäunen, uo zu üe, ou zu öu, von denen in unserer jetzigen Sprache mehrere zusammengefallen sind. Auch die übrigen german. Sprachen, die nordischen wie das Angelsächsische (Englische) zeigen Umlautserscheinungen; das Nordische hat außer dem eben behandelten i-Umlaut auch einen durch u bewirkten (u-Umlaut), der z. B. ein a der vorhergehenden Silbe in einen o-artigen, oft mit ö bezeichneten Vokal verwandelt, altnord. taka (nehmen), tökum (wir nehmen). Überhaupt sind gleichartige Erscheinungen, Wirkungen eines i oder j, eines u oder v auf den Vokal der vorhergehenden Silbe in vielen Sprachen wahrzunehmen, so steht z. B. griechisch phainō (ich zeige) für ursprünglich phanjō, franz. gloire für lat. gloria, wo ai, oi durch Eindringen des i in die erste Silbe entstanden sind. Der grammatische Kunstausdruck für dieses Übergreifen von i und u ist Epenthese. Da wir im heutigen Deutsch die Ursache des U. nicht mehr fühlen, empfinden wir ihn in vielen Fällen als ein notwendiges Mittel der Formbildung, z. B. Acker — Äcker, Mutter — Mütter, als ein den Plural bildendes Element, was er ursprünglich nicht ist.

Ummanz, Insel westlich von Rügen, zum Kreise Rügen des preuß. Regierungsbezirks Stralsund gehörig, durch den Gellen-Strom von der Insel Hiddensöe getrennt; Hauptort ist das Dorf Waase, auf der Südostküste von U., mit 110 E. und einem wertvollen Schnitzaltar aus dem 15. Jahrh. in der Pfarrkirche.

Ummerapura, Stadt, s. Amarapura.

Umpfenbach (Karl Friedr.), Nationalökonom, geb. 5. Juni 1832 zu Gießen, besuchte das Gymnasium und die Hochschule daselbst, widmete sich anfänglich, auch praktisch, dem Berg- und Hüttenfach und ging dann zu den Staats- und Kameralwissenschaften über. Herbst 1851 bei der Obersteuerdirektion in Darmstadt als Accessist eingetreten, verblieb er im unmittelbaren Staatsdienst bis Frühjahr 1856, wo er sich als Privatdocent der Staatswissenschaften in Gießen habilitierte. Ostern 1864 als ordentlicher Professor nach Würzburg berufen, übersiedelte er in gleicher Eigenschaft Herbst 1873 nach Königsberg. Seine Vorlesungen, welche schon frühzeitig das soziale Moment in wirtschaftlichen und politischen Fragen betont hatten, erstreckten sich hier seit 1877 auch auf das ethnographische Gebiet. Seine litterarischen Hauptarbeiten sind: »Lehrbuch der Finanzwissenschaft« (2 Bde., Erlangen 1859 — 60; eine neue Auflage ist im Erscheinen begriffen), »Die Volkswirtschaftslehre« (Würzb. 1867), »Des Volkes Erbe« (Berl. 1874), »Das Kapital in seiner Kulturbedeutung« (Würzb. 1879), »Die Altersversorgung und der Staatssozialismus« (Stuttg. 1883).

Umriß, s. Contouren.

Umschalter nennt man verschiedenartig konstruierte Hilfsapparate zur beliebigen Herstellung oder Unterbrechung, resp. Abzweigung einer elektrischen Leitung; bei elektrischen Beleuchtungsanlagen ist U. die Bezeichnung für Vorrichtungen, mittels deren meist durch Einsetzen von Stöpseln, sowie durch Umdrehung einer Kurbel eine beliebige Verbindung zwischen jedem Stromkreise einer Maschine und jeder Lampengruppe, resp. jeder einzelnen Lampe hergestellt oder unterbrochen, somit jede Lampe unabhängig von den übrigen desselben Stromkreises angezündet oder ausgelöscht werden kann, wobei meist zugleich eine Regulierung der Lichtstärke gestattet ist.

Bei den automatischen Umschaltern wird der betreffende Zweck durch die Wirkung von Elektromagneten, resp. durch Einschaltung künstlicher Widerstände erreicht.

Umschattige (Periscii), s. unter Ascii.

Umschläge, s. Bähung.

Umschlagsrecht, Umladungsrecht hieß das von einzelnen Ortschaften, die deshalb Umschlagsplätze genannt wurden, früher ausgeübte Recht, vermöge dessen sie verlangen konnten, daß die Weiterführung ankommender Waren nur durch ihre eigenen Fuhrleute oder Schiffer erfolgen durfte. Gegenwärtig ist dieses Verkehrshemmnis überall beseitigt, und insoweit daher jetzt noch von Umschlagsplätzen die Rede ist, sind darunter diejenigen Orte oder die räumlich begrenzten Teile eines Ortes zu verstehen, wo thatsächlich eine Umladung von Waren während ihres Transportes, namentlich von der Eisenbahn auf das Schiff oder umgekehrt, stattfindet.

Umschließung, s. Enceinte.

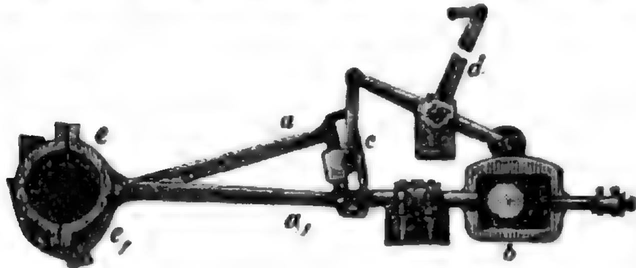
Umstadt, s. Groß-Umstadt.

Umstandswort, s. Adverbium.

Umsteuerungen sind Mechanismen, welche den Zutritt der treibenden Kraft zum Motor derart verändern, daß die Umdrehungsrichtung desselben

sich augenblicklich umkehrt. Sie finden besonders an denjenigen Motoren Anwendung, welche Transportzwecken dienen, wie Lokomotiven, Schiffs- und Fördermaschinen, außerdem an Walzwerken. Die U. wirken hauptsächlich in der Weise, daß durch besondere von Hand bewegte Hebelkombinationen oder auf Schiffen durch Dampfdruck die äußere Steuerung (s. d.) des Motors und dadurch die innere Steuerung umgestellt wird.

Die gebräuchlichsten U. sind die Coulissensteuerungen (s. Lokomotive, Bd. IX, S. 158[a]), durch deren Umstellung gleichzeitig die Expansion des Dampfes im Cylinder teilweise verändert werden kann. Nachstehende Abbildung zeigt die von



Stephenson (s. d.) konstruierte Coulissensteuerung, welche für Lokomotiven die meiste Verbreitung gefunden hat. Diese U. hat zwei Excenter, von denen das eine e für den Vorwärtsgang, das andere e_1 für den Rückwärtsgang dient und die auf die Treibachse der Maschine unter einem bestimmten Winkel zueinander verstellt sind. Beide sind mit der Coulisse c durch die Excenterstangen a und a_1 verbunden, während in dem gekrümmten Schlitz derselben ein Gleitstück sitzt, das mit dem Schieber b der innern Steuerung durch eine Stange in Verbindung steht. Die Coulisse selbst kann durch die Hebelvorrichtung d vom Führerstand aus gehoben und gesenkt werden. Wird sie bis auf das höchste zulässige Maß gehoben, so kommt allein das Excenter e zur Wirkung, sodaß die Maschine sich nur vorwärts bewegt; umgekehrt gelangt bei vollkommen gesenkter Coulisse das den Rückwärtsgang bewirkende Excenter e_1 zur Thätigkeit. Bei andern als den äußern Stellungen ergänzt sich die Wirkung beider Excenter nach dem Verhältnis der Stellung des Steins zwischen den beiden Angriffspunkten der Excenterstangen an der Coulisse; steht letzterer in der Mitte zwischen beiden Endstellungen, so ist der Dampfzutritt zum Cylinder vollkommen abgeschlossen.

Umtrieb, forstlich technischer Ausdruck, s. unter Forsteinrichtung.

Una, der 160. Asteroid, s. unter Planeten.

Una corda, s. unter Corda.

Unalaschka, die größte der zu den Aleuten gehörigen Fuchsinseln, welche einen Teil des Territoriums Alaska der Vereinigten Staaten von Amerika bilden, hat zerrissene Küsten, bis zu 1817 m aufsteigende vegetationslose Berge, unter denen sich ein Vulkan erhebt, Süßwasserteiche und warme Quellen. Von Bäumen kommen nur zwerghafte Weiden und Erlen vor, doch wird der Holzmangel durch Treibholz gedeckt. Die Insel hat einen Flächeninhalt von 3090 qkm; die 600 Bewohner nähren sich von der Jagd auf Pelztiere, Seehunde und Vögel, sowie von Fischerei, bauen auch Rüben und Kartoffeln. Hauptort ist Illiuk.

Unam sanctam, Anfangsworte und danach Name einer 18. Nov. 1302 von Papst Bonifacius VIII. erlassenen Bulle zur Erhöhung der päpstl. Macht über die weltliche.

Unau, s. unter Faultiere.

Unbefahren Volk, s. unter Befahren Volk.

Unbefleckte Empfängnis Mariä, die kirchliche Lehre, nach welcher Maria nicht nur Jesum ohne Erbsünde geboren habe, sondern auch selbst von ihrer Mutter Anna ohne Erbsünde empfangen worden sei. Diese Lehre wurde 8. Dez. 1854 zum Dogma der kath. Kirche erhoben. (Vgl. Maria.)

Unbekannte Größe einer Gleichung heißt diejenige, welche durch die übrigen Größen bestimmt wird. Wenn die Gleichung mehrere Buchstaben (Unbestimmte) enthält, so kann jeder derselben als Unbekannte betrachtet werden.

Unbenannte Zahl, abstrakte Zahl, eine Mehrheit von Einheiten, entspringt aus einer benannten Zahl (Mehrheit von bestimmten Größen) durch Weglassung der nähern Bestimmung.

Unbestrichener Raum (militärisch), s. unter Bestreichen.

Uncaria *Schreb.*, eine aus tropischen Bäumen und Sträuchern bestehende Pflanzengattung aus der Familie der Rubiaceen. Von einer in Ostindien einheimischen Art, einem kletternden Strauche, U. Gambir *Roxb.* (Nauclea Gambir *Hunt.*), wird das sog. Gambir, ein dem Catechu ähnliches Produkt, gewonnen. (Vgl. Gambir.)

Uncia (lat.), s. Unze.

Unciālbuchstaben, Unciālen hießen ursprünglich die einen Zoll (uncia) hohen Buchstaben, die man meist zu Inschriften auf Monumenten ꝛc. anwendete, damit sie schon in der Entfernung in die Augen fielen. Uncialschrift nennen die Paläographen eine mehr zur Rundung gebrachte verjüngte Kapitalschrift oder ursprüngliche röm. Schrift, welche sich im 3. Jahrh. entwickelte. In den Urkunden wurden die U. gewöhnlich in der ersten Zeile und in der Unterschrift gebraucht. Die kleinern Buchstaben von der Uncialform werden literae minutae genannt. Sie unterscheiden sich von der frühern uncialis majuscula nicht nur durch ihre Kleinheit, sondern auch dadurch, daß sie sich an den folgenden Buchstaben anlehnen, was bei jener nicht der Fall ist. Der Ausdruck litera uncialis kommt zuerst bei Hieronymus in der Vorrede zum Hiob vor.

Uncle Sam (engl.), scherzhafte Bezeichnung der Nordamerikaner, entstanden aus der offiziellen Abbreviatur U. S. Am. für United States of America.

Undecime, Intervall im Umfang von elf Stufen, die Quarte der Oktave des Grundtons.

Undina, der 92. Asteroid, s. unter Planeten.

Undinen oder Undenen (neulat. undīna) sind jungfräuliche Wassergeister, die die german. Mythologie nicht kennt. Die Dichter des 18. Jahrh. oder die Romantiker haben sie wohl mit Anlehnung an die Elfen geschaffen. Nach der lieblichen Dichtung Fouqués vermählen sie sich mit Menschen, und die Undine, welche aus solcher Ehe ein Kind gebiert, erhält mit dem Kinde zugleich eine Seele. Wer aber eine U. zur Frau hat, muß sich hüten, sie aufs Wasser zu bringen oder gar sie auf dem Wasser zu erzürnen, sonst kehrt sie ins Wasser zurück, doch ohne die Ehe als aufgelöst zu betrachten. Sie würde deshalb den Mann, der zu einer andern Ehe schritte, ums Leben bringen. Neben Fouqué behandelt denselben Stoff Lortzing in seiner gleichnamigen Oper.

Undsee oder Undosero, See im russ. Gouvernement Olonez, Kreis Pudoshik, an der Grenze des

Gouvernements Archangel; 66 qkm groß, 12 km lang, 7 km breit. Sein sehr tiefes Wasser ist rein und klar. Die Ufer des Sees sind flach und eben, meist sandig oder thonig und mit Wald bedeckt. In dem U. liegt eine $3\frac{1}{2}$ qkm große Insel; sein Abfluß ist die Unduscha. [muove.

Und sie bewegt sich doch! s. Eppur si

Undulationstheorie (des Lichts), s. u. Licht.

Undurchdringlichkeit, Impermeabilität oder Impenetrabilität nennt man jene allgemeine Eigenschaft der Körper, vermöge welcher in dem Raume, wo die Materie eines Körpers ist, gleichzeitig nicht auch die Materie eines andern Körpers eintreten kann. Die scheinbaren Ausnahmen, welche die Zusammendrückbarkeit, die Absorptionen, Mischungen, Legierungen und chemischen Verbindungen zur U. bieten, führen dazu, anzunehmen, daß die scheinbare Durchdringung der Materien nur in den sich leerenden Poren zwischen den Molekülen erfolge, und daß alle jene physikalischen Vorgänge bloß auf einer Aneinanderlagerung der Moleküle verschiedener Materien, sowie daß die chemischen Prozesse nur auf einer Nebeneinanderlagerung der Atome verschiedener Elemente beruhen, und nicht etwa auf einer gegenseitigen Durchdringung der Atome und Moleküle. Die U. der Körper basiert also eigentlich zuletzt auf der U. der kleinsten Körperteilchen, d. i. der Atome und Moleküle der Körper.

Uneheliche Kinder. Mit der Einsicht, welche in der Monogamie die sittliche Vorbedingung der Familie, in dieser aber wieder die natürliche Grundlage des Staates erkennt, ist zugleich die Bestimmung gegeben, daß die Abkömmlinge aus nur zufälligen geschlechtlichen Verbindungen des Familienrechts entbehren und höchstens im Verhältnis zur Mutter eigentliche Kindesrechte genießen. Das Altertum übte hierin noch nicht die volle Strenge. Während der Heroenzeit wurden Fehltritte unverheirateter Töchter vielfach durch Tötung der Mutter und ihrer Leibesfrucht geahndet. Im Verhältnis zu einem den Edeln angehörigen Vater oder dessen echten Söhnen war indessen im Altertum den Kindern von Nebenweibern eine zwar untergeordnete, aber doch vertrautere Stellung angewiesen, und bei den Römern konnten aus einem Konkubinat (s. d.) entsprungene Kinder (Filii naturales) aus dem Nachlasse des Erzeugers, wenn keine ehelichen Abkömmlinge vorhanden, sogar ein Sechstel als Pflichtteil verlangen. Noch im Mittelalter finden sich Beispiele, daß unechte Söhne der Fürsten Lehen und hohe Würden empfangen, den Höchstfreien als ebenbürtig angesehen und selbst, wie der deutsche König Arnulf, zur Thronfolge berufen werden. Zuweilen führten sie den Titel «Bastard» als Ehrenauszeichnung (so Dunois, der Bastard von Orléans) samt dem väterlichen Wappen, wiewohl meistens mit Abänderungen. In England wird noch in neuerer Zeit durch den Zusatz Fitz (s. d.) bei dem Geschlechtsnamen die Abstammung von natürlichen Söhnen der Könige angedeutet, und eine nicht unbedeutende Anzahl von deutschen Adelsgeschlechtern ist nicht minder auf die Maitressenwirtschaft früherer Fürsten zurückzuführen. Für die mittlern und niedern Stände galt dagegen die Rechtlosigkeit der unehelichen Geburt, ihre Ausschließung sogar von der mütterlichen Erbfolge und ihre Anrüchigkeit (s. d.) als Regel. Das kanonische Recht setzte jedoch allmählich die auf einige mißverstandene Stellen des mosaischen Rechts gegründete Forderung durch, daß der Verführer einer bisher unbescholtenen Frauensperson die Geschwächte zur Entschädigung wegen der entgangenen Geschlechtsehre ausstatte (Dotation) und dem von ihr geborenen Kinde einen Beitrag zum notwendigen Unterhalt gewähre (Alimentation). Deutsche Partikularrechte verleihen solchen Abkömmlingen für alle Fälle Alimentationsansprüche, selbst wenn die Mutter nicht unbescholten war, um damit dem Verbrechen der Kindestötung und Aussetzung zu begegnen. Nur in Frankreich hat sich noch die alte Strenge in dem Satze erhalten: Toute recherche de la paternité est interdite, was nur bei Entführung und Notzucht nicht gilt. Mit dem Eindringen des röm. Rechts ward (auch in Frankreich) die Möglichkeit einer Legitimation (s. d.) eröffnet. Es werden so uneheliche Kinder namentlich durch die nachfolgende Heirat ihrer Eltern zu ehelichen (Mantelkindern). Kinder, von rechtmäßig und öffentlich Verlobten erzeugt, stehen nach kanonischem und gemeinem Rechte den ehelichen gleich (Brautkinder).

Unendlich ist niemals ein Prädikat des unmittelbaren Wahrnehmungsinhalts, welcher vielmehr stets eine begrenzte Größe bildet, sondern vielmehr ein Merkmal der aus konstruktiver Phantasie entstehenden Begriffe, welche deshalb niemals in der Form von Anschauungen realisiert werden können. Der eigentliche Sinn dieses Merkmals ist aber das Bewußtsein der stetigen Wiederholbarkeit gewisser sinnlicher Phantasiethätigkeiten. So gilt uns der Raum als unendlich, weil wir jede endliche Raumgröße noch wieder als im Raume befindlich vorstellen können, resp. müssen. Der Begriff des U. ist daher nur der Versuch, diese Prozesse der Phantasiethätigkeit als beendigt zu denken: das U. ist ein Grenzbegriff für die Fortsetzung einer sich stets notwendig wiederholenden Thätigkeit. Das Unendlich Große (∞) ist deshalb diejenige Größe, zu welcher, sobald man sie bestimmt vorstellen will, noch immer etwas hinzugefügt werden muß, das Unendlich Kleine diejenige Größe, von welcher, sobald man sie bestimmt denken will, noch immer etwas hinweggedacht werden muß. Auf beides stößt man in der Entwickelung mathem. Verhältnisse sehr häufig, und die Rechnung namentlich mit unendlich kleinen Größen ist seit Leibniz und Newtons Entdeckung der Differential- und Integralrechnung einer der bedeutendsten Teile der höhern Analysis (s. d.). Aber auch die Philosophie, speziell die Naturphilosophie, hat sich zu allen Zeiten mit den daraus erwachsenden, teilweise sehr verwickelten Problemen lebhaft beschäftigt: seit Zenos (s. d.) Beweisen gegen die Realität der Bewegung bis zu Kants Antinomien (s. d.) bildet teils die Frage nach der Unendlichkeit des Raums und der Zeit, teils diejenige nach der unendlichen Teilbarkeit der Materie ein stehendes Problem derselben. Außerdem aber hat das Wort U. in der neuern Philosophie noch eine andere Bedeutung angenommen. Da nämlich alle Dinge der empirischen Wirklichkeit endliche Größen und als solche wiederum durch andere endliche Ursachen bedingt sind, so versteht man unter dem U. auch im Gegensatze dazu das höchste metaphysische Prinzip, das Absolute oder das «Unbedingte», welches seinerseits alles Endliche bedingt und bestimmt. In diesem Sinne hat dann namentlich Hegel das «wahre U.» von dem «schlechten U.» unterschieden, indem er unter dem letztern jene Anfangs- und Endlosigkeit in räumlichen und zeitlichen

Verhältnissen, unter jenem aber das absolute Prinzip verstand, von dem die endlose Reihe der endlichen Dinge in ihrer steten Bedingtheit nur die Erscheinung und Realisation bilde.

Unfallstatistik. In der amtlichen Statistik der Sterbefälle der meisten Länder findet sich schon seit längerer Zeit eine Rubrik für die durch Gewalt und Verunglückung herbeigeführten Todesfälle. Für die schon in den sechziger Jahren auftauchenden Pläne zur Organisation einer Arbeiter-Unfallversicherung konnten indes diese Daten, weil sie eben nur die Unfälle mit tödlichem Ausgange, diese aber in allen Ständen und Altersklassen umfaßten, nicht als brauchbar betrachtet werden, und so erwarb sich E. Engel als Direktor des preußischen Statistischen Bureau ein großes Verdienst, als er 1868 in Preußen eine umfassende eigentliche U. einführte, die mittels besonderer Zählkarten aufgenommen wurde und detaillierte Angaben über alle wesentlichen Umstände des Unfalls, bei den nichttödlichen namentlich auch über die Frage der dauernden oder vorübergehenden Erwerbsunfähigkeit lieferte. Seit 1874 sind in mehrern Bänden des Quellenwerks «Preußische Statistik» (zuerst im 28. Bde.) Veröffentlichungen auf Grund dieser Erhebungen erfolgt. Ein reiches, unmittelbar mit der Arbeiterversicherung zusammenhängendes Material ist ferner für den Kreis der Bergwerksarbeiter schon seit einer langen Reihe von Jahren durch die Knappschaftskassen geliefert und in der «Zeitschrift für Bergwerks-, Hütten- und Salinenwesen» veröffentlicht worden. Auch aus andern Staaten, z. B. aus Österreich, liegen solche Publikationen vor. Ein anderes bereits weit ausgebildetes Spezialgebiet der U. bieten die Eisenbahnen dar, und namentlich enthält die im Reichseisenbahnamt bearbeitete «Statistik der im Betrieb befindlichen Eisenbahnen Deutschlands» ausführliche Angaben über diesen Gegenstand. Auch die Unfallversicherungsbank und die Unfall- und Invaliditätsversicherungs-Genossenschaft in Leipzig haben statistische Übersichten nach ihren Erfahrungen mitgeteilt. Eine Art Probestatistik, die sich auf alle zur Unfallversicherung heranzuziehenden Industriezweige erstreckte, wurde bei der Vorbereitung des Unfallversicherungsgesetzes im ganzen Reich in der Zeit vom 1. Aug. bis 30. Nov. 1881 aufgenommen. Auf 1615253 beobachtete männliche Arbeiter kamen in diesen vier Monaten 651 Unfälle mit tödlichem Ausgang, 532 Fälle mit nachfolgender dauernder, gänzlicher oder teilweiser Arbeitsunfähigkeit, und 27644 Fälle, die nur eine vorübergehende Arbeitsunfähigkeit verursachten. Bei 312295 Arbeiterinnen waren die entsprechenden Ziffern 11, 28 und 708. Der verhältnismäßig bei weitem größte Teil der Unfälle kommt auf die Berg- und Hüttenwerke und trifft hier fast ausschließlich Männer: bei einer Gesamtzahl von 436502 Arbeitern entfielen auf die drei angeführten Kategorien bezw. 306, 181 und 12755 Verunglückungen und Verletzungen, während von 13947 Arbeiterinnen nur 1 tödlich, 1 mit dauernder und 54 mit vorübergehender Arbeitsunfähigkeit verunglückten. Als sehr gefährlich erweist sich auch der Betrieb der Steinbrüche, die Mühlenindustrie und das Baugewerbe. Die U. ergibt, wie alle statistischen Massenbeobachtungen, eine gewisse Regelmäßigkeit in den Zahlenverhältnissen der beobachteten Gruppen von Thatsachen, was eben die Voraussetzung jedes rationellen Versicherungswesens bildet. Eine ganz neue Periode für die U. beginnt mit der Einführung der Arbeiterversicherung in Deutschland, die bald ein ebenso reiches wie zuverlässiges Material bieten wird, das sich allerdings nur auf die in der Berufsthätigkeit der versicherungspflichtigen Gewerbe erfolgten Unfälle bezieht. Vgl. Mucke, «Die tödlichen Verunglückungen im Königreich Preußen» (Berl. 1881).

Unfallversicherung, die neueste Form und einer der wichtigen Zweige der Assekuranz, wurde in Deutschland hervorgerufen durch das Haftpflichtgesetz für das Deutsche Reich vom 7. Juni 1871, welches, ohne sich auf handwerksmäßigen Gewerbebetrieb, Landwirtschaft oder Bauten zu beziehen, die Unternehmer von Eisenbahnen, Bergwerken, Steinbrüchen, Fabriken und Gruben zum Schadenersatz für die beim Betrieb herbeigeführten Tötungen und Körperverletzungen von Bediensteten wie zeitweilig Anwesenden verpflichtet. (S. u. Haftpflicht.) Dieses Gesetz war die Folge der immer drohender zunehmenden großen Grubenkatastrophen und der mit vermehrter Personenfrequenz auf den Eisenbahnen zahlreicher auftretenden Unglücksfälle. In andern Ländern gibt es ähnliche Gesetze. Die nicht unter das deutsche Reichshaftpflichtgesetz fallenden Betriebsunternehmer sind vermöge der in den einzelnen Staaten geltenden Gewerbegesetze für Betriebsschäden verhaftet, falls sie den nötigen technischen Schutz des Arbeiters verabsäumen oder ihn durch eigenes Verschulden gefährden; das Reichsgesetz dagegen verpflichtet den Unternehmer auch zur Haftpflicht für das Verschulden seiner Vertreter. Nach der Absicht des Reichstags soll es ihn zum vollen Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit bringen und ihn zwingen, alle Vorsichtsmaßregeln anzuwenden, die man zur Verhütung von Unglücksfällen bei gefährlichen Unternehmungen im Namen der Menschlichkeit und der Gerechtigkeit fordern kann. Den Ersatz für den zukünftigen Unterhalt eines Beschädigten soll, nachdem die Ersatzhöhe durch gütliche Einigung oder richterlichen Spruch festgesetzt ist, in der Regel eine Rente bilden, an deren Stelle nur mit Einverständnis beider Teile eine Kapitalabfindung treten kann. Ein Unternehmer, der sich nicht, soweit es die Gesetze zulassen, im Vertragswege gegen Angestellte, für deren Verschulden er zu haften hat, einen Regreßanspruch sichern will, muß notgedrungen gegen seine Haftpflicht Schutz in der Assekuranz suchen.

Die Unfallversicherungsgesellschaften versichern in der Regel die erst bei Eintritt eines Unfalls betreffs des Schadenersatzes zu ermittelnde volle Haftpflicht in unbegrenzter Höhe oder bis zu vorher bestimmter Summe. Sie zeichnen aber letztere allein an Kapital auf Tod, Kapital oder Jahresrente auf Ganz- und Halbinvalidität, resp. dauernd gestörte Erwerbskraft, sowie an Wochenrente als Entschädigung für Kurkosten und Einkommensverlust bei vorübergehender Erwerbsunfähigkeit (auch beliebige dieser einzelnen Arten kombiniert), herbeigeführt durch Unfälle aller Art ohne Rücksicht auf die etwa in Frage kommende Haftpflicht des Unternehmers. Die Haftpflichtversicherung kann indes mit der Versicherung gegen die allgemeinen Unfälle (durch bestimmte Summen an Kapital oder Rente) verbunden abgeschlossen werden, wenn der Arbeitgeber in jedem aller denkbaren Schadensfälle haftpflichtfrei sein will. Die Haftpflichtversicherung war die erste Form der Kollektiv-Unfall-

versicherung. Die Ausdehnung der U. auch auf nichthaftpflichtige Unfälle war die Folge des oft ungenügenden Schutzes, welchen das Gesetz dem Arbeitnehmer gewährte, und von dem naheliegenden Drange der Betriebseigner, sich sowohl gleichzeitig ihrer moralischen Verbindlichkeit durch Übertragung des Risikos an berufsmäßige Versicherer zu entledigen, als auch der Streitfrage, ob Haftpflicht vorliegt oder nicht, bei einem eintretenden Unfall auszuweichen. Die Versicherung gegen alle, auch nichthaftpflichtige Unfälle hat sich daher ziemlich schnell eingebürgert. Außer der Kollektivversicherung besteht, namentlich bei den jüngern Gesellschaften dieser Branche, die Einrichtung der sog. Einzelversicherung für alle körperlichen Unfälle, von der jedermann für sich selbst Gebrauch machen und die sich auch auf Reisen mit erstrecken kann, eine wertvolle Ergänzung der Lebensversicherung, insofern letztere meist nur bei Tötung Ersatz leistet, nicht bei Invaliditätseintritt oder vorübergehender Erwerbskraftstörung. Die Gefahrenklassen sind bei der Kollektiv- wie Einzelunfallversicherung stets nach den verschiedenen Berufsarten abgegrenzt.

In neuester Zeit hat die Reichsgesetzgebung einen großen Teil des von der Kollektivversicherung bisher kultivierten Gebiets dem Privatbetrieb entzogen und durch das Unfallversicherungsgesetz vom 6. Juli 1884 auf besondere, unter staatlicher Aufsicht konstituierte Berufsgenossenschaften übertragen. Infolge dessen haben bereits einige der Privatgesellschaften ihre Thätigkeit eingestellt, andere reduziert oder auf andere Spezialgebiete verlegt, resp. auf die ihnen verbliebene und beim großen Publikum allmählich mehr Verständnis findende Einzelunfallversicherung, um letztere intensiver als bisher zu betreiben, beschränkt. Versicherung gegen Reiseunfälle allein bestand bereits vor Aufstellung der Haftpflicht bei einzelnen Gesellschaften als Nebenbranche. Da der §. 1 des (übrigens durch das neue Unfallversicherungsgesetz nicht außer Geltung gebrachten) Haftpflichtgesetzes dem Betriebsunternehmer zur Befreiung von der Haftpflicht den Beweis auferlegt, daß der betreffende Unfall durch höhere Gewalt oder eigenes Verschulden des Getöteten, bezw. Verletzten verursacht ist, fanden die Eisenbahnverwaltungen nur schwer Schutz bei der Assekuranz direkt und pflegten die Schäden selbst zu tragen oder unter sich einen gegenseitigen Unfallversicherungsverband zu bilden und höchstens bei berufsmäßigen Versicherern Rückdeckung zu nehmen. Gegenwärtig bestehen an Privat-Unfallversicherungsgesellschaften in Deutschland auf Aktien: Magdeburger Allgemeine Versicherungsgesellschaft, Rhenania in Köln und Kölnische Unfallversicherungsgesellschaft, diese betreiben noch andere Versicherungsbranchen. Bei der Schlesischen Lebensversicherungsgesellschaft in Breslau, Victoria in Berlin und Magdeburger Lebensversicherungsgesellschaft ist die U. nur ein Nebenzweig von mehr oder weniger Bedeutung; die beiden letzten haben nur Einzelversicherung. Außerdem arbeiten in Deutschland zwei schweizer Gesellschaften in Zürich und Winterthur (reine Unfallversicherungsgesellschaften), seit 1885 auch die Baseler Lebensversicherungsgesellschaft (Einzelunfallversicherung), ferner die Brüsseler Lebensversicherungsgesellschaft Royale Belge. In Österreich besteht eine Erste Allgemeine Unfallversicherungs-Aktiengesellschaft zu Wien. Auf Gegenseitigkeit bestehen nur noch Prometheus in Berlin und Allgemeiner Deutscher Versicherungsverein in Stuttgart, ferner zwei Institute in Leipzig und Chemnitz, welche beide indes bereits zu liquidieren beschlossen haben. Im J. 1884 betrug die Prämieneinnahme der genannten vier gegenseitigen Gesellschaften, sowie der Aktiengesellschaften: Magdeburg, Schlesische, Rhenania, Kölnische und Victoria zusammen 10656378 Mark, die Ausgabe für Schäden 6328317 Mark. Vgl. Hahn, „Haftpflicht und U.“ (Lpz. 1882).

Unfehlbarkeit, s. Infallibilität.

Unfruchtbarkeit (sterilitas), verschieden von Impotenz (s. d.), ist die bei beiden Geschlechtern, insbesondere aber beim Weibe vorkommende Unfähigkeit, Kinder zu zeugen. In vielen Fällen gelingt es, bei gründlicher Untersuchung, die Ursachen derselben nachzuweisen. Als solche hat man kennen gelernt beim Weibe falsche Lagerung der Gebärmutter, Knickungen derselben, Verschluß des Muttermundes, Krankheiten der Eierstöcke, Verwachsungen der Eileiter und andere organische Fehler; beim Manne fehlerhafte Beschaffenheit des Samens, narbigen Verschluß der Samenbläschen u. dgl. In vielen Fällen liegen der Sterilität auch psychische Ursachen (Widerwillen, Haß, Abneigung gegen den Ehegatten) zu Grunde. Vgl. Duncan, „Sterilität bei Frauen“ (deutsch von Hahn, Berl. 1884); Kisch, „Die Sterilität des Weibes“ (Wien u. Lpz. 1886).

Unfug bedeutet im gewöhnlichen Sprachgebrauch jedes ungeziemende Benehmen. Das Reichsstrafgesetzbuch bedroht beschimpfenden U. an öffentlichen Zeichen der Autorität (§§. 103ª, 135), in Kirchen oder andern zu religiösen Versammlungen bestimmten Orten (§. 166) und an Gräbern (§. 168), sowie ferner groben U. (§. 360 Nr. 11), worunter eine wirkliche Störung der öffentlichen Ordnung verstanden wird, wie eine solche vorliegt, wenn die Störung entweder an öffentlichen Orten geschieht oder doch nicht bloß auf einzelne Personen oder Personenkreise sich beschränkt. Vgl. von Schwarze, „Kommentar zum Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich“ (5. Aufl., Lpz. 1884).

Unfuma, s. Dircove.

Unfundierte Schuld, soviel wie Flottierende Schuld.

Ung, Komitat im nordöstlichen Ungarn, mit 3052,84 qkm und (1880) 126700 E. Das Gebiet ist von Teilen des karpatischen Waldgebirges durchzogen, unter denen die Huzla-Alpe und die Astra (1408 m) die bedeutendsten sind. Nach Galizien führen die Pässe Uzsok und Vireczke (816 m). Das Hauptgewässer ist der Ungfluß mit der Turja. Das landschaftlich reizende Gebiet taugt nur wenig zum Anbau; die Berge sind reich an Eisenerzen, Braunkohlenlagern und andern wertvollen Mineralien, sowie an ausgedehnten Waldungen, aber es fehlt die gewinnreiche Ausbeute; die Industrie ist kaum in ihren ersten Anfängen vorhanden. Die Bewohner sind Ruthenen (34,25 Proz.), Slowaken (30,04 Proz.), Magyaren (32,11 Proz.) und Deutsche (2,91 Proz.), die sich meist zur griech.-kath. Kirche (51,10 Proz.) bekennen, außerdem noch römische Katholiken (21,68 Proz.), Reformierte (13,61 Proz.) und Juden (12,96 Proz.). Hauptort des Komitats, das in vier Stuhlbezirke eingeteilt wird, ist Ungvár.

Ungamabai, s. Formosabai.

Ungarisch-Altenburg, s. Altenburg (Ungarisch-).

Ungarisch-Brod (slaw. Uherský Brod), früher stark befestigte Stadt, im südöstl. Teile von Mähren, im Thale der Olsawa, die zur March geht,

Station der Linie Ungarisch-Hradisch-U. der Österreichisch-Ungarischen Staatsbahnen, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 4435 E., teils Slawen, teils Deutsche. Die 646 Juden bilden eine eigene Gemeinde. Unter den Gebäuden ist das ehemals fürstlich Kaunitzsche Majoratshaus und das Dominikanerkloster zu nennen. U. wurde 1049 gegründet.

Ungarisches Erzgebirge, s. u. Karpaten.

Ungarische Litteratur und Sprache. Nachdem die Magyaren in ihrem neueroberten Lande Pannonien (s. Pannonia) durch Einführung der Monarchie im J. 1000 ihr Staatswesen einigermaßen geregelt, verschaffte König Stephan I. durch Annahme des Christentums dem lateinischen, durch seine Verheiratung mit der bayr. Prinzessin Gisela dem deutschen Element Eingang. Da der Adel fast ausschließlich dem Waffenhandwerk ergeben war, vereinigte sich alles Wissen und alle Bildung in den Händen der Geistlichkeit, die so zum ersten Stande des Reichs emporstieg. Die Einführung der lateinischen und die Zurücksetzung der Nationalsprache im Gottesdienst, in den gerichtlichen Urteilssprüchen, in rechtsgültigen Urkunden und den gesetzlich bestimmten Formen war eine natürliche Folge. Erst unter Matthias I. begann die Nationalsprache mehr und mehr in ihre natürlichen Rechte einzutreten, und es entfaltete sich auch litterarisches Leben. Aber in der Zeit, wo die in Ungarn rasch um sich greifende Reformation den Sieg des nationalen Elements vollenden zu wollen schien, gelangte das Reich unter die Herrschaft der habsburgischen Dynastie, welche wieder das lat. Element offiziell auf Kosten des ungarischen förderte, während die Verbindung mit den deutschen Erbstaaten dem deutschen Element in den mittlern Gesellschaftsschichten immer stärkern Zutritt verschaffte. Durch dieses Zurückdrängen des nationalen Elements wurde einerseits die Entwickelung einer allgemeinen Volksbildung verhindert, andererseits die lat. Litteratur geistiges Besitztum der höhern, politisch allein berechtigten Klassen und somit der geistige Hebel des Staats. Doch hatte die ungar. Sprache im 16. und 17. Jahrh. in der Litteratur das Übergewicht, zumal in Siebenbürgen. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrh., als von seiten der Regierung die bisherige Oberherrschaft des Lateinischen unter Maria Theresia zu Gunsten des deutschen Elements allmählich erschüttert, unter Joseph II. ganz gebrochen wurde, machte sich nun auch die ungar. Sprache energisch geltend; sie begann im polit. und litterarischen Leben ihre berechtigte Stellung einzunehmen und ihre Kräfte zu entfalten, bis sie endlich seit dem Ausgleiche mit Österreich (1867) zur Staatssprache ward und gleichzeitig in allen Schichten der Bevölkerung weiteste Verbreitung erlangte.

Schon im 11. Jahrh. waren in Ungarn viele Kloster- und bischöfl. Schulen vorhanden, welche die gelehrte Bildung der Zeit vertraten, und im 12. Jahrh. besuchten Ungarn die Hochschule zu Paris. Zu Anfang des 13. Jahrh. wurde in Ungarn selbst, zu Veszprim, das erste Studium generale gestiftet, welches für die freien Künste, sowie für Theologie und Jurisprudenz eigene Lehrstühle hatte. König Ladislaus IV. erneuerte diese Anstalt 1287 wieder und stattete sie mit einer Bibliothek und reichlichen Fonds aus. König Ludwig I. gründete 1367 eine neue Hochschule in Fünfkirchen und 1388 Sigismund ein Studium generale in Ofen, welches Matthias Corvinus, der auch die istropolitanische Akademie zu Preßburg 1467 errichtete, erweiterte und mit einer berühmten Bibliothek (s. Corvina) beschenkte. Bereits 1473 kam die erste Buchdruckerei durch Andr. Heß in Ofen zu Stande, der daselbst das «Chronicon Budense» druckte. Im 16. Jahrh. vermehrten sich die Schulen in Ungarn und Siebenbürgen außerordentlich, besonders unter den Protestanten, die zugleich zahlreich deutsche, holländ. und schweiz. Universitäten besuchten. Im 17. Jahrh. entstanden die höhern litterarischen Anstalten der Jesuiten zu Tyrnau, Preßburg, Kaschau und Klausenburg, von denen die zu Tyrnau, nach Aufhebung des Ordens, zur Landesuniversität erhoben, 1780 nach Ofen und 1784 nach Pest versetzt wurde. Nächstdem wurden noch fünf Akademien, aus zwei Fakultäten bestehend, zu Preßburg, Kaschau, Raab, Großwardein und Agram, ferner ein königl. Lyceum zu Klausenburg, ein erzbischöfl. Lyceum zu Erlau und ein bischöfliches zu Fünfkirchen errichtet. Auf dem Reichstage von 1827 wurde auf Széchényis Antrag die Errichtung einer ungar. gelehrten Gesellschaft (Akademie der Wissenschaften) beschlossen, die 17. Nov. 1830 ins Leben trat und seitdem mit größtem Vorteil für die Nationallitteratur wirkte. Gelehrte Schriftsteller, die sich der lat. Sprache bedienten, hat Ungarn und Siebenbürgen schon im Mittelalter in allen Fächern aufzuweisen. Infolge der herrschenden Verachtung der Nationalsprache blieb aber die allgemeine Kultur so sehr zurück, daß noch unter Wladislaw II. (1491) viele Großwürdenträger des Reichs weder lesen noch schreiben konnten. Vgl. Abel, «Ungar. Universitäten im Mittelalter» («Ungar. Revue», Bd. 1, 1881).

Die ungar. Sprache erhielt sich hauptsächlich nur im Verkehr, in den Kriegslagern, bei Familien- und Volksfesten und teilweise in den Versammlungen der Komitate und Reichstage. Noch haben sich Spuren alter Kriegslieder, Fragmente von Volksgesängen und kirchlichen Sermonen erhalten. Die Vorrede zu dem Dekret Kolomans im «Corpus juris Hungariae» sagt ausdrücklich, dasselbe sei aus dem Ungarischen übersetzt. Aus der Zeit Ludwigs I. stammt die noch in demselben «Corpus» vorhandene ungar. Eidesformel. Auch fing man an, die Heilige Schrift zu übersetzen, als sich der Hussitismus in der Moldau und in Siebenbürgen verbreitete (1466). Hierauf folgten später mehrere Übersetzungen der Bibel, wie die von Ladislaus Báthori 1450 und die von Bertalan 1508.

Im 16. Jahrh. trat eine günstigere Periode für die höhere Ausbildung der ungar. Litteratur ein, indem unter Ferdinand I. und Maximilian II. (1517—76) politische, vor allem aber religiöse Bewegungen ein geistiges Leben wach riefen, das für die Bildung des Volks und die Entwickelung seiner Litteratur fördernd sein mußte. Die Reformation wirkte belebend auf alle Schichten. Durch den Gebrauch in den Religionsstreitigkeiten, in den Kirchen und Schulen, durch Kriegs- und Volkslieder bereicherte sich und erhob sich die ungar. Nationalsprache damals auf den Standpunkt, den sie bis Ende des 18. Jahrh. innehielt. Man beeiferte sich, das Volk über die Schicksale seiner ältesten und nächsten Vorfahren in seiner eigenen Sprache zu belehren. Dazu dienten die ungar. Chroniken, z. B. von Székely (1559), Temesvári (1569), Helta (1572), Pethö, eigentlich Zrinyi (1660), Barth (1664), Lisznyai (1692) u. a. Noch viel häufige

erschienen ungar. Übersetzungen der Heiligen Schrift, so von Komjáti (Krak. 1533), Pesti (Wien 1536), Erdösi oder Sylvester (Uisziget 1541), Heltai (Klausenb. 1546), Székely (Krak. 1548), von Juhász oder Melius (Debreczin 1565), Félegyházi (Debreczin 1586), Károlyi (Visoly 1590), Alb. Molnár (Hanau 1608), Káldi (Wien 1625), von einem Verein reform. Theologen (Großward. 1661), von Csipkés Komáromi (Debreczin 1685) und Tótfalusi (Amsterd. 1685), welche auch im Auslande, wie zu Kassel, Utrecht, Nürnberg, Brieg u. s. w., gedruckt wurden. Geistvolle Redner und geistliche Liederdichter traten in größerer Menge hervor. Aber auch Volkslieder, in denen vorzüglich die Heldenthaten vaterländischer Krieger gepriesen oder alte Geschichten und Märchen erzählt wurden, erklangen ungemein häufig, z. B. von Tinódi um 1540, Kákonyi 1549, Tsanádi 1577, Valkai 1572, Tsáktornyi 1592 u. s. w. Einen höhern Schwung nahmen die epischen Gedichte des Grafen Niklas Zrinyi (1652), Ladislaus Lißthis (1653), Christoph Paskós (1663), des Grafen Stephan Koháry (1699) und besonders die zahlreichen Geistesprodukte des talentvollen Stephan von Gyöngyösi (1664—1734), sowie die lyrischen Gedichte von Rimai, Balassa, Benitzky u. a. Das bisher nur in lat. Sprache vorhandene Gesetzbuch des Stephan Verböczy wurde durch Blasius Veres 1561, Kasp. Heltai 1571, Joh. von Kolitiányi 1648 u. a. in das Ungarische übersetzt. Joh. Csere (Apáczai) trat 1653 sogar mit einer Encyklopädie aller Wissenschaften und 1656 mit einer Logik in ungar. Sprache auf. Auch die grammatikalische Vervollkommnung des magyar. Idioms blieb keineswegs unbeachtet, wie die zahlreichen Sprachlehren, Wörterbücher und andere Werke aus dieser Zeit beweisen, z. B. von Gabr. Pesti, Erdösi oder Sylvester, Fabricius oder Kováts, Verantius, Alb. Molnár, Katona, Csipkés Komáromi, Pereszlényi, Kövesdi, Otrokótsi Foris, Tótfalusi, Párizpápai («Dictionarium», Leutschau 1708 u. öfter) u. s. w. Von 1484 bis 1711 erschienen mehr als 2000 magyarische, neben etwa 2500 nichtmagyar. (darunter etwa 1900 lat. und 300 deutsche) Druckwerken. Dieses frische, nationale Leben wurde indessen bald verkümmert, weil man in Ungarn die Volkssprache ebenso für den Quell der Ketzerei und der Empörung ansah wie in Böhmen. Dafür erreichte aber 1702—80 die lat. Schriftstellerei in Ungarn die höchste Blüte. Seit 1721 erschien die erste ordentliche Zeitung und seit 1726 der Staatsschematismus, beide in lat. Sprache; zugleich blühte die lat. Geschichtschreibung; Matthias Bél, Timon, Kollár, Pray, Ribini, Katona, Kovachich u. a. sind berühmte Historiker des 18. Jahrh. In ungar. Sprache zeichneten sich als Schriftsteller aus: Franz Faludi, Abrah. Bartsai, Freiherr Lorenz Orczy, Georg Bessenyei, Alex. Báróczi, Graf Adolf Teleki, Freiherr Stephan Daniel, Paul Anyos u. a.

Die neuere Periode der ungar. Litteratur, welche mit dem Zeitalter Josephs II. und der Französischen Revolution beginnt, ist in allen ihren Elementen und Tendenzen vorzugsweise politisch. Die ersten Spuren des neuen Geistes zeigten sich bei den polit. Behörden, am Reichstage und in den Komitatskongregationen. Die Verhandlungen der letztern konnten oder durften nicht gedruckt werden, und darum entwickelte sich vorerst eine handschriftliche Litteratur, die in den Akten der Komitate liegt. Schon 1781 gelang es dem Gelehrten Matthias Ráth, die erste ungar. Zeitung in Preßburg ins Leben zu rufen. Diese war anfangs schwach, aber ihre Kraft erstarkte, je mehr das Interesse wuchs und sie Nachfolgerinnen erhielt. Mit und neben ihr erschienen bereits einzelne spärliche Schriften, und dies dauerte auch fort während der Kriege gegen Frankreich. Nach dem Frieden, im dritten Jahrzehnt des 19. Jahrh., begannen sodann die polit. Agitationen auf den Kongregationen und Reichstagen mit verdoppelter Kraft. Allmählich wurden auf den Reichstagen Gesetze geschaffen und auch andere Anordnungen getroffen, die auf eine kräftigere Förderung der Nationallitteratur und die Entwickelung und Verbreitung der Volkssprache abzielten. Es wurde nach und nach durchgesetzt, daß die ungar. Sprache in allen niedern und höhern Schulen als Wissenschaft gelehrt, daß dieselbe die Amtssprache aller öffentlichen polit. und richterlichen Behörden sei und alle öffentlichen Akten und Protokolle darin verfaßt werden sollten. In vielen Schulen wurden einzelne Lehrvorträge ungarisch gehalten. Es kam auch ein ungar. Theater in Ofen und ein zweites in Pest zu Stande. Mehrere Zeitschriften sorgten für die rege gewordene Leselust, wie z. B. «Mindenes Gyüjtemény», «Orpheus», «Kassai Muzeum», «Urania» u. a., und namhafte Preise wurden ausgesetzt für die Ausarbeitung litterarischer Werke. Alsbald traten auch geistvolle Männer auf, die mit vereinten Kräften die ungar. Litteratur mächtig hoben. Es folgten Zeitschriften, die mehr litterarische Tendenz hatten, wie die «Nyelvmivelö Társaság munkái», das «Erdélyi Muzeum» und das nützliche «Tudományos Gyüjtemény». Für die Grammatik der Sprache wurde viel geleistet von Dav. Szabó, Rajnis, Beregszászi, Gyarmathi, Kassai, Verseghi, Virág, Stephan von Horváth, Joh. Márton, besonders aber von Nik. Révai. In der Poesie zeichneten sich aus: Dav. Szabó, Jos. Rajnis, Gabr. Dajka, Georg Aranka, Karl Döme, Jos. Batsányi, Jos. Takáts, Andr. Horváth, Verfasser des ersten epischen Werks in magyar. Sprache («Arpád», Pest 1830); ferner Graf Jos. Teleki, Graf Ladisl. Teleki, Graf Joh. Fekete, Jos. Mátyási, Franz Nagy, Franz Verseghi, Jos. Kováts, Bened. Virág, Joh. Kis, Alex. und Karl Kisfaludy, mit dem die Ära des jetzigen ungar. Theaters begann; Gabr. Döbröntei, Paul Szemere, Mich. Csokonai, Ladisl. Tót, Dan. Berzsenyi und Mich. Vitkovits. Als prosaische Schriftsteller machten sich besonders verdient: Andr. Dugonits, Franz Kazinczy, Bened. Virág, Joh. Batsányi, Franz Verseghi, Esaias und Franz Budai, Sam. Pápai, Franz Tót, Gabr. Báthori, Georg Fejér, Stephan Márton, Dan. Ertsei, Paul Sárvári, Jos. Takáts, Joh. Endrödi, Szikszai und sein Sohn Benj. Szikszai, Szathmári, Joh. Georg Somosi, Magda, Kövi, Imre, Georch (Görtsch) und Mokri. Andere interessante Originalwerke erschienen nicht nur von talentvollen Gelehrten, wie z. B. Nyiry, Szlemenits, Szász, Kállay, Győry, Bajza, Guzmits, Szemere, Schedel (Toldy), Kerekes u. a., sondern auch von andern gebildeten Männern, wie den Grafen Stephan Széchenyi, Aurel Dessewffy, Wesselényi, Baron Jósika, von Fáy u. a.

Doch war die Litteratur bisher immer noch auf einen kleinen Teil der Nation, auf die gebildete Klasse beschränkt geblieben, um so mehr, als auch die erste Wirksamkeit der 1827 geschaffenen Akademie weder so umfänglich noch so eingreifend war, als

man gewünscht und erwartet hatte. Die eigentliche Verbreitung und Nationalisierung der Litteratur beginnt erst mit dem Entstehen des polit. und litterarischen Journalismus in Ungarn. Als Gründer desselben ist Ludwig Kossuth zu betrachten, der 1841—44 in dem «Pesti Hirlap» die Lebensfragen der Nation und die Zeitinteressen zum ersten mal in eleganter, klarer und anziehender Weise behandelte und dadurch nicht nur das Interesse an dem nationalen Leben verbreitete, sondern auch die Nationalsprache belebte und bereicherte. Die nachher entstandenen Journale, wie «Budapesti Hiradó» und andere, in polit. Beziehung Gegner des «Pesti Hirlap», wirkten doch litterarisch in gleicher Richtung; ältere polit. Journale, wie «Hirnök», «Nemzeti Ujság», «Jelenkor» u. a., trugen ihrerseits bedeutend zur Förderung des litterarischen Lebens bei. Nächst dieser polit. Tagespresse entstanden auch eigentliche litterarische und schöngeistige Wochenschriften, welche den Litteratur- und Sprachschatz ungemein bereicherten. Ein fruchtbarer Nebenzweig der Tagespresse waren gleichzeitig die polit. und litterarischen Taschenbücher und Almanache, wie «Ellenör», «Emlény», «Örangyal» u. a., welche letztere die ungar. Lektüre auch bei den Frauen einführten. Einen neuen Aufschwung nahm der ungar. Journalismus wieder seit 1860. Aus der Zeit vor 1848 sind nur die staatswissenschaftlichen und Reisewerke von Eötvös, Széchenyi, Szalay, Trefort, Szemere, Pulszky, die histor. Arbeiten von Stephan und Mich. Horváth, Szalay, Jászay, die sprachwissenschaftlichen von Fogarassy und Ballagi und die statistischen von Fényes auf dem Gebiete der ernstern Litteratur als beachtenswert hervorzuheben. Die Litteratur der exakten Wissenschaften fristete sich fast ausschließlich aus deutschen, engl. und franz. Übersetzungen und zeichnete sich nur durch die das Verständnis der Wissenschaft mehr hemmende als fördernde Magyarisierung der technischen Ausdrücke aus.

Hingegen wirkte die Anregung, welche der Journalismus der intelligenten Jugend gab, und die Leselust, welche er beim Publikum weckte, sehr wohlthätig auf das Gedeihen der belletristischen Litteratur zurück, welche in wenigen Jahren einen stärkern Aufschwung als früher in Jahrzehnten nahm. Die an Walter Scott sich anlehnenden Novellen und Romane von Baron Jósika, die mehr nach deutschen Vorbildern gearbeiteten Erzeugnisse von Eötvös, Kemény u. a., die in Suescher Manier gehaltenen Arbeiten von Kuthy, Nagy, Pálffy u. a. haben zwar weder hohe Originalität noch bleibenden Wert, doch bekunden sie immerhin einen bedeutenden künstlerischen Fortschritt und trugen zur Ausbildung der jugendlichen Sprache und zu ihrer Verbreitung sehr viel bei. Origineller und bedeutender sind die gesellschaftlichen Schauspiele von Eötvös, Obernyik u. a., die ernsten Dramen von Gál, Vörösmarty, Czakó, Ladisl. Teleki u. a.; am nationalsten und beliebtesten die Volksschauspiele des überaus fruchtbaren Szigligeti, welcher lange die ungar. Nationalbühne fast ausschließlich beherrschte. Die glänzendste Seite der neuern ungar. Litteratur bildet jedoch die epische und lyrische Poesie. Von den Gedichten, Liedern, Balladen u. s. w. von Czuczor, Vörösmarty, Bajza, Garay, Vachot, Szász, Erdélyi, Kerényi u. a., welche durch die Übersetzungen von Mailáth, Dux, Stier, Falk, Kertbeny, Hartmann und Szarvady auch dem deutschen Publikum teilweise zugänglich gemacht wurden, gehört manches zu dem Vorzüglichsten, was die neuere europ. Litteratur hervorgebracht. Die Palme gebührt auf diesem Gebiete dem Alexander Petöfi (s. d.), der die ungar. Poesie von den ausländischen Vorbildern und dem fremdartigen Inhalte vollständig befreite, sie zur Natur und zur echten Nationalität zurückführte und der an Volkstümlichkeit, Genialität der Erfindung und meisterhafter Handhabung der Sprache überhaupt als Muster gelten kann. Tompa, Hiador, Lisznyai u. s. w. haben Petöfi mit mehr oder weniger Glück nachgeeifert. Joh. Arany, der Meister des Volksepos, übertrifft Petöfi noch an künstlerischer Form. Die von der Kisfaludy-Gesellschaft angeregte und von Joh. Erdélyi bewirkte Sammlung und Herausgabe der ältern ungar. Volkspoesie (3 Bde., Pest 1845—47) trug ebenfalls viel dazu bei, die ungar. Poesie zur Natur und Volkstümlichkeit zurückzuführen.

Die Revolution von 1848 gab dem Journalismus und der polit. Poesie einen mächtigen Anstoß, unterbrach aber im allgemeinen die Entfaltung der jugendlichen Litteratur. Der unglückliche Ausgang schien ihre Blüte vollends zu brechen, da die begabtesten Schriftsteller teils im Kampfe untergingen, wie Petöfi, teils ins Exil wanderten, wie Szemere, Pulszky, Pálffy, Jósika, Gorové, Horváth, Szalai, Teleki u. a., teils die Freiheit verloren, wie Czuczor, Sárosy, teils aus Mismut sich in Schweigen zurückzogen, wie Vörösmarty und Garay, teils in wirklichen Trübsinn verfielen, wie Al. Vachot und Bajza. Der gediegene und lebenskräftige Kern, welcher der neuen ungar. Litteratur innewohnt, half ihr jedoch auch über diese schwere Krisis hinweg. Die Zeit hellte die Mißmutigen auf, verschaffte den Gefangenen die Freiheit und gab den Exilierten Gelegenheit, mit heimischem Wesen wieder in Verbindung zu treten. An die vormärzlichen Bestrebungen anknüpfend, begann sich wieder reges Leben und Treiben zu entfalten. Zu den bereits genannten Dichtern und Schriftstellern traten hinzu: Tompa, Kol. Tót, der auch als Kritiker verdiente Paul Gyulai, Karl Szász, Madách u. a. Auf dem Gebiete des Romans haben gleichzeitig Kuthy, Béczy, Pálffy, Dobzsa, besonders aber der phantasievolle und überaus fruchtbare M. Jókai Treffliches geleistet. Seit 1867 beherrscht eine neue Generation von mehr kosmopolit. Tendenz die Litteratur. Hierher gehören die Lyriker und Epiker Alex. Endrödi, Jos. Kiss, Rudnyánszky, Joh. Vajda, Ludw. Bartók, Emil Abrányi u. a.; die Dramatiker Steph. Toldy, Greg. Csiky, Arp. Berczik, Korn. Abrányi, Ludw. Dóczy, Eug. Rákosi, Ed. Thót, Fr. Csepregi u. a.; die Romanschriftsteller Alex. Beláss, Arn. Vértesi, Ludw. Tolnai, V. Rákosi u. a.; die meisterhaften Übersetzer Karl Szász, W. Györy, Jul. Varga, K. Fiók u. a. Großen Aufschwung nahmen in jüngster Zeit alle Zweige der wissenschaftlichen Litteratur. Die Reiselitteratur wird durch Jerney, Egressy, Hoványi, Podmaniczky, ferner durch Graf Andrássy, Ladisl. Magyar, Xanthus, Vámbéry, Paul Hunfalvy vertreten. Auf publizistischem Gebiete sind die Arbeiten von Csengery, Szalay, Páth, Eötvös u. s. w. hervorzuheben. Große Regsamkeit zeigte sich in neuester Zeit auf dem Gebiet der vaterländischen Geschichte. Außer den Werken von Szalay (s. d.) und Michael Horváth (s. d.), die eines europ. Rufs genießen, sind zu nennen: Telekis «Zeitalter der

hunyadi», Jászays «Ungarn nach der Schlacht von Mohács», Alex. Szilágyis «Geschichte Siebenbürgens», Salomons «Türkenzeit in Ungarn» und «Die Zrinyi», Alex. Szilágyis und W. Fraknóis Arbeiten u. s. w. Eine Sammlung von Quellenwerken gibt die Ungarische Akademie heraus. Im J. 1866 bildete sich eine eigene Gesellschaft («Ungarischer historischer Verein») zur Beförderung der vaterländischen Geschichtsforschung. Ethnogr. Interesse haben Baron Prónays «Skizzen aus dem Volksleben in Ungarn» (Pest 1854, mit Zeichnungen), Joh. Hunfalvys «Magyarország és Erdély» (mit Zeichnungen von Rohbock, Darmst. 1856), Paul Hunfalvys «Magyarország Ethnographiája» (Budapest 1876, deutsch von Schwicker als «Ethnographie von Ungarn», Budapest 1877). Neben den Arbeiten von Fényes sind auch die statist. Arbeiten von Joh. Hunfalvy, Konek, Karl Keleti und Körösi sehr anerkennenswert. Von musterhaften Übersetzungen aus fremden Litteraturen sind Csengerys Übersetzung von Macaulays «Geschichte Englands» und Somssichs Übertragung von Guizots «Geschichte der engl. Revolution» zu nennen. Unter den neuern Übersetzungen alter Klassiker gelten G. Szabós «Iliade», P. Hunfalvys «Plato», Greg. Csikys «Sophokles» und «Plautus» mit Recht als Meisterwerke, sowie auch J. Kis' «Aristoteles», Tonzlevs «Hippokrates», Gyurics' «Virgil», Egyeds «Ovid» u. a. Anerkennung verdienen. Die ersten bedeutenden Arbeiten über die Geschichte der ungar. Litteratur hat Toldy (s. d.) geliefert; ihm folgten P. Gyulai, A. Szilády, J. Bánóczi, Z. Beöthy, G. Heinrich u. a. Die erste ungarisch geschriebene Zeitung erschien 1. Jan. 1780 in Preßburg. Im J. 1848 waren 80 ungar. Zeitungen; 1867 wieder 80; Anfang 1886 schon 516 ungarische, und zwar 231 in der Hauptstadt, 282 in der Provinz, 2 in Wien und 1 in Neuyork. In den übrigen Landessprachen waren 160 deutsche, 45 slawische, 27 rumänische, 7 italienische, 2 französische und 1 hebräische.

Die **Sprache** der Magyaren gehört dem ugrischen Zweige der altaischen (turan.) Sprachfamilie an und ist somit nächstverwandt mit dem Wogulischen, Ostjakischen, Mordwinischen. Als die Magyaren in Pannonien erschienen, war ihre Sprache bereits fertig, und sie nahm in ihrer neuen Heimat nur slawische und andere, besonders deutsche Fremdwörter auf. Die Kabaren (ein Zweig der Chasaren), die sich in Südrußland mit den Magyaren vereinigten, brachten vielleicht die tschuwaschisch-türk. Wörter in die Sprache; die nachher eingewanderten Petschenegen waren ugrischen Ursprungs; die letzten Einwanderer, die türk. Kumanen, magyarisierten sich vollständig. Die Sprache selbst hat den Vokalismus so stark entwickelt wie das Finnische, obwohl der Doppelvokal mit u nur dialektisch vorkommt. Ihr Konsonantismus übertrifft aber den der finn. Sprache, die keine Media im Anfange der Wörter kennt, und der auch die dichten (š, č, ž = s, cs, zs) und die scharfen und weichen (c. cz, z) Zischlaute abgehen. Starke und weiche Vokale können auch im Ungarischen nicht in einem Worte vorkommen; diese sog. Lautharmonie hat sie mit der finn. und türk. Sprache gemein. Es fehlt der ungar. Sprache das Wortgeschlecht (ein negatives Charakteristikum der altaischen Sprachen); dagegen unterscheidet sie im Pronomen interrogativum und relativum die Person von der Sache. Der Accent der Wörter, wie vielsilbig sie auch seien, ruht stets auf der ersten Silbe; ein schwacher Nebenaccent läßt sich auf der dritten oder vierten bemerken. Die Abwandlungen der Wörter geschehen nur durch Suffixe, nie durch Präfixe. Die Suffixe sind bei den Nomen sehr zahlreich, sie vertreten die Stelle der Kasusendungen und der Präpositionen der arischen Sprachen. Auch in der Zahl der Suffixe übertrifft die ungar. Sprache die finnische. Bei alledem zeigt doch das Verbum die größte Entwickelung. Die Verbalstämme nehmen vermittels einer großen Anzahl von Bildungssilben verschiedene Bedeutungsnuancen an, sodaß z. B. das neutrale Verbum ein transitivum, factitivum, iterativum, reflexivum, momentaneum u. s. w. werden kann. Hierin ist die türk. Sprache die reichste und die ungarische übertrifft die finnische, welche wieder durch ihre Infinitivformen allen voransteht. Allein die ungar. oder magyar. Sprache hat außerdem noch eine doppelte Konjugation des verbum transitivum, nämlich eine bloß subjektive (welche nur solche Personalendungen annimmt, die sich auf das Subjekt beziehen, wie in allen Sprachen überhaupt), und eine subjektiv-objektive, welche vor die Subjektivendungen einen Exponenten des Objekts stellt, z. B. das lat. scio heißt ungarisch tud-ok; das scio te heißt ungarisch tud-l-ak; scitis heißt tud-tok, scitis hoc heißt tud-já-tok. Diese subjektiv-objektive Konjugation zeigt sich als das Charakteristikum der ugrischen Sprachen und ist im Wogulischen und Mordwinischen am meisten entwickelt. Der türk. Sprache geht dies ab, nur im Finnischen zeigt die Kalevala- (östliche oder karelische) Sprache einige Überbleibsel davon. Die Litteratur der ungar. Sprache ist bereits reich; namentlich hat die Frage nach ihrer Verwandtschaft frühzeitig Aufmerksamkeit erregt. Die eigentliche vergleichende Sprachwissenschaft hat sich jedoch erst neuerdings entwickelt. Der ältern abenteuernden etymolog. Richtung gehören Otrokótsi («Origines Hungariae», Franeker 1693), Stephan Horváth u. a. an; selbst die sonst verdienstvollen Bearbeiter des großen Wörterbuchs der Ungarischen Akademie (6 Bde., Pest 1862—74), Czuczor und Joh. Fogarasi, huldigten derselben noch. Die Verwandtschaft des Ungarischen mit den uralischen Sprachen zeigten zuerst Sajnovits (1777), dann Gyarmathi (1799), wenn auch noch vielfach irrend. Die Aufgabe der wissenschaftlichen Grammatik suchte zuerst Nic. Révái («Elaboratior grammatica Hungarica», 2 Bde., Pest 1803) zu lösen. In neuester Zeit hat sich eine Schule der histor. Sprachwissenschaft gebildet, an deren Spitze Paul Hunfalvy (s. d.) und Jos. Budenz (s. d.) stehen. Von den Schülern derselben haben Fabian, Riedl, S. Simonyi, Szinnyei, Gabr. Szarvas u. a. vorzügliche Arbeiten geliefert. Unter den ungar. Wörterbüchern und Grammatiken für den praktischen Gebrauch sind die von Fogarasi und Ballagi hervorzuheben. Vgl. Toldy, «Geschichte der ungar. Dichtung» (deutsch, Pest 1863); Riedl, «Magyar. Grammatik» (Wien 1860); P. Hunfalvy, «Die Ungarn oder Magyaren» (Wien und Teschen 1881), «Litterar. Berichte aus Ungarn» (Budapest 1877—80), «Ungar. Revue» (Budapest, seit 1881).

Ungarische Weine. Ungarn ist eins der weinreichsten Länder Europas, dessen Gesamterträgnis auf 10—15 Mill. Hektoliter im Jahre veranschlagt werden kann, wovon jedoch wenig mehr als ½ Mill. exportiert wird. Es erzeugt auf einem Areal von 425580 ha (für das ganze Königreich) Weinbergen

Weine aller Klassen und Sorten. Mit Ausnahme der nördlichsten Karpatenstriche, dann der Marmaros und dem Szekler- und Burzenlande in Siebenbürgen, sowie der ehemaligen Karlstädter Militärgrenze gedeiht in Ungarn die Weinrebe allenthalben. Ungefähr ein Sechstel der Weinberge liegt in der Ebene; sehr vorteilhaft sind als Unterlage vulkanische Verwitterungsprodukte (Tokay, Badacsony, Somlau) und die Beimengung von Thonarten (Erlau, Ménes, Ofen). Die verbreitetsten Traubensorten sind Formint (Moslavina), Hárssevely, Sárfehér, Forkó, Bakator (Bacca d'oro), Szerémy, Erdely, Gober (Gutedel) für Weißweine; Kadarka, Magyorka, Parcsin, Sylvaner für rote. Alle möglichen Erziehungsarten werden geübt. In der Neuzeit bemühen sich verschiedene Weinbauvereine mit Erfolg um bessere Kultur und namentlich Kellerbehandlung. Von weißen Weinen erster Klasse sind zu nennen: Tokayer (s. Tokay), Ménes-Magyarat, und Ruster; zweiter Klasse, weiße: Somlauer, Badacsonyer, Neßmélyer, Diószegher Bakator, Ermelléker, Ofener, Szerednyer, Neograder, Krassoer; rote: Erlau-Visontaer, Szegszarder, Villanyer, Ofen-Adlersberger u. s. w. Unter diesen Weinen stehen am höchsten im Werte die Ausbrüche oder Dessertweine, welche leider vielfach verfälscht in den Handel gelangen. Die guten ungar. Tischweine sind sehr billig; 40 Fl. per Hektoliter ist schon ein hoher Preis. Besondere Spezialitäten sind die Banater und Syrmischen «Wermute», auf eingelegte frische blaue Trauben übergossene alte Weißweine, die überdies mit Wermutkraut und andern Gewürzen versetzt werden, das ist der sog. «raizische Wermut», der namentlich in Syrmien viel erzeugt wird. Außerdem kennt man noch «gekochten» Wermut, d. i. eingedampften süßen Most, und die noch stärker eingedampften, mit Most versetzten «Senfweine». Auch die Schaumweinfabrikation wird in Ungarn, namentlich in Preßburg und Budapest, im großen Maßstabe betrieben; sie liefert gut bereitete Weine. Hauptweinhandelsplätze Ungarns sind: für Dessertweine Tokay und Ödenburg; für Rotweine: Ofen, Erlau, Villany, Szegszard; für Weißweine: Pest-Steinbruch, Preßburg, Somlau, Badacson, Weißenburg, Werschetz, Neusatz. Vgl. Schwicker, «Statistik des Königreichs Ungarn» (Stuttg. 1877). Ungarns Weinproduktion und Weinhandel schildert K. Braun in «Tokay und Jókai. Bilder aus Ungarn» (Berl. 1873).

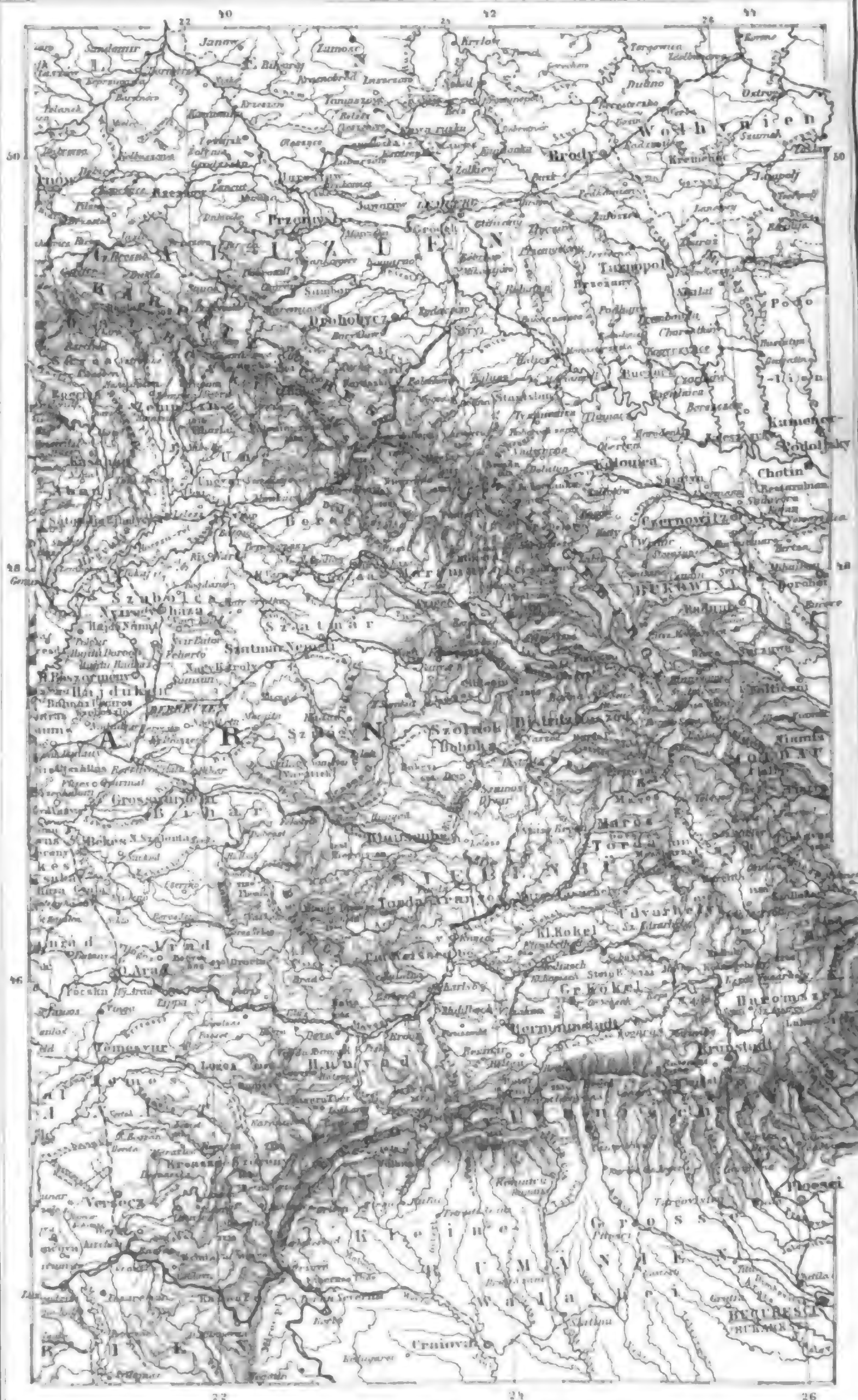
Ungarisch-Ischl, s. unter Sáros.

Ungarisch-Ostra, s. Ostra.

Ungarn (magyar. Magyar-ország, Land der Magyaren), Königreich, Hauptland der Länder der ungar. Krone der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, umfaßt in diesem engen Sinne 224018,72 qkm mit 11644514 E., mit dem seit 1868 vollständig damit vereinigten Siebenbürgen (s. d.) 280389,75 qkm mit (1880) 13728622 E. Im weitern Sinne liegt U. oder die Länder der ungarischen Krone innerhalb des 44. und 49.° nördl. Br. und des 32. und 44.° östl. L. (von Greenwich). Das eigentliche U., im Norden, Osten und Westen von Gebirgen erfüllt und umschlossen, bildet den größern Teil des weiten Kessellandes der Mitteldonau. Die Karpaten (s. d.), das Hauptgebirge U.s, beginnen an der Donau bei Theben neben der Marchmündung und ziehen von hier aus einen mächtigen Bogen und Grenzwall gegen Mähren, Schlesien und Galizien, treten auch nach Siebenbürgen über, von welchem aus jedoch mehrere Nebenäste wieder in das ungar. Land östlich der Theiß herüberreichen. Das durch die Fortsetzungen der Norischen und Karnischen Alpen gebildete Berg- und Hügelland Westungarns erreicht in dem Leithagebirge (s. Leitha) und im Vértesgebirge, der Fortsetzung des Bakonyerwaldes (s. d.), die Donau. In seinem südlichen, jenseit der Einsenkung des Plattensees gelegenen Teile, wo sich die Berggruppe von Fünfkirchen (das Mecsekgebirge) noch 400 m hoch erhebt, nähert es sich der Mur und Drave und reicht ostwärts bis an die in die Donau fließende Sárviz und den Sárvizkanal. U. enthält zugleich die größten Tiefebenen der genannten Länder. Die Kleine oder Oberungarische Tiefebene, zu beiden Seiten der mehrarmigen Donau zwischen Preßburg und Komorn, etwa 17000 qkm umfassend und 125 m hoch, überall von Bergen umschlossen, ist das Becken eines ausgetrockneten oder abgeschlossenen Binnensees, als dessen Rest der Neusiedlersee mit seinen sumpfigen Umgebungen anzusehen. Die Ebene ist meist sehr fruchtbar, namentlich auch die Donauinsel Schütt.

Sehr verschieden davon ist die östlicher gelegene Große oder Niederungarische Tiefebene (oder das Alföld, s. d.) an der Donau und der Theiß. Dieselbe erstreckt sich ohne Unterbrechung von Unghvár, Munkács und Szathmár gegen Südwesten bis Großwardein, Pest und Stuhlweißenburg, zieht sich dann südwärts bis Slawonien und in die Militärgrenze fort und nimmt im ganzen 97700 qkm ein. Auch diese Ebene ist ein ehemaliges Seebecken und hat zwischen Donau und Theiß nirgends eine Wasserscheide, die sich über 130 m absoluter Höhe oder 30 m über den Donauspiegel erhebt, sonst beträgt die durchschnittliche Erhebung des Alföld über die Meeresfläche nur 95 m. Ausgedehnte, mit Schilfdickicht oder Erlenholz bewachsene Sumpfstrecken, Torf- und Moorgründe an der langsam dahinflutenden, unzählige Inseln umarmenden Donau und der vielfach sich schlängelnden Theiß; zwischen beiden Flüssen unabsehbare Sandflächen, hier und da mit dünenartig aufgeworfenen niedrigen Flugsandhügeln; ebenso unabsehbare wasser-, baum- und schattenlose braune Heideflächen, unterbrochen von Grasangern mit stets im Freien weidenden Viehherden, von überaus fruchtbarem Ackerboden; weit auseinander liegende Meierhöfe und Wirtschaftsgebäude, Tanyen genannt, auf den Puszten (s. d.), seltene aber überaus weitläufige und volkreiche Dörfer und Flecken: dies gibt ein Bild dieser Landschaft, die man wohl mit einer asiat. Steppe oder amerik. Savanne vergleicht. Über 600 Flüsse und Bäche durchkreuzen U. nach allen Richtungen, und außer dem Poprad mit dem Dunajec, der sich in die Weichsel ergießt, gehören sie sämtlich zum Gebiet der Donau, die bei Theben oberhalb Preßburg in das Land tritt und sich bei dem Durchbruch zwischen dem Vértes- und Neogradergebirge, bei Waitzen, südwärts wendet, bis zur slawon. Grenze. Sie nimmt rechts die Leitha, Raab, Sárviz, Drau mit der Mur und an der Südgrenze die Sau auf, links die March, Waag, Neutra, Gran, Eipel und die mächtige Theiß (s. d.) mit dem Bodrogh, Hernad, Sajó, der Szamos, Kraßna, Körös und Maros. In den Karpaten finden sich kleine Alpenseen, Meeraugen genannt. Größere Seen besitzt U. in der Ebene, wie den Neusiedlersee und den Balaton- oder Plattensee, den größten

ALIZIEN.



Brockhaus

Zu den Artikeln: Ungarn und Galizien.

in Südeuropa. Von den ausgedehnten Sümpfen und Morästen, die besonders zahlreich am Neusiedlersee, an der Donau, Theiß, Kraßna und Sárviz sind, hat man in neuerer Zeit die meisten teils ganz trocken gelegt, teils beträchtlich vermindert. Der bedeutendste ist außer dem Hanság der Ecseder Sumpf im Szathmárer Komitat. Besonders merkwürdig sind die Sodaseen, von denen diejenigen auf der Debrecziner Heide jährlich 10000 Ctr. Natron liefern. Der Franzenskanal dient der Schiffahrt. Der Sárviz- und der Albrechts-Karasicza-kanal dienen zur Entwässerung. (Hierzu eine Karte: Ungarn und Galizien.)

Schon die geogr. Lage U.s, noch mehr aber die Form seiner Oberfläche machen dasselbe zu einem im allgemeinen klimatisch milden Lande. Mit Ausnahme des nach Norden geöffneten Popradеr Thals ist es vor den rauhen Nordwinden durch hohe Gebirge geschützt; im Süden aber öffnet es sich den warmen Südwinden, deren nicht selten heftigen Andrang die häufigen Gewässer mäßigen. Bei dem kontinentalen Charakter des ungar. Klimas finden sich, abgesehen von den Gebirgsgegenden, häufiger Witterungswechsel, glühend heiße Tage und sehr kühle Nächte in den Sand- und Heideflächen, und in den Sumpfniederungen treten oft Wechselfieber, bei ungeregelter Lebensweise andere Krankheiten ein. Gleichwohl ist das Klima im ganzen zuträglich, und die kräftigen Bewohner des Landes erreichen nicht selten das höchste Lebensalter. Diese klimatischen Verhältnisse, verbunden mit der größten Fruchtbarkeit des Bodens, machen U. zu einem Lande, das alles liefert, was zum Bedarf des Lebens gehört. In seiner reichen Flora begegnen sich die Pflanzen von Nord- und Süd-, von Ost- und Westeuropa. Die Bodenkultur schreitet mächtig fort, und U. ist mit seinen Nebenländern eins der Hauptgetreideländer der Erde. Die produktive Fläche beträgt in U. über 180000, in allen Ländern der ungar. Krone 296487,8 qkm. Außer Getreide baut man Mengen von Kartoffeln, viel Kohl (ein Lieblingsgericht der Ungarn), Kürbisse, Rüben, auch Runkelrüben zur Zuckerfabrikation. Nicht unbedeutend ist der Gartenbau, der alle Gemüsearten, vortreffliche Zucker- und Wassermelonen, Gurken u. s. w. liefert. Der Weinbau wird in U. (mit Siebenbürgen) auf 364273 ha oder 633076 Katastraljochen (Ungarn 578654 Jochen, Siebenbürgen 43479 Jochen) betrieben, mit den Nebenländern auf 425580 ha, und liefert insgesamt etwa 10—15 Mill. Hektoliter Wein. (S. Ungarische Weine.) Der Futterbau hat große Fortschritte gemacht. Obstkultur wird in manchen Gegenden, wie im Ödenburger Komitat, mit großem Erfolg betrieben. Es gibt im Westen ganze Kastanienwälder, im Süden Wälder von Pflaumenbäumen, aus deren Früchten Zwetschenbranntwein, Slibowitza oder Rakie hergestellt wird. Sehr gewöhnlich sind Walnußbäume, und im Süden gedeihen sogar Feigen und Mandeln. Die Pflege des Maulbeerbaums zur Seidenzucht hat in neuester Zeit zugenommen. Von Manufaktur- und Handelspflanzen baut man Flachs, Hanf, guten Saflor, auch Waid, Wau, Krapp und andere Färbepflanzen. Tabak wächst in U. mehr als in irgend einem andern Lande Europas. Von Ölgewächsen wird außer Lein besonders Raps und Rübsen kultiviert. Auch einige Gewürzpflanzen, wie Kümmel, Fenchel, Senf, Anis, roter türkischer Pfeffer oder Paprika, Süßholz, selbst Rhabarber werden gebaut. Die ausgebreiteten Waldungen liefern nicht nur bedeutenden Holzertrag, sondern auch große Quantitäten Eicheln zur Schweinemast, Galläpfel, Knoppern, Rinden, Harze, Kohlen, Pottasche u. s. w. Viele ebene Gegenden leiden an Holzmangel; dort brennt man Schilf, Rohr, Stroh, getrockneten Kuhmist.

Sehr wichtig ist die Viehzucht auf den Pußten wie im übrigen Lande. Pferde, zum Teil schon sehr veredelt, zählte man 1880 an 1819500 Stück. Das echt ungar. Pferd ist klein, aber flink und sehr ausdauernd. Große Militärgestüte finden sich zu Bábolna und Mezöhegyes im Komitat Csanád; außerdem bestehen einige Privatgestüte. Im J. 1883 wurden 9670 Pferde um den Wert von 3191000 Fl. ausgeführt. Das Rindvieh ist im ganzen von kleiner, in den Theißgegenden von ausgezeichneter Rasse; 1880 zählte man (in Ungarn-Siebenbürgen) 4597543 Stück Hornvieh. Bedeutend sind ferner die zum Teil veredelten Schaf- und die Schweineherden (9252123 und 4½ Mill. Stück), und auch die Geflügel-, namentlich die Gänse-, sowie die Bienenzucht ist ziemlich belangreich. Jagdtiere gibt es noch genug. Es finden sich außer dem Fuchse, Luchse und Wolfe in den Karpaten noch Bären; seltener sind Gemsen, Murmeltiere, Biber und Fischottern. Zahlreiches Wildgeflügel belebt die Gebirge und die wasserreichen und sumpfigen Gegenden. Überaus ergiebig ist die Fischerei in den Seen und Flüssen. U. ist eins der erzreichsten Länder Europas; doch nehmen die Edelmetalle sehr ab. Im J. 1883 gewann man 1628,8 kg Gold, 16708,3 kg Silber, 8102750 kg Kupfer, 210510 kg Blei, 176456400 kg Eisen, 2466280000 kg Steinkohlen. Der Gesamtwert der Bergwerksprodukte im J. 1883 war 21½ Mill. Gulden. Wertvolle Steine und Erden finden sich in größter Menge und Mannigfaltigkeit, namentlich ausgezeichnet schöne, dem Lande eigentümliche edle Opale zu Czervenicza im Komitat Sáros, auch Jaspis-, Holz- und gemeine Opale, Chalcedone von seltener Schönheit, edle und unedle Granaten, Marmor in allen Farben, darunter schwarzer bei Fünfkirchen u. s. w. Groß ist der Reichtum an Steinsalz in der Marmaros und in Siebenbürgen. Im J. 1882 betrug die Salzproduktion 163929300 kg im Werte von 12,6 Mill. Gulden. Auch liefert U. Alaun und auf den «Széks» (ausgetrockneten Wasserflächen) und an den Sodaseen natürliche Soda und natürlichen Salpeter. Asphalt wird besonders bei Großwardein gewonnen, jährlich an 1200 Ctr. Mineralquellen zählt man in U. 355, darunter vielbesuchte Heilquellen und stark benutzte Mineralwässer. So die warmen Schwefelbäder von Ofen, von Teplitz bei Trentschin, von Pöstény an der Waag; eine große Menge Sauerbrunnen, wie der «Schmecks» oder das «Karpatenbad» («Tátrafüred») zu Großschlagendorf in der Zips, der Suliguler Brunnen in dem Marmaroser Komitat, der Herláner Brunnen zu Rank im Abaujvárer, der zu Szalatnya im Honter Komitat; die stark besuchten eisenhaltigen Bäder von Bartfeld im Sároser, die warmen Eisenquellen zu Lucska im Liptauer Komitat, die salzhaltigen Gesundbrunnen von Ungarisch-Ischl im Soóvárer Salzkammergut u. s. w.

Die ungar. Länder zeigen hinsichtlich der Nationalitäten große Mannigfaltigkeit. Mit Siebenbürgen zählte man im J. 1880 Magyaren 6403600, Deutsche 1869800, Slowaken 1855400, Ruthenen

353226, Rumänen 2403000, Serben und Kroaten 631990 und Sonstige (Zigeuner, Bulgaren, Griechen, Armenier u. s. w.) 168108 Seelen. Die gesamte Bevölkerung U.s und Siebenbürgens wohnt in 143 Städten, 1822 Groß- und 10870 Kleingemeinden, endlich in 3917 Puszten oder Weilern. Von den Städten zählten 1880 nur fünf mehr als 50000 E., ohne Militär, nämlich Budapest, Szegedin, Theresiopel, Debreczin und Hódmező-Vásárhely. Das volkreichste Dorf ist Orosháza mit (1880) 18000 E. Am schlechtesten wohnt und lebt der Walache und der Ruthene, besser der Slowake und Magyar, letzterer, im Gegensatze zu seiner knappen Kleidung, in möglichst weiter Behausung; die wohnlichsten Behausungen haben im Lande die Deutschen. Das Sprachgebiet der Magyaren, das ausgedehnteste von allen, nimmt das Innere des Landes, also im allgemeinen die große und zum Teil die kleine ungar. Ebene ein, wird aber von deutschen, slawischen und walachischen, zum Teil sehr ausgedehnten Sprachinseln unterbrochen. In Siebenbürgen bilden die Szekler eine kompakte magyar. Bevölkerung. Die Slowaken wohnen im gebirgigen Nordwesten (Slowakei), die Ruthenen im Nordosten, die Slowenen vorherrschend im Westen, die Kroaten im Südwesten, die Serben im Süden und zerstreut im Innern, die Walachen im Südosten. Die Deutschen haben im Süden der Donau längs der Grenze gegen Niederösterreich und Steiermark ein größeres kontinuierliches Gebiet, außerdem wohnen sie in größern Gruppen in der Zips, in Budapest und Umgebung, im Banat und in der Bácska, in der Baranya («Schwäb. Türkei»), endlich auf dem frühern Sachsenboden in Siebenbürgen und sonst zerstreut in allen größern Orten des Landes. Was das religiöse Bekenntnis anlangt, so zählte man 1880 in U. und Siebenbürgen 6482595 Römisch-Katholische, 1486600 Griechisch-Katholische, 1937105 Griechisch-Orientalische, 1107515 Evangelische Augsburgischer Konfession (meist Deutsche und Slowaken), 2023257 Evangelische Helvetischer Konfession (meist Magyaren), 55787 Unitarier (nur Magyaren), 624737 Juden und 11028 Sonstige.

Industrie und Handel hatten schon vor der Revolution von 1848 sich in U. zu entwickeln begonnen. Unter den Handwerkern zeichnen sich die Verfertiger von Tschismen (Stiefeln aus Korduan), die Schnürmacher, Kürschner, Riemer und Gerber aus; zahlreich sind die Verfertiger von Holzarbeiten, Flechtwerk aus Stroh und Rohr. Die Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft hat ihr Hauptwerft zu Alt-Ofen. Spinnen und Weben ist in einigen nördl. Komitaten allgemein im Gange. Am meisten wird die Leinweberei noch in der Zips betrieben; gedruckte Leinwand liefert die Umgegend von Eperies; im ganzen Lande, namentlich aber in Nordungarn, dann in Siebenbürgen (in und um Kronstadt und Hermannstadt) wird wollenes Grobtuch, Feintuch, grobe Decken, Teppiche, Halinatücher (Bauernmäntel), grobe Zwirnspitzen, Seilerarbeiten, Siebmacherwaren erzeugt. Die Seidenindustrie hat in neuerer Zeit Fortschritte gemacht. Bedeutend ist die Papierfabrikation, die Ledergerberei, die Fabrikation von Korduan, Saffian und Juchten; zahlreich sind die Horndrechslerarbeiten. In Metallen arbeiten zahlreiche Eisen- und Stahlhämmer, mehrere Eisengießereien, Blech- und Drahtwerke, Armaturfabriken u. s. w. An Kupferschmieden, Gold- und Silberarbeitern fehlt es im Lande nicht, und von beträchtlicher Ausdehnung ist die Töpferei; unter den Porzellan- und Majolikafabriken ist die berühmteste zu Herend im Komitat Veszprim. Etwa 60 Glashütten sind im Gange, liefern aber meist nur geringe Glassorten. Die Zuckerraffinerien und Runkelzuckersiedereien haben sehr abgenommen. Von Wichtigkeit sind die Eisensiedereien, sowie die Talg-, Stearin- und Wachslichterfabriken, die Soda-, Salpeter- und vielen Pottaschsiedereien, die Öl- und Petroleumraffinerien, die zahlreichen Branntweinbrennereien, Rosoglio- und Liqueurfabriken und großen Bierbrauereien. Den größten Aufschwung nahm die Mühlenindustrie. Die im J. 1885 in Budapest abgehaltene Landesausstellung bekundete auf den meisten Gebieten der agrikolaren, montanistischen und industriellen Produktion erhebliche Fortschritte. Vgl. Schwicker, «Die ungar. Landesausstellung im J. 1885» (Budapest 1885). Der Handel wird unterstützt durch ein Eisenbahnnetz von über 9000 km Länge. Hauptlinien sind: die Österreichisch-Ungarische Staatsbahn von Wien nach Budapest, Temesvár, Báziás und Verciorova (der ungar. Teil 1424,72 km), die Südbahn von Budapest über Kanischa nach Triest (ungar. Teil 701,68 km), die Budapest-Semliner Staatsbahn, die Ungarische Nordostbahn mit den Hauptlinien Debreczin-Szigeth und Szerencs-Kiralyhaza, die Nordbahn (Budapest-Ruttek) mit vielen Zweigbahnen, die Ostbahn (Großwardein-Kronstadt), die Westbahn (Raab-Steinamanger-Graz) und die Waagthalbahn (Preßburg-Sillein) u. s. w. Die Länge der Telegraphenlinien betrug 1882 in ganz U. 15831,5 km, die Zahl der Telegraphenämter 1173, der Postanstalten 2775. Von den Flüssen wird die Donau auf ihrem ganzen Laufe durch U., die Drau, Save, Theiß und Temes zum Teil mit Dampfschiffen befahren. Die erste k. k. privilegierte Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft besitzt (1884) 189 Dampfschiffe und 744 Schleppboote; die Raaber Dampfschiffahrtsgesellschaft besitzt 5 Dampfboote mit 590 Pferdekraft und 19 Schleppboote. Das erste ungar. Kreditinstitut war die 1840 in Pest gegründete Erste Vaterländische Sparkasse, der sich 1842 die Ungarische Kommerzialbank, 1864 die Ungarische Gewerbebank und 1865 die Ungarische Bodenkreditanstalt daselbst anschlossen. Im ganzen gab es 1883 in U. 120 Handelsgewerbe- und Kreditbanken, 348 Sparkassen, 326 Spar- und Vorschußvereine. Die Aufhebung der Binnenzolllinien 1850 hat U.s Handel wesentlich gehoben.

Die geistige **Kultur** des Landes ist im Fortschritt begriffen. Durch das Gesetz von 1868 wurde das Volksunterrichtswesen geregelt. In 12780 Gemeinden U.s und Siebenbürgens gab es 1865 nur 13145, 1884 aber schon 16205 Volksschulen. Die Schülerzahl der Alltagsschulen war 1395698, der Wiederholungsschulen 405042 (vom 13. bis 15. Jahre). Der Nationalität nach gab es 1884 unter den schulbesuchenden Kindern 911715 Magyaren, 282387 Deutsche, 214633 Rumänen, 268557 Slowaken, 45,778 Serben, 31350 Kroaten, 46211 Ruthenen. Das relativ niedrigste Prozent zeigt die griech.-kath. und die orthodox-orient. Kirche, also Rumänen, Ruthenen, Serben. Bürgerschulen besitzt U. 136 mit 876 Lehrern. Im J. 1884 bestanden 54 Lehrer- und 16 Lehrerinnenpräparandien, mit 641 Lehrern und 3917, dar-

unter 1045 weiblichen Zöglingen. Im J. 1885 belief sich die Zahl der Gymnasien in U. und Siebenbürgen auf 150; an 36 unterrichteten Ordensgeistliche; 53 waren protestantisch. Die 1850 eingeführten Realschulen belaufen sich auf 27, wovon auf Budapest 4 entfallen. Sämtliche Mittelschulen U.s und Siebenbürgens zählten 1885: 2678 Lehrer und 42937 Schüler. Ungarn-Siebenbürgen hat zwei Universitäten: in Budapest (seit 1777) mit (1884—85) 180 Docenten und 3369 Studenten und in Klausenburg (seit 1872) mit 64 Docenten und 449 Studenten. An technischen Hochschulen besteht nur das Josephs-Polytechnikum zu Budapest (seit 1844) mit 37 Docenten und 662 Studenten. Den Universitäten schließen sich 13 Rechtsakademien an, von denen 5 den prot. Konfessionen gehören. Theol. Anstalten waren 1885: römisch-katholische 24, protestantische 12, unitarische 1, griechisch-katholische 3 und griechisch-orientalische 2. Außerdem bestehen eine Berg- und Forstakademie in Schemnitz, zwei Bergmannsschulen (Schemnitz und Felsö-Bánya), eine landwirtschaftliche Akademie zu Ungarisch-Altenburg, 4 landwirtschaftliche Anstalten, eine Winzerschule, eine önologische Schule, eine Handelsakademie und 15 Handelsschulen. Wissenschaftliche und litterarische Zwecke verfolgen noch: die Ungarische Akademie der Wissenschaften, die Kisfaludy-Gesellschaft, die Historische, die Naturwissenschaftliche, die Geographische und andere Gesellschaften. In Budapest besteht, nächst Wien, der lebhafteste Buchhandel der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, und auch die Typographie hat hier eine hohe Stufe erreicht. Die Ungarische Litteratur und Sprache (s. d.) hat in der neuern Zeit eine außerordentliche Entwickelung begonnen und zählt Dichter und Schriftsteller ersten Ranges.

Die polit. Einteilung der ungar. Länder ist durch die Gesetze von 1873 und 1876 eine neue geworden, welche die privilegierten Distrikte aufhoben und in Komitate einverleibten, nicht nur in Ungarn, sondern auch in Siebenbürgen. Die vier Kreise: diesseit und jenseit der Donau und Theiß haben keine polit. Bedeutung mehr. U. mit Siebenbürgen umfaßt jetzt 63 Komitate. Die kirchliche Einteilung der verschiedenen Religionsgenossen in den ungar. Ländern ist folgende: I. Röm.-kath. Kirche: a) ungar.-siebenbürg. Provinz: 1) Primas von Gran, dessen Suffragane die Bischöfe von Veszprim, Stuhlweißenburg, Fünfkirchen, Raab, Waizen, Neutra, Neusohl, Steinamanger; 2) Erzbischof von Kalocsa, dessen Suffragane die Bischöfe von Csanád, Großwardein und Siebenbürgen; 3) Erzbischof von Erlau, dessen Suffragane die Bischöfe von Szathmár, Kaschau, Rosenau und Zipsen; b) die kroatisch-slawon. Provinz: Erzbischof von Agram, dessen Suffragane die Bischöfe von Diakovár und Zeng. II. Griech.-kath. Kirche: a) Erzbischof von Fogaras in Siebenbürgen mit dem Sitze in Blasendorf, dessen Suffragane die Bischöfe von Szamos-Ujvár und Lugos; b) die Suffraganbischöfe des Primas von Gran, nämlich die Bischöfe von Eperies, Munkács, Großwardein; c) der Suffragan des Erzbischofs von Agram, Bischof von Kreuz. III. Griech.-nichtunierte oder orthodoxe Kirche, und zwar a) serbische: der Patriarch von Karlowitz, mit den ihm untergeordneten Bischöfen von Ofen, Bács, Temesvár, Werschetz, Pakratz und Karlstadt; b) rumän. oder walach. Kirche unter dem Metropoliten von Siebenbürgen (Hermannstadt), mit den Bistümern Arad und Karansebes. IV. Prot. Kirche: 1) die evangelisch-lutherische, a) in U., hat vier Superintendenzen, die preßburger, die jenseit der Donau, die montaner und die theißer Superintendenz; b) in Siebenbürgen, die Superintendenz der Sachsen oder die siebenbürg. Landeskirche Augsburgischen Bekenntnisses; 2) evang.-reform. oder calvinische Kirche, a) in U., hat vier Superintendenzen, die pester, die jenseit der Donau, die diesseit der Theiß und die jenseit der Theiß; b) in Siebenbürgen, mit einer Superintendenz oder einem Bischof; beide Kirchendistrikte sind gegenwärtig im Generalkonvent Helvetischer Konfession vereinigt. V. Die Unitarische Kirche in Siebenbürgen. Außer den christl. Konfessionen hat U. mit seinen Nebenländern auch eine bedeutende Anzahl Israeliten, welche durch das Gesetz von 1867 polit. Gleichberechtigung erlangt haben.

Die Verfassung des Königreichs U. ist eine der ältesten in Europa. Von der Goldenen Bulle (1222) bis zu den Hauptgesetzen von 1848 und 1867 sind folgende ihre Hauptmomente: die Thronfolge wurde durch das Gesetz von 1687 und durch die Pragmatische Sanktion (s. d.) von 1724 bestimmt, welche mit den Gesetzen von 1791 und 1848 die königl. Rechte und die Regierungsform umschreiben. Demgemäß ist die Krone U. erblich im Hause Habsburg-Lothringen (und zwar zunächst im männlichen, sodann auch im weiblichen Stamm) und der jedesmalige Kaiser von Österreich ist zugleich «Apostolischer König von U.» (S. Österreichisch-Ungarische Monarchie.) Der König, welcher mittels eines verantwortlichen Ministeriums regiert, teilt die Gesetzgebung mit dem Reichstage, welcher jährlich einberufen wird, und aus dem Hause der Abgeordneten und dem der Magnaten besteht. Die Abgeordneten werden ohne Unterschied der Nationalität und der Religion gewählt. Der Census der Wähler ist so niedrig gestellt, daß die Wahlbefähigung fast an das allgemeine Stimmrecht reicht. Die Zahl der Repräsentanten ist 453, von welchen auf U. und Siebenbürgen 413, auf den kroat.-slawon. Landtag 40 fallen. Sie werden auf fünf Jahre gewählt. Das Oberhaus oder das der Magnaten besteht nach dem neuen Gesetze vom J. 1885 aus den großjährigen Prinzen des königl. Herrscherhauses, dann aus den 12 Reichswürdenträgern und Kronhütern, aus den Erzbischöfen und Diöcesanbischöfen der kath. und der griech.-orient. Kirche, aus den vier ältesten Superintendenten und Kuratoren der beiden prot. Konfessionen, aus den Vorstehern der unitarischen Kirche, aus zwei ernannten Vertretern der Juden; ferner aus dem Gouverneur von Fiume, aus allen großjährigen ungar. Fürsten, Grafen und Freiherren, welche die erbliche Magnatenwürde besitzen und jährlich mindestens 3000 Fl. direkte Steuern bezahlen; aus 50 auf Lebenszeit gewählten und 50 von der Krone auf Lebenszeit ernannten Mitgliedern; endlich aus drei Delegierten des kroat.-slawon. Landtags. Der König beruft, vertagt und löst den Reichstag auf. Die neuen Wahlen müssen so veranstaltet werden, daß das Repräsentantenhaus sich binnen drei Monaten wieder versammeln kann. Der 12. Artikel der Gesetze von 1867 gewährt die Grundlage für den Ausgleich mit dem andern Teile der österr. Monarchie. Alle Bewohner U.s und seiner Nebenländer sind ohne Unterschied der Religion und Nationalität gleich. Die

Bewohner des Landes nehmen nicht nur durch die Wahlen der Deputierten an der Gesetzgebung teil, sondern sie üben in den Gemeinden sowie in den Komitaten auch die Selbstverwaltung.

Nach den Schlußrechnungen des J. 1884 waren die ordentlichen Staatseinnahmen 300455378 Fl., die Ausgaben 305639571 Fl., somit das Defizit im ordentlichen Staatsbudget 5184193 Fl. österr. Währung. Insgesamt betrug aber im J. 1884 das Kassendefizit 41018450 Fl. Die direkten Steuern ergaben 96 Mill. Fl., die Verzehrungssteuern 8,1 Mill. Fl., das Tabakmonopol 22,5 Fl. netto, das Salzgefälle 12,1 Mill. Fl. netto u. s. w. Die ungar. Staatsschuld belief sich Ende 1884 auf 1519598878 Fl.; dazu kommt der Anteil an der Staatsschuld der im Reichsrate vertretenen Länder mit 30 Proz. des Standes vor 1868, zu deren Verzinsung und Amortisation U. jährlich 30927997 Fl. zahlt. Das ungar. Staatsvermögen wird 1884 zu 1750,6 Mill. Fl. berechnet. Bringt man hiervon die Staatsschuld in Abzug, so ergibt sich ein Reinvermögen von 231,04 Mill. Fl. Die Liegenschaften des Staats betragen 887,8 Mill. Fl.

Das ungar. **Wappen** ist ein doppeltes, und zwar ein Gesamtwappen der Länder der ungar. Krone und ein Wappen des Königreichs U. Dieses ungar. Wappen im engern Sinne ist ein längsgeteilter Schild, über den zwei Engel die Stephanskrone (mit schiefgestellter Spitze) halten; das rechte Feld ist achtmal in Rot und Silber quergeteilt, im linken (roten) Felde befindet sich ein dreifacher grüner Hügel, dessen mittlere Spitze mit einer offenen goldenen Krone bedeckt ist, aus welcher ein silbernes Doppel-(Patriarchen-)Kreuz hervorgeht; der Schild ist von der Kette des Stephansordens umhangen. Die ungar. **Nationalfarben** sind rot, weiß und grün. Ein speziell ungar. Orden ist der Stephansorden.

Vgl. Fenyes, «Magyarország statistikája» (3 Bde., Pest 1840—43), «Magyarország leirása» (2 Bde., Pest 1847) und «Wörterbuch der Geographie U.s» (4 Bde., Pest 1851); ferner Palugyai, «Histor.-geogr.-statist. Beschreibung des Ungarischen Reichs» (Pest 1852); Joh. Hunfalvy, «A' magyar birodalom természeti viszonyainak leirása» («Beschreibung der Naturverhältnisse U.s», 3 Bde., Pest 1863—65); Ditz, «Die ungar. Landwirtschaft» (Lpz. 1867); K. Keleti, «Stazánk es népe» («Unser Vaterland und sein Volk», Pest 1871); J. H. Schwicker, «Statistik des Königreichs U.» (Stuttg. 1877) und «Das Königreich U.» (Wien 1886). Für die ethnogr. Verhältnisse vgl. Czoernig, «Ethnographie der österr. Monarchie» (2 Bde., Wien 1855—57); Rösler, «Dacier und Romänen, eine geschichtliche Studie» (Wien 1866); H. J. Bidermann, «Die ungar. Ruthenen» (Innsbr. 1862); Löher, «Die Magyaren und andere Ungarn» (Lpz. 1874); Hunfalvy, «Magyarország Ethnographiaja» («Ethnographie U.s», Budapest 1876; deutsch von Schwicker, Budapest 1877); Hunfalvy, «Die Magyaren oder Ungarn» (Wien u. Teschen 1881); Slavici, «Die Rumänen» (Wien u. Teschen 1881); Schwicker, «Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen» (Wien u. Teschen 1881); Stefanović, «Die Serben» (Wien u. Teschen 1882); Schwicker, «Die Zigeuner in Ungarn und Siebenbürgen» (Wien u. Teschen 1883); Vámbéry, «Ursprung der Magyaren» (Lpz. 1883).

Geschichte. Die Geschichte U.s beginnt um das J. 894 mit der Einwanderung und Festsetzung der Magyaren in Pannonien (s. d.) unter ihrem Heerführer Almos und dessen Sohn Arpád. Die Magyaren unternahmen kriegerische Züge bis an die Nordsee hin, bis in den Süden Frankreichs und Italiens und bis an das Schwarze Meer. Aber die öftern Niederlagen, die sie in Deutschland schon unter König Heinrich I. 933 bei Keuschberg, dann von den Sachsen, Franken und Bayern und endlich von Kaiser Otto I., zuletzt auf dem Lechfelde 955 erlitten, gaben ihnen eine andere Richtung. Man begann die Grenzen des Ungarischen Reichs zu bestimmen und zu befestigen, neue auswärtige Kolonisten zum Ersatz der geschwächten Bevölkerung und zur Einführung der Künste des Friedens anzusiedeln und die deutschen und slaw. Kriegsgefangenen mehr zum Ackerbau und zu Gewerben zu verwenden. Durch die vielen christl. Sklaven, die Verbindung mit dem byzant. Hofe, besonders aber durch die Bemühungen Herzog Geysas, 972—997, und seiner christl. Gemahlin, Sarolta (Karoline), wurde allmählich die Einführung des Christentums in U. vorbereitet, welche Geysas Sohn Stephan, 997—1038, mit Hilfe röm. Priester und deutscher Ritter endlich durchsetzte und auf alle Art zu sichern sich bemühte. Für so große Verdienste erhielt Stephan vom Papst Sylvester II. eine Krone, welche seitdem den obern Teil der sacra regni Hungariae corona ausmacht, während der untere Teil aus der dem König Geysa I. vom griech. Kaiser Manuel Dukas geschenkten Krone besteht, nebst einem Patriarchenkreuz und dem Titel des apostolischen Königs. Hiermit wurde Stephans Land zum Königreich erhoben. Indessen standen noch lange nach Stephans Tode dem Aufblühen des Staats und der Entwickelung seiner Kräfte große Hindernisse entgegen. Dahin gehörten die Reaktion der Eingeborenen gegen die vom König Peter, 1038—46, Stephans Nachfolger, zu sehr begünstigten Ausländer und der fortwährende geheime Kampf des Heidentums mit dem Christentum. Ein gewaltiger Ausbruch dieses Kampfes erfolgte beim Regierungsantritt Andreas' I., 1046—60, der letzte aber unter Béla I., 1060—63, auf dem Reichstage von 1062. Auf Béla I. folgten dessen Neffe Salomo und Geysa I., 1074—77. Aus dem Dunkel dieser Zeit treten glänzend hervor Ladislaus I., 1077—95, Geysas Sohn, und Koloman, 1095—1114. Beide erweiterten die Grenzen des Reichs, jener durch Kroatiens und Slawoniens (1089), dieser durch Dalmatiens Eroberung (1102). Beide behaupteten mit Festigkeit die Würde der ungar. Krone und die Selbständigkeit der Nation gegen äußere Angriffe; beide stellten durch treffliche Gesetze im Innern Ordnung her. Wichtig für die Kultur des Landes war die Einführung deutscher Kolonisten aus Flandern, dem Elsaß und andern Gegenden nach der Zips und Siebenbürgen durch Geysa II., 1141—62, und die engere Verbindung U.s mit Byzanz unter Béla III., 1173—1204, der daselbst erzogen war. Unter Andreas II., 1205—35, erzwang der Adel 1222 die Erweiterung seiner Vorrechte durch die Goldene Bulle, die Geistlichkeit 1233 ein günstiges Konkordat. Bélas IV., 1235—70, wohlthätige Reformen wurden durch den Einfall der Mongolen 1241 unterbrochen. Nach dem Abzuge der Horden sammelte Béla die übriggebliebenen Bewohner, rief deutsche und ital. Ansiedler in das entvölkerte Land, stellte Ordnung und Sicherheit her, begünstigte und hob den Bürgerstand, indem

er die Anzahl der Freistädte vermehrte, führte den tokayer Weinbau ein und förderte auf alle Art den Wohlstand. Allein durch die Ernennung seines Sohnes Stephan zum Mitregenten veranlaßte er Irrungen, die das königl. Ansehen erschütterten und den Verfall des Staats herbeiführten. Mit dem Tode Andreas' III. erlosch 1301 die männliche Linie des Arpadischen Stammes.

Nach mehrfachen Thronfolgestreitigkeiten wurde der Herzog Karl Robert von Anjou 1307 zum König gewählt, und unter ihm und den Regenten aus seinem Hause erreichte U. eine hohe Macht.

Sein Sohn und Nachfolger Ludwig I., 1342—82, erweiterte die Grenzen seines Reichs über Polen und Rotrußland. Seit 1370 vereinigte er die Kronen von U. und Polen. Des deutschen Kaisers Sigismund Regierung, der als Schwiegersohn Ludwigs I. die ungar. Krone erhielt, füllten Streitigkeiten mit den Großen des Reichs, sowie der Einbruch der Türken 1391 und die Hussitenkriege aus. Auch führte er in U. Gleichheit der Maße und Gewichte und das erste Militärreglement ein, erhob 1405 die königl. Freistädte zur Reichsstandschaft und sicherte den Bauern die Freizügigkeit zu, die Ludwig beschränkt hatte. Nach Sigismunds Tode ging die ungar. Krone 1437 zum ersten mal an das Haus Habsburg, nämlich an den Herzog Albrecht V. von Österreich (als deutscher König Albrecht II.) über, weil er mit Elisabeth, Sigismunds Tochter, vermählt war. Derselbe starb indessen schon 1439, und seine schwangere Witwe willigte in eine Verbindung mit dem Jagellonen König Wladislaw von Polen, den die Magnaten zum König von U. erwählten. Inzwischen zerschlug sich jedoch die eheliche Verbindung zwischen dem Jagellonen und Elisabeth, indem letztere 1440 einen Sohn, den spätern König Ladislaus, gebar, den ein Teil der Ungarn ebenfalls als König anerkannte, sodaß über das Recht der beiden gleichnamigen Herrscher innere Streitigkeiten entstanden. Wladislaw I. fiel 1444 bei Varna gegen die Türken, und nun bestieg 1445 Ladislaus Posthumus, der Sohn Albrechts und Elisabeths, den Thron; zum Gubernator des Reichs aber wurde Johann Hunyad gewählt. Letzterer wehrte mit großem Erfolg die Einfälle der Türken in U. ab. Nach Ladislaus' Tode wurde 1458 Hunyads Sohn, Matthias Corvinus, zum König von U. gewählt, der die Regierung mit sicherer Hand führte. Diplomatiker und Feldherr zugleich, demütigte oder beschwichtigte er alle innern und äußern Feinde des Reichs. Nach ihm ward der böhm. König Wladislaw II. auf den ungar. Thron erhoben. Unter seiner, 1490—1516, und seines Sohnes, Ludwig II., 1516—26, schwachen Regierung führten der Ehrgeiz und die Habsucht der Großen, an deren Spitze Stephan Zápolya und nach diesem dessen Sohn Johann im Innern die größte Verwirrung und einen Bauernaufstand herbei, der 1514 auf das grausamste unterdrückt wurde. Eine Folge dieser Zerrüttung war die unglückliche Schlacht bei Mohács 1526, die dem König Ludwig II. das Leben kostete und einen großen Teil U.s auf 160 Jahre in eine türk. Provinz verwandelte. Um den Rest des Landes stritten sich die Gegenkönige Ferdinand von Österreich (Ferdinand I.) und Johann Zápolya. Endlich verschafften die protestantisch Gesinnten, die aus Furcht vor Zápolyas Verketzerungssucht Ferdinand anhingen, letzterm die Oberhand, und Zápolya mußte sich mit Siebenbürgen und einigen Komitaten Oberungarns begnügen. U. blieb seitdem unter der Herrschaft des Hauses Habsburg. Jene Teilung enthielt indessen den Keim unaufhörlicher, von den Türken und Franzosen genährter Zwistigkeiten mit Zápolyas Nachfolgern, als Fürsten von Siebenbürgen, und brachte in Verbindung mit den Verfolgungen der Protestanten, besonders seit der Aufnahme der Jesuiten 1561, bürgerliche Unruhen hervor, zu deren Beilegung die Friedenstraktate von Wien (1606) mit Steph. Bocskai, von Nikolsburg (1622) mit Bethlen Gabor und von Linz (1645) mit Georg Rákóczi eingegangen wurden. Endlich eroberten Leopolds I. Feldherren Ofen 1686, und der preßburger Reichstag erkannte 1688 die Erblichkeit der ungar. Krone an, während die Pforte im Frieden von Karlowitz 1699 das von ihr bisher besetzte U., mit Ausnahme des Bezirks von Temesvár, nebst Siebenbürgen zurückgab.

Dieser Friede und die Errichtung der Commissio neoacquistica, vor welcher alle Ansprüche auf die von türk. Botmäßigkeit befreiten Landgüter nachgewiesen werden mußten, veranlaßten jedoch neue Bewegungen, welche erst Joseph I. durch den Szathmárer Frieden 1711 dämpfen konnte. Karl VI., als König von U. Karl III., sicherte durch die Pragmatische Sanktion von 1724 auch den weiblichen Descendenten des habsburgischen Hauses die Thronfolge in U. und verbesserte die Verwaltung. Auch schuf er ein stehendes Heer für U. und die Militärkontribution zu dessen Unterhaltung. Durch den Passarowitzer Frieden kam 1718 der Temeser Bezirk an U. zurück, und der nachteilige Belgrader Friede bestimmte 1739 die noch gegenwärtigen Grenzen U.s gegen die Türkei. Ungemeine Verdienste um U. erwarb sich die Kaiserin Maria Theresia durch die Regulierung der Unterthanenverhältnisse, das sog. Urbarium, 1765, durch die Aufhebung des Jesuitenordens 1773 und durch die Reform des Schulwesens. Auch Joseph II. nahm wichtige Veränderungen mit der ungar. Verfassung vor, und zwar in der besten Absicht. Da er jedoch die Reformen ohne Rücksicht auf die bestehende Verfassung durchführen wollte, fand er an den privilegierten Ständen (Adel und Geistlichkeit) den heftigsten Widerstand, namentlich auch infolge der Einführung des Deutschen als der alleinigen Amtssprache, sodaß er sich genötigt sah, 28. Jan. 1790 in vielen Dingen das alte Wesen wiederherzustellen. Kaiser Leopold II., der seinem Bruder Joseph folgte, berief sofort den seit 25 Jahren nicht versammelten Reichstag und stellte die Verfassung wieder her. Unter Franz I. nahmen Industrie und Handel, sowie der nationale Geist großen Aufschwung. Der herrschende Adel hatte sich mehr und mehr mit dem Habsburger Stamme ausgesöhnt und gab hiervon einen Beweis, als Napoleon I. 1809 die Ungarn vergeblich zum Abfall von Österreich aufforderte.

Dennoch verkannte die Regierung des Kaisers Franz die wahre Lage des Landes. Man berief keine Reichstage mehr, versuchte aber Steuern- und Rekrutenerhebungen und stieß hier auf einen Widerstand, der die Berufung eines Reichstags (1825) unabwendbar machte. Nach Wiederherstellung eines leidlichen Einverständnisses zeigte sich die Regierung doch nicht gesonnen, die notwendigen Reformen zu veranlassen, und es wuchs die polit. und nationale Opposition, als deren Wortführer Männer wie Graf Stephan Széchenyi

hervortraten. Der Reichstag von 1830 (September bis Dezember) zeigte diese Wendung schon im siegreichen Fortschritt. Die Bewilligung der Rekruten, die Anstellung eingeborener Offiziere, der Gebrauch der magyar. Sprache waren die wichtigsten Anlässe, die junge Macht dieser nationalen Opposition zu bewähren und ihr (z. B. in der Sprachenfrage) unzweideutige Erfolge zu erringen. Im Dez. 1832 trat ein neuer Reichstag zusammen, dem die Regierung die Erledigung der Urbarialverhältnisse vorlegte. Allein die Regelung des Verhältnisses zwischen Adel und Bauern genügte den Reformern nicht mehr; sie verlangten Umänderungen in der polit. Verfassung des Landes. In diese Zeit fällt auch die erste polit. Wirksamkeit Kossuths. Inmitten der zunehmenden Bewegung starb 1835 Kaiser Franz.

Die Regierung machte unter seinem Sohne und Nachfolger Ferdinand (als König von U. Ferdinand V.) mehrere Konzessionen. Die Urbarialverhältnisse kamen im Herbst 1835 zur definitiven Erledigung. Indem die bäuerlichen Verhältnisse dadurch besser geordnet, die unbedingte Steuerfreiheit des Adels beschränkt wurde, bewies sich diese Reform der freiheitlichen Entwickelung sehr günstig. Der im Juni 1839 zusammengetretene Reichstag war jedoch fast nur beschäftigt mit Beschwerden über einzelne verfassungswidrige Maßregeln der Regierungspolitik und schloß im Mai 1840 mit dem Sprachengesetz, welches das Übergewicht des Magyarentums sanktionierte, und einer Amnestie für alle, die wegen Mißbrauchs der Redefreiheit gerichtlich verfolgt oder verurteilt worden waren. Die magyar. Opposition erhielt durch den «Pesti Hirlap», den Kossuth seit 1841 herausgab, ein einflußreiches Organ. Auf dem Reichstage 1843—44 wurde den Nichtadeligen Fähigkeit des Besitzes und der Beförderung zu jedem Amte eingeräumt und durch ein neues Sprachengesetz das volle Übergewicht des Magyarentums bestätigt. Als der Erzherzog Palatinus, Joseph (seit 1797 Palatinus), 13. Jan. 1847 starb, wurde sein Sohn, Erzherzog Stephan (in U. geboren und erzogen), zum Statthalter ernannt und auf dem Reichstage von 1847, den der König im November zuerst mit einer magyar. Rede eröffnete, zum Palatinus gewählt. Die Regierung trat mit einer Reihe von Propositionen hervor, welche teils Handels- und Verkehrsverhältnisse, teils polit. Fragen, wie die Stellung der Freistädte, die Aviticität, die Roboten und Ähnliches, betrafen. Die Opposition verlangte Preßfreiheit, ein verantwortliches Ministerium, Vereinigung Siebenbürgens mit U., öffentliche Verhandlung aller Staatsangelegenheiten, allgemeine Besteuerung, Gleichheit vor dem Gesetze, Reform des Urbarialwesens und Abstellung der Aviticität. Der Einfluß Kossuths auf diesem Reichstage zeigte sich bereits außerordentlich überwiegend; doch war eine Verständigung mit der Regierung schon angebahnt, als die franz. Februarrevolution und die Bewegung in Wien (März 1848) alles ins Rollen brachte.

Die Wünsche der liberalen Opposition fanden nun in Wien rasche Gewährung. Graf Ludwig Batthyányi, einer ihrer Führer, wurde mit der Bildung eines besondern Ministeriums für U. beauftragt, in welches auch Széchenyi, Szemere, Kossuth, Deák, Mészáros eintraten. So war die magyar. Bewegung schnell zu vollem Siege gelangt. Allein die Magyaren hatten stets die andern Nationalitäten des Landes zu wenig in Anschlag gebracht, und dies benutzte jetzt die Reaktion in Siebenbürgen unter den Walachen, in U. unter den Serben und Kroaten. Die Kroaten wählten Jellachich zum Banus und strebten auf die Trennung von U. hin. Diese Zerwürfnisse führten bald zu offenem Kampfe zwischen dem umgestalteten U. und den Serben und Kroaten. Beide Teile suchten (Juni) beim Kaiser, der damals in Innsbruck residierte, ihr Recht zu erlangen, und der Kaiser beauftragte auch den Erzherzog Johann mit Vermittelung ihrer Differenzen. Als der neue ungar. Reichstag 5. Juli 1848 eröffnet wurde, hatte sich die Lage schon kritisch genug gestaltet. Siebenbürgen ertrug die neugeschaffene Union unter dem magyar. Übergewicht nur mit Widerwillen; die Serben und Kroaten rüsteten zum Kampfe; das Verhältnis zur Dynastie war zweideutig und unklar. Indessen wußte Kossuth, die Seele des neuen Ministeriums, den Reichstag zu begeistern. Eine glänzende Rede des Agitators reichte hin, die Bewilligung von 42 Mill. Fl. und 200000 Rekruten im Sturme zu erlangen. Nun wurde eifrig gerüstet, die Bataillone der Vaterlandsverteidiger (Honveds) gebildet, die Festungen bewaffnet, Papiergeld ausgegeben, überhaupt alles zum Kampf vorbereitet. Seit Sommer 1848 wütete in U. ein wilder Rassenkrieg mit den Serben. Die Kroaten rüsteten mit äußerster Anstrengung zum Kampfe, und jetzt nahm auch das kaiserl. Ministerium eine veränderte Haltung an. Dem Erzherzog-Statthalter ward (14. Aug.) die ausgedehnte Vollmacht entzogen, die ihn bis jetzt zum wirklichen Vertreter der königl. Autorität gemacht hatte. Man schlug in Wien Konferenzen zur Beilegung der Streitigkeiten vor und bezeichnete besonders die Existenz der getrennten Ministerien des Kriegs und der Finanzen als unverträglich mit der österr. Staatsordnung. Eine große Deputation der Ungarn, vom Reichstage abgesandt, hatte keinen Erfolg (9. Sept.). In demselben Augenblick überschritt aber Jellachich die ungar.-kroat. Grenze. Die Stellung des Erzherzog-Palatinus, der zu vermitteln strebte, ward mit jedem Tage unhaltbarer: er sah sich bald veranlaßt, seine Stelle niederzulegen und U. zu verlassen. Statt des aufgelösten Ministeriums ward unter Kossuths Vorsitz ein Landesverteidigungsausschuß gebildet, der mit Eifer zum Kampfe rüstete, während es mit dem Banus von Kroatien zum blutigen Kampfe kam. Der Kaiser übertrug dem Baron Vay die Bildung eines neuen ungar. Ministeriums und sandte den Grafen Lamberg als königl. Kommissar nach U. ab. Die Ermordung Lambergs auf der pest-ofener Brücke (28. Sept.) war das Signal zum offenen Auflodern der Revolution.

In diesem Augenblick brach die wiener Oktoberrevolution los, die man in U. als eine erwünschte Diversion ansah, der man aber nach dem unglücklichen Kampfe bei Schwechat (30. Okt.) die versprochene Hilfe nicht zu bringen vermochte. Die Überwältigung Wiens, die Bildung des Novemberministeriums Schwarzenberg-Stadion, die Abdankung Kaiser Ferdinands und die Thronbesteigung Franz Josephs I. (2. Dez. 1848) gaben der Lage der Dinge eine andere Gestalt. Noch bevor das Jahr zu Ende ging, rückte die kaiserl. Armee unter Fürst Windischgrätz nach U. ein. Rasch bemächtigten sich die Österreicher des rechten Donau-

Ufers, cernierten Komorn und Leopoldstadt und näherten sich der Stadt Ofen, während Schlik in Kaschau stand. Die ungar. Streitkräfte waren ungenügend und erst in der Bildung begriffen. Unter dem Eindruck der Entmutigung schickte der Reichstag eine Deputation an Windischgrätz, um zu unterhandeln, ward aber mit dem Bescheide zurückgewiesen: unbedingte Unterwerfung sei der einzige Weg, den Krieg zu beendigen. Die Besetzung von Budapest (5. Jan. 1849) schien diese Zuversicht zu rechtfertigen. Bald aber gestaltete sich der Kampf langwieriger und mühsamer. Die Kaiserlichen hatten mit der Ungunst der Jahreszeit zu kämpfen. Görgei führte den Rückzug der Ungarn von der Donau nach den Bergstädten mit großem Geschick durch. Schon jetzt zeigte sich aber das Zerwürfnis zwischen ihm und Kossuth unverkennbar. Die Ernennung des Polen Dembinski zum Oberfeldherrn legte dies deutlich an den Tag, und der mißlungene Kampf bei Kápolna (27. Febr.) war die erste Rückwirkung dieser Uneinigkeit in der Führung, welcher die Entfernung Dembinskis und die Erhebung Vetters folgte. Auch politisch schieden sich die Parteien. Gegenüber der demokratisch-revolutionären Partei, die Kossuth vertrat, und der Partei, welche die neue Organisation vom März ungeändert zu erhalten wünschte, stand eine andere, die durch Konzessionen den Frieden mit Österreich zu erlangen hoffte. Ungeachtet dieses innern Zerwürfnisses, das von Anfang an den Erfolg der Magyaren erschwerte, gestaltete sich doch der Kampf für sie nicht ungünstig. Die Kaiserlichen benutzten ihren Sieg von Kápolna nur wenig, machten geringe Fortschritte und ließen sich vom Feinde aus einzelnen Stellungen, z. B. aus Szolnok, herausdrängen.

Indessen hatte auch in Siebenbürgen, wo nur die Magyaren und die Szekler für die Umgestaltung Partei nahmen, Rumänen und Sachsen gegen sie standen, der Kampf begonnen. Der Pole Bem hatte dort im Jan. 1849 den Feldzug gegen Puchner eröffnet und den Norden Siebenbürgens besetzt. Bem wurde zwar bei Großscheuern (21. Jan.) und Vizakna (4. Febr.) geschlagen, brachte aber gleich darauf (9. Febr.) bei Piski den Kaiserlichen eine Niederlage bei. Weder das Einrücken der Russen in Siebenbürgen, noch eine Niederlage, die ihm Puchner bei Mediasch beibrachte, konnten Bem abhalten, auf Hermannstadt zu marschieren. Er schlug hier die Russen, drängte sie nach der Walachei und besetzte nun Kronstadt. Siebenbürgen war so fast völlig in der Gewalt der Magyaren. Die militärische Macht der Österreicher hatte zudem seit der Einnahme von Ofen keinen nennenswerten Erfolg mehr gehabt. Nach Vetters Erkranken übernahm Görgei den Oberbefehl. Nun ergriffen die Magyaren die Offensive. Ein Heer unter Perczel drang siegreich nach der Bácska und dem Banat vor (März, April), die Festung Arad ward schwer bedrängt und mußte später kapitulieren; Karlsburg und Temesvár, fast die letzten Punkte, die im ganzen Südosten sich noch in den Händen der Kaiserlichen befanden, wurden belagert. Ebenso erfolgreich erwiesen sich die Operationen Görgeis im Norden, der seine Truppen nach einer Reihe von Erfolgen vor Ofen-Pest führte. Fürst Windischgrätz ward unter solchen Verhältnissen abgerufen und Welden an seine Stelle gesetzt. Unaufhaltsam drangen nun die Magyaren vor, schlugen bei Nagy-Sarló (19. April) abermals die Österreicher, entsetzten Komorn und griffen Ofen an, das nach einer tapfern Verteidigung durch Hentzi 21. Mai den Ungarn erlag. Die Revolution hatte somit ihre Höhe, aber auch ihren Wendepunkt erreicht, denn die polit. Verhältnisse des Landes waren allmählich in eine immer tiefere Verwirrung geraten. Gegenüber den Tendenzen revolutionärer Umgestaltung, welche Kossuth vertrat, wollte Görgei eine Aussöhnung mit dem Kaiserhause, und seine polit. Wünsche gingen über die Märzorganisationen nicht hinaus. Vergebens suchten sich beide kurz vor den letzten Kriegsereignissen friedlich zu verständigen. Kossuth wagte endlich einen entscheidenden Schritt. Er riß den nach Debreczin verlegten Reichstag zu dem Beschlusse (14. April) fort: U. für unabhängig zu erklären, das Haus Habsburg-Lothringen vom Thron auszuschließen und die Regierung einem Präsidenten mit verantwortlichen Ministern zu übertragen. Nachdem er hierauf selbst die Präsidentschaft übernommen, berief er ein Ministerium unter Szemeres Vorsitz, das sich für ein demokratisch-republikanisches erklärte und sich zum Grundsatze der Volkssouveränetät in allen seinen Konsequenzen bekannte. Zwar hielt Görgei seinen lauten Groll über diese Wendung der Dinge zurück; doch war der tiefe Riß zwischen den Häuptern der Revolution und damit zwischen Regierung und Heer nicht lange zu verbergen.

Inzwischen hatte Österreich die Intervention Rußlands nachgesucht und erhalten. Eine russ. Division unter Paniutine sollte sich der Donauarmee unter Haynau, dem neuen kaiserl. Oberfeldherrn, anschließen, ein anderes Korps unter Lüders Siebenbürgen wiedererobern, während die russ. Hauptmacht unter Paskewitsch, ungefähr 130000 Mann stark, durch Galizien nach U. einbrechen sollte. Am 19. Juni drang das russ. Korps unter Lüders durch den Roteturmpaß in Siebenbürgen ein, schlug die Magyaren und besetzte Hermannstadt, während die Österreicher im Süden vordrangen und sich (Juli) Kronstadts bemächtigten. Zugleich rückten die Verbündeten aus der Bukowina in das nördl. Siebenbürgen ein, drängten Bem nach mehrern unglücklichen Gefechten zurück und schlugen ihn, nachdem er eine vergebliche Diversion nach der Moldau gemacht, bei Schäßburg (31. Juli). Doch gelang es Bem, die Russen einen Augenblick aus Hermannstadt zu verdrängen (6. Aug.), das er freilich gleich nachher wieder räumen mußte. Siebenbürgen war nun wieder für die Magyaren verloren. Nicht so glücklich operierte Jellachich in der Bácska. Zwar drang derselbe anfangs vor, schlug (7. Juni) die Magyaren unter Perczel und schloß Peterwardein ein; aber bald nachher kapitulierte Arad, und ein unglückliches Treffen bei Hegyes (14. Juli) nötigte ihn, die Bácska zu räumen. Gleichwohl konnte die Entscheidung des Kampfes bei ungleichen Kräften nicht lange ausbleiben. Während das russ. Hauptheer sich über Eperies und Kaschau der Großen Ebene U.s näherte, begann Haynau seine Operationen an beiden Ufern der Donau. In diesem Augenblicke befand sich zudem Görgei in offenem Zerwürfnis mit Kossuth. Ersterer beschloß den Kampf bei Komorn fortzusetzen. Am 2. und 11. Juli wurde heftig in der Nähe von Komorn gefochten; aber es gelang Görgei nicht, die Linien der Österreicher zu durchbrechen, und er mußte den Rückzug an die Theiß und gegen Szegedin, wohin sich die Regierung geflüchtet, antreten. So

geschickt er auch diesen Rückzug leitete, die Katastrophe der magyar. Sache war jetzt unabwendbar. Die Offensive der kaiserl. Hauptarmee hatte mit Erfolg begonnen; Raab war erstürmt, Ofen und Pest besetzt worden. Hierauf nahm Haynau Szegedin, den Sitz der flüchtigen Regierung und des Reichstags, schlug Dembinski bei Szöreg (3. Aug.) und brachte bei Temesvár (9. Aug.) den Magyaren, die der aus Siebenbürgen herbeigeeilte Bem kommandierte, eine entscheidende Niederlage bei. Nach diesen Schlägen war Görgei, an der Spitze von etwas mehr als 20000 Mann allerdings kaum mehr in der Lage, den Widerstand fortzusetzen. Die Trümmer der revolutionären Regierung und des Reichstags hatten sich nach Arad geflüchtet, wohin auch Görgei mit seinen Truppen zog. Hier legte Kossuth, von der Unmöglichkeit weitern Widerstandes endlich selbst überzeugt, seine Stelle nieder und übertrug Görgei die Diktatur (11. Aug.). Der Kriegsrat Görgeis entschied sich jetzt für unbedingte Unterwerfung, die auch 13. Aug. durch die Kapitulation bei Világos an den russ. General Rüdiger erfolgte. Die übrigen Trümmer der magyar. Truppen wurden teils zersprengt, teils flüchteten sie auf türk. Gebiet. Die Festungen ergaben sich allmählich. Nur Komorn, von Klapka tapfer verteidigt, hielt sich noch bis zum Herbst und kapitulierte erst Anfang Oktober an die Kaiserlichen.

Haynau, mit diktatorischer Gewalt über U. ausgestattet, ließ zunächst der Wiedervergeltung freien Lauf. Anfang Oktober wurden zu Pest und Arad eine Reihe von Hinrichtungen vollzogen: Ludwig Batthyányi, Nagy Sándor, Aulich, Pöltenberg, Leiningen, Damjanics, Kis, Lázár, Török fielen dem unerbittlichen Sieger als Opfer. Es begann damit über U. die Herrschaft des Kriegsgesetzes, die Haynau mit blutiger Strenge handhabte, bis er mit dem kaiserl. Ministerium selbst in Konflikt geriet und dies den eigensinnigen, unbeugsamen Mann seiner Vollmachten enthob (Juli 1850). U. sollte sein Staatsrecht verlieren und ward zu einem Kronland des neuen Gesamtstaats umgestaltet. Eine gewisse Milderung trat ein, als (Herbst 1851) Erzherzog Albrecht zum kaiserl. Gouverneur ernannt wurde. Doch erst im folgenden Jahre, als der Kaiser selbst nach U. kam, hörten die kriegsgerichtlichen Prozesse auf und eine teilweise Amnestie trat ein. Der Zustand des Landes war trostlos. Indessen fuhr die Regierung planmäßig fort, die Inkorporierung des Landes durchzuführen. Das Institut der Grund- und Hypothekenbücher, sowie ein neues Kataster wurden eingeführt, die Verwaltung und Justiz nach den Grundsätzen des Gesamtstaats reorganisiert, das österr. Gesetzbuch in Wirksamkeit gesetzt. Die Versuche der Altkonservativen zur Auflassung des absolutistischen Systems waren wiederholt (1854 und 1857) vergeblich gewesen. Unterdessen hatte der Absolutismus überall, namentlich in der Finanzwirtschaft, ohne allen Erfolg gearbeitet. Nach dem ital. Kriege von 1859 ließ sich das System eines militärischen Polizeistaats nicht mehr fortsetzen. Der Minister Bach wurde 21. Aug. 1859 entlassen und die Einführung eines neuen Systems angekündigt; das den Protestanten in U. mißliebige kaiserl. Patent vom 1. Sept. 1859 wurde zurückgezogen und am 5. März 1860 erschien das Patent, welches den verstärkten Reichsrat konstituierte, dessen Verhandlungen sodann zum Oktoberdiplom (20. Okt. 1860) führten.

Dieses Diplom stellte in den zur ungar. Krone gehörenden Königreichen und Ländern die frühern Verfassungen (vor 1848) her für alle Gegenstände, welche sich nicht auf die allgemeinen Angelegenheiten bezogen. Es wurden die Komitate wieder eröffnet und für einen zu berufenden Landtag Vorbereitungen getroffen. Die 18. Dez. 1860 zusammengetretene Graner Konferenz erklärte aber, daß die Wahlen nur nach dem Gesetze von 1848 stattfinden könnten. Somit war die Gesetzgebung von 1848 postuliert, die durchaus ein verantwortliches ungar. Ministerium bedingte. Die allgemeine österr. Reichsverfassung vom 26. Febr. 1861 stand jedoch in zu großem Widerspruch mit der ungar. Gesetzgebung von 1848. Der 2. April 1861 zusammengetretene ungar. Reichstag, auf dem die Repräsentanten Siebenbürgens fehlten, hielt sich nicht für kompetent, den Reichsrat in Wien zu beschicken. Am 21. Aug. 1861 erfolgte die Auflösung des ungar. Reichstags. Aber auch mit dem kroat. Landtage war die Regierung nicht glücklicher. Dieser Landtag ward 8. Nov. 1861 ebenfalls aufgelöst. Der Reichsminister Schmerling regierte nun mit provisorischen Maßnahmen fort. Zwar gelang es der Regierung auf dem siebenbürg. Landtage von 1863, die sächs. und rumän. Deputierten zur Beschickung des Reichsrats zu vermögen; aber die Befestigung der Februarverfassung war damit immer noch nicht errungen. Endlich trat mit dem Besuche des Kaisers Franz Joseph zu Pest-Ofen 6. Juni 1865 eine neue Wendung der Dinge ein. Das Ministerium Belcredi hatte nach der Entlassung Schmerlings die Regierung übernommen, die sich immer mehr zum Dualismus neigte im Sinne Franz Deáks, der an der Spitze der großen gemäßigten liberalen Partei in U. stand. Am 17. Sept. 1865 ward der ungar. Reichstag für den 10. Dez. einberufen, um die Krönung des Königs zu bewerkstelligen. Nachdem schon 20. Sept. die Februarverfassung des Reichs sistiert worden, eröffnete 14. Dez. Franz Joseph persönlich den ungar. Reichstag in ungar. Sprache. Am 8. Febr. 1866 stellte Deák seinen Antrag auf eine Adresse, welche den Dank für das aussprach, was bereits zur Rekonstituierung U.s geschehen, die Vereinbarung der ungar. Verfassung mit der Gesamtmonarchie auseinandersetzte und zugleich die Bereitwilligkeit erklärte, nach Möglichkeit an den Lasten der österr. Staatsschulden teilzunehmen. Eine zweite Adresse in diesem Sinne votierte der Reichstag, als derselbe wegen des bevorstehenden Kriegs mit Preußen 26. Juni vertagt wurde. Damals waren auch die Repräsentanten Siebenbürgens in Pest erschienen.

Der Krieg nahm eine ungeahnt rasche und für Österreich nachteilige Wendung. Der Prager Frieden schloß Österreich aus Italien und Deutschland aus. Die österr. Politik sah sich nun gezwungen, ihr Auge vom Auslande weg und auf das Innere zu wenden. Eine Aussöhnung mit U. schien nun das Erste und Notwendigste. Freiherr von Beust, an die Spitze der Regierung berufen, besuchte Pest und machte sich mit den Zuständen und Persönlichkeiten bekannt. Der Reichstag wurde 19. Nov. 1866 wieder eröffnet und auf das Reskript der Regierung eine neue Adresse durch Deák beantragt und dann unter seiner Leitung die Aussöhnung mit der Krone bewerkstelligt. Am 18. Febr. 1867 wurde das königl. Reskript vorgelesen, welches den Grafen Julius Andrássy zum ungar.

Ministerpräsidenten ernannte. Das neue verantwortliche ungar. Ministerium übernahm die Regierung im März 1867. Die feierliche Krönung Franz Josephs als König von U. und der Königin fand 8. Juni 1867 in Ofen statt; durch Schlußprotokoll vom 25. Sept. 1867 kam der vollständige Ausgleich zwischen Österreich und U. zu Stande; 22. Dez. 1867 erhielten die neuen Staatsgrundgesetze die kaiserl. Sanktion; 31. Dez. 1867 wurden dieselben veröffentlicht. (S. Österreichisch-Ungarische Monarchie.) Das Ministerium Andrássy stellte gleich nach seinem Antritte die Komitate und Municipalitäten her. Allen Emigrierten war die Rückkehr ins Vaterland gestattet; die Mehrzahl machte davon Gebrauch, nur Kossuth und einige Unversöhnliche blieben fern. Am 10. Dez. 1868 wurde der am 10. Dez. 1865 eröffnete Reichstag geschlossen. Außer dem Ausgleich und der Krönung bezeichnen die Thätigkeit desselben die Redintegrierung der ungar. Länder, die gesetzliche Feststellung der nichtunierten serb. und rumän. Kirche, das Nationalitätengesetz, das die Volksschule betreffende Gesetz u. a. m. Der am 19. Nov. 1865 einberufene siebenbürger Landtag hatte sich für die 1848 angenommene Union mit dem Mutterlande ausgesprochen, und Siebenbürgens Repräsentanten wurden schon 15. Dez. auf den pester Reichstag berufen. In Kroatien war eine wechselnde Stimmung; aber Deák beantragte im April 1867 einen neuen Versuch zum Ausgleiche mit dem Bruderlande; sein Antrag wurde angenommen, der agramer Landtag schickte seine Bevollmächtigten nach Pest, und 28. Sept. 1868 kam der Ausgleich zu Stande. (S. Kroatien.) Die Regierung, gestützt auf die Deák-Partei, arbeitete mit mehr oder weniger Glück am Fortschritte und den dringlichen Reformen, die Opposition hinderte sie jedoch überall. Im Ministerium kamen mehrere Änderungen vor, und als der Ministerpräsident, Graf Julius Andrássy, im Nov. 1871 an Graf Beusts Stelle Minister des Äußern wurde, gelangte Graf Lónyay zur Präsidentschaft der ungar. Regierung. Die legislative Thätigkeit umfaßte besonders die Justizreform, kraft welcher nun die vorigen Komitats- und städtischen gewählten Richter königliche ernannte Richter wurden und die Gerichtsangelegenheiten der unmittelbaren Aufsicht des Ministers unterliegen. Das Municipalitätengesetz regelte die Komitate und Distrikte und führte ein neues Prinzip ein, nach dem die Hälfte der Vertreter aus den Meistbesteuerten Virilstimmen haben, die andere Hälfte aber von den Gemeinden gewählt wird. Ein anderes Gesetz regelte die Landgemeinden und Städte, welche keine Jurisdiktion haben. Königl. Handbillette vom 19. Aug. 1869 verordneten auch die Auflösung der Militärdistrikte und ihre Umwandlung zu Civildistrikten. Alle diese Reformen und Neuerungen boten hinlänglich Stoff der Opposition, zumal die Einheit des Heers für den Gesamtstaat war heftigen Angriffen ausgesetzt. Die Wahlen von 1872 gaben abermals der Deák-Partei das Übergewicht, und zwar diesmal auch aus den vorzüglichsten Städten. Verschiedene Differenzen führten Ende Nov. 1872 den Rücktritt des Ministeriums Lónyay herbei. An Lónyays Stelle wurde der bisherige Handelsminister Szlávy 1. Dez. 1872 zum Ministerpräsidenten ernannt, worauf die übrigen Minister ihre Portefeuilles wieder übernahmen.

Aber auch dies Ministerium hatte nur bis 1. März 1874 Bestand. Durch schlechte Wirtschaft, sowie durch eintretende Mißjahre und die große Finanzkalamität von 1873 gerieten die Landesfinanzen in Not. Im Ministerium Bittó (21. März 1874) übernahm Koloman Ghyczy die Finanzen, der mit großer Energie die Finanzreform betrieb. Die Opposition setzte auch diesem Streben heftigen Widerstand entgegen, bis endlich ihr Führer Koloman Tisza zur Überzeugung gelangte, daß ein Aufgeben dieser Politik unaufschiebbar sei. Nachdem das Ministerium Bittó im Febr. 1875 abgetreten, bildete sich die Fusion der alten Deák-Partei mit dem linken Centrum der Opposition, und Baron Bela Wenkheim stellte 3. März 1875 das neue Ministerium her, in welchem Koloman Tisza das Ministerium des Innern und 16. Okt. auch die Ministerpräsidentschaft, und Koloman Széll an Ghyczys Stelle die Finanzen übernahmen. Die wichtigste Aufgabe des Tisza-Ministeriums war eine neue wirtschaftliche Vereinbarung auf zehn Jahre mit Cisleithanien. Tisza kündete bereits 28. Nov. 1875 das Zoll- und Handelsbündnis mit Österreich auf, das erst mit Dez. 1877 ablief. Die schwierigen Unterhandlungen dauerten das ganze Jahr 1877 hindurch. Weil Tisza die Stipulationen über das Bankinstitut nicht durchsetzen konnte, dankte sein Ministerium 8. Febr. ab; es reaktivierte sich aber auf ausdrücklichen Wunsch der Krone. Endlich kamen beide Regierungen überein und die projektierte Vereinbarung gelangte vor den ungar. Reichstag, welche nach heftigen Debatten angenommen und 27. Juni 1878 sanktioniert wurde. Trotz der übermäßigen Opposition in und außer dem Reichstage gewann doch bei den Wahlen im Aug. 1878 die Regierungspartei eine bedeutende Mehrheit. Da kam im Herbst die Occupation Bosniens und der Herzegowina, welche neue Lasten den Finanzen aufluden, die unter Szélls Leitung sich günstiger gestalteten. Széll trat 3. Okt. 1878 aus dem Ministerium, das nun bald ganz abdankte; da aber alle Versuche, ein neues Ministerium zu bilden, sich zerschlugen, übernahm Koloman Tisza wieder die Regierung, in der alle frühern Minister ihre Portefeuilles übernahmen, nur Graf Julius Szapáry an die Stelle des Finanzministers Széll trat. Die viel angefochtene Politik Graf Julius Andrássys gewann jedoch die Mehrheit der Delegationen und nachher auch in den beiden Legislationen. Seitdem blieb das Kabinett Tisza mit geringen Veränderungen in den Ressortministern an der Spitze der ungar. Regierung. Als hervorragendere Akte der Legislative sind seit 1876 noch zu nennen: die 1876 und 1886 wiederholte Reform der Municipal- und Gemeindeverwaltung, verbunden mit einer teilweisen Neueinteilung der Administrationsgebiete, die Reform des Magnatenhauses (1885), die Schaffung eines Mittelschulgesetzes (1883) u. s. w. Schwierigkeiten boten die Einwirkungen der polit. Ereignisse auf der Balkanhalbinsel, die fortdauernde Spannung unter den Nationalitäten, wiederholte ernste Differenzen mit Kroatien, endlich eine abermalige erhebliche Verschlechterung im ungar. Staatshaushalte. In Betreff der durch die revolutionären Ereignisse in Bulgarien geschaffenen Situation erklärte Tisza 30. Sept. 1886 im ungar. Reichstage, daß die Interessen Österreich-Ungarns am besten gewahrt seien, wenn sich die Balkanstaaten auf der Grundlage

des Berliner Vertrags ungestört weiter entwickeln. Deshalb müsse das Bestreben Österreich-Ungarns dahin gerichtet sein, die Festsetzung eines Protektorats oder bleibenden Einflusses einer einzelnen Macht auf der Balkanhalbinsel zu verhindern. Das Bündnis mit Deutschland berührend, erklärte Tisza, daß dasselbe unverändert fortbestehe.

Litteratur. Georg Pray, «Annales regum Hungariae» (4 Bde., Wien 1763—67); «Monumenta comitalia regni Hungariae» (8 Bde., Budapest 1874 fg.); Gebhardi, «Geschichte von U.» (4 Bde., Lpz. 1778—82); Katona, «Historia critica ducum et regum Hungariae» (42 Bde., Pest u. Ofen 1779—1808); Feßler, «Geschichte der Ungarn und ihrer Landsassen» (10 Bde., Lpz. 1814—25; neue Bearbeitung von Klein, 2. Aufl., 5 Bde., Lpz. 1875—80); Engel, «Geschichte des Ungarischen Reichs» (5 Bde., Wien 1834); Mailáth, «Geschichte der Magyaren» (5 Bde., Wien 1828—31; 2. Aufl., Regensb. 1852 fg.). Über die Zeit der Revolution sind hervorzuheben: Adlerstein, «Archiv des ungar. Ministeriums» (3 Bde., Altenburg 1851); derselbe, «Chronol. Tagebuch der magyar. Revolution» (3 Bde., Wien 1861); Görgei, «Mein Leben und Wirken in U.» (2 Bde., Lpz. 1852); Klapka, «Memoiren» (Lpz. 1850); derselbe, «Der Nationalkrieg in U. und Siebenbürgen» (2 Bde., Lpz. 1851); Horváth, «Magyarország függetlenségi harczának története 1848 és 1849» («U.s Unabhängigkeitskrieg u. s. w.», 3 Bde., Pest). Über die Zeit vor der Revolution: Horváth, «Huszanöt év Magyarország történelméből 1823—48» (3 Bde., Genf 1864; deutsch von Novelli unter dem Titel: «Fünfundzwanzig Jahre aus der Geschichte U.s», 2 Bde., Lpz. 1867); Falk, «Széchenyi István gróf és kora» (Széchenyi und seine Zeit», Pest 1868); Teleki, «A Hunyadik kora» («Das Zeitalter der Hunyaden», Bd. 1—6, und Urkunden, Bd. 10—13, Pest 1852—58, unvollendet); Szalay, «Magyarország története» (Bd. 1—3, Lpz. 1850—53; Bd. 4—6, Pest 1854—61; deutsch von Wögerer, Bd. 1—3, Pest 1866—75); Horváth, «Magyarország történelme» («Geschichte U.s», 6 Bde., Pest 1860—63; neue Bearbeitung in 8 Bdn., Budapest 1871—73); derselbe, «A kereszténység első százada Magyarországon» («Das erste Jahrhundert des Christentums in U.», Budapest 1878); Szilágyi, «Erdélyország története» («Geschichte Siebenbürgens», 2 Bde., Pest 1866); Sayous, «Histoire des Hongrois et de leur littérature politique de 1790 à 1850» (Par. 1872). Die neueste Geschichte U.s behandeln vom österr.-liberalen Standpunkte aus Rogge in «Österreich von Világos bis zur Gegenwart» (3 Bde., Lpz. 1872—73) und vom konservativen Gesichtspunkt Freiherr von Helfert, «Geschichte Österreichs» (6 Bde., Prag 1868—86).

Ungehorsam gegen eine richterliche Auflage, s. Kontumaz.

Unger (Franz), ausgezeichneter Botaniker und Paläontolog, geb. 1800 in Steiermark, widmete sich erst zu Graz jurist. Studien, vertauschte dieselben aber zu Prag und Wien mit den medizinischen und naturwissenschaftlichen und erwarb sich 1827 zu Wien die mediz. Doktorwürde. Nachdem er einige Zeit als praktischer Arzt in der Nähe von Wien, dann fünf Jahre lang in Tirol gewirkt, folgte er 1836 dem Rufe als Professor der Botanik und Direktor des botan. Gartens an der Polytechnischen Lehranstalt zu Graz. Seit 1850 war er in gleicher Eigenschaft an der Universität zu Wien thätig. U. starb zu Graz 13. Febr. 1870.

U.s wissenschaftliche Wirksamkeit erstreckt sich vorzugsweise auf die Anatomie und Physiologie der Pflanzen, daneben auf Geologie und Paläontologie. Im Sommer 1852 bereiste er behufs seiner geolog. Forschungen den Norden von Europa, besonders Dänemark, Schweden und Norwegen, einige Jahre später Ägypten, Syrien und andere Länder des Orients. Als Früchte der letztern Reisen erschienen unter anderm «Wissenschaftliche Ergebnisse einer Reise nach Griechenland und den Ionischen Inseln» (Wien 1862) und «Die Insel Cypern» (mit Kotschy, Lpz. 1865). Bei Gründung der kaiserl. Akademie der Wissenschaften 1847 wurde U. zu deren Mitglied ernannt. Unter seinen zahlreichen Schriften sind zunächst zu nennen: die «Grundzüge der Botanik» (mit Endlicher, Wien 1843), die «Grundzüge der Anatomie und Physiologie der Pflanzen» (Wien 1846), «Anatomie und Physiologie der Pflanzen» (Wien 1855) und die «Grundlinien der Anatomie und Physiologie der Pflanzen» (Wien 1866). Die Ergebnisse seiner Forschungen über die fossile Pflanzenwelt legte er in den Werken «Genera et species plantarum fossilium» (Wien 1850), «Iconographia plantarum fossilium» (Wien 1852), «Sylloge plantarum fossilium» (Wien 1860), sowie in zahlreichen Monographien nieder. Zu diesen gehören unter andern «Die fossile Flora von Sotzka» (Wien 1850), «Die fossile Flora von Kumi in Euböa» (Wien 1867) u. s. w. Seinen Arbeiten über die untergegangene Pflanzenwelt schließen sich eine Reihe trefflicher kulturgeschichtlicher Untersuchungen an, wie vor allem der «Versuch einer Geschichte der Pflanzenwelt» (Wien 1852) und «Botan. Streifzüge auf dem Gebiete der Kulturgeschichte» (Wien 1857 fg.). Vielen Anklang fanden die landschaftlichen Bilder, die in seinem Werke «Die Urwelt in ihren verschiedenen Bildungsperioden» (Münch. 1851; 3. Aufl. 1864, mit Tafeln) enthalten sind. Von seinen spätern botan. und paläontologischen Arbeiten sind zu nennen: «Geologie der europ. Waldbäume» (2 Tle., Graz 1869—70), «Die fossile Flora von Szántó in Ungarn» (Wien 1869), «Anthracitlager in Kärnten» (Wien 1869), «Über Lieschkolben der Vorzeit» (Wien 1870). Populär gehalten sind seine «Botan. Briefe» (Wien 1852). Vgl. Reyer, «Leben und Wirken des Naturhistorikers Franz U.» (Graz 1871); Leitgeb, «Franz U. Gedächtnisrede» (Graz 1870).

Unger (Joh. Georg), berühmter Holzschneider, geb. zu Goes bei Pirna 1715, erlernte dort die Buchdruckerkunst und später auch die Holzschneidekunst. Während seines Aufenthalts in Berlin, wohin er 1740 ging, betrieb er die Holzschneidekunst mit solchem Eifer, daß es ihm gelang, selbst die schwierigsten Aufgaben zu lösen, wovon fünf große Landschaften den Beweis liefern. Er starb 1788.

Sein Sohn, Johann Friedrich U., geb. 1750 in Berlin, war Buchdrucker, Buchhändler, Form- und Stempelschneider und wurde 1800 zum Professor der Holzschneidekunst an der Akademie der bildenden Künste in Berlin ernannt. Einer der ausgezeichnetsten Männer seines Fachs, zeigte er sich unablässig bemüht, dasselbe, namentlich in Hinsicht auf die deutsche Schrift (Fraktur) zu vervollkommnen. Die von ihm geschnittene Frakturschrift (Ungersche Schrift) hatte einige Ähnlichkeit mit der Schwabacher Schrift, ist indessen gegenwärtig fast außer Gebrauch gekommen. Seine

Verdienste um die Holzschneidekunst sind noch bedeutender, indem er durch Vervollkommnung der Technik sowohl als durch Ausbildung einer Anzahl guter Schüler die Fortschritte anbahnte. Auch als Buchhändler war U. verdienstvoll. Er starb 1804.

Des letztern Gattin, Friederike Helene U., geb. zu Berlin 1751, eine Tochter des preuß. Generals von Rothenburg, setzte nach dem Tode ihres Gatten dessen Unternehmungen fort und starb zu Berlin 21. Sept. 1813. Ihre zahlreichen, meist anonym herausgegebenen Erzählungen sind noch jetzt von Wert. Allgemeinen Beifall fand ihr Roman »Julchen Grünthal, eine Pensionsgeschichte« (Berl. 1784; 3. Aufl., 2 Bde., 1798). Unter ihren übrigen Werken verdienen die »Bekenntnisse einer schönen Seele« (Berl. 1806) Auszeichnung. Ihr letztes Werk war »Der junge Franzose und das deutsche Mädchen« (Hamb. 1810).

Unger (Jos.), österr. Jurist und Staatsmann, wurde 2. Juli 1828 in Wien geboren, wo er auch 1846–50 Jurisprudenz studierte und 1850 bei der Universitätsbibliothek eine Anstellung erhielt. Nachdem er sich 1853 in Wien als Privatdocent für österr. Privatrecht habilitiert, wirkte er 1853–55 als außerord. Professor des österr. Privatrechts an der prager Universität, 1855 folgte er einem Rufe als Professor desselben Fachs an die wiener Universität und wurde 1857 ord. Professor. Mit dem Wiedererwachen des konstitutionellen Lebens in Österreich trat auch U. politisch wieder in den Vordergrund mit einer Schrift: »Zur Lösung der ungar. Frage« (1. u. 2. Aufl., Wien 1861), in der er gemeinsam mit Fischhof, die damals Ungarn gegenüber proklamierte Verwirkungstheorie bekämpfend, die später zur vollen Geltung gelangte dualistische Staatsform verfocht. Vom Wahlbezirk Hernals bei Wien 1867 in den niederösterr. Landtag und von diesem in den Reichsrat gewählt, sah er sich durch eine schwere Erkrankung genötigt, nach kurzer Zeit sein Mandat niederzulegen, wurde aber 1869 in das Herrenhaus berufen, in welchem er wiederholt als Wortführer der liberalen Partei hervortrat. In dem nach dem Sturze des Kabinetts Hohenwart gebildeten Ministerium Auersperg nahm U. im Nov. 1871 einen Sitz ohne Portefeuille an und bewies sich im Reichsrate mehrfach als gewandter Sprechminister. Er trat jedoch zu Anfang Februar 1879 aus dem Kabinett, nachdem Auersperg vom Präsidium zurückgetreten war und eine Reorganisation des Ministeriums unter dem Vorsitz Stremayers stattgefunden hatte. Im J. 1881 wurde U. zum Präsidenten des Reichsgerichts ernannt. Als Jurist, namentlich in Bezug auf die Systematisierung des österr. Privatrechts, genießt U. eines weit über Österreich hinausreichenden Rufs. Außer seinem großen Werke: »System des österr. allgemeinen Privatrechts« (Bd. 1, Lpz. 1856; Bd. 2 in 2 Abteil., Lpz. 1857–59; 4. Aufl. 1876; Bd. 6: »Das österr. Erbrecht«, Lpz. 1864; 3. Aufl. 1876), sind noch folgende jurist. Werke U.s hervorzuheben: »Der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs für das Königreich Sachsen, mit besonderer Rücksicht auf das österr. allgemeine bürgerliche Gesetzbuch besprochen« (Wien 1853), »Die rechtliche Natur der Inhaberpapiere« (Lpz. 1857), der »Revidierte Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs für das Königreich Sachsen« (Lpz. 1861), »Die Verlassenschaftsabhandlung in Österreich« (Wien 1862), »Die Verträge zu Gunsten Dritter« (Jena 1869). Mit J. Glaser gibt U. heraus die »Sammlung von civilrechtlichen Entscheidungen des k. k. obersten Gerichtshofs in Wien« (Bd. 1–20, Wien 1859–85). Großes Verdienst erwarb sich auch U. um die Universitätsreform in Österreich, nachdem er die Prinzipien derselben in seiner Schrift »Zur Reform der wiener Universität« (Wien 1864) dargelegt hatte.

Unger (William), vorzüglicher Radierer, wurde 1837 zu Göttingen geboren und machte seine ersten Studien an der durch den Kupferstecher Keller geleiteten Schule der Akademie zu Düsseldorf, dessen Technik er auch anfangs für seine Reproduktionsarbeiten wählte, später jedoch mit der Radierung vertauschte. Seitdem hat sich U., besonders seit seiner Übersiedelung aus München nach Wien, als ein überraschend fruchtbarer Künstler erwiesen. Die Zahl seiner Blätter umfaßte 1886 gegen 800 Nummern nach Originalen aller Schulen. Bei dem sehr raschen Arbeiten des Künstlers haben die einzelnen Leistungen beträchtlichen Wertunterschied, im allgemeinen findet U.s Manier an den Niederländern des 17. Jahrh. ihre geeignetsten Vorlagen. Ganz vorzüglich gelingen ihm Werke von Rembrandt, Ruisdael, Hobbema u. s. w., in deren Geist er mit liebevollster Vertiefung einzudringen weiß. Seine trefflichsten Arbeiten sind die Werke über die Bildergalerie von Kassel, Braunschweig, die Franz-Hals-Galerie, Galerie von Amsterdam (Trippenhuijs), die mannigfachen schönen Blätter für die wiener Gesellschaft für vervielfältigende Kunst, worunter insbesondere wieder der Altar des heil. Ildefonso im Belvedere (von Rubens), das Lieferungswerk »Die k. k. Gemäldegalerie in Wien« (komplett in 175 Blättern).

Friedrich Wilhelm U., der Vater des vorigen, bekannt als Kunsthistoriker, geb. 8. April 1810 zu Hannover, studierte 1829–31 zu Göttingen die Rechte, widmete sich dann zu München der Malerei, nahm hierauf die Rechtsstudien wieder auf, trat 1834 in den hannov. Justizdienst und wurde 1838 Amtsassessor in Göttingen, wo er sich 1840 als Privatdocent habilitierte. Seine jurist. Vorlesungen gab er auf, als er 1845 Bibliotheksekretär wurde; seit 1858 las er über Kunstgeschichte, worauf er 1862 außerord. Professor und Direktor der akademischen Gemäldesammlung wurde. U. starb 22. Dez. 1876 zu Göttingen. Von seinen jurist. Schriften sind hervorzuheben: »Die altdeutsche Gerichtsverfassung« (Gött. 1842), »Geschichte der deutschen Landstände« (2 Bde., Hannov. 1844); von den die Kunst betreffenden: »Die bildende Kunst« (Gött. 1858), »Die Bauten Konstantins d. Gr.« (Gött. 1863), »Correggio in seinen Beziehungen zum Humanismus« (Lpz. 1863). Außerdem schrieb er: »Göttingen und die Georgia Augusta« (Gött. 1861).

Ungericht (altdeutsch), soviel wie Missethat oder Verbrechen.

Ungern-Sternberg, s. Sternberg (Alexander, Freiherr von Ungern-).

Unger-Sabatier (Karoline), in Italien Carlotta Ungher genannt, Sängerin, geb. 28. Okt. 1805 zu Stuhlweißenburg, erhielt ihre musikalische Ausbildung in Mailand von Ronconi. Sie sang frühzeitig in Oratorien, betrat 1821 in »Così fan tutte« die Bühne und wirkte 1824 neben der Sontag mit bei der ersten Aufführung von Beethovens 9. Symphonie. In der Folge ging sie zur ital. Bühne über, sang mit außerordentlichem Erfolg von 1825 bis 1837 in Italien, dann in Wien und Dresden, wo sie 1843 von der Bühne zurücktrat. Ihr Rücktritt

wurde veranlaßt durch ihre Vermählung mit dem Franzosen Sabatier. Ihre bezaubernde, wohlklingende, umfangreiche und glockenreine Stimme wurde unterstützt von großer Schönheit und echtem Talent. Bekannt ist die Liebe, welche Lenau zu ihr faßte, oft citiert wird Rossinis Urteil: «Ardeur du Sud, énergie du Nord, poitrine de bronze, voix d'argent, talent d'or.» Sie starb 23. März 1877 in ihrer Villa bei Florenz.

Ungesättigte Dämpfe, s. unter Dampf (physikalisch).

Ungher (Carlotta), s. Unger-Sabatier (Karoline).

Unghvar (slaw. Užgorod), Hauptort des ungar. Komitats Ungh, ein Marktflecken an der Ungh, welche hier in die Ebene tritt, durch Zweigbahn nach Nyir-Egyháza mit der Ungarischen Nordostbahn verbunden, ist der Sitz des griech. unierten Bischofs von Munkács, hat eine 95 m lange Brücke, ein Komitatshaus, eine bischöfl. Residenz, ein bischöfl. Seminar, ein Obergymnasium, Mineralquellen, Weinberge, Gruben vortrefflicher Porzellanerde und zählt (1880) 11373 E., darunter 8182 Magyaren, 1611 Slowaken und 255 Ruthenen. An der Stelle des alten festen Schlosses auf steilem Felsen erhebt sich jetzt die bischöfl. Residenz und Kathedrale.

Unglückshéher (Perisoreus infaustus), ein 30 cm langer, 47 cm klafternder Hehrvogel, der Nordosteuropa und Sibirien jenseit des 60. Breitengrades bis zur Baumgrenze bewohnt. In der Farbe seines Gefieders herrscht oben ein dunkles Blaugrau, unten Braunrot vor. Gelegentlich verirren sich U. nach Deutschland und werden dann, wie solche Irrgäste häufig, als Boten eines kommenden, nationalen Unglücks, z. B. der Pest, vom Volke angesehen.

Ungnad (Johann, Baron von Sonegg), Förderer der Reformation unter den Südslawen, geb. 1493 auf dem väterlichen Lehngut Sonegg in Kärnten, kämpfte gegen die Türken und nahm hohe Ämter in der Landesregierung ein. Zugleich war er aber ein eifriger Anhänger und Förderer der Reformation, und als Kaiser Ferdinand I. 1557 befahl, daß jeder Adelige Katholik sein oder seine Güter verkaufen und aus dem Lande ziehen müsse, verließ U. die Heimat und begab sich nach Württemberg, wo ihm der Herzog den Mönchhof (das ehemalige Stift St. Amandi) im Städtchen Urach zur Wohnung überließ. U. errichtete hier eine Buchdruckerei und druckte in derselben mit Unterstützung der Südslawen Truber, Dalmatin und Konsul Bibeln, Postillen, Katechismen ꝛc. in slowenischer und kroatischer Sprache und zwar mit lateinischen, cyrillischen und glagolitischen Typen. Er starb auf einer Reise zu Winternitz in Böhmen 27. Dez. 1564. Seine Leiche wurde nach Tübingen gebracht und in der dortigen Stiftskirche beigesetzt. Die uracher slawische Buchdruckerei, welche auch der Herzog von Württemberg und andere prot. Fürsten mit Geldbeiträgen unterstützt hatten, ging nach U.s Tode ein. Litteratur s. unter Truber.

Unguéntum (lat.), Salbe.

Ungulata, s. Huftiere.

Unierte Griechen (Uniaten) oder griech.-kath. Christen heißen die mit der röm. Kirche wiedervereinigten griech. Christen. Seit der Trennung von Rom machte der päpstl. Stuhl stets Versuche, die griech. Kirche mit sich wieder zu vereinigen oder vielmehr zu unterwerfen. Durch polit. Motive veranlaßt, wendete sich der Kaiser Michael Paläologus der Union mit Rom zu, nötigte seine Bischöfe zur Nachgiebigkeit und erlangte es, daß das Konzil zu Lyon 1274 die Vereinigung aussprach. Indessen war diese Sache nur Sache seines Hofs, nicht aber des Volks, und vom Kaiser Andronikus II. wurde darum die Union förmlich widerrufen. Je mehr indes die griech. Kaiser von den Türken sich bedrängt sahen, um so mehr glaubten sie gerade durch eine Union mit Rom aus ernsten Gefahren sich befreit zu sehen. Endlich ging der Kaiser Johannes VII. Paläologus mit vielen Bischöfen seiner Kirche selbst nach Italien, und auf der in Ferrara eröffneten, dann nach Florenz verlegten Synode verstand er sich mit seiner Begleitung zu der vom Papste Eugen IV. vorgelegten Unionsformel (6. Juli 1439). Dieselbe stellte die noch heute gültigen Grundsätze der Vereinigung fest. Anerkennung des päpstl. Primats und der röm. Lehren vom Fegfeuer, von den Seelenmessen und von dem Ausgehen des Heiligen Geistes vom Vater und Sohn, gegen das Zugeständnis der Beibehaltung der orient. Kirchengebräuche, insbesondere der griech. Sprache beim Gottesdienst, der Priesterehe und des Laienkelchs. Aber sämtliche, unter türk. Hoheit lebende Griechen erklärten sich damals gegen jede Union mit Rom, in welcher sie einen Abfall vom alten Glauben erblickten, und der baldige Sturz des Kaiserreichs (1453) begrub auch die kaiserl. Union. Dennoch ist es den Päpsten nachmals gelungen, zahlreiche griech. Christen in Rußland und Polen auf den Synoden zu Brzesc (1596) und Zamosc (1720) für die Union zu gewinnen. Seit 1772 machten Rußlands Herrscher große Anstrengungen, die unierten Griechen zur Landeskirche zurückzuführen (s. Russische Kirche), und namentlich gelang dies seit 1839 dem Kaiser Nikolaus in so großartigem Maßstabe, daß die Zahl der für die orthodoxe Kirche Wiedergewonnenen sich auf mehrere Millionen belief. Der noch immer gebliebene Rest unierter Griechen in Polen wird seit Niederwerfung des poln. Aufstandes von 1863 auf alle Weise bearbeitet, von der Union mit Rom sich ebenfalls loszusagen. Insgesamt gibt es über 4 Mill. unierte Griechen, die meist in Polen, Galizien, der Bukowina, Siebenbürgen, Ungarn, Kroatien, Slawonien, Dalmatien leben.

Uniform (lat.) nennt man die gleichförmige Kleidung gewisser Korporationen und besonders des Militärs, bei welchem die Einführung der U. mit der Errichtung der stehenden Heere im 17. Jahrh. als gleichzeitig angenommen werden kann, wenn auch einzelne Abzeichen, gleichfarbige Bekleidung u. s. w. schon früher, besonders bei den Leibwachen vorkamen. Die U. soll vor allem die Gesundheit des Soldaten gegen die Einflüsse der Witterung schützen und ihm den freien Gebrauch seiner Waffen gestatten. Die Rücksicht auf ein mehr oder weniger glanzvolles Äußere ist dabei nicht zu vernachlässigen, soweit dadurch nicht die Zweckmäßigkeit leidet. Im weitern Sinne gehören auch Kopf- und Achselbedeckungen zur U. Das Wort Montierung bezeichnet strenggenommen nur den Uniformsrock, obgleich man unter Montierungsstücke alle zur Bekleidung gehörenden Gegenstände begreift. (S. Montur.)

Unigenitus Dei filius (lat., d. h. der eingeborene Sohn Gottes) sind die Anfangsworte der vom Papste Clemens XI. im Sept. 1713 auf Betrieb der Jesuiten gegen die Jansenisten erlassenen

Bulle; dieselbe verdammte 101 Sätze des Quesnelschen Neuen Testaments als ketzerisch und erregte dadurch unter der franz. Geistlichkeit heftige Spaltungen. In andern Ländern ward sie wenig beachtet; in Frankreich verlor sie ihr Ansehen mit Aufhebung des Jesuitenordens; in Österreich wurde sie 1781 durch Joseph II. unterdrückt. Vgl. Schill, »Die Konstitution Unigenitus« (Freiburg 1876).

Unimak, die größte der Aleuten (s. d.).

Unio (lat.), Malermuschel, s. u. Muscheltiere.

Union (lat.), im polit. Sinne, bedeutet eine Verbindung oder Einigung mehrerer Staaten, die mehr oder minder eng, entweder von bleibender oder vorübergehender Natur, zu einem bestimmten Zweck abgeschlossen sein kann. Letzterer Art war z. B. die 1608 abgeschlossene U. der prot. Reichsstände in Deutschland, zur Verteidigung ihres Glaubens und ihrer Territorien. (S. Dreißigjähriger Krieg.) Auch der mißlungene Versuch, den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen 1849—50 zur Herstellung eines Deutschen Bundesstaats machte, erhielt den Namen U. (S. Deutschland und Deutsches Reich.) Die Kalmarische Union (s. d.) von 1397 zwischen den drei skandinav. Königreichen hatte keinen Bestand. Dagegen bildete die Utrechter U. von 1579 die Grundlage zu der Republik der Vereinigten Niederlande. Jetzt werden die Vereinigten Staaten von Amerika häufig als »die U.« bezeichnet. Hier entbrannte der blutige Bürgerkrieg 1861—65 vorzugsweise über die Frage, ob der Einzelstaat berechtigt sei zum Wiederaustritt (Sezession) aus dem Bunde. (S. auch Bundesstaat.) Bei der Verbindung monarchischer Staaten ist auch die Personalunion und die Realunion zu unterscheiden. Bei der Personalunion, wie sie z. B. zwischen Schweden und Norwegen besteht, haben beide Reiche nur das Herrscherhaus und die auswärtige Politik (»den König und den Feind«) gemeinsam, während im übrigen jedes Land seine eigene Verfassung, Gesetzgebung und Verwaltung behält. Eine solche Verbindung kann unter Umständen wieder aufgelöst werden, wenn in den beiden Staaten eine abweichende Erbfolgeordnung gilt, wie das z. B. 1837 zwischen Großbritannien und Hannover geschah. Auch der Zusammenhang der österr. Monarchie beruhte ursprünglich nur auf einer Personalunion, und hier drohte dieselbe Gefahr, bis Kaiser Karl VI. durch seine Pragmatische Sanktion (s. d.) von 1713 die gemeinschaftliche Erbfolge sicherstellte. Gewöhnlich wurde jedoch das Verhältnis zwischen den verbundenen Staaten mit der Zeit enger geschürzt, und es entwickelten sich immer mehr gemeinsame Institutionen, sodaß die Personalunion allmählich in eine Realunion überging. Eine solche Umwandlung findet ihren normalen Abschluß in der Einführung einer gemeinschaftlichen Volksrepräsentation, wie das zwischen England und Schottland 1707, zwischen Großbritannien und Irland 1801 geschah. Nicht so scharf ausgebildet ist das Verhältnis in Österreich, wo unter dem System des sog. Dualismus 1867 die deutsch-slaw. (Cisleithanien) und die ungar. Reichshälfte (Transleithanien) jede ihr eigenes Parlament und ihr besonderes Ministerium erhalten haben und über die gemeinschaftlichen Angelegenheiten nur durch Delegationen miteinander verhandeln. (S. Österreichisch-Ungarische Monarchie.) Von der Realunion zu unterscheiden sind die Inkorporation (d. i. Einverleibung), wo der neuerworbene Landesteil vollständig in einem größern Staatswesen aufgeht, und die Annexion (s. d.).

Union (lat.) heißt auf kirchlichem Gebiete die Vereinigung getrennter Kirchenparteien zu einer einzigen Gemeinschaft. Dergleichen Vereinigungsversuche sind zwischen der griech. Reichskirche und den Monophysiten (s. d.), zwischen der röm. Kirche und der griechischen (s. Unierte Griechen), zwischen Katholiken und Protestanten u. s. w. meist mit ungünstigem Erfolg unternommen worden.

Ungleich erfolgreicher sind die Bestrebungen zu einer Evangelischen Union oder zur Vereinigung der beiden evang. Kirchen geworden, deren gemeinsames reformatorisches Grundprinzip eine Verschmelzung zu einer einzigen evang. Kirche grundsätzlich ermöglicht. Wie schon in der Reformationszeit verschiedene Versuche gemacht wurden, das Auseinandergehen der prot. Bewegung in zwei getrennte Kirchengemeinschaften zu verhindern, so hat es nach erfolgter Trennung an weitern Verständigungsversuchen nicht gefehlt, als deren Träger im 16. Jahrh. besonders Phil. Melanchthon und Martin Butzer, und unter den Fürsten besonders Landgraf Philipp von Hessen und dessen Söhne hervortraten. Indessen war in einer Zeit, welche noch nicht zwischen dogmatischen Sätzen von fundamentaler und von untergeordneter Bedeutung, und noch weit weniger zwischen Religion und Dogmatik zu unterscheiden vermochte, die Trennung eine geschichtliche Notwendigkeit, an welcher alle Vermittelungsversuche scheitern mußten. Die von der Melanchthonschen Schule in Deutschland den reform. Kirchen der Schweiz und Frankreichs dargereichte Bruderhand führte nur ihre eigene Austreibung aus der bald ausschließlich nach Luthers Namen genannten Kirche herbei, und die deutschen Kirchen, welche mit den calvinischen Gemeinschaft hielten, wurden von den Lutheranern einfach als abgefallen behandelt. Die Aufstellung des luth. Konkordienbuchs 1580 schnitt vorläufig jede Hoffnung auf eine Vereinigung ab, und beide Kirchen entwickelten seitdem ein selbständiges Leben, welches in der allmählich auf alle Glaubensartikel sich erstreckenden Lehrdifferenz seinen theol. Ausdruck erhielt. Wenn auch neben den konsequent durchgebildeten Lehrsystemen, zumal bei den Deutschreformierten, aber auch in einzelnen luth. Landeskirchen, sich mittlere Meinungen erhielten, so war doch während des ganzen 17. Jahrh. der dogmatische Eifer und die theol. Streitlust, wenigstens bei den Lutheranern, noch viel zu groß, als daß auch nur an brüderliche Duldung, geschweige an kirchliche Vereinigung zu denken war. Die vermittelnden Vorschläge eines Georg Calixtus (s. d.) fanden so wenig Gehör, daß sie nur ihn selbst und die von ihm geleitete helmstedter Theologenschule in den Ruf synkretistischer Ketzerei brachten. Die erste Milderung der dogmatischen Gegensätze führte allmählich der Einfluß Speners und des Pietismus (s. d.) herbei, welcher das Dogma nicht antasten, aber hinter eine praktische Frömmigkeit zurückstellen wollte. Danach setzte die Aufklärung des 18. Jahrh., welche überhaupt das orthodoxe Dogma in Trümmer warf, auch die theol. Unterschiede beider evang. Kirchen zur völligen Bedeutungslosigkeit herab, und auch die supernaturalistische Gläubigkeit der Zeit legte auf die alten, in ihrem tiefern Zusammenhange überdies ganz in Vergessenheit geratenen Unter-

scheidungslehren nur sehr geringes Gewicht. Unter diesen Umständen konnten die vom Hause Hohenzollern von lange her gehegten Unionsgedanken auf praktische Verwirklichung hoffen.

Schon Friedrich I. hatte wegen einer U. Beratungen reform. und luth. Theologen zu Berlin veranstaltet, welche jedoch ebenso wie der 1722 von dem tübinger Kanzler Pfaff im Namen der evang. Reichsstände abgefaßte Vereinigungsentwurf an dem zähen Widerstande der lutherischen Theologen scheiterten. Friedrich Wilhelm I. suchte wenigstens die kirchlichen Gebräuche beider Kirchen einander anzunähern, und verordnete 1736 die Abschaffung des Kollektensingens, der Chorhemden, Meßgewänder und der Lichter beim Abendmahl. Erfolgreicher als diese in die Freiheit der Kirche von außen her eingreifenden, übrigens schon unter Friedrich II. 1740 für unverbindlich erklärten königl. Verordnungen war die stille Macht der Zeit, welche kein Verständnis mehr für die alten Formeln und Streitpunkte hatte. Die mit den deutschen Befreiungskriegen neuerwachte evang. Bewegung war aus einem Geiste geboren, der den Hader der prot. Konfessionen tief unter sich ließ. So konnte Friedrich Wilhelm III. in dem königl. Aufrufe vom 27. Sept. 1817 seine evang. Unterthanen auffordern, das Jubelfest der Reformation durch die förmliche Vereinigung der Lutheraner und Reformierten zu einer einigen evang. Kirche zu begehen.

Der Aufruf des Königs fand begeisterten Widerhall. Teils durch förmliche Unionsurkunden, teils durch Annahme des Brotbrechens beim Abendmahl als Unionsritus wurde die U. von Geistlichen und Gemeinden vollzogen; in Berlin zuerst durch eine gemeinsame Abendmahlsfeier am Reformationsfest, an welcher die gesamte Geistlichkeit Anteil nahm. Auch außerhalb Preußens fand das gegebene Beispiel Nachahmung. Zuerst geschah dies in Nassau (1817), in der Rheinpfalz (1818) und in Baden (1821). Aber der notwendige Ausbau der U. durch eine freie Kirchenverfassung, für welche Schleiermacher unermüdlich seine Stimme erhob, geriet unter den Händen der polit. Reaktion bald völlig ins Stocken. Dafür suchte der König durch die Einführung einer neuen Agende für die ganze preuß. Landeskirche (seit 1822) eine äußerliche Uniformität zu erzielen, ohne die Kirche selbst zu befragen. Ihre altertümelnde, mit der wiedererwachenden Orthodoxie kokettierende Färbung war den freier Gesinnten zuwider, ihr Zusammenhang mit der U. reizte das Häuflein der strengen Lutheraner zum Widerstande, dessen gewaltsames Niederhalten die Sache der U. kompromittierte. Aus der Landeskirche schieden eine Anzahl altluth. Gemeinden aus, die sich zu einer eigenen luth. Kirche konstituierten, aber erst von Friedrich Wilhelm IV. gesetzlich anerkannt wurden (1841). Bedenklicher für die Sache der U. als diese Separation wurde die von einer pietistischen Hofpartei dem König Friedrich Wilhelm III. abgelockte Kabinettsordre vom 28. Febr. 1834, nach welcher das luth. Bekenntnis durch die U. nicht aufgehoben, sondern nur die Agende Gesetz sei. Innerhalb der evang. Landeskirche begann man wieder zwischen unierten und nichtunierten Gemeinden zu scheiden, während den separierten Lutheranern auch die letztern mit dem Makel der U. behaftet erschienen, weil sie einem unierten Kirchenregiment unterstellt und an eine unierte Agende gebunden seien.

Seit dem Reaktionsjahre 1850 schöpften auch die Lutheraner in der Landeskirche allmählich wieder den Mut, die U. systematisch zu untergraben. Nach dem Vorgange des Konsistoriums der Provinz Schlesien wurde durch königl. Kabinettsordre vom 6. März 1852 auch der Oberkirchenrat in Berlin in drei nach dem Bekenntnis geschiedene Abteilungen aufgelöst, eine lutherische, eine reformierte und eine unierte. In den östl. Provinzen wurde die U. zur Ausnahme, die sich mühsam durch förmliche Stiftungsbriefe legitimieren mußte und auch dadurch nicht genügend gegen konfessionalistische Zumutungen geschützt war. Überall in öffentlichen Urkunden ward der »Bekenntnisstand« der Gemeinden wieder eifrig gewahrt. Auch wo durch Einführung des Brotbrechens die U. längst rechtsgültig vollzogen war, wurde durch bekenntniseifrige Pastoren der Unionsritus abgeschafft. Beschwerden der Gemeinden wurden durch strafende Erlasse der Konsistorien beschieden. Zwar stellte eine neue Kabinettsordre vom 12. Juli 1853 die Absicht, die U. zu stören, in Abrede, verpönte konfessionelle Sonderbestrebungen und eigenmächtige Abweichungen von den Ordnungen der Landeskirche; aber bei der Unvereinbarkeit der verschiedenen königl. Kundgebungen untereinander und bei der Schwäche des Oberkirchenrats gegenüber konfessionalistischen Prätensionen fuhren die Konsistorien fort, auf Kosten der U. das Bekenntnis zu pflegen. Die Ausnahmen von den Ordnungen der evang. Landeskirche wurden unter ihrer Fürsorge zur Regel; liturgische Parallelformulare, zu deren Publikation der Oberkirchenrat sich verstand (7. Juli 1857), gaben der kirchlichen Verwirrung eine Rechtsgrundlage. Nach der neu aufgekommenen Theorie wurde die U. nur in die Konföderation zweier Kirchen unter gemeinsamem, doch in sich selbst konfessionell gesondertem Regiment gesetzt, die sich gegenseitig gastweise Abendmahlsgemeinschaft gewährten. Das Verständnis der U. im ursprünglichen Sinne ihres Stifters galt als »absorptive« oder »negative« U. in der unierten Kirche für rechtlos.

König Wilhelm I. erklärte als Prinzregent (8. Nov. 1858) seinen festen Entschluß, die U., welche eine mit dem Wesen der evang. Kirche unvereinbare Orthodoxie dem Zerfall nahe gebracht habe, zu schützen, und unter dem Kultusminister Bethmann-Hollweg wagte der Oberkirchenrat wenigstens neuen konfessionellen Übergriffen in den Weg zu treten. Aber die Orthodoxie blieb nach vorübergehendem Schrecken in ihrer kirchlichen Alleinherrschaft ungekränkt; der angekündigte Wechsel der kirchenregimentlichen Organe trat nicht ein. Als die großen Erfolge von 1866 das preuß. Staatsgebiet durch mehrere Provinzen, in denen die U. noch nicht eingeführt war, erweitert hatten, achteten die Lutheraner in der preuß. Landeskirche die Stunde für gekommen, die U. zu begraben. Neben die dem Oberkirchenrat in Berlin unterstellte Kirche der alten Provinzen traten jetzt selbständige luth. Landeskirchen in Hannover, Schleswig-Holstein und Lauenburg. Die königl. Kabinettsordre vom 3. Nov. 1867 hielt die U. in den alten Provinzen aufrecht und erhoffte die künftige Vereinigung der evang. Kirchen in den neuerworbenen Landesteilen von deren eigener freier Mitwirkung. Diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt; in der evang. Kirche der alten Landesteile selbst nahm die konfessionelle Partei einen neuen Aufschwung und erhielt seit 1873 einen

Mittelpunkt in der alljährlich wiederholten »August-konferenz«. Im Bunde mit der seit 1879 zur Macht gelangten Hofpredigerpartei behaupten die Konfessionellen seitdem in den Konsistorien, auf den General- und Provinzialsynoden die Herrschaft.

Vgl. Schenkel, »Der Unionsberuf des evang. Protestantismus« (Heidelb. 1855); Brandes, »Geschichte der kirchlichen Politik des Hauses Brandenburg« (2 Bde., Gotha 1872—73); Fischer, »U. und Konfession« (2 Bde., Kassel 1873).

Unionisten hießen im Gegensatz zu den Konfessionellen die Anhänger der evang. Union (s. d.).

Unio prolium, s. Einkindschaft.

Unisŏno, s. Einklang.

Unitarier nennen sich selbst die Glieder einer christl. Sekte, die anfangs von den Protestanten Antitrinitarier (s. d.) genannt wurden.

United States (engl., spr. Juneited Stehts), die Vereinigten Staaten (von Amerika).

Unitis viribus, s. Viribus unitis.

Universāl, s. unter Universum.

Universāl (das, lat.), Erlasse der ehemaligen Könige von Polen und Hetmane der Kosaken an das Volk, die dem entsprachen, was jetzt Manifest, in Österreich Patent heißt. U. hieß auch eine vom Hetman ausgestellte Urkunde, kraft deren jemand in den Besitz eines (adeligen) Landgutes gesetzt wurde.

Universālalphabet. Im Laufe der Zeit haben die röm. Schriftzeichen, welche der Kurrentschrift zu Grunde liegen, bei den einzelnen Völkern eine verschiedene Aussprache erhalten, z. B. c in französisch centime und im Deutschen Centner, ch wird im Englischen tsch, im Französischen scharf als sch ausgesprochen u. s. w., was zur Folge hatte, daß nicht nur fremde Namen meist unrichtig gelesen werden, sondern daß auch fremde Sprachen, z. B. die amerikanischen, afrikanischen u. a., je nachdem sie von einem Engländer, Franzosen, Italiener, Spanier oder Deutschen in lat. Charakteren wiedergegeben wurden, ganz verschieden geschrieben erschienen. Dies veranlaßte den berühmten Philologen R. Lepsius, ein linguistisches U. aufzustellen, dessen sich die Sprachforscher zu bedienen hätten; dasselbe erschien 1855 in einer deutschen und einer engl. Ausgabe unter dem Titel »Allgemeines linguistisches Alphabet« (2. engl. Ausgabe: »Standard alphabet for reducing unwritten languages and foreign graphic systems«, 1863, zugleich eine Anwendung auf 119 Sprachen enthaltend) und ist jetzt fast allgemein in wissenschaftlichen Werken angenommen. Es besteht aus folgenden Zeichen:

Vokale.

Charakter	kurz	lang	ohne Unterschied
halber Laut	ạ	—	—
reiner "	ă	ā	a
tiefer "	—	—	å
halber "	ẹ	—	—
geschlossener Laut	ẹ̆	ẹ̄	ẹ
offener Laut	ĕ̱	ē̱	e̱
harter "	—	—	ę
getrübter "	ŏ̈	ō̈	ö
reiner "	ĭ	ī	i
harter "	—	—	ị
geschlossener Laut	ọ̆	ọ̄	ọ
offener Laut	ŏ̱	ō̱	o̱
reiner "	ŭ	ū	u
getrübter "	ü̆	ǖ	ü
halber "	r̥̆	r̥̄	r̥
halber "	l̥̆	l̥̄	l̥
nasaler "	—	—	ã
" "	—	—	ẽ
" "	—	—	õ
" "	—	—	ọ̃

Konsonanten.

Lautklassen	Explosivae oder dividuae			Fricativae oder continuae			Ancipites
	fortes	lenes	nasales	fortes	lenes	nasales	
1. Faucales	ʾ	ʿ	—	h' h	—	—	—
2. Gutturales	k	q g	ṅ	χ	γ	—	ṙ
3. Palatales	k̀ tš	ǵ dž	ń	χ́ š ś	γ́ ž ź	y	l'
4. Cerebrales	ṭ	ḍ	ṇ	ṣ̌	ẓ̌	—	ṛ ḷ
5. Linguales	ṯ	ḏ	—	s̱	z ð	—	—
6. Dentales	t	d	n	s θ	z ð	—	r l
7. Labiales	p	b	m	f	v	w	—

Universal-Baptists, s. unter Baptisten.

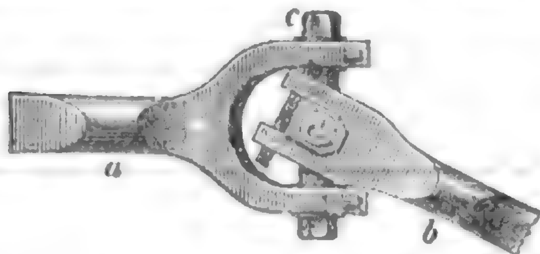
Universalen (Universalisten), Sekte in Nordamerika, deren Hauptdogma ist: Da Christus für alle Menschen gestorben ist, so müssen auch alle selig werden. Die Sekte ist sehr verbreitet; 1883 hatten sie 23 Staatskonventionen, 939 Kirchspiele, 36528 Familien, 683 Sonntagsschulen, 780 Kirchen, 5 Akademien, 4 Colleges, 3 theol. und 33 andere Schulen. Sie stehen unter Leitung eines aus Geistlichen und Laien bestehenden Generalkonvents in Massachusetts.

Universalerbe ist im gewöhnlichen Leben die Bezeichnung für denjenigen, welcher als alleiniger Erbe des Erblassers succediert.

Universalfideikommiß heißt die letztwillig getroffene Verfügung eines den ganzen Nachlaß oder eine Quote desselben umfassenden Vermächtnisses. Das röm. Recht hat erst allmählich hier dem Vermächtnisnehmer (Universalfideikommissar) die Stellung eines Erben eingeräumt, um dadurch den mit dem U. belasteten wirklichen Erben (Universalfiduziar), welcher zur Herausgabe genötigt werden konnte, von den auf den ausgelieferten Nachlaßteil treffenden Schulden zu entlasten. Trotz der Vollendung dieser Entwickelung steht das U. doch immer noch zwischen Erbfolge und Vermächtnis in der Mitte und ist nur im modernen Recht insofern meistens anders gestaltet worden, als es die

Bedeutung eines successiven Überganges des Erbvermögens von der Hand des wirklichen Erben in die der Universalfideikommissare angenommen hat.

Universalgelenk oder Kreuzgelenk, die gebräuchlichste aller gelenkigen Kuppelungen (s. d.), welche die Einstellung der gekuppelten Wellenstücke innerhalb gewisser Grenzen zuläßt. Sie besteht aus den beiden Endstücken a und b (s. nachstehende Figur) und dem Mittelstück, das aus zwei einander rechtwinkelig kreuzenden Zapfenpaaren c und d gebildet ist, von denen je eins in einem der Endstücke a und b rechtwinkelig zur Wellenachse gelagert ist. Das



U. wurde von Hieronymus Cardanus (s. d.) zuerst zur Aufhängung der Schiffskompasse (s. Kompaß) benutzt, wonach es auch Cardanisches Gelenk heißt; der Engländer Hook, nach welchem dasselbe auch Hookscher Schlüssel genannt wird, wendete den Mechanismus zur Drehungsübertragung an. Die Winkelgeschwindigkeit der mitgenommenen Welle ändert sich bei gleichmäßiger Geschwindigkeit der mitnehmenden Welle um so mehr, je größer die Winkelstellung der beiden Wellen wird, sodaß das mitgenommene Wellenstück ungleichmäßig rotiert; doch lassen sich diese Ungleichförmigkeiten dadurch vermeiden, daß man das Gelenk in entsprechender Weise doppelt anbringt. Im Maschinenbau findet das U. Anwendung zur Bewegungsübertragung von winkelig gestellten Wellen, z. B. bei Göpeln und Werkzeugmaschinen, auf Dampfschiffen, an Schraubenwellen, damit diese den Verbiegungen des Schiffsgerippes nachgeben können.

Universalinstrument nennt man ein transportables astron. Instrument, welches durch die Verbindung eines Fernrohrs mit zwei fein geteilten Kreisen (Azimuthal- und Höhenkreis), deren Ebenen aufeinander senkrecht stehen, die gleichzeitige Messung des Azimuths und der Höhe seines Gestirns gestattet. Da die U. neuerer Konstruktion eine im Verhältnis zu ihren Dimensionen sehr bedeutende Genauigkeit der Beobachtungen erreichen lassen und sehr leicht aufzustellen sind, so bedient man sich derselben jetzt vorzugsweise zur Anstellung astron. Beobachtungen auf Stationen und bei wissenschaftlichen Reisen, bei welchen man früher auf den Sextanten angewiesen war. (Vgl. Theodolith.)

Universalismus, s. unter Universum.

Universalisten, s. Universalen.

Universalität, s. unter Universum.

Universalschraubenschlüssel, ein Schraubenschlüssel, der zum Stellen eingerichtet ist, sodaß er für Schraubenköpfe oder Muttern von sehr verschiedener Größe verwendet werden kann.

Universalsprache, s. Weltsprache.

Universalsuccession, s. unter Erbfolge.

Universalwalzwerk, ein Walzwerk mit zwei horizontalen und zwei vertikalen Walzen. (S. unter Walzwerk.)

Universalzeit, die in neuerer Zeit von der Regierung der Vereinigten Staaten in Amerika vorgeschlagene Einführung einer gleichen Zeit für alle Völker der Erde, wodurch die Zeitdifferenz (s. d.) der verschiedenen Orte aufgehoben würde. In Verbindung damit wurde die Aufstellung eines Anfangsmeridians gemacht, welcher, etwa 210° östlich von Ferro gelegen, die Beringsstraße durchschneiden, die Gesellschaftsinseln östlich, die Samoa- und Tonga-Inseln westlich liegen lassen und eine fest bestimmte Linie des Datumwechsels (s. unter Länge, geographische) abgeben würde.

Universitas personārum (lat.), eine juristische Persönlichkeit, welche an eine Mehrheit physischer Individuen geknüpft ist. (S. Moralische Personen.)

Universitäten, auch Hochschulen oder Hohe Schulen genannt, die oberste Stufe der Unterrichtsanstalten, unterscheiden sich von andern Schulen durch die freiere Stellung der Schüler, die auch nicht Schüler, sondern Studenten genannt werden, und durch die wissenschaftliche Haltung des Unterrichts. Der Name U. wird jetzt auf die Gesamtheit aller Wissenschaften bezogen, und man fordert deshalb, daß an einer U. alle Fakultäten vertreten sein müssen, und spricht sonst von unvollständigen U. Im Mittelalter, als die U. entstanden, bezeichnete dieses Wort dagegen die Korporation der an der Hochschule beteiligten Personen, zunächst der Lehrer und Schüler. Diese faßte man entweder unter der gemeinsamen Bezeichnung scholares zusammen oder man gebrauchte scholares (oder studentes) im engern Sinne für die Schüler allein, und sprach je nachdem von der universitas scholarium oder von der universitas magistrorum et scholarium. Die Lehranstalt nannte man meistens studium, bald mit, bald ohne das Beiwort generale oder solemne. Die Bezeichnung universitas für die Hochschule selbst ist eine allerdings schon im 13. Jahrh., aber damals nur seltener begegnende Übertragung des Namens der universitas scholarium studii (generalis), welche den Hauptbestandteil der Lehranstalt bildete, auf die Lehranstalt selbst. Universitas war im Mittelalter ein häufig angewandter Ausdruck für Zünfte und Korporationen aller Art, für das Verständnis seiner Bedeutung im Schulleben ist aber besonders wichtig, daß die Bürgergemeinde als universitas civium bezeichnet wurde. Ihr gegenüber vereinigten sich in Bologna die hier der Studien wegen sich aufhaltenden Tausende von Fremden, scholares forenses, zu universitates scholarium, und erwarben Privilegien, die ihnen das Bürgerrecht ersetzten. Die studierenden Bürger, scholares cives, gehörten von Rechts wegen nicht dazu, aber sie hatten den von den scholares forenses auch für die Zwecke des Studiums gewählten Beamten und gefaßten Beschlüssen zu gehorchen. Nun waren die Professoren in Bologna meistens Bürger oder mußten doch der Stadt einen Treueid leisten, und daraus erklärt es sich, daß nur Studenten und nicht die Professoren in der universitas Stimmrecht hatten und zu Vorstehern (rectores, procuratores, consiliarii und syndici) derselben gewählt werden konnten. Denn im übrigen hatten die Professoren keineswegs eine abhängige Stellung den Scholaren gegenüber, sondern waren die Richter und die Examinatoren derselben, und waren in jeder Beziehung reich an Ehren und Einfluß. In den andern italienischen U. herrschten ähnliche Einrichtungen, in Paris, Toulouse, Oxford u. s. w. bezeichnete

universitas dagegen zunächst die Vereinigung der Professoren. Die Schüler gehörten ihr zwar auch an, hatten Anteil an den der Korporation gewährten Privilegien, aber sie hatten kein Stimmrecht in der U. Ein Unterschied zwischen scholares forenses und scholares cives wurde in Paris nicht gemacht. Die Ausbildung der U. vollzog sich hier mehr in der Regelung der Beziehungen zu geistlichen Gewalten als zur Stadt. Die universitas gliederte sich in Abteilungen nach der Herkunft, die ebenfalls universitates oder nationes hießen. In Bologna bestanden anfangs mehrere kleine universitates (vielleicht ohne rechtliche Verbindung) nebeneinander, die sich aber noch in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. zu den zwei großen universitates, der ultramontani, d. h. der Nicht-Italiener, und der citramontani, der Italiener, vereinigten. Beide wählten ihren besondern Rektor und andere Beamte, aber sie bildeten doch die Teile eines zusammengehörigen Ganzen und regelten durch festes Übereinkommen ihren Anteil an der Leitung der Hochschule.

Geschichte. Mit den Schulen des Altertums haben die U. keinen Zusammenhang, wenn auch die gleiche Aufgabe hier und da bereits im Altertum, namentlich in der röm. Kaiserzeit z. B. in Athen, Einrichtungen hervorrief, die mit den U. des Mittelalters Ähnlichkeit zeigen. Die U. des Mittelalters waren ein Produkt des wissenschaftlichen Lebens, welches, im 9. und 10. Jahrh. beginnend, im 11. und 12. sich so steigerte, daß sich mit ihm nur die humanistische Bewegung des 15. Jahrh. vergleichen läßt. Um die Mitte des 12. Jahrh. waren Bologna und Paris die berühmtesten Mittelpunkte dieses Treibens, und zwar blühten in Paris die philos.-theol. Studien, in Bologna die juristischen. In diesen Orten zeigte sich um die Wende des 12. und 13. Jahrh. das Bedürfnis, die Rechtsverhältnisse dieser nach Tausenden zählenden Massen von jungen, anspruchsvollen, genußkräftigen, aber oft mittellosen oder doch von ihren Hilfsquellen entfernten Männern in festen Formen zu regeln und zugleich den Studiengang derselben, vor allem die Willkür zu beseitigen, mit der bis dahin jeder beliebige Scholar nach kurzen Studien als Lehrer auftrat. Das erste und einflußreichste Privileg erließ für sie Kaiser Friedrich I. 1158, die Authentica Habita quidem, welche er in das Corpus juris einreihen ließ, sodann erwarben sich mehrere Päpste die größten Verdienste um diese Entwickelung, vor allem Alexander III. und Honorius III. Die U. des Mittelalters zerfielen der Verfassung nach in drei Gruppen:

1) Die Stadtuniversitäten Italiens. Der Magistrat hatte die Oberleitung, durch seine Autorität erlangten die von der universitas erlassenen Statuten Gesetzeskraft, er bestimmte und bezahlte die Gehälter der Professoren, strafte das Aussetzen von Vorlesungen, das Überspringen von Abschnitten, wie das Nichtbeendigen der Vorlesungen durch Einbehalten des Gehalts, und erließ auch methodische Vorschriften gegen das Diktieren, gegen das Auskramen unnützer Gelehrsamkeit u. s. w. An manchen Orten und zu manchen Zeiten trat dieser Einfluß stärker hervor, an andern, wie in Bologna, war die Leitung mehr Sache der universitas und der Doktorenkollegien. In Bologna ging der Magistrat auch erst im 14. Jahrh. dazu über, den Professoren Gehalt zu zahlen, was die andern Städte bereits im 13. Jahrh. thaten. Neben Bologna waren es Padua, Modena, Reggio, Perugia, Florenz, Siena, Vercelli, Pisa, Arezzo, Piacenza, Parma u. a. Bologna stritt vielen dieser Städte das Recht ab, Schulen für das Corpus juris zu haben, indem es eine Stelle der Constitutio: «Omnem reipublicae», in welcher Kaiser Justinian Anordnungen über die Rechtsschulen seines Reichs getroffen hatte, gewaltsam interpretierte. Diese Theorie ist nicht durchgedrungen, hat aber dazu beigetragen, die Vorstellung zu bilden, daß ein studium generale durch eine der universalen Gewalten, Papst, Kaiser oder König, privilegiert werden müsse. Im 14. und 15. Jahrh. gelangte diese Theorie mehr und mehr zur Herrschaft, namentlich bei den Gründungen der deutschen U.; ital. Städte haben sich dagegen auch im 17. Jahrh. für befugt erachtet, studia generalia einzurichten. Vielleicht aber darf man es seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. als herrschende Lehre bezeichnen, daß die Städte für ihre neugegründeten studia generalia das jus doctorandi vom Kaiser oder vom Papst erbitten mußten. So war wenigstens die Lehre des gefeierten Juristen Baldus, und die Praxis der Städte scheint dem zu entsprechen. Für die Kenntnis der Verfassung dieser Gruppe sind besonders wichtig der Kontrakt, den die Stadt Vercelli 1228 mit mehrern universitates scholarium abschloß, und die einander nahe verwandten Statuten von Bologna (herausg. 1561 bei Alex. Benacius), von Perugia (herausg. von Padelletti in den «Documenti inediti per servire alla storia delle Università Italiane», Bologna 1872) und von Florenz (mit zahlreichen Urkunden begleitet herausg. in «Documenti di Storia Italiana», Bd. 7, 1881, von Gherardi und Morelli), dazu die von A. Rossi in dem «Giornale di erudizione artistica» (Bd. 4) herausgegebenen Urkunden von Perugia.

2) Die Kanzleruniversitäten. In Frankreich und England lehnte sich die Ausbildung der U. an die Bischöfe, Domkapitel und andere kirchliche Behörden an. In Paris, Oxford und andern Orten führte der bezügliche Prälat, welcher den Einfluß der Kirche auf die Leitung der Schule vertrat, den Titel Cancellarius, in Angers und einigen andern wurde er Scholasticus genannt. Sie hatten bei den Prüfungen den Vorsitz zu führen und die Licenz zu erteilen. In dieser Form wurde das Kanzleramt 1219 auch in Bologna eingeführt und ging so auf die andern Stadtuniversitäten über, erlangte hier aber nicht die Bedeutung wie in Frankreich und England. In Paris bestand ein wesentlicher Teil der geschichtlichen Entwickelung der U. in den Kämpfen zwischen der universitas und dem Kanzler. Übrigens war die Stellung der Kanzler an diesen U. Frankreichs und Englands auch noch sehr verschiedenartig. In Montpellier war sie wesentlich anders als in Paris, wieder anders in Oxford, in Angers, in Lerida u. s. w. In Lerida wurde er z. B. vom König eingesetzt und ausdrücklich bestimmt (1300), daß sein Amt kein geistliches Amt sei. An vielen dieser U., wie Paris, Oxford u. s. w., wurde den Professoren kein Gehalt gezahlt, als Ersatz dienten neben dem Honorar kirchliche Pfründen und die Stellen in den collegia (studia) dotata. Vgl. Buläus, «Historia Universitatis Parisiensis» (6 Bde., Par. 1665). Viel Korrekturen dazu in Jourdain, «Index chartarum pertinentium ad historiam Universitatis Parisiensis» (1862), zugleich die feste und bequeme

Grundlage der Forschung; Thurot, «De l'organisation l'enseignement de l'université de Paris au moyen âge» (1850); Laval, «Cartulaire de l'université d'Avignon» (1884); Rangeard, «Histoire de l'université d'Angers» (2 Bde., 1868—77); Germain, «Histoire de la commune de Montpellier» (Bd. 3, 1851).

3) Die Staatsuniversitäten. Kaiser Friedrich II. gründete in Neapel eine U., deren Lehrer wesentlich den Charakter von staatlichen Beamten trugen. Der Staat gründete und regelte die U., zahlte die Gehälter und verbot den Söhnen des Landes, eine auswärtige U. zu besuchen. Vgl. Winkelmann, «Über die ersten Staatsuniversitäten» (Heidelb. 1880). Diesen Standpunkt hielten auch die Nachfolger in dem Königreich Sicilien fest, und es näherten sich ihm vielfach die span. Könige des Mittelalters in ihren Erlassen zur Gründung und Leitung der U. Sonst folgten die spanischen U. in manchen Stücken dem Muster von Bologna, in andern dem von Paris und Toulouse, aber mit charakteristischen Änderungen. Seit dem 14. Jahrh. machten auch die Könige von Frankreich und England ihre Gewalt über die U. ihrer Länder stärker geltend (Gardiner war um 1540 als Kanzler von Cambridge geradezu ein Werkzeug königl. Tyrannei); aber es erhielt sich schließlich doch ein gut Teil der selbständigen Verwaltung als ein allgemein anerkanntes Merkmal der U.

Collegia. Von Anfang an bildeten sich Anstalten, um armen Scholaren Kost und Wohnung zu verschaffen; in umfassender Weise geschah dies noch im Laufe des 13. Jahrh. von den Dominikanern. Sie gründeten ein System von stufenweise einander folgenden Lehranstalten, deren obere Stufen sich an manchen Universitätsorten in die U. einfügten. In diesen Anstalten hielten sie Scholaren und Magister in sorgfältiger Aufsicht und sicherten sie vor dem vielfältigen Jammer der selbst für ihren Unterhalt sorgenden Scholaren. Wohl unter dem Einfluß dieses Beispiels wurden namentlich zwischen 1250—1350 an den U. zahlreiche und großartige collegia oder studia dotata gegründet, welche in Oxford, Cambridge, Paris und andern Orten allmählich den größten Teil der Scholaren aufnahmen und zugleich zahlreichen Professoren mit einer Pfründe einen Lehrauftrag erteilten. In manchen Beziehungen lösten sie so die U. in eine Reihe von kleinen, nur lose verbundenen Lehranstalten auf. Eins der frühesten und zugleich der berühmtesten dieser collegia war die Sorbonne in Paris.

Die Fakultäten. Man unterschied bereits im 12. Jahrh. mehrere, meistens fünf Fakultäten: Theologie, kanonisches Recht, röm. Recht, Medizin, Philosophie (artes liberales). Doch wurde bisweilen die Medizin zu der Philosophie gerechnet, bisweilen dagegen auch die Philosophie noch weiter gespalten, und namentlich die Anfänge der Grammatik als besonderes Fach abgeschieden. Zum Studium des kanonischen Rechts, der Theologie und der Medizin ging man meistens erst über, nachdem man die artes studiert hatte, deshalb nannte man die philos. Fakultät die untere, die andern die obern. An den U. Italiens, welche vorzugsweise Rechtsschulen waren, wurden jedoch für den Beginn des jurist. Studiums nur die elementaren Vorkenntnisse gefordert. Man konnte in Bologna mit 10 und 12 Jahren Student der jurist. Fakultät sein und mit 20 Jahren den jurist. Doktor machen, während in Paris für das Magisterexamen in den artes das 21. Jahr verlangt wurde.

Die akademischen Grade. Die Titel Doktor und Magister waren im Mittelalter gleichbedeutend und wurden öfter im Wechsel gebraucht, doch war der Titel Doktor bei den Juristen, Magister bei Theologen und Philosophen in überwiegendem Gebrauch. Die Namen bezeichneten noch im 12. Jahrh. nur die Lehrthätigkeit, die formelle Verleihung entwickelte sich in den beiden ersten Decennien des 13. Jahrh.; darauf wurde es üblich, den Übergang vom Scholaren zum vollberechtigten Lehrer in Vorstufen zu zerlegen, die des Baccalaureus und Licentiatus, welche an einigen U. früher, an den italienischen erst im 15. Jahrh. zu förmlich anerkannten Graden wurden. Diesen ältern Scholaren fiel ein nicht unbedeutender Teil der Disputationen und Vorlesungen zu. Das jus ubique docendi der Doktoren wurde keineswegs von allen U. anerkannt. Die Studenten waren teils Knaben von 12, ja von 10 Jahren, teils Jünglinge und Männer. In Bologna wuchs ihre Zahl nach Angabe eines kundigen Zeugen Anfang des 13. Jahrh. auf 10000, und von Oxford werden ähnliche Zahlen berichtet, jedenfalls waren in Paris und einigen andern U. zeitweise mehrere Tausende. Ein großer Teil bestand aus Geistlichen (seculares und regulares), daher nannte man sie auch clerici. Mehrere U. hatten das Privileg, daß Geistliche, welche dort studieren wollten, von der Residenzpflicht frei waren, wenn sie ihren Obern auch nur ihre Absicht mitgeteilt hatten, die U. zu besuchen, gleichviel ob die Obern zustimmten oder nicht. Es fehlte auch nicht an Laien, aber auch in Bologna waren die Geistlichen so zahlreich, daß mit Rücksicht darauf bestimmt wurde, der Rektor müsse ein Geistlicher sein. Das Leben der Scholaren war vielfach sehr wüst; das prägt sich aus in zahlreichen Klagen der Behörden und Bestimmungen der Statuten und endlich in der Scholarenpoesie. Von derselben ist uns ein großer Schatz erhalten, namentlich in den nach der Fundstätte des Codex benannten «Carmina burana» (herausg. von Schmeller, vom stuttgarter Litterarischen Verein [1847] und in engl. Handschriften).

Im 15. Jahrh. war das wissenschaftliche Leben der U. wie ihre Verfassung in vieler Beziehung erstarrt und die akademischen Grade wurden oft auch ohne Rücksicht auf die wissenschaftlichen Leistungen verliehen. Der Doktor war zu einer neuen Art von Adel geworden und wurde auf Empfehlung großer Herren und der Päpste verliehen (doctores bullati). Der Humanismus richtete hiergegen seine Angriffe, ohne eine Reform durchzusetzen; sie erfolgte erst nach dem durch die Reformation energisch vollzogenen Bruche mit dem Mittelalter und in dem Mutterlande der Reformation, in Deutschland. In Frankreich erfolgten bereits im 16. Jahrh. die Anfänge der Centralisation des Universitätswesens (Edikt von Blois 1579), aber eine tiefer gehende Umgestaltung der U. fand doch erst durch die Revolution und die Einrichtungen Napoleons I. statt. Université bezeichnet in Frankreich jetzt nicht mehr eine Hochschule, sondern die Gesamtheit der Erziehungs- und Unterrichtsanstalten. Bezeichnend ist der starke Einfluß der Staatsbehörden und dem gegenüber die Entstehung mehrerer von der klerikalen Partei gegründeter «katholischer U.» (Vgl. Cournot, «L'instruction publique en France»,

Par. 1884.) In England traten bereits im Mittelalter neben die beiden U. Oxford und Cambridge eigene Rechtsschulen, die Inns of court, die sich aber nicht zu wissenschaftlichen Lehranstalten in höherm Sinne entwickelten und von denen keine Reform des Universitätslebens ausging. Oxford und Cambridge bestehen noch heute aus einer Reihe auf mittelalterliche Schenkungen und Privilegien gegründeter und mit kirchlichen Einrichtungen und Pflichten verbundener Kollegien, den alten studia dotata, die einer Anzahl von Gelehrten bedeutende Pfründen und mehr oder weniger zahlreichen Scholaren Aufenthalt, Kost und Unterricht gewähren. Dublin in Irland ist im 16. Jahrh. nach ihrem Muster gegründet worden. Die Versuche, diese U. zu reformieren, sind bisher nicht geglückt, auch das Beispiel der im Gegensatz zu ihnen gegründeten U. London hat dies nicht bewirkt. Vgl. Huber, »Die engl. Universitäten« (2 Bde., Kassel 1839—40); Fuller, »History of the University of Cambridge« (1840); Laing, »Some Dreams on University and College reforms« (Oxford 1876); Pattison, »Suggestions on academical organisation« (Edinb. 1868); Lorinser, »The universities of Scotland« (Edinb. 1854). Neuerdings sind Einrichtungen getroffen worden, um Frauen an den U. Englands zuzulassen, und so sind hier ganz moderne mit mittelalterlichen Zuständen verbunden. In Italien entstanden in der Zeit der Renaissance in Rom, Florenz und andern Orten zahlreiche mehr oder weniger organisierte Vereinigungen zur Pflege der Wissenschaft, welche sich von den U. durch die Freiheit von den veralteten Formen und Vorschriften unterschieden. Es war ein begeistertes Leben und Treiben wie im 12. Jahrh. Aus ihnen gingen die Akademien und andere nur der Forschung, nicht dem Unterricht gewidmete gelehrte Gesellschaften hervor, aber zu einer Reform der U. kam es nicht. Ebenso wenig in Spanien, dessen U. im 17. Jahrh. hervorragende Mittelpunkte der Bestrebungen waren, welche die mittelalterliche Scholastik zu erneuern suchten. Gegenwärtig hat Italien zahlreiche kleine U., die wohl Träger des kräftig erwachten wissenschaftlichen Lebens sind, deren Verfassung und Ausstattung aber tiefer greifende Reformen bedürfen, ehe sie wieder eine dem Ruhme der italienischen U. im Mittelalter zu vergleichende Bedeutung gewinnen werden. Vgl. Coppi, »Le università italiane nel medio evo« (3. Aufl., Flor. 1886); La Fuente, »Historia de las universidades en España« (2 Bde., 1885); Alejandro Vidal y Diaz, »Memoria histórical de la universidad de Salamanca« (1869).

Die deutschen Universitäten seit der Reformation sind Fortbildungen aus den U. des Mittelalters, aber sie haben sich mit den Veränderungen der Gesellschaft und der staatlichen Ordnung und mit den Umwälzungen in den Methoden und Grundanschauungen der Wissenschaft so vollständig umgestaltet, daß der Zusammenhang, abgesehen von einigen Äußerlichkeiten und Namen, fast nur noch in einem idealen Moment besteht. Dies ist allerdings von höchster Bedeutung. Unter den schwierigsten Verhältnissen haben die U. des Mittelalters die Vorstellung von der selbständigen Bedeutung der Wissenschaft und von dem Rechte derjenigen, welche sich der Forschung widmen, auf besondern Schutz gegenüber den Mächten und Ansprüchen, welche sich durch dieselben gefährdet glauben, herausgearbeitet und zur Geltung gebracht.

Im Mittelalter gewann diese Vorstellung ihren zeitgemäßen Ausdruck in der Ausbildung einer mächtigen Korporation, welche neben und zwischen den staatlichen und kirchlichen Korporationen und Mächten eigenartige Privilegien und Befugnisse hatte und ihren Genossen eine Art Adel von höchstem Range verleihen konnte. Die Professoren waren fast alle ergebene und eifrige Söhne der Kirche, aber im Kampf der Interessen ihrer Korporation und kirchlicher Gewalten, selbst des Papstes, haben sie die libertas academica verteidigt, und ebenso gegen Fürsten und Städte. Viele Professoren und Scholaren sind deshalb von der Kirche verurteilt, von den Königen als Rebellen vertrieben, von den Städtern erschlagen worden. Paris, Oxford, Orléans, Bologna u. s. w. haben zahlreiche Märtyrer zu verehren, und wenn Anlaß und Streitpunkt oftmals einen mehr persönlichen Charakter hatten oder in kleinliche Dinge ausarteten, so ändert das nichts an der Hauptsache. Abälard, Guillaume de Saint Amour, die Auswanderungen aus Bologna, der Widerstand der Professoren von Orléans gegen Philipp den Schönen sind Beispiele. In diesen verpflichtenden Erinnerungen liegt das stolze Erbe, das den U. der Gegenwart von ihren mittelalterlichen Ahnen nachgelassen ist. Auf dieser so erworbenen Stellung ruhte der gewaltige Einfluß, den die U. namentlich in gefährlichen Zeiten ausübten, so im Anfang des 15. Jahrh., als die Kirche durch das Schisma gespalten war.

Eine wichtige Veränderung erfolgte im 16. Jahrh durch Einrichtung von Schulen, auf denen die Knaben zum Studium auf den U. vorbereitet wurden. Ganz hatte es auch dem Mittelalter nicht an dem Unterschied von Schülern und Studenten gefehlt (vgl. z. B. die Schulordnungen der Bettelmönche, die glomerelli [Grammatikschüler] in Cambridge ꝛc.), aber die U. und die collegia dotata nahmen doch Scholaren mit dem 15. und 12., ja mit dem 10. Jahre an. Manche Gymnasien hatten übrigens im 16. und 17. Jahrh. eine unklare Mittelstellung zwischen Schule und U., und manche U. erhob sich wenig über die Einrichtungen und Leistungen von Gymnasien. Ein anderer Unterschied ergab sich aus den Veränderungen der Wissenschaft. Die prot. Theologie trat neu auf, die Philologie löste sich aus der alten facultas artium, das kanonische Recht trat zurück, das röm. Recht befreite sich von der Scholastik später als die andern Wissenschaften, wie es auch später unter die Herrschaft dieser zur Manier entarteten Richtung gefallen war. Manche Formen und Einrichtungen des Universitätslebens, die bereits im 14. und 15. Jahrh. teils erstarrten, teils verfielen, erhielten sich noch im 16. und 17. Jahrh. und wurden zu Zerrbildern ihres ursprünglichen Wesens. Es kam zu keiner durchgreifenden Reform der U., und darin ist einer der Gründe zu suchen, welche die Blüte der deutschen U. in diesen beiden Jahrhunderten zurückhielten. Mehr noch trug dazu bei das Übergewicht der theol. Interessen. Manche U. verbrauchten ihre ganze Kraft in dogmatischen Kämpfen, und der Gegensatz zwischen Protestantismus und Katholizismus drohte einigen U., wie Prag, den Untergang zu bringen. Man bezeichnete die U. nach Konfessionen, indessen wurde diese Unterscheidung doch nicht allgemein verbindlich und z. B. weder in dem Stiftungsbriefe von Stadthagen,

Rinteln 1619, noch von dem Theoretiker Conring in seiner helmstedter Dissertation von 1640 berücksichtigt. Es erhielt sich die Vorstellung, daß die Wissenschaft und ihr Organ, die U., etwas für sich sei. Der Hauptgrund für die geringe Blüte der U. Deutschlands im 16. und 17. Jahrh. lag in den allgemeinen Verhältnissen, der Kriegsnot, der Armut und vor allem in der Kleinheit und Unfertigkeit der sog. Staaten des Deutschen Reichs. Die hervorragendsten Gelehrten waren nicht oder nur vorübergehend Mitglieder der U. Weit größere Bedeutung hatte die rasch aufblühende U. Leiden.

Man kann das 16. und 17. Jahrh. als eine Übergangszeit bezeichnen. Die U. der Gegenwart beginnen streng genommen erst im 18. Jahrh. mit der Gründung von Halle 1694 (vgl. Dernburg, «Thomasius und die Stiftung der U. Halle», Halle 1865) und Göttingen 1737. Eine weitere Epoche bildete dann die Gründung von Berlin und Bonn im Anfang des 19. Jahrh. Die jüngste ist Straßburg 1872, mit ihr sind es 20 (Berlin, Bonn, Breslau, Erlangen, Freiburg, Gießen, Göttingen, Greifswald, Halle, Heidelberg, Jena, Kiel, Königsberg, Leipzig, Marburg, München, Rostock, Straßburg, Tübingen, Würzburg; dazu eine unvollständige, nur die philos. und theol. Fakultät umfassende, die Akademie zu Münster, und das Lyceum in Braunsberg), an denen im Sommer 1886 ungefähr 2000 Docenten und 28000 Studenten thätig waren. Das charakteristische Merkmal dieser Periode ist die Beseitigung der überlebten mittelalterlichen Einrichtungen (z. B. latein. Sprache der Vorlesungen) und die kräftige Hilfe des Staats, welcher einmal den U. die Mittel gewährte, um die Institute, Laboratorien, Bibliotheken und Lehrmittel aller Art in der vollkommenen Weise herzustellen, wie sie der gegenwärtige Stand der Wissenschaften fordert, und andererseits den Professoren auskömmliche, oft glänzende Einnahmen gewährte, und damit die Mittel, um eine der Wissenschaft würdige Stellung in der Gesellschaft einzunehmen. Die U. Deutschlands sind der Verfassung nach staatliche Lehranstalten, welche, der Kontrolle der untern Behörden enthoben, unmittelbar unter dem Ministerium stehen und sich auch dem Ministerium gegenüber einer ausgedehnten Selbstverwaltung erfreuen. Sie sind zugleich mit den ihnen vielfach verwandten und verbundenen Akademien oder Gesellschaften der Wissenschaften, welche nur der Forschung, nicht dem Unterricht dienen, die überaus geehrten Vertreter der Wissenschaft, und machen sich dieser Ehre würdig, indem sie auch wirklich einen hervorragenden Anteil an der Fortbildung der Wissenschaften haben, und indem sie bei dem Unterricht nicht sowohl die Mitteilung von Kenntnissen, als die Weckung und Pflege des wissenschaftlichen Sinnes, die Erziehung zu rücksichtsloser Wahrheitsliebe in Sachen der Forschung und die Anleitung zum Gebrauch der wissenschaftlichen Methoden beabsichtigen. Darauf beruht der ideale Glanz, der sie umgibt, und in begeisterten Stunden alt und jung die kleinlichen Mängel, die teilweise ein unvermeidliches Nebenprodukt ihrer Selbstverwaltung sind, vergessen und die alma mater überschwenglich preisen läßt. Darauf beruht endlich die Kraft, mit der die U. sich in entscheidenden Epochen als die treuen Hüter der idealen Güter des Volks bewährt haben: so in den Zeiten der Freiheitskriege und weiter unter dem Druck der traurigen Erschöpfung, welche ihnen folgte, und welche die Regierungen angstvoll in jedem freien Wort Jakobinersinn und Demagogentum vermuten ließ (Deutsche Burschenschaft). Die deutschen U. genießen deshalb in Deutschland selbst und in den übrigen Kulturstaaten den Ruhm einer unvergleichlichen Einrichtung, und es kommen alljährlich aus allen Ländern zahlreiche Studenten und Gelehrte, um an ihnen zu studieren und ihre Einrichtungen kennen zu lernen. Vgl. Collard, «Trois universités allemandes» (Löwen 1879—82); Hart, «German universities» (Neuyork 1878).

Dieser Ruhm hat die U. jedoch nicht darüber getäuscht, daß manche ihrer Einrichtungen den Verhältnissen nicht entsprechen und zu starken Mißbräuchen Gelegenheit geben. Gerade aus den Reihen der Universitätslehrer sind in dieser Periode der Blüte so zahlreiche Reformvorschläge gemacht worden, daß sie kaum noch zu übersehen sind, und es wäre ein großer Gewinn, wenn wenigstens über die bedeutendsten derselben eine kritische Übersicht geboten werde, damit man erkenne, welche Vorschläge immer wiederkehren und von welcher Seite sie unterstützt werden. Namentlich handelt es sich um eine Regelung des Einflusses der staatlichen Behörde in gewissen zweifelhaften Punkten und eine Beseitigung der Mißbräuche, welche mit der akademischen Freiheit getrieben werden, oft bis zur groben Vernachlässigung der mit dem Gehalt übernommenen Pflicht. Schwierig ist ferner die Doppelstellung der U. als Lehranstalt und als Träger der weiter gehenden Forschung. Die gegenwärtige Richtung der Wissenschaft auf die getrennte Untersuchung des Einzelnen läßt die Professoren oft vergessen, daß die Masse der Studenten eine gewisse allgemeine Kenntnis des Fachs erwerben muß, und so fallen denn viele Studenten nach Spezialstudien, zu denen sie noch nicht genügend vorbereitet waren, in ein ganz unwissenschaftliches Auswendiglernen der Elemente. Ferner werden die Ausgaben für die U. unnötigerweise erhöht, indem jede U. die verschiedenen Richtungen und Methoden, welche in einer Wissenschaft besonders gepflegt werden, bei sich vertreten wissen will. Studenten, welche so eingehende Studien machen wollen, könnten verschiedene U. besuchen. Werden die Mittel des Staats über das Bedürfnis hinaus erfordert, so wird notwendig ein Rückschlag eintreten in der Bereitwilligkeit des Staats, und andererseits gefährden die U. dadurch die Selbstverwaltung, die ihnen noch geblieben ist.

Eine große Gefahr liegt ferner in dem üblich werdenden System, an Privatdocenten eine Art Gehalt zu zahlen. Es ist keine wirkliche Besoldung, sie ist widerruflich und ist auch zu klein, um davon zu leben, sie ist aber eine Verlockung für junge Gelehrte, die von der akademischen Laufbahn besser noch fern blieben. Bei der Zersplitterung der Wissenschaften kommen leicht auch Leute von mäßiger Begabung zu dem Ruhme oder doch zu dem Bewußtsein, in einem kleinen Gebiet gründliche Kenner zu sein, und das Stipendium verführt sie, die bescheidenere Laufbahn der Beamten zu verachten. So verlieren sie die Jahre, und wenn sich dann die Grenze ihrer Kraft zeigt, oder wenn die gleiche Aussicht zu viele verlockt, dann sitzen sie jahrelang in trostlos abhängiger Lage und mehren die schon durch andere Verhältnisse bereitete Gefahr des Koteriewesens «der Schulen», bis etwa

ein glücklicher Zufall oder die klägliche Bitte ihnen den Lehrstuhl verschafft. Wer nicht so reich ist, daß er unabhängig leben kann, der schaffe sich vorerst diese Unabhängigkeit in der sicherern Laufbahn des Amts. Hervorragende Begabung wird dann doch schon die Aufmerksamkeit auf ihn lenken, wenn die Verhältnisse nicht zu ungünstig sind und die Laufbahn nicht durch zu starken Andrang, vor allem nicht durch jenen künstlich gesteigerten Andrang gesperrt wird. Es kommt endlich auch der Wissenschaft und vor allem den oft sehr einflußreichen Stellungen der Professoren zugute, wenn sie als junge Gelehrte gezwungen waren, sich die Vielseitigkeit des Wissens anzueignen, welche das Amt fordert, und wenn sie die Art des Amts, für das sie ihre Schüler vorbereiten und prüfen sollen, aus eigener Anschauung kennen. Bei den Medizinern macht sich das durch die Art ihrer akademischen Thätigkeit von selbst, sie haben ferner auch meist als Privatdocenten Gelegenheit, ihren Unterhalt zu verdienen.

Einen Überblick über den Bestand der einundzwanzig deutschen U. gewährt folgende Tabelle:

	Docenten Winter 1886/87.	Studenten Sommer 1886.
1) Berlin	288	5766
2) Bonn	121	1331
3) Breslau	129	1436
4) Erlangen	58	909
5) Freiburg	82	1404
6) Gießen	56	524
7) Göttingen	114	1092
8) Greifswald	78	1028
9) Halle	110	1563
10) Heidelberg	105	1162
11) Jena	83	687
12) Kiel	78	550
13) Königsberg	96	881
14) Leipzig	171	3108
15) Marburg	84	969
16) München	158	3060
17) Münster	40	460
18) Rostock	37	313
19) Straßburg	100	895
20) Tübingen	90	1118
21) Würzburg	64	1404

Den deutschen U. im wesentlichen gleichartig sind die U. Österreichs (Czernowitz, Graz, Innsbruck, Klausenburg, Krakau, Lemberg, Pest, Prag, Wien) und der deutschen Schweiz (Basel, Bern, Zürich), weiter auch Dorpat in Rußland und die U. von Holland, und es nähern sich ihnen auch die von Belgien, die skandinavischen und die schottischen. Auf die 1836 gegründete U. Athen hatte das Muster der deutschen U. großen Einfluß. An den amerikanischen U. sind eigentümliche, den praktischen Bedürfnissen und den sozialen Gewohnheiten entsprechende Verhältnisse herausgebildet worden, vieles aber erinnert an die engl. Traditionen. Vgl. «The laws of Harvard College» (Bost. 1790); «Catalogus eorum qui in universitate Harvardiana Cantabrigiae in Republica Massachusettensi ab anno 1642—1791 alic. gradus Laurea donati sunt» (1792); «Annual report of the regents of the university of the state of New-York» (Albany 1794—1884). Dasselbe gilt von den australischen U. In neuester Zeit sind in Japan U. nach europäischem, teilweise deutschem Muster gegründet worden.

Den U. nahe verwandt sind die Polytechnischen Schulen (s. d.) Deutschlands und der Schweiz. Sie bilden in mancher Beziehung eine durch die Entwickelung der Industrie nötig gewordene Ergänzung der auf die alten Fakultäten beschränkten U., doch tritt der praktische Zweck des Unterrichts stärker in den Vordergrund, der wissenschaftliche Charakter ist weniger ausgeprägt als bei den U. Namentlich in der Vorbereitung und in den Interessen der Schüler tritt dies hervor, die Lehrer tauschen dagegen nicht selten mit den Universitätslehrern.

Litteratur. Außer den zahlreichen Arbeiten über die einzelnen U. vgl. «Conringii Antiquitates» (herausg. von Heumann, Götting. 1739); Meiners, «Geschichte der Entstehung der hohen Schulen» (4 Bde., Gött. 1805); Savigny, «Geschichte des röm. Rechts im Mittelalter» (Bd. 3, 2. Aufl., Heidelb. 1834; noch immer die beste Einführung); Raumer, «Geschichte der Pädagogik» (Bd. 1, Stuttg. 1854); Denifle, «Die U. des Mittelalters» (Bd. 1, Berl. 1885; gibt sehr wertvolle Beiträge, verbreitet aber über Grundfragen irrige Vorstellungen); Zarncke, «Die deutschen U. im Mittelalter» (Lpz. 1857); Muther, «Aus dem Universitäts- und Gelehrtenleben im Zeitalter der Reformation» (Erlangen 1866); Tholuck, «Das akademische Leben des 17. Jahrh.» (2 Bde., Halle 1853—54); Dolch, «Geschichte des deutschen Studententums» (Lpz. 1858); Keil, «Geschichte des jenaischen Studentenlebens» (Lpz. 1858); Sybel, «Die deutschen und die auswärtigen U.» (Bonn 1868; 2. Aufl. 1874); Giesebrecht, «Über den Einfluß der Hochschulen auf die nationale Entwickelung» (Münch. 1870); Döllinger, «Die U. sonst und jetzt» (2. Aufl., Münch. 1871); J. B. Meyer, «Deutsche Universitätsentwickelungen» (Berl. 1875); Paulsen, «Geschichte des gelehrten Unterrichts» (Berl. 1885) und in Sybels «Histor. Zeitschrift» (Bd. 45, 1881); Baumgart, «Die Stipendien und Stiftungen an allen U. des Deutschen Reichs» (Berl. 1885); C. Woldemar, «Zur Geschichte und Statistik der Gelehrten- und Schulanstalten des russ. Ministeriums» (3 Bde., Petersb. 1866); «Zur Reform der russischen U.» (Lpz. 1885); Thaa, «Sammlung der für die österreichischen U. gültigen Gesetze und Verordnungen» (Wien 1871, 1876, 1883); J. Koch, «Die preußischen U.» (2 Bde., Berl. 1839—43, Sammlung der Gesetze und Verordnungen); G. Kaufmann, «Geschichte der deutschen U.» (Bd. 1, Stuttg. 1887). Von periodischen Publikationen, die sich mit dem Universitätswesen beschäftigen, sind zu nennen: der «Universitätskalender» (herausg. von Ascherson, Lpz. 1873 fg.) und das «Deutsche Akademische Jahrbuch» (Lpz. 1875 fg.).

Universum (lat.) bezeichnet den Inbegriff aller Dinge, daher das Weltall. Abgeleitet davon sind universal, das Ganze betreffend, und Universalität, Allgemeinheit, Gesamtheit. Universalismus heißt speziell die Allgemeinheit der Gnade Gottes gegen die Menschen, im Gegensatze zum jüd. Partikularismus.

Unjamwesi, auch Unyamwezi, d.h. Mondsland, große Landschaft im äquatorialen Ostafrika, zwischen 4 und 6° südl. Br., westlich bis zum Malagarasi, dem größten Zufluß des Tanganjika, ist ein welliges Tafel- und Hügelland, welches sich nach W. allmählich senkt und dessen stumpfe isolierte Kegel oft aus Granit gebildet und von wunderlich geformten Blöcken überlagert sind. U. ist

überwiegend Steppenland mit eingestreuten Waldparzellen. Die Fauna des äquatorialen Afrika ist reich vertreten. Die Wanjamwesi betreiben Ackerbau und Viehzucht, weben grobe Baumwollenzeuge, flechten Körbe, fertigen hölzerne Schüsseln, Eselsättel und Waffen, bauen stark befestigte Dörfer und tätowieren das Gesicht. Das Land steht unter der Herrschaft vieler kleiner Häuptlinge (Mtemi oder Mwame). Hervorragende Karawanenstationen sind Kase oder Tabora und Msene.

Unjanjembe, Provinz im Innern der ostafrik. Landschaft Unjamwesi, unter 5° südl. Br., mit dem Hauptort des ganzen Landes, Kase oder Tabora, 1060 m über dem Meere, Knotenpunkt der Karawanenstraßen und Niederlassung handeltreibender Araber, die hier große Magazine haben.

Unjoro, Unyoro, Land im äquatorialen Ostafrika, nordwestlich von Uganda im engern Sinne, reicht bis zum Südostufer des Mwutan-Nsige, ist ein malerisches Bergland und in den flachern Gegenden mit 1—1,5 m hohem Grase bewachsen. Akazien, Kaktusstauden und Palmen treten gruppenweise auf. Die dunkel-rötlichbraunen Wanyoro treiben Ackerbau und Viehzucht, welche sich auf Zebus, Ziegen und Hühner beschränkt. Vielweiberei ist allgemein. Als Geld dienen Kaurimuscheln. Das Land steht zu Uganda in tributärem Verhältnis.

Unk heißt in vielen Sagen und Märchen die Ringelnatter.

Unke (Bombinator), Gattung der gezähnten Froschlurche, ohne Ohrdrüsen, mit festgehefteter Zunge und Schwimmhäuten zwischen den Hinterzehen. Die gemeine Unke oder Feuerkröte (B. igneus; Tafel: Lurche II, Fig. 7) kommt in ganz Mitteleuropa vor, wird etwa 3 cm lang und ist auf dem Rücken schwarzgrau gefärbt, auf der Unterseite feuerrot mit stahlblauen Flecken. Sie lebt von Gewürm und Insekten und hält sich meist in Teichen und Sümpfen auf. Im Gegensatz zur gemeinen Kröte liebt sie den hellen Sonnenschein. Auf dem Lande hüpft sie wie ein Frosch und wegen ihrer kurzen Hinterbeine in kurzen, aber schnellen Sprüngen. Wie die gemeine Kröte sondert sie aus den sehr großen Hautporen einen schaumigen Schleim ab. Ihr eigentümlich klagender Ruf, von dem sie den Namen erhalten, ist Veranlassung zu vielen Volkssagen geworden.

Unkel am Rhein, stattlicher Flecken im rheinpreuß. Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Neuwied, rechts am Rhein, den hier eine schmale fruchtbare Thalebene begleitet, Station der Linie Speldorf-Niederlahnstein der Preußischen Staatsbahnen und der Rheindampfschiffe, hat (1880) 657 E., eine kath. Pfarrkirche, Weinbau und Fabrikation von Cement.

Unken, Dorf in der Bezirkshauptmannschaft Zell am See im österr. Herzogtum Salzburg, mit (1880) 229 (als Gemeinde 1016) E., an der linksseitigen Thallehne der Sallach, die zur Salzach geht, nahe der bayr. Grenze (gegen Reichenhall hin) in einer durch landschaftlichen Reiz ausgezeichneten Umgebung, 552 m hoch am Fuße des Hochgseng. Durch die schöne und im gleichen Maße gegen widrige Winde geschützte Lage ist der Ort zur Sommerfrische und zu einem heilkräftigen Aufenthalt im Gebirge sehr geeignet. Vgl. Strauß, »Der Alpenkurort U.« (Salzb. 1879).

Unkräuter nennt man alle diejenigen Pflanzen, welche wild auf angebautem Boden wachsen und die Kulturpflanzen beeinträchtigen. Die Vertilgung der U. erfolgt am sichersten durch Drill- und Hackkultur, ferner durch Brachhaltung, durch kräftige Entwickelung der Kulturpflanzen, welche die U. dann ersticken, durch geeignete Düngung (Kalk, Kali), durch sorgfältige Reinigung des Saatgutes u. s. w. Je nach dem Kulturzwecke, dem das angebaute Land dient, zerfallen die U. in Feld- oder Ackerunkräuter, Wiesenunkräuter (als solche bezeichnet man namentlich die Sauergräser und diejenigen Kräuter, welche den Graswuchs verdrängen und selbst geringen Futterwert besitzen), Gartenunkräuter und Weinbergsunkräuter.

Unmittelbar, s. Immediat.

Unmündigkeit, s. unter Minderjährigkeit.

Unna, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis Hamm, 18 km südsüdwestlich der Kreisstadt, Station der Linien Schwelm-Soest, U.-Hamm und Welver-Dortmund der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine höhere Stadtschule und eine höhere Töchterschule und zählt (1885) 8902 meist prot. E., welche Landwirtschaft, Brauerei, Liqueurfabrikation, Bergbau und Eisenindustrie betreiben. U. hat ein schönes Kriegerdenkmal. Aus der Zeit der Blüte der Hansa stammt die große im got. Stil erbaute evangelische Stadtkirche mit sehr schönem, mit Ornamenten reich geziertem Altar. In der Umgebung finden sich ansehnliche Kohlenzechen. Etwa 1 km von U. entfernt, jedoch zum Stadtbezirk gehörend, liegt die große Saline Königsborn, die jährlich etwa 230000 Ctr. Salz liefert und mit der ein Solbad verbunden ist. Mit dem Solbad zu Königsborn ist ein Thermalbad verbunden, welches seine Thermen aus mehrern Quellen zu Werries bei Hamm bezieht. Im J. 1885 wurden 20100 Sol- und 5700 Thermalbäder verabreicht. U. war ehemals befestigt und Hansastadt. In der Geschichte der Femgerichte und in den Fehden des Erzbischofs von Köln mit der Stadt Soest, auf deren Seite Unna stand, spielte die Stadt eine hervorragende Rolle.

Unna, ein größtenteils zu Bosnien gehöriger Fluß; er entsteht in der Herzegowina östlich am Chemernitzagebirge, tritt alsbald nach Bosnien über, fließt in der Nähe von dessen Westgrenze gegen Norden, dann gegen Nordosten, bildet von oberhalb Nowi die Grenze gegen Kroatien und mündet Jaszenovatz gegenüber in die Save, nach einem Laufe von 230 km, auf welchem sie rechts die Unatz oberhalb Ostrowitza und die Sanna bei Nowi aufnimmt, aber wegen vieler seichten Stellen wenig und nur für kleine Fahrzeuge schiffbar ist.

Unorganisch, s. Anorganisch.

Unpaarzeher, unpaarzehige Huftiere (s. d.).

Unrein, s. unter Reinigungen.

Unruh (frz. balancier, engl. balance), eine Regulierungsvorrichtung für Uhren, meist für Taschenuhren, bestehend in einem kleinen Schwungrad, welches unter dem abwechselnden Einfluß der den Gang der Uhr bewirkenden Hauptfeder und einer an seiner Achse angreifenden, sehr feinen Spiralfeder in oscillierende Bewegung versetzt wird. (S. unter Uhren, Bd. XV, S. 952[b].)

Unruh (Hans Victor von), namhafter Techniker und liberaler Abgeordneter, geb. 28. März 1806 zu Tilsit, der Sohn des preuß. Generalmajors von U. (gest. 1834), ging 1825 auf die Bauakademie zu Berlin, die er 1828 als geprüfter Baumeister verließ. Im J. 1829 wurde er als Wasserbauinspektor in Breslau angestellt. Im J. 1835—39 leitete

er die Vorarbeiten für die Oberschlesische Eisenbahn, und wurde 1839 Regierungs- und Baurat in Gumbinnen, von wo er 1843 zur Regierung nach Potsdam versetzt wurde. Im J. 1844 nahm er einen mehrjährigen Urlaub, um die technische Oberleitung der Berlin-Potsdam-Magdeburger Eisenbahn zu führen. Auch gehörte er dem Direktorium dieser Gesellschaft an. Nach Eröffnung der Bahn trat er 1846 in das Direktorium der Magdeburg-Wittenberger Eisenbahngesellschaft. In der Märzbewegung von 1848 wurde U. im Wahlkreise Magdeburg in die preuß. Nationalversammlung gewählt, in der er sich anfangs zum linken, später aber zum rechten Centrum hielt. Er wurde zum zweiten, dann zum ersten Vizepräsidenten, im Okt. 1848 aber, nachdem Grabow zurückgetreten, zum Präsidenten gewählt. Als solcher benahm er sich während der Novemberkrisis mit großer Einsicht und Mäßigung. Im J. 1849 wurde U. in die Zweite Kammer gewählt, in der er sich zur Opposition hielt. Nach Oktroyierung des neuen Wahlgesetzes kehrte er zu seinen technischen Geschäften zurück, da man ihn aus dem Staatsdienste als ausgeschieden betrachtete. Zu Dessau stiftete er die Deutsche Kontinental-Gasgesellschaft und baute Gasanstalten in vielen Städten. Im J. 1857 übernahm er das Generaldirektorium bei der Gesellschaft für Fabrikation von Eisenbahnbedarf zu Berlin. Im J. 1863 wurde er zu Magdeburg in das Abgeordnetenhaus gewählt. Schon vorher hatte er regen Anteil an der Stiftung des Nationalvereins genommen. Ferner war er einer der Gründer der Fortschrittspartei in Preußen und wurde auch zum ersten Vizepräsidenten des Abgeordnetenhauses gewählt. Seit 1866 gehörte er der nationalliberalen Partei an. Dieselbe Richtung vertrat er auch im Norddeutschen und Deutschen Reichstage, in denen er ebenfalls die Stadt Magdeburg vertrat. Er starb 4. Febr. 1886 in Dessau. Von U.s Schriften sind zu nennen: «Skizzen aus Preußens neuester Geschichte» (Berl. 1849), «Erfahrungen aus den letzten drei Jahren» (Berl. 1851) und eine Anzahl volkswirtschaftlicher Flugschriften.

Unruhstadt, Stadt in der preuß. Provinz und im Regierungsbezirk Posen, Kreis Bomst, unweit der brandenburgischen und schlesischen Grenze, nahe rechts der Faulen Obra, an der Kunststraße Posen-Züllichau, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 2023 E., darunter 340 Katholiken und 111 Juden, hat eine evang. und eine kath. Pfarrkirche, ein Schloß mit schönem Garten, an 40 Windmühlen, Wein- und Hopfenbau und bedeutenden Schweinehandel. U. wurde zu Anfang des 17. Jahrh. durch flüchtige Protestanten Schlesiens neben dem polnischen Dorfe Karge (poln. Kargowo) gegründet.

Unschattige, soviel wie Ascii.

Unschlitt, s. Talg.

Unschuld nennt man den Zustand eines Menschen, in welchem er das Böse noch nicht kennt. Der Stand der Unschuld wird in der christl. Glaubenslehre dem Stande der Verderbnis entgegengesetzt und der Zustand genannt, in welchem sich die ersten Menschen vor dem Sündenfalle befunden haben sollen. U. ist in diesem Sinne die ursprüngliche Unverderbtheit und Reinheit der menschlichen Natur, in der sie das Ebenbild Gottes noch unentstellt an sich trug.

Unst, die nördlichste der Shetlandinseln, durch den Blue-Mull-Sound von der südwestl. gelegenen Insel Yell getrennt, ist sehr bergig und zerklüftet, steigt an der Nordküste im Saxaford-Hill zu 285 m auf und zählt auf 110 qkm 2800 E. An der Nordseite schneidet der Burrafjord tief ein; auf einer der kleinen Felseninseln (Burrafjord-Holms) vor der Nordwestspitze der Insel, dem Out Stack, steht der nördlichste Leuchtturm Großbritanniens.

Unsterblichkeit nennt man die bewußte Fortdauer der menschlichen Persönlichkeit nach dem Tode. Der Glaube an eine persönliche Fortdauer findet sich ebensowohl auf den niedrigsten wie auf den höchsten Stufen menschlicher Kultur, ohne darum ein völlig allgemeiner zu sein. Sein Ursprung beruht auf dem Triebe des Menschengeistes nach Selbstbehauptung gegenüber der äußern Naturgewalt und auf der diesem Triebe entsprechenden unwillkürlichen Reflexion, daß der Mensch als bewußtes und handelndes Subjekt dem allem Naturdasein beschiedenen Lose der Vergänglichkeit nur scheinbar unterworfen sein könne. Die älteste Form dieses Glaubens ist die Manenverehrung oder die Vorstellung, daß der Tote auf geheimnisvolle Weise seine bisherige Thätigkeit fortsetze. Während man von den Familien- und Stammeshäuptern glaubte, daß dieselben auch nach dem Tode fortfahren, die Familie oder den Stamm zu beschützen, schrieb man andern Toten wieder schädliche Einwirkungen auf die Lebenden zu, die man durch Begütigung der Toten meinte abwenden zu müssen. Mit dieser Vorstellung hängt die Sitte zusammen, den Toten Speise, Waffen, Boote und andere Gegenstände, deren sie in ihrem bisherigen Leben bedurften, zu opfern. Es ist schon ein fortgeschrittener Standpunkt, wenn man, wie dies ebenfalls bei vielen Naturvölkern der Fall ist, den Zustand und das Thun des Toten als von seinem bisherigen verschieden vorstellt. Diese Stufe gehört der Auffassung der abgeschiedenen «Seelen» als Schatten (eidola), als «Geister», «Gespenster» oder «Dämonen» an. Auch auf dieser Stufe sind die Seelen keineswegs rein geistig gedacht; es kommt ihnen nur eine andersartige, schattenhafte, gespenstige Leiblichkeit zu, der Erscheinungsform nach der verlassenen verwandt und doch wieder von dieser völlig verschieden, gleichsam eine körperlose Leiblichkeit.

Wesentlich derselben Entwickelungsstufe gehört die Annahme an, daß die Seelen der Toten ihren bisherigen Körper verlassen und wieder in denselben zurückkehren, oder auch in andere Körper fahren können. Der sog. Totemismus beruht auf der Anschauung, daß die Seelen der Vorfahren in Tierkörper gefahren sind, daher jeder Stamm sein eigenes Schutztier (Dodaim oder Totem) verehrt. Verwandt ist die Lehre von der Seelenwanderung (s. d.), welche bei den Indiern zu einer philos. Theorie über einen wiederholten Reinigungsprozeß der sündigen Seele ausgebildet ist. Letztere beruht auf der Vorstellung von einer Vergeltung nach dem Tode, welche gegenüber der ursprünglichen Anschauung von einem einfachen Fortleben bereits eine höhere Entwickelungsstufe bezeichnet. Dem gegenüber gründet sich die bei den Griechen und den alten Hebräern verbreitete Vorstellung von einem Schattenreiche (Hades, im Hebräischen Scheol) auf eine abstrakt-sinnliche Auffassung des Grabes als Aufenthaltsort der Toten, das ihnen zugeschriebene schattenhafte Dasein, welches als körperlos, bewußtlos, fühllos dargestellt wird, auf eine abstrakt-sinnliche Auffassung ihres Nichtdaseins. Daß

daneben die Toten im Schattenreiche doch wieder als irgendwie existierend vorgestellt werden, geht einfach daraus hervor, daß man einerseits den Tod als Ende des Lebens, andererseits doch wieder den Toten als Subjekt von Zuständen auffaßt, deren spezifischen Unterschied vom bisherigen Leben die geschäftige Phantasie näher auszumalen strebt. Erst ganz vereinzelt regt sich im hebr. Altertum die Hoffnung einer persönlichen Fortdauer. Ganz verschieden davon ist die Lehre von der Totenauferstehung oder die Auferweckung der Leiber am Tage des Gerichts, welche im spätern Judentum sich aus der Hoffnung auf Neuaufrichtung der israel. Theokratie und aus der umgestalteten Vergeltungslehre entwickelt hat und von dem Judentum ins Christentum und auch in den Islam übergegangen ist. (S. Auferstehung.)

Aber auch die Auferstehungslehre selbst hat verschiedene Modifikationen erfahren. Neben die sinnliche Vorstellung einer einfachen Wiederbelebung des irdischen Leibes, welche einem Tertullian und andern Kirchenlehrern schon durch die Vergeltungslehre gefordert zu sein schien, trat schon bei dem Apostel Paulus die nachmals noch öfters wiederholte Vorstellung von einer künftigen Bekleidung der Seele mit einem dem gegenwärtigen zwar ähnlichen, jedoch vollkommenern Leibe von himmlischer Natur. Da aber auch von einem solchen «verklärten Leibe» eine klare und widerspruchsfreie Anschauung nicht zu gewinnen war, so trat die Auferstehungslehre, namentlich unter dem Einflusse der Aufklärungsphilosophie des 18. Jahrh., immer mehr hinter die Vorstellung einer leiblosen Seelenfortdauer zurück. In Verbindung hiermit stand die Verdrängung der Vergeltungslehre durch die Idee einer künftigen Vervollkommnung des Menschengeistes oder einer höhern Ausbildung unserer geistigen Anlagen in einem zukünftigen und jenseitigen Zustande, zu welchem der gegenwärtige den Vorbereitungszustand oder die Prüfungszeit bilde. In diesem Sinne finden wir den Unsterblichkeitsglauben in der Neuzeit sowohl bei Dichtern (Gellert, Klopstock, Novalis, Byron) als bei Philosophen (Kant und Fichte) aufgefaßt. Da jedoch auch die Vorstellung einer nackten Seelenexistenz dem Verstande um nichts faßlicher ist, so trat ihr schon im 18. Jahrh. im franz. Materialismus die Leugnung des Unsterblichkeitsglaubens in jeder Gestalt gegenüber. Der neuere deutsche Materialismus meint sogar den naturwissenschaftlichen Beweis dafür antreten zu können, daß das geistige Leben des Menschen nichts anderes sei, als eine Funktion seiner körperlichen Organe, mit deren Zerstörung natürlich auch die «Seele» und ihre Thätigkeit verschwinden müsse. Dem gegenüber wurde von einzelnen Naturforschern und Philosophen wieder die ursprünglich in der Platonischen Philosophie heimische Vorstellung einer eigenen «Seelensubstanz» geltend gemacht, welche mit dem Leibe nur in vorübergehende Verbindung getreten sei. In anderer Weise suchten Leibniz und Herbart durch ihre Monadenlehre für die U. der Seele Raum zu schaffen. Kant hielt die U. aus theoretischen Gründen für unerweislich und gründete den Glauben daran auf die praktischen Postulate der Vernunft.

Die konsequente Aufhebung der dualistischen Anschauung in der Hegelschen Philosophie führte zwar zu der Lehre, daß der Geist die innerste Substanz alles Daseins sei, schien aber die Fortdauer des Individuums aufzuheben und eine Rückkehr des individuellen Geistes in das Allgemeine zu fordern. Ausdrücklich wurde diese Meinung ausgesprochen in Richters «Lehre von den letzten Dingen» (Bd. 1, Bresl. 1833). Göschel dagegen, in den Schriften «Von den Beweisen für die U. der menschlichen Seele im Lichte der spekulativen Philosophie» (Berl. 1835) und «Die siebenfältige Osterfrage» (Berl. 1836), suchte die Hegelsche Philosophie gegen diesen Vorwurf zu verteidigen. Auch C. H. Weiße («Die philos. Geheimlehre von der U. des menschlichen Individuums», Dresd. 1834) und J. H. Fichte («Die Idee der Persönlichkeit und der individuellen Fortdauer», Elberf. 1834) versuchten eine philos. Begründung der Unsterblichkeitslehre, und Fechner unternahm einen ähnlichen Nachweis auf Grund einer poetisch-phantasievollen Naturanschauung in seinem «Büchlein vom Leben nach dem Tode» (Lpz. 1836) und im dritten Teile seines «Zendavesta, oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits» (Lpz. 1851). Auf dem heutigen Stande der Forschung wird sich kaum verkennen lassen, daß ein philos. Beweis ebenso wenig für als gegen die U. geführt werden kann, und daß auch die materialistische Bestreitung derselben keine wissenschaftlich zwingende ist, letzteres schon darum nicht, weil der Materialismus überhaupt nicht im Stande ist, die Thatsachen des Bewußtseins und des geistigen Lebens überhaupt auf mechanischem Wege zu erklären. Der Glaube an eine persönliche Fortdauer wird jedoch aus denselben geistigen Motiven, denen er von Anfang an entsprungen ist, immer wieder entstehen. Der Mensch trägt nun einmal das Bewußtsein in sich, daß er mehr als ein bloßes Naturwesen ist und daß sein geistiges Leben, seine Vernunft und Freiheit unabhängig ist von dem Mechanismus des äußern Naturdaseins. Dem persönlichen Selbstbewußtsein des Menschen gegenüber ist dieses ganze materielle Dasein eine bloße Erscheinungswelt, der gegenüber das Ich seine Freiheit behauptet als ein einer wesentlich andern Ordnung der Dinge entsprungenes, seinen Lebenszweck in sich selbst tragendes Wesen, dessen innerster Kern durch die Schranken von Raum und Zeit nicht berührt wird. Insbesondere aber ist es die religiöse Anschauung von einer unzertrennlichen Lebensgemeinschaft des persönlichen Subjekts mit Gott, durch welche der Glaube an U. immer neue Nahrung erhält, auch wenn die Art und Weise einer persönlichen Fortdauer nach dem Tode die unserer Erkenntnis gesetzten Grenzen nun einmal überschreitet, also auch nur von der Phantasie auf eine bestimmte Vorstellung gebracht werden kann.

Vgl. Flügge, «Geschichte des Glaubens an U., Auferstehung u. s. w.» (3 Bde., Lpz. 1794—99); Beckers, «Mitteilungen aus den merkwürdigsten Schriften der verflossenen Jahrhunderte über den Zustand der Seele nach dem Tode» (2 Hefte, Augsb. 1835—36); Meyer, «Die Idee der Seelenwanderung» (Hamb. 1861); Schelling, «Clara, oder Zusammenhang der Natur mit der Geisterwelt» (2. Aufl., Stuttg. 1865); Alberti, «Über die U. der Seele als persönliche Fortdauer des Menschen nach dem Tode» (Stettin 1865); Ritter, «Unsterblichkeit» (2. Aufl., Lpz. 1866); J. H. Fichte, «Die Seelenfortdauer und die Weltstellung des Menschen» (Lpz. 1867); Teichmüller, «U. der Seele» (Lpz. 1874); Arnold, «Die U. der Seele, betrachtet nach den vorzüglichen Ansichten des klassischen Altertums»

(Landsh. 1870); Spieß, »Entwickelungsgeschichte der Vorstellungen vom Zustande nach dem Tode« (Jena 1877).

Unstrut, linker Nebenfluß der Saale in der preuß. Provinz Sachsen, entspringt in 368 m Seehöhe auf dem Eichsfelde bei Kefferhausen, unweit westlich von Dingelstedt, im Kreise Heiligenstadt des Regierungsbezirks Erfurt, fließt in mehrern süd- und nordwärts geöffneten Bogen und unzähligen kleinern Krümmungen im ganzen gegen Osten über die Städte Mühlhausen, Sömmerda und Freiburg und mündet in die Saale unterhalb Naumburg nach einem Laufe von 172 km. Sie wird gegen 40 m breit und ist von Brettleben, 7,5 km oberhalb Artern, abwärts durch 12 Schleusen für kleine Fahrzeuge 72 km weit seit 1797 schiffbar gemacht. Ihr Thal ist meist flach und breit, mit Wiesengründen erfüllt, nur oberhalb Artern, wo sie bei Sachsenburg zwischen Hainleite und Schmücke die nördl. Bergreihe der thüringer Terrasse in der sog. Thüringischen Pforte durchbricht, und dann wieder unterhalb Artern, von Kloster Roßleben an bis zur Mündung, enger und von steilen Felswänden eingefaßt. Rechts nimmt sie die Gera, links die Helbe, die Wipper und die Helme auf, welche letztere die Goldene Aue durchfließt.

Unterbindung (ligatura) nennt man in der Chirurgie die Umschnürung eines Teils. Sie wird angewandt zur Stillung von Blutungen, Heilung von Gefäßgeschwülsten, Beseitigung von gestielten Geschwülsten und zur unblutigen Durchtrennung von Teilen. Die Blutstillung geschieht teils durch die U. der blutenden Gefäßenden, teils, wenn letztere nicht zugänglich sind, durch U. der den blutenden Teil versorgenden Hauptschlagader. Die Gefäßenden werden vor der Umschnürung mit einer eigenen Zange (Unterbindungspinzette) hervorgezogen. Die Hauptschlagader muß zur U. erst durch eine besondere Operation aufgesucht und freigelegt werden. Der Blutung wegen wird auch regelmäßig der Nabelstrang unterbunden. Zur Heilung von Gefäßgeschwülsten bringt man diejenigen Gefäße, von welchen die Geschwülste ausgegangen sind, durch U. zum Verschluß. Gestielte Geschwülste kann man dadurch zum Absterben und zur endlichen Ablösung bringen, daß man ihren Stiel, durch den sie das Blut erhalten, mittels einer Ligatur fest umschnürt. Dieses Verfahren wird indes jetzt nur noch selten in Anwendung gezogen, weil die Geschwulst, ehe sie sich ablöst, fault und dadurch dem Patienten lästig und gefährlich wird. Die U. kann man auch zur unblutigen Trennung benutzen, wenn man die in der Trennungslinie liegenden Teile fest umschnürt. Die Ligatur durchschneidet das von ihr Umfaßte in einigen Tagen, wenn man dafür sorgt, daß sie, solange ihre Wirkung dauern soll, gespannt bleibt. In dieser Weise bedient man sich der U. besonders zur Eröffnung von Fistelgängen, z. B. am After. Zur Gefäßunterbindung wählt man starke Hanf- oder Seidenfäden, auch (carbolisierte) Darmsaiten, zur Umschnürung von Geschwulststielen und zur Durchtrennung von Teilen auch Drähte und Gummistränge (Ligatura elastica).

Unterbrechung des Verfahrens (jurist.). Durch den Eintritt gewisser Thatsachen wird das Civilverfahren unterbrochen, in dem Sinne, daß während der U. mit Wirksamkeit im Prozeß nicht gehandelt werden kann, daher auch der Lauf einer jeden Frist aufhört und nach Beendigung der U. die volle Frist wieder zu laufen anfängt. Unterbrechungsgründe sind: 1) Der Tod einer Partei; die U. dauert bis zur Aufnahme durch den Rechtsnachfolger; gegen den säumigen Rechtsnachfolger kann der Gegner die Aufnahme betreiben. 2) Durch die Konkurseröffnung werden die die Konkursmasse betreffenden Prozesse unterbrochen bis zur Aufnahme nach den konkursrechtlichen Bestimmungen oder bis zur Aufhebung des Konkurses. 3) Verliert eine Partei die Prozeßfähigkeit oder stirbt ihr gesetzlicher Vertreter oder endigt seine Vertretungsbefugnis, ohne daß die Partei prozeßfähig geworden ist, so wird der Prozeß unterbrochen. Die U. dauert so lange, bis der gesetzliche Vertreter, beziehungsweise neue gesetzliche Vertreter dem Gegner oder dieser jenem seine Absicht anzeigt, den Prozeß fortzusetzen. Für die Aufnahme gilt das Gleiche, wenn im Fall der U. durch den Tod ein Nachlaßkurator bestellt ist. 4) In Anwaltsprozessen der Tod des Anwalts oder dessen eintretende Unfähigkeit zur Vertretung; das Verfahren wird unterbrochen, bis der bestellte neue Anwalt dem Gegner seine Bestellung anzeigt; bei Verzögerung der Anzeige kann der Gegner die Aufnahme betreiben. 5) Wenn durch Krieg oder ein anderes Ereignis die Thätigkeit des Gerichts aufhört, so tritt für die Dauer dieses Zustandes U. des Verfahrens ein. Tod, Verlust der Prozeßfähigkeit, Wegfall des gesetzlichen Vertreters haben U. des Verfahrens dann nicht zur Folge, wenn die Partei durch einen Prozeßbevollmächtigten vertreten war. Auf Antrag des Prozeßbevollmächtigten muß aber das Gericht das Verfahren aussetzen, im Todesfall auch auf Antrag des Gegners. (S. Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich, §§. 217 fg.)

Unterbrechungsrad, s. Blitzrad.

Unterbromige Säure, s. u. Brom (-Verbindungen 2). — **Unterchlorige Säure**, s. unter Chlor (-Verbindungen 2a). — **Unterchlorsäure**, s. unter Chlor (-Verbindungen, 2c).

Unterdominante, s. unter Dominante.

Unterdonaukreis, s. unter Donaukreis.

Unterelsaß, s. unter Elsaß, Bd. VI, S. 75.

Unterfranken-Aschaffenburg, bayr. Regierungsbezirk, s. unter Franken.

Untergang der Gestirne nennt man den infolge der allgemeinen Umdrehung des Himmelsgewölbes täglich einmal eintretenden Moment des Verschwindens unter dem Horizont. Derselbe ist, abgesehen von den Wirkungen der Strahlenbrechung, durch welche der Untergang aller Gestirne verzögert wird, um den halben Tagbogen von dem Augenblick des Meridiandurchganges entfernt. Die Sternzeit des U. ist daher für einen Fixstern immer dieselbe. Rechnet man aber nach der im bürgerlichen Leben üblichen Sonnenzeit, so fällt, da die Sonne mit jedem Tage um etwa 1° nach Osten hin vorrückt, der Untergang jeden Tag etwas früher, als am vorhergehenden und zwar bei Fixsternen um 4 Minuten. Ähnliches gilt für diejenigen Himmelskörper, welche sich langsamer fortbewegen als die Sonne. Beim Monde dagegen, welcher 13 mal so rasch läuft als die Sonne, verspätet sich der Untergang von einem Tage zum andern, ebenso zu gewissen Zeiten bei den untern Planeten Merkur und Venus. Die bürgerliche Zeit des Sonnenunterganges, welche für viele Nationen den Anfangspunkt der Tageszählung bildete und noch bildet, ist abgesehen von der Abweichung der Sonne

vom Äquator auch von der Zeitgleichung (s. d.) abhängig.

Untergärung, s. unter Bier und Bierbrauerei (technisch).

Untergrund heißt diejenige Erdschicht, welche unter der Ackerkrume liegt. Die Beschaffenheit dieses U. ist von Einfluß auf das Gedeihen der Früchte, insofern ein loser und durchlassender U. die Ackerkrume zu schnell austrocknet, ein kalter und nasser U. das Gegenteil bewirkt, die Krume zu naß erhält. Um den tiefwurzelnden Pflanzen einen größern Raum zum Wachstum zu geben, lockert man bei günstiger Beschaffenheit des U. denselben mit Hilfe eines besondern Untergrundpfluges bis 65 cm Tiefe auf, düngt den U. auch wohl oder bringt denselben sogar auf die Oberfläche zur Vermischung mit der Krume.

Untergrundbohne, s. unter Arachis.

Unterhaus, s. Commons (House of), Englische Verfassung und Großbritannien, Bd. VIII, S. 457.

Unterhautzellgewebe, s. Fetthaut.

Unterkiefer, s. Kiefer.

Unterlahnkreis, s. unter Lahn.

Unterläufig heißen Mahlgänge, bei welchen der untere Stein in Umdrehung versetzt wird, während der obere unbeweglich ist. (S. unter Mehlfabrikation, Bd. XI, S. 581 ᵃ.)

Unterleib, s. Bauch, **Unterleibsbruch**, s. unter Bruch.

Unterleibsentzündung, soviel wie Bauchfellentzündung, s. Bauchfell.

Unterleibskrankheiten kann man zwar im allgemeinen alle Krankheiten nennen, welche die dem Unterleibe angehörigen Organe betreffen; gewöhnlich aber versteht man unter diesem Worte langwierige Übel der in der Unterleibshöhle liegenden Verdauungsorgane, ferner Unregelmäßigkeiten des Blutumlaufs in den Unterleibsorganen, welche besonders ihren Sitz im Pfortadersystem haben, und die von Erkrankungen gewisser Unterleibsorgane abhängigen geistigen Störungen (Hypochondrie und Hysterie); bei Frauen auch soviel wie Gebärmutterkrankheiten.

Unterleibsskrofeln (Unterleibsdrüsen-Schwindsucht), s. unter Mesenterialdrüsen.

Unterleibstyphus, s. Typhus.

Unter-Loire, Departement, s. unter Loire.

Untermalung, die erste farbige Präparation einer zu bemalenden Bildfläche, hat auf die Vollendung des Gemäldes bereits großen Einfluß, je nachdem auf eine breite und oberflächliche oder auf eine detaillierte und sorgfältige Behandlung abgezielt wird. Nicht minder bestimmt die U. bereits den koloristischen Charakter der endgültigen Erscheinung des Gemäldes, den Generalton des Bildes und trägt somit zu dem Element seiner Stimmung sehr viel bei. Demgemäß ist die U. in den verschiedenen Kunstschulen nicht die gleiche, sondern stets durch einen besondern Ton ausgezeichnet, wie z. B. grau bei den Venetianern, sehr dunkel bei der Schule Lionardos, bei den alten Deutschen heller, bräunlich u. s. w.

Untermhaus, Dorf bei Gera (s. d.).

Unternährer, Gründer der Antonianer (s. d.).

Unternehmer und Unternehmergewinn. Unternehmer im weitesten Sinne des Wortes wird jeder genannt, der eine Erwerbsthätigkeit selbständig und auf eigene Gefahr betreibt. Speziell aber versteht man unter dieser Bezeichnung denjenigen, der auf seine Rechnung und Gefahr Kapital und Arbeit zum Zwecke der Produktion vereinigt. Der Unternehmer ist somit der eigentliche Träger der sog. kapitalistischen Produktionsweise, der die Arbeiter durch den Lohn abfindet, das Produkt aber ausschließlich für sich behält und es möglichst hoch zu verwerten sucht. Was ihm von dem Verkaufspreise des Jahreserzeugnisses nach Abzug der gezahlten Löhne und der sonstigen Kosten (für Roh- und Hilfsstoffe, Abnutzung der Maschinen u. s. w.) übrigbleibt, bildet den Ertrag des Unternehmens. Aus diesem kann man zunächst einen angemessenen Betrag als eigentliche Arbeitsvergütung des Unternehmers ausscheiden, wenn derselbe persönlich bei der technischen oder kaufmännischen Leitung des Betriebs mitgewirkt hat. Der Rest bildet den Kapitalgewinn im weitern Sinne des Wortes. Häufig betreibt aber der Unternehmer sein Geschäft wenigstens teilweise mit fremdem Kapital, welches ebenfalls eine feste Abfindung, den Zins, erhält. Daher wird denn überhaupt der Kapitalgewinn in zwei Teile zerlegt, von denen der eine als Zins nach dem landesüblichen Fuße berechnet wird und der Rest als eigentlicher Unternehmergewinn erscheint. Dieser Gewinn ist also nicht, wie Lohn und Zins, im voraus ausbedungen, sondern er bildet einen Überschuß, der zwar bei freier Konkurrenz in allen Produktionszweigen eine gewisse Tendenz zur Gleichmäßigkeit seines nach dem Geschäftskapital berechneten Prozentsatzes in den verschiedenen Betrieben besitzt, in Wirklichkeit aber doch immer große Ungleichheiten zeigt. Namentlich werfen solche Unternehmungen, die durch natürliche Vorzüge, Gunst der Lage ꝛc. einen Vorsprung vor ihren Konkurrenten haben, einen Extragewinn oder eine Vorzugsrente (s. Rente) ab, die man auch wohl speziell als Unternehmerrente bezeichnet.

Viele Unternehmer, namentlich unter den kleinern, vereinigen in ihrem Einkommen Arbeitsvergütung, Kapitalzins und eigentlichen Unternehmergewinn. Dagegen ist bei den Aktiengesellschaften der Lohn für die leitende Arbeit, der hier von den Direktoren und Vorständen bezogen wird, von dem Zins und Unternehmergewinn der Aktionäre scharf geschieden und es zeigt sich dabei auch häufig, was freilich durch die besondern Nachteile dieser Unternehmungsform bedingt ist, daß als eigentlicher Unternehmergewinn nach Abrechnung des Zinses wenig oder gar nichts übrigbleibt. Im allgemeinen betrachtet man den Unternehmergewinn als eine Belohnung für die Initiative und das Risiko der Produktion, sowie für den möglichst wirtschaftlichen Betrieb derselben und die möglichst hohe Steigerung der Produktivität der Arbeit. Der Ernst des geschäftlichen Risikos zeigt sich eben darin, daß manche Unternehmungen gar keinen Gewinn ergeben, ja zu großen Einbußen, sogar zum Verlust des ganzen angelegten Kapitals führen. Wenn also die Arbeiter nicht den ganzen Ertrag des Unternehmens erhalten, so ist ihnen andererseits ihr Lohn doch auch dann bezahlt worden, wenn der Unternehmer bei dem Verkauf des Produkts gar nichts gewonnen, sondern Verlust erlitten hat. Der Versuch, den Arbeitern selbst den Unternehmergewinn zuzuwenden, ist in den Produktivassociationen gemacht worden. Wenn die Mitglieder einer solchen Genossenschaft im Stande sind, selbst ein genügendes Kapital zusammenzubringen, so sind sie eben auch selbst bis zu einem gleichen Grade kapitalistische Unternehmer mit entsprechendem Risiko.

Wollen sie aber das Kapital ganz oder zum großen Teil durch Kredit aufbringen, so müssen sie den Darleihern wegen des Mangels an genügender Sicherheit außer dem gewöhnlichen Zins noch eine Risikoprämie bewilligen, die dann an die Stelle des Unternehmergewinns tritt. Als Vermittelung zwischen dem Lohnsystem und der eigentlichen Arbeiterunternehmung ist das System der Gewinnbeteiligung (s. d.) hier und da versucht worden. Dasselbe ist indes eigentlich nur eine Modifikation des Lohnsystems, da es die logische Konsequenz der Beteiligung der Arbeiter an dem eventuellen Verlust nicht einschließt. Vgl. die Schriften über die Lehre vom Unternehmergewinn von von Mangoldt (Lpz. 1855), Pierstorff (Berl. 1875), Groß (Lpz. 1884).

Unteroffizier heißt die Charge der militärischen Vorgesetzten vom Feldwebel einschließlich abwärts. Zu derselben gehören die Feldwebel (Wachtmeister), die Portepeefähnriche, Oberfeuerwerker, Feuerwerker, Capitaindarmes (Quartiermeister), Sergeanten, Korporale und in manchen Armeen auch die Obergefreiten und Gefreiten. Die U. führen die kleinsten Abteilungen des Truppenteils, tragen besondere Abzeichen, beteiligen sich im Kampfe aber an allen Thätigkeiten des gemeinen Soldaten. Sie ergänzen sich durch Freiwillige, Zöglinge der Militär-Erziehungsinstitute und die gewandtern Mannschaften, bilden als Mittelglied zwischen Offizieren und Mannschaften ein überaus wichtiges Element für Geist und Haltung der Truppen und müssen daher sorgfältig ausgewählt und ausgebildet werden.

Unteroffizierschulen haben die Aufgabe, junge Leute, die sich der Militärlaufbahn widmen wollen, zu Unteroffizieren für das stehende Heer heranzubilden. Für die preußische Armee bestehen die U. zu Potsdam, Jülich, Biebrich, Weißenfels, Ettlingen und Marienwerder; für die sächsische Armee die U. zu Marienberg. Zur Aufnahme gehört, daß der Betreffende zwischen 17 und 20 Jahren alt, daß er vollkommen dienstbrauchbar ist und sich verpflichtet, für jedes Jahr in der Schule zwei Jahre im stehenden Heere, abgesehen von der allgemeinen Dienstverpflichtung, zu dienen. Der Aufenthalt in der Schule dauert drei Jahre und strebt dahin, die Zöglinge zu befähigen, die bevorzugtern Stellen des Unteroffiziergrades (Feldwebel u. s. w.) zu erlangen. Nur die vorzüglichsten Eleven werden bei ihrem Ausscheiden aus der Schule sogleich als Unteroffiziere der Armee angestellt, die übrigen müssen sich vorher noch im praktischen Truppendienst bewähren.

Unterösterreich (Österreich unter der Enns), s. unter Österreich (Erzherzogtum).

Unterpfalz (Pfalz am Rhein), s. unter Pfalz.

Unterrichtswesen ist der Inbegriff aller den Unterricht betreffenden Veranstaltungen (Gesetze, Schulen u. s. w.). Der Unterricht bezweckt die Bildung der Erkenntnis, der Vorstellungswelt und steht insofern der Erziehung im engern Sinne, der Bildung des Willens gegenüber. Beide, Erziehung und Unterricht, sind Teile der Erziehung im weitern Sinne, d. i. der Heranziehung des Menschen zum Ideal der Persönlichkeit. (S. Erziehung.) Da aber alles Wollen in Vorstellungen seinen Sitz hat, so ist jeder Unterricht ein Mittel der Erziehung, «erziehender Unterricht». Bei dem Unterrichte kommen die Unterrichtsgegenstände (Lehrobjekte) und das Unterrichtsverfahren in Betracht. Die wichtigsten Gesetze des Unterrichtsverfahrens sind: der Unterricht muß sich nach der Entwickelung der menschlichen Natur, nach der natürlichen Entwickelungsstufe des zu Unterrichtenden richten, muß stetig, lückenlos, anschaulich sein, muß vom Nahen zum Entfernten, vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Bekannten zum Unbekannten fortschreiten u. s. w. Da in neuester Zeit die Zahl der Unterrichtsgegenstände außerordentlich angewachsen ist, so hat man von verschiedenen Seiten an das non multa sed multum erinnert, und das Vielerlei unter eine Einheit zu bringen gesucht (Konzentration des Unterrichts). Man unterscheidet Privatunterricht und öffentlichen Unterricht, wie man Privatschulen und öffentliche Schulen unterscheidet. (S. Schulen.) Man teilt ferner den Unterricht nach den Wissenschaften und Künsten ein und redet von Sprachunterricht, Zeichenunterricht u. s. w., oder nach der Art und Weise und unterscheidet dann den erläuternden, darstellenden und entwickelnden Unterricht. Zu den Unterrichtsmitteln gehören: Karten, Bilder, Modelle, Apparate, Zeichnungen und Lernbücher aller Art. Nach der Zeit, welche dem Unterrichte zur Erreichung seines Ziels gestattet ist, und nach der Höhe des durch sie bedingten Ziels, unterscheidet man niedern und höhern Unterricht. In den deutschen Staaten ist das U. zumeist ein öffentliches, es ruht in den Händen des Staats und der Gemeinden. In den Vereinigten Staaten von Amerika wird der Unterricht von seiten des Staats wenigstens mit Ländereien dotiert. Unter den europ. Staaten war besonders England seither ein Freund des privaten U. Da aber die allgemeine Volksbildung nach statist. Erhebungen, besonders Deutschland gegenüber, auffällig zurückgeblieben ist, nimmt sich auch in England in neuester Zeit der Staat des allgemeinen, niedern Volksunterrichtswesens dadurch an, daß er es jährlich bedeutend unterstützt und da, wo er es unterstützt, auch beaufsichtigt. In Amerika, England, Belgien und in der Schweiz besteht vollständige Unterrichtsfreiheit, d. h. jeder kann Schulen errichten und leiten ohne alle Einmischung des Staats. In Deutschland und einigen andern Ländern übt der Staat den Schul- oder Unterrichtszwang aus, d. h. er schreibt vor, daß überhaupt und in welchem Alter und in welchen Gegenständen jedes Kind Unterricht erhalten muß. Er läßt es zwar frei, ob dies ganz im häuslichen Kreise, in einer privaten oder öffentlichen Unterrichtsanstalt geschieht, aber er verlangt den Nachweis, daß es geschieht. Infolge dessen übt er über das gesamte U. die Oberaufsicht, erläßt Unterrichtsgesetze, nimmt die Bildung und Prüfung der Lehrer in die Hand, unterstützt aber auch die Unterrichtsanstalten, wo die Gemeindemittel nicht ausreichend sind, oder errichtet und unterhält selbständig Schulen, besonders höhere, die keinem Lokalinteresse dienen.

Kenntnis von den Änderungen im U. geben der von Lüben begründete «Pädagogische Jahresbericht» und der von Mushacke begründete «Schulkalender». In Beziehung auf das U. in Preußen ist namentlich das «Centralblatt für die gesamte Unterrichtsverwaltung in Preußen», seit 1859 im Ministerium der geistlichen ꝛc. Angelegenheit herausgegeben, zu erwähnen. Außerdem sind noch hervorzuheben: Pilz, «Pädagogische Blüten» (Lpz. 1861; neue Folge 1871); A. Richter, «Die Konzentration des Unterrichts in der Volksschule» (Lpz. 1865); Curtmann, «Lehrbuch der Erziehung und

des Unterrichts» (7. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1866); Diesterweg, «Wegweiser zur Bildung für deutsche Lehrer» (5. Aufl., 3 Bde., Essen 1873—76); «Deutsche Schulgesetzsammlung» (Jahrg. 1—15, Berl. 1872—86); Wiese, «Das höhere Schulwesen in Preußen» (3 Bde., Berl. 1864—74); Schneider, «Volksschulwesen und Lehrerbildung in Preußen» (Berl. 1875); Paulsen, «Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten (Lpz. 1885). Unter den Journalen über das U. sind zu nennen: «Der praktische Schulmann» (redigiert von A. Richter, Jahrg. 1—35, Lpz. 1852—86); «Die deutsche Volksschule. Magazin für Praxis und Litteratur der Erziehung und des Unterrichts» (herausg. von E. Wunderlich, Jahrg. 1—17, Lpz. 1870—86); «Das Pädagogium» (von Dittes, Jahrg. 1—9, Wien 1878—86). Weitere Litteratur s. unter Erziehung.

Untersalpetersäure, N_2O_4, entsteht neben der salpetrigen Säure (s. d.) durch Zersetzung von Salpetersäure und bildet bei gewöhnlicher Temperatur ein braunrotes, heftig zum Husten reizendes Gas, welches sich bei stärkerer Abkühlung zu braunroter Flüssigkeit verdichtet. Durch Aufnahme von Sauerstoff oder der Elemente des Wassers geht sie leicht in Salpetersäure über. Sie bildet keine Salze und ist daher fälschlich als Säure bezeichnet. Bei wenig erhöhter Temperatur wird sie dissoziiert und zerfällt in $2NO_2$. Die Verbindung NO_2 oder Nitryl ist das Radikal der Salpetersäure und tritt als solches an Stelle von einem Atom Wasserstoff in viele organische (Nitro-) Verbindungen ein.

Unter-Sandau, s. Sandau.

Untersberg, ein vorgeschobener Posten der Salzburger Alpen, aus Marmor und Alpenkalk bestehend, erhebt sich 11 km südsüdwestlich von der Stadt Salzburg auf der Grenze von Salzburg und Oberbayern und bildet ein steil aufsteigendes Dreikant, welches an der Basis etwa 44 km im Umfang mißt und oben durch eine 1400—1500 m hohe, 10 qkm große Hochebene abgestutzt wird. Die höchsten Gipfel sind der Berchtesgadener Hohe Thron (1975 m) an der Ostkante, der Salzburger Hohe Thron (1851 m) im Nordosten und das Geiered (1801 m) im Norden. Der U. ist berühmt durch seine Marmor- und Kalksteinbrüche und seine reiche Flora, durch seine Fernsicht auf die bair. Hochebene und die Salzburger und Salzkammergut-Alpen und seine zahlreichen Klüfte und Höhlen, von welchen die erst 1845 entdeckte Kolowratshöhle mit prachtvollen Eisbildungen die merkwürdigste ist. Gewöhnlich wird der Berg, welcher von der Sektion Salzburg des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins durch zahlreiche Wegeverbesserungen und Wegweiser leichter zugänglich gemacht ist, von Salzburg aus über Glaneck (446 m) und die Rosittenalp (1287 m) bestiegen. Die Märchen und Sagen, welche vom U. im Volke umgehen, haben viele Ähnlichkeit mit denen des Kyffhäuser (s. d.), nur daß beim U. Karl d. Gr. die Rolle spielt, welche dort Kaiser Friedrich II. zugedacht ist.

Unterscheidungszoll, s. unter Differentialzölle.

Unterschenkel, s. Schenkel. — **Unterschenkelgeschwüre,** s. unter Krampfadern.

Unterschiebung (suppositio) umfaßt diejenigen Arten der Täuschung, wo eine Sache oder Person zur widerrechtlichen Begründung oder Aufhebung von Ansprüchen für eine andere ausgegeben wird, z. B. ein eigenmächtig verfertigtes Testament für den Letzten Willen eines Dritten, um die gesetzlichen Erben auszuschließen oder ein vorhandenes echtes Testament zu entkräften; ferner ein fremdes Kind, das auf diese Weise im Verhältnis zu einem bisher kinderlosen Manne Sohnesrechte erlangen oder dessen schon vorhandenen Abkömmling um seine Familienbeziehung bringen soll. Das gemeine Recht läßt hier im Anschluß an das römische die Strafe der Fälschung (s. d.) oder, wenn zugleich die Freiheitsrechte des vertauschten Kindes unterdrückt worden sind, des Menschenraubes (s. d.) eintreten. Nach neuern Gesetzgebungen wurde die U. aus dem Gesichtspunkte bald der Fälschung, bald des Betrugs (s. d.) beurteilt; jetzt als Verbrechen in Beziehung auf den Personenstand (Reichsstrafgesetzbuch, §. 169): Wer ein Kind unterschiebt oder vorsätzlich verwechselt, oder wer auf andere Weise den Personenstand eines andern vorsätzlich verändert oder unterdrückt, wird mit Gefängnis bis zu drei Jahren und, wenn die Handlung in gewinnsüchtiger Absicht begangen wurde, mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren bestraft.

Unterschlächtiges Wasserrad, ein Wasserrad, welches an seinem untersten Teile von dem zufließenden Wasser getroffen wird. (S. unter Wassermotoren.)

Unterschlagung, Unterschleif oder Veruntreuung heißt die wissentliche, rechtswidrige Zueignung einer fremden beweglichen, bereits im Gewahrsam des Thäters befindlichen Sache. Die U. unterscheidet sich vom Diebstahl (s. d.) dadurch, daß dabei nicht erst eine Besitzentziehung vor sich geht, indem der Gegenstand des Verbrechens sich bereits im rechtmäßigen Gewahrsam des Urhebers befindet. Mit der U. kann ein Betrug (s. d.) verbunden sein, wenn dem Eigentümer durch Entstellung der Wahrheit, z. B. falsche Rechnungen oder Quittungen, die Kenntnis der Sache entzogen wird. Das Vergehen ist vollendet durch jede Handlung, welche die Absicht der Verwendung für eigene Zwecke zum Nachteil desjenigen, in dessen Namen man besitzt, zu Tage bringt. Ob der Unterschlagende die Sache für sich selbst oder zum Besten anderer verbraucht, verschenkt oder verborgt, macht keinen Unterschied, und der Vorsatz, baldigen Ersatz zu leisten, hebt die Verantwortlichkeit nicht auf, es müßten denn die Mittel des Ersatzes so sicher und jeden Augenblick bereit sein, daß ein Nachteil des Anvertrauenden nicht zu befürchten stünde. Die einfache U. wird nach §. 246 des Reichsstrafgesetzbuchs mit Gefängnis bis zu drei Jahren bestraft; handelt es sich um eine anvertraute Sache mit Gefängnis bis zu fünf Jahren. Im Falle mildernder Umstände kann auf Geldstrafe bis 900 Mark erkannt werden. Auch der Versuch ist strafbar. Wer einen Diebstahl oder eine U. gegen Angehörige, Vormünder oder Erzieher begeht oder wer einer Person, zu der er im Lehrlingsverhältnisse steht, oder in deren häuslicher Gemeinschaft er als Gesinde sich befindet, Sachen von unbedeutendem Werte stiehlt oder unterschlägt, ist nur auf Antrag, der zurückgenommen werden kann, zu verfolgen. U. von Verwandten aufsteigender Linie gegen solche absteigender Linie oder eines Ehegatten gegen den andern bleibt straflos, welche Bestimmungen bei dritten Personen keine Anwendung finden. Neben der Gefängnisstrafe kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden (Reichsstrafgesetzbuch, §§. 247, 248). Die Strafkammer kann wegen U. im Falle des §. 246 die Verhandlung und

Entscheidung auch dem Schöffengericht überweisen (Gerichtsverfassungsgesetz, §. 75, 7). Besonders streng wird dieses Verbrechen an den Verwaltern von öffentlichen Geldern und Gütern (crimen de residuis, Malversation, Kassenverbrechen) geahndet (Reichsstrafgesetzbuch, §. 350). Dieselben dürfen selbst bei der größten Sicherheit baldigen Ersatzes nichts aus der Kasse nehmen, was sie nicht in der Ausgabe zu verrechnen befugt sind und wirklich verrechnen, und schon die Vermischung der Kasse mit fremden Geldern ist untersagt. Vgl. Huber, «Die U.» (Schwäbisch-Hall 1875); Kapff, «Die U.» (Tüb. 1879).

Unterschrift heißt der unter die Urkunde (s. d.) gesetzte Name ihres Ausstellers. Für unterschriebene Privaturkunden stellt die Deutsche Civilprozeßordnung folgende besondere Regeln auf. Die Erklärung über ihre Echtheit ist auf die Echtheit der U. zu richten. Steht die Echtheit der U. fest, so hat die darüber stehende Schrift die Vermutung der Echtheit für sich. Die unterschriebene Privaturkunde begründet vollen Beweis dafür, daß die darin enthaltene Erklärung von dem Aussteller abgegeben ist. Der U. steht das gerichtlich oder notariell beglaubigte Handzeichen gleich. (S. Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich, §§. 381, 404, 405.)

Unterschweflige Säure, Thioschwefelsäure, $SO_2(SH)(OH)$, im freien Zustande nicht, sondern nur in Form von Salzen bekannt, entsteht als Natronsalz beim Einleiten von schwefliger Säure in eine Lösung von Schwefelnatrium, als Kalksalz neben Calciumsulfhydrat und Calciumpolysulfuret, wenn feuchtes Schwefelcalcium, welches in großen Massen als Nebenprodukt der Sodafabrikation beim Leblancschen Verfahren gewonnen wird, der Luft ausgesetzt oder durch Einblasen von Luft oxydirt wird. Von den Verbindungen der unterschwefligen Säure hat namentlich das Natronsalz große technische Bedeutung, da es in der Photographie und in verschiedenen Gewerben, so als Antichlor (s. d.), Verwendung findet. Zu seiner fabrikmäßigen Darstellung dienen die oxydierten Sodarückstände, aus denen mit Wasser die löslichen Calciumverbindungen ausgezogen und mit kohlensaurem Natron zersetzt werden. Aus den verdampften Flüssigkeiten krystallisiert das unterschwefligsaure Natron $Na_2SO_3 . 4H_2O$ in großen, leicht in Wasser löslichen Prismen, die durch mehrfaches Umkrystallisieren von Schwefelverbindungen befreit werden. [schweflige Säure.

Unterschwefligsaures Natron, s. Unter-

Untersee, Teil des Bodensees (s. d.).

Unterstaatssekretär, s. u. Staatssekretär.

Unterstützungskassen sind im wesentlichen gleichbedeutend mit Hilfskassen oder Hilfsgesellschaften (s. d.). Insbesondere versteht man darunter (zumal nachdem der Begriff Hilfskassen durch Reichsgesetz auf die Kranken- und Begräbniskassen beschränkt ist) Vereinigungen und Anstalten zur Unterstützung der Invaliden, der Altersschwachen, der Witwen und Waisen, sowie auch zur Beihilfe bei Arbeitslosigkeit, Strike und Aussperrung, zur Ausstattung Heiratender, zu Stipendien für Kunst- und wissenschaftliche Studien u. v. a. Die meisten dieser U. haben den Charakter der Versicherung und bedürfen daher der Bemessung von Beiträgen und Unterstützungen nach der erfahrungsmäßigen Wahrscheinlichkeit; für viele ist der Anschluß an solide Versicherungsgesellschaften oder an größere Berufsvereinigungen (Knappschaftsvereine, Gewerkvereine u. a.) ratsam und auch thatsächlich im Zunehmen. In neuester Zeit hat sich auch der Staat die Errichtung von U. für seine Beamten und Arbeiter, sowie für die Arbeiter überhaupt angelegen sein lassen. (Vgl. Altersunterstützung, Invalidenkassen, Witwenkassen, Arbeitslosigkeitsversicherung.)

Unterstützungswohnsitz, s. unter Heimatsrecht. [Strafprozeß.

Untersuchung, s. Inquisitionsprozeß und

Untersuchungsgericht. Nach der Deutschen Gerichtsverfassung sind U., deren Aufgabe es nicht ist, zu untersuchen, vielmehr hauptsächlich über die Ergebnisse der Voruntersuchung zu entscheiden, teils die mit drei Richtern einschließlich des Vorsitzenden besetzten Strafkammern (Gerichtsverfassungsgesetz, §§. 72, 77), teils der erste Strafsenat des Reichsgerichts (Gerichtsverfassungsgesetz, §§. 138, 136, Nr. 1). In dieser Beziehung entscheiden sie darüber, ob das Hauptverfahren zu eröffnen, oder der Angeklagte außer Verfolgung zu setzen, oder das Verfahren vorläufig einzustellen sei, oder eine Ergänzung der Voruntersuchung stattfinden solle. Während der Dauer der Voruntersuchung entscheiden sie über einzelne der Untersuchung dienende Maßregeln (z. B. Untersuchungshaft, Sicherheitsstellung) und über Beschwerden gegen Verfügungen des Untersuchungsrichters.

Untersuchungshaft (Kollusionshaft) ist die Haft, welche eintritt auf richterlichen Befehl der Verhaftung. Beschränkt ist sie zulässig bei mit Haft oder Geldstrafe bedrohten Thaten (§. 113 der Strafprozeßordnung), im übrigen, wenn dringende Verdachtsgründe vorliegen und der Angeschuldigte der Flucht verdächtig ist (bei Verbrechen, bei Heimatlosen, Landstreichern, Ausländern) oder Thatsachen vorliegen, aus denen zu schließen, daß er Spuren der That vernichten oder Zeugen wie Mitschuldige zu einer falschen Aussage, oder Zeugen verleiten werde, sich der Zeugnispflicht zu entziehen (Kollusionsgefahr, s. unter Kollusion). Der Verhaftete ist baldigst zu vernehmen und dürfen ihm nur solche Beschränkungen auferlegt werden, welche zur Sicherung des Zwecks der Haft und zur Aufrechterhaltung der Ordnung im Gefängnisse notwendig sind. Ist die Verhaftung lediglich wegen Fluchtverdachts angeordnet, so kann der Angeschuldigte gegen Sicherheitsstellung mit der U. verschont werden. Dem abwesenden Beschuldigten kann Befreiung von der U. gewährt werden unter Erteilung des sichern Geleits (§. 337 der Strafprozeßordnung). Die auf die Fortdauer oder Aufhebung der U. bezüglichen Entscheidungen regeln die §§. 124—126 und 205, den Verkehr mit dem Verteidiger §. 148, die Zulässigkeit der Beschwerde gegen Entscheidungen über Verhängung der U. die §§. 347, 352. Die erlittene U. kann nach §. 60 des Reichsstrafgesetzbuchs bei Fällung des Urtels ganz oder teilweise angerechnet werden. Für unschuldig erlittene U. gewähren manche Staaten Entschädigung. Vgl. Heinze, «Das Recht der U.» (Lpz. 1865); Zucker, «Die U.» (3 Bde., Prag 1873—79); von Schwarze, «Die Entschädigung für unschuldig erlittene Untersuchungs- und Strafhaft» (Lpz. 1883).

Untersuchungsmaxime, s. u. Verhandlung.

Unterthan (subditus) heißt ursprünglich der Schutzpflichtige, welchem das Recht und der Rechtsschutz weder durch seine eigene Machtstellung noch

durch die Mitgliedschaft in einem selbstherrlichen Gemeinwesen, sondern von einer bevorzugten Körperschaft oder einem sonstigen Oberherrn gegen das Bekenntnis der Abhängigkeit gewährt wird. So waren die Schutzverwandten (μετοίκοι) in Athen, die Bundesgenossen im röm. Freistaate, die Laten oder Liten der deutschen Vorzeit U. des Vollbürgertums, und die Gutsunterthänigkeit lieferte ebenfalls ein bis in neuere Zeiten herabreichendes Beispiel des gleichen Verhältnisses. Nach der Ausbildung der Landeshoheit wurden überhaupt diejenigen, welche in ein fürstl. Territorium gehörten, als dem Landesherrn befohlene Schutzpflichtige angesehen. Die danach aufkommenden Staatstheorien erkannten in der Unterthanenschaft ein notwendiges Ergebnis der Souveränetät, da man dem wirklichen Staatsoberhaupte gegenüber nur U. sein und sich auch während des Aufenthalts in einem fremden Staatsgebiete zu einer «temporären Unterthanenschaft» verstehen müsse. Bloß die Vertreter eines andern Staats behaupten, kraft ihrer Anerkennung als solche, das Vorrecht der Exterritorialität. Neuerdings wird die Stellung der Staatsangehörigen zur obersten Gewalt weniger aus ihrer Unterthänigkeit als aus dem Gesichtspunkte des Staatsbürgertums beurteilt, das nicht bloß die pflichtmäßige, sondern auch die berechtigende Seite des Verhältnisses hervorhebt. Die Erbunterthänigkeit war ein Überrest der Leibeigenschaft, der die davon Betroffenen wenigstens an dem eigenmächtigen Verlassen des Gutsgebietes hinderte und sie außerdem zu örtlich verschiedenen Abhängigkeitsbezeigungen verpflichtete.

Unterwalden, der sechste Kanton der Schweiz, wird im W. von Luzern, im S. von Bern, im O. von Uri, im N. vom Vierwaldstättersee begrenzt und durch den Kernwald in die Halbkantone Obwalden und Nidwalden geteilt. Obwalden oder U. ob dem Wald, 475 qkm mit (1880) 15356 E., umfaßt das Gebiet der Sarner-Aa und das Hochthal von Engelberg, Nidwalden oder U. nid dem Wald, 290 qkm mit 11992 E., das übrige Gebiet der Engelberger-Aa und die Ufergelände des Vierwaldstättersees. Mit Ausnahme von Engelberg, das hochalpinen Charakter zeigt, ist U. ein freundliches Vor- und Mittelalpenland, das sich von der Wasserscheide zwischen Aare und Reuß nördlich zum Vierwaldstättersee senkt und von beweideten und bewaldeten, teilweise felsigen Bergketten der Unterwaldner- und Emmenalpen (Hohenstollen 2484 m, Pilatus 2123 m, Stanserhorn 1900 m) umschlossen und durchzogen wird. Von dem Gesamtareal beider Halbkantone entfallen 23,7 Proz. auf Waldungen, 57 Proz. auf Wiesen und Weiden, Acker- und Gartenland, 19,3 Proz. sind unproduktiv (Gletscher, Wasserflächen, Felsen u. s. w.). Das Klima ist verhältnismäßig mild, die Wiesen- und Baumvegetation üppig. Die Bevölkerung, einer der schönsten Schläge der Schweiz, ist deutscher Zunge und kath. Konfession. Wie die benachbarten Oberhasler (s. Hasli) sind die Männer schlank, aber kräftig gebaut, geübte Schwinger. Alpenwirtschaft und Obstbau sind die Haupterwerbsquellen, Vieh, Käse und Holz die wichtigsten Ausfuhrartikel. Nach der Viehzählung von 1886 zählt U. 570 Pferde, 17873 Rinder, 4708 Schweine, 4071 Schafe, 8308 Ziegen, 2017 Bienenkörbe. Die Steinbrüche liefern Kalkstein, Gips und Schiefer. Von Mineralquellen sind zu erwähnen die Eisenquelle von Schwendikaltbad in Obwalden und die alkalische Schwefelquelle von Rotzloch in Nidwalden. Industrie und Handel sind unbedeutend; Eisenbahnen fehlen, dagegen nehmen die Uferorte des Vierwaldstättersees an dessen Dampfbootverkehr teil und gute Fahrstraßen durchziehen die Hauptthäler; eine Bahn über den Brünig ist beschlossen, eine solche auf den Pilatus im Bau (1886). Engelberg, Beckenried und die Dörfer an der Brünigstraße besitzen lebhaften Touristenverkehr. Die wichtigsten Ortschaften sind in Obwalden Sarnen, Alpnach, Kerns, Engelberg, in Nidwalden Stans mit Stansstad, Beckenried und Buochs.

Die Verfassung ist in beiden Halbkantonen rein demokratisch; die Landsgemeinde entscheidet über Gesetze u. dgl. und wählt den Landammann und den Regierungsrat. Dagegen wird die vorberatende Behörde, in Obwalden Kantonsrat (80 Mitglieder), in Nidwalden Landrat (je ein Mitglied auf 250 E.) genannt, in den einzelnen polit. Gemeinden gewählt. Die unterste richterliche Instanz ist in beiden Halbkantonen das Vermittelungsgericht der Gemeinden, höchste das Obergericht. In kirchlicher Beziehung gehört U. zum Bistum Chur; Ob- und Nidwalden besitzen je drei Klöster. Neben den obligatorischen Primarschulen bestehen Gymnasien zu Sarnen und Stans und eine Klosterschule zu Engelberg. In militärischer Hinsicht gehört U. zum Stammbezirk der 4. Division. Als Wappen führt Obwalden einen von Silber und Rot geteilten Schlüssel im rot und weiß quergeteilten Felde, Nidwalden einen silbernen Schlüssel im roten Felde.

Der jetzige Kanton U., wahrscheinlich im 7. und 8. Jahrh. von Alamannen besiedelt und schon seit der Mitte des 12. Jahrh. in zwei selbständige Hälften geschieden, gehörte im 12. und 13. Jahrh. größtenteils den Klöstern von Murbach, Luzern, Beromünster und Muri, später auch der 1120 gestifteten Abtei Engelberg und stand unter der Schirmherrschaft des Grafen von Lenzburg und ihrer Erben, der Habsburger. Schon 1147 schloß U. mit Uri und Schwyz ein Bündniß; 1309 erlangte es von Heinrich VII. die Reichsfreiheit. Der alte Bund mit den andern Waldstätten wurde 1291 und 1315 erneuert, und von da an teilte U. die Schicksale der Eidgenossenschaft bis zu deren Umsturz durch die franz. Invasion 1798. Durch die helvetische Verfassung ward es dem Kanton Waldstätten zugeteilt. Obwalden unterwarf sich; Nidwalden aber wollte die neue Ordnung der Dinge nicht anerkennen und ward nach heldenmütigem Kampfe von der Übermacht der Franzosen erobert und furchtbar verwüstet (Sept. 1798). Die Mediationsakte von 1803 und der Bundesvertrag von 1815 setzten U. wieder in die Rechte eines selbständigen Kantons ein. Nidwalden, welches auf dem Bund von 1315 beharren und den neuen Vertrag nicht annehmen wollte, wurde durch eidgenössische Truppen dazu gezwungen und büßte seinen Widerstand mit dem Verluste des Thales Engelberg, das sich mit Obwalden verband. Seither gehörte U. beständig der konservativ-ultramontanen Partei der Schweiz an, 1832 trat es dem reaktionären Sarnerbunde, 1845 dem Sonderbunde bei und wurde nach dessen Besiegung im Nov. 1847 wieder von eidgenössischen Truppen besetzt. Bei den Abstimmungen von 1872 und 1874 über Revision der Bundesverfassung standen beide Halbkantone in der Reihe der Verwerfenden. Vgl. Businger, «Gemälde des

Kantons U.» (St. Gallen 1836); Christ, «Ob dem Kernwald» (Bas. 1869).

Unterwaldner Alpen, s. unter Alpen, Bd. I, [S. 463.

Unterweißenburg, siebenbürg. Komitat in Ungarn, 3576,50 qkm groß, an beiden Ufern der Maros, ist im obern Marosthale, sowie im Thale der Ompoly rauhes Gebirgsland, mit besonders interessanten Trachitbildungen (der Trachitberg Detonata Goala), im Unterlaufe der Flüsse ist der Boden fruchtbar. Die Berge sind metallreich, der Bergbau uralt, namentlich auf Gold und Silber. Die Bevölkerung (1880) beträgt 178021 Seelen, überwiegend Rumänen, die sog. Móczen (78,70 Proz.), ein kräftiger Menschenschlag voll roher Urwüchsigkeit, dann noch Magyaren (15,02 Proz.), Deutsche (4,06 Proz.) u. a. Das Gebiet zeigt großen Reichtum an Überresten röm. Altertümer, in der Landesgeschichte ist es bekannt durch wiederholte blutige Bauernaufstände, deren letzter im J. 1848 stattgefunden hat. Hauptort ist Nagy-Enyed (s. d.). U. hat sechs Städte und acht Stuhlbezirke.

Unterwelt. Die Idee von einer U. ist an zwei Vorstellungen geknüpft, an die von der Beschaffenheit der Welt und der Erde und an die von der Unsterblichkeit (s. d.). Für die kindlichen Anschauungen der ältern Menschheit ist die Erde der Mittelpunkt der ganzen Welt. Es lebt nur, was auf ihr atmet, und unter ihr ist dichte Finsternis; über ihr ist der Lichtraum, die natürliche Wohnung der Götter. Besonders ausgebildet und merkwürdig sind die Vorstellungen von der U. außer bei den Persern (s. Zoroaster) bei den Ägyptern (s. Amenthes und Totenbuch) und bei den Griechen, in deren Vorstellungen von der U. mit der Zeit namentlich auch ägyptische eingedrungen sind. In der Ilias findet man die Vorstellung von der U. als einem finstern und unfruchtbaren weiten Raume, dem Reiche des Hades oder Pluton (s. d.) und der Persephone, in welchem die Schatten der Verstorbenen ein freudloses, schattenhaftes Dasein führen. Nach der Schilderung der Odyssee liegt eine Tagereise weit von der Insel Ääa, am westl. Ende des Weltstroms Okeanos, wo die Sonne untergeht, das dunkle, des Sonnenlichts beraubte Land der Kimmerier. Hier ist der Eingang in die U. oder den Hades, in welchem die Flüsse Pyriphlegethon und Kokytos, letzterer ein Ausfluß der Styx, der auch schon die Ilias gedenkt, sich in den Acheron ergießen. Hier hausen die Seelen der alten Heroen (auch des Herakles) und Heroinen; hier sitzt nach Vorstellungen, wie sie wohl zum Teil unter ägypt. Einfluß, namentlich von den Orphikern ausgebildet wurden, Minos (s. d.) mit goldenem Scepter und spricht wie einst den Lebenden, so jetzt den Toten Recht, und werden diejenigen, welche gegen die Götter gefrevelt, wie Tityos, Tantalos und Sisyphos, von unendlichen Qualen gefoltert. Neben diesem düstern Bilde findet man aber frühzeitig, besonders bei Hesiod, auch ein heiteres, das vom Elysium (s. d.) oder dem Elysischen Gefilde und den Inseln der Seligen, die, ebenfalls am Ende der Erde, am Okeanos, gelegen, von den Heroen unter der Herrschaft des Kronos bewohnt werden.

Im übrigen dachte man das Totenreich meist, wie auch schon in der Ilias, im Innern der Erde, und grauenvolle Gegenden, wo sich der Abgrund zu öffnen schien, oder dunkle Grotten wurden als Eingänge desselben betrachtet. An mehrern solchen Stellen, wie am Acherusischen See in Thesprotien und auf dem Kap Tänaron im südl. Lakonien, bestanden auch Totenorakel (Nekromanteia, Psychopompeia), d. h. Stätten, an denen man die Seelen Verstorbener durch gewisse Ceremonien und Opfer hervorrufen und von ihnen Offenbarungen erhalten zu können vermeinte. Nach der gewöhnlichsten Vorstellung, der auch die röm. Dichter folgen, war das Totenreich (lat. Orcus) rings von den Strömen der U., namentlich Styx (s. d.) und Acheron (s. d.) umflossen, über welche Charon (s. d.) die von Hermes (Merkur) geleiteten Toten gegen Erlegung eines Fährgeldes (des Obolos, den man den Toten in den Mund steckte) hinüberfuhr. Am jenseitigen Ufer, wo Charon die Seelen aussetzte, lag in einer Höhle der schreckliche Cerberus (s. d.). Dann kam man auf einen Platz, wo das Totengericht abgehalten und entschieden wurde, welchen Weg die Seele wandeln sollte. Es teilte sich nämlich nun der Weg zum Elysium und zum Tartarus (s. d.), dem Ort der Strafe für die Verdammten. Unter diesen werden von den spätern Dichtern, außer den drei bereits erwähnten, besonders noch Ixion und die Danaiden hervorgehoben. Diese mythischen Vorstellungen sind von den Philosophen, namentlich von Platon, auch zur Veranschaulichung ihrer Lehren von der Belohnung und Bestrafung im Jenseits benutzt und weiter gebildet worden, während andere, wie die Epikureer, gegen jene Mythen aufs entschiedenste polemisieren. Auch die Künstler haben die U. oftmals dargestellt. Am bedeutsamsten war das Gemälde des Polygnot (s. d.). Es gibt namentlich noch in einigen Vasenbildern griech. Darstellungen der U. und dazu kommen aus griech.-röm. Zeit solche in Reliefen und Wandgemälden.

Unterzungennerv, s. unter Geschmack.

Untiefen, s. unter Bank (geograph.).

Untreue ist nach dem Deutschen Reichsstrafgesetzbuch, §. 266, die von privaten Bevollmächtigten, obrigkeitlich oder letztwillig bestellten Verwaltern fremden Vermögens, oder mit einem gewissen öffentlichen Charakter bekleideten Gewerbtreibenden unter Verletzung der ihnen obliegenden Pflichten verübte Unredlichkeit. Gewöhnlich wird sie mit Gefängnis, neben welchem auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden kann, bestraft, doch kann auch noch Geldstrafe bis zu 3000 Mark hinzutreten, wo sie begangen wird, um sich oder einem andern einen Vermögensvorteil zu verschaffen. Vgl. Stemann, «Die Vergehen der Unterschlagung und U.» (Kiel 1870). Die U. (Prävarikation) der Rechtsanwälte u. dgl. (Sachverrat) behandelt Reichsstrafgesetzbuch, §. 356; andere Fälle fallen unter strafbaren Eigennutz (§§. 289, 290, 298), Verletzung fremder Geheimnisse (§. 300), Eidesbruch (§. 162) und Landesverrat (§. 92, 3).

Unvermögen (männliches), s. Impotenz.

Unverritzt nennt man beim Bergbau den noch nicht abgebauten oder in Angriff genommenen Teil einer Lagerstätte.

Unvordenklichkeit. Der Umstand, daß ein gewisser rechtlicher Zustand seit unvordenklicher Zeit bestanden hat, d. h. daß niemand unter den Lebenden ihn anders gekannt oder von seinen Vorfahren jemals etwas anderes gehört habe, gewährt die rechtliche Vermutung, daß derselbe rechtmäßig entstanden sei und zu Recht bestehe (sog. unvordenkliche Verjährung). Es kann in dieser Weise durch Verjährung in der That ein Recht erst begründet werden, welches vorher nicht bestand. Daher

hat man die U. als einen Rechtfertigungsgrund in den Fällen zugelassen, in welchen die gewöhnliche Verjährung nicht Platz greift. Der Gegenbeweis gegen die U. ist in diesen Fällen übrigens nur durch Nachweis der unrechtmäßigen Entstehung des betreffenden Zustandes in einem bestimmten Moment zu führen. Die modernen Codifikationen verhalten sich der U. gegenüber ablehnend.

Unze (lat. uncia), der Name eines sehr verbreiteten Gewichts von verschiedener Schwere, welches früher fast in allen europ. und amerik. Staaten üblich war, jetzt aber in den meisten derselben durch die Annahme des franz. metrischen Systems verdrängt ist. In Deutschland war die U. $^1/_{16}$ des frühern (größern) Handelspfundes ($^1/_8$ der Mark), beim Medizinalgewicht aber (durch das Zeichen ℥ bezeichnet), wie auch überall anderwärts, $^1/_{12}$ des (kleinern) Medizinalpfundes, also = 29,82 g; beim Umrechnen auf Rezepten rund zu 30 g angenommen; in Italien war sie (die Oncia) $^1/_{12}$ des Pfundes. In England und den Vereinigten Staaten von Amerika gibt es je zweierlei U. (s. unter Avoirdupois und unter Troygewicht). Bei den alten Römern war die Uncia $^1/_{12}$ des As oder des Pfundes, dann überhaupt $^1/_{12}$ jedes Ganzen, daher auch $^1/_{12}$ Fuß (ein Zoll), ebenso wie in den spätern ital. Staaten bis zur Einführung des franz. metrischen Systems der Fuß (Piede) in 12 U. (Oncie, Once) geteilt wurde. Auf der Insel Sicilien war die U. (Oncia) bis gegen 1864 (gesetzlich bis 1818) die gewöhnliche Geldeinheit. Sie war = $2^1/_2$ Scudi oder 3 Ducati (Silberdukaten, s. unter Dukaten) = $12^3/_4$ Lire jetziges ital. Silbercourant (s. unter Lira) und wurde in 30 Tari zu 20 Grana geteilt. Die U. ist ferner eine große ältere span. und span.-amerik. Goldmünze, als Dublone (s. d.) bekannt.

Unze, Raubtier, s. Jaguar.

Unzelmann (Karl Wilh. Ferd.), ausgezeichneter Komiker, geb. 1. Juli 1753 zu Braunschweig, trat 1771 bei der Schauspielergesellschaft Barzaetis in Schwerin ein, gastierte 1774 in Hamburg, war dann bei der Seilerschen Gesellschaft in Gotha und ging bald nachher als Schauspieler und pantomimischer Tänzer mit der Döbbelinschen Gesellschaft nach Leipzig, dann nach Dresden und 1775 nach Berlin, wo er die verschiedensten Rollen spielte. Im J. 1781 wandte er sich nach Hamburg, kam 1783 mit Fleck nach Berlin zurück und schloß sich im folgenden Jahre der Großmannschen Truppe in Frankfurt a. M. an, wo er Großmanns Stieftochter, Friederike Flittner, die nachmalige berühmte Bethmann (s. d.), heiratete. Im J. 1778 kehrte er nach Berlin zurück, wurde hier 1814 Regisseur beim berliner Theater, 1823 in Ruhestand versetzt und starb 21. April 1832.

Karl Wolfgang U., Sohn des vorigen, geb. 6. Dez. 1786 zu Mainz, zeigte schon in frühester Jugend ein glänzendes Talent und wurde 1802 von Goethe der Bühne zugeführt. Er übertraf seinen Vater an Gewandtheit und Vielseitigkeit und wirkte in der Posse wie im Lustspiel mit größter Auszeichnung. Sein Leben war noch unsteter und wechselvoller als das seines Vaters. Aus den glänzendsten Engagements in Weimar, wo er zuerst die Bühne betreten hatte, in Dresden, Wien, Berlin u. s. w. sank er bis zur letzten der wandernden Gesellschaften und dem äußersten Elend herab. Nachdem er 1842 zu Steglitz bei Berlin gespielt, ertränkte er sich 21. März 1843 im Tiergarten.

Bertha U., die Nichte des vorigen, geb. 19. Dez. 1822 zu Berlin, betrat die Bühne 1842 in Stettin, und nachdem sie beim Königstädter Theater in Berlin, beim neustrelitzer und bremer angestellt gewesen, wurde sie 1845 in Leipzig engagiert, 1847 am Hoftheater in Berlin und heiratete hier den Heldenspieler Joseph Wagner (s. d.). Beide wurden 1849 beim Burgtheater in Wien lebenslänglich engagiert. In der Auffassung und Darstellung weicher, gefühlvoller Charaktere, zu denen sie ihr Organ vorzugsweise hinwies, leistete sie Vorzügliches sowohl im ernsten als heitern Genre. Sie trat 1854 von der Bühne zurück und starb 7. März 1858.

Unzelmann (Friedr. Ludw.), vorzüglicher Holzschneider, Bruder des Schauspielers Karl U., geb. 1797, machte seine Studien an der Akademie zu Berlin und bildete sich dann unter der besondern Leitung von Gubitz. Er wurde 1843 Mitglied der Akademie in Berlin, 1845 königl. Professor und starb auf einer Reise 29. Aug. 1854 zu Wien. U. ist als ein Glied der Ungerschen Formschnittschule zu betrachten. Seine Schnitte sind sehr zahlreich und mannigfaltig; sie bestehen in Porträts (Napoleon, Ludwig XIV., Thomas Münzer, vorzüglich Shakespeare nach Menzel u. s. w.), Genrebildern, Architekturstücken, Arabesken, Landschaften, Titelblättern u. s. w. Er fertigte Holzschnitte zu Raczynskis «Geschichte der neuern deutschen Kunst», Kuglers «Geschichte Friedrichs d. Gr.», zu Sporschils «Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs», zum «Nibelungenlied» (Lpz. 1840; nach Zeichnungen von Bendemann und Hübner) u. s. w. Auch führte er nach Zeichnungen von Menzel die Illustrationen zu Friedrichs d. Gr. «Werken» aus. Einzelne größere Blätter sind Franz von Sickingens Tod und Gutenberg (nach Menzel), und «Erinnerung an die Verfassung von 1848» (nach Burger).

Unzer (Joh. Aug.), ausgezeichneter Arzt und Philosoph, geb. 29. April 1727 zu Halle, wo er studierte und 1748 als Doktor der Medizin promovierte. Als praktischer Arzt lebte er seit 1750 in Hamburg und dann in Altona, bis er Professor in Rinteln wurde, wo er 2. April 1799 starb. Bekannt ist besonders seine mediz.-diätetische Wochenschrift «Der Arzt» (6 Bde., Hamb. 1759 fg.); das Wesentliche davon ist auch in dem «Mediz. Handbuch» (Lpz. 1770; 6. Aufl., 3 Bde., 1794) zusammengestellt. Außerdem sind zu nennen: «Grundriß eines Lehrgebäudes von der Sinnlichkeit der tierischen Körper» (Lüneb. u. Rinteln 1768), «Erste Gründe einer Physiologie der eigentlich tierischen Natur tierischer Körper» (Lpz. 1771), «Einleitung zur allgemeinen Pathologie der ansteckenden Krankheiten» (Lpz. 1782).

Seine Gattin, Johanna Charlotte, geborene Ziegler, geb. zu Halle 1724, gest. zu Altona 29. Jan. 1782, schrieb «Versuch in Scherzgedichten» (Halle 1751 u. öfter) und «Versuch in sittlichen und zärtlichen Gedichten» (Halle 1754). Sie erhielt von der Universität zu Helmstedt den Lorbeer und wurde Mitglied verschiedener gelehrter Gesellschaften; ihre Gedichte stehen für jene Zeit ziemlich hoch.

Johann Christoph U., geb. zu Wernigerode 17. Mai 1747, studierte in Göttingen Medizin, war seit 1775 Professor am Gymnasium zu Altona, bekleidete 1789—1801 das Physikat daselbst und starb auf einer Reise 20. Aug. 1809 zu Göttingen. Seine Gelegenheitsgedichte (gesammelt in «Hinterlassene Schriften», 2 Bde., Altona 1812) zeichnen sich durch Korrektheit der Sprache aus.

Unzucht (Sittlichkeits- oder Fleischliche Verbrechen und Vergehen) ist jede Verletzung der Geschlechtssittlichkeit und Züchtigkeit. Die Ahndung der einfachen U. konnte, da die sittliche Zucht meist der Familie, der Volksmeinung und der Sittenpolizei zufiel, nur von der Kirche unternommen werden. Die Aufklärungsperiode wollte selbst alle Fälle der qualifizierten U. als bloße Immoralitäten betrachtet wissen. Der moderne Staat überläßt die Überwachung der einfachen U. der Sitten- und Gesundheitspolizei. Gewerbsmäßige U. des Weibes bildet bei Nichtbeachtung der für Unterstellung unter polizeiliche Aufsicht erlassenen polizeilichen Vorschriften und auch ohne Unterstellung unter solche, eine strafbare Übertretung (Reichsstrafgesetzbuch, §. 361, 6). Straflos ist die außereheliche Schwächung (Stuprum) einer einwilligenden, unverehelichten, nicht näher verwandten oder verschwägerten Frauensperson durch einen ledigen Mann. Das Kirchenrecht drohte hier Buße, welche der Protestantismus in den beiden Jahrhunderten der Reformation noch schärfte, auch an manchen Orten die Landesgesetzgebung geringere Polizei-, beziehungsweise Geldstrafen, wie sich solche noch in einzelnen Teilen der Schweiz aus alter Zeit erhalten haben. Unbekannt blieb dem gemeinen Recht der Konkubinat (s. d.). Erst wenn erschwerende Umstände wie Gewalt, Trug, Mißbrauch der Abhängigkeit und des Ansehens, Verletzung des Familienstandes, Geschlechtsunreife und Widernatürlichkeit vorliegen, hält sich der Staat verpflichtet, mit strenger Strafe einzuschreiten. Am mildesten ist das Strafverfahren bei Ehebruch (s. d.), strenger bei Bigamie oder Doppelehe (s. d.), Incest oder Blutschande (s. d.), Notzucht (s. d.), Kuppelei (s. d.), am strengsten bei unzüchtigen Handlungen, die an einer Frauensperson mit Gewalt oder durch Drohung mit gegenwärtiger Gefahr, oder an einer in einem willenlosen oder bewußtlosen Zustande befindlichen oder geisteskranken Frauensperson oder Kindern unter 14 Jahren verübt werden, indem hier das Reichsstrafgesetzbuch in §. 176 Zuchthausstrafe bis zu 10 Jahren androht. Geringere Strafe (nur Gefängnis) dagegen ist in §. 175 in Fällen angedroht, bei denen der Gesetzgeber die Verurteilung durch die öffentliche Meinung als eines Lasters und Resultats krankhafter Triebe nicht für ausreichend erachtet; hierher gehört die widernatürliche U., welche zwischen Personen männlichen Geschlechts (Päderastie, s. d.) oder von Menschen mit Tieren begangen wird (Sodomie oder Sodomiterei.) Ferner wird bestraft, wer durch eine unzüchtige Handlung öffentlich Ärgernis gibt (Gefängnis bis zu zwei Jahren oder Geldstrafe bis zu 500 Mark, §. 183). Hier kann auch auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden. Endlich wird mit Geldstrafe bis zu 300 Mark oder Gefängnis bis zu sechs Monaten bestraft, wer unzüchtige Schriften, Abbildungen oder Darstellungen verkauft, verteilt oder sonst verbreitet oder an dem Publikum zugänglichen Orten ausstellt oder anschlägt (§. 184).

Unzurechnungsfähigkeit, s. Zurechnung.

Unzuständigkeit, s. Zuständigkeit.

Upanishad (geheime Sitzung, Geheimlehre) heißt im Sanskrit eine Gattung theol.-philos. Abhandlungen, welche meist die Schlußkapitel der sog. Brahmanas (s. unter Sanskrit) bilden, zuweilen aber auch für sich allein stehen und teils in Prosa, teils in einer Mischung aus Prosa und Versen, teils ganz in Versen geschrieben sind. Die ältesten U. reichen gewiß über das J. 500 v. Chr. zurück, während die meisten einer viel spätern Zeit angehören. Sie sind besonders deshalb wichtig, weil sie die Keime der später im Vedânta (s. d.) systematisch begründeten pantheistischen Einheitslehre enthalten, welche noch heute von größtem Einfluß in Indien ist. Die U. gehören zu den am frühesten in Europa bekannt gewordenen Produkten der Sanskrit-Litteratur, da bereits Anquetil-Duperron (s. d.) 52 derselben aus einer persischen Übersetzung ins Lateinische übertrug; aber erst in der neuern Zeit hat man sich eingehender mit ihnen beschäftigt; das europ. Hauptwerk ist die engl. Übersetzung von Max Müller in den «Sacred books of the East» (Bd. 1 u. 15).

Upas (bei den Malaien soviel wie Gift bedeutend) heißen mehrere auf den hinterind. Inseln und Philippinen gebräuchliche Pflanzengifte. Das berüchtigtste Gift dieser Art kommt von dem giftigen Antschar (Antiaris toxicaria), einem auf den Sunda-Inseln und Philippinen wachsenden, über 25 m hohen Baume aus der Familie der Artocarpeen. (S. Antiaris.) Aus dem Milchsafte dieses Giftbaums (Pohon-Upas, auf Java Antschar, auf den Philippinen Ipo genannt) bereiten die Malaien unter Beimischung von Schlangengift, Pfeffer, Galgant- und Ingwerwurzelsaft ein Pfeilgift (s. d.), das Menschen und größere Säugetiere in kürzester Zeit tötet. Der Saft eines in jenen Ländern heimischen Liliengewächses, des Crinum asiaticum *L.*, welches heftiges Erbrechen und Schweiß erregt, ist das einzige bekannte, von den Malaien lange Zeit geheim gehaltene Gegenmittel. Obgleich schon der Saft des Antschar, frisch auf die Haut gebracht, giftig wirkt, gehören doch die Erzählungen von einem Giftthale auf Java, worin die Ausdünstung der zahlreichen Giftbäume jedes animalische und vegetabilische Leben sogleich vernichten sollte, in den Bereich der Mythe. Diese Fabeln verdanken ihre Entstehung dem häufigen Vorkommen des Antscharbaums in der Nähe von Kohlensäure ausströmenden Stellen vulkanischer Thäler, deren Grund sich mit einer Schicht des Gases, welches bekanntlich Tiere und Menschen erstickt, erfüllt. Dies erklärt das Vorkommen von Gerippen in solchen Thälern und in der Umgebung von Upasbäumen. Schneller noch und heftiger als dieses Gift wirkt das Upas Tjettek, welches aus der Wurzelrinde des javanischen Brechnußbaums (Strychnos Tieute), eines armdicken, an den höchsten Bäumen emporkletternden Schlingstrauchs, bereitet wird. Der wirksame Bestandteil des Upasgifts ist das Antiarin, ein stickstofffreier Körper, welcher in farblosen Blättchen krystallisiert, in Wasser und Alkohol schwer löslich ist und mit Säuren, Basen und Metallsalzen eigentümliche Verbindungen eingeht.

Upernivik, nördlichster dän. Distrikt Grönlands, 1771 kolonisiert, zählt in 12 Plätzen 500 E. Der Mittelpunkt des Distrikts liegt auf einer kleinen Insel der Baffinsbai unter 72° 48′ nördl. Br.

Upland, schwed. Provinz, der nordöstl. Teil des Svealand, im Süden vom Mälarsee, im Osten von der Ostsee begrenzt, ist administrativ in die drei Läne Stockholm, Upsala und Westmanland geteilt.

Uplands, Höhenzug in Südschottland, s. unter Cheviot-Gebirge.

Upolu, früher Ojolava, zweitgrößte der Samoa-Inseln (s. d.), die reichste, fruchtbarste und schönste von allen, südöstlich von Savaii, ist von O.

nach W. 64 km lang und bis zu 24 km breit bei einem Umfang von 320 km. Mit den Nebeninselchen zählt sie 881 qkm und hat eine eingeborene Bevölkerung von (1874) 16568 Seelen, welche sich zum Christentum bekennen, außerdem 250 Europäer in Apia. Im westlichsten Teile der Insel, Aana, dem fruchtbarsten und ergiebigsten Distrikt, erhebt sich der ausgebrannte Vulkan Tofua zu einer Höhe von 612 m; das von ihm geschiedene, U. von W. nach O. durchziehende Gebirge fällt nach S. steil ab, senkt sich dagegen nach N. allmählich und ist mit einer dichten Pflanzendecke bekleidet; die höchsten Gipfelpunkte desselben sind der Malata (914 m) und der Lanutoo (783 m), dessen alten Krater ein sehr schöner See ausfüllt. Die Ufer der Insel sind überall von Korallenriffen umgeben, durch welche zu den Häfen Kanäle führen; der wichtigste Hafen ist Apia (s. d.), der Hauptort der Samoa-Inseln, an der Nordküste; außerdem sind bemerkenswert Saluafata, ein trefflicher Ankerplatz, an dessen Ufern die Regierung des Deutschen Reichs allein das Recht hat, Kohlenlager und Stationsgebäude zu errichten; ferner an der Südküste die Bucht von Safata und der Hafen von Falealili, welches letztere mit 4000 E. der größte Ort der ganzen Gruppe ist.

Uppingham, s. unter Rutland.

Upsala, die Hauptstadt im Län gleichen Namens (5314 qkm mit [1884] 114591 E.) in der schwed. Landschaft Upland, 66 km nordnordwestlich von Stockholm, mit dem sie sowohl durch die nördl. Staatsbahn, die hier nach Gefle und Lenna abzweigt, als auch durch regelmäßige Dampfschiffahrt in lebhaftem Verkehr steht, liegt in einer weiten und fruchtbaren Ebene, der größten in Mittelschweden, die von dem bis dahin schiffbaren Flüßchen Fyris durchströmt wird. Die Stadt hat 18762 E., mit Ausschluß der Studenten, deren Zahl im Sommersemester 1886 sich auf 1766 belief. U. ist seit 1164 der Sitz des Erzbischofs, Primas des Reichs, und eines Landshauptmanns, der das alte Schloß bewohnt, und hat außer der Universität eine vollständige Lehranstalt (Kathedralschule) und mehrere Volksschulen, sowie ein Volkslehrerseminar. Die Universität wurde unter dem Reichsvorsteher Sten Sture auf Anregung des Erzbischofs Ulfson 1477 gestiftet und von Gustav Adolf mit dem Geschenk seiner sämtlichen Familiengüter bereichert. Die Bibliothek, jetzt in einem neuen, prachtvollen Gebäude aufgestellt, zählt etwa 250000 Bände (kleine Schriften ungerechnet) und 11000 Handschriften, darunter den berühmten Codex Argenteus des Ulfilas (s. d.). Ferner besitzt die Universität eine Sammlung von 16000 Münzen, eine sehr wertvolle Mineraliensammlung, einen großen botan. Garten mit einem Museum und der 1829 errichteten Statue Linnés, sowie eine neue Sternwarte und viele andere akademische Institute. Das neue großartige Universitätsgebäude wurde 1879—86 erbaut. Der Lehrerstand der Universität beträgt (1886) 32 ord. und 17 außerord. Professoren, 4 Adjunkten, 2 Assistenten und 51 Privatdocenten. Zu U. besteht auch ein Museum für nordische Altertümer und 2 km entfernt von U. ist die neue Centralirrenanstalt. Die Domkirche, 1287—1435 erbaut, ist im Innern 90 m lang, 45 m breit und 27 m hoch. Obgleich 1702 durch die Feuersbrunst, welche fast ganz U. in Asche legte, sehr beschädigt und nicht wieder in der frühern Großartigkeit hergestellt, ist sie doch ein imponierendes Gebäude. Eine vollständige Restauration der Kirche wurde 1886 begonnen. Die vielen Grabmäler, unter welchen die von Gustav Wasa (mit Sandbergs Freskogemälden) und Johann III. prachtvoll, das auf Linnés Grab erwähnenswert, befinden sich in den ehemaligen Seitenkapellen. Außerdem besitzt die Kirche eine Menge histor. Merkwürdigkeiten. In U. bestehen eine königl. Societät der Wissenschaften (gestiftet 1710) und eine akademische Lesegesellschaft. Seit den ältesten Zeiten wird in U. im Anfang des Februar ein großer Markt Distingen (Disa-ting), gehalten, bei welchem besonders die norrländ. Bauern ihre Waren (Butter, Vogelwild, Renntierfleisch, Leinwand u. s. w.) absetzen. Die Umgegend, der Boden der ältesten Geschichte Schwedens, führt den Namen Fyrisvall. Hier liegt, 4 km nördlich von der Stadt, das jetzige Bauerndorf Gamla-Upsala, d. i. Alt-Upsala, einst der Hauptsitz des Asakultus und Residenz des Oberpriesters, der zugleich Oberkönig war, mit einem jetzt verschwundenen Tempel und heiligen Haine. Dabei sind drei große Königshügel und eine zahllose Menge kleinerer Grabhügel. Bei U. ist auch die Mora-Wiese (s. d.) und Linnés ehemaliges Landgut Hammarby, das jetzt Staatseigentum ist.

Upsarokas, s. Crows.

Upstallsbom, Hügel bei Aurich (s. d.).

Upupa (lat.), der Wiedehopf.

Ur nennt man durch Bergstürze entstandene, wild durcheinander geschleuderte Felsmassen von oft großer Ausdehnung.

Ur (Bos primigenius) ist der Name eines im wilden Zustande in vorhistorischer Zeit ausgestorbenen Rindes, das bei den alten Bewohnern Deutschlands ein Hauptjagdwild war. Es wurde, wahrscheinlich in schon sehr früher Zeit, gezähmt und man führt drei gegenwärtig noch lebende Rinderrassen, nämlich das Appenzeller, Holländer und Berner Vieh auf den U. zurück. Man darf den U. nicht mit dem Auerochsen (s. d.) verwechseln, was selbst in wissenschaftlichen Werken noch geschieht.

Ur, Gegend im nördl. Mesopotamien, wahrscheinlich in der Nähe der Tigrisquellen, Stammland der Familie Abrahams, von wo dessen Vater Tharah nach Kanaan zog.

Ur, chem. Zeichen oder Symbol für Uran.

Urabá (Golf von), der südl. Teil des Busens von Darien (s. d.).

Urach, Stadt im württemb. Schwarzwaldkreise, an der Erms, durch die Ermsthalbahn nach Metzingen mit den Württembergischen Staatsbahnen verbunden, ist Sitz eines Oberamts und eines Amtsgerichts, hat ein Schloß (1443 erbaut), eine schöne evang. Kirche, ein niederes evang.-theolog. Seminar, eine Lateinschule und Realschule und zählt (1885) 3962 meist prot. E., welche Baumwoll- und Flachsspinnerei, mechan. Weberei, Möbel-, Holzwaren-, Wagen-, Leder- und Leinwandfabrikation treiben. In der Nähe sind die Trümmer von Hohenurach. U. war seit dem 12. Jahrh. Sitz eines Grafengeschlechts, kam 1260 am Graf Ulrich von Württemberg und war 1442—82 Sitz der Uracher Linie der Grafen von Württemberg. In den J. 1557—62 bestand in U. die slaw. Buchdruckerei des Baron Ungnad (s. d.). Vgl. «Führer durch das Uracher Gebiet» (Urach 1876).

Urach, ein Zweig der schwäb. Grafen von Achalm, nahm früh den Titel Grafen von U. an, von denen Egino IV. (gest. 1230) Agnes, Herzogin und Erbin von Zähringen, ehelichte und durch

sie Stammvater der Grafen von Freiburg und derjenigen von Fürstenberg (s. d.) wurde. Das Geschlecht, welches das Reichserbjägermeisteramt besaß, war namentlich im Alp- und Breisgau angesessen. Die Stammgrafschaft kam durch Kauf und Tausch an Württemberg; von da trat der Name in nähere Beziehungen zu dessen Fürstenhause. Erst führte ihn die bekannte Gräfin (seit 1707) von Grävenitz; später (1821 und 1825) wurde derselbe den Töchtern des Herzogs Heinrich von Württemberg und der Caroline Alerei (seit 1807 Freiin von Rottenburg) verliehen, während er seit 1867, verbunden mit dem Fürsten- (und in der Erstgeburt mit dem Herzogs-) Titel von Wilhelm (geb. 1810, gest. 1869), ehemaligem Grafen von Württemberg, einem Sohne des Herzogs Wilhelm von Württemberg (gest. 1830) und seiner Gattin Wilhelmine, Freiin von Tunderfeld, getragen wurde. Ihm succedierte als Herzog von U. sein am 3. März 1864 geborener ältester Sohn Wilhelm.

Ural, der Fluß, ehemals Jaik genannt, entspringt unter 54° nördl. Br. in dem nördl. Teile des Südlichen oder Orenburgischen Uralgebirges und mündet nach einem 1530 (nach Strelbitzkij 2328) km langem Laufe, auf welchem er die Grenze zwischen Europa und Asien bildet, unter 48° nördl. Br. bei Gurjew in das Kaspische Meer. Er entsteht aus mehrern Hauptquellflüssen. Sein oberer Lauf ist nach Süden gerichtet in einem breiten Längenthal des Uralgebirges, geht über Werchne-Uralsk und endet bei der Festung Orsk oder Orslaja. Sein nach Westen gerichteter mittlerer Lauf geht in vielen kleinen Windungen über Orenburg bis Uralsk durch die breiten magern Steppenflächen, die dem Südfuß des uralischen Gebirges zur Basis dienen. Bei Uralsk wendet er sich wieder gegen Süden und hier beginnt sein unterer Lauf durch die niedrigen Salzsteppen, die bereits unter dem Meeresniveau liegen. Die teils bewaldete, teils morastige Niederung des Stromlaufs wird von den Frühlingswässern überschwemmt. Das sumpfige Delta, dessen östlicher, bei Gurjew mündender Arm für große Fahrzeuge schiffbar ist, beginnt 65 km oberhalb der Mündung. Rechts nimmt der U. nahe unterhalb Orenburg die 425 km lange Sakmara, links bei Iletzkoi den ebenso langen Ilek aus der Kirgisensteppe auf, an welchem das bedeutende Iletzkische Steinsalzwerk liegt. Bei Orenburg ist der Strom vom 25. Okt. bis zum 7. April (alten Stils) gefroren. Vermöge seines Wasserreichtums und der Klippenlosigkeit seines Bettes kann der U. schon von Werchne-Uralsk an beschifft werden und trägt von Orenburg an sehr ansehnliche Fahrzeuge. Jedoch hat der U. infolge seiner Isolierung inmitten unwirtbarer Steppen nur die Bedeutung einer schützenden Grenzscheide, die, verstärkt durch eine Reihe von Festungen und Kosakenstationen, die sog. Uralische oder Orenburger Linie bildet. Außerdem ist der U. sehr reich an Fischen, besonders an Stören und Sterletten, aus deren Rogen man Kaviar bereitet; er liefert an Fischprodukten jährlich für 1,2 Mill. Rubel. In der Steppe auf dem rechten Ufer des U. bis an das Kaspische Meer wohnen die Uralischen Kosaken und einzelne nomadisierende Kalmücken. Das linke Ufer bewohnen die Kirgisen, die sich der russ. Oberhoheit bereits unterworfen haben. Das Land der Orenburger Kosaken am obern und am mittlern U. bis Rossypnaja steht unter dem Gouverneur von Orenburg, das Land der Uralischen Kosaken dagegen, von Iletzkoi abwärts, unter dem Gouvernement von Uralsk.

Ural (turko-kirgisisch, d. i. Gürtel), russ. Semlanoj- oder Kammenoj-Pojas (d. h. Erd- oder Felsengürtel), bei den Alten Montes Hyperborei oder Riphaei, heißt das Gebirge, welches an der Grenze Asiens und Europas von der Karischen Bucht des Eismeers bis zu den Ufern des Aralsees (von 68° 30′ bis 45° 30′ nördl. Br.) in einer Strecke von 2560 km durch die ganze Breite des Russischen Reichs hinstreicht und, ohne mit einem andern Gebirge in Verbindung zu stehen, die einzige Unterbrechung der ungeheuern Tiefebene Osteuropas und Nordasiens bildet. Das Gebirge wird gewöhnlich in den Nördlichen oder Wüsten, den Mittlern oder Erzreichen, den Südlichen oder Waldreichen U. eingeteilt. Der Nördliche oder Wüste Ural reicht von Norden bis in die Gegend der Petschoraquellen, ist eine wallähnliche, von niedrigen Vorbergen begleitete Felsenkette mit Gipfeln von 1000 m Höhe, die durch 450 m hohe Einsenkungen voneinander geschieden sind, mehrfach zerspalten und zertrümmert, kahl, waldlos, mit Krüppelholz, Moos, Torf, Morästen, Felsblöcken bedeckt, fast stets in Wolken und Nebel gehüllt, die unwirtbarste Gegend Europas. In ihm steigt der höchste Gipfel des U., der Toll Poß, zu 1689 m empor. Der nördlichste höchste Punkt ist der Konstantinow-Kamm, 430 m hoch. Der Mittlere Ural, auch der Permische, Werchoturische, Ostjakische oder Katharinenburger Ural genannt, reicht südwärts bis zu den Quellen und dem Durchbruchsthal der Ufa und ist der schmalste und zugänglichste Teil des ganzen Gebirges. Die Zone seiner Vorberge ist nur schmal; die mittlere Höhe beträgt 6—800 m. Der höchste Gipfel ist der 1565 m hohe Konschakowskij; der Deneschkin mißt 1292 m. Die Gipfel bestehen hier wie im Norden aus kahlen Felsenkämmen, während die Abhänge beider Seiten je weiter nach Süden, desto dichter mit Wald bedeckt, die Thäler mit Sumpf und Busch erfüllt sind. Der Südliche oder Waldreiche, Baschkirische oder Orenburger Ural besteht aus drei südwärts mehr und mehr divergierenden Bergkämmen Kürktü, Irendük und Guberlinskij von 600 m mittlerer Höhe, welche durch die Längenthäler des Uralflusses, der Sakmara und obern Bjelaja voneinander geschieden, aber durch die plateauartige Beschaffenheit und die Höhe der Thalflächen dennoch zu einem Ganzen verbunden werden. Der höchste Punkt ist hier der 1536 m hohe Iremel auf der westl. Kette, in der Nähe der Bjelajaquelle, also im nördl. Abschnitt dieses durch Waldreichtum, Mineralschätze und treffliches Weideland ausgezeichneten Gebirgsabschnitts.

Im ganzen U. finden sich nirgends Abgründe, Querschlüfte oder andere charakteristische Eigentümlichkeiten eines hohen Kettengebirges. Nur verhältnismäßig schmale Hügellandschaften bilden den Übergang aus den Tiefebenen zu dem Gebirge. Sie sind die einzigen Kulturlandschaften der Uralgegenden; aber nur in den schönen hügeligen Geländen, die das Bjelajathal umgeben, haben sie eine größere Ausdehnung. Die Abdachung ist auf beiden Seiten sehr sanft. Die Hauptstraße über das Gebirge ostwärts nach Jekaterinburg ist so niedrig, daß sie kaum einem Gebirgspasse ähnlich ist. Das sanfte Gefälle der zahlreichen Strombetten und der träge Lauf ihrer Gewässer erzeugt an dem östl.

oder sibir. Fuße des Gebirges ausgedehnte Marschländer; die weitern Umgebungen tragen überall den Charakter niedriger Steppenflächen. Der U. ist in seiner centralen Achse aus quarzigen und chloritischen Gesteinen, auf der westl. Seite aus silurischen und devonischen, sowie der Steinkohlenformation angehörigen, mehr oder weniger umgewandelten und krystallinisch gewordenen Gesteinen zusammengesetzt, während auf den östl. Abhängen und Vorstufen die Bergwerke in metamorphischen Schichtensystemen betrieben werden, zwischen denen Gesteine feurigen Ursprungs auftreten. Zahlreich und zum Teil großartig sind in den kalkigen Mittelgebirgen und in den flötzigen Vorbergen, besonders auf der Westseite, die Grotten und Höhlen. Der Gesamtural zeigt in seiner mineralog. Zusammensetzung den sehr merkwürdigen Gegensatz einer gewissen Einförmigkeit des Festgebäudes im großen und einer ungemein großen Mannigfaltigkeit schöner krystallinischer Gesteine. Unter den edeln Gesteinen sind besonders hervorzuheben die Smaragde, die Topase aus den Gruben von Mursinsk, die Berylle aus den Gruben von Jekaterinburg. Auf einer Goldwäscherei des Grafen Polier entdeckte man 1829 den ersten Diamanten; auch findet man Malachitdrusen, Turmaline, Jaspis und andere Edel- und Halbedelsteine, seit 1836 auch Bernstein.

Bei weitem wichtiger ist der Metallreichtum. Die Vorstufen des Gebirges bilden das eigentliche uralische Erzgebirge. Die bedeutendsten Metallschätze liegen größtenteils zwischen 54 und 60° nördl. Br., und zwar hauptsächlich auf der östl. Seite. Hier ist auch der allein kolonisierte Teil des Gebirges und einer der gewerbreichsten und civilisiertesten Distrikte Rußlands. In diesem zum Gouvernement Perm (s. d.) gehörigen Mittlern U. wurde 1623 die erste Eisenhütte und 1640 der erste Kupferhammer angelegt. Gold, und zwar auf seiner ursprünglichen Lagerstätte als Gang- oder Berggold, wurde 1745 unweit nordöstlich von Jekaterinburg auf Quarzgängen entdeckt; allein erst 1754 begann der Bergbau daselbst. Seitdem öffnete man mehr und mehr Goldgruben, die aber großenteils wieder verlassen wurden, nachdem man 1774 die goldführenden Sandflötze entdeckt hatte, durch deren seit 1814 auf den kaiserlichen und seit 1819 auch auf den Privathüttendistrikten erfolgte Bearbeitung durch Waschwerke der Weg zu einer weit wohlfeilern Goldgewinnung angebahnt war. Die Bergwerksprodukte konnte man um 1832 jährlich im Durchschnitt auf etwa 50 Mill. Rubel, mit Einschluß des Waschgoldes, annehmen, seitdem hat sich der Wert derselben durch die größere Ausbeutung des Goldes bedeutend erhöht. Der uralische Goldsand bedeckt eine Fläche von 40470 qkm, und man findet ihn sowohl in den Bergadern als in dem Ufersande. Von 1878 bis 1882 betrug die Ausbeute an Gold in den Uralbergwerken 44128 kg. Ein großes Interesse erweckte früher die Ausbeute an Platin (s. d.), von dem 1876 noch 1562 kg gefunden wurden; seitdem hat die Ausbeute abgenommen. Silberhaltige Bleierze bricht man in den Berg- und Hüttendistrikten von Nishnij-Tagilsk, Sysertsk und Jekaterinburg. Kupfer ist reichlich vorhanden. Mehr als vier Fünftel der gesamten Roheisenmasse Rußlands werden auf den uralischen Hüttenwerken, und zwar in den Gouvernements Perm, Orenburg, Wjätka und Wologda gewonnen; 1876 lieferten die Uralbergwerke 263721751 kg Roheisen und im Durchschnitt hat sich bis in die Gegenwart die Ausbeute auf dieser Höhe erhalten. Der Magneteisenstein des U., mit Holzkohlen verschmolzen, eignet sich vorzüglich zur Bereitung des Stahls und Eisendrahts, und diese Eigenschaften sichern dem russ. Eisen seinen auswärtigen Absatz. Große Steinsalzbrüche befinden sich bei Jlezkaja-Saschtschita, ergiebige Salzwerke in den Gouvernements Wologda und Perm. Auch ist 1852 etwa 96 km von Jekaterinburg ein reiches Steinkohlenlager aufgefunden worden.

Vgl. außer den Werken von A. von **Humboldt** (s. d.) und Murchison (s. d.): Hofmann und Helmersen, «Geognostische Untersuchungen des Süduralgebirges» (Berl. 1831); Rose, «Mineralogisch-geognostische Reise nach dem Ural u. s. w.» (2 Bde., Berl. 1837—42); Schrenk, «Orographisch-geognostische Übersicht des Uralgebirges im hohen Norden» (Dorp. 1849); Hofmann, «Der nördliche U. und das Küstengebirge Pae-Choi» (Bd. 1, Petersb. 1853); Hochstetter, «Über den U.» (Berl. 1873).

Ural-Altaische Völker und Sprachen. Als ural-altaisch bezeichnet man gegenwärtig diejenigen Völker, welche frühere Gelehrte mit dem Namen tatar. oder turan. Völker benannt haben. (S. Sprachwissenschaft.) Man nimmt folgende fünf Gruppen an, wobei man jedoch nicht so sehr eine innige Stammverwandtschaft als vielmehr die analoge morphologische Entwickelung zu Grunde zu legen berechtigt ist: 1) die finnische, 2) die samojedische, 3) die türkische, 4) die mongolische, 5) die tungusische, von denen die beiden ersten die uralischen, die drei letzten die altaischen Sprachen umfassen. Vgl. Schott, «Über das altaische oder finnisch-tatarische Sprachengeschlecht» (Berl. 1849); Castrén, «Ethnologische Vorlesungen über die altaischen Völker» (Petersb. 1857); Winkler, «Ural-altaische Völker und Sprachen» (Berl. 1884); derselbe, «Das Uralaltaische und seine Gruppen» (Berl. 1885).

Uralische Steppe, Teil der Astrachanischen Steppe, s. unter Astrachan.

Uralitporphyr, Varietät des Augitporphyr [(s. d.).

Uralsk, russ. Provinz zu beiden Seiten des Flusses Ural bis südlich zum Kaspischen Meere und Aralsee, umfaßt ein Gebiet von 366402 qkm, wovon ungefähr ein Fünftel, das Gebiet rechts vom Uralfluß, zum europ. Rußland, das übrige zu Russisch-Centralasien gehört, mit (1879) 525332 E. Die Provinz wurde 1868 aus dem Gebiete der Uralischen Kosaken und Teilen des Gebiets der Orenburgischen Kirgisen gebildet und besteht aus vier Kreisen.

Die Hauptstadt Uralsk liegt an der Mündung des Tschagan in den Ural, auf der rechten Seite des letztern, ist Sitz eines Kosakenhetmans, hat sieben Kirchen und drei Moscheen, ein männliches und ein weibliches Gymnasium, einen Kaufhof und zählt (1879) 20677 E., die Pferdezucht, Fischerei und Kaviarbereitung und bedeutenden Handel treiben.

Urämie (grch.), die Harnstoffvergiftung des Blutes, s. Harnvergiftung.

Urān (chem. Zeichen Ur; Atomgewicht = 240), ein Metall, welches 1789 von Klaproth entdeckt, aber erst 1847 von Peligot in Paris genauer untersucht wurde. Es findet sich in der Natur nicht gediegen, sondern hauptsächlich als Oxydoxydul in der Pechblende (Uranpecherz), ferner, obgleich ziemlich selten, als Phosphat im Uranglimmer und als Hydrat im Uranocher. Man erhält das metallische U. aus dem Uranchlorür durch Reduktion desselben mit Natrium. Das

reduzierte Metallpulver wird zusammengeschmolzen. Es gleicht dem Eisen, hat ein spezifisches Gewicht von 18,33, läuft bei Zutritt der Luft gelb an und verbrennt beim Glühen an der Luft zu schwarzem Uranoxydul. Es löst sich leicht in verdünnten Säuren. Das reine Metall findet keine Anwendung, dagegen macht man von einigen Uranpräparaten, welche man in Joachimsthal in Böhmen fabrikmäßig darstellt, in der Technik Gebrauch, so zum Gelbfärben des Glases, zur Erzeugung des Kanarienglases, welches im durchgehenden Lichte gelblich, im auffallenden Lichte grün erscheint. Man benutzt ferner die Oxyde des U. bei der Porzellan- und Emailmalerei und das salpetersaure Uranoxydul unter dem Namen Wothlisches Salz in der Photographie. Eine Uranlösung dient auch in der analytischen Chemie zum Titrieren der Phosphorsäure.

Uranga, der südl. Quellfluß des Rufidschi, im Süden des Gebiets der Deutschen Ostafrikanischen Gesellschaft.

Uranglas, soviel wie Canarienglas.

Uranglimmer, älterer zusammenfassender Name für zwei Mineralien, welche auf Grund ihrer Krystallisation und chemischen Zusammensetzung auseinandergehalten werden müssen; nämlich der Kalk- und Kupferuranit. Der Kalkuranit, in rhombischen, aber den Dimensionen nach von tetragonalen, nur wenig abweichenden, tafelartigen, höchst vollkommen basisch spaltbaren Krystallen von zeisiggrüner bis schwefelgelber Farbe und deutlicher optischer Zweiachsigkeit, ist phosphorsaures Uranyl-Calcium, $Ca[UO_2]_2[PO_4]_2 + 10H_2O$.

Der Kupferuranit bildet scharfkantigere und glänzendere, wirklich dem tetragonalen System angehörige, sehr dünn-tafelartige Krystalle, optisch einachsig, und von gras- bis smaragdgrüner, auch spangrüner Farbe; letztere ist das dem Kalkuranit analoge Doppelphosphat von Kupfer und Uran (phosphorsaures Uranylkupfer), aber mit nur 8 Molekülen Krystallwasser, $Cu[UO_2]_2[PO_4]_2 + 8H_2O$. Beide finden sich zu Johanngeorgenstadt und Eibenstock in Sachsen, sowie in Cornwall an mehrern Orten, der Kalkuranit auch zu Autun in Frankreich, der Kupferuranit zu St.-Yrieix bei Limoges.

Urania, die Tochter des Zeus und der Mnemosyne, Mutter des Linos von Apollon, nach Catull Mutter des Hymenäos, ist eine der neun Musen (s. d.) und galt später speziell für die der Astronomie. Daher ward sie mit der Himmelskugel, auf die sie mit einem Stabe deutet, dargestellt. — Eine andere U. ist Tochter des Okeanos und der Tethys.

Urania', der 30. Asteroid, s. unter Planeten.

Uranienborg, Schloß, s. unter Hven.

Uranographie (grch.), Himmelsbeschreibung; Uranometrie, Himmelsmessung, Name für Sternkataloge und Sternkarten, aus denen man Helligkeit, Farbe und Ort der Sterne ersehen kann.

Uranolithen, s. Meteorsteine.

Uranoplastik (grch.), die künstliche Gaumenbildung.

Uranos ist das griech. Wort für Himmel. Personifiziert erscheint derselbe zuerst in der Hesiodischen Theogonie als Erstgeborener der Gäa (Erde), der mit dieser seiner Mutter die Titanen, die Cyklopen und die drei hundertarmigen Riesen Kottos, Briareos und Gyes erzeugte. Alle diese Kinder waren dem Vater verhaßt, und er verbarg sie gleich nach der Geburt in der Tiefe der Erde. Diese aber rächten sich dafür auf den Rat und mit Hilfe ihrer Mutter, die dem Kronos, dem jüngsten der Titanen, eine gewaltige Sichel in die Hand gab, womit er dem U., als dieser herbeikam, die Gäa zu umarmen, das Zeugungsglied abschnitt und es ins Meer warf, wo aus dem Schaum, der sich darum anhäufte, die Aphrodite (Venus) hervorging, während aus den Blutstropfen, die dabei auf die Erde gefallen waren, die Erinyen, die Giganten und die Melischen Nymphen entsprangen.

Uranotantal, s. Samarskit.

Uranpecherz, das verbreitetste der die Darstellung des Urans bedingenden Mineralien; es bildet meistens derbe und eingesprengte, auch nierenförmige Massen, fettglänzend und flachmuschelig brechend, von pechschwarzer, grünlich- und graulichschwarzer Farbe und völliger Undurchsichtigkeit; an einigen Orten finden sich auch Krystalle, Oktaëder mit den Flächen des Würfels und Rhombendodekaëders. Die Härte ist 5 bis 6, das spezifische Gewicht 8 bis 9. Nach den neuern Erfahrungen über die Konstitution der Uranverbindungen muß das Erz als ein Uranat des Uranoxyduls (UO_2) betrachtet werden, $3UO_2 + 2UO_3$. Indessen ist die Substanz namentlich der derben Massen mit Blei, Eisen, Arsen, Kalk, Magnesia, Kieselsäure, Wismut u. s. w. dermaßen verunreinigt, daß der Gehalt an den Sauerstoffverbindungen des Urans hier nur selten 80 Proz. zu erreichen scheint. Vor dem Lötrohr ist das U. unschmelzbar, von Salpetersäure wird es in der Wärme leicht gelöst, die Solution gibt mit Ammoniak einen schwefelgelben Niederschlag, Salzsäure greift es nicht an. Das U. findet sich an den altbekannten Lokalitäten Marienberg, Annaberg, Johanngeorgenstadt, Joachimsthal, Przibram, Redruth (in Cornwall), auch mehrorts in Norwegen (Valle in Sätersdalen, Halbinsel Anneröd, Huggenaeskilen bei Vandsjö); neuerdings wurde es gut krystallisiert zu Branchville in Connecticut und in Mitchell County in Nordcarolina angetroffen. Es findet in der Emailmalerei seine Anwendung und wird auch außerdem zur Darstellung des Urangelb und anderer Farben, des Uranglases u. s. w. benutzt.

Uranus heißt der siebente in der Reihe der großen Planeten, welcher 13. März 1781 von Wilhelm Herschel mit Hilfe seines neuen Spiegelteleskops entdeckt und zu Ehren Georgs III. von England Georgium sidus genannt wurde. Anfangs hielt man ihn für einen Kometen, bis die Art seiner Bewegung seine wahre Natur erkennen ließ. Die Auffindung früherer Beobachtungen aus den Zeiten Flamsteeds, welcher den Planeten infolge seiner langsamen Bewegung und seines geringen Durchmessers für einen Fixstern angesehen hatte, ermöglichte bald die genaue Bestimmung seiner Bahn. Die Excentricität beträgt 0,0464, die Neigung seiner Bahn gegen die Ekliptik 0° 46′, ihr aufsteigender Knoten liegt in 73° 14′ Länge. Seine mittlere Entfernung von der Sonne ist 19,1834 mal größer als die der Erde oder etwa 2850 Mill. Kilometer. Von der Sonnennähe bis zur Sonnenferne schwankt sie zwischen 2976 und 2714 Mill. Kilometer. Seine Entfernung von der Erde kann bis auf 2560 Mill. Kilometer herabgehen und bis auf 3130 Mill. Kilometer steigen. Infolge dessen schwankt sein scheinbarer Durchmesser, der im Mittel 3,6″ beträgt, nur wenig; der wahre Durchmesser ist 50000 km. Die Untersuchungen über seine physische Beschaffenheit haben infolge der Kleinheit seines Durchmessers

bisher nicht viel Sicheres ergeben, doch wollen verschiedene Astronomen eine erhebliche Abplattung und Flecke auf der Oberfläche wahrgenommen haben. Seine Masse ist zu $^1/_{22600}$ der Sonnenmasse berechnet, woraus eine Dichtigkeit von 0,22 der Erddichte folgt. U. vollendet seinen Umlauf um die Sonne in 83 Jahren 271 Tagen und wird von vier Monden umgeben, deren Bahnen im Gegensatz zu den Bahnen aller sonst bekannten Nebenplaneten auf der Uranusbahn fast senkrecht stehen. Hieraus folgert man nun, da die Bahnebenen der Monde im allgemeinen mit der Ebene des Äquators des Hauptplaneten nahe zusammenfallen, daß die Rotationsachse des U. eine sehr geringe Neigung gegen seine Bahnebene hat. Eine Folge hiervon wäre ein äußerst schroffer Wechsel der Jahreszeiten, wie ihn kein anderer bekannter Planet aufweist. Die Pole des U. würden 42 Jahre ununterbrochen Tag und ebenso lange Nacht haben. Die Namen der Uranusmonde sind: Ariel, Umbriel, Titania, Oberon, ihre Umlaufszeiten betragen 2 Tage 12 Stunden, 4 Tage 3 Stunden, 8 Tage 17 Stunden, 13 Tage 11 Stunden, ihre Entfernungen vom U. 200000, 280000, 470000, 630000 km. Der Planet U. besitzt in der Geschichte der Astronomie besonderes Interesse dadurch, daß die Unregelmäßigkeiten, welche seine Bewegung am Anfang des 19. Jahrh. zeigten, Veranlassung zu der berühmten Entdeckung des äußersten Planeten unsers Systems, des Neptun (s. d.), wurden.

Uranvitriol oder Johannit, ein aus dem Uranpecherz hervorgegangenes sekundäres Mineralprodukt von Joachimsthal und Johanngeorgenstadt im Erzgebirge, bildet lebhaft grasgrüne, nierenförmige und krustenähnliche Aggregate, welche aus sehr kleinen monoklinen Krystallchen bestehen; chemisch ist die in Wasser schwer lösliche Substanz wasserhaltiges schwefelsaures Uranoxydul, bisweilen mit einem geringen Gehalt an Kupferoxyd.

Urao, kohlensaures Natron, welches in der heißen Jahreszeit aus einem Salzsee Columbiens in Südamerika auskrystallisiert.

Urāri, Pfeilgift, s. Curare.

Urarthrītis (grch.), soviel wie Gicht.

Urāt (grch.), soviel wie harnsaures Salz; auch ein Düngemittel, aus Urin und Gips hergestellt.

Uratsediment, s. unter Harnsediment.

Uratsteine, s. unter Harnsteine.

Uräusschlange (d. h. königlich), Name der Giftschlange, die die ägypt. Könige als Symbol ihrer Würde an der Krone trugen. Die U. galt als eine Göttin, die den Sonnengott gegen seine Feinde verteidigt hatte; zuweilen werden auch zwei U. als Beschützerinnen von Ober- und Unterägypten angenommen.

Urbān (lat.), städtisch, besonders: dem feinen Ton der Hauptstadt, Großstadt (urbs) gemäß; entgegenkommend, vermittelnd; davon Urbanität.

Urban ist der Name von acht röm. Päpsten.

Urban I., 222—230, starb unter Alexander Severus nach späterer Überlieferung den Märtyrertod. Sein Gedächtnistag ist der 25. Mai.

Urban II., 1088—99, eigentlich Odo, geb. zu Châtillon-sur-Marne und früher Mönch zu Clugny, wurde durch Gregor VII. zum Bischof von Ostia und nach Papst Victor III. auf den päpstl. Stuhl erhoben. Die Ideale Gregors VII. weiter verfolgend, bekämpfte er die Laieninvestitur, erneute den Bann über Heinrich IV. und förderte wenigstens die Empörung seines Sohnes Konrad; auch Philipp I. von Frankreich bannte er wegen ehebrecherischer Vermählung mit der Gräfin Bertrada und erzwang deren Entlassung. Die Freundschaft der Normannen erkaufte er durch Ernennung des Grafen Roger und seiner Nachfolger zu des Papstes immerwährendem Legaten über Sicilien. Überraschenden Erfolg hatte seine begeisterte Aufforderung auf den Synoden zu Piacenza (1094) und Clermont (1095) zur Befreiung des Gelobten Landes, und mit Klugheit wußte er dies zur Hebung der päpstlichen Macht zu benutzen. Vgl. Stern, «Zur Biographie des Papstes U. II.» (Berl. 1883).

Urban III., 1186—87, eigentlich Lambert oder Hubert Crivelli, hatte viel Streitigkeiten mit Kaiser Friedrich I., gegen den er aber nichts vermochte.

Urban IV., 1261—64, hat Rom nie betreten. Er hieß eigentlich Jak. Pantaleon, der Sohn eines Schuhmachers zu Troyes, war anfangs Kanoniker daselbst, nachmals Bischof zu Laon und später Patriarch zu Jerusalem. Durch ihn wurde das Fronleichnamsfest, bisher im Kirchensprengel Lüttich auf Grund von Gesichten gefeiert, als allgemeines Kirchenfest verkündet. Als Gegner Manfreds von Sicilien schloß er 1263 mit Karl von Anjou einen Vertrag; allein Manfred eroberte fast den ganzen Kirchenstaat.

Urban V., 1362—70, eigentlich Wilh. von Grimoard, ließ die Bildsäule des Paulus aufstellen, die er mit der dreifachen Krone schmückte. Er war der erste, der als Geschenk für die Königin Johanna von Neapel eine goldene Rose weihte, und der letzte Papst, der in Avignon residierte. Von ihm stammt der erste Entwurf der Bulle In coena Domini.

Urban VI., 1378—89, eigentlich Barthol. von Prignano, trat bald nach seiner Erhebung auf den päpstl. Stuhl mit solchem Ungestüm gegen die Kardinäle auf, daß diese ihn in den Bann thaten und Clemens VII. als Gegenpapst erwählten. Dieser floh nach Avignon und ward von Frankreich, Spanien und Holland anerkannt (1378—94), während U. in Rom blieb, jeder mit einem Kardinalskollegium umgeben. U. nahm für Karl von Durazzo gegen die Königin Johanna von Neapel Partei, entzweite sich aber auch mit diesem und ließ unter dem Vorwande, daß mit ihm die Kardinäle sich gegen ihn verschworen, sechs derselben 1385 hinrichten. Um Geld zu gewinnen, setzte U. das Jubeljahr statt auf jedes 50. auf jedes 33. Jahr. Endlich starb er zu Rom 1389, wie es scheint an Gift.

Urban VII., eigentlich Joh. Bapt. Castagna, war früher mehrerer Päpste Gesandter in Deutschland und Spanien und überlebte seine Wahl als Papst 1590 nur 13 Tage.

Urban VIII., 1623—44, eigentlich Maffeo Barberini, wurde zu Florenz 1568 geboren. Selbst Gelehrter, förderte er Künste und Wissenschaften; die Regierung aber überließ er seinen Vettern, die Frankreich, um es über Spanien zu erheben, in jeder Beziehung unterstützten. Unter ihm fiel 1631 das Herzogtum Urbino als eröffnetes Lehn dem päpstl. Stuhle zu. Er erteilte den Kardinälen den Titel Eminenz, erließ 1642 gegen die Jansenisten die Bulle In eminenti, verbesserte 1631 das «Breviarium Romanum» und errichtete 1627 das Collegium de propaganda fide; auch rührt von ihm die jetzige Form der Bulle In coena domini (s. d.) her. Seine Gedichte (Rom 1631 und Par. 1642) gab später Brown (Orf. 1726) heraus. Vgl. Gregorovius,

»U. VIII. im Widerspruch zu Spanien und zum Kaiser« (Stuttg. 1879).

Urban (Karl, Freiherr von), österr. Feldmarschallleutenant, geb. zu Krakau 1802, war der erste Offizier, welcher 1848 in Siebenbürgen der Revolution entgegentrat; er kämpfte als Kommandeur eines Grenzregiments 31. Okt. bei Szent-Iván gegen 12000 Szeller und 13. Nov. bei Szamos-Ujvár gegen vierfache Übermacht, überfiel 6. Febr. 1849 Moroischeny und erwarb hierfür das Maria-Theresia-Kreuz, schlug den Feind 18. Febr. bei Bayersdorf, führte im Sommer die Vorhut des russ. Generals Grotenhjelm und nahm Klausenburg. Im J. 1859 befehligte U. als Feldmarschallleutenant in Italien eine selbständige Division zur Deckung des rechten Flügels gegen die Freischaren Garibaldis und hatte diese bei Varese umschlossen, als die Schlacht bei Magenta ihn zum Rückzug nötigte. Er schlug sich nach dem Mincio durch, wurde nach der Schlacht bei Solferino Kommandant der Festung Verona und trat dann in den Ruhestand. U. lebte zuletzt in Olmütz, wo er sich 1. Jan. 1877 entleibte.

Urbana City, Stadt und Hauptort von Champaign County im nordamerik. Staate Ohio, liegt an mehrern Eisenbahnlinien, hat mehrere Fabriken, 3 Nationalbanken, 12 Kirchen, 1 öffentliche Bibliothek, 4 öffentliche Schulen und 1 (Swedenborg) Universität und zählt (1880) 6252 E.

Urbania, Stadt in der ital. Provinz Pesaro-e-Urbino, Bezirk Urbino, am Metauro, zählt (1881) 2475 (Gemeinde 5138) E. und hat eine Domkirche mit einem Gemälde von Giuliano da Rimini aus dem J. 1307 in der Sakristei, einen Palast der Herzöge von Urbino und Fabrikation von Majolika. U. ist wahrscheinlich Geburtsort des berühmten Baumeisters Bramante, wurde 1280 vom Bischof Wilhelm Durante in der Landschaft Massa Trabaria gegründet, deshalb Castrum Durantis (Castel Durante), 1635 aber nach Papst Urban VIII., welcher den Ort zur Stadt erhob, U. genannt.

Urbanistinnen, s. unter Clarissinnen.

Urbarium, ein deutsches Wort mit lat. Endung (mittelhochdeutsch urbor = Zinsgut, Rente), ist das Grund-, Grundsteuer- und Hypothekenbuch des spätern Mittelalters; auch wird das Wort heute noch zuweilen für das neuere Verhältnis gebraucht. In dem U. sind die urbaren Ländereien eines Guts, einer Gemeinde oder eines größern Bezirks verzeichnet, nach Lage und Scheffel Aussaat, Hufenmaß u. dgl. beschrieben. Dabei ist auch und vor allem angegeben, welche Zinsen und Dienste auf den Höfen oder Ländereien haften, und wann und wie diese geleistet werden müssen. Aus den U. gingen die Landbücher für ganze Staaten hervor, z. B. das berühmte Karls IV. für die Mark Brandenburg. Hier und da führen die U. den Namen Erbbücher, Grund-, Lager-, Zins- und Steuerbücher.

Urbeis (frz. Orbey), Dorf im Kreise Rappoltsweiler des elsaß-lothr. Bezirks Oberelsaß, liegt im Thale gleichen Namens, an der Weiß, 22 km nordwestlich von Colmar und 3 km von dem Bahnhofe U.-Eschelmeer, mitten in den Vogesen, und zählt (1885) 4678 fast ausschließlich kath. E., welche Baumwollspinnerei und Weberei, Ackerbau und Milchwirtschaft (Käserei von Fettkäsen) treiben. Im Gemeindebezirk von U. befinden sich die Ruinen der Cistercienserabtei Pairis, sowie der »Schwarze See« und der »Weiße See«, welche jährlich von Hunderten von Touristen besucht werden.

Urbino, Stadt und Hauptort eines Bezirks in der ital. Provinz Pesaro-e-Urbino, liegt auf einem 45 m hohen, schroffen, freistehenden Berge an der schönen Straße, die von Pesaro aus zum Teil durch das Metaurothal nach Toscana (Tiberthal) führt. Die Stadt ist Sitz eines Erzbischofs, hatte früher eine Universität, jetzt ein Lyceum, ein Gymnasium, eine Gemäldegalerie mit dem Hauptwerk (Abendmahl) des Justus van Gent, eines Schülers der Brüder van Eyck, von 1474, und eine technische Schule und zählt (1881) 4933, als Gemeinde 16659 E., welche Käsebereitung, Seidenindustrie und Nadelfabrikation treiben. Das bemerkenswerteste Gebäude ist der vormalige herzogl. Palast, jetzt Sitz des Unterpräfekten, eins der herrlichsten Werke der Frührenaissance, welches Federigo von Montefeltro 1447 durch Luciano da Lauranna aus Dalmatien errichten ließ; den prächtigen Hallenhof schuf seit 1480 Baccio Pintelli. Die Sakristei des Doms hat treffliche Malereien von Piero della Francesca, San-Spirito zwei bedeutende Bilder (Kreuzigung und Ausgießung des Heiligen Geistes) von Signorelli aus dem J. 1495, San-Sebastiano das Hauptaltarbild von Giovanni Santi. Das Oratorio della Confraternità di San-Giovanni besitzt Wandmalereien von den Brüdern da San-Severino, aus der Schule Giottos, von 1416. Im Theater wurde die erste ital. Komödie, die »Calandra« des Kardinals Bibbiena, aufgeführt. Kaum 2 km östlich der Stadt liegt das ehemalige Kloster San-Bernardino, in dessen Kirche die beiden bedeutendsten Herzöge von U., Federigo (1444—82) und Guidobaldo (1482—1508), ihre Grabstätten (mit Büsten) haben.

U., das Urvinum Metaurense der Römer in Umbrien, mittellat. Urbinum, eine Stadt der byzant. Pentapolis, kam 756 durch Schenkung Pippins an den päpstl. Stuhl, gehörte seit dem 11. Jahrh. zur Mark Ancona und kam 1437 an die Grafen des benachbarten Montefeltro, welche 1474 von Papst Sixtus IV. den Herzogstitel erhielten. Beim Tode des letzten aus diesem Hause, Guidobaldo, folgte 1508 dessen Eidam Francesco Maria della Rovere, der Neffe Papst Julius' II.; 1516—19 führte dann den Titel von Urbino Lorenzo de' Medici, der Neffe Leos X. und Vater der Königin Katharina. Beim Aussterben des Hauses della Rovere, welches durch Beschützung der Künste und Wissenschaften und durch ausgezeichnete Kriegsthaten einzelner seiner Fürsten in hohem Rufe stand, zog Papst Urban VIII. 1631 U. als erledigtes Lehn (damals 7 Städte und gegen 300 Schlösser umfassend) ein, und es blieb seitdem mit dem Kirchenstaat vereinigt, bis die röm. Marken, zu denen die Provinz Pesaro-e-Urbino gehörte, 1860 dem Königreich Italien einverleibt wurden. In U. ward 1483 Rafael Santi geboren, dessen Geburtshaus eine Inschrift trägt. Vgl. Baldi, »Memorie concernenti la città d'U.« (Rom 1724); Arnold, »Der herzogl. Palast von U.« (1857).

Urchân, gewöhnlich Orchân, türk. Sultan, geb. 1279, folgte seinem Vater Osman, dem ersten unabhängigen Beherrscher des nach ihm benannten Osmanenreichs, im J. 1325 in der Regierung. Es gelang ihm, nachdem er Brussa eingenommen und von Jenischehr seine Residenz dahin verlegt, das auf lediglich binnenländische Distrikte im nordwestl. Phrygien beschränkte Gebiet seines Vaters über ganz Mysien und Bithynien auszudehnen und, indem sein Sohn Suleiman die Dardanellenstraße überschritt und Gallipoli eroberte, auf europ. Boden

festen Fuß zu fassen. Nicht geringer sind seine Verdienste um den innern Ausbau des Reichs, welchem er die erste staatliche Organisation gab. Auch das Heer, welches bis dahin nur aus Reiterscharen, Spahi, bestanden hatte, verdankte ihm eine bedeutungsvolle Erweiterung, indem er in den Janitscharen ein Infanteriekorps schuf, welches durch seinen Sohn und Nachfolger, Murad I., zum eigentlichen Schwerpunkt der osmanischen Streitmacht ausgebildet wurde. Er starb 1359.

Urda, der 167. Asteroid, s. unter Planeten.

Urdingen, Stadt im rheinpreuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, Landkreis Krefeld, links am Rhein, 7 km im ONO. von Krefeld, Station der Linien Krefeld-Hochfeld-Hörde und München-Gladbach-Homberg-Ruhrort-Dortmund der Preußischen Staatsbahnen, der Rheindampfschiffahrt und Straßendampfbahn über Bockum nach Krefeld, außerdem mit Kaiserswerth und Düsseldorf durch besonderes Lokaldampfboot verbunden, während eine fliegende Brücke den Verkehr mit dem rechten Stromufer vermittelt, ist Sitz eines Amtsgerichts und eines Hauptsteueramts, zählt (1886) 4025 E. und hat eine kath. und eine evang. Pfarrkirche, eine Rektoratschule, eine höhere Töchterschule, ein Krankenhaus, Zuckerraffinerien, eine Fabrik für Sicherheitsdampfkessel, große Getreidespeicher mit Elevatoren, bedeutende chem. (Anilinfarben-) Fabriken, Eisen- und Gelbgießereien, Ölsiederei, Bleiplombenfabrik, Cementwarenfabrik, eine Eisfabrik, Gerbereien, Ziegeleien, eine Mineralwasserfabrik, Töpfereien, Kalkbrennereien, eine Knochenmühle, ein Emaillierwerk, Handel mit Getreide, Steinkohlen und Holz und sehr lebhafte Schiffahrt nebst Freihafen. Im J. 1886 wurden große Uferbauten begonnen zur Verbindung der Rheinwerfte mit der Eisenbahn durch Schienengleise. — Zu U., das bis 1794 zu Kurköln gehörte und 1274 zum ersten mal als Stadt genannt wird, sowie in der ganzen Umgebung, namentlich im nahen Gellep, dem Gelduba der Alten, werden röm. Altertümer gefunden.

Urdu (d. h. Heereslager) ist die arab. Bezeichnung des Hindustani, eines stark mit arab. und pers. Elementen gemischten Hindi, welches eine umfangreiche Litteratur entwickelt hat und von allen Dialekten im nördl. Indien am weitesten verbreitet ist. (S. Indische Sprachen.)

Ure (Andrew), ausgezeichneter Chemiker, geb. 18. Mai 1778 zu Glasgow, erhielt seine Erziehung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, absolvierte alsdann den Kursus auf der dortigen Universität und vollendete seine Studien in Edinburgh. Nachdem er 1800 die mediz. Doktorwürde erworben, ließ er sich als praktischer Arzt in Glasgow nieder. Hier wurde er 1806 zum Professor der Naturgeschichte und Chemie an der Andersonian Institution ernannt und trug zur Gründung der 1808 eröffneten Sternwarte bei, wo er sich mehrere Jahre hindurch mit astron. Beobachtungen und Forschungen beschäftigte. Im J. 1818 legte er der Royal Society in London seine «New experimental researches on some of the leading doctrines of caloric» vor, die in den «Transactions» dieses gelehrten Vereins abgedruckt wurden, und denen 1822 ein «Memoir on the ultimate analysis of vegetable and animal substances» folgte. Ferner gab er 1820 ein «Dictionary of chemistry» und 1823 eine Übersetzung von Berthollets «Elementen der Färbekunst» heraus und ließ 1829 sein «New system of geology» erscheinen. Im J. 1830 zog U. nach London, wo er 1835 seine «Philosophy of manufactures» veröffentlichte, der ein anderes gründliches Werk: «On the cotton manufacture of Great-Britain» (2 Bde., Lond. 1836), folgte. Im J. 1839 trat er mit seiner Hauptarbeit: «Dictionary of arts, manufactures and mines» (7. Aufl., 3 Bde., Lond. 1875); deutsch von Karmarsch-Heeren; 3. Aufl. als «Karmarsch-Heerens Technisches Wörterbuch», bearb. von Kick und Gintl, Bd. 1—9, Prag 1874—86), hervor. Sein Hauptverdienst besteht in den Forschungen über die Elasticität und die latente Wärme der Dämpfe verschiedener Flüssigkeiten, sowie in der Anwendung chem. Prozesse auf das Manufakturwesen. U. starb 2. Jan. 1857 zu London.

Uredineen (Uredineae), Rostpilze, nennt man eine Gruppe von Pilzen, welche sämtlich parasitisch auf höhern Pflanzen leben und hier verschiedene Krankheitserscheinungen hervorrufen, die allgemein als Rost bezeichnet werden. In systematischer Beziehung stehen sie den Basidiomyceten am nächsten, mit denen sie auch jetzt meistens vereinigt werden. Viele Arten zeichnen sich durch einen Generationswechsel aus, der mehrere Fruktifikationsformen umfaßt und zum Teil auch auf verschiedenen Wirtspflanzen sich abspielt. (Vgl. Rost des Getreides, Puccinia und Pflanzenkrankheiten nebst der dazugehörenden Tafel, Fig. 5.)

Uregga, zum Congostaat gehörendes großes Land in Äquatorialafrika, zwischen der Nordspitze des Tanganjika und dem Congo nördlich von Nyangwe, etwa vom Äquator bis zum 4.° südl. Br. reichend und von den rechtsseitigen Congozuflüssen Lulu, Urindi und Lira durchströmt, ist mit dichtem Urwald bedeckt, dessen Unterholz eine Höhe bis zu 6 m aufweist und Riesenschlangen, Scharen von Affen und Massen von Termiten beherbergt.

Ures, Hauptstadt des mexikan. Staates Sonora, Hauptort eines Distrikts von 18282 E., in einer fruchtbaren, von hohen Bergen umschlossenen Ebene, links am Rio Sonora, ist von herrlichen Gärten umgeben und zählt 9700 E.

Urēter (grch.), der Harnleiter, s. unter Harn; Ureteritis, die Entzündung des Harnleiters; Ureterotomie, die operative Eröffnung des Harnleiters behufs Steinextraktion.

Urethān ($NH_2CO_2C_2H_5$), der Äthyläther der Carbaminsäure, bildet weiße, geruchlose, salpeterähnlich schmeckende Krystalle, welche in Wasser leicht löslich sind, und wird neuerdings als Schlafmittel in Gaben von 1—3 Gramm warm empfohlen. Es wird gut ertragen und ruft keinerlei üble Nebenwirkungen hervor.

Urēthra (grch.), die Harnröhre; Urethralstriktur, Harnröhrenverengerung; Urethritis, Harnröhrenentzündung, Tripper; Urethrolithiasis (grch.), Steinbildung in der Harnröhre; Urethroplastik, der künstliche Ersatz der Harnröhre; Urethroskopie, die Untersuchung der Harnröhre vermittelst des Endoskops (s. d.).

Urethrotomie, die chirurgische Operation des Harnröhrenschnittes. Man unterscheidet einen äußern und einen innern Harnröhrenschnitt; ersterer dringt von der äußern Haut aus in die Harnröhre ein, letzterer durchtrennt die Wand der Harnröhre von dem Kanal derselben aus. Für den innern Harnröhrenschnitt braucht man ein besonderes, in die Harnröhre einzuführendes Instrument, das Urethrotōm. Die U. wird ausgeführt zur

Beseitigung der Harnröhrenverengerungen; den äußern Schnitt wählt man besonders in den schweren Fällen, in denen sich kein Instrument mehr in die Blase führen läßt.

Uretika (grch.), harntreibende Mittel.

Urfa, s. Edessa.

Urfehde, s. Urphede.

Urga, Hauptort der nördl. Mongolei, an der Tola, einem Nebenflusse des Orchon, besteht aus der Mongolenstadt Bogdo-Kuren oder Da-Kuren und der Chinesenstadt Maimatschen, welche nur chines. Händler und Beamte bewohnen. Die Mongolenstadt hat viele Klöster, den Palast des Kutuchta, des obersten Priesters der buddhistischen Mongolen, und 10000 Lamas. Diese äußerst schmutzige Stadt zählt 30000 E. und ist Sitz eines russ. Konsuls.

Urgebirge, deutsche Benennung der azoischen oder archäischen Formationen. (S. u. Geognosie.)

Urgel, eigentlich Séo de Urgel, befestigte Stadt (Ciudad) und Bezirkshauptort in der span. Provinz Lérida (Catalonien), nahe dem rechten Ufer des Segre, oberhalb der Einmündung der aus Andorra kommenden Balira, zählt (1877) 2392 E., hat eine schöne große Domkirche und ist seit der Westgotenzeit Sitz eines Bischofs, der gemeinschaftlich mit Frankreich die Oberhoheit über die Republik Andorra ausübt. U. und das rechts über der Balira liegende Kastell Ciotat beherrschen die über den Col de la Perche, durch die Cerdaña und den Segre hinabführende Pyrenäenstraße Perpignan-Lérida. U., unter den Goten Urgello, mittellat. Urgellis und Urgellum, war seit dem 8. Jahrh. Sitz einer Grafschaft. Mit der Bildung der klerikalen Regentschaft zu U. (15. Aug. 1822) begann der Kampf zum Umsturz der Cortesverfassung in Spanien. — Über die Llanos del Urgel und den Canal de Urgel s. unter Segre.

Urgenda, s. Orianda.

Urgendsch, s. Chiwa.

Urgeschichte hat man denjenigen Teil der Geschichte des Menschengeschlechts genannt, der die Vorzeit behandelt, über welche keine direkten Nachrichten vorliegen, deren Vorgänge vielmehr nur aus verschiedenen hinterlassenen Spuren erschlossen werden können. Größere zusammenhängende Untersuchungen über dieses weite und schwierige Feld hat erst die jüngste Zeit gebracht, seitdem man das absurde Vorurteil eines auf höchstens 6—8000 Jahre bestimmten Alters des Menschengeschlechts auf der Erde abgestreift hatte. Zu wiederholten malen hatte man sowohl in Anschwemmungen als in Höhlen die überzeugendsten Beweise gefunden, daß der Mensch mit Arten wilder Tiere, die jetzt entweder ausgestorben (Höhlenlöwe, Höhlenbär, Höhlenhyäne, Mammut, Knochennashorn u. s. w.) oder nach dem Norden ausgewandert sind (Renntier, Moschusochse, Vielfraß, Eisfuchs und aus neuerer Zeit Elen und Auerochse), in Centraleuropa zusammen gelebt habe, und daß zu diesen Tieren noch diejenigen der Hochgebirge (Steinbock, Gemse, Murmeltier, Schneehuhn u. s. w.) kamen, welche damals in den Ebenen hausten. Die von Schmerling, Abbé Frère u. a. früher gemachten Beobachtungen wurden auf Grund gewisser wissenschaftlicher Theorien und religiöser Anschauungen zurückgewiesen, bis es endlich in der Neuzeit Boucher de Perthes gelang, nicht nur selbst überzeugende Thatsachen herzustellen, sondern auch einer Menge von Untersuchungen den Weg zu bahnen, sodaß jetzt die Thatsache feststeht, daß die U. wenigstens bis zu dem Zeitpunkte, wo die oben erwähnten Tiere in Europa hausten, zurückzuführen sei. Diese fällt aber im größten Teile ihres Verlaufs mit der sog. Eiszeit oder quaternären Periode zusammen, umfaßt also eine außerordentlich lange Periode, während welcher die bedeutendsten Veränderungen im Klima unserer nördl. Erdhälfte und in der gegenseitigen Begrenzung von Land und Meer vor sich gegangen sind. Ob diejenigen Spuren, die im westl. Frankreich in Schächten gefunden wurden und der Molasseperiode oder mitteltertiären Zeit (Miocen) angehören, wirklich auf die Gegenwart des Menschen zu schließen berechtigen, ist eine noch ungelöste Frage.

Aus der Natur der Sache geht hervor, daß die U. nur Kulturgeschichte sein und daß sie über die Thaten und Schicksale einzelner Individuen gar nichts, über die Wanderungen und Wandlungen einzelner Völker und Stämme nur indirekte Nachweise beibringen kann. In den ersten Zeiten, welche sie behandelt, treten uns die Uranfänge der Kultur bei offenbar wilden Menschen in ihrer primitivsten Gestalt entgegen, und erst in den spätern Perioden, wo die Anknüpfungen an die historische, durch direkte Überlieferungen aufgeklärte Zeit sich häufen, kann davon die Rede sein, die U. allmählich in diese histor. Zeit selbst überzuführen und mehr vereinzelte Erscheinungen nachzuweisen. Durch diese unzähligen Beziehungen zu Kulturzuständen, welche denen der heutigen Wilden nahe kommen oder selbst noch unter denselben stehen, tritt aber die U. in das engste Verhältnis zu der Völkerkunde (Ethnologie und ethnolog. Kulturgeschichte), welche die Vergleichungspunkte zur Erklärung der aufgefundenen Instrumente, Waffen u. s. w. liefert und dadurch die Grundlagen zu weitern Schlüssen herstellt.

Die Reste selbst, aus welchen die U. ihre Grundlagen aufbaut, sind verschiedener Art und beziehen sich teils, wie die Instrumente, Waffen, Kleidungsstücke, Wohnungen u. s. w., auf das Leben, teils, wie die Gräber, Denkmale u. s. w., auf den Tod der ursprünglich wilden Bewohner. Nicht minder greifen die Beziehungen zur Außenwelt bedeutend ein, da der Kampf um das Leben, welchen der Mensch wie jeder andere Organismus kämpfen muß, um so wilder und tierischer ist, je mehr er der frühesten Periode angehört. Der Mensch kämpft hier mit dem Tiere um das Leben, und wo er letzteres überwältigt, läßt er an den harten Teilen desselben, Knochen und Klauen, die Spuren seines Kampfes und seiner Arbeit zurück. Je mehr die Kulturzustände sich vervollkommnen, die Bedürfnisse sich mehren und zu ihrer Befriedigung die weitere Ausbildung der Arbeitsprodukte beanspruchen, desto mehr tritt diese ursprüngliche Seite der urgeschichtlichen Forschung in den Hintergrund, um mehr Untersuchungen von kulturgeschichtlichem Charakter Platz zu machen.

Die urgeschichtliche Forschung findet demnach ihre urkundlichen Quellen bei einer Menge von andern Wissenschaftszweigen. Von der Geologie erhält sie aus den ältern Schwemmgebilden, den Höhlen, Seen und Torfmooren die Angaben über die Lagerung der Reste, welche wieder Schlüsse auf die Art der Anhäufung, sowie über das relative Alter derselben erlauben. Die Durchforschung der Anschwemmungen, des Löß, der Höhlen und Knochen-

spalten ist namentlich für die ältere, die der Seen und Torfmoore für die spätern Perioden der U. wichtig. Nicht minder ist die Geologie zu Rate zu ziehen, wenn es sich um die Unterscheidung von noch jungfräulichen, unveränderten und von durchwühlten Ablagerungen handelt, in welchen Produkte späterer Perioden mit denen früherer vermengt wurden. Hiermit eng verbunden sind die Untersuchungen der Versteinerungskunde oder Paläontologie (s. Petrefakten), welche sich mit den Überresten von Tieren und Pflanzen beschäftigt, die mit den Menschenspuren gefunden werden und die weitgreifendsten Schlüsse auf den Kulturzustand ermöglichen. Die Hörner, Klauen, Zähne und Knochen der Tiere, welche der Mensch jagte, der Haustiere, welche er züchtete; die Art und Weise, wie er diese Knochen benagte, ihr Mark als Nahrung, ihre Substanz als Schmuck oder zur Fertigung von Instrumenten benutzte, geben nicht minder reiche Aufklärungen als die wilden Pflanzen, die er zur Nahrung und als Baumaterial, die Kulturpflanzen, welche er zu gleichem Zwecke, zur Fertigung von Kleidungsstoffen, von Instrumenten u. s. w. benutzte. Eine dritte Richtung der Untersuchung basiert sich auf die Anthropologie und zieht speziell die menschlichen Überreste selbst in Betracht, besonders die Schädel, indem sie teils aus deren Bildung im allgemeinen Schlüsse auf den höhern oder niedern Grad der Ausbildung der Individuen, Völkerstämme und Rassen zu einer gewissen Zeit zieht, teils aber ganz besonders die gefundenen Typen und Formen mit denjenigen der jetzt lebenden Völker und Rassen vergleicht. Ferner ist es die Ethnologie, welche durch die Vergleichung mit den jetzigen Kulturzuständen besonders die Bedeutung der verschiedenen Gegenstände, Instrumente, Waffen, Schmuck, Symbole und Kultusobjekte, sowie der Baudenkmale, wie Wohnungen, Tempel, Gräber und Grabstätten, Hünengräber u. s. w. erörtert und mit der vergleichenden Sprachforschung den engsten Anschluß an die histor. Periode vermittelt. Endlich kann noch als wichtige Quelle die Sagenforschung, die Ergründung der noch im Volksleben fortdauernden Gebräuche, Mythen und Sagen bezeichnet werden.

Man hat die U. in verschiedene Perioden eingeteilt, die allmählich ineinander übergehen und ebenso wenig scharfe Grenzen haben als die Kulturperioden der eigentlichen Geschichte, wobei an verschiedenen Orten in derselben Zeit sehr verschiedene Kulturperioden sich abgesponnen haben. Während z. B. am Mittelmeere schon eine weit vorgeschrittene Entwickelung der Civilisation platzgegriffen hatte, herrschten an den Ufern der Nord- und Ostsee noch Zustände, welche an diejenigen heutiger Naturvölker erinnern. Ebenso darf nicht vergessen werden, daß einzelne Kulturperioden, die an bestimmten Orten sich in regelmäßiger Reihenfolge abwickeln, an andern Orten durch Eroberung, Einwanderung ꝛc. ausfallen, sodaß sich dort sprungweise Entwickelung findet. Hiernach kann man die U. in folgende Perioden teilen, die jetzt in ihren Grundzügen fast allgemein angenommen sind:

1) Steinzeit. Der Mensch kennt den Gebrauch der Metalle noch nicht; er verfertigt sich seine Instrumente aus Stein, Horn, Knochen, Holz u. s. w. Man hat diese Periode wieder in Unterabteilungen getrennt, bald zwei, drei oder mehrere; meistens hat man folgende drei angenommen: a) Periode des Mammut, des Höhlenbären, der geh Steinwaffen. Die ausgestorbenen Arten üb in der mitteleurop. Fauna; die Waffen strumente bestehen aus roh geschlagene ärten. Hauptfundorte: Amiens, Abb Frankreich, Spiennes und die Höhlen u in Belgien, Horne in England, Höhle vo Mähren, Löß von Egisheim im Elsaß, bei Blaubeuren u. s. w. b) Periode des R und der nordischen Tiere. Die ausge Tiere leben noch, sind aber an Zahl seh dert, die Steinwaffen besser gearbeitet; chen, besonders das Renntiergeweih, we kunstvollen Arbeiten benutzt, erste Entwick Kunst durch Gravierung und Modellier sonders von Tiergestalten, indessen wi Thatsache von gewichtiger Seite (Lindensch stritten; rohe Töpfe, halbgebrannt. Hau orte: Höhlen und Grotten im Périgord, gien, Veyrier bei Genf, Schussenried bei burg, Thayingen im Kanton Schaffhausen Unterabteilungen werden auch unter dem der paläolithischen Periode zusammengefaßt riode der geschliffenen Steinwaffen, der Ha und Nutzpflanzen und der festen Wohnungen lithische Periode.) Kulturzustände ähnlich welche man in Oceanien, Neuseeland zur Entdeckung antraf. Die Steininstrumente si geschliffen, Holz und Horn (Hirschgeweih) bearbeitet. Die nordischen Tiere sind eben schwunden wie die ausgestorbenen Tierarte durch Haustiere, zuerst den Hund, dann Schweine, Ziegen, Schafe ersetzt. Der Ac erstreckt sich auf Getreide (Weizen, Gerste, und verschiedene Nutzpflanzen, wie Mohn, u. s. w. Es werden Gewebe auf hölzernen stühlen gefertigt. Die Wohnungen sind an Orten Pfahlbauten in Seen und Torfm Hauptfundorte: die Küchenabfälle (s. Kjök Mödding) im Norden, besonders in Däne die Pfahlbauten der Schweiz, besonders de schweiz; die ältern Hünengräber (s. Dolm Norddeutschlands, Dänemarks, Großbritan und Frankreichs; außerdem viele Fundorte in Ländern der Alten und Neuen Welt.

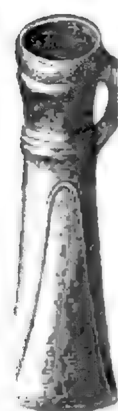
2) Metallzeit. Die Metalle kommen allmä zur Kenntnis und Anwendung und ersetzen und nach den Gebrauch des Steins. Man hat diese Zeiten in mehrere Perioden zu gliedern un nommen, ohne indessen dafür eine genüg wissenschaftliche Grundlage schaffen zu können. Annahme einer großen Bronzeindustrie, welche Verwendung des Eisens vorausgegangen, hat als unhaltbar erwiesen. Die Bronzegeräte wur dem Norden von der Kultur des Südens zugefü und erst später lernten die nordischen Völker, sel einfache Geräte und Schmucksachen aus Bro herzustellen. Zu den ältern Funden ist das Ei (seiner leichtern Vergänglichkeit wegen) selten vertreten; wenn man daher von einer Bronz zeit innerhalb der Metallzeit sprechen will, so kan das nur mit Berücksichtigung dieses Umstande eben weil die Bronze in den ältern Funden das a meisten vorkommende Metall ist, geschehen. Spä überwiegt das Eisen, daher dann die (ebenfall willkürliche) Annahme der Eisenzeit.

Auf den Tafeln: Urgeschichte I und II wird eine Anzahl Altertümer in Abbildungen vorge führt, welche aus den verschiedenen Perioden di



1. nzeschwert, 5. Bronzemesser, 6. Bronzekanne, 7. 8. Bronzeschmuck, 9. Bronzefibel,
10. Lanzenspitze, 13–15. eiserne Messer, 16–18. Bronzefibeln, sämtlich (11–18) aus den
er Speerspitzen, 28–30. Streitäxte, 31. 32. Pfeilspitzen, 33–35. Schwerter, 36. Schwert-
dem 4. bis 8. Jahrhundert nach Christi Geburt.

E. I

















Jaumur (äußere Ansicht). 4. Grabhügel, mit Steinen umsetzt. 5–9. Steingeräte der ersten
Querschnitt). 26. 27. Pfeilspitzen aus Bronze, 28–30. Dolche aus Bronze, 31–35. Bronzekelte
hen aus Bronze, sämtlich (26–46) aus der ältern Metallperiode.

Zu Artikel: Urgeschichte.

charakteristischen Formen, besonders der Waffen und schneidenden Werkzeuge, von Stein, Bronze und Eisen, veranschaulichen.

Die Förderung der U. liegt namentlich zahlreichen Gesellschaften ob, die meistens Anthropologie und U. miteinander verbinden. Der 1869 in Innsbruck gegründeten allgemeinen Deutschen Anthropologischen Gesellschaft mit ihren Zweigvereinen, die auch Wanderversammlungen hält, gingen die londoner und pariser, sowie die Nordische Gesellschaft voraus, während in Österreich, Ungarn, Rußland, Spanien, Portugal und Nordamerika ähnliche Gesellschaften sich bildeten. Ebenso versammelt sich von jetzt an nur alle zwei Jahre ein Internationaler Kongreß, dessen Sitzungen regelmäßig seit der ersten in Neuenburg in der Schweiz, in Paris, Bologna, Kopenhagen, Brüssel, Stockholm, Pest u. s. w. stattfanden. Alle diese Gesellschaften geben Verhandlungen heraus; außerdem sind der Wissenschaft noch besonders gewidmet das «Archiv für Anthropologie und U.» (Bd. 1 u. fg., Braunschw. 1866 fg.) in Deutschland; die «Matériaux pour servir etc.», gegründet von Mortillet, fortgesetzt von Cartailhac in Frankreich; das «Archivio per l'Antropologia e l'Etnologia» in Italien. Die besten Lehrbücher sind: K. Vogt, «Vorlesungen über den Menschen» (2 Bde., Gieß. 1863); Lyell, «Geological evidences of the antiquity of man» (3. Aufl., Lond. 1863; deutsch von Büchner, Lpz. 1874); Le Hon, «L'homme fossile» (2. Aufl., Brüss. 1868); Lubbock, «Prehistoric times» (2. Aufl., Lond. 1869; deutsch von Passow, mit einer Einleitung von Virchow, 2 Bde., Jena 1873—74); W. Baer, «Der urgeschichtliche Mensch» (Lpz. 1874; 2. völlig umgearbeitete Aufl. von Friedr. von Hellwald, Lpz. 1880); Ratzel, «Die Vorgeschichte der europ. Menschheit» (Münch. 1874); Caspari, «Die U. der Menschheit mit Rücksicht auf die natürliche Entwickelung des frühesten Geisteslebens» (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1877); A. Rauber, «Urgeschichte des Menschen, ein Handbuch für Studierende» (2 Bde., Lpz. 1884); L. Lindenschmit, «Handbuch der deutschen Altertumskunde» (Tl. 1, Braunschw. 1885).

Urgewicht, ein Gewicht, das beim Eichen die Gewichtseinheit genau darstellen soll und als gesetzlich anerkanntes richtiges Gewicht dient.

Urginĕa *Steinh.*, Meerzwiebel, eine Gattung von Zwiebelgewächsen aus der Familie der Liliaceen, welche sich von der ihr zunächst verwandten Gattung Scilla durch eine vielsamige Kapsel und durch scheibenförmige, geflügelte Samen, von Ornithogalum durch die dem Grunde der Perigonblätter eingefügten Staubgefäße unterscheidet. Die abstehende Blütenhülle hat keinen Honigbehälter. An den sandigen Küsten des Mittelländischen und Atlantischen Meers und auch im Innern der Mediterranländer wächst die gemeine oder echte Meerzwiebel oder Squille (U. Scilla *St.*, *Scilla maritima L.*), deren etwa 1 m hoher, stielrunder Schaft mit seiner reichen Traube weißlicher Blüten im Herbst sich nach dem Vertrocknen der im Frühjahr hervorgesprossenen Blätter entwickelt. Letztere werden bis 30 cm lang und bis 8 cm breit. Die Zwiebel ist schuppig, sehr groß, bis zur Größe eines Kinderkopfes anwachsend und bis zu 2 kg schwer; ihre bitter und scharf schmeckenden Schuppen sind getrocknet als ein die Sekretionen, besonders der Nieren, beförderndes Heilmittel gebräuchlich. In der Deutschen Pharmakopöe sind folgende Präparate aufgenommen: Acetum Scillae (Meerzwiebelessig), Bulbus Scillae (Meerzwiebel), Extractum Scillae (Meerzwiebelextrakt), Oxymel Scillae (Meerzwiebelsäure-Honig) und Tinctura Scillae (Meerzwiebeltinktur). In größerer Gabe und im frischen Zustande wirkt die Meerzwiebel wie die scharfen Gifte. Man zieht die Meerzwiebel in Deutschland häufig in Blumentöpfen im Zimmer; doch blüht sie hier sehr selten.

Urgreif nennt man bisweilen den Archaeopteryx (s. d.).

Urhahn, s. Auerhahn.

Urheber (auctor) nennt man denjenigen, von welchem irgend eine Sache ausgeht. Dem U. gebühren die Vorteile seines Handelns; er ist aber auch für die von ihm veranstaltete Handlung verantwortlich, mag er nun solche selbst ausgeführt (unmittelbarer U.; auctor naturalis) oder andere dazu bewogen haben (mittelbarer U.; auctor intellectualis). Bei Übertretungen des Strafgesetzes wird nur derjenige als mittelbarer U. angesehen, der die That für sich gewollt und andere zu ihrer Ausführung vermocht hat. Unbedachte, nicht ernstlich gemeinte Äußerungen, die den unmittelbaren U. auf das Verbrechen hinleiten, sind nicht als maßgebende Veranlassung zu betrachten. So kann auch der, welcher zu einer That nur Anleitung und Rat gibt, ohne daß ihn hierzu ein eigenes Interesse an dem verbrecherischen Erfolge bestimmte, nicht als U., sondern nur als Gehilfe und Beförderer bestraft werden. Vereinigen sich mehrere zu einer That, so sind sie Miturheber (coauctores), wenn auch ihr Anteil an der wirklichen Ausführung nicht gleich ist. Von dem U. unterscheidet sich der Gehilfe (socius delicti), welcher wissentlich zu demselben solchen Beistand leistet, der mit der Ausführung in einem wesentlichen Zusammenhange steht. Noch weiter steht vom U. der bloße Begünstiger (fautor delicti) ab, welcher nach begangenem Verbrechen Vorschub leistet, um dessen Entdeckung zu verhindern, die Flucht des Thäters, die Sicherung der Vorteile des Verbrechens zu befördern. Das neuere deutsche Strafrecht ließ den Begriff des U. fallen und scheidet Thäterschaft und Mitthäterschaft auf der einen Seite und andererseits (als Formen der Teilnahme) Anstiftung und Gehilfenschaft, während die Begünstigung in Verbindung mit der Hehlerei als selbständiges Delikt aufgefaßt wird. (Vgl. Reichsstrafgesetzbuch, §§. 47, 49, 257.) Über Urheberrecht (Autorenrecht) s. Autor, Urheberrecht und Verlagsrecht.

Urheberrecht (auch Autorrecht oder [nicht richtig] Geistiges Eigentum genannt) ist das Recht, über die Vervielfältigung und Veröffentlichung eines Geistesprodukts (eines Werks der Wissenschaft, Litteratur und Kunst) ausschließlich und beliebig zu verfügen. Die Veranlassung zur Anerkennung eines solchen Rechts des Urhebers, welches dem Altertum und ebenso dem Mittelalter unbekannt gewesen ist, bot die Erfindung der Buchdruckerkunst. Solange Bücher nur durch Abschriften vervielfältigt wurden, legte der Verfasser keinen besondern Wert auf ein ihm ausschließlich zustehendes Recht; erst die Erfindung der Buchdruckerkunst gewährte ihm ein leichtes Mittel, aus seinen Werken materiellen Nutzen zu ziehen, indem er die Vervielfältigung und Verbreitung derselben einem Verleger gegen Honorar übertrug. Zunächst (seit Ausgang des 15. Jahrh.) wurden die Interessen der Beteiligten (des Verfassers, resp. des Verlegers)

mangels einer allgemeinen gesetzlichen Anerkennung des U. durch besondere Privilegien, in denen der Druck oder Verkauf des betreffenden Werks durch jeden Dritten bei Strafe verboten war, geschützt. Während die Gesetzgebung bis zum 18. Jahrh. im allgemeinen noch den frühern Standpunkt einnahm, indem sie fast ausschließlich nur den Nachdruck der privilegierten Werke bestrafte, hat zuerst in England eine Parlamentsakte von 1709 diese Anschauung verlassen und das U. der Verfasser von Schriften (freilich nur auf die Dauer von 14 Jahren) anerkannt. Das Preußische Allgemeine Landrecht von 1794 hat nach dem Vorgang Sachsens und Österreichs dieser Auffassung für Deutschland Bahn gebrochen. Allgemein für dasselbe ist das U. erst durch die Beschlüsse der ehemaligen Deutschen Bundesversammlung von 1832, 1837, 1845, 1856 (über den Schutz dramatischer und musikalischer Werke von 1841 und 1857) anerkannt und durch die auf den Grundsätzen jener Beschlüsse ruhenden Partikulargesetzgebungen, unter denen die preußische mit dem für seine Zeit ausgezeichneten Gesetze vom 11. Juni 1837 vorangegangen war, geregelt worden. Auch die Verfassung des Norddeutschen Bundes und demnach die des Deutschen Reichs zählt im Art. 4 unter Nr. 6 »den Schutz des geistigen Eigentums« zu den der Gesetzgebung des Bundes unterliegenden Angelegenheiten, und demgemäß wurde bereits unterm 11. Juni 1870 das Gesetz, betreffend das U. von Schriftwerken, Kompositionen und dramatischen Werken für den Norddeutschen Bund, erlassen, welches seit 1. Jan. 1871 zum deutschen Reichsgesetz erhoben ist. Dasselbe hat die längst von den Beteiligten, namentlich dem deutschen Buchhandel, gewünschte Rechtseinheit sichergestellt und für die Erhaltung derselben auch insofern Sorge getragen, als es die Entscheidung höchster Instanz über Klagen auf Entschädigung und Konfiskation wegen Verletzung des U. dem Reichs-Oberhandelsgericht zuwies; mit Einführung der Reichsjustizgesetze ist 1879 an dessen Stelle das Reichsgericht getreten. Dieselben Grundsätze, welche im Gesetz zum Schutze des U. von Schriftwerken und musikalischen Kompositionen zur Geltung kamen, finden sich im Gesetze vom 9. Jan. 1876, betreffend das U. an Werken der bildenden Künste; als solche gelten die malende, zeichnende und plastische Kunst, ausgeschlossen dagegen ist die Baukunst. Auch photographischen Aufnahmen ward im Gesetz vom 10. Jan. 1876 Schutz gegen unbefugte Vervielfältigung gewährt. Endlich sind auch gewerbliche Muster und Modelle durch das Gesetz vom 11. Jan. 1876 gegen unbefugte Nachbildung geschützt. (S. **Musterschutz**.)

Während die frühere Rechtsanschauung das U. als ein Eigentum am Geistesprodukt auffaßte, hat die neuere Rechtswissenschaft in der richtigen Erkenntnis, daß es an dem für den Eigentumsbegriff wesentlichen körperlichen Gegenstand, auf welchen dem Eigentümer eine allseitige unbeschränkte Verfügung gestattet wäre, beim U. fehlt, diese Ansicht verworfen und dasselbe bald für ein aus der Persönlichkeit herfließendes Recht (d. h. das Recht, die Vervielfältigung und Veröffentlichung des Geistesprodukts zu verbieten), bald für ein solches Recht, verbunden mit einem Vermögensrecht (nämlich dem Recht, das Geistesprodukt mit Vermögensvorteil zu verbreiten), bald nach Analogie des Rechts auf Führung einer Firma für ein Vermögensrecht absoluten Charakters (d. h. ein gegen jeden dritten Verleger zu verfolgendes geldwertes Recht) erklärt. (S. **Verlagsrecht** und **Verlagsvertrag**.)

In Deutschland ist das U. an litterarischen Erzeugnissen anerkannt, gleichviel, ob sie bereits veröffentlicht, resp. schriftlich fixiert sind oder nicht, mithin auch an Manuskripten und zum Zwecke der Erbauung, Belehrung und Unterhaltung mündlich gehaltenen Vorträgen, an künstlerischen Geistesprodukten, also Werken der Plastik, an Gemälden, an Zeichnungen, Kupferstichen, Holzschnitten und Lithographien und an photographischen Aufnahmen nach der Natur, an naturwissenschaftlichen, topographischen, geographischen, technischen und ähnlichen Abbildungen; endlich an musikalischen Kompositionen, bei welchen der Schutz sich ebenso wie bei den dramatischen oder musikalisch-dramatischen Werken auch gegen die öffentliche Aufführung ohne Willen des Urhebers richtet. An solchen Geistesprodukten, welche ihrer Natur nach für die Öffentlichkeit bestimmt, resp. auf weite Verbreitung berechnet sind (wie z. B. an Gesetzen und andern amtlichen Erlassen, an öffentlichen Aktenstücken und Verhandlungen, an den Verhandlungen der Gerichte, politischen, kommunalen und kirchlichen Vertretungen, sowie in polit. und ähnlichen Versammlungen gehaltenen Reden, endlich an Zeitungsartikeln, welchen der Charakter novellistischer Erzeugnisse oder wissenschaftlicher Ausarbeitungen abgeht), erkennt das gedachte Gesetz kein U. an. Das U. steht dem Verfasser oder Erzeuger des litterarischen oder artistischen Werks zu, bei einem einheitlichen, aus den Beiträgen mehrerer gebildeten Werke dem Herausgeber, ohne daß das Recht der Mitarbeiter an ihren respektiven Beiträgen dadurch aufgehoben wird. Das Recht geht auf die Erben des Erzeugers über und kann von dem letztern durch Vertrag oder auch durch letztwillige Verfügung auf einen andern übertragen werden. Das U. wird geschützt während der Lebensdauer des Urhebers und ferner 30 Jahre nach seinem Tode, die erst nach dem Tode des Autors herausgegebenen (posthumen) Werke 30 Jahre, vom Tode an gerechnet, die anonym oder pseudonym oder von Akademien, Universitäten, öffentlichen Unterrichtsanstalten, gelehrten und andern Gesellschaften oder sonstigen jurist. Personen veröffentlichten Werke 30 Jahre nach der Herausgabe.

Der Schutz des U. besteht darin, daß jede mechanische totale oder partielle Vervielfältigung des Geistesprodukts ohne den Willen des Autors, resp. seines Rechtsnachfolgers, verboten ist. Eine dem Gesetze zuwider vorgenommene derartige Vervielfältigung von Schriftwerken (wozu auch das Abschreiben gehört, wenn es bestimmt ist, den Druck zu vertreten) heißt Nachdruck (s. d.). Als solcher gilt aber nicht das wörtliche Anführen einzelner Stellen oder kleinerer Teile eines Werks, die Aufnahme von Schriften geringern Umfangs in ein ein größeres Ganzes bildendes, selbständiges Werk oder in zum Kirchen-, Schul- und Unterrichtsgebrauch oder zu einem eigentümlichen Zweck veranstaltete Sammlungen, sofern die benutzte Quelle angegeben ist. Die Übersetzungen werden nur dann dem Nachdruck gleichgestellt, wenn sie von einem noch ungedruckten Schriftwerke, oder von einem zuerst in einer toten Sprache erschienenen Werke in einer lebenden gemacht sind, oder wenn der Urheber sich das Recht der Übersetzung auf dem Titelblatte

oder an der Spitze des Werks vorbehalten hat, vorausgesetzt, daß die Veröffentlichung der Übersetzung binnen einem Jahre nach dem Erscheinen des Originalwerks begonnen und binnen drei Jahren beendet wird, überdies auch Beginn und Vollendung der Übersetzung in der zu Leipzig geführten Eintragsrolle angemeldet wurde. Hinsichtlich des Rechtsschutzes im Auslande ist zu bemerken, daß die neuesten Litterarverträge des Reichs mit Frankreich, Belgien, Italien die einjährige Frist für den Anfang der Übersetzung haben fallen lassen. Die unten näher zu schildernde internationale Vereinigung für den Schutz des U. hat auch die dreijährige Frist der Vollendung aufgegeben und schützt das Übersetzungsrecht 10 Jahre lang. Die Aufführung musikalischer Werke, welche bereits veröffentlicht sind, ist nur dann verboten, wenn sich der Urheber ausdrücklich das Recht dazu auf dem Titelblatt vorbehalten hat. Was die artistischen Erzeugnisse betrifft, so wird durch das Reichsgesetz auch die Nachbildung von Gemälden durch Kupferstich, Stahlstich, Holzschnitt, Photographie und Lithographie, nicht aber die eines plastischen Kunstwerks durch Malerei und Zeichnung oder umgekehrt verboten.

Die absichtliche oder vorsätzliche Verletzung des U. verpflichtet den Thäter zur Entschädigung derjenigen Personen, deren Recht dadurch beeinträchtigt oder gefährdet worden ist; statt dieser kann der Beschädigte aber auch die Verurteilung der Schuldigen zu einer ihm zu zahlenden Geldbuße bis zu 6000 Mark verlangen; außerdem tritt als öffentliche Strafe Geldstrafe bis zu 3000 Mark, im Unvermögensfalle Freiheitsstrafe bis zu sechs Monaten ein und endlich Konfiskation der Exemplare der unerlaubten Nachbildungen, die sich im Eigentume des Thäters oder der gewerbsmäßigen Verbreiter (z. B. der Sortimentsbuchhändler und Kunsthändler) befinden, sowie der zur widerrechtlichen Vervielfältigung ausschließlich bestimmten Vorrichtungen (Platten, Formen u. s. w.). Die Bestrafung wegen der Verletzung des U. erfolgt nicht von Amts wegen, sondern nur auf Antrag des Verletzten. Bei den betreffenden Prozessen und Untersuchungen kann der Richter über technische Fragen, von welchen der Thatbestand einer unerlaubten Verletzung des U. oder der Betrag des entstandenen Schadens abhängt, von den für die einzelnen Staaten oder für eine Mehrzahl solcher errichteten litterarischen, resp. musikalischen oder künstlerischen Sachverständigenvereinen, die aus Gelehrten, Schriftstellern, Komponisten, Kunstverständigen, Buch- und Musikalienhändlern und andern geeigneten Personen bestehen, ein Gutachten einfordern.

Der Schutz des U. kommt nur zur Anwendung für die Werke inländischer Urheber, gleichviel ob diese in Deutschland oder im Auslande erscheinen, ferner für solche Werke ausländischer Urheber, welche von im Inlande ansässigen Verlegern herausgegeben worden sind. Die ausländischen Urheber, resp. Verleger der im Auslande erschienenen Erzeugnisse können dagegen nur durch besondere Staatsverträge einen Schutz erlangen. Derartige Verträge sind namentlich seit Beginn der fünfziger Jahre mehrfach abgeschlossen, besonders war es Frankreich, welches sich um das Zustandekommen derselben bemühte. Die wichtigsten dieser Verträge sind: die Übereinkunft zwischen dem Norddeutschen Bunde und Italien vom 12. Mai 1869 und zwischen Deutschland und Italien vom 20. Juni 1884, Übereinkunft zwischen dem Norddeutschen Bunde und der Schweiz vom 13. Mai 1869 und Verabredung zwischen dem Deutschen Reich und der Schweiz vom 23. Mai 1881, Übereinkunft zwischen dem Deutschen Reich und Frankreich vom 19. April 1883, Übereinkunft zwischen dem Deutschen Reich und Belgien vom 12. Dez. 1883, Übereinkunft zwischen dem Deutschen Reich und Großbritannien vom 2. Juni 1886. Die letztere dehnt nur die mit Preußen abgeschlossenen Vereinbarungen von 1846 und 1855 auf das Reich aus.

Im J. 1885 ist nach mehrjährigen Vorbereitungen auf Anregung des schweiz. Bundesrats eine Übereinkunft, betreffend die Schaffung einer **internationalen Vereinigung** für den Schutz litterarischer und künstlerischer Werke, zu Stande gekommen. Diese allgemeine Litterarkonvention verfolgt den Zweck, dem Urheber und dem Verleger eines Werks der Litteratur oder Kunst, der einem der Vereinsstaaten angehört, gleichviel wo das Werk erschienen ist, in jedem der der Übereinkunft angehörenden Länder den gleichen Schutz zu gewähren, welchen daselbst der einheimische Urheber genießt. Es sind dabei jedoch die Förmlichkeiten zu erfüllen, welche im Ursprungslande des Werks zu jenem Zwecke vorgeschrieben sind. Das Übersetzungsrecht steht dem Verfasser oder seinem Rechtsnachfolger auf die Dauer von 10 Jahren vom Tage der Veröffentlichung an gerechnet ausschließlich zu. Berechtigte Übersetzungen sind geschützt wie Originalwerke. Die internationale Vereinigung errichtet in Bern ein Bureau, welches der Aufsicht des schweiz. Bundesrats untersteht. Dasselbe veröffentlicht eine den Interessen des internationalen litterarischen und artistischen Rechtsschutzes dienende Zeitschrift in franz. Sprache. Durch die genannte Übereinkunft ist nur ein Minimum gegenseitigen Rechtsschutzes gewährt, die bestehenden Litterarkonventionen bleiben in Kraft, namentlich, soweit sie weitergehende Rechte den Angehörigen der vertragschließenden Staaten gewähren. Im Sept. 1886 ist die Konvention in Bern unterzeichnet worden von dem Deutschen Reich, England (zugleich für seine Kolonien), Frankreich (zugleich für seine Kolonien), Italien, Spanien, Belgien, Schweiz, Tunis, Haiti, Liberia. Den übrigen Staaten ist der Beitritt vorbehalten, der namentlich von Österreich-Ungarn, Rußland und den Vereinigten Staaten von Amerika zu erwarten ist. Der Austausch der Ratifikationen soll innerhalb Jahresfrist erfolgen und die Übereinkunft drei Monate nach dem Austausch in Kraft treten.

Litteratur. Jolly, »Lehre vom Nachdruck« (Heidelb. 1852); Eisenlohr, »Das litterar.-artist. Eigentum« (Schwer. 1855); O. Wächter, »Das Verlagsrecht mit Einschluß der Lehren von dem Verlagsvertrag und Nachdruck« (Stuttg. 1857—58); derselbe, »Das Autorrecht nach dem gemeinen deutschen Recht« (Stuttg. 1875); derselbe, »Das U. an Werken der bildenden Kunst« (Stuttg. 1877); Klostermann, »Das geistige Eigentum an Schriften, Kunstwerken und Erfindungen« (2 Bde., Berl. 1867—69, 1. Bd., neue Ausg., mit Nachtrag, 1871); derselbe, »Das U. an Schrift- und Kunstwerken, Abbildungen, Kompositionen, Photographien« (Berl. 1876); Kowalzig, »Das U. an Schriftwerken« (Berl. 1877); Dambach, »Die Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes, betreffend das U.« (Berl. 1871); Heydemann und Dambach, »Die preuß.

Nachdrucksgesetzgebung» (Berl. 1863); Mandry, «Das U. an litterarischen Erzeugnissen und Werken der Kunst, ein Kommentar zu dem königl. bayr. Gesetze vom 28. Juni 1865» (Erlangen 1867); Harum, «Die gegenwärtige österr. Preßgesetzgebung» (Wien 1857); Renouard, «Traité des droits d'auteurs etc.» (2 Bde., Par. 1838—39); Calmels, «De la propriété et de la contrefaçon des œuvres de l'intelligence» (Par. 1856); Pataille und Huguet, «Code international de la propriété industrielle, artistique et littéraire» (2. Aufl., Par. 1865); Copinger, «The law of copy-right in works of literature and art» (2. Aufl., Lond. 1881); Bump, «The law of patents, trade-marks and copy-rights: consisting of the sections of the revised statutes of the United States» (Neuyork 1877).

Uri, der vierte Kanton der Schweiz, wird von der Reuß (s. d.) und ihren ersten Zuflüssen bewässert, im W. von Wallis, Bern und Unterwalden, im N. vom Vierwaldstättersee (s. d.) und Schwyz, im O. von Glarus und Graubünden, im S. von Tessin begrenzt und umfaßt ein Areal von 1076 qkm mit (1880) 23694 E. U. ist der wildeste und unfruchtbarste Teil der Schweiz. Die schmale Thalsohle der Reuß wird auf drei Seiten von hohen felsigen und vergletscherten Gebirgen umschlossen und öffnet sich nur im Norden gegen den Urnersee, den südlichsten Arm des Vierwaldstättersees. Im Westen des Kantons ragen die Fels- und Eisriesen der Urner und Unterwaldner Alpen (s. Alpen 19) empor; den südl. Grenzwall bildet das St. Gotthardgebirge (s. d.); den Osten umschließen die Glarner Alpen (s. Alpen 21). Das Hauptthal zerfällt in die beiden durch die wilde Schlucht der Schöllenen miteinander verbundenen Stufen Urseren und U. Die zahlreichen Seitenthäler sind wild und eng, zum Teil reich an großartigen Landschaftsbildern; die wichtigsten sind das Göschenen- und das Maienthal links, das Maderaner- und das Schächenthal rechts. Von dem Areal entfallen 6 Proz. auf Waldungen, 38,4 Proz. auf Wiesen und Weiden, Acker- und Gartenland, 10,7 Proz. auf Gletscher, 42,5 Proz. auf Felsen, Schutthalden u. dgl., 2,4 Proz. auf anderes unproduktives Gebiet. Die Höhendiffererenz vom höchsten Punkte, dem Dammastock (3638 m) bis zum Spiegel des Urnersees (437 m) beträgt 3201 m. Das Klima ist nach der Lage sehr verschieden. In Andermatt (1448 m) ist das Jahresmittel + 3° C., in Altorf (478 m) 9,50. Der Boden ist, soweit benutzbar, ergiebig. Im untern Thale und am See wachsen Nuß- und Kastanienbäume, während das hochgelegene Urserenthal fast baumlos ist. Der Föhn, dem das ganze Reußthal ausgesetzt ist, begünstigt das Gedeihen einer verhältnismäßig reichen Vegetation, zugleich aber auch den Eintritt häufiger und furchtbarer Überschwemmungen (1834, 1839, 1868).

Die sehr spärliche Bevölkerung (nur 22 E. auf 1 qkm) ist meist kath. Konfession und, abgesehen von zahlreichen, temporär für den Bau der Gotthardbahn eingewanderten Italienern, deutscher Zunge. Ihre Haupterwerbsquellen sind Alpwirtschaft und Landbau. Nach der Viehzählung von 1886 besitzt der Kanton 175 Pferde, 12193 Rinder, 2330 Schweine, 10324 Schafe, 10891 Ziegen, 908 Bienenstöcke. Das Urserenthal liefert vorzüglichen Käse zur Ausfuhr. Von nutzbaren Gesteinen werden da und dort Granit, Gneis und Kalkstein ausgebeutet. Die Gebirge sind reich an Bergkrystall, Fluß- und Feldspat, Strahlstein, Asbest, Granat, Turmalin, Eisenrosen &c. Die Industrie (Dynamitfabrikation, Parketterie) ernährt nur 14, der Handel 7 Proz. der Bevölkerung, wichtig dagegen ist der Touristenverkehr des St. Gotthard und der Kurorte Seelisberg, Maderanerthal, Andermatt &c. Die Hauptverkehrslinien sind die St. Gotthardbahn, die Dampferlinie des Vierwaldstättersees, die Oberalp- und die Furkastraße. Die wichtigsten Ortschaften sind, außer dem Hauptflecken Altorf, Andermatt, Göschenen, Wasen am Eingang in das Maienthal, Amsteg und Flüelen, alle an der Gotthardbahn, Seelisberg oberhalb des Grütli und Bürglen am Eingang ins Schächenthal. Die Verfassung ist rein demokratisch; die Landsgemeinde entscheidet über Gesetze u. dgl. und wählt den Landammann. Der Landrat, je ein Mitglied auf 300 E. in den Gemeinden gewählt, ist vorberatende, der Regierungsrat von 9 Mitgliedern vollziehende Behörde. Der Kanton zerfällt in die Bezirke U. und Urseren. An der Spitze jedes Bezirks steht ein Bezirksrat und ein Bezirksammann. Jeder Bezirk hat sein Bezirksgericht. Strafrechtliche Fälle werden von dem Kriminalgericht erledigt, höchste Instanz ist das Kantonsgericht. In kirchlicher Hinsicht gehört der streng kath. Kanton, der noch drei Klöster zählt, zum Bistum Chur. Außer den obligatorischen Volksschulen besteht eine Kantonsschule zu Altorf. In militärischer Beziehung gehört der Kanton zum Stammbezirk der 8. Division. Das Wappen ist ein schwarzer Stierkopf (Ur) im goldenen Felde.

Wie Unterwalden wahrscheinlich im 7. und 8. Jahrh. von Alamannen besiedelt, wurde das Land U. 853 von Ludwig dem Deutschen dem Stift Fraumünster in Zürich vergabt und unter die Aufsicht von Reichsvögten gestellt. Die Reichsfreiheit, 1231 von Friedrich II. urkundlich bestätigt, von Albrecht von Habsburg mißachtet, wurde 1309 von Heinrich VII. aufs neue anerkannt. Schon 1147 schlossen die «Freien von U.» mit Schwyz und Unterwalden einen Bund und erneuerten denselben 1291 und 1315. Von da an teilte U. die Schicksale der Eidgenossenschaft bis zu deren Umsturz durch die franz. Invasion 1798; durch die helvetische Einheitsverfassung ward es dem neuen Kanton Waldstätten zugewiesen. Im J. 1799 war es der Schauplatz heißer Kämpfe zwischen Franzosen, Russen und Österreichern. Die Mediationsakte von 1803 setzte U. wieder in die Rechte eines selbständigen Kantons ein, jedoch unter Verlust seines Unterthanenlandes Livinen und seines Anteils an den gemeinen Herrschaften. Den Bundesvertrag von 1815 nahm der Kanton ohne Widerstand an. Seither bildet U. mit der übrigen Urschweiz den Kern der konservativ-ultramontanen Partei der deutschen Schweiz und nahm 1832 am Sarnerbunde, 1845 am Sonderbunde teil. Die Bundesverfassung von 1848 nahm es nur mit Widerstreben an. Die Revision der Bundesverfassung wurde sowohl 1872, wie 1874 mit bedeutender Majorität verworfen; jedoch brachte der Bau der St. Gotthardbahn 1872—82, der eine Menge fremder Beamten, Arbeiter und Kaufleute ins Land führte und das stille Hochthal in den großen Weltverkehr zog, einen frischen Luftzug in die patriarchalischen Rechts- und Polizeizustände des Landes, der 1879, 1881 und 1886 zu partiellen Verfassungsrevisionen führte. Vgl. Lusser, «Der

Kanton U.« (St. Gallen 1834); derselbe, »Geschichte des Kantons U.« (Schwyz 1862).

Uria ist der Name mehrerer im Alten Testament erwähnter Personen. Uria, ein Hethiter und Heerführer König Davids, mit dessen Weibe Bathseba (s. d.) David ehebrecherischen Umgang pflog, verlor sein Leben infolge eines königl. Briefs, welchen er selbst an den Oberfeldherrn Joab überbringen mußte, und welcher die Weisung an Joab enthielt, ihn im Kampfe an die gefährlichste Stelle zu senden. Daher heißt jetzt noch ein Brief, der für den Überbringer selbst nachteilig ist, ein Uriasbrief. — Ein Priester Uria förderte im Tempel zu Jerusalem den Götzendienst (2 Kön. 16, 10–17); der Prophet Uria weissagte dem Könige Jojakim das Verderben, floh nach Ägypten, wurde aber zurückgebracht und getötet (Jerem. 26, 20–23).

Uriconium in den Itinerarien, Viroconium bei Ptolemäus, hieß eine im 1. Jahrh. unserer Zeitrechnung gegründete röm. Stadt in Britannien, die nach 400jährigem Bestehen durch einen Brand zerstört und wahrscheinlich auch ausgeplündert worden ist. Die Stadt lag in der engl. Grafschaft Shrop, an der Stelle des jetzigen Dorfs Wroxeter am Severn, 9,6 km südöstl. von Shrewsbury, in einer an Steinkohlen reichen Gegend. Von hier gingen Straßen aus nach Eburacum (York), Londinium (London), Glevum (Gloucester) und Isca (Caer-leon). Durch 1859 begonnene Nachgrabungen ist eine Reihe von Gebäuden bloßgelegt worden, die größtenteils öffentliche Bäder bildeten, von denen man noch die Heizgemächer mit ihren Röhren und Stützpfeilern sieht, ferner eine Begräbnisstätte mit Skeletten, mit Aschenurnen, Thränenkrügen und Grabsteinen, eine mit kleinen Steinen gepflasterte Straße, die zu beiden Seiten einen Bürgersteig hatte, ein Marktplatz, öffentliche Latrinen, Abzugskanäle u. s. w.

Uriel ist der Name eines der vier (beziehungsweise sieben) Erzengel (s. Engel), welche in der apokryphischen und pseudepigraphischen Litteratur der Juden, teilweise auch im Neuen Testament, eine bedeutende Rolle spielen. Dieselben umstehen dienstbereit den Thron der göttlichen Majestät, und zwar (nach dem Talmud) U. zur Linken Gottes als Personifikation des im Alten Testament geoffenbarten »Lichtes Gottes«. Nach anderer Anschauung erscheint U. oder Nuriel (= Feuer Gottes) als einer der vier Engelfürsten, die den vier Elementen vorstehen (vgl. Ps. 104, 4), gesetzt über das Feuer, als Symbol des (Gerichts-) Zornes Gottes. (Vgl. den Gerichtsengel, Offenbarung 10, 1.) Ähnlich wie im Talmud kommt U. endlich auch auf gnostischen Inschriften vor als einer der den Abraxas (s. d.) begleitenden Genien.

Urim und Thummim (hebr., d. i. Licht und Recht), ein in dem Brustschilde des israelit. Hohen Priesters (s. d.) aufbewahrtes, jedoch von den zwölf auf jenem Schild befestigten Edelsteinen verschiedenes Orakel, das mittels zweier Lose den Willen Jahves kundgab. Da sich die Quellen darüber dunkel ausdrücken, sind nähere Bestimmungen gewagt.

Urin (lat.), s. Harn; urinös, harnstoffhaltig.

Urinatores nannte, nach Cuviers Vorgang, Sundevall die zu einer Ordnung vereinigten Familien der Taucher (Colymbidae), Alke (Alcidae) und Pinguine (Spheniscidae). Doch dürfte ein nur äußerlich ähnlicher, durch gleiche Lebensweise bedingter Habitus zu dieser Vereinigung Veranlassung gegeben haben; die Pinguine sind in ihrer ganzen Organisation so abweichend von allen andern Vögeln, daß sie sicher eine eigene, und zwar die niedrigste, den Reptilien unter den lebenden Vögeln am nächsten stehende Familie bilden müssen.

Urinfistel, Harnfistel (fistula urinaria), ein widernatürlicher geschwüriger Gang zwischen der Schleimhaut der Harnorgane und der äußern Haut oder den Wandungen einer Körperhöhle, durch welchen Urin abträufelt. Die innere Öffnung der U. befindet sich in den Nieren, den Harnleitern, der Harnblase oder der Harnröhre, während die äußere am Damm, am Penis, im Mastdarm oder in der Scheide gelegen ist. Wird durch die Fistel die Harnblase mit dem Mastdarm in abnorme Verbindung gebracht, so spricht man von einer Blasenmastdarmfistel (fistula recto-vesicalis); verläuft dagegen der fistulöse Kanal von der Harnblase nach der Scheide, so entsteht die Blasenscheidenfistel (fistula vesico-vaginalis), welche fast immer die Folge schwerer und langdauernder Geburten ist. Die U. ist wegen des beständigen Harnabflusses und des damit verbundenen häßlichen Geruchs ein überaus lästiges und ekelhaftes Übel, welches sich nur auf operativem Wege (Anlegen der blutigen Naht) beseitigen läßt.

Urinsäure, s. Harnsäure und Hippursäure.

Uri-Rothstock, ein Gipfel der Urneralpen, erhebt sich als steiler, firngekrönter Felsstock 8 km westsüdwestlich von Altorf zu 2932 m Höhe über dem Meere. Nach Westen, Norden und Süden stürzt der Berg mit jähen, kahlen Wänden ab; im Osten wird er durch die Mulde des Kleinthalfirns von der bis zum Urnersee (s. Vierwaldstättersee) sich erstreckenden Felskette der Gitschenstöcke geschieden. Die höchste Spitze, eine Felspyramide am westl. Rande des Stocks aus dem Firn aufragend, gewährt eine Fernsicht, welche derjenigen des Titlis kaum nachsteht. Besonders ergreifend ist der Blick auf den scheinbar unmittelbar unter dem Gipfel 2500 m tiefer gelegenen grünen Spiegel des Vierwaldstättersees. Die Besteigung wird gewöhnlich von dem urnerischen Dorfe Isenthal aus durch das Großthal oder das Kleinthal in 6 bis 7 Stunden ausgeführt. Der U. ist nicht der höchste, wohl aber der bekannteste Gipfel des nach ihm benannten, teilweise vergletscherten Massivs, welches sich, im Norden vom Isenthal und dem Schoneggpaß, im Süden vom Engelbergthal (s. d.) und dem Surenenpaß begrenzt, vom Reußthal westlich bis zum Thal der Engelberger-Aa erstreckt, aus Kalkstein der mittlern Jura- und der Kreideformation besteht, und im Brunnistock (2952 m) kulminiert.

Urissa, s. Orissa.

Uriya (Oriya), der in Orissa (s. d.) gesprochene, mit dem Bengalischen nahe verwandte Dialekt.

Urjädnik (russ., Ordner), Name des Unteroffiziers bei den irregulären Truppen in Rußland.

Urk, Insel in der Zuidersee, zur niederländ. Provinz Nordholland gehörig, 21 km östlich von Enkhuizen, zählt auf 80 ha 2136 E., welche Fischfang betreiben, und hat einen Hafen und einen Leuchtturm. Westlich von U. heißt das tiefe Fahrwasser Val van Urk. Die Insel ist in den geplanten Abschließungsdeich der Zuidersee mit einbezogen.

Urkalk, alte deutsche Bezeichnung der krystallinischen Kalksteine der Azoischen Formationen.

Urkorn-Alge, soviel wie Protococcus nivalis, s. unter Blutregen.

Urkunden, s. Diplom und Diplomatik.

Urkunden nennt man im Rechtssinn bleibende, zur Mitteilung bestimmte Zeichen, welche eine rechtlich bedeutsame Erklärung verkörpern. Ob die Zeichen geschrieben sind oder gedruckt u. s. w., und welcher Art das Material ist (Papier oder Metall u. s. w.), macht keinen Unterschied. (S. Urkundenbeweis.)

Urkundenbeweis (prozessualisch). Beweiskraft kommt einer Urkunde nur dann zu, wenn sie echt und wenn sie unverfälscht ist. Echt ist die Urkunde, wenn sie in Wirklichkeit von dem herrührt, welcher äußerlich als ihr Aussteller erscheint; verfälscht ist die Urkunde, wenn sie in einem wesentlichen Bestandteil (ohne den Willen des Ausstellers) verändert ist oder wenn ein Blankett ohne den Willen des Zeichners ausgefüllt ist. Öffentliche Urkunden nennt man diejenigen, welche von einer öffentlichen Behörde innerhalb der Grenzen ihrer Amtsbefugnisse oder von einer mit öffentlichem Glauben versehenen Person (z. B. einem Gerichtsvollzieher, einem Notar) innerhalb des ihr zugewiesenen Geschäftskreises in der vorgeschriebenen Form aufgenommen sind; alle andern Urkunden sind Privaturkunden. Eine ihrer äußern Erscheinung nach öffentliche Urkunde hat die Vermutung der Echtheit für sich. Über die Echtheit einer Privaturkunde hat sich der Gegner zu erklären. Bestreitet er ihre Echtheit, so ist dieselbe mit den gewöhnlichen Beweismitteln zu erweisen; auch Schriftenvergleichung kann dazu benutzt werden. Über die Beweiskraft unterschriebener Urkunden s. Unterschrift. Inwieweit äußere Mängel (Durchstreichungen, Radierungen u. s. w.) die Beweiskraft einer Urkunde beeinträchtigen, entscheidet das Gericht nach seiner freien Überzeugung.

Die echte unverfälschte Urkunde beweist zunächst, daß die darin enthaltene Erklärung von dem Aussteller abgegeben ist. Die materielle Beweiskraft der Urkunde bemißt sich nach dem Inhalt der Erklärung; diese ist entweder eine rechtliche Disposition, welche dann durch die Urkunde unmittelbar bewiesen wird (wie z. B. der schriftliche Vertrag, das Testament), oder ein außergerichtliches Zeugnis oder Geständnis. Öffentliche Urkunden, welche ein Zeugnis enthalten, liefern vollen Beweis der bezeugten Thatsachen, vorausgesetzt, daß sie auf eigener Wahrnehmung der Aussteller beruhen (z. B. eine Zustellungsurkunde, ein Wechselprotest); andernfalls liefern sie vollen Beweis nur zufolge besonderer gesetzlicher Bestimmung (z. B. Standesregister); Gegenbeweis ist stets zulässig, sofern nicht Landesgesetze ihn ausschließen oder beschränken. Die Beweisantretung geschieht mit der Vorlegung der Urkunde, wenn sie im Besitz des Beweisführers sich befindet; andernfalls muß derselbe zunächst ihre Edition bewirken (S. Edition.) Durch die Vorlegung wird die Urkunde gemeinschaftlich; der Beweisführer kann jetzt nur mit Zustimmung des Gegners auf die Urkunde verzichten. Vgl. Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich, §§. 380 fg. (S. auch Beweis.)

Urkundenfälschung ist in rechtswidriger Absicht erfolgender Mißbrauch der Urkundenform und wird jetzt meist als selbständiges, gegen öffentliche Treue und Glauben gerichtetes Delikt behandelt. Das Reichsstrafgesetzbuch unterscheidet in §§. 267—280 öffentliche Urkunden als solche, welche nach Maßgabe der Gesetze ihres Entstehungsortes auf öffentlichen Glauben Anspruch haben, gegenüber von solchen Privaturkunden, welche die Rechte Dritter zu beeinträchtigen geeignet sind und insofern zum Beweise von Rechten oder Rechtsverhältnissen erheblich erscheinen. Die U. (falsche Anfertigung) an sich wird nicht bestraft, vielmehr nur der Gebrauch zum Zwecke der Täuschung. Die Absicht, «sich oder einem andern einen Vermögensvorteil zu verschaffen oder einem andern Schaden zuzufügen», bildet einen Straferhöhungsgrund. Der fälschlichen Anfertigung einer Urkunde wird gleichgeachtet, wenn jemand einem mit der Unterschrift eines andern versehenen Papier ohne dessen Willen oder dessen Anordnungen zuwider durch Ausfüllung einen urkundlichen Inhalt gibt. Die sog. intellektuelle U. betreffen die §§. 271—273. Hat der Beamte die falsche Beurkundung wissentlich vorgenommen, so finden die §§. 348, 349 Anwendung. Fälle, welche nur wenig mit der U. gemein haben, werden vom Reichsstrafgesetzbuch in den §§. 274—279 behandelt. Die Fälschung von Legitimationspapieren u. s. w. «zum Zwecke bessern Fortkommens» betrifft §. 363. Zuchthausstrafe ist angedroht §§. 268, 272, 273; sonst Gefängnis, auch Geldstrafen und Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte (§. 280).

Urkundenlehre, soviel wie Diplomatik.

Urkundenprozeß ist ein besonderes, in der materiall verkürzten Defension des Beklagten beruhendes Verfahren, das die neue Deutsche Civilprozeßordnung (§§. 555—564) zuläßt, falls ein Anspruch die Zahlung einer bestimmten Geldsumme oder die Leistung einer bestimmten Quantität anderer vertretbarer Sachen oder Wertpapiere zum Gegenstande hat und die sämtlichen zur Begründung des Anspruchs erforderlichen Thatsachen durch Urkunden bewiesen werden können. Die Klage muß die Erklärung, daß im U. geklagt werde, enthalten; die Urkunden müssen in Ur- oder Abschrift der Klage beigefügt werden. Als Beweismittel sind bezüglich der Echtheit oder Unechtheit einer Urkunde sowie bezüglich aller Thatsachen, welche nicht zu den anspruchbegründenden Thatsachen gehören (insbesondere also der Einreden des Beklagten) nur Urkunden und Eideszuschiebung zulässig. Kann der Beklagte den formellen Anforderungen des U. nicht genügen, so wird er in diesem Prozeß mit seinen Einwendungen nicht gehört. Dem Beklagten ist aber, sofern er dem Anspruch widersprochen hat, die Ausführung seiner Rechte vorzubehalten. Das Urteil, welches unter diesem Vorbehalt ergeht, ist in Betreff der Rechtsmittel und der Zwangsvollstreckung als Endurteil zu betrachten, an sich ist es Zwischenurteil. Der Rechtsstreit bleibt im ordentlichen Verfahren anhängig; ergibt sich darin, daß der geltend gemachte Anspruch unbegründet war, so ist das frühere Urteil aufzuheben, der Kläger mit dem Anspruch abzuweisen und zur vollen oder teilweisen Erstattung der verursachten Kosten, sowie auf Antrag zur Erstattung des von dem Beklagten auf Grund des Urteils Gezahlten oder Geleisteten zu verurteilen. Im U. erlassene Urteile sind auch ohne Antrag für vorläufig vollstreckbar zu erklären. Vgl. Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich, §§. 555 fg. (S. auch Summarischer Prozeß.)

Urkundspersonen, Personen, welche zu einem Rechtsakt als Zeugen zugezogen werden und dann die darüber aufgenommene Urkunde mit unterzeichnen.

Urlaub heißt die zeitweilige Enthebung von Dienstgeschäften. Beim Militär wird der U.

einzelnen auf Ansuchen, das durch Gründe (Familienverhältnisse, Gesundheitsrücksichten etc.) unterstützt sein muß, bewilligt oder nach gesetzlichen Bestimmungen regelmäßig einer gewissen Anzahl von Mannschaften jedes Truppenkörpers erteilt, um Ersparnisse im Kriegshaushalt zu bewirken.

Urläuter, soviel wie Degras.

Urlichs (Ludw. von), Archäolog, Philolog und Litterarhistoriker, geb. 9. Nov. 1813 zu Osnabrück, studierte in Bonn, war dann Hauslehrer in der Familie des preuß. Gesandten Bunsen in Rom, wurde 1840 Privatdocent in Bonn, 1844 daselbst außerord. Professor, 1847 ord. Professor in Greifswald, 1855 ord. Professor der klassischen Philologie und Ästhetik in Würzburg, wo er noch wirkt. Von 1848 bis 1852 war er als Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses, sowie des Erfurter Parlaments thätig. In seiner jetzigen Stellung ist er neben seiner Lehrthätigkeit als Mitglied des obersten Schulrats mit der Aufsicht über eine Reihe von gelehrten Schulen beschäftigt. Er veröffentlichte: »Achaei Eretriensis quae supersunt« (Bonn 1834), »Chrestomathia Pliniana« (Berl. 1857), »Skopas Leben und Werke« (Greifsw. 1863), »Vindiciae Plinianae« (Heft 1, Greifsw. 1853; Heft 2, Erlangen 1866), »Charlotte von Schiller und ihre Freunde« (3 Bde., Stuttg. 1860—65), »Codex Urbis Romae topographicus« (Würzb. 1871), »Goethes Briefe an Johanna Fahlmer« (Lpz. 1875), »Briefe an Schiller« (Stuttg. 1877), »De vita et honoribus Taciti« (Würzb. 1879), »Beiträge zur Kunstgeschichte« (Lpz. 1885). Auch gab er den Agricola des Tacitus (Würzb. 1875) heraus.

Urliste heißt nach dem Deutschen Gerichtsverfassungsgesetz vom 27. Jan. 1877 die vom Vorsteher einer jeden Gemeinde oder eines landesgesetzlich gleichgestellten Verbandes alljährlich aufzustellende Liste der in der Gemeinde wohnhaften Personen, welche zum Schöffen- oder Geschworenendienst berufen werden können. Nähere Bestimmungen über die Aufstellung der U. gibt das Gerichtsverfassungsgesetz, §§. 36—41, 85—89.

Urmeristēm, s. unter Meristēm.

Urmiá oder Urûmijah, auch Derja-Schahi d. h. Königssee, See von Maragha oder See von Tebris genannt, ein berühmter See in der pers. Provinz Aserbeidschân, mit seinem Wasserspiegel 1300 m über dem Meere, südwestlich von Tebris gelegen, ist von Norden gegen Süden 126 km lang, 15—48 km breit und durch einige weit vorspringende gebirgige Halbinseln unregelmäßig gestaltet. Der See nimmt eine Fläche von 3840 qkm ein, umschließt sechs größere Inseln (im Süden), außerdem an 50 kleinere Eilande und Klippen und hat eine Tiefe von 4—7,8 m, ja bis 14,6 m. Wie der nur durch niedriges Hügelland von ihm geschiedene, nordwestlich in Türkisch-Armenien gelegene Wansee zeichnet sich auch der U. durch Salzreichtum aus, was sich schon weithin durch den Geruch kenntlich macht. Fische oder andere Tiere können in diesem Wasser nicht leben. Abfluß hat der See nicht, dagegen nimmt er auf allen Seiten Flüsse und Bäche auf, die meisten und größten am Südende. Fast überall ist der See von einem glitzernd weißen Salzrande umgeben. Viele Stellen seines Ufers überschwemmt er bei Hochwasser und bildet dann salzige Sümpfe, die man ausbeutet. In einer obstreichen und stark bevölkerten Gegend, 9,25 km vom westl. Ufer des Sees, liegt die Stadt Urmiá oder Urûmijah, im 9. und 10. Jahrh. auch Urmija, die schönste in ganz Aserbeidschân, der Sitz eines Gouverneurs, vom Schaher-Tschai und vielen künstlichen Wasseradern durchflossen und ganz in Obstgärten verborgen. Sie hat fast 6,4 km Umfang, eine Ringmauer von Backsteinen, breite reinliche Straßen, zahlreiche hübsche Plätze und reiche Obst- und Lustgärten. Von ihren 25000 E. sind 22000 Mohammedaner, 2000 Juden und 600 nestorianische oder chaldäische Christen (Caldani), die einen eigenen Bischof haben. Es befindet sich in der Stadt eine nordamerik. Mission, eine Missionsschule und eine Missionsbuchdruckerei. Der Hauptsitz dieser Mission ist das 7 km südwestlich und 325 m über der Stadt gelegene Dorf Seïr, wo die Wohnungen der Missionare mit allem Comfort versehen sind. In alter Zeit hatte das jetzige U. den Namen Thabarma (auch Thebarmas, Thebarmais) und wurde von den Persern als Geburtsstätte Zoroasters hochgeehrt, 624 aber nebst seinen Feuertempeln von Kaiser Heraklius zerstört. Der See hieß bei den Alten Lacus Matianus oder Mantianus, oder vom armen. Kapoit-dzow (d. h. blaues Meer) auch Kapauta (gewöhnlich unrichtig Spauta geschrieben), bei den Arabern See von Maragah oder Marâgha nach der 37 km von seinem östl. Ufer gelegenen gleichnamigen Stadt mit 20000 E., heißen Quellen und Glashütten.

Urne (vom lat. urna, d. i. Gefäß, Topf). Der Begriff dieses Wortes ist ursprünglich synonym mit Vase (vas, Gefäß); beide von sehr allgemeiner Bedeutung. (S. Vase.) Die Bedeutung des Wortes hat sich aber verengt, insofern als mit »Urne« diejenigen Thongefäße bezeichnet werden, welche in den nichtgriech. und nichtröm. Gräbern gefunden werden und vorzugsweise dem Totengebrauch, d. i. zur Aufbewahrung der Asche verbrannter Leichen gedient haben, während »Vase« jedes griech. Thongefäß bezeichnet, sowie diejenigen römischen, welche von ihrer Art in Marmor oder Erz, mehr zur architektonischen Zierde gefertigt wurden. Die Totenurnen im engern Sinne, als Behälter der Asche von verbrannten Leichen, finden sich nun zerstreut in Gräbern, insbesondere slaw., gall., germ., skandinav. Völkerschaften, soweit eben die Leichenverbrennung in Übung war. Aus »Hünengräbern« und andern Grabstätten prähistor. Zeit an das Licht gebracht, bilden sie überall einen Hauptbestandteil der Landes- und Provinzmuseen, und so auch einen Hauptgegenstand der archäologisch-prähistorischen oder anthropol. Forschungen. Sie sind zum großen Teile noch mit der Hand geformt, andere aber auch bereits auf der Töpferscheibe. Das Material, verschieden in seiner Farbe, richtet sich nach dem Thon, der eben an Ort und Stelle gefunden wurde. Die Ornamentation, weil durchaus primitiv, ist auch durchweg desselben Charakters, und darin sind die occidentalischen wenig von denen verschieden, welche als die ältesten in Griechenland und Kleinasien betrachtet werden können. Es ist Linienornament. Einfache Linien begleiten den Rand oder die Glieder der Gefäße, entweder eingeritzt, vertieft oder auch, wie bei den ältesten griechischen, mit Farbe schwarz auf lichterm Thon. Die Linien verdoppeln und vervielfachen sich, schwingen sich in Wellenbewegung, brechen sich in Zacken, in mäandernder Bewegung, verbinden sich mit Punkten, Kreisen und ähnlichen einfachen Motiven; einzelne U. sind auch in Relief mit Buckeln versehen. In diesem Stil und

auf dieser primitiven Stufe der Kunst pflegen sich diese speziell U. genannten Aschenkrüge jener Völkerschaften zu halten. Während die entsprechende Kunst bei den Griechen sich höher entwickelte, trat hier mit der Civilisation die Leichenbestattung ein und hinderte den künstlerischen Fortschritt der U.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. ist das Wort U. noch zu einer speziellen Bedeutung, die U. selbst zu einer eigentümlichen Anwendung gelangt. Damals in der Periode der Empfindsamkeit, wurde es Mode, alle möglichen Gegenstände mit U. zu schmücken; sie sollten ausdrücklich an das Grab, an die Vergänglichkeit der irdischen Dinge erinnern. Vasen (aber nur der Ausdruck Urne war dafür gebräuchlich) schmückten nun die Wohnung und das Gerät, Kleidung und Goldschmuck, Haus und Garten. Besonders liebte man die U. auf einen Säulenstumpf unter eine Trauerweide oder in eine Art Tempel zu setzen und einsame Plätze damit zu zieren. Dieser seltsame Geschmack verschwand wieder vor der romantischen Liebhaberei an Burgen, Ruinen und sonstigen Überresten des Mittelalters.

Urner Alpen, s. unter Alpen, Bd. I, S. 463.

Urner Loch, s. unter Teufelsbrücke.

Urnersee, s. unter Vierwaldstättersee.

Uroceridа, s. Holzwespen.

Urocystis, s. Brand des Getreides, sowie Tafel: Pflanzenkrankheiten, Fig. 3.

Urogenitalsystem (grch.), die Gesamtheit derjenigen Organe des menschlichen und tierischen Körpers, welche der Harnabsonderung, sowie den Funktionen der Fortpflanzung dienen. Hierzu gehören die Nieren und Nebennieren, die Harnleiter, die Harnblase und Harnröhre mit der Vorsteherdrüse, sowie sämtliche Geschlechtsorgane (s. d.).

Urolithiasis (grch.), Harnsteinbildung; Urosen, Harnkrankheiten; Uroskopie, Harnbeschauung, Harnuntersuchung, s. unter Harn.

Uropeltidae, Schildschwänze, eine merkwürdige nicht giftige Schlangenfamilie, deren 5 Gattungen und 18 Arten auf Ceylon und die Spitze von Vorderindien beschränkt sind. Sie haben einen cylindrischen Körper, einen sehr kurzen Schwanz, meist mit einer größern, schildartigen Endschuppe. Die Augen sind sehr klein, da die Tiere unterirdisch leben.

Urosch, Name mehrerer altserb. Könige. Der erste dieses Namens, Urosch der Weiße, nach seinen weißen Haaren so benannt, regierte 1122—1136. Später gehörten fünf U. der Dynastie Nomanja an; sie regierten in der Zeit von 1237 bis zur Ermordung U.s V. 1367. (S. Serbien.)

Uroskopie, Untersuchung des Harns, s. unter Harn, Bd. VIII, S. 853ᵇ.

Urphede, Urfehde, ist ein altes, der Rechtssprache angehöriges Wort für eidliche Versprechen, wegen einer erlittenen Verletzung, besonders wegen einer überstandenen Haft oder Folter, keine Wiedervergeltung üben zu wollen. Namentlich bezeichnete man damit den Eid eines entlassenen und verwiesenen Verhafteten, daß er das Land, aus welchem er verwiesen worden, nicht wieder betreten, noch weniger an demselben und dessen Bewohnern sich rächen werde.

Urquhart (David), ein als eifriger Turkophile bekannter engl. Schriftsteller, geb. 1805 zu Braclangwell in der Grafschaft Cromarty, studierte in Oxford Mineralogie, polit. Ökonomie und die Sprachen und Geschichte des Orients. Im J. 1827 begleitete er Lord Cochrane nach Griechenland, besuchte dann Konstantinopel und kehrte 1831 nach England zurück. Die Resultate seiner Reise, die er in den «Observations on European Turkey» beschrieb, waren eigentümlich. Er behauptete, daß die türk. Länder viele der Fortbildung fähige Elemente bergen, und daß die Politik Rußlands, welche die Auflösung des Osmanischen Reichs bezwecke, die Interessen der andern Mächte, namentlich Englands, gefährde. Im J. 1833 wieder in Konstantinopel angelangt, gab er das Werk «Turkey and its resources» heraus, in welchem er darzuthun suchte, daß die Erhaltung der Türkei, den russ. Eroberungsgelüsten gegenüber, ein europ. Interesse sei. Die Schrift machte, nebst den beiden Broschüren «England and Russia» und «The Sultan Mahmoud and Mehemed-Ali-Pasha» das größte Aufsehen. Im J. 1834 von neuem nach England zurückgekehrt, begann U. für seine Ansichten durch die Tagespresse zu wirken. Lord Palmerston ernannte ihn im Aug. 1835, während er zugleich das mysteriöse «Portfolio» erscheinen ließ, in welchem er die geheimsten Pläne Rußlands aufdeckte, zum Gesandtschaftssekretär in Konstantinopel, doch geriet U. hier bald in Zerwürfnisse mit dem brit. Gesandten Ponsonby, sodaß er nach London zurückging. U. eröffnete nun eine rastlose Agitation gegen das polit. System Palmerstons, dem er Verrat des brit. Interesses und russ. Tendenzen vorwarf. In seinem «Spirit of the East» (Lond. 1838) suchte er abermals über die Verhältnisse im Orient aufzuklären. Auch in «Exposition of the affairs of Central-Asia» (Lond. 1840), in «Exposition of the boundary differences between Great-Britain and the United-States» (Glasg. 1840) und mehrern Flugschriften unterwarf er das Verfahren Palmerstons der schärfsten Beurteilung. Viel Aufsehen machte seine Schrift «La crise, ou la France devant les quatre puissances» (Par. 1840). Im J. 1847 wurde er für Stafford ins Unterhaus gewählt. Eine Reise nach Spanien und dem nördl. Afrika, die U. 1848 unternahm und über die er in den «Pillars of Hercules, a narrative of travels in Spain and Marocco» (2 Bde., Lond. 1850) berichtete, bestärkte ihn in seiner Vorliebe für das Orientalische. Bei Gelegenheit der Wirren zwischen den Drusen und Maroniten veröffentlichte U. noch die Schrift «The Lebanon, a history and a diary» (Lond. 1860). Seine letzten Lebensjahre brachte er in Südeuropa zu und starb 16. Mai 1877 in Neapel.

Urquiza (Don Juste José de), argent. General und Staatsmann, geb. 1800 in der Provinz Entre-Rios, wurde während der Bürgerkriege in Argentina bald zum General befördert und 1840 Gouverneur von Entre-Rios. Er erhob sich 1851 gegen Rosas, den er mit brasil. Hilfe 3. Febr. 1852 bei Monte-Caseros besiegte. Hierauf wurde ihm 20. Nov. 1853 die Präsidentschaft übertragen. Nach abgelaufener Amtszeit 1860 war er eine Zeit lang Oberbefehlshaber der Kriegsmacht, zog sich aber bald ins Privatleben zurück. Bei einem Aufstande wurde er 11. April 1870 in San-José ermordet.

Ursache und Wirkung, s. Causalität.

Urseren, s. Andermatt.

Urshum, Kreisstadt im russ. Gouvernement Wjatka, an der Urshumka, mit (1883) 5294 E., hat zwei ziemlich bedeutende Jahrmärkte.

Ursidae, soviel wie Bären (s. d.).

Ursins (Anne Marie de la Trémouille, Herzogin von U.), geb. 1641, heiratete 1659 Adrien Blaise de

Talleyrand, Prinz von Chalais, dem sie 1663 infolge eines Duells in die Verbannung nach Spanien und Italien folgte. Im J. 1670 verwitwet, vermählte sie sich in Rom 1675 mit dem Herzog von Bracciano, Flavio Orsino, den sie 1695 ebenfalls verlor. Schon in diesen Jahren war die geistreiche und intrigante Frau, die wiederholt nach Frankreich kam, die Seele der franz. Partei an der Kurie, welche sie für die span. Projekte ihres Hofs zu gewinnen suchte. So konnte Ludwig XIV. nach der Thronbesteigung Philipps V. keinen bessern Vertreter seiner Interessen am Hofe von Madrid finden, als die Herzogin von U., welche als Oberhofmeisterin die junge Königin Marie Luise von Savoyen nach Spanien begleitete. Anfänglich allmächtig, sah sie sich doch bald von einer span. Fraktion und sogar vom franz. Gesandten d'Estrées selbst bedrängt, welcher sie in Versailles denunzierte und ihre Abberufung durchsetzte. Statt nach Italien, wie der Befehl lautete, ging sie an den Hof Ludwigs XIV., rechtfertigte sich glänzend und kehrte 1705 nach Madrid zurück. Sie behauptete ihre Stellung mit Energie und Einsicht in den Wechselfällen des großen Kriegs bis an den Tod Marie Luisens (14. Febr. 1714), indem sie der Monarchie Philipps mehr und mehr den span. Charakter aufprägte. Als Elisabeth von Parma Gemahlin des unselbständigen Königs wurde, waren die Tage ihrer Herrschaft gezählt. Noch auf dem Wege nach Madrid entließ die Königin (Dez. 1714) sie mit schimpflicher Härte. Die Herzogin lebte dann mit einem franz. Jahrgehalt in Holland, Genua und seit 1719 in Rom, wo sie, mit dem madrider Hofe seit Alberonis Sturz wieder ausgesöhnt, noch einmal bis an ihren Tod (5. Dez. 1722) Ansehen und Einfluß behauptete.

Ursinus oder Ursicinus, Gegenpapst. Nach dem Tode des Liberius (24. Sept. 366) kam es in Rom zu einer zwiespältigen Bischofswahl zwischen Damasus (s. d.) und dem Diakon U., deren Anhänger sich in den Straßen und Kirchen Roms blutige Kämpfe lieferten. Die weltliche Macht entschied zu Gunsten des Damasus; U. wurde verbannt, durfte zwar wieder zurückkehren, mußte indessen noch zweimal, zuletzt 378 nach Köln in die Verbannung und trat nach dem Tode des Damasus wieder von neuem erfolglos als Kandidat für den päpstl. Thron auf. Er verschwindet dann aus der Geschichte. (Vgl. Rade, «Damasus, Bischof von Rom», Freiburg 1882.)

Ursinus (Zacharias), eigentlich Beer, reform. Theolog, geb. 18. Juli 1534 zu Breslau, studierte in Wittenberg und Paris, wurde 1554 Lehrer in Breslau und 1561 Professor der Theologie zu Heidelberg, wo er mit Olevianus den Heidelberger Katechismus abfaßte. Auch nahm er an den Beratungen über die Pfälzer Kirchenordnung und an verschiedenen Religionsgesprächen hervorragenden Anteil. Nach dem Tode Friedrichs III. entlassen, bekleidete er seit 1578 eine Lehrstelle zu Neustadt an der Hardt und starb hier 6. März 1583. Eine Gesamtausgabe seiner Werke lieferte sein Schüler Reuter (3 Bde., Heidelb. 1612). (Vgl. Sudhoff, «Olevianus und U.», Elberf. 1857).

Ursprungscertifikate, s. unter Certifikat.

Urstoffe, s. Elemente.

Urstier, soviel wie Auerochs.

Ursula und die 11 000 Jungfrauen werden seit Jahrhunderten in Köln verehrt als eine heilige Schar, die daselbst durch ein heidn. Heer ihren Untergang gefunden. Nach der Legende war U. eine schöne brit. Königstochter, die von dem Sohne eines mächtigen Heidenfürsten zur Ehe begehrt wurde. Da sie sich aber schon Christo verlobt, erbat sie sich einen dreijährigen Aufschub, 10 edle Gefährtinnen, deren jede, wie sie selbst, 1000 Jungfrauen zu Begleiterinnen hatte, und 11 Dreiruderer zu einer Wallfahrtsreise. Rheinaufwärts kamen sie nach Köln, von da nach Basel, wo sie ihre Schiffe verließen und zu Fuß nach Rom pilgerten. Auf der Rückreise trafen sie vor Köln ein hunnisches Belagerungsheer, von dem sie bei der Landung niedergemetzelt wurden. U., die zuletzt übrig war, wies den Heiratsantrag des Hunnenfürsten zurück und fiel von Pfeilen durchbohrt. Himmlische Kriegsscharen vertrieben das hunnische Heer, während die Leichen der Jungfrauen von den Kölnern feierlich bestattet wurden. Lange Zeit danach kam aus dem Morgenlande, durch Traumgesichte bewogen, ein Grieche Clematius und baute die ihrem Andenken geweihte Kirche von Grund aus neu auf. Dies ist die älteste Form der Legende, wie sie zu Anfang des 12. Jahrh. zuerst Sigebert von Gemblours kurz erzählt. Mit diesem Jahrh. beginnt auch die Auffindung der heil. Gebeine, zuerst einzelner, dann seit der Aufgrabung des sog. Ager Ursulanus (seit 1155) vieler Tausende von Gerippen, welche die gleichzeitige Nonne Elisabetha in Schönau bei Oberwesel infolge von Visionen mit der heiligen U. und ihren Genossinnen in Zusammenhang brachte. Nach den Erklärungen von Schade («Die Sage von der heiligen U. und den 11 000 Jungfrauen», Hannov. 1854) ist U. eine in die kath. Mythologie herübergenommene uralte Göttin des german. Heidentums; doch ist es nicht unmöglich, daß der Legende die thatsächliche Ermordung einiger Jungfrauen bei einem kölner Rheinübergange der Hunnen zu Grunde liegt. Vgl. Kellerhoven, «La légende de Sainte-U.» (Par. 1860—62); Kessel, «St. Ursula und ihre Gesellschaft» (Köln 1863); Stein, «Die heilige U. und ihre Gesellschaft» (Köln 1879).

Ursulinerinnen, eine zu Ehren der heil. Ursula durch die heil. Angela Merici aus Brescia 1537 gestiftete, von Paul IV. 1544 bestätigte Schwesterschaft für Armen- und Krankenpflege, anfangs ohne gemeinsames klösterliches Leben. Erst 1614 gab sich die Schwesterschaft zu Paris eine klösterliche Verfassung; seitdem verbreitete sich der Orden schnell in Italien, Frankreich, den Niederlanden, Deutschland u. s. w. und konstituierte eine Menge Kongregationen mit manchen Eigentümlichkeiten. Alle befolgen die Augustinische Regel, stehen unter der Aufsicht des Bischofs, in dessen Sprengel ihre Klöster sind, legen die Klostergelübde ab, beschäftigen sich mit Armen- und Krankenpflege, mit dem Unterricht junger Mädchen und werden im Kloster unter der Aufsicht einer Superiorin gehalten. Die wichtigsten Kongregationen sind: die Kongregation von Lyon, gestiftet von Franziska von Bermond oder von Jesus Maria 1619; die Kongregation von Tulle, gestiftet von Antoinette Micolon und von Urban VIII. 1623 bestätigt; die Kongregation von Bordeaux, gestiftet von Franziska de Cazeres de la Croix 1617; die Kongregation von der Darstellung Unserer Lieben Frauen zu Avignon, gestiftet von Lucretia Gastineau 1637; die Kongregation zu Toulouse, von Margareta von Vigier 1617

gegründet; die Kongregation von Dijon, welche Franziska von Xaintonge 1619 stiftete. Die wichtigste Kongregation in Frankreich ist die von Paris, gestiftet von Cäcilie de Belloye 1604; sie befolgte bis 1640 die gewöhnliche Regel, erhielt aber durch Urban VIII. reform. Konstitutionen. Nach ihrem Muster sind die meisten Klöster der U. in Deutschland eingerichtet worden. Unter den ital. Kongregationen dieser Klosterfrauen sind besonders zu erwähnen: die U. der heil. Rufina und Secunda zu Rom, gestiftet von Franziska von Manjoux und Franziska von Gourey unter Paul V.; sie legen keine Gelübde ab. Ferner die U. von der Kongregation zu Parma, gestiftet durch den Herzog Ranuzio Farnese 1573; die Ordensschwestern von der Kongregation von Foligno, 1600, und von Urbino, gestiftet 1621, beide durch Paul von Foligno. Durch das Gesetz vom 31. Mai 1875 wurden wie die übrigen Orden und ordensähnlichen Kongregationen auch die U. vom Gebiete der preuß. Monarchie ausgeschlossen. Sie wandten sich meist nach Frankreich und den Niederlanden. Vgl. St.-Foix, «Annales de l'ordre de Sainte-Ursule» (Clermont 1858).

Ursus (lat.), der Bär.

Urteil ist die Form der als objektiv gültig in Anspruch genommenen Begriffsverknüpfung, in welcher der eine Begriff als Merkmal des andern erscheint. Subjekt heißt dabei der, welcher sich der Bestimmung durch einen andern darbietet; Prädikat heißt der, welcher diese Bestimmung selbst enthält. Das Zeichen der Verknüpfung oder Nichtverknüpfung ist die Copula, und da zu jedem Satze Subjekt, Prädikat und Copula gehören, so ist das logische U. die wesentliche Grundlage des grammatischen Satzes. Den wesentlichen Unterschied in der Form des U. bezeichnet nach der durch Kant in Deutschland üblich gewordenen Lehre seine Qualität, d. h. die Bejahung und Verneinung (positives Urteil: A ist B; negatives Urteil: A ist nicht B). Je nachdem das Prädikat von der ganzen Sphäre des Subjektbegriffs oder nur von einem Teile desselben bejaht oder verneint wird (der Quantität nach), ist es ein allgemeines (universales) oder besonderes (partikulares); rücksichtlich der übrigen Bestimmungen, denen die Form des U. unterliegen kann, ist das U. der Modalität nach assertorisch, apodiktisch oder problematisch; der Relation nach kategorisch, hypothetisch, divisiv oder disjunktiv. In den Fällen, wo Prädikate, die mit gewissen Subjekten verknüpft werden, Wertbestimmungen der Dinge, Ereignisse und Verhältnisse enthalten, welche die Subjektsbegriffe bezeichnen, sind unsere U. nicht theoretische oder Erkenntnisurteile, sondern praktische Urteile oder Beurteilungen, d. h. Wertbestimmungen dessen, worüber geurteilt wird; daher die Worte urteilen und beurteilen (loben und tadeln, vorziehen und verwerfen, billigen und mißbilligen) häufig als gleichbedeutend genommen werden. Während viele unserer Beurteilungen von unsern Neigungen, Leidenschaften, Irrtümern u. s. w. abhängen, machen ethische und ästhetische U. (Geschmacksurteile) auf allgemeine Gültigkeit Anspruch, und ihre Darlegung, Begründung und Anwendung auf Gegenstände der Natur, der Kunst und des praktischen Lebens ist die Aufgabe der Ästhetik, Ethik, Politik und ähnlicher Wissenschaften.

Über U. (Urtel) im Rechtswesen vgl. den Art. Entscheidung. Die U. teilen sich nach der Deutschen Civilprozeßordnung in Endurteile und Zwischenurteile; teilweise Endurteile nennt sie Teilurteile. (S. die einzelnen Artikel.) Endurteile wie Zwischenurteile können kontradiktorische U. sein oder Versäumnisurteile (s. Versäumnis). Das civilprozessuale U. setzt sich, abgesehen von der Bezeichnung der Parteien und ihrer gesetzlichen Vertreter (nach Namen, Stand oder Gewerbe, Wohnort und Parteistellung), sowie der Bezeichnung des Gerichts und den Namen der Richter, welche bei der Entscheidung mitgewirkt haben, zusammen aus der Urteilsformel oder dem Urteilstenor (der Verurteilung, Feststellung oder Abweisung der Klage), dem Thatbestand (s. d.) und den Entscheidungsgründen; die Urteilsformel ist von Thatbestand und Gründen äußerlich zu sondern. (S. auch Rechtskraft und Zwangsvollstreckung.)

Urteilskraft als das Vermögen, Urteile zu bilden, gehört zu den Funktionen des Denkvermögens oder Verstandes, und ist insofern eine Eigenschaft, ohne welche der menschliche Geist nicht als normal funktionierend gedacht werden kann. Sofern aber von der strengern Übung und höhern Ausbildung dieses Vermögens die genauere Erkenntnis der uns umgebenden Welt, die Auffassung und Beurteilung der Ereignisse, die Erwartungen, die wir von dem Laufe der Begebenheiten hegen und nach denen wir unsere Handlungen einrichten, abhängt, versteht man unter U. im engern Sinne wohl auch die erlangte Fertigkeit, angemessen, treffend und richtig zu urteilen, besonders aber die Fähigkeit, einen neu aufgenommenen Vorstellungsinhalt sogleich unter die ihm gebührenden allgemeinen Gesichtspunkte zu bringen. Scharfsinn, Tiefsinn, Vorsicht, Umsicht, Witz werden dann als verschiedene Äußerungen der U. angesehen; Einfalt und Dummheit bezeichnen den Mangel oder eine große Unvollkommenheit derselben. Die Lehre von der U. hat bereits im Altertum durch Aristoteles ihre feste Grundlage erhalten. Unter den Neuern hat namentlich Kant in seiner «Kritik der U.» ihr eine sehr ausführliche Untersuchung gewidmet.

Urteilsvollstreckung, s. Vollstreckung des Strafurteils.

Urtica *L.*, Nessel, Pflanzengattung aus der Familie der Urticaceen. Man kennt gegen 30 Arten, die in den gemäßigten Zonen eine weite Verbreitung besitzen. Es sind einjährige oder perennierende Kräuter mit ein- oder zweihäusigen, unansehnlichen grünlichen Blüten, von denen die männlichen eine vierteilige Blütenhülle und vier, anfangs eingeschlagene, dann elastisch aufschnellende Staubgefäße, die weiblichen aber eine zweiteilige Blütenhülle und einen Fruchtknoten mit sitzender, kopfförmig-pinseliger Narbe haben. Die opponiert stehenden Blätter, sowie die Zweige und Blüten sind mit Brennhaaren besetzt, die bei der Berührung an der Spitze abbrechen, die Haut ritzen, einen brennendscharfen Saft in die kleine Wunde fließen lassen und dadurch Brennen und Entzündung erregen. Das von in Deutschland einheimischen Nesseln verursachte Brennen ist zwar lästig, aber nur sehr unbedeutend im Vergleich mit einigen südasiat. Nesseln. Unter diesen zeichnet sich vorzüglich die in Bengalen einheimische feingekerbte Nessel (*U. crenulata Roxb.*) durch heftiges Brennen aus, indem sie auch bei nur leiser Berührung mit einem Finger ein anfangs schwaches Brennen erregt, das sich jedoch binnen einer Stunde zu einem wütenden Schmerze

steigert, ohne daß Geschwulst oder Röte erscheint. Der Schmerz verbreitet sich bald über das Glied, z. B. den ganzen Arm, erregt fast Kinnbackenkrampf und dauert in gleicher Heftigkeit an 24 Stunden. Derselbe läßt die folgenden Tage zwar nach, verschwindet aber erst am achten oder neunten Tage, kehrt indes in dieser Zeit bei Benetzung mit kaltem Wasser sogleich in voller Heftigkeit wieder. Überhaupt werden alle durch Nesseln verursachte Entzündungen durch hinzugebrachte Nässe nur verlängert; noch stärker wirkt die auf den Sunda-Inseln einheimische U. urentissima *Bl.*, deren Brennhaare sehr starke, jahrelang andauernde Schmerzen hervorrufen. Von der in Deutschland überall gemein wachsenden ausdauernden **zweihäusigen** oder **großen Nessel** (U. dioica *L.*) und der einjährigen **kleinen Nessel** (U. urens *L.*) war sonst Kraut und Samen als Heilmittel gebräuchlich. Die jungen Triebe der erstern werden hier und da als Salat und die jungen Pflanzen wie Spinat oder Kohl als Gemüse gegessen. Die festen Fasern des Stengels können von allen etwas stärkern Arten zu Gespinsten und Geweben sowohl von der feinsten als auch gröbsten Art verwendet werden, und zwar nennt man das aus den Bastfasern der Nesselstengel produzierte zarte Gespinst **Nesselgarn**, das Gewebe **Nesseltuch**. Vor Einführung der Baumwolle wurden in Deutschland und in der Picardie diese Fabrikate regelmäßig hergestellt; auch ist seit 1875 eine Agitation zur Wiederaufnahme der Nesselfaserindustrie von Berlin aus in Gang gekommen, doch bisher fast gänzlich ohne Erfolg geblieben. Dagegen werden mehrere Arten der verwandten Gattung Böhmeria *Jacq.* (s. d.) in China und andern Ländern als wichtige Gespinstfaserpflanzen im Großen angebaut.

Urticacēen (Urticacēae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Man kennt gegen 1500 Arten, die über die ganze Erde verbreitet vorkommen. Es sind Bäume, Sträucher oder krautartige Gewächse von sehr verschiedenem Habitus. Die Blüten sind eingeschlechtig und regelmäßig gebaut; sie bestehen aus einem einfachen, kelchartig entwickelten Perianthium mit mehrern Lappen, meist vier Staubgefäßen in der männlichen und einem einfächerigen Fruchtknoten in den weiblichen Blüten. Die Früchte sind in der Regel Nüßchen, seltener mit fleischiger Fruchthülle versehen, in einigen Fällen zu Scheinfrüchten vereinigt. Viele Arten der U. enthalten reichlich Milchsaft, der technische Verwendung findet, so der bekannte Gummibaum, Ficus elastica, andere werden zur Gewinnung von Fasern benutzt, wie einige Böhmeria-Arten und der Hanf, wieder andere liefern wichtige Früchte, wie der Brotfruchtbaum (Artocarpus) und der Feigenbaum (Ficus carica). Neuerdings rechnet man unter die U. eine Reihe Familien, die früher als besondere Familien betrachtet wurden, nämlich die Ulmaceen, Celtideen, Moreen, Artocarpeen, Cannabineen. Man hatte sie schon früher unter dem Namen **Urticineen** mit den U. in eine Abteilung zusammengefaßt, doch ist es natürlicher, sie als eine zusammengehörige Familie zu betrachten.

Urticaria (lat.), die Nesselsucht; **Urtikation**, das Peitschen mit Nesseln, ein Reizmittel bei Lähmung und Unempfindlichkeit der Glieder.

Urticineen, s. Urticaceen.

Urtiere, s. Protozoen.

Urucu, s. Orlean.

Uruguay, einer der beiden Stammflüsse des La-Plata (s. d.) in Südamerika, entsteht an der Serra Geral in der brasil. Provinz Sta.-Catharina aus der Vereinigung des Pilotas und Xapeco, strömt in sehr schnellem Laufe innerhalb Brasiliens westwärts, wendet sich darauf aber allmählich nach Süden und scheidet Brasilien und dann den Staat Uruguay (s. d.) im Osten von den argentinischen Provinzen Corrientes und Entre-Rios im Westen. Nachdem er rechts den Uruguay-Guazu, Aguapey, Mirionai, Macoreta und Gualeguaychú, links den Uruguay-Pita, Ijuhy, Piratiny, Ycabaqua, Ybicuy, Cuarein, Arapey, Daiman, Queguay, zuletzt den mächtigen Rio Negro aufgenommen, mündet er im Norden von Buenos-Ayres in den Paraná, worauf das vereinigte Wasser den Namen Rio de la Plata annimmt. Die Einfahrt zwischen der Nordküste und der ihr vorliegenden argentin. Insel Martin-Garzia erhält durch den Wasserzuschuß des Paraná eine außerordentlich starke Strömung und heißt deshalb der Höllenkanal. Die ganze Länge des U. wird auf 1390 km, sein Gebiet auf 358000 qkm geschätzt. Er ist als Wasserstraße für die angrenzenden Staaten von großer Wichtigkeit. Von seiner Mündung etwa 166 km aufwärts bildet der U. bis zur Punta von Fray-Bentos, an der Mündung des Gualeguaychú, ein seeartig erweitertes Becken von 11—16,6 km Breite. Auf dieser Strecke hat er nur geringe Strömung und geringe Tiefe, aber in seiner ganzen Länge eine tiefere Furche, sodaß er von tiefer gehenden Schiffen befahren werden kann als der Kanal von Garzia. Bei Fray-Bentos macht er eine Biegung nach Osten, bald jedoch kehrt er wieder in seine Richtung von Süden gegen Norden zurück und verengt sich plötzlich zu einem Kanal von 490—975 m, der trotz vieler bewaldeter Inseln bis Paysandú, 277 km oberhalb der Mündung, mit solchen kleinen Seeschiffen (Küstenfahrern) befahren werden kann, welche den Kanal von Garzia zu passieren vermögen. Ungefähr 83 km oberhalb Paysandú kommen die untersten Stromschnellen des U. vor, der sog. Kleine Katarakt (Salto-Chico), der die obere Grenze für die Beschiffung mit kleinen Seeschiffen und mit Dampfern bildet. Etwa 22 km weiter aufwärts, 385 km von der Mündung, findet sich der Große Fall (Salto-Grande), der bei günstigem Winde von Barken passiert werden kann. Oberhalb dieser Stelle wird der U. nach aufwärts mit Booten befahren bis zum Gran-Salto de Mberuy (27° 20′ südl. Br.), einer mit Urwäldern bedeckten und von wilden Indianern bewohnten Gegend. Der Strom ist periodischen Anschwellungen unterworfen, die meist von den periodischen Regen im Gebiet seiner obern Zuflüsse verursacht werden.

Uruguay oder **Republica Oriental del Uruguay**, ein Freistaat im ehemaligen span. Südamerika, zwischen 30° 5′ und 35° 5′ südl. Br., 35° 43′ und 40° 55′ westl. L. (von Ferro) gelegen, wird im S. und W. durch die Ströme La-Plata und Uruguay von der Argentinischen Konföderation getrennt und grenzt im SO. an den Atlantischen Ocean, im NO. und N. an Brasilien. Der Flächeninhalt wird zu 169822 qkm angegeben. Die geogr. Lage des Landes ist eine sehr günstige, die horizontale Gliederung sehr einfach, die vertikale Gliederung wenig ausgezeichnet. Das Land bildet eine terrassierte Hochfläche von geringer absoluter Höhe, von schmalen, felsigen Bergzügen (Cuchillas, d. i.

Messer) durchsetzt, die im Norden mehr einen wirklichen Gebirgscharakter bis zu 600 m Höhe annehmen. Die Ebenen von U. liegen durchgängig höher über dem Meere als die der benachbarten argentin. Provinzen. Es herrschen in denselben, wie in Argentina, die tertiären Formationen der Pampas vor, aber auch krystallinisch körnige Urgesteine treten hervor, sowie neuere Eruptivmassen. An nutzbaren Mineralien scheint U. nicht reich zu sein. Von Erzen kommen Gold, Eisen, Zink, angeblich auch Silbererze, Blei, Schwefel, Antimon und Steinkohlen vor. Am meisten gewinnt man bisher Achate, Karneole und Amethyste, die man ausführt, besonders nach Deutschland, wo sie namentlich in den Steinschleifereien von Oberstein (s. d.) verarbeitet werden. Die Bewässerung des Landes ist eine überaus reichliche. Außer den beiden großartigen Grenzflüssen La-Plata und Uruguay (s. d.), welche das Land dem auswärtigen Verkehr aufschließen, hat dasselbe, außer den zahlreichen Zuflüssen des Uruguay, den Rio Negro, einen größern Fluß, dessen Wassernetz reichlich die Hälfte der Bodenfläche bewässert und als Verkehrsstraße für den Binnenhandel von Wichtigkeit ist. Unter den südwärts in den La-Plata gehenden Gewässern ist der Rio de Santa-Lucia der bedeutendste. Im Osten werden fast alle Gewässer von dem Rio Cebollaty gesammelt, welcher nordostwärts in die große Lagune Merim fließt. Der Atlantische Ocean erhält keinen eigentlichen Fluß aus U., indem sich an der Küste eine Reihe größerer und kleinerer Lagunen hinzieht, die alle von der Landseite Gewässer aufnehmen. Zwischen diesen Küstenlagunen und dem Rio Cebollaty bedecken sumpfartige Niederungen ein weites Terrain. Mit Ausnahme dieser sumpfigen und einiger sandigen Küstenstrecken zeigt sich der Boden teils zum Ackerbau, teils zur Viehzucht geeignet. Hinsichtlich des Klimas, der Flora und Fauna kommt U. im allgemeinen mit den benachbarten Provinzen der Argentinischen Konföderation (s. d.) überein. (S. die Karte **La-Plata-Staaten, Chile und Patagonien**, Bd. X, S. 815.)

Die Zahl der Bevölkerung beträgt (1883) 520536, worunter etwa 36000 Italiener, 39000 Spanier, 14000 Franzosen, 5000 Engländer und Deutsche, 20000 Brasilianer und 15000 Argentiner. Die große Masse der Einheimischen, span. und portug. Ursprungs, ist durchgängig mit dem Blute der Guarani, Charruas und anderer Indianerstämme gemischt; Indianer ungemischten Blutes scheinen aber nicht mehr vorzukommen. Ein großer Teil der Gesamtbevölkerung (104472) kommt auf Montevideo (s. d.), die Hauptstadt des Landes. Sonst ist die ländliche Bevölkerung, meist auf zerstreut liegenden Landgütern (estancias) und Höfen wohnend, die überwiegende. Außer der Hauptstadt gibt es nur noch vier Ciudades oder Städte und 20 Flecken (villas) von dorfähnlichem Ansehen. Die bedeutendern Orte liegen am La-Plata- und Uruguaystrom oder in geringer Entfernung davon. Den Hauptzweig der volkswirtschaftlichen Thätigkeit bildet noch die Viehzucht, namentlich die Rindvieh- und Pferdezucht, die ganz wie in Argentina betrieben wird. Nach einer offiziellen Schätzung zählte die Republik 1878 etwa 7 Mill. Stück Rindvieh, 14 Mill. Schafe und 900000 Pferde. Durch die europ. Einwanderer ist auch der Ackerbau bereits wichtig geworden und verspricht viel eher ein Hauptzweig der Landwirtschaft zu werden als in Argentina. Zur Beförderung der Einwanderung aus Europa hat sich 1866 zu Montevideo eine Centralkommission gebildet, unter deren Mitgliedern sich angesehene fremde Kaufleute, auch Deutsche, befinden; es wanderten (1883) 31276 Personen ein. Die Fabrikthätigkeit ist gering. Bedeutend sind aber die Schlächtereien und Saladeros oder Pökelanstalten, namentlich die zu Fray-Bentos (s. d.). Der Handwerksbetrieb ist größtenteils in den Händen der Franzosen, die auch nebst den Italienern als Barkenschiffer und Küstenfahrer thätig sind. Der Handel wird hauptsächlich von Engländern und Deutschen betrieben. Die Handelsthätigkeit in U. ist von großer Bedeutung, und Montevideo rivalisiert mit Buenos-Ayres. Die Gesamtausfuhr über sämtliche Zollstätten hatte 1884 einen Wert von 24800000 Pesos (zu 4 Mark 29 Pf.), die Einfuhr von 21600000 Pesos. Ausgeführt werden Ochsenhäute, Pferdehäute, Talg, Fett, Wolle, getrocknetes und gesalzenes Fleisch, Fleischextrakt, Pferde- und Rinderhaare, Knochen, Knochenasche und Hörner; ferner Weizen, Mais, Mehl, Schiffsbrot, Schaf- und Kalbfelle, Achate u. s. w. Der Binnenhandel leidet noch unter dem Mangel gebahnter Straßen. Von Eisenbahnen waren 1885 421 km in Betrieb; die wichtigste Linie ist die Central-Uruguaybahn, welche Montevideo mit Florida und Durazno verbindet. Die Länge der Telegraphenlinien betrug 1883 1062 km, nicht einbegriffen ein submarines Kabel von 160 km, das jetzt bis nach Chile verlängert ist; ein anderer submariner Telegraph führt nach Rio de Janeiro und das sog. Manakabel setzt U. in direkte Verbindung mit Europa. Die Zahl der Postbureaus betrug 1878 234. Mit den am Uruguay und La-Plata gelegenen Ortschaften steht die Hauptstadt in geregelter Dampfbootverbindung, auch mit Buenos-Ayres und den Hauptplätzen am Paraná bis Asuncion hinauf. Die Postdampferverbindung mit Europa erfolgt auf 14 Linien, darunter zwei deutsche (Bremen und Hamburg).

Staatsreligion ist die römisch-katholische, doch ist auch den andern Konfessionen Kultusfreiheit gewährt und es herrscht überhaupt große Toleranz. Die Kirchengüter sind längst vom Staate eingezogen, der Klerus daher arm, die aus Spaniern und Italienern bestehende Mehrzahl desselben überdies höchst ungebildet. Anstalten zur Ausbildung von Geistlichen fehlen fast gänzlich. Erst seit 1876 besteht dafür zu Montevideo das Colegio pio. In Montevideo gibt es eine anglikanische und eine deutsch-prot. Gemeinde. Neuerdings bildete sich auch im Innern eine deutsch-prot. Gemeinde, und in der Waldenserkolonie im Depart. Colonia befindet sich ein piemontesisch-prot. Pfarrer. An Wohlthätigkeitsanstalten ist ebenfalls noch Mangel, doch bestehen zu Montevideo ein Hospital, ein Armenasyl, ein Findel- und ein Waisenhaus und eine Irrenanstalt. Das Unterrichtswesen im Innern des Landes liegt noch sehr danieder; das Land hat 196 Elementarschulen (wovon 64 in Montevideo); außerdem gibt es in Montevideo eine Universität und viele Privatschulen. Auch besteht daselbst eine Nationalbibliothek von über 10000 Bänden.

Die **Staatsverfassung** beruht auf der 18. Juli 1830 proklamierten, sehr liberalen Konstitution, die aber selten in faktischer Wirksamkeit gewesen. Hiernach steht ein auf vier Jahre gewählter Präsident als vollziehende Gewalt an der

Spitze des Staats, ihm zur Seite ein Vizepräsident (der jedesmalige Senatspräsident) und ein Ministerium. Die gesetzgebende Gewalt üben zwei Kammern, die der Senatoren und der Repräsentanten. Die erstern werden je einer für jedes Departement durch indirekte Wahl, die letztern im Verhältnis von 1 zu 3000 Köpfen der Bevölkerung durch direkte Wahl gewählt. Die richterliche Gewalt wird durch einen aus zwei Sektionen von je drei Mitgliedern bestehenden hohen Gerichtshof (Tribunal de Apelaciones), durch Gerichte erster Instanz und Friedensgerichte ausgeübt. Kriminalverbrechen werden durch Geschworene (Hombres buenos) abgeurteilt. Das Gesetzbuch und die speziellen Codices beruhen auf den allgemeinen Prinzipien des Code Napoléon. Wie Religions-, so ist auch Preßfreiheit anerkannt. Für die Departements bestehen, außer dem polit. Präfekten, gewählte Verwaltungsbehörden (Juntas economo-administrativas), deren Verhältnis zur Centralregierung wenig geordnet ist. Die Finanzen des Staats befinden sich in keinem guten Zustande. Das Budget schließt fast regelmäßig mit einem Defizit ab, welches durch eine große schwebende Schuld und Ausgabe von Staatsobligationen ausgeglichen zu werden pflegt. Die Hauptquelle der Einnahmen bilden die Einfuhrzölle; 1885 kamen von der Einnahme (11640000) 7250000 Pesos auf die Zölle. Die Summe der Ausgaben betrug 1885 11520491 Pesos. Am 1. Jan. 1884 betrug die innere konsolidierte Schuld 38938184 Pesos, die auswärtige Schuld 16297344 und die internationale Schuld 4040375, zusammen 59275903 Pesos. Der Betrag des umlaufenden Papiergeldes belief sich 1. Jan. 1884 auf 1696892 Pesos. Die bewaffnete Macht besteht aus 3 Schützenbataillonen, 5 Kavallerie- und 2 Artillerieregimentern und zählt 212 Offiziere und 3061 Mann. Die Nationalgarde besteht aus 20000 Mann und liefert in Kriegszeiten allein die Elemente der Armee. Die Flotte besteht aus drei kleinen Dampfern, zwei Kanonenbooten und einer Schaluppe. Das Wappen von U. ist in vier Felder geteilt. Das erste blaue Feld zeigt eine goldene ruhende Wage als Symbol der Gleichheit; das zweite silberne eine Citadelle mit aufgesteckter Fahne (Montevideo); das dritte silberne ein nach rechts gewendetes Roß, das vierte blaue einen nach links gewendeten Ochsen, als Repräsentanten der Hauptprodukte des Landes. Nationalfarben sind weiß und blau, die Flagge zeigt vier horizontale blaue Balken in weißem Feld, in der linken obern Ecke eine goldene Sonne in weißem Feld. Der Staat ist in 15 Departements eingeteilt: Montevideo, Canelones, Colonia, Soriano, San-José, Florida, Rocha, Maldonado, Cerro-Largo, Salto, Minas, Durazno, Rio Negro, Paysandu und Tacuarembo. Außer der Hauptstadt Montevideo sind bemerkenswert: La-Union, Villa, 5 km nordöstlich von der Hauptstadt und mit dieser durch eine Pferdebahn verbunden, mit 8200 E.; Colonia del Sacramento (s. Sacramento); Paysandú (s. d.); Salto, am Uruguay, nach Montevideo der bedeutendste Handelsplatz des Staats und Hauptausfuhrort der Achate und anderer Halbedelsteine am Ausgangspunkt der Eisenbahn nach Brasilien, mit 10000 E.; Maldonado, an der Mündung des La-Plata und einer guten Hafenbai in kommerzieller und militärischer Hinsicht äußerst günstig gelegen, 1724 gegründet, aber jetzt nur noch 1000 E. zählend.

Geschichte. Das Gebiet der Republik U. bildete seit Errichtung des span. Vizekönigreichs von Buenos-Ayres einen Teil desselben, nämlich die beiden Gobiernos de Montevideo und del Uruguay, doch wurde es gewöhnlich unter dem Namen Banda-oriental (Ostseite) zusammengefaßt. Die Provinz war bei ihrer für die Befahrung und Beherrschung des La-Plata so überaus wichtigen Lage stets ein Zankapfel zwischen den Spaniern und Portugiesen, welche letztere namentlich in der letzten Zeit der span. Herrschaft in Südamerika hier einen ausgedehnten Schleichhandel trieben. Um diesen zu vernichten, zog die span. Regierung den entschlossensten aller Schleichhändler, Fernando José de Artigas (geb. 1755), in ihre Dienste. Als 1811 Buenos-Ayres die Republik proklamierte, war Artigas ein Anhänger der Junta und schlug die königl. Truppen. Nachdem der Anführer der Aufständischen, General Alvear, 20. Juni 1814 Montevideo erobert, verlangte Artigas die Auslieferung der Stadt, worüber der Bürgerkrieg entbrannte. Diese Zerwürfnisse benutzte die portug. Regierung in Brasilien, um die Banda-oriental mit Brasilien zu vereinigen. General Lecor besetzte Montevideo 19. Jan. 1817; allein Artigas führte den Kampf mit Brasilien wie mit Buenos-Ayres fort, bis er endlich 1820 nach Paraguay sich zurückziehen mußte. Unterdessen hatte die brasil. Regierung die Banda-oriental unter dem Namen Cisplatinische Provinz 1821 mit Brasilien vereinigt. Als aber Brasilien sich 1822 von Portugal trennte, blieb die portug. Besatzung in Montevideo dem Mutterlande treu, und erst im Dez. 1823 gelang es den brasil. Truppen Montevideo zu erobern. Allein die Republik Buenos-Ayres wollte Dom Pedro nur unter der Bedingung der Zurückgabe von Montevideo und der Banda an die Plata-Republik als Kaiser anerkennen. In der Banda selbst hatte das Volk gegen die Einverleibung der Provinz in das brasil. Reich protestiert und sich unter den Schutz von Buenos-Ayres begeben. Einige Exilierte aus U., 33 an der Zahl, kehrten aus Buenos-Ayres 19. April 1825 unter der Führung des Generals Lavalleya zurück und sammelten bald einige Tausend um sich. Sie besiegten die brasil. Occupationstruppen, worauf Dom Pedro 10. Dez. an Buenos-Ayres den Krieg erklärte. Am 20. Febr. 1828 fand eine entscheidende Schlacht zu Gunsten von Buenos-Ayres statt. Darauf vermittelte und garantierte Großbritannien den Frieden zwischen Brasilien und La-Plata zu Rio de Janeiro 27. Aug. 1828 und zu Santa-Fé 21. Okt., nach welchem die Provinz Montevideo als ein unabhängiger Staat sich eine Verfassung geben durfte. Diese in ihrer polit. Unabhängigkeit gesicherte Cisplatinische Republik suchte zunächst für ihre polit. Organisation zu sorgen. Ein Kongreß zu Florida beschloß 10. Sept. 1829 eine Verfassung und übertrug dem General Rondeau aus Buenos-Ayres als Präsidenten die vorläufige Verwaltung.

Nachdem die Konstitution von den Schutzmächten England und Brasilien 24. März 1830 gutgeheißen worden war, wurde sie 18. Juli als Verfassung der Republica Oriental del Uruguay beschworen und General Fructuoso Ribera als Präsident auf vier Jahre gewählt. Am 1. März 1835 übernahm General Manuel Oribe, unterstützt von Ribera, die Präsidentschaft, wurde jedoch schon im Okt. 1838 von dem letztern gestürzt, weil er das

ihm zugesagte Kommando dem eigenen Bruder übertrug. Dies legte den Grund zu allen folgenden Wirren. Auf der einen Seite stand Ribera, sich stützend auf die Landbevölkerung, die Gauchos; auf der andern Seite Oribe, Repräsentant der großen Grundbesitzer (Estanceros). Riberas Anhänger nannten sich Colorados (Rote), die Anhänger Oribes Blanquillos (Weiße). Zu gleicher Zeit traten zwei einflußreiche Thatsachen auf. Die vom Diktator Rosas (s. d.) hart verfolgten Unitarier flüchteten aus Buenos-Ayres nach U. und boten Ribera ihre Dienste an, der ihnen als Gegendienst die Mitwirkung zum Sturze Rosas' versprach, und ebenso unterstützte Frankreich, das mit Rosas gebrochen, Montevideo gegen Buenos-Ayres. Oribe wandte sich um Hilfe an Rosas, und so war seit 1839 Buenos-Ayres im Kriege gegen U.; seit Mai 1842 wurde Montevideo von Oribe mit Rosas' Unterstützung auf der Wasserseite blockiert, seit 17. Febr. 1843 auch auf der Landseite eingeschlossen. Ribera, 6. Dez. 1842 bei Arroyo-Grande von Oribe und Urquiza geschlagen und von der Hauptstadt abgesperrt, führte den Krieg gegen Oribes Föderalistenpartei auf argentin. Gebiete fort, erlitt aber 27. März 1845 durch Urquiza eine entschiedene Niederlage bei India-Muerta. Ribera ging nach Brasilien, landete indessen schon im April 1846 während eines Aufstandes in Montevideo und wußte sich wieder der Armee zu bemächtigen. Doch erlitt er 27. Jan. 1847 eine Niederlage bei Salto, sodaß er seinem persönlichen Feinde Pacheco y Obes den Oberbefehl überlassen mußte. Von Frankreich verlassen, wandte sich U. um Unterstützung an Brasilien und Entre-Rios, dessen Gouverneur Urquiza sich eben von Rosas lossagte. Durch einen Präliminarvertrag vom 29. Mai 1851 wurde zwischen den drei Staaten eine Tripleallianz geschlossen, und Urquiza rückte nun mit Truppen von Entre-Rios und Corrientes, Herzog Caxias mit einem brasil. Corps 20. Juli in U. ein. Oribe verließ darauf 29. Juli 1851 sein Lager bei Cerrito mit 5000 Mann, hob, nachdem sich der uruguayische General Garzon mit Urquiza und Caxias 25. Aug. vereinigt und 30. Aug. ein brasil. Geschwader in den Paranástrom eingedrungen war, 2. Sept. die Belagerung von Montevideo nach mehr als achtjähriger Dauer auf und wurde 3. Okt. bei Las-Piedras geschlagen. Am 8. Okt. zog Urquiza als General-en-Chef der Bundesarmee in Montevideo ein. Durch den auf die Schlacht von Monte Caceros 3. Febr. 1852 erfolgten Sturz Rosas' verlor Oribe selbst die letzte Hoffnung, nach Montevideo zurückzukehren. Doch war daselbst seine Partei so zahlreich, daß sie bei der Präsidentenwahl an Stelle Suarez', der seit 1843 Präsident war, ihren Kandidaten Juan Francisco Giro durchsetzte, der 1. März 1852 sein Amt antrat. Jetzt entstanden aber Differenzen zwischen U. und Brasilien wegen Entschädigung für die Hilfe, die 1852 gütlich erledigt wurden, und auch im Innern des Staats folgte eine Emeute der andern. Präsident Giro wurde endlich durch eine Revolution 24. Sept. 1853 gestürzt und eine provisorische Triumviralregierung, die Generale Ribera und Lavalleja und Oberst Flores, an das Staatsruder gestellt. Am 13. Jan. 1854 starb Ribera, und Venancio Flores wurde hierauf 12. März zum Präsidenten der Republik (bis zum 1. März 1856) von der Kammer gewählt. Infolge dieser Revolution hielt sich zugleich Brasilien für verpflichtet, 4000 Mann Pacifikationstruppen ins Land einrücken zu lassen. Im Verlauf des Sommers 1854 erschien ein Dekret, wonach vom 1. Jan. 1855 an die schiffbaren Flüsse der Republik den Handelsschiffen aller Welt eröffnet wurden.

Unterdessen hatten sich die Colorados in zwei Parteien gespalten, von denen die mächtigere sich heftig gegen Flores erklärte. Als überdies Oribe im Hafen von Montevideo erschien, verließ Flores 28. Aug. 1855 die Stadt, vor welcher er sich mit seinen Truppen lagerte, während in der Stadt sich eine provisorische Regierung bildete. Hierauf dankte Flores 9. Sept. ab und der Senatspräsident Manoel Bustamente trat provisorisch bis zum März 1856 an seine Stelle. Die brasil. Regierung zog ihre Truppen aus dem Gebiete von U. zurück, aber sogleich brach 23. Nov. ein Aufstand aus, der von Flores in Montevideo, auf dem Lande von Oribe unterdrückt wurde. Am 1. März 1856 trat der neugewählte Präsident Gabriel Antonio Pereira sein Amt an. Der 12. Nov. 1857 erfolgte Tod Oribes, des alten Leiters der Blancos, gab zu neuer Aufregung Anlaß. Es bildeten sich im Lande Haufen von Aufständischen, die Anfang 1858 sogar die Hauptstadt bedrohten. Am 6. Jan. 1858 landete der uruguayische General Cesar Diaz von Buenos-Ayres aus mit etwa 100 Mann im Hafen von Montevideo und vereinigte sich mit den Insurgenten, die den General Freire zum provisorischen Präsidenten wählten. Anstatt aber Montevideo anzugreifen, wandte sich Diaz in das Innere des Landes. Nach einer in der Mitte des Januar erlittenen Niederlage ergab sich das Hauptkorps der Aufrührer 28. Jan. am Rio Nero bei Quinteros den Regierungstruppen unter General Medina. Diaz, Freire, Tajes und 24 andere Offiziere wurden 31. Jan. zu Quinteros erschossen, weitere Exekutionen folgten. Dem Bürgerkriege folgte ein Zustand von Erschöpfung und Anarchie. Brasilien und Argentina, deren Interesse bei dieser Lage der Dinge ins Spiel kam, schlossen 2. Juni 1859 zu Rio de Janeiro einen Vertrag mit U. ab, in welchem die Beziehungen der drei Staaten von neuem festgestellt wurden. Brasilien und Argentina erkannten die Integrität U.s als Bürgschaft des Friedens, des Gleichgewichts und der Sicherheit an, verpflichteten sich, die Unabhängigkeit und Integrität der Republik verteidigen zu wollen, und erklärten dieselbe in ihrem Verhältnis zu den beiden Nachbarstaaten für einen absolut neutralen Staat. Die Kammern ratifizierten jedoch den Vertrag nicht. Am 1. März 1860 wählten die Kammern Bernardo Prudencio Berro zum Präsidenten der Republik, einen Hauptführer der Blancos. Die Ruhe ward jedoch aufs neue gestört, indem General Venancio Flores, welcher 1858 nach Buenos-Ayres geflüchtet war, von Argentina aus Mitte April 1863 bei Colonia als «Libertador» landete und sich durch Zuzug von Colorados verstärkte. Da bei dem Ablauf der Amtsperiode Berros keine Neuwahl zu Stande kam, trat 1. März 1864 der seitherige Vizepräsident Atanasio Cruz Aguirre die Präsidentschaft provisorisch an, der sich in kurzem durch Flores von allen Seiten bedroht sah. Der brasil. Gesandte Saraiva suchte vergebens einen Waffenstillstand mit Flores einzuleiten, verließ 7. Juli Montevideo und ging nach Buenos-Ayres, von wo aus er 5. Aug. die brasil. Schiffe beauftragte, sofort Gewalt gegen U. zu ergreifen.

Die Sache verwickelte sich indessen noch mehr, als die Regierung von Paraguay in einer Note vom 30. Aug. 1864 die Intervention Brasiliens in die Angelegenheiten U.s für eine Störung des Gleichgewichts der La-Plata-Staaten und einen casus belli erklärte und 11. Nov. die Feindseligkeiten eröffnete. (S. Paraguay.) Darauf hin ließ Brasilien zunächst 12. Okt. Truppen unter General Mena Barreto die Grenze von U. überschreiten, und erklärte 16. Okt. die Hafenstädte Salto und Paysandú in Blockadezustand. Am 26. Nov. rückte das Gros der Invasionsarmee in U. ein und besetzte Salto, worauf Flores, unterstützt von der brasil. Flotte, 6. Dez. Paysandú angriff, das er 2. Jan. 1865 eroberte. Bald sah sich Aguirre nur auf Montevideo beschränkt, wo die Blancos und Colorados in heftigstem Kampfe lagen. Bereits 2. Febr. wurde der Hafen der Hauptstadt in Blockadezustand erklärt und 9. Febr. mit den Angriffen auf der Landseite begonnen. Aguirre legte 15. Febr. die Präsidentschaft nieder, die der Senator Tomas Villalba mit der Zusage übernahm, eine vertragsmäßige Übergabe der Stadt zu vermitteln. Schon 20. Febr. kam so mit Flores in La-Union, unter Zustimmung des brasil. Bevollmächtigten, ein Friedensvertrag zu Stande, wonach Flores mit seinen Truppen und einer brasil. Brigade in Montevideo einzog und unter dem Titel eines Gefe del Gobierno Provisorio eine unumschränkte Herrschaft übte. Am 1. Mai 1865 erfolgte zwischen U., Brasilien und Argentina der Abschluß eines Allianzvertrags zur gemeinschaftlichen Kriegführung gegen Paraguay, und der Krieg nahm hiermit einen für südamerik. Verhältnisse großartigen Charakter an. Die Paraguaiten verteidigten sich jedoch unter schwankendem Kriegsglück heldenmütig. Nachdem das Kontingent von U., welches zu Yatay heldenmütig gekämpft hatte, fast gänzlich aufgerieben, und das argentin. Heer 1867 zum Teil zurückgezogen worden war, befanden sich die Brasilianer eigentlich nur noch allein auf dem Kampfplatze. Flores selbst war bereits im Sept. 1866 nach Montevideo zurückgekehrt, wo er sich sehr mild und versöhnlich benahm, jedoch 19. Febr. 1868 von vier Blancos ermordet wurde. Allein der Vorgang hatte die Volksmasse gegen sich, die nun ihrerseits eine blutige Verfolgung gegen die Blancos begann. Der Senat ernannte sofort des Ermordeten Bruder, Don Manoel Flores, zum provisorischen Präsidenten, und die Republik wurde in Kriegszustand erklärt, alle Blancos-Offiziere und Unteroffiziere aus den Armeelisten gestrichen und die Nationalgarde einberufen. Aber schon 22. Febr. 1868 starben Manoel Flores und 21 andere hervorragende Anhänger des Ermordeten plötzlich und fast gleichzeitig; ob an Gift oder an der Cholera blieb unentschieden.

Solchen Zuständen gegenüber drängte alles auf die Wahl eines definitiven Präsidenten, und 1. März 1868 wurde demgemäß der der Partei der Colorados angehörige General Lawrence Battle einstimmig zum definitiven Präsidenten erwählt. Jedoch schon im Juli 1869 brach unter der Führung Caraballos aus dem Grunde, weil die Regierung den Zwangskurs der Noten der Privatbanken nicht länger gestatten wollte, ein Aufstand der Blancos offen aus, welcher bald an Ausdehnung gewann, aber, da Urquiza den Insurgenten die Anerkennung verweigerte, im August durch Oberst Perez mit Waffengewalt unterdrückt wurde. Ende 1870 kam es zu einem bewaffneten Aufstande der Blancos und im Jan. 1871 zu einem Kampfe in der Nähe der Hauptstadt Montevideo, in welchem die Insurgenten geschlagen wurden. Der Bürgerkrieg dauerte dann mit mehr oder weniger Stärke fort, bis es der argentin. Regierung nach wiederholten Vermittelungsversuchen im April 1872 gelang, die beiden streitenden Parteien zu einem Waffenstillstand zu bewegen und auf Grund von beiderseitigen Konzessionen dem Lande auf dem legalen Wege neuer Wahlen und vermittelst einer gemischten Regierung den Frieden zurückzugeben. Am 1. März lief die Periode der Präsidentschaft Battles ab und T. Gomensoro, der Präsident des Senats, gelangte zur provisorischen Führung. Jetzt kam es bald zur Aussöhnung der beiden Parteien und 1. März 1873 ward der Advokat Ellauri zum definitiven Präsidenten gewählt. Reibungen zwischen der Legislative und Exekutive veranlaßten eine Militärrevolution, in deren Folge Ellauri 15. Jan. 1875 das Land verließ und an seiner Statt der Senatspräsident Pedro Varela ernannt wurde. Die finanzielle Mißwirtschaft Varelas rief jedoch die Opposition des Handelsstandes und darauf eine allgemeine Bewegung hervor. Varela verließ das Land und 10. März 1876 wurde Oberst Latorre zum provisorischen Präsidenten proklamiert. Bei Beginn der neuen Verfassungsperiode 1. März 1877 wurde dann derselbe auf ein Jahr und 1. März 1879 auf vier Jahre wiedergewählt. Als aber Latorre sein Amt bereits 17. März 1880 niederlegte, wurde F. A. Vidal zu seinem Nachfolger erwählt und als auch dieser 1. März 1882 sein Amt niederlegte, General Maximo Santa bis 1. März 1886 zum Präsidenten ernannt. An diesem Tage trat er ordnungsmäßig von seinem Amte zurück, wurde aber, nachdem er inzwischen eine innere Revolution und einen aufrührerischen Einfall von Argentinien her bei Quebracho (31. März) niedergeworfen hatte, bereits am 1. April provisorischer Präsident bis zum 1. März 1887.

Litteratur. Reyes, «Descripcion geografica del territorio de la Republica Oriental del U.» (Montevideo 1859); Sommer-Gelser, «Lebensbilder aus dem Staate U.» (Basel 1861); «The republic of U., Montevideo, geographical, social and political» (Lond. 1862); Wonch, «Mitteilungen über das soziale und kirchliche Leben in U.» (Berl. 1864); Isid. de Maria, «Compendio de la historia de la Republica Oriental U.» (Montevideo 1864); Franckenberg, «Versuch einer Darstellung der polit. Verhältnisse der La-Plata-Staaten und besonders der Republik U.» (Köln 1866); «République Orientale de l'U. Notice historique» (Par. 1867); Mulhall, «Handbook of the River Plate Republics» (Lond. u. Buenos-Ayres 1875); Diaz, «Historia politica y militare de las republicas del Plata» (7 Bde., Montevideo 1878); «The republic of U., South-America, its geography, history etc.» (Lond. 1883); Lomba, «La republica oriental del U.» (Montevideo 1884); Bordoni, «Montevideo e la republica dell' U.» (Mail. 1885).

Uruki, Nebenfluß des Congo (s. d.).

Urâmija, s. Urmia.

Urundi, Land an der nördl. Ostküste des Tanganjika in Ostafrika, zwischen 3 und 5° südl. Br., vom 30.° östl. L. von Greenwich durchschnitten; die Bevölkerung von U. schätzt Stanley auf 3 Mill.

Urupu ist der einheimische Name für die südamerik. Aasgeier (Cathartes), welche einen relativ

schwächern Schnabel und dünnere Läufe als der Condor, auch keine Fleischlappen auf dem Kopfe haben. Ihr Gefieder ist einfarbig.

Urwahl und **Urwähler**, s. unter Wahl.

Urwald wird derjenige Waldzustand genannt, in welchem das freie Walten der Natur in keiner Weise durch Eingriffe der Menschen gestört oder beschränkt worden ist. Dort sieht man die mächtigsten Bäume durch Orkane oder dadurch, daß sie das Ziel ihres Lebens erreicht haben, zusammengestürzt übereinander liegend, langsam verwesend neuen Generationen wieder Platz machend. Auf den modernden, wirr übereinander liegenden Stämmen haben die Samen anderer Bäume gekeimt, weshalb solche Stämme häufig mit jungen Bäumen verschiedenen Alters besetzt sind. Auf dem Stamme trocken gewordene Baumriesen stehen zwischen dem neuen Anwuchse, massig ist der Waldhumus aufgehäuft und gibt reichliche Nahrung für die üppigste Vegetation. Des Menschen Fuß ist dieser Waldeinsamkeit fern; nur wilde Tiere hausen dort im sichern Schutze der natürlichen Verhaue. In Deutschland finden sich nur noch wenige Urwälder, z. B. im Böhmerwalde (zum großen Teil vernichtet durch Sturm und Borkenkäfer in den J. 1870—74) und im Bayrischen Walde, in den schwer zugänglichen höhern Regionen der Alpen (z. B. der Wettersteinwald bei Partenkirchen); mehr aber in den weniger bevölkerten Ländern, wie Polen und Rußland, und in Amerika sind noch überaus große Flächen damit bedeckt. Besonders ausgezeichnet und einen eigentümlichen landschaftlichen Charakter gewährend ist der tropische U. durch die mächtigen, bis zu den äußersten Spitzen der größten Bäume reichenden und sie oft ganz bedeckenden Schlingpflanzen (Lianen) und wegen der zahllosen, oft schon blühenden Gewächse (Orchideen u. a.) und Farnkräuter, die sich an den Stämmen der ältern Bäume angesiedelt haben.

Urzeugung oder Abiogenesis (Generatio aequivoca, heterogenea, primaria, spontanea) hat man die elternlose Entstehung organischer Wesen genannt, sei es aus unorganischem Stoffe (Autogonie nach Häckel) oder aus organischem, aber ungeformtem Bildungsstoffe (Plasmogonie nach demselben). Die Frage, um die es sich hier handelt, ist so alt als die Wissenschaft selbst, und je weiter man zurückgeht, desto weiter wird auch der Kreis derjenigen Organismen, von denen man glaubte, sie könnten aus formlosem Stoffe ohne Voreltern erzeugt werden. Aristoteles glaubte noch, daß die Aale aus dem Schlamme entständen. Vor der Anwendung des Mikroskops mußten natürlich die Entwickelungsvorgänge derjenigen Tiere und Pflanzen, die sich aus mikroskopischen Eiern und Keimkörnern entwickeln, der direkten Beobachtung entzogen bleiben und so den Glauben nähren, sie seien aus formlosem Stoffe entstanden. Jetzt glaubt wohl kein Naturforscher mehr, daß Eingeweidewürmer sich äquivok entwickeln, und der Streit um die Generatio aequivoca dreht sich nur noch um die allerniedersten Lebensformen.

Besonders in neuester Zeit wurde die Aufmerksamkeit durch die franz. Forscher erregt, die sich in zwei Lager teilten: die Heterogenisten, an deren Spitze besonders Joly, Pouchet, Onimus, und die Panspermisten, die unter der Führung von Pasteur kämpften und behaupteten, daß alle Entwickelung von Schimmel, von mikroskopischen Organismen, wie Bacterien, einzelligen Pilzen u. s. w., die man in gärenden und faulenden Stoffen finde, davon herrühre, daß winzige Keime dieser Organismen in der Luft herumgeführt und in den Flüssigkeiten abgesetzt werden, wo sie sich dann in staunenerregender Weise vermehrten. Auf die Beobachtungen und Versuche, welche diese Einsaat in der Luft schwebender Teilchen unzweifelhaft darthaten, gestützt, ging man dann noch weiter, indem man nachwies, daß die Vorgänge der Gärung überhaupt keine rein chem. Prozesse, sondern durch die Lebensverrichtungen dieser Organismen bedingt und unterhalten seien. In diesem Streite hat Pasteur durch seine außerordentlich scharfsinnigen und wohlkombinierten Versuche durchaus obgesiegt und nachgewiesen, daß alle jene niedern Schimmel, Pilze, Infusorien u. s. w. nur durch in der Luft schwebende Keime verbreitet werden. Wenn Redi und Vallisneri das Auftreten der Fliegenmaden im Fleische durch dessen Aufbewahrung hinter feinen Drahtnetzen verhüteten, so thaten sie dasselbe wie wir, wenn wir das Eindringen der Gärungspilze und Infusorien in tierische und pflanzliche Substanzen durch Einkochen und Aufhebung in verlöteten Büchsen ausschließen. Eine der glänzendsten Entdeckungen der modernen Chirurgie, die Methode des Wundverbandes von Lister (s. d.), knüpft unmittelbar an die Pasteurschen Entdeckungen in der Pilz- und Infusorienfrage an. Bei den meisten Infektionskrankheiten, bei Milzbrand, Tuberkeln, Typhus, hat man in den betreffenden Organen Bacillenformen entdeckt, und es scheint, daß diese und andere Krankheiten, von denen man seither glaubte, daß sie rein auf innern Ursachen beruhten, sich nur unter Mitwirkung oder auf Veranlassung dieser von außen eingedrungenen Keime entwickeln.

Damit ist indessen die Frage noch nicht entschieden. Der negative Beweis, daß U. überall nicht stattfinden könne, läßt sich überhaupt nicht anstellen, da immer noch der Einwand offen bleibt, daß die Organismen sich zwar in den künstlichen, durch die Versuche benötigten Verhältnissen nicht entwickeln, während die Möglichkeit einer Entwickelung unter andern Umständen nicht bestritten werden kann. Indessen liegt der Schwerpunkt der Frage auch anderswo. Alle jene Organismen, um welche es sich in den Pasteurschen Versuchen handelt, haben schon eine höhere Organisation, Zellen, Kernbildung u. s. w., und es ist demnach schon von vornherein sehr unwahrscheinlich, daß sie sich unmittelbar aus formlosem Stoffe hervorbilden. Dagegen kennt man eine ziemliche Anzahl von Wesen, die nur aus formlosem Stoffe, sog. Protoplasma, ohne weitere Differenzierung bestehen (Moneren nach Häckel) und die dennoch gewisse Lebenserscheinungen, wie Bewegung, Aufnahme von Nahrungsstoff u. s. w., zeigen, also wirklich lebende Organismen sind. Ob diese Wesen aus nichtbelebtem organischen Stoffe oder aus unorganischem Stoffe direkt entstehen können, ist noch nicht experimentell untersucht.

U. s., Abkürzung für ut supra, d. i. wie oben.

U. S., offizielle Abkürzung für United States, Vereinigte Staaten. — **U. S. A.**, offizielle Abkürzung für United States of America, Vereinigte Staaten von Amerika; auch für United States Army, Vereinigte Staaten-(Land-)Armee.

Usagara, der Kern der deutschen Besitzungen in Mittelostafrika, liegt zwischen 6° 20′ und 8° südl. Br., sowie 53° 10′ und 55° 30′ östl. L. von

Ferro. Das Land ist durchwegs gebirgig, im Süden Hochplateaus von 1800 bis 2000 m Meereshöhe bildend und eine wilde Hochgebirgsnatur aufweisend. Der engl. Forscher Last fand in den Gebirgen des nördl. Teils Gipfel, die bis 2400 m aufsteigen. Hauptfluß des Landes ist der gegenüber Sansibar mündende Wami. Das Klima ist in den höhern Lagen kühl und feucht, namentlich an den der Seebrise zugänglichen Osthängen der Gebirge; diese höher gelegenen Landstriche sollen für Europäer gesund sein. Heftigere Fieber treten in den tiefern Senkungen des Landes ein, die während der Regenzeit Moräste bilden. Im allgemeinen ist U. sehr fruchtbar, überall von Wasserläufen durchzogen, mit reichem Wald geschmückt, dessen Nutzhölzer später einen Hauptausfuhrartikel bilden werden. Die Bewohner des dichtbevölkerten Landes, die Wasagara, produzieren besonders Mais, Hirse, Bohnen, Maniok, Bananen; neuerdings angestellte Versuche bewiesen, daß Wein und europ. Obst an geeigneten Lagen sehr gut gedeihen; ebenso auch Kartoffeln, Roggen und Weizen. In den tiefern Flußthälern erblickt man geeignete Gebiete für den Anbau von Zucker, Baumwolle, Kaffee und andern tropischen Gewächsen. Da die Tsetsefliege fehlt, ist auch die Viehzucht unbehindert. Die Pumbaberge im innern U. weisen Eisenerzgewinnung auf. U. wurde mit den umliegenden Landschaften Nguru, Useguha und Ukami im Nov. und Dez. 1884 durch Karl Peters für die Gesellschaft für deutsche Kolonisation erworben, aus der sich dann die Deutsche Ostafrikanische Gesellschaft entwickelte. Am 27. Febr. 1885 erhielt letztere einen Schutzbrief des Deutschen Kaisers. Anfang 1885 wurde in U. die erste deutsche Station, Simaberg, gegründet, später eine zweite, Kiora. Vgl. G. Westphal, «Deutsch-Ostafrika und Sansibar» (Weim. 1885); Kettler, «Spezialkarte von Mittelostafrika» (1:3000000, Weim. 1886).

Usambara, Landschaft unweit der afrik. Ostküste, nördlich vom Unterlaufe des Rufu, vom 5.° südl. Br. durchschnitten, ist eine der schönsten Landschaften Ostafrikas mit eigentümlich geformten Kuppelbergen und großen Wäldern, in denen die Bäume oft eine Höhe von über 60 m erreichen. Die Bevölkerung ist jedoch arm; die Hauptstadt heißt Fuga. U. wurde von Jühlke und Lieutenant Weiß durch Vertrag vom 19. Juni 1885 für die Deutsche Ostafrikanische Gesellschaft erworben.

Usanzen (frz.) sind Gebräuche und gewohnheitsmäßige Voraussetzungen im Handelsverkehr, z. B. hinsichtlich der Beschaffenheit der Ware, der Lieferungszeit, der Kreditfrist, der Taraberechnung, welche, dafern die Parteien in ihrem Falle nichts Gegenteiliges verabreden, bei der Beurteilung von Handelsgeschäften Berücksichtigung finden. In Deutschland und Österreich-Ungarn haben nur solche U. Geltung, die mit den Bestimmungen des Handelsgesetzbuchs nicht in Widerspruch treten. (S. Handelsbrauch.) Zu den U. gehörte ursprünglich auch der Wechsel-Uso; soweit derselbe aber auch die Zahlungsfrist bestimmen sollte, ist er in Deutschland und Österreich-Ungarn nicht mehr gestattet. Wechsel, welche nach Uso (a uso) zahlbar gestellt sind, nennt man Usowechsel. Die Bedeutung der durch «Uso» bezeichneten Frist ist in den betreffenden Ländern, wo der Wechsel zahlbar, eine verschiedene; sie begreift hier und da 15 Tage, anderwärts bis zu drei Monaten; im Britischen Reiche ist sie je nach dem Ausstellungslande von verschiedener Dauer (ein, zwei, drei Monate). Die Usofrist wird in den meisten Ländern vom Tage der Vorzeigung des Wechsels beim Bezogenen oder Domiciliaten (Acceptanten), von der sog. Sichtzeit abgerechnet, in denjenigen Staaten aber, welche dem franz. Wechselrecht folgen, vom Tage der Ausstellung ab (nach dato), falls hier nicht das Gegenteil im Wechsel ausdrücklich vorgeschrieben ist. Kaufmännische Anweisungen dürfen auch in Sachsen, Sachsen-Weimar, Sachsen-Altenburg und den beiden Fürstentümern Reuß auf Uso gestellt werden, und sie verfallen dann dort am 14. Tage nach Präsentation zur Sicht. Für Deutschland kann der Uso nur noch in Betracht kommen bei Wechseln, welche im Auslande auf deutsche Plätze unter Bestimmung einer Usofrist gezogen sein sollten, und es würde dafür das Gesetz desjenigen fremden Staats oder Ortes maßgebend sein, in welchem der Wechsel ausgestellt ist; diese Regel hat jedoch in Bayern, im Königreich Sachsen und in Sachsen-Weimar durch eine besondere Vorschrift eine Einschränkung erfahren, indem daselbst festgestellt worden ist, daß die im Auslande auf die gedachten Staaten trassierten Usowechsel in Bayern 14 Tage vom Tage der Präsentation an, in Sachsen und Sachsen-Weimar am 14. Tage nach Präsentation verfallen sollen. Man stellt Wechsel auch wohl auf 2 Usi (a doppio uso), 1½ Usi und ½ Uso Frist aus.

Usbeken (bei Vámbéry Özbegen), ein türk. Volksstamm von mehr politisch-sozialer, als ethnischer Bedeutung, der die frühere sog. Tatarei, das jetzige Turkestan (s. d.), bewohnt und die Herrschaft in dessen Chanaten von Bokhara oder dem im engern Sinne Usbekistân genannten Lande, dann in mehrern andern kleinen, aber selbständigen Gebirgsstaaten Westturkestans, sowie in Chiwa und, neben uigurischen Türken unter chines. Oberhoheit, auch in Ostturkestan oder Turfan sich aneignete. Scheibani-Chan, ein Bruder Batu-Chans, wurde 1248 der erste Stifter der Usbekenmacht am Oxus, indem er aus den ihm durch die Großmut seines Bruders überlassenen Provinzen das Reich Turan (s. d.) gründete. Unter einem seiner Nachfolger Usbek wurde der Name U. allgemein, und ihre Macht erweiterte sich durch stete Einwanderungen vom kiptschakischen Reiche her, sodaß sie sich in vielen blutigen Kriegen mit den Persern, Bucharen (Sarten), Turkmanen und den alten Khorasmiern messen konnten. Später verfielen sie der Gewalt der Timuriden, die sich hier am längsten behaupteten, bis 1498 Baber aus Westturkestan weichen mußte. Hierauf begründete Scheibek-Chan seine Herrschaft in Bokhara, und seine Nachfolger gewannen auch die Oberhoheit über Chiwa, bis sich 1802 nach langen verwüstenden Bürgerkriegen und blutigem Herrscherwechsel endlich der Usbeke Mahmed-Rachim-Chan die souveräne Herrschaft errang. Die U. bilden in den unterworfenen Ländern gewissermaßen den Adel, leben jetzt meist in Städten, bekleiden die höchsten Stellen und sind Besitzer der vielen kleinen Schlösser und Burgen, die man zerstreut findet und die sie an Turkmanen und Sarten oder Tadschiks, die kein eigenes Land besitzen, verpachten. Die Gesamtzahl wird auf 2 Mill. geschätzt. Vgl. Vámbéry, «Das Türkenvolk in seinen ethnolog. und ethnogr. Beziehungen» (Lpz. 1885).

Usch (poln. Uscz), Stadt in der preuß. Provinz Posen, Regierungsbezirk Bromberg, Kreis Kolmar, links an der schiffbaren Netze, gegenüber der

Einmündung der Küddow, in einer von vielen Wiesen und Torfmooren durchzogenen Gegend, zählt mit der Glasfabrik Neufriedrichsthal (1885) 2163 E., darunter 1050 Polen, hat eine kath. und eine evang. Pfarrkirche, eine Synagoge, sowie Schiffahrt, Flößerei und Lachsfang.

Uschebti (d. h. «Antworter»), Name der kleinen Figuren in Mumiengestalt, die die Ägypter dem Toten in das Grab massenhaft beigaben, damit sie, wenn der Verstorbene im Totenreiche zur Fronarbeit aufgerufen würde, anstatt seiner antworten und für ihn die schwere Arbeit übernehmen sollten. Daher tragen sie so oft Ackerwerkzeuge auf den Schultern. Die ältesten, die man kennt, stammen aus dem mittlern Reich, wo sie indes noch sehr selten vorkommen; besonders häufig sind sie im neuen Reich und in der saitischen Zeit. Sie kommen in den verschiedensten Stoffen und in rohester sowohl als feinster Ausführung vor.

Uschitze, Kreisstadt in Serbien, an der Djetinja in einem Thalkessel gelegen, hat (1885) 5750 E., ist Sitz der Kreisbehörden und einer Realschule. Die Reste einer im Mittelalter erbauten Burg, welche bis 1862 die Türken besetzt hielten, erheben sich oberhalb der Stadt. — Der Kreis Uschitze hat in 1 Stadt, 4 Flecken und 188 Dörfern 128318 E.

Üschküb, s. Üskjub.

Usedom, eine 408 qkm Flächenraum mit etwa 30000 E. enthaltende Insel von etwa 45 km Länge und 22 km Breite im Regierungsbezirk Stettin der preuß. Provinz Pommern, scheidet mit der östlich von ihr, jenseit der Swine gelegenen kleinern Insel Wollin, mit welcher sie den Kreis Usedom-Wollin (687,9 qkm mit 48856 E.) bildet, das Pommersche Haff, und zwar dessen westl. Teil oder das Kleine Haff, von der Ostsee und ist ihrerseits durch den Peenestrom vom Festlande getrennt, auf welcher Seite sie vielfach, namentlich durch das Achterwasser, zerrissen wird. Hinter ziemlich hohen Dünenhügeln tritt, wie auf Wollin und Rügen, unter den Diluvialbildungen weiße Kreide hervor und bildet einige Anhöhen, die im südl. Teile mit ihren Buchenhainen und Aussichten auf Meer, Haff und Festland, wie auf die zahlreichen Seespiegel der Insel selbst derselben landschaftliche Reize verleihen, welche an Schönheit mit denen von Rügen wetteifern. Solche Höhen sind der 48,87 m hohe Streckelsberg, der Glaubensberg bei dem ehemaligen Kloster Pudagla, der Kickelsberg bei Benz und besonders der 52,7 m hohe Golm bei Swinemünde. Der Westen ist flacher, aber fruchtbarer, der Norden am ödesten, mit niedrigen Dünen besetzt, von Einbrüchen des Meeres bedroht. Im ganzen ist die Insel eine Ebene, mit Brüchen, Mooren, Torfgründen und Wiesen, zahlreichen Seen und beträchtlichen Waldungen, aber auch mit ziemlich fruchtbarem Ackerboden bedeckt. Feldbau, Viehzucht, Heringsfischerei, Schiffahrt und Handel, Lotsendienst und Einsammlung von Bernstein bilden die Nahrungszweige der Einwohner. Die ganze Südküste der Insel wird von der Linie Ducherow-Swinemünde der Preußischen Staatsbahnen begleitet.

Die Stadt Usedom an der Südwestseite der Insel, an der Linie Ducherow-Swinemünde der Preußischen Staatsbahnen, im Hintergrunde einer seeartigen Bucht, die durch die sog. Kähle mit dem Kleinen Haff in Verbindung steht, ist sehr alt, indem schon 1128 Herzog Wratislaw I. daselbst einen Landtag hielt, auf welchem die Pommern das Christentum annahmen. Der Ort zählt (1885) 1825 E., die Feldbau und Fischerei treiben. Bedeutender ist die Hauptstadt Swinemünde (s. d.), der Sitz der Kreisbehörden und bekannter Badeort, wie das benachbarte Heringsdorf (s. d.). Vgl. Gadebusch, «Chronik der Insel U.» (Anklam 1863).

Usedom (Karl Georg Ludw. Guido, Graf von), preuß. Diplomat, geb. 17. Juli 1805 zu Hechingen, erzogen zu Carzitz auf der Insel Rügen, wo die Familie U. seit dem 13. Jahrh. begütert ist, studierte in Greifswald, Göttingen und Berlin Jura und Staatswissenschaften und trat 1830 in den Staatsdienst. Nach kurzer Beschäftigung am berliner Stadtgericht bereiste U. 1832 Frankreich, England und Oberitalien und widmete sich in den folgenden Jahren vorzugsweise den Wissenschaften und Künsten. Im Sept. 1835 zum Legationssekretär in Rom ernannt, blieb U. dort zwei Jahre, wurde nach Ausbruch des kölner Kirchenstreits nach Berlin als vortragender Rat versetzt und blieb in dieser Stellung, bis er 1844—45 dem Minister des Innern behufs Ausarbeitung einer landständischen Verfassung für den preuß. Staat beigegeben wurde. Bald darauf ging er als außerordentlicher Gesandter nach Rom. Im April 1848 wurde U. vorübergehend Bundestagsgesandter in Frankfurt a. M., kehrte 1849 wieder nach Rom zurück, schloß dann, nach Berlin berufen, den Frieden vom 2. Juli 1850 mit Dänemark ab und übernahm 1851 wieder den Gesandtschaftsposten in Rom. Nachdem U. denselben 1854 aufgegeben hatte, ging er 1855 in außerordentlicher polit. Mission nach London, lebte dann einige Jahre vom Dienste zurückgezogen und wurde 1858 zum Bundestagsgesandten in Frankfurt, 1863, unter Erhebung in den Grafenstand, zum außerordentlichen Gesandten am ital. Hofe in Turin ernannt, wo er sich hervorragende Verdienste in Bezug auf die Venetianische, die Römische Frage und die Allianz Preußens mit Italien erwarb. Die Veröffentlichung seiner Unterhandlungen mit dem General La Marmora (s. d.) über einen kombinierten Vormarsch beider Armeen auf Wien, welche im Juli 1868 durch den General erfolgte, rief seinerzeit eine peinliche Aufregung hervor. Im Frühjahr 1869 trat U. aus dem aktiven Dienst und wurde 1872 kommissarisch zum Generaldirektor der königl. Museen ernannt, zog sich aber bald darauf auf seine in Pommern gelegenen Güter zurück. U. war auch lebenslängliches Mitglied des preuß. Herrenhauses. Er starb 22. Jan. 1884 in San-Remo.

Useguha, auch Usagua, deutsches Schutzgebiet der Ostafrikanischen Gesellschaft, landeinwärts der Sansibar gegenüber gelegenen Küste, im Dez. 1884 durch Peters und Graf Pfeil vertragsmäßig erworben und durch kaiserl. Schutzbrief vom 27. Febr. 1885 unter den Schutz des Deutschen Reichs gestellt, zeichnet sich durch üppige Vegetation und große Fruchtbarkeit aus; das Land liefert Mais, Bohnen, Zuckerrohr, Bananen in großer Fülle und weist anbaufähigen Boden noch in Menge auf, trotzdem es in einzelnen Teilen gut bevölkert ist. Hauptstadt von U. ist Simbamwenni, in einem reichbewässerten Thale, von einer durch Türme geschützten Mauer umgeben, mit 3—5000 E.

Usener (Herm. Karl), klassischer Philolog, geb. 13. Okt. 1834 zu Weilburg an der Lahn, studierte zu Heidelberg, München, Göttingen und Bonn, wurde 1858 Adjunkt am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin, 1861 außerord. Professor in

Bern, 1863 ord. Professor in Greifswald, 1866 in Bonn. Abgesehen von zahlreichen Arbeiten, hauptsächlich im «Rheinischen Museum» und in Fleckeisens «Jahrbüchern für klassische Philologie», hat U. namentlich herausgegeben: «Scholia in Lucani bellum civile, I. Commenta Bernensia» (Lpz. 1869), «Anecdoton Holderi» (Bonn 1877), «Legenden der Pelagia» (Bonn 1879), «De Stephano Alexandrino» (Bonn 1880), «Philologie und Geschichtswissenschaft» (Bonn 1882), «Acta s. Marinae et s. Christophori» (Bonn 1886).

Usher (James), bekannter unter dem Namen Usserius, Erzbischof von Armagh, einer der berühmtesten brit. Theologen des 17. Jahrh., geb. 4. Jan. 1581 zu Dublin, von prot. Abstammung. Seine Talente, womit er die Katholiken in Schriften und Disputationen widerlegte, setzten ihn in hohe Gunst bei König Jakob I., der ihm 1607 eine theol. Lehrkanzel an der Universität zu Dublin verlieh und ihn 1625 zum Erzbischof von Armagh erhob. In dieser Stellung und als Mitglied des irländ. Geheimrats setzte er seine Kontroversen gegen die Katholiken fort und suchte namentlich zu beweisen, daß Lehrbegriff und Einrichtungen der ältesten kath. Kirche von den Neuerungen Calvins nicht sehr verschieden wären. Diese Ansichten brachten ihn aber auch mit der Anglikanischen Kirche in Konflikt, indem er besonders den Begriff des Episkopats viel freier auffaßte als die engl. Theologen. Aus Anhänglichkeit für das Königtum und Treue gegen Karl I. unterdrückte er indessen seine Hinneigung zu den Presbyterianern und erkannte 1635, von Wentworth und Laud gedrängt, den Erzbischof von Canterbury als Primas der prot. Kirche in Irland an. Beim Ausbruch der Revolution in England und Schottland und des Aufstandes der Katholiken in Irland verlor er seine Einkünfte und seine wertvolle Bibliothek, die ihm übrigens vom Parlament wieder zurückgestellt wurde, und siedelte 1640 nach England über. Im J. 1647 nahm er eine Predigerstelle in London an und hielt als treuer Freund und Parteigänger zu Karl I. bis zu dessen Hinrichtung. Im J. 1655 trat er von seinem Amte zurück und starb zu Ryegate, einem Landsitze seiner Gönnerin, der Gräfin von Peterborough, 20. März 1656. Seinen Kindern hinterließ U. eine Bibliothek von 10000 Bänden an Manuskripten und gedruckten Werken, welche später die Universität Dublin erwarb. U.s Hauptwerke sind die «Britannicarum ecclesiarum antiquitates» (Dubl. 1639; vermehrt, Lond. 1687) und «Annales Veteris et Novi Testamenti» (Lond. 1650; Par. 1673; Genf 1722 u. öfter). Eine Gesamtausgabe seiner theol. und polemischen Schriften mit einem Lebensabriß veranstalteten Elrington und Todd (13 Bde., Dubl. 1847—64).

Usia oder Asaria, König von Juda 810—759 v. Chr., Sohn des Amasia, war ein ausgezeichneter Fürst, auf Hebung des Ackerbaues und des Wohlstandes bedacht. Auch unternahm er mehrere glückliche Feldzüge gegen die Edomiter und Philister.

Usige, Landschaft im Congostaat, an dessen Ostgrenze und an der Nordspitze des Tanganjika.

Usingen, Amtsstadt in der preuß. Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Wiesbaden, Kreis Obertaunus, am Usbach (Usa), an der von Homburg vor der Höhe nach Weilburg führenden Straße, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 1844 E. und hat ein evang. Schullehrerseminar, eine Realschule, Wollwirkerei und Gerberei. Im J. 1362 kam die Stadt an Nassau. Das 1660—62 erbaute, Anfang 1873 ganz abgebrannte Schloß war bis 1774 Residenz der 1659 gestifteten und 1816 erloschenen Linie der Fürsten von Nassau-Usingen.

Usinsa, Gebiet im äquatorialen Ostafrika, zwischen dem westl. Südufer des Nyanza und Unjamwesi, hat eine fleißige und gewerbthätige Bevölkerung welche von despotischen Miteme (Häuptlingen) beherrscht wird, den Boden nur mit eisernen Hacken bearbeitet, da der Pflug hier noch unbekannt ist, und nach dem östl. Sudan, sowie nach der Suahelikûste und Sansibar Handel mit Salz, Erdnüssen, Korn, Elfenbein und Sklaven treibt.

Usipĕter oder Usipier, ein westdeutsches Volk, welches, vor innern Gegnern weichend, bei seinem Zuge nach dem belg. Gallien am linken Ufer des Niederrheins 55 v. Chr. durch Julius Cäsar verräterisch angegriffen und geschlagen wurde. Nach dem rechten Ufer zurückweichend, fanden die U. und ihre Verbündeten, die Tencterer, Aufnahme bei den Sugambrern, mit denen sie nunmehr, in dem Gebiete der untern Lippe angesiedelt, die weitern Schicksale in steten Kämpfen gegen die Römer teilten; seit Vespasians Zeit haben sie, an der Lippe vertrieben, an der Kinzig oder im Fuldaischen neue Sitze gefunden und sind im 3. Jahrh. n. Chr. unter den Alamannen aufgegangen.

Üsküb, üschküb, Skopia oder (serb.) Skoplja, Hauptstadt des Vilajets Kossowo der europ. Türkei, am obern Wardar, in der Scharte zwischen dem Schar Dagh und dem Kara Dagh, 288 m über dem Meere, Station der Eisenbahn Saloniki-Mitrowitza, ist ein sehr wichtiger Straßenknotenpunkt, Sitz eines griech. Erzbischofs, zählt 28000 E., meist Bulgaren und Arnauten, auch Armenier und Griechen, welche sich mit Arbeiten in Leder und Metall, Weberei, Färberei, Obstbau, sowie mit Handel beschäftigen. — U. hieß im Altertum Scupi (mittellat. Scopi, Scopiae, Scupiae) und gehörte zu Dardania, war unter dem Namen Justiniana Prima nach Justinians Verordnungen Sitz eines Erzbischofs für diese Provinz, gehörte seit dem 7. Jahrh. den Slawen, dann den Bulgaren, kam mit dem westl. Bulgarenreiche (1019) wieder unter die Herrschaft von Byzanz, 1205 an das neue 1186 gegründete Bulgarenreich, im Beginn des 14. Jahrh. an Serbien und mit diesem in die Gewalt der Osmanen.

Uskoken (serb.-kroat., Flüchtlinge) hießen die flüchtigen Bewohner Serbiens und Bosniens, die infolge der Greuel der türk. Eroberer zu Anfang des 16. Jahrh. ihre Heimat verließen und sich in den benachbarten zu Ungarn und der Republik Venedig gehörigen Ländern niederließen, wo sie dann wichtige Dienste in den Kriegen gegen die Türken leisteten; aus ihnen zumeist wurde z. B. die österr. Militärgrenze (s. d.) gebildet.

Speziell wird der Name U. aber auf diejenigen jener Flüchtlinge angewendet, welche sich ins adriatische Küstenland begaben. Ihr Centrum war hier anfangs Clissa in Dalmatien, und als dieses 1537 von den Türken erobert wurde, Zengg. Sie kämpften nicht nur gegen die Türken, sondern auch gegen die Venetianer und bedrängten die letztern namentlich sehr durch ihre kühnen Seeräubereien. Überwältigt konnten die U. erst werden, als sie Österreich, das sie bisweilen zu seinen Zwecken benutzt hatte, infolge eines Vertrags mit Venedig

preisgab. Um 1615 wurde ihre Flotte verbrannt und die uskotische Bevölkerung in die Gegend von Karlstadt in Kroatien übergesiedelt.

Uslar, Stadt in der preuß. Provinz Hannover, Regierungsbezirk Hildesheim, Kreis Eimbeck, in einem nach SO. sich öffnenden Thale des Sollingerwaldes, 136 m über dem Meere, Station (2 km) der Linie Ottbergen-Nordhausen der Preußischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 2212 meist luth. E., und hat ein Schloß, das Stammhaus der Familie von Uslar-Gleichen, eine Papiermühle, eine Fabrik für Thonpfeifen, Leinweberei und eine Eisenhütte; im benachbarten Dorfe Sohlingen befindet sich eine herrschaftliche Musterbleiche, im nahen Amelith eine Spiegelglashütte.

Uslar (Peter Karlowitsch, Baron von), ausgezeichneter Sprachforscher und russ. Generalmajor, geb. 21. Aug. (2. Sept.) 1816 auf dem väterlichen Gute Kurowo unweit Wyschnij-Wolotschok im Gouvernement Twer, beendigte seine Gymnasialstudien 1833 in Petersburg, widmete sich dann den Kriegswissenschaften und dem gelehrten Kriegsdienste und verfaßte 1847—53 in russ. Sprache militär.-statist. Beschreibungen der Gouvernements Twer, Wologda und Eriwan. Mit der ethnogr. Beschreibung des Kaukasus beauftragt, erforschte U. seit 1862 die Sprachen der Abchasen, Tschetschenzen, Avaren, Kasikumüken, Hürkanen und Kürinen und legte die Ergebnisse seiner Forschungen in sechs besondern, russisch abgefaßten Werken nieder, über welche ausführliche Berichte in deutscher Sprache in den Denkschriften der petersburger Akademie in den J. 1863—73 durch A. Schiefner veröffentlicht sind. Besonders hervorzuheben ist die überaus scharfe Auffassung der verschiedenen Laute und die treue Aufzeichnung der grammatischen Eigentümlichkeiten der kaukas. Bergvölker. Während er mit Ausarbeitung der tabassaranischen Grammatik beschäftigt war, starb er 8. (20.) Juni 1875 zu Kurowo.

Usmaitensee, der größte See Kurlands, hat 37 km im Umfang, ist fast 15 km lang und 4 km breit. An den meisten Stellen 12 Faden tief, nimmt der U. aus 12 Bächen das Wasser auf und fließt durch die Irbe in die Ostsee ab. In dem See liegen vier Inseln, von welchen die größte, Fischholm, bewohnt ist. Die zweitgrößte ist die durch den Grafen Moritz von Sachsen berühmt gewordene Moritzinsel, auf welcher der Graf sich im Sommer 1727 mit 300 Mann gegen die Russen verteidigen wollte und zu diesem Zwecke auf ihr Schanzen anlegte.

U. S. N., offizielle Abkürzung für United States Navy, (Kriegs-)Marine der Vereinigten Staaten.

Usnea *Dill.*, Flechtengattung aus der Gruppe der Strauchflechten. Ihre Arten sind fadenförmige, vielfach verzweigte, oft sehr lange Flechten von graugrüner Farbe, die an den Stämmen und Ästen lebender wie abgestorbener Bäume oft in großer Menge vorkommen. Die bekanntesten Arten sind die gewöhnliche Bartflechte, U. barbata *Fr.*, mit ihren verschiedenen Varietäten, und die bis zu 4 m und darüber lang werdende U. longissima *Ach.* Die erstere ist fast über die ganze Erde verbreitet und findet sich in Deutschland sowohl in der Ebene als im Gebirge häufig, die letztere ist dagegen auf die höhern Gebirge, wie Riesengebirge, Tirol &c. beschränkt. (S. Tafel: Flechten, Fig. 10 u. 12.)

Uso, s. Usanzen.

Uspallata-Paß, s. Cumbre-Paß.

Uspenski-Kirche, Uspenski-Kathedrale, in Rußland soviel als Kirche, Kathedrale zu Mariä Himmelfahrt, die auf russisch uspénije (Adjektiv uspenskij) heißt.

Ussambi, afrik. Landschaft, welche zum Congostaat gerechnet wird, östlich vom obern Lubilasch und westlich vom obern Lualaba.

Ussel, Stadt und Hauptort eines Arrondissements im franz. Departement Corrèze, auf einem Hügel links über dem Diège, einem rechten Zufluß der Dordogne, Station der Linie Tulle-Clermont-Ferrand der Orléansbahn, zählt (1881) 2860 (Gemeinde 4534) E. und hat ein altes Schloß, Wollspinnerei, Färberei, Gerberei, Eisenhütten und Hanfhandel. Bis 1790 gehörte U. zu Limousin. — Das Arrondissement Ussel zerfällt in 7 Kantone und 71 Gemeinden und zählt 66037 E.

Usserius, s. Usher.

Ussing (Tage Algreen-), s. Algreen-Ussing.

Ussman, Kreisstadt im russ. Gouvernement Tambow, an der Koslow-Woronesh-Rostower Eisenbahn, mit (1880) 8110 E., welche Handel mit Getreide und Vieh treiben.

Ussuri, Nebenfluß des Amur (s. d.).

Ust, richtiger Ustj, eigentlich Ustje (russ.), die Mündung eines Flusses, häufig in russ. Ortsnamen bei Orten, die an einer solchen Stelle liegen, z. B. Ust-Labinsk, Ust-Sysolsk, Ort an der Mündung der Laba, der Sysola.

Ust-Afowsk, Flecken im russ. Gouvernement Taurien, s. Genitschi. [(S. u. Ukas.)

Ustaw (russ.), soviel wie Statut, Ordnung.

Uster, großes industrielles Dorf, Hauptort des gleichnamigen Bezirks (111 qkm, 17569 E.) des schweiz. Kantons Zürich, liegt 465 m über dem Meere, 13 km ostsüdöstlich von Zürich am Unterlaufe der Aa zwischen dem Pfäffiker- und dem Greifensee und an der Bahnlinie Zürich-Rapperswyl, besitzt eine alte Burg, eine schöne 1823 erbaute Pfarrkirche und zahlreiche Fabriken und zählt (1880) als Gemeinde 6391 meist reform. E. (306 Katholiken, 11 Israeliten), deren Haupterwerbsquellen Feld-, Wein- und Obstbau, Baumwoll- und Seidenindustrie (Spinnerei und Weberei) und Maschinenfabrikation sind. Am 22. Nov. 1830 fand hier zum Zwecke der Befreiung der Landschaft Zürich von der Herrschaft der Stadt eine Volksversammlung statt, deren Folge die neue, die Vorrechte der Stadt beseitigende Verfassung vom 20. März 1831 war.

Usteri (Joh. Martin), schweiz. Dichter, geb. zu Zürich im April 1763, der Sohn eines Kaufmanns, starb als Ratsherr zu Zürich 29. Juli 1827. Vorzüglich gelangen ihm novellenartige Erzählungen in der schweiz. Mundart, in denen er eine Reihe anziehender Bilder schweiz. Lebens vorführt. Seine hochdeutschen Dichtungen erheben sich selten über das Gewöhnliche. Indessen wurde «Freut euch des Lebens u. s. w.» in der von ihm gesetzten Weise zu einem allbekannten Volkslied. Seine hinterlassenen «Dichtungen in Versen und in Prosa» gab Dav. Heß (3 Bde., Berl. 1831; 3. Aufl., Lpz. 1877) heraus.

Usteri (Leonhard), schweiz.-reform. Theolog, geb. in Zürich 22. Okt. 1799, studierte in Zürich und Berlin, namentlich von Schleiermacher angeregt, wurde 1824 Professor und Direktor des Gymnasiums in Bern und starb daselbst 18. Sept. 1833. Seine Hauptschriften sind: «Entwickelung des Paulinischen Lehrbegriffs» (Zür. 1824; 6. Aufl.

1851) und »Kommentar über den Brief Pauli an die Galater« (Zür. 1833); auch gab er eine wertvolle Bearbeitung der Wolfschen Vorlesungen zu den vier ersten Gesängen der Ilias (2 Bde., Bern 1830), sowie eine kritische Ausgabe von Plutarchs »Consolatio ad Apollonium« (Zür. 1830) heraus.

Usteri (Paulus), schweiz. Staatsmann und Schriftsteller, geb. zu Zürich 14. Febr. 1768, war der Sohn des um die Verbesserung des züricher Schulwesens hochverdienten und als theol. Schriftsteller bekannten Chorherrn und Professors Leonhard U. (geb. 1741, gest. 1789). Er studierte Medizin und begann dann in Zürich zu praktizieren. Seit 1797 Mitglied des Großen Rats, wurde er bei dem Wechsel der Staatsform als Abgeordneter des Kantons Zürich in den Senat der helvet. Regierung gewählt, wo er drei Jahre lang im Einverständnis mit seinem Freunde Escher von der Linth wirkte. Im J. 1801 wurde er in den Vollziehungsrat gewählt, jedoch im Oktober desselben Jahres von der Regierung entfernt, 1802 aber wieder als Abgeordneter seines Kantons zu der Konsulta nach Paris gesendet und zum Mitglied ihrer Zehner-Kommission für die Konferenzen mit dem Oberhaupte Frankreichs erwählt. Während der Mediationsverfassung war er Mitglied des Kleinen Rats und seit der Konstitution von 1814 Staatsrat des Kantons Zürich. Bei der neuen Organisation des Kantons 1831 wurde er zunächst als erstes Mitglied in den Regierungsrat, dann zum ersten Bürgermeister und endlich zum Präsidenten des Großen Rats ernannt. Doch starb er schon 9. April 1831. Mit Escher von der Linth besorgte U. die Herausgabe des Tageblatts »Der schweiz. Republikaner« (1798–1803), des reichhaltigsten Archivs für die Geschichte der Schweiz. Ein bleibendes Verdienst erwarb er sich durch sein »Schweiz. Staatsrecht« (deutsch und franz., 3. Aufl., 2 Bde., Aarau 1815–31). Seine »Kleinen gesammelten Schriften« (Aarau 1832) enthalten seine Vorträge und Berichte von 1791 bis 1828.

Ustica, Insel im südl. Tyrrhenischen Meere, 67 km im NNW. von Palermo, zur Provinz und zum Bezirk Palermo gehörig, vulkanischen Ursprungs, hat interessante Höhlenbildungen und ist Fundort zahlreicher fossiler Konchylien. Der Umfang des bergigen Eilandes (219 m) mißt 15 km; die Bevölkerung, 1881 1793 Seelen, baut Oliven, Wein und Baumwolle. Bei der Insel wird starke Korallenfischerei betrieben. Der Hauptort heißt Santa Maria; die Bergspitze Falconara krönt das gleichnamige Fort. Der Hafen steht mit Palermo in Dampfschiffahrtsverbindung; allmonatlich trifft von dort an je zwei Sonntagen ein Dampfboot hier ein, welches zur Überfahrt 5 Stunden braucht. U., so schon von den Römern, von den Griechen Osteodes genannt, wurde 1762 von barbareskischen Seeräubern verödet.

Ustilagineen (Ustilagineae), Brandpilze, Pilzfamilie von unsicherer systematischer Stellung, deren Arten sämtlich als Parasiten auf höhern Pflanzen vorkommen und hier weitgehende Zerstörungen der befallenen Teile hervorrufen. Das Mycelium wuchert sehr reichlich im Innern der Wirtspflanze und bildet schließlich große Massen von ein- oder mehrzelligen Sporen, die ein staubförmiges schwarzes Pulver darstellen. An den Stellen, wo sich die Sporen entwickeln, werden die Gewebe der Wirtspflanze meist vollständig zerstört, sodaß die betreffenden Partien gänzlich mit Sporenlagern ausgefüllt erscheinen. Die Sporen sind meist gleich nach der Reife keimfähig und entwickeln bei Vorhandensein der nötigen Feuchtigkeit ein kurzes Promycelium, an welchem sog. Sporidien abgeschnürt werden. (Vgl. Tafel: Pflanzenkrankheiten, Fig. 1e und 3b.) Die Sporidien können ihrerseits wieder sofort keimen und den Brandpilz fortpflanzen, wenn sie auf ein geeignetes Substrat gelangen. Sie dringen mit ihrem Keimschlauch durch die Epidermis der Wirtspflanze hindurch und erzeugen im Innern derselben sehr bald ein neues vielverzweigtes Mycelium. Bei einigen U. ist noch eine andere Art der Fruktifikation, eine Conidienbildung, beobachtet worden, doch hat man dieselbe bei den bekanntesten U., den Brandpilzen der Getreidearten, bisher wenigstens unter den gewöhnlichen Bedingungen noch nicht aufgefunden. Die Verbreitung der U. auf den Äckern geschieht, wie zahlreiche Versuche gezeigt haben, durch unreines Saatgut, das mit den Brandsporen behaftet ist; man benutzt deshalb eine Lösung von Kupfervitriol, um die zur Aussaat bestimmten Körner damit zu beizen, wodurch die Sporen ihre Keimfähigkeit verlieren, die Getreidekörner aber unbeschädigt bleiben. (Vgl. Brand des Getreides und Tafel: Pflanzenkrankheiten, Fig. 1–3.)

Ustilago, s. Brand des Getreides, sowie Tafel: Pflanzenkrankheiten, Fig. 1.

Ustjug-Welikij, Kreisstadt im russ. Gouvernement Wologda, an der Straße von Archangel nach Sibirien und am Jug, der sich hier mit der Suchona vereinigt, ist nächst Archangel der wichtigste Handelsplatz des Nordens von Rußland, hat 2 Klöster, 24 Kirchen, eine Kreis- und zwei Elementarschulen, mehrere Wohlthätigkeitsanstalten, einen großen Kaufhof, seit 1846 eine Stadtbank und (1881) 7976 E., die sich mit dem Sortieren und Zurichten von Borsten, mit Anfertigung von Schatullen, Strumpfstrickerei beschäftigen. Die früher schwunghaft betriebenen Silberarbeiten kommen immer mehr in Verfall. An Fabriken ist nur eine Sägemühle und Bierbrauerei vorhanden. Die Stadt ist sehr alt, hatte früher ihre eigenen Fürsten und gehörte bis zum Anfang des 17. Jahrh. zu den bedeutendsten Städten des Reichs.

Ust-Kamenogorsk, Stadt in der russ. Provinz und im Kreise Semipalatinsk, in Westsibirien, 220 km südöstlich von Semipalatinsk, am Irtysch, mit (1881) 5428 E., ist eine gegen die Einfälle der Djungaren gerichtete Grenzfestung; die Bewohner treiben meist Landwirtschaft und Bienenzucht.

Ust-Kjachta, s. unter Kiachta.

Ustruga, auch Struga, Stadt im türk. Vilajet Janina, Sandschak Ochrida, links am Schwarzen Drin, welcher kurz zuvor den Ochrida-See verlassen hat, an der Straße Elbassan-Ochrida-Bitolia, der alten Via Egnatia, zählt etwa 3000 E.; im Februar findet hier jährlich ein vierzehntägiger Markt statt.

Ust-Ssyssolsk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Wologda, an der Ssyssola, 3 km oberhalb deren Mündung in die Wytschegda, mit (1881) 4100 E., welche bedeutenden Handel mit landwirtschaftlichen Produkten und mit Wild, namentlich mit Haselhühnern treiben.

Usualinterpretation, Auslegung eines Gesetzes durch ein Gewohnheitsrecht.

Usucapion, im ältern röm. Recht der Name derjenigen Ersitzung, d. h. Erwerbung des Eigentums

durch den eine gewisse Zeit lang fortgesetzten Besitz, welche zu streng civilrechtlichem Eigentum verhalf. Sie ward im spätern röm. Recht mit der andern Ersitzungsart, der longi temporis possessio, verschmolzen, und es wird seitdem der Name U. für jede Ersitzung des Eigentums gebraucht.

Usukuma, Landschaft im äquatorialen Ostafrika, zwischen dem Nyanza und Unjamwesi.

Usurae (lat.), Zinsen.

Usuramo, Landschaft an der Ostküste Afrikas, südlich von Sansibar, mit dem Hafen Dar-es-Salam, laut Vertrag vom 19. Dez. 1885 eine Besitzung der Deutschen Ostafrikanischen Gesellschaft, ist in der Nähe des Meeres eben und in den Niederungen sumpfig, während hier nur die Abhänge der Hügel angebaut sind; dagegen ist das höher gelegene Innere mit Fruchtbäumen bedeckt, namentlich liegen die Dörfer in Hainen von Kokosnußbäumen. Während der Regenzeit ist die Niederung völlig überschwemmt, in der trockenen Jahreszeit leidet sie dagegen an großer Dürre.

Usurpation (lat.) heißt im ältern röm. Recht die Unterbrechung der Verjährung (s. d.) durch Aufhebung des Besitzstandes. In dem neuern Sprachgebrauche versteht man darunter die Anmaßung eines Besitzes, einer Befugnis, besonders der öffentlichen Gewalt, ohne Recht, die gewaltsame Verdrängung eines rechtmäßigen Herrschers, die einseitige Steigerung der höchsten Befugnisse durch den Umsturz einer auf Gesetze oder Verträge gegründeten Verfassung und die Unterdrückung der Selbständigkeit eines Volks. Der U. steht entgegen die auf anerkannten Rechtstiteln beruhende Legitimität, die legitime Herrschaft und die legitime Verfassung. (S. Legitim und Legitimität.) Die U. kann auch durch Anerkennung und freiwilligen Gehorsam des Volks wieder einen legitimen Zustand begründen. Solange nichts Derartiges erfolgt, bringt die U. bloß eine faktische, aber keine rechtlich geschützte Herrschaft hervor.

Ususfructus, s. Nießbrauch.

Usy, der türk. Name des Dnjepr.

Utah, ein Territorium der Vereinigten Staaten von Amerika, liegt zwischen dem 37. und 42.° nördl. Br. und dem 109. und 114.° westl. L., wird begrenzt im N. von Idaho und Wyoming, im O. von Colorado, im S. von Arizona und im W. von Nevada, hat 220063 qkm und zählte 1850 erst 11380, 1870 schon 86786 und 1880 bereits 143963 E., von denen 74509 männliche und 69454 weibliche, 43994 Fremdgeborene (885 Deutsche), 232 Farbige, 501 Chinesen und 807 Indianer waren. Das Land bildet eine von Gebirgen eingeschlossene und durchzogene Hochebene. An der Westseite des Gebirgsknotens der Windriver-Mountains im Felsengebirge zweigt sich das Timpanogosgebirge ab und zieht auf der Westseite des Green-River oder nördl. Quellstroms des Rio Colorado südwärts aus Wyoming nach U. herüber, wo es das Land in derselben, zuletzt in südsüdwestl. Richtung unter dem Namen des Wahsatchgebirges durchzieht, wenig erhaben über seiner Basis, die aber 1500—2200 m über dem Meere liegt. Durch diesen Gebirgszug zerfällt U. in zwei verschieden gestaltete Abschnitte. Der östliche kleinere umfaßt das Gebiet des Green-River und Rio Grande, die hier sich vereinigen und den Rio Colorado bilden. Es ist das ein Plateau, welches sich von 1800 m mittlerer Höhe südwärts allmählich, wahrscheinlich stufenweise, zu niedrigen Ebenen absenkt und in dieser Richtung geöffnet erscheint. Der westl. Abschnitt bildet ein weites, auf allen Seiten von Bergen abgeschlossenes Becken, von Frémont das Große Bassin des Salzsees genannt. Es ist eine der ausgedehntesten Hochebenen der Erde. Das Becken liegt durchschnittlich 12—1500 m über dem Meere und besitzt sein eigenes System von Seen und Flüssen, die in keiner Verbindung mit dem Ocean stehen. Zum größten Teil dürr, unfruchtbar und fast menschenleer, hat es im allgemeinen den Charakter der Wüste. Am östl. Rande des großen Wüstenbassins, am Fuße des Wahsatchgebirges, liegt der Salt Lake (s. d.), der durch den Fluß Jordan mit dem Utahsee in Verbindung steht. Beide Seen haben an der Ostseite, an der Basis des Wahsatchgebirges, einen schmalen Gürtel angeschwemmten Landes mit Wald, Wasser und reichlichem Graswuchs, auf einer Strecke von 220 km von Norden gegen Süden. Auf diesem Lande an der Wasserstraße des Jordan, in dem sog. Mormonenthal, haben sich seit 1847 die Mormonen (s. d.) angesiedelt und daselbst hinreichend urbares Land für eine große Niederlassung gefunden, welche durch ihre Lage als Zwischenstation zwischen dem Mississippithal und der Südsee Bedeutung erhielt. Im Süden der beiden genannten liegen noch mehrere andere Seen, wie der Sevier mit dem gleichnamigen Zufluß.

Die Gebirge, welche sich aus den nackten, öden Ebenen bis in die Nähe der Schneeregion auftürmen, sind mit Fichten, Cedern, Espen und andern Baumarten nur dünn bestanden, haben viel grasreiche Plätze, aber wenig Wild; dagegen sind sie reich an edeln Metallen, besonders Silber. Den fruchtbarsten Boden haben die Alluvionen am Fuße der Gebirge; auch manche Thäler teilen denselben, andere sind völlig unfruchtbar. Getreide, selbst Weizen und Mais, gedeiht vortrefflich, ebenso Rindvieh und Schafe. In den Ebenen finden sich Hasen und Antilopen, in den Bergen Bären, der schwarzgeschwänzte Hirsch, das Bergschaf, die gefräßige Wolverene. Auch gibt es Dachse, Wieselltiße, Bisam- oder Moschusratten und Schwimm- und Sumpfvögel in Menge, Fische in allen nichtsalzigen Wassern, sowie viele eigentümliche Reptilien, schädliche Heuschrecken ꝛc. An heißen und kalten Schwefel-, Salz- und andern Quellen ist Überfluß.

Das Klima ist gesund. Der Ackerbau steht auf hoher Stufe. Im J. 1885 wurden auf 5565 ha Acker 141100 hl Mais, auf 39230 ha 679390 hl Weizen und auf 11213 ha 297800 hl Hafer gezogen. In 640 industriellen Etablissements waren 2495 Arbeiter beschäftigt. Es gab 3 National- und 11 Privatbanken; 1394 km Eisenbahnen waren in Betrieb. U. hat keine Schulden. Die Einnahmen betrugen 230717, die Ausgaben 236160 Doll. Die Mormonen hatten (1880) 447 Kirchen und 55676 Mitglieder, während die Katholiken nur 2 Kirchen mit 2000 Mitgliedern hatten. Für das Schulwesen wird bestens gesorgt. Es gibt eine Universität zu Salt Lake City, eine Akademie zu Provo City, Schulen mit 592 Lehrern. An der Spitze des Gemeinwesens steht ein Gouverneur, der auf vier Jahre vom Präsidenten der Vereinigten Staaten ernannt wird. Die Gesetzgebende Versammlung besteht aus zwei Häusern, und zwar aus 12 auf 2 Jahre erwählten Senatoren und 24 auf 2 Jahre erwählten Repräsentanten. Die Gesetzgebende Versammlung tritt alle 2 Jahre im Dezember auf

60 Tage zusammen. Seit 1870 haben auch die Frauen Stimmrecht. Im Kongreß ist U. durch einen Repräsentanten vertreten, der jedoch kein Stimmrecht hat.

U. war ursprünglich ein Teil von Obercalifornien, wurde 1848 von Mexiko an die Vereinigten Staaten abgetreten und am 9. Sept. 1850 in die Union aufgenommen. Die Mormonen (s. d.), welche 1847 und 1848 aus Illinois und Missouri vertrieben wurden, ließen sich hier nieder. Ihre Ältesten führen ein strenges Regiment und trotzen offen den Gesetzen des Landes, nach welchen Vielweiberei verboten ist. Im J. 1882 passierte der Vereinigte Staaten-Kongreß die sog. Edmunds-Bill, nach welcher Polygamisten weder stimmen, noch Ämter bekleiden dürfen und Polygamie gesetzlich unterdrückt wird. Vgl. Fremont, «Geographical memoir» (Washington 1848); Stansbury, «Exploration and survey of the valley of the Great Salt Lake of U.» (Philad. 1852); Ferris, «U. and the Mormons» (Neuyork 1854); White, «The Mormon Prophet and his harem» (Neuyork 1866).

Utahsee, s. unter Salt Lake.

Uterindrüsen, s. unter Gebärmutter.

Uterini, von Einer Mutter geborene Halbgeschwister (s. d.).

Ütersen, Stadt in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, Kreis Pinneberg, an der schiffbaren Pinnau, die sich 8 km unterhalb in die Unterelbe ergießt und in neuester Zeit bedeutende Korrektionen für Schiffahrts- und Meliorationszwecke erfahren hat, am Rande der Haseldorfer Marsch, 4 km im WSW. von der Station Tornesch der Altona-Kieler Bahn, wohin eine Pferdeeisenbahn führt, Sitz eines Amtsgerichts und eines Nebenzollamts, zählt (1885) 5068 überwiegend luth. E. und hat eine stattliche evang. Pfarrkirche mit altem Freskodeckengemälde, ein Schullehrerseminar, Knabenmittelschule, höhere Töchterschule, Krankenhaus (Bleekerstift), Armenhaus und im ehemaligen Cistercienserkloster von 1235 ein evang. weltliches Damenstift für Töchter der schlesw.-holst. Ritterschaft. Ü. hat eine bedeutende Industrie: Fabriken für Maschinenbau, Hüte, Cigarren, Cigarrenkisten, Cement, Cichorien, Tuch, Posamenten, Dünger, Essig, ferner Wollspinnereien, Tuchwalkerei, Loh- und Weißgerbereien, Tonnenbandgeschäfte, Leimsiedereien, Herstellung von Ofen und Fliesen, Ziegeleien, Knochenbrennerei, Schiffbau und Schiffahrt. Zu U. sind 14 Seeschiffe zu 304 Registertons heimatsberechtigt. Die Cementfabrik, mit einer Thonwarenfabrik verbunden, war die erste und lange Zeit einzige deutsche Portland-Cementfabrik nach englischem Muster. Die Grafen von Holstein schlugen hier 1306 die Dithmarschen; 1412 und 1756 richteten Sturmfluten große Verheerungen in der Umgegend an.

Ŭtĕrus (lat.), die Gebärmutter.

Utgard, d. i. Außenland, heißt in der altnordischen Mythologie das Reich des Riesen, welches man sich jenseit der von Menschen bewohnten Erde dachte. Da die Riesen die zerstörenden Elemente sind, fiel ihr Reich mit dem Totenreich zusammen. Als Herr dieses Reichs nennen die Quellen Utgardloki, zweifelsohne dieselbe Gestalt wie Loki. Derselbe wohnte in einer von eisernen Gittern umgebenen Burg; Logi das Wildfeuer, Hugi der Gedanke, Elli das Alter, die Midgardsschlange, d. i. das die Erde umgebende Meer, stehen in seinen Diensten. Mit diesen Dienstleuten sollen einst Thor und seine Genossen kämpfen, vermögen aber über keinen Herr zu werden.

Utica war die älteste von den Phöniziern auf der Nordseite von Afrika gegründete Stadt, westlich von Karthago, in dem Teile des Landes, den man Zeugis (oder Zeugitana) nannte. Der Ort wurde früher gegründet als Karthago, hieß aber nicht, wie oft angenommen wird, Atiq ah, die alte (Stadt), im Gegensatz zu Karthada (s. Karthago), die neue Stadt, sondern das phöniz. Wort, dessen voller Laut nicht feststeht, bedeutete schlechtweg «Station», «Ansiedelung». Der ältere Scipio Africanus belagerte U. vergeblich. Im dritten Punischen Kriege ging es zu den Römern über, und nach Karthagos Fall behielt es die Freiheit, sein Gebiet ward vergrößert und die Stadt wurde der Hauptort und die blühendste Handelsstadt in Afrika. Im Bürgerkriege hielt Cato die Cäsar geneigte Stadt für die Pompejanische Partei besetzt. Nachdem dieser, der daher den Namen Uticensis erhielt, auf die Nachricht von Cäsars Sieg bei Thapsus sich ermordet hatte, ergab sie sich Cäsar. Sie hatte von Cäsar das lat. Recht, von Augustus erhielt sie das Bürgerrecht. Doch wurde dann das von Cäsar aufgebaute, von Augustus vergrößerte Karthago wieder Hauptstadt. Unter Hadrian wurde U. Kolonie. Die Ruinen der Stadt, westlich vom Flusse Medscherdah (dem Bagradas der Alten), sind in neuerer Zeit genauer untersucht worden. Noch sind die Umrisse des Amphitheaters, Theaters, der Citadelle, der Häfen und andere bedeutende Reste sichtbar. Die Gestaltung des umliegenden Landes hat sich seit der Zeit der Blüte U.s verändert. Der Ort lag einst am Meere, das jetzt infolge des vom Bagradas angesetzten Schwemmlandes etwa 10 km davon entfernt ist. Vgl. Davis, «Karthago und seine Überreste» (aus dem Englischen, Lpz. 1863); derselbe, «Wanderungen durch Ruinenstädte auf numidischem und karthag. Gebiete» (aus dem Englischen, Lpz. 1865); Daux, «Recherches sur l'origine et l'emplacement des emporia phéniciens dans le Zeugis et le Byzacium» (Par. 1869).

Utica, Stadt und Hauptort von Oneida County im nordamerik. Staate Neuyork, liegt am südl. Ufer des Mohawkflusses, an den Erie- und Chenangokanälen, zählt (1880) 33914 E., darunter 256 Farbige. U. liegt in fruchtbarer Ebene an der Neuyork-Central- und andern Eisenbahnen, hat 1 Akademie, 35 öffentliche Schulen, 34 Kirchen, 3 Hospitäler, 4 Waisenhäuser, mehrere Wohlthätigkeitsanstalten und das Staatsirrenhaus, bedeutende Tuch-, Woll-, Schuh-, Stiefel-, Ofen-, Wagen-, Möbel- u. s. w. Fabriken, Eisengießereien, 4 National-, 1 Staats- und mehrere Privatbanken und ist der Hauptkäsemarkt in den Vereinigten Staaten. In der Kolonialzeit stand auf der Stelle von U. das Fort Schuyler, welches zur Sicherung der engl. Bewohner gegen die Indianer und die Franzosen angelegt worden war.

Uticensis, Beiname des jüngern Cato (s. d.).

Utile dulci (lat.), «Das Nützliche mit dem Angenehmen» (verbinden), Citat aus Horaz' «Ars poetica» (V. 343).

Utilitarismus (lat.), oder System des Nutzens, Nützlichkeitssystem, heißt die Moral- und Staatstheorie, welche als ihr Prinzip den Grundsatz des allgemeinen größtmöglichen Nutzens aufstellt, oder den Grundsatz, das größte Glück über die größte

Anzahl Menschen zu verbreiten. Ihr Gründer, Jeremy Bentham (s. d.), hatte bei ihr vorzüglich den Zweck, an die Stelle des abstrakten Rechts ein von Humanität und Billigkeit getragenes Recht zu setzen. Der Grundsatz des Gemeinwohls, daß die Gesetze Wohlthaten und nicht Plagen sein sollen für das Ganze wie für den Einzelnen, ist nicht neu; auch Friedrich d. Gr. erklärte ihn für sein Staatsprinzip. Neu ist bei Bentham aber die strenge und bis in die äußersten Konsequenzen ausgedehnte Anwendung, nicht nur bis ins Detail von allen Teilen der Gesetzgebung und Staatsverwaltung, sondern auch des Verhaltens jedes Einzelnen, sodaß der Grundsatz bei ihm zugleich die Stelle eines Moralprinzips vertritt. Die Eigenschaften der Klugheit, Mäßigung, Selbstbeherrschung und des Wohlwollens werden aus ihm als Grundtugenden abgeleitet, und dabei durch eine Art von moralischer Arithmetik der in einem jeden persönlichen Verhältnisse erreichbare größtmögliche Nutzen genau bestimmt. Die Benthamsche Theorie hat zuerst den Blick auf viele wichtige und bisher übersehene Gesichtspunkte bei der Gesetzgebung gelenkt. Im Gebiete der Moral hingegen ist sie mangelhaft und daher zuweilen genötigt, zu erzwungenen Wendungen ihre Zuflucht zu nehmen. Kurz vor der Julirevolution von 1830 bemächtigten sich die franz. Kommunisten des Benthamschen U., und es ging daraus die Sekte der sog. Utilitaires und deren Journal «L'Utilitaire» hervor. Auch bei der Ausarbeitung der Gesetzbücher der Staaten Neuyork (1821), Südcarolina (1826) und Louisiana (1830) sind die Grundsätze der Benthamschen Theorie zur Richtschnur genommen worden. Vgl. «Grundsätze der Civil- und Kriminalgesetzgebung aus den Handschriften Jeremy Benthams» (deutsch von Beneke, 2 Bde., Berl. 1830); Birks, «Modern Utilitarianism» (Lond. 1874); Carrau, «La morale utilitaire» (Par. 1875).

Uti possidētis (lat., «wie ihr besitzt») war im röm. Recht der Anfang eines vom Prätor zum Schutze des Besitzes unbeweglicher Sachen aufgestellten Interdiktformulars (s. Besitz und Besitzrechtsmittel) und Bezeichnung des Interdikts selbst. Jeder, der Störungen seines Besitzes von einem andern fürchtete, sollte den andern vor den Prätor rufen und dort das Verbot der vis gegen ihn auswirken dürfen. Unter vis waren aber nicht bloß eigentliche Gewaltthaten verstanden, sondern jede Störung des Besitzes, sowohl die positive, durch eigene Besitzhandlungen, als die negative durch Prohibitionen u. dgl. Das interdictum uti possidetis und die heutige Besitzklage sind weder, wie man vielfach angenommen hat, Delikts- noch Präjudizialklagen, sondern lediglich negatorische Besitzklagen auf Verbot drohender Störungen des Besitzes. Die Verbindung der Besitzklage mit der petitorischen Klage ist in der Deutschen Civilprozeßordnung, §. 232, untersagt. Dem Bedürfnisse nach Schutz des einstweiligen Besitzstandes wird durch einstweilige Verfügungen (§. 819) Genüge geleistet. Muß das Recht im Innern der Staaten dem Besitz einen gewissen Schutz verleihen, so versteht sich jene Geltung des Besitzes (des sog. uti possidetis oder status quo) um soviel mehr nach dem internationalen Rechte.

Ütliberg, Gipfel des Albis (s. d.) bei Zürich.

Utopien, Utopia, nach dem Griechischen soviel als Nirgendswo, nannte der engl. Kanzler Thomas Morus (s. d.) die fabelhafte Insel, auf welcher er seinen Staatsroman «De optimo reipublicae statu, deque nova insula Utopia» (Löwen 1516 u. öfter) spielen ließ. Diese polit. Fiktion, die den Leser in einen phantastischen Idealstaat versetzt, wo die ausgesuchtesten Genüsse ohne Anstrengung erworben werden, fand zahllose Nachahmungen. (S. Staatsroman.) Der österr. General Schrebelin entwarf gegen Ende des 17. Jahrh. unter dem Titel «Tabula Utopiae oder Schlaraffenland» eine humoristische Karte, die zu ihrer Zeit als eine ausgezeichnete Satire galt. In neuerer Zeit bezeichnet man die Politiker und Sozialreformer, welche den Boden der Wirklichkeit verlassen und sich mit phantastischen Weltverbesserungsplänen beschäftigen, als Utopisten.

Utraquisten, s. Calixtiner.

Utrecht, die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz des Königreichs der Niederlande, am Krummen Rhein, der hier den Namen Alter Rhein annimmt und die Vecht zum Zuidersee entsendet, in einer angenehmen Gegend gelegen, ist eine alte, große und sehr ansehnliche Stadt, welche 77431 E. (1. Jan. 1886), darunter etwa zwei Fünftel Katholiken, zählt und bei ihren reichen Kommunikationen zu Wasser und zu Lande, insbesondere auch als Centralpunkt des niederländ. Eisenbahnnetzes, eine für Industrie, Handel und Schiffahrt sehr günstige Lage hat. Von U. führt die Niederländische Centralbahn nach Kampen, die Holländische Bahn nach Hilversum, die Rheinbahn nach Amsterdam, Rotterdam, Leiden, Haag und Emmerich und die Staatsbahn nach Boxtel. U. ist mit starken Forts umgeben und bildet von der Landseite her den strategischen Vorposten von Amsterdam. Die Befestigungen der eigentlichen Stadt sind seit 1830 allmählich in Promenaden verwandelt worden. Die Stadt besitzt viele freie, offene Plätze, schöne Gebäude und zahlreiche Kirchen. Unter letztern ist die durch ihre prächtige got. Bauart berühmte reform. Domkirche hervorzuheben, deren Schiff jedoch 1. Aug. 1674 durch einen Orkan zertrümmert wurde, sodaß der Turm (103 m hoch, mit schönem Glockenspiel und weiter Fernsicht) durch einen Zwischenraum von dem eigentlichen Körper des Gebäudes geschieden steht. In der Kirche, vor der Reformation eine der prächtigsten und reichsten, befinden sich interessante Grabmäler und eine schöne neue Orgel. Sonst sind von Bauwerken noch zu erwähnen: das Papsthaus (Paushuis), jetzt Regierungsgebäude; das Justizgebäude, seit 1837 an der Stelle der einst berühmten Abtei von St. Paulus errichtet; das Archivgebäude, ehemaliger Palast des Königs Ludwig Napoleon; das Rathaus, 1830 vollständig erneuert, mit einer Altertümersammlung, das Gebäude für Künste und Wissenschaften, die Artilleriekaserne, höhere Bürgerschule u. s. w.

U. ist Sitz eines Arrondissement- und Kantonalgerichts, des obersten Militärgerichtshofs für das Königreich, eines altkath. Bischofs u. s. w. Auch befindet sich daselbst die Münze für die Niederlande und deren Kolonien. An der Spitze der Unterrichtsanstalten steht die 1636 von der Stadt gestiftete Universität, die in neuerer Zeit von etwa 400 Studenten jährlich besucht wird und außer einer ansehnlichen Bibliothek (105000 Bände) und andern Instituten auch ein 1866 errichtetes physiol. Observatorium, ein 1877 errichtetes physisches Laboratorium und einen ziemlich gut ausgestatteten botan. Garten hat. Überdies bestehen hier ein Gymnasium

und die einzige Tierarzneischule des Landes (seit 1821). Unter den wissenschaftlichen Vereinen nehmen die Historische Gesellschaft und die Gesellschaft der Künste und Wissenschaften den ersten Rang ein. Auch befindet sich zu U. das von Napoleon I. errichtete große Militärhospital für die niederländ. Armee. Unter den industriellen Etablissements in der Stadt sind hervorzuheben: Fabriken für Ultramarin und Beinschwarz, viele Holzsägewerke, Bierbrauereien, Buchdruckereien (von denen vier mit Dampf arbeiten), zwei Orgelfabriken, 46 Cigarrenfabriken, eine Eisengießerei u. s. w. U. ist unstreitig die älteste batavische Stadt (Trajectum inferius) und wurde von den Römern Trajectum genannt. Die Erzbischöfe des Stifts U. waren im Mittelalter sehr mächtige Prälaten und von großem Einfluß. Die Stadt war öfters des Deutschen Kaisers Sitz. Daselbst wurde 23. Jan. 1579 die Union der sieben vereinigten Provinzen abgeschlossen, welche die Unabhängigkeit der Niederlande (s. d.) begründete. Auch versammelte sich hier anfänglich die aus der Union hervorgegangene Centralbehörde, bald aber wurde der Sitz der Regierung nach dem Haag verlegt. — Die Provinz Utrecht zählt auf 1384,16 qkm (1. Jan. 1886) 209332 E.

Utrechter Friede heißt der Friede, welcher den Spanischen Erbfolgekrieg (s. d.) beendigte. Er machte insofern Epoche in der Geschichte des europ. Gleichgewichts, als er die franz. Eroberungspolitik in feste Schranken zurückwies und dem brit. Einfluß im europ. Staatensystem das Hauptgewicht verschaffte. Ludwig XIV. von Frankreich und sein Enkel, Philipp V. von Spanien, hatten einen langen Kampf bestanden gegen die große europ. Koalition, welche den Erzherzog Karl von Österreich auf den span. Thron erheben wollte. Aber als nun dieser als Kaiser Karl VI. den österr. und deutschen Thron 1711 bestieg, mußte sich die Politik der Verbündeten modifizieren, und sie zeigten sich bereit, Philipp V. anzuerkennen, da eine Vereinigung Spaniens mit Österreich das europ. Gleichgewicht ganz gestört hätte. Großbritannien ging mit dem Beispiel voran. Nach längern Verhandlungen unterzeichnete der Minister Bolingbroke 8. Okt. 1711 die Friedenspräliminarien, die den Verbündeten zunächst nur als Projekt mitgeteilt wurden. Obwohl Karl VI. auf Fortsetzung des Kriegs bestand, ward doch ein Friedenskongreß in Utrecht 29. Jan. 1712 eröffnet und allmählich von allen kriegführenden Mächten beschickt. Die Verhandlungen zogen sich in die Länge, sodaß Bolingbroke in Begleitung Priors nach Paris reiste und mit dem franz. Minister Graf Torcy in direkten Verkehr trat, um die Sache zu beschleunigen. Vor allem ward der völkerrechtliche Grundsatz sanktioniert, daß die Kronen Frankreich und Spanien niemals auf Einem Haupte vereinigt werden dürften. Zu dem Ende mußten die Prinzen der span. und der franz. Linie des Hauses Bourbon im Nov. 1712 wechselseitige Verzichtleistungen ausstellen. Am 11. April 1713 kamen zunächst fünf Friedenstraktate zum Abschluß zwischen Frankreich einerseits, Großbritannien, der Niederländischen Republik, Preußen, Portugal und Savoyen andererseits. Dann schloß Spanien 13. Juli 1713 zwei Friedensverträge mit Großbritannien und Savoyen. Der Friede zwischen Spanien und der Niederländischen Republik folgte erst 26. Juni 1714, der zwischen Spanien und Portugal 6. Febr. 1715.

Der wesentlichste Inhalt dieser neun Traktate, die man unter dem Namen des Utrechter Friedens zusammenfaßt, ist folgender. Großbritannien erhielt Gibraltar, Minorca, die franz. Besitzungen an der Hudsonsbai, Neufundland und Acadia, den franz. Teil der westind. Insel St. Christoph und den sog. Assiento (s. d.) im span. Amerika. Außerdem mußte Frankreich die sog. protestantische Erbfolge des Hauses Hannover in Großbritannien anerkennen, sowie auch sich verpflichten, den Prätendenten Jakob III. auszuweisen und Dünkirchen zu schleifen. Die Niederländische Republik erhielt eine sog. Barrière gegen Frankreich, d. h. es wurde ihr das Besatzungsrecht in mehrern festen Plätzen an der franz.-belg. Grenze gewährleistet. (S. Barrièretraktat.) Zu dem Zweck wurden die span. Niederlande vorläufig der Republik übergeben, um dieselben nach Abschluß eines entsprechenden Barrièretraktats an Österreich zu überliefern. Auch ward die Sperrung der Schelde, wie seit dem Westfälischen Frieden, aufrecht erhalten. Preußen überließ seine Erbrechte auf das Fürstentum Orange an Frankreich, wogegen es das vormals span. Obergeldern erhielt, und erlangte die Anerkennung seines neuen Königstitels. Der Herzog von Savoyen bekam die Insel Sicilien mit dem Königstitel. Portugal erlangte eine vorteilhafte Berichtigung der Nordgrenze Brasiliens, sowie auch die Rückgabe der portug. Kolonie del Sacramento (im jetzigen Staate Uruguay). Der Besitzstand Frankreichs blieb im übrigen unverändert, wie nach dem Frieden von Ryswijk (s. d.). König Philipp V. behielt Spanien mit den Kolonien, während die span. Niederlande, Mailand, Neapel und die Insel Sardinien für Kaiser Karl VI. bestimmt wurden. Doch wollte dieser sich damit nicht begnügen und setzte mit Hilfe des Deutschen Reichs noch eine Zeit lang den Krieg fort. Erst zu Rastatt (s. d.) 6. März 1714 und zu Baden (s. d.) in der Schweiz 7. Sept. 1714 kam der Friede zwischen Kaiser und Reich einerseits, Frankreich andererseits zu Stande. Der Spanische Erbfolgekrieg nahm damit ein Ende. Kaiser Karl VI. und König Philipp V. versöhnten sich jedoch erst durch den Friedens- und Allianztraktat zu Wien 30. April 1725, der die Stipulationen des Utrechter Friedens bestätigte. Vgl. »Histoire du congrès et de la paix d'Utrecht, comme aussi de celle de Rastatt et de Bade« (Utr. 1716); Mahon, »History of the war of succession in Spain« (Lond. 1832).

Utrechter Samt, soviel wie Möbelplüsch, s. unter Plüsch.

Ut Re Mi etc., s. Solmisation.

Utriculardrüsen, s. unter Gebärmutter.

Utricularia *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Utricularieen oder Lentibularieen. Man kennt gegen 150 Arten, die eine sehr ausgedehnte Verbreitung besitzen. Es sind teils im Wasser schwimmende, teils auf sumpfigem Boden vorkommende, mit rosettenförmig gestellten Blättern versehene krautartige Gewächse. Bei den im Wasser wachsenden Arten sind die Blätter fadenartig verteilt und meist mit eigentümlichen Schläuchen versehen, die zum Fangen kleiner Wassertierchen dienen. (S. Fleischfressende Pflanzen.) Die Blütenschäfte sind nackt und tragen an ihrer Spitze eine oder mehrere lebhaft gefärbte Blüten, die aus einem zweiteiligen Kelche, einer zweilippigen maskierten Blumenkrone mit Sporen, zwei Staubgefäßen und

einem einfächerigen Fruchtknoten bestehen. Die bekannteste Art ist der in Deutschland in Mooren, Teichen nicht seltene gemeine Wasserschlauch, U. vulgaris *L.*, mit sattgelben Blüten; weniger häufig finden sich in der deutschen Flora an ähnlichen Standorten noch U. neglecta *Lehm.* und U. minor *L.* Betreffs der Ausbildung der Schläuche s. Fleischfressende Pflanzen.

Utricularieen (Utricularieae) oder Lentibularieen (Lentibularieae), kleine dikotyledonische Pflanzenfamilie, die etwa 180 Arten umfaßt, welche sämtlich Wasser- oder Sumpfpflanzen sind und sich im Baue ihrer Blüten am nächsten den Scrophularineen anschließen. Die Blätter sind verschiedenartig ausgebildet, je nachdem sie untergetaucht oder auf Sumpfboden wachsen. Mehrere Arten werden wegen ihrer Fähigkeit, kleine Tiere festzuhalten und teilweise aufzulösen, zu den sog. Fleischfressenden Pflanzen (s. d.) gerechnet.

Utriguren, s. Hunnen.

Utriusque juris doctor (lat.) oder Doctor utriusque juris, auch Doctor juris utriusque und Juris utriusque doctor, Doktor beider Rechte (nämlich des röm. und kanonischen Rechts). Abkürzungen dafür sind U. j. d., D. u. j., D. j. u. und J. u. d. Die in England und Amerika gebräuchlichste Abkürzung ist L. L. D. (Legum doctor, Doctor of Laws).

Utsch-Kilissi, s. Etschmiadzin.

Uttmann (Barbara), eine edle Frau, welche zuerst im sächs. Erzgebirge das Spitzenklöppeln lehrte, stammte aus dem Geschlecht von Elterlein, einer nürnberger Patricierfamilie, die sich des Bergbaues wegen nach dem sächs. Erzgebirge gewendet und hier bedeutendes Vermögen erworben hatte. Barbara wurde 1514 geboren, wie man annimmt, zu Elterlein, welchem Orte ihre Familie den Namen gegeben oder, was wahrscheinlicher ist, von dem dieselbe den Namen entlehnt hat. Ihr Vater, Heinr. von Elterlein (geb. 1485, gest. 1582), war keineswegs ein armer Bergmann, wie eine unverbürgte Sage behaupten will. Barbara war an einen reichen Bergherrn zu Annaberg, Christoph Uttmann, verheiratet, der daselbst in hohem Ansehen stand. Einer alten Sage zufolge lernte sie die Klöppelkunst von einer Brabanterin, die, als Protestantin durch Albas Tyrannei vertrieben, bei ihr eine Zufluchtsstätte gefunden hatte. Als den Zeitpunkt, wo Barbara diese noch gegenwärtig für das sächs. Erzgebirge so ersprießliche Kunst zuerst in Annaberg zu lehren anfing, gibt man das J. 1561 an. Barbara starb als Witwe zu Annaberg 1575 und wurde auf dem dortigen Kirchhofe unweit der großen Linde begraben. Am 17. Okt. 1834 ward ihr auf dem Kirchhofe zu Annaberg ein Denkmal errichtet.

Uttoxeter, Stadt in der engl. Grafschaft Stafford, nahe rechts vom Dove, Station der Linien Macclesfield-Derby und U.-Stoke upon Trent der North-Staffordshirebahn, zählt (1881) 7957 E. und hat eine Lateinschule und Eisenwerke. U. ist das Uttocaster der Angelsachsen.

Uturguren, s. Hunnen.

Utzschneider (Jos. von), ausgezeichneter Nationalökonom und bayr. Finanzmann, geb. 2. März 1763 zu Rieden am Staffelsee in Oberbayern, machte seine Studien zu München und auf der Universität zu Ingolstadt. Schon 1778 und 1779 hatte er kurze Zeit die geheime Korrespondenz der Herzogin Maria Anna von Bayern mit Friedrich II., König von Preußen, geführt, und nach beendigten Studien wurde er 1783 zu München als Repetitor der Mathematik und Lehrer der Nationalökonomie an der herzogl. Marianischen Akademie verwendet und zugleich mit der Verwaltung des der Herzogin gehörigen Guts Schwaiganger betraut. Im J. 1784 erhielt er die Stelle eines bayr. Hofkammerrats. Seine Verdienste, die er sich in dieser Stellung erwarb, veranlaßten seine Ernennung zum Geschäftsträger und ersten bayr. Salinenadministrator im Fürstentume Berchtesgaden. Im J. 1799 wurde er bei der Generallandesdirektion als einer der sieben Direktoren angestellt, aber bald als Geh. Referendar für landständische Angelegenheiten in das Geh. Finanzdepartement versetzt. Seine Verbesserungspläne mißfielen einem großen Teile der Stände, und da auch der Staatsminister von Montgelas einer seiner zahlreichen Gegner war, so sah er sich 1801 von allen Staatsgeschäften entfernt. Hierauf errichtete U. eine Ledermanufaktur in München und 1804 mit Georg von Reichenbach und Jos. Liebherr das mechan. Institut Reichenbach, Utzschneider u. Liebherr in München, das unter der Firma T. Ertel u. Sohn noch blüht. Zunächst für die Fernrohre der astron. und geodätischen Instrumente hatte die zu Benedictbeuern angelegte Kunstglashütte das nötige Crown- und Flintglas zu liefern, und aus ihr wurde, nachdem U. sich 1809 mit Fraunhofer (s. d.) vereinigt, das optische Institut, welches nachher fast ganz Europa mit astron. Instrumenten versah. Im J. 1807 war U. wieder als General-Salinenadministrator und zugleich als Geh. Finanzreferendar in den Staatsdienst getreten. Unter seiner Leitung wurde der Bau der Saline zu Rosenheim ausgeführt. Eine andere vorzügliche Anstalt, welche unter U.s Leitung in Bayern Wurzel faßte, war das auf eine allgemeine Landesvermessung gegründete Grundsteuerkataster. Auch wurde er 1811 Vorstand der Staatsschulden-Tilgungsanstalt. Als aber nach dem Pariser Frieden von 1814 dieser Anstalt nicht die Hilfe wurde, die er dafür in Anspruch nahm, legte er alle seine Stellen im Staatsdienste nieder. Im J. 1818 wurde er erster Bürgermeister in München und bald darauf auch zum Landtagsdeputierten für München gewählt. Im J. 1821 legte er das Amt als Bürgermeister nieder, Abgeordneter aber blieb er bis zu seinem Tode. Nur noch ein Amt übernahm er, nämlich 1827 die Vorstandschaft der neugegründeten münchener polytechnischen Centralschule. Infolge des Durchgehens der Pferde fand U. auf der Fahrt zum Ständehause seinen Tod 31. Jan. 1840. Vgl. U.s Biographie von Bauernfeind (Münch. 1880).

Uvinsa, Landschaft im Congostaate, rechts vom Oberlauf des Congo, nordwestlich von Nyangwe. — Uvinsa heißt auch ein Gebiet auf dem linken Ufer des Malagarasi, der zum Tanganjika geht.

Uvira, zum Congostaat gerechnetes Gebiet an dessen Ostgrenze, westlich von der Nordspitze des afrik. Binnensees Tanganjika, hat von den Seeanwohnern vielbesuchte Märkte, Erzeugung von Eisengeräten, Holzschalen und Körben.

Uvula (lat.), das Zäpfchen (s. d.).

Uwárow (Graf Sergei Semenowitsch), russ. Staatsmann und Gelehrter, geb. 25. Aug. 1785 in Moskau aus einer altadeligen Familie, erhielt seine wissenschaftliche Bildung zum Teil in Göttingen,

war 1832—48 russ. Unterrichtsminister und seit 1818 Präsident der Akademie der Wissenschaften in Petersburg. Im J. 1846 wurde er in den Grafenstand erhoben und starb 16. Sept. 1855 in Moskau. Sein Hauptverdienst besteht in der Hebung des höhern Unterrichtswesens in Rußland; er gründete neue Lehranstalten und wissenschaftliche Institute. Infolge seiner Schrift «Projet d'une académie asiatique» (1810) wurde bei der Akademie der Wissenschaften ein Asiatisches Museum und 1823 beim Auswärtigen Amt eine besondere Orientalische Schule zur Ausbildung von Dragomanen errichtet. U. schrieb ferner «Essai sur les mystères de Eleysis» (1812) und einige andere Schriften über griech. Altertum und Mythologie, die gesammelt sind in «Études de philologie et de critique» (Petersb. 1843). Die «Esquisses politiques et littéraires» (Par. 1848) enthalten zumeist seine in der Akademie gehaltenen Reden.

Sein Sohn, Graf Alexej Sergejewitsch U., geb. 1824, ist als bedeutender Altertumsforscher bekannt. Gleich nach Beendigung seiner Studien an der petersburger Universität machte er eine wissenschaftliche Reise ans Schwarze Meer und veröffentlichte darüber «Izslědovanija o drevnostjach Južnoj Rossii i sěvernago berega Černago Morja» (Petersb. 1852; franz. Ausg., Par. 1855—60). Später veranstaltete er wichtige Untersuchungen über die Funde in den Kurganen (s. d.) und gründete die Archäologische Gesellschaft in Moskau, deren Abhandlungen «Drevnosti» viel wichtiges Material enthalten. Auch stiftete er den sog. **Uwarowschen Preis** bei der Akademie der Wissenschaften in Petersburg. Er besteht aus der Summe von 3000 Rub., die alljährlich von der Akademie für das beste Werk über russ. Geschichte und das beste Drama aus dem russ. Leben vergeben werden. U. starb zu Moskau im Febr. 1885.

Ein Verwandter der obigen beiden, **Fedor Petrowitsch U.**, russ. General, geb. 1769, gest. 1824 in Petersburg, soll an der Verschwörung teilgenommen haben, welche dem Kaiser Paul das Leben kostete. Er zeichnete sich in den Kriegen mit Frankreich (1805—14) und mit den Türken 1810 aus.

Uwarowit, s. unter Granat.

Uxbridge, Stadt in der engl. Grafschaft Middlesex, links an dem zur Themse gehenden Colne, Station der Zweiglinie West-Drayton-U. der Great-Westernbahn, zählt (1881) 7712 E. und hat ein litterarisches Institut, Mühlen, Mälzereien und große Vieh- und Getreidemärkte. Im Febr. 1645 fanden hier zwischen Parlamentskommissaren und Bevollmächtigten Karls I. fruchtlos bleibende Verhandlungen statt.

Uxbridge, Grafen von, s. unter Anglesey (engl. Peerschaft).

Uxküll, baltisches Adelsgeschlecht. Das Geschlecht der Herren und Freiherren von U., U.-Güldenband, Meyendorff (s. d.) und Meyendorff Freiherren von U. ist eines Stammes und führte bis zum Beginn des 16. Jahrh. ein und dasselbe Wappen. Ihr gemeinsamer Stammvater ist Konrad von Meindorp, welcher zu Anfang des 13. Jahrh. aus Holstein nach Livland einwanderte und vom Bischof Albert von Livland mit dem Schloß Ukeskole (jetzt Uxküll) an der Düna, oberhalb Rigas, belehnt wurde. Er nannte sich seitdem Konrad von U. In der darauf folgenden angestammten Landesgeschichte spielte dieses Geschlecht eine für den livländischen Provinzialstaat bedeutende Rolle. Während der schwed. Periode Livlands haben sich mehrere als tüchtige Kriegsleute ausgezeichnet, namentlich Otto von U. aus dem Hause Mengen, Erbherr zu Fickel, Aß und Kosk in Estland, welcher sich als schwed. Statthalter von Narwa und Generalfeldmarschall einen Namen machte und im Kriege gegen Polen 1600 zu Wolmar in Livland starb. Baronisiert wurde in Schweden zunächst ein Zweig dieses Geschlechts unter dem Namen U.-Gyllenband (jetzt Guldenband) 23. Aug. 1648, ein anderer unter dem Namen Meyendorff Freiherren von U. 16. April 1679, welcher sich nachher schlechtweg Freiherren von Meyendorff nannte, und endlich in russ. Zeit die übrigen U. 30. Jan. 1730. Vgl. Lossius, «Drei Bilder aus dem livländischen Adelsleben des 16. Jahrh.» (2 Bde., Lpz. 1875—78).

Uz erscheint im Alten Testament als ein ziemlich weitschichtiger geogr. Begriff, welcher das nördl. Arabien mit dem syrischen Grenzland bis nach Mesopotamien (Haran-Karrhä) hinauf umfaßt, von wo die Verehrung des U., d. i. des Morgensterns (Venus) südwestwärts über den Euphrat und Nordarabien bis in die Halbinsel des Sinai sich verbreitete. Im engern Sinn wird die Heimat Hiobs «Das Land (des) Uz» genannt und wird in Übereinstimmung mit der Tradition in Hauran vielleicht in dem Hügelland Tulûl östlich vom Gebirge Hauran zu suchen sein.

Uz (Joh. Peter), deutscher Dichter, geb. zu Ansbach 3. Okt. 1720, studierte seit 1739 in Halle, wo er mit Gleim einen engern Freundschaftsbund schloß, dem sich später Johann Nikolaus Götz beigesellte. An des letztern Übersetzung des Anakreon, welche 1746 im Druck erschien, nahm U. Anteil. Im J. 1743 kehrte er nach Ansbach zurück und wurde daselbst 1748 Sekretär bei dem Justizkollegium, welche Stelle er 12 Jahre lang ohne Gehalt bekleidete. Im J. 1749 erschien anonym die erste kleine Sammlung seiner «Lyrischen Gedichte», von Gleim zum Druck befördert und mit einem anonymen Vorwort versehen. Sein Ruf als Dichter war hiermit begründet. Außer den lyrischen Poesien, welche allmählich in den folgenden Ausgaben bis auf sechs Bücher vermehrt wurden, verfaßte U. ein erzählendes komisches Gedicht in Alexandrinern, «Der Sieg des Liebesgottes» (1753), ein Lehrgedicht, «Versuch über die Kunst stets fröhlich zu sein» (1760), gleichfalls in Alexandrinern, und mehrere «Briefe», von denen einige ganz in Versen geschrieben sind, andere zwischen Versen und Prosa wechseln. Im J. 1763 wurde U. Assessor des kaiserl. Landgerichts des Burggraftums Nürnberg und gemeinschaftlicher Rat des Markgrafen von Ansbach und Kulmbach. Nachdem er noch eine vollständige Sammlung seiner «Poetischen Werke» für den Druck vorbereitet, deren Ausgabe (2 Bde., Lpz. 1768) von seinem Freunde Chr. F. Weiße besorgt wurde, entsagte er allem fernern poetischen Schaffen. Er wurde 1771 Mitglied des neu eingerichteten Scholarchats, 1790 burggräfl. Direktor und, als Ansbach an Preußen fiel, Geh. Justizrat und Landrichter, starb aber wenige Tage nach der Ernennung 12. Mai 1796. U. hat sich besonders als Lyriker durch heitere anmutige Lieder und ernste, schwungvolle und gedankenreiche Oden ausgezeichnet. Auch sein Lehrgedicht und seine Briefe sind nicht ohne poetische Schönheiten. Nach seinem Tode gab Chr. F. Weiße nochmals seine «Poetischen Werke» nach U.' eigenhändigen Verbesserungen

heraus (2 Bde., Wien 1801). In Ansbach wurde ihm 1825 im königl. Schloßgarten ein Denkmal errichtet, wozu Heideloff in Nürnberg die kolossale Büste verfertigte. Vgl. Henriette Feuerbach, «U. und Cronegk. Ein biograph. Versuch» (Lpz. 1866), «Briefe von U. an einen Freund aus den J. 1753—82» (herausg. von Henneberger, Lpz. 1866).

Uzbeken, sov. w. Usbeken.

Uzen, bei byzant. Schriftstellern Name der Kumanen (s. d.).

Uzèn (türk.), soviel wie Fluß.

Uzès, Stadt und Hauptort eines Arrondissements im franz. Departement Gard, rechts am Alzon, einem linken Zufluß des Gard, Station der Linien Remoulins-U. und Saint-Julien de Cassagnas-Rozières der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, zählt (1881) 5449 E. und hat ein aus dem 11. bis 16. Jahrh. stammendes Schloß der Vizegrafen, dann Herzöge von U., le Duché genannt, den Campanile oder die Tour Fénestrelle, den großartigen roman. Glockenturm der 1611 zerstörten Kathedrale aus dem 12. Jahrh., eine Konsistorialkirche der Reformierten, eine von Duret modellierte Bronzestatue des in der Schlacht bei Abukir 1798 gefallenen Kontreadmirals Brueys, ein Kommunal-Collège, eine Bibliothek, Seidenindustrie, Strumpfwirkerei, Leinweberei, Tuch- und Papierfabrikation, Töpferei und Handel mit Getreide, Wein und Öl. — U. hieß im Altertum und Mittelalter Ucetia, gehörte unter den Römern zu Gallia Narbonensis, kam dann an die Westgoten, um 534 zum Frankenreiche, gehörte 843—870 zu Lothringen, bald darauf zum Burgundischen Königreich, war vom 12. bis 15. Jahrh. Hauptort einer Vizegrafschaft, wie schon vorher des Pagus Uceticus (Uzegais), wurde später ein Herzogtum und gehörte zum Gouvernement Languedoc bis zur großen Revolution, welche 1790 auch das hiesige Suffraganbistum des Erzstiftes Narbonne aufhob. — Das Arrondissement Uzès, welches in 8 Kantone und 99 Gemeinden zerfällt, zählt (1881) 77074 E.

V.

V, der 22. Buchstabe des deutschen Alphabets, ist aus dem lateinischen v, das ursprünglich sowohl den Vokal u, wie den Konsonanten v bezeichnete (s. unter U), entstanden. Der Name (Vau) ist aus dem Griechischen übernommen, in dieses aus dem Phönizischen (Vav) gekommen. Im heutigen Deutsch ist das v ein überflüssiger Buchstabe, da er durchaus denselben Laut wie f bezeichnet; die heutige Orthographie ist im Gebrauche des v ganz inkonsequent: mit Ausnahme von Fremdworten wie Nerv, Larve u. dgl. schreibt man nur in «Frevel» noch v im Innern des Wortes, sonst ist es auf den Wortanfang beschränkt und hat sich hier gewohnheitsmäßig bei einer ziemlichen Anzahl von Worten erhalten. In allen andern aus dem lat. Alphabet stammenden europ. Alphabeten bedeutet v unser w, so im Französischen, Englischen, den lat.-slaw. Alphabeten u. s. w., ist also hier nie wie f zu sprechen. Über den Lautwert des v (= f und = w) s. unter F und W. — Das griech. Alphabet gab den entsprechenden Buchstaben (Vau oder Digamma genannt) als Lautzeichen ganz auf, da es den Laut selbst (= unserm w) außer in einigen Dialekten verlor, behielt ihn aber als Zeichen der Zahl 6, da der Buchstabe im ältesten Alphabet die sechste Stelle einnahm; in dieser Stellung entspricht ihm das lateinische F.

Als Abkürzung steht V und v in röm. Inschriften für vale, victoria, vivus, vixit, in Büchern für versus, verte, vide; als röm. Zahlzeichen ist V = 5. Auf ältern franz. Münzen bezeichnet V den Prägort Troyes. In der Chemie ist V das Zeichen oder Symbol für Vanadin.

Va., offizielle Abkürzung für den nordamerik. Staat Virginia.

Vaal Rivier, einer der Quellarme des Oranjeflusses (s. d.).

Vaals, Gemeinde und Dorf in der niederländ. Provinz Limburg, auf der preuß. Grenze, an der Chaussee von Aachen nach Mastricht, mit 4600 E., ist ein blühender Ort mit bedeutenden Tuchfabriken. Es hat eine kath., eine reform. und eine luth. Kirche, wie auch ein Nonnenkloster. Im 17. Jahrh. hatte V., nachdem es bei dem Westfälischen Frieden in den Besitz der Vereinten Provinzen gekommen war, eine gewisse Bedeutung als Zufluchtsort für die aus den span. Niederlanden und aus Aachen vertriebenen Protestanten.

Vaari (finnisch), soviel wie Berg.

Vaarsild (Frühjahrshering), s. unter Hering.

Vacanz, s. Vakanz.

Vaccine (lat.), die Kuhpocke (s. d.); Vaccination, die Kuhpockenimpfung. (S. Impfung.)

Vacciniaceen (Vacciniacĕae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Man kennt gegen 320 Arten, die in der nördlichen gemäßigten und kalten Zone, sowie in den Tropengegenden Asiens und Amerikas vorkommen. Es sind niedrige Sträucher mit kleinen, meist immergrünen Blättern und zwitterigen Blüten, die aus einem mit dem Fruchtknoten verwachsenen fünfteiligen Kelche, einer glocken- oder krugförmigen fünflappigen Blumenkrone, acht bis zehn Staubgefäßen und einem unterständigen, mehrfächerigen Fruchtknoten mit fadenförmigem Griffel bestehen. Die Frucht ist eine mehrsamige Beere. Von mehrern Arten dieser Familie werden die Beeren gegessen. (S. Vaccinium.)

Vaccinium *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Vacciniaceen. Man kennt gegen 100 Arten, die in der nördl. gemäßigten und kalten Zone, sowie in manchen Gebirgsgegenden der Tropen vorkommen. Es sind strauchartige Gewächse, oft von sehr geringer Höhe mit schmalen abfallenden oder immergrünen Blättern und glocken- oder krugförmigen zwitterigen Blüten mit unterständigem Fruchtknoten, der sich bei der Reife zu einer Beere entwickelt. Mehrere Arten haben eßbare Früchte. Die bekanntesten sind die Heidelbeere (V. Myrtillus *L.*), die Preißelbeere (V. Vitis Idaea *L.*) und die Moosbeere (V. oxycoccus *L.*). Die beiden erstern sind allgemein bekannte Pflanzen, deren Beeren einen wichtigen Handelsartikel bilden.

Die Heidelbeere hat abfallende Blätter, rotgrüne Blüten und schwarze oder blauschwarze Beeren, die außer mit dem Namen Heidelbeere noch als

Schwarzbeeren, Blaubeeren, Bickbeeren, Beesinge bezeichnet werden. Sie kommt gesellig vor, überzieht sowohl in der Ebene wie im Gebirge auf weite Strecken den Waldboden und wird dadurch für die Forstkulturen nicht selten ein lästiges Unkraut. Die Beeren werden in großen Mengen gesammelt und roh oder eingemacht gegessen, auch werden bedeutende Quantitäten jährlich ausgeführt zur Färbung der Weine; da sie einen blauroten Farbstoff enthalten, werden sie den Weißweinen beigemischt, um ihnen die Färbung der teuerern Rotweine zu geben. Außerdem wird neuerdings aus den Beeren selbst in manchen Gegenden Deutschlands, z. B. im Spessart, ein sehr wohlschmeckender und gesunder Wein hergestellt. Die getrockneten Beeren waren früher unter dem Namen Baccae Myrtillorum offizinell und wirken als ausgezeichnetes Mittel gegen Durchfälle und Ruhr.

Die Preißelbeere, auch Stein- oder Kronsbeere genannt, hat immergrüne glänzende Blätter, weiße oder rötliche Blüten und rote Beeren, sie kommt besonders in Gebirgsgegenden vor und überzieht hier ebenfalls auf weite Strecken den Boden. Die Beeren haben einen angenehm sauern Geschmack, da sie Citronensäure reichlich enthalten; sie werden weniger roh gegessen, bilden aber eingemacht ein sehr beliebtes Kompott; auch bereitet man in manchen Gegenden aus ihnen einen wohlschmeckenden Branntwein, das sog. Steinbeerwasser.

Die Moosbeere findet sich auf Mooren und wächst hier in ähnlicher Weise wie die beiden vorigen, sie hat immergrüne Blätter, rote Blüten und rote Beeren. Die letztern werden ebenfalls eingemacht und gegessen, doch sind sie wegen ihres seltenern Vorkommens weniger bekannt. Neuerdings hat man eine nordamerik. Art, die der Moosbeere ähnlich ist, aber größere Früchte trägt, V. macrocarpum *Ait.*, für die ausgedehnten Moorgegenden Deutschlands zum Anbau empfohlen; die Beeren dieser letztern Art sind noch wohlschmeckender als die der Moosbeere und werden wie diese und die Preißelbeere genossen.

Die vierte in Deutschland wachsende Art, die Rauschbeere, V. uliginosum *L.*, kommt ebenfalls auf Mooren vor, doch ist sie viel weniger häufig als die vorigen, sie hat abfallende Blätter, weiße oder rötliche Blüten und schwarze Beeren ungefähr von der gleichen Größe wie die Heidelbeeren. Man nahm früher an, daß die Beeren dieser Art berauschend wirken sollen, doch ist dies nicht richtig, sie sind eßbar, haben aber einen unangenehmen süßlichen Geschmack; in größern Mengen genossen sollen sie Kopfschmerzen hervorrufen.

Einige nordamerik. Arten, darunter die obengenannte V. macrocarpum, werden nicht selten als Zierpflanzen in Gärten kultiviert und besonders zur Ausschmückung von Felspartien u. dgl. benutzt; sie halten im Freien sehr gut aus, müssen aber in Heideboden gezogen werden.

Vacha, Stadt im Verwaltungsbezirk Dermbach des Großherzogtums Sachsen-Weimar-Eisenach, links an der Werra, am Nordfuße des aus Basalt bestehenden Öchsenberges (639 m), 232 m über dem Meere, Station der Zweigbahn Dorndorf-V. der Feldabahn, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 1676 reform. E. und hat Sandsteinbrüche, Lohgerberei und Fabrikation von Pfeifenbeschlägen.

Vacherot (Étienne), freisinniger franz. Philosoph, geb. 29. Juli 1809 zu Langres, besuchte die Normalschule in Paris, war 1829—30 Lehrer in Châlons-sur-Marne, wurde 1833 außerord. Professor der Philosophie und 1837 von Cousin zum Studiendirektor an die Normalschule berufen. Außerdem bekleidete er seit Jan. 1838 noch die Stellung eines Konferenzenmeisters der Philosophie und ersetzte 1839 Cousin als Professor der Philosophie an der Sorbonne. Seine in der «Histoire critique de l'école d'Alexandrie» (3 Bde., Par. 1846—51) dargelegten philos. Doktrinen zogen ihm die heftigsten Angriffe des Klerus zu, infolge dessen V. 1851 zur Disposition gestellt und im nächsten Jahre wegen Verweigerung des Eides auf die Verfassung aus dem Staatsdienste entlassen wurde. Unter seinen spätern Schriften machte die unter dem Titel «La démocratie» (Par. 1859) außerordentliches Aufsehen; sie zog ihm gerichtliche Verfolgungen und eine Verurteilung zu einem Jahre Gefängnis zu, eine Strafe, die später auf drei Monate gemildert wurde. Sein Verteidiger, Emile Ollivier, wurde suspendiert. Die Folge der Verurteilung war für V. die Entziehung der bürgerlichen Ehrenrechte, die gegen ihn, ungeachtet aller Amnestien, lange Jahre aufrecht erhalten wurde und erst in Wegfall kam, als er sich im März 1870 weigerte, Mitglied der Kommission für höhern Unterricht zu werden. Am 8. Febr. 1871 ernannten ihn die Wähler des Seinedepartements zum Abgeordneten in die Nationalversammlung. Er hielt sich hier anfangs zur Linken und schloß sich nachher an das linke Centrum an. Nach der Auflösung der Nationalversammlung zog er sich aus dem polit. Leben zurück. Von V.s Schriften sind noch zu nennen: «La métaphysique et la science» (2 Bde., 1858; 3. Aufl., 3 Bde., 1863), sein Hauptwerk mit der Entwickelung seines philos. Systems; «École sensualiste» (1839), «École écossaise» (1840), «Essai de philosophie critique» (1864), «La religion» (1868), «La science et la conscience» (1870).

Vacquerie (Auguste), franz. Schriftsteller, geb. 1819 zu Villequier im Depart. Seine-Inférieure, war in Paris Mitarbeiter am «Globe», an der «Époque», am «Événement» und begleitete als eifriger Anhänger Victor Hugos diesen in die Verbannung. Er ist Chefredacteur des radikalen «Rappel», welchen er 1869 mit den beiden Söhnen Hugos und Paul Meurice begründete. Seine dramatischen Stücke «Tragaldabas» (1848), «Souvent homme varie» (1859), «Les funérailles de l'honneur» (1862), «Jean Baudry» (1863), «Le fils» (1866) hatten wenig Erfolg. Eine Reihe Artikel hat er unter dem Titel «Profils et grimaces» (1856) veröffentlicht. Ferner sind zu erwähnen: «Les miettes de l'histoire» (1863), «Mes premières années de Paris» (1872), «Aujourdhui et demain» (1875) u. s. w.

Vacuna, sabinische Göttin, der nach der Ernte beim Fest der Vacunalien geopfert wurde.

Vacuum, s. Leere.

Vacuumapparat, ein namentlich in der Zuckerfabrikation gebräuchlicher Apparat zum Verdampfen erhitzter Flüssigkeiten in luftverdünntem Raum.

Vacuummeter (grch.), soviel wie Luftleeremesser, s. unter Manometer.

Vacuumpumpe, soviel wie Luftpumpe.

Vademēcum (lat., d. i. geh mit mir), ein Titel, den man Büchern von kleinem, handlichem Format gibt, die als Ratgeber oder Leitfaden, gleichsam als

Begleiter auf Reisen und in allen möglichen Lagen und Fällen des Lebens dienen sollen.

Vadianus (Joachim), eigentlich von Watt, schweiz. Humanist, geb. 30. Dez. 1484 in St. Gallen, studierte in Wien, machte dann größere Reisen, wurde 1514 Professor in Wien und kehrte 1518 als Arzt in seine Vaterstadt St. Gallen zurück. Mit Zwingli innig befreundet, mit Luther und Erasmus im Briefwechsel stehend, war er ein Hauptbeförderer der Reformation und nahm an verschiedenen Religionsgesprächen teil, namentlich seit er 1526 Bürgermeister geworden war. Er starb 6. April 1551. V. hat eine große Anzahl Gedichte verfaßt, aber auch wissenschaftliche Werke, die sich teils mit poetischen Fragen, teils mit theol. Gegenständen beschäftigen. Sein Hauptwerk ist die von ihm handschriftlich hinterlassene «Chronik der Äbte von St. Gallen», die von Götzinger in «V.' deutschen histor. Schriften» (St. Gallen 1875, 1877) herausgegeben wurde; außerdem sind hervorzuheben: «Commentarii in Pomponium Melam» (Wien 1518), «Aphorismorum libri VI de consideratione eucharistiae» (Zür. 1516) und die gegen Schwenkfeld gerichteten Streitschriften und Briefe. Vgl. Pressel, «Joachim V.» (Elberf. 1861); Stähelin, «Die reformatorische Wirksamkeit V.'» (Bas. 1882).

Vadret (Piz) heißen nach dem roman. Vadret (d. i. Gletscher) mehrere Gipfel der Rhätischen oder Graubündner Alpen, deren bekanntester und höchster nördlich vom Engadin zwischen dem Scalettaweg und der Flüelastraße als dunkler zweigipfeliger Felskamm aus den Eisfeldern der Vadrets da Grialetsch, da Vallorgia und da Puntota zu 3226 und 3221 m aufsteigt.

Vaduz, Hauptort des Fürstentums Liechtenstein (s. d.), liegt 465 m über dem Meere, 4 km südlich von der Station Schaan-V. der Arlbergbahn auf der rechten Seite des Rheinthals am Fuße des Gipsberges, zählt 1000 E., besitzt eine neue got. Pfarrkirche und wird beherrscht von der Burg V. oder Hohenliechtenstein, die auf einem Waldhügel gelegen eine schöne Aussicht über das Rheinthal und seine Berge gewährt.

Vaerst (Friedr. Christ. Eugen, Baron von), geistreicher Schriftsteller, geb. 10. April 1792 zu Wesel, erhielt seine Erziehung zu Bayreuth, dann auf dem Kadettenkorps in Berlin, bis er 1810 in das 2. westpreuß. Regiment zu Breslau eintrat. Nachdem er mit demselben 1812 dem Feldzuge gegen Rußland, 1813—15 den Feldzügen gegen Frankreich beigewohnt, nahm er 1818 als Hauptmann seine Entlassung, lebte darauf erst zu Berlin, dann in Schlesien, nachher auf Reisen in Frankreich, England u. s. w. Seit 1825 war er Mitinhaber der «Breslauer Zeitung». Im Sept. 1840 wurde ihm Pacht und Direktion des breslauer Stadttheaters auf 10 Jahre übertragen. Er zog sich jedoch 1847 nach Herrndorf bei Soldin, einem Rittergute seines Bruders, zurück und starb erblindet 16. Sept. 1855. Als Schriftsteller machte sich V. besonders durch die seinerzeit viel Aufsehen erregende «Cavalierperspektive» (Lpz. 1836), die er unter dem Namen Chevalier de Lelly veröffentlichte, durch «Die Pyrenäen» (2 Bde., Bresl. 1847) und die «Gastrosophie» (2 Bde., Lpz. 1852) bekannt.

Sein Bruder, Hermann Hans Hugo, Baron von V., geb. 15. Nov. 1798 zu Bayreuth, trat im Jan. 1813 als Freiwilliger in ein preuß. Ulanenregiment und nahm an den Feldzügen von 1813 bis 1815 teil. Nachdem er 1840 als Major seinen Abschied genommen, kaufte er das Rittergut Herrndorf bei Soldin. Im J. 1848 ward er als Stellvertreter für den Abgeordneten seines Wahlbezirks in die Nationalversammlung nach Frankfurt gewählt. Im Jan. 1862 trat er in das preuß. Abgeordnetenhaus, in welchem er der Fortschrittspartei angehörte und bis zum Schluß der Frühjahrssession 1867 blieb. Auch war er Mitbegründer der nationalliberalen Partei und Mitglied des ersten Reichstags des Norddeutschen Bundes. Seitdem zog er sich von der polit. Thätigkeit zurück. Er starb 22. Juli 1877 in Gotha.

Vae victis! (lat., «Wehe den Besiegten!») soll nach Livius (V, 48) der Gallierkönig Brennus ausgerufen haben, als die besiegten Römer sich sträubten, die auferlegten 1000 Pfd. Gold Kriegskontribution nach den zu schweren Gewichten der Feinde abzuwägen, indem er gleichzeitig noch sein Schwert in die Wagschale geworfen habe.

Vafthrudhnir, ein Riese in der nordischen Mythologie, der durch seine Weisheit berühmt ist. Sein Name bedeutet «Rätselmeister». In ihm ist das ganze Wissen seines Geschlechts, der elementaren Wesen, vereinigt. Zu V. kam einst Odhin, um seine Weisheit zu erproben. Da dieser in Gestalt eines Fahrenden erscheint, erkennt ihn der Riese nicht und läßt sich mit ihm in einen Wettstreit ein, in dem von Odhin und V. die ganzen Elemente der altnord. Kosmogonie vorgeführt werden. Beide erkennen sich als ebenbürtig; als aber Odhin fragt, was er selbst seinem Sohne Baldr auf dem Scheiterhaufen ins Ohr geflüstert habe, erklärt sich V. für besiegt und erkennt in dem Fragenden Odhin. Dieser ganze Vorgang ist in einem schönen Gedichte der Edda, dem «Vafthrudhnismal», erzählt.

Vaga (Perino del), eigentlich Pierino Buonaccorsi, Maler, geb. 1501 in Florenz, gest. 1547 in Rom, erhielt seine erste künstlerische Richtung durch Ridolfo Ghirlandajo und arbeitete dann als Gehilfe bei dem florent. Meister Vaga sowie bei Perino, woher seine beiden Beinamen stammen. Hierauf wandte er sich nach Rom, wurde Rafaels Schüler, vertrauter Freund und Hausgenosse und half bei den Arbeiten desselben in den Loggien, sowie er auch im Vatikan die Bilder der Planetengottheiten im großen Saale des Appartemento Doria nach Rafaels Zeichnungen ausführte. Neben Giulio Romano war er dessen begabtester Schüler, und bei großer Leichtigkeit und Produktionskraft gelangen ihm Werke im Geiste des Rafaelschen Stils, wenn auch nicht von dessen Tiefe und Schönheit. Bei der Plünderung Roms 1527 gefangen genommen und nur durch ein hohes Lösegeld befreit, begab sich V. nach Genua, wo er die Dekorationen des Palastes Doria ausführte, indem er denselben aufs glänzendste mit Ornamenten, Stuccaturen und mytholog.-histor. Fresken schmückte. Später kehrte er nach Rom zurück, wo er eine zahlreiche Schule um sich sammelte und mit Hilfe seiner Schüler eine große Menge von Arbeiten ausführte, die indes den rafaelsken Stil in rascher Verwilderung repräsentieren. Am glücklichsten war er in der Darstellung antik-mytholog. Stoffe; doch auch Madonnen und andere Gegenstände religiöser Art hat er in seiner frühern Zeit in würdiger Weise behandelt. Im Louvre findet sich ein anmutiges

Bild, den Wettgesang der Musen und Pieriden auf dem Parnaß darstellend; eine leicht und kräftig behandelte Geburt Christi war in der Galerie Fesch zu Rom. Seine besten Schüler sind die beiden Calvi, Lazzaro und Santaleone.

Vagabund oder Vagant (lat., wörtlich: ein Umherstreifender) ist der Ausdruck zur Bezeichnung von solchen, welche ohne festen Wohnsitz und bestimmtes Gewerbe von einem Orte zum andern ziehen, d. h. soviel als Landstreicher. Obgleich in den Rechten selbst das Vagabundieren keine Ehrenschmälerung herbeiführt, so ist doch mit einer dergleichen Lebensweise und dem in der Regel sich daran knüpfenden unsoliden oder verächtlichen Erwerb eine gewisse Verdächtigkeit verknüpft, welche im Interesse der Rechtssicherheit zu polizeilichen Maßregeln, insbesondere dahin führt, daß nach Befinden solchen Personen ein gewisser Aufenthalt angewiesen, ihnen wohl auch nach Umständen und, namentlich wenn es Arbeitsscheue und schon bestrafte Verbrecher sind, ein zeitweiliger Arbeitszwang auferlegt wird. Die Ermittelung der Verbindlichkeit einer Stadt oder eines Staats zur Aufnahme von Vaganten war häufig schwierig und mit vielen Weitläufigkeiten verknüpft. Wegen der Übernahme solcher Personen hatten mehrere deutsche Staaten Konventionen abgeschlossen, welche indes durch die neuere deutsche Gesetzgebung über den Unterstützungswohnsitz (ausgenommen dem Staate Bayern gegenüber) hinfällig geworden sind. Seit Einführung des Deutschen Reichsstrafgesetzbuchs ist die Bezeichnung «Landstreicher» wieder üblich geworden, und es bedroht das erwähnte Gesetz in §. 361, 3 denjenigen, welcher als Landstreicher umherzieht, mit Haft bis zu 6 Wochen. Ein auf Grund dieser Bestimmung Verurteilter kann auch zu Arbeiten, die seinen Fähigkeiten und Verhältnissen angemessen sind, angehalten, oder der Landespolizeibehörde überwiesen werden; letztere erhält dadurch die Befugnis, die verurteilte Person entweder bis zu 2 Jahren in ein Arbeitshaus unterzubringen oder zu gemeinnützigen Arbeiten zu verwenden.

Vagabundae, Herumschweiferinnen, oder Jagdspinnen nennt man diejenigen Spinnen, die keine Netze bauen, sondern ihre Beute jagen. (S. unter Spinnen.)

Vaganten, fahrende Schüler, die sich auch Goliarden nannten, Bezeichnung für die Hörer der alten Kloster- und Stiftschulen, die, zuerst namentlich durch die Kreuzzüge zu Ende des 11. Jahrh. veranlaßt, die Stätten der Wissenschaften verließen, an dem Unsteten Geschmack findend, teils einzeln, teils in Schwärmen im Lande umherzogen und ein zügelloses Leben führten. Nur die lat. Sprache und die höhere Bildung des Geistes erhoben sie über die zerlumpten fahrenden Leute ihrer Zeit. Die Synode zu Passau (1284), das Konzil zu Salzburg (1291) u. a. erließen Verdammungsurteile gegen die wilden Schüler, die hauptsächlich durch die angedrohte Entziehung des geistlichen Privilegiums, das ihnen Schutz vor den weltlichen Gerichten gewährt hatte, betroffen wurden. (S. Bacchanten und Goliarden.) Vgl. außer der unter Goliarden aufgeführten Litteratur noch J. Grimm, «Gedichte des Mittelalters auf König Friedrich I. den Staufer» (Berl. 1844); L. Laistner, «Golias. Studentenlieder des Mittelalters» (Stuttg. 1879); Bernwerth von Bärnstein, «Carmina burana selecta» (Originaltext und Übersetzung, Würzb. 1879).

Vagina (lat.), die Scheide, Mutterscheide; Vaginismus, der Scheidenkrampf; Vaginitis, der Scheidenkatarrh (s. Leukorrhöe); Vaginoskopie, die Untersuchung der Scheide vermittelst des Mutterspiegels.

Vagus (lat., herumschweifender Nerv), der zehnte Hirnnerv, s. Gehirn, Bd. VII, S. 664ᵃ; Vagusneurosen, Erkrankungen des zehnten Hirnnervenpaares.

Vahlen (Joh.), namhafter Philolog, geb. zu Bonn 27. Sept. 1830, studierte daselbst Philologie, trat dann am bonner Gymnasium als Schulamtskandidat ein, habilitierte sich im Herbst 1854 an der dortigen Universität, wurde 1856 außerord. Professor der klassischen Altertumskunde in Breslau, Anfang 1858 ord. Professor in Freiburg i. Br. und im Juli desselben Jahres in Wien, wo er zugleich Direktor des philol. Seminars und Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungskommission wurde. Seit 1862 ist V. wirkliches Mitglied der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien. Im J. 1874 folgte er einem Rufe nach Berlin an Moritz Haupts Stelle. Auch hier wurde er zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannt. Von V.s philol. Arbeiten sind zu nennen: «Ennianae poesis reliquiae» (Lpz. 1854), «Naevii de bello Punico reliquiae» (Lpz. 1854), «Ulpiani liber regularum» (Bonn 1856), «In Varronis saturarum Menippearum coniectanea» (Lpz. 1858), «Analecta Noniana» (Lpz. 1860), «Lorenzo Valla» (Wien 1864; 2. Aufl., Berl. 1870), «Laurentii Vallae opuscula» (3 Hefte, Wien 1864), «Beiträge zu Aristoteles' Poetik» (4 Hefte, Wien 1865—67), «Aristotelische Aufsätze» (3 Hefte, Wien 1872), die kritische Ausgabe von Aristoteles' «De arte poetica» (3. Aufl., Lpz. 1885), «Cicero de legibus» (2. Aufl., Berl. 1883), «Plauti Menaechmi» (Berl. 1882). Auch war V. längere Zeit Mitherausgeber der «Zeitschrift für österr. Gymnasien» und später der philol. Zeitschrift «Hermes».

Vahrn, Dorf bei Brixen (s. d.).

Vaiçeschika, s. u. Indische Philosophie.

Vaihingen (an der Enz), Stadt und Hauptort eines Oberamts (192 qkm mit [1880] 22752 E.) im württemb. Neckarkreise, links an der Enz, 212 m über dem Meere, Station (3 km vom Orte; V.-Sersheim) der Linie Bretten-Friedrichshafen der Württembergischen Staatsbahnen, zählt (1880) 3351 E., davon 101 Katholiken, ist Sitz eines Amtsgerichts und hat ein Schloß, eine Gewerbebank, Wein- und Obstbau, sowie Fabrikation von Konditorwaren.

Vaihingen (auf den Fildern), Pfarrdorf im württemb. Neckarkreise, Oberamt Stuttgart, auf der fruchtbaren Hochebene Fildern, 15 km südwestlich von Stuttgart, Station der Linie Stuttgart-Freudenstadt der Württembergischen Staatsbahnen, zählt (1885) 2139 evang. E. und hat Kalksteinbrüche und mechan. Trikotweberei, sowie große Bierbrauereien mit Eisfabrikation.

Vaill., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für François Levaillant (s. d.).

Vaillant (Jean Baptiste Philibert, Graf), franz. Marschall, geb. zu Dijon 6. Dez. 1790, besuchte die Polytechnische Schule und wurde 1809 zum Unterlieutenant im Geniekorps, 1811 zum Lieutenant beim Sappeurbataillon in Danzig ernannt. Im russ. Feldzuge Adjutant des Generals Haxo, wurde er 1813 bei Kulm gefangen und nahm an den Feldzügen von 1814 und 1815 teil. Als Bataillonschef

machte er 1830 den Zug nach Algier mit, wo ihm bei der Belagerung des Kaiserforts eine Kartätsche das Bein zerschmetterte. Als Oberstlieutenant war er bei den Expeditionen nach Belgien 1831 und 1832, namentlich bei der Belagerung von Antwerpen. Er stieg dann zum Obersten im Geniestabe und später zum Kommandanten des 2. Genieregiments auf, war 1837 und 1838 Festungsdirektor in Algier, wurde Generalmajor und Direktor der Polytechnischen Schule, 1845 Generallieutenant und übernahm die oberste Leitung der pariser Festungsbauten. Im Mai 1849 leitete V. den Ingenieurangriff auf Rom und empfing die Marschallswürde. Er erhielt 1849 das Großkreuz der Ehrenlegion und übernahm, als der Kriegsminister Saint-Arnaud an die Spitze der Orientarmee gestellt wurde, 1854 das Kriegsministerium. Im J. 1859 war V. Majorgeneral der Armee im ital. Feldzuge, dann Oberbefehlshaber der dort verbleibenden Occupationsarmee und wurde 1860 Minister des kaiserl. Hauses, im Jan. 1864 daneben Großkanzler der Ehrenlegion. Er trat nach dem Sturze des Kaiserreichs von jeder öffentlichen Thätigkeit zurück, wurde jedoch Okt. 1870 aus Frankreich verbannt. Nach dem Friedensschlusse kehrte V. im Frühjahr 1871 nach Paris zurück und starb daselbst 4. Juni 1872. Seine Leiche wurde in Dijon beigesetzt. V. schrieb «Siége de Rome» (Par. 1851).

Vaison, Stadt im franz. Depart. Vaucluse, Arrondissement Orange, rechts an der Ouvèze, über welche eine Römerbrücke führt, zählt (1881) 2060 (Gemeinde 3098) E. und hat eine alte Kathedrale, röm. Altertümer, eine Schloßruine und Seidenspinnerei. V., im Altertum und mittellat. Vasio, war bis zur großen franz. Revolution Bischofssitz und gehörte bis dahin zur Grafschaft Venaissin.

Vajda-Hunyad, Marktflecken, s. u. Hunyad.

Vakanz (lat.) heißt das Erledigtsein einer Stelle, insbesondere einer kirchlichen. In der alten christl. Kirche verstand man unter V. nur die Erledigung eines Bischofssitzes (Sedisvakanz). Da infolge der Absicht eines Zwischenbezugs der Einkünfte die Dauer der V. zuweilen ins Ungebührliche ausgedehnt wurde, so bestimmte die Kirche schon frühzeitig, daß von Laien zu vergebende Stellen nicht über sechs Monate und die von einem geistlichen Patron zu besetzenden nicht über vier Monate unbesetzt bleiben dürften, wobei dem schuldhaft die Frist überschreitenden der Verlust des diesmaligen Präsentationsrechts treffen sollte. Dies gilt auch noch jetzt, wo auch die Staatsregierungen bestimmte Fristen, innerhalb derer geistliche Ämter besetzt werden müssen, vorgeschrieben haben. Auch die prot. Kirche gestattet V., die meist sechs Monate währen. Alle Amtsgeschäfte während der V. haben nach der Anordnung des Superintendenten die benachbarten Geistlichen zu verrichten.

Vala, der 131. Asteroid, s. unter Planeten.

Valais (Le), schweiz. Kanton, s. Wallis.

Valangin (deutsch Valendis), Städtchen im Bezirk Val de Ruz des schweiz. Kantons Neuenburg, liegt 654 m über dem Meere, 4 km nordwestlich von Neuchâtel auf dem rechten Ufer des Seyon am Westfuß des Chaumont, besitzt ein altes Schloß, einst Sitz der Grafen von V., jetzt Gefängnis, und eine spätgot. 1505 erbaute Pfarrkirche und zählt (1880) 449 E. meist reform. Konfession und franz. Zunge. Die Grafschaft V., welche das Val de Ruz und den Clods de la Franchise, oder die Gegend von Chaux-de-Fonds, Locle und Brenets umfaßte, gehörte einem Zweige des Hauses Neuenburg und kam 1579 nach dem Erlöschen desselben an Neuenburg zurück.

Valant, soviel wie Faland.

Valarschapat, armenische Residenz, s. unter Artaxata.

Valbonne (Camp de la V.), franz. Übungslager im Depart. Ain, unweit des gleichnamigen Meierhofs, 25 km östlich von Lyon, zwischen dem Rhône und der von Lyon nach Genf führenden Eisenbahn, an der Mündung des Ain gelegen, mit Militärbahnhof zwischen den Stationen Montluel und Meximieux, ist 1500 ha groß und wird auch im Winter von Truppen des 14. Armeekorps benutzt. Das Lager läßt in hygienischer Hinsicht mancherlei zu wünschen übrig und liegt in einer sonnenverbrannten, mit Kiefern bestandenen Niederung, indessen hat die Militärverwaltung durch Anlegung von Gärten und Baumpflanzungen, sowie von Tiefbrunnen im Laufe der Zeit günstigere Verhältnisse geschaffen.

Val Calanca, s. Calanca (Val).

Val Camonica, Thal in der ital. Provinz Brescia, s. Camonica (Val).

Valckenaer (Ludw. Kasp.), holländ. Philolog, geb. 7. Juni 1715 zu Leeuwarden, widmete sich seit 1731 zu Franeker, dann zu Leiden außer der alten Litteratur zugleich den philos. und theol. Wissenschaften, erhielt 1740 das Konrektorat zu Kampen, wurde 1741 Professor der griech. Sprache zu Franeker und 1766 zu Leiden, wo er 14. März 1785 starb. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: die neue Bearbeitung von dem Werke des Ursinus, «Virgilius cum scriptoribus Graecis collatus» (Leeuward. 1747); die trefflichen Ausgaben des griech. Grammatikers Ammonius (Leid. 1739; wiederholt, Lpz. 1822), der «Phoenissae» (Franek. 1755; neue Ausg., Leid. 1797 und 1802; wiederholt, 2 Bde., Lpz. 1824) und des «Hippolytus» des Euripides (Leid. 1768; wiederholt, Lpz. 1823), nebst der «Diatribe in Euripidis perditorum dramatum reliquias» (Leid. 1767; wiederholt, Lpz. 1824); ferner der «Briefe» des Phalaris (Gröning. 1777; neue Ausg. von Schäfer, Lpz. 1823) und der «Idyllen» des Theokrit (Leid. 1779 und 1781; neue Prachtausg. von Schäfer, Lpz. 1810). Auch lieferte er einen reichen Schatz von Anmerkungen zur Ausgabe des Herodot von Wesseling und nach seinem Tode erschienen «Callimachi elegiarum fragmenta» durch Luzac (Leid. 1799) und die scharfsinnige Abhandlung «De Aristobulo Judaeo» mit dem Epimetrum von Wesseling (Leid. 1806). Seine Reden sind unter dem Titel «Orationes» (Leid. 1784) zusammengestellt. Eine Sammlung seiner «Opuscula philologica critica, oratoria» (2 Bde., Lpz. 1808) besorgte Erfurdt. Vgl. Bergmann, «Memoria L. C. Valckenarii» (1874).

Jan V., geb. um 1758, der Sohn des vorigen, erhielt nach beendigten Studien eine Professur der Rechte an der Universität zu Franeker. Sein litterarischer Ruhm und sein Eifer für die antioranische Partei verschafften ihm 1787 den Lehrstuhl der Rechte zu Utrecht; doch noch in demselben Jahre mußte er infolge der Rückkehr des Erbstatthalters Holland verlassen. Er ging nach Frankreich und gehörte zu den Abgeordneten, die 6. Febr. 1793 den Nationalkonvent zur Absendung eines Heers zum Beistande der holländ. Patrioten aufforderten.

Als dies 1795 geschah, kehrte auch V. nach Holland zurück und erhielt nun die Professur des Staatsrechts. Anfang 1796 ging er als Gesandter nach Spanien, und nachdem er 1799 zurückgekehrt, erhielt er bald darauf eine neue außerordentliche Sendung nach Madrid, wo er bis 1801 blieb. Später verhandelte er mit der preuß. Regierung wegen Rückzahlung der österr. Anleihe, für die man Schlesien zur Hypothek gegeben hatte, aber ohne Erfolg. Als 1810 der König Ludwig den letzten Versuch machte, um die Vereinigung Hollands mit Frankreich zu verhindern, leitete V. die Verhandlungen. Nach der Abdankung des Königs trat auch V. vom polit. Schauplatze ab und lebte teils in Amsterdam, teils auf dem Lande den Wissenschaften. Er war Mitglied des Niederländischen Instituts und starb zu Harlem 15. Jan. 1821.

Valdafer (Valdarfer, Valdarpher), s. Valdarfer.

Valdagno, Distriktshauptort in der ital. Provinz Vicenza in Venetien, in einem Thale der Monti Lessini, am Agno, zählt (1881) 2432 (Gemeinde 7496) E. und hat Seiden- und Tuchindustrie.

Valdepeñas, Stadt (Villa) und Bezirkshauptort in der span. Provinz Ciudad-Real in Neucastilien, unweit rechts vom Jabalon, 646 m über dem Meere, auf dem Campo de Calatrava, Station der Eisenbahn Madrid-Manzanares-Cordova-Sevilla und an der von Madrid über die Sierra Morena nach Andalusien führenden Hauptstraße, zählt (1877) 13876 E. und hat in der Umgegend zwischen V., Manzanares und Almagro den Anbau einer Burgunderrebe, welche den berühmten Rotwein von V. liefert.

Valdieri (frz. Vaudier), Marktflecken in der ital. Provinz und im Bezirk Cuneo, 18 km südwestlich von der Stadt Cuneo in Piemont, im malerischen Seealpenthale des Sturazuflusses Gesso und am Abhange des vielgezackten Monte-Matto, zwar 1350 m über dem Meere, doch in günstigem Klima gelegen, zählt (1881) 1673 (Gemeinde 3120) E. und hat Eisenwerke und Marmorbrüche, ist aber hauptsächlich durch seine Schwefelthermen und Bäder berühmt. Es sind acht Quellen von 26—69° C. im Gebrauch, teils zum Trinken, teils zum Baden. Außerdem gibt es noch mehrere andere schwer zugängliche und darum unbenutzte Quellen, von denen zwei 75° C. Wärme halten. Ein großes Badegebäude mit 250 Zimmern wurde 1860 errichtet. Das Wasser wird besonders empfohlen gegen Hautausschläge, Knochengeschwülste, Lähmungen, rheumatische und gichtische Leiden, Augenentzündungen, Unterleibsstockungen, Gallen- und Blasenstein; auch kommt Mineralschlamm zur Anwendung, sowie der von zahlreichen mikroskopischen Tierchen belebte Schimmel, der sich auf dem von dem Thermalwasser überströmten Gestein bildet.

Valdivia, Provinz der Republik Chile in Südamerika, im Süden des Staats, zwischen den beiden Provinzen Arauco und Llanquihue, umfaßt einen Teil der chilenischen Cordilleren, die hier etwa 2000 m hoch aufsteigen und mehrere Vulkane tragen, und die daran sich anlehnende Küstenebene, welche sehr reich bewässert, aber meist noch mit Urwaldungen bedeckt ist. Die Provinz hat ein gesundes Klima und einen Boden, der bei einiger Kultur alle deutschen Getreide- und Obstgattungen trägt. Durch natürliche Wasserstraßen für den Verkehr gut geeignet, besitzt das Land an der Küste auch mehrere gute Häfen. Der See Ranco, aus dem der Rio Bueno abgeht, ist 56 km lang und bis 30 km breit. Fahrstraßen durchschneiden den Urwald. Die Provinz zählt (1884) auf 19536 qkm 38585 E., welche besonders Ackerbau und Viehzucht betreiben.

Die Hauptstadt Valdivia, 1551 von den Spaniern gegründet, liegt am Valdiviaflusse, der sich in die Valdiviabai ergießt und einen der größten, schönsten und sichersten Häfen der ganzen Westküste Amerikas bildet. Der Ort, Sitz eines deutschen Konsuls für die Provinz, zählt 6000 E. und hat sich erst seit 1850 durch Einwanderung gewerbfleißiger deutscher Ansiedler gehoben. Unter den Gewerben sind besonders die Gerbereien, Brauereien und Brennereien bedeutend. Die Einfuhr rührt fast ausschließlich aus Deutschland her; zur Ausfuhr gelangen namentlich Sohlleder, Weizen und Holz. Vgl. Philippi, »Neue Nachrichten über die Provinz V.« (Kassel 1852), und »Die Provinz V. und die deutschen Ansiedelungen daselbst« in Petermanns »Mitteilungen« (Bd. 6, Gotha 1860).

Valdobbiadene, Distriktshauptort in der ital. Provinz Treviso, unweit links der Piave, in den Vorbergen der Venetianischen Alpen, zählt (1881) 3250 (Gemeinde 5469) E. und hat Seidenindustrie.

Valée (Sylvain Charles, Graf), franz. Marschall, wurde 17. Dez. 1773 zu Brienne-le-Château im Depart. Aube geboren. Aus der Artillerieschule zu Châlons trat er 1792 in die Nordarmee, wohnte den Feldzügen der Republik bei und stieg bis 1804 zum Oberstlieutenant. Er zeichnete sich 1806 als Souschef des Generalstabes der Artillerie bei Jena aus und erhielt 12. Jan. 1807 als Oberst den Befehl über das erste Artillerieregiment. Im J. 1808 organisierte er in Spanien den Belagerungspark vor Saragossa. Dann übertrug ihm Napoleon 1809 das Kommando über die Artillerie des 3. Armeekorps in Spanien. V. wurde bald zum Brigadegeneral und 6. Aug. 1811 zum Divisionsgeneral befördert und zeichnete sich in den Belagerungen von 1812, besonders aber 1813 in der Schlacht bei Castella aus und brachte 1814 sein ganzes Artilleriematerial nach Frankreich zurück. Nach der ersten Restauration erhob ihn Ludwig XVIII. im Juni 1814 zum Generalinspekteur der Artillerie. Während der Hundert Tage erhielt er von Napoleon den Befehl über die Artillerie des 5. Armeekorps. Gleichwohl beließ ihn Ludwig XVIII. nach der zweiten Restauration in der Stellung als Generalinspekteur. In den J. 1815—28 leistete er große Dienste durch Verbesserung des Artilleriematerials (System V.), welches Einheit der Lafettierung und Räder brachte, die Artillerie beweglicher machte und den besondern Artillerietrain schuf. Von 1830 bis 1834 war V. außer Thätigkeit. Nachdem er 1835 die Pairswürde erhalten, begleitete er 1837 den General Damrémont nach Algier und übernahm bei der Expedition gegen Konstantine den Befehl über die Artillerie. Als Damrémont 12. Okt. vor Konstantine gefallen, trat V. an die Spitze des Expeditionsheers und nahm am folgenden Tage die Stadt mit Sturm. Nach seiner Rückkehr übersendete ihm 11. Nov. Ludwig Philipp den Marschallsstab und 1. Dez. die Ernennung zum Generalgouverneur der franz.-afrik. Besitzungen. Im Okt. 1839 unternahm er in Begleitung des Herzogs von Orléans einen Streifzug von Konstantine aus bis an den Engpaß des Eisernen Thors, schlug 31. Dez. 1839 den Emir Abd-el-Kader unweit Blidah und errang auch

in der ersten Hälfte des J. 1840 verschiedene Vorteile. Nach dem Rücktritte Thiers' wurde V. im Dez. 1840 durch den General Bugeaud ersetzt und trat 1841 in den Ruhestand. Seitdem beschränkte er seine öffentliche Thätigkeit auf die Pairskammer. Er starb zu Paris 16. Aug. 1846.

Valeggio (mittellat. Valegium), Stadt in der ital. Provinz Verona, Distrikt Villafranca di Verona, links am Mincio, zählt (1881) 1941 (Gemeinde 5437) E. Hier drängte der unter Bonaparte kommandierende Kilmaine 30. Mai 1796 die Österreicher unter Beaulieu zurück.

Valença, Valença do Minho, Stadt (Villa) und Grenzfestung im portug. Distrikt Vianna do Castello der ehemaligen Provinz Entre Douro e Minho, auf einer Anhöhe links am Minho, der span. Stadt Tuy gegenüber, Station der Linie Oporto-V. der Portugiesischen Staatsbahnen, zählt (1878) 2808 E. V. hieß im Mittelalter Contrasta und war eine Grafschaft der Pereira, später eine Markgrafschaft der Braganza.

Valença, Stadt in der brasil. Provinz Bahia, links an der Mündung des Rio Una in den Atlantischen Ocean, in reicher Gegend, hat 3000 E., Eisengießerei, Baumwollwebereien, Kaffee- und Baumwollplantagen. Rechts an der Mündung des Rio Una, auf der Nordostspitze (Morro São Paulo) der Insel Tinharé steht ein Leuchtturm.

Valençay, Stadt im franz. Depart. Indre, Arrondissement Châteauroux, am Nahon, mit (1881) 2060 (Gemeinde 3554) E. und einem schönen, ehemals der Familie Estampes, später dem Fürsten Talleyrand gehörigen Schlosse, auf welchem 1808 —14 Ferdinand VII. von Spanien mit seiner Familie von Napoleon I. gefangen gehalten wurde und 11. Dez. 1813 Laforest mit San-Carlos den Vertrag schloß, nach welchem Ferdinand gegen das Versprechen der Vertreibung der Engländer vom span. Boden seine Freiheit wiedererhielt. Für Talleyrand wurde V. 1829 zum Herzogtum erhoben. Das Schloß ist von großen Park- und Gartenanlagen umgeben und enthält eine reiche Bibliothek, ein Münzkabinett, eine Sammlung von Marmorbüsten, Kuriositäten u. s. w. In einer Kapelle befinden sich die Gräber des Fürsten Talleyrand und der Prinzessin Maria Theresia Poniatowska, Nichte des letzten Königs von Polen und Schwester des Marschalls Jozef Poniatowski.

Valence, Hauptstadt des franz. Depart. Drôme, ehemals der delphinatischen Landschaft Valentinois, auf und an einem Felshügel am linken Ufer des Rhône, über den eine schöne Hängebrücke führt, Station der Hauptlinie der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, die hier über Grenoble nach Chambéry abzweigt, ist Sitz eines Suffraganbischofs des Erzstifts Avignon, einer Ackerbau-, einer Manufakturen- und Gewerbekammer und zählt (1881) 18428 (Gemeinde 24502) E., die Fabrikation von Baumwoll- und Seidenwaren, Handschuhen, Hüten, Leder, Glaswaren und Wagen, sowie Färberei und Metallgießerei betreiben. Der Handel erstreckt sich auf Bauholz, Getreide, Mehl, Wein, Branntwein, Leder, Tuch und Epicerie. Der Ort hat enge, krumme Straßen, ist noch mit Mauern und Wällen umgeben und besitzt ein Kommunal-College, eine Artillerieschule und Artilleriewerkstätte, ein geistliches Seminar, ein kath. Lehrer- und Lehrerinnenseminar, ein prot. Lehrerinnenseminar, eine öffentliche Bibliothek von 20000 Bänden, ein Museum (mit Altertümern und Gemälden von Guercino, David und Rubens) und elf Kirchen, darunter die um 212 gegründete, 1095 als roman. Neubau durch Papst Urban II. geweihte Kathedrale des heil. Apollinaris mit 1862 erbautem Turm und mit dem schönen Denkmal von Canova für Papst Pius VI., der 1798 und 1799 hier im Gouvernement (der alten Citadelle) gefangen saß und starb, die in neuester Zeit in roman. Stil restaurierte Kirche St.-Jean-Baptiste und die prot. (Kollegiat-)Kirche St.-Rufus. Bemerkenswert sind ferner die Maison des Têtes von 1531, der Renaissancebau Le Pendentif, 1548 als Grabmal der Familie Mistral errichtet, und die Bronzestatue des 1762 hier geborenen Generals Championnet, von Sappey. V. ist hervorgegangen aus der röm. Kolonie Valentia der Segallauni in Gallia Narbonensis. — Das Arrondissement Valence zerfällt in 10 Kantone mit 116 Gemeinden und zählt (1881) 157902 E.

Valencia, ein zu Spanien gehöriges Königreich von 23042 qkm mit (Ende 1877) 1371145 E., begreift den schmalen Küstenstrich, welcher südlich von Catalonien bis nach Murcia sich hinzieht und, im Westen von Südaragonien und Neucastilien begrenzt, den Ostabfall des Plateau von Innerspanien zum Mittelländischen Meere bildet. Das Land besteht demnach in seinem mittlern Teile aus der schmalen Ebene am Mittelländischen Meer, dessen Küste hier sehr sandig, niedrig, hafenarm, aber lagunenreich ist, und den Gebirgsausläufern, in welchen sich der Ostkamm des span. Plateau ostwärts abdacht und die das Innere zu einem Gebirgslande machen. V. ist berühmt wegen seines schönen milden Klimas, sowie seiner Fruchtbarkeit, die sich jedoch nur zeigt, wo das Land bewässert ist. Die Produkte sind im allgemeinen die des südl. Spanien; besonders infolge der ausgezeichneten künstlichen Bewässerung ist das Land reich an edeln Weinen, Öl, Südfrüchten, Reis, Safran, Soda, Esparto, Hanf, Honig, Kermes, Seide und Seesalz in den Lagunen; selbst die Datteln gedeihen reichlich. Die Lagunen am Meer, besonders die von Albufera (s. d.), sind reich an wildem Geflügel und Fischen. Die Einwohner zeigen eine starke Mischung mit maurischem Blut und zeichnen sich durch Fleiß im Landbau wie in den Gewerben aus, sodaß V. nach Catalonien die gewerbsamste Provinz Spaniens ist, die ansehnliche Seiden-, Woll-, Spiritus-, Esparto-, Papier- und Seifenfabriken enthält. In den J. 1238—53 wurde V. von den Aragoniern erobert und 1319 für immer mit der Krone Aragonien vereinigt. Das Edikt Philipps III. vom 22. Sept. 1609 verurteilte die Moriskos des Landes zum Verlassen des span. Bodens; die Vertriebenen wanderten nach Nordafrika aus. Das ganze Land zerfällt in administrativer Hinsicht in die drei Provinzen Valencia (11271,6 qkm mit 679030 E.), Alicante und Castellon de la Plana.

Unter den Städten des Landes ist die Hauptstadt Valencia, im Altertum Valentia Edetanorum genannt, die bedeutendste. In einer der reizendsten Gegenden der Huerta (Garten) von V. am Guadalaviar und an den Eisenbahnen Almanja-Tarragona und V.-Buñol in einer herrlich angebauten Ebene gelegen, gehört es zu den bedeutendsten und schönsten Städten der Halbinsel. Mit Mauern und Türmen aus alter, zum Teil sarazen. Zeit umgeben und durch eine Citadelle verteidigt, zählt es in seinen engen, aber mit massiven, zum

Teil sehr altertümlichen Häusern versehenen Straßen und auf seinen neun öffentlichen Plätzen eine große Anzahl schöner Gebäude und 14 Kirchen. Die bedeutendsten davon sind der 1262 begonnene Dom, mit prachtvollem Portal am südl. Arm des Querschiffs, achteckiger reichgeschmückter Kuppel über der Vierung aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrh., dem achteckigen Glockenturm el Miguelete aus dem Anfang des 15. Jahrh. und Gemälden von Ribera, Zurbaran und Rafael Mengs im Innern, ferner Sta.-Catalina, eine ehemalige Moschee, mit sehr zierlichem Turm, der prächtige 1546 gebaute Kreuzgang des Klosters San-Miguel de los Reyes (außerhalb der Stadt), der königl. Palast, die Börse, das allgemeine Hospital und die Strafanstalt. Die Stadt ist der Sitz des Generalkapitäns, der Provinzialbehörden eines Erzbischofs (seit 1492), einer königl. Audienz, einer Handelskammer, einer Filiale der Bank von Spanien und eines deutschen Konsuls für die Provinz. An wissenschaftlichen Anstalten besitzt sie eine 1410 gegründete Universität, jetzt eine der besuchtesten Spaniens, den besten botan. Garten Spaniens, ein Museum mit vorzüglichen Gemälden span. Meister des 17. Jahrh. und eine Akademie der bildenden Künste. Die Einwohner, (1884) 144048 an der Zahl, sind sehr gewerbfleißig und treiben Fabrikation in Cigarren (3500 Arbeiter), Seide, Papier und Seife und bedeutenden Handel sowohl zu Lande als zur See, namentlich mit Wein. Letzterer wird mittels der ziemlich unsichern Reede der 4133 E. zählenden Stadt Villanueva del Grao betrieben, die durch eine 4 km lange Eisenbahn mit V. verbunden und Station der Messageries Maritimes und von zwei span. Dampferlinien ist.

V., von D. Brutus nach Besiegung der Lusitanier 138 v. Chr. als röm. Kolonie angelegt, gehörte während der Republik zur Provinz Hispania Citerior, seit Augustus zu Hispania Tarraconensis und seit Diocletian zu Hispania Carthaginensis, kam 411 zum Reich der Alanen und gehörte 438—448 zum Reich der Sueven unter Rechila. Nach dem Fall des westgot. Reichs in Spanien 711 geriet es unter die Herrschaft der Mauren, gehörte während der letztern zur Landschaft Murbathr und hieß damals Belisa und Bagentia. Von 1021 bis 1085 geboten hier die Beni Alamari, 1085—92 die Dynastie der Dhulnuniden; 1092 fiel die Stadt nach hartnäckiger Verteidigung in die Hand der Almoraviden, denen es 1094 der Cid entriß, aber 1102 wieder überlassen wurde. Den Mauren verblieb V. bis 1238, in welchem Jahre es Jayme I. von Aragonien am 28. Sept. zur Ergebung zwang. Während der J. 1520—22 befand sich V. im Aufstand gegen Kaiser Karl V. Im span. Unabhängigkeitskriege wurde V. nach langer Belagerung 9. Jan. 1812 von Suchet durch Kapitulation genommen.

Valencia, früher Nueva Valencia del Rey genannt, Hauptstadt des Staates Carabobo der südamerik. Republik Venezuela, 1555 gegründet, 30 km vom Seehafen Puerto-Cabello, 13,5 km von dem 523 qkm großen, wunderbar schönen See Tacarigua oder See von Valencia, von fruchtbaren, zum Teil wohlkultivierten Ebenen umgeben, nach A. von Humboldt in einer der schönsten Landschaften der Erde und sehr vorteilhaft für den Handel zwischen dem Innern, Carácas und Puerto-Cabello gelegen, 556 m über dem Meere, ist gut und weitläufig gebaut, hat sehr breite Straßen und einen ungewöhnlich großen Marktplatz, ein Kollegium und verschiedene Schulen und zählt (1881) 36145 E., welche sehr thätig Ackerbau, Anbau von Zuckerrohr und Kaffee, Handel und Industrie treiben.

Valencia (Herzog von), s. Narvaez.

Valenciennes, bedeutende Fabrikstadt, Festung und Kriegsplatz erster Klasse im franz. Nord-Departement, an der Schelde, in die hier rechts die Rhondelle einmündet, Station der Linie Paris-Quiévrain der Französischen Nordbahn, die hier nach Anor, Solesmes und Lille abzweigt, über Bruai mit der Lokalbahn Saugin-Peruwelz verbunden, mit winkeligen und engen Gassen, hat eine starke, von Vauban 1677 erbaute Citadelle. Die Stadt zählt (1881) 20636 (Gemeinde 27607) E., ist Hauptort eines Arrondissements, Sitz eines Tribunals erster Instanz, eines Handels- und dreier Friedensgerichte, eines Arbeiterschiedsgerichts, einer Handels- und einer Ackerbaukammer, sowie einer Bankfiliale. An Bildungsanstalten bestehen ein Kommunal-Collége, eine Maler- und Bildhauerakademie mit einer Kunstschule, eine Gemäldegalerie, ein naturhistor. Museum, eine Kunst- und Antiquitätensammlung, eine öffentliche Bibliothek von 25000 Bänden und 870 Handschriften nebst dem Musée Bénezech (5000 Bände) und ein Theater. Unter den öffentlichen Anstalten zeichnen sich aus das Militärhospital, das großartige Armen- und Waisenhaus, das Arsenal, die große Kaserne. Unter den Gebäuden sind bemerkenswert Notre-Dame-du-St.-Cordon, die Hauptkirche der Stadt, ein moderner Bau im Stil des 13. Jahrh., im Innern reich geschmückt mit schönen Glasmalereien von Lévêque; die got. Kirche St.-Géry mit schönem neuen Turm; St.-Nicolas, von den Jesuiten im 17. Jahrh. erbaut; das Stadthaus, die Hauptmerkwürdigkeit von V., ein großes Gebäude des 17. Jahrh., dessen monumentale Façade 1867—68 restauriert wurde; die schöne Marmorstatue des hier geborenen Chronisten Froissart, von Lemaire.

Das Steinkohlenbecken von V. nimmt etwa 60000 ha ein und liefert in seinen 62 Gruben 38 Proz. der in Frankreich gewonnenen Kohlen. Im großen wird der Anbau von Runkelrüben und die Fabrikation von Cichorienkaffee betrieben. Dazu kommen Zucker- und Salzraffinerien, Pottasche- und Seifensiedereien, Glasfabriken, Hohöfen, Hammer- und Walzwerke, Schmieden für Kabeltaue, Messer- und Eisenwaren, Wollspinnerei und Weberei, endlich Leinwand-, Tüll-, Gaze-, Batist-, Musselin-, Linon- und Spitzenmanufakturen. Der letztgenannte Industriezweig liefert die feinsten derartigen Waren (Valenciennes, s. Spitzen), ist aber gegen früher sehr gesunken. Der Handel mit Holz, Steinkohlen, Getreide, Wein, Branntwein und Manufakturwaren ist bedeutend.

V. (zur Zeit der fränk. Herrschaft Valencianae, auch Valentiana genannt) ist eine alte wohlhabende Stadt, der Hauptort von Französisch-Hennegau. Es teilte früher die Schicksale des Hennegaus, ward 1006 von Kaiser Heinrich II. und dem franz. König Robert I., 1254 von Margarete von Hennegau, 1477 von Ludwig XI., 1656 von Turenne vergeblich belagert, dann aber 1677 von Ludwig XIV. genommen und durch die Friedensschlüsse von Nimwegen und Utrecht mit Frankreich vereinigt. Denkwürdig ist auch die heldenmütige Verteidigung der aufständischen Stadt gegen die Spanier, welche V. am 2. April 1567

nach einem damals unerhörten Bombardement eroberten. Nach harter Belagerung (13. Juni bis 28. Juli) eroberten sie 1793 die vereinigten Österreicher und Engländer unter Ferraris und York, verloren sie aber schon 17. Aug. 1794 an die Franzosen unter Scherer. Von den Preußen wurde sie 24. Juni 1815 eingeschlossen und 18. Aug. durch Kapitulation gewonnen. — Das Arrondissement Valenciennes zerfällt in 7 Kantone mit 82 Gemeinden und zählt (1881) 203932 E.

Valenciennes, eine in der gleichnamigen Stadt erzeugte Art feiner Spitzen (s. d.).

Valens, röm. Kaiser, zu Cibalä in Pannonien geboren, wurde am 28. März 364 n. Chr. von seinem fünf oder sieben Jahre ältern Bruder Valentinian I. (s. d.) zum Mitregenten für den Osten erhoben. Seinem Bruder geistig weit untergeordnet, war er in Religionssachen als eifriger Arianer intolerant gegen die Homousianer und führte, trotz vieler guter Eigenschaften und redlichen Willens, mehrfach ein drückendes Regiment. An Procopius fand er 365 einen Gegenkaiser, besiegte aber diesen 366 und ließ ihn hinrichten. Da die Westgoten den Procopius unterstützt hatten, zog V. 367 gegen dieselben über die Donau und brachte 369 ihren Herzog Athanarich dazu, daß er um Frieden bitten mußte. Verwickelungen mit den Persern in Armenien (369) drohten zu einem Kriege zu führen, wurden aber 377 nach jahrelangen Verhandlungen friedlich beigelegt. Verhängnisvoll aber war es, daß V. die von den Hunnen bedrohten Westgoten 376 in Mösien aufnahm. Aufs äußerste gereizt durch das niederträchtige Verfahren der röm. Beamten bei der Ansiedelung, empörten sich die Goten unter Fritigern, plünderten Thrazien und Macedonien und besiegten 377, während der Kaiser in Syrien verweilte, seine Feldherren. Als 378 V. selbst gegen sie heraneilte und sich, ohne die im Anzuge befindliche Hilfe seines Neffen und Mitkaisers Gratian abzuwarten, auf eine Hauptschlacht einließ, brachten diese ihm 9. Aug. 378 bei Adrianopel eine furchtbare Niederlage bei, in der er selbst fiel.

Valentia, Insel an der Südwestküste Irlands, südlich von der Dinglebai, zur Grafschaft Kerry der Provinz Munster gehörig, 11 km lang und bis 3,7 km breit, hat bedeutende Schieferbrüche und auf der östl. Küste den Valentiahafen (Valentia Harbour), mit 2139 E., der, gegen die Westwinde vollkommen geschützt, für den sichersten Hafen in Kerry gilt. Von demselben aus wurden 1858, 1865 und 1866 die 3627 km langen unterseeischen Telegraphenkabel nach der Trinitybai Neufundlands in 4725 m Tiefe gelegt.

Valentia, Insel, s. Dessi.

Valentin (Sankt), s. Sankt Valentin.

Valentin (Gabriel Gust.), ausgezeichneter Physiolog, geb. 8. Juli 1810 zu Breslau von jüd. Eltern, besuchte 1828—32 die Universität seiner Vaterstadt und ließ sich 1833 als praktischer Arzt in Breslau nieder. Eine Anzahl gediegener wissenschaftlicher Arbeiten, darunter sein «Handbuch der Entwickelungsgeschichte» (Berl. 1835), veranlaßten 1836 seine Berufung zu einer Professur nach Bern, wo er 24. Mai 1883 starb.

Als Physiolog ist V. ein Schüler Purkinjes (s. d.), mit welchem zusammen er auch die Schrift «De phaenomeno generali et fundamentali motus vibratorii continui» (Bresl. 1835) herausgab. Seit seiner Übersiedelung nach Bern veröffentlichte er «De functionibus nervorum cerebralium et nervi sympathici libri quatuor» (Bern 1839) und das treffliche «Lehrbuch der Physiologie des Menschen» (2 Bde., Braunschw. 1845; 2. Aufl. 1847—50), welchem er einen «Grundriß der Physiologie des Menschen» (Braunschw. 1846; 4. Aufl. 1855) folgen ließ. Ferner erschienen von ihm scharfsinnige monographische Arbeiten: «Die Einflüsse der Vaguslähmung auf die Lungen- und Hautausdünstung» (Frankf. 1857), «Untersuchung der Pflanzen- und der Tiergewebe in polarisiertem Lichte» (Lpz. 1861), «Der Gebrauch des Spektroskops zu physiol. und ärztlichen Zwecken» (Lpz. 1863), «Versuch einer physiol. Pathologie der Nerven» (Lpz. 1864), «Versuch einer physiol. Pathologie des Blutes und der übrigen Körpersäfte» (Lpz. 1866), «Die physik. Untersuchung der Gewebe» (Lpz. 1867). Auch gab er seit 1836 das «Repertorium für Anatomie und Physiologie» heraus.

Valentinelli (Giuseppe), ital. Bibliograph, geb. zu Ferrara 22. Mai 1805, studierte auf dem Seminar zu Padua Rhetorik, Philosophie und Theologie, erhielt 1830 die Priesterweihe, wurde 1832 Assistent am Lehrstuhle der Philosophie bei der Universität von Padua, 1834 Mitglied der philos. und theol. Fakultät, 1835 Professor der Philosophie am geistl. Seminar zu Belluno und 1837 Seminarbibliothekar zu Padua. Im Nov. 1841 wurde er Vizebibliothekar der Markusbibliothek zu Venedig und 1846 Oberbibliothekar derselben. Er veröffentlichte «Degli studj sul Friuli» (Prag 1856), «Catalogus codicum manuscriptorum de rebus foroiuliensibus ex bibliotheca palatina ad S. Marci Venetiarum» (Wien 1859), «Bibliografia del Friuli» (Vened. 1861), «Diplomatarium Portusnaonense» (Wien 1865), «Regesta documentorum Germaniae historiam illustrantium» (2 Bde., Münch. 1864—66) und «Bibliotheca manuscripta ad S. Marci Venetiarum» (5 Bde., Vened. 1869—72). Die Frucht wiederholter Reisen nach Dalmatien und Montenegro waren: «Specimen bibliographicum de Dalmatia» (Vened. 1842), «Bibliografia dalmata tratta dei codici della Marciana» (Vened. 1845), «Bibliografia della Dalmazia e del Montenegro» (Agram 1855), «Supplimenti al saggio bibliografico della Dalmazia e del Montenegro» (Agram 1862), «Esposizione de' rapporti fra la Repubblica Veneta e gli Slavi meridionali» (Bd. 1, Vened. 1863). Zu gleichem Zwecke unternahm er Reisen nach England, Schweden, Deutschland, Ungarn und Spanien. V. starb 17. Dez. 1874 auf seinem Landgute in Villa Estense.

Valentini (Georg Wilh., Freiherr), preuß. Generallieutenant, geb. 21. Aug. 1775, wurde im Kadettenkorps erzogen, nahm als Jägeroffizier an den Rheinfeldzügen teil und schrieb eine «Abhandlung über den kleinen Krieg». Er machte den Krieg 1806/7 als Generalstabsoffizier mit, trat dann in österr. und bald darauf in russ. Dienste, nahm 1810 am Türkenkriege teil, kehrte 1811 nach Preußen zurück und wurde 1813 Oberquartiermeister im Yorkschen Korps. Im November trat V. zum Bülowschen Korps und machte den Feldzug in den Niederlanden mit, kam dann wieder zu York und war 1815 nochmals bei Bülow. Im J. 1828 wurde er Generalinspekteur des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens und starb zu Berlin 6. Aug. 1834. V. hat eine Reihe kriegsgeschichtlicher Schriften hinterlassen: «Erinnerungen

eines alten preuß. Offiziers aus den J. 1792—94» (Glogau und Lpz. 1833), «Versuch einer Geschichte des Feldzugs von 1809 an der Donau» (2. Aufl., Berl. 1818), «Die Lehre vom Kriege» (6. Aufl., Berl. 1833; enthält im 2. Teil die Feldzüge in Holland und Frankreich 1813/14, im 3. Teil den Türkenkrieg).

Valentinianus I. (Flavius), röm. Kaiser, geb. 321 n. Chr. zu Cibalä in Pannonien, wurde 26. Febr. 364 zu Nicäa vom Heere zum Nachfolger des Kaisers Jovianus erhoben, übernahm jedoch für sich nur die Regierung der westl. Reichshälfte, während er den Osten seinem Bruder Valens (s. d.) übergab. V. war ein in der innern Verwaltung wie nach außen tüchtiger Kaiser, in Religionssachen bei strenger Katholizität in ganz hervorragender Weise tolerant, für die Pflege der zerrütteten städtischen Verwaltungen besorgt, ein gerechter Herrscher, wenn auch oft von seinem reizbaren Temperament zu Grausamkeiten verleitet. In Britannien wurde unter ihm durch den Grafen Theodosius, den Vater des nachmaligen Kaisers, die röm. Herrschaft wieder bis zum Wall des Antoninus hergestellt (367—370). Gallien säuberte V. selbst seit 366 von den Alamannen. Er verfolgte dieselben über den Rhein, schlug sie 368 bei Solicinium (Sulz im Neckarthale), sicherte darauf die Rheingrenze durch neue Befestigungswerke und erzielte 374 einen Frieden. In Afrika schlug ihm Theodosius seit 373 den Aufstand des Maurenfürsten Firmus nieder. An der Donau kämpfte V. ebenfalls mit Glück gegen die Quaden, starb aber zu Bregetio (bei Komorn) 17. Nov. 375 an einem Blutsturz während der Unterhandlung mit einer Gesandtschaft der Quaden.

Sein Nachfolger war sein Sohn erster Ehe Gratianus, der auf Verlangen des Heeres seinen vierjährigen Halbbruder Valentinianus II., Sohn der Justina, als Kaiser für Italien und Illyrien anerkennen mußte. Der letztere blieb in Italien fortwährend in seiner Würde geschützt, indem nach Gratians Untergange (383) Kaiser Theodosius sich seiner annahm und ihm, als 387 der Usurpator Maximus ihn aus Italien vertrieben hatte, 388 mit siegreichen Waffen die Herrschaft über das Abendland wiedergewann. Jedoch am 15. Mai 392 wurde er von seinem eigenen Feldherrn Arbogast ermordet, als er sich dessen Anmaßungen nicht fügen wollte.

Valentinianus III. (Flavius Placidus), Sohn des Constantius, Mitkaisers des Honorius (s. d.) und der Placidia, geb. 419, wurde 425 von seinem Oheim Theodosius II. als Kaiser des Westens eingesetzt. Statt seiner führten seine Mutter Placidia (bis 450) und Aëtius (s. d.) die Regierung. Mehr als 20 Jahre lang wußte der letztere im Norden und Osten sich der Barbaren mit Erfolg zu erwehren. Dagegen ging infolge seiner Feindschaft mit dem Statthalter Bonifacius von Afrika seit 429 diese Provinz an die Vandalen verloren. Die glänzenden Verdienste, welche Aëtius, der Besieger Attilas (451), sich um den durchaus unfähigen V. erwarb, belohnte dieser damit, daß er ihn aus Eifersucht 454 ermordete. Aber schon am 16. März 455 bereitete ihm dasselbe Schicksal Petronius Maximus, dessen Ehrgeiz er nicht befriedigt hatte.

Valentinois, ehemals franz. Grafschaft, unter den Bourbonen zum Gouvernement Dauphiné gehörig, nördlich von der untern Isère, westlich vom Rhône begrenzt, ist der westliche Teil des Depart. Drôme und hatte zur Hauptstadt Valence (s. d.). Schon zur Zeit des ersten Königreichs Burgund (bis 534) erscheint V. als Pagus Valentinus ziemlich in den spätern Grenzen.

Valentinstag, der 14. Febr., war früher namentlich in England und Schottland durch einen alten Brauch ausgezeichnet. Am Abend vor St. Valentin wurden von jungen Leuten des einen Geschlechts eine ihrer Anzahl entsprechende Menge von Losen, die mit ebenso viel Namen von Personen des andern Geschlechts bezeichnet sind, in ein Gefäß gethan. Darauf zog einer nach dem andern ein Los heraus, und jeder erhielt diejenige Person, deren Namen er gezogen hatte, zu seinem Valentin oder seiner Valentine. Die durch den Zufall des Loses herbeigeführte Gesellung der Namen hatte die Folge, daß für ein Jahr der Valentin in ein Verhältnis mit seiner Valentine trat und ihr zu Diensten verbunden blieb, ungefähr in dem Sinne, wie die mittelalterlichen Romane das Verhältnis des Ritters zu seiner Dame faßten. Die Sitte ist wahrscheinlich heidnischen Ursprungs. Noch jetzt bietet der V. zu allerhand Scherzen Veranlassung.

In Deutschland hat man den Namen Valentin geknüpft an die Epilepsie, die bei Schriftstellern des 16. Jahrh. als St. Valtins Krankheit, St. Veltins Siechtag oder Veltenstanz erscheint.

Valentinus, Papst 827, aus Rom gebürtig, regierte kaum einen Monat.

Valentinus, einer der geistvollsten Gnostiker, stammte aus Ägypten, trat in Alexandria oder auf Cypern zuerst mit seiner Lehre hervor, ging um 140 von da nach Rom und scheint um 160 gestorben zu sein. Unter allen gnostischen Systemen ist das von ihm aufgestellte das tiefsinnigste. An der Spitze der geistigen Welt steht der im ewigen Schweigen verborgene Urgrund mit seiner Genossin, der heiligen Stille des ewigen Gedankens; aus diesem unaussprechlichen Sein gehen paarweise Geisterreihen hervor, zuerst der Vater und die Wahrheit, die mit dem Urgrund und der Stille die oberste Vierzahl bilden, danach das Wort und das Leben, der Urmensch und die Kirche, als zweite Vierzahl. Auf diese oberste «Acht» folgt eine Zehnzahl und eine Zwölfzahl untergeordneter Geister, zusammen 30 Äonen oder ewige Geister, die Fülle der idealen Welt oder das «Pleroma». Der 30. Geist oder die «Mutter», auch Achamoth oder die Weisheit genannt, der Typus der nach Erkenntnis des Unendlichen begierigen, seine Schranken verkennenden, endlichen Vernunft, trennt sich von ihren männlichen Genossen, um die unmittelbare Gemeinschaft des Urgrundes zu suchen, und wird zur Strafe für ihren Fürwitz ausgeschieden vom Geisterreich, worauf sie am Orte der Mitte in ihrer Sehnsucht den Christus gebiert, aber zugleich mit ihm dessen geistlosen Schatten. Christus eilt als männlicher Geist in die obere Welt zurück, dagegen geht aus dem Schatten ein Rechtes und ein Linkes, der psychische, d. h. geistlose, aber nicht böse Bildner der irdischen Welt (der Demiurg) und sein finsteres Widerspiel, der böse Weltherrscher oder der Teufel, hervor. Beiden entspringt ein doppeltes Menschengeschlecht, das eine «psychisch», das andere «materiell», unter denen die aus der «Mutter» geborenen, rein geistigen (pneumatischen) Menschenseelen ein bedrängtes Dasein führen, bis aus der obern Welt der Erlöser Jesus, die gemeinsame Frucht aller 30 Äonen, und von ihnen allen mit ihren Gaben ausgestattet, in einem wunderbar gebildeten

Scheinleibe auf die Erde herabgeschickt wird, die pneumatischen Seelen zur Erkenntnis ihres Ursprungs und der obern Welt bringt und samt der Mutter ins Geisterreich zurückbringt. Der Demiurg rückt, nachdem er seine Schranken erkannt, mit den psychischen Wesen in den Ort der Mitte ein, der Teufel, die materiellen Menschen und die materielle Welt fallen der Vernichtung anheim. Die Gruppierung der Geister in Paare (Syzygien), oder die Scheidung in ein Rechtes und ein Linkes, Männliches und Weibliches gehört ebenso wie die Gliederung nach heiligen Zahlen (Tetras, Ogdoas, Dekas, Dodekas) und wie ein Teil der mytholog. Figuren (die Achamoth, der Demiurg u. s. w.) schon der ältern ophitischen Gnosis an. (S. Ophiten.) Aber die alten Mythen und mytholog. Figuren gewinnen in diesem System eine neue, tiefsinnige Bedeutung. Das System ist von den Schülern V.', unter denen Ptolemäus, Secundus, Marcus, Herakleon, Arionikus die bedeutendsten sind, vielfach weiter gebildet und umgestaltet worden. Die wichtigsten Fragen, welche die Schule beschäftigten, waren wieder spekulativer Art: man wollte dem Ursprunge des Geisterreichs und dem Falle der Achamoth noch tiefer nachforschen. Vgl. Heinrici, «Die Valentinianische Gnosis» (Berl. 1871). (S. Gnosis und Gnostiker.)

Valenza, Stadt in der ital. Provinz und im Bezirk Alessandria, links vom Po, Station der Eisenbahnen Luino-Novara-Mortara-Alessandria, Vercelli-V. und Pavia-V., zählt (1881) 10149 E., hat einen Dom aus dem 16. Jahrh. und ein Gymnasium. V. ist das Forum Fulvii Valentinum der Römer und gehörte im Altertum zu Ligurien. Die Stadt war ehemals stark befestigt.

Valera (Don Juan V. y Alcalá-Galiano), span. Dichter, geb. 18. Okt. 1824 in Cabra (Provinz Córdova), studierte Philosophie in Málaga und Rechtswissenschaften in Granada, war einige Zeit als Journalist thätig und schlug dann die diplomatische Carrière ein. Als Attaché der span. Gesandtschaft lebte er in Neapel und Lissabon, als Sekretär in Rio-de-Janeiro und Dresden (1854), als Gesandter in Lissabon (1881) und Paris. V. ist Mitglied der span. Akademie. Seine hervorragendsten Werke sind eine Sammlung lyrischer Gedichte «Poesias» (1858), «Estudios criticos sobre literatura, politica y costumbres de nuestros dias» (1864; 2. Aufl. 1884) und «Disertaciones y Iuicios literarios» (1882), ein Band dramatischer Versuche, «Tentativas dramaticas» (1878; 3. Aufl. 1880), einige kleinere Novellen von großer Anmut (gesammelt als «Cuentos y dialogos», Sevilla 1882); vor allem aber sind zu nennen seine Romane «Pepita Jimenez» (1874; 8. Aufl. 1881), «Las Ilusiones del doctor Faustino» (1876; 3. Aufl. 1883), «El Comendador Mendoza» (1877) und «Doña Luz» (1878; 2. Aufl. 1882).

Valerēn, Valerianöl, s. u. Baldrianöl.

Valeriana *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Valerianaceen. Man kennt gegen 150 Arten, die größtenteils in der nördlichen gemäßigten Zone wachsen. Es sind meist krautartige, seltener strauchähnliche Gewächse mit gegenständigen ungeteilten oder fiederteiligen Blättern und kleinen in Trugdolden stehenden zwitterigen Blüten von weißer oder rötlicher Farbe. Die einzelnen Blüten besitzen eine verwachsenblätterige fünfteilige Blumenkrone, einen während der Blütezeit als undeutlichen Rand entwickelten oberständigen Kelch, der nach dem Abblühen einen federigen, der Frucht aufsitzenden Pappus bildet, drei Staubgefäße und einen Griffel, der an der Spitze seicht zwei- bis dreispaltig ist. Die Frucht ist eine einsamige Achene.

Die bekannteste Art ist der gemeine Baldrian, V. officinalis *L.*, eine stattliche bis zu 1,5 m hoch werdende Pflanze mit hellroten Blütendolden und gefiederten Blättern; sie wächst in Deutschland häufig auf waldigen Abhängen, an steinigen Flußufern, sowie auf feuchten Wiesen. Die ganze Pflanze, besonders aber der Wurzelstock hat einen widerlichen Geruch, den die Katzen sehr lieben, weshalb diese Art auch den Namen Katzenkraut trägt. Wegen des reichen Gehalts an Baldrianöl (s. d.) und Baldriansäure (s. d.) ist der Wurzelstock des Baldrian offizinell, unter dem Namen Radix Valerianae, man stellt daraus die Tinctura Valerianae her, außerdem benutzt man den durch Aufguß auf die zerschnittene Wurzel gewonnenen Baldrianthee vielfach als krampfstillendes und nervenstärkendes Mittel. Von andern Arten ist noch der sog. indische Spik oder die echte Narde, V. spica *Vahl.*, aus Ostindien zu nennen, aus der im Altertum das Nardenöl gewonnen wurde. Auch einige südeurop. Arten, wie V. celtica *L.* u. a., werden als Narde bezeichnet und liefern ein dem Nardenöl ähnliches Produkt. (Vgl. Narde.)

Valerianaceen (Valerianacēae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Man kennt gegen 300 Arten, die vorzugsweise in der nördlichen gemäßigten Zone vorkommen. Es sind einjährige oder perennierende Kräuter, seltener Halbsträucher. Ihre Blätter kommen meist direkt aus dem Wurzelstock oder stehen doch wenigstens dicht gedrängt an der Basis des Stengels, sie sind gefiedert oder auch ungeteilt. Die zwitterigen gewöhnlich in Trugdolden angeordneten Blüten haben einen undeutlichen oberständigen Kelch, eine in der Regel vierteilige Blumenkrone, 1—4 Staubgefäße und einen dreifächerigen Fruchtknoten mit fadenförmigem Griffel. Die Frucht ist eine einsamige Achene, da zwei Fächer des Fruchtknotens regelmäßig abortieren.

Valerianella, s. Feldsalat.

Valeriansäure, s. Baldriansäure.

Valerianus (Publius Aurelius Licinius Valerius), röm. Kaiser, 253—260, Römer aus vornehmem Geschlecht, hatte sich als tüchtiger Feldherr erwiesen und war 238 princeps Senatus, dann unter Kaiser Decius bei vorübergehender Erneuerung der Censur (251) Censor gewesen. Nachher Statthalter in Rätien und Noricum, wurde er 253, ein 63jähriger Mann, als Ämilianus in Mösien zum Gegenkaiser gegen Gallus sich erhob, mit den in Gallien und am Rheine stehenden Legionen von Gallus nach Italien zu Hilfe gerufen, unterwegs von seinen Truppen als Kaiser begrüßt und nachher, als Gallus und Ämilianus von ihren Soldaten erschlagen worden, von allen Heeren als Kaiser gegen Mitte des J. 254 anerkannt; nun herrschte er mit seinem Sohne Gallienus, den er zum Mitregenten ernannte. Allein so tüchtig V. selbst war, der Verwirrung des Reichs, die unter Gallienus ihren Gipfel erreichte, vermochte er nicht mehr Meister zu werden. Im Innern wütete eine Pest, in Italien fielen die Alamannen ein, in Gallien die Franken, in Dacien, Mösien und Kleinasien die Goten, in den östl. Provinzen seit 254 die

Perser unter Sapor I. Die gegen diese verschiedenen Feinde ausgeschickten Feldherren, wie Ingenus in Pannonien, Postumus in Gallien, erhoben sich als Gegenkaiser. V. fiel endlich selbst, indem er seit 259 den Krieg gegen die Perser führte, durch Verrat bei Edessa 260 in die Hände des Königs Sapor und fand nach der unwürdigsten Behandlung 266 oder 269 zu Schuster (Susa) in der Gefangenschaft den Tod.

Valérien, Berg und Festung bei Paris, s. Mont-Valérien.

Valerier ist der Name eines der berühmtesten altröm. Patriciergeschlechter, das, sabinischen Ursprungs, schon in die älteste Sage von der Königsgeschichte Roms verwoben wird, während der Republik in der innern und äußern Politik bei den meisten großen Ereignissen mithandelte und, wie sonst nur wenige Patricierfamilien, sich noch in die Kaiserzeit und bis zum Ende des Reichs erhielt. Im Laufe der Republik spaltete sich das Geschlecht in mehrere Zweige, deren Mitglieder sich durch die Beinamen Maximus, Volusus, Poplicola, Potitus, Corvus, Lävinus, Flaccus, Messalla, Falto unterschieden, so jedoch, daß mehrere derselben in einzelnen Zweigen gleichzeitig geführt wurden. Glieder des Geschlechts zogen sich durch Clientelverhältnisse in die röm. Plebejerschaft hinüber, wie die Valerii Tappones und Triarii, und ebenso später in die romanisierten Provinzen, wie namentlich Gallien, von wo aus sie dann mit den Valerii Asiatici im Anfang der Kaiserzeit wieder nach Rom und in die röm. Aristokratie kamen. Als Ahnherr des Geschlechts tritt in der Tradition ein Volesus auf, der als Genosse des Titus Tatius in die romulische Zeit versetzt wird.

Historisch sicher scheint Publius Valerius, einer der Konsuln des traditionellen ersten Jahres der Republik, als Urheber der ersten lex Valeria de provocatione, d. h. des Gesetzes, daß jeder Bürger innerhalb der Stadt vom Konsul an die Volksversammlung Berufung einlegen dürfe, und daß der Konsul dieser Provokation Folge geben müsse, weshalb fortan die Liktoren innerhalb der Stadt die Beile aus den Fasces nahmen. Nach der Tradition ließ er auch zur Abwehr des Verdachts, daß er nach der Tyrannei strebe, sein burgartiges Haus abbrechen und die Fasces vor der Hoheit des Volks, d. i. des populus, der Altbürger, senken. Für sein volksfreundliches Gesetz erhielt er nach der Überlieferung den Namen Poplicola, und wurde noch dreimal, 508, 507, 504 v. Chr., Konsul.

In dem Kampfe zwischen Plebs und Populus erscheinen die Valerier regelmäßig als die Vermittler zwischen der Plebejergemeinde und dem Patriciat. So brachte des vorigen Bruder, Marcus oder Manius Valerius als Diktator 494 v. Chr. die der Aushebung widerstrebenden Plebejer zum Gehorsam, worauf er sie zum Siege führte. Als dann die Plebejer infolge der Weigerung des Senats, die in Sachen der innern Politik gemachten Versprechungen des Diktators zu ratifizieren, die (erste) Sezession auf den heiligen Berg machten, trat er mit Erfolg als Vermittler auf. Zum Dank dafür erhielt er den Namen Maximus, der Große. Im J. 460 brachte der Sohn des V. Poplicola, Publius Valerius Poplicola, als Konsul beim Überfall des Kapitols durch Sabiner und eine Schar Verbannter das widerwillige Volk zum Kampfe, fiel aber bei der Erstürmung der Burg. Bei der zweiten Sezession auf den heiligen Berg, die 449 infolge der Willkürherrschaft der Decemvirn stattfand, wurde Lucius Valerius, Enkel des erstgenannten Valerius Poplicola, zur Beschwichtigung der Plebejer zum Konsul gewählt. Als solcher brachte er mit seinem Kollegen M. Horatius die leges Valeriae Horatiae zu Stande, durch welche das Provokationsgesetz erneuert, das Volkstribunat bleibend wiederhergestellt, und den Beschlüssen der Tributcomitien unter gewissen Beschränkungen und Bedingungen eine auch für die Patricier bindende Kraft gegeben ward. Das dadurch versöhnte Volk führte er dann mit Erfolg zum Kriege gegen Äquer und Volsker.

Marcus Valerius besiegte nach einer Erzählung, die seinen Beinamen Corvus, der Rabe, erklären soll, auf die Herausforderung eines riesenstarken Galliers diesen, unterstützt von einem Raben, der sich auf seinen Helm setzte, im Zweikampf. Er bekleidete 348, obgleich erst 23 J. alt, das Konsulat, 346 zum zweiten und 343 zum dritten mal. Im letzten Jahre schlug er nach der freilich in diesem Abschnitt sehr entstellten Tradition bei Livius die Samniten beim Berge Gaurus und bei Suessula und eroberte 335 in seinem vierten Konsulat Cales in Campanien. Im J. 301 schlug er in einer zweiten Diktatur Marser und Etrusker und erneuerte und bestärkte dann 300 in einem fünften Konsulat das Erbstück seiner Familie, das Provokationsgesetz. Zum sechsten mal ward er 299 Konsul, als der Krieg mit den Etruskern drohte. Von da an zog er sich von den öffentlichen Ämtern zurück.

Manius (oder Marcus) Valerius Maximus erkämpfte als Konsul 263 im ersten Punischen Kriege einen entscheidenden Sieg über die verbündeten Karthager und Syrakuser bei Messana, woher ihm der Beiname Messalla ward. Dann bestimmte er den König Hiero II. von Syrakus zum Frieden und Bündnis mit Rom. Die Schlacht ließ er in einem Gemälde auf einer Wand des Rathauses, der Curia Hostilia, darstellen, die ersten histor. Fresken in Rom.

Während des zweiten Punischen Kriegs zeichnete sich Marcus Valerius Lävinus aus, indem er 215—211 als Prätor zuerst in Apulien befehligte und dann den Krieg gegen Philipp von Macedonien führte, Oricum eroberte und Apollonia entsetzte. Als Konsul führte er dann 210 den Krieg in Sicilien, eroberte Agrigent und vollendete die von Marcellus begonnene Wiedereroberung der Insel.

Lucius Valerius Flaccus war zuerst Gönner, dann Freund wie Gesinnungsgenosse des ältern Cato (s. d.) und dessen Kollege im Konsulat 195 sowie in der Censur 184.

Valerius Antias erzählte zur Zeit Sullas in sehr ausführlichen Annalen, die bald annales bald historiae genannt werden, in wenigstens 75 Büchern die röm. Geschichte von der Gründung der Stadt an. Er hat aber durch willkürliche Zahlenangaben, Ausmalungen und Erdichtungen, namentlich zum Vorteil seines, des Valerischen Geschlechts, die Geschichte vielfach entstellt und so, da Livius und Dionys ihn sehr stark benutzten, einen schädlichen Einfluß auf die röm. Geschichtschreibung gehabt. Die Fragmente sind zuletzt von Peter in «Historicorum Romanorum fragmenta» (Lpz. 1883) und «Historicorum Romanorum reliquiae» (Bd. 1, Lpz. 1870) gesammelt worden.

Lucius Valerius Flaccus, Anhänger des Marius und nach dem Tode desselben 86 Konsul

mit Cinna, sollte in Griechenland und Asien den Krieg einerseits gegen Mithridates, andererseits gegen Sulla führen, wurde aber von seinem eigenen Legaten Flavius Fimbria 85 in Asien ermordet.

Lucius Valerius Flaccus, der Sohn des vorigen, unterstützte 63 als Prätor den Cicero bei Unterdrückung der catilinarischen Verschwörung und wurde von diesem 59 in einer noch vorhandenen Rede gegen die Anklage der Erpressung während der Verwaltung der Provinz Asia 62 verteidigt.

Über Valerius Messala, den Freund des Augustus, s. Messala.

Die übrigen Valerier der Kaiserzeit, soweit sie der Aristokratie angehören, sind von untergeordneter Bedeutung, mit Ausnahme des Valerius Asiaticus, der, ein gallischer Provinziale aus Vienna, in Rom als Günstling Caligulas es vor 41 v. Chr. zum Konsulat brachte, dann, durch denselben schwer beleidigt, zur Ermordung Caligulas mithalf und dabei sogar Absichten auf den Thron hegte. Auch bei dem Nachfolger Caligulas, Claudius, stand er in Gunst. Er wurde 46 zum zweiten mal Konsul, fiel aber wegen seines außerordentlichen Reichtums und als Besitzer der prächtigen Gärten des Lucullus der Habsucht der Messalina zum Opfer.

Gajus Valerius Flaccus, röm. Dichter, Zeitgenosse des Quintilian, von dem er mit Achtung genannt wird, starb 89 n. Chr. noch in jungen Jahren. Sein unvollendet gebliebenes Epos »Argonautica« (»Die Argonautenfahrt«), in acht Büchern, ist eine Nachbildung des gleichnamigen Epos des Griechen Apollonius (s. d.) von Rhodus, die in einigen Beziehungen über dem Original steht. Doch thut die alexandrinische Art der Dichtung, die sich schon in der Wahl des undankbaren Stoffs zeigt, dem dichterischen Gehalt Eintrag. Ausgaben davon lieferten Heinsius (Amsterd. 1680), Burmann (Sammelausg., Leid. 1724), Weber im »Corpus poetarum Latinorum« (Frankf. 1833), Thilo (Halle 1863), Schenkl (Berl. 1871), Bährens (Lpz. 1875). Übersetzt wurde das Gedicht von Wunderlich (Erfurt 1805).

Zuletzt war noch ein Valerius Messalla Präfectus Prätorio zu Rom unter Theodosius I. und Honorius (bis 403), Freund des jüngern Symmachus und einer der letzten Vertreter des Heidentums unter der röm. Aristokratie.

Valerius Maximus ist Verfasser eines dem Kaiser Tiberius gewidmeten histor. Werks, »Factorum et dictorum memorabilium libri IX«, denen später als 10. Buch eine aber nur zum Teil erhaltene antiquarische Abhandlung über das röm. Namenssystem angehängt worden ist. Jene neun Bücher enthalten eine reiche Anekdotensammlung, die ohne Zweifel zu rhetorischen Zwecken angelegt und nach moralischen und antiquarischen Gesichtspunkten in Kapitel geteilt ist. Die Anekdoten der einzelnen Kapitel sind dann wieder eingeteilt in römische (interna) und nichtrömische (externa). Stofflich ist dieses Werk, da es aus guten Quellen geschöpft ist, von Wert, dagegen steht das histor. Urteil und der histor. Stil desselben auf niedriger Stufe. Im Mittelalter wurde das Buch viel gelesen und excerpiert. Zwei Auszüge, von Julius Paris und Januarius Nepotianus (herausg. von Ang. Mai, Rom 1828; Celle 1831), sind erhalten. Neuere Ausgaben lieferten Hase (Par. 1822), Kempf (Berl. 1854) und Halm (Lpz. 1865), eine Übersetzung ins Deutsche Hoffmann (Stuttg. 1828).

Valeröl, s. Baldrianöl.

Valesius (Heinr.), eigentlich de Valois, ein um die alte Litteratur verdienter franz. Gelehrter, geb. 10. Sept. 1603 zu Paris, lebte daselbst als Sachwalter, wurde 1660 königl. Historiograph und starb 7. Mai 1676. Seinen Ruf erwarb er sich zunächst dadurch, daß er die von Konstantinus Porphyrogennetus aus dem Polybius und andern griech. Historikern verfertigten Auszüge, von denen Peiresc eine Abschrift aus Cypern erhalten, zuerst unter dem Titel »Polybii excerpta« (Par. 1634—48) bekannt machte. Später folgten seine geschätzten Ausgaben des Ammianus Marcellinus (Par. 1636; 2. verbesserte Ausg. von Hadrian Valesius, Par. 1681), der »Historia ecclesiastica« des Eusebius (Par. 1659 u. 1678), der Nachfolger des Eusebius (Par. 1668 u. 1673) und des Harpokration (Leid. 1683 u. 1695). Auch in der Kritik leistete er Erhebliches durch die »Emendationum libri V et de critica libri II« (herausg. von Burmann, Amsterd. 1740). Sein Leben beschrieb sein Bruder Hadrian in »Henrici Valesii vita« (Par. 1677); später erschienen die »Valesiana« (Par. 1694).

Sein jüngerer Bruder, Hadrian V., geb. 14. Jan. 1607 zu Paris, der seine gelehrte Bildung den Jesuiten verdankte und 2. Juli 1692 als königl. Historiograph in seiner Vaterstadt starb, hat einige histor. Werke verfaßt, die sich durch Fleiß, Genauigkeit und Korrektheit der Sprache auszeichnen, namentlich die »Notitia Galliarum ordine litterarum digesta« (Par. 1676) und die »Gesta veterum Francorum« (3 Bde., Par. 1646—58).

Valgius Rufus (Gajus), Konsul 12 v. Chr., ein Freund des Horaz, dichtete Elegien und Epigramme, verfaßte ein Werk über Kräuter und gab eine lat. Bearbeitung der Rhetorik des Apollodoros von Pergamon, sowie grammatische, d. h. philologische Untersuchungen in Briefen heraus. Vgl. Unger, »De Valgii Rufi poëmatis commentatio« (Halle 1848).

Vali, ein Gott in der altnordischen Mythologie. Er ist der Sohn des Odhin und der Rind und zeichnet sich als Krieger und guter Schütze aus. V. gehört zu den Göttern, welche den Weltuntergang überleben und unter denen ein neues Reich des Friedens entstehen wird. Vor allem aber war V. bestimmt, Baldrs Tod an seinem Mörder zu rächen.

Valla (Laurentius), einer der ersten Wiederhersteller der klassischen Litteratur und einflußreichsten Humanisten des 15. Jahrh., geb. um 1407 zu Piacenza, gebildet von Leonardo Bruni von Arezzo und Giovanni Aurispa, trat in mehrern Hauptstädten Italiens, besonders zu Pavia (1431) und Mailand (1433), als Lehrer der schönen Wissenschaften auf, begab sich aber, als er hier wegen seiner Ausfälle gegen die scholastische Philosophie Anfeindung erfuhr, 1435 nach Neapel, wo er bei dem König Alfons V. Aufnahme fand. Hier wurde er aber bald der Ketzerei verdächtigt (in der Schrift »De donatione Constantini Magni« hatte er die Unwahrheit dieser Schenkung nachgewiesen) und sollte von der Inquisition zur Strafe gezogen werden. Er flüchtete, vom König unterstützt, nach Rom, und erhielt daselbst, nachdem ihn der Papst Nikolaus V. begnadigt, 1448 eine Stelle als päpstl. Sekretär und Kanoniker an der Kirche zu St. Johannes im Lateran. Er starb 1. Aug. 1457, nach andern 1465. Die weiteste Verbreitung erlangten seine lat. Übersetzungen des Herodot (zuerst Par.

1510) und Thucydides (Lyon 1543), ganz besonders aber die «Elegantiae Latini sermonis» in sechs Büchern (Rom 1471 u. öfter), die lange als Norm beim Lateinschreiben dienten. Dagegen brachten ihn seine «Annotationes in Novum Testamentum», die Erasmus herausgab, in den Ruf der Heterodoxie, und seine Abhandlung «De donatione Constantini Magni» nötigte ihn später zu einem Widerruf. Nach seinem Tode ließ Ulrich von Hutten diese Abhandlung drucken und widmete sie dem Papste. V.s Werke erschienen gesammelt als «Opera» (Bas. 1543). Vgl. Vahlen, «Lorenzo V.» (Wien 1864; 2. Abdruck, Berl. 1870); Monrad, «Laurentius V. und das Konzil zu Florenz» (aus dem Dänischen von Michelsen, Gotha 1881).

Valladolid, Hauptstadt (Ciudad) der span. Provinz gleichen Namens (7880 qkm mit [1877] 247453 E.), in gut angebauter Ebene, 679 m über dem Meere, an der Einmündung der Esgueva in Pisuerga und am südl. Ende des Kanals von Castilien, Station der Linie Irun-Madrid der Nordbahn und bedeutender Straßenknotenpunkt, zählt (1877) 52206 E. und ist Sitz des Generalkapitäns von Altcastilien, eines Erzbischofs und einer Filiale der Bank von Spanien. Die große ziemlich regelmäßig gebaute Stadt hat schöne Plätze, so die Plaza mayor, ein großes, von auf einem Säulenportikus ruhenden Häusern umschlossenes Viereck, das dreieckige Campo Grande mit Alleen, el Ochavo, ein achteckiger Platz, von welchem sechs Straßen strahlenförmig ausgehen. Unter den sechs Thoren ist die mit einer Statue Karls III. gezierte Puerta del Carmen hervorzuheben. V. hat 15 Pfarrkirchen, eine 1346 gestiftete Universität, Schulen für Mathematik und Zeichenkunst und eine Akademie der Künste und Wissenschaften. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus: die von Philipp II. 1585 gegründete und von Herrera begonnene, doch unvollendete Kathedrale; der alte königl. Palast, ehemals Residenz der castil. und span. Könige, bis Philipp III. für immer seinen gewöhnlichen Wohnsitz zu Madrid nahm; das vom Großinquisitor Torquemada erbaute ehemalige Dominikanerkloster San-Pablo, jetzt Zuchthaus, mit prächtigem got. Portal. Das ehemalige Benediktinerkloster ist in eine stark befestigte Kaserne umgewandelt worden. Das Colegio de Sta.-Cruz enthält gegenwärtig ein Kunstmuseum mit sehr wertvollen Gemälden und Skulpturen, sowie eine Bibliothek von 14000 Bänden. V. hat eine lebhafte Industrie: eine bedeutende Eisengießerei, Wollweberei, Fabrikation von Tuch, Seidenzeug, Band, Gold- und Silberwaren, Papier, Chemikalien, Mehl, Fayence und Leder. Alljährlich findet hier in der zweiten Hälfte des September eine große Messe statt. In der Umgegend wird Pferde-, Esel- und Maultierzucht betrieben. Zu V. (mittellat. Vallisoletum) wurden Philipp II. und Anna, die Gemahlin Ludwigs XIII., geboren, und Columbus starb daselbst. Im J. 1561 zerstörte eine Feuersbrunst den größten Teil der Stadt, welche auf Befehl Philipps II. nach einem neuen Plane regelmäßiger als vorher wieder aufgebaut wurde.

Valladolid de Michoacan, früher Name der Stadt Morelia (s. d.).

Vallauri (Tommaso), ital. Philolog und Litterarhistoriker, geb. 23. Jan. 1805 zu Chiusa di Cuneo, widmete sich, zu Mondovi vorgebildet, 1820—23 auf der Universität zu Turin dem Studium der griech. und röm., wie auch der ital. Litteratur, ward hierauf Professor der Rhetorik, 1833 dem Collegio di scienze e lettere aggregiert, 1838 supplierender Professor der lat. und ital. Beredsamkeit und 1843 Professor der lat. Beredsamkeit an der turiner Universität. Im J. 1849 in den Rat der Universität, sowie zum Mitglied der Kommission für die Sekundärschulen des Königreichs berufen, wirkte er mit Erfolg für einen bessern Unterricht, besonders in der klassischen Litteratur. Auch war er schon seit 1841 Mitglied der königl. Kommission für das Studium der vaterländischen Geschichte. V. gehört zu den vorzüglichsten Latinisten Italiens. Von seinen philol. Arbeiten sind, außer der neuen Bearbeitung des lat.-ital. Wörterbuchs von Bazzarini (Tur. 1850—54), sowie eines lat.-ital. Schulwörterbuchs (Tur. 1852—54), besonders hervorzuheben: die Ausgabe der Schrift «De differentiis verborum» des Ausonius Popma (Tur. 1852), der «Aulularia» (1853), des «Miles gloriosus» (1854), des «Trinumus» (1855) und der «Menaechmi» (1859) des Plautus; ferner die «Collezione economica degli scrittori classici latini» (Tur. 1850 fg.) und verschiedene kleinere Schriften zur Kritik des Plautus, zur röm. Epigraphik u. s. w. Sehr geschätzt werden seine litterarhistor. Arbeiten, wohin besonders gehören: «Historia critica litterarum Latinarum» (Tur. 1849; 7. Aufl. 1868), «Storia della poesia in Piemonte» (2 Bde., Tur. 1841), «Della società letteraria del Piemonte» (Tur. 1844), «Storia della università degli studj del Piemonte» (3 Bde., Tur. 1846; 2. Aufl., Tur. 1875). Um die vaterländische Geschichte machte sich V. sonst noch verdient durch die «Fasti rerum gestarum a rege Carolo Alberto» (Tur. 1843), «Fasti della Real Casa di Savoia e della Monarchia» (Tur. 1845—46) und «Il cavalier marino in Piemonte» (Tur. 1847; 2. Aufl., Flor. 1865). Außer den «Orationes» Boucherons (Tur. 1854) gab er auch eine Sammlung seiner eigenen Reden (Tur. 1852), sowie «Novelle» (4. Aufl., Tur. 1868) heraus. Vgl. Dalmazzo, «Biographia di Tommaso V.» (Flor. 1875), «Vita di Tommaso V. scritta da esso» (Tur. 1878).

Valle (Pietro della), einer der besten Reisebeschreiber des 17. Jahrh., geb. zu Rom 2. April 1586, aus vornehmer Familie, lebte dann in Neapel, wo er sich 1614 zur Wallfahrt nach dem Orient einschiffte. Er besuchte die Türkei, Ägypten, Arabien, Persien und Indien und verweilte über elf Jahre in diesen Ländern, deren Sprachen, Beschaffenheit und Einwohner er genau kennen lernte. Im J. 1626 langte er mit einem großen Gefolge von Morgenländern in Rom an. Er beschäftigte sich hier wissenschaftlich besonders auch mit der Musik, deren gründlicher Kenner er war, und beschrieb seine Reise (4 Bde., Rom 1650; beste Ausg., 1662 fg.; deutsch, Genf 1674; franz., Par. 1745). Dieses Werk, welches aus 54 Briefen besteht, zeugt von des Verfassers vielseitiger Gelehrsamkeit, ist jedoch von Leichtgläubigkeit und der Sucht, wunderbare Dinge zu erzählen, nicht frei. Als V. einst in einem Streite, der zwischen seinem morgenländ. Gefolge und päpstl. Dienern ausgebrochen war, einen der letztern getötet hatte, floh er nach Neapel und blieb dort, bis es seinen Freunden gelang, ihm Verzeihung und Wiedereinsetzung in seine Güter auszuwirken. Er starb zu Rom 20. April 1652.

Vallecularhöhlen, s. unter Equisetaceen.

Vallejo City, Stadt im County Solano des nordamerik. Staates Californien, liegt an der Mündung des Napa-River in die San-Pablo-Bai, und ist der westl. Endpunkt der California-Pacific-Eisenbahn. V. hat (1880) 5987 E., einen guten Hafen und treibt starken Handel mit Getreide.

Vallendar, Stadt im rheinpreuß. Regierungsbezirk und Kreis Koblenz, rechts am Rhein, an südwestlichen Ausläufern des Westerwaldes, 5 km nördlich von Ehrenbreitstein, Station der Linie Speldorf-Niederlahnstein der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1885) 3608 E. Die 1839 von Lassaulx unter Beibehaltung des Turms aus dem 15. Jahrh. im roman. Stile neu erbaute kath. Pfarrkirche besitzt schöne Glasgemälde; die schöne prot. Kirche wurde 1885 erbaut. Über 1 km östlich der Stadt liegt die Ruine des 1143 gegründeten, 1567 aufgehobenen Klosters Schönstadt. Der Mallendarer Berg, 2 km südlich von V., früher Sommersitz des Deutschordenskomturs der Ballei Koblenz, ist ein hübscher Aussichtspunkt. Es bestehen zu V. Fabriken für Tuch, Wollwaren, Cigarren, Leder, Schaumwein, Siegellack und Thonröhren. V. ist mit der im Rhein liegenden Insel Niederwerth durch eine Hochseilfähre verbunden, der einzigen auf dem Rheinstrom.

Valleraugue, Stadt im franz. Depart. Gard, Arrondissement Le Vigan, am Quelllauf des Hérault, in einem Cevennenthal, das südlich vom l'Espéron, nordwestlich vom Mont-Aigoual eingeschlossen wird, zählt (1881) 1412 (Gemeinde 3124) E. und hat Seidenraupenzucht, Seidenindustrie und Baumwollstrumpfwirkerei.

Vallès (Jules), franz. Litterat und Journalist, Mitglied der Pariser Commune, geb. 11. Juni 1833 in Le-Puy-en-Velay (Depart. Oberloire), besuchte das Lyceum zu Nantes, wo er auch 1857 seine erste Schrift «L'argent» veröffentlichte, die schon den Stempel seiner originellen, aber paradoxen Manier an sich trägt. V. ging hierauf nach Paris, wo er sich den letzten Nachzüglern des Romantismus anschloß und in verschiedenen bonapartistischen Journalen Schilderungen, Skizzen u. s. w. veröffentlichte, welche er später gesammelt unter dem Titel «Les réfractaires» (1866) herausgab. Nachdem er einige Zeit Mitarbeiter am «Événement» gewesen, gründete er 1867 ein Wochenblatt «La rue», welches nach sechs Monaten unterdrückt wurde, weil es polit. Gegenstände berührt hatte. Auch das sozialistische Journal «Le peuple», das er später herausgab, ging bald ein. Nach dem 4. Sept. 1870 ließ er sich in die Internationale aufnehmen und beteiligte sich als Bataillonschef der Nationalgarde mit seinen Leuten bei allen Meutereien während der Belagerung. Nach der Kapitulation von Paris gründete er das berüchtigte Journal «Le cri du peuple» und wurde nach dem Aufstande 18. März zum Mitglied der Commune gewählt. In dieser Eigenschaft bethätigte er sich wenig an der dekretierenden Wirksamkeit des Communeausschusses, schürte aber in seinem Journal, welches eins von den offiziellen Blättern der Commune war, den revolutionären Fanatismus. Nach dem Einrücken der Truppen von Versailles gelang es ihm, sich nach London zu flüchten, von wo er seit 1879 als Mitarbeiter an dem pariser communalistischen Journal «La révolution française» wirkte. Nach der Amnestie vom Juli 1880 kehrte er nach Paris zurück und schrieb unter dem Pseudonym Jean La Rue einen Roman «Jacques Vingtras» und unter dem Pseudonym Jacques Vingtras mehrere autobiographische Romane, «L'enfant», «Le bachelier», L'insurgé». Er starb zu Paris 14. Febr. 1885.

Valli, s. unter Lagunen.

Vallisneria *L.*, die typische Gattung der Familie der Vallisnereae, Wasserpflanzen mit kleinen Blüten getrennten Geschlechts. Die bekannteste der zu ihr zählenden Arten ist V. spiralis *L.* Sie ist im südl. Frankreich zu Hause, hat grasartig-schmale, nach oben etwas breitere, stumpfe Blätter, welche fast zweizeilig in Büscheln auf einem faserigen Wurzelstock stehen, und ist von so üppigem Wachstum, daß sie in ihrer Heimat den Kanalbauten sehr nachteilig wird. Sehr merkwürdig aber ist die Weise, in welcher sich der Akt der Befruchtung vollzieht. Die Blüten stehen nämlich unter Wasser, die männlichen dicht gedrängt auf einem Kolben, die weiblichen einzeln auf spiralig zusammengerollten Stielen. Geschlechtsreif geworden, erheben sich letztere auf den aufgerollten Stielen über den Wasserspiegel und die männlichen reißen sich los und kommen an die Oberfläche, wo sie die weiblichen, ihnen durch Wind und Wellenschlag nahe gebracht, befruchten. Nach diesem Akte werden die weiblichen Blüten durch die sich wieder zusammenrollenden Stiele unter das Wasser gezogen, wo die Frucht sich entwickelt und zur Reife kommt. Diese Pflanze ist zur Besetzung der Zimmeraquarien sehr gut verwendbar, doch muß sie, da sie stark wuchert, von Zeit zu Zeit aus dem Wasser genommen und zerteilt werden.

Vallo della Lucania, Stadt und Bezirkshauptort in der ital. Provinz Salerno, ist Sitz eines Bischofs und hat (1881) 3162 (Gemeinde 5130) E.

Vallombrosa, eine Abtei auf den Apenninen im Sprengel von Fiesole im Florentinischen, wo Joh. Gualbert um 1038 einen Mönchsorden nach der Regel Benedikts stiftete, dessen Glieder Vallombrosaner und nach ihrer Kleidung Graue Mönche genannt wurden. Das Stammkloster, nach seiner Lage im dichten Tannenwalde am Hochgebirge V. (vallis umbrosa) genannt, in höchst romantischer Umgebung, wurde durch Schenkungen sehr reich, daher die Größe und Pracht seiner 1637 neu aufgeführten Gebäude. Gleichwohl hat dieser stets nur der Andacht gewidmete Orden, der erste, der Laienbrüder annahm, sich wenig verbreitet. Bei seiner Vereinigung mit den Silvestrinern 1662 nahm er schwarze Kleidung an, trennte sich aber wieder 1681 und verblieb in geringer Anzahl für sich bestehen. V. erhielt sich in der Revolution unversehrt und war während der franz. Herrschaft ein Zufluchtsort für die Priester. Die Neubildung des Königreichs Italien hatte die Säkularisierung der Kirchengüter zur Folge, und das alte Nonnenkloster ward zum einzigen Forstinstitut des Königreichs. In nur drei Stunden von Florenz erreichbar, dient ein dem Institut benachbartes Gebäude zum Aufenthalt für Sommergäste, die den 909 m hohen Ort gern aufsuchen.

Vallonea, s. Ackerdoppen.

Vallongo, s. unter Oporto.

Valls, Stadt (Villa) und Bezirkshauptort in der span. Provinz und 18 km nördlich von Tarragona, auf einem Hügel in sehr fruchtbarer Gegend gelegen, Station der Eisenbahn Picamoixons-Barcelona, an der Straße Tarragona-Lérida, mit alten Mauern und Türmen, zählt (1877) 13250 E. und

ist einer der industriösesten Orte Cataloniens. Die Bewohner unterhalten Branntweinbrennereien, Mühlen, Papier- und Baumwollfabriken, Etamine- und Leinwandwebereien, besonders Gerbereien. Historisch ist V. durch das hier 25. Febr. 1809 gelieferte blutige Treffen, in welchem die Franzosen unter Saint-Cyr über die Spanier unter Reding siegten und letzterer tödlich verwundet wurde.

Vallum (lat.), der Wall.

Valmy, franz. Dorf im Bezirk St.-Menehould des Depart. Marne, an der Linie Reims-Verdun der Französischen Ostbahn, mit einem Schlosse, ist geschichtlich merkwürdig durch die Kanonade 20. Sept. 1792 zwischen den Preußen unter dem Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig und den Franzosen unter Kellermann, nach welcher die Verbündeten den Rückzug aus Frankreich antraten. Kellermann wurde bei der Kaiserkrönung zum Herzog von Valmy ernannt.

Valmy (Herzog von), s. Kellermann (Georg Michael).

Valognes, Stadt und Hauptort eines Arrondissements im franz. Depart. Manche, nahe dem Ursprung des Merderet, Station der Linie Paris-Cherbourg der Westbahn und der Lokalbahn V.-Barfleur, zählt (1881) 4009 (Gemeinde 5782) E. und hat ein Collége, ein Seminar, Fabrikation von Blonden und Spitzen, sowie Handel mit Produkten der Landwirtschaft. Bei V. finden sich Reste der röm. Stadt Alauna im Gebiete der gallischen Uneller; mittellat. hieß der Ort Valones und Valoniae.

Das Arrondissement Valognes zerfällt in 7 Kantone mit 117 Gemeinden und 76573 E.

Valois, eine ehemalige Landschaft in Frankreich, die erst Grafschaft, dann Herzogtum war und von der ein Seitenzweig der Capetinger (s. d.), das königl. Haus der Valois, welches 1328—1589 den Thron von Frankreich innehatte, den Namen erhielt. Gegenwärtig bildet die Landschaft das Depart. Oise. Die alten Grafen von V. gehörten einem jüngern Zweige des Hauses Vermandois an. Die letzte Erbtochter dieses Hauses heiratete Hugo, den Sohn Heinrichs I. von Frankreich, und brachte demselben V. und Vermandois zu. Aus dieser Ehe entsprangen die capetingischen Vermandois, die in der sechsten Generation erloschen. Philipp II. August schlug nach dem Erlöschen die Güter und Titel der Vermandois zur Krone und zog demnach 1215 auch die Grafschaft V. ein. Erst König Philipp III., der Kühne, gab die erweiterte Grafschaft V. 1285 seinem jüngern Sohne Karl. Dieser Karl von V., geb. 1270, der Bruder König Philipps IV., des Schönen, wurde der Gründer des königl. Hauses der V. Der Papst Martin IV. belehnte ihn 1284 mit dem Königreich Aragon, auf das er aber 1290 verzichtete. Durch seine Vermählung mit Margarete von Anjou-Sicilien erhielt er die Grafschaften Anjou und Maine. Im Rechte seiner zweiten Gemahlin, Katharina von Courtenay, nahm er den Titel eines Kaisers von Konstantinopel an. Eine dritte Ehe schloß er mit Mathilde von Châtillon. Karl nahm an den Ereignissen während der Regierung seines Bruders großen Anteil und starb 1325 zu Nogent. Er hinterließ viele Töchter und zwei Söhne, von denen der ältere, Philipp, König von Frankreich wurde. Der jüngere, Karl Graf von Alençon, gest. 1346, stiftete die Valesische Linie der Alençon. Dieselbe erlosch in männlicher Nachkommenschaft 1525 mit dem Connétable Karl.

Nachdem die drei Söhne Philipps IV. des Schönen, ohne männliche Erben gestorben, bestieg 1328 der älteste Sohn Karls von V., Philipp VI. (s. d.), als der nächste männliche Nachkomme der Capetinger, den franz. Thron. Diese Erhebung des Hauses V. wurde der Vorwand zu langen Kriegen der Könige von England mit Frankreich. Philipp VI. hinterließ aus erster Ehe mit Johanna von Burgund zwei Söhne, seinen Nachfolger, Johann den Guten, und Philipp, geb. 1336; letzterer ward 1375 zum Grafen von V. und Herzog von Orléans erhoben, starb aber 1375 ohne Nachkommen.

Johann der Gute (s. d.), geb. 1310, bestieg 1350 den Thron, wurde 19. Sept. 1356 bei Poitiers vom Schwarzen Prinzen geschlagen und gefangen, durch den Frieden von Bretigny 1360 befreit und starb 8. April 1364 in London bei neuen Verhandlungen über den Frieden. Er hinterließ von seiner ersten Gemahlin, Bona von Luxemburg, der Schwester Kaiser Karls IV., vier Töchter und vier Söhne: den Thronfolger Karl V.; den Herzog Ludwig von Anjou, Stifter des jüngern Hauses Anjou, das 1481 in männlicher Linie erlosch; den Herzog Johann von Berri, dessen Haus schon mit seinem Sohne, dem Grafen Johann von Montpensier, ausstarb; den Herzog Philipp (s. d.) den Kühnen von Burgund, welcher der Stifter des jüngern Hauses Burgund (s. d.) wurde. Karl V. (s. d.), der älteste Sohn und Nachfolger Johanns des Guten, starb 1380 und hinterließ aus der Ehe mit Johanna von Bourbon den Nachfolger Karl VI. und den Prinzen Ludwig.

Der Prinz Ludwig erhielt die Titel und Güter eines Herzogs von Orléans und die Grafschaften Angoulême und V. Zu seinen Gunsten wurde V. 1406 ebenfalls zu einem Pairie-Herzogtum erhoben. Ludwig, der in der Geschichte als Herzog von Orléans bekannt ist, stritt während der unglücklichen Regierung seines Bruders, Karls VI., mit dem Herzog von Burgund um die Reichsverwaltung und fiel 1407 durch Mord. Außer zwei natürlichen Söhnen, dem Grafen Philipp von Vertus, der 1444 enthauptet wurde, und dem Grafen Johann von Dunois, Stifter des Hauses Dunois und Longueville, hinterließ er aus der Ehe mit Valentine von Mailand zwei rechtmäßige Söhne. Der ältere, Karl, Herzog von V. und Orléans, geriet bei Azincourt in 25jährige Gefangenschaft und starb 1465. — Dessen Sohn, Ludwig, Herzog von V. und Orléans, aus der Ehe mit Marie von Kleve, bestieg später als Ludwig XII. den franz. Thron und vereinigte hiermit Orléans wie V. mit der Krone. In der Folge wurde zwar V. noch öfter an Prinzen des valesischen, dann des bourbonischen Hauses verliehen, aber immer nur in Verbindung mit dem Herzogtum Orléans (s. d.). Die Familie Orléans verlor den herzogl. Titel von V. erst mit der Revolution von 1789, blieb aber zum Teil im Besitz der damit verbundenen Güter. — Der jüngere Sohn des 1407 ermordeten Herzogs Ludwig von Orléans und von V. war Johann, Graf von Angoulême. Er blieb 32 Jahre hindurch als Geisel in England und starb 1467. Aus seiner Ehe mit Margarete von Rohan entsprang der Graf Karl von Angoulême; dieser verheiratete sich mit Luise von Savoyen, starb 1495 und hinterließ einen Sohn, dem nachmals als Franz I. die franz. Krone zufiel, und eine Tochter, Margarete von Valois.

Karl VI. (s. d.), der älteste Sohn und Nachfolger Karls V., hinterließ 1422 aus der Ehe mit Isabelle von Bayern den Thronfolger Karl VII. und mehrere Töchter, darunter Isabelle, vermählt mit Richard II. von England, und Katharina, die sich erst mit Heinrich V. (s. d.) von England und nach dessen Tode mit Owen Tudor vermählte. — Karl VII. (s. d.) starb 1461. Aus seiner Ehe mit Marie von Anjou gingen Ludwig XI., der Prinz Karl (gest. 1472) und vier Töchter hervor, die sich mit den Herzögen von Bourbon und von Savoyen und mit den Grafen von Charolais und von Foix vermählten. Außerdem hinterließ Karl VII. von Agnes Sorel (s. d.) drei Töchter. — Ludwig XI. (s. d.) starb 1483, und war erst mit Margarete von Schottland, dann mit Charlotte von Savoyen vermählt. Aus der Ehe mit letzterer hinterließ er Anna von Frankreich, die Peter von Bourbon-Beaujeu heiratete, während der Jugend ihres Bruders die Regierung führte und 1522 starb; Johanna, die, nachdem sie Ludwig XII. verstoßen, 1504 im Kloster starb; Karl VIII., der dem Vater auf dem Throne folgte. — Karl VIII. (s. d.), unter dem die Eroberungskriege Frankreichs in Italien begannen, vermählte sich mit Anna von Bretagne, starb aber 1498 ohne Nachkommen. Die franz. Krone ging darum auf Ludwig XII., den Chef des Hauses V.-Orléans, der valesischen Nebenlinie, über. — Ludwig XII. (s. d.) verstieß seine erste kinderlose Gemahlin Johanna, die Tochter Ludwigs XI., und heiratete Anna von Bretagne, die Witwe Karls VIII. Er starb 1515 ohne männliche Nachkommen, nachdem er zuvor eine dritte Ehe mit Marie von England, der spätern Herzogin von Somerset, eingegangen. Aus zweiter Ehe hinterließ er Claudia, die Gemahlin Franz' I., die 1524 starb, und Renata, vermählt an den Herzog von Ferrara, gest. 1575.

Der franz. Thron gelangte mit dem Erlöschen der männlichen Nachkommenschaft des Zweigs V.-Orléans an dessen Seitenzweig Angoulême in der Person Franz' I. (s. d.). Dieser war in erster Ehe mit Claudia von Frankreich, Ludwigs XII. Tochter, verheiratet und vermählte sich nach deren Tode mit Eleonore, der Schwester Kaiser Karls V. und Witwe Emanuels von Portugal. Er starb 1547. Nur aus seiner ersten Ehe entsprangen der Prinz Franz, welcher 1536 starb, der Nachfolger Heinrich II., der Herzog von Orléans, der unvermählt 1545 starb, und eine Tochter, Margarete, vermählt mit dem Herzog Philibert von Savoyen, gest. 1574. — Heinrich II. (s. d.) erhielt durch seinen Vater Katharina von Medici (s. d.) zur Gemahlin. Als er 1559 starb, lebten aus dieser Ehe: Franz II. (s. d.), vermählt mit Maria Stuart (s. d.) von Schottland, gest. 1560 ohne Nachkommen; Karl IX. (s. d.), der 1574 starb und aus der Ehe mit Elisabeth von Österreich eine Tochter hinterließ, die 1578 starb; Heinrich III. (s. d.), der erst König von Polen, dann nach des Bruders Tode König von Frankreich war, sich mit Luise von Lothringen-Mercoeur vermählte und, mit Heinrich von Navarra gegen die Ligue kämpfend, 1589 von Mörderhand fiel, ohne Nachkommen zu hinterlassen; Elisabeth, vermählt mit Philipp II. (s. d.) von Spanien, gest. 1568; Claudia, vermählt mit dem Herzog von Lothringen, gest. 1575; Margarete von V., die geschiedene Gemahlin Heinrichs IV., welche erst 1615 als der letzte eheliche Sproß ihres Hauses starb; endlich der Herzog Franz Hercules von Alençon, der schon 1584 vor seinem Bruder Heinrich III. starb. Außerdem hinterließ Heinrich II. mehrere natürliche Kinder. Eine tiefe sittliche Verwahrlosung riß die Nachkommenschaft Heinrichs II. in ein frühes Grab und brachte Frankreich selbst der Auflösung nahe. Nach Heinrichs III. Tode fiel die Krone dem aus den Capetingern entsprungenen Hause Bourbon (s. d.) zu, dessen Haupt Heinrich IV. (s. d.), der vormalige König von Navarra, war. Nur Karl IX. hinterließ von Marie Touchet einen Bastard, den Grafen Karl von Auvergne, Herzog von Angoulême, bekannt durch seine Ränke unter Heinrich IV., der 1650 starb. Schon mit seiner Enkelin Marie, der Erbtochter von Angoulême, die sich mit Ludwig von Guise-Lothringen vermählte, erloschen 1660 die ehelichen Nachkommen dieses Zweigs; 1672 starben auch die legitimen Sprößlinge des Hauses Dunois und Longueville und hiermit überhaupt die männlichen Abkömmlinge der V. aus.

Valois (Henri de), s. Valesius.

Valombrosa, s. Vallombrosa.

Valonen, Vallonea, Wallonen, gleichbedeutend mit Ackerdoppen (s. d.).

Valongo, s. unter Oporto.

Valorenversicherung, s. unter Transportversicherung.

Valparaiso, Hauptstadt der gleichnamigen Provinz (4240 qkm mit [1884] 183 056 E.) in der südamerik. Republik Chile, zweite Stadt des Staats, bedeutendster See- und Handelsplatz an der ganzen Westküste Südamerikas, 1536 durch den span. Offizier Juan de Saavedra gegründet und nach seinem Geburtsorte bei Cuenca in Spanien benannt, liegt westlich von Santiago, wohin seit 1863 eine 187 km lange Eisenbahn führt, an einer Bai, die auf drei Seiten von 520 m hohen, ziemlich steilen, dürren Bergen umgeben ist und einen nur gegen Norden offenen, sonst gegen alle andern Winde geschützten und durch mehrere Forts verteidigten Hafen bildet. V., Sitz eines Handelsgerichts, eines Hauptzollamts und von drei Banken (Banco Nacional de Chile, Banco de V. und London Bank of Mexiko and South America), hat unregelmäßige, krumme und steile Straßen, meist zwei bis dreistöckige, aber auch europäisch comfortable Häuser, einen großen Marktplatz, zehn Kirchen, verschiedene schöne Regierungs- und städtische Gebäude, großartige Zollhäuser, ein Lyceum, mehrere Hospitäler, eine Seemannsschule, große Schiffswerfte, zwei große schwimmende Docks, eine eiserne Ladebrücke, öffentliche Warenhäuser, ein Depôt mit 246 Magazinen, zwei Theater, Börse, Klubhäuser, Gasbeleuchtung, Straßenbahnen und zählt (1884) 95 000 E., wovon ein Zehntel Fremde aller Nationalitäten. Die Vorstadt El Almendral (Mandelstraße) ist größer und besser gebaut als die eigentliche Stadt, besonders seit dem Brande im Nov. 1858, und enthält auch schöne Landsitze und Gärten. V. ist der Mittelpunkt der Industrie und des Handels von ganz Chile. Fast 82 Proz. der Gesamteinfuhr Chiles gehen über V., mehr als 18 Proz. der Gesamtausfuhr des Landes werden aus demselben Hafen versendet; die Ausfuhr besteht namentlich in Silbererz, Kupfer, Weizen, Honig und Wachs. Es bestehen sechs Dampferlinien von V. nach Europa: zwei englische, halbwöchentlich, durch die Magellansstraße und über Panamá, zwei zweiwöchentliche (nach Liverpool und nach Hamburg), zwei monatliche (nach Bordeaux und Antwerpen). Ein unter-

seeisches Telegraphenkabel verbindet V. mit Callao und Panamá. V. ist Sitz eines deutschen Konsuls für die chilenischen Provinzen V., Aconcagua, Coquimbo, Maule und den Küstenstrich Antofagasta. Das Jahresmittel der Temperatur beträgt hier 13,9° C., die mittlere Regenhöhe bei 25 Regentagen jährlich 419 mm. In 220 Jahren hat sich die Küste an dieser Stelle um 5,8 m gehoben. Die Stadt wurde 31. März 1866 von einer span. Flotte unter dem Admiral Nuñez bombardiert.

Valréas, Stadt in einer Enklave des franz. Depart. Vaucluse, Arrondissement Orange, links an der Coronne, zählt (1881) 3339 (Gemeinde 4808) E. und hat Seidenraupenzucht, Seidenspinnerei, Hutfabrikation und Handel mit Wein, Öl, Trüffeln, Krapp und Salz.

Vals, Flecken im franz. Depart. Ardèche, Arrondissement Privas, an der Volane und in einem der reizendsten Thäler der durch die romantischen Schönheiten ihrer vulkanischen Gebirgsformationen, namentlich durch den berühmten Riesendamm bekannten Landschaft Vivarais, Station der Linie Vogué-Nieigles-Prades der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, hat die Ruine eines 1627 zerstörten Schlosses, (1881) 1893 (Gemeinde 3410) E. und acht kalte Mineralquellen, die zu den kräftigsten Eisensäuerlingen gehören.

Valsalvascher Versuch (benannt nach seinem Erfinder, dem ital. Anatomen Antonio Maria Valsalva, geb. 15. Febr. 1666 zu Imola in der Romagna, gest. 2. Febr. 1723 als Professor der Anatomie zu Bologna) besteht darin, daß, wenn man bei fest verschlossener Mund- und Nasenöffnung nach vorheriger tiefer Einatmung eine Schlingbewegung ausführt, hierbei Luft in das Mittelohr eindringt, vorausgesetzt, daß die Ohrtrompete durchgängig ist. Die Ohrenärzte bedienen sich des Valsalvaschen Versuchs, um die Durchgängigkeit der Ohrtrompete zu prüfen und gewisse Formen der Schwerhörigkeit momentan zu lindern. Sicherer wirkt das Verfahren Politzers (s. d.).

Val Tellina (La), s. Veltlin.

Valtinskrankheit, s. unter Valentinstag.

Val Tremola, s. unter Airolo.

Valūta (ital., Wert) nennt man die in einem Lande als gesetzliches Zahlmittel anerkannte und daher als allgemeines Wertmaß dienende Geldeinheit. Dieselbe kann in Gold, Silber, Papier, oder auch in Gold und Silber zugleich dargestellt sein, wodurch sich die Unterschiede der Währung (s. d.) ergeben. Wiederherstellung der Valuta nennt man die Hebung eines entwerteten Papiergeldes (s. d.) auf seinen ursprünglichen Metallwert, was voraussetzt, daß dasselbe wieder in gesicherter Weise gegen Metall einlöslich gemacht wird. V. (frz. valeur, engl. value) bezeichnet ferner den Gegenwert eines Wechsels, d. i. denjenigen Geldbetrag, für welchen der Wechsel bei seiner Ausstellung verkauft oder wegen dessen Schuldung an den Nehmer er ausgestellt worden ist. Nach den ältesten Wechselrechten und der Entstehung des Wechsels entsprechend mußte die Gewährung dieser V. im Wechsel selbst vom Aussteller ausgedrückt sein, und man nennt ihren Ausspruch das Valutabekenntnis oder die Valutaquittung. Viele Wechselrechte fordern auch die Angabe der Art und Weise, wie die V. gewährt worden ist (ob in barem Gelde oder wie sonst), so z. B. das französische. In Deutschland, England, den Vereinigten Staaten von Amerika und einigen andern Ländern ist kein Valutabekenntnis nötig, obschon sich ein solches meist in den Wechseln vorfindet. Ist die V. in barem Gelde gegeben, so sagt man im Wechsel oft bloß «den Wert erhalten» (valeur reçue, value received), auch wohl «den Wert bar erhalten» (valeur reçue en espèces); in allen andern Fällen heißt es meist «den Wert in Rechnung» (valeur en compte, value in account).

Valvasor (Joh. Weichhard, Freiherr von), Lokalhistoriker und Topograph, geb. 28. Mai 1641 in Laibach aus einer altadeligen Familie, machte Reisen in Deutschland und Frankreich und erwarb sich eine bedeutende gelehrte Bildung, sodaß er zum Mitglied der Royal-Society in London ernannt wurde. Neben lat. Werken über die Topographie Kärntens, Salzburgs u. a. schrieb und veröffentlichte er: «Ehre des Herzogtums Krain» (4 Foliobände mit Abbildungen und Karten, Nürnb. 1689; neue Ausg. von J. Krajec, Rudolfswert 1877—83), das eine reiche Fundgrube von Nachrichten über die Natur des Landes, seine Bevölkerung, Geschichte, Sitten, Städte und Ortschaften u. s. w. ist. Diese Unternehmungen, verbunden mit Reisen, Anlage von Sammlungen, verzehrten V.s Vermögen und er starb in Armut zu Gurkfeld im Okt. 1689.

Valvassoren war eine in Italien übliche Bezeichnung ritterlich lebender Vasallen. Durch die dort aufkommenden mächtigen Städte in Abhängigkeit gebracht, wurden sie meist genötigt, bei ihnen Bürgerrecht zu nehmen, und lieferten so einen Bestandteil zu dem Stadtadel oder den Nobili.

Valvāten (Valvāta) heißt eine aus etwa 18 Arten bestehende auf die nördl. Alte und Neue Welt beschränkte Gattung kleiner Sumpfschnecken mit Kiemenatmung.

Valvation (neulat., frz. évaluation), im allgemeinen die Schätzung des Wertes oder Preises einer Sache, nennt man die gesetzliche Würdigung einer Geldsorte oder die im Verhältnis zu einem bestimmten Münzfuß festgesetzte Angabe des Wertes gewisser Geldsorten, nach dem sie in einem Lande gelten sollen. Das Verzeichnis der dabei in Betracht kommenden Münzsorten mit der Angabe des Preises heißt Valvationstabelle oder Münztarif. Dergleichen Tabellen erschienen früher notwendigerweise sehr häufig, da es zu vielerlei Herren gab, welche die Münzgerechtigkeit übten. Die betreffende Würdigung gilt vorzüglich für die Annahme in den öffentlichen Kassen, bei Zollabgaben u. s. w., während sich der Verkehr daran nicht bindet, und an den Handelsplätzen die daselbst umlaufenden fremden Münzen und Papiergelder einen wechselnden, im Kurszettel angezeigten Preis haben. Werden einheimische oder fremde Münzen wegen geringern Gehalts unter den Nennwert herabgesetzt oder wird Papiergeld zu einem herabgesetzten Werte eingezogen, so heißt dies Devalvation (s. d.).

Valvātus (lat., klappig), Bezeichnung der Knospenlage der Blätter.

Vámbéry (Herm.), ungar. Reisender und Orientalist, geb. 19. März 1832 zu Szerdahely (auf der Insel Schütt), erhielt einige Jahre den Unterricht der Piaristen zu St. Georgen bei Preßburg. Nachdem er unter den drückendsten Nahrungssorgen seine Studien zu Preßburg und Wien, dann als Privatlehrer in Slawonien, zu Kecskemet und Pest fortgesetzt und eine ziemliche Fertigkeit in verschiedenen europ. und asiat. Sprachen erlangt, wandte

er sich nach Konstantinopel, wo er bald das Türkische sprechen lernte und ein Unterkommen als Lehrer der franz. Sprache erst im Hause Afif Beis, dann des Ministers Rifaat Pascha fand. Während eines dreijährigen intimen Verkehrs mit türk. Kreisen gelangte V. nicht nur zur vollständigen Herrschaft über die Sprache, sondern er wurde auch mit den Sitten und der Denkweise der Mohammedaner völlig vertraut. Er veröffentlichte um jene Zeit ein «Deutsch-türk. Taschenwörterbuch» (Konstant. 1858) und 1862 eine Übersetzung des «Abuschka» (tschagataisch-osmanisches Wörterbuch). Hierauf faßte V. den Entschluß zu einer Reise nach Turkestan, die er auch mit Unterstützung der Ungarischen Akademie im Incognito eines Orientalen glücklich ausführte. Er wandte sich zunächst nach Persien, schloß sich im März 1863 zu Teheran einer Gesellschaft von Mekka nach Jarkand zurückkehrender Pilger an und gelangte nach 22tägiger Wüstenreise Anfang Juni nach Chiwa. Von hier aus besuchte er erst Kungrad, dann Bokhara und Samarkand, worauf er über Herat nach Persien zurückkehrte. Nach seiner Ankunft in Europa veröffentlichte V. zugleich in engl. und deutscher Sprache seinen Reisebericht («Reise in Mittelasien von Teheran durch die Turkmanische Wüste an der Ostküste des Kaspischen Meeres nach Chiwa, Bochara und Samarkand», Lpz. 1865; 2. Aufl. 1873). Diesem Werke folgten «Cagataische Sprachstudien» (Lpz. 1867), die erste eingehende Arbeit über das Osttürkische; «Meine Wanderungen und Erlebnisse in Persien» (Lpz. 1867), «Skizzen aus Mittelasien» (Lpz. 1868) und eine Ausgabe des uigurischen Werks «Kudatku-Bilik», worin das älteste Sprachmonument der Türken niedergelegt ist. Ferner sind zu nennen: «Ungar.-türk. Wortvergleichungen» (Pest 1870), «Rußlands Machtstellung in Asien» (Lpz. 1871), «Geschichte Bokharas und Transoxaniens» (2 Bde., Stuttg. 1872), «Centralasien und die engl.-russ. Grenzfrage» (Lpz. 1873), «Der Islam im 19. Jahrh.» (Lpz. 1875), «Sittenbilder aus dem Morgenlande» (Berl. 1876), «Etymologisches Wörterbuch der turko-tatar. Sprachen» (Lpz. 1878) und als Ergänzung hierzu: «Die primitive Kultur des turko-tatar. Volks» (Lpz. 1879); ferner «Ursprung der Magyaren» (Lpz. 1882), «Das Türkenvolk» (Lpz. 1885), «Die Scheïbaniade» (ein usbekisches Heldengedicht in 10000 Versen, Budapest 1885), «Der Zukunftskampf um Indien» (Wien 1886).

Vampyr oder Blattnase (Phyllostŏmidae) heißt eine aus 31 Gattungen und 60 Arten bestehende Familie in Südamerika heimischer, insektenfressender und blutsaugender Fledermäuse, kenntlich durch die vorstehenden, großen und spitzen Eckzähne, einen doppelten blattartigen Aufsatz auf der Nase und die dickfleischige, vorn scharfwarzige Zunge. Besonders berüchtigt ist der blutsaugende Vampyr (Phyllostoma spectrum, Tafel: Handflügler, Fig. 4), der 15 cm lang wird, 45 cm in der Flügelweite mißt und sich durch den völligen Mangel des Schwanzes auszeichnet. Diese Tiere können dadurch, daß sie schlafenden Menschen und Säugetieren Blut aussaugen, allerdings beschwerlich werden. Von übeln Folgen ist indes ihr Biß nur bei kleinern Tieren durch Nachbluten und Entzündung der Wunde.

Vampyr (Wampir) ist die ursprünglich serbische, aber allgemein üblich gewordene Benennung solcher Verstorbener, die nach einem vorzüglich bei Slawen, Rumänen, Albanesen und Griechen verbreiteten Volksglauben nachts ihrem Grabe entsteigen, um Lebenden das Blut auszusaugen und dies so lange thun, bis man sie wieder ausgräbt und ihr Herz mit einem Pfahle durchbohrt, oder ihren Kopf abschlägt, oder sie verbrennt. Der Glaube an V., oder wie diese Gespenster sonst in den verschiedenen Sprachen heißen, herrschte und herrscht noch, unter mannigfachen Modifikationen. In den J. 1725 und 1732 entstanden in Ungarn und Serbien aufregende Gerüchte über vermeintliche V., welche zahlreiche Ausgrabungen von Leichnamen und sogar in Deutschland viele Schriften für und wider zur Folge hatten, worunter am bedeutendsten: Ranft, «Traktat von dem Kauen und Schmatzen der Toten in Gräbern, worin die wahre Beschaffenheit derer hungarischen V. und Blutsauger gezeigt werden» (Lpz. 1734).

Van ist in niederländ. Personennamen, wie Van Buren, Van Dyck, Van Eyck, Van der Meer, Van der Noot (auch vielfach in Ein Wort zusammengeschrieben), die Form der hochdeutschen Präposition **von**, welche vielfach zur Bildung solcher Familiennamen dient, die von Ortsnamen abgeleitet sind. Keineswegs aber ist das niederländ. Van (wie jetzt das hochdeutsche von) ein Zeichen des Adels. (S. **Buren**, **Dyck**, **Eyck**, **Meer** u. s. w.)

Wân, Vilajet, s. Wân.

Vanadīn, Vanadium (chem. Zeichen V; Atomgewicht = 51,3), ein metallisches Element, welches 1830 von dem schwed. Metallurgen Sefström entdeckt, nach der Vanadis (ein Beiname der nordischen Göttin Freia) benannt und von Berzelius und von Roscoe genauer untersucht wurde. Es findet sich spurenweise in vielen Eisenerzen, Schlacken, Thonen, ferner im Vanadinit und im Rotbleierz von Zimapan in Mexiko und wird metallisch dargestellt durch Glühen von Vanadinchlorid in einem Strome von trockenem Wasserstoffgas. Es ist silberweiß, von 5,5 spezifischem Gewicht, an der Luft beständig, zersetzt das Wasser nicht, ist in Salzsäure nicht, dagegen in konzentrierter Schwefelsäure mit gelber Farbe löslich und zeigt in seinem Verhalten eine gewisse Ähnlichkeit mit Chrom, aber auch mit Eisen. Die wichtigste Oxydationsstufe ist die Vanadinsäure, deren Alkalisalze, namentlich das Ammoniaksalz, technische Verwendung gefunden haben. Mit Gerbsäure und Galläpfelauszug gibt das erwähnte Salz eine vortreffliche schwarze Schreibtinte (Vanadintinte); bei Vorhandensein von chlorsaurem Kali und Salzsäure genügt eine minimale Menge vanadinsaures Ammoniak, um größere Mengen Anilin in Anilinschwarz (Vanadinschwarz) überzuführen. Eine Modifikation der Vanadinsäure, die Metavanadsäure, wird jetzt als Surrogat der Goldbronze angewandt. Jedenfalls haben die Vanadinpräparate, ungeachtet ihres hohen Preises, eine Zukunft.

Vanadis, der 240. Asteroid, s. u. **Planeten**.

Van Buren, s. **Buren** (Martin van).

Váncos-Bodza, Dorf in Siebenbürgen, s. unter **Bodza-Fluß**.

Vancouverinsel, brit. Insel Nordamerikas, zu Britisch-Columbia (s. d.) gehörig, von diesem im N. durch den Königin-Charlottesund, im O. durch die enge Johnstonstraße und den Georgiagolf, im S. vom Unionsterritorium Washington durch die Juan-de-Fucastraße getrennt, erstreckt sich in nordwestl. Richtung von 48° 18′ bis 50° 55′ nördl. Br.

und hat einen Flächeninhalt von 33670 qkm. Die Küsten sind vielfach fjordenartig zerrissen, besonders im Westen, wo der Nutkasund (Nootka Sound) und der Albernikanal tief einschneiden, meist auch von steilen Felsen gebildet, an denen sich das Meer gewaltig bricht. Das Innere ist durchweg bergig und felsig, die Höhen sind steil und die Thäler eng und nicht lang. Bedeutend ist im Innern die Zahl der Seen, und auch Flüsse sind in Menge vorhanden, aber keiner derselben ist schiffbar. Das Klima ist im allgemeinen rauh, nebelig, sehr feucht, aber gesund. Heftige Winde sind gewöhnlich. Reich ist die Insel an herrlichen Waldungen von Laub- und besonders von Nadelhölzern. Häufig sind Rotwild, Elke, auch Bären, Wölfe, Biber, Marder, Waschbären, Haselhühner, wilde Gänse und Enten. Einträglich ist die Fischerei längs der Seeküste, die namentlich Störe, Lachse und Heringe liefert. Gold findet sich an den Barren des Cowichan, Leech und anderer Flüsse. Die bedeutendsten Goldminen liegen am Sookeflusse im Süden. Von großer Wichtigkeit sind die Kohlenlager, dicht neben der Küste; das bei Nanaimo im N. der Stadt Victoria liefert schon bedeutende Mengen zur Ausfuhr nach San-Francisco. Ebenso sind große Lager von Eisenerzen und reiche Kupferadern, Spuren von Nickel und Graphit vorhanden. Die Bevölkerung besteht aus 10000 Indianern, deren Stämme unter dem Namen Wakasch-Indianer zusammengefaßt werden, aus etwa 5000 europ. Ansiedlern und einer Anzahl Chinesen. Im ganzen zeigt sich die Insel für die Ansiedelung nicht sehr günstig, da für eine stärkere Bevölkerung zu wenig anbaufähiger Boden vorhanden.

Die Hauptstadt der Kolonie ist Victoria mit (1881) 5925 E., in einer schönen Ebene an der Südostküste, östlich vom Soole-Inlet gelegen. Dieselbe, 1849 gegründet, ist ein hervorragender Handelsplatz für Rauchwaren, Kohlen und Fische und bildet den einzigen Markt für landwirtschaftliche Erzeugnisse; mit San-Francisco besteht regelmäßige Dampfschiffverbindung, doch ist der Hafen nur klein und wegen Felsen und Sandbänken unsicher; der 3 km entfernte Hafen Esquimalt bietet dagegen auch den größten Schiffen hinreichenden Schutz, ist Station der engl. Kriegsschiffe und hat ein Marinehospital. Etwa 90 km nördlich von Victoria liegt an der Ostküste Nanaimo, der Hauptort des Kohlenbezirks, mit 2803 E. Die Insel wurde 1774 vom span. Seefahrer Juan Francisco de la Bodega y Quadra entdeckt, 1792 von dem engl. Seemann George Vancouver (geb. um 1750, gest. 10. Mai 1798) umfahren und seitdem gewöhnlich Quadra-Insel oder V. genannt. Im Oregonvertrage von 1846 verzichteten die Vereinigten Staaten auf ihre Besitzansprüche zu Gunsten Englands. Durch Schenkungsurkunde der Königin Victoria vom 13. Jan. 1849 ward sie der Hudsonsbai-Kompagnie provisorisch auf 10 Jahre abgetreten, um sie durch Ansiedelung von Auswanderern aus den brit. Besitzungen zu kolonisieren, 1859 aber zu einer Kolonie erhoben und 1866 mit Britisch-Columbia vereinigt.

Vandalen, ein german. Volk, gewöhnlich zu der got. Gruppe gerechnet, zerfielen in die Stämme der Silingen und Asdingen. In der Geschichte erscheinen sie zuerst während des sog. Markomannischen Kriegs (166—180 n. Chr.). Damals gelangten die Asdingen aus den Sitzen am Riesengebirge, den Sudeten und der obern Oder nach Dacien. Die Silingen dagegen schoben sich langsam westwärts durch Deutschland in der Richtung auf den Mittelrhein vor und erschienen um 280 am mittlern Main. Die Asdingen in Dacien erlitten später eine schwere Niederlage; der Gotenkönig Geberich vernichtete am siebenbürg.-ungar. Flusse Maros einen großen Teil, und ihr König Wisumar fiel. Der Rest bat um neue Wohnsitze bei Konstantin d. Gr., der (334) massenhafte V. und Sarmaten im röm. Pannonien aufnahm. Zu Anfang des 5. Jahrh. brachen die V. unter ihrem König Godegisel wieder von hier auf und drangen mit Sueven und Alanen vereint, nun wieder mit den Silingen verbunden, 406 in Gallien ein, das sie drei Jahre lang grauenvoll verheerten. Da (schon 406) Godegisel in einer Schlacht gegen die Franken gefallen, führte dessen Sohn Gunderich sein Volk; im Herbst 409 drang er durch die nachlässig bewachten Pyrenäenpässe nach Spanien, das nicht minder verwüstet wurde. Nach heftigen Kämpfen mit dem westgot. König Wallia, der 416—418 im Dienste Roms die Silingen und Alanen nachdrücklich bekämpfte, behaupteten sich die V. und eroberten nach einem Siege 422 über den Römer Castinus das südl. Spanien. Nach Gunderichs Tode erhielt (nach 427) dessen illegitimer Bruder Geiserich oder Genserich (s. d.) die Herrschaft. Eben damals erhob der röm. Statthalter von Afrika, Bonifacius, der sich durch die Intriguen des Aëtius mit der Kaiserin-Regentin Placidia verfeindet sah, die Fahne des Aufstandes und rief Geiserich zur Hilfe. Im Mai 429 führte dieser die V., mit Haufen von Goten und Alanen, im ganzen an 80000 Menschen, davon 50000 Krieger, über das Meer. Inzwischen war Bonifacius insbesondere durch die Bemühungen seines Freundes, des heil. Augustinus, mit dem Hofe von Ravenna ausgesöhnt worden und gebot nun den V., Afrika wieder zu verlassen. Da trat Geiserich nunmehr als Eroberer auf. Die wilden Berbernstämme schlossen sich den V. an, ebenso die zahlreiche Sekte der Donatisten, die damals von der orthodoxen Kirche hart verfolgt wurde. Der Krieg dauerte mehrere Jahre und das Land ward auf das schrecklichste verheert. Auch der oström. Hof schickte Hilfstruppen; aber die V. behielten die Oberhand. Nach zwei entscheidenden Schlachten gab Bonifacius seine Sache verloren und kehrte 431 nach Italien zurück. Im J. 434 kam ein Friedensvertrag zu Stande, wonach die Hälfte von Mauretania den Römern verblieb, während ein großer Teil von Afrika und Numidien an Geiserich abgetreten wurde. Karthago ward erst mitten im Frieden 439 von den V. überrumpelt und dann Hauptstadt des vandal. Reichs, das im Frieden 442 noch sehr erweitert wurde. Jetzt verteilte Geiserich einen Teil des Landes, namentlich herrenlosen Grundbesitz, unter seine Volksgenossen, denen die Romanen dazu ein Drittel der Sklaven und den siebenten Teil des Viehstandes abtreten mußten.

Die V., durch ihr arianisches Glaubensbekenntnis von der roman.-orthodoxen Bevölkerung geschieden, blieben noch lange sehr gefürchtete Krieger. Geiserich entwickelte besonders die Seemacht seines neuen Reichs, und die vandal. Flotte beherrschte bald das Mittelmeer. Die Balearen, Corsica, Sardinien und die Westspitze Siciliens mit dem Hafen Lilybäum (jetzt Marsala) wurden erobert, die Küsten Italiens wiederholt heimgesucht selbst

die Stadt Rom 455 überfallen und geplündert. Damals gewannen die V. auch Mauretanien und Tripolis. Vergeblich von den weströmischen und oströmischen Kaisern bekämpft, starb Genserich 477. Ihm folgte sein Sohn Hunerich (bis 484), dann dessen Neffe Gundamund (bis 496) und diesem sein Bruder Thrasamund (bis 523). Die beiden ersten dieser Könige entfremdeten sich durch harte, blutige Verfolgung der orthodoxen kath. Kirche ihre roman. Unterthanen. Zugleich verloren die V., auf die das Klima und der von den Romanen angenommene Luxus eine verweichlichende Wirkung äußerten, an der alten Kraft. Hilderich, der Sohn Hunerichs, wurde nach Thrasamund König. Seine Hinneigung zu den Romanen und die Begünstigung der Katholiken erweckten Unzufriedenheit bei den V. So gelang es seinem Vetter Gelimer, den die Zeitgenossen den vandal. Achilles nannten, 530 Hilderich vom Throne zu stürzen. Für diesen verwendete sich der oström. Kaiser Justinian I., und als Gelimer seine Forderungen abwies, schickte er 533 seinen Feldherrn Belisar (s. d.) gegen das vandal. Reich. Gelimer ließ nunmehr Hilderich und seine Söhne töten, gab, als die erste Schlacht verloren ging, Karthago auf und floh nach einer zweiten Niederlage im Dez. 533 auf eine Bergfeste in Numidien. Die roman. Bevölkerung fiel sofort dem oström. Feldherrn zu. Gelimer, in seinem Zufluchtsorte belagert und von Hungersnot bedrängt, ergab sich ihm 534. Er wurde zu Konstantinopel im Triumph aufgeführt und beschloß sein Leben in Kleinasien, wo er von Justinian Güter erhalten hatte. Ein nochmaliger Aufstand der vandal. Bevölkerung, der sich die Mauren und viele Soldtruppen anschlossen (536), ward unterdrückt. Justinian ließ die waffenfähige Mannschaft der V. nach dem Orient abführen, wo sie im Kriege gegen die Perser gebraucht wurde. Die wenigen in Afrika zurückgebliebenen V. verloren sich unter den Romanen und Berbern. Vgl. Papencordt, «Geschichte der vandal. Herrschaft in Afrika» (Berl. 1837).

Vandalia, Stadt in Fayette County im nordamerik. Staate Illinois, an der Illinois-Central- und der St.-Louis-, Vandalia-, Terre-Haute- und Indianapolis-Eisenbahn, zählt (1880) 2056 E. und hat Woll-, Pflug-, Möbel- und Wagenfabriken. Von 1818 bis 1836 war V. die Hauptstadt des Staates.

Vandalismus, rohe Zerstörung von Kunstwerken, wie man früher solche mit Unrecht den Vandalen nachsagte.

Vandamme (Dominique Jos.), Graf von Hüneburg, franz. General, geb. 5. Nov. 1770 zu Cassel im franz. Nord-Departement, trat 1788 in ein Kolonialregiment, kehrte 1789 beim Ausbruch der Revolution nach Frankreich zurück und errichtete 1792 eine Freischar (Chasseurs du Mont-Cassel), an deren Spitze er sich so auszeichnete, daß er 1793 zum Brigadegeneral bei der Nordarmee ernannt wurde. Er stand 1795 bei der Sambre- und Maasarmee unter Jourdan und 1796 in der Rheinarmee. Nach dem Rückzuge Moreaus 1796 eroberte V. die Verschanzungen vor Kehl und an der Brücke von Hüningen. Bei Eröffnung des Feldzugs von 1797 befehligte er die Vorhut. Nach dem Frieden von Campo-Formio blieb er lange in Unthätigkeit, bis er im Febr. 1799 als Divisionsgeneral in der Armee an der Donau wieder angestellt wurde. Im J. 1800 und 1801 kämpfte er am Oberrhein. Im J. 1803 erhielt er vom Ersten Konsul das Kommando der 16. Militärdivision. Im Feldzuge von 1805 zeichnete er sich in der Schlacht bei Austerlitz aus. Während des Kriegs von 1806 und 1807 befehligte er in Schlesien, 1809 die württemb. Division, und war in den folgenden Jahren Inspekteur der Kavallerie. Bei Eröffnung des russ. Feldzugs von 1812 erhielt er den Befehl über das 8. Armeekorps (Westfalen), überwarf sich aber mit dem König Hieronymus und wurde deshalb von der Armee entfernt. Zu Anfang des J. 1813 wieder angestellt, organisierte er das 1. Armeekorps in Niedersachsen. Er machte sich verhaßt durch Härte und Erpressung und vernachlässigte die Mannszucht. In Bremen verurteilte er als Präsident des Kriegsgerichts zwei deutsche Patrioten, Ludwig von Berger und von Fink, zum Tode und ließ dieselben erschießen, wiewohl der öffentliche Ankläger nur auf Gefängnis angetragen hatte. Während Napoleon im Aug. 1813 aus Schlesien zur Schlacht bei Dresden marschierte, schickte er V. 25. Aug. mit einem Korps von 30000 Mann nach Böhmen, wo er dem über das Erzgebirge zurückweichenden Feinde in den Rücken und die Flanke fallen sollte. V. griff zwar, nachdem Napoleon 27. Aug. bei Dresden gesiegt, die Verbündeten an, wurde jedoch vom Kaiser nicht unterstützt, deshalb bei Kulm (s. d.) geschlagen und mußte sich 30. Aug. mit 10000 Mann und 81 Kanonen ergeben. Man schaffte ihn nach Rußland, wo er an der Grenze von Sibirien gefangen blieb. Nach der ersten Restauration durfte er nach Frankreich zurückkehren, erhielt jedoch von den Bourbons keine Anstellung. Während der Hundert Tage erhob ihn Napoleon 2. Juni 1815 zum Pair und gab ihm den Befehl über das 3. Armeekorps. Nach der Schlacht bei Ligny ging er unter Grouchy mit zur Verfolgung der Preußen und kämpfte 18. Juni 1815 bei Wavre gegen das Thielmannsche Korps. Nach der Schlacht bei Waterloo zogen sich beide Generale unter die Mauern von Paris und demnächst hinter die Loire zurück. Nach der zweiten Restauration wurde V. aus Frankreich verbannt und wanderte nach Nordamerika aus, von wo er 1817 zurückkehrte. Er durfte sich nun bei Gent ein Landgut kaufen und blieb daselbst, obschon 1822 seine Wiederaufnahme in die franz. Armee erfolgte. Nachdem er im Sept. 1824 auf Halbsold gesetzt worden, kehrte er nach Frankreich in seine Vaterstadt zurück, wo er 15. Juli 1830 starb. Vgl. Du Casse, «Le général V. et sa correspondance» (2 Bde., Par. 1870).

Vanderbilt (Cornelius), nordamerik. Kapitalist, geb. 27. Mai 1794 auf Staten-Island im Staate Neuyork, stammte von armen Eltern, wurde im 16. Jahre Führer eines kleinen Segelbootes und später Kapitän eines Dampfschiffs. Von 1850 an begründete er verschiedene Dampferlinien, führte wesentliche Verbesserungen in der Dampfschiffahrt ein und ließ elf Dampfer bauen. Im J. 1864 zog er sich von diesen Unternehmungen zurück, nachdem er 21 Dampfer und im ganzen 66 Schiffe und ein Vermögen von 40 Mill. Doll. erworben hatte. Im J. 1864 kam er in den Besitz der Harlem-Eisenbahn, sicherte sich bald darauf die Kontrolle über die Hudson-River- und Neuyork-Centraleisenbahn und 1873 auch die über die Lake-Shore- und Michigan-Southern-Eisenbahn, sodaß jetzt 3400 km Eisenbahnen, welche ein Kapital von 149 Mill. Doll. repräsentierten, unter einer Leitung standen. Er starb 4. Jan. 1877 zu Neuyork, nachdem er der

Vanderbilt-University zu Nashville in Tennessee 700000 Doll. und einer Kirche in Neuyork 50000 Doll. vermacht hatte. Sein auf 100 Mill. Doll. veranschlagtes Vermögen erhielt zum größten Teil sein ältester Sohn William.

William V., Sohn des vorigen, geb. 8. Mai 1821 zu New-Brunswick in Neujersey, besuchte eine Elementarschule, wurde später Buchhalter und dann Farmer. Durch Geschicklichkeit, Fleiß und Sparsamkeit erwarb er sich bald ein Vermögen, wurde 1860 Vizepräsident der Harlem-, 1865 der Neuyork- und Hudson-River- und 1869 Hauptleiter der beiden, jetzt verschmolzenen Eisenbahnen. Nach seines Vaters Tode wurde er Präsident der Bahnen, beteiligte sich an verschiedenen großen Eisenbahn-, Telegraph-, Telephon- und andern Unternehmen und starb als 200facher Millionär 8. Dez. 1885 zu Neuyork. Sein Vermögen erhielten nach Abzug von 1200000 Doll., welche er religiösen und andern Instituten vermacht hatte, seine acht Kinder.

Vandiemensland, s. Tasmania.

Vandsburg, Stadt im westpreuß. Regierungsbezirk Marienwerder, Kreis Flatow, an einem See, dicht an der Grenze der Provinz Posen, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 1675 E., hat eine evang. und eine kath. Pfarrkirche, eine Synagoge, ferner Pferde- und Viehmärkte.

Van Dyck-Braun, braune Malerfarbe, besteht aus sehr stark geglühtem Eisenoxyd.

Vangerow (Karl Adolf von), ausgezeichneter Rechtslehrer, geb. 5. Juni 1808 zu Schiffelbach bei Marburg, studierte die Rechte und habilitierte sich Ostern 1830 als Privatdocent an der Universität zu Marburg, wo er 1833 zum außerord., 1837 zum ord. Professor ernannt wurde. Im Herbst 1840 folgte er einem Rufe nach Heidelberg als Lehrer des röm. Rechts. Im J. 1842 wurde er zum Hofrat, 1846 zum Geh. Hofrat und 1849 zum Geheimrat ernannt. V. starb zu Heidelberg 11. Okt. 1870. Abgesehen von seiner Inauguraldissertation («Comm. ad l. 22, §. 1. C. de jure deliberandi», Marb. 1830) und einigen Programmen («De furto concepto ex lege XII tabularum», Heidelb. 1845; «Über die lex Voconia», Heidelb. 1863) veröffentlichte er eine rechtshistor. Monographie über die «Latini Juniani» (Marb. 1833) und einen sehr geschätzten «Leitfaden für Pandektenvorlesungen» (3 Bde., Marb. 1837 fg., 7. Aufl. unter dem Titel «Lehrbuch der Pandekten», 3 Bde., Marb. 1863—68). Auch lieferte er in die Richterschen «Jahrbücher» und in das «Archiv für civilistische Praxis», dessen Mitherausgeber er seit 1841 war, eine Anzahl von civilistischen Arbeiten.

Vanglopflanze, soviel wie Sesamum indicum.

Vanikoro, eine der Santa-Cruzinseln (s. d.).

Vanilla *Sw.* (Vanille), Pflanzengattung aus der Familie der Orchideen. Man kennt etwa 20 Arten, die in den Tropengegenden eine ausgedehnte Verbreitung haben. Sie gehören zu den sog. pseudoparasitischen Orchideen, d. h. zu denjenigen, welche in den Wäldern der Tropenländer an Baumstämmen haften und sich durch Luftwurzeln ernähren. Die letztern sind bei V. über und über filzig behaart, die Stengel schlingend, bald mit dickfleischigen platten Blättern, bald bloß mit Scheiden besetzt, die Blüten in achselständige Trauben gestellt. Aus den schöngefärbten Blumen, deren Honiglippe mit der Stempelsäule verwachsen ist, entwickeln sich schotenförmige, walzige Kapseln, welche kleine, kugelige, schwarze Samen enthalten. Diese Kapseln, von den Spaniern vainillas (Hülsen) genannt, haben der Gattung ihren Namen gegeben. Die bekannteste Art ist die im tropischen Amerika einheimische V. planifolia *And.*, von welcher die Kapseln als Vanille in den Handel kommen und auch als Fructus s. Siliqua Vanillae offizinell sind. (S. Tafel: Offizinelle Pflanzen II, Fig. 8.) Die Vanilleernte währt vom Dezember bis März und wird fast ausschließlich von den Indianern besorgt. Im Anfang des 19. Jahrh. begann man auch auf Java und andern Orten die Vanille künstlich zu züchten. Gleich anfangs blühten zwar die Pflanzen, setzten aber keine Frucht an. Man hatte übersehen, daß in der Natur die Befruchtung stets durch gewisse Insekten besorgt wird, indem bei allen Vanillen durch eine über die Narbe hinweghängende Decke dem Blütenstaube der Zugang zur Narbe versperrt ist. Seitdem man eine künstliche Befruchtung durch Übertragung des Blütenstaubes mittels eines Pinsels auf die Narben vorgenommen, hat man auch auf Java Früchte erzielt. Dies ist selbst in den Gewächshäusern in verschiedenen botan. Gärten (z. B. in Leiden, Berlin, Padua) gelungen. Die in den Handel kommenden Vanillenschoten sind bis 30 cm lang, tiefbraun, runzelig, äußerlich mit Krystallen von Vanillin bedeckt und von überaus angenehmem Geruch. Sie werden vor der völligen Reife abgenommen und, nachdem sie einige Tage an einem schattigen Orte gelegen, in der Sonne getrocknet, dann in Bündel von 50 Stück gebunden und in Blechkästen gelegt. Man unterscheidet im Handel verschiedene Sorten, unter denen die V. corriente, aus fußlangen, dünnhäutigen, ganz mit einem überaus würzigen Fruchtbrei erfüllten Schoten, für die beste gilt. Nächst ihr wird die V. silvestre am meisten geschätzt. Zu den geringsten Sorten gehört die V. boba oder Vanillon, deren Schoten zwar sehr stark, aber unangenehm riechen. Häufig überstreut man die Schoten mit Benzoësäure, um ihnen ein wertvolleres Ansehen zu geben. Die Vanillenschote (offizinell als Fructus oder Siliqua vanillae) enthält außer verschiedenen Extraktivstoffen einen krystallinischen Körper, das Vanillin (s. d.), welcher der Träger der aromatischen Eigenschaften der Vanille ist, welches neuerdings auch künstlich hergestellt wird, weshalb die Vanille im Preise außerordentlich gesunken ist und die Kultur derselben sich kaum mehr lohnt. Zu mediz. Zwecken wird gegenwärtig die Vanille nur noch wenig angewendet. Desto ausgedehnter und vielfacher ist ihre Benutzung in der Parfumerie und als Gewürz, zumal bei der Chokoladen- und Eisfabrikation. Die Produktion derselben belief sich 1877 auf 6993 kg von Mexiko, 18261 kg von Réunion, 15300 kg aus Niederländisch-Ostindien, 4353 kg von andern Ländern, insgesamt 44907 kg zum Durchschnittspreise von 80 Mark für das Kilogramm. Jetzt beträgt der Preis für das Kilogramm höchstens noch 30—40 Mark.

Mit dem Namen Vanille oder Vanillenstrauch pflegen die Gärtner das häufig zur Zierde kultivierte Heliotropium peruvianum zu belegen, weil dessen Blüten nach Vanille duften.

Vanillenstrauch, s. Heliotrop.

Vanillin, $C_6H_3(OCH_3)(OH)(HCO)$ (Vanillenkampfer), der aromatische Stoff aus der Vanille (s. d.), findet sich darin in sehr verschiedenen Mengen, so

in Mexiko-Vanille zu 1,3 bis 1,8 Proz., in Bourbon-Vanille zu 1,9 bis 2,5 Proz., in Java-Vanille bis zu 2,75 Proz. Es kristallisiert in schönen weißen Nadeln, welche in hohem Grade den charakteristischen Geruch und Geschmack der Vanilleschoten besitzen; sie schmelzen bei etwa 80°, sind leicht löslich in Äther und Alkohol, schwer löslich in kaltem und leichter löslich in heißem Wasser. Von großem wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Interesse ist die von Tiemann und Haarmann in Berlin 1874 gemachte Entdeckung der künstlichen Darstellung des V. aus dem Cambialsaft der Coniferen, in welchem sich ein Stoff, das Coniferin, findet, welches bei seiner Spaltung neben Traubenzucker V. liefert. Später hat man das V. auch fertig gebildet im Benzoë- und Guajakharz, sowie in den Zuckerrüben, den Hüllen der Haferkörner und andern Substanzen gefunden. Das V. scheint überhaupt ein im Pflanzenreiche sehr verbreiteter Stoff zu sein. Die technische Gewinnung aus dem Coniferin ist aufgegeben worden, seitdem von Tiemann die Entdeckung gemacht wurde, daß das im Nelkenöl in reichlicher Menge vorhandene Eugenol sich leicht in V. umwandeln lasse. Das künstliche V. findet die ausgedehnteste Verwendung in der Chokoladenfabrikation und der Konditorei, sowie als Ersatz der viel theurern Vanille im Haushalt.

Vanini (Lucilio, nach den Prozeßakten von Toulouse Pompeio Ucilio, oder, wie er sich selbst auf dem Titel seiner Schriften nannte, Julius Cäsar), ein durch sein tragisches Geschick berühmt gewordener ital. Freidenker aus der Schule des Pomponazzo, wurde um 1585 zu Taurejano im Königreich Neapel geboren. Er studierte zu Rom und Padua, empfing die priesterliche Weihe, durchreiste einen Teil Deutschlands und die Niederlande und hielt sich einige Zeit in Genf und in Lyon auf, wo er Unterricht gab. Von hier mußte er nach England flüchten, wo er verhaftet ward. Nach erlangter Freiheit kehrte er nach Lyon zurück, und hier gab er sein «Amphitheatrum aeternae providentiae» (1615) heraus, das zwar gegen Cardanus und andere Gottesleugner gerichtet zu sein schien, aber einen wesentlich pantheistischen Standpunkt vertrat, weshalb er sich den Verdacht zuzog, selbst für Verbreitung des Atheismus wirken zu wollen. Er ging nun nach Paris, wo er 1616 «De admirandis naturae reginae deaeque mortalium, arcanis» herausgab, eine aus 60 Dialogen bestehende Schrift mehr physik. Inhalts, die ihm, obschon mit Erlaubnis der Sorbonne gedruckt, wieder eine Anklage wegen Atheismus zuzog. Seit 1617 in Toulouse, wurde er auch hier des Atheismus und der Zauberei angeklagt und vom Parlament 1619 zum Feuertode verurteilt. Das ohne weitern Beweis gesprochene Urteil wurde noch an dem nämlichen Tage (19. Febr.) auf barbarische Weise vollzogen. Dieses tragische Ende hat V. berühmter gemacht als seine Schriften. Arpe (in «Apologia pro J. C. V.», 1712), Bayle und Voltaire unterzogen sich seiner Verteidigung, dagegen wurde er von Dav. Durand in dem Werke «La vie et les sentiments de Lucilio V.» (Rotterd. 1717) hart angegriffen. Vgl. Olearius, «De vita et fatis J. C. V.» (Jena 1708); Fuhrmann, «Leben und Schicksale, Geist, Charakter und Meinungen des Lucilio V.» (Lpz. 1800); Toulan, «Étude sur Lucilio V.» (Straßb. 1869); Baisse, «Lucile Vanini, sa vie, sa doctrine et sa mort» (Par. 1871).

Vanitas vanitatum, et omnia vanitas (lat., «Eitelkeit der Eitelkeiten, und alles ist Eitelkeit»), Citat aus dem Prediger Salomo (1, 2 und 12, 8); deutsch wird citiert «Alles ist eitel».

Vanloo oder Van Loo ist der Name einer zahlreichen niederländ. Malerfamilie. Am berühmtesten sind Johann Baptist und Karl Andreas V., die Söhne Ludwig V.s, geb. um 1640 in Amsterdam, der ebenfalls als Zeichner und Freskomaler, erst in Paris und dann in Aix in der Provence, wo er 1712 starb, sich großen Ruf erwarb. — Der älteste, Johann Baptist V., geb. zu Aix 1684, war Fresko- und Porträtmaler, hielt sich in Frankreich, Italien und England auf und starb 1745. Von seinen histor. Gemälden sind die meisten in Paris, Toulon, Turin, Rom und London. — Der zweite, Karl Andreas V., geb. zu Nizza 1705, lernte bei dem ältern Bruder, studierte dann in Rom, malte Historien und Landschaften, wurde später Professor an der Akademie der Künste zu Paris und starb 1765. Seine Historien- und Landschaftsgemälde sind meist in Frankreich geblieben. Der Stil beider Brüder trägt bei vieler Sicherheit ganz das Gepräge des damaligen Eklektizismus.

Vannes, bretonisch Gwened, Hauptstadt des franz. Depart. Morbihan, in der westl. Bretagne, 5 km nördlich vom Meerbusen von Morbihan, mit dem sie durch einen Kanal verbunden ist, Station der Linie Savenay-Lorient-Landerneau der Orléansbahn, besteht aus der obern und der untern Stadt. Erstere ist modern gebaut, letztere ein Komplex von engen, winkeligen Straßen mit meist noch hölzernen Häusern. V. ist Sitz eines Suffraganbischofs der Erzdiöcese Rennes, des Stabes der 22. Militärdivision, eines Assisenhofs, eines Handelstribunals und eines Hauptzollamts. Die Stadt hat die Kathedrale St.-Pierre, eine Menge Klostergebäude, die jetzt meist andern Zwecken dienen, ein Kommunal-Collége, ein großes und ein kleines geistliches Seminar, eine hydrographische, eine Handwerker- und eine Zeichenschule, eine öffentliche Bibliothek von 10000 Bänden, ein an kelt. und gallo-röm. Altertümern sehr reiches archäol. Museum und ein Schauspielhaus. Von den aus dem 14. bis 17. Jahrh. stammenden Befestigungswerken ist das Thor St.-Patern der hauptsächlichste Rest. Im Turm des Connétable wurde 1387 der Connétable de Clisson auf Befehl des Herzogs der Bretagne gefangen gehalten. Es bestehen zu V. ein Departementsgefängnis, ein Centralzuchthaus für Frauen, eine Besserungsanstalt für Unerwachsene, ein Irrenhaus, ein Hospital, ein Versorgungshaus für Unheilbare und ein Gestüt. Die Stadt besitzt einen Hafen und zählt (1881) 12232 (Gemeinde 19284) E., die Schiffswerfte, Eisenhütten, Gerbereien sowie Fabriken in Baumwollzeugen, in Leinwand, Spitzen und in Chokolade unterhalten, auch Fischerei und Ausfuhrhandel mit Salz, Getreide, Hanf, Honig, Wachs, Cider, Eisen, Ackerbaugeräten und besonders mit Bordeauxweinen treiben. Der Hafen von V. selbst ist nur Schiffen von 150 Tonnen zugänglich. In dem 4 km entfernten Außenhafen (Port du Conteau) können dagegen Schiffe von 800 Tonnen ankern. V. hieß im Altertum Dariorigum oder Civitas Venetorum als Hauptstadt der Veneter, in spätröm. und fränk. Zeit Veneti (mittellat. Venedi, Venetum, Venetia), war Residenz der Herzöge von Bretagne und 1675—89 Sitz des Parlaments. — Das **Arrondissement Vannes**

zerfällt in 11 Kantone mit 81 Gemeinden und zählt (1881) 141980 E.

Vannucchi (spr. -ukki), Maler, s. Sarto (A. del).

Vannucci (spr. -utschi), Maler, s. Perugino.

Vannucci (Atto), ital. Geschichtschreiber, geb. 1. Dez. 1808 zu Tobbiana im Gebiet Pistoja, im Seminar dieser Stadt gebildet, wurde 1831 Professor der Litteratur und Geschichte am Collegio Cicognini in Prato, beteiligte sich an der nationalen Bewegung von 1848, mußte deshalb 1849 ins Exil wandern, ging nach Frankreich, England, Belgien und der Schweiz, kehrte 1856 nach Italien zurück und leitete in Florenz die Zeitschrift «Rivista di Firenze». Im J. 1859 wurde er Bibliothekar der Magliabechiana, später Professor der lat. Litteratur am Istituto di Studi superiori in Florenz und Senator des Reichs, zog sich aber 1878 von allen Ämtern zurück. Er starb 10. Juni 1883 in Florenz.

Von seinen Schriften, die sich durch klassische Form und gediegenen Inhalt auszeichnen, sind zu nennen: «Studii storici e morali sulla letteratura latina» (3. Aufl., Flor. 1871), «Vita ed opere di Giuseppe Montani» (Capolago 1843), «I primi tempi della libertà fiorentina» (Flor. 1853; 3. Aufl. 1871), «Storia dell' Italia antica» (Flor. 1846 fg.; 3. Aufl., 4 Bde., 1872), «Vita ed opere di G. B. Niccolini» (2 Bde., Flor. 1866), «I martiri della libertà italiana» (6. Aufl., Mail. 1877), «Il quarto Centenario di Niccolò Machiavelli» (Flor. 1869).

Vans (Les), Stadt im franz. Depart. Ardèche, Arrondissement Largentière, rechts am Chassezac, über den hier eine Hängebrücke führt, zählt (1881) 2626 E. und hat Seidenspinnerei. Nahebei liegt das Bois de Païolive mit malerischen und wilden Felspartien, von denen manche Ruinen ähneln.

Vanua Balavu, Vanua Mbalavu, eine der Exploringinseln, welche zu der Östlichen Gruppe der brit. Fidschi-Inseln gehört, zählt auf 80 qkm etwa 1000 E. Der Hafen Loma-Loma hat ein engl. Zollhaus.

Vanua Lava, die größte der zu den Neuen Hebriden Melanesiens gehörigen Banksinseln, zählt auf 352 qkm etwa 800 E., hat an der Ostküste den sichern Hafen Port Patterson.

Vanua Levu, die zweitgrößte der brit. Fidschi-Inseln Melanesiens, zählt mit Einschluß kleiner Küsteninseln 6406 qkm und hat eine Bevölkerung von etwa 20000 E. V. ist ein 6—700 m hohes Plateau mit den Gipfelpunkten Drayton Peak, Needle Peak und Corobato. Die Savu-Savubai an der Südküste, sowie die Mbua- oder Sandelholzbai an der Westküste sind treffliche Ankerplätze, dagegen ist die Ruku-Rukubai an der nordwestl. Ecke der Insel durch Bänke gefährdet und die an der Ostküste tief in das Land einschneidende Natevabai (oder Wai-tue-mate) ist ganz schutzlos und bietet erst unmittelbar an der Küste Ankergrund. An der Savu-Savubai finden sich bei Wai Levu vier heiße Quellen; auch weist hier die Küste bedeutende Kokospflanzungen auf.

Vapeur, dem Musselin (s. d.) ähnliches Gewebe.

Vapeurs (frz.), Blähungen und das damit verbundene Mißbehagen, üble Laune.

Vaporimēter, ein von H. Geißler in Bonn konstruierter physik. Apparat, welchen man zur Bestimmung des Alkohols im Wein, Schaumwein, Bier u. s. w. häufig anwendet. Es wird in demselben die Tension der Dämpfe durch eine Quecksilbersäule gemessen; da die Tension von Alkoholdampf bei 78,3° der reinen Atmosphäre gleich ist, während Wasserdampf erst bei 100° einen Atmosphärendruck ausübt, so kann der Alkoholgehalt einer Flüssigkeit durch die Höhe einer Quecksilbersäule bestimmt werden, die bei einer genau bestimmten Temperatur durch die aus der alkoholhaltigen Flüssigkeit sich entwickelnden Dämpfe emporgehoben wird. Der Apparat, obgleich ziemlich einfach, ist ohne Abbildung nicht wohl zu erläutern, nur sei erwähnt, daß eine Skala neben der vertikal aufsteigenden Quecksilbersäule anzeigt, wie viel Prozent Alkohol dem Gewicht oder dem Volumen nach in der Flüssigkeit enthalten sind. Die mit dem V. erzielten Resultate sind für technische Zwecke genügend genau, strengen wissenschaftlichen Anforderungen entspricht dagegen der Apparat nicht.

Vaquēros, eine Klasse der Asturier, s. unter Asturien.

Vár (Város, magyarisch), soviel wie Stadt, häufig in zusammengesetzten Ortsnamen.

Var (ital. Varo, bei den Alten Varus), bis 1860 Grenzfluß zwischen Frankreich und Italien, wie schon bei den Römern zwischen dem Cis- und Transalpinischen Gallien, entspringt auf den Seealpen in 1800 m Höhe im Osten des Sees von Allos, nimmt links den Cians, die Tinée und Vesubie, rechts die Vaïre und den Estéron auf und mündet nach einem Laufe von 135 km bei St.-Laurent 7 km südwestlich von Nizza ins Meer. Der V. ist nicht schiffbar, sehr reißend, zur Zeit der Schneeschmelze verheerend, außerdem ein seichtes, unbedeutendes Gewässer. — Nach dem Flusse ist das Departement Var, eins der südöstlichsten Frankreichs, benannt, das aber jetzt, nachdem 1861 sein Arrondissement Grasse zu dem neugebildeten Departement der Seealpen geschlagen worden, ganz außerhalb dieses Flußgebietes liegt. Dasselbe ist aus Teilen der Provence gebildet, im Süden vom Mittelmeer, im übrigen von den Depart. Rhônemündungen, Nieder- und Seealpen begrenzt und zählte 1881 auf 6027,53 qkm 288577 E. Es zerfällt in die drei Arrondissements Draguignan, Toulon und Brignoles, die 145 Gemeinden in 28 Kantonen umfassen, und hat zur Hauptstadt Draguignan (s. d.). Die Küsten sind teils flach, mit Dünen, Strandseen und Sümpfen bedeckt, größtenteils aber felsig, steil, vielfach zersplittert und mit einer Menge von Vorgebirgen, Halbinseln, Reeden und Golfen ausgestattet. Auch wird die Küste von zahlreichen Inseln begleitet, unter denen die Hyèrischen die wichtigsten sind. Hinter den Küsten erheben sich Hügellandschaften, weiterhin Verzweigungen der Seealpen, die gegen Norden ansteigen und zuletzt Gipfelhöhen von mehr als 1620 m erreichen. Zu den Merkwürdigkeiten gehört der Paß und das Felsenlabyrinth von Ollioules, Vaux d'Ollioules genannt, seltsam geformte, kahle Kalkfelsen, die den Anblick einer Stadtruine gewähren. Bewässerung geben der Verdon an der Nordgrenze, welcher in die Durance fällt, und der Küstenfluß Argens. Das Klima ist bei der südl. Lage des Landes durch die vorherrschende Gebirgsnatur und die Nähe des Meeres gemäßigt. Der eisige Mistral und alles erschlaffende Südwinde wirken mitunter nachteilig. Der Boden ist in den bewässerten Gegenden außerordentlich fruchtbar, im ganzen aber steinig, dürr und bietet dem Ackerbau große Schwierigkeiten. Der Getreidebau reicht für den

Bedarf nicht hin. Reichern Ertrag gewährt die mühsame Terrassenkultur des Weinstocks, der viele, darunter gute Rot- und Weißweine liefert, der Korinthe, der Olive, des Maulbeerbaums, verschiedener Obstsorten, des Kapernstrauchs u. s. w. Auf den Höhen finden sich Fichten- und Eichenwälder, dazwischen gute Weiden, an den Abhängen Erdbeer-, Myrten- und Jasminbäume, gegen die Küste hin Korkeichen, Kastanien, Orangen, selbst Palmen, Aloë und Kaktus. Man zieht Maulesel und Maultiere, Esel, Schafe, Ziegen, auch Rinder und Schweine, hält Bienen und sammelt Kermes. Wasser- und Sumpfvögel gibt es in großer Menge, darunter ganze Scharen von Störchen, Kranichen, Reihern, Kropfgänsen, Flamingos, Löffelreiher. Das Meer und die Seen wimmeln von Fischen, namentlich Sardellen und Thunfischen. An den Küstenfelsen sitzen Millionen von Austern, andere eßbare Muscheltiere und Korallen. Der Bergbau ist von geringer Bedeutung; man baut Blei, Eisen und Steinkohlen, bricht Marmor, Porphyr, Alabaster, Granit, Serpentin ꝛc. Bei Hyères befinden sich wichtige Salinen. Die Industrie liefert Parfumerien, Seife, Liqueure, Korke, Eisen-, Thon- und Holzwaren, Papier, Leder und Seide. Sehr lebhaft ist die Fischerei und der Produktenhandel. Die bedeutendste Stadt ist Toulon.

Varalja (Georg Haulik de), Kardinal, s. Haulik de Varalja.

Varallo, Stadt und Bezirkshauptort in der ital. Provinz Novara, links an der Sesia, in einem Thale (Vallo Grande) der Penninischen Alpen, 462 m über dem Meere, Station der Eisenbahn Novara-V., zählt (1881) 2549 (Gemeinde 3347) E. und hat Fresken von dem in der Nähe geborenen Gaudenzio Ferrari in den Kirchen Sta.-Maria delle Grazie, Sta.-Maria di Loreto und San-Marco, sowie ein ausgezeichnetes Altarbild (Vermählung der heil. Katharina) desselben Meisters in der Kollegiatkirche, ferner ein Gymnasium, eine technische Schule, ein Standbild Victor Emanuels, Fabrikation von Eisen- und Kupferwaren. Unmittelbar nordöstlich von der Stadt erhebt sich der namentlich am 15. Aug. (Mariä Himmelfahrt) viel besuchte Wallfahrtsort Sacro Monte mit 46 Kapellen außer der auf dem Gipfel des Berges befindlichen Kirche; diese Kapellen oder Oratorien enthalten Darstellungen aus der Heiligen Geschichte in lebensgroßen Thonfiguren, sowie Fresken von Gaudenzio Ferrari, Pellegrino Tibaldi u. s. w. Der Wallfahrtsort wurde 1486 von dem mailänder Nobile Bernardino Caloto gegründet, wurde aber erst nach den Besuchen des Kardinals Carlo Borromeo 1578 und 1584 weithin bekannt.

Varasdin, s. Warasdin.

Varazze, mittellat. Varago, Hafenstadt in der ital. Provinz Genua, Bezirk Savona, am Golf von Genua, Station der Eisenbahn Genua-Savona-Ventimiglia, zählt (1881) 8146 E. und hat viel Schiffbau und Ankerschmieden.

Varbelower Berge, s. unter Pollnow.

Varchi (Benedetto), ital. Schriftsteller, geb. 1502 zu Florenz, studierte in Padua und Pisa die Rechtswissenschaften, widmete sich aber später ganz den humanistischen Studien, wurde 1534 als Anhänger der Strozzi aus Florenz verbannt, lebte abwechselnd zu Venedig, Padua und Bologna, bis ihn Cosimus I. nach Florenz zurückberief und ihn beauftragte, die Geschichte seiner Vaterstadt zu schreiben. Als Belohnung für diese Arbeit erhielt er die Propstei zu Montevarchi, starb aber 1565 in Florenz, vor Antritt seines neuen Amts. Seine zahlreichen Schriften sind längst vergessen, haben indes seiner Zeit großes Aufsehen erregt und sind vielfach gedruckt worden. Sein Hauptwerk: «Storia Fiorentina» (Augsb. 1721 u. öfter; beste Ausg. von Milanesi, 3 Bde., Flor. 1857), ist formell und inhaltlich wertlos. Sein «Ercolano, dialogo nel quale si ragiona delle lingue» (Flor. 1570; beste Ausg., 2 Bde., Padua 1744) gab die erste Veranlassung zu den berüchtigten Streitigkeiten über den poetischen Wert von Dantes Gedicht und über die Benennung der ital. Sprache. Gesamtausgaben seiner Werke erschienen zu Mailand (7 Bde., 1804; 2 Bde., 1834), Triest (1859). Aus seinem Nachlaß gaben Aiazzi und Arbib «Lezioni sul Dante e Prose varie» (2 Bde., Flor. 1841) heraus.

Vardö, Stadt, und Vardöhuus, Festung in Norwegen, s. Wardö.

Vareck (vom frz. Varec, der Seetang), die Asche der zur Bereitung von Jod (s. d.) dienenden Algen.

Varel, Herrschaft, Amt und Stadt in Oldenburg, s. Kniphausen.

Varennes-en-Argonne, Stadt im franz. Depart. Meuse, Arrondissement Verdun, am Aire, hat (1881) 1396 E., Tuch-, Hanfleinwand-, Fayence- und Biskuitfabriken. Hier ward 22. Juni 1791 der aus Paris entflohene König Ludwig XVI. mit seiner Familie angehalten und zur Rückkehr nach Paris gezwungen.

Varese, Stadt und Hauptort eines Bezirks in der ital. Provinz Como, zwischen dem Lago di Como und dem Lago-Maggiore, 398 m über dem Meere, Station der Eisenbahnen Gallarate-V. und Como-Laveno, nahe östlich des 15,7 qkm großen Lago di Varese, wegen ihrer reizenden Lage und gesunden Luft Tempe d'Italia genannt und von einer Menge herrlicher, meist von mailänder Familien im Sommer bewohnten Landhäuser und dunkeln Lustgärten umgeben, ist Sitz eines Tribunals und einer Handelskammer, hat eine technische Schule, viele schöne Paläste und Villen, ein Theater, eine vom Grafen Dandolo angelegte berühmte Seidenraupenzucht (Bigatteria), die als Musteranstalt gilt, lebhafte Seidenkultur, Seidenspinnerei und Seidenweberei, Papier- und Möbelfabriken und zählte 31. Dez. 1881 6006, als Gemeinde 14161 E. Der Ort, mittellat. Varisium, gehörte bereits im 12. Jahrh. zu Mailand. In 10 km Entfernung liegt der berühmte Wallfahrtsort Madonna del Monte (890 m hoch), der mehr wegen der herrlichen Aussicht auf die benachbarten sechs Seen (Maggiore, di Como, von Varese, Comabbio, Biandrone, Monate), die Alpen und die Ebene bis Mailand als wegen des wunderthätigen Marienbildes besucht wird.

Värfvade (schwed.) heißen die aus Freiwilligen, in der Regel auf drei-, vier- oder sechsjährige Dienstzeit geworbenen Truppenteile des schwed. Heeres im Gegensatze zu den Indelta- (s. d.) und Beväringtruppen. Die Värfvadetruppen bestehen aus 2 Regimentern Leibgarde zu Fuß, 1 Jägerbataillon, 1 Regiment Leibgarde zu Pferd, 1 Husarenregiment von 6 Schwadronen, den 3 Artillerieregimentern, 1 Pontonierbataillon von 3 Pontonier- und 1 Telegraphenkompagnie, 1 Sappeurbataillon von 3 Kompagnien und 1 Trainbataillon von 2 Kompagnien in der Gesamtstärke von (1885) 7886 Mann

ohne Offiziere. Es sind dies die Kerntruppen des schwed. Heeres. (S. unter Schweden.)

Várhely, rumän. Dorf, s. unter Hátszeg.

Vari (Lemur macaco), bisweilen auch **Makako**, nennt man einen in der Färbung sehr variabeln Halbaffen Madagaskars von 45 cm Körper- und 40 cm Schwanzlänge. Die Farbenabänderung, welche man eigentlich als V. bezeichnet, ist unregelmäßig schwarzweiß gescheckt; daneben gibt es auch noch ganz schwarze und rotbraune Individuen.

Varianten, lat. variae lectiones, auch varietas lectionis, nennt man die abweichenden oder verschiedenen Lesarten in den Handschriften eines und desselben alten Schriftstellers, welche von den Abschreibern bald durch Unkunde der Sprache, bald durch Fahrlässigkeit beim Schreiben oder durch falsches Hören beim Diktieren eines Zweiten, bald endlich durch Verbesserungsversuche veranlaßt wurden. Zugleich begreift man darunter die Zusätze und Auslassungen einzelner Wörter oder ganzer Sätze und Stellen, mag dies von den Abschreibern aus Versehen oder mit Absicht geschehen sein. Eine Sammlung solcher V., die sich in den Handschriften finden, welche für die Überlieferung des Textes von Wichtigkeit sind, heißt der kritische Apparat (apparatus criticus), die Sichtung und Würdigung derselben aber und die dadurch bedingte Wahl der echten und ursprünglichen Lesart ist die Aufgabe der sog. niedern oder Wortkritik. Den mit Benutzung dieser handschriftlichen Hilfsmittel neukonstruierten Text einer Schrift bezeichnet man als Recension. Während man früher eine derartige Arbeit nur auf die griechischen und römischen alten Schriftsteller verwandt hat, geschieht dies neuerdings in den Ausgaben aller ältern und neuern Autoren, welche für wissenschaftliche Zwecke Verwendung finden oder solchen Ansprüchen genügen sollen.

Variation (lat.) heißt in der Musik eine auf mannigfache Art veränderte Wiederholung eines musikalischen Satzes, die durch Zergliederung und Verkleinerung der Hauptnoten der Melodie, durch Einmischung durchgehender harmonischer Neben- oder Wechselnoten, melodische Verzierungen der einfachen Noten und ähnliche Hilfsmittel, zum Teil auch durch veränderte Harmonie u. s. w. bewirkt wird. Der Hauptsatz, welcher auf diese Art variiert wird, heißt das Thema, und es gilt als Regel, daß man in einer jeden V. die Grundmelodie des Themas noch durchklingen hören muß. Die V. ist eigentlich nur auf Instrumentalmusik berechnet, doch hat man sie auch hin und wieder auf den Sologesang angewendet. Die V. ist von allen Kompositionsarten die naheliegendste, und insofern die leichteste und natürlichste.

Variationsrechnung, s. Kombination.

Varicellen (lat.), Spitzpocken, Wasserpocken, Windpocken, Schafpocken, sind eine den echten Pocken ähnliche, wie diese verimpfbare, aber von ihnen durchaus verschiedene Krankheit. Das Überstehen der wahren Pocken schützt nicht vor der Erkrankung an V. und umgekehrt. Auch sind der Verlauf, die Form und die Schwere der Erkrankung ganz anders wie bei den Pocken oder den Varioloiden. Die V. treten entweder ohne weiteres auf oder nach einem leichten Übelbefinden, und verlaufen meist fieberfrei. Der Ausschlag zeigt sich in der Form von kleinen roten, voneinander getrennten Flecken, auf welchen sich nach einigen Stunden linsen- bis erbsengroße, wasserhelle, später trüb werdende Bläschen bilden, die nur sehr selten vereitern und beim Abheilen keine Narben zurücklassen. Auch haben sie nicht den fächerigen Bau und die nabelförmige Vertiefung auf der Spitze, wie die echten Pocken. Die Bläschen breiten sich ohne Regelmäßigkeit aus, werden am zahlreichsten auf Brust und Rücken und verschonen meist das Gesicht. Dieselben sind in 6—12 Stunden vollständig entwickelt und trocknen schon am vierten Tage ein. Durch unregelmäßige Nachschübe kann sich jedoch die Krankheit bis 14 Tage und länger hinziehen. Die V. treten meist epidemisch auf, zuweilen mit, nach oder vor Pockenepidemien, nicht selten auch neben Masern und Scharlach. Eine besondere Behandlung erheischt die ungefährliche Krankheit nicht.

Varicen (lat.), Krampfadern.

Varietät, Varietätenbildung, s. Abarten.

Varikocēle (grch.), der Krampfaderbruch; **Varikosität** (lat.), die krankhafte Anschwellung der Blutadern oder Venen; **Varix**, eine Krampfader; **varicös**, krankhaft erweitert.

Varinas, Barinas, Hauptstadt des Staates Zamora der südamerik. Republik Venezuela, liegt in der Ebene unweit rechts vom schiffbaren Sto.-Domingo, zählte 1787 gegen 12000 E., litt aber außerordentlich in den Unabhängigkeitskriegen, in denen sie von den span. Truppen geplündert und niedergebrannt wurde, und zählte 1873 nur noch 3950 E. In der Umgegend wird Kakao, Kaffee und Tabak (Barinastabak) gebaut.

Varinus, Gelehrter, s. Guarino.

Variōla, Variōlen (lat.), echte Pocken (s. d.).

Variolaria *Ach.*, ein Name, unter welchem man früher in der Systematik eine Anzahl Flechten zusammenfaßte, die nicht als selbständige Arten betrachtet werden können, sondern Soredienzustände anderer Flechten, besonders einer Gattung (Pertusaria) darstellen. Sie bilden einen grauen staubigen Überzug auf Baumrinden oder Felsen. (Vgl. Flechten.)

Variolation, Einimpfung der Menschenblattern, s. unter Impfung, Bd. IX, S. 554[a].

Variolit, Name für ein an den Diabas sich anschließendes Gestein, welches in einer schmutzig dunkelgrünen Grundmasse helle grünliche Kügelchen von 1 bis 5 mm im Durchmesser und von porzellanähnlichem Aussehen enthält; letztere sind schwerer verwitterbar und härter als die Hauptmasse und stehen daher an der Oberfläche halbkugelartig und pockennarbenähnlich hervor. (Daher der Name, von variola, die Pocke.) Die bald unregelmäßig verstreuten, bald eng gehäuften Kügelchen sind Bildungen, welche den Sphärolithen in den Obsidianen nahe verwandt erscheinen; bisweilen, wo ihre Struktur etwas deutlicher wird, befindet man sie aus verzwillingten Plagioklasen und skelettartigen Augiten aufgebaut. Die Grundmasse ist sehr zersetzt, reich an Viridit und umgewandeltem Titaneisen. Gesteine dieser Art sind bekannt zwischen Modane und dem Fort Braman in Savoyen, von Sestri an der Riviera, als weitverbreitete Geschiebe in der Durance und Doire und andern Flüssen der Seealpen; ferner im Fichtelgebirge (Naitschin bei Hof, Berneck), in Oberfranken (Wiersberg, Selbitz), im sächs. Vogtlande (Schönfels), wo sie Lager an der Grenze von Mittel- und Oberdevon bilden.

Varioloiden (lat. Variolois) stellen eine mildere Form der echten Pocken (s. d.) dar, sind aber sonst mit diesen identisch. Durch Übertragung der

V. auf einen Gesunden können schwere Pocken, durch Ansteckung mit den echten Pocken nur V. entstehen. Letzteres ist vorzugsweise der Fall bei den Geimpften, woher es kommt, daß die Pocken nicht mehr so verheerend auftreten wie früher. Während früher von den an den wahren Pocken Erkrankten der dritte Teil, selbst die Hälfte starben, beträgt die Sterblichkeit an V. nur 4 bis 5 Proz. Schon die dem Ausbruche des Pockenausschlags vorausgehenden Erscheinungen sind bei den V. milder als bei den echten Pocken. Das Fieber ist geringer und von kürzerer Dauer; gewöhnlich schon am dritten Fiebertage zeigt sich der Ausschlag. Nach 24 bis 36 Stunden sind die Pockenbläschen ausgebildet, womit das Fieber sein Ende erreicht. Bei den V. zerstören die Pusteln die Haut nicht in dem Grade wie bei den echten Pocken. Die Pusteln fließen viel seltener zusammen, dringen nicht so tief in die Haut ein und heilen schneller (in drei bis vier Tagen) und ohne Hinterlassung von Narben, auch ohne Fieber. Die Behandlung erfordert sorgfältiges diätet. Verhalten, Bäder, Waschungen und antifebrile Heilmittel.

Varisten (Varisker), s. Narisker.

Varius (Lucius V. Rufus), röm. Epiker und Tragiker unter Augustus, hervorragendes Mitglied des Dichterkreises, der sich um Mäcenas (s. d.) sammelte, dem er den Horaz empfahl, verfaßte namentlich ein Epos «De morte», d. h. über den Tod Cäsars, eine vielgerühmte Tragödie «Thyestes», gedichtet für die Feier des Siegs bei Actium, und einen «Panegyricus Augusti», aus dem Horaz zwei Verse citiert. Außerdem ist V. bekannt als Herausgeber der «Aeneis» seines Freundes Virgil (s. d.). Die wenigen Bruchstücke von V.' Dichtungen gab Weichert in «De L. Varii et Cassii Parmensis vita et carminibus» (Grimma 1836), die des Gedichts «De morte» Unger (Halle 1870—78) heraus.

Varix, s. Krampfader.

Varmegye (ungarisch), soviel wie Komitat.

Varna oder (richtiger) Warna, das alte Odessos, Stadt im Fürstentum Bulgarien, hart an der Westküste des Schwarzen Meeres im Hintergrunde der gleichnamigen Bucht und unmittelbar an der 3 km breiten Landenge gelegen, welche den weit nach binnenwärts sich erstreckenden Dewnasee vom Pontus scheidet, besitzt zwar nur eine offene Reede, ist aber dessenungeachtet der bedeutendste Seehandelsplatz zwischen der Donau- und Bosporusmündung. Seit 1867 mit Rustschuk durch eine auf Entfernung von 5 km an Schumla vorüberführende Eisenbahn verbunden, hat es eine rasch zunehmende Bedeutung, namentlich für den Getreidehandel, gewonnen. Deshalb hatte der Spekulant Strousberg um 1870 die Anlage eines wohl gesicherten und geräumigen Hafens für Fahrzeuge bis zu 6 m Tiefgang zu V. in Aussicht genommen und war der Baumeister Wächter durch ihn mit der Ausarbeitung der bezüglichen Pläne beauftragt worden, deren Ausführung aber, obgleich sie technisch zweckentsprechend waren, wegen der unerreichbaren Verständigung mit der türkischen Regierung rücksichtlich des Kostenpunktes unterblieb. Bis 1878 Festung, hat V. nach der teilweisen Schleifung der Werke seine Bedeutung als solche verloren. Es hat (1881) 24 649 E., ist Sitz eines griech. Metropoliten, Provinzialhauptstadt und Stabsquartier eines danach benannten bulgarischen Infanterieregiments. Nahe der Stadt, und zwar nördlich derselben, am Westrande, inmitten der am Berghange gelegenen Weingärten zu Monastir (einem alten Kloster) hatte Fürst Alexander eine gleichnamige Sommerresidenz errichten lassen. Bei V. erlitten 20. Nov. 1444 die Ungarn unter Wladislaw eine blutige Niederlage; 1610 wurde die Stadt von den Kosaken vom Dnjepr her genommen und daselbst 3000 christl. Sklaven befreit. In dem Kriege von 1783 widerstand V. den Anstrengungen der Russen, ergab sich aber 1828 nach dreimonatiger Belagerung durch Menschikow, Woronzow und Admiral Greigh 11. Okt. unter Jussuf Bei, der deshalb vom Sultan geächtet wurde, gegen den Willen des in der Citadelle kommandierenden Kapudan Pascha. Im Mai 1854 erhielt V. eine engl.-franz.-türk. Besatzung von 20 000 Mann, dort schifften sich die nach der Krim bestimmten Landungstruppen zur Fahrt nach Eupatoria ein.

Varnbüler (Friedr. Gottlob Karl, Freiherr von), württemb. Staatsmann, geb. 13. Mai 1809, studierte auf den Universitäten zu Tübingen und Berlin. Nachdem er einen großen Teil Europas bereist hatte, wurde er 1833—39 Kollegialmitglied der Kreisregierung in Ludwigsburg, bewirtschaftete von 1839 an seine Güter (Hemmingen, Höfingen und Ludwigshöhe), leitete 1849—53 eine große Maschinenfabrik in Wien und war seit 1845 (das J. 1850 allein ausgenommen) als Vertreter der Ritterschaft des Neckarkreises Mitglied der Zweiten Kammer, in welcher er besonders in wirtschaftlichen Fragen eine hervorragende Stellung einnahm. In den Stürmen von 1848 und in der Reaktionsperiode verteidigte er entschieden den Standpunkt der Regierung und die Interessen des Adels. König Karl ernannte ihn 24. Sept. 1864 zum Minister des Auswärtigen und des Königlichen Hauses und übertrug ihm durch Verordnung vom 21. Okt. auch die Leitung der Verkehrsanstalten. V. war seitdem der leitende Staatsmann. (S. Württemberg.) Seine preußenfeindliche Politik im Sommer 1866 hatte unzweifelhaft die Sympathien des weitaus größten Teils der Bevölkerung. Am 13. Aug. schloß er in Berlin den Frieden mit Preußen ab, bei welchem auf seine Initiative die Allianzverträge und die Verlängerung des Zollvereins vereinbart wurden. In Betreff dieser Verträge begegnete er im Lande und in der Kammer der Abgeordneten den heftigsten Angriffen. Nachdem auf seinen Vorschlag die Berufung eines Zollparlaments beschlossen worden war, veranlaßte das Bestreben, dessen Kompetenz über die Grenzen der Zollgesetzgebung auszudehnen, die Staatsregierung, bei den Wahlen dieser Richtung energisch entgegenzutreten, was zur Folge hatte, daß den Ultramontanen und den Demokraten ein Übergewicht verschafft wurde. Am 31. Aug. 1870 seines Ministerpostens enthoben, wurde er 1872 in den Reichstag gewählt und trat der Deutschen Reichspartei bei. Weniger an den polit. als an den nationalökonomischen Fragen sich beteiligend, war er zur Zeit der wirtschaftlichen Krisis des Deutschen Reichs ein eifriges Mitglied der schutzzöllnerischen Partei, unterzeichnete im Okt. 1878 die in diesem Sinne gehaltene Erklärung der Volkswirtschaftlichen Vereinigung des Reichstags und wurde für die 3. Jan. 1879 im Reichskanzleramt zusammentretende Zolltarifkommission vom Fürsten Bismarck zum Vorsitzenden ernannt. Sowohl in der Kommission als auch später im Reichstag entwickelte er unter steter Fühlung mit dem Reichskanzler eine erfolgreiche Thätigkeit für den Zolltarif von 1879.

Die Familie V. kam in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. aus Lindau nach Württemberg. Von ihren Gliedern ragte zunächst hervor **Nikolaus** V., geb. zu Lindau 1519, gest. 1604, der Professor des röm. Rechts zu Tübingen war. Sein Enkel, **Johann Konrad** V., geb. 29. Dez. 1595, gest. 16. April 1657 als württemb. Geheimrat, vertrat Württemberg bei den Verhandlungen über den Westfälischen Frieden mit solchem Talent und Eifer, daß das Herzogtum, welches großenteils zur Belohnung österr. Minister und Generale bestimmt war, auch nicht die geringste Einbuße am Gebiet erlitt. Vom Kaiser wurde ihm 1650 der Adel verliehen. Außerdem ist zu erwähnen **Karl** V., geb. 12. Aug. 1776, gest. 27. April 1832 (Vater des Staatsministers), der sich bei den Verfassungsverhandlungen von 1815 bis 1819 als Vertreter der Ritterschaft und bei den Zollvereinsverhandlungen mit Bayern und Preußen als württemb. Finanzminister (1827—32) durch Geschäftstüchtigkeit, Einsicht und nationalen Sinn auszeichnete.

Varnhagen (Francisco Adolpho), Visconde von Porto-Seguro, brasil. Schriftsteller und Diplomat, geb. 17. Febr. 1816 zu San-João do Ypanema in der Provinz São-Paulo, von deutscher Abkunft, besuchte die Kadettenschule von Lissabon, trat 1833 in die Marine-Akademie, um noch in demselben Jahre, bis zur Thronbesteigung der Königin Maria da Gloria, für die liberale Sache tapfer zu fechten. Im J. 1833 reichte er der Akademie der Wissenschaften das Werk ein: «Reflexões criticas sobre o escripto do seculo XVI impresso com o titulo de Noticias do Brasil», welches V. zum Range eines Akademikers erhob. Bald darauf veröffentlichte er das «Diario da Navegação da armada que foi á terra do Brasil sob a capitania mor de Martim Affonso de Sousa» (Lissab. 1839; 2. Aufl., Rio de Janeiro 1868). Im J. 1842 ernannte ihn der Kaiser von Brasilien zum Attaché der brasil. Gesandtschaft in Lissabon; 1847 wurde er Attaché und 1848 Sekretär in Madrid; 1854 Chargé d'Affaires daselbst; 1858—67 Gesandter in Paraguay, Peru, Chile und Ecuador; von 1868 bis zu seinem am 10. Juli 1878 erfolgten Tode Gesandter in Wien. Für Portugal ist von besonderm Wert die Herausgabe des ältesten poetischen Denkmals Portugals gewesen, des sog. «Cancioneiro do Ajuda». Denn so kritiklos V. auch dabei verfuhr, hat er doch durch sein Werk: «Trovas e cantares de um codice do XIV seculo, ou antes mui provavelmente o Livro das Cantigas do conde de Barcellos» (Madr. 1849; mit «Novas paginas de Notas», Wien 1868), das Studium der frühesten Epoche portug. Litteratur erst möglich gemacht. Vgl. Fr. Diez, «Über die erste portug. Kunst und Hofpoesie» (Bonn 1863). Ebenso willkommen waren die Lieder, welche V. etwas später nach dem vatikanischen Codex herausgab: «Cancioneirinho do Trovas antigas» (Wien 1870). Ferner schrieb er eine «Historia do Brasil» (2 Bde., Madr. 1854—57) und gab eine Blütenlese der schönsten brasil. Gedichte: «Florilegio do Poesia Brasileira» (3 Bde., Lissab. 1850—53), und eine lange Reihe biographischer Skizzen der bedeutendern Dichter heraus, welche in der «Revista Trimenial do Instituto» erschienen sind.

Varnhagen von Ense (Karl Aug.), hervorragender deutscher Prosaiker, wurde zu Düsseldorf 21. Febr. 1785 geboren, kam frühzeitig mit seinem Vater nach Hamburg und studierte dann in Berlin Arzneiwissenschaft, zugleich aber auch Philosophie und alte Litteratur. Schon 1804 gab er mit A. von Chamisso einen «Musenalmanach» heraus. A. W. von Schlegels Vorlesungen und Fichtes Bekanntschaft befestigten ihn in jenen letztern Studien, die er später in Hamburg, Halle, Berlin und Tübingen fortsetzte. Im J. 1809 ging er von Tübingen zur österr. Armee, wo er nach der Schlacht bei Aspern zum Offizier befördert wurde. Bei Wagram wurde er verwundet und darauf nach Wien gebracht. Erst im Herbst bei seinem Regiment in Ungarn wieder eintreffend, kam er mit dem Obersten, nachherigen General, Prinzen Bentheim, in ein näheres Verhältnis und begleitete diesen nach dem Wiener Frieden als Adjutant auf mehrern Reisen, so auch 1810 nach Paris an den Hof Napoleons. In Prag machte er die nähere Bekanntschaft des Ministers vom Stein; auch kam er mit Justus von Gruner in Verbindung. Als die Österreicher 1812 am russ. Feldzuge teilnahmen, verließ er deren Dienst und begab sich nach Berlin, wo er in den Civildienst zu treten berufen war. Bei der Wendung der Dinge 1813 nahm er wieder Militärdienste und zwar, unter Vorbehalt seines preuß. Dienstberufs, als russ. Hauptmann. Mit Tettenborn ging er zuerst nach Hamburg, dann begleitete er denselben als Adjutant auf dessen Kriegszügen bis nach Paris. Noch während des Kriegs gab er die «Geschichte der hamburger Ereignisse» (Lond. 1813) in einer gedrängten Darstellung und darauf die «Geschichte der Kriegszüge Tettenborns» (Stuttg. 1814) in Druck. In Paris empfing er von Preußen die Berufung in den diplomatischen Dienst, worauf er 1814 dem Staatskanzler Hardenberg zum Kongreß nach Wien folgte. Hier schrieb er im Auftrage Steins und Hardenbergs unter anderm eine Schrift über Sachsen. Nach dem Wiederausbruch des Kriegs 1815 begleitete er den Fürsten von Hardenberg nach Paris und wurde dann Ministerresident in Karlsruhe. Nachdem er thätig an der Einführung der ständischen Verfassung in Baden mitgewirkt, wurde er im Sommer 1819 abberufen. Seitdem lebte er ohne Anstellung mit dem Titel eines Geh. Legationsrats meist in Berlin; 1829 ging er in außerordentlicher Sendung nach Kassel und war überhaupt in polit. Geschäften vielfach thätig. Er starb zu Berlin 10. Okt. 1858.

V. ist einer der bedeutendsten neuern deutschen Prosaiker und Stilisten. Seine zahlreichen Schriften gehörten anfangs der romantischen Dichtweise, später der Biographie und litterarischen Kritik an. Seine Hauptwerke sind: «Deutsche Erzählungen» (Stuttg. 1815; 2. Aufl. 1879), «Vermischte Gedichte» (Frankf. 1816), «Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden» (Berl. 1824), «Biographische Denkmale» (5 Bde., Berl. 1824—30; 3. vermehrte Aufl. 1871 fg.), die Lebensbeschreibungen der Kriegshelden Lippe, Schulenburg, Derfflinger, des alten Dessauer und Blüchers, des Abenteurers Theodor von Corsica, der Dichter Flemming, Canitz und Besser, sowie Zinzendorfs, des Stifters der Herrnhuter, enthaltend; «Zur Geschichtschreibung und Litteratur» (Berl. 1833), «Leben des Generals Seydlitz» (Berl. 1834), «Leben des Generals Winterfeldt» (Berl. 1836), «Leben der Königin von Preußen, Sophie Charlotte» (Berl. 1837), «Leben des Feldmarschalls Grafen von Schwerin» (Berl. 1841), «Leben des Feldmarschalls Keith» (Berl. 1844), «Hans von Held» (Lpz. 1845), «Denkwürdig-

leiten und vermischte Schriften» (7 Bde., Lpz. 1837—46), «Karl Müllers Leben und kleine Schriften» (Berl. 1847), «Leben des Generals Bülow von Dennewitz» (Berl. 1853). V. stand mit den hervorragendsten seiner Zeitgenossen in Briefwechsel. Einen großen Einfluß auf seine Thätigkeit übte seine Gattin. Bald nach seinem Tode erschienen, herausgegeben durch seine Nichte Ludmilla Assing (s. d.), noch zwei Bände seiner «Denkwürdigkeiten» (Bd. 8 u. 9, Lpz. 1859), die «Briefe von A. von Humboldt an V. aus den J. 1827—58» (1. bis 5. Aufl., Lpz. 1860), welche seiner Zeit großes Aufsehen erregten; ferner die «Briefe an eine Freundin» ([Amely Bölte], Hamb. 1860), «Briefwechsel zwischen V. und Olsner» (Stuttg. 1865), «Briefe von Stägemann, Metternich, Heine und Bettina von Arnim» (Lpz. 1865) und «Briefe von Chamisso, Gneisenau u.» (2 Bde., Lpz. 1867), dann «Tagebücher von F. von Gentz» (Lpz. 1861), sowie 14 Bände seiner «Tagebücher» (Bd. 1—6, Lpz. 1861—62; 2. Aufl., Bd. 1—4, 1863; Bd. 7—8, Zür. 1865; Bd. 9—14, Hamb. 1868—70), und «Blätter aus der preuß. Geschichte» (5 Bde., Lpz. 1868 fg.), welche Enthüllungen über die neuere preuß. Geschichte enthalten; «Lettres du Marquis A. de Custine à Varnhagen d'Ense et Rahel Varnhagen d'Ense etc.» (Brüss. 1870), «Biographische Porträts» (Lpz. 1871). Seine «Ausgewählten Schriften» erschienen gesammelt (19 Bde., Lpz. 1871—76).

Seine Gattin, Rahel Antonie Friederike, geborene Levin, nachher unter dem Familiennamen Robert bekannt, eine Jüdin und Schwester des Dichters Ludw. Robert, geb. zu Berlin 19. Mai 1771, sammelte hier einen ausgezeichneten Kreis einheimischer und fremder Gelehrten und Künstler um sich. Im J. 1808 lernte sie ihr nachheriger Gatte kennen, doch erst 1814 vermählte sie sich mit ihm, nachdem sie zum Christentum übergetreten. Im J. 1814 folgte sie ihrem Gatten zum Kongreß nach Wien. Hier, wie in der Folge in Karlsruhe und später wieder in Berlin, stand sie mit den ausgezeichnetsten Männern und Frauen in fortgesetzter Verbindung. Sie starb zu Berlin 7. März 1833.

Eine reiche Auswahl aus ihrem Nachlaß gab ihr Gatte unter dem Titel «Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde» (3 Bde., Berl. 1834) heraus, der dann die «Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgang» (2 Bde., Lpz. 1836) folgte. Später erschien aus ihres Gatten Nachlaß «Briefwechsel zwischen Rahel und David Veit» (2 Tle., Lpz. 1861), ferner «Briefwechsel zwischen V. und Rahel» (6 Bde., Lpz. 1874—75) und «Aus Rahels Herzensleben. Briefe und Tagebuchblätter» (herausg. von Ludmilla Assing, Lpz. 1877). Vgl. Schmidt-Weißenfels, «Rahel und ihre Zeit» (Lpz. 1857).

Varolsbrücke (Pons Varolii), Gehirnknoten, benannt nach dem ital. Anatomen Konstanz Varoli (1543—75). (S. unter Gehirn, Bd. VII, S. 662[b].)

Vár-Palota, s. unter Palota.

Varrentrapp (Georg), namhafter Arzt und Hygieniker, geb. 20. März 1809 zu Frankfurt a. M., studierte in Heidelberg, Straßburg und Würzburg Medizin, ließ sich 1831 als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt nieder, wurde 1841 Oberarzt am Hospital zum Heiligen Geist und entfaltete bis zu seinem 15. März 1886 erfolgten Tode eine überaus vielseitige und fruchtbringende Thätigkeit auf allen Gebieten der praktischen Gesundheitspflege. In dieser Beziehung sind namentlich seine Arbeiten über die Gefängnisreform, über die hygienischen Forderungen an Schulbauten, über Fabrik- und Bauhygiene, speziell die Arbeiterwohnungen, über die Entwässerung und Wasserversorgung der Städte, über Schlachthäuser und öffentliche Badeanstalten, sowie seine medizinalstatistischen Arbeiten, besonders über die Kindersterblichkeit, hervorzuheben; auch führte er die in der Schweiz schon länger üblichen Ferienkolonien zuerst in Deutschland ein. Ihren Brennpunkt fanden seine hygienischen Bestrebungen in der 1867 gegründeten «Sektion für öffentliche Gesundheitspflege» bei der damals in Frankfurt abgehaltenen Naturforscherversammlung, sowie in der 1873 erfolgten Gründung des Vereins für öffentliche Gesundheitspflege und der bald darauf erfolgenden Herausgabe der «Deutschen Vierteljahrschrift für öffentliche Gesundheitspflege». Außer zahlreichen Journalabhandlungen veröffentlichte er eine vortreffliche Schrift über «Die Entwässerung der Städte» (Berl. 1868). Auch redigierte er seit 1842 mit Röllner und Julius die «Jahrbücher für Gefängniskunde».

Varro (Gajus Terentius), s. unter Terentier.

Varro (Marcus Terentius), von seinem Geburtsort Reate im Sabinerland Reatinus genannt, der größte Gelehrte des alten Rom, wurde 116 v. Chr. geboren. Er bekleidete die höhern Staatsämter bis zur Prätur und kämpfte dann im Bürgerkriege auf seiten des Pompejus, unter dessen Oberbefehl er auch früher schon als Legat Kommandostellen innegehabt hatte, in Spanien. Nach dem Ende des Kriegs kehrte er, vom Sieger Cäsar unbehelligt und vielmehr zum Vorstand der zu gründenden öffentlichen Bibliothek bestimmt, nach Rom zurück und widmete sich fortan nur noch den früher schon eifrig gepflegten antiquarischen Forschungen und litterarischer Thätigkeit. Nichtsdestoweniger wurde er von Antonius aus persönlichen Motiven proskribiert und verlor, wenn auch sein Leben gerettet wurde, einen Teil seiner Bibliothek und seinen Grundbesitz. Er starb im höchsten Greisenalter. Seiner Gesinnung nach Vertreter der alten nationalen Römersitte, erstreckte er seine litterarische Thätigkeit und seine gelehrten Forschungen auf alle Gebiete des menschlichen Lebens, insbesondere aber auf die des röm. Altertums, Sprache, Religion, Sitten, Recht, staatliche Einrichtungen u. s. w. Unter seinen poetischen Werken ragen die 150 Bücher «Saturae Menippeae» hervor, in denen Prosa und Poesie, sowie Ernst und Scherz, ähnlich wie bei dem Kyniker Menippos, gemischt waren und auch eine ähnliche Weltanschauung und Stimmung gegenüber den Gebrechen der Zeit zum Ausdruck kam; unter den prosaischen Werken freierer Art und Form die 76 Bücher «Logistorici», welche philosophische, namentlich ethische Erörterungen mit vielen Belegen aus Mythen und Geschichte enthielten. Unter den gelehrten Werken V.s war das bedeutendste eine röm. Altertumskunde in 41 Büchern, von denen 25 dem öffentlichen und Privatleben, 16 dem Sakralwesen gewidmet waren. Daneben treten bedeutsam die 15 Bücher «Imagines» oder «Hebdomades», welche außer dem biograph. Text 700 Porträtbilder, von denen man leider noch nicht weiß, wie sie hergestellt wurden, nebst beigegebenen Versen enthielten, sowie die litteraturhistor. Schriften V.s hervor.

Von weittragender Bedeutung waren ferner die 9 Bücher «Disciplinae», die erste röm. Encyklo-

pädie, aus der später die sog. sieben freien Künste des Mittelalters hervorgegangen sind. (S. Capella und Philologie.) Dazu hat V. die hier zusammengefaßten Disciplinen großenteils auch in Einzelschriften bearbeitet, wie er solche überhaupt neben den umfassenden Werken zu verfassen pflegte, und auch Zeit gefunden, praktische Gebiete in den Werken über die Landwirtschaft und «De jure civili», sowie in verschiedenen kleinern derartigen Inhalts zu bearbeiten. Endlich hat er außer einem großen Hauptwerke mehrere Spezialschriften grammatischen Inhalts verfaßt. V.s Werke bildeten fortan mit dem von ihm zusammengetragenen Stoffe die Hauptquelle für die antiquarische Forschung der Kaiserzeit bei Grammatikern, Historikern, Juristen, bis zu den christl. Kirchenvätern. Die ungemeine Fruchtbarkeit des V. hat Ritschl nach einem noch erhaltenen Verzeichnis des Kirchenvaters Hieronymus auf ungefähr 620 Bücher, die sich auf über 70 besondere Werke verteilen, berechnet. Erhalten sind davon nur «De re rustica» (herausg. neuerdings von Schneider, Lpz. 1794, und Keil zusammen mit Catos Buch, Bd. 1, Lpz. 1884), sowie sechs Bücher, aber unvollständig, von den 25 des Werks «De lingua latina» (herausg. von Spengel, Berl. 1826 u. 1885, und von Müller, Lpz. 1833). Die Sammlung und Bearbeitung der zahlreichen Fragmente der übrigen Werke, die bei vielen alten Schriftstellern zerstreut sind, ist nur erst begonnen. Die der «Saturae Menippeae» besorgten Öhler (Lpz. 1844), Riese (Lpz. 1865), Bücheler in der Ausgabe des Petronius (3. Aufl., Berl. 1882); die der «Logistorici» Riese (Lpz.) und mit denen der «Hebdomades» Chappuis (Par. 1868). Von dem gelehrten systematischen Hauptwerk V.s über die röm. Altertumskunde hat die Fragmente der ersten Hälfte Mirsch (im 5. Bande der «Leipziger Studien», 1882, aber ungenügend), die der andern, welche das Sakralwesen enthielt, Merkel in seiner Ausgabe von Ovids Fasten (Berl. 1841) gesammelt; die der Schrift «De vita populi Rom.» hat Kettner (Halle 1863), die der vier Bücher «De gente populi Rom.» derselbe in «Varronische Studien» (Halle 1865), die der grammat. Schriften hat Wilmanns bearbeitet (Berl. 1864). Von ältern Gesamtausgaben ist zu nennen die von Stephanus mit Scaligers Anmerkungen (Par. 1585).

Vgl. K. L. Roth, «Das Leben des V.» (Basel 1857); Ritschl, «Die Schriftstellerei des M. T. V.» im «Rhein. Museum» (Bd. 6, 1848) und im 3. Bande der «Opuscula» (Lpz. 1877) nebst den andern Arbeiten desselben über V.; Boissier, «Étude sur la vie et les ouvrages de V.» (Par. 1861).

Varro (Publius Terentius V. Atacinus), ein jüngerer Zeitgenosse des gelehrten V., geb. 82 v. Chr. am Atax (Aude) in der Narbonensischen Provinz (in Gallien), unfern der Hauptstadt Narbo Martius (Narbonne), machte sich als epischer Dichter einen Namen. Bedeutendere Werke dieses schon früh, 37 v. Chr., verstorbenen Dichters waren die nach dem griech. Original des Appollonius gedichteten «Argonautica», ein originales Epos «De bello Sequanico», über den Krieg Cäsars gegen die Sequaner, außerdem eine Chorographie und eine Witterungskunde nach alexandrinischen Vorbildern. Die erhaltenen Bruchstücke sind zusammengestellt in Wernsdorfs «Poëtae latini minores» (5 Bde.).

Varroy (Henri Auguste), franz. Staatsmann, geb 25. März 1826 zu Vittel im Departement Vosges, besuchte die Polytechnische Schule und die Brücken- und Wegebauschule und war dann als Ingenieur thätig; 8. Febr. 1871 wurde er zum Abgeordneten des Departements Meurthe in die Nationalversammlung, 30. Jan. 1876 zum Senator von demselben Departement gewählt; 27. Dez. 1879 erhielt er im Ministerium Freycinet das Portefeuille der öffentlichen Arbeiten. Er starb 23. März 1883 zu Lacomarelle bei Epinal.

Varuna (d. h. der Umhüller, Umfasser, grch. Οὐρανός) ist im Sanskrit der Name eines Himmelsgottes, welcher im Veda als erster der Götter (Adityas) gilt und als Schöpfer und Erhalter der Welt, sowie als gerechter und milder Richter gepriesen wird, der die Sünde straft und das Gute belohnt. An ihn sind einige der schönsten Hymnen des Rigveda gerichtet (vgl. Geldner-Kägi, «70 Lieder des Rigveda», Tüb. 1875). In der spätern Mythologie erscheint er vorzugsweise als der Gott der Gewässer und zugleich als einer der Welthüter, welchem das Wasser zugewiesen ist. (Vgl. Indische Religion.)

Varus, der alte Name des Flusses Var.

Varus (Publius Attius), Anhänger des Pompeius, nahm in den J. 49—45 v. Chr. in Italien, Afrika und Spanien zu Wasser und zu Lande eifrigen und hervorragenden Anteil am Kampfe gegen Cäsar. In Spanien, wohin er nach der Schlacht bei Thapsus entkommen war, befehligte er zuerst einen Teil der pompejan. Flotte, wurde aber bei Carteja geschlagen. Er focht dann in der Schlacht bei Munda (45) mit und fand dabei den Tod.

Varus (Publius Quinctilius), aus patricischem Geschlecht, Sohn des Sextus Quinctilius V., der nach der Schlacht bei Philippi sich selbst tötete, durch seine Gemahlin mit Augustus verwandt, war 13 v. Chr. Konsul und 6—4 v. Chr. Statthalter von Syrien. Im J. 6 n. Chr. wurde er Oberbefehlshaber in Germanien und sollte hier den Teil des früher freien Germanien, der zwischen Rhein und Weser lag und von Drusus unterworfen worden war, als röm. Provinz verwalten. Thörichterweise glaubte er aber in Germanien wie er vorher in Syrien gethan, nicht bloß die röm. Provinzialeinrichtungen rücksichtslos durchführen, sondern auch Bedrückungen und Erpressungen ungestraft ausüben zu können. Allein die Deutschen fügten sich nicht. Unter der Anführung des im röm. Kriegsdienste herangebildeten Cheruskerfürsten Armin (Hermann) verbündeten sie sich, wußten den V., der die ihm zugekommenen Warnungen verachtete, durch einen Aufstand zu veranlassen, vom Sommerlager an der Weser, wohl in der Gegend von Minden, in die Winterlager nicht auf dem direkten Wege nach Aliso (s. d.), sondern auf einem Umwege, vielleicht in der Richtung auf Osnabrück zu ziehen und ihn so mit seinem Heere in den Teutoburgerwald (s. d.) zu locken. Hier brachten sie ihm, nach Mommsen wohl an der Huntequelle, in der Gegend von Venne, also eher im Wiehengebirge als im Osning, im J. 9 eine vernichtende Niederlage bei. V. selbst stürzte sich, ehe alles verloren war, in sein Schwert. Den ihm abgeschlagenen Kopf sandten die Germanen an Marbod, dieser an Augustus nach Rom. Bis nach Italien hin machte sich infolge dieser Schlacht die Furcht vor den Germanen geltend, und das Andenken an den kläglichen Verlust eines so großen Heers verdüsterte die letzten Jahre des Augustus.

Varzin, Landgemeinde mit 398 und Rittergut mit 657 Bewohnern (1885) im hinterpommerschen Kreise Rummelsburg, Besitzung Fürst Bismarcks, wohin derselbe sich bisweilen zur Erholung zurückzuziehen pflegt. Derselbe hat das Schloß und den Park zu V. restaurieren lassen. Seit dem Herbst 1878 befindet sich bei V. eine Station der Ostbahnstrecke Neustettin-Zollbrück-Schlawe. Von der Wipper durchströmt, besitzt der Boden des 3654 ha umfassenden und zumeist aus Forstland bestehenden fürstl. Gutes nur eine geringe Tragfähigkeit; das Nadelholz wird großenteils fabrikmäßig zu Papiermasse verarbeitet, woraus Cigarrenspitzchen und Kartonnagen für England und Rußland u. s. w. hergestellt werden.

Varzin heißt jetzt auf Grund eines kaiserl. Erlasses vom Nov. 1885 der früher als Mount-Beautemps-Beaupré bekannte Berg in der Mitte der Gazellenhalbinsel von Neupommern (bisher Neubritannien genannt), einer Besitzung der Deutschen Neuguinea-Gesellschaft.

Varzy, mittellat. Varziacus, Stadt im franz. Depart. Nièvre, Arrondissement Clamecy, Station der Linie Clamecy-Nevers der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, zählt (1881) 1865 (Gemeinde 2941) E. und hat eine schöne Kirche aus dem 13. und 14. Jahrh. mit Reliquiaren aus dem 12. und 13. Jahrh. und einem vläm. Triptychon von 1535, ein Collège, ein Lehrerseminar und ein kleines Museum. Dem hier geborenen Rechtsgelehrten Dupin dem Ältern ist eine Statue errichtet.

Vas (lat.), das Gefäß; Vasa, Gefäße, Adern; Vas deférens, der Samenleiter (s. Samen); vasa sacra, heilige Gefäße zum kirchlichen Gebrauch; vaskulös, gefäßreich, reich an Adern.

Vasa, soviel wie Wasa.

Vasall (vasallus, vassus) oder Lehnsmann hieß seit Ausbildung des Lehnswesens im Mittelalter derjenige, welcher sich einem andern (dem Lehnsherrn) zu Treue und Dienst, hauptsächlich zu Kriegsdiensten verpflichtete und dafür, außer dem Versprechen des Schutzes, die Benutzung eines Guts, Grundstücks, einer Rente oder eines Amts erhielt, woraus sich in der spätern Periode des Lehnswesens ein verderbliches Nutzungseigentum (dominum utile) entwickelte. Im Deutschen Reiche unterschied man unmittelbare Reichsvasallen (immediati), die vom Kaiser oder Reiche belehnt waren, und mittelbare Vasallen (mediati), welche bei einem deutschen Reichsfürsten oder einem andern Herrn zu Lehn gingen. Oftmals hatten auch die mittelbaren V. wieder After- oder Untervasallen (subvasalli), daher in Italien die Abstufung der capitanei, valvassi, valvasores und valvasini. In Deutschland bestand für die Lehnsfähigkeit eine siebenfach gegliederte Rangordnung (die sieben Heerschilde). Neuerdings ist die ethisch-polit. Seite des Lehnswesens (s. d.) ganz in den Hintergrund getreten, und die Rechte und Verbindlichkeiten der V. werden, wo sich die Verwandlung der Lehne in freie Besitzungen noch nicht vollzogen hat (Allodifikation), nur nach einem besondern Eigentums- und Erbrechte beurteilt. Vgl. Waitz, «Über die Anfänge der Vasallität» (Gött. 1856).

Vásárhely, s. Hód-Mező-Vásárhely und Maros-Vásárhely.

Vasari (Giorgio), Baumeister, Maler und Künstlerbiograph, geb. 1512 in Arezzo (daher Aretino genannt), erhielt die erste Anleitung in der Kunst bei Guglielmo von Marseille, seine Ausbildung aber bei Luca Signorelli, Andrea del Sarto und Michel Angelo. Bei der Belagerung von Florenz 1529 aus der Stadt entflohen, verband er sich mit Rosso zu gemeinsamer Arbeit und ging mit dem Kardinal Ippolito de' Medici nach Rom, wo er sich an den Werken Michel Angelos und Rafaels weiter bildete. Herzog Cosimo I. rief ihn 1553 wieder nach Florenz und übertrug ihm zahlreiche bedeutende Arbeiten im Gebiete der Architektur und Malerei. Seine Malereien, die V. selbst für seine wichtigsten Leistungen hielt, lassen den Epigonen der großen Meister erkennen; die hervorragendsten sind: Altar in San-Giovanni decollato in Rom, Dekoration von San-Michele in Bosco bei Bologna, Ahasverus-Fest in Arezzo, Anbetung der Könige in Rimini, Empfängnis Marias in Santi-Apostoli und Himmelfahrt in der Badia daselbst, Kreuzabnahme in der Galeria Doria in Rom. Trotz des Reichtums der Erfindung und der Sicherheit des Vortrags machen sie den Eindruck der Nachahmung und sind infolge ihrer kühlen und dabei oft bunten Färbung unerfreulich; seine Bauten jedoch gehören zu den vorzüglichsten Werken der toscan.-röm. Hochrenaissance. Unter ihnen zeichnen sich durch Schönheit der Disposition, Gediegenheit und Zweckmäßigkeit der Ausführung ganz besonders aus: die Vigna di Papa Giulio bei Rom (erbaut 1550 für Julius III.), an welcher V. wesentlichen Anteil hatte; sodann die Uffizien in Florenz, bestimmt zur Aufnahme der Regierungsbureaus (1560 von V. begonnen, dann von Buontalenti, Parigi u. a. vollendet), die Badia in Arezzo, wo sich V. auch ein Wohnhaus (jetzt Casa Montauti) erbaute; die Kuppel der Madonna dell' Umiltà in Pistoja, die neue Sakristei von San-Lorenzo in Florenz. Auch der Gebäudekomplex der Stephansritter zu Pisa und die Erneuerung des Innenbaues im Palazzo-Vecchio zu Florenz ist sein Werk. Den größten Ruhm erwarb er sich durch seine Künstlerbiographien («Vite de' più eccellenti architetti, pittori e scultori italiani da Cimabue insino a' tempi nostri»), welche auf Anregung des Kardinals Farnese und des Paolo Giovo entstanden und zuerst 1550 gedruckt wurden, dann 1568 in einer von V. selbst umgearbeiteten Auflage, welcher die Porträts der hervorragendsten Meister beigefügt sind. Von den später veranstalteten kommentierten Auflagen des Werks sind die wichtigsten: die römische (besorgt von Bottari, 1759—60), die sienesische (besorgt von Della Valle 1792—93), die florentinische von Le Monier (14 Bde., 1846 fg.), bearbeitet von verschiedenen ital. Kunstgelehrten (mit Hinzufügung der Kommentarien des Ghiberti) und die neueste florentinische von G. Milanesi (8 Bde., 1878 fg.). Hauptquelle über V. ist seine Selbstbiographie in den «Vite de' pittori». Er starb 1574.

Lazzaro V., Urgroßvater des vorigen, geb. 1380, gest. 1452, Maler in Arezzo, wo er mit Piero della Francesca arbeitete und sich durch seine Ausführung kleiner Figuren besonders hervorthat; seine Schwester war die Mutter des Luca Signorelli.

Vasatae oder Cossium, alte Stadt in Aquitanien, jetzt Bazas (s. d.) im Departement Gironde.

Vasco da Gama, s. Gama.

Vasconcellos (Joaquim Antonio da Fonseca e), portug. Schriftsteller, besonders auf dem Gebiete der portug. Kunstgeschichte und Archäologie ausgezeichnet, geb. 10. Febr. 1849 in Porto, erhielt seine Schul-

bildung in Hamburg, besuchte 1865—69 die Hochschule von Coimbra und bereiste 1871—75 Deutschland, dann auch Frankreich, England, Spanien und Portugal. Seit 1883 ist er Professor der deutschen Sprache am Lyceum zu Porto, seit 1884 auch Verwalter des Museums für Industrie und Handel.

V.s Erstlingswerk war eine Geschichte der port. Musik: »Os Musicos portuguezes. Biographia-bibliographia« (Porto 1870). Besondere Kapitel vaterländischer Musikgeschichte behandeln: »Luiza Todi« (Porto 1873), »Ensaio sobre o catalogo da livraria de musica de el-rei D. João IV« (Porto 1873) und »Cartas curiosas do abbade Antonio da Costa« (Porto 1879). Der Malerei und Zeichenkunst sind gewidmet: »Reforma do ensino de bellas artes« (3 Bde., Porto 1877—79); »Albrecht Dürer e a sua influencia na peninsula« (Porto 1877), »Francisco de Hollanda« (Porto 1879), »Goësiana« (4 Bde., Porto 1879—81). Über Goethes Faust schrieb V., veranlaßt durch Castilhos freie Übersetzung des deutschen Meisterwerks, eine Reihe polemischer Schriften, welche von seiner Liebe für Deutschland Zeugnis ablegen. Die wichtigste darunter ist »O Faust de Goethe e a traducção de Castilho« (Porto 1872). Außerdem schrieb V. viele Broschüren und Aufsätze kunstwissenschaftlichen Inhalts, welche durch Genauigkeit und Sorgsamkeit, durch Reichtum an positiven Daten und allgemeinen Ideen über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft portug. Kunst und portug. Kunsthandwerks hervorragen.

Seine Gattin, **Karolina Wilhelma Michaelis de V.**, geb. 15. März 1851 zu Berlin, ist die jüngste Tochter des durch seine Arbeiten über Stenographie und Lautphysiologie bekannten Professors Gustav Michaelis. Sie besuchte 1858—66 die unter Professor Mätzners Leitung stehende Luisenschule und begann frühzeitig, sich mit Sprach- und Litteraturstudien zu befassen. Sie lernte nächst Lateinisch und Griechisch sämtliche romanische und einige slawische Sprachen, auch das Arabische und Hebräische. Ihre besondere Neigung zog sie zur Iberischen Halbinsel, in deren Sprachen und Dialekte und Litteraturen sie mit wissenschaftlicher Gründlichkeit eindrang. Sie lieferte Beiträge zu Herrigs »Archiv«, der von G. Paris herausgegebenen »Romania«, Groebers »Zeitschrift für roman. Philologie«, »Jahrbuch für roman. und engl. Litteratur«, »Shakespeare-Jahrbuch«, »Magazin für die Litteratur des Auslandes« u. s. w., sowie zu portug. Journalen. Herders »Cid, herausgegeben von Julian Schmidt« (Lpz. 1868) versah sie mit Erläuterungen und veröffentlichte ferner: »Romancero del Cid« (Lpz. 1870), »Studien zur roman. Wortschöpfung« (Lpz. 1876), »Ein portug. Weihnachts-Auto: Pratica de tres pastores« (Braunschw. 1879), »Versuch über den Palmeirim de Inglaterra« (Halle 1883), »Poesias de Francesco de Sa de Miranda« (Halle 1885), »Studien zur hispanischen Wortdeutung« (Florenz 1886).

Vasconen, Vorfahren der Basken (s. d.); **Vascongadas**, der span. Name der Baskischen Provinzen; **Vascongados**, soviel wie Basken.

Vascularisation (lat.), die Neubildung von Blutgefäßen.

Vasculose, von Fremy angewandte Bezeichnung für den Hauptbestandteil der Wandungen der Gefäße der Pflanzen. Ob die V. eine bestimmte chem. Verbindung ist, kann bezweifelt werden.

Vase (vom lat. vas oder vasum, Gefäß, Geschirr) wird jetzt allgemein gebraucht zur Bezeichnung der bemalten griech. Thongefäße, welche in fast zahllosen Exemplaren in antiken Gräbern in Griechenland und seinen Kolonien bis zu der Halbinsel Krim und der Nordküste von Afrika, besonders aber im mittlern und südl. Italien und auf der Insel Sicilien gefunden worden und in zahlreichen Sammlungen Italiens (besonders in Rom, Neapel und Florenz), Frankreichs (Paris), Englands (im Britischen Museum), Deutschlands (Berlin, München und Wien), Dänemarks (Kopenhagen), Rußlands (Petersburg) aufgestellt sind. Die gesamte Masse scheidet sich nach der Technik in zwei Hauptklassen, eine ältere mit schwarzen und bräunlichen Figuren auf rötlich-gelbem Grunde und eine jüngere mit rötlich-gelben Figuren auf glänzend schwarzem Grunde. Was das technische Verfahren bei der Bemalung anlangt, so wurden bei der ältern Klasse zunächst die Umrisse der Figuren mit einem scharfen Instrument in den Thon eingeritzt, die Fläche innerhalb derselben mit schwarzer Farbe ausgefüllt, dann alle Linien, durch welche die Körperteile, die Muskulatur und Gewandung bezeichnet werden, eingeritzt, sodaß die helle Farbe des Thons wieder zum Vorschein kam. Bei den V. mit gelben Figuren wurden die Umrisse auf den ungefirnißten Thon mit feinen schwarzen Linien, innerhalb der Umrisse sehr fein mit schwarzer Farbe gezogen, endlich der Grund des ganzen Gefäßes außer den Figuren mit schwarzem glänzenden Firnis überzogen. Nebenher sehen wir besonders bei den ältern und dann den spätesten prächtigen Vasenbildern auch andere Farben zur Hervorhebung gewisser Nebendinge angewandt: in älterer Zeit dunkles Rot (Violett) und Weiß, später auch Gold, Braunrot und Grün. Diese Farben sind durchaus Deckfarben. Eine besondere nicht zahlreiche Klasse bilden die V. mit bunter Zeichnung auf weißem Grund; bei diesen wurde das ganze Gefäß mit weißem Pfeifenthon überzogen, und darauf teils bloße Umrißzeichnungen mit dunkler Farbe angebracht, teils diese Umrisse mit bunten Farben koloriert. In Hinsicht auf den Stil der Zeichnung zerfällt jede der beiden Hauptklassen wieder in mehrere Arten. Bei der ältern Klasse unterscheidet man Gefäße des ältesten Stils, die man nach der großen Übereinstimmung ihrer wesentlich ornamentalen (Tierfiguren, Jagdscenen u. dgl. darstellenden) Malereien mit orient. Bildwerken auch als phönikisierende bezeichnet, und die schon, besonders auch in Hinsicht der dargestellten Mythen, rein griechischen des alten Stils. Die V. mit gelben Figuren teilt man in die des strengen oder Übergangsstils, des schönen und des reichen oder prächtigen Stils.

Die Mehrzahl der griechischen V. stammt aus Athen. Der Zeit nach kann man diese athen. Fabrikate ungefähr den beiden Jahrhunderten von 500 bis 300 v. Chr. zuschreiben. Nichtathen. Ursprungs sind die V. des ältesten Stils, welche hauptsächlich aus Korinth und von den Inseln Thera und Melos stammen, und die jüngste Art, die des reichen Stils, die, wie sie fast ausschließlich in Unteritalien (Apulien und Lucanien) gefunden werden, so auch dort, hauptsächlich wohl im 4. und 3. Jahrh. v. Chr., fabriziert worden sind. Auch in Etrurien hat man, im Anschluß an griech. Vorbilder, bemalte V. fabriziert, die aber durch plumpere Form, gröbern Thon, mattern Firnis und rohere Zeichnung, oft

auch durch etruskische Inschriften leicht kenntlich sind. Ganz irrig ist die von ital. Gelehrten ausgegangene Bezeichnung der bemalten Thongefäße überhaupt oder doch der ältern Klasse als «etrurische V.», vielmehr herrschte in Etrurien durchaus die Fabrikation von (schwarzen oder roten) Gefäßen mit Reliefs vor, wie auch die Römer sich fast ausschließlich solcher mit Reliefs verzierter Gefäße von glänzend rotem Thon (der sog. arretinischen Gefäße, nach dem Hauptfabrikationsorte Arretium in Etrurien, dem jetzigen Arezzo) bedienten, von welchen sich überall, wo röm. Niederlassungen bestanden haben, zahlreiche Bruchstücke vorfinden. Was die Bestimmung der bemalten griechischen V. anlangt, so haben dieselben nur zum kleinern Teil zum wirklichen Gebrauch, wie zur Mischung des Weins mit Wasser, zur Toilette der Frauen, zum Aufbewahren des den Siegern in den Panathenäischen Festspielen in Athen als Siegerpreis gegebenen Öls (die sog. panathenäischen Preisgefäße) gedient; die Mehrzahl dagegen ist offenbar nur zur Ausschmückung der Gräber, gleichsam als Erinnerungszeichen an dieses Leben, angefertigt worden, was nicht ausschließt, daß die wirklichen Gefäße des Lebens, wie aus zahlreichen Bildern hervorgeht, dieselben Formen hatten, so die Trinkgefäße, die Wasserkrüge, die Amphoren oder Vorratsgefäße.

Vgl. Kramer, «Über den Stil und die Herkunft der bemalten griech. Thongefäße» (Berl. 1837); O. Jahn, «Einleitung in die Vasenkunde» (in der «Beschreibung der Vasensammlung des Königs Ludwig von Bayern», Münch. 1854). Um die Veröffentlichung der Vasenbilder hat sich besonders Eduard Gerhard (s. d.) durch zahlreiche Publikationen verdient gemacht; die vollständigste Sammlung von Zeichnungen nach Vasenbildern gaben Lenormant und de Witte unter dem Titel «Élite céramographique» (Par. 1838 fg.). Vgl. außerdem Lau, «Die griechischen V., ihr Formen- und Dekorationssystem» (44 Tafeln mit Text von Krell, Lpz. 1877).

Vaselin, in reinem Zustand eine fettähnliche, farb- und geruchlose Substanz, die in Nordamerika bei der Rektifikation des Erdöls gewonnen, in Deutschland aus Bergteer, in Österreich aus Ozokerit dargestellt wird; im Handel eine weiße oder gelblichweiße Masse, meist von der Konsistenz des Schweineschmalzes. Wegen seiner großen Luftbeständigkeit und der Eigenschaft, unter keinen Umständen ranzig zu werden, zu krystallisieren oder einzutrocknen, benutzt man das V. zu Salben, Pomaden, bei Verbrennungen, Kontusionen, Frostbeulen, wundgelaufenen Füßen, zur Herstellung feiner Parfumerien, als Lederschmiere, zum Schmieren feiner Maschinenteile (vgl. Schmiermittel), als Schutzmittel gegen Rost.

Unter dem Namen Vaselinöl kommt ein farb- und geruchloses, feines Schmier- und Haaröl vor.

Vasomotorische Nerven, Nerven, durch deren Einfluß die Blutgefäße sich verengern und erweitern; Vasoneurosen, Erkrankungen dieser Nerven.

Vasselot (Anatole Marquet de), franz. Bildhauer, geb. 16. Juni 1840 zu Paris, widmete sich anfangs der diplomatischen Laufbahn und wurde erst 1866 Schüler des Bildhauers Jouffroy. Er ist hauptsächlich in der Porträtbüste bedeutend. Hervorzuheben sind von seinen Werken: Medaillonporträt Abraham Lincolns (1868), Chloe am Brunnen (1869), das Vaterland (1874) und die am 7. Juli 1886 enthüllte Statue Lamartines in Passy.

Vassy, Stadt und Hauptort eines Arrondissements im franz. Depart. Haute-Marne, an der Blaise, Station der Linie St.-Dizier-Doulevant le-Château der Ostbahn, zählt (1881) 2930 (Gemeinde 3584) E. und hat Eisenwerke. Die hier am 1. März 1562 geschehene Niedermetzelung der Calvinisten von V. durch Leute des Herzogs Franz von Guise gab das Zeichen zum Beginn des dreißigjährigen Religionskriegs in Frankreich. — Das Arrondissement Vassy zerfällt in 8 Kantone mit 145 Gemeinden und 75759 E.

Vast und Ricouard, zwei franz. Schriftsteller, welche gemeinsam Romane verfassen. Der erste, geb. 20. Mai 1850 zu Paris, ward Commis in einem pariser Bankhause, als er mit Ricouard (geb. 2. Nov. 1852 zu Talence im Depart. Gironde), damaligen Theaterreferenten der «Opinion nationale», bekannt wurde. Seitdem schrieben sie mehrere Romane in der realistischen Manier Émile Zolas, wie «Claire Aubertin» (1878), «Madame Bécart» (1879), «Le Tripot», «Seraphin et Cie.», «La vieille garde» (1880) u. s. w. Auch eine Operette der beiden, «La croix de l'alcalde» (Musik von Henri Perry) fand Beifall.

Vasto, Stadt und Bezirkshauptort in der ital. Provinz Chieti, am Adriatischen Meere, südlich vom Vorgebirge Punta della Penna, Station der Eisenbahn Bologna-Ancona-Otranto, zählt (1881) 13960 E. und hat ein Gymnasium, eine technische Schule, im Stadthause eine Sammlung hier gefundener röm. Inschriften und Altertümer, Ölbau, einen Hafen, Fischerei und Handel. V. ist das Histonium der samnitischen Frentaner.

Vat, holländ. Maß = 1 hl.

Vatan, Stadt im franz. Depart. Indre, Arrondissement Issoudun, zählt (1881) 2083 (Gemeinde 2893) E. und hat eine schöne Stiftskirche der ehemaligen Abtei Vernutio, Getreide- und Wollhandel.

Väter des Glaubens, geistlicher Orden, s. u. Jesuiten, Bd. IX, S. 813[b].

Väter des Glaubens Jesu, s. Paccanaristen.

Väter der frommen Schulen, s. Piaristen.

Vatēria *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Dipterocarpeen. Man kennt 12 Arten, die sämtlich im tropischen Asien vorkommen. Es sind hohe Bäume mit ganzrandigen lederartigen Blättern und weißen in Rispen stehenden Blüten. Die Stämme enthalten reichlich kopalartige Harze, die aus Einschnitten in die Rinde als zähe gelbe Massen von angenehmem Geruche ausfließen. Die bekannteste Art ist der in Ostindien einheimische Kopalbaum, von welchem der sog. ostindische oder Manila-Kopal gewonnen wird. (S. Kopal.) Aus den stark fetthaltigen dicken Samen stellt man durch Auskochen einen vegetabilischen Talg, das sog. Vateriafett dar, das zu verschiedenen gewerblichen Zwecken, besonders in der Kerzenfabrikation und der Parfumerie benutzt wird.

Väterliche Gewalt (patria potestas). Schon die Natur legt den Eltern und vorzugsweise dem Vater die Pflicht auf, das Kind zu beschützen, zu ernähren und zu erziehen. Aus dieser Pflicht entspringen Rechte, das Kind zu leiten und es zu züchtigen; für das Kind aber die Pflicht des Gehorsams und der Unterwerfung. Im Staate werden diese Rechte schärfer bestimmt, und je lockerer noch die Bande der bürgerlichen Gesellschaft sind, desto strenger sind die hausväterlichen Rechte. Weit ausgedehnt war die väterliche Gewalt in dem alten

Rom. Der Vater konnte das Kind töten, gleich bei der Geburt oder auch später. Das Kind war ihm unbedingten Gehorsam schuldig, selbst wenn es erwachsen war. Die Kinder hatten nichts Eigenes: was sie erwarben, erwarben sie dem Vater. Wurde ihnen etwas zur besondern Verwaltung überlassen (peculium), so gehörte auch dies dem Vater. Er konnte die Kinder verkaufen, und selbst wenn sie aus der Sklaverei frei wurden, fielen sie wieder in die väterliche Gewalt zurück. Diese väterliche Gewalt erstreckte sich auch über die Kinder des verheirateten Sohnes. Nach und nach aber milderte sich dies alles. Später hoben hohe Würden in der Kirche und im Staate die väterliche Gewalt von selbst auf. Das german. Recht kannte diese Strenge der Rechtsgrundsätze nicht, und das neuere europ. Recht hat daran noch mehreres geändert. Die väterliche Gewalt hört gegenwärtig schon durch eine eigene Haushaltung auf, insofern die Kinder definitiv aus dem väterlichen Hause scheiden. Die Kinder werden im Streitfalle vom Staat auch gegen ihren Vater in Schutz genommen, eventuell durch Errichtung einer Vormundschaft, und den selbständig gewordenen Kindern ist auf keine Weise mehr untersagt, ihre Rechte und Ansprüche gegen die Eltern auch vor Gericht durch Klagen zu verfolgen. Der Mutter sind Rechte eingeräumt, welche der väterlichen Gewalt ziemlich nahe kommen. Die Eltern müssen um ihre Einwilligung bei Verheiratung der Kinder ersucht werden, aber wenn sie solche ohne Grund versagen, wird sie vom Staate ergänzt. Erworben wird die väterliche Gewalt nicht bloß durch die Vaterschaft (s. d.) innerhalb der rechtmäßigen Ehe, sondern auch durch Adoption (s. d.) und Legitimation (s. d.).

Vatermord, s. Parricidium.

Vaterschaft oder Paternität (lat.) heißt das Verhältnis des Vaters zu seinem Kinde. Es gibt eine natürliche, d. i. eine durch die Ehe nicht geheiligte, eine eheliche und eine bloß auf dem Willen des Vaters beruhende (sog. künstliche) V., die Adoption (s. d.). Nach den Ansichten der Gegenwart ist jedes, auch außer der Ehe erzeugte Kind berechtigt, von seinem Vater notdürftige Ernährung und Erziehung zu verlangen, und es kann darauf von der natürlichen Mutter und von den Vormündern geklagt werden. (S. Uneheliche Kinder.) Ein Kind, welchem die Anerkennung als eheliches und rechtmäßiges Kind verweigert wird, kann darauf klagen, muß aber den Beweis seiner ehelichen Geburt führen (Paternitätsklage). Einem in der Ehe geborenen Kinde kann die eheliche Geburt nur durch den positiven Beweis der Unterschiebung oder der Unmöglichkeit ehelicher Erzeugung streitig gemacht werden. Die Wirkung rechtmäßiger ehelicher V. sind auf der Seite des Vaters Väterliche Gewalt (s. d.), auf seiten des Kindes die Rechte der Kindschaft, Successions- und andere Familienrechte.

Vaterunser (lat. Pater noster) heißt das bekannte «Gebet des Herrn» (Matth. 6, 9—13; Luk. 11, 2—4) nach seinen Anfangsworten. Nach Matthäus hätte Jesus den Jüngern dieses Gebet unaufgefordert gelehrt als Muster, wie sie beten sollten im Unterschiede vom «Plappern» der Heiden, nach Lukas auf die Bitte der Jünger, sie beten zu lehren. Die kürzere Fassung bei Lukas ist schwerlich die ursprüngliche; doch ist die «Doxologie» am Schluß («Denn dein ist das Reich u. s. w.») erst später zum Zweck des kirchlichen Gebrauchs hinzugefügt. Die in dem Gebete enthaltenen sog. Sieben Bitten sprechen in einfachen volkstümlichen Worten die Grundgedanken des Evangeliums Jesu Christi aus. Sehr früh kam die Sitte auf, dieses Gebet bei jedem Gottesdienste zu sprechen, seit dem 4. Jahrh. gebrauchte man es auch bei der Feier des Abendmahls und bei der Predigt, wie dies jetzt noch in der prot. Kirche der Fall ist. Katechumenen durften es, solange sie nicht getauft waren, nicht beten. In der griech. Kirche betete es die Gemeinde mit dem Priester, in der lateinischen betete es der Priester allein: man verband es hier mit der Messe und den kanonischen Stunden. Spätere Kirchengesetze geben den Priestern die Vorschrift, es täglich zu beten. Die Kapitularien Karls d. Gr. ordneten an, daß jeder Christ und jeder Priester das V. auswendig lernen müsse; wer dies nicht vermochte, sollte auch als Taufzeuge nicht zugelassen werden. Die abergläubische Meinung, daß durch das Hersagen dieses Gebets außerordentliche Wirkungen hervorgebracht würden, gab Anlaß zu seiner mißbräuchlichen Anwendung bei Heilungen und Ordalien. Die kath. Kirche hat das V. mit dem Rosenkranze (s. d.) verbunden. Im luth. Katechismus bildet das V. das dritte Hauptstück. In alter und neuer Zeit hat man das V. oft in Gedichten paraphrastisch und in Predigten behandelt. Auslegungen desselben haben unter andern Tholuck im Kommentar zur Bergpredigt und Kamphausen («Das Gebet des Herrn», Elberf. 1866) gegeben.

Vathy, Hauptstadt von Ithaka (s. d.).

Vathy oder **Wathy**, Hauptstadt der Insel Samos (s. d.).

Vati, mittelalterlicher Ort an der Stelle des heutigen Batum (s. d.).

Vatia (Publius Servilius), s. u. Servilier.

Vatikan, s. unter Rom, Bd. XIII, S. 778[a].

Vatikanischer Codex (Codex Vaticanus), s. unter Bibel, Bd. II, S. 953.

Vatikanisches Konzil, nach röm. Zählung das zwanzigste Konzil, tagte vom 8. Dez. 1869 bis zum 20. Okt. 1870 zu Rom und proklamierte am 18. Juli 1870 die päpstl. Infallibilität (s. d.). Sowohl das Konzil wie die Beschlüsse desselben waren schon seit langer Zeit vorbereitet. Am 8. Dez. 1854 ward das Dogma von der unbefleckten Empfängnis Mariä verkündigt. Bisher hatte der Papst stets nur in Gemeinschaft mit einem Konzil neue Dogmen definiert, diesmal hatte jedoch derselbe allein gesprochen und die kath. Kirche die Lehre gläubig hingenommen. Dadurch war die päpstl. Unfehlbarkeit faktisch erklärt worden, und als in den folgenden Jahren bei der Proklamation des Syllabus und der Encyclica, sowie bei andern Gelegenheiten sich eine unbedingte Ergebenheit der Bischöfe an den päpstl. Stuhl zeigte, schien der Kurie die Zeit gekommen, die bereits anticipierte Infallibilität des Papstes durch ein Konzil feierlich zum Dogma der kath. Kirche zu erheben. Am 29. Juni 1868 am Gedächtnistage der Apostelfürsten Petrus und Paulus berief Pius IX. durch die Bulle Aeterni Patris auf den 8. Dez. 1869 ein allgemeines ökumenisches Konzil nach dem vatikanischen Palast zu Rom, zu welchem hernach auch die Bischöfe oriental. Ritus, die Protestanten und übrigen Akatholiken, also die gesamte Christenheit geladen wurde. Eine verwickelte Lehrstreitigkeit oder eine verwirrende Frage der Disciplin wie sonst lag bei diesem Konzil nicht

vor; auch bezeichnete jene Einberufungsbulle als Zweck ganz allgemein, durch Reinigung der Lehre von Irrtümern und Wiederherstellung strenger Zucht Kirche und bürgerliche Gesellschaft von den über sie hereingebrochenen übeln zu retten. Offiziell blieb man über den Zweck des Konzils durchaus im Unklaren, zumal auch die zur Ausarbeitung der Vorlagen zu Rom niedergesetzten Kommissionen, fast ganz aus Jesuiten bestehend, unter dem Eide der Inquisition zu unbedingtem Stillschweigen verpflichtet waren. Dennoch ward bekannt, daß es sich um Dogmatisierung der leiblichen Himmelfahrt Mariä und namentlich der Unfehlbarkeit des Papstes handeln werde. Letzteres erregte allgemeine Besorgnis und gab zu lebhaften Erörterungen, z. B. auf einer deutschen Bischofskonferenz zu Fulda (6. Sept.), ja sogar zu diplomatischen Unterhandlungen, angeregt durch den bayr. Ministerpräsidenten Fürst Hohenlohe, Anlaß.

Am 8. Dez. 1869 ward das Konzil im Vatikan eröffnet. Es war eine stattliche Versammlung von kirchlichen Würdenträgern aus allen fünf Erdteilen; von 1037 Berechtigten erschienen nach und nach 764. Die große Mehrzahl war von Anfang an dem Dogma günstig gestimmt; man rechnete auf mindestens 500 sichere Stimmen; aber nicht minder entschieden sprach sich eine an Gelehrsamkeit hervorragende und durch die Zahl der repräsentierten Bevölkerung gewichtige Opposition dagegen aus. Diesen Widerspruch durch geschicktes Vorgehen zu brechen, dazu diente vor allem die Geschäftsordnung des Konzils, welche die Freiheit der Beratungen im höchsten Grade einschränkte und das Konzil zur bloßen Stimmmaschine machte. Die Hauptberatungen gingen nämlich in den Kommissionen vor sich und diese wurden gleich anfangs gewählt, bevor die Opposition sich organisiert hatte. Überdies erhielt die Majorität für diese Wahlen genaue, von den Jesuiten festgestellte Listen, sodaß niemand von der Minorität gewählt ward. Die Präsidenten der Kommissionen und Kongregationen wurden gleich sämtlichen Beamten des Konzils vom Papst ernannt. Zu Worte kam die Opposition nur in den Generalkongregationen, welche in der Aula der Peterskirche abgehalten wurden. Die Verhandlungen wurden nicht gedruckt, ja, den Vätern war verboten, in Rom etwas drucken zu lassen. Abänderungsvorschläge konnten zwar eingebracht werden, aber die Kongregation beschloß nicht darüber, sondern sie gingen an die Kommission, die sie berücksichtigte oder nicht. Kamen die Vorschläge zum zweiten mal an die Kongregation, so durfte nur mit Ja (placet) und Nein (non placet) abgestimmt werden, ohne jede Debatte. Die öffentlichen Sitzungen endlich dienten nur der Verkündigung der Dekrete, für die charakteristisch nicht die frühere Form: «Die ökumenische, im Heiligen Geist rechtmäßig versammelte Synode verordnet u. s. w.», sondern die neue Formel angewendet wurde: «Der Papst verordnet unter Zustimmung des Konzils» (sacro approbante Concilio).

Öffentliche Sitzungen hat das Konzil bis zu seiner Vertagung am 20. Okt. 1870 nur vier abgehalten. Die erste, 8. Dez. 1869, war den Eröffnungsfeierlichkeiten gewidmet, in der zweiten, 6. Jan. 1870, legten die einzelnen Bischöfe das Glaubensbekenntnis ab, in der dritten, 21. April, wurden die neuen Bestimmungen über den Glauben angenommen, und in der vierten, 18. Juli, die päpstl. Unfehlbarkeit proklamiert. Vier Vorlagen oder «Schemata» wurden dem Konzil unterbreitet. Das erste Schema handelt vom «Glauben» und verdammt Rationalismus, Pantheismus, Materialismus und Atheismus als die Hauptarten des modernen Unglaubens. Das zweite Schema vom 14. Jan. über die «kirchliche Disciplin» handelt von den Pflichten der Bischöfe, das dritte Schema vom 21. Jan. von der Kirche und dem päpstl. Primat, das vierte von der Einführung eines neuen Katechismus. Erst nachher, 6. März, ward als Zusatz zum dritten Schema die Vorlage betreffs der Unfehlbarkeit eingebracht.

Die eigentliche Entscheidung wurde außerhalb der Sitzungen herbeigeführt. Die Majorität, völlig eingeweiht in die Pläne und Wünsche der Kurie, war unaufhörlich geschäftig. Die Erzbischöfe Manning von Westminster, Deschamps von Mecheln, Spalding von Baltimore und der Bischof Mermillod von Genf standen an der Spitze der Agitation, welche mehrere, mit zahlreichen Unterschriften versehene Adressen an den Papst richteten, er möge die Unfehlbarkeit dogmatisieren. Die Opposition wurde auf die verschiedenste Weise beeinflußt und war zudem in sich selber nicht einig. Einige verwarfen das Dogma vollständig und wiesen nach, es sei widersinnig, daß das Konzil sich selber aller althergebrachten Macht entkleide und dieselbe dem Papst übertrage, und die Unfehlbarkeit stehe im schroffsten Widerspruche zu Schrift, Tradition und allgemeinem Bewußtsein des Volks. Andere hielten nur den gegenwärtigen Zeitpunkt nicht geeignet für die Definition des Dogmas, aber waren im übrigen günstig gestimmt. Um diese verschiedenen Elemente nicht gleich auseinander fallen zu lassen, stellte sich die ganze Opposition auf diesen letztern Standpunkt der «Inopportunität». Ihre Stärke war überhaupt nur die Theorie, während sie praktisch wenig leistete; schon der Versuch, sie zu einem gemeinsamen Schritte gegen die oktroyierte Geschäftsordnung zu vereinigen, scheiterte.

Nach Annahme des Schemas vom Glauben wurde 10. Mai das Dekret über die Kirche mit dem Zusatz über die Unfehlbarkeit zur Verhandlung gestellt. Am 13. Juli fand die Abstimmung über das Schema von der Kirche statt. Von den 692 in Rom anwesenden Vätern waren 601 erschienen. Weggeblieben waren sieben Kardinäle, darunter Antonelli und Hohenlohe. Von den übrigen stimmten 451 mit einfachem Ja, 62 mit bedingtem Ja, 88 mit Nein. Am 15. abends beschwor eine Deputation der Minderheit Pius IX. noch einmal, wenigstens eine mildere Form zu wählen; Ketteler that gar einen Fußfall. Alles umsonst. Am 17. Juli reisten sämtliche Väter der Minorität von Rom ab, mit Zurücklassung eines Protestes, in welchem das verneinende Votum wiederholt, aber hinzugefügt war, die Ehrfurcht vor dem Heiligen Vater hindere sie, in öffentlicher Sitzung mit Nein zu stimmen. Am 18. Juli in der vierten öffentlichen Sitzung stimmten 533 Väter mit Ja, nur 2 mit Nein. Also wurde einstimmig die Unfehlbarkeit des Papstes beschlossen. Das Dekret lautet wörtlich: «Unter Beistimmung des Heiligen Konzils lehren und definieren wir als göttlich offenbartes Dogma, daß der röm. Papst, wenn er ex cathedra redet, d. h. in Ausübung des Amtes eines Hirten und Lehrers aller Christen, kraft seiner höchsten apostolischen Autorität, eine Lehre über den Glauben oder

die Sitten bestimmt, welche von der gesamten Kirche festgehalten werden soll, vermöge des göttlichen Beistandes, der ihm in dem heiligen Petrus verheißen ist, mit derjenigen Unfehlbarkeit ausgestattet ist, mit welcher der göttliche Erlöser seine Kirche bei Bestimmung der Lehre über Glauben und Sitten begaben wollte, und daß demgemäß die Bestimmungen des röm. Papstes aus eigener Kraft, nicht aber wegen der Zustimmung der Kirche, irreformabel sind. So aber jemand dieser unserer Bestimmung, was Gott verhüten wolle, zu widersprechen wagt, der sei dem Bannfluch verfallen!»

Für den Augenblick ward die Unfehlbarkeit des Papstes zurückgedrängt durch den gewaltigen Kampf zwischen Frankreich und Deutschland, der gleichzeitig entbrannte. Unbeachtet tagte das Konzil noch einige Monate weiter. Aber die franz. Truppen wurden zur Verteidigung der Heimat abberufen, 11. Sept. rückten die ital. Truppen in den Kirchenstaat ein und besetzten Rom 21. Sept. Zwei Monate nach Proklamation der päpstl. Unfehlbarkeit nahm die weltliche Herrschaft des Papstes ein Ende. Am 28. Sept. protestierte der Papst gegen den an ihm begangenen «Raub»; 20. Okt. vertagte er das Konzil wegen mangelnder Freiheit bis auf bessere Zeiten. Während die meisten Mitglieder der Minorität sich später unterwarfen, schlossen andere sich dem Altkatholizismus an.

Aus der reichen Litteratur sind besonders hervorzuheben: Janus, «Der Papst und das Konzil» (Lpz. 1869); «Acta et decreta sacrosancti et oecumenici concilii vaticani» (Freiburg i. Br. 1871); Quirinus, «Röm. Briefe vom Konzil» (Münch. 1871; vorher in der «Allgemeinen Zeitung»); *Acton*, «Zur Geschichte des Vatikanischen Konzils» (deutsch von Reischl, Münch. 1871); Friedrich, «Documenta ad illustrandum concilium vaticanum» (2. Abteil., Nördl. 1871); derselbe, «Tagebuch. Während des Vatikanischen Konzils geführt» (2. Aufl., Nördl. 1873); hierzu, «Zur Verteidigung meines Tagebuchs» (Nördl. 1872); derselbe, «Geschichte des Vatikanischen Konzils» (Bd. 1, Bonn 1877; Bd. 2, Bonn 1884); Schneemann, «Die Kanones und Beschlüsse des hochheiligen ökumenischen Konzils» (Freiburg i. Br. 1871); Martin, «Die Arbeiten des Vatikanischen Konzils» (3. Aufl., Paderb. 1873); derselbe, «Omnium Concilii Vaticani quae ad doctrinam et disciplinam pertinent documentorum collectio» (Paderb. 1873); Frommann, «Geschichte und Kritik des Vatikanischen Konzils von 1869 bis 1870 (Gotha 1872); Cecconi, «Geschichte der allgemeinen Kirchenversammlung im Vatikan» (aus dem Italienischen von Molitor, Bd. 1, Regensb. 1873); Langen, «Das Vatikanische Dogma von dem Universal-Episkopat und der Unfehlbarkeit des Papstes» (Bonn 1876); Friedberg, «Sammlung der Aktenstücke zum ersten Vatikanischen Konzil mit einem Grundriß der Geschichte desselben» (Tüb. 1872); Pressensé, «Le concile du Vatican» (Par. 1872); Manning, «The true history of the V. C.» (Lond. 1877; deutsch von Bender, Berl. 1877); Gladstone, «The Vatican decrees and vaticanisme» (Lond. 1874—75).

Vatke (Joh. Karl Wilh.), Philosoph und Theolog, geb. 14. März 1806 zu Behndorf im Magdeburgischen, studierte zu Halle, Göttingen und Berlin Theologie, habilitierte sich 1830 zu Berlin und erhielt hier 1837 eine Professur der Theologie. Seine wissenschaftliche Überzeugung hatte sich unter dem Einflusse Hegels und Schleiermachers ausgebildet. Eine eigentümliche Vereinigung philol.-kritischer Forschung und spekulativer Verarbeitung zeigte die Schrift «Die Religion des Alten Testaments» (Bd. 1, Berl. 1835). Derselben folgte die rein spekulative Arbeit über «Die menschliche Freiheit in ihrem Verhältnis zur Sünde und zur göttlichen Gnade» (Berl. 1841). V. starb 19. April 1882 zu Berlin.

Vatn (dänisch), soviel wie See.

Vattel (Emerich von), berühmter Publizist, geb. 25. Aug. 1714 zu Couvet im Fürstentum Neuchâtel, Sohn eines prot. Pfarrers, studierte zu Basel und Genf Humaniora und Philosophie, besonders aber die letztere nach Leibniz und Wolf. Nachdem er durch die scharfsinnige Schrift «Défense du système Leibnitien, etc.» (Leid. 1741) die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, wandte er sich als preuß. Unterthan nach Berlin, wo er sich vergeblich um Anstellung in polit. Geschäften bewarb, sodaß er 1743 nach Dresden ging. Hier erhielt er durch den Grafen Brühl ein Jahrgehalt und den Titel eines Legationsrats und ward als sächs. Gesandter nach Bern geschickt. In dieser Stellung fand V. Muße, sein berühmtes Werk vorzubereiten, das später unter dem Titel «Droits des gens, ou principes de la loi naturelle appliqués à la conduite et aux affaires des nations et des souverains» (zuerst 2 Bde., Neuchâtel 1758; dann wiederholt zu Paris, London u. s. w.; endlich vermehrt und mit einer biographischen Notiz über V., 2 Bde., 4., Amsterd. 1775; deutsch von Schulin, Nürnb. 1759, Mitau 1771 u. s. w.; neueste Ausg., 3 Bde., Par. 1863) erschien. V. vertritt in diesem Werke die Grundsätze der Aufklärung und der Vernunft gegen die Politik des Patrimonialstaats, sowie der Humanität und der nationalen Selbständigkeit wider die herkömmliche Barbarei und die fremde Gewalt. Außerdem gab er während seines Aufenthalts in Basel mehrere kleinere Schriften, wie «Mélanges de littérature, de morale et de politique», «Loisirs philosophiques» (Dresd. 1747) und «La poliergie» (Par. 1757) heraus. Sein letztes Werk war «Questions de droit naturel, ou observations sur le traité du droit de la nature par Wolf» (Bern 1762), in welchem er ebenfalls Methode und Demonstrationen des letztern einer scharfsinnigen Kritik unterzog. Seit 1758 von Basel nach Dresden zurückberufen, arbeitete er hier mit Eifer als Geheimrat im kurfürstl. Kabinett. Er starb auf einer Reise zu Neuchâtel 20. Dez. 1767. Sein Sohn war Staatsrat im Fürstentum Neuchâtel.

Vauban (Sébastien le Prêtre de), franz. Marschall und genialer Verbesserer des Ingenieurwesens, geb. 1. Mai 1633 zu St.-Leger de Foucher bei Avallon in Burgund, trat in seinem 17. Jahre bei der span. Armee im Regiment Condé, welches damals gegen Frankreich focht, heimlich als Kadett in Dienste und wurde von Condé, dem er durch seine mathem. Kenntnisse auffiel, als Ingenieur benutzt. Im J. 1653 gefangen genommen, wurde V., 22 J. alt, als Offizier im franz. Ingenieurkorps angestellt. Er zeichnete sich bei mehrern Festungsangriffen vorteilhaft aus und leitete schon 1658 als General die Belagerungen von Gravelines, Ypern und Oudenarde selbständig. Nach dem Frieden begann er 1662 die Anlagen zur Befestigung von Dünkirchen. Im ersten Kriege Ludwigs XIV. zwang er 1667 mehrere belg. Festungen

zur Kapitulation. Im J. 1669 wurde er Generalinspektor sämtlicher franz. Festungen und bald der berühmteste Kriegsbaumeister seiner Zeit; er hat 33 feste Plätze neu erbaut und 300 alte verbessert, hat 53 Belagerungen geleitet, 140 Gefechten und Schlachten beigewohnt, aber nie Gelegenheit gehabt, auch nur Eine Festung zu verteidigen. Der Angriff machte durch ihn große Fortschritte und überflügelte die Verteidigung. Diese Reform bewirkte V. vorzüglich durch die Parallelen (s. d.), welche er 1673 vor Mastricht, und den Rikoschettschuß (s. d.), den er 1697 vor Ath zuerst anwandte. Im Festungsbau verstand es V. meisterhaft, die Befestigungen dem Gebäude anzupassen; nirgends findet man bei ihm ein peinliches Streben nach regelmäßigen Formen. Im Grundriß ist den Forderungen des Défilements, im Profil der Lokalität aufs scharfsinnigste Rechnung getragen. Nach V.s Tode hat man aus seinen Bauten drei sog. Vaubansche Manieren abgeleitet, welche sämtlich dem von den Italienern überkommenen Bastionärsystem angehören und deren spätere sog. Verbesserungen durch mittelmäßige Köpfe nur beweisen, wie V. bei seinen Befestigungsanlagen stets das Ganze und den Kriegszweck im Auge und für unwesentliche Einzelheiten keine Zeit übrig gehabt. Die Befestigungsweise V.s und seiner Nachfolger blieb über ein Jahrhundert in Europa maßgebend und ist es in Frankreich bis in die neueste Zeit gewesen.

Die Vaubansche erste Manier, welche bei der großen Mehrzahl seiner Festungen zur Anwendung gelangt ist (s. Festungsbau), kennzeichnet sich durch geräumige Bastione und kurze, vom Gewehrfeuer zu bestreichende Verteidigungslinien, eine Grabenschere, mannigfache und zweckmäßige Außenwerke (nur das Ravelin zu klein), Waffenplätze im gedeckten Wege (ebenfalls zu klein) und beträchtliche Höhe der Profile, daher Sturmfreiheit der Werke. Hohlbauten fehlen im allgemeinen. Bei der zweiten und dritten Manier, welche nur bei drei Festungen vorkommt, finden wir solche in beschränktem Umfang zugefügt und eine abschnittsweise Verteidigung angestrebt. Auch in andern Bauten zeichnete sich V. aus, wie die Schleuse von Gravelines und der Hafen von Toulon beweisen. Der Vaubansche Festungsangriff, welcher bis in die neuere Zeit als mustergültig dastand, hat durch die Ausbildung der gezogenen Geschütze in artilleristischer Hinsicht wesentliche Änderungen erlitten, liegt aber dem Ingenieurangriff auch gegenwärtig noch der Hauptsache nach zu Grunde.

V.s Einfluß im Heerwesen bewirkte 1703 die Abschaffung der Piken und die allgemeine Einführung des Steinschloßbajonettgewehrs bei der franz. Infanterie. Im J. 1699 wurde V. Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaften, und 1703 erhielt er den Marschallsstab. Doch zog ihm 1705 eine Denkschrift während des Spanischen Erbfolgekriegs die Ungnade des Königs zu, sodaß er in Ruhestand versetzt wurde. Er starb 13. März 1707 und hinterließ nur Handschriften, von denen ein Teil später unter dem Titel «Oisivetés de M. de V.» (4 Bde., Par. 1843—46) herausgegeben wurde.

Auch ist seine Wirksamkeit in den «Oeuvres militaires», herausgegeben von Foissac (3 Bde., Par. 1793), in dem «Traité de l'attaque des places» von Augoyat (Par. 1829) und in dem «Traité de la défense», nach einer von ihm selbst durchgesehenen Handschrift, mit einer Vorrede des Generals Valazé (Par. 1829), und in mehrern andern Werken niedergelegt. Ferner wurden nach seinen Handschriften bearbeitet «Mémoires pour servir d'instruction dans la conduite et dans la défense des places» (Leid. 1740; deutsch, Berl. 1744). Seine «Mémoires militaires» wurden erst in neuester Zeit von Favé herausgegeben (Par. 1847); auch erschienen «Mémoires inédits du maréchal V. sur Landau, Luxembourg etc.» (Par. 1841). Die unter seiner Leitung verfertigten Modelle der franz. Festungen wurden von den Verbündeten 1815 mit fortgenommen und befinden sich zum Teil in der Ruhmeshalle (Zeughaus) zu Berlin. Vgl. Chambray, «Notice historique sur V.» (Par. 1845).

Vaucanson (Jacques de), berühmter franz. Mechaniker, geb. zu Grenoble 24. Febr. 1709, gest. zu Paris 21. Nov. 1782, verdankt seinen Ruhm zunächst den von ihm erfundenen Automaten. Die bekanntesten waren die Enten von Messing, welche schnatterten, mit den Flügeln schlugen, vorgestreutes Futter verschlangen und nach einer Art Verdauung wieder von sich gaben; ferner der Flötenspieler, eine Figur in Mannshöhe, auf einem Piedestal sitzend, in welchem ein Triebwerk und Blasebälge angebracht waren, welche die Luft so in die verschiedenen Teile der Maschine leiteten, daß sich die Lippen des Automaten und seine Finger auf der Flöte regelmäßig bewegten. V. zeigte dieses Kunstwerk 1738 zuerst in Paris und erklärte den Mechanismus desselben in einer kleinen Schrift «Le mécanisme du flûteur automate» (Par. 1738). Er erhielt vom Kardinal Fleury die Stelle eines Inspektors der Seidenmanufakturen. Seine Sammlung von Maschinen und Automaten vermachte er der Königin. Später stritten sich die Akademie der Wissenschaften und die Intendantur des Handels um deren Besitz, bis sie zuletzt zerstreut wurde. Mehrere seiner Automaten erwarb ein gewisser Dumoulin, der sie in Deutschland sehen ließ und, wie es scheint, an Professor Beireis (s. d.) verkaufte.

Vauchamps, franz. Dorf im Depart. Marne, südwestlich von Épernay gelegen, wurde geschichtlich namhaft durch das Gefecht bei Étoges (s. d.) 14. Febr. 1814. Marschall Marmont zog sich vor Blüchers Vorhut fechtend von Étoges nach V. zurück, welches die Vorhut Blüchers am 14. morgens besetzte, aber gegen Mittag wieder räumen mußte, da von Kaiser Napoleon bedeutende Verstärkungen zu Marmont gestoßen waren, welche den Ort angriffen. Auf dem Rückzuge wies die preuß. Infanterie mehrere Attacken der starken franz. Kavallerie ab, ebenso die russische den Angriff der franz. Gardekavallerie. Nach blutigem Kampfe gelang es der Infanterie der Verbündeten, den schützenden Wald von Étoges zu erreichen, obwohl dieselbe nur eine Brigade Reiterei dem Kavalleriekorps Grouchys entgegenstellen konnte.

Vaucluse (Vallis clausa), Dorf mit 850 E. im franz. Depart. Vaucluse, Arrondissement Avignon, Kanton l'Isle, in einem wildromantischen Felsenthale, 24 km östlich von Avignon, ist berühmt als Aufenthaltsort Petrarcas in den J. 1337—53, der die Reize der Umgebung in Sonetten und Briefen gefeiert hat. Nur 1 km von dem Ort entspringt zwischen enggeschlossenen, 120 m hohen, senkrechten Felsen, am Ende eines vegetationslosen Felsenthals aus einer Höhle die insbesondere durch den Dichter berühmt gewordene Sorgues, ein sonst unbedeutender Fluß, der aber gleich beim ersten

Ursprung sich ungewöhnlich stark ergießt (im Mittel 20 cbm in 1 Sekunde), zu welchem unzählige Wasserrinnen herabrieseln und der nach einem Laufe von 40 km etwa 7 km oberhalb Avignon in den Rhône fällt. Am Eingange des Dorfs hat man 20. Juli 1809 Petrarca eine Säule errichtet; die Stelle, wo sein Häuschen gestanden hat, wird gegenwärtig noch gezeigt, von diesem selbst aber ist keine Spur mehr vorhanden. Wohl aber liegen oben auf dem Felsen die Ruinen von dem Schlosse seines Freundes, des Kardinals Philipp von Cabañol, Bischofs von Cavaillon.

Nach diesem Dorf ist das **Departement Vaucluse** genannt, welches, aus den ehemaligen provençalischen Grafschaften Avignon und Venaissin, dem Fürstentum Orange und Teilen der Provence gebildet, 1881 auf 3547,71 qkm 244 149 E., darunter etwa 5000 Reformierte, zählte, in die vier Arrondissements Avignon, Orange, Apt und Carpentras, zusammen mit 22 Kantonen und 150 Gemeinden, zerfällt und zur Hauptstadt Avignon hat. Kaum ein Viertel der Oberfläche ist eben, zum Rhônethal gehörig, das übrige ist Gebirgsland und wird erfüllt von Zweigen der Alpen, als deren äußerster hoher Vorberg hier der 1912 m hohe Mont-Ventoux mit Wallfahrtskapelle, entzückender Fernsicht und seinen verheerend niederstürzenden Winden (woher er den Namen hat) bemerkenswert ist. Bewässerung geben außer dem Rhône an der Westgrenze und der Durance an der Südgrenze mehrere kleine Flüsse und einige Kanäle. Das Klima ist gesund, der Boden je nach seiner Erhebung verschieden. In den warmen, durch die alljährlich übertretenden Flüsse gedüngten Thälern wachsen die köstlichsten Weine, Feigen, Oliven, Südfrüchte, die vortrefflichsten Obstarten und Gartengewächse, die gewürzhaftesten Kräuter; sehr sorgfältig gepflegte Maulbeerpflanzungen finden sich in ziemlich großer Ausdehnung zum Behuf der Seidenkultur. Andere Gegenden tragen nur noch Krapp, Kartoffeln und Getreide; höher gelegene nur noch Wälder und Alpenweiden, endlich geht alles in unfruchtbaren Felsen über. Die Haustiere sind von mittelmäßiger Gattung. Wild, besonders Hasen, Kaninchen und Vogelwild, sind in Menge vorhanden, auch Raubwild in dem Gebirge. An Metallen beutet man Eisen und Steinkohlen aus. Hauptnahrungszweige der Bevölkerung, die sich durch Gutmütigkeit, Ehrlichkeit, Sparsamkeit, Lebhaftigkeit und Heiterkeit, sowie durch Religiosität und Neigung zu kirchlichen Feierlichkeiten auszeichnet, sind Ackerbau, Viehzucht, Obst-, Oliven-, Weinbau, Seidenzucht, Seidenweberei, Fabriken in Metallwaren, Papier, Tuch, Leder und Produktenhandel.

Vaucorbeil (Auguste Emanuel), Komponist, geb. im Dez. 1821 zu Rouen, war Schüler des pariser Konservatoriums. Er machte sich zuerst durch Lieder, dann durch Violinkompositionen bekannt und brachte 1863 seine erste Oper «Bataille d'amour» mit Erfolg zur Aufführung. V. wurde 1872 Regierungskommissar für die subventionierten pariser Theater und 1879 Direktor der Großen Oper. Er starb 2. Nov. 1884 in Paris. Von seinen Werken sind noch hervorzuheben: die Klavierstücke «Intimités» und das Chorwerk «La mort de Diana».

Vaucouleurs, mittellat. Valli color, Stadt im franz. Depart. Meuse, Arrondissement Commercy, links an der Maas, Station der Linie Bologne-Pagny der Ostbahn, zählt (1881) 2726 E. und hat Baumwollweberei. Von hier aus trat Jeanne d'Arc 1429 ihre ruhmreiche Laufbahn an, indem der Befehlshaber des Ortes, Baudricourt, die Jungfrau auf ihr Ersuchen unter Bedeckung zum Dauphin (Karl VII.) nach Chinon sendete.

Vaud (Pays de), der franz. Name des schweiz. Kantons Waadt (s. d.).

Vaudeville heißt in Frankreich eine eigentümlich nationale Gattung kleiner Lustspiele, in welchen abwechselnd gesprochen und gesungen wird. Bevor das V. Bühnenstück wurde, bezeichnete man damit satirische Gassenlieder. Der Name V. ist entstanden aus Val de Vire, d. i. Virethal in der untern Normandie, wo Olivier Basselin im 14. Jahrh. solche Lieder dichtete. Das erste 1790 in Paris für V. gegründete spezielle Theater erinnerte sich dieses Ursprungs, indem es das Publikum durch passend angebrachte Oppositionslieder erheiterte. Jedem Stück, das man spielte, ging ein einleitendes Couplet (couplet d'annouce) voraus, welches Tagesvorfälle behandelte. Das Stück endigte mit gleichartigen Couplets, welche die Schauspieler abwechselnd hersangen. Das erste Kaiserreich verbot dem V. die Politik. Das Theater mußte zu den damals sog. «Galeriestücken» seine Zuflucht nehmen. Duguesclin, Condé, Turenne, Corneille, Molière, Racine, die Jungfrau von Orléans, Fanchon das Leiermädchen wurden als V. behandelt und bekannte Anekdoten zu Theaterstücken verarbeitet. Während der Restauration und der Julimonarchie änderte das Vaudevilletheater seinen Charakter. Es spielte kleine Komödien, selbst kleine Dramen und machte in beiden Gattungen viel Glück, verlor jedoch über dem Streben nach dem Sentimentalen und Pathetischen seinen jovialen Charakter. Seitdem ist das Sittenvaudeville unbedingt vorherrschend.

Vaudoncourt (Guillaume de), franz. General und ausgezeichneter Kriegshistoriker, geb. 24. Sept. 1772 zu Wien und in Berlin erzogen, ging 1786 nach Frankreich, schloß sich der Revolution an und trat 1791 als Lieutenant in die Infanterie. In den Feldzügen von 1792 und 1793 bereits Bataillonschef, kam er 1794 zur Armee in Italien, wo ihn Bonaparte 1797 zum Befehlshaber über die Artillerie der neuen Cisalpinischen Republik ernannte. Nach der Revolution vom 18. Brumaire wurde er in den franz. Generalstab versetzt und 1800 zum Oberst erhoben. Im J. 1801 übernahm er den Befehl über die Artillerie der Italienischen Republik. Im Kriege von 1805 diente er unter Masséna in Italien; 1807 sandte ihn Napoleon nach Epirus, um die Armee des Ali Pascha zu organisieren. Nachdem er 1808 Generaladjutant geworden, erhielt er 1809 als Brigadegeneral ein Kommando in Tirol. Unter dem Prinzen Eugen wohnte er dem russ. Feldzuge von 1812 bei, erkrankte aber auf dem Rückzuge in Wilna und wurde gefangen, kehrte 1814 nach Frankreich zurück und nahm bei den Bourbons Dienste. Während der Hundert Tage war er Inspekteur der Nationalgarden im Elsaß. Nach der zweiten Restauration wurde er in contumaciam zum Tode verurteilt. Von München aus, wo er ein Asyl gefunden, ging er 1821 nach Piemont und übernahm dort auf sehr kurze Zeit den Befehl über die konstitutionelle Armee. Beim Einbruch der Österreicher gelang es ihm, sich nach Spanien zu retten; von da entkam er 1823, nach dem Einrücken der Franzosen, nach England. Im J. 1825 durfte er nach Frankreich

zurückkehren, wurde aber zur Reserve versetzt. Er starb 2. Mai 1845 zu Passy bei Paris.

Von V.s Schriften sind zu nennen: «Histoire des campagnes d'Annibal en Italie» (3 Bde., Mail. 1812), «Mémoires pour servir à l'histoire de la campagne de Russie en 1812» (Par. 1815, mit Atlas), «Polit. und militärische Denkwürdigkeiten über die Jonischen Inseln und Epirus» (engl., Lond. 1816), «Histoire des campagnes d'Italie en 1813 et 1814» (Münch. u. Lond. 1817), «Histoire de la guerre des Français en Allemagne en 1813» (Par. 1819), «Histoire des campagnes de 1814 et 1815 en France» (5 Bde., Par. 1826), «Histoire politique et militaire du prince Eugène, Vice-Roi d'Italie» (3 Bde., Par. 1827), «Quinze années d'un proscrit» (Par. 1835). V. gründete das «Journal des sciences militaires», für das er viel lieferte.

Vaugirard, ehemals Dorf südwestlich von Paris, jetzt ein Teil des 15. Arrondissements der Hauptstadt, welches außerdem die Quartiere St. Lambert, Necker, Grenelle und Javelle enthält und (1881) 102 187 E. zählt, ist Station der Gürtelbahn und hat Fabriken für Buntpapier, Chemikalien, Nägel und Wachstuch.

Vaulion (Dent de), s. unter Dent.

Vautier (Benjamin), ausgezeichneter Genremaler der Gegenwart, geb. 27. April 1829 zu Morges am Genfersee, erhielt seine künstlerische Ausbildung zunächst in Genf, dann seit 1850 auf der düsseldorfer Akademie unter engerm Anschluß an R. Jordan, ging 1856—57 nach Paris, um dort seine Studien abzuschließen, ließ sich darauf in Düsseldorf nieder und erhielt den Professortitel. Seine Künstlerreisen führten ihn besonders in die Schweiz, den Schwarzwald und den Elsaß, dessen Volksleben er die Motive seiner Bilder mit Vorliebe entnimmt. Seine Stoffe bewegen sich im Kreise des bäuerlichen und kleinbürgerlichen Familienlebens, aber auch novellistische Gegenstände behandelt er mit derselben Feinheit der Beobachtung und Sauberkeit des Vortrags. Zu seinen bekanntesten Werken gehören: die Kirchensänger (1858), die Überraschung im Wirtshaus (1863, Museum zu Leipzig), Sonntag Nachmittag in Schwaben und der Katzen-Kriminalfall (1864), Bauer und Makler (1865, Museum zu Basel), Leichenschmaus im Berner Oberlande (1866, kölner Museum, gestochen von Barthelmeß), Überfahrt auf dem Brienzersee (1867), erste Tanzstunde (1868, Nationalgalerie zu Berlin), der unterbrochene Streit (1869), und aus den J. 1872—75: das Begräbnis, Toast auf die Braut (hamburger Museum), das Zweckessen. In der dresdener Galerie ist das Bild die Tanzpause, im hamburger Museum der verlorene Sohn (1885). Trefflisches leitet V. auf dem Gebiete der sittengeschichtlichen Illustration. Von seinen vielen derartigen Werken sind die 60 Darstellungen zu Immermanns «Oberhof» (Berl. 1871) und die zu Auerbachs «Barfüßele» (Stuttg. 1872) hervorzuheben.

Vauvert, Stadt im franz. Depart. Gard, Arrondissement Nimes, Station der Linie Aiguesmortes-Nimes der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, zählt (1881) 3460 (Gemeinde 4100) E. und hat eine Konsistorialkirche der Reformierten, Liqueurfabrikation und Weinhandel.

Vaux d'Ollioules, s. unter Var.

Vauxhall hieß im 16. Jahrh. ein Dorf in der Nähe von London, das jetzt ganz mit London verschmolzen und dessen Name in dem des Stadtteils Lambeth untergegangen ist. Hier wurde um die Mitte des 18. Jahrh. ein öffentlicher Garten für die fashionable Welt angelegt, wo des Abends Theater, Illumination, Feuerwerk, Souper u. s. w. stattfanden. Ähnliche Unternehmungen in Paris und andern Städten nannte man hiernach ebenfalls V. Das londoner V. verlor seine Bedeutung als Sammelplatz der vornehmen Gesellschaft während des dritten Decenniums des 19. Jahrh., seit welcher Zeit es sich mehr und mehr in einen Vergnügungsort der Mittelklassen verwandelte. Im J. 1859 ging es ein.

Vay (Nikol., Freiherr von), ungar. Staatsmann, entstammt einem alten ungar. Adelsgeschlecht, dessen Stammregister sich bis in das Ende des 14. Jahrh. verfolgen lassen, wurde 29. April 1802 zu Unter-Zsolcza (Komitat Borsod) geboren, studierte an der pester und wiener Hochschule, trat 1825 als Vizenotär des Zempliner Komitats in den öffentlichen Dienst, wurde 1827 k. k. Kämmerer, 1840 Landtagsdeputierter und bald Administrator des Borsoder Komitats. Er wurde hierauf zum Mitglied des Obergerichtshofs (1844) und zum Geheimrat ernannt, trat als erster Rat zur Statthalterei über und erwarb sich 1846 um die Erhaltung der Ruhe in Oberungarn große Verdienste. Im J. 1847 begleitete er den neuen Erzherzog-Palatin Stephan auf dessen Rundreise durch Ungarn und wurde zum Kronhüter erhoben. Nach dem 14. April 1849 legte V. alle seine Staatsämter nieder. Erst mit dem Erscheinen des kaiserl. Diploms vom 20. Okt. 1860 trat V. wieder auf den öffentlichen Schauplatz, er wurde zum ungar. Hofkanzler ernannt. Doch dankte er schon am 18. Juli 1861 ab. Im Febr. 1884 wurde V. zum Vizepräsidenten des ungar. Magnatenhauses bestellt. Außerdem spielte Baron V. auf kirchlichem Gebiete eine hervorragende Rolle. Er war im J. 1859 der vermittelnde Führer im Kampfe gegen das Protestantenpatent und bekleidet gegenwärtig das Amt eines Generalinspekteurs der reform. Kirche in Ungarn-Siebenbürgen.

Sein Sohn, Nikolaus, Freiherr von V., geb. 1830, gest. 1885, zeichnete sich als geschickter Bildhauer, Schüler des berühmten Fernkorn in Wien, aus, namentlich seine Porträtbüsten hervorragender der Zeitgenossen werden gelobt. — Paul, Freiherr von V. (1737—1800) war k. k. Feldmarschalllieutenant und Ritter des Maria-Theresien-Ordens, den er sich in den Kriegen gegen Frankreich (1790—96) errungen hatte.

Vayu, eins der Himalaja-Völker (s. d.).

Vecellinus (Spurius Cassius), s. Cassius.

Vecellio, berühmter ital. Maler, s. Tizian.

Vechel oder Veghel, Stadt in der niederländ. Provinz Nordbrabant, an der Aa, Station der Linie Boxtel-Wesel der Nordbrabantisch-Deutschen Eisenbahn, hat ein Schloß und ein schönes Rathaus und zählt (1879) 5308 E.

Vechelde, Kirchdorf und Amtssitz im Kreise Braunschweig, an der Aue, einem rechtsseitigen Nebenfluß der Fuse, 11 km westlich von Braunschweig, Station der Linie Oschersleben-Braunschweig-Peine der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1885) 1307 evang. E., ist Sitz eines Amtsgerichts und hat eine Zuckerfabrik sowie eine mechanische Jute- und Flachsspinnerei. In dem von Herzog Rudolf August erbauten Schlosse, worin sich jetzt das Amtsgericht befindet, brachte Herzog Ferdinand von Braunschweig die letzten Jahre seines Lebens zu.

Vĕcht, Mündungsarm des Rheins (s. d.).

Vechta, Stadt und Amtssitz im Großherzogtum Oldenburg, an der Vechta, einem rechtsseitigen Zufluß der Haase, Station der Linie Ahlhorn-V. der Oldenburgischen Staatsbahnen, zählt (1880) 3040 meist kath. E., ist Sitz eines Amtsgerichts und hat eine kath., eine evang. Pfarrkirche, ein bischöfl. Offizialat, ein kath. Ober-Schulkolleg, ein kath. Gymnasium, ein kath. Schullehrerseminar und eine Landes-Straf- und Gefängnisanstalt für Männer und Weiber, verbunden mit Zwangsarbeitsanstalt. Im J. 1667 wurde an Stelle der teilweise geschleiften, aus dem 12. Jahrh. stammenden Befestigungswerke eine Citadelle erbaut, welche 1758—63 von den Franzosen besetzt war und 1769 geschleift wurde. Die Stadt gehörte 1252—1803 zum Bistum Münster und ist Geburtsort des Komponisten Andreas Romberg (1767).

Das Amt Vechta umfaßt 760 qkm und zählt 31 910 überwiegend kath. E.

Vechte, niederländ. De Vecht, der Vidrus der Römer, entspringt im preuß. Regierungsbezirk Münster, am Westabhange der Baumberge, 22 km im WNW. von Münster, fließt zunächst nach Norden, tritt hierauf in den Regierungsbezirk Osnabrück der preuß. Provinz Hannover, wird bei Schüttorf schiffbar, entsendet bei Nordhorn den Süd-Nordkanal zum Bourtanger Moor, sowie Kanäle östlich zur Ems (bei Hankenfähr) und westlich zum Overysselschen Kanal, nimmt unweit Neuenhaus links die Dinkel auf und bald darauf westliche Richtung an, tritt oberhalb Gramsbergen in die niederländ. Provinz Overyssel, entsendet hier nach Süden den Overysselschen Kanal und nach Westen die Dedems Vaart nach Hasselt am Unterlauf der V., berührt Hardenbergh, empfängt unterhalb Ommen die Regge, verbindet sich mit dem von Zwolle und der Yssel kommenden Zwartewater und mündet nach 193 km Lauflänge unterhalb Genemuiden als Zwolsche Diep in die Zuidersee.

Vector (Radius vector, Zuglinie), s. Radius.

Vecturionen, Stamm der Picten (s. d.).

Veda (d. h. Wissen, Wissenschaft) nennt man im Sanskrit die alten heiligen Schriften der Inder. Dieselben bilden drei zeitlich und inhaltlich voneinander getrennte (wenn auch mehrfach ineinander übergehende) Abteilungen: die Mantras (Lieder, Sprüche u. dgl.), die Brahmanas (exegetische Schriften zu jenen, die sich auf das brahman, d. h. auf das Gebet und die Opferhandlung beziehen) und die Sutras (kurze Regeln in Form eines Leitfadens über sämtliche das derzeitige Wissen ausmachende Gegenstände). Während die beiden letztern Litteraturgattungen (s. deren Haupterscheinungen unter Sanskrit und Indische Litteratur) mehr für den Fachgelehrten von Wichtigkeit sind, ist die Mantralitteratur (der V. im engern Sinne), da sie die ältesten Produkte des ind. Geistes enthält, von allgemeinerm Interesse. Sie liegt in den sog. Sanhitas oder Sammlungen vor, weshalb man auch von einer Sanhitâperiode im Gegensatz zu der Brahmana- und Sutraperiode redet. Wann jene Sammlungen entstanden sind, weiß man nicht, jedenfalls erst nach jahrhundertelanger mündlicher Überlieferung. Man unterscheidet zunächst vier solche Sammlungen oder V.: den Rigveda (die Hymnen), den Samaveda (die Lieder), den Yajurveda (die Opferformeln) und den Atharvaveda (die Zaubersprüche). Vom Yajurveda sind verschiedene Texte erhalten, welche zunächst in zwei Hauptgruppen, den schwarzen und den weißen Yajurveda, zerfallen. Zum weißen gehört die Vâjasaneyi-Sanhitâ, zum schwarzen die Taittiriya-Sanhita, die Maitrâyani-Sanhitâ und das Kâthaka.

Die meisten dieser Sanhitas sind bereits herausgegeben und zum Teil auch übersetzt worden, und zwar die Sanhita des Rigveda, die über 1000 Lieder, in acht Bücher verteilt, und über 10 000 Strophen umfaßt, von Rosen (1. Buch mit lat. Übersetzung, Lond. 1838), M. Müller (mit den ausführlichen Scholien des Sâyana, Lond. 1849 fg.; ohne dieselben, Lond. 1873; 2. Aufl. 1877) und Aufrecht (2 Bde., Berl. 1863; 2. Aufl., Bonn 1877, in lat. Umschrift); eine vollständige franz. Übersetzung gab Langlois (4 Bde., Par. 1848—52), eine englische hat Wilson begonnen (3 Bde., Lond. 1850 fg.; Bd. 4, fortgesetzt von Cowell, Lond. 1866); zwei deutsche von Ludwig (mit Einleitung und Kommentar, 5 Bde., Prag 1876—82) und Graßmann (2 Bde., Lpz. 1876—77), der auch ein treffliches «Wörterbuch zum Rigveda» (Lpz. 1873—75) herausgab. Die Sanhitâ des Sâmaveda, welche nur eine Anthologie aus den Liedern des Rigveda ist und zu dem bestimmten Zweck, die heilige Opferhandlung des Somaopfers durch alle Stadien zu begleiten, veranstaltet wurde, gab Benfey mit deutscher Übersetzung heraus (Lpz. 1848), und mit dem Kommentar des Sâyana edierte sie Satyavrata Sâmaçramin (5 Bde., Kalk. 1871 fg.). Die Vâjasaneyi-Sanhita, die hauptsächlich Opfersprüche und Gebete teils in rhythmischer Form, teils in Prosa enthält, machte Weber bekannt (Berl. 1849—52); desgleichen Satyavrata Sâmaçramin (Kalk. 1879), die Taittiriya-Sanhitâ Weber (2 Bde., Lpz. 1871—72); eine Ausgabe der letztern mit dem Kommentar des Sâyana ist in der «Bibliotheca Indica» (Kalk. 1854) durch Roer begonnen und durch andere fortgesetzt worden, aber noch nicht beendet. Die Maitrâyani-Sanhitâ gibt Leopold von Schröder heraus (Buch 1—3, Lpz. 1881—85). Die Sanhitâ des Atharvaveda, jünger als die vorhergehenden, bildet eine reiche Liedersammlung des mannigfaltigsten religiösen Inhalts und wurde herausgegeben von Roth und Whitney (Berl. 1855). Übersetzt sind einzelne Hymnen von Ludwig in seiner Rigveda-Übersetzung, von Weber in den «Ind. Studien», von Muir in den «Original Sanskrit Texts», von Zimmer in seinem «Altind. Leben», und besonders von Grill, «Hundert Lieder des Atharvaveda, übersetzt und mit Bemerkungen versehen» (Tüb. 1879). Für die europ. Wissenschaft ist von höchster Bedeutung der Rigveda, der V. κατ' ἐξοχήν, auf welchem sich seit Jahrzehnten die Hauptthätigkeit der Indologen konzentriert. Seine ältesten Lieder gehen in eine sehr frühe Zeit, jedenfalls in das 2. Jahrtausend v. Chr. zurück und sind darum die ersten schriftlichen Denkmäler nicht nur des indischen, sondern des indogerman. Geistes. Deshalb bilden sie die wichtigste Grundlage für die im Anschluß an das Studium des Sanskrit entstandenen Wissenschaften der vergleichenden Linguistik, Mythologie u. s. w., wenn sie auch vielleicht in Bezug auf Tiefe und Schönheit eine Zeit überschätzt worden sind. Vgl. Adolf Kägi, «Der Rigveda» (Lpz. 1881). Trefflich zur Einführung geeignet sind die «Siebzig Lieder des Rigveda» (übersetzt von Karl Geldner und Adolf Kägi. Tüb. 1875).

Vedânta (d. h. Ende oder Endziel des Veda) heißt im Sanskrit ein theol.-philos. System, dessen Grundgedanken sich bereits in den Upanischads (s. d.) vorfinden, das aber erst später von der Schule des Bâdarâyana oder Vyâsa vollständig ausgebildet wurde und noch jetzt große Kreise der gebildeten Hindus beherrscht. Das Hauptwerk der Vedântaschule sind die »Çariraka-mimâmsâ-sûtra« des Bâdarâyana nebst dem Kommentar des Sankara (8. Jahrh.), herausgegeben von Roer und Rama Narayana Vidyaratna (Kalk. 1863). Ein Kompendium der Vedântalehre enthält der Vedântasâra des Sadânanda, übersetzt von Roer (Kalk. 1845), Boley (Wien 1870) und Böhtlingk in der »Sanskrit-Chrestomathie« (2. Aufl., Petersb. 1877). Der Grundgedanke des streng monistischen Vedântasystems ist die »Identität des Brahman und der Seele (âtman), die Einzelseele ist nicht ein Teil des Brahman, des ewigen Prinzips alles Seins, sondern dieses selbst. Die Erlösung von der individuellen Existenz geschieht nicht durch Werke, auch nicht durch moralische Läuterung, sondern durch die richtige Erkenntnis«. Eine ausgezeichnete Darstellung der Vedântalehre gibt Paul Deussen, »Das System der V.« (Lpz. 1883).

Vedetten (vom ital. vedēre, d. i. sehen) heißen die von den Feldwachen ausgestellten berittenen Wachtposten, welche eine Annäherung des Feindes zeitig entdecken und melden sollen. Ein solcher Posten wird stets durch zwei Mann besetzt, damit, wenn einer ihn mit einer Meldung verläßt, der andere weiter beobachten kann. Die V. müssen weit genug vorgeschoben sein, damit der Feind nicht gleichzeitig mit den Zurückgeworfenen an die Feldwachen gelangen kann; sie müssen nahe genug aneinander stehen, um das Durchschleichen einzelner feindlicher Späher (früher auch die Desertion) zu verhindern; einer der beiden Reiter muß mindestens zu Pferde sein, beide halten die Schußwaffe bereit, zu Pferde dieselbe aufgesetzt, zu Fuß im Arme, Ablösung erfolgt alle Stunden. Man stellt sie möglichst so auf, daß sie das Terrain übersehen können, ohne selbst von fern entdeckt zu werden. Die V. ruft jede Person, die sich ihr nähert, schon auf 40—50 Schritt mit »Halt! Wer da?« (in Frankreich mit »Qui vive?«) an und schießt, wenn der zweimal wiederholten Weisung nicht genügt wird; Nichtmilitärs müssen auf die nächste Patrouille warten, die sie zur Feldwache bringt, bewaffnete Trupps werden zeitig gemeldet, worauf ein Examiniertrupp, der gewöhnlich schon hinter der Vedettenchaine (Postenkette) aufgestellt ist, vorkommt und sie befragt. Deserteure müssen halten, Kehrt machen und die Waffen ablegen, bis über sie bestimmt ist, ebenso Parlamentärs. Passieren darf niemand ohne Erlaubnis, als bekannte Offiziere und eigene Truppen. Ein direkter Anmarsch des Feindes wird durch Signalschüsse gemeldet, greift der Feind an, so ziehen sich die V. seitwärts auf die Feldwache zurück. (S. Posten und Vorposten.)

Vediovis, oder besser Vejovis, hieß ein röm. Gott, der wohl als Unheil und Verderben, namentlich durch Gluthitze Krankheit bringender, rächender und darum durch Opfer zu versöhnender Jupiter aufzufassen ist. Er hatte seit ältester Zeit ein Heiligtum, hernach einen Tempel, zwischen den beiden Hainen im Sattel des kapitolinischen Hügels, wo nach späterer, von Griechen oder unter griech. Einfluß ersonnener Erzählung Romulus angeblich ein Asyl für flüchtige Verbrecher angelegt und so eine Anzahl kriegerischer Männer für seine Stadt gewonnen haben sollte. Er wurde jugendlich, ein Bündel Pfeile in der Hand haltend, dargestellt.

Vedische Litteratur, s. unter Indische Litteratur, Bd. IX, S. 570[b] und Veda.

Vedretto, in den ital. Alpen sov. w. Gletscher.

Vedute (ital.), in der Malerei soviel wie Ansicht, Aussicht, Prospekt (s. d.).

Veen (Hohes), s. Venn (Hohes).

Veen, s. Heemskerk (Martin van).

Veere oder Terveere, Stadt in der niederländ. Provinz Zeeland, auf der Insel Walcheren, gegenüber Nordbeveland, wovon es durch das Veergat getrennt ist, blühte im 14. und 15. Jahrh., ist aber jetzt herabgesunken und zählt nur 900 E. Einzelne große Gebäude, wie das Rathaus und die 1348 gegründete Große Kirche, erinnern an bessere Zeiten. Bei V. fand 1301 eine blutige Seeschlacht statt zwischen Gwy von Flandern und Wilhelm, dem Verwalter von Holland; eine andere wurde 1351 dort geliefert zwischen den Hoekschen und Kabeljauschen; 1572 schloß sich V. dem Aufstande gegen Spanien an; 1809 bei dem verfehlten Zug der Engländer gegen Walcheren, ward der Ort von diesen bombardiert und zeitweilig besetzt.

Vega, in Spanien eine fruchtbare Ebene, wie V. von Granada u. s. w.

Vega (La), Provinzialhauptstadt der Dominicanischen Republik auf der westind. Insel Haïti, rechts am Flusse Yuna, hat etwa 9000 E., Handel und Gewerbe. Nördlich von der 1570 gegründeten Stadt lag der 1495 von Columbus angelegte Ort V., der 1564 durch ein Erdbeben zerstört wurde. — Die Provinz La Vega hat etwa 64000 E.

Vega (Garcilaso, eigentlich Garcias Laso de la), genannt der Fürst der span. Dichter, Nachfolger Boscans in der Nachbildung der ital. Lyriker und wirksamster Förderer der von diesem eingeschlagenen Richtung, wurde 1503 zu Toledo geboren. Sein Vater war Staatsrat Ferdinands des Katholischen und Gesandter desselben bei Alexander VI., seine Mutter, Donna Sancha Guzman, Erbin von Bâtres. Als Soldat in Karls V. Heere hielt sich V. längere Zeit in Italien auf, durchreiste dann einen Teil von Deutschland und war 1529 unter den span. Kriegsvölkern, die zu dem kaiserl. Heere gegen die Türken stießen. In Wien wurde er in das Liebesabenteuer eines seiner Verwandten mit einer Hofdame verwickelt, was ihm eine kurze Gefangenschaft zuzog. In dem Feldzug gegen Tunis, 1535, verwundet, wurde er zu seiner Herstellung nach Neapel gebracht, übernahm aber schon 1536, als Karls V. Heer in Frankreich eindrang, wieder ein Kommando, fiel jedoch bei der mutvollen Ersteigung der Mauern eines befestigten Außenwerks unweit Fréjus, von einem Steinwurfe schwer am Kopfe verwundet, und starb 21 Tage danach in Nizza (20. Sept. 1536). Sein Leichnam wurde 1538 nach Toledo gebracht und in dem Familienbegräbnis der Bâtres in der Peterskirche beigesetzt. V. hat sich in mehrern poetischen Formen versucht. In seinen Sonetten ist er Petrarcas Nachahmer, in seinen Canzonen traf er den eigentümlichen Charakter dieser ital. Dichtungsart weniger gut. Seinen Ruhm begründeten seine Schäfergedichte. Seine Werke erschienen zum ersten mal 1543, als Anhang zu Boscans Gedichten und später sehr oft, kommentiert von Herrera 1580. Die beste Ausgabe besorgte Azara (Madr. 1765

u. 1817). Neuerdings erschienen sie wieder im 32. Bande der »Biblioteca de autores españoles«.

Vega (Georg, Freiherr von), Mathematiker, geb. 1756 in dem Dorfe Sagoritza im Herzogtum Krain, studierte auf dem Lyceum zu Laibach und wurde nach beendigten philos. Studien als Navigationsingenieur angestellt. Später ging er zur Artillerie über. Nachdem er als Schriftsteller aufgetreten, wurde er zum Unterlieutenant (1784) und Lehrer der Mathematik im 2. Feldartillerieregiment befördert. Bei Errichtung des Bombardierkorps erhielt er als Hauptmann die Stelle eines Professors der Mathematik bei demselben und zugleich den Majorscharakter; dann wurde er zum Oberstlieutenant (1800) des 4. Artillerieregiments ernannt. In den Feldzügen gegen die Türken, sowie gegen die Franzosen diente er mit Auszeichnung, und wurde 1800 in den Freiherrenstand erhoben. Am 26. Sept. 1802 fand man ihn tot in der Donau, und erst 30 Jahre nachher kam es heraus, daß ein Müller ihn ermordet. V. war der erste, welcher die Analyse in den Artillerieschulen einführte. Seine »Vorlesungen über die Mathematik« (Bd. 1, 6. Aufl. von Matzka, Wien 1837; Bd. 2, 7. Aufl. 1835; Bd. 3, 5. Aufl. 1839; Bd. 4, 2. Aufl. 1819) waren durch ihre verständliche Schreibart zu Lehrbüchern wohl geeignet. Größern Ruhm erwarb sich V. durch die Herausgabe seiner »Logarithmentafeln« (2 Bde., Lpz. 1783), welche an Korrektheit und Reichhaltigkeit vor allen gleichzeitigen größern Tafeln den Vorzug verdienen. Die neuern Auflagen seit 1840 hat Hülße besorgt. Um für gewöhnlichere Rechnungen die kleinen Blacqschen und Wolffschen Tafeln entbehrlich zu machen, deren Fehler viele Irrungen veranlaßten, gab V. sein »Logarithmisch-trigonometr. Handbuch« (Lpz. 1793 u. öfter, seit 1840 ebenfalls von Hülße, seit 1856 von Bremiker [62. Aufl., Berl. 1878] besorgt) heraus. Außerdem veröffentlichte er »Thesaurus logarithmorum completus« (Lpz. 1794), »Anleitung zur Zeitkunde« (Wien 1801) und »Natürliches Maß-, Münz- und Gewichtssystem« (herausg. von Kreil, Wien 1803).

Vega (Lope Felix de Vega Carpio), der genialste und fruchtbarste dramatische Dichter Spaniens, geb. 25. Nov. 1562 zu Madrid, aus einem altadeligen castil. Geschlechte, erhielt seinen Unterricht in den Schulen von Madrid, studierte zu Alcala, wahrscheinlich auch einige Zeit zu Salamanca, wurde Baccalaureus und wollte in den geistlichen Stand treten, als er, durch ein Liebesverhältnis veranlaßt, seinen Entschluß aufgab. Im J. 1582 nahm er auf kurze Zeit Kriegsdienste, und wohl während derselben schrieb er sein reizendes, 1602 zuerst gleichzeitig mit seinem Schäferroman »Arcadia« gedrucktes Gedicht »La hermosura de Angelica«, die glücklichste Nachahmung des Ariosto. Noch vor 1588 wurde er entweder durch die Rachsucht einer verlassenen Geliebten oder schuldenhalber ins Gefängnis gesetzt; er entfloh daraus mit seinem Freunde Claudio Conde nach Valencia und Lissabon, woselbst sie beide auf der Armada, die Philipp II. gegen England schickte, Dienste nahmen. Mit den Resten der Flotte nach Spanien zurückgekehrt, ging er dann wieder nach Madrid, wo er sich verheiratete. Ein unglücklicher Zweikampf nötigte ihn wiederum nach Valencia zu flüchten, wo damals die Bühne im höchsten Flor stand. Erst um 1595 durfte er nach Madrid zurückkehren, wo er sich zum zweiten mal verheiratete und wo nun für ihn ein ruhigeres Leben begann. Durch Unglücksfälle in seiner Familie gebeugt, wurde er Priester und nach 1611 in die Orden tercera des heil. Franciscus aufgenommen. Mit dem Eintritt in den geistlichen Stand begann die glänzendste Zeit seines Lebens. Sein Dichterruhm stieg von Stufe zu Stufe bis zur höchsten Höhe; die Nation vergötterte ihn. Doch fehlte es ihm auch nicht an Neidern, besonders unter den Dichtern, von denen der namhafteste Gongora y Argote (s. d.) war. Im J. 1618 wurde er zum apostolischen Protonotar beim Erzbistum Toledo ernannt. Als Philipp IV. 1621 den span. Thron bestieg, beeilte er sich, dem Dichter seine Aufmerksamkeit und Gunst zuzuwenden. In dieser Zeit schrieb Lope unter dem Namen Gabriel Padocopeo »Selbstgespräche mit Gott« (»Soliloquios á Dios«), die, obschon ganz ascetischen Inhalts, ebenso viel Ruf und Beifall fanden wie seine andern Dichtungen. Im J. 1627 veröffentlichte er die »Corona trágica«, ein histor. Gedicht zur Ehrenrettung der Maria Stuart, für dessen Dedikation an Papst Urban VIII. er zum Ritter des Johanniterordens ernannt wurde. Er starb zu Madrid 21. Aug. 1635.

Die Fruchtbarkeit V.s ist zum Sprichwort geworden, und alle seine Zeitgenossen drücken ihre Verwunderung über die Menge seiner Werke aus. Man hat von ihm zwei Epopöen: »Angelica« und »La Jerusalem conquistada«; fünf mytholog. Gedichte; vier größere histor. Gedichte: »San-Isidro«, »La Dragontea«, »La corona trágica« und »La virgen de la Almudena«; ein komisches Heldengedicht unter dem Namen des Tomé de Burguillos: »La Gatomaquia« (neueste Ausg., Madr. 1878); mehrere beschreibende und didaktische Gedichte; eine Unzahl von Sonetten, Romanzen, Oden, Elegien, Episteln u. s. w.; mehrere Werke teils in Versen, teils in Prosa, und acht Novellen in Prosa, welche Werke insgesamt in der bei Sancha erschienenen Auswahl seiner Schriften (21 Bde., Madr. 1776—79) und abermals in einer Auswahl im 38. Bande der »Biblioteca de autores españoles« (Madr. 1856) enthalten sind.

Doch nicht darin, sondern in seinen Komödien besteht sein Hauptruhm. Bis 1632, wo er aufhörte, für die Bühne zu schreiben, hat er über 1500 Comedias und eine bedeutende Anzahl von Autos, Loas und Entremeses verfaßt; doch ist nur ein kleiner Teil derselben (ungefähr 320) in der Sammlung seiner »Comedias« im Druck erschienen (28 Bde., Madr. 1604—47; 112 Stücke hat Hartzenbusch in der obenerwähnten »Biblioteca de autores españoles«, Bd. 24, 34, 41 u. 52, herausgegeben, fünf bisher ungedruckte enthält der erste Band der bei Rivadeneyra begonnenen »Comedias ineditas de V.«, Madr. 1874). Die Mehrzahl scheint verloren gegangen zu sein. Und doch ist V., der gleich Shakspeare noch ganz im volkstümlichen Leben seiner Nation wurzelte und zugleich das durch ihre polit. Größe gesteigerte Selbstbewußtsein damit verband, nicht nur der eigentliche Gründer der span. Nationalbühne, sondern einer der größten dramatischen Dichter aller Zeiten. Vorzüglich ist er Meister in Schilderung von Frauencharakteren und der untern Volksklassen, sowie der eigentliche Schöpfer der nationalen komischen Person, des Gracioso, der bei ihm mit der ganzen Fülle seines erfinderischen Witzes ausgestattet erscheint. Wenn er vielleicht in der tiefsten Auffassung des Allgemein-

Menschlichen von Shakespeare übertroffen wird, so ist er unübertroffen in der lebensfrischen Darstellung des Volkstümlichen. Übrigens finden sich in seinen Stücken alle möglichen Stoff- und Stilgattungen des Dramas von der Tragödie bis zur Posse. Aus dieser Menge muß es genügen, als bezeichnende Proben seiner frühern Periode (vor 1604) anzuführen die Komödien «Los tres diamantes» und «La fuerza lastimosa». Dagegen charakterisieren seine spätere Periode «La discreta enamorada» und «La dama melindrosa». Zu den gelungensten Schöpfungen seiner letzten Zeit gehören «La moza de Cántaro» und «Las bizarrias de Belisa». In Deutschland ist V. nur wenig bekannt geworden durch die Übersetzungen einiger Stücke von Malsburg (Dresd. 1824), Soden (Lpz. 1820), Dohrn (Hamb. 1844), Schack (Frankf. 1845) und Rapp (im «Span. Theater», Bd. 3–4, Hildburgh. 1869). Analysen von 24 Stücken gab Enk in seinen «Studien über Lope de V.» (Wien 1839), und eine Übersetzung seiner Romane und Novellen hat man von Richard: «Lopes romantische Dichtungen» (6 Bde., Aachen 1824–27). Eine größere Anzahl bisher ungedruckter Briefe (48) und mehrere Gedichte enthalten «Ultimos amores de Lope de V., revelados por él mismo» (Madr. 1876). Vgl. die umfassenden histor. Darstellungen von Schack und Klein.

Vega (Ynca Garcilasso de la), aus Cuzco in Amerika, ein Abkömmling der Inkas von Peru, geb. 1540, gest. 1620, verfaßte «Comentarios reales, que tratan del origen de los Yncas reyes, que fueron del Perú» (2 Bde., Lissab. 1609–17) und «La Florida del Ynca» (Lissab. 1605). In neuerer Zeit erschien eine korrekte Ausgabe seiner Werke (17 Bde., Madr. 1800–3).

Vegesack, Stadt im Gebiete der Freien Stadt Bremen, 15 km unterhalb der letztern am rechten Ufer der Weser bei dem Einflusse der Lesum oder Wümme gelegen, durch Zweigbahn nach Lesum mit der Preußischen Staatsbahn verbunden, zählt (1885) 3817 E., deren hauptsächlichste Erwerbsquelle die Seeschiffahrt ist. Von Bildungsanstalten besitzt der Ort ein Realgymnasium und eine höhere Töchterschule. Außer bedeutenden Schiffswerften, auf denen auch eiserne Dampfer gebaut werden, bestehen zu V. noch eine Reepschlägerei, Baumwollspinnerei, Steingutfabrik, Segelmachereien und eine Eisengießerei. Handel (besonders mit Holz und Korn) Spedition, zwei Bootbauereien (Lustjachten) und Kleingewerbe stehen vorzugsweise zur Reederei in Beziehung, an der viele Bewohner V.s beteiligt sind. In der freundlichen Umgegend finden sich viele schöne Landsitze reicher Bremer.

Vegetabilien (vom lat. vegetus, d. i. munter, gesund, frisch, Wachstum befördernd), soviel wie Pflanzen (s. d.); vegetabilisch, alles, was zu den Pflanzen gehört oder aus ihnen bereitet wird, und Vegetation, das Pflanzenleben.

Vegetarianer oder Vegetarier (engl. Vegetarians) nennt sich ein zuerst in England, dann auch in andern Ländern ziemlich rasch sich ausbreitender Verein, welcher seine Nahrung bloß aus dem Pflanzenreiche entnimmt und zur Befriedigung des Durstes nur das Wassertrinken empfiehlt. Als erster Apostel des «Vegetarianismus» gilt J. Newton, der in dem Buche «Return to nature, or defense of vegetable regimen» (Lond. 1811) ähnliche Grundsätze aufstellte. Die Begründung einer «Vegetarian-Society» erfolgte 1847 zu London, die unter dem Einfluß der Schriften von Alcott, Sylv. Graham, John Smith und Charles Lane auch bald Anhänger in Nordamerika und anderwärts fand. Die V. weisen besonders darauf hin, daß der Mensch nur mit vegetabilischer Kost auskommen könne, wie man bei mehrern Völkern finde, die sich nur von Getreide, Hülsenfrüchten, Gemüsen und Obst ernähren; daß sogar die kräftigen Athleten Griechenlands und Roms nur Pflanzenkost zu sich nahmen. Erscheinungen aus dem Leben der Tiere werden ebenfalls angezogen, indem gerade die stärksten und zu nützlicher Arbeit geeignetsten Tiere die pflanzenfressenden Elefanten, Pferde, Rinder seien. Dann werden nicht blos zahlreiche Bibelstellen, sondern auch Aussprüche von Philosophen, sowie einige Sätze aus den Schriften von Naturforschern, wie Hyrtl, Humboldt, Cuvier u. a., angeführt; schließlich und vor allem zeigen die V. auf ihr eigenes Wohlbefinden und gutes Aussehen hin. Dagegen sind sie in großem Irrtum, wenn sie meinen, des Menschen Körperbau, insbesondere seine Verdauungswerkzeuge, seien nur auf vegetabilische Diät angewiesen. In gesundheitlicher Hinsicht halten sie den Genuß des Fleisches wie den der Spirituosen für eine Veranlassung zur Erzeugung vieler Krankheiten, die nur unter dem Einflusse schlimmer Reizmittel entstehen. Aus ethischen Gründen verwerfen sie den Fleischgenuß deshalb, weil er etwas «Stimulirendes», zur Leidenschaftlichkeit Anregendes haben soll. Der ethische Standpunkt, welcher das Töten der Tiere um des Fleischgenusses willen verwerflich findet, tritt besonders hervor bei Jean Antoine Gleïzès in «Thalysie ou la nouvelle existence» (3 Bde., Par. 1842; deutsch von R. Springer, Berl. 1872). Auch wird von den V. die Zunahme von Laster und Verbrechen der Wirkung des in unserer Zeit immer steigenden Fleischverbrauchs zugeschrieben. Zahlreiche V. sind zugleich erklärte Feinde des Pockenimpfens und begeisterte Verfechter der Kaltwasserkur sowie der Naturheilkunde (s. d.). Da durch Fleischgenuß dem Körper vorzugsweise stickstoffhaltige Nährstoffe zugeführt werden, so suchen die V. durch den Genuß möglichst stickstoffreichen Brotes dem Mangel an Stickstoff in ihrer Nahrung vorzubeugen; das nach Graham bereitete Brot wird in dieser Beziehung vorzugsweise empfohlen; auch gibt es besondere Kochbücher für V.

In Deutschland wurde 1869 namentlich durch die Bestrebungen Eduard Baltzers (s. d.) ein deutscher Verein für naturgemäße Lebensweise gegründet, welcher ein eigenes «Vereinsblatt» besitzt und zahlreiche Zweigvereine umfaßt. In diese Vereinigung wird nur aufgenommen, wer sich ausdrücklich verpflichtet, kein Fleisch genießen zu wollen. Daß der Genuß von Milch, Ei, Butter und Käse erlaubt ist, stimmt freilich nicht überein mit dem Prinzip der «Pflanzenkost». Einer der entschiedensten Vertreter dieser Richtung, der ehemalige Apotheker Theod. Hahn in Waid bei St. Gallen, der in seinen Schriften: «Die naturgemäße Diät, die Diät der Zukunft» (Köthen 1859) und «Der Vegetarianismus» (Berl. 1869), die Grundsätze der sog. «naturgemäßen Lebensweise» verficht, legte in St. Gallen eine vegetarianische Heilanstalt an. Struve verknüpft in seiner Schrift «Die Pflanzenkost, die Grundlage einer neuen Weltanschauung» (Stuttg. 1869) vegetarianische und sozialistische Ideen. Vgl. Klencke, «Fleisch- oder Pflanzenkost» (Lpz. 1869); Virchow,

»Über Nahrungs- und Genußmittel« (Berl. 1868) und die Schriften von Ludwig, Joly, Funke u. a.

Vegetation, zunächst das Leben und Wachstum der Pflanzen überhaupt, dann insbesondere auch die Gesamtheit der Pflanzen einer bestimmten Gegend, also gleichbedeutend mit Flora (s. d., vgl. Pflanzengeographie); endlich auch derjenige Abschnitt des Pflanzenlebens, in welchem die Entwickelung der sog. vegetativen (d. i. für die Ernährung thätigen) Organe stattfindet, im Gegensatz zur Reproduktion oder Fortpflanzung.

Vegetius Renātus (Flavius) war wahrscheinlich ein Christ und verfaßte einige Zeit vor 450 n. Chr. eine «Epitoma rei militaris» in vier Büchern, welche zwar nur eine Kompilation aus frühern Schriften gleichen Inhalts und durch manche Anachronismen und Vertauschungen anderer Art entstellt ist, aber durch Einfachheit der Sprache sich empfiehlt und bei dem Verluste der Quellen, aus denen er schöpfte, für die Kenntnis des röm. Kriegswesens noch immer einen hohen Wert hat. Gute Ausgaben besorgten Scriver (2 Bde., Antw. 1607) und Schwebel (Nürnb. 1767); eine neue kritische Ausgabe lieferte Lang (Lpz. 1869; 2. Aufl. 1885); deutsche Übersetzungen veranstalteten Meinecke (Halle 1800) und Lipowsky (Sulzb. 1827). Vgl. Seeck, «Die Zeit des V.» (im «Hermes», Berl. 1876). Das unter dem Namen des Publius V. bekannte ausführliche Werk über die Tierarzneikunde, «Ars veterinaria sive mulomedicina», ist eine mit eigenen Erfahrungen gemischte Kompilation in ungebildeter Sprache, aber nicht ohne Bedeutung für die Geschichte der Tierheilkunde, vielleicht von demselben Verfasser. Eine Bearbeitung gab Schneider in den «Scriptores rei rusticae» (Bd. 4, Lpz. 1797).

Veglia, österr. Insel, zur Markgrafschaft Istrien, Bezirkshauptmannschaft Lussin gehörig, unter den Inseln des Golfs von Guarnero eine der größten und die dem Festlande zunächstgelegene, vom ungar.-kroat. Küstenlande durch den schmalen Kanal Morlacca, von der Insel Cherso durch die ebenso schmale Einfahrt in den Kanal del Guarnerolo geschieden. Die Insel, 420 qkm groß, ist teilweise mit niedrigem Walde besetzt, hat mehrere für kleinere Schiffe leicht zugängliche Häfen und erzeugt mit Ausnahme des der Bora ausgesetzten Uferrandes Getreide, Wein, Öl und Seide. Die Marmorbrüche auf V. sind seit alter Zeit im Betriebe. Die Bewohnerzahl der Insel (slaw. Kérk) beträgt (1880) 18089 Köpfe, meist Serbo-Kroaten. Die gleichnamige Hauptstadt, an einer kleinen Bucht der Westküste, enthält 1579, als Ortsgemeinde 6815 E. Sie ist der Sitz eines Bezirksgerichts und eines Bischofs mit einer durch ihre Bauform interessanten Kathedrale.

Veh, Pelzwerk, s. Feh.

Vehikel (lat.), Fahrzeug; Bindemittel; unwesentlicher Stoff, mit dem vermischt übel schmeckende, stark wirkende Arzneien verabreicht werden.

Vehme, Vehmgerichte, s. Femgerichte.

Vehnenbruch, s. unter Bruch (geogr.).

Vehse (Karl Eduard), Geschichtschreiber, geb. 18. Dez. 1802 zu Freiberg im sächs. Erzgebirge, studierte in Leipzig und Göttingen die Rechte, erhielt 1825 eine Anstellung am dresdener Staatsarchiv, wanderte 1838 mit dem Separatisten Stephan und dessen Anhange nach Amerika aus, kehrte aber schon 1839 wieder nach Europa zurück. Er hielt dann in Dresden Vorlesungen über Welt-, Kultur- und Kunstgeschichte, verbrachte die J. 1851 und 1852 auf Reisen und nahm 1853 seinen Aufenthalt zu Berlin. Wegen einiger kompromittierender Angaben, die er in seiner «Geschichte der deutschen Höfe» über einen nahen Verwandten des preuß. Königshauses hatte drucken lassen, wurde er zu halbjähriger Haft verurteilt und ihm der Aufenthalt innerhalb des preuß. Staats verboten. Im Aug. 1856 wandte er sich nach Sissach bei Basel und lebte seit 1857 in Italien, bis er 1862 nach Freiberg zurückkehrte. Er starb, fast völlig erblindet, zu Striesen bei Dresden 18. Juni 1870. V.s litterarischer Ruf gründet sich auf die «Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation» (48 Bde., Hamb. 1851—58). Dieses Werk ist eine fleißige, aber in der Benutzung der Quellen kritiklose Kompilation. Von V.s übrigen Arbeiten sind noch zu nennen: «Geschichte Kaiser Ottos d. Gr.» (Zittau 1828; 2. Aufl., Lpz. 1865), «Tafeln der Welt- und Kulturgeschichte» (Dresd. 1834), «Vorlesungen über Weltgeschichte» (2 Bde., Dresd. 1842), «Shakespeare als Politiker, Psycholog und Dichter» (2 Bde., Hamb. 1851).

Vei, Negerstamm, s. unter Mandingo.

Veigel (Eva Maria), Gattin Garricks (s. d.).

Veilchen (Viŏla *L.*), die typische Gattung der Familie der Violaceae, perennierende Kräuter, von denen mehrere Arten wegen ihrer blumistischen Eigenschaften für die Gärten Bedeutung erlangt haben. Allen gemeinsam sind langgestielte fünfblätterige Blumen, deren unterstes Blatt in einen Sporn ausgeht. Bei manchen Arten treten nacheinander Blumen verschiedenartiger Bildung auf, normal entwickelte, aber unfruchtbare, später der Blumenkrone entbehrende oder höchstens mit zwei winzigen Blättchen versehene, jedoch fruchtbare Blüten. Am meisten fallen diese Bildungsunterschiede bei dem Wunderveilchen unserer Laubwälder, V. mirabilis *L.*, in das Auge. Die Blätter dieser Art sind während der Blütezeit dütenartig zusammengerollt. Die bleich-rötlichen oder lilafarbigen Blumen hauchen einen köstlichen Duft aus. Blüten zwiefacher Form hat auch das Märzveilchen, V. odorata *L.*, die populärste aller Blumen, durch ganz Europa und Asien gemein, bald nach dem Schmelzen des Schnees von jung und alt an seinen Verstecken aufgesucht, in seinen verschiedenen Formen fast in allen Gärten angepflanzt, vielfach zur Treibkultur benutzt und ein gesuchtes Material für Bouquets und hierdurch ein wichtiges Objekt gärtnerischer Betriebsamkeit geworden. Für den Winterflor vor allen andern geschätzt sind das ital. Treibveilchen, var. semperflorens, das russ. Veilchen, var. rossica, Bello de Chatenay mit weißen, schwach mit violett geranderten, sehr dicht gefüllten Blumen u. a. m. Schon seit langer Zeit hat man Spielarten mit gefüllten Blumen, blauen, weißen, roten und dreifarbigen. Neuern Ursprungs sind Czar mit sehr lang gestielten, sehr großen blauen und weißen, Queen mit gefüllten weißen, in der Mitte bläulichen Blumen, Victoria regina, das größte aller bekannten V., und einige andere. Das sog. Baumveilchen ist nicht sowohl Varietät, als eine dadurch künstlich herbeigeführte Form, daß man alle Ausläufer, Nebentriebe und Blüten des Stocks mehrere Jahre unterdrückt und den infolge dessen sich streckenden Stengel senkrecht aufbindet, der nun an seiner Spitze eine Blätterkrone und Blumen trägt.

Andere einheimische Arten sind das Hundsveilchen (V. canina), das Waldveilchen (V. silvestris), das Sumpfveilchen (V. palustris), das Hornveilchen (V. cornuta) u. a., und an ausländischen Arten unterhält man in den Gärten das Canadaveilchen (V. canadensis), das Löffelveilchen (V. cucullata *Ell.*) u. a. Für die Gärten die wichtigsten der Arten ist das auf allen Äckern wildwachsende ein- bis zweijährige Freisamveilchen (V. arvensis) geworden, das durch die Kultur und in Gemeinschaft mit der verwandten V. altaica *Pall.* die V. tricolor, das Pensée (s. d.), hervorgebracht hat. Hunderte von Varietäten, ausgestattet mit den feurigsten und zartesten Nuancen jeder Farbe und mit reizenden Ornamenten verschiedenartigster Form, sind aus der allmählich sich vollziehenden Vermischung der Nachkommenschaft dieser beiden Arten hervorgegangen. Die ansprechenden Zieraten der Blumen sind die Maske, eine auf der Mitte der Blumen liegende dunklere Zeichnung, das Auge (var. oculata), je ein dunklerer Flecken auf zwei oder auf allen fünf Blumenblättern (var. Odier), Streifen, ein goldgelber oder ein silberweißer Saum u. s. w. Die sehr großblumigen Varietäten pflegt man als englische zu bezeichnen.

Einige Spielarten haben einen Grad von Farbenbeständigkeit erreicht, der sie geschickt macht, in Teppichbeeten zur Bildung scharf abgesetzter weißer, gelber, bronzefarbiger, goldgelber, dunkelblauer (var. Kaiser Wilhelm), schwarzer (var. Dr. Faust) Bänder verwendet zu werden. In der Regel säet man die Pensées Ende August aus, piquiert sie und pflanzt sie je nach Boden und Klima entweder schon im Herbst oder erst im Frühjahr an den Ort ihrer Bestimmung. Die perennierenden V. dagegen vermehrt man meistens durch Ausläufer.

Veilchenmoos, s. unter Veilchensteine.

Veilchensteine nennt man auf mit Geröll- und Geschiebmassen bedeckten Kuppen höherer Gebirge, z. B. in Thüringen, auf dem Harz, dem Riesengebirge vorkommende Steine, die infolge eines Überzugs von sog. Veilchenmoos im feuchten Zustande einen veilchenartigen Geruch von sich geben. Das Veilchenmoos (Chroolepus Iolithus *Agdh.*), welches zur Algengruppe der Conservaceen gehört, besteht aus gegliederten, knorpeligen, verzweigten Fäden und überzieht die Steine in Form eines zarten, krustenartigen, in der Jugend rotbraunen, später gelbgrünen Anflugs. (S. Chroolepus.)

Veilchenwurzel, s. Schwertlilie.

Veile, Hauptstadt eines dän. Amts gleichen Namens (2331,4 qkm mit [1880] 108513 E.), im südöstlichsten Teile Jütlands an der schlesw. Grenze, liegt in einem reizenden, langen und schmalen Thale, das «dänische Paradies» genannt, an der Linie Lamdrup-Frederikshaven der Jütischen Eisenbahn, an der Mündung der Veile-Aa in den Veile-Fjord, einen 22 km langen, im Norden des Kleinen Belt in das Land einschneidenden Meerbusen, umgeben von hohen, mit Buchenwäldern bestandenen Hügeln, von denen Himmelpinden der höchste ist. Die Stadt hat einige Fabriken, einen Winterhafen und zählt (1880) 7145 E., welche Hopfenbau, Fischfang und Handel treiben. Am 5. Mai 1848 wurde die Stadt von den Schleswig-Holsteinern und nach einem in der Nähe, bei Gudsö, 7. Mai 1849 von ihnen gelieferten Gefecht von den Preußen besetzt, die an demselben Tage unter General Hirschfeld die Dänen unter General Rye bei dem Dorfe Viuf, auf der Straße von V. nach Kolding, schlugen. Auch 8. März 1864 fand hier ein Gefecht statt, in dem die Österreicher unter Gablenz die Stadt und später die stark befestigten nördl. Höhen stürmten.

Veintena, Goldmünze, s. Escudillo de oro.

Veit (Sankt), s. Sankt Veit.

Veit (Moritz), verdienter deutscher Buchhändler, wurde 12. Sept. 1808 zu Berlin von jüd. Eltern geboren, erhielt seine Vorbildung auf dem Joachimsthalschen Gymnasium daselbst und widmete sich dann auf der berliner Universität philol., histor. und philos. Studien. Durch die Ereignisse des J. 1830 ward er auch der Politik zugeführt. Gegen Ende 1833 errichtete er mit seinem Studiengenossen Joseph Lehfeldt unter der Firma Veit u. Comp. eine Verlagsbuchhandlung zu Berlin, deren Grundlage der von ihm angekaufte Boikesche Verlag bildete. Das neue Etablissement nahm rasch einen ungewöhnlichen Aufschwung und erhob sich bald zu einem der angesehensten Deutschlands. Außer den Werken Leop. Schefers, dem von V. selbst redigierten «Briefwechsel Schillers mit Körner», der Gesamtausgabe der Werke Fichtes weist der Verlagskatalog eine lange Reihe bedeutender wissenschaftlicher, besonders hist. und philol. Werke auf, von Böckh, Ranke, Droysen und andern Gelehrten ersten Ranges, wie Dove, Savigny, Werder u. s. w. Auch Joh. Müllers berühmte «Zeitschrift für Anatomie und Physiologie», A. Schmidts «Zeitschrift für Geschichtswissenschaft» und das «Magazin für die Litteratur des Auslandes» (1832—63 bei Veit u. Comp., 1864—78 bei Dümmler in Berlin, von 1879 ab bei W. Friedrich in Leipzig) erschienen im Veitschen Verlag. Mit Vorliebe wandte er sich der jüd. Litteratur zu, Werke von Zunz, Sachs u. a. erschienen bei ihm. Nach Lehfeldts Tode trat V. 1858 seine Verlagshandlung an Th. Einhorn in Leipzig ab; seit 2. Jan. 1876 befindet sich dieselbe in dem Besitz von H. Credner in Leipzig, welcher das Geschäft unter der bisherigen Firma fortführt. V. starb 5. Febr. 1864 zu Berlin.

Im Börsenverein der Deutschen Buchhändler hatte er seit 1853 erst als Stellvertreter des Vorsitzenden, besonders aber während der J. 1855—61 als Vorsitzender eine einflußreiche und nachhaltige Thätigkeit entfaltet. Namentlich erwarb er sich auf dem rechtlichen Gebiete, in den Fragen über Urheberrecht, Verlagsrecht und Preßpolizei, anerkannte Verdienste. An dem Entwurfe eines deutschen Nachdruckgesetzes, welcher 1855—57 von dem Börsenverein bearbeitet wurde, hatte V. den wesentlichsten Anteil. Auch gehörte V. dem preuß. litterarischen Sachverständigenverein an, dessen Gutachten in Nachdrucksangelegenheiten den preuß. Gerichtshöfen maßgebend sind. Von der Stadt Berlin 1848 in die Deutsche Nationalversammlung gesandt, trat er hier zu den Führern der altliberalen Partei (Gothanern) in nähere Beziehungen. Diese polit. Haltung, die er auch als Abgeordneter für Trier 1851—52 in der preuß. Ersten Kammer, dann 1858—61 als Vertreter Berlins im Abgeordnetenhause bekundete, war in der Hauptsache die Veranlassung, daß er 1861 in seiner Vaterstadt nicht wiedergewählt wurde. V. war ein Mann von echt deutscher Gesinnung, ungewöhnlicher wissenschaftlicher Bildung und ausgebreiteten Kenntnissen. Von seinen eigenen litterarischen Arbeiten sind, außer verschiedenen kleinern Schriften über polit. Fragen, Nachdruck u. s. w., besonders seine

Studien über «Saint-Simon und der Saint-Simonismus» (Lpz. 1834), «Der Entwurf einer Verordnung über die Verhältnisse der Juden in Preußen» (Lpz. 1847) zu nennen. Im Mai 1868 ward V.s Bildnis (von Philipp Veit) den Bildnissen der verdientesten deutschen Buchhändler in der Deutschen Buchhändlerbörse zu Leipzig zugesellt.

Veit (Philipp), ausgezeichneter deutscher Maler, geb. 13. Febr. 1793 zu Berlin, Vetter des vorigen, war der Sohn einer Tochter Moses Mendelssohns aus deren erster Ehe mit dem Kaufmann Veit und durch die zweite Ehe derselben Stiefsohn Friedrich Schlegels. Dieser scheint den Grund zu der mystischen Richtung gelegt zu haben, welche aus vielen seiner Bilder spricht. Nachdem er in Dresden seine Vorstudien gemacht und am Befreiungskriege teilgenommen, schloß er sich seit 1815 in Rom an die neudeutsch-romantische Schule an und beteiligte sich neben Cornelius, Overbeck und Schadow an ihrem ersten großen Werke, den Fresken zur Geschichte Josephs in der Casa Bartholdy. Seine Sieben fetten Jahre, ein Bild des fröhlichsten Überflusses, gehören zu dem Vorzüglichsten der neuen Schule. Auch der Triumph der Religion in der vatikanischen Galerie und die Scenen aus Dantes Paradies in der Villa Massimi, sowie das große Altarbild in Trinità de' Monti zu Rom, Maria als Himmelskönigin (gestochen von Ufer), erfuhren verdiente Bewunderung. Als Direktor des Städelschen Kunstinstituts 1830 nach Frankfurt a. M. berufen, dem er bis 1843 vorstand, schuf er eine Reihe von Meisterwerken, welche großenteils auch im Stich oder Steindruck erschienen sind. So der heil. Georg (in der Kirche zu Bensheim), die beiden Marien am Grabe, mehrere Porträts und vorzüglich das große Freskobild im Städelschen Institut, das Christentum, welches Bildung und Kunst nach Deutschland bringt, nebst den beiden Nebenbildern Italia und Germania, jetzt in das neue Gebäude des Städelschen Museums übertragen. Außerdem besitzt das Institut noch den Schild des Achilles (nach Homer). Im J. 1843 verlegte er sein Atelier nach Sachsenhausen und vollendete 1846 seine große Darstellung der Himmelfahrt Mariä für den frankfurter Dom, sodann im Auftrage des Königs von Preußen drei Gemälde, die Marien am Grabe (jetzt in der Nationalgalerie zu Berlin), die Parabel von dem barmherzigen Samariter und die Ägyptische Finsternis. Im J. 1847 lieferte er eine große Zeichnung zu einem für die Chornische des beabsichtigten neuen berliner Doms bestimmten Freskobilde, die Verherrlichung der christl. Kirche in Verbindung mit dem preuß. Herrscherhause enthaltend (jetzt in der Nationalgalerie). Später beschäftigte ihn die mit seinen Freunden Settegast, Lasinsky und Herrmann 1868 vollendete Ausschmückung des Meßchors im Dome zu Mainz mit Freskobildern, in denen er seine ganze Großartigkeit und Originalität bewährt hat. V. starb 18. Dez. 1877 in Mainz.

Veitsbohne, s. unter Bohne.

Veitsburg, s. unter Ravensburg.

Veitstanz (Chorea St. Viti) ist eine Krampfform, welche bei vollem Bewußtsein und bei völliger Ungestörtheit der geistigen Funktionen auftritt und entweder in selbständigen unwillkürlichen Bewegungen besteht, oder in unwillkürlichen, welche die gewollten begleiten und diese stören. Die krampfhaften Bewegungen sind überdem derart, daß sie das Ansehen des Beabsichtigten besitzen. Die Krankheit beginnt meist allmählich und macht sich dadurch bemerklich, daß die Bewegungen anders ausfallen, als sie beabsichtigt waren; sie erscheinen wie Ungeschicklichkeiten. Später treten die Bewegungen häufiger ein und werden in ihrer Unnatürlichkeit auffälliger. Die Kranken schneiden die mannigfaltigsten Grimassen, drehen den Kopf und den Rumpf, zucken mit den Schultern, werfen die Arme, verschütten beim Essen und Trinken und auch die Beine führen scheinbar zweckmäßige Bewegungen aus, wenn auch selten und mit geringerer Heftigkeit. Im Bett werden die Kranken umhergeworfen und schlafen wegen der dauernden Unruhe nur schwer ein, liegen aber im Schlafe meist ruhig. Meist ist auch das psychische Verhalten alterirt; die Kranken sind übel gelaunt, reizbar, lachen und weinen leicht ohne Veranlassung u. dgl. Bei langer Dauer und großer Heftigkeit der Krämpfe nimmt diese Verstimmung zu; eigentliche Geistesstörung tritt aber selten auf. Das Atmen, das Schlucken und die Ausleerungen bleiben von der Krankheit unberührt. Die Krankheit tritt in den verschiedensten Graden auf, häufig in leichten Formen (kleiner V.), selten in sehr schweren (großer V.). Ihre Dauer beträgt in der Regel 6 bis 8 Wochen und erstreckt sich höchst selten, in schwächerer Weise, über das ganze Leben. Ein tödlicher Ausgang tritt nur ausnahmsweise ein. Am häufigsten ist der V. bei weiblichen Individuen, und zwar tritt er vorzugsweise zur Zeit der zweiten Zahnung und des Eintritts der Geschlechtsreife ein, nicht selten bei derselben Person. Als Ursachen des V. werden aufgeführt: Gemütserschütterungen (Schreck), Reizung des Darms durch Würmer, Onanie, Schwangerschaft und Blutarmut. Auch durch Nachahmung soll V. entstehen. Hinsichtlich der Behandlung werden methodische kalte Abreibungen, roborirende Diät und Bekämpfung der Muskelunruhe durch Elektricität und Chloralhydrat, in schweren Fällen der Gebrauch von Arsen und Bromkalium empfohlen.

Veji, eine der zwölf Bundesstädte des alten Etrurien, tritt in der Geschichte Roms von dessen Anfängen an als bedeutender Gegner desselben auf. Nur etwa 18 km nördlich von Rom entfernt, in einer günstigen, leicht zu befestigenden Lage auf einem Tuffelsen an der Cremera, war V. vor allem dazu bestimmt, die Feindschaft der Etrusker gegen die neu aufkommende latinische Macht durchzukämpfen. Nach der Tradition war unter den Kämpfen gegen die Republik, deren erster der Wiedereinsetzung der Tarquinier gegolten haben soll, von hervorragender Bedeutung der Krieg 485—474 v. Chr., in welchem 477 die 306 Fabier, die mit ihren Clienten auszogen, um von einem befestigten Lager an der Cremera aus den Krieg für die Republik zu führen, niedergemacht wurden und der mit einem 40jährigen Waffenstillstande endigte; ferner der Krieg von 438—434 und der von 426, der 425 mit einem 20jährigen Waffenstillstand abgeschlossen wurde; endlich nach dessen Ablauf der letzte Krieg 405—396, in dem zum ersten mal die röm. Heere im Winter im Felde blieben, und der nach 10jähriger Belagerung der Stadt mit deren Eroberung durch Camillus endigte. Seitdem blieb der Ort öde bis auf Julius Cäsar, der Veteranen dort ansiedelte. Unter Tiberius erscheint V. als Municipium und es wird noch im 4. Jahrh. genannt. Jetzt sind, abgesehen von der Grotta Campana, dem bedeutsamen in der Nekropole V.s

erhaltenen Grabe, wo wichtige Funde gemacht sind, hauptsächlich nur noch Überreste der Ummauerung des alten V., sowie auch der cäsarisch-augusteischen Ansiedelung bei Isola di Farnese vorhanden.

Vela (La) oder **Vela de Coro**, Hafen bei Coro (s. d.) in Venezuela.

Vela (Vincenzo), Bildhauer, geb. 1822 zu Ligornetto im Tessin, war anfangs Steinhauer, genoß dann einigen Unterricht in der Bildhauerei in Mailand, wo er auch beim Dome Beschäftigung fand. Im J. 1847 kam er nach Rom, wo er die Figur des Spartacus begann. Für ein Relief: Erweckung der Tochter des Jairus, erhielt er einen Preis. In Rom fand er in dem Herzog Litta einen Gönner, der ihm auch die indessen fertig gewordene Figur des Spartacus abkaufte. Der Name V.s, an dessen Schöpfungen man besonders der sichern Behandlung des Marmors Beifall zollte, war indessen bekannt geworden, die mailänder Akademie ernannte ihn zu ihrem Mitgliede, V. aber schlug seinen Sitz in Turin auf, wo er eine Anzahl Monumente, so dasjenige Victor Emanuels im Municipio, das des Ministers Balbi, Donizettis, Correggios, die Statue des Frühlings u. s. w., herstellte.

Velathri, s. Volterra.

Velazquez (Diego Rodriguez de Silva), neben Murillo der bedeutendste Maler der span. Schule, stammte von der aus Portugal eingewanderten Familie der Silva, geb. zu Sevilla 6. Juni 1599. Er lernte die Kunst erst bei dem ältern Herrera, dann bei dem Schriftsteller und Dichter Francisco Pacheco, dessen Tochter Juana er heiratete. Seinen eigentümlichen Stil schuf er sich jedoch autodidaktisch, in Studien nach der Natur, die er für das dort beliebte Fach der Bodegones (Küchenstücke) mit Erfolg verwenden konnte. Auch in seinen damals ziemlich zahlreichen Kirchenbildern hielt er sich an das Modell, nach dem Vorbild der ital. Naturalisten. Im Gefühl, daß sein Platz in der Hauptstadt und am Hofe sei, begab er sich 1622 nach Madrid, damals ohne Erfolg; aber ein Jahr später berief ihn der Minister Olivares, und sein Glück in einem vor dem Hofe gemalten Bildnis brachte ihm die Ernennung zum königl. Maler und die Gunst Philipps IV., die er sich bis an sein Ende erhalten hat. Leider nötigte ihn seine Stellung, eine Menge uninteressanter königl. Personen zu malen und oft zu wiederholen; es gibt von ihm nur wenige große Historien und einige sehr figurenreiche Jagdstücke. Sein erster Stil (bis 1629) ist von plastischer Kraft mit schroffen Gegensätzen der Beleuchtung; das Hauptwerk sind die Zecher (Borrachos), eine mit Humor behandelte bacchantische Weihe. Der Besuch des Rubens (1628) brachte das Projekt einer ital. Reise (1629—31) zur Ausführung. Er studierte die Venetianer und malte in Rom den bunten Rock Josephs und die Vulkansschmiede; hier macht er sich bereits von den dunkeln Schatten los und strebt nach Modellierung im allverbreiteten Tageslicht. Dies Bild eröffnet seinen zweiten Stil (1631—48), dem seine vier großen Reiterbilder (des Königspaares, des Prinzen Balthasar, des Olivares), die drei Jäger angehören, und sein großes histor. Meisterstück, die Übergabe von Breda, ferner seine besten religiösen Darstellungen, das Crucifix und der Christus an der Säule. Im J. 1648 ging er wieder nach Italien, diesmal mit dem Auftrag, Gemälde und Abformungen von Antiken zur Ausstattung der neuen Gemächer im Palast anzuschaffen. Er malte das Bildnis des Papstes Innocenz X. (Palast Doria); sein Geheimnis, mit den geringsten Mitteln den vollen Lebenszauber hervorzubringen, setzt noch heute die Techniker in Erstaunen. V.s Bildnisse zeichnen sich aus durch den Geist und die rücksichtslose Wahrheit der Charakteristik, die Modellierung im vollen Licht und den Ausdruck des nationalen Würdebegriffs. Er gibt die Natur wie in der Camera obscura, kein Maler hat sich wie er vom Konventionellen freigehalten. In seinem dritten Stil (1651—60) hat er in einem fast skizzenhaften unverschmolzenen Vortrag feine und schwierige räumlich-optische Phänomene ausgedrückt, wie sie erst die neueste Malerei wieder sich zur Aufgabe gestellt hat. Dahin gehören die Spinnerinnen (Hilanderas), eine Scene aus der Tapetenfabrik, das erste Industriestück; die Meninas, die Infantin Margarete mit ihrem kleinen Hofstaat und er selbst an der Staffelei; ferner Bildnisse königl. Personen, besonders Kinder (im Belvedere zu Wien). Zu dieser Zeit erhielt er die Stelle eines Oberpalastmarschalls (Aposentador) und den San-Jagoorden; er leitete die Reise des Hofs nach der Grenze bei der Vermählung der Maria Theresia mit Ludwig XIV. und starb am 7. Aug. 1660. Eine neuerdings entdeckte kleine Schrift aus seiner Feder über die von ihm im Escorial aufgestellten Gemälde wurde neu herausgegeben von Ch. Davillier: «Mémoire de V.» (Par. 1874). Seine Schüler sind sein früherer Sklave Juan Pareja und sein Schwiegersohn del Mazo. Sein Leben beschrieben Sir W. Stirling (deutsch, Berl. 1856); Curtis, «V. und Murillo» (Lond. 1883).

Velbert, Stadt (seit 1827) im rheinpreuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Mettmann, 12 km nordwestlich von Elberfeld, auf einer felsigen Hochebene (246 m über dem Meere) mit rauhem Klima, zählt (1885) 3037 (als Gemeinde 10588 meist evang.) E., hat eine evang. und eine kath. Pfarrkirche und ist seit 1680 Sitz einer ausgedehnten Kleineisen- und Messingwarenindustrie, welche vornehmlich als Hausindustrie betrieben wird. Die Fabrikate, darunter besonders Thür-, Möbel- und Vorhängeschlösser, Scharnierbänder aus Eisen und Messing, Wagen und Gewichte werden nach allen Kulturländern abgesetzt. Außerdem sind Eisen- und Gelbgießereien, Wassermühlen, Dampfmühlen, Dampfschleifereien, eine Knopffabrik, Brauereien und Brennereien, Ziegeleien, Kalkbrennereien, Tabak- und Cigarrenfabriken und andere industrielle und gewerbliche Etablissements vorhanden.

Velde, holländ. Künstlerfamilie. Zu ihr gehören: Jesaias van der V., geb. zu Amsterdam um 1587, gest. um 1642 zu Leiden, besonders durch seine Darstellungen von Gefechten, räuberischen Anfällen bekannt, und dessen Brüder Jan van der V., geb. zu Leiden 1599, ein guter Landschaftsmaler und gleich jenem ausgezeichneter Kupferstecher, und Wilhelm van der V., der Ältere, ein berühmter Marinemaler und Marinezeichner, geb. zu Leiden 1610. Er stand in Diensten Karls II. und Jakobs II. von England und starb zu London 1693.

Des letztern älterer Sohn Wilhelm van der V., der Jüngere, geb. zu Amsterdam 1633, war einer der größten Marinemaler. Nachdem er bereits in Holland sehr viel gemalt hatte, folgte er 1677 dem Rufe Karls II. nach England, der ihm eine jährliche Pension aussetzte. Er starb zu Greenwich 6. April 1707. Der jüngere Sohn, Adrian

van der V., geb. zu Amsterdam 1639, war ein Schüler des Jan Wynants und bildete sich schnell zu einem der ersten Landschaftsmaler, starb aber schon 21. Jan. 1672 zu Amsterdam. Vor allem trefflich sind seine Hirtenstücke. Warmes Kolorit, freundliche Beleuchtung, durch die Bäume hindurchschimmernde Luft, gute Zeichnung und natürliche Färbung der Figuren und Tiere sind seine Hauptverdienste. Auch malte er für viele berühmte Maler die Figuren in deren Landschaften. Überdies arbeitete er einige große histor. Bilder, wie z. B. die Kreuzabnahme. Seine vielen Werke sind in verschiedenen Galerien zerstreut. Seine Zeichnungen und radierten Blätter gehören zu den schönsten Erzeugnissen der holländ. Schule.

Velde (Franz Karl van der), deutscher Romanschriftsteller, geb. zu Breslau 27. Sept. 1779, studierte seit 1797 zu Frankfurt a. O. die Rechte, wurde dann Auskultator, 1804 Stadtgerichtsdirektor zu Winzig, 1814 Assessor bei dem Stadtgericht in Breslau und 1818 Stadtrichter in Zobten. Im April 1823 kehrte er als Justizkommissar nach Breslau zurück, wo er 6. April 1824 starb. Die erste Sammlung seiner Erzählungen sind die «Erzstufen» (3 Bde., Dresd. 1824). Diesen folgten, außer vielen andern: «Die Eroberung von Mexiko», «Die Lichtensteiner», «Arwed Gyllenstierna», «Der böhm. Mägdekrieg», «Christine und ihr Hof» und «Die Gesandtschaftsreise nach China». Seine «Sämtlichen Schriften» gaben Böttiger und Theodor Hell (mit Biographie, 25 Bde., Dresd. 1824—27, und 27 Bde., 1830—32; 7. Aufl., 10 Bde., Lpz. 1862) heraus. Sein Wohnhaus in Zobten erhielt 1877 eine Gedenktafel.

Veldeke (Heinr. von), s. Heinrich von Veldeke.

Velden (bei Hersbruck), Stadt im bayr. Regierungsbezirk Mittelfranken, Bezirksamt Hersbruck, in einem Thale des Fränkischen Jura, rechts an der Pegnitz, nahe der Grenze von Oberfranken, Station der Linie Nürnberg-Redwitz-Eger der Bayrischen Staatsbahnen, zählt (1880) 788 evang. E.

Velden (bei Vilsbiburg), Flecken im Regierungsbezirk Niederbayern, nahe der Grenze Oberbayerns, Bezirksamt Vilsbiburg, an der Großen Vils, 450 m über dem Meere, zählt (1880) 1333 E. und hat eine kath. Pfarrkirche und ein Schloß.

Veldenz, Dorf im rheinpreuß. Regierungsbezirk Trier, Kreis Bernkastel, an dem rechts zur Mosel gehenden Veldenzer Bach, zählt (1880) 1006 E., welche Weinbau betreiben, und hat eine evang. und eine kath. Pfarrkirche. Die schon im 6. Jahrh. genannte Burg Veldenz, der Stammsitz mächtiger Grafen, wurde im Dreißigjährigen Kriege von den Spaniern zerstört und liegt seitdem in Ruinen.

Veldes (slow. Bled), Dorf in dem durch seine Naturschönheit berühmten Hochthale der Wocheiner Save in Krain, Bezirkshauptmannschaft Radmannsdorf, mit (1880) 457, als Ortsgemeinde 2758 zumeist slowen. E. Der Ort ist einer der beliebtesten Badeorte und Sommerfrischen in den österr. Alpen; er liegt an einem schönen Gebirgssee, mit einer Wallfahrtskirche auf einer Felseninsel in der Mitte und einem steil aufragenden Felsenschloß an der Nordseite. Der Stationsplatz Lees-V. auf der Linie Laibach-Tarvis der Österreichischen Staatsbahnen unterhält eine ständige Wagenverbindung zu dem 4½ km entfernten Orte.

Velĕda hieß eine priesterliche Jungfrau aus dem german. Volke der Bructerer. Gleich der ältern Albruna, der wenig spätern semnonischen Ganna und der Gambara der longobard. Sage übte sie eine auf Weissagung gegründete polit. Macht und genoß eine fast göttliche Verehrung. Ihr Ansehen aber war begründet worden, als ihre Weissagung eintraf, die dem Bataver Civilis (s. d.) bei seinem Aufstande gegen die Römer Glück verheißen hatte. Der weitere Verlauf dieser Kämpfe ward wesentlich durch ihre Mitwirkung bedingt, wie auch bei dem Vertrage, den die Ubier von Köln mit den Tencterern schlossen, beide Teile dem Urteile des Civilis und der V. sich unterwarfen. Zur Zeit des Kaisers Vespasian befand sich V. als Gefangene zu Rom.

Veleda, der 126. Asteroid, s. u. Planeten.

Veleslavin (Daniel Adam von), böhm. Gelehrter und Buchdrucker, geb. 14. Juli 1546 in Prag, war dort anfangs Professor der Geschichte an der Universität, heiratete aber 1576 die Tochter des dortigen Buchdruckers Joh. Melantrich, dessen Buchdruckerei schließlich auch in seinen Besitz überging, und beschäftigte sich seitdem ausschließlich mit der Litteratur und der Herausgabe und dem Druck von Büchern, zu denen er oft die Vorreden schrieb. Die Zeitgenossen nannten ihn den «Erztypographen». Von seinen eigenen Werken ist das wichtigste der «Kalendář historický» («Histor. Kalender», 1578 und 1590). Er starb 18. Okt. 1599. V. galt, sogar noch in neuerer Zeit, für den besten czech. Stilisten. Er steht am Ausgang der Blütezeit der czech. Litteratur, deren letzter Abschnitt nach ihm «Zeitalter Veleslavins» heißt.

Vélez-Málaga, s. unter Málaga.

Vélez-Rúbio, freundliche Stadt (Villa) und Bezirkshauptort der span. Provinz Almeria, der bedeutendste Ort im nördl. Teile derselben, links am Rio de Velez (Chirivel, arab. Valad), in einer prachtvollen Vega, 671 m über dem Meere, zwischen der Sierra de las Estancias im Süden und der Sierra de Maria im Norden, welche sich hier im Cerro Maimon Grande zu 1589 m erhebt, zählt (1877) 9439 E. und hat Tuchfabrikation, Wollzeugweberei und nahebei eisenhaltige Mineralquellen. V., arab. Valad-el-Ahmar, gehörte zum maurischen Königreich Granada bis zum Sturze desselben.

Etwa 7 km im NNW. von V. auf dem Ostende des Kammes der Sierra de Maria liegt die Stadt (Villa) Vélez-Blanco (arab. Valad-al-Abiad), mit 6594 E., Tuchfabrikation, Leinweberei, Seifensiederei, Ölmühlen und Schafzucht. Auch dieser Ort war bis zur Vertreibung der Mauren aus Spanien eine Grenzfestung des Königreichs Granada; an jene Zeit erinnert noch die umfangreiche, wohlerhaltene, auf steiler Felsenhöhe thronende Burg des letzten span. Maurenkönigs Boabdil. V. und Vélez-Blanco gehörten während der arab. Epoche zur Landschaft Bedschaja, später zur Markgrafschaft Vélez der Fagardo.

Vélin (frz.), soviel wie Schreibpergament, s. unter Pergament.

Velinformen (frz. formes à vélin, engl. wovemoulds), in der Papierfabrikation die Schöpfformen mit feinmaschigem Drahtgewebe für Velinpapier.

Velino, der Avens der Römer, linker Nebenfluß der in den Tiber mündenden Nera, entspringt in der ital. Provinz Aquila westlich von Amatrice in den Abruzzen, dicht beim Tronto. Nach W. aus den Abruzzen bei Rieti in 419 m Höhe austretend, durchfließt er nach NW. einen durch Kunst und Natur reichlich bewässerten, sehr fruchtbaren Thal-

kessel, wahrscheinlich den ehemaligen Lacus Velinus, von welchem noch in den kleinen Seen von Catalice, Rieti, Coldella Fratte, Polegia und Pianciano, die den sog. Lago delle Marmore bilden, und im Lago di Lugo Reste vorhanden sind. Mit einem schönen Wasserfalle, der Caduta delle Marmore, in drei Fällen, 15, 180 und 75 m hoch, stürzt er oberhalb Terni, nach einem 74 km langen Laufe in die Nera. Der Fluß führt außerordentlich viel Kalk aufgelöst mit sich, der, wieder abgesetzt, als Travertin bekannt ist, hier aber Marmor genannt wird. Die beiden bedeutendsten Nebenflüsse des V. sind links der Salto (Himella, im Oberlaufe noch Imele), welcher oberhalb, und Turano (Tolenus), welcher unterhalb Rieti einmündet. Im Altertum führte von Rieti (Reate) ab den das Sabinerland durchströmenden V. aufwärts die von Rom kommende Via Salaria, welche östlich am Tronto (Truentus) abwärts sich bis Truentum am Adriatischen Meere fortsetzte.

Der 2500 m hohe **Monte Velino**, einer der Hauptgipfel der Abruzzen, im Nordwesten des ausgetrockneten Fucinosees, ist eine pyramidale, zweigipfelige Masse, an der östlich ein 1300 m hoher Paß hinführt.

Velinpapier (frz. papier vélin, engl. vellum-paper), ein Papier von beiderseitig glattem, leinwandartigem Aussehen.

Velites hießen in der Kriegsordnung der röm. Republik die der Legion beigegebenen 1200 Mann leichter Plänklertruppen. Sie wurden in der röm. Schlachtordnung den einzelnen Manipeln der Legion beigegeben, fürs Plänkeln aber darauf eingeübt, sich hinter dem Reiter aufs Pferd zu schwingen und so mit diesem dem Feind in die Nähe zu kommen. Ihre Bewaffnung bestand in einem span. Schwert, einer Kappe von Leder oder Fellen, sieben etwas über 1 m langen Wurfspießen mit dünner eiserner Spitze und kleinem runden Schild (parma). Die Formation dieser Truppe trat nach Livius 211 v. Chr. während der Belagerung von Capua an die Stelle der ältern Rorarii; sie verschwand wieder mit der Umänderung der röm. Heeresordnung durch Marius.

Unter Napoleon I. wurden bei den franz. Infanterieregimentern auch leichte Kompagnien eingeführt, die den Namen **Velites** erhielten.

Vellebich (spr. Velebitsch) oder **Velabit**, Bergrücken an der Nordgrenze Dalmatiens gegen Kroatien, der sich in der Richtung von Nordwest nach Südost 60 km weit auf dalmatinischem Gebiete hinzieht und aus hellem Kalkstein besteht, mit kahlen, zerklüfteten Höhen. Der nordwestl. Teil des Gebirges zieht in zwei parallelen Linien an der Adriatischen Küste hin und fällt als steile, fast ganz kahle Felsenwand zum Meere hinab. Im Osten senkt sich das Gebirge allmählich in das Thal der Gacka und zum Plateau der Lika herab. Die mittlere Höhe dieser schauerlichen Steineinöde beträgt 1043 m. Über den Bergrücken führt eine 1832 vollendete Kunststraße von St. Rochus in Kroatien (554 m) nach Obrovazzo und Zara. Der höchste Gipfel des V. ist der Sweto Brdo (1758 m).

Vellejus Paterculus, röm. Geschichtschreiber aus der Zeit des Kaisers Tiberius, Sohn eines Reiterobersten des Augustus, diente in derselben Eigenschaft, sowie hernach auch in höhern Stellungen unter Tiberius und begleitete diesen auf den Feldzügen in Germanien und Pannonien. Nach seiner Rückkehr wurde er in Rom Prätor; seine weitern Schicksale sind unbekannt. Die «Historiae Romanae» des V. in zwei Büchern sind ein kurzer Abriß der röm. Geschichte von der Ankunft des Äneas in Italien bis zum J. 30 n. Chr. Im ersten Buche sind die Geschichten sehr kurz gefaßt, überdies auch nur fragmentarisch erhalten. Im zweiten Buche, wo der Verfasser näher liegende Zeiten behandelt, wird das Werk ausführlicher und ist daher, trotz seines durch die Stellung und den Charakter des V. gegebenen höfischen Charakters, eine wichtige Quelle. Am Ende des ersten Buchs findet sich auch eine Art Abriß der griech. und röm. Litteraturgeschichte. V. ist weder im histor. Urteil noch in der histor. Kunst ein Meister. Seine Sprache ist ziemlich rein. Zur Wahl mancher gesuchter Ausdrücke war er ebensowohl durch das in der Anlage begründete Streben nach Kürze wie durch die Art seiner Zeit veranlaßt. In der Geschichte der lat. Sprache zählt V. als der Anfänger der silbernen Latinität. Die einzige Handschrift, die eine Quelle für V. bildet, im Kloster Murbach im Elsaß entdeckt, ist jetzt verloren und existiert nur noch in der danach veranstalteten Ausgabe des Rhenanus (Bas. 1520). Neuere Ausgaben besorgten Kritz (Lpz. 1848), Haase (2. Aufl., Lpz. 1858) und Halm (Lpz. 1876), Übersetzungen Götte (Stuttg. 1833) und Eyssenhardt (Stuttg. 1865).

Velletri, Stadt und Hauptort eines Bezirks in der ital. Provinz Rom, 40 km südöstlich von Rom, auf einem Vorsprung des Monte-Artemisio, an der Appischen Straße, Station der Eisenbahn Rom-Neapel, ist Sitz des Bischofs von Ostia Velletri, welcher stets die Würde des Kardinaldekans bekleidet, und zählt (1881) 15763 E. Velitrae, wie es im Altertume hieß, war ursprünglich eine bedeutende Stadt der Latiner, im 5. und 4. vorchristl. Jahrh. aber eine der wichtigsten Städte der Volsker, welche 494 v. Chr. dem latinischen Bunde beitrat; nach dem Sturze des Latinerbundes (338 v. Chr.) verlor sie ihre Unabhängigkeit und ihre Mauern und wurde eine röm. Gemeinde cäritischen Rechts. Hier schlug 1744 König Karl III. die Kaiserlichen und 19. Mai 1849 Garibaldi die Neapolitaner. Auf dem neuen Friedhofe erinnert eine 1883 errichtete Siegessäule an das letztere Gefecht. Die Stadt (mittellat. auch Velletrum) liefert trefflichen Wein, hat aber außer der Domkirche San-Clemente, dem imposanten Regierungspalast und Palazzo Ginetti wenig Bedeutendes. Das Museum im Palast Borgia ist teils nach Rom, teils nach Neapel gekommen.

Vellinghausen, Dorf und Rittergut in der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis Soest, 12,5 km im NW. von Soest, unweit links der Lippe, mit (1880) 310 E., wurde bekannt durch den Sieg des Herzogs Ferdinand von Braunschweig über die Franzosen unter Broglie und Soubise am 15. und 16. Juli 1761.

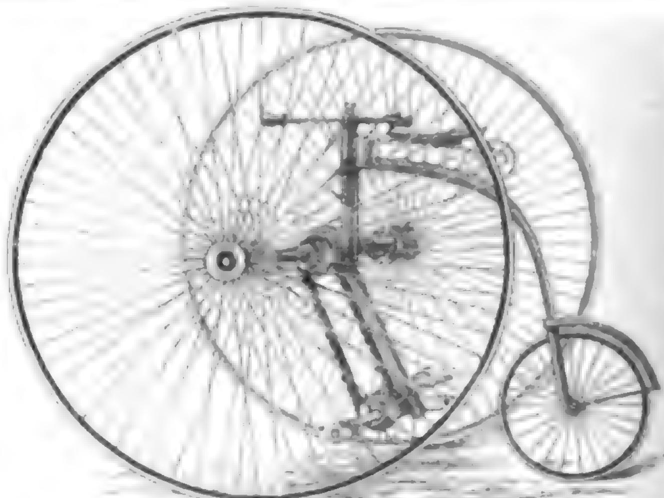
Vellon (span.), eigentlich Kupfermünze; dann die span. Münzwährung in Kupfer, im Gegensatz zur Plata, der Silberwährung.

Veloziped (vom lat. velox, d. i. schnell, und pes, d. i. Fuß), eine Maschine, welche die Ausnützung der menschlichen Muskelkraft zur selbständigen Fortbewegung in vorteilhafterer Weise, als dies beim Gehen möglich ist, gestattet. Die erste derartige Konstruktion war die **Reitmaschine** des Freiherrn Karl von Drais, Fig. 11 der Tafel

VELOCIPEDE.



6. Renn-Bicycle „Invincible“.



13. Humber-Tricycle.



10. Manuped.



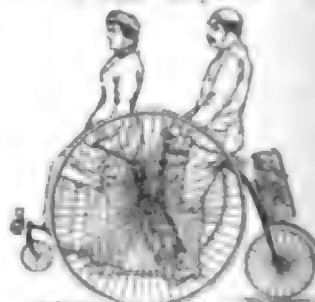
12. Sicherheits-Bicycle „Rover“.



8. Saal-Bicycle.



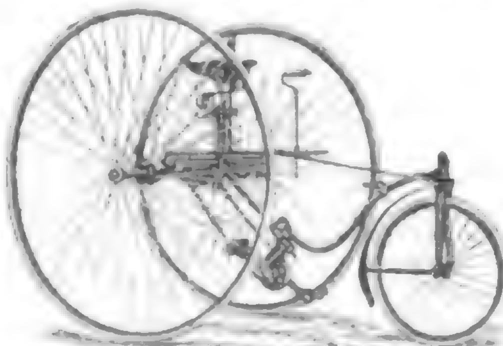
11. Reitmaschine nach Freiherrn von Drais.



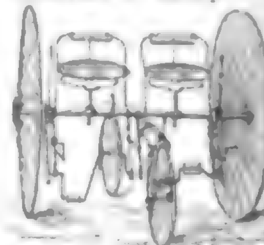
2. Tandem-Tricycle von Humber u. Comp.



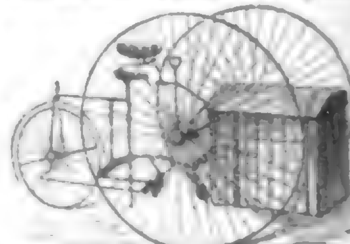
3. Touren-Bicycle „Leipzig“.



1. Touren-Tricycle „Invincible“.



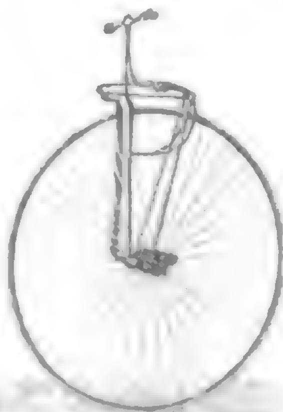
5. „Sociable“ für 2 Personen verwandelbar in ein Tricycle.



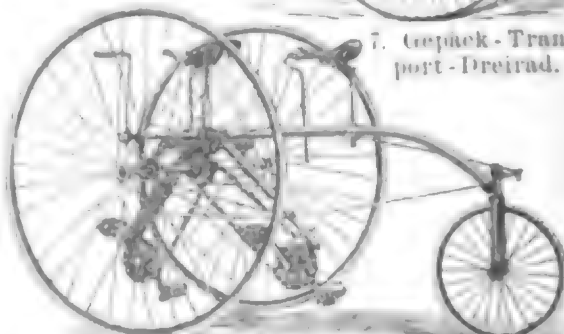
7. Gepäck-Transport-Dreirad.



9. Otto-Bicycle.



4. Monocycle.



14. Renn-Tandem-Tricycle „Invincible“.

(vgl. Draisine), welche im J. 1817 an die Öffentlichkeit trat. Dieselbe hatte zwei hintereinander befindliche Räder und wurde durch abwechselndes Ausstoßen der Füße auf den Erdboden bewegt. Zu Ende der sechziger Jahre wurden von Amerika aus die ersten zweiräderigen und dreiräderigen Gefährte unter dem Namen Velociped eingeführt. Diese Maschinen waren, wie die Maschine von Drais, aus Holz gebaut, die hintern Räder etwas kleiner als die vordern; die Bewegung erfolgte dadurch, daß zwei um einen gestreckten Winkel gegeneinander versetzte Kurbeln mit Pedalen, die an der Achse des Vorderrades befestigt waren, abwechselnd niedergetreten wurden, welche Bewegungsart auch bei den neuern vervollkommneten V. die gleiche geblieben ist. Der Unterschied der heutigen von den ältern Konstruktionen beruht im wesentlichen darauf, daß sämtliche Teile außer den Lagerbüchsen aus Stahl gefertigt, die Lager selbst bei weitem sorgfältiger, meist aus Phosphorbronze und mit Friktionsrollen versehen, hergestellt werden, hauptsächlich aber auf der Anwendung sehr hoher Treibräder und kleiner Hinterräder, beide mit vielen äußerst dünnen Speichen, die ihrer Anordnung zufolge nur auf Zug beansprucht werden; auch sind zur bessern Ausnutzung der Muskelkraft die Tretkurbeln senkrecht unter dem Sitz angebracht.

Das V. in seiner jetzigen Gestalt wurde zuerst in England gebaut und als Bicycle (Zweirad) eingeführt. Mit demselben legt ein geübter Fahrer auf ebenem Boden mit Leichtigkeit 30 km in der Stunde zurück; bei kürzern Wettrennen übertrifft der Bicyclist zeitweise sogar die Schnellzugsgeschwindigkeit. Infolge dessen hat das V. nicht allein für den Sport große Verbreitung erlangt, sondern ist auch als Transportmittel von Bedeutung geworden. Das letztere gilt in besonderm Maße vom Tricycle (Dreirad), welches durch die Konzentration der Last auf zwei große nebeneinander befindliche Treibräder größere Stabilität besitzt und daher namentlich auch dann mit Vorteil Verwendung findet, wenn den fahrenden Personen die Übung fehlt, die beim Bicyclefahren stets vorausgesetzt werden muß. Bei entsprechender Konstruktion ist das Tricycle auch für den Gebrauch der Damen geeignet; stets aber findet bei demselben wegen vermehrter Reibung in den Lagern und am Boden eine Verminderung der Beweglichkeit und Schnelligkeit statt. Je nach dem speziellen Zweck wird die Konstruktion der V. modifiziert.

So zeigt Fig. 6 der Tafel das sehr leistungsfähige Renn-Bicycle, „Invincible“ der Surrey Machinist's Company in London, bei welchem der Sattel sehr dicht auf dem Verbindungsbügel der beiden Räder sitzt, während dieser möglichst nahe an dem großen Rad vorbeigeht, um einerseits die Unterstützungspunkte soviel als möglich einander nähern, andererseits dem Rad einen thunlichst großen Durchmesser geben zu können und auf diese Weise die leichte Beweglichkeit und größte Geschwindigkeit der Maschine zu sichern. Den Typus eines Touren-Bicycle gibt die Maschine „Leipzig“ von Paul Focke in Leipzig, Fig. 3 der Tafel. Dieselbe ist nicht ganz so gedrängt gebaut wie die vorige. Sie besitzt gleich jener eine gekröpfte Lenkstange, an welcher das Vorderrad gewendet wird, sowie für beide auf Gummiringen laufende Räder Kugellager; dagegen ist der Sattel auf einer besondern Feder aufgeschraubt, damit die Unebenheiten der Chausseen vom Fahrer weniger empfunden werden. Im Gegensatz hierzu stellt Fig. 8 der Tafel das Saal-Bicycle von M. Natho in Neudnitz-Leipzig dar, welches namentlich bei dem sog. Kunstfahren, also in geschlossenen Räumen, weniger bei Wettfahrten, zur Anwendung kommt. Dasselbe hat besonders breite Gummiringe, ist sehr leicht und dabei solid gebaut und ermöglicht das Kurvenfahren in ausgedehntester Weise. In Fig. 12 der Tafel ist Starley u. Suttons Sicherheits-Bicycle „Rover“ abgebildet, welches das bei den hohen Rädern so gefürchtete Vornüberfallen ausschließt. Bei dieser sehr kräftig konstruierten Maschine stehen die fast gleich großen Räder weit auseinander, wodurch ein Gleiten selbst auf schlechten Straßen vermieden wird; der Antrieb erfolgt nicht an der Achse eines der Laufräder, sondern zwischen beiden und die Bewegung wird durch eine Gallesche Gelenkkette auf das Hinterrad übertragen. Da hier der Fahrer bei seitlichen Schwankungen sofort auf dem Fußboden festen Halt findet, ist die Konstruktion besonders auch für Anfänger sehr geeignet.

Den Übergang vom Bicycle zum Tricycle bildet das Otto-Bicycle der Otto Safety-Bicycle Company in London, Fig. 9 der Tafel. Dasselbe hat auf einer Achse nebeneinander zwei gleich große Räder, die ihren Antrieb von einer gesondert gelagerten gekröpften Welle erhalten, wobei der Fahrende seinen Sitz über der Achse zwischen den beiden Rädern hat. Durch die sinnreiche Einrichtung der Maschine bietet es keine allzu großen Schwierigkeiten, auf derselben das Gleichgewicht zu bewahren, und bezüglich der Lenkbarkeit übertrifft dieselbe alle andern Bicycles und Tricycles. Die Stahlbänder, welche die Bewegung übertragen, können unabhängig voneinander augenblicklich angespannt oder gelockert werden, wodurch man, dem Vorwärtslaufen, resp. der Drehung des Fahrzeugs entsprechend, zeitweilig entweder beide Räder oder nur ein Rad antreiben kann.

Während die ältern amerik. Dreiradsysteme sich von den zweiräderigen V. nur dadurch unterschieden, daß die nach hinten geführte Verbindungsstange gegabelt war und statt des einen Rades eine längere Achse mit zwei kleinen Hinterrädern trug, sind bei den neuen engl. Tricycles die an derselben Achse sitzenden Räder als große Treibräder ausgebildet, wogegen das dritte kleine Rad nur als Steuerrad dient und bei manchen Konstruktionen vor, bei andern hinter den beiden Haupträdern angeordnet ist. Eine derartige Konstruktion zeigt das in Fig. 13 der Tafel abgebildete „Genuine Humber-Tricycle“ von Humber u. Comp. in Beeston, welches zum Schnellfahren vorzüglich geeignet ist. Wie bei den Bicycles liegen die Tretkurbeln senkrecht unter dem Sattel und die Bewegungsübertragung von der gesondert gelagerten Kurbelwelle auf die Treibräderachse erfolgt durch Kette und Kettenräder. Die dicht vor dem Sitz angebrachte Lenkstange ist hier mit der Achse der Treibräder fest verbunden, sodaß beim Drehen der Stange die Treibräder mitgenommen werden, während das hinten befindliche kleine Laufrad als Gegenstütze dient. Von diesem V. unterscheidet sich das Touren-Tricycle „Invincible“ der Surrey Machinist's Company in London, Fig. 1 der Tafel, in der Hauptsache dadurch, daß das kleine, hier gleichfalls als Steuerrad dienende dritte Rad vor den Treibrädern liegt und das Lenken von einem der beiden Handgriffe neben

dem auf einer kräftigen Feder sitzenden Sattel aus mittels einer nach dem Vorderrad führenden Steuerstange geschieht. Mit vorn nach unten gebogenem Gestell und durch einen schützenden Blechmantel verdecktem Getriebe wird diese Maschine auch für Damen angewendet. Fig. 7 der Tafel veranschaulicht Singers *Gepäck-Transport-Dreirad.* Dasselbe hat ähnliche Steuerung wie das eben angeführte, doch liegt das Steuerrad auf der Hinterseite des Wagens der Maschine, während das Vordergestell einen Korb aus Weidengeflecht zur Aufnahme der zu transportierenden Gegenstände trägt. Zur Bewegung hat die Maschine Doppel-Kettentriebmechanismus.

Das «*Sociable*» von D. Rudge u. Comp. in Coventry, Fig. 5 der Tafel, ist ein V. für zwei nebeneinander sitzende Personen; es kann jedoch in kürzester Zeit in ein Tricycle für eine Person mit einem großen Rad und zwei seitlich stehenden kleinen Rädern verwandelt werden, da die Treibachse aus zwei auseinanderziehbaren Teilen besteht. Fig. 14 zeigt das «Invincible» *Renn-Tandem-Tricycle*, ein Dreirad, welches durch zwei hintereinander sitzende Personen bewegt wird. Dasselbe trägt auf der die Treibräderachse mit dem vorn befindlichen Steuerrad verbindenden Stange einen Sitz mit senkrecht darunter liegenden Tretkurbeln und einen ebensolchen hinter der Treibräderachse; die Steuerung und der Mechanismus für die Bewegungsübertragung sind die gleichen wie bei dem Touren-Tricycle, Fig. 1. In Fig. 2 ist ein anderes *Tandem-Tricycle*, dasjenige von Humber u. Comp. in Beeston, dargestellt, welches mit einem Blechmantel über dem vordern Triebmechanismus versehen ist, sodaß es von einer Dame und einem Herrn benutzt werden kann. Ein vorn angebrachtes Sicherheitsrädchen leistet namentlich beim Auf- und Absteigen gute Dienste; der Verbindungsbügel zwischen der Treibräderachse und dem kleinen Steuerrad trägt ein Gestell zur Befestigung von Gepäck. Nach Abnahme des Vorderteils erhält man das *Humber-Tricycle*, Fig. 13.

Durch Kombination der Tandems nach Art des Sociable, Fig. 5, entsteht ein *viersitziges Velociped*; auch hat man Maschinen mit fünf Sitzen oder durch andere Variationen solche für zwei sitzende und zwei stehende Personen u. s. w. erhalten. Außerdem sind Dreiräder gebaut worden, bei denen Hände und Füße gleichzeitig oder auch nur die Hände zum Antrieb der Maschinen thätig sind. Ein solches ist das von Singer u. Comp. in Coventry ausgeführte *Manuped*, Fig. 10, dessen Steuerung durch ein kleines Hinterrad erfolgt, welches derart mit der Rückenlehne in Verbindung steht, daß die Maschine durch das Hin- und Herdrehen des Oberkörpers gelenkt wird. Ein Bicycle ohne Hinterrad ist das in Fig. 4 abgebildete *Einrad* oder *Monocycle* von Paul Focke in Leipzig, wohl theoretisch das vorteilhafteste Vehikel in Bezug auf Geschwindigkeit und leichte Lenkbarkeit, aber voraussichtlich seiner allzu geringen Stabilität halber nur für Velocipedkünstler geeignet.

Velours (nach dem frz. velours), soviel wie Samt; auch ein dem Fries ähnlicher dicht gewebter, stark gerauhter, aber wenig geschorener Stoff, bei welchem die Haare nicht nach dem Strich niedergelegt sind, sondern aufrecht stehen.

Veloursstapete oder Samttapete, s. unter *Tapeten.*

Veloursteppich oder *geschnittener Samtteppich*, s. unter *Teppiche.*

Velpel, s. *Felbel.*

Velte, franz. Weinmaß, zum Teil noch jetzt gebräuchlich = 7,6 l.

Velten, Dorf in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Osthavelland, 3,5 km rechts von der Havel, zählt (1885) 3844 E. und hat ansehnliche Thonlager, 32 Ofenfabriken mit über 1500 Arbeitern, zwei Dampf-Thonschlemmereien und zwei Dampfglasurmühlen.

Veltenstanz, s. unter *Valentinstag.*

Veltlin (ital. *Val Tellina* oder *Teglino*) heißt im weitern Sinne das obere Thal der Adda in der ital. Provinz Sondrio vom Stilfserjoch bis zum Comersee, im engern die 90 km lange untere Stufe desselben Thals, die von der obern, der Landschaft Bormio, durch den Engpaß Serra di Morignone getrennt wird. Das eigentliche V. ist ein schönes, üppiges, nach Westen geöffnetes Thal zwischen den Südrhätischen Alpen (s. *Alpen* 10) und den Bergamasker Alpen (s. *Alpen* 13), deren Abhänge bis hoch hinauf mit Nadelwäldern und Alpweiden bekleidet sind. Die Vorhügel, von zahlreichen Kirchen und Klöstern, Burgen und Dörfern belebt, mit Kastanienwaldungen und Weinbergen übersponnen, sind ungemein fruchtbar und liefern auf der rechten Thalseite hochgeschätzte Rotweine (Sassella, Inferno, Grumello u. s. w.); der Thalgrund, im untersten Teile sumpfig, wird in dem obern von Obstgärten, Mais- und Kornfeldern eingenommen. Malerische hochalpine Nebenthäler, Val Malenco, Val Masino, Val Madre u. s. w., öffnen sich zu beiden Seiten. Außer Wein gelangen auch Vieh, Honig, Rohseide und Holz zur Ausfuhr. Die wichtigsten Ortschaften sind außer der Hauptstadt *Sondrio* das Städtchen *Tirano* (460 m, 6000 E.) am Eingang des Puschlav (s. d.), mit alten Palästen der Visconti, Pallavicini und Salis, *Teglio*, nach dem das Thal benannt ist, und *Morbegno* (260 m, 3400 E.) mit der schönsten Kirche des V., mehrern ehemaligen Klöstern und einem alten Palast der Malacrida. Die Hauptverkehrslinie ist die Bahn Colico-Sondrio und die große Straße des Addathals, Sondrio-Bormio, an welche sich bei Tresenda die Apricastraße nach Val Camonica, bei Tirano die Berninastraße und bei Bormio die Stilfserjochstraße anschließen.

Im Mittelalter machte das V., wie Bormio und Chiavenna, einen Teil der Lombardei aus, fiel mit dieser an das Herzogtum Mailand und wurde 1512 an Graubünden abgetreten, welches die drei Länder als Unterthanenländer verwaltete. Am 19. Juni 1620 versuchten es die Katholiken des V. unter Führung des Ritters Robustelli von Grossotto, sich durch Ermordung der bündnerischen Beamten und Prädikanten und aller Reformierten von der Herrschaft der Bünde frei zu machen (*Veltlinermord*). Mit Hilfe Frankreichs gelang es aber den Bündnern, sich wieder in den Besitz der Thäler zu setzen und denselben bis 1797 zu behaupten, wo sich das V. von Graubünden lossagte und von Bonaparte der Cisalpinischen Republik (s. d.) einverleibt wurde. Im J. 1804 kamen die drei Landschaften an das Napoleonische Königreich Italien, 1814 an das Lombardisch-Venetianische Königreich unter österr. Herrschaft, 1859 an das neue Königreich Italien, deren Provinz Sondrio (3268 qkm mit 120516 E.) sie bilden. Vgl.

Romegialli: „Storia della Valtellina" (Sondrio 1834); Leonhardi, „Das Thal V." (Lpz. 1860); Tschudi, „Graubünden u. s. w." (St. Gallen 1871); „Guida alla Valtelina" (Mail. 1873).

Velvet (engl.), soviel wie Samt.

Velveteen (engl., spr. -tihn), soviel wie unechter Samt oder Manchester.

Vely (E.), Pseudonym für Emma Simon (s. d.).

Venafro, Stadt in der ital. Provinz Campobasso, Bezirk Isernia, in öl- und weinreicher Thalerweiterung des Volturno, Station der Eisenbahn Cajanello-Isernia, von Burgruinen überragt, ist Bischofssitz, zählt (1881) 4691 E. und hat Reste eines Amphitheaters und eines Aquädukts der alten Römerstadt Venafrum, welche ursprünglich dem samnitischen Stamme der Pentrer gehörte. Seit der Longobardenzeit bis zur Ausbreitung der Normannen in Unteritalien lag V. im Herzogtum Benevent; später wurde es bald zu Molise, bald zur Terra di Lavoro gerechnet.

Venaissin (Le comtat Venaissin), ehemalige Grafschaft im franz. Depart. Vaucluse in der Provence, gehörte durch Schenkung König Philipps III. seit 1273, wie seit 1348 das anstoßende Gebiet von Avignon, dem Papste, der sie, nachdem die Könige von Frankreich sie zu wiederholten malen, 1662, 1688 und 1768—74, eingezogen hatten, bis zur Revolution, wo sie 14. Sept. 1791 für immer mit Frankreich vereinigt wurde, behielt und durch Rektoren regieren ließ. Sie hat ihren Namen von dem Städtchen Venasque (mittellat. Vendascum), welches ursprünglich, wie später Carpentras, Hauptstadt und Bischofssitz war, und zerfiel in die Gerichtsbarkeiten Carpentras, L'Isle, Valréas.

Venango, County im nordwestl. Teile des nordamerik. Staates Pennsylvania, durchflossen vom Oil Creek, zu dessen beiden Seiten die Ölbrunnen liegen, hatte 1870 42139, 1880 nur noch 39669 E. Das County ist reich an Eisen, bituminösen Kohlen u. s. w. Holz und besonders Öl, welches aus Tausenden von Quellen gewonnen wird, werden exportiert. Die Hauptstadt des County ist Franklin, der Mittelpunkt der Petroleumindustrie dagegen Oil-City (s. d.).

Venantius Fortunatus, s. Fortunatus.

Venaria Reale, Ortschaft in der ital. Provinz und im Bezirk Turin, Station der Eisenbahn Turin-Lanzo, zählt (1881) 4686 (Gemeinde 6094) E. und hat ein königl. Lustschloß, eine Schule für Artillerieoffiziere und im Gemeindegebiet das Gestüt Mandria nebst Tierarzneischule.

Venäsection (lat.), der Aderlaß.

Venasque, Stadt, soviel wie Benasque.

Vence, Stadt im franz. Depart. Alpes-Maritimes, Arrondissement Grasse, in wilder Gebirgsgegend, Station (V.-Cagnes, 8 km von Orte) der Linie Marseille-Menton der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, bis 1790 Bischofssitz, zählt (1881) 2761 E. und hat ein auf dem Fundament eines antiken Tempels errichtete Kathedrale mit roman. Taufkapelle, röm. Altertümer (Inschriften) und Feigenbau. V. hieß mittellateinisch Vincia (Vintia).

Vendée, ein franz. Departement, ungefähr das alte Niederpoitou umfassend, vom Atlantischen Meere im Westen begrenzt und nach der nur 75 km langen Vendée, einem rechtsseitigen Zufluß der Sèvre-Niortaise, benannt, zählt auf 6703,5 qkm (1881) 421642 E. Das Departement zerfällt in die drei Arrondissements La-Roche-sur-Yon, Fontenay-le-Comte und Les-Sables-d'Olonne, umfaßt in 30 Kantonen 299 Gemeinden und hat zur Hauptstadt La-Roche-sur-Yon. Die bedeutendsten Flüsse des Landes sind die Sèvre-Nantaise an der Nordost-, die Sèvre-Niortaise an der Südgrenze und der 104 km lange, 22 km weit schiffbare Lay zwischen beiden. Die V. teilt sich in drei verschiedene Terrainabschnitte: 1) Le-Marais (Morastland) an der Seeküste im Westen, teils mit Sümpfen und Morästen bedeckt, die zur Gewinnung von Seesalz benutzt werden, teils sandig, aber durch Kunst (Kanäle) und Fleiß in gutes Weide- und fruchtbares Ackerland umgewandelt, gut bebaut und ergiebig an Hanf, Getreide, Gemüsen und selbst guten Weinen, aber ungesund und ohne Trinkwasser; 2) Le-Bocage (Buschland) im Norden, mit sehr unebenem, zerschnittenem Terrain, von seinen zahlreichen Gruppen von Gehölzen benannt, jetzt durch Benutzung der zahlreichen Bäche und Flüßchen größtenteils urbar gemacht und Obst, Gemüse und ziemlich guten Wein liefernd; 3) La-Plaine (die Ebene) im Süden, das reichste Gebiet und zu jeder Kultur geeignet, Getreide aller Art, aber nur sehr mittelmäßigen Wein produzierend. Waldung hat die V. unter allen Departements am wenigsten. Von mineralischen Produkten sind wichtig die Steinkohlenlager von Chantonnay und Vouvant. Auch besitzt das Land Eisen, Blei, Antimonium, verschiedene schöne Granitarten, hydraulischen Kalk, Mühlsteine, die Pelochères genannten Steine, die zu Simsen u. s. w. verarbeitet werden, die zu Bijouteriewaren benutzten Pierres de Chamberteaud oder Diamants de la V., Töpferthon, Torf und mehrere eisenhaltige Quellen. Die Bevölkerung lebt größtenteils in einzelnen Weilern zerstreut, beschäftigt sich teils mit Feldbau und Zucht von Schlachtvieh, das nach Paris ausgeführt wird, teils mit Salzgewinnung (jährlich 220000 metrische Ctr. im Werte von 410000 Frs.) und mit Fischfang, geringenteils mit Bergbau. Der franz. Handelsmarine liefert die V. viele Matrosen. Die Industrie ist unerheblich und beschränkt sich auf Verwandlung des Seegrases in Pottasche, die Fabrikation von Hausleinwand, Segeltuch, Seilerwaren, groben Wollstoffen, Papier, Glas und Töpferwaren, auf Unterhaltung von Spinnereien, zahlreichen Wind- und Wassermühlen, Gerbereien, Brauereien, Ziegelbrennereien und Kalköfen. Außer der Hauptstadt sind nennenswert Fontenay (s. d.) und Sables d'Olonne (s. d.). Auch gehören zum Departement die Inseln Noirmoutier, 7726 E., und Ile-Dieu oder d'Yeu, 3132 E., die hauptsächlich von Fischerei, Austernfang, Salz- und Pottaschegewinnung und Küstenhandel leben.

Die V. ist geschichtlich berühmt durch die Bürgerkriege während der Französischen Revolution. In diesem Sinne aber versteht man unter V. nicht bloß das Departement dieses Namens, sondern rechnet dazu auch noch den größern Teil des alten Poitou und Teile von Anjou und der Bretagne. Diese Landstrecke umfaßt ungefähr 22000 qkm und wird in einer Ausdehnung von 170 km vom Meere bespült. Außer vielen kleinen Flüssen mündet in dem Bereiche auch die Loire. Wie im Departement V., so lebt die Bevölkerung der ganzen Küste in einzelnen Weilern, deren Gehöfte und Felder mit Gräben und Hecken umschlossen sind; die Bauern sind meist Pächter, während der Grund und Boden dem Adel oder der Geistlichkeit gehört. Die Beschaffenheit des Landes hat den Bewohnern einen

unabhängigen, wilden Charakter aufgedrückt und Industrie und Bildung ferngehalten. Die soziale Kluft, welche in Frankreich vor 1789 den Dritten Stand vom Adel und Klerus trennte, bestand dort nicht; vielmehr bildete die V. mit ihrer kelt. Bevölkerung, ihren religiösen und gesellschaftlichen Verhältnissen, ihrem Mangel an städtischer Kultur einen sehr scharfen Gegensatz gegen die meisten übrigen Landesteile. Die Revolution fand darum hier nur geringen Anklang. Schon 1790 war das Land in Gärung, und die Streifzüge der Chouans (s. d.) bildeten die Vorboten eines allgemeinen Aufstandes. Die Maßregeln gegen die Geistlichen, der Umsturz des Königtums und die Hinrichtung Ludwigs XVI. steigerten die Erbitterung. Es war alles zu einer Massenerhebung vorbereitet, als 12. März 1793 eine große Rekrutenaushebung den Anstoß zum Aufstande gab. Zu St.-Florent wurde Cathelineau (s. d.), in Niederpoitou Charette (s. d.) zum Führer gewählt. Ehe ein Monat verging, zeigten sich in allen Gegenden bewaffnete Scharen unter Stofflet, Elbée und andern Führern, welche die einzelnen republikanischen Korps bekämpften. Mehrere Niederlagen nötigten die Vendéer um Mitte Mai, den Rest ihrer Streitmacht bei Bourbon-V. zu versammeln. Hier trat Henri de Larochejacquelein (s. d.) unter sie, der im Verein mit andern der Erhebung durch die Siege bei Fontenay le Comte (24. Mai 1793), bei Thouars, bei Saumur (10. Juni) einen größern Aufschwung gab. Man hatte, namentlich bei Fontenay, viele Gewehre, gegen 50 Kanonen und große Summen Geldes erbeutet und konnte nun erst die vorhandene Mannschaft einigermaßen bewaffnen. Auch machte man jetzt Saumur zum Mittelpunkt des ganzen Unternehmens, setzte einen Obern Rat ein und wählte Cathelineau zum Oberanführer. Die versprochene Unterstützung Englands blieb jedoch aus, weshalb die Armee der Vendéer die Loire überschritt, um die reichern Mittel jener Gegend für den Kampf auszunutzen.

Ein am 29. Juni 1793 unternommener Angriff auf Nantes fiel so unglücklich aus, daß die Royalisten sich fast ganz zerstreuen mußten. Während so die Erhebung schon erloschen schien, beschloß der Konvent, dieselbe rasch und blutig zu unterdrücken. Zwei große Armeen, die eine von La-Rochelle aus unter Rossignol, die andere von Brest aus unter Canclaux, sollten das Küstenland unterwerfen. Außerdem ließ der Konvent die Garnison von Mainz auf den Schauplatz des Bürgerkriegs versetzen. Dagegen trafen auch die Vendéer neue Anstalten, rüsteten ein Heer unter d'Elbée (an Stelle des 11. Juli gestorbenen Cathelineau), stellten sogar Reiterei auf und behaupteten, zum Teil durch den Zwiespalt und die Unfähigkeit der republikanischen Führer, das Feld. Der Konvent verdoppelte seine Anstrengungen und ließ den Krieg mit allen Mitteln der Zerstörung führen. Nur sehr allmählich gelang es, mit Übermacht die Aufständischen zu erdrücken. Die brit. Flotte vermochte nicht zu landen, und Larochejacqueleins Zug nach der Küste, wo er die Hilfe erwarten wollte, brachte den Vendéern große Verluste. Auf dem Rückzuge siegte er zwar 21. Nov. in dem blutigen Gefecht bei Dol; aber 12. Dez. wurde er unweit Le Mans von Westermann und Marceau angegriffen und nach verzweifelter Gegenwehr zurückgeworfen. Gegen 10000 gefangene Vendéer, von jedem Alter und Geschlecht, mußten zu Le Mans sterben. Am 15. Dez. erreichte Westermann abermals die Reste der Royalisten, welche in Unordnung der Loire zueilten. Die Unglücklichen gelangten noch bis Savenay, wo sie 23. Dez. 1793 den Republikanern vollends erlagen; nur Larochejacquelein und Stofflet entkamen mit wenigen Gefährten nach der Heimat. Die Gefangenen, Männer, Weiber, Kinder, schaffte man nach Nantes, und hier ließ sie Carrier (s. d.) in Masse durch Kartätschen niederschmettern und ertränken. Doch blieb noch immer Charette übrig, der sein Korps wieder verstärkte und den Republikanern harte Schläge versetzte. Der Konvent schien jetzt das Land veröden zu wollen. Die »infernalen Kolonnen« des Obergenerals Turreau hätten aber schwerlich den Widerstand besiegt, wäre nicht, zumal seit Larochejacqueleins Tode (28. Jan. 1794), die Uneinigkeit unter den Royalisten selbst ihnen zu Hilfe gekommen. Im Mai ward Turreau abgerufen, und seine Nachfolger schlugen ein milderes System ein, das namentlich nach Robespierres Sturze auch vom Konvent angenommen ward. Auf Carnots Vorschlag wurde 2. Dez. 1794 durch öffentlichen Aufruf den Vendéern Frieden und Verzeihung angeboten. Zugleich traten die Konventsabgeordneten mit den Häuptern des Aufstandes in Unterhandlung und bewogen 15. Febr. 1795 Charette zu La-Jaunaye zu einem Vertrage, dem 2. Mai Stofflet und andere beitraten. Als im Juni 1795 eine brit. Flotte das franz. Emigrantenheer zu Quiberon (s. d.) ans Land setzte, begann jedoch Charette aufs neue den Kampf. Die Uneinigkeit der Führer, das Schicksal des Emigrantenheeres und die Maßregeln Hoches (s. d.) ließen indes die Erhebung nicht aufkommen. Hoche überzog das Land mit einem Netz von Truppen, zersprengte die Haufen, verschonte den gemeinen Mann, verfolgte aber die Anführer. Charette und Stofflet wurden im Frühjahr 1796 gefangen und erschossen. Der Aufstand drohte seitdem mehrmals wieder auszubrechen; die Politik Hoches und später die eiserne Hand Bonapartes erstickten indes diese Versuche im Keime. Eine völlige Unterwerfung der V. kam erst durch den Ersten Konsul im Jan. und Febr. 1800 zu Stande. Wiewohl der Landstrich, auf welchem der Bürgerkrieg gewütet, nur den 40. Teil Frankreichs betrug, waren doch mehr als 150000 Einwohner umgekommen. Trotz des Friedens behandelte Napoleon die V. immer mit Mißtrauen. Schon nach dem Ausgange des russ. Feldzugs von 1812 verweigerten die Vendéer Abgaben und Rekruten, und im Feldzuge von 1814 erhoben sich 80000 Bauern, gingen aber nach Napoleons I. Abdankung auseinander. Während der Hundert Tage griffen die Vendéer unter Sapinaud und Suzannet abermals zu den Waffen. Napoleon schickte den General Lamarque gegen sie, der die Ruhe in dem Augenblicke völlig herstellte, als die Kaiserherrschaft durch die Schlacht von Waterloo zum zweiten mal zusammensank. Die Bourbons überhäuften die Häupter der V. mit Gnaden und Ämtern. Nach der Julirevolution von 1830 erhob sich unter dem Adel der V. eine zahlreiche Partei, welche das Land zu Gunsten der alten Dynastie wieder in Aufstand zu versetzen suchte. Im April 1832 schlich sich sogar die Herzogin von Berri in das Land ein, um einer Erhebung Nachdruck zu geben. Allein die Gefangennahme und die Erklärung der Herzogin, daß sie schwanger sei, brachten das Volk zur Besinnung.

Die Regierung begann seitdem die Ausführung des von Napoleon angefangenen Straßennetzes und suchte nicht ohne Erfolg die Bevölkerung an die allgemeine Ordnung zu fesseln.

Vgl. Beauchamp, «Histoire de la guerre de la Vendée et des Chouans» (4 Bde., Par. 1807); «La guerre des Vendéens et des Chouans contre la république française» (6 Bde., Par. 1824—27); Crétineau-Joly, «Histoire de la Vendée militaire» (5. Aufl., Par. 1865); außerdem die Memoiren Turreaus, Bonchamps, der Marquise von Larochejacquelein und der Frau von Sapinaud.

Vendémiaire (frz., d. h. Weinmonat) hieß im Kalender (s. d.) der franz. Republik die Zeit vom 22. Sept. bis 21. Okt. Merkwürdig ist in der Geschichte der Französischen Revolution der 13. Vendémiaire des J. IV (4. Okt. 1795) durch den Aufstand der pariser Sektionen oder der Nationalgarde gegen den Nationalkonvent. (S. Frankreich.)

Vendetta (ital.), Blutrache.

Vendeuil-Caply, Dorf bei Breteuil-sur-Noye (s. d.) im franz. Depart. Oise.

Vendidad, s. unter Zendavesta.

Vendôme, eine alte Grafschaft in Frankreich, die von der gleichbenannten Stadt im Depart. Loir-et-Cher den Namen empfing und von Franz I. zu Gunsten Karls von Bourbon zum Pairieherzogtum erhoben wurde. Als Heinrich IV., der Enkel dieses Bourbon, den franz. Thron bestieg, vereinigte er V. mit der Krone, gab es aber nachher einem seiner natürlichen Söhne, welcher hiermit der Stifter des Hauses Vendôme wurde.

Cäsar, Herzog von V., ältester Sohn Heinrichs IV. von Gabrielle d'Estrées (s. d.), wurde Juni 1594 geboren. Solange der König keinen ehelichen Sohn besaß, zeichnete er den Knaben aus und verlobte den Vierjährigen mit der Erbtochter des reichen Herzogs von Mercoeur, der dem künftigen Schwiegersohne zugleich das Gouvernement von Bretagne abtrat. Während der Minderjährigkeit seines Halbbruders, Ludwigs XIII., ließ sich V. in die Intriguen ein, welche Staat und Aristokratie Frankreichs spalteten und saß wiederholt in Haft. Im J. 1626 in das gegen Richelieu gerichtete Komplott von Chalais verwickelt, wurde er mit seinem Bruder Alexander, Großprior des Malteserordens in Frankreich, nach Vincennes gesetzt. Als sein Bruder 1629 daselbst gestorben, erbat er sich die Freiheit und ging nach Holland. Zwar gestattete ihm der Hof einige Jahre später die Rückkehr, doch, 1641 abermals der Verschwörung bezichtigt, floh V. nach England; Richelieu ließ ihn zum Tode verurteilen. Erst nach dessen Tode kam er nach Frankreich zurück und setzte seine Freisprechung durch. Nach dem Tode Ludwigs XIII. gelangte V. bei der Regentin Anna von Österreich zu Ansehen. Da er sich aber in die Komplotte gegen den Hof und Mazarin einließ, mußte er beim Ausbruche der Frondeunruhen wieder aus Frankreich weichen. Im J. 1650 erlaubte ihm Mazarin die Rückkehr und suchte ihn durch Geld zu gewinnen. V. blieb seitdem dem Hofe treu, nahm 1653 den Frondeurs Bordeaux und schlug als Großadmiral von Frankreich noch 1655 die span. Flotte vor Barcelona. Er starb 22. Okt. 1665. Sein zweiter Sohn, François de V., Herzog von Beaufort, spielte in den Unruhen der Fronde den Volksfreund, erhielt deshalb den Namen Roi des halles und fiel 1669 gegen die Türken.

Louis, Herzog von V., ältester Sohn Cäsars, wurde 1612 geboren und führte vor des Vaters Tode den Titel eines Herzogs von Mercoeur. In den Kriegen Ludwigs XIII. diente er nicht ohne Auszeichnung, mußte aber bei der Flucht seines Vaters nach England die Armee verlassen. Mazarin machte ihn 1649 zum Vizekönig des eroberten Catalonien. Zwei Jahre später heiratete er Laura Mancini, eine Nichte Mazarins. Nach deren Tode trat er 1656 in den geistlichen Stand und erhielt 1667 den Kardinalshut, sowie die Würde eines Legaten a latere am franz. Hofe. V. starb zu Aix 6. Aug. 1669.

Sein ältester Sohn, Louis Joseph, Herzog von Vendôme (s. d.), machte sich berühmt als Feldherr Ludwigs XIV. im Spanischen Erbfolgekriege. — Philipp de V., der jüngere Sohn des Kardinals, bekannt als Großprior des Malteserordens in Frankreich, geb. 23. Aug. 1655, trat früh in den Orden und kämpfte in den Kriegen Ludwigs XIV. in den Niederlanden, am Rhein, seit 1693 als Generallieutenant in Italien und Spanien mit großer Auszeichnung. Während sein Bruder, der Herzog von V., im Winter 1705 die festen Plätze Piemonts eroberte, erhielt er den Befehl in der Lombardei. Er drängte die Kaiserlichen aus Mantua und schlug dieselben 31. Jan. 1705 bei Castiglione. Als sein Bruder 16. Aug. dem Prinzen Eugen das Treffen bei Cassano lieferte, kam er, weil nicht gerufen, der Instruktion gemäß nicht herbei. Deswegen behandelte Ludwig XIV. ihn hart und nahm ihm seine Würden und Einkünfte. V. ging nach Rom und lebte hier vier Jahre in Dürftigkeit. Mit des Königs Erlaubnis wollte er 1710 durch die Schweiz nach Frankreich zurückkehren, wurde in Chur infolge österr. Nachstellungen festgehalten, 1714 entlassen und erhielt, heimgekehrt, das Großpriorat zurück. Er machte seinen Palast, den Temple, zum Sammelplatz einer geistreichen Gesellschaft. Mit seinem Tode (24. Jan. 1727) erlosch das Geschlecht.

Vendôme, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Loir-et-Cher, am Loir, welcher sich hier in mehrere Arme teilt, Station der Linie Paris-Tours der Orléansbahn und der Staatsbahnlinie Blois-Pont de Braye, 32 km nordwestlich von Blois, hat ein Lyceum, eine Bibliothek von 8000 Bänden, lebhafte Industrie, besonders in Leder, Handschuhen, Baumwollwaren, Spargelbau, und zählt (1881) 9420 E. Während des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870/71 fanden in der Umgegend von V. mehrere Gefechte zwischen der franz. Loire-Armee unter Chanzy und dem 10. preuß. Armeekorps unter General von Voigts-Rhetz statt, zunächst 15. Dez. 1870 bei Morée, worauf V. 16. Dez. von den Franzosen geräumt und von den Deutschen besetzt wurde; bei der Verfolgung der Franzosen kam es 17. Dez. bei dem 17 km entfernten Dorfe Epuisay noch zu einem heftigen Gefecht. Am 31. Dez. wurde die 20. Division bei V. von überlegenen franz. Streitkräften angegriffen, wies jedoch den Angriff siegreich zurück.

Vendôme (Louis Joseph, Herzog von), General Ludwigs XIV. im Spanischen Erbfolgekriege, war der Enkel des Herzogs Cäsar von V., eines natürlichen Sohnes des Königs Heinrich IV. und der Gabriele d'Estrées. Er wurde 1. Juli 1654 zu Paris geboren, führte vor des Vaters Tode den Titel eines Herzogs von Penthièvre und begann 1672 seine kriegerische Laufbahn unter Turenne.

Seitdem focht er mit großer Auszeichnung in allen Feldzügen und half namentlich 1693 Catinat den Sieg bei Marsaglia erringen. Im J. 1696 unternahm er als Oberbefehlshaber in Catalonien die Belagerung von Barcelona, das der Prinz von Hessen-Darmstadt verteidigte, schlug die Spanier, die zum Entsatz herbeieilten, und zwang den Platz 10. Aug. 1697 zur Übergabe. Beim Ausbruch des Spanischen Erbfolgekriegs, nachdem der unfähige Villeroi zu Cremona gefangen worden, übernahm V. den Oberbefehl über die Armee in Italien. Er lieferte 15. Aug. 1702 dem Prinzen Eugen bei Luzzara ein heftiges, jedoch unentschiedenes Treffen, und drang im Frühjahr 1703 durch Tirol nach Deutschland vor, um sich mit dem Kurfürsten von Bayern zu vereinigen. Indessen wurde er durch den tapfern Widerstand der Tiroler aufgehalten und kam nur bis Trient. Im Herbst 1703 entwaffnete er die Truppen des von Frankreich abgefallenen Herzogs von Savoyen, nahm verschiedene feste Plätze in Piemont und begann die Belagerung von Turin. Im Frühjahr 1706 benutzte er die Abwesenheit des Prinzen Eugen, der nach Wien gegangen, griff die Österreicher im April unter Reventlow bei Calcinato an und trieb sie über die Etsch. Mitten in diesen Erfolgen wurde er nach den Niederlanden gerufen, wo er abermals die Niederlage Villerois bei Ramillies ausgleichen sollte. Nachdem er den brit. General Marlborough längere Zeit durch Märsche hingehalten, gab ihm der König für den Feldzug von 1708 den Unterbefehl des 80000 Mann starken Heeres, welches der Herzog von Bourgogne anführte. Mit letzterm in Mißhelligkeiten verwickelt, eroberte er zwar Gent, Brügge und Plassendal, wurde aber 11. Juli vor Oudenaarde nach hartnäckigem Gefecht geschlagen und mußte auch Ryssel den Verbündeten überlassen. V., der überdies die mächtige Maintenon zur Feindin hatte, verlor sein Kommando und blieb zwei Jahre in Unthätigkeit. Als jedoch gegen den Herbst 1710 die franz. Sache in Spanien in den tiefsten Verfall geriet, schickte ihn Ludwig XIV. mit bedeutenden Verstärkungen über die Pyrenäen. Wiewohl von Alter und Krankheit gebrochen, entfaltete er ungemeine Thätigkeit. Er führte Philipp V. nach Madrid zurück, wendete sich dann gegen die Österreicher und schlug den General Starhemberg 10. Dez. 1710 bei Villa-Viciosa. Alle Eroberungen, welche die Verbündeten in Spanien gemacht, gingen durch diesen Sieg wieder verloren. V. überlebte dieses glücklichste Ereignis seines Lebens nur kurze Zeit. Er starb zu Viñaroz in Catalonien 15. Juni 1712. Philipp V. von Spanien ließ seine Leiche im Escorial beisetzen. Da er ohne Erben starb, fiel das Herzogtum Vendôme an die Krone zurück. Vgl. «Le duc de V. en Espagne» (Par. 1823).

Venedey (Jak.), deutscher Schriftsteller und Publizist, geb. 24. Mai 1805 zu Köln, studierte zu Bonn und Heidelberg die Rechte und beschäftigte sich dann praktisch bei seinem Vater, einem Advokaten in Köln, bis ihn 1832 polit. Konflikte, die er sich wegen einer Schrift «Über Geschworenengerichte» (Köln 1832) zuzog, nötigten, Preußen zu verlassen. Als Beteiligter am Hambacher Feste ward er im Herbst 1832 zu Mannheim verhaftet, entwich aber aus dem Gefängnis zu Frankenthal und gelangte nach Frankreich. Hier lebte V. zu Straßburg, Nancy und Paris, wo er 1835 die Monatsschrift «Der Geächtete» herausgab, was seine Verweisung nach Havre zur Folge hatte. Nachdem er nach Paris zurückgekehrt, lebte er hier zwei Jahre, bis er 1837 abermals nach Havre verwiesen wurde. Infolge des günstigen Urteils, welches die pariser Akademie über eine von V. ausgearbeitete Schrift fällte, die später deutsch unter dem Titel «Römertum, Christentum, Germanentum» (Frankf. 1840) erschien, wirkten ihm Arago und Mignet die Erlaubnis aus, fortan ungestört in Paris leben zu dürfen. Nach der Februarrevolution wendete er sich wieder nach Deutschland, kämpfte im Vorparlament gegen die Sonderbestrebungen Heckers und ward auch als Kommissar nach dem Oberlande gesandt, um den Heckerschen Aufstand zu hintertreiben. Im Fünfziger-Ausschuß wie in der Nationalversammlung, in welche er in Hessen-Homburg gewählt wurde, gehörte er zu den Führern der Linken und dann auch dem Rumpfparlament in Stuttgart an. Von Berlin und Breslau ausgewiesen, lebte er nun in Bonn und dessen Umgebung, bis er im Herbst 1853 nach Zürich übersiedelte, wo er sich an der Universität als Docent der Geschichte habilitierte. Im J. 1855 kehrte er wieder nach Deutschland zurück. Nachdem er mehrere Jahre in Heidelberg gelebt, ließ er sich 1857 zu Oberweiler bei Badenweiler nieder. In öffentlichen Reden und Flugschriften bekämpfte er die «preuß. Spitze» und blieb dieser Richtung auch nach den Ereignissen des J. 1866 treu. Seit 1869 lebte er erst in Berlin, dann in Oberweiler, wo er 8. Febr. 1871 starb.

Von seinen Schriften sind noch besonders hervorzuheben: «Reise- und Rasttage in der Normandie» (2 Bde., Lpz. 1838), «Die Preußen und das Preußentum» (Frankf. 1839), «La France, l'Allemagne et la Sainte-Alliance» (Par. 1842), «Die Deutschen und Franzosen in Sprache und Sprichwort» (Frankf. 1843), «John Hampden» (Bellevue 1843), «England» (3 Bde., Lpz. 1845), «Irland» (2 Bde., Lpz. 1844), «Das südl. Frankreich» (2 Bde., Frankf. 1846), «Vierzehn Tage Heimatsluft» (Lpz. 1847), «Schleswig-Holstein im J. 1850» (Lpz. 1850), «Geschichte des deutschen Volks» (4 Bde., Berl. 1854—62), «Machiavell, Montesquieu und Rousseau» (2 Bde., Berl. 1846—50), «Friedrich d. Gr. und Voltaire» (Lpz. 1859), Biographien von Washington (Freiburg i. Br. 1862), Franklin (Freiburg i. Br. 1863) und Stein (Iserlohn 1868), «Die deutschen Republikaner unter der franz. Republik» (Lpz. 1870).

Venedig, ehemalige Republik (nach ihrem Schutzheiligen auch wohl die Republik des Sankt Markus benannt), 1797—1805 und 1814—66 österr. Provinz, bildet gegenwärtig einen Bestandteil des Königreichs Italien, wo es als Compartimento Venetien, in acht Provinzen geteilt, insgesamt 24025 qkm mit 2814173 E. umfaßt. (S. u. Italien, Bd. IX, S. 701b.) An der nordwestl. Bucht des Adriatischen Meeres wohnten im Altertum die Veneter (Veneti), wahrscheinlich von illyrischem Stamme, nach denen das Land Venetia hieß. In der Zeit der Völkerwanderung, als der Hunnenkönig Attila 452 die Stadt Aquileja zerstörte und ganz Oberitalien bis zum Po eroberte, suchten viele Einwohner Venetiens eine Zuflucht auf den benachbarten Laguneninseln. Seitdem entstand hier allmählich eine Anzahl von städtischen Niederlassungen, wie Grado, Heraclea, Malamocco, Chioggia &c., welche von zum Teil selbst gewählten

Tribunen regiert wurden. Nach dem Umsturz des Weströmischen Reichs 476 fielen die venet. Inseln mit dem übrigen Italien erst unter die Herrschaft des Odoaker, dann der Ostgoten und schließlich unter das oström. Kaisertum, und auch nach dem Einbruch der Longobarden 568 blieben sie unter byzant. Hoheit. In den wiederholten Kämpfen mit den Longobarden machte sich allmählich die Notwendigkeit einer engern Vereinigung und einheitlichen Leitung fühlbar. Deshalb erwählten die geistlichen und weltlichen Großen samt der ganzen Bevölkerung der Inselgruppe um 697 den Paulus Anafestus (Paoluccio Anafesto) zum gemeinschaftlichen Oberhaupt auf Lebenszeit, Dux oder Doge (s. d.). Der Regierungssitz war anfangs zu Heraclea, ward aber 742 nach Malamocco und 810 nach der bisher wüsten Insel Rialto verlegt, wo nunmehr die Stadt Venedig (Venezia) entstand. Auf kurze Zeit wurde die venet. Inselgruppe dem Reiche Kaiser Karls d. Gr. 806 unterworfen, aber schon im Frieden von 812 (nebst Dalmatien) dem Byzantinischen Reich zurückgegeben. In der nächsten Zeit blühte V., das seine vorteilhafte und sichere Stellung zwischen dem östl. und westl. Kaisertum geschickt benutzte, zu einer reichen und mächtigen Handelsstadt empor. Ihre Flotten kämpften glücklich gegen die Normannen und Sarazenen Unteritaliens, sowie gegen die slaw. Piraten der Ostküste des Adriatischen Meeres. Außer den Laguneninseln und dem benachbarten Küstenland wurden auch Eroberungen in Istrien gemacht, und die Küstenstädte Dalmatiens begaben sich 997 freiwillig unter venet. Schutz. Als Beherrscherin der Adria genoß V. thatsächlich volle Unabhängigkeit. Doch aus Rücksicht auf die Handelsinteressen bewahrte es noch lange Zeit den Schein einer polit. Verbindung mit dem Byzantinischen Reiche. Zur Zeit der Kreuzzüge nahm V. den größten Aufschwung und breitete seine Handelsverbindungen, trotz der Konkurrenz von Pisa und Genua, über den ganzen Orient aus. Im Innern gab es unterdes wiederholte Parteikämpfe, in denen sich demokratische und aristokratische Fraktionen gegenüberstanden; auch zeigte sich bei einigen der Wunsch, die lebenslängliche Dogenwürde in eine erbliche Monarchie umzuwandeln. Endlich nach einem Aufstand, worin der Doge Vitale Michiel umkam, ward 1172 der sog. Große Rat eingesetzt, welcher, aus gewählten Notabeln (Nobili) bestehend, seitdem die höchste Gewalt besaß und die Macht des Dogen und der Signorie (Regierungskollegium von sechs Räten) sehr beschränkte. Die bisher übliche allgemeine Volksversammlung ward seitdem nur noch ausnahmsweise berufen und 1423 ganz abgeschafft. Unter diesem Zustande einer gemäßigten Aristokratie bildeten sich Gesetzgebung und Verwaltung aus.

Die Macht der Republik erhielt die höchste Ausdehnung, als der Doge Enrico Dandolo (s. d.) mit seiner Flotte unter Mitwirkung franz. Kreuzfahrer 1204 Konstantinopel eroberte und bei der Teilung drei Achtel des Byzantinischen Reichs (s. d. und **Griechenland**) und die Insel Candia für V. erwarb. Doch vermochte V. den Umsturz des lat. Kaisertums 1261 nicht zu hindern, und die byzant. Kaiser gewährten seitdem den Genuesen in Konstantinopel so überwiegende Vorteile, daß die Venetianer sich dort in Schatten gestellt sahen. Zugleich war seit 1256 ein langwieriger und wechselvoller Krieg zwischen V. und Genua (s. d.) entbrannt. Die aristokratisch-oligarchische Konstitution V.s wurde 1297 weiter ausgebildet durch den Dogen Pietro Gradenigo mittels der sog. Schließung des Großen Rats, indem das bisher jährlich neugewählte Kollegium sich in eine geschlossene Gesellschaft von Erbaristokraten verwandelte, worunter man die im Goldenen Buche eingezeichneten Familien der Nobili verstand. Die nach Tiepolos Verschwörung 1310 erfolgte Einsetzung des Rates der Zehn, welcher, mit ausgedehnten Vollmachten versehen, die Polizei zu leiten hatte, vollendete dieses aristokratische Regiment, dessen gute wie schlimme Seiten nirgends so offenbar wurden wie hier. Seitdem öffnete man das Goldene Buch nur vorübergehend (1379, 1646, 1684—99, 1769) wieder und nahm noch eine Anzahl Familien unter die Nobili auf. Der Doge Marino Falieri (s. d.) mußte seine Verschwörung gegen die Aristokratie 1355 mit dem Leben büßen. Die veränderten Beziehungen zur Levante veranlaßten die Republik, ihr Hauptaugenmerk auf Italien selbst zu richten, besonders nachdem die Nebenbuhlerin Genua in 130jährigem Kampfe 1381 unterlegen. Die venet. Besitzungen auf dem Festlande (Terraferma) wurden immer bedeutender. Vicenza, Verona, Bassano, Feltre, Belluno und Padua mit ihren Gebieten wurden 1404 und 1405, Friaul 1421, Brescia und Bergamo 1428 und Crema 1448 gewonnen und um dieselbe Zeit die definitive Eroberung der Ionischen Inseln vollendet. Endlich trat die Witwe des letzten Königs von Cypern, Katharina Cornaro (s. d.), Cypern (s. d.) 1489 an die Republik ab.

Zu Ende des 15. Jahrh. war V. reich, mächtig, gefürchtet, das durch Kunst und Wissenschaft gebildetste Volk der Welt in sich fassend. Handel und Gewerbfleiß blühten; die Abgaben waren gering, die Regierung mild, solange es sich nicht um polit. Vergehen handelte, zu deren Verfolgung 1539 drei Staatsinquisitoren eingesetzt wurden. Da traten Umstände ein, die keine Klugheit abzuwenden vermochte. Der Portugiese Vasco da Gama entdeckte 1498 den Seeweg nach Ostindien, und V. verlor mit der Zeit den ostind. Handel. Die Osmanen waren Herren von Konstantinopel geworden und entrissen den Venetianern nach und nach, was diese im Archipel und auf Morea besessen hatten, auch Albanien und Negroponte. Zwar rettete sich die staatskluge Republik mit verhältnismäßig geringem Verlust aus der Gefahr, die ihr 1508 durch die von Papst Julius II. (s. d.) gestiftete Ligue von Cambrai (s. d.) drohte, welche sie einen Moment an den Rand des Abgrundes brachte; doch gab dieser Kampf ihrer Macht und ihrem Ansehen einen Stoß. In dem kirchlichen Streit mit Papst Paul V., bei dem der Mönch Paul Sarpi (s. d.) die Sache V.s führte (seit 1606), wahrte die Republik ihre Rechte gegen hierarchische Anmaßungen. Eine von dem span. Gesandten, Marquis Bedemar, in V. 1618 angezettelte Verschwörung gegen die Unabhängigkeit der Republik ward rechtzeitig entdeckt und blutig unterdrückt. Andererseits verlor V. an die Osmanen 1571 Cypern und nach einem 24jährigen Kriege 1669 auch Candia; die letzten Festungen auf dieser Insel aber erst 1715. Der Besitz des 1687 wiedereroberten und im Frieden von Karlowitz 1699 von den Türken abgetretenen Morea mußte im Passarowitzer Frieden 1718 aufgegeben werden. Von dieser Zeit an nahm die Republik an den Welthändeln keinen weitern Anteil. Sie begnügte sich, ihre veraltete Verfassung zu bewahren

und unter Beobachtung vollkommener Neutralität ihr übriggebliebenes Gebiet (Venetien, Istrien, Dalmatien und Jonische Inseln), das etwa 2½ Mill. Unterthanen zählte, zu behaupten. Allein im franz. Revolutionskriege wurde sie ein Opfer der Gewalt. Obwohl V. seine Neutralität bewahrt hatte, mußte es sich von dem General Bonaparte die rücksichtsloseste Behandlung gefallen lassen und demselben 1796 mehrere feste Plätze einräumen. Die Regierung knüpfte deshalb mit Österreich an, und als Bonaparte nach Steiermark vordrang, erhob sich hinter seinem Rücken das Landvolk der Terraferma gegen die Franzosen. Bonaparte erklärte deshalb nach Abschluß der Präliminarien von Leoben (s. d.) der Republik den Krieg. Vergebens suchte diese durch Nachgiebigkeit und eine Verfassungsveränderung den Sieger zu versöhnen. Der letzte Doge, Luigi Manin, und der Große Rat dankten 12. Mai 1797 ab. Ohne Widerstand ward zuletzt 16. Mai die Stadt V. von den Franzosen besetzt, und die uralte Republik nahm damit ein Ende.

Im Frieden von Campo-Formio 17. Okt. 1797 wurde das venet. Gebiet links von der Etsch nebst Istrien und Dalmatien an Österreich überlassen, während das Gebiet rechts von der Etsch an die Cisalpinische Republik (das nachmalige Königreich Italien) fiel. Die Jonischen Inseln (s. d.) kamen zunächst unter franz. Herrschaft. Dagegen mußte Österreich im Frieden von Preßburg 26. Dez. 1805 seinen Anteil von V. an das Königreich Italien abtreten. Am 14. Okt. 1809 schlug Napoleon Istrien und Dalmatien zu den sog. Illyrischen Provinzen Frankreichs. Durch den ersten Pariser Frieden von 1814 und die Wiener Kongreßakte ward V. mit seinem Gebiet an Österreich zurückgegeben und mit der Lombardei zu dem sog. Lombardisch-Venetianischen Königreich (s. d.) 7. April 1815 vereinigt. Bei allen diesen Regierungswechseln hatte die Stadt V. an Handel und Reichtum mehr und mehr verloren, und in dem Maße, wie ihre Nebenbuhlerin Triest gewann, sank die ehemalige Königin des Adriatischen Meeres herab. Erst als V. 1830 einen Freihafen erhielt, begann es sich wieder zu heben. Am 22. März 1848 kam es in V. zu einem Aufstande, wobei das Volk das Arsenal erstürmte. Der Stadtkommandant Graf Zichy, in dessen Hände der Gouverneur seine Gewalt gelegt hatte, schloß eine übereilte Kapitulation ab, wonach die Entfernung aller nichtital. Truppen zugesichert und die Stadt ohne Schwertstreich den Aufständischen überliefert wurde. Inmitten dieses Tumults hatte sich eine provisorische Regierung gebildet, und 23. März erfolgte die Proklamation einer Venetianischen Republik (Republik San-Marco), an deren Spitze Daniele Manin (s. d.) und Tommaseo (s. d.) traten. Am 3. Juni kam die durch diese Regierung berufene Assamblea zusammen, welche sich, des demokratischen Terrorismus müde, fast einstimmig 4. Juli für den Anschluß an Sardinien erklärte, worauf Manin und Tommaseo das Ruder niederlegten und ein neues Ministerium, mit Castelli an der Spitze, eintrat. Die Niederlage Sardiniens brachte indessen bald wieder die demokratische Partei zur Herrschaft. Am 10. Aug. erhob sich ein neuer Aufstand, der mit der abermaligen Erhebung Manins und Tommaseos endete. Schon 13. Aug. trat wieder eine Assamblea zusammen, die sofort eine Diktatur in Form eines Triumvirats errichtete, in welchem Manin das Civil-, Cavedalis das Militär-, Graziani das Marinewesen übernehmen sollte. In der That kam damit Manin als absoluter Diktator ans Ruder. Der Widerstand gegen die Österreicher, welche die Stadt bereits blockierten, ward mit Energie fortgesetzt. Manin sah sich 15. Febr. 1849 genötigt, eine neue permanente Assamblea zu berufen, die aber einflußlos blieb. Dagegen bewirkte 5. März ein Pöbeltumult die formelle Beseitigung der Diktatur und die Einsetzung eines verantwortlichen Ministeriums. Allein Manin, zu dessen Präsidenten gewählt und mit der ganzen Exekutivgewalt betraut, blieb die Seele des Ganzen und trieb die Verteidigung der Stadt aufs äußerste, obwohl nach der Niederlage Sardiniens bei Novara keine Hoffnung mehr war. Nach tapferster Gegenwehr mußten die Belagerten 26. Mai den Österreichern das erste Bollwerk V.s, das Fort Malghera, überlassen. Um die Stadt ferner zu verteidigen, trug man die schöne Lagunenbrücke ab und sprengte sogar acht Bogen. Unter dem heftigsten Bombardement, während die Bevölkerung durch Hunger und Cholera furchtbar litt, als die Verteidigungsmittel zu Ende gingen, trat endlich Manin in Unterhandlungen, denen zufolge sich V. 22. Aug. auf milde Bedingungen hin ergab. Allen republikanischen Truppen und jedem Einwohner wurde freier Abzug gestattet; nur 40 der meist Kompromittierten mußten unbedingt vor dem Einzuge der Österreicher die Stadt verlassen; den gemeinen Soldaten der Land- und Seemacht wurde Amnestie gewährt; 30. Aug. 1849 hielt Radetzky seinen Einzug. V. verlor sein Freihafenprivilegium, und das österr. Marinekommando wurde von hier nach Triest verlegt.

Indessen zeigte die Regierung sich doch bemüht, das Aufblühen der Stadt wieder anzubahnen, und gab ihr 20. Juli 1851 das Freihafenrecht zurück. Erst 1. Mai 1854 ward der Belagerungszustand aufgehoben. Doch gelang es nicht, die Venetianer mit der österr. Herrschaft auszusöhnen, wenn auch die nationale Opposition hier niemals einen so leidenschaftlichen Charakter annahm wie im benachbarten Mailand. Die Hoffnungen, welche Napoleon III. beim Ausbruch des Kriegs von 1859 auch hier erweckte, gingen nicht in Erfüllung. V. mit dem Gebiete bis jenseit des Mincio blieb bei Österreich, und die Stimmung verschlimmerte sich seitdem immer mehr. Deshalb erhielt bei den konstitutionellen Reformen seit 1860 unter allen österr. Kronlanden V. allein keine Landesvertretung; andererseits erschien kein venet. Abgeordneter im österr. Reichsrat. Endlich löste der Deutsche Krieg von 1866 zwischen Österreich, Preußen und Italien dies unglückliche Verhältnis. Zwar wurden die Italiener, als sie den Mincio überschritten, zurückgeschlagen; aber nach den Niederlagen in Böhmen trat Kaiser Franz Joseph 4. Juli V. an Napoleon III. ab und rief seine Truppen aus der Provinz zurück. Der österr.-ital. Friedensvertrag zu Wien 3. Okt. bestätigte diese Abtretung, wogegen Italien sich verpflichtete, die venet. Provinzialschuld zu übernehmen und außerdem 35 Mill. Gulden an Österreich zu bezahlen. Nunmehr räumten die österr. Truppen die Festungen und 17. Okt. die Stadt V.; 18. Okt. übergab der hierzu abgesandte Kommissar des franz. Kaisers, General Leboeuf, die Stadt im Namen seines Kaisers einer Kommission des Gemeinderats, und die ital. Truppen rückten ein. In Gemäßheit der Verabredungen zwischen Frankreich

und Italien fand in ganz V. eine allgemeine Volksabstimmung 21. und 22. Okt. statt, wobei sich 651 758 Stimmen für den Anschluß an das Königreich Italien und nur 69 dagegen erklärten. Darauf vollzog König Victor Emanuel II. 4. Nov. das Besitzergreifungs-Dekret und hielt 7. Nov. 1866 seinen feierlichen Einzug in die Stadt V. Die Leiche des letzten Diktators Daniele Manin ward von Paris nach V. gebracht und daselbst 22. März 1868 in der St. Markuskirche beigesetzt.

Litteratur. Tentori, «Saggio sulla storia di Venezia» (12 Bde., Vened. 1785—90); Daru, «Histoire de la république de Venise» (7 Bde., Par. 1819—21 u. öfter; deutsch im Auszuge von Bolzenthal, Lpz. 1825—27); Romanin, «Storia documentata di Venezia» (10 Bde., Vened. 1853—61); Cicogna, «I dogi di Venezia» (3. Aufl., 2 Bde., Vened. 1867); Philippi, «Geschichte des Freistaats V.» (3 Bdchn., Dresd. 1828); Leo, «Geschichte der ital. Staaten» (5 Bde., Hamb. 1829—30); Reuchlin, «Geschichte Italiens» (4 Bde., Lpz. 1859—73); Romanin, «Lezioni di storia Veneta» (2 Bde., Flor. 1875); Zwiedineck-Südenhorst, «Die Politik der Republik V. während des Dreißigjährigen Kriegs» (2 Bde., Stuttg. 1882—85); Hain, «Der Doge von V. seit dem Sturze der Orseoler 1032 bis zur Ermordung Vitale Michiels II. 1172» (Königsb. 1883).

Venedig (ital. Venezia), Stadt und Festung, Hauptort einer Provinz des Königreichs Italien, (2198 qkm mit 356 273 E.), Sitz einer Präfektur, eines Appellationshofs, eines Handels- und Seegerichts, eines kath. Patriarchen, eines armen. Erzbischofs u. s. w., durch ihre Lage, Kunstwerke und Geschichte eine der merkwürdigsten Städte Europas, liegt auf 118 Inseln in den Lagunen des Adriatischen Meers, 3,5 km vom Festlande und hat gegen 12 km im Umfange. Unter den 378 öffentlichen Brücken, welche die einzelnen Inseln miteinander verbinden, zeichnet sich der 1588—91 von Antonio da Ponte erbaute prächtige Ponte-Rialto aus, ein Marmorbogen von 27,7 m Spannung, der, wie die beiden 1854 und 1858 erbauten eisernen Brücken, über den Canal-Grande führt, den größten der 157 Kanäle. Derselbe, über 3 km lang, 30—60 m breit, teilt die Stadt in zwei ungleiche Teile, und seine Ufer sind von Palästen eingefaßt. Die Gebäude der Stadt, unter denen viele, jetzt freilich zum Teil verfallene Paläste und prächtige Kirchen, sind auf Pfählen gebaut und stehen fast sämtlich mit der Hauptseite gegen die Kanäle gekehrt, die sich zu breiten und langen Wasserstraßen öffnen, während die eigentlichen Straßen kaum für drei nebeneinander gehende Fußgänger gangbar sind. Es gibt zwar über 200 Plätze, aber nur der mit Palästen und Bogengängen umgebene Markusplatz führt diesen Namen, ein 175 m langer, 82 m breiter, mit Trachyt- und Marmorplatten belegter Raum. Auf ihm steht die Patriarchal- oder St. Markuskirche, in einem eigentümlichen, die byzant. Bauart mit der roman. Basilikaform verbindenden Stil, 976—1071 erbaut, nachmals bis ins 17. Jahrh. vielfach umgeändert, mit großem Reichtum an Mosaiken und den seltensten Steinarten. Die Sage läßt hier den Körper des Evangelisten Markus ruhen, welcher unter dem Dogen Giustiniano Partecipazio (827—830) aus Alexandria in Ägypten hierher gebracht worden sein soll. Über dem Hauptportal sind die vier antiken Rosse, die einst in Konstantinopel und unter Napoleon I. in Paris standen, wieder aufgestellt. Die Kirche ist in Form eines griech. Kreuzes erbaut, 76,5 m lang, 62,6 m breit, und hat im Innern und Äußern über 500 Säulen. Die fünfteilige, reich geschmückte Hauptfaçade stammt aus dem 14. Jahrh. Der 98 m hohe Glockenturm steht, getrennt von der Kirche, auf dem Markusplatz. An demselben Platz steht ferner der Dogenpalast (Palazzo ducale), ein durch seine großartige Anlage wie durch die ernste Schönheit seiner Architektur und durch seine unschätzbaren Gemälde bemerkenswertes Gebäude, dessen Erbauung 1350 von Filippo Calendario begonnen, aber erst 1442 vollendet wurde. Zwei Spitzbogenhallen übereinander umgeben den Palast auf zwei Seiten; im Hofe ist die berühmte Riesentreppe, nach den auf ihr stehenden Kolossalstatuen des Neptun und Mars benannt, auf deren oberstem Absatz die Dogen gekrönt wurden. Noch zeigt man hier aus der Zeit der Republik die Staatsgefängnisse, Bleidächer (piombi) genannt, und die sog. Seufzerbrücke (ponte dei sospiri). Der prachtvolle Saal des Großen Rates mit den anstoßenden Räumen enthält seit 1812 die berühmte Markusbibliothek mit ihren Handschriftenschätzen; er ist mit vielen Bildern geschmückt, darunter Tintorettos Paradies, das größte Ölbild der Welt. Im östl. Flügel des Palastes ist das archäolog. Museum mit griech. Marmorwerken, während das obere Stockwerk dem Istituto di Scienze und dessen naturwissenschaftlichen Sammlungen eingeräumt ist. Dem Dogenpalast gegenüber, an der sog. Piazzetta, liegt das vormalige Bibliothekgebäude, jetzt königl. Palast, das Meisterwerk Sansovinos; rechts davon das prachtvolle Münzamt (la Zecca), ebenfalls von Sansovino erbaut. Der Markusplatz ist eigentlich auch der einzige Spaziergang der Venetianer, Mittelpunkt alles öffentlichen Lebens und Sammelplatz der Fremden. Das 1304 angelegte Arsenal bildet eine mit hohen Mauern und Türmen umgebene Insel, und ist durch Anlage großer Docks auch für den Bau großer Kriegsschiffe eingerichtet. Am äußern Eingang sind vier antike Löwen, 1687 vom Piräus hierher gebracht; in der Waffensammlung sind Reste des Bucentaur (s. d.).

Außer der Patriarchalkirche und 98 andern kath. Kirchen gibt es in V. auch Kirchen der Unierten, Armenier und Protestanten. Die sehenswertesten unter diesen Kirchen, sowohl ihrer Architektur wie der Kunstschätze wegen, sind: Sta.-Maria gloriosa dei Frari, mit den Grabmälern von Tizian, Canova u. a., S.-Giovanni e Paolo, mit den Grabmälern vieler Dogen, worunter das Andrea Vendramins das schönste, Sta.-Maria della Salute, San-Giorgio maggiore, Madonna dell' Orto, San-Zaccaria u. v. a. Die Juden haben sieben Synagogen. Die Zahl der Paläste ist außerordentlich groß; viele Familien, die sie einst besaßen, sind jetzt ausgestorben oder verarmt. Die ältesten Paläste, wie der neuerdings restaurierte Fondaco de' Turchi aus dem 10. Jahrh., sind in maurischem, die aus dem 14. und Anfang des 15. im got. Stil. Dann folgen die Paläste der Frührenaissance (Corner-Spinelli, Vendramin-Calergi) und der Hochrenaissance (Pesaro, Grimani). Von Monumenten ist die Reiterstatue des venet. Generals Colleoni, von Verrocchio modelliert, von Leopardo gegossen, und das 22. März 1875 enthüllte Denkmal Manins zu erwähnen. Öffentliche Anstalten für Kunst und Wissenschaft sind: das Institut der Wissenschaften, das Generalarchiv

(eins der größten und reichsten Europas), das Konservatorium für Musik, die Akademie der schönen Künste mit reicher Gemäldesammlung, das städtische Museum mit Bibliothek, Gemälden und Skulpturen, die permanente Kunstausstellung, die Handelsakademie, die Navigations- und Industrieschule mit Sternwarte, drei Gymnasien, ein kath. Seminar, ein armen. Erziehungsinstitut, ferner die Querini-Stiftung, eine öffentliche Bibliothek mit Lesekabinett, Gemälde- und Münzsammlung. Zahlreich sind die milden Stiftungen, wie das große Krankenhaus zu St. Johann und Paul, die Irrenhäuser auf den Inseln San-Servilio und San-Clemente u. s. w. Unter den fünf Theatern V.s ist La-Fenice das größte, 1837 von Meduna erbaut.

Die Zahl der Einwohner, welche zur Zeit der Blüte der Stadt 190000 betrug, war zu Anfang des 19. Jahrh. auf die Hälfte gesunken, 1884 indessen wieder auf 141400 gestiegen. Die Haupterzeugnisse der Industrie sind Glas- und Mosaikwaren, hauptsächlich aber Perlen, dann Samt- und Seidenstoffe, Seife, Wachs, Kunstmöbel, Bijouterien und künstliche Blumen. Auf sechs Werften wird ein starker Schiffbau betrieben. In der Glasfabrikation war V. vormals die Meisterin Europas, wird aber jetzt, was Spiegel und größere Glasarbeiten anlangt, von andern Ländern übertroffen, dagegen ist die früher so berühmte venet. Spitzenindustrie in neuerer Zeit wieder erstanden. Im ganzen ist der Handel, der 1421 nicht weniger als 3345 Schiffe mit 36000 Matrosen und 16000 Schiffbauarbeitern beschäftigte, gesunken, hat aber, seitdem V. durch die 3601 m lange Eisenbahnbrücke von 222 Bogen mit dem oberital. Eisenbahnsystem verbunden ist (1845) und besonders seit Eröffnung des Suezkanals wieder zugenommen. Der Wert der Einfuhr betrug (1885) 251318472, der der Ausfuhr 202031663 Frs. Hauptartikel des Handels sind Getreide, Öl, Hanf, Baumwolle, Rohseide, Wein, Petroleum. Im nämlichen Jahre liefen 2732 Schiffe von 824291 t ein. Die Reederei beläuft sich auf 274 Seeschiffe. Außer der Filiale der Nationalbank bestehen noch vier Privatbanken. Vorhäfen von V. sind Lido und Malamocco. Gewissermaßen die Vorstädte von V. bilden die Inseln Giudecca, mit der 1576 von Palladio erbauten Kirche Redentore, San-Giorgio, Sta.-Elena, San-Michele und Murano (mit großen Glasfabriken),

Topographische Lage von Venedig.

die meist von Künstlern, Fabrikanten und Handwerkern bewohnt sind. Etwas entfernter sind San-Lazzaro (armen. Kloster), Lido mit Seebade-Etablissements und San-Erasmo (mit vortrefflichem Gemüsebau). Mit Triest und dem Orient besteht eine frequente Dampfbootverbindung.

Vgl. Cicognara und Diedo, «Fabbriche più cospicue di Venezia» (Vened. 1815 fg.); «Venezia e le sue lagune» (3 Bde., Vened. 1847); Vacani, «Della laguna di Venezia» (Flor. 1867); Gsell-Fels, «Venedig» (Bd. 1 von «Italiens Städte und ihre Umgebung», Münch. 1876); Yriarte, «Venise» (Par. 1878); «V., histor.-topogr.-artistisches Reisehandbuch» (Triest 1878); Adalb. Müller, «V., seine Kunstschätze und histor. Erinnerungen» (4. Aufl., Vened. 1876); Molmenti, «Die Venetianer» (Hamb. 1886).

Venediger oder Groß-Venediger, nächst dem Großglockner (s. Glockner) der höchste Gipfel der Hohen Tauern, erhebt sich als eisgepanzerte Gneispyramide auf der Wasserscheide zwischen der Salzach und der Drau und der Grenze von Salzburg und Tirol zu 3673 m Höhe. Die höchste Spitze, ein schmaler Firngrat, meist von Schneewechten und Eistrümmern bedeckt, gewährt eine herrliche Rundsicht auf die Gletschergebiete der Hohen Tauern, die Südtiroler Dolomitalpen, die Zillerthaler-, Stubaier- und Ötzthalergebirge, die Nordtiroler-, Kitzbüchler- und Salzburgeralpen u. s. w. Die Besteigung des V., angeblich schon 1799 zum ersten mal ausgeführt, 1828 von Erzherzog Johann ohne Erfolg versucht, wird jetzt, seitdem 1841 Dr. A. von Ruthner mit einer 40 Mann starken Expedition die Spitze erreichte, nicht selten sowohl von Norden her aus dem Ober- und Untersulzbachthal, wie von Osten aus dem Gschlöß und von Süden aus dem Virgenthal ausgeführt. Vgl. von Sonklar, «Die Gebirgsgruppe der Hohen Tauern» (Wien 1866); von Ruthner, «Berg- und Gletscherreisen in den österr. Hochalpen» (Wien 1864).

Venelin, auch Wenelin (Jurij, d. i. Georg), russ. Schriftsteller, geb. 1802 unter den Kleinrussen (Russinen) im nordöstl. Ungarn, hieß eigentlich Jurij Huza (Guza), nahm aber, um Verfolgungen zu entgehen, den Namen V. an, als er in Lemberg studierte. Im J. 1823 ging er nach Rußland, wurde in Kischinew mit den dort lebenden Bulgaren bekannt und faßte ein lebhaftes Interesse für dieses Volk. Nachdem er darauf seit 1825 in Moskau Medizin studiert und 1829 Arzt geworden war, gab er das Werk «Die alten und die gegenwärtigen Bulgaren» (russisch, 2 Bde., Mosk. 1829—41) heraus, womit er das damals fast vergessene Volk und seine alte Geschichte gewissermaßen neu entdeckte. Obgleich mehr poetisch als kritisch gehalten, machte das Buch doch einen gewaltigen Eindruck, und legte bei den Bulgaren selbst erst den Grund zu einem kräftigen Erwachen ihres Nationalgefühls. Im J. 1830 machte V. mit Unterstützung der petersburger Akademie eine Reise nach Bulgarien, lernte das Volk und die Sprache kennen, sammelte Bücher, Manuskripte und Altertümer und schrieb dann noch eine Reihe Werke über die Bulgaren, die zum Teil erst nach seinem Tode, der 26. März 1839 in Moskau erfolgte, erschienen: «Über bulgar. Volkspoesie» (1835), «Bulgar. und roman. Urkunden» (Petersb. 1840), «Kritische Forschungen über die Geschichte der Bulgaren» (2 Bde., 1849), «Reiseskizzen aus Bulgarien» (1857).

Venen oder Blutadern heißen diejenigen Blutgefäße, welche das Blut aus den Haargefäßen des Körpers aufnehmen und zu dem Herzen zurückführen. (S. Herz und Kreislauf.) Nachdem das hellrote, sauerstoffreiche Blut aus den Arterien (s. d.) oder Pulsadern in den Haargefäßen zur Ernährung gedient hat, so tritt es in die Blutadern oder Venen über und erscheint nun als Venenblut dunkler, weil es weniger Sauerstoff und mehr Kohlensäure als das arterielle enthält. Nur das Blut der Lungenvenen macht eine Ausnahme; es ist hellrot und sauerstoffreich, indem es in den Lungen Sauerstoff aufgenommen und Kohlensäure abgegeben hat. Weil zwischen die Arterien und V. das Haargefäßsystem eingeschaltet ist, zeigen die V. unter normalen Verhältnissen keinen Puls und das Blut steht in ihnen nicht unter so hohem Druck als das in den Arterien. Daher hören Blutungen aus den V. gewöhnlich von selbst auf. In ihrem Bau sind die V. von den Arterien, außer durch ihre dünnern und weniger starren Wände, noch dadurch unterschieden, daß sie Klappen besitzen, welche sich bei einer Rückstauung des Blutes öffnen und dem Blut den Weg verlegen. Druck auf die V. (durch die Muskeln) befördert also Strömen des Blutes in der Richtung nach dem Herzen. Erweiterung und Verlängerung der V. führt zur Bildung der sog. Krampfadern (s. d.). Entzündung der V. bedingt Gerinnung des Blutes in ihnen und führt leicht zur Pyämie (s. d.). Bisweilen verkalken solche Blutgerinsel und veranlassen sog. Venensteine oder Phlebolithe. Wird das Gerinsel losgelöst, so kann es in das Herz gelangen und aus diesem in Arterien und so den Kreislauf in lebenswichtigen Organen (Lungen, Gehirn) aufheben. (S. Embolie und Thrombose.)

Venensteine, s. unter Krampfader.

Venēnum (lat.), Gift.

Venerabile (lat., d. i. Hochwürdige, Verehrungswürdige) heißt bei den Katholiken die geweihte Hostie, welche in der Monstranz (s. d.) aufbewahrt, mit dieser im Tabernakel verschlossen und beim Gottesdienst zur Verehrung ausgestellt wird.

Venerische Krankheiten, s. Syphilis.

Venĕter (grch. Eneter oder Heneter) heißen in der alten Geographie zunächst die Bewohner eines Teils der Nordküste des Adriatischen Meeres nördlich von Po und Etsch, die von Herodot zu den Illyriern gerechnet werden. Von ihren kelt. Nachbarn im Polande und in den Alpen ringsum bedrängt, schlossen sie sich, als die Römer zwischen dem ersten und zweiten Punischen Kriege sowohl von der Pogegend als von Illyrien her ihnen nahe kamen, an diese an. Nach dem zweiten Punischen Kriege sorgten die Römer durch die Anlage der Kolonie Aquileja (181 v. Chr.) dafür, daß ihre Herrschaft in dieser Gegend befestigt blieb. Seitdem gehörten die V., in deren Gebiet Patavium (Padua) der Hauptort war, zur Provinz Gallia Cisalpina, erhielten 89 das lat. Recht, 49 das röm. Bürgerrecht und kamen 42 v. Chr. mit jener zu Italien. In der augusteischen Einteilung Italiens bildete Venetia mit Istrien (Histria) die zehnte Region, deren Hauptstadt Aquileja wurde. Von da an blieb dieser Landschaft bald mit engerm, bald in erweitertem Gebiete dieser Name.

Ferner bezeichnet man als V. eine gallische Völkerschaft an der Küste des Atlantischen Meers, nördlich von der Mündung des Liger (Loire). In

den Kriegen Cäsars erscheinen sie als seetüchtiges Volk, gegen das die Römer 56 v. Chr. ihre erste Seeschlacht im Atlantischen Meer lieferten und nur nach heftiger Gegenwehr siegreich blieben.

Endlich heißen Venedi oder Veneti bei Plinius dem Ältern und bei Tacitus die östl. Nachbarn der Germanen, d. h. die Wenden.

Venetia, alter Name für Venedig u. Venetien.

Venetianerkettchen, s. unter Kette, Bd. X, S. 250.

Venetianerlack ist Kugellack.

Venetianerweiß ist Bleiweiß. S. 467.

Venetianische Alpen, s. u. Alpen, Bd. I,

Venetianische Kreide, s. unter Speckstein.

Venetianische Perlen, Glasperlen, Stick- und Strickperlen, s. unter Perlen.

Venetianischer Samt heißt die ursprünglich in Venedig hergestellte feinste Art des façonnierten Samtes, bei welcher das Muster, meist Arabesken, nicht durch Pressen, sondern durch das eigentümliche Webverfahren entsteht.

Venetien, Compartimento des Königreichs Italien (s. d., Bd. IX, S. 701b); vgl. Venedig (ehemalige Republik).

Veneziano (Agostino), s. Musi.

Venezolo, Geldeinheit in Venezuela, s. unter Franc.

Venezuela (Vereinigte Staaten von), eine Konföderationsrepublik im Norden Südamerikas, wird im N. vom Antillenmeer, im O. vom Atlantischen Ocean und Britisch-Guaiana, im S. von Brasilien, im W. von Columbia begrenzt und umfaßt 1137615 qkm. Sie zerfällt ihrer Bodenbeschaffenheit nach in zwei Hauptteile, in das Gebirgs- und in das Tiefland. Jenes läßt drei Systeme unterscheiden. Das erste bilden zwei Verzweigungen der Ostcordilleren von Columbia, die sich bei Pamplona trennen. Der nordwärts gerichtete Zweig endet mit der nur 1254 m hohen Sierra de Perijá in der Halbinsel Goajira; der andere, nach Ostnordosten gerichtet, erhebt sich als Sierra Nevada de Merida und de las Rosas viel bedeutender und bildet eine breite, kompakte Masse, die alpine Region V.s, mit dem 4580 m hohen Picacho de la Sierra im Süden und dem 4230 m hohen Nevado de Mucuchies im Osten der Stadt Merida. Das zweite System, das des Küstengebirges von V., hängt in dem Cerro del Altar mit dem erstern zusammen, ist aber wegen seiner vom Cordillerensystem abweichenden Streichungslinien, die von Westen gegen Osten gerichtet sind, ein für sich bestehendes Gebirgssystem (mit der 2630 m hohen Silla de Carácas), das die schönsten und kultiviertesten Striche des Landes enthält. Das dritte, völlig isolierte System ist das der Sierra Parime in der südöstl. großen Provinz oder vielmehr dem Staate Guayana oder Guaiana (s. d.). Das Tiefland besteht teils aus den unermeßlichen baumlosen Grasflächen der Llanos des Orinoco, die sich zwischen dem Küsten- und dem Parimegebirge von der Mündung des Orinoco bis zum Fuße der Cordilleras von Columbia, gerade die Mitte des Landes einnehmend, von Osten gegen Westen hinziehen, teils aus der Region der Urwälder, die den ganzen Süden der Republik, sowie auch einen großen Teil von Guaiana einnimmt und teilweise zu dem großen Tieflande des Marañon gehört. V. ist durch seine vielen Flüsse sehr gut bewässert. Der Hauptstrom ist der Orinoco (s. d.) mit dem größten Teile seiner Nebenflüsse, der das Land seiner Länge nach durchfließt. Der äußerste Süden wird von dem obern Teile des in den Marañon sich ergießenden Rio Negro und seinen Zuflüssen durchströmt. Im äußersten Nordwesten befindet sich der See von Maracaibo (s. d.), der durch die Wasserstraße des Saco de Maracaibo mit dem zwischen den Halbinseln Goajira und Paraguana begrenzten Golf von Maracaibo oder Golf von V., dem größten des Staats, in Verbindung steht. (Vgl. die Karte: Columbia, Venezuela, Ecuador, Peru und Bolivia, Bd. IV, S. 521.)

Der Boden des Landes ist bis auf die felsigen Teile der Gebirge von großer Fruchtbarkeit, das Klima mild und gesund in den Gebirgen, sehr heiß und ungesund in den Tiefebenen und an der Meeresküste. Es bietet überall die Eigenschaften des Tropenklimas mit Modifikationen nach Höhe oder Tiefe der Gegend. Eine Plage im Gebiete des Küstengebirges sind die Erdbeben, die besonders 1812 und 1826 große Verwüstung anrichteten und 15. Juli 1853 die Stadt Cumana zerstörten. Die Natur gewährt auch in V., wie im übrigen tropischen Amerika, einen außerordentlichen Produktenreichtum. Baumwolle, Tabak, Zucker, Kakao, Kaffee, Vanille, Indigo und mehrere wichtige Droguen sind die hauptsächlichsten Handelsgegenstände. Die ungeheuern Urwälder liefern die herrlichsten Bau-, Tischler- und Farbehölzer. Südfrüchte, Ananas, Pisang, Palmen der verschiedensten Art, Manioc, Reis, Mais, Getreide gedeihen ganz vorzüglich. Außer den im tropischen Südamerika einheimischen Tieren findet man große Herden halbwilder Pferde und Rinder, deren Zucht, sowie die der Maultiere eine Hauptbeschäftigung und vorzüglich in den Llanos betrieben wird. Die bedeutenden Schätze des Mineralreichs sind noch wenig benutzt. Am stärksten war bisher die Ausbeute an Kupfer. Auch Silber, Zinn und Quecksilber kommen vor. Ein reiches Goldlager wurde 1850 in der Nähe von Upata im Staate Guaiana entdeckt, wo man auch aus dem Sande des Yuruari, eines Nebenflusses des Cuyuni, Gold wäscht; 1878 wurden 10 Mill. Mark Gold ausgeführt, im J. 1883 betrug die Goldausfuhr V.s 16216914 Bolivars (1 Bolivar = 80 Pfennige). Steinkohlengruben finden sich an mehrern Orten. Auch Salz wird an verschiedenen Punkten der Nordküste reichlich gewonnen, ebenso Natron.

Die Bevölkerung V.s belief sich 1883 auf 2121988 Seelen. Sie ist das Resultat einer Mischung von drei Rassen (der indianischen, kaukasischen und äthiopischen). Nur die kaukas. Rasse hat sich in einem kleinen Bruchteil noch rein erhalten, doch beträgt die Zahl der Creolen kaum 1 Proz. der Gesamtbevölkerung. Der übrige Teil der einheimischen Bevölkerung besteht aus einer Mischlingsrasse, unter der Mulatten und Zambos vorherrschen. Reine Neger soll es nicht mehr geben. Reine Indianer in civilisiertem Zustande kommen fast nur noch in den Staaten Cumana, Guaiana und Barcelona vor. Die Zahl der Fremden betrug 1881 34916. Durch Gesetz von 1830 wurden alle von Sklaven Geborene mit dem Eintritt des 18. Lebensjahres für frei erklärt, und 1856 wurde die Sklaverei ganz aufgehoben. Span. Sprache und Sitten, sowie die kath. Religion sind herrschend. Die Hauptbeschäftigungen bilden Ackerbau und Viehzucht. Die Industrie ist noch unentwickelt. Mérida, Truxillo, Barquisimeto und Tocuyo fertigen für das Landvolk grobe Baumwollstoffe,

Hängematten, Strohhüte und Thongeschirre; auch sind viele Gerbereien vorhanden. Ansehnlich dagegen ist der Handel, den der außerordentliche Reichtum an tropischen Produkten aller Art und die große Menge Häfen, Reeden und Buchten gegenüber der reichen Inselwelt Westindiens mächtig fördern. Im J. 1883 betrug der Wert der Einfuhr 86265666 Bolivars, der der Ausfuhr 98601133 Bolivars; die wichtigsten Verkehrsländer sind Deutschland, England, Frankreich, die Vereinigten Staaten von Amerika, Spanien, die Niederlande und die Antillen. Dem auswärtigen Handel, den ausschließlich Fremde und zwar meistens Deutsche vermitteln, sind die Häfen La-Guaira, Puerto-Cabello, Ciudad-Bolivar und Macaraïbo geöffnet. Hauptprodukte der Ausfuhr sind Kaffee, Kakao, Gold, Baumwolle, Felle, Häute und Farbhölzer. Die Kommunikationsmittel des Landes sind in schlechtem Zustande; von Eisenbahnen besaß V. Anfang 1884 erst im Betrieb 164, im Bau 434 und konzessioniert 380 km. Mit dem Auslande ist V. durch sieben Dampferlinien verbunden. Für den Unterricht ist verhältnismäßig gut gesorgt. Es bestehen zwei Universitäten (Carácas, Mérida), Kollegien in allen größern Städten, und die Zahl der Schulen stieg 1855—75 von 211 mit 5433 Schülern auf 654 mit 22669 Schülern.

Nach der Verfassung von 1864 wurden die bisherigen 20 Provinzen in unabhängige Staaten verwandelt, die seitdem eine Föderativrepublik unter dem Namen «Vereinigte Staaten von V.» bilden. Doch hat der Kongreß der Konföderation seitdem mehrere Änderungen bezüglich der Formation und Benennung einzelner Staaten vorgenommen. Nach der neuen Konstitution von 1881 besteht die Republik aus 8 Staaten, 1 Bundesdistrikt, 8 Bundesterritorien und 2 Nationalkolonien. In kirchlicher Beziehung zerfällt V. in das Erzbistum von Carácas und die Bistümer von Mérida und Guaiana. Jeder Staat hat einen Präsidenten als exekutive, eine Senatoren- und eine Repräsentantenkammer als gesetzgebende Gewalt, eigene Gerichte, ein eigenes Budget. Die Staaten beschicken den Kongreß mit einer bestimmten Anzahl von Senatoren und Abgeordneten, und an der Spitze der ganzen Konföderation steht ein Präsident, unter dem ein Ministerium die Geschäfte leitet. Alle Staatsangehörigen ohne Unterschied des Ranges und der Farbe stehen einander gleich. Alle haben das Stimmrecht bei der Wahl des Präsidenten, Vizepräsidenten, der Senatoren und Deputierten sowohl für die Konföderation wie für den einzelnen Staat. Jeder Bürger, der lesen und schreiben kann, ist wählbar. Nach dem Budget 1882—83 betrugen die Einnahmen 28987522 Bolivars, von denen zwei Drittel auf die Zölle kamen, die Ausgaben dagegen 26650871 Bolivars, die Staatsschulden beliefen sich am 30. Juni 1884 auf 109165912 Bolivars, von denen 41125502 Bolivars auf die innere und 68040400 Bolivars auf die äußere Schuld kamen. Der obligatorische Heeresdienst wurde durch die Konstitution von 1864 abgeschafft und die Truppen rekrutieren sich seitdem formell durch Freiwillige, faktisch aber durch Pressung. Das stehende Heer kann in Kriegszeiten auf 20000 Mann gebracht werden. Außer demselben besteht eine Nationalmiliz, zu welcher jeder Venezuelaner vom 18. bis zum 45. Lebensjahre verpflichtet ist und mit welcher hauptsächlich die Bürgerkriege geführt wurden. Das Wappen von V. ist ein geteilter Schild. Im ersten roten Felde der obern Hälfte ist eine Garbe, im zweiten goldenen eine Waffentrophäe; in der untern blauen Hälfte ist ein springendes silbernes Roß.

Geschichtliches. Venezuela, d. h. Klein-Venedig, nannten die Entdecker des Landes ein indian. Küstendorf, weil es, wie Venedig, auf Pfählen erbaut war; davon ging später der Name auf das Land über, welches seit 1546 die Generalkapitanie von Carácas bildete. V. ist derjenige Teil des span. Südamerika, welcher zuerst (1810) sich vom span. Mutterlande frei erklärte, unter dem Namen der amerik. Konföderation von V. Es war nach blutigen Kämpfen unter Miranda und Bolivar gegen die Spanier seit 1821 ein Bestandteil der Föderativrepublik Columbia (s. d.) bis zum 17. Nov. 1831, wo sich diese definitiv in drei selbständige Freistaaten V., Neugranada und Ecuador auflöste. Die ersten Präsidenten waren: José Antonio Paëz (s. d.), seit 1835 Vargas, seit 1839 abermals Paëz, seit 1843 Carlos Soublette. Unter diesem wurde 20. April 1843 eine Reform der Verfassung vom 14. Sept. 1830 bewirkt und durch den Madrider Vertrag vom 30. März 1845 die Unabhängigkeit der Republik V. spanischerseits anerkannt. Mit Ausnahme eines kurzen Bürgerkriegs 1835 genoß die Republik bis 1847 innern Frieden und machte Fortschritte. Allein seit 1846 entstand ein Rassenkrieg zwischen der weißen und der farbigen Bevölkerung, infolge dessen Tadeo Monágas 23. Jan. 1847 Präsident ward. Dieser erregte durch schlechte Verwaltung große Unzufriedenheit und trieb 1848 den Repräsentantenkongreß durch den Pöbel auseinander. Nach Ablauf seiner Periode übergab Monágas die Präsidentschaft seinem Bruder José Gregorio Monágas, der sie 1855 wiederum dem General überlieferte. Letzterer brachte eine neue Staatsverfassung zu Stande, die 19. April 1857 verkündigt wurde; aber schon im März 1858 brach eine Bewegung aus, die Monágas 15. März zur Abdankung nötigte. General Castro übernahm provisorisch die Präsidentschaft und berief einen «großen Nationalkonvent» zusammen, der die Republik auf Grundlage der Freiheit rekonstruieren sollte. Diese Versammlung brachte inmitten der Parteiwirren die Verfassung vom 24. Dez. 1858 zu Stande, die 29. Jan. 1859 verkündet wurde. General Juliano Castro wurde zum Präsidenten gewählt, aber schon im August gestürzt und an seine Stelle Pedro Gual als provisorischer Präsident gestellt. Der im April 1860 eröffnete Kongreß proklamierte Manuel Felipe Tovar zum Präsidenten, der jedoch nicht energisch genug war, um dem Lande die Ruhe zu sichern. Im Aug. 1860 begannen neue Unruhen der Föderalisten, und da Tovar von seiner eigenen Partei aufgegeben wurde, übernahm Paëz Ende Aug. 1861 die Präsidentschaft mit diktatorischer Gewalt, legte sie aber auf Grund einer Konvention mit den unzufriedenen Föderalisten 15. Juni 1863 zu Gunsten des Föderalistenhaupts Juan Chrisostomo Falcon nieder.

Letztern proklamierten die zu Vittoria versammelten Repräsentanten 17. Juni 1863 zum provisorischen Präsidenten. Gegen diese Wahl erklärte sich General Leon de Febres Cordero und organisierte eine Gegenregierung. Doch behielt Falcon die Oberhand und berief zum 10. Dez. einen konstituierenden Kongreß, der 28. März 1864 eine neue föderalistische

Verfassung beschloß. Von dem 1865 zu Carácas eröffneten Kongreß wurde Falcon 18. März abermals zum Präsidenten erwählt. Wiewohl letzterer mit Mäßigung verfuhr, trat doch auch jetzt eine dauernde Ruhe im polit. Zustande des Landes nicht ein. Im Okt. 1867 brachen in der Nähe der Bundeshauptstadt Carácas ernste Unruhen aus, welche allmählich immer weiter um sich griffen; nach einer entscheidenden Niederlage der Regierungstruppen griffen die Insurgenten 22. Juni 1868 Carácas an und bemächtigten sich nach einem dreitägigen blutigen Straßenkampfe der Stadt, worauf der Präsident Falcon aus dem Lande flüchtete. Der Führer seiner Gegner, General Monágas, wurde zum Präsidenten ernannt und bildete sofort eine provisorische Regierung, rückte dann gegen die sich bei Puerto-Cabello sammelnden Anhänger Falcons und schlug sie daselbst 15. Okt. 1868. Bei der 18. Okt. stattfindenden definitiven Präsidentenwahl erhielt Monágas die Majorität, starb aber schon 18. Nov.; nach ihm fiel die Wahl auf seinen Sohn José Ruperto Monágas, welcher sich indessen als höchst unfähig erwies. General Antonio Guzman Blanco setzte 1870 eine neue Revolution in Scene, in welcher die Hauptstadt Carácas 27. April nach dreitägigem Kampfe von den Insurgenten genommen ward. Blanco ernannte eine provisorische Regierung und ließ sich durch einen von ihm 13. Juli 1870 nach Valencia einberufenen Kongreß der mit der Revolution einverstandenen Staaten außerordentliche Vollmachten und den Titel «Provisorischer Präsident der Republik» erteilen. Im Aug. 1871 kam es in verschiedenen Staaten aufs neue zu heftigen Parteikämpfen, die während der folgenden Monate immer weiter um sich griffen, sodaß im Oktober Ciudad-Bolivar in die Hände der Insurgenten fiel. Guzman Blanco zog mit einem Heere von 7000 Mann gegen die Aufrührer und schlug sie bei San Fernando de Apure total aufs Haupt. In Carabobo erhob sich 1872 der General Salazar, wurde aber kurz darauf gefangen genommen und erschossen. Hierdurch erlangte die Revolution vorläufig ihren Abschluß. Blanco wurde 1873 auf weitere vier Jahre zum konstitutionellen Präsidenten gewählt. Während dieser Zeit geschah viel für Handel und Verkehr, sowie für Kunst und Wissenschaft und hob sich der Wohlstand des Landes merklich. Durch Dekret des Kongresses vom 2. Mai 1874 und Verordnung Blancos vom 5. Mai wurden alle Klöster des Landes aufgehoben. Im J. 1877 wurde der General Linares-Alcantara zum Präsidenten gewählt, starb aber im folgenden Jahre und sein Tod war das Signal zu einem neuen Bürgerkriege, in welchem die eine Partei Guzman Blanco proklamierte. Dieser, welcher seinen Wohnsitz in Paris genommen hatte, kehrte zurück und trat 26. Febr. 1879 die Regierung von neuem an. In dieser Stellung verharrte er bis zum 20. Febr. 1884. Ihm folgte General Joaquin Crespo, welcher bis zum 20. Febr. 1886 im Amte verblieb. Zu seinem Nachfolger wurde abermals Guzman Blanco erwählt, der aber sein provisorisch noch von General Crespo weiter verwaltetes Amt erst nach seiner Rückkehr von Paris, das er inzwischen wieder zu seinem Aufenthaltsorte gewählt hatte, angetreten hat.

Vgl. Codazzi, «Resúmen de la geografia de V.» (Par. 1841); derselbe, «Atlas fisico y politico de la Republica de V.» (Carácas 1840); Wappäus, «Die Republiken von Südamerika» (Abteil. 1, Gött. 1843) und «Mittel- und Südamerika» (im ersten Bande von Stein-Wappäus, «Handbuch der Geographie», Lpz. 1862 fg.); Eastwick, «V. or sketches of life in a South American Republic» (Lond. 1868); Appun, «Unter den Tropen. Wanderungen durch V., Britisch-Guaiana u. s. w.» (2 Bde., Jena 1870—71); Spence, «The land of Bolivar» (2 Bde., Lond. 1878); Sachs, «Aus den Llanos» (Lpz. 1879); Jenny de Tallenay, «Souvenirs de V.» (Par. 1884); «Anuario del comercio, de la industria etc. de Venezuela» (Carácas, 1. bis 15. Jahrg. 1870—85).

Veni, Strom in Bolivia, s. Beni.

Venia aetatis (lat.), Großjährigkeitserklärung.

Veni, vidi, vici (lat., «ich kam, ich sah, ich siegte») sind nach Plutarch (in seinen «Aussprüchen von Königen und Feldherren») die Worte, mit denen Cäsar seinen bei Zela schnell errungenen Sieg brieflich seinem Freunde Amintius in Rom anzeigte.

Venloo oder Venlo, Stadt in der niederländ. Provinz Limburg, rechts an der Maas, 70 km unterhalb Mastricht, Station der Linien Mastricht-V., V.-Breda und V.-Nimwegen der Niederländischen Staatsbahnen, an welche sich hier die Linien V.-Haltern und V.-Kempen der Preußischen Staatsbahnen anschließen, zählt (1879) 9133 E., die Brauereien und Brennereien, viele Tabaks-, auch andere Fabriken, Gerbereien u. s. w. unterhalten, sowie bedeutenden Handel (hauptsächlich mit Schweinen) und Schiffahrt treiben. Die Stadt ist eng und unregelmäßig gebaut, hat eine große kath. Kirche, ein schönes Rathaus, eine Industrie- und Zeichenschule. Ihr gegenüber liegt die befestigte Insel Weert und am linken Ufer der Maas das Fort St. Michael, wohin eine fliegende Brücke führt, und auf dem rechten das Fort Ginkel. V. erhielt 1343 vom Herzog Reinhold II. von Geldern Mauern und Stadtrecht, wurde 1473 vom Herzog Karl dem Kühnen von Burgund, 1481 von Maximilian I. erobert, später aber an Geldern zurückgegeben. Bei der Belagerung durch Kaiser Karl V. 1543 erhielt die Stadt sehr günstige Bedingungen, den sog. Accord von Venloo. Sie wurde 1568 von den Niederländern, bald darauf vom Herzog von Parma, 1632 vom Prinzen Heinrich von Oranien, aber kurz nachher wieder durch den Kardinal-Infanten eingenommen. Sie blieb nun bis zum Westfälischen Frieden spanisch. Am 23. Aug. 1702 wurde V. von den Alliierten unter Marlborough den Franzosen entrissen, blieb im Frieden von Baden 1714 bei Österreich, kam aber 1715 durch den Barrièretraktat an die Niederlande, die es dann auch behielten. Doch ward es 26. Okt. 1794 von den Franzosen wieder erobert und 1801 mit Frankreich vereinigt. Durch den Pariser Frieden kam es 1814 an die Niederlande, die es zwar 10. Nov. 1830 an die Belgier verloren, aber, nachdem es 21. Juni 1839 der belg. General Daine geräumt, zurückerlangten. Die Werke wurden 1868 geschleift.

Venn (Hohes), auch Hohe Veen (eigentlich Fenn, d. i. Sumpf), ein Plateau des westniederrhein. Bergsystems, teils zur preuß. Rheinprovinz, kleinernteils zu Belgien gehörig, hängt im Südosten durch den im Weißenstein 710 m hohen Zitterwald mit der Eifel zusammen und reicht südwärts bis an die Warche, im Osten bis an die Erkensruhr und die Roer unterhalb Ruhrberg. Im

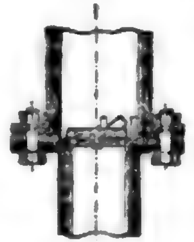
Norden fällt das Plateau in die Tiefebene ab und geht westwärts nach Belgien über. Es ist eine gipfel- und waldlose, rauhe, öde und unwegsame Hochfläche voller Torfmoore, deren Lager 1—6, sogar bis 8 m mächtig sind, die traurigste Gegend der Rheinlande. Das Hohe V. im engern Sinne, mit den Quellen der Roer und der Helle, liegt zwischen den Städten Eupen, Montjoie und Malmedy und sendet Zweige nach Belgien. Sein höchster Punkt ist die Botrange von 695 m absoluter, aber geringer relativer Höhe, fast gleichweit von den drei genannten Städten entfernt. Südlich von Montjoie liegt die Straße nach Bütgenbach, die das Wolfsvenn durchschneidet, 3,7 km im Süden von Kaltenberg 573 m und bei Elsenborn 620 m hoch. Dem 656 m hohen Stela bei Mützenich, nördlich von Montjoie, schließt sich das bis zum Olbertshart reichende Montjoier Venn und das Brack-Venn an. Im nördl. Rande des Gebirges liegt der Aachener Wald südlich, und der Lousberg (253 m) nördlich von Aachen. Im Aachener Walde und am Lousberg trifft man Sandstein, Thon, Kalkbänke und Mergel der Kreideformation. Auch finden sich an der Nordseite des Hohen V. Zink- und Bleierze in großen Lagern im Eifelkalkstein. Der Hauptbestandteil des Gebirges ist aber versteinerungsloser, krystallinischer Ardennenschiefer, mit eingelagerten Torfmooren. Im Sommer erscheint das Plateau in Nebel gehüllt und zeigt nur wenige angebaute Gegenden.

Venosa, das Venusia der Alten, mittellat. Venusium, Stadt in der ital. Provinz Potenza (Basilicata), Bezirk Melfi, Bischofssitz, zählt (1881) 7933 E., hat ein Kastell aus dem 15. Jahrh. und alte, 1853 entdeckte jüd. Katakomben mit hebr., griech. und lat. Inschriften. In der 1058 durch Papst Nikolaus II. eingeweihten ehemaligen Abtei Sta.-Trinità befinden sich die Grabmäler Robert Guiscards und seiner ersten Gemahlin, ferner Fresken aus dem 13. oder 14. Jahrh. In der apulischen Stadt Venusia siedelte Rom 291 v. Chr. 20000 Kolonisten an und begabte dieselben mit latinischem Recht; im zweiten Punischen Kriege war diese an der Via Appia gelegene Festung ein sicherer Stützpunkt der Römer. In der Nähe fiel 208 v. Chr. der Konsul Marcellus, der Eroberer von Syrakus. Hier wurde Horaz geboren. In der Longobarden- und Frankenzeit gehörte die Stadt zum Herzogtum Benevent, war 1042 bereits in den Händen der Normannen und später ein Fürstentum des Geschlechts Consalvo.

Venta Alcólea, Schlachtort, s. Alcolea.

Ventil, ursprüngl. vom lat. ventus, d. i. Wind, also eigentlich Wind- oder Luftklappe (frz. soupape, engl. valve), heißt an Maschinen und Apparaten eine Vorrichtung, welche den Durchgang eines flüssigen oder gasförmigen Körpers in bestimmter Richtung und zu bestimmter Zeit ermöglicht oder unterbricht, was entweder durch den Druck der abgeschlossenen Flüssigkeit, resp. des abgeschlossenen Gases gegen das V., oder von außen her durch einen besondern Mechanismus bewirkt wird. Von den Hähnen und Schiebern sind die V. dadurch verschieden, daß sie sich von der zu verschließenden Öffnung abheben, während jene sich verschieben, um den Durchgang zu gestatten. Je nach der Bewegung unterscheidet man Klappenventile und geradlinig gehobene Ventile, unter diesen wieder einsitzige, doppelsitzige und mehrsitzige V. Der Ventilsitz ist die Fläche, auf welcher der Ventilkörper bei geschlossenem V. ruht. Der wasser-, resp. luftdichte Verschluß der V. wird durch Gummi- oder Lederplatten oder auch durch Metallflächen, die in der Regel auf den Ventilsitz aufgeschliffen sind, erreicht.

Bei den gebräuchlichsten Klappenventilen (s. beistehende Fig. 1) legt sich eine durch die seitliche Befestigungsschraube gehaltene Lederklappe, welche, um ihre Steifigkeit und ihr Gewicht zu vermehren, zwischen zwei Metallscheiben von kleinerm Durchmesser als der Ventilsitz eingepreßt ist, derartig auf den letztern, daß sie bei einem Druck von unten her aufklappt, dagegen bei Druck von oben fest auf den Ventilsitz gedrückt wird. V. von dieser Anordnung findet man hauptsächlich bei kleinen Pumpen. Je nachdem sich die V. beim Hub oder beim Gegendruck des Pumpenkolbens öffnen, werden sie Saug- oder Druckventile genannt. Die Saugventile heißen, wenn sie, wie dies meist der Fall ist, im Fuß der Pumpen liegen, auch Bodenventile. Tellerventile sind Klappenventile von größerm Durchmesser, bei denen die Klappe gewöhnlich in einer nicht besonders armierten Kautschukplatte besteht; dieselbe ist in der Mitte des flach tellerförmigen, gerippten Ventilsitzes befestigt und schlägt, geöffnet, gegen eine schalenförmige, den Hub begrenzende Metallfläche.


Fig. 1.

Das am meisten angewendete unter den geradlinig gehobenen V. ist das Kegelventil (Fig. 2), das einen metallenen Ventilkörper v mit den Führungsstegen f besitzt, welcher sich mit seiner flach kegelförmigen Auflagerfläche auf die entsprechende konische Ringfläche des Ventilsitzes s setzt. Der Hub des V. wird durch einen Anschlag a begrenzt. Die Doppelsitzventile, wie Glocken-, Laternen- und Puppenventile, welche hauptsächlich als Rohrventile und Steuerungsventile dienen, können als kombinierte Kegelventile angesehen werden. Eine andere Art geradlinig gehobener V. sind die Kugelventile (Fig. 3). Bei diesen bildet eine Vollkugel den wasserdichten Verschluß und der Ventilsitz ist dem entsprechend geformt. Da die Kugel in jeder Lage beim Zurückfallen den Ventilraum abschließt und sich niemals klemmen kann (was bei andern V. bisweilen vorkommt), bedarf sie keiner besondern Führung; als Anschlag dient meist ein kreuzweise übergreifender Doppelbügel, der von oben her gegen den Ventilsitz gepreßt wird, wodurch letzterer gleichzeitig festgehalten wird.

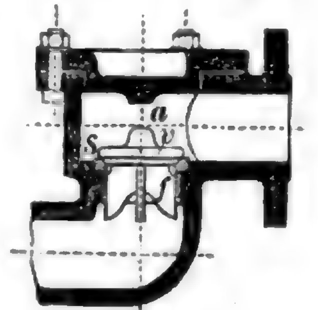
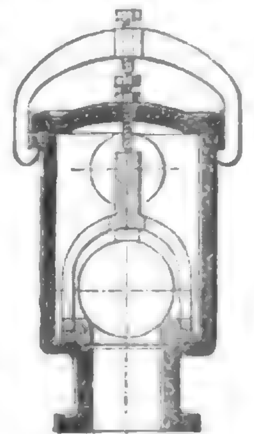


Fig. 2.


Fig. 3.

Etagen- oder Pyramidenventile sind kombinierte Klappen-, Kegel- oder Kugelventile, die

in konzentrischen Kreisen übereinander angeordnet sind. Werden bei derartigen V. ringförmige Klappen angewendet, so nennt man sie auch Ringventile. Zu den V., welche durch einen besondern, meist außerhalb des Ventilgehäuses gelegenen Mechanismus bewegt werden, gehören einesteils die Steuerventile von Wasserhaltungs- und Dampfmaschinen u. s. w., dann aber auch die Absperr- oder Durchgangsventile. Es sind dies Kegelventile, welche, ähnlich den Hähnen, den Durchfluß eines Gases oder einer Flüssigkeit regulieren. Die Einstellung solcher V. geschieht meist von außen mittels eines Handrades, welches an der mit Gewinde versehenen Ventilspindel sitzt.

Als Rückschlag- oder Schnarrventil wird ein V. bezeichnet, welches in die Druckleitung der Speisewasserpumpen für Dampfkessel eingeschaltet ist und bei seiner Bewegung ein schnarrendes Geräusch hören läßt, welches von dem durch den Gegendruck des warmen Wassers hervorgerufenen Vibrieren des V. herrührt.

Entluftungsventile dienen zum Auslassen der Luft an Wasserpumpen, wo dieselbe, eingeschlossen, nachteilig für den Gang der Pumpe sein würde.

Ventilation (vom lat. ventilatio, d. i. Lüftung oder Lufterneuerung) nennt man die Versorgung geschlossener Räume mit frischer Luft.

Natürliche Ventilation ist der durch die Mauerfugen (wenn dieselben nicht durch Tapeten oder andere luftdichte Stoffe verschlossen sind), sowie durch schlecht schließende Fenster und Thüren vermittelte Luftwechsel.

Künstliche Ventilation heißt die Erneuerung der Zimmerluft mit Hilfe besonderer Bauten, Maschinen und Apparate, der Ventilationsanlagen. Bisweilen genügen gemauerte Kanäle oder Rohrleitungen allein zur Einführung der frischen und Ableitung der verdorbenen Luft, doch wird das Ansaugen der erstern, sowie der Abzug der letztern gewöhnlich durch Erwärmung der in den Ventilationskanälen befindlichen Luftschichten erleichtert, indem man diese Kanäle mit der Heizungsanlage der betreffenden Räume in Verbindung setzt, wobei man oft die Luft außerdem durch mechan. Vorrichtungen bewegt. Nach der Art, in welcher die Luft bewegt wird, unterscheidet man das Aspirationssystem und das Pulsionssystem.

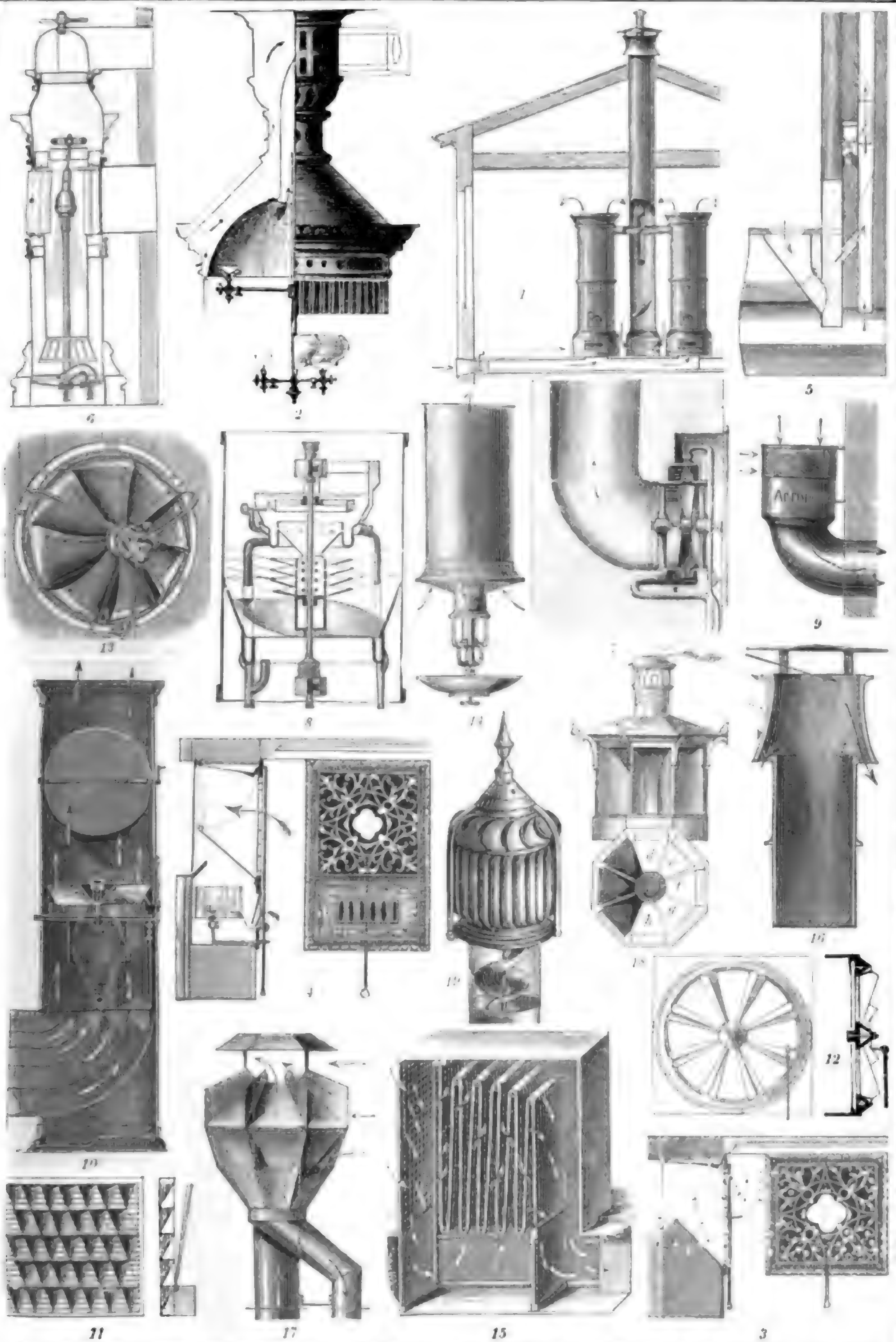
Das Aspirationssystem besteht im wesentlichen darin, daß die schlechte Luft durch Saugapparate in den Abzugskanälen angesaugt und somit entfernt wird, während beim Pulsionssystem die frische Luft durch Gebläse oder ähnlich wirkende Apparate in die zu ventilierenden Räume hineingepreßt wird. Indes können auch beide Systeme miteinander kombiniert werden. Unter Porenventilation versteht man eine Form der V., deren Zuströmungskanal sich zu einer großen, mit zahlreichen Maschen und Poren bedeckten Ausströmungsfläche in der Wandung des zu ventilierenden Raums erweitert, wobei die Luft derart in den Raum einströmt, daß jede Empfindung von Zug vermieden wird, was bei andern Systemen nicht immer der Fall ist. Für einzelne kleinere Wohnräume genügt in der Regel die durch die Ofenheizung bewirkte V., welche sich bei Anwendung speziell zu diesem Zweck erbauter Öfen noch vorteilhafter erweist; dagegen zieht man für ganze Gebäude und große, stark frequentierte Räume centrale Ventilationsanlagen vor.

Eine Anordnung für V. mittels Zimmeröfen stellt Fig. 1 der Tafel Ventilation dar. Zwei Ventilationsschüttöfen von Schäffer u. Walcker in Berlin, welche oben und unten offene Blechmäntel tragen, saugen durch einen unter dem Fußboden hingeführten Kanal frische Luft von außen an, erwärmen dieselbe und geben sie nach oben ins Zimmer ab. Das gemeinschaftliche Rauchrohr der Öfen umgibt ebenfalls ein weiterer, aus Blech geformter Kanal, der durch das Rauchrohr erwärmt wird und infolge dessen eine Saugwirkung auf die Zimmerluft ausübt, die in denselben durch Schlitze dicht über dem Fußboden einströmt und dicht unter der Ausmündung des Schlots, durch einen Windhut geschützt, nach außen tritt. Eine in dem Zuführungskanal der frischen Luft dicht an der Innenseite der Mauer angebrachte Klappe dient zur Regulierung der Luftzuführung. Oft macht sich das Bedürfnis der V. in einem Raum erst bei der Beleuchtung desselben, namentlich bei Anwendung von Leuchtgas, fühlbar.

Für solche Zwecke eignet sich der Sonnenbrenner von Schäffer u. Walcker (Fig. 2), der im wesentlichen aus einem über den Leuchtflammen befindlichen, konvex oder konkav gewölbten Reflektor besteht, welcher in ein Ventilationsrohr ausmündet, sodaß die heiße Luft vom Zimmer her angesaugt und durch den Kanal fortgeführt wird. Für viele Fälle reichen die gleichfalls sehr einfach eingerichteten Excelsior-Ventilationsapparate der obengenannten Firma (Fig. 3 u. 4) aus, welche dicht unter dem Plafond in eine nach einem Schornstein oder Ventilationskanal führende Öffnung eingesetzt werden. Der Excelsior-Apparat bildet einen nach dem Zugrohr sich verjüngenden Kanal, der nach dem Zimmer zu durch ein geschmackvolles Gitter abgeschlossen ist und dessen Ventilationswirkung durch Heben oder Senken einer Klappe mittels einer Schnur von außen regulierbar ist. Wenn der Schlot, in welchen der Apparat mündet, immer oder zeitweise ungeheizt ist, wird die in Fig. 4 angegebene Anordnung gewählt, bei welcher der Blechkanal durch eine unter ihm liegende, mit Gas oder Petroleum erwärmte Heizkammer geheizt und durch diese Temperaturerhöhung der stetige Luftabfluß bewirkt wird. Eine ähnliche Ventilationseinrichtung ist die des Eisenwerks Kaiserslautern (Fig. 5), welche die Absaugung der verdorbenen Luft, namentlich aus Abortanlagen, bezweckt. Hierzu ist eine Sarasinsche Ventilationsrosette, deren Saugwirkung durch ein sog. Lockfeuer unterstützt wird, verwendet. Die Rosette ist als Drehschieber verstellbar. Der an das eingemauerte Gehäuse angesetzte kreisförmige Blechstutzen ragt als oben und unten offenes Heizrohr in den Luftabzugskanal. Das Saugen tritt infolge des Temperaturunterschiedes ein.

In Fig. 6 ist Kinds patentierter Wasserstrahlventilator «Äolus» von Mestern u. Comp. in Berlin dargestellt, der auf der Saugwirkung eines aus einer Brause strömenden Wasserstrahls beruht. Der beiderseitig offene Kanal, in welchem die mit Druckwasser gespeiste Brause sich befindet, ist von einem Blechmantel umgeben, der in seinem untern Teil einen Sammelbehälter mit Ablaßrohr für das verbrauchte Wasser bildet, während er mit seinem obern Teil zur Abgabe der frischen Luft mit dem zu ventilierenden Raum oder auch noch außerdem mit einem Ventilationskanal in Verbindung steht. Der

VENTILATION.



1. Anlage von Ventilationsschüttöfen. 2. Sonnenbrenner für Ventilation. 3. 4. Excelsior-Apparate. 5. Ventilationsapparat vom Eisenwerk Kaiserslautern. 6. Wasserstrahlventilator Äolus von Kind. 7. Kosmos-Ventilator. 8. 9. Aërophor von Treutler u. Schwarz. 10. Pulsionslüfter von Müller. 11. Aspirationslüfter von Müller. 12. Lüftungsrosette von Müller. 13. Blackmans Schraubenventilator von Grove. 14. Dampfstrahlventilator von Körting. 15. Reinigungsvorrichtung von Rietschel u. Henneberg. 16. Rauch- und Luftsauger von Wolpert. 17. Doppeltwirkender Universalwindhut von Huber. 18. Lufteinpressungsventil von Wuttke. 19. Schraubenventilator von Schmidt.

Raum zwischen Sammelbehälter, Mantel und Brausenkanal bildet die Windleitung. Dicht über der Brause ist der Luftzuleitungskanal für die zu regenerierende Zimmerluft angeordnet. Dieselbe wird durch die fein verteilten Wasserstrahlen angesaugt und nach der Windleitung getrieben, wo sie gereinigt und erfrischt nach oben abströmt. Der in Fig. 7 abgebildete patentierte Kosmos-Ventilator von Schäffer u. Walcker benutzt ebenfalls einen Wasserstrahl, doch wird hier durch denselben ein turbinenähnliches Rad bewegt, dessen Zellen an der Peripherie eines Flügelventilators liegen, und zwar in einem besondern Gehäuse, aus welchem das Verbrauchswasser abgeleitet wird. Der Apparat kann sowohl zur Absaugung verdorbener Luft dienen, in welcher Anordnung ihn Fig. 7 zeigt, als auch zur Zuführung frischer Luft, für welchen Zweck er mit horizontalem Rad aufgestellt wird und durch einen mitrotierenden Teller einen kleinen Teil des Abwassers in zerstäubtem Zustand der frischen Luft mitteilt. Auch der Ventilationsapparat »Aërophor« von Treutler u. Schwarz in Berlin (Fig. 8. u. 9) wird nach Art der Turbinen mit Wasserdruck betrieben. Der Wassermotor bewirkt die Umdrehung eines auf der gleichen Triebwelle sitzendes Flügelrades, das je nach seiner Anbringung pulsierend oder aspirierend wirken kann. Im letztern Fall ist mit der V. eine Reinigung der Luft durch feine Wasserstrahlen verbunden, wie auch aus Fig. 8, welche diesen Apparat im Durchschnitt zeigt, zu ersehen ist; Fig. 9 veranschaulicht die Anwendung des Apparats als Aspirator.

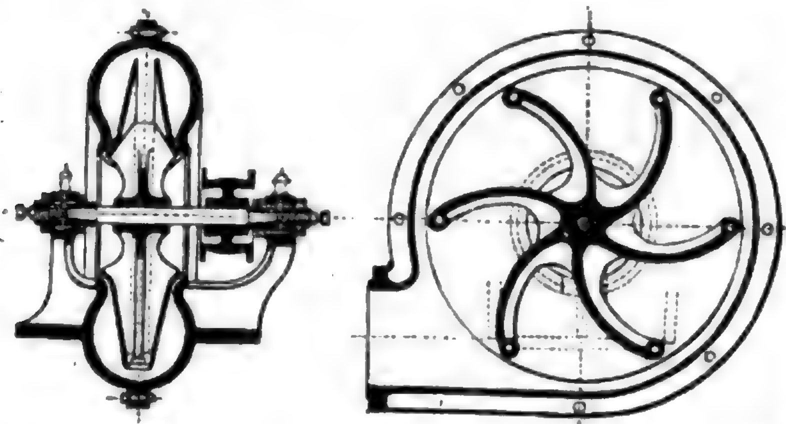
Der in Fig. 10 im Schnitt dargestellte Pulsions- und Aspirationslüfter von Adolf Müller in Köln zeigt ein im Innern eines Blechcylinders auf einen Stahlzapfen aufgesetztes Turbinenrad mit konischer Nabe, das durch die auf seinen konischen Rand spritzenden Wasserstrahlen einer an die Wasserleitung angeschlossenen Röhre in Rotation versetzt wird und hierdurch eine saugende Wirkung auf die Luft ausübt. Eine außerdem zur Reinigung und Kühlung der Luft angebrachte Wasserstaubbrause unterstützt die Luftbewegung. Fig. 11 der Tafel stellt eine Lüftungseinrichtung desselben Erfinders dar, welche aus vielen nebeneinander und übereinander gestellten, oben offenen Halbkonen besteht, die in Gußeisen, Blech, Stein und Glas in entsprechend variierter Form ausgeführt werden. Dieser Lüfter erzielt, in einer Wand oder einem Fenster zwischen Räumen von verschiedener Temperatur angebracht, einen ruhigen Übergang der Luft von der einen nach der andern Seite, wirkt daher nach Art der Porenventilation. Derselbe Apparat dient auch als Luftmischer, z. B. zum schnellen Ausgleich der Wärme einer Luftheizung mit der Zimmerluft. Für diesen Fall werden die Lüfter so, wie Fig. 11 zeigt, am Fußboden in der Wandfläche eingesetzt, und es wird, um bei abgeschlossenem Wärmezufluß das Zurückströmen der Heizluft durch das Gitter zu verhindern, auf der Rückseite desselben eine Klappe aus Asbestpapier angebracht, die mit ihrem untern eingeklemmten Ende in ein Wasserbecken taucht, sodaß das Wasser vom Asbestpapier aufgesaugt und in dem Heizluftkanal verdampft wird, die Heizluft selbst dabei anfeuchtend. Die in Fig. 12 veranschaulichte, gleichfalls von Adolf Müller in Köln konstruierte Lüftungsrosette dient zur Armierung der Mündungen von Lufteinlaß- und -Auslaßkanälen. Dieselbe wird durch Ziehen, resp. Nachlassen einer Schnur, wobei die Öffnungen verkleinert oder vergrößert werden, reguliert; vor den Luftaustrittsöffnungen wird die Rosette mit einer Asbestpapierklappe versehen, die nur den Zug nach dem Abführungsschlot zu gestattet.

Für die V. großer Räume und ganzer Gebäude, wo es sich um die Förderung besonders großer Luftmengen handelt, verwendet man Centrifugalgebläse (vgl. Ventilator) oder auch Schraubenventilatoren, nämlich solche Ventilatoren, deren Schaufeln schraubenförmig gebogen sind. In Fig. 13 ist die äußere Ansicht eines Blackmanschen Schraubenventilators von David Grove in Berlin gegeben, bei welchem die Flügel nach dem Rand zu umgebogen sind, während die cylindrische Ummantelung weggelassen ist, um eine möglichst große Einströmungsfläche zu gewinnen. Derselbe liefert z. B. bei 1,2 m Durchmesser und 500 Umdrehungen in der Minute 718 cbm und erfordert zum Antrieb 1,75 Pferdekräfte. Der Dampfstrahl-Compound-Ventilator von Gebrüder Körting in Hannover (Fig. 14) beruht, gleich den Injektoren, auf dem Prinzip der Saugwirkung eines Dampfstrahls. Bei dieser Konstruktion strömt der Dampf im Innern eines auf den zu ventilierenden Raum gesetzten Schlots aus und reißt die schlechte Luft mit sich nach außen, wodurch ein kontinuierliches, kräftiges Absaugen der Zimmerluft erfolgt. Fig. 15 stellt eine Reinigungsvorrichtung für die zu Ventilationszwecken aus dem Freien angesaugte Luft dar. Das Staubfilter, aus Watte oder rauhem Baumwollgewebe bestehend, welches über Rundeisenstäbe im Zickzack hin und her geführt oder auch in zwei konzentrischen Spiralen um einen Kern aufgewickelt und an den Wänden abgedichtet ist, läßt die Luft auf dem durch Pfeile angedeuteten Wege durch, worauf sie, im Sommer durch Eis gekühlt, im Winter durch einen Calorifère erwärmt und durch Regenbrausen befeuchtet, in den betreffenden Raum einströmt.

In vielen Fällen bedürfen die Rauch- und Luftabzugsschlote einer besondern Ventilation, welche man meist durch Aufsätze zu erzielen strebt. Ein einfacher Apparat dieser Art ist der Wolpertsche Rauch- und Luftsauger (Fig. 16). Derselbe bewirkt durch seine eigenartige Konstruktion, daß, welches auch die herrschende Windrichtung sei, der Wind beim Eintritt in den Apparat die in dem Schlot aufsteigenden Gase ansaugt und mit sich fortreißt. Einige Ähnlichkeit mit diesem Apparat hat der Universalwindhut von Alexander Huber in Köln. Bei demselben schließt sich an die Mündung des Schachtrohrs eine achteckige abgestumpfte Pyramide mit acht senkrechten Windfangwänden an; darüber ist ein pyramidenförmiger Deckel angebracht. Ein auf die Rohrmündung gerichteter Luftstrom wird von mindestens zwei der schiefen Ebenen der Pyramide zwischen den Fangwänden aufgefangen und über die Öffnung des Schlots hingeführt, wobei er durch den Deckel in hinreichendem Maße gegen letztere gepreßt wird, um eine Saugwirkung im Schornstein zu erzeugen. In Fig. 17 ist ein doppeltwirkender Universalwindhut von Huber abgebildet, der zur Latrinenventilation dient. Hier schließt sich an das Oberteil ein umgekehrt wie dieses angeordnetes Unterteil, mittels dessen ein Teil des Windstroms durch die

engere Röhre nach unten gepreßt wird, um so durch Cirkulation eine wirksamere V. als durch bloßes Absaugen von der Schlotmündung aus zu erzielen. Um irgend welche Räume durch Einführung frischer Luft, die über dem Dach entnommen wird, zu ventilieren, verbindet Otto Wuttke in Berlin bei seinem patentierten positiven Lufteinpressungsventil (Fig. 18) mehrere Lufteinpressungsdüsen zu einem Apparat, der die Bekrönung eines nach dem betreffenden Raum führenden Kanals bildet. Die Düsen d, e, f, g, h u. s. f. besitzen Klappen, welche sich bei Gegenströmen der Luft öffnen, bei Druck von unten aber schließen. Eine weitere Regulierklappe verengt, resp. verschließt automatisch den Luftschacht bei heftigem Wind oder Sturm, damit nicht übermäßig viel Luft eingepreßt werden kann, während sonst die Luft gleichmäßig in den Luftschacht hinabgepreßt wird. Meist wird das Ventil mit den Rauchrohren zu einem Dachaufsatz vereinigt. Fig. 19 stellt eine als Schornsteinaufsatz zu verwendende Ventilationsvorrichtung mit einer den Transportschnecken ähnlichen Schnecke oder Schraube dar; es ist dies der Schraubenventilator von Otto Schmidt in Berlin. Derselbe wirkt selbstthätig, wozu die bewegende Kraft des Windes benutzt wird, der durch Drehung eines Aufsatzes mit eigentümlich geformten Flügeln die Lufthebungsschraube in Bewegung setzt.

Ventilator ist im weitern Sinn jeder zur Lüftung dienende Apparat. (S. unter Ventilation.) Im engern Sinn ist V., auch Centrifugalventilator oder Centrifugalgebläse genannt, ein Gebläse, bei welchem die Luft durch ein in einem Gehäuse schnell rotierendes Schaufel- oder Flügelrad (daher auch der Name Flügelgebläse) in der Achsenrichtung desselben angesaugt und vermöge der Centrifugalkraft nach der Peripherie des Gehäuses hinbewegt wird, wo sie von den auf gleiche Weise nachfolgenden Luftschichten durch die Ausströmungsöffnung gedrängt wird. Hat die letztere geringern Querschnitt als die Zuführungsöffnung, so wird die Luft im V. komprimiert; im andern Fall entweicht sie mit der durch die Flügel erhaltenen Geschwindigkeit. V. der erstern Art finden namentlich im Gießereibetrieb Verwendung, während die letztern häufig für Ventilationszwecke gebraucht werden und auch als Exhaustoren oder Saugventilatoren, z. B. bei Mahlgängen, dienen. Der Bau der V. ist im Prinzip der nämliche wie bei den Centrifugalpumpen. (Vgl. Pumpen.) Durch besonders geformte Schaufeln vermeidet man das bei ältern Konstruktionen der V. auftretende brummende und heulende Geräusch.



Nebenstehende Figur stellt einen solchen geräuschlosen V. von G. Schiele im Längenschnitt und Querschnitt dar.

Ventilhahn, die Vereinigung sämtlicher Ventile einer Pumpe oder Feuerspritze in einem leicht auszuhebenden hahnartigen Körper, womit die Möglichkeit gegeben ist, durch Lösen einer einzigen Schraube während des Gebrauchs bei etwaigen Störungen die Ventile nachzusehen.

Ventilhorn, s. unter Horn (Blasinstrument).

Ventilkolben, oder durchbrochener Kolben, s. unter Pumpen.

Ventilsteuerung, eine Steuerung (s. d., und unter Dampfmaschine, Bd. IV, S. 819), bei welcher Ventile zum Öffnen, resp. Verschließen der Ein- und Austrittskanäle, z. B. eines Dampfcylinders, benutzt werden.

Ventimiglia, Stadt in der ital. Provinz Porto-Maurizio, Bezirk San-Remo, an der Mündung der Roja in das Mittelländische Meer, die ital. Grenzfestung und Grenzstation auf der Riviera di Ponente an der Cornice-Bahn (Genua-Savona-V.), 11 km östlich von Mentone am Bergabhange gelegen, von bedeutenden Forts umgeben, ist Sitz eines Bischofs, zählt (1881) 5444 (Gemeinde 8880) E. und hat einen Hafen, ein Zollamt und im Stadthause eine Sammlung röm. Altertümer. Das Gewölbe der Krypta von San-Michele wird durch Säulen mit röm. Inschriften getragen. Von V. nach Cuneo ist eine Eisenbahn im Bau, die in einem Tunnel von 14 km Länge unter dem Col di Tenda hindurchführen wird. V., im Altertum Albium Intemelium (Albintimilium) in Ligurien, hieß mittellat. Vintimilia, Vintimilium, Vigintimilium. [(s. d.).

Ventnor, Ort auf der Insel Wight

Ventôse (vom frz. vent), Windmonat, der sechste Monat des franz. Revolutionskalenders (19. Febr. bis 20. März). [(s. d.).

Ventotiene, eine der Ponza-Inseln

Ventriloquisten (lat.), s. Bauchredner.

Venus, eine Göttin des Frühlings und der sprossenden und treibenden Vegetation, dann des sinnlichen Reizes, der Zeugung und aller Vereinigung und Verbindung überhaupt, wurde wohl seit alter Zeit in Latium und dann in Rom unter verschiedenen Beinamen (Murcia, Cloacina und Libitina) verehrt und später mit der griech. Göttin Aphrodite identifiziert.

Diese, obgleich frühzeitig in das griech. Göttersystem eingereiht und zum Teil mittels Vermischung mit einheimischen Göttergestalten ganz in hellenischem Geiste umgebildet und neugeschaffen, ist doch ausländischen, asiat. Ursprungs. Sie ist die weibliche Hauptgöttin der Semiten, deren Kult durch die Phönizier nach den von diesen besetzten Inseln Kypros (Cypern) und Kythera (jetzt Cerigo) gebracht wurde und von da den Griechen zukam, daher diese auch jene Inseln als Geburts- und Wohnstätten der Göttin betrachteten und diese selbst mit dem Namen Kypris oder Kythereia bezeichneten. Der ausländische Ursprung der Göttin zeigt sich auch in der Sage, welche sie aus dem Schaume des Meers, der sich um das abgeschnittene Zeugungsglied des Uranos (s. d.) bildete, hervorgehen ließ, während eine andere Sage, wohl

infolge der Vermischung der ausländischen mit einer ursprünglich griech. Göttin, sie zur Tochter des Zeus und der in Dodona als Gemahlin desselben verehrten Dione machte. Zum Gemahl gab ihr die Sage den Hephästos, dem sie aber mehrfach untreu wurde. Am berühmtesten ist ihre Liebschaft mit Ares (Mars), dem sie nach der thebanischen Sage die Harmonia (Vereinigung), nach Hesiod den Deimos (Schrecken) und Phobos (Furcht) gebar. Außerdem kennt die Sage als ihre begünstigten Liebhaber den Hermes, dem sie den Hermaphroditos, den Dionysos, dem sie den Priapos, und den Anchises, dem sie den Äneas gebar. Phöniz. Ursprungs ist die Sage von ihrer Liebe zu dem schönen Jüngling Adonis (s. d.). Dem troischen Paris verschaffte sie zum Dank, daß er ihr in dem Wettstreite mit Hera und Athena den Preis der Schönheit zuerkannt hatte, die Helena zur Gemahlin, und sie stand auch im trojanischen Kriege durchaus auf der Seite der Trojaner. An den ältesten Stätten ihres Kultes, wie in Paphos, Amathus und Idalion auf Cypern (nach welchen Orten sie auch Paphia, Amathusia und Idalia genannt wird), auf Kythera, in Sparta, Elis, Athen und anderwärts wurde sie unter dem Beinamen Urania, d. h. als Himmelsgöttin (wie die phöniz. Astarte) verehrt und vollständig bekleidet, zum Teil bewaffnet oder mit dem Fuß auf einer Schildkröte (einem Symbol des Himmelsgewölbes) stehend dargestellt. Die philos. Spekulation deutete dann diesen Beinamen geistig oder ethisch und stellte die Aphrodite Urania als die Göttin der himmlischen, reinen und keuschen Liebe, der Aphrodite Pandemos gegenüber (der ursprünglichen Bedeutung des Beinamens nach Göttin der Vereinigung eines Volks zu einem Ganzen), als der Göttin der sinnlichen Liebe, ja der Prostitution (der lat. Venus vulgivăga), unter deren Schutze an manchen Orten, z. B. in Korinth und am Berge Eryx auf Sicilien die liederlichen Dirnen ihr Gewerbe trieben. Allgemein aber wurde bei den Griechen Aphrodite als die Göttin der Liebe, des Reizes und der Anmut aufgefaßt; daher außer ihrem steten Begleiter, dem Eros (Amor), auch die Peitho, die Göttin der Überredung, und die Chariten (Grazien) häufig mit ihr verbunden werden, wie sie selbst als die schönste und anmutigste Göttin geschildert und dargestellt wurde.

Die griech. Kunst, welche die Göttin häufiger als irgend eine andere Gottheit gebildet hat, stellte in älterer Zeit die V. meist ganz bekleidet dar. Auch die Kunst der großen Zeit des 5. Jahrh. scheint die Bekleidung noch festgehalten zu haben. Spätere Nachbildungen einer Schöpfung vom Ende des 5. oder Anfang des 4. Jahrh. zeigen den Leib der Göttin bis auf die eine Brust bekleidet. Wenn dies mit einem so dünnen und anliegenden Gewande geschieht, daß alle Formen des Körpers hindurchschimmern, so war dies wohl sicher im Original weniger der Fall. Die attische Kunst des 4. Jahrh. wagte es dann, die Göttin der Liebe und Schönheit auch in halber und in völliger, anfangs regelmäßig durch das Bad motivierter Nacktheit darzustellen. Die Kunst der besten Zeit und auch spätere Werke, welche den Geist derselben atmen, pflegen aber auch in den Darstellungen der ganz oder teilweise entblößt dargestellten Göttin Schönheit und Anmut mit göttlicher Würde zu verbinden, wie dies in der schönsten erhaltenen Statue der Göttin, der gegenwärtig im Louvre in Paris befindlichen Marmorstatue von der Insel Melos, der sogenannten V. von Milo (s. Tafel: Bildnerei II, Fig. 9), der Fall ist. Dasselbe gilt auch von den besten Nachbildungen der berühmtesten Statue der Göttin, der knidischen Aphrodite des Praxiteles. Eine Umbildung in der Richtung auf das Überwiegen des Anmutigen und Reizenden über den göttlich erhabenen Ausdruck zeigt schon die Statue in München (s. Taf. II, Fig. 12); weniger gilt dies von der in Haltung abweichenden sog. kapitolinischen V. (in Rom), in vollstem Maße aber von der sog. mediceischen V. (in Florenz), die nach der Angabe der darunter befindlichen, aber als modern erwiesenen Inschrift für ein Werk des Bildhauers Kleomenes aus Athen gehalten wurde; diese ist schon von überwiegend zierlichem, fast kokettem Charakter. (S. Taf. III, Fig. 1.) Andere Darstellungsweisen, worin die Göttin ganz unbekleidet erscheint, sind die Aphrodite Anadyomĕne, d. i. die aus dem Meere auftauchende (von Apelles in einem berühmten Gemälde dargestellt), die sich die Sandale lösende und die im Bade kauernde Aphrodite. Das sinnlich Reizende ist besonders stark ausgeprägt in der teilweise bekleideten Aphrodite Kallipygos.

Vgl. Gerhard, «Über Venusidole» (in den «Abhandlungen» der berliner Akademie der Wissenschaften, 1843); Lajard, «Recherches sur le culte, les symboles, les attributs et les monuments figurés de V. en Orient et en Occident» (Par. 1837—48); Stark, «Über unedierte Venusstatuen und das Venusideal seit Praxiteles» (in den «Berichten» der königl. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig, 1860); Bernoulli, «Aphrodite» (Lpz. 1873).

Venus heißt derjenige Planet, welcher der Erde am nächsten kommen kann und bisher in seiner Entfernung von der Sonne als der zweite Planet betrachtet wird. Er erscheint uns unter allen Planeten am hellsten und glänzt oft als Abend- oder Morgenstern in großer Pracht. Die mittlere Entfernung von der Sonne beträgt 107,2 Mill. Kilometer, die größte 107,9 Mill., die kleinste 106,5 Mill. Kilometer. Die Excentricität der Bahn ist 0,007. Die Entfernung von der Erde schwankt zwischen 38 und 258 Mill. Kilometer. Die Bahn ist gegen die Ekliptik um 3° 24′ geneigt. Der scheinbare Durchmesser kann von 9,5″ bis 65,2″ wachsen, der wahre Durchmesser ist 12200 km. Weil die V. ein innerer Planet, erscheint sie uns im Fernrohr, wie der Mond, in Phasen, und in ihrem größten Glanze zeigt sie eine ziemlich schmale Sichel. Die Rotation der V. um ihre Achse dauert nach den besten Bestimmungen 23 Stunden und 21 Minuten. Aus den Unregelmäßigkeiten der Phase glaubt man schließen zu dürfen, daß die V. eine Atmosphäre, sowie auch Unebenheiten auf ihrer Oberfläche (Berge) hat, jedoch sind solche Unregelmäßigkeiten sehr selten wahrzunehmen. Auch die spektroskopischen Beobachtungen deuten das Vorhandensein einer Atmosphäre an. Die V. geht hin und wieder vor der Sonnenscheibe vorüber, und Halley hat zuerst diese Vorübergänge als Mittel benutzt, um die Entfernung der Erde von der Sonne zu bestimmen. Deshalb wurden auch die Vorübergänge 1761, 1769, 1874 und 1882 an den verschiedensten Punkten der Erde beobachtet. An der Beobachtung der letzten Venusdurchgänge beteiligten sich die Astronomen fast aller Nationen, doch ist das Gesamtresultat noch nicht

bekannt. Die nächsten finden statt 8. Juni 2004 und 6. Juni 2012, und zwar ereignen sich in einer Periode von 243 Jahren vier Vorübergänge in den Intervallen von 8, 105½, 8, 121½ Jahren.

Venus, bei den Alchimisten das Kupfer.

Venusberg heißen mehrere Berge in Deutschland, besonders in Schwaben. Der Name findet sich, soviel bis jetzt bekannt, zuerst in den «Kindern von Limburg», auch «Margrete von Limburg» genannt, einem mittelniederländischen, um 1357 verfaßten Gedichte (herausg. von van den Bergh, Leiden 1846), begegnet seitdem mehrfach in der Litteratur des 15. und 16. Jahrh. und hat sich in Sagen und Volksliedern lange erhalten. Nach dem Inhalte dieser Sagen hält in solchen Bergen Frau Venus ihren Hof in königl. Weise mit Spiel, Gesang und Tanz. Einzelne Menschen steigen zu ihr hinab und verweilen längere oder kürzere Zeit, auch wohl bis zum Jüngsten Tage bei ihr in einem wonnevollen Leben. So Heinrich von Limburg, ein Held des genannten Romans, der edle Tanhäuser (s. d.) und der Schnewburger im V. bei Ufhausen unweit Freiburg. Doch laufen sie gewöhnlich Gefahr, die ewige Seligkeit zu verlieren, und deshalb sitzt am Eingange des Bergs der getreue Eckart und warnt vor der Einkehr. Auch erscheint nicht immer das Innere in so lockender Gestalt, vielmehr vernimmt man zuweilen aus dem Berge die Wehklage der Verdammten, und Geiler von Keisersberg läßt die nachts ausfahrenden Hexen in den V. einkehren. Auch an andere Berge, wie namentlich an den Hosel- oder Hörselberg bei Eisenach in Thüringen, knüpfen sich zahlreiche Sagen verwandten Charakters. Ihrem Grundgehalte nach stammen diese Sagen aus der Mythologie des german. Altertums. Frau Venus ist die unter einem Namen der klassischen Mythologie verborgene mütterliche Weltgottheit des altgerman. Glaubens in ihrer besondern Fassung als Unterweltsgöttin, wie sie auch sonst noch unter mehrern andern deutschen Namen erscheint, die zugleich je eine bestimmte Seite ihres Begriffs stärker hervorheben, als Hulda (die Holde, Gütige), als Hilde (Kampf), als Berchta (die Glänzende), als Hel (die Bergende, woraus unser «Hölle» entstanden ist) u. s. w. Der warnende getreue Eckart (s. d.) am Eingange des Bergs ist derselbe, der auch die Hulda bei ihrem Umzuge mit der Wilden Jagd begleitet und dort die Menschen aus dem Wege gehen heißt, damit sie nicht Schaden nehmen.

Venusgürtel (Cestus Veneris), eine bandartig verlängerte und seitlich zusammengedrückte schöne Qualle des Mittelmeers, aus der Ordnung der Rippenquallen. (S. unter Akalephen.) Sie erreicht unter Umständen eine Länge von 2 m.

Venushaar (Frauenhaar), s. Adiantum.

Venusmuscheln (Veneridae), eine aus 10 Gattungen und über 60 Arten bestehende Familie der Muscheln, mit regelmäßigen ovalen oder dreieckigen Schalen, die platt oder gerippt und häufig schön, besonders rosig gefärbt sind. Man findet V. in allen Meeren, aber unter den Tropen sind sie quantitativ und qualitativ am stärksten entwickelt.

Venusohr ist ein alter Sammlername für die Arten einer mit ohrförmiger Schale versehenen Gattung von Seeschnecken (Sigaretus), die von den Tropen bis zum Mittelmeer vorkommen.

Venusschuh, s. Cypripedium.

Venusseuche, soviel wie Syphilis.

Venuswagen, Pflanzenart, s. unter Aconit.

Ver... (got. fair... und fra...; althochdeutsch far..., fer..., fir..., for...; mittelhochdeutsch ver...; verwandt mit vor, für, fort und fern), deutsche tonlose, untrennbare Vorsilbe vieler Zeitwörter und davon abgeleiteter Haupt- und Beiwörter, nicht aber unmittelbar zur Bildung von Haupt- und Beiwörtern selbst dienend, mit Ausnahme einiger in der Form des Participii perfecti gebildeter Beiwörter (wie verhaßt, verschämt, verwegen). Dieselbe bedeutet ursprünglich soviel wie fort, weg, anderswohin u. s. w., und bezeichnet daher eine von dem persönlichen Subjekt oder dessen Standort abgewendete Bewegung oder Richtung. Sie bildet abgeleitete Zeitwörter: 1) Von Zeitwörtern: a. im Sinne der örtlichen Entfernung, wie verbannen, verjagen, verlaufen; b. im Sinne des Verlustes, Verderbens, Irrtums, wie vergessen, verführen, sich vergreifen; c. im Sinne völliger Verwendung oder Verzehrung, oder überhaupt von Ende, Ausgang u. s. w., wie verbrauchen, verbringen, verbluten, verbrennen, verfaulen, verwesen; d. im Sinne des Bedeckens, Verschließens, Hinderns u. s. w., wie vergraben, verschneien, versiegeln, verwachsen; e. im Sinne des Versetzens oder Geratens in einen Zustand, wo ver... entweder nur verstärkender Zusatz ist, wie verändern, vermehren, verbessern u. s. w., oder diesen Begriff dem einfachen Zeitwort erst hinzufügt, wie verzagen, sich verlieben; f. in manchen Wörtern scheint ver... aus vor oder für entstanden zu sein, wie verfechten (vorfechten oder für etwas fechten), vertreten (vor etwas treten zum Schutz). 2) Von Haupt- oder Beiwörtern (nur in Bildungen der neuern Sprache), wo ver... übereinstimmend mit der Bedeutung unter 1 e überhaupt die Versetzung, seltener das Geraten in den durch das Stammwort bezeichneten Zustand ausdrückt: a. von Hauptwörtern, wie vergöttern, verwitwen; resp. wie verunglücken; besonders auch die Umwandlung eines Stoffs in einen andern, z. B. verglasen, verkalken, oder auch die Überziehung mit einem solchen, z. B. vergolden, versilbern bezeichnend; b. von Beiwörtern, wie veralten, verarmen, versüßen.

Vera (Augusto), ital. Schriftsteller und Denker, geb. 4. Mai 1813 zu Amelia in Umbrien, verließ in jugendlichem Alter sein Vaterland, um für seinen strebsamen Geist einen günstigern Boden zu suchen. Er wanderte umher in Frankreich und in der Schweiz, zuletzt in England, in welchen Ländern er als Lehrer der Litteratur und besonders der Philosophie Anstellung fand und bald auch Ruf gewann. Nach der Umwälzung Italiens in sein Vaterland zurückgekehrt, erhielt V. erst den philosophischen Lehrstuhl in Mailand, dann in Neapel. Er starb in Neapel 13. Juli 1885. Sein bleibendes Verdienst ist, daß er der Vermittler der Philosophie Hegels für Frankreich und Italien gewesen ist. Seine wichtigsten Schriften sind Übersetzungen und Erläuterungen der Werke dieses Philosophen, und meist in französischer Sprache geschrieben. Hervorzuheben sind: «Problème de la certitude» (Par. 1845), «Platonis, Aristotelis et Hegelii de medio termino doctrina» (Par. 1845), «An inquiry into speculative and experimental science» (Lond. 1836), «L'Hégélianisme et la philosophie» (Par. 1861), «Mélanges philosophiques» (Neap. 1862), «Prolusioni alla storia della filosofia e alla filosofia

della storia» (Neap. 1863), «Essais de philosophie hégélienne» (Par. 1864), «Strauss et l'ancienne et la nouvelle foi» (Neap. 1873), «Cavour et l'église libre dans l'état libre» (Neap. 1874), «An introduction to speculative philosophy and logic» (St.-Louis 1875), «Platone e l'immortalità dell' anima» (Neap. 1881), «Il problema dell' assoluto, 4 parti» (Neap. 1872—82), «Saggi filosofici» (Neap. 1885), «Il nome Italia» (Tl. 1, Neap. 1884). Von der größten Wichtigkeit sind V.s französische Übersetzungen der Werke Hegels: «Logik» (2 Bde.), «Philosophie der Natur» (3 Bde.) «Philosophie des Geistes» (2 Bde., Par. 1863—74). Von seiner Übersetzung der «Philosophie der Religion» sind nur zwei Bände erschienen (Par. 1876—78). Sein Schüler Raffaele Mariano, der V.s Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte herausgab («Lezioni sulla filosofia della storia, raccolte e pubblicate» (Flor. 1869), schrieb auch eine Biographie V.s (Neap. 1886).

Veracruz (Veracruz-Llave), einer der östl. Staaten von Mexiko, ein langes Küstenland am Mexikanischen Golf, grenzt im N. an Tamaulipas, von dem es der Rio Panuco trennt, im W. an San-Luis Potosi, Hidalgo und Puebla, im S. an Oaxaca, im O. an Chiapas, Tabasco und das Meer, hat ein Areal von 62820 qkm und zählt (1882) 582441 E. Wenige Stunden hinter der heißen Sandsteppe der Küste, welche eine Reihe Süßwasserlagunen und Salzhaffe, aber nur unsichere Ankerplätze darbietet, beginnen die steilen Abdachungen des mexik. Hochplateau, auf welchem sich zwischen tief eingerissenen, hier und da zu Thälern sich erweiternden Schluchten mächtige Berggipfel bis an und über die Schneeregion erheben, wie der 5450 m hohe Pic von Orizaba (s. d.) und die Porphyrmasse des 4093 m hohen Cofre de Perote von Nauhcampatepetl. Von den zahlreichen Küstenflüssen sind zwar mehrere auf kurze Strecken für kleinere Seeschiffe schiffbar, aber das Einlaufen wird durch Barren vor der Mündung sehr erschwert oder gar unmöglich gemacht. Ausgezeichnete Mineralquellen, kalte und warme, sind im Lande mehrere vorhanden. Das Klima zeigt infolge der Oberflächengestaltung die größten Gegensätze nebeneinander auf, von der Hitze der Tropen bis zur Eiskälte des Nordens. Ebenso wechseln die Pflanzenregionen und die Fauna. Von den Produkten der wärmern und heißen Zone sind besonders Kaffee, Tabak, Zucker und Baumwolle zu nennen. Die Bevölkerung besteht aus den in Mexiko gewöhnlichen Elementen; doch sind in der Küstenebene die Neger und Negerblendlinge, Mulatten und Zambos häufig. Unter den Indianerstämmen walten die Azteken vor, im Norden wohnen Totonaques, im Süden Chontales. Haupterwerbszweige der Bewohner sind der Handel, die Viehzucht in den Llanos an der Küste und die Einsammlung von Vanille und Jalape.

Hauptstadt und Haupthandelsplatz des in 18 Distrikte geteilten Staats und ganz Mexikos ist die Stadt Veracruz oder Villa-Nueva de la Veracruz, d. i. Neuveracruz, auch V. la Eróica genannt, 1580 durch den Vizekönig Graf Monterey auf der Stelle, an welcher Ferd. Cortez 21. April 1519 zuerst landete und sein erstes Hüttenlager aufschlug, gegründet und 1615 zur Stadt erhoben. Sie hat eine der Gesundheit sehr ungünstige Lage, hart am Meere in dürrer, wasserloser Sandebene, ist von Mauern, Bollwerken und einigen Forts umgeben, regelmäßig gebaut und hat sieben Kirchen, vier Klöster, ein Augustinerkollegium, drei gut eingerichtete Hospitäler, ein geräumiges Zollhaus, ein Amphitheater für Stier- und Hahnengefechte und ein kleines Schauspielhaus, und zählt etwa 24000 E., darunter viele Europäer. Der Hafen ist nur eine offene, unsichere Reede. Der Wert der eingeführten Waren, welcher nach den polit. Zuständen des Landes freilich bedeutend schwankt, beträgt durchschnittlich 25 Mill. Doll. und etwa ebenso viel die Ausfuhr. V. ist durch Eisenbahnen mit der Hauptstadt Mexiko, Alvarado und Jalapa, durch Dampfer aber mit Neuorleans, Westindien, Neuyork und Europa (Hamburg, Havre, London, Liverpool, Antwerpen und Cadiz) verbunden. Hauptsächliches Ausfuhrprodukt ist Silber, dann Gold, Kaffee, Zucker, Vanille, Häute, Felle, Tabak. V. ist Sitz eines deutschen Konsuls für den Staat V. Vor dem Hafen liegt das Fort San-Juan de Ulúa, welches bis 18. Nov. 1825 von den Spaniern behauptet, 1838 von den Franzosen und 1847 von den Nordamerikanern erobert wurde. V. hielt am längsten zum Kaiser Maximilian und ergab sich erst 25. Juni 1867 den Republikanern. — Der Distrikt Veracruz hat 48708 E.

Veranda (span.) nennt man eine auf leichten Pfeilern oder Säulen ruhende, mit vorspringendem Dach oder nur mit Lattenwerk bedeckte Halle, welche an Land- oder Wohnhäusern angebracht ist und mit Schlingpflanzen bezogen zu werden pflegt. Ursprünglich in südl. Ländern gebräuchlich und dort durch das Klima hervorgerufen, hat sie neuerer Zeit auch in Deutschland sich eingebürgert und ist an heißen Sommertagen als kühler Sitz zwischen Wohnung und Garten sehr angenehm.

Veränderliche Sterne nennt man diejenigen Fixsterne, deren Helligkeit sich im Laufe der Zeit ändert. Man unterscheidet drei Klassen solcher Sterne: 1) die neuen Sterne, welche plötzlich an einer Stelle aufleuchten, wo kein Stern seither bekannt war und die nach längerer oder kürzerer Zeit wieder verschwinden; 2) Sterne, deren Lichtwechsel in unregelmäßigen Zeiträumen und in ungleichem Grade erfolgt; 3) Sterne, deren Lichtwechsel in regelmäßigen Perioden vor sich geht, sodaß eine Gesetzmäßigkeit in dem ganzen Vorgang erkannt werden konnte. Neue Sterne sind schon aus dem Altertum bekannt, sie wurden gesehen z. B. in den J. 134 v. Chr., 123, 173, 386, 393, 827, 1006 n. Chr. u. s. w. Besonders berühmt ist der sog. Tychonische Stern, welcher von Tycho Brahe am 11. Nov. 1572 in der Kassiopeja gesehen wurde, als er heller als die Venus glänzte und selbst bei Tage gesehen werden konnte. Nach zwei Jahren war er verschwunden und ist seither nicht wieder erschienen. Aus neuerer Zeit ist zu erwähnen ein Stern, der 1866 in der nördl. Krone als Stern erster bis zweiter Größe aufleuchtete, nach acht Tagen dem bloßen Auge unsichtbar wurde, jedoch mit dem Fernrohr noch jetzt zu erkennen ist. Ein Beispiel der Sterne, deren Lichtwechsel keine Periode erkennen ließ, bietet η Argus; derselbe ist manchmal jahrelang gleich einem Stern erster Größe, dann wieder kaum dem bloßen Auge sichtbar, ohne daß die Zeitdauer oder die Helligkeit selbst Regelmäßigkeiten bemerken läßt. Veränderliche Sterne der dritten Klasse sind bereits ziemlich viele bekannt, aber die Dauer der Perioden ist sehr verschieden; bei einigen vollziehen sich die Schwankungen in weniger als drei Tagen, bei andern erst

in 1½ Jahren. Am bekanntesten ist β Persei (Algol), dessen Helligkeit in 2 Tagen 20 Stunden 48 Minuten 54 Sekunden von der zweiten bis vierten Größe schwankt.

Über die Ursachen der Lichtveränderungen hat man verschiedene Hypothesen aufgestellt; eine davon vermutet, daß die Sterne von dunkeln Körpern umkreist werden, wie die Sonne von den Planeten; tritt nun ein solcher Körper zwischen den Stern und unser Auge, so muß eine Lichtabnahme eintreten. Bei einzelnen Sternen würde diese Hypothese den Erscheinungen im ganzen Verlauf gerecht werden, aber es liegt gerade bei diesen in der dann notwendigen Annahme eines sehr geringen Abstandes des Haupt- und Nebensternes von einander ein Bedenken für die Stabilität des Systems. Eine zweite Hypothese setzt eine sehr stark abgeplattete Gestalt der Sterne und eine Rotation um eine in Perioden hin und her schwankende Achse voraus. Die dritte Hypothese (Zöllner) ist die wahrscheinlichste und den Erscheinungen entlehnt, welche unsere Sonne bietet. Infolge zunehmender Erkaltung werden sich auf den Sternen, ähnlich wie die Flecke auf der Sonne, Schlacken bilden, welche mehr und mehr Ausdehnung gewinnen, sodaß die Lichtausstrahlung endlich geringer werden muß. Bei stattfindender Rotation des Sterns um eine Achse werden sich, da eine gleichmäßige Schlackenverteilung über die Oberfläche nicht vorausgesetzt werden kann, nach und nach Lichtveränderungen zeigen. Bei stets zunehmender Erkaltung wird die Leuchtkraft immer geringer, schließlich ganz aufhören. Wenn nun aber die so entstandene Rinde nicht sehr dick ist, sodaß sie der Spannkraft der im Innern eingeschlossenen glühenden Dämpfe nicht widerstehen kann, werden von Zeit zu Zeit mächtige Eruptionen stattfinden und uns so die Erscheinung neuer Sterne bieten. Auch die vorwiegend rote Farbe der veränderlichen Sterne findet durch diese Hypothese Erklärung, indem die Sterne, die sich im Zustande der vorgeschrittenen Abkühlung befinden, von der Weißglühhitze in das Rotglühen übergegangen sind.

Veranschlagung, s. unter Abschätzung.

Vérard (Antoine), einer der berühmtesten unter den ersten Buchdruckern und Buchhändlern Frankreichs, gründete 1480 eine Buchdruckerei und Buchhandlung und gab vorwiegend illustrierte Romane heraus. Ihm verdankt man die ersten Ausgaben von Froissart und Monstrelet. Seine schönsten Drucke sind «Gyron le courtoys» (ohne Jahr), «Le roman et les prophecies de Merlin» (3 Bde., 1498), «La mer des histoires» (ohne Jahr), «Les grandes chroniques de France» (3 Bde., 1493). Aus der Schlußschrift des letztern Werks geht auch hervor, daß er nicht bloß Buchhändler gewesen, wie von einigen behauptet wird, weil man ihn von 1490 an mit Pierre le Rouge oder Rubens, 1493 mit Jean Maurand, dann mit Gillet Gouteau, Jean Menard und andern Buchdruckern in geschäftlicher Verbindung findet. V. starb um 1512. Vgl. Renouvier, «Sur les gravures en bois dans les livres d'Antoine V.» (Par. 1859).

Veratrin, eine organische Base, welche neben einer andern Base, dem Jervin in dem Sabadillsamen (von Schoenocaulon officinale), in der weißen Nießwurzel (Radix Hellebori albi s. Veratri albi) und in mehrern andern Melanthaceen sich findet. Es erscheint als weißes krystallinisches Pulver oder aus Alkohol krystallisiert in rhombischen Prismen von scharfem, bitterm Geschmack und höchst giftigen Eigenschaften. In geringster Menge in die Nase gebracht, erregt es das heftigste Niesen. Es löst sich fast nicht in Wasser, leicht in Alkohol und Äther. Bei 119° schmilzt es zu einer wachsähnlichen Masse. Konzentrierte Salpetersäure löst es mit gelblichroter, Schwefelsäure mit karminroter, Salzsäure mit violetter Farbe.

Verātrum *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Liliaceen. Man kennt 9 Arten, die in der nördlichen gemäßigten Zone vorkommen. Es sind krautartige Gewächse mit dickem Rhizom und hohem reichblühenden Stengel, die Wurzelblätter, sowie die am untern Teile des Stengels stehenden, sind breit und stark gefaltet, die in der Blütenregion vorhandenen schuppenartig entwickelt. Die mit sechsteiligem glocken- oder radförmigen Perigon, sechs Staubgefäßen und einem dreifächerigen Fruchtknoten versehenen sind kurz gestielt und haben eine rötliche oder grünlichgelbe Farbe. In Deutschland kommt nur eine Art (V. album *L.*), weiße Nießwurz oder Germer genannt, vor, und zwar auf hochgelegenen Wiesen der Alpen und des Riesengebirges. Der Wurzelstock ist unter dem Namen Rhizoma Veratri oder Radix Hellebori albi offizinell; er enthält Veratrin (s. d.) und ist deshalb als starkes Gift zu betrachten. Der in Südeuropa vorkommende schwarze Germer (V. nigrum *L.*) mit dunkelroten Blüten wird nicht selten als Zierpflanze in Gärten gezogen.

Veräußerung, im weitern Sinne das Aufgeben irgend eines Rechts oder der bisherigen Freiheit von Verbindlichkeiten, im engern Sinne die Übertragung des Eigentums oder die Belastung derselben mit andern dinglichen Rechten (z. B. Hypotheken). Die Befugnis zur V. oder das Veräußerungsrecht ist ein Ausfluß des Eigentums und steht also in der Regel jedem Eigentümer zu, doch sind hiervon infolge gesetzlicher Veräußerungsverbote gewisse Sachen (z. B. nach röm. ehelichen Güterrechte die in der Mitgift der Frau befindlichen Grundstücke, der fundus dotalis) ausgenommen, sowie auch richterliche Veräußerungsverbote (zur Sicherstellung der Gläubiger), testamentarische und vertragsmäßige, vorkommen.

Verbalinjurie, s. unter Beleidigung.

Verballhornen, s. unter Ballhorn.

Verband oder Bandage (deligatio oder vinctura) nennt man alles, was als Bedeckung oder Umhüllung eines kranken Körperteils rein mechanisch zur Erreichung eines Heilzwecks dient. Dieser Zweck ist besonders Abhaltung äußerer Schädlichkeiten, Applizierung heilkräftiger Stoffe, Reinlichkeit durch Aufsaugung von Absonderungen, Ruhigstellung beweglicher Teile, Befestigung getrennter Teile in ihrer Lage und Ausübung eines Drucks auf kranke Organe, sowie eines Zugs auf kranke Gliedmaßen. Man unterscheidet hiernach Deck- oder Occlusivverbände zum Schutz der Wunden, deren hervorragendster Listers (s. d.) antiseptischer V. ist; Ruh- oder Immobilisierungsverbände vermittelst Papp- und Holzschienen oder aus erhärtendem Material, Gips, Kleister, Wasserglas, Guttapercha, besonders zum Fixieren gebrochener Gliedmaßen; Druck- oder Kompressionsverbände, vorzugsweise zur Bekämpfung entzündlicher und wassersüchtiger Anschwellungen; ferner Zug- oder Extensionsverbände, namentlich zur Erzielung einer günstigen Stellung bei Gelenkkrankheiten. Die

Bandagen- oder Verbandlehre (Desmologie) bildet einen wichtigen Abschnitt der praktischen Chirurgie. Vgl. Troschel, »Chirurgische Verbandlehre« (6. Aufl., Berl. 1869); Emmert, »Verbandlehre« (2. Aufl., Bern 1871); Geßner, »Handbuch der chirurg. Instrumenten- und Verbandlehre« (3. Aufl., Wien 1863); Heineke, »Kompendium der Operations- und Verbandlehre« (3. Aufl., Erlangen 1885).

Verbänderung (botan.), s. Fasciation.

Verbandplatz, s. u. Kriegskrankenpflege.

Verbannung und **Landesverweisung** sind nahe verwandte Strafen. Nach Karls V. Peinlicher Gerichtsordnung von 1532 (s. Carolina), wo die letztere Strafe sehr häufig vorkommt, besteht dieselbe darin, daß der Verurteilte das Land oder auch bloß den Gerichtsbezirk oder die Stadt, wo er ein Verbrechen begangen, auch wenn er daselbst seinen ordentlichen Wohnsitz hat, räumen und einen Eid (Urphede) ablegen muß, gar nicht (ewige Landesverweisung) oder nicht vor Ablauf der bestimmten Frist zurückzukehren. Die ewige Landesverweisung war meist mit Staupenschlag und Begleitung durch den Henker bis an die Grenze verbunden. Über die V. im Altertum s. Exil.

Mit den neuen völkerrechtlichen und staatsrechtlichen Prinzipien ist die Landesverweisung, von Staatsangehörigen gänzlich unvereinbar. Der Staatsangehörige, der sich gegen die Gesetze vergeht, kann nach Maßgabe derselben bestraft, aber niemals aus dem Staatsgebiete verwiesen werden, weder aus polizeilichen, noch strafrechtlichen Gründen. Im Deutschen Reich ist dies durch das Gesetz über die Freizügigkeit vom 1. Nov. 1867, §. 1, anerkannt; das Reichsstrafgesetzbuch kennt dem entsprechend die Strafe der Landesverweisung gegen Reichsangehörige nicht, wohl aber gegen Ausländer. (§. 39, 2, §. 284, §. 362.) Das Reichsgesetz, betreffend den Orden der Gesellschaft Jesu vom 4. Juli 1872, und das Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie vom 21. Okt. 1878 gestatten gegen Inländer die Internierung, gegen Ausländer die Ausweisung. Das Reichsgesetz, betreffend die Verhinderung der unbefugten Ausübung von Kirchenämtern, vom 4. Mai 1874 gestattet die Landesverweisung renitenter Geistlicher erst dann, wenn sie vorher durch Verfügung der Centralbehörde des Heimatsstaats ihrer Staatsangehörigkeit verlustig erklärt sind. Auf demselben Prinzip beruht der Grundsatz, daß kein Deutscher einer ausländischen Regierung zur Verfolgung oder Bestrafung ausgeliefert werden darf. (Reichsstrafgesetzbuch, §. 9.) Diese Regel ist auch in sämtlichen Auslieferungsverträgen des Deutschen Reichs mit auswärtigen Staaten ausnahmslos anerkannt. Dagegen ist die Landesausweisung von Fremden zulässig. Das ist der wesentliche Unterschied zwischen der rechtlichen Stellung des Staatsangehörigen und derjenigen des Fremden, daß der letztere im Staat geduldet wird, während der erstere berechtigt ist, im Staate zu leben. Zwar ist die Duldung von Fremden, welche friedlich und den Gesetzen gemäß sich halten, eine völkerrechtliche, aus dem freundlichen Wechselverkehr der Nationen hervorgehende Pflicht; aber es ist unbezweifelt, daß jeder Staat ganz unabhängig und frei prüfen kann, ob er den fernern Aufenthalt eines Ausländers in seinem Gebiet als mit seinem Interesse verträglich erachtet, und daß er, falls er dies verneint, jeden Ausländer aus seinem Gebiet verweisen kann. Auch eine Massenausweisung von Angehörigen eines fremden Staats aus polit. Gründen, d. h. ohne Rücksicht auf das gesetzmäßige Verhalten der einzelnen, ist rechtlich nicht unzulässig, in friedlichen Zeiten aber ganz ungewöhnlich und geeignet, nicht nur Repressalien des auswärtigen Staats, sondern auch schwere Schädigungen der innern Erwerbs- und Kreditverhältnisse hervorzurufen. Sehr bekannte Beispiele aus neuester Zeit sind die Austreibung der Deutschen aus Frankreich beim Beginn des Kriegs von 1870 und die Landesverweisung der aus Rußland Eingewanderten aus den östl. Provinzen Preußens seit 1884. — Von der Landesverweisung zu unterscheiden ist die Verbannung in entlegene Teile des eigenen Staatsgebietes, z. B. in Rußland nach Sibirien, in Frankreich nach Neucaledonien u. s. w. Dies ist eine an sich zulässige und in manchen Staaten übliche Strafart. (S. Strafkolonien.)

Verbas, Fluß in Bosnien, soviel wie Wrbas.

Verbascum *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Scrophulariaceen. Man kennt gegen 100 Arten, die über Europa, den Orient und das Gebiet des Mittelmeers verbreitet sind. In Deutschland heißen sie Königskerzen oder Wollkräuter. Letztern Namen verdanken sie dem dicken Wollfilz, welcher die Blätter und Stengel wenigstens der meisten Arten bedeckt, während der Name Königskerze darauf beruht, daß die Blüten bei vielen Arten in langen, walzigen, dichten Trauben stehen. Es sind krautartige Pflanzen von hohem Wuchse. Die Grundblätter pflegen dichte Rosetten zu bilden, die Stengel meist am Stengel herablaufen. Die Blüten bestehen aus einem fünfspaltigen Kelche und einer radförmigen, ungleich-fünflappigen, meist gelb-, selten weiß- oder violettgefärbten Blumenkrone. Die Staubfäden sind in der Regel mit gefärbten (violetten, purpurroten, goldgelben) Haaren besetzt (bärtig). Aus dem Fruchtknoten entwickelt sich eine zweifächerige, vielsamige Kapsel. Die Königskerzen sind dadurch interessant, daß sie oft Bastarde bilden. Die in Deutschland am häufigsten vorkommende Art ist V. thapsiforme *Schrad.* mit fast ganzrandigen, nicht sehr filzigen Blättern und ziemlich kleinen gelben Blumen, welche als Flores Verbasci offizinell sind. Ebenfalls häufig kommt die echte Königskerze (V. thapsus *L.*) vor. Beide Arten wachsen häufig an Wegen, Flußufern, auf Mauern, in Steinbrüchen, an Berglehnen, felsigen Orten u. s. w. Das selten vorkommende, auf Sand- und Kalkboden (in Kiefernheiden, an Ackerrändern) wachsende V. phoeniceum *L.* mit keilig-länglichen, gekerbten, nichtfilzigen dunkelgrünen Blättern und schön violetten Blumen wird nicht selten zur Zierde angebaut. Auch eignen sich die genannten gelbblühenden und verwandten Arten (namentlich auch das eine pyramidale Blütenrispe entwickelnde gleichfalls in Deutschland häufige V. Lychnitis *L.*) zur Verzierung künstlicher Felspartien in Parkanlagen.

Verbēna, typische Gattung der Familie der Verbenaceen, welche den Labiaten zunächst stehend, mit diesen vierkantige, trockene Stengel, gegenständige Blätter und didynamische Staubgefäße gemein hat, in der Blütenbildung jedoch mehr den Borragineen gleicht. Der Hauptcharakter der Familie aber besteht in den vier Nüssen, welche zu einer Beere oder Steinfrucht verbunden sind. Die

Gattung selbst umfaßt ein- oder mehrjährige Kräuter, Halbsträucher und Sträucher und ist in der europ. Flora nur durch eine einzige Art repräsentiert, durch V. officinalis *L.*, das Eisenkraut, dem man früher arzneiliche und magische Kräfte zuschrieb und das im Altertum der Isis geweiht gewesen sein soll. Die übrigen ziemlich zahlreichen Arten gehören den Vereinigten Staaten und dem Süden Amerikas an. Von diesen wurden früher einige Arten in den Gärten kultiviert und geschätzt, kommen aber jetzt kaum mehr in Betracht, nachdem aus ihnen schönere Blendlinge erzogen werden und aus diesen wieder ganze Heere von Farbenvarietäten hervorgegangen sind. Die wichtigste dieser Arten ist V. chamaedrifolia *Juss.* (V. Melindres *Gill.*), in den La-Plata-Staaten einheimisch und erst 1829 in die europ. Gärten eingeführt. Sie besitzt dünne, stark verästelte, kriechende, mit den Spitzen aufsteigende Zweige und doldenförmige Endähren feurig-zinnoberroter Blüten. Viel länger erhielt sich in den Gärten in ihren spezifischen Merkmalen die ihr nahe stehende V. Tweediana *Niv.* als V. Defiance; sie wurde, wie noch bisweilen heute, wegen ihrer Reichblütigkeit und ihrer brennendscharlachroten Blumen zur Bildung von Teppichbeeten und Gruppen benutzt. Diese Art und ihre Blendlinge begreift man heute unter dem Namen der Scharlach-(Scarlet-)Verbenen. V. teucrioides *Gill. et Hook.* (V. Nivenii *Hort.*) hat einen kräftigern Wuchs, eine über die ganze Pflanze sich erstreckende weißliche Behaarung und stärker aufsteigende Zweige. Die in Dolden stehenden weißen oder blauen Blumen hauchen einen sehr angenehmen Duft aus. Aus der geschlechtlichen Vermischung dieser und der vorigen Art sind die sog. aurikelblütigen Verbenen hervorgegangen, welche große blaue oder rote, durch ein weißes Auge verzierte Blumen haben und gerade jetzt sehr beliebt sind. Der Hauptformen vierte ist V. pulchella *Sw.*, in Buenos-Ayres zu Hause, mit niederliegenden, fast rasenartigen Stengeln, tief-dreiteiligen Blättern und fiederspaltigen Abschnitten und kleinen violetten Blumen in aufrechten Dolden. Diese Art ging mit V. incisa *Hook.* eine geschlechtliche Vermischung ein und wurde der Ausgangspunkt einiger Blendlingsformen mit größern Blumen. Die bedeutendste war die in Italien erzogene V. Maonetti; sie hatte karmoisinrot-violette Blumen mit weiß eingefaßten Abschnitten. Sie ist die Mutterpflanze derjenigen Spielarten geworden, welche im Handel unter dem Namen der ital. Varietäten geführt werden.

Während die Verbenen früher aus Stecklingen von im Gewächshause überwinterten Pflanzen erzogen wurden, erzieht man sie jetzt aus Samen und behandelt sie als Sommergewächse, wenn man gemischt farbige Beete im Auge hat. Andernfalls muß man sie nach wie vor aus Stecklingen erziehen. Einige Arten und Formen jedoch, wie V. teucrioides und var. Defiance erwiesen sich auch aus Samen erzogen als farbenbeständig, wenn man dafür Sorge trägt, daß sie nicht durch in der Nähe befindliche andere Varietäten anderer Art befruchtet werden.

Verbenaceen (Verbenacĕae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Man kennt gegen 700 Arten, die größtenteils in den Tropengegenden und in der südlichen gemäßigten Zone vorkommen. Es sind Gewächse von sehr verschiedenartigem Habitus mit zwitterigen regelmäßigen oder unregelmäßigen meist lebhaft gefärbten Blüten, die aus einem unterständigen vier- bis fünflappigen Kelche, einer verwachsen blätterigen vier- bis fünfteiligen Blumenkrone, vier didynamisch ausgebildeten Staubgefäßen und einem Fruchtknoten bestehen. In ihrer systematischen Stellung schließen sie sich wegen der didynamischen Staubgefäße am nächsten den Labiaten und Scrophulariaceen an. Mehrere Arten dieser Familien werden als Gartenzierpflanzen kultiviert, so die der Gattung Verbena. Von einer baumartigen Form, der Tectona grandis, stammt das Teakholz (s. d.).

Verbenaöl, Lemongrasöl, ätherisches Öl, welches durch Destillation des auf Ceylon kultivierten Andropogon citratus gewonnen wird.

Verberie, Stadt im franz. Depart. Oise, Arrondissement Senlis, links an der Oise, in welche hier die Authonne mündet, Station der Linie Crépy-en-Valois-Estrées-St.-Denis der Nordbahn, hat 1493 E., eine Mineralquelle und eine Vitriol- und Alaunfabrik. Unter den Merovingern und Karolingern stand hier die königl. Burg Vermeria, auch Verimbrea genannt.

Verbindungsröhren nennt man kurze Rohrstücke, welche bei langen, gekrümmten Rohrleitungen zur Herstellung kürzerer Verbindungen dienen.

Verblasen, metallurgische Operation, besteht in einem Einschmelzen von Metallen oder Hüttenprodukten unter Zufuhr von Gebläseluft und bezweckt eine Oxydation der leichter verbrennlichen Substanzen, wie Arsen, Antimon, Schwefel u. dgl.

Verbleien, überziehen metallischer Gegenstände mit einer Schicht von metallischem Blei, um diese dadurch widerstandsfähiger gegen den Angriff mancher chem. Agentien zu machen.

Verblender (Badsteine), s. Blendsteine.

Verblutung, s. Blutung.

Verboeckhoven (Eugène Joseph), belg. Tiermaler, geb. 8. Juni 1798 zu Warneton in Westflandern, wurde von seinem Vater, einem in Brüssel ansässigen Bildhauer, in den Anfängen der Zeichen- und Bossierkunst unterrichtet, wobei sich frühzeitig sein Talent für Darstellung der Tiere bekundete. Als besonders vortrefflich rühmt man seine Schafe, Esel und Rehe, deren charakteristische Eigentümlichkeiten er mit merkwürdiger Treue wiedergab. Seine Ausführung, zumal in seinen kleinern Stücken, ist höchst sorgfältig. Bisweilen verband er sich mit andern Künstlern, z. B. dem ältern De Notter, dessen Städteansichten er mit Tieren und Figuren staffierte. Ein großes Bild dieser Art, der Viehmarkt zu Gent (1821), legte vorzüglich den Grund zu seinem Rufe. Im J. 1847 ließ er sich in Brüssel nieder und starb daselbst 19. Jan. 1881.

Zu seinen namhaftern Werken gehören: die vom Gewitter überraschte Schafherde (im leipziger Museum), die von Wölfen angefallenen Pferde (1836), die Viehherde in der röm. Campagna (1845) u. s. w. Auch lieferte er eine Reihenfolge Radierungen, «Études à l'eau-forte» (Brüss. 1839, 22 Blätter), und zwei Sammlungen Originallithographien, «Études de paysages» (Brüss. 1839, 15 Stück) und «Études d'animaux» (Brüss. 1844, 13 Stück).

Verborgenrüßler (Ceutorhynchus), ein an schwer zu unterscheidenden Arten (über 200) reiches Geschlecht der Rüsselkäfer von geringer Größe stumpfeiförmiger Gestalt und mit einem zwischen die Vorderbeine einklappbaren Rüssel. Die Larven leben

in den Schoten, Stengeln und Wurzeln von Krautgewächsen und erzeugen oft gallenartige Auswüchse. So werden sie namentlich den Kultur-Cruciferen oft schädlich, wie C. sulcicollis dem Kohl, C. assimilis dem Raps. Die meisten Arten kennt man aus Europa; doch sind sie gewiß überall zahlreich.

Verbrauchspulvermagazin, s. Batteriemagazin.

Verbrauchssteuern sind Abgaben, welche von dem Verbrauch gewisser Waren erhoben werden. Als Gegenstände derselben eignen sich besonders die dem sog. Volksluxus dienenden Konsumtionsgüter, die nicht notwendige Lebensmittel sind, aber doch im ganzen in beträchtlicher Menge verbraucht werden, wie alkoholhaltige Getränke, Zucker, Tabak u. s. w. Die V. werden teils als sog. innere Steuern (Accisen, s. d.) nach verschiedenen und zwar indirekten Methoden (Besteuerung des Rohstoffes oder der Fabrikationsgeräte, Überwachung der Fabrikation, Monopolisierung des Verkaufs u. s. w.), teils durch Erhebung eines Einfuhrzolls erhoben, der als reiner Finanzzoll (s. d.) zu betrachten ist, wenn er nur das Äquivalent einer gleichartigen innern Besteuerung bildet. Auch die Gemeinden erheben vielfach V. (s. Octroi), meistens in der Form einer Eingangsabgabe. (S. Getränkesteuer, Salzsteuer, Tabaksbesteuerung, Zuckersteuer.)

Verbrechen (crimen, delictum, maleficium) nennt man jedes Verhalten, durch welches ein der Selbstbestimmung fähiger Mensch das Strafgesetz übertritt. Diesen allgemeinen Begriff haben einzelne neuere Gesetzgebungen verlassen und bezeichnen als V. nur die schwersten, oder vielmehr die mit den schwersten Strafen bedrohten Verfehlungen gegen das Strafgesetz, die mit geringern Strafen bedrohten als Vergehen (s. d.), die niedersten als Übertretung (s. d.). Dem entsprechend bezeichnet auch das Deutsche Reichsstrafgesetzbuch in §. 1 eine mit dem Tode, mit Zuchthaus oder mit Festungshaft von mehr als fünf Jahren bedrohte Handlung als ein V. Unter die V. in jenem allgemeinen Sinne fallen Handlungen wie auch Unterlassungen (Begehungs- und Unterlassungsverbrechen, delicta commissionis und omissionis). Man unterscheidet am V. als corpus delicti oder Thatbestand (s. d.): a) den äußern Vorgang, durch den verbürgte Rechte oder Zustände aufgehoben oder gefährdet werden, und b) die in die Person des Urhebers verlegten Voraussetzungen einer strafbaren Schuld. Als solche Voraussetzungen kommen in Betracht: Geltung des Strafgesetzes für den Thäter (Teilnehmer, Begünstiger), was bei dem Souverän und den Vertretern auswärtiger Souveräne im Frieden und im Kriege nicht zutrifft), Zurechnungsfähigkeit, Rechtswidrigkeit der Handlung und Bewußtsein hiervon teils in Form böser Absicht, teils der Unüberlegtheit (vorsätzliche und fahrlässige Verbrechen, delicta dolosa und culposa). Wo eins dieser, die Strafbarkeit bedingenden Momente fehlt, liegt kein V. vor. Ward der sträfliche Wille durch eine Handlung offenbart, welche nicht zum Ziele führte, so ist entweder nur eine (zumeist für straflos erachtete) Vorbereitung zu einem V. (delictum praeparatum) oder ein gelinder als die Vollendung gestrafter Versuch anzunehmen (delictum attentatum), während der bloße Vorsatz, wenn er sich in einer äußerlich wahrnehmbaren Handlung gar nicht manifestiert hat, sich aller Beurteilung entzieht (cogitationis poenam nemo patitur). Liegt dagegen ein äußerer, auf ein V. hinweisender Erfolg vor, ohne daß der Thäter denselben gewollt, so ist, dafern keine strafbare Fahrlässigkeit in Betracht kommt, nur Zufall anzunehmen, es müßte denn die Handlung, insoweit der Handelnde einen bestimmten Erfolg gewollt hat, ebenfalls schon strafbar sein. Z. B. es führt jemand einen Schlag mit der bloßen Absicht der Körperverletzung, der Verletzte stirbt aber infolge des Schlags. Hier liegt dann ein Zusammenfluß von absichtlicher Körperverletzung, für welche der Thäter verantwortlich ist, und unter Umständen von fahrlässiger Tötung vor, wofür den Thäter noch eine weitere Strafe trifft. (Die neuere Gesetzgebung, auch das Deutsche Reichsstrafgesetzbuch hat hieraus besondere V. gebildet.) Nicht jede Verletzung fremder Rechte ist schon ein V., sondern lediglich die vom Strafgesetz bedrohte (nulla poena sine lege). Alle Versuche, gewisse Formen des Unrechts als nach einem sog. Naturrechte strafbare darzustellen (delicta naturalia), entspringen teils aus zweifelhaften Strafrechtstheorien, teils aus der Annahme, daß die Gleichheit des unmittelbaren Rechtsgefühls, die eine Verpönung derselben Handlung im Gesetz der verschiedensten Zeiten und Nationen veranlaßt hat (delicta juris gentium), den allgemeinen Gedanken vorstelle.

Nach der Möglichkeit der Verübung unterscheidet man V., die von jedermann, und solche, die, wie die Amtsverbrechen, nur von Personen in besondern Verhältnissen begangen werden können (delicta communia und propria), ferner nach dem Objekt Staats- oder polit. Verbrechen und solche wider Einzelne (delicta publica und privata), wiewohl man unter dieser Bezeichnung auch in einem andern Sinne die von Amts wegen oder nur auf Antrag des Verletzten zu verfolgenden Vergehen begreift. Das strenge Einschreiten gegen V. findet darin seinen Grund, daß ein derartiges Unrecht in die gesamte Rechtsordnung eingreift. Es sind deshalb im Strafgesetze nicht bloß Verletzungen von Rechten, sondern auch gewisse gemeingefährliche Handlungen bedroht. Hierauf bezieht sich der Gegensatz zwischen Rechts- und Polizeivergehen, wiewohl man unter letztern auch bloße Ordnungswidrigkeiten und selbst minder bedeutende Rechtsvergehen begreift, die nach landesgesetzlichen Kompetenzbestimmungen der Polizei (s. d.) zur Bestrafung zugewiesen sind. Die den einzelnen V. angedrohten Strafen sollen möglichst mit den jedesmaligen moralischen Anschauungen übereinstimmen. Es kommen dabei namentlich die Wichtigkeit des zu schützenden Rechts, der Grad des bösen Willens und die Größe der Verletzung in Betracht. Diese Abstufungen bringen sich nicht bloß allgemein, sondern auch innerhalb der einzelnen Verbrechensgattungen zur Geltung, sodaß man das einfache Verbrechen (delictum simplex) dem ausgezeichneten oder qualifizierten (delictum qualificatum), welches unter erschwerenden Umständen verübt und mit höherer Strafe bedroht ist, und dem privilegierten Verbrechen (delictum privilegiatum) gegenüberstellt, welchem eine mildere Beurteilung zuteil wird. In einer Handlung können auch mehrere Gesetzesübertretungen liegen, z. B. im erzwungenen Geschlechtsgenuß bei einer nahen Angehörigen Notzucht und Blutschande, wo das schwerere V. geschärft zu strafen ist. Dieser «formellen oder ideellen Konkurrenz von V.» steht der Fall gegenüber, wo

derselbe Angeschuldigte sich wegen mehrerer, durch verschiedene Handlungen verübter und noch nicht bestrafter V. zu verantworten hat. Bei einer derartigen »materiellen Konkurrenz« soll nach §. 74 des Reichsstrafgesetzbuchs eine Gesamtstrafe erkannt werden, welche in einer Erhöhung der verwirkten schwersten Strafe besteht. In einzelnen Fällen erachtet die Gesetzgebung eine Mehrheit strafbarer Handlungen als eine Einheit, z. B. bei dem Fortgesetzten Verbrechen (s. d.).

Vgl. Hälschner, »Das gemeine deutsche Strafrecht« (Bd. 1, Bonn 1881); Brusa, »Saggio di una dottrina generale del reato« (Turin 1884).

Bei der *Beurteilung* eines jeden V. ist übrigens sorgfältig zu erwägen, ob der Angeklagte zur Zeit der That sich in Bewußtlosigkeit oder in krankhafter Störung der Geistesthätigkeit befunden habe, da erfahrungsgemäß viele strafbare Handlungen im Zustande aufgehobener Willensfreiheit verübt werden. Der Mangel der freien Willensbestimmung zur Zeit der strafbaren Handlung hebt aber nach der Gesetzgebung aller civilisierten Länder die Zurechnung auf und gilt als Strafausschließungsgrund. (S. *Zurechnung*.) Unter den Zuständen, welche die Willensfreiheit und damit die rechtliche Verantwortung für die begangene Handlung aufzuheben vermögen, sind gewisse Zustände krankhafter Bewußtlosigkeit (Schlaftrunkenheit, Schlafwandlung, sinnlose Trunkenheit, Delirien infolge von Vergiftungen, fieberhaften Krankheiten u. a.), ferner schwere Gehirn- und Nervenkrankheiten, insbesondere Epilepsie und Hysterie, Geisteskrankheiten, sowie angeborene oder erworbene psychische Schwächezustände (Idiotie) hervorzuheben; unter den letztern gibt besonders jene eigentümliche Form von Schwachsinn, welche man seit Prichard als Moral insanity (moralisches Irresein) bezeichnet, häufig Veranlassung zur Begehung der schwersten V. (S. *Moral insanity*.) Die Untersuchung derartiger zweifelhafter Seelenzustände, welche den Gerichtsärzten obliegt, ist nicht selten mit großen Schwierigkeiten verknüpft, da auf der einen Seite viele geistesgesunde Verbrecher behufs ihrer Entlastung den mehr oder minder geschickten Versuch machen, Geistesstörung zu simulieren, andererseits aber manche eines V. angeklagte Geisteskranke ihre Wahnvorstellungen mit großer Hartnäckigkeit vor dem Beobachter zu verheimlichen (dissimulieren) trachten. Im Volksmunde pflegt man einen Geistesstörung simulierenden Verbrecher als *Wilden Mann* zu bezeichnen. Vgl. Solbrig, »V. und Wahnsinn« (Münch. 1867); Liman, »Zweifelhafte Geisteszustände vor Gericht« (Berl. 1869); Maudsley, »Die Zurechnungsfähigkeit der Geisteskranken« (Lpz. 1875); von Krafft-Ebing, »Lehrbuch der gerichtlichen Psychopathologie« (2. Aufl., Stuttg. 1881).

Verbrechen (eine Fährte), s. unter Bruch (Jagdwesen).

Verbrechen der beleidigten Majestät, s. *Majestätsverbrechen*.

Verbrecherkolonien, s. *Strafkolonien*.

Verbrecherwahnsinn, s. *Moral insanity*.

Verbrennung ist die unter Entwickelung von Licht und Wärme (s. d.), jedoch nicht immer mit eigentlicher Flamme stattfindende chem. Verbindung eines Körpers mit Sauerstoff, wobei die Produkte dieser Vereinigung teils gas- und dampfförmig entweichen, teils in Form eines festen Körpers zurückbleiben. Solche Körper, die vorzüglich geeignet sind, sich dergestalt lebhaft mit Sauerstoff zu vereinigen, nennt man brennbare. Eine Anzahl davon, die sog. Brennmaterialien und Leuchtstoffe, benutzt man zur Heizung und Beleuchtung. Die elektrochem. Theorie hat den Begriff der V. auf jede lebhafte Vereinigung elektrisch entgegengesetzter Stoffe zu erweitern gesucht; wirkliche V. mit Licht und Wärme findet allerdings auch in andern, dem Sauerstoff ähnlichen Gasarten und Dämpfen, z. B. Chlorgas, Schwefeldämpfen, Bromdämpfen u. s. w. statt. Im gewöhnlichen Leben versteht man unter V. jede Zerstörung eines Körpers durch hohe Temperatur, wenn auch im chem. Sinne keine eigentliche Verbrennung eingetreten ist. Die bei der V. frei werdende Menge von Wärme ist für jeden Körper eine konstante Größe, deren Ermittelung Aufgabe der Thermochemie oder Calorimetrie ist. Diese Größe ist verschieden für jeden Körper, sie ist abhängig von seiner Zusammensetzung und von der Lagerung der Atome im Molekül. Die Verbrennungswärme der meisten organischen Verbindungen ist geringer als die der Elemente, aus welchen sie gebildet sind, bei einigen wenigen, z. B. dem Schwefelkohlenstoff, dem Benzol, ist das Umgekehrte der Fall. Die Kenntnis der Verbrennungswärme ist von großer wissenschaftlicher und technischer Bedeutung, so z. B. zu der Beurteilung des Wertes verschiedener Brennmaterialien. In physiologischer Beziehung hat man ermittelt, daß solche Nährstoffe, welche sich gegenseitig vertreten können, wie Fett, Stärkemehl, Zucker, sich in ihrem Werte ihren Verbrennungswärmen proportional verhalten.

Verbrennung (combustio), in der Medizin die krankhafte Veränderung, welche ein Körperteil durch den Einfluß hoher Temperaturen erfährt. Je nach der Intensität und Dauer der einwirkenden Hitze unterscheidet man verschiedene Grade der V. Bei dem *ersten Grade* ist die Haut nur stark gerötet, sehr schmerzhaft und leicht geschwollen; bei dem *zweiten Grade* bilden sich auf der entzündeten Haut mehr oder minder zahlreiche mit wässeriger gelblicher Flüssigkeit erfüllte Blasen (*Brandblasen*), welche entweder eintrocknen oder sich ablösen und die entblößte geschwürige Haut zum Vorschein treten lassen; bei dem *dritten Grade* der V. endlich erscheint die verbrannte Körperstelle gänzlich zerstört und in einen schwärzlichen harten *Brandschorf* verwandelt. Sehr umfangreiche V. sind in der Regel lebensgefährlich; ist mehr als die Hälfte der Körperoberfläche verbrannt, so erfolgt fast immer binnen wenigen Stunden der Tod, entweder infolge des Aufhörens der Hautrespiration oder der Überhitzung des Blutes und dadurch bedingter Herzlähmung, oder infolge der übermäßigen Erschütterung des Nervensystems. Über die Behandlung Verbrannter s. *Brandwunden*. Über *Selbstverbrennung* s. d.

Verbringung, soviel wie Deportation.

Verbum (lat.), auch *Zeitwort*, nennt man in der Grammatik jedes Wort, welches eine Abwandlung (beim V. Konjugation genannt) durch die verschiedenen Personen (ich, du, er, wir u. s. w.) hat, während das Nomen (Substantiv, Adjektiv) und Pronomen nur Casus hat (dekliniert wird). Die Abwandlung des V. geschah ursprünglich dadurch, daß am Ende des Verbalstammes das betreffende Pronomen angefügt wurde, so ist z. B. im deutschen »ist« das t das Pronomen der dritten Person des Singulars, bedeutet also »er«, in »sind« für richtigeres »sint« ist »nt« das Zeichen der dritten

Person des Plurals. Diese Endungen haben sich im Laufe der Zeit meistens abgeschwächt und sind nur durch Vergleichung verwandter Sprachen oder älterer Stufen derselben Sprache zu rekonstruieren; z. B. «sie loben» heißt mittelhochdeutsch noch «lobent» und ist dem «sind» in der Endung gleich. Außer dieser Abwandlung vermag das V. durch bestimmte Veränderungen, namentlich des Stammes, noch zu unterscheiden: die Zeit oder das Tempus (s. d.), den Modus (s. d.) und die sog. genera verbi (Arten), Activum, Medium, Passivum. Auf die Bedeutung geht die Unterscheidung der Verba in transitiva und intransitiva (neutra). Erstere erfordern im Satze ein Objekt, auf welches die im V. ausgedrückte Thätigkeit gerichtet ist, z. B. «die Pflanze treibt Blüten»; letztere geben ohne solches einen abgeschlossenen Sinn, z. B. «die Pflanze blüht». Von der Form ist diese Einteilung unabhängig, und es gibt z. B. im Griechischen und Lateinischen transitive Verba, die passive oder mediale Form haben (verba deponentia). Die Bildung der Verba geschieht entweder unmittelbar aus der Wurzel (verba primitiva) oder aus einem bereits aus der Wurzel gebildeten, sei es Verbal-, sei es Nominalstamm (verba derivata, wie z. B. «lachen», «lächeln», «heilig», «heiligen»); die von Nominalstämmen abgeleiteten Verba pflegt man denominativa, die von Verbalstämmen herkommenden deverbativa zu nennen. Die abgeleiteten V. drücken sehr mannigfaltige Bedeutungsnuancen des ursprünglichen Begriffs aus, z. B. das Verursachen einer Handlung (verba causativa), die Wiederholung (verba iterativa), Verstärkung (verba intensiva), Anfang oder Werden einer Handlung (verba inchoativa), Verlangen nach der betreffenden Handlung (verba desiderativa), Verkleinerung (verba deminutiva). Alle Ableitungen vom V., welche dekliniert werden können, z. B. Participium (s. d.) und Infinitiv (s. d.), gehören nicht zur Konjugation desselben. Man pflegt sie nur der Bequemlichkeit wegen neben diese zu stellen und unterscheidet von ihnen die eigentlichen Konjugationsformen als verbum finitum. Die Grammatik, namentlich die ältere, hat noch eine Anzahl von Kunstausdrücken für Eigentümlichkeiten der Form und Bedeutung von Verben, so z. B. anomale oder unregelmäßige Verba für Abweichungen von einer als regelmäßig vorausgesetzten Konjugationsweise; verbum defectivum für ein V., welches nicht alle Formen bildet; verbum impersonale, welches kein bestimmtes Subjekt hat, z. B. «es regnet», verbum auxiliare oder Hilfsverbum, das zur Umschreibung gewisser Tempora dient, z. B. im Deutschen haben, sein, werden; verbum substantivum als Bezeichnung des V. «sein» als des allgemeinsten verbalen Ausdrucks.

Verbürgen, s. Bürgschaft.

Vercelli, Stadt und Hauptort eines Bezirks in der ital. Provinz Novara, liegt rechts an der Sesia in sumpfiger, sehr ungesunder Ebene, ist Sitz eines Erzbischofs, Station der Eisenbahnen Mailand-Turin, V.-Mortara-Broni und V.-Valenza, mit Aranco, Trino und Fara durch Tramways verbunden, hat einen großen Marktplatz mit der 1864 errichteten Statue Cavours, 14 Kirchen, darunter die prachtvolle, moderne Kathedrale, deren Bibliothek alte sehr kostbare Handschriften enthält, ein Schloß, zwei Hospitäler, das eine mit Museum und botan. Garten, ein Lyceum, ein Gymnasium, eine technische Schule, ein erzbischöfl. Seminar, ein Waisenhaus und ein Theater. Die großartige, 1219 gegründete Kirche Sant'-Andrea hat eine Kuppel und zwei Westtürme; mehrere Kirchen, sowie die Galleria dell' Istituto di Belle Arti besitzen Fresken und Gemälde von Gaudenzio Ferrari. V. zählt (Ende 1881) 21431 (Gemeinde 29244) E., welche Reis-, Hanf- und Flachsbau, außerdem Seidenzucht, Seidenspinnerei und Handel treiben.

Vercellae war im Altertum Hauptstadt der Libici im Transpadanischen Gallien, später befestigtes Municipium der Römer. Im Südosten liegen die Raudischen Felder (Campi Raudii), auf welchen Hannibal seine erste Schlacht auf ital. Boden und 101 v. Chr. Marius die Cimbern schlug. Im 12. und 13. Jahrh. war V. selbständiger Freistaat, kam in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. an die Visconti, hierauf an Montferrat und 1427 an Savoyen. Die 1228 daselbst gestiftete Universität ging wieder ein. Am 10. Okt. 1495 wurde zu V. ein Friedensvertrag zwischen Karl VIII. und Lodovico Moro von Mailand geschlossen, in welchem sich der Herzog von der venetian. Liga lossagte und aufs neue in die franz. Bundesgenossenschaft eintrat, dafür die Festung Novara zurückerhielt und Genua unter Frankreichs Lehnshoheit mit seinem Herzogtum wieder vereinigte. Die Stadt ward 1638 von den Spaniern erobert, im Pyrenäischen Frieden aber 1659 wieder an Savoyen zurückgegeben. Am 20. Juni 1704 ergab sie sich an die Franzosen, welche die Festungswerke schleiften, 26. Juli 1717 an die Spanier, die sie aber in demselben Jahre infolge des Friedens wieder räumten.

Vercellone (Carlo), gelehrter röm. Theolog, geb. 14. Jan. 1814 zu Sordevolo in der Diöcese Biella in Piemont, trat 1829 zu Turin in die Kongregation der Barnabiten ein. Die Kongregation ließ ihn erst zu Turin Philosophie, dann zu Rom Theologie studieren, worauf ihm die Leitung der theol. Studien im Barnabitenkollegium zu Rom übertragen ward. Sein Hauptwerk sind die «Variae lectiones vulgatae latinae editionis Bibliorum» (2 Bde., Rom 1860—64). Von Bedeutung sind auch seine «Dissertazioni academiche di vario argumento» (Rom 1864). Im Auftrage der Kurie besorgte V. auch eine neue offizielle Ausgabe der Vulgata Alten und Neuen Testaments (Rom 1861). Im J. 1856 übertrug ihm der Papst Pius IX. die Herausgabe der von A. Mai bearbeiteten «Biblia e codice Vaticano» (5 Bde., Rom 1857). V. starb 19. Jan. 1869 zu Rom.

Vercingetorix ist der Name des tapfern Arverners, der als Oberanführer seiner und der mit den Arvernern verbündeten zahlreichen andern gallischen Völkerschaften die für die Römer unter Cäsar gefährlichste Erhebung leitete. Nach großen Erfolgen über Cäsar entschloß sich V., Alesia zum Hauptplatz und Mittelpunkt seiner Operationen zu machen, ward aber dort von Cäsar eingeschlossen, und übergab sich nach hartem Widerstand und nachdem ein großes von den Galliern zusammengebrachtes Entsatzheer in schwerem Kampfe besiegt war. Sechs Jahre später ward er von Cäsar 46 v. Chr. im Triumph aufgeführt und auf Befehl desselben enthauptet. Napoleon III. ließ dem V. bei Alise de Ste.-Reine eine 6,5 m hohe Bronzestatue errichten. (S. u. Alesia.) Vgl. Mounier, «V. et l'indépendance gauloise» (2. Aufl., Par. 1875).

Verdacht heißt die auf Beweisgründen oder Anzeichen (Indicien) beruhende Wahrscheinlichkeit,

daß jemand ein Verbrechen begangen habe, die der Gewißheit oder dem direkten Beweise der That entgegengesetzt wird. Der V. ist ein entfernter, wenn ihn nur einzelne Gründe erzeugen, die zu der That in bloß mittelbare Beziehung gebracht werden können, z. B. die besonders günstige Gelegenheit zur Begehung des Verbrechens. Naher V. liegt vor, wenn der Grund desselben unmittelbar auf die That hinweist, z. B. wenn sich jemand im Besitze einer gestohlenen Sache befindet. Dringender wird der V., je mehr Gründe desselben übereinstimmend zusammentreffen. Die Verdachtsgründe sind teils vorausgehende, wie Handlungen und Äußerungen vor der That, z. B. Drohungen und Vorbereitungen, Feindschaft, ein Verhältnis, welches Beweggründe zur That enthält, frühere Verbrechen gleicher Art; teils begleitende, welche mit der That selbst in Verbindung stehen, z. B. Anwesenheit am Orte derselben, empfangene Wunden, blutige Kleider und Gewehre, Zurücklassen eigener und Besitz solcher Sachen, welche von dem herrühren, an welchem das Verbrechen verübt worden ist; teils endlich nachfolgende, wie Handlungen, welche auf ein Bewußtsein eines begangenen Verbrechens hinweisen, z. B. Reden davon, Flucht, Bemühen, die Spuren des Verbrechens zu vertilgen, Verteidigung gegen einen noch nicht ausgesprochenen Verdacht u. s. w. Wenn das Vorhandensein eines nahen V. nach dem Urteile unabhängiger Spruchkollegien aus den Akten hervorging und der Angeschuldigte dennoch im Leugnen beharrte, so sollte nach der Peinlichen Gerichtsordnung Karls V. von 1532 zur Marter (s. Tortur) verschritten werden, um in einem Geständnisse den vollen, direkten Beweis der Schuld zu erlangen. Hieraus entwickelte sich die Ansicht, daß auf bloße Indizien (s. d.) kein Straferkenntnis zu bauen sei, wenn auch deren Zahl und Zusammenhang die Möglichkeit der Schuldlosigkeit ausschlösse. Erst die neuern Gesetzgebungen haben den künstlichen, Anzeichen- oder Indizienbeweis (s. unter Beweis) in sein volles Recht eingesetzt. Vgl. Glaser, «Beiträge zur Lehre vom Beweis im Strafprozeß» (Lpz. 1883).

Verdammnis (damnatio) bezeichnet in der dogmatischen Sprache den Zustand der durch Gottes Strafgericht von der Seligkeit nach dem Tode ewig ausgeschlossenen Gottlosen, der als ein Zustand nicht bloß geistiger, sondern auch leiblicher Qual in der Hölle (s. d.) geschildert wird. Der V. soll ein förmlicher Gerichtsakt Gottes beim Weltende (Weltgericht) vorhergehen, zu welchem Ende man gewöhnlich eine Auferstehung nicht bloß der Frommen, sondern auch der Gottlosen annahm.

Verdampfen, s. Verdunstung.

Verdauung (digestio), in der Physiologie derjenige Prozeß, durch welchen die genossenen Nahrungsmittel zur Aufnahme in die Säftemasse des Körpers geschickt gemacht werden. Viele und darunter die wichtigsten Nahrungsmittel werden in fester Form genossen, in welcher sie nicht in die Ernährungsflüssigkeiten des Körpers (Blut, Chylus) übergehen können, sondern verdaut werden müssen. Die V. beruht im wesentlichen auf der Verflüssigung und chem. Umwandlung der Nahrungsmittel, die mit der mechan. Verkleinerung derselben in der Mundhöhle beginnt und durch die verschiedenartigen Verdauungsflüssigkeiten: den Mundspeichel, den Magensaft, Darmspeichel Darmsaft und die Galle bewirkt wird. Die bei der V. beteiligten Organe werden als Verdauungsorgane, ihre Gesamtheit als Verdauungsapparat bezeichnet. Der Mundspeichel, welcher sich den Speisen bereits beim Kauen derselben beimischt, durchfeuchtet den Bissen, macht ihn schlüpfrig, bewirkt aber auch zugleich die Umwandlung des Stärkemehls in Dextrin und weiterhin in Zucker. Im Magen (s. d.) setzt sich die Wirkung des Speichels auf das Stärkemehl noch fort. Der Magensaft ist eine stark saure Flüssigkeit, welche, wie die andern Verdauungsflüssigkeiten, eine eigentümliche fermentartige Substanz (das Pepsin) enthält, durch deren Einwirkung, bei Gegenwart von Säure, die Eiweißkörper, Leimsubstanzen und leimgebenden Gewebe in flüssige Substanzen (Peptone) verwandelt werden. Auf die Fette, die dritte Klasse der Nahrungsbestandteile, übt weder der Speichel noch der Magensaft eine Veränderung aus. Aus dem Magen gelangt dann der Speisebrei (Chymus) in den Darmkanal und kommt hier zunächst mit dem Bauchspeichel und der Galle, sowie mit dem Darmsaft in Berührung, durch welche alle in ihm enthaltene freie Säure abgestumpft wird. Der Bauchspeichel teilt mit dem Darmsaft die Eigenschaft, Eiweißkörper in Peptone, Stärkemehl in Zucker überzuführen und die Fette in feine Verteilung zu bringen (zu emulgieren), zeichnet sich aber vor allen andern Verdauungssäften noch dadurch aus, daß er die neutralen Fette in ihre nächsten Bestandteile, in Fettsäure und Glyzerin, zerlegt. Wäre dies nicht der Fall, so würde die Aufsaugung der Fette durch die wässerig-feuchte Darmschleimhaut viel schwieriger. Die Fettsäuren aber, welche sich im Darm mit den vorhandenen Alkalien verbinden, bilden so in Wasser lösliche Seifen und gelangen dadurch leichter in das Blut und den Chylus. Unterstützt wird die Aufsaugung der Fette durch die Galle, weil diese wässerig-feuchte Häute für Fette benetzbar macht. Die nicht verdauten und nicht aufgesaugten Speisereste gelangen weiter in den Dickdarm, woselbst sie festere Form annehmen, um endlich in geformter Gestalt durch den After den Körper zu verlassen.

Der Dünndarm hat aber noch eine weitere wichtige Bedeutung für die V. als die, die Stätte für die Auflösung der Nahrungsmittel abzugeben. Namentlich in seinem obern Abschnitt ist seine Schleimhaut in viele Falten ausgestülpt, die alle mit fast mikroskopisch kleinen zapfenförmigen Anhängen (Zotten) besetzt sind. Dadurch gewinnt der enge Dünndarm eine viel größere Oberfläche, als er sonst haben würde, und diese Oberfläche ist allseitig mit verdauter Substanz umspült. Die blutreichen Zotten nehmen nun die verdaute (löslich gewordene) Substanz in sich auf, wobei sie durch eine besondere mechan. Vorrichtung unterstützt werden, daß sie die Flüssigkeit, ähnlich wie eine Spritze, in sich saugen. Jede einzelne Zotte enthält den Anfang eines Chylusgefäßes, und diese Wurzeln setzen sich weiterhin in der Darmschleimhaut zu Stämmchen, diese endlich zu Stämmen zusammen, welche durch die Bauch- und Brusthöhle, von vielen Lymphdrüsen unterbrochen, ihren Verlauf nehmen, um zunächst ihren Inhalt in der Nähe des Herzens in das Blut zu ergießen. (S. Chylus.) Die Blutgefäße der Darmschleimhaut aber sammeln sich in der Pfortader, welche ihr Blut der Leber zuführt, wo also zunächst eine weitere Verarbeitung der verdauten Nahrung statthat. Nicht zu jeder Zeit sind übri-

gens die Verdauungsorgane im Stande, zu verdauen. Der Bauchspeichel wird es erst, nachdem der Magen schon eine lange Zeit in Thätigkeit war; der Magen sondert erst Verdauungsflüssigkeit ab, wenn Speise in ihn gelangt; die Leber endlich liefert erst Galle, wenn ihr bereits verdaute Substanz zugeführt wurde. Es ist zugleich begreiflich, daß die kranken Organe ihre Thätigkeit einschränken müssen. Der Magen übt z. B. seine volle Thätigkeit nicht bei Magenkatarrh, und bei Darmkatarrh ist sowohl die V. als die Aufsaugung gestört. Auch vermögen die Verdauungsorgane nicht jedwede Substanz aufzulösen. So verdaut der Mensch die Holzfaser (Cellulose) nicht, während dieselbe von pflanzenfressenden Tieren, insbesondere von den Wiederkäuern, sehr gut verdaut wird. Grüne Gemüse, Salat u. dgl. sind also für den Menschen keine wirklichen Nahrungsmittel, wiewohl sie durch Füllen des Magens das Gefühl der Sättigung hervorbringen und die eigentlich verdaulichen Substanzen in lockerer Form erhalten. Weichgekochte Nahrungsmittel verdauen sich leichter als harte, gequollenes Stärkemehl leichter als rohes. (S. Ernährung, Nahrungsmittel, Stoffwechsel.)

Verdauungsbeschwerde, s. Indigestion.

Verdauungsfieber, leichte Fiebererscheinungen, welche bei Rekonvalescenten und geschwächten Personen nach reichlichen Mahlzeiten während der Verdauung auftreten.

Verdauungsschwäche, s. Dyspepsie.

Verde antico (ital., d. h. altes Grün), Bezeichnung für grüne, im Altertum zu Ornamenten benutzte Gesteine. Dazu gehört vor allem der schöne Porfido verde antico (grüner antiker Porphyr, von Plinius in seiner «Historia naturalis», XXXVI, 11, Marmor lacedaemonium viride genannt), ein aus den Steinbrüchen zwischen den jetzigen Orten Lebetsova und Marathonisi im südl. Peloponnes gewonnener Diabasporphyrit mit einer olivengrünen Grundmasse, in welcher grünlichweiße Feldspate (Labradorite) und dunkelgrüne kleine Augite liegen. Andererseits werden auch mit diesem Namen Serpentine mit Schnüren, Adern und Knauern von weißem Kalkstein bezeichnet.

Verdeck, s. Deck.

Verdeckte Batterien sind durch ihre Lage hinter Erhebungen oder in Einsenkungen des Bodens, oder rückwärts von verdeckenden Gegenständen (Baumgruppen, Häuser) dem Blick des Gegners entzogen. Diesem ist daher die Beobachtung seiner Wirkung und damit das Einschießen erschwert oder ganz unmöglich gemacht. Für die verdeckten Batterien selber ist mangels unmittelbarer Einsicht des vorliegenden Gebäudes die Beobachtung der eigenen Wirkung umständlich gemacht und die freie Beherrschung des Vorfeldes ausgeschlossen, sodaß sie nur da am Platze sind, wo es sich um Beschießung feststehender und weit entfernter Ziele handelt. Die verdeckten Batterien gehören dem Festungskriege an; analoge Aufstellungen werden in neuerer Zeit auch häufig von Feldbatterien genommen.

Verde di Corsica (ital., d. h. corsisches Grün), Bezeichnung für ein schönfarbiges, zu Ornamenten verwandtes Gestein, das eine Varietät des Gabbro darstellt, zusammengesetzt aus graulichweißem oder bläulichweißem Saussurit (einem Umwandlungsprodukt des triklinen Feldspats) und grasgrünem Smaragdit (einer Abart der Hornblende, welche ebenso aus dem Diallag hervorgegangen ist). Das Gestein findet sich anstehend oder in Blöcken in Corsica um Alauzano und Orezza, in den Bergen von San-Pietro di Rostino, welche zwischen Corte und der Ostküste eine hohe Kette bilden, um Rutali, an den Ufern des Fiumalto und andern Orten. Zuerst wurde es 1604 zur Zeit Ferdinands von Medici zum Schmuck der laurentinischen Kapelle in Florenz benutzt; im Altertum scheint es keine Verwendung gefunden zu haben.

Verden, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Stade, an der schiffbaren Aller, 5 km von deren Mündung in die Weser, Station der Linie Wunstorf-Bremerhaven der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Landgerichts, eines Amtsgerichts und einer Handelskammer, hat eine schöne got., seit 1829 restaurierte Domkirche, ein Gymnasium und ein Lehrerseminar, Brauereien und Brennereien, Dampfmühlen, eine Maschinen-, eine Stearinlicht- und Seifenfabrik und mehrere Cigarren- und Tabaksfabriken und zählt (1885) 8586 meist luth. E. V. war früher ein Bistum, das wahrscheinlich Karl d. Gr. stiftete. Die Reformation wurde von Bischof Christoph von Braunschweig (1502—58 heftig bekämpft, von Bischof Georg von Braunschweig (1558—66) geduldet, von Eberhard von Holle (1566—86) durchgeführt. Der Westfälische Friede säkularisierte das Bistum und überließ es als deutsches Reichslehn der Krone Schweden unter dem Titel eines Herzogtums. Von Schweden kam es 1719 an Hannover. Seit 1807 in franz. Gewalt, ward es 1810 zum neuerrichteten Königreich Westfalen geschlagen, aber Ende desselben Jahres mit Frankreich vereinigt, und kam 1814 wieder an Hannover, 1866 an Preußen. Vgl. Pfannkuche, «Ältere Geschichte des vormaligen Bistums V.» (Verden 1830); derselbe, «Neuere Geschichte des vormaligen Bistums V.» (Verden 1834); von Hodenberg, «Verdener Geschichtsquellen» (2 Bde., Celle 1856—57); Ortenberg, «Aus Verdens Vergangenheit» (Stade 1876). — Der Kreis Verden zählt (1885) 25247 E.

Verdi (Giuseppe), der bedeutendste und einflußreichste ital. Komponist der Gegenwart, geb. 9. Okt. 1813 zu Busseto, einem Flecken im Parmensischen, als der Sohn wenig bemittelter Eltern, erhielt den ersten musikalischen Unterricht von einem Organisten Namens Provesi und ging im Alter von 19 J., von einem begüterten Kunstfreunde unterstützt, zu seiner weitern Ausbildung nach Mailand. Hier arbeitete er, da ihm die Aufnahme ins Konservatorium verweigert worden, einige Jahre unter der Leitung des Kapellmeisters Lavigna, kehrte dann nach seinem Geburtsorte zurück und brachte 1839 seine erste Oper, «Oberto, conte di San-Bonifazio», mit Erfolg in Mailand auf die Bühne. Kein Glück machte er mit seiner zweiten Oper, «Un giorno di regno, ossia il finto Stanislao», welche 1840 ebenfalls auf der Scala in Mailand in Scene ging. Dagegen wurde 1842 (wieder in Mailand) die Oper «Nabuccodonosor» mit Beifall aufgenommen und begründete seinen Ruf. In den J. 1843 und 1844 komponierte er die Opern «I Lombardi alla prima crociata» (für Mailand), «Ernani» (für Venedig) und «I due Foscari» (für Rom), von denen namentlich die beiden erstern großes Glück machten. Sodann folgte eine ganze Reihe von Opern, von denen jedoch nur eine, «Luisa Miller» (1849 für Neapel), namhaftern Erfolg hatte. Im J. 1847 lieferte er für die

Große Oper in Paris eine Bearbeitung seiner «Lombardi», die den Titel «Jerusalem» führte. Zu eigentlicher Popularität, auch außerhalb Italiens, gelangte V. durch die Opern «Rigoletto» (Vened. 1851), «Il trovatore» (Rom 1852) und «La traviata» (Vened. 1863), namentlich durch die beiden erstern. Seine für die Große Oper in Paris komponierten «Vêpres siciliennes» wurden 1855 ziemlich kühl aufgenommen, und auch andere Stücke hatten wenig Erfolg. Dagegen gefiel wieder mehr «Un ballo in maschera» (Rom 1859). Für die ital. Oper in Petersburg schrieb V. «La forza del destino» und brachte dieses Werk 1863 persönlich in Petersburg in Scene, ohne damit Erfolg zu erzielen. Ende 1866 wurde seine Oper «Don Carlos» zuerst in der Großen Oper zu Paris mit zweifelhaftem Erfolg gegeben. Einen vollkommenen Erfolg erzielte er aber wieder mit der für den Vizekönig von Ägypten geschriebenen Oper «Aïda» (1871), die zum Teil in Wagners Bahn einlenkt und eine ähnliche Wandlung des Stils bekundet, wie die Oper «Tell» bei Rossini. Ausgezeichnet ist ferner ein Requiem, welches dem Andenken Manzonis gewidmet ist. Dasselbe verbreitete sich schnell und erregte überall Bewunderung durch die meisterhafte Art, mit welcher Chor- und Orchestermassen zu unerwarteten Effekten vereinigt sind. In der Melodie und in der Behandlung des Gesangs ist V. ein Meister, woraus sich seine große Popularität erklärt. Seit 1872 ist V. auch Senator des Königreichs Italien; er lebt gewöhnlich in Genua.

Verdichtung nennt man die Verringerung des Volumens der Körper ohne Massenveränderung, die, wenn sie auf mechan. Wege durch den Druck äußerer Kräfte bewirkt wird, den Namen Kompression führt. V. durch Kälte heißt gewöhnlich Zusammenziehung oder Kontraktion, insbesondere aber Kondensation (s. d.), wenn Gase oder Dämpfe durch Zusammendrückung, oder durch Entziehung der Wärme, oder durch beide in den Zustand tropfbarer Flüssigkeiten zurückgeführt werden. Durch Druck allein, ohne gleichzeitige Abkühlung, lassen sich die Dämpfe und Gase bei gewissen Temperaturen nicht zur tropfbaren Flüssigkeit kondensieren. So z. B. läßt sich die Kohlensäure oberhalb +31° C. durch Kompression allein nicht kondensieren, sondern es muß auch die Abkühlung mithelfen. Oberhalb + 31° C. verhält sich also die Kohlensäure wie die ehemals als permanent angenommenen Gase. Die Temperatur, oberhalb welcher Dämpfe und Gase, durch bloße Zusammenpressung, d. i. ohne Abkühlung sich nicht kondensieren lassen, nennt man nach Andrews (1869) kritische Temperatur oder kritischen Punkt. Dieser liegt am Thermometer um so tiefer, je schwieriger sich der gasförmige Körper kondensieren läßt, und umgekehrt.

Verdienstkreuz (geistliches), s. Geistliches Verdienstkreuz.

Verdienstorden, der Name zahlreicher Orden: anhaltischer, für Wissenschaft und Kunst, gestiftet 19. Sept. 1875 von Herzog Friedrich, dem Hausorden Albrecht des Bären (s. Albrechtsorden) affiliiert. Die Dekoration ist ein längliches von der Krone bedecktes Medaillon mit einem in 24 Strahlen auslaufenden Rand; im Avers die Chiffre F. mit der Umschrift «Herzog von Anhalt», im Revers zwischen zwei Lorbeerkränzen die Inschrift «Für Wissenschaft und Kunst», das Band ist grün mit zwei breiten ponceauroten Streifen; badischer: s. Karl-Friedrich-Verdienstorden; bayrische: s. Kronenorden 1, Michaelsorden, Militärverdienstorden; hessischer: s. Philippsorden; oldenburgischer: s. Oldenburgischer Haus- und Verdienstorden; niederländischer: s. Löwenorden 4; preußischer: s. Mérite (Orden pour le). Königlich sächsischer Verdienstorden, gestiftet als Civilverdienstorden von König Friedrich August I. 7. Juni 1815, bei seiner Rückkehr nach Sachsen, anfangs aus drei Klassen (Großkreuze, Komture und Ritter), jetzt aus fünf Graden (Großkreuzen, Komturen erster und zweiter Klasse, Rittern erster und zweiter Klasse bestehend). Die Dekoration ist ein goldenes, weiß emailliertes achteckiges Kreuz, auf dessen Mittelschild sich auf der Vorderseite das sächs. Wappen mit der Umschrift «Friedrich August, König von Sachsen, 7. Juni 1815», auf der Rückseite ein Eichenkranz mit der von demselben umschlungenen Inschrift «Für Verdienst und Treue» (bei Ausländern «Dem Verdienste») befindet. Das Band ist weiß gewässert mit zwei grasgrünen Streifen. (S. Tafel: Orden, Fig. 21, Bd. XII, S. 464.) Im J. 1866 wurde auch eine Kriegsdekoration (zwei gekreuzte Schwerter) zu dem Orden eingeführt. Württembergischer Militärverdienstorden, gestiftet als Militär-Karlsorden von Herzog Karl Eugen 11. Febr. 1759, erneuert 1799 vom damaligen Herzog, nachmaligen König Friedrich I., 1818 vom König Wilhelm mit neuen Statuten versehen. Der Orden hat vier Klassen (Großkreuze, Kommandeure erster und zweiter Klasse und Ritter). Die Dekoration ist ein weiß emailliertes Kreuz, auf dessen vier Flügeln sich die Devise «Furchtlos und treu» (bis 1818 «Bene merentibus») und im weißen, blau eingefaßten Mittelschild *K*, mit der Königskrone bedeckt, befindet, auf der Rückseite ein goldenes W, ebenfalls mit der Königskrone bedeckt. Das Band ist gelb mit schwarzer Einfassung. Ferner gibt es in England einen V. für die Kolonien, der Indische Verdienstorden, in Portugal den Militärverdienstorden des heil. Jakob vom Schwert (s. d.) und den vom Turm und Schwert (s. Turm- und Schwertorden).

Verdikt (vom lat. veredictum, d. h. Wahrspruch) wird beim Schwurgericht (s. d.) der Ausspruch der Geschworenen genannt.

Verdingung, s. Admodiation.

Verdränger, bei Calorischen Maschinen (s. d.) der innere Kolben, welcher die Luft bald in den Heizraum, bald in den gekühlten Teil der Maschine drängt.

Verdunsten, s. Abdampfen.

Verdunstung wird derjenige physik. Prozeß genannt, welcher sich zeigt, wenn Flüssigkeiten schon bei den gewöhnlichen Temperaturen an ihrer Oberfläche in den gasförmigen Zustand übergehen, d. h. wenn sie verdunsten. Viele Flüssigkeiten verdunsten bei jeder Temperatur, ja selbst dann noch, wenn sie den festen Zustand angenommen haben, wie z. B. Wasser, welches noch als Schnee und Eis verdunstet. Auch viele andere feste Körper, wie z. B. Kampfer und Jod, verdunsten; man nennt solche Körper flüchtig. Für manche Flüssigkeiten hat man die Temperaturgrenze gefunden, unterhalb welcher sie nicht mehr verdunsten; so liegt die Verdunstungsgrenze des Quecksilbers bei —6° C., die der Schwefelsäure bei der gewöhnlichen Lufttempe-

ratur. Temperaturerhöhung vermehrt die Flüchtigkeit einer Flüssigkeit. Die V., welche hierbei an der Oberfläche der Flüssigkeit vor sich geht, beginnt bei einem bestimmten Wärmegrade auch im Innern, und man sagt alsdann, die Flüssigkeit siedet. Die Temperatur, bei welcher dies stattfindet, ist abhängig von der Natur der Flüssigkeit und von dem auf ihr lastenden Drucke. (S. Siedepunkt.) Im wissenschaftlichen Sinne sind Dampf und Dunst (ebenso verdampfen und verdunsten) gleichbedeutend; im gewöhnlichen Sprachgebrauch erscheint jedoch für höher gespannte Dünste der Ausdruck Dämpfe; man sagt z. B. Dampfmaschine und nicht Dunstmaschine u. dgl. m. (S. Wärme.)

Verdunstungsmesser, soviel wie Atmometer.

Verdunstungswärme heißt die latente Wärmemenge, welche zum Verdunsten der Flüssigkeiten verbraucht wird. (Vgl. Wärme.)

Verdun-sur-Meuse (deutsch Virten), Hauptstadt eines Arrondissements des franz. Maas-Departements, Festung erster Klasse, Sitz eines Suffraganbischofs der Erzdiöcese Besançon, des Stabes einer militärischen Subdivision, liegt an der in fünf Arme geteilten Maas, in 314 m Höhe, ist Station der Linien Reims-Batilly und Lerouville-Sedan der Ostbahn, gut gebaut, hat aber steile, schlecht gepflasterte Straßen. Die Stadt hat eine starke, getrennt liegende Citadelle, eine Kathedrale aus dem 11. und 12. Jahrh. mit einem Kreuzgang aus dem 15. Jahrh., einen modernen bischöfl. Palast mit prächtigem Garten, alles auf dem linken Ufer der Maas, schöne Promenaden, ein Priesterseminar, eine öffentliche Bibliothek, ein Theater, eine Ackerbau- und eine philomathische Gesellschaft mit Naturalien- und Münzkabinett. Die Kasernen der Citadelle sind Reste einer Abtei aus dem 13. und 14. Jahrh. Auf dem rechten Ufer befinden sich die Porte Chaussée, ein Thor mit zwei crenelierten Türmen (jetzt Gefängnis) und auf der Place Ste.-Croix die Statue des hier geborenen Generals Chevert (1855). Sie zählt (1881) 12118 (Gemeinde 16053) E., welche viele Getreide- und Ölmühlen, Loh- und Sämischgerbereien und Gießereien unterhalten, Feilen, Leinwand, Posamentier- und Tabletteriewaren und Konfitüren fabrizieren, große Mengen von Zuckerwerk und Liqueuren nach Paris und dem Auslande liefern, außerdem Handel mit Wein, Branntwein, Öl, Getreide u. s. w. treiben. In der Nähe sind bedeutende Marmorbrüche.

V., im Altertum Virodunum im Gebiete der Mediomatrici, mittellateinisch Viridunum und Virdunum, hat durch den Vertrag zu Verdun-sur-Meuse, welcher hier zu Anfang des August 843 zwischen Kaiser Lothar I. und seinen Brüdern, Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen, über die Teilung des Fränkischen Reichs geschlossen wurde, Berühmtheit erlangt. (S. Deutschland und Deutsches Reich.) V. selbst kam damals an Lothringen, 870 an Frankreich und 925 an das Deutsche Reich. Das Land V. oder Verdunois (Pagus Virdunensis), früher den Herzögen von Lothringen gehörig, die es durch eigene Grafen regieren ließen, wurde von Balduin, dem Bruder Gottfrieds von Bouillon, den Bischöfen von V. käuflich überlassen, die mit der Stadt V., welche frühzeitig die deutsche Reichsfreiheit erlangte, unablässige Fehden zu führen hatten, bei denen die Bürger zuletzt Frankreich zu Hilfe riefen. Durch den Krieg König Heinrichs II. mit Kaiser Karl V. kam die Stadt 1552 an Frankreich, wurde aber nebst ihrem Gebiete erst im Westfälischen Frieden zugleich mit den beiden andern deutschen Bistümern Metz und Toul förmlich abgetreten. Vauban befestigte die Stadt stärker. Am 2. Sept. 1792 öffnete die royalistische Partei den Preußen die Stadt, welche sie jedoch schon 14. Okt. wieder räumten. Im Deutsch-Französischen Kriege von 1870 und 1871 wurde V. seit 25. Sept. 1870 cerniert und seit 13. Okt. belagert, worauf es 8. Nov. kapitulierte. Nach dem Frankfurter Frieden verstärkten die Franzosen 1873—78 die Festung durch detachierte Forts auf den die alte Festung umgebenden Höhen. Vgl. Hellfeld, «Die Beschießung und Cernierung von V. im J. 1870» (Berl. 1875). — Das Arrondissement Verdun zerfällt in 7 Kantone mit 149 Gemeinden und 77868 E.

Verdy du Vernois (Jul. von), preuß. Generallieutenant, geb. zu Freistadt in Schlesien 19. Juli 1832, wurde im Kadettenkorps erzogen, trat 1850 als Offizier in das 14. Infanterieregiment, dessen Geschichte er für die Mannschaft bearbeitete (Bromb. 1860), wurde 1861 Hauptmann, war 1863—65 in Warschau beim Stabe des russ. Oberbefehlshabers, und wurde 1866 Major. Den Feldzug in Böhmen machte er im Generalstabe des Oberkommandos der 2. Armee mit, den Krieg gegen Frankreich als Abteilungschef im Großen Generalstabe, in welchem er nach dem Friedensschlusse verblieb und 1876 Generalmajor wurde. Im J. 1879 wurde V. Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements im Kriegsministerium, 1881 Generallieutenant und 1883 Kommandeur der 1. Division zu Königsberg i. Pr. V. ist einer der hervorragendsten deutschen Militärschriftsteller. Er schrieb: «Teilnahme am Feldzuge 1866» (anonym, Berl. 1866), «Studien über Truppenführung» (Berl. 1873—75), «Kriegsgeschichtliche Studien nach der applikatorischen Methode» (Berl. 1876), «Beitrag zum Kriegsspiel» (Berl. 1876), «Beitrag zu den Kavallerie-Übungsreisen» (Berl. 1876), und leitete die erste Generalstabsübungsreise im Festungskriege. V. hat durch die Studien über Truppenführung die applikatorische Lehrmethode zuerst auf die Kriegführung angewendet und ist auch der intellektuelle Urheber der Kavallerie-Übungsreisen und der systematischen Ausbildung höherer Truppenführer für den Festungskrieg.

Veredelung nennt man die Übertragung einer Knospe (Auge) oder eines Zweigs (Edelreis) einer edlern Pflanze auf einen weniger edeln Stamm (Grundstamm, Wildling). Bei der Kopulation schneidet man Edelreis und Wildling rehfußartig zu und verbindet beide Stücke genau miteinander. Beim Pfropfen setzt man ein meißelförmig zugeschnittenes Edelreis in einen senkrechten Spalt des seiner Krone beraubten Grundstammes. Beim Okulieren schiebt man ein mit einer edeln Knospe versehenes Rindenstück (Schildchen) unter die in der Form eines T eingeschnittene Rinde des Wildlings. Von jeder dieser Veredelungsweisen sind verschiedene Modifikationen im Gebrauch. In jedem Fall aber müssen die Wundränder durch Umlegung eines Verbandes und Bedeckung mit Baumwachs oder ähnlichen Substanzen gegen die Einwirkung der Atmosphärilien geschützt werden. Beide miteinander in Verbindung gesetzte Stücke verwachsen miteinander, sodaß das edle Auge oder der edle Zweig in derselben Weise sich weiter entwickeln kann, wie

auf dem natürlichen Grundstamme. Die Verwachsung wird durch das Cambium vermittelt, den zwischen Bast und Splint befindlichen Bildungssaft, der zwischen den Wundflächen der beiden Stücke neues Zellgewebe, den Callus, ablagert und die Bildung von Gefäßbündeln herbeiführt. Diese Verschmelzung wird um so leichter und sicherer sich vollziehen, je dichter jene Flächen und ihre Ränder aufeinander schließen. Die Stelle, an welcher Wildling und Edelreis oder Edelauge miteinander verwachsen, bildet eine Grenzscheide, oberhalb deren alle Neubildungen dem edeln Teile angehören, während sie unterhalb derselben alle Merkmale des Wildlings zur Erscheinung bringen. Aber die Hauptbedingung des Gelingens der Operation ist die, daß Wildling und Edelauge oder Edelreis von Pflanzen verwandter Art stammen. So nimmt wohl die Eiche unserer Wälder als Grundstamm Knospen ihrer zahlreichen Varietäten oder anderer Laub abwerfender, schwieriger schon Augen immergrüner Arten, niemals aber die Knospen edler Gartenrosen, eine Verbindung, durch welche man früher schwarze Rosen erzeugen zu können vermeinte, während letztere nur auf der Zaunrose oder andern Arten anwachsen. Die V. ist das einzige sichere Mittel, zahlreiche Varietäten von Obst- und Ziergehölzen mit allen ihren Merkmalen fortzupflanzen. Eine besondere Veredelungsweise ist das Ablaktieren (s. d.).

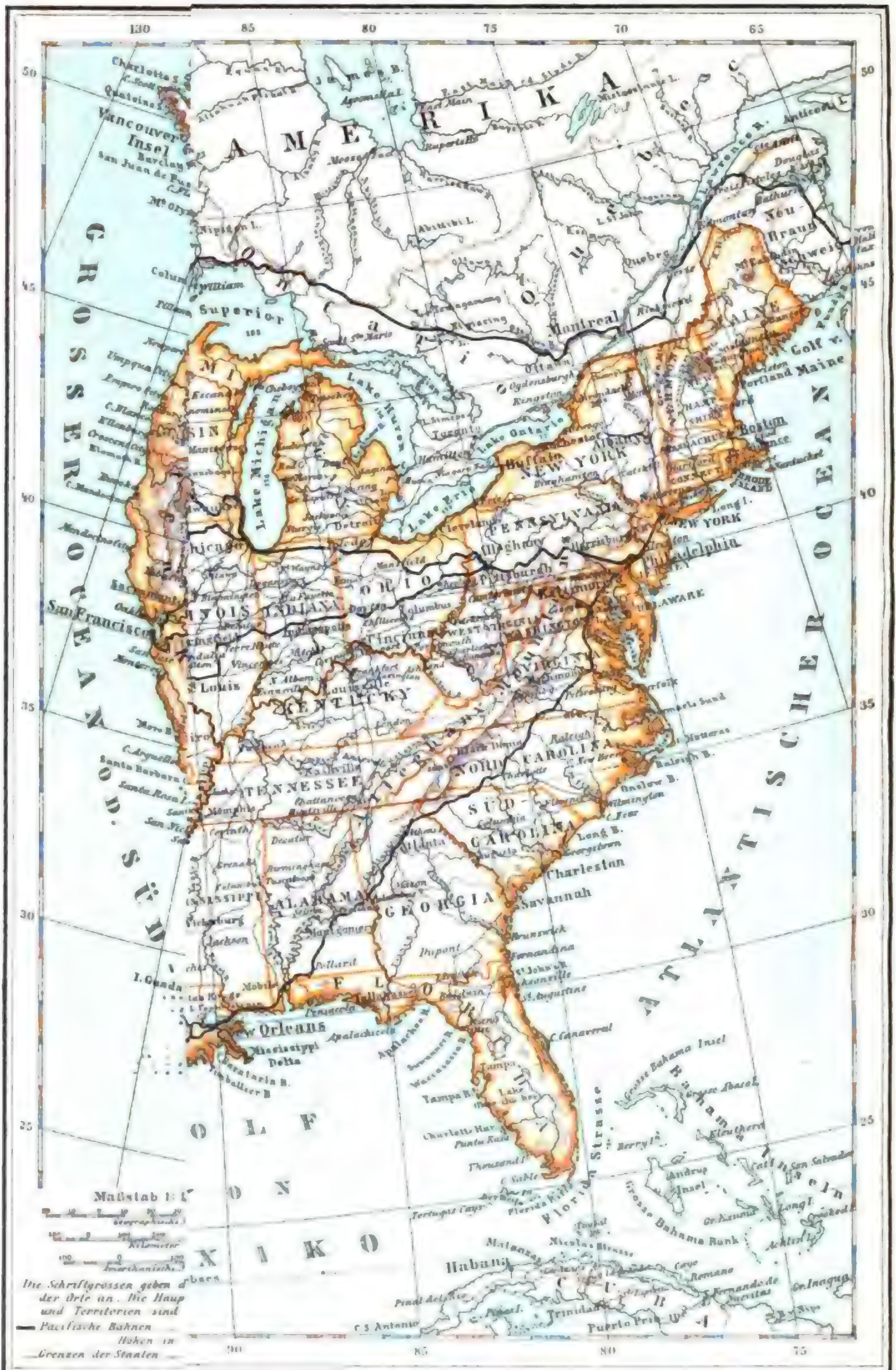
Veredelung der Gewebe, soviel wie Appretur; Veredelung des Glases, soviel wie Schleifen und Polieren.

Veredelungsverkehr nennt man die zeitweilige zollfreie Einfuhr von tarifmäßig zollpflichtigen Rohstoffen oder Halbfabrikaten unter der Bedingung, daß die aus diesen Materialien hergestellten »veredelten« Erzeugnisse in einer gewissen Frist wieder ausgeführt werden. Es dient dieses Verfahren also, ähnlich wie die Drawbacks oder direkten Zollrückerstattungen, dazu, die Erschwerung des Absatzes nach außen, welche für gewisse Industriezweige durch die Zollbelastung ihres Materials entsteht, wieder auszugleichen. Es kann auch auf diesem Wege sogar eine eigentliche Ausfuhrprämie (s. d.) gewährt werden, wenn nämlich die Quantität des fertigen Produktes, durch deren Ausfuhr die zeitweilige Einfuhr einer gewissen Quantität des Materials ausgeglichen wird, zu niedrig angesetzt ist. Auch die umgekehrte Form des V. kommt vor, daß nämlich Halbfabrikate zu weiterer Verarbeitung (z. B. rohe Baumwollstoffe zum Färben) in das Ausland geschickt und zollfrei wieder zurückgebracht werden können. Im Deutschen Zollverein wurde der V. schon durch das Zollgesetz von 1838 im Prinzip gestattet, jedoch die Zulässigkeit des Verfahrens von der Möglichkeit abhängig gemacht, die Identität des eingeführten und ausgeführten Materials festzuhalten. Große Bedeutung erhielt dieser Verkehr in seinen beiden Formen namentlich in Betreff der Gewebe zwischen Deutschland und Österreich (wo er das Appreturverfahren genannt wurde). Das österr. Gesetz vom 24. Dez. 1881 machte jedoch die Fortsetzung desselben unmöglich, während der ebenfalls lebhafte Verkehr dieser Art zwischen Deutschland und der Schweiz auf Grund des Handelsvertrags von 1881 zulässig blieb. Infolge der Einführung der neuen Getreidezölle ist den Müllern hinsichtlich der Verarbeitung von ausländischem Getreide für die Wiederausfuhr 1882 eine größere Freiheit der Bewegung gewährt worden, als den frühern Kontrollprinzipien entspricht. Dieselbe Begünstigung haben auch die Ölmüller erhalten. In Frankreich hat man die Identität des Materials seit der Einführung des V. (1835) in den meisten Zweigen fast niemals festgehalten, wodurch der eigentümliche Handel mit Vollmachten zur zeitweiligen Einfuhr entstanden ist. (S. Acquit-à-caution.)

Vereinigte Staaten von Amerika (United States of America), oft auch bloß Vereinigte Staaten, bisweilen, namentlich in Deutschland, irrtümlich Vereinigte Staaten von Nordamerika genannt, bilden in räumlicher Beziehung die größte Republik, welche die Geschichte kennt. Ihr Gebiet nimmt die ganze Breite des nordamerik. Festlandes ein zwischen dem 24.° 30′ und dem 49.° nördl. Br. und 66.° 50′ und 124.° 31′ westl. L. (von Greenwich). Es wird begrenzt im N. von den brit. Besitzungen, im O. vom Atlantischen Ocean, im S. vom Golf von Mexiko und der Republik Mexiko und im W. vom Stillen Ocean. Der Flächeninhalt beträgt 9212270 qkm. Das dem Osten wie dem Westen der Alten Welt zugekehrte Land hat keine mannigfaltige Küstengliederung. Das Gestade ist überall ein offenes; größere vorliegende Eilande fehlen gänzlich, und Florida bildet die einzige beträchtliche Halbinsel. Eine zweite kleinere liegt zwischen der Delaware- und Chesapeakebai. Im nordöstl. Teile, im Staate Maine, ist die Küste vielfach tief eingezackt, ähnlich wie in Norwegen. Von den am weitesten ausspringenden Vorgebirgen sind zu nennen: das Kap Cod in Massachusetts; Charles und Henry in Virginien; Kap Hatteras in Nordcarolina unter 35° 14¼′ nördl. Br., das eine bemerkenswerte Sturm- und Wetterscheide bildet; Kap Sable in Florida; am Großen Ocean die Kaps Mendocino, Disappointment und Flattery. Der nördl. Teil der atlantischen Küste hat viele ins Land eindringende Buchten und Sunde und ist reich an ganz vortrefflichen Häfen bis nach Virginien. Weiter nach Süden hin, in Nordcarolina, liegen mehrfach vor den Einbuchtungen längliche Strandinseln, welche Haffe bilden. Dergleichen laufen insbesondere vor der Küste von Texas entlang und haben nur schmale Einfahrten über ziemlich seichte Barren. Am Stillen Ocean fehlen tiefe Einbuchtungen gänzlich, mit Ausnahme der herrlichen Bai von San-Francisco, dem Pugetsunde und dem neu erworbenen Sitka oder Neuarchangel. Dieser nicht sehr mannigfaltigen Küstengliederung gegenüber ist die ungemein reiche innere Bewässerung in einem großen Teile des Landes hervorzuheben. Die Gebirgsketten Nordamerikas haben eine wesentlich meridionale Richtung. Für den ganzen östl. Teil der Vereinigten Staaten erscheint die majestätische Ausdehnung seiner Ströme neben einer geringen Höhe seiner Gebirgszüge charakteristisch, die zudem nirgends ein Massengebirge bilden. Dagegen fehlt der westlichen, allerdings kleinern Abteilung jenseit der Felsengebirge jene Fülle von Binnengewässern; sie hat aber mächtige Alpengebirge und ausgedehnte Hochebenen von mehr als 1200 m.

Ihrer Bodengestaltung nach kann man die Vereinigten Staaten in drei große Abteilungen sondern, nämlich in die östliche, mittlere und westliche. Die erstere ist atlantisches Küstenland, welches in seinem nördl. Teile von plateauartigen Teilen des akadischen oder nordalleghanischen Gebirgs-

STAATEN VON AMERIKA.



Brockhaus' Conversations

Zu Artikel: Vereinigte Staaten von Amerika.

systems durchzogen wird. Dieses reicht südlich bis zum Hudson und wird auch Neuengländisches Gebirge genannt. Die südl. Fortsetzung, das Alleghany- oder Appalachengebirge (s. Appalachen), reicht nach Südwesten hin bis an die Nordgrenze des Staates Alabama. Dieses ganze Gebirgssystem tritt auf seinem langen Zuge immer näher an die Küsten heran, je weiter es nach Nordosten läuft. Seine mittlere Kammhöhe beträgt etwa 800 m. Oft streicht es in drei bis sechs Ketten nebeneinander, die viele fruchtbare Thäler und Hochflächen bilden. In den Black-Mountains in Nordcarolina erreicht es eine Höhe von 1980 m. Fast ebenso hoch gipfeln die Grünen Berge in Vermont und die Weißen Berge in Neuhampshire. Von dem alleghanischen Gebirgssystem erhält der Atlantische Ocean eine große Menge größerer und kleinerer Zuflüsse, so z. B. in den nordöstl. Staaten den Passamaquoddy, Penobscot, Kennebec und Connecticut; den Hudson, Hauptstrom des Staates Neuyork; den Delaware, welcher den Lehigh und Schuylkill aufnimmt und in die nach ihm benannte Bai mündet; den Susquehannah, Hauptstrom Pennsylvaniens, der in die Chesapeakebai fließt, gleich dem Paturent und dem Potomac in Maryland. Der James mündet in Virginien, der Roanoke fällt in den Albemarlesund, Neuse und Pamlico fließen dem Pamlicosunde zu. Der Savannah bildet die Grenze zwischen Südcarolina und Georgien. Aus Florida empfängt der Atlantische Ocean den St.-Johns. Im Norden der Alleghanies oder vielmehr ihrer nordöstl. Abteilung, der Akadischen Gebirge, liegt das Wassersystem des Lorenzstroms (s. d.), welcher den sog. Canadischen Seen (s. d.) zum Abzuge dient. Von diesen ist nur der Michigan ganz im Gebiete der Vereinigten Staaten; die übrigen werden zugleich von Canada begrenzt. Der Champlainsee zwischen den Staaten Neuyork und Vermont hat vermittelst des Sorelflusses gleichfalls seinen Abzug in den St. Lorenz. Im Süden der Alleghanies fließen dem Mexikanischen Meerbusen mehrere beträchtliche Ströme zu. So der Appallachicola, der aus dem Chattohoochee und Flint gebildet wird und in Florida mündet; der Mobile, der durch den Zusammenfluß des Alabama und Tombighby entsteht und in die nach ihm benannte Bai mündet. Die mittlere Abteilung wird von der Ebene oder dem Becken des Mississippi (s. d.) gebildet, das östlich von den Alleghanies, westlich von den Felsengebirgen begrenzt wird. Der große Strom, welcher ohne Unterbrechung vom Mexikanischen Meerbusen bis zu den St. Antonswasserfällen in Minnesota hinauf schiffbar ist, bildet die Hauptpulsader für den Verkehr im Westen und durchströmt ein ungemein fruchtbares Land. Seine bedeutendsten Zuflüsse sind auf dem rechten Ufer der Desmoines, Missouri und Arkansas; auf der linken Seite der Rock, Illinois und Ohio.

Auf der Westseite des Mississippi, im südl. Teile, liegt eine Hügelregion mit den Ozarkbergen, den Washitaihügeln und den Black-Hills im Norden des Arkansas. Diese Berge erreichen die Höhe von 500 m nicht. Außer dem Stromgebiete des Mississippi gehören dieser Ebene noch die Becken anderer Flüsse an, die gleichfalls in den Mexikanischen Meerbusen münden. Die texanischen Ströme kommen meist vom Südrande eines Tafellandes herab, das sich durch Dürre und Unfruchtbarkeit auszeichnet und von welchem die sog. abgepfählte Ebene eine Fortsetzung nach Norden bildet. Am südl. Rande dieses Tafellandes liegen die Quellen des Brazos, Trinidad, des texan. Colorado, Guadelupe, Nueces u. a. Der Rio Grande del Norte (s. Norte), welcher die Grenze zwischen Texas und Mexiko bildet, hat seine Quellen in den Felsengebirgen zwischen 38 und 39° nördl. Br., 106 und 107° westl. L. in einer Gegend, in welcher auch der Arkansas und der westl. Colorado entspringen. Er empfängt nur wenige Zuflüsse, unter welchen der Pecos oder Puercos der bedeutendste ist. Westlich vom Rio Grande ist das ganze Land nach Westen hin bis zum Großen Ocean zum bei weitem größten Teile Wüstenei, in welcher der Rio Gila gegen Süden die Grenze der Vereinigten Staaten bildet. Weiter nördlich, zwischen den Felsengebirgen und dem Mississippi, vom Saskatschewanflusse im Norden bis nach Texas hinein gegen Süden, dehnt sich das Prairieland aus, eine große Ebene mit vereinzelten Bodenanschwellungen und rauhem, durchbrochenem Hügellande, zum Teil sehr fruchtbar, zum Teil sandige Einöde. Nach Westen hin wird das Stromsystem des Mississippi durch die Felsengebirge begrenzt, die einen Teil der großen, ganz Amerika durchziehenden Cordilleras (s. d.) bilden. Im Westen derselben erheben sich die Seealpen, auch wohl das Schneegebirge oder Sierra Nevada genannt. Sie reichen im Gebiete der Vereinigten Staaten von der Südgrenze Californiens bis zum Pugetsunde im Gebiete Washington. Man betrachtet sie gewöhnlich als einen Teil des großen Gebirgssystems der Cordilleren, da sie mit demselben durch Verbindungsglieder im Zusammenhange stehen. In den Rocky-Mountains (s. d.) bilden die Windriver-Mountains zwischen 42 und 44° nördl. Br. einen Gebirgsknoten, von welchem vier große Ketten auslaufen. Der nach Südwest hin sich ablösende Zug geht als Timpanagos- und Wahsatchgebirge auf einer Hochebene fort, die bis 1500 m Höhe hat. Sie fällt zwischen 37 und 43° nördl. Br. nach Westen hin den ganzen Raum bis zu den Seealpen aus. Im Westen der Timpanagosgebirge liegt das «Great-Basin» oder große ostcaliforn. Binnenbecken, von durchschnittlich 900 km Durchmesser und 12—1500 m Meereshöhe, rings von Bergketten eingeschlossen, mit einem besondern System von Flüssen und Seen, die keine Verbindung mit dem Meere haben. Es ist im allgemeinen eine Wüste mit vielen Oasen und bildet das organisierte Gebiet Utah (s. d.). Im Osten der Wahsatch- und Timpanagosgebirgskette und im Süden des Großen Beckens östlich von der Sierra Verde, einem Teile der Rocky-Mountains, begrenzt, liegt das Strombecken des westl. Colorado, der in den Californischen Meerbusen mündet, nachdem er kurz vorher den Gila aufgenommen hat. Der Colorado durchströmt meist ein dürres Wüstenland. Die Sierra Nevada öffnet keinem der von den Felsengebirgen herabkommenden Ströme einen Durchgang zum westl. Meere, mit Ausnahme des Columbia, welcher die Grenzscheide zwischen Oregon und Washington bezeichnet. Californien bildet die Küstenlandschaft zwischen dem Großen Ocean und den Seealpen von San-Diego im Süden bis zur Grenze Oregons im Norden. (Hierzu drei Karten: **Vereinigte Staaten, Politische Übersichtskarte, Östliche Hälfte und Westliche Hälfte.**)

Die **klimatischen Verhältnisse** sind in einem so weit ausgedehnten Gebiet, welches sich

durch 24 Breitengrade und 60 Längengrade erstreckt, natürlich sehr mannigfaltig. Das Land reicht von der Nähe der Wendekreise bis zur nordischen Seenplatte und wird von Westen nach Osten von keinem Hochgebirge durchzogen. Deshalb haben die Winde vom Norden wie vom Süden her ungehinderten Zugang, und auch von Westen nach Osten finden sie auf dem weiten Raume zwischen den Felsengebirgen und den Alleghanies keinen Widerstand: kein anderes Land hat eine veränderlichere Witterung. Die Vereinigten Staaten sind fast überall plötzlichem und äußerst extremem Temperaturwechsel unterworfen, und afrik. Hitze macht namentlich im Osten, soweit er vom Golfstrome nicht beeinflußt wird, binnen wenigen Tagen russ. Kälte Platz. Ein Wechsel von 14 bis 17° C. in einigen Stunden hat nicht einmal etwas Auffallendes, weil er so häufig eintritt, und oft schlägt in einem Tage das Wetter drei- bis viermal um. Der Nordwestwind, der von den Felsengebirgen und über die Prairien herkommt, ist kalt und trocken; der Nordost weht vom Meere und den großen Binnenseen her und ist deshalb feucht und kalt; Südost und Südwest sind beide heiß. In den nördl. Staaten sind die klimatischen Extreme am bemerkbarsten, während im südl. Florida die Temperatur das ganze Jahr hindurch sich ziemlich gleich bleibt und kaum um 7° C. wechselt. Doch wird der Charakter des Klimas in vielen Gegenden wesentlich durch die Örtlichkeit bestimmt. An der atlantischen Küste übt das Meer großen Einfluß. In den westl. Staaten, d. h. denen im Stromgebiet des Mississippi, ist das Klima weniger excessiv als im Nordosten, an der ganzen Westküste bei weitem milder als in der ganzen östl. Abteilung. In und an den Alleghanies, von Virginien bis nach Georgien hin, liegen viele Örtlichkeiten mit ebenso gesundem als angenehmem Klima. Im übrigen ist der Wechsel in den nördl. atlantischen Staaten sehr empfindlich. In mehrern westl. Gegenden sind kalte Fieber, Wechselfieber, Ruhren und Gallenfieber häufig, besonders in neuumbrochenem Lande, und in diesem vorzugsweise in den Marschen. Am Mexikanischen Meerbusen erscheint fast alljährlich im Spätsommer das Gelbe Fieber mit größerer oder geringerer Heftigkeit und ergreift auch bisweilen die südl. Küstenstaaten am Atlantischen Ocean.

Die **Bevölkerung** wächst sehr rasch. Während sie sich 1790 nur auf 3929214, 1830 dagegen auf 12866020 und 1860 auf 31443321 und 1870 auf 38558371 belief, zählte sie nach dem Census von 1880 schon 50155783 (25518820 männliche und 24636963 weibliche) E., darunter: Eingeborene 43475840 (21888254 männliche und 21587586 weibliche), Fremdgeborene 6679943 (3650566 männliche und 3049377 weibliche), Weiße 43402970 (22130900 männliche und 21272070 weibliche), Farbige 6580793 (3253115 männliche, 3327678 weibliche), Chinesen und Japanesen 105613 (100820 männliche und 4793 weibliche), civilisierte Indianer 66407 (33985 männliche und 32422 weibliche) und 216417 nicht civilisierte Indianer. Von der Gesamtbevölkerung waren unter 10 Jahren 13394176, unter 20 Jahren 24120777, von 90 bis 99 Jahren 20863 (8206 männliche und 12657 weibliche), 100 Jahre und darüber 4016 (1409 männliche und 2607 weibliche). Die ersten Neger kamen 1620 in die nordamerik. Kolonien Englands und zwar nach Virginia. Im J. 1790 gab es schon 697897 und 1860 sogar 3953760 Sklaven in den Vereinigten Staaten. Am 1. Jan. 1863 wurden alle Sklaven in den Staaten oder Teilen von Staaten, die sich in Rebellion gegen die Vereinigten Staaten befanden, für frei erklärt. Am 18. Dez. 1865 machte Staatssekretär Seward (s. d.) bekannt, daß drei Viertel aller Staaten das Amendement zur Verfassung, daß weder Sklaverei noch unfreiwillige Dienstbarkeit, ausgenommen als Strafe für Verbrechen, wegen deren jemand förmlich überführt worden ist, innerhalb der Vereinigten Staaten oder an irgend einem Orte bestehen sollte, der ihrer Gerichtsbarkeit unterworfen sei, angenommen haben und dasselbe also zu Recht bestehe. Seitdem sind die Neger politisch den Weißen gleichgestellt, während das soziale Vorurteil freilich hinter dem polit. Fortschritt zurückgeblieben ist. Im J. 1880 waren in Südcarolina drei Fünftel, in Louisiana und Mississippi die Hälfte bis drei Fünftel, in Alabama, District of Columbia, Florida, Georgia, Nordcarolina und Virginia ein Drittel bis die Hälfte, in Arkansas und Tennessee ein Viertel bis ein Drittel aller Einwohner Neger. Die frühern Sklavenstaaten Westvirginia (4355 unter 100000) und Missouri (7168 Neger) hatten die geringste Anzahl. (Vgl. Williams, «History of the negro race in America from 1619—80», Neuyork 1883.) Chinesen finden sich hauptsächlich in Californien (75132), Oregon (9510), Nevada (5416), Idaho (3379) und in Washington (3186). Auf 100000 Weiße kommen 11647 in Idaho, 10113 in Nevada, 9793 in Californien und 5832 in Oregon. Sie sind teils als Goldgräber, teils als Handelsleute und Handwerker oder Ackerbauer beschäftigt. Von 1855 bis Juni 1884 sollen 274381 Chinesen eingewandert sein, von denen die Hälfte wieder nach China zurückgekehrt ist. Am 28. April 1882 beschloß der Kongreß, daß die Zulassung von Chinesen während der nächsten zehn Jahre nicht stattfinden solle. In den Pacific-Staaten ist das Volk im allgemeinen sehr gegen die Zulassung der Chinesen. Die Zahl der Indianer betrug (1885) mit Ausschluß von Alaska 264369. Diese wohnen fast alle auf Land, das ihnen zum Wohnsitz angewiesen ist. Die Unterhaltung der Indianer kostete dem Lande 1884—85 über 6500000 Doll. In seinem letzten Berichte (1886) empfahl General Sheridan, jeder Indianerfamilie 320 Acker (etwa 130 ha) Land zuzuweisen, welche durch das Gesetz ihnen vorbehalten sind, und daß die Regierung den übrig bleibenden Teil der Reservеacker zum Preise von 1,25 Doll. pro Acker verkaufe, den Erlös hieraus zum Ankaufe von Vereinigten Staaten-Bonds verwendend, deren Zinserträgnis alljährlich zur Unterstützung der Indianer zu verwenden wäre.

Wie bunt das Gemisch von Volkstümlichkeiten in den Vereinigten Staaten ist und wie mannigfaltig die Herkunft ihrer weißen Bewohner, ergibt sich aus der folgenden Aufstellung des Census von 1880. In Nevada, Arizona, Dakota, Minnesota und Californien sind 50 Proz. oder mehr, in Wisconsin, Idaho, Utah, Montana, Wyoming, Rhode-Island, Massachusetts, Neuyork, Michigan, Nebraska, Washington, Connecticut und Colorado 25—50 Proz., in 11 Staaten oder Territorien 10—25 Proz., in 10 2—10 Proz. und in 8 weniger als 2 Proz. der Gesamtbevölkerung Fremdgeborene. Von den Fremdgeborenen waren aus Deutschland 1966742, Irland 1854571, England und Wales 745978, Britisch-Amerika 717157, Schweden,

VEREINIGTE STAATEN VON AMERIKA, ÖSTLICHE HÄLFTE.



Brockhaus' Conversations-Lexikon. 13. Aufl.
F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.

Zu Artikel: Vereinigte Staaten von Amerika.

VEREINIGTE STAATEN VON AMERIKA, WESTLICHE HÄLFTE.



Brockhaus Conversations-Lexikon 13. Aufl.

F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.

Zu Artikel: Vereinigte Staaten von Amerika.



Norwegen, Dänemark 440262, Schottland 170136, Frankreich 106971, China 104468, der Schweiz 88621, Böhmen 85361, Mexiko 68399, Holland 58090, Polen 48557, Italien 44230, Österreich 38663, Rußland 35722, Belgien 15535 und 678126 aus andern fremden Ländern. Von den Deutschen kamen aus Baden 127885, Bayern 171699, Braunschweig 4624, Hamburg 8854, Hannover 102594, Hessen 72490, Lübeck 264, Mecklenburg 45959, Nassau 6253, Oldenburg 9924, Preußen 634380, Sachsen 48708, Weimar 685, Württemberg 108223, Deutschland (nicht näher angegeben) 624200. Bis 1820 fehlen alle Nachweise über die Zahl der Eingewanderten. Man nimmt an, daß bis einschließlich 1820 im ganzen 250000 Personen, bis einschließlich 1885 über 13 Mill. (nahezu 12 Mill. aus Europa und über 4 Mill. aus Deutschland) eingewandert sind. Die Deutschen sind über das ganze Land zerstreut und in allen größern Städten zu finden. Am zahlreichsten waren sie 1880 in Neuyork (355913), Illinois (235785), Ohio (192597), Wisconsin (184328) und Pennsylvanien (168426) und in den Städten Neuyork (163482), Chicago (75205), Philadelphia (55769), Brooklyn (55399) und in St. Louis (54901) vertreten. Im J. 1880 gab es 8955812 Wohnhäuser und 9945916 Familien. Auf je 1 qkm kamen 6,6 Personen; 5,60 Personen auf je ein Wohnhaus und 5,01 Personen auf je eine Familie. Die größte Anzahl Wohnhäuser befand sich in Pennsylvanien (776124), Neuyork (772512), Ohio (586664) und Illinois (538221), die der Familien in Neuyork (1078905), Pennsylvanien (840452), Ohio (641907) und Illinois (591934). In Rhode-Island kamen 6,68, in Neuyork 6,58, im District of Columbia 6,19, in Neuhampshire dagegen nur 4,28, in Nebraska 4,25 und in Idaho sogar nur 4,21 Personen auf je ein Wohnhaus. Im J. 1880 waren im ganzen 17392099 (14744942 männliche und 2647157 weibliche) Personen in den verschiedenartigsten Erwerbszweigen thätig und zwar in der Landwirtschaft 7670493 (293722 Deutsche), in Berufs- und persönlichen Dienstleistungen 4074238 (218867 Deutsche), im Handel und Transport 1810256 (152491 Deutsche), im Fabrikwesen, Handel und Bergbau 3837112 (368110 Deutsche). Es gab unter anderm 48210 landwirtschaftliche Arbeiter, 27815 Schuh- und Stiefelmacher, 22624 Handlungsdiener, 4301 Geistliche, 43444 Dienstboten, 233390 Landwirte, 9307 Eisen- und Stahlarbeiter, 114641 Arbeiter, 791 Advokaten, 10027 Bergleute, 2640 Ärzte und Wundärzte, 46991 Schneider, Kleider- und Putzmacherinnen, 4328 Lehrer und Lehrerinnen, 60175 Kaufleute, 541 Journalisten, 4163 Musiker, welche in Deutschland geboren sind.

Ein allgemeiner **Volkscharakter** existiert bei so gemischter Bevölkerung nicht. Auch kommt aus fremden Gegenden immer frischer Zuzug, und die einzelnen Bestandteile der Nation stoßen sich vielfach im geselligen Leben ab. Allmählich muß indessen aus allen diesen verschiedenen Nationalitäten sich doch ein besonderer amerik. Volkstypus herausbilden, der sein wesentliches Gepräge durch die schon an Zahl überwiegenden german. Stämme erhält, namentlich durch das angelsächs. Element, welches sich zwar selbst mehrfach abstuft und modifiziert, aber mit seiner Eigenart doch überall durchdringt und vorschlägt, sodaß man es als das herrschende bezeichnen kann. Man bezeichnet die angelsächs. Eigentümlichkeit der Nordamerikaner als Yankeetum. Dasselbe erscheint namentlich in den sechs Staaten Neuenglands, wo es seine rechte Heimat hat, am stärksten ausgeprägt. Da der angelsächs. Amerikaner nicht an der Scholle klebt, so ist ein nicht geringer Bruchteil der Bevölkerung unablässig auf der Wanderschaft und sucht neue Wohnsitze, sodaß die neubesiedelten Gegenden gleich anfangs durch dieses Element Charakter und Richtung erhalten. Die ausgedehnten Verkehrsmittel erleichtern zudem das Wandern ungemein, rücken die räumlich weit voneinander Wohnenden zusammen, vervielfachen den Verkehr und schlingen die Interessen und Sitten fast unauflöslich in- und durcheinander. Doch bedingt die Art und Weise der ersten Ansiedelung und die Örtlichkeit im amerik. Charakter manche wesentliche Modifikationen. Der eigentliche Yankee oder echte Neuengländer, der sich seiner Abkunft von den Pilgervätern der Puritaner rühmt, ist in seinem rauhen Lande mehr auf technische Gewerbe, Handel, Schiffahrt und Fischfang hingewiesen. In allen diesen Zweigen leistet er Ausgezeichnetes. Nirgends in den Vereinigten Staaten sind die Bildungsanstalten für das Volk so verbreitet und entwickelt, nirgends blüht Wissenschaft, Kunst und Unterricht mehr als in Neuengland, und nirgends herrscht im ganzen ein liberalerer Geist, neben oft engherziger Bigotterie, eine großartigere Auffassung der Pflichten des reichen und gebildeten Bürgers gegen seine weniger gutgestellten Mitbürger, ein regerer Wetteifer in Förderung allgemeiner Bildungszwecke. Dabei ist der Yankee unermüdlich thätig, haushälterisch, erfinderisch und schlau, bedächtig und gemessen. Der Mehrzahl nach streng kirchlich, liebt er die staatliche Freiheit und die persönliche Unabhängigkeit über alles. In den mittlern und nordwestl. Staaten ist dieses Yankee-Element schon dadurch modifiziert, daß dort der Ackerbau Hauptgewerbe und die Volksmischung sehr beträchtlich ist. Große Strecken haben eine rein oder vorwiegend deutsche oder irländ. Bevölkerung, wie dies auch in den mittlern Staaten des Westens der Fall, die durch ihre Bodenbeschaffenheit zugleich auf Agrikultur und technische Gewerbe angewiesen sind. Diese Staaten im Stromgebiete des Mississippi bilden recht eigentlich das vermittelnde Band zwischen den verschiedenen Bestandteilen der Union. Sie haben als gemeinsame große Verkehrsader den Mississippi, stehen nach Norden und Süden hin in gleich beträchtlicher Handelsverbindung, eröffneten sich vielfache Wasser- und Eisenwege nach der atlantischen Küste, erhielten eine bunte Bevölkerung aus allen übrigen Staaten und bilden nun den Schwerpunkt im Staatenbunde. Der Südländer, welcher sich zum Teil seiner Abkunft von den engl. Cavalieren des 17. Jahrh. rühmt und von Anhängern der bischöfl. Kirche abstammt, verleugnet zwar sein engl. Herkommen nicht, ist aber nicht so thätig, erfinderisch und sparsam wie sein nördl. Stammverwandter. Er nimmt alle Dinge mehr in großem Stile, hat den Anstrich und oft auch das Wesen eines Cavaliers, ist tapfer, freimütig, gastfrei, freigebig, aber leidenschaftlich, kleinlich-empfindlich und zur Selbsthilfe geneigt. Der fleißige und rechtliche Mann trifft in den Vereinigten Staaten keine Schranke, die ihm hinderlich wäre, um alle seine Kräfte zu entfalten. Die Ansiedler fanden reines Feld und hatten mit keinen histor. Verhältnissen zu kämpfen, sie konnten sich

staatlich, kirchlich und gesellschaftlich nach Belieben einrichten und nahmen die nach ihnen kommenden Fremden willig auf. So wurde das Land binnen zwei Jahrhunderten zu einer Weltmacht ersten Ranges. Gleich andern jungen Nationen sind die Nordamerikaner im Verkehr mit andern Staaten und mit Individuen anderer Völker äußerst rücksichtslos, und ihr Selbstgefühl artet leicht in grobe Selbstüberschätzung aus. Der unleugbar großartige Drang des Nordamerikaners nach Entwickelung, das Vorwärtsstreben, bei dem es jeder dem andern zuvorthun will, das «Go ahead» zeigt sich nicht selten fieberhaft. Im ganzen Leben des Volks ist etwas Nüchternes und Reserviertes, im geistigen Treiben vielfach noch etwas Unfreies und Unschönes.

Dem **Schul- und Unterrichtswesen** wird in den Vereinigten Staaten große Aufmerksamkeit und Sorgfalt zugewendet, da man von dem Grundsatze ausgeht, daß in einer demokratischen Republik, in welcher ein beinahe uneingeschränktes allgemeines Stimmrecht gilt, der Bürger nicht ohne Schulbildung sein dürfe. Mit Ausnahme der zwei höhern Fachschulen zu Westpoint (für Landoffiziere) und Annapolis (für Seeoffiziere) übt die Bundesregierung keinerlei Art von Aufsicht über die öffentliche Erziehung aus. Das Unterrichtswesen ist vielmehr ausschließlich Sache der Einzelstaaten. Der Unterricht selbst trägt aber zumeist einen durchaus praktischen Zuschnitt. In den Volksschulen wird er unentgeltlich erteilt, und vielfach werden noch Schulbücher und Schreibegerätschaften dazu gegeben. Die Kosten bestreitet man vermittelst der Schulfonds, welche in den verschiedenen Gemeinden aus verschiedenen Einkünften gebildet worden sind, oder durch Steuerumlage. In den neuern Staaten ist überall von den öffentlichen Ländereien, welche der Bundesregierung gehörten, der 36. Teil für die Schulen bestimmt. Die gesamten Schulausgaben beliefen sich 1883—84 in den Staaten auf 100775512, in den Territorien auf 3174016 Doll. Während die schulpflichtige Bevölkerung auf 16791402 Seelen berechnet wurde, waren 10738192 in den Schullisten eingetragen und 6693922 durchschnittlich Schulbesucher. Die Zahl der Lehrer betrug 307804. Zu den Elementarschulen kommen noch (1884): 304 Lehrerseminare, 293 Handelsschulen, 563 Kindergärten, 2446 Akademien, 284 Colleges für Frauen, 387 Colleges und Universitäten, 94 wissenschaftliche, 166 theologische, 54 Rechtsschulen, 156 medizinische, 37 Kunst- u. s. w. Schulen, 67 Taubstummen-, 32 Blindenanstalten, 17 Schulen für schwachsinnige Kinder, 685 Waisenhäuser, 77 Reformschulen. Von 36761607 Menschen im Alter von 10 J. und darüber konnten (1880) 4923451 nicht lesen und 6239958 (3019080 Weiße, 2255460 Eingeborene, 736620 Fremdgeborene) nicht schreiben.

Religion und Kirche. Eine Staatsreligion gibt es in den Vereinigten Staaten nicht. Die geschichtliche Entwickelung war von Anfang an solcher Art, daß dergleichen eine Unmöglichkeit gewesen wäre. Denn ganz verschiedene, einander abstoßende und in Europa sich verfolgende kirchliche Parteien suchten auf nordamerik. Boden Zuflucht und hatten hier ein dringendes Interesse daran, mit ihren andersgläubigen Nachbarn in Frieden zu leben. Nur die neuengl. Puritaner zeigten sich im Anfang etwas verfolgungssüchtig. Die Verfassung der Union hebt in ihrem ersten Zusatzartikel ausdrücklich hervor, daß sie keine Nationalreligion oder Staatskirche kenne oder anerkenne; sie sagt ausdrücklich, daß der Kongreß kein Gesetz geben solle über Einführung einer Staatsreligion oder die Ausübung einer Religion. Als eine natürliche Folge dieser Bestimmung erscheint es, daß man in den Vereinigten Staaten keinen Prüfungseid für Staatsbeamte kennt, daß somit der Staat und dessen Verwaltung aller kirchlichen Wirren und Konflikte überhoben und durchaus entrückt ist. Das Recht, Bürger zu werden, hat mit irgend einem, gleichviel welchem Glaubensbekenntnisse nicht das Allermindeste zu schaffen. Selbst Tausende von «Nichtsglaubern», von Mormonen und in Californien auch buddhistische Chinesen sind hiernach Vollbürger der Vereinigten Staaten, gleich den Juden und den Bekennern von vielleicht funfzig verschiedenen christl. Sekten oder Kirchen, die man im Lande nicht als solche, sondern als Denominationen bezeichnet. Trotz des bunten religiösen Farbenspiels und des allgemein gültigen Freiwilligkeitsgrundsatzes (voluntary principle), der jedermann ungehindert seiner religiösen Überzeugung folgen, jede Sekte ihre Kirchen bauen läßt, ohne daß der Staat sich irgend darein mischt, herrscht doch im allgemeinen eine tieferntste Religiosität, die selbst unter streng kirchlichen Deutschen warme Anerkennung gefunden hat. Es hält schwer, auch nur annähernd zu bestimmen, wie viel Denominationen es gibt und wie viele Mitglieder jede einzelne zählt. Die folgende Tabelle ist den offiziellen Publikationen der verschiedenen Kirchen entnommen:

	Jahr	Kirchen	Geistliche	Mitglieder
Adventisten	1880	800	600	70000
Adventisten vom siebenten Tage	1882	640	144	15570
Baptisten	1881	26060	16596	2396327
Anti-Mission-Baptisten	1881	900	400	40000
Free-Will-Baptisten	1881	1432	1213	78012
Baptisten vom siebenten Tag	1880	94	110	8539
Six-Principles-Baptisten	1881	20	12	2000
Christian-Connexion	1881	5100	3782	391821
Congregationalisten	1882	3801	3711	381697
Tunkers	1882	250	200	100000
Episkopalisten, Protestanten	1881	3000	3432	338333
» Reformierte	1880	—	100	9448
Evangelische Association	1882	1576	1545	117027
Quäker	1880	392	200	60000
Juden	1880	269	202	13683
Lutheraner	1881	5553	3132	950868
Mennoniten	1880	300	350	50000
Methodisten, Church North	1882	17935	24658	1724420
» » South	1882	—	11703	860687
» » African	1880	—	1738	387566
» » » Zion	1882	—	1800	300000
» Farbige	1880	—	638	112938
» Freie	1880	—	260	12318
» Congregational	1880	—	225	13750
» Primitive	1880	—	52	3369
» Protestantische	1880	—	1385	135000
» Calvinistische	1881	1134	600	118979
» Wesleyaner	1880	—	400	17087
Böhmische Brüder	1880	81	91	9491
Mormonen	1880	654	3906	110377
Swedenborgianer	1880	93	89	3994
Presbyterianer	1883	5858	5218	600695
» südliche	1882	2010	1081	123806
» Cumberland	1880	2457	1386	111863
» reformierte	1880	167	143	17273
» unierte	1882	826	719	84573
Reformierte (holländische)	1882	509	545	80167
» (deutsche)	1881	1405	748	155857
Römisch-Katholische	1885	6626	7043	6832954
Shakers	1880	18	68	2400
Unitarianer	1881	335	394	17690
Vereinigte christliche Brüder	1881	4524	2196	157835
Universalisten	1880	956	729	27429
Weinbrennerianer	1881	400	350	30000

Diese eigentümlichen religiösen und kirchlichen Verhältnisse, die sich der Geschichte des Landes und dem Volkscharakter gemäß gestalteten, entwickelten natürlich mancherlei innere wie äußere Extravaganzen, welche die geschlossenen Staatskirchen Europas nicht aufweisen können. Dagegen ist aber auch der religiöse Eifer und die thätige Rührigkeit in den amerik. Kirchen weit stärker als in den meisten Ländern der Alten Welt. Abgesehen von den ansehnlichen Beiträgen für Bau und Unterhaltung gottesdienstlicher Gebäude und der Prediger, bringen die Amerikaner alljährlich sehr beträchtliche Summen auf für mancherlei kirchliche und philanthropische Zwecke. Viele Sekten unterhalten Reiseprediger, deren die Baptisten und Methodisten zu Tausenden im Lande herumreisen lassen. Die Wirkung der verschiedenen Missionsvereine erstreckt sich über alle Erdteile und sie verfügen jährlich über Hunderttausende von Dollars. Auch die Bibelgesellschaften entfalten einen weit reichenden Einfluß. Von nicht geringem Belang sind zwei Einrichtungen, welche auf amerik. Boden entstanden, nämlich die Sonntagsschulen, deren erste 1791 zu Philadelphia gegründet wurde, und die Temperanzgesellschaften (s. d.), welche seit ihrer Gründung zu Boston sich über alle Staaten ausgedehnt haben. Wie aber in Amerika z. B. die Sabbatfeier und die Mäßigkeit in Getränken übertrieben wird, so ist man auch in Gestaltung des Gefängniswesens zu weit gegangen und hat durch zu viele Freiheiten in den einen und durch zu strenge Einzelhaft in andern den Zweck der Strafe außer Augen gelassen. In dem Staatsgefängnis in Wisconsin geben die Gefangenen eine Zeitung heraus, während sie in Pennsylvanien in strengster Einzelhaft gehalten werden.

Der administrativen Einteilung nach zerfällt jetzt das gesamte Gebiet der Union in 38 Staaten, 10 Territorien und den Bundesdistrikt. Der Übersichtlichkeit und des Zusammenhangs wegen sind hier die wichtigsten Momente zusammengestellt; für weitere Einzelheiten sind die betreffenden Artikel zu vergleichen. Am 5. Sept. 1774 trat infolge des Zerwürfnisses mit dem Mutterlande in Philadelphia ein Kongreß der 13 Kolonien zusammen; 2. Juli 1776 erklärte der Kongreß, daß diese Kolonien freie und unabhängige Staaten seien; 4. Juli wurde diese Unabhängigkeitserklärung veröffentlicht. Das ist der Geburtstag der Vereinigten Staaten. Am 9. Sept. desselben Jahres wurde sodann die Benennung «Vereinigte Kolonien» abgeschafft; es hieß von da an «Vereinigte Staaten». Am 15. Nov. 1777 nahm der Kongreß die «Artikel der Konföderation und der immerwährenden Union der Vereinigten Staaten» an, welche den Gesetzgebungen der einzelnen Staaten zur Genehmigung vorgelegt wurden. Diese erfolgte 1778—87, und somit war das Band geknüpft, welches die 13 Staaten als ein polit. Ganzes umschlang. Die heute noch gültige Unionsverfassung trat 4. März 1789 in Kraft, als sie von 11 Staaten genehmigt worden war. Nordcarolina erkannte sie einige Monate später an, Rhode-Island erst 1790. Die einzelnen Bestandteile der Union sind nun nach der Reihenfolge ihres Beitritts: 1) Delaware (Annahme der Bundesverfassung 7. Dez. 1787); 2) Pennsylvanien (12. Dez. 1787); 3) Neujersey (18. Dez. 1787); 4) Georgia (2. Jan. 1788); 5) Connecticut (9. Jan. 1788); 6) Massachusetts (6. Febr. 1788); 7) Maryland (28. April 1788); 8) Südcarolina (23. Mai 1788); 9) Neuhampshire (21. Juni 1788); 10) Virginien (25. Juni 1788); 11) Neuyork (26. Juni 1788); 12) Nordcarolina (21. Nov. 1789); 13) Rhode-Island (29. Mai 1790). Die genannten Staaten bilden die «alten dreizehn». Den Chartres (Freibriefen) zufolge, welche die engl. Könige den Kolonien Virginien, Massachusetts, Connecticut, Neuyork und Georgien erteilt hatten, reichte das Gebiet derselben über das ganze Nordamerika hinweg bis zum westl. Meeresgestade. Dagegen waren Maryland, Pennsylvanien, Delaware, Neujersey, Rhode-Island und Neuhampshire nach und nach aus dem Territorium gebildet worden, das man als ursprünglich zu Virginien oder Massachusetts gehörig betrachtet: sie hatten also von vornherein eine feste Begrenzung. Der engl. Ansicht von der Ausdehnung des Kolonialgebiets nach Westen standen die Interessen der Franzosen entgegen, welche alles Land im Westen der Alleghanies zu ihrer Kolonie Louisiana rechneten, die in ihrem nördl. Teile mit dem gleichfalls franz. Canada in Verbindung stand. Aber sowohl dieses letztere als der östlich vom Mississippi liegende Teil Louisianas fiel durch den Frieden von 1763 an England, und somit kam im Versailler Frieden von 1783, in welchem England die Unabhängigkeit der nordamerik. 13 Provinzen anerkannte, die Landstrecke zwischen dem Gebirge und dem Mississippi an die letztern. Dieses neuerworbene Gebiet wurde von den alten Staaten an die Bundesregierung überlassen, welche 1787 die Gegend im Nordwesten des Ohio und 1790 jene im Südosten dieses Flusses als Territorien organisierte. Um die Mündung des Mississippi zu gewinnen, erwarb die Union 1803 Louisiana, und um vom Mexikanischen Meerbusen bis zum St. Lorenz ferner keinen Fremden im Lande zu haben, wurde 1819 von den Spaniern Florida gekauft. Später wurde noch das Land zu beiden Seiten des Columbiastroms, Oregon, einverleibt, Texas von Mexiko erobert, und diesem dann auch Californien und Neumexiko genommen, sodaß nun die ganze Mitte des nordamerik. Festlandes zur Union gehört.

Die verschiedenen Verträge, durch welche die gegenwärtigen Grenzen festgestellt und die neuen Gebietsteile erworben wurden, sind: der Pariser Friede von 1783, welcher die Anerkennung Englands brachte; der Londoner Vertrag 1794; der Vertrag über die Abtretung von Louisiana 1803; der Genter Friede von 1814; die Londoner Übereinkünfte von 1818 und 1828; der Vertrag über die Abtretung von Florida 1819; der Vertrag mit Mexiko 1828; der Vertrag mit Rußland 1824; der sog. Ashburtonvertrag mit England wegen der Nordwestgrenze von Maine; die Resolutionen wegen der Einverleibung von Texas 1845; der Vertrag mit England wegen der Einverleibung von Oregon 1846; der Vertrag von Guadelupe-Hidalgo mit Mexiko wegen der Abtretung von Californien und Neumexiko 1848; der Gadsdenvertrag 1854 mit Mexiko wegen einzelner Grenzregelungen und nachträglicher Abtretung einiger Gebietsteile in Neumexiko; der Vertrag von 1867 mit Rußland wegen Erwerbung von Alaska. Aus den «alten dreizehn» und den neu erworbenen Ländern entstanden nach und nach und wurden in die Union aufgenommen folgende 25 neue Staaten: 14) Kentucky 1791, von Virginien abgetreten; 15) Vermont, gebildet aus Teilen von Neuyork und Neuhampshire, 1791; 16) Tennessee 1796, ausgeschieden von Nordcarolina; 17) Ohio

1802, der erste Staat, welcher aus dem Territorium nordwestlich vom Ohio gebildet wurde, das Virginien abgetreten hatte; 18) Louisiana 1812, der südlichste unter dem Namen Gebiet Orleans begriffene Teil des großen, von Frankreich erworbenen Landes; 19) Indiana 1816, Teil des Gebietes nordwestlich vom Ohio; 20) Mississippi 1817, von Südcarolina und Georgia abgetreten; 21) Illinois 1818, Teil des Gebietes nordwestlich vom Ohio; 22) Alabama 1819, von Südcarolina und Georgien abgetreten; 23) Maine 1820, von Massachusetts abgetreten; 24) Missouri 1821, aus altem Louisianagebiet; 25) ebenso Arkansas 1836; 26) Michigan 1837, aus dem Ohio-Nordwestgebiete; 27) Florida 1845, einst spanisch; 28) Texas 1845, vorher etwa zehn Jahre lang unabhängige Republik; 29) Iowa 1845, altes Louisianagebiet; 30) Wisconsin 1847, der fünfte Staat, welcher aus dem alten Territorium nordwestlich vom Ohio gebildet wurde; 31) Californien 1850, von Mexiko abgetreten; 32) Minnesota 1858; 33) Oregon 1859; 34) Kansas 1861, sämtlich aus dem alten Louisianagebiet; 35) Westvirginien 1862, vom alten Staat Virginien abgetrennt; 36) Nevada 1864, von Californien genommen; 37) Nebraska 1867, vom alten Louisianagebiet, und 38) Colorado 1875, von Californien genommen. Als Territorien wurden organisiert: 39) Neumexiko 1850; 40) Utah 1850; 41) Washington 1853; 42) Dakota 1861; 43) Arizona 1863; 44) Idaho 1863; 45) Montana 1864; 46) Wyoming 1868. Dazu kommen noch 47) das 1867 von Rußland gekaufte Alaska und 48) das Gebiet der auf das rechte Mississippi-Ufer hinübergeschafften Indianerstämme, zwischen Kansas im Norden, Texas im Süden, Missouri und Arkansas im Osten, und endlich 49) der Bundesdistrikt Columbia (s. d.) mit der Hauptstadt Washington. Letzterer steht unmittelbar unter der Bundesregierung und der Jurisdiktion des Kongresses und sendet keinen Vertreter in den Kongreß. Die organisierten Territorien geben sich zwar ihre Verfassung, diese muß jedoch vom Kongreß genehmigt werden; auch ernennt der Präsident der Union ihre Gouverneure.

Geographen pflegen das Gesamtgebiet der Union in folgende Gruppen zu teilen: Neuenglandstaaten: Maine, Neuhampshire, Vermont, Massachusetts, Rhode-Island, Connecticut; Mittelstaaten: Neuyork, Neujersey, Pennsylvanien, Delaware; Südstaaten: Maryland, Virginia, West-Virginia, Nordcarolina, Südcarolina, Georgia, Florida, Alabama, Mississippi, Louisiana, Texas, Arkansas, Tennessee, Kentucky; Weststaaten: Ohio, Michigan, Indiana, Illinois, Wisconsin, Minnesota, Iowa, Missouri, Kansas, Nebraska; Pacificstaaten: Californien, Oregon, Nevada. Eine andere Klassifikation ist: Atlantische und Pacific-, Golf-, Südwestliche Staaten (Louisiana, Texas, Arkansas, Missouri, Kansas), Nordweststaaten (Michigan, Wisconsin, Minnesota, Iowa, Nebraska) und Centralstaaten (Ohio, Indiana, Illinois, Kentucky, Tennessee). Beim Ausbruch des Bürgerkriegs bestand die Sklaverei in folgenden 15 Staaten: Delaware, Maryland, Virginien (inkl. das jetzige Westvirginia), Nordcarolina, Südcarolina, Georgia, Florida, Alabama, Mississippi, Louisiana, Texas, Arkansas, Tennessee, Kentucky und Missouri. Am dichtesten bevölkert ist der Distrikt Columbia (981 auf 1 qkm), Rhode-Island (86), Massachusetts (83), Neujersey (56), Connecticut (48), Neuyork (40). Am dünnsten bevölkert sind Alaska (0,03), Arizona (0,1), Wyoming (0,1), Montana Territory (0,1), Idaho Territory (0,2), Nevada (0,2), Dakota (0,4), Neumexiko Territory (0,4). Die Bevölkerung der 12 größten Städte der Vereinigten Staaten war nach dem Census von 1880 folgende: Neuyork 1206299 E., Philadelphia 847170 E., Brooklyn 566663 E., Chicago 503183 E., Boston 362839 E., St.-Louis 350518 E., Baltimore 332313 E., Cincinnati 255139 E., San-Francisco 233959 E., Neuorleans 216090 E., Cleveland 160146 E., Pittsburgh 156389 E.

Die Konstitutionsakte von 1789, die 1791, 1798, 1804, 1865, 1867 und 1870 einige wesentliche Verbesserungen erhielt, erklärt in ihrem Eingange, daß das Volk dieselbe festgestellt habe, um eine vollkommene Vereinigung zu bilden, Gerechtigkeit zu begründen, die innere Ruhe zu sichern, für gemeinsame Verteidigung zu sorgen, die allgemeine Wohlfahrt zu fördern und den Segen der Freiheit sich und seinen Nachkommen zu erhalten. Die Union bildet eine demokratische Föderativrepublik. Die vollziehende Gewalt hat der Präsident, die gesetzgebende der Kongreß, welcher aus einem Hause der Repräsentanten und einem Senat besteht. In ersterm sitzen die Abgeordneten, welche alle zwei Jahre vom Volke erwählt werden. Jeder muß das Alter von 25 J. erreicht haben, wenigstens sieben Jahre Bürger der Vereinigten Staaten sein und in dem Staate wohnen, in welchem man ihn wählt. Die Zahl der Repräsentanten wird nach Maßgabe der Seelenzahl auf die einzelnen Staaten so verteilt, daß ein Vertreter gewählt wird: seit 1800 auf je 33000, seit 1810 auf je 35000, seit 1820 auf je 40000, seit 1830 auf je 47700, seit 1840 auf je 70680, seit 1850 auf je 93423, seit 1860 auf je 127381, seit 1870 auf je 131425 und seit 1880 auf je 151912 Seelen. Im J. 1886 besteht das Haus des Kongresses aus 325 Repräsentanten, welche jeder 5000 Doll. Gehalt pro Jahr und 20 Cents Reisegeld pro engl. Meile und 125 Doll. für Schreibmaterialien und Zeitungen erhalten. Jedes organisierte Gebiet sendet einen Repräsentanten, welcher sich an den Erörterungen über sein Territorium beteiligen kann, aber kein Stimmrecht hat. Zum Senat schickt jeder Staat zwei Senatoren, die von den Legislaturen der Einzelstaaten auf sechs Jahre gewählt werden; alle zwei Jahre scheidet ein Dritteil aus. Der Senator muß das 30. Jahr erreicht haben, neun Jahre Bürger der Vereinigten Staaten und zur Wahlzeit in dem betreffenden Staate ansässig sein. Während die Repräsentanten ihren Sprecher wählen (Gehalt 8000 Doll.), ist im Senat der Vizepräsident der Vereinigten Staaten von Amts wegen Vorsitzender, der aber nur eine Stimme abzugeben hat, wenn ein Stichentscheid nötig wird. Der Senat bildet zugleich einen obersten Anklagehof gegen Staatsbeamte (high court of impeachment). Ein Angeklagter wird von diesem Gericht nur für überführt erachtet, wenn er durch eine Zweidrittel-Majorität verurteilt worden. Geht die Anklage gegen den Präsidenten, so nimmt der Vorsitzende des höchsten Gerichtshofs der Vereinigten Staaten den Vorsitz ein. Der Senat kann nur auf Entfernung vom Amte und auf Unfähigkeit, fortan ein solches wieder zu bekleiden, erkennen. Der Überwiesene kann aber außerdem noch zur weitern Procedur und Bestrafung den gewöhnlichen Gerichten übergeben werden. Der Kongreß muß

alljährlich zusammentreten, am ersten Montag im Dezember, und wird mit einer Botschaft des Präsidenten eröffnet. Kein Mitglied desselben kann ein Staatsamt der Vereinigten Staaten bekleiden, kein Beamter dieser letztern darf im Kongreß sitzen. Alle Gesetzentwürfe zur Erhebung von Staatseinkünften gehen vom Repräsentantenhause aus. Ein Gesetzentwurf, welcher in beiden Häusern genehmigt ist, wird dem Präsidenten zugeschickt: er kann ihn genehmigen, oder er sendet ihn mit seinen Einwendungen und Gegenbemerkungen versehen dem Hause zurück, von welchem er ausging und wo er nochmals in Erwägung gezogen wird; stimmen dann in beiden Häusern je zwei Drittel für den Entwurf, so erhält er ohne weiteres Gesetzeskraft. Dasselbe gilt von Anträgen, gegen welche der Präsident nicht binnen zehn Tagen seine Einwendungen dem Hause übermacht. Der Präsident hat also nur ein bedingtes Ablehnungsrecht. Die Befugnisse des Kongresses bestehen in Folgendem: derselbe legt Abgaben, Gefälle, Steuern und Zölle auf, bezahlt Schulden und sorgt für die Landesverteidigung; alle jene Abgaben sollen in allen Landesteilen dieselben sein. Er macht Anleihen, regelt den Handel, gibt Gesetze über Naturalisation und Bankrott, prägt Geld, bestimmt für die ganze Union einheitliches Maß und Gewicht; errichtet Postämter, legt Poststraßen an, sichert Patente auf Erfindungen; setzt Gerichte ein, in welchen Seeraub und Verletzungen des Völkerrechts bestraft werden; erklärt Krieg, stellt Briefe für Kaper, über Repressalien und Prisen aus; errichtet und erhält Land- und Seemacht. Er fordert die Miliz ein zur Aufrechterhaltung der Gesetze der Union, zur Unterdrückung von Aufständen und zur Abwehr feindlicher Einfälle; er hat die ausschließliche Gerichtsbarkeit über den Bundesbezirk und erläßt hier einschlägige Gesetze. Die Bundesverfassung verfügt ferner: die Habeas-Corpus-Akte soll nur im Kriege und bei Aufstand suspendiert werden; kein Gesetz kann rückwirkende Kraft haben, Gütereinziehung oder Verlust der bürgerlichen Rechte bestimmen. Aus dem Staatsschatze darf nur zu gesetzlich bestimmter Verwendung Geld gezogen werden. Niemand, der ein besoldetes oder ein Ehrenamt bekleidet, soll ohne Bewilligung des Kongresses ein Geschenk, eine Vergütung oder einen Titel von einem fremden Staate annehmen.

Die vollziehende Gewalt übt der Präsident der Vereinigten Staaten, dessen Amtsdauer vier Jahre währt; er kann aber nach jedesmaligem Ablauf derselben wiedererwählt werden. Das Wahlverfahren ist folgendes: In jedem einzelnen Staate werden mittels allgemeinen Stimmrechts vom Volke Wahlmänner ernannt, deren Zahl sich so hoch beläuft wie die Anzahl der Senatoren und Repräsentanten zusammengenommen, welche der Staat in den Kongreß nach Washington sendet (1884: 401). Diese Wahlmänner, welche überall von sämtlichen stimmfähigen Bürgern ernannt, wählen am ersten Mittwoch im Dezember den Präsidenten und Vizepräsidenten und stimmen durch Wahlzettel ab. Das Resultat der Wahl wird von den Einzelstaaten dem Präsidenten des Senats nach Washington gesandt, der am zweiten Mittwoch im Februar in öffentlicher Sitzung beider Häuser die Wahlurkunden entsiegelt und die Stimmen zählt. Sollte sich herausstellen, daß unter den Kandidaten keiner die erforderliche Mehrheit besitzt, so wählt das Repräsentantenhaus unverzüglich durch Stimmzettel den Präsidenten aus den drei Kandidaten, welche die höchste Stimmenzahl von den Wahlmännern erhielten. Bei dieser Wahl hat die Repräsentation jedes Staats nur eine Stimme, nicht aber so viele Stimmen, als er Repräsentanten ins Haus schickt. Vizepräsident wird der, welcher die Majorität der Wähler hat; in Ermangelung einer solchen wählt der Senat ihn unter den beiden Kandidaten, welche die meisten Stimmen erhielten. Die beiden höchsten Würdenträger der Union treten 4. März mittags nach der Wahl ihr Amt an, müssen eingeborene Bürger der Vereinigten Staaten, 35 J. alt und wenigstens 14 Jahre im Lande ansässig gewesen sein. Der Präsident hat als Amtswohnung das Weiße Haus zu Washington und bezieht (seit 1873) 50000 Doll. jährliche Besoldung, der Vizepräsident 10000. Er kann weder Krieg erklären noch Frieden schließen, denn dieses Recht ist dem Kongreß vorbehalten; er darf Verträge mit andern Staaten nur dann genehmigen, wenn zwei Drittel des Senats ihre Zustimmung geben; auch hat der Senat die vom Präsidenten ernannten Beamten zu bestätigen und kann Ernennungen verwerfen; zugleich ist, wie schon bemerkt, das Veto des Präsidenten ein beschränktes. Aber er ist höchster Befehlshaber der Land- und Seemacht, vertritt den Bundesstaat nach außen hin und übt außerdem eine Menge wichtiger Befugnisse. Die Verwaltung wird durch ein Kabinett besorgt, das in die Abteilungen Auswärtiges, Finanzen, Krieg, Seewesen, Post und Inneres zerfällt. Auch gehört der Generalstaatsanwalt zum Kabinett. Die Vorstände der Departements heißen Sekretäre und werden vom Präsidenten nach Belieben entlassen; ernannt aber werden sie unter Beirat und Zustimmung des Senats. Jeder dieser Minister bezieht 8000 Doll. Jahresgehalt. Die Abteilung für das Auswärtige oder das Staatsdepartement hat die Funktionen unsers europ. Ministeriums des Auswärtigen, also auch das Gesandtschafts- und das wichtige Konsulatswesen unter sich. Von dem erst 1849 gegründeten Departement des Innern ressortierten die Staatsländereien, die indian. Angelegenheiten, Pensionen, Patentwesen, öffentliche Bauwerke, Aufnahme des Census &c. Vom Schatzdepartement wird das gesamte Finanz- und Zollwesen verwaltet.

Die richterliche Gewalt wird vom Obergericht und verschiedenen Arten von Untergerichten ausgeübt. Die Richter an diesen Gerichtshöfen der Vereinigten Staaten ernennt der Präsident unter Zustimmung des Senats. Ihres Amtes können sie nur entsetzt werden, wenn sie wegen Amtsvergehens vom Repräsentantenhause angeklagt und vom Senat eines solchen überwiesen sind. Die Gewalt der Bundesgerichte erstreckt sich auf alle Streitobjekte von Recht und Billigkeit, welche laut der Unionsverfassung nach den Bundesgesetzen oder gültigen Verträgen zu beurteilen sind; sie haben also auch das Recht, die Verfassung auszulegen, insofern Rechtsverhältnisse in Frage kommen; können alle Beschlüsse und Gesetze der Einzelstaaten oder des Kongresses, falls diese mit der Bundesverfassung in Widerspruch stehen, für ungültig erklären, weil die Bundesverfassung das höchste Gesetz des Landes ist; sie sind ferner zuständig in allen Fällen, welche Gesandte, andere öffentliche Minister und Konsuln betreffen; ferner in Bezug auf Admiralitäts- und Seegerichtsbarkeit, in

Prozessen, wo die Vereinigten Staaten Partei sind; in Streitigkeiten verschiedener Staaten untereinander; in Klagen, die ein Staat gegen Bürger eines andern Staats anstellt u. s. w. Das höchste Gericht (supreme court) hat ursprüngliche Gerichtsbarkeit in allen Fällen, welche sich auf Gesandte oder andere öffentliche Minister und Konsuln beziehen, oder in welchen ein Staat Partei ist. In den übrigen obenerwähnten Prozessen bildet es die Berufsbehörde. Dieses sehr einflußreiche und wichtige oberste Bundesgericht, das als eine große Wohlfahrt für das Land erkannt wird, hat seinen Sitz in Washington. Der oberste Richter erhält 10500 Doll. Besoldung, die acht übrigen Richter je 10000, der Generalanwalt, welcher gleichfalls diesem Gerichtshofe angehört, 8000 Doll. Das Gericht hält jährlich eine Sitzung, welche am ersten Montage im Dezember beginnt. Die wandelnden oder umgehenden Gerichtshöfe der Vereinigten Staaten (circuit courts) haben, gemeinschaftlich mit den Gerichten der Einzelstaaten, ursprüngliche Zuständigkeit und Amtsbefugnis in allen Civilklagen, in solchen, die unter das allgemeine Landrecht fallen (common law), oder in die Reihe der Billigkeitsklagen gehören, wenn der streitige Gegenstand, Kosten abgerechnet, die Summe oder den Wert von 500 Doll. übersteigt, immer vorausgesetzt, daß die Vereinigten Staaten Kläger sind, oder ein Ausländer Partei ist, oder die Klage zwischen dem Bürger eines Staats, in welchem sie angebracht ist, und dem Bürger eines andern Staats obschwebt. Sie sind zuständig in Bezug auf alle Verbrechen und Vergehen, welche unter die Autorität der Vereinigten Staaten fallen; sie sind auch Berufungsinstanz für Dekrete und Urteile, welche die Distriktsgerichte erlassen, in allen Fällen, in welchen die streitige Summe den Wert von 50 Doll. übersteigt. Diese Circuit-Courts werden von einem Richter des höchsten Gerichts und vom Distriktsrichter abgehalten. Das Land ist in neun große Circuitbezirke geteilt, deren jeder eine Gruppe von Staaten umfaßt; mehrere der neuen Staaten im Westen haben noch keine Circuitgerichtshöfe, deren Befugnisse dort von den Distriktsgerichten ausgeübt werden. Diese letztern hält ein Distriktsrichter ab, deren es in den bevölkertsten Staaten mehrere gibt. Zu ihnen gehört ein Schreiber, ein Generalanwalt und ein United-States-Marshal. Diese Distriktsgerichte sind, mit Ausschluß der Gerichte in den Einzelstaaten, zuständig in Bezug auf alle Verbrechen und Vergehen, welche unter die Kompetenz der Vereinigten Staaten fallen, innerhalb der resp. Bezirke oder auf hoher See begangen werden und wenn kein höheres Strafmaß auferlegt werden darf als Auspeitschen mit nicht mehr als 30 Hieben, eine Geldstrafe von nicht mehr als 100 Doll. und Gefängnis von nicht über sechs Monaten. Auch sind sie allein zuständig in allen Civilklagen, welche unter die Admiralitäts- und Seejurisdiktion fallen u. s. w. Man appelliert vom Distriktsgericht an das Circuitgericht in Fällen, wo der streitige Gegenstand den Wert von 50 Doll. übersteigt, von dem Circuit an das oberste Gericht, wenn er mehr als 2000 Doll. beträgt. Über Kompetenzstreitigkeiten zwischen den Gerichten der Union und der Einzelstaaten entscheidet der Kongreß. Neben dem Supreme-Court wirkt in Washington auch noch ein sog. Court of Claims, welches aus Billigkeitsrücksichten geschaffen, aus fünf Richtern mit je 4500 Doll. Gehalt besteht und wie sein Name sagt, die gegen die Staaten erhobenen civilrechtlichen Ansprüche entscheidet. Sein Urteil ist jedoch nicht endgültig, sondern berechtigt die obsiegende Partei nur, den Kongreß um gnädige Entscheidung anzugehen, da die Unionsregierung keinem Privaten ein Klagerecht gegen sich einräumt, und da im Einklang mit dem unverkürzt übernommenen engl. Feudalrecht überhaupt der Staat in seiner vermögensrechtlichen Eigenschaft als Fiskus dort nicht existiert, weshalb man ihn als obersten Lehnsherrn nur bitten, aber nicht belangen kann.

Die Grundlage des amerik. Rechts bildet das alte engl. Landrecht oder Gemeine Recht (Common law), mit mannigfachen, aus örtlichen Bedürfnissen hervorgegangenen Abänderungen und Zusätzen. In Louisiana gilt auch noch altfranz., in Florida und Neumexiko span. Recht. In allen Beziehungen, die nicht unter die Kompetenz der Unionsgerichte fallen, ordnet jeder einzelne Staat sein Rechtswesen ganz nach Belieben. Er hat sein besonderes Obergericht, Circuitgerichte, Court of common pleas und Friedensrichter. Die richterlichen Beamten bekleiden ihre Stelle auf eine bestimmte Reihe von Jahren, die in den verschiedenen Staaten verschieden ist; sie werden gewählt teils von den gesetzgebenden Körpern, teils vom Gouverneur, teils durch das Volk. Sehr wichtige Befugnisse üben die Friedensrichter, denen in vielen Gegenden auch polizeiliche Obliegenheiten übertragen sind. Im allgemeinen läßt die Rechtspflege in den Vereinigten Staaten vieles zu wünschen übrig: sie ist kostspielig, verwickelt, vielfach schleppend, in den großen Städten der Staaten, welche die Richter mittels allgemeinen Stimmrechts wählen, sogar vielfach bestechlich und manchmal völlig unwirksam, da ohnehin für Chicanen ein weiter Spielraum bleibt. Die Zahl der Advokaten ist unverhältnismäßig groß. Viele von ihnen sind Politiker aus Profession und benutzen ihren Beruf, um polit. Kapital zu machen; fast alle heftigen Parteiführer sind Advokaten. In den neuangesiedelten Gegenden vergeht meist längere Zeit, ehe ein fester und sicherer Rechtszustand eintritt, und dort üben die Leute nicht selten eine landesübliche, allerdings rohe Selbsthilfe aus, indem sie die sog. Lynchjustiz (s. d.) geltend machen. Alle Verbrechen, die Anklagen vor dem Senat ausgenommen, kommen vor Geschworenengerichte. Als Hochverrat gegen die Union wird nur Aufreizung zum Kriege gegen dieselbe betrachtet oder Hilfeleistung und Vorschub, welche man ihren Feinden gewährt.

Grundrechte. Jeder Bürger eines Staats genießt alle Rechte und Freiheiten, welche die Bürger der übrigen Staaten genießen. Bürger der Vereinigten Staaten ist jeder, der in einem zu ihnen gehörenden Staate oder Gebiete geboren ist. Der vom Auslande her Eingewanderte erhält das aktive Bürgerrecht, wenn er der Behörde erklärt, daß er Bürger werden wolle und fünf Jahre nach dieser Erklärung den Vereinigten Staaten den Bürgereid geleistet hat. Er besitzt aber von vornherein die meisten Rechte, welche der Vollbürger genießt; nur kann er weder wählen noch gewählt werden. Geburtsvorrechte, Ständeunterschied, Adelstitel und Bevorzugungen kennen die Vereinigten Staaten nicht. Das Recht der freien Rede, der freien Presse und jenes, sich friedlich zu versammeln, sind verbürgt und unantastbar; ebenso

ist das Recht verbürgt, bei der Regierung um Abhilfe von Beschwerden einzukommen. Ein Zusatz zur Verfassung bestimmte 1791, eine gut eingerichtete Volkswehr sei zur Sicherung eines freien Staats notwendig, deswegen solle das Recht des Volks, Waffen zu tragen und zu besitzen, nicht beschränkt werden. Jeder Bürger trägt verhältnismäßig gleiche Staatslasten. Kein Soldat soll in Friedenszeiten in ein Haus ohne Einwilligung des Eigentümers gelegt werden. Das Volk soll gegen ungehörige Durchsuchung und Beschlagnahme hinsichtlich der Person, Wohnung, der Papiere und sonstiger Effekten gesetzlich gesichert sein.

Die **Verfassungen der Einzelstaaten** dürfen nichts enthalten, was der Unionsverfassung widerspricht; alles dergleichen ist ohne weiteres von selbst ungültig. Die Regierungen der einzelnen Staaten sind jener der Union nachgebildet. Jeder Einzelstaat hat einen Gouverneur, ein Repräsentantenhaus und einen Senat. Die Verfassungen aller Staaten stimmen in ihren Grundlagen miteinander überein, obschon in Einzelheiten manche Abweichungen stattfinden. Alle aber sind demokratischer Art, und in der neuen Zeit trat vielfach das Bestreben hervor, sie so demokratisch als möglich zu gestalten. Jedenfalls entsprechen diese Verfassungen, obwohl manche mit offenbaren Mängeln behaftet sind, den gegenwärtigen Verhältnissen des amerik. Volks. Als einer der Hauptvorzüge an der Unionsverfassung wird hervorgehoben, daß sie die einzelnen Gewalten scharf auseinander hält und jeder derselben ein abgegrenztes Gebiet zuweist, das nicht überschritten werden kann, sodaß nicht leicht Kompetenzkonflikte entstehen. Der Präsident gibt alljährlich dem Lande Rechenschaft über seine Auffassung der polit. Lage und die Thätigkeit seiner Verwaltung vermittelst einer Botschaft, mit welcher der durch die Wahl des Sprechers konstituierte Kongreß seine Arbeiten beginnt.

Das **Finanzwesen** ist gut geregelt. Die Union hat stets die Verpflichtungen gegen ihre Gläubiger erfüllt und erfreut sich deshalb großen Kredits; bis zum Bürgerkriege legte sie keine direkten Steuern auf, ihre Einnahmen flossen vorzugsweise nur aus den Eingangszöllen und dem Verkauf von Kongreßland. Seit 1861 aber mußten die Steuerkräfte des Landes scharf angespannt und alle Hilfsquellen geöffnet werden, um die ungeheuern Mittel für einen vierjährigen See- und Landkrieg gegen den Süden zu beschaffen. Es kamen daher zu den frühern Einnahmequellen noch die persönliche Vermögenssteuer und die Besteuerung der inländischen Produktion, der Stempel und die Gewerbescheine. Die öffentliche Schuld betrug 1791 etwas über 75 Mill. Doll., 1812 stand sie auf 45 Mill. und 1815 war sie wieder auf 170 Mill. gestiegen. Im J. 1835 war sie so gut wie getilgt, erreichte aber durch den merik. Krieg 1851 die Höhe von 68 Mill. Beim Ausbruch des Bürgerkriegs betrug sie etwa 80 Mill., stieg dann aber so, daß sie 1866 auf 2773 Mill. anschwoll. Von da an wurde sie so reduziert, daß sie am 1. Nov. 1885 nur noch 1514475860 Doll. betrug. Die Gesamteinnahmen der Regierung beliefen sich von 1884 bis 1885 auf 323690706 Doll. (Zölle 181471939, Inlandsteuern 112498725, Erlös aus öffentlichen Ländereien 5705986). Die Ausgaben betrugen in demselben Jahre 305830970 Doll. (Civil 23826942, ausländischer Dienst 5439609, Indianer 6552494, Pensionen 56102276, Armee, Fluß- und Hafenverbesserungen 42670578, Flotte inkl. neue Schiffe 16021079, Verzinsung der Nationalschuld 51386256, Distrikt von Columbia 3499650, vermischte Ausgaben inkl. öffentlichen Gebäude, Leuchthäuser u. s. w. 54728056, der Überschuß von 17859759 wurde zur Tilgung der öffentlichen Schuld verwandt). Der Regierung ist es gelungen, die 6 und 5 Proz. Schulden in 4, 3½ und 3 Proz. zu konvertieren. Durch Kongreßbeschluß vom 2. April 1772 wurde die Errichtung einer Vereinigten Staaten-Münze angeordnet. Die ersten Geldsorten bestanden aus Gold-, Silber- und Kupfermünzen. Im J. 1834 wurde bestimmt, daß der Gehalt des Silberdollars auf 412¼ Gran reduziert werden sollte. Bis 1873 wurden für 8045838 Silberdollars geprägt. Der Kongreß beschloß dann, daß alle Gold- wie Silbermünzen 900 Teile reines Metall und 100 Teile Beimischung (bei Gold nur $^1/_{10}$ der ganzen Beimischung) enthalten und daß folgende Geldsorten herzustellen seien: Gold: 20, 10, 5 und 2,50 Doll., Silber: Trade Dollar, dessen Gewicht 420 Gran Troy beträgt, ½, ¼ Doll. und 10 Cents. Im J. 1876 wurde beschlossen, daß der Trade Dollar nicht mehr gesetzliche Zahlkraft haben und auf den Handel mit dem Ausland beschränkt sein soll. Im J. 1878 wurde bestimmt, daß Silber-Dollars mit einem Gewicht von 412½ Gran (Troy) und zwar jeden Monat für wenigstens 2 und höchstens 4 Mill. geprägt werden und daß diese Dollars, welche nur 80 Cents wert sind, gesetzliche Zahlkraft für öffentliche und private Schulden haben sollen und daß ihre Inhaber dieselben gegen Silber-Certifikate austauschen können, welche bei Zahlung von Zöllen, Steuern u. s. w. anzunehmen sind. Im J. 1884—85 wurden im ganzen für 54237639 Doll. Münzen geprägt.

Die **Landmacht** der Vereinigten Staaten zerfällt in die Volkswehr (Miliz) und das stehende Heer, welches durch Werbung (in der Regel auf fünf Jahre) ergänzt wird. Letzterm schließen sich in Kriegszeiten Freiwilligenregimenter an. Am 30. Juni 1885 bestand das Heer aus 10 Kavallerie-, 5 Artillerie-, 25 Infanterieregimentern (darunter 2 Negerregimenter), 1 Ingenieurbataillon, zusammen 2153 Offiziere und 24705 Soldaten. Die Artillerie ist wie Infanterie bewaffnet und ausgebildet, wird auch als solche in den Forts und Posten an der Indianergrenze verwendet. An der Spitze des stehenden Heeres stand ein Generallieutenant (Sheridan) als kommandierender General, welchem 3 Generalmajore und 6 Brigadegenerale unterstellt sind. Das Militärkommando zerfiel in 3 Divisionen: Division des Missouri (Hauptquartier Chicago), Division des Atlantischen Oceans (Hauptquartier Neuyork) und Division des Stillen Oceans (Hauptquartier San-Francisco). Die Armee war ursprünglich nach franz. Vorbilde eingerichtet; später wurden dem deutschen und besonders preuß. Heere viele Verbesserungen entnommen. Der Kriegsminister gehört nicht der Armee an. Die Offiziere werden vom Präsidenten der Vereinigten Staaten ernannt und vom Senat bestätigt. Pensionen erhalten nur solche Soldaten, welche verwundet den Dienst verlassen, und die Witwen und Waisen derer, die im Felde blieben. Die Offiziere werden in der 1802 gegründeten Militärakademie zu West-Point vorgebildet und empfangen dort eine sehr gründliche vielseitige Fachbildung. Seit 1843

wird für jeden Kongreßdistrikt und jedes Territorium je ein Zögling und vom Präsidenten werden 10 ernannt, welche nach bestandener Prüfung aufgenommen werden. Jeder Kadett muß den Vereinigten Staaten 8 Jahre dienen und erhält jährlich 540 Doll. als Kadett. Die Miliz ist in Friedenszeiten Sache der Einzelstaaten und nur in wenigen zweckentsprechend organisiert; im Kriege steht sie unter dem Präsidenten. Jeder Bürger ist von seinem 18. bis 44. Jahre (beide eingeschlossen) milizpflichtig, im ganzen ungefähr 6½ Mill. Männer. Befreit sind: Lehrer, Ärzte und Prediger. Den Befehl hat der Gouverneur des Staates. Die Mannschaft wählt ihre Unteroffiziere selbst; Offiziere werden vom Gouverneur ernannt. Bei wirklichem Dienst erhält die Miliz Sold.

Die **Kriegsmarine** bestand 1885 aus 87 meist veralteten Schiffen mit 514 Vorderladungsgeschützen. Die Flotte wird befehligt von 1 Admiral, 1 Vizeadmiral, 7 Kontreadmiralen, 13 Commodores, 45 Kapitänen, 85 Commanders u. s. w., im ganzen 1655 Offiziere, Ärzte und Ingenieure, 258 Matrosenunteroffiziere, 7500 Matrosen und 750 Jungen. Die Seesoldaten sind als Marinekorps organisiert, welches aus 85 ernannten Offizieren, 384 erwählten Unteroffizieren, 30 Musikern, 96 Trommlern und Pfeifern und 1500 Mann, zusammen 2095 Mann besteht. Die Vereinigten Staaten haben Schiffswerfte zu Brooklyn, Charleston (bei Boston), Gosport (nahe Norfolk in Virginia), Kittery (Portsmouth gegenüber), League-Island (7 Meilen unterhalb Philadelphia), Mare-Island (nahe bei San-Francisco), New-London (in Connecticut), Pensacola (in Florida) und Washington City. Die Vereinigten Staaten-Marineschule (Naval Academy) befindet sich zu Annapolis (in Maryland). Jeder Kongreßrepräsentant hat das Recht, einen Kadetten für diese Schule vorzuschlagen, außerdem wird einer für den Distrikt von Columbia und 10 vom Präsidenten ernannt. Jeder Kadett erhält 500 Doll. im Jahr.

Die Ausgaben des Kriegsministeriums beliefen sich, einschließlich 13164394 Doll. für öffentliche Arbeiten und Fluß- und Hafenverbesserungen, auf 45850999 Doll. (1884—85). Es desertierten in jenem Jahre 2927. Vor General-Kriegsgerichten fanden 2328 und vor Garnisons- und Regierungs-Kriegsgerichten 11851 Prozesse statt. Von 1884 bis 1885 erhielten 345125 Personen Pensionen, und zwar 241456 Invaliden des Heeres, 78841 Witwen, Waisen u. s. w. verstorbener Soldaten, 2745 Invaliden der Flotte, 1926 Witwen und Waisen verstorbener Seesoldaten, 2945 Invaliden des Krieges von 1812 und 17212 Witwen u. s. w. verstorbener Teilnehmer an jenem Kriege. Seit 1875 ist die Zahl der Pensionsberechtigten um 110304 gestiegen und steigt noch mit jedem Tage. Der Durchschnittsbetrag der Pension betrug (1885) 110,36 Doll. Dem Kriegsministerium ist unter andern auch der Signaldienst zugeteilt. Im J. 1885 gab es 489 Signalstationen; von 160 derselben laufen täglich telegraphische Berichte ein. Näheres über das Heer vgl. in H. von Löbells «Jahresberichten über Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen» (12. Jahrg., Berl. 1885).

Postwesen. William Penn errichtete 1683 in Philadelphia das erste Postamt. Im J. 1700 erließ die Kolonialregierung ein Gesetz, durch welches ein Postamt in Philadelphia geschaffen wurde, und 1710 schuf das engl. Parlament ein «Generalpostamt für alle Besitzungen Sr. Majestät». Im J. 1753 begann der Briefträgerdienst (Pennypost) und das öffentliche Anzeigen nicht bestellbarer Briefe. Im J. 1756 begann die erste Postkutsche zwischen Neuyork und Philadelphia ihre Fahrten. Im J. 1789 berichtete der erste Generalpostmeister Samuel Osgood, daß die Gesamteinnahmen für das abgelaufene Berichtsjahr 25000 Doll. betrugen. Im J. 1790 gab es 75, 1810 schon 2300 und 1885 (30. Juni) 51252 Postbureaus. Im J. 1834 begann die Postbeförderung per Eisenbahn auf einer Strecke von 1248 km, 1884 geschah der Dienst auf etwa 192000 km. Die Einnahmen betrugen (1884—85) 42560843, die Ausgaben 49602188, das Defizit 7041344 Doll., welches durch das Guthaben der Pacificbahnen für Postbeförderung mit 1340226 auf 8381571 steigt. Die Abnahme der Einnahmen rührt hauptsächlich von der Herabsetzung des Briefporto von 3 auf 2 Cents und die Zunahme der Ausgaben durch größern Postverkehr und Ausdehnung des Postdienstes her. Das Briefträgersystem besteht in 178 Städten. Die 4358 Briefträger sammelten und trugen aus 1744537413 Poststücke. Es gab 2233 Postmeister erster Klasse. Der Dampferpostdienst hat eine Ausdehnung von 19200 km. Von der Briefpost wurden 91,63 Proz. über den Atlantischen Ocean und 8,37 Proz. nach Westindien und über den Stillen Ocean gesandt. Die Gesamtkosten der Seepost betrugen 331903 Doll. An Zeitungen und Drucksachen wurden in runder Summe 50529 t befördert. Im Bureau für unbestellbare Postsachen liefen 4794840 Poststücke ein, welche bis auf 13306 erledigt wurden. Die Einnahmen für 1886 werden auf 47524252, die Ausgaben auf 54986166 Doll. veranschlagt, was ein Defizit von 7443914 ergeben würde. In sehr ausgedehnter Weise benutzt man die Linien elektrischer Telegraphen, welche, seit 1844 errichtet, sämtlich Privatunternehmungen sind. Im J. 1885 gab es 263927 km Telegraphenlinien. Die American Bell Telephone Company (Boston) hatte am 1. Jan. 1885 im ganzen 310000 Telephone und 162800 km Drähte im Gebrauch.

Kanäle und Eisenbahnen. Die verschiedenen Stromsysteme sind untereinander, mit den großen Seen im Norden und dem Meere durch ein ausgedehntes System von Kanälen verbunden, welche den Warenverkehr ungemein erleichtern. Vermittelst derselben wurde bis in die neueste Zeit, wo die Eisenbahnen etwa drei Viertel dieser Aufgabe an sich gerissen haben, ein sehr großer Teil der Produktenfülle aus den westl. Staaten nach den atlantischen Seestädten geschafft. Die wichtigsten sind der große Eriekanal im Staate Neuyork, welcher mit seinen Verzweigungen den Verkehr des Hafens von Neuyork mit dem Nordwesten unterhält; der Chesapeake-Ohiokanal in Maryland und Virginien; im Westen der Ohio-Eriekanal, der den Ohio mit den Seen verbindet, bei Portsmouth beginnt und bei Cleveland am Erie endet; der Wabash-Eriekanal, welcher ebenfalls diesen See mit dem Ohio verbindet, sowie der Centralkanal; der sehr wichtige Illinois-Michigankanal, von Chicago am Michigansee nach La-Salle am Illinoisflusse, der zum Mississippi fließt. Namentlich hat der Staat Ohio durch seine Kanäle, welche neben den Eisenbahnsystemen ihren großen Nutzen bewähren, ungemein an Aufschwung gewonnen; nicht minder die

Staaten Neuyork und Pennsylvanien. Die Länge der Kanäle betrug 1880 im ganzen 6810 km. Die Landwege sind meist in schlechtestem Zustande und mehr den deutschen Vicinalwegen als den Chausseen ähnlich. Das Hauptverkehrsmittel bilden die Eisenbahnen; die erste derselben wurde 1827 gebaut, es war die 6,5 km lange Quincybahn in Massachusetts; 1836 waren 1764 km vollendet; 1842 belief sich ihre Länge auf 6201; 1850 auf 11758; 1854 auf 24915; 1870 auf 84637 und 1884 auf 194006 km. Bei dem vielfach mangelhaften Betrieb, der oft nachlässigen Verwaltung, der nicht selten unsoliden Anlage sind die Bahnen wohl billig, aber auch unsicher; 1884 kamen 1191 Unfälle (389 Todesfälle und 1760 Verwundungen) vor. In der Union kam es zunächst darauf an, die großen Küstenstädte untereinander wie mit dem weitl. Binnenlande in Verbindung zu bringen und Bahnen über die Alleghanies zu führen, um das Mississippithal zu erreichen, sodann auch mit Canada und den großen Seen den Verkehr zu erleichtern. Bereits ist dieser Aufgabe gemäß das ganze Land von den Seen bis zum Mexikanischen Meerbusen und an den Mississippi mit Eisenbahnen überspannt. Die Hauptlinien von Osten nach Westen laufen aus von Portland, der wichtigsten Handelsstadt in Maine, bis zum St. Lorenz bei Montreal und von da weiter durch Canada; diese Atlantic- und St.-Lawrencebahn ist nun vollendet. Die Bahnen, welche Boston zum Ausgangspunkt haben, treffen bei Albany, wo der Hudson auf einer Dampffähre passiert wird, mit den Bahnen im mittlern Staate Neuyork zusammen, gehen auch nach Norden hin durch Vermont, setzen sich vermittelst der Neuyork-Centralbahn nach Westen fort und bringen so Montreal mit Boston in Verbindung. Die Neuyork- und Eriebahn bildet, wie die Neuyork-Central, einen Teil der Linie zum obern Mississippi. Die pennsylvan. Centralbahn von Philadelphia nach Pittsburg am Ohio hat viele Nebenzweige nach Norden und Süden und reicht mit den Verlängerungen durch Ohio, Indiana und Illinois bis nach St.-Louis. Die Baltimore- und Ohiobahn reicht fast von der Chesapeakebai bis nach Wheeling am Ohio und ist einer der wichtigsten unter den großen Schienenwegen. Der atlantischen Küste entlang stehen die Schienenstränge weit nach Süden hin miteinander in Verbindung, bis Charleston in Südcarolina, Savannah in Georgien, von wo Bahnen bis nach Nashville in Tennessee und bis nach Alabama und Louisiana (Neuorleans) zum Mexikanischen Golf vollendet sind und bis Fernandena in Florida, von wo aus die Verbindung mit dem letztern bei Cedar Keys gewonnen wird. Dieser Meerbusen wird mit dem Michigansee verbunden durch die Mobile- und Ohiobahn, von Mobile bis Cairo am Ohio und von hier ab durch die weiter nach Norden ziehende Illinois-Centralbahn bis Chicago an dem genannten See und bis Dubuque am Mississippi. Am nördl. Mississippi ist St.-Paul der Endpunkt der Eisenbahnen; der Ort steht durch die Milwaukee-St.-Paul-Eisenbahn mit dem Osten in Verbindung. Westlich vom Mississippi laufen die Hannibal- und St.-Joseph-Bahn im nördl. Missouri und die Pacific-Eisenbahn (s. d.) den Missourifluß entlang von St.-Louis nach Westen (Kansas-City). Beide Bahnen sind bis Omaha fortgeführt, wo die große Pacific-Eisenbahn anfängt, welche Neuyork mit San-Francisco verbindet.

Durch die Entwickelung des Verkehrs haben Ackerbau, Gewerbe, Grubenbau, Schiffahrt und Handel einen ungemeinen Aufschwung genommen. Viele Bahnen und Kanäle wurden nur gebaut, um die Bodenerzeugnisse an einen vorteilhaften Absatzmarkt bringen zu können. Die Bodenverhältnisse wie das Klima sind natürlich in einem so ausgedehnten Lande höchst mannigfaltig. Die Quellen des Mississippi, welcher von Norden nach Süden seinem ganzen Laufe nach die Union durchströmt, liegen in einer Gegend, welche volle fünf Monate Winter hat, während an seiner Mündung tropische und Südfrüchte wachsen. Das Prairieland ist unbewaldet; Bäume stehen dort nur an den Flußufern. Die Felsengebirge sind zum Teil sehr stark bewaldet, und an der pacifischen Küste in Californien und Oregon, nördlich vom Kap Mendocino, stehen in den dichten Waldungen die höchsten Bäume der Erde. Eine sehr beträchtliche Bodenfläche eignet sich vortrefflich zum Ackerbau; alle europ. Getreidearten gedeihen. Die Art, in welcher die Agrikultur betrieben wird, ist je nach der geogr. Lage, den klimatischen Verhältnissen und der geschichtlichen Entwickelung sehr verschieden. In den ältern Staaten sind die Ländereien zum bei weitem größten Teil in festen Händen, und der Ackerbau hat vielfach einen europ. Zuschnitt. In den neuern Staaten und Gebieten besitzt die Union noch eine große Menge öffentlicher Ländereien, sog. Kongreßland, das nach amtlicher Angabe 30. Juni 1885 nicht weniger als 847818396 Acres (zu 0,405 ha) unvermessenen und noch nicht zum Verkauf ausgebotenen, außerdem aber noch 969245192 Acres vermessenen und im Markte befindlichen Landes umfaßte. Dazu kommt nun neuerdings noch Alaska mit 369529600 Acres, falls sie überhaupt bewohnbar, resp. bebaubar sind. Die Union läßt nämlich ihre Ländereien vermessen, in Vierecke von 36 engl. Geviertmeilen, Townships genannt, abteilen und diese letztern in Quadrate von einer engl. Geviertmeile, gleich 640 Acres (oder 2,59 qkm), in sog. Sektionen, sondern. Diese werden öffentlich versteigert unter einem Angebot von 1¼ Doll., dem sog. Kongreßpreise. Die 16. Sektion eines Township wird nicht verkauft, sondern zur Unterhaltung des Schulwesens vorbehalten. Auch werden von dem Verkaufspreise 5 Proz. den betreffenden Staaten zugewiesen. Von diesem Ertrag sind drei Fünftel für den Straßenbau bestimmt; das übrige wird zur Förderung des Volksunterrichts verwandt. Am 20. Juni 1862 wurde das sog. Heimstättegesetz angenommen, wonach jedes Familienhaupt und jeder Mann von wenigstens 21 Jahren, welcher entweder schon Bürger ist oder werden zu wollen erklärt, eine noch unbesetzte Parcelle Land von 160 Acres der öffentlichen Ländereien dadurch ohne Entgelt erwerben kann, daß er sie fünf Jahre lang ununterbrochen bewohnt und bestellt. Während dieser Zeit bezahlt der Anbauer keine Steuern für das Land. Neuerdings wurden Millionen von Acres namentlich an die Eisenbahnen verschleudert. In die neuen Lande westlich der Felsengebirge zogen seit etwa 1760 viele Einwanderer aus den alten Provinzen und nahmen eine ihnen zusagende Strecke Landes zum Anbau in Besitz, gewöhnlich durch sog. Tomahawk-Improvements, so nämlich, daß der für den Eigentümer galt, welcher das Land als das seinige damit bezeichnete, daß er einige Bäume mit der Axt anhieb, etwas Getreide

baute und eine Hütte aufschlug. Diese Hinterwäldler oder Wald-Yankees werden als Vorläufer einer geregelten Ansiedelung auch wohl Pioniere genannt; im westl. Pennsylvanien und Ohio waren sie vorzugsweise Deutsche. Überhaupt hat das Leben im Westen ein eigentümliches Gepräge gewonnen. Dort durchzieht der Fallensteller (Trapper, Biberfänger) die weite Prairie und die Felsengebirge; der Squatter folgt dem Pionier, macht in entlegenen Gegenden die ersten Äcker urbar und wohnt oft jahrelang viele Meilen weit von der nächsten Ansiedelung. Diese Leute sind und waren Bahnbrecher für die nachrückenden Einwanderer, welche beim Anwachsen der Volkszahl organisierte Gebiete bildeten, aus denen eine Reihe von Agrikulturstaaten erwuchsen.

Ackerbau. Man teilt die Union gewöhnlich in fünf große Ackerbauregionen: die nördl. und südl. Atlantik-, die nördl. und südl. Central- und die Westregion. Von 4008907 Farmen waren die meisten (1697968) in der nördl. Centralregion (Illinois 255741, Ohio 247189, Missouri 215575, Indiana 194013, Iowa 185351, Michigan 154008, Kansas 138561, Wisconsin 134322, Minnesota 92386, Nebraska 63387, Dakota 17435), die wenigsten (83723) in der Westregion (Californien 35934, Oregon 16217, Utah 9452, Washington 6529, Idaho 1885, Montana 1519, Nevada 1404, Arizona 767, Wyoming 457); 2984306 oder 74 Proz. wurden von den Eigentümern selber, 322357 oder 8 Proz. von Pächtern gegen einen bestimmten, in Geld zu zahlenden Mietpreis, 702244 oder 18 Proz. von Pächtern für einen Anteil an der Ernte bestellt. Der Wert der Farmen (Land, Zäune und Gebäulichkeiten eingeschlossen) wurde 1880 auf 10197096776, der Maschinen und Geräte auf denselben auf 406520055, des Viehstandes auf 1500384707, der Farmprodukte auf 2212540927 Doll. geschätzt. Im J. 1879 wurden geerntet: Baumwolle 5755359 Ballen (à 450 Pfd.), Buchweizen 11817327 Bushel (à 35,24 l), Gerste 43997495 Bushel, Hafer 407858999 Bushel, Heu 35205712 t, Hopfen 26546378 Pfd., Kartoffeln 169458539 Bushel und 33378693 Bushel Süßkartoffeln, Mais 1754591676 Bushel, Obst für 50876154 Doll., Reis 110131373 Pfd., Roggen 19831595 Bushel, Sirup 16573273 Gallonen, Tabak 472661157 Pfd., Weizen 459483137 Bushel, Zucker 178872 Hogsheads (à 1000 Pfd.). Den größten Ertrag liefert der Mais (türk. Weizen, Welschkorn), dieses ursprünglich südamerik. Getreide, das den übrigen Erdteilen bis zur Entdeckung der westl. Erdhälfte unbekannt war. Es gedeiht in allen Staaten; 1879 lieferten 20 Staaten je über 20 Mill. Bushel, am meisten Illinois (325792481), Iowa (275014247) und Missouri (202414413 Bushel). Im J. 1884 belief sich der mit Mais bebaute Flächengrund auf 69683780, 1885 aber auf 73130150 Acres. Der Ertrag wird auf 1936176000 Bushel gegen 1795528000 in 1884 veranschlagt, eine Zunahme von 7,8 Proz. Weizen wird besonders in den westlichen und mittlern Staaten, namentlich in Illinois, Indiana und Ohio gebaut; 1885 betrug die Ernte 357112000 Bushel. Der mit Hafer bebaute Flächenraum war 1885 bedeutend größer als früher und belief sich auf 22783630 Acker. Die Gesamternte von 1885 wird auf 629409000 Bushel und der Wert derselben auf 179631860 Doll. geschätzt. Baumwolle wird besonders in Mississippi, Georgia und Texas gewonnen. Im J. 1884 wurden 5667000 und 1885 6900000 Ballen geerntet.

Die Viehzucht hat eine solche Ausdehnung gewonnen, daß der Geldwert der 1880 vorhandenen Tiere auf 1500464609 Doll. geschätzt wurde. Es gab 10357488 Pferde, 1812208 Esel, 993841 Ochsen, 12443120 Milchkühe, 22488550 Stück Rindvieh, 35192074 Schafe (und noch etwa 7 Mill., welche auf Ranches oder Kongreßland waren) und 47681700 Schweine. Die Zahl der Pferde hat in den letzten Jahren bedeutend zugenommen. Auch die Einfuhr von Norman-, Percheron-, Clydesdale- und English-Shir-Pferden ist größer geworden; die größte Zahl hatte Illinois, die geringste Arizona. Auch die Zahl der Maulesel (2052593) hat zugenommen. Die größte Zahl hat Missouri und die geringste das Territorium Washington. In den Staaten Vermont, Neuyork und Ohio ist infolge der niedrigen Preise für Molkereiprodukte eine Abnahme in der Zahl der Milchkühe eingetreten; in den übrigen Staaten, und namentlich in den westlichen, hat dagegen die Zahl zugenommen. Neuyork hat die größte und Wyoming die geringste Zahl aufzuweisen. Die Schafzucht befindet sich (1886) in gedrücktem Zustande; am meisten besitzt Texas, am wenigsten hat Rhode-Island. In der Schweinezucht steht Iowa obenan, am wenigsten hat Wyoming. Der Gesamtertrag der Wolle belief sich auf 240681751 Pfd. Das Schweinepökelgeschäft hat eine große Ausdehnung gewonnen; 1880 wurden 14896245 Schweine eingesalzen. Von diesen kamen auf Illinois 2784754, Missouri 926931, Ohio 914961 und Indiana 604186.

Die Fischerei beschäftigte (1880) 131426 Personen. Der Wert der Produkte betrug 43046053 Doll. Hiervon kamen auf Walfische 2323943, Stör 2289813, Maifische 2116787, Austern 13403852, Schwämme 200750 Doll. Der Walfischfang, welcher 1854 seine höchste Blüte erreicht hatte, ist infolge der Entdeckung der reichen Petroleumquellen mit jedem Jahre mehr zurückgegangen. Der Walfischfang brachte Massachusetts 2089337, der Austernfang Maryland 4730476, Virginia 2218376 und Neujersey 2080625 Doll. ein. Sehr bedeutend stellt sich der Betrag der Erzeugnisse des Waldes, besonders in der Region der Nadelhölzer, heraus. Doch ist von einer Forstkultur kaum die Rede, und infolge dessen sind manche Strecken zu wasserlosen Einöden geworden. In den letzten Jahren sind dagegen wieder ganze Strecken bepflanzt worden. Der Ertrag von Nutz- und Bauholz ist sehr bedeutend; dazu kommt noch viel Teer, Pech, Terpentin, Harz, Pott- und Perlasche etc. Die Jagd auf Pelztiere hat von Jahr zu Jahr abgenommen und blüht nur noch im fernsten Nordwesten.

Die Produkte des Mineralreichs sind von außerordentlicher Wichtigkeit. Im J. 1880 wurden gewonnen: 1614741 Unzen Gold (33379633 Doll. Wert), 31797474 Unzen Silber (41110957 Doll.), 28621371 t Anthracitkohlen (42139740 Doll.), 41860055 t bituminöse Kohlen (52427868 Doll.), 7064829 t Eisenerz (20470756 Doll.), 53140 t Blei (2102948 Doll.), 123868 t Zink (2079737 Doll.), 56920266 Pfd. Kupfer (8886295 Doll.), für 18356055 Doll. Steine und 24235081 Barrels Petroleum. Von den Edelmetallen wurde am meisten in Colorado, Californien und Nevada gewonnen. Californien lieferte das meiste Gold und

Colorado das meiste Silber. Anthracit- und bituminöse Kohlen werden am meisten in Pennsylvanien, Eisen in Michigan, Neuyork und Neujersey, Steine in Neuyork, Ohio und Pennsylvanien, Petroleum in Pennsylvanien und Westvirginien gefunden. Die Produktion von bituminöser Kohle betrug (1884) 68424720, (1885) 65308216 t, von Anthracitkohlen (1884) 99143013 und (1885) 96931775 t.

Industrie. Bei so großer Gunst der natürlichen Verhältnisse und der Rührigkeit des amerik. Volks nahmen auch die technischen Gewerbe einen außerordentlich raschen Aufschwung. Folgende Tabelle verdeutlicht die gemachten Fortschritte:

	1860	1870	1880
Zahl d. Etablissements	140 433	252 148	253 852
Investiertes Kapital Dollars	1 009 855 715	2 118 208 769	2 790 272 606
Männliche Arbeiter über 16 Jahre	1 040 349	1 615 598	2 019 035
Weibliche Arbeiter über 15 Jahre	270 897	323 770	531 639
Kinder	Nicht berichtet	114 628	181 921
Arbeitslöhne, Dollars	378 878 966	775 584 343	947 953 795
Wert der Rohmaterialien, Dollars	1 031 605 092	2 488 427 242	3 396 823 549
Wert der Produkte, Dollars	1 885 861 676	4 232 325 442	5 369 579 191

Die folgenden lieferten den höchsten Wert der Produkte: Mehl- und Mahlmühlen: 24338 Etablissements (2873 in Pennsylvanien, 1768 in Neuyork, 1385 in Virginien, 1380 in Ohio, 1313 in Nordcarolina); Eisen und Stahl: 1005 Etablissements (366 in Neuyork, 134 in Ohio, 89 in Neujersey, 44 in Virginien, 43 in Tennessee); Fleischverpackung und Schlächtereien: 872 Etablissements (143 in Illinois, 128 in Neuyork, 93 in Ohio); Holzsägemühlen 25708 (2827 in Pennsylvanien, 2822 in Neuyork, 2352 in Ohio, 2022 in Indiana, 1649 in Michigan); Maschinen: 4928 Etablissements; Baumwolle: 1050 Etablissements (175 in Massachusetts, 115 in Rhode-Island). In 85923 Etablissements wurden 56483 Dampfmaschinen mit 2185458, und 55404 Wasserräder mit 1225379 Pferdekraft (64,07 Dampf- und 35,93 Wasserkraft) in Anspruch genommen. Die Lagerbierindustrie hat seit 1840 große Fortschritte gemacht und den Schnaps bedeutend verdrängt. Im J. 1840 wurden über 43 Mill., 1860 nahe 87 Mill. Gallonen Schnaps verbraucht, 1880 nur 63526694; 1840 wurden 124734 Gallonen amerik. Wein produziert und nahezu 5 Mill. importiert, 1880 dagegen 23298940 und resp. 5030601; 1840 wurden über 23 Mill. Gallonen Bier produziert und 148272 importiert, 1880 dagegen 413208885 und resp. 1011280. Während die Bevölkerung des Landes von 17 Mill. (1840) auf 56 Mill. (1885) stieg, ist der Schnapsverbrauch von 43 Mill. Gallonen auf 40 Mill. gesunken. Der Wein- und besonders der Bierkonsum hat dagegen zugenommen. Die Bierproduktion ist von 23 Mill. Gallonen (1840) auf 594 Mill. Gallonen (1885) gestiegen. Es gibt (1885) 2500 Brauereien. In Neuyork werden über 6 Mill. Gallonen, in Pennsylvanien über 2 und in Wisconsin über 1½ Mill. Gallonen produziert.

Handel und Schiffahrt. Die Vereinigten Staaten haben eine vortreffliche Handelslage, besonders begünstigt, seit ihr Gebiet im Osten und Westen von den beiden großen Weltmeeren bespült wird. Sie liegen zwischen Europa und Asien und haben durch Eisenbahnen zum Stillen Ocean bereits einen großen Teil des Handelsverkehrs zwischen Europa und Ostasien in nordamerik. Wege gelenkt. Die Union besitzt im eigenen Lande eine günstige, weit ausgedehnte Küstenentwickelung, ein großartiges Stromnetz, viele und gute Kanäle und ein riesiges Eisenbahnnetz. Dazu kommt noch, daß der innere Verkehr keinerlei Art von Schranken kennt und daß die Volksart, namentlich in den östlichen und mittlern Staaten, einem großartigen, kecken und oft verwegenen, freilich nicht immer soliden Betriebe des Handels geneigt ist. So sind die Nordamerikaner schon jetzt neben den Engländern das größte Handelsvolk der Erde, wenn sie auch in Bezug auf den Tonnengehalt ihrer Schiffe bedeutend hinter England zurückgeblieben sind. Im J. 1885 hatten die Vereinigten Staaten im ganzen 23963 Schiffe mit einem Tonnengehalt von 4265934. Bei dem ausgedehnten Binnenverkehr und dem verhältnismäßigen Mangel an baren Umlaufsmitteln hätte das nordamerik. Güterleben sich nicht so großartig entfalten können, wenn man sich nicht des Papiergeldes und der Banken bedient hätte, mit denen allerdings viel Schwindel getrieben wurde. Während die Zahl der Banken 1860 im ganzen 770 mit einem Kapital von 194411018 und mit einer Notencirkulation von 52089596 Doll. betrug, hat sich dieselbe infolge des Kriegs und des durch die Finanzgesetzgebung von 1863 geschaffenen Nationalbankaktes bis 1876 auf 6611 vermehrt; 1882 gab es 2308 Nationalbanken mit 484,9 Mill. Dollar Kapital und 4473 Staats- und Privatbanken mit 228,4 Mill. Doll. Kapital. Da seit 1882 das Kapital und die Depositen der letztern nicht mehr besteuert werden, so fehlen offizielle Angaben über Staats- und Privatbanken. Am 1. Okt. 1885 gab es 2714 Nationalbanken mit 2432,9 Mill. Dollar Kapital. Diese erlegen als Sicherheit für ihre Transaktionen Vereinigte Staaten-Obligationen beim Schatzamt der Union und erhalten dafür 90 Proz. des Marktwertes derselben in Noten, welche sie als Geld umsetzen. Diese Noten (Bills) müssen auf Verlangen von der Bank in Tresorscheine (Greenbacks) umgewechselt werden. Im J. 1885 waren 314394818 Doll. Nationalbank- und 346681016 Doll. Legal-Tendernoten im Umlauf. Mit der Wiederaufnahme der Goldzahlung (1. Jan. 1879) haben die Nationalbanken angefangen, mehr Sicherheit zu bieten. Die Staatsbanken verschwinden immer mehr und mehr und machen den Nationalbanken Platz. Der Binnenhandel ist besonders lebhaft auf den westl. Gewässern, den Kanälen und Bahnen, welche dieselben mit der östl. Küste verbinden, und an den großen Seen. An dem Verkehr auf dem letztern sind die Staaten Vermont, Neuyork, Pennsylvanien, Ohio, Michigan, Wisconsin und Illinois in großartiger Weise beteiligt. Auch der Handel zwischen den einzelnen Häfen der atlantischen Küste ist bedeutend.

Aus- und Einfuhr. Während des 30. Juni 1885 endenden Fiskaljahres belief sich der gesamte Handel der Vereinigten Staaten mit dem Ausland, Ein- und Ausfuhr, auf 1388588165 Doll. gegen 1481840086 Doll. in 1884. Die Ausfuhr belief sich auf 742189755 Doll. gegen 740513609 Doll. in 1884 und die Einfuhr auf 646398405 Doll. gegen 741326477 Doll. Die Ausfuhr von Gold und Silber betrug 8477892, resp. 33753633 Doll. gegen 41081957, resp. 26051426 Doll. in 1884, und die Einfuhr 26691696, resp. 16550627 Doll. gegen 22831317, resp. 14594945 Doll. in 1884. Der

Gesamtwert des Handels mit dem Auslande war 93251921 Doll. geringer als im vorhergehenden Jahre. Diese Abnahme ist der Verminderung der Einfuhr zum Betrage von 90170364 Doll. zuzuschreiben, der größten in irgend einem Jahre seit 1862. Der Gesamtwert der Aus- und Einfuhr von Waren war Ausfuhr: (1883) 823839402 Doll., (1884) 740513609, (1885) 742189755 Doll.; Einfuhr: 723180914 Doll., 667697693, 577527329 Doll. Von 1860 bis 1885 ist der Gesamtwert der Ein- und Ausfuhr von Waren von 687192176 auf 1319717084 Doll. oder 92 Proz. gestiegen; die Einfuhr stieg von 353616119 auf 577527329 Doll. oder 63 Proz. und die Ausfuhr von 316242423 auf 726682946 Doll. oder 129 Proz. Die Ausfuhr von Waren in 1885 ist folgendermaßen klassifiziert worden: Ackerbauprodukte für 530172966 Doll., Industrieprodukte für 117259810, Bergbauprodukte für 60151999, Fruchtbauprodukte für 7588442, Fischereiprodukte für 5955122, andere Produkte für 5554607 Doll. Im J. 1791 wurde die erste Baumwolle aus Südcarolina und zwar 189316 Pfd., 1885 aber 1891659472 Pfd. roher Baumwolle im Werte von 201962458 Doll. exportiert. Weizen wurde 1885 für etwa 73 Mill. Doll., mehr als 2 Mill. weniger als in 1884, exportiert. Der Wert der Mehlausfuhr betrug 52 Mill. Dollars; 1884 wurden 45 Mill. Bushel Mais, 1885 fast 52 Mill. exportiert. Die Ausfuhr von Speck und Schinken zeigte eine Abnahme; 400 Mill. Pfund brachten (1885) 37 Mill. Dollars, während 389 Mill. Pfund (1884) 40 Mill. Dollars brachten. Im J. 1884 wurden 513660092 Gallonen Mineralöl im Werte von 47103248 Doll., 1885 dagegen 573668180 Gallonen im Werte von 50257947 Doll. versandt. Die Ausfuhr von Blättertabak belief sich 1885 auf 219221207 Pfd. gegen 192130820 Pfd. in 1884. Der Wert der Ausfuhr war fast 22 Mill. Dollars gegen etwas mehr als 17 Mill. Dollars in 1884. Die Ausfuhr von Zucker belief sich auf 16 Mill. Pfund im Werte von 5400000 Doll. in 1884 und auf 252500000 Pfd. im Werte von 16 Mill. Dollars in 1885. Waren wurden gesandt nach Großbritannien und Irland für 394925925 Doll., nach Deutschland für 60819091 Doll., nach Frankreich 44562334 Doll. u. s. w.; zusammen für 726682926 Doll. Die Einfuhr erreichte den höchsten Wert 1882, nämlich 724639574 Doll.; 1885 betrug sie 577527329 Doll. Diese Abnahme ist der Verminderung der Einfuhr von Zucker und Sirup, Seidenwaren, Eisen- und Stahlfabrikaten, Blechfabrikaten, Woll-, Baumwollwaren, Häuten, Thee, Galanteriewaren, Pelzen u. s. w. zuzuschreiben. 59,90 Proz. der Einfuhr von 1885 bestanden aus fabrizierten Waren im Werte von 345914067 Doll. und 40,10 Proz. aus Rohstoffen oder teilweise fabrizierten Waren im Werte von 231613262 Doll. Haupteinfuhrartikel waren Zucker für 72500000 Doll., Kaffee für 47 Mill. Doll., Thee für 14 Mill. Doll., Woll- und Wollwaren für 44656482 Doll., Seide und Seidenwaren für 40393002 Doll., Chemikalien, Farbstoffe und Medizinalien für 35070816 Doll., Eisen und Stahl und Waren davon für 34563689 Doll., Flachs, Hanf, Jute und ähnliche Substanzen nebst deren Fabrikaten für 32854974 Doll., Baumwolle und Baumwollwaren für 28152001 Doll., Bücher für 3 Mill. Dollars, Kunstwerke für 1383000 Doll. Aus Großbritannien kamen 23,67 Proz., aus Westindien 11,18 Proz., aus Deutschland 10,95 Proz., aus Frankreich 9,86 Proz. Haupteinfuhrhafen sind: Neuyork (für 380077748 Doll.), Boston (für 53445929), San-Francisco (für 35040350), Philadelphia (für 29919019), Baltimore (für 11849696), Chicago (für 9918269) und Neuorleans (für 8688552 Doll.).

Der jetzt geltende Tarif vom 2. März 1861 kommt in seinen Sätzen, die ursprünglich allerdings zum Teil durch den Bürgerkrieg gerechtfertigt waren, einem Prohibitionstarif gleich. Die eingeführten Waren bezahlen durchschnittlich zwischen 70 und 100 Proz. Zoll. An Eingangszöllen nahmen 1885 die Vereinigten Staaten 181471939 Doll. ein. In dem 30. Juni 1885 endenden Finanzjahre liefen im ganzen 30204 Schiffe ein, mit einem Gesamttonnengehalt von 15304827, darunter waren 9321 mit 3132011 t amerikanische und 20883 mit 12172816 t fremde. Es klarierten 30435 Schiffe mit 15514769 t, davon waren 9413 Schiffe mit 3231556 t amerikanische und 21022 mit 12283213 t fremde. Gebaut wurden 1884—85 im ganzen 533 Schiffe mit 65362,46 (62120,17 Netto) t. Die Handelsflotte zählte im ganzen 23963 Schiffe mit 4265933,79 t. Die amerik. Seeleute gehören neben den deutschen und englischen zu den tüchtigsten der Welt. Im Schiffbau waren die Werften lange Zeit unübertroffen. Die Monitors und Panzerschiffe sind eine Erfindung des Bürgerkriegs, die von allen Nationen teils bestellt, teils nachgeahmt wurden. Die großen schnellsegelnden Klipper, zuerst in Baltimore gebaut, machen die Reise von Neuyork nach San-Francisco in 80—100 Tagen. Seit aber (beginnend mit dem Ende der fünfziger Jahre) die eisernen Dampfer die hölzernen Segelschiffe vom Ocean verdrängt haben, hat England den Vereinigten Staaten im Schiffbau den Rang abgelaufen, sodaß sich ihre Handelsflotte von den harten Schlägen des Bürgerkriegs nicht mehr hat erholen können. Einmal nämlich arbeiten die Engländer besser und billiger, dann aber verbieten die zu Anfang des 19. Jahrh. zu Gunsten einiger östl. Interessentengruppen erlassenen, noch nicht widerrufenen amerik. Schiffahrtsgesetze den Ankauf eines im Auslande gebauten Schiffs. Die Folge dieser Politik ist unter anderm, daß während etwa 120 europ. Dampfer den ganzen Fracht- und Passagierverkehr auf dem Atlantischen Ocean besorgen, 1879 nur eine amerik. Linie von vier Schiffen daran teilnahm.

Das **Wappen** der Vereinigten Staaten ist ein silberner Schild mit sechs roten senkrechten Pfählen und mit einem blauen Schildeshaupte, in welchem (entweder dreizehn, die Zahl der ursprünglichen Unionsstaaten, oder) so viel silberne Sterne stehen, als der Bund Staaten zählt; der Schild ruht auf der Brust eines die Flügel erhebenden Adlers, der mit der rechten Klaue einen Lorbeerzweig, mit der linken drei Pfeile und mit dem Schnabel ein Band hält, das über seinen Kopf flattert und die Inschrift trägt: E pluribus unum. Die **Flagge** besteht aus sieben roten und sechs weißen horizontalen Streifen; in der obern (innern) Ecke sind in einem blauen Viereck (entweder dreizehn oder) so viel weiße Sterne, als der Bund Staaten zählt.

Vgl. außer dem «American Almanac» (seit 1830), den offiziellen Censusberichten und staatsrechtlichen Werken Storys (s. d.) von deutschen Werken besonders: Ebeling, «Die Vereinigten Staaten von Nordamerika» (Bd. 1—5, Hamb. 1793—1816);

Stein und Hörschelmann, »Handbuch der Geographie und Statistik« (7. Aufl., Bd. 1: »Amerika«, von Wappäus, Lpz. 1855); die Werke von Rüttimann, Kapp, Reimann und Holst über Politik und Verfassung; Andree, »Nordamerika in geogr. und geschichtlichen Umrissen« (Braunschw. 1851; 2. Aufl. 1853); Julius, »Nordamerikas sittliche Zustände« (2 Bde., Lpz. 1839); F. von Raumer, »Die Vereinigten Staaten von Nordamerika« (2 Bde., Lpz. 1845); die Reisen des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar (herausg. von Luden, 2 Bde., Weim. 1828), des Prinzen Maximilian zu Wied (2 Bde., Kobl. 1839—41), von Ziegler, Graf von Görtz, Froebel, Busch, Kohl, Löher, Graf Erbach, Kübeck; ferner Ratzel, »Die Vereinigten Staaten von Nordamerika« (2 Bde., Münch. 1878—80); derselbe, »Städte und Kulturbilder aus Nordamerika« (2 Bde., Lpz. 1876); Hellwald, »Amerika in Wort und Bild« (2 Bde., Lpz. 1883—85); Hesse-Wartegg »Nordamerika« (4 Bde., Lpz. 1883—84); Herzog, »Aus Amerika« (Bd. 1, Berl. 1884); Leyen, »Die nordamerik. Eisenbahnen« (Lpz. 1885).

Geschichte. I. Vorgeschichte (bis 4. Juli 1776) oder Kolonialperiode. Die Vereinigten Staaten von Amerika (United States of America) erscheinen als solche historisch zum ersten mal in der berühmten Unabhängigkeitserklärung, welche, von Jefferson (s. d.) entworfen, vom Kongreß der 13 brit. Kolonien Nordamerikas am 4. Juli 1776 angenommen und verlautbart wurde. Anerkannt wurden sie zuerst von Frankreich in den im Febr. 1778 zu Paris abgeschlossenen Verträgen, sodann von Großbritannien in dem Friedensvertrage von Versailles, 3. Sept. 1783, darauf in rascher Folge von allen übrigen Mächten. Bis dahin gab es nur Kolonien in Nordamerika und zwar spanische, französische, schwedische, holländische und (zum größten Teil) englische. Die älteste dauernde Ansiedelung erfolgte seitens der Spanier in San-Augustine, Florida 1565, die erste dauernde engl. Kolonie (Virginien) wurde am 13. Mai 1607 durch Gründung von Jamestown gebildet und in derselben auch am 30. Juli 1619 in einem »Hause der Bürger« die erste Volksvertretung eingeführt. Im übrigen gehört die Geschichte der Gründung aller einzelnen Kolonien und deren Entwickelung bis zum großen gemeinsamen Konflikt mit England zunächst in den Rahmen der Geschichte der aus den Kolonien entstandenen gegenwärtigen Staaten. Historisch bedeutsam war die Landung der »Pilgrim-Väter von New-England«, der 102 Puritaner, welche religiöser Verfolgungen halber 6. Sept. 1620 in dem kleinen Schiffe Mayflower England verlassen hatten, in der Massachusettsbai (11. Dez. 1620) und die Gründung von Plymouth, weil von entscheidendstem Einfluß für die ganze seitherige Gestaltung des Nationalcharakters und der Nationalgeschichte. Ferner verdient die erste größere Einwanderung aus Deutschland (Krefeld), die zur Gründung von Germantown (s. d.) 1683 führte, besonderer Erwähnung, obgleich weder diese, noch auch die (seit 1730 in stärkerm Maße) nachfolgende deutsche Einwanderung den engl. Grundcharakter der Kolonien zu ändern vermochte. Thatsächlich bestanden, seit Febr. 1733 unter General James Oglethorpe die Stadt Savannah, resp. die Kolonie Georgia gegründet war, im Gebiete der heutigen Union 13 engl. Kolonien, die teils unter Provinzialregierungen (Neuhampshire, Neuyork, Neujersey, Virginien, beide Carolinas und Georgia), teils unter Eigentümerregierungen (Maryland, Pennsylvanien und Delaware), teils unter Freibriefregierungen (Massachusetts, Rhode-Island und Connecticut) organisiert waren. Gemeinsame Beziehungen unter den einzelnen Kolonien entstanden teils durch Indianerkriege (darunter besonders gefährlich die von den »Königen« Philip 1675 und Pontiac 1763 angezettelten), teils und namentlich durch die wiederholten blutigen Kämpfe zwischen Engländern und Franzosen um die Suprematie in Nordamerika. Von entscheidender Bedeutung für die ganze Entwickelung der folgenden Ereignisse war der 1754 begonnene Krieg, welcher in Amerika durch die Eroberung von Quebec seitens der Engländer, in Europa und auf dem Meere aber erst durch den Pariser Frieden 1763 beendet wurde. Während er auf der einen Seite die Verdrängung franz. Herrschaft aus Nordamerika durch britische besiegelte, hatten die häufigen Niederlagen der englischen regulären Truppen und die glänzenden Waffenthaten der Kolonialtruppen auf der andern Seite das Selbstvertrauen der Kolonien merklich gehoben.

Dies trat alsbald hervor, da gerade um diese Zeit Englands Regierung mit der theoretisch zwar stets behaupteten, aber thatsächlich nur selten gewagten Besteuerung der Kolonien vorzugehen begann. Vergeblich beriefen sich letztere auf den altengl. Grundsatz »No taxation without representation«, Besteuerung müsse sich mit Vertretung decken, d. h. die Kolonien dürfen nur von einem Körper besteuert werden, in dem sie selbst vertreten sind; die engl. Regierung kümmerte sich nicht um den Widerspruch. Am 22. März 1765 wurde die Stempelakte erlassen, ohne daß man den Mut hatte, sie bei dem einmütigen Widerstande der Kolonisten durchzusetzen. So zog man sie zurück (März 1766) und schrieb an ihrer Statt im Mai 1767 einen Eingangszoll auf Thee, Glas, Papier und Farbe aus. Diese Maßregel, die wieder auf Grund des amerik. aktiven und passiven Widerstandes beschränkt werden mußte, sodaß schließlich nur ein Eingangszoll von 3 Pence pro Pfund Thee bestehen blieb, führte endlich zum offenen Aufstand (Boston Massacre 5. März 1770 und Tea Party, 16. Dez. 1773). Die hierauf erfolgenden Gewaltmaßregeln des engl. Parlaments, wie Sperrung des bostoner Hafens vom 1. Juli 1774 an, die Aufhebung der Verfassung der Kolonie Massachusetts, der Seele des Widerstandes für sämtliche Kolonien, führte am 5. Sept. 1774 zum Zusammentritt des »Alten Kontinentalen Kongresses« in Philadelphia, bei dem die 13 Kolonien mit Ausnahme von Georgia durch im ganzen 53 Delegaten vertreten waren. (Ein erster »Kongreß« hatte auf Einladung von Massachusetts schon im Okt. 1765 zu Neuyork stattgefunden und war von 9 Kolonien beschickt worden.) Die »Amerikaner« (wie Patrick Henry schon in seiner Eröffnungsrede bezeichnend sagte) beschlossen energischen Protest bei der engl. Regierung gegen die Verletzung ihrer Rechte, besonders auch gegen die stehende Armee im Kolonialgebiete, wie Bildung der »American Association«, die sich verpflichtete, jeden Handelsverkehr mit England abzubrechen und keine engl. Erzeugnisse zu gebrauchen. In Massachusetts bereitete man sich überdies eifrigst zum Kriege vor und häufte in Worcester und Concord Munitionsvorräte auf. Der Versuch des engl. Generals Gage, letztere zu zerstören, führte 18. April 1775 zu den ersten blutigen Zusammenstößen zwischen den

Truppen und den rasch einberufenen Milizen (minute men), zuerst bei Lexington und dann bei Concord. Der Erfolg blieb auf seiten der Milizen.

Dies gab das Signal zum allgemeinen Aufstande. Von allen Seiten eilten Kolonialtruppen nach Boston, woselbst die engl. Armee sich alsbald von einer starken, kampfesmutigen, wenn auch undisciplinierten und schlecht ausgerüsteten Menge eingeschlossen fand. Freiwillige aus Vermont und Connecticut unter Arnold und Allen bemächtigten sich der wichtigen canadischen Forts Ticonderoga und Crown-Point (10. und 12. Mai) und damit auch einiger dringend benötigten Kanonen. Mittlerweile trat der Kongreß, welcher am 26. Okt. auseinander gegangen war, an dem vorausbestimmten 10. Mai wieder in Philadelphia unter Vorsitz des «Rebellen» John Hancock von Boston zusammen. Sie erklärten die vor Boston versammelten Freiwilligen zur Kontinentalen Armee und bestellten einstimmig (15. Juni) Washington (s. d.) zum Oberfeldherrn. Bevor derselbe noch bei der Armee eintraf, hatte dieselbe am 17. Juni das Treffen von Bunkerhill gewonnen, sodaß der vier Tage später eintreffende Oberfeldherr unter günstigen Auspicien eine reguläre Belagerung von Boston einleiten und inzwischen mit Hilfe von Gates wenigstens notdürftig seine Armee organisieren konnte. Am 17. März 1776 sah sich der brit. Oberfeldherr, Lord Howe, genötigt, Boston zu räumen. Weniger erfolgreich war eine Expedition nach Canada; der tapfere Führer Montgomery fiel 31. Dez. 1775 beim Sturm auf Quebec und die Amerikaner mußten mit schweren Verlusten sich zurückziehen. Glücklicher waren die Kolonien mit den ausgerüsteten Kaperschiffen, welche den Engländern großen Schaden zufügten, und mit der Zurückweisung eines engl. Angriffs auf das wichtige Charleston in Südcarolina. Diese Erfolge, wie die Aufregung über einige barbarische Streifzüge der Briten beförderten den Gedanken nach einer vollständigen Unabhängigkeitserklärung, welche übrigens bereits Mai 1775 von der Vertretung Nordcarolinas für dieses Land ausgesprochen worden war. Eine am 7. Juni 1776 von Richard Henry Lee im Kongreß eingebrachte Unabhängigkeitsresolution wurde am 2. Juli von den Delegaten aller Kolonien, mit Ausnahme Neuyorks, angenommen und bildete die Grundlage für die berühmte, am 4. Juli mit gleicher Mehrheit unterzeichnete Unabhängigkeitserklärung (Declaration of Independence) der «Vereinigten Staaten von Amerika».

II. **Die Periode der Konföderation** (bis 4. März 1789). Der Zusammenhang, in den die 13 Kolonien traten (auch Neuyork schloß sich schon am 9. Juli der Unabhängigkeitserklärung an), war zunächst nur ein loser, soweit er zur gemeinsamen Abwehr unerläßlich wurde. Er war aber um so notwendiger geworden, als gerade um diese Zeit England bedeutende Anstrengungen zur völligen Unterdrückung der Rebellion machte. Es rüstete eine große Flotte, die unter Befehl des Admirals Howe gestellt wurde, und ein Landheer von 55000 Mann unter dessen Bruder Lord Howe. Da die Volksstimmung in England die Werbung erschwerte, kaufte die Regierung den kleinen deutschen Höfen Hessen-Kassel, Hessen-Hanau, Braunschweig, Waldeck, Anhalt und Ansbach Mietstruppen ab, welche die Waffen gegen die amerik. Kolonien führen mußten und im Laufe des Kriegs bis auf 29166 Mann stiegen. (Hessen-Kassel nahm mit diesem Menschenhandel während des Kriegs mehr als 21 Mill. Thlr. ein.) Einer solchen Macht gegenüber konnte sich Washington, der seine Armee bald nach der Einnahme von Boston nach Neuyork verlegt hatte, zunächst nur auf die Defensive beschränken. Als Howe im August mit 30000 Mann von Staten-Island anrückte, räumte Washington nach einigen unglücklichen Gefechten (besonders bei White-Plains 28. Okt.) nicht bloß die Stadt, sondern auch den Staat Neuyork. Zwei erfolgreiche Überfälle (bei Trenton 25. Dez. 1776 und Princeton 3. Jan. 1777) hoben einigermaßen wieder den Mut seiner durch Krankheiten und schlechte Verpflegung decimierten Milizen, sodaß die Winterquartiere unter erträglichen Umständen bezogen werden konnten. Im Frühjahr 1777 verlegte der engl. Feldherr Howe seine Operationen in die Chesapeakebai mit der Richtung gegen das wichtige Philadelphia. Es gelang ihm auch, dasselbe am 26. Sept. einzunehmen, nachdem er zwei Wochen vorher Washington bei Brandywine geschlagen hatte. Am 4. Okt. erlitt letzterer bei Germantown eine zweite empfindliche Niederlage, sodaß er seine Winterquartiere in die wilde Gegend bei Valley-Forge verlegen mußte. Hier war es, wo der am 1. Dez. eingetroffene preuß. Offizier Steuben als «Generalinspektor» hervorragende Dienste als Disciplinator und Organisator der Armee leistete. Zum weitern Glück für die Kolonien gelang es deren Truppen unter Gates nach mehrern glücklichen Gefechten, den engl. General Bourgoyne, welcher von Canada aus eingedrungen, aber doch zu isoliert war, am 7. Okt. bei Saratoga empfindlich zu schlagen und bald darauf (17. Okt.) zur Kapitulation zu zwingen.

Dieser Erfolg, welcher 3500 Briten zu Gefangenen machte, war namentlich dadurch von Bedeutung, daß er die bisher schwankende franz. Regierung zum Abschluß eines Handels- und Verteidigungsbündnisses mit den Amerikanern bewog. Für die letztern waren die Verhandlungen in Paris durch Benjamin Franklin (s. d.) mit großer Geschicklichkeit geführt worden. Vorher schon hatte übrigens unter dem franz. Adel große Sympathie für die Amerikaner geherrscht und waren nicht bloß zahlreiche Offiziere, darunter General Kalb und der dessen Führung anvertraute junge Lafayette, bereits zur Armee Washingtons eingerückt, sondern unoffiziell auch bedeutende Unterstützungen an Geld und Ausrüstung gewährt worden. Jetzt aber erklärte Frankreich an England offiziell den Krieg und rüstete zwei Flotten aus. Das Erscheinen der franz. Kriegsschiffe unter d'Estaing kam den von Krankheit und Mangel sehr geschwächten amerik. Kämpfern gelegen, da sie sonst kaum im Stande gewesen wären, der energischern Kriegführung, welche unter dem neuen engl. Oberfeldherrn Henry Clinton eingeleitet wurde, zu widerstehen. In den Jahren 1778 und 1779 konnte Washington nur einmal (28. Juni 1778 bei Monmouth) wagen, sich den Engländern in offenem Felde entgegenzustellen; der Erfolg dieses Treffens genügte aber nicht einmal, um den schweren Verwüstungen Einhalt zu thun, welche die brit. Truppen längs der ganzen Küste, besonders aber in den reichern südl. Provinzen, wohin Clinton seine Hauptthätigkeit verlegte, durchführten. Selbst daß Spanien an England den Krieg erklärte, Holland mit Schweden, Dänemark und Rußland das Neutralitätsbündnis abschloß (1. Jan. 1780), infolge dessen England auch an Holland den Krieg erklärte,

half den Amerikanern wenig. Dieselben erlitten einen schweren Schlag, indem Clinton am 12. Mai 1780 das wichtige Charleston in Südcarolina mit 6000 Mann, 400 Kanonen, 4 Fregatten und reichen Vorräten zur Übergabe zwang. Dies war der Höhepunkt des amerik. Mißgeschicks, welches durch einige brillante Waffenthaten, wie die Wegnahme zweier brit. Kriegsschiffe im Englischen Kanal durch Kapitän Paul Jones (23. Sept. 1779) und die Erstürmung von Stony-Point durch General Wayne (16. Juli 1779) nicht gemildert worden war. Clinton glaubte aber nach der Einnahme Charlestons den Süden vollständig bezwungen zu haben, zog sich mit der Hauptarmee nach Neuyork zurück und ließ General Cornwallis mit 8000 Mann zur Bekämpfung der Guerrillabanden zurück, welche allein noch von amerik. Seite den Krieg fortführten.

Diese Schwächung der Briten wurde von Washington geschickt zu einem Hauptschlage benutzt, wobei das Erscheinen franz. Hilfstruppen, 6000 Mann unter Rochambeau und einer starken Flotte unter Grasse, von entscheidender Bedeutung war. Er wußte den brit. Feldherrn in dem Glauben zu belassen, daß die vereinigten Amerikaner und Franzosen gegen ihn in Neuyork operieren würden, während thatsächlich die ganze Macht der Verbündeten gegen Cornwallis sich wendete. Dieser hatte nach einer ziemlich glücklichen Kriegführung gegen die ihm entgegengestellten kleinern amerik. Truppenmassen zuerst unter Gates, dann unter Greene, Lafayette und Steuben, eine befestigte Stellung bei Yorktown in Virginien bezogen. Hier wurde er aber von 9000 Amerikanern unter Washington und 6000 Franzosen unter Rochambeau, wie von der starken franz. Flotte unter Grasse vollständig eingeschlossen und mußte sich nach einer regelmäßigen Belagerung am 19. Okt. 1781 mit 7247 Mann Truppen, 840 Matrosen, 106 Geschützen und großen Vorräten ergeben. Die Nachricht von diesem Ereignis rief in London ungeheuere Aufregung hervor und führte den Sturz des mißliebigen Ministeriums North herbei. Der kostspieligen Kriegführung mit dem amerik. «Brudervolke» waren die Engländer überdrüssig geworden, und so gelang es, am 30. Nov. 1782, den amerik. Unterhändlern Adams und Franklin, in Paris einen Präliminarfrieden mit den Engländern zu schließen, dem 3. Sept. 1783 der definitive Friede von Versailles folgte, wodurch die Unabhängigkeit der «Vereinigten Staaten von Amerika» anerkannt wurde. Am 25. Nov. 1783 wurde auch Neuyork, der letzte von den Engländern gehaltene Punkt im Gebiete der frei gewordenen Staaten, geräumt, und am 23. Dez. konnte Washington, der bereits am 2. Nov. seine Abschiedsadresse an die Armee erlassen hatte, dem Kongreß seine Resignation einreichen und nach seinem Privatsitze in Mount Vernon abreisen.

Damit fand einer der eigentümlichsten, an Wechselfällen reichsten und folgenschwersten Kriege seinen formellen Abschluß. Der junge Freistaat befand sich am Ausgange desselben in einer nichts weniger als beneidenswerten Lage. Der lose Verband unter den einzelnen Staaten war durch die Opfer und Kosten des Kriegs gerade nicht befestigt worden, und das Lokalinteresse machte sich in starker Weise geltend, um den Verband noch mehr zu lockern. Die verhältnismäßig sehr bedeutende Kriegsschuld und die Notwendigkeit größerer Anstrengungen, um den ganz daniederliegenden Wohlstand zu heben, gegenüber einem vollständigen Mangel an Kredit, zwang aber die Staaten, eine Befestigung des schwachen Centralverbandes herbeizuführen, den man provisorisch mit den Konföderationsartikeln vom 15. Nov. 1777 begründet hatte. Ein Konvent einsichtiger Delegaten mehrerer Staaten in Annapolis, Sept. 1786, schlug dem Kongreß die Berufung eines Verfassungskonvents vor, und wirklich traten, nachdem der Kongreß 21. Febr. 1787 seine Zustimmung erteilt hatte, die Delegaten aller Staaten (bis auf Rhode-Island) am 25. Mai in Philadelphia zusammen, um eine Verfassung des Bundes zu beschließen. Washington wurde zum Vorsitzenden gewählt. Nach mühevollen Beratungen, bei denen die wichtigsten Streitpunkte unter dem Zwange der allgemeinen Notlage durch Kompromisse beigelegt wurden, kam endlich 17. Sept. jene «Konstitution» zur Annahme, die noch gegenwärtig als das Werk der «Väter der Republik» in Geltung und hohem Ansehen ist. Der Kongreß acceptierte am 28. Sept. die Verfassung und übersendete sie, gemäß den Bestimmungen derselben, den einzelnen Staaten zur Annahme. Am 13. Sept. 1788 konnte der Kongreß bereits konstatieren, daß die Verfassung, weil von mehr als der vorgeschriebenen Anzahl von Staaten angenommen, in Rechtskraft erwachsen sei, und schritt zur Ausführung derselben durch Anordnung von Wahlen, besonders des zum Staatsoberhaupte bestimmten Präsidenten. George Washington wurde einstimmig (von 69 Elektoren) zum Präsidenten, John Adams mit Stimmenmehrheit zum Vizepräsidenten erwählt, und damit begann eine neue Periode im Leben der nun erst eigentlich begründeten «Vereinigten Staaten von Amerika».

III. Die Periode des Gleichgewichts in der Union (bis 1829). Washingtons Administration, welche zwei Präsidentschaftstermine umfaßte (1789 bis 1797), war deshalb von außerordentlicher Bedeutung, weil sie die schwierige Aufgabe, einer bloß auf dem Papier stehenden Verfassung praktische Lebenskraft und Bestand zu verleihen, in hervorragend glücklicher Weise löste und gleichzeitig in die höchst verworrenen finanziellen Verhältnisse Ordnung brachte. Von tüchtigen Ministern, unter denen namentlich der geniale Hamilton (s. d.) als Finanzminister und der berühmte Jefferson (s. d.) als Staatssekretär hervorragten, unterstützt, konnte Washington in nahezu allen Fragen der Verwaltung ein für die Zukunft maßgebendes System bringen. Auch der Umstand, daß selbst in dem Ministerium die beiden Parteien, welche sich alsbald nach den Gegensätzen einer centralisierenden und einer föderalistischen Strömung bildeten, vertreten waren, erstere, sich Föderalisten nennend, durch Hamilton, letztere, unter dem Namen demokratische Republikaner, durch Jefferson, trug nur zur Befestigung des neuen Regierungssystems bei. In energischer Weise wurde die junge Autorität des Bundes durch Unterdrückung eines (des sog. Whiskey-) Aufstandes in Pennsylvanien noch immer aufrecht erhalten und ebenso inmitten der gewaltigen Stürme, welche die Französische Revolution und deren Folgen auch in Amerika hervorrief, nach außen bewahrt. Vermont (1791), Kentucky (1792) und Tennessee (1796) vermehrten die Zahl der Bundesstaaten auf 16. John Adams (s. d.), welcher, nachdem Washington bestimmt jede Wiederwahl abgelehnt hatte, zum Präsidenten gewählt worden war, hatte während seines Termins (1797 bis 1801) besonders unter einem Konflikt mit Frank-

reich zu leiden, der erst durch einen 30. Sept. 1800 abgeschlossenen Handelsvertrag, in welchem der streitige Grundsatz »Frei Schiff, frei Gut« anerkannt wurde, beendigt erscheint. Mit dem nächsten Präsidenten, Thomas Jefferson (1801—9), kam dessen Partei, welche bald den Namen der demokratischen annahm, zur Regierung, hielt aber im wesentlichen an dem bestehenden System fest. Von besonderer Wichtigkeit war die Erwerbung des ungeheuern Stromgebiets des Mississippi und Missouri, damals Louisiana genannt, von Frankreich (1803) um den Kaufpreis von 15 Mill. Dollars. Ohio ward als 17. Staat aufgenommen (1802). Die Napoleonischen Kriege führten zuerst zu großem Aufschwung des amerik. Handels, dann aber zu Zwistigkeiten mit dem eifersüchtig gewordenen England.

Aber erst unter dem folgenden Präsidenten, James Madison (1809—17), gleichfalls einem Demokraten, kam es zu einer förmlichen Kriegserklärung (1812). Die Vereinigten Staaten erzielten wohl zur See einige Erfolge, dagegen auf dem Festlande, namentlich 1814, entschiedene Niederlagen. Die engl. Truppen nahmen (24. Sept.) sogar das 1791 zur Bundeshauptstadt auserwählte und 1800 bezogene Washington ein und brannten die öffentlichen Gebäude nieder. Am 24. Dez. 1814 wurde in Gent ein Friede geschlossen, der die wesentlichsten Streitfragen unberührt ließ; aber ehe noch die Nachricht von diesem Friedensschlusse nach Amerika kam, hatte Andrew Jackson (s. d.) einen Angriff von 12000 brit. Truppen auf Neuorleans (8. Jan. 1815) mit 5000 Miliztruppen glänzend zurückgeschlagen. Der Krieg hatte Handel und Industrie der Staaten beinahe vernichtet, was namentlich in den Neuenglandstaaten tiefe Erbitterung hervorrief und sogar Lostrennungsgelüste (Hartforder Konvent) zum Ausdruck brachte. Der Friedensschluß hatte aber einen raschen Aufschwung der Geschäfte und damit Besänftigung der Gefühle zur Folge. Bemerkenswert ist die 1816 erfolgte Begründung einer Nationalbank in Philadelphia. Dem Raubstaat Algier wurde 1816 durch Commodore Decatur eine derbe Züchtigung zuteil. Louisiana (1812) und Indiana (1816) wurden als 18. und 19. Staat aufgenommen. Die beiden Administrationen (1817—25) von James Monroe (s. d.) werden gewöhnlich als die »Ära des innern Friedens« (aera of good feeling) bezeichnet, weil die Parteigegensätze bedeutend weniger zu Tage traten, als unter den frühern Präsidenten. Das hatte aber nur darin seine Ursache, daß die alte Föderalistenpartei, namentlich seit dem Hartforder Konvent, in vollständigen Verfall geraten und eine Neubildung erst im Aufkommen war. Aber gerade unter Monroe trat zum ersten mal jene Frage in den Vordergrund, welche die Politik der nächsten Jahrzehnte beherrschen und durch den blutigsten aller Bürgerkriege beendet werden sollte, die Sklavereifrage. Dieselbe war bei Abfassung der Konstitution mit einem Kompromiß bezüglich der Vertretung der (südlichen) Sklavenstaaten im Kongreß überbrückt worden. Als am 13. Juli 1787 der Kongreß die (von Jefferson verfaßte) Ordinance über die Verwaltung des Territoriums nordwestlich vom Ohio beschloß, setzte er die Bestimmung hinein, daß in demselben Sklaverei ausgeschlossen sei.

Bei der Aufnahme neuer Staaten war bisher regelmäßig der Vorgang eingeschlagen worden, abwechselnd je einen Sklaven- und einen Freistaat neu aufzunehmen, und war dadurch auch thatsächlich ein gewisses Gleichgewicht erhalten worden. Selbst unter Madison folgte der Aufnahme von Mississippi (1817) als 20., jene von Illinois als des 21. Staates (1818). Nun machten aber die Südlichen große Anstrengungen, gleichzeitig zwei Sklavenstaaten, Alabama und Missouri, durchzupressen. Nach langen und erregten Debatten setzten die Nordstaaten durch, daß der Aufnahme von Alabama (1819) unmittelbar die Aufnahme des freien Staates Maine (1820) folgte und jener von Missouri (1821) die Festsetzung der Norm (bekannt als Missouri-Kompromiß) voranging, daß nördlich vom Grade 36° 30′ Sklaven für immer ausgeschlossen bleiben sollen. Sowohl die Bevölkerung, wie die Anzahl der Sklaven waren nämlich riesig gestiegen. Während man bei dem ersten Census 1790 nur 3920914 E., darunter 697681 Sklaven zählte, wies der vierte 1820 schon 9633822 Bewohner, darunter 1538022 Sklaven auf. Monroes Regierung wurde aber noch durch zwei bemerkenswerte Ereignisse historisch. Zunächst durch die käufliche Erwerbung der beiden Floridas von den Spaniern um 5 Mill. Dollars (1819) und die Einverleibung dieses Gebiets (21. März 1822). Dann aber durch die vielbesprochene und fast ebenso viel mißverstandene Monroe-Doktrin (s. d.). Unter John Quincy Adams (s. d.), dem Nachfolger Monroes (1825—29), brach der Parteikampf mit furchtbarer Erbitterung aus. Schon bei der Wahl dieses Präsidenten hatte sich das Außerordentliche ereignet, daß nach einem sehr heftigen Wahlkampfe keiner der aufgestellten Kandidaten die absolute Mehrheit erhielt und deshalb das Repräsentantenhaus zwischen den zwei Männern, welche die meisten Elektorenstimmen erhalten hatten, den Präsidenten auszuwählen hatte. Es entschied für Adams gegen Jackson, obgleich letzterm 99, ersterm blos 84 Stimmen der Elektoren zugefallen waren. Der Interessenkampf brach auf das heftigste aus, als 1828 das sog. Amerikanische System des Hochschutzzolls eingeführt wurde, eine Maßregel, in welcher die südl. Pflanzer- und Ackerbaustaaten eine drückende Begünstigung der nördl. Industriestaaten erblickten und neuen Ansporn zur Befestigung und Ausdehnung ihrer eigenen Macht fanden. Damit wurde gleichzeitig die Sklavenfrage in den Vordergrund aller polit. Fragen gestellt und dermaßen verschärft, daß ihre Endaustragung nur noch in einem blutigen Bürgerkriege möglich wurde.

IV. **Die Periode der Vorherrschaft des Südens** (bis 1861). Die Erregung der Südstaaten, mit welchen die Demokraten des Nordens Hand in Hand gingen, verhalf nach einem beispiellos heftigen, an persönlichen Feindseligkeiten überreichen Wahlkampfe dem energischen, eigensinnigen, demagogisch-demokratischen Andrew Jackson zum Präsidentenamte, welches er zwei Termine hindurch (1829—37) behauptete. Seine Persönlichkeit, wie infolge dessen auch seine Verwaltung, stand in schroffem Gegensatz zu denjenigen seiner gemäßigt staatsmännischen Vorgänger. Er führte zuerst das System einer durchgreifenden Parteiherrschaft ein, welche in dem zu dieser Zeit auftauchenden Grundsatze »Dem Sieger gehört die Beute«, also politisch, der herrschenden Partei gehört die Regierungspatronage, gipfelte. Er dehnte die Parteiherrschaft aber auch auf die ganze Regierungspolitik aus, indem er ohne Rücksicht auf etwaige Wünsche oder Interessen von Gegenparteien nur denjenigen Grundsätzen Geltung verschaffte, welche den

Interessen der eigenen Partei förderlich waren. So in der Tariffrage, indem er eine gründliche Abänderung der erst kürzlich eingeführten Zollsätze (1833) durchsetzte. So in der Bankfrage, bei welcher er, selbst gegen den ausdrücklich erklärten Willen des Kongresses auftretend, der seit 1816 bestehenden Nationalbank zunächst die Regierungseinlagen entzog und sodann auch die Nichtverlängerung ihres Privilegiums durchsetzte. Beide einschneidenden Maßregeln führten natürlich eine beispiellose Finanzkrisis herbei, welche nicht wenig zum (vorübergehenden) Sturze der demokratischen Partei beitrug. Es ist bezeichnend, daß unter Jacksons Administration die südländische Theorie der «Nullifikation», d. h. die Berechtigung eines Staates, schädliche Gesetze des Bundes nicht anzuerkennen, greifbare Gestalt annahm und zwar zunächst in Südcarolina, welches (1832) aus Anlaß der Tariffrage sogar Anstalten traf, mit bewaffneter Macht für das Recht der Nullifikation einzutreten. Jackson trat zwar mit großer Energie durch Proklamationen und Entsendung von Milizen gegen die Sezessionisten auf, dem Wesen nach setzten aber letztere ihren Hauptzweck, Änderung des Tarifs, wie schon erwähnt, durch. Inzwischen war übrigens bereits durch die Zölle die Staatsschuld der Union völlig getilgt worden (1834). Jackson führte im Interesse der Sklavenhalter auch einen Indianerkrieg erfolgreich durch. Ein 1830 beschlossenes Gesetz hatte verfügt, daß den Indianern an Stelle ihrer bisherigen, meist im Gebiete der Sklavenstaaten gelegenen Besitzungen neue, westlich vom Mississippi, eingeräumt werden. Dies führte in Georgia, Alabama und namentlich Florida (in letzterm hausten die Seminolen) zu Kriegen gegen Indianer, die sich nicht gutwillig versetzen ließen. Arkansas (1836) und Michigan (1837) wurden neue Staaten der Union.

Unter Jacksons Nachfolger, Martin van Buren von Neuyork (1837—41), kam die Finanzkrisis zum vollen Durchbruch und die Union mußte wieder 12 Mill. Dollars Schulden machen. Der Präsident unterlag bei der Neuwahl dem von den Whigs aufgestellten Gegner, General Henry Harrison. Da aber letzterer schon einen Monat nach Antritt der Präsidentschaft starb (4. April 1841), gelangte der Vizepräsident John Tyler ins Amt (1841—45). Derselbe, ein früherer Demokrat, fiel alsbald, obgleich diesmal von den Whigs gewählt, dem Einfluß seiner ehemaligen Parteigenossen anheim. Das trat namentlich in der eben wieder stark auftauchenden Sklavenfrage hervor. Da den Sklavenstaaten eine Ausdehnung nach Norden vorläufig durch das Missouri-Kompromiß noch unmöglich gemacht war, hatten sie ihr Augenmerk auf die benachbarten mexik. Gebiete gerichtet. Sie förderten die Unabhängigkeitsbewegung von Texas, und ihr Führer, John C. Calhoun (s. d.), schloß bereits 12. April 1844 mit diesem Staat einen Einverleibungsvertrag ab. Der Widerstand der Whigs gegen dieses Vorgehen hielt den Präsidenten nicht ab, dem Vertrage am 1. März 1845 seine Zustimmung zu geben, er führte auch dazu, daß ein sehr unbedeutender Demokrat, James Polk (1845—49), im Kampfe um die Präsidentschaft den genialen Whigführer Henry Clay (s. d.) lediglich deshalb besiegen konnte, weil ersterer die Annexion von Texas um jeden Preis vertrat. (Unter Tyler waren übrigens Florida und Jowa 1845 als neue Staaten anerkannt worden.) Selbstverständlich kam es nun zum Kriege mit Mexiko. Derselbe wurde von den Unionstruppen unter den Generalen Taylor und Winfield Scott äußerst glücklich geführt und fand mit der Einnahme der Hauptstadt Mexiko (14. Sept. 1847) durch Scott sein Ende. Der Friede von Guadeloupe-Hidalgo (2. Febr. 1848) überließ der Union Texas, Neumexiko und das von Oberst Fremont (s. d.) und Commodore Stockton (schon 8. Febr. 1847) annektierte wichtige Californien, wogegen die Union an Mexiko 15 Mill. Dollars zu zahlen und circa 3½ Mill. Schuld Mexikos an Amerikaner zu übernehmen hatte. Damit hatte die Union in unglaublich rascher Ausdehnung bereits die ganze Breite des Weltteils vom Atlantischen bis zum Stillen Ocean umfaßt. Da gleichzeitig auch der langwierige Grenzstreit mit Großbritannien bezüglich Oregon durch einen Vergleich beendet wurde, war unter dem unbedeutenden Polk der Union ein Gebietszuwachs von mehr als 3 Mill. Quadratkilometer (Texas, Neumexiko, Californien, Oregon) geglückt.

Vor Ende 1848 (8. Dez.) war auch schon das erste in Californien gefundene Gold, 1804 Unzen, in Neuyork von San-Francisco eingetroffen und damit jenes Goldfieber erzeugt worden, welches zu den seltsamsten Erscheinungen der Neuzeit, aber auch zur unglaublich raschen Entwickelung des Goldlandes führte, sodaß Californien bereits 1850 als neuer (31., denn 1848 wurde Wisconsin als 30. Staat aufgenommen) Staat anerkannt werden mußte. Dies sollte jedoch nicht ohne schwere Kämpfe abgehen; abermals war es die Sklavereifrage, welche den Konflikt hervorrief. Das infolge der starken Einwanderung unvermeidlich bevorstehende numerische Überwiegen der Bevölkerung in den nördl. Staaten und die damit untrennbar verbundene Gefahr einer dauernden Steigerung des nördl. Einflusses im Kongreß und der Regierung drängte die südl. Sklavenhalter zu immer extremern Maßregeln. Daß es bei der Präsidentenwahl Nov. 1848 den Whigs abermals gelingen konnte, ihren Kandidaten General Taylor durchzusetzen, war für die Südländer eine noch schärfere Mahnung, als die zwei Jahre vorher nur mit äußerster Mühe durchgesetzte Beseitigung des von dem Pennsylvanier David Wilmot beantragten Proviso, wonach in den von Mexiko zu erwerbenden Gebieten Sklaverei für immer ausgeschlossen bleiben sollte. Zudem hatten im Norden die Gegner der Sklaverei (s. Abolitionisten) bereits angefangen, sich zu organisieren und aggressiver vorzugehen. Der Kandidat der sog. Free-soil (Freie Boden-) Partei brachte es bei der Präsidentenwahl 1848 schon auf nahe an 300000 Stimmen. Deshalb widersetzten sich die Südländer energisch der Zulassung des freien Staates Californien. Nach schweren Kämpfen setzte Henry Clay 1850 ein Kompromiß durch, daß zwar Californien zugelassen und die Sklaverei im Distrikt der Bundeshauptstadt aufgehoben, zugleich aber den Territorien Neumexiko und Utah Sklaverei gestattet, Texas zur Regulierung der Grenzen 10 Mill. Dollars erhalten und ein strenges Gesetz für Verfolgung und Auslieferung flüchtiger Sklaven erlassen werden solle. Während dieses Konflikts starb Präsident Taylor und der Vizepräsident Fillmore (1850—53) kam zur Regierung, abermals ein dem Süden gefügiger Mann. Ein Konflikt mit England in der Fischereifrage wurde 1852 friedlich beigelegt. Ein durch Commodore Perry durch eine energische Expedition Japan (s. d.) abgerungener, am 31. März

1854 abgeschlossener Handelsvertrag eröffnete dieses Land dem Welthandel.

Unter dem nächsten Präsidenten Franklin Pierce (1853—57), einem höchst unbedeutenden Manne, der völlig zum Werkzeug der Sklavenhalter wurde, spitzte sich der irrepressible conflict (nicht mehr zu unterdrückende Streit) immer schärfer zu. Im Jan. 1854 brachte Douglas, Senator von Illinois («Der kleine Riese» genannt), einen Gesetzentwurf ein, durch welchen die Territorien Kansas und Nebraska organisiert und ihren Einwohnern überlassen werden solle, ob Sklaverei geduldet werde oder nicht. Das war eine direkte Verletzung des 1820 geschlossenen Missouri-Kompromisses (s. d.) und erregte ungeheure Aufregung im Norden. Dazu kamen noch einige andere Ereignisse gleich beunruhigender Art. So das rohe Attentat auf den Senator Summer von Massachusetts, einen Hauptgegner der Sklaverei, durch Brooks von Südcarolina 22. Mai 1856, was zwar die Ausstoßung des Attentäters aus dem Kongreß, aber auch seine Wiederwahl herbeiführte. So ferner ein Manifest der drei in Ostende versammelten Bundesgesandten, darunter Buchanan (s. d.), worin die Erwerbung von Cuba, nötigenfalls mit Gewalt, befürwortet wurde. So endlich die Flibustierexpeditionen William Walkers (s. d.) nach Nicaragua, von der Regierung derart offen unterstützt, daß man selbst den Gesandten des Abenteurers offiziell in Washington empfing. Das größte Aufsehen aber erregte der Kampf, welcher sich in Kansas und Nebraska unter den zahlreich einströmenden Einwanderern um die Territorialregierung, womit die Zulassung der Sklaverei in Zusammenhang stand, abspielte. Alle diese Ereignisse führten zu einer Vereinigung der Antisklavereielemente aus den alten Parteien in der neugegründeten «republikanischen» Partei. Dieselbe erwies sich schon bei der Präsidentenwahl 1856 so stark, daß ihr Kandidat Fremont 1341241 Volks- und 114 Elektoralstimmen erhielt. Gewählt wurde freilich noch der Kandidat der Sklavenhalter, Buchanan (1857—61) mit 1838169 Volks- und 174 Elektoralstimmen; aber die Stärke der Gegner brachte die Extremen unter den Sklavenhaltern immer mehr in den Vordergrund. Sie erzwangen, von Buchanan unterstützt, die Passierung der sog. Lecompton-Bill, welche Kansas die Sklaverei aufdrängen sollte, aber zunächst eine Spaltung in der demokratischen Partei herbeiführte, die ihr verhängnisvoll werden sollte. Ein großer Teil der nördl. Demokraten, geführt von Douglas, wollte derartige Maßregeln, die zur Auflösung der Union führen mußten, vermeiden, während gerade diese Auflösung von den Südländern, unter Führung des Senators Jefferson Davis (s. d.) und Alexander Stephens, fortan ziemlich unverhüllt angestrebt wurde, besonders nach dem unglücklichen Versuche des Virginiers John Brown, Sklaven in Harpers-Ferry mit bewaffneter Hand zu befreien (Okt. 1859). Brown wurde am 2. Dez. gehängt und bei allen Gegnern der Sklaverei zum Märtyrer. Von da an rüstete man sich im Süden auf den Bürgerkrieg, und Buchanan, wie namentlich sein Kriegssekretär Floyd, arbeiteten den Sklavenhaltern durch Überführung des Kriegsmaterials nach dem Süden und Versetzung der Armee in entfernte Gegenden in die Hände. Die unter Douglas und dem Südländer Breckinridge geteilten Demokraten unterlagen bei der Präsidentenwahl 1860 den Republikanern, deren Kandidat Abraham Lincoln (s. d.) zwar von 4680193 Volksstimmen nur 1866452, aber von 303 Elektoralstimmen 180 erhielt. Diese Wahl entschied den sofortigen Ausbruch des Bürgerkriegs. Unter Buchanan waren übrigens Minnesota (1858) und Oregon (1859) als neue Staaten in den Bund aufgenommen worden, sodaß derselbe 1860 schon 33 Staaten mit insgesamt 31443321 E. (darunter 4441830 Neger) zählte.

V. **Der Bürgerkrieg** (1861—65). Unmittelbar nach Erwählung Lincolns berief die Legislatur von Südcarolina einen Konvent, der sich 20. Dez. einstimmig für Austritt aus der Union aussprach und Beschlagnahme der Bundesforts und Arsenale verfügte. Dieselbe gelang bis auf das Fort Sumter im Hafen von Charleston, wo sich Major Anderson mit einer bundestreuen Garnison behauptete. Dem Beispiel Südcarolinas folgten Mississippi 9. Jan. 1861, Florida am 10., Alabama am 11., Georgia am 19., Louisiana 26. Jan., Texas 1. Febr., Virginien Ende April (wenn auch das Volk des Staats diesen Beschluß erst im Mai bestätigte), Arkansas 6. Mai und Nordcarolina nebst Tennessee 21. Mai. Ein Kongreß der Sezessionisten hatte schon 4. Febr. zu Montgomery in Alabama eine Verfassung der **Konföderierten Staaten von Amerika** entworfen, Jefferson Davis zum Präsidenten, Al. Stephens zum Vizepräsidenten des neuen Bundes erwählt und Rüstungen organisiert. Zwar erklärte noch Lincoln bei seiner Inauguration 4. März, daß er sich in die Angelegenheiten der Sklavenstaaten nicht einmischen wolle; aber dieser Versöhnungsversuch blieb ebenso fruchtlos, wie ein vorher nach Washington einberufener Friedenskongreß. Ein Versuch, Fort Sumter mit Lebensmitteln zu versehen, führte zu der Bombardierung des Forts durch den sezessionistischen Obergeneral Beauregard, 12. April, und Major Anderson wurde am 14. zur Räumung dieser letzten Bundesfeste im Gebiete der Konföderierten gezwungen. Damit war der Krieg erklärt. Am nächsten Tage rief Lincoln 75000 Freiwillige auf und den Kongreß zu einer außerordentlichen Sitzung zusammen. So groß auch der Enthusiasmus der nördl. Bevölkerung war, so blieb der Bund bei Ausbruch des Kriegs entschieden im Nachteil. Der Süden war nicht bloß infolge der Perfidie Buchanans und seiner Minister besser gerüstet, er besaß auch ungleich besseres Offiziersmaterial, da der größere Teil der regulären Armeeoffiziere dem aristokratischen Süden entstammte und mit demselben hielt. Zudem machten sich im Norden ungemein viel korrupte Elemente geltend, welche aus dem Kriege nur pekuniären Vorteil zu ziehen bestrebt waren und die heldenmütigsten Anstrengungen der wirklich enthusiastischen Massen nur zu oft vereitelten. So kam es, daß der Süden während der ersten Jahre fast ausnahmslos Vorteile errang und erst später, nachdem sich auch im Norden tüchtige Offiziere ausgebildet hatten, der zähen Energie des Präsidenten und seines Kriegssekretärs Stanton, wie dem ungeheuern numerischen Übergewicht und dem ungleich größern Reichtum des Nordens unterliegen mußte.

Die Sache der Südländer fand sowohl in England wie in Frankreich große Sympathien und starke Unterstützung, während in Deutschland von Beginn ab und namentlich, seit der Norden entschieden für Abschaffung der Sklaverei hervortrat, diesem mächtige Sympathie entgegengetragen

wurde. Die ebenso geschickte, wie energische Führung der auswärtigen Angelegenheiten des Bundes durch Lincoln und seinen Staatssekretär Seward, verhütete mit Erfolg die wiederholt drohende verhängnisvolle Einmischung der europ. Westmächte. In welcher Weise übrigens Napoleon III. aus dem Bürgerkriege Nutzen ziehen wollte, zeigt sein verunglücktes merik. Abenteuer. Bei Ausbruch des Bürgerkriegs waren Lincoln und seine Partei zwar energisch gegen Ausdehnung der Sklaverei nach Norden, dachten aber noch nicht daran, auch im Süden, also prinzipiell, die Sklaverei auszurotten. Erst am 22. Sept. 1862 erschien die berühmte Proklamation Lincolns, welche, mit Rechtskraft vom 1. Jan. 1863, die in den aufständischen Landesteilen gehaltenen Sklaven für frei erklärte. Eine vollständige Gleichstellung der Emancipierten mit den weißen Bewohnern des Landes erfolgte erst lange nach Beendigung des Bürgerkriegs.

Die Einzelheiten der Kämpfe entwickelten sich in einer für moderne europ. Kriegführung unendlich schleppenden Weise, jedoch notwendigerweise so, da eben ausnahmslos alles zum Kriege Erforderliche zu Land und zu Wasser erst geschaffen werden mußte. Obgleich die entscheidenden Kämpfe auf der Hauptlinie zwischen den beiden Hauptstädten, dem nördl. Washington und dem von den Konföderierten zur Hauptstadt auserkorenen Richmond in Virginien ausgefochten wurden, dehnte sich der Krieg nicht allein über das ganze Grenzgebiet zwischen den beiden Staatengruppen, sondern nach und nach über fast alle Südstaaten aus. Während die Union auf der Entscheidungslinie nicht bloß lange keinen Vorteil erzielen konnte, sondern sogar wiederholt empfindliche und gefährliche Schlappen erlitt, gewann sie nach und nach infolge ihrer numerischen Übermacht immer mehr Boden auf den andern Kampfplätzen und schnitt damit dem Süden immer mehr Hilfsmittel ab, sodaß schließlich alle Tapferkeit der Südländer und militärische Tüchtigkeit ihrer Führer den von allen Seiten mit erdrückender Überzahl eindringenden Unionsheeren erliegen mußte. Diesen allgemeinen Charakter des vierjährigen Kampfes vor Augen gehalten, werden sich die nachfolgenden hervorstechendsten Einzelheiten leichter verstehen lassen. Im J. 1861 wurden die noch durchaus unorganisierten Bundestruppen im Centrum unter McDowell bei Bull-Run (21. Juli) so entscheidend geschlagen, daß nur die deutsche Brigade unter Blenker ihren Rückzug und damit die von Truppen entblößte Bundeshauptstadt deckte. Der hierauf zum Befehlshaber der Potomacarmee ernannte General McClellan (s. d.) fing dieselbe überhaupt erst zu organisieren an, was absolut notwendig war, dem General aber die schwersten Vorwürfe und Anschuldigungen zuzog. Greifbare Erfolge erzielte der Norden aber durch Behauptung des wichtigen Staats Missouri (unter Lyon, Sigel und Fremont), wie durch Besetzung der Forts Hatteras und Clark in Nordcarolina und namentlich des vorzüglichen Hafens Port-Royal in Südcarolina (7. Nov.). Fast gleichzeitig (8. Nov.) hatte Kapitän Wilkes gewaltsam den engl. Postdampfer Trent angehalten und die auf demselben befindlichen, behufs Unterhandlungen nach England gesendeten Kommissare der Südländer, Slidell und Mason, gefangen genommen. Erst als England mit Krieg drohte, ließ Lincoln die Gefangenen frei.

Im J. 1862 errang der Norden Besitz von ganz Kentucky und einem großen Teil von Tennessee, besonders nachdem Ulysses Sidney Grant (s. d.) seinen ersten großen Erfolg durch Einnahme des von 13000 Mann verteidigten Fort Donelson am Cumberland erzielt hatte. Weiter gelang es, an wichtigen Punkten längs des Mississippistroms festen Fuß zu fassen und zwar in Neuorleans durch General Butler und Commodore Farragut (1. Mai), Neumadrid (14. März), Corinth (nach dem Siege Grants bei Shiloh 6. und 7. April). Nur das stark befestigte Vicksburg hielt die Macht der Südlichen am Mississippi und ihre Verbindung mit Texas und Neumexiko aufrecht. Dagegen war die Union im Centrum, am Potomac, auch 1862 wenig glücklich. Die südlichen Generale Robert Lee und Stonewall Jackson operierten mit ebenso großem Geschick wie Erfolg, während im Norden ein steter Wechsel im Kommando, gegenseitige Eifersüchtelei und Unentschlossenheit vorherrschte. Bemerkenswert sind der denkwürdige Kampf zwischen dem neuerfundenen Monitor (s. d.) und dem gefürchteten Eisendampfer der Südländer Merrimac (8. März), ferner die Schlachten bei Bull-Run (29. und 30. Aug.), Antietam (16. und 17. Sept.) und Fredericksburg (13. Dez.), von denen die erste und letzte entschiedene Siege der Südlichen waren, die auch am 15. Sept. bei Einnahme von Harpers-Ferry an 12000 Gefangene gemacht hatten. Im J. 1863 ging es der Union hier anfangs nicht besser. Auch der neue Feldherr Hooker erwies sich Lee und Jackson gegenüber nicht stärker, wie vor ihm McClellan, Halleck, Pope und Burnside. Er wurde bei Chancellorsville 2. bis 4. Juni empfindlich geschlagen und trat den Oberbefehl an Meade ab, während der Feind schon bis nach Pennsylvanien vordrang. Hier, bei Gettysburg, kam es am 2. und 3. Juli zu einer der blutigsten Schlachten und gelang es namentlich dem tapfern Korpskommandanten Hancock, dem Siegeslaufe der Südländer entschieden Halt zu machen. An demselben 3. Juli, welcher Lee zum Rückzuge über den Potomac zwang, war es im Westen dem inzwischen zum Befehlshaber der Belagerungstruppen von Vicksburg aufgestiegenen Grant gelungen, diese wichtige Feste zu erobern und ihre 27000 Mann Besatzung gefangen zu nehmen. Dieser Tag bildete somit den entscheidenden Wendepunkt des ganzen Kriegs. Der Süden war thatsächlich in zwei Hälften zerrissen, seit der wichtige Mississippi ganz in Besitz der Union gekommen war. Der Norden dagegen konnte seine ganze Macht alsbald gegen Virginien konzentrieren. Grant, zunächst zum Befehlshaber der drei Armeen des Ohio (Burnside), des Cumberland (Thomas) und des Tennessee (Sherman) ernannt, vertrieb den siegreichen Bragg aus den Chattanoogabergen (Schlacht 22. bis 25. Nov.), sicherte dadurch Tennessee und ermöglichte seinem Nachfolger Sherman weiteres Vordringen nach Süden, was denn derselbe auch in seinen berühmten Märschen zuerst bis Atlanta, Georgia (Sept. 1864) und dann bis zum Meere, nach Savannah (22. Dez. 1864), glänzend durchführte.

Inzwischen hatte Grant den Oberbefehl am Potomac übernommen, mit dem festen Entschlusse, den Krieg „auf dieser Linie auszufechten“. Mit gewaltiger Übermacht gegen Lee vorrückend, drängte er diesen trotz des heldenmütigsten, zum Teil (so in den mörderischen Schlachten in der Wilderneß

5. Mai und bei Cold Harbor 4. Juni) siegreichen Widerstandes immer weiter zurück (Schlachten bei Spottsylvania 10. bis 17. Mai) und begann nach einem vergeblichen Sturm auf Petersburg (18. Juni) die langwierige Belagerung dieser Feste. Trotzdem leisteten die Südlichen, um welche eine gewaltige Übermacht immer engere Kreise zog, tapfern Widerstand, errangen auch noch zahlreiche Erfolge (besonders General Early). Als aber Febr. 1865 auch noch Sherman vom Süden heraufziehen konnte und Sheridan vom Westen, konnte Grant den Gegner 31. März und 1. April zur Entscheidungsschlacht bei Five Points nötigen, darauf Petersburg besetzen und am 9. April Lee mit der auf 27000 Mann reduzierten Hauptarmee beim Appomatox Court House zur Kapitulation zwingen. Schon am 3. Mai war Weitzel mit der Avantgarde in Richmond eingezogen. Am 26. April mußte auch das letzte Heer der Südlichen unter dem tapfern Johnston vor Sherman bei Raleigh die Waffen strecken. Der Krieg war zu Ende, wenn auch die letzten Südtruppen erst am 26. Mai jenseit des Mississippi bei Kirby Smith sich ergaben. Der Präsident der Südstaaten fiel in Frauenkleidern auf der Flucht nach Cuba bei Irwinsville in Georgia den Unionisten in die Hände. Der Norden, welcher am 1. Jan. 1865 nicht weniger als 959460 Mann unter den Waffen hatte, war siegreich geblieben, aber auch er hatte 5221 Offiziere und 90868 Mann in den Schlachten und 2321 Offiziere und 182329 Mann durch Krankheiten eingebüßt. Nicht unerwähnt darf der epochemachende Einfluß des Bürgerkriegs auf den Sanitätsdienst im Felde bleiben. Auch die von den Südlichen in England ausgerüsteten Piratenschiffe, worunter der von Raphael Semmes befehligte Alabama typisch berüchtigt wurde, verdienen wegen der daran später geknüpften diplomatischen Verhandlungen hervorgehoben zu werden.

VI. **Die Herrschaft des Nordens** (bis 1885). Die ungeheuern Opfer, welche der Krieg vielen Bevölkerungsklassen auferlegte, und noch mehr die enorme Korruption, welche bei Führung desselben sich eingenistet hatte, ließen namentlich unter den Demokraten des Nordens eine starke Partei entstehen, welche vor und bei der Präsidentenwahl 1864 Beendigung des Kriegs durch Ausgleich befürwortete. Ihr Kandidat, General McClellan, unterlag aber mit 1802237 Volks- und 21 Elektoralstimmen gegen 2213665 Volks- und 212 Elektoralstimmen, die auf den Vertreter der republikanischen Partei und des unbedingten Kriegs, Lincoln, fielen. Diesem war als Vizepräsident der Gouverneur von Tennessee, Andrew Johnson (s. d.), an die Seite gestellt worden. Kaum war die neue Regierung inauguriert und durch den Erfolg bei Appomatox glänzend gerechtfertigt, als Lincoln, 14. April, von dem Schauspieler Booth, einem fanatischen Parteigänger des Südens, im Theater zu Washington ermordet wurde. Die That, welche Verwirrung im Norden herbeiführen sollte, erfüllte diesen Zweck nicht; schon am nächsten Tage trat Johnson (1865—69) die Regierung an und keinerlei Störung erfolgte. Aber die Aufregung im Norden war eine ungeheuere und trug nicht wenig dazu bei, daß jene Elemente, welche eine versöhnliche, ausgleichende Politik gegenüber den Südstaaten befürworteten, vor den Fanatikern zurückweichen mußten, welche die Rebellen kriegsrechtlich behandeln wollten. Im Kongreß hatten die Extremen, welche alsbald die Führung der republikanischen Partei an sich rissen, die Oberhand, und so entwickelte sich alsbald ein scharfer Konflikt mit dem Präsidenten, dessen bessere, versöhnliche Ansichten infolge seiner Takt- und Zügellosigkeiten, hervorgegangen aus sehr mangelhafter Bildung und Erziehung, leicht mißdeutet werden konnten. Indem der Kongreß den emancipierten Negern durch das 13. und 14. Amendement zur Verfassung (18. Dez. 1865 und 28. Juli 1868) volles Stimmrecht gab und andererseits allen Teilhabern an der Rebellion das Stimmrecht versagte, indem er ferner den Südstaaten provisorische Regierungen durch meist importierte Politiker (spottweise Carpetbagger genannt) auferlegte, ermöglichte er eine Ausbeutung der wohlhabendern und gebildetern südl. weißen Bevölkerung mit Hilfe des «schwarzen Stimmviehs» zu Gunsten seiner Parteipolitiker und stachelte damit nur die Leidenschaften auf, statt sie zu besänftigen. Je mehr sich die Südländer dagegen, zum Teil mit gewaltsamen Mitteln (s. **Kuklux**), auflehnten, desto mehr Veranlassung hatten wieder die republikanischen Politiker, gegen die Rebellen, wie bald zur stehenden Phrase wurde, das «blutige Hemd zu schwingen».

Im Zusammenhange mit diesem Widerstreite zwischen Präsident und Kongreß entstand ein zweiter, welcher die Besetzung der Ämter auch im Norden betraf. Selbstverständlich beanspruchte die siegreiche republikanische Partei die volle Patronage, und da sie dem Präsidenten in dieser Beziehung mit Recht mißtraute, nahm sie ihm mit der Tenure of office Act 2. März 1867 das Recht, Angestellte ohne Zustimmung des Senats zu entlassen. Johnsons Veto wurde überstimmt, und als er (August) an dem ihm feindlichen Kriegssekretär Stanton ein Exempel statuieren wollte und, diesen entlassend, Grant an seine Stelle setzte, wurde der Konflikt auf die Spitze getrieben. Stanton, vom Senate unterstützt, weigerte sich, Grant oder dem nach dessen Resignation von Johnson ernannten Thomas zu weichen, und der Kongreß setzte den Präsidenten förmlich in Anklagezustand. Der denkwürdige Prozeß endete (Mai 1868) damit, daß zwar eine große Mehrheit, aber nicht volle zwei Drittel des Senats Johnson schuldig sprachen, was gesetzlich einer Freisprechung gleichkam. Nun resignierte Stanton, während Johnson unentwegt in Amnestierung der Rebellen, also Wiederverleihung des Bürgerrechts an die weißen Südländer, fortfuhr. Während dieser innern Kämpfe war (1867) Nebraska als 37. Bundesstaat (Westvirginia 1863 und Nevada 1864 waren während des Kriegs Staaten geworden) aufgenommen und Alaska (s. d.) für 7200000 Dollars von Rußland gekauft (30. März 1867), ferner (22. Febr. 1868) der (Bancroftsche) Naturalisationsvertrag mit dem Norddeutschen Bunde abgeschlossen worden. Die republikanische Partei errang bei der Neuwahl des Präsidenten einen vollständigen Sieg über die während der Johnsonschen Kämpfe bedeutend erstarkte demokratische, indem die Kandidaten der erstern, Ulysses Grant (1869—77) und Schuyler Colfax 3013188 Volks- und 214 Elektoralstimmen gegen 2703600 Volks- und 80 Elektoralstimmen der Demokraten Horatio Seymour und F. P. Blair erhielten. Da aber dieser Sieg nur durch Hilfe der Neger, welche zum ersten mal sich an einer Präsi-

dentenwahl beteiligen durften, erzielt war, sahen die Sieger darin einen Wink, daß ihre polit. Maschine noch kräftiger gemacht werden müsse, um sicher zu gehen, daß aber auch das «blutige Hemd» noch ferner geschwungen, beziehungsweise die Kriegserinnerungen immer wieder angefacht werden müssen, um die Neger an sich zu fesseln. Für die Ausführung dieser Politik fanden die Republikaner in dem neuen Präsidenten, dessen Kriegsruhm ihn ungeheuer populär gemacht hatte, der aber politisch und wirtschaftlich eine fast kindliche Unselbständigkeit besaß, ein gefügiges Werkzeug. Der Nepotismus im Interesse der Partei und ihrer Führer erreichte eine schwindelnde Höhe und ebenso fraß sich die Korruption sowohl in der Verwaltung der Bundesangelegenheiten (unter anderm bis zum Vizepräsidenten Colfax und die nächste Umgebung des Präsidenten hinauf), wie auch in jene der Staats- und Gemeindeangelegenheiten (s. **Tilden** und **Tweed**) immer tiefer hinein.

Selbst die auswärtigen Angelegenheiten blieben von korrupten Einflüssen nicht frei, und beispielsweise scheiterte die von Grant eifrigst betriebene Annexion der Republik Santo-Domingo nur an dem energischen Widerstande des Kongresses. Die Vorgeschichte der epochemachenden Eröffnung der ersten Pacific-Eisenbahn (Mai 1869) war reich an korrupten Praktiken. Bemerkenswert ist auch die Entscheidung der Fischereistreitigkeiten mit Canada durch den Vertrag vom 27. Febr. 1871, welcher gleichzeitig für Erledigung der alten Streitfrage wegen Entschädigung der durch engl. Kaperschiffe zu Schaden Gekommenen das Genfer Schiedsgericht einsetzte. Letzteres sprach (14. Sept. 1872) England schuldig, wegen Verletzung der Neutralität durch die Alabama und andere Schiffe 15½ Mill. Doll. zu bezahlen. Auch der San-Juan-Streit (s. d.) mit England wurde durch Schiedsspruch des Deutschen Kaisers 21. Okt. 1872 beendet. Der Ausgang des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871, welcher zur Hebung des Ansehens des deutschen Elements viel beitrug, wurde von den Deutschamerikanern in großartiger Weise gefeiert. Die letztern beteiligten sich auch hervorragend, namentlich durch ihren berühmtesten Vertreter Karl Schurz (s. d.), an der Bewegung, die in der republikanischen Partei selbst bei Herannahen der Präsidentenwahl 1872 gegen die Wiederwahl Grants, für versöhnlichere Politik gegenüber dem Süden und namentlich für gründliche Reform des Civildienstes ausgebrochen war. Unglücklicherweise stellten diese Liberal-Republikaner den excentrischen Horace Greeley als Kandidaten auf, und obgleich ihn die Demokraten formell acceptierten, enthielten sie sich so massenhaft der Wahl, daß Grant mit großer Mehrheit wiedergewählt wurde. Greeley war übrigens den Aufregungen der Wahlcampagne erlegen.

Grants zweiter Amtstermin trug womöglich noch mehr das Gepräge nepotistischer Parteiherrschaft als der erste. Insbesondere mischte er sich in Angelegenheiten von Südstaaten, namentlich Louisianas und Südcarolinas, zu Gunsten der Carpetbagger in solchem Maße ein, daß die Mißstimmung fast zur neuen Revolution ausartete. Erwähnt muß noch werden die Abhaltung einer Weltausstellung in Philadelphia 1876 zum Jubiläum der Unabhängigkeitserklärung. Das Bedürfnis nach einer Reform des Civildienstes war ein so dringendes geworden und hatte durch eine zum speziellen Behufe ihrer Förderung ins Leben gerufene Organisation, an welcher von Deutschen namentlich Schurz, Ottendorfer u. s. w. teilnahmen, solche Kraft erlangt, daß beide Parteien dieselbe in ihr Programm aufnahmen und die Republikaner ihren stärksten Kandidaten, den genialen, aber korrupten Blaine, dem unbedeutenden, aber ehrlichen Hayes opfern mußten. Die Wahl vollzog sich unter ungeheuerer Aufregung, sodaß die Regierung, wohl nicht ohne Nebenabsichten im Interesse ihrer Partei, zu einem Aufgebot starker militärischer Schutzmaßregeln sich veranlaßt sah. Der Kandidat der Demokraten, Tilden, erhielt 4284285, Hayes bloß 4033295 Stimmen. Bei der allein entscheidenden Zahl der Elektoren gelang es den Republikanern nur mit Hilfe ihrer Gouverneure, die Stimmen von drei Südstaaten zu eigenen Gunsten herauszuzählen und dadurch für Hayes 185 gegen 184 Elektoralstimmen für Tilden zusammenzubringen. Nach langen Verhandlungen wurde dieses Resultat durch eine vom Kongreß eingesetzte Kommission gutgeheißen, und obgleich es nicht an Stimmen für gewaltsame Bekämpfung dieses Betrugs fehlte, riet Tilden selbst zur Ruhe und Hayes (1877—81) konnte als Präsident inauguriert werden.

Die eigentümlichen Vorgänge in diesem Wahlakte warfen auf die ganze, sonst treffliche Administration von Hayes, der in dem Staatssekretär Evarts, Finanzsekretär John Sherman und namentlich dem zum Leiter des innern Departements ernannten Schurz vorzügliche Berater fand, einen schweren Schatten. Zudem hatte die Bewegung von 1876 eine überwiegend demokratische Kongreßmehrheit zur Folge gehabt, sodaß Gesetzgebung und Exekutive verschiedenen Parteien angehörte, was einer ersprießlichen Regierungsthätigkeit sehr im Wege stand. Die seit 1873 eingetretene wirtschaftliche Depression hatte ferner ein bedenkliches Anwachsen gefährlicher Strömungen herbeigeführt und zwar einerseits sozialdemokratischer, welche in der weitausgedehnten und zum Teil von schweren Unruhen begleiteten Strikebewegung Juli und Aug. 1877 gipfelten, andererseits finanzieller. Der Kongreß hatte allerdings noch unter Grant die Wiederaufnahme der Barzahlungen in Gold prinzipiell beschlossen und als Zeitpunkt hierfür den 1. Jan. 1879 festgesetzt gehabt; allein es machten sich allerlei Besorgnisse geltend, daß dieses Ereignis zu einer noch viel stärkern Finanzkrisis führen mußte, wenn man nicht wenigstens für Vermehrung der Geldumlaufsmittel sorgte. Die in ungeheuerm Aufschwunge befindliche Silberproduktion legte das vermeintliche Hilfsmittel nahe, während die radikalern Heilkünstler Papiergeldwirtschaft befürworteten. Die demokratische Kongreßmehrheit erwies sich dieser wichtigen Frage nicht gewachsen; gegen das Veto des Präsidenten wurde mit den sog. Bland-Gesetzen obligatorische Prägung von minderwertigen, aber mit Zwangskurs ausgestatteten Silberdollars beschlossen. Daß die Barzahlungen programmgemäß am 1. Jan. 1879 aufgenommen werden konnten, und daß es ferner gelang, die Staatsschuld zu refundieren, brach wenigstens der gefährlichen Papiergeldbewegung die Spitze ab; an den Bland-Gesetzen leiden die Staaten und mittelbar alle Handelsvölker noch heute. Im übrigen trug die Hayessche Administration sehr viel zur Versöhnung des Südens und Herbeiführung geordneter Verhältnisse daselbst bei, was

allerdings den republikanischen Heißspornen nicht behagte. Auch wurden mancherlei Reformen in der Verwaltung, insbesondere im Indianerdepartement eingeführt und die ärgsten Mißbräuche in der Parteipatronage und Korruption abgestellt.

Die republikanischen Extremen (Stalwarts) benutzten die Heimkehr Grants von einer zweijährigen Weltreise, um eine starke Bewegung zu seiner Wiederwahl in Scene zu setzen. Es gelang ihnen aber nicht, auch nur über die ganze eigene polit. Maschine Kontrolle zu gewinnen, während die unabhängigen Elemente dem «Dritten Termin» unversöhnlich gegenüberstanden. Bei dem Parteikonvent in Chicago unterlag die «eiserne Brigade» Grants, aber auch dem ehrgeizigen Führer des andern Flügels der republikanischen Politiker, Blaine, gelang es nicht durchzudringen. Immerhin hatte Garfield nur der Unterstützung des letztern zu danken, wenn er beim 36. Wahlgange als Kandidat der Partei nominiert wurde. Um die Stalwarts zu versöhnen, wurde der Kandidat für die Vizepräsidentschaft, Arthur, ihren Reihen entnommen. Die Demokraten wählten, nachdem Tilden abgelehnt, den General Hancock zu ihrem Bannerträger. Die tadelnswerte Haltung der Demokraten des Kongresses in Wirtschaftsfragen, die Schwäche ihres Kandidaten, die günstige Geschäftslage, welche man durch Parteiwechsel in der Regierung zu erschüttern befürchtete, und eine weitaus geschicktere, von reichlichen Geldmitteln unterstützte Führung der Campagne seitens der Republikaner vereinigten sich, um diesen noch einmal zum Siege zu verhelfen. James Garfield (4. März bis 19. Sept. 1881) erhielt 4450921 Volks- und 214 Elektoralstimmen gegen 4447888, resp. 155 des Generals Hancock. Er berief Blaine zum Staatssekretär und hatte bald die Folgen zu tragen. Was unter Hayes eingedämmt worden war, brach jetzt mit doppelter Gewalt los, die Ämtergier. Washington war von ganzen Armeen gewerbsmäßiger Stellenjäger belagert. Selbstverständlich konnten nicht alle, von Diensten für Parteizwecke hergeleiteten Ansprüche befriedigt werden. Zudem brach zwischen den beiden Flügeln der herrschenden Partei ein offener und erbitterter Kampf, bezeichnenderweise wegen Ämterverteilung, los. Der Bundessenator Roscoe Conkling von Neuyork, Führer der Stalwarts, resignierte, weil man ihm zum Trotze einen Hafenzolleinnehmer, der nicht Stalwart war, eingesetzt hatte. Der Vizepräsident Arthur hielt an seiner Fraktion, den Stalwarts, fest, obgleich der Präsident zur andern von Blaine repräsentierten Fraktion hielt. Da fiel es einem halbverrückten Ämtersucher Charles Guiteau ein, Garfield zu entfernen, damit Arthur Präsident werde: «Gott habe es so befohlen.» Am 2. Juli 1881 schoß er auf den Präsidenten am Bahnhofe zu Washington und traf ihn lebensgefährlich.

Nach langem schweren Leiden verschied Garfield 19. Sept. und Arthur wurde Präsident (1881—85), der vierte Vizepräsident seit der Begründung der Union, welcher ins Amt aufrückte. So stürmisch Blaine die kurze innere Verwaltung Garfields zu gestalten verstanden hatte, ebenso abenteuerlich zeigte er sich in der äußern, wozu die central- und südamerik. Wirren, insbesondere der Krieg zwischen Peru und Chile, willkommenen Anlaß boten. Eine Föderation von Gesamt-Amerika unter Leitung der Union war das eingestandene Ziel. Bevor es erreicht war, mußte Blaine zurücktreten. Arthur zeigte sich besser, als nach seinem frühern Rufe zu erwarten war. Aber es wurde doch bald klar, daß er auf eine Wiederwahl hinsteuerte. Die unter Garfield eingeleitete Prozessierung von Schwindlern, welche den Bundesschatz im Eisenbahn-Postdienste systematisch bestohlen hatten, darunter der hervorragende Politiker Dorsey und der zweite Gehilfe des Generalpostmeisters, Brady, endete nach zweijähriger Beschäftigung der Gerichte als Farce (sog. Star-Route-Prozeß). Dagegen wurde Guiteau nach einem langen Prozeß am 25. Jan. 1882 verurteilt und am 30. Juni gehängt. Die Säcularfeier des Yorktown-Siegs Okt. 1881 brachte ehrende Demonstrationen für die aus Deutschland herübergekommenen Verwandten Steubens, ebenso für die Familien Lafayettes, Rochambeaus u. s. w. mit sich. Der fortdauernde Fraktionenkampf in der republikanischen Partei führte zu empfindlichen Niederlagen derselben bei mehrern Staatswahlen, insbesondere in Neuyork, woselbst der bisher fast unbekannte Mayor von Buffalo mit fast 200000 Stimmen Mehrheit über den republikanischen Gegenkandidaten (trotz der offenen Unterstützung des letztern durch Arthur) zum Gouverneur gewählt wurde; aber auch bei Kongreßwahlen, sodaß die Demokraten wiederum eine starke Mehrheit im Repräsentantenhause erhielten und den Freihändler Carlisle zum Sprecher erwählen konnten. Eine weitere Herabsetzung des Schutzzolltarifs scheiterte aber an dem Widerstande der Demokraten der Oststaaten. Auch dem Unfuge, welcher mit Pensionen für Teilnehmer an den Bundeskriegen seit 1812 oder deren Familien in unglaublicher Weise seit 20 Jahren getrieben wurde, konnte nicht gesteuert werden.

Das Verhältnis zu den europ. Festlandstaaten, insbesondere zu Deutschland trübte sich schon 1883 aus Anlaß des dortigen Verbotes der Einfuhr von amerik. Schweinefleisch. Dazu kam Anfang 1884 eine scharfe Kontroverse aus Anlaß der Sympathiekundgebungen für den bei einer Amerikareise in Neuyork plötzlich verstorbenen Eduard Lasker. Fürst Bismarck glaubte die an sich harmlosen, aber von dem amerik. Gesandten in Berlin ungeschickt überreichten Beileidsbezeigungen des Kongresses an diesen zurücksenden zu müssen. Dies erregte viel böses Blut und der Bundesgesandte in Berlin, Sargent, resignierte. Kurz vor Schluß der Administration Arthurs begann auch dieser, offenbar, um seinem gefährlichen Mitbewerber Blaine zuvorzukommen, eine großartige auswärtige Politik in allerlei Handelsverträgen einzuleiten. Bevor auch nur das geringste Resultat erreicht war, kam es zur neuen Präsidentenwahl. Für die republikanische Partei und deren Niedergang war es bezeichnend, daß ihre beiden aussichtsreichsten Kandidaten Männer wie Blaine und Arthur waren. Dem erstern traten alle bessern Elemente der Partei mit besonderer Entschiedenheit entgegen, und als es Blaine durch eine Abmachung mit dem General Logan von Illinois, einem Stalwart, dennoch gelang, seine Nomination in dem republikanischen Konvent zu Chicago, Juni 1884, durchzusetzen, revoltierten diese Unabhängigen ganz offen. Als sodann die Demokraten ihren wirklich besten Mann, den als überzeugungstreuen Reformer bekannten Gouverneur von Neuyork, Grover Cleveland, als Kandidaten aufstellten, arbeiteten die «Unabhängigen Republikaner», besonders Karl Schurz, mit

allen Kräften für dessen Erwählung. Und wirklich gelang dieselbe, obgleich mit knapper Mehrheit im entscheidenden Staate Neuyork, und damit der Sturz der republikanischen Partei nach einer Herrschaft von 24 Jahren. Der Sieg Clevelands, welcher 4911017 Volks- und 219 Elektoralstimmen gegen 4848334, resp. 182 Blaines erhielt, war um so bedeutungsvoller, da ein großer Teil jener nördl. Bevölkerung, dem die Politik der herrschenden Partei Abscheu erregt hatte, ihren Sturz und den damit verbundenen vollständigen Administrationswechsel für das größere Übel zu halten geneigt war. Zudem hatte sich Blaine der Unterstützung nicht bloß der berüchtigten neuyorker Tammany-Demokraten, sondern auch zahlreicher Irländer und Katholiken überhaupt zu versichern gewußt, während Cleveland durch die Seitenkandidatur eines sog. Arbeiterkandidaten, des Demagogen Ben Butler, geschwächt werden sollte. Die Wahl Clevelands bewies, daß die Nachwirkungen des Kriegs, ein künstlich genährter Haß zwischen Süden und Norden, denn doch endlich überwunden waren und es wiederum möglich werden konnte, die ganze Union, und nicht bloß die siegreichen Nordstaaten, zur Führung der Bundesgeschäfte zuzulassen.

Mit dem Amtsantritt Clevelands (4. März 1885) beginnt somit eine neue, die VII. Periode in der Unionsgeschichte. In seiner Antrittsrede hob er die Notwendigkeit hervor, in der Verwaltung Sparsamkeit zu üben und in der auswärtigen Politik jeder Einmischung in fremde Angelegenheiten sich zu enthalten und jede fremde Einmischung in die Angelegenheiten der Vereinigten Staaten zurückzuweisen. Auch empfahl er gerechte Behandlung der Indianer, bessere Erziehung derselben, mit dem Endziel schließlicher Zulassung zur Erwerbung des Bürgerrechts, und verlangte Unterdrückung der Vielweiberei, Reform des Civildienstes und strenge Durchführung der Gesetze zur Verhinderung der Einwanderung von Personen, welche, ohne Bürger werden zu wollen, sich nur um Arbeit mitbewerben. Das Kabinett des neuen Präsidenten bestand aus folgenden Personen: der Senator Bayard aus Delaware übernahm das Auswärtige, der Senator Lamar aus Georgia das Innere, der Senator Garland aus Arkansas die Justiz, Manning aus Neuyork, Führer der dortigen Demokratie, die Finanzen, Endicott aus Massachusetts das Kriegswesen, Whitney aus Neuyork die Marine, Vilas aus Wisconsin die Posten. Der vom Senat verworfene Vertrag mit Nicaragua wurde von Cleveland zurückgezogen und dem neuen Kabinett zur nochmaligen Prüfung übergeben. Der Beamtenkorruption, welche eine Schattenseite der bisherigen Regierung gewesen war, suchte der Präsident möglichst zu steuern und eine tüchtige Verwaltung herzustellen. Die Indianerstämme, denen durch Verträge besondere Gebiete (Reservationen) angewiesen worden, schützte er gegen die Viehzüchter, welche sich um keine Grenzen kümmerten und in die Indianergebiete eindrangen. Wo aber von den Indianern die Waffen zum Aufstand ergriffen wurden, wie im Juli 1885 in Neumexiko, da wurde durch rasche Absendung von Truppen die Ruhe wiederhergestellt.

Der Vizepräsident der Vereinigten Staaten, Hendricks, starb 25. Nov. 1885; an seine Stelle trat verfassungsmäßig der bisherige Präsident des Senats, David Davis. Der Kongreß trat 7. Dez. 1885 wieder zusammen. Sherman wurde zum Präsidenten des Senats, Carlisle zum Sprecher des Repräsentenhauses gewählt. Der Jahresbericht des Schatzsekretärs konstatierte, daß die Staatseinnahmen in dem abgelaufenen Rechnungsjahre 323 Mill. Dollars, also 24 Mill. weniger als im Vorjahre, betrugen, während die Staatsausgaben sich auf 260 Mill. beliefen und die Ausgabe des Vorjahres um 16 Mill. überstiegen. Die Botschaft des Präsidenten Cleveland wurde 8. Dez. 1885 verlesen. Darin empfahl er die Einstellung der zwangsweisen Prägung von Silberdollars, die Vermehrung der Kriegsmarine und die Beratung eines Gesetzes, wodurch die Nachfolge zur Präsidentschaft im Falle des Ablebens des Präsidenten und des Vizepräsidenten geregelt werden sollte. Das von beiden Häusern angenommene und von Cleveland 1886 bestätigte Gesetz bestimmte, daß, falls die beiden obersten Beamten sterben oder aus andern Gründen an der Fortführung ihres Amts verhindert sein sollten, die Kabinettsminister in einer bestimmten Reihenfolge zum Präsidentenamt berufen werden sollten, und zwar zuerst der Staatssekretär oder Minister des Auswärtigen, nach diesem der Sekretär des Schatzamts oder Finanzminister, darauf der Kriegsminister, zuletzt der Generalanwalt. Derjenige Minister, welcher das Präsidentenamt übernimmt, soll dasselbe bis zum Schluß des für den verstorbenen Präsidenten oder Vizepräsidenten bestimmten Amtstermins bekleiden.

Die Arbeiterfrage wurde in den Vereinigten Staaten immer schwieriger. Das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer war kein normales mehr. Der Notstand in der Arbeiterbevölkerung nahm nie gekannte Dimensionen an. In der Stadt Neuyork wurde in den ersten Wintermonaten 1885—86 die Zahl der Arbeitslosen auf etwa 75000 geschätzt, welche alle um den Beistand der Wohlthätigkeitsanstalten sich bewarben. Man schätzte die Zahl der unbeschäftigten Lohnarbeiter in den Vereinigten Staaten auf 500000. Dies machte mit Frauen und Kindern etwa 3 Mill. Menschen, welche mitten im Winter an den notwendigsten Lebensbedürfnissen Mangel litten. Nachdem man durch das Antichinesengesetz die Konkurrenz der mongolischen Rasse auszuschließen gesucht und zur Erreichung dieses Zwecks 1884 noch ein strenges Zusatzgesetz erlassen hatte, führte der Notstand so weit, daß man durch strenge Handhabung der sog. Paupergesetze und durch das Verbot der Einführung kontraktlich angeworbener Arbeiter dem weitern Zufluß europ. Arbeitskräfte entgegenzutreten suchte, und daß man bereits von der Notwendigkeit einer allgemeinen gesetzlichen Suspension der Einwanderung sprach. In einer Botschaft vom 22. April 1886 forderte der Präsident den Kongreß auf, die Lösung des schwierigen Problems der Arbeiterfrage durch eine wohlüberlegte und unparteiische Gesetzgebung in Angriff zu nehmen, und gestand dabei zu, daß das Verhältnis zwischen Kapital und Arbeit ein wenig befriedigendes und die Unzufriedenheit der Arbeiter großenteils durch die unüberlegten Forderungen der Arbeitgeber hervorgerufen sei. Tausende von Arbeitern stellten 1. Mai 1886 ihren Arbeitgebern das Ultimatum, wonach der Arbeitstag von 10 auf 8 Stunden herabgesetzt werden sollte, ohne daß der bisherige Lohn vermindert werden dürfe. Powderly, das Haupt der «Ritter der Arbeit», welcher Verein gegen 500000 Mitglieder umfaßte, agitierte für die allgemeine

Einführung des Achtstundensystems. In Chicago kam es 4. und 5. Mai 1886 zum blutigen Aufstand. Dort wohnten viele Anarchisten, welche sich ein Geschäft daraus machten, die unzufriedenen Arbeiter zum Aufstand und Mord aufzureizen. Der deutsche Anarchist Most, welcher in Neuyork die Zeitung «Freiheit» im Stil Marats schrieb und herausgab, war auch unter den Aufreizern. Nachdem bei einem Angriff, welchen strikende Arbeiter auf eine Fabrik machten, einige derselben getötet oder verwundet worden waren, riefen die Anarchisten in einer Volksversammlung: «Zu den Waffen!» Als die Polizei dieselben unterbrach und die Volksmenge aufforderte, sich zu zerstreuen, warfen jene Dynamitbomben in die Reihen der Polizei und feuerten mit Revolvern. Darauf machten die Polizisten gleichfalls Gebrauch von ihren Schußwaffen, infolge dessen der Platz in wenigen Minuten mit Toten und Verwundeten bedeckt war. Mehrere Anarchisten wurden verhaftet und 20. Aug. 1886 von den Geschworenen sieben derselben des Mordes für schuldig erklärt und zum Tode verurteilt. Die erste Session des 49. Kongresses wurde 6. Aug. 1886 vertagt. Von den in beiden Häusern eingebrachten 13202 Bills waren wenige von allgemeinem Interesse. Vom Kongreß angenommen wurden Vorlagen über Vermehrung der Flotte, über Ermäßigung der Schiffahrtsabgaben, über Ungültigkeitserklärung mehrerer Landschenkungen und über Erhöhung der Pensionen. Im Sommer 1886 litten mehrere Teile der Vereinigten Staaten durch Naturereignisse, insbesondere wurde Charleston in Südcarolina in der Nacht vom 31. Aug. zum 1. Sept. durch Erdbeben stark verwüstet.

Die Litteratur über die Vereinigten Staaten ist ungemein reich, doch befindet sich darunter verhältnismäßig wenig von eigentlicher Bedeutung. Vor allem sind zu nennen die Werke Bancrofts (s. d.), «History of the United States» (Bd. 1—12, Bost. 1862—85, bis 1789 reichend; deutsch von Kretzschmar und Bartels, Lpz. 1845, bis 1874), Hildreths «History of the United States» (6 Bde., Neuyork 1849—56 u. öfter; bis 1821 gehend) und Sparks' (s. d.) Sammlungen von Biographien und Dokumenten. Unter den deutschen Werken nimmt Holsts «Verfassung und Demokratie der Vereinigten Staaten von Amerika» (Tl. 1: «Staatensouveränetät und Sklaverei», Abteil. 1—4, Berl. 1873—84) den ersten Rang ein. Vgl. außerdem Neumann, «Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika» (3 Bde., Berl. 1863—66); Laboulaye, «Histoire des États-Unis» (6. Aufl., Par. 1876; deutsch, 3 Bde., 2. Aufl., Heidelb. 1881); Higginson, «Geschichte der Vereinigten Staaten» (deutsch, Stuttg. 1876); Blaine, «Twenty years of Congress: from Lincoln to Garfield» (2 Bde., Norwich 1884—85); General Grant, «Personal Memoirs» (deutsch von Wobeser, 2 Bde., Lpz. 1886); Schlief, «Die Verfassung der Nordamerikanischen Union» (Lpz. 1880). Neuerdings erschien auch eine Reihe zum Teil vorzüglicher Lebensbeschreibungen der hervorragendsten Generale und Staatsmänner, wie von Washington, Franklin, Morris, Jefferson, beiden Adams, Madison, Monroe, Hamilton, Calhoun, Webster, Clay, Benton, Douglas u. s. w. Histor. Monographien verfaßten Talvj, «Die Kolonisation von Neuengland» (Lpz. 1874); Kapp, «Die Geschichte der Sklaverei» (Hamb. 1861); derselbe, «Aus und über Amerika» (2 Bde., Berl. 1876); Francis Parkman, «France and England in North America» (Bd. 1—8, Bost. 1867—78; deutsch teilweise, Stuttg. 1875—78). Den mexik. Krieg behandelten besonders Ripley, Thorpe, Jenkins, Mansfield und Henry. Über den Sezessionskrieg vgl. die Werke von Sander (2. Aufl., 2 Bde., Frankf. 1876), Draper (deutsch von Bartels, 3 Bde., Lpz. 1877), Stephens, Mac Pherson, Pollard; ferner Blankenburg, «Die innern Kämpfe der nordamerik. Union» (Lpz. 1869); Scheibert, «Der Bürgerkrieg in den nordamerik. Staaten» (Berl. 1874); Graf von Paris, «Histoire de la guerre civile en Amérique» (4 Bde., Par. 1874—75).

Vereinigte Staaten von Columbia, s. unter Columbia, Bd. IV, S. 520.

Vereinigte Staaten von Venezuela, s. Venezuela.

Vereinödung, s. unter Arrondierung.

Vereinsblütler, s. Kompositen.

Vereinswesen. Unter Vereinen versteht man Verbindungen von Menschen zur Erreichung dauernder, gemeinschaftlicher Zwecke, bei welchen der Eintritt und Austritt der Mitglieder von ihrem Willen abhängig ist. Sie stehen daher im Gegensatz zu solchen Verbänden, welche durch die Natur oder durch zwingende Rechtsvorschriften gegeben sind, wie Familie, Gemeinde, Staat u. dgl. Regelmäßig verwendet man den Ausdruck auch nur für solche Verbindungen, welche eine unbestimmte Mitgliederzahl haben und einen Wechsel der Mitglieder zulassen im Gegensatz zu den geschlossenen Gesellschaften des Privatrechts. Im übrigen umfaßt der Begriff alle Verbindungen mit den verschiedenartigsten Zwecken und allen denkbaren Organisationsformen. Es gibt Vereine mit rein privatrechtlichen Zwecken, wie die Konsumvereine und die zahllosen geselligen Vereine, und andererseits Vereine, die lediglich gemeinnützige Zwecke verfolgen und für dieselben Opfer bringen. Nach ihrer privatrechtlichen Seite sind die Vereine entweder Societäten (Gesellschaften) oder Korporationen (jurist. Personen). Das erste ist die Regel, das letzte tritt nur dann ein, wenn der Staat entweder durch spezielle Verleihung oder durch einen für gewisse Arten von Vereinen betreffenden Rechtssatz die jurist. Persönlichkeit besonders erteilt hat. Strafrechtlich ist die Bildung von Vereinen und die Mitgliedschaft bei solchen verboten, wenn der Verein unerlaubte Zwecke verfolgt, oder wie §. 129 des Reichsstrafgesetzbuchs ausdrückt, «zu deren Zwecken oder Beschäftigungen es gehört, Maßregeln der Verwaltung oder die Vollziehung von Gesetzen durch ungesetzliche Mittel zu verhindern oder zu entkräften». Ferner sind Vereine verboten, deren Dasein, Verfassung oder Zweck vor der Staatsregierung geheim gehalten werden soll oder in welchen gegen unbekannte Obere Gehorsam oder gegen bekannte Obere unbedingter Gehorsam versprochen wird (§. 128 des Reichsstrafgesetzbuchs).

Außerdem sind aber die Vereine verwaltungsrechtlichen Beschränkungen unterworfen im Interesse der öffentlichen Sicherheit. Zur Regelung dieser Verhältnisse ist das Reich nach Art. 4 der Reichsverfassung zwar kompetent; es hat aber nur einen Gebrauch von dieser Zuständigkeit gemacht in dem Sozialistengesetz, durch welches die Landespolizeibehörden berechtigt und verpflichtet werden, Vereine mit sozialdemokratischer, sozialistischer und kommunistischer Tendenz zu verbieten. In allen andern

Beziehungen gelten vorläufig noch die Landesgesetze, welche von sehr verschiedenen Gesichtspunkten ausgehen und die Vereine teils einer Genehmigung, teils einer Kontrolle, teils einer Auflösungsbefugnis der Verwaltungsbehörde unterwerfen. Gewöhnlich sind diese Vorschriften beschränkt auf bewaffnete Vereine und auf polit. Vereine. In Elsaß-Lothringen gilt noch das franz. Recht, wonach alle Vereine von mehr als 20 Mitgliedern der Genehmigung des Bezirkspräsidenten unterliegen, der dieselbe nach Gutdünken versagen, an Bedingungen knüpfen und jeder Zeit zurückziehen kann. Besondere Vorschriften bestehen für die studentischen Vereine, bei welchen die akademischen Behörden ein Aufsichts- und Auflösungsrecht mit Rücksicht auf die Disciplin haben. Viele Vereine sind mit Rücksicht auf ihren gemeinnützigen Zweck privilegiert und erhalten Zuschüsse aus öffentlichen Fonds; dafür sind sie bisweilen einer Kontrolle der Verwaltungsbehörden hinsichtlich der Verwendung ihrer Geldmittel unterworfen. Der Ausdruck »internationale Vereine« wird im doppelten Sinne verwendet; er bezeichnet erstens Vereine, deren Mitglieder verschiedenen Völkern angehören, zweitens Vereine von Staaten, wie der Weltpostverein, Telegraphenverein u. s. w.

Verena (Sophie), Pseudonym für Sophie Alberti, Schriftstellerin, geb. 5. Aug. 1826 in Potsdam als Tochter des spätern Geheimrats Mödinger, vermählte sich mit dem Schulrat Robert Alberti, der nach kurzer Ehe 1870 starb, und lebt seitdem in Potsdam. Als Schriftstellerin trat sie zuerst mit der Novelle »Else« (Berl. 1856) auf, die viel Beifall fand. Außer Übersetzungen aus dem Englischen und kleinen Arbeiten in Zeitschriften erschien dann von ihr: der Roman »Ein Sohn des Südens« (Jena 1859; 2. Aufl., Berl. 1879), die Jugendschrift »In der Weihnachtszeit« (Lpz. 1861), der Roman »Über alles die Pflicht« (3 Bde., Lpz. 1870) und die Erzählung »Lebende Blumen« (Lpz. 1878). Ihre kleinen Erzählungen und Novellen erschienen gesammelt als »Photographien des Herzens« (3 Bde., Berl. 1863), »Aus allen Kreisen« (3 Bde., Berl. 1872) und »Altes und Neues« (Berl. 1879); ihre Gedichte unter dem Titel: »Von allen Zweigen« (2. Aufl., Berl. 1886).

Vererbung (Erblichkeit, physiologisch), s. Atavismus und Erbliche Krankheiten.

Vererzung oder Metallisation ist die Imprägnation der Gesteine mit Erzen oder mit metallischen Mineralien. Dieselbe findet gewöhnlich im Kontakt und in der unmittelbaren Nähe von Erzgängen oder Erzstöcken statt, und besteht wesentlich darin, daß eins oder auch mehrere der auf solchen Lagerstätten vorkommenden Erze in der Form von eingesprengten Krystallen und Körnern, von Trümern, Adern oder Nestern, auch innerhalb des Nebengesteins auftreten, welches dann selbst einen mehr oder weniger aufgelösten oder veränderten Zustand zu zeigen pflegt. Alle diese Erscheinungen kann man, mit wenigen Ausnahmen, nur durch hydrochem. Vorgänge in der Natur erklären. Besonders die Kalksteine und Dolomite sind oft ganz durch Erze verdrängt worden, welche durch Mineralquellen eingeführt wurden, die zugleich auflösend auf jene Gesteine einwirkten.

Verfahren nennt man in der Rechtssprache eine einem gemeinschaftlichen Zwecke dienende geordnete Reihenfolge von Rechtshandlungen. So bezeichnet man als V. den gesamten Prozeß, wie einzelne Abschnitte desselben, z. B. Hauptverfahren, Rechtsmittelverfahren, Beweisverfahren u. s. w.

Verfall ist der Zeitpunkt, mit welchem eine Berechtigung endigt oder eine Verpflichtung beginnt; für letzteres ist noch üblicher der Ausdruck »Fälligkeit«. Von besonderer Bedeutung ist der V. des Wechsels; man versteht darunter den Zeitpunkt, an welchem die Zahlung der Wechselsummen wirksam gefordert werden kann, weil die Wechselfrist abgelaufen ist. Ist dieser Verfalltag des Wechsels aber ein Sonn- oder Festtag, so ist erst der folgende Werktag als Zahlungstag anzusehen, und der Verfalltag hat daher hier als solcher keine praktische Bedeutung. Vgl. Deutsche Wechselordnung, Art. 92.

Verfälschungen der Nahrungs- und Genußmittel sind keineswegs neu, sondern lassen sich bis weit in das Mittelalter hinauf verfolgen. Indessen hat sich erst in der neuern Zeit nicht nur der Kreis derjenigen Nahrungs- und Genußmittel, welche in gewinnsüchtiger Absicht zum Zweck der Täuschung im Handel und Verkehr nachgemacht oder dadurch verfälscht werden, daß man dieselben mittels Entnehmens oder Zusetzens von Stoffen verschlechtert oder den bestehenden Handels- und Geschäftsgebräuchen zuwider mit dem Schein einer bessern Beschaffenheit versieht, außerordentlich erweitert, sondern die Methoden der V., sowie die Verfälschungsmittel haben sich auch bedeutend vermehrt und die Anwendung derselben ist von Jahr zu Jahr häufiger geworden.

Die wichtigsten Nahrungs- und Genußmittel, welche der V. unterliegen, sind folgende:

1) Mehl kann zufällig und absichtlich verunreinigt sein; zu den zufälligen Verunreinigungen gehören Staub, erdige Teile, die an den Körnern anhaften, ferner Pilze, Mutterkorn; von dem Mahlprozeß aus kommt hierzu noch Staub von der Abnutzung der Maschinen und Mühlsteine, jedoch in sehr geringer Menge. Die auf Gewichtsvermehrung berechneten Zusätze zu dem Mehl sind Schwerspatpulver (schwefelsaurer Baryt), Gips, Kreide, Infusorienerde, kohlensaure Magnesia, hellfarbige Thone; diese Zusätze vermehren den unverbrennlichen Rückstand des Mehls, welcher sonst nicht über 2 Proz. zu betragen pflegt. Außer den genannten mineralischen Stoffen werden dem Mehl zur Aufbesserung der Farbe mitunter auch noch Alaun, Zink- und Kupfervitriol beigemischt. Als vegetabilische Beimengungen zum Mehl kommen vor: gemahlene Hülsenfrüchte oder Mehle von minderwertigen Cerealien (Roggenmehl zum Weizenmehl, Gersten- und Hafermehl zum Roggenmehl), sowie von manchen Ackerunkräutern (Kornrade, Knöterich, Ackerwinde, Taumellolch); diese V. sind großenteils durch das Mikroskop und durch gewisse chem. Reagentien mehr oder weniger leicht zu erkennen.

2) Konditorwaren erhalten teilweise starke Zusätze von Gips, Schwerspat, Pfeifenerde, geringwertigem Stärkemehl; das zum Anfertigen des Zuckergusses dienende feine Mehl, das unter dem Namen Puder in den Handel kommt, wird nicht selten mit Zinkweiß, Gips und Schwerspat verfälscht. Auch werden zu den Konditorwaren häufig schädliche Farben (Chromgelb, Gummigutt, Schweinfurtergrün, Zinnober, Mennige, Bergblau u. a.) verwendet. Bonbons und Konfekt können durch Umhüllung mit giftigem Glanzpapier oder Stanniol, Gefrorenes durch Aufbewahrung in

Gefäßen von Zink, Kupfer oder Blei sowie durch giftige Farben gesundheitsschädlich wirken. Es findet ferner in den Konditoreien eine mißbräuchliche Anwendung von Bittermandelwasser und Nitrobenzol statt; letzteres namentlich ist als gesundheitsschädlich zu bezeichnen.

3) Zucker. Die Fabrikation desselben gehört ihrer Natur nach, den Kleinbetrieb ausschließend, nur dem fabrikmäßigen Großbetrieb an und bietet schon eine anerkennenswerthe Gewähr gegen absichtliche, gesundheitsschädliche oder sonst unerlaubte Einmischungen in das Produkt, um so mehr, als solche bei dem charakteristischen Ansehen, der Farbe, dem Geschmack, den Löslichkeitsverhältnissen des Zuckers selbst dem Laien sofort erkennbar sein würden. Dagegen pflegt man nach dem lange bestehenden Gebrauche dem raffinierten Zucker mittels färbender Stoffe ein weißeres Ansehen zu geben, wozu man fast durchweg Ultramarin, seltener Indigkarmin verwendet. Gesundheitsschädlich sind die beiden Farben in der kleinen Menge, in welcher dieselben dem Zucker zugesetzt werden, nicht. Der bei manchen Zuckerarten sich findende unangenehme, etwas an Leim erinnernde Geruch rührt von anhängender Melasse her.

4) Fleisch und Wurst. Abgesehen von dem Verkauf des Fleisches trichinöser und kranker Tiere, dessen Genuß der Gesundheit höchst schädlich ist, findet auch oft eine eigene Manipulation bei der Herstellung von Würsten statt, indem man die Eigenschaft des gewöhnlichen Mehls oder der Stärke, beim Kochen mit Wasser eine große Menge desselben aufzunehmen und damit eine dicke, feste Kleistermasse zu bilden, zur V. der Würste mit Mehl, Brotpulver oder Stärke und mit Wasser verwertet. Um die durch diesen Zusatz bewirkte Verschlechterung der Farbe zu kompensieren, wird dann bisweilen der Wurstbrei sogar mit Fuchsinrot gefärbt. Auf diese Weise kann eine Wurst so wassersüchtig gemacht werden, daß sie 27 Proz. Fleisch und 67 Proz. an Mehl gebundenes Wasser enthält, obgleich das Aussehen immer noch ein normales ist. Gesundheitsgefährlich ist das genannte Verfahren nur, wenn die Wurst längere Zeit aufbewahrt wird und Gärung eingetreten ist; auf alle Fälle wird aber durch den Zusatz von Mehl, der leicht durch Betupfen mit Jodlösung nachzuweisen ist, der Nährwerth bedeutend herabgesetzt.

5) Milch ist in so hohem Grade der Fälschung unterworfen, daß es in großen Städten, wo die Milch sehr starken Absatz findet und zum großen Teile durch die Hände von Zwischenhändlern geht, schwierig geworden ist, noch eine reine Milch zu erhalten. Die üblichste Methode des Betrugs besteht darin, die Milch ein- bis zweimal abzurahmen und dann Wasser (mitunter 45—50 Proz.) zuzusetzen. Alle übrigen Methoden gehen darauf hinaus, der durch Wasserzusatz entwerteten Milch ihr ursprüngliches Ansehen und ihren milden Geschmack wiederzugeben, was durch Weizenmehl, Stärke (roh oder als Kleister), Dextrin, Eigelb, fein geriebenes Hammelgehirn, Abkochungen von Kleie, Gerste oder Reis bewirkt wird. Sauer gewordene Milch wird durch Zusatz von kohlensaurem Natron oder Kreide entsäuert, wohl auch mit Borax oder Salicylsäure versetzt. Alle diese Fälschungen sind weniger beachtenswert in Bezug auf eine etwa herbeigeführte Gesundheitsbeschädigung, als vielmehr in Bezug auf ihre Wertverringerung durch Abrahmen oder durch Wasserzusatz, welche sie nur zu verdecken bestimmt sind. Ihre hauptsächlichste Bedeutung gewinnt die vorliegende Frage erst im Hinblick auf die Art der Ernährung der Säuglinge in den großen Städten und die in erschreckender Weise zunehmende Kindersterblichkeit. Es ist durch vielfache Untersuchungen möglich gewesen, gewisse Grenzen der Mischungsverhältnisse einer reinen Milch ausfindig zu machen, deren Feststellung durch die physik. Prüfung bis zur hinreichenden Genauigkeit ausführbar ist. (S. Galaktometer.) Zu einer wirksamen Hilfe gegen die V. der Milch ist eine geregelte Kontrolle des Milchverkaufs in Städten durch Polizeiorgane das geeignete Mittel, da Wägung (Ermittelung der Dichte der Milch) und optische Prüfung im allgemeinen hinreichen, um die V. der Milch zu konstatieren. In streitigen Fällen wird allerdings der Wägung und optischen Prüfung die chem. Analyse folgen müssen, welche für gerichtliche und polizeiliche Zwecke die vollkommenste Sicherheit darbietet.

6) Bei der Butter wird sehr oft ihr Gewicht durch Beimischung von minderwertigen Stoffen erhöht oder ihr äußeres Ansehen verbessert. Das gebräuchlichste der hierzu angewandten Mittel ist das Einkneten von Wasser oder auch das Zurückhalten einer gewissen Menge von Buttermilch, Gips, Borax, Salicylsäure, Alaun. Zu gleichem Zwecke wird die Beimengung von weißem Käse, Kartoffelmehl, Weizenmehl, Schwerspat, auch eines Gemisches von Talg und Schweinefett in Anwendung gebracht. Allein auch diese Anwendungen lassen nur eine beschränkte Anwendung zu, da sie sich durch mehrfache Merkmale leicht erkennen lassen; so läßt z. B. stark mit Wasser versetzte Butter dieses, wenn man mit dem Finger stark auf die Butter drückt, sofort in kleinen Tröpfchen zu Tage treten. Mit Kreide, Kartoffelmehl u. s. w. versetzte Butter hat ihren glatten Strich verloren und zergeht nicht auf der Zunge, ohne die zurückbleibende körnige Masse durchfühlen zu lassen. Nichtsdestoweniger kommen diese Fälschungen vor, zu deren Verdeckung schlaue Fälscher das gefälschte Butterstück mit einer Hülle von guter Butter plattieren. Zum Färben der Butter wendet man Mohrrübensaft, Curcuma, Safran, ferner die Calendulablüten und bisweilen Orlean an. Alle diese Manipulationen sind nicht direkt gesundheitsschädlich, jedoch im hohen Grade verwerflich, insofern sie eine gute Ware minderwertig machen oder eine geringe Ware zum Preise von normaler Butter zu verkaufen bestimmt sind. Das jetzt als Margarin- oder Kunstbutter (s. d.) in großer Menge auf den Markt kommende Buttersurrogat ist, wenn sorgfältig bereitet und als solche bezeichnet, eher als eine nützliche Vermehrung, denn als eine Fälschung von Nahrungsmitteln zu betrachten. Für den Nachweis der stattgehabten Ersetzung der Butter durch andere tierische Fette bietet die chem. Untersuchung genügenden Anhalt. Für den Gehalt an Wasser gilt als Maximalgrenze 10—12 Proz.; wo gesalzene Butter üblich ist, darf der Salzgehalt 5 Proz. nicht übersteigen.

7) Bier ist ein durch alkoholische Gärung erzeugtes und noch gärendes Getränk, zu dessen Herstellung nur ausschließlich Malz, Hopfen, Hefe und Wasser verwendet werden dürfen. Die Hauptbestandteile des Biers sind Alkohol, Kohlensäure, Maltose, Dextrin, ferner die löslich gewordenen Eiweißkörper (Peptone) der angewendeten Gerste, Hopfenbestandteile (Bitterstoff, Harz), kleine Men-

gen von Phosphorsäure, Bernsteinsäure, Kali und Glyzerin. Alle übrigen aus sonstigen Materialien erzeugten bierähnlichen Getränke sind nicht als Bier schlechthin, sondern als Reisbier, Kartoffelbier, Melassenbier zu bezeichnen. In den Brauereien Bayerns ist die Anwendung aller Surrogate und sonstiger Zusätze zum Teil aus hygienischen Gründen, zum größern Teile aber aus finanzwirtschaftlichen Gründen infolge des Malzaufschlagsgesetzes gesetzlich untersagt, in andern deutschen Ländern sind dagegen zahlreiche Surrogate in Gebrauch gekommen. Als Surrogate für Malz wendet man Stärke, Stärkezucker, Sirup und Glyzerin, hier und da wohl auch Rübenmelasse an. Letztere liefert als Gärungsprodukt auch Amylalkohol (Fuselöl), welcher zweifellos gesundheitsschädliche Folgen nach sich ziehen kann; auch das Glyzerin, obgleich es in der Menge von einigen Promille in dem Bier sich findet, ist in größern Quantitäten dem Organismus gegenüber nicht ganz indifferent. Stärke und Stärkezucker drücken als stickstofffreie Substanzen den relativen Gehalt an Eiweißkörpern im Bier herab und stören so die der Gesundheit zuträgliche Mischung des Biers. Hopfensurrogate, wie Quassia, Aloë, Wermut, Bitterklee, Tausendgüldenkraut, Enzianwurzel u. s. w. können weder in chem., noch in physiol. Hinsicht den Hopfen ersetzen und sind durchaus unstatthaft. Was dagegen Krähenaugen (Nux vomica), Herbstzeitlosesamen (Semen Colchici), Belladonna, Pikrinsäure, Pikrotoxin, Koloquinten u. s. w. anbelangt, welche gewissenlose Brauer anstatt eines Teils des Hopfens angewendet haben, so sind diese Körper als Gifte vom nachhaltigsten Einflusse auf die Gesundheit der Konsumenten, und diejenigen, die sie anwenden, dem Strafgesetzbuch verfallen. Übrigens werden, wie die neuesten genauern Untersuchungen ergeben haben, die Brauereien oft mit Unrecht beschuldigt, diese Ingredienzen beim Brauen hinzuzufügen. Übereifer nicht Sachverständiger hat hier oft des Guten zu viel gethan. Mittel zur Färbung des Biers, wie «Couleur», sind zwar nicht schädlich, aber doch darauf berechnet, dem Bier den Anschein einer bessern Qualität zu geben. Als Klärungsmittel ist gegen Haselnuß- und Buchenspäne, gegen Hausenblase, Gelatine und Tannin nichts einzuwenden, sehr verwerflich ist aber der zweifach-schwefligsaure Kalk oder das Calciumbisulfit. Ein Bier, welches der Gesundheit der Konsumenten im vollen Maße zuträglich sein soll, darf sich von einem gewissen, dem Gleichgewicht nahen Verhältnis zwischen Alkohol und Extrakt nicht zu sehr entfernen.

8) **Wein** ist das Produkt der alkoholischen Gärung des Traubensaftes. Die Zusammensetzung und die Qualität der Naturweine hängt von sehr vielen Umständen ab, z. B. von der Bodenbeschaffenheit, dem Klima, der Witterung, vom Verfahren beim Weinbau, von der Rebensorte, von der Zeit der Lese, von der Art und Weise, wie die Traube gekeltert, die Gärung des Mostes geleitet wurde; sie ist ferner abhängig von der Behandlung, welcher man den jungen Wein unterwirft, von der Art der Aufbewahrung und der weitern Behandlung, dann von der Temperatur der Keller u. s. w. Ebenso ist auch das Alter des Weins auf seine Beschaffenheit von größtem Einfluß. Es ergibt sich daraus, daß der Wein im gewissen Sinne ein Kunstprodukt ist, dessen Güte im allgemeinen mit Manipulationen zusammenhängt, die von der Geschicklichkeit und Erfahrung des einzelnen abhängen, der sich mit der Herstellung, resp. der Konservierung des Weins befaßt. Dabei ist der Umstand nicht zu übersehen, daß die Trauben auch bei sorgfältigster Kultur des Weinstocks infolge ungünstiger Witterungsverhältnisse häufig nicht genügend reif werden. Wie leicht ersichtlich, kann aus unreifen Trauben kein guter Wein bereitet werden. Es ist daher die Frage, wie viel und was geschehen darf, um einen Wein zu verbessern, von großer Wichtigkeit. Während manche sog. Verbesserungsmethoden unbedingt zu verwerfen sind, müssen andere, unter gewissen Beschränkungen, vom Standpunkte der Wissenschaft und der Hygiene aus als berechtigt anerkannt werden. Die Weinverbesserung kann sich beziehen auf den schon fertigen Wein oder auf den aus Trauben erzeugten Most. Von den gegenwärtig in Anwendung kommenden Methoden sind als die wichtigsten folgende anzusehen: a) Zusatz von Zucker zu zuckerarmem Most und Entziehung der zu großen Säuremenge durch Marmorstaub; dies Verfahren, von Jean Antoine Chaptal (s. d.) herrührend, fand unter dem Namen Chaptalisieren in Frankreich und am Rhein Eingang; b) der von Gall in Trier empfohlene Zusatz von Zucker und Wasser zu zuckerarmem und säurereichem Most, das Gallisieren (s. d.), bezweckt wie das Chaptalisieren eine Verminderung der Säure und eine Steigerung des Alkoholgehalts, ergibt aber auch zugleich eine bedeutende Vermehrung des Weins selbst, welche 100 bis 115 Proz., ja sogar noch weit mehr betragen kann; c) das 1859 aufgekommene **Petiotisieren** (vom Weingutsbesitzer Petiot zu Chamilly im franz. Depart. Saône-et-Loire) geht von der Thatsache aus, daß der durch Pressen der gekelterten Trauben dargestellte Saft nicht alles in sich aufgenommen hat, was die Traube an aromatischen und färbenden Bestandteilen enthält, und daß in den Preßrückständen, dem Marke, den Kernen, den Körnern, noch genug davon enthalten ist, um Zuckerwasser den Geschmack, das Aroma und andere Eigenschaften des Traubensaftes zu geben. Petiot schlägt daher vor, die Weintrester nochmals, sogar bis fünfmal, von neuem mit Zuckerwasser umgären zu lassen; alle diese verschiedenen Produkte werden dann zusammengegossen. In Frankreich wird das Petiotisieren in großartigem Maßstabe betrieben, und nur dadurch ist es möglich geworden, die enormen Mengen von Bordeauxweinen zu so erstaunlich billigen Preisen zu erzeugen, welche gegenwärtig nach allen Weltgegenden wandern. Wenn das Verfahren der Gallschen Weinverbesserung vielleicht empfohlen werden könnte, so ist doch dabei vorausgesetzt, daß man dazu einen Zucker verwende, welcher in der That an Reinheit dem Traubenzucker möglichst gleichkommt; faktisch wird aber beim Gallisieren ein Stärkezucker verwendet, welcher nach den von C. Neubauer in Wiesbaden ausgeführten Untersuchungen neben 61,8 Proz. vergärbarem Zucker, für welchen der Nachweis der Identität mit dem Zucker der Traube noch keineswegs geliefert ist, 20,5 Proz. unvergärbare Substanzen enthalt, die je nach ihrer Beschaffenheit den gallisierten Weinen einen fremden Charakter geben müssen. Die Fabrikation von **Kunstweinen**, d. h. von verschiedenen ohne Zuthun der Traube hergestellten weinahnlichen Flüssigkeiten, welche dann betrügerischerweise als Naturwein verkauft werden, bezweckt einzig und allein, das weinkonsumierende Publikum in gröblichster

Weise zu täuschen. In den neuern verbesserten Polarisationsapparaten, namentlich in dem von Wild, hat man ein treffliches Mittel, gallisierten Wein vom Naturwein unterscheiden zu können. Das Überführen weißer Weine in rothe durch Verwendung fremder Farbstoffe (Fuchsin, Heidelbeersaft, Malvenauszug, Kermesbeerensaft u. a.), das Versetzen der Weine mit Ätherarten, riechenden Essenzen und Bouquets und ähnlichen Stoffen, ist unzulässig; auch der Zusatz von Glyzerin zum Wein (das sog. Scheelisieren) ist nicht zu gestatten. Das Versetzen des Mostes oder Weins mit Gips (eine in Frankreich durchweg übliche Manipulation in der Weinbehandlung) ist bis zu einem gewissen Grade gesundheitsgefährlich. Zum Konservieren des Weins ist das Pasteurisieren (s. d.) zu empfehlen; das Schwefeln der Fässer ist nicht zu beanstanden.

9) Kaffee und Thee. Ersterer ist vielen V. unterworfen; zunächst enthält der rohe Kaffee nicht selten eine Menge groben Seesandes (Quarzgerölle), welcher den Bohnen der Farbe nach sehr ähnlich ist, zur Gewichtsvermehrung beigemischt. Die ungebrannten Bohnen unterliegen vielfachen Färbungen, in Hamburg, Triest, Alexandria sollen große Fabriken bestehen, welche nur zu dem Zweck eingerichtet sind, Färbungen des Kaffees vorzunehmen. Die Bestandteile der Färbemittel sind Berlinerblau, Curcuma, Chromgelb, gelber Ocher, Indig, Kupfersalze. Der weiteste Spielraum ist beim Verkaufe gebrannten und gemahlenen Kaffees dargeboten. Man trifft darin Cichorie, bereits extrahierten Kaffeesatz, gebrannten Roggen, Runkelrüben, Eicheln, Lupinen, Erdmandeln u. s. w., auch mineralische Zusätze, wie Thon, Ocher u. dgl. Auch gebrannte Kaffeebohnen werden künstlich dargestellt teils aus Thon mit gebranntem Zucker, teils aus Mehlteig, teils aus schon ausgezogenem gebrannten Kaffee unter Zusatz von Mehlteig. Ebenso ist der Thee Gegenstand ausgedehnter V. Häufig wird er zum Teil extrahiert, dann getrocknet und gefärbt, um ihn dem nicht erschöpften wieder ähnlich zu machen. Bewirkt werden die verschiedenen Färbungen durch grüne Farbenmischungen aus Blau und Gelb, meist durch geradezu giftige Farben. Die gefärbten und wieder getrockneten Blätter werden dann mit Talk, Speckstein oder Porzellanerde bestreut, um ihnen den dem echten Thee eigentümlichen weißlichen Farbanflug zu geben. Auch die Blätter anderer Vegetabilien (Weiden, Schlehen, Weißdorn, Hollunder) werden dem Thee beigemischt. Die Verpackung des Thees in Bleifolie oder einer sehr bleihaltigen Zinnfolie ist gesundheitsgefährlich. Es wäre zweckmäßig, den Thee und den Kaffee an den Zollstationen einer chem. Untersuchung zu unterwerfen und nur unverfälschte Ware über die deutsche Reichsgrenze zu lassen.

10) Als Chokolade ist nur ein Fabrikat zu bezeichnen, das unter Zusatz von Zucker und verschiedenen Gewürzen aus dem Mehl der Kakaobohne bereitet wird. Im Handel finden sich aber Sorten, die große Mengen von Mehl (namentlich gebranntes) und Stärke, ferner gemahlene Samenschalen, Dextrin, Wachs, Stearin, Paraffin, Hammel- und Kalbsfett enthalten. Statt der teuern Gewürze, namentlich der Vanille oder des Vanillins (des natürlichen oder des künstlichen), werden Perubalsam, Tolubalsam oder Benzoëharz angewendet. Indessen ist man bei der Verwendung von minderwertigen, aber unschädlichen Mitteln nicht stehen geblieben, sondern hat der Chokolade, um ihr Gewicht zu vermehren, Eisenocher, Bolus, Ziegelmehl, kohlensauren Kalk, Infusorienerde ꝛc. beigemengt.

11) Von sonstigen Genußmitteln sind besonders der Tabak und dessen Fabrikate vielfachen V., wie z. B. mit Runkelrübenblättern, Kartoffelkraut u. s. w., unterworfen. Das Reichsgesetz, betreffend die Besteuerung des Tabaks, vom 16. Juli 1879 untersagt in §. 27 die Verwendung von Tabaksurrogaten bei der Herstellung von Tabakfabrikaten; doch kann der Bundesrat Ausnahmen hiervon gestatten.

Um dem großen Unfug mit der V. der Nahrungsmittel gesetzlich zu steuern, bedroht das Reichsgesetz, betreffend den Verkehr mit Nahrungsmitteln, Genußmitteln und Gebrauchsgegenständen, vom 14. Mai 1879 in §. 10 mit Gefängnis bis zu sechs Monaten und mit Geldstrafe bis zu 1500 Mark das Nachmachen, sowie das Verfälschen von Nahrungs- oder Genußmitteln zum Zwecke der Täuschung im Handel, ebenso das Feilhalten verdorbener, nachgemachter, verfälschter oder zum Zweck der Täuschung falsch bezeichneter Nahrungs- oder Genußmittel; in §. 12 mit Gefängnis die Herstellung, sowie das Feilhalten von gesundheitsschädlichen Nahrungs- oder Genußmitteln, Bekleidungsgegenständen, Spielwaren, Tapeten, Eß-, Trink- oder Kochgeschirren oder Petroleum, und, wenn schwere Körperverletzung oder der Tod erfolgte, mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren; in §. 13, wenn dem Thäter die gesundheitzerstörende Eigenschaft bekannt war, bei letzterm Fall mit Zuchthaus bis auf Lebenszeit.

Litteratur. Chevallier und Baudrimont, «Dictionnaire des altérations et falsifications des substances alimentaires» (5. Aufl., Par. 1877); Birnbaum, «Einfache Methoden zur Prüfung wichtiger Lebensmittel auf Verfälschung» (3. Aufl., Karlsr. 1878); Elsner, «Untersuchung von Lebensmitteln» (Berl. 1878); Wittstein, «Taschenbuch der Nahrungs- und Genußmittellehre» (Nördl. 1878); Fleck, «Die Chemie im Dienste der öffentlichen Gesundheitspflege» (Dresd. 1882); Dietzsch, «Die wichtigsten Nahrungsmittel und Getränke, deren Verunreinigungen und Verfälschungen» (3. Aufl., Zür. 1879); Hilger, «Die wichtigsten Nahrungs- und Genußmittel, deren Verfälschung nebst Prüfung» (Erlang. 1879); König, «Die menschlichen Nahrungs- und Genußmittel» (2. Aufl., 2 Bde., Berl. 1882); Klencke, «Illustriertes Lexikon der Verfälschungen» (2. Aufl., Lpz. 1879); Flügge, «Lehrbuch der hygienischen Untersuchungsmethoden» (1881); Griesmayer, «Die Verfälschungen der wichtigsten Nahrungs- und Genußmittel vom chemischen Standpunkte» (2. Aufl. 1882); Meyer und Finkelnburg, «Gesetz, betreffend den Verkehr mit Nahrungsmitteln, Genußmitteln und Gebrauchsgegenständen, vom 14. Mai 1879. Mit Erläuterungen herausgegeben» (Berl. 1880; 2. Aufl. 1885); Dammer, «Illustriertes Lexikon der Verfälschungen und Verunreinigungen der Nahrungs- und Genußmittel» (Lpz. 1886).

Verfangenschaftsrecht, s. u. Devolution.

Verfassung bedeutet im eigentlichen Sinne den Rechtszustand und die Einrichtungen eines Staats, so wie man den Ausdruck auch von Gesellschaften, Vereinen und Korporationen gebraucht. In diesem Sinne hat jeder Staat eine V., wie immer dieselbe geartet sein mag. In einem eigentümlichen Gegensatz steht die V. in diesem Sinne zur Verwaltung; während in der V. die Rechtsordnung des Staates als objektive Institution und gleichsam

ruhend aufgefaßt wird, erscheint in der Verwaltung der Staat als handelndes Subjekt, die ihm gesteckten Ziele und Aufgaben thätig verwirklichend.

In einem andern Sinne bezeichnet man mit Verfassung die Codifikation des öffentlichen Rechts, die Verfassungsurkunde (Konstitution). Daß eine solche nicht wesentlich ist, wird durch das Beispiel Englands erwiesen. Bei dem Übergang der Staaten aus der Staatsform der absoluten Monarchie zur sog. konstitutionellen war es aber notwendig, die Rechte des Oberhauptes und der Volksvertretung und ihr gegenseitiges Verhältnis zu bestimmen und die wichtigsten Grundsätze des öffentlichen Rechts zu formulieren. Die Einführung dieser Verfassungsform war daher überall verbunden mit der Abfassung einer Verfassungsurkunde. Infolge dessen entstand der Sprachgebrauch, mit V. das Staatsgrundgesetz zu bezeichnen und unter V. kurzweg die konstitutionelle V. zu verstehen. In diesem Sinne spricht man von der Einführung, Abänderung, Aufhebung einer V., von Garantien derselben 2c. Von andern Gesetzen unterscheiden sich V. nicht dadurch, daß sie eine höhere Kraft, eine besondere Heiligkeit oder einen besondern jurist. Charakter haben; meist ist aber die Abänderung der V. an eine erschwerende Form gebunden und zwar entweder an eine größere Majorität (zwei Drittel oder drei Viertel) im Landtag, oft in Verbindung mit einer höhern Beschlußfähigkeitsziffer oder an das Erfordernis einer wiederholten Abstimmung innerhalb eines bestimmten Zwischenraums. Abänderungen der Deutschen Reichsverfassung sind abgelehnt, wenn sie im Bundesrate 14 Stimmen gegen sich haben (Art. 78 der Reichsverfassung); dagegen erfordert die preuß. Verfassung, Art. 107, für Abänderungen zwei Abstimmungen in beiden Häusern des Landtags, zwischen welchen ein Zeitraum von wenigstens 21 Tagen liegen muß.

Verfassungseid ist das eidliche Gelöbnis zur Beobachtung der Verfassung. Dasselbe ist zu leisten vom Landesherrn bei der Thronbesteigung und vom Regenten bei dem Antritt der Regierung und zwar in den meisten Staaten vor den versammelten Ständen. In mehrern deutschen Staaten (Sachsen, Württemberg, einigen thüring. Fürstentümern) wird statt eines Eides nur ein feierliches Versprechen des Fürsten, die Verfassung aufrecht zu erhalten, verlangt. In den meisten Staaten müssen auch die Mitglieder des Landtags den Eid auf die Verfassung leisten. Ferner ist in den Diensteid der Beamten das Versprechen aufgenommen, die Verfassung gewissenhaft zu beobachten, dagegen wird das Heer nicht auf die Verfassung vereidigt. In manchen Staaten kann von jedem Unterthan ein Huldigungseid verlangt werden, welcher ebenfalls das Gelöbnis enthält, die Verfassung zu befolgen. Von jurist. Bedeutung ist der V. in keinem Falle und in keiner Beziehung. Die Geltung der Gesetze ist ganz unabhängig von dem Gelöbnis des Einzelnen, und die Rechte und Pflichten der Landesherren, Volksvertreter, Staatsbeamten und Unterthanen sind ganz dieselben, wenn der V. von ihnen abgelegt worden ist, wie wenn die Ableistung desselben unterblieben ist.

Verfestung (einfache Acht), s. unter Acht.

Verfilzen, soviel wie Filzen.

Verfluchung, s. Anathema.

Verfolgungswahn nennt man in der Psychiatrie ein Symptom verschiedener Geisteskrankheiten und Gehirnleiden, am häufigsten der akuten und chronischen Verrücktheit. Die Kranken sind ohne entsprechende äußere Veranlassung überzeugt, von einzelnen oder zahlreichen bekannten oder unbekannten Personen verfolgt, d. h. in allen möglichen Interessen (Ehre, Vermögen, Leben) beeinträchtigt zu werden. Meist gründet sich dieser Wahn auf Sinnestäuschungen, besonders Gehörshallucinationen. Die Kranken hören schmähende, drohende Zurufe, ohne daß in Wirklichkeit jemand solche ausspricht, oder sie sehen auch drohende Gestalten auf sich eindringen, riechen Gift u. dgl. m. Seltener entstehen Verfolgungsideen auf Grund eines schwer zu beschreibenden «Sichunheimlichfühlens», oder springen plötzlich ohne nachweisbare Ursache ins Bewußtsein (Primordialdelirien). Der V. ist in vielen Fällen heilbar, besonders wenn er rasch entstanden ist, wenn Vergiftung, z. B., was besonders häufig vorkommt, chronischer Alkoholmißbrauch zu Grunde liegt; selten, wenn er sich ganz allmählich und ohne nachweisbare Ursache entwickelt. Die Erkrankungsweise des Gehirns, welche bei an V. Leidenden gefunden wird, ist sehr verschieden; häufig lassen sich überhaupt Veränderungen nicht deutlich nachweisen, andere male findet sich Entzündung u. dgl. m. Die Behandlung richtet sich nach den ursächlichen Momenten. Da an V. Leidende häufig sich selbst (aus Furcht vor den Verfolgern) und andern gefährlich sind (sie gehören zu den gefährlichsten Geisteskranken), so müssen sie meist baldigst in einer Irrenanstalt untergebracht werden.

Verfrachter, s. unter Frachtgeschäft.

Verfügungen, s. unter Entscheidungen.

Verfügung von hoher Hand nennt man im Seerecht Anordnungen einer staatlichen Autorität, durch welche die Schiffahrt in gewissen Gebieten, oder für gewisse Modalitäten, oder für gewisse Schiffe erschwert, gehemmt oder verboten wird. Dahin gehören Ein- und Ausfuhrverbote, Embargoauflagen, Quarantänegebote, Beschlagnahmen, Blockadevorschriften u. dgl.

Verga (Giovanni), sicilian. Novellist, geb. 1840 in Catania, schildert in seinen Werken mit großer Ironie und Lebendigkeit das Leben der Landbewohner Siciliens. Seine bedeutendsten Novellen und Romane sind: «Storia di una lapinera» (Mail. 1874), «Nedda» (Mail. 1874), «Tigre reale» (Mail. 1875), «Primavera» (Mail. 1877), «La vita dei campi» (Mail. 1880), «I Malavoglia» (Mail. 1881), «Il Marito di Elena» (Mail. 1882), «Il come, il quando e il perchè» (Mail. 1882) u. s. w.

Vergara, Stadt in Spanien, s. Bergara.

Vergatterung (frz. assemblée), ein altdeutsches Wort, gleichbedeutend mit Versammlung, das noch zur Bezeichnung eines Trommel- oder Trompetensignals gebraucht wird, welches ähnlich wie der Generalmarsch oder das Alarmsignal ein Versammeln der Truppen bezweckt. Bei Märschen bewirkt das Signal das Zusammenziehen und Aufschließen lang gezogener Kolonnen, beim Aufziehen der Wachen bedeutet es den Eintritt der betreffenden Truppen in den Wachtdienst und Unterstellung derselben unter den Kommandanten.

Vergehen hat vielfach dieselbe Bedeutung wie Verbrechen (s. d.), in einem besondern Sinne wird aber darunter eine Klasse von Rechtswidrigkeiten verstanden, welche die mittlere Stufe der Strafbarkeit einnehmen. Das franz. Recht unterscheidet nämlich crimes oder Verbrechen, die mit entehrender

oder Leibes- und Lebensstrafe belegt und von den Assisenhöfen unter Beiziehung von Geschworenen abzuurteilen sind; délits, auf welchen Gefängnisstrafe über fünf Tage bis zu fünf Jahren oder Geldbuße über 15 Frs. steht und die vor die kollegialisch besetzten Zuchtpolizeigerichte gehören; contraventions oder ganz leichte, vom Polizeigericht mit den geringsten Strafen anzusehende Übertretungen. Neuere deutsche Strafprozeßordnungen trennten in gleicher Weise Verbrechen, V. und Übertretungen unter ähnlicher Überweisung an verschiedene Justizstellen, indem sie jedoch teilweise die rechtswidrigen Handlungen, welche der einen oder andern Kategorie zugewiesen sein sollten, nicht nach dem Strafmaße bestimmten, sondern einzeln aufzählten. Das Reichsstrafgesetzbuch, §. 1, bezeichnet als V. eine mit Festungshaft bis zu fünf Jahren, mit Gefängnis oder mit Geldstrafe von mehr als 150 Mark bedrohte Handlung. Nach dem Gerichtsverfassungsgesetze, §§. 27, 2, 73, 1, sind teils die Schöffengerichte, teils die Strafkammern der Landgerichte zur Aburteilung kompetent.

Vergeilen der Pflanzen nennt man in der Gärtnerei die eigentümlichen Erscheinungen, die an den Gewächsen infolge zu geringer Beleuchtung oder gänzlichen Lichtmangels eintreten. In der wissenschaftlichen Botanik wird dieselbe gewöhnlich als Etiolieren (s. d.) bezeichnet.

Vergeltung oder Wiedervergeltung ist im ethischen Sinne ein Handeln, welches bewirkt, daß jemand das leide, was er andern gethan hat. Die V. einer verübten That geht immer auf Absicht und Erfolg derselben zugleich. Eine solche That ist entweder Wohlthat oder Übelthat. Die V. bezieht sich auf die eine so gut wie auf die andere und gestaltet sich demnach als Lohn oder Strafe. Daß der, welcher absichtlich wohl oder wehe that, nach der Größe des von ihm beabsichtigten und bewirkten Erfolgs Lohn oder Strafe verdiene, ist ein einfacher sittlicher Grundgedanke. Nicht bloß die Pflichten der Dankbarkeit beruhen auf ihm, sondern er soll auch die Verhältnisse des Verkehrs durchdringen, indem überall, wo Arbeiten, Leistungen, Vorteile, Dienste, die einer dem andern darbietet, auszugleichen und zu vergüten sind, die Regeln einer richtigen V. befolgt werden müssen. Sehr deutlich tritt die Idee der V. im Strafrechte hervor, und darin liegt der Grund, daß man die V. vorzüglich hierauf bezieht. Im Strafrechte werden die Forderungen der V. in der Form des Rechts sanktioniert. Der Grundgedanke, daß in der Strafe dem Übelthäter geschieht, was er verdient hat, ist von der Idee des Rechts unzertrennlich, erstreckt sich aber viel weiter, als die Grenzen der in der bürgerlichen Gesellschaft möglichen Strafgerechtigkeit reichen. Die roheste Auffassung jenes Grundgedankens ist die, welche auf eigentliche Talion (s. d.) dringt: sie ist darum falsch, weil es für die V. nicht auf die Art, sondern auf die Größe des vergeltenden Übels ankommt. Die Anerkennung der Idee der V. als der eigentlichen Grundlage des Strafrechts schließt nicht aus, daß andere Rücksichten außerdem zu Motiven bestimmter Strafgesetze werden können, vorausgesetzt, daß dabei die Grenze nicht überschritten werde, welche für jede Androhung einer Strafe in der Idee der V. liegt. (S. Strafrechtstheorien.)

Vergennes, Stadt in Addison County im nordamerik. Staate Vermont, liegt am Otter Creek, 11 km von seiner Mündung in den Lake Champlain, an der Central-Vermont-Eisenbahn und hat (1880) 1782 E., vorzügliche Wasserkraft, einen ausgezeichneten Hafen, viele Fabriken, öffentliche Schulen, worunter die Staats-Reformschule für Knaben, drei Kirchen, eine Nationalbank und eine wöchentliche Zeitung. Die Stadt wurde 1788 inkorporiert.

Vergennes (Charles Gravier, Graf von), franz. Staatsmann, geb. zu Dijon 28. Dez. 1717, aus einer Familie des Adels von der Robe, trat in die diplomatische Laufbahn und ward, nachdem er in Lissabon und Frankfurt gedient, 1750 Gesandter beim Kurfürsten von Trier, wirkte mit Glück gegen den österr. Einfluß und vertrat seit 1754 13 J. lang seine Regierung in Konstantinopel. Im J. 1768 von Choiseul verabschiedet, ward er 1771 Gesandter in Stockholm, wo er Gustav III. gegen seinen Adel und gegen Rußland sekundierte. Im J. 1774 zum Minister des Auswärtigen erhoben, nahm er Stellung gegen England und widersetzte sich daher nicht der großen Strömung in der Nation, welche Unterstützung der nordamerik. Insurrektion gegen die brit. Nachbarn forderte, indem er damit dem Einfluß Frankreichs auf das östl. Europa, die polnische und türkische Frage so ziemlich entsagte. Der Friede von Paris war der Anstrengungen Frankreichs in dem amerik. Kriege nicht wert. Die Schuldenlast war enorm gestiegen, und so sehr V. sich den Reformen Turgots, dessen Sturz er mit herbeiführte, widersetzt hatte, konnte er sich endlich doch dem Vorschlage Calonnes, durch die Berufung der Notabeln den finanziellen Abgrund zu schließen, nicht länger versagen, als er am 13. Febr. 1787 starb.

Vergerio (Vergerius, Pietro Paolo), Theolog, geb. 1498 in Capo d'Istria, studierte in Padua Rechtswissenschaft, widmete sich dann dem Dienste der Kirche, war wiederholt als päpstlicher Nuntius in Deutschland thätig, wo er z. B. 1535 Luther durch eine Unterredung zum kath. Glauben zurückzuführen versuchte, und wurde 1536 Bischof in seiner Vaterstadt. Nach und nach befreundete er sich mit dem Protestantismus, wurde infolge dessen bei der Inquisition verklagt, verließ Capo d'Istria, trat 1548 förmlich zum Protestantismus über und zog sich 1549—53 als Pfarrer nach Graubünden zurück. Vielfache Streitigkeiten verleideten ihm diesen Aufenthalt; 1553 trat er in die Dienste des Herzogs Christoph von Württemberg, führte hernach ein unstetes Wanderleben und starb 4. Okt. 1565 in Tübingen. Seine Schriften, in denen er, oft anonym und pseudonym, mit scharfem Witz und Satire das Papsttum angriff, sind ungemein zahlreich; die von ihm selber veranstaltete Sammlung ist nicht über den ersten Band (Tüb. 1563) herausgekommen; seine Korrespondenz mit Herzog Christoph von Württemberg hat der Litterarische Verein in Stuttgart (Tüb. 1875) herausgegeben. Vgl. Sixt, «Pietro Paolo V.» (Braunschw. 1855).

Vergiftung (intoxicatio) heißt entweder die Einverleibung einer auf chem. Wege schädlich wirkenden Substanz, eines Giftes (s. d.) und deren Folgen, oder das Vermischen von Nahrungs- und Genußmitteln mit Gift. Die Vergiftungserscheinungen sind abhängig von der Art des Giftes sowie der Menge und Stelle, auf welche das Gift appliziert wird. Die V. verläuft entweder akut (bei starken Giften, großer Menge, direkter Einwirkung) oder chronisch. Die erste Aufgabe bei der V. ist, wenn möglich, die Entfernung des Giftes

aus dem Körper (durch Brechmittel, die Magenpumpe) oder Unschädlichmachung desselben, entweder durch Gegenmittel (Gegengift), oder dadurch, daß man den Vergifteten in Verhältnisse bringt, unter denen er die Giftwirkung am besten übersteht (künstliche Atmung in reiner Luft, Reizmittel).

Vergiftung als Verbrechen f. Giftmord.

Vergilius, röm. Dichter, f. Virgilius.

Vergilius (Polydorus), fälschlich bisweilen auch Virgilius genannt, ein gelehrter Theolog in der ersten Hälfte des 16. Jahrh., aus Urbino gebürtig, wurde, nachdem er seine Studien zu Bologna vollendet hatte, päpstl. Kammermeister zu Rom, dann Archidiakonus zu Wells in England und starb 1555 in seiner Vaterstadt. Den Ruhm seines Namens verdankt er einer Schrift über die Geschichte der Erfindungen bis auf seine Zeit unter dem Titel «De rerum inventoribus libri VIII» (Rom 1599), die später, mit drei Büchern «De prodigiis» vermehrt (zuerst Leid. 1644), viele Auflagen erlebte und trotz mancher unerweislicher Behauptungen lange Zeit ein gewisses Ansehen genoß. Weniger Beifall fand wegen Unzuverlässigkeit und Parteilichkeit seine «Historia Anglica» (Baf. 1534; Leid. 1657).

Vergißmeinnicht, f. unter Myosotis.

Verglaste Sandsteine, f. Gefrittete Sandsteine.

Verglasung heißt die durch Schmelzung oder hohe Temperatur bewirkte Umwandlung eines festen Körpers zu Glas oder einer glasartigen Masse. Körper, die an und für sich unschmelzbar sind, z. B. Kieselerde, kommen in Verbindung mit andern, entweder leichtflüssigen, z. B. Kali oder Natron, oder ebenfalls unschmelzbaren, z. B. Kalk, leicht in Fluß und bilden infolge der Entstehung von Silicaten beim Erstarren eine verglaste Masse. Auf diesem Vorgang beruht die Herstellung von Glas, Glasuren, Emails und die in metallurgischer Hinsicht so bedeutungsvolle Bildung von Schlacken. Auch bei der Erzeugung von Porzellan und andern dichten keramischen Produkten (s. Thonwarenfabrikation) spielt die V. eine große Rolle. Die durch Vulkanismus entstandenen Laven sind nichts anderes als verglaste Substanzen.

Vergleich (transactio), im allgemeinen Sinne soviel als Vertrag, ist in engerer Bedeutung ein Vertrag, welcher zur Absicht hat, einen bereits entstandenen Rechtsstreit aufzuheben oder einem bevorstehenden vorzubeugen, indem die Vertragenden beiderseits etwas von ihren Forderungen aufgeben. Fast alle neuern Gesetzgebungen dringen auf V., erleichtern und veranlassen sie, indem sie die Richter anweisen, vor dem Ausbruch eines jeden Rechtsstreits gütliche V. zu Stande zu bringen. V. können, da sie auf Verzichte hinauskommen, nur durch dispositionsfähige Personen, für Bevormundete durch Vertreter geschlossen werden. Ihre Gültigkeit ist durch das Vorhandensein völlig freier Willensbestimmung bedingt, sodaß sie auf Grund eines wesentlichen Irrtums über den Gegenstand oder die Zuständigkeit des Rechts, ingleichen wegen Täuschung, z. B. durch falsche Urkunden, sich wieder anfechten lassen. Nichtig ist ein V., durch den eine Ehe aufgehoben werden soll, jeder V. in Kriminalsachen, sofern er die öffentliche Strafe betrifft, und der V. über Vermächtnisse zwischen dem Erben und dem Legatar, wenn er vor Eröffnung des Testaments geschlossen worden ist. Die V. oder Accorde im Falle eines Bankrotts zur Abwendung des gerichtlichen Konkurses sind mehr Nachlaßverträge, da nicht zugleich die zahlungsunfähigen Gemeinschuldner, sondern nur die Gläubiger ihre Ansprüche herabsetzen. Aber im Konkurs kann es zu einem sog. Zwangsvergleich kommen.

Vergna (da), f. Campagna (Girolamo).

Vergniaud (Pierre Victurnien), Girondistenführer, geb. 31. Mai 1753 zu Limoges, ließ sich 1781 zu Bordeaux als Advokat nieder und trat 1790 in die Verwaltung des Girondedepartements, das ihn 1791 zum Deputierten in die Gesetzgebende Versammlung wählte. Eifrig der Revolution ergeben, mit hinreißendem Rednertalent ausgerüstet, ward er in der legislativen Versammlung einer der Führer der Bewegungspartei, die meist aus seinen Landsleuten bestand und deshalb den Namen der Girondisten (s. d.) erhielt. Sein erster oratorischer Triumph war eine Rede gegen die Emigrierten am 28. Okt. 1791. Als nach dem Sturz Delessarts seine Partei, die den Krieg mit den deutschen Mächten heraufbeschworen hatte, Sitz im Kabinett erhielt, den sie jedoch mit Dumouriez teilen mußte, unterstützte er sie in der Nationalversammlung und leitete, als sich der Hof der revolutionären Minister im Juni entledigte, die neuen Angriffe, besonders durch sein Auftreten gegen Lafayette am 18. Juni. Auch in die Ereignisse des 20. Juni war er verwickelt; er war Mitglied der Deputation, die ins Schloß gesandt wurde. Die neuen Angriffe der Gironde gegen den Hof, darauf berechnet, ihn mürbe zu machen, nicht gerade ihn zu beseitigen, fanden in V.s oratorischem Talent die wirksamste Förderung; die Revolution vom 10. Aug., wo er das Präsidium hatte, führte aber schon über ihn und die Seinigen weit hinweg. Es war ein Versuch, die Bewegung zu hemmen, wenn er statt der Absetzung, auf die Robespierre hinsteuerte, die provisorische Suspension des Königs durchsetzte. Bei den Mordthaten im September war auch sein Leben bedroht. In den Konvent gewählt, suchte V. in meisterhaften Reden denselben König vor dem Schafott zu sichern, den er dann, um sich selbst zu retten, mit den andern zum Tode verurteilte. Er war Präsident der Versammlung bei der entscheidenden Abstimmung, deren Resultat er selbst zu verkündigen hatte. Nach der Hinrichtung des Königs begann V. mit seinen Parteigenossen den Kampf gegen Robespierre und dessen Anhang, der mit dem Sturz der Gironde endete, so glänzend auch V. wiederholt sein Rednertalent entfaltete. Nachdem 2. Juni das Dekret zur Verhaftung der Girondisten durchgegangen, fand V. Schutz bei einem zu Paris ansässigen Bürger von Avignon. Nach zwei Tagen trieb es ihn jedoch zu seinen jungen Freunden Ducos und Fonfrède, die vom Haftsbefehl noch ausgenommen waren; bei diesen wurde er alsbald verhaftet. Der Prozeß, der 24. Okt. 1793 vor dem Revolutionstribunal begann, endete mit seiner Verurteilung. V. bestieg 31. Okt. mit 20 Schicksalsgefährten das Schafott, wo er als der vorletzte sein Haupt unter das Beil legte. Barthe nahm viele seiner Reden in dem Sammelwerke «Les orateurs français» (4 Bde., Par. 1820) auf. Vgl. die Biographie V.s von Touchard-Lafosse (Par. 1848); Vatel, «Recherches historiques sur les Girondins» (2 Bde., Par. 1873).

Vergoldepresse, f. unter Buchbinderkunst.

Vergolderwachs, soviel wie Glühwachs.

Vergoldung. Vergolden heißt, einen Gegenstand von Metall, Holz, Porzellan, Glas u. f. w.

mit einem Überzuge von Gold versehen, sodaß er äußerlich das Ansehen und auch, was das Verhalten zu atmosphärischen Einflüssen anlangt, die Eigenschaften des Goldes annimmt. Es gibt verschiedene Wege zur Erzeugung solcher Überzüge. Nichtmetallische Gegenstände gestatten nur die Befestigung einer dünnen Überkleidung von zartgeschlagenen (echten oder unechten) Goldblättchen vermöge eines klebenden Bindemittels, wie Eiweiß, Leim, Firnis u. s. w. Die Holz- und Steinvergoldung gründet sich auf dieses Prinzip, welches indes auch bei einigen gröbern Metallobjekten Anwendung findet. Für die allgemeinere V. metallener Gegenstände hat sich von den mancherlei ältern Methoden noch zum Teil die Feuervergoldung erhalten; das weitaus gewöhnlichste Verfahren ist aber das der galvanischen oder elektrochem. V.

Die Feuervergoldung, die als eine dauerhafte V. bei Gegenständen von Bronze, Messing und Silber angewendet wird, besteht im wesentlichen darin, daß man Gold mit Quecksilber zu einem Amalgam verbindet, dieses auf den gereinigten Metallgegenstand aufstreicht und endlich durch Erhitzen das Quecksilber in Dampfgestalt wegtreibt, wonach das Gold festhaftend zurückbleibt. Sie wird aber durch die Anwendung des Quecksilbers kostspielig und für die Arbeiter gesundheitsgefährlich, eignet sich auch nicht zur Darstellung eines sehr dünnen Goldüberzugs, wie er der Wohlfeilheit halber oft gewünscht wird. Man hat diesen Übelständen durch die kalte Vergoldung und die verschiedenen Arten der nassen Vergoldung abzuhelfen gesucht, ohne aber damit den Zweck in vollem Maße zu erreichen, bis man in der galvanischen Vergoldung eine Methode fand, welche auf wohlfeilem Wege und schnell vollkommen schöne Goldüberzüge von jeder beliebigen (also auch der allergeringsten) Stärke zu liefern vermag. Zu diesem Behufe wird eine Goldauflösung (eine Lösung von Cyangold in Cyankalium) in ein Gefäß von Glas, Porzellan oder emailliertem Gußeisen gegeben, in welcher der vorläufig gut gereinigte Gegenstand ganz davon bedeckt werden muß. Sodann führt man die Leitungsdrähte von den Polen einer konstant wirkenden galvanischen Batterie oder einer magneto-elektrischen Maschine, z. B. der von Gramme oder von Hessner-Alteneck (vgl. H. Schellen, «Die magnet- und dynamo-elektrischen Maschinen», Köln 1879) in die Flüssigkeit ein. An das Ende des positiven oder Zinkpoldrahts wird ein dünn ausgewalztes Stück Goldblech befestigt, welches zum Teil in die Flüssigkeit eintaucht; mit dem negativen oder Kupferpoldrahte setzt man den zu vergoldenden Gegenstand in die innigste Berührung. Die galvanische V. ist in dauernder Zunahme begriffen, wenn sie auch bei Herstellung unechter Schmucksachen aus Bronze in Mißkredit gekommen ist; man ist daher vielfach wieder nach dem Vorgang von Paris auf das Plaqué zurückgekommen und bezeichnet solche Waren als Talmi (s. d.).

Vgl. Winkler, «Taschenbuch der V. und Versilberung» (2. Aufl., Lpz. 1862); H. Meidinger, «Amtlicher Bericht über die wiener Weltausstellung» (Bd. 3, 2. Abteil., Braunschw. 1874).

Vergrößerung heißt diejenige optische Erscheinung, nach welcher die scheinbare Größe oder der Sehwinkel eines Gegenstandes um so größer wird, je mehr man den Gegenstand dem Auge nähert. Man kann aber auch, wo eine V. des Sehwinkels durch bloße Annäherung nicht möglich oder wegen der Accommodationsgrenze des Auges erfolglos ist, dieselbe durch optische Instrumente, nämlich durch konvexe Linsen (Vergrößerungslinsen) und Hohlspiegel (Vergrößerungsspiegel), ferner durch Fernrohre (s. d.) und Mikroskope (s. d.), künstlich erzeugen. Wenn uns ein Gegenstand, in einer gewissen Entfernung durch ein Fernrohr gesehen, zehnmal so groß (so hoch oder so breit) vorkommt, als mit dem bloßen Auge in der nämlichen Entfernung gesehen, so sagen wir, das Fernrohr vergrößere zehnmal. Bei den Mikroskopen versteht man unter V. meist diejenige Zahl, welche angibt, wie vielmal eine Dimension des vom Mikroskop erzeugten Bildes größer ist als dieselbe Dimension am zugehörigen Gegenstande selbst. Die so erhaltene V. nennt man die lineare, und gewöhnlich wird nur diese angegeben. Die eigentliche V. der betrachteten Fläche, oder die quadratische erhält man durch Multiplikation der linearen mit sich selbst. (S. unter Mikroskop.)

Instrumente zum Messen der V. der Fernrohre sind das Auxometer und das optische Dynamometer, s. unter Auxometer.

Vergrößerungsglas, s. Lupe und Mikroskop.

Vergrünung nennt man in der Botanik die stellenweise vorkommende Umwandlung einzelner oder sämtlicher Blütenteile in laubblattähnliche grüne Organe; dieselbe ist als eine Art von Rückbildung aufzufassen, da ja in phylogenetischer Hinsicht die Blütenblattkreise metamorphosische Laubblätter darstellen. (Vgl. Mißbildungen [botan.].)

Verhaftung im Strafprozeß ist die Festnahme und Gefangenhaltung einer Person als Sicherungsmittel zur Erreichung der Zwecke der Untersuchung. (S. Untersuchungshaft.)

Verhältnis ist die Beziehung des einen auf ein anderes. Eine Verhältnisbestimmung ist daher eine solche, welche einem Dinge oder einem Begriffe nicht an sich selbst, sondern nur in seiner Beziehung auf ein anderes, in einer Vergleichung mit dem letztern zukommt. Verhältnisbegriffe oder relative Begriffe heißen solche, deren Bedeutung auf einer Vergleichung mit andern beruht, die also einander voraussetzen. So sind z. B. groß und klein, rechts und links, Ältern und Kind relative Begriffe. Jeder solche Begriff verlangt ein Correlatum, d. h. ein Mitbezogenes.

In der Mathematik versteht man unter Verhältnis die quantitative Beziehung gleichartiger Größen: die Antwort auf die Frage, wieviel mal so groß die erste ist als die zweite, wieviel mal die zweite in der ersten enthalten ist. Z. B. das V. der Mark zum Pfennig ist 100. Das V. von zwei Größen wird durch Messung derselben, von zwei Zahlen durch Division gefunden. Die Vergleichung von V. mit Rücksicht auf Inkommensurabilität ist in Euklids «Elementen» abgehandelt. Daher wurde das V. geometrisch genannt von denen, welche die Differenz von zwei Größen als das arithmetische Verhältnis derselben bezeichneten zur Beantwortung der Frage, um wieviel die erste Größe größer ist als die zweite.

Verhältniswort, soviel wie Präposition.

Verhandlung heißt im allgemeinen jede Auseinandersetzung der Sachlage von mehrern Seiten in der Absicht einer Einigung über verschiedene Ansichten und Interessen. Es gibt, wenn von wissenschaftlichen V. der Akademien und anderer gelehrter

Versammlungen abgesehen wird, besonders dreierlei Arten von V.: politische, internationale oder diplomatische und rechtliche. Politische V., bei denen es sich um Feststellung und Abänderung irgend welcher Verhältnisse der innern Politik handelt, gehen meist in den Formen der parlamentarischen Debatte vor sich. Für die diplomatischen V., welche sich auf internationale Verhältnisse beziehen, ist die herkömmliche Form teils die der schriftlichen Noten oder Protokolle, teils die der mündlichen Mitteilung durch Bevollmächtigte nach genau bemessenen Instruktionen, wofern nicht die Souveräne persönlich miteinander unterhandeln, in welchem Falle aber doch auch das Resultat der V. in der Regel wieder in die bindende Form eines schriftlichen Aktenstücks gekleidet wird. Dieses Herkommen erleidet auch da keine wesentliche Abänderung, wo nicht bloß die Vertreter von zwei, sondern von mehrern Staaten gemeinschaftlich, z. B. in der Form von Konferenzen oder Kongressen (s. d.) miteinander verhandeln. Die rechtliche V. findet teils statt unter Parteien bei Abschließung eines Rechtsgeschäfts (Kauf, Pacht, Miete, Kompagniegeschäft u. s. w.), oft unter Zuziehung von Rechtsbeiständen und unter Anwendung jurist. Formalitäten, teils vor einem Richter in Terminen, die mit den Parteien, mit Zeugen und Sachverständigen an Gerichtsstelle, oder bei Besichtigungen auch außerhalb der Gerichtsstelle, abgehalten werden. Die zusammengehörigen, ein Ganzes ausmachenden richterlichen V. bilden ein Verfahren (s. d.). In einem bestimmten Sinne spricht man im bürgerlichen Prozeß von Verhandlungsmaxime, d. h. von dem Grundsatze, daß die Parteien selbst sich über die Thatsachen gegenseitig erklären, worauf sie ihre Ansprüche und Verteidigung gründen wollen, gegenüber der Untersuchungsmaxime, nach welcher es dem Richter obliegt, die obwaltenden Rechtsverhältnisse selbst zu ermitteln.

Verhandlungsmaxime, s. u. Verhandlung.

Verhärtung (induratio) bedeutet in der Medizin jede Festigkeitszunahme eines Gewebes des menschlichen Körpers und kann mit und ohne Form- und Größenveränderung des erkrankten Organs verbunden sein. Im allgemeinen ist die Ursache einer V. entweder Verminderung der flüssigen und weichen, oder Vermehrung und Einlagerung fester Bestandteile. Es erscheinen deshalb Gewebe verhärtet bei Blutarmut, bei Überernährung, bei Einlagerung von festem Neugebilde, wie von geronnenem Blute, oder Entzündungsprodukten, von Krebs- und Tuberkelmasse, von sehnigem, schwieligem und knöchernem Gewebe u. s. w. Nach diesen verschiedenen Ursachen, sowie nach dem Sitze der V. ist die Wichtigkeit und Behandlung derselben verschieden. [Bd. 11, S. 804.

Verhau oder Abbau, s. unter Bergbau.

Verhau wird gebildet durch Haufen von gefällten Bäumen, Ästen oder Strauchwerk, übereinander geworfen als Hindernismittel gegen die Annäherung des Feindes, die Kronen diesem zugekehrt. Man unterscheidet natürliches V., wo die Bäume auf dem Orte, wo sie gefällt sind, liegen bleiben und nicht ganz durchgesägt werden, sodaß sie noch am Stamme hängen, und geschlepptes V., bei welchem die Bäume oder Äste von andern Orten herbeigeschafft werden (Baumverhau, Astverhau). Die Bäume müssen mit den Stämmen kreuzweise und mit den Kronen dicht aneinander liegen. Das Aufräumen der V. wird durch Hackenpfähle und Latten, welche die Stämme, beziehungsweise Äste, am Boden festhalten, erschwert. V. wird in den Zwischenräumen von Schanzen, in der Kehle derselben, zur Sperrung von Hohlwegen, Wald- und Dorfeingängen, sowie als natürliches V. am Waldsaum angelegt. Man kann auch den Graben vor der Schanze, das Glacis oder die Berme einer Festung mit Astverhauen versehen. Das V. erfüllt nur dann seinen Zweck, wenn es durch Gewehr- oder Geschützfeuer verteidigt, namentlich flankiert werden kann, weil der Feind dann das Aufräumen gar nicht oder nur mit großem Verluste ausführen kann. V. ist nur in holzreichen Gegenden anwendbar und darf durch seine Anlage die Offensivbewegungen des Verteidigers selbst nicht hindern, noch auch sein Feuer maskieren. (Vgl. auch Hindernismittel.)

Verhör. Das Vorlegen der Fragen durch den Richter, um über etwas Auskunft zu erhalten, heißt Vernehmen, Befragen, Abhören. Es wird damit gegen Auskunftspersonen jeder Art, z. B. auch Zeugen, vorgegangen, während das Verhör im eigentlichen Sinne schon voraussetzt, daß man den Befragten in Verdacht habe, etwas Unerlaubtes begangen oder doch daran teilgenommen zu haben. Das V. ist nach älterm gemein-deutschen Prozeßrecht entweder ein vorläufiges oder summarisches, oder ein peinliches, kriminelles, das eigentliche Anklageverhör. Das vorläufige V. gehört zur vorbereitenden Untersuchung oder zur Generalinquisition; das letztere ist der Hauptbestandteil des gegen einen bestimmten Verdächtigen gerichteten Verfahrens, der über vorher verfaßte Artikel abzuhaltenden Spezialinquisition (s. d.). In der gemeinrechtlichen Praxis bildet das V. ersterer Art die Regel, und es kommt nur bei schweren Verbrechen zu dem V. der letztern Art. Das Anklageverfahren der neuern Gesetzgebung kennt nur vorläufige V. in der Voruntersuchung und eine zusammenhängende Befragung des Angeschuldigten, seiner Teilnehmer, der Zeugen und Sachverständigen in der mündlichen Hauptverhandlung. Vgl. §§. 133—136, 190, 232, 238, 242, 365 der Deutschen Strafprozeßordnung.

Verhuel (Carel Henrik, Graf), erst holländ., dann franz. Admiral und Diplomat, wurde 11. Febr. 1764 zu Doetichem in Geldern geboren und trat als Kadett in die holländ. Marine. Als die Revolution von 1795 ausbrach, war er Lieutenant-Colonel. Dem Hause Oranien ergeben, nahm er wie viele seiner Genossen den Abschied. Als 1803 der Krieg zwischen Frankreich und England wieder auszubrechen drohte, wurde ihm der Befehl über die holländ. Flotille am Texel anvertraut. Als hierauf Napoleon 1804, während der Vorbereitungen zu einer Landung an der brit. Küste, von der holländ. Regierung einen erfahrenen Offizier für das Kommando der holländ. Flotille, die zu Boulogne versammelt werden sollte, forderte, fiel die Wahl auf V.s ältern Bruder, der aber seinen jüngern Bruder Henrik vorschlug. V. ging nun als Vizeadmiral nach Frankreich. Noch ehe er mit seiner Flotille zu Boulogne ankam, bestand er auf der Höhe des Kap Guinez einen Kampf mit einer starken Abteilung der brit. Flotte, wobei er den Feind zum Rückzug zwang. Nach seiner Rückkehr nach Holland nahm V. teil an den Intriguen gegen die Regierung und den Großpensionär. Im J. 1806 zum Mitglied der Deputation gewählt, welche im Namen der

Batavischen Republik bei Napoleon um die Erhaltung der Verfassung bitten mußte, verlangte er dagegen im Namen der batav. Nationalrepräsentation Ludwig Bonaparte zum König von Holland. Der neue König ernannte ihn zum Marineminister und Reichsmarschall und verlieh ihm auch den Titel eines Grafen von Zevenaar. Später sendete er ihn als bevollmächtigten Minister nach Paris. Nach der Vereinigung Hollands mit Frankreich trat V. in franz. Dienste. Im J. 1813 und 1814 verteidigte er den Helder auf das hartnäckigste gegen seine eigenen Landsleute, und übergab diesen Hafen erst, nachdem die Verbündeten in Paris eingezogen. Bei seiner Rückkehr nach Frankreich ernannte ihn Ludwig XVIII. zum Generalinspekteur der Nordkaften. Weil er sich während der Hundert Tage weigerte, gegen die Bourbonen zu dienen, behielt er die Gunst des Hofs und wurde 1819 zum Pair erhoben. Im J. 1836 ging V. als franz. Gesandter nach Berlin, wurde aber sehr bald zurückgerufen. Er starb 25. Okt. 1845.

Verhulst (Jean), namhafter Komponist, geb. 19. März 1816 im Haag, besuchte das Konservatorium daselbst und später das zu Leipzig, wo er auf Mendelssohns Empfehlung Dirigent der Euterpekonzerte wurde. Er kehrte 1842 in den Haag zurück und wurde zum königl. Hofmusikdirektor ernannt; später ließ er sich in Amsterdam nieder, wo er die Konzerte der Maatschappij tot bevordering van toonkunst, der Gesellschaft Felix meritis und des Cäcilienvereins dirigiert. V. komponierte Symphonien, Ouverturen, Streichquartette, ein Requiem und viele Lieder.

Veria, Stadt im türk. Vilajet Salonichi, s. unter Beroea.

Verjährung heißt jede Veränderung in den rechtlichen Befugnissen oder Verhältnissen, welche infolge gesetzlicher Bestimmung nach Ablauf einer bestimmten Zeit wegen Ausübung oder Nichtausübung gewisser Rechte eintritt. Obschon Rechte jeder Art nur im Staate und mit demselben erlangt und fortgeführt werden, so ist doch bei ihrer Behauptung das Verhältnis zu der natürlichen Gesamtheit der Mitbürger insofern von Gewicht, als die infolge eines lange währenden Zustandes von der rechtlichen Mitwelt vorausgesetzten Befugnisse sogar für den Fall einer irrtümlichen Beimessung als unanfechtbar zu gelten haben. Gleich den Gerichten, hat auch die große Menge einen jeden bis zum Beweise des Gegenteils für redlich, seinen Besitz für einen wohlbegründeten zu halten, und je zahlreichere Geschäfte in Bezug auf einen Besitzstand während geraumer Zeit stattfanden, um so härter wäre es, den guten Glauben der dabei Beteiligten durch das Rückgängigmachen ihrer Erwerbungen zu durchkreuzen. Es liegt hier näher, lieber die lange außer Acht gelassenen Ansprüche eines Einzigen abzulehnen, als zahlreiche Regreßklagen oder vielseitiges Mißfallen hervorzurufen, zumal da der Beweis eines vor vielen Jahren verübten Unrechts wegen der Möglichkeit, daß die Gegenbeweise der Rechtmäßigkeit durch Zufall verloren sein könnten, kein unbedingtes Zutrauen verdient. Alle höher entwickelten Rechte haben daher zur Sicherung des Eigentums und des Kredits einen äußersten Zeitpunkt festgestellt, binnen welchem gegenteilige Ansprüche bei deren Verlust geltend gemacht werden müssen, und hiermit die V. geschaffen. Es ist damit die Möglichkeit gegeben, daß gegen jedermann wirksame Befugnisse, wie Eigentum, Servitut, Freiheit von Beschränkungen, unter Entwährung oder wenigstens Belastung des bisher Berechtigten erworben werden (Ersitzung, erwerbende V., usucapio), oder daß Rechte, z. B. Forderungen, ohne einen Ersatz durch andere Rechte einfach verloren gehen (V. im engern Sinne, erlöschende V., praescriptio).

Die **Ersitzung** vollzieht sich auf der Grundlage eines Innehabens der Sache oder eines sonst äußerlich wahrnehmbaren Verhältnisses und des guten Glaubens an die Rechtmäßigkeit des Besitzes. Sie ist eine «ordentliche», nach röm. und gemeinem Rechte von 3 Jahren hinsichtlich beweglicher, von 10 oder 20 Jahren hinsichtlich unbeweglicher Sachen. (S. Usucapion.) Ihr gegenüber steht die «außerordentliche» Ersitzung binnen 30 und mehr Jahren rücksichtlich der von der ordentlichen Ersitzung ausgenommenen Sachen, oder wenn für die ordentliche Ersitzung der Erwerbstitel nicht beigebracht werden kann. Der Ersitzende darf sich für die Regel auch die Besitzzeit seines Vorgängers anrechnen. Eine Unterbrechung des Besitzes durch Entziehung desselben oder Klaganstellung von seiten des eigentlich Berechtigten vor Vollendung der Ersitzung hebt aber alle Wirkungen des bisherigen Besitzes auf. In den Partikularrechten ist die Ersitzungszeit zum Teil abweichend festgesetzt, und das alte Deutsche Recht kannte gar keine Erwerbung durch Ablauf einer bestimmten Zeit, sondern bloß den Erwerb durch unvordenklichen Besitz, rücksichtlich dessen die Zeugen aus eigener Wissenschaft und der Überlieferung bekunden konnten, daß es immer so gewesen sei (praescriptio immemorialis). Das Vorhandensein einer austilgenden oder erlöschenden V. wird angenommen bei Nichtgebrauch des Rechts binnen 30 Jahren. Doch sind die Ausnahmen hier sehr zahlreich, wie denn z. B. die Klage wegen pflichtwidriger Enterbung binnen fünf Jahren, wegen Gewähr der verborgenen Mängel von verkauften Gegenständen schon binnen weniger Monate erlischt. Neuere Gesetzgebungen kürzen namentlich die Verjährungsfrist für geschäftsmäßige Forderungen von Gewerbtreibenden, um denselben einen Grund zur Verweigerung längerer Kredite an die Hand zu geben.

Die **Strafverjährung** tritt (nach §§. 66—72 des Reichsstrafgesetzbuchs) ein sowohl hinsichtlich der Strafverfolgung, als auch hinsichtlich der Strafvollstreckung. Die Fristen gehen bei ersterer von 20 Jahren bis zu 3 Monaten hinüber, bei letzterer von 30 Jahren bis zu 2 Jahren.

Verjüngung, bei den Zimmerleuten soviel wie Abschrägung (eines Holzstücks).

Verkalkung, s. Calcination.

Verkauf im Aufstrich, s. Auktion.

Verkehr nennt man im allgemeinen die gesamte mit dem Güteraustausch zusammenhängende wirtschaftliche Thätigkeit. Im engern Sinne unterscheidet man jedoch häufig den Verkehr vom Handel, indem man unter dem erstern die den Handel vorbereitenden, vermittelnden und fördernden wirtschaftlichen Leistungen versteht. Es gehört dahin die Güter-, Personen- und Nachrichtenbeförderung, also das ganze Transportwesen mit Einschluß von Post und Telegraphie, sowie das Geld- und Bankwesen. Als Verkehrsanstalten bezeichnet man hauptsächlich die Transportanstalten, deren Einrichtung und Betrieb (ebenso wie die Ordnung des Geldwesens) schon frühzeitig wenigstens teilweise vom

Staate in die Hand genommen worden ist, was sich auch volkswirtschaftlich durch die Rücksicht auf eine möglichst gleichmäßige Entwickelung der Verkehrsmittel im ganzen Lande rechtfertigen ließ. Neuerdings hat die Verstaatlichung der Verkehrsanstalten, besonders durch Ausdehnung des Staatseisenbahnsystems, weitere große Fortschritte gemacht.

Verkehrssteuern sind indirekte Steuern, die sich an die im wirtschaftlichen Verkehr auftretenden Rechtsgeschäfte und staatlichen Interventionen knüpfen. Am wichtigsten sind die bei dem Verkauf von Immobilien und die von Erbschaften und Vermächtnissen erhobenen Steuern. Außerdem aber kommt auch Besteuerung der gewöhnlichen Handelsumsätze durch sog. Quittungssteuer vor, Besteuerung des Umsatzes des beweglichen Kapitals durch die Wechsel- und Börsensteuer, Besteuerung der Miet- und Darlehnsverträge zc. Der Form nach erscheinen die V. oft als Gebühren (s. d.) und sie werden auch wie diese vielfach mittels Stempel oder Marken erhoben. In Frankreich, wo die V. übermäßig entwickelt sind, herrscht die Erhebung mittels des Enregistrement, der Einregistrierung der Akte, vor, das allein über 500 Mill. Frs. jährlich einbringt. Vom volkswirtschaftlichen Standpunkt läßt sich im allgemeinen, abgesehen von der Erbschaftsteuer, über die eigentlichen V. wenig Günstiges sagen.

Verkehrtschnabel, s. Scherenschnabel.

Verkieselung oder Silicifikation ist die mehr oder weniger reichliche Imprägnation gewisser Gesteine mit Kieselsäure, eine Erfüllung, welche sich bisweilen bis zu einer gänzlichen Substitution der ursprünglichen Gesteinsmasse durch Hornstein oder dichten Quarz steigern kann. Ein solcher Vorgang kann wohl nur auf hydrochemischem Wege, dadurch, daß Gewässer mit einem Gehalt an aufgelöster Kieselsäure das Gestein durchdrangen, erfolgt sein; wenn also die Erscheinung in der Nachbarschaft eines einstmals glutflüssig gewesenen Eruptivgesteins beobachtet wird, so berechtigt dies nur zu dem Schluß, daß letzteres den Ausbruch kieselhaltiger Quellen begünstigt, nicht aber, daß es selbst eine Imprägnation des Nebengesteins mit Kieselsäure auf pyrochemischem Wege bewirkt habe. In größerm Maßstabe kommt die V. namentlich bei Kalksteinen und Sandsteinen, auch bei Schiefern, Porphyr- und Trachyttuffen, seltener bei Graniten und Porphyren vor; nicht selten wird sie von Quarz- oder Hornsteinbildungen in der Form von Trümern, Adern, Drusen begleitet. Bei den Kalksteinen pflegt die V. auf Unkosten des Gesteins selbst zu erfolgen, welches mehr oder weniger verdrängt wurde und bisweilen gänzlich verschwunden ist, sodaß dieselben Schichten, welche ursprünglich Kalkstein waren, jetzt als Hornstein vorliegen.

Verklarung, s. Seeprotest.

Verklärung Christi (transfiguratio) heißt die Umstrahlung Christi auf dem Berge Tabor (Matth. 17, 1 fg.; Mark. 9, 1 fg.; Luk. 9, 28 fg.), nach andern auf dem Hermon. Christus war mit Petrus, Jakobus und Johannes dorthin gegangen, hatte aber seine Begleiter am Fuße zurückgelassen. Die Jünger schliefen abends hier ein. Als sie am Morgen erwachten, sahen sie Jesum verklärt, indem sein Angesicht leuchtete und seine Kleider weiß erschienen; in seiner Nähe glaubten sie den Moses und Elias zu sehen. Die kath. Kirche feiert die Verklärung Christi 6. Aug. als ein Fest ersten Ranges. In der griech. Kirche heißt das Fest Taborion, wurde aber erst im 6. und 7. Jahrh. hier bekannt. In der röm. Kirche erhielt es erst unter Clemens III. eine allgemeine Verbreitung, und von Papst Calixt III. wurde es 1456 zum Andenken eines Siegs über die Türken mit Ablässen versehen. Diese Kirche kennt auch eine Umstrahlung der Maria in der Sterbestunde und nennt sie Verklärung der Maria (transfiguratio Mariae). Bekannt ist unter dem Namen «Transfiguration» Rafaels Darstellung der Verklärung Christi (im Vatikan).

Verklicker (Windfahne), s. Flügel.

Verknistern, s. Dekrepitieren.

Verknöcherung (ossificatio) ist derjenige beim Wachstum der Knochen vor sich gehende physiol. Prozeß, bei welchem sich zunächst Knorpel ansetzt und dieser dann ganz allmählich wirklichem Knochengewebe Platz macht. Eine V. tritt ferner in dem Gewebe ein, welches nach Knochenbrüchen zunächst die Bruchflächen miteinander verbindet (sog. Callus, s. unter Knochenbrüche). Es kommt indes auch der Fall vor, daß Knochengewebe an Stellen auftritt, wo beim Gesunden kein solches vorhanden ist, und dieser Zustand ist dann ein krankhafter. Am häufigsten ist dies der Fall in der Nachbarschaft von Knochen und in pathol. Neubildungen. (S. Exostose.) Nicht selten geschieht es auch, daß ein Gebilde so hart wird wie Knochen, ohne daß sich Knochengewebe bildet, sondern nur unter Ablagerung von Knochenerde; diesen Zustand nennt man Verkalkung. Derartige Verkalkungen finden sich am häufigsten im Alter in den Kehlkopf- und Rippenknorpeln, in den Herzklappen und Gefäßwandungen, wo sie mehr oder minder schwere Störungen und Beschwerden verursachen.

Verkohlung, bei Steinkohlen Vercokung (s. Coks), heißt der chem. Prozeß, durch welchen kohlenstoffreiche Körper, namentlich Holz, Torf, Steinkohlen, Braunkohlen und tierische Substanzen, wie z. B. Knochen, dergestalt zersetzt werden, daß nur Kohle zurückbleibt, alles andere aber in Gestalt gasförmiger Verbindungen ausgetrieben wird. Es geschieht dies durch die sog. trockene Destillation, d. i. durch Erhitzung unter Ausschluß der Luft, am vollständigsten aber und zugleich mit der Möglichkeit einer Sammlung der Nebenprodukte, in geschlossenen, von außen erhitzten Cylindern. So stellt man die Kohle für Schießpulver, die Knochenkohle dar, so verkohlt man Holz und Steinkohlen, wenn die Absicht auf Benutzung der flüchtigen und gasförmigen Produkte gerichtet ist. Außerdem wendet man auch bei Steinkohlen offene Öfen (Coksöfen) an, bei der Kohlenbrennerei von Holz und Torf Meiler, d. h. man schichtet das Holz regelmäßig in Haufen, in denen man Zugkanäle spart, die man dann äußerlich mit Rasen u. s. w. bedeckt und von der Mitte aus anzündet. Die «welschen» Meiler haben in der Mitte eine aus drei Pfählen gebildete und dazwischen einen Zugkanal lassende Stütze oder einen Quandel, die «slawischen» einen massiven Quandel. Durch richtiges Öffnen und Schließen der Zuglöcher bewirkt man die allmähliche Verbreitung des Feuers im Meiler, ohne doch mehr verbrennen zu lassen, als zur Erzeugung der Hitze nötig ist. Ist der Meiler ausgebrannt, so läßt man ihn abkühlen, deckt ihn ab und nimmt die Kohlen heraus. Bei der Meilerverkohlung gehen die flüssigen und gasförmigen Nebenprodukte verloren; will man diese, d. i. Essigsäure, Holzgeist, Aceton, Kreosot, gewinnen, so

führt man die Destillation in geschlossenen Retortenöfen aus, wobei dann zugleich auch die gasigen Zersetzungsprodukte zu gute gemacht werden können.

Verkoppelung (landwirtschaftliche Grundstücke), s. Arrondierung.

Verkröpfung (im Bauwesen), s. Kröpfung.

Verkrümmungen, s. Orthopädie.

Verkündungen sind Bekanntmachungen gerichtlicher Entscheidungen. Die Civilprozeßordnung, §§. 281 fg., schreibt vor, daß die V. des Urteils in Civilsachen in dem Termin erfolgen soll, in welchem die mündliche Verhandlung geschlossen wird, oder aber in einem sofort anzuberaumenden, nicht über eine Woche hinaus liegenden. Diese V. erfolgt durch Verlesung der Urteilsformel und, wenn dies für angemessen erachtet wird, auch der Gründe, beziehentlich mündliche Mitteilung des wesentlichen Inhalts. Die V. gilt auch derjenigen Partei gegenüber, welche den Termin versäumt hat. Die auf Grund einer mündlichen Verhandlung ergehenden Beschlüsse des Gerichts müssen verkündet werden. Nicht verkündete Beschlüsse des Gerichts und nicht verkündete Verfügungen des Vorsitzenden, eines beauftragten oder ersuchten Richters sind den Parteien von Amts wegen zuzustellen (§. 294). — Nach §. 35 der Strafprozeßordnung werden Entscheidungen, welche in Anwesenheit der davon betroffenen Person ergehen, derselben durch V. bekannt gemacht und auf Verlangen eine Abschrift erteilt. Bei andern Entscheidungen erfolgt die Bekanntmachung durch Zustellung. In der Hauptverhandlung erfolgt die V. des Urteils durch Verlesung der Urteilsformel und Eröffnung der Urteilsgründe am Schlusse der Verhandlung oder spätestens mit Ablauf einer Woche nach diesem Schlusse (§§. 267, 268). Ebenso ergeht die V. in Schwurgerichtssachen am Schlusse der Verhandlung (§. 315). Für Zustellung an Abwesende enthält nähere Bestimmungen §. 40. (S. Entscheidungen.)

Verkupfern ist das Überziehen anderer Metalle oder Metallflächen mit Kupfer; dies geschieht, wenn man z. B. bis zum beginnenden Weißglühen erhitztes Eisen in geschmolzenes Kupfer taucht, noch leichter verkupfert sich erst mit Zink überzogenes Eisen. Will man auf nassem Wege verkupfern, so mischt man zu konzentrierter Kupfervitriollösung konzentrierte Schwefelsäure, taucht in diese Flüssigkeit den Stahl- oder Eisengegenstand, nimmt ihn sofort wieder heraus, spült ihn ab und trocknet ihn mit geschlämmter Kreide. Diese Art der Verkupferung dient als Vorarbeit für das Vergolden und Verzieren durch Ansieden. Zink verkupfert man, indem man dasselbe erst mit einem Gemisch von verdünnter Schwefel- und Salpetersäure abbeizt und dann in einem Bade aus 12 Teilen Weinstein, 1 Teil kohlensaurem Kupferoxyd und 24 Teilen Wasser auf 75° erhitzt, dann herausnimmt, wäscht und trocknet. Zum V. von Messing erhitzt man dasselbe an der Luft, bis es braun wird, löscht in Chlorzinklösung ab, spült ab und kocht es in kupferhaltiger Chlorzinklösung und berührt es dabei mit einem Zinkblech, worauf das Messing herausgenommen, gespült, gebürstet und getrocknet wird.

Zur galvanischen Verkupferung dient eine Auflösung von Kupferoxyd in Cyankalium. Nach der von F. Weil in Paris eingeführten Methode der galvanischen Verkupferung von Gußeisen, Stahl oder Schmiedeeisen wendet man als Zersetzungsflüssigkeit eine Lösung von 350 g Kupfervitriol, 1500 g Seignettesalz, 400—500 g Ätznatron in 20 l Wasser gelöst an. Oudrys Verfahren der Verkupferung von Eisen, welches in Paris zur Verkupferung der großen Brunnen auf dem Concordienplatze Anwendung gefunden hat, unterscheidet sich von der gewöhnlichen Verkupferung dadurch, daß man das Kupfer nicht unmittelbar auf das Eisen niederschlägt, sondern dieses zunächst mit einer für Wasser und saure Flüssigkeiten undurchdringlichen Hülle überzieht und diese sodann durch Einreiben von Graphit leitend macht und hierauf das Kupfer in der Dicke von 2,2 mm niederschlägt. Ist die ausgefällte Kupferschicht sehr dick, so wird deren Oberfläche meist etwas knollig und muß daher noch mit der Feile etwas abgeglichen werden.

Verkupfern nennt man auch das Beschlagen des Rumpfes der Seeschiffe mit Kupferblech, welches bei allen für lange Zeit bestimmten hölzernen Schiffen ausgeführt wird, um das Ansetzen von Tang und Muscheln und das Eindringen der Bohrmuschel zu verhüten.

Verkürzung heißt in den zeichnenden Künsten diejenige Darstellung der Körper, welche nicht nach den Verhältnissen der Glieder derselben an sich, sondern nach deren perspektivischer Ansicht auf einem bestimmten Standpunkte entworfen wird. (S. Perspektive.) Man verkürzt z. B. Hände und Füße in einem Gemälde, wenn man die Länge derselben so vermindert, wie sie dem Auge in einer bestimmten Lage und Stellung des dargestellten Körpers erscheinen würde. Solche V. sind immer schwer und setzen genaue Beobachtungen der Natur voraus; selbst großen Meistern sind sie oft nicht gelungen. Doch sind sie zuweilen unvermeidlich, z. B. in Plafonds, wo die Figuren in der Luft über dem Auge schwebend vorgestellt werden.

Verlag nennt man im Bergrecht die Auslagen für den Grubenbetrieb. Erst nach ihrer Wiedererstattung wird der Bergbau gewinnbringend, wird die Verlagszeche, wenn sie fernerhin Überschuß gewährt, eine Ausbeutezeche.

Verlagsbuchhandel, diejenige gewerbliche Erwerbsthätigkeit, welche sich mit der Herstellung litterarischer Erzeugnisse befaßt; s. Buchhandel.

Verlagskatalog nennt man das Verzeichnis der von einem Buchhändler zum Verlag übernommenen Werke. In den ersten Zeiten nach Erfindung der Buchdruckerkunst, wo der Buchhandel ganz in den Händen der Buchdrucker war, machten diese ihre Produkte durch Ankündigungen, welche ausgegeben und öffentlich angeschlagen wurden, bekannt, und dieses waren die ersten V. Man kennt bis jetzt 20 derartige Bücheranzeigen aus dem 15. Jahrh., von welchen die ältesten von Schöffer in Mainz (1469—70), Joh. Mentelin in Straßburg (1469) und Heinr. Eggestein in Straßburg (1470) sind. Im Laufe des 16. Jahrh., mit der wachsenden Bedeutung der Buchhändlermessen in Frankfurt a. M. und Leipzig, waren derartige Verzeichnisse schon ziemlich allgemein verbreitet.

Verlagsrecht und Verlagsvertrag. Das Verlagsrecht ist die ausschließliche und selbständige Berechtigung, ein Erzeugnis der Wissenschaft oder Kunst zum Verkauf an andere zu vervielfältigen und die Exemplare in den Handelsverkehr zu bringen. Dieses Recht kann vom Urheber an den Verleger entweder unbeschränkt für die Dauer des Rechts, welches ersterer selbst besitzt (s. Urheberrecht), oder mit der Beschränkung auf eine

bestimmte Anzahl von Exemplaren, oder auch auf eine bestimmte Zeit übertragen werden. Der Verlagsvertrag gehört den neuern Zeiten an und läßt sich nicht nach Analogien des röm. Rechts beurteilen. Nur wenige Gesetzgebungen, so das Preußische Landrecht, das Österreichische Bürgerliche Gesetzbuch, das Badensche Landrecht, das Sächsische Bürgerliche Gesetzbuch, das Züricher privatrechtliche Gesetzbuch, haben den Verlagsvertrag als solchen gesondert behandelt; die Mehrzahl hat nur einzelne hierher gehörige Bestimmungen bei andern Rechtsmaterien, insbesondere bei Behandlung der Nachdrucksgesetzgebung getroffen; Aufgabe der Reichsgesetzgebung wird es sein, die nationale Rechtsbildung auch auf dieses Gebiet zu erstrecken.

Der Verlagsvertrag erfordert zu seiner Gültigkeit keine besondere Form des Abschlusses (das Preußische Landrecht verlangt jedoch Niederschrift). Durch diesen Vertrag erwirbt der Autor (s. d.) das Recht, den Druck und die buchhändlerische Verbreitung des Werks zu verlangen, der Verleger hingegen das Recht auf ausschließliche Vervielfältigung und auf den Vertrieb der erzeugten Exemplare. In letzterer Hinsicht ist jedoch nach der gangbaren Meinung eine Grenze in der Weise zu ziehen, daß der Verleger in Ermangelung anderer Verabredung nur eine Auflage (s. d.), wiewohl diese in beliebiger Stärke, veranstalten (nach bayr. und sächs. Recht mutmaßlich zu nur 1000 Exemplaren), auch den Autor nicht zu neuen Auflagen nötigen kann. Das Preußische Landrecht unterscheidet zwischen neuen Ausgaben (s. d.) und Auflagen und versteht unter letztern unveränderte Abdrücke im nämlichen Format, die es dem Verleger gegen Erlegung des halben Honorars oder ohne weiteres verstattet, je nachdem die Zahl der Exemplare für die erste Auflage bestimmt war oder nicht. Neue Ausgaben, d. h. Abdrücke mit Veränderung des Formats oder des Inhalts, erlaubt es dem Verleger nur mit schriftlicher Genehmigung des Verfassers, nach dessen Tode zwar auch ohne solche, wiewohl nach Umständen gegen Abführung eines Honorars an die Erben. Auch das österr. Recht trennt, gleich dem badischen, neue Ausgaben und Auflagen, indem es den Verleger verpflichtet, sich zu beiden durch abermaligen Vertrag ermächtigen zu lassen. Wenn der Verfasser selbst eine neue Ausgabe vor dem völligen Absatz der bisherigen Auflage veranstaltet, so muß er den Verleger angemessen (nach preuß. Recht mit dem Buchhändlerpreis für die noch vorrätigen Exemplare) entschädigen. Nebenstipulationen des Verlagsvertrags sind die Bedingung eines Honorars (dessen Vorbehalt nach sächs. Rechte auch aus den Umständen gefolgert und dann nach billigem Ermessen bestimmt werden kann) und Festsetzungen über die Zeit der Ablieferung des Manuskripts sowie der Honorarzahlung.

Den Rücktritt vom Verlagsvertrage gestattet das preuß. Recht dem Verleger, wenn der Autor nicht zur festgesetzten Zeit liefert oder Veränderungen im Umfange und der Einrichtung des Werks vor dem Drucke macht (nach begonnenem Drucke tritt hier Verpflichtung zum Schadenersatz ein), das sächs. Recht auch noch, wenn die Erfüllung des Vertrags durch einen, nicht auf seiten des Verlegers sich ergebenden Zufall, z. B. Tod des Autors vor der Vollendung des Werks, Widerspruch des Inhalts mit den nachträglich eingetretenen Ereignissen, unmöglich wird. Ein der Veröffentlichung hinderlicher Zufall in der Person des Verlegers entbindet diesen ebenso wenig, als wenn das Manuskript nach der Ablieferung zu Grunde geht, von der Pflicht der Honorierung. Bei zufälligem Untergang einer Auflage kann der Verleger dieselbe auf eigene Kosten bis zum Betrag der verlorenen Exemplare ergänzen. Dem Autor steht nach preuß. Rechte der Rücktritt gegen Ersatz des dadurch herbeigeführten Schadens frei. Die Frage, ob der Verleger das ihm vertragsmäßig zustehende Verlagsrecht ohne Zustimmung des Verfassers an Dritte überlassen darf, wird von verschiedenen jurist. Autoritäten verschieden beantwortet. Von den preuß. Gerichten ist die Frage bejaht, während Wächter mit Recht geltend macht, daß der Verlagsvertrag meist mit Rücksicht auf die Persönlichkeit des Verlegers abgeschlossen werde und der Verleger die dem Autor gebotenen Garantien diesem nicht einseitig entziehen dürfe. In dem Auftrage der Ausarbeitung einer vom Verleger gefaßten Idee an einen oder mehrere Schriftsteller liegt nach der Ansicht des österr., preuß. und anderer Rechte kein Verlagsvertrag. Mit dem Aufhören der durch den Verlagsvertrag vom Verleger erworbenen Rechte tritt das freie Verfügungsrecht des Autors wieder ein.

Durch die in neuerer Zeit zwischen den hauptsächlichsten Kulturstaaten abgeschlossenen litterarischen Verträge ist auch ein internationaler Schutz des Verlagsrechts wirksam geworden, und zwar sowohl gegen Nachdruck als auch, zur Wahrung des Übersetzungsrechts, gegen Veranstaltung nicht autorisierter Übertragung in fremde Sprachen. Dieser Schutz im Auslande ist nach den verschiedenen Verträgen an mehrfache Voraussetzungen geknüpft und auf eine gewisse Zeit beschränkt. Einen großen Fortschritt in dieser Hinsicht bedeutet der Abschluß der Berner internationalen Übereinkunft zum Schutze des Urheberrechts, nach welcher den Angehörigen der Vereinsstaaten der gleiche Rechtsschutz wie den Einheimischen gewährt und das Übersetzungsrecht dem Verfasser 10 Jahre lang geschützt wird. (S. Nachdruck und Urheberrecht.)

Vgl. O. Wächter, «Das Verlagsrecht» (Stuttg. 1857); Klostermann, «Das geistige Eigentum an Schriften, Kunstwerken und Erfindungen, nach preuß. und internationalem Rechte dargestellt» (Bd. 1: «Allgemeiner Teil. Verlagsrecht und Nachdruck», Berl. 1867; neue Ausg. mit Nachtrag, 1871); derselbe, «Das Urheberrecht an Schrift- und Kunstwerken» (Berl. 1876); «Die gesetzlichen Bestimmungen über den Verlagsvertrag in den einzelnen deutschen Staaten. Im Auftrage des Buchhändler-Börsenvereins herausg. von Petsch» (Lpz. 1870).

Verlängerung der Frist, s. Frist.

Verlassenschaft, soviel wie Erbschaft.

Verlassung (desertio) ist ein Ehescheidungsgrund nach evang. Kirchenrecht und den modernen Staatsgesetzgebungen. Sie zerfällt a) in die eigentliche (desertio malitiosa), bei welcher der Aufenthaltsort des Deserenten unbekannt ist, dieser daher durch Ediktalcitation geladen und, im Falle er nicht erscheint, als schuldiger Teil geschieden wird; b) in die Quasidesertion. Hier ist der Aufenthaltsort des deserierenden Ehegatten bekannt, derselbe weigert sich indessen, dem gerichtlichen Befehl zur Rückkehr und Fortsetzung der Ehe Folge zu leisten. Das Verfahren hat hier in den Ländern sächs. Rechts die Eigentümlichkeit, daß durch Gefängnishaft von bestimmter Dauer zunächst der Versuch gemacht wird,

die Wiederherstellung des ehelichen Zusammenlebens zu erzielen, und erst geschieden wird, wenn dies Mittel sich als erfolglos bewährt hat, während nach andern Rechten schon der Ungehorsam gegen das sog. mandatum ad revertendum genügt, um die Ehescheidung zu bewirken. Vgl. Gräbner, «Über Desertion und Quasidesertion» (Kolberg 1882).

Verlat (Charles), belg. Historien-, Genre- und Tiermaler, geb. 1828 in Antwerpen, wo er die Akademie besuchte. Vor allem zog ihn aber die Weise Nic. de Keysers an, in der er sich geschickt bewegte. Später wirkten in Paris noch andere Einflüsse auf ihn ein. Während er sich als Tiermaler an die alten Niederländer hielt, folgte er in der Historie der Römischen oder Venetianischen Schule. Reisen nach dem Orient wendeten ihn mehr dem Realismus zu, indem seine religiösen Vorwürfe sich in die Wirklichkeitserscheinung der Welt des Ostens kleideten. V. war seit 1869 einige Jahre Direktor der Kunstschule in Weimar und ging dann als Professor an die Akademie in Antwerpen. Bedeutende Gemälde sind die Trauer um den toten Christus (Weim. 1870), die Einnahme von Jerusalem im Palais Ducal in Brüssel, Kampf der Bauern mit einem Wolf, die Löwenjagd, Hirtenmädchen mit Schafen, der Kampf um die Beute u. s. w.

Verleihen (Beleihen, Belehnen) heißt das Übertragen eines Bergwerkseigentums (s. d.) an darum Nachsuchende (Muther), wenn dasselbe nach vorhergegangener Untersuchung des Grubenfeldes durch die Bergbehörde unter Benennung der zu vergebenden Mineralien als gesetzlich zulässig befunden und als bedingtes Eigentum vermessen und verlochsteint ist. Die schriftliche Urkunde hierüber bezeichnet man als die Verleihung, Konzession, auch wohl Bestätigung, infolge deren das Bergwerkseigentum zu den unbeweglichen Sachen gehört.

Verletzung über die Hälfte (Laesio ultra dimidium), soviel wie Laesio enormis, s. unter Läsion.

Verleumdung, im weitern Sinne auch den Beleidigungen beigezählt, ist die Andichtung von gewissen bestimmten Thatsachen, welche, wenn sie wahr wären, den Geschmähten der öffentlichen Verachtung preisgeben oder einer begangenen strafbaren Handlung beschuldigen würden. Die V. wird in ähnlicher Weise wie die Beleidigung im engern Sinne bestraft. Das Reichsstrafgesetzbuch stellt in §. 187 den Begriff der verleumderischen Beleidigung fest. Es macht sich derselben schuldig, wer wider besseres Wissen in Beziehung auf einen andern eine unwahre Thatsache behauptet oder verbreitet, welche denselben verächtlich zu machen oder in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen oder dessen Kredit zu gefährden geeignet ist. Als Strafe ist angedroht Gefängnis bis zu zwei Jahren, bei öffentlich geschehener oder durch Verbreitung von Schriften, Abbildungen oder Darstellungen begangener, Gefängnis nicht unter einem Monat. (S. Beleidigung.) Strenger ist die gerichtliche V. durch wissentlich falsche Anschuldigung zu ahnden. Wer bei einer Behörde eine Anzeige macht, durch welche er jemand wider besseres Wissen der Begehung einer strafbaren Handlung oder der Verletzung einer Amtspflicht beschuldigt, wird nach Reichsstrafgesetzbuch, §. 164, mit Gefängnis nicht unter einem Monat bestraft; auch kann gegen ihn auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden. Dem Verletzten ist nach §. 165 die Befugnis zuzusprechen, die Verurteilung auf Kosten des Schuldigen bekannt zu machen. Das frühere Recht ging bei calumnia mehr von dem Gesichtspunkt der Talion aus, was aus dem röm. Rechte stammt. Die Strafe eines röm. Gesetzes (Lex Remmia) war ein auf die Stirn gebranntes K. gewesen (Kalumniator). Vgl. Raspe, «Das Verbrechen der calumnia nach röm. Recht» (Rost. 1872); Rubo, «Zur Lehre von der V.» (Berl. 1861); Freudenstein, «System des Rechts der Ehrenkränkungen» (2. Aufl., Hannov. 1884).

Verlöbnis, s. Sponsalien.

Verlorener Haufen hieß der in Feindesland vor der Hauptmacht des Landsknechtheeres, dem «Hellen Haufen», einherziehende, aus «Läufern» gebildete Vortrupp, zu welchem jede Rotte der Hakenschützen oder Musketiere einen Mann stellte. Diese «Verlorenen Knechte» (frz. Enfants perdus) traten wieder in die Rotten zurück, sobald der Helle Haufen in das Gefecht eintrat, und versahen während des Marsches den Sicherheitsdienst. Meist wurde der Verlorene Haufen aus Mannschaften gebildet, die sich zu diesem Dienste freiwillig meldeten.

Verlorener Kopf, in der Gießerei das in den Gußlöchern der Formen erkaltende Metall.

Verlorenes Loch, s. unter Via mala.

Verlosung der Gewannstücke, s. u. Dorfsystem.

Verm. (gebräuchlicher aber Vt.), offizielle Abkürzung für den nordamerik. Staat Vermont.

Vermächtnis, s. Legat.

Vermandois, ehemalige franz. Grafschaft, später Herzogtum in der Picardie, jetzt auf das Departement der Aisne und geringen Teils auf das der Somme verteilt, hatte zur Hauptstadt St.-Quentin. Im Mittelalter stand das Ländchen unter den mächtigen Grafen von V., deren Abstammung man von Pipin, dem Sohne Karls d. Gr., herleitet, und die zu den mächtigsten Vasallen Frankreichs gehörten. Mit Raoul dem Jüngern erlosch 1167 der Mannesstamm. Der Schwester desselben, Elisabeth, vermählten Gräfin von Elsaß und Flandern, machte König Philipp II. August die Erbschaft streitig, sodaß dieselbe 1194 ihre Ansprüche gegen Entschädigung abtrat. Seitdem gehörte die Grafschaft lange der Krone. Ludwig XIV. erhob sie zum Pairie-Herzogtum und schenkte sie seinem natürlichen Sohne Ludwig von Bourbon, nach dessen Tode (1683) sie an die Familie Bourbon-Condé gelangte.

Vermehrung der Pflanzen nennt man in der Gärtnerei jede Operation, welche den Zweck hat, Pflanzen auf mechan. Wege, also in anderer Weise, als durch Aussaat, zu vervielfältigen. Sie besteht im allgemeinen darin, daß man gewisse Teile von Gewächsen zu selbständigen Individuen erhebt und ist insofern von Wichtigkeit, als man auf diesem Wege einesteils in viel kürzerer Zeit zu kräftigen Pflanzen gelangt und auch Varietäten mit allen ihren Merkmalen fortpflanzen kann, was durch Aussaat nicht immer gelingt. Zu den Formen dieser Vervielfältigungsweise gehört auch die Veredelung (s. d.). Die Vermehrung der Pflanzen geschieht durch Stecklinge (s. d.) oder durch Ableger. (S. Ablegen.)

Eine andere Art der Vermehrung ist die Teilung des Wurzelstocks, d. i. des unterirdischen Stammes vieler ausdauernder Kräuter. Derselbe erzeugt meistens zeitig im Frühjahre, oft schon im Herbst an seinen Ästen Knospen, die später zu Sprossen auswachsen. Abgetrennte mit Würzelchen besetzte

Teile des Wurzelstocks können als selbständige Pflanzen betrachtet werden. Auch Gewächse, deren unterirdischer Stammteil die Form einer Zwiebel (Lilie, Tulpe u. a.) oder einer Knolle (Georgine) angenommen hat, erzeugen Knospen, welche sich allmählich zu Gebilden derselben Art ausbilden und zur Fortpflanzung benutzt werden.

Vermeil (frz.), vergoldete Silberwaren.

Vermejo (Rio), s. Rio Vermejo.

Vermenton, Stadt im franz. Depart. Yonne, Arrondissement Auxerre, rechts an der Cure, Station der Linie Cravant-Les Laumes der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, zählt (1881) 2215 E. und hat eine Kirche mit schönem roman. Portal, Weinbau, Fabrikation von Blechwaren, Holzhandel und Holzflößerei nach Paris. Nahebei liegt die frühere Cistercienserabtei Reigny (mittellat. Reguiacus).

Vermessingen ist das Überziehen anderer Metalle mit Messing, d. i. eine Legierung von Kupfer und Zink. Es gelingt nur auf galvanischem Wege und da auch nur schwierig. Man verwendet dabei eine alkalisch gemachte Lösung von Kupfer- und Zinkcyanür (Mischung von Lösungen von Kupfer- und Zinksulfat, mit Cyankalium bis zur Lösung des Niederschlags versetzt), als Anode dient eine möglichst große, den zu vermessingenden Gegenstand möglichst allseitig umgebende Platte von Messing.

Vermessung, s. unter Feldmeßkunst.

Vermeyen (Joh. von), auch Hans mit dem Barte genannt, berühmter Historienmaler, geb. 1500 zu Beverwijk unweit Harlem, stand bei Karl V. in großer Achtung, begleitete denselben auf dessen Reisen und auf dem Zuge nach Tunis 1535. Er starb zu Brüssel 1559. Nach seinen Darstellungen der Kriegsthaten und Triumphe Karls V. sind die kostbaren Tapeten gewebt, welche noch jetzt in Madrid aufbewahrt werden. Der kaiserl. Hof in Wien besitzt die spätern Wiederholungen. Auch malte er sich selbst nebst seinen beiden Hausfrauen, im Hintergrunde die Stadt Tunis. Berühmt sind seine (in der kaiserl. Gemäldesammlung zu Wien befindlichen) zehn großen Kartons, die den Zug Karls V. nach Tunis, in Wasserfarbe gemalt (6 m lang, 3 m hoch), darstellen, von der Einschiffung in Barcelona an bis zum Auszuge des Heeres aus Tunis.

Vermieten, s. Mietvertrag.

Vermigli (Pietro Martire), Kirchenreformator, geb. 8. Sept. 1500 zu Florenz, trat 1516 in das Kloster der regulierten Augustinerchorherren in Fiesole, studierte dann in Padua Theologie und wurde später Prior eines Klosters in Neapel. Hier wurde er durch Valdes und Ochino für die Ideen der Reformation gewonnen und führte in dem Kloster San-Frediano in Lucca, dessen Prior er 1541 geworden war, manche Reformen ein, bis er 1542 dem Papsttum den Absagebrief schrieb. Hierauf wandte er sich nach Zürich und Straßburg, war 1547—53 an der Universität Oxford, dann wieder in Straßburg und seit 1556 in Zürich für die Reformation thätig. Er starb 12. Nov. 1562. Von seinen Schriften sind außer Kommentaren zu alt- und neutestamentlichen Büchern die «Loci communes theologici» (herausg. von Massow, Lond. 1575) zu nennen. Biographien V.s schrieben Schlosser (Heidelb. 1809) und Schmidt (Elberf. 1858).

Vermillon, glänzendrote Malerfarbe, ist fein präparierter, mit Weingeist abgeriebener Zinnober.

Vermischungsrechnung, s. Alligationsrechnung.

Vermittler, s. Mediateur.

Vermoderung und **Verwesung** sind, gleich der Fäulnis (s. d.), spontan eintretende Zersetzungsvorgänge abgestorbener Organismen. Die Begriffe Fäulnis, Vermoderung und Verwesung lassen sich nicht scharf voneinander trennen, namentlich Fäulnis und Vermoderung nicht, welche beide vorwiegend unter dem Einflusse von Bacterien vor sich gehen. Bleibt dabei ein kohlenstoffreicher Rest (Humus), so spricht man meist von Vermoderung, während das Wort Verwesung bei intensiver Sauerstoffeinwirkung angewendet wird, in deren Folge auch die anfänglich sich bildenden übelriechenden organischen Stoffe oxydiert und in nichtriechende anorganische Verbindungen (Wasser, Kohlensäure, Salpetersäure) übergeführt werden, sodaß zuletzt nur die Mineralbestandteile übrigbleiben. Während das Wort Vermoderung dem Sprachgebrauche nach meist nur bei der Zersetzung von vegetabilischen Stoffen stattfindet (vgl. auch Schimmel), wendet man das Wort Verwesung meist nur bei Tierkörpern an. (Vgl. auch Gärung.)

Vermögen nennt man die Gesamtheit der wirtschaftlichen Güter und wirtschaftlich wertvollen Rechte, die eine physische oder jurist. Person rechtmäßig besitzt. Schulden des Besitzers sind nur in Abzug zu bringen, wenn der Wert des reinen oder Aktivvermögens desselben zu bestimmen ist; zum V. im allgemeinen Sinne aber gehört auch für den verschuldeten Besitzer alles, worüber er noch Vermögensrechte ausüben kann. Die einzelnen Güter, aus denen sich ein V. zusammensetzt, kommen als Vermögensstücke nicht in ihrer objektiven Gütereigenschaft in Betracht, sondern in ihrer gemeinschaftlichen Beziehung auf ein bestimmtes Vermögensobjekt oder wenigstens in ihrer rechtlichen Vereinigung zu einem Ganzen. Daher ist es streng genommen nicht richtig, wenn man von einem Volks- oder Nationalvermögen spricht, indem man darunter die Gesamtheit der in den öffentlichen und privaten Einzelvermögen enthaltenen Aktivwerte versteht. Es ist eben hier weder ein besonderes Vermögensobjekt noch irgend eine andere rechtliche Zusammenschließung der gedachten Wertsumme vorhanden, und korrekter wird dieselbe daher als Nationalreichtum bezeichnet. Letztern kann man sich übrigens sowohl als eine Wertgröße, wie auch als eine Masse materieller, objektiver Güter vorstellen. Immaterielle persönliche Güter sind weder dem V. der einzelnen noch dem Nationalreichtum zuzurechnen, wenn diese Begriffe noch eine feste Bedeutung behalten sollen; selbstverständlich aber ist es von großer wirtschaftlicher Bedeutung, wenn viele Personen hochentwickelte Eigenschaften und Fähigkeiten besitzen, die wirtschaftlich verwertet werden können. Man unterscheidet wohl Kapitalvermögen und Genußvermögen, von denen das erstere die Grundlage eines Erwerbs oder Einkommensbezugs, das letztere aber zum unmittelbaren Gebrauche oder Verbrauche dient. Doch ist in der Wirklichkeit die Grenzlinie nicht genau zu ziehen. Auch das Einkommen (s. d.) bildet einen Teil des V., aber überwiegend nur einen flüchtigen, indem es hauptsächlich für Verbrauchsgüter verausgabt wird. Ihm steht das Grundstock- oder Grundvermögen gegenüber, das teils aus Kapitalvermögen im engern Sinne, teils aus dauernden Gebrauchsgütern, wie Möbeln und selbstbenutzten Häusern besteht.

Vermögensrecht bezeichnet denjenigen Teil der Rechtsordnung im Privatrecht, welcher sich auf die das sog. Vermögen einer Person bildenden Rechte: Eigentum und Forderungen, resp. Schulden, im Gegensatz zu den Verhältnissen des Familienrechts bezieht. Das Erbrecht gehört, da es sich bei demselben um Vermögensübergänge handelt, ebenfalls dem V. an und dasselbe wird nur aus praktischen Rücksichten im System der Privatrechte von dem V. getrennt gehalten.

Vermögenssteuer. Unter normalen Verhältnissen sollen die Steuern so bemessen sein, daß die Zahlungspflichtigen, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, im Stande sind, sie aus ihrem Einkommen (s. d.) zu decken, ohne ihr Grundvermögen angreifen zu müssen. Nur bei großen nationalen Notständen, wenn es sich um die Existenz des Staats handelt, ist eine wirkliche das Grundvermögen treffende Steuer als Ausnahmemaßregel zulässig, wie sie in Preußen z. B. in den J. 1812 und 1813, freilich mit geringem finanziellen Erfolge, zur Anwendung kam. Etwas ganz anderes dagegen ist die V. im gewöhnlichen Sinne, nämlich einfach eine Besteuerung des Einkommens, die nach dem Grundvermögen des Pflichtigen bemessen wird, ohne dasselbe angreifen zu sollen. Eine solche Steuer trifft also nur dasjenige Einkommen, welches aus Grund- oder Kapitalbesitz fließt oder in der unmittelbaren Benutzung von Gebrauchsgütern besteht, von welchen letztern man indes nur die unbeweglichen zu berücksichtigen pflegt. Es ist dies das sog. fundierte Einkommen, dem das unfundierte, nur auf der persönlichen Arbeit beruhende gegenübersteht. Als theoretisch rationellstes Steuersystem betrachtet man die Verbindung einer mäßig progressiven V. mit einer ebenfalls progressiven allgemeinen Einkommensteuer (s. d.), wobei sowohl die Vermögen wie die Einkommen unter einer gewissen Grenze ganz frei zu lassen wären. Dieses System wird schon seit längerer Zeit in mehrern Kantonen der Schweiz angewandt. So besteht z. B. im Kanton Zürich eine V., welche Möbel, Kleider, Bücher, Feld- und Handwerksgerät frei läßt, von dem übrigen Vermögen aber die ersten 20000 Frs. mit fünf Zehnteln, die nächsten 30000 Frs. mit 6 Zehnteln u. s. w. in den Steuerkataster einstellt, während erst die über 400000 Frs. hinausgehenden Beträge voll gerechnet werden. Außerdem wird eine in ähnlicher Weise progressiv gemachte, jedoch unvollständige Einkommensteuer erhoben, und zwar so, daß von jedem Hundert des Einkommenskatasters 2 Frs. entrichtet werden, so oft vom Tausend des Vermögens 1 Fr. bezahlt wird. Die Ermittelung des Vermögens erfolgt durch Selbsteinschätzung des Pflichtigen. In den süddeutschen Staaten haben die Ertragsteuern (s. d.) wenigstens die äußere Form von V., da sie nicht nach den Reinerträgen, sondern nach den sog. Steuerkapitalien berechnet werden. Im übrigen aber unterscheiden sie sich, wie die Ertragsteuern überhaupt, von der V. wesentlich dadurch, daß die Schulden des Steuerpflichtigen nicht berücksichtigt werden.

Vermont, einer von den Neuengland-Staaten der nordamerik. Union, liegt zwischen 42° 44′ und 45° 3′ nördl. Br. und 71° 38′ und 73° 25′ westl. L., wird begrenzt im N. von Canada, im O. von Neuhampshire, im S. von Massachusetts und im W. von Neuyork und dem Lake Champlain, hat 24772 qkm und (1880) 332286 E., darunter 40959 Fremdgeborene (396 Deutsche), 1057 Farbige und 11 Indianer. Im J. 1790 hatte V. 85425 E., 1820 bereits 235960 E. und 1880 332286 E. Die Oberfläche ist mit Ausnahme der Umgebungen des Champlain durchgängig uneben. Der beträchtlichste Bergzug, die Green-Mountains, von denen der Staat seinen franz. Namen hat, durchzieht das Land fast seiner ganzen Länge nach von Süden gegen Norden. Die Hauptgewässer liegen an seinen Grenzen, der Connecticut im Osten, der Champlainsee im Westen. Letzterer, zu zwei Dritteln V. angehörig, hat mehrere gute Häfen (Burlington, St.-Albans und Bergennes) und ist für den Handel des Staats von großer Bedeutung, da er einerseits mit dem St. Lorenzstrom, andererseits durch den Champlainkanal mit dem Hudson in Verbindung steht. Das Klima ist gesund, aber der Winter sehr kalt, der Sommer sehr heiß. Der Boden eignet sich mehr zum Grasland als zum Kornbau, weshalb die Viehzucht bedeutender. Schöner Weizenboden findet sich am Champlain; Mais gedeiht gut in den Thälern auf den Flußniederungen. Außerdem werden allgemein Roggen, Gerste, Hafer, Buchweizen, Kartoffeln, Erbsen und Lein gebaut. Die wichtigsten Waldbäume im Osten des Gebirges sind Birken, Buchen, Ahorn, Eschen, Ulmen und Walnüsse; im Westen ist hartes Holz mit Nadelholz gemischt. Die Bodenkultur hat sich besonders im Süden des Landes ausgebreitet; die meisten noch unkultivierten Striche sind im Norden, und dort ist das Holz ein Hauptprodukt. Die wichtigsten Ausfuhrprodukte sind Ahornzucker, Pott- und Perlasche, Rind- und Schweinefleisch, Butter, Käse und Vieh. Der Staat hat (1880) 2874 industrielle Etablissements mit einem Kapital von 23½ Mill. Dollars. Der Handel ist weniger bedeutend. Hartford und Boston im Osten und Neuyork und Montreal im Westen sind die Hauptmärkte. Eisenbahnen waren 1885 im ganzen 1140 km in Betrieb. Die vorherrschenden Religionsparteien sind die Katholiken, Kongregationalisten, Methodisten und Baptisten. Von höhern Unterrichtsanstalten sind hervorzuheben: die University of Vermont and State Agricultural College in Burlington, Middlebury College, Lewis College in Northfield, Vermont Methodist Seminary and Female College in Montpellier. Die ersten Niederlassungen erhielt das Land durch Ansiedler aus Massachusetts. Seit 1764 gehörte es zu Neuyork, wurde aber 1791 als erster selbständiger Staat in die Union aufgenommen. Die erste Konstitution wurde 1777 errichtet; die gegenwärtig geltende stammt vom 4. Jan. 1793, ist aber seitdem, zuletzt 1870, amendiert worden. Namentlich wurde 1836, bis wohin die legislative Gewalt allein in den Händen eines Repräsentantenhauses war, ein Senat eingeführt. Letzterer zählt 30, ersteres 240 Mitglieder, beide auf zwei Jahre gewählt; ebenso der Gouverneur. Zum Kongreß schickt der Staat zwei Senatoren und zwei Repräsentanten. Die Finanzen des Staats sind in blühendem Zustande. Der auswärtige Handel V.s ist nach Canada sehr bedeutend. Der Staat ist in 14 Counties eingeteilt. Die Hauptstadt des Staats ist Montpellier (s. d.). Die bedeutendste Handelsstadt ist Burlington (s. d.). **Middlebury** in Addison County ist Sitz des 1800 gegründeten Middlebury College, ein gewerbthätiger Ort, mit großen Marmorbrüchen und 1834 E.; Middleburytown hat incl. der Village 2993 E.

Vermutung, soviel wie Präsumtion.

Vernageln heißt: ein Geschützrohr durch Eintreiben eines mit Widerhaken versehenen Nagels in das Zündloch auf Zeit unbrauchbar machen. Bei Hinterladern ist dies Mittel ganz überflüssig, da zu dem Zwecke die Wegnahme oder die Zerstörung eines wesentlichen Teils des Verschlusses genügt. Das V. geschah sowohl beim eigenen Material, wenn man gezwungen war, dasselbe im Stich zu lassen, als bei erbeutetem feindlichen, welches man nicht fortzuschaffen oder zu behaupten vermochte.

Verne (Jules), franz. Romanschriftsteller und Bühnendichter, geb. 8. Febr. 1828 zu Nantes, begab sich, nachdem er die Schulstudien in seiner Vaterstadt beendigt hatte, nach Paris, wo er in Hetzels «Magasin illustré d'éducation et de recréation» (1863) unter dem Titel «Cinq semaines en ballon» eine phantastische Entdeckungsreise veröffentlichte, welche den lebhaftesten Beifall fand. Mit dieser Erzählung begann V. die lange Folge seiner «außerordentlichen Reisen», und schuf eine neue Litteraturgattung, nämlich den wissenschaftlich-didaktischen Roman, wozu er Eigenschaften mitbrachte, die schnell seinen Ruf und seine Popularität begründeten: Erfindung abwechselnder und dramatischer Gegenstände, geschmackvolle und verständige Wahl der zur Handlung passenden und charaktergemäß durch alle Vorfälle und Situationen hindurchgeführten Personen, kunstvolle Inscenesetzung, ungewöhnliche Beschreibungsgabe und bedeutende naturwissenschaftliche Kenntnisse. Seine Romane erschienen meistens zuerst in dem erwähnten «Magasin d'éducation» und wurden nachher sämtlich in Einzeldrucken ausgegeben. Aus der großen Anzahl sind folgende hervorzuheben: «Le désert de glace, aventure du capitaine Hatteras» (1867), «Les enfants du capitaine Grant», «L'île mystérieuse», in 3 Abteilungen, «Les naufragés de l'air», «L'abandonnée» und «Le secret de l'île», «La découverte de la terre» (1870, mit Landkarten und Kupfern, Geschichte und Forschung berühmter Reisenden, von Hanno und Herodot bis ans Ende des 17. Jahrh.); «Voyage autour du monde en 80 jours» (1872), «Le docteur Ox» (1874), «Le Chancellor», «Un capitaine de 15 ans», «Les Indes noires» (1875) u. s. w. Seine «Oeuvres complètes» erschienen 1878 (34 Bde.; illustrierte Ausg. in 15 Bdn.). Zwei von seinen Romanen verarbeitete V. gemeinschaftlich mit A. d'Ennery zu großen, ebenso betitelten Feenschauspielen, «Le tour du monde en 80 jours» und «Les enfants du capitaine Grant». Vgl. Honegger, «Jules V. Eine litterarische Studie» (in «Unsere Zeit», Jahrg. 1875, 1. Hälfte).

Vernehmen, s. unter Verhör.

Vernehmlassung, im Prozeß die Beantwortung eines Parteivortrags durch die Gegenpartei, insbesondere soviel wie Einlassung (s. d.).

Vernet (Vernet-les-Bains), Dorf im franz. Depart. Pyrénées-Orientales, Arrondissement Prades, auf dem linken Ufer des Gave de Casteill, in schöner Lage, am nordwestl. Fuß des Mont-Canigou, 620 m über dem Meere, hat 920 E., welche guten Rotwein bauen, und berühmte Schwefelthermen mit zwei Badeanstalten; es ist wegen seines milden Klimas Winterstation. Etwa 3 km südlich liegen die Ruinen der im 11. Jahrh. gegründeten Abtei St.-Martin-de-Canigou.

Vernet, der Name einer franz. Malerfamilie, deren Stammvater Antoine V. (geb. 31. Juli 1689 in Avignon, gest. daselbst 10. Dez. 1753) Tragsessel und Kutschen mit Wappen verzierte und nebenbei auch Zimmer ausmalte. Sein Sohn und Schüler Claude Joseph, genannt Joseph V., berühmter Landschafts- und Marinemaler, geb. 14. Aug. 1714 zu Avignon, ging 1731 zu dem ältern Vali, Vedutenmaler in Aix, und von da nach Rom, wo die in Salvator Rosas Manier behandelten Landschaften, die er im Palast Rondarini und in der Galerie Farnese ausführte, ihn zuerst bekannt machten. Bald waren seine Seestürme, seine Ansichten der ruhigen See oder des Binnenlandes bei verschiedener Beleuchtung sehr gesucht. Obschon zu Rom in glänzenden Verhältnissen lebend, ließ er sich doch bewegen, 1753 nach Paris zurückzukehren, wo ihn die Akademie zu ihrem Mitgliede ernannte. Darauf wurde er vom König beauftragt, eine Reihenfolge von Ansichten der größten franz. Seehäfen zu malen, welche Aufgabe er binnen neun Jahren ausführte. Seine Werke wurden vielfach gestochen. V. weiß seine Ansichten einfach und glücklich aus der Natur aufzufassen, oder er gibt geschmackvoll und malerisch gedachte Kompositionen mit leichtem Vortrage wieder, der anfänglich breit und kräftig, nachher sauber und sorgsam verschmolzen, zuletzt aber öfters platt und dekorationsmäßig ist. Die vielen Figuren, die er als Staffage anbringt, verleihen seinen Landschaften und Seestücken besonderes Interesse. Er starb zu Paris 3. Dez. 1789. Vgl. Lagrange, «Joseph V. et la peinture au XVIII[e] siècle» (Par. 1864).

Sein Sohn Antoine Charles Horace, genannt Carle V., geb. 14. Aug. 1758 zu Bordeaux, wurde bei dem pariser Akademiker Lépicié in die Lehre gethan und erhielt 1782 den ersten Preis der Historienmalerei, mit welchem zugleich ein fünfjähriges Stipendium und die Sendung nach Rom verbunden war. Ebenso sehr eleganter Weltmann als Maler, fühlte er sich in Italien nicht heimisch. Nachdem er 1787 nach Paris zurückgekehrt, erfolgte 1789 seine Aufnahme in die Akademie. Für den Salon lieferte er 1791 ein großes Gemälde, den Triumph des Paulus Ämilius vorstellend, in dem er, auf Grund seiner Studien in den Marställen und Reitschulen, mit der Tradition brach, die bisher nur Pferde von starkem Schlage und allzu oft von konventionellen Formen zuließ. Von dem Gange der Ereignisse in der Schreckenszeit schwer getroffen, verfiel er in Trübsinn und Unthätigkeit, bis ihn die unter dem Direktorium und Konsulat zurückkehrende Ruhe wieder zu künstlerischem Schaffen antrieb. Seine zahlreichen, für die franz. Sitten- und Modengeschichte merkwürdigen Karikaturen, seine Zeichnungen aus den ital. Feldzügen, endlich sein kolossales Gemälde der Schlacht von Marengo (1806) und das Gegenstück dazu, die Schlacht bei Austerlitz (1808), erwarben ihm großen Ruf und Beifall. Unter der Restauration verfertigte er, außer Jagden, Pferderennen, kleinern Schlachtenbildern, Pferdestücken u. s. w., zahlreiche Lithographien, die noch gesucht werden. Er starb zu Paris 17. Nov. 1835.

Vernet (Emile Jean Horace), genannt Horace V., der berühmteste neuere franz. Schlachtenmaler, Sohn des Carle V., geb. 30. Juni 1789 zu Paris, genoß den ersten Unterricht bei seinem Vater und zeichnete 1811 für das Modejournal die Incroyables und die Merveilleuses, eine Folge satir. Blätter mit Modetrachten zur Zeit des Direktoriums. Kleine, in den ersten Jahren der Restauration gemalte

Genrestücke aus dem Soldatenleben, namentlich der Hund des Regiments, der tote Trompeter und sein Pferd, erwarben V. eine Popularität, die schnell sehr hoch stieg. Dazu kamen später folgende berühmt gewordene Bilder: die Verteidigung der pariser Barrière von Clichy, der Gardist von Waterloo, der abgedankte Soldat als Bauer, die letzte Patrone, der Abschied des Kaisers im Hofe des Schlosses von Fontainebleau, die Brücke von Arcole (1827), die vier Schlachten von Jemappes, Valmy, Hanau und Montmirail, alle vier auf Bestellung des Herzogs von Orléans (Ludwig Philipp) gemalt und für die Galerie des Palais-Royal bestimmt, aus der sie 1851 in die Galerie des Marquis von Hertford übergingen. Die Ernennung zum Mitglied des Instituts, 1826, bewirkte in V.s Richtung eine plötzliche Änderung. Julius II. und Rafael (Deckenbild im Louvre), Philipp August vor Bouvines (Versailles), Edith mit dem Schwanenhals, Mazeppa auf sein Pferd gebunden u. s. w., waren Annäherungen an die romantische Schule. V. wurde 1828 Direktor der franz. Akademie in Rom. Zu den Bildern, die er dort produzierte, gehören: Pius VIII. auf den Schultern der Schweizer nach dem Petersdom getragen, Rafael und Michel Angelo im Vatikan, Holofernes und Judith, der Kampf der päpstl. Dragoner mit den Räubern, die Beichte des gefangenen Räubers u. s. w. Erst als V. 1834 mit Ablauf seiner amtlichen Stellung nach Paris zurückkehrte, wandte er sich wieder der Schlachtenmalerei und dem Genre zu. Die Gegenstände, die er mit leichter Hand hinwarf, gehörten nunmehr sämtlich dem Orient an, wie der arab. Märchenerzähler, die Post in der Wüste, das Gebet in der Wüste, die Eber- und Löwenjagden u. s. w. Bei der Austeilung der Arbeiten für das Museum zu Versailles erhielt V. einen beträchtlichen Anteil. König Ludwig Philipp bestellte bei ihm 1836 die Schlachten von Friedland, Jena und Wagram. Inzwischen ging V. nach Petersburg, wo man ihn bei Hofe sehr auszeichnete und vier große Schlachtenbilder aus dem russ.-türk. Kriege bestellte, die er bis 1838 lieferte. Nach seiner Rückkehr nach Paris, im Sept. 1836, übertrug ihm Ludwig Philipp sämtliche Malereien für den neuen Konstantinesaal in Versailles. Um hierzu die nötigen Studien zu machen, reiste V. 1837 nach Afrika. Von seinen frühern großen Schlachtstücken, zu denen nur Modelle und Kostüme das Material lieferten, unterscheiden sich die 14 Gemälde des Konstantinesaals dadurch, daß sie aus Studien nach der Natur hervorgingen und dadurch eigentümlichen Reiz haben.

Die andern Arbeiten aus dieser Zeit erscheinen als bloßer Nachhall des großen Unternehmens, welches fünf Jahre lang (1838—42) V.s Thätigkeit hauptsächlich in Anspruch nahm. V. hatte die Deckenbilder in einem Saal der Deputiertenkammer zu malen begonnen, mußte aber diese Arbeit einstellen, da ihn Ludwig Philipp beauftragte, die Überrumpelung der Smala Abd-el-Kaders in einem 22 m langen Gemälde darzustellen. Das Überstürzen, die Hast, die Angst, das Auseinanderstieben der Menschen und Tiere ist in diesem kolossalen Bilde (1844) mit ergreifender Lebendigkeit geschildert. Das Werk bietet kein malerisch-wirkungsvolles Ensemble, aber eine Menge höchst ansprechender Details. Der König bestellte sogleich drei andere kolossale Bilder für das Museum in Versailles: die Schlacht am Isly, die Beschießung von Tanger und die Besetzung von Mogador. Um die nötigen Studien zu machen, ging V. 1845 nach Marokko. Infolge der hier gemachten Kostümstudien veröffentlichte er nach der Rückkehr die Denkschrift «Observations sur certains rapports qui existent entre le costume arabe et le costume de l'Ancien Testament», welche viel dazu beitrug, daß für die biblische Historienmalerei das arab. Kostüm verwendet wurde. V.s Bilder, welche diese mißverstandene, stillose Auffassung vertreten, sind: der Knecht Abrahams und Rebekka am Brunnen (1834), die Verstoßung Hagars (1837), Thamar und Juda (1841), Rahel beweint ihre Kinder (1846), Judith und ihre Magd (1847), der barmherzige Samariter (1848), Joseph von seinen Brüdern verkauft, der klagende Jeremias, Daniel in der Löwengrube. Die Werke seiner letzten Zeit, welcher die lebensgroßen Bildnisse Napoleons III., der Generale Cavaignac, Canrobert und Bosquet, die Schlacht an der Alma u. a. angehören, zeigen eine merkliche Abnahme seiner Kräfte. Er starb zu Paris 17. Jan. 1863. Den besten Gebrauch von seinem vielseitigen Talent machte er als Maler von Schlachten seiner Zeit. V. war weder ein großer Zeichner, noch ein großer Kolorist, besaß aber vor allem in hohem Grade zwei echt franz. Eigenschaften, Lebendigkeit und Deutlichkeit. Selten machte er vollständige Farbenskizzen für seine Werke, selbst nicht für die größten; einige leicht hingeworfene Zeichnungen genügten ihm. Seine Werke sind vielfach gestochen worden, hauptsächlich von Jazet, dessen leichte Aquatintamanier sich dazu besonders eignete. Außer der Menge von Bildern, Aquarellen und Handzeichnungen hat man von V. auch mehr als 200 lithographierte Blätter und an 500 nach seinen Zeichnungen gefertigte Holzschnitte für die Prachtausgabe von Laurents «Histoire de Napoléon». Vgl. Jouy und Jay, «Salon d'Horace V.» (1822); Bruzard, «Catalogue de l'œuvre lithographique d'Horace V.» (1826); Beulé, «Éloge d'Horace V.» (1863); Lagrange, «Les V.» (Bd. 2, 1864); Durande, «Joseph, Carle et d'Horace V., correspondance et biographies» (1865); Kunz Rees, «Horace V.» (1880).

Verneuil, Stadt im franz. Depart. Eure, Arrondissement Evreux, links an dem zur Eure gehenden Avre, Station der Linie Paris-Granville der Westbahn, zählt (1881) 3988 E. und hat sechs Kirchen, einen Donjon von 25 m Höhe, Kupfergießerei und bedeutende Textilindustrie. V., mittellat. Vernolium im Pagus Dorocassinus, gehörte im 12. Jahrh. zu Evrecin und im 15. Jahrh. zu Alençon. Am 17. Aug. 1424 besiegten hier die Engländer unter dem Herzog von Bedford die Franzosen unter dem Herzog von Alençon, worauf fast alles Land nördlich der Loire dem Dauphin (Karl VII.) verloren ging.

Vernéville, Dorf mit 625 E. im Kanton Gorze im Landkreise Metz des elsaß-lothring. Bezirks Lothringen, 17 km nordwestlich von Metz, ist im Norden, Westen und Süden von großen Waldungen umgeben. Die Höhen östlich von V. bildeten 18. Aug. 1870 in der Schlacht bei Gravelotte–St.-Privat die Stellung des franz. Centrums, welche vom preuß. 9. Armeekorps angegriffen und erstürmt wurde.

Vernickeln, das Überziehen von Metallgegenständen (von Schmiedeeisen, Kupfer, Messing und Bronze) mit Nickel geschieht durchweg auf galvani-

schem Wege und zwar durch elektrolytische Zersetzung eines Bades aus schwefelsaurem Nickeloxydul-Ammoniak. Das V., das immer weiter sich verbreitet, soll den damit überzogenen Metallen nicht nur zum Schutz vor der Oxydation (dem Rosten) gewähren, sondern denselben auch ein schöneres, an Silber erinnerndes Ansehen geben und auch weichere Metalle vor der mechan. Abnutzung schützen. Das galvanische V. ist am Platze in Wagenfabriken (von der Nabe am Rade der Luxuswagen an bis hinauf zum feinsten Wagenbeschlage), bei allen dem Anlaufen und Rosten ausgesetzten Maschinenteilen, insbesondere bei Feuerspritzen und Pumpen, ferner bei Schlössern, Schlüsseln, Schießwaffen, Korkziehern, Werkzeugen, chirurgischen Instrumenten, Sporen, Tischmessern u. s. w. Auch vernickelte Kochgeschirre sind stets den verzinnten vorzuziehen. Das V. ist einer der wichtigsten Zweige der Galvanotechnik.

Vernier (Peter), franz. Mathematiker, geb. um 1580 zu Ornans in der Franche-Comté, war Generaldirektor der Münzen der Grafschaft Burgund, Kommandant des Schlosses Ornans und Rat des Königs von Spanien, und starb 14. Sept. 1637 zu Ornans. Er ist berühmt als der Erfinder einer sehr sinnreichen Vorrichtung (1631), welche seinen Namen führt, häufig aber Nonius genannt wird, nach Kästners Bemerkung mit Unrecht, da die Erfindung des Portugiesen Nonius oder Nuñez von der in Rede stehenden wesentlich verschieden ist. (S. Nonius.) Er schrieb: «La construction, l'usage et les propriétés du quadrant nouveau de mathématiques» (Brüss. 1631).

Vernieten, s. Nieten.

Vernon (mittellat. Verno), Stadt im franz. Depart. Eure, Arrondissement Evreux, links an der Seine, über welche hier eine schöne Brücke von 22 Bogen führt, Station der Linie Paris-Le Havre der Westbahn und der Linie Pacy-Gisors der Eurebahn, zählt (1881) 5981 (Gemeinde 7881) E. und hat eine Kirche aus dem 12. bis 15. Jahrh., schöne Promenaden, Baumwollweberei, Gipsfabrikation und Handel mit Getreide und Wein.

Vernon (Louis de), Pseudonym des franz. Schriftstellers Louis Enault (s. d.).

Vernoux, Stadt im franz. Depart. Ardèche, Arrondissement Tournon, hat (1881) 1393 (Gemeinde 3041) E., eine Konsistorialkirche der Reformierten, Tuch- und Seidenindustrie und Weinhandel.

Vernunft und Verstand sind zwei Bezeichnungen für die höhern Funktionen des menschlichen Vorstellungslebens, welche in der Geschichte der Philosophie, resp. Psychologie mancherlei Schwankungen ihrer Bedeutung unterworfen gewesen sind. Der erste Versuch, beide gegeneinander abzugrenzen, wurde von den Theosophen und Naturphilosophen der Reformationszeit im Anschluß an die scholastischen Namen ratio und intellectus gemacht: danach sollte Vernunft die innerhalb des erfahrungsmäßigen Vorstellungsinhalts zu vollziehenden logischen Operationen der Vergleichung, Unterscheidung, Zusammenfassung, Trennung u. s. w., Verstand dagegen die darüber sich zu unmittelbarer Ergreifung erhebende Erkenntnis des tiefsten Wesens der Dinge bedeuten, sodaß natürlich die Vernunft dem Verstande untergeordnet erschien. Der wissenschaftliche Sprachgebrauch hat mit der Zeit das Verhältnis beider Ausdrücke geradezu umgekehrt. Die Veranlassung dazu lag darin, daß die im 18. Jahrh. begonnene Neubildung der deutschen philos. Terminologie unter dem Einflusse der franz. und der engl. Lehren sich vollzog, und daß sowohl innerhalb der Cartesianischen als auch innerhalb der von Locke abhängigen engl. Philosophie die gesamte Erkenntnisthätigkeit des Menschen als ratio (reason, raison) bezeichnet worden war. So nannte man nun auch in Deutschland «Vernunft» den Inbegriff der dem Menschen speziell zugehörigen natürlichen Erkenntnisthätigkeiten und setzte dieselbe besonders dem Glauben, resp. der Offenbarung gegenüber, woran sich zahlreiche Untersuchungen und Streitigkeiten über das Verhältnis von Vernunft und Glauben schlossen. Je mehr man dabei den Begriff der Vernunft zu dem wertvollsten und eigensten Besitztum des Menschen stempelte, um so mehr trat der «Verstand» hinter derselben zurück. Man bezeichnete nun die niedrigern geistigen Thätigkeiten, welche man auch den Tieren zutraute, als diejenigen des Verstandes, und dieser Sprachgebrauch bürgerte sich namentlich in der Popularphilosophie und der empirischen Psychologie ein, welche die verschiedenen Seelenthätigkeiten auf besondere «Vermögen» der Seele zurückführte. So wurde also der Verstand das Vermögen der Reflexion genannt oder das Vermögen, durch die Aufmerksamkeit innerhalb des sinnlichen Vorstellungsinhalts die logischen Beziehungen desselben zu «verstehen» und im Urteil zum Ausdruck zu bringen; dem gegenüber war dann die Vernunft das Vermögen, den Zusammenhang der vom Verstande erkannten Wahrheiten zu begreifen, daher man ihr schon die Thätigkeit des Schließens (im Gegensatze zum einfachen Urteilen) zuschrieb. Alle abstrakten Produkte, welche der Verstand aus dem Inhalt der Erfahrung erzeugt, galten also nur als Material für die höhere, den innern Zusammenhang aufsuchende Bearbeitung durch die Vernunft.

Auf dieser Grundlage bildete dann Kant seinen Gebrauch beider Worte aus, welcher für die Folge maßgebend geblieben ist. Er nannte den Verstand das Vermögen der Regeln, d. h. die Fähigkeit, nach logischen Regeln die Beziehungen des Begriffsinhalts in Urteilen zum Bewußtsein zu bringen; derselbe galt ihm deshalb als ein formales Vermögen, welches seinen Inhalt nur aus der sinnlichen Anschauung entnehmen kann und ohne dieselbe gegenstandslos ist. Verstandesbegriffe sind in diesem Falle alle diejenigen, welche nach logischer Gesetzmäßigkeit aus dem Wahrnehmungsinhalt durch Reflexion, Abstraktion, Determination u. s. w. gebildet werden: zugleich aber führte Kant einen neuen Sinn des Wortes «Verstandesbegriffe» ein, indem er darunter die den verschiedenen Arten der Urteilsthätigkeit zu Grunde liegenden reinen Beziehungsformen, d. h. die Kategorien (s. d.) verstand. Dem gegenüber bezeichnete er nun die Vernunft als das Vermögen der Prinzipien, d. h. die Fähigkeit, ganze Massen der Verstandeserkenntnisse einem gemeinsamen Gesichtspunkte der Betrachtung zu unterwerfen. Als das Mittel dazu wird auch bei Kant die Schlußthätigkeit angesehen, als der Grund davon aber das «Vernunftbedürfnis», die endlose Reihe der endlichen Erscheinungen unter dem Gesichtspunkte eines unendlichen Zusammenhangs zu betrachten. Die Prinzipien der Vernunft sind daher nicht Begriffe, denen ein durch den Verstand erkennbarer Gegenstand entspräche, sondern «Ideen», von welchen die Vernunft ihrer eigenen Thätigkeit halber überzeugt sein muß, ohne sie je aus der

Erfahrung beweisen oder widerlegen zu können. Als solche «regulative» Gesichtspunkte behandelte Kant die Ideen der Seele, der Welt und der Gottheit. Aber das «Vermögen der Prinzipien» ist weiter als diese seine Anwendung auf die Verstandeserkenntnis; neben der theoretischen behandelte daher Kant die praktische (sittliche) und die ästhetische Vernunft als Prinzipien der Beurteilung des Erkenntnisinhalts. Die Centralideen der erstern sind ihm Freiheit und Pflicht; die Idee der letztern ist diejenige der Zweckmäßigkeit. Unter diesen Umständen ist für Kant die Vernunft das Vermögen, sich über die Verstandeserkenntnis der Erfahrung zu einem Glauben und einer die Erfahrung beurteilenden Überzeugung von dem wertvollen Inhalt des Übersinnlichen zu erheben.

Für die moderne Psychologie hat bei ihrer Ablehnung der Theorie der Seelenvermögen der terminologische Gegensatz von Vernunft und Verstand seine Bedeutung verloren: die allgemeine Sprache dagegen folgt, von ihren willkürlichen Vermischungen abgesehen, im wesentlichen der von Kant gegebenen Tendenz. Wenn man jemand eine besondere Ausbildung des **Verstandes** nachrühmt, so versteht man darunter seine Fähigkeit scharfer und richtiger Auffassung der Wirklichkeit, eine Gabe, sich in den gegebenen Verhältnissen leicht und schnell zu orientieren, und in praktischer Beziehung eine gewisse Virtuosität, sich der Lage der Dinge anzubequemen und sachgemäß darin zu handeln. Einen solchen Menschen nennen wir **verständig**, eine solche Handlungsweise **Verständigkeit**. In diesem Sinne braucht man das Wort Verstand am liebsten zur Bezeichnung der gesamten rein theoretischen Denkthätigkeit und setzt es namentlich dem durch Gefühle beeinflußten Vorstellungsleben gegenüber, sodaß man unter einem **Verstandesmenschen** einen solchen versteht, bei welchem, besonders hinsichtlich seines Handelns, die Gefühle mehr hinter der Denkthätigkeit zurücktreten. Auf der andern Seite bezeichnet man mit **vernünftig** alles, was nach gewissen allgemeinen Prinzipien gedacht, gehandelt und ausgeführt worden ist; als **Vernünftigkeit** eines Menschen seine Fähigkeit, sein Denken, Wollen und Thun nach richtigen Prinzipien zu ordnen und zu gestalten. Im weitern Sinne nennt man Vernunft und Vernünftigkeit überhaupt jede Ordnung der Dinge und Verhältnisse, besonders diejenige, welche sich in irgend einer Hinsicht als zweckmäßig erweist, aber auch selbst jede mechan. Gesetzmäßigkeit, so z. B. wenn man den Inbegriff der Naturgesetze die «Vernunft in der Natur» nennt. Vgl. Zahn, «Über die Kantische Unterscheidung von Sinn, Verstand und Vernunft» (Lpz. 1875); Eucken, «Geschichte der philos. Terminologie» (Lpz. 1879).

Verolanuova, Stadt und Bezirkshauptort in der ital. Provinz Brescia, an der links zum Oglio gehenden Strona, Station der Eisenbahn Brescia-Cremona, zählt (1881) 4681 (Gemeinde 5116) E. und hat Seidenindustrie und Gerberei. — Das westlich gelegene **Verola vecchia** hat 3476 E.

Veroli, das Verulae der Herniker, mittellat. auch Berola und Berolae, Stadt in der ital. Provinz Rom, Bezirk Frosinone, ist Bischofssitz und hat (1881) 4521 (Gemeinde 10814) E.

Véron (Louis Désiré), franz. Publizist, geb. 5. April 1798 zu Paris, studierte Medizin. Nachdem er den Doktorgrad erlangt, ließ er sich in den kath.-apostolischen Verein der guten Litteratur aufnehmen, schrieb Artikel für die «Quotidienne» und erhielt den Posten eines Oberarztes bei den königl. Museen. Um 1829 stiftete er die «Revue de Paris», gab jedoch diese Zeitschrift wieder auf, um, wie er selbst sagt, «Lullys Nachfolger» zu werden, nämlich Direktor der Großen Oper. Als solcher erlangte er durch seine Verbindungen mit den höchsten Kreisen der pariser Gesellschaft eine europ. Berühmtheit. Im J. 1848 Direktor und Haupteigentümer des «Constitutionnel», erklärte er sich für Ludwig Napoleon, und nach der Präsidentenwahl wurde dieses Blatt nebst seinem Direktor völlig zu der Politik des Prinzen bekehrt. Der Staatsstreich vom 2. Dez. 1851 fand in V. einen lauten und enthusiastischen Lobredner. Bei den nachfolgenden Wahlen für den Gesetzgebenden Körper wurde er als Regierungskandidat vom Arrondissement Sceaux gewählt. Seine Erinnerungen veröffentlichte er als «Mémoires d'un bourgeois de Paris» (6 Bde., Par. 1854); auch erschienen noch ein Sittenroman: «Cinq cent mille francs de rente» (2 Bde., Par. 1855), eine polit. Schrift «Quatre ans de règne» (1857) und «Les théâtres de Paris de 1806 à 1860». Er starb zu Paris 27. Sept. 1867.

Véron (Pierre), franz. Schriftsteller, geb. 18[illegible] zu Paris, Mitarbeiter an vielen Zeitungen und Chefredacteur des «Charivari», hat außer geistvollen und humoristischen Artikeln zahlreiche Romane und Sittenbilder veröffentlicht, darunter: «Paris s'amuse» (1861), «La foire aux grotesques» (186[illegible]), «Monsieur et madame Tout-le-Monde» (1867), «La boutique à treize» (1869), «Les dindons de Panurge» (1875), «Les chevaliers du macadam» (1877), «Les mangeuses d'hommes» (1878), «Oh[illegible] vitrier» (1879) u. s. w.

Verona, Festung und Hauptstadt einer der venet. Provinzen des Königreichs Italien (2747,[illegible] qkm mit [1881] 394868 E.), liegt an der Oberitalienischen Eisenbahn (Linien nach Ala, Mantua, Modena, Venedig und Mailand), am Fuße der Berge in einer fruchtbaren Ebene und wird von der Etsch in zwei Teile, einen östlichen und einen westlichen, getrennt, welche durch sechs Brücken (darunter drei eiserne und eine alte steinerne aus dem Mittelalter) verbunden sind. Über eine siebente Brücke, die als Bauwerk beachtenswert, führt außerhalb der Stadt die Eisenbahn. Unter mehrern großen Plätzen sind die Piazza delle Erbe, ehemals Forum, jetzt Marktplatz, und die Piazza dei Signori mit dem Rathause (Palazzo del Consiglio), den Statuen ausgezeichneter Bürger und dem 1865 errichteten Standbilde Dantes (ein Werk des Veronesers Zannoni) hervorzuheben. Die Stadt hat viele schöne breite Straßen, darunter den Corso Vittorio Emmanuele, einer der breitesten und schönsten in ganz Italien, hat auch sehr ansehnliche, zum Teil schöne Gebäude und zählt (1881) 60768, als Gemeinde 68741 E. Dieselbe besitzt 48 Kirchen, darunter 1 Kathedrale und 14 Pfarrkirchen. Sehenswert sind besonders San-Zeno, ein ehrwürdiger Bau aus dem 9. Jahrh.; Sta.-Maria-Antica mit dem anstoßenden Friedhofe, welcher die berühmten Mausoleen der Familie della Scala enthält; San-Fermo, Sta.-Anastasia, das alte Rathaus und die Paläste Bevilacqua, Canossa, Verza, Pellegrini und Pompei. Mehrere Kirchen enthalten schöne Gemälde. Unter den Thoren sind mehrere von Sanmicheli gebaut, so die Porta-Nuova und die Porta-Pallio (gewöhnlich Porta-Stuppa). Nahe dem alten Franziskaner-

kloster wird das Grabmal der berühmten, von Shakespeare verherrlichten Julia gezeigt. Der angebliche Palast der Capuleti ist zu einer Fuhrmannsherberge herabgesunken. Unter den neuern Bauwerken zeichnet sich das Municipio, der großartige Friedhof, das 1846 eröffnete Theater, das Teatro Filarmonico und der 1850 erbaute Bahnhof aus. Als Festung hatte V. bis 1866 für Österreich die größte strategische Bedeutung, insofern es ein Hauptglied des sog. Festungsvierecks war, welches Oberitalien beherrschte und zugleich von Süden her den Schlüssel zu Tirol bildete. Noch jetzt ist V. der Waffenplatz und Sitz des Generalkommandos des ital. 3. Armeekorps. Außerdem ist V. Sitz eines Bischofs, des Präfekten und der Provinzialbehörden, eines Tribunals, einer Handelskammer u. s. w.

Von höhern Unterrichtsanstalten besitzt die Stadt ein Lyceum, ein Gymnasium, ein bischöfl. Seminar, ein technisches Institut, eine Maler- und Bildhauerakademie u. s. w. Unter den Sammlungen für Wissenschaft und Kunst sind die Stadtbibliothek und die Pinakothek (meist Bilder veronesischer Meister) hervorzuheben. Sonst sind noch zu erwähnen: eine landwirtschaftliche Akademie, die Gesellschaft für Bienenkultur, die erste, die sich nach deutschem Vorbilde in Italien bildete, und das von Nicola Mazza gestiftete Privatinstitut für arme Mädchen, in welchem die Stickerei in Seide und Gold, sowie die Fabrikation künstlicher Blumen in außerordentlicher Vollkommenheit betrieben werden. Die Industrie ist nicht bedeutend, mehr der Handel mit Seide, Wein, Getreide, Öl u. s. w. — V. war von Rhätiern und Euganeern gegründet, dann seit 89 v. Chr. eine röm. Kolonie, Geburtsort des Catullus, Cornelius Nepos, Vitruvius, des ältern Plinius und hatte in den got.-longobard. Zeiten große Bedeutung, unter anderm als Residenz des Ostgotenkönigs Theodorich, der daher in der Sage Dietrich von Bern (d. i. Verona) heißt. Dann war sie längere Zeit die Hauptstadt des Gebietes der della Scala (s. d.), bis sie unter mailänd., dann venet., 1814 österr. Herrschaft kam. Seit 1866 ist sie italienisch. In und um die Stadt finden sich noch viele überreste röm. Altertümer, und die berühmte Maffeische Sammlung enthält einen Schatz an Inschriften, Statuen, Gefäßen und Basreliefs. Das alte röm. Amphitheater (Arena) zu V., das gegen 60000 sitzende Zuschauer faßt, ist unter allen aus dem Altertum übriggebliebenen Gebäuden dieser Art am besten erhalten, wenn auch vielfach erneuert. Gewöhnlich gilt es für ein Werk der Kaiserzeiten. Es ist von Marmor und von ovaler Form, 154 m lang und 123 m breit. Aus der röm. Zeit sind noch vorhanden die Porta de' Borsari, der Arco de' Leoni und das neuerdings am Fuße des Castel San-Pietro ausgegrabene Teatro romano. Vgl. Pietzerich, «V. und seine nächste Umgebung» (Ver. 1859); Perini, «Storia di V. dal 1790 al 1822» (3 Bde., Ver. 1873—85).

Der vom Okt. bis Dez. 1822 von der Heiligen Allianz zur Zügelung der europ. Revolution abgehaltene **Kongreß von Verona** wurde namentlich durch die Vorfälle im Südosten Europas und in Spanien veranlaßt. In V. waren zugegen die Monarchen von Preußen, Österreich, Rußland, beiden Sicilien und Sardinien, nebst andern ital. Fürsten; ferner von Großbritannien der Herzog von Wellington, von Frankreich der Staatsminister Herzog von Montmorency und der franz. Botschafter am brit. Hofe, Châteaubriand, von Österreich der Fürst Metternich, von Rußland der Graf Pozzo di Borgo, von Preußen Graf Bernstorff und Fürst Hardenberg. Das Hauptergebnis der Verhandlungen zu V., bei welchen Metternich den Vorsitz und Gentz das Protokoll führte, war das Zugeständnis an Frankreich, mit bewaffneter Macht die Pyrenäische Halbinsel zur Wiederherstellung der Monarchie zu zwingen.

Veronese (Paolo), s. Paolo Veronese.

Veronesergelb, soviel wie Antimongelb.

Veronesergrün, gleichbedeutend mit Grünerde.

Veronica, **Ehrenpreis**, zur Familie der Scrophulariaceae gehörige, in fast 200 Arten über die ganze Erde verbreitete Gattung. Sie kennzeichnet sich durch den vierteiligen Saum der meistens blauen Blumen, deren unterer Abschnitt schmaler ist, zwei Staubgefäße mit zwei schuppigen überstaubgefäßen, und eine ausgerandete, zweifächerige Fruchtkapsel. Sie umfaßt sowohl einjährige und ausdauernde Kräuter, wie Halbsträucher und ist in Neuseeland sogar durch Sträucher und Bäume vertreten. Ihre Arten haben gegenständige oder quirlige, selten abwechselnde Blätter, und ihre Blüten bilden entweder achsel- oder am Stengel und an den Ästen endständige Trauben. Auf Äckern und in Gärten gemeine Unkräuter sind die einjährigen V. arvensis, verna, triphyllos, praecox, agrestris u. a. Einige ausdauernde Arten wachsen in Bächen und an Ufern, unter diesen V. Anagallis und V. Beccabunga, letztere als Bachbunge (s. d.) für die Küche als Gemüsepflanze gesammelt. Früher als heilkräftig geschätzt war V. officinalis, von Kurpfuschern guter Ehrenpreis und Köhlerkraut genannt, überall in trockenen Wäldern, mit vielblütigen Trauben kleiner lilafarbiger Blüten. Zu den bekanntern Arten gehört auch: V. Chamaedrys, der Gamanderehrenpreis, mit aufsteigenden zweizeilig behaarten Stengeln, eiförmigen, kerbig-gesägten Blättern und verhältnismäßig großen, prächtig lasurblauen, hellgestreiften Blumen auf spannenhohen Stengeln, V. spicata, der Ährenehrenpreis mit 6—10 cm langen ährenförmigen Endtrauben schöner, blauer Blumen, V. latifolia, von V. Chamaedrys verschieden durch die fast herzförmige Basis der tiefer gesägten oder gar fiederspaltigen Blätter u. a. m. In den Gärten wohlgelitten sind V. maritima, der Strandehrenpreis, gleichfalls eine europ. Art, mit 50—60 cm hohen Stengeln und rispigen Endtrauben blauer Blumen, und die sibir. V. incisa mit bald mehr, bald weniger tief eingeschnittenen Blättern und einfachen Endtrauben. Eine für Gewächshäuser sehr wertvolle Zierpflanze ist die neuseeländische V. speciosa *Hook.* mit etwas fleischigen, verkehrteirunden, meergrünen, oberseits glänzenden Blättern und violetten Blumen in ährenförmigen Trauben, und var. rubra mit amaranthroten Blumen und mehrern schönen Blendlingsformen. Sie blühen vom August an bis tief in den Winter hinein.

Veronica, **die Heilige**, eine fromme Frau, welche in Rom gestorben sein soll, reichte, nach der wahrscheinlich gegen die Mitte des 13. Jahrh. entstandenen Legende, Christus auf seinem letzten Gange, als er unter der Last des Kreuzes erlag, ihr Schweißtuch (s. d.) zum Abtrocknen dar. Christus nahm es an, und auf dem Tuche drückte sich sein Gesicht (das sog. Heilige Gesicht, Veronicon) ab. Das Gedächtnis der V. fällt auf den 4. Febr.

Eine andere Heilige, **Veronica von Mailand**, war Nonne im Kloster der Augustinerinnen zu St. Martha in Mailand, starb 1497 und wurde wegen ihrer Wunder zur Heiligen erhoben.

Verordnung ist jede allgemeine Vorschrift, welche nicht in der Form des Gesetzes, insbesondere ohne vorhergehende Zustimmung des Landtags erlassen wird. Sie steht im Gegensatz zur Verfügung und zur Entscheidung, welche nur einen einzelnen Fall betreffen und andererseits in formeller Beziehung zum Gesetz. Wenn die V. Rechtsvorschriften enthält, so nennt man sie Rechtsverordnung, wenn sie die Thätigkeit der Behörden regelt, so heißt sie Verwaltungsverordnung. Die Verfassungen unterscheiden ferner Ausführungsverordnungen, welche nur zur Durchführung und Handhabung der Gesetze dienen, also nichts enthalten dürfen, was dem Gesetz widerspricht, und sog. gesetzvertretende oder außerordentliche V., welche im Falle eines dringenden Notstandes vom Landesherrn unter Verantwortlichkeit des Ministeriums erlassen werden können, wenn der Landtag nicht versammelt ist. Man nennt dieselben auch Notstandsverordnungen. Durch dieselben kann in den Bereich der Gesetzgebung eingegriffen werden, sie müssen aber dem Landtage bei seinem nächsten Zusammentreten vorgelegt werden und verlieren ihre Geltung, wenn derselbe die Genehmigung versagt. Das Recht zum Erlaß von V. steht dem Landesherrn als dem Chef der Regierung zu, es kann aber auch den Ministern und andern Behörden delegiert werden. Von besonders praktischer Wichtigkeit sind die Polizeiverordnungen. Die Befugnis zum Erlaß derselben steht teils den lokalen Behörden, teils den Bezirksbehörden zu, für gewisse Gegenstände auch speciellen Behörden, insbesondere den Bergämtern, Eisenbahnverwaltungen, Strom- und Hafenbehörden u. s. w. Übertretungen der Polizeiverordnung werden mit Geldstrafe oder Haft geahndet; der Richter ist aber befugt, zu prüfen, ob die Polizeiverordnung rechtsgültig, namentlich innerhalb der Zuständigkeit der Verwaltungsbehörde, erlassen worden ist.

Verpfählung, s. unter Hindernismittel.

Verpfänden, etwas als Unterpfand einsetzen, oder einem andern übergeben, s. Pfand.

Verpflichtungsschein oder Bon ist eine Urkunde, durch welche jemand in rechtsverbindlicher Weise seine Verpflichtung zu einer Vermögensleistung bekennt. Wenn derselbe von einem Kaufmann ausgestellt ist und zum Inhalt die Leistung von Geld oder einer Quantität vertretbarer Sachen oder Wertpapiere hat, und wenn die Verpflichtung zu dieser Leistung nicht von einer Gegenleistung abhängig gemacht ist, so kann er «an Ordre» gestellt werden. (Handelsgesetzb., Art. 301.) Eine besondere Art V. ist der sog. eigene oder trockene Wechsel.

Verpfründung, s. Auszug (juristisch).

Verplatinieren, das Überziehen anderer Metalle mit Platin. Als Ersatz für die theuern Platingerätschaften der chem. Laboratorien hat man solche empfohlen, welche nur einen dünnen Überzug von Platin haben, und hat das zu deren Anfertigung dienende Blech durch heißes Auswalzen von starkem, mit dünnem Platinblech belegten Kupferblech hergestellt. Diese verplatinierten Gegenstände haben sich im Gebrauch jedoch nicht bewährt.

Verpuffung, s. Detonation.

Verpuppung, die Verwandlung der Insektenlarven in Puppen (s. d.).

Verquicken heißt die Behandlung von goldhaltigen Erzen mit Quecksilber zum Behuf der Bildung eines Amalgams.

Verrat oder **Verräterei** ist nach älterm deutschen Recht das Vergehen, wodurch dessen Urheber eine Person, der er zu besonderer Treue verpflichtet ist, ihren Feinden überantwortet. Die Carolina droht deshalb geschärfte Todesstrafe. Das engl. Recht begriff unter Treason sowohl den Hochverrat (high-treason), als jeden sonstigen, bei Verbrechen, z. B. Mord, erschwerend in Betracht kommenden Treubruch (petty-treason). Vgl. Hochverrat und Landesverrat. Über den Lehnsverrat s. Felonie.

Verrenkung (luxatio) nennt man das Austreten eines Knochens aus seiner natürlichen Gelenkverbindung, welches teils durch vorher vorhandene Krankheitszustände (spontane Luxation), teils durch mechanisch auf den Knochen einwirkende Gewalt (traumatische Luxation) erfolgen kann. Bei ersterer V. findet Entartung einer oder beider sich berührenden Gelenkflächen statt; letztere kann die Gelenkflächen selbst vollkommen unverletzt lassen und nur zerstörend auf die Gelenkbänder und benachbarten Muskeln und andern Organe einwirken. Eine V. dieser Art tritt am leichtesten da ein, wo die sich berührenden Gelenkflächen im Verhältnis zu den Knochen, denen sie angehören, am kleinsten sind, wo wenig und schlaffe Gelenkbänder und überhaupt viel Beweglichkeit im Gelenke vorhanden. Bei der Einwirkung mechan. Gewalt hängt besonders viel davon ab, in welcher Richtung der Knochen gerade zu dem Gelenke steht: Stoß, Fall und übermäßig starke Muskelbewegung sind die gewöhnlichen Ursachen. Eine große Menge Arten von V. ergeben sich aus der Verschiedenheit der Knochen und ihrer Gelenkverbindungen selbst, dem Grade der Abweichung vorher sich berührender Knochen, der Stellung, welche das verrenkte Glied einnimmt, dem Orte, an dem sich der ausgetretene Gelenkteil befindet, der Gegenwart oder Abwesenheit anderer Verletzungen u. s. w.

Obschon an und für sich fast nie lebensgefährlich, ist die V. dennoch oft von sehr traurigen Folgen begleitet, wenn durch Vernachlässigung oder schlechte Behandlung die Gelenke sich nicht wieder verbinden und so das Glied selbst in seinen Verrichtungen mehr oder weniger beeinträchtigt wird und auch benachbarte Organe in ihren Verrichtungen beschränkt. Bei den V. findet eine mehr oder minder ausgedehnte Zerreißung der Gelenkkapsel und der benachbarten Gewebe statt, infolge dessen Geschwulst und Schmerz im verletzten Gelenk eintritt, und zwar um so stärker, je größer die Verletzung und je länger sie besteht. Die V. muß daher sobald als möglich wieder eingerichtet (reponiert) werden. Dies geschieht in der Weise, daß man den ausgetretenen Gelenkkopf vermittelst methodischer Manipulationen wieder auf demselben Wege in das Gelenk zurückführt, auf welchem er ausgetreten ist. Um den Widerstand der Muskeln aufzuheben, welche sich der Reposition widersetzen, und um die Schmerzen zu lindern, pflegt man den Kranken in schweren Fällen zu chloroformieren. Nach der gelungenen Einrichtung muß man das Glied noch eine Zeit lang durch zweckmäßige Verbände fixieren, bis die Zerreißungen geheilt sind. Gleichwohl bleibt mitunter der Knochen nicht in seiner Lage, was von dem Bau des Gelenks oder von Brüchen in der Gelenkhöhle abhängt. Meist erlangt das Gelenk

erst nach längerer Zeit seine ursprüngliche Brauchbarkeit wieder. Gegen die oft lange zurückbleibende Gelenksteifigkeit erweisen sich spirituöse Einreibungen, passive Bewegungen, Elektricität und Massage (s. d.) nützlich. Hat eine V. so lange bestanden, daß bereits Verwachsungen eingetreten sind, wozu schon einige Wochen hinreichen, so ist oft nur von der operativen Entfernung (Resektion) des verrenkten Gelenkkopfes die Wiederherstellung eines brauchbaren Gelenks zu erwarten.

Verres (Gajus), sonst kein Mann von histor. Bedeutung, ist durch die Reden Ciceros gegen ihn für immer bekannt und berüchtigt geworden. Seine Laufbahn, wie sie Cicero in diesen Reden schildert, war eine ununterbrochene Kette von Verbrechen. Im J. 84 v. Chr. Quästor des Papirius Carbo im cisalpinischen Gallien, unterschlug er die ihm anvertraute Kasse und ging zu Sulla über. Sodann im J. 80 Legat des Dolabella in Cilicien, brandschatzte er im Verein mit Dolabella seine Provinz und half dann, um die eigene Schuld zu verdecken, nach der Rückkehr zur Anklage und Verurteilung seines Statthalters mit. Seine Verwaltung der städtischen Prätur im J. 74 war nach Cicero eine Reihe von Rechtsverletzungen. Alle diese Thaten übertraf aber seine Statthalterschaft in Sicilien 73—71, während deren er neben sonstigen zahllosen Willkürakten dem klägerischen Ansatz nach 40 Mill. Sestertien (über 7 Mill. Mark) erpreßte. Die von den Siciliern deshalb im J. 70 erhobene Klage übernahm Cicero; die Verteidigung des V. sollte Hortensius führen. V. suchte zuerst mittels eines Scheinklägers durch eine Konkurrenz in der Anklage den Cicero zu beseitigen, was dieser durch die Rede «Divinatio in Caecilium» vereitelte. Dann wollte V. den Prozeß in das folgende Jahr hinüberspielen, um vor einen günstigen Prätor zu kommen. Allein auch dies wurde vereitelt, und als Cicero gleich bei der ersten Verhandlung nach einer ersten einleitenden Anklagerede (der actio prima) die ganze Masse der Beweise von des V. Schuld, die er gesammelt, vorbrachte, verzichtete Hortensius schließlich auf die Verteidigung. V. ging, nachdem er vorher einen großen Teil seiner Beute in Sicherheit gebracht, freiwillig ins Exil, in welchem er im J. 43 als Opfer der Proskription des Antonius fiel, weil er diesem seine korinth. Gefäße nicht geben wollte. Vor seinem Tode erfuhr er noch die Ächtung Ciceros. Von den auf uns gekommenen «Actiones Verrinae» des Cicero ist übrigens die zweite nicht gehalten worden, sondern die nachträgliche Verarbeitung der Klage zum Zweck der Veröffentlichung, welche aber so abgefaßt ist, als solle durch sie wirklich vor Gericht das verdammende Urteil erwirkt werden. Dieselbe ist nicht bloß als rhetorisches Kunstwerk, sondern auch als Material für die Kenntnis der röm. Provinzialverwaltung von Interesse.

Verria oder Karaferria, Stadt im türk. Vilajet Salonichi, s. unter Beroea.

Verrières (Les), Ort im franz. Depart. Doubs, s. unter Travers (Val de).

Verrius Flaccus (Marcus), berühmter röm. Grammatiker, lebte zur Zeit des Augustus in Rom, zeichnete sich hier durch Gelehrsamkeit und Beredsamkeit so aus, daß ihm Augustus die Erziehung seiner beiden Enkel übertrug, und starb im hohen Alter unter Tiberius. Von seinen histor. und grammatischen Schriften sind nur noch Bruchstücke eines röm. Kalenders erhalten, die 1770 zu Präneste auf einer verschütteten Marmortafel entdeckt und nachher mit andern ähnlichen Überresten unter dem Titel «Fasti Praenestini» von Foggini (Rom 1779) bekannt gemacht wurden. Abdrücke besorgten namentlich F. A. Wolf in seiner Ausgabe des Suetonius (Bd. 4, Lpz. 1802) und neuerdings Mommsen im «Corpus inscriptionum Latinarum» (Bd. 1, Berl. 1863). Dagegen hat sich von seiner bedeutendsten Leistung, dem Werke «De verborum significatione», außer wenigen Fragmenten nur ein großer Teil des Auszugs, den Festus (s. d.) daraus machte, und der wiederum aus diesem Auszug gemachte Auszug des Paulus erhalten. Das Vorhandene hat am besten O. Müller (Lpz. 1839) herausgegeben.

Verrucano, ein aus Porphyr- und Quarzkonglomeraten bestehender Schichtenkomplex der alpinen Dyas (vgl. Geognosie und Geologie).

Verrücktheit (Paranoia), im populären Sinne gleichbedeutend mit Geisteskrankheit, im wissenschaftlichen (psychiatrischen) Sinne Bezeichnung für eine bestimmte Form krankhaften Geisteszustandes, beziehungsweise für eine Gruppe sich untereinander sehr nahestehender Formen. Das Hauptsymptom der V. ist die fixe Wahnidee, mit oder ohne Sinnestäuschungen (Hallucinationen und Illusionen). Man unterscheidet akute und chronische V.

Bei chronischer Verrücktheit treten einzelne oder meist Gruppen fixer Ideen auf, welche untereinander logisch verbunden sind (systematisierter Wahn). Der Inhalt der Wahnideen ist sehr verschieden: Verfolgungswahn, Größenwahn, beziehungsweise religiöser, hypochondrischer Wahn, Liebeswahn (Erotomanie) u. dgl. m. Chronisch Verrückte können jahrzehntelang ihrer Umgebung als geistesgesund erscheinen oder höchstens als Sonderlinge, weil der Wahn häufig lange Zeit geheimgehalten wird und Verwirrtheit, leidenschaftliche Ausbrüche nicht notwendig mit demselben einhergehen. Die Kranken sind oft im Stande, mit scheinbar durchaus normaler Logik ihre verrückten Ideen zu verteidigen und nach Richtungen hin, welche mit ihrem Wahn sich nicht berühren, vernünftig zu handeln.

Bei der akuten Verrücktheit gestaltet sich das Bild weit stürmischer, Affekte treten mehr in den Vordergrund, zeitweise auch hochgradige Verworrenheit. Die chronische V. ist fast immer unheilbar, die akute dagegen häufig einer Heilung fähig; beide gehen oft schließlich in allgemeine Verwirrtheit und Blödsinn über. Bei der Entstehung der V. spielt erbliche krankhafte Geistesanlage eine große Rolle. Bisweilen tritt hier die V. schon in früher Jugend hervor (originäre Verrücktheit). Eine für die V. charakteristische Hirnveränderung kennt man nicht; man rechnet nur solche Fälle zur V., welche nicht auf einer anatomisch wohl charakterisierbaren Erkrankung (z. B. Entzündung) beruhen. Eine für alle Fälle von V. passende Behandlungsweise gibt es nicht; bei den chronischen Fällen ist methodische Beschäftigung insofern von Nutzen, als sie die Kranken vor völligem Versinken in ihren Wahn auf lange Zeit bewahren kann.

Verruf, übler Ruf, heißt insbesondere die von Studentenverbindungen gegeneinander oder gegen einzelne Personen ergehende Erklärung, infolge deren die letztern gewissermaßen für unehrlich zu halten, jeder Verkehr mit ihnen zu meiden u. s. w. sei. Ähnliche Ächtungen sprachen schon früher Handwerkervereine gegen mißliebige Genossen oder Arbeitgeber aus, und neuerdings sind damit

namentlich die Strikes oder Arbeitseinstellungen zur Erlangung besserer Bedingungen gefördert worden. Nach der Gewerbeordnung, §. 153, ist Gefängnis bis zu drei Monaten angedroht denen, welche durch Anwendung körperlichen Zwanges, durch Drohungen, durch Ehrverletzung oder durch Verrufserklärung andere bestimmen oder zu bestimmen versuchen, an Verbindungen zum Behufe der Erlangung günstiger Lohn- oder Arbeitsbedingungen teilzunehmen, oder andere durch gleiche Mittel hindern oder zu hindern versuchen, von solchen Verabredungen zurückzutreten.

Vers (lat. versus, von vertere, umwenden) heißt eine aus mehrern Füßen bestehende, mit einer Pause abschließende rhythmische Reihe; ursprünglich bedeutete das Wort nur soviel als Zeile und wies darauf hin, daß der V. eine Zeile in der Schrift zu füllen bestimmt sei. Auch eine Reihe verbundener V. nennt man wiederum V., daher man häufig von Liederversen spricht, wofür jedoch genauer Strophe gebraucht wird. Ebenso hat das Wort **Versmaß** eine mehrfache Bedeutung, indem man das Verhältnis der Arsis und Thesis oder der Hebungen und Senkungen, dann aber das Hauptbedingnis der metrischen Periode, den Fuß, und endlich die metrische Reihe oder Periode selbst darunter begreift. Die **Verskunst** lehrt die Anwendung dieses Maßes. (S. **Prosodie**.)

Es war von alters her Regel, die daktylischen, kretischen, choriambischen, ionischen, päonischen und antispastischen V. nach Füßen, sodaß jeder ein Metrum bildete, dagegen die anapästischen, trochäischen und iambischen V. nach Dipodien (s. d.) zu messen. Je nachdem nun die metrische Periode in einem V. ein- oder mehrmal enthalten ist, heißt der V. Monometer, Dimeter, Trimeter, Tetrameter, Pentameter oder Hexameter. Da aber mancher Takt nicht jederzeit real ausgefüllt ist, so gründet sich hierauf die Einteilung in katalektische oder unvollzählige und akatalektische oder vollzählige V. Schloß der V. in der Mitte der letzten Dipodie, so hieß er brachykatalektisch oder halbvollzählig; war er um eine Silbe länger, so hieß er hyperkatalektisch oder überzählig. (S. **Metrik**.)

Ver sacrum (lat., d. h. heiliger Frühling) nannte man die Erzeugnisse eines Frühlings an Früchten, Vieh und Menschen, die man nach altital. Brauche in schweren Zeiten den Göttern, insbesondere dem Mars, weihte, worauf man Früchte und Vieh opferte, die Kinder aber, wenn sie herangewachsen waren, als Geweihte aus dem Lande ziehen hieß. Namentlich erfolgte auf diesem Wege zum Teil die Ausbreitung der Samniten (s. d.).

Versailles, vormals die glänzendste Königsresidenz in Europa, war von März 1871 bis Ende Juli 1879 (Gesetz vom 22. Juli 1879) erst faktisch, dann gesetzlich (Konstitution vom 25. Febr. 1875), Sitz des Präsidenten der Französischen Republik, der Deputiertenkammer und des Senats. Seitdem die Regierung wieder ihren Sitz in Paris hat, ist V. nur noch Hauptort des Depart. Seine-Oise. Es liegt 18 km südwestlich von Paris, mit dem es zwei Linien der Westbahn verbinden, die über V. nach Brest führt, und zählt (1881) 48 324 E. Am Ende des 16. Jahrh. war V. ein kleines Dorf in einem Walde, wo der König von Navarra, später Heinrich IV., bisweilen zu jagen pflegte. Eben dazu wurde dieser Wald auch von Ludwig XIII. gebraucht, der hier zuerst ein Jagdhaus, sodann ein Jagdschloß bauen ließ. Ludwig XIV., des Aufenthalts in St.-Germain überdrüssig, faßte 1660 den Plan, jenes Jagdschloß in ein Residenzschloß zu verwandeln. Der Architekt Leveau wurde mit der Ausführung beauftragt und bereits 1664 waren die beiden Seitenflügel, welche den sog. Marmorhof einschließen, so weit vollendet, daß Ludwig XIV. daselbst glänzende Hoffeste geben konnte. Bald darauf erhoben sich nacheinander die drei Hauptgebäude, welche die Fronte nach der Gartenseite hin bilden. Gleichzeitig wurde der Schloßgarten nach Le Nôtres Entwürfen angelegt. Im Febr. 1672 schlug Ludwig XIV. seine Residenz in V. auf. Indes dauerten die Arbeiten fort und wurden seit dem Tode Leveaus von Jules Hardouin Mansard, dem Neffen des berühmten Mansard, geleitet. Mehrere Nebengebäude kamen hinzu, namentlich das Grand-Commun für die Hofdienerschaft, die Marställe, die Treibhäuser u. s. w. Der Bau der Schloßkapelle wurde erst 1690 begonnen und vor 1710 nicht vollendet. Leute, die Häuser in der Nachbarschaft anbauen wollten, erhielten allen möglichen Vorschub, und allmählich erhob sich um die königl. Residenz eine zierliche und ansehnliche Stadt. Unter Ludwig XV. wurde der nach Gabriels Rissen angefangene Schauspielsaal am Ende des nördl. Schloßflügels von Leroy ausgebaut und bei Gelegenheit der Verheiratung des Dauphin, Ludwigs XVI., eingeweiht. Während der Revolution blieb das Schloß in V. dem Verfall preisgegeben. Zur Zeit des Direktoriums diente ein Teil desselben als Succursale des Invalidenhauses, ein anderer als Lokal einer Gemäldesammlung. Napoleon I. beschränkte sich darauf, den Palast und Park wieder in leidlichen Stand zu setzen. Ludwig XVIII. begnügte sich mit Ausbesserungen und Umänderungen. Ludwig Philipp ließ 1833—37 das Innere des Schlosses wiederherstellen und den größten Teil desselben zu einem histor. Nationalmuseum einrichten, welches die Geschichte Frankreichs von den ältesten Zeiten der Monarchie bis auf die Gegenwart in Bildern und Bildwerken zur Anschauung bringt.

Die in verschiedenen Stilen erbaute Fronte gegen die Stadt macht keinen sonderlichen Eindruck. Um so imposanter ist die Seite gegen den Park. Obgleich ihre Einförmigkeit und Regelmäßigkeit bei einer so ungeheuern Ausdehnung etwas Ermüdendes hat, wirkt sie doch durch ihre prunkvolle Masse. In demselben Geschmack ist auch die innere Einrichtung durchgeführt, welche überall den Eindruck des Reichen, Glänzenden und Pomphaften hervorbringt. Die große Galerie, Galerie des glaces, ist eine in ihrer Art einzige Prachthalle. Dieselbe läuft auf der Gartenseite in dem mittelsten Hauptgebäude zu ebener Erde der ganzen Länge nach hin und bringt noch jetzt mit ihren Deckengemälden, Spiegeln, Säulen, Pilastern, Vergoldungen und Marmorbekleidungen die imposanteste Wirkung hervor. Nächst dieser Galerie erregt besonders der Herculessaal Bewunderung. Die neuerdings wiederhergestellte Schloßkapelle, das letzte Werk des jüngern Mansard, ist überreich an Marmor, Goldbronze, Fresken u. s. w. Während sich Lebrun, Jouvenet, Lafosse, Noël Coypel, Mignard u. a. durch die Deckenbilder in den innern Schloßräumen als Maler verewigten, setzten sich dagegen Coysevox, Girardon, die Gebrüder Coustou, Legros, Tuby, Marsy u. a. als Bildhauer, die Gebrüder Keller,

Aubry und Roger als Erzgießer würdige Denkmale durch die Bild- und Gußwerke, die im Garten aufgestellt sind. Ein großer Teil derselben gehört zu den daselbst befindlichen Wasserwerken, die noch jetzt an gewissen Tagen im Sommer spielen. Der Park ist ein Meisterwerk der Gartenbaukunst und von ganz besonderm Reiz durch die schöne Harmonie, in welche er vermittelst eines darin durchwaltenden architektonischen Gesetzes zu den baulichen Umgebungen gebracht worden ist. In regelmäßige Felder abgeteilt und auch so bepflanzt, dabei aber große und freie Partien enthaltend, wozu die reiche Vegetation in den tiefern Gründen trefflich benutzt ward, macht er mit seinen Blumenbeeten, Rasenteppichen, Sandwegen und Baumgängen, Springbrunnen und zahlreichen Bildwerken den Eindruck, den Natur und Geschmacksbildung in glücklicher Durchdringung bewirken. Dieser, der ehemaligen feinen Hofsitte angemessene Charakter ist unverwüstet geblieben, obgleich ein Teil der ursprünglichen Gartenanlagen abgerissen und ausgerottet worden.

In V. wurden 1. Mai 1756 die Verträge zwischen Frankreich und Österreich unterzeichnet, welche den Siebenjährigen Krieg zur Folge hatten, auch wurde zu V. 30. Nov. 1782 der Präliminarfriede und 3. Sept. 1783 der Definitivfriede Englands mit Nordamerika und Frankreich geschlossen. Im Deutsch-Französischen Kriege von 1870—71 wurde V. 18. Sept. 1870 von den Deutschen besetzt und blieb dann der Mittelpunkt der Operationen der deutschen Armee. König Wilhelm traf 5. Okt. hier ein und nahm sein Hauptquartier in der Präfektur. Das Schloß diente als Lazarett. Durch die hier geschlossenen Verträge des Norddeutschen Bundes mit Baden und Hessen (15. Nov.), Bayern (23. Nov.) und Württemberg (25. Nov.) wurde das neue Deutsche Kaiserreich gegründet, das am 18. Jan. 1871 im Schlosse zu V. in der oben erwähnten prachtvollen Galerie des glaces proklamiert wurde. Nach längern Verhandlungen zwischen dem Grafen Bismarck einerseits und Thiers und Jules Favre andererseits wurden hier die Friedenspräliminarien (Versailler Präliminarfriede) 24. Febr. festgesetzt und 26. Febr. 1871 von den Genannten und den Vertretern der vier süddeutschen Staaten unterzeichnet (s. Deutsch-Französischer Krieg von 1870 und 1871), welche dann 10. Mai 1871 im Definitivfrieden von Frankfurt a. M. im wesentlichen bestätigt wurden. Am 12. März räumten die deutschen Truppen die Stadt, welche nunmehr Sitz der Regierung des Präsidenten Thiers und der franz. Nationalversammlung, sowie Hauptquartier der Armee von V. unter dem Marschall Mac-Mahon während der Zeit der Commune wurde. Von V. aus erfolgte dann der Kampf gegen Paris (s. d.) und die Einnahme der Hauptstadt, und V. blieb auch nach der Rückkehr geordneter Zustände der Sitz des Präsidenten der franz. Republik und der beiden Kammern, bis derselbe im Herbst 1879 nach Paris zurückverlegt wurde.

Vgl. Eckard, «Recherches historiques sur V.» (Par. 1836); Laborde, «V. ancien et moderne» (Par. 1839); Gavard, «Galeries historiques de V.» (13 Bde., in Fol., Par. 1835—44, Prachtwerk mit Kupfern; Supplement dazu 6 Bde., 1847—49); Soudin, «Histoire généalogique du musée des croisades, palais de V.» (4 Bde., Par. 1858—66).

Versalbuchstaben oder Versalien (vom lat. versus, Zeile, Absatz) heißen die großen oder Anfangsbuchstaben. Sie haben ihren Namen ohne Zweifel daher, weil sie zunächst zu Anfang des Verses oder des Kapitels gebraucht wurden. Davon zu unterscheiden sind (in der lat. Schrift, der sog. Antiqua) die Kapitälchen, welche zwar die Form der V. haben, aber in der Regel um etwa ein Drittel kleiner als die V. der betreffenden Typengattung sind.

Versauern ist die Bezeichnung für eine Erkrankung der Pflanzen durch das Sauerwerden des Bodens. Wenn organische Reste durch die Einwirkung der Atmosphärilien eine Zersetzung erleiden, so nennt man das Produkt derselben Humus. In diesem ist die Verbindung der in jenen Resten enthalten gewesenen chem. Elemente gelockert und diese gruppieren sich zu andern, der Vegetation gedeihlichen Verbindungen. Erfolgt jedoch diese Zersetzung bei gehindertem Zutritt der Luft, z. B. in Blumentöpfen, bei denen das Abzugsloch verstopft und der Boden durch stauende Nässe geschlossen ist, so entsteht Humus von entschieden saurer Beschaffenheit, der Boden versauert und wird den in ihm vegetierenden Pflanzen verderblich. Die Wurzeln werden braun und faulig und sterben ab; die Pflanzen werden welk und lassen sich leicht ausziehen. So oft man daher die Wahrnehmung macht, daß das den Topfpflanzen dargereichte Wasser zu lange anhält, das Erdreich nicht recht austrocknet, so bringe man das Abzugsloch und das darüber liegende Drainagematerial in Ordnung, oder man hebe die Pflanze aus und setze sie in einen andern, sorgfältig drainierten Topf mit frischem, gesundem Erdreich.

Versäumnis heißt im Prozeß die Nichtvornahme einer Prozeßhandlung, zu welcher eine Partei verpflichtet oder berechtigt ist. Eine Handlung ist versäumt, wenn sie nicht vorgenommen wird innerhalb der Frist, welche dafür gesetzt, oder in dem Termin, welcher dafür anberaumt ist. Die Deutsche Civilprozeßordnung scheidet zwischen totaler und partieller V. Totale Versäumnis liegt dann vor, wenn in einem Termin zu (obligatorischer) mündlicher Verhandlung (nicht bloß zur Beweisaufnahme oder zur Verkündung einer Entscheidung) eine Partei nicht erscheint oder zwar erscheint, aber nicht verhandelt (nicht bloß: unvollständig verhandelt). Es macht dabei keinen Unterschied, ob der erste Verhandlungstermin versäumt ist, oder ein späterer, ein Termin, auf welchen die mündliche Verhandlung vertagt ist, oder welcher zur Fortsetzung derselben bestimmt ist, sei es vor oder nach der Erlassung eines Beweisbeschlusses, vor oder nach einer Beweisaufnahme. Partielle Versäumnis ist die V. einzelner Prozeßhandlungen, z. B. eines Rechtsmittels. Die allgemeine Versäumnisfolge ist die, daß die Partei mit der vorzunehmenden Prozeßhandlung ausgeschlossen wird. Daneben gibt es mannigfache besondere Versäumnisfolgen; so wird, wenn eine Partei im Termin zwar verhandelt, aber über eine einzelne Thatsache sich nicht erklärt, welche vom Gegner behauptet wird, diese als zugestanden angesehen.

Die totale V. führt zum Versäumnisverfahren und zum Versäumnisurteil. Wenn nämlich der Kläger den Termin zur mündlichen Verhandlung versäumt, so ist auf Antrag des Beklagten das Versäumnisurteil dahin zu erlassen, daß der Kläger mit der Klage abzuweisen sei. Beantragt gegen den Beklagten, welcher den Termin

versäumt, der Kläger das Versäumnisurteil, so ist das thatsächliche mündliche Vorbringen des Klägers als zugestanden anzunehmen, und soweit dasselbe dann den Klagantrag rechtfertigt, nach dem Antrage zu erkennen, soweit dies aber nicht der Fall ist, die Klage abzuweisen. Vorgängiger Androhung der gesetzlichen Versäumnisfolgen bedarf es nicht. Auch treten sie von selbst ein, sofern nicht besonders das Gesetz einen darauf gerichteten Antrag der Gegenpartei erfordert. Der Antrag auf Versäumnisurteil ist zurückzuweisen, wenn es am Nachweise eines von Rechts wegen zu beachtenden Umstandes mangelt, wenn die säumige Partei nicht ordnungsmäßig, insbesondere nicht rechtzeitig geladen war, oder ihr ein thatsächliches mündliches Vorbringen oder ein Antrag nicht rechtzeitig mittels Schriftsatzes mitgeteilt war. Gegen das Versäumnisurteil findet der Einspruch (s. d.) statt, gegen die V. von Notfristen die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand. Vgl. Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich, §§. 209 fg., 295 fg.

Versäumnisurteil und **Versäumnisverfahren**, s. unter Versäumnis.

Vers blancs, s. Versi sciolti.

Verschanztes Lager entsteht, wenn eine kürzere oder längere Zeit lagernde Truppe sich durch flüchtige Befestigungsanlagen gegen feindliche Überraschungen deckt. Meistenteils bezieht man den Ausdruck aber auf die provisorisch oder beständig befestigten Stellungen, innerhalb welcher eine dem Gegner im freien Felde nicht gewachsene Armee sich längere Zeit zu behaupten vermag. Alle großen Fortsfestungen haben vermöge des beträchtlichen freien Raums, welchen sie zwischen Fortsgürtel und Kernumwallung für die Lagerung größerer Truppenmassen bieten, den Charakter verschanzter Lager und heißen deshalb auch Lagerfestungen, Armeefestungen. In diesem Sinne diente Metz 1870 der geschlagenen Armee Bazaines. Während des Russisch-Türkischen Kriegs von 1877 und 1878 schuf die türk. Armee unter Osman Pascha die Stellung bei Plewna (s. d.) in kurzer Zeit zu einem verschanzten Lager von solcher Widerstandsfähigkeit um, daß die Russen nach fruchtlosen Sturmversuchen zu einer fortifizierten Einschließung und Aushungerung der türk. Stellung genötigt waren.

Verschiedenzeher, s. unter Coleopteren.

Verschlagen wird im gewöhnlichen Leben anstatt Erkälten und Verkühlen gebraucht (sowohl bei Tieren als bei Menschen). Mit **Verschlag** bezeichnet man meist eine durch Erkältung (s. d.) erzeugte schmerzhafte (rheumatische) Lähmung dieses oder jenes Körperteils.

Verschleimung nennt man im gewöhnlichen Leben einen chronischen Krankheitszustand dieser oder jener Schleimhaut (besonders der des Verdauungsapparats), oder gleichzeitig mehrerer Schleimhäute, dessen Hauptsymptome in reichlicher Absonderung eines dicken Schleims besteht. Die ältere Medizin verstand unter V. oder **Schleimsucht** (status pituitosus, polyblennia) eine Verschlechterung der Blutmasse mit reichlichen, über eine bedeutende oder mehrere Abteilungen des Schleimhautsystems verbreiteten und habituell gewordenen Schleimflüssen. (S. Schleimfieber.)

Verschlucken, s. u. Kehlkopf, Bd. X, S. 214[b].

Verschneiden ist in der Kellerwirtschaft das Mischen verschiedener Weinsorten, um dieselben mundgerecht zu machen; auch nennt man V. das Versetzen von leichten Weinen mit Spiritus. Das V. mit Spiritus gilt in Frankreich und namentlich in Spanien, wo aller Portwein verschnitten wird, nicht als Verfälschung, sondern als eine durchaus statthafte Operation. Der in Frankreich zu diesem Zwecke verwandte Spiritus ist keiner Besteuerung unterworfen.

Verschneidung, s. Castration.

Verschollen heißt derjenige Abwesende, welcher zum Betrieb seiner Angelegenheiten keinen Bevollmächtigten zurückgelassen hat, dessen Aufenthaltsort unbekannt und von dem es zweifelhaft ist, ob er noch lebt. Ist bei einem solchen Verschollenen das gewöhnliche Ziel des menschlichen Lebens (70 Jahre) eingetreten, oder sind die nach einigen Landesgesetzen kürzer bestimmten Fristen verstrichen, so wird er auf den Antrag seiner Verwandten öffentlich aufgefordert und dann, wenn er nicht erscheint, die Todeserklärung ausgesprochen, sein Vermögen aber den etwa sich meldenden Erben oder Verwandten überlassen.

Verschollenheit des Schiffs. Ein Schiff, welches eine Reise angetreten hat, ist als verschollen anzusehen, wenn es innerhalb der Verschollenheitsfrist den Bestimmungshafen nicht erreicht hat, auch innerhalb dieser Frist den Beteiligten keine Nachrichten über dasselbe zugegangen sind. Die Verschollenheitsfrist beträgt: 1) wenn sowohl der Abgangshafen als der Bestimmungshafen ein europ. Hafen ist, bei Segelschiffen sechs, bei Dampfschiffen vier Monate; 2) wenn entweder nur der Abgangshafen oder nur der Bestimmungshafen ein nichteuropäischer Hafen ist, falls derselbe diesseit des Vorgebirges der Guten Hoffnung und des Kap Hoorn belegen ist, bei Segel- und Dampfschiffen neun Monate, falls derselbe jenseit des einen dieser Vorgebirge belegen ist, bei Segel- und Dampfschiffen zwölf Monate; 3) wenn sowohl der Abgangs- als der Bestimmungshafen ein nichteuropäischer Hafen ist, bei Segel- und Dampfschiffen sechs, neun oder zwölf Monate, je nachdem die Durchschnittsdauer der Reise nicht über zwei oder nicht über drei oder mehr als drei Monate beträgt. Im Zweifel ist die längere Frist abzuwarten. (Handelsgesetzbuch, Art. 866.) Die rechtlichen Wirkungen der Verschollenheit des Schiffs sind sehr bedeutend: so können z. B. mit Eintritt derselben die Erben der auf dem verschollenen Schiff befindlichen Mannschaften die Heueransprüche derselben geltend machen (Seemannsordnung, §. 42), vor allen aber ist der Versicherte befugt, vom Assekurateur die Zahlung der Versicherungssumme zu erlangen, obwohl er ja nicht im Stande ist, den Eintritt des Schadens nachzuweisen. Er hat dafür alle seine Ansprüche an den versicherten Gegenständen an den Assekurateur abzutreten. (S. Abandon).

Verschwärung, s. Exulceration.

Verschwendung, die zwecklose und unsinnige Verschleuderung des Vermögens, welche, falls sie gewohnheitsmäßig betrieben wird, die Fürsorge des Staates für den Verschwender (prodigus), gleichwie bei einem Geisteskranken, herausfordert. Gegen den Verschwender kann auf Antrag ein Entmündigungsverfahren eingeleitet werden, auf welches die Grundsätze der Entmündigung wegen Geisteskrankheit im wesentlichen Anwendung finden. (Civilprozeßordnung, §. 621.) Durch die Entmündigungserklärung, welche nur durch das Gericht wieder aufgehoben zu werden vermag, verliert er

die freie Disposition über sein Vermögen und erhält einen Kurator, der die Vermögensverwaltung übernimmt. Er kann mithin auch nicht Schulden machen. Dagegen darf er ohne seinen Kurator Rechtsgeschäfte abschließen, durch welche er nur Rechte erwirbt. Seine unerlaubten Handlungen werden ihm, wie jedem andern, zugerechnet.

Verschwörung (conjuratio) nennt man die geheime, durch Eidschwur bekräftigte Verbindung mehrerer zu unerlaubter Umgestaltung des Staats, seiner Verfassung und seiner Regierung, insbesondere zu Hochverrat (s. d.) oder Landesverrat (s. d.). Zuweilen wird eine derartige Verbindung, auch wenn sie nicht beschworen ist, V. genannt. Die V. ist kein besonderes Verbrechen, aber sie wird je nach den Strafgesetzen in der Regel insofern bestraft, als sie sich als Versuch oder Teilnahme an einem Verbrechen darstellt.

Versecz oder **Werschetz**, Stadt im ungar. Temeser Komitat, am Fuße des gleichnamigen Berges, Station der Linie Temesvár-Bazias der Österreichisch-Ungarischen Staatsbahnen, ist Sitz eines griech.-orient. Bischofs und eines königl. Gerichtshofs und zählt (1880) 22329 E. und zwar Deutsche (57,5 Proz.), Serben (34,4 Proz.) und Magyaren (4,5 Proz.). Der Ort hat Reste eines alten Schlosses, eine kath. und eine griech.-orient. Kirche, eine griech.-theol. Lehranstalt, eine Bürgerschule, Seidenspinnereien, Seiden- und Weinbau und treibt Handel mit Seide und Wein. Am 11. Juli 1848 schlugen hier die Ungarn die Serben; 19. Jan. 1849 nahmen die Österreicher die Stadt.

Versehen der Schwangern, die angebliche Einwirkung von Sinnes-, insbesondere Gesichtseindrücken Schwangerer auf die Formbildung der Leibesfrucht. (S. unter Mißbildung.)

Verseifung, der Zersetzungsprozeß der zusammengesetzten Äther, s. unter Äther (chemisch als Sammelname).

Versendungsschein, s. Legitimationsschein und Transportausweis.

Versenkter Kopf nennt man die wie ein abgestutzter Kegel gestalteten Köpfe mancher Niete, Schrauben und Drahtstifte, auf deren kleinerer Grundfläche der Bolzen oder Stift sitzt, sodaß beim Einziehen, resp. Einschlagen derselben der ganze Kopf sich einsenkt.

Versetzungszeichen heißen in der Musik die Zeichen ♯, 𝄪, ♭, 𝄫 und ×, wodurch die Erhöhung oder Erniedrigung eines Hauptttons auf dem Notenplan angedeutet wird. Soll ein schon erhöhter oder erniedrigter Ton wieder in seine erste Größe zurückgeführt werden, so wird dies durch das Aufhebungszeichen, Quadrat (♮) genannt, angezeigt. Name und Zeichen eines Quadrats stammen von der Bezeichnung des Tons h, welcher im Mittelalter als großes b durch ein ♮ angedeutet wurde; daher der Name Bequadrat.

Versfüße, s. unter Rhythmus.

Versicherung, s. Versicherungswesen.

Versicherungsprämie, s. unter Prämie.

Versicherungswesen. Die Versicherung, Assekuranz, ist eine der wohlthätigsten von allen volkswirtschaftlichen Einrichtungen. Obgleich ältern Ursprungs, ist sie doch erst in neuerer Zeit aus einem Geschäft wesentlich zu einer Wissenschaft umgebildet worden. Sie besteht in der Übertragung einer gewissen Gefahr auf eine möglichst große Zahl von Teilnehmern, um sie so für den einzelnen Fall ihres Eintritts möglichst abzuschwächen, d. h. zu verteilen. Die Versicherung wird teils von Einzelnen (z. B. bei der Seeversicherung, der Trichinenversicherung neuerdings), teils vom Staat oder von Kommunen (Feuerkassen, Societäten), teils von Privatgesellschaften betrieben. Letztere unterscheiden sich in Aktiengesellschaften und durch die Pro rata-Beteiligung am Gewinn und Verlust für alle Mitglieder sich kennzeichnenden «Gegenseitigkeitsgesellschaften», von denen es noch eine Abart in der gefährlichen Versicherungsgenossenschaft mit der gefürchteten Solidarhaft in einigen Ländern gibt. Bei einigen Anstalten, hauptsächlich für Lebensversicherung, besteht das sog. gemischte Prinzip, d. i. Beteiligung auch der Versicherten am Gewinn, nicht am Verlust des Geschäfts. Eine einheitliche Versicherungsgesetzgebung besteht in Deutschland noch nicht; das Versicherungsrecht findet in den jedem Versicherungsvertrage zu Grunde liegenden besondern und «Allgemeinen Versicherungsbedingungen» seinen Ausdruck.

Die Versicherung wird gewöhnlich in zwei Gruppen geteilt, Personen- und Sachversicherung, oder in die Lebensversicherung, bei welcher die spätere Ersatzleistung von vornherein vertragsmäßig fixiert ist, und Elementarversicherung (der sich die Kredit- und Unfallversicherung ꝛc. anschließen würde), wo die ersatzfähige Höhe des Schadens erst bei dessen Eintritt ausgemittelt werden kann. Viele Anstalten, namentlich in Österreich, Frankreich ꝛc., treiben mehrere Elementarbranchen neben der Lebens- und Rentenversicherung gemeinsam. Dem Alter ihres Entstehens nach folgten die einzelnen Zweige der Versicherung etwa so aufeinander: Seeversicherung (später Fluß- und Landtransport-, Valoren- und Reiseunfallversicherung), Feuer- (Rückversicherung), Lebens- und Renten-, Hagel-, Vieh-, Glas-, Hypotheken-, Unfall-, resp. Haftpflicht-, inkl. Kranken-, Invaliditäts- und Arbeiterversicherung. Vergebens versuchte man auch die Gefahren des Mobiliarkredits (der Außenstände und Konkurse) und des Hochwassers, sowie die Aktienrente zum Gegenstande der Versicherung zu machen; auch die Ausgabenversicherung (nach dem Rabattsparsystem) mißlang bisher, wie denn auch z. B. eine Assekuranz der Grundbesitzer für Mietsverluste aus leer stehenden Wohnungen fehlt. Dagegen hat sich die sog. Garantie- (Kautions-) Versicherung in England und Amerika vortrefflich eingebürgert, wie in Deutschland und Frankreich die von Bankhäusern nebenbei gewährte Promesse, d. i. die Versicherung gegen Kursverluste bei Auslosung von Effekten und Prämienanteilpapieren mit dem Nominalbetrage. Neuerdings besteht in Frankfurt a. M. eine Gesellschaft auf Aktien zur Versicherung gegen Wasserleitungsschäden, in Berlin eine gleichzeitig Frost- und Rostschäden, in Magdeburg eine auch Wetterschäden vergütende Hagelversicherungsanstalt. Über Selbst-, Über-, Feuer-, Glas-, Hagel-, Hypotheken-, Lebens-, Rück-, See-, Transport-, Arbeiter-, Unfall- und Viehversicherung s. die betreffenden Spezialartikel.

Vgl. Masius, «Systematische Darstellung des gesamten V.» (Lpz. 1857); Gallus, «Die Grundlagen des gesamten V.» (Lpz. 1874); Bezold, «Das V.» (Berl. 1874); Malß, «Zeitschrift für Versicherungsrecht» (Lpz. 1866 fg.); Grunzke, «Deutscher Versicherungskalender» (Lpz. 1862; einziger Jahrg.); Falk, «Rechtsgrundsätze im V.» (Hamb. u. Lpz. 1885);

Ehrenzweig, «Assekuranz-Jahrbuch» (Wien 1880 fg.); Wittstein, «Das mathem. Risiko der Versicherungs-Gesellschaften» (Hannov. 1885); von Speßhardt, «Der Versicherungsbetrug im Reichsstrafgesetzbuch» (Marb. 1885); «Deutsche Versicherungspresse» (Berl. 1873 fg.).

Versiegelung heißt insbesondere der gerichtliche Akt, durch welchen Gegenstände, die vom Gericht in Beschlag genommen werden, durch Anlegung oder Aufdrückung eines Siegels verschlossen und jeder Disposition Dritter entzogen werden. Die V. kommt bei Beschlagnahmen, infolge von Haussuchungen u. s. w., ferner bei gerichtlichen Verwahrungen von Nachlaßgegenständen vor. Die Verletzung solcher gerichtlich angelegter Siegel unterliegt besondern Strafen.

Versilbern, das Überziehen anderer Metalle, sowie von Holz, Porzellan, Glas u. s. w. mit Silber. Das V. von Holzwerk (Rahmen u. s. w.) ist sehr gebräuchlich, um durch nachfolgendes Auftragen eines gelbgefärbten Firnisses (Goldfirnis) auf wohlfeile Weise eine Vergoldung nachzuahmen. Es geschieht mittels Blattsilber, d. h. äußerst dünn geschlagener Silberblättchen, in derselben Art wie das Vergolden mit Blattgold. (S. Vergoldung.) Versilberung auf Metall wird jetzt fast nur auf galvanischem Wege ausgeführt. Die galvanische Versilberung, welche sogar die Silberplattierung (s. Plattieren) zum Teil verdrängt hat, wird gegenwärtig in außerordentlichem Maße betrieben und ist industriell und kommerziell jedenfalls die bedeutendste Anwendung, welche die Galvanotechnik erfahren hat. Der Gebrauch versilberter Tafelgeräte greift immer mehr um sich, und um die Herstellung derselben haben sich Christofle u. Comp. in Paris (und deren Filiale in Karlsruhe) und die Fabrik von Elkington u. Comp. in Birmingham verdient gemacht. Für die galvanisch versilberten Neusilbergeräte sind die Bezeichnungen «Christofle», «Alfénide», «Alpacca» oder «Chinasilber» üblich. In beschränkterer Weise wie auf Neusilber wird die Versilberung auch auf Britanniametall (vorzugsweise auf Platten und Kannen) vorgenommen. Lüdenscheid zeichnet sich in diesem Artikel aus. Zum Versilbern von Kleinigkeiten aus Messing (z. B. Thermometer- und Barometerskalen) dient noch die kalte Versilberung durch Anreiben mit einem befeuchteten Gemenge von Chlorsilber, Kochsalz, Weinstein und geschlämmter Kreide.

Versi libĕri, s. Versi sciolti.

Versi sciolti oder Versi libĕri, nämlich dalla rima, heißen in der ital. Poesie reimlose Verse, die vers blancs der Franzosen, die blanc verses der Engländer. Da sie dem Geiste der roman. Sprachen wenig zusagen, so kommen sie erst ziemlich spät in den neuern Litteraturen vor. Zwar finden sich schon reimlose Verse in den «Reggimento e costumi delle donne» von Francesco Barberini im 14. Jahrh., wo sie indes mehr aus Bequemlichkeit als aus einer bestimmten Absicht und einem System hervorgegangen zu sein scheinen. Erst seit dem Anfang des 16. Jahrh. werden sie, und zwar als bewußte Nachahmung der antiken Poesie, häufiger gebraucht. Die «Italia liberata da' Goti» von Trissino, einige Gedichte von Sannazar und Rucellai und die Komödien des Ariosto sind die ersten in dieser Versart geschriebenen Werke. Jetzt bedient man sich der Sciolti, und zwar nur elfsilbiger Verse, während früher auch sieben- und fünfsilbige Verse eingemischt wurden, allgemein in der dramatischen und didaktischen Poesie, ferner in Episteln, Satiren und vorzüglich bei poetischen Übersetzungen. Zur Meisterschaft in dieser Gattung sind unter den Neuern besonders Cesarotti, Monti, Parini und Foscolo gelangt. Bei den Franzosen haben die vers blancs nie Eingang gefunden und sind höchstens zu flüchtiger Übersetzung gebraucht worden.

Verskunst, s. Metrik.

Versmaß, s. unter Vers.

Versmold, Stadt in der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Minden, Kreis Halle i. W., zählt (1885) 1503 meist evang. E. und hat eine evang. und eine kath. Pfarrkirche, Schweinezucht, Ziegeleien, Leinweberei, eine Segeltuchfabrik und lebhaften Handel mit Fettwaren. V. hatte bis 1556 einen Freistuhl und bis 1719 ein Gaugericht.

Versöhnung heißt nach kirchlichem Sprachgebrauch die Wiederherstellung der durch die menschliche Sünde gestörten Gemeinschaft mit Gott. Die innere Unseligkeit des Schuldbewußtseins und das dadurch hervorgerufene Mißverhältnis des Gottesbewußtseins zum menschlichen Selbstbewußtsein hat schon in den ältesten Religionen, welche sittlichen Gehalt in sich tragen, das Streben erweckt, das gestörte Verhältnis zur Gottheit wiederherzustellen. Indem man sich dabei Gott selbst nach menschlicher Weise beleidigt oder zürnend vorstellte, suchte man den Zorn Gottes durch Opfer und Gebete zu sühnen. Auch die Hebräer kennen die Versöhnungsidee, auf welcher mehr oder weniger ihr ganzes Schuld- und Sühnopferwesen beruht, besonders aber die Ceremonie am großen Versöhnungsfest, bei welchem ein Bock Jahve geopfert, ein zweiter symbolisch mit den Sünden des Volks beladen in die Wüste gejagt wird. (S. Versöhnungstag.) Aber erst im Christentum trat diese Idee in den Mittelpunkt der religiösen Betrachtung. Während Jesus selbst keine andere V. mit Gott lehrte als die bußfertige Herzenserneuung und selbstverleugnende Hingabe an den Willen des himmlischen Vaters, wurde sein Kreuzestod schon von den ältesten Nazaräern als ein Sühnopfer für die Sünden des Volks gefaßt, woran sich bald der schon von Paulus ausgesprochene Gedanke reihte, daß durch Christi Blut die Feindschaft zwischen Gott und den Menschen hinweggenommen, unsere V. mit Gott und unsere Errettung von dem göttlichen Zorne vermittelt worden sei. Der Verfasser des Hebräerbriefs führte diesen Gedanken durch eine Parallele des Todes Jesu mit dem jüd. Versöhnungsfeste noch weiter aus. Hieraus entwickelte sich die kirchliche Versöhnungslehre, deren vollständige Ausführung bei Anselm von Canterbury vorliegt. Nach derselben konnte der durch die menschliche Sünde verletzten Ehre Gottes nur dadurch Genüge geschehen, daß der Gottmensch freiwillig durch seinen Tod ein Äquivalent für die von der Menschheit verschuldete Strafe bezahlte. Die Reformation steigerte diesen Gedanken noch dadurch, daß der Zorn Gottes über die Sünde nur durch ein Abstrafen Christi an unserer Statt gestillt werden konnte. Die V. ist hiernach durch das stellvertretende Strafleiden Christi bewirkt worden.

Die religiösen und sittlichen Bedenken dieser Theorie führten schon im Reformationszeitalter Milderungsversuche herbei (s. Erlösung), bis der Rationalismus die ganze Vorstellung, daß Gott

versöhnt werden müsse, bestritt und nur eine V. des sündigen Menschen mit Gott durch Buße und Besserung für notwendig erklärte. Die von Schleiermacher ausgegangene Theologie stellte die Versöhnungslehre hinter die Erlösungslehre zurück, wogegen Hegel gerade den spekulativen Gehalt der erstern geltend machte und die V. als den notwendigen Prozeß beschrieb, durch welchen der seinem ewigen Wesen entfremdete endliche Geist durch den Schmerz der Entzweiung hindurch zur Einheit mit dem absoluten Geiste zurückkehrte. Die neuere freie Theologie faßt die V. nicht als metaphysischen, sondern als religiös-sittlichen Vorgang im menschlichen Geistesleben; in Christi Person und Werk aber erkennt sie die geschichtliche Offenbarung der Versöhnung Gottes und des Menschen als religiöser Wahrheit für den Glauben und die thatsächliche Begründung des neuen religiösen Verhältnisses als einer religiös-sittlichen Lebensmacht in der christl. Gemeinschaft.

Vgl. Baur, «Die christl. Lehre von der V.» (Tüb. 1838); Ritschl, «Die christl. Lehre von der Rechtfertigung und V.» (2. Aufl., 3 Bde., Bonn 1882—83); Kreibig, «Die Versöhnungslehre» (Berl. 1878).

Versöhnungstag (der Juden), am 10. des Monats Tischri (September oder Oktober), kommt nur in der Gesetzgebung des Leviticus (Kap. 16 und 24, 26 fg.) und Numeri (Kap. 29, 7 fg.) vor, nicht aber bei den übereinstimmenden Referenten in Exodus 23 und 34, und ebenso wenig bei dem Deuteronomiker, wo dieser (Kap. 16) die festlichen Zeiten aufzählt. Daher findet man ihn auch sonst in den geschichtlichen Büchern nirgends erwähnt, und auch bei der Rückkehr der Juden aus dem Exil wird er nicht gefeiert, was aus Nehemia 8 und aus dem Schweigen des Chronisten hervorgeht. Als jedoch allmählich neben dem Deuteronomium auch die andern Bücher in Aufnahme kamen und zu einem Pentateuch zusammenwuchsen, sodaß alle fünf Bücher als ein in sich einiges Werk betrachtet wurden, gelangte auch der V. zu allgemeiner Anerkennung und wurde durch seinen Gedanken als Sühnetag für das Volk wie durch den Prunk, welchen der Hohepriester entfalten, durch die Beteiligung, welche das ganze Volk bei der Absendung des Sühnebocks daran nehmen konnte, zum angesehensten Feiertag. Während des zweiten Tempels blieb er jedoch neben dem allgemeinen Fasten und der glänzenden Tempelfeier ein geräuschvolles Volksfest, bei dem es sogar nicht an öffentlichen Tänzen und Minnewerbungen fehlte. Erst mit der durch Zerstörung ihrer polit. Selbständigkeit eingetretenen Zerstreuung der Juden über alle Länder erhielt der Tag, angemessen der eingetretenen erstern Stimmung, den strengern Charakter als Bußtag, der ganz in Fasten, Gebet und wehmütiger Erinnerung an vergangene Herrlichkeit begangen wurde. Dieser Charakter ist ihm im ganzen bis heute noch geblieben. Er gilt als der weihevollste jüd. Festtag.

Versorgungsanstalten nennt man vorzugsweise nach den Prinzipien des Versicherungswesens organisierte Anstalten, welche den Beteiligten von einem gewissen Alter an oder auch bei Eintritt von Erwerbsunfähigkeit infolge von Unfall Leibrenten oder einmalige Kapitalauszahlungen gewähren, auch wohl die Auszahlung von Witwen- und Waisenpensionen übernehmen. Von den gewöhnlichen Versicherungs- und Rentenanstalten unterscheiden sie sich durch einen mehr gemeinnützigen Charakter, sowie dadurch, daß sie vorzugsweise auf die Bedürfnisse der weniger bemittelten Klassen berechnet sind. Manche haben sogar in ausgesprochener Weise den Charakter von Wohlthätigkeits- oder wenigstens von öffentlichen sozialpolitischen Anstalten. Hierher gehören namentlich die Knappschaftskassen (s. d.) und die Unfallversicherung (s. d.) in Deutschland, wenigstens soweit diese Institutionen die Versorgung der Invaliden und der Hinterbliebenen derselben gewähren. Die Fürsorge für bloß zeitweilig erwerbsunfähige Kranke und Verwundete ist nicht Aufgabe der eigentlichen V., sondern der Krankenkassen und des betreffenden Zweigs der Unfallversicherung. Eine allgemeine obligatorische staatliche Altersversorgung ist bisher noch nirgend praktisch versucht worden und würde auch ohne Zweifel auf sehr große Schwierigkeiten stoßen. Dagegen besteht in Frankreich seit 1850 unter staatlicher Garantie und mit staatlicher Unterstützung eine Caisse de retraite pour la vieillesse, welche unter sehr günstigen Bedingungen Altersrenten bis zu 1500 Frs. gewährt. In Deutschland bildet die Kaiser-Wilhelm-Spende den Versuch einer gemeinnützigen Stiftung für Altersrenten- und Kapitalversicherung. Sie besitzt ein aus Anlaß der Attentate von 1878 durch Sammlungen aufgebrachtes Kapital von über 1700000 Mark und wird von der Behörde nach Möglichkeit unterstützt. Auf dem Prinzip der Selbsthilfe beruhen die Invalidenkassen der Gewerkvereine, die indes nur bei Arbeitsunfähigkeit infolge von Unfall oder Alter Pensionen zusichern. Zu den V. sind auch die verschiedenen Stiftungen, Pfründnerhäuser, Asyle, Hospitien u. s. w. zu rechnen, welche gegen eine geringe Einkaufssumme oder sogar ganz unentgeltlich alte oder erwerbsunfähige Personen gewisser Kategorien zur Naturalversorgung aufnehmen. Es sind dies meistens eigentliche Wohlthätigkeitsanstalten (s. d.).

Versorgungsbrief, soviel wie Panisbrief.

Versprechen oder Besprechen ist eine mit der Magie (s. d.) verwandte Art von abergläubischen Handlungen, welche in Anwendung gebracht werden, um die Fortdauer nachteilig wirkender oder gefahrdrohender Zustände aufzuhalten. So werden namentlich besprochen Krankheiten, Wunden, fließendes Blut, Feuer u. dgl. Das Besprechen geschieht durch gewöhnlich mit besondern Ceremonien und Gebräuchen verbundene Hersagung bestimmter Beschwörungs-, Verwünschungs- und Segensformeln, die auch schlechthin «Segen» genannt werden, und wird, je nach dem betreffenden Grade der Religionsbegriffe und des allgemeinen Bildungszustandes, bei allen Völkern in größerer oder geringerer Ausdehnung geübt. Auch in Deutschland war es allgemein üblich und kommt noch jetzt ziemlich häufig in Anwendung, weshalb sich auch zahlreiche Segen teils in Handschriften, teils in der lebendigen Überlieferung des Volks erhalten haben. Teils sind diese Segen poetisch abgefaßt, beginnen mit einem epischen Eingange, enthalten in der Mitte die für die betreffende Beschwörung besonders wirksamen Worte und schließen mit einer Anrufung Christi und der Heiligen. Viele dieser Segen stammen noch aus der heidnischen Zeit und enthalten sogar zuweilen noch die Namen heidnischer Götterwesen; gewöhnlich aber sind an die Stelle der letztern christl. Heilige getreten. Durch

diesen Umstand werden die Segen auch fruchtbar für die Wissenschaft, als Quellen und Hilfsmittel für die Kenntnis und das Verständnis der german. Mythologie. Die beiden ältesten und merkwürdigsten deutschen Segensformeln wurden 1842 in einer Handschrift des 10. Jahrh. aufgefunden, sind aber noch durchaus heidnisch und um Jahrhunderte früher entstanden als die Handschrift. Die eine ist ein Zauberspruch zur Lösung von Fesseln, die andere ist gegen Verrenkung gerichtet. Sammlungen solcher Segen finden sich unter andern im Anhange zur ersten Ausgabe von J. Grimms «Deutscher Mythologie» (Gött. 1835) und im Anhange zu J. W. Wolfs «Beiträgen zur deutschen Mythologie» (Bd. 1, Gött. u. Lpz. 1852). Die ältesten Segen sind neuerdings gedruckt und besprochen worden in Müllenhoffs und Scherers «Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem 8. bis 12. Jahrh.» (Berl. 1864); Frischbier, «Hexenspruch und Zauberbann» (Berl. 1870).

Verstählen heißt das Verfahren, aus weichem Eisen geschmiedete Gegenstände mit Stahl zu verbinden oder oberflächlich in Stahl überzuführen. Im erstern Falle wird an den Stellen, welche der Härte bedürfen (z. B. bei Amboßen und Hämmern auf der Bahn, bei Schneideinstrumenten in der Nähe der Schneide), Stahl an- oder aufgeschweißt, was man auch Anstählen oder Vorstählen nennt. Im zweiten Falle glüht man die Gegenstände längere Zeit in einer Umgebung von Kohlenpulver, wovon sie Kohlenstoff aufnehmen und oberflächlich zu Stahl werden (das sog. Einsetzen), oder bestreut sie im glühenden Zustande mit gepulvertem gelben Blutlaugensalz, wodurch gleichfalls eine dünne Stahlschicht sich bildet. Uneigentlich spricht man vom V. gestochener Kupferplatten, wenn man auf dieselben auf galvanoplastischem Wege eine äußerst dünne Schicht reinen Eisens niederschlägt, wonach sie eine viel größere Anzahl Abdrücke aushalten. Ist die zwar sehr dünne, aber dennoch äußerst harte Eisenschicht, welche 5000—15000 Abdrücke aushält, abgenutzt, so kann die nämliche Platte beliebig oft von neuem verstählt werden, ohne daß sie irgendwie darunter leidet.

Verstand, s. Vernunft und Verstand.

Verstärkungstruppen werden in Dänemark die aus den ältesten Dienstpflichtigen gebildeten Truppen genannt. Nach dem Wehrgesetz vom 6. Juli 1867 dauert die Dienstverpflichtung 16 Jahre, von denen der Regel nach 4 in der Linie, 4 in der Reserve und 8 in der Verstärkung zugebracht werden. Nach dem Gesetze vom 25. Juli 1880 aber besteht die Infanterie aus 5 Brigaden und der Garde. Letztere zählt 1 Linien- und 1 Verstärkungsbataillon, jede Brigade aber zerfällt in 2 Regimenter, von denen jedes 3 Linienbataillone und 1 Verstärkungsbataillon enthält. Die Feldartillerie besteht aus 2 Regimentern zu je 2 Abteilungen à 3 Linienbatterien und 1 Verstärkungsbatterie. Die Festungsartillerie besteht aus 2 Bataillonen, von denen das 1. aus 4 Linien- und 2 Verstärkungskompagnien, das 2. aus 2 Linienkompagnien und 1 Verstärkungskompagnie zusammengesetzt ist.

Verstauchen (subluxatio, distorsio) bezeichnet in der Chirurgie die gewaltsame, aber nur unvollständige Trennung der Gelenkflächen der Knochen voneinander. Nicht selten ist die Verstauchung mit Zerreißung von Gelenkteilen und mit Blutaustretung verbunden, auch zieht sie gar nicht selten, zumal wenn das Glied nach der Verstauchung nicht geschont wird, Entzündung des Gelenks mit ihren Folgen nach sich. Jede heftigere Verstauchung verlangt, um schädliche Folgen zu verhüten, die größte Ruhe des Gelenks (Anlegen eines Verbandes) und kalte Überschläge, solange als noch Schmerz vorhanden ist; bei erheblicherer Anschwellung leistet auch das Massieren der verstauchten Gelenkgegend vortreffliche Dienste. (S. Massage.) Bei ungeeigneter Behandlung kann jede Verstauchung eine abnorme Beweglichkeit des betreffenden Gliedes zurücklassen, die unter Umständen, namentlich am Fußgelenk, häufige Rückfälle zur Folge haben kann.

Versteck (militär.), s. unter Embuscade.

Versteigerung, s. Auktion.

Versteinerungen, s. Petrefakten.

Versteinerungskunde, s. Paläontologie.

Verstemmen, bei Verschlußnietungen (s. unter Niet), z. B. bei Dampfkesseln, diejenige Operation, welche nach dem Nieten vorgenommen wird, um die Verbindungsstelle dicht zu machen, indem sowohl die Köpfe der Niete als die Blechränder mit Meißeln und Hammerschlägen gewaltsam gegen ihre Unterlage niedergebogen werden.

Verstopfung, s. Obstruktion.

Verstrickung, s. Konfination.

Verstümmelung ist diejenige Körperverletzung, welche zur Folge hat, daß der Verletzte ein wichtiges Glied des Körpers verliert oder in erheblicher Weise dauernd entstellt wird. Das Reichsstrafgesetzbuch bedroht in §§. 224 fg. die V. (schwere Körperverletzung) mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren oder Gefängnis nicht unter einem Jahre; war die Folge beabsichtigt und eingetreten, mit Zuchthaus von 2—10 Jahren, bei eingetretenem Tode nicht unter drei Jahren oder Gefängnis nicht unter drei Jahren. Neben der Strafe kann (nach §. 231) auf Verlangen des Verletzten noch auf eine an denselben zu erlegende Buße bis zum Betrage von 6000 Mark erkannt werden. (S. Körperverletzung.) Wegen Selbstverstümmelung zu dem Zwecke, um sich dadurch dem Militärdienste zu entziehen, tritt nach dem Reichsstrafgesetzbuch, §. 142, Gefängnisstrafe nicht unter einem Jahre ein, auch kann daneben Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden. Dieselbe Strafe trifft denjenigen, der einen andern auf dessen Verlangen zur Erfüllung der Wehrpflicht untauglich macht, und es ist derjenige, welcher die Untauglichkeit selbst herbeiführt, wenigstens noch zu solchen Diensten bei dem Militär heranzuziehen, die er vermöge seiner Körperbeschaffenheit verrichten kann. Verstümmelnde Strafen, wie Abschneiden einzelner Glieder ꝛc., finden sich nur auf geringern Civilisationsstufen der Völker älterer und neuerer Zeit.

Versuch, s. Experiment.

Versuch eines Verbrechens (conatus delinquendi, crimen attentatum). Man unterschied früher zwischen entferntem Versuch, wo bloße Vorbereitungshandlungen vorlagen (delictum praeparatum), nahem Versuch, wo der Verbrecher bereits in der Ausführung der verbrecherischen Handlung begriffen war (delictum inchoatum), und vollendetem Versuch, wenn der Verbrecher alle Handlungen, die er zur Herbeiführung des rechtswidrigen Erfolgs für nötig hielt, vollbracht hat (delictum perfectum). Heutzutage wird der Versuch als eine «teilweise Verwirklichung der verbrecherischen Absicht» (Geyer) aufgefaßt und fallen also die bloßen

Vorbereitungshandlungen darunter nicht. Innerhalb des Versuchs wird ferner unterschieden ein Stadium des unbeendigten Versuchs, in welchem für den Thäter noch die Möglichkeit besteht, die weitere Vollziehung der auf Herbeiführung eines strafbaren Erfolgs im weitern Sinne gerichteten Handlung aufzugeben, also von weiterer Ausführung zurückzutreten, und andererseits das Stadium des beendigten Versuchs, in welchem die seitens des Thäters zur Herbeiführung des Erfolgs notwendige Thätigkeit abgeschlossen ist, ohne daß derselbe eintritt, also jene Thätigkeit erfolglos vollzogen ist, oder aber diese Thätigkeit erfolglos gemacht wird, indem der Thäter, nicht gehindert durch von seinem Willen unabhängige Umstände, d. h. freiwillig, den Eintritt jenes Erfolgs abwendet. Diese beiden Stadien werden im Deutschen Reichsstrafgesetzbuch, §. 46, in allerdings nicht ganz einwandsfreier Fassung geschieden und als Strafaufhebungsgründe behandelt. In der Praxis bereitet die größten Schwierigkeiten die Frage, wann bei den einzelnen Verbrechen (und Vergehen) ein Anfang der Ausführung anzunehmen ist, wobei immer wieder die alte Streitfrage rücksichtlich des Versuchs an einem nicht vorhandenen Objekt oder einem nicht tauglichen und andererseits bezüglich des mit absolut (von vornherein) oder nur mit relativ untauglichen Mitteln unternommenen sich geltend macht. Das Deutsche Reichsgericht hat, ausgehend vom subjektiven Standpunkte, durch Plenarbeschluß vom 24. Mai 1880 ausgesprochen, daß seiner Auffassung nach zur Strafbarkeit des Versuchs nicht mehr erfordert wird, als daß die Handlung vom Thäter in der Vorstellung unternommen wurde, sie werde zur Herbeiführung des beabsichtigten Erfolgs führen. Diese Entscheidung wird von andern Seiten lebhaft bekämpft. Den Standpunkt des Reichsgerichts vertritt besonders von Buri («Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft», Bd. 1, 1881); «Die Causalität und ihre strafrechtlichen Beziehungen» (Stuttg. 1885). Vgl. Lammasch, «Das Moment objektiver Gefährlichkeit im Begriff des Verbrechensversuchs» (Wien 1879); Cohn, «Zur Lehre vom versuchten und unvollendeten Verbrechen» (Bresl. 1880); Olshausen, «Kommentar zum Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich» (2. Aufl., Berl. 1886); Berner, «Lehrbuch des deutschen Strafrechts» (14. Aufl., Lpz. 1886).

Versuchsstationen (landwirtschaftliche), s. Landwirtschaftliche Versuchsstationen.

Versuchswesen (forstliches), s. Forstliches Versuchswesen.

Vertäfelung, s. Täfelwerk.

Vertagen (vom altdeutschen tagen, d. h. Gericht halten) wird hauptsächlich von den Versammlungen der Landtage und Reichstage gebraucht, wenn diese auf einige Zeit ausgesetzt (nicht aufgelöst) werden. Das Recht der Vertagung ist wesentlich dem Staatsoberhaupt vorbehalten. Über die Vertagung des Deutschen Reichstags s. unter Deutschland und Deutsches Reich, Bd. V, S. 226[a].

Vertäuen heißt ein Schiff so vor zwei Anker legen, daß der eine vorn, der andere hinten liegt und das Schiff selbst sich in der Mitte zwischen beiden befindet. Man führt dieses Manöver in der Weise aus, daß man zunächst einen Anker fallen läßt, 60, 80, 100 m ꝛc. je nach Erfordernis darüber fort segelt, dann den zweiten Anker wirft und die Hälfte der ersten Ankerkette wieder einwindet. Das V. geschieht gewöhnlich an Orten, wo Ebbe und Flut herrscht, weil bei dem Wechsel derselben sich dann nur das Schiff um sich selbst drehen, aber sich die Kette nicht um den aufrecht stehenden Stock des Ankers schlingen kann. Dieser Fall tritt leicht ein, wenn das Schiff vor einem einzelnen Anker liegt, und bei Flutwechsel mit der ganzen Kettenlänge einen Halbkreis um jenen beschreibt, wodurch der Anker aus dem Grunde gerissen werden kann, sobald größere Kraft auf die Kette kommt. Ebenso vertäut man Schiffe, wo es an Platz mangelt, weil alsdann der Radius eines bei Wind- und Stromwechsel beschriebenen Kreisbogens nicht mit der Länge der Ankerkette + Länge des Schiffs, sondern nur aus letzterer besteht. Um zu verhüten, daß die Ketten eines vertäuten Fahrzeugs sich vor dem Schiffe in Schlingen umeinander drehen, wodurch beim Ankerlichten große Schwierigkeiten entstehen würden, befestigt man beide an dem Klüsen (s. d.) in einem eisernen Winkelringe, dem Mooringsschäkel, sodaß man jederzeit die Schlinge leicht aufdrehen kann.

Vertebra (lat.), Gelenk, besonders Rückenwirbel; vertebräl, dazu gehörig; Vertebralsystem oder Spinalsystem, die Gesamtheit des Rückenmarks (s. d.) und der daraus entspringenden Nerven zum Unterschiede von dem Cerebralsystem (s. d.) und dem System der Ganglien (s. d.).

Vertebraten (lat.), soviel wie Wirbeltiere.

Verteidigung oder Defension (jurist.). Das Strafverfahren gestattet in seinen Anfängen der Anklage ein entschiedenes Übergewicht. Es überliefert den Angeschuldigten einem rechtskundigen, meistens geistig hoch über ihm stehenden Untersuchungsbeamten, verstattet möglicherweise seine vollständige Isolierung, läßt jede seiner Äußerungen schriftlich aufbewahren, hält ihn über den Plan und Zusammenhang der Untersuchungshandlungen im Ungewissen und beschränkt die betreffende Übersicht allein auf das Gericht. Die Gerechtigkeit fordert hier eine endliche Ausgleichung, weil der Beklagte überhaupt nicht ungünstiger gestellt sein soll als der klagende Teil, und damit dem Einflusse begegnet werde, welchen Irrtum und Voreingenommenheit auf die Abfassung des Urteils üben könnten. Was der Angeschuldigte und weitere Auskunftspersonen an Entlastungsgründen beigebracht haben (materielle V.), was ferner an sonstigen Momenten dieser Art teils außerhalb noch vorhanden, teils aus den Erhebungen und dem Verfahren des Gerichts zu entnehmen ist, soll daher mittels einer sachverständigen Darstellung und Beurteilung des Rechtsfalls vom Standpunkte des Angeklagten und durch einen Vertreter desselben in das gehörige Licht kommen. Zu diesem Behufe ist dem Verteidiger oder Defensor die Einsicht in die Akten und die freie Unterredung mit dem zu Verteidigenden (wiewohl, wenn sich derselbe nicht auf freiem Fuße befindet, für die Regel erst nach geschlossener Untersuchung) gestattet. Außerdem kann er auf Abhörung neuer Zeugen (Defensionalzeugen) und auf sonstige ergänzende Maßregeln antragen, um noch unberücksichtigte Entlastungsmomente klar zu stellen. In wichtigern Fällen sind nach deutschem und franz. Rechte Verteidiger, wenn die Angeklagten auf deren Benennung verzichten, sogar von Amts wegen beizuordnen und bei Unvermögen des zu Verteidigenden vom Staate zu honorieren. (Vgl. Deutsche Strafprozeßordnung, §§. 140, 141.) Die V. greift

entweder in das vorbereitende Verfahren ein, indem sie beschwerende Maßregeln, wie Anlegung oder Fortsetzung der Untersuchungshaft, die Versetzung in den eigentlichen Anklagestand, von dem Angeschuldigten abzuwenden strebt (Nebenverteidigung), oder sie sucht einen Einfluß auf das Endurteil zu gewinnen (Hauptverteidigung). Zu dem letztern Zwecke legt sie je nach der Sachlage die Mängel des Anschuldigungsbeweises dar, z. B. wenn der äußere Thatbestand nicht vollständig ermittelt, der Hauptzeuge höchst verdächtig ist, oder sie bemüht sich um einen Unschuldsbeweis, z. B. daß der Angeklagte sich zur Zeit der That an einem ganz entfernten Orte befunden, daß er in gerechter Notwehr gehandelt, oder sie beschränkt sich wenigstens auf Hervorhebung der dem überführten zugute kommenden Strafmilderungsgründe. Wo das Anklageverfahren Aufnahme gefunden, bringt sich die V. bei der abschließenden mündlichen Verhandlung zu vorzüglicher Geltung, während sie innerhalb des Inquisitionsprozesses, oder wenn es sich um eine Nebenverteidigung handelt, auf schriftliche Eingaben oder Anträge zu Protokoll beschränkt bleibt. Auch in höherer Instanz greift die V. ein. Eine freiere Stellung der V. gewährt die Deutsche Strafprozeßordnung, §§. 137—150, 227, 233, 238, 239, 339. Vgl. Jaques, «Über die Aufgabe der V. in Strafsachen» (Wien 1873); Frydmann, «Systematisches Handbuch der V.» (Wien 1877); Holtzendorff, «Handbuch des deutschen Strafprozeßrechts» (Berl. 1877 fg.); Glaser, «Handbuch des Strafprozesses» (Bd. 2, Lpz. 1885); Kosjeck, «Aus den Papieren eines Verteidigers» (Graz 1884); Campani, «La difesa penale in Italia» (Bologna 1879, 1880). — Die Offenbarung anvertrauter Geheimnisse macht Verteidiger strafbar (Reichsstrafgesetzbuch, §. 300).

Verteidigung (militär.), s. Angriff und Verteidigung.

Vert-Galant (Le), ein an der Paris-Metzer Straße gelegener Ortsteil des franz. Marktfleckens Vaujours im Arrondissement Pontoise des Depart. Seine-et-Oise, 14 km ostnordöstlich des Hauptwalls von Paris, war vom 19. Sept. 1870 bis 11. März 1871 das Hauptquartier des Prinzen Georg von Sachsen, kommandierenden Generals des 12. (königl. sächs.) Armeekorps, während der Belagerung von Paris. Auch der Kronprinz Albert von Sachsen hatte in der Zeit vom 1. bis 6. Dez. 1870 das Oberkommando der deutschen Vierten Armee dahin verlegt und dort Quartier genommen.

Verticillātus (lat.), einen Quirl (verticillus) bildend, quirlständig, in der Botanik von Pflanzenblättern gebraucht.

Vertikāl (vom lat. vertex, Scheitel) ist das, was die Richtung durch den Scheitel des aufrecht stehenden Menschen hat, demnach eine vertikale Linie jede senkrechte, lotrechte oder perpendikuläre Linie. (S. Perpendikel.) In der Astronomie heißt die durch den Zenith (Vertikalpunkt) und Nadir gezogene, also auf der Horizontalebene stehende Linie die Vertikallinie. Vertikalkreis oder Höhenkreis (s. d.) heißt der Kreis, der durch Nadir und Zenith geht, die Ebene dieses Kreises aber, die senkrecht auf der des Horizonts steht, die Vertikalebene.

Vertikalbohrmaschinen, s. unter Bohrer und Bohrmaschinen.

Vertikale Winde, s. Erdwinde.

Vertikalhammer, s. Fallhammer.

Vertikalhobelmaschine, soviel wie Stoßmaschine. — **Vertikalkreis**, s. Höhenkreis.

Vertoonungen (holländ.), bildliche Darstellungen von Küstenstrecken oder Inseln, vom Meere aus gesehen, welche dem Seefahrer zur Orientierung dienen sollen.

Vertot d'Auboeuf (René Aubert de), franz. Historiker, geb. 25. Nov. 1655 in dem Schloß Bennetot in der Normandie, wurde 1677 Prämonstratenser, trat aber 1701 aus dem Kloster. Er wurde 1703 Sekretär der Herzogin von Orléans, 1715 Historiograph des Malteserordens und starb 15. Juni 1735 in Paris. Er schrieb: «Histoire des révolutions de Portugal» (Par. 1680; deutsch, Regensb. 1688), «Histoire des révolutions de Suède» (2 Bde., Par. 1696), «Histoire des chevaliers de Malte» (4 Bde., Par. 1726; fortgeführt von Bussy, 3 Bde., 1859). Seine «Oeuvres choisies» erschienen in 12 Bänden (Par. 1819—21).

Vertrag ist ein Rechtsgeschäft zwischen wenigstens zwei Personen, welche durch übereinstimmende Willenserklärungen Verbindlichkeiten begründen. Bedingung der Gültigkeit ist die Fähigkeit der Vertragschließenden zur Übernahme von Verpflichtungen und die sowohl den Naturverhältnissen als den guten Sitten entsprechende Möglichkeit der Erfüllung. Im ältern röm. Recht ward aber hierzu noch erfordert, daß die Parteien durch die Art des Abschlusses sich die Verwendung einer der vorgeschriebenen festen Klagformeln gesichert und mit der gerichtlichen Verfolgbarkeit einen durchgreifenden Verpflichtungsgrund (causa civilis) geschaffen hatten. Verträge dieser Art hießen contractus (Kontrakt), dagegen die nicht unter den alten Klagschematismus zu bringenden, deshalb aber höchstens zu Einreden und zur Begründung eines Retentionsrechts bei freiwilliger Erfüllung verwendbaren, pacta (Pakt). Nur bei dem Kaufe, der Miete von Sachen oder Diensten, dem Gesellschafts- und Bevollmächtigungsvertrage, zu welchem später noch der V. wegen Bestellung eines Erbzinsguts hinzukam, ward den formalen Ansprüchen der Gerichte schon damit genügt, daß der klagende Mitkontrahent die geschlossene Hauptberedung oder damit zusammenhängende Nebenverträge (pacta adjecta) vortrug, und es werden darum diese Verträge, weil die Willensübereinstimmung (consensus) den Verpflichtungsgrund abgibt, Konsensualkontrakte genannt. Bei andern, den sog. Realkontrakten, war anzuführen, daß infolge der Verabredung vom Kläger gegen die angenommene Zusage der Rückgabe oder einer sonstigen Gegenleistung eine Sache, res, übergeben oder empfangen sei. Diese Bedingung der Klagbarkeit wird von dem unmittelbaren Rechtsgefühle rücksichtlich der ältesten Realverträge: Darlehn, Gebrauchsleihe (Kommodat), Depositum und Pfandvertrag, noch jetzt aufrecht gehalten. Die verbindende Kraft der Verträge hängt lediglich von dem Vorhandensein der natürlichen Gültigkeitsbedingungen ab und nur, wo desfallsige Verabredung oder landrechtliche Vorschrift hinsichtlich gewisser Verträge schriftlichen oder selbst gerichtlichen Abschluß vorschreiben, wird die Klagbarkeit nicht durch die alleinige Verabredung erzeugt. Über diplomatische Verträge s. Traktat.

Vertragsbruch, s. Kontraktbruch.

Vertretbare Sachen, s. Fungible Sachen.

Vertumnus (vom lat. vertĕre, wechseln), der altitalische Gott des Jahreswechsels und der Gaben

der verschiedenen Zeiten des Jahres, den man sich demgemäß in wechselnden Gestalten, vorzugsweise aber als Gärtner mit Gartenmesser und Früchten vorstellte. Es wurde ihm ein jährliches Opfer am 13. Aug. dargebracht. Da ein Bild von ihm im Vicus Tuscus stand, so machte die spätere röm. Mythologie einen etruskischen Gott aus ihm. V. ist aber, wie schon die Etymologie zeigt, ein echt lateinischer und zugleich allgemein italischer Gott, verwandt mit Ceres und Pomona, den Göttinnen des Getreides und des Obstes.

Vertus (mittellat. Virtus), Stadt im franz. Depart. Marne, Arrondissement Châlons-sur-Marne, Station der Linie Oiry-Romilly der Ostbahn, hat (1881) 2529 E., ein Schloß, Weinbau und Weinhandel. V., ehemals mit einer Abtei, war unter den Valois und den Bourbonen Hauptort einer Grafschaft.

Veruntreuung, s. Unterschlagung.

Verus (Lucius Älius), hieß eigentlich Lucius Aurelius Cejonius Commodus Verus und erhielt jenen Namen, als ihn Hadrianus 136 n. Chr. adoptierte und unter der Benennung Cäsar zum Nachfolger designierte. Er starb schon 138. Sein Sohn, der als Kaiser gewöhnlich Lucius V. genannt wird, wurde von Antoninus Pius, welchen Hadrian adoptierte, nach dessen Willen mit Marcus Aurelius (Antoninus Philosophus) adoptiert. Er war unfähig für die Regierung, von der ihn daher auch sein Adoptivvater entfernen wollte. Dennoch nahm ihn Marcus Aurelius, als er 161 n. Chr. den Thron bestieg, zum Mitaugustus an und schuf damit den Vorgang für die bis auf Diocletian oft sich wiederholende Teilung der Regierung ohne rechtliche Teilung der Geschäftsgebiete oder des Reichsgebiets. V. übernahm 162 den Krieg gegen die Parther, überließ jedoch, während er selbst in Antiochien ein üppiges Leben führte, die eigentliche Führung des Kriegs tüchtigen Feldherren, namentlich dem Avidius Cassius, die ihn bis 165 zu Ende brachten. Das Jahr darauf feierten beide Kaiser in Rom einen glänzenden Triumph. Aber das siegreiche Heer hatte die Pest mit sich gebracht, und an der Donau erhoben sich tapfere Völker zum Krieg gegen die Römer. Im J. 167 zogen beide Kaiser zum Markomannenkrieg aus. Sie hatten 168 kriegerische Erfolge, aber auf der Rückkehr starb V. 169 in Altinum in Venetien.

Vervielfältigung, die durch äußere Mittel oder Werkzeuge auf mechan. oder chem. Wege wiederholt erfolgende Wiedergabe einer Schrift oder eines Kunstwerks. (S. Nachdruck, Urheberrecht und Verlagsrecht.)

Vervielfältigungsapparate nennt man, gewöhnlich mit Ausschluß der Buchdruckerpressen, diejenigen Vorrichtungen, mittels deren durch äußere Wirkung auf mechan. oder chem. Wege die Wiedergabe von Schriftstücken erfolgt. (S. Autographie und Briefkopierpresse.)

Verviers, Stadt an der Vesdre in der belg. Provinz Lüttich, Station der Linien Brüssel-Herbesthal der Belgischen Staatsbahnen, freundlich gelegen im Thale und am Abhange eines Bergs, einst zur Markgrafschaft Franchimont gehörig, wurde erst 1651 zur Stadt erhoben und zählt (1884) 43791 E. Der Ort ist Mittelpunkt der großartigsten Tuch- und Kasimirfabrikation. Im Bezirk V. werden jährlich 390000 Stück Tuch verfertigt, von denen der dritte Teil versandt wird; auch die Wollgarnspinnerei ist bedeutend. Bei V. ist zur Wasserversorgung der Stadt 1869—78 ein Wasserbecken von 82 ha (Barrage de la Gileppe genannt) angelegt worden, das über 12 Mill. Kubikmeter Wasser faßt. Dem 1794 vom Fürstbischof von Lüttich hingerichteten Bürger Chapuis wurde 1880 ein Denkmal errichtet.

Vervins, Stadt und Hauptort eines Arrondissements im franz. Depart. Aisne, links am Vilpion, Station der Linie Laon-Anor der Nordbahn, Sitz eines Gerichtshofs erster Instanz und eines Handelstribunals, zählt (1881) 3202 E. und hat Industrie in Wolle, Baumwolle und Leinwand, sowie Getreidehandel. — V. ist das Virobinum der Römer in Gallia Belgica, erscheint im 10. Jahrh. unter dem Namen Vervinum, gehörte im 12. Jahrh. zur Herrschaft Couci und im 15. zum Herzogtum Guise, wurde aber übrigens zur Landschaft Thiérache (Theorascia) gerechnet. Am 2. Mai 1598 wurde hier zwischen Frankreich und Spanien Frieden geschlossen. — Das Arrondissement Vervins zerfällt in 8 Kantone mit 132 Gemeinden und 114295 E.

Verwachsung. Wenn künstlich oder natürlich getrennte Körperteile in andauernder Berührung gehalten werden, so verwachsen sie miteinander, namentlich dann, wenn sie von Oberhaut entblößt sind. Diesen Zustand führt man absichtlich herbei bei störenden Gewebstrennungen, z. B. Wunden, Knochenbrüchen. Die V. kann aber auch zu Stande kommen, ohne daß man dieselbe beabsichtigt. So kommt es vor, daß nach Verbrennungen bei schlechten Verbänden Körperteile aneinander wachsen, die getrennt sein sollen, z. B. ein Arm oder das Kinn an die Brust, wobei die Verbindung noch durch die nachfolgende Verkürzung der Narbe verstärkt wird. In solchen Fällen kann nur das Messer des Chirurgen den normalen Zustand wiederherstellen. Über die V. der Öffnungen und Kanäle des Körpers s. Atresie.

Verwahrungsvertrag, s. Depositum.

Verwaltung und Verwaltungssachen. Der Thätigkeit des Staats, welche allgemeine Rechtsnormen aufstellt und deshalb im weitesten Sinne als Gesetzgebung (s. Gesetz und Gesetzgebung) bezeichnet wird, steht die vollziehende oder vollstreckende Gewalt (s. Exekutivgewalt) gegenüber, als dessen beide Hauptteile die rechtsprechende Gewalt (Justiz) und die regierende Gewalt (Verwaltung) erscheinen. In alter Zeit hatten alle staatlichen Organe zugleich richterliche und verwaltungsrechtliche (finanzielle, polizeiliche, militärische u. s. w.) Befugnisse. Eine grundsätzliche Scheidung von Justiz und Verwaltung, wie sie heutzutage in den meisten Kulturstaaten in mehr oder weniger scharfer Ausprägung durchgeführt ist, und demgemäß eine Unterscheidung zwischen Justiz- (Rechts-) und Verwaltungssachen, je nachdem es sich um Angelegenheiten handelt, welche zur Zuständigkeit der Gerichte oder der Verwaltungsbehörden gehören, trat erst mit der Entwickelung des modernen Rechtsstaates (zuerst in Frankreich durch Gesetz vom 24. Aug. 1790) ein, und ein eigentliches Verwaltungsrecht, sowie eine Verwaltungsrechtspflege mit der ausgesprochenen Aufgabe, darüber zu wachen, daß durch rechtswidrige Verfügungen oder Entscheidungen von Verwaltungsbehörden niemand in seinen öffentlichen Rechten verletzt wird, hat erst festen Boden gewonnen, nachdem man dazu übergegangen ist, für die Entscheidung streitiger

Verwaltungssachen teils eigene Organe, teils wenigstens verstärkte Garantien zu schaffen. In Deutschland war es zuerst Baden, welches, und zwar durch Gesetz vom 5. Okt. 1863 (ergänzt durch Gesetze vom 24. Febr. 1880 und 21. Juni 1884), die Verwaltungsrechtspflege nach dieser Richtung hin geordnet hat. Für die im Gesetz näher begrenzten Streitigkeiten des öffentlichen Rechts sind in erster Instanz zuständig die Bezirksräte, Kollegien bestehend aus dem Bezirksbeamten, den der Landesherr ernennt, als Vorsitzenden, und aus sechs bis neun Beisitzern, welche das Ministerium des Innern aus der Zahl der von der Kreisversammlung für jeden Amtsbezirk durch Wahl bestellten Männer auf je zwei Jahre ernennt. In zweiter und letzter Instanz urteilt der aus fünf rechtsgelehrten Richtern bestehende Verwaltungsgerichtshof. (Vgl. Weizel, «Das bad. Gesetz vom 5. Okt. 1863», Karlsr. 1864, sowie «Zeitschrift für bad. Verwaltung und Verwaltungsrechtspflege», herausg. von Wielandt, Heidelb. 1869 fg.) In Hessen gelten das Gesetz über die innere Verwaltung und Vertretung der Kreise und Provinzen vom 12. Juni 1874 (in einigen Punkten abgeändert durch das Gesetz vom 16. April 1879), die Städteordnung vom 13. Juni 1874, Landgemeindeordnung vom 15. Juni 1874 und Gesetz vom 11. Jan. 1875 über das oberste Verwaltungsrecht, das einen Revisions-, bez. Cassationshof darstellt, während in erster Instanz der Kreisausschuß, in zweiter Instanz der Provinzialausschuß urteilt. (Vgl. «Zeitschrift für Staats- und Gemeindeverwaltung im Großherzogtum Hessen», von Diemer, Mainz 1876, und Küchler, «Die großherzogl. hess. Verwaltungsgesetzgebung», Darmst. 1875.) Für Württemberg hat das Gesetz vom 16. Dez. 1876 die bestehenden Kreisregierungen zu Verwaltungsgerichten erster Instanz gestaltet, den Verwaltungsgerichtshof von wenigstens fünf Mitgliedern zur Rekursinstanz gemacht. (Vgl. die Ausgabe des Gesetzes von Hohl, Stuttg. 1877, und «Württemb. Archiv für Recht und Rechtsverwaltung», herausg. von Kübel u. Sarwey, Stuttg. 1877 fg.) In Sachsen sind durch die Gesetze vom 21. und 22. April 1873 für besonders wichtige Streitigkeiten über öffentliche Rechte und Pflichten Garantien einer unabhängigen Entscheidung getroffen worden. (Vgl. Leuthold, «Das königl. sächs. Verwaltungsrecht», Lpz. 1878.) Für Bayern wurde das Gesetz vom 8. Aug. 1878 erlassen, das nur in letzter Instanz eine vollständige Trennung der Verwaltungsgerichtsbarkeit und der aktiven Verwaltung aufstellt, übrigens dem Gerichtshofe Revisionsbefugnis erteilt. (Vgl. Pözl, «Lehrbuch des bayr. Verwaltungsrechts», 3. Aufl., Münch. 1871, und Supplement 1874.)

In Preußen, wo schon die Verordnung vom 26. Dez. 1808 wegen verbesserter Einrichtungen der Provinzialbehörden unter gewissen Voraussetzungen den Rechtsweg gegen finanzielle und polizeiliche Verfügungen gestattet hatte, und wo eine weitere Reform durch die Kreisordnung (s. d.) vom 13. Dez. 1872 begründet wurde, ist das Hauptgesetz über die Verwaltungsgerichtsbarkeit das Gesetz vom 3. Juli 1875, welches zunächst durch Gesetz vom 2. Aug. 1880 abgeändert, sodann aber durch das Landesverwaltungsgesetz vom 30. Juli 1883 ersetzt worden ist. Hierzu kommt das Zuständigkeitsgesetz vom 1. Aug. 1883, welches an die Stelle des Kompetenzgesetzes vom 26. Juli 1876 getreten ist. (Vgl. hierzu Gneist, «Die preuß. Kreisordnung», Berl. 1872; derselbe, «Der Rechtsstaat», 2. Aufl., Berl. 1879; von Brauchitsch, «Die Organisationsgesetze der innern Verwaltung», Berl. 1876—77; 7. Aufl. unter dem Titel «Die neuen preuß. Verwaltungsgesetze», 2 Bde., Berl. 1884; von Massow, «Das Verfahren in Verwaltungsstreitsachen», Berl. 1876; Hauschteck, «Preußens innere Verwaltung in der Krisis ihrer Neubildung», Berl. 1876; Hue de Grais, «Weiterführung der preuß. Verwaltungsorganisation», Berl. 1878; «Entscheidungen des königl. Oberverwaltungsgerichts», herausg. von Jebens und Meyeren, Berl. 1877 fg.; «Archiv für Verwaltungsrecht», herausg. von Stolp, Berl. 1876 fg.) Hiernach bestehen Kreisverwaltungsgerichte, Bezirksverwaltungsgerichte und ein oberster Verwaltungsgerichtshof. Das **Kreisverwaltungsgericht** ist der Kreisausschuß (Landrat, sechs vom Kreistage aus den Kreisangehörigen gewählte Mitglieder), welcher zunächst Organ des Kreises in Kreiskommunalangelegenheiten, auch Organ des Staats zur Besorgung allgemeiner Landesangelegenheiten, zugleich aber Verwaltungsgericht in Verwaltungsstreitsachen ist. Die **Bezirksverwaltungsgerichte**, entstanden aus den Deputationen für das Heimatwesen (Bundesgesetz vom 6. Juni 1870), bestehen aus fünf Mitgliedern, wovon drei durch die Provinzialvertretung gewählt werden, und sind in der Regel Gerichte zweiter Instanz. Das **Oberverwaltungsgericht** (für dessen Geschäftsgang jetzt das Regulativ vom 2. April 1878 gilt) besteht aus einem Präsidenten, dem Senatspräsidenten und der erforderlichen Zahl von Räten. Die Mitglieder werden vom Könige auf Lebenszeit ernannt, dürfen als solche nicht im Nebenamt angestellt werden und unterliegen keinem Disciplinarverfahren. Gegen die von den Bezirksverwaltungsgerichten in zweiter Instanz ergangenen Urteile steht den Parteien und aus Gründen des öffentlichen Interesses dem Regierungspräsidenten die Revision an das Oberverwaltungsgericht zu wegen Nichtanwendung oder unrichtiger Anwendung des bestehenden Rechts und wenn das Verfahren an wesentlichen Mängeln leidet. Soweit die Sache zurückgewiesen wird in die untere Instanz, hat dieselbe die aufgestellten Grundsätze als maßgebend anzusehen. Die Verwaltungsgerichtsbarkeit, deren Verfahren im wesentlichen dem modernen Civilprozeß nachgebildet ist, erstreckt sich nur auf Rechtsstreitigkeiten, welche dem Gebiete des öffentlichen Rechts angehören, und wird die sachliche Zuständigkeit der Verwaltungsgerichte des Nähern durch das Kompetenzgesetz geregelt, welches in Stadtkreisen einen **Stadtausschuß** an Stelle des sonstigen Kreisausschusses einrichtet. Gegen polizeiliche Verfügungen findet Beschwerde an die vorgesetzte staatliche Polizeibehörde, und zwar auf zwei Instanzen beschränkt, statt; doch kann der Betroffene, falls er meint, ihm sei nicht zu seinem Recht verholfen worden, gegen den Bescheid Klage beim Oberverwaltungsgericht anstrengen, auch von vornherein dies thun, wenn er nicht sowohl die Notwendigkeit oder Zweckmäßigkeit, als vielmehr die Gesetzmäßigkeit der Verfügung angreifen will. Unberührt blieb hierdurch die Zuständigkeit der ordentlichen Gerichte und der Umfang der Kompetenzkonfliktsgesetze. (Vgl. Rönne, «Das Staatsrecht der preuß. Monarchie», 4. Aufl., 4 Bde., Lpz. 1882—84; Schulze, «Das preuß. Staatsrecht», 2 Bde.,

Lpz. 1870—77.) Seit 1878 erscheint in Berlin ein «Verwaltungsgesetzblatt für den preuß. Staat».

An diesen partikularen Einrichtungen hat auch das Deutsche Gerichtsverfassungsgesetz im allgemeinen nichts geändert; denn dasselbe überläßt (§. 13) die Abgrenzung der Rechtssachen von den V. der Gesetzgebung der Einzelstaaten, soweit nicht durch Reichsgesetze gemeinschaftliche Anordnungen getroffen worden sind.

Auch Österreich hat seit 1867 das große Prinzip der Verantwortlichkeit der Regierung auf allen Gebieten ihrer Thätigkeit gesetzlich festgestellt. Die besondern Verhältnisse führten dazu, durch Gesetz vom 22. Okt. 1875 einen Verwaltungsgerichtshof einzusetzen, der zu erkennen hat in allen Fällen, in denen jemand durch eine gesetzwidrige Entscheidung oder Verfügung einer Verwaltungsbehörde in seinen Rechten verletzt zu sein behauptet. Über den wichtigsten Grundsatz in diesem Gesetze, daß nämlich der Gerichtshof nur Cassationsinstanz sein soll, hat sich eine große Meinungsverschiedenheit ergeben, die in Schriften von Koller (1874), Grünwald (1875), Kißling (1875), zuletzt von Lorenz von Stein (Grünhuts «Zeitschrift», Bd. 6, Heft 1 und 2) näher durchgeführt wird. Eine Sammlung der Erkenntnisse des k. k. Verwaltungsgerichtshofs wird von Adam Freiherrn von Budwinski (Wien 1878 fg.), eine «Zeitschrift für Gesetzgebung und Rechtsprechung auf dem Gebiete der Verwaltungsrechtspflege» von Samitsch (Wien 1877 fg.) herausgegeben. Vgl. Pann, «Die Verwaltungsjustiz in Österreich» (Wien 1876); derselbe, «Beiträge zur Reform des Verwaltungsrechts» (Wien 1877).

Für Frankreich ist zu verweisen auf Dareste, «La justice administrative en France ou traité du contentieux de l'administration» (1862); Dufour, «Traité de droit administratif appliqué» (3. Aufl. 1869); Ducrocq, «Cours de droit administratif» (5. Aufl. 1877); Chauveau Adolphe, «Code d'instruction administrative» (3. Aufl. 1867); Buatrin und Busbie, «Lois administratives françaises» (1876); Jonas, «Studien aus dem Gebiete des franz. Civilrechts und Civilprozeßrechts» (Berl. 1870); Block, «Dictionnaire de l'administration» (2. Aufl. 1877); Dupont, «Dictionnaire de l'administration» (1879); für England auf die Werke von Gneist. In Italien ist zufolge Gesetzes vom 20. März 1865 die Entscheidung streitiger V. den Gerichten übertragen.

Die allgemeine Litteratur der Verwaltungslehre ist eine sehr ausgedehnte. Besonders hervorzuheben sind Bähr, «Der Rechtsstaat» (Kassel u. Götting. 1861); Stein, «Die Verwaltungslehre» (7 Tle., Stuttg. 1865—68, der 1. Tl. in 3 Abteil., 2. Aufl. 1869); derselbe, «Handbuch der Verwaltungslehre und des Verwaltungsrechts» (2. Aufl., Stuttg. 1876); Inama-Sternegg, «Verwaltungslehre in Umrissen» (Innsbr. 1870); Rösler, «Lehrbuch des deutschen Verwaltungsrechts» (Erlangen 1872 fg.); Schmitt, «Die Grundlagen der Verwaltungsrechtspflege im konstitutionell-monarchischen Staat» (Stuttg. 1878); Laband, «Das Staatsrecht des Deutschen Reichs» (Bd. 2, Tüb. 1878); Sarwey, «Das öffentliche Recht und die Verwaltungsrechtspflege» (Tüb. 1880); Meyer, «Lehrbuch des deutschen Verwaltungsrechts» (2 Bde., Lpz. 1883—85); Löning, «Lehrbuch des deutschen Verwaltungsrechts» (Lpz. 1884).

Verwaltungsartillerie, s. unter Artillerie.

Verwaltungsrat, s. Aufsichtsrat.

Verwaltungssachen, s. unter Verwaltung.

Verwaltungstruppen werden in einzelnen Heeren besonders formierte Truppenabteilungen, die nicht Gefechts-, sondern nur Verwaltungszwecken dienen, genannt. So werden in Frankreich zu den troupes d'administration die Sektionen Schreiber und Arbeiter, die Sektionen Krankenwärter und die Sektionen der Schreiber des Generalstabes und der Rekrutierung nach dem Cadregesetz vom 13. März 1875 gerechnet.

Verwandlung, soviel wie Metamorphose (s. d.).

Verwandtenmord, s. Parricidium.

Verwandtschaft oder Blutsverwandtschaft heißt die Verbindung mehrerer Personen durch die Abstammung in gerader, d. h. aufsteigender und absteigender Linie zwischen Vorfahren und Nachkommen, und die Verbindung in der Seitenlinie (Kollaterallinie) zwischen denen, welche von gemeinschaftlichen Stammeltern abstammen (Kollateralen). Die Nähe der V. wird nach Graden bestimmt, deren Berechnung für die Seitenlinie im röm. Rechte eine andere ist als im kanonischen. Das röm. Recht zählt so viel Grade, als Zeugungen zur Begründung einer V. erforderlich sind, sodaß Geschwister im zweiten, Oheim und Neffe im dritten, Großoheim und Neffe wie Geschwisterkinder (cousins-germains) im vierten Grade verwandt sind. Das kanonische Recht dagegen zählt in der Seitenlinie nur die eine Reihe und bestimmt die Verhältniszahl der Entfernung zwischen zwei Seitenverwandten nach dem Grade, in welchem der entferntere Abkömmling mit dem gemeinschaftlichen Stammvater verwandt ist, sodaß Geschwister im ersten Grade der gleichen, Oheim und Neffe im zweiten, Großoheim und Neffe im dritten Grade der ungleichen Seitenlinie verwandt sind. Erstere Berechnungsart kommt namentlich im Erbrecht, letztere im Eherecht bei Eheverboten wegen zu naher V. in Anwendung. Über das Verhältnis der Verschwägerten s. Schwägerschaft; über Verwandtenmord s. Parricidium.

Verwandtschaft (in der Chemie), s. Affinität.

Verwechselung, enharmonische, ist in der Musik ein Wechsel oder plötzlicher Übergang der Harmonie aus Kreuz(♯)- in Be(♭)-Tonarten, oder umgekehrt. Eine derartige V. ist nur berechtigt, wenn eine unerwartete Hebung oder Herabdrückung der Stimmung stattfindet; an solchen Stellen findet sich dieselbe daher auch bei klassischen Komponisten, schon Händel hat diese V. besonders schön.

Verweis nennt man die Erklärung, daß die Handlungsweise dessen, dem der V. gegeben wird, eine zu mißbilligende, ungesetzliche gewesen sei. Als Strafe ist der gerichtliche Verweis eine Ehrenstrafe, die als die leichteste angesehen wird und in den neuern Gesetzgebungen meist da Anwendung findet, wo jede andere Strafe bei der Geringfügigkeit der zu ahndenden, obgleich unter ein Strafgesetz fallenden Handlung unangemessen wäre. Das Reichsstrafgesetzbuch hat ihn in §. 57, 4 bei jugendlichen Personen zwischen 12 und 18 Jahren für besondere leichte Fälle wieder eingeführt, sowie das Gesetz, betreffend die Rechtsverhältnisse der Reichsbeamten vom 31. März 1873 in §. 74, 2 als Ordnungsstrafe.

Verweisungsbeschluß nennt man einen gerichtlichen Beschluß, durch welchen eine Sache, für welche das Gericht sich als nicht zuständig herausgestellt hat,

an das zuständige Gericht gewiesen wird. In der Berufungsinstanz kommt ein solcher Beschluß vor, soweit das Berufungsgericht erachtet, daß das erste Gericht mit Unrecht seine Unzuständigkeit angenommen hat oder erachtet, daß das erste Urteil an einem Mangel leidet, welcher die Revision wegen Verletzung einer Rechtsnorm über das Verfahren begründen würde (§. 369 der Reichsstrafprozeßordnung). Auch das Revisionsgericht kann die Sache an das mit Unrecht sich nicht für zuständig erachtende Gericht verweisen (§. 395). Ebenso kann in Schwurgerichtssachen das Gericht, wenn es einstimmig der Ansicht ist, daß die Geschworenen sich in der Hauptsache zum Nachteil des Angeklagten geirrt haben, durch Beschluß die Sache zur neuen Verhandlung vor das Schwurgericht der nächsten Sitzungsperiode verweisen (§. 317).

Verwerfung, s. unter Lagerungsformen der Gesteine.

Verwesung, s. Fäulnis und Vermoderung und Verwesung.

Verwitterung heißt das allmähliche, von der Oberfläche herein beginnende Zerfallen kristallisierter Salze, Mineralien oder Gesteine, welches bei erstern in der Regel nur in trockener Luft erfolgt und von Verdunstung ihres Krystallwassers abhängt, bei letztern durch vereinigte chem. Einwirkung der Luft, des Wassers und der in der Luft enthaltenen Kohlensäure auf ihre Bestandteile, in deren Folge die Verbindung zerfällt und sekundäre Produkte zum Vorschein kommen. Im erstern Sinne spricht man von der V. von Glaubersalz und Soda, im letztern von der V. von Feldspat, Granit und andern Gesteinen, welche als hauptsächlichste Verwitterungsprodukte Kaolin und die Thonarten geben. Durch V. der Gesteine entsteht die Ackerkrume und auf dem langsamen, aber ununterbrochen fortschreitenden Löslichwerden, welches eine Folge der V. ist, der Bestandteile der Gesteinsmassen, aus denen die Ackerkrume hervorgegangen ist, beruht zum größten Teil deren Fruchtbarkeit.

Verzahnung (frz. adent, engrenage; engl. indent, toothed wheelwork). Über V. als Zimmerarbeit s. unter Holzverband; über V. im Maschinenwesen s. unter Zahnräder.

Verzasca, Zufluß des Lago-Maggiore im schweiz. Kanton Tessin, kommt aus den Tessiner Alpen und mündet in die nördl. Ecke des Sees zwischen Maggia und Ticino.

Verzicht (lat. renunciatio) heißt die Erklärung, daß man irgend ein Recht aufgeben wolle, entweder im allgemeinen oder zu Gunsten einer andern bestimmten Person. In der Regel kann man allen Rechten entsagen, aber nicht seinen Pflichten, und wo eine solche entgegensteht, ist auch der V. ungültig. Daher kann niemand auf seine Rechte als Mensch verzichten, sich durch Vertrag nicht in die unbedingte Gewalt eines andern begeben u. dgl. (S. Menschenrechte.) Der V. enthält eine Veräußerung, und der Verzichtende muß deshalb die Befugnis besitzen, überhaupt und in besonderer Beziehung auf den Gegenstand des V. eine Veräußerung vorzunehmen. Der Verzichtende muß wissen, worauf er verzichtet, und es hat also keine Wirkung, wenn im allgemeinen auf Einreden, z. B. des Betrugs, V. geleistet wird, ohne daß dem Entsagenden bekannt ist, daß ihm ein Betrug gespielt worden sei. V. können durch Eide bekräftigt werden, weil das kanonische Recht erklärt, daß alle Eide gehalten werden müssen, welche ohne Sünde gehalten werden können. Auf diese Weise hat man den im röm. Recht ganz untersagten Bürgschaften der Ehefrauen für ihre Männer im gemeinen Rechte wieder Wirksamkeit verschafft. Ein V. bedarf keiner Annahme, sondern nur einer bestimmten und ernstlichen Willenserklärung, und es kann das einmal aufgegebene Recht nicht ohne neuen Erwerbsgrund einseitig wieder in Anspruch genommen werden. Doch fordert man zuweilen feierlichen V., um das ohnehin schon Geltende nur noch mehr zu verstärken. So läßt man in den Familien des hohen Adels die Töchter auf das Erbfolgerecht ausdrücklich und eidlich verzichten, obgleich schon die Gesetze des Hauses ihnen dasselbe absprechen. Rechte dritter Personen können durch den V. nicht geschmälert werden. Wenn z. B. der zuerst zur Succession Berechtigte resigniert, so tritt der nächste von Rechts wegen ein und der Verzichtende kann ohne dessen Einwilligung nicht Entferntere vorschieben.

Verzinken, d. i. das Überziehen mit Zink, wird hauptsächlich nur auf Eisen (Telegraphendrähte, Schrauben, Steinklammern, Geschützkugeln, Nägel, Blech) ausgeführt und zwar als Schutz gegen Rost. Indem das verzinkte Eisen mit Wasser oder Feuchtigkeit in Berührung eine Kette bildet, in welcher das Zink den elektropositiven Bestandteil ausmacht, wird nach und nach das Zink oxydiert, während das Eisen unangegriffen bleibt. Die in Betracht kommende Stellung des Eisens und Zinks in der elektrischen Spannungsreihe gab die Veranlassung, daß man das V. des Eisens Galvanisieren und das mit Zink überzogene Eisen galvanisiertes Eisen nennt. Das V. wird meist auf trockenem Wege (d. h. durch Eintauchen des Eisens in geschmolzenes Zink) oder auf nassem Wege (d. h. durch Niederschlagen von Zinksalzen aus der wässerigen Lösung) erhalten. Zur galvanischen Verzinkung benutzt man als Zersetzungsflüssigkeit entweder eine Lösung von Zinkoxyd in Natronlauge oder eine Lösung von Chlorzink und Salmiak. Kupfer, sowie verkupferte Metalle verzinkt man durch Eintauchen in eine konzentrierte Ätznatronlösung in Kontakt mit Zink und indem man die Temperatur des Bades bis auf 100° erhöht. Noch rascher erfolgt die Verzinkung, wenn man das Zink, welches das Kupfer berühren muß, noch mit metallischem Blei in Kontakt bringt.

Verzinktes Eisen, soviel wie Eisen, galvanisiertes, Bd. V, S. 853ª.

Verzinnen heißt das Überziehen eiserner, kupferner, messingener, bronzener und anderer Gegenstände mit Zinn, durch welches eine Verschönerung des Ansehens oder ein Schutz gegen Rosten, Angriff durch Säuren u. s. w. erreicht wird. Im allgemeinen geschieht dies durch Eintauchen oder Einlegen der sorgfältig von allen Unreinigkeiten und von Oxyd befreiten Stücke in das stark erhitzte, flüssige Zinn, bei Gefäßen durch Aufreiben des geschmolzenen Zinns unter der das Festhalten befördernden Mitanwendung von Kolophonium, Salmiak oder Chlorzink. Einer der gebräuchlichsten verzinnten Artikel ist das Weißblech (mit Zinn überzogenes Eisenblech), welches oberflächlich, wenn es mit Säuren gebeizt wird, in Metallmoor (moiré métallique) übergeht. Verzinnung auf nassem Wege, die aber nur einen äußerst dünnen Zinnüberzug gibt, kommt unter dem Namen Weißsud auf gewissen Waren von Messing, als Stecknadeln, Kleiderhaken u. s. w., vor und wird unter anderm

erzeugt, indem man die Waren mit feingekörntem Zinn und Weinstein in Wasser kocht.

Verzückung, s. Ekstase.

Verzug (lat. mora) heißt die Unterlassung einer Handlung, zu welcher man verbunden ist, insbesondere die Nichtleistung einer obliegenden Verbindlichkeit oder die Nichtannahme der vom Schuldner in richtiger Weise angebotenen Erfüllung (mora solvendi und mora accipiendi). Ein V. kann erst eintreten, nachdem die Verbindlichkeit fällig geworden ist. Ist daher z. B. keine bestimmte Zahlungszeit verabredet, so wird dem Schuldner erst dann eine widerrechtliche Zögerung schuld gegeben werden können, wenn der Gläubiger ihn zur Erfüllung aufgefordert (gemahnt) hat. Die Folgen des V. sind sehr tiefgreifend. Der Säumige haftet von dem Augenblick, wo er sich in V. befindet, für den Zufall, welcher den Gegenstand der Verbindlichkeit trifft; Veränderungen des Preises werden zu seinem Nachteil berücksichtigt; er muß den Schaden tragen, welchen der Gegner durch den V. erleidet; auch muß der Besitzer einer auszuliefernden Sache die Nutzungen vergüten, die er hätte ziehen können, und der Schuldner muß Verzugszinsen bezahlen. Der säumige Gläubiger aber berechtigt den Schuldner, die zu zahlende Summe gerichtlich niederzulegen, wodurch er von aller weitern Verbindlichkeit frei wird.

Verzugszinsen, s. unter Verzug.

Vesalius (Andreas), berühmter Arzt und Begründer der neuern Anatomie, geb. 31. Dez. 1514 zu Brüssel aus einer Familie, die sich nach ihrer Heimatsstadt Wesel benannt, studierte zu Löwen, Montpellier und Paris, widmete sich aber vorzugsweise anatom. Arbeiten. Bereits genoß er eines großen Rufs, als er 1540 nach Basel kam, wo er bis 1544, wie nachher zu Padua, Bologna und Pisa, öffentliche Lehrvorträge über Anatomie hielt. Sein großes Werk über Anatomie mit Tafeln: «De corporis humani fabrica libri septem», erschien zum ersten mal in Basel 1543. Hiermit begann eine neue Epoche in der Geschichte der anatom. Wissenschaft, welche eigentlich erst durch V. als solche begründet ward. Von Karl V. zum ersten Leibarzt ernannt, begleitete er den Kaiser auf allen Reisen und ging nach der Abdankung desselben in die Dienste Philipps II. über. V. lebte meist zu Madrid, wo er sich eine Anklage zuzog, welche ein Todesurteil von seiten der Inquisition zur Folge hatte. Doch wurde dasselbe von Philipp II. in eine Pilgerfahrt nach dem Heiligen Grabe verwandelt. Auf der Rückkehr ward V. beim Scheitern des Schiffs an die Ufer der Insel Zante geworfen, wo er 15. Okt. 1564 in Hunger und Elend starb. Eine vollständige Sammlung seiner Schriften besorgten Boerhaave und Albinus (2 Bde., Leid. 1725). Vgl. die biograph. Schriften von Burggraeve (Gent 1841), Mersman (Brügge 1845) und Weynants (Löwen 1846).

Vesicantia (lat.), soviel wie Vesikatorien.

Vesikatorien oder Vesikantia (vom lat. vesica, die Blase) heißen diejenigen Mittel, welche Blasen auf der Haut hervorbringen. Man wendet sie an, wie die hautrötenden Mittel, um eine andere Blutverteilung in der betreffenden Stelle hervorzubringen und die Entzündung in den tiefer gelegenen Teilen zu mindern. Zu V. dienen vor allem die Spanische Fliege, der Senf, Meerrettich, reizende Salben (Bodensalbe).

Vesontio, der alte Name von Besançon.

Vesoul (mittellat. Vesullum), Hauptstadt des franz. Depart. Haute-Saône, in der ehemaligen Franche-Comté, am Zusammenfluß des Durgeon und der Colombine und am Fuße des 452 m hohen Kegelbergs La-Motte gelegen, von Weinbergen umgeben und gut gebaut, ist Station der Linien Paris-Petit-Croix und Gray-V. der Ostbahn und der Linie V.-Besançon-Lyon der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, Sitz eines Tribunals erster Instanz, eines Assisenhofs und eines Friedensgerichts, einer Ackerbaukammer und des Stabes einer militärischen Subdivision. Die Stadt zählt (1881) 8071 (Gemeinde 9553) E. und hat ein Lyceum, ein Lehrerseminar, einen landwirtschaftlichen Verein, eine öffentliche Bibliothek und ein Theater. Die Bevölkerung liefert Drechslerarbeiten, Kalico, Damast, Leder und Strohkörbe und treibt Handel mit Korn, Futter, Vieh, Leder und Eisenwaren. Auf dem Berge La-Motte ist seit 1854 ein Standbild der Jungfrau Maria errichtet zum Dank für die Fernhaltung der Cholera. In der Nähe sind mehrere Hütten- und Hammerwerke, sowie eine Mineralquelle. — Das Arrondissement Vesoul zerfällt in 10 Kantone mit 215 Gemeinden und zählt (1881) 94 907 E.

Vespa (lat.), die Wespe.

Vespasianus (Titus Flavius), röm. Kaiser 69—79 n. Chr., geb. im J. 9 n. Chr. bei Reate in Mittelitalien als Sohn eines Zollpächters in Asien, der nachmals in Helvetien Geldgeschäfte betrieb, und Enkel eines Centurio. Seine Mutter, die aus einer vornehmern umbrischen Familie stammte, brachte ihn dazu, die höhere Amtscarrière einzuschlagen. Er war 51 Konsul und erhielt dann den hohen Statthalterposten in Afrika. Im J. 65 zog er sich, als er bei musikalischen Leistungen des Kaisers einschlief, dessen Ungnade zu und mußte sich vom Hofe entfernen. Indessen nahm ihn Nero doch das Jahr nachher 66 mit auf seine Kunstreise nach Griechenland und stellte ihn dann noch im Winter 66/67 an die Spitze der Kriegführung gegen die aufständischen Juden. Im Laufe von zwei Sommern war es V. gelungen, Judäa, mit Ausnahme Jerusalems und einiger weniger fester kleinerer Orte, niederzuwerfen, als Nero fiel und zuerst Galba, dann Otho und Vitellius als Kaiser auftraten. V. hatte dem Galba und dann dem Otho gehuldigt. Nach Othos Sturz jedoch ließ er sich, namentlich auf Betreiben des Statthalters Mucianus in Syrien, selbst zum Kaiser ausrufen. Die pannonischen und mösischen Truppen fielen ihm zu und diese eroberten ihm, während er selbst noch im Orient blieb, bis Ende 69 den Thron. (S. Vitellius.) Doch war damit das Reich noch nicht sofort beruhigt. Jerusalem, dessen Belagerung V. seinem Sohne Titus (s. d.) überließ, leistete noch hartnäckigen Widerstand, und im Norden hatten sich die Bataver unter Civilis erhoben, mit denen sich hernach auch ein großer Teil Gallier verbündet hatte in der Absicht, ein unabhängiges gallisches Reich zu gründen. Indessen, während V. langsam nach Rom reiste, wo er erst im Sommer 70 anlangte, brachte Titus die Eroberung Jerusalems zu Stande, und mit Gallien wurde Petilius Cerialis fertig, wie es ihm dann auch gelang, die Bataver wenigstens zu der frühern, freilich wenig strengen Abhängigkeit zurückzuführen. V. selbst stellte vor allem die militärische Disciplin her. Ferner brachte er die arg zerrüttete Reichsverwaltung durch äußerste

Sparsamkeit, die gleich sehr seiner Natur wie den Zuständen des Reichs entsprach, wieder in Ordnung. Daneben entwickelte er gleichwohl eine großartige Bauthätigkeit; er unternahm außer vielen andern Bauten den Wiederaufbau des Kapitols und den Bau des Friedenstempels auf dem Forum und des Amphitheatrum Flavium (sog. Kolosseum). Auch die rhetorischen Studien förderte er durch Anstellung von Lehrern, wie Quintilian. Insbesondere aber erwarb er sich noch ein hohes Verdienst um Hebung und Verbesserung der sittlichen Zustände. Dabei war V. im ganzen ein sehr milder Herrscher, wenn auch unter ihm harte Maßregeln nicht ausblieben. Namentlich verfuhr er gegen die freilich vielfach in unverständigster Weise zur Schau getragene Opposition der Anhänger der stoischen Philosophie mit Strenge. Helvidius Priscus mußte dieselbe schließlich sogar mit dem Tode büßen. V. starb 23. Juni 79 mit Hinterlassung von zwei Söhnen, Titus und Domitianus, die ihm nacheinander als Kaiser folgten. Die Regierung des V. ist monumental nicht nur dadurch wichtig, daß namentlich von dem ihm zu Ehren erbauten Tempel unter dem Kapitol und von dem Kolosseum noch bedeutende Reste sich erhalten haben, sondern noch mehr dadurch, daß man auf einer, kurz vor 1347 gefundenen, jetzt im kapitolinischen Museum befindlichen Bronzetafel, wenn auch nicht vollständig, die Urkunde besitzt, mittels deren dem V. die Regierungsgewalt übertragen wurde (die sog. lex de imperio Vespasiani, die auch unter dem ganz verkehrten Namen lex regia bekannt ist). Aus dieser für die Geschichte des röm. Staatsrechts wichtigen Urkunde suchte der Tribun Rienzi (s. d.) dem mittelalterlichen Römervolk seine althergebrachten Rechte zu erweisen.

Vesper, im Lateinischen die späte Nachmittagszeit, wird in der christl. Kirche der gewöhnlich um 6 Uhr beginnende Abendgottesdienst genannt. In den Klöstern nennt man V. die den Festen tags vorher vorausgehenden gottesdienstlichen Feierlichkeiten und zwar Vesperae primae, wenn sie von nachmittags 3 Uhr bis zu Sonnenuntergang dauern, Vesperae secundae, wenn sie nach Sonnenuntergang beginnen. Vesperbild heißt die Darstellung der Leiche Christi in den Armen der Mutter.

Vespertilio und **Vesperūgo** (lat.), die Fledermaus.

Vespertilionidae, die artenreichste (über 200) aus 18 Gattungen bestehende Familie der Fledermäuse, die sich überall, soweit fliegende Insekten vorkommen, findet. Diese Fledermäuse haben einen ziemlich langen, dünnen, von dem Zwischenschenkelteil der Flughaut eingeschlossenen Schwanz, eine einfache, nicht mit blätterigem Aufsatze versehene Nase und oft ansehnliche Ohren. Zu ihnen gehören von deutschen Formen unter andern die Mopsfledermaus (Synotus barbastellus, s. Tafel: Handflügler, Fig. 1) und die langflügelige Fledermaus (Miniopterus Schreibersii, Fig. 2).

Vespertücher, Vesperaltücher, telae strangulae, cortinae altaris, heißen die Tücher, mit welchen man nach dem Morgengottesdienste und der erfolgten Entfernung der weißen Altarbekleidung, zur Reinhaltung der letztern, die obere Fläche des Altartisches für den übrigen Teil des täglichen Gottesdienstes bekleidete. Die Anwendung der V. läßt sich bis in das 17. Jahrh. hinein verfolgen, in welchem man, beim Mangel an Interesse an der würdigen Ausstattung der Gotteshäuser, das große Altarleinen Tag und Nacht liegen ließ, sodaß die V. überflüssig wurden.

Vespucci, s. Amerigo Vespucci.

Vesta, grch. Hestia, eine alte griech.-italische Göttin des Herd- und Opferfeuers, welches als Ausgangspunkt aller Gottesverehrung und aller menschlichen Ansiedelungen betrachtet wurde. In Griechenland wurde ihr bei Kulthandlungen, in den Privathäusern wie in den öffentlichen Heiligtümern, zuerst, gleichsam als Einleitung, eine Weihespende dargebracht, sodaß «mit der Hestia beginnen» ein sprichwörtlicher Ausdruck für den richtigen Anfang jeder Sache war. Als Erklärung des Brauchs erzählte die Sage: um Hestia, die älteste Tochter des Kronos und der Rhea, haben Apollon und Poseidon geworben. Diese aber habe beim Haupte ihres Bruders Zeus geschworen, Jungfrau zu bleiben, worauf ihr Zeus jene Ehre verliehen habe. Die Hauptstätten ihrer Verehrung in Griechenland waren die Prytaneien (Stadthäuser), in welchen der als Mittelpunkt des Staats betrachtete Gemeindeherd stand, auf dem ewiges Feuer unterhalten wurde. Bei Aussendung von Kolonien pflegte man von diesem mitzunehmen, um das Feuer auf dem gemeinsamen Herde der neuen Ansiedelung zu entzünden.

Noch bedeutsamer als in Griechenland war der Kultus der V. in Italien. Hier wurde der Sage nach ihr Kult aus Alba-Longa, wo sie, wie in Lavinium, ein Heiligtum besaß, nach Rom gebracht, wo ihr angeblich von Numa gegründeter Tempel in einem Haine am Abhange des palatinischen Hügels gegen das Forum hin lag. Es war dieser Tempel ein Rundbau mit einem Opferherde, auf welchem ewiges Feuer unterhalten wurde, und mit einem nur den Priesterinnen der Göttin, den Vestalinnen (s. d.), zugänglichen Raume, in welchem geheimnisvolle Heiligtümer, darunter wenigstens in der Kaiserzeit das Palladium (s. d.), aufbewahrt wurden. Zugleich mit ihr verehrte man die Penaten (s. d.). Das Hauptfest der Göttin, die Vestalia, wurde am 9. Juni nach vorhergängiger vollständiger Reinigung des Tempels gefeiert. Die röm. Frauen brachten dann mit bloßen Füßen im Tempel Speiseopfer in einfachen Schüsseln dar. Die bildende Kunst pflegt die Göttin als eine reichbekleidete, ernste und würdevolle Frauengestalt, das Hinterhaupt gewöhnlich mit einem Schleier bedeckt, darzustellen. Eine sicher V. darstellende Statue ist aber nicht erhalten, da sie in Griechenland vergleichsweise seltener waren und ihr Kultus wenigstens prinzipiell in Rom ein bildloser war. Doch gibt es einige Abbildungen von Hestia auf Vasen und Reliefen und von V. auf Reliefen, Wandgemälden, Münzen. Die griech. Philosophen haben die Hestia zur Repräsentantin des Centralfeuers des Weltgebäudes, sowie auch zur Erdgöttin gemacht. Vgl. Preuner, «Hestia-Vesta» (Tüb. 1864). (S. Vestalinnen.)

Vesta, der 4. Asteroid, s. unter Planeten.

Vestalinnen oder Vestalische Jungfrauen hießen die Priesterinnen der Vesta (s. d.), deren es anfangs angeblich nach Numas Satzung vier, dann (seit Tarquinius Priscus oder Servius Tullius) sechs gab. Gewählt wurden sie ursprünglich von dem Könige, später von dem Pontifex Maximus (Oberpriester), und zwar mittels Losung unter 20 auserwählten Mädchen. Bedingungen der Annahme waren, daß sie nicht unter sechs und nicht über zehn Jahre alt waren, daß sie kein körperliches

Gebrechen an sich hatten, und daß ihre Eltern, beide von freier Abkunft, noch lebten. Sie waren 30 J. zum Dienst verpflichtet. Nach dieser Zeit konnten sie austreten und sich verheiraten; doch geschah dieses äußerst selten, da man glaubte, daß es nicht zum Guten ausschlage. Die älteste unter ihnen stand unter Oberleitung des Pontifex Maximus (s. d.) an ihrer Spitze. Die V. wohnten klösterlich zusammen im Atrium (s. d.) und den anstoßenden Räumen, neben dem auch der Pontifex Maximus im Atrium Regium seine Wohnung hatte, bis Augustus, der sich ein Haus auf dem Palatin erbaute, auch die Räume dieser Wohnung den V. abtrat. Ihre Pflichten bestanden bei strenger Bewahrung der Keuschheit vor allem in Erhaltung des heiligen Feuers, Reinhaltung und Reinigung des Tempels mit Wasser, Herrichtung und Aufbewahrung des Speltschrots mit der Salzlake und gewisser Mittel zur Lustration, Verrichtung von Opfern an Vesta und andere Götter, Bewachung der Heiligtümer, worunter wenigstens in der Kaiserzeit ein sog. Palladium sich befand. Verletzung der Keuschheit wurde mit Lebendigbegraben auf dem Campus Sceleratus, das Verlöschen des heiligen Feuers mit Geißelhieben bestraft. Der Entehrer einer Vestalin wurde zu Tode gepeitscht. Die V. genossen bedeutende Ehrenrechte. Wenn sie ausgingen, schritt ein Liktor vor ihnen her; bei gewissen Gelegenheiten durften sie im Wagen fahren; auf Beleidigung ihrer Person stand Todesstrafe. Begegneten sie zufällig einem zum Tode verurteilten Verbrecher, so war dieser gerettet. Ihre Kleidung bestand in einem langen weißen Gewande, einer Stirnbinde, von welcher Bänder herabhingen, und bei Opfern einem Schleier. Neuere Ausgrabungen haben die Reste des Tempels der Vesta, sowie der Wohnung der V. bloßgelegt. Vgl. Lanciani in der «Notizie dei scavi» (Rom 1884) und Jordan, «Der Tempel der Vesta und das Haus der V.» (Berl. 1886).

Vestibulum (lat.), Flur, Vorhof, Vorsaal.

Vestigia terrent (lat.), «Die Spuren (der verunglückten Vorgänger) schrecken ab», ein auf die 246. Fabel des Äsop («Fuchs und Löwe») sich beziehendes Citat aus Horaz' «Episteln» (I, 1, 74).

Vestris, eigentlich Vestri, berühmte Tänzerfamilie, die aus Italien stammt. Gaetano Apollino Baldasarre V., geb. zu Florenz 18. April 1729, trat, von Duprez ausgebildet, 1748 zum ersten mal in Paris auf, wo er sogleich ungeteilten Beifall erntete und bis 1781 wirkte und auch 1800 noch einmal auftrat. V. hatte, was die Anmut, Leichtigkeit und Zierlichkeit des Tanzes anbetraf, sich zu einer Stufe erhoben, die man vor ihm für unerreichbar hielt. Er starb 27. Sept. 1808. Seine Balletts waren unbedeutend. Seine Gattin und Schülerin, Anna Friederike Heinel-V., geb. zu Bayreuth 28. Dez. 1752, wurde 20. Febr. 1768 Mitglied der Großen Oper zu Paris, wo sie im Ballett durch ihre Kunstfertigkeit großes Aufsehen erregte. Sie starb 8. Jan. 1808.

Marie Auguste V., (V.-Allard), der Sohn des vorigen und der berühmten Tänzerin Allard, war 27. März 1760 geboren; 18. Sept. 1772 trat er zum ersten mal in der Oper zu Paris auf und fand rauschenden Beifall, der ihm bis zu der Zeit verblieb, wo Duport neben ihm auftrat. Er starb zu Paris 6. Dez. 1842.

Ausgezeichnet war auch Françoise Rose Gourgaud, geb. 7. April 1743 zu Marseille und mit Angiolo V. (geb. im Nov. 1730 zu Florenz, gest. 10. Juni 1809 zu Paris), einem Bruder von Gaetano, einem untergeordneten Tänzer, vermählt. Sie war eine ausgezeichnete Schauspielerin des Théâtre français, dem sie von 1768 bis 1803 angehörte. Sie starb 5. Okt. 1804 zu Paris.

Vestvali (Felicita von), eigentlich Anna Maria Stegemann, Sängerin und Schauspielerin, geb. 23. Febr. 1828 zu Stettin, erschien, 15 J. alt, bei der Bröckelmannschen Gesellschaft, trat in Leipzig und Hannover, dann in Paris auf und ging hierauf nach Italien, wo Romani und Mercadante ihre Lehrer wurden. In der Scala zu Mailand trat sie als Sängerin auf, wandte sich darauf nach London, 1855 nach Amerika, versuchte sich als Direktrice in Mexiko, sang in Paris und bereiste mit einer franz. Operngesellschaft Frankreich, Belgien und Holland, bis sie 1864 nach Amerika zurückkehrte und dort ihre Laufbahn als Tragödin in Männerrollen begann. Sie spielte den Romeo, Hamlet, Petruchio ꝛc. Nach dem Kontinent zurückgekehrt, trat sie 1867 in London, sowie 1868 in Hamburg auf. Der Enthusiasmus war anfänglich enorm, kühlte sich aber bald ab. Krankheit verbitterte der trotz aller Extravaganzen talentvollen Schauspielerin das Leben, und sie starb in trüben Verhältnissen 3. Febr. 1880 in Warschau.

Vesuv, der einzige noch thätige Vulkan des europ. Festlandes, erhebt sich isoliert am Golf von Neapel in der Ebene Campaniens. Seine fast kreisrunde Basis hat 16 km Durchmesser, seine Höhe beträgt 1297 m. Er hat zwei Gipfel, der südliche ist von regelmäßig konischer Gestalt, er bildet den Eruptionskegel, welcher beständig Rauchwolken aufsteigen läßt. Von ihm durch die mächtige Schlucht des Atrio di Cavallo getrennt, erhebt sich der nördl. Gipfel, Monte-Somma, ein schroffer, halbkreisförmiger Wall, Rest eines großen vorhistor. Kraters. Auf einem Vorsprung desselben liegt das Observatorium, versehen mit ausgezeichneten Instrumenten. Jener Eruptionskegel entstand 79 n. Chr. und blieb bis jetzt Sitz der Eruptionen, die entweder durch Seitenspalten oder aus den Gipfelkratern stattfanden. Er ragt 480 m über das Atrio hinaus, bedeckt eine Fläche von 2800 m Durchmesser, ist mit Asche und kleinen Bimssteinen bedeckt und hat im Mittel 30° Gehänge. Am Fuß dieses Eruptionskegels befindet sich die Station der 6. Juni 1880 eröffneten, 900 m langen Drahtseilbahn, auch eine Restauration; vermöge dieser Bahn gelangt man fast auf den Gipfel. Bis zum Observatorium führte von Resina aus schon früher ein guter Fahrweg, welcher dann durch die Lavawüste bis an den steilen Kegel, wo man die Station baute, verlängert wurde. Die Gestalt des Gipfels verändert sich stets, an der Auswurfsstelle pflegt der Vesuv durch emporgeschleuderte Steine sich eine Art von Schornstein zu bauen, den er oft wieder umstößt. Um den Fuß des Vesuv herum, auf seiner leisen Steigung wohnen über 80000 Menschen auf äußerst fruchtbarem Boden, den folgende Städte, vielfach zusammenhängend, bedecken: Portici, Resina, Torre del Greco, Torre dell'Annunziata, dann etwas höher San-Giorgio, Barra, Massa, San-Sebastiano, Bosco tre Case, dann westl. Sta.-Anastasia, nördl. Ottajano. Der Abhang fast bis zur halben Höhe trägt reiche Vegetation, namentlich Wein (Lacrimae Christi). Der obere Teil des Bergs ist wüste und kahl, nur das Observatorium mit seinem Garten bildet eine Oase.

Den Alten galt der V. bis zum Aug. 79 n. Chr. als erloschen, da geschah im genannten Jahre jener furchtbare Ausbruch, welcher Pompeji, Herculanum, Stabiä verschüttete und Plinius dem Ältern das Leben kostete. Heftige Eruptionen geschahen 203, 472, 512, 685, 982, 1036, 1139. Hierauf erfolgte eine lange Pause, der damalige tiefe Krater war ganz mit Buschwerk bedeckt, in welchem Eber hausten. Ende 1631 geschah wieder einer der furchtbarsten Ausbrüche, der schreckliche Verheerung anrichtete und bei dem 3000 Menschen ums Leben kamen, und von da an ungefähr alle 10 Jahre eine Eruption, 1794 ward Torre del Greco beinahe vollständig zerstört. Im 19. Jahrh. war die Eruption von 1822 am verheerendsten. Der letzte große Ausbruch erfolgte im April 1872. Der Kegel barst an der Nordseite und entsandte einen Lavastrom, der Gipfelkrater warf unter furchtbarem Gebrüll unermeßliche Rauchwolken aus und schleuderte glühende Lavaschlacken, Steine und Asche etwa 1300 m in die Höhe. Das Donnerrollen tönte wie eine Beschießung durch Batterien. Eine Zahl von Neugierigen, die sich im Atrio befanden, kam ums Leben. Die Lava füllte in ihrem Hauptstrom den Fosso della Vetrana, ergoß sich schnell in den Fosso di Faraone, teilte sich abermals, der linke Strom verwüstete die Ländereien von Le Novelle, der rechte floß zwischen Massa und San-Sebastiano durch und riß von jeder Stadt ein gutes Stück fort, wie noch heute sichtbar. In 13 Stunden hatte dieser Strom 5 km zurückgelegt. Tage hindurch hatte Neapel unter Aschenregen zu leiden, der Himmel war bleigrau, der Sonnenschein wie eine Abenddämmerung. Die Lavamasse betrug 20 Mill. Kubikmeter. Am 1. Mai war die Eruption beendigt.

Vgl. Roth, «Der V. und die Umgebungen von Neapel» (Berl. 1857); vom Rath, «Der V.» (Berl. 1873); Palmieri, «Incendio Vesuviano 1872» (deutsch von Rammelsberg, Berl. 1872); derselbe, «Cronaca del Vesuvio» (Neap. 1874); Volpi, «Der Ausbruch des V. im April 1872» (in «Unsere Zeit», Jahrg. 1872, II); d'Augerot, «Le Vésuve» (Limoges 1881); Palmieri, «Storia del Vesuvio» (Neap. 1882).

Vesuvian, auch **Idokras** genannt, ist ein dem tetragonalen System angehöriges glasglänzendes Mineral, welches meist durch Vorwalten der Prismen säulenförmige, seltener tafelförmige oder pyramidale Krystalle bildet; die Hauptfarben sind grün und braun in allen Nuancen, auch gelblich; manche Varietäten sind durchsichtig, andere kaum durchscheinend. Die Härte steht zwischen 6 und 7, das spezifische Gewicht beträgt etwa 3,5. Chemisch ist der V. ein Silicat namentlich von Thonerde und Kalk mit etwas Eisenoxydul und Magnesia in recht schwankenden Verhältnissen, wozu ein Gehalt an Wasser tritt, welches erst in der Glühhitze entweicht. Gewisse V. enthalten geringe Mengen von Fluor, andere solche von Manganoxydul oder Titansäure. Er findet sich unter andern in schönen Krystallen am Monte-Somma beim Vesuv (daher der Name), zu Ala in Piemont, am Monzoni in Tirol, zu Egg in Norwegen, am Wiluisfluß in Sibirien, zu Achmatowsk am Ural, als stengeliges Aggregat zu Haslau bei Eger in Böhmen (sog. Egeran).

Veszprim, **Weßprim**, Komitat im jenseitigen Donaukreise Ungarns, zählt (1880) auf 4166 qkm 208487 E., meist Ungarn (82,36 Proz.), daneben 84600 Deutsche und wenige Slawen. Das Land enthält den größten Teil des Bakonywaldes und das Nordostende des Plattensees, ist im ganzen wellenförmig, hügelig, reich an Getreide, Wein, Obst, Tabak, Gemüse, Holz, guten Viehweiden, Fischen, und liefert außerdem Steinkohlen und Alaun. Der **Hauptort V.**, deutsch **Weißbrunn**, eine Stadt mit geregeltem Magistrat, an dem ostwärts zur Sarviz fließenden Séd und an der Linie Stuhlweißenburg-Kiscell der Ungarischen Westbahn, Sitz eines Bischofs und der Komitatsbehörde, hat ein bischöfl. Schloß auf einem hohen Felsen, eine prächtige Domkirche und andere sehenswerte Gebäude, eine merkwürdige Wassermaschine, eine theol. Diöcesanlehranstalt, ein Gymnasium, eine Versorgungsanstalt für dienstunfähige Priester, mehrere Klöster, eine Synagoge und 12575 E., welche Garten-, Wein- und Getreidebau, sowie Handel mit dessen Ertrag treiben. Das Bistum wurde um das J. 1000 gegründet. Die Stadt ward erobert von Maximilian 1490, von den Ungarn 1491, von den Deutschen 1527, von den Türken 1552, von den Deutschen unter Eck von Salm 1566, vom Großvezier Sinan 1594, von den Kaiserlichen 1598, von den Türken 1605, welche sie endlich 1683 für immer verloren. — Bemerkenswert im Komitat sind noch außer Pápa (s. d.) und Palota (s. d.) die Flecken **Devecser** mit 3685 und **Somlyó-Vásárhely** mit 1790 E., beide am Fuße des Berges Somlyó, wo der treffliche Somlyóer oder **Schomlauer Wein** gebaut wird.

Veszprim-Palota, s. unter Palota.

Vetan, Dorf in Graubünden, s. **Fettan**.

Veteränen (Veterani) hießen bei den Römern alte Soldaten, die ihre Dienstzeit, welche, während in der bessern Zeit der Republik regelmäßig jeder Bürger zu 10 einzelnen Feldzügen zu Roß oder 20 zu Fuß verpflichtet war, in späterer Zeit, als die Heere stehend geworden, speziell seit Marius, 20 volle Jahre hintereinander, in der Kaiserzeit 16 Jahre für die prätorianischen Kohorten, 20 für die Legionen betrug, vollendet und einen ehrenvollen Abschied erhalten hatten. Der letztere wurde ihnen auf einem Erztäfelchen ausgefertigt, deren sich eine Anzahl erhalten hat. In der Regel erhielten sie damit zugleich Belohnungen in Geld, später gewöhnlich in einer Ackeranweisung, das Bürgerrecht, wenn sie es noch nicht besaßen, das Connubium für ihre Ehe mit einer Nichtbürgerin, Befreiungen von öffentlichen Lasten. Sulla war der erste, der seinen V. Städte, die ihm feindlich gewesen, mit den dazugehörigen Ländereien anwies und so eine Art Militärkolonien begründete, zu denen von Octavianus 28 der blühendsten Städte gemacht wurden, deren Bevölkerung teils durch V. vermehrt, teils anderswohin verpflanzt und durch V. ersetzt wurde. Außerdem aber gründete er wie die spätern Kaiser viele Kolonien solcher Art auch in den Provinzen; Gallienus legte eine der letztern nach Verona. In Fällen des Bedürfnisses wurden die V. oft wieder zum Dienste aufgerufen (Evocati). In der Kaiserzeit pflegte man die V. in eigenen Abteilungen noch nach der förmlichen Entlassung eine Zeit lang im Dienste zu behalten, während die Evocati damals eine besondere Klasse von ausgedienten Mannschaften bildeten, die nicht entlassen wurden, sondern zu besondern Verwendungen bei den Fahnen verblieben. Auch jetzt hat sich die Bezeichnung V. für alte gediente Soldaten oder Halbinvaliden erhalten.

Veteranische Höhle, 22 km oberhalb Alt-Orsova am linken Ufer der Donau gelegen, wo diese

sich durch ein enges Felsenthal drängt. Die Höhle ist 30 m lang mit stets höher sich hinaufziehendem Boden, 20 m breit, 15 m hoch und völlig dunkel, nur eine kleine Öffnung wirft ein schwaches Streiflicht hinein. Sie wurde 1691 auf Befehl des Generals Grafen Veterani (daher sehr unzutreffend der Name) vom Freiherrn von Arnau mit 300 Soldaten und 5 Kanonen besetzt und 45 Tage gegen eine vordringende Übermacht der Türken ruhmreich verteidigt. Im J. 1788 behauptete sich Major Stein mit 400 Mann und 10 Kanonen vom 11. bis zum 31. Aug. und zog erst nach ehrenvoller Kapitulation mit seinem dezimierten Korps frei ab.

Veteranischer Graben heißt ein von General Veterani zur Verteidigung von Lugos angelegter Graben, den derselbe von der Temes bis Rakowitza durch das Schlachtfeld ziehen ließ, wo General Veterani mit 6000 Mann 21. Sept. 1695 den Sultan Mustapha II. einen ganzen Tag aufhielt und endlich verwundet auf dem Rückzuge den Feinden in die Hände fiel, die ihm den Kopf abhieben. Vgl. Schwicker, »Geschichte des Temeser Banats« (2. Ausg., Pest 1872).

Veterinärkunde, s. Tierheilkunde.

Veto (lat., d. i. ich verbiete) bezeichnet im allgemeinen eine Einsprache, wodurch die entgegenstehende Willensäußerung verhindert werden soll, eine rechtlich gültige und wirksame zu werden. Einen ganz spezifischen Sinn gewinnt das V. im öffentlichen Recht, insofern nämlich verfassungsmäßig gewissen Personen das Recht und die Pflicht zusteht, durch Verweigerung ihrer Einwilligung außerdem wirksame Beschlüsse unwirksam zu machen. Wird dabei durch die eingelegte Verweigerung die Wirksamkeit des Beschlusses für immer verweigert, so spricht man von einem unbedingten oder absoluten Veto; hat die Verweigerung dagegen nur eine aufschiebende Wirkung und der Beschluß erhält nach nochmaliger Annahme durch die betreffende Körperschaft auch ohne weitere Zustimmung des Staatsoberhauptes Gesetzeskraft, so spricht man von einem beschränkten oder suspensiven Veto. Seine höchste Bedeutung hat der Begriff V. als Recht des Monarchen, resp. bestimmter republikanischer Magistraturen, den verfassungsmäßigen Beschlüssen der Volksvertretung das V. entgegenzustellen. Im Altertum wurde zuerst den röm. Volkstribunen das V. als Einsprache gegen Befehle der Magistrate zugestanden. In dem heutigen Staatsrecht steht das V. umgekehrt dem Monarchen oder dem Präsidenten der Republik zu, gegenüber der Volksvertretung. Gegenwärtig besteht in monarchischen Staaten ein suspensives V. nur in Norwegen (s. d.), in allen übrigen Monarchien hat der Landesherr ein absolutes V. In der gegenwärtigen franz. Republik hat der Präsident kein V., aber insofern Anteil an der Gesetzgebung, als er die von beiden Kammern angenommenen Gesetze promulgiert. In den Vereinigten Staaten von Amerika dagegen hat der Präsident keinen Anteil an der gesetzgebenden Gewalt und daher keine Sanktion; aber er hat ein beschränktes (suspensives) V. In der Schweiz gibt es in Gestalt des sog. Referendum (s. d.) ein V. des Volks selbst gegenüber den Gesetzen der Volksvertretung. Es kann Abstimmung aller Bürger verlangt werden, ob sie ein Gesetz annehmen oder verwerfen.

Vetschau (wend. Wětošow), Stadt in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt a. O., Kreis Kalau, an der Luckaitze, einem linken Zufluß der Spree, Station der Linie Berlin-Görlitz der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1885) 2673 überwiegend evang. E. und hat eine deutsche und eine wendische Kirche, starke Schuhmacherei, zwei Fabriken landwirtschaftlicher Maschinen und Geräte, zwei Sackleinwandfabriken, eine Jute- und Flachsspinnerei, eine Dampfschneidemühle, sowie sehr besuchte Viehmärkte. Das dabei gelegene Rittergut Schloß-Vetschau hat 180 E. V. ist Ein-, beziehungsweise Austrittsstation für Besucher des Spreewaldes.

Vetter bezeichnet zuvörderst in der Blutsverwandtschaft den Oheim (des Vaters oder der Mutter Bruder), aber auch umgekehrt den Neffen; ferner die Geschwisterkinder (Cousin); weibliche Verwandte dieser Art heißen Muhme oder Base (resp. Cousine). Man pflegt sogar alle entferntern Verwandten, gleichviel ob Blutsverwandte, V. zu nennen. Die zu Lehnen, Fideikommissen und Stammgütern folgeberechtigten Seitenverwandten (Kollateralen) heißen Geschlechtsvettern. Endlich geben die christl. Fürsten einander im Deutschen den Namen V. (frz. cousin).

Vetterli (Friedrich), namhafter Techniker und Erfinder auf dem Gebiet der Handfeuerwaffen, geb. 21. Aug. 1822 in einem Dorfe des Kantons Thurgau, ging als Büchsenmacher zu seiner weitern Ausbildung nach Frankreich und England, trat nach Rückkehr in die Heimat in Dienst der Schweizerischen Industriegesellschaft zu Neuhausen, wurde Direktor der Waffenfabrik daselbst. Die Schweiz nahm 1868/69 ein von V. konstruiertes Magazingewehr als Ordonanzmodell an, Italien 1870 einen Einlader von V. (Vgl. Handfeuerwaffen.) Für Frankreich konstruierte V. in neuester Zeit eine Umänderung des Gras-Gewehrs zur Magazinwaffe, welche als System Gras-Vetterli bezeichnet wird. V. starb 21. Mai 1882.

Vetturino (ital.), Lohnkutscher.

Veuillot (Louis), klerikaler franz. Schriftsteller und Publizist, geb. zu Boynes (Loiret) 11. Okt. 1813, erwarb sich durch Selbstunterricht seine Bildung und begann seine litterarische Thätigkeit an ministeriellen Tagesblättern in der Provinz und zu Paris, wo sein polemisches Talent nicht unbemerkt blieb; aber auf einer ital. Reise (1836) bewirkte der Eindruck der kirchlichen Feierlichkeiten der Karwoche in Rom eine Sinnesänderung, die sich in seinen »Pèlerinages de Suisse« (1838; 8. Aufl. 1856) überwiegend religiös ankündigte. V. kehrte nach Paris zurück, wurde hier zuerst Mitarbeiter, nachher Chefredacteur des »Univers religieux« und kämpfte seitdem mit den Waffen der schärfsten Polemik und eines glänzenden Stils unablässig für die Wiederherstellung des mittelalterlichen Papst- und Kirchentums. Die rücksichtslose Art, wie er die Frage der weltlichen Macht des Papstes (1859—60) behandelte, machte Napoleon III. so ungehalten, daß V.s Journal inhibiert wurde und erst 1867 wiedererscheinen durfte. Während der Belagerung von Paris veröffentlichte er im »Univers« (Ende Febr. 1871) einen Entwurf für die Trennung der Kirche vom Staate, einen Plan zu einer nach seinen Ideen geordneten und abgewogenen Demokratie. Im Mai 1873, bei Aussicht auf Wiederherstellung der legitimen Monarchie, wurde V. wieder Legitimist und überschüttete den König Victor Emanuel und die Gründer der ital. Nationaleinheit mit

maßlosen Schmähungen, sodaß sogar das reaktionäre Ministerium Broglie sich genötigt sah, das «Univers» für zwei Monate zu verbieten (19. Jan. 1874); aber Pius IX. schrieb an V. einen feurigen Gratulationsbrief. Er starb 7. April 1883 zu Paris.

Von seinen Schriften sind zu nennen: «Pierre Saintine» (1843), religiöser Roman in Briefform; «L'honnête femme» (2 Bde., 1844), «Les libres penseurs» (1848), «L'esclave Vindex» (1849), «Mélanges religieux, historiques et littéraires», zwei Sammlungen von Zeitungsartikeln (Bd. 1—4, 1857—59; zweite Folge, 1861 fg.), «Le parfum de Rome» (2 Bde., 1863), «Les odeurs de Paris» (1866), «Les couleuvres», eine Sammlung von Gedichten (1869), «Rome pendant le concile» (2 Bde., 1871), eine Sammlung von Briefen aus Rom von 1869 bis 1870; «Paris pendant les deux siéges» (2 Bde., 1871) u. s. w.

Sein Bruder, Eugène V., ebenfalls Journalist, geb. 1818 zu Boynes, sein Stellvertreter am «Univers», hat nur ein mittelmäßiges Talent und stand unter dem Einfluß seines Bruders, welchem er in der Verteidigung der ultramontanen Doktrinen nacheifert.

Veurne, belg. Stadt, s. Furnes.

Veurne-Ambacht, s. u. Furnes.

Vevey (deutsch Vivis), das Vibiscum der Römer, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks (96 qkm, 23578 E.) im schweiz. Kanton Waadt, liegt 18 km ostsüdöstlich von Lausanne an der Mündung der Veveyse in den Genfersee, ist regelmäßig gebaut, mit reinlichen breiten Straßen und zählt (1880) 7820 E. meist franz. Zunge und reform. Konfession, deren Haupterwerbsquellen der Weinhandel, die Cigarrenfabrikation und die Fabrikation von Kindermehl, kondensierter Milch und Chokolade sind. Bemerkenswert sind die alte St. Martinskirche, die Kirche Ste.-Claire, die neue gotische katholische, die russische und die englische Kirche, das Schloß Couvreu mit prächtigem Garten, das Stadthaus, das Kornhaus, das reiche Spital, das Casino mit dem naturhistor. Museum, das Gymnasium und die palastartige höhere Töchterschule, die marmorne Brücke über die ungestüme Veveyse und die neuen Kais. Die reizenden Umgebungen und die herrliche Fernsicht machen V. zu einem belebten Sammelplatz der Touristen. Mit den Uferorten des Genfersees ist es durch die Dampferlinie Genf-Villeneuve und die Eisenbahnlinie Genf-Lausanne-St.-Maurice verbunden. Berühmt ist das Winzerfest, welches seinen Ursprung vom röm. Bacchuskult haben soll und früher alle 10 Jahre, jetzt in unregelmäßigen Zwischenräumen gefeiert wird. Vgl. Rey, «Genève et les rives du lac Léman» (Par. 1868); Martignier, «Vevey et ses environs dans le moyen âge» (Lausanne 1862); A. Céréſole, «Vevey und seine Umgebung» (Zürich 1882).

Vex, Hauptort des schweiz. Bezirks Hérens (s. d.).

Vexen, soviel wie Kretins.

Vexiergurke, s. u. Momordica.

Vexierschloß, ein Schloß, bei dem gewisse, nur dem Eigentümer bekannte Vorrichtungen ein unbefugtes Öffnen selbst mit dem passenden Schlüssel nicht gestatten sollen. (S. u. Schloß, Bd. XIV, S. 411[b].)

Vexillum (lat.), die Fahne.

Vézelay, Stadt im franz. Depart. Yonne, Arrondissement Avallon, links von der Cure, auf einem Hügel, welcher das Thal derselben beherrscht, zählt (1881) 969 E. und hat eine schöne ehemalige Abteikirche (Ste.-Madeleine) aus dem 11. bis 13. Jahrh., welche von Viollet-le-Duc restauriert worden ist, Weinbau und Viehhandel. — V. (mittellat. Vizeliacus, Vezeliacus) wurde nebst der Abtei im 9. Jahrh. gegründet; hier predigte 1146 Bernhard von Clairvaux den Kreuzzug, hier auch nahmen damals Ludwig VII. mit den franz. Großen, wie 1187 Philipp II. August und Richard Löwenherz das Kreuz. V. ist die Vaterstadt von Theodor de Bèze, welcher daselbst 1519 geboren wurde.

Vézelise, Stadt im franz. Depart. Meurthe-et-Moselle, Arrondissement Nancy, rechts am Brénon, Station der Linie Nancy-Mirecourt der Ostbahn, hat (1881) 1447 E., Weinbau, Gerberei, Tuch- und Seidenweberei.

Vézère (mittellat. Visera), rechtsseitiger Nebenfluß der Dordogne in Südfrankreich, entspringt im Depart. Corrèze auf dem Plateau von Millevache beim Dorfe Millevache, bildet bei Treignac einen schönen Wasserfall, nimmt oberhalb Larche links ihren bedeutendsten Nebenfluß, die Corrèze (Coresia), auf, tritt oberhalb Terrasson in das Depart. Dordogne, berührt die Städte Montignac und le Bugue und mündet nach einem vorwiegend südwestlich gerichteten Laufe von 192 km bei Limeuil; 65 km sind schiffbar.

Vezier (franz. und engl. Schreibart für Wesir), eigentlich Träger, ist ein Titel, den im mohammed. Orient verschiedene hohe Staatsbeamte, besonders die ersten Minister als Träger der Regierungslast führen. Früher wurden namentlich sechs angesehene Mitglieder des Diwans oder Staatsrats damit ausgezeichnet, welche unter dem Präsidium des Großveziers gleichsam ein Ausschußkollegium in jener Körperschaft bildeten, doch aber nur beratende Stimme besaßen. Jetzt ist der Name V. aus der Sprache des gewöhnlichen Lebens so ziemlich verdrängt und an seine Stelle Muschir (Rat) getreten, womit allgemein die Paschas von drei Roßschweifen belegt werden. Der vornehmste V. ist der Großvezier, welcher früher sowohl im Kriege wie auch im Frieden den jeder unmittelbaren Berührung mit seinen Unterthanen sich entziehenden Sultan für die Regierungsangelegenheiten vollständig vertrat, jetzt aber nur noch in der Weise eines Ministerpräsidenten der Regierung vorsteht. Derselbe wird in der Türkei gewöhnlich mit dem der Kanzleisprache entlehnten figürlichen Ausdrucke Sâdr-a'zam, Ehrensitz (im Diwan), bezeichnet. Wegen seiner besonders nahen amtlichen Beziehungen zum Großvezier führt der Minister des Innern, welcher früher einfach Kjaja-Bej (Haushofmeister) genannt wurde, in neuerer Zeit den Titel Musteschar (Rat) des Großveziers.

Vezouse, rechtsseitiger Nebenfluß der Meurthe im franz. Depart. Meurthe-et-Moselle, entspringt auf dem Westabhang der Vogesen, nahe der deutschen Grenze, und mündet nach einem Laufe von 64 km unterhalb Lunéville.

Viadana, Stadt und Distriktshauptort in der ital. Provinz Mantua, links am Po, gegenüber der Einmündung der Parma und Enza in denselben, zählt (1881) 6443 (Gemeinde 16114) E. und hat Acker- und Weinbau, sowie Industrie in Seide, Leinwand und Branntwein.

Viadana (Ludovico), bedeutender Kirchenkomponist um 1600 und epochemachend durch seine Einführung des neuern konzertierenden Stils auf Grund des Basses, wodurch der modernen Art der

Musik die Bahn gebrochen wurde. Er ist geb. 1564 zu Viadana und heißt eigentlich Grossi, brachte es bis zum Domkapellmeister in seiner Vaterstadt, wirkte aber später in Rom und anderswo und starb 2. Mai 1645 in Gualtieri. Seine kirchlichen Kompositionen fanden allgemeine Verbreitung.

Viadukt (neulat. viaductus, Wegleitung) ist eine Brücke, welche den Zweck hat, eine Straße (Chaussee, Eisenbahn u. s. w.) in längerer Erstreckung über ein Thal hinwegzuführen und hierdurch gegenüber der Anlage eines massiven Dammes an Kosten zu sparen, eventuell die ungehinderte Durchführung der Kommunikationsmittel des Thals möglichst zu erleichtern. V. werden in Holz, Stein oder Eisen ausgeführt. In der neuern Zeit haben die Eisenbahnen zahllose V. geschaffen, die bisweilen mehrere Bogenstellungen übereinander aufweisen (ein- und mehrstöckige V.). (S. Brücke.)

Via mala (lat., d. i. böser Weg) heißt die Klamm des Hinterrheins zwischen den Thälern Schams und Domleschg des schweiz. Kantons Graubünden. Die V. ist eine der großartigsten Felsschluchten der Alpen. Zu beiden Seiten der tiefen, engen Spalte, auf deren Grund der Fluß tosend und schäumend aus dem Schams, seiner mittlern Thalstraße, in die unterste hinausbricht, ragen schwarzgraue, zerborstene und zerklüftete Schieferfelsen fast senkrecht 400—500 m hoch empor. Die jetzige Poststraße durch die V. wurde 1822—34 angelegt. Der alte stellenweise jetzt noch erkennbare Römerweg des Hinterrheinthals, dem auch der Handels- und Pilgerverkehr, sowie die Römerzüge des Mittelalters folgten, zog sich mit Umgehung der V. und der Rofna (s. unten) hoch über der Thalsohle des Schams über die Alpweiden der linken Thalseite von Thusis (723 m) im Domleschg nach Sufers (1424 m) im Rheinwald. Man nannte dies den Guten Weg, dagegen den durch Lawinen und Steinschläge gefährdeten Steig durch die Klamm den Bösen Weg. Allmählich zog sich aber der Verkehr doch in die Tiefe hin, 1470 wurde ein Fußweg durch die V. gebahnt, 1738 und 1739 derselbe durch die Aufstellung zweier Steinbrücken verbessert und endlich die jetzige Poststraße angelegt, die 1834 durch den Bau der dritten Brücke vollendet wurde. Die Straße überschreitet dicht hinter Thusis die Nolla und tritt gegenüber der hoch auf einem Felsen des rechten Ufers am Eingang der V. gelegenen Burgruine Hohenrhätien oder Hochrealta (950 m) aus dem sonnigen Domleschg in den düstern Felsschlund, der sich jenseit des Verlorenen Lochs, eines Tunnels von 50 m Länge, zu dem kleinen Kessel des Hofes Rongellen erweitert. Bald aber rücken die Felswände wieder näher zusammen; immer enger und schauerlicher wird die Spalte, in deren Tiefe, durch überhängende Felsen oft verborgen, der wilde Fluß donnert. Die Straße, meist durch Sprengung dem Fels abgewonnen, stellenweise durch Galerien und Felsdurchbrüche vor Lawinen und Steinschlägen geschützt, wechselt dreimal das Ufer. Bei der dritten Brücke (855 m über dem Meere, 7 km von Thusis) endet die V. Der Engpaß öffnet sich zu dem freundlichen Wiesengrunde des Schams (Vallis sex amnes), das sich 7 km lang zwischen den Massiven des Piz Curver (2975 m) in den Piz Beverin (3000 m) südlich bis zur Rofna erstreckt. Der Hauptort des Thals ist Andeer (979 m) mit 603 E., einer gipshaltigen Eisenquelle, einem Kurhaus und der Ruine Bärenburg, unweit welcher sich nördlich das Ferrerathal (s. d.) mit dem Avers öffnet. Aus dem Schams steigt die Straße bei der Mündung des Avnerrheins durch die wilde, tannenreiche Felsschlucht Rofna oder Rosla, in welcher der Fluß mehrere malerische Fälle bildet, zu der obersten Thalstufe des Hinterrheins, dem Rheinwald, hinauf und teilt sich bei dem Dorfe Splügen in die Splügen- und die Bernhardinstraße. Von Thusis bis Splügen beträgt die Länge der Straße 26 km. Die Thäler Rheinwald, Schams, Avers und Ferrera bilden zusammen den Bezirk Hinterrhein des Kantons Graubünden mit 505 qkm Areal und (1880) 3169 meist reform. E., die im Rheinwald und Avers deutscher, im Ferrerathal und Schams meist romanischer Zunge sind. Vgl. Leonhard, »Thusis und die Hinterrheinthäler« (Chur 1875).

Viana, Stadt (Ciudad) in der span. Provinz Navarra, Bezirk Estella, 6 km links vom Ebro, in der Landschaft Ribera, an der Straße von Logroño nach Estella, mit (1877) 2984 E., ist gut gebaut, hat Weinbau und hält jährlich 19. bis 31. Juli eine Messe. Von der 1219 gegründeten Stadt führten einst die Prinzen von Navarra den Herzogstitel; später war sie ein Marquisat der Pimentel. Sie ist geschichtlich bekannt durch die Niederlage des Königs Sancho von Castilien 1067, durch die heldenmütige Verteidigung Peraltas 1460, sowie durch die Niederlage und den Tod Cäsar Borgias 10. März 1507 im Gefecht mit den Truppen des Grafen von Lerin.

Vianden, Stadt im Großherzogtum Luxemburg, Distrikt Diekirch, rechts am Our, 239 m über dem Meere, in einem wilden Felsenthale, hat 1416 E., großartige, den Ort malerisch überragende Trümmer eines Schlosses der Grafen von Nassau, mit 1849 wiederhergestellter zierlicher, zehneckiger Schloßkapelle, Leder- und Tuchindustrie. V., mittellat. Vienna, bestand schon um 900 und war im spätern Mittelalter Hauptort einer Grafschaft.

Vianen, Stadt im Bezirk Gorkum der niederländ. Provinz Südholland, am Leck und einem Kanal nach Utrecht, hat Pferdezucht und (1879) 3512 E. Früher war V. eine eigene Herrschaft der Familie Brederode, später der Burggrafen von Dohna, dann den Grafen von Lippe-Detmold, seit 1729 den Staaten von Holland gehörig.

Vianna do Castello, Stadt (Cidade) und Hauptort eines Distrikts der portug. Provinz Entre Douro e Minho, rechts am Lima, nahe dessen breiter Mündung in den Atlantischen Ocean, Station der Linie Oporto-Valença der Staatsbahn Minho e Douro, zählt (1878) 8816 E., welche Fischfang und Küstenhandel treiben. Das starke Fort Castello de Santiago verteidigt die lange Holzbrücke, welche über den Fluß führt. Der Hafen ist versandet. Im 13. Jahrh. war V. eine Grafschaft der Menezes. — Der Distrikt Vianna zählt auf 2216,3 qkm (1881) 211539 E.

Viardot-Garcia (Michelle Pauline), berühmte Sängerin, Tochter Manuel Garcias (s. d.), geb. 18. Juli 1821 zu Paris, lebte mit ihren Eltern bis 1828 in England, den Vereinigten Staaten und Mexiko. Nachdem die Familie nach Paris zurückgekehrt, erhielt Pauline erst von Meysenberg, dann von Liszt Klavierunterricht und trat in den Konzerten ihrer Schwester Malibran (s. d.) als Pianistin auf. Nach dem Tode ihres Vaters (1832) lebte sie mit ihrer Mutter eine Zeit lang in Brüssel.

Inzwischen hatte sich entschieden ihr Gesangstalent entfaltet, und sie betrat 1839 in London die Bühne der ital. Oper und sang 1840 mit großem Erfolge in Paris ebenfalls an der ital. Oper. Auf Kunstreisen in Italien, Spanien, Frankreich, den Niederlanden, Deutschland und Rußland feierte sie sodann als Sängerin außerordentliche Triumphe. Später zog sie sich von der Bühne zurück und lebte in Baden-Baden, vorwiegend mit der Ausbildung jugendlicher Gesangstalente beschäftigt. Sie besaß früher eine sehr schöne Mezzosopranstimme, und die Ausbildung derselben stand auf staunenswerter Höhe. Dabei waren ihr feiner musikalischer Sinn, reiche Ausdrucksfähigkeit und glückliche Darstellungsgabe eigen. Sie hat sich auch als Komponistin von Liedern, Operetten ꝛc. bethätigt. Ihrer 1840 mit dem Historiker und Kunstschriftsteller **Louis Viardot** geschlossenen Ehe entstammen vier Kinder, von denen **Louise Héritte** als Komponistin, Frau **Chamerot-V.** und **Marianne** als Konzertsängerinnen, **Paul** als Violinist bekannt geworden sind.

Ihr Gatte (geb. zu Dijon 31. Juli 1800, gest. 5. Mai 1883 in Paris) war seit 1839 Direktor des Italienischen Theaters in Paris, gab aber diese Stellung später auf, um seine Gattin auf ihren Kunstreisen zu begleiten. Von seinen histor. und kunstgeschichtlichen Arbeiten sind zu nennen: «Histoire des Arabes et des Maures d'Espagne» (2 Bde., Par. 1851), «Des origines traditionelles de la peinture moderne en Italie» (1840), «Les musées de France» (1855), «Espagne et Beaux-arts» (1866) u. s. w.

Viareggio, Stadt in der ital. Provinz Lucca, am Mittelländischen Meere, Station der Eisenbahn Genua-Pisa, von NO. bis S. durch einen Fichtenwald geschützt, zählt (1881) 14164 E. und hat ein Hauptzollamt, einen Hafen mit weit ins Meer hinausgebautem Molo und Leuchtturm, bedeutenden Küstenhandel und stark besuchte Seebäder. Neuerdings kommt V. auch als Winterkurort in Aufnahme. Die Stadt, mittellat. Viaregium, erscheint bereits im 12. Jahrh. und teilte seitdem die polit. Schicksale Luccas.

Viassolo (Giovanni Battista), ital. Lustspieldichter, s. **Federici** (Camillo).

Viaticum (vom lat. via, d. i. Weg oder Reise), eigentlich das Geld, das jemand zur Reise erhält, daher auch soviel als Reisegeld, Zehrpfennig, Almosen, heißt in der kath. Kirche auch die Kommunion, welche einem Sterbenden gegeben wird.

Vibert (Jean Georges), franz. Genremaler, geb. 30. Sept. 1840 in Paris, hat sich auf dem Gebiete volkstümlicher, dem franz. Leben der Gegenwart entnommener Stoffe, sowie in historischen und allegorischen Darstellungen bekannt gemacht. Schüler von Picot, hat er eine eigene Art, ideale und realistische Momente zu verschmelzen, welche einem konventionellen Zeitgeschmack entspricht, aber der Tiefe und des wahren künstlerischen Ernstes entbehrt. Formell sind seine Arbeiten sehr gefällig, wirksam und effektreich, auch fehlt es ihnen bisweilen nicht an heiterer Stimmung. Auf verschiedenen Ausstellungen erschienen die Verwandlung des Narcissus, die Abreise des Hochzeitspaares, die Mönche unter Waffen, die Toreros im Circus (mit dem span. Maler Zamacois gemeinschaftlich gemalt), Grille und Ameise, die Siesta, das Ständchen; die bedeutendern Gemälde: Christliche Märtyrer unter den Löwen, die Toilette der Madonna u. v. a. Zu großen koloristischen Vorzügen erhob sich V. in seinem Bilde: ein Atelier am Abend (1881), in welchem ein feines Verständnis der alten Niederländer erkennbar wird. Neben diesen Genrestücken kamen auch Porträts an den Tag, so das des Schauspielers Coquelin als Mascarillo in den «Précieuses ridicules» (1878). Endlich hat V. zahlreiche Aquarelle gemalt.

Vibilia, der 144. Asteroid, s. unter **Planeten**.

Viborg, das kleinste Stift der dän. Halbinsel Jütland, umfaßt den größten Teil der Ämter V. und Aalborg. Das **Amt Viborg** im Süden des Liimfjord (s. d.), ein teils heidiges, teils ziemlich fruchtbares, nur von kleinen Flüssen bewässertes Binnenland, zählt auf 3032,9 qkm (1880) 93369 E., die von Viehzucht, Getreide- und Gemüsebau, Fischerei, Strumpf- und Leinwandweberei, Handel mit Wolle, Vieh und Holzschuhen leben. Die **Stadt Viborg**, Hauptort des Stifts, an dem kleinen See gleichen Namens und Station der Linie Holstebro-Langaa der Dänischen Staatsbahnen, zählt 7653 E. Sie ist vielleicht die älteste Stadt in Jütland, war seit 1065 Bischofssitz und 1836—48 der Versammlungsort der jütischen Provinzialstände. Im Mittelalter war die Stadt viel bedeutender; durch die Predigten des Hans Tausen (1525—29) wurde sie die erste prot. Stadt in Dänemark. Noch gegenwärtig hat V. einen bedeutenden Umfang, aber in diesem viele unbebaute Plätze. Es bestehen zwei Kirchen, drei Märkte, eine Kathedralschule, ein Domhaus (Sitz des Oberlandesgerichts), ein Hospital, ein Zucht- und Arbeitshaus, fünf Bierbrauereien, drei Branntweinbrennereien, zwei Tuchfabriken, zwei Tabaksfabriken, drei Maschinenfabriken, zwei Eisengießereien. Das merkwürdigste Gebäude ist die im 11. Jahrh. aufgeführte, 1864—66 prachtvoll restaurierte Domkirche; unter ihrem Chore befindet sich die einzige Krypta in Dänemark. Der Hafen und Ladeplatz der Stadt ist **Hjarbek**, 6 km nördlich am Liimfjord. Der Handel ist jedoch unbedeutend.

Viborg, Stadt in Finland, s. **Wiborg**.

Vibration, s. **Schwingung**.

Vibrationstheorie des Lichts, s. unter **Licht**.

Vibrionen hat man mikroskopische, meist fadenförmige Gebilde genannt, die zu den Spaltpilzen gehören und in unzähligen Mengen in allen faulenden Geweben auftreten. Je nach der Gestalt dieser Fädchen, die bald gerade, bald korkzieherartig gewunden sind, hat man eine Menge von Gattungen unterschieden, die alle eine zitternde oder schraubenartige Bewegung haben. Sie pflanzen sich durch außerordentlich kleine, an der Grenze unserer mikroskopischen Vergrößerungen stehende Keimkörner fort und werden, trocken, von dem geringsten Luftzuge emporgehoben und weitergeführt, sodaß sie einen konstanten Bestandteil der Sonnenstäubchen bilden. Die eigentlichen V., sowie die Bacterien, Spirillen u. s. w. spielen eine bedeutende Rolle im Haushalt der Natur, indem sie nicht nur in toten, sondern auch in lebenden Geweben und Flüssigkeiten als Erreger von Verwesung, Fäulnis und dadurch von Krankheiten wirken. Von vielen Krankheiten, wie Milzbrand, Hungertyphus, Tuberkulose und den meisten andern Infektionskrankheiten ist es jetzt nachgewiesen, daß sie durch Einführung solcher Spaltpilze in das Blut erzeugt werden. (S. **Mikroben**, **Spaltpilze**.)

Vibrograph, s. **Phonautograph**.

Viburnum, Schlingstrauch, eine zur Familie der Caprifoliaceae (Geißblattgewächse) und

zwar zur Gruppe der Sambuceae (Hollunderarten) gehörigen Gattung, gekennzeichnet durch einfache, regelmäßig kreuzweis-gegenständige Blätter, in flachen Trugdolden stehende Blüten, welche in der Peripherie des Blütenstandes oft unfruchtbar und größer, und vom Hollunder durch eine dreilappige Narbe verschieden. Von den oft schön blühenden Sträuchern finden mehrere Arten in Parkgärten Verwendung. In Gebüschen der Kalkformation häufig ist V. Lantana *L.*, der Filzschlingbaum, 4—5 m hoch, mit eirund-länglichen, gezähnelt-gesägten, unten runzeligen, mehlig-filzigen Blättern, siebenästigen Scheindolden weißer Blüten und grünen, dann hochroten, schließlich schwarzen Beeren. V. Opulus *L.*, s. unter Schneeball. Diesem sehr ähnlich ist das nordamerik. V. Oxycoccos *Pursh.*, doch sind die unfruchtbaren Randblumen weder so flach, noch von so schneeigem Weiß. Die roten Früchte haben den Geschmack der Johannisbeere und können diese ersetzen. Andere meistens aus Nordamerika stammende Arten, wie V. Lentago *L.*, V. prunifolium *L.* u. a., sind ebenfalls geschätzte Ziersträucher.

V. Tinus *L.*, gewöhnlich Laurus Tinus genannt, ist einer der schönsten Ziersträucher, welcher an den Mittelmeerküsten zu Hause ist. Er erreicht eine Höhe von 3 m und hat immergrüne, glänzende Blätter und reiche Trugdolden weißer, etwas streng riechender Blüten. Er variiert mit glatten und mit behaarten Blättern. Eine sehr schöne, wahrscheinlich von den Azoren stammende Abart ist V. lucidum, sie unterscheidet sich durch substanzreichere, festere, glatte und glänzende Blätter von ovaler, bisweilen mehr länglicher Form; die Trugdolden sind größer, weniger gedrängt und auch die einzelnen Blüten größer. Diese schönen Ziersträucher werden in der Orangerie oder in Wohnräumen unterhalten und blühen hier oft schon im Februar und März, im Keller überwintert erst gegen den Sommer hin. Bald nach der Blüte müssen sie umgepflanzt werden. Man vermehrt sie leicht durch die meistens in Menge auftretenden Wurzeltriebe.

Vic (Vicus), Kantonshauptort des Kreises Chateau-Salins im elsaß-lothringischen Bezirk Lothringen, liegt 51 km südöstlich von Metz an der Seille, an der Zweigbahn Burthecourt-V. der Elsaß-Lothringer Eisenbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 2144 fast ausschließlich kath. E. und hat bedeutende Salinen. In der Umgegend wird viel Rebbau getrieben, welcher guten Rotwein liefert. V. ist eine sehr alte Stadt; Posthumus soll daselbst 257 von seinen Legionen zum Kaiser ausgerufen worden sein. Die Könige von Austrasien hatten hier eine Burg und Münzstätte. Im 13. Jahrh. wurde V. durch die Bischöfe von Metz mit Befestigungen umgeben.

Vic-en-Bigorre, Stadt im franz. Depart. Hautes-Pyrénées, Arrondissement Tarbes, rechts am Echez, Station der Linien Agen-Tarbes und Morcenx-Bagnères-de-Bigorre der Südbahn, hat (1881) 3557 E., Gerberei, Kalk- und Branntweinbrennerei, sowie Handel mit Vieh und Wein.

Vic-Fezensac, Stadt im franz. Depart. Gers, Arrondissement Auch, an der Losse, zählt (1881) 3181 (Gemeinde 4195) E. und hat Weinbau, Handel mit Armagnac-Branntwein, Getreide und Wein sowie lebhaften Gewerbebetrieb.

Vic-le-Comte, Stadt im franz. Depart. Puy-de-Dôme, Arrondissement Clermont, Station der Linie St.-Germain des Fossés-Nîmes der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, zählt (1881) 2716 E. und hat eine moderne Kirche mit Chorkapelle (Ste.-Chapelle) aus dem 16. Jahrh., nahebei großartige Ruinen des Château de Buron, der alten Feste der Grafen von Auvergne, Fayencefabrikation und Mineralquellen.

Vic-sur-Cère, ehemals Vic-en-Carladez, Stadt im franz. Depart. Cantal, Arrondissement Aurillac, in reizender Lage am Südabhange der Montagne du Cantal, rechts an der Cère, Station der Linie Capdenac-Arvant der Orléansbahn, zählt (1881) 885 (Gemeinde 1685) E. und hat berühmte Mineralquellen.

Vicar, s. Vikar.

Vicarello, Badeort in der ital. Provinz Rom, nahe dem Nordufer des Lago di Bracciano, mit heißen Schwefelquellen, in denen 1852 die Aquae Apollinares der Alten entdeckt wurden. Man machte damals bei Anlage eines neuen Badehauses einen reichen Fund von Münzen und Weihgeschenken (goldenen, silbernen und bronzenen Gefäßen), welcher sich jetzt größtenteils im Museo Kircheriano zu Rom befindet. Der Malaria wegen wird nur während des Frühlings hier gebadet.

Vicari (Herm. von), Erzbischof von Freiburg, bekannt durch seine Streitigkeiten mit der bad. Regierung, geb. 13. Mai 1773 zu Aulendorf in Oberschwaben, machte seine Studien zu Ingolstadt und Wien, wurde 1797 zum Priester geweiht und nach Konstanz versetzt, erst als Chorherr an der Kollegiatkirche zu St. Johann, später als Offizial und Mitglied des dortigen Generalvikariats. Nach dessen Aufhebung kam er 1828 als Domkapitular nach Freiburg im Breisgau, erhielt dort 1830 die Würde eines Domdekans, 1832 die des Weihbischofs und Vikars des Erzbischofs und wurde 1842 zum Erzbischof der Oberrheinischen Kirchenprovinz erwählt. Nachdem die deutschen Bischöfe seit 1848 eine Reihe von kirchenrechtlichen Forderungen zu ihrem gemeinsamen Programm gemacht hatten, begann auch V. im Einklange mit den Bischöfen seines Erzsprengels die gleichen Ansinnen an die bad. Regierung zu stellen. Der Bescheid der Regierung lautete für die meisten Forderungen ablehnend, und nun stellte sich V. immer mehr in den Dienst der extremen ultramontanen Bestrebungen. Durch Errichtung von Seminaren, Einführung von Orden, Jesuitenmissionen u. s. w. suchte er sich einerseits seinen Klerus völlig zu unterwerfen, andererseits machte er der Staatsgewalt die schärfste Opposition, indem er die Befolgung der staatlichen Gesetze in Ehesachen u. s. w. verbot, staatstreue Geistliche mit Strafen belegte und 1854 durch einen Gewaltstreich das Kirchenvermögen in seine Hand brachte. Infolge dessen ward er vom 22. bis 31. Mai 1854 wegen Ungehorsams gegen die Staatsgesetze verhaftet; doch gelang es nach langen Verhandlungen dem röm. Stuhle, der großherzogl. Regierung unter dem Einflusse der herrschenden Reaktionsstimmung die Konvention vom 28. Juni 1859 abzugewinnen, welche die staatlichen Hoheitsrechte großenteils dem Erzbischof opferte und seine meisten Forderungen zugestand. Die Kammern verweigerten jedoch die verfassungsmäßige Zustimmung zur Konvention; ein vom Großherzog berufenes liberales Ministerium vereinbarte nun mit den Kammern eine neue Regelung der kirchlichen Verhältnisse auf dem Wege der staatskirchlichen Gesetzgebung. Umsonst protestierte V. gegen die am 9. Okt. 1860 publizierten neuen Kirchengesetze, die

der kath. Kirche zwar volle Freiheit der innern Bewegung ließen, aber die Hoheitsrechte des Staats wahrten. V. starb 14. April 1868 zu Freiburg.

Vice-, s. Vize-.

Vicelinus (Wizelin), Apostel der Wagerwenden, geb. gegen Ende des 11. Jahrh. zu Hameln an der Weser, erhielt namentlich in Paderborn seine Ausbildung, wurde hier und später in Bremen Lehrer und begab sich dann für drei Jahre nach Frankreich, wo er zum Priester geweiht wurde. Nach Deutschland zurückgekehrt, beschloß er, sich der Christianisierung der Wenden zu widmen. Zunächst als Pfarrer zu Wippendorf an der wend. Grenze und dann besonders vom Siegeberg aus, wo Kaiser Lothar 1134 eine reich beschenkte Klosterkirche unter der Aufsicht V.' gegründet hatte, entwickelte er eine rastlose Thätigkeit. Unter vielfachen Anfechtungen und Schwierigkeiten rief er eine Reihe von Kirchen, sog. Vizelinskirchen, ins Leben, von denen sich etwa noch 20 erhalten haben, rüstete sie aus und versah sie mit Priestern. Im J. 1149 wurde er Bischof von Aldenburg (jetzt Oldenburg in Holstein) mit dem Kirchensprengel Wagrien und starb als solcher 12. Dez. 1154 in Faldera. Vgl. Haupt, «Die Vizelinskirchen» (Kiel 1884).

Vicellinus (Spurius Cassius), s. Cassius.

Vicente (San-Vicente), Departements- und Distriktshauptstadt im mittelamerik. Staate El-Salvador, am Fuße des 2400 m hohen Vulkans Vicente, zählt (1878) 6305, als Pueblo 9957 E. und hat eine schöne Hauptkirche, Tabaks- und Indigoplantagen, Tabaksfabriken und jährlich eine vielbesuchte Messe.

Vicente, portug. Dichter, s. Gil Vicente.

Vicenza, Hauptstadt der gleichnamigen ital. Provinz (2632,4 qkm, 1881 mit 401 765 E.), am nördl. Fuße der Monti-Berici, in fruchtbarer, wohlangebauter Ebene, zu beiden Seiten des schiffbaren Bacchiglione, der hier den Retrone aufnimmt, an der Eisenbahn Verona-Padua-Venedig, der hier nach Treviso und Schio abzweigt. Sie ist mit Doppelmauer und Gräben umgeben, hat sechs Thore, sieben Brücken (vier über den Retrone, darunter Ponte San-Michele von Palladio), ein altes Kastell und 19 Kirchen. Wiewohl die meisten Straßen eng und krumm, hat die Stadt doch auch großartige Plätze und viele Gebäude edler Form, darunter 20 Paläste ersten Rangs, von denen mehrere die berühmten Baumeister Palladio und Scamozzi, deren Geburtsort V. ist, aufführten.

Unter die merkwürdigsten Gebäude gehören das Rathaus oder Palazzo della Ragione, auch del Consiglio und Basilica genannt, auf der mit den zwei die frühere venetian. Herrschaft verewigenden Säulen und dem 1859 errichteten Marmorstandbilde Palladios vom Bildhauer Gajassi verzierten Piazza de' Signori, ein durchaus von Marmor aufgeführtes Gebäude mit einem 1549 begonnenen Doppelgeschoß großartig schöner offener Bogenhallen von Palladio und 82 m hohem Turm; ferner das Olympische Theater auf der Piazza d'Isola, ein zierlicher, interessanter Holzbau nach Palladios Zeichnung und den von Vitruvius angegebenen Verhältnissen in antikem Geschmack erbaut, 1584 nach Palladios Tode vollendet und durch den Ödipus Tyrannus des Sophokles eingeweiht; die beiden Triumphbogen, von denen der eine am Eingange des Campo-Marzo, einer schönen Promenade, steht, der andere an der Porta-Lupia den Eingang zu einem 650 m langen Portikus von 168 Arkaden bildet. Dieser Portikus, ohne Treppe sanft aufsteigend und mit Quadern gepflastert, führt zu der auf dem Monte-Berico gelegenen schönen und reichen Wallfahrtskirche (il Santuario) Madonna del Monte-Berico des gleichnamigen Servitenklosters, wo sich eine der entzückendsten Aussichten in die Umgegend eröffnet. Diese Kirche ist ein griech. Kreuz mit Kuppel; der linke Querarm war die alte 1428 erbaute Kirche. Im Refektorium des Klosters befindet sich ein köstliches Bild Paolo Veroneses, das Gastmahl Gregors d. Gr., aus dem J. 1572, 1848 arg beschädigt, doch nach der Kopie in der Gemäldesammlung restauriert. Hinter der Kirche erhebt sich ein Denkmal für die 1848 hier Gefallenen, nahebei die von dem Municipium V. gewidmete Statue der Italia liberata.

Unter den Palästen sind die Loggia del Delegato oder Palazzo Prefettizio von Palladio (1571), der vor 1566 erbaute, 1848 stark beschädigte, 1855 hergestellte Palazzo-Chieregati (der schönste Bau Palladios) mit einem Museum (Museo civico) von Altertümern, mittelalterlichen Münzen, Handzeichnungen und Manuskripten Palladios, ausgezeichneten Petrefakten aus vicentin. Gebiet und einer Gemäldesammlung, der höchst edle, 1570 von Palladio erbaute Palazzo-Barbarano, der got. Palazzo-Porto-Colleoni, Tiene, auf der einen Seite nach Palladios Entwurf, auf der andern ein Werk der Frührenaissance, Valmarana (von Palladio, 1566) und der bischöfl. Palast zu erwähnen. Unter den Kirchen zeichnet sich die sehr alte Kathedrale mit Kuppel über dem sehr erhöhten Chor aus. Einige derselben enthalten sehenswerte Gemälde: San-Stefano eine Madonna von Palma Vecchio, Santa-Corona eine Taufe Christi von Giov. Bellini. In der schönen got. Kirche San-Lorenzo befindet sich das Grab des Malers Bart. Montagna. Auf dem Domplatz steht das 1880 errichtete Denkmal Victor Emanuels von Benvenuti. Die Stadt ist der Sitz der Präfektur, eines Tribunals erster Instanz, eines Bistums, einer Handels- und Gewerbekammer, hat ein theol. Seminar, ein königl. Lyceum und ein königl. Gymnasium, ein Englisches Fräuleinstift, die Olympische Akademie der Wissenschaften, Litteratur und schönen Künste, eine öffentliche Bibliothek von 50000 Bänden, drei Theater, worunter das Teatro filarmonico das größte, ein großes Krankenhaus, ein Findelhaus und andere Wohlthätigkeitsanstalten. Sie zählte (1881) 27007 (Gemeinde 38713) E., zeichnet sich durch mehrere Fabrikate, besonders durch schöne Seide und Seidenstoffe, sowie durch Reisstroh zu Hüten vorteilhaft aus und treibt auch ansehnlichen Handel mit Manufaktur- und Naturerzeugnissen, namentlich mit Gartenfrüchten, Wein, Getreide und Schlachtvieh. Bemerkenswert ist das jährlich am Fronleichnamstage zur Erinnerung eines Siegs der Vicentiner über Padua gefeierte Volksfest La-Rua oder Ruota.

Auf dem Kirchhofe befindet sich das Grabmal Palladios. Vor dem Thore des Kastells liegt der schöne Garten Valmarana, auf dem Hügel San-Sebastiano viele freundliche Landhäuser, in dem nahen Dorfe Cavazele der Palast Cricoli, welcher dem Dichter Trissino gehörte; fast 2 km von der Stadt, am Ostfuße des Monte-Berico, die berühmte Villa-Rotonda oder Palladiana des Grafen Capra, gewöhnlich Palladios Meisterstück genannt, ein Viereck mit einer ion. Säulenvorhalle an jeder

Seite und einem runden Kuppelsaal in der Mitte; 15 km im Süden das Dorf Costozza mit einer labyrinthischen Grotte im Innern eines Hügels, reich an Versteinerungen.

Die Stadt, bei den Römern Vicetia, mittellat. auch Vicentia, war im Altertum, wo sie zum Gebiet Venetia gehörte und an der von Cremona über Verona nach Aquileja führenden Via Postumia lag, unbedeutend, aber im Mittelalter eine der ersten, die sich 1167 an den lombard. Städtebund gegen Kaiser Friedrich I. anschloß. Die 1204 durch Auswanderung der Studenten und Lehrer von Bologna entstandene Universität löste sich bald wieder auf. Im J. 1236 wurde V. von Kaiser Friedrich II. 2. Nov. erobert und zerstört. Im J. 1311 fiel das bisher unterthänige V. von Padua ab. Der Kaiser Heinrich VII. belehnte die Familie della Scala mit ihr, und diese und andere Familien (1387—1402 der Herzog Giovangaleazzo von Mailand) herrschten nun daselbst bis 1404, wo die Stadt nebst Gebiet sich den Venetianern unterwarf. Kaiser Maximilian I. eroberte sie 1509, gab sie aber 1516 wieder an Venedig zurück. Im J. 1848 erhob sich V. gegen die Österreicher und wurde von päpstl. Truppen besetzt, die denselben 20. Mai ein Treffen lieferten. Am 23. Mai und 9. Juni ward die Stadt von den Österreichern beschossen und kapitulierte 11. Juni an Radetzki nach dem hitzigen Gefecht, welches der Feldzeugmeister d'Aspre 10. Juni den Insurgenten und päpstl. Schweizern auf dem Monte-Berico lieferte. Im Herbst 1866 kam V. mit den übrigen venet. Provinzen an das Königreich Italien.

Vicenza (Herzog von), s. Caulaincourt (Armand Augustin Louis de).

Vicesimation, s. Decimieren.

Vich oder Vique, Stadt (Ciudad) und Bezirkshauptort in der span. Provinz Barcelona, links am Guera, einem rechtsseitigen Zuflusse des Ter, in fruchtbarer Gegend, 489 m über dem Meere, Station der Eisenbahn Granollers-San-Juan de las Abadesas, Sitz eines Bischofs, hat eine Kathedrale und vier andere weit schönere Kirchen, zählt (1877) 12478 E. und unterhält bedeutende Baumwollspinnereien und Leinwandfabriken, auch Manufakturen in Seidenschleiern, Band und Handschuhen. In der Nähe sind Kupfer- und Steinkohlengruben; auch findet man Amethyste, Topase und farbige Krystalle, die von den Silberarbeitern in Barcelona gefaßt werden. Die Stadt hieß als Hauptort der Ausetani bei den Römern Ausa, später als westgot. Bischofssitz Ausona. Sie ward 713 von den Arabern zerstört, 798 von den Franken der Spanischen Mark wieder erbaut als Festung, um welche die neue Stadt Vicus-Ausoniensis, Vicus-Ausona oder Vic d'Osone entstand, die mit der Umgegend eine eigene Grafschaft (Comitatus Ausonitanus oder Ausonensis) bildete. Am 19. Febr. 1810 wurde die Festung von den Spaniern unter O'Donnell vergebens berannt.

Vichy, Stadt und Badeort mit (1881) 8486 E., im Arrondissement Lapalisse des franz. Depart. Allier (Bourbonnais), 366 km von Paris, am rechten Ufer des durch zwei Hängebrücken überspannten Allier, 240 m über dem Meere, in einem freundlichen, durch mildes und gesundes Klima ausgezeichneten Thale, Station der Linie St.-Germain des Fossés-Thiers der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, ist gegen Nordosten durch eine Pappelallee mit der Stadt Cusset verbunden. Die daselbst am nördl. Fuße des vulkanischen Auvergnegebirges aus Kalktuff entspringenden, dem Staate gehörigen alkalischen Heilquellen, waren schon den Römern unter dem Namen Aquae calidae bekannt, wie die Überreste von Badebecken, Wasserleitungen, viele Münzen aus der Zeit der Kaiser Claudius und Nero beweisen, und gehörte damals zur Provinz Aquitania. Ihren europ. Ruf erhielten die Heilquellen erst, seit das schon 1784 begonnene Établissement thermal 1829 vollendet wurde. Gegenwärtig ist der Ort das am meisten, besonders von der vornehmen Welt besuchte Bad Frankreichs.

V. besteht aus zwei, durch eine breite Promenade, den Park, voneinander getrennten Teilen. Altvichy oder Vichy-la-Ville, an der Stelle der Römerstadt auf einer Anhöhe gelegen, zum Teil noch von alten Ringmauern und Türmen umgeben, ist ein finsterer Ort mit engen Gassen, dem Überreste (Glockenturm) eines von Ludwig II. von Bourbon erbauten festen Schlosses, der Fontaine des trois cornets (vom J. 1653) und einer alten Kirche u. s. w. Dieser Ort gehörte bereits im 12. Jahrh. zum Herzogtum Bourbon. Neuvichy oder Vichy-les-Bains enthält außer den Quellen und Badeetablissements die im roman. Stil erbaute neue Kirche St.-Louis mit polychromen Malereien im Innern, das neue Stadthaus, das neue Kasino mit Theater aus drei durch Arkaden verbundenen, 1860—65 von Badger errichteten Gebäuden bestehend, das stattliche Établissement thermal, zwei Gebäude mit 106 und 180 Badekabinetten, Douchen u. s. w. und einer Anstalt zur Fabrikation des Vichysalzes, das Civilhospital und das Militärhospital. Parkanlagen umgeben das Ganze und ziehen sich längs des Allier hin.

Von den Quellen fließen sechs natürlich hervor, fünf sind artesische; neun sind Staatseigentum, an die Kompagnie verpachtet, zwei Privatbesitz. Von den «Stadtquellen» haben La-Grande-Grille 41,8° C., Le-Puits-Carré 45°, Le-Puits-Chomel 44,7°, die Hospitalquelle 33,3°, die sechs andern 12—29° C. Außerdem rechnet man zur Vichygruppe noch vier etwas entfernter liegende Quellen von 12—15° C. Alle zusammen geben in 24 Stunden 265000 l Wasser, ungerechnet die beiden Quellen von Cusset. Das Wasser sämtlicher Quellen, das zum Trinken, Baden und Douchen benutzt, auch ins Ausland versandt wird, hat ein klares Aussehen, einen anfangs leichtsäuerlichen, dann etwas laugenhaften Geschmack. Seine Wirkungen beruhen auf dem starken Gehalt an kohlensaurem Natron, dessen Einfluß teils durch die hohe Temperatur und die beigemischte Kohlensäure, teils durch die Anteile von schwefel- und salzsaurem Natron, sowie durch das Eisen modifiziert wird. Im allgemeinen wirkt der Brunnen neutralisierend, verflüssigend, alterierend. Besonders empfohlen wird er gegen Verschleimung und Säurebildung im Magen und Darmkanal, gegen Gallenstein, Anschoppungen in der Leber, der Milz, dem Uterus u. s. w., gegen Blasenkatarrh, Harngries, gegen Gicht jeder Form, Skrofelkrankheiten, Chlorose und, in Verbindung mit ausschließlicher Fleischkost, gegen Diabetes.

Vgl. Beaulieu, «Notice sur la ville et les antiquités de V.» (Par. 1847); Seydel, «Die natürlichen und künstlichen Heilwässer von V.» (Dresd. u. Lpz. 1841); Petit (Brunnenarzt in V.), «Du mode d'action des eaux minérales de V. et de leurs

applications thérapeutiques» (Par. 1858); Piesse, «V. et ses environs» (Par. 1872); Grellety, «V. et ses eaux» (Vichy 1877).

Vicia, Pflanzengattung, s. Wicke.

Vicia Faba *L.*, die Ackerbohne, Puff- oder Saubohne, s. unter Bohne.

Vicksburg, Stadt und Einfuhrhafen in Warren County im nordamerik. Staate Mississippi, liegt am linken Ufer des Mississippi auf steiler Anhöhe, an der Vicksburg- und Meridian-Eisenbahn und hat (1880) 11814 E., worunter 5836 Farbige. V. ist einer der Hauptstapelplätze für Baumwolle; etwa 200000 Ballen werden jährlich von hier aus verschifft. Es hat große Fabriken, Eisengießereien, Mühlen u. s. w. Während des Bürgerkriegs war V. wegen seiner Eisenbahnverbindungen von Wichtigkeit für die Konföderierten und ebenso wichtig für den Norden, da sie den Mississippi, die natürliche Handelsstraße des Nordwestens nach dem Süden, beherrschte. Infolge dessen wurde die Stadt 22. Mai 1863 angegriffen. Abteilungen eines jeden der drei beteiligten Korps gelangten bis zu den Brustwehren des Feindes und pflanzten auf denselben ihre Fahnen auf, konnten aber nirgends eindringen. Hierauf wurde die regelrechte Belagerung in Angriff genommen. Am 30. Juni war V. eingeschlossen und 4. Juli kapitulierte es an den General Grant. Durch diese Kapitulation fiel der Flotte des Nordens wieder die Herrschaft auf dem Mississippi zu und die Truppen und Transportmittel des Heeres konnten sofort anderweitig verwendet werden.

Vico, Stadt auf der franz. Insel Corsica, Arrondissement Ajaccio, rechts am Liamone, von hohen Bergen umgeben, in prächtiger Lage, zählt (1881) 1350 (Gemeinde 1991) E. und hat warme Bäder, Weinbau und Ölhandel.

Vico (Giovanni Battista), origineller ital. Philosoph, geb. 1668 zu Neapel, widmete sich dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit. Da aber zu angestrengte Arbeiten auf seine Gesundheit nachteilig einwirkten, so nahm er vom Bischof von Ischia, Rocco, die Stelle eines Lehrers bei dessen Neffen an. Erst nach neun Jahren, die er hier unter eifrigen Studien verbrachte, kehrte er nach Neapel zurück, wo er den Lehrstuhl der Rhetorik erhielt, der aber nicht mehr als 100 Scudi jährlich eintrug. Der König Karl III. ernannte ihn 1734 zu seinem Historiographen; V. starb 21. Jan. 1744. Er war ein scharfsinniger und tiefer Denker und fruchtbar an großen und kühnen Ideen. Sein Hauptwerk sind die «Principj di una scienza nuova d'intorno alla commune natura delle nazioni» (Neap. 1725 u. öfter; beste Ausg. mit Anmerkungen von Salvatore Gallotti, 2 Bde., Neap. 1826; deutsch von Weber, Lpz. 1822; franz. von Michelet und von der Fürstin Belgiojoso). Merkwürdig ist das Zusammentreffen V.s in vielen Ansichten über Homer mit Wolf und Niebuhr. Nächstdem sind noch seine Schriften «De antiquissima Italorum sapientia» (Neap. 1710; ital. von Monti, Mail. 1816) und «De uno universi juris principio et fine uno» (Neap. 1720) zu erwähnen. Seine «Opuscoli raccolti» (herausg. von Rosa, Neap. 1818) enthalten manches Ungedruckte nebst der Selbstbiographie des Verfassers. Eine Gesamtausgabe seiner Werke besorgte Ferrari (6 Bde., Mail. 1836—37), eine Auswahl Michelet (2 Bde., Par. 1835). Eine Sammlung von «Scritti inediti di Giovanni Battista V.» gab Del Giudice (Neap. 1862) heraus. Vgl. Ferrari, «V. et l'Italie» (Par. 1839); Cantoni, «Giovanni Battista V.» (Tur. 1867); Werner, «Über Giovanni Battista V. als Geschichtsphilosophen und Begründer der neuern ital. Philosophie» (Wien 1877); derselbe, «Giovanni Battista V. als Philosoph und gelehrter Forscher» (Wien 1879); Pizzolorusso, «Giovanni Battista V., o la scienza nuova» (Salerno 1878).

Vicogne oder Vigogne, eigentlich das feine, seidenartig weiche und glänzende, rötlichbraune Haar der amerik. Lama-Art Vicuna (s. unter Lama), das früher zuweilen zu Tuchen verarbeitet wurde, jetzt aber nur noch selten in Europa vorkommt. Was gewöhnlich V. genannt wird, ist ein aus Streichwolle (also Schafwolle) und Baumwolle gemischtes Strumpfgarn.

Vicomte (frz.; engl. Viscount, ital. Visconte, span. Vicecomte), der Stellvertreter eines Grafen; jetzt in Frankreich und England ein im Rang zwischen dem Grafen und Baron stehender Adeliger.

Victor ist der Name von vier Päpsten:

Victor I., 187—200, kündigte in dem Osterstreite den kleinasiat. Quartodecimanern die Kirchengemeinschaft und schloß den Monarchianer Theodotus den Gerber als Leugner der Gottheit Christi von der Kirche aus.

Victor II., 1055—57, früher Gebhard, Bischof von Eichstätt, wurde auf Betrieb Hildebrands von Heinrich III. auf den päpstl. Stuhl erhoben, kämpfte mit Energie gegen Simonie und Priesterehe.

Victor III., früher Desiderius, Abt von Monte-Cassino, wegen seiner ausgezeichneten kirchlichen Gesinnung und sittlicher wie polit. Tüchtigkeit von Gregor VII. zu seinem Nachfolger gewünscht, wirkte durchaus in dessen Sinne 1086—87.

Victor IV. nennen sich zwei Gegenpäpste im 12. Jahrh., der Kardinal Gregor Conti (gest. 1138) als Gegenpapst Innocenz' II. (s. d.) und der Kardinal Octavius, Gegenpapst Alexanders III. (s. d.).

Victor Emanuel I., König von Sardinien, 1802—21, geb. 24. Juli 1759, war der zweite Sohn des Königs Victor Amadeus III. und hieß vor seiner Thronbesteigung Herzog von Aosta. Er bewog seinen Vater, gleich anfangs der ersten Koalition beizutreten, und nach erfolgter Kriegserklärung 1792 stellte er sich an die Spitze des sardin. Heeres. Die Ausschweifungen des von ihm fanatisierten Landvolks hatten blutige Rache von seiten der Franzosen zur Folge. Als sein Vater 1796 mit Bonaparte Unterhandlungen anknüpfte, widersetzte sich der Herzog von Aosta dem Abschlusse eines Friedens und ging, da er dies nicht verhindern konnte, in das südl. Italien. Sein Vater starb 16. Okt. 1796 und ihm folgte der älteste Sohn Karl Emanuel IV., der aber 4. Juni 1802 die Regierung niederlegte. Sein Nachfolger V. blieb, ohne als König gegen die von den Franzosen in Piemont hergestellte Ordnung revolutionär aufzutreten, unter brit. Schutze in Cagliari, bis er 20. Mai 1814 nach Turin zurückkehren konnte. Der erste Pariser Friede gab ihm Nizza und halb Savoyen, der zweite Pariser Friede den übrigen Teil Savoyens zurück, der Wiener Kongreß vereinigte Genua mit der sardin. Monarchie. Die Piemontesen erwarteten jetzt eine zeitgemäße Umgestaltung der innern Verwaltung; allein V. hob nicht nur die bessern franz. Einrichtungen auf, sondern entließ sogar mehrere der besten Professoren an der Universität und übertrug die Leitung der geistlichen

Angelegenheiten seinem Beichtvater; erst unter Prospero Balbo (1819) wurden einige erwünschte Reformen eingeführt. Um so leichter fanden die Carbonari (s. d.) hier Eingang, und 10. März 1821 brach endlich die Revolution aus. Der im Grunde des Herzens anti-österreichisch gesinnte König hielt sich durch sein den verbündeten Mächten gegebenes Versprechen, die Regierungsform nicht zu ändern, für gebunden, verweigerte, die vom Militär proklamierte span. Konstitution von 1812 zu beschwören, legte 13. März 1821 die Krone nieder, die auf seinen Bruder Karl Felix überging, und starb zu Moncalieri 10. Jan. 1824. Aus seiner Ehe mit der Erzherzogin Maria Theresia von Österreich entsprossen vier Töchter, von denen 1) Beatrix mit Herzog Franz IV. von Modena, 2) Marie Therese mit Herzog Karl II. von Lucca, später Parma, 3) Karoline mit Kaiser Ferdinand I. von Österreich und 4) Marie Christine mit König Ferdinand II. beider Sicilien vermählt wurde.

Victor Emanuel II., König von Italien (1849—61 König von Sardinien), ältester Sohn und Nachfolger des Königs Karl Albert (s. d.) von Sardinien. Geb. 14. März 1820, führte er als Kronprinz den Titel «Herzog von Savoyen» und vermählte sich 12. April 1842 mit der zweiten Tochter des Erzherzogs Rainer von Österreich, der Erzherzogin Adelheid (geb. 3. Juni 1822, gest. 20. Jan. 1855). Von Jugend auf vorzugsweise den militärischen Übungen zugeneigt, machte er an der Seite seines Vaters die Feldzüge von 1848 und 1849 gegen Österreich mit und zeichnete sich durch seine ungestüme Tapferkeit aus. Unmittelbar nach der Niederlage bei Novara 23. März 1849 legte Karl Albert die Krone zu Gunsten des Kronprinzen nieder und zog sich nach der Pyrenäischen Halbinsel zurück, wo er die mündliche Abdankung durch eine zu Tolosa (Spanien) 3. April 1849 ausgestellte Urkunde wiederholte und bestätigte. So bestieg V. unter höchst peinlichen Verhältnissen den sardin. Thron; er hatte einen unglücklichen Krieg zu beendigen und im Innern die seit 1848 entfesselten Faktionen zu bewältigen; La Marmora beendigte rasch den Aufstand in Genua. Während der Friedensvertrag 6. Aug. 1849 unterzeichnet wurde, hatte der König bereits 29. März die von seinem Vater gegebene Staatsverfassung beschworen. Sein ganzes Leben lang ist er dem Grundsatze, sich nach dem im Parlament deutlich ausgesprochenen Volkswillen zu richten, treu geblieben. Gleich das vom König sanktionierte Gesetz über die Abschaffung des geistlichen Forums (1850) bewies, daß der im Grunde seines Herzens fromm kath. Monarch den Geist der Neuzeit begriff. Während ganz Italien wieder dem österr. Einflusse und einer gewaltsamen Reaktion verfiel, genoß Sardinien allein einer wohlgeordneten, gesetzlichen und freiheitlichen Entwickelung und bereitete sich im stillen vor, die große nationale Aufgabe der Befreiung Italiens von der Fremdherrschaft, wie sie Karl Albert der sardin. Politik vorgezeichnet hatte, wieder aufzunehmen. Dabei ließ sich V. von dem patriotischen und genialen Staatsmann, Graf Cavour, leiten, der 1852—59 und 1860—61 als Premierminister fungierte. Je mehr sich der Gegensatz gegen Österreich verschärfte, um so eifriger suchte Sardinien eine Stütze an den Westmächten, mit denen während des Orientkriegs ein Kriegsbund gegen Rußland abgeschlossen ward. Der König selbst, von Cavour begleitet, besuchte im Nov. 1855 die Höfe von Paris und London und ward sehr freundschaftlich empfangen. Zu thatkräftiger Unterstützung der sardin. Politik ließ sich jedoch nur Napoleon III. bereit finden. Um das Bündnis zu befestigen, gab V. seine älteste Tochter Clotilde dem Prinzen Napoleon zur Ehe (30. Jan. 1859); gleichzeitig ward ein Familienpakt zwischen Frankreich und Sardinien unterzeichnet.

Gleich darauf entbrannte der ital. Krieg von 1859, in welchem der König abermals Gelegenheit hatte, seine persönliche Tapferkeit gegen die Österreicher zu bethätigen. Am 8. Juni 1859 zog er, an der Seite Napoleons III., in Mailand ein, und durch die Friedensschlüsse von Villafranca und Zürich erhielt er die Lombardei ohne Mantua. Auch das Großherzogtum Toscana und das Gouvernement Emilia (Parma, Modena, Romagna) wurden im Frühjahr 1860 mit Sardinien vereinigt. Freilich mußte er für die Zustimmung Napoleons III. zu diesen Annexionen zwei alte Erblande seines Hauses, Savoyen und die Grafschaft Nizza, mittels Vertrags vom 24. März 1860, vorbehaltlich einer allgemeinen Volksabstimmung, an Frankreich abtreten. Im Mai begann Garibaldi auf eigene Hand die Eroberung des Königreichs beider Sicilien, indem er dabei den Namen des Königs V. auf seine Fahne schrieb. Doch seine Macht reichte nicht aus, um die letzte Zuflucht des neapolit. Königtums, Gaëta, zu bezwingen. Gleichzeitig waren im Kirchenstaat, trotz großer militärischer Rüstungen, Unruhen ausgebrochen. Die gemäßigte Nationalpartei hier wie dort erbat die Intervention Sardiniens, welche bereitwillig gewährt wurde. Nachdem die sardin. Armee zunächst Sept. 1860 den Kirchenstaat, mit Ausnahme des sog. Patrimonium Petri, occupiert, übernahm der König selbst das Kommando und überschritt die neapolit. Grenze. Am 7. Nov. hielt er seinen Einzug in die Hauptstadt Neapel, wo Garibaldi die Diktatur in seine Hände niederlegte, und 1. Dez. besuchte er auch Palermo, die Hauptstadt der Insel Sicilien. Noch vor Ausgang des J. 1860 wurde ganz Unteritalien und Sicilien, wie alle Annexionen vom März 1860 an, nach vorausgegangener Volksabstimmung mit dem Königreich Sardinien vereinigt.

Nunmehr nahm V. durch Gesetz vom 17. März 1861 den Titel «König von Italien» an. Bald darauf starb plötzlich Cavour, und seitdem konnte die ital. Politik nicht mehr wie früher ihre feste, konsequente Haltung behaupten. Obwohl der König sich von jeder direkten und inkonstitutionellen Einmischung in den parlamentarischen Parteikampf zurückhielt (und gerade wegen dieses Verhaltens hatte er den Beinamen: il Rè Galantuomo [der König-Ehrenmann] bekommen, als welchen er sich einmal in dem Census der Stadt Turin unter der Rubrik des Berufs bezeichnete), galt er doch als entschiedener Anhänger der franz. Allianz, und die verschiedenen erfolglosen Versuche zu einer Aussöhnung mit der päpstl. Kurie wurden seinem persönlichen Einfluß zugeschrieben. In Gemäßheit der ital.-franz. Konvention vom 15. Sept. 1864 siedelte V. aus der alten Residenz seines Hauses, Turin, im Frühjahr 1865 nach Florenz über, das zur Hauptstadt Italiens erklärt wurde. Beim Ausbruch des Deutschen Kriegs 1866 überschritt V. als Bundesgenosse Preußens den österr. Grenzfluß Mincio, ward jedoch bei Custozza 24. Juni nach tapferer Gegenwehr geschlagen und mußte über den Fluß

zurückgehen. Nach der Niederlage bei Königgrätz erklärte sich Österreich zu einem Separatfrieden unter Abtretung Venetiens bereit. Doch V. bewahrte Preußen seine Bundestreue und setzte trotz der franz. Abmahnungen den Krieg fort. Im Frieden zu Wien (Oktober) erlangte er die vollständige Abtretung Venetiens und Mantuas und die Auslieferung der lombard. Eisernen Krone, worauf er 7. Nov. unter enthusiastischem Festjubel in die Stadt Venedig einzog. Im Dez. 1866 räumte die franz. Besatzung den Kirchenstaat. Als aber im Herbst 1867 ein ital. Freischarenzug unter Garibaldi Rom bedrohte, kehrten die Franzosen dahin zurück. Nun wurde Garibaldi 3. Nov. 1867 bei Mentana von den vereinigten franz. und päpstl. Truppen mit großem Verlust geschlagen und aus dem Kirchenstaat hinausgedrängt. Die ital. Regierung, die der Bewegung erst freien Spielraum gelassen, fügte sich dem Machtgebot Frankreichs und sah diesem Ausgang unthätig zu. Dies veranlaßte eine allgemeine Aufregung, und die Demonstrationen in Florenz, Turin u. s. w. richteten sich zum Teil direkt gegen die Person des Königs. Während der J. 1868 und 1869 hatte der König lebhaften Anteil an Verhandlungen, die zu einer Tripleallianz zwischen Italien, Österreich und Frankreich führen sollten. V. verlangte vergeblich die Zurückberufung der franz. Truppen aus dem Kirchenstaat, einfache Rückkehr zu der September-Konvention und Verzicht auf jedes Einmischungsgelüst. Die entscheidenden Schlachten des J. 1870 führten endlich, da die Verhandlungen mit Pius IX. erfolglos blieben, zur Besetzung des Kirchenstaats, nachdem auch die letzten franz. Truppen aus Civitavecchia abgezogen waren. Am 20. Sept. drangen die ital. Truppen durch die Bresche der Porta Pia in Rom ein. Der König, der nur durch die Mehrheit im Ministerrat abgehalten worden war, dem ihm eng befreundeten Napoleon militärische Hilfe zu leisten, begab sich, als Rom von einer Tiberüberschwemmung heimgesucht wurde, gegen das Jahresende in seine definitive Hauptstadt, wo er mit großem Jubel aufgenommen wurde. Die Verlegung des Regierungssitzes erfolgte erst 1. Juli des nächsten Jahres, nachdem noch in Florenz das sog. Garantiegesetz zum Schutze der geistlichen Unabhängigkeit des Papstes zu Stande gekommen war.

Am 16. Sept. 1873 unternahm V. eine Reise an die Höfe von Wien und Berlin, nachdem in Frankreich Ereignisse eingetreten waren, welche in Italien als Vorläufer einer klerikalen Reaktion betrachtet werden mußten. Der Kaiser von Österreich erwiderte den Besuch des Königs 5. April 1875 in Venedig, am darauf folgenden 18. Okt. kam der Deutsche Kaiser nach Mailand. V. konnte in seiner Thronrede vom 6. März 1876 konstatieren, daß zum ersten mal der Staatshaushalt ohne Defizit und Steuererhöhung abschloß. Der Übergang der Regierungsgewalt aus den Händen der Rechten an die Linke, welche 18. März 1876 zur Mehrheit wurde, erfolgte ohne die geringste Erschütterung des Staatskredits und trug wesentlich zur Konsolidierung der Dynastie bei. V. starb 9. Jan. 1878 nach kurzer Krankheit zu Rom und wurde 17. Jan. im Pantheon daselbst beigesetzt. Die Übertragung seiner Leiche nach einer neuen, in der Nische des rechten Mittelaltars befindlichen Gruft fand 5. Jan. 1884 statt. Als der König Ende 1869 in Lebensgefahr schwebte, ließ er sich mit der Gräfin Mirafiore kirchlich trauen. Aus seiner Ehe mit der Königin Adelheid überlebten den König vier Kinder: 1) Prinzessin Clotilde, geb. 2. März 1843, vermählt 30. Jan. 1859 mit dem Prinzen Napoleon; 2) König Humbert; Prinz Amadeus, 1870—73 König von Spanien; Prinzessin Maria Pia, geb. 16. Okt. 1847, vermählt durch Prokuration 27. Sept. und persönlich 6. Okt. 1862 mit dem König Ludwig I. von Portugal.

Vgl. Rüffer, «König V.» (Wien 1878); Massari, «La vita ed il regno di Vittorio Emmanule II.» (3. Aufl., Mail. 1880); Bersezio, «Il regno di Vittorio Emmanuele II.» (3 Bde., Tur. 1878—81); Hahn, «V., König von Italien» (in «Unsere Zeit», Jahrg. 1878, 1. Hälfte).

Victor Hugo, s. Hugo (Victor).

Victor Laferté, das schriftstellerische Pseudonym der Fürstin Dolgoruky (s. d.) für die Schrift «Alexandre II».

Victor-Perrin (Claude), **Herzog von Belluno**, Pair und Marschall von Frankreich, geb. 7. Dez. 1764 zu Lamarche im Depart. Vogesen, trat im Alter von 17 J. zu Auxonne bei einem Artillerieregiment ein. Nachdem er 1789 den Abschied erhalten, trat er 1792 in ein Freiwilligenbataillon und schwang sich alsbald zum Bataillonschef empor. Bei der Belagerung von Toulon 1793 schwer verwundet, wurde er gegen Ende des Jahres als Brigadegeneral zur Armee der Ostpyrenäen versetzt, bei welcher er bis zum Baseler Frieden blieb. Dann kämpfte er in Italien unter Schérer und wurde unter Bonaparte 1797 Divisionsgeneral. Unter Lannes nahm er auch an dem Zuge gegen den Kirchenstaat teil. Nach dem Frieden zu Campo-Formio mußte V. den Befehl in der Vendée übernehmen, wobei er Klugheit und Mäßigung entwickelte. Im Kriege von 1799 war er wieder bei der ital. Armee. Nach der Revolution vom 18. Brumaire schloß er sich dem Ersten Konsul an und folgte demselben 1800 abermals nach Italien, wo er sich bei Montebello und Marengo auszeichnete. Sodann trat er mit dem Titel eines Lieutenants des General-en-Chef in die gallo-batav. Armee. Im J. 1805 ging er als Gesandter nach Kopenhagen, focht 1806 bei Jena mit, wurde aber 14. Jan. 1807 von Schills Korps in Pommern aufgehoben.

Nachdem er im nächsten Monat gegen Blücher ausgewechselt worden war, belagerte er vergebens Graudenz. In der Schlacht bei Friedland erwarb er den Marschallsstab. Nach dem Frieden zu Tilsit wurde V. zum Herzog von Belluno erhoben, war einige Zeit Gouverneur von Berlin und erhielt 1808 den Befehl über das 1. Armeekorps in Spanien. Im Feldzuge von 1809 errang er Vorteile bei Espinosa und Medellin, dagegen wurde er von Wellington bei Talavera geschlagen. Durch einen kühnen Marsch zwang er 1810 die Spanier, den Posten von Peña-Perros zu verlassen, sodaß die Franzosen in Andalusien eindringen konnten. Hierauf schloß er 5. Febr. 1810 Cadiz ein, wurde aber 1812 abberufen, um der großen Armee in Rußland das 9. Armeekorps als Reserve nachzuführen. Er deckte ruhmvoll den Übergang der Franzosen über die Beresina. Im Feldzuge von 1813 befehligte er das 2. Korps, schnitt bei Dresden 27. Aug. 1813 den linken Flügel der Österreicher ab, der großenteils gefangen wurde, und nahm an den Schlachten bei Leipzig und Hanau teil. Auch im Feldzuge von 1814 kämpfte er mit gewohnter

Tapferkeit, bis er 7. März bei Craonne schwer verwundet wurde. Nach der ersten Restauration gab ihm Ludwig XVIII. den Befehl über die 2. Militärdivision; er folgte auch nach Napoleons Rückkehr dem König nach Gent. Mit der zweiten Restauration wurde er Pair und Majorgeneral der königl. Garde und übernahm 15. Dez. 1821 das Kriegsministerium; in dieser Stellung organisierte er die Armee, welche zur Unterwerfung des konstitutionellen Spanien bestimmt war. Bei Eröffnung des Feldzugs gab er 17. März 1823 sein Portefeuille ab und begleitete den Herzog von Angoulême als Majorgeneral nach Spanien. Infolge der Veruntreuungen in der Heeresverwaltung, um die V. wenigstens wußte, wurde er mit in den Prozeß Ouvrard verwickelt und verlor seine Stellung. Zu seiner Verteidigung veröffentlichte er die Schrift: «Mémoires sur les marchés Ouvrard» (Par. 1826). Der Hof bestimmte ihn zum Gesandten nach Wien; allein das österr. Kabinett verweigerte die Anerkennung seines von Napoleon erhaltenen Titels eines Herzogs von Belluno. Seitdem lebte V. in Zurückgezogenheit. Er starb zu Paris 1. März 1841. Nach seinem Tode erschien: «Extraits des mémoires inédits du duc de Belluno» (Par. 1846).

Sein Sohn, Victor François Perrin, Herzog von Belluno, geb. zu Mailand 24. Okt. 1796, ward 9. Febr. 1853 von Napoleon III. zum Senator ernannt, starb aber schon 2. Dez. 1853.

Victor von Vita, lat. Kirchenschriftsteller des 5. Jahrh., gebürtig aus Vita in Afrika, vielleicht auch Bischof daselbst, doch wahrscheinlicher Kleriker in Karthago. Er schrieb um 488 eine Geschichte der Verfolgung der afrik. Kirche durch die arian. Vandalen unter Geiserich und Hunerich, die sowohl durch die eingefügten Dokumente, als auch durch die persönlichen Erlebnisse des Verfassers wertvoll ist. Beste Ausgaben von Halm (Berl. 1879) und Petschenig (Wien 1881); deutsch von Zink (Bamb. 1883) und Mally (Wien 1883).

Victoria (Siegesgöttin), s. Nike.

Victoria, der 12. Asteroid, s. u. Planeten.

Victoria, die kleinste der austral.-brit. Festlandskolonien, umfaßt 227610 qkm mit einer Bevölkerung von (1883) 931790 E., davon 493084 männl. und 438706 weibl. Geschlechts; nach dem Census von 1881 gab es 618392 Protestanten, 203480 Katholiken, 4330 Juden und 11159 Mohammedaner und Heiden. Seit 1851 von Neusüdwales getrennt und unter dem Namen V. zur selbständigen Kolonie erhoben, nimmt sie den südlichsten Teil des Kontinents ein. Ihre Küste läuft vom Glenelg-River (westlich) bis zum 420 m hohen Kap Howe (östlich). Die Nordgrenze gegen Neusüdwales bildet größtenteils der Murrayfluß, die Westgrenze gegen Südaustralien der 141. Längengrad östlich von Greenwich. Der mittlere Teil der Küste hat vortreffliche Häfen und Buchten, namentlich Port Phillip, Western-Port, Corner-Inlet und Corner-Basin. Die ganze Kolonie wird durch eine von Osten nach Westen streichende Berglandschaft, die am Glenelg-River endet, in das südl., reichere, bevölkerte Gestadeland und in das nördl., wenig besuchte Steppen- und Wüstengebiet geschieden. Jenes Bergland besteht aus weiten, namentlich gegen Süden fruchtbaren Hochebenen, über welche sich im Westen die Grampians (im Mount-William 1400 m hoch), in der Mitte die Pyrenäen mit ihren Ausläufern erheben, an denen die Goldfelder von Bendigo und Ballarat liegen, während im Osten die austral. Alpen im Mount-Hotham 2400 m ansteigen und die höchsten Gipfel des austral. Festlandes umfassen. Der Murrayfluß, der einzige wirklich bedeutende Strom des Kontinents, nimmt fast alle Gewässer, soweit sie nicht in den Wüsten verlaufen, von der Nordseite des Gebirgslandes auf, darunter den Goulburn. Der Handel auf dem Murray nimmt rasch zu; in vier Flußhäfen liefen 1879 ein: 378 Fahrzeuge von 64002 t, aus: 365 Fahrzeuge von 62916 t. Das Klima ist subtropisch (in Melbourne 20° C. mittlere Temperatur). Wie der ganze Kontinent, leidet auch V. an Dürren. Flora und Fauna sind die von ganz Australien.

Die eingewanderte Bevölkerung besteht aus 282339 in Großbritannien Geborenen, 8571 Deutschen und 11799 Chinesen. Eingeborene zählte man (1881) noch 780. Im J. 1883 wanderten ein 66592, aus 55562 Seelen. Die Hauptbeschäftigung der Kolonisten ist Viehzucht und Bergbau, daneben Ackerbau, Handel und Industrie. Bei dem Reichtum an Wiesen und guten Weidedistrikten war die Viehzucht die erste Beschäftigung der Kolonisten; sie wird meist auf sog. Stationen betrieben. Man zählte 1879 1184843 Rinder, 210105 Pferde, 9379276 Schafe, 177373 Schweine. Dem Ackerbau ist man verhältnismäßig weniger zugewandt als in den andern austral. Kolonien. Man baut auf den Farms oder Landgütern Getreide, Wein, Tabak. Dagegen beschäftigt der Bergbau, namentlich die Goldgräberei, viele Hände. Der Bergbau auf Gold war früher die bedeutendste Einnahmequelle der Kolonie, doch nimmt er mehr und mehr ab, auch wird das Gold nicht mehr wie früher an der Oberfläche, sondern aus Schachten bis zu einer Tiefe von 550 m mittels Maschinen geholt. Weniger wichtig sind die Erträge von Zinn, Silber, Antimon und Kohle. Von den Landesprodukten werden namentlich Gold, Wolle (1883 im Werte von 6055000 Pfd. St.), Talg, Fleischkonserven, Butter, Käse, Häute und Vieh ausgeführt, dagegen Industrieprodukte aller Art eingeführt.

Die Regierungsform ist dieselbe wie in den andern austral. Kolonien; an der Spitze steht ein von der Königin von England auf fünf Jahre ernannter Gouverneur mit verantwortlichem Ministerium und ein Parlament aus zwei Häusern bestehend. Die Kolonialregierung von V. besitzt das Panzerturmschiff «Cerberus» von 3480 t, 1660 Pferdekräften und mit 8 Kanonen, eine Fregatte von Holz von 2730 t, 500 Pferdekräften, mit 32 Kanonen, 2 Kanonenboote von 880 t, 1200 Pferdekräften, mit 8 Kanonen und 2 Torpedofahrzeuge. Nach dem Budget von 1883 betrugen die Einnahmen 5611253, die Ausgaben 5651885 Pfd. St. Die Staatsschuld belief sich auf 24308175 Pfd. St. Die Industrie ist in stetiger Zunahme; 1877 wurden 2302 industrielle Etablissements (918 mit Dampfkraft) gezählt, in denen 31500 Personen beschäftigt waren. Die Hauptstadt ist Melbourne (s. d.) mit (1884) 322690 E., wo sich der Handel V.s konzentriert, von wo aus Dampferlinien nach den Nachbarkolonien, nach Europa u. s. w. gehen. Die Eisenbahnen der Kolonie haben (Ende 1883) eine Gesamtlänge von 2514 km, außerdem sind noch 214 km im Bau begriffen. Die Zahl der Postbureaus betrug (1883) 1295. Im J. 1883 waren 343 Telegraphenstationen mit einer Linienlänge von 5890 km in Betrieb. Ein Kabel

verbindet V. mit Tasmanien. Es liefen 1883 4087 Schiffe von 2964331 t ein und aus. Die Handelsflotte bestand 1879 aus 361 Seeschiffen (darunter 71 Dampfern) von 61984 t und 318 Flußfahrzeugen (darunter 38 Dampfern) von 36974 t. Die Ausfuhr betrug (1883) 16399000 Pfd. St., davon nach England 7371000, edle Metalle 3925000 Pfd. St., die Einfuhr 17744000 Pfd. St., davon aus England 8710000, edle Metalle 807000 Pfd. St. Ein hoher Schutzzoll (10—20 Proz. ad valorem) ist eingeführt. Vgl. Trollope, «V. and Tasmania» (Lond. 1874).

Victoria oder Hongkong, Hauptstadt der Insel Hongkong (s. d.).

Victoria, richtiger Nossa Senhora da Victoria, Hauptstadt der brasil. Provinz Espirito-Santo, auf einer Insel am westl. Ende der Bai Espirito-Santo des Atlantischen Oceans amphitheatralisch aufgebaut, hat eine Bevölkerung von 5000 E., darunter der größte Teil von indianischer Abkunft ist, ein 1551 aufgeführtes Jesuitenkollegium, in welchem jetzt der Präsident der Provinz seinen Sitz hat, und in der Nähe Zuckerplantagen. Den Eingang der Bai verteidigt ein Fort.

Victoria, Hauptstadt von Britisch-Columbia, s. u. Vancouverinsel.

Victoria, Hauptstadt des merik. Staates Tamaulipas (s. d.).

Victoria (La), Santa Maria de la Victoria, Hauptstadt des Staates Guzman Blanco der südamerik. Republik Venezuela, an einem östl. Zuflusse des Sees von Valencia, hat 12000 E. und große Plantagen von Kaffee, Zucker und Kakao.

Victoria (Ciudad de) oder Durango, Hauptstadt des merik. Staates Durango (s. d.).

Victoria I. (Alerandrine), seit 20. Juni 1837 regierende Königin von Großbritannien und Irland, geb. 24. Mai 1819, ist das einzige Kind des 1820 gestorbenen Herzogs von Kent, des vierten Sohnes Georgs III. und der Prinzessin Luise Victorie von Sachsen-Coburg, die in erster Ehe mit dem Erbprinzen von Leiningen vermählt war. Die junge V. erhielt durch den Tod ihres Vaters, als des Erben seines kinderlosen Bruders, König Wilhelms IV., Anrecht auf den brit. Thron. Unter der Leitung der Herzogin von Northumberland empfing sie Unterricht, besonders erwarb sie sich in Musik und in Botanik gute Kenntnisse. Bei dem Tode ihres Oheims, Wilhelms IV., fiel ihr 20. Juni 1837 die Krone zu. Die Krönung wurde 28. Juni 1838 mit großem Pomp gefeiert. Am 10. Febr. 1840 vermählte sie sich mit ihrem Vetter, dem Prinzen Albert (s. d.) von Sachsen-Coburg-Gotha. Auf die polit. Verhältnisse übte die Verbindung keinen unmittelbaren Einfluß, weil der Prinz von der Teilnahme an den Regierungsgeschäften ausgeschlossen blieb. In allen Parteischwankungen blieb die Königin V. den konstitutionellen Normen musterhaft getreu. Der Stimmung der Nation jedesmal zu rechter Zeit nachgebend und doch sich ihre Würde und Majestät nach allen Seiten hin wahrend, führte sie die Monarchie durch die schwierigen Zeiten der größten polit.-sozialen Umgestaltungen und durch eine Anzahl großer Kriege unerschüttert hindurch.

Während die Königin auf dem Throne als Muster einer verfassungsgetreuen Herrscherin glänzte und den langen innern Hader zwischen Kabinettsregiment und parlamentarischer Regierung zuerst dauernd abschloß, zeigte auch ihr Privatleben ein Bild der edelsten Würde und Häuslichkeit. Aus ihrer glücklichen Ehe mit dem Prinzen Albert entsprossen neun Kinder: 1) die Prinzessin Victoria, geb. 21. Nov. 1840, seit 1858 vermählt mit dem Kronprinzen von Preußen; 2) Albert Eduard, Prinz von Wales, geb. 9. Nov. 1841, seit 1863 vermählt mit der Prinzessin Alexandra von Dänemark; 3) Prinzessin Alice, geb. 25. April 1843, seit 1862 vermählt mit Prinz Ludwig von Hessen, gest. 14. Dez. 1878; 4) Prinz Alfred, Herzog von Edinburgh, geb. 6. Aug. 1844, Admiral in der königl. Marine, seit 1874 vermählt mit der Großfürstin Marie von Rußland; 5) Prinzessin Helene, geb. 25. Mai 1846, seit 1866 vermählt mit Prinz Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg; 6) Prinzessin Luise, geb. 18. März 1848, seit 1871 vermählt mit dem Marquis von Lorne, ältestem Sohne des Herzogs von Argyll; 7) Prinz Arthur, Herzog von Connaught, geb. 1. Mai 1850, seit März 1879 vermählt mit der Prinzessin Luise Margarete, Tochter des Prinzen Friedrich Karl von Preußen; 8) Prinz Leopold, Herzog von Albany, geb. 7. April 1853, gest. 28. März 1884, seit 1882 vermählt mit der Prinzessin Helene von Waldeck-Pyrmont; 9) Prinzessin Beatrice, geb. 14. April 1857, seit 1885 vermählt mit Prinz Heinrich von Battenberg. Den ersten Riß in das äußerst glückliche Familienleben der Königin machte der Tod ihrer innig verehrten Mutter, der Herzogin von Kent, 16. März 1861, und kaum hatte sie den Schmerz darüber verwunden, als der Tod Prinz Alberts 14. Dez. 1861 ihr eine noch tiefere Wunde schlug. Die Teilnahme des engl. Volks an diesem Verluste seiner Herrscherin war groß und allgemein. Bei der Königin nahm die Trauer um den geliebten Gemahl die Form eines Kultus an, der sie noch immer, wenn nicht ihren Herrscherpflichten, so doch den Anforderungen der gesellschaftlichen Verhältnisse teilweise entfremdet. Ihre Pietät gegen ihren verstorbenen Gemahl zeigte sich in der Herausgabe der beiden Bücher «Early life of the Prince Consort» (1867; deutsch, Gotha 1867) und «Leaves from the journal of our life in the Highlands» (1868; deutsch, Braunschw. 1868). Im Febr. 1872 fand ein Attentat auf die Königin statt. Edward O'Connor, ein junger Mensch von 17 Jahren, irischer Abkunft, dessen Phantasie durch fenische Ideen erhitzt war, hielt der Königin bei ihrer Rückkehr von einer Spazierfahrt in dem Garten des Buckinghampalastes in London eine ungeladene alte Pistole und ein Papier mit dem Befehl zur Freilassung der noch in Haft gehaltenen fenischen Gefangenen entgegen, das sie unter dem Eindruck jener Drohung unterzeichnen sollte. Die Königin bewies die größte Geistesgegenwart und der junge Mann wurde ohne weitern Unfall festgenommen. Ein anderes, ebenso sinnloses Attentat machte im April 1882 Roderick Mac Lean. Am 28. April 1876 nahm die Königin infolge einer von Graf Beaconsfield durchgeführten Parlamentsakte den Titel «Kaiserin von Indien» an, unter dem sie 1. Jan. 1877 von dem Vizekönig von Indien in Delhi feierlich proklamiert wurde. Die schon durch mehrere über Prinz Albert erschienene Werke gestatteten Einblicke in ihr Familienleben vermehrte sie durch die Veröffentlichung von «More leaves from the journal of a life in the Highlands» (Lond. 1884). (Vgl. Großbritannien.)

Victoriafälle, s. unter Zambesi.

Victoriakreuz, ein von der Königin von England 29. Jan. 1856 zur Belohnung persönlicher

Handlungen des Verdienstes und der Tapferkeit seitens der Offiziere der untern Grade, der Unteroffiziere und Soldaten der Armee und Marine gestiftetes Kreuz, welches nur vor dem Feinde erlangt werden kann und daher in militärischen Kreisen sehr geschätzt wird. Nebenbei beziehen die Inhaber einen Ehrensold. Die Dekoration besteht aus einem breitarmigen Kreuz von Bronze, dessen Medaillon die königl. Krone aufgeprägt ist, auf welcher, die Hälfte des obersten Kreuzarmes deckend, ein gekrönter schreitender Löwe mit übergeworfenem Schweif erscheint. Unterhalb der Krone hängt ein scheinbar über die beiden Seitenarme gelegtes Spruchband, darauf die Worte «For Valour» stehen. Das Kreuz hängt an dem bronzenen Buchstaben V und wird von der Seemacht an blauem, von der Landmacht an rotem Bande auf der Brust getragen.

Victorialand, s. unter Südpolarländer.

Victorialand, der südöstl. Teil eines zum arktischen Amerika gehörigen großen Inselhochlandes, welches nordöstlich durch den Mac-Clintockkanal von Prinz-Walesland, östlich durch die Victoriastraße von King-Williamsland, südlich durch die Deasestraße und den Coronation-Golf, südwestlich durch die Dolphin- und Unionstraße vom Festlande und nordwestlich durch die Prinz-Walesstraße vom Banksland getrennt ist. Die nordöstl. Küstengestaltung ist unbekannt, östlich dringt die Albert-Edwardbai weit in das Victorialand hinein, während im W. der Prinz-Albertsund den südwestl. Teil des Insellandes, Wollastonland, von dem nordwestlichen, Prinz-Albertland, scheidet; die Küsten des letztern werden überdies durch die Buchten Minto-Inlet, Collinson-Inlet und Glenelg-Bai gegliedert. Simpson, welcher diesen Länderkomplex 1838 entdeckte und 1839 nochmals besuchte, sah hier Wohnstätten von Eskimos, Rentiere, Füchse, Schneeeulen, unzählige Wasservögel und Wale.

Victoria-Nyanza, See in Afrika, s. Nyanza.

Victoria-Orange, Goldgelb oder Jaune anglais ist eine gelbe Farbe, aus dem Ammoniaksalz der mit der Pikrinsäure homologen Trinitrokresylsäure bestehend. Es erscheint als ein rotes, bei etwa 110° schmelzendes Pulver, welches sich in Wasser löst und zum Gelbfärben der Seide, Wolle und Baumwolle Anwendung findet.

Victoria regia *Lindl.*, eine südamerik. Wasserpflanze, 1827 von Bonpland in einigen Nebenflüssen des Amazonenstroms entdeckt, 10 Jahre später von Schomburgk in den Gewässern des Berbice im engl. Guaiana gefunden und zu Ehren der Königin von England Nymphaea Victoria genannt. Lindley aber erkannte schon aus einer in seinen Besitz gekommenen Zeichnung, daß sie weder eine Nymphaea, noch, wie Pöppig gemeint, eine Euryale sei, gründete auf sie eine neue Gattung und legte der Pflanze den Namen V. bei. Nach Wuchs und Blütenform erinnert sie an die Seerosen. Die Blätter sind schwimmend, kreisrund-schildförmig, flach, mit einem 5 cm hoch aufwärts gelegenen Rande, oben grün und glatt, unten hellpurpurn, gitterig stark genervt und gleich den Blatt- und einblumigen Blütenstielen stachelig, bei ältern Pflanzen 1,50, selbst 1,80 bis 2 m im Durchmesser haltend. Zwischen den Blättern heben sich die Blüten auf den Wasserspiegel hinauf. Von denen der Seerosen unterscheiden sie sich durch ihre kolossale Größe (32 cm und darüber) und eine größere Zahl von Blumenblättern. Sie sind nur zur Nachtzeit geöffnet, weiß, in der Mitte rosenrot, mit blumenblattartigen, purpurroten Staubfäden, wohlriechend, und ihr Kelch ist vierspaltig, purpurrot und abfallend, die Frucht fast kugelförmig, auf dem Scheitel eingedrückt, im fleischigen Innern mit zahlreichen Fächern; die von letztern eingeschlossenen Samen werden von den in der Nähe der Ströme wohnenden Spaniern geröstet und als Maïs del agua verspeist. Zuerst wurde die V. in England eingeführt, wo ihr von reichen Grundbesitzern förmliche Glaspaläste (Victoriahäuser) erbaut wurden. Jetzt kultiviert man sie auch in bescheidenern Räumen und bringt sie dort zur Blüte.

Victorinus (Gajus Marius), ein röm. Rhetor der spätern Zeit, von Geburt ein Afrikaner, lehrte um 350 n. Chr. mit Beifall die Redekunst zu Rom und trat im hohen Alter noch zur christl. Religion über. Abgesehen von kleinern grammatischen und metrischen Schriften, die gar nicht von ihm herrühren oder nur Auszüge aus Schriften von ihm enthalten mögen, ist unter seinem Namen eine «Ars grammatica» überliefert, welche aber außer im ersten Buch, in dem neben anderm Grammatischen eine längere orthographische Ausführung steht, nur Metrisches enthält, das fast wörtlich der Schrift des Aphthonius «De metris omnibus» entlehnt ist. Sie ist am besten von Gaisford in den «Scriptores Latini rei metricae» (Oxf. 1837) und von Keil im sechsten Bande der «Grammatici Latini» (Lpz. 1871) herausgegeben. Der erhaltene Kommentar zu Ciceros Schrift «De inventione», am besten in Orellis Ausgabe des Cicero (Bd. 5, Tl. 1) und neuerdings in Halms «Rhetores Latini minores» erschienen, rührt von einem andern her. Dagegen gibt es von Marius V. noch einige theol. Schriften, Kommentare zu Paulinischen Briefen und polemische Schriften gegen Arianer und Manichäer, während es bei Gedichten biblischen Inhalts zweifelhaft ist, ob sie mit Recht seinen Namen tragen. Die Kommentare sind in Mais «Nova collectio veter. scriptor.» (Bd. 3), die polemischen Schriften in der «Max. biblioth. patrum» (Bd. 8), in Gallandis «Bibl. veter. patrum» (Bd. 8) und in Mignes «Cursus compl. patrol.» (Bd. 8) veröffentlicht. Vgl. Keil, «Quaestiones grammatic.» (Tl. 1 u. 2, Halle 1871), und Koffmann, «De Mario V. philosopho christiano» (Bresl. 1880).

Victorinus Petavionensis, Bischof zu Petavium in Pannonien, starb wahrscheinlich 303 als Märtyrer in der Diocletianischen Verfolgung; er schrieb eine große Zahl meist verloren gegangener Kommentare zu den verschiedensten Büchern der Bibel sowie noch andere theol. Schriften. Vgl. Launoius (Launoy), «De Victorino episcopo et martyre» (Par. 1653).

Victorius (Petrus), eigentlich Vettori, einer der gelehrtesten ital. Humanisten des 16. Jahrh., geb. 11. Juli 1499 zu Florenz, bildete sich, nachdem er seit 1514 zu Pisa und Rom seine Studien vollendet hatte, im Auslande weiter aus, trat dann als Lehrer der griech. und lat. Sprache in Florenz auf und wurde zugleich bis an seinen Tod, der 18. Dez. 1584 erfolgte, zu verschiedenen wichtigen diplomatischen Sendungen verwendet. Außer den Ausgaben des Cicero (4 Bde., Vened. 1534), des Cato «De re rustica» (Par. 1543), den Anmerkungen zu Aristoteles, Aratus und andern Schriftstellern und den lat. Übersetzungen der griech. Tragiker veröffentlichte er besonders die an trefflichen

Erläuterungen reichhaltigen «Variae lectiones» in 38 Büchern, von denen zuerst 25 Bücher (Flor. 1553; auch Leid. 1554), dann 13 Bücher (Flor. 1569), zuletzt sämtliche 38 Bücher (Flor. 1582; auch Straßb. 1609) erschienen. Ein handschriftlicher Nachlaß befindet sich auf der Bibliothek zu München. Auch gibt es von ihm noch Briefe, die für die Litteraturgeschichte jener Zeit wichtig sind (Flor. 1586), und mehrere Reden (Rom 1586), die auch in der Gesamtausgabe seiner «Opera» (Flor. 1573) enthalten sind. Später machte Bandini «Clarorum Italorum et Germanorum ad V. epistolae» (2 Bde., Flor. 1758—60) bekannt. Sein Leben beschrieben Benivieni in «Vita di Pietro V.» (Flor. 1585) und Bandini in seinem «Victorius» (Flor. 1758).

Victorshöhe oder Ramberg, höchste Kuppe des Unterharzes, 537 m hoch, südwestlich von Gernrode, nordwestlich von Alexisbad, s. unter Harz.

Vicuña, s. unter Lama. — Über das sog. Vicuñagarn s. Vicogne.

Vida (Marcus Hieronymus), einer der vorzüglichsten neulat. Dichter, geb. um 1480 zu Cremona, trat, nachdem er zu Padua, Bologna und Mantua seine theol. Studien vollendet und die Weihen erhalten hatte, in die Kongregation der regulierten Kanoniker von San-Marco in Mantua ein und ging von da bald nach Rom, wo er ein Kanonikat an der Kirche des heil. Johannes im Lateran erhielt. Hier trug ihm Papst Leo X., der ihm das Priorat von San-Silvestre in Frascati verliehen hatte, auf, das Leben des Erlösers in einem epischen Gedicht zu besingen, und nach Vollendung dieses Gedichts erteilte ihm Leos Nachfolger, Clemens VII., 1532 den Bischofssitz von Alba im Herzogtum Montferrat, den er bis an seinen Tod, 27. Sept. 1566, inne hatte. Seine Poesien, teils religiösen, teils didaktischen Inhalts, zeichnen sich durch gute Anordnung der einzelnen Teile, durch Fülle und Anmut des Vortrags, sowie durch harmonischen Rhythmus aus, obgleich die Nachahmung Virgils überall hervortritt und seinen religiösen Gesängen ein heidnisch-mytholog. Gepräge aufdrückt. Unter den religiösen Gedichten nimmt die «Christias» in sechs Büchern (zuerst Cremona 1535), wovon Müller eine deutsche Übersetzung lieferte (Hamb. 1811), die erste Stelle ein; zu den didaktischen gehören «De arte poetica» in drei Büchern (zuerst Rom 1527; herausg. von Klotz, Altenb. 1766), «De bombyce», d. i. über den Seidenbau (zuerst Rom 1527; deutsch von Hoffmann, Neisse 1865), und «De ludo scacchorum», d. i. über das Schachspiel (zuerst Rom 1527; metrisch übersetzt von Hoffmann, Mainz 1826, und von Baldi, Berl. 1874), in welchem letztern er einen den alten Römern fremden Gegenstand auf kunstvolle und gefällige Weise behandelt. Außerdem hat er «Hymni de rebus divinis» und «Bucolica», sowie einige prosaische Schriften verfaßt, unter denen die «Dialogi de reipublicae dignitate» (Cremona 1556) die bedeutendsten sind. Die beste Gesamtausgabe der Werke V.s ist die von Volpi («Poemata omnia cum dialogis», 2 Bde., Padua 1731). Vgl. Lancetti, «Della vita e degli scritti di V.» (Mail. 1840).

Vidal (Peire), provenzalischer Troubadour um 1175—1215, geb. in Toulouse, führte ein Wanderleben in Südfrankreich, Spanien und Oberitalien, begleitete auch 1190 Richard Löwenherz nach Cypern. Von seinen Liedern sind noch etwa 60 erhalten, herausgegeben von Bartsch (Berl. 1857).

Vidame, s. unter Vize.

Videant consules, ne quid respublica detrimenti capiat, s. unter Konsul, Bd. X, S. 498[b].

Vidhar, in der nord. Mythologie der mächtige Sohn Odhins und der Riesin Grid. Er war nach Thor der mächtigste aller Götter und half diesen oft aus ihrer Not. Bei dem Weltuntergange hat er einen Hauptanteil am Kampfe. Nachdem der Fenriswolf Odhin besiegt und getötet hat, kämpft V. mit diesem, setzt ihm seinen Fuß, an dem er den großen Schuh hat, in den Unterkiefer und reißt ihm den Rachen auseinander. So wird er dieses Ungetüms Herr. Wie Vali, überlebt auch V. den Weltuntergang und hilft die neue Welt mit errichten.

Vidimierung, die gerichtliche Bestätigung, daß die Abschrift einer Urkunde mit dem Original gleichlautet. Der Ausdruck kommt von dem lat. Worte vidimus, d. i. wir haben es gesehen, her. Andere schreiben Fidemierung und leiten dies ab von der bei solchen Bestätigungen gebräuchlichen Unterschrift «in fidem», d. h. beglaubigt, womit man auch eine unter gerichtlicher Beglaubigung gefertigte Abschrift irgend einer Urkunde selbst bezeichnet.

Vidocq (Eugène François), ein franz. Abenteurer, besonders bekannt als Polizeispion, geb. 23. Juli 1775 zu Arras, ließ sich beim Ausbruch der Revolution als Soldat aufnehmen, lief jedoch bald zu den Österreichern und von diesen zu seinen Landsleuten über, bei welchen er abermals nicht lange aushielt. Als Deserteur und Vaterlandsverräter in Arras verhaftet, wurde er durch Fürsprache eines Freundes gerettet und trat in ein Freiwilligenbataillon, mit dem er nach Belgien gelangte. Nachdem er sich hier eine Zeit lang herumgetrieben, kehrte er nach Paris zurück. Er kam infolge von Diebstählen auf die Galeeren, entfloh aber nach einer Gefangenschaft von sechs Jahren aus dem Bagno zu Brest und lebte nun als Hausierer, Ladendiener, Schneider lange Zeit bald in den Provinzen, bald in der Hauptstadt. Endlich ließ er sich von der pariser Polizei als Spion (mouchard) anwerben und leistete als solcher große Dienste. Man machte ihn deshalb zum Chef der sog. Brigade de sûreté, einer aus Spionen und entlassenen Sträflingen zusammengesetzten Polizeitruppe. Im J. 1817 bewirkte er über 700 Verhaftungen. Er wurde 1818 für seine Dienste völlig begnadigt und reichlich belohnt, 1825 aber abgedankt. V. schrieb nun seine «Mémoires» (4 Bde., Par. 1828), die zum Teil auf bloßer Erfindung beruhen mögen, aber auch interessante Einzelheiten über einige große Prozeßverhandlungen jener Zeit enthalten. Zu St.-Mandé bei Paris legte nun V. eine Papierfabrik an und beschäftigte sich mit Erfindung eines Papiers, von dem die Tinte nicht ausgelöscht werden kann. Im J. 1836 stiftete er zu Paris unter dem Namen Bureau de renseignements eine Art Gegenpolizei, welche Bestohlenen und Betrogenen gegen Vergütung zur Wiedererlangung ihrer Habe verhelfen sollte. Hierbei geriet aber V. bald in Kollision mit der Polizei, die ihn vor Gericht stellen und sein Bureau schließen ließ. Er zog sich sodann nach Belgien zurück, wo er im Mai 1857 starb. Außer seinen Memoiren (herausg. von Maurice) erschien noch unter seinem Namen «Les vrais mystères de Paris» (6 Bde.).

Viebahn (Georg Wilh. Joh. von), verdienter deutscher Statistiker, geb. 10. Okt. 1802 zu Soest in Westfalen, studierte in Heidelberg und Berlin Jura

und Kameralia, trat dann in den Staatsdienst und wurde 1832 Regierungsrat zu Düsseldorf. Durch die Herausgabe einer «Statistik und Topographie des Regierungsbezirks Düsseldorf» (2 Bde., Düsseld. 1836) vorteilhaft bekannt geworden, wurde er im Okt. 1837 als Hilfsarbeiter im Finanzministerium nach Berlin berufen. Im J. 1839 wurde er zum Dirigenten der Finanzabteilung bei der Regierung zu Arnsberg, 1842 zum Geh. Finanzrat in der Gewerbeabteilung des Finanzministeriums, später zum Geh. Oberfinanzrat ernannt. Bei der ersten Industrieausstellung zu London 1851 fungierte er als Hauptvertreter des Zollvereins; sein «Amtlicher Bericht» (3 Bde., Berl. 1852—53) über dieselbe und die Schrift «Der engl. Gewerbfleiß» (Braunschw. 1852) wurden dort verfaßt; 1855 vertrat er in Paris bei der zweiten Weltausstellung Preußen und andere norddeutsche Staaten und veröffentlichte auch über diese Ausstellung einen «Amtlichen Bericht» (Berl. 1856). Mit Diergardt und andern hatte er 1844 den Centralverein in Preußen für das Wohl der arbeitenden Klassen gegründet; auch war er Mitglied des Landes-Ökonomiekollegiums und redigierte 1850—58 das «Preuß. Handelsarchiv». Im Herbst 1858 als Präsident der Bezirksregierung nach Oppeln berufen, leitete V. die Herausgabe einer vortrefflichen Statistik Oberschlesiens. Er erlag 28. Aug. 1871 zu Oppeln dem Typhus. V.s Hauptwerk ist die «Statistik des zollvereinten und nördl. Deutschland» (3 Bde., Berl. 1858—68).

Viecht, Benediktinerabtei in Tirol, s. Fiecht.

Viechtach, Flecken und Hauptort eines Bezirksamts im Regierungsbezirk Niederbayern, links am Schwarzen Regen, 406 m über dem Meere, zählt (1880) 1785 kath. E. und ist Sitz eines Amtsgerichts. — Das Bezirksamt Viechtach zählt auf 411 qkm 20215 fast ausschließlich kath. E.

Viège, s. Visp.

Viehboers, s. unter Boers.

Viehbohne nennt man die Wickenart Vicia Faba *L.*, s. unter Bohne.

Viehbremsen, s. Bremsen.

Viehhandel, s. unter Viehzucht.

Viehoff (Heinr.), namhafter deutscher Litterarhistoriker, Ästhetiker und Schulmann, geb. 28. April 1804 zu Büttgen bei Neuß, widmete sich in Bonn philol., mathem. und naturwissenschaftl. Studien, wurde 1828 Lehrer am Progymnasium zu Urdingen, war 1828—33 Erzieher in einer gräfl. Familie, dann Gymnasiallehrer in Emmerich bis 1838, hierauf erster Oberlehrer an der Realschule zu Düsseldorf bis 1850, wo er die Direktion der Realschule und der Provinzialgewerbeschule zu Trier übernahm. Im J. 1875 ward er auf seinen Antrag in Ruhestand versetzt. Im Frühjahr 1850 gehörte er als Abgeordneter dem Unionsparlament zu Erfurt an. V.s Ruf als Litterarhistoriker gründet sich vorzugsweise auf seine Arbeiten über Schiller und Goethe. Die bedeutendsten unter denselben sind: «Goethes Leben und Werke» (3. Aufl., 2 Bde., Stuttg. 1874), «Schillers Leben» (3 Bde., Stuttg. 1874—75), «Goethes Gedichte erläutert u. s. w.» (3. Aufl. in 2 Bdn., Stuttg. 1874), «Schillers Gedichte erläutert u. s. w.» (5. Aufl. in 3 Bdn., Stuttg. 1874). Ferner sind hervorzuheben seine «Vorschule der Poetik» (Braunschw. 1860) und das «Handbuch der deutschen Nationallitteratur» (16. Aufl. in 3 Bdn., Braunschw. 1878). An metrischen Übersetzungen veröffentlichte V. eine «Gesamtübertragung von Racines Werken» (neue Aufl., 4 Bde., Berl. 1869), drei Stücke Molières in der Laxschen Gesamtübersetzung, elf Stücke Shakespeares in der sog. Dingelstedtschen Gesamtübersetzung (Lpz. 1867 fg.), die sämtlichen Dramen des Sophokles (Lpz. 1867 fg.), Tegnérs «Frithjofssage» und Walter Scotts «Fräulein vom See», Longfellows «Evangeline» (Trier 1869), des Ausonius «Mosella» (Trier 1871), «Blütenstrauß franz. Poesie» (Trier 1862), «Blütenstrauß engl. Poesie» (Trier 1864) u. a. An eigenen Dichtungen erschienen von ihm «Goethes Nausikaa, Trauerspiel», ein Ergänzungsversuch (Düsseld. 1842), «Zeitgedichte» (Berl. 1870). In den J. 1843—44 gab er ein «Archiv für den deutschen Unterricht» heraus und erweiterte dies 1845 im Verein mit Ludw. Herrig zu dem «Archiv für das Studium neuerer Sprachen und Litteraturen» (Braunschw.), dessen Leitung bald Herrig allein übernahm.

Viehseuche, s. Rinderpest.

Viehstar (Molothrus), ein aus acht Arten bestehendes, vom La-Plata bis an die Südgrenze Canadas verbreitetes Geschlecht aus der Vogelfamilie der Icteriden (s. d.). Die meist bis stargroßen schwarzen Vögel leben von Insekten, aber auch von Sämereien, und werden daher dem Maisbau oft schädlich, da sie die Gewohnheit haben, die gepflanzten Körner wieder aus der Erde zu holen und zu fressen. Sie legen, wie die Kuckucke, ihre Eier in die Nester anderer Vögel.

Viehversicherung, wie die Hagelversicherung hauptsächlich den Interessen der Landwirtschaft dienend, ist eine auf Tiere (Kreaturen) angewandte Lebensversicherung, die sich meist nur auf Pferde, Esel, Maultiere, Rinder, Schafe, Ziegen und Schweine erstreckt. Die V. wird jetzt überall nur von gegenseitigen Gesellschaften, zum Teil genossenschaftlich organisiert, betrieben; die Gründung einer lebensfähigen Viehversicherungsbank auf Aktien gilt in Fachkreisen noch immer für ein Problem, das nicht nur Landwirte, sondern die ersten Nationalökonomen, Tierärzte und Philanthropen beschäftigt. Die V. bezweckt den Ersatz des materiellen Verlustes an Viehwerten durch Unfall, besonders Sturz, Operation, Feuer, Blitz, Beinbruch, Hundebiß, Transportgefahr, Krankheit und Seuchen (Rotz, Wurm, Rinderpest, Blähsucht, Löserdarre, Milzbrand, Klauen- und Lungenseuche, Trichinen und Finnen u. s. w.). Hierher gehört auch die in Paris und London zuerst eingeführte Versicherung von Pferd und Wagen gegen Unterwegsunfall. Die V. ist noch nicht sehr ausgebildet, wenngleich in neuerer Zeit vielfach mit Glück Versuche zur Gewinnung zuverlässiger Statistik gemacht wurden. Die Vorläufer der heutigen Gesellschaften waren die im 18. Jahrh. gegründeten Kuhgilden in Holstein, Ostfriesland ꝛc. und die noch ältern Ortsviehkassen in Holland, sowie einige wieder untergegangene moderne Schöpfungen.

Der Betrieb der V. wird sehr erschwert durch die Notwendigkeit genauester Kontrolle zum Schutz gegen Betrugsversuche. Die größern deutschen Gesellschaften dieser Branche bestehen in Berlin (Centralviehversicherungsverein, Viehversicherungsbank für Deutschland und Veritas), Köln, Köthen, Kassel, Braunschweig, Dresden, Hannover, Speier, Karlsruhe, Stuttgart, Erfurt, Königsberg i. Pr., Quedlinburg. Die allgemeinen Versicherungsbedingungen schließen bereits erkrankte oder mit die Nutzung beeinträchtigenden Gebrechen behaftete Tiere aus;

Verluste durch Krieg, Aufruhr, Erdbeben werden nicht entschädigt. Der Gesundheitszustand und die Wertschätzung des zur Versicherung beantragten Viehes muß durch den Tierarzt oder durch Sachverständige geprüft und attestiert werden. Der Antrag muß auch das Signalement jedes Stücks Vieh enthalten. Die Gültigkeit der V. ist von der prompten Anzeige über Wechsel und Vermehrung des Viehstandes, sowie von der Befolgung der veterinärpolizeilichen Vorschriften abhängig. Beim Absterben versicherter Tiere ist ein ordnungsmäßiger Krankenbericht des Arztes einzuliefern. Der Erlös aus dem Verkauf der Überreste von gefallenen Tieren wird bei einer Entschädigung zu Gunsten des Versicherers in Anschlag gebracht. Man unterscheidet noch Weideversicherung in Marschgegenden, Rennversicherung, Castrationsversicherung. Dem Versicherer ist die Kenntnis der Gesetze, betreffend die Abwehr und Unterdrückung der Viehseuche, unentbehrlich. Bei den größern privaten Gesellschaften in Deutschland sind für etwa 75 Mill. Mark Viehwerte gedeckt, vielleicht ebenso viel bei den zahllosen kleinen lokalen Vereinen in Preußen, und für 16 Mill. Mark Schweine gegen Trichinen. In Österreich sind bei drei Gesellschaften zusammen circa 9 Mill. Gulden für Vieh versichert.

Vgl. A. Jaeger, «Zustand und Wirksamkeit der Viehversicherungs-Genossenschaften in der Rheinprovinz» (Köln 1883); derselbe, «Die Bedeutung der V. für die Hygiene» (Köln 1882).

Viehzehnt, früher oft vorkommende Abgabe von den auf einem Wirtschaftsgute gewonnenen Tieren.

Viehzucht heißt derjenige Teil der Landwirtschaft, welcher sich mit der Zucht und Pflege der Haustiere, sowie mit der Verwertung ihrer Produkte beschäftigt. Das Ziel der V. ist die Gewinnung einer möglichst hohen Rente vom Boden durch Verwandlung von Futtergewächsen in Fleisch, Fett, Milch, Wolle u. s. w., sowie Erzielung von Dünger zum Ersatz der dem Felde in den Ernten entzogenen Bestandteile. Während man früher die V. für ein der Düngererzeugung wegen notwendiges Übel hielt, später dagegen und im allgemeinen auch gegenwärtig noch als eins der wirksamsten Mittel zur Hebung der Kultur betrachtete, gibt es jetzt wieder Landwirte, welche der Ackerwirtschaft ohne V. den Vorzug geben, den tierischen Dünger durch künstlichen ersetzen. Man unterscheidet Großviehzucht (Pferde, Rinder, Schafe, Schweine, Ziegen, Esel, Maultiere) und Kleinviehzucht (Kaninchen, Geflügel). Die Behandlung der einzelnen Tiergattungen lehrt die spezielle V., während die Lehren der allgemeinen V. sich gleichmäßig auf sämtliche Nutztiere erstrecken. In wissenschaftlichem Sinne versteht man unter V. im allgemeinen die gewinnbringende Produktion der Haustiere. Im engern Wortsinne aber bedeutet V. die von der Paarung anfangende, nach bestimmten Gesetzen geleitete Erzeugung und Aufzucht von Nutzungstieren zu einem bestimmten Endzweck. Dieses ist wirkliche Zucht, jedes andere Verfahren nur ein Los auf den Zufall. Als Muster einer nach rationellen Prinzipien betriebenen V. kann die britische gelten. Vgl. Weckherlin, «Die landwirtschaftliche Tierproduktion» (4. Aufl., Stuttg. 1865); Settegast, «Tierzucht» (4. Aufl., Bresl. 1878); Krafft, «Lehrbuch der Landwirtschaft (4. Bd.: «Tierzuchtlehre», 4. Aufl., Berl. 1885).

Der Viehhandel übernimmt die Vermittelung zwischen den Produzenten und den Verbrauchern; er bildet sein eigenes, für sich bestehendes Geschäft, welches namentlich in der Neuzeit große Dimensionen angenommen hat, nachdem Raschheit und Verbreitung der Verkehrsmittel es gestatten, ihn anstandslos auf die weitesten Entfernungen hin auszudehnen. Der Viehhandel scheidet sich in Zuchtviehhandel und Fleisch- (oder Markt-, Mast-) Viehhandel. In Deutschland betrug 1885 der Gesamtumsatz an Vieh über die Zollgrenze 260 Mill. Mark und zwar:

In der Einfuhr:

Pferde	69763	Stück zu	59996000 M.
Kühe und Stiere	45961	» »	18601000 »
Ochsen	12718	» »	4352000 »
Jungvieh	30317	» »	5457000 »
Kälber	18194	» »	928000 »
Schweine	545633	» »	52381000 »
Spanferkel	112834	» »	846000 »
Schafe u. Lämmer	11434	» »	268000 »
	846854	Stück zu	142829000 M.

In der Ausfuhr:

Pferde	15770	Stück zu	18136000 M.
Kühe und Stiere	42788	» »	13215000 »
Ochsen	49321	» »	19728000 »
Jungvieh	49335	» »	9127000 »
Kälber	50833	» »	2643000 »
Schweine	423293	» »	29207000 »
Spanferkel	18084	» »	163000 »
Schafe u. Lämmer	1204030	» »	26684000 »
	1853454	Stück zu	118903000 M.

Großartig eingerichtet ist der Viehmarkt in Berlin, wo sich auch die größten und berühmtesten Firmen für diese Geschäftsbranche finden. Bedeutend sind ferner die Viehmärkte in Hamburg, Frankfurt a. M. und andern Großstädten. Allerwärts unterliegt der Viehhandel gesetzlichen Beschränkungen und Vorschriften, teils im allgemeinen Interesse, um die Verschleppung gefährlicher ansteckender Krankheiten zu verhindern (in Deutschland das Gesetz, Maßregeln gegen die Rinderpest betreffend vom 7. April 1869 nebst Erlaß vom 9. Juni 1873, das Gesetz betreffend die Beseitigung von Ansteckungsstoffen bei Viehbeförderungen auf Eisenbahnen vom 25. Febr. 1876, das Gesetz betreffend die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen vom 24. Juni 1880), teils zum Schutz gewisser privatrechtlicher Interessen von Käufer und Verkäufer. (S. Gewährsmängel.)

Vieille-Brioude, s. unter Brioude.

Vieleck, s. Polygon.

Vielfraß (Gulo) heißt eine Gattung marderartiger Raubtiere von gedrungenem Körperbau und mit kurzem, buschigem Schwanze. Der nordische Vielfraß (G. borealis; Tafel: Kleinere Raubtiere, Fig. 6) tritt mit halber Sohle auf, hat starke Füße mit scharfen Krallen, einen breiten Kopf mit stumpfer Schnauze und kurzen, abgerundeten Ohren. Sein dunkelbraunes, aber nicht feinhaariges, in Polen zu Männerpelzen, anderwärts zu Decken verwendetes Fell zeigt auf dem Rücken einen schwarzen Sattel (den sog. Spiegel). Ohne den 20 cm langen Schwanz mißt er 75 cm. Er findet sich in allen Nordpolarländern. Sein Name, dessen etymolog. Mißdeutung zu vielen Sagen Veranlassung gegeben hat, heißt eigentlich Fjällfraß, was im Norwegischen einen Felsenbewohner bedeutet. Bei Tag und Nacht geht der V. auf Raub aus,

plündert die Bauerhöfe, stiehlt die Köder aus den Fallen und fängt Füchse, Hasen, sowie kleine Säugetiere und Vögel, denen er den Kopf zerbeißt und das Blut aussaugt. Er wird sogar den Renntieren gefährlich, indem er auch diesen von der Höhe aus auf den Rücken springt und die Halsadern durchbeißt. Bei Angriffen verteidigt er sich mit vielem Mute und ist nur durch mehrere Hunde zugleich zu bezwingen. Der amerikanische Vielfraß oder Wolverene ist nur eine Spielart des nordischen.

Vielfuß, s. unter Tausendfüßer.

Vielgötterei, s. Polytheismus.

Vielhufer, s. Dickhäuter.

Viella, Hauptort des Valle de Aran (s. d.).

Vielliebchen, der Gebrauch, bei heitern Mahlen, an denen Herren und Damen teilnehmen, beim Dessert die in Krachmandeln u. s. w. vorkommenden Doppelkerne mit einer Person des andern Geschlechts geteilt zu essen, worauf die Beteiligten sich beim Wiedersehen mit «Guten Morgen, V.» zu begrüßen haben; wer dies zuerst zum andern sagt, gewinnt und hat vom andern ein Geschenk zu erhalten. Doch variiert dieser Gebrauch und man verliert z. B. das V., wenn man aus der Hand des andern etwas nimmt, ohne eine besondere Verwahrung (z. B. «Ich denke dran» oder «J'y pense») auszusprechen, oder wenn man von dem andern ein grünes Blatt gezeigt bekommt, ohne selbst ein solches zeigen zu können u. s. w.

Vielmännerei, s. Polyandrie.

Vielstimmig oder polyphonisch ist ein Tonsatz, in welchem mehrere Stimmen den Charakter einer Hauptstimme teilen, also in melodischer Hinsicht selbständig geführt sind. Demnach ist dieser Satz dem homophonischen oder monodischen entgegengesetzt, in dem nur eine Stimme den Charakter der Hauptstimme führt und von den andern, welche die vollen Accorde angeben, begleitet wird.

Vielweiberei, s. Polygamie.

Vien (Jos. Marie, Graf), franz. Maler, geb. zu Montpellier 18. Juni 1716, ging 1740 nach Paris in Natoires Atelier und 1744 nach Rom, wo er eins seiner trefflichsten Bilder, den Eremiten, arbeitete. Nach fünf Jahren kehrte er nach Paris zurück, wo er von 1750 an einer Malerschule vorstand, in der er viele ausgezeichnete Schüler, darunter auch David, bildete. Im J. 1775 ging er wieder nach Rom als Direktor der dortigen franz. Akademie, die ihm große Verbesserungen zu verdanken hatte. Als erster Maler des Königs und franz. Reichsgraf kehrte er 1781 nach Paris zurück. Er wurde Mitglied des Instituts und des Erhaltungssenats und starb 27. März 1809. Sein Stil vermittelt den Übergang zu den Klassizisten der Folgezeit. Vgl. Lebreton, «Notice historique sur la vie et les ouvrages de V.» (Par. 1809).

Seine Enkelin, Rose Celeste V., die Tochter des Generals Bache, als Dichterin geschätzt und durch eine Ausgabe des Anakreon mit franz. Übersetzung in Prosa (1825) und der «Küsse» des Johannes Secundus mit metrischer Übersetzung (1832) bekannt, starb zu Bordeaux 27. März 1832.

Vienenburg, Dorf in der preuß. Provinz Hannover, Regierungsbezirk Hildesheim, Kreis Liebenburg, an der nördl. Abdachung des Harzes und an der Einmündung der Radau in die Oker, Station der Linien Halle-Grauhof-Löhne, Braunschweig-Harzburg und V.-Goslar der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1880) 1863 E. und hat eine evang. und eine kath. Pfarrkirche, eine Fourniersschneiderei, eine Sägemühle, je eine Fabrik für Holzstoff, Papier und Superphosphat, sowie Getreide- und Mehlhandel. Über dem Orte liegen auf dem Harligsberge die Trümmer der von Kaiser Otto IV. erbauten Harligsburg.

Vienne (mittellat. Vingenna, Vencenna und Vigenna), linker Nebenfluß der Loire im westl. Frankreich, entsteht in 858 m Seehöhe im Depart. Corrèze auf dem Plateau von Millevache, am Fuße des 954 m hohen Mont-Odouze, fließt durch die Hochterrasse von Limousin westwärts über St.-Léonard, Limoges, Aixe und St.-Junien, wendet sich dann gegen Norden über Confolens und Châtellerault, zuletzt nordwestwärts über L'Île Bouchard und Chinon und mündet, nachdem sie rechts die Creuse, links den Clain aufgenommen, bei Candes zwischen Tours und Saumur. Sie hat einen Lauf von 372 km und wird bei Châtellerault auf eine Strecke von 74 km schiffbar. Die V. durchfließt fünf Departements (Corrèze, Haute-Vienne, Charente, Vienne, Indre-et-Loire), von welchen zwei nach ihr benannt sind.

Das Departement Vienne, hauptsächlich aus dem östlichen oder obern Poitou und einem Teile von Berri gebildet, hat ein Areal von 6970,37 qkm, zerfällt in die fünf Arrondissements Poitiers, Châtellerault, Civray, Loudun und Montmorillon mit 31 Kantonen und 300 Gemeinden und zählt (1881) 340295 E. Die Hauptstadt ist Poitiers (s. d.). Das Land, im ganzen eben, wird nur von wenigen, nicht bedeutenden Hügelreihen durchzogen und ist im allgemeinen ziemlich fruchtbar; doch gibt es auch große Sand- und Heidestrecken. Bewässerung geben die V., die Creuse mit der Gartempe, der Clain, die Dive und Charente; nur die beiden ersten sind schiffbar. Das Klima ist mild, aber durch raschen Temperaturwechsel ungesund. Getreide, Kastanien und Wein mittelmäßiger Qualität werden in großer Menge gewonnen. Natürliche Wiesen begünstigen die Viehzucht. Das Mineralreich bietet gutes Eisen, auch Blei, Mühl-, Schleif- und ganz vorzügliche Lithographiesteine; auch gibt es Marmorbrüche. Die Bewohner, deren Frauen und Mädchen als besonders schön und geistreich gelten, treiben Ackerbau und Viehzucht, Obst-, Wein- und Bergbau. Obwohl die 15 Erzgruben nicht sehr ergiebig, ist doch die Eisenindustrie der bedeutendste Gewerbszweig. Außerdem unterhält man Manufakturen und einige Fabriken in Serge, Wollzeugen und Decken, Leder und Stärke. Handel wird mit Getreide, Mehl, Viehfutter, Wein, Branntwein, Kastanien, Nüssen, Luzern- und Kleesamen, Honig und Wachs getrieben.

Das Departement Obervienne (Haute-Vienne), gebildet aus Teilen von Limousin, Marche, Oberpoitou und Berri, am nordwestl. Rande von Süd-Hochfrankreich gelegen, hat ein Areal von 5516,58 qkm, zerfällt in die vier Arrondissements Limoges, Bellac, Rochechouart und St.-Yrieix mit 203 Gemeinden und 27 Kantonen und zählt (1881) 349332 E. Die Hauptstadt ist Limoges (s. d.). Das Land ist namentlich im Osten und Süden mit engen Thälern und Bergzügen erfüllt, die teils kahl, teils mit Kastanien bestanden sind. Granit bildet die Grundlage. Zwei Hauptketten, Fortsetzungen des Gebirges von Auvergne, ziehen von Osten gegen Westen. Zwischen beiden Ketten fließt die obere V., der Hauptfluß des Landes, die eine

Menge Bäche aufnimmt; außerdem geben im Norden die Gartempe, im Südwesten die Charente, im Süden die Dronne, L'Isle, Loue und Haute-Vezère, sowie über 550 Teiche überreiche Bewässerung, aber nirgends eine fahrbare Wasserstraße. Dieser Wasserreichtum und die hohe Lage des Landes machen das Klima feucht, kühl, veränderlich. Der Boden ist steinig, nur strichweise fruchtbar. Man baut Roggen, in dem magersten Boden des Oberlandes nur Buchweizen. Die Waldungen sind unbedeutend, Kastanien und Nüsse werden in Menge gewonnen, Wein nur wenig. Ausgedehnte natürliche Wiesen begünstigen die Viehzucht, namentlich werden schöne Pferde gezogen. An Wildpret ist kein Mangel; die Bienenzucht ist beträchtlich. Das Mineralreich bietet Eisen, Blei, Kupfer, Antimon, Granit, Bausteine, ausgezeichneten Kaolin (von St.-Yrieix), der zu Porzellanfabrikaten nach Sèvres und andern franz. Fabriken ausgeführt wird. Die Industrie beschränkt sich hauptsächlich auf Hammerwerke, Fabrikation von Eisenwaren, Porzellan, Tuch, Wollzeuge und Papier.

Vienne, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Isère (Dauphiné), am linken Ufer des Rhône, welcher hier die Gère aufnimmt und über den eine Hängebrücke nach dem Vorort Ste.-Colombe führt, 31 km südlich von Lyon, Station der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, hat eine schöne Lage am Abhange von Weinbergen und ist im ganzen altertümlich gebaut. Doch besitzt die Stadt einen schönen Kai und einige ansehnliche Gebäude, wie das neue Rathaus mit kleinem Museum und die neue Stadthalle mit großartigen Weinkellern. V. ist Sitz eines Tribunals erster Instanz, eines Handels- und eines Arbeiterschiedsgerichts, einer Ackerbau-, sowie einer Manufakturen- und Gewerbekammer. Die Stadt hat eine got. Kathedrale (St.-Maurice) aus dem 12. bis 15. Jahrh. mit zwei Türmen, prächtiger Façade und Treppe, ein Kommunal-Collége, eine öffentliche Bibliothek und ein Theater. Auf dem Stadthausplatze erhebt sich die Bronzestatue des 1814 zu V. geborenen Dramatikers Ponsard, von Dechaume. Die Stadt zählt (1881) 21 345 (Gemeinde 26 060) E., welche bedeutende Tuchfabriken (mit einer jährlichen Produktion für 10 Mill. Frs.), Färbereien, Wollspinnereien, Dampfmaschinenbauanstalten, außerdem Seidenwirkereien, Gerbereien, Schmelzhütten, Hohöfen und Stahlhämmer, eine Glashütte u. s. w. unterhalten, auch Quincaillerie- und Scharfschmiedartikel, Kartons, Karden u. s. w. fertigen und ansehnlichen Handel mit Korn, Wolle, Tuch, Metallwaren, Bougies, besonders aber mit Côte-Rôtieweinen treiben, die auf dem gegenüberliegenden Rhône-Ufer in den Weinbergen von Condrieu, Ampuis u. s. w. wachsen und ihre Hauptniederlage hier haben.

V. hat viele Überreste aus der Römerzeit, und sein Altertümermuseum in der aus dem 9. Jahrh. stammenden roman. Kirche St.-Pierre enthält eine reiche Sammlung von in der Stadt und deren Umgebung gefundenen antiken Statuen, Reliefs, Votivtafeln, Meilensteinen, Vasen, Lampen u. s. w. Der Tempel des Augustus und der Livia, welcher im Mittelalter zum christl. Gottesdienst benutzt wurde, ist ein wohlerhaltenes, 27 m langes, 15 m breites und 17,35 m hohes Gebäude mit korinth. Säulenfaçade und drei Peristylen. Die sog. Aiguille, südlich vor der Stadt, eine vierseitige Steinpyramide von 16 m Höhe und 16 m Umfang an der Basis, mit korinth. Arkaden geschmückt, wird für die Spina eines großen Circus, von andern für ein Grabmal gehalten. Außerdem sind die Reste eines Forums, mehrerer Aquädukte, eines Amphitheaters und eine Citadelle vorhanden, letztere auf dem Mont-Pipet, auf welchem 1860 eine kolossale Statue der Jungfrau Maria errichtet wurde.

Die alte Stadt Vienna, Hauptort der gallischen Allobroger, seit Kaiser Diocletian der röm. Provincia Viennensis in Gallia Narbonensis, wurde erst von Augustus mit einer 6 km langen Mauer umgeben und war unter den röm. Kaisern Hauptsitz des kelt. Adels und Nebenbuhlerin von Lugdunum (Lyon). Im Mittelalter war sie Hauptstadt des ersten und zweiten Burgundischen Königreichs (bis 534, 879—1032), später einer Grafschaft (Viennois, Pagus Viennensis), die erst Ludwig XI. völlig mit dem Dauphiné vereinigte. Auch war sie Sitz eines Erzbischofs, der den Titel eines Primas von Gallien führte. Unter den vielen hier gehaltenen Konzilien ist das von 1311 bis 1312 das wichtigste, auf welchem Papst Clemens V. durch eine Bulle vom 2. Mai 1312 den Tempelherrenorden aufhob.

Viennet (Jean Pons Guillaume), franz. Schriftsteller, geb. 18. Nov. 1777 zu Béziers im Depart. Hérault, führte ein abenteuerliches, wechselvolles Leben, erst als Soldat, dann als Litterat und Dichter. Unter der Restauration verfeindete er sich mit dem Ministerium wegen seiner liberalen Tendenzen und Angriffe gegen die Jesuiten, zugleich aber auch mit der liberalen Jugend wegen seines erbitterten Hasses gegen den Romantismus. Seine Empfindungen drückte er damals in den «Epîtres et satires» (1815—30) aus. Er veröffentlichte außerdem langatmige Gedichte: «L'Austerlide» (1808), «Marengo», «Le Siége de Damas» (1825), «Sédim ou les nègres» (1826), «La Philippide», ein Epos in 24 Gesängen (1828), endlich die «Franciade» (1863). Ferner sind zu erwähnen: «Michel Brémond» und «Selma», zwei Dramen; «La course à l'héritage», «La Migraine», «Les Serments», drei Lustspiele; «La Tour de Monthléry» (1833) und «Le château Saint-Ange» (1834), zwei histor. Romane; «Histoire de la puissance pontificale» (1866), «Essais de poésie et d'éloquence» (1803—5), «Promenade philosophique au cimetière du Père Lachaise» (1824). Seit 1830 war V. Mitglied der Französischen Akademie. Er starb zu Val St.-Germain 11. Juli 1868.

Viequès, eine der den Spaniern gehörigen Virginischen Inseln (s. d.).

Vier oder Tetras (auch Tetraktys) galt in der Zahlensymbolik der Pythagoreer einerseits als Stellvertreterin der Zweizahl (Dyas), andererseits als Erzeugerin der Zehnzahl (Dekas). Als einfache Zwei oder zweites Glied in der Potenzenreihe dieser Zahl (2, 4, 8, 16 u. s. w.) war sie gleich der 8, 16 u. s. w. Stellvertreterin der Dyas mit dem geometr. Zeichen des Quadrats. Für die Erzeugerin der Dekas galt sie darum, weil die letztere durch Addition der in ihr enthaltenen Zahlen entspringt, indem $1+2+3+4=10$. Die Dekas galt aber als Symbol der Ganzheit oder des Universums, weil nach dekadischem System alle Zahlen in der Zehn enthalten liegen. Diesem Gedankengange zufolge fiel auf die Vierzahl der Begriff, die Erzeugungs- oder Schöpfungszahl des Universums zu sein, oder die Wurzel und Quelle der ewigen Natur zu bedeuten. Für die vier Teile dieser Wurzel oder Ausmündungen dieser Quelle hielten spätere Pythagoreer die

vier aristotelischen Grundursachen des Woraus? Wonach? Wodurch? und Wozu? oder der Materie, der Form, der Kraft und des Zwecks.

Vierauge (Anableps tetrophthalmus), ein die Flüsse Surinams, Guaianas an den Mündungen bewohnender Fisch von etwa 20 cm Länge, der unsern Schmerlen nahe verwandt ist, sich aber dadurch auszeichnet, daß seine vorgequollenen Augen, resp. deren Pupillen durch eine brückenartige quere Vereinigung der Augendecken und der Iris in eine obere und untere Hälfte geteilt sind, sodaß jedes Auge doppelt erscheint.

Viereck nennt man jede von vier geraden Linien (Seiten) eingeschlossene ebene Figur. Sind je zwei und zwei Seiten desselben einander parallel, so wird es Parallelogramm (s. d.) und, wenn sie überdies aufeinander senkrecht stehen, Rechteck genannt. Quadrat (s. d.) nennt man ein Rechteck, dessen Seiten insgesamt gleich sind; hingegen Rhombus (s. d.) ein schiefwinkeliges Parallelogramm mit gleichen, und Rhomboid ein schiefwinkeliges Parallelogramm mit ungleichen Seiten. Eine vierseitige Figur, in welcher zwei Seiten einander parallel sind, die andern zwei aber nicht, heißt Trapez (s. d.), und ein V., in welchem keine parallelen Seiten vorkommen, wird Trapezoid genannt. Ein V., um oder in welches sich ein Kreis beschreiben läßt, heißt centrisch nach den Ecken oder nach den Seiten; im erstern Falle müssen je zwei gegenüberliegende Winkel, im letztern zwei gegenüberliegende Seiten dem andern Paare gleich sein.

Viereck, Fisch, s. Glattbutt.

Vierfürst, soviel wie Tetrarch.

Vierges oder Iles Vierges, soviel wie Jungferninseln.

Vierhänder (Quadrumana) nannte Linné die vereinigten Affen und Halbaffen als zweite Ordnung seiner Primates, denen er als erste die Zweihänder (Bimana, Menschen) voraufschickte und als dritte die Fledermäuse folgen ließ.

Vierhügel (des Gehirns), s. unter Gehirn, Bd. VII, S. 662ᵃ. [Walzeisen.

Vierkanteisen oder Quadrateisen, s. unter

Vierlande und **Vierländer**, s. Bergedorf.

Viernheim, Marktflecken in der hess. Provinz Starkenburg, Kreis Heppenheim, zählt (1885) 5242 meist kath. E., ist Sitz einer Oberförsterei und hat Tabaksbau, drei Cigarrenfabriken und große Waldungen. Bis 1439 und 1650 bis 1802 gehörte der Ort zu Kurmainz.

Vierraden, Stadt in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Angermünde, rechts an der Welse, einem linken Zufluß der untern Oder, zählt (1880) 1957 meist evang. E. und hat Viehzucht, starken Tabaksbau und eine Tabaksfabrik. V. ist Geburtsort des preuß. Staatsmanns und Dichters von Stägemann.

Vierräuberessig, s. Essig, aromatischer.

Viersen, Fabrikstadt im Kreise Gladbach im Regierungsbezirk Düsseldorf der preuß. Rheinprovinz, liegt in der Nähe der Niers und des von Napoleon I. begonnenen, aber nicht fertig gestellten und jetzt aufgegebenen Nordkanals, 15 km südwestlich von Krefeld, ist Station der Linie V.-Krefeld-Süchteln der Krefelder Eisenbahn und der Linien Neuß-V., V.-Kaldenkirchen und Gladbach-Ruhrort der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1885) 22 219 meist kath. E., ist Sitz eines Amtsgerichts und hat ein Realprogymnasium, eine höhere Töchterschule, eine Handwerker-Fortbildungsschule und eine Sonntagswebeschule. V. ist einer der Hauptplätze am Niederrhein für Anfertigung der feinern Samte und Plüsche (Handweberei), während für Anfertigung der billigen Samte mehrere große Fabriken mit mechanischem Betrieb bestehen. Es besitzt außerdem auch eine hervorragende Seidenindustrie (Schirmstoffe), eine bedeutende Spinnerei für Flachs- und Hanfgarne, sowie mehrere andere mit der Textilindustrie zusammenhängende Etablissements (Färbereien, Appreturen u. dgl.) und eine Maschinenfabrik (mechanische Webstühle). Vgl. Norrenberg, «Aus dem Viersener Bannbuche» (Viersen 1886).

Vierstädte, s. unter Sechsstädte.

Vierstimmiger Satz wird die Harmonie der Tonstücke genannt, wenn sie aus vier nebeneinander fortlaufenden und sich zu einem Ganzen verbindenden Tonreihen besteht. Der vierstimmige Satz ist als die normale Harmonie anzusehen, weil er, ursprünglich auf die natürlichste Abteilung der Singstimme gegründet, das Mittel hält zwischen der zu verwickelten und der einfachern Harmonie, demnach weder durch zu große Mannigfaltigkeit ununterscheidbar wird, noch durch zu viel Auslassungen dürftig ist. Den meisten Tonstücken liegt auch eine vierstimmige Harmonie zu Grunde; in der Instrumentalmusik dominiert das Bogenquartett ebenso sehr, wie in den bedeutendsten Vokalwerken (z. B. den Oratorien) der vierstimmige Chor.

Vierte Dimension, s. Dimension (vierte).

Vierundzwanzig-Guldenfuß, s. unter Münzfuß.

Vierwaldstättersee (frz. Lac des quatre Cantons oder de Lucerne), der schönste Gebirgssee der Schweiz, liegt im Herzen derselben zwischen den vier Waldstätten Uri, Schwyz, Unterwalden und Luzern, nach denen er benannt ist. Seine Gestalt ist unregelmäßig, eine Gliederung von acht nach allen Richtungen der Windrose ausbuchtenden Seebecken, deren jedes seinen eigenen Charakter hat. Der südlichste Teil, der vom Uri-Rothstock überragte Urnersee, dessen steile Felsufer (Grütli, Tellsplatte am Axenberg) der klassische Boden der schweizer Heldensage sind, erstreckt sich zwischen den Ausläufern der Glarneralpen rechts und den Urner- und Unterwaldneralpen links von der Mündung der Reuß nördlich bis Brunnen, wo er durch eine Seeenge in das westlich gerichtete zwischen den Steilwänden des östl. Rigimassivs und den Unterwaldnerbergen gelegene Becken des Gersauersees übergeht. Eine nur 800 m breite Straße zwischen zwei vom Vitznauerstock und vom Bürgenstock vorspringenden Vorgebirgen, den beiden «Nasen», führt aus diesem nördlich in den Weggisersee, der sich zwischen dem Rigi und dem Bürgenstock ausdehnt und von dem nordöstlich der Küßnachtersee, nordwestlich der Luzernersee, südwestlich gegen den Pilatus der durch die Seeenge von Stansstad in zwei Becken gegliederte Alpnachersee mit der Bucht von Winkel abzweigt. Diese vier Seearme bilden zusammen ein schiefes Kreuz, dessen Mitte der Kreuztrichter heißt. Die Länge des Sees von der Mündung bis zum Ausfluß der Reuß beträgt 37 km, die größte Breite zwischen dem Hintergrunde des Alpnacher- und des Küßnachtersees 17,5 km, die Breite der einzelnen Becken 1—5 km, die Größe 113 qkm, die größte Tiefe (im Urnersee) 205 m, die mittlere Höhe des Wasserspiegels über dem Meere 37 m.

Das Wasser ist klar, im Urnersee von tiefgrüner Farbe, die seeabwärts allmählich in Blau übergeht, reich an Fischen, namentlich Forellen. Die Temperatur beträgt in der Tiefe 4—6° C., an der Oberfläche im Sommer oft 18—25°. Ganz zugefroren ist der See in der historischen Zeit nie. Bei Sturm, namentlich bei Föhn, zeigt sich der See, besonders der Urnersee, als einer der gefährlichsten Bergseen. Außer der Reuß nimmt der V. rechts die Muota, links die Engelberger und die Sarner Aa, sowie zahlreiche kleinere Wasser auf. Der Seeverkehr ist sehr lebhaft und wird auf den Dampferlinien Luzern-Flüelen, Luzern-Alpnach und Luzern-Küßnacht von 12 Dampfbooten und außerdem von zahlreichen Ruder- und Segelschiffen (Nauen) vermittelt. Die Fahrt von Luzern nach Flüelen, von den hügelumkränzten Ufern des Luzernersees bis zu der hochalpinen Umrahmung des Urnersees, ist mit ihrer Abwechselung anmutiger und großartiger, idyllischer und romantischer Scenerien und ihren von Ort zu Ort sich steigernden landschaftlichen Effekten vielleicht die schönste Seefahrt der Schweiz.

Drei Eisenbahnlinien von Zürich, Olten und Bern erreichen bei Luzern den See; die Gotthardbahn folgt von Brunnen bis Flüelen dem rechten Ufer des Urnersees. Die Vitznaubahn dient dem Touristenverkehr des Rigi. Aus dem Berner Oberlande führt die Brünigstraße nach Alpnach und Luzern; dem Urnersee entlang zieht sich die Axenstraße, an welche sich bei Brunnen die rechtsuferige Straße über Gersau nach Vitznau und Weggis anschließt. Von den Uferorten sind zu nennen: Flüelen in Uri, Brunnen, Gersau und Küßnacht in Schwyz, Beckenried, Buochs und Stansstad in Nidwalden, Alpnachstad in Obwalden, Luzern, Vitznau und Weggis im Kanton Luzern.

Vgl. Cysat, «Beschreibung des berühmten Luzerner- oder Vierwaldstättersees» (Luzern 1661); Berlepsch, «Luzern, der V. und die Urkantone» (Luzern 1879); Hardmeyer, «Der V.» (Zürich 1884).

Vierweghahn (frz. robinet à quatre voies, engl. four-way-cock), ein Steuerungshahn, mittels dessen vier Rohrstücke abwechselnd paarweise miteinander in Verbindung gebracht oder gegeneinander abgeschlossen werden können.

Vierwertige Elemente, s. unter Chemie, Bd. IV, S. 227.

Vierzeher, Gruppe der Coleopteren (s. d.).

Vierzehnheiligen, sehr besuchter Wallfahrtsort im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, Bezirksamt Staffelstein, 27 km nordnordöstlich von Bamberg, am östl. Rande des Maintals auf einer Anhöhe zwischen den Städtchen und Eisenbahnstationen Staffelstein und Lichtenfels, 4 km nordnordöstlich von dem Staffelberge und östlich gegenüber vom Kloster Banz (s. d.) gelegen, mit herrlicher Aussicht auf Banz und das Mainthal. Die Entstehung der herrlichen zweitürmigen Wallfahrtskirche knüpft sich an eine legendenhafte Wundererscheinung. An der Stelle, wo einem Schäfer 1446 die vierzehn heiligen Nothelfer erschienen waren, wurde 1447 eine Kapelle errichtet, welche 1525 im Bauernkriege zerstört, später aber wieder aufgebaut wurde. Zu dem Prachtbau, der zum Teil jetzt noch steht, einem Meisterstück des würzburgischen Obersten Balthasar Neumann, wurde 1743 der Grundstein gelegt und 1772 derselbe eingeweiht. Nach den 1835 durch einen Blitzstrahl angerichteten starken Beschädigungen wurde die Kirche in sehr harmonischen Verhältnissen neu hergestellt und mit schönen, die Legende von der Gründung der Kirche darstellenden Fresken von Aug. Palme geschmückt.

Vierzehnheiligen heißt auch ein Pfarrdorf im meining. Kreise Saalfeld, 7 km nordwestlich von Jena, ganz von weimarischem Gebiet eingeschlossen, wo in der Schlacht bei Jena 14. Okt. 1806 das Entscheidungstreffen geliefert wurde.

Vierzon, Stadt im Arrondissement Bourges des franz. Depart. Cher, in einer weiten Ebene auf einem Hügel, welcher den Zusammenfluß von Yèvre und Cher, sowie den Kanal von Berri beherrscht, 32 km nordwestlich von Bourges, an der Linie Paris-Orléans-Agen der Orléansbahn, die hier über Bourges nach Saincaize abzweigt, hat lebhafte Industrie in Leinwand, Wolle, Seide, Leder, Porzellan u. s. w. und zählt (1881) 9969 E. Die Stadt Vierzon-Ville liegt getrennt von dem 1 km entfernten Dorfe Vierzon-Village, welches bedeutende Nadel- und Drahtfabriken hat und 1216 (als Gemeinde 7830) E. zählt. Nördlich von der Stadt liegt der 5315 ha große Wald von V., sowie beim Dorfe V. der 1234 m lange Tunnel von Alouette, welcher sein Licht durch 82 Luftschachte erhält. V. erscheint bereits zur Merovingerzeit unter dem Namen Virsio, auch Virisio und Virzio, im Pagus Bituricus, gehörte im 12. Jahrh. zur Grafschaft Blois, im 15. zum Herzogtum Bourbon und bis 1790 zum Gouvernement Berri. Im Deutsch-Französischen Kriege wurde V., nachdem am 7. Dez. 1870 zwei Treffen bei Nevoy (nordwestlich von Gien) und Salbris (nördlich von V.) geschlagen waren, 9. Dez. von den Deutschen besetzt.

Viesch oder Fiesch, Dorf im Bezirk Goms des schweiz. Kantons Wallis, liegt 1071 m über dem Meere, 15 km nordwestlich von Brig, auf der rechten Seite des Rhônethals an der Furkastraße, da, wo von derselben der Saumweg zum Eggischhorn (s. Aletschgletscher) abzweigt, und zählt (1880) 358 E. Bei V. öffnet sich rechts das Vieschthal, bewässert vom Viescherbach, dem Abfluß des mächtigen Vieschergletschers, dessen Firnbecken, der Walliser Vieschfirn, östlich von der Kette des Finsteraarhorns, westlich von den Grünhörnern (4047 und 3927 m) und den Walliser Viescherhörnern mit dem Großwannehorn (3905 m) und nördlich von den Grindelwald-Viescherhörnern (4049 m) umschlossen wird, an die sich westlich der Vieschergrat mit dem Grindelwald-Viescherfirn anschließt. Das Vieschérjoch (3750 m) zwischen dem Walliser Viescherfirn und dem Obern Eismeer (Grindelwald) ist einer der beschwerlichsten Gletscherpässe.

Viet-nam, hinterind. Reich, s. Annam.

Vietri, s. unter Salerno.

Vietsbohne, s. unter Bohne.

Vieusseux (Giovanni Pietro), ein hochverdienter ital. Verlagsbuchhändler, stammte aus einer genfer Familie und wurde 29. Sept. 1779 zu Oneglia, wo sein Vater ein Handelshaus begründet hatte, geboren. Nachdem er während der J. 1803—19 im Interesse des väterlichen Geschäfts den größten Teil Europas und den Orient bereist hatte, ließ er sich in Florenz nieder, wo er 1820 ein großartiges Lesekabinett errichtete und 1821 die «Antologia italiana» begründete. Diese Zeitschrift erwarb sich alsbald den Ruf des besten kritischen Journals in Italien, wurde aber 1832 von der Regierung unterdrückt. Seit 1827 erschien unter seiner Aufsicht auch das gehaltreiche «Giornale agrario

toscano», welches von der Accademia dei Georgofili herausgegeben und erst 1865 abgeschlossen ward. Das verdienstlichste Unternehmen V.' war jedoch die Herausgabe des «Archivio storico italiano» (seit 1842), einer Sammlung ungedruckter Quellenschriften und Urkunden zur Ergänzung der Werke Muratoris u. a., mit histor.-kritischen Abhandlungen und Übersichten über die wichtigern Erscheinungen der geschichtlichen Litteratur. V. starb 28. April 1863. Sein Haus in Florenz bildete einen Mittelpunkt für ital. wie ausländische Gelehrte, Schriftsteller und Künstler. Ein Jahr nach seinem Tode wurde ihm zu Florenz durch eine ital. Nationalsubskription ein schönes Monument errichtet. V.' Geschäft vererbte auf dessen beide Neffen **Paolino** und **Eugenio** V. Seit dem Austritt des erstern (23. März 1867) befindet sich dasselbe im alleinigen Besitz von Eugenio. Eine Biographie und Würdigung V.' hat Tommaseo (Flor. 1864) veröffentlicht.

Vieuxtemps (Henri), ausgezeichneter Violinvirtuos, geb. zu Verviers in Belgien 20. Febr. 1820, erhielt von seinem Vater den ersten Geigenunterricht, dann von einem gewissen Lecloux. Bereits im Alter von acht Jahren konnte er mit seinem Lehrer eine Kunstreise durch Belgien unternehmen. Hierbei erregte er zu Brüssel das Interesse Beriots, der seine weitere Ausbildung übernahm. V. kam mit letzterm 1830 nach Paris, machte Kunstreisen und nahm bei Sechter in Wien theoretischen Unterricht, den er 1835 bei Reicha in Paris vervollständigte. In den J. 1846—52 hatte er eine feste Stellung in Petersburg als Kammervirtuos und erster Soloviolinist des kaiserl. Orchesters; sonst machte er Wanderungen als Virtuos. Seit 1866 wohnte er meistens in Paris. Er starb 6. Juni 1881 zu Mustapha Pascha bei Algier. Seine Leiche wurde nach Belgien gebracht und 28. Aug. 1881 zu Verviers beigesetzt. V.' Spiel war durch breiten, gesangreichen Ton, Adel des Vortrags und glänzende Technik ausgezeichnet. Seine Kompositionen, Konzerte, Phantasien, Variationen, Capricen, Salon- und Charakterstücke u. s. w. gehören zu dem Besten, was in neuerer Zeit für die Geige komponiert worden.

Vieweg (Hans Friedr.), namhafter deutscher Buchhändler, geb. 11. März 1761 zu Halle, besuchte erst die Lateinische Schule des Waisenhauses, dann das Gymnasium seiner Vaterstadt, und kam, da die von den Eltern gewünschte theol. Laufbahn seiner Neigung nicht entsprach, in seinem 17. Jahre als Lehrling in ein Handelshaus nach Magdeburg. Doch kehrte er bald nach Halle zurück, wo ihn seine Bekanntschaft mit F. Nicolai zu dem Entschluß führte, Buchhändler zu werden. Seine Lehrzeit verbrachte er zu Halle und Berlin in den Buchhandlungen des Waisenhauses und ging dann als Gehilfe der Bohnschen Buchhandlung nach Hamburg, wo seine Freundschaft mit dem Buchhändler Hoffmann und der Familie Joachim Heinrich Campes (s. d.) für seine weitere Ausbildung von Einfluß war. Der kränkliche Buchhändler Mylius in Berlin vertraute ihm 1784 die Führung seines ganzen Geschäfts an und bestimmte ihn bei seinem bald darauf erfolgten Tode testamentarisch zum Verweser und Disponenten. Anfang 1786 begründete V. zu Berlin ein eigenes Etablissement. Zu seinen ersten Verlagsartikeln gehören die Schriften K. F. Bahrdts, zu welchen unter anderm bald die «Merkwürdige Lebensgeschichte des Freyherrn von der Trenck» kam. Die freundschaftlichen Beziehungen zu Campe, der inzwischen nach Braunschweig berufen worden war, gaben Veranlassung zu manchen Unternehmungen und führten 27. Okt. 1795 seine Verheiratung mit Campes einziger Tochter Charlotte (gest. 22. Juli 1834) herbei. V. trat allmählich mit allen für die deutsche Litteratur jener Zeit bedeutenden Männern in Verkehr; Herder, Wieland, Goethe gehörten zu seinen persönlichen Freunden. An Goethe zahlte er aus freien Stücken für «Hermann und Dorothea» ein Honorar von 1000 Dukaten aus. Als Geschäftsmann von unermüdlicher Thätigkeit, großer Umsicht und Ehrenhaftigkeit, erhielt V. vom Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, der den Plan gefaßt hatte, durch Begründung einer Buchhändlermesse und Buchhändlerbörse seine Residenz zum Centralpunkt des litterarischen Verkehrs in Deutschland zu erheben, die vertrauliche Aufforderung, Vorschläge für die Ausführung dieses Plans einzureichen. Er that dies im J. 1801 und ließ sich auf den Wunsch des Herzogs bald darauf in Braunschweig nieder, wo er zu seiner eigenen Buchhandlung und Druckerei noch die bis dahin von seinem Schwiegervater Campe geführte «Schulbuchhandlung» (gegründet 1778) übernahm. Der Ausbruch des Kriegs zwischen Frankreich und Preußen (1806), sowie die tödliche Verwundung des Herzogs in der Schlacht bei Jena vernichteten jedoch all die großen Entwürfe, die V. nach Braunschweig geführt hatten. Seine entschieden deutsche Gesinnung setzte ihn auch manchen Verfolgungen der franz. Machthaber aus. Während der dem Buchhandel ungünstigen Zeit 1807—13 wendete er seine ganze Thätigkeit mit Erfolg auf Erweiterung und Verbesserung seiner Druckerei, der er auch eine Schriftgießerei und Spielkartenfabrik beifügte. V. war einer der wenigen Buchdrucker Deutschlands, welche zu jener Zeit ihren Druckwerken ein eleganteres und geschmackvolleres Äußeres verliehen. Lebhafte Teilnahme an der durch das westfäl. Regiment zuerst gebildeten freiern Kommunalverwaltung zogen ihm in der Übergangsperiode zur alten rechtmäßigen Regierung mancherlei Unbilden zu, aus denen er jedoch siegreich hervorging.

V.s ältester Sohn, **Eduard** V., geb. 15. Juli 1797, der den Buchhandel im väterlichen Hause und bei Hoffmann u. Campe im Hamburg erlernt hatte, trat 1825 als Associé in das Geschäft ein, das von nun an die Firma «Friedrich Vieweg u. Sohn» erhielt. Die Sortimentsbuchhandlung wurde gemeinschaftlich unter der Firma «Schulbuchhandlung» weiter geführt. Seit 1826 fortwährend leidend, starb V. 26. Dez. 1835. Bereits 1834 hatte er das Geschäft seinem Sohne Eduard ganz übergeben, der es unter der bisherigen Firma fortsetzte. Unter dessen Leitung vergrößerten sich allmählich sämtliche Geschäftszweige noch beträchtlich. Gegen das J. 1840 nahm der Viewegsche Verlag die Richtung auf die Naturwissenschaften an, welche auf die Entwickelung dieser Wissenschaften in Deutschland von bedeutendem Einfluß gewesen ist. So gehören zu der großen Anzahl naturwissenschaftlicher Verlagsartikel Werke von Behr, Bischoff, Clausius, Eder, Frerichs, Fresenius, Gorup-Besanez, Grisebach, Helmholtz, Henle, A. W. Hofmann, Knapp, Kolbe, Kopp, Liebig, Mohr, Müller, Otto, Reuleaux, Roscoe, Rose, Scheerer, Schoedler, von Siebold, Stöckhardt, Stohmann, Strecker, Valentin, Vogt, Weisbach u. a. Das «Handwörterbuch der Chemie»,

herausgegeben von Liebig, neu bearbeitet von H. von Fehling und nach dessen Tode fortgesetzt von Hell, ferner das «Handwörterbuch der Physiologie», herausgegeben von Rud. Wagner, gehören zu den bedeutendsten derartigen Unternehmungen. Seit 1886 erscheinen wöchentliche Berichte über die Fortschritte auf dem Gebiete der Naturwissenschaften unter dem Titel «Naturwissenschaftliche Rundschau». Doch blieben auch andere wichtige Litteraturzweige nicht ausgeschlossen, wie die philol. Werke Ingerslevs, Madvigs, Papes, Zumpts, Hettners «Litteraturgeschichte des 18. Jahrh.», die 1867 in den Viewegschen Verlag übergegangene Zeitschrift «Globus», sowie zahlreiche belletristische Schriften ꝛc. bekunden. Außer der Verlagsbuchhandlung und der Sortimentshandlung umfassen die Viewegschen Etablissements eine Buchdruckerei, eine Schriftgießerei, eine Stereotypengießerei, ein xylographisches und galvanoplastisches Atelier. Auch besteht unter der Firma «Gebrüder Vieweg» eine Maschinenpapierfabrik in Wendhausen bei Braunschweig. Eduard V. beteiligte sich auch lebhaft und erfolgreich an den öffentlichen Angelegenheiten, als städtischer und ständischer Vertreter, als Mitglied des Erfurter Parlaments, als Mitbegründer der Braunschweigischen Bank u. s. w. Er starb 1. Dez. 1869. Nach seinem Tode ging die Firma auf seinen Sohn Heinrich V. (geb. 17. Febr. 1826) über, der 1. Jan. 1867 bereits als Associé in das Geschäft eingetreten war.

Viga-Glumr, s. Glumr Eyjolfsson.

Vigan (Le), Stadt und Hauptort eines Arrondissements im franz. Depart. Gard, in einem schönen, wohlangebauten Thale der Cevennen, links am Arre, der rechts zum Hérault geht, ist Station der Linie Lunel-V. der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, zählt (1881) 4209 (Gemeinde 5268) E. und hat eine Konsistorialkirche der Reformirten, eine alte gotische Brücke, Steinkohlengruben, Brüche von Lithographiesteinen, Mineralquellen in dem nahen Cauvalat und Strumpfwirkerei. V. war im Altertum das Vindomagus der Volcae Aremorici in der röm. Provinz Gallia Narbonensis.

Vigerus (François Vigier), verdienter franz. Gelehrter, geb. 1591 zu Rouen, daher er sich Rotomagensis nannte, trat frühzeitig in den Jesuitenorden und lehrte dann die Beredsamkeit und alte Litteratur zu Paris, wo er 15. Dez. 1647 starb. Seinen Ruf verdankt er dem Buche «De praecipuis Graecae dictionis idiotismis», das seit seinem ersten Erscheinen (Par. 1632) durch die Bearbeitung von Hoogeveen und Zeune, besonders aber von G. Hermann (Lpz. 1802; 4. Aufl. 1834) so viele gute Bemerkungen und Abhandlungen erhalten hat, daß dasselbe in dieser neuen Gestalt noch immer ein vorzügliches Hilfsmittel für das Studium der griech. Grammatik ist. Außerdem besorgte V. eine Ausgabe der «Praeparatio evangelica» des Eusebius mit lat. Übersetzung (3 Bde., Par. 1628).

Vigevāno, Stadt in der ital. Provinz Pavia, Bezirk Mortara (Lomellina), rechts vom Tessino, Station der Bahnlinie Mortara-Mailand, ist Sitz eines Bischofs, hat eine Kathedrale, einen von Lodovico Moro angelegten, mit Hallen umgebenen großen Platz, ein Prachtschulhaus aus rotem Granit, ein jetzt in eine Kavalleriekaserne verwandeltes Schloß und zählt (1881) 15065 (Gemeinde 20416) E., welche Hut-, Seifen- und Maccaronifabriken, besonders aber bedeutende Seidenmanufakturen unterhalten und Handel mit Seidenwürmern und Seidenzeugen treiben. V. ist der Geburtsort des letzten Herzogs von Mailand, Franz Sforza II. In der Nähe liegt die Villa Sforzesca, ein ehemaliges Dominikanerkloster. Zu V. wurde 9. Aug. 1848 zwischen dem siegreichen Radetzky und dem König Karl Albert von Sardinien ein Waffenstillstand abgeschlossen, der bis März 1849 dauerte.

Vigfússon (Gudbrandur), Kenner des Altnordischen, geb. 1827 als Sohn eines Bauern zu Frakkanes in Westisland, studierte zu Kopenhagen altnordische Philologie. Nachdem er hier einige Zeit als Stipendiat der Arne-Magnäanischen Stiftung Dienste geleistet hatte, wurde er im J. 1864 nach England berufen, um das von Richard Cleasby begonnene Isländisch-Englische Wörterbuch (Oxford 1869—74) auszuarbeiten. Seitdem lebt V. in Oxford. Er erwarb sich Verdienste durch die Herausgabe einer namhaften Anzahl alter Quellenwerke, welche er teils allein, teils im Verein mit andern besorgte, sowie durch die Herausgabe eines «Corpus poëticum Boreale» (1883). Sowohl dieses letztere als auch die weitläufige «Prolegomena» zu einer Ausgabe der «Sturlúnga» (1878), sowie die Einleitungen zu seinen übrigen Quellenausgaben enthalten überdies sehr beachtenswerthe, wenn auch nicht immer unanfechtbare Beiträge zur Geschichte der isländischen Litteratur; eine Vorrede V.s zu des Jón Árnason Sammlung isländischer Sagen und Märchen betrifft die Geschichte derartiger Volksüberlieferungen auf der Insel, und eine frühere Abhandlung desselben (1855) behandelt die Chronologie der «Islendingasögur».

Vigilando ascendimus (lat.), durch Wachsamkeit steigen wir empor, Devise des weimarer Ordens der Wachsamkeit oder vom Weißen Falken.

Vigilantius, Presbyter des 5. Jahrh., gebürtig aus Calagurris am Fuße der Pyrenäen in Gallien, wurde 395 zum Presbyter geweiht, machte große Reisen bis in den Orient und ließ sich später als Presbyter in Barcelona nieder. Er ist beachtenswert durch seine scharfe, aber erfolglose Opposition gegen den Märtyrer- und Reliquienkultus, gegen das Mönchswesen, überhaupt gegen Aberglauben und Werkheiligkeit aller Art, infolge dessen er von dem heil. Hieronymus aufs heftigste angegriffen wurde. Vgl. Gilly, «V. and his times» (Lond. 1844); Schmidt, «V., sein Verhältnis zum heil. Hieronymus und zur Kirchenlehre damaliger Zeit» (Münster 1860).

Vigilien (lat.), d. h. Nachtwachen. Bei den Römern war die Zeit von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang in vier V. oder Nachtwachen abgeteilt, welche nach der Beschaffenheit der Jahreszeit länger oder kürzer waren. — In der kath. Kirche heißt Vigilie (frz. veille) der Tag vor den großen Kirchenfesten. Die Benennung entstand, weil man in der Urkirche vor einem solchen Festtage einen Teil der Nacht mit Wachen und Beten zubrachte. Insbesondere bezeichnet man in der kath. Kirche mit V. den Gottesdienst am Abend vor dem Tage Allerseelen. Außerdem heißen V. die mit gottesdienstlichen Übungen verbrachten Nachtwachen in den Klöstern.

Vigilius, Papst von 540 (resp. 536) bis 555, ein Römer, bekannt durch seine wankelmütige Haltung im sog. Dreikapitelstreit (s. d.). Beim Tode von Papst Agapetus 536 als päpstl. Gesandter in Konstantinopel anwesend, wurde V., von der Kaiserin

Theodora begünstigt, zum Nachfolger bestimmt, unter der Bedingung, daß er den Monophysitismus schütze und befördere. Nach Rom zurückgekehrt, fand er den röm. Stuhl bereits durch Silverius besetzt, der indessen schon 540 starb, sodaß er jetzt unbestrittener Papst war. Doch wagte er nicht, als Kaiser Justinian die Verdammung der sog. drei Kapitel forderte, dem einmütigen Abendlande zum Trotz, sein Versprechen zu halten. Darauf wurde er 547 nach Konstantinopel berufen und ihm das sog. Judicatum, eine etwas verklausulierte Verdammung der drei Kapitel, abgenötigt. Weitern Zumutungen und Gewaltthätigkeiten entzog er sich 551 durch die Flucht nach Chalcedon. Als dann 553 das fünfte allgemeine Konzil in Konstantinopel die kaiserlichen Edikte einfach bestätigte, stimmte V. in seinem sog. Constitutum zwar der Verdammung der Lehren der drei Kapitel bei, verweigerte aber die Verurteilung der Personen ihrer Verfasser. Um aber die Rückkehr auf seinen Bischofssitz zu erkaufen, gab er endlich im J. 554 auch in letzterm Punkte nach und unterwarf sich dem Kaiser bedingungslos. Im J. 555 trat er die Heimreise nach Italien an, starb indessen, bevor er Rom erreichte. Vgl. Punkes, «Papst V. und der Dreikapitelstreit» (Münch. 1865).

Vigilius von Thapsus, theol. Schriftsteller am Ausgang des 5. Jahrh. Er war Bischof von Thapsus in Afrika und scheint sich vor der Verfolgung der arianischen Vandalen nach Italien und später nach Konstantinopel geflüchtet zu haben. Um 520 starb er. Seine Schriften, herausgegeben von dem Jesuiten Chifflet (Dijon 1664), lassen ihn als den bedeutendsten afrik. Bekämpfer des in den Vandalen zu neuer Macht gelangenden Arianismus erscheinen.

Vignetten (frz.) nennt man kleine Verzierungen, Gruppen, Ansichten u. s. w., die man auf Rändern, Titeln oder Anfangsseiten einzelner Abschnitte in den Büchern anbringt, gleichviel durch welche Kunst sie hervorgebracht werden, ob durch Kupferstich, Holzschnitt oder Lithographie. Johannes Veldener oder Valdener, welcher von 1476 an in Löwen, Utrecht und Cuilenborch in Geldern druckte, war der erste Buchdrucker, der sie in seinem «Fasciculus temporum» anwendete. Da diese Verzierungen, vorzüglich am Rande, zuerst aus Weinranken bestanden, so nannte man sie in Frankreich Vignettes und behielt dann auch in Deutschland diese Benennung für kleinere Verzierungen aller Art in den Werken der Typographie bei.

Vignola (Giacomo Barozzi von), ital. Baumeister, geb. 1. Okt. 1507 zu Vignola im Modenesischen, arbeitete anfangs in Bologna, Piacenza, Assisi und Perugia, bis er unter Papst Julius III. als päpstl. Architekt nach Rom berufen wurde. Hier baute er die Kirche del Gesu, die nach seinem Tode Giacomo della Porta beendete, und für den Kardinal Farnese das Schloß Caprarola in der Nähe von Rom. Nach Michel Angelos Tode wurde er 1564 Architekt der Peterskirche und starb in Rom 7. Juli 1573. Durch V. wurden die antiken Formen auf feste Regeln gebracht. Von seinen Schriften (gesammelt von Le Bas und Debret, Par. 1815) sind zu erwähnen die «Regole delli cinque ordini d'architettura» (Rom 1563), in zahlreichen Ausgaben und Nachbildungen verbreitet, und «Regole della perspettiva pratica» (Rom 1583).

Vignoles (Charles Blacker), engl. Ingenieur, geb. 1792 als Sprößling einer franz. Hugenottenfamilie, ist bekannt durch die nach ihm benannten Vignolesschienen (s. unter Eisenbahnen, Bd. V, S. 861 b), welche er zuerst in Europa einführte. Er starb 17. Nov. 1875 auf seinem Landsitz Hythe bei Southampton.

Vigny (Alfred Victor, Graf von), franz. Dichter, geb. 27. März 1799 auf dem Schlosse Loches an der Touraine, trat in den Militärstand und nahm 1828 als Kapitän den Abschied, um sich zu Paris ganz der Poesie zu widmen. Bereits 1822 veröffentlichte er unter dem Titel «Poëmes» die Gedichte «Héléna», «La fille de Jephté», «La femme adultère» u. s. w., denen sich dann 1824—26 seine Poëmes antiques et modernes: «Eloa», «Dolorida», «Le déluge», «Moïse», anschlossen. Diese durchweg von biblischem Geiste beseelten und hinsichtlich der Form wie des Inhalts gleich vortrefflichen Poesien wurden damals kaum beachtet. Er veröffentlichte danach 1826 den histor. Roman «Cinq Mars» (deutsch von Hof, 2 Bde., Lpz. 1869). Dieses Werk steht von allen derartigen Produkten der franz. Litteratur dem Walter Scott am nächsten, wurde sehr beliebt und vielfach aufgelegt. In den 1830—35 herausgegebenen Werken «Stello ou les Diables bleus» und «Servitude et grandeur militaires» (deutsch von Karsten, Brem. 1878) herrscht eine weiche, wehmütige Stimmung, vorzüglich ein Ankämpfen gegen die modernen gesellschaftlichen Zustände. Diesen Gedanken verkörperte er auch in dem Drama «Chatterton», das 1835 auf dem Théâtre français aufgeführt wurde. Das Stück hatte ungemeinen Erfolg und verschaffte dem Namen des Verfassers eine momentane Popularität. Später zog er sich mehr und mehr von dem Treiben des Tages zurück; doch ließ er von Zeit zu Zeit in die «Revue des deux Mondes» Gedichte, Poëmes philosophiques, einrücken. Im J. 1845 wurde er Mitglied der Französischen Akademie. Seitdem veröffentlichte er nur noch die «Consultations du docteur noir» (1856). Er starb zu Paris 18. Sept. 1863. Als nachgelassenes Werk von ihm sind «Les destinées, poésies philosophiques» (1864) von Ratisbonne veröffentlicht worden. Seine «Oeuvres complètes» kamen in 8 Bänden (Par. 1863—66) heraus. Vgl. France, «Alfred de V.» (Par. 1868).

Vigo, feste Seestadt (Ciudad) und Bezirkshauptort in der span. Provinz Pontevedra in Galicien, am südl. Ufer der noch weit gegen NO. landeinwärts sich erstreckenden Ria de Vigo, amphitheatralisch an einem Hügel in gebirgiger Umgebung malerisch und sehr gesund gelegen, Station der Eisenbahn Orense-V., ist von Mauern mit Bastionen umgeben, hat auf dem Gipfel des Stadtbergs zwei Kastelle, enge, krumme und steile Straßen, einen geräumigen Konstitutionsplatz, ein Theater, drei Kirchen, zwei Klostergebäude und zählt (1877) 13416 E. Der eigentliche Hafen zeigt sich nur für Schiffe von 20—30 t Tragfähigkeit zugänglich, vortrefflich ist dagegen die durch ein Fort gedeckte Reede. V. ist Stationsplatz aller von England nach Lissabon, Westindien und Südamerika gehenden, sowie der St.-Nazairedampfer, und hat große Quarantäneanstalten und Lazarette. Die Haupterwerbszweige der Bevölkerung sind, neben Acker-, Wein- und Gartenbau, bedeutender Sardinen- und Thunfischfang, Handel mit Sardinen, Wein und Rindvieh. V. ist Sitz eines deutschen Konsuls für die

Provinz Pontevedra. Am 23. Okt. 1702 vernichteten die verbündeten Engländer und Holländer bei V. die span. Silberflotte und 1719 eroberten die Engländer die Stadt.

Vigo di Fassa, Hauptort des Fassathals, s. unter Fassa (Val di).

Vigogne, s. Vicogne.

Vihiers, Stadt im franz. Depart. Maine-et-Loire, Arrondissement Saumur, rechts vom Flüßchen Lys, welches links zum Loirezufluß Layon geht, hat (1881) 1776 E., ein Schloß, Ölfabrikation und Wollhandel. Am 18. Juli 1793 siegten hier die Vendéer über den republikanischen General Chalbot.

Vikar (lat. vicarius) heißt der Stellvertreter eines Beamten im Dienste, sei es ein weltlicher oder geistlicher. Bekannt sind namentlich die V. der Stifter, die im Mittelalter für die eigentlichen Domherren die geistlichen Funktionen zu besorgen hatten. Kapitelsvikar (Vicarius capituli) ist der vom Kapitel erwählte Vertreter des Bischofs als Inhaber des Diöcesanregiments bei eingetretener Sedisvakanz. Apostolischer Vikar (Vicarius apostolicus) ist in der kath. Kirche der Titel des Vorstandes eines Missionsgebiets, der, zugleich Bischof in partibus, die episkopalen Funktionen in demselben verrichtet, aber durch seine unbedingte Amovibilität von den Bischöfen unterschieden ist. In England führen den Namen V. (Vicars) die Geistlichen, deren Stellen früher Klöstern und Stiftern zustanden und deren Einkünfte noch jetzt der höhern Geistlichkeit zufallen, während der V. nur den sog. kleinen Zehnten davon erhält. In Deutschland sind Pfarrvikare oder auch Substituten jüngere Geistliche, welche das Amt der durch Alter, Krankheit oder sonst behinderten Pfarrer verwalten. Auch die deutschen Reichsverweser wurden V. (s. Reichsvikarien) genannt.

Vikariatsmünzen sind Münzen, welche bei Erledigung des röm.-deutschen Kaiserthrons von den beiden Reichsvikarien, den Kurfürsten von Sachsen und von der Pfalz, als Dukaten, Thaler, Gulden und Groschen ausgeprägt wurden.

Viktualien (lat.), Nahrungsmittel, Speisen.

Világos, Marktflecken, früher Stadt in dem ungar. Komitat Arad, 26 km nordöstlich von der Stadt Arad, an der Arad-Körösvölgyer Eisenbahn, am Fuße eines hohen Berges, auf welchem noch die Ruinen des berühmten Schlosses Világosvár zu sehen sind, hat zwei Schlösser, eine griech.-orient. Kirche mit einem Protopopen und besteht eigentlich aus zwei Gemeinden, Ungarisch- und Alt- oder Walachisch-Világos, jenes hat 1931 magyarische und deutsche, dieses 3630 rumänische E., die guten Wein bauen. Geschichtlich ist V. dadurch merkwürdig, daß hier 13. Aug. 1849 der ungar. General Görgei (s. d.) mit seiner Armee vor den Russen die Waffen streckte, wodurch das Ende der ungar. Revolution herbeigeführt wurde.

Vilain XIIII (veertien), Name einer alten belg. (flandr.) Familie, deren Mitglieder von der Kaiserin Maria Theresia 1785 zu Vicomten erhoben worden sind; die Ziffer XIIII (vläm. veertien) beruht auf einem Rebus des Wappens, das dieselbe innerhalb eines Hopfenkranzes darstellt und der Devise «verdien in hoffnung» (vläm. hop) zum Ausdruck dienen soll; daß sie von Ludwig XIV. herrühre, ist durchaus fabelhaft.

Karl Ghislain Wilhelm, Vicomte Vilain XIIII, geb. zu Brüssel 15. Mai 1803, wurde nach der belg. Revolution 1830 vom Bezirk Tongern-Maestricht in den Nationalkongreß berufen. Seitdem war er lange Zeit in liberal-kath. Sinne Mitglied der Zweiten Kammer (1831—36, 1839—1870), die ihn mehrmals zu ihrem Vizepräsidenten und zuletzt zu ihrem Präsidenten ernannte, ferner Gesandter beim päpstlichen und bei den übrigen ital. Höfen (1832—34 und 1835—39) und eine Zeit lang (1835) Gouverneur der Provinz Ostflandern. Von 1855 bis 1857 war er im liberal-kath. Kabinett de Decker Minister des Äußern. V. zog sich 1870 vom öffentlichen Leben zurück und starb auf seinem Schloß Leuth 16. Nov. 1878.

Philipp Louis Marie Ghislain, Graf V. XIIII, Vater des vorigen, geb. zu Gent 7. Dez. 1778, unter Napoleon I. Maire der Stadt Gent, während der niederländ. Herrschaft Kammerherr Wilhelms I. und bis 1829 Mitglied der Zweiten Kammer, wo er stets in der Opposition stand, wurde nach der belg. Revolution in den Nationalkongreß gewählt, wo er jedoch nur wenige Wochen saß, 1831 Mitglied des Senats und Vizepräsident dieser Versammlung, welche Stellung er bis 1851 behielt. Er starb zu Brüssel 27. April 1856.

Karl Hippolyte, Vicomte V. XIIII, Vetter des vorigen, geb. zu Paris 7. Mai 1785, war nach der belg. Revolution Mitglied des Nationalkongresses und als solches der Deputation beigeordnet, die dem Prinzen von Coburg die Krone anzubieten und später das Ernennungsdekret zu überreichen hatte; von 1831 bis 1839 Mitglied der Zweiten Kammer und von 1840 bis 1848 Ministerresident bei den Höfen von Turin, Parma und Florenz. Er starb zu Brüssel 19. März 1873.

Vilaine, der Herius der Römer, in der Frankenzeit mittellat. Vincinonia oder Vicenonia, Fluß in der Bretagne, entspringt bei Juvigné im franz. Departement Mayenne, tritt bald darauf in das Departement Ille-et-Vilaine ein, fließt von Vitré ab westlich, wird bei Cesson auf 144 km schiffbar, wendet sich unterhalb Rennes nach Süden, nimmt alsdann rechts Meu und Canut, links Seiche und Semnon auf, fließt von Langon ab nach SW., bildet von der Einmündung der Chère (links) bis Redon die Grenze zwischen den Departements Ille-et-Vilaine und Loire-Inférieure, aus welchem letztern ihr der Don zugeht, scheidet hierauf bis zur Aufnahme des linken Nebenflusses Isac die Departements Morbihan und Loire-Inférieure und mündet nach einem Laufe von 220 km unterhalb La Roche-Bernard im Departement Morbihan in den Atlantischen Ocean. Mit Hilfe der bei Rennes von rechts zur V. gehenden Ille und mittels der gleichfalls kanalisierten Rance, die dem Canal la Manche zufließt, steht Rennes in direkter Verbindung mit Dinan, St.-Servan und Saint-Malo; bei Redon wird die V. von dem von Brest nach Nantes führenden Kanal berührt, der sowohl ihren rechten Nebenfluß Oust als auch den linken Isac auf seinem Laufe benutzt.

Vilâjet, die offizielle Bezeichnung der größern, seit 1865 gebildeten Generalgouvernements in der Türkei, s. Ejalet und Osmanisches Reich.

Vilbel, Stadt in der hess. Provinz Oberhessen, Kreis Friedberg, an der Nidda, Station der Linie Kassel-Marburg-Frankfurt a. M. der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1885) 3828 meist prot. E., hat eine evang. und eine kath. Pfarrkirche, Reste eines Römerbades, die Ruine einer 1796 von den Franzosen verwüsteten Burg, Sandsteinbrüche,

einen Sauerbrunnen, starken Obstbau und Obstweinfabrikation. An der Stelle der jetzigen Stadt hatten die Römer eine Ansiedelung.

Vilbort (Joseph), franz. Schriftsteller, geb. 9. Aug. 1829 zu Brüssel, ging 1855 nach Paris und wurde Mitarbeiter an mehrern Zeitungen. Nach der Revolution des 4. Sept. 1870 ließ er sich naturalisieren. Er veröffentlichte «Cavour» (1861), «Les Cyniques» (1866), «L'œuvre de M. de Bismarck» (1869), «Nouvelles campinoises» (1877) u. s. w.

Vilen (Einzahl: Vila), **Wilen**, in der serb. Volkspoesie eine Art Nymphen, die sich durch ungewöhnliche Schönheit auszeichnen und dem Menschen nützen oder schaden, je nachdem sie in freundschaftlichen oder feindschaftlichen Beziehungen zu ihm stehen. Sie zerfallen nach ihrem Aufenthaltsort in Luft-, Berg-, oder Wald- und Wasser-V.

Vilette (Marthe Marguerite de), s. Caylus (Marquise de).

Villa, Landhaus, hieß bei den Römern ein Haus auf dem Lande; die dazu gehörige Flur wurde im allgemeinen ager genannt. Lag das Haus dicht vor dem Thore einer Stadt, so hieß sie Villa suburbana (wie z. B. die Villa des Diomed zu Pompeji). Im Gegensatz dazu hieß das städtische Haus Villa urbana. Die V. der reichen Römer späterer Zeit wurden in Bauart und Ausschmückung mit einer verschwenderischen Pracht ausgestattet. Am bekanntesten sind die V. des Plinius, davon ausführliche Beschreibungen erhalten sind. Am großartigsten war die V. des Kaisers Hadrian zu Tivoli, von welcher viele ausgedehnte Ruinen noch vorhanden sind. Die oft sehr zahlreichen Wirtschaftsgebäude, in welchen auch der Villicus (Verwalter oder Meier) mit den ihm untergebenen Sklaven wohnte und daran sich zunächst die Vogelhöfe, Viehställe, Obst-, Wein- und Gemüsegärten anschlossen, begriff man unter der Bezeichnung Villa rustica, die Vorratsgebäude speziell hießen Villa fructuaria. In der Zeit der Karolinger hießen Villae regiae die königl. Meiereien oder Domänen, auf welchen häufig auch die Könige selbst ihren Aufenthalt nahmen. Die Italiener haben Namen und Sache aus dem Altertum beibehalten. In Italien gibt es in der Nähe aller größern Städte zahlreiche Landhäuser, in welchen die städtischen Besitzer derselben während der heißen Jahreszeit sich aufzuhalten pflegen. Wegen ihrer hohen künstlerischen Ausbildung in architektonischer wie gärtnerischer Beziehung, sowie wegen ihres Reichtums an Kunstwerken weltberühmt sind die römischen V. aus dem Zeitalter der Renaissance, besonders die V. Albani, Borghese, Farnese, Ludovisi, Madama, Massimi, Medici, Doria-Pamfili, Spada u. a. zu Rom und die V. d'Este zu Tivoli. Aber auch bei Florenz, Neapel, Genua, Vicenza u. s. w. gibt es V. von hervorragender Bedeutung. Von Italien aus sind die V. nach Frankreich und Deutschland übertragen und daselbst in der neuern Zeit in großer Anzahl gebaut worden. Doch nennt man in Deutschland V. vorzugsweise die kleinern Landhäuser im Renaissancestil oder überhaupt freistehende und von Gartenanlagen umgebene, kleinere, höchstens bis zu zwei Stockwerk hohe, elegante Wohngebäude im Gegensatz zu den großen und hohen in fortlaufender Straßenlinie erbauten Häusern.

Villa, mit einem unterscheidenden Zusatze, heißen in Italien mehrere Städte und Flecken, in Spanien und Portugal, sowie in deren noch vorhandenen und frühern Kolonien, namentlich in Amerika, Städte dritten Ranges, während Hauptstädte capitales, portug. capitaes (nur Lissabon und Porto), und Städte zweiter Klasse ciudades (portug. cidades) genannt werden. Letztere genossen früher größere Vorrechte als die V., sind auch gewöhnlich größer und volkreicher als diese, doch nicht immer. Mit Flecken darf V. nicht übersetzt werden. Unsern Flecken oder Landstädtchen entsprechen in Spanien vielmehr die Lugares con termino deslindado (geschlossene Gemeinden), in Portugal die Aldeas com parochia; denn diese sind sämtlich städtisch gebaut und haben einen Marktplatz, der seit Einführung der konstitutionellen Verfassung den Namen Konstitutionsplatz führt. Dörfer in unserm Sinne gibt es in Spanien und Portugal gar nicht, wohl aber V. mit wenigen hundert Einwohnern. Die bedeutendsten V. sind:

Villa-Bella oder jetzt Cidade de Matto-Grosso, in der brasil. Provinz Matto-Grosso rechts am obern Guaporé, gegenüber der Einmündung des Rio Alegre gelegen, bis 1835 Hauptstadt der Provinz (welche seitdem Cuyabá ist), hat seit Erschöpfung der Goldwäschereien der Umgegend nur noch 1000, früher 6000, ja sogar 20000 E.

Villa-Boa oder Cidade de Goyaz, Hauptstadt der brasil. Provinz Goyaz (s. d.).

Villa-Real, die Hauptstadt des weinreichen gleichnamigen Distrikts (4389,1 qkm mit [1881] 225090 E.) in der portug. Provinz Traz-os-Montes, rechts am Corgo, einem Nebenfluß des Duero, Knotenpunkt der Straßen von Oporto nach Bragança und von Pezo da Regoa nach Chaves, malerisch gelegen, gut gebaut und große Weinniederlagen enthaltend, mit (1878) 5296 E., die Wein-, Oliven- und Orangenbau treiben. Der Ort ist bekannt durch die Insurrektion der Miguelisten unter Graf Amarante (Chaves) 23. Febr. 1823 und den Sieg des Generals Cazal über die Insurgenten 28. Okt. 1846.

Villa-Real de Santo-Antonio in der portug. Provinz Algarve (Distrikt Faro), rechts an der Mündung des Guadiana, mit (1878) 4188 E., von dem Minister Pombal, um den Handel der gegenüberliegenden span. Stadt Ayamonte zu vernichten, 1774 in der Nähe des damals überaus wichtigen Fischerortes Montegordo angelegt, ganz regelmäßig und schön gebaut und bekannt durch die Landung Dom Pedros unter Napier 23. Jan. 1833. Hier lag im Altertum der Ort Esuris im Gebiete der Conii (Cynetes) im südl. Lusitanien.

Villa-Rica, 1711—1822 so genannt, jetzt wie in frühern Zeiten Ouro-Preto (s. d.).

Villa-Rica del Espiritu-Santo, im Innern des südamerik. Freistaats Paraguay, Hauptort des Departements Villa-Rica und zweite Stadt der Republik, in einer Gegend, wo der meiste und beste Tabak gewonnen wird, 175 m über dem Meere, ist Hauptsitz des Handels mit diesem Produkt, zählt (1879) 12570 E. und hat eine große Kathedrale, schöne Häuser und bedeutende Ausfuhr von Apfelsinen. Der Ort wurde 1576 gegründet.

Villa-Viciosa, ein sehr kleiner Ort in der span. Provinz Guadalaxara, 5 km nördlich vom Bezirkshauptort Brihuega, nahe rechts dem Flusse Tajuña, in einem schönen Thale, ist berühmt durch den Sieg der Franzosen unter Vendôme und den Herzog von Noailles über die Verbündeten unter Starhemberg 10. Dez. 1710, nachdem tags zuvor

die Engländer unter dem Grafen von Stanhope bei Brihuega gefangen genommen waren.

Villa-Viciosa de Odon, in der span. Provinz Madrid und 16 km im WSW. von der Hauptstadt, Bezirk Navalcarnero, mit einem interessanten, ehemals den Grafen von Chinchon gehörigen Schloß und Franziskanerkloster, zählt 1337 E., die starken Obsthandel treiben. In dem Schloß, bekannt durch die Haft des Friedensfürsten 1808 und den Tod Ferdinands VII. 1833, befand sich 1846—69 die königl. Forstschule, die seitdem nach San-Lorenzo d'Escorial verlegt worden ist.

Villa-Viçosa, ein wohlgebauter Ort im Distrikt Evora der portug. Provinz Alemtejo, unweit der Straße von Lissabon nach Badajoz, mit einem alten Kastell, einem Palast, der ehemaligen Residenz der Herzöge von Braganza, nebst großem Garten und mit (1878) 3538 E. (einschließlich Eilabas), Wein- und Ölhandel. In der Nähe liegen bedeutende Marmorbrüche, ein großer Tiergarten und ein Jagdschloß. V. wurde 25. Okt. 1645 von den Spaniern unter General de Lagañes erobert und eingeäschert. Zwischen V. und dem Kloster Montes-Claros siegten die Portugiesen unter Schomberg 17. Juni 1665 über die Spanier. Auch brach in dieser V. die Insurrektion vom 20. Juni 1808 aus.

Villa (Tommaso), ital. Staatsmann, geb. um 1830 in Mondovi, studierte in Turin Jurisprudenz und arbeitete dann unter dem berühmten Demokraten Brofferio. Im J. 1865 wurde er in das ital. Parlament gewählt. Im zweiten Kabinett Cairoli (Juli 1879) wurde er Minister des Innern; im November 1879, als Depretis wieder Ministerpräsident wurde, vertauschte V. sein Portefeuille mit dem der Justiz, welches er bis zum 29. Mai 1881, d. h. bis zum Eintritt Zanardellis inne hatte. V. gilt für einen der besten Verteidiger, namentlich in Strafsachen, und für einen der fähigsten Köpfe der Pentarchie (der antiministeriellen Linken).

Villa-Bella da Princeza, kleine Stadt in der brasil. Provinz São-Paulo, an der Westküste der Insel São-Sebastião, in fruchtbarer Umgebung, betreibt schwunghaften Küstenhandel.

Villa Carlotta, s. unter Cadenabbia.

Villach (slow. Belak, d. i. die weiße Stadt), Stadt im österr. Herzogtum Kärnten, an der Drau, unweit der Einmündung der Gail in reizender Gegend gelegen, an den Linien St.-Valentin-Pontafel der Österreichischen Staatsbahnen und Marburg-Franzensfeste der Österreichischen Südbahn, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, sowie einer Betriebsdirektion der k. k. Österreichischen Staatsbahnen und zählt (1880) 5406, als Gemeinde 6104 deutsche E. Die Stadt hat eine alte got. Pfarrkirche mit Marmorkanzel, schönen Grabmälern und alten Kirchenstühlen, ein Gymnasium im stattlichen städtischen Schulgebäude, ein Internat, eine Fachschule für Holzindustrie, ein Theater, ein Hospital und ein Standbild Hans Gassers. Die Fabrikindustrie erstreckt sich auf Glätte, Mennige, Schrot, Blei, Kompressionswaren. Außerdem besteht eine mechan. Papierfabrik, eine große Holzschleiferei und Pappenfabrik, eine Kärntner Holzindustriewerkstätte, zwei größere Brauereien, Erdfarben-, Cement-, Maschinen-, Kaffeesurrogat- und Lederfabriken. Der Handel mit den Produkten aus diesen Fabriken, lebhaft betriebener städtischer Gewerbe- und ein nicht unbeträchtlicher Fremdenverkehr bilden die hauptsächlichsten Erwerbsquellen der Bewohner. In der Umgebung befinden sich Mühlen, Sägewerke, eine Metallwarenfabrik in Seebach, Marmorbrüche, Seebäder mit einem großen Hotel in Annenheim an den schönen Gestaden des Ossiacher Sees und ein Mineralbad (beständig von 29° C.), das stark besucht wird. In nächster Nähe befindet sich auch eine größere Kavalleriekaserne. Im Westen von V. liegt der berühmte Bergort Bleiberg (s. d.), woselbst man am bequemsten auf die 2154 m hohe **Villacher Alpe** (Dobratsch) aufsteigt, welche eine herrliche Aussicht bietet. Vgl. Noë, «V. und seine Umgebung» (Zür. 1882).

V. ist wahrscheinlich das röm. Mansion Santicum. Unter der Herrschaft der bamberger Bischöfe, denen es 1007—1759 gehörte, war V. der wichtigste Handelsplatz Kärntens und ein Knotenpunkt für den Verkehr, besonders zwischen Deutschland und Venedig; 1759 kam V. durch Kauf an Österreich. Im J. 1492 siegten daselbst die Deutschen unter Khevenhüller über die Türken unter Ali-Pascha, und 21. Aug. 1813 fand bei V. ein Gefecht zwischen Frimont und dem Vizekönig von Italien statt. Durch die Abtretung Venetiens an Italien 1866 ward V. zur Grenzstadt mit strategischer Bedeutung.

Villa-Clara, meist Santa-Clara, freundlich gebaute Stadt (Villa) auf der span. Insel Cuba, im Innern derselben gelegen, mit den Seehäfen Sagua la Grande und Cienfuegos durch Eisenbahn verbunden, zählt etwa 11000 E. und hat in der Nähe wichtige Kupfer- und Eisengruben.

Villa de la Encarnacion, Stadt in Paraguay, s. Itapua.

Villa de los Castillos, s. Mazatlan.

Villa do Conde e Formariz, Fischerhafen im Distrikt Porto der portug. Provinz Entre Douro e Minho, rechts an der Mündung des Ave in den Atlantischen Ocean, Station der Sekundärbahn Porto-Villa Nova de Famalicão, zählt (1878) 4664 E. und hat auf hohem Felsen das Nonnenkloster Santa-Clara.

Villaflor (Graf von), portug. Marschall, s. Terceira (Antonio José, Graf von, Herzog von).

Villafranca (frz. Villefranche-sur-Mer), durch Fort Montalbano gedeckte Hafenstadt im franz. Depart. Alpes-Maritimes, Arrondissement Nizza, 4 km nordöstlich von der Stadt Nizza amphitheatralisch am Fuße eines bewaldeten Berges, am Mittelmeer, Station der Linie Marseille-Nizza-Menton der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, hat außer dem Hafen eine vortreffliche Reede, überaus mildes Klima und zählt (1881) 1562 (Gemeinde 3489) E. Der Ort besitzt Schiffszimmerplätze und ein Seearsenal, Seebäder und treibt gewinnreichen Thunfischfang, sowie auch Austernzucht. V. wurde von Karl II., König von Neapel und Grafen von Provence, 1295 gegründet. Während der Waffenstillstandsunterhandlungen zwischen Kaiser Karl V. und König Franz I. von Frankreich im Juni 1538 hielt sich letzterer in V. auf. In den J. 1690, 1744 und 29. Sept. 1792 eroberten es die Franzosen.

Villafranca del Panadés, Stadt und Bezirkshauptort in der span. Provinz Barcelona, Hauptort der weinreichen Landschaft El Panadés, welche teils zur Provinz Barcelona, teils zur Provinz Tarragona gehört, 243 m über dem Meere, Station der Eisenbahn Tarragona-Martorell-Barcelona, zählt (1877) 6981 E. und hat Gerberei.

Villafranca di Verona, Stadt und Distriktshauptort in der ital. Provinz Verona, links am

Flüßchen Tione, Station der Eisenbahn Ala-Verona-Mantua, 17 km südwestlich von Verona, hat eine auf einer Anhöhe gelegene, von Wasser umgebene und von Ringmauern umschlossene verfallene Burg, die als ein Riesenwerk ital. Vorzeit bemerkenswert ist, und zählt (1881) 4205 (Gemeinde 8729) E., deren Hauptnahrungszweig in Seidenkultur besteht. Bekannt wurde der Ort durch die nach der Schlacht bei Solferino (s. d.) hier erfolgte Zusammenkunft der beiden Kaiser Franz Joseph und Napoleon III. und den 11. Juli 1859 von beiden Monarchen abgeschlossenen Präliminarfrieden (Frieden von V.), welcher bestimmte, daß die beiden Kaiser die Bildung eines Italienischen Bundes unter dem Ehrenpräsidium des Papstes begünstigen würden; daß der Kaiser von Österreich die Lombardei, ausschließlich Peschieras und Mantuas, an den Kaiser der Franzosen abträte und letzterer dieselbe wiederum dem König von Sardinien cedierte; daß Venetien zwar einen Teil des Italienischen Bundes bilden, aber doch dem Kaiser von Österreich bleiben sollte; daß der Großherzog von Toscana und der Herzog von Modena wieder in ihre Staaten zurückkehren, aber eine Amnestie geben sollten. Diese Bestimmungen wurden indes durch den am 10. Nov. 1859 abgeschlossenen Definitivfrieden von Zürich (s. d.) wesentlich modifiziert. (S. Italien, Geschichte; Sardinien [Königreich], Geschichte.)

Villa Franca do Campo, Stadt auf der portug. Azoreninsel San-Miguel, Distrikt Ponta Delgada, hat (1878) 8135 E., eine von einem Fort geschützte Reede und warme Schwefelquellen.

Villanellen (ital., ursprünglich Villotte alla Napolitana) oder Villanesken, die bei ländlichen Tänzen gesungenen Lieder, die im 16. Jahrh. zuerst in Italien aufkamen und von da aus in Frankreich eingebürgert wurden. Auch hieß man V. eine Art hausbackener, oft schlüpfriger Lieder, in welchen ital. Singmeister jener Zeit ihren Schülern die musikalischen Regeln beizubringen suchten.

Villāni (Giovanni), berühmter ital. Geschichtschreiber aus Florenz, befand sich 1300 zu dem Jubiläum in Rom, wo er den Entschluß faßte, durch ein den Alten nacheiferndes Werk etwas zur Ehre seiner Vaterstadt beizutragen. Er begann sofort die Abfassung einer Chronik von Florenz, die zugleich eine Weltchronik wurde. Nachdem er das Werk bis 1348 fortgeführt, starb er an der Pest. V., der als Kaufmann längere Zeit in Frankreich und Flandern verweilte, hatte sich in verschiedenen bürgerlichen Ämtern um sein Vaterland verdient gemacht. Seine Chronik, das erste umfassende Werk dieser Gattung in der Vulgärsprache, verdient vollen Glauben, wo der Verfasser, der sich durchaus aufrichtig und wahrheitsliebend zeigt, als Augenzeuge spricht. Das guelfische Prinzip, welchem V. mit den meisten Florentinern anhängt, gibt der Erzählung wie dem Urteil allerdings eine bestimmte Färbung. Die Form ist einfach und kunstlos und durch Kraft und Naivetät anziehend; die Sprache ein schönes Muster des Trecento.

Matteo V., Bruder des vorigen, fügte der Chronik 11 Bücher hinzu, die bis 1364 reichen, in welchem Jahre auch er an der Pest starb. Da Matteo nur Begebenheiten erzählt, die er selbst erlebt, und wie sein Bruder wahrheitsliebend erscheint, so ist seine Arbeit ebenfalls eine der bedeutendsten Quellen für die historische Kenntnis des 14. Jahrh.

Filippo V., Sohn des vorigen, Rechtsgelehrter und Richter, vollendete das 11. Buch der Chronik seines Vaters und schrieb in lat. Sprache «De origine civitatis Florentinae et ejusdem civibus». Der erste Teil des Werks enthält fast nichts als Fabeln und ist nie gedruckt worden; den zweiten Teil, «Liber de civitatis Florentiae famosis civibus», hat G. C. Galletti (Flor. 1847) lateinisch, Mazzuchelli (1747) in einer alten ital. Übersetzung herausgegeben. Dieses Werk war gewissermaßen der erste Versuch einer vaterländischen Litteraturgeschichte. V. wußte mit wenigen Zügen seine Personen oft trefflich zu schildern; sein Stil ist lebhaft und kräftig, zuweilen jedoch zu abgebrochen. Auf die ältern ungenügenden Ausgaben seiner Chronik, die Giuntinische von 1562 bis 1587 und die Muratorische in den «Scriptores rerum Italicarum», folgte die korrektere, von Moutier besorgte (14 Bde., Flor. 1823—26), welche auch die Mazzuchellische Ausgabe der «Vite d'uomini illustri fiorentini» enthält. Ihr schließt sich an die Ausgabe von Gherardi-Dragomanni (7 Bde., Flor. 1844).

Villa nova de Gaya, s. unter Oporto.

Villa-Nova de Portimão, Stadt (Villa) im portug. Distrikt Faro (Algarve), links an der Ria (Mündung) des Rio de Silves in den Atlantischen Ocean, deren Einfahrt die beiden Forts Sta.-Catharina westlich und São-João östlich schützen, ist der wichtigste, auch großen Seeschiffen zugängliche und jetzt sehr besuchte Hafen Algarves, ein lebhafter Ort von ganz modernem Äußern, Sitz eines deutschen Vizekonsuls für den mittlern Teil von Algarve bis Faro östlich ausschließlich, zählt (1878) 6286 E. und ist ein Hauptausfuhrplatz von Orangen. Über den Rio de Silves führt eine lange, auf mächtigen Pfeilern ruhende eiserne Brücke.

Villanueva (Joaquin Lorenzo), einer der ausgezeichnetsten Patrioten und Gelehrten des neuern Spanien, geb. 10. Aug. 1757 zu Jativa in der Provinz Valencia, war Hofprediger und erster Beichtvater der königl. Hofkapelle, als 1808 die Revolution ausbrach, für die er sich sogleich entschied. Von seiner Provinz wurde er zum Deputierten für die außerordentlichen Cortes von 1810 und zum Suppleanten für die von 1813 gewählt. Nach Ferdinands VII. Rückkehr 1814 in das Kloster von Salceda eingesperrt, kam er erst 1820 wieder in Freiheit. Abermals zum Deputierten gewählt, verteidigte er mutig die Freiheiten des Volks. Auch wurde er von der damaligen Regierung, freilich vergeblich, nach Rom gesendet, um mit dem Papste über die Rechte der span. Kirche zu verhandeln. Nach der Restauration von 1823 wählte er Irland zum Zufluchtsorte. Er starb zu Dublin 26. März 1837. Sein Leben hat er selbst in der «Vida literaria de Joaquin Lorenzo V.» (2 Bde., Lond. 1825) beschrieben. Durch seine Abhandlung «Angelicas fuentes ó el Tomista en las cortes» trug er 1812 viel zur Verbreitung des Konstitutionalismus in Spanien bei. Seine philologisch-antiquarischen Kenntnisse bewährte er zuletzt noch durch die Schrift «Ibernia Phoenicea, seu Phoenicum in Ibernia incolatus» (Dubl. 1831). Eine Auswahl seiner «Poesias escogidas» erschien zu London 1833. Sie ward in den 67. Band der «Biblioteca de autores españoles» aufgenommen.

Sein Bruder und Leidensgefährte, Don Jaime V., geb. zu San-Felipe 1765, früher Dominikaner, dann säkularisierter Priester, teilte mit ihm die

Verbannung und starb zu London 14. Nov. 1824. Mit seinem Bruder redigierte er die Zeitschrift «Ocios de españoles emigrados» (Lond. 1824). Auch er gehörte unter die gelehrtesten Theologen Spaniens. Bekannt ist sein Werk «Viage literario á las iglesias de España» (22 Bde., Madr. 1803—52), zu dessen fünf ersten Bänden sein Bruder Erläuterungen lieferte.

Villanueva de la Serena, Stadt in der span. Provinz Badajoz, 4 km links vom Guadiana, Station der Eisenbahn Madrid-Ciudad-Real-Badajoz, zählt (1877) 10710 E.

Villa Real do Sabara, s. Sabara.

Villári (Pasquale), ital. Schriftsteller, geb. 1827 zu Neapel, besuchte die Schule des spätern Ministers Francesco de Sanctis, worauf er sich in seiner Vaterstadt dem Studium der Rechtswissenschaft zuwandte. Bei der Revolution von 1847 saß er kurze Zeit im Gefängnis. Nach seiner Befreiung siedelte er nach Florenz über, wo er Privatunterricht erteilte. Im J. 1859 wurde er Professor der neuern Geschichte an der Universität zu Pisa, 1862 Direktor des pädagogischen und philol. Seminars daselbst und bald darauf nach Florenz versetzt, wo er seitdem als Professor der Geschichte am Istituto degli studj superiori wirkt. Seine Hauptwerke sind: «Storia di Girolamo Savonarola e de' suoi tempi» (2 Bde., Flor. 1859—61; deutsch von Berduschek, 2 Bde., Lpz. 1870) und «Niccolò Machiavelli e i suoi tempi» (3 Bde., Flor. 1877—82; deutsch von Mangold und Heusler, Lpz. 1877 fg.). Außerdem schrieb er: «La filosofia positiva e il metodo positivo» (Mail. 1866), «Antiche leggende e tradizioni che illustrano la Divina Commedia» (Flor. 1865), «Saggi critici, storici e letterari» (Flor. 1868), «L'insegnamento della storia» (Mail. 1869), «La pittura moderna in Italia ed in Francia» (Flor. 1869), «La guerra presente e l'Italia» (Flor. 1870). Mit Bartoli, Invernizzi u. a. begann er eine umfassende «Storia letteraria d'Italia» (6 Bde., Mail. 1870 fg.). Viele Verdienste hat sich V. um die Reform des ital. Unterrichtswesens erworben und sich auch mit Eifer dem Studium der sozialen Frage gewidmet unter anderm in den Schriften: «La scuola e la questione sociale in Italia» (Flor. 1872), «Le lettere meridionali ed altri scritti sulla questione sociale in Italia» (Flor. 1878).

Villarrobledo, Stadt in der span. Provinz Albacete, Bezirk La Roda, Station der Eisenbahn Madrid-Alicante, zählt (1877) 9322 E. und hat Töpferei, Tuch- und Leinweberei.

Villars (Abbé de Montfaucon de), franz. Schriftsteller, geb. 1635 bei Toulouse, widmete sich dem geistl. Stande und kam 1667 nach Paris, um hier durch seine Predigten sein Glück zu machen. Sein lebhafter Geist verschaffte ihm bald Zutritt zu den besten Gesellschaften. Er schrieb 1670 die «Entretiens du comte de Gabalis», worin er mit feiner Ironie und in kunstreichem Stile sich über die damals viel besprochenen geheimen Wissenschaften, Magie, Rosenkreuzerei u. s. w. verbreitet, die aber von seinen geistlichen Obern so übel aufgenommen wurden, daß man ihm die Kanzel untersagte. Seine übrigen Arbeiten, meist kritisch-litterarischen und satirischen Inhalts, sind vergessen. Auf einer Reise nach Lyon wurde er 1673 ermordet. Lange nach seinem Tode kamen sieben neue «Entretiens sur les sciences secrètes» (Par. 1715) heraus, die eine witzige Satire auf die Cartesianische Philosophie sind.

Villars (Claude Louis Hector, Herzog von), der letzte große Feldherr Ludwigs XIV., Pair und Marschall von Frankreich, wurde 8. Mai 1653 zu Moulins geboren. Sein Vater, der Marquis Pierre de V. (geb. 1623, gest. 20. März 1698), hatte sich als General und Diplomat ausgezeichnet, lebte aber lange in der Ungnade des Hofs. Der junge V. trat bei Hofe als Page ein, diente als Kavallerieoffizier unter Turenne, Condé und Luxembourg und erregte 1673 bei der Belagerung von Mastricht durch seine Kühnheit ganz besonders die Aufmerksamkeit Ludwigs XIV. Nachdem er 1690 den Grad eines Maréchal-de-Camp erhalten, kämpfte er in den folgenden Jahren meist am Rhein. In den Friedensjahren 1698—1701 war er auf dem schwierigen Gesandtschaftsposten in Wien. Beim Ausbruch des Spanischen Erbfolgekriegs kämpfte V. 1701 mit großer Auszeichnung in Italien, mußte aber im Sommer 1702 mit einer selbständigen Armee zur Unterstützung des Kurfürsten von Bayern an den Rhein gehen. Er lieferte 14. Okt. 1702 den kaiserl. und Reichstruppen unter dem Prinzen Ludwig von Baden das Treffen bei Friedlingen, in dem er sich den Marschallstab verdiente. Im Frühjahr 1703 drang er durch den Schwarzwald und das Kinzinger Thal bis nach Duttlingen vor, wo er 12. Mai die Verbindung mit dem Kurfürsten herstellte. Während letzterer die Expedition nach Tirol unternahm, blieb V. zur Deckung Bayerns zurück. Im August vereinigte sich der Kurfürst abermals mit ihm, und beide kamen nach der Besetzung von Augsburg durch den Prinzen von Baden so ins Gedränge, daß sie sich 20. Sept. zu dem Treffen bei Höchstädt entschlossen, in welchem die Kaiserlichen unter Styrum in die Flucht geschlagen wurden. Trotz dieses Sieges setzte der Kurfürst die Zurückberufung V.' durch. Ludwig XIV. übertrug ihm nun die Unterwerfung der Camisarden in den Cevennen, die er weniger durch Waffengewalt, als durch den Abschluß eines Friedens 1704 zu Stande brachte. Im J. 1706 befehligte V. abermals in Deutschland. Er nötigte im Mai den Prinzen von Baden, das Lager bei Drusenheim zu verlassen, eroberte Hanau und trieb den Prinzen über den Rhein. Im Feldzuge von 1707 überwältigte er 23. Mai die Linien bei Bühl und Stollhofen, zog den weichenden Reichstruppen nach und erschöpfte Schwaben und Franken durch Brandschatzungen. Nachdem er bis Gmünd vorgedrungen, mußte er sich vor dem verstärkten deutschen Heere erst nach Bruchsal, dann nach Rastatt zurückziehen. Bei seiner geringen Macht konnte er nichts Bedeutendes mehr vornehmen. Der König schickte ihn 1708 zur Armee der Dauphiné, an deren Spitze er in Piemont eindrang.

Im J. 1709, als die Sache Ludwigs XIV. dem größten Verfall nahe, übernahm V. den Befehl über das 120000 Mann starke Heer in den Niederlanden, wo Eugen und Marlborough seine Gegner waren. Um die Festung Mons zu entsetzen, nahm er eine Stellung beim Dorfe Malplaquet. Hier kam es 11. Sept. 1709 zu einer mörderischen Schlacht, in der V. verwundet und geschlagen wurde. Er trat nach seiner Herstellung den Oberbefehl wieder an, mußte sich aber bei der Schwäche seiner Streitkräfte auf die Verteidigung beschränken. Der Abfall Englands von der gemeinsamen Sache

verbesserte seine Lage dem Prinzen Eugen gegenüber. Noch 1712 bewirkte er durch einen Angriff auf die Österreicher unter Albemarle bei Denain 24. Juli, daß Marchiennes mit großen Magazinen in seine Hände fiel. Auch mußte Eugen die Belagerung von Landrecy aufheben und den Franzosen Douai, Quesnoi und Buchain preisgeben. Nach dem Utrechter Frieden fiel V. gegen den Kaiser 1713 wieder in Deutschland ein, bemächtigte sich der Städte Worms, Kaiserslautern, Speier und Kirn unter bedeutenden Brandschatzungen und zwang 20. Aug. Landau und 16. Nov. Freiburg zur Übergabe. Hierauf erhielt er den Auftrag, mit dem Prinzen Eugen den Frieden zu unterhandeln, der endlich 6. März 1714 zu Rastatt zu Stande kam. Durch das Testament Ludwigs XIV. in den Regentschaftsrat berufen, der während der Minderjährigkeit Ludwigs XV. die Regierung führen sollte, mußte V. gegen den Regenten, den Herzog von Orléans, sein Ansehen zu behaupten. Als 1733 der Krieg zwischen Frankreich und Österreich aufs neue ausbrach, schickte Ludwig XV. den 81jährigen V. an der Spitze eines Heeres unter dem Titel eines Generalmarschalls nach Italien, wo er im Verein mit dem König von Sardinien das Mailändische und das Herzogtum Mantua eroberte. Mit seinem Waffengefährten unzufrieden und erschöpft, forderte er indessen seine Rückberufung. Er erkrankte auf der Reise nach Frankreich und starb zu Turin 17. Juni 1734. Von den «Mémoires», die nach seinem Tode erschienen, ist nur wenig aus seiner Feder geflossen. Aus authentischen Quellen gab Anquetil das Leben V.' (4 Bde., Par. 1784) heraus.

Sein Bruder, der Graf Armand von V., gest. 17. Aug. 1712, machte sich im Spanischen Erbfolgekriege 1707 durch die Eroberung von Minorca bekannt. — Honoré Armand, Herzog von V., Prinz von Martigues, des Marschalls Sohn, geb. 4. Dez. 1702, war Brigadier, stand mit den berühmtesten Gelehrten seiner Zeit in Verbindung und starb im Mai 1770 zu Aix ohne männliche Nachkommen.

Villa-Velha do Espirito-Santo, Küstenstadt in der brasil. Provinz Espirito-Santo (s. d.).

Villaviciosa (José de), span. Dichter, geb. 1589 zu Siguenza, studierte Jurisprudenz und Theologie. Schon in seinem 26. Jahre schrieb er das komische Heldengedicht «La mosquea» («Der Fliegenkrieg»), durch welches er seinen Ruhm begründete. Im J. 1622 wurde er Relator bei dem Tribunal der Inquisition zu Madrid, 1628 Inquisitor des Königreichs Murcia und Pfründner an der Kathedrale von Valencia, 1644 Inquisitor zu Cuenca, wo er 28. Okt. 1658 starb. Obwohl die «Mosquea» (Cuenca 1615; beste Ausg., Madr. 1777) das einzige poetische Werk von ihm ist, das auf die Nachwelt gekommen, genügt es doch, ihm einen ausgezeichneten Platz auf dem span. Parnaß zu sichern. Es ist ein komisches Heldengedicht nach dem Muster der «Batrachomyomachia», in zwölf Gesängen und in Oktaven, das durch seine anmutige Laune, seine Ironie und treffliche Sprache und Versifikation zu dem reizendsten dieser Gattung gehört. Es steht im 17. Bande der «Biblioteca de autores españoles».

Villa Viçosa (Militärischer Orden Unserer Lieben Frauen zur Empfängnis von) ist der Name eines vom König Johann VI. von Portugal 6. Febr. 1818, dem Tage seiner Thronbesteigung, gestifteten und 10. Sept. 1819 mit Statuten versehenen Ordens, welcher ursprünglich für 12 Großkreuze, 40 Kommandeure, 100 Ritter und 60 Dienende bestimmt war. Der Orden erhielt Anschluß an eine seit 1694 zu Villa Viçosa bestehende Brüderschaft der «Sklaven Unserer Lieben Frauen zur Empfängnis» und ist unabhängig von jeder religiösen Verpflichtung außer dem Gelübde, das Mysterium der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Maria zu verteidigen. Das Ordenszeichen besteht aus einem neunstrahligen weiß emaillierten Sterne auf goldener Strahlenunterlage, welche zwischen den neun Strahlen des weißen Sterns mit neun dergleichen weißen kleinen Sternen belegt ist. Auf dem mattgoldenen, von blauer Einfassung umrahmten Medaillon steht ein den englischen Gruß (Ave Maria) darstellendes Monogramm, während auf der blauen Emaille die Worte «Padroeira do Reino» (Patronin des Königreichs) sich befinden. Der Stern hängt an goldener Königskrone und wird an hellblauem, weißgerändertem Bande getragen.

Ville, Vorgebirge, s. u. Brühl (Marktflecken).

Villedieu (V.-les-Poëles), mittellat. Villa Dei, Stadt im franz. Depart. Manche, Arrondissement Avranches, an der Sienne, Station der Linie Paris-Granville der Westbahn, zählt (1881) 3525 E. und hat eine Kirche aus dem 15. bis 16. Jahrh., Fabrikation von Kupferwaren und Glockengießerei.

Villefort, Kantonshauptort im franz. Depart. Lozère, Arrondissement Mende, am nordöstl. Fuße der Montagne de la Lozère, an der Devèze, 605 m über dem Meere, Station der Linie St.-Germain-des-Fossés-Nimes der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, zählt (1881) 1166 (Gemeinde 1455) E. und hat Bergbau auf Kupfer und Blei.

Villefranche-de-Lauraguais, Stadt und Hauptort eines Arrondissements im franz. Departement Haute-Garonne, nahe dem Südkanal, Station der Linie Bordeaux-Cette der Südbahn, Sitz eines Gerichtshofs erster Instanz, zählt (1881) 2137 (Gemeinde 2581) E. und hat Hanfleinweberei und Handel mit Getreide und Leder.

Villefranche-de-Rouergue, Stadt und Hauptort eines Arrondissements im franz. Depart. Aveyron, an der Mündung des Alzou in den Aveyron, Station der Linie Périgueux-Figeac-Toulouse der Orléansbahn, Sitz eines Gerichtshofs erster Instanz, zählt (1881) 7926 (als Gemeinde 10366) E. und hat eine Kirche (Notre-Dame) aus dem 13. bis 16. Jahrh., eine in ein Hospiz umgewandelte Kartause, ein Kommunal-Collége, Bergbau auf Kupfer, Zinn und Silber, ferner Leinweberei, Baumwollweberei, Papierfabrikation, Herstellung von Kupfergeschirren, sowie Handel mit Wein, Obst, Trüffeln und Schinken. V. wurde 1252 in der Grafschaft Rodez (Rouergue) erbaut und war im Mittelalter eine reiche und wichtige Stadt und 1643 Mittelpunkt der gegen die Verwaltung des Intendanten revoltierenden Croquants.

Villefranche-sur-Mer, s. Villafranca.

Villefranche-sur-Saône, Stadt und Hauptort eines Arrondissements im franz. Depart. Rhône, am Morgon, unweit von dessen Einmündung in die Saône, Station der Hauptlinie der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, Sitz eines Gerichtshofs erster Instanz und eines Handelstribunals, zählt (1881) 11491 (Gemeinde 13074) E. und hat ein Kommunal-

Collége, ein Lehrerseminar, eine Handelsschule, Weinbau, Baumwollspinnerei, Fabrikation von Leinen- und Tischzeug und bedeutenden Handel mit Vieh und Wein. Die Kirche Notre-Dame-des-Marais stammt aus dem 14. bis 16. Jahrh. V. gehörte ehemals zu Beaujolais.

Villegas (Don Francisco de Quevedo y), s. Quevedo y Villegas.

Villegas (Estévan Manuel de), span. Lyriker, geb. 1595 zu Najera in Altcastilien. Er studierte auf den Schulen zu Madrid und Salamanca und starb 3. Sept. 1669. Seine poetischen Arbeiten, mehr oder weniger freie Nachahmungen des Anakreon und anderer Erotiker, erschienen unter dem Titel «Amatorias» (Najera 1618; 2. Aufl., 2 Bde., Madr. 1774; abgedruckt im 42. Bande der «Biblioteca de autores españoles» mit Biographie von Vicente de los Rios), obschon darin auch viele Oden und Schilderungen verschiedener Art enthalten sind. Später widmete er sich mehr der Philologie. Von seinen kritisch-philol. Arbeiten ist nur seine vortreffliche Übersetzung des Boethius gedruckt, die für ein Muster span. Prosa gilt (Madr. 1665; auch in der zweiten Auflage seiner «Amatorias»).

Villeggiatur (ital.), Landaufenthalt zur Erholung.

Villehardouin (Geoffroy de), Marschall der Champagne (1197) und von Romanien (1207), gest. 1212 in Thessalien, ist Verfasser eines ersten originalen Prosageschichtswerks in franz. Sprache, «La conqueste de Constantinople», einer Geschichte des vierten Kreuzzugs, an dem V. selbst Anteil nahm. Des Schreibens unkundig, diktierte er seine Erlebnisse und die ihm bekannt gewordenen Geschehnisse seinem Kaplan in die Feder und schuf so eine dramatisch belebte, im Tone volksmäßiger Epik gehaltene, treuherzige und aufrichtige Darstellung der erfolgreichsten unter den Kreuzzugsunternehmungen, die zur Errichtung des Lateinischen Kaisertums führte. Die letzte sorgfältige Ausgabe mit der Fortsetzung des Henri von Valenciennes veröffentlichte N. de Wailly (Par. 1872); ins Deutsche übertrug V.s Chronik B. Todt (Halle 1879).

Villèle (Joseph, Graf), franz. Staatsmann, geb. 14. Aug. 1773 zu Toulouse, widmete sich dem Seedienste und ging 1791 mit seinem Verwandten, dem spätern Admiral Saint-Felix, nach Westindien, wo er sich während der Revolution ein ansehnliches Vermögen erwarb. Im J. 1803 kehrte er nach Frankreich zurück und trat 1814 bei der Rückkehr der Bourbons als polit. Parteimann auf. Nachdem er sich erst in einer Schrift als Gegner der von Ludwig XVIII. verliehenen Verfassung, dann während der Hundert Tage durch Eifer für die Bourbonen bemerkbar gemacht, wurde er nach der zweiten Restauration Maire von Toulouse und Abgeordneter der Kammer. Hier that er sich in der Partei der royalistischen Ultras hervor. Ohne die Leidenschaftlichkeit seiner Meinungsgenossen, vielmehr nüchtern, gewandt und in Geschäften, namentlich den Finanzen, bewandert, ward er allmählich ihr bedeutendster Führer. Nachdem der Mord des Herzogs von Berri der Vorwand zur Beseitigung des vermittelnden Ministeriums Decazes geworden und der Herzog von Richelieu ein neues Kabinett gebildet, ward er mit Corbière im Dez. 1820 ins Ministerium aufgenommen. Richelieus Sturz brachte ein Jahr später die Ultras vollständig ans Ruder, und V. übernahm im Dez. 1821 in dem neuen Kabinett die Finanzen, im Herbst 1822 auch das Präsidium. Das Verdienst seiner sechsjährigen Verwaltung war die Ordnung der Finanzen. Er beherrschte im Sinne der Partei die Wahlen, führte das Gesetz der siebenjährigen Finanzperiode durch, das ihm eine dauernde Majorität sicherte, gab, obwohl widerstrebend, seine Zustimmung zum Kriege gegen das liberale Spanien, setzte die Emigrantenentschädigung ins Werk und versuchte, um die Mittel dafür zu gewinnen, eine Herabsetzung der Renten einzuführen. Gleichwohl genügte er den Ultras noch nicht, zumal seit Karls X. Thronbesteigung auch die ultramontanen und jesuitischen Elemente ihren Anteil an der Gewalt forderten. Mit Widerstreben gab V. nach, um durch immer neue Konzessionen an die Reaktionspartei sich in der Gunst des Hofs zu behaupten. Die Wahlen von 1827 zeigten indessen, welch eine mächtige Opposition sich gegen V. ausgebildet hatte. Eine Reihe reaktionärer Maßnahmen, wie die Beschränkung der freien Presse und die Aufhebung der pariser Nationalgarde, die teils von ihm ausgingen, teils von ihm geduldet wurden, machten seine Lage immer peinlicher. Eine neue Kammerauflösung verstärkte nur die Opposition. Im Jan. 1828 mußte er endlich dem Ministerium Martignac weichen. Seine polit. Laufbahn war damit geschlossen. Er starb in Toulouse 13. März 1854.

Villemain (Abel François), namhafter franz. Gelehrter und Schriftsteller, geb. 11. Juni 1790 zu Paris, besuchte das Lyceum Louis le Grand und widmete sich nachher dem öffentlichen Lehrfache. Im J. 1812 krönte das Institut seinen «Éloge de Montaigne», und 1816 gewann auch sein «Éloge de Montesquieu» den akademischen Preis. Royer-Collard ernannte ihn zum Professor der franz. Beredsamkeit an der Sorbonne, welchen Lehrstuhl er 16 Jahre lang fast ununterbrochen inne hatte. Im J. 1821 nahm ihn die Französische Akademie zum Mitglied auf. Mit Lacretelle und Châteaubriand wurde er 1827 beauftragt, die von der Französischen Akademie an Karl X. gerichtete Bittschrift gegen die Wiedereinführung der Censur aufzusetzen, fiel in Ungnade und verlor seine Requêtenmeisterstelle im Staatsrate. Vom König Ludwig Philipp wurde er 1831 zur Pairswürde erhoben. Im Ministerium vom 29. Okt. 1840 übernahm er das Portefeuille des öffentlichen Unterrichts und hatte in dieser Stellung das organische Gesetz des Sekundärunterrichts vorzubereiten. Doch befriedigte er niemand mit seinem, gegen die widerstrebendsten Zumutungen nachgiebigen Entwurfe und trat 6. Jan. 1845 von seinem Posten ab. Infolge der Februarereignisse von 1848 vom polit. Schauplatze entfernt, verweigerte er 1852 Kaiser Napoleon III. den Huldigungseid und lebte seitdem ganz zurückgezogen. Er starb 8. Mai 1870 zu Paris.

Unter seinen sprachlich eleganten Schriften sind zu nennen: «Histoire de Cromwell» (Par. 1819), die Sammlung seiner Vorlesungen von 1828—29: «Cours de littérature française» (zuletzt 6 Bde., Par. 1864), «Études de littérature ancienne et étrangère» (Par. 1846; zuletzt 1864), «Tableau de l'éloquence chrétienne au 4e siècle» (zuletzt Par. 1865; deutsch von Köhler, Regensb. 1855), «Choix d'études sur la littérature contemporaine» (Par. 1857), sowie viele an die Französische Akademie gerichtete Essais, Études, Discours, Notices, Rapports und andere, teilweise besonders abgedruckte

oder in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichte und nachher in Bänden gesammelte Stücke. Die nach seinem Tode erschienene «Histoire de Grégoire VII» (2 Bde., 1873) fand sich handschriftlich und vollständig ausgearbeitet unter seinen nachgelassenen Papieren. Man trifft darin, nebst der schönen und geschmackvollen Schreibart, seine gewöhnlichen Eigenschaften als Geschichtschreiber: prunklose Gelehrsamkeit, Unbefangenheit, gemäßigte und besonnene Urteile.

Villemessant (Jean Hippolyte Cartier, genannt de), franz. Journalist, geb. 22. April 1812 zu Rouen, führte bis zum 12. Jahre den Namen seines Vaters, des Obersten Cartier, welchen er dann mit dem mütterlichen Namen Villemessant vertauschte. Er fallierte als Kaufmann zu Blois, ging dann nach Tours und Nantes und 1839 nach Paris. Hier widmete er sich dem Journalismus. Er pachtete das Modefeuilleton der «Presse» (1844) und begründete mit Calonne und Boyer «Le lampion», «La bouche de fer», «La chronique de Paris» (1848—50), welche Blätter bald unterdrückt wurden. Seit April 1854 gab er, von seinen Schwiegersöhnen Bourdin und Jouvin unterstützt, den «Figaro» wieder heraus, welcher unter seiner Leitung oft vor Gericht gezogen wurde. Das Blatt erschien zuerst zweimal wöchentlich; 1866 erschien es täglich und 1871 wurde es ganz antirepublikanisch und klerikal. V. starb 11. April 1879 zu Monte-Carlo auf seinem Gute. Unter seinem Namen wurden die «Mémoires d'un journaliste» (5 Bde., 1867—76) veröffentlicht, deren Verfasserschaft aber Philipp Gille zugeschrieben wird.

Villemur, Stadt im franz. Depart. Haute-Garonne, Arrondissement Toulouse, rechts am Tarn, Station der Linie Montauban-St.-Sulpice der Südbahn, zählt (1881) 2169 (Gemeinde 4055) E. und hat Eisengießerei.

Villena, Stadt und Bezirkshauptort in der span. Provinz Alicante, ehemals zum Königreich Murcia gehörig, rechts am Vinalapó, 501 m über dem Meere, Station der Eisenbahnen Madrid-Alicante und V.-Bañeras, zählt (1877) 11424 E. und hat ein festes Schloß, Leinweberei, Seifenfabrikation, Branntweinbrennerei, eine bedeutende Messe und in der Nähe eine große Salzlagune.

Villēna (Don Enrique de Aragon, gewöhnlich, jedoch irrtümlich, Marques de V. genannt), berühmter span. Gelehrter, geb. 1384, stammte von väterlicher Seite aus dem königl. Hause von Aragonien und war durch seine Mutter mit den Königen von Castilien verwandt. Früh Waise, wurde er von seinem Großvater, welchen Heinrich III. des ihm von Heinrich II. gegebenen Marquisats enthob, erzogen und für die kriegerische Laufbahn bestimmt. V. zeigte aber mehr Lust zu den Wissenschaften, in denen er so außerordentliche Kenntnisse sich erwarb, daß er mit dem Beinamen «Astrologo» (Sterndeuter) belegt ward und für einen Schwarzkünstler galt. Seine wenig glückliche Ehe mit Doña Maria de Albornoz ließ Heinrich III. von Castilien, wohl aus Liebe zu dieser, für ungültig erklären und V. zur Entschädigung, unter Verzicht auf die ihm verbliebene Grafschaft Cangas de Tineo, zum Großmeister von Calatrava erwählen. Aber auch diese Würde wurde ihm von einem Teile der Ordensritter streitig gemacht, und nach Heinrichs III. Tode 1407 annullierte der Papst seine Wahl, sowie die Auflösung seiner Ehe. Erst 1414 wurde ihm eine Entschädigung durch Belehnung mit der Herrschaft von Iniesta zuteil, auf welcher er zurückgezogen bis an seinen Tod lebte, der 15. Dez. 1434 bei einem Besuche in Madrid erfolgte. Er hielt sich vor 1414 meist am Hofe des Königs von Castilien auf; 1412, als sein Oheim Don Fernando el Honesto zum König von Aragonien erwählt wurde, begab er sich mit diesem nach Saragossa. V. veranlaßte damals die Stiftung eines Konsistoriums der «Fröhlichen Wissenschaft» zu Barcelona nach dem Muster der Jeux floraux in Toulouse und verfaßte eine «Arte de trobar» nach dem Vorbilde der provençal. «Leys d'amors». Bruchstücke dieser Abhandlung über die Dichtkunst wurden von Mayans y Siscar herausgegeben (Madr. 1737 und in 2. Aufl. 1873). Außerdem schrieb V. 1423 eine Anleitung zur Tranchierkunst («Arte cisoria, ó tratado del arte del cortar del cuchillo», gedruckt Madr. 1766, und neuerdings von F. B. Navarro, Madr. 1879), eine Schilderung der Arbeiten des Hercules («Trabajos de Hercules», zuerst 1483 gedruckt) und andere zum Teil nur dem Namen nach bekannte Werke. V. ist in der Geschichte der span. Nationallitteratur von Bedeutung als der Begründer der künstlichen und gelehrten Dichtung, die durch seine Schüler, den Marquis von Santillana und Juan de Mena, zur Herrschaft kam.

Villenauxe, Stadt im franz. Depart. Aube, Arrondissement Nogent-sur-Seine, Station der Linie Château-Thierry-Romilly der Ostbahn, zählt (1881) 2259 E. und hat Weinbau und Porzellanmanufaktur.

Villeneuve (deutsch Neustadt), altes ummauertes Städtchen im Bezirk Aigle des schweiz. Kantons Waadt, liegt 380 m über dem Meere, 9 km südöstlich von Vevey am obern Ende des Genfersees, an der Bahn Lausanne-St.-Maurice-Sitten und der Dampferlinie Villeneuve-Genf und zählt (1880) 1346 meist reform. E., deren Haupterwerbsquelle der Weinbau ist. Die jetzige Stadt steht an der Stelle des röm. Pennilucus, das 563 durch den Austritt des Sees infolge des Bergsturzes von Tauretunum zerstört wurde. Die bemerkenswertesten Punkte der Umgebung sind die kleine künstliche Ile de la Paix und das Schloß Chillon.

Villeneuve, Stadt im franz. Depart. Aveyron, Arrondissement Villefranche, Station der Linie Périgueux-Figeac-Toulouse der Orléansbahn, zählt (1881) 855 (Gemeinde 3074) E. und hat ein Schloß, Töpfereien und Papierfabrikation.

Villeneuve d'Agen, jetzt amtlich Villeneuve-sur-Lot, Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Lot-et-Garonne, am Lot, über den eine aus dem 13. Jahrh. stammende Steinbrücke mit einem äußerst kühnen Bogen von 35 m Spannung bei 18 m Höhe führt, durch Zweigbahn nach Penne mit der Linie Paris-Orléans-Agen der Orléansbahn verbunden, zählt (1881) 8047 (Gemeinde 14560) E., welche ansehnlichen Handel mit Pflaumen, Vieh, Wein, Getreide u. s. w. treiben, und ist Sitz eines Gerichtshofs erster Instanz, eines Handelstribunals und eines Kommunal-Collège. Auch die Reste der alten Befestigungswerke, namentlich auf dem linken Ufer, sowie die Arkaden des Hauptplatzes entstammen dem 13. Jahrh.

Villeneuve-de-Berg, Stadt im franz. Depart. Ardèche, Arrondissement Privas, rechts der Ibie, eines linken Nebenflusses des Ardèche, Station der Linie Livron-Alais der Paris-Lyon-Mittel-

meerbahn, zählt (1881) 2105 E. und hat Seidenspinnerei und Tuchfabrikation. V. ist Geburtsort des Agronomen Olivier de Serres (gest. 1619), welcher in Frankreich die Kultur des Maulbeerbaums einführte; ihm wurde hier eine Bronzestatue von Hébert errichtet.

Villeneuve-de-Marsan, Stadt im franz. Depart. Landes, Arrondissement Mont-de-Marsan, links am Midour, Quellarm der Midouze, zählt (1881) 1390 (Gemeinde 2069) E. und hat Woll- und Damastweberei.

Villeneuve-l'Archevêque, Stadt im franz. Depart. Yonne, Arrondissement Sens, rechts an der Vanne, einem rechtsseitigen Nebenfluß der Yonne, Station der Linie Châlons-sur-Marne-Sens der Ostbahn, zählt (1881) 1808 E., welche Tuchfabrikation und Handel mit Wolle und Hanf betreiben. Die 1869 restaurierte Kirche besitzt ein schönes Portal aus dem 13. Jahrh.

Villeneuve-lès-Avignon, Stadt im franz. Depart. Gard, Arrondissement Uzès, rechts am Rhône, Avignon gegenüber, Station der Linie Nimes-Teil der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, zählt (1881) 2630 E. und hat ein kleines Museum und Seidenindustrie. Auf einem Felsen erhebt sich das alte Fort (vormals Abtei) St.-André mit schöner Umfassungsmauer und Türmen nebst einer Kapelle aus dem 10. und 11. Jahrh. Die Kirche der ehemaligen Kartause du Val de la Bénédiction besitzt das Grab des Prinzen Conti. In der Kapelle des Hospitals befindet sich das Grabmal des Papstes Innocenz VI.

Villeneuve-sur-Yonne, ehemals Villeneuve-le-Roi, Stadt im franz. Depart. Yonne, Arrondissement Joigny, an der Yonne, Station der Hauptlinie der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, zählt (1881) 3554 (Gemeinde 5010) E. und besitzt eine schöne Kirche (Notre-Dame) aus dem 13. bis 16. Jahrh. und Tuchfabrikation.

Villeroi, eine französische, erst zu Anfang des 16. Jahrh. geadelte Familie, die mehrere geschichtliche Personen zählt. — Nicolas de Neufville, Seigneur de V., geb. 1542, war Minister unter den Königen Karl IX., Heinrich III., Heinrich IV., Ludwig XIII. Er starb 12. Nov. 1617 zu Rouen und hinterließ unter anderm die berühmten »Mémoires d'État depuis 1567 jusqu'en 1604« (Par. 1622; mit einer Fortsetzung bis 1620, Par. 1634). — Sein Enkel, Nicolas de Neufville, Marquis, dann Herzog von V., geb. 14. Okt. 1598, zeichnete sich als Krieger aus und wurde 1646 Marschall und zugleich Gouverneur des jungen Ludwig XIV. Nachdem er 1661 Chef des Finanzrats geworden, erhielt er 1663 die Würde eines Pairs und Herzogs. Er starb 28. Nov. 1685.

Dessen Sohn, François de Neufville, Herzog von V., Marschall und Pair, geb. 7. April 1643 und mit Ludwig XIV. erzogen, verbrachte seine Jugend unter den Zerstreuungen des Hofs und galt als das Muster der Eleganz und der Mode. Wiewohl stets der Günstling Ludwigs XIV., mußte er später wegen Liebesintriguen den Hof meiden und mehrere Jahre zu Lyon verweilen, wo sein Vater das Gouvernement hatte. Im J. 1694 erhielt er den Marschallsstab und übernahm in den Niederlanden an der Stelle des Marschalls von Luxembourg den Oberbefehl, versuchte vergebens Namur zu entsetzen und rückte Aug. 1695 vor Brüssel, das er durch eine Kanonade fast ganz in Schutt legte. Ludwig XIV. schickte ihn 1701 bei Eröffnung des Spanischen Erbfolgekriegs nach Italien, wo der siegreiche Catinat und der Herzog von Savoyen unter seine Befehle treten mußten. Gegen Catinats Rat griff V. 1. Sept. 1701 das Lager des Prinzen Eugen bei Chiari an und erlitt eine arge Niederlage. Sodann wurde er in der Nacht des 1. Febr. 1702 zu Cremona von Eugen überfallen und gefangen genommen, erhielt aber in kurzer Zeit die Freiheit zurück. V. übernahm Anfang 1706 den Oberbefehl über die 75000 Mann starke Armee in den Niederlanden und drang im Mai mit dem Kurfürsten von Bayern bis an die Gheete vor. Wiewohl sein Gegner Marlborough schwächer war, rückte ihm derselbe bis an das Dorf Ramillies entgegen, wo es 23. Mai 1706 zu einer mörderischen Schlacht kam. V. verlor 20000 Mann und seine ganze Artillerie und Bagage. Brabant, Flandern und selbst ein Strich der franz. Grenze fielen in die Hände der Verbündeten. Ludwig XIV. bewahrte seinem Günstling immer ein unwandelbares Vertrauen. Als er auf Antrieb der Maintenon 1715 ein Testament aufsetzte, das die Gewalt des künftigen Regenten, des Herzogs von Orléans, beschränken sollte, wurde auch V. in das Geheimnis eingeweiht und erhielt zugleich die Ernennung zum Gouverneur des jungen Ludwig XV. V. verriet den Inhalt des Testaments noch bei seines Wohlthäters Lebzeiten an den Herzog von Orléans gegen Geld und Versprechungen. Dennoch aber trat er allen den Intriguen bei, welche der Hof nach Ludwigs XIV. Tode gegen den Regenten versuchte. Nachdem jedoch der König die Mündigkeit erlangt, nahm der Herzog von Orléans eine Gelegenheit wahr und ließ V. 12. Aug. 1722 plötzlich verhaften und in sein Gouvernement nach Lyon schaffen. Er erschien seitdem nur wenig bei Hofe und starb 18. Juli 1730.

Villers (Charles François Dominique de), geistvoller franz. Schriftsteller, geb. 4. Nov. 1765 zu Bolchen (Boulay) in Lothringen, genoß den ersten Unterricht bei den Benediktinern in Metz, ging dann zur dortigen Artillerieschule über und trat 1782 als Lieutenant in ein Artillerieregiment zu Straßburg. Bei dem Ausbruch des Revolutionskriegs floh er 1793, von den Jakobinern bedroht, nach Deutschland, wo er bei dem Condéschen Heere Dienste nahm. Nach dem unglücklichen Ausgang des ersten Feldzugs kehrte er auf kurze Zeit in seine Vaterstadt zurück. Er hielt sich hierauf in Holland auf und ging dann nach Deutschland, wo er in Holzminden, Driburg und Göttingen lebte, bis er 1797 nach Lübeck kam. Durch die Freundschaft einer hochgebildeten Frau an Lübeck gefesselt, verlebte er hier glückliche Jahre, in denen sein Geist sich mit deutscher Art und Kunst befreundete. Seine Reisen nach Paris, seine Verbindung mit franz. Gelehrten trugen ebenso viel als seine Schriften dazu bei, deutschem Wesen und deutscher Litteratur im allgemeinen, sowie der Kantischen Philosophie im besondern in Frankreich Anerkennung und Achtung zu verschaffen. Dies war es, was er sich zur Aufgabe seines ganzen Lebens gesetzt hatte. Unter seinen Schriften machte das größte Aufsehen sein vom franz. Nationalinstitut gekrönter »Essai sur l'esprit et l'influence de la réformation de Luther, etc.« (Par. 1804; 4. Aufl. 1820; deutsch von Cramer, Hamb. 1805; 2. Aufl. 1817). Durch seine »Lettre à Madame

la comtesse Fanny de Beauharnais sur Lubeck», worin er über die bei der Erstürmung Lübecks 1806 verübten Greuel berichtete, hatte er sich den Haß des franz. Heers zugezogen. Er wurde daher, als man die Hansestädte 1811 mit Frankreich vereinigte, aus dem Generalgouvernement verwiesen, folgte dann einem Ruf als Professor der Philologie nach Göttingen, wurde aber, als Hannover unter die alte Regierung zurückkehrte, abgesetzt. Er starb zu Göttingen 26. Febr. 1815. Von seinen Schriften sind noch zu nennen: «Coup d'œil sur les universités» (Kass. 1808) und «Rapport sur l'état de la littérature ancienne et de l'histoire en Allemagne». Auch bearbeitete er die Kantsche Philosophie als «Philosophie de Kant, ou principes fondamentaux de la philosophie transcendentale» (2 Bde., Metz 1802). Eine Biographie V.' verfaßte Bégin (Metz 1840). Vgl. auch «Briefe von Benjamin Constant, Görres, Goethe u. s. w. Auswahl aus dem handschriftlichen Nachlasse des Charles de V., herausg. von Isler» (Hamb. 1879).

Villers-Cotterets, Stadt im franz. Depart. Aisne, Arrondissement Soissons, am Forst von V., Station der Linien Paris-Soissons-Laon und V.-La Ferté-Milon der Nordbahn, zählt (1881) 2773 (Gemeinde 3816) E. und hat ein von Franz I. erbautes Schloß, jetzt Arbeitshaus, und Weinhandel. Am 28. Juni 1815 fand hier ein Gefecht statt, in dem die Verbündeten die Franzosen schlugen.

Villersexel, Kantonshauptort mit schönem, aus dem 17. Jahrh. stammenden Schlosse des Grafen Gramont, im Arrondissement Lure des franz. Depart. Haute-Saône, links am Saônezufluß Ognon, der hier oberhalb den Scey aufnimmt, 28 km ostsüdöstlich von Vesoul, hat bedeutende Eisenwerke und zählt (1881) 946 (als Gemeinde 1153) E. Im Deutsch-Französischen Kriege von 1870—71 fand hier 9. Jan. 1871 ein Gefecht zwischen Truppen des preuß. Generals von Werder und der franz. Ostarmee unter General Bourbaki statt. Das 14. deutsche Armeekorps (größtenteils Badenser) stieß beim Vormarsch auf V. auf die Flanke der gegen Belfort marschierenden franz. Armee (das 18. und 20. Korps) und erstürmte V. Im weitern Verlauf des Gefechts entwickelte Bourbaki sich in bedeutender Stärke in der Linie V.-Moimay-Marast, welch letzterer Ort nach längerm Geschützkampfe abends von den deutschen Truppen genommen wurde, nachdem dieselben im hartnäckigen Kampfe alle Angriffe des Feindes zurückgewiesen hatten. Durch das Gefecht um V. wurde Bourbaki so lange aufgehalten, daß Werder zwei Tage Zeit gewann, um die befestigte Stellung Delle-Montbéliard-Héricourt-Lure zu erreichen. (S. Héricourt.)

Villette (La), seit 1860 nordöstlicher Stadtteil von Paris, welcher zum 19. Arrondissement gehört, vormals Flecken von zuletzt über 30000 E., ist der Sitz einer bedeutenden Industrie und hat das große Bassin, welches den Canal de l'Ourcq aufnimmt und den Canal St.-Martin südwärts entsendet.

Ville-Vieille, franz. Dorf, s. unter Château-Ville-Vieille.

Villiers-sur-Marne, Dorf im franz. Depart. Seine-et-Oise, Arrondissement Corbeil, links von der Marne, gegenüber Fort Nogent der pariser Ostfront, Station der Linie Paris-Petit-Croix der Ostbahn, mit 1109 E. und einem Fort, war während der Kämpfe von Champigny (30. Nov. bis 2. Dez. 1870) von den Deutschen besetzt.

Villingen, Kreisstadt in Baden, an der Brigach, Station der Linie Offenburg-Singen der Badischen Staatsbahnen (Schwarzwaldbahn), in welche hier die Württembergische Obere Neckarbahn einmündet, Sitz eines Bezirksamts und Amtsgerichts, hat eine höhere Bürgerschule, ein von Ursulinerinnen geleitetes Mädcheninstitut, eine Haushaltungsschule, eine Gewerbe-, Musik-, Zeichen- und landwirtschaftliche Winterschule und zählt (1880) 6141 meist kath. E., die hauptsächlich Gewerbe und Landwirtschaft betreiben. Als ein Hauptort der Schwarzwälder Uhrenfabrikation befinden sich hier bedeutende Fabriken aller Sorten Uhren und Musikwerke (Orchestrions); ferner eine Teigwarenfabrik, Metalltuchweberei, Glockengießerei, mechan. Werkstätten, eine Kunsttöpferei, Ziegeleien, eine Holzimprägnierungsanstalt, ein Kleinhammer, mehrere Kunst- und Sägemühlen, sowie Handel mit Früchten, Mehl und Holz. Bemerkenswert ist das Pfarrmünster mit Kirchenschatz, die städtische Altertümersammlung im alten Rathaus, der Kreuzgang im Waisenspital (ehemals Franziskanerkloster), der roman. Turm im Friedhof (Altstadt), die Burgruinen Türneck und Warenburg. Das Dorf V., urkundlich schon 817 genannt, wurde 999 von Kaiser Otto III. zum Marktflecken erhoben und dieser dann 1119 von Berthold III. von Zähringen an die jetzige Stelle verlegt. V. spielt eine Rolle im Bauernkriege, Dreißigjährigen Kriege (drei Belagerungen 1633 und 1634) und im Spanischen Erbfolgekriege (1703 und 1704). Bis 1218 zähringisch, bis 1326 fürstenbergisch, von da an österreichisch, kam V. 1805 an Württemberg und 1806 an Baden. — Der Kreis Villingen zählt auf 1030 qkm 70614 E.

Villmergen oder Vilmergen, s. u. Freiamt.

Villoison (Jean Baptiste Gaspard d'Ansse de), gründlicher Kenner der griech. Sprache und Litteratur, geb. 5. März 1750 zu Corbeil-sur-Seine, erhielt seine Bildung im Collége Beauvais, wurde schon in seinem 23. Jahre zum Mitgliede der Akademie der Inschriften ernannt und 1778 von der Regierung nach Venedig geschickt, um daselbst die Handschriften der Markusbibliothek zu untersuchen. Hier trat er mit dem gelehrten Morelli in nähere Bekanntschaft und machte aus den Schätzen der Bibliothek die «Anecdota Graeca» (2 Bde., Vened. 1781), sowie einen Abdruck des wertvollen Codex der Homerischen Ilias mit Scholien (Vened. 1788) bekannt. Nach seiner Rückkehr aus Italien besuchte er Deutschland. Er benutzte besonders die Bibliothek zu Weimar, daher seine «Epistolae Vinarienses» entstanden, und ging 1785 mit Choiseul-Gouffier nach Konstantinopel, von wo aus er drei Jahre lang die Inseln des Archipelagus und das feste Land von Griechenland bereiste. Beim Ausbruche der Französischen Revolution zog er sich nach Orléans zurück, kehrte später nach Paris zurück und wurde Mitglied des Nationalinstituts und Professor, doch starb er schon 26. April 1805. Außer Abhandlungen in den «Mémoires de l'Académie des inscriptions» und andern Zeitschriften veröffentlichte er noch die erste Ausgabe von Apollonius' «Lexicon Graecum Iliadis et Odysseae» (2 Bde., Par. 1773) und eine Bearbeitung der «Pastoralia» des Longus (2 Bde., Par. 1778).

Villon (François), franz. Dichter, eigentlich François de Montcorbier (Name einer Örtlichkeit in Bourbonnais), während der Name «Villon» von seinem Beschützer Guillaume de Villon, einem Geiste

lichen, herrührt, ist 1431, wahrscheinlich zu Paris, geboren und wurde 1452 Magister artium; 1455 infolge eines unbeabsichtigten Mordes aus Paris flüchtig und 1456 begnadigt, beteiligte er sich an einer Reihe Diebstählen, um derentwillen er in den folgenden Jahren zum Tode verurteilt wurde; zur Verbannung begnadigt, geriet er 1461 wiederum in Haft, wurde jedoch auf Verwendung Ludwigs XI. aufs neue befreit. Wie und wann er gestorben, ist unbekannt. Seine Gedichte zeigen natürliche Laune und ausgelassenen Witz; sie bestehen aus seinen zwei Testamenten («Le grand Testament», um 1461, und «Le petit Testament. Son codicille», 1456), dem Jargon und aus Balladen. Die erste Ausgabe seiner Werke erschien zu Paris 1489; eine neue, mit Anmerkungen, besorgte P. Lacroix: «Oeuvres complètes de François V.» (Par. 1854) und «Les deux testaments de V.» (Par. 1867). Vgl. Campaux, «François V., sa vie et ses œuvres» (Par. 1859); Nagel, «François V.» (Berl. 1877); Longnon, «Étude biographique sur François V.» (Par. 1878); Bijvanck, «Specimen d'un essai critique sur les œuvres de François V.» (Leiden 1882).

Vilmar (August Friedr. Christian), deutscher Theolog und Litterarhistoriker, geb. 21. Nov. 1800 zu Solz in Kurhessen, studierte zu Marburg, ward 1827 Lehrer am Gymnasium zu Hersfeld, 1831 Mitglied der hess. Ständeversammlung und darauf Mitglied der obern Kirchen- und Schulkommission. Später mit dem Referat in Schul-, besonders Gymnasialangelegenheiten betraut, gewann er auf das hess. Gelehrtenschulwesen großen Einfluß. V. ward 1833 Direktor des Gymnasiums zu Marburg, 1850 vortragender Rat im Ministerium des Innern und 1851 Stellvertreter des betagten Generalsuperintendenten. Als er dann aber nach dessen Tode 1855 selber von der Synode an diese Stelle gewählt wurde, verweigerte der Landesfürst die Bestätigung und ernannte ihn zum ordentl. Professor der Theologie in Marburg, wo er 30. Juli 1868 starb. Auf polit. wie kirchlichem Gebiete vertrat V. eine streng autoritative Richtung, besonders eine kath. Auffassung von der Würde des Predigtamts. Hierher gehören V.s Schriften: «Die Theologie der Thatsachen und die Theologie der Rhetorik» (4. Aufl., Gütersl. 1876), «Theol. Moral» (3 Bde., Gütersl. 1871), «Dogmatik» (herausg. von Piderit, 2 Bde., Gütersl. 1874—75), «Lehrbuch der Pastoraltheologie» (Gütersl. 1872), «Schulreden über Fragen der Zeit» (Marb. 1846; 3. Aufl., Gütersl. 1886), «Collegium biblicum, prakt. Erklärung der Heiligen Schrift», herausgegeben von Müller (6 Bde., Gütersl. 1879—83). Von Bedeutung ist dagegen V.s Thätigkeit als Litterarhistoriker; besonders sind die im Winter 1843—44 zu Marburg gehaltenen Vorlesungen über die «Geschichte der deutschen Nationallitteratur» (Marb. 1845; 22. Aufl. 1886) hervorzuheben. Kleinere Arbeiten von vorzüglichem Werte sind: «Deutsche Altertümer im Heliand» (Marb. 1845; 2. Aufl. 1862), «Zur Litteratur Johann Fischarts» (Mar. 1846; 2. Aufl. 1865), «Die Weltchronik Rudolfs von Ems» (Marb. 1839; 2. Aufl., Frankf. 1864), das «Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes» (Marb. 1867; 3. Aufl. 1886) und das «Deutsche Namenbüchlein» (5. Aufl., Marb. 1880). Eine treffliche Arbeit ist das «Idiotikon von Kurhessen» (Marb. 1868). Während der Jahre 1848—51 gab V. die Wochenschrift «Der hess. Volksfreund» heraus, welche ihm, besonders von seiten der liberalen Parteien, heftige Angriffe zuzog. Der größte Teil der von ihm selbst gelieferten Aufsätze dieses Blattes erschien gesammelt als «Zur neuesten Kulturgeschichte Deutschlands» (3 Bde., Frankf. 1858—61). Von 1861 bis 1866 gab er die «Pastoraltheol. Blätter» heraus. Vgl. Leimbachs Biographie V.s (Hannov. 1875).

Vilmergen, histor. bekannter Ort im Kanton Aargau, s. unter Freiamt.

Vils, rechter Nebenfluß der Donau im bayr. Regierungsbezirk Niederbayern, entsteht aus der Kleinen und der Großen V. und mündet bei Vilshofen.

Vils, rechtsseitiger Nebenfluß der Naab im bayr. Regierungsbezirk Oberpfalz, entspringt südlich von Freihung, berührt Vilseck und Amberg und mündet bei Kalmünz.

Vilsbiburg, Flecken und Hauptort eines Bezirksamts im bayr. Regierungsbezirk Niederbayern, an der Großen Vils, Station der Linie Landshut-Neumarkt an der Rott der Bayrischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 2484 kath. E. Auf dem Mariahilfberg liegt ein ehemaliges Missionshaus der Redemptoristen. — Das Bezirksamt Vilsbiburg zählt auf 538 qkm 28238 fast ausschließlich kath. E.

Vilseck, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberpfalz, Bezirksamt Amberg, links an der rechts zur Naab gehenden Vils, auf dem Fränkischen Jura, 402 m über dem Meere, Station der Linie Neukirchen-Weiden der Bayrischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 1146 kath. E. und hat eine spätgot. Pfarrkirche, ein Schloß, Steinbrüche, Eisensteingruben und Fischerei.

Vilshofen, Stadt und Hauptort eines Bezirksamts im bayr. Regierungsbezirk Niederbayern, rechts an der Donau, über welche eine schöne Brücke führt und in welche hier die Vils einmündet, 300 m über dem Meere, Station der Linie Passau-Regensburg-Nürnberg-Würzburg der Bayrischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 3149 überwiegend kath. E. und hat eine schöne got. Pfarrkirche von 1376, einen Granitbruch, Maschinenbau, eine Kunstmühle, Bierbrauerei und Handel mit Holz, Leinwand und Getreide. Die durch König Maximilian I. angelegte Straße von hier nach Passau mußte an vielen Stellen den zur Donau abfallenden Bergwänden durch Sprengungen abgewonnen werden. — Das Bezirksamt Vilshofen zählt auf 597 qkm 41661 E., wovon 1278 Evangelische und 10 Juden.

Vilvoorde, Stadt in der belg. Provinz Brabant, an der Mündung der Woluwe in die Senne und an der Linie Brüssel-Antwerpen der Belgischen Staatsbahn, hat eine Obst- und Gartenbauschule und ein Zuchthaus und zählt (1884) 8825 E., welche Roßhaarzeuge und Posamentierwaren verfertigen. V. soll die älteste Stadt Brabants sein.

Vimeiro, Ort im portug. Distrikt Lissabon der Provinz Estremadura, rechts am Rio de Alcabrichelle (Mangola), unweit dessen Mündung in den Atlantischen Ocean; hier besiegte 21. Aug. 1808 Wellington die Franzosen unter Junot.

Viminalis, einer der sieben Hügel, auf dem das alte Rom stand, s. unter Rom.

Vimoutiers, Stadt im franz. Depart. Orne, Arrondissement Argentan, an der Vie, Station der Linie Ste.-Gauburge-Mesnil-Mauger der Westbahn, Sitz eines Handelstribunals, zählt (1881)

2765 (Gemeinde 3880) E. und hat Käsebereitung (Camembert) und starke Leinweberei und Bleicherei.

Vinadio, Flecken in der ital. Provinz und im Bezirk Cuneo, in einem Alpenthale links an der zum Tanaro gehenden Stura, zählt (1881) 1378 (Gemeinde 3463) E. und hat eine silberhaltige Bleimine und Schwefelquellen mit Bad.

Vinaroz, Stadt (Villa) und Bezirkshauptort in der span. Provinz Castellon, am Mittelländischen Meere, südlich von der Mündung des Küstenflusses Cerbol, Station der Eisenbahn Almansa-Valencia-Tarragona, zählt (1877) 9528 E. und hat einen Leuchtturm, Weinbau, Fischerei, Küstenschiffahrt, Schiffbau, Handel mit Salz, Öl und Wein. Hier siegte im Nov. 1810 der franz. General Musniers über die Spanier.

Vinca (lat.), Pflanze, s. Immergrün.

Vinça, Stadt im franz. Depart. Pyrénées-Orientales, Arrondissement Prades, rechts an der Tet, auf einer Anhöhe, Station der Linie Perpignan-Prades der Südbahn, zählt (1881) 1910 E. Nahebei nördlich, links von der Tet, in schöner Lage, sind zwei warme Mineralquellen mit Bädern.

Vincennes, Marktflecken, 2 km östlich von Paris, mit (1881) 20530 E., berühmt wegen seines sehr alten Schlosses, welches im Mittelalter die franz. Könige häufig bewohnten und in dessen Burgzwinger Ludwig der Heilige, unter einer Eiche sitzend, die Klagen seiner Unterthanen vernahm. Im 14. Jahrh. erweitert und umgebaut, bildete das Schloß ein Viereck, und hatte, außer einem hohen, freistehenden Turm, dem sog. Donjon, im Burghofe, noch neun Türme auf der Ringmauer. Dieselben wurden 1808 niedergerissen bis auf einen, der nun als Haupteingang der nach den Regeln der neuen Kriegsbaukunst eingerichteten Festung dient. Der ebenfalls noch erhaltene Donjon, ursprünglich der Hauptteil der königl. Hofburg, wurde später als Staatsgefängnis gebraucht. Mirabeau saß hier 1770—80 gefangen, und 1804 wurde der auf Napoleons I. Befehl in Deutschland verhaftete Herzog von Enghien hierher gebracht und im südl. Schloßgraben erschossen. Nach den Julitagen von 1830 wurden der Prinz Polignac und die andern Minister Karls X. hier in Gefangenschaft gehalten. Dem Donjon gegenüber steht die Schloßkapelle, eins der letzten Bauwerke des reichen spätgot. Stils in Frankreich. Dahinter befinden sich die Arbeitswerkstätten und Vorratskammern des Arsenals (120000 Gewehre) nebst einem großen Artilleriepark. Neuerdings hat man mehrere Forts angebaut, mit Kasernen, Pferdeställen, Pulvermagazinen ꝛc. In der benachbarten Ebene, zwischen den Gehölzen von V. und St.-Mandé, sind Schießplätze, Kugelfänge und Scheibenstände für die Einübung großer und kleiner Feuerwaffen eingerichtet.

Vincennes, Stadt und Hauptort von Knox County im nordamerik. Staate Indiana, liegt am östl. Ufer des Wabash, etwa 140 km von seiner Mündung, an der Ohio und Mississippi- und an mehrern Zweigeisenbahnen, hat (1880) 7680 E., darunter 386 Farbige, bedeutende Manufakturen in Wolle, Eisen, Wagen ꝛc., mehre große Mühlen, die Maschinenwerkstätte der Ohio und Mississippi-Eisenbahn, 2 Nationalbanken, eine Hoch-, mehrere öffentliche und Privatschulen, eine Universität, 2 Waisenhäuser, 4 Bibliotheken und 10 Kirchen. V. ist die älteste Stadt des Staates, schon 1702 wurde hier eine franz. Mission gegründet.

Vincent, Saint-Vincent, portug. Cabo de São-Vicente (im Altertum nach dem phöniz. Herakleskult Promontorium sacrum genannt, bei den Mauren des Mittelalters Tharaf el Arab, auch Kenisa el gorab), die äußerste Südwestspitze Portugals und ganz Europas, unter 37° 2′ 43″ nördl. Breite und 8° 40′ 35″ östl. L. (von Ferro), eine nackte Felsenzunge, beiderseits von äußerst zerrissenen, über 65 m hohen Felsenwänden eingefaßt, an denen das hier sehr tiefe Meer furchtbar brandet. Der äußerste Vorsprung trägt ein im 14. Jahrh. gegründetes, 1834 verlassenes, halb verfallenes Franziskanerkloster auf drei Felsenkegeln, zwischen denen die Meereswogen hindurchschlagen. Hier erhebt sich auch ein Leuchtturm. Die Alten hielten V. für das westlichste Kap der ganzen bekannten Erde.

Nur 4 km südöstlich vom Kap, jenseit der Bucht von (Enseñada de) Beliche, springt die auf drei Seiten unzugängliche Landzunge Ponta de Sagres südwärts in das Meer vor, die durch einen 156 m breiten Isthmus mit der Küste verbunden ist. Auf ihr steht das kleine, kaum 300 E. zählende, nur auf der Landseite befestigte Städtchen Sagres (arab. Schakresch, vom lat. Sacrum Promontorium), ein Waffenplatz der Provinz Algarve, mit einem nur für Fischerbarken zugänglichen Seehafen; Heinrich der Seefahrer besaß hier einen Landsitz Terça-Nabal oder Tercena-Naval, später Villa do Infante genannt, errichtete an diesem Orte eine Sternwarte und nautische Schule, leitete von hier aus die portug. Entdeckungsreisen und starb daselbst 13. Nov. 1460. Sein Haus, dessen Stelle man noch zeigt, die Kirche, Kaserne, ein Teil der Festungswerke und alle großen Gebäude wurden durch das Erdbeben von 1755 zerstört. Sein Andenken bewahrt ein 1839 errichtetes Denkmal. Am 16. Jan. 1780 siegte hier die engl. Flotte unter Rodney über die spanische unter Langara; ebenso 14. Febr. 1797 unter dem Admiral Jervis (s. Saint-Vincent) und dem Commodore Nelson gegen Cordova; 3. Juli 1833 schlug Napier hier die Flotte Dom Miguels.

Vincent (Saint-), eine der Kleinen Antillen in Westindien, zwischen Sta.-Lucia und Grenada, zum brit. Generalgouvernement Barbadoes gehörig, zählt auf 381 qkm (1883) 42200 E., überwiegend Farbige und Schwarze, darunter 19697 männlichen und 22503 weiblichen Geschlechts. Ein beträchtliches Gebirge durchzieht die Insel von Süden gegen Norden. Dasselbe ist im Westen am schroffsten, fällt nach dem Meere hin schnell ab, wird aber auf allen Seiten von wellenförmigen, gut bewässerten und meist sehr fruchtbaren Ebenen umgeben. Der Krater des 1466 m hohen Vulkans Morne-Garou bildet eine berühmte Solfatara (s. d.). Ein zweiter Krater entstand wahrscheinlich erst bei dem furchtbaren Ausbruch von 1812, welcher fast die ganze Insel und selbst Schiffe in weiter Entfernung mit vulkanischen Massen bedeckte. Die Produkte der Insel sind die gewöhnlichen der Antillen. Die Hauptausfuhrgegenstände sind Arrowroot, Zucker, Melasse und Rum. Die Einnahme belief sich 1883 auf 35000, die Ausgabe auf 33000, die Schuld auf 3000, die Einfuhr auf 148000, die Ausfuhr auf 167000 Pfd. St. Der Hauptort ist Kingstown (s. d.). Die Insel wurde 22. Juni 1498, dem Tage des heil. Vincent, von Columbus entdeckt, aber niemals von den Spaniern kolonisiert, 1672 von den Engländern besetzt, seit 1722 diesen von den

Franzosen streitig gemacht, im Frieden zu Aachen 1748 für neutral erklärt, 1761 von den Engländern erobert und im Frieden zu Paris 1763 diesen definitiv zuerkannt. Am 16. Juni 1779 eroberten sie die Franzosen unter d'Estaing, gaben sie aber im Frieden zu Versailles 1783 wieder zurück.

Vincent (John Jervis, Baron Meaford, Graf von Saint-), s. Saint-Vincent.

Vincent de Paulo (nicht de Paula), der Stifter der Missionspriester (s. d.) und der Barmherzigen Schwestern (s. d.), geb. 24. April 1576 in dem Dorfe Pouy bei Dax in der Gascogne in Frankreich, studierte zu Toulouse und erhielt endlich eine Pfarre zu Clichy. Mit Hilfe der reichen und frommen Familie von Gondy stiftete er 1624 eine Missionskongregation, deren Glieder zunächst bestimmt waren, den Armen das Evangelium zu predigen und acht Monate des Jahres als Seelsorger, Krankenpfleger und als Beförderer der Sittlichkeit unter dem Landvolke zuzubringen. Daneben sollten sie auch sich selbst zu einem erbaulichen Wandel erwecken und künftige Landpriester zu ihrem Berufe vorbilden. Ihr Hauptsitz war das Stift St. Lazarus zu Paris, wovon sie auch den Namen Lazaristen empfingen. Nach dem Tode des Stifters, 27. Sept. 1660, breiteten sie sich weiter aus. V. aber wurde unter die Heiligen versetzt. Vgl. Maynard, «St.-V., sa vie, son temps, ses œuvres, son influence» (4 Bde., Par. 1860; deutsch, Regensb. 1878); Wilson, «Life of V. de Paul» (Lond. 1874); Eugène de Margerie, «La société de Saint-Vincent de Paul. Lettres, entretiens, souvenirs» (2 Bde., Par. 1874); Loth, «St.-V. et sa mission sociale» (Par. 1880); Morel, «Vie de St.-V.» (Tours 1884).

Vincentiner, soviel wie Prämonstratenser.

Vincentius von Beauvais (Vincentius Bellovacensis), hervorragender Gelehrter und Polyhistor des Mittelalters, geb. um 1190 in Frankreich, wurde Dominikaner im Kloster Beauvais und war eng befreundet mit Ludwig IX., der ihn wiederholt als Vorleser und Prinzenerzieher an seinen Hof berufen zu haben scheint; er starb um 1264. Ohne originelle Ideen, suchte er mit großem Fleiße aus der ihm zu Gebote stehenden Litteratur eine Übersicht über den Gesamtumfang des menschlichen Wissens zusammenzustellen und ist auch als pädagogischer Schriftsteller von Bedeutung. Sein Hauptwerk ist das «Speculum majus», bestehend aus dem Speculum naturale (den Naturwissenschaften), doctrinale (den theoretischen Wissenschaften) und historiale (der Profan- und Kirchengeschichte), denen dann später von unbekannter Hand noch ein Speculum morale hinzugefügt wurde. Die meisten Werke des V. existieren nur handschriftlich; die handlichste Ausgabe des «Speculum» ist die Benediktinerausgabe (4 Bde., Douai 1624). Vgl. Schlosser, «Vincentius von Beauvais» (Frankf. 1819); Bourgeat, «Études sur V.» (Par. 1856).

Vincentius von Lerinum (daher Lerinensis), kirchl. Schriftsteller des 5. Jahrh., geboren in Gallien, war Mönch und Priester im Kloster Lerinum (Lerins) in Gallien und starb daselbst wahrscheinlich 450. Er war ein Hauptvertreter des sog. Semipelagianismus und hat in seiner Schrift «Commonitorium pro cath. fidei antiquitate et universalitate» (herausg. von Herzog 1839) die erste zusammenhängende Darstellung des mittelalterlichen Traditionsbegriffs gegeben. Von ihm stammt die bekannte Definition, daß unter Tradition zu verstehen sei, «was überall, allezeit und von allen geglaubt worden ist». Vgl. Elpelt, «Des V. Ermahnungsbuch, sein Leben und seine Lehre» (Berl. 1840).

Vincentiusverein, s. Piusverein.

Vinci (da), s. Leonardo da Vinci.

Vinck-Boons, bisweilen auch Vinckebooms genannt (David), niederländ. Maler, geb. 1578 zu Mecheln, gest. zu Amsterdam 1629, erhielt den ersten Unterricht bei seinem Vater Philips, welcher Miniaturmaler war. Mit dem Vater begab er sich 1587 nach Amsterdam. Er steht am Abschluß der ältern niederländ. Schule und ist sowohl in seinen Genredarstellungen, als besonders in seinen landschaftlichen Kompositionen bedeutend. In letzterer Hinsicht gehört er neben Paul Bril und Roland Savery zu den Schöpfern der modernen Landschaft. Seine derartigen Werke sind großartig gedacht und oft tief poetisch, in einer kräftigen, tüchtigen, dabei aber saubern Weise behandelt und von energischem, wenngleich etwas kühlem und bisweilen auch wohl unruhigem Kolorit. Er pflegt diese Bilder mit reicher Staffage auszustatten und wählt dazu, außer mytholog. und biblischen Gegenständen, vorzüglich gern Darstellungen aus dem Leben seines Landes, Hochzeiten, Kirchweihfeste, Jagden und Volksscenen aller Art, die er mit glücklichem Humor und großer Wahrheit zu schildern versteht. Eins seiner schönsten und größten Hauptbilder, eine Lotterieziehung bei Nachtbeleuchtung, findet sich im Oudemannenhuis in Amsterdam.

Vincke (Friedr. Wilh. Ludw. Phil., Freiherr von), verdienter preuß. Staatsbeamter und staatswissenschaftlicher Schriftsteller, geb. zu Minden 23. Dez. 1774, erhielt seine Bildung auf dem Pädagogium zu Halle und den Universitäten zu Marburg, Erlangen und Göttingen. Er trat 1795 als Referendar in die kurmärk. Kammer und in das Manufakturkollegium zu Berlin und erhielt 1798 die Assessur beider Behörden. Bald darauf wurde er Landrat im Kreise Minden. Im J. 1802 sendete man ihn nach Spanien, um Merinos zur Veredelung der deutschen Schafe anzukaufen. Nach seiner Rückkehr wurde er 1803 Kammerpräsident in Aurich und 1804, als Freiherr vom Stein ins Ministerium trat, dessen Nachfolger als Präsident der Kammer zu Münster und Hamm. Auch 1806, nach dem Einmarsche der Franzosen, blieb er in Münster noch einige Zeit in Thätigkeit. Dann begab er sich nach England, um dort das vaterländische Interesse zu fördern. Nach dem Frieden von Tilsit wurde er 1809 Chefpräsident der Regierung zu Potsdam. Im J. 1810 nahm er seine Entlassung und kehrte in seine Heimat zurück, wo er das klassische Werk «Über die Verwaltung Großbritanniens» (herausg. von Niebuhr, Berl. 1816) schrieb. Den franz. Behörden verdächtig, wurde er 1813 arretiert, seiner Papiere beraubt und endlich auf das linke Rheinufer verwiesen. Die Ereignisse führten ihn nach Deutschland zurück, wo er als Civilgouverneur der westfäl. Provinzen seine ganze Thatkraft, namentlich bei der Ausrüstung der Freiwilligen, der Zusammenberufung der Landwehr und der Organisation des Landsturms, entwickelte. Im J. 1815 wurde er Oberpräsident der neu zu organisierenden Provinz Westfalen und leistete hier, als Napoleons I. Rückkehr von Elba zu neuem Kampfe aufrief, Außerordentliches durch die begeisterte Teilnahme, welche er in allen Klassen des Volks zu

erwecken verstand. Im J. 1825 ward er zum Wirkl. Geheimrat ernannt. Unter seiner Verwaltung wurden in Westfalen eine Menge Kunststraßen, selbst durch die Heiden des Münsterlandes angelegt, die Weserkommunikation erleichtert, die Lippe bis Neuhaus schiffbar gemacht, die Schiffbarkeit der Ruhr wesentlich vervollkommnet und ein großer Ruhrhafen bei Ruhrort eingerichtet. Ein besonderer Gegenstand seiner Thätigkeit war die feste Bestimmung des Verhältnisses zwischen Gutsherren und Bauern. Vgl. seine treffliche Schrift «Über die Zerstückelung der Bauernhöfe» (als Manuskript gedruckt 1824), worin er sich gegen die zu große Zersplitterung des Grundeigentums aussprach. Auch wirkte er vorteilhaft auf die Landeskultur durch die Gemeinheits- und Heideteilung. V. starb 2. Dez. 1844. Vgl. Bodelschwingh, «Leben des Oberpräsidenten Freiherrn von V.» (Berl. 1853).

Vincke (Ernst Friedr. Georg, Freiherr von), hervorragender liberaler Parteiführer und Redner in der preuß. Kammer, des vorigen ältester Sohn, geb. 15. Mai 1811 zu Busch bei Hagen in der Grafschaft Mark, besuchte seit 1825 das Gymnasium zu Bielefeld, studierte dann seit 1828 die Rechte auf den Universitäten Göttingen und Berlin und betrat 1832 als Auskultator beim Stadtgericht zu Berlin die praktische Laufbahn. Nachdem er seit Ende 1834 als Referendar beim Land- und Stadtgericht zu Minden, demnächst beim Oberlandesgericht zu Münster gewirkt, übernahm er im April 1837 das Amt des Landrats im Kreise Hagen, welchem er bis Mai 1848 vorstand. Als Abgeordneter der Ritterschaft der Grafschaft Mark wohnte er den westfäl. Provinziallandtagen von 1843 und 1845 bei und machte sich schon hier als geistreicher, scharfsinniger und schlagfertiger Redner geltend. Noch mehr erregte seine Thätigkeit auf dem Vereinigten preuß. Landtage von 1847 die Aufmerksamkeit. Streng auf dem Rechtsboden fußend und aus diesem Gesichtspunkte das königl. Patent vom 3. Febr. 1847 beurteilend, nahm er an den meisten wichtigen Debatten hervorragenden Anteil, indem er die streng konstitutionelle Ansicht nach engl. Vorbilde gegenüber den feudalständischen Restaurationsneigungen verfocht. Von dem Wahlbezirk Hagen in die Deutsche Nationalversammlung gewählt, zeigte er sich entschieden antirevolutionär und bewies sich als einen der bedeutendsten Führer der konstitutionellen und erbkaiserl. Partei. Ende 1849 trat V. in die preuß. Zweite Kammer, wo er die Politik des Ministeriums ebenso lebhaft bekämpfte wie die demokratische Linke. Er gehörte der Zweiten Kammer mit kurzen Unterbrechungen bis 1867 an. Auch war er Mitglied des vom März bis Mai 1850 zu Erfurt tagenden Unionsparlaments, sowie des konstituierenden und des ordentlichen Norddeutschen Reichstags. Er starb zu Bad Oeynhausen 3. Juni 1875. V. war langjähriger Führer der sog. altliberalen Partei. Beredt, schlagfertig, voll kaustischen Witzes und doch vom Ernst der Gesinnung getragen, gehörte er zu den Zierden des parlamentar. Lebens in Deutschland. Durch den 1846 erfolgten Tod seines Vetters, des durch mehrere geschichtliche Schriften bekannten Ernst Ludwig von V., kam er in den Besitz des großen Familienstammgutes Ostenwalde im Hannoverischen, wo er seinen gewöhnlichen Aufenthalt hatte.

Vincke (Karl Friedrich Gisbert, Freiherr von), geistvoller Novellist und Dichter, Bruder des vorigen, geb. 6. Sept. 1813, erhielt seine Gymnasialbildung 1826—30 zu Bielefeld und studierte dann bis 1834 zu Heidelberg und Berlin die Rechte. Von der jurist. Laufbahn trat er jedoch bald zur Verwaltung über, legte 1842 das Staatsexamen ab und wirkte dann als Mitglied der Regierungen zu Potsdam (seit 1842) und Münster (seit 1846), bis er 1860 wegen Augenleiden seinen Abschied nahm. Litterarisch hat er sich durch eine Reihe belletristischer Schriften bekannt gemacht. Dahin gehören «Sagen und Bilder aus Westfalen» (Hamm 1856; 2. Aufl. 1857), «Gedichte» (Berl. 1860), die Novellensammlung «Im Bann der Jungfrau» (2. Aufl., 3 Bde., Hannov. 1873), «Reisegeschichten. Novellenbuch in Versen» (Münst. 1869), «Lustspiele» (Münst. 1869); ferner «Rose und Distel» (Dessau 1853; 2. Aufl., Weim. 1865), «ABC für Haus und Welt» (3. Aufl., Berl. 1875), «Ein kleines Sündenregister» (3. Aufl., Freiburg i. B. 1885).

Vincke (Karl Friedr. Ludw., Freiherr von), preuß. Abgeordneter, der jüngern Linie des Geschlechts angehörig, geb. 17. April 1800 in Minden, besuchte 1822—24 die Kriegsschule und ward 1824 zur trigonometr. Abteilung des Generalstabes kommandiert, in welcher Stellung er mehrere Jahre unter dem damaligen Kapitän, spätern General Baeyer bei der Triangulation von Schlesien und Posen thätig war. Im J. 1829 in den Generalstab versetzt, avancierte er 1832 zum Kapitän und wurde als solcher dem Generalkommando des 6. Armeekorps zugeteilt. Im J. 1837 ging er mit Moltke und einigen andern preuß. Offizieren in die Türkei, um dort bei der Organisation der Armee mitzuwirken. Bei Ausbruch des Kriegs mit Mehemed Ali ward V. im Dez. 1838 nach Angora zu Isset Mehmet Pascha entsendet, um diesem während des Feldzugs beratend zur Seite zu stehen. Im Sommer 1839 von König Friedrich Wilhelm III. zurückberufen, wurde er 1840 zum Major befördert und im Generalstabe des Gardekorps angestellt. Doch schied er 1843 mit Urlaub auf unbestimmte Zeit aus dem aktiven Dienst, um sich unbehindert der Bewirtschaftung der Herrschaft Olbendorf (im schles. Kreise Strehlen), die er 1841 angekauft, widmen zu können. In den folgenden Jahren trat V. mit den Schriften «Über Kommunal- und Polizeiverwaltung in den Landgemeinden Niederschlesiens» (Berl. 1845) und «Die Patrimonial- und Polizeigerichtsbarkeit auf dem Lande in den östl. Provinzen des preuß. Staats» (Berl. 1847) vor die Öffentlichkeit. Im J. 1849 trat er in die preuß. Erste Kammer und wohnte 1850 dem Unionsparlament zu Erfurt bei. Im J. 1858 wurde V. in das preuß. Abgeordnetenhaus gewählt, dem er seitdem ununterbrochen angehörte. Auch war er 1866 Mitglied des konstituierenden und 1867 Mitglied des ersten legislativen Reichstags des Norddeutschen Bundes. In seinem parlamentarischen Wirken huldigte V. liberalen Grundsätzen. In dem 1859 entstandenen Konflikt über die Heeresorganisation strebte er nach Vermittelung der Gegensätze. Auch sprach er sich über diese Frage in den Schriften «Über Reformen in der preuß. Kriegsverfassung» (Berl. 1860) und «Die Reorganisation des preuß. Heerwesens» (Berl. 1864) aus. Auf dem Norddeutschen Reichstage vertrat er den vierten Wahlkreis (Namslau-Brieg) des Regierungsbezirks Breslau. Er starb zu Berlin 18. Mai 1869.

Vinckebooms, s. Vinck-Boons.

Vindelicia, ursprünglich das Land der wahrscheinlich zur kelt. Völkergruppe gehörigen Vindeliker, die in mehrern Stämmen, den Brigantiern im Westen, den Runicaten im Norden und mehr nach Süden den Consuanten u. a. m., und den Licates mit der Bergfestung Damasia (jetzt Hohenembs), vom Lech (Licus) bis zum Inn und von den rhät. und bayr. Alpen bis zur Donau wohnten. Sie wurden 15 v. Chr., zu derselben Zeit, wo des röm. Kaisers Augustus Stiefsohn Drusus Rhätien (s. d.) unterwarf, von dessen Bruder Tiberius überwältigt, der zuerst die Stämme zwischen Lech und Bodensee (Lacus Brigantinus), namentlich die Estiones mit der Stadt Campodunum (Kempten) und die Brigantii mit Brigantium (Bregenz), besiegt hatte. Doch brauchten die Römer den Namen V. nicht zur statist. Bezeichnung, sondern das ganze Land zwischen Bodensee, Donau und Inn wurde, als es zusammen mit Rhätien als röm. Provinz organisiert, zu der zuerst durch einen Prokurator «pro legato», seit Marc Aurel durch einen Proprätor, seit Diocletian durch einen Präses regierten Provinz Raetia geschlagen; auch in nachkonstantinischer Zeit, als es eine besondere Provinz wurde, hieß es fortwährend Raetia, nur mit dem Zusatz secunda. Nach der Unterwerfung hatte Tiberius einen großen Teil der jungen Mannschaft weggeführt; unter den Zurückgebliebenen wurden Römer angesiedelt und röm. Besatzungen erhielten an verschiedenen Punkten ihren Standort. Der bedeutendste Ort war Augusta Vindelicorum, das heutige Augsburg, das frühzeitig emporblühte. Unterhalb des im 2. Jahrh. nördlich vorgelegten «Limes» wurde die Linie der Donau durch starke Festungen geschützt; so zuerst Reginum, Regina Castra (Regensburg, im 7. Jahrh. Ratisbona), dann Serviodorum (Straubing) und Bojodurum, das als Standort einer batav. Kohorte den Namen Castra Batava (daher später Passau) erhielt. Nach dem Sturz der röm. Herrschaft nahmen Bayern das Land östlich, Sueven und Alamannen das Land westlich vom Lech in Besitz.

Vindex (Gajus Julius), ein Gallier aus einem aquitanischen Fürstengeschlecht, der aber nicht bloß das röm. Bürgerrecht, sondern auch in vollem Maße die röm. Civilisation besaß, empörte sich als Statthalter der gallischen Provinzen, deren Hauptstadt das heutige Lyon war (von Gallia Lugdunensis), gegen Nero, indem er die Statthalter der angrenzenden Provinzen, namentlich Galba (s. d.) in Spanien und Verginius Rufus in Obergermanien, einlud, das Gleiche zu thun. Der erstere, der nachmalige Kaiser, that es, der letztere aber zog gegen V. zu Felde, um den sich indessen eine große, aber im allgemeinen schlecht bewaffnete und eingeübte Truppenmacht gesammelt hatte. Zwar kam es zu Unterhandlungen zwischen den Führern, aber trotzdem wurde zwischen beiden Heeren eine Schlacht geschlagen, in der viele Tausend Gallier fielen, worauf V. sich selbst den Tod gab. Nach Dio und Plutarch kämpften die Heere ohne oder wider den Willen der Führer. Es wird bisweilen behauptet, daß V. nicht sowohl die Befreiung des röm. Reichs von dem Kaisertum, als vielmehr die Galliens unter seiner Herrschaft von Rom erstrebt habe; doch ist dies wohl schwerlich richtig. Vgl. Schiller, «Geschichte des röm. Kaiserreichs unter Nero» (Berl. 1872), und im «Hermes» (Bd. 15) und Mommsen (ebend., Bd. 13 u. 16).

Vindhyagebirge, s. unter Ostindien, Bd. XII, S. 558[b].

Vindikation (lat.), die Klage auf Anerkennung des Eigentumsrechts und Zurückgabe seines entzogenen Gegenstandes mit allen Früchten und dem Zuwachse während der Zeit des vom Beklagten unrechtmäßig ausgeübten Besitzes. Der Kläger hat hier sein Recht dadurch zu erweisen, daß er entweder die originäre Erwerbung des Eigentums (s. d.), wie die selbstvollzogene Versetzung des indifferenten Stoffs in die jetzige gebrauchsfähige Form (Spezifikation), oder den abgeleiteten Erwerb von einer Reihe befugter Inhaber darthut, bis er in der Person eines Vorbesitzers auf den ersten Erwerber stößt oder mit dem Beweis des rechtmäßigen Besitzes sämtlicher Vorgänger die Ersitzungszeit (s. Usucapion) ausgefüllt hat. Die Schwierigkeit dieses Beweises, welcher nach deutschen Rechten wenigstens hinsichtlich des Grundeigentums durch die Grund- und Hypothekenbücher und die fortgesetzte gerichtliche Aufbewahrung der Besitztitel erleichtert wird, hat schon im prätorischen Recht der Römer zur Ersetzung der V. durch die sog. Publicianische Klage (Publiciana in rem actio) geführt, wo der Kläger bloß seinen eigenen, wenn auch abgeleiteten, rechtmäßigen Erwerb und die Unrechtmäßigkeit des vom Beklagten ausgeübten Besitzes zu bescheinigen braucht. Im ältern deutschen Rechte war die V. von beweglichen Sachen bei dem dritten gutgläubigen Besitzer wirkungslos, wenn dessen Vormann nach dem Grundsatze «Hand muß Hand wahren» seine Verteidigung übernahm und dem Kläger die Einrede entgegenstellen konnte, daß selbiger ja die streitige Sache ihm, dem Intervenienten, zum Besitz überlassen. Die darauf etwa erfolgende Entgegnung, wie dies z. B. bloß leihweise oder zum Zweck der Aufbewahrung für den Deponenten geschehen, berührte dann den eigentlichen Beklagten nicht mehr, sondern es verwandelte sich die V. in eine Entschädigungsklage gegen den ungetreuen Mitkontrahenten, welcher die Sache mittels vertragswidriger Unterschlagung wie eine eigene veräußert hatte. Diese Bestimmung erhielt sich, selbst nach dem Eindringen des röm. Grundsatzes, daß man sein Eigentum bei jedem Inhaber wieder abfordern könne (ubi rem meam invenio ibi vindico), in Partikularrechten zum Besten eines raschen Handelsverkehrs rücksichtlich solcher Güter, die auf offenem Markte oder auf den über See einlaufenden Schiffen gekauft waren, und ist im Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuche (Art. 305—307) rücksichtlich der Inhaberpapiere unbedingt, hinsichtlich anderer bei einem Kaufmann in dessen Handelsbetriebe erworbener Sachen wenigstens für den Fall anerkannt, daß die Sachen dem Vindicanten nicht geraubt oder gestohlen, auch von ihm nicht verloren worden sind.

Vindobŏna, der alte Name für Wien.

Vindobona, der 231. Asteroid, s. u. Planeten.

Vinĕa (Petrus de), s. Petrus de Vinea.

Vinesalf (Galfried von), lat. Dichter, s. Galfried von Vinesalf.

Vinet (Alexander Rudolf), prot. Theolog und franz. Litterarhistoriker, geb. 17. Juni 1797 zu Duchy im Waadtland, besuchte die Akademie zu Lausanne, wurde 1817 als Lehrer der franz. Sprache und Litteratur an die öffentlichen Anstalten in Basel berufen, 1819 in den geistlichen Stand ein-

geweiht und in demselben Jahre Professor der franz. Litteratur an der Universität. Von Basel aus beteiligte er sich lebhaft an der in Waadt, Genf und einigen andern Kantonen der Schweiz im Anfang der zwanziger Jahre sich ausbreitenden methodistisch-religiösen, später sog. freikirchlichen Bewegung durch eine Reihe von Schriften, Zeitungsartikeln und Flugblättern, worunter besonders sein «Mémoire en faveur de la liberté des cultes» (1826; deutsch von Vollmann 1843) großen Ruf erlangte, indem er, obwohl selbst auf streng orthodoxem Standpunkt, entschieden das Prinzip der Religionsfreiheit vertrat. Im J. 1837 als Professor der praktischen Theologie nach Lausanne berufen, beförderte er die Gründung und Organisation der sog. freien Kirche, wurde infolge dessen bei der Erneuerung der Akademie 1846 in Lausanne nicht wiedergewählt und starb 4. Mai 1847 zu Clarens am Genfersee. Von seinen zahlreichen theol. Schriften sind noch zu nennen: «Discours sur quelques sujets religieux» (5. Aufl., Par. 1853; deutsch von Bonin, 1847), «Essai sur la manifestation des convictions religieuses» (2. Aufl., Par. 1858), «Théologie pastorale» (2. Aufl., Par. 1854), «Histoire de la prédication parmi les réformés de France» (Par. 1860). Von seinen litterarhistorischen sind hervorzuheben: «Chrestomathie française» (7. Aufl., Par. 1856), «Histoire de la littérature française au 18e siècle» (2 Bde., Par. 1851), «Études sur la littérature française au 19e siècle» (2. Aufl., 3 Bde., Par. 1857), «Sur la séparation de l'église de l'État» (Par. 1842; deutsch, Heidelb. 1845), «Études évangeliques» (2. Aufl., Par. 1861; deutsch, Zwickau 1863), «Blaise Pascal» (2. Aufl. 1856), «Homilétique» (2. Aufl. 1873; deutsch, Bas. 1857). Vgl. Astié, «Esprit d'Alexandre V» (2 Bde., Genf 1861), sowie die biographischen Schriften von Scherer (Par. 1853), Rambert (3. Aufl., Par. 1876), Chavannes (Leid. 1883) und Crammer (Leid. 1883).

Vinëta, d. h. urbs Venetorum (Wendenstadt), auch Julin oder Jumne genannt, einst berühmter Centralpunkt des slaw. Handels an der Ostseeküste, lag auf der heutigen Insel Wollin (s. d.) in der Odermündung. Seine größte Blüte entfaltete V. im 10. und 11. Jahrh., wie westeurop. und altarab. dort gefundene Münzen beweisen. Neben der Handelsstadt setzte sich eine Kolonie skandinav. Vikinger fest auf der sog. Jomsburg, als deren Begründer der dän. Held Palnatoke aufgeführt wird. Diese Jomsvikinger, von denen eine isländ. Saga berichtet, machten sich im ganzen Norden gefürchtet, bis König Magnus von Norwegen und Dänemark 1043 die Jomsburg zerstörte. Dagegen blühte die Handelsstadt fort, und gegen Ende des 11. Jahrh. nennt Adam von Bremen V. die größte aller Städte Europas. Der Apostel Pommerns, Bischof Otto von Bamberg, gründete hier 1125 das erste Bistum, das 1180 nach Kammin verlegt wurde. Endlich in dem Kriege zwischen dem dän. König Knud VI. und Herzog Bogislaw von Pommern 1184 ward die Stadt von den Dänen niedergebrannt und zerstört. Später entstand die Sage, daß V. von den Wellen verschlungen sei, indem man die bei Damerow auf der Insel Usedom unter dem Wasser liegenden Granitblöcke, ein natürliches freigespültes Steingerippe, für die Trümmer V.s ansah. Erst die Forschungen neuerer Zeit, insbesondere Virchows und Friedels, haben die Identität zwischen V. und der heutigen Stadt Wollin festgestellt. Die Jomsburg wird auf dem sog. Silberberge gelegen haben, während die Stadt V. in der Niederung auf Pfählen gebaut war.

Vinkovcze, Marktflecken und Vorort des bisherigen Broder Kreises in der frühern kroat.-slaw. Militärgrenze an der Bosut, Station der Linie Dalya-Brod der Ungarischen Staatsbahnen, Sitz eines Obergymnasiums und mehrerer Ämter. Die 5277 serb. und deutschen E. beschäftigen sich mit Acker- und Weinbau, außerdem treiben sie Ledererzeugung und Seidenzucht.

Vinkulieren (vom lat. vinculum, das Band), binden, verpflichten. Vinkulierung von Papieren, die Einschreibung derselben auf einen bestimmten Namen, dessen Träger dann allein als rechtmäßiger Eigentümer der Papiere gilt; geschieht z. B. bei als Kaution hinterlegten Wertpapieren. Vinkulation, Verpflichtung.

Vinland, d. i. Weinland, die Hauptansiedelung der alten Normannen in Nordamerika, namentlich in dem heutigen Massachusetts und Rhode-Island in den Vereinigten Staaten, wurde zum erstenmal von Bjarne Herjulfson gesehen, als dieser im Sommer 986 auf einer Reise von Island nach Grönland, wohin sein Vater Herjulf nebst Erich dem Roten, dem ersten Ansiedler dieses Landes, sich im Frühjahr begeben hatte, dorthin verschlagen worden war. Jedoch betrat Bjarne nicht das Land, welches erst 1000 von Leif dem Glücklichen, einem Sohne Erichs des Roten, besucht wurde. Dieser baute daselbst hölzerne Häuser, Leifsbudir genannt. Ein Deutscher, Namens Tyrker, d. h. Tirk = Dietrich, der den Leif auf dieser Reise begleitete, entdeckte daselbst Weinreben, die ihm von seinem Vaterlande bekannt waren und nach welchen Leif das Land benannte. Zwei Jahre darauf begab sich Leifs Bruder, Thorvald, dorthin und ließ 1003 während des Sommers eine Untersuchungsreise längs der Küsten unternehmen, wurde aber im Sommer 1004 auf einer nördl. Schiffahrt in einem Scharmützel mit einigen Eingeborenen erschlagen. Der berühmteste der ersten Entdecker Amerikas ist Thorfinn Karlsefne, ein Isländer, welcher 1006 auf einer Handelsreise Grönland besuchte und daselbst Gudrid, die Witwe Thorsteins, eines Sohnes Erichs des Roten, heiratete, welcher das Jahr vorher auf einer mißlungenen Reise nach V. ums Leben gekommen war. Nebst seiner Frau und einer Mannschaft von 160 Mann ging er im Frühjahr 1007 mit zwei Schiffen nach V., wo er sich die folgenden drei Jahre aufhielt und mit den Eingeborenen mehrfachen Verkehr anknüpfte, und wo ihm Gudrid 1008 den Sohn Snorre gebar, der der Stammvater eines auf Island angesehenen Geschlechts wurde, zu welchem mehrere der ersten Bischöfe des Landes gehört haben. Sein Tochtersohn war der berühmte Bischof Thorlak Runolfsson, welcher das erste Kirchenrecht Islands herausgab. Bischof Erich von Grönland fuhr 1121 nach V., wahrscheinlich um seine dort angesiedelten Landsleute im Glauben zu bewahren. Rafn (s. d.) hat in seinen «Antiquitates Americanae» (1837) die vollständige Sammlung der Quellen zur vorcolumbischen Geschichte Amerikas herausgegeben und die Zeit der dahin unternommenen Fahrten dargestellt. Vgl. Wilhelmi, «Island, Hvitramannaland, Grönland und Vinland» (Heidelb. 1842).

Vinodol (d. i. Weinthal), Landschaft im kroatischen Küstenlande zwischen den Städten Fiume und Zengg, der Insel Veglia (Kerk) gegenüber, ist bekannt durch das Gesetzbuch von Vinodol (Zakonnik Vinodolski), eine von Deputierten der Gemeinden des V. 1280 veranstaltete Codifizierung der dortigen Gewohnheitsrechte, in kroatisch-čakavischer Sprache und mit glagolitischer Schrift geschrieben. Das Gesetzbuch ist erhalten in einer Handschrift des 16. Jahrh., umfaßt in 76 Paragraphen Bestimmungen aus dem Kirchen-, Straf- und dem bürgerlichen Recht und wurde zuletzt von Jagić herausgegeben (Petersb. 1880).

Vino tinto (span., d. h. gefärbter Wein) heißt eine südspan. frühreife Weinsorte, aus deren Beeren ein sehr dicker, dunkelroter, süßer Wein gewonnen wird, den man häufig zum Färben anderer Sorten anwendet. Vorzügliche Sorten sind der Vino de Alicante, Vino de Rota aus der Gegend von Sevilla und Vino de las Montañas aus Catalonien.

Vinoy (Jos.), franz. General, geb. 10. Aug. 1800 zu St.-Etienne de Geoires, Depart. Isère, war ursprünglich zum Geistlichen bestimmt, verließ aber nach dem Tode seiner Eltern das Seminar, nahm 1823 als Freiwilliger Dienste im 4. Regiment der königl. Garde und wurde Juli 1830 bei der Einnahme von Algier Offizier. Im J. 1850 war er bereits Oberst, organisierte 1852 das 2. Zuavenregiment, an dessen Spitze er 1853 am Feldzuge gegen die Babors teilnahm, wofür er zum Brigadegeneral befördert wurde. Im Krimkriege zeichnete er sich an der Alma und beim Sturme auf den Malakow aus und wurde nach der Einnahme von Sewastopol zum Divisionsgeneral ernannt. Im ital. Feldzuge von 1859 focht er bei Magenta und Solferino mit Auszeichnung. Beim Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 hatte V. das Kommando des neugebildeten 13. Armeekorps, welches vom Kriegsminister Palikao Ende Aug. 1870 der Armee Mac-Mahons in der Richtung auf Sedan nachgesendet wurde. Auf dem Marsche dahin erhielt V. indes die Nachricht von der Niederlage und führte seine Truppen über Laon nach Paris zurück. V.s Korps war das einzige der kaiserl. Armee, welches nicht in deutsche Kriegsgefangenschaft geriet. Bei Verteilung der Kommandos in Paris erhielt er die Dritte Armee, welche fast allein in den Kämpfen vor Paris zur Thätigkeit gelangte, und übernahm 20. Jan. 1871 den Oberbefehl der Armee von Paris. Am 18. März mißlang ihm die Fortführung der Kanonen vom Montmartre, worauf V. die Truppen nach Versailles führte. Nachdem Mac-Mahon im April zum Oberkommandanten ernannt worden war, übernahm V. den Oberbefehl über das Reservekorps der Armee von Versailles und drang 23. Mai mit in Paris ein. Im J. 1871 wurde er zum Großkanzler der Ehrenlegion ernannt, 1877 zum Senator; er starb zu Paris 29. April 1880, nachdem er kurz vorher seiner Würde als Großkanzler der Ehrenlegion entsetzt worden war. V. war ein thatkräftiger, durch langjährige Kämpfe mit den Arabern hart und erbarmungslos gewordener General von glänzender Tapferkeit. Über seine Beteiligung an den Kämpfen von 1870—71 veröffentlichte V. «Campagne de 1870—71. Siége de Paris. Opérations du 13e corps et de la 3e armée» (mit Atlas; Par. 1872) und «L'armistice et la commune. Opérations de l'armée de Paris et de l'armée de réserve» (mit 7 Karten; Par. 1872); ferner «L'armée française en 1873» (Par. 1874).

Vinsauf (Geoffroi de), lat. Dichter, s. Galfried von Vinesalf.

Vintem (Zwanziger), in Portugal 20 Reis.

Vintler (Hans, nicht Konrad, wie früher auf Grund einer unberechtigten Lesart angenommen ward), deutscher Dichter des 15. Jahrh. aus dem reichen und mächtigen Tirolergeschlecht der Vintler (Vindler), verfaßte 1411 ein didaktisches Gedicht «Die Blumen der Tugend», welches in mehrern Handschriften vorliegt und auch bereits 1486 in Augsburg gedruckt wurde. V. benutzte nach Lappenbergs Nachweise (Haupts «Zeitschrift», 10. Bd.) vorzugsweise ein um 1320 verfaßtes, dem Tomaso Leoni zugeschriebenes Werk, dessen Titel «Fiori di virtù» er für seine Schöpfung entlehnte. Eine zweite Quelle ist Heinrichs von Mügeln Übersetzung der Anekdotensammlung des Valerius Maximus. Auch sonst zeigt sich V. belesen. Sein Gedicht, in welchem die Gebrechen der Zeit und einzelne Stände scharf gegeißelt werden, ist für die Kulturgeschichte wichtig. Eine sehr interessante Stelle ist die über den Aberglauben, die bereits 1835 von J. Grimm in seiner «Deutschen Mythologie» mitgeteilt wurde. Eine Ausgabe lieferte Zingerle im ersten Bande der «Ältern tirolischen Dichter» (Innsbr. 1874).

Vintschgau, besser Vinstgau (ital. Val di Venosta, in mittelalterlichen Urkunden Vallis Venusta), das obere Etschthal in Tirol, hat seinen Namen von dem nur aus einer Inschrift (bei Plinius) bekannten rhätischen Alpenvolk der Venostes. Es zerfällt in die Malser Heide oder Obervinstgau, die als Querthal südwärts bis Glurns gerichtete Strecke, und Untervinstgau, das ostwärts gerichtete Längenthal bis zur Töll, unweit oberhalb Meran. Nach Obervinstgau gelangt man am besten von Landeck an der Arlbergbahn über Finstermünz (s. d.), das Dorf Nauders und die Reschenscheideck. (S. unter Scheideck.) Im eigentlichen oder dem Untervinstgau führt zunächst unterhalb Glurns vom Dorfe Eyrs, wo die Etsch schon eine entschieden östl. Richtung nimmt, und über Prad die Straße nach dem Stilffer Joch und nach Bormio im Veltlin. Bei Nabland gestaltet sich das Etschthal enger und die Töll, ein 498 m hoher Sattel, mit dem Töllbach und der Töllbrücke, bildet die Grenzscheide zwischen dem V. und dem Etschlande, zwischen dem Norden und dem Süden, dem Granitgebirge und den Porphyrwänden. Hauptort im Obervinstgau ist Mals, im Untervinstgau Schlanders. Die Einwohnerzahl des zur Bezirkshauptmannschaft Meran gehörenden Vinstgau beträgt etwa 24000.

Vio (Thomas de), s. Cajetanus.

Viol (Sweipolt), Drucker der ältesten slaw. Inkunabeln in cyrillischer Schrift, s. Fiol.

Viŏla (lat.), s. Veilchen und Pensée.

Viōla (Viole) ist der älteste und allgemeinste Name für die ganze Gattung der Bogen- oder Streichinstrumente (s. d.). Die vorzüglichsten V. sind:

Viola da gamba (Kniegeige), noch im 18. Jahrh. als Soloinstrument sehr gebräuchlich.

Viola d'amore (Viola d'amour), ein bratschenähnliches, ehemals sehr beliebtes angenehmes Geigeninstrument, neuerdings auch wieder benutzt, z. B. in Meyerbeers Hugenotten.

Viola di braccio (Armgeige), die allgemein bekannte und gebräuchliche Bratsche, die dritte

Stimme im Saitenquartett. Von der letztern hat neuerdings Hermann Ritter eine etwas größere Art konstruiert und als Viola alta verbreitet, auch in der Schrift «Geschichte der Viola alta» (2. Aufl., Lpz. 1877) erläutert; sie hat indes in dem Orchester noch kein Bürgerrecht erlangen können.

Violaceen (Violacéae oder Violariĕae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Man kennt gegen 250 Arten, von denen die krautartigen Formen vorzugsweise in den gemäßigten Zonen, die strauchartigen dagegen fast ausschließlich in den Tropengegenden vorkommen. Die Blätter sind in der Regel ungeteilt, die zwitterigen Blüten haben gewöhnlich einen unregelmäßigen Bau, sie bestehen aus fünf Kelchblättern, ebenso viel Blumenblättern, fünf meist mit den Antheren verwachsenen Staubgefäßen, denen vielfach noch fünf oder mehr Staminodien beigefügt sind, und einem einfächerigen Fruchtknoten mit kurzem Griffel. Die Frucht ist eine mehrsamige Kapsel. In Deutschland ist diese Familie nur durch die Gattung Viola (Veilchen) vertreten.

Viöle, musikalisches Instrument, s. Viola.

Violett (frz.) bezeichnet die Farbe derjenigen Strahlen des Sonnenlichts, welche im Spektrum (s. d.) den am stärksten brechbaren, sog. lavendelgrauen vorhergehen und zwischen 760 Billionen und 800 Billionen Schwingungen in der Sekunde machen. Zusammengesetztes V. ist die Mischung von Blau und Rot; die Komplementäre von V. ist Gelb. (S. Komplementärfarben.)

Violettholz, s. Amaranthholz.

Violine, s. Geige.

Violinschlüssel, auch G-Schlüssel genannt, s. unter G (Buchstabe).

Viollet-Leduc (Eugène Emmanuel), franz. Architekt, Archäolog und Kunsthistoriker, geb. zu Paris 27. Jan. 1814, widmete sich dem Studium der mittelalterlichen Baukunst. Infolge eines 1845 ausgeschriebenen Konkurses erhielt er, gemeinschaftlich mit Lassus, die Restauration der pariser Kathedrale und den Bau der daranstoßenden neuen Sakristei übertragen, welche umfassende Arbeiten er nach dem Tode seines Kollegen (1854) allein leitete und 1868 zum Abschluß brachte. Im J. 1874 bekämpfte er in einer heftigen Gegenschrift das jurist. Mémoire von Rouher rücksichtlich des chines. Museums in Fontainebleau und der Rüstkammer in Pierrefonds, welche beide Kunstsammlungen von der verwitweten Kaiserin Eugenie als Privateigentum zurückgefordert, aber im Jan. 1879 durch gerichtlichen Spruch dem Staate zugeeignet wurden, indem der Staatsanwalt die Beweise hauptsächlich auf die von V. beigebrachten Gründe und Dokumente stützte. V. starb 17. Sept. 1879 in Lausanne.

Von V.s Werken sind zu nennen: «Dictionnaire raisonné de l'architecture française du XIe au XVIe siècle» (10 Bde., 1854—69), «Dictionnaire raisonné du mobilier français de l'époque carlovingienne à la Renaissance» (1855), «Description de Notre-Dame de Paris» (1856), «Entretiens sur l'architecture» (2 Bde., 1858 u. öfter), «Chapelles de Notre-Dame de Paris» (1867—68; Prachtwerk in Folio mit Buntdruckblättern). Später erschienen die tetralog. Abhandlungen: «Histoire d'une maison», «Histoire d'une forteresse», «Histoire de l'habitation humaine», «Histoire d'un hôtel de ville et d'une cathédrale» (4 Bde., 1873—75). Über die Verteidigung von Paris (1870—71), bei der er als Ingenieur thätig war, berichtet er in «Mémoire sur la défense de Paris» (Par. 1872).

Viölon (abgekürzt für Kontraviolon), ital. Violone, Kontrabaß oder Große Baßgeige nennt man das größte Geigeninstrument, welches den Grundbaß führt. In dem ital. Ochester hat das V. gewöhnlich nur drei Saiten, in Deutschland meist vier, anderwärts sogar fünf. Die vier Saiten werden in E, A, d, g gestimmt und klingen um eine Oktave tiefer als auf dem Violoncello (s. d.). Früher hatten die V. Messingstäbe quer unter den Saiten zur Angabe der Intervalle; seit 1820 sind dieselben weggelassen, freilich nicht zum Vorteil der Reinheit und Bestimmtheit dieser tiefen Töne. Die besten Schulen für das V. schrieben Wenzel, Hause und Fröhlich. Dragonetti in London, Eishold in Berlin, Müller in Darmstadt, der Italiener Bottesini u. a. haben dieses schwerfällige Instrument sogar zu Solovorträgen gebraucht.

Violoncello oder Kleine Baßgeige, auch abgekürzt Cello, Schello genannt, steht in der Größe des Instruments, sowie in der Tiefe und Stärke seiner Töne zwischen der Bratsche und dem Violon (s. d.) in der Mitte. Es hat ganz den Bau der Geige (s. d.) und Bratsche (s. d.), nur daß es größer ist. Das V. ist ebenfalls mit vier Darmsaiten bezogen, wovon die beiden tiefsten mit Draht übersponnen sind. Die Stimmung der Saiten ist in C, G, d, a, also wie bei der Bratsche, nur eine Oktave tiefer. Sein ernster, bedeutsamer Ton überhaupt, seine durchdringende, angenehme Tiefe, seine volle, ans Herz sprechende Mitte und Höhe eignen dasselbe zu ernsten, charakteristischen und eindringlichen Melodien und besonders zur Grundlage des Bogenquartetts. Die Noten für das V. werden in dem F- oder Baßschlüssel geschrieben, und zwar mit dem Kontrabaß zusammen, obgleich seine Töne um eine Oktave höher klingen als die Töne des letztern. Das V. ist nicht erst um 1700 von dem Franzosen Tardieu erfunden, wie man liest, sondern war schon im 16. Jahrh. in vollkommener Form vorhanden und hat sich gleichsam schrittweise mit der Violine, neben welcher es unter den Saiteninstrumenten die erste Stelle einnimmt, ausgebildet. Als berühmte Violoncellospieler sind zu erwähnen Bononcini, Mara, Schlick, Bernhard Romberg, Kraft, Merk, Knoop, Bohrer, Dotzauer, Kummer, Servais, Schuberth, Davidoff, Grützmacher, Popper, Klengel u. a. Anweisungen zum Violoncellospiel gaben Kauer, Romberg, Schuberth, Dotzauer und viele andere.

Vionville, Dorf im deutsch-lothring. Landkreise Metz, 19 km westlich von Metz, unweit der franz. Grenze, in der Kriegsgeschichte berühmt durch die Schlacht von Vionville–Mars-la-Tour, welche 16. Aug. 1870 daselbst geschlagen wurde und als ein großer strategischer Sieg des Prinzen Friedrich Karl von Preußen über den franz. Marschall Bazaine, dessen Abmarsch von Metz nach Verdun durch diese Schlacht unmöglich wurde, bezeichnet werden muß. Dieselbe war insofern die Fortsetzung der Schlacht bei Colombey–Nouilly, als der einmal verzögerte Abmarsch Bazaines von Metz nunmehr gänzlich verhindert, sowie der projektierte umfassende strategische Angriff auf die franz. Armee und die Bedrohung deren Rückzugslinie zur völligen Ausführung gebracht werden sollten. Eins wie das andere gelang völlig, wenn auch mit großen

Opfern und nicht in einer, sondern in zwei heißen Schlachten, bei V. 16. Aug. und bei Gravelotte (s. d.) 18. Aug. Die Vorbereitungen zur Schlacht begannen 15. Aug. abends durch Überschreiten der Mosel seitens des 3. deutschen Korps (Alvensleben II.) und Vorrücken desselben bis in die Gegend von Gorze; in der Nähe dieses Ortes, nordwestlich und nördlich desselben, wurde am Tage darauf die Schlacht geschlagen. Die 5. und 6. Kavalleriedivision leiteten deutscherseits den Kampf ein, den General von Alvensleben II. mit seinem (3.) Korps aufnahm; vom frühesten Morgen bis gegen 9 Uhr mußte die deutsche Kavallerie den Kampf mit der franz. Infanterie fast allein halten, bis die Infanteriedivisionen des 3. Korps auf der Walstatt erschienen. Gegen 11 Uhr war V. genommen; um 12 Uhr hatte das 3. Korps von der Römerstraße, östlich V. vorbei auf Flavigny, bis zum Walde von V. die 5 km lange Stellung erkämpft, die es nun zu behaupten galt; im ersten Treffen kämpfte fast die gesamte Infanterie und Artillerie, im zweiten stand die Kavallerie am Walde von Gaumont, bei Flavigny und Tronville, wo um Mittag die ersten Bataillone des 10. Korps eintrafen, das, von Thiaucourt und Pont-à-Mousson her anrückend, im Laufe des 16. Aug. St.-Hilaire—Maizeray auf der Straße Metz—Verdun erreichen sollte. Um Mittag beeilten sich Bazaine und Frossard, der wankenden franz. Mitte Hilfe zu bringen; sie verstärkten die Stellungen ihres 2. Korps, während fast gleichzeitig der deutsche linke Flügel von dem Korps des Marschalls Canrobert schon umfaßt wurde. General Bredow erhielt Befehl, mit seiner Kavalleriebrigade Luft zu schaffen; er erstieg die sanften Höhen nördlich V., entwickelte sich im heftigsten Feuer nach der rechten Flanke und überritt in einer 3000 Schritt langen Attacke alles, was vom Canrobertschen Korps ihm entgegenstand. Der Zweck war somit erreicht und aus dieser Richtung erfolgte 16. Aug. kein Angriff mehr.

Es war jetzt 3 Uhr geworden, und während in ostwestl. Front der Kampf nur langsam weiterbrannte, entwickelte sich in nordsüdl. Richtung eine zweite heiße Schlacht zwischen frischen Truppen, dem 3. und 4. franz. und dem 10. deutschen Korps. Die Kämpfe zwischen diesen währten fast drei Stunden und endeten bei der großen Überzahl des Feindes (schließlich 26 gegen 5 Bataillone) mit einem »langsam zurück«, das nur mit Mühe vor Auflösung behütet werden konnte und große Verluste herbeiführte. Während dies sich auf dem linken Flügel der Preußen ereignete, hielt in der Mitte und auf dem rechten Flügel das 3. Korps mit Zähigkeit fest; der Kampf war beiderseits zum Stehen gekommen. Um 4 Uhr war der erst nachmittags über die Bedeutung des Zusammenstoßes in Pont-à-Mousson unterrichtete Oberbefehlshaber Prinz Friedrich Karl nach einem Gewaltritte von fünf Viertelstunden auf dem Schlachtfelde eingetroffen. Um diese Zeit mußten beide Parteien wünschen, die Schlacht zur Entscheidung zu bringen; General l'Admirault wollte den Erfolg seiner Infanterie durch Kavallerie ausbeuten lassen, General von Voigts-Rhetz zog die ihm zugeteilte Gardedragonerbrigade vor, und so folgte der Zusammenstoß dieser Reitermassen. 5000 Reiter vermischten sich im Handgemenge zum größten Reitergefecht des Kriegs, bei welchem die franz. Kavallerie weichen mußte. Noch wurde ein gemeinsamer Versuch gegen die Höhe von Rezonville gemacht; doch der Feind stand zu massenhaft, eine Entscheidung war nicht mehr zu erzwingen. Mit einbrechender Dämmerung wurden preuß. Vorposten vom Bois des Ognons über das schwer errungene und heldenmütig behauptete Plateau von Rezonville bis zum Yronbach ausgesetzt; noch in der Nacht räumte der Feind seine Stellung und ging näher auf Metz zurück. Die Schlacht bei V. ist eine der blutigsten des 19. Jahrh.: es kämpften nach und nach im Laufe des Tags 138000 Franzosen mit 476 Geschützen gegen 67000 Deutsche mit 222 Geschützen; der Verlust der Preußen betrug 711 Offiziere, 9 Ärzte, 15079 Mann und 2736 Pferde, der der Franzosen 879 Offiziere, 16128 Mann (einschließlich der Gefangenen) und 1 Geschütz. Das 3. westfälische Infanterieregiment Nr. 16 verlor an diesem Tage 49 Offiziere und 1736 Mann, darunter an Toten 27 Offiziere und 526 Mann. Es sind dies die schwersten Verluste, die während des ganzen Kriegs vorgekommen sind. Der größte Teil des Schlachtfeldes von V. liegt auf deutsch gewordenem Gebiete, dessen Grenze dicht vor dem Dorfe Mars-la-Tour liegt. (S. Deutsch-Französischer Krieg von 1870 und 1871, Bd. V, S. 191, und die Tafel: Die Kämpfe um Metz, Bd. XI, S. 677.)

Viotti (Giovanni Battista), einer der größten Violinspieler und Komponisten für sein Instrument, geb. zu Fontanetto in Piemont 23. Mai 1753, erhielt von unbedeutenden Lehrern seinen ersten Violinunterricht, wurde aber später in Turin des berühmten Pugnani Schüler. Mit diesem bereiste er von 1780 an Deutschland, Polen, Rußland, England und Frankreich, überall durch sein Spiel Staunen und Bewunderung erregend. Von Paris aus ging Pugnani 1782 nach Turin zurück, während V. in der franz. Hauptstadt blieb. Hier spielte er in öffentlichen und Privatkonzerten, wurde Accompagnateur der Königin und 1789 Direktor der Italienischen Oper. Im J. 1792 trieben ihn die Revolutionswirren nach London, welches er als angeblicher Agent und Spion der revolutionären Propaganda bald verlassen und mit Hamburg vertauschen mußte, von wo er 1795 nach London zurückkehrte und zunächst dort hauptsächlich Weingeschäfte betrieb. In den J. 1801 und 1814 war er vorübergehend in Paris. Dann übernahm er 1819 daselbst die Direktion der Großen Oper, die er unter mißlichen Verhältnissen bis ins J. 1822 führte. Kränkelnd zog er sich hierauf zurück und starb 10. März 1824 zu London. V.s in jedem Betracht als wundervoll von seinen Zeitgenossen gerühmtem Spiele kann das manches andern Geigers an die Seite gestellt werden; aber nur den allergrößten Meistern seines Fachs ist er beizuzählen durch die lange Reihe glänzender Kompositionen für sein Instrument, die stets Geltung behalten werden und die der Hauptsache nach in 29 Violinkonzerten, 21 Streichquartetten und ebenso vielen Streichtrios, 51 Violinduetten und 18 Sonaten für Violine und Baß bestehen.

Vipern (Viperidae), eine über alle Weltteile verbreitete Familie höchst gefährlicher Giftschlangen, welche sich alle dadurch auszeichnen, daß sie in dem beweglichen Oberkiefer nur zwei sehr große, der Länge nach durchbohrte Giftzähne tragen, welche durch die Bewegung des Kiefers in der Ruhe in häutige Scheiden des Zahnfleisches zurückgeschlagen, beim Bisse aber nach vorn gerichtet werden. Sie haben einen breiten, glatten Kopf, kurzen dicken Leib und kurzen Schwanz, sind meistens träge und phlegmatisch, gereizt aber furchtbar schnell im

Angriff, tückisch und boshaft. Man kann die Familie in zwei Gruppen teilen, die **eigentlichen Vipern** mit glattem obern Mundrand, und die **Grubenvipern** mit einer blinden, seitlichen Grube zwischen Nase und Auge. Zu letztern gehören die Klapper-, Lanzen- und Mocassinschlangen; zu den erstern die **Hornviper** der Wüste (Cerastes) und die drei europäischen V.: die **Sandviper** (Vipera ammodytes) im südl. Rußland und den Ländern südlich vom Balkan, die **italienische Viper** (V. Redii), südlich von der Alpenkette, und die **Kreuzotter**, Adder oder Kupferschlange, nördlich von den Alpen in Deutschland bis hinauf nach Schweden. Da die Kreuzotter, diese einzige Giftschlange Deutschlands, statt Schuppen Schilder auf dem Kopfe hat, so hat man ihr einen andern Gattungsnamen (Pelias berus; Tafel: Reptilien II, Fig. 11) gegeben. Sie wird höchstens 1 m lang und wechselt außerordentlich in der Färbung, vom hellsten Grau und Gelb durch Kupferrot bis Schwarz und in der Zeichnung von einem zusammenhängenden Zickzackbande auf dem Rücken bis zu einzelnen Flecken. Sie wählt helle, sonnige Standorte, trockene Lichtungen in Wäldern, Raine und Sandflecke, verkriecht sich unter Steinen und Wurzeln, liegt meist regungslos in der Sonne, wird bei Nacht lebhafter, ist sehr träge und phlegmatisch und beißt nur, wenn sie berührt oder sonst gereizt wird. Ihre Nahrung besteht aus Mäusen, kleinen Vögeln, Eidechsen, Fröschen. Sie gebärt lebendige Junge. Der Biß der V. kann, wenn das Tier groß ist, lange nicht gebissen hat, wenn das Wetter heiß und der Mensch erhitzt oder ermüdet ist, besonders aber je nach dem Teile, welcher gebissen wird, tödlich wirken, und man kennt Fälle von Tod nach Bissen in die Zunge, die Finger, die Füße. Schmerz, Geschwulst, Brand sind die örtlichen, Schwäche, Schwindel, Ohnmacht, Erbrechen, Fieber und Tod die allgemeinen Folgen des Bisses, der oft nach gänzlicher Heilung noch Taubheit des Gefühls und Lähmung im verwundeten Gliede zurückläßt. Das Gift wirkt nur, wenn es unmittelbar in das Blut gebracht wird, nicht aber im Magen oder Munde. Man muß also sofort das gebissene Glied unterbinden, um die Cirkulation zu hemmen, die Wunde erweitern, tüchtig ausbluten lassen, aussaugen, nötigenfalls ausbrennen. Ist das Gift schon in den Kreislauf übergegangen, so helfen besonders schweißtreibende und nervenstärkende Mittel, namentlich auch Alkohol. Durch einen Schlag auf Hals oder Rücken macht man die Schlange leicht wehrlos. Gewandte Fänger packen sie am Nacken mit den Fingern oder mit einem gabelförmig gespaltenen Stocke.

Vique, Stadt, s. Vich.

Viraginitas (lat.), s. Mannjungfrauschaft.

Virbius, ein altitalischer Gott, der namentlich im Haine von Aricia am See von Nemi neben Diana verehrt wurde. V. war wohl gleich ihr ein im Walde heimischer Gott oder Genius. Nach altitalischer Weise erzählte man dann auch, daß er der älteste König der Landschaft, der erste rex Nemorensis gewesen sei. Als solcher habe er den lange bestehenden Gebrauch gestiftet, daß der jedesmalige rex Nemorensis, welchen Titel der Oberpriester des Hains führte, es so lange blieb, bis ihn ein anderer im Zweikampf erlegte. Wegen dieses blutigen Gebrauchs glaubte man später die taurische Artemis in der Diana von Nemi wiederzufinden, deren Bild Orestes oder Hippolytos hierher gebracht habe, der, von Asklepios ins Leben zurückgerufen, von Artemis hierher versetzt sein sollte.

Virchow (Rud.), berühmter Patholog und Politiker, geb. 13. Okt. 1821 zu Schivelbein in Pommern, besuchte das Gymnasium zu Köslin und studierte dann zu Berlin Medizin als Zögling des mediz.-chirurgischen Friedrich-Wilhelms-Instituts. Nachdem er 1843 promoviert, fand er als Unterarzt, später als Assistent von Froriep und (seit 1846) als Prosektor an der Charité günstige Gelegenheit zu pathol. Forschungen, welche er mit seinem Freunde Reinhardt zu eingehenden Untersuchungen krankhafter Vorgänge benutzte. Die Ergebnisse derselben legten beide Forscher in dem von ihnen 1847 begründeten «Archiv für pathol. Anatomie und Physiologie» nieder, welches nach Reinhardts Tode (1852) von V. allein fortgeführt wurde und noch gegenwärtig infolge der Reichhaltigkeit und Gediegenheit seines Inhalts in der gesamten ärztlichen Welt das größte Ansehen genießt. Aufsehen erregte unter den Ärzten besonders eine Kritik (1846) V.s über die pathol.-anatom. Arbeiten Rokitanskys, in welcher er diesem gegenüber seine abweichenden Ansichten über die Grundformen der Krankheiten geltend machte. Während der Bewegung des J. 1848 wirkte V. in entschieden liberalem Sinne und bekannte sich offen als Demokrat. In einer mit Leubuscher begründeten Zeitschrift «Die mediz. Reform» (1848—49) sprach er sich auf das freisinnigste über Medizinalreform aus. Über die Erfahrungen, welche er als Abgesandter des Kultusministers 1848 in Oberschlesien über den Hungertyphus sammelte, berichtete er in den «Mitteilungen über den oberschles. Typhus» (Berl. 1848). Im J. 1847 hatte er sich an der berliner Universität habilitiert, nachdem er schon seit Ostern 1846 besuchte Vorlesungen über pathol. Anatomie gehalten hatte. Zu Ostern 1849 wurde er von dem Ministerium aus polit. Gründen seiner Stelle entsetzt, und nur auf Andringen der ärztlichen Vereine und zwar auch nur auf Widerruf wieder angestellt. Im Herbst folgte er daher einem Rufe als ord. Professor nach Würzburg und zählte dort alsbald zu den Zierden dieser Universität und zu den hervorragendsten Lehrern der sog. Würzburger Schule, welche ihren nächsten Ausdruck in der von ihm mitgegründeten Physikalisch-medizinischen Gesellschaft und in den von dieser publizierten «Verhandlungen» fand. Noch von Berlin aus hatte V. in der Schrift «Die Einheitsbestrebungen in der wissenschaftlichen Medizin» (Berl. 1849) ein förmliches Programm seiner eigenen wissenschaftlichen Tendenzen im Gegensatze zu denen anderer Forscher aufgestellt. Im Herbst 1856 kehrte V. wieder als ord. Professor und als Direktor des Pathologischen Instituts an die Universität in Berlin zurück, deren mediz. Fakultät ihm einen großen Teil ihres Rufs verdankt. Er ist Mitglied der wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen im preuß. Kultusministerium, ferner der technischen Deputation für das Veterinärwesen im preußischen landwirtschaftlichen Ministerium und Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Im Herbst 1859 begab er sich auf Verlangen der schwed. Regierung nach Norwegen, um dort den Aussatz zu studieren. Im Dez. 1874 wurde er zum Geh. Medizinalrat ernannt. Im Frühjahr 1879 ging er nach Kleinasien, um die Ausgrabungen Schliemanns bei Hissarlik zu besichtigen. Im Sept. 1886

leitete er mit großer Umsicht im Verein mit A. W. Hofmann als Geschäftsführer die 59. Wanderversammlung der deutschen Naturforscher und Ärzte in Berlin.

V. ist der Begründer der sog. Cellularpathologie (s. d.) und hat dadurch einen sehr bedeutenden und nachhaltenden Einfluß auf die Entwickelung der gesamten modernen Medizin geübt. Als Grundursache der Veränderungen der Organe und Gewebe und deren Erkrankung stellt V. die Erregbarkeit der Zellen (s. d.) hin. Wie er aus den Eigenschaften der Zellen die Ernährungs- und Bildungsvorgänge herleitet, so führt er auch jede Art von Erkrankung und Störung dieser Vorgänge auf spezifische Erregbarkeit der Zellen zurück. Durch die Zellen werden Faserstoff, Schleim, Eiter, sowie die übrigen normalen und krankhaften Absonderungen erzeugt. Ebenso werden durch dieselben auch die Grundelemente gebildet, woraus sich Tuberkel, Krebs und alle krankhaften Gebilde zusammensetzen. Dieses neue System, welches bereits viele jüngere Forscher zu dem ihrigen gemacht haben, entwickelte V. zuerst in den «Vorlesungen über Cellularpathologie in ihrer Begründung auf physiol. und pathol. Gewebelehre» (Berl. 1859), welche in fast alle europ. Sprachen übersetzt sind und deren dritte Auflage zugleich den ersten Band der «Vorlesungen über Pathologie» (Berl. 1862) bildet. Der zweite, dritte und vierte Band des letztern Werks (1863—67) umfassen die Vorlesungen über «Die krankhaften Geschwülste».

Ganz hervorragend sind ferner seine Verdienste um die öffentliche Gesundheitspflege, welche ihm zahlreiche bahnbrechende Untersuchungen, sowie eine Fülle wertvoller Ideen und Anregungen verdankt; hier sind besonders seine wichtigen Forschungen über Kanalisation und Städtereinigung, über Desinfektion, über die Schulhygiene, das Lazarettwesen u. a. hervorzuheben. Auch in das Gebiet der Anthropologie und Ethnographie hat V. vielseitig umgestaltend und fördernd eingegriffen, wie seine genialen, überall neue Ausblicke eröffnenden Arbeiten über Rassenschädel und Schädelmessung, über Pfahlbauten, Hünengräber und prähistor. Funde, über die Urbevölkerung Europas, über die physische Anthropologie der Deutschen u. a. m. beweisen. Auch seine Thätigkeit als Lehrer ist eine außerordentlich vielseitige und segensreiche; aus seinen Schülern ist eine große Anzahl namhafter Professoren und Ärzte hervorgegangen.

Außer zahlreichen Beiträgen zu Zeitschriften und Sammelwerken, in denen er eine staunenswerte Fülle von eigenen Untersuchungen und Forschungen niedergelegt hat, sind von seinen Schriften noch hervorzuheben: «Die Not im Spessart» (Würzb. 1852), «Gesammelte Abhandlungen zur wissenschaftlichen Medizin» (Frankf. a. M. 1856; 2. Aufl. 1862), das von ihm unter Mitwirkung verschiedener deutscher Ärzte herausgegebene «Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie» (Erlang. 1854 fg.), die «Untersuchungen über die Entwickelung des Schädelgrundes» (Berl. 1857), «Vier Reden über Leben und Kranksein» (Berl. 1862), «Die Lehre von den Trichinen» (Berl. 1865; 3. Aufl. 1866), «Über den Hungertyphus» (Berl. 1868), «Kanalisation oder Abfuhr» (Berl. 1869), «Reinigung und Entwässerung Berlins» (13 Hefte und 3 Anhangshefte, Berl. 1870—79), «Über einige Merkmale moderner Menschenrassen am Schädel» (Berl. 1875), «Beiträge zur physſ. Anthropologie der Deutschen, mit besonderer Berücksichtigung der Friesen» (Berl. 1876), «Sektionstechnik» (Berl. 1876), «Gesammelte Abhandlungen aus dem Gebiete der öffentlichen Medizin und der Seuchenlehre» (2 Bde., Berl. 1879) u. s. w. Hieran reihen sich die geistvollen «Gedächtnisreden» auf Joh. Müller (Berl. 1858) und auf Schönlein (Berl. 1865); ferner eine Reihe populärer Vorträge, wie z. B. «Goethe als Naturforscher» (Berl. 1861), «Die Aufgaben der Naturwissenschaften in dem neuen nationalen Leben Deutschlands» (Berl. 1871), «Die Freiheit der Wissenschaft im modernen Staat» (Berl. 1877) u. s. w. In der von V. und Holtzendorff seit 1866 herausgegebenen «Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge», an welcher viele Gelehrte mitarbeiten, hat V. eine Reihe von Vorträgen, z. B. «Über Pfahlbauten und Hünengräber», «Über Nahrungs- und Genußmittel», «Über Hospitäler und Lazarette», «Über die Heilkräfte des Organismus», «Die Urbevölkerung Europas», «Menschen- und Affenschädel» veröffentlicht. V. gehört zahlreichen gemeinnützigen Vereinen an, in deren Interesse er viele Schriften, wie «Die Aufgabe der deutschen Turnerei» (Berl. 1864), «Über die Erziehung des Weibes für seinen Beruf» (Berl. 1865) u. s. w. veröffentlichte, und ist Mitbegründer und Vorsitzender sowohl der deutschen als der berliner Anthropologischen Gesellschaft, deren Verhandlungen er herausgibt.

V. ist ein trefflicher Redner auf dem Katheder und auf der Tribüne, wie er vielfach seit 1859 als Stadtverordneter für Berlin und seit 1862 auch als Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses (Wahlbezirk Saarbrücken, seit 1867 Berlin), sowie (seit 1880) des Deutschen Reichstags bekundete. Als Parlamentarier gehörte er der Fortschrittspartei, deren Mitbegründer er war, und seit der Fusion der letztern mit den «Sezessionisten» der deutschfreisinnigen Partei an. Einen hervorragenden Anteil nahm er an dem unter dem Ministerium Falk entbrannten kirchenpolitischen Konflikt, den er zuerst als großen «Kulturkampf» (s. d.) charakterisierte und dadurch dauernd mit diesem Namen belegte.

Vire, mittellat. Vira, Küstenfluß im nördl. Frankreich (Normandie), entspringt im SW. des Depart. Calvados, berührt Vire, tritt oberhalb Tessy in das Depart. Manche, bespült dessen Hauptstadt St.-Lo, bildet im untern Laufe die Grenze zwischen den Depart. Manche und Calvados, und mündet nach einem vorwiegend nördl. Laufe von 132 km in die Seine-Bai des Canal la Manche, nachdem er kurz vorher bei Isigny von rechts die Aure aufgenommen; die letzten 22 km sind schiffbar.

Vire, Stadt und Hauptort eines Arrondissements im franz. Depart. Calvados, auf einem Felsen rechts über der Vire, in malerischer Lage, Station der Linie Paris-Granville der Westbahn, Sitz eines Gerichtshofs erster Instanz und eines Handelstribunals, zählt (1881) 6597 E. und hat eine Kirche aus dem 12. bis 15. Jahrh., Ruinen eines Schlosses aus dem 12. Jahrh., bedeutende Tuch- und Papierfabrikation, Baumwoll- und Wollspinnerei.

Virement (vom franz. virer, wenden, umdrehen, das lat. gyrare) bezeichnet in Frankreich das Geschäft der Girobanken (**banques de virement**), wonach die Verbindlichkeiten der Interessenten untereinander durch bloßes Ab- und Zuschreiben, nicht durch direkte Zahlung bewirkt werden. (S. Banken.) Eine abweichende Bedeutung hat das Wort

V. in der franz. Finanzverwaltung erlangt. Man versteht darunter die finanziellen Ausgleichungen in den Unterabteilungen eines großen Budgetpostens, sodaß, langt bei der einen Unterabteilung die im Etat bestimmte Summe nicht zu, dieses Defizit durch Ersparungen in andern Unterabteilungen ausgeglichen wird. Napoleon III. verschaffte sich 1852 durch Aufhebung der frühern beschränkenden Bestimmungen in dieser Beziehung fast völlig freie Hand, sah sich aber 1861 selbst genötigt, etwas strengere Normen aufzustellen. Im J. 1871 wurden wieder die Vorschriften des Gesetzes von 1831 in Kraft gesetzt, nach welchen ein V. nur zwischen den einzelnen Artikeln der (gleichartige Ausgaben enthaltenden) Kapitel des Budgets zulässig ist.

Viret (Peter), schweiz. Reformator, geb. 1511 zu Orbe im Waadtlande, studierte in Paris, wurde 1534 der Gehilfe Farels in Genf, und übersiedelte dann nach Neuenburg und zuletzt nach Lausanne, wo er die Reformation durchführte. Infolge vielfacher Zwistigkeiten mußte er 1559 Lausanne verlassen, wurde Prediger in Genf, folgte dann einem Rufe nach Nimes und Lyon, wo er 1563 der vierten franz. Nationalsynode präsidierte. Unermüdlich die Sache der Reformation sowohl gegen die Antitrinitarier als gegen die Mönche verteidigend, war er schließlich auch in Lyon unmöglich; er ging an die 1566 von Johanna von Albret zu Orthez errichtete Akademie und starb hier 1571. Sein Hauptwerk ist die «Instruction chrestienne» (3 Bde., Genf 1564). Vgl. Jaquemot, «V., réformateur de Lausanne» (Straßb. 1836).

Virgil oder **Vergil** (mit vollem Namen Publius Virgilius, oder richtiger Virgilius Maro), der bedeutendste epische und didaktische röm. Dichter, wurde 5. Okt. 70 v. Chr. zu Andes, einem Flecken bei Mantua, in bescheidenen Verhältnissen geboren. Der Fürsorge seines Vaters hatte er es zu verdanken, daß er nicht nur in Cremona den Schulunterricht genießen, sondern diesen auch in Mailand auf höherer Stufe fortsetzen durfte. So vorgebildet, ging er im J. 53 nach Rom, widmete sich hier bei einem der ersten Lehrer rhetorischen Studien, verließ diese aber bald, um zur Philosophie und Poesie überzugehen. Bereits hatte er ein kleines, scherzhaftes Gedicht in Hexametern, «Culex», verfaßt, so benannt von dem komischen Helden desselben, einer Mücke, die von einem undankbaren Hirten, dem sie das Leben gerettet, getötet worden ist, und deren Schatten nun um Beerdigung bittet. Nach einigen Jahren solcher Studien kehrte er in seine Heimat zurück und versuchte sich dort, während um ihn der Bürgerkrieg wütete, in Nachahmung theokritischer Idyllen. Diese Gedichte, deren er von 41 an unter dem Titel «Bucolica», Hirtengedichte, oder «Eclogae» zehn veröffentlichte, und in denen zahlreiche Beziehungen auf die Herrscher des Tags, Octavian und dessen Freunde, sich finden, verschafften ihm die Freundschaft des damals in Oberitalien befehligenden Asinius Pollio, des litterarisch hochgebildeten Vertrauten Octavians, sowie Bekanntschaft im übrigen Kreise der Partei Octavians. Jener vornehmen Freundschaft verdankte er, als im J. 41 und 40 die Feldmark der Städte, die im Bürgerkriege nicht zu den Siegern gehalten hatten, und damit auch das Gütchen seines Vaters wiederholt für die Veteranen in Anspruch genommen wurde, die Restitution desselben oder Ersatz dafür. Den Dank V.s, zugleich mit der Freude über den 41 geschlossenen Frieden zwischen Octavian und Antonius, spricht die berühmte, dem Asinius Pollio gewidmete vierte Ekloge aus, deren Preis eines neuen goldenen Zeitalters später als Weissagung auf Christus gefaßt wurde. Im Zusammenhang mit diesen Verhältnissen stand es, daß ihn in den folgenden Jahren Mäcenas veranlaßte, durch ein Gedicht über den Landbau der Bevölkerung Italiens Lust und Liebe zu ländlichen Beschäftigungen einzuflößen und dadurch zur Hebung des arg daniederliegenden ital. Ackerbaues mitzuhelfen. V. schrieb dieses Lehrgedicht, «Georgica», in vier Büchern in Unteritalien während der Jahre, in denen Octavian und Antonius sich um den Besitz der Welt stritten.

Der Sieg seines Gönners Octavian und dessen Erhebung zum Kaiser führte jene glänzende Zeit herbei, die auf dem Gebiete der Litteratur der klassischen Prosa eine klassische Poesie an die Seite stellte, und dem Ruhme dieser Zeit wie des neuen Herrscherhauses war von nun an die ganze dichterische Thätigkeit des V. gewidmet, des ersten Namens in dem dichterischen Kreise, der sich um Mäcenas gruppierte. Auf direkte Veranlassung des Augustus und in fortwährendem Verkehr mit demselben arbeitete er nun, meist in Campanien lebend, bis an den Schluß seines Lebens an seinem Hauptwerk, der «Aeneis» (in 12 Büchern), dem Epos von Äneas' Irrfahrten nach der Zerstörung Trojas und von dessen Ansiedelung in Italien, und damit vom Ursprung des glorreichen Julischen Hauses. Im J. 19 begab er sich, um die letzte Hand an dieses Werk zu legen, nach Griechenland, traf in Athen mit Augustus zusammen, der eben vom Orient zurückkehrte, und wollte nun mit diesem wieder nach Rom zurückkehren. Doch erkrankte er zu Megara und starb noch auf der Rückreise 21. Sept. 19 in Brundisium. Vor seinem Tode verlangte er, da es ihm nicht gelungen war, sein Gedicht vollends auszufeilen, dasselbe solle verbrannt werden, aber die Ausführung dieses Wunsches wurde verhindert. Seine Freunde Varius (s. d.) und Tucca, denen die Manuskripte testamentarisch vermacht waren, besorgten später trotz des Verbots auf Geheiß Augusts die Herausgabe. Der Leichnam V.s ward nach Italien gebracht und bei Neapel an der Straße nach Puteoli beigesetzt. Doch ist das Grab, das man bei der Grotte des Pausilippo jetzt zeigt, nicht das des V.

Außer den genannten dichterischen Werken tragen V.s Namen noch folgende Dichtungen: «Ciris» oder die Verwandlung der Scylla in einen Meervogel (ciris), in 541 Hexametern; «Copa», die Wirtin, Einladung zur Einkehr, in 19 Distichen; «Moretum», das Mörsergericht, hübsche Schilderung der Morgenstunden eines Bauern in 124 Hexametern; die sog. «Catalecta», eine Sammlung von 14 kleinen Gedichten gemischten Inhalts. Indessen ist die Echtheit fast aller dieser Dichtungen bestritten. Der «Culex» in der noch erhaltenen Gestalt ist wahrscheinlich zum Ersatz für das von V. selbst vernichtete Jugendgedicht nicht lange nach seinem Tode verfaßt. Von den andern ist am ehesten das «Moretum» echt, und von den sog. Katalekten rührt wohl sicher der größere Teil von ihm her. Als Dichter wurde V., solange Homer nicht hinlänglich bekannt und gewürdigt war, vielfach überschätzt; in neuerer Zeit ist sein Mangel an Originalität gegenüber von Homer zu sehr betont worden. Die Schönheit der dichterischen Diktion, die Korrektheit und Eleganz in Sprache und Versbau, eine Reihe

originell schöner Erzählungen in der «Aeneis» und ländlicher Schilderungen in der «Georgica» wird den V. immer zu einem der bedeutendsten klassischen Dichter machen. Kurz nach seinem Tode waren seine Werke bereits neben Homer das beliebteste Schulbuch. Kommentatoren und Grammatiker wie C. Julius Hyginus (s. Hyginus), Valerius Probus (s. Probus), Donatus (s. d.), Servius (s. d.), Macrobius (s. d.) u. a. erklärten ihn sachlich und sprachlich, beschrieben sein Leben und verfaßten Schriften über seine Gedichte. Die Verse seiner Dichtungen verwendete man in andern Zusammenstellungen zu neuen Gedichten (s. Cento) und benutzte sie sogar als Orakelquelle (Stichomantie). V. selbst ward im Volksglauben zum Zauberer. (S. Virgilius der Zauberer.) Eins der ersten mittelhochdeutschen Heldengedichte, die «Eneit» des Heinrich vom Veldeken, ist einer altfranz. Dichtung, die auf der «Äneide» des V. beruht, nachgebildet, und überhaupt ist V. für die Dichtung des Mittelalters, namentlich der roman. Völker, insbesondere auch für Dante, von größtem Gewicht. Mit dem allen steht im Zusammenhange, daß eine große Anzahl von Handschriften von V. erhalten ist, darunter mehrere aus sehr früher Zeit, wie den Mediceus in Florenz aus dem 5., den durch seine Miniaturen berühmten Vaticanus in Rom, aus dem 5. oder 4. Jahrh. Sehr alt sind ferner die handschriftlichen Reste in St. Gallen, Verona und Berlin, die älteste, aber auch nicht vollständige Handschrift im Vatican ist sogar dem 2. Jahrh. n. Chr. zugeschrieben worden. Auch sie hatte Bilder, die jetzt in Windsor sind. Neuere Ausgaben von V. besorgten außer vielen andern: Heyne (4. Aufl., von Wagner, 5 Bde., Lpz. 1830—41), Jahn (4. Aufl., Lpz. 1857), Forbiger (4. Ausg., 3 Bde., Lpz. 1872—73), Ladewig (1. Bdchn., 7. Aufl., von Schaper, Berl. 1882; 2. Bdchn., 10. Aufl., Berl. 1884; 3. Bdchn., 8. Aufl. 1886), Bennoit (zum Teil 2. und 3. Aufl., Par. 1872—84; kleinere Ausg., 7. Aufl., Par. 1886), Conington und Nettleship (teils in 2., teils in 3. Aufl. 1876—83), Kappes (zum Teil in 2. und 3. Aufl., Lpz. 1876—84). Die kritische Hauptausgabe ist von Ribbeck (4 Bde., Lpz. 1859—68) mit «Prolegomena critica» (Lpz. 1866) und «Appendix» (Lpz. 1869). Derselbe gab eine kleine Textausgabe (Lpz. 1867) heraus. Übersetzungen lieferten: Voß (2. Aufl., Braunschw. 1821), Neuffer und Osiander (3 Bde., Stuttg. 1830—35), Osiander und Hertzberg (Stuttg. 1853 fg.), Binder (3 Bde., Stuttg. 1856 fg.). Vgl. Comparetti, «V. nel medio evo» (Livorno 1872; deutsch von Dütschke, Lpz. 1875).

Virgil (Grab des), s. unter Posilipo.

Virgilius der Zauberer ist die nach mittelalterlicher Auffassungsweise sagenhaft verherrlichte Gestalt des röm. Dichters. Der Dichter V. war als Gründer und Mittelpunkt der neuen Kunstschule, vor welcher alle ältern Erzeugnisse der röm. Muse in den Schatten traten, maßgebend geworden und geblieben für die Form der gesamten röm. Poesie nach ihm und für den größten Teil der spätern lateinischen. Sehr bald auch machte sich die Meinung geltend, daß in seinen Schriften eine ganz besondere Weisheit verborgen sei. Christliche Schriftsteller schon des 3. und 4. Jahrh., wie Minutius Felix, Lactantius und Augustinus, gaben sogar ihrer Verehrung für V. eine christl. Wendung, indem sie dem Heidentum aus seinem Hauptdichter die Nichtigkeit des Polytheismus und die Wahrheit des Christentums zu beweisen suchten, namentlich dadurch, daß sie den Anfang der vierten Ekloge als eine messianische Weissagung deuteten und so den V. zu einem Seher Christi machten. Diese Deutung, welche eine Zeit lang fast offizielle kirchliche Geltung gewann, setzte sich so fest, daß V. mit der Sibylle neben den alttestamentlichen messianischen Propheten in die kath. Liturgie Eingang fand und auch in den Mysterien des Mittelalters häufig unter den prophetischen Zeugen für den künftigen Messias erscheint. Auch nach dem Zeitalter der christl.-theol. Polemik brauchten Bibelausleger nicht selten Virgilische Verse zur Erläuterung von Bibelstellen, und die Scholastiker der spätern Zeit suchten sogar der ganzen «Aeneis» eine moralische Ausdeutung zu geben; ja selbst die biblische Schöpfungsgeschichte ward in einen Virgilischen Cento (s. d.) gebracht. Ein anderer aus gleicher Quelle entsprungener Gebrauch der Virgilischen Gedichte hatte ebenfalls schon in der Kaiserzeit begonnen und erhielt sich auch bei den Christen, sogar bis weit über das Mittelalter hinaus: die sortes Virgilianae, eine Schicksalsbefragung (Stichomantie), bei der man die ersten sich darbietenden Verse des aufs geratewohl aufgeschlagenen Buchs als Orakel annahm. Die Griechen hatten in dieser Weise den Homer benutzt; die abendländ. Christen brauchten neben der Bibel den von den Römern überkommenen V. Eigentliche, für diesen besondern Zweck verfaßte Losbücher kamen aber erst gegen Ende des Mittelalters in Übung und fanden während des 15. und 16. Jahrh. große Verbreitung.

Aus solcher histor. Entwickelung der Auffassung V.s ist es erklärlich, wie Dante darauf geraten ist, in seinem großen Gedicht dem V. gerade jene bestimmte Rolle eines Repräsentanten der wahren erleuchteten Vernunft, eines zwischen Heiden- und Christentum stehenden hochbegabten Geistes zuzuteilen. Übrigens hatte sich diese hohe, halbreligiöse Verehrung V.s schon sehr früh eingestellt. Bald nach seinem Tode wurden ihm Bildsäulen gesetzt, sogar in den Hauskapellen der Kaiser; sein Geburtstag ward gefeiert, Schwangere und Dichter pilgerten zu seinem Grabe, und schließlich knüpften sich an ihn allerlei Sagen. Doch läßt sich eine eigentliche Zaubersage von V. nicht vor dem 12. Jahrh. nachweisen; denn was in der «Vita Virgilii» des Donatus (aus der Mitte des 4. Jahrh.) an Zauberei streift, beruht auf späterer Interpolation. Die Zaubersage lehnt sich vorzugsweise an Orte, die in dem Leben des Dichters eine hervorragende Rolle spielen: Neapel, Rom und Mantua. Doch hat nur die auf die erste Stadt bezügliche volkstümlichen Charakter; alles andere ist auf litterarischem Wege in Frankreich zunächst entstandene Übertragung anderer Sagen auf V. Veranlassung zur Ausbildung der neapolit. Volkssage scheint ein engl. Gelehrter gegeben zu haben, der um die Mitte des 12. Jahrh. das Grab des Dichters aufsuchte. Die früheste positive Kunde gab Johannes von Salisbury in dem «Policraticus» (1159), dann 1211 nach dem, was er mündlich zu Neapel vernommen, der Engländer Gervasius von Tilbury in den «Otia imperialia» und Konrad von Querfurt in einem Schreiben an Propst und Konvent von Hildesheim (1194). Diesen folgten der gleichzeitige Helinandus, dessen Erzählung Vincentius Bellovacensis in das sechste Buch seines «Speculum historiale» aufnahm, und der ebenfalls

gleichzeitige engl. Mönch Alexander Neckam in seinem Buche «De naturis rerum», woraus die betreffenden Stellen übergingen in des Gualterus Burläus wiederholt gedruckte «Vitae philosophorum» und die 1382 zum Abschluß gebrachte «Cronica di Partenope». Aus diesen Hauptquellen haben die Spätern vorzugsweise geschöpft, selbst die beiden ausführlicher vom Zauberer V. handelnden Italiener Buonamente Aliprando (in seiner zu Anfang des 15. Jahrh. in Terzinen abgefaßten Chronik von Mantua) und der sog. Pseudo-Villani («Le croniche dell' inclita città di Napoli», Neap. 1526). Zu einem Ganzen wurden die Sagen vereinigt in dem seit dem Anfang des 16. Jahrh. wiederholt gedruckten franz. Volksbuche «Faictz marveilleux de Virgille», zuerst bei Jehan Trepperel zu Paris, aus welchem bald darauf das englische hervorging (deutsch durch Spazier, Braunschw. 1830), und wenig später auch das niederländische (deutsch in von der Hagens «Erzählungen und Märchen», Prenzl. 1838), dem dann die noch ungedruckte isländ. «Virgilius-Saga» sich anschloß. Vgl. Zappert, «Virgils Fortleben im Mittelalter» (Wien 1851); Siebenhaar, «De fabulis, quae media aetate de Virgilio circumferebantur» (Berl. 1837); Edélestand du Méril, «De Virgile l'enchanteur», in dessen «Mélanges archéologiques et littéraires» (Par. 1850); Gräße, «Zur Sage vom Zauberer Virgilius», in dessen «Vorträgen zur Litteratur und Sage des Mittelalters» (Dresd. 1850); Roth in Pfeiffers «Germania» (Bd. 4, 1859); Milberg, «Mirabilia Vergiliana» (Meißen 1867); die erschöpfendste Behandlung der Sage bei Comparetti, «Virgilia nel medio evo» (Livorno 1872; deutsch von Dütschke, Lpz. 1875).

Virgināl, s. Spinett.

Virgines ecclesiasticae (lat.), Jungfrauen, welche den Schleier nahmen, aber in ihren Familien lebten und nur Ehelosigkeit versprachen; im Falle der Verarmung wurden sie vom Kirchenvermögen erhalten.

Virginia, der 50. Asteroid, s. u. Planeten.

Virginia, die Tochter des röm. Plebejers Virginius, wurde nach der röm. Sage von ihrem Vater getötet, als ihre Jungfräulichkeit durch den Decemvir Appius Claudius (s. d.) bedroht war, der sie von einem Clienten als seine Sklavin in Anspruch nehmen ließ, um sie in seine Gewalt zu bekommen.

Virginia, einer der dreizehn Originalstaaten der nordamerik. Union, liegt zwischen 36° 31' und 39° 27' nördl. Br. und 75° 13' und 83° 37' westl. L., wird im N. von Westvirginien und Maryland, im O. von Maryland und dem Atlantischen Ocean, im S. von Nordcarolina und Tennessee und im W. von Kentucky und Westvirginia begrenzt, hat 109942 qkm und (1880) 1512565 E., darunter 14696 Fremdgeborene (3759 Deutsche), 631616 Farbige, 6 Chinesen und 85 Indianer, gegen 1225163 in 1870, 1421661 in 1850, 880200 in 1800 und 747610 in 1790. Den Oberflächenverhältnissen nach zerfällt das Land in drei Hauptteile: in das niedrige, im Bereich der Ebbe und Flut liegende Küstengebiet (Tide Water Region), welches das Meer entlang landeinwärts bis zu den untern Fällen der in den Atlantischen Ocean mündenden Ströme in einer Breite von 200 km sich ausdehnt; in das Hügelland (Piedmont Region), welches von ersterm bis zur östl. Kette der Alleghanies reicht, die unter dem Namen der Blauen Kette (Blue Ridge) in nordöstl. Richtung den ganzen Staat durchzieht und eine mittlere Höhe von 400 bis 570 m hat, und in das Gebirgsland im Westen der vorigen Teile innerhalb der Alleghanies, welche in diesem Staat einen verhältnismäßig großen Raum einnehmen (Great Valley). Vor vielen Gegenden Amerikas ist V. durch schöne Landschaften und Naturmerkwürdigkeiten, durch die Reize seiner Thäler und die Großartigkeit üppig bewaldeter Berge ausgezeichnet. Die bedeutendsten Flüsse sind, außer dem Potomac an der Grenze gegen Maryland mit dem Shenandoah, der James-River mit dem Appomattox, der Rappahannock und der York, die beträchtliche Strecken aufwärts für Seeschiffe fahrbar sind und in die Chesapeakebai münden, und der Roanoke, welcher nach Nordcarolina übergeht. Die Küste wird größtenteils von der Chesapeakebai (s. d.) begrenzt, welche in V. zwischen Kap Charles und Kap Henry in das Meer ausgeht und durch einige ihrer Buchten auch die besten Häfen des Landes, Norfolk an der Mündung des Elisabeth-River, Portsmouth und die sog. Hampton-Roads vor der Mündung des James-River, darbietet.

Das Klima des Landes bietet bedeutende Unterschiede dar. Auf der Küstenebene sind die Kontraste zwischen Winter- und Sommertemperatur nicht so groß als im höhern Innern; dagegen ist es im Innern viel gesünder als an der Küste, die vom August bis Oktober bösartigen epidemischen, namentlich biliösen Fiebern unterworfen ist. Die Bodenbeschaffenheit ist ebenfalls verschieden nach den orographischen Verhältnissen. Der Boden der niedrigen Küstenebene, mit zahlreichen Swamps oder Sümpfen und an den langsam dahinschleichenden Flüssen mit stehenden Wassern bedeckt, ist durchgehends sandig und arm, großenteils von den sog. Pine-Barrens oder Fichtenwaldungen eingenommen; kultiviert werden hier vornehmlich nur Mais, Hafer und Erbsen; in den südl. Swamps etwas Reis. In der Hügelregion gibt es mehr fruchtbares Land, hauptsächlich jedoch nur in den Flußthälern. Es ist diese Region vorzüglich die des Tabakbaues; doch hat diesen im nördl. Teile der Weizen, im südlichen die Baumwolle beschränkt. Auch eine Menge Obst, namentlich Erdbeeren, Äpfel und Pfirsiche, wird hier produziert. In der gebirgigen Region bildet die Viehzucht, besonders von Schweinen und Rindvieh, einen Hauptzweig der Landwirtschaft; doch gibt es auch hier in den weiten Thälern gutes, zum Fruchtbau geeignetes und trefflich kultiviertes Land. Die Wälder gewähren in V. noch einen bedeutenden Ertrag, namentlich die Fichtenwaldungen, an Bauholz, Harz und Ahornzucker. Von Mineralien kommen Gold, Kupfer und Blei vor; von Wichtigkeit aber sind nur Steinkohlen, Salz und Eisen. Auch an Mineralquellen ist das Land reich.

Den Haupterwerbszweig des Landes bilden Ackerbau und Viehzucht. Im J. 1885 wurden für 16½ Mill. Doll. Mais und für 6 Mill. Doll. Weizen gezogen. Die Tabaksproduktion ist bedeutend. Im J. 1880 wurden 79988868 Pfd. im Werte von 5406744 Doll. gezogen. In demselben Jahre gab es 5710 industrielle Etablissements mit einem Kapital von nahezu 23½ Mill. Doll. Eisenbahnen waren 1885 im ganzen 4565 km in Betrieb. Dem religiösen Bekenntnis nach sind die Baptisten, Methodisten, Presbyterianer und Katholiken die zahlreichsten. Von höhern Unterrichtsanstalten sind hervorzuheben: die University of Virginia zu

Charlottesville, Emory and Henry College zu Emory, das Virginia Military Institute, New Market Polytechnic Institute, mehrere theolog. Seminare, Rechtsschulen, mediz. Schulen ꝛc. Die 6350 öffentlichen Schulen wurden von 163 369 Schülern besucht. Die Anzahl der Lehrer betrug 6371. Die Ausgaben für öffentliche Schulen beliefen sich 1883—84 auf 1 321 537 Doll. Ein Taubstummen- und Blindeninstitut hat der Staat zu Staunton und zwei Irrenhäuser ebenda und zu Williamsburg. Die gegenwärtige Konstitution wurde 6. Juli 1869 vom Volke angenommen und der Staat 26. Jan. 1870 wieder mit in die Union aufgenommen. Danach hat jeder 21 J. alte Vereinigte-Staatenbürger das Wahlrecht, der ein Jahr im Staat und drei Monate vor der Wahl in der Grafschaft oder dem Ort, wo er stimmen soll, gewohnt hat. Die exekutive Gewalt ist einem Gouverneur übertragen, der vom Volke auf vier Jahre erwählt wird und für die nächste Periode nicht wieder wählbar ist. Die gesetzgebende Gewalt haben der Senat und das Haus der Abgeordneten. Letzteres zählt 100 auf zwei Jahre gewählte Mitglieder. Der Senat besteht aus 40 auf vier Jahre nach Distrikten gewählten Mitgliedern. Die Sitzungen finden alle zwei Jahre statt. Zum Kongreß schickt V. 2 Senatoren und 10 Repräsentanten. Die Finanzen des Staats befinden sich in sehr schlechtem Zustande. Seine Schuld belief sich 1. Okt. 1885 auf 30 334 110 Doll. Die Staatseinnahmen beliefen sich 1884—85 auf 3 305 354, die Ausgaben auf 2 931 908 Doll.

V. ist derjenige unter den ältern Staaten der Union, in welchem die erste europ. Kolonie, nämlich 1607 zu Jamestown am James-River, angelegt wurde. (S. Vereinigte Staaten.) Das Land wurde von der Königin Elisabeth dem Sir Walter Raleigh (s. d.) verliehen, der es zu Ehren der jungfräulichen Königin Virginia nannte. Durch Verurteilung und Hinrichtung Raleighs unter Jakob I. fiel das Besitztum wieder an die Krone und wurde nun der London- und Plymouthkompagnie verliehen und Nord- und Südvirginien genannt. Während der engl. Revolution war V. die loyalste aller Kolonien; dagegen gehörte sie, da die Lebensinteressen der Pflanzer, der herrschenden Aristokratie, von der engl. Gesetzgebung mit Vernichtung bedroht waren, zu den ersten, die sich dem Mutterlande widersetzten, und war eine der thätigsten im Kriege. V. gab sich 1776 seine erste Verfassung, die bis 1830 in Wirksamkeit blieb, worauf bis 1851 wiederholte Veränderungen eintraten. Die Konstitution der Union nahm V. 1788 an. Damals war es der wichtigste der ältern 13 Unionsstaaten. Aus seiner Bevölkerung sind viele hervorragende Staatsmänner und Heerführer der Union hervorgegangen. Hauptursachen, weshalb V. in der allgemeinen Entwickelung von Neuyork, Pennsylvanien und Ohio überflügelt worden, waren die Sklaverei und ihre demoralisierenden, die Kultur zurückhaltenden Folgen; ferner die allmähliche Erschöpfung des Bodens durch den Tabaksbau und die hieraus entstandene Uneinträglichkeit der Sklavenarbeit. Da der Plantagenbau in Abnahme geriet und der rationelle Betrieb der Landwirtschaft mit der Sklaverei nicht vereinbar war, legte sich V. hauptsächlich auf Sklavenzüchtung. Es versorgte die südl. Staaten vorzugsweise mit Sklaven, seitdem die Sklavenausfuhr aus Afrika verboten war. Der Staat ist in 100 Counties eingeteilt. Nebst der Hauptstadt Richmond (s. d.), Norfolk (s. d.) sind Petersburg am Appomattox mit 21 656 E. (11 701 Farbige und 356 Fremdgeborene), Lynchburg (s. d.), Alexandria (s. d.), Portsmouth (s. d.), Danville (s. d.), Staunton (s. d.), Manchester mit 5729 (1972 Farbige), Fredericksburg (s. d.) und Winchester mit 4958 E. (1517 Farbige) die bedeutendsten.

Virginia City, Hauptort in Storey County im nordamerik. Staate Nevada, liegt in den Washoegebirgen, am östl. Abhange des Mount Davidson, an der Virginia und Truckee-Eisenbahn und hat (1880) 10 917 E., worunter 96 Farbige. Seit Entdeckung und Ausbeutung der reichen Silberminen, besonders der berühmten Comstock lode, welche 1858 von einem Virginier entdeckt wurde, ist die Stadt entstanden und rasch aufgeblüht. Sie hat fünf öffentliche Schulen und eine Hochschule, fünf Kirchen, mehrere Hospitäler und verschiedene schöne öffentliche Gebäude.

Virginia City, Stadt und Hauptort in Madison County im nordamerik. Territorium Montana, liegt am nördl. Ufer des Adler Creek, auf dem östl. Abhange der Rocky-Mountains, 1770 m über dem Meeresspiegel und hat (1880) 624 E. Bei V. wurden 1863 reiche Goldminen entdeckt. Infolge dessen hob sich die Stadt, ist aber in neuester Zeit wieder gesunken. V. hat ein Gerichtsgebäude, ein schönes Gefängnis, eine öffentliche Schule, zwei Banken, eine Bibliothek und drei Kirchen.

Virginische Inseln oder Jungferninseln (engl. Virgins-Islands, frz. Iles-Vierges, span. Islas Virgineas), eine Gruppe von nahezu 100 kleinen Eilanden in Westindien, unweit östlich von Portorico, die 1494 von Columbus auf dessen zweiter Reise entdeckt und angeblich von diesem nach den 11 000 Jungfrauen, nach anderer Angabe aber erst von Sir Fr. Drake (1580) zu Ehren seiner jungfräulichen Königin Elisabeth benannt wurde. Nur etwa der vierte Teil derselben ist bewohnt und in Kultur genommen; die übrigen sind zur Kolonisierung zu felsig, wasserarm und unergiebig und daher unbewohnt. Das Areal der wirklich kolonisierten wird auf 693,7 qkm, ihre Bevölkerung auf 43 620 Seelen angegeben. Dieselben erzeugen alle westind. Produkte und liefern zur Ausfuhr Zucker, Melasse, Rum, Indigo, Salz, Baumwolle, Tabak, Gelbholz, Piment und Ingwer. Die Wälder enthalten nützliche Bäume. Eine Fülle von Guineagras bietet gute Weide, und die Küsten sind fischreich. Das Klima ist veränderlich. Es gibt zwei nasse und zwei trockene Jahreszeiten. Erdbeben sind nicht selten, sowie furchtbare Orkane, verbunden mit Sturmfluten. Erst seit dem 16. Jahrh. wurden auf diesem kleinen Archipel, der äußersten Westgruppe der Kleinen Antillen, Kolonien gegründet. Der westl. Teil gehört den Spaniern, der östliche den Engländern, die Mitte den Dänen. Spanisch sind: Culebra oder die Schlangeninsel, Culebrita und Viequez oder die Krabbeninsel, die zum Generalkapitanat Portorico gehören, zusammen 169,59 qkm umfassen mit 3431 E. Auf Viequez, mit dem Hafen Isabel Segunda, haben indessen vertragsmäßig alle drei Nationen das Recht der Baumfällung, der Jagd und des Fischfangs. Die dän. Inseln sind St.-Thomas, St.-Croix oder Sta.-Cruz und St.-Jan, zusammen 358,9 qkm mit (1880) 33 763 E. Englisch sind die übrigen Inseln, welche das Gouvernement Tortola (s. d.) bilden.

Virginische Wachtel, s. u. Baumhühner.

Virginius, der Vater der Virginia (s. d.).

Viriāl, Größe für stationäre Bewegungen, s. unter Clausius (Rud. Jul. Em.).

Viriathus, ein lusitanischer Hirte, war im Unabhängigkeitskriege seines Volks gegen die Römer 149—139 v. Chr. der Führer desselben. Nachdem er der verräterischen Niedermetzelung Tausender von Lusitaniern durch den Statthalter Sulpicius Galba entronnen war, benutzte er die dabei gemachte Erfahrung, um 149 ein Heer seiner Landsleute, das, von den Römern bedrängt, mit denselben verhandeln wollte, zum äußersten Widerstand gegen die wortbrüchigen Feinde zu bewegen. Er stellte sich auch mit Erfolg an die Spitze dieses Widerstandes und unterhielt denselben in Lusitanien und Südspanien jahrelang gegen eine Reihe röm. Statthalter, von denen nur Q. Fabius Ämilianus (144) einigermaßen gegen ihn aufkommen konnte. Im J. 141 hatte er es, gegenüber dem Nachfolger des Ämilianus, dem Servilianus, bereits dahin gebracht, daß die Römer die Unabhängigkeit Lusitaniens unter V. anerkannten. Allein der folgende Statthalter Servilius Cäpio brach den Vertrag und behielt nicht nur im Felde die Oberhand, sondern gewann auch in der Umgebung des V. Verräter, die denselben 139 ermordeten. Die Lusitanier kämpften unter Tautamus noch zwei Jahre lang, aber ohne Erfolg.

Viribus unitis (lat., d. h. mit vereinten Kräften), der Wahlspruch des Kaisers Franz Joseph I. von Österreich, daher auch die Devise des österr. Franz-Josephs-Ordens.

Virilstimmen (vota virilia) hießen im Fürstenkollegium auf dem ehemaligen deutschen Reichstage im Gegensatze zu den Kuriatstimmen (s. d.) der unmittelbaren Reichsprälaten und Reichsgrafen die dem einzelnen Stande zustehenden Stimmen. Ein gleicher Unterschied fand bei dem Engern Rate des Deutschen Bundes statt, wo die 38 (zuletzt nur noch 32) Bundesmitglieder zusammen nur 17 Stimmen hatten, von denen 11 Stimmen Viril- und 6 Kuriatstimmen waren. (S. Deutschland und Deutsches Reich.)

Virovíticz (magyar. Verőcze), slawon. Komitat in Kroatien-Slawonien, streckt sich entlang der Drau von Nordwest nach Südost. Das Gebiet ist meist eben, an der Drau reich an Sümpfen, nur an der Südgrenze zieht sich eine Bergkette hin. Zahlreiche Bäche und Flüsse strömen von da nach der Drau, so die Verovitiza, die Vrana, die Karaschitza, die Vuka u. a.; im Unterlaufe versumpfen diese Gewässer. Das Klima ist mild, die Vegetation üppig, das Gebiet, namentlich im westl. Teile, wohl bevölkert. V. zählt auf 4782 qkm (1880) 180463 E.: Serbokroaten (72,11 Proz.), Deutsche (14,67 Proz.) und Magyaren (9,61 Proz.); die Mehrzahl (75,64 Proz.) bekennt sich zur röm.-kath. Kirche; außerdem sind noch zahlreich die Griechisch-Orientalischen (20,09 Proz.), die Juden (2,06 Proz.) und die Reformierten (1,77 Proz.). Hauptort des Komitats ist die königl. Freistadt und Festung Essek.

Die alte Stadt Virovíticz, in reizender Gegend, war ehedem Vorort des Komitats; das einstige Komitatsgebäude dient jetzt als Gefängnis. In der Nähe befinden sich im Gebirge drei Klöster.

Virton, Stadt im gleichnamigen Bezirk der belg. Provinz Luxemburg, Station der Linie Marbehan-V. der Belgischen Staatsbahnen, unweit der franz. Grenze, 26 km südwestlich von Arlon, mit 2338 E., die zumeist von Viehzucht und Waldkultur leben. V. ist Hauptort der einstigen Grafschaft V.

Virtuell (frz.), der Kraft nach vorhanden, ohne jedoch bereits sich wirksam zu äußern.

Virtuosität (vom ital. virtuoso, tüchtig, kräftig), hoher Grad von Kunstfertigkeit; Virtuos, einer, der es in Ausübung einer Kunst (besonders der Musik) zur Meisterschaft gebracht hat.

Virtuti in bello (lat., d. i. für Tapferkeit im Kriege), die Devise des sächs. Militär-St.-Heinrichsordens.

Virues (Christóval de), span. dramatischer und epischer Dichter, wurde zu Valencia um 1550 als der Sohn eines Arztes geboren, trat früh in Kriegsdienste, focht in der Schlacht bei Lepanto mit, die er später in seinem epischen Gedicht «El Monserrate» als Augenzeuge beschrieb, diente dann als Hauptmann im Mailändischen und in Flandern, wie es scheint, bis an seinen um 1610 erfolgten Tod. Sein episches Gedicht erschien zuerst zu Madrid 1588, dann, vom Dichter selbst überarbeitet, als «Monserrate segundo» zu Madrid 1609 und später oft; auszugsweise in Quintanas «Musa épica», Madr. 1833, mit kritischen Bemerkungen; am besten im 17. Bande der «Biblioteca de autores españoles» (1854). Außerdem hat man von ihm «Obras trágicas y liricas» (Madr. 1609), worin sich fünf Tragödien befinden, die, um 1580—90 aufgeführt, auf der Bühne Epoche gemacht und seinen Namen auf die Nachwelt gebracht haben. Auch scheint die Einteilung des Schauspiels in drei Akte durch seine Stücke in allgemeine Aufnahme gekommen zu sein, wiewohl die Ehre der Erfindung dem weit ältern Francisco de Avendaño gebührt. Sein episches Gedicht leidet an chronikenartiger Trockenheit. Auch seine Dramen, welche sämtlich antike Stoffe behandeln und die Tragödien des Seneca zu Mustern haben, sind aus dem mißverstandenen Streben, Klassisches mit Modernem zu verschmelzen, oft wahre Ausgeburten des Ungeschmacks, verraten aber, wie namentlich seine Tragödie «Dido», welche er rein im antiken Stile zu halten suchte, durch einzelne Züge und Scenen doch ein wahrhaft dramatisches Talent.

Virulént (lat.), voll von bösen Säften, Eiter, Gift u. s. w.; eiterig, eiterungsgiftig, bösartig, ansteckend, scharf um sich fressend.

Virus (lat., d. i. Saft, Jauche), Gift; auch Ansteckungsstoff, Krankheitskontagium.

Vis (lat.), die Kraft, Macht, Gewalt; Vis armāta, die bewaffnete Macht; vis attractiva, die Anziehungskraft; vis comica, die Kraft der Komik; vis contractilis, die Zusammenziehungskraft; vis inertiae, das Beharrungsvermögen (s. d.); vis legis, Gesetzeskraft; vis major, höhere Gewalt (s. d.); vis motrix, die bewegende Kraft; vis probandi, Beweiskraft.

Visa (frz.), soviel wie Visum (s. d.).

Vis-à-vis (frz.), gegenüber; auch das Gegenüber (Wohnung, Person u. s. w.).

Viscacha, soviel wie Chinchilla (s. d.).

Vischer, eine von der Mitte des 15. bis in die erste Hälfte des 16. Jahrh. zu Nürnberg blühende Künstlerfamilie, die mit Hermann V. dem Ältern, der 1453 in Nürnberg das Bürger- und Meisterrecht erhielt, beginnt. Von ihm rührt das reich mit figürlichem und ornamentalem Schmuck ausgestattete Taufgefäß in der Pfarrkirche zu Wittenberg (1457) her. Er starb 1487.

Peter V. der Ältere, Sohn Hermanns, um 1455 geboren, übernahm 1487 die väterliche Gießhütte. Zu seinen ersten Arbeiten gehört die frei auf einem Löwen stehende Statue des Grafen Otto IV. von Henneberg in der Stiftskirche zu Römhild, eine geharnischte Figur in Lebensgröße, vermutlich 1493 aufgestellt. Im letzten Jahrzehnt des 15. Jahrh. führte V. auch die Grabdenkmäler für verschiedene Domherren und drei Bischöfe von Bamberg für den dortigen Dom aus. Der Ruhm seiner Arbeiten verschaffte dem Künstler Aufträge aus den fernsten Gegenden, aus Breslau (Bischof Johann IV.), Krakau, Meißen. Eine vollständige Tumba mit fast runder Figur und großem Baldachin über architektonischem Aufbau und reichstem figürlichen, heraldischen und anderm Schmucke bildet das Grabmal des Erzbischofs Ernst im Dom zu Magdeburg (1497), noch ganz im got. Stile gehalten. Von ähnlicher Ausführung, nur kleiner und einfacher, ist das Grabmal des Grafen Hermann von Henneberg und seiner Gemahlin Elisabeth von Brandenburg in der Stiftskirche zu Römhild, desgleichen das des Grafen Eitel Friedrich II. von Hohenzollern und seiner Gemahlin Magdalena von Brandenburg, in der Stadtkirche zu Hechingen. Auch für das Grabdenkmal Kaiser Maximilians I. in Innsbruck modellierte und goß er zwei Figuren (König Arthur und Theodorich).

Die bedeutendste Leistung V.s ist das tempelförmige Gehäuse um den silbernen Sarkophag des heil. Sebald in der Kirche dieses Namens zu Nürnberg, an welchem er mit seinen fünf Söhnen von 1507 an zwölf Jahre arbeitete. Dieses Denkmal besteht aus einem Unterbau, auf welchem, etwa in Gesichtshöhe, der silberne Sarg ruht, und einem darüber errichteten, von zwölf Pfeilern getragenen, sehr reich durchgebildeten, jedoch bereits mit zahlreichen Motiven der Renaissance untermischten Baldachin von 2,57 m Länge, 1,37 m Breite und 4,71 m Höhe. Der Unterbau ist mit Reliefs aus dem Leben des Heiligen, der Baldachin mit vielen biblischen, mytholog., allegorischen und phantastischen Figuren geschmückt. Auch der Künstler hat sich in seiner Tracht, wie er in der Gießhütte umzugehen pflegte, angebracht. Ein noch größeres Werk war ein von der Familie Fugger bestelltes, von V. jedoch nicht mehr vollendetes Gitter, das später im Rathause zu Nürnberg aufgestellt und 1806 als altes Metall verkauft wurde. Andere Arbeiten V.s sind ein Epitaph der Frau Margareta Tucher im Dom zu Regensburg, ein Epitaph in der Egidienkirche zu Nürnberg, die Gedächtnistafel des Propstes Anton Kneß in der Lorenzkirche daselbst u. v. a. Er starb 1529.

Unter seinen Söhnen zeichneten sich **Hermann** und **Peter V. der Jüngere** aus. Dem letztern scheinen namentlich ein Epitaph des Kardinals Albrecht, Erzbischofs von Mainz, in der Stiftskirche zu Aschaffenburg, das Grabmal des Kurfürsten Friedrich des Weisen in der Schloßkirche zu Wittenberg, ein Bogenschütz im Rathause zu Nürnberg anzugehören. Von Interesse ist die Frage, wer die Modelle zu den Vischerschen Arbeiten gefertigt. Nach vielfacher Behandlung derselben hat man sich neuerlich dahin entschieden, daß der ältere Peter V. sich anfangs der nürnberger Bildschnitzer bediente; doch ist es erwiesen, daß seine Söhne, von welchen Hermann in Italien war, wenigstens zum Teil eine künstlerische Ausbildung erhalten hatten und selbst Modelle fertigten. Schon beim Sebaldus-Grab scheint dieses in umfassendem Maße der Fall gewesen zu sein.

Vgl. Bergau, «Peter V. und seine Söhne» (Lpz. 1878); «Peter V.s Werke» (photographische Publikationen mit Text von Lübke, Nürnb. 1875 fg.).

Vischer (Friedr. Theod.), berühmter Ästhetiker, wurde 30. Juni 1807 zu Ludwigsburg geboren und erhielt seine Gymnasialbildung zu Stuttgart. Mehr durch Verhältnisse als Neigung zum Studium der Theologie geführt, bezog er 1821 das Seminar zu Blaubeuren, das er 1825 mit dem zu Tübingen vertauschte. Die philos. Studien, die er hier begonnen, setzte er fort, als er 1830 zum Vikar eines Geistlichen in Horrheim bei Vaihingen und im Herbst 1831 zum Repetenten im Seminar zu Maulbronn ernannt worden war. Im Winter 1832—33 und folgenden Sommer besuchte er Göttingen, Berlin, Dresden, Wien, Tirol, München, wo besonders seine Neigung für die Kunst Nahrung fand. Nachdem er 1833—36 als Repetent im Seminar zu Tübingen gewirkt, entsagte er der theol. Laufbahn und habilitierte sich 1836 zu Tübingen, wo er auch 1837 eine außerordentliche Professur in der philos. Fakultät erhielt und seit 1838 seine ganze Kraft ausschließlich der Ästhetik und der deutschen Litteratur zuwandte. In diese Zeit fällt seine vortreffliche Schrift «Über das Erhabene und Komische» (Stuttg. 1837). Die Reisen, die er Aug. 1839 bis Herbst 1840 durch Italien, Sicilien und Griechenland wie im Herbst 1843 durch Oberitalien unternahm, waren ganz dem Kunststudium gewidmet. V. wurde 1844 zum ord. Professor ernannt, bei welcher Gelegenheit er im November die auch im Druck erschienene Antrittsrede hielt (Tüb. 1844), in der er einen offenen Kampf gegen die Feinde des freien Denkens ankündigte. Die kirchliche und pietistische Partei benutzte einige in dieser Rede und in den vorher erschienenen «Kritischen Gängen» (Tüb. 1844) enthaltene und ausgedeutete Stellen zu den heftigsten Angriffen auf V. und weiter auf den Minister Schlayer, welche endlich den Minister bestimmten, dem Drange der Verhältnisse nachzugeben und über V. eine zweijährige Suspension zu verhängen. Ostern 1847 trat dieser seine akademische Thätigkeit als Lehrer wieder an. Im Frühjahr 1848 wurde er vom Wahlbezirk Reutlingen-Urach in die Deutsche Nationalversammlung gewählt, wo er mit der gemäßigten Linken (früher Württembergischer Hof, nach dessen Spaltung Westendhall) stimmte und bis gegen Ende in Betreff der Einheitsfrage der großdeutschen Partei angehörte, sich zuletzt aber dem Gedanken der preuß. Spitze zuzuneigen begann. Im Frühjahr 1849 folgte er dem Reste des Parlaments nach Stuttgart, wo er nun mit einer kleinen Minderheit (worunter Uhland) in Opposition gegen den Plan der Majorität trat, von Württemberg aus Deutschland zu revolutionieren. Im Herbst desselben Jahres nahm er seine akademische Thätigkeit wieder auf. Im J. 1855 folgte V. einem Rufe als Professor am eidgenössischen Polytechnikum und der kantonalen Hochschule zu Zürich. Im J. 1866 kehrte er jedoch nach Württemberg zurück, wo ihm die Professur der Ästhetik und deutschen Litteratur sowohl an der Universität zu Tübingen als am Polytechnikum zu Stuttgart übertragen ward. Er lehrte anfangs abwechselnd an beiden Anstalten, beschränkte aber seit 1869 sein Wirken auf letztere.

Das bedeutendste Werk V.s ist die «Ästhetik, oder Wissenschaft des Schönen» (3 Bde., Stuttg. 1847—58), das die Entwickelung der spekulativen Ästhetik von Kant bis Hegel zusammenfaßt. Während seines Aufenthalts in Zürich veröffentlichte er eine neue Folge der «Kritischen Gänge» (5 Hefte, Stuttg. 1861—66) und unter dem Pseudonym Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinski die Schrift «Faust. Der Tragödie dritter Teil» (Stuttg. 1862; 2. umgearbeitete und vermehrte Aufl. 1886), eine Satire auf den zweiten Teil des Goetheschen Faust. Anonym erschienen von ihm auch «Epigramme aus Baden-Baden» (Stuttg. 1867). Ferner veröffentlichte er: das sechste Heft der «Kritischen Gänge» (1873), «Der deutsche Krieg 1870—71, ein Heldengedicht aus dem Nachlaß des seligen Phil. Ulr. Schartenmayer» (Nördlingen 1874), «Goethes Faust. Neue Beiträge zur Kritik des Gedichts» (1875), die humoristische Novelle «Auch Einer. Eine Reisebekanntschaft von —» (2 Bde., Stuttg. 1878), «Mode und Cynismus. Beiträge zur Kenntnis unserer Kulturformen und Sittenbegriffe» (Stuttg. 1879), «Lyrische Gänge» (Stuttg. 1882).

Robert V., Sohn des vorigen, geb. 22. Febr. 1847, schrieb: «Luca Signorelli und die ital. Renaissance» (Lpz. 1879), «Kunstgeschichte und Humanismus» (Stuttg. 1880), «Studien über Kunstgeschichte» (Stuttg. 1886).

Vischering (Droste zu), s. Droste zu Vischering.

Vischnu (d. i. der Durchdringer), Gottheit der Indier, s. unter Indische Religion.

Viscin, s. unter Vogelleim.

Visconti (lat. Vicecomites), lombard. Adelsfamilie. Als der Lombardenbund in eine Menge größerer und kleinerer, meist tyrannischer Herrschaften zerfiel, begründeten die V. ihre Macht, die sich noch mehr entwickelte, als der Sturz der rivalisierenden della Torre (Thurn und Taxis) erfolgte. Besonders war es Otto V., Erzbischof von Mailand, gest. 1258, der die Macht der V. befestigte. Er hinterließ die Herrschergewalt seinem Neffen Matteo I., der nach manchem Glückswechsel während des Römerzugs Kaiser Heinrichs VII. 1312 Guido della Torre vertrieb und den Titel eines kaiserl. Statthalters erhielt, den er mit dem eines Herrn von Mailand verband. Matteo starb 1322. Sein Erbe war sein erstgeborener Sohn Galeazzo, der, von mächtigen Feinden und seinen eigenen Brüdern gedrängt, durch Ludwig den Bayer 1327 im Schlosse zu Monza eingekerkert wurde und 1328 starb. Ihm folgte sein Sohn Azzo, geb. 1292, einer der Besten des Hauses, der aber schon 1329 starb. Da er keine Söhne hatte, folgte ihm Luchino, ein Sohn Matteo V.s, der zuerst in seiner Familie als Beschützer der Wissenschaften und Künste hervortrat. Nach seinem Tode 1349 folgte ihm sein thatkräftiger, aber gewaltsamer Bruder Giovanni, Erzbischof von Mailand, der auch Genua und Bologna unter seine Herrschaft bekam und noch eifriger für die Wissenschaften wirkte. Petrarca hatte in ihm einen Gönner. Er starb 1354. Auf Giovanni folgten gemeinschaftlich dessen drei Neffen, Matteo II., Bernabò und Galeazzo II. Matteo starb schon nach einem Jahre; die beiden andern Brüder, obwohl tapfer im Kriege, machten sich ihren Unterthanen durch Grausamkeit und viele Laster verhaßt. — Auf Galeazzo II. folgte dessen Sohn Gian Galeazzo, der sich seines Oheims Bernabò durch Gewalt und List entledigte. In ihm erreichte die Familie V. den Gipfel ihrer Größe und ihres Glanzes. Er erhielt 1395 vom König Wenzel die Herzogswürde, unterwarf sich Pisa, Siena, Perugia, Padua und Bologna und stand im Begriff, sich zum König von Italien zu machen, als er 1402 plötzlich starb. Mit großartigem Sinne förderte er Wissenschaften und Künste, indem er die berühmtesten Männer an seinen Hof zog, die Universität zu Piacenza wiederherstellte, Pavia hob und eine große Bibliothek stiftete. Auch große Werke der Baukunst wurden unter seiner Regierung begonnen, z. B. der mailänder Dom, die Certosa bei Pavia und die Tessinbrücke bei letzterer Stadt. — Gian Galeazzo hinterließ drei Söhne, Giammaria, Filippo Maria und den unehelichen Gabriel, unter welche das Land verteilt wurde. Rasch zerfiel Gian Galeazzos großer Staat. In den meisten lombard. Städten warfen sich einzelne mächtige Bürger zu Gebietern auf; die Florentiner nahmen Pisa, die Venetianer nach und nach Padua, Vicenza, Verona, Brescia und andere Städte weg. Giammaria machte sich durch Grausamkeiten verhaßt und wurde 1412 das Opfer einer Verschwörung. Filippo Maria regierte nun allein und erlebte viele Glückswechsel; seine letzten Lebensjahre waren durch Feindseligkeiten der Venetianer verbittert, die oft bis unter die Mauern von Mailand rückten. Er starb 13. Aug. 1447 ohne männliche Erben. Seine natürliche Tochter, Bianca, war an Francesco Sforza (s. d.) verheiratet, welcher 1450 durch List und Gewalt Herzog von Mailand wurde. Viscontische Nebenlinien bestehen noch jetzt in der Lombardei. Vgl. Litta in den «Famiglie celebri italiane» und Verri, «Storia di Milano», sowie die übrigen mailänd. Geschichtschreiber.

Visconti (Ennio Quirino), einer der berühmtesten Archäologen, der aus dem Genuesischen stammenden röm. Familie dieses Namens angehörig, wurde 1. Nov. 1751 geboren. Sein Vater, Giambattista Antonio V., geb. 1722, war Präfekt der Altertümer in Rom unter Clemens XIII., Clemens XIV. und Pius VI. und starb 2. Sept. 1784. Vom Vater selbst unterrichtet, übersetzte V. im 14. Jahre die «Hecuba» des Euripides in ital. Verse (gedruckt 1765). Er wurde zum Nachfolger seines Vaters bestimmt, welchem zu Gefallen er nebenbei die Rechte studierte. Der Papst ernannte ihn zum Ehrenkämmerer und Custos der Vaticana, auch war er bei der von seinem Vater begonnenen Herausgabe des «Museo Pio-Clementino» (Bd. 1, Rom 1782) vorzugsweise thätig. Als 1787 der von ihm besorgte zweite Band herauskam, ernannte ihn Pius zum Konservator des Museum Capitolinum. Im J. 1785 gab V. über die Funde in dem Grabe der Scipionen die Schrift «Monumenti degli Scipioni» heraus, 1787 erschienen die «Monumenti scritti del museo del signor Tommaso Jenkins», denen 1788—1807 Bd. 3—7 des «Museo Pio-Clementino» folgte. Inzwischen kam auch zu Padua die Dissertation V.s, «Osservazioni sopra un antico cammeo rappresentante Giove Egioco», heraus. Besonders erwähnenswert ist auch die kleine Schrift «Monumenti Gabini della villa Pinciana» (Rom 1797), eine Übersicht der von dem Fürsten Borghese in den Ruinen von Gabii gefundenen Altertümer. Die röm. Revolution infolge des Einfalls der Franzosen 1797 veranlaßte V., der sich an derselben lebhaft beteiligt hatte, zur Auswanderung nach Frank-

reich, wo er 1799 zum Aufseher der Sammlungen des Louvre und zum Professor der Archäologie ernannt wurde. Denon wurde 1803 Generaldirektor des Museums, V. Konservator der Altertümer; gleichzeitig wurde er Mitglied der Klasse der schönen Künste und ein Jahr später der Klasse der Geschichte und alten Litteratur des Instituts. V. organisierte nun seine Abteilung des Museums und gab den Katalog heraus, dessen letzte von ihm besorgte Ausgabe 1817 unter dem Titel «Description des antiques du Musée royal» erschien; ebenso 1802 die «Description des vases peints du Musée» und 1803 die «Explication de la tapisserie de la reine Mathilde». Dann folgte sein Hauptwerk, wozu Napoleon die Anregung und die Mittel gab, nämlich die «Iconographie grecque» (3 Bde., Par. 1808) und der 1. Band (Par. 1817) der von Mongez vollendeten «Iconographie romaine» (4 Bde., Par. 1817—33). Bei allen diesen großen Arbeiten blieb V. noch Zeit zu vielen kleinern Abhandlungen. Er wurde 1817 nach England eingeladen, um die von Lord Elgin heimgebrachten Skulpturen vom Parthenon abzuschätzen. Nach seiner Rückkehr gab er das «Mémoire sur des ouvrages de sculpture du Parthénon, etc.» (Par. 1818) heraus. Er starb 7. Febr. 1818. Seine «Illustrazioni di monumenti scelti Borghesiani» veröffentlichten de Rossi und Viale (Rom 1821). Eine vollständige Ausgabe seiner Werke wurde von Labus (Mail. 1818 fg.) unternommen. V. kann allerdings in Hinsicht auf Genialität mit Winckelmann nicht verglichen werden; er hat sich nie an mythol.-philos. Forschungen gewagt und sich rein an das Äußerliche und Künstlerische der Kunstdenkmäler gehalten. Hier aber hat er Bedeutendes geleistet. Auch ist er ein guter Stilist; besonders ist er kurz und präcis.

Sein Bruder, Filippo Aurelio V., der als Fortsetzung des «Museo Pio-Clementino» mit Guattani das «Museo Chiaramonti» herausgab, starb zu Rom 30. März 1831. — Ein zweiter Bruder, Alessandro V., geb. zu Rom 12. März 1757, war Arzt, machte sich aber auch durch eine Beschreibung der Villa Aldobrandini, durch sein numismatisches Journal und mehrere Abhandlungen als Archäolog bekannt und starb zu Rom 7. Jan. 1835. — Ennio Quirinos Sohn, Luigi V., geb. zu Rom 11. Febr. 1791, schon als Kind nach Frankreich gekommen, hat sich unter den franz. Architekten als Schüler Perciers einen Namen gemacht. Von ihm ist Napoleons I. Grabmal im Invalidendom. Sein größtes Werk, die das Louvre mit den Tuilerien verbindenden Bauten, war in der Ausführung begriffen, als er zu Paris Ende 1853 starb. — Ein Neffe Ennio Quirinos, Sohn von Alessandro V., war der Baron Pietro Ercole V., bis 1870 Kommissar der röm. Altertümer, Direktor der vatikanischen Kunstsammlungen, bekannt durch zahlreiche archäol. Schriften und ein großes Wörterbuch über die berühmten Familien im Kirchenstaat (9 Bde., Rom 1847 fg.). Er starb 1880. — Sein Brudersohn, Carlo Lodovico V., hat sich demselben Fache gewidmet und sich namentlich auch als Mitglied und Mitarbeiter an dem «Bulletino» der Commissione archeologica municipale (Rom 1872 fg.) verdient gemacht.

Visconti-Venosta (Emilio, Marchese), ital. Staatsmann, geb. 1830 in Mailand, war in seiner Jugend Mazzinist. Durch seine journalistische Thätigkeit lenkte er die Aufmerksamkeit des Grafen Cavour auf sich. Dieser ernannte ihn 1859 zum königl. Kommissar bei Garibaldi, als welcher er den ganzen Feldzug in der Lombardei mitmachte. Im Sommer 1859 wurde V. dem Diktator Farini in Parma und Modena beigegeben und betrieb mit diesem die Reorganisation der Herzogtümer durch Einführung sardin. Gesetze. Im Jan. 1860 wurde V. nebst dem Marquis Pepoli nach Paris und London gesandt, um die Freundschaft dieser beiden Kabinette für Italien zu befestigen. Hierauf wurde er ins Parlament gewählt und Mitglied des Komitee für internationale Streitsachen im Ministerium des Auswärtigen. Ende 1860 ging V. mit dem zum königl. Statthalter ernannten Minister Farini nach Neapel und leitete dort die auswärtigen Angelegenheiten ohne offiziellen Titel. Noch unter dem Ministerium Farini als Generalsekretär in das Ministerium des Auswärtigen berufen, ersetzte er 24. Mai 1863 Pasolini in diesem Ministerium, als bereits Minghetti Conseilpräsident geworden war, und trat mit diesem 24. Sept. 1864 infolge der Unruhen in Turin zurück. Von Konstantinopel, wo er den Gesandtenposten bekleidete, berief ihn Ricasoli, der La Marmora in der Präsidentschaft nachgefolgt war (im Juni 1866), abermals zur Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, denen er zum dritten mal vom 12. Dez. 1869 bis zum Frühling 1876 sowohl im Ministerium Lanza-Sella, als im Ministerium Minghetti vorstand. Wichtig sind seine Cirkulardepeschen vom 29. Aug., 7. Sept. und 18. Okt. 1870, in denen er dem Auslande die Absichten und Schritte der ital. Regierung betreffs Roms und des Papstes mitteilte. V. war französisch gesinnt, neigte sich aber zu Deutschland, als in Frankreich die klerikale Reaktion mächtiger zu werden drohte. Auch pflegte er freundschaftliche Beziehungen zu Österreich. Nach dem Rücktritt des Kabinetts Minghetti (18. März 1876) verteidigte er als Abgeordneter vielfach die von ihm befolgte Politik. Im Juni 1886 ernannte ihn der König zum Senator des Königreichs.

Viscount (engl.), s. Vicomte.

Viscum *L.* (Mistel), Pflanzengattung aus der Familie der Loranthaceen. Man kennt gegen 30 Arten, die meist in den wärmern Gegenden der Alten Welt vorkommen. Es sind strauchartige immergrüne Gewächse, die auf Bäumen schmarotzen. In Deutschland ist nur eine einzige Art, die weiße Mistel (V. album *L.*), einheimisch, die sowohl auf Laubhölzern als auch auf Nadelbäumen vorkommt. Sie stellt einen stark verzweigten Busch mit gabelartig geteilten Ästen dar, der dicht mit den immergrünen opponiert stehenden fleischigen Blättern bedeckt ist. Die diöcischen Blüten sind unansehnlich, sie sitzen in kleinen Knäueln an den Zweigenden und bestehen aus einem drei- bis vierteiligen Perianthium, vier Staubgefäßen oder einem unterständigen Fruchtknoten mit aufsitzender Narbe. Die Frucht ist eine drei- bis viersamige Beere, im Samen sind häufig zwei Embryonen enthalten. Obwohl die Mistel reichlich Chlorophyll enthält, lebt sie doch als echter Parasit und schädigt ihre Wirtspflanzen durch Entziehung von Nährstoffen ganz bedeutend, weshalb besonders in Kulturen von Obstbäumen die Mistelbüsche samt den von ihnen befallenen Ästen entfernt werden sollten. Die Organe, mittels deren sich die Mistel in der Wirtspflanze befestigt und aus derselben Nährstoffe entnimmt, sind zweierlei Art, einmal sog. Senker,

die in radialer Richtung in das Holz eindringen, und zweitens sog. Rindenwurzeln, die zwischen der Rinde und dem Holze in der Längsrichtung des Astes verlaufen. Infolge der Einwirkung der Mistel bilden sich starke Anschwellungen und häufig auch Krebswunden an den befallenen Stellen.

Die reifen Beeren der Mistel werden von mehrern Vögeln, besonders der sog. Misteldrossel (Turdus viscivorus, s. Drossel) gefressen, und die darin enthaltenen Samen finden auf diese Art weite Verbreitung. Außerdem werden die Beeren zur Herstellung des Vogelleims (s. d.) benutzt.

Der Mistelstrauch spielt sowohl in der antiken wie in der nordischen Mythologie eine gewisse Rolle; nach dem Glauben der Griechen sollte ein Zweig des Strauchs die Pforten der Unterwelt öffnen, bei den nordischen Völkern galt die Mistel als Schutzmittel gegen Zauberei u. dgl., besonders solche Misteln, die auf Eichen (wo sie nur selten vorkommen) gewachsen waren. In England hat auch gegenwärtig noch der Mistle-toe bei der Weihnachtsfeier eine symbolische Bedeutung.

Visé (vläm. Wiset), sehr alte Stadt in der belg. Provinz Lüttich, an der Maas, Grenzstation der Lüttich-Mastrichter Eisenbahn, 14 km südlich von Mastricht, Sitz der belg. Douane, mit 2834 E. Die Stadt war früher befestigt und Hauptquartier Ludwigs XIV., als derselbe 1673 Mastricht belagerte; 1675 wurden die Ringmauern geschleift.

Višegrad in Böhmen, s. Wyschehrad.

Visegrad oder Wischegrad (d. i. Hochburg), Marktflecken in Ungarn, Komitat Pest, am rechten Donauufer mit 1331 deutschen E. In der Nähe sind die malerischen Ruinen der einstigen Königsburg V., die auf einem 247 m hohen Trachytkegel über der Donau sich erhob. Am Ufer lag die untere Burg, die mit den obern Teilen durch starke Mauern verbunden war. König Karl Robert residierte einst zu V., wo er am Fuße des Burgkegels seinen prächtigen Palast hatte. Noch herrlicher wurde die Burg und deren Umgebung unter Matthias Corvinus. Die Türken eroberten schon 1529 V., hierauf kam der Ort bald in die Hände der Christen, bald in die der Mohammedaner; 1684 wurden letztere dauernd vertrieben. Die Festungswerke wurden 1702 durch Pulver in die Luft gesprengt. In neuester Zeit hat man einige Restaurierungen an den Bauresten, namentlich an dem Salamonsturm, wo angeblich König Salamon gefangen gehalten ward, vorgenommen. An die Stelle von V. versetzt man das röm. Castrum ad Herculem.

Višegrad (spr. Wische-), Stadt in Bosnien im Kreise Sarajewo, liegt, nur etwa 10 km von der serb. Grenze entfernt, an der Mündung des Rzav in die Drina, über welche hier eine schöne, im 16. Jahrh. erbaute Steinbrücke führt, und an der Heerstraße aus Priboj über Rogatica nach Sarajewo und hat (1879) 1142 E. Südlich über der Stadt auf steilem Fels liegt die Ruine des Schlosses Višegrad, welches der Stadt den Namen gab.

Visier ist die Bezeichnung für die Richtvorrichtung an Geschützrohren oder an Gewehren, namentlich für den hintern Teil derselben, während der am vordern Ende sitzende Teil Korn heißt. Der Einschnitt am V., die sog. Kimme, und die Spitze oder der Rücken des Korns bilden die Richtungslinie oder Visierlinie des Rohrs. Bei Geschützrohren liegt das V. gewöhnlich in einem Aufsatz (s. Geschütz), der entweder in das Rohr eingelassen ist und auf und nieder geschoben werden kann, oder auf dasselbe aufgesetzt wird und dann mit einem Visierschieber versehen ist. Bei Gewehren unterscheidet man Standvisier, welches eine unveränderliche Visierstellung bildet, Klappenvisier, aus einem System von Klappen bestehend, die mit Visiereinschnitten versehen sind und nach Belieben aufgerichtet werden können, und elevationsfähige V., bei welchen der Visiereinschnitt verschiebbar eingerichtet ist; letztere sind meistenteils Schiebervisiere, auch wohl Quadrantenvisiere, bei welchen eine mit Visiereinschnitt versehene Klappe allmählich aufgerichtet werden kann. (Vgl. Handfeuerwaffen.) Der Winkel der Visierlinie mit der Seelenachse heißt Visierwinkel. Bei Geschützrohren ist in der niedrigsten Stellung des V. die Visierlinie gewöhnlich der Seelenachse parallel, bei Gewehren ist auch in dieser Stellung bereits ein Visierwinkel und heißt der mit diesem Visierwinkel abgegebene Schuß ein Visierschuß, auch Kernschuß. — Bei manchen zum Feldmessen bestimmten Instrumenten heißt V. der feine lotrechte Einschnitt an der hintern aufrechtstehenden Platte, durch den man sieht, um den vordern Teil des Instruments in eine bestimmte Richtung zu bringen.

Visier oder Helmsturz heißt auch der Teil des Helms bei den Rüstungen, welcher das Gesicht schützte; derselbe war durchbrochen, um Luft einzulassen und sehen zu können, konnte auch ganz aufgeschlagen werden. (Vgl. Helm.)

Visieren, das Abgleichen der Flüssigkeitsmaße, s. unter Eichen.

Visierkunst heißt derjenige Teil der angewandten Geometrie, welcher den Inhalt beliebiger Hohlgefäße, besonders der Fässer, mit Hilfe eines geteilten Maßstabes, des Visierstabes (s. d.), finden lehrt. Sie beruht auf folgendem, durch die Erfahrung bestätigtem Satze: der Inhalt eines vom Spund aus nach beiden Seiten gleichmäßig gewölbten Fasses ist näherungsweise gleich dem eines geraden Cylinders von derselben Länge, dessen Grundfläche $^2/_3$ der Spundkreisfläche + $^1/_3$ der Bodenkreisfläche ist. Hiernach muß man nun freilich den Inhalt des dem Fasse gleichen Cylinders nach der bekannten stereometrischen Formel berechnen; um dem Böttcher, oder wer sonst in die Lage kommt, sich mit dieser Aufgabe zu beschäftigen, die Rechnung zu ersparen, trägt man auf der einen Seite des vierkantigen Visierstabes zugleich die Flächengröße des Kreises von dem durch den einfachen Längenmaßstab bestimmten Durchmesser auf (quadratischer Visierstab), wonach aus der oben gegebenen Regel durch Multiplikation mit der Faßlänge der Inhalt gefunden wird. Die sog. kubischen Visierstäbe geben den Faßinhalt an, wenn man entweder den Durchmesser am Spund, oder die schiefe Linie vom Spund nach der einen Bodenkante gemessen hat, was darauf beruht, daß angenommen wird, alle Fässer hätten eine ähnliche Gestalt, ihre Inhalte sich demnach wie die Kuben entsprechender Längen verhalten. Eine andere Faßform erfordert auch einen anders geteilten Visierstab. Man erhält durch das Visieren den Inhalt der Fässer immer nur annähernd. Da nach dem Deutschen Reichsgesetz alle Fässer geeicht werden sollen, so muß man dazu zuverlässigere Mittel anwenden; das einzig sichere Verfahren besteht aber darin, daß man das Gefäß mit Wasser füllt und die ganze Wassermenge, die es faßt, entweder nach dem Maß

oder Gewicht bestimmt, also etwa das leere Faß auf der Wage tariert, dann mit Wasser füllt und abwägt; da 1 Kilogramm Wasser gleich 1 Liter ist, so erhält man als Inhalt so viele Liter, als das Gewicht Kilogramm ausmacht.

Visiermaß, s. Eichmaß.

Visierstab oder Visierrute heißt ein vierkantiger Maßstab zur Ausmessung des Inhalts eines Hohlgefäßes, besonders der Fässer. Man fertigte bisher diese Maßstäbe in verschiedenen Ländern je nach den daselbst üblichen Maßeinheiten verschieden an. Nach unsern jetzigen dezimalen Maßen kann man auf einer Seite des Stabes das Metermaß mit seinen Unterabteilungen, Dezi-, Centi- und Millimeter auftragen und die zur Berechnung des Inhalts nötigen Dimensionen damit abmessen. Um aber dem Techniker die Rechnung zu ersparen, trägt man auf eine andere Seite des Stabes, an die Maße des Längenmaßstabes, welche die Durchmesser am Spund und Boden angeben, sich anschließend, beziehungsweise die Größe der Flächen des Spundlochdurchschnitts und der Bodenfläche auf. Ein solcher V. heißt dann ein quadratischer. Auf einer dritten Seite des V. sind für die Längen der Fässer zugleich die kubischen Inhalte angegeben; der Stab heißt dann ein kubischer Visierstab. (S. Visierkunst.)

Visierung, die Einschrift des Visum (s. d.) auf einen Paß, in ein Wander- oder Gesindebuch.

Vis inertiae, s. Beharrungsvermögen.

Vision (lat.) ist im engern Sinne gleichbedeutend mit Gesichtshallucination (s. Hallucinationen), d. h. einer sinnlich lebhaften (phantastischen) Gesichtswahrnehmung ohne entsprechendes äußeres Objekt, insbesondere mit Gesichtshallucinationen, welche auf der Grundlage von Ideen (z. B. religiösen) entstehen, die ihren Träger lebhaft beschäftigen und sein Gemüt intensiv erregen. Man hat demgemäß den Vorschlag gemacht, die Bezeichnung V. auch auf Gehörs-, Geruchs- u. s. w. Hallucinationen auszudehnen, welche sich im Anschluß an lebhafte Ideen, gewissermaßen als plastische Verdichtungen solcher entwickeln («psychische» Hallucinationen mancher Autoren). Es gehören hierher auch die V., wie sie Swedenborg, der Magus von Norden, Hamann, und besonders Justinus Kerner (in der «Seherin von Prevorst») beschrieben, Erscheinungen von Gestalten und Ereignissen, die in das Übernatürliche und Übersinnliche hineinragten, von einem Verkehr mit Geistern und Verstorbenen handelten, die Auskunft über das Jenseits gaben, Zukünftiges schauen ließen u. s. w., Erzeugnisse einer lebhaften und krankhaft überreizten Phantasie, hervorgerufen durch ein solchen Reflexionen ausschließlich gewidmetes Denken.

Visitationsrecht, s. Durchsuchungsrecht.

Visitatores, s. unter Circatores.

Vison, s. unter Nörz.

Visp oder Vispach (frz. Viège), Marktflecken und Fluß in dem gleichnamigen Bezirk (899 qkm, 6826 E.) des schweiz. Kantons Wallis. Der Flecken liegt 657 m über dem Meere, 9 km westlich von Brig auf dem rechten Ufer des Flusses, am Eingang des Vispthals und an der Linie Sitten-Brig (Simplonbahn) und zählt (1880) 814 meist kath. und deutsche E. Der Ort ist altertümlich gebaut, mit stattlichen Herrenhäusern und zwei schönen Kirchen; am 22. Juli 1855 wurde er durch ein Erdbeben, im Sept. 1868 durch Hochwasser teilweise zerstört. Am 23. Dez. 1388 schlugen hier die Oberwalliser das savoyische Heer. Der Fluß, ein linker Zufluß des Rhône, entspringt als Gorner- oder Mattervisp am Gornergletscher, 1840 m über dem Meere, durchfließt in nordnordöstl. Richtung das Zermatt- oder Nicolaïthal, in welchem er zahlreiche Gletscherwasser aufnimmt, vereinigt sich bei Stalden (834 m) mit der Saaser V. und gelangt durch das Vispthal nach V., wo er in die Ebene des Rhônethals hinaustritt und, im Unterlaufe kanalisiert und eingedämmt, 2 km unterhalb des Fleckens 630 m über dem Meere nach 37 km langem Laufe mündet. Die Visp ist ein wilder, trüber Gletscherfluß, oft durch Hochwasser gefährlich; ihr Flußgebiet mißt 850 qkm, wovon 302 (35,5 Proz.) auf Gletscher fallen. Das Vispthal, das von dem Flecken südlich bis zur Gabel der beiden Quellflüsse bei Stalden ansteigt, ist die Unterstufe der beiden großartigen Hochthäler von Zermatt (s. d.), und Saas, die durch die Kette der Mischabelhörner voneinander getrennt werden.

Das Saasthal, von der Saaser Visp durchflossen, die am Monte-Moro entspringt, zieht sich 26 km lang zwischen den Ketten der Mischabel- und der Fletschhörner nach Nordnordwest. In seine oberste Stufe, in der das einsame Bergwirtshaus von Mattmark (2123 m) steht, senken sich die mächtigen Eisströme des Schwarzenberg- und des Allalingletschers hinab, von denen der letztere öfters (1633, 1680, 1772) die Thalsohle bis zur rechten Berglehne ausfüllte und so Veranlassung zur Bildung des kleinen düstern Mattmarksees und zu furchtbaren Überschwemmungen gab. Auch von Lawinen ist das Saasthal stark gefährdet. Hauptort ist das Pfarrdorf Saas im Grund, das 1562 m über dem Meere, 14 km südöstlich von Stalden auf der rechten Thalseite liegt, 373 E. zählt und mit Stalden durch einen Saumweg verbunden ist. Dem Dorfe schief gegenüber liegt auf einer aussichtsreichen Terrasse der linken Thalseite das Dorf Fee (1798 m), wie Saas im Grund ein beliebter Luftkurort und Ausgangspunkt für Gletscherwanderungen in den das Thal umschließenden Hochalpen, die an Großartigkeit und landschaftlicher Schönheit kaum hinter den Zermatter Bergen zurückstehen. Ortsnamen des Thals und seiner Umgebung, wie Monte-Moro, Allalin, Almagell u. s. w., gelten als Spuren einer einstigen Besiedelung oder Besetzung des Thals durch Sarazenen. Vgl. Ruppen, «Die Chronik des Thales Saas» (Sitten 1851); Wolf, «Die Visperthäler» (Zür. 1886).

Vissering (Simon), holländ. Nationalökonom und Statistiker, geb. 23. Aug. 1818 zu Amsterdam, studierte in Leiden Rechtswissenschaft und war dann einige Zeit Rechtsanwalt, widmete sich aber bald ganz der Journalistik. Er wurde 1850 Professor der Nationalökonomie und Statistik in Leiden und 18. Aug. 1879 Finanzminister, nahm aber 25. Mai 1881 seine Entlassung. Unter seinen Werken sind besonders hervorzuheben: «Geschiedenis der tariefhervorming in Engelland» (1849), «Handboek van practische staatshuishoudkunde» (1860; 4. Aufl. 1879), «Handboek tot het statistisch onderzoek» (Utr. 1847) u. s. w.

Vissoye, Hauptort des Val d'Anniviers, s. unter Anniviers (Val d').

Vista (ital.), soviel wie Sicht; Wechsel a V., soviel wie Sichtwechsel.

Vistritza, macedon. Fluß, s. Wistritza.

Vistula, lat. Name der Weichsel.

Visum (lat. »das Gesehene«), amtliche Beglaubigung auf einem Paß, Arbeits- oder Gesindebuch.

Visum repertum, Parere medicum oder Fundschein nennt man den auf gerichtliche Veranlassung verfaßten schriftlichen Bericht eines Arztes über die bei einer medizinisch-gerichtlichen Untersuchung gefundenen Resultate nebst den darauf gegründeten Schlußfolgerungen.

Visurgis, lat. Name der Weser.

Vita brevis, ars longa, »Das Leben ist kurz, die Kunst lang«, die sprichwörtlich gewordene Übersetzung des Anfangs der »Aphorismen« des Hippokrates: »Ὁ βίος βραχύς, ἡ δὲ τέχνη μακρή.«

Vitaceae, s. Ampelideae.

Vitalianer, Sekte, s. unter Apollinaris.

Vitalianer oder Vitalienbrüder. Nach dem Tode des Königs Waldemar Atterdag von Dänemark standen die Ansprüche seiner beiden Tochtersöhne, Olafs von Norwegen und Albrechts von Mecklenburg, auf die dän. Krone einander gegenüber (1375). Die dadurch veranlaßten Irrungen begünstigten das Aufkommen größerer Seeräuberscharen, welche bald von mecklenb., bald von dän. Seite gehegt wurden, während die Hansestädte durch Aussendung bewaffneter Kreuzer, sog. Friedeschiffe, dem Unwesen zu steuern suchten. Einen neuen Impuls erhielt der Seeraub, als Königin Margareta von Dänemark und Norwegen den König Albrecht von Schweden 1389 gefangen nahm und seines Reichs beraubte. Albrechts Verwandte, die Herzöge von Mecklenburg, im Verein mit den Städten Rostock und Wismar riefen 1391 Freibeuter auf gegen die nordischen Reiche. Jetzt wurden diese Scharen V. genannt, weil sie Stockholm und andere feste Schlösser, die dem König Albrecht treu geblieben waren, mit Viktualien und Kriegsbedarf versahen. Auch nannten sie sich Likedeler, d. h. Gleichteiler, weil die Beute gleichmäßig verteilt ward. Als 1395 König Albrecht freigelassen und Stockholm vorläufig den Hansestädten übergeben wurde, ward die Insel Gottland, welche die mecklenb. Herzöge behaupteten, der Haupthafenplatz der V., bis 1398 eine Flotte des Hochmeisters von Preußen sie von da vertrieb. Nachdem die Hansa, da König Albrecht das bedungene Lösegeld nicht zahlen konnte, vertragsmäßig 1398 Stockholm der Königin Margareta überliefert und auch Rostock und Wismar sich mit dieser 1399 ausgesöhnt hatten, wurden die V. aus ihren letzten Schlupfwinkeln in Finland u. s. w. vertrieben und hatten ihre Rolle in der Ostsee ausgespielt.

Dagegen hatten sich schon seit 1395 größere Scharen nach der Nordsee gewandt, wo ihnen die Kämpfe der fries. Häuptlinge unter sich und mit den benachbarten Landesherren Gelegenheit boten, an der Küste festen Fuß zu fassen. Indem sie bald dieser, bald jener Partei dienten und Handelsschiffe aller Nationen verfolgten, pflegten sie sich selbst als »aller Welt Feind« zu bezeichnen. Die Hansestädte schickten wiederholt Schiffe, um die V. zu verfolgen. Am meisten durch Lied und Sage verherrlicht sind die beiden Siege, welche die Hamburger im Frühjahr 1401 bei Helgoland über Klaus Störtebeker und gegen Ende desselben Jahres auf der Weser und Jade über Gödeke Michels und seine Gesellen erfochten. Aber trotzdem dauerte das Unwesen der V. noch viele Jahre, bis in Ostfriesland seit 1430 geordnetere Zustände hergestellt wurden. In dem langwierigen Kriege, den König Erich von Dänemark, Schweden und Norwegen bis 1435 gegen Schleswig-Holstein führte, dienten V. als Parteigänger auf deutscher Seite, darunter namentlich Bartholomäus Vot aus Wismar, der zweimal, 1428 und 1429, die Stadt Bergen in Norwegen plünderte und verheerte. Solange König Erich nach seiner Entthronung sich auf der Insel Gottland (1439—49) behauptete, fanden die Seeräuber daselbst wieder eine Freistätte, aber sie hatten nicht mehr die frühere Bedeutung und der Name der V. geriet allmählich in Vergessenheit.

Vgl. Voigt, »Die V.«, in Raumers »Histor. Taschenbuch« (zweite Folge, Bd. 2, Lpz. 1841); Koppmann, »Die V.« (in der Einleitung zu Bd. 4 der »Hanserezesse«, Lpz. 1877) und »Klaus Störtebeker in Geschichte und Sage« (in den »Hansischen Geschichtsblättern«, Jahrg. 1877).

Vitalis, Pseudonym von Erik Sjöberg (s. d.).

Vitalität, durchschnittliche Lebensdauer, s. unter Mortalität.

Vitalitium (mittellat.), Leibgedinge (s. d.).

Vitellin, ein zu den Eiweißstoffen gerechneter Körper, welcher sich vorzugsweise im Dotter findet.

Vitellius (Aulus), röm. Kaiser 69 n. Chr., Sprößling einer altpatricischen Familie und Sohn des Lucius V., der dreimal Konsul war, wurde 15 n. Chr. geboren. Schon als Knabe in das wüste Leben des Tiberius auf Capreä hineingezogen, teilte er die Vorteile wie die Schmach eines Günstlings des Caligula, Claudius und Nero. Als Galba 68 Kaiser wurde, schickte er den V., von dem er, als einem würdelosen Schlemmer, nichts fürchtete, als Statthalter nach Niedergermanien. Allein die Legaten des V., Cäcina und Valens, brachten diesen dazu, die Unzufriedenheit des german. Heeres mit Galba zu benutzen und sich von den Soldaten zum Kaiser ausrufen zu lassen. Dies geschah zu Anfang 69. Als sodann 15. Jan. Galba ermordet war, wurde, ehe noch die Kunde von des V. Erhebung nach Rom gekommen, Otho hier erhoben und gewann den größern Teil des Reichs, den Süden und Osten für sich. Allein die Kriegführung entschied für V. Seine zwei Legaten, Cäcina und Valens, gewannen, während V. selbst noch in Germanien blieb, eine Schlacht zwischen Bedriacum und Cremona, infolge deren sich Otho 20. April tötete. V. konnte nun Mitte Juli in Rom einziehen. Doch bereits hatte der Osten an Othos Stelle den Vespasian ihm gegenübergestellt. Die Heere von Pannonien und Mösien, die schon von Otho nach Italien gerufen waren, schlugen in einer zweiten Schlacht bei Cremona die Vitellianer und drangen darauf rasch gegen Rom vor. Hier hatte indessen V. in kurzer Zeit ungeheuere Summen verpraßt. Als die pannonischen Legionen unter Antonius sich Rom näherten, flüchtete V. in den kaiserl. Palast auf dem Palatin. Darob kam es zum Kampf der ihm treu gebliebenen Truppen mit den in Rom befindlichen Anhängern des Vespasianus, die sich auf das Kapitol geflüchtet hatten. Dieses wurde den Tag darauf gestürmt, wobei es in Flammen aufging und die Anhänger Vespasians großenteils niedergemacht wurden. Am 22. Dez. drang indessen Antonius in Rom ein, und V., der sich versteckt hatte, wurde aufgegriffen und fand einen schmählichen Tod.

Vitellum ovi, s. Eigelb.

Viterbo, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks in der ital. Provinz Rom, auf der Straße von

Florenz, 66,5 km im NNW. von Rom, malerisch am Fuße eines ausgebrannten Vulkans, des waldreichen Monte-Cimino, im Thale des Arnione, 369 m über dem Meere gelegen und gut gebaut, Station der Bahn Attigliano-V., von Mauern mit Türmen umgeben, die Stadt der zierlichen Brunnen und schönen Mädchen genannt, ist Sitz eines Bischofs, hat eine Kathedrale (San-Lorenzo) aus dem 12. Jahrh. mit den Grabmälern der Päpste Johann XXI., Alexander IV. und Clemens IV., mehrere Paläste, darunter den bischöflichen, wo 1271 Papst Gregor X., 1276 Johann XXI. und 1281 Martin IV. gewählt wurde, schöne Springbrunnen, darunter die Fontana della Rocca von Vignola aus dem J. 1566, Schwefelraffinerien und zählt (1881) 17347 (Gemeinde 19941) E. In der got. Kirche San-Francesco befindet sich das Grabmal Papst Hadrians V.; Sta.-Maria della Verità hat ein Fresko von Lorenzo da V. aus 1469, die Vermählung der Jungfrau. Vor dem Palazzo Pubblico befindet sich ein altröm. Sarkophag mit Inschrift (1138) zur Erinnerung an die schöne Galiana, um welche einst Krieg zwischen Rom und V. entbrannte. Das Museo Municipale enthält Gemälde, etruskische und röm. Altertümer. Vor Porta Fiorentina befindet sich der Giardino Pubblico und gegen 2 km weiter das ehemalige Dominikanerkloster Madonna della Quercia mit schönen Höfen; noch 2 km weiter liegt das Städtchen **Bagnaia** mit der von Vignola erbauten Villa Lante; 4 km von V. liegen die berühmten warmen Schwefelbäder von V., deren Etablissement 30 Marmorwannen, Douchen u. s. w. hat. Die schon im Altertum berühmten Quellen, Aquae Cajae, sind die schwefelhaltige la Croce (51°), die eisenhaltige la Grotta (49°), der kalk- und schwefelhaltige Bulicame (60°), der in einem vulkanischen Kegel einen förmlichen See bildet. Im Bezirk finden sich viele etrurische Altertümer. Von größter Wichtigkeit sind die aufgedeckten etrusk. Grabstätten von Castel d'Asso und von Bieda (Blera), ferner bei Toscanella u. s. w.

V., mittellat. Viterbium und Bitervum, kam 788 durch Schenkung Karls d. Gr. an den Heiligen Stuhl. Im Okt. 1234 erlitten die V. angreifenden Römer vor dieser Stadt eine Niederlage durch die meist deutschen Truppen Kaiser Friedrichs II. Am 29. Febr. 1240 ergab sich V. diesem Kaiser, fiel jedoch 1243 von ihm ab und vereitelte den Versuch desselben, sich durch eine Belagerung wieder in den Besitz dieses Platzes zu setzen. Vgl. Ciampi, «Cronache e statuti della città di V.» (Flor. 1872).

Vitet (Ludovic), franz. Schriftsteller und Staatsmann, geb. 18. Okt. 1802 zu Paris, wurde 1819 Lehrer an der Normalschule, 1824 Mitarbeiter am «Globe» und veröffentlichte dramatisierte Schilderungen aus den unruhigen Zeiten der Ligue unter den Titeln: «La journée des barricades» (1826), «Les états de Blois» (1827) und «La mort de Henri III à Saint-Cloud» (1829), eine Trilogie, welche der Verfasser bei einer spätern Ausgabe «La Ligue» (2 Bde., 1844) betitelte. Als die Revolution von 1830 die Mitarbeiter des «Globe» und die Doktrinäre ans Staatsruder brachte, erhielt V. von Guizot die eigens für ihn geschaffene Stelle eines Inspektors der histor. Denkmäler (1831). Er wandte sich nun zur kritischen Bearbeitung der Kunstgeschichte und leistete auch auf diesem Gebiet Originelles und Hervorragendes. Seine Schrift «Eustache Lesueur, sa vie et ses œuvres» (1843) bewirkte seine Aufnahme in die Französische Akademie. Die «Monographie de l'église de Notre-Dame de Noyon» (1845) gilt gleichfalls für ein Meisterstück in ihrer Art. Außerdem sind zu erwähnen: «Fragments et mélanges» (2 Bde., 1846), eine Sammlung litterarischer Kritiken und archäol. Abhandlungen, «Essais historiques et littéraires» (1862), «Études sur l'histoire de l'art» (4 Folgen, 1863—64), ein sehr interessantes Buch, in welchem der Verfasser eine Menge kunsthistor. Fragen ebenso scharfsinnig als gründlich erörtert. Abgeordneter der Deputiertenkammer 1834—48 und als solcher den doktrinär-konservativen Prinzipien zugethan, später Mitglied der Legislative von 1849 und der Konstituante von 1871, gehörte er in den zwei letzten Versammlungen zur monarchisch-legitimistischen Majorität. Der Deutsch-Französische Krieg von 1870 und 1871 entflammte seine patriotische Begeisterung. Die berühmten Briefe V.s, welche die «Revue des deux Mondes» alle 14 Tage während der pariser Belagerung bis zum Abschluß des Waffenstillstandes von ihm veröffentlichte (besonders abgedruckt unter dem Titel: «Lettres sur le siége de Paris, 1870—71»), bezeugten einen unbezwinglichen Optimismus. V. starb zu Paris 5. Juni 1873. Nach seinem Tode erschienen «Études philosophiques et littéraires», mit einer biographischen Notiz von Guizot (1874), und «Le comte Duchâtel» (1875).

Vitex, s. Keuschbaum.

Vitéz von Zredna (Joh.), ungar. Staatsmann und Kardinal, geb. um 1408, seit 1445 Bischof von Großwardein, spielte in der polit. Geschichte Ungarns eine große Rolle. Im J. 1447 sandte ihn Hunyady nach Wien und 1451 zu Georg Brankovich, um Frieden zu schließen, und diese letztere Mission war auch von Erfolg. Im J. 1452 war er von neuem in Wien, um die Herausgabe des zum König gewählten, aber von Kaiser Friedrich III. zurückgehaltenen Ladislaus V. zu erwirken. Als dieser 1457 Ladislaus Hunyady hinrichten ließ und die Partei der Hunyaden verfolgte, wurde auch V. gefangen, aber noch in demselben Jahre freigelassen. Nach dem Tode des Königs (1458) ging V. nach Prag, um den jungen Matthias Hunyady abzuholen, und 1463 im Auftrage des Königs Matthias zu Kaiser Friedrich, um denselben zur Herausgabe der heiligen ungar. Krone zu bewegen. Beide Missionen waren von Erfolg, und Matthias belohnte V.' Dienste 1465 mit dem graner Erzbistum. Die Strenge des Königs, der für Kriegszwecke auch die Prälaten besteuerte, entfremdete ihm V., der mit andern Unzufriedenen den Polenkönig Kasimir ins Land rief. Matthias mußte mit V. unterhandeln, ließ ihn aber nach Abschluß des Friedens 1472 gefangen nehmen und in Visegrád einsperren. V. erhielt zwar auf die Fürbitte der Stände bald seine Freiheit, starb aber schon 9. Aug. 1472. V. war ein großer Freund klassischer Studien und einer der bedeutendsten Förderer der Renaissance in Ungarn. Sein Leben schrieb Wilh. Fraknói (Pest 1879).

Vith (Sankt), s. Sankt Vith.

Viti-Archipel, s. Fidschi-Inseln.

Vitiges (Witichis), ein tapferer ostgot. Heerführer, der bald nach Eröffnung der Angriffe Belisars auf das Gotische Reich in Italien von den durch den Verlust Neapels gegen den elenden König

Theodat aufgebrachten Goten 536 an des letztern Stelle in der Nähe von Rom (zwischen Anagni und Terracina) auf den Schild erhoben wurde. V. stellte nachher durch seine Vermählung mit Matasuntha, der ermordeten Königin Amalasuntha Tochter, die Verbindung mit der alten Dynastie der Amaler her; aber trotz seiner Klugheit, Energie und Tapferkeit war er vom Unglück andauernd heimgesucht. Rom, welches gegen Ende 536 in Belisars Hände fiel, vermochte er trotz aller langen Belagerung nicht wieder zu erobern (Febr. 537 bis März 538); der weitere Krieg brachte den Goten und V. immer neue Verluste, sodaß V. zuletzt auch Ravenna und seine Person dem byzant. Feldherrn übergab, um dann von Belisar mit nach Konstantinopel geführt zu werden (540—541 n. Chr.).

Viti-i-Loma, Gruppe der Fidschi-Inseln (s. d.).

Vitilevu, eine der Fidschi-Inseln (s. d.).

Vitis *Rob.*, eine Pflanzengattung, welcher der Weinstock (Vitis vinifera) angehört. (S. Wein, Weinstock.) Sie umfaßt kletternde Ziersträucher, welche mit Hilfe hierzu geeigneter Organe (Ranken) an andern Gewächsen emporklimmen und abwechselnde, gelappte oder eingeschnittene oder gesägte Blätter und kleine, rispige Trauben bildende Blüten mit dem Weinstocke gemein haben. Auch einige Formen der letztern können dieser Kategorie beigerechnet werden, z. B. var. laciniosa, der sog. Petersilienwein, mit zierlich geschlitzter Belaubung, und var. purpurea, die Färbertraube, ausgezeichnet durch eine schon im Juli eintretende Herbstfärbung, in der die Blätter mit hell- und dunkelroten Tinten sich schmücken.

Zur Ausstattung parkartig stilisierter Gärten eignen sich aber vorzugsweise die aus Nordamerika eingeführten Vitisarten, welche alle durch malerischen Wuchs, starkes Wachstum und kräftige, schön modellierte Belaubung ausgezeichnet sind. V. Labrusca *L.*, die nördliche Fuchsrebe, hat herzförmige, drei- oder fünflappige, scharfgezähnte, auf der untern Seite mit grauem oder rostfarbigem Filz bekleidete Blätter, welche bei Catawba und Isabella, ihren Formen, ungewöhnliche Dimensionen erreichen. V. aestivalis *Mchx.*, die Sommerrebe, klettert gleich der vorigen Art 10 m hoch. Die Blätter sind herzförmig, 16 cm lang und 12 cm breit, drei- bis fünflappig, in der Jugend unten spinnwebartig-rötlich behaart. V. cordifolia *Mchx.*, die Frosttraube, durch herzförmige, spitze, eingeschnitten-gezähnte, auf beiden Flächen glatte Blätter charakterisiert. Dieser Strauch hält sich niedriger und unterscheidet sich außerdem von den vorigen Arten durch diöcische oder polygamische Blüten. Ihren Namen verdankt sie der Eigenschaft, daß die Beeren erst durch die Einwirkung des Frostes genießbar werden. V. riparia *Mchx.*, die Uferrebe, mit herzförmigen, schwach dreilappigen, eingeschnitten-gezähnten Blättern und resedaartig duftenden grünlichgelben Blüten. V. vulpina *Torr. et Gr.*, die südliche Fuchsrebe, steigt bis in die Spitzen der höchsten Bäume; ihre Blätter sind etwas klein, herzförmig, auf beiden Seiten glänzend. Die Früchte fast aller nordamerik. Vitisarten sind zwar genießbar, haben aber einen stark ausgesprochenen Moschusgeschmack.

Leider ist mit diesen Klettersträuchern auch die Reblaus (s. d.) eingeführt und durch diese ein schweres Verhängnis über den europ. Weinbau heraufbeschworen worden. Obgleich die amerik. Reben nicht bloß mit der Wurzelform dieses Insekts, sondern auch mit einer auf den Blättern Gallen bildenden Form reichlich besetzt sind, so erleiden sie doch ihres üppigen Wachstums wegen durch diesen Schmarotzer keinen Schaden, während die europ. Reben, wo dieser sich einnistet, unrettbar verloren sind. Mit Recht erzieht man deshalb in Frankreich amerik. Arten der Rebe aus Samen, um Grundstämme zum Bepfropfen mit europ. Reben zu gewinnen. Vgl. von Babo und Rümpler, «Die amerik. Weintrauben» (Berl. 1881).

Vitoria, span. Stadt, s. Vittoria.

Vitré, Stadt und Hauptort eines Arrondissements im franz. Depart. Ille-et-Vilaine, an der Vilaine, Station der Linie Paris-Brest der Westbahn, von welcher hier die Bahn V.-Fougères-Moidrey-Mont-St.-Michel abzweigt, noch teilweise von Mauern und Wällen umgeben, mit engen und schlecht gepflasterten Straßen und vielen Fachwerk- und Holzbauten, von einem Schlosse aus dem 14. und 15. Jahrh. überragt, welches jetzt zum Gefängnis eingerichtet ist, zählt (1881) 7430 (Gemeinde 10314) E. und hat beträchtliche Gerberei und Fabrikation von Mützen, Flanell, Segeltuch und wollenen Strümpfen. Die Hauptkirche Notre-Dame ist ein schöner got. Bau aus dem 15. und 16. Jahrh. mit einem Triptychon von emailliertem Kupfer, eine Arbeit aus Limoges von 1544. Etwa 6 km südlich von der Stadt befindet sich das Château des Rochers aus dem 15. Jahrh. mit einer Galerie von Porträts aus dem 17. Jahrh.; auf diesem Schlosse wohnte Madame de Sévigné. V., mittellat. Vitriacus, war unter den Bourbonen eine Baronie der de la Tremoille.

Vitringa (Campegius), holländ. Theolog, geb. 16. Mai 1659 zu Leeuwarden in Friesland, studierte zu Franeker und Leiden und wurde schon 1680 Professor in Franeker, wo er 31. März 1722 starb. In seinen Anschauungen gehörte er der strengen reform. Orthodoxie an. Seine Bedeutung liegt auf dem Gebiete der Exegese. Namentlich hat er sich durch seinen «Kommentar zum Jesaias» (2 Bde., Leeuwarden 1714, 1720; wiederholt neu aufgelegt und auch ins Deutsche übersetzt) und durch seine drei Bücher «De synagoga vetere» (Franeker 1694; 2. Aufl. 1726) Verdienst erworben.

Vitriol ist die allgemeine Benennung der schwefelsauren Salze (Sulfate) mit metallischer Basis. Als Handelsware kommen drei Sorten vor, nämlich Eisen- oder grüner Vitriol, s. u. Eisen, Bd. V, S. 849, Kupfer- oder blauer Vitriol, s. u. Kupfer (-Verbindungen 6a) und Zink- oder weißer Vitriol, s. u. Zink (-Verbindungen 6).

Vitriole nennt man eine Gruppe des Mineralreichs, deren im Wasser leicht lösliche Glieder schwefelsaure Salze von schweren Metallen mit einem Gehalt von meist 7 Molekülen Krystallwasser darstellen; sie entstehen in ersichtlicher Weise als sekundäre Oxydationsprodukte aus den ältern Schwefelmetallen. Zu ihnen gehören, in dem rhombischen System krystallisierend: der farblose Zinkvitriol, $ZnSO_4+7H_2O$, in körnig stalaktitischen und krustenförmigen Gestalten, der zu Goslar, Schemnitz, Fahlun aus der Zinkblende hervorgeht; der smaragdgrüne haarförmige und faserige Nickelvitriol, $NiSO_4+7H_2O$, von Riechelsdorf, dem Kap Ortegal in Spanien; der rötlichweiße Fauserit, ein Manganvitriol von analoger Zusammensetzung, welcher sich in den

alten Bergwerken von Herrengrund bildet. Auch ist hierher gewissermaßen zu rechnen das Bittersalz, ein Magnesiavitriol von der entsprechenden Formel $MgSO_4+7H^2O$, als farblose Ausblühungen des Bodens und mancher Gesteine, auch auf Erzgängen. Alle diese rhombischen V. sind untereinander isomorph. Andere V. gehören dem monoklinen Krystallsystem an, wie der grüne Eisenvitriol, $FeSO_4+7H^2O$, mit seinen stalaktitischen Zapfen, traubigen und krustenähnlichen Gestalten, der aus dem Eisenkies und Markasit entsteht, ferner die blaß rosenroten flockigen Efflorescenzen des Kobaltvitriols von Bieber bei Hanau. Das Bittersalz kann auch künstlich in ebenso wie der Eisenvitriol gestalteten monoklinen Krystallen erhalten werden, und ein ferneres Beispiel einer solchen Dimorphie bietet der Mallardit, ein mit dem Fauserit chemisch identischer, aber monokliner Manganvitriol. Der Kupfervitriol, Formel: $CuSO_4+5H_2O$, unterscheidet sich von den genannten V. dadurch, daß er nur 5 Moleküle Krystallwasser besitzt und in dem triklinen System krystallisiert; in der Natur findet er sich gewöhnlich nur als stalaktitische Aggregate, als Überzug oder Beschlag, in alten Kupfergruben, wo er meist aus Kupferkies entsteht. Der aus dem Bleiglanz hervorgehende, auch Bleivitriol genannte Anglesit, $PbSO_4$, ist, wegen des Mangels an Krystallwasser, kein eigentlicher V.

Vitriolerz, soviel wie Markasit.

Vitriolküpe, gleichbedeutend mit Indigküpe, s. Blaufärben.

Vitriolöl, gleichbedeutend mit konzentrierter Schwefelsäure.

Vitruvius (mit dem Beinamen Pollio), der einzige uns erhaltene lat. Schriftsteller über die Baukunst, war vielleicht aus Verona gebürtig, und wurde unter Cäsar und Augustus als Kriegsingenieur verwendet. In den 10 Büchern seines dem Augustus gewidmeten Werks »De architectura« gibt er in der Hauptsache griech., doch auch zum Teil eigene röm. Technik und behandelt neben Tempel-, Staats- und Privatbauten auch die Mechanik (Wasserwerke, Sonnenuhren, Maschinen u. s. f.). Sein Stil ist oft schwer verständlich, um so mehr, als für die technischen Auseinandersetzungen die ursprünglich dazugehörigen Zeichnungen fehlen. Außer dem Originalwerke hat man noch einen aus späterer Zeit stammenden Auszug daraus, die »Epitome Vitruvii«. Neuere Ausgaben von Belang sind vorhanden von Rode (2 Bde., Berl. 1800, mit Kupfern), Schneider (3 Bde., Lpz. 1807—8), Stratico (4 Bde., Udine 1825—30, mit Kupfern), Marini (4 Bde., Rom 1836), Lorentzen (mit Übersetzung, unvollendet; Bd. 1, Gotha 1857), Rose und Müller-Strübing (Lpz. 1867), wozu ein »Index Vitruvianus« von Nohl (Lpz. 1876) kam. Übersetzungen veröffentlichten Rode (Lpz. 1797) und Reber (Stuttg. 1865). Vgl. auch Genelli, »Exegetische Briefe über V.' Baukunst« (Braunschw. u. Berl. 1801—4).

Vitry-le-François, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Marne, am rechten Ufer der Marne, die hier rechts den Ornain und den Rheinkanal aufnimmt, und am Seitenkanal der Marne, Station der Linien Paris-Deutsch-Avricourt und V.-Valentigny der Ostbahn, 30 km südöstlich von Châlons, ist Kriegsplatz dritter Klasse, hat Fabrikation von Baumwollzeug, Öl und Hüten, Getreidehandel und zählt (1881) 7760 E. Auf der Place d'Armes erhebt sich die Bronzestatue des in der Umgebung geborenen Philosophen und Politikers Royer-Collard, von Marochetti. Das Stadthaus enthält eine Sammlung von Gemälden und Kunstgegenständen des verstorbenen Vizeadmirals Page. V. erscheint schon in der Merovingerzeit als Kastell Victoriacus im Pagus Pertensis (Pertois), gehörte später zur Grafschaft Champagne und wurde 1544 durch Kaiser Karl V. zerstört, im folgenden Jahre aber durch Franz I. neu erbaut, von welchem König V. seinen Beinamen trägt. Im Deutsch-Französischen Kriege von 1870 bis 1871 wurde V. 25. Aug. 1870 von den Deutschen besetzt. — Das Arrondissement Vitry-le-François zählt in 5 Kantonen mit 123 Gemeinden 48016 E.

Vitteaux, Stadt im franz. Depart. Côte-d'Or, Arrondissement Semur, links an der Brenne, einem rechtsseitigen Nebenflusse des Armançon, zählt (1881) 1649 E. und hat Marmorbrüche, eine warme Quelle, Shawlfabrikation und Handel mit Wolle, Pflaumen und Hanf.

Vittoria oder **Vitória**, Hauptstadt (Ciudad) der span. Provinz Alava im Lande der Basken, 499 m über dem Meere, in einer weiten, fruchtbaren, gut angebauten und sehr bevölkerten Ebene, am Abhange eines Hügels und am Zadorra, einem linken Nebenfluß des Ebro, 296 km nordöstlich von Madrid an der Linie Irun-Madrid der Spanischen Nordbahn, Knotenpunkt der nach Irun, Bilbao, Burgos, Logroño und Pamplona führenden Heerstraßen, Sitz des Generalkapitäns der baskischen Provinzen und eines Bischofs, ist nach alter Art befestigt, zum größten Teil alt und schlecht gebaut. In der modernen kleinern Neustadt befindet sich ein sehr großer viereckiger Hauptplatz von 61 m Seite, ringsum von Säulengängen mit Kaufläden umgeben. Die Stadt hat fünf Pfarr- und sechs Klosterkirchen, zählt (1877) 25039 E. und betreibt lebhaften Handel, besonders mit Stahl- und Eisenwaren, Getreide und Wein, sowie ihren eigenen Industrieprodukten (Lederwaren, Seife, Lichten und Möbeln). Geschichtlich ist das 581 gegründete V., mittellat. Victoriacum und Victoria, berühmt durch den Sieg des Schwarzen Prinzen zu Gunsten Peters des Grausamen 1367, besonders aber durch Wellingtons Sieg über die Franzosen unter König Joseph und Marschall Jourdan 21. Juni 1813.

Vittoria, Stadt in der ital. Provinz Syrakus, Bezirk Modica, zählt (1881) 22911, mit dem 10 km südsüdwestlich gelegenen Seehafenort Scoglitti 23777 E. und hat eine Hauptkirche mit schöner Kuppel, starke Vieh- und Bienenzucht, Seidenkultur und Reisbau.

Vittoria (Herzog von), s. Espartero.

Vittoria (Tomaso Ludovico da), berühmter Kirchenkomponist des 16. Jahrh., war Zeitgenosse und Freund Palestrinas. Im J. 1540 zu Avila in Spanien geboren, wurde er Kapellsänger in Rom, wo er Palestrinas Weise und Schule fortsetzte und um 1608 starb.

Vittorio, Stadt und Distriktshauptort in der ital. Provinz Treviso, am Meschio, einem rechtsseitigen Nebenflusse der Livenza, Sitz eines Bischofs, Station der Eisenbahnlinie Conegliano-V., entstand 1879 aus den Orten Serravalle (s. d.) und Ceneda und zählt (1881) 16681 E. Der Hauptteil der neuen Stadtgemeinde, Ceneda, im Altertum und mittellat. Ceneta, 1339—1797 zur Republik Venedig gehörig, zählt allein 5874 (als Mandamento 9680) E. und hat einen Dom mit einem

schönen Madonnenbilde von Natalino da Murano, einem Schüler Tizians, im Spital eine treffliche Darstellung der Verkündigung von Previtali, eine 1882 enthüllte Statue König Viktor Emanuels II. von Dal Favaro, Paläste und Villen, einen schönen Garten des Marchese Constantini und Mineralquellen. — Der Distrikt Vittorio zählt 44 802 E.

Vitzliputzli (aztekisch Huitzilopotchli), der Kriegs-, Rache- und Schutzgott der alten Mexikaner. Der Name ist ein zusammengesetzter und bedeutet eigentlich «Kolibri» und «links», von den Federn dieses Vogels, welche den linken Fuß des Götzen schmückten. Derselbe hatte ein breites Gesicht, großen Mund und furchtbare Augen, war mit Edelsteinen, Gold und Perlen bedeckt und trug einen Gürtel von goldenen Schlangen um den Leib. Am Halse hatte er eine Schnur, an welcher die Gesichter und Herzen der ihm Geopferten in Silber und Gold hingen. Vor ihm stand ein kleines Götzenbild, ein Page, welcher ihm Speer und goldenen Schild hielt. Seine Tempel waren die kostbarsten und erhabensten unter den öffentlichen Bauwerken des Landes; seine Altäre trieften von dem Blut der Kriegsgefangenen, welche ihm in jeder Stadt des Reichs geopfert wurden. (S. Azteken.) Nach aztekischen Überlieferungen wurde V. von einem Weibe geboren, welches eines Tags aus dem Tempel kommend ein in der Luft schwebendes kleines Bündel lichtfarbiger Federn auffing und in den Busen steckte. Bald darauf fühlte es sich schwanger und gebar den Gott, der mit einem Speer in der rechten, einem Schild in der linken Hand und einem sein Haupt umgebenden grünen Federbusch zur Welt kam. Cortez zerstörte zweimal sein Bild in der Stadt Mexiko.

Vitznau, Dorf im schweiz. Kanton und Bezirk Luzern, liegt 440 m über dem Meere, 16 km ostsüdöstlich von Luzern, auf dem rechten Ufer des Vierwaldstättersees, am Fuße des Rigi (s. d.), zählt (1880) 698 meist kath. E., hat als Ausgangspunkt der berühmten V.-Rigibahn und Station der Dampferlinie Luzern-Flüelen sehr lebhaften Touristenverkehr und wird, wie Weggis und Gersau, seiner geschützten Lage halber als klimatischer Kurort geschätzt.

Vitztum, soviel wie Vice-dom, s. unter Vize.

Vivarais, südfranz. Landschaft am Ardèche und rechts vom untern Rhône, der Pagus Vivariensis des altburgund. Reichs, kam 534 mit diesem an das Frankenreich, 843 an Kaiser Lothar I., 870 an Karl II. von Frankreich, bald darauf an das Königreich Niederburgund und 1032 mit diesem unter die Gewalt des deutschen Kaisers, welcher sich die Landschaft jedoch schon unter den letzten Hohenstaufen zu entziehen wußte. An die franz. Krone gelangt, bildete V. bis 1790 einen Teil des Gouvernements Languedoc. Hauptstadt war Viviers (s. d.).

Vivatbänder, Bezeichnung für bunte Bänder aus Seide (resp. Atlas), welche früher bei festlichen Gelegenheiten zum Ausputz an der Schulter des Staatskleides von hohen Personen getragen wurden. Auf diesen Bändern befanden sich z. B. Porträts des regierenden Fürsten, in Brustbild sowohl, wie in stehender Figur oder zu Pferde, ferner Inschriften, Verse, allegorische Figuren u. dgl.

Viverren (Viverridae), eine aus etwa 100 Arten bestehende Familie kleiner bis mittelgroßer Raubtiere, die man (besonders engl. Forscher) in eine große Anzahl ungleichwertiger und teilweise ganz überflüssiger Gattungen zerlegt hat. Die V. haben einen schmächtigen, gestreckten Körper, meist langen Schwanz, an den kurzen Beinen fünf- oder vierzehige Füße, entweder mit zurückziehbaren oder unbeweglichen Krallen und behaarter oder nackter Sohle. In der Nähe des Afters oder der äußern Geschlechtsorgane finden sich meist ansehnliche, oft ein sehr stark riechendes Sekret (Zibeth) absondernde Drüsen. Die V. bewohnen die Alte Welt, von Südfrankreich und Spanien durch ganz Afrika, über Madagaskar, Indien bis zu den Molukken und China. Es sind kühne Räuber, die jedes Tier, das sie zu bewältigen hoffen können, anschleichen. Sie haben sehr geschmeidige, elegante Bewegungen und manche sind vorzügliche Kletterer. Manche ihrer anatom. Charaktere erinnern an die Familie der Hunde, andere an die der Katzen und wieder andere an Marder und Bären. Zu ihnen gehören: die Ginsterkatze (Viverra Genetta, Tafel: Kleinere Raubtiere, Fig. 1), ein graugelber, dunkel gefleckter Bewohner Südfrankreichs, Spaniens und Afrikas von 95 cm Länge, wovon 20 cm auf den Schwanz entfallen, der Palmmarder (Paradoxurus typus, Fig. 2) aus Ostindien, mit einem 50 cm langen Körper und 56 cm langen Schwanze, weiter das Ichneumon (s. d., Herpestes ichneumon, Fig. 3) und das Zibethtier (s. d.).

Vives (Joh. Ludov.), span. Humanist und Antischolastiker, 1492 zu Valencia aus einem alten Adelsgeschlecht geboren, studierte an der Akademie seiner Heimatstadt und sodann in Paris, nahm jedoch später seinen Aufenthalt in den Niederlanden. In Löwen trat er in freundschaftlichen Verkehr mit Erasmus; hauptsächlich ließ er sich in Brügge nieder, wo er auch 1540 starb. Reisen in seine Heimat und nach England, wo er am Hofe glänzend empfangen wurde, unterbrachen sein den Wissenschaften gewidmetes Leben. Nachdem er anfänglich Werke zur Verherrlichung des Christentums geschrieben hatte, wie die Allegorie «Christi triumphus» und ihre Fortsetzung «Ovatio virginis dei parentis», und sich in einem Kommentar zu Augustins «Civitas dei» als Platoniker gezeigt hatte, trat in der Folge mehr und mehr sein Gegensatz zu der scholastischen formalen Sterilität hervor, so schon in seiner Flugschrift «In pseudodialecticos» (1519), worin er dem Ramus vorarbeitete. Seine spätern Schriften betonen überall die Erfahrung gegenüber der Spekulation und haben ihrer Zeit auf den verschiedensten Gebieten anregend und zum Teil bahnbrechend gewirkt. Sein Hauptwerk «De disciplinis» (Brügge 1531) ist eine kritisch encyklopädische Übersicht über alle Wissenszweige; der erste Teil negativ: «De causis corruptarum artium», der zweite positiv: «De tradendis disciplinis». Als dritter Teil schlossen sich einige Spezialschriften «De censura veri», «De prima philosophia» u. s. w. an. Für die Pädagogik interessant ist seine Schrift «De institutione feminae christianae», sowie seine unter dem Titel «Satellitium animi» (1524) der Prinzessin Maria von Brügge gewidmete Sammlung von Denksprüchen. Auch der Dialog «Sapiens» (Löwen 1522) ist bemerkenswert. Der empirischen Physiologie endlich hat V. in bedeutender Weise neue Grundlagen zu geben versucht in seiner letzten größern Schrift «De anima et vita» (1538). Die Werke von V. wurden zuerst in zwei Bänden (Basel 1555) gesammelt; die Hauptausgabe ist die von Don Gregor Majans in 8 Bänden

(Valencia 1782—90) besorgte, deren erster Band eine ausführliche Biographie V.' von dem Herausgeber enthält. Lange vergessen, ist V. in neuerer Zeit durch A. Lange ans Tageslicht gezogen, aber zugleich auch wohl einigermaßen überschätzt worden; vgl. dessen Art. «Vives» in Schmidts «Encyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens» (Bd. 9, S. 737 fg.).

Viviani (Vincenzo), berühmter ital. Mathematiker, geb. zu Florenz 5. April 1622, widmete sich dem Studium der Geometrie, war Genosse von Galileis einsamen letzten Jahren und wich bis zu dessen Tode (1642) nicht von seiner Seite. Er wurde 1666 erster Mathematiker des Großherzogs Ferdinand II. König Ludwig XIV. von Frankreich ernannte ihn 1699 zum Mitgliede der Französischen Akademie der Wissenschaften und setzte ihm eine bedeutende Pension aus. Das Monument, welches er Galilei zu errichten beschlossen hatte, kam erst nach seinem Tode in der Kirche Sta.-Croce zu Stande. V. starb 22. Sept. 1703. Seinen Scharfsinn bewies er besonders in dem Plane, die verloren gegangenen fünf Bücher des griech. Mathematikers Aristäus über die Kegelabschnitte («Divinatio in Aristaeum», Flor. 1701) und das damals ebenfalls verloren geglaubte vierte Buch des Mathematikers Apollonius aus Perga, gleichen Inhalts («Divinatio in quartum conicorum Apollonii Pergaei», Flor. 1659), zu ersetzen. Die nachmalige Entdeckung des griech. Textes zeigte, wie gut er sich in seinen Autor hineingedacht hatte.

Vivianit, ein mit der Kobaltblüte isomorphes, dem monoklinen System angehöriges Mineral in säulenförmigen gipsähnlichen Krystallen mit vollkommener, stark perlmutterglänzender Spaltbarkeit nach dem Klinopinakoid; die dünnen Spaltblättchen sind mild und biegsam; die Härte beträgt nur 2, das spezifische Gewicht 2,6 bis 2,7. Der V. ist ursprünglich farblos gewesen (solche farblose Krystalle kommen im Sande des Delawareflusses vor) und hat in diesem Zustande ein wasserhaltiges phosphorsaures Eisenoxydul dargestellt, Formel: $Fe_3[PO_4]_2+8H_2O$, mit 43,03 Proz. Eisenoxydul, 28,29 Proz. Phosphorsäure, 28,68 Proz. Wasser. Jetzt aber erscheint der V. fast immer indigoblau bis schwärzlichgrün und bläulichgrün, indem das Eisenoxydul gänzlich oder größtenteils in Eisenoxyd umgewandelt wurde. Auch die künstlich dargestellten Krystalle bläuen sich an der Luft sehr rasch. In Salzsäure und Salpetersäure ist das Mineral leicht löslich, durch heiße Kalilauge wird es schwarz. Schöne krystallisierte Varietäten finden sich auf den Magnetkieslagerstätten von Bodenmais in Bayern, in Cornwall, bei Commentry und Cransac in Frankreich in den Brandfeldern der dortigen Steinkohlenformation, bei Starkenbach in Böhmen, bei Allentown in Neujersey. Krystalle von V. haben sich auch in den Gebeinen der Friedhöfe gebildet, indem Solutionen von Eisenoxydulcarbonat auf den phosphorsauren Kalk der Knochen einwirkten; in ähnlicher Weise erscheint V. in den Säugetierknochen des laibacher Torfmoors, bei Kertsch in der Krim als Ausfüllung von Muschelschalen. Kugelige Knollen, die noch viel Eisenoxydul enthalten, liegen in den thonigen Sanden bei den antwerpener Festungswerken. — Die sog. Blaueisenerde, welche in Torfmooren und im Raseneisenstein vorkommt und bisweilen als Farbe benutzt wird, ist nur ein staubartig-erdiger V.

Vivien de Saint-Martin (Louis), Geograph, geb. 22. Mai 1802 zu Caen, kam 1814 nach Paris, wo er sich bald ganz der Geographie widmete. Er gehörte 1822 zu den Stiftern der Geographischen Gesellschaft zu Paris, gründete 1852 das «Athenaeum français» und gab 1863—76 «L'année géographique», eine jährlich erscheinende Revue der Reisen heraus, die von Maunoir und Duveyrier fortgesetzt wurde. Außerdem schrieb er «Étude sur la géographie et les populations primitives du Nord-Ouest de l'Inde d'après les hymnes védiques» (Par. 1860), «Étude sur la géographie grecque et latine de l'Inde» (3 Bde., 1858—60), «Le Nord d'Afrique dans l'antiquité grecque et romaine» (1863), «Histoire de la géographie» (1873), «Nouveau dictionnaire de géographie universelle» (1877 fg.).

Viviers, Stadt im franz. Depart. Ardèche, Arrondissement Privas, rechts am Rhône, in welchen hier der Escoutay einmündet, Station der Linie Nîmes-Teil der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, Sitz eines Bischofs, zählt (1881) 1663 (Gemeinde 3217) E. und hat eine den Ort beherrschende Kathedrale in got. Stile mit roman. Turm, die Maison des Chevaliers, einen prächtigen Renaissancebau von 1550, Weinbau, Obst- und Maulbeerbaumkultur und Fabrikation von hydraulischem Kalk. V., mittellat. Vivarias und Vivarium, war bis 1790 Hauptstadt des Vivarais (s. d.).

Vivipărus (lat.), lebendig gebärend; **Viviparen**, Tiere, welche lebendige Jungen gebären.

Vivisektion (lat.), die Vornahme mehr oder minder eingreifender Operationen am lebenden Tier zur Ermittelung der Funktionen innerer Organe. Die V. ist eins der wichtigsten und unentbehrlichsten Hilfsmittel der physiol. und pathol. Forschung, insofern es vielfach nur durch willkürliche Abänderung der Thätigkeit eines Organs gelingt, Bestimmung und Zweck desselben klar zu legen. Als Versuchstiere werden vorwiegend Frösche, Kaninchen, Katzen und Hunde benutzt; gestattet es der spezielle Versuchszweck, so werden die Tiere vorher durch Chloroform, Chloralhydrat oder Morphiumeinspritzungen betäubt. Es gibt wohl keinen Teil der Heilkunde, der aus den V. nicht schon wesentlichen Nutzen gezogen hätte; so verdanken namentlich die Lehren vom Blutkreislauf, von der Verdauung und dem Stoffwechsel, von den Verrichtungen des Nervensystems, unsere heutigen Kenntnisse von der Wirkung der Gifte und Arzneien, von der Wundheilung, der Natur der Ansteckungsstoffe u. v. a. zum größten Teil dem Experiment am lebenden Tier ihre wissenschaftliche Begründung, und gerade mit Rücksicht auf diese praktischen Ergebnisse der V. haben die Regierungen der meisten Kulturstaaten an den Universitäten eigene physiolog. und pathol. Laboratorien errichtet und auf das reichlichste mit allen technischen Vorrichtungen zur experimentellen Tierphysiologie ausgerüstet.

Trotz des eminenten Nutzens der V. hat sich in der neuern Zeit, zuerst in Florenz, seit 1870 in England, namentlich von den Tierschutzvereinen ausgehend, eine lebhafte Agitation gegen die Ausführung von V. entwickelt, welche 11. Aug. 1876 nach lebhaften Kämpfen im engl. Parlament eine Bill (Cruelty to animals act) durchsetzte, nach welcher die Vornahme von V. zu physiol. Zwecken nur auf bestimmte, vom Staatssekretär zu registrierende Orte und Personen beschränkt wird, Hunde, Katzen,

Pferde, Esel und Maulesel als Versuchstiere weiterhin nicht mehr benutzt werden dürfen, alle Tiere bis zur Gefühllosigkeit narkotisiert und sofort nach dem Versuch getötet werden müssen. Noch nicht zufrieden mit dieser Beschränkung der V., haben sich die Hauptagitationsgesellschaft (Society for the prevention of cruelty to animals) und die übrigen engl. Tierschutzvereine die gänzliche Abschaffung der V. zur Aufgabe gestellt. In Deutschland trat für den Anschluß an diese Bewegung der Afrikareisende Ernst von Weber mit einer Schrift («Die Folterkammern der Wissenschaft. Eine Sammlung von Thatsachen für das Laienpublikum», Lpz. 1879) auf, welche, nicht frei von mannigfachen Übertreibungen und Entstellungen, die berühmtesten Physiologen als ruchlose Verbrecher brandmarkt, den Nutzen der V. als einen vollkommen illusorischen hinstellt und sämtliche deutsche Tierschutzvereine zu einer energischen Bekämpfung der vivisektorischen Richtung der Physiologie und zu großen Massenpetitionen an den Reichstag auffordert, um diesen zu einem staatlichen Verbot jedweden Tierexperiments zu bestimmen. Die Gegner der V. verkennen offenbar gänzlich, daß dadurch die physiol. Forschung eines Hilfsmittels verlustig gehen würde, von dem nicht nur für die gesamte Medizin, sondern auch für die Naturwissenschaft im allgemeinen noch weiterhin die fruchtbringendsten Aufschlüsse und Erkenntnisse zu erwarten stehen.

Litteratur. L. Hermann, «Die Vivisektionsfrage» (Lpz. 1877); Ludwig, «Die wissenschaftliche Thätigkeit in den physiol. Instituten» (Lpz. 1879); Heidenhain, «Die V. im Dienste der Heilkunde» (Lpz. 1879); F. Goltz, «Wider die Humanaster. Rechtfertigung eines Vivisektors» (Straßb. 1883).

Vivonne, Stadt im franz. Depart. Vienne, Arrondissement Poitiers, an der Einmündung der Vanne in den Clain, Station der Linie Paris-Orléans-Tours-Bordeaux der Orléansbahn, zählt (1881) 1211 (Gemeinde 2378) E. und hat Fabrikation grober Wollstoffe, Flachs- und Hanfspinnerei.

Vixorit, s. Knallzucker.

Vizakna, s. Salzburg (in Siebenbürgen).

Vizcaya, baskische Provinz, s. Biscaya.

Vize (vom lat. vicis) heißt soviel als «an der Stelle», «anstatt» und kommt häufig als Vorsetzsilbe bei Amtstiteln vor, wo es eigentlich den Stellvertreter des ordentlichen Beamten bezeichnet, oft aber nur als besonderer Titel Geltung hat. So z. B. Vizekönig, Vizekanzler, Vizepräsident, Vizeadmiral. Mittelalterliche Titel und Würden waren: Vice-comes (Vizegraf), woraus die Würde des Visconti, Vicomtes und Viscounts entstanden; ferner Vice-dom (Vice-dominus) oder Vitzdom, Vidom (woher auch der Name des deutschen Geschlechts Vitzthum), der Stellvertreter auf einer Herrschaft, einem Schlosse oder einem geistlichen Gute für den damit Belehnten. Denselben Ursprung hat auch Vidame, der Titel eines ehemaligen Beamten der franz. Bischöfe zur Behütung der kirchlichen Rechte, jetzt überhaupt die Bezeichnung für Administrator. Jemandes vices vertreten oder in vicibus ist ein Ausdruck im Rechtswesen, der so viel bezeichnet, als an der Stelle eines abwesenden Oberbeamten fungieren.

Vizefeldwebel bezeichnet eine Charge bei den Fußtruppen der deutschen Armee, die zwischen Feldwebel und Portepeefähnrich rangiert. Die Betreffenden tragen die Abzeichen der wirklichen Feldwebel, sind aber Untergebene der letztern und auch derjenigen Portepeefähnriche, welche das Offiziersseitengewehr tragen. Zu dieser Charge werden im aktiven Heere Sergeanten ernannt, welche bei erprobter moralischer Zuverlässigkeit auf Grund der erlangten Dienstkenntnisse mit vollem Nutzen im praktischen Dienst verwendbar und geeignet sind, hierin den Feldwebel zu vertreten. Für die Fußtruppen des Beurlaubtenstandes hat diese Charge eine andere Bedeutung; für sie bildet dieselbe eine Vorstufe zur Ernennung zum Offizier. Die Offiziere des Beurlaubtenstandes ergänzen sich hauptsächlich aus Mannschaften, die mit dem Qualifikationsattest zum Offizier aus dem aktiven Dienst entlassen worden sind oder dasselbe später erworben haben, den sog. Offizieraspiranten. Diese müssen nach ihrer Entlassung aus dem aktiven Dienst eine achtwöchentliche Übung absolvieren, um ihre dienstliche und außerdienstliche Befähigung zur Beförderung zum Offizier darzuthun. Nach den ersten Wochen dieser Übung werden diejenigen, welche sich ihrer dienstlichen und außerdienstlichen Haltung nach zu einer solchen Beförderung eignen, zu V. ernannt und können dann bei ihrem Landwehrbataillon zur Wahl zum Offizier gestellt werden. Die Bekleidung der Charge des V. ist für jeden Offizieraspiranten, der zur Wahl zum Offizier gestellt wird, notwendige Bedingung. (S. Vizewachtmeister.)

Vizela (Caldas do), s. unter Caldas.

Vizela, auch Visella, eleganter Badeort im Distrikt Braga der portug. Provinz Entre Douro e Minho, rechts an der links zum Ave gehenden Vizela, in prachtvoller Lage, nahe der Straße Porto-Guimarães, hat Schwefelthermen von 41 bis 45° C. und sehenswerte Reste röm. Bauten.

Vizéu, auch Viséu, Stadt (Cidade) und Hauptort eines Distrikts in der portug. Provinz Beira Alta, auf einer Anhöhe (540 m) in gut angebauter, Wein, Orangen, Kastanien und Flachs in Menge erzeugender Hochebene, Sitz eines Bischofs (seit der Gotenzeit) und des Kommandanten der zweiten Militärdivision, zählt (1878) 6956 E. und hat eine schöne Domkirche oder Sé in halb florentin., halb got. Stil, eine gut eingerichtete Gelehrtenschule (Colegio), ein großes Krankenhaus und alljährlich im September die größte und besuchteste Messe in ganz Portugal. In der außerhalb der Stadt auf einem Hügel gelegenen Kirche St. Michael wird das angebliche Grabmal des 711 gegen die Mauren am Guadalete gefallenen letzten Gotenkönigs Roderich gezeigt; die erhaltene Umwallung eines röm. Lagers, Cava do Viriato, soll dasjenige sein, welches Viriathus, der Nationalheld der Lusitanier, nach seinem Siege über Decius Junius Brutus den Römern abnahm. V. gilt im Sommer für den heißesten Ort Portugals. Die Stadt, mittellat. Viseum, auch Veseum und Veseo, wurde 1038 den Mauren entrissen. — Der Distrikt Vizéu zählt auf 4968,9 qkm (1881) 387208 E.

Vizewachtmeister, die analoge Charge bei den berittenen Truppen der deutschen Armee wie Vizefeldwebel (s. d.) bei den Fußtruppen derselben.

Vizille (mittellat. Visilia), Stadt im franz. Depart. Isère, Arrondissement Grenoble, rechts an der zum Drac gehenden Romanche, Station der Linie Grenoble-Veynes der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, am Anfang der von Napoleon I. begonnenen, von Napoleon III. 1861 vollendeten Alpenstraße, welche Grenoble mit Turin verbindet, zählt

(1881) 2872 (Gemeinde 3904) E. und hat eine Taubstummenanstalt, Bergbau auf Eisen, Bleiglanz, Kupferkies und Braunstein, Baumwollspinnerei, Kattundruckerei, Seidenindustrie und Papierfabrikation. Das alte Schloß, welches ehemals den Dauphins gehörte, wurde 1611 von dem Connétable de Lesdiguières, Gouverneur des Dauphiné, umgebaut und vergrößert, diente 1788 der Deputiertenkammer des Dauphiné als Versammlungsort, kam später an die Familie Périer und wurde von derselben in eine Fabrik umgewandelt, besitzt jedoch noch jetzt den alten schönen Park.

Vizinalbahnen, s. unter Eisenbahnen, Bd. V, S. 866.

Vizzini, Stadt in der ital. Provinz Catania (Sicilien), Bezirk Caltagirone, hat (1881) 14 324 E.

Vlaardingen, Stadt in der niederländ. Provinz Südholland, 10 km westlich von Rotterdam, am linken Ufer der Neuen Maas, hat einen guten Hafen, eine schöne reform. Kirche mit einigen Prachtgrabmälern, eine kath. Kirche, ein schönes Rathaus und zählt 10 500 E., welche beträchtlichen Anteil an der Heringsfischerei nehmen, sodaß jährlich bei der Abfahrt der Flotte von Buisen (Schiffen) ein Bettag (Buisjesdag) gefeiert wird. Auch gehen von hier viele Schiffe zur Kabeljaufischerei. Das feste V., welches Kaiser Heinrich III. eroberte, war ein Hauptort der alten Grafschaft Holland.

Vlachos (Angelos), neugriech. Dichter und Schriftsteller, geb. 1838 in Athen, studierte daselbst und später in Berlin und Heidelberg die Rechte. Er trat 1859 in den öffentlichen Dienst als Attaché im Ministerium des Auswärtigen, wurde 1863 Bureauchef im Ministerium des Innern, 1865 Sektionschef im Kultusministerium, 1875 im Ministerium des Auswärtigen und 1880 Unterstaatssekretär in demselben; 1885 wurde er als Vertreter Attikas in die Deputiertenkammer gewählt. Unter seinen Werken sind zu erwähnen: «Lyrische Gedichte» (Athen 1875), «Die homerische Frage» (Athen 1865), «Lustspiele» (Athen 1870), «A qui l'aura» (Lustspiel in franz. Sprache, Athen 1874), «Neugriech.-franz. Wörterbuch» (Athen 1871), «Grammatik der neugriech. Sprache» (Lpz. 1864; 4. Aufl. 1883); «Neugriech. Chrestomathie» (Lpz. 1870; 2. Aufl. 1883); ferner kritische Studien über die neugriech. Dichter: P. Sutzo (1874), J. Karassutsa (1874), G. Tertsetis (1875), G. Zalocosta (1877) und A. Sutzo (1878). V. übersetzte auch vieles aus der deutschen Litteratur (Goethes «Clavigo», Lessings «Nathan der Weise», Heines «Götter im Exil», Paul Heyses «Hadrian», Mendelssohns «Geschichte Griechenlands» u. s. w.).

Vlämen, Flamländer, Vlamingen, in Belgien die Bevölkerung deutscher Zunge, s. unter Belgien und Vlämische Sprache und Litteratur.

Vlämische Inseln, s. u. Azoren.

Vlämische Sprache und Litteratur. Vlämisch ist im Grunde nur der ältere Name dessen, was man gegenwärtig unter holländ. Sprache versteht, und der Ausdruck, in dem diese beiden Benennungen aufgehen sollten, ist niederdeutsche oder niederländ. Sprache. Doch versteht man unter dem Vlämischen nur die in Belgien übliche Varietät des Niederdeutschen. Die Franzosen nannten das Niederdeutsche Flamand, weil sie unter den niederdeutsch redenden Völkern zunächst mit den Flamändern in Beziehung standen, und erst nach der völligen Trennung Nord- und Südniederlands tauchte die ebenso unzureichende Bezeichnung «holländ. Sprache» auf und machte sich seitdem im Sinne der in den das heutige Königreich der Niederlande bildenden Provinzen gesprochenen Sprache immer mehr geltend. Der Unterschied zwischen vläm. und holländ. Sprache betrifft blos das volkstümliche Idiom. Die vläm. und holländ. Schriftsteller wissen von einem das eigentliche Wesen der Sprache berührenden Unterschied nichts, was die verschiedenen, seit 1849 abgehaltenen holländ.-belg. Sprachkongresse zur Genüge darthun. Somit fällt auch eigentlich die Geschichte der vläm. Litteratur mit der der niederländischen zusammen. (S. Niederländische Sprache und Litteratur.) Seit der Lostrennung der nördl. Niederlande trat indes das litterarische Streben der Südniederlande vor dem Überhandnehmen der franz. Bildung und unter polit. Druck in den Hintergrund; die Litteratur sank und mit ihr die Sprache. Die Revolution von 1830 wurde meist von Wallonen geleitet, welche die neuen Zustände ganz und gar in ein franz. Gleis brachten. Bei ihrem antiprotest. Eifer übersahen die Flamänder, daß Holländisch und Vlämisch gleichbedeutend und daß König Wilhelm zur Hebung der Volksbildung auf Grund der Muttersprache mit der Zeit mehr gewirkt haben würde, als die Förderer der Revolution vor und nach 1830 wirklich gethan haben. Was in dieser Hinsicht von den vlämisch redenden Provinzen eingebüßt worden, kam inzwischen bei einigen Männern zum Bewußtsein, und diese waren es daher, welche von 1840 ab die sog. vlämische Bewegung ins Leben riefen und sie auch noch unterhalten und leiten. Der Zweck dieser Bewegung besteht darin, auf Grund der Verfassung, welche keiner der beiden in Belgien gesprochenen Sprachen ein Vorrecht einräumt, dem zum Nachteile der Nationalinteressen immer mächtigern Andrange des franz. Elements in den offiziellen Kreisen wie im geselligen Leben entgegenzuarbeiten und die vläm. Sprache zu einem ausgebildeten Organ der vläm.-belg. Nationalität zu erheben.

Diese volkstümliche Bewegung, an welche sich vor allen die Namen Willems, Blommaert, van Ryswyck, Conscience, van der Voorde, Delecourt, Dautzenberg, van Duyse, Snellaert, de Laet, Dedecker, David und Bormans knüpfen, hat schon bedeutende Resultate erzielt. (S. Belgien.) Die Regierung hat den Forderungen derselben in ihren Gesetzvorlagen wie in ihren Verwaltungsmaßregeln Rücksicht widmen müssen, und auch die Belgische Akademie hat der Pflege der vläm. Litteratur ihr Interesse zugewendet und besorgt die Herausgabe der hervorragendsten Denkmäler aus dem Mittelalter. In neuester Zeit ist sogar von den Kammern die Errichtung einer vlämischen Akademie genehmigt worden. Über das, was die neuere vläm. Litteratur hervorgebracht, s. die Art. Blommaert, Conscience, Dautzenberg, van Duyse, Snellaert, Snieders, van Ryswyck und Willems. Diesen schließen sich aus neuester Zeit noch manche an, namentlich als Dichter der gemüthreiche Franz De Cort (gest. 1877) und der schwungvolle Emanuel Hiel (s. d.). Dank der Unterstützung der Regierung und der Städte wird auf dem Gebiete des Theaters außerordentlich viel geleistet und die dramatische Litteratur ist in erfreulichem Aufschwung begriffen. Am ausführlichsten über die litterarischen Zustände der Vlamingen handelt Ida von Düringsfeld in ihrem Werke «Von der Schelde bis zur Maas» (3 Bde., Lpz. 1861). Die besten Grammatiken sind

die von Van Beers und Heremans, die gangbarsten Wörterbücher das von Abbé Olinger und das von Sleecks und van de Velde. Außerdem sind zu nennen: Vandenhoven (d. i. Delecourt), «La langue flamande, son passé et son avenir» (Brüss. 1844); Lebrocquy, «Analogies linguistiques. Du flamand dans ses rapports avec les autres idiomes d'origine teutonique» (Brüss. 1845); Höffen, «Vlämisch-Belgien» (2 Bde., Brem. 1847). Eine ausführliche Bibliographie der vläm. Litteratur seit 1855 haben Snellaert (1857) und de Potter (1867) aufgestellt. Nach den Ergebnissen der Volkszählung von 1846 kamen auf 1000 Bewohner 421 französisch und 570 vlämisch redende; auf Grund der Zählung von 1866 verändern sich diese Zahlen resp. zu 423 und 563. Von den 5520009 Bewohnern Belgiens im J. 1880 sprachen 2237867 nur französisch, 2479747 nur vlämisch, 433749 beide Sprachen. Nach Provinzen betrachtet ergeben sich folgende Zahlen: auf 1000 Bewohner kommen in Antwerpen 868, in Brabant 415, in Westflandern 849, in Ostflandern 913, in Limburg 886, im ganzen Lande 454 ausschließlich vlämisch redende. Die sprachliche Einigung zwischen Nord und Süd, d. h. zwischen Holland und Belgien erreichte ihren Schlußpunkt, als die Regierung 1864 durch Aufstellung einer einheitlichen offiziellen Rechtschreibung der bisherigen Regellosigkeit ein Ziel setzte.

Vleeschouwer (Ludwig), vlämischer Schriftsteller, geb. zu Antwerpen 18. Aug. 1810, lebte 1828—34 als Sprachlehrer in Amerika, studierte dann in Paris und Berlin Medizin, verzichtete jedoch nach seiner Rückkunft in Antwerpen auf die ärztliche Praxis und wandte sich der vlämischen Litteratur zu. Als vläm. Schriftsteller sind von ihm nur zwei Werke zu nennen: «Stukken en Brokken» (Skizzen aus seinem Aufenthalt in Amerika, Antw. 1841) und seine treffliche Übersetzung von Goethes «Faust» (1842). Später war er journalistisch thätig, so als Redacteur des antwerpener «Handelsblad» (1844—47), des Witzblatts «Roskam» (im antwerpener Dialekt geschrieben, 1848 in «Het Vaderland» verwandelt), 1851 des «Journal d'Anvers», welches er 1860 aufgab, um ein eigenes satirisches Blatt «Reinaert de Vos» herauszugeben. Er starb 12. Okt. 1866.

Vlieland, eine der westfries. Inseln zwischen Nord- und Zuidersee, zur niederländ. Provinz Nordholland gehörig, durch das Eijerlandsche Gat von der südwestlich gelegenen Insel Texel, durch den Vliestrom von dem nordöstlich liegenden Terschelling geschieden, 28 qkm groß, hat 744 E., eine Reede und in der Nähe der Ostspitze einen Leuchtturm. Etwa 24 km südlich dehnt sich die Sandbank Jak Jist aus. V. war im Mittelalter ein Teil der ehemals viel größern Insel Texel.

Vlies (entstanden aus dem lat. vellus), ein Schaffell mit der Wolle oder auch die abgeschorene Wolle, die noch vollkommen zusammenhängt, wie sie auf der Haut gestanden hat. In der griech. Sagenlehre ist besonders das Goldene Vlies zu Kolchis berühmt, welches Jason, der die Fahrt dahin mit den Argonauten (s. d.) unternahm, zurückholte.

Der Orden des Goldenen Vlieses (frz. L'ordre de la Toison d'or, span. La órden del Toison de oro), einer der ältesten und angesehensten weltlichen Ritterorden, ward von Herzog Philipp III. dem Gütigen von Burgund 10. Jan. 1430 zu Brügge bei Gelegenheit seiner dritten Vermählung mit Isabella, Tochter des Königs Johann I. von Portugal, zu Ehren der Jungfrau Maria und des Apostels Andreas gestiftet. Herzog Philipp erklärte sich zum Großmeister dieses für 31 Ritter aus altadeligem Geschlecht bestimmten Ordens und setzte fest, daß diese Würde auf seine Nachfolger in der Regierung von Burgund übergehen sollte. Nach Erlöschen seines Mannsstammes im Jahre 1477 kam das Großmeistertum durch Maria, Erbin von Burgund, an ihren Gemahl, den Erzherzog Maximilian von Österreich, spätern Kaiser Maximilian I., und somit an das Haus Habsburg. Seit nach dem Tode Karls V., welcher die Anzahl der Ritter auf 52 vermehrt hatte, die burgund.-niederländ. Besitzungen an die span. Linie des Hauses Österreich gefallen waren, übten die Könige von Spanien das Amt eines Großmeisters aus. Nachdem aber Kaiser Karl VI. nach Endigung des Spanischen Erbfolgekriegs unter Verlust Spaniens die span. Niederlande 1715 erhalten hatte, behauptete er gegen den span. Hof sein Recht auf diese Würde. Doch wurde darüber nichts entschieden, und es wird daher seitdem sowohl von Österreich wie von Spanien der Orden des Goldenen V., allerdings nach verschiedenen Grundsätzen und nunmehr unbeschränkt in der Zahl der Ritter, verliehen. Die Haupterfordernisse der strengern, von seiten Österreichs geübten Observanz sind alter Geschlechtsadel und Bekennen der katholischen Religion, von welchen beiden Bedingungen in Spanien auch abgesehen wird. Die Ritter tragen das Ordenszeichen an einem rotseidenen Bande um den Hals. Dasselbe besteht in einem goldenen, durch einen goldenen Ring gezogenen und von diesem nach beiden Seiten abhangenden Widderfell, darüber ein mit goldenen Flammen umgebener goldener emaillierter Feuerstein, auf dem die Worte stehen: «Pretium laborum non vile.» Die Ordenskette ist jetzt ausschließend die Dekoration des Großmeisters. Diese besteht aus zwei abwechselnden Gliedern, deren erstes einen goldenen flammensprühenden Feuerstein und deren anderes zwei zusammengesetzte goldene Feuerstahle vorstellt.

Einen Orden der drei goldenen Vliese stiftete Napoleon I. zu Schönbrunn 15. Aug. 1809, doch trat derselbe nicht ins Leben.

Vlies (frz. toison, engl. fleece), eigentlich der ganze Wollbestand eines Schafs; in der Spinnerei diejenige Form, in welcher die Faserbüschel von der Krempelmaschine oder Kratzmaschine abgenommen werden. (S. unter Baumwollindustrie und unter Wollspinnerei.)

Vliessingen oder Vlissingen (franz. Flessingue, engl. Flushing), früher stark befestigte Stadt der niederländ. Provinz Zeeland, auf der Südküste der Insel Walcheren, an der Mündung der hier 4250 m breiten Westerschelde gelegen und durch einen Kanal mit Middelburg in Verbindung gesetzt, Station der Linie V.-Roosendaal der Niederländischen Staatsbahnen, ist der Sitz eines Kantonalgerichts und zählt (1879) 10056 E. Der Hafen der Stadt, früher Kriegshafen, wurde seit 1865 zu einem Handelshafen ersten Ranges umgebaut, der 8. Sept. 1873 eröffnet wurde. Er besteht aus einem 660 m langen, 6—10 m tiefen Außenhafen und zwei innern Häfen von 450 und 400 m Länge bei einer Breite von 100 bis 200 m und einer Tiefe bis zu 8,25 m. Die Hafenmündung ist 180 m breit. V. hat eine schöne reform. Kirche, eine 1765 gegründete Gesellschaft der Wissenschaften, ein Theater, Schiffs-

werfte, sowie in der Nähe der Börse das 1841 errichtete Standbild des hier geborenen Seehelden de Ruyter. V. ist Station der Linien der Hamburg-Amerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft und der hier domizilierten Zeeland-Dampfschiffahrtsgesellschaft.

Vor dem 15. Jahrh. war V. noch ein Dorf. König Philipp II. schiffte sich hier 1559 nach Spanien ein, um nie wieder in die Niederlande zurückzukehren. Nachdem die Watergeusen 1572 Briel eingenommen, war V. die erste niederländ. Stadt, welche die Fahne der Freiheit aufpflanzte. Sie wurde 1585 nebst Briel und Rammekens von Wilhelm von Oranien als Entschädigung für die Holland geliehenen Kriegsgelder an die Königin Elisabeth unterpfändlich eingeräumt und von engl. Truppen bis 1616, wo das Darlehn vergütet war, besetzt gehalten. Am 21. Jan. 1808 wurde V. dem franz. Kaiserreich einverleibt und 17. Aug. 1809 kapitulierte die Festung unter dem franz. General Monnes nach einem fünftägigen furchtbaren Bombardement an die Engländer unter General Graf Chatham und Admiral Strachan, welche beim Abzug im Nov. 1809 die Festungswerke und alle größern Etablissements, welche Napoleon I. dort angelegt hatte, demolierten. Vgl. Winkelmann, «Geschiedkundige plaatsbeschrijving van V.» (Vliessingen 1873).

Bloten (Johannes van), niederländ. Historiker und Publizist, geb. zu Kampen 18. Jan. 1818, studierte in Leiden Theologie und Philosophie, war dann einige Zeit Lehrer der Geschichte am Gymnasium zu Rotterdam, kehrte aber 1846 nach Leiden zurück, wo er amtlos lebte, bis er 1854 zum Professor der niederl. Sprache und Litteratur am Athenäum in Deventer ernannt wurde. Im J. 1867 gab er seine Stelle auf und ließ sich nieder in Bloemendaal bei Harlem, später in Harlem selbst, wo er 21. Sept. 1883 starb. Am meisten Anerkennung fanden seine Werke über niederl. Geschichte; dazu gehören: «Montigny's leven en dood in Spanje» (Amsterd. 1853), «Leidens belegering en ontzet» (Leid. 1854); «Nederlands opstand tegen Spanje» (3 Tle., Harl. und Schiedam 1858—72), «Middelburgs beleg en overgang» (Middelb. 1874). Daran reihen sich die für die niederl. Kulturgeschichte wichtigen Biographien «Paschier de Fyne naar zijn leven en geschriften» (Herzogenb. 1853), «Baruch d'Espinoza» (Amsterd. 1862; 2. Ausg., Schiedam 1871). Um die niederl. Litteratur machte V. sich verdient durch Textausgaben und durch litterarhistorische Arbeiten; zu erwähnen sind: «Beknopte geschiedenis der Nederl. letteren» (Tiel, 1865—71), «Leven en Werken van W. en O. Z. van Haren» (Devent. 1871), «Elisabeth Wolff» (Harl. 1880). Als Verfechter der Spinozistischen Philosophie trat V. durchweg als heftiger Gegner der herrschenden theologischen Ansichten auf; unter anderm in «De Tubinger School en hare Hollandsche tegenstanders» (Amsterd. 1848), «Over de leer der Hervormde Kerk en hare toekomst» (Schiedam 1849); «Jezus van Nazareth en zijn beginselen in betrekking tot onze dagen» (Amsterd. 1863).

Blotho, Stadt in der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Minden, Kreis Herford, in einem eng von Hügeln umgebenen anmutigen Thale, links an der Weser, Station der Linie Halle-Grauhof-Löhne der Preußischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 3429 meist prot. E. und hat ausgedehnte Sandsteinbrüche, Zuckerraffinerie, bedeutende Fabriken für Tabak und Cigarren, Papierfabrikation, eine Dampfsägemühle, eine Gasanstalt, eine Dampfbierbrauerei, Gerberei, Holzhandel und Schiffahrt. Auf dem Gipfel des steil abfallenden Amthausbergs liegen die Ruinen des Stammschlosses der Herren von Blotho. In der Nähe der Stadt befinden sich zwei reichhaltige Schwefelquellen, Seebruch und Senkelteich, welche zu Badezwecken benutzt werden. Am 17. Okt. 1638 wurden bei V. die beiden Söhne des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, Karl Ludwig und Ruprecht, durch den kaiserl. Feldmarschall Melchior von Hatzfeld besiegt und Ruprecht gefangen.

Vocativus, der Casus der Anrede, des Rufens, s. unter Casus.

Vöcklabruck, Stadt im ehemaligen Hausruckkreise in Oberösterreich, an der Vöckla, einem Nebenflusse der Ager, in hügeliger, fruchtbarer Gegend, ist Station der Linie Wien-Salzburg der Österreichischen Staatsbahnen, von der hier eine Privatbahn nach Kammer abzweigt, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 1474, als Gemeinde 1749 E. Die Stadt hat ein Bürgerspital, ein Krankenhaus, eine Baumwollweberei und eine Kunstmühle. Die Thortürme der alten Stadt sind noch erhalten, die etwa 1 km entfernte Kirche zu Schöndorf war bis 1785 Pfarrkirche von V. und ist ein durch die Grafen von Puchheim um die Mitte des 14. Jahrh. aufgeführter schöner Bau. V. kam 1145 an das Erzstift von Salzburg; um 1298 erhielt der Ort die Freiheit einer landesherrlichen Stadt.

Vöcklamarkt, Marktflecken in der oberösterreichischen Bezirkshauptmannschaft Vöcklabruck, an der Vöckla, Station der Linie Wien-Salzburg der Österreichischen Staatsbahnen, zählt (1880) 858, als Gemeinde 2757 E. Die Pfarrkirche ist ein alter interessanter Bau, an deren Außenseite ein in der Umgegend gefundener Römerstein eingemauert ist. V. hieß früher Vödelstorf und wird schon 1076 urkundlich genannt.

Vodnik (Valentin), slowen. Sprachforscher und Dichter, geb. 3. Febr. 1758 in Oberschischka bei Laibach, war kath. Geistlicher, dann Gymnasiallehrer in Laibach. Er war einer der ersten, der die Belebung des slowen. Volks energisch in Angriff nahm, und gilt für den Begründer der neuslowen. Litteratur. In solchem Sinne konnte er besonders wirken, als Krain 1810—14 zur Provinz Illyrien gehörte und unter franz. Herrschaft stand. V. war während dieser Zeit Schulinspektor und dichtete das Lied «Ilirja oživlena» («Das wiederbelebte Illyrien»), das eine weite Verbreitung fand. Nach Wiedereintritt der österr. Herrschaft mußte V. seinen Abschied nehmen; er starb 9. Jan. 1819. V. schrieb Gedichte («Pesni», 3. Aufl., Laib. 1869), eine slowen. Grammatik (1811), Schul- und Volksbücher u. a., gab 1797—1800 die erste slowen. Zeitung heraus, und hinterließ in Manuskript ein deutsch-slowen.-lat. Lexikon. Vgl. Costa, «Vodnik-Album» (Laib. 1859).

Voëtius (Gisbert), reformierter Theolog, geb. 3. März 1588 in Heusden in Holland, studierte in Leiden, wurde 1611 Pfarrer in Blymen, 1617 in seiner Vaterstadt Heusden und 1634 Professor der Theologie in Utrecht, als welcher er 1676 starb. Ein heftiger Vertreter der Orthodoxie, bekämpfte er ebenso sehr die Cartesianische Philosophie, wie

innerhalb der reformierten Kirche die freiere Richtung eines Coccejus und die pietistisch-separatistische eines Labadie. Unter seinen Schriften sind zu nennen «Exercitia pietatis» (1664) und «Diatribe de theologia» (1668).

Vogel (August), Agrikulturchemiker, geb. 4. Aug. 1817 zu München, studierte in München, Göttingen und Berlin und habilitierte sich 1840 in München, wo er 1869 zum Professor an der Universität ernannt wurde. Außer zahlreichen Aufsätzen in Zeitschriften veröffentlichte er: «Naturstudien» (2. Aufl., Erl. 1860), «Der Torf, seine Natur und Bedeutung» (Braunschw. 1859), «Die Untersuchung des Biers» (Berl. 1866), «J. von Liebig als Begründer der Agrikulturchemie» (Münch. 1874).

Vogel (Christian Leberecht), Historienmaler, geb. 1759 zu Dresden, besuchte die dortige Kunstakademie. Im J. 1780, wo er die gräfl. Solmssche Familie zu Wildenfels malte, wählte er diesen Ort zu seinem Aufenthalt, bis er 1804 als Mitglied der Akademie nach Dresden zurückkehrte, wo er 1814 Professor wurde und 6. April 1816 starb. V.s erstes großes Bild war das Altargemälde in der Kirche zu Lichtenstein im Schönburgischen («Lasset die Kindlein u. s. w.»); sein letztes, 30 Jahre später, derselbe Gegenstand für das Schloß zu Wildenfels. Als Porträtmaler gab er bei sprechender Ähnlichkeit der Darstellung idealen Ausdruck und künstlerische Anordnung, namentlich malte er treffliche Kinderscenen. Von seinen kleinern meisterhaften Kompositionen sind zu nennen Amor und Psyche und der Ganymed.

Vogel (Eduard), deutscher Afrikareisender, Sohn von Joh. Karl Christoph V., geb. 7. März 1829 zu Krefeld, widmete sich seit 1847 auf der leipziger Universität den Naturwissenschaften, namentlich der Astronomie. Nachdem er sich in der letztern noch unter Enkes Leitung zu Berlin weiter ausgebildet, wurde er im Nov. 1851 an Bishops Sternwarte zu London Assistent Hinds, an dessen Entdeckungen und Arbeiten er Anteil nahm. Im J. 1853 übertrug ihm die engl. Regierung auf A. Petermanns Rat die Führung einer Expedition nach Centralafrika zur Unterstützung und Fortsetzung der Forschungen von Richardson, Barth und Overweg. Im Juni 1853 trat er in Tripolis die Reise nach Bornu auf dem gewöhnlichen Wege an. Am 5. Aug. erreichte er Mursuk und gelangte nach längerer Wüstenreise 13. Jan. 1854 nach Kuka. Nach einigen kleinern Exkursionen in die nächste Umgegend begleitete er den Scheikh von Bornu auf einer Sklavenjagd nach dem Musgu- und Tuborilande, wobei er etwas südlicher vordringen konnte, als Barth und Overweg. Im Juli 1854 trat V. sodann eine Reise nach dem Gebirgslande Mandara an, in dessen Hauptstadt Mara er über einen Monat gefangen gehalten und mit dem Tode bedroht wurde. Er entkam nach der Landschaft Udje im südl. Bornu und traf auf einer Reise nach Sinder unsern Bukdi 1. Dez. mit Barth zusammen. Von Sinder aus kehrte V. 29. Dez. nach Kuka zurück, wo er nun einige Wochen in Gemeinschaft mit Barth verbrachte. Im Jan. 1855 begab sich V. auf eine Reise nach Jacoba, setzte dann seinen Weg nach dem Benue fort, den er in Hamarrua überschritt, kehrte nach Jacoba zurück, brach aber nochmals nach dem Benue auf und erreichte die südlich dieses Flusses gelegene Hauptstadt von Kuana. Im November trat er hierauf den Rückweg über Jacoba nach Bornu an und traf 1. Dez. wieder in Kuka ein. So weit reichen V.s eigene Nachrichten; seine fernern Schicksale sind erst später aufgeklärt worden. Man weiß, daß er 1. Jan. 1856 Kuka verließ, um ostwärts nach den Nilländern zu gehen, daß er seinen Weg südlich um den Tsadsee nahm und noch im Januar in der damaligen Hauptstadt Wadais, Wara, ankam, aber im Febr. 1856 auf Befehl des Sultans daselbst ermordet wurde. Obgleich ausführliche Reiseberichte von V. nicht vorliegen, hat er sich doch schon durch Orts- und Höhenbestimmungen, sowie durch andere Beobachtungen um die Geographie des innern Nordafrika anerkennenswerthe Verdienste erworben. Die jahrelange Ungewißheit über sein Schicksal rief verschiedene Unternehmungen zu seiner Aufsuchung hervor, wie die von v. Neimans, Cuny, Beurmann, Heuglin (mit Munzinger, Steudner, Kinzelbach u. a.); die letztern Expeditionen waren seit 1860 von Aug. Petermann angeregt und durch dessen verdienstliche Agitationen ermöglicht; sie währten bis 1864. Endgültige Aufklärung über V.s Ende erlangte erst Nachtigal auf seiner Reise durch Wadai 1873. V.s Schwester Elise Polko veröffentlichte seine Biographie unter dem Titel: «Erinnerungen an einen Verschollenen. Aufzeichnungen und Briefe von und über Eduard V.» (Lpz. 1863).

Vogel (Hermann Wilhelm), Photochemiker und Spektralanalytiker, geb. 26. März 1834 in Dobrilugk (Niederlausitz), widmete sich zuerst dem Kaufmannsstande, studierte später, seiner ursprünglichen Neigung folgend, Chemie und Physik am königl. Gewerbeinstitut zu Berlin. Hierauf praktizierte er kurze Zeit in einer Zuckerfabrik, fungierte bis 1860 als Assistent der Professoren Rammelsberg und Dove und bis 1865 als Assistent am mineralogischen Museum der Universität Berlin. Nachdem er «Die Photographie auf der Londoner Weltausstellung» (2. Aufl., Braunschw. 1863) veröffentlicht, begründete er 1863 den Photographischen Verein zu Berlin, 1864 die Fachzeitschrift «Photographische Mitteilungen», 1869 den Verein zur Förderung der Photographie, dessen Präsidium er noch bekleidet. Er leitete 1865 die große internationale photographische Ausstellung zu Berlin, erhielt gleichzeitig den neu begründeten Lehrstuhl für Photochemie an der Gewerbeakademie, fungierte später als Jurymitglied der Weltausstellungen in Paris (1867), in Wien (1873) und Philadelphia (1876). Inzwischen wurde er als Mitglied der norddeutschen Sonnenfinsternisexpedition 1868 nach Aden (Arabien), als Mitglied zweier englischen Expeditionen gleichen Zweckes nach Sicilien (1870) und den Nicobarischen Inseln (1875) entsendet und bereiste auf Einladung der National photographic association of Northamerica zweimal die Vereinigten Staaten (1870 und 1883) bis zum Stillen Ocean. Er schilderte seine Reisen in dem Buche «Vom Indischen Ocean bis zum Goldlande» (Berl. 1878). Seine wissenschaftliche Thätigkeit richtete sich auf das Studium der photographisch-chem. Prozesse, auf die ästhetischen Prinzipien der Porträt- und Landschaftsphotographie, die Grundsätze der Beleuchtung und der photographischen Perspektive, Experimentalstudien über Absorptionsspektra im allgemeinen und die Spektren des Sauerstoffs, Stickstoffs und Wasserstoffs (letzteres führte ihn zur Deutung des Siriusspektrums und zur Verwerfung der Lockyerschen Dissoziationstheorie) ꝛc. Sein Silberprober (1864) und sein Photometer für Pigmentdruck

und Lichtdruck, sowie sein Universalspektroskop führten sich dauernd in der Praxis ein. V.s wichtigste Forschungen betreffen jedoch die sogenannten Beschleuniger (Sensibilisatoren), d. h. die Körper, welche die chemischen Wirkungen des Lichts auf Silbersalze erheblich befördern. Umfassende Spektralversuche führten ihn 1873 zur Entdeckung von Stoffen, die vermöge ihrer Fähigkeit, das gelbe, grüne und rote Licht zu absorbieren, photographische Platten für diese bis dahin für unwirksam gehaltenen Farben empfindlich machen. Er nannte diese Körper optische Sensibilisatoren. Aus dieser Entdeckung entwickelten sich die neuern farbenempfindlichen Verfahren, welche farbige Gegenstände in den richtigen Tonwerten aufzunehmen gestatten und dadurch einen wesentlichen Umschwung in der Photographie nach farbigen Gegenständen hervorriefen. Seit 1884 ist V. Vorsteher des unter seiner Leitung neu errichteten phototechnischen Laboratoriums der Technischen Hochschule Berlin-Charlottenburg. Seine Hauptwerke sind: «Lehrbuch der Photographie» (3. Aufl., Berl. 1878), «Die Fortschritte der Photographie seit 1879» (Berl. 1883), «Die chem. Wirkungen des Lichts und die Photographie» (2. Aufl., Lpz. 1883), «Die Photographie farbiger Gegenstände in den richtigen Tonverhältnissen» (Berl. 1885), «Handbuch der prakt. Spektralanalyse irdischer Stoffe» (Berl. 1878), «Aus der neuern Hexenküche. Skizze des Spiritistentreibens (Berl. 1880), «Lichtbilder nach der Natur» (Berl. 1882).

Vogel (Jakob), gewöhnlich Vogel von Glarus genannt, schweiz. Dichter und Buchhändler, geb. 11. Dez. 1816 zu Glarus, begründete daselbst 1843 eine Buchdruckerei, mit welcher er später eine Verlagshandlung verband. Er ist einer der eifrigsten Sammler und gründlichsten Kenner der poetischen Litteratur der Schweiz; er gab die Anregung zu dem von ihm verlegten Werk «Die poetische Nationallitteratur der Schweiz von Haller bis auf die Gegenwart» (1866—76). Von ihm erschienen: «Gedichte» (12. Aufl., Glarus 1886), «Lyrische Gedichte» (Glarus 1868), «Neuere Gedichte» (Glarus 1868), «Bilder aus den Alpen» (Gedichte, Glarus 1874), «Stille Lieder» (Glarus 1875). Auch hat er sich auf dem Gebiete des Epigramms versucht. Seine Gedichte zeigen stimmungsvollen Ton, Wahrheit der Empfindung und Anmut der Form.

Vogel (Joh. Karl Christoph), verdienter Schulmann, geb. 19. Juli 1795 zu Stadt-Ilm, studierte in Jena Philologie und Theologie. Im J. 1816 wurde er Lehrer an dem erst in Tharand, dann in Wackerbartsruhe bei Dresden bestehenden Langschen Erziehungsinstitut, 1823 Direktor der höhern Stadtschule zu Krefeld, 1832 Direktor der allgemeinen Bürgerschule in Leipzig, wo er eine vollständige Reorganisation des gesamten Bürgerschulwesens durchführte und unter anderm auch die städtische Realschule, die erste im Königreich Sachsen, begründete. Er starb daselbst 15. Nov. 1862.

Von seinen zahlreichen, zum Teil in vielen Auflagen verbreiteten Schriften verdienen Erwähnung: «Lesebuch für Schule und Haus», «Engl. Lesebuch», «Schulatlas der neuern Erdkunde», «Geschichtstabellen auf geogr. Grunde». Auch erwarb er sich Verdienst um den geogr. Unterricht durch Herstellung eines Netzatlas auf Wachspapier.

V.s älteste Tochter ist die belletristische Schriftstellerin Elise Polko (s. d.); der Afrikareisende Eduard V. (s. d.) war sein Sohn.

Vogel (Karl), namhafter Kartograph, geb. 4. Mai 1828 in Hersfeld, bildete sich zum Geometer aus und wurde als solcher 1846—51 bei der topogr. Landesaufnahme des Kurfürstentums Hessen beschäftigt. Im J. 1852 siedelte er zur Bearbeitung eines vom Herzog von Coburg projektierten (indessen nicht publizierten) Spezialatlas des schlesw.-holstein. Kriegs nach Gotha über. Hier wurde er später als Zeichner in der geogr. Anstalt von Justus Perthes angestellt, in welcher Stellung er noch thätig ist. V. wandte sich ausschließlich der Darstellung europ. Länder zu, deren ältere Karten er sowohl in den kleinern Atlanten des Perthesschen Verlags, wie namentlich im Stielerschen Handatlas revidierte und nach und nach durch Neuzeichnungen ersetzte. V.s Verdienst ruht in erster Linie auf der verständnisvollen Auffassung, Durcharbeitung und Generalisierung des Terrains; daneben auf gewissenhafter Benutzung des speziellsten Quellenmaterials, verbunden mit vornehmem Geschmack in der Behandlung der äußern Erscheinung der Karte.

Vogel (Otto), plattdeutscher Dialektdichter, geb. 3. Jan. 1838 zu Greifswald, studierte zu Greifswald, Berlin und Erlangen Theologie und Philologie, ward 1865 Lehrer und 1876 Direktor der Realschule zu Perleberg. In seinen plattdeutschen Dichtungen: «Pommernspiegel. Ut ollen Tiden» (Greifsw. 1869; 2. Aufl. 1873), «Russelbläder. En Strämel Plattdütsch» (Lpz. 1878), zeigt er Phantasie und Gemüt.

Vogel von Falckenstein, preuß. General, s. Falckenstein (Vogel von). Er starb 6. April 1885 in seinem Schlosse zu Dolzig.

Vogel von Vogelstein (Karl Christian), Historienmaler, Sohn von Christian Leberecht V., geb. zu Wildenfels 26. Juni 1788, erhielt den ersten Unterricht in der Kunst durch seinen Vater, studierte dann 1804 auf der Akademie in Dresden und ging 1808 nach Petersburg, wo er als Porträtmaler auftrat. Hierauf wandte er sich 1813 nach Italien und trat zur kath. Kirche über. In Rom malte er das Porträt des Papstes Pius VII. (sitzend) für den König Friedrich August von Sachsen, ferner Thorwaldsen und den König Ludwig von Holland. Im J. 1820 folgte er dem Rufe nach Dresden als Professor an der Akademie und wurde hier 1824 Hofmaler. Seine erste Arbeit daselbst waren die Deckengemälde des königl. Schlosses zu Pillnitz. Auch malte er 1824 das Brustbild des Königs und 1825 den König in ganzer Figur; 1826—29 war er mit Freskomalereien aus dem Leben der Maria in der neuen Kapelle zu Pillnitz beschäftigt. Im J. 1842 ging er nochmals nach Rom, namentlich wegen einer Komposition aus Dantes «Göttlicher Komödie», die er auch dort ausführte und an den Großherzog von Toscana verkaufte. V. legte 1853 seine Stellung an der dresdener Akademie nieder und wandte sich nach München, von wo aus er 1856 eine dritte Reise nach Rom antrat. Er starb 4. März 1868 zu München. Sein reiches Portefeuille von Porträts, die er selbst gezeichnet, wurde für die dresdener Sammlungen erworben. Die ersten 300 Zeichnungen davon schenkte der Künstler und erhielt dafür den sächs. Adel. In seiner letzten Zeit malte V. auch verschiedene religiöse Bilder, wie ein großes Altarbild für die kath. Kirche zu Leipzig, zwei kolossale Gemälde, Christus am Kreuze und seine Erscheinung nach der Grab-

legung darstellend, in der Hofkirche zu Dresden, eine Kreuzigung für den Dom in Naumburg u. s. w. Außerdem legte er eine Sammlung an von Zeichnungen nach ital. Meistern von Giotto bis zur Schule von Rafael (zusammen 133 Stück), die in den Besitz der Akademie von Moskau überging.

Vögel sind warmblütige, hartschalige Eier legende Wirbeltiere mit hornigem Schnabel, befiedertem Körper, zwei Füßen und zwei Flügeln. Sie sind von allen andern Wirbeltieren scharf gesondert durch einen in hohem Grade gleichförmigen Bau, welcher durch die gemeinsame Bestimmung zum Fliegen bedingt ist. Infolge dieser Bestimmung hat schon das Knochengerüst des Vogels, obgleich in seinen Bestandteilen wesentlich mit dem der Reptilien übereinstimmend, bedeutende Modifikationen. Die meisten Knochen sind innen hohl (pneumatisch), und diese Höhlen, welche mit den Lungen durch dünnhäutige Luftbäche in Verbindung stehen, also warme Luft enthalten, erstrecken sich um so weiter in den einzelnen Knochen, je besser der Vogel fliegen kann; bei Mauerschwalben, Kolibris u. s. w. sind alle Knochen des Körpers mit Ausnahme des Jochbeins pneumatisch. Das schnelle Durchschneiden der Luft verlangt einen kahnförmig gebauten, fest konstruierten Rumpf. Daher ist die Rückenwirbelsäule beinahe unbeweglich, während der aus vielen beweglichen Wirbeln bestehende Hals dem Kopfe eine leichte allseitige Bewegung gestattet. Die Schultergegend wird durch Vereinigung beider Schlüsselbeine zu einem Stücke, dem Gabelbeine, verstärkt, und der Rabenschnabelfortsatz des Schulterblattes tritt in seiner ursprünglichen freien Form auf und bildet jederseits ein sog. zweites Schlüsselbein. Das Brustbein selbst ist, abgesehen von einigen weder fliegenden, noch schwimmenden Laufformen, zur Aufnahme der sehr entwickelten, den Flug vermittelnden Muskeln bedeutend verbreitert und nach vorn mit einem hohen Kamme versehen. Die Vorderglieder zeigen eine sehr verstümmelte Hand, aus zwei Handwurzel- und einem Mittelhandknochen, Daumen, Mittelfinger und einer Spur des kleinen Fingers bestehend. Damit bei ihrer veränderten Bestimmung dem Vorderkörper beim Stehen die gehörige Unterstützung nicht fehle, bildet der nach vorn gerichtete Lauf (der aus Verwachsung mehrerer, ursprünglich getrennter Knochen sekundär als einziger hervorgegangene Fußwurzelknochen, os tarsometatarsi) mit dem Unterschenkel einen spitzen Winkel. Ist er zu kurz, um den Fuß unter den Schwerpunkt des Körpers zu versetzen, so muß sich dieser emporrichten und kommt z. B. beim Pinguin in eine fast senkrechte Stellung.

Alle V. haben zu ihrer Bedeckung Federn, welche aus Spule, Schaft und Fahne oder Bart bestehen. Über einer weichen, lockern Decke wärmender Dunen oder Flaumfedern bilden andere steifkielige, dachziegelig übereinanderschließende um den ganzen Körper eine glatte Hülle (Deckfedern), während Schwung- und Steuerfedern die Hauptmittel der Bewegung in der Luft abgeben. Erstere, am Daumen, Mittelfinger (regelmäßig zehn), Unterarm und Ellbogen stehend, lassen aus den Verhältnissen ihrer Länge, Härte und Steife auf die Flugfertigkeit und Lebensweise des Vogels schließen. Schmale, scharfe und steife Flügel verraten den schnellen und ausdauernden Segler; runde, weiche den selten sich erhebenden Landvogel. Die Schwanzfedern dienen als Steuer dem Fluge die Richtung zu geben, und sind der Beschaffenheit der Flügel entsprechend gebildet. Am Ende sind sie entweder gerade abgestutzt (viereckig) oder abgerundet, abgestuft oder gabelförmig. Bei Landvögeln sind sie häufig mannigfach zerfasert und zu bloßen Zieraten umgebildet. Beim Spechte vertreten sie die Stelle einer Stütze für den Körper. Schwung- und Steuerfedern geben Anhaltepunkte für die Klassifikation.

Die Füße lassen noch augenfälligere Verschiedenheiten gewahren. Sie dienen zwar selten zum Greifen (z. B. bei den Papageien), erscheinen aber dennoch unter den mannigfachsten Gestalten, immer in Bezug auf die Lebens- und Ernährungsweise des Vogels. Während bei den Wasservögeln ein Teil des Unterschenkels kahl ist (Wadbein), reicht bei allen Landvögeln die Befiederung bis an das Fersengelenk (Gangbein). An jenen erscheinen die Zehen bald am Grunde durch kurze Häute verbunden (geheftet), bald an den Seiten mit Hautlappen versehen (Lappenfuß), bald die Vorderzehen mehr oder weniger ihrer ganzen Länge nach durch Häute vereinigt (Schwimmfuß), bald mit der Hinterzehe in gleicher Weise verwachsen (Ruderfuß). Am Gangbeine sind die drei Vorder-, sowie die Hinterzehe bald ganz frei (Spaltfuß), bald am Grunde durch eine Bindehaut vereinigt (Sitzfuß), bald die zwei Außenzehen am Grunde oder bis zur Hälfte verwachsen (Wandel- und Schreitfuß), bald erscheint eine Vorderzehe nach hinten gewendet (Kletterfuß), bald die Hinterzehe nach vorn gedreht (Klammerfuß), bald fehlt letztere ganz (Rennfuß). Die Bekleidung besteht in einer hornigen Haut, bald in Querschilder abgeteilt, bald diese am Laufe zu langen Schienen verwachsen (gestiefelt). Die Krallen sind je nach ihrer Bestimmung gekrümmt oder scharf, wie bei den Raubvögeln, die ihre Beute damit fassen und zerreißen, bald lang und dünn, bald kurz, bald zu breiten Nägeln zusammengeschrumpft. Nicht mindere Aufmerksamkeit nimmt der Schnabel als charakteristisches Kennzeichen der Familien und Gruppen in Anspruch. Er ist kurz, scharf und stark nach unten gekrümmt bei den Raubvögeln, kegelförmig bei den Körnerfressern, dünn und lang bei vielen Insektenfressern, mitunter von höchst seltsamer Gestalt (Larventaucher, Flamingo) und häufig am Rande mit zackigen Spitzen (Zähnen) oder Lamellen versehen (Ente).

Die Verdauungswerkzeuge der V. sind eigentümlich gestaltet; der Magen ist nach der Beschaffenheit der zu verarbeitenden Nahrung verschieden eingerichtet. Während bei den Raubvögeln, die nur animalische Stoffe oft in halbverfaultem Zustande genießen, die vordere Abteilung desselben (Vormagen) nur einen häutigen Sack bildet, ist sie bei den Körnerfressern mit einem aus zwei sehr dicken Muskeln bestehenden Quetschapparat von gewaltiger Stärke umgeben, dessen Wirkungen durch verschluckte Sandkörner verstärkt werden. Häufig findet sich in der Speiseröhre eine besondere häutige Abteilung (Kropf), worin Körnerfresser die Nahrung für ihre Jungen aufquellen, um sie dann damit zu ätzen. Eine eigentliche Urinblase hat nur der Strauß. Bei allen V. ergießt sich der Harn in die sog. Kloake, eine durch den After geschlossene Erweiterung des Mastdarms, die zugleich die Mündungen der Geschlechtswerkzeuge enthält. Die Atmung ist sehr vollkommen, die Cirkulation sehr energisch und dieses, sowie die vollständigere

Bedeckung des Körpers durch sehr schlechte Wärmeleiter, die Federn, hat eine um 6 bis 8° höhere Wärme als bei den Säugetieren zur Folge. Der hierdurch im ganzen gesteigerte Lebensprozeß befähigt die V., ohne sichtbare Erschöpfung oft Hunderte von Meilen zu durchfliegen, und verleiht vielen eine außerordentliche Munterkeit und Beweglichkeit. Die Luftröhre und der mitunter doppelte Kehlkopf sind sehr verschieden. Einige Paare an der Stimmritze angebrachter Muskeln gestatten den Singvögeln einen modulierten Gesang.

Die **Sinnesorgane** der V. gleichen nur wenig denen der Säugetiere. Der Tastsinn kann wegen der federigen Bedeckung der Haut, der hornigen Beschaffenheit der Füße und des Schnabels, der nur bei manchen V. mit einer nervenreichen Haut überzogen ist, so wenig eine bedeutende Ausbildung erlangen als der Geschmackssinn bei dem kurzen Verweilen der Nahrungsmittel im Schnabel; eine Ausnahme machen in ersterer Beziehung die mit einem fein tastenden Schnabel versehenen Schnepfen, und in letzterer die weichzüngigen Papageien und Enten. Das Gesicht hat meist eine bedeutende Schärfe, die durch eine leichte Accommodation des Auges verstärkt wird. Der Geruch ist stets stumpf, die Nase niemals beweglich, ihre Öffnungen auf dem Schnabel angebracht. Ausgezeichnet scharf ist, trotz des Mangels eines äußern Ohres, das Gehör aller nächtlichen V., für kleine Tonunterschiede empfänglich bei allen Singvögeln.

Die **Fortpflanzung** der V. geschieht durch Eier, die, mit einer harten Kalkschale umgeben, das von mehrern Häuten umschlossene Eiweiß und Dotter enthalten und außerhalb des mütterlichen Körpers durch dessen Wärme (bebrütet) oder durch die der Sonne gereift werden. Ein mehr oder minder künstliches, bald aus Zweigen und Blättern verflochtenes oder gefilztes, bald aus Lehm oder Sand erbautes Nest, in seiner wechselnden Beschaffenheit der Lebensweise des Vogels angepaßt, dient zur Aufnahme der Eier und Jungen. Letztere sind entweder sogleich fähig, sich ihre Nahrung meist unter Anleitung der Alten zu suchen (Nestflüchter), oder müssen längere Zeit von denselben geätzt werden (Nesthocker), wobei besonders die in monogamer Ehe lebenden viele Zärtlichkeit entwickeln. Raubvögel legen nur 1 bis 2, Singvögel 8 bis 10, Haushühner 40 bis 50 Eier, die fast bei allen Vögeln dieselbe Gestalt, aber sehr verschiedene Farben zeigen. Nicht bloß der Kunsttrieb, sondern auch die Geselligkeit vieler V. wird durch den Fortpflanzungstrieb mächtig erregt. Zum Schutze der Brut entstehen bei manchen kolossale, gemeinsam verteidigte Niederlassungen. Andere, denen die Winterkälte nur kurzes Verweilen in ihrer eigentlichen Heimat gestattet, kehren alljährlich in großen Scharen vereinigt zum Brüten dahin zurück. In vollständiger, selbstgefälliger Einsamkeit hingegen leben die großen Raubvögel. Alle V. wechseln zu bestimmten Jahreszeiten ihr Gefieder (Mauser) und erscheinen in entgegengesetzten Jahreszeiten verschieden gefärbt (Sommer- oder Hochzeit- und Winterkleid). Mitunter muß ein junger Vogel sein Gefieder (Jugendkleid) mehrmals wechseln, ehe er die stehende Färbung des reifern Alters erreicht.

Hinsichtlich ihrer **geistigen Fähigkeiten** stehen, abgesehen von dem erwähnten Kunsttriebe, die V. im allgemeinen sehr niedrig, mit Ausnahme der Papageien und Raben. Kleine Singvögel leben oft 15 und mehr Jahre in der Gefangenschaft, und Papageien haben in diesem Zustande schon drei Generationen derselben Familie überlebt. Hinsichtlich ihrer **geographischen Verbreitung** sind die V. viel weniger durch Gebirge, Meere, Wüsten und zu ihrem Unterhalte nichts darbietende Länder beschränkt als Säugetiere. Gute Segler überfliegen solche Räume in wenig Tagen, ja manche V. thun dies periodisch in jedem Jahre (**Zugvögel**). Auf vielen Inseln finden sich V. ohne irgend welche Säugetiere. Häufig haben sie nicht einmal einen bestimmten Wohnsitz, sondern ziehen auf größern Strecken Nahrung suchend umher (**Strichvögel**). Andere behalten jedoch beständig denselben Aufenthaltsort (**Standvögel**). Einzelne Gruppen finden sich freilich nur in bestimmten Gegenden, z. B. die Kolibris in Amerika, die Paradiesvögel in Neuguinea, die Papageientaucher in den nördl., die Pinguine in den südl. Polarmeeren. Der freie Verkehr der V. durch den unermeßlichen Luftraum, der vielen eigene heitere Gesang, ihre charakteristischen Töne überhaupt, ihre oft glänzenden Farben u. s. w. haben stets auf den Menschen eigentümlichen Eindruck gemacht und gerade dieser Tiergattung im Zeitalter naiver Naturanschauung etwas Mystisches beigelegt.

Auf den Flug der V. gründete man daher eine besondere Kunst der Wahrsagung (Auspizien). Die Religion entnahm von ihnen manche ihrer Symbole, die Dichtkunst versuchte sich frühzeitig an ihrer Verherrlichung. Ökonomisch betrachtet sind die V. durch ihr Fleisch, das fast bei keinem Vogel ungenießbar, bei manchen allerdings widrig riechend und von thranigem Geschmack ist, durch ihre Federn, ihren Mist (Guano), durch Vertilgung schädlicher Tiere sehr nützlich; dagegen schaden sie dem Menschen auch oft durch Beraubung der Felder und Gärten und durch Erwürgen zahmer Tiere.

Ein genügendes **System** der V. aufzustellen, ist bei der großen Zahl und der gegenseitigen Verwandtschaft der Gruppen noch nicht möglich gewesen. Die ältere Systematik nahm zwei große Vogelgruppen an: die **Nesthocker**, deren Junge in einem hilflosen Zustande das Ei verlassen und von den Eltern gepflegt werden müssen, und **Nestflüchter**, die schon ziemlich selbständig das Licht der Welt erblicken. Aber zwischen beiden gibt es erstens mancherlei Übergänge und dann sind verwandte Vögel, wie unter den Wadvögeln und Schwimmvögeln, teils Nesthocker, teils Nestflüchter. Neuerdings legt man auf das Vorhandensein oder Fehlen eines Brustbeinkamms ein großes, ja wahrscheinlich zu großes Gewicht (s. unter **Straußvögel**) und unterscheidet danach V. ohne Brustbeinkamm (Ratidae, nur die Straußvögel) und V. mit einem solchen (Carinatae, alle andern V.). Am besten erscheint das von J. V. Carus vorgeschlagene System zu sein, mit der Modifikation, daß man die Störche (Ciconiae) mit den übrigen Wadvögeln (Grallae) wieder zu einer Ordnung (Grallatores) vereinigt, von den Tauchern (Urinatores) aber die Pinguine als eigene Ordnung (Sphenisci) abtrennt. Man erhält dadurch folgende 15 Ordnungen: 1) **Papageien** (Psittaci), 2) **Kuckucksvögel** (Coccygomorphae), 3) **Spechte** (Pici), 4) **Langhänder** (Macrochires), 5) **Sperlingsvögel** (Passerinae), 6) **Raubvögel** (Raptatores), 7) **Tauben** (Gyrantes), 8) **Hühner** (Rasores), 9) **Straußvögel** (Brevipennes),

10) Wadvögel (Grallatores), 11) Entvögel (Lamellirostres), 12) Ruderfüßer (Steganopodes), 13) Langschwinger (Longipennes), 14) Taucher (Urinatores), 15) Pinguine (Sphenisci). Abbildungen derselben finden sich auf den zu den betreffenden Hauptartikeln gehörigen Tafeln: Papageien, Kuckucksvögel u. s. w.

Auch die Verwandtschaftsverhältnisse der einzelnen Ordnungen zueinander sind bis jetzt noch nicht klar zu stellen. Besonders wichtig sind in neuester Zeit die fossilen Vögel geworden, da dieselben durch Zähne in den Kiefern und manche andere Eigentümlichkeiten auf die Entstehung des Vogeltypus aus Reptilien hindeuten. Der älteste Vogel wurde in den lithographischen Schiefern von Solnhofen gefunden (Archaeopteryx); andere Gattungen (Hesperornis, Ichthyornis) in der Kreide von Kansas (Nordamerika). Alle diese Gattungen hatten Zähne in den Kiefern.

Die Litteratur der Lehre von den V. oder der Ornithologie, die einen Zweig der Zoologie ausmacht, weist viele Prachtwerke auf, z. B. von Vaillant, Vieillot, Temmink, Audubon, Lesson, Gould u. a. Die deutsche Ornithologie behandelten Bechstein und Brehm (s. d.). Ein unvergängliches Denkmal errichtete sich auf diesem Gebiete Johann Friedrich Naumann (s. d.) durch seine «Naturgeschichte der V. Deutschlands» (13 Bde., Lpz. 1822—47). Vgl. außerdem Giebel, «Thesaurus ornithologiae» (3 Bde., Lpz. 1872—75).

Vogelansicht, s. Vogelperspektive.

Vogelbeere, Laubholzgattung, s. Eberesche.

Vogelbeersäure, s. Apfelsäure.

Vogeldunst, feinkörnige Sorte von Flintenschrot.

Vogeleidechse, s. Pterodaktyle.

Vogelfang heißt die regelrecht betriebene Einfangung der Schmuck-, Sing- und Speisevögel, und zwar vorzugsweise der kleinern Arten. Der V. war schon in den ältesten Zeiten überall üblich, man braucht nur an die Vorliebe der alten Römer für Vogelkleinwild und an den deutschen Kaiser Heinrich den Finkler zu denken. Der Vogelsteller wendet zur Berückung der Vögel zahlreiche Listen und Vorkehrungen an. Er fängt sie auf dem Vogelherde mit Schlagnetzen oder Fallgarnen, am Tränkplatz, im Dohnenstrich mit dem Sprenkel, auf der Leimrute, im Kloben, im Meisenkasten, auf der Lockstange mit dem Lockvogel, mit Laufschlingen, mit Tag- und Nachtnetzen (Lerchen), mit dem Spiegel, mit Steckgarnen und dem Sperber, in Fallen und Erdkasten u. s. w. Im großen werden besonders gefangen Drosseln (Krammetsvögel u. a.), Lerchen, außerdem Wachteln und Enten. Zahllose kleine Vögel erliegen im Herbst bei der Wanderung in wärmere Länder der Nachstellungswut der südl. Völker, unter welchen sich Tiroler und Italiener ganz besonders hervorthun. Da aber gerade die kleinen Vögel die unersetzliche Naturpolizei gegen die schädlichen Insekten bilden, so haben in der neuern Zeit die meisten Regierungen internationale Verträge über Vogelschutz geschlossen und Gesetze zu gleichem Zweck für ihr eigenes Gebiet erlassen. (Vgl. Tierschutz.) Gewisse Volksstämme zeichnen sich durch besondere Vogelliebhaberei aus, hängen daher dem V. leidenschaftlich an, wie die Thüringer, Schwarzwälder u. a. Vgl. Brehm, «Der vollständige V.» (Weim. 1855); Gloger, «Vogelschutzschriften» (herausg. von Ruß und Dürigen, Lpz. 1877); derselbe, «Vogelschutzbuch» (herausg. von Ruß und Dürigen, Lpz. 1878); Droste, «Die Vogelschutzfrage» (Münst. 1872); Borggreve, «Die Vogelschutzfrage» (Lpz. 1878).

Vogelfrei (exlex, utlagatus) heißt derjenige, welcher aus dem allgemeinen Frieden gesetzt und des Rechtsschutzes ledig ist. (S. Acht.) Dies war der Zustand aller in die Aberacht (Oberacht) Erklärten, die damit Eigen und Lehn verloren, vor Gericht weder klagen noch zeugen, keine echten Kinder gewinnen und bei Widerstand gegen die Vorführung, um dem Richter wegen ihres Verbrechens Rede zu stehen, selbst erschlagen werden konnten. Irrig ist die Annahme, daß ihre Tötung jedermann freigestanden habe, schon weil ihnen das Recht die Möglichkeit offen hielt, sich wieder aus der Acht zu ziehen. Auch das engl. Recht kennt bei Ungehorsam eine Rechtsschmälerung des Ungehorsamen in der Form des «outlawry».

Vogelherd, ein in der Regel etwas erhöhter rechteckiger Platz, der zum Fang von Krammetsvögeln mit Wacholderreißig und Beeren, für Stare mit Regenwürmern und Ameiseneiern, für Lerchen mit Fruchtkörnern, für Tauben mit einer Salzlecke bedeckt wird. Der Fang erfolgt durch ein Schlagnetz, das der in einer Hütte befindliche Vogelsteller durch einen Ruck an der Zugleine über den Herd zieht, sobald die Vögel darauf eingefallen sind.

Vögelin (Ernst), ausgezeichneter Buchdrucker in Leipzig, welcher durch seine Leistungen in der Typographie alle seine deutschen Zeitgenossen übertraf. Er war in Konstanz 1528 geboren, studierte in Leipzig um 1550, wurde 1554 Magister und 1555 Licentiat der Theologie. Seine 1557 erfolgte Verheiratung mit der Tochter des leipziger Buchdruckers Valentin Papa gab ihm Veranlassung, die Studien aufzugeben und sich ganz der Typographie zu widmen. Seine Werke sind geschmackvoll und korrekt, und man bezeichnete ihn daher oft als den deutschen Aldus. Wie sehr er dieses Lob verdiente, beweisen z. B. sein Isokrates (1567) und «Aphthonii progymnasmata», herausg. von Camerarius (1570). Er besaß auch eine Buchhandlung und starb 1590 in Heidelberg, wohin er sich 1578 geflüchtet hatte, weil er bei seiner Teilnahme an den kryptocalvinistischen Streitigkeiten in Leipzig Einkerkerung befürchtete. Sein Geschäft wurde von seinen Söhnen Gotthard, Philipp und Valentin fortgesetzt.

Vogelkirschbaum, soviel wie Süßkirschbaum, s. unter Kirschbaum.

Vogelklee (Vogelkralle), s. unter Ornithopus.

Vogellausfliege, s. unter Lausfliegen.

Vogelleim, auch Fliegenleim, heißt eine stark klebende, zähe, schleimige, nicht eintrocknende Masse, deren man sich zum Bestreichen der sogenannten, beim Vogelfang gebräuchlichen Leimruten, zum Fliegenfangen und andern Zwecken bedient. Diese Masse wird auf verschiedene Weise dargestellt. Der echte V. ist ein Produkt der Mistelpflanze. (S. Viscum.) Alle Teile dieses Schmarotzerstrauchs, besonders aber die weißen Beeren enthalten einen wasserhellen, sehr zähen und klebrigen Stoff, das seiner chem. Beschaffenheit nach dem Kautschuk nahe verwandte Viscin. Dasselbe wird durch Auspressen der Beeren unter reichlichem Zusatz von Wasser ausgeschieden und stellt dann eine weiße, undurchsichtige, zähklebrige Masse, den V., dar. Eine andere Sorte von V. wird auf eine weit kompliziertere Weise aus der Rinde der Stechpalme

(Ilex Aquifolium *L.*) gewonnen. Diese Sorte besteht aus einer graugrünen, stark klebenden Masse von schwachsaurem Geruch. Künstliche Vogelleimsorten werden aus einer Mischung von fettem Öl und Harz (Kolophonium, Fichtenharz und Rüböl) oder aus gekochtem Tischlerleim und Chlorzinklösung dargestellt; diese haben aber den Übelstand, verhältnismäßig rasch einzutrocknen und dann unwirksam zu werden.

Vogelmiere (Vogelmaierich), s. unter Stellaria.

Vogelmilbe, s. unter Milben.

Vogelmuscheln (Aviculidae), eine aus 3 Gattungen und aus etwa 100 lebenden, aber fast 700 fossilen, vom untern Silur durch alle maritime Versteinerungen führende Schichten vorkommenden Arten bestehende Muschelfamilie mit meist sog. «Ohren», d. h. seitlichen Fortsätzen neben dem Schloßscharnier; oft sind die Schalen ungleich klappig.

Vogelnester (indische), Eßbare Nester, s. Indische Vogelnester.

Vogelperspektive, Vogelansicht oder auch Vogelblick (vue à vol d'oiseau) heißt diejenige Gattung der Linearperspektive, bei welcher der Gesichtspunkt sehr erhöht, mehr oder weniger senkrecht über dem darzustellenden Gegenstande angenommen wird. Sie wird meist bei ökonomischen und militärischen Rissen und Zeichnungen angewendet, da es hier vorzugsweise auf Totalansichten und Flächenverhältnisse ankommt. Im 16. Jahrh. kannte man noch keine andern Prospekte als die in V., und das 17. Jahrh. ließ sie wenigstens neben den Horizontalansichten fortbestehen. Es wechseln z. B. in Merians «Topographie» beide Gattungen oder finden sich nebeneinander, sodaß die Ansichten in V. die Stelle unserer jetzigen Pläne vertreten. Mit dem 18. Jahrh. hören die V. auf, und erst in neuerer Zeit hat die lebendige Anschaulichkeit dieser Gattung für gewisse Gegenstände die tote Genauigkeit des Plans verdrängt; das verdienstvollste, sehr oft nachgeahmte Werk dieser Art ist Delkeskamps «Rheinpanorama», welches die wechselnde Gestalt und die Umgebung der schönen Ufer aufs anschaulichste wiedergibt. Im Gegensatz zur V. wird die Ansicht mit einem unter dem Gegenstande liegenden Gesichtspunkte als Froschperspektive bezeichnet. (S. Perspektive.)

Vogelsang (Fort), s. unter Lüderitzland.

Vogelsang (Hermann), verdienter Mineralog, geb. 11. April 1838 zu Minden, widmete sich ursprünglich dem Bergfache in Siegen und Saarbrücken, besuchte 1858 die Hochschule in Bonn, wo er später sich dem Lehrfache zuzuwenden entschloß. Einen großen Teil der J. 1861 und 1862 verbrachte er auf wissenschaftlichen Reisen, zumal in Südfrankreich, Italien, Corsica. Im J. 1864 habilitierte er sich in Bonn, folgte jedoch bald einem Rufe an das Polytechnikum in Delft, wo er 6. Juni 1874 starb. V. hat als einer der ersten die Bedeutung mikroskopischer Untersuchungen für die Mineralogie und Geologie erfaßt und in dieser Beziehung eine Reihe von grundlegenden Forschungen angestellt, zugleich auch mit großem Scharfsinn und Glück den experimentellen Weg zur Aufklärung dunkler Gebiete jener Disciplinen betreten. Ihm verdankt man unter anderm den Nachweis von der Gegenwart der flüssigen Kohlensäure in vielen Mineralien und Gesteinen, die genauere Kenntnis von den anfänglichsten Entwickelungsstadien der Krystallbildungen und Vorschläge zu einer neuen Klassifikation der Gesteine, welche allgemeine Beachtung fanden. Von seinen besonders erschienenen Schriften sind zu nennen das preisgekrönte Werk «Die Vulkane der Eifel, in ihrer Bildungsweise erläutert» (Harlem 1864), «Philosophie der Geologie nebst mikroskopischen Gesteinsstudien» (Bonn 1867), «Die Krystalliten» (Bonn 1875).

Vogelsberg, s. Vogelsgebirge.

Vogelschießen, s. u. Schützengesellschaften.

Vogelschutz, s. unter Vogelfang.

Vogelsgebirge, auch Vogelsberg, ein Basaltgebirge Mitteldeutschlands, durch die Kinzig im S. und SO. vom Spessart, durch die Wetterau im W. vom Taunus, durch die Fulda und deren linken Nebenfluß Fliede im O. von der Rhön getrennt, größtenteils in der hess. Provinz Oberhessen, zum kleinern südöstl. Teile zum preuß. Regierungsbezirk Kassel gehörig, breitet sich von seinem Mittelpunkte, dem Bergplateau Oberwald nach allen Richtungen fächerförmig aus und wird dabei auf allen Seiten von langgestreckten Flußthälern, der Nidder, Nidda, Horlof, Wetter, Ohm, Schwalm u. s. w. durchfurcht. Die von Wald, Wiesen, Weiden, hier und da auch von Moor- und Torfgrund bedeckte Oberfläche trägt zahlreiche kleine Basaltkegel, von welchen der Taufstein, der Gipfelpunkt des V., bis zu 772 m aufsteigt. Westlich und südlich gehen alle Gewässer durch Wetter und Kinzig zum Main, östlich und nordöstlich zur Fulda und nordwestlich durch die Ohm zur Lahn. Im N. umzieht die Linie Gießen-Fulda, im SW. die Linie Gießen-Gelnhausen der Oberhessischen, im O. und SO. die Linie Bebra-Hanau der Preußischen Staatsbahnen das V.

Vogelspinnen (Mygale) heißen große, in röhrenförmigen Gespinsten hausende, häßliche, meist schwarz behaarte Spinnen der südl. Zonen, welche sich von allen andern Spinnen durch den Besitz von vier Lungensäcken, statt zwei, unterscheiden. Manche Arten, wie die südamerikanische V. (M. avicularia, Tafel: Spinnentiere und Tausendfüße, Fig. 9), werden bis zu 10 cm lang, fangen selbst kleine Vögel und saugen sie aus.

Vogelzunge (frz. feuille de sauge, engl. cross-file), eine Feile von ovalem Querschnitt.

Vogesen oder Wasgau (im Nibelungenliede Wasgenwald, lat. Vogesus oder Vosegus, frz. les Vosges) heißt der südl. Hauptteil des west-oberrhein. Gebirges, welcher in der Richtung von Süd nach Nord mit dem Rhein und dem östlich desselben sich hinziehenden Schwarzwalde parallel läuft. Ohne Zusammenhang mit dem Jura erheben sich die hauptsächlich aus Granit, Gneis, Buntsandstein, Rotliegendem, Unterdevon, Porphyr, Melaphyr und Muschelkalk bestehenden V. nordwestlich von Basel und Altkirch zwischen Belfort und der Moselquelle steil aus der Ebene und ziehen, westlich durch die bogenförmigen Sichelberge (Monts Faucilles) mit dem Plateau von Langres verbunden, nordwärts zu den Quellen der Maas und Saar bis zur Lauter und gegen Pirmasens hin. Ihre weitere Fortsetzung, die sog. nördlichen Vogesen, führt den Namen Hardt (s. d.) und Donnersberg (s. d.) und reicht durch die bayr. Pfalz bis gegen Worms und zur untern Nahe, durch welche sie von dem Hunsrück geschieden wird. In dieser ganzen Ausdehnung haben die V. eine Länge von etwa 330 km bei verschiedener Breite (40—50 km). Während die V. gegen Süden zum Doubsthal und, wie der gegenüberliegende Schwarzwald (s. d.), mit

welchem sie in Richtung, Form und geolog. Struktur große Verwandtschaft besitzen, in das Rheinthal steil abfallen, gehen sie in die Hochebene von Lothringen meist sanft und allmählich über; die abfließenden Gewässer senden sie seitwärts zum Doubs, auf der Westseite der Mosel, ostwärts in vielen Bächen und Flüßchen der Ill und dem Rhein zu. Die eigentlichen V. zerfallen in die obern und die untern, deren Grenzscheide das Markircher- oder Leberthal bildet.

Die obern Vogesen, der südl. Gebirgsabschnitt, auf dessen durchschnittlich 950 m hohem Kamme die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich läuft, tragen, wie auch der südl. Schwarzwald, die höchsten Gipfel des Gebirges, die zumeist abgerundete Kuppen bilden und zum Teil nach dieser Form Ballon oder Belchen (s. d.) genannt werden. Nördlich von dem etwa 360 m hoch gelegenen Paß von Belfort, durch welchen die Eisenbahnlinien von Basel und Mülhausen nach Paris und Lyon und der Rhein-Rhônekanal hindurchgehen, steigen der Ballon de Giromagny (Ballon d'Alsace oder Welscher Belchen genannt, 1290 m) an der Moselquelle, der Ballon de Servance (1189 m), der Trumenkopf (Drumont, 1226 m), der Winterung (Ventron, 1209 m), der Krätzer oder Gresson (1249 m) und der Hoheneck (1366 m), sowie der Sulzer oder Gebweiler Belchen, der höchste Vogesengipfel (1426 m), und am Markircher Thal der Brezouard (1231 m) auf. Hoch auf dem Gebirge liegen mehrere Seen, so der Schwarze See (950 m), der Weiße See (1054 m) an dem 1250 m hohen Reisberg, der Belchensee (950 m) am Sulzer Belchen und die Seen bei Gerardmer. Das Gebirge ist fast bis auf die obersten Höhen hinauf stark bewaldet. An den südl. und östl. Abfällen liegen schöne Weinberge, zahlreiche Burgruinen und liebliche Thäler, in welchen viel Betriebsamkeit, besonders durch Spinnereien und Webereien, herrscht. Von diesen Thälern sind das wiesenreiche Giromagnythal an der Savoureuse, das Masmünsterthal an der Doller mit seinen zahlreichen Eisenwerken, das St. Amarinenthal bei Thann an der Thur, das anmutige Blumenthal bei Gebweiler an der Lauch und das Münsterthal die bedeutendsten.

Die untern Vogesen, im Norden der obern, fast ganz auf deutschem Gebiete belegen und sich etwa 128 km lang erstreckend, werden geteilt durch den nordwestlich Straßburg gelegenen, nur 380 m hohen Zaberner Paß. Der südlich dieses von der Zorn, dem Rhein-Marnekanal und der Eisenbahnlinie Straßburg-Paris durchzogenen Passes gelegene Teil ist höher als der nördliche, welcher in die durchschnittlich 220—320 m hohe Hochebene von Lothringen übergeht. Die höchsten Kuppen im südlichen Teile sind der Donon (1010 m) und nahe der Quelle der Breusch der Climont (974 m); südlich des Breuschthals liegen das Hochfeld oder Champ du feu (1095 m), der Ungersberg (904 m), der Odilienberg und das durch Oberlin berühmt gewordene Steinthal. Die lothring. Hochfläche besteht meist aus Gips- und salzhaltigen Kalkgebilden der Trias- und Juraformation. Der Bergbau auf edlere Metalle ist in den V. jetzt fast ganz eingestellt; dagegen werden die Eisenerzlager bei Niederbronn, die Steinkohlenbecken bei Forbach, zahlreiche Braunkohlenlager, sowie vereinzelt auch Salz- und Erdölquellen und Asphaltkalklager ausgebeutet. Zur bessern Zugängigmachung und Erforschung der V. hat sich 1873 der bereits viele Mitglieder zählende Vogesenklub gebildet. Unter den Reisehandbüchern über die V. sind die von Schricker (Straßb. 1873), Stieve (Lahr 1873), von Seydlitz (Freiburg 1876) und insbesondere »Die V.« von Mündel (4. Aufl., Straßb. 1886) zu nennen.

Das franz. Departement Vogesen (des Vosges), aus Teilen der ehemaligen Herzogtümer Lothringen und Bar, des Bistums Toul, des Fürstentums Salm gebildet, 1871 durch Abtretung des Kantons Schirmeck und teilweise des Kantons Saales an Deutschland verkleinert, begrenzt durch die franz. Departements der Maas und Mosel, der Maas, der obern Marne und der obern Saône, sowie durch das Elsaß, zählte 1881 auf 5852,6 qkm 406862 E. Landwirtschaftsbetrieb, Weinbau und die sich mit der Verarbeitung der Metalle beschäftigenden Industrien bilden neben zahlreichen Spinnereien und Webereien die Hauptbeschäftigungszweige. Der Boden ist im östl. Teile sehr gebirgig und wenig fruchtbar. Außer dem Hauptflusse, der Mosel, durchströmen auch die Maas und Saône, sowie zahlreiche kleinere Flüsse das Departement, das in die fünf Arrondissements Epinal, St.-Dié, Mirécourt, Neufchâteau und Remiremont eingeteilt ist. Die Hauptstadt des Departements ist Epinal; außerdem sind hervorzuheben: Plombières wegen seiner Bäder, Domrémy-la-Pucelle als Geburtsort der Jungfrau von Orléans und St.-Dié.

Vogesensandstein, soviel wie Buntsandstein.

Voggenhuber (Vilma von), Sängerin, geb. 1844 zu Pest, ließ sich hier vom Tenoristen Stoll im Gesang unterrichten und debütierte 1863 als Julia (in Bellinis »Romeo und Julia«), Agathe, Valentine und in einer ungar. Oper mit solchem Erfolge auf dem Ungarischen Nationaltheater ihrer Vaterstadt, daß sie sogleich engagiert wurde. Die Artôt bestimmte sie, zur deutschen Oper überzutreten, sie gastierte nun in Berlin und Hannover, Prag u. s. w., wirkte als engagiertes Mitglied der Theater zu Stettin, Köln, Bremen, Rotterdam und Aachen und wurde nach einem erfolgreichen Gastspiel an der Hofoper in Wien (1867) für die königl. Oper in Berlin (1868) engagiert. Hochdramatische Partien sind ihr eigentliches Fach; besonders hervorzuheben ist ihre Isolde. V. ist die Gattin des Bassisten Franz Krolop.

Voghēra, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks der ital. Provinz Pavia, zwischen Po und Apennin, auf dem linken Ufer der Staffora, Station der Eisenbahnen Genua-Mailand und Parma-Turin, hat statt der von Giangaleazzo Visconti angelegten Festungswerke schöne Promenaden, eine um 1600 umgebaute Kathedrale (San-Lorenzo), einen schönen Marktplatz mit Arkaden, ein Gymnasium, eine technische Schule und zählt (1881) 10964 (Gemeinde 16613) E., welche starke Seidenkultur betreiben. V. ist die alte Iria, mittellat. Vigueria.

Voght (Kaspar, Freiherr von), um Hamburg hochverdient, geb. 17. Nov. 1752 zu Hamburg, übernahm 1781 das dortige Kaufmannsgeschäft seines Vaters und begründete 1785 eine Privatarbeitsanstalt für arbeitslose Arme, die schon 1786 zur öffentlichen Anstalt wurde. Später wurden von ihm in seiner Vaterstadt auch Lehr- und Industrieschulen, die Rumfordschen Suppenanstalten und Sonntagsschulen eingerichtet. In den J. 1793—95 bereiste er England, Schottland und Irland und schrieb dort sein »Account of the management of the

poor in Hambourgh between the years 1788—94» (neueste Aufl., Lond. 1817). Der Ruf der hamburger Anstalten veranlaßte den Kaiser Franz II., V. 1801 nach Wien zu berufen, um auch die dortigen Armenanstalten nach seinem Plane einzurichten, wofür er in den Reichsfreiherrenstand erhoben wurde. Einem ähnlichen Auftrage wie in Wien unterzog er sich 1803 in Berlin. Schon 1785 hatte V. einige Bauerhöfe an der Elbe zu Flottbeck gekauft, diese zusammengelegt und Wechselwirtschaft eingeführt. Hier bestand die engl. Wirtschaft schon drei Jahre zuvor, ehe sie Thaer beschrieb. Im J. 1807 untersuchte V. im Auftrage der franz. Regierung die Armenanstalten und Gefängnisse in Paris und andern großen Städten des franz. Reichs. Bei seiner Rückkehr fand er die hamburger Anstalten durch die Franzosen zerstört. Seit 1815 erhob V. Flottbeck zu einer Normalanstalt für den Norden und zog sich 1831 von der Bewirtschaftung Flottbecks zurück. Er starb 20. März 1839.

Von seinen Schriften sind noch zu erwähnen: «Sammlung landwirtschaftlicher Schriften» (Hamb. 1825), «Über die Vorteile der grünen Bedüngung und des Lupinen- und Spargelbaues» (2. Aufl., Hamb. 1833), «Flottbecks hohe Kultur» (Hamb. 1829), «Über die Vorteile des flachen Eineggens der Saat» (Hamb. 1831), «Gesammeltes aus der Geschichte der hamburger Armenanstalt» (Hamb. 1838).

Vogl (Heinr.), ausgezeichneter Tenorist, geb. 15. Jan. 1845 zu München, wurde schon in früher Jugend Chorknabe und Organistengehilfe an der Auer Maria-Hilf-Kirche, besuchte seit 1860 das Lehrerseminar zu Freising und wurde 1862 Schulgehilfe in Ebersthal, 1865 in Lorenzenberg. Noch im gleichen Jahre ließ er sich von Franz Lachner und Jenke für die Bühne vorbereiten und debütierte 5. Nov. 1865 als Max im «Freischütz» am münchener Hoftheater, dem er seitdem als gefeierter Künstler angehört. Seinen Ruf verdankt V. vor allem seiner Wiedergabe Wagnerscher Partien.

Therese V., geborene Thoma, Gattin des vorigen, geb. 12. Nov. 1845 in Tutzing, studierte vier Jahre am münchener Konservatorium unter Hauser und Herger und wurde dann (1864) in Karlsruhe engagiert. Seit 1865 ist sie Mitglied des Hoftheaters in München, wo sie sich 1868 verheiratete. Ihre Hauptrollen sind Elisabeth, Elsa, Sieglinde, Brünhilde und Isolde in Wagners Opern.

Vogl (Joh. Nepomuk), beliebter österr. Dichter, geb. 2. Nov. 1802 zu Wien, erhielt 1818 ein Amt bei den niederösterr. Landständen, in welcher Stellung er 16. Nov. 1866 zu Wien starb. Außer dem Taschenbuch «Frauenlob» (1835—38), dem «Österr. Morgenblatt» (1841—48) und dem «Österr. Volkskalender» (seit 1845 ununterbrochen erschienen) veröffentlichte er eine große Anzahl von poetischen Arbeiten, unter denen besonders seine Balladen und Lieder, die sich durch ergreifende poetische Wahrheit und Innigkeit, sowie anmutige, gewandte Form auszeichnen, vielen Beifall gefunden haben. Auch im Epigramm und der Spruchdichtung leistete er manches Gelungene. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: «Österr. Wunderhorn» (Wien 1834), «Balladen und Romanzen» (neueste Folge, 2. Aufl., Wien 1845), «Lyrische Dichtungen» (2. Aufl. 1844), «Klänge und Bilder aus Ungarn» (4. Aufl., Wien 1850), «Domsagen» (4. Aufl., Wien 1853), «Soldatenlieder» (3. Aufl., Wien 1856), «Schnadahüpfln» (Wien 1850), «Aus der Teufe» (2. Aufl., Wien 1856), «Passiflora» (Wien 1854), «Blumen» (2. Aufl., Wien 1857), «Neue Gedichte» (Lpz. 1856), «Schenken- und Kellersagen» (Wien 1858), «Aus dem Kinderparadiese» (2. Aufl., Wien 1865), «Aus dem alten Wien» (2. Aufl., Wien 1865) u. s. w. Vgl. Schmidt, «Johann Nepomuk V.» (Wien 1868).

Voglej, der slaw. Name von Aquileja (s. d.).

Vogler (Georg Jos.), gewöhnlich Abt V. genannt, bedeutender Musiktheoretiker, Klavier- und Orgelspieler und Komponist, geb. zu Würzburg 15. Juni 1749 als Sohn eines Geigenmachers, der ihm frühzeitig eine musikalische Erziehung gab. Litterarische Studien machte er bei den Jesuiten in Würzburg und Bamberg, und man behauptet, er sei in ihren Orden getreten. Im J. 1771 kam er nach Mannheim, komponierte hier ein Ballett und gewann die Gunst des Kurfürsten Karl Theodor, der ihn zu höherer Ausbildung nach Italien schickte, wo er sich aber von Peter Martini in Bologna, der nach dem Lehrbuche von Fux unterrichtete, bald nach Padua zu Pater Vallotti wandte, dessen modernes System er sich aneignete und später in seinen Schriften verbreitete. Nebenher trieb er theol. Studien, erhielt in Rom die Priesterweihe und der Papst ernannte ihn zum Protonotar und Kämmerer. Im J. 1775 kehrte er nach Mannheim zurück, wurde hier Hofkaplan, 1777 zweiter Kapellmeister und errichtete eine Musikschule. Er ging 1779 mit dem pfälz. Hofe nach München, wo er 1780 die Musik zu dem Drama «Albert III.» komponierte. Doch gab er bald darauf seine Stellen auf und begann ein Wanderleben hauptsächlich als Orgelvirtuos; 1786 wurde er in Stockholm königl. Kapellmeister, und erfand daselbst das Orchestrion (Art tragbarer Orgel), mit welchem Instrument er seit 1789 wieder auf Reisen ging. Nachdem er 1791 wieder in Mannheim gewesen war und daselbst seine Oper «Castor und Pollux» zur Aufführung gebracht, begab er sich abermals nach Stockholm, wo er seine Oper «Gustav Adolf» in Scene brachte und einige Jahre Vorlesungen über Musik hielt. Im J. 1799 besuchte er Kopenhagen, wo er zum Drama «Hermann von Unna» die Musik schrieb, wandte sich 1800 nach Berlin, dann nach Prag und 1803 nach Wien zur Aufführung seiner Oper «Samori», worauf er endlich 1807 in Darmstadt als Hofkapellmeister und geheimer geistlicher Rat Anstellung erhielt und seine zwei berühmtesten Schüler, C. M. von Weber und Meyerbeer, bildete. V. starb 6. Mai 1814. Von seinen musiktheoretischen Schriften sind anzuführen: «Tonwissenschaft und Tonsetzkunst» (Mannh. 1776), «Mannheimer Tonschule» (um 1778), «Choralsystem» (Kopenh. 1800), «Handbuch zur Harmonielehre und für den Generalbaß» (Prag 1802), «System für den Fugenbau» (Offenb. 1817). An Kompositionen erschienen von ihm zahlreiche Kirchensachen, Orchester- und Klavierstücke, Duetten, Trios und Quartette für Klavier mit Streichinstrumenten, Orgelsachen ꝛc. Bezüglich der Orgelbaukunst stellte er das sog. Simplifikationssystem (Vereinfachung) auf, das zwar vielfach getadelt wurde, aber im ganzen nicht ohne Nutzen blieb.

Vogorides (Aleko) oder **Vogoridi**, im Türkischen Aleko Pascha, osman. Staatsmann, stammt aus einer griechischen, den Fürstentitel in Anspruch nehmenden Familie slaw. Ursprungs, deren Ahn ein bulgar. Bauer gewesen ist (daher der Name, welcher im Neugriechischen Bulgare

bedeutet). Um das J. 1810 zu Arnautkoj, auf dem europ. Ufer des Bosporus, geboren, erhielt er durch seinen in höherer türk. Beamtung stehenden Vater eine sorgfältige Erziehung, zu deren Vollendung er später nach Paris gesendet wurde. Hierauf trat er in das Bureau der Übersetzungen ein und wurde dann als Sekretär bei verschiedenen türk. Missionen im Auslande, namentlich auch bei der in London, verwendet. Im J. 1876 wurde er zum osman. Botschafter in Wien ernannt, wo er die Türkei auch während des nachfolgenden Kriegs mit Rußland vertrat. Da er jedoch den in Ungnade gefallenen und verbannten ehemaligen Großvezier Midhat Pascha als Gast in seinem Hause aufgenommen hatte, wurde er zurückberufen. Indes wollte ihm der bald nach dem Kriege zu großem Einfluß gelangende Safvet Pascha wohl und diesem mutmaßlich, in Verbindung mit seinen Familienbeziehungen, hatte er seine Ernennung (13. März 1879) zum Generalgouverneur auf fünf Jahre der neugeschaffenen autonomen Provinz Ostrumelien mit einem Jahresgehalt von 4000 türk. Pfunden zu danken. Es gelang ihm, auf diesem Posten sich während der anberaumten Frist zu behaupten, er vermochte danach aber seine Wiederbestätigung auf weitere fünf Jahre nicht zu erlangen und lebt seitdem in Arnautkoj.

Vogt und **Vogtei.** Der dem deutschen Rechte angehörige Begriff des Vogtes (advocatus, woraus das deutsche Wort entstand) ist ein sehr alter und zugleich sehr weiter und allgemeiner. Derselbe bezeichnet im allgemeinen die Macht, andere zu schützen und zu vertreten, womit der Nebenbegriff eines Abhängigkeitsverhältnisses verbunden sein kann. Die öffentlichen Beamten der alten Freien waren daher keine Vögte. Dieselben finden sich zunächst bei den Kirchen und Klöstern, sog. Schirmvögte oder Kirchenvögte (s. d.). Sodann bestellten die Kaiser für ihre unmittelbaren Besitzungen (Reichsvogteien, Vogtlande) unter dem Titel Vögte eigene Beamte, die später aber ihr Amt, wo nicht mächtige Nachbarn oder, wie in der Schweiz, die freien Gemeinden dies hinderten, auch in eine erbliche Herrschaft verwandelten. Die Städte erhielten von ihrem Herrn, dem Kaiser oder einem Landesherrn, ebenfalls einen Vogt oder einen Schultheiß (scultetus), bisweilen auch beide Beamten nebeneinander. Im letztern Falle hatte der Vogt in Sachen, die Leib und Leben betrafen, der Schultheiß bloß in bürgerlichen Angelegenheiten zu erkennen. Übrigens wurden auch verschiedene niedere Beamte Vögte genannt, und ebenso die von Gerichts wegen für Unmündige oder Entmündigte bestellten Vertreter.

Vogt (Karl), namhafter Naturforscher, geb. 5. Juli 1817 zu Gießen, wo sein Vater, Philipp Friedrich Wilhelm V., bekannt als Verfasser eines «Lehrbuch der Pharmakodynamik» (4. Aufl., 2 Bde., Gießen 1838) und mehrerer geschätzter mediz. Schriften, damals Professor war. Er erhielt seine Gymnasialbildung in seiner Vaterstadt und begann 1833 auf der dortigen Universität das Studium der Medizin. Daneben arbeitete er anderthalb Jahre in Liebigs Laboratorium. Im Herbst 1835 folgte er seinem Vater nach Bern, wohin dieser als Professor der Klinik berufen worden, und beschäftigte sich hier unter Valentins Leitung besonders mit anatom. und physiol. Studien. Nachdem er im Sommer 1839 promoviert, ging er nach Neuchâtel, wo er mit Agassiz und Desor fünf Jahre lang naturwissenschaftlichen Arbeiten oblag. Er beteiligte sich an Agassiz' Gletscherexpeditionen und wurde Mitarbeiter an dessen «Poissons fossiles», den «Études sur les glaciers» und der «Histoire naturelle des poissons d'eau douce». In letzterm Werke ist der erste Band gänzlich, der zweite größtenteils von V. verfaßt. Daneben veröffentlichte er noch mehrere selbständige Werke, wie «Untersuchungen über die Entwickelung der Geburtshelferkröte» (Soloth. 1842), «Im Gebirg und auf den Gletschern» (Soloth. 1843), «Lehrbuch der Geologie und Petrefaktenkunde» (2 Bde., Braunschw. 1846; 5. Aufl. 1879), «Physiol. Briefe» (Stuttg. 1845—46; 4. Aufl., Gießen 1874). Diese Schriften zeichnen sich sämtlich durch gediegene wissenschaftliche Forschung, sowie populäre, aber elegante Form aus. Nachdem er 1844—46 in Paris gelebt, ging er nach Italien, wo er besonders zu Nizza und Rom sich aufhielt. Zu Nizza erhielt er einen Ruf als Professor nach Gießen, dem er Ostern 1847 folgte. In der Bewegung von 1848, der er sich mit großem Eifer hingab, ward V. von der Stadt Gießen zum Obersten der Bürgergarde erwählt und in das Vorparlament, später auch in die Deutsche Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. gesendet. Er zählte hier zur Linken (Deutscher Hof) und folgte der Versammlung auch nach Stuttgart, wo er in die Reichsregentschaft gewählt wurde. Seines Lehramts in Gießen enthoben, lebte er nach dieser polit. Episode bis 1850 zu Bern. Er nahm nun im Herbst 1850 seine zoolog. Untersuchungen zu Nizza wieder auf, die er bis ins Frühjahr 1852 fortsetzte. Im Herbst desselben Jahres wurde er Professor der Geologie, später auch der Zoologie zu Genf, dann erfolgte seine Wahl zum Mitglied des Großen Rats, sowie zum eidgenössischen Ständerat und 1878 zum schweiz. Nationalrat.

Von V.s teils streng wissenschaftlichen, teils populären Schriften sind noch hervorzuheben: «Ocean und Mittelmeer» (2 Bde., Frankf. 1848), ein Bericht über seine erste ital. Reise; die «Bilder aus dem Tierleben» (Frankf. a. M. 1850) und die mit scharfer Satire versetzten «Untersuchungen über Tierstaaten» (Frankf. 1851), welche beide Arbeiten später in «Altes und Neues aus Tier- und Menschenleben» (2 Bde., Frankf. 1859) zusammengefaßt erschienen; ferner: «Köhlerglaube und Wissenschaft» (Gießen 1853—55), eine Streitschrift gegen Rudolf Wagner; «Zoolog. Briefe» (Frankf. 1851), «Die künstliche Fischzucht» (Lpz. 1859; 2. Aufl. 1875), «Lehrbuch der Geologie» (5. Aufl., Braunschw. 1879), «Vorlesungen über nützliche und schädliche Tiere» (Lpz. 1865) ꝛc. Später wendete V. seine Aufmerksamkeit insbesondere der Physiologie des Menschen und dessen Urgeschichte zu, wie unter anderm seine «Vorlesungen über den Menschen» (Gießen 1864) und die Schrift «Über die Mikrocephalen oder Affenmenschen» (Braunschw. 1866) bekunden. In neuester Zeit beschäftigte sich V. wieder vorzugsweise mit zoolog. Arbeiten: «Die Säugetiere in Wort und Bild», Prachtwerk mit Abbildungen von F. Specht (Münch. 1883); «Praktische vergleichende Anatomie», mit E. Yung (Braunschw. 1885 fg.). Neben Moleschott und Ludwig Büchner gilt V. als einer der eifrigsten Vorkämpfer des sog. Materialismus in Deutschland. Auch ist er entschiedener Anhänger des Darwinismus.

Ein jüngerer Bruder Karl V.s, Adolf V., geb. 1824 in Gießen, Professor der Medizin in Bern, hat sich durch Schriften über öffentliche Gesundheitspflege einen Namen gemacht. — Der jüngste Bruder, Gustav V., geb. 1829 in Gießen, früher Direktor des eidgenössischen Statistischen Bureau in Bern, dann Professor der Nationalökonomie an der dortigen Universität, später Professor des Staatsrechts und Chefredacteur der «Neuen Züricher Zeitung» in Zürich, hat sich in seinem Fache ebenfalls als Schriftsteller bethätigt.

Vogtei, s. Vogt und Vogtei.

Vogtland (Terra advocatorum) wurde seit dem 11. Jahrh. der Name für die reichsunmittelbaren Gebiete an der obern Elster und Saale zwischen der Mark Meißen und Thüringen, welche die deutschen Könige durch besondere Vögte verwalten ließen. Auch diese Vogtei wurde, ähnlich den übrigen Reichslehen, erblich im Hause der Reußen, die sich seit dem 13. Jahrh. in die Linien Plauen, Weida, Greiz und Gera teilten. Hof verkauften die Vögte von Weida 1373 an die Burggrafen von Nürnberg, die von Plauen kamen 1327 unter böhm. Oberlehnshoheit. Nachdem Heinrich III. von Plauen wegen Gewaltthaten gegen seine Vasallen der Acht verfallen, beauftragte Georg Podiebrad den Kurfürsten Ernst von Sachsen und dessen Bruder Albrecht mit Vollstreckung derselben (1466) und belehnte den letztern mit Plauen. Durch die Wittenberger Kapitulation von 1547 kamen jedoch diese böhm. Lehnsstücke des V., Plauen, Pausa, Vogtsberg, Ölsnitz, Adorf, Schöneck, Neukirchen und Mühltruff, wieder von Kursachsen ab und König Ferdinand gab dieselben, jedoch unter Vorbehalt der Mitbelehnschaft von Kurfürst Moritz und seinem Bruder August, an seinen Oberkanzler, den Titularburggrafen von Meißen Heinrich V. von Plauen, zog auch die Lehnsherrlichkeit über Gera, Burg, Lobenstein, Schleiz und Greiz an sich, die seit 1428 sächs. Lehen gewesen waren. Da aber die Erben Heinrichs V. diese Besitzungen infolge schlechter Wirtschaft nicht zu behaupten vermochten, so gelang es schon dem Kurfürsten August von Sachsen, dieselben wieder an sein Haus zu bringen, indem er 1556 durch den Vertrag von Annaberg sich von Heinrich VI. das Versprechen geben ließ, sie an niemanden als an ihn zu veräußern, dann ihn und seinen Bruder Heinrich VII. immer tiefer in Schulden verstrickte und letztern schließlich 1569 zum vollständigen Verzicht auf sein Erbe zwang, welches seitdem als Vogtländischer Kreis (1577) mit Sachsen vereinigt blieb. Vgl. Limmer, «Urkundliche Geschichte des V.» (4 Bde., Ronneburg 1825—28).

Vogtländische Schweiz nennt man die nähere Umgebung des engen Felsenthals des obern Laufs der Weißen Elster zwischen Plauen in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau und Greiz im Fürstentum Reuß. Die schönsten Punkte sind: die Partie um die Pfaffenmühle, der Nymphenweg, die Teufelskanzel, der Friedrich-Auguststein, das Triebthal mit dem Loreleifelsen bei Jocketa, die Umgebung der Bartmühle und der Rentzschmühle mit der Ruine Liebau, das Steinigt, Elsterberg mit den Ruinen der Elsterburg (Lobdeburg), das Göltzschthal und Greiz. Die Landschaft wird von der Linie Wolfsgefärth-Weischlitz der Sächsischen Staatsbahn durchschnitten. Im weitern Sinne dehnt man die Bezeichnung zuweilen auch bis in die Umgegend von Berga aus.

Vogtschaft (Vogtei), s. Mundium.

Vohburg, Flecken im bayr. Regierungsbezirk Oberbayern, Bezirksamt Pfaffenhofen, rechts an der Donau, Station (4,4 km vom Orte) der Linie Regensburg-Ingolstadt-Hochzoll der Bayrischen Staatsbahnen, zählt (1880) 1560 E. und hat eine schöne kath. Pfarrkirche (St. Peter) und ein Schloß. Der aus uralter Zeit stammende Zehntstadel ist die Ruine der Burg der besonders unter den Kaisern Friedrich I. und Heinrich VI. hervortretenden Markgrafen von Vohburg.

Voigt (Christian Gottlob von), sachsen-weimarischer Staatsminister, geb. 23. Dez. 1743 zu Allstedt, studierte zu Jena die Rechte, war 1766—70 Accessist an der Bibliothek zu Weimar, 1770—77 Amtmann in seiner Vaterstadt und wurde dann als Regierungsrat nach Weimar berufen, wo er zu den höchsten Ämtern aufstieg und den Adelsstand erhielt. Er lebte im engsten Verein mit Musäus, Wieland, Herder, Schiller und mit Goethe, mit dem er viel für Bibliothek, Universität wie überhaupt für Kunst und Wissenschaft that, und starb 22. März 1819. Vgl. O. Jahn, «Goethes Briefe an Christian Gottlob von V.» (Lpz. 1868).

Christian Gottlob von V., des vorigen Sohn, geb. 27. Aug. 1774 zu Allstedt, genoß in Weimar unter anderm auch Herders Unterricht. Er bezog 1789 die Universität zu Jena, wo er die Rechte studierte, und wurde 1796 Assessor in der Regierung zu Weimar, 1798 Regierungsrat, 1801 zugleich Geh. Archivar und 1806 Geh. Regierungsrat. Vermählt war er erst mit Amalie Ludecus, von der er 1809 geschieden wurde, dann seit 1811 mit Herders Schwiegertochter, der Witwe des Doktors der Medizin von Herder, Henriette Maria, geborene Schmidt. Er starb zu Weimar 19. Mai 1813 infolge der Schrecknisse seiner gemeinschaftlichen Verhaftung mit dem Hofmarschall Freiherrn Spiegel von Pickelsheim und Abführung auf den Petersberg zu Erfurt auf Befehl des Marschalls Ney.

Johann Karl Wilhelm V., Bruder des Staatsministers und Oheim des vorigen, geb. 20. Febr. 1752 zu Allstedt, erhielt in Kloster Roßleben seine Schulbildung und studierte 1773—75 in Jena die Rechte. Neigung zog ihn jedoch zu den Naturwissenschaften, besonders zur Mineralogie. Er besuchte seit 1776 die Bergakademie zu Freiberg, und nachdem er 1778 nach Weimar zurückgekehrt, bereiste er 1780 im Auftrage des Herzogs das weimarische Land in mineralog. Hinsicht, worüber sich die Berichte in seinen «Mineralog. Reisen» (2 Bde., Dessau u. Weim. 1782—85) finden. Sodann begleitete er den Herzog auf dessen Reisen als Naturforscher und untersuchte auch im Auftrage des Fürstbischofs von Fulda das Hochstift Fulda in mineralog. Hinsicht. Doch blieben Beobachtungen über vulkanische Entstehung des Basalts und andere Fossilien sein Hauptaugenmerk. V. schrieb «Drei Briefe über die Gebirgslehre» (Weim. 1785), die dann unter dem Titel «Handbuch der praktischen Gebirgskunde» (Weim. 1792) neu bearbeitet wurden. Im J. 1785 wurde er Bergsekretär und 1789 Bergrat in Ilmenau. Im J. 1801 machte er eine Reise nach den Braunkohlenwerken und Basalten in Hessen, die ihm das Material zu seiner «Mineralog. Reise nach den Braunkohlenwerken und Basalten in Hessen u. s. w.» (Weim. 1802) und zu dem «Versuch einer Geschichte der Steinkohlen, der Braunkohlen und des Torfs» (2 Bde., Weim. 1802), welche in Göttingen

den Preis erhielt, darbot. Sein letztes Werk war die «Geschichte des Ilmenauischen Bergbaues» (Sondersh. 1821). Er starb 1. Jan. 1821.

Bernhard Friedrich V., des vorigen Sohn, geb. zu Weimar 1787, erlernte das Buchhändlergeschäft in seiner Vaterstadt, bildete sich darin in Leipzig, Basel, Nürnberg, Straubing und Freiburg aus, begründete 1812 eine Sortiments- und Verlagsbuchhandlung zu Sondershausen und hatte dann eine Verlagshandlung in Ilmenau, bis er 1834 sein Geschäft nach Weimar verlegte. Verdienst erwarb er sich um Ilmenau als Stadtältester und als ständischer Abgeordneter. Unter den zahlreichen von ihm verlegten Werken sind hervorzuheben eine Reihe von naturwissenschaftlichen und technolog. Werken, unter letztern insbesondere der «Schauplatz der Künste und Handwerke», endlich auch der «Neue Nekrolog der Deutschen» (Jahrg. 1—30, nebst drei Registerbänden, 1823—52). Er starb 17. Febr. 1859 zu Weimar. Nach seinem Tode ging die Firma auf seine Söhne **Karl V.** (geb. 23. Dez. 1814, gest. 14. Okt. 1877) und **Heinrich V.** über, welche das Geschäft in altem Ansehen erhielten.

Voigt (Johs.), hervorragender Geschichtschreiber, geb. 27. Aug. 1786 zu Bettenhausen in Sachsen-Meiningen, widmete sich seit 1806 zu Jena der Theologie, später jedoch ausschließlich der Geschichte und Philologie. Im J. 1809 an das Pädagogium nach Halle berufen, habilitierte er sich 1812 als Privatdocent und verfaßte seine erste bedeutende Schrift: «Hildebrand als Papst Gregor VII. und sein Zeitalter» (Weim. 1815; 2. Aufl. 1846), in welcher V. das Papsttum Gregors VII. als eine der großartigsten Erscheinungen des Mittelalters und Gregor selbst im Geiste seiner Zeit als großen Reformator der Kirche darzustellen suchte. Hierauf erschien die «Geschichte des Lombardenbundes» (Königsb. 1818). Unterdes war er 1817 einem Rufe als Professor der histor. Hilfswissenschaften und Archivsdirektor nach Königsberg gefolgt. Hier schrieb er 1821 «De lacertarum societate, oder von der Eidechsengesellschaft», einem Rittervereine, der, wie V. bewies, den Abfall Westpreußens von dem Deutschen Orden an Polen bewirkte. Nachdem er hierauf ord. Professor der Geschichte an der Universität zu Königsberg geworden, gab er 1823 in Verbindung mit F. W. Schubert die «Jahrbücher oder die Chronik Joh. Lindenblatts (Johannes von der Pusilie)», sowie 1840 mit dem Grafen Raczynski die «Chronik Wigands von Marburg» heraus. Dann folgte seine «Geschichte von Marienburg» (Königsb. 1824) und die «Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des Deutschen Ordens» (Bd. 1—9, Königsb. 1827—39), sein bedeutendstes Geschichtswerk. An diese Leistungen schlossen sich der «Codex diplomaticus Prussicus» (6 Bde., Königsb. 1836—61), der «Briefwechsel der berühmtesten Gelehrten des Zeitalters der Reformation mit Herzog Albrecht von Preußen» (Königsb. 1841), der «Namen-Codex der deutschen Ordensbeamten, Hochmeister u. s. w.» (Königsb. 1843) und die «Geschichte des Deutschen Ritterordens in seinen zwölf Balleien in Deutschland» (2 Bde., Berl. 1857—59). Ferner veröffentlichte er die «Westfäl. Femgerichte in Beziehung auf Preußen» (Königsb. 1836), ein «Handbuch der Geschichte Preußens bis zur Reformation» (3 Bde., Königsb. 1842—43) und «Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach» (2 Bde., Berl. 1852). Sein letztes Werk behandelt nach archivalischen Quellen «Die Erwerbung der Neumark, Ziel und Erfolg der brandenb. Politik unter den Kurfürsten Friedrich I. und Friedrich II.» (Berl. 1863). V. starb 23. Sept. 1863.

Voigt (Georg), Historiker, der Sohn des vorigen, geb. 5. April 1827 zu Königsberg in Preußen, erhielt daselbst seine Gymnasialbildung und widmete sich dann auf der Universität erst jurist., dann histor. Studien, worauf er sich 1851 den Doktorgrad erwarb. Durch seinen Vater wurde er in der mittelalterlichen, besonders archivalisch-urkundlichen Sphäre heimisch gemacht. Auf seine wissenschaftliche Richtung wirkten besonders die Schriften Niebuhrs und Rankes ein. Nachdem V. seit 1855 die Stelle eines Custos an der Universitätsbibliothek zu Königsberg bekleidet, folgte er 1858 einem Rufe als Honorarprofessor nach München, um daselbst unter der Oberleitung Sybels die Herausgabe der deutschen Reichstagsakten zu übernehmen. Im J. 1860 ging er als ord. Professor der Geschichte nach Rostock und 1866 als solcher nach Leipzig. Seine Hauptwerke sind «Die Wiederbelebung des klassischen Altertums oder das erste Jahrhundert des Humanismus» (Berl. 1859; 2. Aufl. 1880—81) und vor allem «Enea Silvio de' Piccolomini, als Papst Pius II., und sein Zeitalter» (3 Bde., Berl. 1856—63), ferner «Die Geschichtschreibung über den Zug Karls V. gegen Tunis 1535» (Lpz. 1872), «Die Geschichtschreibung über den Schmalkaldischen Krieg» (Lpz. 1874), «Moritz von Sachsen 1541—47» (Lpz. 1876). Außerdem veröffentlichte er die «Denkwürdigkeiten des Minoriten Jordanus von Giano» (Lpz. 1870).

Voigtel (Karl Eduard Richard), Dombaumeister zu Köln, geb. 31. Mai 1829 zu Magdeburg, erhielt daselbst seine Gymnasialbildung und bezog 1849 die Bauakademie zu Berlin. Nachdem er zu Berlin, Dirschau und Posen bei verschiedenen Wasser- und Hochbauten thätig gewesen, führte ihn 1853 die Übernahme eines Kirchenbaues an den Rhein, wo er bald in persönliche Beziehungen zu dem Dombaumeister Zwirner trat, dessen Stellvertreter er 1855 wurde. Das erste Probestück seiner Tüchtigkeit war die Berechnung, Konstruktion und Aufstellung sowohl des eisernen Daches für den Hauptbau wie auch des Mittelturms. Nach Zwirners Tode übernahm V., der bereits 1862 zu dessen Nachfolger als Dombaumeister ernannt worden, die Fortführung und Vollendung des Baues. (S. **Kölner Dom**.) Seit 1865 wurden sämtliche den Dom verdeckende Gebäude abgebrochen und der gewonnene Raum nach V.s Plänen mit Terrassenanlagen, Freitreppen, Fontänen und Gartenanlagen geschmückt. Außer seinen Leistungen als Dombaumeister entwarf V. Pläne zu mehrern Kirchen und öffentlichen Gebäuden in der Provinz Posen, restaurierte die schöne Kirche zu Sinzig, die Minoritenkirche zu Köln, das Schloß zu Moyland u. s. w. Für viele große Baue (wie die Petrikirche in Hamburg, die Dome zu Ulm u. s. w.) wurden seine Gutachten eingeholt, ebenso ward er vielfach als Schiedsrichter bei Konkurrenzplänen gewählt. Am Tage des Dombaufestes (15. Okt. 1880) wurde V. zum Geh. Regierungsrat ernannt.

Voigtel (Valesca), geborene Müller, als Schriftstellerin unter dem Namen **Arthur Stahl** bekannt, war die Tochter eines höhern preuß. Offiziers und vermählte sich mit dem Juristen und

preuß. Landtagsabgeordneten V. in Magdeburg. Seit 1868 Witwe, lebte sie meist auf ihrer Villa am Lago-Maggiore, verheiratete sich 1874 wieder mit einem Herrn Volgiani in Mailand, starb aber schon 2. Okt. 1876 daselbst im Irrenhause. Unter ihren Romanen und Novellen sind hervorzuheben: «Ein Prinz von Gottes Gnaden» (Jena 1863), «Ein weiblicher Arzt» (2 Bde., Jena 1863), «Novellen und Skizzen» (3 Bde., Lpz. 1867), «Die Tochter der Alhambra» (Berl. 1869); auch schrieb sie die Schilderungen: «Spanien» (2 Bde., Lpz. 1868), «Im Lande der Pharaonen» (Wien 1869) u. s. w.

Voigtsberg, s. unter Ölsnitz.

Voigts-Rhetz (Konstant. Bernh. von), preuß. General der Infanterie, geb. zu Seesen im Braunschweigischen 16. Juli 1809, trat 1827 in das 9. Infanterieregiment, wurde 1829 Offizier, besuchte 1833—35 die Allgemeine Kriegsschule; wurde 1837—38 zum Topographischen Bureau, 1839 zum Großen Generalstabe kommandiert und im April 1841 in diesen als Hauptmann versetzt. V. war 1844—47 Vermessungsdirigent, wurde im April 1847 als Major zum Generalstabe des 5. Armeekorps versetzt und zeichnete sich dort 1848 gelegentlich der Unterdrückung des Aufstandes in der Provinz Posen, besonders bei der Erstürmung von Xions aus. Er veröffentlichte eine «Aktenmäßige Darstellung» (Berl. 1848), welche den General von Willisen zu einem «Offenen Brief» (Berl. 1848) veranlaßte, auf welchen V. eine «Antwort» (Berl. 1848) veröffentlichte. In den nächsten Jahren war V. bei dem Generalstabe des 1., des 4. Armeekorps und dem Großen Generalstabe thätig, wurde 1852 Chef des Generalstabes des 5. Armeekorps, 1853 Oberstlieutenant, 1855 Oberst, 1857 Kommandeur des 19. Infanterieregiments, im Juni 1858 der 9. Infanteriebrigade und im Nov. 1858 Generalmajor. Während der Reorganisation der preuß. Armee bekleidete V. seit Jan. 1859 den wichtigen Posten des Direktors des Allgemeinen Kriegsdepartements im Kriegsministerium, wurde im Juli 1860 Kommandant der Bundesfestung Luxemburg, im Jan. 1863 Generallieutenant, im Okt. 1864 Oberbefehlshaber der Bundesgarnison in Frankfurt a. M. und als solcher seit März 1866 vorübergehend mit der Führung der Geschäfte als erster Militärbevollmächtigter bei der Bundesmilitärkommission daselbst beauftragt. Der Deutsche Krieg von 1866 rief V. aus Frankfurt ab und in die bedeutungsvolle Stellung als Chef des Generalstabes der Ersten preuß. Armee (Prinz Friedrich Karl von Preußen); als solcher hatte er wesentlichen Anteil an den Erfolgen dieses Heeres bei Münchengrätz, Podol und Gitschin, nahm an dem Kriegsrate 2. Juli im Hauptquartier des Königs teil und überbrachte in der Nacht zum 3. Juli 1866 den folgenschweren Entwurf zur Schlacht bei Königgrätz. Nach dem Frieden zum Generalgouverneur der Provinz Hannover und zum Kommandeur des neu formierten 10. Armeekorps ernannt, trat V. nach der Organisation der preuß. Verwaltung Hannovers in die Stellung als kommandierender General daselbst zurück. Während des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 führte V. mit großer Auszeichnung das 10. Armeekorps, welches der Zweiten deutschen Armee (Prinz Friedrich Karl) zugeteilt war. Die Schlachten vor Metz, insbesondere 16. Aug. bei Vionville—Mars-la-Tour, und während der Einschließung dieser Festung, sowie der Feldzug an der Loire, namentlich der Tag von Beaune-la-Rolande (28. Nov. 1870), boten ihm vielfache Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Nach dem Frieden trat er wieder in seine Stellung als kommandierender General des 10. Armeekorps zurück, wurde 1873 zur Disposition gestellt und starb 14. April 1877 zu Wiesbaden.

Sein jüngerer Bruder, der Generallieutenant von V., war während des Deutsch-Französischen Kriegs Kommandeur der 18. Infanteriebrigade und vom Sept. 1870 bis zum März 1871 Kommandant von Versailles. Er wurde 1873 Kommandeur der 20. Division (Hannover), vertrat im Aug. 1874 das Deutsche Reich auf dem internationalen Kongreß für Kriegsrecht zu Brüssel und wurde 18. Jan. 1878 Generallieutenant. Im J. 1881 wurde V. als Artillerieinspekteur nach Koblenz berufen und im folgenden Jahre als Generalinspekteur an die Spitze dieser Waffe gestellt.

Voiron, Stadt im franz. Depart. Isère, Arrondissement Grenoble, an der Morge, Station der Linie Lyon-Grenoble der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, Ausgangspunkt für die Grande Chartreuse, zählt (1881) 8303 (Gemeinde 11955) E. und hat Eisen- und Stahlwerke, Nagelschmiede, bedeutende Hanfleinweberei, Seidenfärberei und Fabrikation von Papier und Liqueur. Die schöne Kirche St.-Bruno ist ein modernes Gebäude im Stile des 13. Jahrh. Etwa 10 km nordwestlich liegt der 5,5 km lange und 1 km breite See von **Paladru** mit größtenteils bewaldeten Ufern und Bädern zu Coletière und Paladru.

Voirons (Les), 10 km langer Bergrücken im nordwestl. Teile des franz. Depart. Haute-Savoie, welcher sich etwa 15 km östlich von Genf in überwiegend nordsüdl. Richtung hinzieht, steigt im Calvaire bis zu 1456 m und im **Pralaire**, seiner südlichsten Spitze, zu 1406 m auf und gewährt einen umfassenden Rundblick auf die Savoyer Alpen, den Schweizer Jura und den Genfer See. Am Ostabhange, nur 30 m unterhalb des Gipfels Calvaire oder Grand Signal (mit Aussichtspavillon), liegt in schönem Tannenwalde das Hotel de l'Ermitage. Am nordwestl. Abhange des Calvaire liegt das alte Kloster.

Voit (August von), Architekt, geb. 17. Febr. 1801 in Wassertrüdingen, studierte an der münchener Akademie unter Leitung Friedrich von Gärtners, bereiste dann Italien und Frankreich, ward 1841 Professor an der Akademie zu München, 1847 Oberbaurat und starb 12. Dez. 1870 zu München. Von seinen Bauten sind die Glasmalereianstalt, die Neue Pinakothek und das Industrieausstellungsgebäude zu München, sowie der Umbau des hambacher Schlosses im Stile des spätern Mittelalters hervorzuheben.

Voit (Karl von), verdienter deutscher Physiolog, geb. 31. Okt. 1831 zu Amberg in Bayern, erhielt seine Gymnasialbildung zu München und widmete sich dann auf der Universität daselbst, sowie zu Würzburg mediz. Studien, wandte sich dann ausschließlich der Physiologie zu und verbrachte zu seiner weitern Ausbildung in der Chemie den Winter 1855 zu Göttingen. Im J. 1856 trat er als Assistent in das physiol. Institut zu München unter Bischoff, habilitierte sich dann 1857 als Privatdocent an der Universität, wurde 1860 zum außerord. Professor und 1863 zum ord. Professor der Physiologie und Konservator der physiol. Samm-

lung ernannt. Auch ward er 1865 zum Mitglied der Akademie erwählt. V.s erste wissenschaftliche Arbeit waren die Untersuchungen über die epidemische Cholera in der »Zeitschrift für rationelle Medizin« (1854), in welchen er das Vorhandensein von Harnstoff im Muskel nachwies. Besondere Aufmerksamkeit wandte er seitdem den Fragen über Stoffzersetzung und Ernährung des Tierkörpers zu. Dahin gehören von seinen Schriften: »Physiol.-chem. Untersuchungen« (Heft 1, Augsb. 1857), in denen er über den Kreislauf des Stickstoffs im tierischen Organismus und über die Aufnahme des Quecksilbers und seiner Verbindungen in den Körper handelt; ferner »Über die Wirkung des Kochsalzes, des Kaffees und der Muskelbewegungen auf den Stoffwechsel« (Münch. 1860), die mit Bischoff gemeinschaftlich veranstalteten und veröffentlichten Untersuchungen über »Die Gesetze der Ernährung des Fleischfressers« (Münch. 1861). Andere Arbeiten über den Eiweißumsatz im tierischen Organismus, sowie über die Respiration und den ganzen Stoffumsatz im Körper hat V. in der von ihm mit Buhl und Pettenkofer gegründeten »Zeitschrift für Biologie« niedergelegt. Die bis dahin erhaltenen Resultate seiner Forschungen faßte V. in der akademischen Festrede »Über die Theorie der Ernährung« (Münch. 1868) übersichtlich zusammen. Seine spätern physiol. Forschungen auf dem Gebiete der Ernährung veröffentlichte er in dem Buche »Untersuchungen der Kost in einigen öffentlichen Anstalten« (Münch. 1877), sowie in seinem »Handbuch der Physiologie des allgemeinen Stoffwechsels und der Ernährung« (zugleich als 6. Band des großen »Handbuch der Physiologie« von Hermann, Lpz. 1881).

Voiture (Vincent), franz. Dichter und Schriftsteller, geb. 1598 zu Amiens, vollendete seine Studien in Paris und wurde Kammerherr bei dem Bruder des Königs, Gaston von Orléans. Er folgte Gaston nach Lothringen und Languedoc und ging als dessen Agent nach Madrid. Später erlangte er Richelieus Gunst durch seinen Brief über die Einnahme von Corbie, sein Meisterwerk (1636); auch bei Mazarin war V. gut angeschrieben. Er wurde zum königl. Kammerherrn ernannt und erhielt eine einträgliche Stelle in der Finanzverwaltung. V. starb 26. Mai 1648. Er hat Briefe und Gedichte hinterlassen; letztere, meistens leichte Chansons und Rondeaux, sind heiter und launig. Es gelang ihm, wegen eines poetischen Streits mit dem Dichter Benserade den ganzen Hof in zwei Lager zu teilen (Uranisten und Jobisten). Seine Briefe haben viel Feines und Witziges. Dadurch schuf er den leichten Stil der Plauderei und machte die franz. Sprache gelenkiger. Seine Werke erschienen nach seinem Tode (Par. 1650) und erlebten viele Auflagen; Ubicini hat sie nebst ungedruckten Stücken und dem Kommentar von Tallemant des Réaux wieder abgedruckt (2 Bde., 1855); Roux gab die »Lettres« mit Noten heraus (1856).

Vokalapparat heißt eine von Helmholtz (1859) erfundene Einrichtung, welche dazu dient, die Vokalklänge und auch andere Klänge aus reinen und einfachen Tönen zusammenzusetzen. Letztere gehen von Stimmgabeln aus und werden durch Resonatoren verstärkt. Um die Töne langdauernd zu erhalten, erfolgen die Schwingungen der Stimmgabeln zwischen den Polen von regelmäßig unterbrochenen Elektromagneten, welche im magnetischen Zustande die Gabelenden anziehen, im unmagnetischen aber freigeben. Wenn man nun in Übereinstimmung mit der Vokaltheorie (s. d.) mehrere dieser Stimmgabeln gleichzeitig zum Tönen bringt, so ergeben sich, je nach der Verschiedenheit von Höhe und Stärke der Töne, die Vokalklänge. In ähnlicher Weise lassen sich auch mit dem V. Tongemische hervorrufen, welche andere Klänge, als die der Vokale darstellen. Obiger V. wird von König in Paris geliefert. Statt der Stimmgabeln verwendet Appunn in Hanau beim V. Zungenpfeifen, sodaß sein »Obertöneapparat« ein Harmonium vorstellt, mit dem man die Vokale und auch andere Klänge erzeugen kann.

Vokale sind Sprachlaute, welche gebildet werden durch den im Kehlkopf erzeugten Stimmton, modifiziert durch verschiedene Gestaltung (Erweiterung, Verengerung) der Mundhöhle. So entsteht z. B. a, wenn die Lippen über die normale Lage hinaus geöffnet sind und die Zunge flach liegt; i, wenn durch Annäherung der mittlern Zunge an den Gaumen eine Verengerung der Mundhöhle entsteht; u, wenn diese Verengerung durch die Lippen gebildet wird; der Stimmton des Kehlkopfes ist dabei an sich immer derselbe. Zu den nur durch diesen Stimmton hervorgebrachten Lauten gehört aber eine größere Anzahl von Lauten als die gewöhnlich sog. Vokale (a, e, i, o, u u. s. w.), nämlich auch n m (Nasale), r l (Liquide), und die neuere Phonetik faßt diese mit den V. im gewöhnlichen Sinne als **Sonorlaute** (im Gegensatz zu den Geräuschlauten) zusammen. Alle Sonorlaute können Silben bilden, oder, wie man gewöhnlich sagt, als Silbenvokale verwendet werden, r, l, m, n so gut wie a u. s. w.; z. B. im Czechischen sind r in prst (Finger), l in vlk (Wolf) nicht Konsonanten, sondern Vokale. (S. **Konsonant**.) Je nach der Zeitdauer, die ein Vokallaut einnimmt, unterscheidet man kurze und lange V. (Quantität der V.). Ein langer gilt gleich zwei kurzen, also ā = ă + ă. Zwei ungleichartige V., d. h. die Verbindungen, in denen nicht derselbe V. zweimal gesetzt ist, bilden als Eine Silbe zusammengesprochen einen Diphthongen, z. B. ai, au, ui u. s. w.

Vokalharmonie ist im allgemeinen die Bezeichnung für die Übereinstimmung der Vokale zweier oder mehrerer aufeinander folgenden Silben in Betreff der Klangfarbe. Die V. kann entweder derart beschaffen sein, daß der Vokal einer Silbe nach dem Vokal der folgenden Silbe sich richtet (sog. Umlaut), oder daß der Vokal einer Silbe in seinem Wesen nach dem Vokal der vorangehenden Silbe bestimmt wird (V. im engern Sinne). Der Umlaut kommt namentlich in den indogerman. Sprachen häufig vor und hier besonders im Zend, in den german. Sprachen und im Keltischen. Derselbe wird durch die Vokale i und u bewirkt, welche ursprünglich als Zusatzvokale dem Vokal der vorhergehenden Silbe sich anschließen. Die V. findet sich im größten Umfange in den uralischen und altaischen Sprachen. Dieselbe besteht darin, daß der Vokal eines jeden Suffixes von dem Vokal der vorangehenden Wurzel oder des vorangehenden Stammes bestimmt wird, oder von ihm abhängig ist. Die Vokale zerfallen innerhalb dieser Sprachen in zwei Reihen, nämlich harte: a, o, u, y, und weiche: ä, ö, ü, i. Auf einen harten Vokal kann nur wiederum ein harter, auf einen weichen Vokal nur ein weicher folgen. So sagt man im Jakutischen

acha-lar (Väter), aber äsä-lär (Bären); ocholor (Kinder), aber dörö-lör (Nasenriemen). Ebenso heißt es türkisch at-lar (Pferde), aber äw-lär (Häuser); at-lar-dan (von den Pferden), aber äw-lär-dän (von den Häusern).

Vokalmusik ist die mittels der menschlichen Stimme unter Beihilfe der Sprache hervorgebrachte Musik. Wenn dieselbe ohne Begleitung von Instrumenten stattfindet, heißt sie reine V., sonst aber begleitete. (S. Gesang und Musik.) Aus den für die V. gewonnenen Formen ist die reine Instrumentalmusik (s. d.) nach und nach erwachsen; man muß daher von diesen beiden Hauptmitteln der Musikerzeugung die V. als das älteste ansehen.

Vokalsteigerung ist ein von Schleicher in der vergleichenden Grammatik verbreiteter Kunstausdruck für die Erscheinung des indogerman. Vokalismus, die von andern mit den ind. Ausdrücken Guna (s. d.) und Vriddhi oder als Zulaut bezeichnet wird, und beruht auf der Vorstellung, daß jedem der früher allgemein angenommenen drei Urvokale a, i, u, die auch Grundvokale genannt wurden, ein a vorgesetzt werden könne, woraus a + a = ā, ai, au entstanden (erste Steigerung); wurde diesen Verbindungen noch einmal a vorgesetzt, so entstanden a + ā = ā, āi, āu (zweite Steigerung). Neben der Steigerung wurde noch eine Schwächung der Vokale, z. B. Wandlung eines a in i, angenommen. In neuester Zeit ist die vergleichende Grammatik von dieser Theorie mehr und mehr zurückgekommen, indem sie weit mehr Vokale als ursprünglich annimmt (neben a, i, u noch deren Längen, ferner e, ē, o, ō u. a.) und den Vokalwechsel (Ablaut) in den verschiedenen Ableitungen aus einer und derselben Wurzel auf ursprüngliche Betonungsverschiedenheiten zurückführt, z. B. beruht das ei, im griech. εἶμι, «ich gehe», auf ursprünglicher Betonung der ersten Silbe, während das i in ἴμεν, «wir gehen», auf älterer Unbetontheit beruht (sanskr. imás, «wir gehen»). Vgl. Saussure, «Mémoire sur le système primitif des voyelles dans les langues indo-européennes» (Lpz. 1879).

Vokaltheorie heißt die Lehre von der Entstehung der Selbstlaute oder Vokale. Nach der V. von Helmholtz (1862) bestehen die Vokale aus lauter einfachen musikalischen Tönen. Das Tongemisch der Vokale unterscheidet sich wesentlich von dem anderer Klänge dadurch, daß in jedem Vokal ein oder zwei Obertöne an Stärke vorherrschen, unabhängig von der Höhe des Grundtons, mit dem gesprochen oder gesungen wird. Auf diese «Bestimmungstöne» wird die Mundhöhle durch ihre Umformung beim Lauten der Vokale als passender Resonator abgestimmt. Formt man z. B. den Mund wie zum Lauten des A und hält vor dem Munde eine angeschlagene Stimmgabel mit dem Tone b_2, so wird dieser Ton durch die Resonanz der Mundhöhle verstärkt. Der Ton b_2 ist also der Bestimmungston für A. In ähnlicher Weise findet man als Bestimmungstöne b_1 und f_1 für E, f und d_1 für J, b_1 für O und f für U. Je nach der verschiedenen Lautung der Vokale in den Dialekten und Fremdsprachen erleiden diese charakteristischen Bestimmungstöne einige Veränderungen, woraus sich die abweichenden Angaben derselben bei Donders, Helmholtz, König u. a. erklären. Diese Bestimmungstöne vereint mit der Verstärkung einer gewissen Zahl und Ordnung von harmonischen Obertönen geben den entsprechenden Vokalklang. Vor Helmholtz betonte schon Willis (1832) das Vorhandensein eines eigentümlichen Bestimmungstons für jeden der Vokale. Dagegen wurde in jüngerer Zeit seine Notwendigkeit mehrseitig bestritten (Jenkin und Ewing 1878, Schneebeli 1878—79 u. a. m.), von andern aber wieder verteidigt (Borjeul 1878, Bell 1879 u. a. m.). Allgemeiner anerkannt ist der zweite Teil der Helmholtzschen V., wonach das Charakteristische der Vokalklänge in erster Linie oder ganz allein von der verschiedenen Anzahl und Ordnung der verstärkten Teiltöne abhänge. Durch die Erfindung des **Phonographen** (s. d.), sowie des **Telephons** (s. d.) hat die V. an Interesse sehr gewonnen, weshalb die Natur der Vokalklänge immer wieder aufs neue erforscht wird (Quanten 1874, Graßmann 1877, Auerbach 1877 u. a. m.). Im Gegensatz zu den Vokalen stehen die Mitlaute oder Konsonanten, welche als Geräusche, d. h. als musikalische Töne die Vokale am Anfang oder am Ende begleiten und von der Zunge, den Zähnen, Lippen u. dgl. m. erzeugt werden. Vgl. Helmholtz, «Die Lehre von den Tonempfindungen» (4. Aufl., Braunschw. 1877).

Vokation (kirchenlat.) heißt in der Kirchensprache die gesetzliche Berufung zu einem geistlichen Amte. Das Recht derselben kommt entweder der Gesamtkirche oder der einzelnen Gemeinde zu und wird in ersterm Falle von der obersten Kirchenbehörde des Landes, in letzterm von dem Gemeindekirchenvorstande geübt. Wo dagegen ein Kirchenpatronat besteht, welchem die Besetzung geistlicher Stellen zukommt, stellt der Patron (der Landesherr, städtische Magistrate oder ländliche Grundbesitzer) die V. aus. An die V. knüpft sich die landesherrliche Bestätigung oder Konfirmation und die Ordination bei denen, welche diese noch nicht erhalten haben. Dem Vocierten steht das Recht zu, in der ihm zugewiesenen Kirchengemeinde zu predigen, die Sakramente zu verwalten und die Seelsorge zu führen.

Vol., Abkürzung für Volumen.

Voland, soviel wie Faland (s. d.).

Volano, Dorf im südl. Tirol, am linken Ufer der Etsch, nordöstlich von Roveredo, mit (1880) 1415 E., wurde geschichtlich namhaft durch das siegreiche Gefecht von 3000 Österreichern unter Feldmarschallleutenant Chasteler am 24. April 1809 gegen 12000 Franzosen unter General Baraguay d'Hilliers. Die Franzosen räumten nach diesem Kampfe ganz Südtirol.

Volant (nach dem frz. volant), auch Schnellwalze oder Schnellläufer genannt, bei Krempelmaschinen (s. unter Baumwollindustrie) eine sehr schnell laufende Walze mit Kratzenbeschlag, welche zwischen die letzte Arbeitswalze und die Kammwalze zum Zweck des Herausziehens der Fäserchen aus der erstern eingeschaltet wird.

Volapük, Bezeichnung der von dem Pfarrer Johann Martin Schleyer in Lizzelstetten bei Konstanz (Baden) erfundenen Weltsprache (s. d.).

Volaterrae, s. Volterra.

Volcanalia, Fest des Vulkan (s. d.).

Volcan de Agua und **Volcan de Fuego,** s. unter Agua.

Volcano, eine der Liparischen Inseln.

Volcano-Inseln, eine Gruppe von vier felsigen, unbewohnten, kleinen Inseln im Großen Ocean, welche zum Magelhaes-Archipel gehören, südwestlich von den Bonin-Inseln liegen, einen

Flächeninhalt von 22 qkm haben und 1543 vom span. Seefahrer della Torre entdeckt wurden. Die Inseln heißen: Arzobispo (Forsano, 4 qkm), Sant' Alessandro (4 qkm), Sulphur (10 qkm, mit einem Vulkan) und Sant' Agostino (4 qkm).

Volci, s. Vulci.

Volenti non fit injuria (lat.), »dem Wollenden (d. h. dem der es so will) geschieht kein Unrecht«, ein von Ulpian aufgestellter Rechtssatz. Nach einem Erkenntnis des deutschen Reichsgerichts vom 15. Nov. 1880 gehört indes die Einwilligung des Verletzten in die Körperverletzung nicht zu den Gründen, welche die Strafe ausschließen, sodaß demnach auch einer solchen Einwilligung keine rechtliche Wirkung für die Beurteilung der Strafthat beizumessen ist.

Volero (Publilius), s. unter Publilier.

Volger (Wilh. Friedr.), verdienter Schulmann, geb. 31. März 1794 zu Neetze bei Lüneburg, studierte zu Göttingen Theologie und Schulwissenschaften, wurde 1815 erster Kollaborator am Johanneum zu Lüneburg, 1819 Subkonrektor und 1830 Rektor. Seit 1844 wirkte er als Direktor der mit dem Johanneum vereinigten Realschule, bis er 1867 in den Ruhestand trat. Seitdem führte er nur noch das 1839 übernommene Amt eines Stadtbibliothekars und Archivars fort. Er starb 6. März 1879. V. veröffentlichte ein »Handbuch der Geographie« (5. Aufl., 2 Bde., Hannov. 1846—47), »Handbuch der Geschichte« (2 Bde., Hannov. 1835), »Geschichtstafeln zum Schul- und Privatgebrauche« (3 Tle., Lüneb. 1847—54), sowie einige histor. Monographien zur Geschichte Lüneburgs. Auch gab er ein »Urkundenbuch der Stadt Lüneburg« (3 Bde., 1865—77) heraus.

Volger (Georg Heinr. Otto, genannt Sendenberg), Sohn des vorigen, wurde 30. Jan. 1822 zu Lüneburg geboren, widmete sich zu Göttingen erst juristischen, dann naturwissenschaftlichen Studien, habilitierte sich 1847 daselbst als Privatdocent für Mineralogie, Geologie und Paläontologie, ging 1849 als Lehrer der Naturgeschichte nach dem Kloster Muri im Aargau und 1851 als Professor der Naturgeschichte an der Kantonsschule nach Zürich, wo er sich auch an der Universität habilitierte. Doch legte er schon 1852 das erstere Lehramt nieder. Seit 1856 lebt V. zu Frankfurt a. M., wo er bis 1860 als Lehrer der Mineralogie und Geologie am Sendenbergischen Museum thätig war. Hier rief er 1859 das »Freie Deutsche Hochstift für Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung« ins Leben, als dessen Obmann und freier Lehrer seines Fachs er seitdem fungierte, bis er 1881 in den Ruhestand trat. Von V.s Schriften sind außer verschiedenen naturhistor. Lehrbüchern und Monographien über einzelne Minerale zu nennen: »Beiträge zur geognost. Kenntnis des norddeutschen Tieflandes« (Gött. 1846), »Studien zur Entwickelungsgeschichte der Mineralien« (Zür. 1854), »Entwickelungsgeschichte der Mineralien der Talkglimmerfamilie« (Zür. 1855), »Die Krystallographie oder Formenlehre der stoffeinigen Naturkörper« (Stuttg. 1855), »Erde und Ewigkeit. Die natürliche Geschichte der Erde als kreisender Entwickelungsgang im Gegensatz zur naturwidrigen Geologie der Revolutionen und Katastrophen« (Frankf. 1857), »Untersuchungen über das Phänomen der Erdbeben in der Schweiz« (3 Bde., Gotha 1857—58), »Die Steinkohlenbildung Sachsens« (Gotha 1860), »Das Steinsalzgebirge von Lüneburg« (Frankf. 1865) u. s. w. V. erwarb sich das Verdienst, das Vaterhaus Goethes, welches bis dahin völlig vernachlässigt war, auf eigene Rechnung anzukaufen (1862), um dasselbe völlig der Jugendzeit Goethes entsprechend wiederherzustellen und dem Freien Deutschen Hochstift zur Erhaltung zu übergeben. Vgl. hierüber seine Monographie: »Goethes Vaterhaus« (2. Aufl. 1863).

Volhynien oder Wolhynien (russ. und poln. Wolyń), Gouvernement in Westrußland, 1796 gebildet aus der 1793 und 1795 durch die beiden letzten Teilungen Polens von diesem Reiche losgetrennten Wojwodschaft gleichen Namens und einigen Teilen der alten Wojwodschaft Kiew. Bis 1569 hatten sich Russen, Tataren, Litauer und Polen wechselsweise um den Besitz dieser Provinz gestritten, seit jenem Jahre stand sie unter poln. Herrschaft. Das jetzige Gouvernement V. (russ. Wolynskaja gubernija), welches 71737 qkm einnimmt und zu dem Generalgouvernement von Kiew gehört, ist von den russ. Gouvernements Lublin, Siedlec, Grodno, Minsk, Kiew und Podolien, sowie von Galizien eingeschlossen. Der südl. Teil ist hügelig, zum Teil sogar felsig, indem die Karpaten einzelne Ausläufer hierher entsenden, der nördl. Teil voll Sümpfe und Torfmoor. Im ganzen ist das Land fruchtbar, in den südl. Gegenden selbst sehr ergiebig, sodaß die meisten Getreidearten, besonders aber Weizen und außerdem Hanf und Lein dort in vorzüglicher Güte gedeihen. Die Flüsse Turija, Styr, Goryn, Teterew u. s. w. gehören zu den Flußgebieten des Pripet und des Westlichen Bug, der die Grenze zwischen Polen (die Gouvernements Lublin und Siedlec) und V. bildet. Über ein Drittel des Areals nehmen die Waldungen ein. Da das Land fette Weiden und Wiesen hat, so ist die Viehzucht sehr erheblich, wie auch die Bienenzucht, durch die trefflichen Lindenwälder gehoben, einen reichlichen Ertrag abwirft. Die Bevölkerung beläuft sich (1885) auf 2062270 Seelen; Kleinrussen und Juden (über 12 Proz.) bilden die Hauptbevölkerung; außerdem leben hier noch Großrussen, Litauer, Schmuden, Letten, Deutsche und einige wenige Tataren. Der größte Teil des Adels und ein Teil der Städtebewohner besteht aus Polen. Der Adel besitzt große Herrschaften mit Parks und Vorwerken. Die Industrie ist nicht unbedeutend; es gibt Tuch- und Rübenzuckerfabriken, Eisengießereien, Eisenhämmer, Kupferwerke, Glashütten und Porzellanfabriken, Gerbereien u. a. Das Gouvernement zerfällt in 12 Kreise. Die Hauptstadt ist Schitomir, andere wichtige Städte sind: Luzk, Starokonstantinow, Kremenez (poln. Krzemieniec).

Volk heißt zuvörderst jeder durch Abstammung, körperliche und geistige Anlage, Sitte, Sprache, Bildung und Schicksal ein natürliches Ganzes bildende Teil der Menschheit, also soviel wie Nation. Das Volkstum (die Nationalität) ist hiernach der Inbegriff aller dieser charakteristischen Eigentümlichkeiten, welche Natur und Wesen eines besondern Volks bilden und dasselbe von andern solchen Bruchteilen der Menschheit oder Völkern unterscheiden. In der Rechtssprache wird aber das V. unterschieden von der Nation (s. d.). Da bedeutet es die Gesamtheit der zu einem Staate verbundenen Menschen. Nation ist ein ethnologischer, V. ein staatsrechtlicher und polit. Begriff. Ein V. kann aus zwei oder mehrern Nationen oder Bruchteilen von

Nationen bestehen (z. B. österreichisches, englisches, belgisches, schweizerisches V.), oder es kann aus einem Bruchteil Einer Nation bestehen. Im engern Sinne bedeutet V. nur die Gesamtheit der Regierten, im Gegensatz zur Regierung.

Volk nennt man die zu einer Familie oder Brut gehörigen Reb-, Hasel- oder Schneehühner. Stark beschossene oder durch Raubwild decimierte Völker vereinigen sich oft zu großen Scharen, welche **Kette** oder **Kitte** heißen. Man gebraucht diese Bezeichnung auch für die Vereinigung von anderm Federwild, besonders von Sumpf- und Wasservögeln. Für kleinere Vögel, als Drosseln, Amseln, Bergfinken u. dgl., gebraucht man den Ausdruck **Flug**.

Völk, Stadt im ungar. Komitat Zips, s. **Fella**.

Völk (Jos.), deutscher Abgeordneter, geb. 9. Mai 1819 im schwäb.-bayr. Weiler Mittelstetten bei Augsburg, studierte 1838—42 in München die Rechte und begann die praktische Laufbahn bei bayr. Gerichten und Anwälten. Nachdem er 1855 Advokat geworden, wurde er in demselben Jahre in die bayr. Abgeordnetenkammer gewählt, deren Mitglied er seitdem ständig blieb. Zur Zeit der deutschen Reformprojekte und der Bildung des Nationalvereins (1859) gründete V. in Bayern in Verbindung mit Marquard Barth und Brater eine deutsche Partei, stellte 14. Aug. 1859 in der Kammer einen Antrag wegen Reform der Deutschen Bundesverfassung, der aber keinen Erfolg hatte, beteiligte sich dann lebhaft an den deutschen Abgeordnetentagen und war auf dem zu Frankfurt a. M. 20. Mai 1866 Referent in der Frage der Neutralität der deutschen Mittel- und Kleinstaaten. Am 22. Okt. 1867 befürwortete er in der Kammer der Abgeordneten die Genehmigung des Zollvereinsvertrags und zog im Zollparlament durch seine, 18. Mai 1868 den süddeutschen Partikularisten zum Trotz gehaltene Rede über das Verhältnis zwischen Süd- und Norddeutschland die Aufmerksamkeit auf sich. In der zweiten Session des Zollparlaments (Juni 1869) war V. einer der Gründer der freien süddeutschen Vereinigung «Zur Mainbrücke» und verteidigte in den folgenden Jahren bei vielen Gelegenheiten in der bayr. Kammer der Abgeordneten die Idee eines Nord und Süd umfassenden bundesstaatlichen Deutschland. Im Reichstag 1872 beantragte er die Einführung der obligatorischen Civilehe. Mit der nationalliberalen Partei, zu deren hervorragendsten Vertretern er gehörte, geriet er bei der Beratung des Zolltarifgesetzentwurfs 1879 in Konflikt, infolge dessen er aus der Fraktion austrat und sich an die Spitze einer zwischen den Nationalliberalen und der Deutschen Reichspartei stehenden Gruppe (Völk-Schauß) stellte. Im J. 1881 lehnte er eine Wiederwahl ab und starb 22. Jan. 1882 in Augsburg.

Volkach, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, Bezirksamt Gerolzhofen, links am Main, in welchen hier die Volkach einmündet, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 1974 überwiegend kath. E. und hat eine Wallfahrtskirche auf dem Kirchberge, Wein- und Obstbau.

Volkamēria aculēata *L.* heißt ein sehr beliebter Zierstrauch der Warmhäuser, mit eiförmigen, ganzrandigen, oberseits glänzend grünen, gegen- oder quirlständigen Blättern und langgestielten, dreiblütigen Trugdolden großer weißer Blumen, welche aus einem glockenförmigen, fünfspaltigen Kelche und einer präsentiertellerförmigen Blumenkrone mit langer Röhre und fünflappigem Saume bestehen. Dieser von den Antillen stammende Strauch, dessen Zweige nach dem Abfalle der Blätter mit Dornen (den stehengebliebenen Blattstielen) besetzt erscheinen, gehört zur Familie der Verbenaceen und ist zu Ehren eines deutschen Botanikers, Georg Vollamer, benannt. Man zieht ihn auch im Zimmer und vermehrt ihn durch Stecklinge.

Völkerkunde, s. **Ethnographie**.

Völkermarkt (slow. Velgovec), Stadt im österr. Herzogtum Kärnten, links an der Drau, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, zählt (1880) 1728, als Gemeinde 2392 E. gemischter Nationalität, die sich größtenteils mit Landwirtschaft befassen. Die Lage der Stadt gewährt einen reizenden Anblick der Sulzbacher Alpen mit dem Obir und der Petzen im Süden, sowie in die mit Schloßruinen reich besetzten Vorberge der Saualpe im Norden. Nordwestlich der Stadt liegt die altertümliche St. Rupprechtskirche.

Völkerpsychologie ist der durch Lazarus und Steinthal in Deutschland üblich gewordene Name für denjenigen Teil der Psychologie (s. d.), welcher sich mit dem Seelenleben des Menschen, sofern er ein gesellschaftliches Wesen ist, oder mit dem psychischen Charakter der menschlichen Gesellschaft beschäftigt. Die methodische Aufgabe der V. besteht darin, die ihrem Gesichtspunkte entsprechenden Thatsachen aus der Geographie und Ethnographie, der Sprachwissenschaft und Litteraturgeschichte, der Anthropologie und der polit. Geschichte unter einen gemeinsamen psychol. Gesichtspunkt zu bringen; sie will die Psychologie der Kulturgeschichte sein. Lazarus und Steinthal begründeten 1860 die «Zeitschrift für V. und Sprachwissenschaft» (Bd. 1—11, Berl. 1860—79). Vgl. Bruchmann, «Die V.» (in «Unsere Zeit», Jahrg. 1876, 2. Hälfte).

Völkerrecht (Jus gentium, jus internationale; frz. Droit des gens; engl. Law of nations oder International law) heißen diejenigen Grundsätze des Rechts, welche die Verhältnisse verschiedener Staaten zueinander betreffen. Nur souveräne Staaten sind Rechtssubjekte des V. Es ist oft gefragt worden, ob es ein V. geben könne, da es hier gänzlich an einer gesetzgebenden Gewalt, an einer richterlichen Behörde und an einer exekutorischen Autorität mangelt. Wie aber die Vernunft fordert, daß auch das Verhältnis der Staaten zueinander immer mehr ein rechtlich geordnetes, von Rechtsgefühl belebtes werde, so zeigt auch die Erfahrung, daß in den Kreisen des Völkerlebens sich ein Recht mit so zwingender Gewalt hat entwickeln können, daß die Beispiele seiner Verletzung verhältnismäßig nicht häufiger sind, als die jedes andern, auf Gesetz, Gericht, Zwang und Strafe beruhenden Rechts. Der frühere Unterschied des philosophischen und des positiven V. ist heute aufgegeben, indem das V. aus wechselseitiger Einwirkung sowohl allgemeiner menschlicher Rechtsideen als aus geschichtlichem Vorgange, insbesondere Vertrage erwachsen ist. Zuerst hat sich das V. als europäisches entwickelt, unter den christl. Staaten und Völkern, ist aber auf dem Wege, mehr ein allgemein menschliches Weltrecht zu werden. Einzelne Bruchstücke eines V. findet man schon bei den rohesten Völkern und in den ältesten Zeiten. Das Altertum nahm den Schutz der Religion zu Hilfe. Dann trug das Christentum viel dazu bei, an die Idee eines Systems von friedlich und unabhängig nebeneinander

bestehenden Staaten zu gewöhnen. Das Rittertum hat hier seinen wohlthätigen Einfluß gehabt, und das Aufkommen der stehenden Heere wurde der Grund eines gesitteten Kriegsrechts. Das Gleichgewicht der Macht, nur in der Bedeutung eine Wahrheit, wo es die Universalherrschaft ausschließt, übrigens aber eine politische, keine rechtliche Idee, ist gleichwohl eine Vorbedingung der höhern Stufe geworden, auf der sich ein Gleichgewicht des Rechts bildet. Der Vater des V. als einer Wissenschaft ist Hugo Grotius (s. d.) mit seinem berühmten Werke «De jure belli et pacis» (1617; deutsch von Kirchmann, 2 Bde., Berl. 1871), nachdem Albericus Gentilis vorausgegangen war. Später haben sich alle Kulturvölker an der Fortbildung des V. beteiligt. Am 10. Sept. 1873 wurde zu Gent von einer Anzahl von Völkerrechtslehrern und Publizisten behufs Fortbildung und Codifikation des V. das «Institut de droit international» gegründet; sein Organ ist die in Brüssel erscheinende «Revue de droit international». Der Versuch, einen wesentlichen Teil des V., den Kriegsgebrauch, zu codifizieren, welcher im Aug. 1874 auf der auf Veranlassung Rußlands einberufenen internationalen Konferenz in Brüssel gemacht wurde, scheiterte an den weit auseinander gehenden Auffassungen der beteiligten Mächte völlig. Die völkerrechtliche Litteratur ist außerordentlich angewachsen. Von den Hauptwerken sind hervorzuheben die von Vattel (s. d.), Wheaton, Heffter («Europäisches V. der Gegenwart», 7. Aufl. bearbeitet von Geffcken, Berl. 1881), Phillimore, Calvo, Bluntschli («Das moderne V. der civilisierten Staaten als Rechtsbuch dargestellt», 3. Aufl., Nördl. 1878). Vgl. noch Oppenheim, «System des V.» (2. Aufl., Stuttg. 1866); Hartmann, «Institutionen des praktischen V. in Friedenszeiten» (Hannov. 1874); Bulmerincq, «Praxis, Theorie und Codifikation des V.» (Lpz. 1874); von Holtzendorff, «Handbuch des V.» (Bd. 1: «Einleitung in das V.», Berl. 1885).

Völkerschlacht ist eine namentlich früher allgemein gebräuchliche Bezeichnung für die Schlacht bei Leipzig (s. d., Bd. X, S. 935—938).

Völkerwanderung nennt man die Bewegung namentlich der germanischen und einiger anderer Völker nach dem Westen und Süden Europas, die den Übergang aus der Zeit des Altertums zu dem Mittelalter vorbereitet hat; sie findet ihre Fortsetzung in der Wanderung der Slawen nach Südosten. Durch die V. erhielt das westl. und südl. Europa, wo die Herrschaft der Römer zertrümmert wurde, eine neue Gestalt, da sich durch Vermischung der german. Einwanderer, welche auf ihren Zügen selbst oder in den neuen Wohnsitzen das Christentum annahmen, mit der alten röm. oder romanisierten Bewohnerschaft, zugleich mit neuen sozialen und sittlichen Zuständen und neuen Sprachformen, allmählich neue Völker ausbildeten. Im deutschen Mitteleuropa dagegen dehnten sich teils die zurückgebliebenen Stämme weiter aus; teils rückten dort und wo sonst german. Völker ihre neuen Wohnsitze wieder aufgaben, andere Völker ein, bis das Fluten, in welchem einzelne Stämme völlig untergingen oder doch in der Vereinigung mit andern ihre alten Namen aufgaben, endlich aufhörte und die Völker Europas nunmehr am Beginne des eigentlichen Mittelalters seßhaft erscheinen. Als Anfangspunkt der V. wird gewöhnlich der Einbruch der Hunnen in Europa 373 n. Chr. bezeichnet; aber diese Bewegung hatte schon früher begonnen. Die Wanderungen der kelt. Stämme nach den Donauländern, nach Italien, nach der Balkanhalbinsel und Kleinasien (s. Kelten) und weit mehr noch die Züge der Cimbern (s. d.) und Teutonen (s. d.) erscheinen wie drohende Vorboten der künftigen Erschütterung. Die von den Römern am Rhein und an der Donau eingerichtete Grenzverteidigung bringt die Bewegung, über deren Ursachen es nur Vermutungen gibt, zeitweise zum Stehen, obwohl der Frieden an der Grenze nie dauerhaft war. Aber seit der Mitte des 2. Jahrh. n. Chr. wird der Andrang der deutschen Stämme, auf welche wohl Slawen und Finnen von Osten her rückten, wieder heftiger, und seit Marc Aurel haben die Römer nur noch defensiv mit den andrängenden «Barbaren» zu kämpfen. Schon 274 gab Kaiser Aurelian die Provinz Dacien an die Goten (s. d.) auf. Bald darauf ward auch weiter nach Westen hin die nochmals von Kaiser Probus 277 und 278 reorganisierte und wohlbefestigte süddeutsche Militärgrenze (s. Teufelsmauer) durchbrochen. Von Thüringen her rückten die Alamannen (s. d.) gegen das Ende des 3. Jahrh. in das röm. Zehntland (s. Decumatische Äcker) ein, von wo aus sie sich im 4. und zu Anfang des 5. Jahrh. westlich über den Rhein bis zu den Vogesen, südlich über einen Teil des alten Rhätien und Helvetien bis zu den höchsten Alpenketten, und ostwärts, mit den Juthungen verbunden, bis zum Lech ausbreiteten und so ihre heutigen Sitze einnahmen. Ähnlich breiteten sich die von alters her am mittlern und untern Rhein sitzenden Stämme, welche jetzt unter dem Namen der Franken (s. d.) erscheinen, über den Fluß aus, bis die Salischen Franken und ihr König Chlodwig (s. d.) 481—511 das große Fränkische Reich (s. d.) stifteten, welches außer seinen gallischen Bestandteilen auch die übrigen Franken und die Alamannen umfaßte, und von seinen Söhnen in Deutschland um 530 durch Zerstörung des Reichs der Thüringer (s. Thüringen), wo sich nunmehr große Massen von Franken den Main aufwärts ansiedelten, in Gallien 534 durch die Unterwerfung Burgunds weiter ausgedehnt wurde.

Die um Weser und Elbe wohnenden Stämme waren gleichzeitig von dem Triebe nach Ausbreitung erfaßt worden. Unter dem Namen der Sachsen (s. d.) erscheinen sie schon im 4. Jahrh. an den gallischen Küsten, gründeten im 5. Jahrh. hier Ansiedelungen und haben in demselben Jahrhundert, mit Angeln (s. d.) und Jüten vereint, das von den Römern verlassene Britannien sich unterworfen. (S. Angelsachsen.) Zu Anfang des 6. Jahrh. treten zuerst die Bajoarier, wie es scheint, in ihrem Kerne Nachkommen der alten Markomannen, in dem einst römischen, häufig schon von andern deutschen Völkern durchzogenen Lande auf, das von ihnen den Namen Bayern (s. d.) trägt. Alle diese Völker aber haben mit ihrer Hauptmasse ihre ursprünglichen Sitze nicht verlassen, diese nur weiter ausgedehnt. Dagegen die Völker des nordöstl. Germanien wurden ganz aus ihrer ursprünglichen Heimat geführt. Schon um 200 muß die Wanderung der Goten (s. d.) von der untern Weichsel und der Ostsee nach dem Schwarzen Meere erfolgt sein, von wo sie während des 3. Jahrh. zu Lande und zur See Kleinasien, Dacien, Mösien und Griechenland heimsuchten. Im 4. Jahrh. waren alle got. Völker zwischen Karpaten und Don, auch Slawen und

Finnen, unter dem ostgot. König Ermanrich vereinigt. Aber sein Reich wurde seit 373 durch die Hunnen (s. d.) zertrümmert, die, aus dem innern Asien gegen Westen ziehend, zuerst seit 371 die Alanen (s. d.), zwischen Wolga und Don, dann die Goten überwältigten, sie seit 376 zum Teil in das Römische Reich hineindrängten und sich selbst in den Ländern zwischen Don und Theiß festsetzten. In der Mitte des 5. Jahrh. zog der Hunnenkönig Attila (s. d.), der seine Herrschaft weithin auch über die german. Völker an der Donau verbreitete, mit diesen weiter westlich. Über den Rhein hinüber drang die Völkermasse bis in die heutige Champagne; aber in der Völkerschlacht auf den Catalaunischen Feldern (s. d.) wehrten ihnen 451 der Römer Aëtius und der Westgotenkönig Theodorich I. siegreich das weitere Vordringen. Attila starb, nachdem er noch 452 ohne Erfolg in Italien verheerend eingebrochen war, 453. Nach seinem Tode befreiten sich die german. Völker; zu beiden Seiten des Don aber bis zur untern Donau blieben hunnische Stämme neben und zwischen den Slawen sitzen.

Vor dem Andrange der Hunnen waren die Westgoten 376 zum großen Teil über die Donau auf röm. Gebiet übergetreten. Ihr Sieg bei Adrianopel 378 und endlich bis 382 ein Friedensschluß mit Theodosius I. gewährte ihnen neue Sitze an der mösischen Donau. Aber nach dessen Tode 395 erhoben sie sich abermals. Alarich (s. d.) führte sie, nachdem er Griechenland verwüstet hatte, 401 nach Italien, wurde aber 403 von dem das weström. Reich regierenden Vandalen Stilicho zurückgetrieben, der auch in Etrurien 405 ein großes, aus verschiedenen german. Stämmen gemischtes, großenteils aus pannonischen Ostgoten bestehendes Heer unter Radagais, das von der mittlern Donau hereingebrochen war, vernichtete. Nach Stilichos Ermordung 408 brach Alarich wieder in Italien ein, eroberte 410 Rom und gedachte hier eine got. Herrschaft zu begründen, als er starb. Darauf wurden die Westgoten von seinem Schwager Athaulf 412 nach dem südl. Gallien und Spanien geführt. Das Westgotische Reich, das hier gegründet, später in Gallien durch die Franken 507 stark verkürzt, in Spanien 585 durch die Unterwerfung des Suevischen Reichs erweitert wurde, fand 711 durch die Araber seinen Untergang, nachdem die Westgoten selbst sich schon längst romanisiert hatten. Die Ostgoten (s. Goten) erscheinen nach Auflösung der hunnischen Macht, der sie sich unterworfen hatten, in Pannonien; Theodemir und Theodorich d. Gr. führten sie 473 nach Mösien. Mit den Rugiern (s. d.), die von der untern Oder her nach dem Lande an der March und nach Niederösterreich gewandert waren, zogen sie 488 nach Italien, wo der german. Söldnerführer Odoaker (s. d.) 476 dem Weströmischen Reiche ein Ende gemacht hatte. Theodorich d. Gr. überwand diesen und begründete hier das Ostgotische Reich, das aber unter seinen Nachfolgern 535—556 durch die Byzantiner zerstört wurde; in diesen Kämpfen wurde die ostgot. Nation so gut wie ganz aufgerieben. Am weitesten nach Süden drangen die Vandalen (s. d.), die, selbst got. Stammes, von der Ostseite des Riesengebirges her seit Marc Aurels Zeit allmählich bis zur mittlern Donau vorrückten und um 407 sich nach Westen wandten. Mit ihnen vereinigten sich Alanen und Sueven. Nachdem sie über den Rhein gegangen und Gallien verwüstet, zogen diese Völker bis auf einen Teil der Alanen, der dort zurückblieb, 409 nach Spanien. Hier blieben die Alanen in Lusitanien, die dort 419 durch den Westgoten Wallia überwältigt wurden. Das Reich der Sueven im nordwestl. Teile des Landes ward erst 585 dem Westgotischen einverleibt. Die Vandalen führte Genserich (s. d.) 429 nach Afrika und gründete hier ein Reich, das bis 533—534 bestand, wo es durch die Byzantiner wieder vernichtet wurde; auch diese Nation fand dabei den Untergang. Aus dem Lande an der Netze und Warthe waren die Burgundionen gegen Ende des 3. Jahrh. westwärts gezogen und weilten, wie es scheint, als Nachbarn der Alamannen lange Zeit im Gebiete des mittlern und untern Main. Aufgeregt durch den Zug der Alanen, Sueven und Vandalen, überschritten sie den Rhein 407 und gewannen zunächst bis 413 das westl. Rheinufer, namentlich Pfalz und Rheinhessen mit Worms, welches in der Nibelungensage ihr Mittelpunkt ist. Von hier infolge von Niederlagen durch die Hunnen aufbrechend, sind sie durch Aëtius 443 um Genf angesiedelt worden, von wo sie sich nachmals über das ganze Rhônegebiet, also über das südöstl. Frankreich und die westl. Schweiz, ausdehnten. Dies Land behielt auch, nachdem es 534 selbst ein Teil des Fränkischen Reichs geworden, ihren Namen. (S. Burgund.)

Von der untern Elbe, aus dem Lüneburgischen und der heutigen Altmark zogen im 5. Jahrh. allmählich auch die Longobarden (s. d.) nach Süden, nahmen dann im alten mähr. Lande der Rugier 487 ihren Sitz und zogen dann östlich die Donau abwärts, wo sie 495 die Herrschaft der Heruler (s. d.), die von der Ostsee und den südruss. Steppen dorthin versprengt waren, zerstörten und sich 546 in Pannonien festsetzten. Darauf zertrümmerten sie 566 das Reich der Gepiden (s. d.), das diese, ursprünglich an der untern Weichsel und später in Galizien wohnhaft, nach Auflösung des Hunnischen Reichs an der Theiß, Drau und Sau gegründet hatten. Aus Pannonien führte Alboin (s. d.) sie 568 nach Italien, wo das Longobardische Reich bis zur Eroberung desselben durch Kaiser Karl d. Gr. 774 bestand. Während nun der europ. Westen zur Ruhe gekommen war, die erst, als bei den nordgerman. oder skandinav. Völkern (s. Normannen) im 8. und 9. Jahrh. die Wanderlust erwachte, gestört wurde, dauerte im Osten die Bewegung fort. Das durch den Abzug der Germanen leer gewordene Land von der Weichsel bis zur Elbe, Saale und dem Böhmerwalde war wahrscheinlich schon in der ersten Hälfte des 6. Jahrh. von slaw. Völkerstämmen besetzt. (S. Slawen.) In Rußland (s. d.) währte das Drängen der Slawen gegen die finn. und türk.-tatar. Stämme, wie auch südwärts nach der Balkanhalbinsel und den Ostalpen noch längere Zeit. An der untern Donau, wo die Avaren (s. d.), denen die Longobarden Pannonien überließen, das mächtigste Volk waren, bis Karl d. Gr. 796 sie vernichtete, kam die Bewegung auch erst allmählich zum Stillstande, nachdem im 7. Jahrh. die Bulgaren, aber seit 679 in dem Lande zwischen der untern Donau und dem Balkan die Serben und Kroaten seit 620 in den noch heute nach ihnen benannten Ländern feste Sitze genommen hatten. Die Ruhe wurde im 9. Jahrh. unterbrochen durch das Eindringen der Magyaren in Ungarn (s. d.), deren Zügen nach Westen hin die sächs. Könige im 10. Jahrh. ein Ziel setzten.

Litteratur. E. von Wietersheim, »Geschichte der V.« (4 Bde., Lpz. 1859—64; umgearbeitet von F. Dahn, 2 Bde., Lpz. 1880—81); Dahn, »Die Könige der Germanen« (6 Bde., Münch. 1861—76); Pallmann, »Die Geschichte der V.« (Bd. 1 u. 2, Gotha u. Weim. 1863—64); Dahn, »Urgeschichte der german. und roman. Völker« (2 Bde., Berl. 1880—81). Der Dichter Hermann Lingg veröffentlichte eine epische Dichtung: »Die V.« (3 Bde., Stuttg. 1866—68).

Völklingen, Dorf im rheinpreuß. Regierungsbezirk Trier, Kreis Saarbrücken, rechts an der hier kanalisierten Saar, über welche unterhalb V. eine eiserne Brücke nach Wehrden führt, an der Einmündung des Köllerbaches in die Saar, Station der Linie Trier-Saarbrücken der Preußischen Staatsbahnen, von welcher hier nach den Kohlengruben Püttlingen eine Zweigbahn abgeht, und der Linie Wadgassen-V. der Elsaß-Lothringischen Eisenbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, zählt mit Obervölklingen (1885) 6447 E., darunter 4164 Katholiken und 2264 Evangelische, und hat eine kath. sowie eine evang. Pfarrkirche, Steinkohlengruben, eine Eisenhütte, eine Glashütte, eine chem. Fabrik, eine Ziegelei und ein Lazarett für Bergleute.

Volkmann (Alfred Wilh.), verdienter Physiolog, geb. 1. Juli 1801 zu Leipzig, widmete sich daselbst mediz. und naturwissenschaftlichen Studien, die er nach seiner Promotion 1826 zu Paris und London fortsetzte. Im J. 1833 habilitierte er sich an der leipziger Universität, an welcher er auch 1834 außerord. Professor wurde. Im J. 1837 folgte er einem Rufe als ord. Professor der Physiologie nach Dorpat. Hier setzte V. die bereits begonnenen Untersuchungen über das Nervensystem und den Gesichtssinn fort und begann die Forschungen über die Physik der Blutbewegung, die ihn in der Folgezeit beschäftigten. Durch Regierungsmaßregeln veranlaßt, seine Stellung in Dorpat aufzugeben, kehrte V. nach Deutschland zurück und erhielt Ende 1843 eine Professur der Physiologie zu Halle, mit welcher er seit d'Altons Tode auch die Professur der Anatomie und die Aufsicht über das Meckelsche Kabinett verband. Von seinen Schriften sind zu nennen: »Anatomia animalium, tabulis illustrata« (Bd. 1, Lpz. 1831—33), »Neue Beiträge zur Physiologie des Gesichtssinns« (Lpz. 1836), »Die Lehre vom leiblichen Leben« (Lpz. 1837), »Die Selbständigkeit des sympathischen Nervensystems« (Lpz. 1842), mit Bildern herausgegeben; »Hämodynamik« (Lpz. 1850), »Physiol. Untersuchungen im Gebiete der Optik« (Lpz. 1863—64). Von V.s umfangreichen Untersuchungen über die Muskelreizbarkeit sind nur Bruchstücke in Müllers »Archiv für Physiologie«, in den »Monatsberichten« der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften und in einem Programm »De musculorum elasticitate« (Halle 1856) erschienen. Er starb 21. April 1877 in Halle.

Julius V., Bruder des vorigen, geb. 1804 zu Leipzig, studierte daselbst die Rechte und widmete sich dann der advokatorischen Praxis zu Chemnitz. Geschätzt sind sein »Lehrbuch des im Königreich Sachsen geltenden Kriminalrechts« (2 Bde., Lpz. 1831) und »System des sächs. Civil- und Administrativprozesses« (2 Bde., Lpz. 1841—45). Er rief die Chemnitz-Würschnitzer Eisenbahn ins Leben, deren Verwaltung ihn der advokatorischen Praxis entzog, und starb 23. Sept. 1873.

Adalbert Wilhelm V., Bruder der vorigen, geb. 1815 zu Leipzig, studierte zu Leipzig und Berlin die Rechte und widmete sich seit 1845 der advokatorischen Praxis zu Leipzig, wo er Konsulent des Vereins der Buchhändler, seit 1858 auch Archivar des Börsenvereins der deutschen Buchhändler ist. Er schrieb namentlich über Urheberrecht und Verlagsrecht in die »Preßzeitung«, die »Zeitschrift für Rechtspflege und Verwaltung« und die »Jahrbücher für sächs. Strafrecht«, sowie einige kleinere Schriften über jurist. Zeitfragen. Besondere Erwähnung verdienen: »Die Werke der Kunst in den deutschen Gesetzgebungen zum Schutze des Urheberrechts« (Münch. 1856) und »Deutsche Gesetze und Verträge zum Schutze des Urheberrechts« (Lpz. 1877).

Volkmann (Richard von), Sohn von Alfred Wilhelm V., hervorragender Chirurg und Kliniker, geb. 17. Aug. 1830 zu Leipzig, besuchte die Universitäten Halle, Gießen und Berlin, habilitierte sich 1857 in Halle und wurde 1867 zum ord. Professor der Chirurgie und Direktor der chirurgischen Klinik daselbst ernannt. Am Deutsch-Französischen Kriege von 1870 und 1871 nahm er als konsultierender Generalarzt des 4. Armeekorps, später der Maas-, zuletzt der Südarmee teil. V. hat sich große Verdienste um die Einführung und Vervollkommnung der antiseptischen Wundbehandlung erworben und wertvolle »Beiträge zur Chirurgie« (Lpz. 1875, mit 14 Tafeln), sowie unter dem Pseudonym Richard Leander »Träumereien an franz. Kaminen«, Märchen (Lpz. 1871; 14. Aufl. 1883), und ein Bändchen »Gedichte« (Halle 1877; 3. Aufl. 1885) veröffentlicht. Seit 1870 gibt er mit andern Klinikern die »Sammlung klinischer Vorträge« heraus. Im J. 1885 wurde V. von dem Deutschen Kaiser in den erblichen Adelsstand erhoben.

Volkmann (Rob.), deutscher Komponist, geb. 6. April 1815 zu Lommatzsch in Sachsen, erhielt von seinem Vater, der Kantor war, den ersten Musikunterricht, versuchte sich auch frühzeitig in der Komposition und kam dann auf das Gymnasium und das Seminar zu Freiberg. Er ging 1836 nach Leipzig, um Pädagogik und Musik zu studieren, wandte sich aber alsbald ganz der Kunst zu. V. machte unter C. F. Beckers Leitung kontrapunktische Übungen und wurde in seiner musikalischen Richtung ein Gesinnungsgenosse Schumanns. Er veröffentlichte zuerst 1839 sechs Klavierstücke als »Phantasiestücke«. Im Herbst 1839 wurde er Musiklehrer in Prag, 1842 ging er nach Ungarn, 1854 nach Wien, kehrte aber 1858 nach Pest zurück, wo er 29. Okt. 1883 starb. Unter seinen Werken befinden sich zwei Symphonien (von denen die in D-moll am bekanntesten geworden ist) und zwei Ouverturen (zum Jubiläum des pester Konservatoriums und zu Shakespeares »Richard III.«), drei Serenaden für Streichorchester, ein Konzert für Klavier und eins für Violoncello, mehrere größere Gesangwerke mit Orchester, sechs Streichquartette und zwei Klaviertrios, eine Sonate, ein größeres Variationswerk und viele kleinere Stücke für Klavier allein, ein- und mehrstimmige Lieder, Messen für Männerstimmen u. s. w. In seinen Vokalstücken offenbart er die Mängel seiner Bildung und Richtung, aber in den instrumentalen Kompositionen bekundet er sich als ein bedeutendes Talent.

Volkmarsdorf, Dorf in der sächs. Kreis- und Amtshauptmannschaft Leipzig, einer der größten Vororte von Leipzig, unmittelbar nordöstlich an

Neubnitz anstoßend, 1849 mit 1117, dagegen 1885 mit 12 694 E.

Volkmarsen, Stadt in der preuß. Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Kassel, Kreis Wolfhagen, rechts an der Twiste, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 2358 E., davon 251 Evangelische und 137 Juden, und hat eine kath. und eine evang. Pfarrkirche, Sandsteinbrüche, einen Torfstich und Flachshandel. Nahebei liegt die Ruine der Kugelnburg. V., im 12. Jahrh. der Abtei Korvei gehörig, erhielt 1236 Stadtrecht.

Volksbanken, s. Genossenschaften und Vorschuß- und Kreditvereine.

Volksbewaffnung bezeichnet die Wehrhaftmachung eines ganzen Volks und Verwendung desselben zu kriegerischen Zwecken, ist aber nur in der Form der allgemeinen Wehrpflicht, wie sie nach dem Vorbilde Preußens von den meisten Staaten angenommen worden ist, nützlich, da ein Massenaufgebot ohne Anlehnung an entsprechende permanente militärische Organisationen nach allen Erfahrungen zu unberechenbarer Selbstschädigung führt. Das Volksheer der Vereinigten Staaten von Amerika hat während des Sezessionskriegs der Union nach den offiziellen Censusberichten thatsächlich einen Verlust von 1750000 Köpfen, durch nachträgliche Folgen, wie Verminderung der Geburten u. s. w., aber schätzungsweise einen Verlust von 2¼ Mill. Köpfen herbeigeführt. Auch der Deutsch-Französische Krieg von 1870 und 1871 hat das Bedenkliche des Heranziehens der nichtmilitärischen Bevölkerung in die kriegerische Thätigkeit von neuem bestätigt und die Schädlichkeit eines solchen Verfahrens erhärtet.

Volksbibliotheken, s. unter Leihbibliotheken und Volksschriften.

Volksbildungsvereine, s. Arbeiterbildungsvereine.

Volksbücher heißen im engern Sinne prosaische Bearbeitungen deutscher und roman. Sagenstoffe, die sich seit dem Ende des Mittelalters bis auf die Neuzeit in der Gunst des Volks erhalten haben und deshalb auch nicht auf dem gewöhnlichen buchhändlerischen Wege vertrieben, sondern, mit schlechten Holzschnitten ausgestattet, hausieren getragen und auf Jahrmärkten feilgeboten werden. So setzte man, mit engem Anschluß an das Original, den Wigalois (s. d.) in Prosa um (1472; erster Druck, Augsb. 1493), und den Tristan (s. d.), aber nicht nach der Bearbeitung Gottfrieds von Straßburg, sondern nach der Eilharts von Oberge (Augsb. 1498). Von der deutschen Heldensage erschienen untergeordnete und rohere poetische Bearbeitungen einzelner Stücke wiederholt im Druck (das «Heldenbuch», 1491 u. öfter; «Ecken Ausfahrt», 1491 u. öfter; der «Kleine Rosengarten» oder «König Laurin», 1509; «Hörnern Seyfried», um 1540; ein Lied von Diderick von Bern, um 1560); aber die bedeutendsten aus ihr hervorgegangenen Dichtungen, wie das Nibelungenlied, blieben unbeachtet, und nur ein ziemlich roher Teil derselben, Siegfrieds Jugendgeschichte, gestaltete sich, und zwar erst spät, zu dem prosaischen Volksbuche vom gehörnten Siegfried. Dagegen ward unmittelbar zum Volksbuche der Reineke Vos (s. d.) in seiner damaligen poetischen Gestalt (Lüb. 1498). Ferner noch beziehen sich auf deutsche Sage und Geschichte die gereimten V. von Heinrich dem Löwen (aus dem 15. Jahrh.) und von dem Ritter von Staufenberg, auch Peter Diemringer genannt (um 1480; überarbeitet von Fischart, 1588), sowie das prosaische von Kaiser Friedrich Barbarossa (zuerst 1519). Das Volksbuch von Herzog Ernst (Straßb., ohne Jahr; Erfurt 1502) beruht zwar gleichfalls auf deutscher Sage, ging aber nicht aus dem ältern deutschen Gedichte, sondern aus einer lat. prosaischen Fassung hervor, und ebenso gründet sich Heinrich Steinhöwels zum Volksbuch gewordene Bearbeitung des Königs Apollonius von Tyrland (Augsb. 1471) nicht auf das deutsche Gedicht Heinrichs von der Neuenstadt, sondern auf die ältere lat. Erzählung von unbekanntem Verfasser. Dem Inhalte nach schlossen sich zunächst an die Wundererzählungen der beiden letztgenannten Bücher verschiedene Reisebeschreibungen, unter denen namentlich die Marco Polos (s. d.) und besonders Mandeviles (s. d.) als V. beliebt waren.

Einen ansehnlichen Zuwachs erhielt die Litteratur der deutschen V. durch zahlreiche Übersetzungen aus dem Französischen; doch ließ man auch hier die großen alten Epen des karolingischen Sagenkreises unberührt, und nur drei kärlingische Romane wurden aus jüngern Bearbeitungen übertragen: die Haimonskinder (s. d.), Fierabras (Simmern 1533) und Ogier (durch Konrad Egenberger von Wertheim, Frankf. 1571). Ein anderer an die Karlssage sich lehnender Roman, «Florio und Biancessora» (Metz 1499), ward aus dem «Filocopo» Boccaccios entlehnt. Die übrigen aus dem Französischen übersetzten Romane, von denen mehrere noch heute zu den beliebtesten V. gehören, sind nach Ursprung und Charakter sehr verschieden. Noch an die kärlingische Sage knüpft sich «Lother und Maller», übersetzt durch Elisabeth von Nassau (um 1430; erster Druck, Straßb. 1514; neue Bearbeitung von Simrock, Stuttg. 1868); die Geschichte Hugo Capets behandelt der von derselben bearbeitete «Hug Schapler» (Straßb. 1500); weitverzweigten und wandelbaren Sagenstoff vereinigt «Pontus und Sidonia», übersetzt durch Eleonore von Österreich (um 1450; erster Druck, Augsb. 1498). Weiter schließen sich an die Melusine (s. d.), übersetzt (1456) durch Thüring von Ringoltingen, die Magelone (s. d.), übersetzt durch Veit Warbeck (Augsb. 1539), Herzog Herpin (Straßb. 1514), Ritter Galmy (Straßb. 1539), Kaiser Octavian (Straßb. 1535) und der durch Marquard vom Stein übersetzte Ritter vom Thurm (Bas. 1493). Dem letztgenannten Buche war eine bedeutende Anzahl kleiner Erzählungen eingeschaltet. Solche Erzählungen, deren Ursprung oft in die ältesten orient. Litteraturen hinaufreicht, wanderten durch das ganze Mittelalter von einem Volk zum andern und wurden auch wiederholt in Sammlungen vereinigt. Zwei der beliebtesten Sammlungen dieser Art, die Gesta Romanorum (s. d.) und die Sieben weisen Meister (s. d.), traten nun gleichfalls in die Reihe der deutschen V., und ihre Geschichten wurden bald vereinigt, bald gesondert oder in Gruppen zusammengefaßt wiederholt gedruckt. Daneben entstanden nun auch neue Sammlungen ähnlicher Art, wie «Der Seele Trost», eine Tugendlehre nach den Zehn Geboten (Augsb. 1478), und Joh. Paulis «Schimpf und Ernst» (Straßb. 1522 und bis ans Ende des 17. Jahrh. an 50mal wieder aufgelegt), dem als Nachahmungen sich anschlossen Valtin Schumanns «Nachtbüchlein» (um 1559), Kirchhofs «Wendunmuth» (Frankf. 1563; neue Ausg. von

Österley, Stuttg. 1866), Wickrams «Rollwagen» (Straßb. 1557; neu herausg. von H. Kurz, Lpz. 1865), Jak. Freys «Gartengesellschaft», des Martin Montanus «Wegkürzer» u. s. w. Auch aus der Fremde kamen mehrere einzelne Novellen unter unsere V., wie aus dem Französischen «Die geduldige Helena» (Straßb. 1508) und durch Steinhöwel aus dem Lateinischen des Petrarca übersetzt die «Griseldis» (Augsb. 1471). Ebenso stammt aus lat. Quelle und nicht aus dem ältern deutschen Gedichte das prosaische Volksbuch von Salomon und Marcolf (Nürnb. 1487), welches den weitverbreiteten und bis in die ersten Jahrhunderte des Mittelalters hinaufreichenden Stoff parodierend behandelt, indem es den Marcolf zum Träger demokratischer Schalksnarrenweisheit macht. Diesem ersten Aufsprudeln des demokratischen Geistes und dieser Lust an Schwänken und Späßen verdanken auch einige echt deutsche Originalwerke ihren Ursprung. Zuerst der Eulenspiegel (s. d.), dessen ursprüngliche niederdeutsche Fassung verloren ist. Dann die «Schildberger» oder «Schildbürger» (Nürnb. um 1550), in spätern Ausgaben auch das «Lalenbuch», der «Grillenvertreiber» (Frankf. 1603) oder die «Witzenbürger» (1625) genannt. Ferner zwei gereimte V., welche nach Art des ältern «Pfaffen Amis» eine Reihe von Schwänken an die Namen zweier Pfarrherren knüpfen: nämlich «Der Pfarrer vom Kalenberge», verfaßt durch Philipp Frankfurter (um 1400; erster Druck, Frankf. 1550), und «Peter Leu von Hall», auch «Der andere Kalenberger» genannt, verfaßt durch Achilles Jason Widmann (Nürnb. 1560), jetzt mit dem «Kalenberger», «Neithart Fuchs», «Marcolf» und «Bruder Rausch» vereinigt im «Narrenbuch» von F. Bobertag (Bd. 11 der «Deutschen Nationallitteratur», Stuttg. 1885); desgleichen «Der Finkenritter» (Straßb., um 1559), ein Vorläufer der Münchhausenschen Lügen und Aufschneidereien, und endlich zwei dem Eulenspiegel näher verwandte Schwanksammlungen: «Der Klaus Narr» des mansfeldischen Pfarrers Wolfg. Büttner (Eisl. 1572) und der «Hans Clawert» des trebiner Stadtschreibers Barthol. Krüger (Berl. 1587). Aber auch mehrere deutsche V. ernsten Inhalts sind in Deutschland selbst entstanden und darunter besonders wertvolle, wie der Fortunatus (s. d.) und der Faust (s. d.). Dem letztern war schon im 15. Jahrh. der «Bruder Rausch» vorangegangen, der den Bund mit dem Teufel noch in der aus dem german. Heidentume stammenden mildern und humoristischen Auffassung darstellte. Einen Vertrag mit dem Teufel enthält auch die durch Georg Thym gereimte Sage von Thedel Unverferd von Walmoden (Magdeb. 1550), die mit jener von Heinrich dem Löwen sich berührt. Der Bericht des Chrysostomus Duduläus über das Erscheinen des Ahasverus oder des Ewigen Juden (s. d.) in Hamburg und an andern Orten (Lpz. 1602) vermochte im wiederholt gedruckten und übersetzten Volksbuche kein rechtes Leben zu gewinnen. Dagegen fesselt durch gelungene Abrundung die liebliche Erzählung von der Pfalzgräfin Genoveva (s. d.), in ihrer gegenwärtigen Gestalt eine Übertragung aus dem Niederländischen und vielleicht das jüngste aller V., aber ihrem Ursprunge nach echt deutsch und hoch ins Altertum hinaufreichend.

Erst gegen Ablauf des 18. Jahrh. begann die romantische Schule darauf hinzuweisen, welch unverwüstlich poetischer Gehalt den V. sogar noch in der äußersten Entstellung innewohne, und gelungene Umschöpfungen alter Volksbücherstoffe, wie Goethes «Faust», Tiecks «Octavian» und «Fortunat» und des Malers Müller «Genoveva», verdeutlichten die Wahrheit dieser Behauptung. Auch die schwäb. Dichterschule ward bald auf die poetische Welt der V. aufmerksam, für welche Reutlingen ein von den schwäb. Dichtern gern aufgesuchter Verlagsort war. Aber es dauerte sehr lange, ehe eine richtigere Würdigung derselben allgemeinen Eingang fand. Schon 1578 hatte der frankfurter Buchhändler Feyerabend 13 jener Romane unter dem Titel «Buch der Liebe» in eine Sammlung vereinigt, aber die wiederholten Versuche Reichards (Lpz. 1799) und von der Hagens und Büschings (Berl. 1809), eine ähnliche Sammlung unter gleichem Titel zu veranstalten, fanden noch so geringen Beifall, daß beide Unternehmungen mit dem ersten Bande abgebrochen wurden. Gleich laue Aufnahme erfuhr von der Hagens «Narrenbuch» (Halle 1811). Bessern Erfolg erzielten Gust. Schwab («Buch der schönsten Geschichten und Sagen», 2 Bde., Stuttg. 1836; 7. Aufl., mit Illustrationen von Platsch, Camphausen u. a., Gütersl. 1872) und Marbach («Deutsche V.», Lpz. 1838 fg.). Sie bahnten den Weg für die mit ebenso großer Sachkenntnis als feinem Takt in möglichst strengem Anschlusse an die ältesten und besten Texte durch Simrock (s. d.) besorgte Sammlung «Deutscher V.» (Bd. 1—13, Frankf. 1845—67; 2. Aufl. 1876 fg.; in Auswahl, 2 Bde., Frankf. a. M. 1869). Besser ausgestattet und dabei billiger als die gewöhnlichen Ausgaben stellte der leipziger Buchhändler G. Wigand die V. her. Eine litteraturgeschichtliche Würdigung der deutschen V. versuchte schon J. Görres («Die deutschen V.», Heidelb. 1807); eine gedrängte Übersicht findet sich in Gödekes «Elf Bücher deutscher Dichtung» (Bd. 1, Lpz. 1849).

Volksetymologie, s. unter Etymologie.

Volksfeste heißen solche Feste, an denen entweder die Gesamtheit einer durch Sprache, Sitte und Regierungsform zu einem Ganzen verbundenen Bevölkerung teilnimmt (Nationalfeste), oder doch größere Kreise dieser Bevölkerung, sofern sie als besondere Ganze innerhalb jenes allgemeinen stehen und folglich organische Glieder desselben bilden. Das Lebenselement der V. sind Öffentlichkeit, Gemeingeist und Freiheit; wie von diesen drei Gütern ihr Gedeihen abhängt, so beruht darauf auch ihre hohe polit. und sittliche Bedeutung. Ihr Ursprung ist ebenso mannigfaltig als ihre Gliederung, steht aber stets mit dem Volkscharakter in Wechselwirkung und übt mithin, je nach dem Maße und der Art seiner Kraft, einen zwar bestimmenden, aber wiederum durch den Volkscharakter bedingten Einfluß auf die Gestaltung der einzelnen Feste. Religion und Recht, die ältesten Grundpfeiler aller Gesittung, dann natürliche Neigungen, Verkehr und folgenreiche histor. Ereignisse sind die Hauptquellen der V. von allgemeiner und weitreichender Geltung. Dagegen erscheinen V. von beschränkter Geltung teils als vereinzelte, durch eigentümliche Umstände veranlaßte Äußerungen jener gemeinsamen Grundursachen, teils als Reste älterer allgemeiner Feste, teils als Folgen von solchen besondern Verhältnissen, die sich erst allmählich im Laufe der Zeit herausgebildet haben. Kein Volk entbehrt gänzlich der V.,

aber Art und Grad ihrer Ausbildung bedingt sich bei den verschiedenen Völkern äußerst mannigfaltig. Die vollendetste Entwickelung erreichen sie da, wo zu dem Vorherrschen der Öffentlichkeit, des Gemeingeistes und der Freiheit eine zwar sinnliche und heitere, aber durch Geistestüchtigkeit gezügelte Grundanlage des Volkscharakters und ein ausgeprägter Formensinn tritt. Alle diese Bedingungen vereinigten sich in ausgezeichneter Weise bei den alten Griechen; daher durchzog ein reich und mannigfaltig gegliederter, mit der Religion in engster Verbindung stehender Kranz von Festen das ganze griech. Staats- und Volksleben. Die alten Germanen konnten zufolge ihres Nationalcharakters, der klimatischen Verhältnisse ihrer Wohnsitze und ihres noch wenig fortgeschrittenen Kulturzustandes nicht jene Mannigfaltigkeit und Vollendung der griech. Feste entwickeln. Da aber auch bei ihnen jene drei Grundbedingungen in lebendigster Geltung standen, so besaßen auch sie wenigstens eine beträchtliche Anzahl von Festen und von wahren V. im vollen Sinne des Wortes, an denen, wie in Griechenland, jeder freie Mann ohne Unterschied sich beteiligte. Weil ihnen ein tiefes Naturgefühl innewohnte und überdies ihre friedliche Beschäftigung fast nur auf Viehzucht, Ackerbau und Jagd gerichtet war, so trugen ihre Feste, soweit sich das aus den allerdings sehr spärlichen Quellen erkennen läßt, überwiegend den Charakter von Naturfesten und standen in engster Beziehung mit ihrer Religion und deren größtenteils natursymbolischen Mythen. Die Hauptfeste fielen in die Zeiten der Winter- und der Sommersonnenwende, zu denen dann, vom Februar bis zum Mai reichend, eine ganze Reihe von Frühlingsfesten und eine geringere Anzahl von Herbstfesten hinzutraten. Gefeiert wurden die Festtage mit Versammlungen, Opfern, Umzügen, Gelagen, Gesang und Spiel und dienten auch zur Verfolgung gerichtlicher und polit. Zwecke. Da die germanischen V. wegen ihres genauen Zusammenhangs mit der Religion einen entschieden ausgeprägten heidnischen Charakter trugen, mußten sie den christl. Bekehrern äußerst anstößig sein. Gleichwohl wurden sie nicht unbedingt ausgerottet, sondern man richtete sich nach der Vorschrift Papst Gregors d. Gr., welcher geraten hatte, die heidnischen Gebräuche vorsichtig zu schonen, aber ihnen nach Möglichkeit eine christl. Wendung zu geben. Daher kam es, daß mehrere der alten heidnischen Feste und Festgebräuche sich noch durch Jahrhunderte erhielten und Reste derselben sogar bis auf die Gegenwart herabreichen.

Solche Reste altheidnischer Frühjahrsfeste sind das Todaustreiben am Sonntage Lätare in Schlesien, Meißen, Franken und Thüringen, die Osterfeuer in Niederdeutschland und der gegenwärtig fast vergessene Umritt des Maigrafen in Niederdeutschland, Dänemark, Schweden und England. Ferner sind Überbleibsel der Sonnenwendefeste die Johannisfeuer in Oberdeutschland, die Verbrennung des Julblocks am Weihnachtsabend im nördl. England, die Gebräuche der Zwölf Nächte u. s. w. Andere Züge der alten heidnischen Festübung verschmolzen mit der christlichen zu einem neuen Ganzen. Denn wie die Bekehrer heidnische Kultusstätten in christl. Kirchen umschufen, so verlegten sie christl. Feste und Gedächtnisfeier der Heiligen gerade auf die Tage bisherigen heidnischen Festbegangs, und christl. und heidnischer Brauch vermischten sich dabei so innig, daß wir bis auf die Gegenwart viele unserer Fastnachts-, Oster-, Pfingst-, Weihnachts- und anderer Festgebräuche als röm.- oder german.-heidnischen Ursprungs mit voller Sicherheit nachweisen können. Hatten ferner Musik, Poesie, Umzüge und Mummenschanz die heidnischen Feste begleitet, so war dies nicht minder der Fall bei den katholischen. Namentlich entwickelten sich die schon in den Aufzügen und Wechselreden bei der german. Mittwinter- und Frühjahrsfeier erkennbaren dramatischen Keime durch eingreifende Beteiligung der kath. Geistlichkeit zu den wirklichen Anfängen des deutschen Dramas, zu Mysterien, zu Oster- und Weihnachtsspielen, gerade wie einst auch in Griechenland aus gottesdienstlicher Feier, aus dem Dionysoskult, das Drama entsprungen war. Diese halb geistlichen, halb weltlichen Aufführungen waren noch wirkliche V., an denen sich jedermann, geistlich wie weltlich, hoch wie niedrig, ergötzte. Dasselbe gilt auch von andern unter Mitwirkung der Kirche entstandenen Festen jener Zeit, wie von den Kirchweihen (s. d.), aus denen die deutschen Kirmsen hervorgegangen sind, und von den Messen (s. d.), deren volksfestliche Seite neben der geschäftlichen noch jetzt ins Gewicht fällt. Allmählich aber stellten sich Spaltungen ein, indem zuerst die Ritter als bevorrechteter Stand, ihre besondern Feste, Turniere, Schwertleiten u. dgl. feierten und bald auch die aufstrebenden Bürger gleichfalls sich zu Innungs-, Schützen- und andern Festen zusammenschlossen. Doch war diese Trennung noch keine durchgreifende; sie befaßte mehr einen Unterschied des Grades als der Art. Noch waren Bildung, Litteratur und Vergnügungen wesentlich dieselben für Höfe, Adel und Bürgerstand, und wie der Adel häufig in den Dienst der Städte trat, so gesellten sich auch Fürsten und Herren zu bürgerlichen Festen.

Das änderte sich im 16. und 17. Jahrh., zunächst durch die Einwirkung der Reformation, die jedem unter Einfluß der röm. Kirche stehenden Feste feindlich entgegentrat. Dazu kamen noch mächtige Einwirkungen des Auslandes, zunächst Spaniens, Frankreichs und Italiens. Die Hofsitte wandelte sich vollständig und zog den Adel nach sich, der nun ganz in den Dienst der Höfe trat. Die Turniere wurden verdrängt durch fremdländisches Ringelrennen und ebenfalls fremdländisches Schaugepränge allegorischer Aufzüge, deren Bedeutung dem Bürgerstande größtenteils ebenso unverständlich blieb, als die Beschränktheit seines Vermögens ihm ihre Nachahmung abschnitt. Von gelehrten Schriftstellern nach fremden Mustern geübt, entsprang eine neue Litteratur, die nur dem schulmäßig Gebildeten einen Genuß bot. An die Stelle der geistlichen Dramen und der bürgerlichen, zwar derben, aber lebensfrischen Fastnachtsspiele traten gespreizte Hof- und Staatsaktionen und im Gefolge des Westfälischen Friedenskongresses die prächtige und teuere ital. Oper. Dazu gesellte sich eine sogar das Volkslied (s. d.) verdrängende kunstmäßige Musik, deren Ausübung und Verständnis wiederum schulgerechte Kenntnis voraussetzte. So drang ein doppelter gewaltiger Riß, ein konfessioneller und ein kulturhistorischer, durch das deutsche Leben, und indem er das Volk spaltete, knickte er auch dessen Feste. Durch die Gestaltung der polit. Verhältnisse gedieh die Verkümmerung aufs äußerste. Unter dem wachsenden Drucke des absoluten Regiments starb das öffentliche Leben ab, sanken die Städte und mit dem Selbstgefühl des Bürgers auch die kecke, fröhliche

Bürgerlust, wurde der Bauer noch tiefer in Knechtschaft herabgedrückt. Freilich wohl suchten dann die Aufklärung und der Polizeistaat des 18. Jahrh. den staatlichen Verhältnissen ernstlich und auch mit einem gewissen Erfolge wieder aufzuhelfen und zugleich auf das Wohl des Volks nachdrücklich hinzuarbeiten, aber der praktisch nüchternen Verständigkeit gebrach der Sinn für Poesie so gänzlich, daß man sogar schöne tiefpoetische Trümmer uralter V. als ordnungswidrigen Unfug verpönte. Erst die großen Denker und Dichter seit dem Ende des 18. und die gewaltigen Schicksalsstürme im Laufe des 19. Jahrh. brachten sowohl die Dichtung des Volks als seine Rechte wieder zum Verständnis und zu Ehren. Die Kluft, welche Jahrhunderte zwischen den Ständen und Klassen aufgerissen, konnten sie zwar nicht gänzlich wieder schließen, aber sie verminderten sie doch wesentlich und begannen damit die Beseitigung des ersten Haupthindernisses, welches der Entfaltung echter V. sich bisher entgegengestellt hatte. Denn Trümmer alter V. sind freilich in allen deutschen Gauen, in Städten wie in Dörfern vorhanden, aber sie beschränken sich fast alle (selbst solche, die gleichzeitig an mehrern Orten gefeiert werden) auf kleine Bezirke und enge Kreise.

Vgl. Reimann, «Deutsche V. im 19. Jahrh. Geschichte ihrer Entstehung und Beschreibung ihrer Feier» (Weim. 1839); Montanus, «Die deutschen V.» (Elberf. 1854—58); von Reinsberg-Düringsfeld, «Das festliche Jahr» (Lpz. 1863). Reicher an wirksamen V. sind die Schweizer mit ihren Schwing-, Turn- und vaterländischen Gedächtnisfesten und die Engländer; vgl. Strutt, «The sports and pastimes of the people of England» (3 Bde., Lond. 1801—10); Brand, «Observations on popular antiquities» (herausg. von Ellis, 3 Bde., Lond. 1841—42).

Volkskrankheiten, s. Epidemie.

Volksküchen, s. Konsumvereine.

Volkslied ist das für den Gesang gedichtete und von seiner Entstehung an wirklich gesungene Erzeugnis der Volkspoesie. Schon in der ältesten Zeit waren die Germanen ein sangesfrohes, liederreiches Volk. Die Nächte vor dem Kampfe und nach dem Siege, die beginnende Schlacht, Feste, Gelage, Opfer, Volksversammlungen, Leichenbestattungen u. dgl. wurden mit Gesängen gefeiert, zu denen Götter- und Heldensage, Tiersage, Rätsel, neckende Wechselschelte die Stoffe lieferten. Epische V. bildeten den alleinigen Bestand der deutschen Litteratur in jenen frühesten Jahrhunderten. Erhalten ist keins derselben. Durch das 6., 7. und 8. Jahrh. entsprang wiederum eine bedeutende Anzahl in alliterierender Form gedichteter und zur Harfe gesungener epischer V. aus der deutschen Heldensage (s. d.) und aus der Tiersage, und weitern Liederstoff bot die Zeitgeschichte. Neben den ausdrücklich erwähnten Spottliedern muß es auch noch allerlei andere Lieder gegeben haben für die verschiedenen Feste und für mancherlei sonstige Zwecke. So erwähnen die Quellen sog. winileod, d. i. Liebeslieder, die so verbreitet und beliebt waren, daß noch Karl d. Gr. den Klosterfrauen verbieten mußte, solche Lieder niederzuschreiben und an andere zu senden. Werden auch in diesen Jahrhunderten Sänger erwähnt, die das Dichten und Singen wie einen Beruf ausübten, so gilt von ihnen dasselbe wie von denen der ältesten Zeit, daß nämlich ihre Lieder ganz den Charakter der gleichzeitigen V. getragen haben müssen. Erhalten ist von der Volksdichtung dieser Zeit außer den beiden kleinen merseburger Zauberliedern nur das Hildebrandslied (s. d.).

Bis dahin war alle Dichtung in Deutschland Volkspoesie, alle Lieder V. im weitern Sinne gewesen. Im 9. Jahrh. tritt eine Wendung ein, indem durch die Geistlichen eine Kunstdichtung geschaffen wurde, die nach Inhalt und Form von dem volksmäßigen Gesange sich scharf unterscheidet. Otfried (s. d.) repräsentiert diese neue Schöpfung mit seiner Evangelienharmonie, einer Dichtung von einem Umfange, wie ihn die bisher volksmäßige Dichtung nicht haben konnte. Dadurch wird die Volkspoesie zurückgedrängt, indem Geistliche und Adel sich der neuen Kunstdichtung zuwenden und jene den ungebildeten Ständen überlassen. Auch in der Form geht eine Veränderung vor. An die Stelle der alten Allitteration tritt der Endreim. Trotz solcher Vernachlässigung blühte die Volkspoesie, wie in Ermangelung erhaltener Denkmäler die Kunstpoesie selbst beweist, im stillen fort, und wenn um die Mitte des 12. Jahrh. diese einen mächtigen Aufschwung erfährt, so ist vorzugsweise im Südosten Deutschlands gerade die Volkspoesie die eine und kräftigere Wurzel, aus der sich die neue Blüte erhebt, während von Westen her der Einfluß franz. Poesie sich geltend macht. Die epischen Lieder der altüberkommenen Heldensage fanden nun eine zusammenfassende Bearbeitung in größern Epen, den «Nibelungen», der «Gudrun» u. a., und die jetzt erst selbständig auftretende lyrische Poesie zeigt in ihren ersten Anfängen unverkennbar die Mutterzüge des V., für das man also für diese Zeit nach der epischen wie lyrischen Seite eine hohe und reiche Blüte voraussetzen muß, auch in formeller Beziehung. Aber auch jetzt drängt die Kunstdichtung sie bald wieder in den Hintergrund und in Verachtung und Vergessenheit, bis mit dem sinkenden 13. Jahrh. der Adel, der nunmehrige Träger der Litteratur, seine Bedeutung immer mehr verliert und die Blüte der höfischen Kunst abzufallen anfängt. Von da an blieb die deutsche Dichtung wieder mehr und mehr den niedern Ständen, dem Volke im engern Sinne überlassen. Die alten Sagen waren noch nicht gänzlich vergessen, aber seit dem 14. Jahrh. gingen nur noch solche ältere Sagenstoffe (und selbst sie nicht ohne Einbußen) in die V. ein, welche dem legendarischen, allegorischen und wundersüchtigen Geschmacke der Zeit oder der durch die höfische Kunst eingebürgerten Liebesromantik entsprachen, wie z. B. Albertus Magnus, der Tanhäuser, der Getreue Eckart, Möringer, Heinrich der Löwe, der Bremberger u. dgl. Teilweisen Ersatz für den absterbenden epischen Gesang boten die an histor. Begebenheiten und Personen sich lehnenden Balladen und Romanzen (wie z. B. von Epple von Geilingen, von Schüttensamen u. a.). Namentlich an den Grenzen des Reichs, unter den Freiheitskämpfen der Dithmarschen (um 1500) und der Schweizer (im 14., schwächer schon im 15. und 16. Jahrh.), erwachten kräftige historische V.

Voller und reicher erblühte die lyrische Volkspoesie. Schon im 14. Jahrh. gedenkt die Limburger Chronik zahlreicher umlaufender Lieder dieser Gattung, die sich zumeist noch ziemlich eng an die Weise des Minneliedes der schwindenden Kunstlyrik anschlossen. Bald aber entfaltete die Volkslyrik sich freier und weiter, und obschon die Liebe immer ihr Mittelpunkt bleibt, zieht sie doch auch alles andere, was das menschliche Herz bewegt, in ihren Kreis. Doch

ebenso bald auch zeigt sich die Folge des Übelstandes, daß keine Kunstlyrik (außer der verkommenen der Meistersänger) ihr als Vorbild zur Seite steht, und daß die gebildeten Klassen sich fern von ihr halten. Denn während viele V. dieser Zeit sich durch Wahrheit, Einfachheit und Natürlichkeit vor der Mehrzahl der höfischen Minnelieder auszeichnen, ist andererseits eine gewisse Unbeholfenheit im Ausdruck und der metrischen Form nicht zu leugnen. Freilich müssen sie stets mit ihrer Melodie zusammen erwogen werden, die in den minder ausgeführten Texten einen freien Spielraum findet. Endlich ist Entstehung und Fortpflanzung dieser Lieder in Anschlag zu bringen. Gedichtet und zuerst gesungen von einem Einzelnen oder auch von einer ganzen Gesellschaft, werden sie sofort von dem mit- und nachsingenden Volke aufgefaßt und durch lebendigen Gesang von Land zu Lande, von Geschlecht zu Geschlecht getragen, der erste Dichter aber fast immer darüber vergessen. Es streift das Lied auf solcher Wanderung alle bloß subjektiven, dem Volksgeiste nicht gerechten Züge ab; aber da es fast nur durch den Mund der Ungebildeten geht, muß es andererseits vielfache Abänderungen und Entstellungen erleiden, bis irgend jemand es aufzeichnet und dabei vielleicht nochmals wohl oder übel meistert. Daher gewinnt man von noch jetzt lebendigen V. selten einen befriedigenden Text aus nur einem Munde, vielmehr tauchen die einzelnen Glieder eines Liedes zuweilen an den entlegensten Enden Deutschlands in echterer Fassung auf, oder finden sich auch gar andern Liedern einverleibt. Eine ziemliche Anzahl von V. dieser Periode wurde bereits im 14. und 15. Jahrh. niedergeschrieben und noch weit mehrere gegen Ende des 15. und im Anfange des 16. Jahrh. auf sog. «Fliegenden Blättern» gedruckt; auch einige Sammlungen wirklicher V. erschienen im 16. Jahrh.

Im allgemeinen scheint sowohl die Anzahl, als der Ideenkreis der V. bis gegen Anfang des 16. Jahrh. gewachsen zu sein. Der Inhalt der wahrscheinlich ältern zeigt bei individueller Wahrheit doch eine ideelle Allgemeinheit, hält sich mehr im Bereiche des allgemeinen Menschlichen und im Kreise der allgemeinern Stände, als der Jäger, Ackerleute, Handwerksgesellen, Krieger, fahrenden Schüler u. dgl. Allmählich aber wird auch das Besondere hineingezogen, wie z. B. wenn Zunft- und Ehrenlieder einzelner Handwerke neben die allgemeinen Wanderlieder treten, und dann sinkt mit dem abnehmenden poetischen Gehalt auch die Form. Endlich beginnt Gemeinheit und Roheit einzureißen, und so verfällt zuletzt das V. schon im 16. und noch weiter im 17. Jahrh. in immer tiefere Verderbnis. Was noch im 17. Jahrh. an neuen V. hinzutritt (wie z. B. nicht weniges während des Dreißigjährigen Kriegs), ist größtenteils ungeschlacht oder gar nur platte Reimerei und verlor sich auch meistens bald wieder aus dem Munde des Volks. Haftende Lieder aus dieser Zeit oder gar aus dem noch ärmern 18. Jahrh., wie «Prinz Eugenius der edle Ritter» (1717), gehören zu den seltenen Ausnahmen. Denn was gegenwärtig von wertvollern V. im Munde der Landleute lebt, sind fast durchgängig mehr oder minder gut erhaltene Überreste alter Lieder, von denen einzelne sich sogar durch ein halbes Jahrtausend hinauf verfolgen lassen. Als das V. abzusterben begann, reichte ihm jedoch wieder eine neue Kunstlyrik die Hand, diesmal aber vermittelt durch die Musik. Die Melodien der V. waren höchst einfach gewesen. Inzwischen aber hatte sich zuerst von den Niederlanden her, dann auch von Venedig herüber eine neue Art künstlicher und mehrstimmig gesetzter Melodien nach Deutschland verbreitet, und bald auch fand diese neue Singweise sowohl an Höfen als in Städten beifällige Aufnahme und Pflege. Da aber solche Kompositionen nur von geschulten Sängern bewältigt werden konnten, bildeten sich bereits gegen die Mitte des 16. Jahrh. «Kränzchen», Gesellschaften, die sich abwechselnd bei den einzelnen Mitgliedern versammelten, und bei deren Zusammenkünften der jedesmalige Bewirter einen Kranz trug. Natürlich verlangten die neuen Melodien auch Texte, und zwar metrisch genaue Texte, und so entstanden die sog. «Gesellschaftslieder», lyrische Kunstdichtungen des verschiedensten Inhalts, die sich immer weiter von den V. entfernten. Fast alle gedruckten und mit Musiknoten versehenen Liedersammlungen des 16. und 17. Jahrh. enthalten bloß solche Gesellschaftslieder, unter welche sich nur zuweilen einzelne V. oder Bruchstücke aus V. verlaufen. Eine zweckmäßige Auswahl bietet Hoffmann von Fallersleben in «Die deutschen Gesellschaftslieder des 16. und 17. Jahrh.» (Lpz. 1844; 2. Aufl. 1860).

Frühzeitig, wohl schon im 11. Jahrh., waren neben die weltlichen V. auch geistliche getreten, die zwar nicht beim kirchlichen Gottesdienste; wohl aber bei andern Gelegenheiten, bei Wallfahrten, Bittgängen, Reisen u. s. w. häufige Anwendung fanden. Auch Ketzer und Mystiker rechneten auf die Neigung des Volks zum Gesange und schafften in Liederform ihren Lehren den günstigsten Eingang. Es bestand eine fast ununterbrochene Wechselwirkung zwischen weltlichen und geistlichen Liedern; geistliche wurden häufig in weltliche und umgekehrt weltliche in geistliche parodiert. Namentlich dichtete man gern geistliche Lieder nach weltlichen Melodien, ein Verfahren, das auch unter den Protestanten Eingang fand und mehrere alte Volksmelodien in noch jetzt gebräuchliche Kirchengesangbücher brachte.

Solange während des 17. und 18. Jahrh. der Sinn für reine, echte Poesie, sowie das nationale Bewußtsein und die Achtung vor der angeborenen innern Menschenwürde fast gänzlich verschüttet lagen, blieben auch die V. in tiefster Verachtung und Vergessenheit. Dieser wurden sie zuerst wieder entrückt durch Percys «Reliques of ancient English poetry» (1765), und sofort begann auch das V. eine folgenreiche und bis auf diesen Tag andauernde Wirkung auf die deutsche Litteratur zu üben. Zunächst ward Bürger durch dasselbe mächtig angeregt. Später wußten es namentlich Goethe, dann Uhland und Hoffmann von Fallersleben für die Kunstpoesie zu verwerten. Die erste Sammlung deutscher V., Nicolais «Feyner kleyner Almanach vol schönerr echterr liblicherr V.» (2 Bde., Berl. 1777—78), sollte zwar nach des Herausgebers Absicht die erwachende Liebe zum Volksgesange lächerlich machen, bewirkte aber gerade das Gegenteil. Zu gleicher Zeit brachen Herders Bemühungen und besonders dessen «Volkslieder» (2 Bde., Lpz. 1778—79) einer richtigen Würdigung der Volkspoesie überhaupt die erste Bahn. Brentano und Arnim boten darauf in «Des Knaben Wunderhorn» (3 Bde., Heidelb. 1806—8; 3. Aufl., 4 Bde., Berl. 1845—54, mit Einleitung und Anmerkungen herausg. von Vorberger [Berl. o. J.], neu bearbeitet von Birlinger und Crecelius, 2 Bde., Wiesb. 1874) eine

sehr reiche und schätzbare, freilich die Texte willkürlich behandelnde Sammlung deutscher V. Auch die «Sammlung deutscher V.» von Büsching und von der Hagen (Berl. 1807, mit Melodien) war verdienstlich. Wertlos dagegen, weil ohne Prinzip und Kritik, sind Erlachs «V. der Deutschen» (5 Bde., Mannh. 1834—37). Die übrigen Sammlungen von Kretzschmer und Zuccalmaglio (2 Bde., Berl. 1840, mit Melodien), Erk und Irmer (Berl. und Krefeld 1838) u. s. w. werden weit übertroffen durch die beiden neuern von Erk («Auswahl der vorzüglichsten deutschen V. mit ihren eigentümlichen Melodien», Berl. 1853 fg.), Uhland («Alte hoch- und niederdeutsche V.», 2 Bde., Stuttg. und Tüb. 1844—45, 2. Aufl. 1885) und Franz Böhme («Altdeutsches Liederbuch» [mit Melodien], Lpz. 1877). Vorzugsweise histor. Lieder enthalten die Sammlungen von Wolff (Stuttg. und Tüb. 1830), Rochholz (Bern 1835; neue Aufl. 1842), von Soltau (Lpz. 1836), Körner (Stuttg. 1840) und Hildebrand (Lpz. 1856). Zu einer großen Sammlung vereinigt sind die histor. Lieder in Liliencrons «Die historischen V. der Deutschen» (4 Bde., Lpz. 1865—69), und desselben «Deutsches Leben im Volkslied um 1530» (13. Bd. der «Deutschen Nationallitteratur», Stuttg. [1886]). Vgl. außerdem Ditfurth, «Deutsche Volks- und Gesellschaftslieder des 17. und 18. Jahrh.» (Nördl. 1872); derselbe, «Historische V. der Zeit 1756—1871» (6 Hefte, Berl. 1871—72); derselbe, «110 Volks- und Gesellschaftslieder des 16., 17. und 18. Jahrh.» (Stuttg. 1874); derselbe, «Die historischen V. vom Ende des Dreißigjährigen Kriegs bis zum Beginn des Siebenjährigen» (Heilbr. 1877). Die besten Sammlungen für einzelne Landesteile lieferten Meinert («Alte deutsche V. in der Mundart des Kuhländchens», Wien 1817), Hoffmann von Fallersleben, E. Richter («Schlesische V. mit Melodien», Lpz. 1842) und Hartmann («Volkslieder, in Bayern, Tirol und Salzburg gesammelt», Bd. 1, Lpz. 1884). Auch die Engländer und die Skandinavier besitzen einen Reichtum alter und schöner V., und unter denen der übrigen europ. Nationen zeichnen sich besonders jene der Spanier, Serben, Griechen und Finnen aus. Minder unterrichtet ist man über außereuropäische V. Vgl. Talvj (Therese von Jakob), «Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der V. germanischer Nationen mit einer Übersicht der Lieder außereurop. Völkerschaften» (Lpz. 1840). In neuerer Zeit haben fast alle europ. Völker ihren einheimischen V. eine erhöhte Beachtung zugewendet. Am fleißigsten aber ist die Litteratur des V. in Deutschland angebaut worden. Denn außer den Sammlungen aus dem einheimischen Vorrate haben deutsche Forscher auch Sammlungen fremder V. im Urtexte besorgt und fast alle bedeutendern ausländischen Sammlungen ins Deutsche übersetzt. Vgl. Uhland, «Nachgelassene Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage» (Bd. 3, Stuttg. 1866).

Uneigentlich nennt man V. zuweilen auch solche Lieder, die zwar der Kunstpoesie angehören, aber so allgemeinen Beifall gefunden haben, daß sie Lieblingslieder des Volks geworden sind. Dergleichen Lieder gibt es z. B. von Claudius, Bürger, Usteri, Hebel, Uhland, Hoffmann von Fallersleben u. a. Auch aus der Zeit der Befreiungskriege hat sich manches Lied von Arndt, Körner u. a. im Munde des Volks erhalten. Endlich haben auch verschiedene Lieder aus beliebten Opern und Singspielen mit und zum Teil durch ihre Melodien Eingang beim Volke gefunden. Vgl. Hoffmann von Fallersleben, «Unsere volkstümlichen Lieder» (Lpz. 1859). Für die ästhetische Würdigung des eigentlichen V. ist neben Uhlands Schriften besonders lehrreich Vilmars «Handbüchlein für Freunde des deutschen V.» (2. Aufl., Marb. 1879).

Volksschriften, nicht zu verwechseln mit den Volksbüchern (s. d.), nennt man alle diejenigen Schriften, welche zur Bildung, Belehrung und Unterhaltung des Volks, dieses Wort im Gegensatz zu den gebildeten Ständen aufgefaßt, bestimmt sind. Ein Bedürfnis solcher Schriften konnte erst dann hervortreten, als man sich nicht nur des Gegensatzes zwischen gebildeten und ungebildeten Klassen klar bewußt wurde, sondern auch die Verpflichtung anerkannte, die letztern durch geistige Mittel zu heben und zu veredeln. Dies trat in Deutschland erst gegen das Ende des 18. Jahrh. ein, und C. G. Salzmann und R. Z. Becker waren eigentlich die ersten wirklichen Volksschriftsteller, namentlich der letztere erwarb sich in dieser Richtung durch sein «Not- und Hilfsbüchlein» namhafte Verdienste. Da jedoch ihre Versuche mit einer Neuentwickelung der Pädagogik zusammentrafen, so verfiel man häufig in den Irrtum, als ob Jugendschriften und V. ganz dasselbe seien. Die echte V. muß sich aber im Gegenteil an erwachsene Leser von gereifter Einsicht wenden und nur die Aufgabe stellen, dieser Einsicht Stoffe zugänglich zu machen, deren sie sich auf anderm Wege schwer bemächtigen kann. Der Inhalt dieser Schriften kann unendlich verschieden sein: entweder allgemein belehrend in religiöser, sittlicher, praktischer Beziehung, oder bestimmte Kenntnisse, namentlich geschichtliche, geographische, naturhistorische, gewerbliche überliefern, oder endlich eine zugleich angenehme und sittlich-geistig fördernde Unterhaltung bieten. Die Zahl wirklich musterhafter Volksschriftsteller ist bis jetzt sehr gering, so viele auch auf diesen Namen Anspruch machen. Es sind insbesondere zu nennen: Gellert, Zschokke, Hebel, A. Bitzius (Jeremias Gotthelf), Preusker, Oertel (W. O. von Horn), Berthold Auerbach und Ferd. Schmidt, und auf dem Gebiete der populären Naturkunde: Roßmäßler, Bernstein, Grube u. a. Vielfach ist man auf die Gründung besonderer Volksbibliotheken bedacht gewesen, welche die besten V. leicht allgemein zugänglich machen sollen. An vielen Orten haben sich Staats- und Kommunalbehörden derselben angenommen. Zu wohlfeilerer Herstellung und Vertreibung von V. sind auch mehrfach Vereine mit gutem Erfolg ins Leben getreten, so zu Zwickau seit 1841, der Württemberger Volksschriftenverein seit 1843, der Zschokke-Verein in Magdeburg seit 1844, der Norddeutsche Volksschriftenverein in Berlin. Vgl. Gersdorf, «Das Volksschriftenwesen der Gegenwart» (Altenb. 1843); Auerbach, «Schrift und Volk» (Lpz. 1846); Bernhardi, «Wegweiser durch die deutschen Volks- und Jugendschriften» (Lpz. 1852; «Nachtrag», 1854); Jannasch, «Die Volksbibliotheken, ihre Aufgabe und Organisation» (Berl. 1876).

Volksschulen, s. Schulen.

Volkssouveränetät, die volle und ungeteilte Souveränetät des Volks, das Prinzip der reinen Demokratie (s. d.).

Volkstribun, s. unter Tribun.

Volksvermögen, s. Nationalvermögen.

Volksversammlungen, s. Vereinswesen.

Volksvertretung, s. Repräsentativsystem.

Volkswirtschaftslehre, s. Nationalökonomie.

Volkswirtschaftspolitik nennt man die Gesamtheit der Regeln und Normen für das Eingreifen des Staates in die Gestaltung des volkswirtschaftlichen Lebens. Man pflegt seit Rau die wissenschaftliche Behandlung dieses umfassenden Stoffs als besondern Lehrzweig von der theoretischen Volkswirtschaftslehre zu trennen, wogegen sich allerdings einwenden läßt, daß alle wirtschaftlichen Vorgänge sich auf dem Boden des Staates und unter der Einwirkung desselben abspielen, also eine rein abstrakte Darstellung derselben ohne Rücksicht auf den Staat den wirklichen Erscheinungen gar nicht entsprechen würde. Auch die Finanzwirtschaft des Staates, die ebenfalls als Gegenstand einer besondern Wissenschaft behandelt wird, ist mit der V. vielfach aufs innigste verwachsen, was sich besonders auf dem Gebiete der Staatsbetriebe (s. d.) zeigt. Die Hauptabteilungen der V. bilden die Agrar-, die Gewerbe-, die Handels- und die Verkehrspolitik; neben ihr steht als ein Grenzgebiet die Sozialpolitik (s. d.), welche die Grundlagen der bestehenden wirtschaftlichen Ordnung und der dadurch bedingten Güterverteilung kritisch und mit Herbeiziehung ethischer Gesichtspunkte prüft und nach Mitteln zur Milderung der erkannten gesellschaftlichen Übel sucht. Die Anschauung der strengen Manchesterschule, nach welcher die V. des Staates eigentlich nur eine negative sein, nämlich nur in der Wegräumung der geschichtlich überkommenen Hindernisse der freien wirtschaftlichen Bewegung der Individuen bestehen sollte, und der Staat im übrigen sich nur auf den Schutz der Personen und des Eigentums zu beschränken hätte, wird in solcher Schroffheit gegenwärtig auch von den Vertretern des Freihandels nicht mehr festgehalten. Man gibt fast allgemein zu, daß gewisse Eingriffe des Staates zum Schutze der Schwachen, die sich nicht selbst helfen können, z. B. der arbeitenden Kinder, berechtigt seien, ebenso daß manche Unternehmungen vom Staate in einer dem Gesamtwohle förderlichern Weise ins Leben gerufen und betrieben werden können, als es von der Privatthätigkeit zu erwarten wäre. Die Meinungsverschiedenheiten aber beginnen bei den konkreten Fragen über die Leistungsfähigkeit des Staats und den Nutzen staatlicher Maßregeln in gegebenen Fällen, und hier wird die Entscheidung nicht von theoretischen Beweisführungen, sondern von der Erfahrung zu erwarten sein.

Volkswirtschaftsrat heißt ein in Preußen durch die Verordnung vom 17. Nov. 1880 eingesetztes Kollegium von Sachverständigen und Interessenten, das über die Interessen der Landwirtschaft, der Gewerbe und des Handels betreffende Gesetzentwürfe, insbesondere auch über hierher gehörige Anträge Preußens beim Bundesrate mit beratender Stimme sein Gutachten abgeben soll. Einigermaßen wurde diese Gründung durch den Hinblick auf den in Frankreich bestehenden Oberhandelsrat (Conseil supérieur du commerce, de l'agriculture et de l'industrie) veranlaßt, doch stimmt die innere Einrichtung des V. mit diesem Vorbilde keineswegs überein. Derselbe besteht aus 75 Mitgliedern, die für eine Periode von fünf Jahren berufen werden. Von diesen werden 45 von den Ministern des Handels, der öffentlichen Arbeiten und der Landwirtschaft aus der doppelten Zahl von Kandidaten, die von den Handelskammern und landwirtschaftlichen Vereinen präsentiert werden, die übrigen 30 aber nach freier Wahl der Minister zur Berufung vorgeschlagen, und zwar müssen sich unter diesen letztern mindestens 15 Vertreter des Handwerker- oder Arbeiterstandes befinden. Die Regierung wollte den preußischen V. zu einem deutschen erweitern, und zwar nach dem vom Bundesrat genehmigten Projekt durch Zuziehung von 60 Mitgliedern aus den übrigen Bundesstaaten zu dem erstern. Der Reichstag lehnte jedoch die Bewilligung von Mitteln zu Reisekosten und Diäten zweimal ab. Im ganzen hat der V., dessen erster Beratungsgegenstand die Unfallversicherung bildete, eine wenig bedeutende Rolle gespielt, sodaß Zweifel laut wurden, ob er nach Ablauf der ersten Periode erneuert werden würde. Es sind indes im J. 1886 wieder neue Berufungen erfolgt.

Volkszählungen sind die weitaus bedeutendsten Unternehmungen der amtlichen Statistik, da ihre Ergebnisse die Grundlage des Wissens über die Bevölkerung (s. d.) und deren Eigenschaften bilden und auch die meisten andern Zweige der Statistik ihrer bedürfen. Sie kamen hin und wieder schon im Altertum vor, z. B. bei den Juden unter David. Die Bürgerlisten in Griechenland und Rom, hier von den Censoren auf dem Laufenden erhalten und im Lustrum regelmäßig abgeschlossen, vertraten das Ergebnis einer Volksaufnahme; eine förmliche allgemeine V. ordnete zwar der Kaiser Augustus an, indessen scheint dieselbe nicht durchgeführt worden zu sein. Die V. fehlen auch im Mittelalter, sowie in den ersten Jahrhunderten der Neuzeit. Notdürftigen Ersatz boten die Aufnahmen der Pfennig- und Säckelmeister, die Lehnbücher und später die zu den Landbüchern benötigten Ermittelungen der Wohnplätze und Feuerstellen. Um die Volkszahl für ältere Zeiten nachträglich annähernd zu berechnen, bedient man sich der aus Kirchenbüchern entnommenen Nachrichten über Geburten, Verehelichungen und Todesfälle, weil diese Grenzpunkte des menschlichen Lebens in einem ziemlich festen Verhältnisse zu dem Stande der Bevölkerung bleiben. Wirkliche V. fanden, abgesehen von vereinzelten Maßnahmen der Art (z. B. in Nürnberg 1449, in Straßburg i. E. in der Zeit von 1473 bis 1477), erst im 18. Jahrh. statt; Preußen und Hessen unter den deutschen Staaten, ferner Schweden und England legten darauf verhältnismäßig früh Wert. Weil jedoch die Ermittelungen ohne allgemein gültige und genaue Vorschriften vollzogen wurden und sich auf zu wenige Fragen bezogen, leisteten sie geringe Dienste; auch der in diesen Dingen am weitesten vorgegangene preuß. Staat beschränkte sich nach 1816 längere Zeit auf die Erhebung äußerst weniger Thatsachen. Seit 1853 hat der Internationale Statistische Kongreß die Theorie und Praxis der V. wiederholt behandelt, nachdem Quetelet in Belgien 1846 ausführliche Haushaltungslisten (bulletins de ménage) ausgeteilt und damit eine wichtige Verbesserung durchgeführt hatte; trotzdem erfolgen die V. keineswegs in einheitlicher Weise, und nicht einmal der Kongreßbeschluß, daß sie in den durch 10 teilbaren Kalenderjahren stattfinden sollen, ist allgemein beachtet worden.

Als Zeit für die V. ist eine ruhige, d. h. eine solche zu wählen, in welcher die Bevölkerung sich

größtenteils zu Hause befindet; für den Zollverein ist der Dezember vorgeschrieben, und zwar galt der 3. Dez. bei den seit 1834 alle drei Jahre stattgefundenen V. 1846—67, der 1. Dez. bei den vier V. vom J. 1871, 1875, 1880 und 1885. Es ist zweckmäßig, die Aufnahme an einem einzigen Tage zu vollziehen, um Auslassungen und Doppelzählungen infolge Aufenthaltsveränderungen zu vermeiden; eine längere Dauer verführt, wie in den Vereinigten Staaten, zur Plusmacherei. Die gesamte Bevölkerung muß ferner auf einerlei Weise gezählt werden; die als Ortsobrigkeit geltenden Behörden haben das Zählungsgeschäft zu leiten, und schon damit kein Ort ausgelassen werde, müssen die allgemeinen Landesbehörden die ganze Aufnahme überwachen. In einigen Staaten ist die V. Gegenstand eines die Einwohner zur Auskunftserteilung bei Strafe verpflichtenden Gesetzes. Für das Deutsche Reich hat bisher die Verordnungsgewalt der Regierungen ausgereicht. Welche Art der Bevölkerung zu zählen sei, ob die anwesende, rechtliche oder Wohnbevölkerung, oder mehrere dieser Arten, war lange ein Gegenstand des Streits; der Statistische Kongreß und mit ihm die meisten Staaten haben die anwesende als die am leichtesten zu erfassende schon früher vorgezogen, während im Zollverein noch bis 1867, in den Staaten des spätern Norddeutschen Bundes nur bis 1864, die sog. Zollabrechnungsbevölkerung, die ungefähr der Wohnbevölkerung entspricht, erhoben wurde. Die außerhalb des Reichs lebenden Reichsangehörigen sind bisher außer Acht gelassen, aber die Wohnbevölkerung neben der ortsanwesenden gezählt worden.

Für den Umfang der V. gilt allgemein die Regel, daß solche Fragen gestellt werden müssen, welche man zur Herstellung einer guten Volksbeschreibung für notwendig hält; ein Übermaß ist wegen der Belästigung des Volks und der Behörden fast so schädlich wie ein zu geringes Maß, und es sollte insbesondere nicht mehr erfragt werden, als die statistische Landesstelle zu verwerten gedenkt. Wohnung, Name, Geschlecht, Alter (nach Geburtsjahr und möglichst auch nach dem Geburtstag) und Familienstand gelten als die bei jeder V. unbedingt zu erfragenden Thatsachen, wogegen eine Reihe anderer Punkte nur in längern Zeitabschnitten einmal ermittelt zu werden brauchen, z. B. das Verhältnis des Einzelnen zum Familienhaupt und zum Wohnungsinhaber, der Geburtsort und die Staatsangehörigkeit, der Wohn- oder Heimatsort, gewisse körperliche und geistige Mängel (Blindheit, Taubstummheit, Blöd- und Irrsinn u. s. w.), das Religionsbekenntnis, die Familiensprache oder Stammeszugehörigkeit, der Beruf und die Beschäftigung, die Art des Aufenthalts, der Bildungsgrad und bei Kindern der Schulbesuch. Noch andere Fragen aufzustellen wird für unzweckmäßig gehalten, weil zu tiefes Eindringen in die Vermögens- und Familienverhältnisse der Statistik unzuverlässige Unterlagen liefern und viele Gegner erwecken würde. Auch ist die genaue Begriffsbestimmung der oben erwähnten Gegenstände schon schwierig und kann dem Verständnis der Ortsbehörden, namentlich aber der einzelnen Haushaltungsvorstände und Zähler nicht leicht angepaßt werden, sodaß die Leiter der V. auf eine weitere Ausdehnung der Fragen desto lieber verzichten, je vollkommener im übrigen die Methode eingerichtet ist. Hingegen läßt sich mit der V., weil sie auf das Wohnen gestützt ist, immer eine ziemlich ausführliche Wohnungs- und Gebäudestatistik verknüpfen; die Großstädte, welche eigene statist. Bureaus besitzen, haben denn auch diesen Nebengewinn der großen Landesunternehmung für Zwecke der Gemeindeverwaltung verwertet.

Die roheste Form der Erhebung beruht auf der Auswahl von Stichobjekten, d. h. solchen Häusern, Wohnplätzen oder Stämmen, welche eine mittlere, der Landessitte am meisten entsprechende Personenzahl umfassen; man ermittelt diese und vervielfacht sie mit der Zahl der im Lande vorhandenen Objekte gleicher Art, so verfahren z. B. Reisende unter wilden und halbwilden Völkern. Besser ist schon die Zusammenberufung der Familienhäupter oder ihrer Vertreter in ein einziges Lokal und deren öffentliche Befragung durch den Gemeindevorstand, wobei vorausgesetzt wird, daß die Nachbarn falsche Angaben berichtigen. Üblicher war die polizeiliche Begehung der Häuser und die unmittelbare Eintragung des Befundes in je eine Zeile der Ortsliste, welches einfache Verfahren aber unmöglich wurde, als die Spalten zunahmen und Zweifel an der Lauterkeit der statist. Angaben der Ortsbehörden entstanden. Weil namentlich Einwohnerlisten eine größere Gewähr der Richtigkeit geben, auch zu vielen Zwecken der laufenden Verwaltung nützlich sind, wurden sie für die Volkszählung schon im 18. Jahrh. anbefohlen, aber nicht überall angelegt oder fortgeführt. Mit der Entwickelung des Verkehrs steigerten sich aber die Zu- und Abgänge, sodaß die Berichtigung der Einwohnerlisten sehr beschwerlich und sogar auf dem platten Lande unzuverlässig wurde; man verfügte deshalb, im Zollverein 1846, die Anlegung besonderer Volkszählungs-Urlisten mit namentlicher Eintragung jeder Person. Um die Mitte des 19. Jahrh. begann die Selbsteintragung in Haus- oder Haushaltungslisten mit Revision und Ergänzung durch die Ortsbehörden Platz zu greifen, ein Verfahren, das einen ziemlich hohen Bildungsstand der Bevölkerung voraussetzt und in Preußen erst seit 1867 auf Betreiben Engels (s. d.) eingeführt wurde. Als Vermittler zwischen der Behörde und den Familienhäuptern wirken dabei Zähler, welche in den meisten Staaten für ihre Leistungen bezahlt werden, in Deutschland aber der Regel nach unentgeltlich thätig sind. Der preuß. Staat, welcher in Angelegenheiten der V. den Vortritt genommen hatte, führte 1871 als weitere Verbesserung individuelle Zählkarten neben abgekürzten Haushaltungslisten und einfachen Ortslisten ein, und diese sog. Zählkartenmethode, zu deren Einführung bei der Aufnahme ein dem Namen nach nicht bekannter rheinpreuß. Bürgermeister die Anregung gegeben hat, hat sich sowohl für die Erhebung der Nachrichten wie für deren spätere Verarbeitung trefflich bewährt, ist in Preußen bei allen spätern V. beibehalten und auf viele andere statist. Aufnahmen ausgedehnt und auch seitens vieler anderer deutscher Staaten, im J. 1886 auch in Frankreich für die V. angenommen worden.

Die Verwertung der Urmaterialien zu statistischen Tabellen erfolgte früher allgemein zunächst seitens jeder Gemeinde, wozu die ursprünglich tabellarische Gestalt der Urliste bequeme Gelegenheit bot, und dann stufenweise durch die höhern Verwaltungsbehörden für die Kreise, Regierungsbezirke, Provinzen und den ganzen Staat. Die Verbreiterung und Umgestaltung der Listen machte

dann aber den Gemeinden die Last der Übertragung so schwer, daß dieser Weg in vielen Staaten aufgegeben ist; entweder stellen dann bezahlte Agenten die Tabellen für bestimmte Gebietsteile auf, oder die statist. Landesstellen nutzen das gesamte Urmaterial unmittelbar aus. Im letztgedachten Falle, zuerst in großartiger Weise bei der V. von 1871 in Preußen durchgeführt, können je nach Maßgabe der verfügbaren Mittel alle Kombinationen der Einzelergebnisse zusammengestellt werden, sei es für den ganzen Staat oder einzelne Teile desselben. Ist die Aufnahme selbst mittels Individualzählkarten erfolgt, so können auch noch während der Aufbereitung des Zählungsergebnisses jederzeit neue Kombinationen der beobachteten Einzelthatsachen, je nachdem inzwischen deren Kenntnis wünschenswert geworden, mit geringem Aufwande an Zeit und Arbeitskraft zusammengestellt werden, was jedoch nicht thunlich ist, wenn die V. mittels Listen, welche die Einzelthatsachen schon in gewissen Kombinationen (z. B. nach Haushaltungen) enthalten, bewirkt worden ist.

Vgl. Engel, «Die Methoden der V.» (Berl. 1861); «Zeitschrift des königl. preuß. Statistischen Bureau» (1864 fg.); «Preußische Statistik» (Heft XXX, 1875; Heft XXXIX, 1. und 2. Teil, 1877 und 1882; Heft LXVI, 1883); die offiziellen Berichte über die statist. Kongresse.

Vollblut, s. u. Pferdezucht.

Vollblütigkeit, s. Hyperämie und Plethora.

Volldruckmaschine (frz. machine sans détente, engl. non-expansive engine), im Gegensatz zur Expansionsmaschine (s. d.) eine Dampfmaschine, welche während der ganzen Kolbenbewegung mit direktem Kesseldampf gespeist wird. (Vgl. Dampfmaschine.)

Volljährigkeit, s. Großjährigkeit.

Vollmacht, Generalvollmacht und Vollmachtsauftrag, s. unter Mandat.

Vollmar (Georg Heinrich von), Publizist und Politiker, geb. 7. März 1850 in München, wurde in einem Benediktinerkloster erzogen, trat dann in ein bayr. Kürassierregiment und machte 1866 als Lieutenant den Krieg gegen Preußen mit. Hierauf diente er kurze Zeit als Freiwilliger in der päpstl. Armee und trat nach seiner Rückkehr in den Dienst der Generaldirektion der bayr. Verkehrsanstalten. An dem Deutsch-Französischen Kriege von 1870 und 1871 nahm er als Telegraphenbeamter teil und wurde bei Blois schwer verwundet. Hierauf widmete er sich philos., wirtschaftlichen und polit. Studien, die ihn zum Sozialismus führten. Er übernahm 1877 die Leitung der «Dresdener Volkszeitung», wurde 1878 zu einem Jahr Gefängnis verurteilt und dann aus Dresden ausgewiesen und ging zuerst nach Zürich, 1880 nach Paris. Im J. 1881 wurde er im Wahlkreise Mittweida, 1884 im Wahlkreise München II in den Deutschen Reichstag gewählt, wo er einer der Führer der sozialdemokratischen Partei ist. Er schrieb: «Der gegenwärtige Stand der Waldschutzfrage» (Lpz. 1880); «Der isolierte soziale Staat» (Zür. 1880).

Vollreife (des Getreides), s. unter Ernte.

Vollschiff, s. Schiff.

Vollstreckbarkeit, s. unter Zwangsvollstreckung.

Vollstreckende Gewalt oder Vollziehende Gewalt, s. Exekutivgewalt.

Vollstreckung, s. Zwangsvollstreckung.

Vollstreckungsklausel, s. unter Zwangsvollstreckung.

Volme, linker Nebenfluß der Ruhr, im Regierungsbezirk Arnsberg der preuß. Provinz Westfalen, entspringt bei Meinerzhagen, nimmt links die Ennepe auf und mündet gegenüber Herdecke.

Volney (Constantin François de Chasseboeuf, Graf), ausgezeichneter franz. Schriftsteller, wurde 3. Febr. 1757 zu Craon in Anjou geboren. Da der Name Chasseboeuf für V.s Vater eine Quelle mannigfacher Neckereien war, so nannte er seinen Sohn, wahrscheinlich nach einem Gute, Boisgirais, welchen Namen dieser wieder mit dem wohlklingendern Volney vertauschte. V. studierte in Paris und trat 1783 eine Reise nach Ägypten und Syrien an. Um das Arabische gründlich zu erlernen, lebte er ein Jahr in einem kopt. Kloster. Er kehrte erst 1787 nach Paris zurück, wo er nun seine treffliche «Voyage en Syrie et en Égypte» (2 Bde., Par. 1787 u. öfter) erscheinen ließ. Großen polit. Scharfsinn zeigte er sodann in den «Considérations sur la guerre actuelle des Turcs avec les Russes» (Lond. 1788 u. Par. 1808), worin er die Eroberung Ägyptens von seiten Frankreichs vorschlug. Im J. 1789 wurde er in die Nationalversammlung gewählt. Obgleich kein Redner, war er als einer der eifrigsten Anhänger der Zeitphilosophie höchst einflußreich und, solange die Bewegung eine friedliche blieb, einer der thätigsten Reformer. Als die Schreckenszeit eintrat, erklärte er sich entschieden gegen die Anarchie, wurde deshalb verhaftet und verdankte seine Befreiung nur dem Sturze Robespierres. Im J. 1791 war sein oft gedrucktes und in alle Sprachen übersetztes Werk «Les ruines, ou méditations sur les révolutions des empires» (deutsch von Forster, 13. Aufl., Braunschw. 1880, und von Peters, 4. Aufl., Brem. 1881) erschienen, wozu er den Plan in seinen Unterhaltungen mit Franklin, den er bei Helvétius kennen gelernt, gefaßt hatte. Der Ruhm dieses Werks gründet sich sowohl auf die phantasiereiche Darstellung großer geschichtlicher Ereignisse als auf deren philos. Betrachtung. Hierauf erschien sein Werk «La loi naturelle, ou catéchisme du citoyen français» (Par. 1793), das nachher den Titel «Principes physiques de la morale» erhielt. Nach Robespierres Sturze wurde V. Professor der Geschichte an der Normalschule, und nachdem diese aufgelöst worden, unternahm er eine Reise durch Nordamerika, die er später in dem «Tableau du climat et du sol des États-Unis d'Amérique» (2 Bde., Par. 1803) beschrieb. Aus Amerika zurückgekehrt, nahm er eine Senatorstelle an. Obgleich er im Senat zur republikanischen Opposition gehörte, ernannte ihn doch der Kaiser zum Grafen. Ludwig XVIII. erhob ihn zum Pair. Er starb 25. April 1820 in Paris.

Von V.s Schriften sind noch anzuführen: «Leçons d'histoire prononcées à l'École normale» (Par. 1799; neue Aufl. 1810) und «Recherches nouvelles sur l'histoire ancienne» (3 Bde., Par. 1814—15). Seine «Oeuvres complètes» erschienen in acht Bänden (Par. 1820—26) und seine «Oeuvres choisies» in sechs Bänden (Par. 1827). Vgl. Berger, «Études sur V.» (Par. 1832).

Volo, Stadt in der griech. Nomarchie Larissa, Haupthafenplatz für ganz Thessalien, auf flachem Ufersaum am südwestl. Fuße des Pelion, im Hintergrunde der nördl. Bucht des Golfs von Volo (Sinus Pagasaeus), ist Sitz eines Metropoliten der

griech.-orthodoxen Kirche und des deutschen Konsuls für Thessalien, Station der Linie V.-Larissa der Thessalischen Eisenbahnen und zählt (1881) 4987 E., welche Schiffahrt, Handel und viel Gewerbe betreiben. V. besteht aus drei Teilen: der aus wenigen langen, dem Strande parallelen Häuserreihen bestehenden eigentlichen Stadt, dem sich westlich anschließenden Kastell, griech. Kastro, türk. Gölos (vielleicht aus dem antiken Namen Jolkos entstanden), mit einer Kaserne, einer Moschee und wenigen Türkenwohnungen, und dem landeinwärts gelegenen Dorfe V. In der Nähe des letztern wird auf dem eine Episkopi-Kapelle tragenden vorspringenden Ausläufer des Pelion das in der mythischen Vorzeit berühmte Jolkos (s. d.) gesucht; östlich der Stadt finden sich die Ruinen von Demetrias (s. d.), westlich die des alten Pagasae (s. d.). Am 10. Sept. 1823 wurde hier eine Anzahl türk. Schiffe durch eine griech. Flottille zerstört; am 11. April 1854 wurden bei V. griech. Insurgenten unter Grizanis und Vardelis von den Türken geschlagen und im Okt. 1881 ward die Stadt von den letztern geräumt.

Volontär, s. Freiwillige.

Volosca (Voluscа), Flecken im östl. Teile von Istrien, am Quarnerischen Golf, ist der Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, die zwei Gerichtsbezirke in sich schließt, und zählt (1880) 953, mit dem dazugehörigen Ort Abbazia 1313 E., welche Fischerei, Wein-, Öl- und Obsthandel treiben. Die Lage des Ortes ist wegen ihrer Schönheit, das Klima wegen seiner Milde berühmt, besonders Abbazia mit seinem Lorbeerwalde. Neuerdings ist Abbazia durch entsprechende Bauten, welche die Direktion der Österreichischen Südbahn dort aufführte, zu einem vielbesuchten Kurort geworden, der mit Fiume durch regelmäßige Dampfer in Verbindung steht.

Volpato (Giovanni), ausgezeichneter Kupferstecher, geb. 1738 zu Bassano, war in seiner Jugend mit Entwürfen für kunstgewerbliche Arbeiten beschäftigt. Später kam er nach Venedig, Parma und Rom. Seine Lehrer waren Joseph Wagner und Bartolozzi. In Rom nahm er teil an der Unternehmung einiger Kunstfreunde, Rafaels Werke im Vatikan stechen zu lassen. Die sechs Blätter, die er lieferte, verdienen großes Lob. Durch seine Ausgabe der Rafaelschen Loggien und ihrer Ornamente wurde V. der Stifter einer Schule trefflicher Zeichner, aus der auch Rafael Morghen, sein Schwiegersohn, hervorging. V. starb 26. Aug. 1803; sein Andenken hat Canova durch ein Relief in der Halle der Apostelkirche zu Rom geehrt.

Volsinii (Volsinium, Vulsinii, Velsuna), eine der Zwölfstädte Etruriens, jetzt Bolsena (s. d.).

Volsker (Volsci), Volksstamm des alten Italien, der sich durch seine Sprache (vgl. Corssen, «De Volscorum lingua», Naumb. 1858) als ein Zweig des umbrisch-sabellischen Stammes aufweist. (S. Italische Völker und Sprachen.) Ihr Gebiet war westlich von den Latinern und Hernikern, nördlich von den Marsern, östlich von den Samnitern und Auruncern, südlich durch das Meer begrenzt und zerfiel durch den Lauf des untern Liris (Garigliano) und des mit diesem zusammenfließenden Trerus (Sacco) in zwei ziemlich gleiche Teile, beide durch hohe Berge, die heute noch sog. Volskerberge, Schutz und Angriffspunkte gegen die Nachbarn gewährend. Im nördl. Teil lagen die Städte Sora, Arpinum, Fregellä, Aquinum, Casinum (Monte-Casino); im südlichen, dessen westl. Seite durch die Pontinischen Sümpfe eingenommen war, Fabrateria, Privernum, Antium, Circeji, Tarracina. Suessa-Pometia wurde frühe latinische Kolonie und noch vor der Unterwerfung des ganzen Landes zerstört. In der Geschichte sind die V. bekannt durch ihre seit Tarquinius Superbus beinahe zwei Jahrhunderte lang geführten Fehden mit Rom und dem latinischen Bunde. Von Tarquinius besiegt, kamen sie im Verein mit den Äquern in den ersten Zeiten der Republik wieder empor und wurden nach der übrigens verworrenen Tradition besonders 488, als der verbannte Coriolan sie führte, für Rom gefährlich. Indessen durch den Beitritt der Herniker zum latinischen Bunde 386 wurde ein Keil zwischen Äquer und V. getrieben. Die röm.-latinische Macht ging Schritt für Schritt vor, legte eine Kolonie nach der andern an, zuerst an der Seeküste, dann im Innern und wurde nach den Kriegen 389—377 bis Mitte des 4. Jahrh. v. Chr. vollkommen Herr des ganzen Landes, das, obschon noch einzelne Erhebungen gegen Rom stattfanden, bald gänzlich latinisiert war. Die volskische Stadt Arpinum hat Rom den Marius und Cicero gegeben.

Völsunge, s. Welsunge.

Volt, die Einheit der Elektromotorischen Kraft, s. unter Elektrische Einheiten.

Volta (Rio), s. Rio Volta.

Volta, Flecken in der ital. Provinz Mantua, mit (1881) 1711, als Gemeinde 4184 E., 5 km westl. des Mincio am Rande des Hügellandes, Sammelpunkt vieler Straßen, wurde geschichtlich denkwürdig durch die blutigen Kämpfe am 26. und 27. Juli 1848. Zum Schutze des nach der Niederlage bei Custozza in der Versammlung begriffenen ital. Heeres sollten die sardin. Brigaden Savoyen und Savona am 26. abends V. besetzen, doch kam ihnen die österr. Vorhut (Brigade Liechtenstein) hierin zuvor und hielt sich zwei Stunden gegen die Angriffe der Sardinier, deren Brigade Savoyen in V. eindrang und bis Mitternacht die westl. Hälfte des Fleckens besetzte. Mit Hilfe der um 8 Uhr abends eingetroffenen Brigade Kergan wurde dagegen die Brigade Savona in die Ebene hinabgeworfen, und in der Nacht trafen die österr. Division Schaffgotsche am Nordausgange von V. und die Kavalleriedivision Taxis mit der Artilleriereserve bei Petachi ein. Am 27. früh 4 Uhr erneuerte das österr. Korps d'Aspre den Angriff und nötigte das während der Nacht durch die Brigade Regina und die Kavalleriebrigade Gazelli verstärkte ital. Korps Sonnaz um 6½ Uhr zum Rückzuge von V. und San-Felice. Die Division Taxis wollte verfolgen, wurde aber durch die Brigade Gazelli, welche Col del Diavolo bis 9 Uhr hielt, daran verhindert.

Volta (Alessandro, Graf), einer der berühmtesten Physiker, war aus einer angesehenen Familie zu Como 18. Febr. 1745 geboren. Er studierte auch daselbst und zeigte damals ebenso viel Neigung für die exakten Wissenschaften als für die Dichtkunst. Zwei physik. Abhandlungen (1769 und 1771), worin er einen neuen elektrischen Apparat beschrieb, gründeten seinen Ruf. Er wurde 1774 Rektor des Gymnasiums und Professor der Physik in Como, 1779 aber an die Universität zu Pavia versetzt. Schon 1777 hatte er den Elektrophor und das Elektroskop erfunden. Dann leitete ihn die Beobachtung von Luftblasen, die aus einem stehenden

Gewässer aufstiegen, auf wichtige Entdeckungen in der Lehre von den Gasarten. Hieraus entstanden das elektrische Pistol, das Eudiometer und die Lampe mit entzündlicher Luft. Er erfand 1782 den Kondensator. Von nun an wendete sich seine Forschung vorzugsweise den meteorolog. Erscheinungen zu. Er untersuchte und beschrieb das Feuer zu Velleja und Pietra-Mala. In der Folge erhöhte seinen Ruhm die Erfindung der nach ihm benannten **Voltaschen Säule**, durch welche er der Entdeckung Galvanis einen hohen wissenschaftlichen, sowie praktischen Wert verschaffte. (S. **Galvanische** oder **Voltasche Batterie**.) V. hatte seit 1777 die Schweiz und Savoyen, 1782 mit Scarpa Deutschland, Holland, England und Frankreich bereist. Nach seiner Rückkehr führte er in der Lombardei den Kartoffelbau ein. Bei seiner Anwesenheit in Paris fand seine Erfindung der elektr. Säule solche Bewunderung, daß ihm der Erste Konsul ein Geschenk von 6000 Frs. machte, worauf ihn auch das Französische Institut 1802 als Mitglied aufnahm. Hierauf war er Abgeordneter der Universität zu Pavia auf der Versammlung in Lyon. Napoleon ernannte ihn zum Grafen und Senator des Königreichs Italien; auch war er eins der ersten Mitglieder des Italienischen Instituts. Im J. 1804 legte er sein Amt nieder. Kaiser Franz ernannte ihn 1815 zum Direktor der philos. Fakultät bei der Universität zu Pavia. Später lebte V. in Como, wo er 5. März 1827 starb. Sein Denkmal in Pavia wurde 28. April 1878 enthüllt. Die «Collezione delle opere del Alessandro V.» gab Antinori (5 Bde., Flor. 1816) heraus. Vgl. Volta, «Alessandro V.» (Mail. 1875).

Voltaire (François Marie Arouet de), berühmter franz. Geschichtschreiber, Philosoph, Kritiker, Gelehrter, Dichter, Dramatiker und Romanschriftsteller, geb. 21. Nov. 1694 zu Paris (nicht 20. Febr. 1694 zu Châtenay-les Bagneux bei Sceaux, wie irrtümlich oft angegeben wird), fühlte sich in früher Jugend von einem unwiderstehlichen Hange zur Poesie und Belletristik hingezogen. Er widerstrebte daher dem Wunsche seines Vaters, der, in dem ansehnlichen Amte eines Trésorier de la chambre des comptes, ihn für den Richterstand bestimmte, und schöpfte in der adeligen und schöngeistigen Gesellschaft, mit welcher ihn sein Pathe, der Abt von Châteauneuf, in Berührung brachte, die ersten Keime der epikureischen und freidenkerischen Weltansicht, die ihn später so berühmt machte. Schon in seinem 21. Jahre wegen seiner satirischen Laune bekannt, wurde er 1718 auf vier Monate in die Bastille gesetzt, weil man ihn beschuldigte, in Versen den Regenten und die Herzogin von Berri angegriffen zu haben. Während seiner Gefangenschaft schrieb V. seine Tragödie «Oedipe», die am 18. Nov. desselben Jahres bei erster Aufführung den glänzendsten Erfolg errang. Bald ließ er zwei andere Tragödien: «Artémise» (1720) und «Mariamne» (1725), folgen. Das Erscheinen der «Henriade» (im Winter von 1723 bis 1724 zu Rouen) zeigte sein Talent auf einem ihm besser zusagenden Gebiet. Als ein Streit mit dem Chevalier von Rohan für den jungen Dichter abermalige Gefangenschaft, nachher Verbannung aus Frankreich zur Folge hatte, begab er sich nach England und machte sich während eines dreijährigen Aufenthalts (1726—28) mit der dortigen Philosophie und Litteratur vertraut, die er nachher in seinem Vaterlande einbürgerte. Heimlich nach Paris zurückgekehrt, konnte er daselbst ungehindert finanzielle Handelsgeschäfte, die ihm großen Gewinn brachten, betreiben, während er seine Berühmtheit auf den höchsten Grad steigerte durch seine Tragödien «Brutus» (1730), «Eryphile» (1731), «Zaïre» (1732), «Adelaïde Duguesclin» (1734) und die Herausgabe des «Temple du goût» (1733) und der «Histoire de Charles XII». Die 1735 der Öffentlichkeit übergebenen «Lettres philosophiques sur les Anglais» zogen ihm neue Verfolgung zu. Er entfloh nach dem Schlosse Cirey in Lothringen, wo er in vertrautem Umgange mit der berühmten Marquise Duchâtelet lebte (1735—40). Hier verfaßte oder entwarf er die «Éléments de la philosophie de Newton» (1738), die Tragödien «Alzire», «Mahomet» und «Mérope», den «Discours sur l'homme», das «Siècle de Louis XIV», den «Essai sur les mœurs et l'esprit des nations» und die «Pucelle d'Orléans». Infolge einer kurzen Reise nach Berlin (1740) wurde er vom franz. Ministerium nach Paris zurückberufen. Er schrieb nun verschiedene Opern, die in Versailles zur Aufführung kamen, und erhielt durch seine Gönnerin, Frau von Pompadour, das Diplom des Hofhistoriographen, das Ehrenamt eines «gentilhomme de la chambre du roi» und einen Sitz in der Französischen Akademie (1746).

Doch fiel er bald in Ungnade und ging, als er die Tragödien «Sémiramis» (1748) und «Oreste» (1749) veröffentlicht hatte, nach Nancy, dann (Juli 1750) nach Berlin, wo Friedrich d. Gr. ihm Wohnung im Schlosse, eine Kammerherrenstelle, den Orden pour le mérite und einen Jahrgehalt von 6000 Thlrn. erteilte. Die Verbindung des Königs mit V. war indes von kurzer Dauer. Es traten Zwistigkeiten ein, die V. zum Teil verschuldet, und dieser verließ 26. März 1753 den preuß. Hof und reiste nun eine Zeit lang in Deutschland herum. In Frankfurt ließ ihn der König verhaften, um eine Sammlung seiner Gedichte zurückzuerhalten, welche Satiren auf mehrere Fürsten enthielt und nur in wenigen Exemplaren gedruckt worden war. V. schrieb in dieser Zeit für die Herzogin von Sachsen-Weimar das mittelmäßige Buch «Les annales de l'Empire», ging dann nach Straßburg, Colmar, Lyon und siedelte sich endlich 1758 unweit Genf an, zu Ferney im jetzigen Depart. Ain. Hier in einem stattlichen Hause, das er sich bauen ließ, verflossen seine letzten 20 Lebensjahre, während welcher er eine staunenswerte Geistesthätigkeit entwickelte. Von seinen Bewunderern an die Spitze der Oppositionsbewegung gestellt, verkündete V. in dem «Dictionnaire philosophique» (1764; eine Sammlung von 7 Bänden der Artikel, welche er für Diderots berühmte «Encyclopédie» verfaßt hatte), in der «Philosophie de l'histoire», in der «Bible commentée», im «Examen de Bolingbroke» und in vielen andern Schriften, die nur eine temporäre Wichtigkeit behalten haben, zwei Jahrzehnte hindurch die freigeistigen Lehren, die eine wesentliche Veränderung der allgemeinen Denkungsweise in Bezug auf Kirchen- und Staatswesen herbeiführen halfen. Nebenher gab er Belege von seinem Talent als Geschichtschreiber und Dichter in «L'orphelin de la Chine», «Tancrède» (1760), «Histoire de Russie sous Pierre-le-Grand» (1759—65) u. s. w. Bei so verschiedenartigen Beschäftigungen fand er noch Zeit, einen sehr ausgedehnten Briefwechsel zu führen, Tendenzromane zu schreiben

und eine zahlreiche Menge Episteln, Satiren, Epigramme, Erzählungen abzufassen. Sein Auftreten für die Märtyrer der Glaubens- und Denkfreiheit und die Opfer des Absolutismus: Calas, Sirven und Lally, seine Reklamationen zu Gunsten der Leibeigenen des Stifts St.-Claude, die Herausgabe der «Commentaires sur Corneille», für die Aussteuer einer Nichte dieses Dichters, krönten würdig sein Leben. Im Febr. 1778 unternahm er eine Reise nach Paris, um daselbst die «Irène», eine seiner letzten Dichtungen, aufführen zu sehen, und wurde mit solchen Bezeigungen von Enthusiasmus aufgenommen, daß seine Gesundheit einen starken Stoß davon erlitt. V. starb drei Monate nachher zu Paris in der Nacht vom 30. zum 31. Mai 1778. Man setzte seine Leiche 2. Juni in der Stiftskirche Notre-Dame von Scellières (im bischöfl. Sprengel von Troyes) bei. Während der Revolution (11. Juli 1791) veranstaltete man zu seinen Ehren eine Totenmesse und brachte seine Reste sowie die Rousseaus mit großem Gepränge ins Pantheon. Im Mai 1814 wurde seine Leiche mit der Rousseaus von dem königl. Münzdirektor Puymorin und dessen gleichnamigem Vetter heimlich entfernt und in eine Kalkgrube vor der Barrière de la Gare geworfen. Infolge eines in Paris hierüber verbreiteten Gerüchts ließ Napoleon III. die Särge im Pantheon 1864 öffnen, welche leer befunden wurden. V.s Herz wurde einbalsamiert in Ferney beigesetzt, später nach dem Schlosse Villette bei Pont-Ste.-Marence gebracht und 1864 in der Staatsbibliothek zu Paris aufbewahrt. Am 30. Mai 1878 wurde in ganz Frankreich das Andenken von V.s 100jährigem Todestage gefeiert. Eine Marmorstatue von V. (von Pigalle) befindet sich zu Paris im Französischen Institut, eine andere (von Houdon) im Foyer des Théâtre français.

V.s Einfluß auf sein Zeitalter ist von unermeßlichen Folgen gewesen. Obwohl mehr Talent als Charakter und von kleinen Motiven nicht selten beherrscht, dabei eitel und frivol bis zum Übermaß, hat er dennoch am meisten dazu beigetragen, die überlieferte Autorität, hauptsächlich auf kirchlichem und litterarischem Gebiet, gründlich zu erschüttern. Mögen auch jetzt seine philos. Schriften oft wie platte Abdrücke des engl. Deismus, seine ästhetischen Urteile z. B. über das Antike oder über Shakespeare trivial, seine histor. Arbeiten oberflächlich erscheinen, so hat er doch auf diesen wie auf andern litterarischen Gebieten die neue Zeit des 18. Jahrh. recht eigentlich heraufführen helfen. Mit eminentem gesunden Menschenverstand, großem Formentalent und vielseitiger litterarischer Gewandtheit begabt, hat er fast kein Gebiet der Litteratur unberührt und unverändert gelassen. Seine Gelegenheitsschriften, namentlich in den bekannten Fällen von Calas (s. d.) und Lally-Tolendal (s. d.), worin er die alte geistliche und weltliche Justiz bekämpfte, machen nicht nur seinem Namen Ehre, sondern sind auch ihrem Einflusse nach histor. Thatsachen gleichzustellen. Seine histor. Bücher haben teils, wie die «Histoire de Charles XII» und das «Siècle de Louis XIV», den geschichtlichen Stoff in elegantester Form dem großen Publikum anziehend und genießbar gemacht, teils, wie der «Essai sur les mœurs et l'esprit des nations», den Zusammenhang der histor. Entwickelung zuerst pragmatisch darzustellen gesucht, wenn auch gerade hier überall mit der sichtbaren polemischen Tendenz gegen Priestertum und positiven Glauben. Als Dichter hat er sich in der leichten Poesie mit der größten Meisterschaft bewegt. Ist die «Henriade» mehr ein kaltes rhetorisches Tendenzgedicht gegen den religiösen Fanatismus, das aber auf seine Zeit mächtig gewirkt, sind seine dramatischen Werke, selbst die berühmtesten, nur weit hinter den Werken von Corneille und Racine zu verzeichnen (vielleicht mit Ausnahme der «Mérope» [1737], welche die Zeitgenossenschaft mit Racines «Athalie» auf eine Stufe gestellt; sein damals hochberühmter «Mahomet» steht ungleich tiefer), so ist er dagegen im leichten Gedicht, in der Satire, in der poetischen Epistel, im Tendenzroman (z. B. «Candide», «Zadig») unter seinen Zeitgenossen unerreicht geblieben. Auch die «Pucelle», welche das Schmutzigste und Gemeinste mit vollendeter Eleganz und Leichtigkeit behandelt, zeugt für diese Meisterschaft. Die Opposition gegen die litterarischen und kirchlichen Autoritäten zieht sich als leitender Gedanke durch dies alles hindurch, und so wenig er sich sonst konsequent blieb, so mannigfaltige Wandlungen Leichtsinn und Eitelkeit ihn durchleben ließen, hat er doch diesen Kampf mit Zähigkeit und großem Erfolge durchgeführt. V. repräsentiert den Geist und die sittliche Anschauung der vornehmen Gesellschaft vor und in der Erschütterung von 1789. Direkt an ihn knüpfen sich die Girondisten an, während die Montagnards Rousseaus Schüler sind.

Von den vielen Ausgaben seiner «Oeuvres» sind zu nennen die berühmte von Beaumarchais mit Vorreden und Anmerkungen von Condorcet (70 Bde., Kehl 1784—89) und die mit Anmerkungen u. s. w. von Beuchot (70 Bde., Par. 1829—34), nebst einem analytischen Verzeichnis (2 Bde., 1841). Letztere ist, wenn auch nicht die schönste, doch die vollständigste und in manchen Beziehungen beste von allen bisherigen Ausgaben. Eine neuere Gesamtausgabe erschien seit 1877 unter dem Titel «Oeuvres complètes de V.». Hierzu kommen noch verschiedene Briefsammlungen, wie «Voltaire et le président de Brosses» (Par. 1860), «Lettres inédites» (gesammelt von Cayrol, 2 Bde., Par. 1856), «V. à Ferney etc.» (herausg. von Navoux, Par. 1860); Coquerel, «Lettres inédites sur la tolérance» (Par. 1863) u. s. w. Unter den zahllosen biographischen Schriften über V. sind, außer den ältern von Condorcet, Linguet, Wagnière und Longchamp, Harel zu nennen: Hettner, «Litteraturgeschichte des 18. Jahrh.» (2. Aufl., Braunschw. 1866—68); Bungener, «V. et son temps» (2 Bde., Par. 1851); Venedey, «Friedrich d. Gr. und V.» (Lpz. 1859); Horn, «Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth» (Berl. 1865); Meyer, «V. und Rousseau in ihrer sozialen Bedeutung» (Berl. 1856); Desnoiresterres, «V. et la société française au XVIII° siècle» (Par. 1867; 7 Bde., 1876); derselbe, «Iconographie voltairienne» (Par. 1878); Magnard, «V., sa vie et ses œuvres» (2 Bde., Par. 1867); Rosenkranz, «Voltaire» (im «Neuen Plutarch», Bd. 1, Lpz. 1874); Strauß, «V.' Sechs Vorträge» (5. Aufl., Bonn 1878); Mahrenholtz, «V.s Leben und Werke» (2 Bde., Oppeln 1885).

Voltaisch, s. Galvanisch. — **Voltaismus**, s. Galvanismus.

Voltamĕter heißt ein auf der elektrochemischen Zerlegung oder Elektrolyse (s. d.) beruhendes Instrument, welches zur Messung der Stärke galvanischer Ströme dient. Das V. ist mithin ein elektro-

chemischer Strommesser, d. h. ein Rheo- oder Galvanometer, bei welchem aus der Menge einer elektrolytisch zerlegten Flüssigkeitsmenge, gewöhnlich aus der verdünnten Schwefelsäure, einer Kupfersulphat- oder einer Silbernitratlösung, auf die Stromstärke geschlossen wird (Faraday 1834). Bei der elektrolytischen Zersetzung des mit Schwefelsäure gemischten Wassers gibt die Quantität der getrennten Gase des Wassers, d. i. des gesonderten Wasser- und Sauerstoffs, oder ihres Gemenges, d. i. des erhaltenen Knallgases, das Maß für die Stromstärke. Bei den Lösungen von Metallsalzen dienen die Metallniederschläge an der negativen Elektrode zur Messung des Voltaschen Stroms. Nach Jakobi (1839) ist die chemische Einheit der Stromstärke derjenige Strom, welcher in einer Minute 1 ccm Knallgas bei 0° C. und 760 mm Luftdruck liefert. Genauer als die V. sind die elektromagnetischen Galvanometer (s. d.).

Voltasche Batterie, Voltasche Kette, Voltasche Säule, s. Galvanische oder Voltasche Batterie. — **Voltascher Strom,** s. Galvanischer oder Voltascher Strom.

Volte (frz., vom lat. volvere, Wendung, Kreislauf), in der Reitkunst der Kreisritt oder das Reiten auf einem den Hufschlag berührenden kleinen Kreise, wodurch das Pferd biegsam und gewandt gemacht werden soll. Die V. ist gewöhnliche Volte, wenn Vorder- und Hinterfüße nur Einen Hufschlag beschreiben, Traversvolte, wenn die Hinterfüße der Mittelpunkt sind, um welche das Vorderteil den äußern Kreis beschreibt, oder umgekehrt Renversvolte. Die halbe Volte wird als Kehrtwendung bezeichnet.

In der Fechtkunst (s. d.) und zwar beim Stoßfechten ist Volte die geringere oder größere kreisförmige Drehung des Körpers mit gleichzeitiger Vorsetzung eines Fußes, zu dem Zweck, dem Gegner eine schmalere Front zu zeigen und so seinen Stoß an der innern Seite vorbeischießen zu lassen. Je nach dem Grade der Drehung unterscheidet man Viertel-, halbe, ganze V.

Im Kartenspiel versteht man unter Volte die kartenspielerische Gewandtheit, die Karten während des Mischens so zu wenden, daß eine gewisse Karte an einen bestimmten Platz zu liegen kommt.

Volterra, Stadt in der ital. Provinz Pisa, Hauptort eines Bezirks, auf einem 554 m hohen Berge, der bei klarem Wetter eine von dem Hauptkamme der Apenninen bis Corsica reichende Fernsicht gestattet, ist Sitz eines Bischofs, zählt (1881) 5712 (Gemeinde 13719) E. und hat Marmor-, Gips- und Alabasterbrüche, Salzwerke und Steinkohlengruben. Den hauptsächlichsten Erwerbszweig der Bevölkerung bildet die fabrikmäßige Anfertigung vorzüglicher Alabasterarbeiten in 60 Werkstätten; den 29 Brüchen der Umgegend entnimmt man jährlich etwa 580000 kg Alabaster, doch werden die feinern der zu V. verarbeiteten Sorten in den Gruben von La Castellina, südlich von Livorno, gebrochen. In der Nähe von V. sind reiche Salzquellen mit Salinen (Endpunkt der Eisenbahn Cecina-Saline di Volterra) und berühmte Boraxquellen.

Aus dem Altertum sind vorhanden: die 7280 m im Umfang haltende, vor Porta Fiorentina und im Klostergarten von Sta. Chiara 12 m hohe und 4 m dicke, aus horizontalen Sandsteinblöcken geschichtete Stadtmauern, Spuren eines Amphitheaters bei Porta Fiorentina, Thermen, Grabstätten, die Porta dell' Arco, ein 6 m hoher Rundbogen und die Piscina, außerhalb der Citadelle, ein auf sechs Säulen ruhender Wasserbehälter. Der 1120 von Papst Calixtus II. geweihte, 1254 durch Niccolò Pisano erweiterte Dom ist ausgezeichnet durch den Reichtum an Bildwerken im Innern und besitzt im Oratorio di San Carlo ein treffliches Gemälde (Verkündigung, 1491) von Luca Signorelli. Die auf der Stelle eines Sonnentempels errichtete, angeblich aus dem 7. Jahrh. stammende achteckige Taufkirche San-Giovanni hat ein Ciborium von Mino da Fiesole (1471) und einen Taufstein von Andrea Sansovino (1502). Die got. Kapelle der Confraternità della Croce di Giorno von 1315 in San-Francesco hat Fresken von 1410. Das seit 1731 bestehende Museo Nazionale (ehemals Museo Civico) im Palazzo Tagassi enthält über 400 der spätesten etrusk. Kunstperiode angehörende Graburnen aus Alabaster, Sandstein und Terracotta, Marmorskulpturen, Vasen, Münzen, Bronzen, Goldsachen, schöne Glasgefäße, Inschriften, das Archiv und eine Bibliothek von 13000 Bänden. Die Citadelle, jetzt Zuchthaus, besteht aus der Rocca Vecchia (Cassero), 1343 durch Walther von Brienne auf den antiken Stadtmauern der Südostecke V.s aufgeführt, und aus der Rocca Nuova, von den Florentinern nach der 17. Juni 1472 erfolgten Einnahme der abgefallenen Stadt erbaut; ein Teil der Rocca Nuova ist der berüchtigte Turm «Il Mastio di V.», wo der unglückliche Mathematiker Lorenzo Lorenzini auf Befehl des Großherzogs Cosimo III. 1682—93 gefangen saß. Der Palazzo dei Priori oder Palazzo pubblico, ein stattliches Gebäude von 1208—57 besitzt eine Anzahl von Gemälden, darunter ein schönes von Luca Signorelli aus dem J. 1491.

Die Stadt hieß im Altertum etrusk. Velathri, bei den Römern Volaterrae und war eine der größten der zwölf Bundesstädte Etruriens, später röm. Municipium. In V. sammelte sich aus den Resten der besiegten Partei der Marianer ein Heer von vier Legionen, welches sich nach zweijähriger Verteidigung gegen Sullas Truppen 79 v. Chr. ergab, doch wurde die Besatzung, welche gegen freien Abzug kapituliert hatte, niedergehauen. Die Stadt, mittellat. Volaterra und Vulterra, verlor 1361 ihre Selbständigkeit und kam an Florenz. V. ist Geburtsort des röm. Dichters Persius und des Daniele da Volterra (s. d.), eines Schülers Michel Angelos.

Volterra (Daniele da, ursprünglich Ricciarelli), Maler und Bildhauer, geb. 1509 in Volterra, soll seine erste Bildung in Siena durch Baldassare Peruzzi und Sodoma erhalten haben; einflußreicher war indes auf ihn später in Rom Perin del Vaga und vor allen Michel Angelo. V. wußte die Eigentümlichkeiten seines Meisters sich in hohem Grade zu eigen zu machen, namentlich eine ungemeine Herrschaft über die Zeichnung, selbst bei den schwierigsten Verkürzungen, zu erlangen, während er in der Farbe kalt blieb. An den Arbeiten im Vatikan war V. vorzüglich thätig; besonders berühmt aber war von ihm die Kreuzabnahme in Trinità de' Monti, ein großartiges, gegenwärtig aber sehr beschädigtes Fresko, welches P. Toschi trefflich gestochen hat. Eine andere Kreuzabnahme V.s ist im königl. Museum zu Neapel, eine dritte, ehemals in der Galerie Orleans, geriet durch Kauf nach England. Außerdem sind zu erwähnen eine Grablegung nach der Komposition Michel Angelos zu

Castle-Howard, Taufe Christi in San-Pietro in Montorio, eine Heilige Familie in der Galerie zu Dresden, der Kindermord, in den Uffizien zu Florenz, David und Goliath im Louvre. Später wandte er sich, ebenfalls unter Michel Angelos Vorgang, der Plastik zu. Er begann eine Statue des heil. Michael für die Engelsburg, die aber unvollendet blieb. Auch die von Katharina von Medici ihm aufgetragene Reiterstatue Heinrichs II. wurde nur zum Teil fertig, da bloß das Pferd in Bronze gegossen ward, welches später auf der Place-Royale zu Paris Ludwig XIII. trug. V. starb zu Rom 4. April 1566.

Voltigeurs hießen bei der franz. Infanterie die Mannschaften der Elitenkompagnie des linken Flügels im Bataillon, zu denen, da sie zum zerstreuten Gefecht bestimmt waren, die gewandtesten Leute und besten Schützen ausgewählt wurden. Die V., 1803 durch Napoleon I. eingeführt, bestanden anfangs in selbständigen Kompagnien, wurden aber später den Bataillonen einverleibt und 1868 durch Napoleon III. abgeschafft.

Voltigieren heißt, sich mit Kunst auf oder über das Pferd schwingen, überhaupt künstliche Sprünge machen; in der Turnersprache ist Voltigieren die veraltete Bezeichnung für Pferdspringen. (S. Pferd als Turngerät.)

Voltolini (Rudolf), namhafter Mediziner, geb. 17. Juni 1819 zu Elsterwerda, studierte 1838—44 zu Breslau und Berlin Medizin, ließ sich sodann als praktischer Arzt in Berlin, später in Groß-Strehlitz und Lauenburg in Hinterpommern nieder und übernahm 1852 das Kreisphysikat in Falkenberg in Oberschlesien. Im J. 1862 habilitierte er sich in Breslau als Privatdocent für Otiatrik und Laryngoskopie und wurde 1868 zum außerord. Professor an der dortigen Universität ernannt. V. hat sich wesentliche Verdienste um die Laryngoskopie, um die Bespiegelung der Rachen- und hintern Nasengegend, sowie um die Anwendung der Galvanokaustik gegen Kehlkopf- und Nasenkrankheiten erworben. Von seinen Arbeiten sind zu nennen: «Die Rhinoskopie und Pharyngoskopie» (Bresl. 1861; 2. Aufl. 1879), «Die Anwendung der Galvanokaustik im Innern des Kehlkopfes und Schlundkopfes» (Wien 1867; 2. Aufl. 1872), «Über Nasenpolypen und deren Operation» (1880).

Voltri, Hafenstadt in der ital. Provinz und im Bezirk Genua, an der Mündung der Cerusa, Station der Bahnlinie Genua-Savona-Ventimiglia, hat große Schiffswerften und zählt (1881) 13749 E., welche Papier-, Tuchfabriken und eine Baumwollspinnerei unterhalten und Handel mit Konfituren treiben. V. hieß im Altertum Veturium, mittellat. Vulturum und Vulturi.

Voltumna, etruskische Göttin des Bundestempels der Zwölfstädte (wahrscheinlich am Vadimonischen See), bei welchem die Bundesversammlungen abgehalten wurden.

Volturno (im Altertum Volturnus), Fluß im südl. Italien, die Hauptwasserader der Landschaft Campanien, entspringt in der Provinz Campobasso am Monte-Santa-Croce bei Castellone, tritt hierauf in die Provinz Caserta, fließt nach Südosten bis zur Einmündung des von links kommenden Calore, dann westlich an Capua vorbei, um bei Castel-Volturno nach einem sehr gewundenen, 157 km langen Laufe in den Golf von Gaëta zu münden. Die Volturno-Linie ist durch die Kämpfe zwischen Garibaldi und den königl. neapolit. Truppen (19., 21. Sept. und 1. Okt. 1860) bekannt geworden.

Voltz (Joh. Michael), deutscher Maler, Zeichner und Kupferstecher, geb. 15. Okt. 1784 in Nördlingen, lernte bei dem Kupferstecher und Landschaftsmaler Friedrich Weber in Augsburg. Hierauf kam V. in das Geschäft des Kunsthändlers von Herzberg in Augsburg, für den er mehrere Blätter arbeitete, die Aufsehen erregten. Im J. 1809 wandte er sich nach Nürnberg und trat daselbst zu dem Kunsthändler F. Campe, welcher damals der volkstümlichen Kunst die ausgedehnteste Pflege zuwandte, in nähere Beziehungen; 1812 nahm er seinen Wohnsitz wieder in Nördlingen, wo er 17. April 1858 starb. Er war ein Talent von großer Vielseitigkeit und hatte sich beinahe in allen Zweigen der Kunst versucht. Das Vorzüglichste leistete er jedoch als volkstümlicher Illustrator. Den meisten Wert besitzen V.' zahlreiche Zeitbilder, in denen er die Epoche der Napoleonischen Herrschaft und der Befreiungskriege bis 1815 darstellte. Man hat über 4000 Blätter von ihm. Vgl. K. Hagen, «Der Maler Johann Michael V. von Nördlingen» (Stuttg. 1863).

Friedrich V., des vorigen Sohn, Tiermaler, geb. zu Nördlingen 31. Okt. 1817, trat aus dem Atelier seines Vaters 1834 in die münchener Akademie über, wo er nach Adam radierte. Reisen durch Mitteleuropa und Italien 1843—45 bildeten ihn jedoch in viel höherm Maße. Nach München zurückgekehrt, vertrat V. mit Stange, Schleich u. a. auf der Basis seiner an den alten Meistern gemachten Studien die streng koloristische Richtung seines Fachs. Seit dem Ende der vierziger Jahre stand V. an der Spitze der deutschen Tiermalerei. V. wurde Professor und Mitglied der Akademien von München, Wien und Berlin. Er starb in München 25. Juni 1886.

Ludwig V., Bruder des vorigen, geb. 28. April 1825 in Augsburg, Schüler der münchener Akademie, erwählte die Darstellung des Pferdes als besonderes Gebiet, doch gaben ihm viele Reisen auch Anregung zur Landschaftsmalerei. — Karl, der zweite Bruder, geb. 4. Nov. 1826 zu Augsburg, ist Zeichenlehrer am Realgymnasium in Nürnberg.

Volumen (lat.) oder Rauminhalt nennt man die Größe des Raums, den ein Körper, unabhängig von seiner Gestalt, einnimmt. Bei gleichem Gewicht steht das V. zweier Körper im umgekehrten Verhältnisse ihrer Dichtigkeit. Da sich chemisch verwandte, gasförmige Körper immer in sehr einfachen Volumenverhältnissen verbinden, so fallen auch ihre Volumengewichte oder spezif. Gewichte mit ihren Atomgewichten zusammen, wenn man die Dichte des Wasserstoffs = 1 setzt und das spezif. Gewicht auf 0° C. und 760 mm Barometerstand bezieht.

Volumenométer oder Stereométer (s. d.) heißt ein Instrument, welches zur Messung des Rauminhalts pulveriger Körper dient.

Voluméter, s. unter Aräometer.

Volumetrie (Maßanalyse, Titrierverfahren), s. Analyse.

Volumnius (Lucius), befehligte nach der freilich sehr unsichern röm. Tradition bei Livius mit Einsicht und Erfolg in seinem ersten Konsulat 307 v. Chr. gegen die Sallentiner in Calabrien und ebenso in seinem zweiten Konsulat 296 v. Chr. gegen die Samniten, kam dann rechtzeitig seinem berühmten Kollegen Appius Claudius Cäcus in Etrurien

zu Hilfe und führte auch noch das Jahr darauf mit verlängertem Oberbefehl den Krieg gegen die Samniten erfolgreich weiter.

Völund, s. Wieland, der Schmied.

Volunteers (engl.), s. unter Freiwillige.

Volupia, bei den alten Römern die Personifikation des Vergnügens, der Priesterausdruck für voluptas.

Volusca, s. Volosca.

Völuspá, d. h. die Weissagung der Völva, ist das großartigste Gedicht der Eddalieder, die vielumstrittene Hauptquelle germanischer Mythologie. Die Völva, d. h. die Stabträgerin, genannt nach dem Zauberstabe der Zauberinnen, tritt auf und erheischt Schweigen. Sie berichtet alsdann den Menschen von dem Urgeschlecht der Riesen, von dem goldenen Zeitalter der Götter auf dem Idhafelde, vom ersten Kriege, von dem Weltenbaum Yggdrasil; darauf wendet sie sich zu dem Treiben der Götter und zu den Stätten, wo die denselben feindlichen Elemente wohnen. Endlich bricht das Göttergeschick herein: der Höllenhund entledigt sich seiner Fesseln, der gebundene Loki wird frei, alle sittliche Bande auf Erden lösen sich, der Weltbaum erbebt, die Götter gehen zur Versammlung. In dem großen Kampfe, welcher darauf stattfindet, fallen Odhin, Frey und Thor; Surt verbrennt mit Feuer Himmel und Erde. Allein eine neue Erde taucht verjüngt aus dem Meere auf, gute, friedliebende Götter kehren zurück und regieren dieselbe, in der Böses, Tod und Zerstörung nicht mehr sein wird. Mancherlei in dem Gedicht ist nicht leicht verständlich und daher ist dasselbe Veranlassung wissenschaftlichen Streits gewesen. Nachdem man schon mehrfach christlichen Einfluß auf das Gedicht nachzuweisen gesucht hatte, suchte es Bang («Völuspa und die Sibyllinischen Orakel», aus dem Dänischen von Poestion, Wien 1880) als eine Nachbildung eines Sibyllenliedes zu erklären. Die Unhaltbarkeit dieser Auslegung wurde von verschiedenen Seiten klar gelegt, und das Gedicht namentlich von Müllenhoff als ein echt heidnisches Erzeugnis erwiesen, das in seiner ursprünglichen Gestalt im 9. Jahrh. in Norwegen entstanden ist.

Volute (lat.), Schnecke, Widderhorn, das spiralförmig zusammengerollte Ende des als Kanal oder Polster gestalteten Bandes über dem Echinus des ionischen Kapitäls.

Volvic, Ortschaft im franz. Depart. Puy-de-Dôme, Arrondissement Riom, Station der Linie Tulle-Clermont-Ferrand der Orléansbahn, zählt (1881) 2302 (Gemeinde 3780) E. und hat eine Departementsschule für Baukunst und Bildhauerei, ein Museum und Lavabrüche. Nahebei nördlich liegt die schöne, zum Teil aus dem 12. Jahrh. stammende Burgruine Tournoël. V. bestand schon zur Frankenzeit unter dem Namen Volvicus.

Volvocineen, s. Algen 3 A.

Volvulus, s. unter Intussusception.

Vomer (lat.), das Pflugscharbein.

Vomica (lat.), ein Geschwür, bes. Lungengeschwür, eine tuberkulöse Caverne oder Höhle, s. Tuberkulose.

Vomitiv (frz.), s. Brechmittel.

Vondel (Joost van den), der größte niederländ. Dichter, geb. zu Köln 17. Nov. 1587, kam als Kind mit seinen Eltern, welche Wiedertäufer waren, nach Amsterdam, wo er einen Strumpfhandel errichtete, später aber (1658) eine Stelle am Leihhause annehmen mußte. Im J. 1639 trat er zur kath. Kirche über. Er starb 5. Febr. 1679. Seine Werke zeugen von Genie und einer hohen, edeln Phantasie und haben auf Opitz und besonders A. Gryphius einen großen Einfluß ausgeübt. Dieselben bestehen teils in metrischen Übersetzungen der Psalmen, Virgils und Ovids, teils in Satiren und Tragödien und erschienen gesammelt zu Franeker 1683 (9 Bde.). Unter den letztern gilt «Gijsbrecht von Aemstel» (deutsch von de Wilde, Lpz. 1867), die zuerst 3. Jan. 1638 aufgeführt wurde und seitdem alljährlich um dieselbe Zeit gegeben wird, für die vorzüglichste, wiewohl sie als Gedicht weit von dem «Lucifer» (deutsch von Grimmelt, Münst. 1868) überragt wird. Daneben werden noch «Palamedes», «Joseph in Dothan» und «De Leeuwendalers» am meisten geschätzt. Die vollständigste Ausgabe seiner Werke hat Jan van Lennep (7 Bde., Amsterd. 1850—61) veranstaltet. Seine «Gedichte» wurden von Grimmelt und Jansen ins Deutsche übersetzt (Münst. 1873). Neuerdings (18. Okt. 1867) wurde V. zu Amsterdam ein Standbild errichtet. Biographien des Dichters verfaßten Camper (Leid. 1818), Zeemann (Amsterd. 1831), Baumgartner (Freiburg 1882) und mehrere andere.

Vonitza, Flecken in der gleichnamigen Eparchie von Akarnanien im westl. Griechenland, zählt (1879) 1754 E. und liegt an der nördl. Küste des Ambrakischen Meerbusens. In der Nähe des heutigen Dorfs sind noch die Überbleibsel der altgriech. Stadt Anaktorion und die Ruinen einer venetianischen, 50 m hohen Burg zu sehen.

Vopiscus (Flavius) aus Syrakus verfaßte Anfang des 4. Jahrh. die Biographien einiger röm. Kaiser des 3. Jahrh.: die von Aurelianus, Tacitus und Florianus, von Probus, Carus und seinen Söhnen und die einiger der sog. Dreißig Tyrannen. (S. Scriptores historiae Augustae.)

Voragine (Jak. de), der Verfasser der «Legenda aurea», geb. 1230 zu Viraggio bei Genua, trat 1244 in den Predigerorden und wurde 1267 Provinzial der Lombardei. Im J. 1292 vom Papst Nikolaus IV. zum Erzbischof von Genua erhoben, suchte er in dieser Eigenschaft mit vielem Eifer, obwohl vergebens, die damals zwischen den Guelfen und Ghibellinen in Genua angeregten Unruhen beizulegen. Er starb 14. Juli 1298. Außer der ersten Übersetzung der Bibel ins Italienische, die jedoch nur in Manuskripten vorhanden ist, und einer Reihe «Sermones dominicales» (Vened. 1589) verfaßte er namentlich unter dem Titel «Legenda aurea sive historia Lombardica» eine Sammlung von Legenden, die er teils aus Büchern, teils aus dem Volksmunde ohne Auswahl und Kritik zusammentrug. Sie genoß im Mittelalter ein hohes Ansehen, wurde in fast alle lebenden Sprachen übersetzt und durch zahlreiche Abschriften verbreitet. Unter den zahlreichen Ausgaben, die nachher erschienen, ist besonders die neuere von Gräße (Dresd. 1846) hervorzuheben.

Voranschlag heißt die vor Beginn einer Budgetperiode im einzelnen aufgestellte Übersicht aller zu erwartenden Ausgaben und Einnahmen eines Staates (oder auch einer kommunalen Körperschaft). Durch die Genehmigung dieses «Haushaltsetats» seitens der Faktoren der Gesetzgebung wird derselbe zum Budget, das die Bedeutung eines Gesetzes hat, wenn auch die einzelnen Einnahme- und Ausgabeposten des V. in der Wirklichkeit nicht

immer genau eingehalten werden können. Solche Abweichungen oder Etatsüberschreitungen bedürfen daher, soweit sie nicht durch zulässige Umschreibungen (s. Virement) ausgeglichen werden, der nachträglichen Genehmigung seitens der Volksvertretung. Eine sichere Bestimmung der Einnahmen findet hinsichtlich der vom Staate zu beziehenden Pachtgelder und der kontingentierten oder Repartitionssteuern (s. d.) statt. Auch der Ertrag der übrigen direkten Steuern läßt sich noch mit ziemlicher Sicherheit vorausbestimmen; der der indirekten Steuern und der staatlichen Betriebe dagegen ist in höherm Grade von der Gunst oder Ungunst der wirtschaftlichen Lage abhängig und daher oft bedeutenden Schwankungen unterworfen. Der V. beruht daher für diese Einnahmequellen nur auf einer Schätzung, indem man das durchschnittliche Ergebnis derselben etwa in den letzten drei Jahren zu Grunde legt. Unter den Ausgaben bildet der Aufwand für die Besoldung der «etatsmäßig» im Civil- und Militärdienst angestellten Personen einen fest bestimmbaren Posten, während die sachlichen Ausgaben, die besonders in der Heeresverwaltung bedeutend sind, von den veränderlichen Preisverhältnissen abhängen. Nicht regelmäßig wiederkehrende Ausgaben, z. B. für Neubauten, sind als einmalige oder außerordentliche in eine besondere Abteilung zu bringen.

Vorarlberg, ein zur cisleithanischen Hälfte der Österreichisch-Ungarischen Monarchie gehöriges Land mit besonderer Verfassung, welches aber in administrativer Beziehung mit Tirol zu einem Verwaltungsgebiete vereinigt ist, wird von Tirol, Liechtenstein, der Schweiz, dem Bodensee und Bayern begrenzt. (S. Karte: Kärnten, Krain, Salzburg, Steiermark, Tirol und Vorarlberg, Bd. X, S. 144.) Dasselbe besteht aus den ehemaligen Herrschaften Bregenz, Feldkirch, Bludenz und Hohenems und enthält auf 2602,40 qkm (1881) 107373 E. (ohne Militär), die deutscher Abstammung sind und sich fast durchweg zur röm.-kath. Kirche bekennen. Die Verwaltung des Landes begreift 3 Bezirkshauptmannschaften mit 6 Gerichtsbezirken und 103 polit. Gemeinden, bestehend aus 188 Ortschaften. Der Boden ist durch die Alpen gebirgig (s. Arlberg) und von kleinen Flüssen bewässert. Der Rhein berührt auf einer Strecke von 31 km die westl. Grenze; Lech und Iller nehmen hier ihren Ursprung. Das Land hat viele Waldungen, welche nebst der Viehzucht seinen Hauptreichtum ausmachen. Der Getreidebau reicht nicht für den Verbrauch hin; dagegen baut man viele Kartoffeln, auch Obst und Wein. Die Industrie ist bedeutend, besonders die Baumwollspinnerei, die Weberei von Baumwollwaren, verbunden mit Färbereien und Druckereien, die Stickerei, die Verfertigung von Holzwaren und von Alpenhütten (hölzerne Alpenhütten gehen zu Wasser nach der Schweiz), Schiffbau, Papierfabrikation und etwas Eisenindustrie. Den Sommer bringen viele Einwohner als Maurer oder Tagelöhner in der Schweiz zu. Für den Unterricht sorgen ein Realgymnasium in Feldkirch, eine Lehrerbildungsanstalt in Bregenz, eine Bürgerschule und 191 Volksschulen. Nach der Landesverfassung vom 26. Febr. 1861 besteht der vorarlberger Landtag, welcher jährlich, infolge kaiserl. Einberufung, in Bregenz zusammentritt, aus 20 Mitgliedern, nämlich dem fürstbischöfl. Generalvikar und aus 19 auf sechs Jahre gewählten Abgeordneten (4 Abgeordneten der Städte Bregenz, Feldkirch, Bludenz und des Markts Dornbirn, 1 Abgeordneten der Handels- und Gewerbekammer in Feldkirch, 14 Abgeordneten der übrigen Gemeinden). Der Landtag entsendet zwei Mitglieder in das Abgeordnetenhaus des österr. Reichsrats. In kirchlicher Beziehung gehört das Land zu dem Sprengel des Fürstbischofs von Brixen, als dessen Stellvertreter der Generalvikar in Feldkirch erscheint. Hauptstadt ist Bregenz. V. hat seinen Namen von dem Arl- oder Vorarlberge, einem Teile der Rhätischen Alpen, welcher das Ländchen von Tirol scheidet. Es wurde sonst zu Vorderösterreich gerechnet, 1782 aber zu Tirol geschlagen. Durch den Preßburger Frieden kam es, wie Tirol, an Bayern, 1814 aber gelangte es wieder unter Österreichs Herrschaft. Vgl. Moosmann, «Leitfaden der Geschichte V.s» (2. Aufl., Innsbr. 1874); Waltenberger, «Führer durch Allgäu, V. und Westtirol u. s. w.» (3. Aufl., Augsb. 1877); Schindler, «Voralberg» (4. Aufl., Breg. 1879); Höhl, «Wanderungen durch V.» (Würzb. 1880); Meurer, «Illustrierter Führer durch Westtirol und V.» (Wien 1885). [S. 463.

Vorarlberger Alpen, s. u. Alpen, Bd. I,

Vorausbestimmung, s. Prädestination.

Vorbehalt, s. Reservation.

Vorblätter, s. unter Blütenstand.

Vorbruch, s. Zieger.

Vorderarm, s. unter Arm.

Vorderasien, der südwestl. Teil Asiens, zwischen dem Mittelländischen Meere und dem Indus, nördlich durch das Schwarze Meer, den Kaukasus, das Kaspische Meer und die nördl. Randgebirge Irans begrenzt, umfaßt die Asiatische Türkei, das russ. Transkaukasien, Persien, Afghanistan, Balutschistan und Arabien.

Vorderbrühl, s. Brühl (bei Wien).

Vorderindien, Indien diesseit des Ganges, s. Ostindien, vgl. Karte: Ostindien II.

Vorderkiemer (Prosobranchia) heißt die größte, etwa 15000 Arten umfassende und wichtigste Ordnung der Schnecken, die nur in wenigen Formen das Land und das süße Wasser bewohnt. Die stets vorhandene Schale ist meist fest, das Tier kann sich ganz in dieselbe zurückziehen und hat meist auch noch einen besondern festen Deckel, um die Mundöffnung damit zu verschließen. Die Atmungswerkzeuge sind stets echte Kiemen und liegen vor dem Herzen. Die Geschlechter der teils von animalischer, teils von vegetabilischer Kost lebenden Tiere sind getrennt; sie sind zwar kosmopolitisch verbreitet, finden sich aber in großer Mehrzahl in den tropischen Meeren. Fossil treten V. schon im Silur auf. Man hat sie nach der Bezahnung ihrer Jungen in mehrere Unterordnungen zerlegt.

Vordernberg, Marktflecken bei Eisenerz (s. d.) in Steiermark.

Vorderrhein, Quellarm des Rheins (s. d.).

Vor der Schrift (avant la lettre), s. u. Abdruck.

Vordingborg, uraltes dän. Städtchen im südöstl. Seeland, Amt Praestö, Station der Linie Roeskilde-Masnedo der Seeland-Staatsbahnen. Von dem naheliegenden Masnedsund geht die Überfahrt nach Falster und Lolland. V. zählt 2712 E. (1880) und hat Branntweinfabrikation.

Voreid, s. unter Beeidigung.

Voreilung oder Voreilen (frz. avance, engl. lead), bei Dampfmaschinen mit Schiebersteuerung diejenige Weglänge, um welche der Schieber sich

bereits aus seiner Mittellage entfernt hat, wenn der Kolben noch auf dem toten Punkt steht.

Voreilungswinkel (frz. angle d'avance, engl. lead-angle), bei Dampfmaschinen mit Schiebersteuerung der Winkel, in welchem man die excentrische Scheibe befestigt, um die Voreilung (s. d.) zu bestimmen.

Voreppe, Stadt im franz. Depart. Isère, Arrondissement Grenoble, Station der Linien Lyon-Grenoble und Valence-Grenoble-Chambéry der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, Ausgangspunkt für den Besuch der Grande Chartreuse, zählt (1881) 1419 (Gemeinde 2886) E. und hat Steinkohlengruben, Leinweberei, Gerberei, Ölpressen, Hut- und Handschuhfabrikation. In der Richtung auf Moirans geht die Eisenbahn durch einen Tunnel von 350 m Länge, der einen von dem Gebirgsstrom La Roize gebildeten Schuttkegel durchbricht, über welchen das Flußbett der Roize hinweggeht.

Vorfall (prolapsus) heißt pathologisch das Vordrängen der Eingeweide durch eine natürliche oder künstliche Öffnung. So spricht man von einem Gehirnvorfall bei Schädelwunden, von einem Darmvorfall bei Bauchwunden. Die am häufigsten zur Beobachtung kommenden Vorfälle sind die des Mastdarms (s. Mastdarmvorfall) und die der Gebärmutter (s. u. Gebärmutterkrankheiten, Bd. VII, S. 608ᵃ).

Vorfeuerung, bei Flammrohrkesseln (s. unter Dampfkessel) eine Feuerungsanlage, welche vor dem Kessel derart angebracht ist, daß die Flamme direkt in die Flammrohre schlägt.

Vorflut heißt der Abfluß des Wassers von einem Grundstück oder auch aus Teichen und Seen über fremden Boden, sei es in offenen Gräben oder in einer unterirdischen Röhrenleitung. Nach der preuß. Gesetzgebung kann jeder Eigentümer, der eine Entwässerungsanlage machen will, falls dies einen überwiegenden Vorteil für die Landeskultur erzeugt, verlangen, daß ihm gegen vollständige Entschädigung das Servitutsrecht eingeräumt werde, das Wasser in der bezeichneten Weise durch fremde Grundstücke, welche sein Eigentum von einem Wasserlauf oder einem andern Abfahrwege trennen, auf seine Kosten abzuleiten.

Vorgebirge, s. Kap.

Vorgelege (frz. communicateur, engl. communicator), eine Zwischenmaschine, d. h. eine Vorrichtung, durch welche die Bewegung der Betriebsmaschine umgeändert und auf die Arbeitsmaschine übertragen wird. (S. unter Transmissionen und Triebwerke.)

Vorhalt, in der Musik der festgehaltene Ton einer Stimme, während die übrigen Stimmen in einen andern Accord schreiten, zu dem der vorgehaltene Ton erst nachträglich übergeht.

Vorhänge oder Gardinen (frz. rideaux, engl. curtains) dienen entweder zur Bedeckung, resp. zur Verzierung der Fenster oder zum Abschluß eines Raumes und werden sowohl aus den leichtesten, zartesten Stoffen, wie Mull, Tüll, als aus Kattun oder auch aus Wollstoffen hergestellt. Bei der Auswahl und Anordnung derselben muß auf die Möblierung und sonstige Ausschmückung des Zimmers sorgfältig Rücksicht genommen werden. Für Zimmer, die einen ernsten Eindruck machen sollen, wählt man am besten schwere undurchsichtige Stoffe, wie sie dann auch zum Überziehen der Möbel benutzt werden. Zu dichte und dunkle V. machen leicht das Zimmer düster. Durchbrochene V. aus Spitzengrund u. s. w. lassen dasselbe heiter und zierlich erscheinen, machen aber im Winter einen frostigen Eindruck und erregen am Abend ein Gefühl der Ungemütlichkeit, während schwere V. die Empfindung behaglicher Abgeschlossenheit erzeugen. Über den Theatervorhang s. den eigenen Artikel; vgl. Eiserner Vorhang.

Vorhängeschloß oder Vorlegeschloß (frz. cadenas, engl. pad-lock), s. Hängeschloß und Schloß, Bd. XIV, S. 411ᵇ.

Vorhangshalter oder Vorhangsspangen (frz. embrasse, engl. curtain-clasp) werden teils aus Metall, Bronze oder Messing, teils in geflochtener oder gehäkelter Arbeit hergestellt.

Vorhangsringe, kleine, meist aus Messing, seltener aus Eisen bestehende Ringe, an welchen die Vorhänge durch Annähen befestigt werden und welche, an einem Stab aufgereiht, das Vor- und Zurückschieben der Vorhänge ermöglichen.

Vorhaut, s. unter Beschneidung und Geschlechtsorgane.

Vorherbestimmung, s. Prädestination.

Vorhersage, s. Prognose.

Vorhofsfenster (des mittlern Ohrs), s. unter Gehör, Bd. VII, S. 673ᵇ.

Vorhut, s. Avantgarde.

Vorid, Fluß in Nordwales, s. Clwyd.

Vorkauf heißt das Recht, öffentlich feilgebotene Waren kaufen zu können, ehe andere kaufen dürfen. So verbietet man z. B. polizeilich den Kleinhändlern Lebensmittel und andere Gegenstände des Marktverkehrs in den ersten Stunden des Marktes, namentlich aber vor der Marktzeit auf den nach den Marktplätzen führenden Wegen und Straßen aufzukaufen. Zweck dieses Verbots ist, den Konsumenten den Vorteil des V., welchen die Händler nicht haben sollen, einzuräumen. Man will dadurch den Konsumenten die Gelegenheit verschaffen, sich bei den Produzenten besser und billiger zu versorgen, glaubte so auch bedeutende Preissteigerungen, welche ein ausgedehnter Aufkauf (s. d.) hervorbringen könnte, zu verhüten. Das Recht des V. läßt sich noch durch Verträge begründen. Über das Vorkaufs- oder Näherrecht bei Erwerbung von Grundstücken s. Retrakt.

Vorkeim ist der deutsche Name für das Prothallium der Farne und das Protonema der Moose. (Vgl. Farne, Bd. VI, S. 584, die zugehörige Tafel, Fig. 9, und Musci, Bd. XII, S. 5.)

Vorkinder, s. unter Einkindschaft.

Vorladung, s. Ladung.

Vorlage, Apparat des chem. Laboratoriums, dessen man sich bei Destillationen bedient, um das Übergehende zu sammeln. Je nach dem Umfange, in welchem die Arbeit ausgeführt wird, ist die V. ein gläserner Kolben, ein metallischer Rezipient, ein Faß, ein Reservoir von Metall oder Mauerwerk.

Vorland, Gebiet zwischen Fluß und Deich (s. d.).

Vorlauf, s. unter Entfuseln.

Vorläufige Vollstreckbarkeit, s. unter Zwangsvollstreckung.

Vorlegeschloß, soviel wie Vorhängeschloß.

Vormaischapparate, s. u. Bier und Bierbrauerei (technisch).

Vormark, s. Prignitz.

Vormundschaft (tutela, cura) heißt die von Obrigkeits wegen übertragene Aufsicht über das Vermögen und die rechtlichen Handlungen einer

Person, welche von ihrer Selbständigkeit keinen Gebrauch machen kann. Die V. entwickelt sich aus der Pflicht des Staats, die Äußerungsfähigkeit der rechtlichen Willen zu sichern, und zwar nicht allein der schon in voller Wirksamkeit begriffenen, sondern auch der gebundenen oder erst im Keime vorgebildeten. Es vermittelt deshalb die Justizpflege die Vertretung solcher Personen, die sich nicht selbst zu leiten vermögen. Je nachdem hier, wie rücksichtlich der Minderjährigen (s. Minderjährigkeit), Geisteskranken, Abwesenden und Verschollenen, die Sorge für die Person, oder, wie bei den gerichtlich erklärten Verschwendern, der noch unangetretenen Erbschaft, der Konkursmasse, die Sorge für das Vermögen in den Vordergrund tritt, wird die Pflege von Personen und die Güterpflege (cura personarum, cura rei) unterschieden. Zur Übernahme von V. und Kuratelen (s. d.) können in der Regel alle angehalten werden, die fähig sind, sich selbst zu vertreten, und durch Rechtschaffenheit, Einsicht, das Nichtvorhandensein entgegenstehender Interessen und Sicherheit leistenden Besitz die nötigen Bürgschaften darbieten. Unfähig zu diesem Amte sind diejenigen, welche ihr ständiges Domizil außerhalb Landes haben, Gläubiger und Schuldner der Unmündigen, Stiefväter in Beziehung auf ihre Stiefkinder u. s. w. Die Führung von V. gehört mit zu den allgemeinen Bürgerpflichten, welche für die Regel ohne Entgelt erfüllt werden müssen, wiewohl dem Vormund ausnahmsweise ein Honorar ausgesetzt werden kann. Nur solche, denen gesetzliche Entschuldigungsgründe zur Seite stehen, können den Antrag einer V. ablehnen, z. B. Personen, die in Staatsgeschäften außer Landes sind, mit hoher Verantwortlichkeit umgebene Stellen bei der Staatsverwaltung bekleiden, das 60. Lebensjahr überschritten haben. Das röm. Recht unterscheidet bei der Pflege von Minderjährigen die tutela während der eigentlichen Unmündigkeit (Impubertät) bis zum 12. oder 14. Jahre, und die cura aetatis von da an bis zur Großjährigkeit. Der Vormund über Unmündige (tutor) setzt in gewisser Hinsicht die väterliche Gewalt fort. Derselbe ist gehalten, für die körperliche und geistige Erziehung des Mündels zu sorgen, ihn vor und außer Gericht zu vertreten, sein Vermögen mit Sorgfalt zu bewahren und zu vermehren, und ohne gerichtliche Ermächtigung das unbewegliche oder dem gleichzuachtende Gut weder zu verkaufen noch zu belasten. Dagegen stellt der curator aetatis nur einen Beirat des Minderjährigen bei der Vermögensverwaltung vor. Im gemeinen Rechte fällt dieser Gegensatz weg, und die V. dauert bis zur Großjährigkeit (21. Jahre). Auch hier hat aber der Vormund unter fortwährender Aufsicht des gewöhnlichen Civil- oder eines besondern Vormundschaftsgerichts (Pupillenkollegiums), in den Ländern des franz. Rechts zugleich unter Mitwirkung eines besondern Aufsichtsrats, gewöhnlich aus der Mitte der Angehörigen, nach der preuß. Vormundschaftsordnung vom 5. Juli 1875 event. eines Familienrats, das Beste des Mündels in gleicher Weise wahrzunehmen. Auch kann nach preuß. Recht ein Gegenvormund zu bestellen sein. Wie vordem heißen noch heutzutage alle andern Pfleger außer den Altersvormündern Kuratoren, namentlich auch die verordneten Beiräte von selbständigen, wegen ihres ledigen Standes nicht der ehelichen Vormundschaft untergebenen Frauenspersonen, deren Geschlechtsvormundschaft aber in Deutschland überall aufgehoben ist. Zustandsvormundschaft heißt die Fürsorge für Geisteskranke, Verschwender und Abwesende. Der Tutor und Kurator war nach röm. Rechte bei Niederlegung seines Amts zur Rechnungsablegung verpflichtet und haftete mit seinen Erben für jeden verschuldeten Schaden. Beides ist im heutigen Recht dahin erweitert, daß der Vormund selbst alljährlich Rechnung ablegen muß.

Vgl. Rudorff, «Recht der V.» (Berl. 1832—34); Kraut, «Die V. nach den Grundsätzen des deutschen Rechts» (3 Bde., Gött. 1835—59); Rive, «Geschichte der deutschen V.» (2 Bde., Braunschw. 1862—74); Dernburg, «Das Vormundschaftsrecht der preuß. Monarchie» (2. Aufl., Berl. 1876) und für den praktischen Gebrauch Christiani, «Das Amt des Vormundes, Pflegers ꝛc. (2. Aufl., Berl. 1876); für Österreich Chorinsky, «Das Vormundschaftsrecht Österreichs vom 16. Jahrh. bis zum Erscheinen des Josephinischen Gesetzbuchs» (Wien 1878).

Vorort, nach der bis 1848 gültigen Verfassung der Schweiz derjenige Kanton, in welchem die Tagsatzung ihre Sitzungen hielt und welcher die Leitung der Bundesangelegenheiten in den Zeiten hatte, in welchen die Tagsatzung nicht versammelt war. Dies wechselte unter den Kantonen Bern, Zürich und Luzern alle zwei Jahre ab.

Vörösmarty (spr. Wöröschmarti, Michael), hervorragender ungar. Dichter, geb. 1. Dez. 1800 zu Nyék im Stuhlweißenburger Komitat, studierte in Pest die Rechte und erwarb 1824 das Advokatendiplom, gab jedoch die Praxis bald auf und widmete sich ganz der Dichtkunst. Schon als Student schrieb er das histor. Trauerspiel «König Salomon» (1821), das romantische Gedicht «Der Sieg der Treue» (1823) und das Drama «König Sigismund» (1823), welche Werke die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn lenkten und wodurch er einer der Begründer der neuern ungar. Litteratur wurde. Bald folgte das Epos «Zaláns Flucht» (1825), das Trauerspiel «Kont» (1825), das epische Gedicht «Cserhalom» (1826; deutsch von F. Pachler und G. Stier, 1879), das romantische Gedicht «Zauberthal» (1827), das Epos «Erlau» (1828), das Drama «Csongor und Tünde» (1831), das epische Gedicht «Die beiden Nachbarburgen» (1833), das Lustspiel «Die Geheimnisse des Schleiers» (1835), die Trauerspiele «Banus Marót» (1838; deutsch von Mich. Ring, Pest 1872) und «Die Cillier und die Hunyaden» (1845) und zahlreiche kleinere Gedichte (deutsch in Auswahl von Kertbeny, Pest 1857), welche seinen Ruf namentlich in den gebildetern Kreisen begründeten, da seine Dichtung nicht der volkstümlichen, sondern der klassischen Richtung angehört. Nur einzelne seiner kleinern Gedichte, besonders der patriotische «Szózat» («Aufruf», 1837; deutsch von J. Machik, Pest 1861), welchen die Akademie, deren Mitglied er seit 1830 war, mit einem Dukaten für die Zeile honorierte, sind populär geworden und werden überall gesungen. Im J. 1848 wurde auch V. in die Nationalversammlung gewählt, spielte aber hier keine Rolle. Später zum Mitglied des pester Begnadigungstribunals ernannt, wurde er von den österr. Behörden zwar verurteilt, nach kurzer Haft jedoch begnadigt. Er starb 19. Nov. 1855. Die Nation sammelte für seine Familie mehr als 100000 Fl. und errichtete ihm 1866 in Stuhlweißenburg ein Denkmal. Die beste Ausgabe seiner

Werke besorgte P. Gyulai (12 Bde., Pest 1864; 2. Aufl. 1884), der auch eine vorzügliche Biographie V.s schrieb (Pest 1864; 2. Aufl. 1879).

Vöröspatak (auch »Verespatak«, d. h. Rotbach), Dorf im siebenbürg. Komitat Unterweißenburg mit (1880) 3439 magyar. und rumän. E., altberühmten Gold- und Silberbergwerken und großartigen Pochwerken. V. war schon den Römern bekannt, hier lag Alburnus major. Auch hat man in den alten Gräbern neben sonstigen röm. Altertümern (Münzen, Gerätschaften u. s. w.) besonders wertvolle Wachstafeln aufgefunden.

Vorparlament, die Versammlung, welche zu Frankfurt a. M. vom 31. März bis 3. April 1848 tagte, um die Einberufung eines deutschen Parlaments vorzubereiten. (S. unter Deutschland und Deutsches Reich, Bd. V, S. 246.)

Vorposten sind Abteilungen, welche ausgestellt werden, um ruhende Truppen im Quartier oder Lager gegen feindliche Überraschung zu sichern. Die V. sollen den Feind im Anmarsch frühzeitig entdecken und melden und ihn zurückwerfen oder doch so lange aufhalten, bis die ruhende Truppe sich in Gefechtsbereitschaft gesetzt hat. Dazu werden in der Richtung auf den Feind Feldwachen vorgeschoben, welche eine Kette von Posten und Vedetten (s. d.) ausstellen und Patrouillen (s. d.) entsenden; hinter den Feldwachen wird an einem centralen Punkte eine stärkere geschlossene Abteilung, das Gros der V. postiert. In einzelnen Fällen werden zwischen dem Gros der V. und den Feldwachen noch andere Abteilungen zum Festhalten wichtiger Punkte oder zur Unterstützung besonders gefährdeter Feldwachen eingeschoben, die Piketts (s. d.) oder Replis (s. d.) genannt werden. Die sämtlichen V. stehen unter einem verantwortlichen Vorpostenkommandeur.

Vorprämie, s. unter Zeitkauf.

Vorrücken der Nachtgleichen, soviel wie Präzession (s. d.).

Vorschlag (ital. appoggiatura) heißt in der Musik ein hinsichtlich der Harmonie unwesentlicher Ton, welcher irgend einem Hauptton in einer Melodie hinzugefügt wird, um auf denselben vorzubereiten und ihn dadurch besonders zu heben. Als Verzierung der Melodie werden die Vorschläge daher mit kleinen Noten geschrieben, um sie von den wesentlichen Noten zu unterscheiden. Der V. kann lang oder kurz sein und aus dem Ton über oder unter der Melodie bestehen; seine Bedeutung ist immer, die Lücken angenehm und gesangmäßig auszufüllen, welche durch eine sprungweise Fortschreitung der Melodie entstehen. In der modernen Musik wird der V. sehr vernachlässigt.

Vorschuß ist ein sehr vieldeutiger Ausdruck, und daher kann auch unter Vorschußgeschäft das Verschiedenartigste verstanden werden; gewöhnlich aber will man mit Vorschußgeschäft eine Art des Lombardgeschäfts (Darlehn gegen Pfand) bezeichnen, nämlich das Effekten-Lombardgeschäft, bei welchem der Darlehnsempfänger ein oder mehrere Wertpapiere dem Darleiher zu Pfand gibt, oder auch für den kreditierten Kaufpreis der Wertpapiere die letztern dem Bankier als Pfand beläßt.

Vorschuß (Postvorschuß), s. Postnachnahmen.

Vorschußgenossenschaften, Vorschußkassen, s. unter Genossenschaften, Bd. VII, S. 776 fg.

Vorschuß- und Kreditvereine, auch Volksbanken genannt, sind die seit 1850 von Schulze-Delitzsch und seinen Anhängern mit großem Geschick und Eifer in Deutschland, Österreich, Ungarn und nach diesen Beispielen dann auch in der Schweiz, Frankreich, Belgien, Großbritannien, Rußland ins Leben gerufenen Vereine kleinerer Leute zur Erzielung ähnlicher Vorteile für ihr Kreditbedürfnis, wie sie die Großunternehmer früher allein genossen. Durch die Vereinigung und solidarische Haftung aller einzelnen Vereinsmitglieder wird die Kreditfähigkeit jedes einzelnen Mitglieds erhöht, ja vielfach erst praktisch ermöglicht, der Kredit für die kleinen und mittlern Handwerker, Geschäftsleute, Landwirte u. s. w. wird dadurch allgemeiner, regelmäßiger, solider und billiger gemacht. Die Entwickelung intensiv und extensiv ist eine stetige und bedeutende gewesen, wie Schulze-Delitzschs und seines Nachfolgers »Jahresberichte über die auf Selbsthilfe gegründeten Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften« (Lpz. 1859—85) eingehend nachweisen. (S. Arbeiterbewegung, Darlehnsvereine und Genossenschaften.)

Vorsehung, Fürsehung, Providenz (providentia), bezeichnet in der religiösen und theol. Sprache die göttliche Erhaltung und Regierung der Welt, im engern Sinne aber die göttliche Leitung der menschlichen Geschicke und speziell der Geschicke der Frommen. Die religiöse Betrachtung muß die Welt nicht minder als in ihrem Ursprunge auch in ihrem Verlaufe schlechthin abhängig setzen von der göttlichen Causalität. Wie nun aber die populäre Vorstellung das Dasein der Welt als ein Geschaffensein in der Zeit betrachtet, so schaut sie den Weltverlauf, und zwar ebensowohl den in der Welt wirksamen Causalzusammenhang als die von uns in diesem Zusammenhange wahrgenommene Zweckverknüpfung als abhängig an von einem Wirken Gottes in der Zeit und unterscheidet in demselben ein Vorher und Nachher, ein Vorherbeschließen (Vorhervorsehen) und ein nachfolgendes Ausführen. Indem man sich Gott ferner nach Art einer von außen her auf den Weltverlauf einwirkenden und bestimmenden Einzelursache denkt, malt man die göttliche Leitung der Dinge nach Art einer menschlichen Regierung, nur ungleich vollkommener und mächtiger als diese aus, und nimmt an, daß die allmächtige, allwissende und allweise göttliche Regierung das Größte und das Geringste gleicherweise umfasse. Auch gegenüber der menschlichen Freiheit und den bösen Handlungen speziell hält die religiöse Betrachtung den Vorsehungsglauben aufrecht, ohne aber ins Klare bringen zu können, wie beides miteinander verträglich sei. Während die reform. Theorie mit größerer oder geringerer Konsequenz einem religiösen Determinismus huldigt, sucht die lutherische dadurch Raum für die Freiheit zu gewinnen, daß sie die göttliche Mitwirkung zum Bösen als bloße Zulassung und als Leitung zum guten Ziele faßt, ohne jedoch den philos. Schwierigkeiten dieser Annahme entgehen zu können, die um so größer sind, da doch das Gute (wenigstens auf geistlichem Gebiete) auch nach luth. Lehre allein von Gott gewirkt sein soll. Die Reformierten wollten mit ihrer Lehre von der V., von welcher die Prädestination (s. d.) rein theoretisch betrachtet nur eine Konsequenz ist, doch auch nicht Gott zum Urheber des Bösen machen, wie die Lutheraner ihnen schuld geben, vermögen aber ihrerseits die

Schwierigkeiten ihrer Lehre nicht völlig zu beseitigen. Auf dem supernaturalistischen Standpunkte, welcher Gott und Welt äußerlich gegenüberstellt und von dem gewöhnlichen göttlichen Wirken im Naturzusammenhange noch ein außerordentliches, durch wunderbares Eingreifen in diesen Zusammenhang sich bethätigendes unterscheidet, sind diese Schwierigkeiten überhaupt nicht zu lösen, und dieselben werden nur noch gesteigert, wenn man den Unterschied von Vorher und Nachher, von Beschließen und Ausführen auf Gott überträgt. Der Rationalismus suchte sich durch die Annahme einer göttlichen Leitung des Naturzusammenhangs, in welchem alles Geschehen nach unverbrüchlich feststehenden Gesetzen eingeschlossen sei, zu helfen, und betonte daneben wieder energisch die menschliche Willensfreiheit, sah sich aber doch genötigt, bei der religiösen Betrachtung den Vorsehungsglauben wieder herbeizuziehen. Dieser unklare Standpunkt konnte sich indessen nur auf Kosten des lebendigen Verhältnisses Gottes zur Welt und durch instinktive Flucht vor jedem Versuche, die göttliche V. auf einen bestimmten Begriff zu bringen, halten, wie oft man auch gerade rationalistischerseits das Walten der V. im Munde führte.

Die Hegelsche Philosophie dagegen beseitigte den außerweltlichen Gott und führte die göttliche V. auf das rein innerweltliche Walten der absoluten Vernunftidee zurück, womit freilich das Wunder und die Vorstellung von Gott als einem in den Weltlauf eingreifenden Einzelwesen aufgehoben, zugleich aber der religiöse Gehalt des Vorsehungsglaubens empfindlich beeinträchtigt war. Während die einen, wie Schleiermacher, versuchten, auf dem Grunde der Lehre von der Immanenz Gottes in der Welt einen religiösen Determinismus zu erneuen, gingen andere zur völligen Leugnung jeder religiösen Weltbetrachtung fort und setzten einfach die unverbrüchliche Geltung der Naturgesetze, innerhalb deren doch auch für menschliche Willkür noch Spielraum sei, an die Stelle. Aber diese zuletzt in den Materialismus ausmündende Theorie hob mit der religiösen Ansicht der Dinge zugleich die sittliche auf. Die freie Theologie der Gegenwart sucht die religiöse Weltbetrachtung mit den Ergebnissen der neuern Philosophie dadurch zu vereinigen, daß sie von dem ewigen Wirken Gottes dessen zeitliche Erscheinung für das fromme Bewußtsein unterscheidet, und jenes mit der Wirksamkeit der natürlichen und sittlichen Ordnung Gottes gleichsetzt, letztere aber als ein in der Zeit sich entwickelndes Verhältnis Gottes zum Menschen betrachtet, bei welchem allerdings von einem Vorher und Nachher die Rede sein könne. Innerhalb der sittlichen Ordnung Gottes bleibt auf diesem Standpunkte für die menschliche Freiheit vollkommen Raum, da ihm die Abhängigkeit von Gott keine andere ist als die Abhängigkeit von eben jener sittlichen Ordnung, das Walten Gottes in der sittlichen Welt aber sich von dem Walten Gottes in der Naturwelt spezifisch unterscheidet. Die Schranken der menschlichen Freiheit liegen dann einfach in jener sittlichen Ordnung selbst, ohne daß es noch eines anderweiten Einschreitens Gottes, welches nur ein physisches Machtwirken sein könnte, bedarf. Wird nun ferner jenes göttliche Walten als ein durch und durch geistiges, also intelligentes gefaßt, so ergibt sich hieraus für die Frömmigkeit die dem Gewissen immer aufs neue sich beglaubigende Vorstellung von der allwissenden und allweisen göttlichen Weltregierung, ohne daß man doch darum nötig hat, die menschenähnliche Annahme eines Vorhersehens, Vorherbestimmens, Erlaubens, Zwecksetzens u. s. w. auf das ewige Wirken Gottes selbst zu übertragen. Seine eigentliche Begründung hat daher der Glaube an die göttliche V. in der sittlichen Welt der Freiheit, zu welcher der Mensch sich aus der endlichen Erscheinungswelt erhebt und in welcher er allein seine wahre Bestimmung erfüllt. Indem er in dieser übersinnlichen Welt, auf welche diese Sinnenwelt angelegt ist, den wahren Weltzweck, in ihren unverbrüchlichen Ordnungen das Walten einer ewigen Macht, Weisheit und Güte erkennt, gewinnt der Glaube an die göttliche V. ihren festesten Halt, als der Glaube an ein Reich Gottes in der Welt, dessen Geschichte den wahren Inhalt aller Welt- und Völkergeschichte bildet. Vgl. Lipsius, «Die göttliche Weltregierung» (Frankf. a. M. 1878).

Vorsetzzeichen, s. Vorzeichnung.

Vorspelze (botan.), s. unter Gramineen.

Vorspiel (praeludium) heißt ein Instrumentalstück von freiern Formen, welches die folgenden geschlossenern Sätze einleitet. Das V. basiert auf Improvisation und wird besonders da angewandt, wo eine größere Menge in die Stimmung eines gewissen Gesangs eingeführt werden soll. Solches ist namentlich beim Gemeindegesang in der Kirche der Fall, weshalb hier das freie V. auf der Orgel am meisten gebräuchlich ist.

Vorspinnmaschine (frz. machine à filer en doux, métier en gros; engl. roving-frame, slubbing-machine), eine Maschine zur Bildung eines groben, lockern und wenig gedrehten Fadens aus dem derselben in Form von Bändern vorgelegten Spinnmaterial. (S. unter Baumwollindustrie, Flachsspinnerei und Wollspinnerei.)

Vorstechmaschine, soviel wie Dessinierungsmaschine.

Vorsteherdrüse, s. Prostata.

Vorstehhund, s. Hühnerhund.

Vorstellung im psychol. Sinne ist der allgemeine Ausdruck für eine Grundform des seelischen Lebens, welche sich als ein einfaches Element unsers Erfahrungsinhalts nicht mehr definieren, sondern von der sich nur aussagen läßt, daß wir uns dabei stets einem bestimmten Inhalt gegenüber eben in der Weise verhalten, wie wir es durch das Wort «vorstellen» ausdrücken. Jede V. setzt also einen gewissen Inhalt und nach der gewöhnlichen Auffassung auch ein an diesem Inhalte die Thätigkeit des Vorstellens ausübendes Wesen voraus: jenen nennt man das Objekt, dieses das Subjekt der V. Eine Grundeigenschaft jeder V. ist zunächst ihre Reproduktionsfähigkeit oder Erinnerbarkeit, d. h. ihre Fähigkeit, in demselben Bewußtsein, in welchem sie zuerst auftrat, unter geeigneten Bedingungen und in mehr oder minder modifizierter Form wieder aufzutreten. Danach ist eine Haupteinteilung der V. diejenige in ursprüngliche und erinnerte. Weiterhin unterscheiden sich die V. ihrem Inhalt nach in einfache und zusammengesetzte. Die ursprüngliche und einfache V. bezeichnet man als Empfindung; die ursprüngliche, aus mehrern Empfindungen durch räumlich-zeitliche Beziehungen zusammengefaßte V. heißt Anschauung (s. d.); die auf erinnerte V. bezogene und dadurch bereits dem System des Bewußtseins sich einordnende Anschauung heißt Wahrnehmung. Die Repro-

duktion der V. hängt im wesentlichen von den Verhältnissen ab, in welchen sich dieselben miteinander verschmolzen oder associiert haben. (S. Ideenassociation.) Infolge der Thatsache aber, daß zusammengesetzte V. nicht ihrem ganzen Inhalt nach, sondern nur nach den der Aufmerksamkeit unterliegenden Momenten reproduziert werden, bilden sich die Allgemeinvorstellungen, vermöge deren in der Wahrnehmungsthätigkeit die Apperception (s. d.) der Anschauungen erfolgt. Alle diese Vorgänge werden von einer Anzahl fester Gesetze beherrscht und bilden in diesem Sinne den Vorstellungsmechanismus. Demselben gegenüber stehen nun die sog. höhern Vorstellungsthätigkeiten, d. h. diejenigen, in welchen die Aktivität des Bewußtseins die Entscheidung für den Verlauf der V. bildet, und welche man im engern Sinne als Denken bezeichnet. Das erste Produkt dieser Aktivität ist die abstrakte V., d. h. eine solche, welche durch Bearbeitung des unwillkürlich gewonnenen Vorstellungsinhalts, durch Trennung oder Neuverbindung seiner Elemente gebildet worden ist; schließlich vollendet sich die V. durch die Verknüpfung der Begriffe zu Urteilen und Schlüssen.

Neben der Untersuchung der verschiedenen Arten der V. kommen für die Philosophie, resp. die Psychologie hauptsächlich folgende Gesichtspunkte in Betracht: 1) die Entstehung der V. Die älteste und verbreitetste Meinung sucht dieselbe in der Einwirkung der sinnlichen Dinge auf das vorstellende Wesen; da diese nur durch Vermittelung der Sinne gedacht wird, so bezeichnet man diese Lehre als Sensualismus (s. d.). Da jedoch hieraus eine Anzahl von Funktionen namentlich der höhern Vorstellungsthätigkeit nicht erklärlich erschienen, so griff schon Plato zu der Annahme angeborener V., welche einen ursprünglichen Besitz der Seele enthalten sollten. Später sind namentlich im 18. Jahrh. lebhafte Streitigkeiten über die »angeborenen Ideen« geführt worden: dabei muß das wenigstens als sicheres Resultat angesehen werden, daß auch die V., welche die Seele nicht von außen erhält, in ihr doch nur auf Anregung der Außenwelt entstehen und als Erfahrung von ihrem eigenen gesetzmäßigen Thun ihr zum Bewußtsein kommen. 2) Der Erkenntniswert der V., welcher mit dem Ursprunge derselben zwar im Zusammmenhange steht, aber danach allein nicht zu bestimmen ist. Die roheste, allgemeinst verbreitete Ansicht ist hier die, daß die V. Abbild oder Abdruck der äußern Wirklichkeit ist oder sein soll. Seitdem jedoch Physiologie und Psychologie zu dem gemeinsamen Resultat gekommen sind, daß schon die Empfindung nicht Kopie der Wirklichkeit, sondern nur ein »Zeichen« für dieselbe ist, seitdem man sich außerdem klar gemacht hat, daß für die meisten abstrakten Begriffe, wie z. B. Recht, Kraft, Pflicht u. s. w. von einer solchen Übereinstimmung der V. mit einem wirklichen Dinge nicht die Rede sein kann, muß man die Wahrheit (s. d.) der V. nach andern Gesichtspunkten betrachten. Wichtig ist dabei namentlich der Unterschied der Klarheit und Deutlichkeit. Klar heißt eine V., wenn sie ausreicht, ihren Gegenstand mit Sicherheit von andern zu unterscheiden und wiederzuerkennen; deutlich ist ein Merkmal der zusammengesetzten V., insofern die Seele sich aller ihrer Elemente und deren Zusammensetzungsweise klar bewußt ist. Die Klarheit und Deutlichkeit hielt man früher für eine Funktion der Vorstellungsstärke; jetzt sucht man dieselbe mehr in der Bestimmtheit und dem Reichtum des Vorstellungsinhalts. 3) Das Verhältnis der V. zum Bewußtsein. Da wir nämlich nur bewußte V. kennen, so lag die Ansicht nahe, daß es auch nur solche gäbe. Dagegen stellte schon Leibniz die seitdem in immer größerm Umfang durchgeführte Hypothese unbewußter V. auf.

In der That lassen sich viele Erscheinungen des Anschauungs- und Wahrnehmungslebens, andererseits auch der höchsten Denkthätigkeiten nicht ohne die Annahme seelischer Zwischenglieder erklären, welche nicht ins Bewußtsein fallen, welche aber, wenn sie es thäten, die Form der V. haben müßten. Nur in diesem Sinne ist jedoch jene in neuester Zeit viel mißbrauchte Hypothese der unbewußten V. wissenschaftlich gerechtfertigt. 4) Das Verhältnis der V. zu den andern seelischen Thätigkeiten, dem Fühlen und Wollen. Auch hier führte der Umstand, daß die letztern uns nur durch V. und als V. ins Bewußtsein kommen, zu der Annahme, welche zuletzt noch Herbart verteidigt hat, die V. sei die psychische Grundfunktion überhaupt, und Gefühle sowohl als auch Willensbestrebungen seien nur als gewisse an und zwischen den V. auftretende Beziehungen und Verhältnisse zu betrachten. Andere Psychologen haben dagegen geltend gemacht, daß namentlich der Wille ursprünglich durchaus unbewußt ist und erst im Bewußtsein sich zu einem Vorstellungsinhalt gestaltet, um dadurch selbst in wesentlichen Beziehungen verändert zu werden.

Einen engern Sinn hat das Wort V. in der allgemeinen Sprache erhalten, wenn es häufig in der Bedeutung von »sinnlicher Anschaulichkeit« dem abstrakten Denken gegenüber angewendet erscheint; so sagt man z. B., man könne sich etwas wie die Unendlichkeit des Raums oder wie die Unteilbarkeit des Atoms zwar denken, aber nicht vorstellen, d. h. man könne sich wohl einen Begriff, aber keine Anschauung davon machen.

Vorstoß, soviel wie Passepoil.

Vortizellen, s. Glockentierchen (Abbildung Tafel: Protisten und Protozoen, Fig. 19).

Vortrab, s. Avantgarde.

Vortragszeichen, in der Musik Zeichen, welche den Noten beigefügt sind und den Grad der Stärke und Schwäche, das Binden oder Abstoßen, das Anschwellen und Abnehmen der Töne, das Zögern und Beschleunigen der Tempos u. s. w. andeuten.

Vortreffen, s. unter Avantgarde.

Vortrupp bildet ein Glied in der Kette der Sicherungsmaßregeln, welche in der Nähe des Gegners marschierende Truppen zu ergreifen haben. Im allgemeinen gliedern sich die speziell für die Sicherung des Marsches bestimmten Truppen nach vorn in immer kleiner werdende Abteilungen bis zu der ganz voran marschierenden Spitze, welcher dann der V. und endlich der Haupttrupp folgt. Der V. hat die Bestimmung, die Spitze bei Absuchung des Terrains, sobald es notwendig wird, durch Absendung von Seitenläufern, Patrouillen oder Auflösung ganzer Sektionen zu unterstützen, leicht zu bewältigende Hindernisse der Vorwärtsbewegung aus dem Wege zu schaffen und nötigenfalls dem Feinde entgegenzutreten, um ihn zurückzuwerfen oder wenigstens so lange aufzuhalten, bis der Haupttrupp zur Unterstützung herangekommen ist. (Vgl. Avantgarde.)

Vorübergang (des Merkur und der Venus vor der Sonne), s. Durchgang.

Voruntersuchung ist dasjenige Verfahren, durch welches die Beweise für und gegen den Angeschuldigten gesammelt und geordnet werden, damit darüber Beschluß gefaßt werden kann, ob gegen denselben eine Anklage zu erheben ist oder nicht. Vorausgesetzt wird hierbei, daß die Anschuldigung wegen einer bestimmten That gegen eine bestimmte Person als Thäter oder Teilnehmer gerichtet ist. Der Angeschuldigte muß über die gegen ihn erhobene, ihm bekannt zu machende Anschuldigung vernommen werden, damit er Zeit und Gelegenheit habe, seine Verteidigung zu führen. Die Leitung der V. steht dem Untersuchungsrichter zu. Nach §§. 176 fg. der Deutschen Strafprozeßordnung vom 1. Febr. 1877 ist V. obligatorisch bei den zur Zuständigkeit des Reichsgerichts und der Schwurgerichte gehörenden Strafsachen. In Strafsachen, welche vor die Landgerichte gehören, findet sie statt auf Antrag des Staatsanwalts oder des Angeschuldigten zum Zwecke besserer Verteidigung; sie findet nicht statt bei Schöffengerichtsstrafsachen. Über jede Untersuchungshandlung ist ein Protokoll aufzunehmen, das von dem Richter und einem zugezogenen Gerichtsschreiber unterschrieben wird. Bei Einnahme des Augenscheins ist dem Staatsanwalt, dem Angeschuldigten und dem Verteidiger Anwesenheit zu gestatten, was ebenfalls gilt bei Vernehmungen von Zeugen und Sachverständigen, welche später in der Hauptverhandlung nicht erscheinen werden. Die Staatsanwaltschaft kann jederzeit von dem Stande der Untersuchung durch Einsicht der Akten Kenntnis nehmen. Die V. ist nicht weiter auszudehnen, als erforderlich ist, um über Eröffnung des Hauptverfahrens oder Fallenlassen der Sache zu entscheiden. Nach Schluß der V. sendet der Untersuchungsrichter die Akten an die Staatsanwaltschaft zur Stellung ihrer Anträge.

Vorverjüngung (forstwirtschaftl.), s. Femelschlagbetrieb.

Vorwachs (Propalis) oder Stopfwachs nennt man die Masse, welche die Bienen als Kitt bei Anlage einer neuen Wabe benutzen; sie besteht hauptsächlich aus dem klebrigen Überzuge der Knospen mancher Bäume, z. B. der Pappeln.

Vorwärmer, ein Apparat, welcher dem zum Speisen eines Dampferzeugers gebrauchten Wasser eine höhere Temperatur erteilen soll, als dasselbe von vornherein besitzt. Einige der speziell für Dampfkessel (s. d.) gebräuchlichen V. werden nach dem Englischen auch Economizer, d. i. Sparer genannt, weil ihre Verwendung eine wesentliche Kohlenersparnis gestattet.

Vorwerke, soviel wie Außenwerke.

Vorwort, soviel wie Präposition; auch eine kurze Vorrede.

Vorzeichen, soviel wie Anzeichen.

Vorzeichnung nennt man die zu Anfang eines Tonstücks und des Liniensystems neben dem Schlüssel befindlichen Zeichen und Zahlen. Dieselbe ist zweierlei, nämlich achromatisch und rhythmisch. Erstere besteht in den sog. wesentlichen Erhöhungs- oder Erniedrigungszeichen (♯, ♭ und ♮), letztere in Zahlen und Zeichen (C, ₵, $^{2}/_{4}$, $^{3}/_{4}$, $^{6}/_{8}$ u. s. w.), welche die in dem Tonstück herrschende Taktart andeuten.

Vorzugsrecht ist das Recht eines Gläubigers, im Konkurs vor den andern Befriedigung zu erlangen. Nach früherm gemeinen Recht gab es eine große Anzahl von V., welche den Kredit gefährdeten und das Konkursverfahren zu einem schwerfälligen und verwickelten machten. Die Deutsche Konkursordnung (§. 54) kennt nur wenige V.; es werden demnach die Konkursforderungen in folgender Rangordnung (bei gleichem Rang nach Verhältnis ihrer Beträge) berichtigt: 1) Die für das letzte Jahr vor der Eröffnung des Verfahrens oder dem Ableben des Gemeinschuldners rückständigen Forderungen an Lohn, Kostgeld oder andern Dienstbezügen der Personen, welche sich dem Gemeinschuldner für dessen Haushalt, Wirtschaftsbetrieb oder Erwerbsgeschäft zu dauerndem Dienste verdungen hatten; 2) die Forderungen der Reichskasse, der Staatskassen und der Gemeinden, sowie der Amts-, Kreis- und Provinzialverbände wegen öffentlicher Abgaben, welche im letzten Jahre vor der Eröffnung des Verfahrens fällig geworden sind oder, als betagt, für fällig gelten; 3) die Forderungen der Kirchen und Schulen, der öffentlichen, zur Annahme der Versicherungen verpflichteten Feuerversicherungsanstalten wegen der nach Gesetz oder Verfassung zu entrichtenden Abgaben und Leistungen aus dem letzten Jahre vor der Eröffnung des Verfahrens; 4) die Forderungen der Ärzte, Wundärzte, Apotheker, Hebammen und Krankenpfleger wegen Kur- und Pflegekosten aus dem letzten Jahre vor der Eröffnung des Verfahrens, insoweit der Betrag der Forderungen den Betrag der taxmäßigen Gebührnisse nicht übersteigt; 5) die Forderungen der Kinder und der Pflegebefohlenen des Gemeinschuldners in Ansehung ihres gesetzlich der Verwaltung desselben unterworfenen Vermögens; jedoch steht ihnen das V. nicht zu, wenn die Forderung nicht binnen zwei Jahren nach Beendigung der Vermögensverwaltung gerichtlich geltend gemacht und bis zur Eröffnung des Verfahrens verfolgt worden ist; 6) dann alle übrigen Konkursforderungen.

Vosĕgus mons (lat.), die Vogesen.

Vosges, s. Vogesen.

Vöslau (auch Veslau), Dorf im Erzherzogtum Österreich unter der Enns, südlich von Wien, bei Baden, Station der Linie Wien-Graz der Südbahn, am Rande teils bewaldeter, teils mit Reben bepflanzter Höhen schön gelegen, hat ein Schwefelheilbad (eine Quelle von 24° C. in ein Schwimmbassin gefaßt), schöne Villen und prächtige Hotels und zählt (1881) 3171 E. Im Sommer wird V. von über 4000 Kurgästen besucht. Der Vöslauer Wein gilt als der beste österreichische Rotwein.

Vosmaer (Karl), niederländ. Schriftsteller, geb. 20. März 1826 im Haag, studierte die Rechte in Leiden, war einige Zeit Gerichtsschreiber in Oudbeierland, später im Haag bis 1873; seitdem lebte er daselbst amtlos seinen litterarischen Bestrebungen. Außer feinsinnigen Skizzen, die gesammelt unter dem Titel «Vogels van diverse pluimage» (3. Aufl., Leiden 1885) erschienen, schrieb er einen Künstlerroman «Amazone» (3. Aufl., Haag 1882) und sehr geschätzte kunsthistor. Werke, wie «Les œuvres de W. Unger» (Leiden 1873—78), «Rembrandt, sa vie et ses œuvres» (2. Aufl., Haag 1877), «Frans Hals» (Leiden 1872), «Onze hedendaagsche schilders» (Amsterd. 1881 fg.). Auch verdankt man ihm eine gelungene metrische Übersetzung der «Ilias» (Leiden 1878—80).

Voß (Gerh. Joh.), gewöhnlich Vossius genannt, einer der ausgezeichnetsten Philologen und Gelehrten seiner Zeit, geb. 1577 in einem Dorfe bei Heidelberg, stammte aus einem niederländ.

Geschlecht und widmete sich zu Dordrecht und Leiden den Altertumswissenschaften. Bereits 1600 erhielt er das Rektorat der Schule zu Dordrecht, 1615 wurde er Direktor des theol. Kollegiums zu Leiden, 1622 Professor der Beredsamkeit daselbst, 1643 Professor der Geschichte an dem Athenäum in Amsterdam, wo er 17. März 1649 starb. In vielen Fächern, namentlich in der Mythologie, Rhetorik, Poetik, Geschichte und Grammatik, entwickelte er eine sehr verdienstliche schriftstellerische Thätigkeit und brach darin zum Teil neue Bahnen, sowie er den ersten Grund für die Kenntnis der histor. Formenbildung der lat. Sprache legte. Seine hierher gehörigen Schriften sind: «Aristarchus, sive de arte grammatica» (Amsterd. 1635 u. 1695; neue Ausg. von Eckstein und Förtsch, 2 Bde., Halle 1833—35), «Grammatica Latina» (Leid. 1607 u. öfter), «De vitiis sermonis et glossematis Latino-barbaris» (Leid. 1640 u. 1660), «Etymologicum linguae Latinae» (Amsterd. 1662 u. 1695; neue Ausg. mit Isidorus und dem «Etymologicum» von Mazocchi, 2 Bde., Neapel 1762—63), «De rhetorices natura ac constitutione» (Amsterd. 1647 u. Haag 1658), das Hauptwerk «Commentariorum rhetoricorum sive oratoriarum institutionum libri VI» (Leid. 1606; 4. Ausg. 1643), «Ars rhetorica» (Leid. 1623 u. 1653), «De historicis Graecis libri IV» (Leid. 1624 u. 1651; neue Ausg. von Westermann, Lpz. 1838), «De historicis Latinis libri III» (Leid. 1627 u. 1651); ferner «De artis poeticae natura et constitutione» (Amsterd. 1647), endlich das allerdings überladene und zu wenig philos. Werk «De theologia gentili» (2 Bde., Amsterd. 1642 u. Frankf. 1668). Durch seine «Historiae Pelagianae libri IV» (Amsterd. 1618 u. 1665) wurde er in die Bewegungen der Arminianer und Gomaristen verflochten und hatte deshalb Streit und Verfolgung zu erdulden. Diese und viele andere Schriften und Abhandlungen finden sich in der Gesamtausgabe seiner Werke (6 Bde., Amsterd. 1695—1701). Seine Briefe erschienen in einer besondern Sammlung (Lond. 1690) und wurden auch von Colomesius unter dem Titel «Vossii et clarorum virorum ad eum epistolae» (Augsb. 1691) herausgegeben. Vgl. Toll, «Oratio de Gerh. Joh. V., grammatico perfecto» (Amsterd. 1778).

Seine Söhne waren: Johann V., der 1636 als Beamter in Ostindien starb; Gerhard V. (geb. 1620, gest. 27. März 1640), der Herausgeber des «Vellejus Paterculus» (Leid. 1639); Franz V., gest. 1646 als Advokat zu Haag; Matthias V., gest. 20. März 1646, Verfasser der von seinem Bruder Isaak vollendeten «Annales Hollandiae et Zelandiae» (Amsterd. 1680); Dionysius V. (geb. 11. März 1612, gest. 25. Okt. 1633), der die Werke des Cäsar bearbeitete (Amsterd. 1697 u. Leid. 1713) und auch eine ausgebreitete Kenntnis der orient. Sprachen besaß; Isaak V., geb. 1618 zu Leiden. Letzterer, der allein den Vater überlebte, machte Reisen nach England, Frankreich und Italien und folgte 1648 einem Rufe der Königin Christine nach Schweden. Später ging er jedoch nach England, wo er als Kanoniker zu Windsor 21. Febr. 1689 starb. In seinen Kämpfen mit Salmasius und Jak. Gronov, sodann in der Verteidigung des chronol. Systems der 70 Dolmetscher (s. Septuaginta) bewies er große Gelehrsamkeit, machte sich mehrfach um Aufhellung der Geschichte, Geographie und Chronologie, sowie die Erklärung der Alten verdient, war aber in seinem Leben wie in seinen Äußerungen frivol und sittenlos. Außer seinen wertvollen Ausgaben der Geographen Skylax (Amsterd. 1639), des Justin (Leid. 1640), des Mela (Haag 1658 u. Franeker 1700) und des Catull (Lond. 1684) sind zu erwähnen: «De septuaginta interpretibus eorumque tralatione et chronologia» (Haag 1661), «De poematum cantu et viribus rhythmi» (Oxf. 1673) und «Variarum observationum liber» (Lond. 1685).

Voß (Joh. Heinr.), deutscher Dichter, Übersetzer und Altertumsforscher, geb. 20. Febr. 1751 zu Sommersdorf bei Waren in Mecklenburg, von wo sein Vater, ein Landwirt, noch in demselben Jahre nach Penzlin übersiedelte, kam 1766 auf die Schule nach Neubrandenburg, sah sich aber schon 1769 genöthigt, infolge der Verarmung seines Vaters eine Hauslehrerstelle bei einem Gutsbesitzer unweit Penzlin anzunehmen, um später seine Studien fortsetzen zu können. Durch Gedichte, die er für den göttinger «Musenalmanach» eingesandt hatte, kam er mit Boie in Briefwechsel und ging zu Ostern 1772 auf dessen Einladung nach Göttingen. Hier widmete er sich mit großem Eifer dem Studium des klassischen Altertums und der neuern Sprachen und wurde einer der Gründer des Göttinger Dichterbundes. Um die ihm von Boie übertragene Herausgabe des bisherigen göttinger «Musenalmanachs» in ungestörter ländlicher Stille zu besorgen, zog er 1775 nach Wandsbeck, kam hier mit Claudius und mehrern andern edeln Männern Hamburgs und Altonas in freundschaftliche Verbindungen und vermählte sich 1777 mit Boies Schwester, Ernestine. Einen festen Wirkungskreis erhielt er 1778 durch Übernahme des Rektorats zu Otterndorf im Hannoverischen, und von hier aus kündigte er zuerst seine Übersetzung der Odyssee an. Des seiner Gesundheit nachteiligen Klimas wegen verließ er 1782 Otterndorf und ging als Rektor nach Eutin. Nachdem seine Homerische Übersetzung und die von Virgils Gedicht über den Landbau vollendet, wendete er sich mit allem Eifer der Untersuchung über griech. Mythologie zu, um den Ansichten entgegenzuarbeiten, die auf diesem Felde Heyne (s. d.) begünstigte und förderte, gegen den er freilich, besonders in den «Mytholog. Briefen», eines ziemlich heftigen Tons sich bediente. Zugleich war er in poetischer Beziehung thätig gewesen und hatte durch seine «Luise», sowie durch die vieljährige Herausgabe seines «Musenalmanach» (1776—1800) einen hohen Ruf auch in dieser Hinsicht sich erworben. Im J. 1802 begab er sich mit einem Gnadengehalt nach Jena, wo er eine vielfach besprochene Recension der Heyneschen Ilias in der «Allgemeinen Litteraturzeitung» (Maiheft 1803) erscheinen ließ, folgte aber 1805 einem Rufe als Professor nach Heidelberg, wo er im Gegensatze zu Creuzer seine «Antisymbolik» verfaßte, in der er die symbolisch-mystische Auslegung der antiken Mythologie bekämpfte. Fast zu gleicher Zeit entbrannte der Kampf über Katholizismus und hierarchische Anmaßungen, den er durch einen Aufsatz im «Sophronizon» über den Abfall seines Freundes Friedrich von Stolberg von der prot. Kirche entzündete. Bis an seinen Tod als entschlossener Streiter Stand haltend, starb er 29. März 1826 zu Heidelberg. Vgl. Paulus, «Lebens- und Todeskunden über Johann Heinrich V.» (Heidelb. 1826); Herbst, «Johann Heinrich V.» (2 Bde., Lpz. 1872—76);

Heußner, «V. als Schulmann in Eutin» (Eutin 1882). Am 6. Juli 1883 wurde sein Denkmal (Bronzebüste auf einem Sockel von schwed. Granit), ein Werk von Täger in Hannover, vor dem eutiner Gymnasium enthüllt.

In mehrern Zweigen der Altertumswissenschaft verdankt man V. die Anbahnung ganz neuer Wege. So erwarb er sich das Verdienst, daß er in seinen Untersuchungen über die älteste Geographie die Zeiten und Momente der geogr. Kenntnisse unterschied, die Quellen sichtete und eine Fülle von Aufschlüssen über den Verkehr und die Produktionen der alten Länder gab. In der Behandlung der Mythologie drang er, im Widerspruche gegen Heyne, auf eine strenge Methodik mit Beweis und kritischer Sichtung der Mythenstoffe, daher er nicht nur die Gewähr der Schriftsteller und den histor. Fortschritt jedes Mythus, sondern auch einen naturgemäßen Gang der Geistesentwickelung von Homer an als leitendes Prinzip aufstellte. Indes gelangten seine Ansichten zum Teil erst später zu unbefangener Schätzung. Als Übersetzer entwickelte er eine außerordentliche formale Gewandtheit. Er war ein feiner Kenner des Versbaues und hatte die Sprache völlig in seiner Gewalt, zu deren Bereicherung er wesentlich beitrug. Endlich gebührt ihm auch als Dichter ein ehrenvoller Platz, da er klassischen Geschmack mit Genialität, Leichtigkeit des Schwungs mit Festigkeit der Hand und eine Diktion voll Kraft und Wärme in sich vereinigte.

Unter seinen verschiedenen Übersetzungen behauptet entschieden den ersten Rang die der Werke Homers (zuerst zusammen 4 Bde., Altona 1793; 5. stark verbesserte Aufl. 1833). Es wird indessen die erste Ausgabe der Odyssee (Hamb. 1781) wegen größerer Treue und Natürlichkeit den spätern vorgezogen, und diese ist deshalb auch in ihrer ursprünglichen Gestalt, mit erläuternden Anmerkungen aus den hinterlassenen Papieren des Übersetzers vermehrt, durch Abrah. Voß in neuerer Zeit (zuerst Lpz. 1837) wieder abgedruckt worden. Vgl. Heußner, «Die Voßische Übersetzung des Homer» (Eutin 1882). Außerdem übersetzte er von alten Dichtern den Virgil («Landbau», Eutin u. Hamb. 1789; «Ländliche Gedichte», 4 Bde., Altona 1797—1800; «Werke», 3 Bde., Braunschw. 1799; 2. verbesserte Ausg. 1821), «Ausgewählte Verwandlungen» des Ovid (2 Bde., Braunschw. 1798; 2. Aufl. 1829), die Werke des Hesiod und die «Argonautika» des Orpheus (Heidelb. 1806), den Horaz (2 Bde., Heidelb. 1806; 2. Aufl. 1820), den Theokrit, Bion und Moschus (Stuttg. 1806), den Tibull (Heidelb. 1810), den Aristophanes, mit erläuternden Anmerkungen von seinem Sohne Heinrich (3 Bde., Braunschw. 1821), die «Sternerscheinungen und Wetterzeichen» des Aratus (Heidelb. 1824), den Homerischen «Hymnus an Demeter» (Heidelb. 1826) und den Properz (Braunschw. 1830). Auch gab er eine kritische Bearbeitung des Tibull nach Handschriften (Heidelb. 1811), sowie er fast sämtliche von den genannten Übersetzungen mit gediegenen kritischen und erläuternden Anmerkungen ausgestattet hat. Seine Übersetzungen der Schauspiele Shakespeares, die er zugleich mit seinen Söhnen, Heinrich und Abraham, vollendete (9 Bde., Lpz. u. Stuttg. 1818—29), zeugten von der immer noch rüstigen Kraft des Greises. Seine Forschungen über die Mythologie enthalten theils die «Mytholog. Briefe» (2 Bde., Königsb. 1794; 2. vermehrte Aufl., 3 Bde., Stuttg. 1827), teils die «Antisymbolik» (2 Bde., Stuttg. 1824—26). Seine Gedichte sind nach ihrem ersten Erscheinen (2 Bde., Hamb. 1785 u. Königsb. 1795) von dem Verfasser selbst vielfach verbessert und vermehrt worden (neue Ausg., 4 Bde., Königsb. 1825).

Seine «Sämtlichen Werke» erschienen in 6 Bänden (Königsb. 1802), seine «Poetischen Werke» später auch in 5 Bänden (Berl. 1879). Unter diesen ist in der idyllischen Gattung das ausgezeichnetste und berühmteste Werk die «Luise» (Königsb. 1795; vollendete Ausg., Tüb. 1807; Ausg. letzter Hand, 1823; in der «Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrh.», mit Einleitung herausg. von Goedeke, Bd. 26, Lpz. 1872), in welchem er Geist und Stil der antiken Idylle mit Nachklängen des Homerischen Epos auf deutsches Land- und Familienleben übertragen hat. Seine kleinern Schriften erschienen unter dem Titel «Kritische Blätter, nebst geogr. Abhandlungen» (2 Bde., Stuttg. 1829). Die «Briefe von Johann Heinrich V., nebst erläuternden Beilagen» gab Abrah. Voß heraus (3 Bde., Halberst. 1829—33). Zuletzt erschienen noch von ihm «Anmerkungen und Randglossen zu Griechen und Römern» (Lpz. 1838).

Für seine spätern litterarischen Unternehmungen hatte sich V. in zweien von seinen Söhnen tüchtige, vielseitig gebildete Mitarbeiter erzogen, die seine Ansichten über Kunst und Leben wie seine Richtungen teilten. Der älteste, Heinrich V., geb. zu Otterndorf 29. Okt. 1779, studierte zu Halle Philologie und erhielt 1804 eine Anstellung als Lehrer am Gymnasium zu Weimar. Schon 1806 folgte er seinem Vater nach Heidelberg als Professor der Philologie und unterstützte diesen in den Übersetzungen des Aristophanes und Shakespeare. Mit einer an Leidenschaft grenzenden Verehrung und Liebe schloß er sich in den letzten Jahren seines Lebens an Jean Paul an, der ihn zum Herausgeber seines litterarischen Nachlasses bestimmte. V. starb jedoch schon 20. Okt. 1822 zu Heidelberg. Seine Übersetzung des Äschylus, zum Teil vollendet von seinem Vater, erschien nach beider Tode (Heidelb. 1826). Seine «Briefe», darunter besonders sein «Briefwechsel mit Jean Paul» und die «Mitteilungen über Goethe und Schiller, in Briefen von Heinrich V.» (3 Bde., Heidelb. 1833—38), sind von seinem jüngern Bruder, Abraham V., herausgegeben worden, der, zu Eutin 1785 geboren und ebenfalls philologisch gebildet, seit 1810 Professor an dem Gymnasium zu Rudolstadt war, dann, als fördernder Gehülfe seines Vaters, eine Zeit lang in Heidelberg lebte und 1821 als Professor ans Gymnasium zu Kreuznach kam. Er starb 13. Nov. 1847 zu Düsseldorf. Nach seinem Tode erschienen von ihm «Deutschlands Dichterinnen» (Düsseld. 1848).

Voß (Julius von), ein seinerzeit vielgelesener Schriftsteller, geb. 28. Aug. 1768 in Brandenburg, trat 1782 in preuß. Militärdienste und nahm 1798 als Lieutenant seinen Abschied. Er durchreiste dann Deutschland, Frankreich, Schweden und Italien, und ließ sich zuletzt in Berlin nieder, wo er 1832 starb. Er schrieb: «Lustspiele» (9 Bde., Berl. 1807—17), «Neue Lustspiele» (7 Bde., Berl. 1823—27), «Trauerspiele» (Berl. 1823), «Kleine Romane» (11 Bde., Berl. 1811—16) u. s. w. Am bekanntesten war sein Lustspiel «Künstlers Erdenwallen».

Voß (Richard), deutscher Dichter, geb. 2. Sept. 1851 zu Neugrape in Pommern, war zum Land-

wirt bestimmt, wurde aber durch seine Neigung auf litterar. Thätigkeit geführt. Aus dem Feldzuge 1870, den er als freiwilliger Krankenpfleger mitgemacht hatte, heimkehrend, widmete er sich philos. Studien in Jena und München und lebte dann teils in Frascati bei Rom (Villa Falconieri), teils auf seinem Landsitz bei Berchtesgaden. Im J. 1882 wurde er zum Bibliothekar der Wartburg ernannt. Seine Dramen, welche ihm einen hervorragenden Platz unter den jüngern deutschen Dramatikern anweisen, sind «Regula Brandt» (Lpz. 1883), «Luigia Sanfelice» (Frankf. 1882), «Magda» (Zür. 1879), «Pater Modestus» (Lpz. 1883), «Der Mohr des Zaren», nach einem Fragment von Puschkin (Frankf. 1883), «Die Patricierin» (Frankf. 1881), «Savonarola» (Wien 1878), «Unfehlbar» (Kassel 1874), «Unehrlich Volk» (Dresd. 1885), «Mutter Gertrud» (Lpz. 1885), «Treu dem Herrn» (Lpz. 1885), «Alexandra» (Lpz. 1886), «Brigitte» (Dresd. 1886). Ferner veröffentlichte er eine Erzählung «Bergasyl» (Frankf. 1882), «Röm. Dorfgeschichten» (Frankf. 1884), «Frauengestalten» (Bresl. 1879), «Helena» (Zür. 1874), «Messalina» (Zür. 1884), «Rafael» (Frankf. 1883), «Rolla. Die Lebenstragödie einer Schauspielerin» (2 Bde., Lpz. 1883), den Roman «Die neuen Römer» (2 Bde., Dresd. 1885), «San Sebastian» (Stuttg. 1883), «Scherben, gesammelt vom müden Manne» (1. Sammlung, 2. Aufl., Zür. 1884; neue Folge 1879), «Neue Circe» (Dresd. 1885), «Sohn der Volskerin» (Stuttg. 1885), «Michael Cibula» (Stuttg. 1886), «Die Auferstandenen» (Dresd. 1886). Besonders anziehend sind V.' Schilderungen des ital. Volkslebens und Volkscharakters.

Vossevangen oder Voß, Dorf in Norwegen, Amt Söndre-Bergenhus, Endstation der norweg. Staatsbahn Bergen-V., liegt reizend am Ostende des Sees Vangs Vand, in fruchtbarer und gut angebauter Gegend, und hat eine steinerne Kirche aus dem 13. Jahrh. Die Gemeinde V. zählt 7410 E.

Vossius, s. Voß (Gerh. Joh.)

Voßkanal, s. unter Finow.

Vostitza (altgrch. und offiziell Ägion), Hauptstadt der Eparchie Ägialeia in der griech. Nomarchie Achaïa und Elis, an der südlichen Küste vom Korinthischen Meerbusen gelegen, zählt (1879) 5311 E., die fast ausschließlich den Bau von Südfrüchten betreiben. Die Stadt litt öfters durch Erdbeben.

Votivgeschenke oder Weihgeschenke sind Gegenstände, welche infolge von Gelübden, Bitten um guten Ausgang eines Unternehmens, um Heilung einer Krankheit u. s. w. dargebracht werden. Wie bei den Griechen, so waren auch bei den Römern solche Gelübde üblich, die man zur Abwehr des göttlichen Zorns, vorzüglich bei verheerenden Krankheiten, bei großen dem Staate drohenden Gefahren, bei ausbrechenden Kriegen oder vor Beginn einer Schlacht den Göttern machte. Es waren dies öffentliche Gelübde, welche für das Wohl des Staates und später auch des Oberhauptes desselben regelmäßig zu Anfang des Jahres von Staats wegen, dann von Einzelnen, wie höhern Beamten, wenn sie ihre Stelle antraten, Feldherren, wenn sie in den Krieg zogen, gethan wurden. Die V. bestanden in diesen Fällen aus einmal oder öfters abzuhaltenden öffentlichen Spielen, Antheilen an der Siegesbeute, Tempelbauten u. s. w. Privatgelübde brachte man den verschiedenen Gottheiten aus den mannigfachsten Veranlassungen; der Juno für Kindersegen, der Lucina für Geburten, bei Krankheiten besonders dem Äskulap, wobei sehr häufig die Darstellung der kranken Glieder votiert wurde, bei Gefahren auf dem Meere den Dioskuren, dem Neptun, welchem man Taue, Anker, wohl auch das ganze Schiff gelobte u. s. w. In der christl. Kirche kommen Weihgeschenke seit dem 5. Jahrh. vor, aus welchem berichtet wird, daß zur Erinnerung an mit Erfolg erflehte Heilungen Nachbildungen von Augen, Füßen und Händen aus Silber oder Gold in den Kirchen als Votive aufgehängt wurden. Dieser Gebrauch hat sich in der kath. Kirche erhalten, nur ist an Stelle der Edelmetalle meist ein minder wertvolleres Material, namentlich Wachs, getreten; im Germanischen Museum zu Nürnberg befinden sich auch solche aus Eisen. Kleider, Waffen, Modelle von Schiffen wurden ebenfalls votiert. Man errichtete aber auch ex voto ganze Kirchen (Votivkirchen) und Kapellen, stiftete Altäre und andere Ausstattungsgegenstände der Kirchen.

Votivmünzen, nummi votivi, heißen diejenigen röm. Kaisermünzen, welche sich auf die öffentlichen Gebete, die seit Augustus alle zehn und seit Diocletian alle fünf Jahre für die Erhaltung der Kaiser angestellt wurden, beziehen. Sie tragen die Inschriften: Vota Publica, Vot. X. Mult. XX. (Votis decennalibus multis vicennalibus), Votis V. Multis XV. (Zahl der Regierungsjahre) u. s. w.

Votivtafel (tabula votiva) hieß bei den alten Römern eine infolge eines Gelübdes (ex voto) einer Gottheit geweihte Tafel. So pflegten die Schiffer, wenn sie auf der See in Gefahr schwebten, dem Neptun oder andern Meergottheiten ein Gelöbnis zu machen und nach erfolgter Rettung eine mit einer bildlichen Darstellung in Malerei oder in Relief und mit einer Weihinschrift versehene Tafel im Tempel des Gottes aufzuhängen. Sehr oft weihten Genesene dem Äskulap solche Tafeln, auf denen nicht selten das erkrankte Glied abgebildet war.

Votum (lat.), eigentlich gleichbedeutend mit Gelübde (s. d.), wird vorzugsweise bei den durch Stimmenmehrheit gefaßten Entscheidungen bald diese selbst, bald die einzelne Stimme des Mitentscheidenden, des Votierenden, genannt. In konstitutionellen Staaten wird ein Vertrauen, resp. Mißtrauen gegen das gesamte Ministerium oder ein einzelnes Mitglied desselben ausdrückender Beschluß der Landesvertretung Vertrauensvotum, resp. Mißtrauensvotum genannt. Figürlich gebraucht man das Wort da, wo jemand seine Meinung über etwas, sei es mündlich, sei es schriftlich (durch die Presse), abgibt, wenn schon eine eigentliche Versammlung und Abstimmung nicht stattfindet. — Ex voto, einem Gelübde gemäß.

Voulte (La), Stadt im franz. Depart. Ardèche, Arrondissement Privas, rechts am Rhône, Station der Linien Livron-Privas und Givors-V. der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, zählt (1881) 4958 E. und hat eine Konsistorialkirche der Reformierten, ein altes festes Schloß, Bergbau auf Eisenerz und bedeutende Eisenindustrie.

Vous l'avez voulu, George Dandin, s. unter Dandin.

Vouziers, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Ardennes, links an der Aisne, 52 km südlich von Mézières, Station der Linien Amagne-Revigny und V.-Apremont der Ostbahn, hat eine bemerkenswerte Kirche aus dem 15. und 16. Jahrh., Korbmacherei, Lederfabrikation und Getreidehandel und zählt (1881) 3153 E. V. ist

das Voncum der Merovingerzeit. Im Deutsch-Französischen Kriege konzentrierte Mac-Mahon 27. Aug. 1870 seine Armee bei V., um einen Vorstoß gegen die Cernierung von Metz zu unternehmen, wurde aber bei seinem am 28. Aug. beginnenden Vormarsch nördlich nach Rouart und Beaumont zu abgedrängt.

Voyer d'Argenson, franz. Adelsfamilie, s. Argenson (Voyer d').

Vraz (Stanko, d. i. Konstantin), namhafter kroat. Dichter, geb. 30. Juni 1810 zu Zerovec in Untersteiermark, hieß eigentlich Jakob Fras. Er studierte in Graz, schrieb anfangs slowenisch, schloß sich aber dann dem kroat. Illyrismus an, und war einer der feurigsten und begabtesten Vertreter desselben. Er starb in Agram 24. Mai 1851. Wissenschaftlich wertvoll ist V.' Sammlung slowen. Volkslieder aus Steiermark, Krain, Kärnten und Westungarn («Narodne pesme etc.», Agram 1839); ferner schrieb er «Djulabje» («Liebeslieder», 1840), «Glasi iz dubrave žerovinske» (1841), «Gusle i tambura» (Prag 1845) und war Redacteur der litterarischen Zeitschrift «Kolo» (1842—50). Gesammelte Werke V.' («Djela», 4 Bde., Agram 1863—64; Bd. 5, die Korrespondenz V.' enthaltend, 1877).

Vrchlický (Jaroslav), Pseudonym des czech. Dichters Frida (s. d.).

Vreden, Stadt in der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Münster, Kreis Ahaus, 4 km von der Grenze der niederländ. Provinz Geldern, rechts an der Berkel, Sitz eines Amtsgerichts und eines Hauptzollamts, zählt (1885) 1879 überwiegend kath. E. und hat eine Rektoratschule, ein Krankenhaus, Plüsch- und Nesselweberei, Buntweberei, Bierbrauerei und Cichorienfabrikation. Bis 1803 bestand hier ein im 9. Jahrh. von Walbert, einem Enkel Wittekinds, gegründetes, reich begütertes adeliges Fräuleinstift.

Vreede (Georg Wilhelm), niederländ. Staatsrechtslehrer und polit. Schriftsteller, geb. 14. April 1809, zu Tilburg, studierte in Gent, Löwen und Leiden, ließ sich dann als Advokat im Haag nieder, und siedelte 1832 nach Gorinchem über; 1841 folgte er einem Rufe als Professor des Staats- und Strafrechts an der Hochschule zu Utrecht. Wichtig für die Geschichte der niederl. und teilweise auch der europ. Diplomatie sind seine Hauptwerke: «Nederland en Zweden in staatkundige betrekking» (Utr. 1845), «Bijdragen tot de geschiedenis der omwenteling van 1795—98» (Amsterd. 1847—51), «Correspondance diplomatique et militaire du Duc de Marlborough, du Grand-pensionnaire Heinsius et du Trésorier-général Jacques Hop» (Amsterd. 1850), «Inleiding tot eene geschiedenis der Nederlandsche Diplomatie» (6 Tle., Utr. 1856—65), «Pieter van de Spiegel en zijne tijdgenooten» (2 Tle., Utr. 1874). Unter seinen kleinern histor.-polit. Schriften sind hervorzuheben «Nederland en Cromwell» (Utr. 1853), «Nederlands vroegere alliantien» (Utr. 1856), «Oranje en de Bataafsche Republiek» (Utr. 1859), «Voorouderlijke wijsheid in hagchelijke tijden» (Utr. 1872), «La Souabe après la paix de Bâle» (Utr. 1879). Gesammelte Aufsätze polit. Inhalts erschienen unter dem Titel «Een twintigjarige strijd (Febr. 1848—68)» (Utr. 1869), «La renaissance de l'empire français et la liberté de l'Europe» (Utr. 1852), «L'Angleterre et la liberté du continent» (Utr. 1866), «Examen de la question du barrage de l'Escaut oriental» (Utr. 1867). V. starb in Utrecht 29. Juni 1880.

Vretos (Andreas Papadopulos), neugriech. Gelehrter, geb. 1800 auf der Insel Ithaka, studierte in Italien Medizin und war viele Jahre Bibliothekar der ion. Bibliothek zu Korfu. Später trat er auf kurze Zeit in russ. Dienst und fungierte 1849—54 als griech. Konsul in Varna und Venedig. Er starb 1876 in Athen. Außer seinem Hauptwerke «Neugriech. Litteratur» (2 Bde., Athen 1854—57) sind von ihm zu erwähnen: «Ricerche storico-critiche su le tre città anticamente conosciute sotto il nome di Leucade» (Vened. 1830), «Mémoires biographiques et historiques sur le Président Capodistrias» (2 Bde., Par. 1837—38), «La Bulgarie ancienne et moderne» (Petersb. 1856).

Vriddhi (die), s. Guna.

Vriendt (Frans de), Maler, s. Floris.

Vries (Matthias de), ausgezeichneter niederländ. Sprachforscher, geb. zu Harlem 9. Nov. 1820, studierte bis 1843, wurde 1846 Lehrer der niederländ. Sprache und Litteratur und der allgemeinen Geschichte am Gymnasium zu Leiden, 1849 als Professor an die Universität Gröningen und 1853 als solcher nach Leiden berufen. V. veröffentlichte noch als Student eine Ausgabe von Hoofts «Warenar» (Leid. 1843), gründete mit Jondbloet und andern die «Vereeniging ter bevordering der oude Nederlandsche Letterkunde», in deren Werken er Boendales «Lekenspieghel» (3 Bde., mit reichhaltigem Glossar) herausgab. Mit E. Verwijs veröffentlichte er eine vollständige kritisch bearbeitete Ausgabe von Maerlants «Spiegel Historiael» (3 Bde., Leid. 1863). Bald darauf erschien der Anfang eines «Mittelniederländ. Wörterbuchs» (Leid. 1864 fg.). Sein Hauptwerk ist das im Verein mit andern Gelehrten bearbeitete «Woordenboek der Nederlandsche taal» (34 Hefte, Leid. 1864—86). Die vorbereitenden Studien zu diesem Wörterbuch veranlaßten ihn 1864, mit Te Winkel das orthographische System der niederländ. Sprache zu revidieren, zu welchem Zwecke sie zusammen die «Grondbeginselen der Nederlandsche spelling» (3. Aufl., Leid. 1872) und die «Woordenlijst voor de spelling der Nederlandsche taal» (2. Aufl., Leid. 1872) herausgaben.

Vriesland, s. Friesland.

Vt. (seltener Verm.), offizielle Abkürzung für den nordamerik. Staat Vermont.

Vuilly (Mont, deutsch Wistenlacherberg) heißt die nördlichste Erhebung des Molasserückens, der in den schweiz. Kantonen Freiburg und Waadt den Murtensee vom Neuenburgersee scheidet. Nach Norden fällt der V. mit steilen Waldhängen gegen die Broye ab; der Südostabfall gegen den Murtensee ist mit Reben bedeckt; die Höhe des Rückens, dessen Gipfelpunkt Plan Châtel 4 km nordnordwestlich von Murten zu 657 m über dem Meere ansteigt und eine prächtige Aussicht gewährt, ist ein wohlangebautes Acker- und Gartenland.

Vuitry (Adolphe), franz. Nationalökonom, geb. 31. März 1813 zu Sens, besuchte die Polytechnische Schule zu Paris und wurde 1841 in der Unterrichtsverwaltung, 1846 als Requêtenmeister im Staatsrat angestellt. Er war 1851—52 Unterstaatssekretär der Finanzen unter Fould, 1852—63 Chef der Finanzabteilung des Staatsrats, 1863 Gouverneur der Bank von Frankreich. Schon 1864 trat er als Präsident an die Spitze des Staatsrats

und wurde 1869 Senator. Nach dem Sturze des zweiten Kaiserreichs zog er sich vom öffentlichen Leben zurück und war mehrere Jahre Präsident des Verwaltungsrats der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn. Er starb 24. Juni 1885 zu Paris. V. schrieb «Études sur le régime financier de la France avant la révolution» (1877; neue Reihe, 2 Bde., 1883).

Vukalović (spr. —itsch, Luka), herzegowin. Insurgentenführer, geb. um 1818 bei Cattaro oder in Trebinje, war von Beruf Büchsenmacher. Im J. 1858 nahm er am Kampfe bei Grahowo gegen die Türken teil, 1859 bemächtigte er sich mit einer Truppe Aufständischer der Sutorina zu Gunsten Montenegros, begab sich aber, als die Österreicher die Rückgabe des damals halb ihnen, halb der Türkei gehörigen Landes forderten, in die Herzegowina und führte dort 1861 die Kämpfe gegen die Türken. Erst als sich Montenegro ergab, mußte auch V. weichen; er floh nach Ragusa, wohin ihm Kurschid Pascha folgte, der ihm volle Amnestie brachte und zum Bimbaschi (Obersten) ernannte. Doch gab damit V. seine aufständischen Bestrebungen nicht auf; er reiste 1865 nach Rußland und erhielt dort den Titel General. Später lebte er in Serbien und schürte von dort aus die Bewegung. Er starb 13. Juli 1873 in Odessa. Seine Thaten sind in den serb. Volksliedern besungen worden.

Vukovar, Hauptstadt des slawon. Komitats Syrmien, in einem reizenden Thale, am rechten Ufer der Donau, wo der sumpfige Vukofluß sich in dieselbe ergießt, welcher die Stadt in Alt-Vukovar mit 7139 serb., deutschen und magyar. E. und Neu-Vukovar mit 1602 E. trennt, ist Station der Linie Dalya-Brod der Ungarischen Staatsbahnen. Die Einwohner treiben bedeutenden Handel, Fischfang, auch Seidenzucht.

Vulci oder Volci, eine etrurische Stadt, die erst 280 v. Chr. von den Römern überwunden wurde, nachdem das übrige Etrurien schon unterworfen war. V. lag etwa 22 km westlich von Toscanella und 10 km oberhalb Montalto, am rechten Ufer der Fiora, wo ihre Stätte jetzt Piano de Volci oder Vulci heißt. Das Gebiet der Vulcienter oder Volcienter hatte einen ziemlich bedeutenden Umfang. Zu demselben gehörte die 30 km im Westnordwesten von V. entfernte Stadt Cosa, mit dem Herculeshafen, welche 273 röm. Kolonie wurde, und deren Ruinen, polygone Mauern mit Türmen, 6 km südöstlich von Orbetello liegen. Jetzt heißt der Ort Ansedonia. In der neuern Zeit ist V. besonders bekannt geworden durch die in der alten Nekropole der Stadt, welche an der Mündung des Timone in die Fiora beim heutigen Ponte della Baddia angelegt war, zuerst 1827 vom Fürsten von Canino angestellten Ausgrabungen.

Vulgarsubstitution, s. unter Substitution.

Vulgāta ist der Name der lat. Bibelübersetzung, welche in der röm.-kath. Kirche als die authentische gilt. Dieselbe ist wohl zu unterscheiden von der ältesten lat. Bibelübersetzung (gewöhnlich, aber fälschlich Itala genannt), welche noch in bedeutenden Bruchstücken erhalten ist. Hieronymus verbesserte die letztere, soweit sie das Neue Testament umfaßte, um 383, fertigte dann aber in den J. 385—405 eine neue lat. Übersetzung des Alten Testaments nach dem hebr. Grundtext. In der Folge kam diese Hieronymianische Übersetzung in den allgemeinen Gebrauch und wurde daher im Unterschiede von den alten Übersetzungen V., d. h. die allgemein gebrauchte, genannt. Ihr kirchliches Ansehen wurde von den Reformatoren des 16. Jahrh. verworfen, weil sie den Sinn der Urschrift nicht immer gehörig ausdrücke und verschiedene Unrichtigkeiten enthalte. Das Konzil zu Trient setzte 27. Mai 1546 fest, daß die V. auch künftig im kirchlichen Gebrauche als die einzige beglaubigte Übersetzung gelten sollte; namentlich sollten alle Beweisstellen nur nach dieser Übersetzung angeführt werden. Doch wurde den Gelehrten gestattet, daneben auch den Grundtext zu studieren. Vgl. Kaulen, «Geschichte der V.» (Mainz 1869); derselbe, «Handbuch der V.» (Mainz 1870); Rönsch, «Itala und V.» (2. Aufl., Marburg 1875).

Vulgivăga (lat.), Beiname der Venus (s. d.).

Vulkan (Vulcanus, in der ältern Namensform Volcanus) war der italische Gott des Feuers sowohl nach seiner zerstörenden als nach seiner wohlthätigen Seite. In letzterer Beziehung erscheint er bald als befruchtender und zeugender Naturgott, bald als kunstfertiger Feuerarbeiter, insbesondere Waffenschmied, was sein Beiname Mulciber (der das Metall Erweichende, flüssig Machende) bezeichnet. Er hatte in Rom eine alte Kultstätte, das Volcanal, eine von einer Umzäunung umgebene Fläche am Abhange des Capitolinischen Hügels über dem Comitium; sein Hauptfest, die Volcanalia, wurde am 23. Aug. (in der Kaiserzeit auch mit Cirkusspielen) gefeiert.

Mit V. ist nach der röm. Auffassung identisch der griech. Hephästos, der Sohn des Zeus und der Hera (erst eine spätere Sage läßt ihn in Nachbildung der Geburtssage der Athena von Hera allein im Zwiste mit Zeus geboren werden), ein Gott des Feuers, insbesondere des himmlischen (des Blitzes), dann auch des namentlich in den Vulkanen wirksamen Erdfeuers. Auf den Blitzgott bezieht sich die Sage von seiner Herabschleuderung aus dem Olymp. Nach der einen Sage war er von Geburt an lahm, daher seine Mutter, die sich des mißgestalteten Sohnes schämte, ihn vom Olymp hinab ins Meer warf, wo ihn Thetis und Eurynome, die Töchter des Okeanos, in ihrem Schoße aufnahmen und neun Jahre lang in einer Grotte im Okeanos verborgen hielten. Nach einer andern Sage wollte Hephästos einst bei einem Streite zwischen Zeus und Hera der letztern beistehen, worauf ihn Zeus am Fuße erfaßte und auf die Erde herabschleuderte. Hephästos fiel auf die Insel Lemnos (eine Hauptstätte seines Kultus wegen des Vulkans Mosychlos), wo er von dem Volksstamme der Sintier verpflegt wurde. Wegen der Wichtigkeit des Feuers für die Bearbeitung der Metalle ist Hephästos auch der Gott der Erzarbeit, der kunstfertige Meister in Metallarbeiten aller Art; auf dem Olympos hat er sich selbst und den übrigen Göttern Paläste (die nach dem Muster der Fürstenhäuser der achäischen Zeit als an den Wänden mit Erz bekleidet zu denken sind), für sich selbst goldene Dienerinnen gefertigt; auf Bitten der Thetis schmiedete er für Achilleus kunstreiche Waffen. Während seiner Verbannung aus dem Olymp fertigte er für Hera, um sich an ihr zu rächen, einen goldenen Thronsessel mit verborgenen Fesseln. Als Hera sich darauf setzt, kann sie nicht wieder aufstehen, und keiner der übrigen Götter ist im Stande, sie zu befreien, sodaß man genötigt ist, den Hephästos in den Olymp zurückzurufen. Da er sich weigert, macht Dionysos ihn trunken und führt ihn so im heitern Zuge seiner

Satyrn wieder in den Kreis der Olympischen Götter zurück, wo er versöhnt die Mutter befreit. Als Gemahlin des Hephästos erscheint in der Ilias und bei Hesiod eine der Chariten, sonst gewöhnlich Aphrodite. Man verehrte ihn außer auf Lemnos besonders in Athen, wo er eng mit Athena verbunden ist und ihm zu Ehren ein Fest Hephästeia mit Fackelläufen gefeiert wurde, in Sicilien am Ätna und auf der Insel Lipara. Die bildende Kunst stellte ihn dar als kräftigen Mann (oft mit Andeutung der Lahmheit) in der Tracht der Handwerker (der beide Arme und die eine Hälfte der Brust freilassenden Exomis), eine halbeiförmige Mütze auf dem Kopfe, Hammer oder Zange in der Hand.

Vulkane sind kegelförmige Berge oder Hügel, welche durch einen Kanal mit dem Erdinnern in Verbindung stehen und mancherlei gasförmigen, besonders aber glutflüssigen Materialien zum Ausgang dienen oder gedient haben. Nach Bauart und Entstehungsweise unterscheidet man geschichtete und homogene V. Wird glutflüssige Masse des Erdinnern durch Spalten der Erdkruste auf deren Oberfläche gepreßt und kommt auf diesem Wege mit in die Tiefe gedrängtem Wasser in Konflikt, so baut sich durch Anhäufung der infolge solcher Explosionen entstandenen und emporgeschleuderten Aschen und Lapillis ein geschichteter V. auf; steigen hingegen die glutflüssigen Massen in die Höhe, ohne auf größere Wasseradern zu stoßen, so stauen sie sich auf der Erdoberfläche zu glockenförmigen Kuppen an oder breiten sich deckenartig aus (homogene V.). Die geschichteten V. (z. B. Vesuv, Ätna) bestehen aus lauter Lagen von Bomben, Lapillis und Aschen, sowie von Laven, welche von dem centralen Eruptionsschlunde aus nach außen geneigt sind. Die trichter- oder kesselförmige Erweiterung des letztern heißt der Krater. Zu dem Hauptkrater gesellen sich oft noch zahlreiche (z. B. beim Ätna über 200), an den Abhängen des V. liegende Nebenkrater. Bei jahrhundertelanger Ruhe eines V. brechen die Wände seines Kraters allmählich zusammen, sodaß weite tellerartige Vertiefungen entstehen, die von einem nach innen steil abstürzenden Walle, dem ruinenhaften Überbleibsel des allmählich verschwindenden Vulkankegels ganz oder teilweise umschlossen wird. Einen solchen sog. Einsturzkrater repräsentiert z. B. das Atrio und die Monte-Somma am Vesuv, das Val del Bove am Ätna. Finden später neue Eruptionen statt, so baut sich inmitten des Einsturzkraters ein neuer Eruptionskegel auf. Da das Material der V. auf Spalten, welche die Erdkruste durchsetzen, emporbringt, so sind die V. entsprechend den Spalten, denen sie aufsitzen, meist in Reihen angeordnet. Die Zahl der zu einer solchen zusammentretenden V. ist ebenso verschieden, wie ihre Längenausdehnung. Als solch eine Vulkanreihe kann man die gesamten V. der Westküste Süd- und Mittelamerikas auffassen, die dann eine Länge von über 7000 km besitzt. Da die Entstehung der geschichteten V. von der Mitwirkung des Wassers abhängig ist, so ist es auch erklärlich, daß dieselben fast ausnahmslos an die Nähe des Meeres gebunden sind.

Man hat die V. in erloschene und in thätige geteilt; jedoch erlischt die Thätigkeit eines V. niemals vollständig, wenn auch jahrhundertelange Ruhepausen zwischen den eigentlichen Eruptionen stattfinden können. Aber auch die sog. thätigen V. befinden sich für gewöhnlich im Zustande der Ruhe, in welchem sie nur Gasarten und Dämpfe ausstoßen; nur wenige, wie z. B. der Stromboli (Liparische Inseln), sind schon seit langer Zeit im ununterbrochenen Zustande der Eruption begriffen. Wenn ein V. aus dem Zustande der Ruhe in den der Eruption übergeht, so zeigt sich das gewöhnlich zunächst durch inneres Getöse und erdbebenartige Erschütterung seiner nächsten Umgebungen an. Dann verstärkt sich die Dampfsäule (Pinie), der Kraterschlund öffnet sich durch die Gewalt ausströmender Dämpfe und Gase; Schlackenstücke und zerstiebte Lavateile werden zum Teil als feiner Staub, sog. Asche, oder als Lapilli hoch in die Luft geschleudert. Dann steigt eine Lavasäule im Kraterschlunde empor und füllt diesen entweder bis zur tiefsten Stelle des Randes, oder sie findet einen tiefern Ausweg durch irgendeine Spalte des Bergs. In beiden Fällen aber bildet die abfließende Lava (s. d.) sog. Lavaströme, welche sehr bald erstarren, aber oft nur sehr langsam ganz abkühlen. Mit der Lavaergießung hören gewöhnlich die heftigsten Eruptionserscheinungen, die Erschütterungen und Schlackenauswürfe auf, und der Eruptionszustand geht dann häufig wieder in den Ruhestand über. Während der Eruption bilden sich oft heftige Gewitter, deren Blitz, Donner und Regengüsse sich mit dem Getöse des Bergs und mit der Dampf- und Aschensäule mischen. Die homogenen V. entstehen durch einmalige Massenausbrüche von Laven, ohne daß es zur Bildung von Aschen, Sanden und Lapillis käme. Sie besitzen die Gestalt glockenförmiger Kegel, kuppenförmiger Hügel, domförmiger Piks oder ausgebreiteter Decken. Hierher gehören die Basalt- und Phonolithberge Mitteldeutschlands, Nordböhmens, Ungarns und Siebenbürgens. Vgl. Scrope, «Über V.» (deutsch von Klöden, Berl. 1872); Schmidt, «Vulkanstudien» (Lpz. 1874); Fuchs, «V. und Erdbeben» (Lpz. 1875); Falb, «Gedanken und Studien über den Vulkanismus» (Graz 1875); Mallet, «Über vulkanische Kraft» (aus dem Englischen von Lasaulx, Bonn 1875).

Die sog. Schlammvulkane, Bollitori oder Salsen stehen nur in sehr entfernter Beziehung zu der eigentlichen vulkanischen Thätigkeit. Es sind mächtige Anhäufungen von thonigem Schlamme, aus denen teils brennbare, teils andere Gasarten hervortreten, indem sie, sobald der Schlamm durch Austrocknen eine feste Kruste zu bekommen anfängt, diese aufblähen und um kraterartige Öffnungen herum zu kleinen Kegeln aufwerfen. Solche Schlammvulkane, aus denen zuweilen auch brennende Gasarten zu hohen Flammen aufschlagen, oder Naphtha, Bergöl und Salzlösungen hervorquellen, kennt man bei Girgenti auf Sicilien unter dem Namen Macaluba, bei Sassuolo in Modena, in der Krim, auf der Halbinsel Taman, an den Ufern des Kaspischen Meeres, auf Java, auf Trinidad und bei Cartagena in Columbien.

Vulkanisch nennt man alle diejenigen Erscheinungen, welche in ursächlichem Zusammenhang stehen mit der Glut des Erdinnern. Hierher gehören: Eruptionen geschmolzener Gesteinsmassen (Laven, jung- und altvulkanische Gesteine, z. B. Basalte, Porphyre); Auswürfe von durch Dampfexplosionen zerstäubtem Gesteinsmaterial (vulkanische Aschen und Sande, Lapilli, Bomben, vulkanische Tuffe); Ausströmungen von Gasen und Dämpfen (Mofetten, Fumarolen, Solfataren); heiße Quellen und Geysirs; Erdbeben; Hebungen

und Senkungen weiter Gebiete, ja ganzer Kontinente; der Prozeß der Gebirgsbildung.

Vulkanisieren ist die technische Bezeichnung für eine technische Operation, das Kautschuk mit Schwefel zu imprägnieren. (S. unter Gummiwarenfabrikation, Bd. VIII, S. 621b u. 624a.)

Vulkanismus, der Inbegriff der gesamten vulkanischen Erscheinungen, s. Vulkanisch.

Vulkanisten, s. unter Neptunisten.

Vulkanöl nennt man die konsistentern Petroleumsorten, s. Petroleum.

Vulkanpaß ist die tiefste Einsenkung des Vulkangebirges der südwestl. Grenze Siebenbürgens und der Walachei. Der Paß (918 m) führt an der Ostseite des 1877 m hohen Strázsabergs aus dem kohlenreichen Schilthal nach Rumänien. Er ist nur für Reiter und Fußgänger benutzbar.

Vullers (Joh. Aug.), Orientalist, geb. 23. Okt. 1803 in Bonn, studierte daselbst und in Halle, sowie später in Paris unter S. de Sacy orient. Sprachen, habilitierte sich dann als Docent in Bonn und folgte 1833 einem Ruf als Professor an die Universität zu Gießen, wo er 21. Jan. 1880 starb. V. hat sich um die Erkenntnis des Arabischen und namentlich auch des Persischen anerkennenswerte Verdienste erworben, und seine «Institutiones linguae Persicae cum Sanscrita et Zendica lingua comparatae» (2 Bde., Gieß. 1840—50; 2. Ausg. 1870), sowie namentlich auch sein «Lexicon Persico-latinum etymologicum» (2 Bde., Bonn 1855—64), sowie seine Ausgabe des «Shahname» von Firdusi (Bd. 1—4, Leid. 1877) sichern ihm ein ehrenvolles Andenken.

Vulpinit, Mineral, s. unter Anhydrit.

Vulpius (Christian August), deutscher Schriftsteller, geb. 23. Jan. 1762 zu Weimar, wo sein Vater Amtskopist, später Amtsarchivar war, studierte in Jena und Erlangen, wurde 1797 Registrator an der Bibliothek zu Weimar, 1805 Bibliothekar, 1816 Rat. Er starb daselbst 26. Juni 1827. Mit lebhafter Phantasie und gewandter Feder schrieb V. eine große Menge von Schauspielen, Opern, Romanen, Erzählungen u. s. w. Zu diesen Unterhaltungsschriften gehört auch der berühmte Räuberroman «Rinaldo Rinaldini, der Räuberhauptmann» (Lpz. 1797; 5. umgearbeitete Aufl. 1823; 8. Aufl., Tangermünde 1858), der auch vielfach in fremde Sprachen übersetzt und das Vorbild zahlloser solcher Romane wurde. Seine Zeitschriften «Kuriositäten der physisch-litterarisch-artistisch-histor. Vor- und Mitwelt» (10 Bde., Weim. 1810—23) und «Die Vorzeit» (4 Bde., Erfurt 1817—21) sind auch jetzt noch als Materialiensammlungen wertvoll, obschon mit Vorsicht zu benutzen.

Vulpius (Johanna Christiana Sophia), Schwester des vorigen, Goethes Gattin, wurde 1. Juni 1765 zu Weimar geboren. Goethe lernte sie 1788 kennen, worauf er sie als Wirtschafterin in sein Haus nahm. Sie gebar ihm 25. Dez. 1789 seinen Sohn August, aber erst 19. Okt. 1806 ließ sich Goethe mit ihr in der Jakobskirche zu Weimar trauen. Sie starb 6. Juni 1816.

Výborně (czech., spr. Wübórnje), vortrefflich, ausgezeichnet, als Zwischenruf bei parlamentarischen Verhandlungen, soviel wie Bravo!

Vyšehrad, s. Wyschehrad.



W.

W, der 23. Buchstabe des deutschen Alphabets, gegenwärtig nur in wenig Alphabeten überhaupt noch angewendet (im Deutschen, Holländischen, Dänischen, Litauischen, im ältern Czechischen), ist aus der Doppelsetzung von u (v) entstanden, daher im Englischen noch double u genannt, und bezeichnet in verschiedenen Sprachen verschiedene Laute, im Deutschen den medialen Spiranten der Labialreihe; dieser Laut wird aber auch im Deutschen verschieden gebildet, in Mitteldeutschland in der Regel mit Annäherung der beiden Lippen (labio-labiales w), in Norddeutschland durch Annäherung der Unterlippe an die obere Zahnreihe (labio-dentales w). Im Englischen dagegen bezeichnet w den Halbvokal u, d. h. das als Konsonant verwendete u.

Als Abkürzung steht bei geogr. Bestimmungen W. für West, w. für westlich, w. L. für westliche Länge. Auf Kurszetteln steht W. für Währung. In der Chemie ist W das Zeichen oder Symbol für Wolfram.

Waadt oder **Waadtland** (Pays de Vaud), der 19. Kanton der Schweiz, wird im W. von den franz. Depart. Jura und Doubs, im N. von Neuenburg, dem Neuenburgersee und Freiburg, im O. von Freiburg, Bern und Wallis, im S. vom Genfersee und Genf begrenzt und umfaßt ein Gebiet von 3223 qkm. Der Südosten des Kantons wird von den letzten Ausläufern der Berner- und der Saanealpen durchzogen (Diablerets 3251 m, Dent de Morcles 2938 m, Vanil noir 2386 m, Dent de Jaman 1879 m), welche mit Ausnahme der felsigen, teilweise vergletscherten Grenzkette gegen Wallis meist den Charakter der Vor- und Mittelalpen zeigen. Der Westen wird von den parallelen Kalkketten des Jura (Mont-Tendre 1680 m, Dôle 1678 m, Chasseron 1611 m, Dent de Vaulion 1486 m) eingenommen. Zwischen Alpen und Jura breitet sich vom Genfer- bis zum Neuenburgersee die fruchtbare, gut angebaute Hochebene (Jorat 928 m) aus, die südlich mit den weinreichen Halden von Lacôte und Lavaux steil zum Genfersee abfällt. Die nördl. Hälfte des Kantons gehört zum Gebiet des Rheins, welchem ihre Gewässer, die Saane (s. d.) und die Orbe oder Thièle (s. d.) durch die Aare zugeführt werden; der Süden gehört zum Gebiete des Rhône und des Genfersees, welchen die Grande Eau, die Veveyse und die Venoge zufließen. Von Seen sind außer dem Genfer- und Neuenburgersee zu erwähnen der von der Broye durchflossene Murtensee und im Jura der Jouxsee. Die Höhendifferenz vom höchsten Punkte der Diablerets (3251 m) bis zum Spiegel des Genfersees (375 m) beträgt 2976 m. Nach der Höhe und Lage ist das Klima sehr verschieden. In Montreux (385 m über dem Meere) am Genfersee am Fuße der Alpen beträgt das Jahresmittel 10,3° C., das Wintermittel 2,1, das Sommermittel 18,5° C.; für Ste.-Croix (1092 m über dem Meere) im Jura am Fuße des Chasseron sind die entsprechenden Zahlen

5,9°, —1,4°, 13,7° C. Das mildeste Klima haben die reizenden und üppigen Ufergelände des obern Genfersees und die rechte Berglehne des Rhônethals.

Der Kanton zählt (1880) 238730 E., worunter 219063 Reformierte, 18170 Katholiken, 576 Israeliten, 557 Andersgläubige; 89 Proz. der Einwohner sind französischer; 9 Proz. deutscher, 2 Proz. italienischer, englischer rc. Zunge. Acker- und Weinbau, in den Alpen und im Jura Alpwirtschaft sind die Haupterwerbsquellen. Etwa 21 Proz. des Areals entfallen auf Waldungen, 2 Proz. auf Rebland, 62 Proz. auf Ackerland, Wiesen, Weiden rc., 15 Proz. sind unproduktiv. Die eigentliche Zone des Ackerbaues ist die Hochebene des Gros de Vaud zwischen den Seen. Der Weinbau liefert namentlich zu Yvorne und Aigle im Rhônethal und am Genfersee (Lavaux und Lacôte) geschätzte Weißweine. Tabak wird an der Broye, bei Granson und Vevey gebaut. Nach der Zählung von 1886 besitzt der Kanton 15351 Pferde, 91030 Rinder, 48426 Schweine, 30213 Schafe, 15974 Ziegen, 27122 Bienenstöcke. Der Bergbau liefert Kochsalz bei Bex, Marmor bei St.-Triphon im Rhônethal, Braunkohlen im Lavaux, Bau- und Mühlsteine am Jorat und im Jura. Die Gegenden um den Murten- und Neuenburgersee sind reich an Torf. Von Mineralquellen sind die Schwefelthermen von Lavey und die Schwefelquellen von Alliaz und Yverdon zu erwähnen. Die Industrie, welche 27 Proz. der Bevölkerung ernährt, ist vorzugsweise im Jura zu Hause und liefert Uhren (Val de Joux), Musikdosen (Ste.-Croix), Eisenwaren (Vallorbe); außerdem sind zu erwähnen die Cigarrenfabrikation von Granson und Vevey, die Chokoladenfabrikation von Lausanne und Vevey und die Milchverarbeitung von Vevey. Dem Handel und Verkehr dienen die Kantonalbank, die Hypothekarkasse und zahlreiche Privatbanken, ein reich entwickeltes Straßen- und Eisenbahnnetz (Hauptlinien Genf-Lausanne-St.-Maurice, Lausanne-Yverdon-Neuchâtel mit der Abzweigung der Jougnebahn, Lausanne-Freiburg-Bern mit den Zweiglinien Palésieux-Payerne-Lyß und Freiburg-Payerne-Yverdon) und die Dampferlinien der Seen. Die Hauptausfuhrartikel sind Wein, Vieh, Käse, Holz, Uhren, Spielwerke und Cigarren. Eine wichtige Erwerbsquelle ist der Touristenverkehr des Genfersees und des waadtländer Alpenlandes. Als klimatische Kurorte sind besonders bekannt Montreux und seine Umgebung, Bex und die Ormontthäler. Die wichtigsten Ortschaften sind die Hauptstadt Lausanne, die Städtchen Nyon, Morges am Genfersee, Yverdon am Neuenburgersee, Moudon, Payerne und Avenches in der Hochebene.

Die Verfassung (vom 1. März 1885) ist repräsentativ demokratisch mit fakultativem Referendum und Initiative für Gesetze u. s. w. und obligatorischem Finanzreferendum für Ausgaben von mehr als 500000 Frs. Der Große Rat, je ein Mitglied auf 300 Stimmberechtigte, vom Volke gewählt, ist gesetzgebende, der Staatsrat vom Großen Rate gewählt, vollziehende Behörde. In administrativer Hinsicht zerfällt der Kanton in 19 Distrikte. Jeder Wahlkreis besitzt ein Friedensrichteramt, jeder Distrikt ein Bezirksgericht von fünf Mitgliedern. Letzte Instanz ist das Kantonsgericht. Über Kriminalfälle urteilen die Geschworenen. Die Landeskirche ist reformiert; neben derselben besteht eine ebenfalls reformierte pietistische Freie Kirche (Église libre). Die Katholiken stehen unter den Bischöfen von Lausanne (Freiburg) und Sitten. Neben den obligatorischen Primärschulen und zahlreichen Sekundärschulen und Privatinstituten bestehen als höhere Lehranstalten in Lausanne eine Akademie mit theol., jurist. und philos. Fakultät, eine höhere Industrieschule und je ein Seminar für Lehrer und Lehrerinnen. In militärischer Beziehung gehört der Kanton zu den Stammbezirken der 1. und 2. Division. Hauptwaffenplatz ist Bière. Die Staatsrechnung für 1884 weist bei 4960747 Frs. Einnahmen und 4861651 Frs. Ausgaben ein Staatsvermögen von 21054637 Frs. und Passiven von 13669360 Frs. auf. Das Wappen ist ein weiß-grün quergeteilter Schild mit der goldenen Inschrift «Liberté et Patrie» im weißen Felde.

Geschichte. Wie die vielen Pfahlbauten der Seen beweisen, war die W. schon vor der Römerzeit besiedelt; 58 v. Chr. kam sie durch den Sieg Julius Cäsars bei Bibracte mit dem übrigen Helvetien unter röm. Herrschaft und Aventicum, das heutige Avenches, war Hauptstadt des Landes. Im 3. und 4. Jahrh. mehrmals von Alamannen verwüstet, wurde die W. im 5. Jahrh. von Burgundionen in Besitz genommen und kam mit dem burgund. Königreiche 534 unter fränk. Herrschaft, 888 an Hochburgund und mit diesem 1032 an das Deutsche Reich; 1265 wurde sie von Graf Peter von Savoyen erobert und blieb unter savoyischer Herrschaft bis zu den Burgunderkriegen, in welchen Bern 1475 das waadtländ. Alpengebiet eroberte und 1476 Orbe, Echallens und Granson (als gemeine Herrschaft mit Freiburg) erwarb. Der Rest der W. kam 1536 durch Eroberung an Bern und wurde von da an durch bernische Landvögte als Unterthanenland regiert. Der Versuch des Majors Davel 1723, die W. von der bernischen Herrschaft zu befreien, scheiterte an der Apathie der Bevölkerung und erst 1798 riß sich das Land mit Hilfe der franz. Invasion von Bern los und erklärte sich zu einem eigenen Freistaat, der Lemanischen Republik, die aber noch in demselben Jahre als Kanton Leman der Helvetischen Republik beitrat. Durch die Mediationsakte von 1803 wurde die W., unter Herstellung des alten Namens, als selbständiger Kanton der schweiz. Eidgenossenschaft einverleibt und gab sich eine repräsentativ-demokratische Verfassung, welche 25. Mai 1831 in demokratischem Sinne revidiert wurde. Die schwankende Haltung der Behörden in der Frage der Jesuiten-Ausweisung führte 1845 zu einer unblutigen Revolution, infolge deren die Regierung gestürzt und die Verfassung von 1831 revidiert wurde. Weitere Verfassungsrevisionen, stets in demokratischem Sinne, fanden 1861, 1872 (fakultatives Referendum) und 1885 (Progressivsteuer) statt. Im Sonderbundskriege 1847 stand die W. auf der Seite der Eidgenossenschaft und nahm 1848 regen Anteil an der Umgestaltung der Schweiz aus einem lockern Staatenbund in einen Bundesstaat. Seit 1848 aber befindet sich der Kanton in einer eigentümlichen Doppelstellung. Während die liberal-konservative Partei sich einer mäßigen Stärkung der eidgenössischen Centralgewalt im allgemeinen nicht abgeneigt zeigt, entwickelt die herrschende radikale Partei, die in kantonalen Dingen durchaus fortschrittlich ist, dem Bunde gegenüber einen stark ausgeprägten Kantonalismus und macht, um die Stärkung der Centralgewalt zu verhindern, nicht

selten mit den konservativ-ultramontanen Kantonen gemeinsame Sache. Die Bundesrevision von 1872 fand keine eifrigern Gegner in der Schweiz als die radikalen Waadtländer und wurde denn auch in der W. mit erdrückender Mehrheit verworfen, während das Revisionsprogramm von 1874 infolge einiger Konzessionen an die Kantone mit 26 204 Ja gegen 17 362 Nein angenommen wurde. Auch die Bundessubvention für den St. Gotthard hatte ihre erbittertsten Gegner in der W. Vgl. Olivier, «Le canton de Vaud» (Lausanne 1837); Vuillemin, «Der Kanton W.» (St. Gallen 1847); Verdeil, «Histoire du canton de Vaud» (Lausanne 1856); Martignier und Crousaz, «Dictionnaire historique etc. du canton de Vaud» (Lausanne 1867).

Waag (bei den Alten Aucha, ungar. Vág), linker Nebenfluß der Donau in Ungarn, das Gebiet der Kleinen Karpaten von dem des Ungarischen Erzgebirges scheidend, entsteht aus zwei Quellbächen, der Weißen Waag (Vaseczka), die aus dem Grünen See (Zeleno Plesso) an dem 2402 m hohen Kriwan und dem viel tiefer liegenden Wasetzer See kommt und gleich darauf aus dem Hochgebirge tritt, und aus der Schwarzen Waag, die weiter im Süden an dem 1855 m hohen Kralowa-Hora oder Königsberg entspringt. Beide vereinigen sich im Liptauer Komitat bei dem Dorfe Kralovska oder Király-Lehota, wo der Fluß für Flöße fahrbar wird. Anfangs fließt die W. gegen Westen und Nordwesten, dann bogenförmig gegen Süden über Trentschin und Neustadl, wo sie in die Ebene tritt, und mündet bei Guta in den sog. Preßburger Donauarm, der sich darauf unter dem Namen Waag-Donau (Vágduna) bei Komorn mit dem Hauptarme vereinigt. Die W. nimmt rechts die Bela, Arva und Kisucza, links die Revucza und Thurocz auf, welche sämtlich flößbar sind. Ihr Lauf beträgt 300 km. Bei dem starken Gefälle reißt sie ungeheuere Massen von Gerölle fort und überschüttet bei ihren plötzlichen Überschwemmungen die Ufer. Dies und ihre zahlreichen Inseln und Sandbänke bereiten der Schiffahrt große Schwierigkeiten. Sie kann mit Schiffen von 3—400 Ctrn. Tragfähigkeit befahren werden, bei hohem Wasserstande bis Farkasd und Sellye. Das schöne Thal der W. ist bald eng und von Felsen eingeschlossen, bald weiter und anmutig, wird aber dann wieder an vielen Stellen zu einem engen Felspasse zusammengedrängt, im Unterlaufe des Flusses ist das Thal offen, breit und stellenweise sumpfig, aber besonders fruchtbar.

Waage, Instrument zum Wägen, s. Wage.

Waagen (Gust. Friedr.), verdienter Kunstschriftsteller, geb. zu Hamburg 11. Febr. 1794, fand schon in dem Hause seines Vaters, eines unter J. H. Tischbein dem Ältern gebildeten Malers, für die bildende Kunst reiche Nahrung. Auf seine Geschmacksbildung wirkte der mit der Schwester seiner Mutter verheiratete Dichter Ludwig Tieck bestimmend ein. Die Feldzüge gegen Frankreich 1813 und 1814 machte W. als Freiwilliger mit und hörte dann in Breslau besonders philol. und histor. Vorlesungen. Er hielt sich dann in Dresden 1818 und in Heidelberg 1819 auf. Eine Kunstreise durch die Niederlande, ein dritthalbjähriger Aufenthalt zu München erweiterten den Kreis seiner Kunstbildung. Seiner Abhandlung «Über einige in der königl. Sammlung zu München befindliche ägypt. Mumien» (Münch. 1820) ließ er die Schrift «Über die Maler Hubert und Johann van Eyck» (Bresl. 1822) folgen. Infolge derselben wurde W. 1823 nach Berlin berufen, um an der Gründung des Museums teilzunehmen. Er trat in ein engeres Verhältnis zu Schinkel, mit welchem er 1824 die erste, nur kurze Reise nach Italien machte. Im J. 1832 als Direktor der Bildergalerie des Neuen Museums angestellt, arbeitete W. zuvörderst den Katalog derselben aus. Als die Frucht einer Reise nach London und Paris erschien von ihm «Kunstwerke und Künstler in England und Paris» (3 Bde., Berl. 1837—39). Er wurde 1844 zum Professor an der königl. Universität für das Fach der Kunstgeschichte ernannt. Inzwischen veröffentlichte er «Kunstwerke und Künstler in Deutschland» (2 Bde., Lpz. 1843—45). Auch erschienen von ihm in Raumers «Histor. Taschenbuch» die Abhandlungen über «Rubens» (1833) und über «Andrea Mantegna und Luca Signorelli» (1850). Unter dem Titel «The treasures of art in Great-Britain» (3 Bde., Lond. 1854; Supplementband 1857) gab er eine beträchtliche Erweiterung des obengenannten Werks heraus. In den J. 1861 und 1862 vom Kaiser von Rußland nach Petersburg berufen, ließ er als Ergebnis seiner dortigen Studien die Schrift «Die Gemäldesammlung in der kaiserl. Eremitage in St. Petersburg» (Münch. 1864) erscheinen. Dieser folgte das Werk «Die vornehmsten Kunstdenkmäler in Wien» (2 Bde., Wien 1866—67). Infolge einer Studienreise nach Spanien im Herbst 1866 teilte er in Zahns «Jahrbüchern für Kunstwissenschaft» (Bd. 1, Lpz. 1868) seine Bemerkungen über die wichtigsten dort befindlichen Bilder der verschiedenen Malerschulen mit. W. besuchte 1867 nochmals Paris und erstattete, wie er es bereits 1862 für London gethan, amtlich Bericht über die bildenden Künste auf der damaligen Weltausstellung. Er starb auf einer Reise in Kopenhagen 15. Juli 1868. Seine «Kleinen Schriften» wurden von A. Woltmann (Stuttg. 1875) gesammelt herausgegeben und mit einer Biographie begleitet.

Waal, südl. Mündungsarm des Rheins (s. d.).

Waase, s. unter Ummanz.

Waatschlag, s. unter Kabel (im Seewesen).

Wabenbau (der Bienen), s. unter Biene.

Wabengrind, s. unter Hautkrankheiten (der Haustiere).

Wabenkorallen oder Sternkorallen (Astraea) heißt ein aus zahlreichen, lebend in allen warmen Meeren und fossil vom Jura an vorkommendes Geschlecht der Steinkorallen oder Madreporen. Ihre ziemlich großen Einzelkelche verschmelzen miteinander, sodaß der abgestorbene, derbe, steinartige Stock mit wabenförmigen, aneinander stoßenden Gruben, die innen durch die Scheidewände der Einzelkelche sternartig erscheinen, versehen ist.

Wabenkröte, s. unter Pipa.

Wace (Verkürzung von Wistace-Eustachius), berühmter anglo-normann. Dichter, geb. um 1100 auf der Insel Jersey, wurde in der Isle de France (wahrscheinlich zu Paris) ausgebildet und erhielt in Bayeux eine Präbende. Er starb nach 1174. Von Heiligenleben schrieb er: «Leben des heil. Nikolaus» (herausg. von Delius, Bonn 1850) und ein Marienleben: «Etablissement de la fête de la conception Nôtre-Dame» (herausg. von Mancel und Trebutien, Caen 1842; von Luzarche, Tours 1859). Seine Hauptwerke sind: «Le Roman de Brut», 1154 vollendet und der Gemahlin des engl. Königs Heinrich II., Eleonore, gewidmet, und «Le Roman de Rou»

= Rolo), nach 1170 beendet. Vgl. Körting, «Über den Roman de Rou» (in Bd. 8 des «Jahrbuchs für roman. und engl. Litteratur»). Die «Chronique ascendente des ducs de Normandie» (herausg. von Pluquet, Rouen 1824) ist nicht von W. «Le Roman de Brut» (herausg. von Le Roux de Lincy, 2 Bde., Rouen 1836—38) ist eine freie Bearbeitung der sagenhaften Geschichte Britanniens nach der «Historia Regum Britanniæ» des Walliser Gottfried von Monmouth. «Le Roman de Rou» enthält eine Geschichte der Normannen von den ältesten Zeiten bis in den Anfang des 12. Jahrh.

Wach (Adolf), ausgezeichneter Rechtslehrer, geb. 11. Sept. 1843 zu Kulm in Westpreußen, studierte in Berlin, Heidelberg und Königsberg, promovierte 1865 an letzterer Universität als Doktor der Rechte, bezog dann zur Vorbereitung für die Habilitation die Universität Heidelberg und Ostern 1866 Göttingen. Ostern 1868 habilitierte sich W. in Königsberg für Kirchenrecht und Civilprozeß, wurde jedoch schon Ostern 1869 als ord. Professor für Civilprozeß und Strafrecht an die Universität Rostock berufen. Ostern 1871 folgte er einer Berufung nach Tübingen, im Herbst 1872 einer solchen nach Bonn und im Herbst 1875 einem Rufe an die Universität Leipzig. Hier übt er seitdem durch seine Vorträge über Civilprozeß und Strafrecht, sowie durch praktische Übungen eine einflußreiche akademische Thätigkeit aus. Seit Einführung der Reichsjustizgesetze 1879 ist W. behufs Studiums des Prozesses an seiner unmittelbarsten Quelle auch praktischer Richter am Landgericht zu Leipzig in Civilsachen. Daneben widmet er sich gemeinnützigen Bestrebungen und der Teilnahme an der kirchl. Gemeindeverwaltung. Die an ihn seitens des preuß. Kultusministeriums ergangene Aufforderung, die Stellung eines Referenten für die Universitätsangelegenheiten im Ministerium zu übernehmen, lehnte er ab. W. ist mit einer Tochter von Felix Mendelssohn-Bartholdy vermählt. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: «Der ital. Arrestprozeß» (Lpz. 1868), «Vorträge über die Reichscivilprozeßordnung» (Bonn 1879), «Handbuch des deutschen Civilprozeßrechts» (1. Bd., Lpz. 1885). Außerdem veröffentlichte W. zahlreiche Abhandlungen in Zeitschriften, z. B. dem «Archiv für civilistische Praxis».

Wach (Karl Wilh.), Historienmaler, geb. zu Berlin 11. Sept. 1787, malte 1807 sein erstes größeres Bild, Christus mit den Aposteln, jetzt in der Kirche zu Parez. Der Krieg unterbrach 1813 und 1815, wo er als Landwehroffizier den preuß. Fahnen folgte, seine Studien. Um die pariser Kunstschätze und Künstler zu studieren, blieb er bis 1817 in Paris, besuchte dort das Atelier von David, dann das von Gros und ging darauf nach Italien. Im J. 1819 kehrte er nach Berlin zurück, wurde Mitglied des Senats, der königl. Akademie der Künste und erhielt bald mit Hirt, Schinkel, Schlesinger und Waagen den Auftrag, das neuerbaute Museum einzurichten, die Restauration der Gemälde zu leiten und neue Ankäufe zu besorgen. Durch die Begründung einer größern Malerschule in Berlin wirkte er fördernd auf die jüngern Künstler ein. Ohne eigentlich zur Schule der Nazarener zu gehören, teilt er deren Trockenheit der Formgebung und Schwächlichkeit der Auffassung. Zu den namhaftesten größern Bildern W.s gehören die neun Musen am Plafond des neuen königl. Schauspielhauses, die Altarbilder für die Garnison- und Werdersche Kirche in Berlin und das für die prot. Peter-Paulskirche in Moskau. Er wurde 1841 Vizedirektor der Akademie und starb 25. Nov. 1845. Seine Schwester war die Romanschriftstellerin Henriette von Paalzow (s. d.).

Wachau, Kirchdorf, 6 km südöstlich von Leipzig gelegen, hat eine schöne Kirche in got. Stil, zählt (1885) 335 E. W. ist der Geburtsort des Satirikers Rabener und war in der Völkerschlacht 16. Okt. 1813 ein Hauptpunkt des Kampfes; über die Denkmale bei W., Liebertwolkwitz und dem Vorwerk Meusdorf s. unter Leipzig, Bd. X, S. 938[b].

Wache oder Wacht nennt man eine entweder zur allgemeinen Sicherheit, zum Schutze von öffentlichen Gebäuden, Magazinen, Kassen u. s. w., oder als Ehrenwache fürstl. Personen, höherer Befehlshaber an einem bestimmten Orte (Wachtlokal) bereit gehaltene Abteilung Militär. Kleinere W. werden von Unteroffizieren, größere (Hauptwachen) von Offizieren kommandiert. Zu jeder gehört ein zur Abgabe der Signale, und zwar der Reveille, des Zapfenstreichs (Retraite) oder des Alarm (Generalmarsch), bestimmter Tambour oder Hornist (Trompeter). Von den W. werden Posten oder Schildwachen ausgestellt (doppelte vor fürstl. Personen oder höhern Generalen), welche gewöhnlich alle zwei Stunden abgelöst werden. Im Kriege werden gegen den Feind Feldwachen und innerhalb des Lagers Fahnen- und sog. Brandwachen gegeben, erstere vor, letztere (zu polizeilichen Zwecken) hinter der Fronte. Bei den berittenen Truppen gibt es außerdem noch Stallwachen zur Beaufsichtigung der Pferde in den Ställen der Garnison und Lager.

Wachenheim, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Pfalz, Bezirksamt Neustadt a. H., am Ostfuße der Hardt, Station (W.-Forst) der Linie Neustadt a. H.-Dürkheim-Monsheim der Pfälzischen Eisenbahnen, zählt (1885) 2396 meist evang. E. und hat eine evang. und eine kath. Pfarrkirche, prächtige Villen der großen Weingutsbesitzer mit Garten- und Parkanlagen, ein städtisches Hospital, vorzüglichen Weinbau und starken Weinhandel. Auf der Höhe liegt die Ruine der 1471 von Friedrich dem Siegreichen zerstörten Wachten- oder Geiersburg, zuerst den salischen Herzögen von Franken, zuletzt den Pfalzgrafen gehörig. W. wird schon 766 urkundlich erwähnt.

Wachenhusen (Hans), beliebter Feuilletonist und Romanschriftsteller, geb. zu Trier 31. Dez. 1827, widmete sich dem Studium der modernen Sprachen und der Litteratur und trat schon früh größere Reisen an, zunächst nach Schweden, Norwegen, Finland, Lappland und Island. Seine wesentlichste Thätigkeit war dann die eines Kriegskorrespondenten. So fungierte er während des Orientkriegs im türk. Hauptquartier als Korrespondent für mehrere deutsche Zeitungen. Diese Berichte sammelte er unter dem Titel «Von Widdin nach Stambul» (Lpz. 1855) und «Ein Besuch im türk. Lager» (Lpz. 1855). Nach Beendigung des Krimkriegs lebte er einige Zeit in Paris, dessen soziales Leben er in den Schriften «Das neue Paris» (Lpz. 1855) und «Die Frauen des Kaiserreichs» (7. Aufl., Berl. 1872) beschrieb. Eine Reise nach Spanien und von hier nach Afrika veranlaßte die interessanten «Reisebilder aus Spanien» (2 Bde., Berl. 1857) und den Roman «Rom und Sahara» (4. Aufl., Berl. 1871). Während des preuß.-neuenburgischen

Konflikts war er in der Schweiz und verfaßte daselbst das «Skizzenbuch aus Neuenburg und der Schweiz» (Berl. 1857). Die Kriegsberichte über den österr.-ital. Krieg von 1859 sind zusammengefaßt in dem «Tagebuch vom ital. Kriegsschauplatz» (Berl. 1859) und «Halbmond und Doppeladler» (Berl. 1860). Hierauf nahm er an Garibaldis Zug gegen Neapel teil und schrieb darüber: «Freischaren und Royalisten» (3. Aufl., Berl. 1867). Der poln. Revolution unter Langiewicz 1863 wohnte W. ebenfalls bei. Diesen Stoff bearbeitete er in dem Roman «Unter dem weißen Adler» (3 Bde., Berl. 1863; 2. Aufl. 1885). Seine Kriegsberichte über den schlesw.-holstein. und Deutschen Krieg von 1866, an dem er im preuß. Hauptquartier teilnahm, beschrieb er in «Vor den Düppeler Schanzen» (Berl. 1864) und «Tagebuch vom österr. Kriegsschauplatz» (6. Aufl., Berl. 1866). Später ging er wieder nach Italien, Griechenland und Asien, kehrte von da nach Paris zurück, um dort zwei Jahre zu verleben, und schilderte die Weltausstellung von 1867 in «Pariser Photographien» (Berl. 1868), ging dann wiederholt nach Afrika, wo er sich an den franz. Streifzügen gegen die marokkanischen und andere Stämme beteiligte, darauf 1869 bei Eröffnung des Suezkanals nach Ägypten, durchstreifte letzteres längere Zeit und gab danach eine Schilderung des Landes in dem Buche «Vom armen ägypt. Mann» (2 Bde., Berl. 1871). Dem Deutsch-Französischen Krieg von 1870 und 1871 wohnte er als Korrespondent der «Kölnischen Zeitung» bei; diese Berichte sammelte er in seinem «Tagebuch vom franz. Kriegsschauplatz 1870—71» (2 Bde., Berl. 1871). Später hielt er sich teils zu Paris, teils zu Berlin auf und nahm dann dauernden Wohnsitz in Wiesbaden. W. hat endlich zahlreiche Romane verfaßt, welche meist das moderne Gesellschaftsleben schildern.

Wachholder, s. Wacholder.

Wachler (Joh. Friedr. Ludw.), namhafter Litterarhistoriker, geb. 15. April 1767 zu Gotha, studierte in Jena und Göttingen Theologie und Philosophie und wurde 1788 außerord. Professor an der Universität Rinteln. Im J. 1790 wurde er Rektor in Herford, 1794 Professor der Theologie in Rinteln, wo ihm 1797 zugleich die Professur der Geschichte nebst der Aufsicht über die Universitätsbibliothek übertragen wurde. Im J. 1801 als Professor der Philosophie nach Marburg versetzt, erhielt er hier auch die Professur der histor. Wissenschaften und wurde 1802 zugleich ord. Professor der Theologie und 1805 Konsistorialrat. Im J. 1815 folgte er dem Rufe als Professor der Geschichte und Konsistorialrat nach Breslau. Seine bei den Streitigkeiten über das Turnwesen bewiesene Freimütigkeit hatte zur Folge, daß er 1824 von den Schul- und Konsistorialgeschäften abtreten mußte, worauf er, mit Beibehaltung der Professur, zum Oberbibliothekar der Universitätsbibliothek ernannt wurde. Von seinen Schriften sind die wichtigsten: «Versuch einer allgemeinen Geschichte der Litteratur» (3 Bde., Lemgo 1793—1801), «Handbuch der allgemeinen Geschichte der litterarischen Kultur» (2 Bde., Marb. 1804—5; 3. Aufl., Lpz. 1833), «Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationallitteratur» (2 Bde., Frankf. 1818—19; 2. Aufl. 1834), «Philomathie» (3 Bde., Frankf. 1818—22), «Handbuch der Geschichte der Litteratur» (Frankf. 1804), das er in der zweiten (4 Bde., Frankf. 1822—24) und insbesondere in der dritten Auflage (4 Bde., Lpz. 1833) wesentlich verbesserte; «Geschichte der histor. Forschung und Kunst, seit der Wiederherstellung der litterarischen Kultur in Europa» (2 Bde., Gött. 1812—20), «Darstellung der pariser Bluthochzeit» (Lpz. 1826; 2. Aufl. 1828), «Lehrbuch der Litteraturgeschichte» (Lpz. 1827; 2. verbesserte Aufl. 1830). Seine «Neuen theol. Annalen» schloß er mit 1823. Von der Sammlung seiner «Vermischten Schriften» ist bloß ein Band erschienen (Lpz. 1835). Er starb 4. April 1838 zu Breslau. W. war als Historiker seines Stoffs wie der Form gleich Meister und zeichnete sich durch gründliche Forschung, umfassende Belesenheit, selbständiges Urteil, Kraft des Vortrags und edle Sprache aus.

Wacholder oder Wachholder (Junipĕrus *L.*), eine Gattung von Sträuchern und Bäumen aus der Familie der Nadelhölzer, deren männliche und weibliche Blüten auf getrennten Individuen stehen, mit gegenständigen, zu drei wirteligen oder vierreihig-dachziegeligen, schuppen- oder nadelförmigen Blättern und steinfruchtartigen, drei Samen enthaltenden Beeren, welche ihrerseits durch das gegenseitige Verwachsen und Fleischigwerden der Schuppenblätter (Eiträger) des weiblichen Kätzchens entstehen. Die namentlich über Nordamerika, Asien und die Mittelmeerländer verbreiteten Wacholderarten zerfallen in Sade- oder Sevenbäume (s. Sadebaum), mit herabfallend angewachsenen, schuppenförmigen, oft zweigestaltigen Blättern, nickenden weiblichen Kätzchen und eiförmig-rundlichen Beerenzapfen, und in echte W., mit an der Basis gegliederten, stets eingestaltigen, pfriemen- oder nadelförmigen Blättern, aufrechten weiblichen Kätzchen und kugeligen Beerenzapfen.

Zu letztern gehört der gemeine Wacholder (J. communis *L.*). Dieser, in ganz Europa und Nordasien vorkommend, wird nur unter günstigen Verhältnissen zu einem 5—7, höchstens 10 m hohen Baume; in der Regel bleibt er ein 1—2 m hoher Strauch mit 12 mm langen, linealischen, stechenden Blättern, die in Wirteln zu je drei an den dreikantigen Ästen stehen. Die Kätzchen sind klein, die männlichen vielblütig, eirund, die weiblichen dreiblütig, urnenförmig. Der Beerenzapfen ist im ersten Jahre eirund und von grüner Farbe, im zweiten wird er kugelig, saftig und blauschwarz mit weißem Reif. Die steinharten Samen haben auf der Schale drei ölreiche Drüsen. Das gelbrötliche, im Kerne bräunliche, harte und wohlriechende Holz wird zum Auslegen feiner Arbeiten gebraucht. Aus knorrigen Wurzeln und Stämmen verfertigt man Gartenmöbeln und Stöcke. Zum Räuchern benutzt man die trockenen Zweige, Wurzeln und Beeren. Letztere sind als Küchengewürz brauchbar, geben in ihrem eingedickten Safte (Wacholdermus) ein harn- und schweißtreibendes Mittel und dienen zur Bereitung mehrerer reizender, die Verdauung befördernder Arzneimittel, z. B. des Wacholderbeeröls (Oleum Juniperi). Offizinell sind außerdem noch der Wacholderspiritus (Spiritus Juniperi) und die Beeren selbst (Fructus Juniperi). Auch verfertigt man aus ihnen einen besonders im westfäl. Dorfe Steinhagen und dem holländ. Schiedam gut destillierten Branntwein. (S. Genever.) Zwischen Holz und Rinde setzt sich eine harzige Substanz an, die sonst als deutscher Sandarak verwendet ward. Der spanische Wacholder (J. oxycedrus *L.*), auf dürren Plätzen in den Ländern des Mittelmeers wachsend, hat beträchtlich

größere, braunrote Früchte. Er kommt in seiner Benutzung mit dem vorigen überein und liefert das übelriechende ätherische Huile de Cade, das in der Tierheilkunde, besonders gegen die Räude der Schafe, in Anwendung kommt.

Zur Gruppe der Sadebäume gehört der virginische Wacholder (J. Virginiana *L.*), auch rote Ceder genannt, ein 12—15 m hoher Baum, mit aromatischen, balsamisch duftenden, rautenförmig-länglichen, vierzeilig-dachziegeligen Blättern und schwarzblauen Beerenzapfen, welche nur 1—2 Samen enthalten. In Deutschland pflanzt man ihn in Anlagen und bindet aus seinen lange grün bleibenden Zweigen Totenkränze. Sein feines rotbraunes Holz wird besonders zu Bleistiften verwendet und bildet daher in Nordamerika einen wichtigen Ausfuhrartikel für die europ. Bleistiftfabriken. Außerdem werden große Mengen dieses Holzes zur Herstellung von Cigarrenkisten benutzt.

Wacholderbeeröl, ätherisches Öl, welches durch Dampfdestillation der zerquetschten reifen Früchte von Juniperus communis gewonnen wird. Es besteht wesentlich aus Terpenen, scheidet aber in der Kälte ein Stearopten aus. Es findet Verwendung bei der Bereitung von Branntweinen und Liqueuren, Steinhäger, Genever, Gin.

Wacholderdrossel, s. u. Krammetsvogel.

Wachs (lat. cera, frz. cire, engl. wax), eine den Fetten verwandte Substanz, wird unterschieden als Insektenwachs und Pflanzenwachs. Das gewöhnliche oder Bienenwachs, dessen sich die Bienen zum Bau der Zellen und Vorratskammern für den Honig bedienen, wird nicht, wie früher angenommen wurde, von den Bienen bereitet, sondern von ihnen nur gesammelt und von dem Körper derselben unter den schuppigen Ringen, welche den untern Hinterteil bilden, in Gestalt kleiner Tröpfchen abgesondert, welche sehr bald zu kleinen Wachsschuppen erhärten. Nachdem man den Honig in gelinder Wärme, am besten durch Ausschleudern mit der Centrifugalmaschine, zum Ausfließen gebracht hat, werden die Waben gepreßt, in Wasser umgeschmolzen und dann in je nach Landesgebrauch verschiedenen Formen der Erstarrung überlassen. Das so erhaltene W. ist das gelbe Wachs (cera flava); es ist in der Kälte spröde, in der Wärme weich und plastisch, schmilzt zwischen 63 und 64° C., hat ein spezifisches Gewicht von nur 0,96, löst sich nicht in Wasser, zum Teil in heißem Alkohol, leicht in warmem Benzin und in Schwefelkohlenstoff. Papier macht es wie Fette und Paraffin durchscheinend (Wachspapier, charta cerata). Es besteht aus einem Gemenge verschiedener Stoffe; der eine, in siedendem Alkohol lösliche Stoff bildet die Cerotinsäure (früher Cerin genannt), ein anderer, in Alkohol wenig löslicher Stoff, ist unter dem Namen Melissin oder Myricin bekannt und besteht aus dem Melissyläther der Palmitinsäure. Durch Bleichen an der Sonne unter Mitwirkung von Feuchtigkeit oder auch durch chem. Mittel erhält man das weiße Wachs (cera alba), welches in Scheiben und Blöcken in den Handel kommt; es ist etwas härter als das gelbe W. und hat ein spezifisches Gewicht von 0,974. Das weiße W. liefern Deutschland, Rußland, Nordamerika und der Orient. Man verwendet das W., welches häufig mit Kolophonium, Harzen, Stearinsäure, Fetten, Paraffin u. s. w. verfälscht ist, zu Kerzen und Wachsstöcken, als Bestandteil von Salben, als Bindemittel für die Wachsmalerei, zum Wichsen der Parkettböden und Nähfäden, als Modelliermaterial zum Bossieren in W. ꝛc. Neuerdings konkurriert das imitierte Bienenwachs (Mineralwachs, Ceresin), welches namentlich aus dem Ozokerit (s. d.) dargestellt wird, mit dem echten W.

Außer dem Bienenwachs sind folgende Pflanzenwachssorten erwähnenswert: das Chinesische Wachs (s. d.), das Japanische Wachs (s. d.), das Carnaubawachs (s. d.), das Palmwachs (s. d.) und das Myrtenwachs, welches im Süden der Vereinigten Staaten durch Auskochung der Früchte von Myrica cerifera mit Wasser gewonnen wird. Das in der Provinz Para am Amazonenstrome gewonnene kommt als Ocubawachs in den Handel; es ist olivengrün und schmilzt bei 36 bis 48° C. und dient in Südamerika als Kerzenmaterial.

Wachs (grünes), s. Grünes Wachs.

Wachsbaum (Myrica cerifera *L.*) heißt ein 1,3 bis 2,6 m hoher, im südl. Teile der Vereinigten Staaten wachsender Baum oder Strauch aus der Familie der Gagelgewächse mit länglich-lanzettlichen Blättern, die an der Seite beiderseits zwei kleine Sägezähne zeigen. Die weiblichen und männlichen Kätzchen stehen auf verschiedenen Individuen. Die Frucht ist eine einsamige, von den fleischig gewordenen Schuppen beerenartig umschlossene Nuß von der Größe einer Erbse, schwärzlich, mit einer grauen, rissigen Wachsmasse überzogen. Letztere wird durch Kochen als ein schmutziggrünes Wachs gewonnen, das zur Verfertigung wohlriechender Kerzen dient. (Vgl. Myrica.)

Wachsbeere, soviel wie Myrica Gale.

Wachsbildnerei (Ceroplastik), die Kunst, Gegenstände aus Wachs zu bilden, was durch Bossieren oder Gießen geschieht. (S. Wachsfiguren.)

Wachsblume, s. Hoya carnosa.

Wachsblumen, aus Wachs geformte Blumen, s. unter Blumen, künstliche.

Wachsenburg, eine der Drei Gleichen (s. d.).

Wachsfiguren pflegt man die meist lebensgroßen, plastischen Darstellungen von merkwürdigen Persönlichkeiten und Gruppen zu nennen, an denen das Nackte von Wachs, die Gewandung aber wirklich, der Körper darunter ausgestopft ist. Von Sammlungen solcher Figuren (Wachsfigurenkabinette), welche gewöhnlich herumgeführt werden, ist die älteste bekannte die der Madame Tussaud, einer aus der Schweiz gebürtigen (1760) Künstlerin, die diese Sammlung 1780 in Paris eröffnete, 1802 aber damit nach London übersiedelte. Sie besteht aus mehr als 200 Gestalten, zum großen Teil in dem identischen Kostüm, das sie im Leben trugen, Männern der Wissenschaft, Kunst, des Kriegs und der Französischen Revolution. Neuerdings hat Castans Panoptikum in Berlin durch seine zahlreichen und naturwahren Einzelfiguren wie ganze Gruppen Berühmtheit erlangt. Künstlerischen Wert haben die W. nicht. Vielmehr wirken sie, da sie auf das Zufällige der Erscheinung, auf das Körperliche, Natürliche ausgehen, anstatt den Geist und das Wesen zu erfassen, unerfreulich gespensterhaft. Daraus folgt, daß diese Bildnerei bei der Darstellung anatom. Präparate, pomologischer Kabinette, künstlicher Perlen u. dgl. mehr am Orte, ja sehr schätzbar ist. Verzichtet das Wachs auf die natürliche Farbe des darzustellenden Gegenstandes und nimmt als Bossierwachs durch Zusatz von Zinnober oder Bolus eine indifferente rötliche Färbung

an, die zugleich feine Durchsichtigkeit bricht, so dient es als vortreffliches Modelliermaterial zu kleinen halberhabenen Porträts, sowie überhaupt zu den mannigfachsten Darstellungen der plastischen Kleinkunst und bei Gegenständen der Kunsttechnik.

Wachsgagel, Pflanze, s. unter Myrica.

Wachshaut (Ceroma) heißt die weiche, federlose, oft lebhaft, namentlich wachsgelb gefärbte Haut, die manche Vögel (z. B. Raubvögel, Papageien) an der Basis des Oberschnabels und um die Nasenlöcher herum haben.

Wachskerze (frz. bougie, engl. taper), s. unter Kerze.

Wachskohle, s. Pyropissit.

Wachskraut, s. Cerinthe.

Wachsleinwand, mit einem Anstrich von Ölfirnis versehene, oft mit allerlei Figuren bemalte Leinwand. (S. unter Wachstuch.)

Wachsmalerei, nicht gleichbedeutend mit Enkaustik (s. d.), d. i. Einbrennung, bezeichnet die Benutzung des Wachses entweder als Bindemittel der Farben oder bloß als Befestigungsmittel nach geschehenem Auftrag. Die antike Technik der W. ist seit dem 6. Jahrh. n. Chr. verloren gegangen. Die antiken Schriftsteller, namentlich auch Plinius, haben über den Gegenstand nur dunkle Andeutungen. Auch im Mittelalter wurden, wenn nicht Wachs, doch aufgelöste Harze fortwährend teils als Bindemittel der Farben selbst, teils als Bestandteil der Firnisse gebraucht. Versuche zur Wiederentdeckung der antiken Technik machte der span. Maler Velasco (1715—20), indem er die Oberfläche glättete. Um die Mitte des 18. Jahrh. glaubten der Graf Caylus, Bachelier und Majault, jeder auf verschiedene Weise, dem Geheimnis auf der Spur zu sein. Im 19. Jahrh. trat die Diskussion über die W. von neuem in den Vordergrund mit der Schrift des Professors Roux in Heidelberg: «Die Farben» (3 Hefte, Heidelb. 1825—29), und mit den von ihm gefertigten enkaustischen Gemälden. Roux glaubte das Wachs in ein Bindemittel verwandelt zu haben, welches das Öl vollständig ersetzen würde und ihm an Dauer weit voraus stände; auch hielt er seine übrigens geheimgehaltene Methode für die der Alten. Ihre Übelstände waren der Mangel an Kraft und Harmonie in den Farben und an einem entsprechenden Grunde, mit welchem die Farben zu einem festen Ganzen sich hätten verbinden können. Bald darauf trat M. P. de Montabert in seinem «Traité complet de la peinture» (9 Bde., Par. 1829—30) mit einer neuen Methode für die Wandmalerei hervor. Sein Bindemittel war ein aus Wachs gezogenes, langsam sich verflüchtigendes Öl, vermischt mit Kopalharz und etwas flüssigem Wachs. Diese Technik wurde unter anderm bei der Restauration einiger alter Fresken in Fontainebleau angewendet. Ein ähnliches Verfahren wurde auf Klenzes Anregung seit 1883 bei den Malereien im Königsbau zu München beobachtet. Hier bestand das Bindemittel, welches dann noch einmal als Firnis über das Gemälde gezogen wurde, aus Dammarharz, Terpentinöl und Wachs; auch der Grund war schon mit einer Wachsauflösung getränkt. Die Farben ließen sich sehr gut behandeln und behielten eine große Intensität; nur läßt sich dabei ein gelblicher Ton und ein zu starker Spiegelglanz tadeln. Während Mérimée («De la peinture à l'huile», Par. 1830) in den Gemälden des 15. Jahrh. ein aus Ölen und Harzen gemischtes Bindemittel nachzuweisen suchte, ging Knirim in seinem Werke «Die Holzmalerei der Alten» (Lpz. 1838) so weit, für die ganze antike und mittelalterliche Malerei ein Bindemittel von flüssigem Harz, ähnlich dem Kopaivabalsam, aufstellen zu wollen und dasselbe, mit $^1/_{30}$ Wachs verbunden, zum Gebrauch zu empfehlen. Die Ehre der Erfindung gebührt übrigens Lucanus in Halberstadt, der schon 1833 den Kopaivabalsam, aber unvermischt, als Ersatz des Öls nachgewiesen hatte. Inzwischen hatte der münchener Maler Fernbach (gest. 1851) ein neues, von den Angaben der Alten völlig abstrahierendes Verfahren aufgestellt, welches in den verschiedenen Wandgemälden in München sich am meisten bewährt hat. Sein Bindemittel besteht aus Auflösungen fester Harze mit Verdünnung durch Terpentinöl, das sich gleich nach dem Auftrage verflüchtigt. Sowohl der Grund als das vollendete Bild werden mit enkaustischen Massen getränkt und eingeschmolzen, sodaß die Farben von hinten und von vorn gesichert sind. Später bildete sich der Maler Eichhorn in Berlin («Die Wandmalerei in einer neuen Technik», Lpz. 1853) ein eigentümliches Verfahren für Ausführung von Wandgemälden, wobei das Wachs eine Hauptstelle einnimmt. Dieses Verfahren wandte er bei mehrern in den Schlössern von Sanssouci bei Potsdam angefertigten Gemälden an.

Wachsmotte (Galleria mellonella, Tafel: Insekten III, Fig. 20), ein zur Familie der Zünsler (s. d.) gehöriger, bis 34 mm spannender Kleinschmetterling, dessen Vorderflügel aschgrau mit gelblichroter Bestäubung sind, während die Hinterflügel eine einfache hellgraue Färbung zeigen. Die bis 28 mm lange, schmutzig braungelbe Raupe lebt in Bienenstöcken von dem Wachse alter Brutwaben, legt beim Fressen Gänge an und überspinnt diese beim Vorrücken. Sie verwandelt sich in einem dichten Gespinst zu einer gelben Puppe; die Entwickelung ist eine sehr unregelmäßige und scheint in warmen Bienenstöcken ununterbrochen fortzudauern, sodaß man die W. hier in allen Zuständen der Verwandlung zugleich antrifft. Der sehr schnell laufende Schmetterling dringt nachts in die Stöcke, da er dann vor den Bienen sicher ist. Aufmerksamkeit, namentlich im Verkleben etwaiger offener Fugen an den Stöcken, sofortiges Herausschaffen befallener Waben sind das beste Gegenmittel.

Wachsmuth (Ernst Wilh. Gottlieb), deutscher Historiker, geb. 28. Dez. 1784 zu Hildesheim, studierte Philologie und Theologie zu Halle und übernahm hierauf eine Lehrerstelle an der Klosterschule zu Magdeburg, dann am Gymnasium zu Zerbst. Im J. 1815 als Lehrer an der Hauptschule der Vereinigten Gymnasien nach Halle zurückgekehrt, erhielt er die Stelle eines Lektors der ital. und engl. Sprache an der Universität und veröffentlichte eine «Grammatik der engl. Sprache» (Halle 1816), sowie mehrere Beiträge des von ihm mit Günther herausgegebenen «Athenäum» (3 Bde., Halle 1816—18). Seit 1818 hielt er auch Vorlesungen über Weltgeschichte, röm. Geschichte und Geschichte der neuesten Zeit. Seine «Ältere Geschichte des Römischen Reichs» (Halle 1819), die er aus den Quellen mit Rücksicht auf Niebuhr neu bearbeitete und der er den «Entwurf einer Theorie der Geschichte» (Halle 1820) folgen ließ, veranlaßte 1820 seine Berufung nach Kiel. Hier begann W. die Bearbeitung seiner «Hellenischen Altertumskunde» (4 Bde., Halle 1826—30; 2. Aufl. 1843—46), die er jedoch erst zu

Leipzig, wo er Herbst 1825 die Professur der Geschichte antrat, vollenden konnte. Seine akademischen Vorträge umfaßten seitdem alle Teile der histor. Wissenschaft. Von seinen übrigen Arbeiten sind besonders hervorzuheben: die «Histor. Darstellungen aus der Geschichte der neuern Zeit» (3 Bde., Lpz. 1831—33), «Die europ. Sittengeschichte» (5 Bde., Lpz. 1831—39), die «Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter» (4 Bde., Hamb. 1840—44), die litterarhistor. Monographie «Weimars Musenhof in den J. 1772—1807» (Berl. 1844), die «Geschichte des Zeitalters der Revolution» (Bd. 1—4, Lpz. 1846—48), «Allgemeine Kulturgeschichte» (3 Bde., Lpz. 1850—52), «Geschichte der polit. Parteiungen» (3 Bde., Braunschw. 1853—57), «Geschichte deutscher Nationalität» (8 Bde., Braunschw. 1860—62), «Niedersächs. Geschichten» (Berl. 1863), «Geschichte von Hochstift und Stadt Hildesheim» (Hildesh. 1863). Auch war er Mitbegründer des «Archiv für die sächs. Geschichte» (Lpz. 1862 fg.). W. starb 23. Jan. 1866 zu Leipzig.

Wachsmuth (Kurt), Archäolog, geb. 27. April 1837 in Naumburg a. S., gebildet in Schulpforta, studierte in Jena und Bonn klassische Philologie und wurde Ostern 1860 Lehrer am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin. Nachdem er im Herbst 1860 mit einem archäolog. Reisestipendium Italien bereist, wurde er 1861 Secrétaire interprète bei der preuß. Gesandtschaft in Athen, 1862 Privatdocent in Bonn für klassische Philologie und alte Geschichte, 1864 Professor in Marburg, 1869 in Göttingen, 1877 in Heidelberg und 1886 in Leipzig. Er veröffentlichte: «De Timone Phliasio ceterisque sillographis Graecis» (Lpz. 1859; 2. Aufl. 1885), «De Cratete Mallota» (Lpz. 1860), «Die Ansichten der Stoiker über Mantik und Dämonen» (Berl. 1860), die Ausgabe von «Laur. Lydi liber de ostentis et calendaria Graeca omnia» (Lpz. 1863), «Das alte Griechenland im neuen» (Bonn 1864), «Die Stadt Athen im Altertum» (Bd. 1, Lpz. 1874), «Studien zu den griech. Florilegien» (Berl. 1882), die Ausgabe von «Stobaei anthologium» (Bd. 1 und 2, Berl. 1884).

Wachsmyrte, soviel wie Myrica.

Wachspalme, der Name verschiedener Palmarten Südamerikas aus den einander nahe verwandten Gattungen Ceroxylon *Humb. Bonpl.* und Klopstockia *Karst.*, von denen die erste dreiblätterige, die zweite tiefgeteilte verwachsenblätterige Blütenhüllen besitzt. Die Palmen beider Gattungen haben fiederteilige oder gefiederte Blätter und zeichnen sich durch hohe Stämme und starke Wachsabsonderung aus. Die am längsten bekannte W. ist C. andicola *H. B.* Sie wächst auf dem Andesgebirge in einer Höhe von 2630—3230 m, hat einen schlanken, nach oben etwas geschwollenen, mit Wachs überzogenen Stamm, der hoch über den übrigen, aus Laubbäumen bestehenden Wald emporragt, und eine gewaltige Krone gefiederter Blätter, mit gefalteten, an der Spitze zweispaltigen Fiedern, einhäusige Blüten in verschiedenen Kolben und violette Früchte. Ihr Holz ist sehr dauerhaft, zu Bauholz geeignet, ihre Blätter dienen zum Dachdecken. Jeder erwachsene Stamm liefert durchschnittlich 12 kg Wachs, welches man durch Abkratzen von dem gefällten Stamm gewinnt. Dasselbe besteht zum dritten Teil aus Wachs, zu zwei Dritteilen aus Harz. Eine noch kolossalere Palme ist die in den Einöden Columbias wachsende Klopstockia cerifera *Karst.* Ihr Stamm erreicht bis 65 m Höhe, bei nur 3 dm Durchmesser, und ist ebenfalls mit Wachs überzogen, welches sich auch an den mächtigen, fiederteiligen Blättern ausscheidet, die unterseits mit einem weißgrauen Filz bedeckt sind. Eine dritte W., die in Brasilien heimische Copernicia cerifera *Mart.* (vgl. Tafel: Palmen II, Fig. 6), deren Blätter mit Wachsschuppen bedeckt sind, liefert das Carnaubawachs (s. d.), welches nach England ausgeführt und dort zur Kerzenfabrikation verwendet wird.

Wachspapier, zur Herstellung von Lichtmanschetten sowie in den Apotheken zum Verpacken von Salben, Pflastern u. s. w. dienend, wird erzeugt, indem man dünnes Schreibpapier mit weißem Wachs, Stearin oder Paraffin tränkt, dem man eventuell als Färbmittel Grünspan, Zinnober u. s. w. zusetzt. [s. u. Perlen, künstliche.

Wachsperlen, aus Wachs gebildete Perlen,

Wachsstock (frz. bougie filée, rat de cave; engl. taper drawn), ein Beleuchtungskörper, der aus weißem oder gelbem Bienenwachs, dem man (um ihm die erforderliche Weichheit zu geben, sowie der Wohlfeilheit wegen) Talg, Fichtenharz, Terpentinöl zusetzt, oder auch ganz aus Erdwachs durch Ziehen hergestellt und gewöhnlich in cylindrischer Form aufgewickelt wird; in einem blechernen Behälter, der Wachsstockbüchse, werden W. an Stelle einer Kerze oft zum Siegeln benutzt.

Wachstafft, mit wachsartigem Firnis überzogener Tafft. (S. unter Wachstuch.)

Wachstuch (frz. toile cirée, engl. oil-cloth) heißt ein Zeug, welches mit Leinölfirnis überzogen ist, der zunächst dazu dienen soll, den Stoff wasserdicht zu machen, dann aber auch, in sehr vielen Fällen, ihn zu verzieren. Die Erfindung dieses Stoffs ist ziemlich alt, indem man denselben schon zu Anfang des 14. Jahrh. erwähnt findet. Nach dem Stoff unterscheidet man gegenwärtig W., Wachsleinwand, Wachskattun, Wachstafft, Wachsbarchent und selbst Wachstuchpapier. Hinsichtlich der Dekoration wird der Firnis entweder mit einer Farbe versetzt, oder der Firnisauftrag marmoriert, gemasert, oder endlich werden mit Formen Muster aufgedruckt, oder mit dem Pinsel darauf gemalt. Soll das W. zu Tischdecken, Teppichen u. dgl. dienen, so wird auf die Grundfarbe entweder mit dem Pinsel gemalt, oder mit Formen nach Art des Tapeten- und Zeugdrucks gedruckt, entweder mit der Hand oder mittels der Maschine. In neuester Zeit hat man auch Letterndruck in der Buchdruckpresse und Lithographien auf das W. abgedruckt, sogar Photographien darauf angebracht. In Deutschland wird das beste W. in Leipzig und Berlin, in Österreich in Wien hergestellt. Eine besondere Art dieses Fabrikats ist das Ledertuch (s. d.).

Das Wachstuchpapier (Wachspackpapier, papier-toile cirée), welches man anstatt des W. zum Einpacken verwendet, wird durch Überpinseln eines zähen Packpapiers mit einer Farbe aus Kienruß und Leinölfirnis oder mit einem Firnis aus Asphalt, Leinölfirnis und Terpentinöl, und nachheriges Trocknen des Papiers dargestellt.

Wachstum nennt man in der Botanik jede Volumenvergrößerung eines pflanzlichen Organismus oder seiner einzelnen Teile, soweit dieselbe nicht ausschließlich auf Quellung zurückzuführen ist; eine Zunahme des Trockengewichts wird beim W.

in der Regel eintreten, doch ist dieselbe nicht notwendig, es kann sogar durch Verbrauch aufgespeicherter Reservestoffe, wie beim Keimen der Samen, sehr lebhaftes W. vorhanden und doch zugleich eine Verminderung des Trockengewichts damit verbunden sein. Jede Volumenvergrößerung einer Pflanze kann nur durch W. der sie zusammensetzenden Zellen stattfinden und muß deshalb auf Neubildung oder auf Vergrößerung einzelner Zellen beruhen. Sowohl Neubildung, d. h. Teilung, als auch Vergrößerung dieser Elemente werden, wenigstens bei mehrzelligen Pflanzen, sich vereinigen, um die Erscheinungen des Gesamtwachstums hervorzubringen. Bei einzelligen Pflanzen kann allerdings das W. eines Individuums nur durch Zellvergrößerung eintreten, jede Teilung kann hierbei nicht als W. angesehen werden, sondern gehört in das Gebiet der Fortpflanzungserscheinungen, die ja allerdings auch nichts anderes sind als W. über das Individuum hinaus. Das W. der Zelle ist nun wiederum das Resultat des W. ihrer einzelnen Bestandteile: der Zellhaut, des Protoplasmas und der in der Zelle sonst noch vorhandenen organisierten Körper, wie Stärke u. s. w. Jeder dieser Teile wächst durch Einlagerung neuer kleinster Partikelchen, sog. Micellen, also durch Intussusception (s. d.), in einzelnen Fällen wohl auch durch Apposition, d. h. durch Auflagerung neuer Schichten.

Je nach der Richtung, in welcher das W. bei der Zellhaut erfolgt, unterscheidet man Flächenwachstum und Dickenwachstum, das erstere muß stets dann eintreten, wenn das Volumen der Zelle vergrößert wird, denn dadurch wird zugleich die das Protoplasma umspannende Zellhaut eine größere Flächenausdehnung erhalten. In der Mehrzahl der Fälle geht damit Hand in Hand ein Dickenwachstum, d. h. W. in einer zur Membranfläche senkrechten Richtung. Da nun mit wenigen Ausnahmen Flächen- und Dickenwachstum nicht an allen Stellen gleichmäßig erfolgen, sondern bei beiden die verschiedensten Modifikationen eintreten können, so ist erklärlich, daß in den Zellformen eine außerordentliche Mannigfaltigkeit herrschen muß. Nur bei den meisten einzelligen Pflanzen und bei denjenigen, die aus einfachen Zellreihen bestehen, sind größere Differenzen ausgeschlossen, bei den höher organisierten Gewächsen, besonders bei den Gefäßpflanzen, wo die Differenzierung der einzelnen Gewebearten und damit die Teilung der Arbeit zwischen den einzelnen Zellformen weit vorgeschritten ist, werden naturgemäß diese letztern selbst eine große Mannigfaltigkeit zeigen. Sowie nun durch das W. der Zellhaut die Form der Zelle bedingt wird, so wird aus den Veränderungen, die an den einzelnen Zellen erfolgen, sowie aus der Vermehrung derselben durch Teilung zunächst die Form der einzelnen Gewebesysteme und weiterhin die äußere Gestalt der ganzen Pflanze resultieren, und daß auch in dieser letztern Beziehung der größte Formenreichtum existiert, ist allgemein bekannt. Um diesen Reichtum der Formen zu erzielen, müssen natürlich die Richtungen des W. der einzelnen Gewebe, sowie der Ort, an welchem es erfolgt, gleichfalls einem immerwährenden Wechsel unterworfen sein, denn nur auf diese Weise können die so verschiedenartigen Organe der Pflanze, Stamm, Zweige, Wurzeln, Blätter, Blüten, Haare u. s. w., ihre durch die individuellen Eigenschaften der Art bedingte Gestalt erreichen.

Je nach Ort und Richtung der einzelnen Wachstumserscheinungen unterscheidet man Scheitelwachstum, intercalares Wachstum und Dickenwachstum. Durch das Scheitelwachstum wird die Verlängerung der Organe oder ihrer Teile an bestimmten peripherisch liegenden Stellen, die man als Vegetationspunkte bezeichnet, bewirkt. (Vgl. Scheitelzelle.) Das intercalare W. dagegen findet an den jungen noch wachstumsfähigen Partien statt, die nicht direkt an den Scheitelpunkten, sondern weiter rückwärts liegen. Durch das intercalare W. wird demnach gewissermaßen das durch Scheitelwachstum gewonnene Material zur weitern Ausbildung und zur Fertigstellung der Form benutzt, mag das betreffende Organ nun eine flächenartige, cylindrische, kugelige oder irgend welche andere Gestalt besitzen. Aber das intercalare W. reicht in vielen Fällen noch nicht hin, um diese endgültige Ausbildung zu bewirken, es muß noch das Dickenwachstum hinzukommen, und dies kann entweder durch einfache Vergrößerung der Zellen, verbunden mit lebhaften, nicht auf bestimmte Orte beschränkten Teilungen, oder durch Bildung sog. Meristeme und Cambien erfolgen. (Vgl. Meristem und Cambium.) Das erstere ist der Fall bei der Mehrzahl der Monokotyledonen und Gefäßkryptogamen, das letztere bei den Stamm- und Wurzelorganen der meisten Dikotyledonen und der Gymnospermen.

Es ist natürlich, daß bei all diesen verschiedenen Wachstumsprozessen, besonders bei denjenigen, die auf bestimmte zwischen andern Geweben liegende Zellkomplexe beschränkt sind, Spannungen im Innern der Organe hervorgerufen werden, die wiederum, falls sie eine gewisse Höhe erreichen, die äußere Form der Organe verändern, oder indirekt Veranlassung zu erneutem Wachstum werden können. Man hat diese Spannungen allgemein unter dem Namen Gewebespannung (s. d.) zusammengefaßt. (Vgl. auch Rindenspannung.) Aber nicht bloß bei diesen Formen des W. treten Spannungen auf, sondern auch beim Dickenwachstum der einzelnen Zellmembran, sowie insbesondere bei dem W. der Stärkekörner. Hier erfahren die einzelnen Schichten nicht eine ganz gleichmäßige Vergrößerung durch Einlagerung neuer Micellen, sondern an gewissen Stellen findet dieselbe reichlicher als an andern statt, und es leuchtet ein, daß dadurch Spannungen hervorgerufen werden können, die ähnlich, wie diejenigen zwischen einzelnen Zellkomplexen, auch hierbei für die äußere Form der Membranen beziehungsweise der Stärkekörner von Bedeutung sind.

Die Schnelligkeit und die Dauer des W. hängen von einer großen Reihe Faktoren ab. Vor allem findet W. in lebhafter Weise nur unter günstigen Temperatur- und Feuchtigkeitsverhältnissen statt, vorausgesetzt, daß überhaupt die nötigen Nährstoffe vorhanden sind. Ferner spielen eine wichtige Rolle beim W. sowohl die chemische wie die physikalische Beschaffenheit des Mediums, in welchem die Pflanze lebt. Auch Licht und Schwerkraft sind von maßgebendem Einfluß auf zahlreiche Wachstumsprozesse, die man zum großen Teil unter den Namen Heliotropismus (s. d.) und Geotropismus (s. d.) zusammenfaßt. Aber alle diese Faktoren sind, mit alleiniger Ausnahme der Schwerkraft, nicht konstant, und ist es selbstverständlich, daß die äußern Formen der pflanzlichen Organismen nicht nur

durch Wachstumsprozesse, welche in den individuellen Eigenschaften der einzelnen Art begründet sind, sondern auch durch solche, die von Klima und Standort, also von äußern Einwirkungen abhängen, hervorgerufen werden.

Wachstum nennt man die Fähigkeit organischer Körper, nach ihrer Entwickelung noch eine weitere Ausbildung und Veredelung zu erlangen, welche nicht bloß in einer Zunahme des Umfangs und Gewichts, sondern auch in einer gleichzeitigen innern Veränderung besteht. Es wird das W., welches übrigens nur bis zu einer bestimmten Grenze reicht, durch die Ernährung (s. d.) vermittelt und geschieht nicht durch Dicker- und Längerwerden des schon Gebildeten, sondern durch Ansatz neuer Masse, welche sich, wie die ersten Bildungen, durch Entwickelung von neuen Zellen in einer formlosen Ernährungsflüssigkeit oder aus schon vorhandenen Zellen (Mutterzellen) und durch Fortbildung dieser Zellen zu Geweben erzeugt. Sowie die verschiedenen Organe des Körpers nicht gleichzeitig entstehen, sondern nacheinander, ebenso wenig wachsen die einzelnen Teile des Organismus in gleichem Verhältnisse, vielmehr sind schon manche ausgebildet, während andere erst zu wachsen beginnen. Manche Organe verschwinden schon wieder oder nehmen wenigstens ab, während andere noch lange fortwachsen. Einige Teile (wie Haare, Nägel) wachsen ununterbrochen fast bis zum Tode.

Das W. scheint mit dem Zeugungsprozeß in gewissem Zusammenhange zu stehen; es ist nämlich vollendet, wenn dieser Prozeß vollständig ausgebildet, und steht still, sobald die Zeugungsorgane früher in Thätigkeit versetzt werden. So wachsen Frauen, deren Entwickelung noch nicht vollendet, während der Schwangerschaft nicht fort, und daß beim männlichen Geschlecht das W. durch die Begattung aufgehalten wird, beweist die Erfahrung, daß Stiere und Hengste, die man bis zur erlangten Zeugungsreife von der Begattung zurückhält, eine bedeutendere Größe erlangen, also längere Zeit wachsen als andere, denen man sie gestattet. Ebenso steht das allgemeine W. der Pflanzen während der Blüte still und endigt so bei den einjährigen für immer, bei den mehrjährigen für eine gewisse Zeit. Über diese Zeit hinaus können der Mensch und die Tiere wohl noch an Umfang und Gewicht zunehmen; allein diese Zunahme besteht nicht in proportionierter Vergrößerung aller Organe, sondern nur in vermehrter Ablagerung von Fett oder in abnormer (pathologischer) Vergrößerung einzelner Organe. Im allgemeinen läßt sich übrigens die Regel aufstellen, daß das Leben eines höher organisierten Tiers um so länger dauert, je mehr Zeit sein W. erfordert. (S. Lebensdauer.) Die räumliche Grenze des W. richtet sich wieder nach den unendlich verschiedenen Klassen der Geschöpfe und wird in diesen selbst wieder bei den einzelnen Individuen von mannigfaltigen Umständen vielfach modifiziert. Beim Menschen veranlaßt ein zu schnelles W. nicht selten Wachstumskrankheiten, besonders im Blut- und Nervensystem; im erstern kommen am häufigsten Bleichsucht und Blutarmut, im letztern Krampfkrankheiten zu Stande. (S. Kind, Kinderkrankheiten.) Ein Wachsen über das gewöhnliche Körpermaß hinaus pflegt man als Riesenwuchs zu bezeichnen. (S. Riesen.)

Wacht, s. Wache.

Wacht am Rhein heißt ein deutsches patriotisches Lied, das bereits 1840 von Max Schneckenburger (s. d.) gedichtet wurde, aber erst beim Beginn des Deutsch-Französischen Kriegs im Sommer 1870 durch die Komposition von Karl Wilhelm (s. d.) große Popularität erlangte.

Wacht am Rhein heißt auch ein durch Stahlstich, Holzschnitt u. s. w. zahlreich vervielfältigtes Gemälde von Lorenz Clasen, welches die Germania, auf einem Felsen am Rhein stehend, in der Rechten ein blankes Schwert, in der Linken einen Schild mit dem doppelköpfigen Reichsadler haltend, darstellt und sich jetzt im Rathause zu Krefeld befindet.

Wachtel (Coturnix) heißt eine Gattung Hühnervögel aus der Familie der Feldhühner. Unter den wenigen Arten ist die gemeine Wachtel (C. communis, Tafel: Hühnervögel, Fig. 2) die bekannteste. Sie wird etwa 20 cm lang und hat eine graubraune Farbe, auf dem Rücken mehrere Reihen gelber Federschäfte, über jedem Auge einen weißlichen Strich und an der Kehle einen schwarzen, beim Weibchen rotbraunen Fleck. Während sie schon in Spanien als Standvogel lebt, trifft sie in Mitteleuropa zu Anfang Mai in großen Zügen ein, verbreitet sich bis nach Schweden, kehrt im Oktober ebenso über Italien nach Afrika zurück, und streicht bis in die Nähe des Kaps der Guten Hoffnung. Außer bei diesen Wanderungen, wodurch sich die W. von den meisten Hühnervögeln, mit Ausnahme der Feldhühner, unterscheidet, lebt sie meist am Boden, sucht Gefahren durch Laufen zu entgehen und hält sich am liebsten zwischen hohem Getreide auf, dessen Körner ihr neben andern Sämereien zur Nahrung dienen. Die eifersüchtigen Männchen dienten sonst durch ihre Kämpfe zur Volksbelustigung. Die Weibchen legen 8 bis 12 bräunliche Eier in eine flache Vertiefung des Bodens und äußern gegen ihre Brut viel Zärtlichkeit. Bei reichlicher Nahrung werden die W. sehr fett und in Italien sowie am Schwarzen Meere zur Herbstzeit in außerordentlicher Menge gefangen und getötet. Bei uns werden sie durch Wachtelpfeifen angelockt und in Netzen gefangen. Man hält sie wegen ihres eigentümlichen Schlags als Stubenvögel, die in der Gefangenschaft wohl acht Jahre ausdauern, sowie auch sich fortpflanzen. Neuerdings hat man versucht, eine prachtvolle amerikanische W., die Schopfwachtel (Lophortyx californicus, Fig. 5) in Frankreich und Deutschland anzusiedeln.

Wachtel (Theod. Joh. Georg), Tenorist, geb. zu Hamburg 10. März 1823 als der Sohn eines Fuhrwerksbesitzers, in dessen Geschäft er früh eintrat. Als seine schöne Tenorstimme Aufmerksamkeit erregte, nahm er Unterricht bei der Gesanglehrerin J. Grandjean und trat in Hamburg zuerst öffentlich in einem Konzert auf, am 12. Mai 1849 auch auf der Bühne. Nach kurzen Engagements in Schwerin und Dresden kam er nach Würzburg, Darmstadt, Hannover und Kassel. Nachdem inzwischen sein Ruf bedeutend geworden, sang er an der Hofoper in Wien, später als engagierter Gast an der königl. Oper in Berlin. Außer auf den meisten größern Theatern Deutschlands erschien er öfter in London, 1869 in Paris, bereiste von 1871 an die Vereinigten Staaten bis nach Californien. In neuerer Zeit ist W. mehr in den Hintergrund getreten. In Bezug auf Gesangskunst und dramatisch-musikalische Leitung stand W. nicht in erster

Reihe, seine wunderbar schöne, hohe und bis ins reifere Alter in unveränderter Fülle andauernde Stimme verdeckte aber seine Mängel. Seine berühmtesten Rollen sind Georg Brown („Weiße Dame") und Postillon von Longjumeau.

Wachtelhund, s. u. Hund, Bd. IX, S. 465[b].

Wachtelkönig, Wiesenschnarcher (Crex pratensis), ein der Wachtel durch Größe und Zeichnung ähnlicher Stelzvogel mit kurzem, starkem, hochrückigem Schnabel, fast bis auf die Ferse befiedertem Bein, der am liebsten in Wiesen sich aufhält, wo er vom Mai bis September seine eigentümlich schnarrende Stimme erschallen läßt. Er läuft beständig hin und her, nährt sich von Insekten, Gewürm und kleinen Vögeln, die er mit einem Hieb auf den Kopf tötet, flattert selten, brütet an der Erde und wird seines wohlschmeckenden Fleisches wegen gejagt.

Wachtelwurf (Granathagel), s. unter Granate.

Wächter (Georg Phil. Ludw. Leonh.), als Schriftsteller Veit Weber genannt, geb. zu Ülzen 25. Nov. 1762, studierte Theologie in Göttingen, wo er sich indes auch viel mit altdeutscher Kunst und Litteratur beschäftigte. Hierauf lebte er in Ülzen und begann seine «Sagen der Vorzeit» (7 Bde., Berl. 1787—99; neue Aufl. 1840) herauszugeben. Im J. 1792 nahm er Dienste in dem hannov. Heer, machte mehrere Feldzüge gegen die Franzosen mit und wurde bei Mainz verwundet. Im J. 1793 erschienen seine «Holzschnitte» und 1794 die «Historien», deren erster Teil die Gründung der Bürgerfreiheit Hamburgs behandelt. Er wurde 1798 Lehrer an der Erziehungsanstalt des Professor Voigt in Hamburg, die er 1814 selbst übernahm. Noch ist sein Schauspiel «Wilhelm Tell» zu erwähnen, welches 1804 vor dem Schillerschen «Tell» erschien. Er starb 11. Febr. 1837.

Waechter (Karl Georg von), ausgezeichneter deutscher Rechtslehrer, geb. 24. Dez. 1797 zu Marbach am Neckar, besuchte die Schule zu Eßlingen und das Gymnasium zu Stuttgart und studierte 1815—18 in Tübingen und Heidelberg. Im J. 1819 wurde er Oberjustizassessor bei dem Appellationsgericht zu Eßlingen, folgte aber schon in demselben Jahre dem Rufe als außerord. Professor der Rechte nach Tübingen, wurde dort 1822 ord. Professor und verwaltete seit 1825 mehrere Jahre hindurch das Rektorat der Universität. Bei Einführung der neuen, nachher wieder aufgehobenen Organisation von 1829, welche in dem Kanzler die Funktionen des Rektors und des Kanzlers vereinigte, wurde W. auf drei Jahre zum Vizekanzler ernannt, nahm jedoch im Herbst 1830 seine Entlassung von diesem Amte. Zu Ostern 1833 folgte er dem Rufe als Professor der Rechtswissenschaften nach Leipzig; doch schon 1836 kehrte er als Kanzler der Universität nach Tübingen zurück. Indessen konnte er nur kurze Zeit als akademischer Lehrer thätig sein, da ihn die mit dem Kanzleramte verbundene Virilstimme in die Ständeversammlung führte. Hierauf 1839 von der Kammer der Abgeordneten auf sechs Jahre und nach deren Ablauf 1845 auf weitere sechs Jahre zum Präsidenten erwählt, mußte er wegen des ihm obliegenden Präsidiums im ständischen Ausschusse seinen Wohnsitz zu Stuttgart nehmen. Nachdem W. im März 1848 seine Stelle infolge des stattgefundenen Ministerwechsels niedergelegt, beteiligte er sich an den Verhandlungen des frankfurter Vorparlaments und ward von demselben in den Funfziger-Ausschuß gewählt. Nach der Rückkehr erhielt er das Präsidium einer von der Regierung niedergesetzten Organisationskommission, legte jedoch dasselbe nach einiger Zeit nieder, um sich ganz seinem Kanzler- und Lehramte in Tübingen zu widmen. An den Ständeverhandlungen nahm er nur noch bei wenigen, ganz bestimmten Veranlassungen teil, bis er infolge einer Veränderung der Verfassung 1849 aufhörte, Mitglied der Kammer zu sein. Infolge einer von der Regierung einseitig getroffenen Änderung der Verfassung, zu deren Vollziehung er nach seiner rechtlichen Überzeugung nicht die Hand bieten konnte, sah sich W. veranlaßt, auch das Amt eines Kanzlers der Universität niederzulegen. Einige Monate darauf folgte er einem Rufe zum Präsidium des Oberappellationsgerichts der vier Freien Städte nach Lübeck, entsagte jedoch nach einem Jahre diesem Amte. Im Herbst 1852 ging er als Professor des Pandektenrechts und Geh. Hofrat nach Leipzig. Im J. 1855 wurde er zum ordentlichen Mitgliede des Staatsrats ernannt und 1857 ihm das Prädikat eines Geheimrats erteilt. Im J. 1860 erhielt er die Stelle des Vorsitzenden der königl. Prüfungskommission für Juristen und 1863 das Ordinariat sowie die erste Professur in der Juristenfakultät, 1872 den Charakter eines Wirkl. Geheimrats, 1878 den erblichen Adelsstand. W. gehört zu den Begründern des Deutschen Juristentags, dem er (seit 1860) auf sechs Versammlungen präsidierte. Von der Stadt Leipzig wurde er 1867 zum Abgeordneten in den Konstituierenden Reichstag des Norddeutschen Bundes gewählt. Er starb zu Leipzig 15. Jan. 1880; seine Leiche wurde im Familienbegräbnis des Ritterguts Rödnitz bei Wurzen beigesetzt.

Von W.s Schriften sind hervorzuheben: «Lehrbuch des röm.-deutschen Strafrechts» (2 Bde., Stuttg. 1825—26), «Die Strafarten und Strafanstalten des Königreichs Württemberg» (Tüb. 1832), «Abhandlungen aus dem Strafrechte» (Bd. 1, Lpz. 1835), «Gemeines Recht Deutschlands, insbesondere gemeines deutsches Strafrecht» (Lpz. 1844), «Beiträge zur deutschen Geschichte, insbesondere zur Geschichte des deutschen Strafrechts» (Tüb. 1845), «Handbuch des in Württemberg geltenden Privatrechts» (2 Bde., unvollendet, Stuttg. 1839—50), «Erörterungen aus dem röm., deutschen und württemb. Privatrecht» (Heft 1—3, Stuttg. 1845—46), «Beurteilung des Entwurfs eines Civilgesetzbuchs für das Königreich Sachsen» (Lpz. 1853), «Das Superficiarrecht» (2. Ausg. 1868), «Beitrag zur Geschichte und Kritik der Entwürfe eines norddeutschen Strafgesetzbuchs» (1870), «Die bona fides u. s. w.» (Lpz. 1871), «Die Buße bei Beleidigungen und Körperverletzungen u. s. w.» (1874), «Beilagen zu Vorlesungen über das Deutsche Strafrecht» (Einleitung und allgemeiner Teil, vervollständigte Ausg., Lpz. 1881), «Die Entscheidungsgründe zu dem (lübecker) Schiedsspruch in der Berlin-Dresdener Eisenbahnsache» (Stuttg. 1877). Auch lieferte er wertvolle Beiträge in das vom 14. Bande an von ihm in Verbindung mit Linde, von Löhr, Mittermaier, Mühlenbruch und Thibaut herausgegebene «Archiv für civilistische Praxis» und in das von ihm vom 11. Bande an, früher mit Mittermaier und Roßhirt, dann mit Abegg, Birnbaum, Heffter und Mittermaier herausgegebene «Neue Archiv des Kriminalrechts». Endlich gründete er mit Mohl, Rogge, Schrader, Scheurlen und

K. Wächter die «Kritische Zeitschrift für Rechtswissenschaft» (Tüb. 1826 fg.). Von W.s Vorlesungen wurden nach seinem Tode von W.s Sohne O. von Waechter herausgegeben: «Pandekten» (I. Allgemeiner Teil, Lpz. 1880), «Deutsches Strafrecht» (Lpz. 1881). Vgl. Windscheid, «Karl Georg von W.» (Lpz. 1880), O. von Waechter, «Karl Georg von Waechter» (Lpz. 1881).

Waechter (Oskar von), Jurist und Publizist, Sohn des vorigen, geb. 29. April 1825 zu Tübingen, 1849—69 Rechtsanwalt zu Stuttgart, war in verschiedenen Richtungen litterarisch thätig. Sein erstes größeres Werk ist «Das Verlagsrecht mit Einschluß der Lehren von dem Verlagsvertrag und Nachdruck» (Stuttg. 1857—58). Infolge der deutschen Reichsgesetze fand er sich veranlaßt, das litterarische und artistische Recht neu zu bearbeiten («Das Autorrecht nach dem gemeinen deutschen Recht systematisch dargestellt», Stuttg. 1875; «Das Urheberrecht an Werken der bildenden Künste, Photographien und gewerblichen Mustern», Stuttg. 1877). Eine Reihe anderer Schriften wurde durch die neuere deutsche Gesetzgebung im Handels- und Wechselrecht veranlaßt: «Das Handelsrecht nach dem Allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuch» (Lpz. 1865), die «Wechsellehre nach den deutschen und ausländischen Gesetzen» (Stuttg. 1861), «Das Wechselrecht des Norddeutschen Bundes» (Lpz. 1869), die alphabetische «Encyklopädie des Wechselrechts der europ. und außereurop. Länder auf Grundlage des gemeinen deutschen Rechts» (Stuttg. 1879) und «Das Wechselrecht des Deutschen Reichs» (Stuttg. 1883). In einer Gelegenheitsschrift: «Bekenntnisgrund, Kirche und Sektenwesen in Württemberg nach Geschichte, Recht und Lehre» (Stuttg. 1862) trat er für die Selbständigkeit der evang. Bekenntniskirche ein. Durch letztere Arbeit auf den altwürttemb. Theologen Bengel (s. d.) geführt, veröffentlichte seitdem W. die Schriften «J. A. Bengels Lebensabriß, Charakter, Briefe und Aussprüche» (Stuttg. 1865), «Beiträge zu J. A. Bengels Schrifterklärung» (Lpz. 1865), «Ewigkeitsgedanken von J. A. Bengel» (Stuttg. 1866), «Offenbarungsgedanken von J. A. Bengel» (Stuttg. 1867) und «Schriftgedanken von J. A. Bengel» (Stuttg. 1867). Weitere Schriften W.s sind: «Karl Georg von Waechter. Leben eines deutschen Juristen» (Lpz. 1881), «Vehmgerichte und Hexenprozesse» (Stuttg. 1882), «Altes Gold in deutschen Sprichwörtern» (Stuttg. 1883), Johann Jakob Moser» (Stuttg. 1885), «Bengel und Ötinger, Leben und Aussprüche» (Gütersloh 1886). Infolge seines Auftretens gegen das Konkordat wurde W. 1862 vom Oberamtsbezirk Herrenberg in die württemb. Ständeversammlung gewählt. In dieser zählte er 1866 zu den wenigen Abgeordneten, welche die «Deutsche Partei» bildeten und gegen die Beteiligung am Kriege gegen Preußen stimmten. Von 1872 bis 1876 war er Abgeordneter der Stadt Stuttgart in der württemb. Kammer der Abgeordneten.

Wächterkontrollapparat, soviel wie Kontrolluhr.

Wächtersbach, Stadt in der preuß. Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Kassel, Kreis Gelnhausen, am Südfuße des Vogelsberges, unweit rechts der Kinzig, 163 m über dem Meere, Station der Linie Berlin-Halle-Bebra-Frankfurt a. M. der Preußischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, Hauptort der Standesherrschaft des Fürsten von Isenburg-W. mit Schloß desselben, zählt (1880) 1229 evang. E. und hat eine Dampfsägemühle und bedeutende Viehmärkte.

Wächter-Spittler (Karl, Freiherr von), württemb. Staatsmann, geb. 26. April 1798, studierte die Rechte und wurde Professor in Tübingen, 1832 vortragender Rat im Justizministerium, Mitglied des Geheimen Rats und lebenslängliches Mitglied der Kammer der Standesherren. Im Kabinett vom 28. Okt. 1849 übernahm er das Portefeuille des Kultus und provisorisch das Auswärtige. Da er sich in dieser Eigenschaft dem Interim vom 30. Sept. 1849 und der Münchener Konvention vom 27. Febr. 1850 über Aufstellung eines neuen Verfassungsentwurfs ohne ständische Zustimmung angeschlossen hatte, erhob der Landtag Klage gegen ihn; doch wurde er 11. Sept. 1850 vom Staatsgerichtshof freigesprochen und sofort wieder zum Kultusminister ernannt; 1856—64 war W. Justizminister. Nachdem er 1867 aus der Kammer der Standesherren ausgetreten, starb er 21. Sept. 1874 in Stuttgart. Er gab die Werke seines Schwiegervaters, des Historikers Ludwig Timotheus Spittler, heraus.

Wachtmeister ist bei der Kavallerie, was bei der Infanterie der Feldwebel (s. d.). Oberstwachtmeister hieß in früherer Zeit der Major (s. d.). Jetzt wird dieser Titel nur noch gelegentlich bei Anreden als eine Höflichkeitsform gebraucht.

Wacke, ein alter außer Gebrauch gekommener Ausdruck für Gesteine, der sich noch in einigen zusammengesetzten Worten erhalten hat, wie Rauchwacke, ein poröser und zelliger, rauher (raucher) Dolomit; Grauwacke, ein sandsteinähnliches Sedimentärgestein; Basaltwacke, ein im Stadium der Verwitterung und Zersetzung begriffener Basalt; Wackenthon, der durch vollständige Zersetzung des Basalts daraus hervorgegangene Thon.

Wackenroder (Wilh. Heinr.), ein der romantischen Schule angehörender deutscher Schriftsteller, geb. 1773 zu Berlin, verlebte mit Ludw. Tieck einen Teil der Schuljahre in Berlin und die Universitätsjahre in Erlangen und Göttingen und wurde dann Referendar bei dem Kammergericht in Berlin. Im J. 1797 erschienen von ihm die «Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders», an welchen Tieck Anteil hatte. Diese Schrift, die namentlich von den deutschen Künstlern in Rom mit großem Beifall aufgenommen wurde, drang mit Beredsamkeit auf religiöse Begeisterung und empfahl dabei mit Wärme das Studium der Künstlergeschichte. W. starb schon 13. Febr. 1798. In «Franz Sternbalds Wanderungen» (1798) und den «Phantasien über die Kunst» (1799), beide von Tieck herausgegeben, finden sich hinterlassene Arbeiten von W.

Wackerbart (Aug. Christoph, Graf), kursächs. Feldmarschall, geb. zu Kogel im Herzogtum Lauenburg 1662, trat 1685 in das sächs. Artilleriekorps, nahm in Ungarn an den Kämpfen gegen die Türken teil, focht dann im Spanischen Erbfolge- und im Nordischen Kriege, gewann durch seine Kenntnisse und Tüchtigkeit großes Ansehen und Einfluß auf die Heerführer und zeichnete sich 1715 vor Stralsund hervorragend aus. Er starb in der Lößnitz bei Dresden 14. Aug. 1734. Vgl. Frigander, «Leben W.s» (o. O. 1738).

Sein Großneffe, Raugraf August W., geb. 7. März 1770 zu Kuschendorf in der Niederlausitz, gest. 19. Mai 1850 auf Wackerbartsruhe, ist Verfasser mehrerer histor. Schriften, wie: «Früheste

Geschichte der Türken bis zur Vernichtung des Byzantinischen Kaisertums» (Hamb. 1821), «Geschichte der großen Teutonen» (Hamb. 1821) u. s. w.

Wackerbartsruhe, Weinberg bei Lößnitz, zwischen Dresden und Meißen, 1 km von der Elbe. Die vom Grafen Wackerbart erbaute Villa war seit 1816 Sitz des Langschen Erziehungsinstituts, das seit 1822 Karl Vogel leitete. Jetzt ist W. eine Privatkrankenanstalt.

Wackernagel (Karl Heinr. Wilh.), ausgezeichneter Germanist, geb. 23. April 1806 zu Berlin, wandte sich schon auf der Schule den altdeutschen Studien zu, die er auch auf der Universität 1824—27 unter Lachmanns Leitung fortsetzte. Von dem Erfolg dieser Bestrebungen geben bereits die «Spiritalia theotisca» (Berl. 1827) und «Das Wessobrunner Gebet und die Wessobrunner Glossen» (Berl. 1827), von seinem dichterischen Talent seine «Gedichte eines fahrenden Schülers» (Berl. 1828) Zeugnis. Nachdem er in den J. 1828—30 in Breslau privatisiert, kehrte er 1831 nach Berlin zurück, wo er seine «Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters bis auf Klopstock» (Berl. 1831) herausgab. W. folgte 1833 einem Rufe nach Basel und wurde daselbst 1835 ord. Professor der deutschen Sprache und Litteratur. Nachdem ihm die preuß. Regierung 1836 das Staatsbürgerrecht entzogen, wurde er 1837 durch Ehrengeschenk Bürger von Basel und hier 1854 in den Großen Rat, 1856 in den Stadtrat gewählt. W. starb zu Basel 21. Dez. 1869.

Die Früchte von W.s außerordentlich vielseitiger litterarischer Thätigkeit zu Basel bestehen in zahlreichen, zum Teil sehr umfangreichen Aufsätzen in periodischen Schriften, wie in dem von ihm mit Gerlach und Hottinger herausgegebenen «Schweiz. Museum für histor. Wissenschaft» (Bd. 1—3, Zür. u. Frauenfeld 1837 fg.), in Haupts und Hoffmanns «Altdeutschen Blättern», in Haupts «Zeitschrift» u. s. w. Unter seinen Monographien sind hervorzuheben: «Die altdeutschen Handschriften der basler Universitätsbibliothek» (Bas. 1835), «Über die dramatische Poesie» (Bas. 1838), «K. Fr. Drollinger» (Bas. 1841), «Walther von Klingen» (Bas. 1846), «Vocabularius optimus» (Bas. 1847), «Das Bischofs- und Dienstmannenrecht von Basel» (Bas. 1852), «Die deutsche Glasmalerei» (Lpz. 1855), «Ἔπεα πτερόεντα» (Bas. 1860), «Die Umdeutschung fremder Wörter» (2. Aufl., Bas. 1863), «Die Lebensalter» (Bas. 1862) u. s. w. Früchte einer Reise, die er 1849 durch Frankreich, Spanien und Italien machte, sind «Pompeji» (2. Aufl., Bas. 1851) und «Sevilla» (Bas. 1854). Hieran schließt sich noch eine Reihe größerer Werke, wie vor allem das «Deutsche Lesebuch» (2 Bde., Bas. 1835—36; Bd. 1, 5. Aufl., Bas. 1873; Bd. 2 und 3, 3. Aufl. 1876); ferner eine Ausgabe des «Schwabenspiegel» (Bd. 1, Zür. 1840), «Altfranz. Lieder und Leiche» (Bas. 1846), «Geschichte der deutschen Litteratur» (3 Bde., Bas. 1848—56; 2. Aufl., von Martin, 1877 fg.), ein Handbuch, das sich von andern ähnlichen Arbeiten durch strengere Objektivität, angemessenere Teilung der Zeiten und des Stoffs, durch organische Einordnung der Sprachgeschichte wie Berücksichtigung der kulturhistor. Seiten der Litteratur vorteilhaft unterscheidet; das «Altdeutsche Handwörterbuch» (Bas. 1861; 5. Aufl. 1878); in Gemeinschaft mit Max Rieger eine Ausgabe «Walthers von der Vogelweide» (Gieß. 1862), die Monographie «Joh. Fischart von Straßburg» (Bas. 1870). Eine Sammlung altdeutscher Predigten und Gebete wurde aus seinem Nachlaß veröffentlicht (Bas. 1876). Für die frische Kraft seines poetischen Talents zeugen seine «Neuern Gedichte» (Zür. 1842), seine «Zeitgedichte» (Bas. 1843) und sein «Weinbüchlein» (Lpz. 1845). Mit seinen Freunden A. E. Fröhlich in Aarau und K. R. Hagenbach in Basel gab er die «Weihnachtsgabe zum Besten der Wasserbeschädigten in der Schweiz» (Bas. 1834 u. 1840) und die «Alpenrosen» (Aarau 1837—39) heraus. Eine Sammlung seiner «Kleinen Schriften» erschien in drei Bänden (Lpz. 1874—75).

Sein älterer Bruder, K. E. Philipp W., früher Oberlehrer an einer Erziehungsanstalt zu Stetten in Württemberg, dann am Realgymnasium zu Wiesbaden, später Direktor der Gewerbeschule zu Elberfeld und zuletzt in Dresden privatisierend, starb daselbst 20. Juni 1877. Er machte sich als Schriftsteller bekannt durch seine nach den Versmaßen geordnete «Auswahl deutscher Gedichte für höhere Schulen» (Berl. 1832; 6. Aufl., Altenb. 1874), besonders aber durch «Das deutsche Kirchenlied» (Stuttg. 1841; neue Bearbeitung, 5 Bde., 1862—77), eine aus den Quellen zusammengestellte Sammlung der religiösen Lieder der Deutschen von den ältesten Zeiten an bis zu Anfang des 17. Jahrh., und die treffliche «Bibliographie des deutschen Kirchenliedes» (Frankf. 1854). Auch besorgte derselbe neue Ausgaben der geistlichen Lieder Paul Gerhardts (Stuttg. 1843) und Luthers (Stuttg. 1848). Vgl. Schulze, «Philipp W.» (Lpz. 1879).

Wad, Name für ein Mineral, welches, der Hauptsache nach aus Mangansuperoxyd mit Manganoxyd und Wasser bestehend, nierförmig-knollige Massen, Stalaktiten und rindenartige Überzüge von nelkenbrauner bis bräunlichschwarzer Farbe bildet, die aus schaumähnlichen, zartschuppigen oder höchst feinerdigen Teilchen in so lockerer Verbindung zusammengesetzt sind, daß die sehr weiche und milde Masse auf dem Wasser schwimmt, obschon das eigentliche spezifische Gewicht der Substanz 2,3—3,7 beträgt. Das Mineral findet sich z. B. zu Elbingerode und Iberg am Harz, zu Arzberg in Franken, im Siegenschen u. s. w.

Wadaï (in der Schriftsprache auch Dar Salah), einer der mächtigsten Staaten im Sudan, grenzt im W. an Kanem und Bagirmi, im N. an das Land der Tebu, im O. an Darfor. Die Grenze gegen das südl. Negerland Dar Runga, welches an W. Tribut zahlt, bildet der Fluß Bahar-es-Salamat. Das Land, 319000 qkm groß, ist vorwiegend Niederung und, abgesehen vom südl. Teile, Steppengebiet, mit einzelnen kahlen Berggruppen besetzt. Perennierende Wasserläufe scheinen nur im Süden vorzukommen, wo sich das Flußsystem des Aukadebbe, eines mächtigen Nebenflusses des Schari, findet. Unter den Wadis, die im größten Teile W.s die Flüsse ersetzen, sind der Bahar-es-Salamat und der Batha (in der Mitte des Landes) die bedeutendsten. Letzterer sammelt in der Regenzeit das Gewässer in dem Fittri-See, im Osten der Schari-Mündung. Die Flora und Fauna ist diejenige des Sudan. Hauptnahrungsmittel sind Ducha (Pennisetum typhoideum), Weizen und Reis. Man züchtet ausgezeichnete Kamele, Pferde und Rinder. Die Haupthandelsartikel sind Straußfedern, Elfenbein und Sklaven. Die Zahl der Einwohner wird auf 3—6 Mill. geschätzt. Zu der

einheimischen Negerbevölkerung sind Fulbe und Araber eingewandert; im Norden wohnen Tibbu. Die herrschende Religion ist der Islam; doch gibt es namentlich im Süden viele Heiden. Die frühere Hauptstadt Wara ist verlassen; die jetzige Residenz Abeschr zählt 9—10000 E.

W. ist kein altes Reich. Salah, der Stammvater des Herrscherhauses, wohnte in der Landschaft Schendi im Nilthal. Seine Familie zog nach For und hielt sich hier in der Berglandschaft Woda (daher W.) auf. Ihr gehörte Abd-el-Kerim an, welcher sich in der Gegend der spätern Wara ansiedelte und dort versuchte, unter dem heidnischen Volke der Tundzur den Islam auszubreiten. Er gründete endlich, nach Tötung des letzten Tundzurkönigs Daud, 1635 das Reich W., legte die Hauptstadt Wara an und baute die erste Moschee. Er regierte 20 Jahre, zahlte aber Tribut an For und an Bornu. Der weiseste und kräftigste seiner Nachfolger, Abd-el-Kerim-Sabun, regierte 1803—13. Sultan Ali, seit 1859, regiert streng und gerecht und hat die in W. ewig gärenden Parteien zum Schweigen gebracht. Auch eroberte er die Osthälfte Kanems, das Land Runga und neuerdings Borku, im Norden W.s. Die Handelsstraßen aus W. führen über Kufra nach Bengasi am Mittelmeer und über Borku nach Tripoli; der alte Weg über Darfor nach Ägypten hat an Bedeutung verloren. Der erste Europäer, der W. betrat, war Eduard Vogel (s. d.). Erforscht wurde das Land erst 1873 durch Gustav Nachtigal (s. d).

Wadän, Hauptort von Aderer (s. d.).

Wadbeine, Wadfüße (Pedes vadantes), eine Art Vogelfüße, bei denen die Federn nur bis zum halben Schenkel herabgehen (daher Wadvögel).

Wadden, s. Watten.

Waddike, soviel wie Molken.

Waddington (Charles), franz. Philosoph, Vetter des Ministers William Henry W., geb. 19. Juni 1819, besuchte das Lyceum von Versailles und die École normale supérieure und wurde 1843 außerord. Professor, zunächst in Moulins, dann in Paris. Im J. 1848 wurde er Docent an der Faculté des lettres in Paris, 1856 Professor am prot. Seminar in Straßburg, 1864 am Lycée St.-Louis in Paris. Seit 1871 hielt er wieder Vorlesungen an der Faculté des lettres. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «Essais de logique», «De l'âme humaine» (1862; deutsch von Mösch, Lpz. 1880), «Dieu et la conscience» (1870), «De la philosophie de la renaissance» (1872), «De l'autorité d'Aristote au moyen-âge» (1877) u. s. w.

Waddington (William Henry), franz. Staatsmann und Archäolog, geb. 11. Dez. 1826 zu St.-Remi (Depart. Eure-Loir), von engl. Abkunft, studierte auf der Universität Cambridge, und ließ sich naturalisieren, als er zu seiner Familie in Frankreich zurückkehrte. Im Besitz eines bedeutenden Vermögens, überließ sich W. ganz seinen Lieblingsbeschäftigungen, dem Studium des Griechischen, der Numismatik, der Archäologie und den Reisen. Seine Arbeiten verschafften ihm 1869 die Aufnahme in die Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, welche bereits zwei von ihm über seine Reisen in Kleinasien herausgegebene Schriften («Voyage en Asie mineure au point de vue numismatique», Par. 1852, und «Voyage archéologique en Grèce et en Asie mineure», 1862) gekrönt hatte. Bei den allgemeinen Wahlen im Febr. 1871 sandte ihn das Depart. Aisne in die Nationalversammlung. Er nahm hier anfangs seinen Platz im rechten Centrum, votierte die Aufhebung der Verbannungsgesetze, trat später zum linken Centrum und hielt sich zur konservativ-republikanischen Politik von Thiers, der ihn 18. Mai 1873 zum Minister des öffentlichen Unterrichts ernannte. Seine ministerielle Amtsführung dauerte nur sechs Tage, da Thiers 24. Mai als Präsident der Republik abdankte. Bei den Senatorwahlen im Jan. 1876 wurde er im Depart. Aisne gewählt. Im Ministerium Dufaure vom 14. Dez. 1877 war W. Minister des Auswärtigen und als solcher franz. Bevollmächtigter auf dem Berliner Kongreß 1878; als Dufaure seine Entlassung gab, wurde er 4. Febr. 1879 vom Präsidenten der Republik, Grévy, unter Beibehaltung des Portefeuille des Äußern, zum Conseilpräsidenten ernannt. Da er mit der Gambettistischen Partei in der Frage der Beamtenentlassung und der Amnestie nicht übereinstimmte, sah er sich genötigt, 21. Dez. 1879 seine Entlassung einzureichen. Den Antrag auf Einführung der Listenwahl bekämpfte er 1881 im Senat, da er darin den Übergang zur «Cäsarischen» Republik erblickte. Im J. 1883 zum Botschafter in London ernannt, trat er in der Londoner Konferenz von 1883 sehr entschieden für die franz. Interessen in Ägypten ein.

Wade ist die Bezeichnung für die Gesamtheit der an der Rückseite des Unterschenkels liegenden Muskeln, der Wadenmuskeln, welche sich mittels einer gemeinsamen Sehne, der Achillessehne, am Fersenbein befestigen und den Fuß strecken. Bei kräftigen, muskulösen Männern treten die Umrisse dieser Muskeln, namentlich wenn sie gespannt sind, stark hervor; bei den Frauen dagegen ist die W., wegen des Fettpolsters unter der Haut, gerundet.

Wade (Benjamin Franklin), nordamerik. Staatsmann, geb. 27. Okt. 1801 zu Springfield in Massachusetts, erhielt eine dürftige Erziehung, zog 1821 nach Ohio, arbeitete eine Zeit lang als Tagelöhner, wurde später Lehrer, studierte dann die Rechte und ließ sich 1828 zu Jefferson in Ohio als Advokat nieder. Von 1837 bis 1839 war er Staatssenator; 1847 wurde er zum Richter gewählt, und von 1851 bis 1869 war er Vereinigte Staaten-Senator. Im Senat war er einer der hervorragendsten Leiter der Antisklaverei- und später der republikanischen Partei, und agitierte mit Erfolg für Erlassung eines Heimstättegesetzes (homestead law). Nach der Ermordung des Präsidenten Lincoln wurde W. Präsident des Senats und Vizepräsident der Vereinigten Staaten. Im J. 1869 zog er sich vom polit. Leben zurück und starb 2. März 1878 zu Jefferson in Ohio.

Wad-el-Kebir, s. Rummel.

Wadenbein, s. unter Bein.

Wadenkrampf heißt die schmerzhafte Zusammenziehung einzelner Muskeln oder Muskelbündel der Wade. Derselbe tritt teils für sich (nach Überanstrengung, Erkältung, in der Schwangerschaft) auf, teils im Gefolge von Krankheiten, z. B. in der Cholera, wo er eins der für den Kranken lästigsten Symptome bildet; man beseitigt ihn durch warme Einhüllungen, warme Bäder, Reiben und Kneten der Wadenmuskeln, spirituöse und narkotische Einreibungen u. dgl.

Wadenmuskeln, s. unter Wade.

Wädenswyl, Dorf im Bezirk Horgen des schweiz. Kantons Zürich, liegt 410 m über dem Meere, 18 km südöstlich von Zürich auf dem

linken Ufer des Zürichsees an der Bahnlinie Zürich-Richterswyl-Glarus, von der hier die Bergbahn nach Einsiedeln abzweigt, und zählt (1880) 6206 meist reform. E. (422 Katholiken), deren Haupterwerbsquellen neben Feld- und Weinbau die Seiden- und Wollindustrie, die Fabrikation chem. Produkte und der Handel sind. Der stattliche Ort, nächst Zürich der größte Wohnplatz am Zürichsee und eins der schönsten Dörfer der Schweiz, besitzt eine schöne, 1767 erbaute Pfarrkirche, ein Schloß, mehrere Villen, Fabriken und Gasthöfe. 2 km südöstlich von W. liegen im Walde versteckt die Ruinen der Burg Altwädenswyl, einst Sitz der mächtigen Freiherren von W., von denen die Herrschaft W. 1287 an den Johanniterorden und 1524 an die Stadt Zürich überging.

Wader, in Graubünden soviel wie Gletscher.

Wadi, Wady oder Uady, auch Wad, Wed oder Ued, heißt im Arabischen Fluß, aber auch Flußthal und jede nach der Länge ausgedehnte Vertiefung des Bodens, die zur Regenzeit von einem Gießbach bewässert wird. Der arab. Name W. oder Wad für einen Fluß ist im Spanischen in Guadi oder Guad übergegangen und z. B. aus Wad-al-Kebir (d. h. Großer Fluß) Guadalquivir, aus Wadi-Ana (Anas der Alten) Guadiana, aus Wadi-al-Abiad (Weißer Fluß) Guadalaviar entstanden. Mit W. sind sehr viele Benennungen von Flüssen, Thälern, Landschaften und Ortschaften zusammengesetzt, z. B. Wadi-Musa, d. h. Mosesthal, im Peträischen Arabien mit den Ruinen der alten Stadt Petra (s. d.).

Wâdi Doân, s. unter Hadramaut.

Wadi el-Araba, s. unter Ghôr.

Wâdi Môdschib, s. Arnon.

Wâdi-Mûsa, s. unter Petra.

Wadowice, Stadt im westl. Teile von Galizien, in hügeliger Gegend, an der Skava, einem Nebenfluß der Weichsel, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein Real- und Obergymnasium, eine große Kaserne und ein Militärhospital und zählt (1880) 4990 E., welche Ackerbau und Handel mit Landesprodukten treiben.

Wa-Dschagga, die Bewohner der südafrik. Landschaft Dschagga (s. d.).

Wadschidschi, Bewohner von Udschidschi (s. d.).

Wadsö, norweg. Stadt in Finmarken (s. d.).

Wadstena, alte schwed. Stadt im Län Östergötland, an dem Wettersee unweit des Omberg, durch Zweigbahn nach Fogelsta mit der Bahnlinie Halsberg-Mjölby verbunden, hat eine Irrenheilanstalt, ein altes Schloß und zählt (1885) 2244 E. Die Stadt verdankt ihre Entstehung einem 1383 eingeweihten Brigittinerkloster. In W. wurden öfters Reichstage gehalten.

Wadvögel, soviel wie Stelzvögel (s. d.).

Wadwan, Hauptort der Division Jhalawar der polit. Agentschaft Kattywar der nördlichen, zu der Präsidentschaft Bombay des indobrit. Reichs gehörenden Abteilung eingeborener Vasallenfürstentümer. W. ist unter 22° 40′ nördl. Br. und 71° 39′ östl. L. unweit eines kleinen Flusses gelegen, der sich in den »das Ran« genannten Morast ergießt, welcher die Halbinsel Guzerat von dem Festlande abscheidet. Der gleichnamige Distrikt, dessen Hauptort W. ist, enthält über 30 kleine Städte und Dörfer mit 25000 E. und zeichnet sich durch vorzügliche Bodenkultur, namentlich für den Anbau der Baumwollpflanze aus. Der Hauptort W. selbst ist wohlhabend, blühend und wohlgebaut. Er bildet eine wichtige Station der Indian-Peninsular-Eisenbahn.

Waesland (Pays de Waes) ist der Name eines auch nach seiner Einverleibung mit der Grafschaft Flandern (1175) besondere Gerechtsame genießenden Landstrichs der jetzigen belg. Provinz Ostflandern. Seine Grenzen bildet eine Linie, die sich nach Westen, Süden und Osten längs der Schelde bis zum Dorfe Doel, von da nach Zelzaete (Nordgrenze) und wieder südwärts längs des Terneuzenkanals bis Gent hinzieht. Es umfaßte die beiden Städte St.-Nikolas und Lokeren und 26 Dorfgemeinden. W. stand von alters her im Ruf einer aufs sorgfältigste betriebenen Bodenkultur.

Waffen (im Altdeutschen Wapen genannt) gehören zu den Kampfmitteln und zerfallen in zwei Hauptgruppen, erstens W., mit welchen man den Gegner kampfunfähig zu machen sucht, Angriffs- oder Trutzwaffen; zweitens W., mittels deren der Kämpfende seinen Körper gegen die Wirkung der feindlichen Angriffswaffen zu sichern bestrebt ist, Schutzwaffen genannt.

Die Schutzwaffen, welche man als tragbare Deckungsmittel bezeichnen kann, spielten vor der Erfindung des Schießpulvers eine wichtige Rolle, die indes seitdem gegenüber der wachsenden Bedeutung der Feuerwaffen und der damit veränderten Fechtweise mehr und mehr geschwunden ist. Seit dem Dreißigjährigen Kriege findet man als Schutzwaffen kaum mehr als eine den Oberkopf einigermaßen sichernde Kopfbedeckung und bei einzelnen Gattungen der Reiterei den Küraß.

Die Angriffswaffen, welche man auch als W. schlechtweg bezeichnet, zerfallen wieder in Nah- und in Fernwaffen. Die Nahwaffen, auch Blanke Waffen genannt, dienen zum Stich oder zum Hieb oder zu beiden Zwecken. Zum Stich (Stoß) allein hat man in den heutigen Heeren die Lanze und das mit Bajonett versehene Feuergewehr, zum Hieb und Stich den Säbel, Degen, Pallasch u. s. w.; in ältern Zeiten benutzte man auch zum Hieb oder Schlag ausschließlich dienende W., wie die Streitaxt und die Keule in ihren verschiedenen Formen. Die Fernwaffen beruhten im Altertum und Mittelalter auf mechan. Treibmitteln, namentlich der Elasticität fester Stoffe (Holz, Stahl, Sehnen u. s. w.), und zerfielen in Handwaffen, wie Bogen, Armbrust, und Wurfmaschinen, wie Ballisten, Katapulten u. s. w. (S. Kriegsmaschinen.) Die auf chem. Treibmitteln, namentlich dem Schießpulver beruhenden Fernwaffen führen den Namen Feuerwaffen und zerfallen in Handfeuerwaffen (s. d.) und Geschütze (s. d.). W., welche in den Heeren eingeführt sind, heißen Kriegswaffen, auch Ordonnanzwaffen. W., wie sie von Privatpersonen benutzt werden (zur Jagd, zum Scheibenschießen, zur persönlichen Sicherheit), nennt man Luxuswaffen.

Die Waffenlehre betrachtet die technische Einrichtung, die Wirkung und den Gebrauch der Kriegswaffen. Ihren Hauptgegenstand bilden die Feuerwaffen; insoweit sie sich auf die Geschütze bezieht, heißt sie Artilleriewissenschaft, Artillerielehre. W. bedeutet auch soviel wie Waffengattung, Truppengattung; so spricht man von gemischten W., d. h. Abteilungen, die aus verschiedenen Truppengattungen kombiniert sind, sowie von Spezialwaffen.

Über die Litteratur s. **Artillerie**, **Geschütz**, **Handfeuerwaffen**.

Waffenfliegen (Stratiomyidae), eine ziemlich große Familie oft ansehnlicher Fliegen, die fast stets mitten auf dem Rücken, auf dem sog. Schildchen, zwei, vier oder mehr Dornen haben und deren Fühlerendglied eine deutliche Ringelung aufweist. Im übrigen sind die W. außerordentlich verschieden in ihrer Gestalt, treiben sich auf Blumen und Blättern herum; ihre Larven leben auf dem Lande und im Wasser von modernden Pflanzensubstanzen, oft auch von frischen (z. B. von Sargus formosus in Rüben), andere, wie von Clitellaria ephippium, finden sich in Ameisennestern.

Waffenplatz ist Bezeichnung für eine Festung, die militärische Hauptdepots sichert und als Formationsort für Truppen, wie als Sammel- und Stützpunkt für Armeen im Verteidigungskriege dient. (S. Festung.) In den Festungen heißen W. die Erweiterungen des gedeckten Wegs, welche als Sammelorte für Ausfalltruppen bestimmt sind. (S. Gedeckter Weg.)

Waffenrecht (jus armorum), gleichbedeutend mit dem Rechte des Kriegs und Friedens, heißt das Hoheitsrecht des Staats, welches in der Anwerbung oder Aushebung von Truppen, der Anlegung von Arsenalen und Befestigungswerken, der Schöpfung einer Kriegsmarine, dem Erlaß und der Handhabung von Kriegsgesetzen, dem Abschluß von Angriffs- und Verteidigungsbündnissen, dem Ausschreiben von Kriegslieferungen, der Kriegserklärung und dem Auftreten als thätige Kriegspartei zur Geltung gelangt. Noch während des Mittelalters übten dieses Recht in Deutschland nicht bloß die unter dem Reiche stehenden Fürsten und Herren, sowie die königl. Städte, sondern überhaupt alle diejenigen, welche die erforderlichen Mittel aufzubringen vermochten, schon weil die kaiserl. Gewalt zur Aufrechthaltung des Landfriedens nicht hinreichte und die bewaffnete Selbsthilfe als Rechtshilfe für erlaubt galt. (S. Faustrecht.) Auch der Ewige Landfriede von 1495, welcher alle Fehde bei Strafe der Reichsacht verbot, konnte keine völlige Änderung herbeiführen, da wenigstens die Territorialherren ihre Kriegshoheit fortbehaupteten und sich dieselbe im Westfälischen Frieden ausdrücklich verbriefen ließen. Nur den Landesunterthänigen blieb die Fehde untersagt, da das W. als notwendiges Recht der höchsten Gewalt nachgewiesen ward, welches sich kein Unterthan auch nur zum Teil anmaßen dürfe. In dem Deutschen Reiche kommt dem Deutschen Kaiser das W. zu. Eine Kriegserklärung bedarf jedoch der Zustimmung des Bundesrats. Der Oberbefehl über das ganze deutsche Heer und die Marine gebührt dem Kaiser allein. In Friedenszeiten hat jedoch der König von Bayern das W. über das bayr. Heer.

Außerdem bezeichnet man mit dem Namen W. das Recht, Waffen zu tragen, welches von alters her jedem Freien zukam und von dem höhern Bürgerstande bis auf die neuere Zeit fortbehauptet ward. Nur Unfreie, solange es deren gab, und die aus ihnen zum Teil hervorgegangenen Klassen, die Bauern und Handarbeiter, waren in der Weise davon ausgeschlossen, daß sie bloß Verteidigungswerkzeuge, nicht aber die eigentliche Wehr des Freien, den Degen führen durften. Vortreffliche Erörterungen über das W. enthält die Abhandlung von Plancks über «Waffenverbot und Reichsacht im Sachsenspiegel» (in den «Sitzungsberichten» der philos.-philolog. und histor. Klasse der Bayrischen Akademie der Wissenschaften, 1884). Der zum Waffentragen Berechtigte konnte auch ein Wappen annehmen oder auf sein Schild setzen, und daher waren waffenfähig und siegelmäßig für die Eigenschaft des freien, nicht von niedriger Arbeit lebenden Mannes im wesentlichen gleichbedeutend. Nach dem Aufkommen der Feuergewehre wurde deren Erwerbung vielfach eingeschränkt und in manchen Staaten nur Adeligen, größern Grundeigentümern, höhern Beamten und andern Vertrauenspersonen gestattet. Insgemein ist auch die Führung von verborgenen Waffen, wie Stockdegen, untersagt. Polizeivorschriften und die Sitte haben zuletzt dem bewaffneten Einhergehen von Nichtmilitärs ein Ende gemacht; doch bildet der Degen noch immer einen Bestandteil der Ceremonienkleidung.

Waffenruhe und **Waffenstillstand** bezeichnen die vertragsmäßige Einstellung der Feindseligkeiten zwischen kriegführenden Teilen während eines kürzern oder längern Zeitraums. Eine Waffenruhe (cessation, suspension d'hostilités) charakterisiert sich durch eine kurze Dauer, wird nur für ganz bestimmte Zwecke, wie Begraben der Toten, Einsammeln der Verwundeten nach verlustreichen Kämpfen, Auswechseln von Gefangenen u. s. w. und von den sich direkt gegenüberstehenden höhern oder niedern Befehlshabern für ein eng begrenztes Gebiet und für eine genau präcisierte Frist (24, 12, ja 6 Stunden) abgeschlossen, nach deren Verlauf die Feindseligkeiten ohne vorgängige Ankündigung wieder beginnen. Ein Waffenstillstand (armisticium, armistice, trève) wird gewöhnlich durch das Friedensbedürfnis eines oder beider der sich bekämpfenden Teile hervorgerufen und bildet somit häufig die Einleitung zum Friedensschluß; er kann daher nur von den Oberbefehlshabern, beziehungsweise den Kriegsherren der feindlichen Armeen für die Gesamtheit der Operationen, zuweilen mit Ausschluß einer fest normierten Zone, und für eine vereinbarte Zeitperiode oder bis zur Kündigung durch einen der Teile abgeschlossen werden. Während seiner Dauer treten die feindlichen Heeresteile aus unmittelbarem Kontakt, indem sie durch eine neutrale, zwischen zwei Demarkationslinien gelagerte Zone voneinander geschieden werden, und beginnen die Verhandlungen zum Abschluß eines definitiven Friedens durch Bevollmächtigte der sich gegenüberstehenden Regierungen. Ist Aussicht auf Einigung über die Friedensbedingungen vorhanden, so findet nicht selten und wiederholt eine Verlängerung des Waffenstillstandes statt; zerschlagen sich die Verhandlungen, so beginnen nach Ablauf oder Kündigung des Waffenstillstandes die Feindseligkeiten von neuem. Ein Bruch der Bedingungen einer Waffenruhe oder eines Waffenstillstandes widerstreitet dem Völkerrecht.

Waffentanz, eine im Altertum besonders bei den Griechen beliebte, von bewaffneten Männern bei Siegesfeiern und andern Festen aufgeführte Art Tanz; bei den Römern waren namentlich die W. der Salier üblich. Auch die Germanen hatten Waffen- oder Schwerttänze. Noch jetzt sind bei vielen Naturvölkern Tänze in Gebrauch, welche unter lebhaftem Geberdenspiel Scheinkämpfe darstellen.

Waga, linker Nebenfluß der Dwina im nördl. Rußland, 455 km lang. Nach ihm wurde früher eine besondere russ. Provinz W. (russ. Važskaja oblastj) benannt, die aus dem südl. Teil des Gouvernements Archangelsk, dem nördlichen von

Wologda und dem östlichen von Olonez bestand. Im J. 1780 wurden aus ihr die jetzigen Kreise Schenkursk und Wjelsk gebildet.

Waganda, die Bewohner von Uganda (s. d.).

Wagbarometer, s. unter Barometer.

Wage (frz. balance, engl. balance, scales) nennt man die Meßinstrumente zur Bestimmung des absoluten Gewichts.

Die einfachste Vorrichtung dieser Art ist die Krämerwage (s. beistehende Fig. 1). Dieselbe besteht aus einem gleicharmigen Doppelhebel, dem Wagebalken, an dessen beiden Enden die Wagschalen hängen. Eine W. ist dann richtig, wenn der Wagebalken ohne Belastung oder mit gleicher Belastung der Schalen genau horizontal und der lotrecht oberhalb oder unterhalb des Drehpunktes an jenem angebrachte Zeiger, die Zunge, bei dieser Stellung auf eine Marke oder auf den Nullpunkt einer an ihrer Stelle angebrachten Skala zeigt. Unter Empfindlichkeit, Feinheit oder Genauigkeit einer W. versteht man das Vermögen derselben, bei größerer oder geringerer Verschiedenheit der Belastung der Wagschalen einen deutlichen Ausschlag zu geben. Diese Eigenschaft wird in der Hauptsache bedingt durch die Art der Aufhängung des Wagebalkens, der in der Regel auf seinen Schneiden ruht, ferner durch sein Eigengewicht, seine Länge und die Lage des Aufhängepunktes gegenüber dem Schwerpunkt des Wagebalkens. Die feinsten, sog. Präcisionswagen, sind die Chemischen Wagen (s. d.). Je nach dem Zweck sind die Wagschalen von verschiedener Form, und da in der Regel die linke Seite zur Aufnahme der geeichten Gewichte, die rechte zum Auflegen der Waren dient, besitzen z. B. die Krämerwagen (Fig. 1) vielfach Schalen von ungleicher Form.

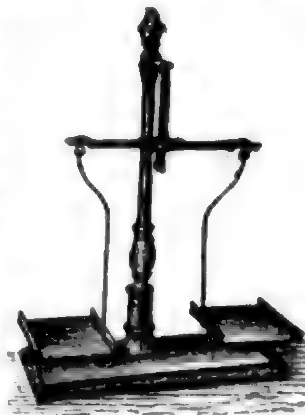

Fig. 1.

Die namentlich bei der Post gebräuchlichen Briefwagen (Fig. 2) zeigen, außer in der Aufhängung an einem Stativ, nur in der Form und der Befestigungsweise der Schalen einen Unterschied gegenüber den Krämerwagen; doch sind sie meist empfindlicher als diese. In vielen Fällen benutzt man W. mit ungleicharmigen Hebeln. Die einfachste derselben ist die römische oder Schnellwage (Fig. 3), die einen geraden ungleicharmigen Doppelhebel bildet, dessen längerer Arm eine Skala trägt, auf welcher ein Laufgewicht hin und her geschoben werden kann. (Vgl. Brückenwage.) Die Last wird an einen Haken des kürzern Arms gehängt und das Laufgewicht auf dem andern so weit verschoben, bis der Wagebalken horizontal steht, worauf man das Gewicht der Last von der Skala an der Stelle, wo das Laufgewicht steht, abliest.

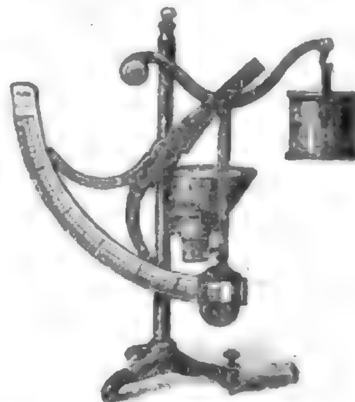

Fig. 2.


Fig. 3.

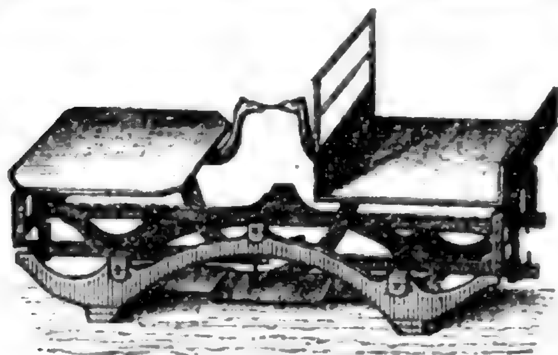
Andere W. mit ungleicharmigen Hebeln sind die Zeigerwagen, die, zu verschiedenen Zwecken verwendbar, entsprechend modifizierte Formen aufweisen und meist zur Gewichtsbestimmung von Papieren (Fig. 4), von Getreidesorten (Fig. 5), von Garnsorten (s. Garnwage) u. s. w. dienen. Ein metallenes Stativ trägt eine ebensolche Skala, auf welcher sich ein Zeiger, der seinen Drehpunkt an dem Arm der Skala hat, gemäß der durch die Belastung bewirkten Schwerpunktsänderung auf und ab bewegt. Der Zeiger bildet den einen Schenkel eines Doppelhebels, an dessen anderm Schenkel die Wagschale hängt; letzterer ist über seinen Drehpunkt hinaus verlängert und trägt zur Ausbalancierung der Hebelverbindung ein Kontregewicht. Während die Wagschale bei den Papierwagen (Fig. 4) aus einem flachen Blech gebildet wird, ist bei den Getreidequalitätswagen (Fig. 5) ein Maßgefäß angehängt, welches stets genau zu füllen ist, da das Gewicht des nämlichen Getreidequantums als Maßstab für die Qualität genommen wird. An dem Wagenstativ ist zur genauen Füllung des Maßgefäßes ein Trichter mit regulierbarem Verschluß befestigt.


Fig. 4.

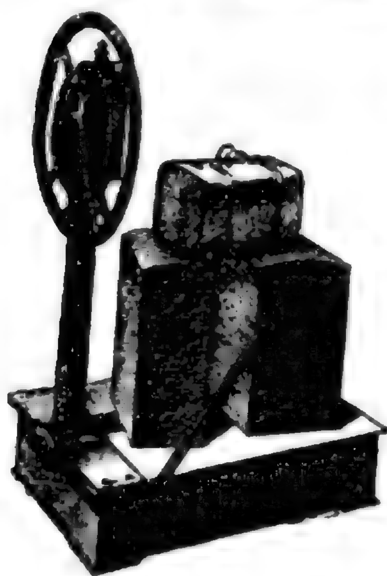
Wo es, wie meist im Handel, auf besonders feine Messungen nicht ankommt und man leicht durch das über den Schalen befindliche Gestell in der freien Handhabung der W. gehindert werden könnte, finden die Tafelwagen (Fig. 6) Anwendung. Da die beiden Schalen der Tafelwagen genau vertikal auf und ab geführt werden müssen, macht sich hier die Verwendung mehrerer Doppelhebel nötig. Die


Fig. 5.

einfachste derartige Konstruktion ist diejenige mit Parallelogramm-Hebelverbindung, doch kommen auch vielfach Trapezwagen vor, welche in den verschiedensten Modifikationen und Formen ausgeführt werden. Die in Fig. 6 dargestellte Tafelwage kann als kombinierte Trapezwage bezeichnet werden; ihre Hebelkombination bewirkt einen ziemlich hohen Empfindlichkeitsgrad, der durch die Feinheit der Ausführung noch wesentlich unterstützt wird. Diese W. bilden den Übergang zu den mit ungleicharmigen Hebeln ausgestatteten Decimal- und Centesimalwagen (s. Decimalwage), bei welchen das Gewicht der auf der einen Seite aufgelegten Last, um das Zehn-, resp. Hundertfache reduziert, auf die andere Wagschale übertragen wird.


Fig. 6.

Eine Abart der Tafelwagen sind die mit Hilfe von Federkraft arbeitenden Wirtschaftswagen. (S. unter Federwage, Bd. VI, S. 631.) Außer den in dem betreffenden Spezialartikel beschriebenen Federwagen findet man auch solche, die als Kombination von Feder- und Brückenwage angesehen werden können und von denen die Federwage von Pellenz u. Comp. (Fig. 7) ein Beispiel gibt. Dieselben finden namentlich zum Verwiegen von Passagiergepäck vielfache Anwendung, da sie sich durch bequeme Handhabung bei hinreichender Genauigkeit der Wägungen auszeichnen. Der unterhalb der Brücke dieser W. liegende Hebelmechanismus ist ganz analog dem einer Brückenwage (s. d.) angeordnet, während die durch den hohlen Skalenständer geführten Zugstangen auf eine Feder wirken, deren Ausdehnung durch Zahnradübersetzung auf den Zeiger übertragen wird.


Fig. 7.

Um der Parteilichkeit beim Wägen vorzubeugen, dürfen in allen Kulturstaaten nur solche W. verwendet werden, deren Zulässigkeit durch amtliche Eichung bestätigt ist.

Wage, Sternbild des südl. Himmels, enthält nach Heis 53 dem bloßen Auge sichtbare Sterne von $14^h 30^m$ bis $16^h 0^m$ Rektascension und vom Äquator bis 25° südl. Deklination; nur zwei Sterne sind zweiter Größe, alle übrigen gehören zur fünften und sechsten. Bemerkenswert in diesem Sternbild ist ein dreifaches Sternsystem, zu welchem möglicherweise noch ein ganz in der Nähe stehender Doppelstern gehört, sowie ferner ein schöner von Messier als Nebel entdeckter, von Herschel in zahllose Sterne aufgelöster Sternhaufe.

Wage ist auch das siebente Zeichen des Tierkreises von 180° bis 210° Länge reichend; es hat als Zeichen ♎.

Wageseja, Bewohner von Ugeseja.

Wagen (frz. voiture, chariot; engl. carriage, waggon) nennt man gewöhnlich im Gegensatz zu den ein- und zweiraderigen Karren (s. d.) vierräderige Fuhrwerke zum Transport von Personen und Gütern. Am W. wie am Karren unterscheidet man zunächst das Untergestell oder den Unterwagen, und das Obergestell oder den Oberwagen. Wesentlich für die Leistung des Fuhrwerks ist nur die Konstruktion des Unterwagens, während der Oberwagen selbst auf dem nämlichen Untergestell sehr verschieden angeordnet sein kann.

Der Unterwagen besteht aus dem Hintergestell, dem Vordergestell und der Deichsel. Zum Hinter- wie zum Vordergestell gehören die hölzerne oder eiserne Achse mit den beiden um sie laufenden Rädern und der hölzerne Achsstock, auf welchem zur Verstärkung, durch eiserne Bänder befestigt, der gleichfalls hölzerne Achsschemel angebracht ist. Der vom hintern Achsschemel ausgehende Langbaum mit seinen beiden Streben oder Armen verbindet Hinter- und Vordergestell und vermittelt für ersteres die Lenkung ebenso, wie dies für letzteres durch die Deichsel geschieht. Zwischen Achsstock und Achsschemel des Vorderwagens gehen die beiden Deichselarme hindurch, die vor der Achse die Schere zur Aufnahme der Deichsel bilden; hinter derselben gehen sie gehörig weit auseinander, um nahe an den Enden durch einen Querarm, das Lenkscheit oder Drehscheit, verbunden zu werden, eine Anordnung, durch welche dem Vordergestell die selbständige Seitenbewegung (Drehung) gestattet ist. Der über das Lenkscheit hinweggehende Langbaum wird in einer Öffnung des vordern Achsschemels mittels eines von oben durchgesteckten Bolzens, des Spannnagels, festgehalten, um welch letztern das Vordergestell sich entsprechend drehen kann. Unter oder auf der Deichsel, je nach der Radhöhe, ist mittels eines vertikalen Bolzens der große Schwengel, auch Klippschwengel oder Wage genannt, befestigt, an welchem die zur Anbringung der Zugstränge dienenden kleinen Schwengel, Zugscheite oder Ortscheite, aufgehängt sind.

Zum Oberwagen gehört der mit demselben in Verbindung stehende Wendeschemel oder Lenkschemel, welcher, in der Regel konvex gekrümmt, auf dem vordern Achsschemel drehbar gelagert ist und durch welchen der Spannnagel von oben hindurchgeht. Auf der Hinterachse wird der Oberwagen durch geeignete Vorrichtungen, Stemmleisten oder Rungen, festgehalten. Demnach kann die Vorderachse unter Lenkschemel und Oberwagen ihre Lage der bestimmten Stellung der Deichsel entsprechend verändern, ohne daß dieser und die Hinterachse an der Bewegung teilzunehmen brauchen. Wird dann der W. in Bewegung gesetzt, so veranlaßt der veränderte Zug der Pferde gegen die Achse und die

hierdurch bedingte seitliche Pressung des Langbaums das Hintergestell, in die neue Richtung überzugehen. Damit die Lage des Oberwagens eine genau horizontale sei, muß der Halbmesser der Vorderräder um die Höhe des Lenkschemels kleiner als derjenige der Hinterräder sein. Von der hier beschriebenen, für Lastwagen allgemein gebräuchlichen Konstruktion des Vordergestells ist das eigentliche Kutsch- oder Bockgestell schon dadurch verschieden, daß bei demselben über der Vorderachse ein großer freier Raum zur Anbringung des Bocks u. s. w. vorhanden sein muß; auch werden gewöhnlich unterlaufende Räder angewendet, wonach sich die Konstruktion sowohl des Unter- als des Oberwagens zu richten hat. Öfters weist der Unterwagen keinen Langbaum auf; die bezüglichen Verbindungsstücke sind alsdann in den Oberwagen verlegt.

Bei den für landwirtschaftliche Zwecke gebrauchten W. sind die Wände des Obergestells oft durch sog. Leiterbäume gebildet, die durch Spangen oder Sparren an beiden Seiten zu einer Art Leiter verbunden sind, weshalb man dem ganzen den Namen Leiterwagen gibt; an den obern Enden sind die beiden Leitern gewöhnlich durch eine Art Zange, das Querscheit oder Schutzbrett, vereinigt. Wo die Beschaffenheit der zu transportierenden Materialien durchbrochene Wände nicht gestattet, ersetzt man die Leitern durch einen Kasten, d. h. man bildet aus Brettern und Verbindungsstücken einen oben offenen, an allen vier Seiten geschlossenen Raum, dessen hintere Querwand mit einem passenden Schieber versehen ist.

Von den Lastwagen unterscheiden sich die zur Beförderung von Personen dienenden W. auch dadurch, daß der in jeder Seitenwand mit einer Thür, dem Wagenschlag, versehene, oben offene, schließbare oder geschlossene Kasten nicht unmittelbar auf den Achsen, sondern zur Vermeidung von Stößen auf Druckfedern ruht oder in Riemen hängt. Beim Abwärtsfahren der W. werden häufig Hemmvorrichtungen notwendig. (S. Bremsen, Hemmkette und Hemmschuh.) Über die Herstellung der W. s. Stellmacherarbeiten; über Eisenbahnwagen s. unter Eisenbahnen.

Schon in den ältesten Zeiten wurden Räderfuhrwerke für die verschiedensten Zwecke gebraucht. In den Resten der Pfahlbauten aus der Bronzezeit, besonders in denen Italiens, hat man Räder und andere Bestandteile primitiver W. gefunden. Die alten Assyrer, Perser und Ägypter besaßen, den noch erhaltenen Skulpturen und Dokumenten zufolge, sowohl Streitwagen (s. d.) als Lastwagen. Bei den Ägyptern kamen schon um 4000 v. Chr. zwei- und vierräderige W. vor; ihnen waren auch die von Pferden und Mauleseln gezogenen Prachtwagen, sowie die meist von Stieren gezogenen Reise- und Lastwagen des jüd. Volks entlehnt. Die im Orient fast nur für Frauen und Kinder benutzten verdeckten Reisewagen waren oft prächtig verziert und mit Teppichen behängt. Im allgemeinen pflegte man mehr zu reiten, während man sich zum Warentransport, wie noch jetzt, der Kamele bediente, doch benutzte man vielfach W. im Kriege und zum Dreschen. In Griechenland soll Erichthonios, König von Athen, den Gebrauch der W. eingeführt haben, indem er bei den Panathenäischen Spielen zuerst mit einem Viergespann erschien, weshalb er als Fuhrmann unter die Gestirne versetzt wurde. Der griechische W. war meist zweiräderig, hinten offen und für zwei Personen eingerichtet; doch erwähnt schon Homer vierräderiger W. Im Kriege wurde derselbe von Pferden gezogen; auf Reisen bediente man sich entweder gleichfalls der Pferde oder der Maulesel, wogegen zu landwirtschaftlichen Zwecken Stiere vorgespannt wurden. Den Skythen dienten bedeckte W. statt der Zelte als Schlaf- und Wohnstätte.

Die mannigfaltigste Anwendung fand der W. bei den Römern, wie er auch bei ihnen die größte Pracht zeigte, wozu die öffentlichen Spiele, die feierlichen Aufzüge bei den Triumphen und andere Festlichkeiten die nächste Veranlassung boten. Ein zweiräderiger, von zwei Pferden gezogener W. diente teils den Kriegern, teils den Magistratspersonen; außerdem hatte man leichte, zweiräderige, unbedeckte W. (eine Art Cabriolet), zweiräderige, bedeckte oder auf drei Seiten geschlossene Reisewagen, zwei- und vierräderige Staatswagen, Frauenwagen, Last- und Wirtschaftswagen, W. für die Dienerschaft und Krankenwagen. Die Räder dieser Fuhrwerke hatten teils Speichen; teils bestanden sie aus starken Scheiben, mit eisernen Ringen umlegt und an den Achsen befestigt, welch letztere sich mit ihnen drehten, wie man es noch heute im untern Italien antrifft. Zum Ziehen gebrauchte man Maultiere und Rinder, seltener Pferde; Gespanne mit vier Pferden kamen bei Wettrennen, Triumphzügen und andern festlichen Gelegenheiten vor.

Die alten Deutschen nahmen W. zum Transport des Gepäcks mit in den Krieg, und die Wagenburg gehörte bei ihnen seit den frühesten Zeiten zur Schlachtordnung. Im Mittelalter kannte man hauptsächlich Bagagewagen, da man es vorzog, zu reiten oder (nach der durch die Kreuzzüge aus dem Orient eingeführten Sitte) sich in Sänften tragen zu lassen. Erst im 15. Jahrh. kamen, ursprünglich nur für den Gebrauch fürstlicher Personen, die Kutschen auf, aus denen in der Folge Postwagen, Diligence, Omnibus, Chaise und Droschke oder Fiaker entstanden. In verfeinerter Gestalt erschien der zweiräderige Karren als Cabriolet, Gig, Tilbury. Bis zum Anfang des 18. Jahrh. hingen die feinsten Kutschen in Riemen; um die genannte Zeit kamen die Federn für Personenwagen in Gebrauch.

Wagen nennt man auch eine Vorrichtung zur Führung eines Maschinenteils, z. B. bei Spinnmaschinen ein transportables Gestell, auf welchem sich die Spindeln oder Spulen befinden.

Wagenaar (Jan), bedeutender holländ. Geschichtschreiber, geb. 31. Okt. 1709 zu Amsterdam, hatte sich dem Handelsstande gewidmet, bewies aber stets einen großen Hang zu wissenschaftlichen Beschäftigungen und machte vorzugsweise die histor. Studien zur Aufgabe seines Lebens. Er starb 1. März 1773 als Ratsschreiber seiner Vaterstadt. Sein berühmtestes Werk ist «De vaderlandsche historie vervattende de geschiedenissen der vereenigde Nederlanden» (21 Bde., Amsterd. 1749—60; deutsch von Toze, 8 Bde., Lpz. 1756), die bis 1751 reicht. Um die Fortsetzung desselben, «Vervolg van Wagenaar Vaderlandsche historie» (48 Bde., Amsterd. 1788—1810), welche die Geschichte Hollands von 1776 bis 1802 enthält, mit dem Hauptwerke zu einem Ganzen zu verbinden, erschienen noch Band 22—24 (Amsterd. 1789 fg.), worin die Geschichte von 1751 bis 1774 enthalten ist. Ferner

veröffentlichte er seine «Schilderung der Vereinigten Staaten der Niederlande» (12 Bde., Amsterd. 1739) und «Beschreibung von Amsterdam (3 Bde., Amsterd. 1760). Bei allen Fehlern in Stoff und Form sind diese Leistungen wegen ihrer histor. Treue noch immer von Wichtigkeit.

Wagenborten, s. Bortenweberei.

Wagenburg (militärisch) heißt eine zur Verteidigung dienende Ansammlung von Fuhrwerken, welche, dicht aneinander gereiht und womöglich noch durch Ketten miteinander verbunden, einen gewissen Raum umschließen, der auf diese Weise zu einem Zufluchtsort für Wehrlose wird, während die Kämpfenden die Wagenlinie besetzen. In der Zeit der Völkerwanderung hatte man die W., in denen Weiber und Kinder, sowie die Habe der Völkerstämme ihre Zuflucht fanden, als Stützpunkte hinter der Schlachtordnung. In den Kämpfen der Hussiten diente die W. diesen als Grundlage der ganzen Fechtweise, und selbst in der Offensive wußten sie dieselbe auszunutzen. Den Geschützen gegenüber verlor sie dann ihre Bedeutung. Bei Fuhrparks (Munitions-, Proviantkolonnen u. s. w.) kommt auch heute noch die W. als Formation zur Selbstverteidigung gegen Nahangriffe vor.

Wagener (Friedr. Wilh. Herm.), einer der Führer der konservativen Partei in Preußen, geb. 8. März 1815 zu Segelitz im brandenb. Kreise Neuruppin, wo sein Vater Geistlicher war, erhielt seine Gymnasialbildung zu Salzwedel und widmete sich dann zu Berlin jurist. und kameralistischen Studien. Nachdem er erst als Auskultator in Guben, dann als Referendar in Frankfurt a. O. die Beamtenlaufbahn betreten, erhielt er 1843 durch den Grafen Stolberg eine Anstellung bei den Meliorationsanlagen in Preußen, bei denen er unter dem vormaligen Oberpräsidenten von Pommern, Freiherrn Senfft von Pilsach, bis 1847 arbeitete, worauf er als Konsistorialassessor nach Magdeburg kam. Als Gegner der liberalen Strömung wurde er unter dem Ministerium Schwerin 1848 zum Austritt aus dem Staatsdienst veranlaßt. Die Führer der konservativen Partei übertrugen ihm nun die Gründung und Leitung eines neuen Organs, der «Neuen Preußischen Zeitung» (Kreuzzeitung), welche Aufgabe er unter den heftigsten Parteikämpfen durchführte. Im J. 1854 legte er jedoch die Redaction dieses Parteiorgans nieder, und 1856 trat er auch aus seiner Stellung als Rechtsanwalt beim Obertribunal mit dem Titel als Justizrat zurück. Seitdem widmete er sich als Abgeordneter der Kreise Belgard-Schievelbein-Neustettin der parlamentarischen Thätigkeit und machte sich im preuß. Abgeordnetenhause als geschickter Führer der konservativen Partei und energischer Vertreter der konservativen Interessen geltend. In dem Norddeutschen Reichstage, dem er seit dessen Konstituierung angehörte, verteidigte er mit Entschiedenheit die neue Verfassung. Inzwischen war er im Frühjahr 1866 zum Geh. Regierungs- und vortragenden Rate im Staatsministerium berufen worden, trat jedoch 1873 infolge der Enthüllungen Laskers im preuß. Abgeordnetenhause über die unrechtmäßigen Manipulationen bei Eisenbahngründungen aus dem Staatsdienst. Unter W.s publizistischen Leistungen ist vor allem das von ihm herausgegebene «Staats- und Gesellschaftslexikon» (23 Bde., Berl. 1858—67; Supplement, 1868) hervorzuheben, eine Encyklopädie von konservativer Tendenz.

Wagenkessel, soviel wie Kofferkessel.

Wagenrennen, ein in Altgriechenland bei den großen Volksfesten beliebtes Wettfahren, das später auch im Circus der Römer gern gesehen wurde. (S. Hippodrom, Circensische Spiele, Cirkus und Rennbahn.)

Wagenschmiere, Mischung verschiedener Fett-, Öl- und Harzsorten, welche benutzt wird, um den Reibungswiderstand der Achsen in den Rädern zu verringern. (Vgl. Schmiermittel.)

Wagenwinde, s. unter Hebeapparate.

Wagerecht oder wasserrecht, s. Horizontal.

Wäggis, s. Weggis.

Wäggithal, Alpenthal im Bezirk March des schweiz. Kantons Schwyz, erstreckt sich 16 km lang, vom Schweinalppaß (1572 m) nördlich bis Siebnen (451 m), wo die wilde Wäggithaler-Aa durch eine Waldschlucht in die Ebene der March hinaustritt, um nach 22 km langem Laufe unweit Lachen in den Zürichsee zu münden. Das Thal zerfällt in zwei durch die Klus des Stockerli verbundene Stufen: das Hinter-Wäggithal, in dem das vielbesuchte Kurhaus Wäggithal, ist ein wald- und weidereiches kesselartiges Hochthal, umschlossen von 2000 bis 2300 m hohen Kalkstöcken und Kegeln der Schwyzer Alpen (Fluhberg, Rädertenstock); die untere Stufe, das Vorder-Wäggithal, schluchtähnlich in Sandstein- und Nagelfluhgebirge eingeschnitten, zeigt subalpinen Charakter. Mit der Station Siebnen der Bahnlinie Zürich-Glarus ist das Thal, welches (1880) in den Gemeinden Vorder- und Hinter-Wäggithal 1021 E. zählt, durch eine Fahrstraße verbunden.

Waggula, kleiner See im russ. Gouvernement Livland, 5 km lang und 2 km breit, durchströmt von der Wöhhända, die in den Pskowersee fließt.

Wagharschabad, zum Kloster Etschmiadzin (s. d.) gehöriges Dorf. (S. Artaxata.)

Waghäusel, Ortschaft zur Gemeinde Oberhausen (2539 E.) im bad. Kreise Karlsruhe gehörig, an der Linie Mannheim-Karlsruhe der Badischen Staatsbahnen, mit großer Rübenzuckerfabrik, bekannt durch das Gefecht vom 21. Juni 1849, in welchem die Preußen die bad. Insurgenten unter Mieroslawski schlugen.

Wagl., bei naturhistor. Namen Abkürzung für Johann Wagler, geb. 1800 in Nürnberg, gest. 1832 als Professor der Zoologie in München.

Wagmüller (Michael), Bildhauer, geb. 14. April 1839 zu Regensburg, besuchte die Gewerbeschule und die Akademie zu München und arbeitete seit 1860 selbständig. Seine erste größere Arbeit waren drei Reliefs für das Mausoleum König Max' II.; diesen folgten mehrere Genrefiguren, ein Brunnenmodell und der Entwurf zu einem Nationaldenkmal. Seine letzten Werke waren Arbeiten für das Schloß Linderhof im bayr. Gebirge für König Ludwig II. und die Statue Liebigs in München. Ausgezeichnet sind auch W.s Porträtbüsten. Er starb 26. Dez. 1881 in München.

Wagn., bei naturhistor. Namen Abkürzung für Andreas Wagner, geb. 21. März 1797 zu Nürnberg, gest. 19. Dez. 1861 als Professor der Zoologie und Paläontologie zu München.

Wagner, soviel wie Stellmacher.

Wagner (Adolf Heinr. Gotthilf), namhafter Volkswirt, Sohn des Physiologen Rudolf W. (s. d.), geb. zu Erlangen 25. März 1835, besuchte die Gymnasien zu Göttingen, wohin er mit seinen Eltern

1840 übergesiedelt war, und zu Bayreuth, studierte in Göttingen und Heidelberg Rechts- und Staatswissenschaften, promovierte dann auf Grund der Schrift «Beiträge zur Lehre von den Banken» (Lpz. 1857) und folgte 1858 einem Rufe als Lehrer der Nationalökonomie an die Handelsakademie nach Wien. Im J. 1863 gab er diese Stellung auf, um eine Lehrstelle an der kaufmännischen Fortbildungsanstalt zu Hamburg anzunehmen, wurde dann 1865 als Professor der Statistik nach Dorpat, 1868 für die staatswissenschaftlichen Fächer nach Freiburg und 1870 nach Berlin berufen. Die wesentlichsten Arbeiten W.s sind: «Die Geld- und Kredittheorie der Peelschen Bankakte» (Wien 1862), «Die Ordnung des österr. Staatshaushalts» (Wien 1863), «Die russ. Papierwährung» (Riga 1868), «Die Abschaffung des privaten Grundeigentums» (Lpz. 1870), «System der deutschen Zettelbankgesetzgebung» (Freiburg 1870; 2. Aufl. unter dem Titel: «System der Zettelbankpolitik», Berl. 1873), «Die Zettelbankreform im Deutschen Reiche» (Berl. 1875). Der philos. Theorie der Statistik gehört die Schrift an: «Die Gesetzmäßigkeit in den scheinbar willkürlichen menschlichen Handlungen» (Hamb. 1864). In der während des Krieges 1870 und 1871 rasch in sechs Auflagen erschienenen Schrift «Elsaß und Lothringen» befürwortete er als einer der ersten die Wiedergewinnung des Reichslandes. Im J. 1871 übernahm er die Bearbeitung einer neuen Auflage des Rauschen «Lehrbuchs der polit. Ökonomie», von der aber nur ein Band («Finanzwissenschaft I», Lpz. u. Heidelb. 1871—72) dem ursprünglichen Plane entsprechend erschien. Dagegen begann er jetzt mit bloß äußerlicher Anknüpfung an das Rausche Werk die Veröffentlichung eines großen ganz selbständigen Lehrbuchs, von dem bisher erschienen sind: Bd. 1: «Grundlegung» (Lpz. u. Heidelb. 1876; 2. Aufl. 1879), Bd. 5: «Finanzwissenschaft» (Lpz. u. Heidelb. 1877; 3. Aufl. 1884), Bd. 6: «Fortsetzung der Finanzwissenschaft» (Lpz. u. Heidelb. 1880). In diesem seinem Hauptwerke verfolgt W., wie schon früher in kleinern Schriften (zuerst in dem im Oktober 1871 gehaltenen Vortrage «Über die soziale Frage», Berl. 1872), eine Richtung, die er als «sozialrechtliche» bezeichnet, und in der er eine kritische und positive Auseinandersetzung mit dem neuern wissenschaftlichen Sozialismus (besonders Rodbertus und Marx) erstrebt. Er zeigt sich dabei besonders den «staatssozialistischen» Plänen günstig, so namentlich der Verstaatlichung der Eisenbahnen, für die er schon 1873 auf der eisenacher Versammlung des Vereins für Sozialpolitik (der «Kathedersozialisten», s. d.) in einem Referat über das Aktiengesellschaftswesen eingetreten war, sowie (in einer in der «Tübinger Zeitschrift» erschienenen Abhandlung) der Verstaatlichung des Versicherungswesens.

Im allgemeinen steht W. in seinen sozialpolit. und sozialethischen Grundanschauungen mit den neuern Vertretern der histor. Nationalökonomie, besonders Schmoller, im Einklange, doch weicht er in manchen methodologischen und praktischen Fragen von derselben ab und hat sich auch von dem Verein für Sozialpolitik getrennt. Seit 1881 beteiligte W. sich auch lebhaft am polit. Leben in staatssozialistischer und christl.-sozialer Richtung. Er war 1882—85 Mitglied des Abgeordnetenhauses und trat für das Tabaksmonopol als Grundlage einer umfassenden Arbeiterversicherung ein. Im Interesse seiner wissenschaftlichen Arbeiten nahm er jedoch 1885 ein neues Mandat nicht an. Sein Interesse für Rodbertus veranlaßte ihn, sich an der Veröffentlichung des litterarischen Nachlasses dieses sozialistischen Denkers zu beteiligen. Schon 1878 gab er die «Briefe Lassalles an Rodbertus» heraus und später mit Kozak zwei Bände «Aus Rodbertus' litterarischem Nachlaß» (Berl. 1884—85).

Wagner (Albr.), vorzüglicher Chirurg, geb. 1827 zu Berlin, studierte dortselbst und in Heidelberg, nahm als Arzt am ersten Schleswig-Holsteinischen Kriege teil und wurde, nachdem er längere Zeit auf wissenschaftliche Reisen verwandt hatte, Assistent auf der Langenbeckschen Klinik zu Berlin, habilitierte sich auch daselbst als Privatdocent. Im J. 1853 übernahm er die Leitung der chirurg. Abteilung des danziger Stadtkrankenhauses und wurde 1858 auf den Lehrstuhl der Chirurgie zu Königsberg berufen. Hier hat er als Arzt, wie als Lehrer gleich ausgezeichnet gewirkt, bis er 1870 sich als konsultierender Generalarzt der Armee anschloß. Er starb 15. Febr. 1871 am Typhus zu Dôle in Frankreich. W. schrieb eine Reihe von Aufsätzen und Abhandlungen, von denen die Arbeiten über Knochenregeneration, über die Behandlung difform geheilter Knochenbrüche und über Nervenresektion die bedeutendsten sind.

Wagner (Alexander), Historienmaler, geb. 16. April 1838 in Pest, lernte an der Akademie in München, wo er ein Anhänger der Pilotyschen Richtung wurde, deren Verdienste und Schwächen daher auch sein Schaffen teilt. Sehr fruchtbar an Schöpfungen, welche meist von großen Verhältnissen sind, brachte er eine Anzahl geschichtlicher Kompositionen hervor, deren Stoffe vielfach der Vorzeit seines Vaterlandes entlehnt sind. So das Turnier König Matthias Corvinus' mit Ritter Holubar, im Redoutengebäude in Pest, und Isabella Zapolya scheidet aus Siebenbürgen. Aber auch das volkstümliche Leben seiner Heimat begeisterte W. zu Entwürfen, so entstanden das Wettrennen der Csikos, der Mädchenraub. Außer Ungarn erhielt das Nationalmuseum in München von seiner Hand mehrere Wandgemälde. In München wurde W. Professor der Akademie. Nach einer Reise in Spanien lieferte er die Post von Toledo, Stiergefecht und ähnliches; die schönste Frucht seiner Reisestudien aber waren seine Zeichnungen zu dem Prachtwerk «Spanien» (Berl. 1880).

Wagner (Ernst), Romanschriftsteller, geb. 2. Febr. 1769 als Sohn eines Landgeistlichen zu Roßdorf in Sachsen-Meiningen, studierte die Rechte in Jena und wurde dann Gerichtsaktuar und Verwalter auf dem Rittergute des Freiherrn von Wechmar zu Roßdorf, 1804 Kabinettssekretär in Meiningen. Seine erste größere Dichtung war der Roman «Wilibalds Ansichten des Lebens» (2 Bde., Meining. 1804; 5. Aufl. 1854). Hieran schlossen sich «Die reisenden Maler» (2 Bde., Lpz. 1806), «Die Reisen aus der Fremde in die Heimat» (2 Bde., Hildburgh. 1808; Tüb. 1809), «Isidora» (Tüb. 1814), «Das histor. A-b-c eines 40jährigen Fibelschützen» (Tüb. 1810), als ein Anhang zu den «Reisen aus der Fremde», mit einer Vorrede von Jean Paul. Unverkennbar ist in W.s Schriften der Einfluß Jean Pauls, der jedoch ihre Eigentümlichkeit nicht beeinträchtigt. Er starb 25. Febr. 1812. Eine Sammlung seiner Schriften erschien nach seinem Tode (12 Bde., Lpz. 1824—28; 3. Aufl., 6 Bde., 1854—

55). Vgl. Mosengeil, «Briefe über den Dichter Ernst W.» (Schmalkald. 1826).

Wagner (Ernst Leberecht), hervorragender Kliniker und pathol. Anatom, geb. 12. März 1829 zu Dehlitz bei Weißenfels, widmete sich zu Leipzig, Prag und Wien mediz. Studien, habilitierte sich 1854 als Privatdocent in Leipzig und wurde daselbst 1856 zum außerord., 1862 zum ord. Professor der allgemeinen Pathologie und pathol. Anatomie und zum Direktor der mediz. Poliklinik ernannt. Nach Wunderlichs Tode wurde er 1877 mit der Professur der speziellen Pathologie und Therapie und der Leitung der mediz. Klinik betraut. Außer zahlreichen Journalaufsätzen schrieb er: «Der Gebärmutterkrebs» (Lpz. 1858), «Die Fettmetamorphose des Herzfleisches» (Lpz. 1864), «Das tuberkelähnliche Lymphadenom» (Lpz. 1871), sowie in Gemeinschaft mit Uhle ein «Handbuch der allgemeinen Pathologie» (Lpz. 1862; 7. Aufl. 1876); auch verfaßte er in von Ziemssens «Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie» die erste Hälfte des 9. Bandes («Der Morbus Brightii», Lpz. 1882), sowie mit Vogel und Wendt die erste Hälfte des 7. Bandes («Krankheiten des chylopoetischen Apparats», Lpz. 1874) und redigierte die 19 Jahrgänge des «Archivs der Heilkunde» (Lpz. 1860—78).

Wagner (Ferdinand), Historienmaler, geb. in Schwabmünchen 1819, bildete sich im Geiste der romantischen Schule, wobei ihn vorzugsweise das Vorbild L. Schnorrs beeinflußte. In München, wo er 1835 die Akademie bezog, war auch Cornelius sein Lehrer. W. begann seine selbständige Thätigkeit mit einer Reihe kirchl. Wand- und Deckengemälde; so entstand ein Jüngstes Gericht in seiner Heimatskirche u. s. w., Leistungen, welche zum Erfolg hatten, daß ihm die Bemalung des Fuggerhauses zu Augsburg durch die fürstl. Familie Fugger 1860 in Auftrag gegeben wurde. Hier schilderte er eine Reihe geschichtlicher, auf die Vergangenheit jenes Geschlechts und der Stadt bezüglicher Momente, womit er großen Beifall erntete. Er schuf noch Ansehnliches dieser Art in Breslau, ferner das Bedeutendste zu Konstanz 1864 am Kurfürstenhaus, wo er auch im Rathaus malte. Endlich erhielt auch das Schloß zu Monaco solchen Bilderschmuck von seiner Hand. Ohne hervorstechende Originalität, sind W.s Kompositionen durch reiche Erfindung und histor. Strenge ausgezeichnet, auch verfügt er über ein schönes Kolorit. Er starb zu Augsburg 13. Juni 1881.

Wagner (Gottlob Heinr. Adolf), Schriftsteller, geb. zu Leipzig 1774, studierte daselbst Theologie, Philologie und Philosophie. Im J. 1798 ging er nach Jena, kehrte aber nach Fichtes Entlassung nach Leipzig zurück. W. schrieb «Zwei Epochen der modernen Poesie» (Lpz. 1806) und «Theater und Publikum» (Lpz. 1826). Auch lieferte er die Lebensbeschreibungen mehrerer Reformatoren (6 Bde., Lpz. 1800—4). Von seinen poetischen Übertragungen verdient die von Byrons «Manfred» (Lpz. 1819) Auszeichnung. Er starb 1. Aug. 1835 in dem Hause des Grafen Hohenthal zu Großstädteln bei Leipzig.

Seine Gattin veröffentlichte unter dem Namen Adolphine «Lotosblätter. Drei Novellen» (Lpz. 1835), «Ideal und Wirklichkeit» (Lpz. 1838), «Märchen und Erzählungen für jugendliche Leserinnen» (Lpz. 1844) und als Fortsetzung «Neue Märchen und Erzählungen u. s. w.» (Lpz. 1846).

Wagner (Hans), Maler, s. Culmbach.

Wagner (Heinr. Leop.), deutscher Dichter aus der Sturm- und Drangperiode, geb. 19. Febr. 1747 zu Straßburg, studierte daselbst die Rechte und machte während dieser Zeit die Bekanntschaft des ebenfalls da studierenden jungen Goethe, die sich auch später in Frankfurt fortsetzte. Nachdem er ein Jahr lang in Saarbrücken Hauslehrer gewesen war, siedelte er 1774 nach Frankfurt a. M. über, wo er 1776 Bürger und Advokat wurde und schon 4. März 1779 starb. Von seinen Dichtungen sind zu nennen «Prometheus, Deukalion und seine Recensenten» (1775), eine gegen Goethes Gegner gerichtete Farce, die viel Aufsehen erregte; «Voltaire am Abend seiner Apotheose», eine dramatische Satire (Frankf. 1778; Neudruck Heilbr. 1881); «Die Reue nach der That» (Frankf. a. M. 1775), ein bürgerliches Schauspiel; «Die Kindesmörderin» (Lpz. 1776; Neudruck, Heilbr. 1883), ein bürgerliches Trauerspiel, das er später zu einem Schauspiel «Evchen Humbrecht oder Ihr Mütter merkt's Euch!» (Frankf. a. M. 1779) umarbeitete. W. war ein nicht unbedeutendes Talent, zur Satire und zum bürgerlichen Trauerspiel berufen, aber roh und geschmacklos. Vgl. Erich Schmidt, «Heinrich Leopold W., Goethes Jugendgenosse» (2. Aufl., Jena 1879).

Wagner (Herm.), Geograph und Statistiker, Sohn des Physiologen Rudolf Wagner (s. d.) und Bruder des Nationalökonomen Adolf Wagner (s. d.), geb. zu Göttingen 23. Juni 1840, besuchte das Gymnasium in Göttingen und studierte hier und in Erlangen Mathematik und Naturwissenschaften. Seit 1864 am Gymnasium zu Gotha beschäftigt, nahm er bald regern Anteil an den Arbeiten des geogr. Instituts von Justus Perthes; insbesondere übernahm er 1868—76 die Redaction des statist. Jahrbuchs im «Gothaer Almanach», das er wesentlich vervollständigte und umgestaltete, und begründete mit E. A. Behm die Publikation «Bevölkerung der Erde» (Ergänzungshefte zu Petermanns «Mitteilungen»), eine maßgebend gewordene kritische Übersicht über die zerstreuten Materialien der Areal- und Bevölkerungsstatistik. Eine Wandkarte von Deutschland (1879) erschien 1886 in 4. Auflage. Als Preußen 1875 mit Errichtung geogr. Professuren vorging, folgte W. einem Rufe nach Königsberg (1876) und ward 1880 Nachfolger von Wappaeus in dem Lehrstuhl für Geographie und Statistik in Göttingen. Durch diese akademische Thätigkeit ward W. mehr zur Ausgestaltung der geogr. Gesamtwissenschaft geführt. Dieser galten die Berichte über die Entwickelung der Methodik der Geographie im «Geogr. Jahrbuch» (Gotha), wie die Leitung der Redaction dieses letztern selbst, welche W. seit 1879 übernahm. Ferner gehört hierher die Neubearbeitung von Guthes «Lehrbuch der Geographie» (4. Aufl., Hannov. 1879; 5. Aufl., 2 Bde., 1883) und zahlreiche kleinere Arbeiten und Kritiken.

Wagner (Joh. Jak.), Philosoph, geb. zu Ulm 21. Jan. 1775, studierte in Jena und Göttingen. Sein Studium der Schellingschen Naturphilosophie und später des Identitätssystems bekunden zuerst die Schriften «Theorie der Wärme und des Lichts» (Lpz. 1802), «Von der Natur der Dinge» (Lpz. 1803), «Versuch über das Lebensprinzip» (Lpz. 1803), «System der Idealphilosophie» (Lpz. 1804). Gleichzeitig gab er eine «Philosophie der Erziehungskunst» (Lpz. 1802) in platonischer Manier heraus. Schon während der Ausarbeitung der «Idealphilosophie» entfernte er sich jedoch von der Schellingschen

Philosophie immer mehr. W. hatte inzwischen in Jena, Göttingen und Heidelberg als Privatdocent gelehrt und eine ordentliche Professur der Philosophie zu Würzburg erhalten. Seine Lieblingsidee, die Mathematik in Philosophie (und umgekehrt) aufzulösen, suchte er in der Schrift «Mathem. Philosophie» (Erlangen 1811) auszuführen. Hierauf gab er, um seine auf einem viergliederigen Schema beruhende Konstruktion an einem Beispiele darzulegen, die Schrift «Der Staat» (Würzb. 1815) heraus, in welcher er den Staat nach platonischer Anschauungsweise als eine Erziehungsanstalt des Menschengeschlechts zur Kultur schilderte. Als die reifste Frucht seiner wissenschaftlichen Studien betrachtete er selbst das «Organon der menschlichen Erkenntnis» (Erlang. 1830), in welchem die Methode der tetradischen (d. h. viergliederigen) Konstruktion zu derjenigen Vollendung gediehen sei, daß in der Zurückführung der Form der Erkenntnis auf das ewige Gesetz der Welt zugleich das Mittel gegeben sei, jeglichen Vorstellungsinhalt durch die Macht der Form in Wissenschaft zu verwandeln. Im Inhalte seiner Lehre ist er überall von der großen Gesamtbewegung des deutschen Geistes und deren leitenden Geistern abhängig; die neue Form aber, in der er dieselbe darzustellen suchte, war eine unfruchtbare. Er starb, nachdem er 1834 plötzlich in Ruhestand versetzt worden, zu Ulm 22. Nov. 1841. Vgl. Rabus, «Johann Jakob W.s Leben, Lehre und Bedeutung» (Nürnb. 1862).

Wagner (Joh. Martin von), namhafter Bildhauer, geb. 24. Juni 1777 in Würzburg als Sohn des dortigen Hofbildhauers Johann Peter Alexander W. (geb. 1730 zu Obertheres in Franken, gest. zu Würzburg 1809), wendete sich 1791 von den Universitätsstudien der Malerei und Skulptur zu und gewann 1802 an der wiener Akademie den ersten Preis im histor. Zeichnen. Nach einem kurzen Aufenthalt in Paris lebte er von 1805 an in Rom. In diese Zeit fallen seine Gemälde: der Rat der griech. Helden vor Troja und Orpheus in der Unterwelt; auch setzte er seine plastischen Studien fort. 1810 von dem Kronprinzen Ludwig von Bayern mit dem Ankauf von Antiken beauftragt, erwarb er die berühmten äginetischen Skulpturen für München. Er half auch Thorwaldsen bei der Restauration derselben. Später erlangte W. für die Glyptothek auch den Barbarinischen Faun, die Minerva Ergane u. a. Der Entwurf eines Frieses nach Schillers «Eleusinischem Feste» bewog 1821 den Kronprinzen Ludwig, bei W. den Centauren- und Lapithenkampf als Relief für die münchener Reitschule zu bestellen. W. modellierte den Entwurf in halber Größe, der dann an Ort und Stelle in Stein ausgeführt wurde. Es folgte 1822 die Bestellung des 92 m langen Frieses für das Innere der Walhalla (enthaltend Motive aus der deutschen Vorgeschichte), welcher erst 1839 vollständig aufgesetzt war. Während dieser Zeit war W. zugleich mit dem Ankauf und der Restauration antiker Vasen, namentlich aus Vulci, beschäftigt, die jetzt die herrliche münchener Vasensammlung ausmachen. Später entstand eine Reihe plastischer Entwürfe zur Ausschmückung des neuen Siegesthors in München, die Kreise Bayerns in Medaillons enthaltend, sodann an den Seiten Kämpfe zwischen Reitern und Fußvolk und oben auf der Attika sechs Victorien und die Bavaria auf einer von vier Löwen gezogenen Quadriga. Diese Modelle wurden in verschiedenen Werkstätten Münchens ausgeführt, das ganze Thor aber im Herbst 1850 dem Verkehr übergeben. W. starb 8. Aug. 1858 in Rom. Seine Auffassung geht durchaus von der antik griechischen aus, deren Geist und Geschichte er trefflich kannte. Vgl. Urlichs, «Johann Martin von W.» (Würzb. 1866).

Wagner (Johanna), Sängerin und Schauspielerin, Nichte Richard W.s, geb. 13. Okt. 1828 bei Hannover als Tochter des Regisseurs Albert W. (geb. 1799, gest. 1874), erschien schon 1833 in Würzburg in Ifflands «Spielern» auf der Bühne, die sie in einer großen Rolle 1843 in Ballenstedt betrat. Nach einem Engagement am Hoftheater zu Bernburg wurde sie 1844 als Sängerin an der Hofbühne zu Dresden engagiert, wo die Schröder-Devrient eingreifenden Einfluß auf ihre Entwickelung ausübte. Im J. 1846 ging sie nach Paris, um bei Garcia Gesangsunterricht zu nehmen, wurde 1849 Mitglied des hamburger Theaters, 1850 des Hoftheaters in Berlin, wo sie 1853 zur Kammersängerin ernannt wurde. Neben den Opern Glucks und R. Wagners waren es hauptsächlich die Meyerbeers, in denen sie Ausgezeichnetes leistete. Nach ihrer Verheiratung mit dem preuß. Landrat Jachmann (1859) verließ sie 1862 die Opernbühne, wurde Mitglied des königl. Schauspielhauses und 1872 pensioniert. Sie lebt seitdem in München. Als Schauspielerin wirkte sie namentlich in großen tragischen Rollen hinreißend.

Wagner (Jos.), beliebter Helden-Schauspieler, geb. 15. März 1818 zu Wien, lernte als Schriftsetzer, wandte sich jedoch 1835 dem Theater zu und erhielt durch Vermittelung Holteis ein Engagement an den damals vereinigten Theatern in der Josephstadt und zu Baden. Nach anderthalb Jahren wandte sich W. nach Prag, von da nach Preßburg und Pest. Marr zog ihn an das Stadttheater nach Leipzig, wo er seit April 1845 unter steigendem Beifall des Publikums wirkte und seinen Ruf begründete. Nach erfolgreichen Gastspielen in Hamburg, Weimar, Wien (Hofburg) und Berlin (Hoftheater) folgte W. 1848 einem Rufe an letztere Bühne, heiratete 16. Okt. 1849 Bertha Unzelmann (s. d.), ging, als ihm und seiner Gattin eine Stellung am Burgtheater angetragen wurde, im Mai 1850 nach Wien. Er starb zu Wien 5. Juni 1870. W. brachte außergewöhnliche Mittel für sein Fach mit und gehörte zu den tüchtigsten und geachtetsten Künstlern; nur moderne Rollen gelangen ihm weniger.

Wagner (Moritz), verdienter Reisender, Geograph und Naturforscher, Bruder des Physiologen Rudolf W., geb. 3. Okt. 1813 zu Bayreuth, besuchte 1833—36 die Universitäten Erlangen und München. Durch Cottas Unterstützung erhielt W. 1836 die Mittel zu einer ersten wissenschaftlichen Reise nach Nordafrika, wo ihn die franz. Regierung zum Mitglied der wissenschaftlichen Kommission ernannte, welche die Armee nach Konstantine begleitete. Die Resultate dieses Aufenthalts in Algerien legte er in den «Reisen in der Regentschaft Algier in den J. 1836, 1837 und 1838» (3 Bde., Lpz. 1841, nebst einem naturhistor. Anhang und einem Kupferatlas) nieder. Nach seiner Rückkehr aus Algier besuchte W. einige Jahre die Universität Göttingen, woselbst er sich vorzugsweise mit geolog. Studien beschäftigte. Mit Unterstützung der berliner Akademie unternahm er 1842 eine zweite wissenschaftliche Reise, auf welcher er drei Jahre lang die Küstenländer des Schwarzen Meers, den

Kaukasus, Armenien, Kurdistan und Persien durchwanderte. Die bedeutenden naturwissenschaftlichen Sammlungen, die er zurückbrachte, befinden sich in den Museen zu München, Wien und Paris, während er seine Reiseberichte in den Werken: «Der Kaukasus und das Land der Kosaken» (2 Bde., Lpz. 1847), «Reise nach Kolchis» (Lpz. 1850), «Reise nach dem Ararat und dem Hochlande Armeniens» (Stuttg. 1850) und «Reise nach Persien und dem Lande der Kurden» (2 Bde., Lpz. 1852) niederlegte. W. bereiste 1852—55 mit Scherzer einen großen Teil von Amerika, namentlich Canada, die Vereinigten Staaten, Centralamerika und Westindien. Von beiden Forschern gemeinschaftlich erschienen «Reisen in Nordamerika» (3 Bde., Lpz. 1854) und «Die Republik Costa-Rica» (Lpz. 1856). Inzwischen hatte W. nach seiner Rückkehr seinen Wohnsitz in München genommen, wo er von König Max II. mit einer abermaligen Forschungsreise nach der Neuen Welt beauftragt ward. Er bereiste 1857 und 1858 die Gebirgsgegenden des Staates Panamá, namentlich die Provinz Chiriqui, und 1859 die östl. Landschaften in den Anden von Ecuador. Nachdem er 1860 mit reichhaltigen, den münchener Museen einverleibten Sammlungen zurückgekehrt, veröffentlichte er die wissenschaftlichen Ergebnisse dieser Reisen in einer Reihe von akademischen Denkschriften, in Petermanns «Mitteilungen» und in der berliner «Zeitschrift für allgemeine Erdkunde». W. ward seitdem zum Ehrenprofessor der Länder- und Völkerkunde an der Universität München und zum Konservator des neuen ethnogr. Museums daselbst ernannt. Auch wählte ihn die Akademie zu ihrem Mitgliede. Ein größeres Werk von ihm erschien unter dem Titel «Naturwissenschaftliche Reisen im tropischen Amerika» (Stuttg. 1870). Seitdem beschäftigte sich W. fast ausschließlich mit Beiträgen zur Darwinschen Entwickelungslehre. Er publizierte «Die Darwinsche Theorie und das Migrationsgesetz der Organismen» (Lpz. 1868), «Über den Einfluß der geogr. Isolierung und Kolonienbildung auf die morpholog. Veränderungen der Organismen» (Münch. 1871). Als Fortsetzung folgte diesen Schriften eine Reihe von Abhandlungen in der Monatsschrift «Kosmos» und im «Ausland». Die Theorie W.s, welche die Darwinsche Zuchtwahllehre mehr berichtigen und ergänzen als widerlegen will, sucht die These zu begründen: daß in dem Prozeß der Artbildung die Natur weit mehr durch das einfache Mittel der «Isolierung und Inzucht», als durch «Auslese im Kampfe ums Dasein» operiere.

Wagner (Paul), Agrikulturchemiker, geb. 7. März 1843 zu Liebenau in Hannover, studierte in Erlangen Pharmacie und widmete sich dann der Agrikulturchemie. Er wurde Unterrichtsassistent am agrikulturchem. Laboratorium in Göttingen, wo er sich 1871 als Privatdocent habilitierte; 1872 wurde er Vorsteher der landwirtschaftl. Versuchsstation in Darmstadt und 1881 Professor daselbst. W.s Hauptthätigkeit ist auf die weitere Ausbildung der Düngungslehre gerichtet. Er schrieb: «Lehrbuch der Düngerfabrikation und Anleitung zur chem. Untersuchung der Handelsdünger» (Braunschw. 1877), «Einige praktisch wichtige Düngungsfragen» (6. Aufl., Berl. 1886).

Wagner (Richard), der bedeutendste deutsche Opernkomponist der jüngsten Vergangenheit, wurde 22. Mai 1813 zu Leipzig geboren, wo sein Vater Polizeiaktuar war, bereitete sich erst auf der Kreuzschule zu Dresden, dann auf der Thomasschule zu Leipzig für das akademische Studium vor, besuchte die Universität nur kurze Zeit und widmete sich unter Weinligs Anleitung ausschließlich musikalischen Studien. W. wirkte seit 1836 nacheinander als Kapellmeister an den Theatern zu Magdeburg, Königsberg und Riga. Von Riga reiste er über London nach Paris mit der Oper «Rienzi», die er dort wie auch den «Fliegenden Holländer» 1841 vollendete. Durch Meyerbeers Empfehlung wurde «Rienzi» im Okt. 1842 in Dresden aufgeführt, dem der «Fliegende Holländer» 2. Jan. 1843 folgte, was W.s Ernennung zum Kapellmeister zur Folge hatte. In Dresden schrieb W. die Ouverture zu Goethes «Faust», 1844 den «Gruß seiner Treuen an Friedrich August den Geliebten» und 1845 das «Liebesmahl der Apostel». Auch erschien auf der dortigen Bühne im Okt. 1845 zum ersten mal die Oper «Tanhäuser und der Sängerkrieg auf Wartburg». Wegen seiner Beteiligung an dem dresdener Maiaufstande 1849 mußte er flüchten und wandte sich nach Zürich, hatte hiervon aber den Gewinn, daß sein Name allgemein bekannt wurde und die mächtige demokratische Bewegung für seine bis dahin wenig beachteten Opern mit voller Kraft eintrat. Zugleich setzte Liszt als Kapellmeister in Weimar seinen großen Einfluß an die Bekanntmachung dieser Opern, und führte dadurch seinen Freund W. auch in die Kreise der Fürsten, sowie der höhern europ. Gesellschaft ein. «Lohengrin» kam durch Liszt am 28. März 1850 in Weimar zuerst zur Aufführung.

Seit 1858 hielt sich W. in Norditalien, Paris (wo «Tanhäuser» 1861 ohne Erfolg auf die Bühne kam), Wien, Karlsruhe und andern Orten auf, bis er zu dem jungen Könige von Bayern, Ludwig II., in nähere Beziehungen trat und längere Zeit in München lebte, welches, wie früher Weimar, der Mittelpunkt für die Aufführung seiner Werke geworden ist. Seine neuen Opern kamen von jetzt an zuerst in München zur Aufführung: «Tristan und Isolde» 1865, «Die Meistersinger von Nürnberg» 1868, «Rheingold» 1869, «Walküre» 1870. Hier schrieb er auch die Broschüre «Deutsche Kunst und Politik» (Lpz. 1868) über ästhetische und polit. Tagesfragen. Zunächst wurde das münchener Konservatorium auf Grund eines Wagnerschen Gutachtens reorganisiert; der fähigste Anhänger W.s, Hans von Bülow, erhielt die Leitung desselben wie auch die der Oper. Unangenehmes Aufsehen veranlaßte W. mit seiner Broschüre «Das Judentum in der Musik» (Lpz. 1869), in welcher er den Beweis zu liefern versuchte, daß die Juden als solche keinen Kunstsinn besäßen und deshalb seine geschworenen Feinde seien. Diese Schrift rief eine zahlreiche Menge von Gegenschriften hervor. Auf dieselbe folgte die Broschüre «Über das Dirigieren» (Lpz. 1870), die es weniger darauf anlegt, Winke eines erfahrenen Dirigenten mitzuteilen, als darauf, über andere Dirigenten oder Direktionsweisen den Stab zu brechen. Eine dritte Broschüre ähnlicher Art veröffentlichte W. unter dem Titel «Über Schauspieler und Sänger» (Lpz. 1872), worin er gegen verschiedene ihm mißfällige Theaterintendanten auftrat. Zu Beethovens Jubiläum erschien von ihm die Schrift «Beethoven» (Lpz. 1870), die sich auf den Standpunkt der Schopenhauerschen Philosophie stellt.

Um noch weiter dem ihm vorschwebenden Kunstideal in der Wirklichkeit einen stützenden Boden zu gewinnen, entwarf W. mit seinen Freunden den Plan, etwas Ähnliches für sich zu Wege zu bringen wie die oberammergauer Passionsspiele, und der glücklich beendete Deutsch-Französische Krieg von 1870 und 1871 lenkte die gehobene patriotische Stimmung ganz besonders auf ihn, weil man in seiner Behandlung alter deutscher Sagen eine neue, spezifisch deutsche Kunst erblickte. Für die Herstellung eines Wagner-Theaters zur ausschließlichen Vorführung seiner Werke, zunächst der vier Stücke aus den «Nibelungen», bildeten sich in verschiedenen Städten Wagner-Vereine; Bayreuth wurde als der passendste Ort erwählt und im Mai 1872 die Grundsteinlegung gefeiert. Die Aufführungen fanden im Aug. 1876 statt, wo «Der Ring des Nibelungen» hier zum ersten mal vollständig zur Darstellung kam. Seit jener Zeit sind die «Nibelungen» an mehrern großen Theatern in Deutschland und durch deutsche Operngesellschaften auch im Auslande aufgeführt. Vgl. Koch, «Richard W.s Bühnenfestspiel der Ring des Nibelungen in seinem Verhältnis zur alten Sage» (Lpz. 1875). Sein letztes Werk, «Parsifal», von ihm als «Bühnenweihfestspiel» bezeichnet, wurde im Sommer 1882 auf W.s Privattheater in Bayreuth gegeben und ist seither absichtlich auf diese Bühne beschränkt geblieben. Nach Aufführung desselben reiste W. nach Italien und starb 13. Febr. 1883 in Venedig, an einem plötzlich eingetretenen Herzschlag, worauf seine Leiche feierlich nach Bayreuth überführt und 18. Febr. in dem von ihm selbst errichteten Erbbegräbnis im Garten seiner Villa Wahnfried still beigesetzt wurde. W. war seit 25. Aug. 1870 in zweiter Ehe vermählt mit einer Tochter Liszts und der Gräfin d'Agoult, Cosima. Dieselbe war in erster Ehe (seit 1857) mit Hans von Bülow vermählt gewesen, aus welcher Ehe drei Töchter Daniele, Blandine und Isolde stammten; diese erste Ehe wurde 1869 getrennt. Aus der Ehe mit Richard W. stammen zwei Kinder, Eva und Siegfried. Eine Gesamtausgabe seiner Schriften und Operntexte veranstaltete W. unter dem Titel «Gesammelte Schriften und Dichtungen» (9 Bde., Lpz. 1871—73). Nach seinem Tode erschien: «Richard W., Entwürfe, Gedanken, Fragmente. Aus nachgelassenen Papieren zusammengestellt» (Lpz. 1885).

Von W.s Opern brachen sich seinerzeit «Tannhäuser» und «Lohengrin» binnen wenigen Jahren auf fast allen deutschen Bühnen Bahn. Die Frage um Wert und Bedeutung dieser eigentümlichen Musik bewegte die Gemüter der Kunstfreunde aufs heftigste und spaltete das musikalische Deutschland längere Zeit in Parteien. Vielerlei innere und äußere Ursachen wirkten zusammen, um W. so rasch auf eine so bedeutende Stelle zu heben. Die deutsche Oper war fast ganz verarmt und erschöpfte sich in erfolglosen Versuchen. Gegenüber dieser Unfruchtbarkeit der unmittelbar vorhergegangenen Jahre mußte W. als eine selbständige, nach sehr bestimmten Zielen strebende künstlerische Persönlichkeit eine einschlagende Wirkung üben. Das Andringen W.s auf die Wahl großer und neuer Stoffe, auf eine dem Wesen der dramatischen Musik entsprechendere Behandlung des Textes mußte zünden. Er selbst suchte in seinen Librettos mit entschiedener Reform voranzugehen, und man kann ihm das Verdienst nicht bestreiten, hier die gangbare Mittelmäßigkeit aus ihrem behaglichen Alltagsgleis aufgerüttelt zu haben. Der eigentliche Nerv seines Talents liegt in der musikalischen Situationsmalerei, die sich im Recitativ und in einer mannigfaltigen glänzenden Instrumentation am freiesten entfalten kann. Hier übt W. seine großen und eigentümlichen Wirkungen, und sein Bestreben, die ganze Oper in eine fortlaufende, durch starke und mannigfaltige Begleitung gefärbte musikalische Deklamation zu verwandeln, dagegen die für sich abgeschlossenen musikalischen Formen (Arien, Duette u. s. w.) der frühern, in Mozart kulminierenden Oper möglichst daraus zu entfernen, quillt aus diesem Grundzuge seiner persönlichen musikalischen Begabung. W.s ganze Thätigkeit bezog sich auf das Theater, von dessen Bedeutung er überschwengliche Ansichten hegte. Diese Theateranschauung teilte er mit Weber, von welchem er deshalb als Opernkomponist innerlich auch viel abhängiger ist, als ihm bei seinem Streben, an Beethoven anzuknüpfen und die richtigen Konsequenzen aus dessen letzten Werken zu ziehen, lieb sein konnte.

Die dichterischen Anlagen W.s scheinen seinen musikalischen die Wage zu halten und sind von manchen selbst über diese erhoben worden. Seine gesamte künstlerische Thätigkeit wird aber beherrscht von einer unwiderstehlichen Neigung zum theoretischen Idealisieren, weshalb sein bedeutendes schriftstellerisches Talent für ihn zum Teil gefährlich geworden ist, obwohl es im ganzen wesentlich dazu beitrug, jene Schar litterarischer Kämpfer anzuführen, welche sich in dieser Geschlossenheit noch niemals um einen Musiker gesammelt hat. W.s namhafteste Schriften der frühern Zeit sind: «Die Kunst und die Revolution» (Lpz. 1849), «Das Kunstwerk der Zukunft» (Lpz. 1850) und besonders «Oper und Drama» (3 Bde., Lpz. 1852). Mit so vielseitigen Hilfsmitteln war es W. möglich, an die Stelle des künstlerischen Formalismus, in dem die Tonwerke der besten Meister aufgebaut sind und den er vielfach verwirft, einen in seiner Art vollkommenen Schematismus zu setzen, der nur den einen Fehler hat, daß er nicht aus der Natur der Kunst, sondern aus der Reflexion entsprungen ist. Dahin gehören im Musikalischen die Signale (Leitmotive), mit welchen W. die Personen der Oper kennzeichnet, und die bei ihm die Stelle wahrhaft grundwirkender, musikalisch-thematischer Motive vertreten. Dahin gehört ferner im Poetischen die neu eingeführte, aber schwache Form des Stabreims, an welchem er in den «Nibelungen» seine poetische Rede zu Versen aufzubauen und für den Mangel eines innerlich lebendigen rhythmischen Flusses zu entschädigen sucht. Endlich gehört dahin auch im großen und ganzen die Theorie des «Kunstwerks der Zukunft», nämlich der theatralischen «Allkunst», in welcher die einzelnen Künste aufgehen sollen. Das so verkündete Ideal ist in dieser litterarischen Gestalt und Begründung notwendig ein egoistisches, weil es den Kern seines Talents zum Mittelpunkt und zur Voraussetzung hat; es ist ein beschränktes, weil es die Grenzen dieses Talents mit oder ohne Absicht der Kunst zu Endpunkten setzt; es ist ein unmögliches, weil es verwegen über die Grenzen aller Kunst hinausgreift. Wenn W. aber lediglich als schaffender Künstler betrachtet wird, so ist auch in seinen letzten Werken seine außerordentlich reiche und vielseitige, sowohl dramatische wie musikalische Begabung unverkennbar;

nirgends jedoch zeigt sich deutlicher, als eben bei diesen Produkten, welche schiefe Stellung er in der Wertschätzung derselben der Welt gegenüber einnimmt. Was von dem Publikum als unerheblich oder künstlerisch wirkungslos ignoriert oder als Verirrung abgewiesen wird, das bildet nach W. die Grundpfeiler seines Systems und seiner Kunstwerke. Hieraus erklärt sich auch, daß trotz der gespanntesten Erwartung, mit welcher die Öffentlichkeit dem Wirken dieses Künstlers folgte, und trotz der mannigfachen Nachahmungen, welche seine Werke hervorriefen, doch eine eigentliche Wagnersche Schule der Opernkomposition nicht vorhanden ist.

Die Litteratur über W. ist sehr zahlreich, aber vielfach durch Parteilichkeit entstellt. Hervorzuheben sind: Liszt, «Richard W.» (Berl. 1881); Glasenapp, «W.s Leben und Wirken» (2 Bde. und Supplement, Lpz. 1882); Tappert, «W., sein Leben und seine Werke» (Elberf. 1883). Vgl. auch «Richard Wagner-Jahrbuch» (herausg. von J. Kürschner, Bd. 1, Stuttg. 1886); Oesterlein, «Katalog einer Richard Wagner-Bibliothek» (2 Bde., Lpz. 1882—86).

Wagner (Rud.), Physiolog und vergleichender Anatom, geb. zu Bayreuth 30. Juni 1805, erhielt in seiner Vaterstadt und zu Augsburg, wohin 1820 sein Vater als Rektor des prot. Gymnasiums versetzt worden war, seine wissenschaftliche Vorbildung und widmete sich seit 1822 zu Erlangen, dann seit 1824 zu Würzburg mediz. Studien. Nachdem er 1826 promoviert, ging er behufs fernerer Ausbildung nach Paris, wo ihn Cuviers Einfluß der vergleichenden Anatomie gewann. Er besuchte nacheinander die Küsten der Normandie und Südfrankreich, um an niedern Tieren Forschungen anzustellen. Im J. 1828 ging er nach Cagliari, wo er die geognost. Verhältnisse studierte und eine merkwürdige Knochenbreccie untersuchte. Noch in demselben Jahre ließ er sich als praktischer Arzt in Augsburg nieder. Doch bald erhielt er an der Universität Erlangen eine Anstellung. Er habilitierte sich hierauf als Prosektor, 1829 als Docent und wurde 1832 außerord., 1833 ord. Professor der Zoologie. Im J. 1840 folgte er einem Rufe nach Göttingen an Blumenbachs Stelle. Durch Gesundheitsrücksichten ward er genötigt, die beiden Winter 1845 und 1846 in Italien zuzubringen. Seit 1863 schwer erkrankt, starb er 13. Mai 1864 zu Göttingen.

W. gehört zu den bedeutendsten Forschern im Gebiete der Physiologie, der vergleichenden Anatomie und der Anthropologie. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: das «Lehrbuch der vergleichenden Anatomie» (2 Abteil., Lpz. 1834—35; 2. Aufl. unter dem Titel «Lehrbuch der Zootomie», 2 Tle., Lpz. 1843—47), «Icones physiologicae» (3 Hefte, Lpz. 1839—40; neue Bearbeitung von Ecker, Lpz. 1852—54), «Lehrbuch der Physiologie» (Lpz. 1839; 4. Aufl., neu bearb. von Funke, Lpz. 1855 fg.), «Handatlas der vergleichenden Anatomie» (Lpz. 1841), «Grundriß der Encyklopädie und Methodologie der mediz. Wissenschaften nach geschichtlicher Ansicht» (Erlang. 1838), «Zur vergleichenden Physiologie des Blutes» (Lpz. 1833), «Beiträge zur vergleichenden Physiologie», auch unter dem Titel «Nachträge zur vergleichenden Physiologie des Blutes» (Lpz. 1838), seine Abhandlung «Partium elementarium organorum, quae sunt in homine atque animalibus, mensiones micrometricae» (Lpz. 1834), «Prodromus historiae generationis hominis atque animalium» (Lpz. 1836). Auch besorgte W. mit Will die deutsche Übersetzung von Prichards «Naturgeschichte des menschlichen Geschlechts» (4 Bde., Lpz. 1840—48).

Zu den bedeutendsten Erscheinungen der neuern naturwissenschaftlichen Litteratur gehört das von W. herausgegebene «Handwörterbuch der Physiologie» (4 Bde., Braunschw. 1842—53). Während seiner Winteraufenthalte in Italien machte er Studien über den elektrischen Rochen, welche ihn weiter auf spezielle Forschungen in der Nervenphysiologie mit Rücksicht auf Psychologie führten. Die wissenschaftlichen Ergebnisse derselben legte er zunächst in «Neurologische Untersuchungen» (Gött. 1854) nieder. Durch diese Arbeiten wurde ein lebhafter litterarischer Kampf hervorgerufen, in welchem W. die spiritualistische Richtung in der Naturforschung gegenüber der materialistischen Karl Vogts und Moleschotts vertrat. Von seinen kleinern hierher gehörigen Schriften sind zu nennen: «Menschenschöpfung und Seelensubstanz» (Gött. 1854), «Über Wissen und Glauben mit besonderer Beziehung zur Zukunft der Seelen» (Gött. 1854), «Der Kampf um die Seele» (Gött. 1857) u. s. w. In der letzten Zeit wandte er sich vorzugsweise anthropolog. Forschungen zu und veranlaßte im Sept. 1861 eine Versammlung von Anthropologen zu Göttingen, welche sich über die Methode der Messungen am menschlichen Körper einigte. Mit Baer veröffentlichte W. einen «Bericht» über die gewonnenen Resultate (Lpz. 1861). Seine eigenen Forschungen teilte er in den «Zoolog.-anthropolog. Untersuchungen» (Tl. 1, Gött. 1861), sowie in den «Vorstudien zu einer wissenschaftlichen Morphologie und Physiologie des menschlichen Gehirns als Seelenorgans» (2 Tle., Gött. 1860—62) mit.

Wagner (Rud. Johs. von), technischer Chemiker und Technolog, geb. 13. Febr. 1822 zu Leipzig, wo sein Vater Buchhändler war, erhielt seine Schulbildung zu Leipzig und Dresden, widmete sich anfangs der Pharmacie, später aber auf den Universitäten zu Leipzig, Berlin und Paris chem., technolog. und staatswirtschaftl. Studien. Im J. 1847 trat er als erster Assistent am chem.-technischen Laboratorium der Universität in Leipzig ein, wo er sich auch 1850 als Privatdocent für technische Chemie habilitierte. Im J. 1851 ging er als Professor der technischen Chemie an die höhere Gewerbeschule in Nürnberg, 1856 als außerord. Professor der Technologie nach Würzburg, wo er 1858 ord. Professor wurde. Nachdem er schon 1854 Mitglied der Ausstellungskommission in München und Generalsekretär der Jury gewesen, wurde er von seiner Regierung als königl. Kommissar und Jurymitglied auf die Weltausstellungen von London (1862), Paris (1867) und Amsterdam (1869) gesendet; 1872—74 war er Bevollmächtigter der bayr. Staatsregierung bei der in Berlin und Wien tagenden Reichskommission für die wiener Weltausstellung und Chefredacteur des von der Reichsregierung herausgegebenen amtlichen Ausstellungsberichts. Nach Abschluß der letztern Arbeit erhielt er den mit dem persönlichen Adel verknüpften Orden der Bayrischen Krone. Er starb 4. Okt. 1880 in Würzburg.

Außer zahlreichen technolog. und volkswirtschaftlichen Abhandlungen schrieb W. mehrere treffliche Hand- und Lehrbücher, wie «Die Chemie» (6. Aufl., Lpz. 1874), «Handbuch der chem. Technologie» (12. Aufl., bearbeitet von Ferd. Fischer, Lpz. 1886;

in fast alle lebenden Sprachen übersetzt) und «Theorie und Praxis der Gewerbe» (5 Bde., Lpz. 1857—61; 2. Aufl. 1868 fg.). Hieran reihen sich «Studien auf der pariser Industrieausstellung des J. 1867» (Lpz. 1868), «Die Metalle und ihre Verarbeitung» (2. Aufl., Lpz. 1866), «Regesten der Sodafabrikation» (Lpz. 1866), «Die chem. Fabrikindustrie» (Lpz. 1869), «Bericht über die chem. Produkte auf der Centennialausstellung in Philadelphia 1876» (Berl. 1877) und der «Jahresbericht über die Leistungen der chem. Technologie» (Bd. 1—25, Lpz. 1856—80; seitdem fortgesetzt von Ferd. Fischer).

Wagner (Theodor von), Bildhauer, geb. zu Stuttgart 1800, ging aus den Ateliers von Dannecker und Thorwaldsen hervor. In Rom war er mit letzterm thätig und schuf dort die Marmorstatue des heiligen Lukas im Auftrage der Königin von Württemberg; sie kam in eine Kapelle bei Cannstatt. Seit 1836 Professor der stuttgarter Kunstschule, entfaltete er eine reiche Thätigkeit, deren Früchte die Gebäude und Gärten seiner Vaterstadt zieren. Hervorragend sind die Nymphe in Schloß Rosenstein, die Figuren der stuttgarter Jubiläumssäule, die Musen im Cannstatter Theater u. s. w. Auch einige gefällige Genrefiguren, Porträtbüsten und Religiöses (büßende Magdalena) sind aus seinem Atelier hervorgegangen. Er starb 10. Juli 1880 in Stuttgart. (Bertha).

Wagner-Unzelmann, s. Unzelmann.

Wag-nuk, eine ind. Hiebwaffe, deren Wirkung ähnlich wie der Schlag der Tigerklaue ist, wurde 1659 vom Hindu Sewaja, dem Haupte einer geheimen Verbindung, erfunden und von dessen Anhängern benutzt, um den Verdacht bei vollzogenen Ermordungen von sich abzulenken.

Wagogo, die Bewohner von Ugogo (s. d.).

Wagomba, die Bewohner von Ugomba (s. d.).

Wagram oder Deutsch-Wagram, Dorf in der Bezirkshauptmannschaft Korneuburg in Österreich unter der Enns, ist denkwürdig durch die Schlacht bei Wagram, welche dort Napoleon 5. und 6. Juli 1809 gegen den Erzherzog Karl gewann.

Nach der verlorenen Schlacht bei Aspern und Eßling (s. d., Bd. II, S. 70) verstärkte sich Napoleon durch die Armee des Prinzen Eugen, ließ die Donauinsel Lobau befestigen und verband dieselbe durch mehrere Brücken mit dem rechten Ufer. Erzherzog Karl hatte ebenfalls seine Armee verstärkt und bedeutende Verschanzungen zwischen Großaspern und Enzersdorf aufwerfen lassen. Am 1. Juli 1809 verlegte Napoleon sein Hauptquartier auf die Lobau. Um den Erzherzog über den Übergangspunkt zu täuschen, schickte er 4. Juli ein kleines Korps auf die Mühlinsel, Eßling gegenüber, das hier unter dem Feuer der Österreicher eine Brücke auf die Insel Lobau schlug. Nachts gegen 10 Uhr eröffneten die franz. Batterien auf den Inseln ein heftiges Feuer gegen das linke Donauufer und steckten Enzersdorf in Brand. Zugleich setzten einige tausend Mann unter dem Oberst Sainte-Croix von der Insel Lobau aus in Kähnen über den linken Donauarm, nahmen die österr. Schanzen und drangen gegen Wittau vor. Unter dem Schutze dieser Truppen ging nun bis nachts 2 Uhr, von Finsternis und Gewitterstürmen begünstigt, die franz. Hauptmacht von der Insel Lobau auf das linke Donauufer über. Am Morgen des 5. Juli hatten die Franzosen auf dem linken Flußufer ihre Fronte nach Norden; ihr linker Flügel war an die Donaubrücke gelehnt, ihr rechter nach Wittau hin ausgedehnt. Auf der äußersten Linken befehligte Massena; dann schlossen sich Eugen und Bernadotte mit den Sachsen an; die Mitte bildeten Marmont, Oudinot und die Garde, den rechten Flügel das Korps Davousts. Das franz. Heer zählte 151000 Mann mit 584 Geschützen. Der rechte Flügel der Österreicher, unter Klenau und Kolowrat, stand von Stadelau bis Gerasdorf; die Mitte, von Bellegarde und dem Erzherzog Karl selbst befehligt, stand von Gerasdorf bis nach W., der linke Flügel, unter Rosenberg und Hohenzollern, von W. bis nach Neusiedel. Die österr. Aufstellung bildete einen Winkel, in dessen Scheitel W. lag, und zählte 120000 Mann mit 410 Geschützen. Um 8 Uhr morgens des 5. Juli eröffnete Massena die Schlacht und erstürmte Enzersdorf, worauf die Österreicher die Dörfer Eßling und Aspern räumten und auf Stammersdorf abzogen. Die ganze franz. Armee rückte nun vor, richtete sich besonders gegen den linken österr. Flügel und besetzte bald, den Rußbach vor sich, das Marchfeld. Am Nachmittag entspann sich das Feuer auf der ganzen Linie des Rußbachs. Davoust versuchte den linken österr. Flügel zu umgehen, wurde aber von Liechtensteins Reiterei unter Nostitz zurückgeworfen. Desgleichen mißlang ein blutiger Angriff, den die Franzosen gegen 7 Uhr abends unter Oudinot auf W., den Schlüssel der österr. Stellung, machten. Nachts 11 Uhr ließ Napoleon diesen Angriff von einer sächs. und franz. Kolonne unter Prinz Eugen und Bernadotte vergeblich wiederholen.

Der Erzherzog wollte 6. Juli mit seinem rechten Flügel Napoleon von der Donau abdrängen, und hatte dem Erzherzog Johann, der bei Preßburg stand, Befehl erteilt, dem Feinde in den Rücken zu gehen. Der Ordonanzoffizier, welcher diesen Befehl überbringen sollte, fand aber die Marchbrücke abgebrochen und verspätete sich um sechs Stunden. Am Morgen des 6. Juli rückte der österr. rechte Flügel unter Klenau vor, nahm Aspern und Eßling und drang über Breitenlee hinaus. Napoleon bildete aber aus zwei Divisionen unter Macdonald, der Gardekavallerie, einer Kürassierdivision und 100 Geschützen unter Lauriston eine große Angriffskolonne, mit welcher er die österr. Mitte zwischen W. und Aderklaa festhielt. Davoust griff den linken österr. Flügel an und wurde nach und nach verstärkt, so daß er gegen Mittag über ein Dritteil der ganzen Armee verfügte. Die Österreicher bildeten einen Haken rückwärts und verlängerten denselben, als sie von immer neuen Kolonnen umfaßt wurden, wurden aber schließlich durchbrochen. Mittags 1 Uhr war die Schlacht entschieden. Das Aufrollen des linken Flügels, während die Mitte und der rechte im stehenden Gefecht festgehalten wurden, bewog den Erzherzog Karl zum Rückzuge. Der Gesamtverlust der Österreicher betrug 24000 Mann tot und verwundet, darunter 753 Offiziere. Die Franzosen verloren mindestens ebenso viel, unter anderm auch 7000 Gefangene, 12 Fahnen und 11 Geschütze. Am 11. Juli bestand der Erzherzog Karl zur Rettung seines Geschützes und Gepäcks noch bei Znaym gegen Marmont ein hitziges Gefecht. In der folgenden Nacht wurde der Waffenstillstand geschlossen, dem 14. Okt. 1809 der Friede zu Wien folgte.

Wagram (Fürst von), s. Berthier (Alexandre).

Wagrien hieß vormals der östl., zwischen Ostsee, Trave und Schwentine belegene Gau des Herzogtums Holstein, welcher durch seine Naturschön-

heiten (die sog. Seenplatte) ausgezeichnet ist. Ursprünglich gehörte dazu auch die Insel Femern. In der Urzeit hatten wahrscheinlich hier die zum Dienste der Nerthus vereinigten german. Völkerschaften ihren Hauptsitz. Während der Sachsenkriege räumte Kaiser Karl d. Gr. 804 W. der slaw. (wend.) Völkerschaft der Abodriten ein, die noch drei Jahrhunderte lang ihre Unabhängigkeit und ihr Heidentum behaupteten. Ihre Hauptstadt **Oldenburg** (wend. Stargard) war ein wichtiger Stapelplatz des Ostseehandels, zeitweilig 947—1163 auch Sitz eines Bischofs. Aber seit dem 15. Jahrh. versandete der Hafen, und Oldenburg verlor immer mehr an Bedeutung. Ein zweiter wend. Fürstensitz war Plön. Die Bemühungen der einheimischen Fürsten Gottschalk (ermordet 1066) und Heinrich (gest. 1124), in W. das Christentum einzuführen, hatten keinen bleibenden Erfolg. Unter Heinrichs Schutz begann der Apostel W.s, Vicelin (gest. 1155), seine Missionsthätigkeit. Endlich 1139 eroberten die Holsteiner W., das seitdem mit Holstein vereinigt blieb und ganz germanisiert ward. Nach der heutigen Einteilung umfaßt W. die Kreise Oldenburg, Plön, Segeberg (größtenteils) nebst kleinern Teilen der Kreise Kiel und Stormarn der preuß. Provinz Schleswig-Holstein; außerdem das oldenb. Fürstentum Lübeck und (großenteils) das Gebiet der Freien Hansestadt Lübeck. Das (erst im 16. Jahrh. entstandene) Wappen W.s zeigt einen silbernen Stierkopf, zwischen dessen Hörnern das holst. Nesselblatt, im roten Felde.

Wagstadt, Stadt in Österreichisch-Schlesien, am Wagflusse, der zur Oder geht, südlich von Troppau, ist Sitz eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 4111 deutsche E., die neben den städtischen Gewerben sich mit Landbau befassen und eine Tuchfabrik, sowie eine für Umhängetücher, Bänder und Knöpfe unterhalten. Im 14. Jahrh. war W. Besitz der reichen Herren von Krawař, dann der von Full- oder Fullenstein, mit deren Wappen noch die Ratsbank in der Kirche geschmückt ist. Das alte, in großem Stil angelegte Schloß gehört jetzt der freiherrlichen Familie von Sedlnicky von Choltitz.

Wahabiten oder Wehabiten (richtiger **Wahhâbiten**) sind die Anhänger einer in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. entstandenen, vorzüglich in den östl. Provinzen Arabiens herrschenden religiösen Sekte, deren Gründer **Mohammed Ibn-Abd-el-Wahhâb** nicht eine Vernichtung des Islams beabsichtigte, sondern denselben von allen Neuerungen und Verderbnissen reinigen und auf seine erste Grundlage zurückführen wollte. Dieser Mohammed wurde vor der Mitte des 18. Jahrh. in Horaimela geboren und gehörte zu einem der mächtigern Stämme in Nedschd, zu den Mesalik. Von Haus aus Kaufmann, machte er große Reisen und stand in Damascus längere Zeit mit streng orthodoxen mohammed. Theologen in engstem Verkehr. Die sich ihm aufdrängende Gewißheit, daß der entartete Islam einer Reform bedürfe, daß das alte Glaubensbekenntnis in seiner ganzen Reinheit, mit allen seinen Konsequenzen wiederherzustellen und in seiner wahren Bedeutung dem Volke zum Bewußtsein zu bringen sei, wurde zu der treibenden Idee seines ganzen Lebens.

Er trat mit seinen Anschauungen zuerst in der Stadt ʻEjâna hervor, wo ein heftiger Kampf zwischen seiner und der Gegenpartei entbrannte. Letztere behielt die Übermacht und nötigte Mohammed und seine Anhänger ʻEjâna zu verlassen. Sie wandten sich (etwa ums Jahr 1760) nach Dheraiija, dessen Scheich Saʻûd ben ʻAbd-el-ʻaziz die Flüchtigen freundlich aufnahm und sich bald zu den Meinungen des Wahhâbi, wie man den Mohammed zu nennen pflegte, bekannte. Saʻûd gab sich nun selbst für den Apostel und das Schwert des neuen Glaubens aus, und mit dem ganzen Eifer eines Neubekehrten widmete er sich der Ausbreitung seiner Lehre. Er drang auf strengste Erfüllung der im Koran vorgeschriebenen Pflichten, auf genaue Entrichtung der Armensteuer, auf strenge und gerechte Justiz, auf fortgesetzten Krieg gegen Andersgläubige, auf Enthaltung vom Genuß des Weins und anderer berauschender Getränke und aller geschlechtlichen Ausschweifungen, er verbot jeden Luxus der Kleidung und das Tabakrauchen. Wahhâbi starb 1787 in Dheraiija. Von seinen zahlreichen Schriften, welche sich durch großen Gedankenreichtum und große Frische auszeichnen sollen, ist, wie es scheint, wenig oder nichts durch den Druck veröffentlicht. Auch seine Söhne und Enkel begnügten sich mit geistlichen Würden und übten nur mittelbar einen Einfluß auf die Politik aus.

Um so mächtiger war der Einfluß, welchen das von Saʻûd abstammende Fürstengeschlecht, welchem man oft den Namen der Wahhâbi-Dynastie beigelegt hat, auf die polit. Geschichte der arab. Halbinsel ausübte. Saʻûd fand in kurzer Zeit unter den Beduinen viele Anhänger, deren Tapferkeit ihm bald die Herrschaft über das ganze innere Arabien, von der Grenze von Hedschâs bis gegen den Persischen Meerbusen hin sicherte. Als nach Saʻûds Tode dessen Sohn ʻAbd-al-ʻaziz den Thron bestieg, fand er ein Heer von mehr als 100000 Mann vor. Abd-al-ʻaziz rückte bis in das Gebiet des Euphrat und in die teils zu dem Persischen Reich gehörenden, teils unter persischem Schutze stehenden Provinzen Bahrain und ʻOmân vor und unterwarf dieselben. Hierdurch erregte er den Haß der schiitischen Perser und wurde von einem fanatischen Perser bei dem öffentlichen Gebete in der Moschee zu Dheraiija (1805 oder 1806) erstochen. Sein Oheim und Nachfolger ʻAbd-allâh rückte von neuem in Persien ein und verwüstete eine der den Persern heiligsten Stätten, Meschhedi Husain mit dem Grabe des Husain. Dann wendete er sich nach Westen, eroberte Mekka, beraubte die Kaaba ihres heiligen Schmucks und führte dort die neue Lehre ein; von da ging er (1810) nach Medina, wo er selbst die den Moslims heiligen Gräber des Propheten und der beiden ersten Kalifen, des Abû Bekr und des ʻOmar nicht verschont haben soll. Jetzt erteilte die Pforte dem Pascha von Ägypten, Mehemed-Ali, den Befehl, den W. den Krieg zu erklären. Das Heer desselben rückte in Hidschâz ein und eroberte, ohne großen Widerstand zu finden, Mekka und Medina wieder. Mehemed-Alis Adoptivsohn, Ibrahim Pascha, drang dann bis nach Nedschd vor, eroberte die Hauptstadt der W., Dheraiija, nahm den ʻAbd-allâh gefangen und schickte ihn nach Konstantinopel, wo er hingerichtet wurde (1818). Ibrahim Pascha suchte zunächst die religiösen Meinungsverschiedenheiten zwischen den W. und den Sunniten beizulegen und die W. mit den letztern zu versöhnen. Er setzte einen ägypt. Gouverneur in Dheraiija, Namens Ismaʻîl, ein und kehrte nach Ägypten zurück. Ismaʻîl blieb nur zwei Jahre in Nedschd. Sein Nachfolger Khâlid wurde vertrieben und man rief

den Sohn des in Konstantinopel hingerichteten Fürsten 'Abd-allâh, den Turki, als Herrscher aus. Turki verlegte seine Residenz nach Rijâdh, wurde aber bald darauf von seinem herrschsüchtigen Vetter Meschâri ermordet. Auch die Herrschaft des Meschâri dauerte nur kurze Zeit, da Turkis Sohn Faisul ihn bald wieder stürzte. Aber auch Faisul mußte (1832) die Flucht ergreifen, als der ägypt. General Khurschid Pascha in Arabien einrückte. Ein allgemeiner Aufstand brachte, nach Vertreibung des ägypt. Gouverneurs, Faisul wieder auf den Thron, aber er wurde von Khurschid gefangen genommen und in Ketten nach Ägypten geschickt, wo er bis zum Regierungsantritt des Abbâs Pascha eingesperrt blieb. Um diese Zeit entkam er von neuem. Er soll 1870 gestorben sein. Sein Sohn Sa'ûd regiert noch jetzt. Freilich hat das Reich der Wahhâbis, das jetzt noch 11 Provinzen mit 316 Ortschaften und einer Bevölkerung von etwa 1½ Mill. Seelen umfaßt, an Umfang gegen früher bedeutend verloren. Vgl. «Histoire des Wahhabites depuis leur origine jusqu'à l'an 1809» (Par. 1810), die Reisewerke von Burckhardt (Lond. 1830) und vorzüglich W. G. Palgrave, «Narrative of a year's journey through Central and Eastern Arabia 1862—63» (2 Bde., Lond. 1865; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1867—68).

Wâh-ed-Dachle, ägypt. Oase, s. Dachel.

Waheḥe, die Bewohner von Uhehe (s. d.).

Wahha, die Bewohner von Uhha (s. d.).

Wahl, Wahlrecht, Wahlverfahren. Die Idee der Wahl ist, unter den mehrern im allgemeinen Befähigten den Geeignetsten, Tüchtigsten in die öffentliche Stellung zu berufen. Soll die Wahl dieser Idee entsprechen, so muß sie auf die vollständige Freiheit der Wählenden gestellt werden, da sonst nicht die rechtliche Einrichtung der Wahl, sondern irgend ein anderes, nicht rechtlich geordnetes Moment bestimmen würde. Über den Wert aller Wahlrechte entscheidet demnach a) die Freiheit der Wahlen, b) die Fähigkeit der Wähler zur freien Erfüllung der Wahlpflicht, c) der wirklich von der Wahleinrichtung gemachte Gebrauch. In unsern Tagen, unter der Herrschaft des konstitutionellen Prinzips, haben die Wahlen für die sog. repräsentativen Körper die größte Bedeutung erlangt. In ihnen erscheint gleichsam die öffentliche Meinung zu einem in den wichtigsten Staatsangelegenheiten entscheidenden und nebenbei kontrollierenden, anregenden Organ verfassungsmäßig geordnet. Zur Bildung dieses Organs bedarf es der Wahlen des Volks, und je mehr unsere Zeit in dem konstitutionellen Organismus das wichtigste Mittel der aktiven Bethätigung der polit. Persönlichkeit an den Staatsangelegenheiten erkennt, eine um so größere Bedeutung mußten natürlich die Wahlgesetze erhalten, welche auch in ihrer Stetigkeit, wie in ihrem Wechsel die Dauer und den Wechsel der herrschenden polit. Richtung reflektieren. Bisweilen ist ihnen daher der Charakter der Verfassungsgesetze beigelegt worden, z. B. in Bayern. Natürlich bieten die positiven Gesetze, sowohl die nebeneinander bestehenden der verschiedenen Völker, als auch die aufeinander folgenden eines und desselben Volks, große Verschiedenheiten in dieser Hinsicht dar. Die wichtigsten Einteilungen der Wahlgesetze sind folgende: 1) Wahlgesetze mit allgemeinem oder ohne allgemeines Wahlrecht. Der Ausdruck allgemeines Wahlrecht bezeichnet aber nicht ein sog. Menschenrecht, sondern stets eine polit. Funktion, von welcher nicht nur Fremde, sondern auch viele Klassen der Einheimischen (Frauen, Bevormundete, Vermögens- und Ehrlose u. s. w.) ausgeschlossen sind. Das Suffrage universel ist daher immer nur ein relativer Begriff und bezeichnet, ständischen, plutokratischen und ähnlichen Wahlen gegenüber, die möglichst ausgedehnte und gleiche Anerkennung der aktiven öffentlichen Persönlichkeit in jedem dazu Befähigten. 2) Wahlgesetze, welche den Repräsentanten des Volks aus einem oder mehrern Wahlakten hervorgehen lassen (direkte oder indirekte Wahlen). Die Wahl ist eine direkte, wenn die Abgeordneten von den Wahlberechtigten selbst gewählt werden, eine indirekte dagegen, wenn die Wahlberechtigten erst einen Ausschuß (Wahlkollegium, Wahlmänner) erwählen, durch welche nachher die Wahl der Abgeordneten erfolgt. Die Wahlen der Wahlmänner werden dann Urwahlen genannt und die Wahlberechtigten werden, im Gegensatz zu den Wahlmännern, als Urwähler bezeichnet. 3) Wahlgesetze mit öffentlicher oder geheimer (Ballot-)Abstimmung. Allgemeine, geheime, direkte Wahlen sind z. B. die zum Deutschen Reichstag nach dem Gesetz vom 31. Mai 1869; öffentliche, indirekte Censuswahlen die zur preuß. Zweiten Kammer (jetzt Abgeordnetenhaus) nach dem Gesetz vom 30. Mai 1849.

Über den Vorzug der einen oder der andern dieser Wahlarten wird gestritten und, namentlich seit den neuesten Erfahrungen, häufig ein Meinungswechsel bemerkt; vor allem sind jedoch hierbei die folgenden Punkte in Rücksicht zu nehmen: a) Das Wahlgesetz muß zunächst der polit. Reife eines Volks entsprechen, und seine Wirksamkeit wird wesentlich durch den Zustand der polit. Parteien, deren Organisation, Disciplin und Opferfähigkeit bedingt sein. b) Kein Wahlgesetz kann nur nach dem einen oder dem andern der angegebenen Einteilungsgründe beurteilt werden, sondern es ist stets darauf zu sehen, wie die drei Momente der (aktiven und passiven) Wahlfreiheit, der direkten oder indirekten Wahlen und der geheimen oder öffentlichen Wahlen miteinander verbunden sind. c) Nicht selten tritt durch ein anderes Gesetz, z. B. Steuergesetz, eine wesentliche Veränderung in der Wirksamkeit eines Wahlgesetzes ein. d) Auch andere Umstände, z. B. das Ein- und Zweikammersystem, und die Art ihrer Beschaffenheit, die Ständigkeit oder der Wechsel der Wahlbezirke, die Dauer der Wahlperioden, die Art der entscheidenden Majorität, der sog. Bezirkszwang u. s. w., haben einen großen Einfluß auf die Erfolge der Wahlgesetze. Der überwiegende Zug unserer Zeit ging lange und geht zum Teil noch nach möglichster Erweiterung der Wahlfähigkeit, obwohl die neuesten praktischen Erfahrungen mit dem Suffrage universel und mit den direkten Wahlen gerade unter den sog. Liberalen die Tieferblickenden mit manchem Bedenken erfüllt haben. Als wichtige neuere Wahlgesetze sind hervorzuheben: 1) Das im Dez. 1865 in Schweden erlassene Parlamentsreformgesetz. Dasselbe hebt die bisherigen vier mittelalterlichen Stände auf und setzt ein Zweikammersystem ein, nach welchem beide Kammern auf dem Prinzip der Wahl und des Census beruhen. 2) Die engl. Parlamentsreformen von 1832, 1867 und 1884/85. (S. Englische Verfassung.) 3) Das Wahlgesetz für den Reichstag des Norddeutschen Bundes vom 31. Mai 1869 mit allgemeinen, geheimen, direkten Wahlen, welches seit

1871 deutsches Reichsgesetz ist. 4) Das preuß. Wahlgesetz zur Zweiten Kammer (jetzt Abgeordnetenhaus) vom 30. Mai 1849. (S. Preußen.) 5) Das österr. Wahlreformgesetz vom 2. April 1873. (S. Österreichisch-Ungarische Monarchie.)

Vgl. A. von Harthausen, »Das konstitutionelle Prinzip« (Lpz. 1864; Bd. 1: »Die Repräsentativverfassungen mit Volkswahlen«, von Biedermann; Bd. 2: »Vier Abhandlungen über das konstitution. Prinzip«, von Held, Gneist, Waitz, Kosegarten).

Wahlb., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Göran Wahlenberg (s. d.).

Wahlberg (Johan August), schwed. Forschungsreisender, geb. 9. Okt. 1810 zu Lagklarebäck bei Gotenburg, war eine Zeit lang Landesvermesser und Lehrer an dem Forstinstitute und ging dann nach Südafrika. Von 1838 bis 1845, und nach einer Reise in die Heimat wiederum von 1853 ab bereiste er das Kapland und Natal, wo er 6. März 1856 von einem Elefanten getötet wurde. Die Museen seines Vaterlandes gewannen durch seine Jagdausbeute wertvolle Bereicherungen.

Wahlbrüderschaft, serb. pobratimstvo, ist ein bei den Südslawen bestehender Gebrauch, wobei sich zwei Jünglinge oder Mädchen das Gelübde geben, treu und innig wie leibliche Brüder oder Schwestern zusammen zu leben. Gewöhnlich geschieht dies am Ostermontag, und wenn sich das ganze Jahr hindurch das eingegangene Verhältnis nicht gelockert, so wird dasselbe am folgenden Ostermontag erneuert und in der Kirche durch den Priester eingesegnet. Fortan übernehmen die Wahlbrüder oder Wahlschwestern die natürlichen Pflichten eines Familienbandes bis an das Ende des Lebens. Von den Südslawen nahmen diesen Gebrauch die Griechen an, bei welchen er in großem Ansehen besteht.

Wahlenberg (Göran), berühmter schwed. Botaniker, geb. 1. Okt. 1780 auf dem Eisenwerk Skarphyttan in Philipstads Bergslag der Provinz Wermland, studierte in Upsala und wurde als Amanuensis bei dem naturhistor. Museum der Universität angestellt. Nach längern botan. und geolog. Reisen in die entlegenern Landstriche Skandinaviens, die Karpaten, die Schweiz und Deutschland kehrte er 1814 nach Upsala zurück, wo er zunächst zum Demonstrator der Botanik und 1829 zum Professor der Botanik und Medizin ernannt wurde. Hier starb er 22. März 1851. Seine vorzüglichsten Werke sind die »Flora Lapponica« (Berl. 1812), »Flora Carpathorum« (Gött. 1814), »Flora Upsaliensis« (Ups. 1820) und die »Flora Suecica« (2 Bde., Ups. 1824—26; 2. Aufl. 1831—33). Auch war er seit 1822 Herausgeber des Prachtwerks »Svensk botanik«, das er später dem Professor Wahlberg in Stockholm übertrug. Indem er sich streng an Linné anschloß, ging er mit großer Umsicht und Kritik zu Werke und nahm keine andern Pflanzen auf als solche, die er entweder selbst gesehen oder die bewährte Männer gesammelt hatten. Als Geolog ist er geachtet wegen seiner genauen Beschreibung der Kemi-Lappmark und anderer wichtiger Abhandlungen. Als Arzt bemühte er sich besonders um Einführung der Homöopathie in Schweden.

Wahlkapitulation, s. Kapitulation.

Wahlkonsuln, s. u. Konsul, Bd. X, S. 499[b].

Wahlrecht, s. Wahl, Wahlrecht u. s. w.

Wahlreich nennt man eine Monarchie, in welcher im Fall der Erledigung des Throns der persönliche Inhaber und Träger der Staatssouveränetät gesetzlich nicht durch eine Geblütsfolge, sondern durch die Wahl der dazu Berechtigten, resp. Verpflichteten bestimmt wird. Ist bei Abgang der bisherigen Dynastie, jedoch unter Festhaltung des Prinzips der Geblütsfolge, ein Regent zu wählen, so kann man deshalb nicht von einem W. sprechen. Weltliche W., wie ehedem das Deutsche Reich und Polen es waren, gibt es nicht mehr. Wenn aber schon das Deutsche Reich bei seiner universalen christl.-kath. Grundidee so einzig dasteht, daß auch seine Eigenschaft als W. hierdurch einen höchst eigentümlichen Charakter erhält, so ist es klar, daß die geistl. Fürstentümer früherer Zeiten und insbesondere der 1870 säkularisierte Kirchenstaat durch die kirchlich-hierarchische Organisation Verhältnisse der eigentümlichsten Art bezeichnen. Trotz eines gewissen idealen Anstrichs ist das W. praktisch etwas höchst Unvollkommenes und hat sich als solches auch historisch bethätigt. Die größten Übelstände des W. sind: die Unterbrechung der Kontinuität und Stetigkeit der obersten Leitung des Staats durch Interregnen und durch den Wechsel der Regierungsprinzipien infolge des Wechsels von mit dem Leben des Staats historisch nicht verbundenen Persönlichkeiten; die Verkehrung der polit. Wahlpflicht in persönliches Recht der Wähler, der entbundene Kampf aller Ambition, alles Egoismus zum Nachteil des Staats; die durch besondere Verträge (Wahlkapitulationen, s. Kapitulation) staatsrechtlich begründete Unselbständigkeit des Regenten in den innern Staatsangelegenheiten und die nachwirkende Autorität der Wähler, endlich der unverhältnismäßige Einfluß, welchen das W. der fremden Politik gewährt.

Wahlspruch, s. Devise.

Wahlstatt oder Kloster-Wahlstatt, preuß. Dorf in der Provinz Schlesien, 9 km südöstlich von Liegnitz und ebenso weit ostwärts der Katzbach, liegt an der Stelle, wo Heinrich II. oder der Fromme, Herzog von Schlesien, 9. April 1241 den Mongolen eine blutige Schlacht lieferte, in der er das Leben verlor. Die Mongolen siegten zwar, doch wurden sie zugleich von jedem weitern Vordringen nach Deutschland zurückgeschreckt. Kein deutscher Ritter war damals geflohen, keiner gefangen; alle waren gefallen, unter ihnen 34 Rothkirche. Zum Andenken wurde eine Kapelle, später das Dorf W. gebaut, von dessen prot. Kirche der Altar die Stelle bezeichnet, wo man Heinrichs II. Leichnam fand. Noch wird hier alljährlich das Erinnerungsfest (Tatarenvulgo Tatternfest) dieser Schlacht gefeiert. Das große schöne ehemalige Benediktinerkloster, dessen sehenswerte Kirche als Parochialkirche für die in W. und den umliegenden Dörfern wohnenden Katholiken fortbesteht, enthält in seinen Gebäuden seit 1838 eine Kadetten-Voranstalt. Von der Anhöhe, auf welcher Dorf und Kloster W. liegt, übersieht man fast das ganze Schlachtfeld, wo 26. Aug. 1813 Blücher über die Franzosen unter Macdonald (s. Katzbach) siegte; infolge dieses Sieges erhielt Blücher den Titel Fürst von Wahlstatt. König Friedrich Wilhelm III. ließ hier ein Denkmal setzen.

Wahlstatt, Fürst von, s. Blücher.

Wahlvergehen nennt man die Verletzungen der zum Schutz des Wahlrechts erlassenen Vorschriften; es gehören dahin die Wahlfälschung, die Wahlbestechung und die Verhinderung eines Wahlberechtigten, sein Wahlrecht auszuüben. Dieselben sind im Deutschen Reichsstrafgesetzbuch, §§. 107, 108, 109 mit Gefängnis bis zu fünf Jahren bedroht.

Wahlverwandtschaft, s. Affinität.

Wahnerheide, ein zur Gemeinde Wahn (Station der Linie Deutz-Gießen der Preußischen Staatsbahnen) des preuß. Kreises Mülheim a. Rh. im Regierungsbezirk Köln gehöriges, einzeln gelegenes Wirtshaus, in dessen Nähe sich der gleichnamige, für zwei preuß. Feldartilleriebrigaden bestimmte, zuweilen auch zu taktischen Übungen größerer Truppenverbände benutzte Artillerieschießplatz befindet.

Wahnsinn heißt im populären Sinne jede Geisteskrankheit mit schon äußerlich auffallenden und darauf hindeutenden Erscheinungen, wie Aufregung, Verwirrtheit, Äußerungen und Handlungen, die auf Sinnestäuschungen, Wahnideen u. dgl. m. hindeuten. In der wissenschaftlichen Psychiatrie kommt dem Wort eine allgemein anerkannte Bedeutung nicht zu. Man bezeichnet hier als W. bald heilbare relativ rasch ablaufende Zustände von Verwirrtheit mit Sinnestäuschungen und Wahnideen, bald die gewöhnlich als Verrücktheit (s. d.) beschriebenen Krankheitsbilder, bald die Erregungszustände bei der Progressiven Paralyse der Irren (s. d.) mit Größenwahn u. s. w. Auch braucht man W. im Gegensatz zu Blödsinn als Bezeichnung für krankhafte Geisteszustände, welche auf einer krankhaften Reizung des Gehirns beruhen, nicht aber auf einem dauernden Ausfall geistigen Vermögens.

Wahrenbrück, Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Liebenwerda, links an der Schwarzen Elster, mit (1885) 700 E., ist Geburtsort des Komponisten Karl Heinr. Graun.

Wahrendorff (Baron), Eisenhüttenbesitzer zu Aker in Schweden, konstruierte 1840 ein glattes Hinterladungsgeschütz, ging dann zum gezogenen Hinterladungsgeschütz mit forciertem Geschoß über, und es kann daher der erste Anstoß zu dem heute vorherrschenden Geschützsystem, das in Preußen seine weitere Ausbildung fand, W. zugeschrieben werden. Der in der preußischen und andern Artillerien lange Zeit in Gebrauch gewesene Kolbenverschluß ist eine Vervollkommnung des Wahrendorffschen Verschlusses und wird daher oft als solcher bezeichnet. (Vgl. Geschütz.)

Wahrheit ist nach der unbefangenen Auffassung des natürlichen Bewußtseins die Übereinstimmung der Vorstellungen mit den wirklichen Dingen und Verhältnissen, oder, wie man zu sagen pflegt, mit den Gegenständen des Denkens. Die naive Weltauffassung geht dabei von der Ansicht aus, daß das Bewußtsein den Dingen etwa wie ein Spiegel gegenüberstehe, in welchem sich die letztern bald klarer, bald trüber und bald richtiger, bald verzerrter abbilden, und sucht infolge dessen die W. der Vorstellungen in der Richtigkeit dieser Abbildung. Bei genauerer Überlegung erweist sich jedoch dieser Begriff der W. teils als unzulänglich, teils als zu eng. Einerseits nämlich kommt man, sobald man sich darauf besinnt, woran denn jene Übereinstimmung zu erkennen sei, leicht zu der Einsicht, daß eine unmittelbare Vergleichung der Vorstellungen mit Gegenständen überhaupt unmöglich, das menschliche Denken vielmehr unausweichlich in den Umkreis seiner Vorstellungen gebannt und deshalb dasjenige, was als Vergleichung von Vorstellung und Ding erscheint, in W. nur eine Vergleichung von verschiedenen Vorstellungen untereinander ist. Prüft man z. B. die W. einer Erinnerung an der erneuerten Gegenwart des erinnerten Gegenstandes, so vergleicht man das Erinnerungsbild nicht sowohl mit dem wirklichen Dinge selbst, als vielmehr mit der neuen Wahrnehmung, welche man von demselben macht. Will man die Richtigkeit einer Voraussetzung durch Experiment oder Beobachtung kontrollieren, so vergleicht man die Vorstellung, welche man sich von dem Gegenstande im voraus gemacht hat, wiederum nicht mit diesem selbst, sondern mit der Wahrnehmung, welche man nur durch seine Gegenwart erhält. Jener Begriff der W., welchen man meistens als materiale Wahrheit bezeichnet, läuft deshalb auf eine Vergleichung erinnerter oder durch den Denkprozeß willkürlich gebildeter Vorstellungen mit Wahrnehmungen hinaus und beruht auf der Voraussetzung, daß man in der Wahrnehmung den Gegenstand gewissermaßen sich aneigne. Die Einsicht in dieses Verhältnis bildet das Grundproblem der Erkenntnistheorie.

Während die naive Weltauffassung für die W. eine Beziehung des Denkens zur absoluten Wirklichkeit annahm und deshalb einen transscendenten Begriff der W. aufstellte, sucht man in diesem Falle nur die immanente Wahrheit, bekümmert sich um jene vorausgesetzten Dinge «an» sich gar nicht und sucht die W. der Vorstellungen nur in einer Übereinstimmung untereinander. Dies ist der kritische Standpunkt, welcher das Wesen der W. auf den innern Zusammenhang der menschlichen Vorstellungen beschränkt und dieselbe deshalb von der allseitigen Anwendung der Formen des Denkens abhängig macht, daher der kritische Begriff der W. zugleich der formale ist. Diese Formen sind teils die logischen, teils die allgemeinen Voraussetzungen, welche das menschliche Denken vermöge seiner Organisation über den Inhalt der Wirklichkeit und seine gesetzmäßigen Verhältnisse macht. Danach unterscheidet man auf dem kritischen Standpunkte logische und transscendentale Wahrheit. Die erstere ist rein formal und deshalb nur bedingt, resp. hypothetisch. Denn da die Regeln der Logik bei ihrer Anwendung nur die Richtigkeit des von gegebenen Elementen aus neu hervorgebrachten Denkresultats garantieren, über die Richtigkeit dieser Elemente aber nichts bestimmen, so ist die W. eines logisch berechtigten Schlusses von derjenigen seiner Prämissen abhängig. Wenn man aber andererseits trotz der Einsicht in die Unmöglichkeit, Vorstellungen mit Dingen zu vergleichen, an dem Begriffe der materialen oder transscendenten W. festhält, so bleibt nichts übrig, als entweder auf die Erreichung des Erkenntnisideals durch die menschliche Vernunft zu verzichten, wie es der Skeptizismus thut, oder die für immer unbeweisbare Übereinstimmung der Vorstellungen mit den Dingen in mehr oder minder größerer Ausdehnung vorauszusetzen und als Postulat des Denkens zu behaupten. Dies thut im Anschlusse an das gewöhnliche Bewußtsein der Sensualismus mit den sinnlichen Wahrnehmungen und der absolute Idealismus der (deshalb so genannten) Identitätsphilosophie mit dem gesamten Systeme der menschlichen Erkenntnisbegriffe, wodurch die stillschweigend angenommenen Voraussetzungen des alten Dogmatismus zum bewußten Prinzip erhoben werden.

Allein jener ursprüngliche Begriff der W. erweist sich auch als zu eng, indem es W. gibt, bei denen von einer Vergleichung der Vorstellungen weder mit Dingen noch untereinander die Rede sein kann. Zu ihnen gehören vor allem die moralischen

Wahrheiten, deren Geltung gerade trotzdem bestehen bleibt, daß der wirkliche Zustand der Dinge, der Menschen und der Handlungen ihnen nicht entspricht. Fragt man hier nach dem Kriterium der W., so ergibt sich wie zuletzt auch bei dem kritischen Begriffe der immanenten W. lediglich die Überzeugung von der Notwendigkeit und Allgemeingültigkeit, mit welcher sich gewisse Vorstellungen in der normalen Vernunftbethätigung des Menschen geltend machen, und darin besteht in der That, wie es Kant gelehrt hat, der tiefste und reinste Begriff der W. überhaupt. In dieser Rücksicht ist die W. vermöge des Wertes, den sie teils für das gesamte praktische Leben, teils in der Entwickelung des Kulturmenschen um ihrer selbst willen hat, auf psychol. Gebiete eins der erstrebenswerten Güter, welches darum Veranlassung zu Begehrungen und Gefühlen gibt, die man als **Wahrheitsbedürfnis** und Wahrheitsgefühl bezeichnet.

In der ästhetischen Theorie und Kritik spricht man auch von der W. der Kunstwerke: hier besteht die innere oder ideale Wahrheit darin, daß ein Kunstwerk der Idee vollkommen entspricht, die es darstellen soll, die äußere oder Naturwahrheit dagegen darin, daß das Dargestellte den gegebenen Naturformen, deren Nachahmung für die Darstellung der Idee das Mittel ist, genau entspricht; zu dieser gehört z. B. im Gebiete der bildenden Künste die anatom. Richtigkeit der Zeichnung, im Gebiete der Dichtkunst psychologische W. in der Entwickelung der Charaktere.

Währing, nordwestl. Vorort von Wien, mit dem es eine Pferdebahn verbindet, ein Pfarrdorf mit durchwegs städtischer Anlage, zählte 1870 schon 16023, 1880 aber 40135 E. Einen neuen Zuwachs bildet die Gruppe geschmackvoller, von Gärten umgebener Villen des Wiener Cottagevereins, ebenso der großartige Bau der neuen k. k. Sternwarte, der auf der Höhe der sog. Türkenschanze aufgeführt wurde. Unter den für die wiener Bevölkerung bestimmten Friedhöfen galt der zu W. als der vornehmste; er enthält neben andern merkwürdigen Gräbern die von Beethoven und Franz Schubert. W. hat eine orthopädische Anstalt, eine Pfleganstalt für Unheilbare, ein Kloster der Ursulinerinnen, eine Fabrik für chem. Produkte, für Leder- und Bettwaren, ein Brauhaus. Die Geschichte des Ortes reicht bis ins 11. Jahrh. zurück und knüpft sich an den Besitz des salzburg. Stifts Michelbeuern, der später in der Nachbarschaft so bedeutend wurde, daß eine wiener Vorstadt danach der Michelbeurische Grund benannt war.

Wahrmund (Adolf), Orientalist, geb. zu Wiesbaden 10. Juni 1827, studierte in Göttingen neben prot. Theologie auch klassische und orient. Philologie, war dann zwei Jahre Hauslehrer zu Hohenems in Vorarlberg und ging 1850 nach Wien, wo er das Studium der orient. Sprachen fortsetzte und durch acht Jahre (1853—61) an der Hofbibliothek angestellt war. Im J. 1862 habilitierte er sich an der Universität, an welcher er Arabisch, Persisch und Türkisch lehrte. Seit 1870 bekleidet er die Lehrkanzel für arab. Sprache an der orient. Akademie und der öffentlichen Lehranstalt für orient. Sprachen und ist seit 1885 mit der Leitung der letztern Anstalt betraut. W. schrieb: «Praktisches Handbuch der neu-arab. Sprache» (3. Aufl., Gießen 1886), «Handwörterbuch der neu-arab. und deutschen Sprache» (2 Bde., Gießen 1874—77), «Lesebuch in neu-arab. Sprache» (2. Aufl., Gießen 1880), «Praktisches Handbuch der osman.-türk. Sprache» (2. Aufl., Gießen 1884), «Praktisches Handbuch der neu-pers. Sprache» (Gießen 1875), «Babyloniertum, Judentum und Christentum» (Lpz. 1882), «Das Gesetz des Nomadentums» (in Schmeitzners «Internationale Monatsschrift», 1883), «Die christl. Schule und das Judentum» (Wien 1885).

Wahrnehmbarkeit, s. Perceptibilität.

Wahrsagung, s. Weissagung.

Währschaftsrecht im Viehhandel, s. Gewährleistung der Mängel.

Wahrscheinlichkeit (probabilitas) findet statt, wo bei einander entgegenstehenden Gründen für eine Annahme die Gründe überwiegen. Die W. schließt die Möglichkeit des Gegenteils nicht aus, hat aber selbst verschiedene Grade, durch welche sie sich der Gewißheit nähert, nach dem Gewichte der Gründe, welche für eine Annahme sprechen. Man unterscheidet mathematische, philosophische und ästhetische W.

Die mathematische Wahrscheinlichkeit ist das Verhältnis der Anzahl der einer bestimmten Erwartung günstigen Fälle zu der Anzahl sämtlicher möglichen Fälle, vorausgesetzt, daß alle Fälle gleich möglich sind. So ist z. B. die W., mit einem Würfel eine bestimmte Anzahl von Augen zu werfen, $= \frac{1}{6}$, indem die Anzahl der diesem Ereignisse günstigen Fälle $= 1$, die Anzahl aller möglichen Fälle hingegen $= 6$ ist. Die ganze Schwierigkeit in der Lehre von der Berechnung der W. kommt daher auf die Bestimmung des Verhältnisses zwischen der Anzahl der einem Ereignis günstigen und der Anzahl aller möglichen Fälle zurück. Hierbei leistet die Lehre von den Kombinationen (s. d.) wesentliche Dienste; öfter muß die Erfahrung in Anspruch genommen werden. So lassen sich z. B. die Fragen über die wahrscheinliche Lebensdauer einer bestimmten Person, über die Sterblichkeit, über die W. der Geburten von Knaben und Mädchen u. s. w. nur durch die Erfahrung beantworten. Von der hier betrachteten W., welche, da nur ein Ereignis betrachtet wird, die einfache W. heißt, ist die zusammengesetzte W. zu unterscheiden, in welcher das Zusammentreffen mehrerer Ereignisse in Betracht kommt. Fragt man z. B. nach der W., daß mit einem Würfel eine bestimmte Zahl geworfen werde, so ist dies die einfache W.; will man aber die W. wissen, daß zu derselben Zeit mit einem zweiten Würfel dieselbe Zahl, also ein Pasch geworfen werde, so ist dieses die zusammengesetzte W., weil hier zwei Ereignisse zusammentreffen müssen. Die erste ist $\frac{1}{6}$, während die letztere viel kleiner und $= \frac{1}{36}$ ist, d. h. erst bei 36 Würfen ist es wahrscheinlich, daß man mit zwei Würfeln einen Pasch werfen werde. Die Berechnung der W. ist Gegenstand der Wahrscheinlichkeitsrechnung. Pascal, Fermat, Parisot, in seinem «Traité du calcul conjectural, etc.» (Par. 1810), Laplace in dem «Philos. Versuch über W.» (deutsch von Tönnies, Heidelb. 1819), Lacroix in dem «Traité élémentaire du calcul de probabilités» (Par. 1816; deutsch, Erf. 1818), Wild in den «Grundsätzen der Wahrscheinlichkeitsrechnung» (Münch. 1861) u. a. haben diesen Gegenstand bearbeitet. Vgl. J. Fries, «Versuch einer Kritik der Prinzipien der Wahrscheinlichkeitsrechnung» (Lpz. 1842); Cournot, «Exposition de la théorie des chances et des probabilités» (Par. 1843); Venn, «The logic of the chance»;

J. von Kries, »Die Prinzipien der Wahrscheinlichkeitsrechnung« (Freiburg i. B. 1886).

Die philosophische Wahrscheinlichkeit wird im Gegensatze zur mathematischen diejenige genannt, bei welcher eine Abschätzung der Gründe und Gegengründe für eine zu beweisende Wahrheit durch Rechnung nicht gewonnen werden kann. Psychologisch betrachtet ist W. derjenige Mittelzustand zwischen Zweifel und Gewißheit, in welchem das Bewußtsein, ohne den vollständigen, das Gegenteil ausschließenden Beweis für einen Satz zu besitzen, doch durch die überwiegende Kraft der dafür sprechenden Gründe bewogen wird, auf die Richtigkeit desselben zu vertrauen. Auch bei der philosophischen W. gibt es deshalb sehr verschiedene Grade, wenn dieselben auch sich arithmetisch nicht ausdrücken lassen. Die Theorie der W. bildet einen schwierigen Hauptgegenstand der modernen Logik, während die darin liegenden Probleme dem antiken Denken zum Teil gar nicht und überhaupt nur vorübergehend in den Untersuchungen der mittlern Akademie (s. Karneades) zum Bewußtsein gekommen sind. Hauptsächlich sind es die Schlüsse der Induktion (s. d.) und der Analogie (s. d.), für deren Geltung es sich um die W. handelt; beide haben die gemeinschaftliche Tendenz, zur Erklärung von Thatsachen Hypothesen (s. d.) zu bilden. Man kann deshalb auch die Theorie der W. als die Lehre von der induktiven und analogischen Hypothesenbildung bezeichnen. Nun haben aber weder der Induktions- noch der Analogieschluß strikte und völlig beweisende Kraft, sondern bleiben für sich stets bei einer wenn auch noch so hohen W. stehen. Daß dasjenige, was bei allen Exemplaren einer Gattung oder in allen Fällen eines Verhältnisses von Dingen bisher beobachtet wurde, stets und notwendig eintreten muß, dieses hypothetische Gesetz ist durch die Summe der Beobachtungen nicht bewiesen, sondern nur wahrscheinlich gemacht. Daß von zwei Exemplaren einer Gattung das eine bei Eintritt entsprechender Bedingungen eine analoge Veränderung erfahren wird, als das andere, ist gleichfalls eine Sache nicht der bewiesenen Gewißheit, sondern nur der W.

Der Grad der W. für Hypothesen hängt teils von der Anzahl der beobachteten Fälle und von ihrem Verhältnis zu der der möglichen überhaupt (welches an sich mathem. Element doch eben nicht mathematisch ausdrückbar ist), teils von ihrer Fähigkeit, die gegebenen Thatsachen zu erklären, ab. Die höchsten Allgemeinbegriffe des Geschehens, d. h. die allgemeinsten Naturgesetze, z. B. dasjenige der Gravitation, besitzen wegen ihrer ausnahmslosen Bestätigung innerhalb der bisher wissenschaftlich konstatierten Thatsachen einen so hohen Grad der W., daß derselbe für uns namentlich praktisch durchaus gleich der Gewißheit gelten kann. Wenn über dieselbe Thatsache oder Thatsachengruppe mehrere Hypothesen aufgestellt worden sind, so verdient stets diejenige die größere W., welche den größern Umfang des thatsächlichen Materials leicht und einfach erklärt. Wo das bei mehrern Hypothesen gleichmäßig der Fall ist, sind beide zunächst gleich wahrscheinlich, bis eine Thatsache gefunden ist, welche sich aus der einen gut, aus der andern gar nicht oder schlecht erklärt. Tritt das ein, so ist damit die letztere widerlegt oder unwahrscheinlicher gemacht, die erstere dagegen zwar nicht bewiesen, aber doch wahrscheinlicher gemacht. Weiterhin muß eine Hypothese für um so wahrscheinlicher gelten, je mehr sie sich dem ganzen Systeme unserer Kenntnisse und der wahrscheinlichsten Hypothesen, welche wir über den Zusammenhang der Dinge besitzen, einfügt, für um so unwahrscheinlicher dagegen, je mehr sie dem relativ Gesicherten in unserm Denken widerspricht oder je zusammenhangsloser sie den übrigen Vorstellungen gegenübersteht. In letzter Instanz aber beruht unser Zutrauen zu allen solchen durch Induktion oder Analogie wahrscheinlich gemachten Hypothesen in der apriorischen Annahme unsers Geistes, daß die Thatsachen überhaupt in gesetzmäßiger Weise zu Stande kommen, daß die ganze Natur ein System gesetzlicher Zusammenhänge bildet. Erst darin ist es begründet, daß die ganze Summe der wissenschaftlichen Erkenntnisse um so mehr an W. gewinnt, je mehr sich in der langsamen Arbeit der Zeit die verschiedenen Hypothesen zu einem widerspruchs- und lückenlosen Systeme zusammenfügen.

Die ästhetische Wahrscheinlichkeit oder die W. in der Kunst besteht darin, daß etwas, was als geschehen oder sich ereignend vorgestellt wird, nach den vom Künstler zu machenden Voraussetzungen und Grundbedingungen der Darstellung als wirklich genommen werden könne, und beruht demnach auf einer Vergleichung dessen, was der Dichter erzählt, mit der gewohnten Erfahrung.

Wahrspruch, soviel wie Verdikt, s. unter Schwurgericht.

Währung bezeichnete ursprünglich die staatliche Gewähr (Garantie, warandia publica) für die gesetzmäßige Beschaffenheit und Feinheit der Edelmetallmünzen, dann aber die unter staatlicher Bürgschaft als allgemeines Zahlungsmittel ausgegebenen Münzen selbst. In der neuern Zeit wird das Wort meistens als gleichbedeutend mit Valuta (s. d.) gebraucht und bezeichnet diejenigen auf eine gemeinschaftliche Einheit bezogenen Münzen oder Geldarten, die in einem gegebenen Lande gesetzlich unbedingte und unbeschränkte Zahlungskraft besitzen. Man nennt solche Münzen Währungsmünzen (Courantmünzen), im Gegensatz zu den nur mit beschränkter Zahlungskraft ausgestatteten, obwohl auf dieselbe Geldeinheit bezogenen Scheidemünzen. Unabhängige Staaten haben meistens eine selbständige W. Doch kommt es vor, daß ein Staat, wie z. B. Portugal es hinsichtlich der engl. Goldmünzen gethan, den Münzen eines andern unbeschränkte gesetzliche Zahlungskraft beilegt. In den Ländern des lat. Münzbundes besteht zwar ein gemeinschaftlicher Münzfuß mit gleichmäßigen Bestimmungen über die Ausprägung von Gold- und Silbermünzen, aber dennoch nicht, wenigstens was Frankreich und Belgien betrifft, eine gemeinschaftliche W., da in diesen beiden Staaten nur die Münzen mit nationalem Gepräge volle gesetzliche Zahlungskraft besitzen, den übrigen Vereinscourantmünzen aber nur Kurs bei den öffentlichen Kassen und den beiden Centralbanken zugestanden ist. In der neuesten Zeit betont man als Unterscheidungsmerkmal der verschiedenen W. besonders das Material der Münzen, aber es entspricht nicht der herkömmlichen Bedeutung des Wortes (z. B. in Thalerwährung, Guldenwährung), wenn man von der Verschiedenheit der Münzfüße ganz absieht und nur die gesetzlichen Bestimmungen über das Münzmetall als maßgebend für die W. betrachtet. Die Länder, deren Währungsmünzen ausschließlich aus Gold bestehen (England, Skandinavien, Portugal), haben

also deshalb nicht gleiche W., sondern sie haben nur das gleiche Währungsmetall und demnach **Goldwährung**. Ebenso besitzen die Staaten mit ausschließlichem Silbercourantumlauf (wie Ostindien, bis 1871 Deutschland, nominell auch Österreich und Rußland) **Silberwährung** und diejenigen mit goldenen und silbernen Courantmünzen nebeneinander die **Doppelwährung** (s. d.) im weitern Sinne. Eigentliche oder vollständige Doppelwährung besteht indes nur dann, wenn, wie bis 1873 in den Staaten des lat. Münzbundes, die unbeschränkte Prägung von Gold- und Silbercourant nach einem festen Wertverhältnis gestattet ist. Ist dagegen nur ein größerer Bestand an Silbercourantmünzen vorhanden, die weitere Prägung von solchen dagegen eingestellt, so spricht man von einer hinkenden Doppelwährung (étalon boiteux). Eine solche besteht gegenwärtig in der lat. Union, in Holland und thatsächlich auch in Deutschland, da hier noch etwa 450 Mill. Mark in gesetzlich vollberechtigten Silberthalern im Umlauf sind. Auch die Vereinigten Staaten haben eine unvollständige Doppelwährung, da nach der Bland-Bill von 1878 die Silbercourantdollars nur in beschränkter Menge für Rechnung der Regierung geprägt werden können.

In jedem einzelnen Staate wird die eigentliche Doppelwährung in der Regel bald zu einer **Alternativwährung**, indem je nach den Produktions- und Marktverhältnissen abwechselnd das eine und das andere Metall das Übergewicht erlangt und im gewöhnlichen Verkehr unentbehrlich vorherrscht. Da diese Thatsache dadurch bedingt wird, daß das allgemeine Marktverhältnis von Gold und Silber von dem in einem einzelnen Lande gesetzlich festgesetzten einigermaßen abweicht und dadurch Ausfuhr oder inneres Agio des zu niedrig angesetzten Metalls veranlaßt wird, so hat man die internationale oder vertragsmäßige Doppelwährung oder das System des **Bimetallismus** (s. d.) vorgeschlagen, nach welchem alle bedeutendern Kulturstaaten die freie Prägung von Gold- und Silbercourant nach einem gemeinschaftlichen Wertverhältnisse zugelassen hätten, das dann auch von selbst für den Preis der Barrenmetalle maßgebend sein würde. Andere empfehlen die sog. **Parallel- oder Simultanwährung**, bei welcher Courantmünzen von Gold und Silber geprägt werden, die Bestimmung des Wertverhältnisses derselben aber einfach dem freien Verkehr überlassen bleibt. Annähernd war dieses System früher zeitweise im nordwestl. Deutschland und auch in Preußen verwirklicht, sofern gewisse Arten von Geschäften herkömmlicherweise in Gold und andere in Silber abgeschlossen wurden. In Hamburg bestand ein Jahrhundert hindurch eine sog. **Barrenwährung**, da die Mark Banco nicht geprägt, sondern nur durch bei der hamburger Girobank hinterlegte Silberbarren repräsentiert war. Auch in China besteht das eigentliche gesetzliche Zahlungsmittel nur aus dem ungeprägten Syceesilber. Uneinlösliches Papiergeld und Zwangskurs, wie man es namentlich in Rußland und Österreich findet, bildet eine sog. **Papierwährung**.

Bei der sog. **Währungsfrage** handelt es sich wesentlich darum, ob Gold oder Silber oder beide Metalle zusammen den Stoff der Währungsmünzen der Kulturländer bilden sollen. Vom 16. bis zum 18. Jahrh. galt überall das Silber als eigentlicher Wertmesser, und die Goldmünzen wurden ihrerseits nach den in Silber dargestellten Werteinheiten tarifiert. In England jedoch gelangte infolge der Goldentdeckungen in Brasilien und einer zu hohen, also dem Silber ungünstigen Tarifierung der Guineen das Gold im 18. Jahrh. immer mehr zur Vorherrschaft, und beim Abschluß der 1797 eingetretenen Papiergeldwirtschaft wurde 1816 definitiv die reine Goldwährung angenommen. In den Vereinigten Staaten begann ebenfalls seit 1835 die Verdrängung der Silbermünzen, weil man als Wertverhältnis von Gold und Silber 16 : 1 annahm, wobei das Gold einigermaßen überwertet war. Vollends verschwanden die ältern Silbercourantmünzen durch Einschmelzung und Ausfuhr, als der Zufluß des californ. und austral. Goldes sowohl die vorrätige Menge dieses Metalls außerordentlich vermehrte, als auch den Marktwert desselben herabdrückte. Da der letztere gegen Silber allmählich bis zu dem Verhältnis von 15,1 : 1 sank, so strömte nun das Gold auch in großen Massen nach Frankreich, wo seit 1803 eine eigentliche Doppelwährung mit dem Wertverhältnis $15\frac{1}{2}$: 1 bestand, und so war in den sechziger Jahren auch hier der Goldumlauf durchaus vorherrschend und die förmliche Einführung der Goldwährung schien nur noch eine Frage der Zeit. Weil aber somit die bedeutendsten Handels- und Kulturstaaten gesetzlich oder faktisch die Goldwährung besaßen, konnte auch Deutschland (wo in fast allen Bundesstaaten auf Grund der Münzkonvention von 1857 eine strenge reine Silberwährung bestand) nicht umhin, dasselbe System zu erstreben, und es benutzte daher den günstigen Umstand der franz. Kriegsentschädigungszahlung, um Frankreich zuvorzukommen und durch die Reichsgesetze von 1871 und 1873 die Goldwährung anzubahnen und prinzipiell einzuführen. Die volle Durchführung derselben stieß jedoch auf große Schwierigkeiten infolge der bedeutenden Entwertung des Silbers. Da nämlich außer Deutschland auch die skandinav. Staaten zur Goldwährung übergingen und Silberverkäufe veranlaßten, da Holland die weitere Prägung von Silber einstellte und die Staaten des lat. Münzbundes seit 1874 ihre Silberausmünzungen beschränkten und einige Jahre später gänzlich suspendierten, andererseits aber die Silberproduktion in Amerika außerordentlich zunahm und die Ausfuhr von Silber nach Ostasien zeitweise bedeutend sank, so war es begreiflich, daß das Silber seinen sichern Wert gegen Gold nicht mehr behaupten konnte. Dieser Wert entsprach bis dahin immer nahezu dem Verhältnisse von 1 : $15\frac{1}{2}$, indem das franz., beziehungsweise lat. Doppelwährungssystem ihn in diesem Sinne regelte. Seit 1803 nahm man daher dieses Wertverhältnis als das gewissermaßen normale an, obwohl in früherer Zeit der relative Wert von Silber und Gold oft eine wesentlich andere, häufig wechselnde Größe aufwies. (S. **Edelmetalle**.)

Das Aufhören der regulierenden Einwirkung der Franken-Doppelwährung war jedenfalls auch der Hauptgrund, der das rasche Sinken des Silbers veranlaßte, dem auch durch die 1879 erfolgte Einstellung der deutschen Silberverkäufe kein Halt geboten werden konnte. Der Silberpreis (s. unter **Silber**) sank im Sommer 1886 bis auf 42 Pence pro Unze Standard-Silber (was dem Wertverhältnis 1 : 22,3 entspricht) und erhöhte sich nur langsam wieder bis 44 Pence, während der frühere Normalpreis $60\frac{7}{8}$ war. Dieser Rückgang war um so

auffallender, als die lat. Münzkonvention mit gewissen Abänderungen am 6. Nov. 1885 mit nachträglichem Zutritt Belgiens bis zum 1. Jan. 1891 wieder erneuert worden und in Amerika die Suspension der Bland-Bill durch ein dem Silber günstiges Votum des Kongresses abgelehnt worden war. Die mißlichen Folgen der Silberentwertung zeigen sich hauptsächlich in dem europ.-ostasiat. Verkehr, indem die Einfuhr europ. Waren nach Indien und China durch das Sinken der Wechselkurse auf diese Silberländer erschwert, dagegen die Konkurrenz des ind. Weizens in Europa aus demselben Grunde erleichtert wird. Andererseits aber werden die Finanzen Indiens, das fortwährend große Zahlungen in England zu leisten hat, durch den niedrigen Kurs der Rupie schwer geschädigt. Daher haben in der neuesten Zeit die bimetallistischen Bestrebungen auch in manchen Kreisen der engl. Geschäftswelt größern Anklang gefunden, und die Regierung hat derselben wenigstens insoweit nachgegeben, als sie im September 1886 eine königl. Kommission zu erneuter Prüfung der Währungsfrage niedergesetzt hat. Doch ist nicht zu erwarten, daß England, wenn es auch die etwaigen Maßregeln anderer Länder zur Hebung des Silberwertes gern zu unterstützen bereit ist, seinerseits von der reinen Goldwährung abgehen wird; für Deutschland aber ist nur zu empfehlen, daß es in der Währungsfrage nicht anders als gemeinschaftlich mit England handle. Vgl. Haupt, «Währungspolitik und Münzstatistik» (Berl. 1884); derselbe, «Histoire monétaire de notre temps» (Par. u. Berl. 1886); Soetbeer, «Materialien zur Erläuterung und Beurteilung der Edelmetallverhältnisse und der Währungsfrage» (Berl. 1885).

Währungsfrage, s. unter Währung.

Wahrzeichen, soviel als Merkmal, Kennzeichen einer Sache, heißt besonders ein einzelner charakteristischer Gegenstand eines Ortes, meist ein altertümliches Steinbild oder dergleichen. Vgl. Schäfer, «Deutsche Städtewahrzeichen» (2 Bde., Lpz. 1858).

Wahsatschgebirge (Timpanogosgebirge), s. unter Rocky-Mountains.

Waiblingen, Stadt im württemb. Neckarkreise, an der Rems, 13 km im Nordosten von Stuttgart, in einer korn-, wein- und obstreichen Gegend, reizend, aber meist uneben gelegen, Station der Linien Cannstatt-Nördlingen und W.-Hessenthal der Württembergischen Staatsbahnen, Sitz eines Oberamts und eines Amtsgerichts, hat ein altertümliches Ansehen, obgleich die alten Ringmauern und Türme fast ganz verschwunden sind. Die Stadt besitzt die sog. äußere Kirche, 1488 in merkwürdigem Baustile aufgeführt, und eine sehr alte Kirche innerhalb der Stadt, ein 1875 erbautes stattliches Rathaus, teilweise auf den Grundmauern des frühern Schlosses, eine Latein- und Realschule, eine gewerbliche Fortbildungsschule, eine Mittelschule für Töchter und eine Obstbaumschule und zählt (1885) 4326 E., welche mehrere Mühlen unterhalten. Auch wird die Verfertigung mathem. und physik. Apparate, Seiden-, Woll- und Leinweberei, Gerberei und namentlich Dampfziegelei und Thonwarenfabrikation in vier großen Fabriken betrieben. — W. war schon zur Zeit der Römer eine Niederlassung mit einem röm. Straßenknoten. Später war es eine karolingische Pfalz, in welcher z. B. Karl der Dicke 887 einen Hoftag hielt. Von den Karolingern kam der Ort an die Salier, welche den Namen «von Waiblingen» annahmen, und von diesen an die Hohenstaufen. Aus dem Beinamen «Waiblinger» entstand in Italien der Name Ghibellinen als Bezeichnung der hohenstaufischen Partei. Mitte des 13. Jahrh. kam W. an Württemberg. Wahrscheinlich wurde es damals zur Stadt erhoben. Die älteste Burg der Stadt zerstörten 1291 die Grafen von Hohenberg, das neue Schloß 1634 die Kaiserlichen.

Waiblinger (Wilh. Friedr.), deutscher Schriftsteller, geb. 21. Nov. 1804 zu Heilbronn, studierte auf dem theol. Seminar in Tübingen. Hier kam er in Berührung mit Hölderlin, dem er in den «Zeitgenossen» eine Biographie widmete. Eine reiche, üppige Phantasie und eine glückliche Darstellungsgabe machten seine Arbeiten, z. B. «Vier Erzählungen aus Griechenland» (Ludwigsb. 1821) und «Drei Tage in der Unterwelt» (Stuttg. 1826), sowie anderes, was er in Zeitschriften mitteilte, zu anziehenden Erscheinungen. Dennoch trat eine oft ungezügelte Leidenschaftlichkeit und daraus hervorgehende Zerfallenheit mit sich und dem Leben immer deutlicher hervor, die auch dann nicht wich, als er, vom Buchhändler Cotta unterstützt, 1826 eine Reise nach Italien antrat, der man, außer interessanten Reisemitteilungen, das «Taschenbuch aus Italien und Griechenland» (Berl. 1829 u. 1830) verdankt. Er starb in Rom 17. Jan. 1830. Seine «Gesammelten Werke» gab H. von Canitz (9 Bde., Hamb. 1839—40; 3. Aufl., Pforzh. 1859), seine «Gedichte» Mörike (Hamb. 1844), seine humoristische Novelle «Die Briten in Rom» E. Zoller neu mit einer Einleitung heraus (Lpz. 1880).

Waibstadt, Stadt im bad. Kreise Heidelberg, Amt Sinsheim, an der rechts zur Elsenz gehenden Schwarzach, Station der Linie Meckesheim-Neckarelz der Badischen Staatsbahnen, zählt (1880) 2012 meist kath. E. und hat einen Kalk- und einen Sandsteinbruch und eine Tabaksfabrik.

Waid, Pflanzenart, s. unter Isatis.

Waideloten (d. i. Wissende) und **Waidelotinnen** hießen die Priester und Priesterinnen der heidnischen Litauer und Preußen.

Waidhofen an der Thaya, Stadt im nordwestl. Niederösterreich, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat Reste von Befestigungen, ein Landes-Realgymnasium, eine Bürgerschule, ein Krankenhaus, eine Dampfbrauerei und einen Park und zählt (1880) 2058, mit dem anstoßenden Alt-Waidhofen 2268 E. Die früher bedeutende Leinenband-Industrie hat fast ganz aufgehört.

Waidhofen an der Ybbs, Stadt im südwestl. Teile von Niederösterreich, an der Ybbs, Station der Linie Kleinreifling-Amstetten der Österreichischen Staatsbahnen, bildet einen eigenen polit. Stadtbezirk, hat ein Bezirksgericht, eine Unterrealschule und eine Gewerbeschule und zählt (1880) 3525 E. Die Stadt hat viele Eisenindustrie und ist in neuester Zeit eine bekannte, viel gesuchte Sommerfrische mit Bädern, Stadtpark u. s. w. Vgl. Zelinka, «Schribbs, W., Weyer» (3. Aufl., Wien 1879).

Waigatsch, Waigatsch (samojed. Chajudej-ja), Insel im Nördlichen Eismeer, zum russ. Gouvernement Archangelsk gehörig, ist südlich durch die Jugorsche Straße vom Festlande und nördlich durch die Karische Straße von der Insel Nowaja Semlja getrennt, und hat einen Flächenraum von 3703 qkm. Der Höhenzug längs der Insel ist eine Fortsetzung des festländischen Pai-Choi, doch ist die Insel überhaupt nicht sehr hoch, aber im

Innern felsig. Wegen der zahlreichen Pelztiere, Vögel und Fische, besonders des Weißwals, in den umgebenden Gewässern, wird sie in den Sommermonaten von Russen und Samojeden besucht. Die Vegetation ist spärlich.

Waigéu, niederländ. Insel im NW. von Neuguinea, von diesem und Salawati durch die Dampier-Straße getrennt, liegt unmittelbar südlich vom Äquator, ist gebirgig, bewaldet, und auf der Südseite durch mehrere tiefeinschneidende Buchten gegliedert. W. zählt auf 2632 qkm etwa 6000 E. und hat an der Nordküste die Häfen Piapis, Falsal, Rawak und Boni.

Waihu, s. Osterinsel.

Wairikaori oder Chatham, s. u. Chatham-Inseln.

Waischenfeld, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, Bezirksamt Ebermannstadt, an der Wiesent, im Fränkischen Jura, 350 m über dem Meere, von Warttürmen und Trümmern von 1647 durch die Schweden zerstörten Burgen umgeben, hat (1880) 817 kath. E. und in der Nähe das malerische, von der Wiesent durchströmte, von seltsam gestalteten Dolomitfelsen umgebene Rabeneder Thal, die 1632 zerstörte, jetzt dem Grafen Schönborn gehörige und teilweise noch erhaltene Burg Rabeneck (2,5 km im SW. von W., links über der Wiesent), die im Dreißigjährigen Kriege zerstörte, 1836 vom Grafen Schönborn hergestellte Burg Rabenstein, auf hohem Felsen 2,5 km im SSO. von W., 50 m rechts über der Absbach gelegen; die Försterhöhle, ein domartiges Gewölbe mit schönen Tropfsteingebilden, ist 20 m hoch, 26 m lang und 10 m breit; die 1832 entdeckte 400 m lange Sophien- oder Rabensteinhöhle, die Fortsetzung der 1788 bereits bekannten Klaussteiner Höhle, unweit der Burg Rabenstein, ist die sehenswerteste unter den Höhlen der Fränkischen Schweiz wegen der großen Menge fossiler Knochen und der schönen Tropfsteinbildungen.

Waisenhäuser sind Anstalten, in denen elternlose Kinder, vorzugsweise der ärmern Klassen, untergebracht und erzogen werden. Diese Anstalten sind spätern Ursprungs und verdanken vorzugsweise christl. Ideen ihre Entstehung. Obschon auch im Altertum und namentlich bei den Griechen und Römern den Waisen eine gewisse Fürsorge gewidmet wurde, so war diese doch selbst zur Zeit des Kaisers Trajan, der Antonine und des Alexander Severus noch nicht von großer allgemeiner Bedeutung. Erst in christl. Zeit entstanden förmliche Waisenanstalten, und zwar zunächst in den durch Industrie und Handel blühend und reich gewordenen Städten, deren Bürgerschaft ein enges, festes Band verknüpfte und sie für die Hinterlassenen ihrer Mitbürger und Mitchristen sorgen ließ. In Deutschland finden sich die ersten Anstalten dieser Art im 16. Jahrh. in den Reichsstädten. Vorher war es Sitte gewesen, die Waisen in Familien unterzubringen. Doch fand man damals, daß dies nicht zweckmäßig sei, weil viele Kinder schlecht gehalten und verwahrlost wurden. Ein richtiges Waisenhaus war das zu Augsburg 1572 errichtete. Berühmter wurde jedoch das Waisenhaus zu Halle, welches August Hermann Francke (s. d.) 1698 meist mit Hilfe von Geschenken und freiwilligen Beiträgen gründete, und das sich bald ausdehnte und vielfache Zwecke verfolgte. Auch in allen andern größern Städten entstanden nun W., für welche sich namentlich durch Überweisung von Legaten und Geschenken die vermögendern Klassen lebhaft interessierten, deren Verwaltungen andererseits aber sich, um ohne Defizit durchzukommen, gezwungen sahen, ihre Zöglinge auch zu allerhand Nebenarbeiten in und außer dem Institut gegen einen sehr niedrigen Lohn anzuhalten, den die Kasse des Waisenhauses vereinnahmte. Auch die Kurrende (s. d.) bildete einen solchen Nebenverdienst der männlichen Waisen. Sonach waren die W. Wohlthätigkeitsanstalten oder Abteilungen derselben, wie es überhaupt bis zu Ende des 18. Jahrh. eine sehr gewöhnliche Erscheinung war, daß selbst größere Kommunen sämtliche Zweige der Armenpflege in einem einzigen Institut vereinigten.

Das 1697 von dem ersten Könige von Preußen gegründete «Große Friedrichs-Hospital» war ursprünglich Waisen-, Kranken-, Arbeits- und Irrenhaus. Das jetzige Musterinstitut, die Waisenerziehungsanstalt zu Rummelsburg, ist aus dem Friedrichs-Hospital hervorgegangen, und die Resultate, welche dasselbe bei seinen Zöglingen beiderlei Geschlechts erzielt hat, sind ganz geeignet, das weitverbreitete Vorurteil Lügen zu strafen, daß die Arbeitgeber Dienst oder Beschäftigung suchende, aus W. entlassene junge Leute nicht willkommen heißen. Namentlich die weiblichen Zöglinge solcher Anstalten stellen jährlich ein bedeutendes und sehr gesuchtes Kontingent zur Klasse der Dienstmädchen. Dasselbe gilt von den Waisenerziehungsinstituten, deren Existenz aus Stiftungen und Legaten hochherziger Menschenfreunde, ohne jeden Zuschuß seitens der Kommune oder des Fiskus, bestritten wird. Hierher gehören die Dennewitz-Stiftung in Jüterbog und die Auerbachsche Waisenerziehungsanstalt für jüd. Knaben und Mädchen in Berlin. Erst in neuester Zeit hat man anerkannt, daß der Staat und namentlich die Gemeinde verpflichtet ist, für die Waisen ihrer Angehörigen, wenn sie hilflos sind, zu sorgen, und somit entstanden zahlreiche W., welche die Gemeinden gründeten. Auch ist man vielfach wieder auf die Unterbringung der Waisen in Familien zurückgekommen, die sich in der That empfiehlt und, wenn bei der Auswahl der Pflegeeltern sorgfältig und vorsichtig verfahren wird, auch den billigen Wünschen ganz genügen kann. Insbesondere ist dies in Schottland und Nordamerika geschehen (sog. Boarding-Out-System). Über die neuerdings erbauten Reichswaisenhäuser s. Reichsfechtschule. Neben den eigentlichen W. gibt es auch dergleichen Anstalten für die Kinder gewisser Stände, z. B. Militärwaisenhäuser, in denen die Söhne verstorbener Soldaten, und zwar meist auch für den Soldatenstand, erzogen werden. Manche rechnen in die Klasse der W. auch die Findelhäuser (s. d.). Von den nichtdeutschen Staaten sind es namentlich England, Frankreich, die Schweiz und die Vereinigten Staaten (in letztern vorwiegend Massachusetts), wo das Schicksal armer Waisen durch staatliche und kommunale Einrichtungen, sowie reiche Stiftungen von Philanthropen gesichert wird.

Vgl. Rüstelhüber, «Wegweiser zur Litteratur der Waisenpflege» (Köln 1840); Besser, «Beiträge zur Waisenhausfrage» (Berl. 1863); Zelle, «Waisenpflege und W. in Berlin» (Berl. 1867); Fayard, «Histoire administrative de l'œuvre des enfants trouvés, abandonnés et orphelins de Lyon» (2. Aufl., Par. 1873); Letchworth, «Children of the State» (Neuyork 1886).

Waisenpflege, s. unter Armenwesen.

Waisyas oder Vaisya, s. unter Kasten.

Waitz (Georg), ausgezeichneter deutscher Geschichtsforscher, geb. 9. Okt. 1813 zu Flensburg aus einer aus Thüringen stammenden Familie, erhielt seine Gymnasialbildung in seiner Vaterstadt und widmete sich dann 1832—36 zu Kiel und Berlin jurist. und histor. Studien. Bald jedoch wandte er sich den letztern ausschließlich zu und promovierte mit einer Abhandlung über das «Chronicon Urspergense». Als Mitarbeiter an den «Monumenta Germaniae historica» ging er zunächst zu Pertz nach Hannover und besuchte die Bibliotheken und Archive zu Kopenhagen, Paris, mehrere franz. und lothring. Städte, von Luxemburg, Trier, Koblenz, Thüringen und Sachsen. Auf einer dieser Reisen fand er zu Merseburg die von J. Grimm herausgegebenen deutschen Gedichte aus heidnischer Zeit auf. Seine wichtigsten Arbeiten für die «Monumenta» aus dieser und der nächstfolgenden Zeit sind die Ausgaben des Widukind, einer Reihe Biographien der sächs. Zeit, ferner des Marianus Scotus, des Ekkehardus Uraugiensis, des Annalista Saxo, der «Gesta Treverorum», des Gottfried von Viterbo, der Bischofsgeschichten von Metz, Toul und Verdun, sowie der franz. Autoren Ademar und Hugo von Fleury. Im J. 1842 wurde W. zum Professor in Kiel ernannt. Bei der Märzbewegung 1848 war er erst einige Zeit bei der provisorischen Regierung in Rendsburg thätig, von welcher er auch zur Vertretung der Interessen der Herzogtümer nach Berlin gesendet wurde. In Kiel in die Deutsche Nationalversammlung gewählt, gehörte W. zur sog. Partei des Casino und des Weidenbusches. Nachdem er mit Gagern, Dahlmann u. a. aus der Versammlung geschieden, trat er im Sommer 1849 die Professur in Göttingen an, zu der er schon 1847 berufen worden war.

Unter W.' zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: «Deutsche Verfassungsgeschichte» (8 Bde., Kiel 1843—78; 3. Aufl., Bd. 1, 1879, Bd. 2, 1882; 2. Aufl., Bd. 3, 1883; Bd. 4, 1885), «Schleswig-Holsteins Geschichte» (2 Bde., Gött. 1851—54), «Lübeck unter Jürgen Wullenweber und die europ. Politik» (3 Bde., Berl. 1855—56) und «Grundzüge der Politik» (Kiel 1862). Von seinen übrigen Schriften sind noch zu nennen: «Jahrbücher des Deutschen Reichs unter König Heinrich I.» (Berl. 1837; neue Bearbeitung, 1863), «Über das Leben und die Lehre des Ulfila» (Hannov. 1840), «Das alte Recht der Salischen Franken» (Kiel 1846), «Deutsche Kaiser von Karl d. Gr. bis Maximilian» (Berl. 1872). Hieran schließen sich mehrere monographische Arbeiten zur deutschen Verfassungsgeschichte und Geschichte der deutschen Historiographie in den Schriften der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften. Auch hat er wesentlichen Anteil an der Schrift «Das Staats- und Erbrecht des Herzogtums Schleswig» (Kiel 1849). Mit Ratjen besorgte er die Herausgabe der «Nordalbingischen Studien» (6 Bde., Kiel 1844—51). Bei Ausbruch des letzten schlesw.-holstein. Kriegs veröffentlichte W. eine «Kurze schlesw.-holstein. Landesgeschichte» (Kiel 1864). Seit 1862 gab er, zuerst mit Häusser und Stälin, später mit Dümmler und Wegele, für die Historische Kommission in München die «Forschungen zur deutschen Geschichte» heraus. Im Herbst 1875 folgte er einem Rufe als Mitglied der Akademie der Wissenschaften nach Berlin, um die Stelle eines Vorsitzenden in der Centraldirektion der «Monumenta Germaniae» und die Leitung der Abteilung «Scriptores» zu übernehmen. Für diese hat er Reisen nach Italien, England, der Schweiz und Paris gemacht und besonders den Band «Scriptores rerum Langobardicarum et Italicarum saec. VI—IX» (Hannov. 1878) herausgegeben. Über andere Arbeiten und das ganze Unternehmen gibt das «Neue Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde» (Bd. 1—4, Hannov. 1876—79) Auskunft. W. starb 24. Mai 1886 in Berlin. Vgl. Steindorff, «Bibliographische Übersicht über Georg Waitz' Werke, Abhandlungen u.» (Götting. 1886).

Waitz (Theod.), namhafter Psycholog und Anthropolog, geb. 17. März 1821 zu Gotha, widmete sich zu Leipzig und Jena philol. und philos. Studien und sammelte auf einer Reise nach Frankreich und Italien das Material zu einer neuen und kritischen Ausgabe des «Organon» (2 Bde., Lpz. 1844—46) des Aristoteles. Nachdem er sich 1844 als Docent zu Marburg habilitiert, erhielt er 1848 eine außerord. Professur. Seine bedeutendsten Arbeiten sind: «Grundlegung der Psychologie» (Hamb. u. Gotha 1846), «Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft» (Braunschw. 1849) und «Allgemeine Pädagogik» (Braunschw. 1852). In denselben versuchte W. die Unhaltbarkeit der idealistischen Philosophien von Fichte, Schelling und Hegel nachzuweisen, und war zu gleicher Zeit bestrebt, die Psychologie zur Grundlage der gesamten Philosophie zu machen, um dadurch wieder an Kant anzuknüpfen. Während sich W. in diesem Hauptpunkte, sowie auch darin, daß er die Psychologie auf naturwissenschaftlich-anthropolog. Prinzipien gründete, von Herbart entfernte, schloß er sich doch in der Bearbeitung dieser Wissenschaft selbst demselben näher an. Bedeutendere Abweichung von Herbart zeigte W. in der Pädagogik. Frucht seiner anthropolog. und ethnogr. Studien war «Die Anthropologie der Naturvölker» (Bd. 1—4, Lpz. 1859—65; Bd. 5—6, herausg. von Gerland, 1867—71). Es ist dies sein eigentliches Hauptwerk. Außerdem veröffentlichte W. noch eine kleinere Arbeit über «Die Indianer Nordamerikas» (Lpz. 1864). Er starb 21. Mai 1864 zu Marburg.

Waitzen oder Waizen, ungar. Vácz, Stadt in dem ungar. Komitat Pest-Pilis-Solt, am linken Ufer der Donau und an der Linie Wien-Budapest der Österreichisch-Ungarischen Staatsbahnen, 34 km nördlich von der Hauptstadt Budapest, ist Sitz eines Stuhlrichteramts und seit 1075 eines kath. Bistums, hat eine schöne, nach der Peterskirche zu Rom erbaute Kathedrale, einen bischöfl. Palast mit vielen röm. und mittelalterlichen Denkmälern, ein Piaristenkollegium mit Gymnasium, ein Taubstummeninstitut und andere Wohlthätigkeitsanstalten, und zählt (1880, ohne Militär) 13 199 E., welche größtenteils Magyaren und röm. Katholiken sind, stark besuchte Viehmärkte unterhalten und bedeutenden Weinbau treiben. Hier erlitten 1597 die Türken eine Niederlage, und 27. Juni 1684 wurden diese von Herzog Karl von Lothringen geschlagen und die Stadt erobert. Einen neuen Aufschwung gewann die Stadt unter den Bischöfen Graf Karl Althann (1734—56) und Graf Christoph Migazzi (1762—86). Am 11. April 1849 fand hier ein Gefecht zwischen Ungarn und Österreichern statt, welche letztere den General Götz verloren, und 15., 16. und 17. Juli 1849 Gefechte der Ungarn unter Görgei gegen die Russen unter Saß.

Waizen, Getreide, s. Weizen.

Wajansi, die Bewohner von Ujansi (s. d.).

Wakami, die Bewohner von Ukami (s. d.).

Wakefield, Municipalstadt und Parlamentsborough in der engl. Grafschaft York, Hauptort des Westriding, in fruchtbarer Gegend, 43,7 km südwestlich von York, links am Calder gelegen, über den eine uralte Steinbrücke mit einer von Eduard IV. zur Erinnerung an den Tod seines Vaters erbauten Kapelle führt, ist Knotenpunkt der Eisenbahnen Great-Northern, Midland, Lancashire and Yorkshire, Manchester-Sheffield and Lincolnshire, ein sehr alter Ort, aber freundlich und im ganzen gut gebaut. Die schönsten Häuser stehen in der Vorstadt St.-Johns. W. zählt (1881) 30573 E., hat eine Grafschaftshalle, einen Gerichtshof, ein Zuchthaus, eine Markthalle und Kornbörse, ein Versorgungs- und ein Zufluchtshaus, eine got. Kirche mit 70 m hohem Turme, eine Lateinschule, ein Handwerkerinstitut und eine öffentliche Bibliothek. Der Ort ist ein Hauptsitz der Tuch- und Wollzeugfabrikation. Es bestehen Garnspinnereien, Färbereien, Eisengießereien, Schiffswerfte, Kohlengruben, Malz- und Seifefabriken, Vitriolwerke und Seilerbahnen, sowie ein ausgebreiteter Handel mit Wolle. Zugleich gilt W. als Getreide-, Vieh- und Kohlenmarkt der benachbarten Fabrikbezirke. Der Wakefieldkanal führt der Stadt besonders aus Norfolk und Lincolnshire zahlreiche Herden und Getreidevorräte zu. W. ist auch bekannt durch Goldsmiths (s. d.) Roman «The Vicar of Wakefield», sowie durch den hier 24. Dez. 1460 vom Grafen von Northumberland für die Königin Margarete über den Herzog von York erfochtenen Sieg, der letzterm das Leben kostete.

Wakenstedt, Schlachtort, s. u. Gadebusch.

Wakore, s. Mandingo.

Wakuf (die türk. Aussprache des arab. Wakf, Feststellung), in der Mehrzahl Ewkaf, ist eine den mohammed. Ländern eigentümliche Form gebundenen Eigentums, welches, in seiner Gesamtheit die Dotation der Religions- und Kultusanstalten ausmachend und dem freien Verkehr entzogen, mit der Toten Hand (s. d.) des Occidents verglichen werden kann, aber wegen der erbrechtlichen Übertragbarkeit des Besitzes und des für letztern zu entrichtenden Kanons an unsere Emphyteusis (s. d.) erinnert. Der Ursprung des mohammedanischen W. ist ein dreifacher. Begründet wurde er von den Eroberern, welche gleich nach der Besitzergreifung der Länder, in denen sie sich festsetzten, einen bedeutenden Teil der Liegenschaften, bis zu einem Drittel der Gesamtheit, aussonderten und damit die Moscheen und Kultusanstalten dotierten. Dazu kamen dann fromme Stiftungen sowohl der spätern Herrscher wie auch begüterter Unterthanen, als Lehranstalten, Bibliotheken, Bäder, Armenküchen, Siechenhäuser, Brunnen, neu errichtete Moscheen und die für den Unterhalt erforderlichen Dotationen. Außerdem traten hinzu eine Menge in Privatbesitz befindlicher Grundstücke, deren Eigentümer sie unter Erlegung von 10—15 Proz. vom Taxwerte als Wakufgut anerkennen ließen, um sie sodann gegen einen unbedeutenden Jahreszins als Erblehn weiter zu besitzen. Sowohl die Überzeugung von der Gottwohlgefälligkeit der Wakufstiftung, wie auch der Wunsch, das liegende Eigentum vor der Konfiskation zu schützen und überhaupt es der Familie zu bewahren, besonders auch seine Veräußerung an Nichtmohammedaner zu erschweren, bewog die Privatleute zu diesen Opfern, welche dem Wakufgebiete allmählich eine ungeheuere Ausdehnung gaben. Die Angelegenheiten der Stiftungsgüter unterstehen einem besondern Ministerium, welches den Namen Ewkaf-Nazareti führt und die Kompetenz der gewöhnlichen Gerichte ausschließt. Betreffs ihrer Verwaltung durch einen aus der Zahl der Berechtigten von der Behörde zu bestimmenden Vorsteher, den Mutewelli, nicht minder betreffs ihrer Veräußerung, die meist nur mittels jurist. Fiktion möglich ist, ihrer Vererbung, die nur von Eltern auf Kinder gestattet wird, bestehen gesetzliche Vorschriften, die den Wert dieser Grundstücke gegenüber dem Mülk, dem freien Eigentum, sehr herabdrücken und auf der Entwickelung von Handel und Verkehr schwer lasten. Die Säkularisierung des W. ist eins der schwierigsten Probleme des türk. Staatsrechts.

Wal (oder Walu) bezeichnet im Germanischen die im Kampfe Gefallenen; dann auch Schlachtfeld, Kampfplatz. Die eigentliche Bedeutung ist wohl Umsturz, Umsturzstätte. Selten kommt das Wort W. allein vor, häufig in Zusammensetzungen, wie Walstatt, Walkyre, Walhalla, Walpurga u. a.

Wal, Wale, s. Waltiere.

Wal (Jan de), niederländ. Jurist, geb. 3. April 1816 zu Franeker, studierte in Gröningen, wurde 1848 Generalsekretär im Ministerium des Innern und bald darauf Professor der Rechte an der Universität Leiden. Hier lehrte er bis 1870, wo er Präsident der Staatskommission für Strafgesetzgebung im Haag wurde. Er schrieb: «Aanteekeningen en bedenkingen op het outwerp van het wetboek van strafregt» (Assen 1839), «Bydragen tot de geschiedenis en oudheden van Drenthe» (Gröningen 1842), «Het Nederlandsche handelsregt» (3 Bde., Leid. 1851—69). In Deutschland ist er hauptsächlich bekannt durch die von Stintzing herausgegebenen «Beiträge zur Litteraturgeschichte des Civilprozesses» (Erlangen 1866).

Walachei, das südwestlichste der zum Königreich Rumänien (s. d.) vereinigten Länder Moldau, W. und Dobrudscha, wird im W. durch die Karpaten gegen Siebenbürgen begrenzt, im N. teils durch dieselben, teils durch den Fluß Milcow gegen die Moldau, im O., S. und SW. durch die Donau gegen die Dobrudscha, Bulgarien und Serbien, umfaßt 73250 qkm und zählt über 2½ Mill. E. Ihre Vorgeschichte bis ins 13. Jahrh. hat die W. mit der Moldau gemein. Über einen Teil der W. herrschte 1215 der aus Siebenbürgen eingewanderte angebliche Herzog von Fogaras, Radu Negru, zu dessen Reich sich im 13. Jahrh. das ganze übrige Land gesellte. Von 1383 bis 1419 regierte Mircea I., der sich Verdienste um die administrative Organisation des Landes erwarb. Den von seinem Bruder übernommenen türk.-bulgar. Krieg setzte er mit solchem Nachdruck fort, daß er die Dobrudscha eroberte und bis vor Adrianopel vordrang. Allein die Macht der Türken wuchs, die Festungen am rechten Donau-Ufer kamen in ihre Hände, Allianzversuche mit Polen scheiterten, und Mircea sah sich gezwungen, 1391 die erste sog. Kapitulation mit Sultan Bajazet einzugehen. Die zweite und letzte wurde von Vlad II. mit Mohammed II. 1460 abgeschlossen. Diese Staatsverträge bildeten bis 1878 die Norm des Verhältnisses der Donaufürstentümer zur Türkei, auf welche sich alle Verträge bis zur Pariser Konvention von 1858 beziehen. In ihnen ward die Unabhängigkeit und territoriale

Integrität der W. anerkannt, die Freiheit, sich nach eigenen Gesetzen ohne jede Einmischung der Türkei zu regieren, und das Recht des Fürsten auf Leben und Tod seiner Unterthanen. Den Türken war Aufenthalt im Lande, sogar Durchgang durch dasselbe untersagt. Dagegen hatte die Türkei den im Lande gewählten Fürsten zu bestätigen und erhielt einen jährlichen Tribut. Gegen Ende des 16. Jahrh. (1593—1601) fiel die Regierung Michaels des Tapfern, der die Moldau, W. und Siebenbürgen vereinigte. Seine Nachfolger waren weit weniger bedeutend. Wichtig wurde Matthias Bassarab (1633—54) durch Wiedereinführung der Nationalsprache in die Kirche, in der bis dahin in slaw. Sprache der Gottesdienst abgehalten worden war. Nach 1688, wo Konstantin Brancovanu noch von der Nation selbst zum Fürsten gewählt und von der Türkei bloß anerkannt wurde, beginnt eine systematische Verletzung der Kapitulationen von seiten der Pforte. Anderthalb Jahrhunderte hindurch werden nun die walach. Fürsten direkt von der Pforte ernannt, anfangs Rumänen, später 1716—1821 Griechen aus dem Phanar von Konstantinopel. Veranlassung zu diesen Vertragsverletzungen gab der Versuch der einheimischen Fürsten, sich mit westl. Mächten und Rußland gegen die Türkei zu alliieren. Außerdem korrumpierten die innern Umtriebe, welche seit Aufhören der Erblichkeit des Throns bei jeder Fürstenwahl das Land in Aufregung versetzten, den Nationalsinn. Vernichtung jeder nationalen Kultur, Ausbeutung des Bauern durch eine verdorbene Bojarenklasse als Amtsadel, Mangel an richtiger Verwaltung und industrieller Regsamkeit waren die Folgen dieses unmittelbaren Eingreifens der Türkei in die Geschicke jener Länder. Die wirkliche Herrschaft der Phanarioten erstreckte sich auf 94 Jahre, während welcher in der W. 36 Fürsten herrschten. Jeder derselben brachte beim Regierungsantritt eine Anzahl Griechen aus Konstantinopel mit, welche die besten Ämter erhielten, nach und nach mit alten Bojarenfamilien in verwandtschaftliche Beziehungen traten und endlich die Vernichtung jedes volkstümlichen Geistes in den höhern Klassen herbeiführten. Bei solchem Zustande der regierenden Klasse wurde es Rußland desto leichter, Einfluß zu gewinnen, und während die Pforte versuchte, sich auch auf dem linken Donauufer festzusetzen, erzwang sich Rußland zuerst im Vertrage von Kutschuk-Kainardschi 1774 offiziellen Einfluß auf die Donaufürstentümer und 1812 die Abtretung Bessarabiens.

Seitdem begann das Wiederaufleben des nationalen Geistes, veranlaßt durch eine ausschließlich geistige Bewegung. Schon früher war unter den Rumänen im österr. Siebenbürgen, namentlich durch den zu Rom im Institut de propaganda fide gebildeten Sincai, dann durch Micul und Petru Maior, Sinn für Geschichte und Volksbewußtsein erwacht. In der Schule und durch die Anregung dieser Männer gebildet, siedelten einige siebenbürg. Rumänen nach der W. und der Moldau über, in der W. vorerst Lazar, später Laurianu, Johann Maiorescu u. a., welche die ersten Vermittler zwischen diesem Lande und der westl. Bildung wurden. Eine Wirkung des neuen Geistes offenbarte sich sofort in der Insurrektion des Theodor Vladimirescu, veranlaßt durch die 1821 zum Ausbruch gekommene Bewegung der Hetärie. Solange es sich um Abwehr der türk. Übergriffe in die Regierung der W. handelte, konnte Vladimirescu mit der Hetärie zusammengehen. Als aber die Griechen und mit ihnen Rußland Miene machten, sich an die Stelle der Türken zu setzen, erklärte er wiederholt der Pforte, daß er nur zu Gunsten der alten Kapitulationen kämpfe. Allein von allen Seiten mißtrauisch behandelt, starb er eines gewaltsamen Todes. Eine Folge der ganzen Bewegung war es, daß die Türkei 1822 zum ersten mal wieder einen Rumänen auf den Thron erhob. Der Vertrag von Adrianopel 1829 stellte die alten Kapitulationen wieder her, jedoch mit der Bestimmung, daß Rußland das Mitprotektorat übernahm. Zugleich wurde unter dem Vorsitz des russ. Konsuls Mietzaki durch Spezialkommissarien im Lande selbst eine Staatsverfassung (das sog. organische Reglement) ausgearbeitet und noch durch die Russen unter der provisorischen Regierung des Grafen Kisselew eingeführt. Nach Ablauf derselben erfolgte 1834 die Ernennung des Alexander Ghika direkt von den Schutzmächten zum Fürsten der W., obgleich die neue Verfassung die Wahl durch den einheimischen Landtag vorsah. Seitdem strebte das Land nach vollständiger Selbständigkeit. Das erste Anzeichen davon war das allmähliche Auftauchen polit. und litterarischer Zeitschriften, sodann der Beginn einer nationalen Litteratur, welche, so geringfügig auch ihr absoluter Wert, für die damaligen Zeitumstände doch eine nachhaltige Wirkung ausübte. Vor allem wichtig aber zeigte sich das jetzt beginnende Hinausströmen der jungen Männer nach den ausländischen Universitäten, vorzüglich Frankreichs und Deutschlands.

Diesem unerwartet aufkeimenden Leben gegenüber trat Rußland in rücksichtsloser Schärfe mit seinen Unterwerfungsabsichten hervor. In stürmischer Opposition erhob sich 1837—38 der walach. Landtag dagegen, geführt vom Obersten Campinian. Letzterer wurde eingekerkert, während Fürst Ghika, als der Bewegung nicht gewachsen, durch die beiden Schutzmächte abgesetzt und an dessen Stelle Fürst G. Bibescu im Lande selbst gewählt ward. Der russ. Einfluß gestaltete sich immer drückender. Der sonst aufgeklärte Bibescu erließ 1847 eine Verfügung, daß in den Gymnasien und höhern Lehranstalten die rumän. Sprache durch die französische ersetzt werden sollte. Unter solchen Verhältnissen brachten die revolutionären Umwälzungen des J. 1848 auch in der W. eine mächtige Wirkung hervor. Im Juni dieses Jahres mußte Bibescu fliehen. Heliade, Golescu und Tell bildeten eine provisorische Regierung; neben ihnen waren Bratianu, C. Rosetti u. a. von Einfluß. Aber russ. und türk. Truppen unterdrückten die Bewegung. Durch den Sened von Balta-Liman 1849 wurde die Landtagsverfassung auf sieben Jahre suspendiert und für eben diese Zeit B. Stirbei, Bruder des vorigen Fürsten, direkt zum Fürsten ernannt. Stirbei war im Geiste der neuen Zeit erzogen, speziell ein Schüler Guizots, und zeichnete sich durch eine tüchtige Verwaltung aus. Nur konnte man ihm im Lande den Ursprung seiner Macht nicht verzeihen. Die hergestellte Ordnung, namentlich der Finanzen, ward wieder gestört durch den Ausbruch des Orientkriegs. Stirbei trat zurück. Es erfolgte die Ernennung des Alexander Ghika zum provisorischen Statthalter, und nach ihm kam eine provisorische Regierung von drei Mitgliedern, mit der Aufgabe, der Pariser Kon-

vention vom 19. Aug. 1858 gemäß das neue Wahlgesetz einzuführen und die neue Fürstenwahl zu leiten. Aus diesem Akt ging der auch in der Moldau gewählte Oberst Alexander Johann Cusa (s. d.) 24. Jan. (5. Febr.) 1859 als Herrscher der nunmehr faktisch vereinigten Fürstentümer Moldau und W. hervor. Über die weitere Geschichte und die Statistik s. Rumänien.

Vgl. Maiorescu, «Moldau und W.» in Rotteck und Welckers «Staats-Lexikon» (3. Aufl., Bd. 10, Lpz. 1864); Neigebaur, «Die Donaufürstentümer» (3 Hefte, Bresl. 1854—56); Kremnitz, «Rumän. Skizzen» (Bukarest 1877); für die Vorgeschichte namentlich Engels «Geschichte der Moldau und W.» (2 Bde., Halle 1804); Rösler, «Rumän. Studien» (Lpz. 1871); Jung, «Römer und Romanen» (Innsbr. 1877).

Walachen, s. Rumänen.

Walachisch-Meseritsch, Stadt im östl. Mähren, an der Betschwa, Station der Lokalbahn Mährisch-Weißkirchen-Wsetin, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, zählt (1880) 3328 E. slaw. Zunge, die neben den städtischen Gewerben sich größtenteils mit Ackerbau befassen. Der Name walachisch bezieht sich auf den ganzen, die mähr. Walachei genannten Landesteil, wobei die Nationalität der slaw. Bevölkerung ins Auge gefaßt wurde. Die Stadt hat ein Staatsgymnasium mit slaw. Unterrichtssprache, eine Gewerbeschule und eine Fachzeichnungs- und Modellierschule. Das getürmte Rathaus auf dem von Lauben umgebenen Marktplatz und das Schloß sind sehenswerte Gebäude. Der Stadt gegenüber, am rechten Ufer der Betschwa, liegt der Markt Krasna mit Schloß und (1880) 2106 E.

Walachisch-Orawitza, Dorf bei Deutsch-Orawitza (s. d.). — **Walachisch-Szászka,** Dorf bei Deutsch-Szászka (s. d.).

Walafried, Strabo oder Strabus genannt, d. h. der Schielende, seit 842 Abt des Klosters Reichenau, machte sich um die dortige Schule sehr verdient und starb daselbst 849. Am bekanntesten ist er durch seine «Glossa ordinaria», die durch das ganze Mittelalter als gewichtige Autorität benutzte kurze Erklärung der Bibel; außerdem verfaßte er zahlreiche lat. Gedichte, meistens auf Heilige und Kirchenfeste.

Walákra, Steinkohlenwerk bei Helsingborg.

Walch, Grasgattung, s. Aegilops.

Walch (Joh. Georg), prot. Theolog, geb. zu Meiningen 17. Juni 1693, studierte in Leipzig und Jena, wurde an letzterer Universität nacheinander Professor der Philosophie, Beredsamkeit und Dichtkunst, 1721 der Theologie, 1754 Kirchenrat und starb 13. Jan. 1775. Bekannt sind besonders seine «Theologia patristica» (Jena 1770; neu herausg. von Danz, 1834), das «Philos. Lexikon» (2 Bde., Lpz. 1726; 4. Aufl. 1775) und die «Einleitung in die theol. Wissenschaften» (Jena 1747; 2. Aufl. 1753). Vgl. Chr. W. Walch, «Leben und Charakter des Dr. W.» (Jena 1774).

Johann Ernst Immanuel W., des vorigen Sohn, geb. 1725 zu Jena, seit 1759 Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst, gest. 1778, war ein berühmter Mineralog und im Besitz einer der reichsten mineral. Sammlungen.

Christian Wilhelm Franz W., Bruder des vorigen, geb. 1726 in Jena, 1750 Professor der Philosophie in Jena, 1753 Professor der Philosophie und 1754 der Theologie in Göttingen, gest. daselbst 1784, machte sich durch seine kirchenhistor. Schriften bekannt, durch die «Historia Adoptianorum» (Lpz. 1755), die «Historia Patropaschitarum» (Lpz. 1760) und namentlich durch den «Entwurf einer vollständigen Historie der Ketzereien» (11 Bde., Lpz. 1762—85), worin er mit der Vorliebe eines Henkers den sog. Ketzern den Prozeß macht.

Karl Friedrich W., Bruder des vorigen, geb. 1734, gest. als Professor der Rechte in Jena 1799, schrieb: «Introductio in controversias juris civilis recentioris» (8 Bde., Jena 1771; 3. Aufl. 1790), «Beiträge zu dem deutschen Rechte» (Jena 1771—93) und «Grundriß der Geschichte aller in Deutschland geltenden Rechte» (Lpz. 1780).

Georg Ludwig W., der Sohn des letztern, geb. zu Jena 8. Mai 1785, studierte daselbst und ward 1805 an der dasigen Universitätsbibliothek angestellt. Von 1811 bis 1825 war er Professor am Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin. Im J. 1830 wurde er Professor der alten Sprachen in Greifswald, wo er 20. Jan. 1838 starb. Er besorgte geschätzte Ausgaben von Tacitus' «Agricola» (Berl. 1828) und «Germania» (Berl. 1828).

Walchensee, Alpensee im bayr. Regierungsbezirk Oberbayern, Bezirksamt Tölz, 835 m über dem Meere, bis 196 m tief, ist rings von Hochwald und Vorbergen der Alpen eingeschlossen, hat 26 km Umfang und ist sehr fischreich. An ihm liegt nur das kleine Dorf W., auf dem Westufer, mit 40 E. und kath. Pfarrkirche, und einige unbedeutende Weiler. Durch die Jachenau fließt sein Wasser links der Isar zu.

Walchéren, die 22 km lange, bis 18 km breite westlichste und wichtigste der Inseln der niederländ. Provinz Zeeland, zwischen den beiden Mündungen der Schelde und der Nordsee gelegen, ist in vier Teile (Uitwateringen) geteilt, die nach den vier Himmelsgegenden benannt sind und gegen das Meer durch Deichbau verwahrt werden, während auf einer Seite Dünen und Sandhügel gegen die eindringenden Fluten sie schützen. Die Insel ist eben, durchaus mit einer fetten Dammerde bedeckt, liefert den schönsten Weizen, besonders gute Färberröte, vorzügliche Gartenfrüchte und ernährt auf ihren ausgezeichneten Wiesen herrliche Rindviehherden. Auch treiben die Bewohner bedeutende Fischerei. Die Hauptstadt ist Middelburg, der Hafen liegt bei der Festung Vliessingen (s. d.). Bekannt ist die Insel durch die brit. Expedition 1809, wo 30. Juli 50000 Mann landeten, die Festung Vliessingen zerstörten und dann zurückkehrten.

Walck., bei naturhistor. Namen Abkürzung für Charles Athanase, Baron Walckenaer (s. d.).

Walckenaer (Charles Athanase, Baron), franz. Gelehrter, geb. 25. Dez. 1771 zu Paris, emigrierte während der Revolution nach Schottland, wurde 1816 einer der Maires von Paris, 1817 Generalsekretär der Präfektur der Seine und 1826 Präfekt von Nièvre. Im J. 1830 trat er aus dem Staatsdienst und lebte zu Paris, wo er 28. April 1852 starb. In der letzten Zeit seines Lebens bekleidete er das Amt eines Conservateur-Adjoint der großen Bibliothek in der Sektion für geogr. Karten; seit 1840 fungierte er als beständiger Sekretär der Akademie der Inschriften, in die er bereits 1815 aufgenommen worden war. Geschätzt sind von seinen naturhistor. Arbeiten besonders die «Faune Parisienne» («Insectes», 2 Bde., Par. 1805), die

«Histoire naturelle des aranéides» (Heft 1—5, Par. 1805 fg.) und die «Histoire naturelle des insectes» (3 Bde., Par. 1836). Dasselbe gilt von mehrern seiner geogr. Werke, wie besonders «Le monde maritime» (4 Bde., Par. 1818; 12 Bde., 1819), «Histoire générale des voyages» (21 Bde., Par. 1826—31) und vor allem von «Géographie ancienne des Gaules» (3 Bde., Par. 1839; 2 Bde., 1862). Daran schließen sich auf dem biographischen Gebiet unter anderm «Histoire de la vie et des ouvrages de Lafontaine» (Par. 1820; 3. Aufl. 1824), «Histoire de la vie et des poésies d'Horace» (2 Bde., Par. 1840), «Recueil de notices historiques sur la vie et les ouvrages de membres décédés de l'Académie des Inscriptions» (Par. 1850) und die «Mémoires touchants la vie et les écrits de la Marquise de Sévigné» (5 Bde., Par. 1842—52). Viele Abhandlungen, Éloges und Gelegenheitsreden von W. sind in den «Mémoires» des Instituts abgedruckt.

Walcker (Eberhard Friedr.), Orgelbauer, geb. 3. Juli 1794 zu Cannstatt in Württemberg, erlernte die Orgelbaukunst bei seinem Vater und gründete später selbst eine Orgelbauanstalt. Die Orgelbaukunst verdankt ihm zahlreiche und bedeutende Verbesserungen sowohl am Regierwerk, Gebläse als am Pfeifenwerk und an den Windladen; auch der Crescendo- und Decrescendotritt für das volle Werk ist W.s Erfindung. W. siedelte 1820 nach Ludwigsburg über; 1824 erbaute er die Orgel in der Garnisonkirche zu Stuttgart, 1833 die Orgel in der Paulskirche in Frankfurt a. M. mit 74 Registern, 1836 eine Orgel von 65 Stimmen in Petersburg in der St. Petrikirche. Im J. 1842 konstruierte er neue Windladen, die er Kegelladen nannte. Bei Erweiterung seines Geschäfts traten 1854 seine beiden ältesten Söhne Heinrich (geb. 10. Okt. 1828) und Friedrich (geb. 17. Sept. 1829) bei ihm ein und seine Firma war nun Walcker u. Comp. Nach dem Tode des Vaters, 4. Okt. 1872, traten zunächst der dritte Sohn Karl (geb. 6. März 1845), später auch die andern Söhne Paul (geb. 31. Mai 1846) und Eberhard (geb. 8. April 1850) in das Geschäft. Das größte Werk, das aus der Werkstätte dieser Firma hervorging, ist die 1884 fertig gewordene Orgel im Dom zu Riga mit 124 Stimmen, 5 Manualen, 2 Pedalen. Ferner sind zu nennen: die Orgel im ulmer Münster mit 100, in der Musikhalle zu Boston mit 86, im Gewandhause zu Leipzig mit 51, in der Petrikirche zu Hamburg mit 61, im Stephansdom zu Wien mit 90 Stimmen.

Walcourt, sehr altes Dorf im Bezirk Philippeville der belg. Provinz Namur, Station der Linien Charleroi-Vireux, W.-Morialme und W.-Clorennes der Belgischen Grand-Centralbahn, an der Eau-d'Heure (Nebenfluß der Sambre), mit 1600 E. und schöner roman. Martinskirche (Wallfahrtsort), Eisenbetrieb und Steinbrüchen.

Wald wird jede mit Holzgewächsen bestandene größere Fläche genannt. Die Benutzung der Wälder für die wirtschaftlichen Zwecke der Menschen ist so alt als das Menschengeschlecht selbst. Diese Zwecke sind zeitlich und örtlich verschieden, je nachdem durch das Klima die Bedürfnisse der Menschen sehr verschieden modifiziert werden und je nach der Kulturstufe der Völker. Unter den Tropen wird noch jetzt der W. für wenig mehr geachtet als für den Aufenthalt wilder Tiere, obwohl die Fruchtbäume in ihm wesentlich zur Ernährung der Bewohner beitragen. Der nordamerik. Wilde betrachtet ihn, ebenso wie unsere alten deutschen Vorfahren, als ein Jagdrevier. Der civilisierte Europäer achtet den W. hoch, weil ihm seine Produkte unentbehrlich geworden sind und weil er die Einwirkung des W. auf das Klima, die Gesundheit, Wohnlichkeit und Fruchtbarkeit des Landes kennt. Die Erkenntnis dieser Thatsachen verschaffte dem W. in neuester Zeit eingehende Beachtung auch in Nordamerika und in Britisch-Indien. Die Natur hat die Waldungen ohne menschliche Beihilfe erzeugt, würde sie auch als Urwald (s. d.) in denselben jedem Boden, Klima und jeder Lage entsprechenden Baumgeschlechtern forterhalten, wenn sie sich selbst überlassen blieben. Mit dem Wachsen der Bevölkerung muß der W. immer mehr schwinden, weil die Erhaltung zahlreicherer Volksmassen eine ausgedehntere Benutzung des Grund und Bodens für die Zwecke des Ackerbaues verlangt. Ausrodungen sind die nächste Folge davon. Aber auch der W. selbst wird mehr und mehr in Anspruch genommen, er muß bei einem ackerbauenden und industriellen Volke durch seine Rohstoffe an Brenn- und Nutzholz, durch die Beweidung, durch Entnahme von Dungstoff u. s. w. einen reichlichen Beitrag zur Erhaltung der menschlichen Existenz geben. Dadurch wird die Natur in ihrer freiern Wirkung gestört, die natürliche Fortpflanzung der Wälder gefährdet, die Waldmasse vermindert, der Waldzustand verschlechtert, der W. mehr und mehr auf die weniger fruchtbaren Örtlichkeiten zurückgedrängt.

Die erste Folge des größern Angriffs der Menschen auf die Wälder ist eine allmähliche Veränderung der Holzarten, indem, wie sich das fast in ganz Europa herausgestellt hat, die Laubhölzer, wie Eichen, Buchen, Rüstern u. s. w., welche zu ihrem gedeihlichen Wachsen eine größere Bodenkraft erfordern, den genügsamern Nadelhölzern Platz machen. Die Fichte hat im Gebirge, die Kiefer in der Ebene die Oberhand erhalten. Die zweite wichtige Folge der Eingriffe der Menschen in die Wälder ist, daß die große und wichtige Funktion, welche sie im Haushalt der Natur haben, gestört wird. Sie sollen das Gleichgewicht der Wärme und der Feuchtigkeit in der Temperatur vermitteln, die Bäche und Flüsse mit Wasser speisen, Schutz gegen die versengende Sonnenhitze gewähren, Stürme brechen, Sturzfluten, Lawinen, Schnee- und Sandtreiben aufhalten und unschädlich machen. Mit der Abnahme oder dem Verschwinden der Wälder zeigen sich in den Ländern aller Zonen die Folgen der Verschlechterung des Klimas, Wasserarmut der Flüsse, Unfruchtbarkeit u. s. w. Palästina, welches in alten Zeiten eine zahlreiche Volksmasse nährte, kann jetzt kaum eine sehr spärliche Bevölkerung erhalten, weil es keine Wälder mehr hat; die Flüsse Griechenlands und Spaniens sind teilweise versiegt. Die Wälder der Hochalpen wurden durch die Hand des Menschen, durch Weidevieh vielfach zerstört, häufigere und furchtbarere Sturmfluten und Geröllüberschüttungen verheeren seitdem die Thalgründe. Auch in Skandinavien, Rußland u. s. w. treten mit der Zerstörung der Wälder ähnliche Nachteile hervor. Die Erkenntnis der letztern, das Steigen der Holzpreise führte nicht bloß allmählich zu einer bessern Forstwirtschaft, sondern auch zu dem Verlangen, die Waldungen unter besondern Schutz des Staats zu stellen. (S. Forstpolizei.) In Europa nimmt jetzt der Wald

ungefähr reichlich ein Viertel der Bodenfläche ein, die Verteilung desselben ist jedoch in den verschiedenen Ländern eine sehr verschiedene, und die darüber veröffentlichten statist. Angaben sind meist sehr unsicher. Ein ganz vergebliches Bemühen ist es, eine bestimmte Normalziffer für die Bewaldung einzelner Länder feststellen zu wollen. (Hierzu die Tafeln: Laubhölzer. Waldbäume I, II, III, Bd. X, S. 843, und Nadelhölzer. Waldbäume IV, Bd. XII, S. 44.)

Außer der unter Forstpolizei und unter Waldbau angegebenen Litteratur vgl. Roßmäßler, «Der W.» (3. Aufl. von Willkomm, Lpz. 1881); Ebermayer, «Die physik. Einwirkungen des W. auf Luft und Boden und seine klimatologische und hygienische Bedeutung» (Aschaffenb. 1873); Andree und Peschel, «Physik.-statist. Atlas des Deutschen Reichs» (Lpz. 1876); «Die Bodenkultur des Deutschen Reichs» (herausg. vom kaiserl. Statistischen Amt, Berl. 1881).

Wald, Stadt in der preuß. Rheinprovinz, Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Solingen, 3,5 km im WNW. von Solingen, zählt (1885) 2822, als Gemeinde mit über 70 kleinen Wohnplätzen 9882 meist prot. E. und hat eine evang. und eine kath. Pfarrkirche, eine höhere Lehranstalt, einen Steinbruch, eine Ziegelei, fünf Fabriken für Schirme und Schirmgarnituren, vier für Stahlbügel, drei für Bruchbandfedern, eine für Maschinen und viel Eisen- und Stahlwarenerzeugung, besonders von Messern, Gabeln und Scheren. W. wurde 1856 zur Stadt erhoben.

Wald, großes stattliches Pfarrdorf im Bezirk Hinweil des schweiz. Kantons Zürich, liegt 616 m über dem Meere, 9 km nordöstlich von Rapperswyl im Thal der Jona am Fuße des aussichtsreichen Bachtel (1119 m), an der Tößthalbahn und zählt (1880) 6048 meist reform. E., deren Haupterwerbsquellen neben Ackerbau und Viehzucht die Maschinenfabrikation, die Seiden- und die Baumwollindustrie und die Stickerei sind.

Waldai, Stadt im russ. Gouvernement Nowgorod, in dem nach ihr benannten Waldaigebirge (s. d.), auf der Höhe des Plateau, an der Eisenbahn Petersburg-Moskau und am 24 km langen und 9 km breiten Waldaisee, auf dessen einer Insel das alte, vom Patriarchen Nikon erbaute Iwerskikloster liegt, zählt (1882) 4445 E., hat sechs Kirchen, eine Kreisschule und mehrere Fabriken, worunter drei Glockengießereien. Die hiesigen Kringeln, Baraschki (Schäfchen) genannt, ein Gebäck aus Weizenmehl, sowie die waldaischen Glocken sind im ganzen Reiche berühmt.

Waldaigebirge oder Wolokonskiwald, bei den Alten Mons Alaunus, ist die höchste, quellenreiche Erhebung des Bodens im Innern des europ. Rußland, welcher die Wolga, der Dnjepr, die Düna und unzählige kleinere Flüsse ihren Ursprung verdanken. Das Gebirge besteht aus flachen, meist bewaldeten Bergrücken, zu denen sich bei der Stadt Waldai (s. d.), wo es im Popowa Gora seine höchste Erhebung (351 m) erreicht, eine Reihe zum Teil steilerer Hügelgruppen gesellt, zwischen denen viele enge Thäler und Klüfte sich befinden. Im engern Sinne bezeichnet man mit W. die Wasserscheide zwischen den Flüssen Ilmen und Wolga, die sich kaum merkbar über die sie umgebende Ebene erhebt. Im weitern Sinne wird W. gleichbedeutend mit dem Wolokonskiwald genommen und bezeichnet dann eine 370 km lange, 90 km breite Landerhebung. Das Gebirge ist reich an Kalk- und Sandstein, Schiefer, Vitriol, Eisen und Steinkohlen, daher auch an vielen Orten bergmännischer Betrieb stattfindet; der südl. Teil enthält viele merkwürdige Versteinerungen. Das ganze Gebirge ist mit Tannenwäldern und Torfmooren bedeckt.

Waldameise, rote (Formica rufa, Tafel: Insekten IV, Fig. 15, vergrößerte Arbeiterin), eine der häufigsten europ. Ameisen, die in lichten Waldungen, namentlich in Nadelhölzern, die bekannten, oft sehr großen, aus Baumnadeln und allerlei Genist bestehenden Bauten in Gestalt von niedrig-kegelförmigen Haufen anlegt. Die 9 mm langen Männchen sind schwarz, die ebenso langen Weibchen und die sehr verschieden großen (4 bis 7 mm) Arbeiterinnen größtenteils rot. Ihre Puppen sind es, die unter dem Namen von Ameiseneiern als Vogelfutter in den Handel kommen; auch gewinnt man von der W. den Ameisenspiritus (s. d.), jedoch liegt ihr größter Nutzen in dem, was sie im Vertilgen schädlicher Insekten leisten.

Waldarfer (Christoph), auch Valdarfer, Valdarpher, Valdafer und Valdorfer genannt, aus Regensburg, nimmt unter den Deutschen, welche im 15. Jahrh. die Buchdruckerkunst in Italien einführten und verbreiteten, eine hohe Stelle ein. Er erscheint zuerst 1470—72 in Venedig thätig. Seine dort von ihm erschienenen Drucke zeichnen sich ebenso durch Eleganz als durch Korrektheit aus, für welche letztere Eigenschaft namentlich sein Freund Ludovico Carbone sorgte, welcher sich durch sorgfältige Vergleichung guter Handschriften um die Texte verdient machte. Außer Ciceros «Orationes» von 1471 verdankt man ihm die datierte Princeps von Boccaccios «Decamerone». Dieselbe erschien ebenfalls 1471, und es ist davon nur Ein komplettes Exemplar bekannt. Der Marquis von Blandford, nachheriger Herzog von Marlborough, steigerte dies Exemplar in der Roxburghschen Auktion zu London 1812 gegen Lord Spencer zu 2260 Pfd. St. Dasselbe Exemplar brachte jedoch 1819, wo es wieder versteigert wurde, nur 918 Pfd. St. Gegen 1474 ließ sich W. in Mailand nieder, wo er bis 1488 eine Reihe von Drucken lieferte, die zu den schönsten jener Zeit gehören, z. B. des Ambrosius «Opera» (1474), des Justinus «Historiae» (1476).

Waldau (Max), Pseudonym von Richard Georg Spiller von Hauenschild (s. d.).

Waldbau (Waldbaulehre), ein Teil der Forstwissenschaft, umfaßt die durch Erfahrung und Wissenschaft gewonnenen Grundsätze und Regeln zur An- und Nachzucht des Holzes und der Nebenprodukte des Waldes. Als Hauptaufgaben fallen ihm zu Bestandesgründung, Pflege und Schutz des Waldes. Vgl. C. Heyer, «Der W. oder die Forstproduktenzucht» (3. Aufl., von G. Heyer, Lpz. 1878); H. Cotta, «Anweisung zum W.» (Dresd. 1817; 9. Aufl., von H. von Cotta, Lpz. 1865); Burckhardt, «Säen und Pflanzen» (5. Aufl., Hannov. 1880); Gayer, «Der W.» (2. Aufl., Berl. 1882).

Waldbauschulen, s. Försterschulen.

Waldbrand nennt man sowohl das Brennen der Bodendecke (trockenes Gras, Moos, Laub, Heide u. dgl.) als auch das der Bäume. Ersteres, das Lauffeuer oder Bodenfeuer, geht rasch über den Boden fort; letzteres, das Wipfelfeuer, greift die Bäume selbst an, verbreitet sich durch die Kronen derselben und wird in Nadelholzwäldern oft

sehr gefährlich. Selten verbrennen die Bäume, aber sie werden sofort getötet oder in ihren Lebensfunktionen so gestört, daß sie absterben. Vorbeugend macht man in Nadelholzforsten gerade, 10 bis 20 m breite Aufhauungen, Feuergestelle, begrenzt dieselben gern mit Laubhölzern; längs der Eisenbahnen läßt man mehr oder weniger breite Schutzstreifen unangebaut oder bringt sie mit Laubhölzern in Bestand; wesentlich ist dabei das Reinhalten dieser Streifen von gefährlicher Bodendecke. Von höchster Bedeutung zur Verminderung der Gefahr ist eine gute Forsteinrichtung, welche dafür sorgt, daß nicht zu große, gleichalterige Bestandkomplexe erzogen werden, sondern ein entsprechender Wechsel der Altersklassen stattfindet. Lauffeuer werden gelöscht, indem man die Bodendecken in 3—4 m breiten Streifen wegräumen und an denselben das Feuer mit Zweigen ausschlagen läßt. Wipfelfeuer kann man nur durch Aufhauen hinlänglich breiter Bestandstreifen bekämpfen. In verzweifelten Fällen sucht man wohl auch durch sog. Gegenfeuer dem Brande zu begegnen, indem man in der Gegend, wohin das Feuer durch den Wind getrieben wird, die Bodendecke u. s. w. schnell durch Anzünden vieler Feuer zerstören läßt, um so dem W. die Nahrung zum weitern Umsichgreifen zu entziehen. Waldbrände entstehen durch Blitz, Bosheit oder Nachlässigkeit, namentlich durch Fahrlässigkeit beim Cigarrenrauchen u. dgl., in neuester Zeit sehr oft durch den Eisenbahnbetrieb. Torfboden brennt oft im Innern. Man nennt dies Erdfeuer, welches nur durch Umziehen mit bis zur Sohle gestochenen Gräben bekämpft werden kann.

Waldburg, ein aus den ehemals reichsunmittelbaren Besitzungen der Grafen von Waldburg 1803 gebildetes Fürstentum in Schwaben, zwischen Donau und Iller, das durch die Rheinbundsakte unter württemb. und nur in Hinsicht eines Teils der Grafschaft Trauchburg unter bayr. Landeshoheit kam, besteht aus der Grafschaft Zeil und der Herrschaft Wurzach, beide im Algau, den Grafschaften Wolfegg und Trauchburg, den Herrschaften W. mit dem Stammschlosse gleichen Namens, Waldsee und Moorstetten. Das Fürstentum umfaßt 745 qkm. Einzelne Glieder der Familie führten schon seit dem 11. Jahrh. den Truchseßtitel, weil sie bei verschiedenen Kaisern aus dem Hause Hohenstaufen, jedoch nicht erblich, das Truchseßamt verwalteten. Karl V. erlaubte ihnen 1525, sich Reichserbtruchsesse zu nennen, in welches Amt sie 1594 eingeführt wurden; seitdem führten sie auch den Namen Truchseß als Geschlechtsnamen. Der Stammvater des Hauses war Johann, Truchseß von W., gest. 1423. Seine Söhne, Jakob und Georg, stifteten die Jakobinische und Georgische Linie. Die Jakobinische Linie verzweigte sich durch dessen Enkel Wilhelm und Friedrich. Die Wilhelmische Linie, welche Trauchburg besaß (gräflich seit 1628), erlosch 1772. Friedrich trat in die Dienste des Großmeisters des Deutschen Ordens und ließ sich in Preußen nieder, wo sein Haus Capustigal besaß, 1686 den Grafenstand erlangte und bis 1875 blühte, ohne an den unmittelbaren Besitzungen des Hauses in Schwaben einen Anteil zu haben, da die Besitzungen der erloschenen Wilhelmischen Linie an die jüngere Georgische Linie gefallen sind. Die Georgische Linie war mit dem Erbtruchseßamte beliehen, welches der jedesmalige Senior verwaltete. Sie teilte sich 1589 in zwei Linien. Jakobs, eines Ur-Ur-Urenkels des Stifters Georg I., älterer Sohn Heinrich stiftete die Linie Wolfegg, welche sich in die Äste Wolfegg-Wolfegg und Wolfegg-Waldsee teilte, von denen jener 1798 erlosch. Jakobs jüngerer Sohn, Frobenius, stiftete die Linie Zeil, und seine Enkel, Paris Jakob und Sebastian Wunibald, die beiden Äste derselben, Zeil-Zeil, auch Zeil-Trauchburg genannt, und W.-Zeil-Wurzach. Alle Zweige der Georgischen Linie wurden 1628 in den Reichsgrafenstand und 1803 die Häupter der einzelnen Äste nach dem Rechte der Erstgeburt in den Reichsfürstenstand erhoben. Nach der Auflösung des Deutschen Reichs legten sie, mit Ausnahme der preuß. Linie, den Namen Truchseß ab; der Senior aber erhielt 1808 die Erbreichsoberhofmeister-Würde als württemb. Thronlehn. Die gegenwärtigen Häupter der noch blühenden Linien sind: 1) Fürst Franz von W., zu Wolfegg und Waldsee, geb. 11. Sept. 1833, erblicher Standesherr in Württemberg. 2) Fürst Wilhelm von W., zu Zeil-Zeil oder Zeil und Trauchburg, geb. 26. Nov. 1835, erblicher Reichsrat in Bayern und erblicher Standesherr in Württemberg. 3) Fürst Eberhard II. von W., geb. 17. Mai 1828, als Chef der Linie Zeil-Wurzach erbliches Mitglied der Kammer der Standesherren in Württemberg und der Kammer der Reichsräte in Bayern. Die preuß. Linie ist mit dem Grafen Gebhard Truchseß von W., geb. 16. März 1794, 21. Juli 1875 im Mannsstamm erloschen; die Besitzungen kamen durch weibliche Erbfolge an die gräfl. Dohnasche Familie. Dieser Linie gehörte auch an Friedrich Ludwig, Graf Truchseß von W., preuß. General und Diplomat, geb. 25. Okt. 1776 zu Tangermünde, 1814 einer der Kommissarien zur Begleitung Napoleons I. nach Elba, seit 1816 preuß. Gesandter in Turin, wo er mit Erfolg für Besserung der Lage der Waldenser thätig war. Er starb 18. Aug. 1844 zu Turin.

Waldbuße, die Strafe für begangenen Forstfrevel (s. d.).

Waldcochenille, s. Cochenille.

Waldeck, zum Deutschen Reich gehöriges Fürstentum, besteht aus zwei getrennten Teilen, der frühern Grafschaft W., die, 1055,5 qkm groß, von Preußen (westlich und nördlich von Westfalen, südlich und östlich von dem Regierungsbezirk Kassel) eingeschlossen ist, und dem nur 65,5 qkm großen, von preuß., braunschw. und lippeschen Parzellen umgebenen Fürstentum Pyrmont (s. d.). Das eigentliche W. ist durchaus Hügel- und Gebirgsland. Seine höchsten westl. Teile (das sog. Upland) gehören dem rhein.-westfäl. Schiefergebirge an, das hier in dem Hegekopf unweit der preuß. Grenze seine höchste Erhebung (856 m) erreicht. Die Flüsse des Landes gehören der Weser an. Die bedeutendsten derselben sind die Diemel und die Eder, letztere mit schönem Thal. In geognostischer Beziehung gehört der östl. Teil (das Hügelland) der Trias-, der westliche (das Gebirgsland) der Grauwackenformation an. Die Fruchtbarkeit ist in den eigentlich gebirgigen Teilen gering; am bedeutendsten in der Edergegend und im Nordosten des Landes. Ackerland, Gärten und Wiesen nehmen 55,5 Proz. der Bodenfläche ein, während 36,1 Proz. mit Wald bestanden sind. Die Hauptprodukte des Landes sind Getreide, besonders Roggen und Hafer, Flachs, Kartoffeln, Holz, Wolle, Rindvieh, Schweine, Hammel, Pferde, Eisen,

Schiefer, Bausteine und Mineralwässer. Exportiert werden alle diese Artikel und von Industrieprodukten Liqueure (Arolsen), Cigarren und Tabak (Pyrmont und Arolsen) und Thonwaren. Im Dorf Eppe an der westfäl. Grenze besteht eine Maschinenspinnerei und Weberei; außerdem werden nur grobe Stoffe für den Hausgebrauch des Landvolks erzeugt. Von Metallen sind die Eisensteingruben bei Adorf erwähnenswert; die früher in der Eder betriebene Goldwäscherei hat ganz aufgehört.

Das eigentliche W. zählt 13 Städte, 3 Marktflecken und 94 Dörfer, mit einer Bevölkerung von (1885) 48580 Seelen; Pyrmont hat 1 Stadt und 10 Dörfer. Die Bevölkerung des Gesamtstaats beläuft sich auf 56703 Köpfe, gegen 56522 im J. 1880. Der Hang zur Auswanderung, hauptsächlich nach Amerika und nach den industriereichen Gegenden Westfalens und Rheinpreußens, ist besonders stark bei den den Norden und Westen des Landes bewohnenden Waldeckern sächs. Stammes, während die den Südosten bewohnenden Franken im ganzen weniger zur Auswanderung geneigt sind. Überhaupt ist der Unterschied beider Stämme, deren Grenze die Eder bildet, in Volkscharakter, Sitten und Gebräuchen, in der Sprache und der Bauart der Häuser deutlich erkennbar. Die Einwohner gehören mit Ausnahme von etwa 1600 Katholiken und 900 Juden der evang.-unierten Kirche an. Hauptnahrungsquelle ist Ackerbau; der Handel ist bei dem Mangel an Eisenbahnen gering; nur die Linie Wabern-Wildungen der Preußischen Staatsbahnen durchzieht den südöstlichsten Teil des Fürstentums. Für den Unterricht bestehen das Gymnasium zu Korbach, die Bürgerschulen zu Wildungen und Arolsen, 123 Elementarschulen und 3 landwirtschaftliche Schulen.

Die Verfassung von W. datiert vom 17. Aug. 1852. Danach besteht der Landtag aus 15 Abgeordneten (darunter 3 aus Pyrmont), welche durch allgemeine indirekte Wahl auf drei Jahre gewählt werden. Die Fürstenwürde erbt im Mannsstamme des waldeckschen Fürstenhauses einschließlich der gräflichen Linie nach dem Rechte der Erstgeburt; beim Erlöschen des Mannsstammes succediert in W. die weibliche Linie, in Pyrmont Preußen. Die Gemeinde- und Kreisverfassung vom 26. Aug. 1855 verleiht den Gemeinden weitgehende Selbständigkeit. Die Rechtspflege ist seit 1850 von der Verwaltung getrennt. Die Leitung der Staatsverwaltung ging durch den Accessionsvertrag vom 18. Juli 1867, erneuert 1. Jan. 1878, bis 1888 an Preußen über. Dem Fürsten bleibt nach diesem Vertrag die Vertretung nach außen, die Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten und des Domanialvermögens, das Recht der Begnadigung und der Zustimmung zu neuen Gesetzen. Die übrige Verwaltung führt ein preuß. Landesdirektor in Arolsen nach der bestehenden Verfassung. Die Einnahmen betragen, einschließlich eines Zuschusses von 310000 Mark aus der preuß. Staatskasse (1886) 1050687 Mark, die Ausgaben 973604 Mark. Die Staatsschuld beider Fürstentümer beträgt 2376000 Mark. Nach den Militärkonventionen vom 6. Aug. 1867 und 24. Nov. 1877 bilden die Truppen W.s einen Teil des 3. hess. Infanterieregiments Nr. 83. Beim Deutschen Bundesrat führt W. eine Stimme; in den Reichstag wählt es einen Abgeordneten. Residenz ist Arolsen. Das Wappen hat acht Felder, darunter das für W.: in Gold ein schwarzer Stern von acht Strahlen, und das von Pyrmont: in Silber ein rotes Ankerkreuz; das Ganze von einem Purpurmantel umgeben und mit dem Fürstenhut bedeckt. Landesfarben sind schwarz, rot, gelb.

Die Fürsten von W. stammen von den im frühern Mittelalter an der Diemel und Weser reichbegüterten Grafen von Schwalenberg ab; ihr ältester, geschichtlich nachgewiesener Vorfahr war der Graf Widekind (gest. 1137). Sein gleichnamiger Enkel nahm zuerst den Titel eines Grafen von W. an. Die anfangs unter mehrere Linien geteilte Grafschaft wurde durch den von Graf Heinrich III. 1344 errichteten Erbvertrag für die Zukunft geeinigt. Aber schon die Söhne seines Nachfolgers, des noch im Volksmunde lebenden Heinrich des Eisernen, teilten das Land von neuem unter sich, das von da ab bis zum Pactum primogeniturae von 1685 unter zwei bis drei Regentenlinien gespalten blieb. Eine Folge dieser Teilung war, daß die Grafschaft in ein Lehnsverhältnis zu Hessen trat, welches später sogar zu hess. Ansprüchen auf die Landeshoheit über W. Veranlassung gab und erst durch die Rheinbundsakte faktisch, durch einen Schiedsspruch des Bundestags 1847 auch rechtlich beseitigt wurde. Während der Regierung des Grafen Philipp IV., der auch später dem Schmalkaldischen Bunde beitrat, wurde 1526 die Reformation eingeführt. Unter dem bedeutendsten von seinen Nachfolgern, dem ersten, welcher den Fürstentitel trug, dem Reichsfeldmarschall Georg Friedrich (1664—92), wurde der noch geltende Erstgeburtsvertrag errichtet, um die fernere Zersplitterung des Landes zu verhüten. In der That vereinigte, nachdem mit Georg Friedrich die Eisenbergische Linie erloschen und ihre Besitzungen an die jüngere Wildungische Linie gekommen waren, Christian Ludwig (gest. 1706) zuerst wieder die getrennten Teile, die seitdem stets verbunden geblieben sind. Ludwigs Nachfolger, Anton Ulrich, der Erbauer des Schlosses zu Arolsen, wurde bei Karls VI. Kaiserkrönung in den Reichsfürstenstand erhoben. Ihm folgten 1728 nacheinander seine Söhne Philipp und Karl, von denen der erstere schon nach einem halben Jahre starb, der letztere bis 1763 regierte. Sein zweiter Sohn und Nachfolger, Friedrich, starb 1812, nachdem er 1807 widerwillig dem Rheinbunde beigetreten war. Sein Bruder Georg, dem er schon 1805 Pyrmont abgetreten hatte, regierte nur ein Jahr. Diesem folgte sein ältester Sohn Georg Heinrich (1813—45), der 19. April 1816 eine Verfassung von rein ständischem Charakter gab und 1832 dem Zollverein beitrat. Nach seinem Tode führte, da der älteste Sohn, Fürst Georg Victor (s. d.), erst 14 J. alt war, die Fürstin-Mutter Emma als Vormünderin-Regentin die Regierung bis zum 17. Aug. 1852, an welchem Tage der bereits zu Anfang des Jahres volljährig gewordene Fürst dieselbe übernahm. Während der vormundschaftlichen Regierung wurde die Verfassung von 1816 durch das Staatsgrundgesetz vom 23. Mai 1849 ersetzt, welches auf demokratisch-parlamentarischen Prinzipien beruhte und daher 17. Aug. 1852 durch eine neue gemäßigtere Verfassung ersetzt wurde. Im Deutschen Kriege von 1866 stand W. auf seiten Preußens und trat dem Norddeutschen Bunde bei. Da das arme Land aber außer Stande war, die durch die Bundeszugehörigkeit entstandenen Lasten zu tragen, trat der Fürst durch den Accessionsvertrag vom 18. Juli 1867 die Verwaltung des Landes auf

zehn Jahre an Preußen ab. Eine Verlängerung des Vertrags auf weitere zehn Jahre kam 1. Jan. 1878 zu Stande.

Vgl. Curtze, «Geschichte und Beschreibung des Fürstentums W.» (Arols. 1850); derselbe, «Beiträge zur Geschichte des Fürstentums W.» (Bd. 1—2, Arols. 1864—69; Bd. 3, herausg. von Hahn, 1872).

Waldeck (Benedikt Franz Leo), preuß. Volksvertreter und einer der berühmtesten Führer der preuß. Demokratie, geb. 31. Juli 1802 zu Münster, bezog, im Hause seines Vaters, der Direktor an der münsterschen Gewerbschule war, und auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vorgebildet, 1819 die Universität Göttingen und studierte bis 1822 Jurisprudenz und Staatswissenschaften. Nachdem er seit 1828 in der Eigenschaft eines Oberlandesgerichtsassessors zu Halberstadt und Paderborn thätig gewesen, wurde er 1832 als Land- und Stadtgerichtsdirektor nach Vlotho, 1836 als Oberlandesgerichtsrat nach Hamm versetzt, wo er zugleich im Stadtverordnetenkollegium den Vorsitz übernahm. Im J. 1844 erhielt er die Berufung als Hilfsarbeiter bei dem Geh. Obertribunal zu Berlin und wurde 1846 zum Obertribunalsrat ernannt. Im J. 1848 erhielt er vier Mandate zur preuß. Nationalversammlung. Als hervorragendes Mitglied der Linken trug er vorzugsweise zur Annahme des Planes bei, nach welchem die Versammlung unter Beseitigung der feudalen Vorrechte, sowie des militärisch-bureaukratischen Regiments die Gleichheit aller vor dem Gesetz durch organische Einrichtungen im Heer-, Gerichts- und Gemeindewesen sicherstellen sollte. Auch hatte er an dem Grundgesetzentwurf vom 24. Juli als Vorsitzender des Verfassungsausschusses wesentlichen Anteil und widmete sich in gleichem Sinne den weitern legislativen Arbeiten des Hauses, für dessen Berechtigung er bis zur letzten Sitzung 15. Nov. durch seinen Anschluß an den Widerstand gegen die Vertagung und Verlegung eintrat. W. trat dann für Berlin in den nach der oktroyierten Verfassung vom 5. Dez. 1848 einberufenen Landtag, dessen Zweite Kammer, als sie sich auf W.s Antrag gegen die Gesetzlichkeit des fortdauernden Belagerungszustandes ausgesprochen, 27. April 1849 aufgelöst ward. Einen Monat später wurde W. als angeblicher Mitwisser einer großen revolutionären Verschwörung in Untersuchung und Haft genommen und erst 5. Dez., nachdem sich die Anschuldigung als unbegründet gezeigt hatte, in Freiheit gesetzt. Im J. 1860 nahm W. ein Mandat als Abgeordneter für Bielefeld an und gehörte im Abgeordnetenhause zu den Führern der Opposition. In dem Konstituierenden Reichstage des Norddeutschen Bundes (wo er den 2. berliner Wahlkreis vertrat) schloß sich W. den Kämpfen um eine Erweiterung der Grundrechte an und stimmte deshalb schließlich gegen die Verfassung. Doch nahm er die einmal gegebene Grundlage als Ausgangspunkt für seine weitern Bestrebungen an und erklärte sich 1868 im ordentlichen Norddeutschen Reichstage (als Abgeordneter für Bielefeld) namentlich für dessen selbständige Einwirkung auf die Bundesschuldenverwaltung. Am 26. Mai 1869 legte W. sein Mandat zum preuß. Abgeordnetenhause und zum Norddeutschen Reichstage nieder, entsagte auch 25. Jan. 1870 seiner Thätigkeit am Obertribunal und starb zu Berlin 12. Mai 1870.

Von seinen jurist. Schriften sind hervorzuheben: «Über das bäuerliche Erbfolgerecht in Westfalen» (Arnsb. 1841), «Über die Art des Votierens bei Erlassung der Erkenntnisse» (Berl. 1843), «Das Prozeßgesetz vom J. 1843, ein Vortrag über Gerichtsorganisation und Prozeßordnung» (Berl. 1845), «Die Nichtigkeitsbeschwerde als alleiniges Rechtsmittel höchster Instanz» (Berl. 1861). Vgl. Zacharias, «W.s Leben, Thätigkeit und Charakter» (Berl. 1849); «W.s Leben und Prozeß bis zu seiner Freisprechung» (Bresl. 1849); Steinitz, «W. und die Militärfrage» (2. Aufl., Berl. 1863); Eberty, «W. Ein Lebensbild» (Berl. 1869); Oppenheim, «Benedikt Franz Leo W.» (Berl. 1874; Volksausg. 1880).

Waldeck (Georg Friedr., Graf und Fürst), deutscher Reichsfeldmarschall und holländ. Generalkapitän, geb. 31. Jan. 1620, trat 1641 in den Dienst der Generalstaaten, war 1652 brandenburg. Generallieutenant, kämpfte in den beiden letzten Feldzügen Karls X. in schwed. Dienste gegen Dänemark, dann als deutscher Reichsfeldmarschall 1664 bei St. Gotthard, führte 1683 die Kreistruppen Bayerns, Frankens und Oberhessens zum Entsatzheere nach Wien und war 1685 unter dem Prinzen von Lothringen und Kurfürsten von Bayern als selbständiger Führer thätig. W. wurde von Wilhelm III., als dieser nach England abreiste, als Generalkapitän nach Holland berufen und verteidigte im Bunde mit Brandenburg 1689 Belgien und den Niederrhein gegen die Franzosen, siegte bei Walcourt, wurde aber 1690 bei Fleurus vom Marschall von Luxemburg geschlagen. Er war unter Wilhelm von Oranien Stabschef des holländ. Heeres und starb zu Arolsen 19. Nov. 1692. Vgl. Rauchbar, «Leben u. s. w. W.s» (Arolsen 1867—72); Erdmannsdörffer, «Graf Georg Friedr. W.» (Berl. 1869).

Waldeck-Rousseau (Pierre Marie), franz. Staatsmann, geb. zu Nantes 2. Dez. 1846, ist der Sohn eines Deputierten des Depart. Loire-Inférieure, welcher 1848—50 in der konstituierenden Versammlung eine bedeutende Rolle spielte. W. studierte die Rechte und wurde Advokat in Rennes. Im J. 1881 wurde er in die Deputiertenkammer gewählt, war Mitglied der republikanischen Union und bekleidete 14. Nov. 1881 bis 26. Jan. 1882 im Ministerium Gambetta das Portefeuille des Innern, welches ihm in dem von Jules Ferry gebildeten Kabinett von neuem zufiel (21. Febr. 1883 bis 31. März 1885).

Waldemar II., König von Dänemark 1202—41, Sohn Waldemars I. (1154—82) und Bruder Knuds VI. (1182—1202), hatte schon unter letzterm einen großen Anteil an der Eroberung Holsteins, Ratzeburgs und Mecklenburgs gehabt, welche das Deutsche Reich wegen der damaligen Thronstreitigkeiten nicht schützen konnte. Er selbst ging darauf aus, alle Küstenländer der Ostsee unter die dän. Herrschaft zu bringen, unterwarf Rügen, besetzte die Weichselmündung, Ösel und 1219 auf einem Kreuzzuge auch Reval und Estland. Seine deutschen Eroberungen wurden 1214 durch Kaiser Friedrich II. ihm förmlich abgetreten. Als er 1218 seinen Sohn Waldemar in Schleswig zum Mitkönig krönen ließ, war er auf der Höhe seiner Macht. Aber am 6. Mai 1223 wurde er auf Lyoe bei Fünen von seinem Vasallen, dem Grafen Heinrich von Schwerin, überfallen, mit seinem Sohne gefangen und auf das Schloß Dannenberg an der Elbe gebracht. Nun mischten sich Papst und Kaiser ein, der erstere, indem er die bedingungslose Befreiung der Gefangenen,

der andere, indem er den Wiedergewinn der verlorenen Reichsteile anstrebte und zwar zunächst in der milden Form, daß z. B. der dän. Graf von Holstein Albrecht von Orlamünde, Waldemars Neffe, Holstein als Reichslehn behalten sollte. Da aber die Dänen und Albrecht den darüber abgeschlossenen Vertrag verwarfen, mußte W. gefangen bleiben, bis er sich im Nov. 1225 mit dem Grafen von Schwerin dahin verständigte, daß dieser ihm für eine beträchtliche Summe, außerdem für den Verzicht auf Nordalbingien und Mecklenburg die Freiheit gab. Holstein, Hamburg und Lübeck hatten sich inzwischen selbst schon befreit, wurden aber jetzt von W., der jenen Vertrag nicht hielt, von neuem angegriffen. Da verbanden sich alle bedrohten Fürsten Norddeutschlands gegen ihn und retteten durch ihren großen Sieg am 22. Juli 1227 bei Bornhövde alles Land bis zur Eider für Deutschland. W., der in der Schlacht ein Auge verlor, hielt seitdem nach dieser Seite hin Ruhe. Aber auch in den Ostseeprovinzen konnte er die frühere Stellung nicht zurückgewinnen; nur die Vermittelung des Papstes bestimmte die dortigen Deutschen, ihm 1238 einen Teil des von ihnen eroberten Estland zurückzugeben, der dann noch bis 1346 bei Dänemark blieb. Das Wirken W.s innerhalb seines Staates zeigt ihn als ebenso tüchtigen Gesetzgeber (Jütisches Lovbock gegen 1240), wie seine Kriege Unternehmungsgeist und Tapferkeit beweisen. Als er 28. März 1241 starb, folgte ihm, da sein Sohn Waldemar schon 1231 gestorben, dessen Bruder Erich IV. Plogpenning, der jedoch 1250 von einem jüngern Bruder Abel, Herzog von Schleswig, entthront und dann ermordet wurde. Abel fiel 1252 im Kampfe gegen die Nordfriesen und die Krone ging nun auf W.s vierten Sohn Christoph I. (gest. 1259) über. Vgl. Usinger, «Deutsch-dän. Geschichte 1189—1227» (Berl. 1863); Paludan-Müller, «Studier til Danmarks historie» (Kopenh. 1869—71).

Waldemar, der vorletzte und größte Markgraf von Brandenburg (1308—19) aus dem von Albrecht dem Bären gestifteten Hause Askanien (s. d.), stammte aus der ältern (Stendalschen) Linie dieses Hauses. Die Mark Brandenburg war damals unter verschiedene Geschlechtsvettern geteilt, und bei einer Zusammenkunft zu Rathenow zählte man 17 Markgrafen; aber alle starben schnell nacheinander, sodaß nur W. und sein Vetter Heinrich der Jüngere übrigblieben. Auch schon vorher galt W. als das Haupt der Familie. Er war ein kühner, unternehmender Krieger, bei den Zeitgenossen in hohem Ansehen, und der Dichter Heinrich Frauenlob feierte ihn durch ein Loblied. Mit den Grenznachbarn Mecklenburg, Pommern, Polen, Schlesien, Meißen und Thüringen war er in zahlreiche Fehden verwickelt. Seine Ansprüche auf Pommerellen, die er nicht durchführen konnte, verkaufte er 1308 an den Deutschen Orden. Dagegen dehnte er die Macht Brandenburgs nach Ost und Süden aus; sogar Leipzig und Dresden kamen 1312 in seinen Pfandbesitz. Der Stadt Stralsund leistete W. Beistand in ihrer Auflehnung gegen den Fürsten Wizlaw von Rügen und dessen Lehnsherrn, den dän. König Erich. Nunmehr vereinigten sich 1314 Dänemark und Schweden, Sachsen-Lauenburg und Sachsen-Wittenberg, Mecklenburg, Magdeburg und mehrere andere norddeutsche Fürsten gegen W., zu dem nur die Herzöge von Pommern-Stettin und Pommern-Wolgast hielten. Auch aus diesem wechselvollen Kampfe ging W. rühmlich hervor, obschon er sich bei und nach dem Friedensschlusse 1317 zu einigen kleinen Gebietsabtretungen verstehen mußte. Am 14. Aug. 1319 starb W., obwohl noch keineswegs bejahrt, plötzlich zu Bärwalde. Ihm succedierte sein Vetter, der unmündige Heinrich der Jüngere, der schon 1320 starb, und damit erlosch die Brandenburg-Askanische Dynastie. Kaiser Ludwig IV. der Bayer verlieh nun Brandenburg an seinen Sohn Ludwig den Ältern (1323—51). Aber W.s Witwe Agnes und ihr zweiter Gemahl, Herzog Otto der Milde von Braunschweig, behielten bis 1344 als Wittum die Altmark, während auf andern Seiten die Grenznachbarn gleichfalls brandenb. Gebietsteile an sich rissen. Markgraf Ludwig und seine bayr. Ratgeber machten sich durch ihre Mißgriffe verhaßt und der verwilderte Adel störte durch Fehden und Wegelagerei den Landfrieden.

In dieser Zeit der Bedrängnis trat der sog. falsche Waldemar (1348—55) auf. Im Sommer 1348 erschien ein Pilger zu Wolmirstedt, wo der Erzbischof von Magdeburg und andere Fürsten versammelt waren, der sich für den verstorbenen Markgrafen W. ausgab. Er habe, sagte er, die Leiche eines Fremden unter seinem Namen zu Chorin begraben lassen, sei zur Buße seiner Sünden nach Jerusalem gewallfahrtet und kehre nun zurück, um sein Land aus der Verwüstung zu erretten. Man behauptet, es sei ein Müllerbursche Jakob Rehbock aus Hundeluft (Anhalt) oder ein Bäckergesell Meinecke aus Belitz (Brandenburg) gewesen, der, wegen seiner Ähnlichkeit mit dem verstorbenen Markgrafen, von den in Anhalt und Sachsen herrschenden Zweigen der Askanischen Dynastie aufgestellt worden, um die Mark Brandenburg wieder an ihr Haus zu bringen. Nachdem der falsche W. von den in Wolmirstedt versammelten Fürsten förmlich anerkannt war, zog er in ihrem Geleit nach Brandenburg, wo Volk und Stände ihm bereitwillig huldigten. Nur die Städte Frankfurt a. O. und Brietzen (deshalb Treuenbrietzen genannt) und wenige Vasallen blieben dem Markgrafen Ludwig treu. Auch Kaiser Karl IV., aus Feindschaft gegen das bayr. Haus, war mit der Sache einverstanden und erkannte im Lager zu Heinersdorf vor Frankfurt 2. Okt. 1348 den falschen W. als Markgrafen an. Auf dem Reichstage zu Köln 1349 nahm dieser sogar seinen Sitz im Kurfürstenkollegium ein. Die bei dem Betrug beteiligten Fürsten bereicherten sich auf brandenb. Kosten, indem der falsche W. sich bereitwillig zu Gebietsabtretungen u. dgl. gebrauchen ließ. Als aber das bayr. Haus und dessen Anhänger den Grafen Günther von Schwarzburg 1349 als Gegenkaiser aufstellten, verstand sich Kaiser Karl IV. zum Vergleich. Er erteilte dem Markgrafen Ludwig als rechtmäßigem Besitzer von Brandenburg die Belehnung und lud den angeblichen W. zur Untersuchung seiner Ansprüche auf den Reichstag nach Nürnberg. Als dieser nicht erschien, ward er daselbst 6. April 1350 öffentlich für einen Betrüger erklärt. Doch der größte Teil von Brandenburg blieb dem falschen W. treu, und der Kampf dauerte noch mehrere Jahre, indem sogar König Waldemar IV. von Dänemark als bayr. Bundesgenosse vor Berlin erschien. Endlich erkaufte der bayr. Markgraf Ludwig der Römer (1351—56) mit großen Opfern auf allen Seiten den Frieden. Die Askanier wurden durch Geld zufrieden gestellt, worauf 10. Mai 1355 der falsche W. förmlich der

Herrschaft über Brandenburg entsagte. Er lebte seitdem bis zu seinem 1356 erfolgten Tode am anhaltischen Hofe und ward in Dessau mit fürstl. Ehren begraben. Die von ihm ausgestellten Privilegien und Urkunden sind überall zerschnitten, weil sie natürlich von den Wittelsbachern nicht anerkannt wurden. Vgl. Klöden, »Diplomatische Geschichte des Markgrafen W.« (4 Bde., Berl. 1844—46). Häring (Wilibald Alexis) hat den Stoff zu einem Roman benutzt.

Waldemar (Friedr. Wilh.), preuß. Prinz, geb. 2. Aug. 1817, war der Sohn des Prinzen Wilhelm, Bruders Friedrich Wilhelms III., und der Prinzessin Maria Anna von Hessen-Homburg. Er genoß eine treffliche Erziehung und begab sich, nachdem er zum Oberst im Gardedragonerregiment vorgerückt, 1845 auf größere Reisen nach dem Orient. Nachdem er die Türkei, Ägypten und Ostindien besucht, schloß er sich 1846 der angloind. Expedition gegen die Sikhs an. Hier nahm er an den blutigen Kämpfen am Sudledsch, in denen einer seiner Begleiter, Dr. Hoffmeister, an seiner Seite fiel, rühmlichen Anteil. Nach seiner Rückkehr begab er sich im Sommer 1847 nach England und trat dann in den aktiven preuß. Militärdienst zurück. Zum Kommandeur der 13. Kavalleriebrigade ernannt, wurde er zu Münster von einem rheumatischen Fieber ergriffen und starb 17. Febr. 1849. Seine Geschwister sind: der (1873 verstorbene) Prinz Adalbert (s. d.), der Chef der preuß. Marine, die Prinzessin Elisabeth von Hessen-Darmstadt und die verwitwete Königin Marie von Bayern. Nach dem Tode des Prinzen erschien ein Prachtwerk (2 Bde., Berl. 1855) über dessen Reise nach Indien, von welchem Kutzner einen Auszug veranstaltete (Berl. 1857).

Waldemar, Prinz von Dänemark, der dritte Sohn des Königs Christian IX., geb. 27. Okt. 1858, Lieutenant in der dän. Marine. W. ist der Bruder der Kaiserin Maria Feodorowna (Dagmar) von Rußland, des Königs Georg von Griechenland, und der Prinzessin von Wales; er ist seit 25. Okt. 1885 vermählt mit der Prinzessin Maria von Orléans, Tochter des Herzogs von Chartres (geb. 13. Jan. 1865). W. wurde 10. Nov. 1886 von der bulgar. Großen Sobranje zu Tirnowa durch Acclamation einstimmig zum Fürsten von Bulgarien erwählt; er machte seine Entschließung von der Zustimmung seines Vaters abhängig, welcher jedoch die Annahme einer »unter den gegenwärtigen Verhältnissen« erfolgten Wahl ablehnte.

Waldenbuch, Stadt im württemb. Neckarkreise, Oberamt Stuttgart, 19 km südlich von Stuttgart, an der nach Tübingen gehenden Straße, an der links zum Neckar gehenden Aich, zählt (1885) 1983 evang. E. und hat ein Schloß. W. ist Geburtsort des Bildhauers Dannecker.

Waldenburg, ein Kreis im Regierungsbezirk Breslau der preuß. Provinz Schlesien, der auf 377,61 qkm die sehr starke Bevölkerung von (1885) 117 668 E. zählt, ist von dem Hauptteile des Waldenburger oder Hochwaldgebirges der Sudeten erfüllt, das im Hochwaldberge 841 m Höhe erreicht und von lieblichen Zwischenthälern durchzogen wird. Das Gebirge hat guten, aber für den Bedarf nicht ausreichenden Getreidebau, dagegen viel Holz, großen Reichtum an Steinkohlen, Erzen, ergiebigen Steinbrüchen, Mineralquellen und bietet ein Bild sehr regsamer Industriethätigkeit dar in Bergbau, ausgedehnter Flachs- und Baumwollverarbeitung, Woll- und Halbwollfabrikation, Porzellan- und Thonwarenverfertigung, Bleichen, Wasser-, Walk- und Sägemühlen u. s. w.

Die Kreisstadt Waldenburg an der Polsnitz, Station der Linien Kohlfurt-Sorgau und Altwasser-W. der Preußischen Staatsbahnen, 72 km südwestlich von Breslau gelegen, von Bergen umgeben, ist Sitz des Landratsamts und eines Amtsgerichts, hat ein Gymnasium, eine schöne evang. und eine kath. Kirche und zählt (1885) 12 999 meist prot. E. Die Stadt ist der Mittelpunkt eines umfangreichen Steinkohlenbergbaues, hat eine berühmte Porzellan- und Steingutfabrik (Karl Krister) mit 1500 Arbeitern und einer Porzellanmalerei, große Ziegeleien für Chamottesteine, eine Glasfabrik und eine Gasanstalt. W. erhielt erst im 16. Jahrh. Stadtrecht. Unmittelbar südlich vor der Stadt liegt das Dorf Oberwaldenburg mit 3491 E., einem Schlosse und großer Flachsspinnerei.

Waldenburg, Stadt in der Kreishauptmannschaft Zwickau im Königreich Sachsen, Hauptort der Rezeßherrschaft W. des Hauses Schönburg (s. d.), an der Zwickauer Mulde, in angenehmer Gegend, Station der Linie Glauchau-Wurzen der Sächsischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein fürstl.-waldenb. Residenzschloß, ein Schullehrerseminar, eine Fachschule für Töpfer (Altstadt) und eine gewerbliche Fach- und Fortbildungsschule für Wirkerei, Weberei und Posamenten, eine große fürstl. Mühle, sehr bedeutende Strumpfwirkerei, Weberei, Posamenten- und Korsettfabrikation. Die Stadt zählt (1880) 2981 E., aber die dicht bei ihr liegenden Dörfer Altwaldenburg und Altstadt, die als Vorstädte angesehen werden können, haben zusammen auch noch 2351 E. Altstadt zeichnet sich durch die Fabrikation der Waldenburger Gefäße aus, die aus dem bei Frohnsdorf im Altenburgischen gegrabenen sehr fetten Thon verfertigt werden. Nahe bei der von vielen Anlagen umgebenen Stadt liegt der schöne vielbesuchte Park Greenfield.

Waldenburg (in Württemberg), Stadt im württemb. Jagstkreise, Oberamt Öhringen, 15 km im NNW. von Hall, auf einem Ausläufer der Waldenburger Berge, Station (2 km vom Orte) der Linie Heilbronn-Hall-Krailsheim (Kocherbahn) der Württembergischen Staatsbahnen, zählt (1885) 1305 E. und hat eine kath. und eine evang. Pfarrkirche, ein Hohenlohesches Schloß, Gipsbrüche und sehr besuchte Viehmärkte.

Waldenser ist der Name einer als Vorläuferin der Reformation bekannten religiösen Bewegung, welche um 1170 von Petrus Waldus (Valdo, Valdez), einem reichen Kaufmann in Lyon, ins Leben gerufen wurde, und sich die Verkündigung der Heiligen Schrift in Wort und That und die Wiederherstellung der ursprünglichen Reinheit der Kirche durch die Übernahme freiwilliger Armut zum Ziel setzte. Die Anhänger dieser Bewegung, deren Ursprünge noch weiter zurück ins Mittelalter gehen, hießen auch Leonisten nach dem Orte ihrer Entstehung, Pauperes de Lugduno (Arme von Lyon) wegen ihrer freiwilligen Armut, Sabatati wegen ihrer hölzernen Schuhe und Humiliaten wegen ihrer Demut. Obgleich sie sich von der Kirche nicht trennen wollten, gerieten sie doch mit ihr wegen der Einführung des Bibellesens und der Laienpredigt und später auch wegen der Verwerfung der Transsubstantiations-

lehre in Widerspruch. Papst Lucius III. belegte sie 1184 auf der Synode zu Verona mit dem Banne, Innocenz III. bestätigte denselben auf dem Laterankonzil 1219, Sixtus IV. ließ sogar 1477 einen Kreuzzug wider sie predigen, und noch 1680 wurden etliche tausend durch die Franzosen und Italiener vernichtet. Trotzdem verbreiteten sie sich in vielen Ländern Europas, namentlich in Italien, Frankreich und Böhmen, und gingen zum Teil in verwandten Gemeinschaften auf, in Böhmen in den Hussiten und Böhmischen Brüdern (s. d.) und in Frankreich in den Reformierten, wie sie sich denn auch in ihren Hauptsitzen, den Thälern von Piemont und Savoyen, der Reformation eng anschlossen und in Dogma und Kirchenverfassung besonders reformiertes Wesen annahmen. Seit dem 17. Febr. 1848 genießen sie infolge der Verwendung verschiedener prot. Mächte durch Patent des Königs von Sardinien religiöse und kirchliche Freiheit und mit der kath. Bevölkerung gleiche bürgerliche und polit. Rechte. In ihrer eigentümlichen Gestalt haben sich die W. vornehmlich in den drei Alpenthälern Val Martino, Val Angrona und Val Lucerna erhalten und zeichnen sich durch Reinheit der Sitten, Gewerbfleiß und treffliche Bearbeitung der Felder und Weinberge aus. Sie besitzen gegenwärtig 58 organisierte Gemeinden und 16 Missionsstationen von Turin bis Palermo mit über 100 Arbeitern (Predigern, Evangelisten, Lehrern und Kolporteuren) und eine Theologenschule in Florenz. Ihr Hauptorgan ist die «Rivista christiana». Früher durfte als Prediger jeder auftreten, auch Frauen; nach der Verfassung von 1839 aber müssen die Prediger studiert haben. Alle fünf Jahre tritt die aus Geistlichen und Laien zusammengesetzte Synode, die oberste Kirchenbehörde der W., abwechselnd in einem der drei Thäler zusammen, um unter anderm die von der Gemeinde gewählten Geistlichen zu bestätigen.

Vgl. Weiß, «Die Kirchenverfassung der W.» (Zürich 1844); Monastier, «Histoire de l'église vaudoise» (2 Bde., Toulouse 1847); Bender, «Geschichte der W.» (Ulm 1850); Mouston, «L'Israël des Alpes» (4 Bde., Par. 1851; deutsch von Schröder, Duisb. 1875); Diedhoff, «Die W. im Mittelalter» (4 Bde., Gött. 1851); Herzog, «Die romanischen W.» (Halle 1853; dazu die Entgegnung von Diedhoff 1858); Palacky, «Über die Beziehungen und das Verhältnis der W. zu den ehemaligen Sekten in Böhmen» (Prag 1869); Preger, «Beiträge zur Geschichte der W.» (Münch. 1875); Moutarde, «Étude historique sur la réforme de Lyon» (Genf 1881); Tocco, «L'eresia nel medio evo» (Flor. 1884); Moutet, «Histoire littéraire des Vaudois du Piémont» (Par. 1885); Keller, «Die W. und die deutschen Bibelübersetzungen» (Lpz. 1886).

Waldenstein, der ursprünglich deutsche Name für das später in czechisierter Form als Waldstein (s. d.) auftretende böhm. Geschlecht, aus dem auch Albrecht von Wallenstein (s. d.) hervorging.

Wälderformation, soviel wie Wealdenformation (s. d.).

Waldersee, altes thüringisches, aus dem Dessauischen stammendes Adelsgeschlecht, welches 15. Okt. 1786 in den preuß. Grafenstand erhoben wurde und viele hervorragende Generale des preuß. Heeres gestellt hat. Namhaft sind besonders:

Franz Heinrich, Graf von W., preuß. General der Kavallerie, geb. 25. April 1791, kommandierender General des 5. Armeekorps, vom Mai 1864 bis 1870 Gouverneur von Berlin, Chef des 1. schles. Husarenregiments, gest. zu Breslau 16. Jan. 1873.

Friedrich, Graf von W., Bruder des vorigen, geb. 21. Juli 1795, preuß. Generallieutenant, namhafter Militärschriftsteller, 1854 bis 6. Nov. 1858 Kriegsminister, gest. zu Potsdam 15. Jan. 1864.

Alfred, Graf von W., Sohn des Grafen Franz Heinrich, preuß. Generalquartiermeister, geb. zu Potsdam 8. April 1832, trat aus dem Kadettenkorps 1850 als Offizier in die Gardeartillerie und war 1858/59 Adjutant der 1. Artillerieinspektion, wurde 1862 Hauptmann, 1865 Adjutant des Generalfeldzeugmeisters Prinzen Karl von Preußen, 1866 in den Generalstab versetzt und zum Major befördert. W. nahm am Feldzuge in Böhmen im Großen Hauptquartier teil, kam nach dem Frieden zu dem Generalkommando des 10. Armeekorps in Hannover, wurde 1870 Militärattaché in Paris und Flügeladjutant, trat bei der Mobilmachung zum Großen Hauptquartier, wurde 1871 Chef des Generalstabes der Armeeabteilung des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin und war im März Stabschef des Gouverneurs von Paris während der Zeit, in welcher deutsche Truppen in Paris standen, dann aber bis zum September Geschäftsträger der deutschen Regierung bei der franz. Republik. Hierauf trat W. als Oberst und Kommandeur des 13. Ulanenregiments in den praktischen Dienst zurück, wurde 1873 in Hannover Chef des Generalstabes des 10. Armeekorps, 1876 in dieser Stellung Generalmajor und 1880 General à la suite. Er leitete 1880 in Vertretung des Feldmarschalls Grafen Moltke die Übungsreise des Großen Generalstabes und wurde 1881 Generalquartiermeister und Vertreter des Chefs des Generalstabes der Armee.

Waldertragsregelung, s. Forsteinrichtung.

Waldeyer (Heinr. Wilh. Gottfried), ausgezeichneter Anatom, geb. 1836 zu Hehlen im Herzogtum Braunschweig, studierte 1856—62 zu Göttingen, Greifswald und Berlin Medizin, habilitierte sich 1864 als Privatdocent in Breslau und wurde daselbst 1865 zum außerord., 1867 zum ord. Professor der patholog. Anatomie ernannt; 1872 folgte er einem Rufe als ord. Professor und Direktor des anatom. Instituts an die neugestaltete Universität Straßburg, deren neue anatom. Anstalt nach seinen Angaben erbaut und ausgestattet wurde. Im Herbst 1883 wurde er als ord. Professor, Geh. Medizinalrat und Direktor des anatom. Instituts nach Berlin berufen. Seine Hauptarbeiten betreffen die mikroskopische Anatomie der Nervenfasern, des Gehörorgans, der Eierstöcke, der Augenbindehaut und Hornhaut, sowie die Entwickelungsgeschichte der Zähne und der Keimblätter; auf patholog. Gebiet untersuchte er vorzugsweise die Eierstockskystome und Krebsgeschwülste. Außer zahlreichen Journalaufsätzen schrieb er: «Eierstock und Ei, ein Beitrag zur Anatomie und Entwickelungsgeschichte der Sexualorgane» (Lpz. 1870), «Atlas der Haare und ähnlicher Fasergebilde» (Lahr 1884), «Wie soll man Anatomie lehren und lernen?» (Berl. 1884), «Medianschnitt einer Hochschwangern bei Steißlage des Fötus» (Bonn 1886). Auch gibt er seit Max Schultzes Tod (1874) mit La Valette St. George das «Archiv für mikroskopische Anatomie» heraus.

Waldfeldbau überhaupt ist eine Verbindung der Holzzucht mit dem Anbau von Agriculturgewächsen. Man unterscheidet: Waldfeldbaubetrieb

im engern Sinne des Wortes, Hackwald- oder Haubergsbetrieb (s. d.) und Baumfeldwirtschaft (s. d.). Waldfeldbaubetrieb ist eine Verbindung des Hochwaldbetriebs mit jedesmal nach dem Abtriebe des Bestandes regelmäßig wiederkehrender, ein- oder gewöhnlich mehrjähriger Feldnutzung. Letztere erfolgt entweder vor der natürlichen oder künstlichen Begründung des neuen Bestandes, oder als Zwischenbau zwischen den reihenweise geordneten Holzpflanzen. Nicht selten verbindet man beide Behandlungsweisen des Waldfeldes. Wird der Boden vor der Bestellung gehaint (gebrannt), so nennt man das Verfahren Röderlandbetrieb. Dieser ist seit uralter Zeit gebräuchlich in manchen Gebirgsgegenden. In den österr. Alpen, namentlich in Steiermark und Unterösterreich wird nach dem Hainen der Kahlschläge Roggen und Hafer gebaut, die Wiederbestockung erwartet man oft nur durch den vom angrenzenden Bestand abfliegenden Samen der Fichten, Lärchen und Kiefern; auf diese Weise wird der Wald allmählich verwüstet. Im Odenwalde widmet man diesem Betriebe Kiefernwälder mit 30—50jährigem Umtriebe und baut Buchweizen und Winterroggen, die Wiederbestockung erfolgt durch Saat. Sehr ausgebildeten W. findet man in Böhmen und im Großherzogtum Hessen zwischen Main, Rhein und Neckar; die Schlagfläche bleibt ungehaint und werden vielfach zuerst Kartoffeln vorgebaut, dann wird zwischen den in Reihen eingepflanzten kleinen Waldbäumen meist Sommergetreide und das erst im zweiten Jahre nach der Aussaat Frucht tragende Staudenkorn ausgesäet. Oft findet nach der letzten Getreideernte noch wiederholte Grasnutzung statt. Die Bodenkraft wird durch diese Betriebsart so in Anspruch genommen, daß früher oder später doch eine Erschöpfung derselben zu fürchten ist.

Waldformation, sov. wie Wealdenformation.

Waldfrevel, s. Forstfrevel.

Waldgeier, soviel wie Mäusebussard, s. unter Bussard.

Waldgenossenschaften sind Verbände, die den Zweck haben, für einen stark zersplitterten Waldbesitz durch gemeinschaftliche Maßregeln und Einrichtungen eine angemessene Bewirtschaftung und wirksamen Forstschutz zu beschaffen. Nach dem preuß. Gesetz vom 6. Juli 1875 kann eine solche Genossenschaft gebildet werden, wenn eine nach dem Katastralreinertrag zu berechnende Mehrheit der Beteiligten sich dafür ausspricht. Die Bildung erfolgt vor dem Waldschutzgericht, als welches der Kreisausschuß fungiert. Die Genossenschaft besitzt jurist. Persönlichkeit und ihre Auflösung sowie jede Naturalteilung des Genossenschaftswaldes kann nur in gleicher Weise, wie die Bildung, durch einen Mehrheitsbeschluß erfolgen.

Waldgötter, s. Faunus und Pan.

Waldhausen (Konrad von), der erste Vorläufer der hussitischen Bewegung, geb. zu Waldhausen in Oberösterreich, wirkte zuerst als Prediger und Lehrer in Österreich, wurde dann, von Karl IV. nach Böhmen berufen, 1360 Pfarrer in Leitmeritz, 1364 erster Pfarrer in Prag und starb hier 8. Dez. 1369. Als Volksprediger sehr beliebt, verlangte er vor allem eine Reformation der sittlichen Ordnung und der Disciplin. Vgl. Menzik, «Konrad Waldhäuser» (Prag 1884).

Waldheher oder Eichelheher, s. u. Heher.

Waldheim, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Leipzig, Amtshauptmannschaft Döbeln, an der Zschopau, Station der Linie Chemnitz-Riesa der Sächsischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine große Staatsstrafanstalt (Zuchthaus für Männer) im ehemaligen Augustinerkloster und zählt (1885) 8443 meist prot. E., welche Cigarren, Möbel, Tuch, Bettzeug und Filz fabrizieren, Holz- und Elfenbeinschnitzerei, Stuhlbauerei und lebhaften Getreidehandel treiben.

Waldhirse, s. unter Milium.

Waldhorn, s. Horn.

Waldhühner, Rauhfußhühner (Tetraoninae), bilden zusammen mit den Feldhühnern (s. d.) die große Familie der Tetraonidae. Die 24 Arten verteilen sich auf 7 Gattungen, die sich in Nordamerika, Europa und in Asien südlich bis zum Himalaja finden. Charakterisiert sind die W. durch einen kurzen, kräftigen Schnabel, mittellange, abgerundete Flügel, spornlose, zuweilen bis auf die Zehen befiederte Beine. Die Geschlechter sind meist in hohem Grade verschieden. Es gehören hierher der Auerhahn (s. d., Tetrao urogallus, Tafel: Hühnervögel, Fig. 11), das Birkhuhn (s. d., Tetrao tetrix, Fig. 10), das Haselhuhn (s. d., Tetrao bonasia, Fig. 9) und das Moorschneehuhn (Lagopus albus, Fig. 8, s. unter Schneehuhn).

Waldhund (Icticyon venaticus, Tafel: Kleinere Raubtiere, Fig. 11) ist der Name eines merkwürdigen, über 60 cm lang werdenden Raubtiers des tropischen Amerika, mit kurzem, rotbraunem, hinten und unterhalb ins Schwärzliche übergehenden Pelz. Der W. ist von unklarer systematischer Stellung, da er Charaktere der Hunde und Marder in sich vereinigt, und wird daher auch bald der einen, bald der andern Familie zugeteilt; das Richtigste ist vielleicht, ihn als Repräsentanten einer eigenen Familie anzusehen.

Waldis (Burkard), berühmter deutscher Fabeldichter und Erzähler des 16. Jahrh., geb. zu Allendorf an der Werra, war in frühern Jahren Franziskanermönch in Riga. Später bekannte er sich zur prot. Kirche, deren eifriger Verteidiger er ward. Er war ein weltkundiger weitgereister Mann, der einen großen Teil Europas durchwanderte. Nach seiner Rückkehr nach Hessen 1542 wurde er Kaplan der Landgräfin Margareta, 1544 vom Landgrafen Philipp dem Großmütigen zum Pfarrer von Abterode, einem unweit seiner Vaterstadt gelegenen Dorfe, ernannt, wo er 1554 noch lebte und wahrscheinlich 1556 gestorben ist. Sein «Esopus, gantz new gemacht vnd in Reimen gefaßt, mit sampt hundert newer Fabeln, vormals im Druck nicht gesehen noch außgangen» (Frankf. 1548; 5. Aufl. 1584), 400 Fabeln, Erzählungen und Schwänke, zum größten Teil der Fabelsammlung des Martinus Dorpius nacherzählt, zeichnet sich durch Laune, treffende und freimütige Satire aus, und ist nicht ohne Eigentümlichkeit in einer leichten und fließenden Sprache bearbeitet. Hauptsächlich war seine Polemik gegen die Geistlichkeit gerichtet. Während seines Aufenthalts im Gefängnis, in welches er in Riga infolge der Reformation geworfen wurde, schrieb er eine Paraphrase zu den Psalmen (Frankf. 1553). Auch besorgte er eine Bearbeitung des Theuerdank (Frankf. 1553) und übersetzte Naogeorgs «Regnum papisticum» (1555). Nicht bloß ältere Dichter, wie Rollenhagen, scheinen ihn benutzt zu haben, sondern auch mehrere der besten neuern Fabeldichter, wie Gellert, Zachariä, Hagedorn, verdanken ihm den Stoff, zum Teil selbst die

Einkleidung einiger ihrer besten Gedichte. Eine Auswahl von W.' Fabeln lieferte Eichenburg (Braunschw. 1777), eine vollständige, mit sprachlichen, litterar.-histor. und bibliogr. Erläuterungen reich ausgestattete Ausgabe Heinr. Kurz (2 Bde., Lpz. 1862), eine ähnliche, nur im 4. Buch verkürzte Ausgabe Julius Tittmann (2 Bde., Lpz. 1882). Nächst dem Esopus ist W.' dichterisch hervorragendstes Werk das geistliche Fastnachtsspiel «Der verlorene Sohn» in niederdeutscher Sprache (1527), herausgegeben von Gustav Milchsack (Halle 1881).

Waldkappel, Stadt in der preuß. Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Kassel, Kreis Eschwege, in dem schönen, rings von Bergen umschlossenen Thale der Wehra, eines linken Nebenflusses der Werra, Station der Linien Treysa-Leinefelde und Kassel-W. der Preußischen Staatsbahnen, hat (1880) 1190 E. und Gerberei. W. wurde 1637 von den Kroaten verwüstet und 1854 durch eine große Feuersbrunst eingeäschert.

Waldkarde, s. unter Dipsacus.

Waldkatze, soviel wie Wilde Katze.

Waldkauz (Syrnium aluco, Tafel: Raubvögel II, Fig. 6[a]), eine etwa 46 cm lange, 100 cm klafternde Eule, mit großem Kopf, weiter Ohröffnung, aber ohne Federohren. Das Gefieder ist, wie es scheint, nach dem Aufenthaltsort sehr verschieden, bald ist dunkelgrau, bald braunrot die Grundfarbe, die auf der Oberseite dunkler ist; Brust und Bauch sind dunkler, die Schultern viel heller gefleckt. Der W. findet sich besonders in Europa von Nordschweden und Lappland an und geht südlich bis Palästina, fehlt aber sonst in Asien und Afrika. Der außerordentlich nützliche, fast nur von Mäusen lebende Vogel legt Ende März oder Anfang April 2—3 weiße, runde Eier in Baum-, Felsen- und Mauerlöcher, oder in verlassene Nester anderer Raubvögel oder Krähen.

Waldkirch, Amtsstadt im bad. Kreise Freiburg i. Br., links an der Elz, in einem sich hier nach der Oberrheinischen Ebene zu verbreiternden Schwarzwaldthale, am Fuße des 1243 m hohen Kandels, Endpunkt der Sekundärbahn Denzlingen-W. (Elzthalbahn), Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 3664 überwiegend kath. E. und hat eine kath. und eine evang. Pfarrkirche, Baumwoll- und Seidenindustrie, Fabriken für Musikinstrumente, namentlich Drehorgeln, Glas- und Steinschleiferei und Holzhandel. Auf dem am nördl. Ende der Stadt sich steil erhebenden Schloßberge (371 m) liegt die Ruine Kastelburg mit herrlicher Aussicht.

Waldlabkraut, s. unter Asperula.

Waldlerche oder Heidelerche, s. u. Lerche.

Waldlindenspanner, s. u. Frostschmetterling.

Waldmaus, s. unter Maus.

Waldmeister, Pflanzenart, s. Asperula.

Waldmensch, soviel wie Orang-Utang.

Waldmüller (Ferd. Georg), vorzüglicher Genremaler, geb. zu Wien 14. Jan. 1793, beschäftigte sich in seiner Jugend mit Blumenmalen und Kolorieren von Kupferstichen, wurde dann Schüler von Maurer und Lampi und widmete sich später der Miniaturmalerei von Bildnissen, namentlich malte er in Pest viele ungar. Magnaten, darunter den Grafen Gyulai, Banus von Kroatien, der ihn als Zeichenlehrer seiner Kinder nach Agram nahm. Nach Wien zurückgekehrt, kopierte er alte Gemälde, auch fertigte er damals das Bildnis des Kaisers Franz. Von dem Studium der Alten war sein Übergang zum volkstümlichen realistischen Genre ein gewaltiger Sprung, doch gelangte W. dadurch in seine natürliche Richtung. Schon sein erstes Bild: Türk. Pfeifenhändler im Kaffeehause (1820), hatte einen entschiedenen Erfolg. Nachdem W. noch eine kleine Reise durch Italien und Deutschland unternommen hatte, blieb er ständig in Wien. Unter seinen Bildern sind hervorzuheben: das Kind lernt gehen, ein Rabbiner unterrichtet ein Mädchen, tiroler Bauernfamilie, reisende Bettlerfamilie, Rückkehr des Landmanns von der Arbeit, die Dorfschule, der erste Ausgang des Rekonvalescenten, niederösterr. Bauernhochzeit, Ende der Schule, Heimkehr von der Ernte, kindlicher Schmerz, kindliche Andacht, die Johannisandacht, der Konskribierte für die Schule. Seine Glanzperiode fällt in die J. 1830—50. W. war während dieser Zeit auch Custos an der gräfl. Lambergschen Galerie; da er aber, selbst in Schriften, sich oft herb gegen alle Pedanterie der Akademien ausgesprochen hatte, verlor er diese Stelle. W. starb in Wien 23. Aug. 1865.

Waldmüller (Rob.), Pseudonym von Charles Edouard Duboc (s. d.).

Waldmünchen, Stadt und Hauptort eines Bezirksamts im bayr. Regierungsbezirk Oberpfalz, links an der Schwarzach, im Oberpfälzer Walde, 487 m über dem Meere, unweit der böhm. Grenze, Sitz eines Amtsgerichts und eines Hauptzollamts, zählt (1885) 2993 überwiegend kath. E., hat Flachsbau, Tuchfabrikation, Holzindustrie, Glashütten und Glasschleifereien und in der Nähe die Spiegelfabrik Lenkenhütte.

Waldnachtigall, soviel wie Heidelerche, s. unter Lerche.

Waldohreule (Otus vulgaris, Tafel: Raubvögel II, Fig. 6[b]), ein 35 cm langer, 97 cm klafternder, mit langen Federohren versehener Nachtraubvogel, dessen Gefieder eine trüb rotgelbe, oben dunklere Grundfarbe hat und mit braunen Punkten, Flecken, Querwellen und Bändern auf das mannigfachste gezeichnet ist. Der Vogel ist häufig in allen Waldgegenden Europas und Asiens diesseit des Himalaja bis nach dem nördlichen Japan. Er lebt hauptsächlich von Mäusen, und wenn er auch manchmal einen Vogel fängt, so überwiegt sein Nutzen doch weit seinen Schaden und verdient er die größte Schonung. Das Weibchen legt im März vier runde, weiße Eier in verlassene Nester anderer Raubvögel, der Krähen und Eichhörnchen.

Waldpflege, s. Forstschutz.

Waldrebe, Pflanzengattung, s. Clematis.

Waldrecht, soviel wie Forstrecht.

Waldsänger, soviel wie Grasmücke.

Waldsassen, Marktflecken im bayr. Regierungsbezirk Oberpfalz, Bezirksamt Tirschenreuth, an der Wondreb und der Linie Wiesau-Eger der Bayrischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts und eines Hauptzollamts, hat eine schöne Kirche, eine ehemalige Cistercienserabtei, in welcher sich jetzt ein weibliches Erziehungsinstitut und eine Mädchenelementarschule befinden, und zählt (1880) 2249 E., welche mechan. Webereien unterhalten. Die Abtei W., 1132 gestiftet, besaß 1794 an 660 qkm, kam 1802 an Bayern und wurde 1803 säkularisiert. Vgl. Brenner, «Geschichte des Klosters und Stiftes W.» (Nürnb. 1837).

Waldsassen (Plateau von), s. unter Böhmerwald.

Waldschnepfe, s. unter Schnepfe.

Waldsee, Oberamtsstadt im württemb. Donaukreise, an der Steinach, zwischen dem Schloß- und Stadtsee, 584 m über dem Meere, Station der Linie Herbertingen-Isny (Allgäubahn) der Württembergischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts und eines Hauptsteueramts, zählt (1880) 2774 meist kath. E. und hat eine got. Pfarrkirche aus dem 15. Jahrh., ein Schloß des Fürsten von Waldburg-Wolfegg-W., Weißstickerei und einen großen Fruchtmarkt. Bis 1805 gehörte W. zu Österreich. — Das Oberamt Waldsee zählt auf 469 qkm 26055 meist kath. E.

Waldshut, Hauptstadt des bad. Kreises W. (1176 qkm, 78225 E.), am Rhein, an der Linie Basel-Konstanz der Badischen Staatsbahn, von der hier die Schweizer Nordostbahn nach Winterthur und Zürich abzweigt, ist Sitz eines Landgerichts, Amtsgerichts und Bezirksamts, hat eine Realschule, eine Gewerbe- und landwirtschaftliche Revierwinterschule und zählt (1885) 2608 meist kath. E., welche Spinnereien, Zwirnereien, Webereien, Färbereien, Bleichereien, eine Stuhlfabrik, mechan. Werkstätten und Mühlsteinfabriken unterhalten.

Waldspier, s. unter Spiraea.

Waldstätte heißen die im Herzen der Schweiz rings um den Vierwaldstättersee (s. d.) gelegenen Kantone Uri, Schwyz, Unterwalden und Luzern, welche durch ihre Bündnisse unter sich und mit den benachbarten Ländern und Städten den Grund zu der schweiz. Eidgenossenschaft legten. Der Bund der drei Urkantone oder W., Uri, Schwyz und Unterwalden, schon im 12. Jahrh. geschlossen, wurde 1291 und 1315 erneuert; 1332 trat demselben Luzern als vierte Waldstatt bei. Der Kanton W. der Helvetischen Republik von 1798 bis 1803 bestand aus den Ländern Uri, Unterwalden, Zug und dem südl. Teile von Schwyz. Luzern bildete einen besondern Kanton; der nördl. Teil von Schwyz gehörte dem Kanton Linth an. Durch die Mediation zerfiel der Kanton W. wieder in seine Bestandteile und Schwyz erhielt sein Gebiet bis zum Zürichersee zurück.

Waldstein (czechisiert aus der ursprünglich deutschen Form Waldenstein), ein altes böhm. Geschlecht, dessen Stammvater Zdenko (gest. 26. Jan. 1236) das Stammschloß Waldenstein (in den ältesten Urkunden aus dem 13. Jahrh. Castrum Waldenstein genannt; czech. Walsteina) bei Turnau erbaute. Durch die beiden Söhne des 1506 verstorbenen Johannes von W., Zdenko (gest. 1525) und Wilhelm (gest. 1557) zerfiel das Geschlecht in die beiden Hauptlinien zu Arnau und zu W. Die Waldsteinsche Linie, welche 1628 den Grafenstand erlangte und seit 1636 das ungar. Indigenat besaß, erhielt 1654 Sitz und Stimme im schwäb. Reichsgrafenkollegium, 1703 das Oberst-Erbland-Vorschneideramt in Böhmen und nahm 1758 den Beinamen Wartenberg an. Die Hauptlinie Waldstein-Wartenberg teilt sich in die Linien Münchengrätz und Dux-Leitomischl. Die Linie Münchengrätz besitzt das Stammschloß W. in Böhmen, die Fideikommißherrschaften Münchengrätz, Weißwasser, Hühnerwasser, Hirschberg, Neuperstein, Etialau, Nebillau, Wessela und Kotzenitz in Böhmen und mehrere andere Herrschaften in Ungarn. An der Spitze derselben steht der Graf Ernst, geb. 10. Okt. 1821, erbliches Mitglied des österr. Herrenhauses und Geheimrat. Die zweite Linie Dux-Leitomischl zerfiel in zwei Zweige, von denen der zu Dux durch den Grafen Georg Wilhelm, geb. 31. März 1853, repräsentiert wird, während der zu Leitomischl 3. Juni 1876 mit dem Grafen Johann, k. k. Kämmerer, Geheimrat u. s. w. erloschen ist. — Die zweite Hauptlinie Waldstein-Arnau, welcher auch Albrecht von Wallenstein (s. d.) angehörte, wird nur noch durch den Grafen Albrecht, geb. 16. Febr. 1832, vertreten, der zu Preßburg lebt.

Berühmt wurde aus der Linie Dux-Leitomischl der Graf Franz Adam von W., geb. zu Wien 14. Febr. 1759, gest. zu Oberleutensdorf 24. Mai 1823, der die Naturwissenschaften und hauptsächlich die Botanik zu seinem Hauptstudium erwählt hatte. Als Malteserritter nahm er an einigen Seezügen gegen die Barbareskenteil. Dann focht er als Offizier in dem österr. Heere 1787—89 gegen die Türken, worauf er seinen Abschied nahm. Mit dem Professor Kitaibel zu Pest machte er sieben Jahre lang botan. Reisen in Ungarn, deren Resultate beide in den «Descriptiones et icones plantarum rariorum Hungariae» (3 Bde., Wien 1802—12) niederlegten. Inzwischen hatte W., als das franz. Heer 1797 in Steiermark eingedrungen, sich bei dem in Wien errichteten adeligen Kavalleriekorps anstellen lassen und trat 1808 in die neuerrichtete Landwehr ein. Als Major führte er 1809 das dritte Bataillon der wiener Freiwilligen mit solcher Auszeichnung, daß er zum Oberstlieutenant ernannt wurde. Nach dem Tode seines Bruders 1814 übernahm er die Güter in Böhmen, wo er durch landwirtschaftliche und industrielle Anlagen den Wohlstand seiner Gutsunterthanen zu heben suchte. Der neue Bau des Schlosses zu Dux (s. d.) und die Einrichtung der dortigen reichen Sammlungen sind sein Werk. Zugleich gründete er Schulen für die Jugend und erhob aufs neue die Tuchfabrik in Oberleutensdorf. Seine botan. Sammlungen vermachte er dem böhm. vaterländischen Museum in Prag.

Waldstreu nennt man alle diejenigen im Walde vorkommenden Stoffe, welche die Landwirtschaft zum Einstreuen unter das Vieh, demnach auch als Dünger benutzt. Man unterscheidet Laub- und Nadelstreu, Moosstreu, Unkräuterstreu, Ast- oder Schneidelstreu. Laub-, Nadel- und Moosstreu wird mit Rechen zusammengeharkt (Rechstreu). Die Unkräuterstreu, bestehend aus Beerkräutern, Heide, Gräsern, Ginster u. s. w., wird mit Sicheln und Sensen oder einschließlich der obern Bodenschicht mit breiten Hauen gewonnen, auch ausgerupft. Schneidelstreu (Hackstreu) wird von stehenden oder gefällten Bäumen durch Abhauen oder Abreißen der benadelten Äste genommen. Fast jede Streunutzung ist von großem Nachteil für den Wald. In der Streu werden dem Waldboden die zum Gedeihen der Bäume unentbehrlichen mineralischen Nährstoffe entnommen, ohne daß für solche Ersatz geboten werden könnte, überdies werden die physik. Eigenschaften des Bodens verschlechtert. Je flachgründiger letzterer, desto schneller treten die traurigen Folgen der Waldstreunutzung hervor, welche in Verminderung des Zuwachses, endlich wohl im Aufhören der Waldwirtschaft bestehen. Unter Umständen kann allerdings die Entnahme an Unkräutern aus waldbaulichen Gründen geboten erscheinen, z. B. die von Gräsern, welche sich im Winter erstickend über die jungen Holzpflanzen lagern, oder den Mäusen ein schützendes Dach bieten. Ohne größern Nachteil bleibt die Gewinnung der

Schneidelstreu von gefällten oder solchen Bäumen, welche im nächsten Jahre zur Fällung kommen; sehr stark schädigt sie dagegen den Zuwachs, wenn sie an Bäumen erfolgt, die stehen bleiben sollen, wie man es vielfach in den österr. Alpenländern, im Schwarzwald, Fichtelgebirge u. s. w. beobachten kann. Vgl. Ebermayer, «Lehre von der W.» (Berl. 1875).

Waldteufel, Affe, s. Mandrill.

Waldus (Petrus), Stifter der Waldenser (s. d.).

Waldverderber nennt man diejenigen im Walde heimischen Tiere und Pflanzen, welche den Forstkulturpflanzen schädlich sind. Unter den Säugetieren schaden vorzüglich einige Wildarten. Das Rotwild in den Kulturen durch Verbeißen, Zertreten und Ausreißen der Pflanzen, durch Abbrechen der Wipfel hochstämmiger Heister, durch Fegen (Abfegen des Bastes von dem jährlich sich neu bildenden Geweih) und Schlagen an letztern, sowie an jüngern Stangen; am verderblichsten wird es aber durch das Schälen der Rinde in Stangenhölzern, namentlich wenn dieses Schälen im Frühjahr und Sommer erfolgt. Ähnlich verhält sich das Damwild. Etwas weniger schadet das Reh, da es nicht schält. Die schädlichste aller Hirscharten wäre das Elchwild, da es in der Hauptsache auf Baumnahrung angewiesen ist, wenn es nicht aus den Kulturwäldern verschwunden wäre. (In Deutschland kommt es nur noch auf dem im Delta des Memelstroms gelegenen Revier Ibenhorst vor.) Das Wildschwein schadet durch Aufwühlen und Verzehren der Eicheln und Bucheln, verhindert überdies durch sein Wühlen jede feinere Waldkultur, freilich wirkt es auch durch Vernichtung mancherlei Insekten und Mäuse nützlich. Hase und Kaninchen schaden durch Verbeißen und Benagen der Pflanzen, das Kaninchen besonders noch durch Unterwühlen des Bodens, ist deshalb sehr schädlich in den Dünenkulturen. Das Eichhörnchen verzehrt Waldsämereien, verbeißt Trieb- und Blütenknospen, beißt Triebe der Nadelhölzer ab (Abbisse), schält Rinde, zerstört die Bruten vieler nützlicher Waldvögel. Die Siebenschläfer und Haselmäuse verzehren Waldsämereien, besonders Eicheln und Bucheln, benagen die Rinde der Laubhölzer ringförmig. Der Biber schneidet junge Stämme in großen Mengen ab, sodaß er mit feinerer Forstkultur ganz unverträglich ist. Sehr empfindlich ist oft der durch Mäuse angerichtete Schaden. Durch Benagen der Rinde besonders der Laubhölzer werden namentlich die Waldwühl- oder Rötelmaus (Arvicola glareolus *Schreb.*), die Feldmaus (Arvicola arvalis *Pall.*) und die Waldmaus (Mus silvaticus *L.*) sehr schädlich, durch Abschneiden der Wurzeln unter der Erde die Wasserratte oder Mollmaus (Arvicola amphibius *L.*).

Unter den Vögeln sind besonders schädlich das Auerhuhn durch Abbeißen der Endknospen jüngerer Nadelholzpflanzen, die wilden Tauben und Finken durch Verzehren der Waldsämereien, ebenso Eichel- und Tannenheher, ersterer überdies noch durch Zerstörung der Geniste kleiner, nützlicher Vögel. Bei den Spechten gleicht sich der Nutzen durch Verzehren schädlicher Insekten mit dem Schaden durch das Anhacken auch gesunder Bäume ziemlich aus. Indirekt schaden noch alle Raubvögel, welche nützliche, insektenfressende kleinere Vögel verzehren. Vorbeugungsmittel, welche im großen durchführbar wären, gibt es gegen alle durch vorgenannte Tiere hervorgerufenen Schäden sehr wenig. Gegen Wildschäden hilft thatsächlich nur der Abschuß des Wildes, zum Schutz der Kultur gegen Rot-, Dam- und Rehwild helfen Einzäunungen. Gegen Mäuseschaden nützt wenigstens etwas die Schonung der natürlichen Feinde der Mäuse, nämlich der Füchse, Marder, Iltisse, Wiesel, Bussarde u. s. w.; Vergiften der Mäuse ist deshalb bedenklich, weil dadurch auch die Mäusefeinde getroffen werden. Noch gefährlicher als die Wirbeltiere wird dem Walde oft das Heer der Insekten. (S. unter Insekten, Bd. IX, S. 618[a]; vgl. Tafel: Schädliche Insekten, ebendaselbst.)

Unter den höhern Pflanzen werden manche der Forstkultur auch recht hinderlich (Heide, verschiedene Gräser u. s. w.); zu den eigentlichen W. rechnet man indessen gewöhnlich nur eine große Anzahl von Pilzen. In erster Reihe sind zu nennen der Hallimasch (Agaricus melleus *L.*), welcher den Erdkrebs (s. d.) hervorruft; der die Rotfäule erzeugende Trametes pini *Fr.*, der Wurzelzerstörer Trametes radiciperda *R. Hrtg.*, der Erzeuger des Kienzopfes an Kiefern; der Kiefernblasenrost Aecidium pini *Pers.*, der Kieferndreher Caesoma pinitorquum *A. Br.*, der höchst verderbliche Lärchenpilz Peziza Willkommii *R. Hrtg.*, Hysterium macrosporum *R. Hrtg.*, H. pinastri *R. Hrtg.* und H. nervisequium *DC.*, welche Bräunung und Abfallen (Schütten) der Fichten-, Kiefern- und Tannennadeln bewirken; der Fichtennadelrost Chrysomyxa Abietis, die die Keimlinge der verschiedensten Holzarten zerstörende Phytophthora omnivora *de Bary* u. a. m. Gegen alle diese Pilze stehen nur sehr ungenügende Hilfsmittel zu Gebote.

Vgl. Ratzeburg, «Die W. und ihre Feinde» (Berl. 1841; 7. Aufl., von Judeich, 1876); Altum, «Forstzoologie» (2. Aufl., 3 Bde., Berl. 1876—81); R. Hartig, «Lehrbuch der Baumkrankheiten» (Berl. 1882); Heß, «Der Forstschutz» (Lpz. 1878).

Waldwertrechnung, ein Teil der forstlichen Finanzrechnung (s. Forstmathematik); sie befaßt sich mit der Ermittelung der forstwirtschaftlichen Kapitale und der ihnen zugehörigen Renten. In der Regel spielen Betriebsgebäude, Geräte, Holzaufbewahrungs- und Holztransportanstalten, wenn das Wegekapital nicht für sich, sondern als zum Bodenkapital gehörig betrachtet wird, in der Forstwirtschaft eine verhältnismäßig unbedeutende Rolle. Nur ausnahmsweise sind für Kanäle, Trift- und Flößereianlagen größere Beträge in Rechnung zu stellen. In der Hauptsache hat man es daher nur mit dem Bodenwert und dem Wert des Holzvorrates zu thun. Der Wert eines Gutes kann bestimmt werden: 1) als Erwartungswert, d. i. nach der Summe der von den Produktionskosten befreiten Jetztwerte aller Nutzungen, welche von einem Gute überhaupt zu erwarten sind. Die Rechnung erfolgt durch Discontierung. 2) Als Kostenwert, d. i. nach dem Aufwande, welcher zur Erzeugung eines Gutes erforderlich war oder sein wird (Produktionsaufwand). In der Vergangenheit aufgewendete Kosten müssen durch Prolongierung in Rechnung gestellt werden. 3) Als Verkaufswert, d. i. nach dem Preise, zu welchem andere Güter von gleicher oder ähnlicher Beschaffenheit verkauft zu werden pflegen (Marktpreis). 4) Als Rentierungswert, indem man die durch ein Gut gewährte Rente kapitalisiert. Mit Hilfe der Lehre der W. kann man die verschiedenen vorgenannten Werte des Bodenkapitals und Holzvorratskapitals finden. Die Summe der Renten beider Kapitale

ist die sog. Waldrente, deren Kapitalisierung den Waldrentierungswert ergibt. In künstlich erdachten Beispielen müssen alle diese Rechnungen zu demselben Resultat führen, in Wirklichkeit thun sie es aber schon aus dem Grunde nicht, weil es unmöglich ist, alle für die Rechnung nötigen Unterlagen genau richtig zu beschaffen. Die W. leidet deshalb um so mehr an Unsicherheit, je länger die Zeiträume sind, auf welche sich dieselbe erstrecken muß. Der mit ihrer Hilfe berechnete Preis eines Waldes kann sonach auch nicht ohne weiteres für Käufer oder Verkäufer maßgebend sein, sondern nur als unentbehrliche Unterlage für die Verhandlungen dienen. Die Schwierigkeiten der Lehre der W. haben in Wissenschaft und Praxis schon vielen Streit verursacht. Hauptsächlich ist eine Klärung derselben erst Preßler (s. d.) zu verdanken. Die wichtigste Frage z. B., ob mit einfachen, gemischten oder Zinseszinsen zu rechnen sei, ist nunmehr für letztere entschieden. Nur wird man allerdings in der Waldwirtschaft, die fast stets mit sehr langen Zeiträumen zu thun hat, keinen hohen Zinsfuß anwenden, in Deutschland z. B. jetzt nicht über 2—3 Proz. hinausgehen dürfen, wenn man für das praktische Leben brauchbare Resultate erlangen will. Vgl. Heyer, «Anleitung zur W.» (3. Aufl., Lpz. 1883); Baur, «Handbuch der Waldwertberechnung» (Berl. 1886).

Waldwolle, wollähnliche Fasern, welche durch Kochen der Kiefer- und Fichtennadeln mit Dampf und durch Zerteilen derselben auf einer dem Holländer (s. unter Papier) ähnlichen Maschine gewonnen werden. Dieselbe dient als Polstermaterial für Matratzen, Kissen und Bettdecken, zur Herstellung von Fußteppichen, sowie, mit Wolle oder Baumwolle gemischt, als Spinnstoff zur Verfertigung einer Art Gesundheitsflanell. Die W. wurde zuerst 1840 durch J. Weiß in Ziegenhals (Oberschlesien) dargestellt; einen kräftigen Aufschwung hat diese Industrie namentlich durch die Fabrikate von L. u. E. Lairitz in Remda (Thüringen) genommen. Als Nebenprodukt wird das sog. Waldwollertrakt (vgl. Fichtennadelöl) erhalten, das zu Einreibungen und Bädern Verwendung findet.

Waldwollöl, s. Fichtennadelöl.

Wale, s. Waltiere.

Walensee, auch Wallen- oder Walenstädtersee genannt, nächst dem Urnersee (s. Vierwaldstättersee) der wildeste Gebirgssee der Schweiz, liegt zwischen den Kantonen St. Gallen und Glarus 425 m über dem Meere, ist 23 qkm groß, 272 m tief und erstreckt sich, bei einer Breite von kaum 2 km, 16 km lang von Ost nach West. Im Norden wird er von dem kolossalen Felsbau der Churfirsten eingeschlossen, deren mächtige kahle Kalkwand jäh, nur hier und da für ein Dörfchen oder einen Weiler Raum lassend, in die Tiefe des lauchgrünen Sees abstürzt. Das südl. Ufer, von den teils bewachsenen, teils felsigen Vorbergen der östl. Glarneralpen (Mürtschenstock 2442 m) gebildet, zeigt, obwohl auch hier die Felsen meist dicht an den See herantreten, im allgemeinen mildere Formen und wird von Laubwäldern (Edelkastanien) und freundlichen Dörfern belebt. Im Osten und Westen sind die Ufer, aus Schwemmland bestehend, flach und teilweise sumpfig. In das obere Ende des W. mündet die Seez aus dem Weißtannenthale. Die Bäche des Nordufers, der Berenbach u. s. w., stürzen in prächtigen Wasserfällen zum See herab. Von Süden her mündet die Murg aus dem romantischen Murgthal. In das untere Ende ergießt sich seit 1811 durch den Escher- oder Molliserkanal die Linth, welche durch den Linthkanal dem Zürichsee zugeleitet wird. Der W. wurde 1837—59 von Dampfbooten, jetzt nur noch von Fischerbooten befahren; die Schiffahrt auf demselben ist der häufigen Stürme wegen gefährlich; besonders gefürchtet ist der aus dem Linththale hervorbrechende Föhn, durch den in der Nacht zum 17. Dez. 1850 der Dampfer Delphin mit 13 Personen unterging. Die Dampfschiffahrt wurde eingestellt, als 1859 die Eisenbahnlinie Sargans-Wesen eröffnet wurde, welche dem südl. Seeufer folgt und hier auf einer Strecke von 17 km neun Tunnel durchbricht. Von den Uferorten sind zu erwähnen die Städtchen Wesen und Walenstadt, sowie das malerische Dorf Murg, am Ausgang des Murgthals, mit dem Denkmal August Heinrich Simons (s. d.).

Walenstadt oder Wallenstadt, Städtchen im Bezirk Sargans des schweiz. Kantons St. Gallen, liegt 430 m über dem Meere unweit der Mündung der Seez in den Walensee am Fuße der Churfirsten und an der Bahnlinie Zürich-Chur, und zählt (1880) 2831 meist kath. E., deren Haupterwerbsquellen neben Feld-, Wein- und Obstbau die Seidenzucht, die Baumwollweberei und die Stickerei sind. In dem dicht am Seeufer gelegenen Vorort und Landungsplatz Stad befindet sich die Kaserne der eidgenössischen Militärschule W.

Wales, ein ehedem selbständiges, jetzt mit dem Königreich Großbritannien vereinigtes Fürstentum an der Westküste des eigentlichen England, wird gegen N. von der Irischen See, im W. vom St. Georgskanal, im O. von den engl. Grafschaften Chester, Salop, Hereford und Monmouth und im S. von dem Bristolkanal begrenzt. Es umfaßt 19108 qkm, wovon kaum zwei Drittel landwirtschaftlich benutzt sind, und es ist ein entschiedenes Hochland, der rauheste, gebirgigste Teil Englands. Das Gebirgsland von Wales oder die Cambrische Gebirgsregion (Cambrian-Mountains) ist ein einziges, massives Hochland, zu hohen Plateaus ausgedehnt, welche von tiefen Thälern durchschnitten werden, oder zu hohen Gipfeln aufsteigend. Die bedeutendste Erhebung findet sich in der Nähe der Nordwestküste, nach welcher Seite hin die Gebirge viel steiler abfallen als nach Osten. Dort erhebt sich der höchste Berg von England und W., der Snowdon, in drei fast gleich hohen Gipfeln zu 1094 m. Nordöstlich von ihm erreicht der Caern-David 1044 m, der Yr-Arrig 913 m. Gegen Süden verbindet ein hoher Bergzug die Snowdon- mit der Berwynkette, welche gleich ersterer eine südwestl. Richtung hat und im eigentlichen Berwyn 827 m, im Aren- oder Aran-Mowddwy 900 m, im Cader-Idris 888 m, im Arran-y-Gessel 662 m aufsteigt. Südlich davon senkt sich das Land; die Thäler des Dyri und des obern Severn bilden die Scheide zwischen Nord- und Südwales. Der Plynlimmon an der Quelle der Severn, eine gewaltige dreigipfelige Masse, ist 746 m hoch. Gegen Süden und Südosten breitet sich 44 km weit, bis zu den Epynt-Hills, die traurigste und rauheste Gegend von W. aus, voller Reste der alten kelt. Zeit, kahle Heiden, Sümpfe und dunkle, steile Felsen, mit dazwischenliegenden Waldstrecken. Auch im Osten dieser öden Gegend ist das Land noch hügelig, im Radnor-Forest sogar 659 m hoch, aber mit sanftern

Abfällen und weitern, kultivierbaren Thälern, deren Gewässer der Wye zum Severn führt. Im Süden der Epynt-Hills, jenseit des Thals der Usk, erhebt sich die große Kette der Black-Mountains oder Schwarzen Berge (benannt nach dem schwarzen Heidekraut) mit den höchsten Punkten von Südwales, dem Beacon von Brecknock 872 m, dem Capellante 730 m und dem Trecastle- oder Caermarthen-Van 789 m. Im Süden dieser Kette bilden zahlreiche Bergreihen das Glamorgangebirge, nur bis 566 m hoch, aber mit noch steilern Abfällen und engern Thälern, schmalem Kamme und spitzen Gipfeln. Zwischen ihm und dem Bristolkanal liegt die einzige große Ebene von W., die mit sanften Hügeln bedeckte Ebene von Glamorgan (Vale of Glamorgan). Das kulturfähige Land ist in W. äußerst beschränkt. Die Berge sind entweder kahl oder mit Heide bedeckt, auch die Wälder von geringer Ausdehnung und Wichtigkeit. Man rechnet auf das eigentliche Ackerland 19 Proz., auf Wiesen und Weiden 44,5, auf anbaufähiges, aber noch nicht angebautes Land 10, auf nicht anbaufähiges Land 26,5 Proz. Die Küsten sind felsig und zerrissen und bilden viele Meerbusen und Vorgebirge. Die bedeutendern Flüsse sind: Dee, Clwyd, Conway, Teify, Towy, Severn, Wye und Usk. Das Land hat außerdem viele kleine Seen, die mit zahlreichen Felspartien und Wasserfällen große landschaftliche Reize darbieten. Im Norden wird etwas Blei und Kobalt, auch Kupfer, in Merioneth auch Gold gewonnen. Im Nordosten und Süden befinden sich große Gebiete des Kohlenkalksteins, reich an Steinkohlen und Eisen, Blei, Kupfer, Zink u. s. w. Das kleine nördl. Kohlenfeld zieht sich von der Mündung des Dee durch Flintshire nach Denbigshire; in demselben wird zugleich viel Blei ausgebeutet. Das große südl. Kohlenbassin geht von der Mitte der Grafschaft Monmouth bis an das westl. Ende von Pembroke 133 km weit und wird durch die hineingreifende Caermarthenbai in eine größere und kleinere Hälfte geteilt. Besonders reich an Kohlen und Eisen ist die Grafschaft Glamorgan (s. d.). Bergbau und Eisenbereitung sind hier, aber auch in mehrern andern Landesteilen, die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung. Außerdem wird Ackerbau, mehr noch, wegen der Beschaffenheit des Landes, Viehzucht getrieben. An den Küsten ist Fischerei und der Austernfang sehr bedeutend. Der Vertrieb der Landesprodukte macht den durch mehrere Kanäle unterstützten Handel lebhaft. W. ist politisch in Nord- und Südwales eingeteilt. **Nordwales** zerfällt in die Grafschaften Anglesey (Insel), Caernarvon, Denbigh, Flint, Merioneth und Montgomery; **Südwales** in die Grafschaften Brecknock, Cardigan, Caermarthen, Glamorgan, Pembroke und Radnor. Die Bevölkerung belief sich 1841 auf 911 321, 1881 auf 1 359 895 Seelen.

Die Ureinwohner von W. waren Kelten (s. d.), und zwar von der Abteilung der Kymren, und noch gegenwärtig nennen sich die Nationaleinwohner Kymry. Zur Zeit der Römer saß im N. der Stamm der Ordovices, im SW. die Demetae, im SO. die Silures. Als im 5. Jahrh. die Angelsachsen (s. **Großbritannien**) in Britannien einfielen, floh ein Teil der ebenfalls kelt. Bevölkerung vor den Eroberern in die Wälder und Gebirge von W. (Cambria, Northweales). Hier wuchsen diese kelt. Ankömmlinge mit den ursprünglich kimberischen Elementen zu einem eigentümlichen Volke zusammen, das Sitten, Charakter und Sprache, dem engl. Wesen gegenüber, bis auf den heutigen Tag bewahrt hat. Zur Zeit der Angelsachsen in England lebten die Walen unter unabhängigen Fürsten, deren Teilungen und Raufereien das Eindringen der Fremdherrschaft begünstigten. Bereits dem angelsächs. Könige Adelstan, 925—941, mußten die Walen Tribut zahlen. Als die Normannen 1066 England in Besitz nahmen, suchten die Walen die engl. Oberherrschaft abzuschütteln. Doch Wilhelm der Eroberer überzog das Land und zwang die Fürsten zur Anerkennung seiner Oberlehnsherrlichkeit. Um die Einfälle der Walen zu hindern, setzte König Wilhelm II. Markgrafen (Marchers) an die Grenzen. Während der bürgerlichen Unruhen unter König Stephan, dem letzten normann. Stammes, wußten sich die walischen Fürsten fast ganz dem engl. Einflusse zu entziehen und fielen bald als Verbündete des Königs, bald der Prinzessin Mathilde in England ein. König Heinrich II. benutzte endlich die Kämpfe der Fürsten untereinander, um W. 1157 wieder zu unterwerfen. Aber schon 1163, als Heinrich II. im Kriege mit Frankreich begriffen, fiel Res, Fürst in Südwales, in England ein und brachte auch die andern Fürsten unter die Waffen. Heinrich vermochte nichts auszurichten, da die Walen mit Frankreich in Verbindung traten. Erst 1171 verglichen sich die walischen Fürsten mit dem König und erkannten dessen Oberherrlichkeit wieder an. Unter König Eduard I., der 1272 den engl. Thron bestieg, gelang erst die vollständige Unterwerfung des Landes (1276). Die Härte, womit hierauf die engl. Marchers die Walen behandelten, bewog den damaligen Oberfürsten Llewellyn 1282 zu einem Aufstande, in welchem er geschlagen und getötet wurde. Sein Bruder David, der den Kampf fortzusetzen suchte, fiel im Okt. 1283 in König Eduards Hände und starb zu Shrewsbury durch den Henker.

W. mußte nun die Behandlung einer eroberten Provinz erdulden, indem Eduard das Fürstentum mit der Krone vereinigte (1284). Er gab 1301 das Land seinem Sohne und Erbprinzen, dem nachmaligen Eduard II., zu Lehn, mit dem Titel eines **Prinzen von Wales** (Prince of W.). Seitdem führt der jedesmalige Kronprinz von England, wenn er der älteste Sohn des regierenden Königs oder der regierenden Königin ist, oder, wenn dieser stirbt, sein ältester Sohn, diesen Titel, der ihm jedoch erst durch einen besondern Brief einige Monate nach der Geburt verliehen wird. Ein Bruder oder Vetter des Königs (resp. der Königin) kann dagegen niemals Prinz von W. sein, selbst wenn zur Zeit alle Präsumtion für ihn ist, daß er einst den Thron erben wird, da immerhin doch die Möglichkeit vorhanden ist, daß ein kinderloser König (resp. Königin) noch Kinder erhalte, oder ein unvermählter sich noch verheirate. Stirbt dagegen ein Prinz von W. als Witwer und hinterläßt nur weibliche Descendenz, so wird seine älteste Tochter **Prinzessin von Wales**. Auch der älteste Sohn des Kronerben führt den Titel, jedoch zugleich mit dem Vornamen, so z. B. gegenwärtig Prinz Albert Victor von W.

Die engl. Könige gingen nach der Unterdrückung der walischen Freiheit besonders auf die Ausrottung der mit besondern Privilegien versehenen Barden aus, die als Vertreter des volkstümlichen Geistes durch ihre Gesänge die Erinnerungen des Volks wach erhielten und oft zum Kampfe auf-

munterten. Owen Glendower, ein Barde und Nachkomme eines alten Fürstengeschlechts, benutzte die Unruhen unter Heinrich IV. in England und erhob 1400 die Fahne des Aufruhrs. Erst gegen Ende der Regierung Heinrichs IV. gelang es den Engländern, ihre Herrschaft über die Walen herzustellen. Die folgenden Könige setzten nun über die einzelnen Distrikte des Landes engl. Große oder Marchers, die das Volk in harter Unterdrückung hielten. Endlich wurde 1536 von Heinrich VIII. das Fürstentum W. gänzlich mit England vereinigt. Die Bevölkerung erhielt zugleich alle Freiheiten und Wohlthaten der engl. Staats- und Justizverfassung. Vgl. Robert, «The Cambrian popular antiquities» (Lond. 1815); Walter, «Das alte W.» (Bonn 1859); Doran, «The book of the Princes of W.» (Lond. 1860); Rodenberg, «Ein Herbst in W.» (Hannov. 1857); Borrow, «Wild W., its people, language and scenery» (3 Bde., Lond. 1863; 2. Aufl. 1866).

Wales, Prinz von, Titel des Kronprinzen von England, s. Wales (Fürstentum); jetziger Prinz von W. ist Prinz Albert Eduard (s. d.).

Walewski (Alexandre Florian Joseph Colonna, Herzog), franz. Staatsmann, geb. 4. Mai 1810 zu Walewice, Sohn einer Polin und des Kaisers Napoleon I., ging im Alter von 19 J. nach London, um hier mit engl. Staatsmännern Unterhandlungen wegen Polen anzuknüpfen. Er trat dann in die franz. Armee, nahm aber bald seine Entlassung und veröffentlichte die Flugschriften «Un mot sur la question d'Alger» (1837), «L'alliance anglaise» (1838) und ein fünfaktiges Lustspiel: «L'école du monde, ou la coquette sans la savoir», welches 1849 im Théâtre français ohne Erfolg zur Aufführung kam. Von Thiers und Guizot erhielt W. verschiedene diplomatische Missionen. Nach der Wahl Ludwig Napoleons zum Präsidenten ging er 1849 als franz. Botschafter nach Florenz, von da nach Neapel, und 1854 wurde er Gesandter in England. Im J. 1855 ins Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten berufen, führte er als franz. Bevollmächtigter den Vorsitz bei den Konferenzen des Pariser Kongresses, und unterzeichnete den Traktat vom 30. April 1856. Eine Verordnung vom 24. Nov. 1860 ernannte ihn zum Staatsminister, und als solcher unterzeichnete er das von jenem Tage datierte Dekret, welches die Organisierung des Gesetzgebenden Körpers im liberalen Sinne umänderte. Seit 1855 war er Mitglied des Senats, verzichtete jedoch 1865 auf die Senatorwürde und trat bei den Wahlen für den Gesetzgebenden Körper als Kandidat auf. Im J. 1866 wurde er zum Präsidenten dieser Versammlung ernannt und zugleich zur Herzogswürde erhoben. Wiederholte Mißhelligkeiten mit dem Staatsminister Rouher bewogen ihn aber, diese Stellung nach kurzer Zeit wieder aufzugeben. W. starb zu Straßburg 27. Sept. 1868.

Walfisch, ausgedehntes Sternbild des südl. Himmels, enthält nach Heis 162 dem bloßen Auge sichtbare Sterne zwischen $0^h\ 0^m$ und $3^h\ 14^m$ Rektascension und 10° nördl. bis 32° südl. Deklination, unter welchen acht Sterne heller als vierter Größe sind. Im W. steht ein sehr berühmter veränderlicher Stern, o Ceti, auch Mira genannt. Er wurde von Fabricius 12. Aug. 1596 in der Nähe des Mondes heller als zweiter Größe entdeckt, nach zwei Monaten verschwand er; seine Periode dauert mit starken Abweichungen 331 Tage und er verändert seine Helligkeit in dieser Zeit von der zweiten Größe bis zur neunten Größe.

Walfischaas (Clione borealis) ist der Name eines Weichtiers aus der Klasse der Flossenfüßer (Pteropoda, s. u. Mollusken), das in großen Mengen die arktischen Meere bewohnt und das Hauptnahrungsmittel des Bartenwals bildet.

Walfischbai, Bucht des Atlantischen Oceans an der Westküste Südafrikas, westlich durch die Landzunge Pelican-Point teilweise vom Meere abgeschlossen, hat guten und geschützten Ankergrund und wurde 1878 nebst dem sie umgebenden Landstrich durch die Engländer in Besitz genommen. Seit 1884 ist diese brit. Kolonie, welche 1250 qkm umfaßt, rings von deutschem Schutzgebiet (Lüderitzland) umschlossen. In die W. mündet der Kuisib, wenig nördlicher der Swakop, zwei Küstenflüsse, welche jedoch nur während einer kurzen Zeit im Jahre das Meer erreichen. Zum brit. Gebiet gehört der Ort Scheppmansdorf.

Walfische (Balaenidae) oder Bartenwale nennt man eine Familie der Waltiere (s. d.), welche im erwachsenen Zustand keine Zähne, sondern senkrecht gestellte, oben am Gaumen befestigte, unten zerfaserte Hornplatten besitzt, die Barten genannt werden und das sog. Fischbein (s. d.) liefern. Zu dieser Familie gehören die mit einer Rückenflosse versehenen Finnfische (s. d.) mit dem nordischen Finnwal (Balaenoptera boops, Tafel: Seesäugetiere, Fig. 10) und die eigentlichen oder Glattwale (Balaena), die keine Rückenflosse besitzen, und von welchen man zwei Arten kennt, den gemeinen oder nordischen Walfisch (B. mysticetus, Fig. 9) und den südlichen Walfisch (B. australis). Beider Heimat sind die Polarmeere, in welche sie sich mehr und mehr bei zunehmender Jagd (wegen der Barten und des Thrans) zurückziehen. Der südliche W. ist kleiner, breitschnauziger als der nordische, der bis 20 m lang und bis 150000 kg schwer wird. Die Kiefern sind bis 7, die längsten Barten 4 m lang und die horizontale Schwanzflosse mißt querüber 5 m. Unverhältnismäßig klein erscheinen hingegen die nach oben gerichteten Augen, die kaum größer als die eines Ochsen sind und unmittelbar über dem Ende der Mundspalte vor den sehr engen Ohröffnungen stehen. Die Brustflossen sind plump und breit. Die große Enge des Schlundes erlaubt dem W. nur kleine Fische und Weichtiere zu verschlingen, die er zu Tausenden einschlürft, während er das Wasser mittels der auf der Höhe des Kopfes befindlichen Spritzlöcher von sich gibt. Er schwimmt außerordentlich schnell und kann in großen Tiefen über eine Viertelstunde aushalten. Selten trifft man größere Gesellschaften, die sich gegenseitig unterstützen. Nur das Weibchen verteidigt sein Junges, das es nie aus dem Auge läßt, mit größter Unerschrockenheit. Der W. muß, nach der zehnmonatlichen Tragzeit geschätzt, ein bedeutendes Lebensalter erreichen können.

Eigentliche Heimat der W. sind die antarktischen Meere bis zum Kap der Guten Hoffnung herauf und jetzt die arktischen jenseit des 66. Breitengrades, während er früher auch an deutschen und franz. Küsten gefunden wurde. Die Ursache dieses Zurückziehens liegt in dem Walfischfange, der schon im 9. Jahrh. von den Norwegern, im 13. und 14. von den Basken betrieben wurde, die 1372 bis nach Neufundland, später tief ins Eismeer vordrangen.

Seit 1613 traten die Holländer an ihre Stelle. Endlich versuchten sich 1732 die Engländer darin, die 1760 trotz aller Widerwärtigkeiten sich des Monopols bemächtigt hatten. Neuerdings hat die Zahl der Walfischjäger, obgleich sich seit 1815 auch Franzosen, Amerikaner, Holländer und Deutsche (Glückstadt) hinzugesellten, im Nordpolarmeere sehr abgenommen, während der Walfischfang in der Südsee an Bedeutung zunimmt. Neben vielen Strapazen erwarten den Walfischjäger in den Polargegenden große Gefahren: Eisberge drohen ihn zu zermalmen. Die zum Harpunieren ausgesandten Boote werden oft durch den Schlag vom Schwanze des gereizten Tieres vernichtet, weshalb man die Harpunen häufig durch Raketen oder Kanonenkugeln zu werfen versucht. Es erklärt sich daraus die Abnahme der Grönlandsfahrten, die durch das Verschwinden der W. immer riskanter werden.

Walfischfänger heißen Schiffe, welche besonders für den Zweck des Walfischfanges gebaut sind. In frühern Zeiten suchte man hauptsächlich damit die nordischen Meere auf, und da man hier vielfach mit Eisfeldern in Berührung kam, mußten die Schiffe sehr stark konstruiert sein. Sie hatten sehr kräftige Rippen, doppelte Beplankung und ihr Bug war mit eisernen Schienen gepanzert. Seit längerer Zeit sind jedoch im Nördlichen Eismeere die Walfische durch die beständige Verfolgung so selten geworden, daß man sie anderwärts, hauptsächlich im Indischen und Stillen Ocean, aufsucht. Da hier Zusammenstöße mit Eis nicht zu fürchten sind, haben diese W. die gewöhnliche Bauart von Schiffen. Nur führen sie auf dem Oberdeck einen großen Herd, mit eingemauerten Kesseln, um den zerkleinerten Speck der Fische sogleich nach dem Fange zu Thran auskochen und in die mitgenommenen Fässer füllen zu können. Die nordischen W., deren Reisen nur wenige Monate dauerten, kochten den Speck entweder auf den Eisfeldern aus oder nahmen ihn in Fässern nach den Heimatshäfen. Die Reisen der W. in der Südsee dauern jedoch gewöhnlich jahrelang, und man sucht deshalb durch möglichste Füllung des Schiffs mit Thran auf die Kosten zu kommen. Die W. haben sechs bis acht sehr schneller und seetüchtiger Boote, welche besonders für die Jagd gebaut sind, und da sämtliche Boote zugleich Verwendung finden können, muß auch die Schiffsbesatzung größer sein als auf gewöhnlichen Schiffen gleicher Dimensionen.

Walfischlaus (Cyamus ceti), ein auf der Haut der Walfische schmarotzender Krebs aus der Familie der Flohkrebse. (S. unter Krustentiere.)

Walhalla, eigentlich Walhalle (altnord. Valhöll), heißt in der nordischen Mythologie der Aufenthaltsort für die in Schlachten Gefallenen. Diese glänzende Halle stand in Gladsheim (Freudenheim), vor ihr der Hain Glasir, dessen Bäume goldene Blätter trugen. Über der westl. Hauptthür des Saales, der so hoch war, daß man kaum seinen Giebel sehen konnte, hing als Symbol des Kriegs ein Wolf, darüber ein Adler. Der Saal selbst, mit Schilden über Speerschäften gedeckt, hatte 540 Thüren, durch deren jede 800 Einherjer schreiten, wenn es zum großen Kampfe mit dem Fenriswolf geht. Für diese Tapfern, welche nach dem Tode auf der Walstatt zu Odin kamen, war er bestimmt. Berühmten Fürsten schickte Odin zur Bewillkommnung Bragi und Hermod entgegen. Ihnen zu Ehren wurde die Halle geschmückt; alle Helden standen auf zu ihrem Empfange; die Walkyren kredenzten ihnen Wein, den sonst nur Odin trank. Die Könige kamen alle nach W., auch wenn sie nicht des Schlachtentodes gestorben. Weil es ehrenvoll war, mit großem Gefolge nach W. zu kommen und viele Schätze zu besitzen, so töteten sich freiwillig des in der Schlacht gefallenen Führers Kampfgenossen, und in seinen Grabhügel legte man nebst Roß und Waffen die auf Kriegszügen erworbenen Schätze. Alle Morgen zogen beim Hahnenruf die Einherjer aus zu wildem Kampfe gegeneinander, mittags aber waren alle Wunden geheilt, und die Helden sammelten sich zum Mahle unter Odins Vorsitz. Odin selbst genoß nur Wein; die Speisen gab er den neben ihm sitzenden Wölfen Geri und Freki. Die Einherjer speisten von dem Eber Saehrimnir und die Walkyren reichten ihnen Met, der in hinreichender Menge den Eutern der Ziege Heidrun entfloß. Die Hälfte der Gefallenen gehörte der Freyja. Den Eber Saehrimnir, von dem die Helden speisten, bereitete Koch Andhrimnir im Kessel Eldhrimnir. Neben der W. stand der Weltbaum Läradr, von dem sich die Ziege, sowie der Hirsch Eikthyrnir nährten, von dessen Geweih starke Tropfen in den Urquell Hvergelmir fallen. Dieser ganze Walhallkult in den Quellen der nordischen Mythologie ist ziemlich jung; heimisch ist nur der Glaube an ein Fortleben aller Toten im Reiche der Hel.

Walhalla, in Bayern, eins der bedeutsamsten, gediegensten und vollendetsten Bauwerke der neuern Zeit, ist eine Schöpfung des Königs Ludwig I. von Bayern, der noch als Kronprinz den Gedanken dazu gefaßt hatte. Mit Hilfe der Kunst wollte er dem deutschen Ruhme und der deutschen Größe ein dauerndes Denkmal gründen. Im J. 1816 erhielt Leo von Klenze (s. d.) den Auftrag, Entwürfe anzufertigen, 1821 wurde dessen Plan genehmigt. Doch erst 18. Okt. 1830 erfolgte die Grundsteinlegung in Gegenwart des Stifters; die Einweihung fand 18. Okt. 1842 statt. Die W. erhebt sich bei Donaustauf unweit Regensburg auf der eichenumkränzten Höhe des Braubergs, 98 m hoch über der Donau, die am Fuße der Anhöhe vorbeifließt, und von wo aus auf cyklopischem Mauerwerk ruhende Marmortreppen bis zu den mächtigen, terrassenförmig aufgebauten Substruktionen des grandiosen Tempels emporsteigen. Der ganze Bau ist dem Parthenon zu Athen nachgebildet, hat eine Länge von 138, eine Breite von 91 und eine Höhe von über 60 m; der Tempel selbst ist, bei einer Länge von 75 und bei einer Breite von 35 m, 21 m hoch. Ihn umgeben 56 kannelierte dor. Säulen von rötlichweißem Marmor, der zu dem äußern Bau durchweg verwendet ist. Nach den Angaben des Königs und den Skizzen von Rauch und Schwanthaler, von dem letztern, sowie unter dessen Leitung in Marmor ausgeführt, stehen im Tympanon des Vordergiebels 15 symbolische Figuren in runder Arbeit, an die Wiederherstellung Deutschlands durch den Befreiungskrieg erinnernd, in der Mitte die sitzende Kolossalfigur der Germania. Die Bildwerke des Hintergiebels, ebenfalls 15 Figuren, mit Arminius in der Mitte, nach Schwanthalers Entwurf und Ausführung, beziehen sich auf die Besiegung der Römer durch die Cherusker. Das Innere des Gebäudes, die eigentliche Cella, bildet ein längliches Viereck, das, 54 m lang, 15 m breit und 17 m hoch, in drei Abteilungen gesondert wird,

von denen die mittlere zwei sitzende, die beiden andern je zwei stehende Ruhmesgenien aus carrarischem Marmor, von Rauch, enthalten. An der Wand, in der Höhe der Halbsäulen, welche die Cellen voneinander sondern, enthält der Fries die von J. M. Wagner komponierten und modellierten, von Pettrich und P. Schöpf in Marmor ausgeführten Reliefdarstellungen aus dem Leben der alten Deutschen bis zur Einführung des Christentums durch Bonifacius, in acht Abteilungen. Unter dem Fries an der Wand stehen auf Konsolen und Postamenten die plastischen Brustbilder oder, wenn beglaubigte Porträts fehlen, die in Goldschrift ausgeführten Namen der Walhallagenossen, deren einförmige Reihen, in Gruppen geteilt, durch Siegesgöttinnen getrennt werden. Vgl. König Ludwigs I. Schrift: «W.s Genossen» (Münch. 1842; 2. Aufl. 1847), und Adolf Müller, «Donaustauf und W.» (14. Aufl., Regensb. 1885).

Walideh (auch Valideh), im Arabischen Erzeugerin, wird in den islamitischen Sprachen bei höherer Diktion für Mutter gebraucht: Sultan Walideh, Sultanin W., ist der Titel der Mutter des regierenden türk. Sultans, welche, als gekaufte Sklavin, in des Großherrn Harem gekommen, durch die Thronbesteigung ihres Sohnes den Rang einer Sultanin erlangt, in den Genuß einer reichlich bemessenen Dotation tritt und eine eigene Hofhaltung erhält, von welcher aus sie unter Umständen sich polit. Einfluß verschaffen kann.

Waljewo, Kreisstadt in Serbien, an der Kolubara gelegen, mit 4737 E., welche meist vom Handel leben, hat ein Untergymnasium und ist der Sitz der Kreisbehörden.

Walk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Livland, an der Peddel, einem Nebenfluß des untern Embach, treibt Handel mit Flachs, Hanf und Leinsaat, besitzt eine luth. und eine russ. Kirche, ein lettisches Lehrerseminar und zählt (1881) 4200 E.

Walken (frz. foulage; engl. fulling, milling), eine Operation, mittels deren man Wollfasern oder andere tierische Haare, die entweder durch bloßes Zusammendrücken (vgl. Filz- und Filzhutfabrikation) oder durch Weben (vgl. Tuchfabrikation) lose vereinigt sind, durch andauerndes Quetschen, Knoten und Zusammenschieben in einen fest zusammenhängenden, dichten, filzartigen Stoff verwandelt. Während in der Filz- und Filzhutfabrikation das W. oder Filzen noch jetzt großenteils durch Handarbeit geschieht, sind hierzu in der Tuchfabrikation ausschließlich maschinelle Vorrichtungen gebräuchlich. In der Tuchfabrikation hat das W. den Zweck, dem Tuch seine eigentümliche Beschaffenheit zu geben, indem die Härchen des lose gesponnenen und locker verwebten Garns einander genähert und derart ineinander verschlungen werden, daß sie vermöge ihrer rauhen Oberfläche aneinander haften. Die verwendeten Maschinen sind eigentliche Walkmühlen, Hammerwalken und Walzenwalken.

Die eigentlichen Walkmühlen oder Filzmühlen, aus gewöhnlichen Stampfwerken bestehend, unter welchen in Trögen das zu bearbeitende Zeug liegt, sind jetzt fast gar nicht mehr im Gebrauch, weil ihre Leistungsfähigkeit gering ist und sie den Stoff leicht beschädigen. Die Hammerwalken oder Walkhämmer sind schwere hölzerne Hämmer, die mittels einer Daumenwelle gehoben werden und beim Niederfallen durch ihr Gewicht auf das in einem offenen Behälter liegende durchnäßte und zusammengefaltete Zeug wirken, wobei dasselbe zugleich regelmäßig gewendet wird, um überall gleichmäßig bearbeitet zu werden. Die durch Stoß wirkenden Hammerwalken, Stoßwalken, deren Anwendung nur für ganz schwere Stoffe vorteilhaft ist, verschwinden mehr und mehr aus den Tuchfabriken und werden durch Druck- oder Kurbelwalken ersetzt, welche in ihrer Konstruktion der Hammerwaschmaschine (s. unter Waschmaschinen) gleichen, weshalb auch öfters Tuche und tuchartige Stoffe in der Walke gewaschen werden. (S. unter Appretur.)

Am weitesten verbreitet sind jetzt die ebenfalls durch Druck wirkenden Walzenwalken, durch welche das Verfilzen in energischer und zugleich schonender Weise befördert wird. Dieselben bestehen im wesentlichen aus mehrern hintereinander, am zweckmäßigsten abwechselnd horizontal und vertikal gelagerten hölzernen Walzenpaaren, zwischen denen das an beiden Enden zusammengenähte Zeug der Länge nach hindurchläuft, wobei das Andrücken teils durch Federn, teils durch Gewichte bewirkt wird. (Vgl. Appretur.) Das W. geschieht entweder bei gewöhnlicher Temperatur (Kaltwalken) oder mit Hilfe einer Temperaturerhöhung (Warmwalken). Im erstern Fall füllt man den Walktrog mit kaltem Wasser oder feuchtet auch nur den Stoff mit solchem an; im zweiten Fall verwendet man lauwarmes Wasser. Das für feine Tuche gebräuchlichere Kaltwalken erfordert längere Zeit als das Warmwalken; dafür ist aber die Verfilzung vollständiger und gleichmäßiger, während ein auf warmem Wege gewalkter Stoff zwar auf der Oberfläche dicht, im Innern jedoch nur in geringem Grad verfilzt und daher loderer und dünner ist. Die zum W. dienende erweichende Flüssigkeit wird durch Auflösen verschiedener Substanzen, namentlich sog. Walkerde (fetter Thon), in Wasser hergestellt.

Walkenried, Flecken im braunschw. Kreise Blankenburg an der Wieda und der Linie Soest-Nordhausen der Preußischen Staatsbahnen, in reizender Gegend am südl. Abhang des Harzes, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat Stuccogipsfabrikation und zählt (1880) 998 E. Der Ort verdankt seine Entstehung einem 1127 gestifteten, ursprünglich reichsfreien Cistercienserkloster, welches aber im Westfälischen Frieden zu Gunsten des Hauses Braunschweig eingezogen wurde. Die im 13. Jahrh. wesentlich in got. Stil erbaute prachtvolle Klosterkirche, welche 78 m lang, 33 m breit und bis zur Dachspitze 33 m hoch war, wurde 1525 im Bauernkriege zerstört; von der dreischiffigen, auf 36 Säulen ruhenden Basilika sind malerische Reste erhalten, welche die schönste Kirchenruine des Harzes bilden; die Kapitelstube dient noch jetzt als Kirche des Ortes. Vgl. Girschner, «Die vormalige Reichsabtei W.» (Nordh. 1870).

Walker, Stadt in der engl. Grafschaft Northumberland, Station der Linie Newcastle-Tynemouth der North-Easternbahn, zählt (1881) 9522 E. und hat Eisenwerke und chem. Fabriken.

Walker (Melolontha fullo) ist der Name eines schönen, bis 35 mm lang werdenden Maikäfers von chokoladenbrauner Grundfarbe, aber dicht graulichweiß behaart und auf den Flügeldecken mit weißbeschuppten gewundenen Streifen, Flecken und Punkten. Er findet sich in sandigen Gegenden Europas im Juli auf Kiefern; sein Engerling lebt

von Graswurzeln und ist dadurch in den Dünen, die zur Befestigung des Flugsandes mit Gräsern bepflanzt werden, schon recht lästig geworden.

Walker (Amasa), nordamerik. Nationalökonom, geb. 4. Mai 1799 zu Woodstock in Connecticut, war jahrelang Kaufmann zu Boston und ein hervorragender Abolitionist. In den J. 1843 und 1849 ging er als Delegat zu der internationalen Friedenskonvention nach Europa, wurde 1848 in die Legislatur, 1849 in den Staatssenat gewählt und war von 1851 bis 1852 Staatssekretär und von 1862 bis 1863 Mitglied des Vereinigten-Staaten-Kongresses. Im J. 1842 wurde er Professor der Nationalökonomie in Oberlin's-College, und von 1861 bis 1875 hielt er Vorlesungen in Amherst-College. Er starb 29. Okt. 1875 zu North-Brookfield in Massachusetts. Von seinen Werken sind hervorzuheben: «Nature and uses of money and mixed currency» (Bost. 1857) und «Science of wealth» (7. Aufl. 1874).

Walker (Francis Amasa), nordamerik. Statistiker und Nationalökonom, Sohn des vorigen, geb. 2. Juli 1840 zu Boston, studierte in Amherst-College, trat 1861 in die Armee, machte den Bürgerkrieg mit und wurde 1865 General. Im J. 1869 wurde er Chef des Statistischen Bureaus in Washington, 1870 Superintendent des Census von 1870, 1871 Indianerkommissär und 1872 Professor der Nationalökonomie in der Sheffield scientific school des Yale-College. Außer dem neunten Census (1870) veröffentlichte er: «The Indian question» (Bost. 1873), «The Wages question» (Neuyork 1876), und «Statistical atlas of the United States» (Washingt. 1874).

Walker (William), amerik. Abenteurer, geb. zu Nashville in Tennessee 8. Mai 1824, war Arzt und bereiste zu seiner Ausbildung Europa, wurde aber nach seiner Rückkehr Advokat und bald darauf in Neuorleans Zeitungsredacteur. Im J. 1850 ging W. nach Californien, organisierte 1853 eine Expedition zur Eroberung des merik. Staates Sonora, doch lief seine Truppe bald nach der Landung auseinander. W. mußte sich im März 1854 den Truppen der Vereinigten Staaten in San-Diego ergeben, wurde wegen Bruchs der Neutralität vor Gericht gestellt, aber im Mai freigesprochen. Während des Bürgerkriegs in der Republik Nicaragua veranlaßte die Firma Vanderbilt aus Neuyork die Liberalen des kleinen Staats, W. zu Hilfe zu rufen. Dieser landete 11. Juni 1855 in Realejo, nahm 15. Okt. die Stadt Granada und schloß mit seinem Gegner, General Corral, einen Vertrag ab, wonach dieser Präsident, W. aber Obergeneral sein sollte. Kaum aber hatte W. im Frühjahr 1856 Verstärkungen erhalten, als er Corral erschießen und sich selbst im Juni 1856 zum Präsidenten wählen ließ. W. wollte die Sklaverei in Nicaragua wieder einführen und widerrief den Vanderbilt erteilten Freibrief für den interoceanischen Transitverkehr, worauf Vanderbilt seine Gegner unterstützte. W. konnte seine Stellung nicht behaupten und mußte sich 1. Mai 1857 dem Commodore Davis von der Vereinigten-Staaten-Kriegsschaluppe St.-Mary ergeben, der ihn nach Neuorleans zur Untersuchung brachte. W. entkam aber 11. Nov. 1857 aus dieser Stadt und landete von neuem 25. Nov. in Punta-Arenas in Nicaragua, fand jedoch keine Unterstützung und mußte sich 8. Dez. abermals dem Vereinigten-Staaten-Commodore Paulding übergeben, der ihn 28. Dez. mit 132 Genossen als Gefangenen in Neuyork ablieferte. Der Unionspräsident Buchanan setzte W. sofort in Freiheit. Nachdem ein neuer Versuch, in Nicaragua einzufallen, im Okt. 1858 vereitelt worden, ging W. im Juni 1860 von Neuorleans nach Honduras ab, wo er aber 3. Sept. bei Truxillo gefangen genommen und 12. Sept. 1860 von einem Kriegsgericht zum Tode verurteilt und erschossen wurde. W. schrieb «War in Nicaragua» (Mobile 1860). Vgl. Wells, «W.s Expedition nach Nicaragua und der centralamerik. Krieg» (Braunschw. 1857).

Walkerde ist eine Mineralsubstanz von grünlichgrauer Farbe, erdigem Bruch, geringer Härte und Schwere, die sich fettig anfühlt und im Wasser, unter Ausstoßung von Bläschen, zu einem feinen, milden Schlamme zerfällt; chemisch ist sie ein stark wasserhaltiges Thonerdesilicat. Sie hat, wie Thon, Speckstein, Bergseife und Cimolit, die Eigenschaft, fette Öle einzusaugen, und dient deshalb zur Beseitigung von Fettflecken, sowie zum Walken des Tuchs, wovon sie ihren Namen führt. Man findet sie z. B. bei Görlitz in Schlesien und Roßwein in Sachsen, besonders schön jedoch bei Woburn in Bedfordshire und Brickhill in Staffordshire.

Walki, Stadt im russ. Gouvernement Charkow, an der Mosch, Station der Eisenbahn Elisabethgrad-Charkow, hat lebhaften Handel mit Landesprodukten und zählt (1880) 7630 E.

Walkringen, Pfarrdorf im Bezirk Konolfingen des schweiz. Kantons Bern, liegt 701 m über dem Meere, 13 km östlich von Bern im Bigenthal und zählt (1880) 2101 meist reform. E., deren Haupterwerbsquelle neben Ackerbau und Viehzucht die Leinenindustrie ist.

Walkyren, Walküren, richtig Walkürjen (altnordisch Valkyrjur, angelsächs. Välcyrigean), sind in der altnordischen Mythologie göttliche oder halbgöttliche Kriegsjungfrauen, die im Dienste des Odin (Wodan) die Schlachten zu leiten und Sieg oder Tod unter die Kämpfer zu verteilen haben. Sie heißen daher auch altnordisch Valmeyjar, Mädchen des Schlachtfeldes, während ihr Name Valkyrjur Kieserinnen (Wählerinnen) der Schlachtentoten bedeutet. Die Gefallenen führen sie nach Valhöll und reichen ihnen hier die Trinkhörner. Sie reiten durch Luft und Meer. Übertreten sie das Gebot Odins, so verlieren sie ihre Unsterblichkeit. Dieselbe büßen sie auch nach manchen Berichten durch die Vermählung mit sterblichen Männern ganz ein. Auch ihre übermenschliche Stärke weicht dann von ihnen. Die Zahl der Walkürjen ist verschieden: drei, neun, zwölf oder dreizehn. Die deutschen Schwanjungfrauen sind den nordisch-sächs. Walkürjen eng verwandt, fallen aber schwerlich ganz mit ihnen zusammen. Eine echte Walkürie ist die Brünhilde der Nibelungensage, welche selbst in der Überlieferung unsers Nibelungenliedes (s. d.) noch die tiefernsten und göttlichen Züge der Gefährtin Wodans trägt. Die Thätigkeit der Schlachtjungfrauen schildert der eine der sog. Merseburger Sprüche. Sie heißen hier Idisi. Wie die Walkürjen während der Schlacht an ihrem Webstuhl die Fäden des Schicksals verbinden, besingt ein in die Njalssaga eingelegtes Lied.

Wall (Wahl), im Handel, namentlich im Fischhandel, eine Zahl von 80, resp. 84 Stück.

Wall ist eine Erdanschüttung, deren man sich bei Festungen bedient, um eine günstige Aufstellung

für Artillerie wie Infanterie zur Beherrschung des Vorfeldes zu gewinnen und das Innere des Platzes gegen Einsicht zu decken. Bei Stadtbefestigungen wird der zusammenhängende innere höchste W. als Hauptwall bezeichnet, im Gegensatz zum W. der Außenwerke, oft ist auch Hauptwall gleichbedeutend mit W. permanenter Anlagen überhaupt. Die obere Fläche des W. trägt ihrem vordern Rande zunächst die Brustwehr, welche zur Sicherung der Geschütze und Mannschaften des Verteidigers nach außen hin dient. Der Raum hinter der Brustwehr, welcher zur Aufstellung der Geschütze und zur Kommunikation bestimmt ist, wird Wallgang genannt. Die Höhe des W. wird mindestens derart bemessen, daß die Feuerlinie der Brustwehr die Glaciskrete um 3,25 m überragt, was eine Gesamthöhe von etwa 5,75 m über dem vorliegenden Terrain bedingt, die der bessern Beherrschung halber auf 7 bis 10 m gesteigert werden kann. Die Stärke der Brustwehr beträgt 6—7 m; im übrigen hat diese das gewöhnliche Profil. Die Breite des Wallgangs beläuft sich auf 10 bis 12 m. In Festungen neuester Bauart zerfällt derselbe in die 7 bis 8 m breite Geschützbank und den dahinter und tiefer gelegenen sog. niedern Wallgang. Die hintere Böschung des W. bleibt entweder in Erde stehen oder wird mit Mauerwerk bekleidet. Am innern Fuße des W. läuft die Wallstraße hin. Die äußere Wallböschung, welche mit der Escarpe des Grabens zusammenfällt, erhielt in früherer Zeit häufig Bekleidung durch Mauerwerk; jetzt wendet man meistens freistehende Escarpenmauern an. Unter dem W. liegen oft Hohlräume, die zur gesicherten Unterbringung von Mannschaften, Munition und Material aller Art dienen, auch zur Verteidigung eingerichtet sein können. Neuerdings ist ein Profil mit Ober- und Unterwall üblich geworden, letzterer nur zur Gewehrverteidigung eingerichtet. Der Grundriß des W. richtet sich nach der Befestigungsmanier. (S. Festungsbau.)

Wallace (Alfred Russell), engl. Naturforscher, geb. 8. Jan. 1822 zu Usk in Monmouthshire, arbeitete zuerst in dem Geschäft seines Bruders, eines Architekten, und widmete sich dann ganz den Naturwissenschaften. Mit seinem Freunde Bates reiste er 1848 nach Brasilien und durchforschte bis 1852 das Ufergebiet des Amazonenstroms und des Rio Negro. Nach England zurückgekehrt, veröffentlichte er seine «Travels on the Amazon and Rio Negro» (1853) und trat dann 1854 eine Reise nach Ostasien an. Fast acht Jahre hindurch erforschte W. nun den Malaiischen Archipel und Teile von Neuguinea, mit besonderer Rücksicht auf die Flora und Fauna dieser Gegenden. Ohne Darwins Untersuchungen zu kennen, faßte er während dieser Jahre den Gedanken der Evolutionstheorie, deren Grundzüge er in einer Abhandlung: «On the tendencies of varieties to depart indefinitely from the original type» niederlegte, welche fast gleichzeitig mit Darwins «On the tendency of species to form varieties and on the perpetuation of species and varieties by means of natural selection» im Juli 1858 vor der Linnéschen Gesellschaft in London gelesen wurde. Doch ging W. nicht so weit als Darwin, indem er die Möglichkeit des Übergangs von den anthropoidischen Affen zum Menschen ohne Mitwirkung einer höhern Ursache leugnete. Mit großen, besonders entomologischen und ornithologischen Sammlungen kehrte W. 1862 nach England zurück. Als Hauptresultat seiner Reise erschien 1869 das glänzend geschriebene und ausgestattete Werk «The Malay Archipelago, the land of the Orang Utang and the bird of Paradise» (deutsch von Meyer, 2 Bde., Braunschw. 1869), wofür, nachdem er schon 1868 die große Medaille der Royal Society empfangen, die Geographische Gesellschaft in Paris ihm ihre goldene Medaille erteilte. Hierauf folgte die Schrift «Contributions to the theory of natural selection» (1870; deutsch von Meyer, Erlangen 1870). Während der folgenden Jahre überraschte W. die Welt durch seine Parteinahme für die Phänomene des sog. Spiritismus, deren wissenschaftliche Bedeutung er zu erhärten suchte in einer Reihe von Abhandlungen, die er unter dem Titel «Miracles and modern spiritualism» (1875) herausgab. Durch das Werk «On the geographical distribution of animals» (2 Bde., 1876; deutsch von Meyer, 2 Bde., Dresd. 1876) wurde W. der Schöpfer der Tiergeographie. Auch veröffentlichte er «Tropical nature» (1878) und «Island life» (1880). In dem 1882 herausgegebenen Werk «Land nationalization, its necessity and its aims» befürwortete er eine völlige Umgestaltung der grundbesitzlichen Verhältnisse durch Staatshilfe. Zur Förderung dieser Ideen wurde eine «Land Nationalization Society» gegründet, als deren Präsident W. fungiert. Vgl. A. B. Meyer, «Charles Darwin und Alfred Russell W.» (Erlangen 1870).

Wallace (Mackenzie), engl. Schriftsteller, geb. 11. Nov. 1841 zu Paisley in Schottland, studierte zu Glasgow und Edinburgh Geschichte und Philosophie, später in Edinburgh, Paris, Berlin und Heidelberg die Rechte; 1870—76 bereiste er Rußland, um dessen soziale und polit. Einrichtungen zu studieren. Die Ergebnisse seiner Forschungen legte er in dem Werk «Russia» (2 Bde., Lond. 1877; deutsch von Röttger, 3. Aufl. 1880) nieder.

Wallace (William), schott. Freiheitsheld, geb. um 1276 aus anglo-normann. Geschlecht, war der Sohn des Ritters Malcolm W. von Elderslie in der Grafschaft Renfrew. Im Alter von 19 J. erschlug er den Sohn Selbys, des Gouverneurs von Dundee, der ihn arg beleidigt hatte. Diese That nötigte ihn zur Flucht und führte ihn zur Schilderhebung gegen die Engländer, die damals Schottland (s. d.), das sich ohne eigenen König befand, unterdrückten. W. sammelte die vielen Geächteten und überfiel die schwachen engl. Besatzungen in den Städten und Schlössern. Mit den Erfolgen mehrten sich die Anhänger sowie der Mut und die Kühnheit des Jünglings. Überall, wo er erschien, erhob sich das Volk und trieb unter seiner Leitung die Engländer aus dem Lande. Auch Rob. Bruce (s. d.), William Douglas und viele andere Große unterstützten seine Bestrebungen. König Eduard I. von England schickte 1297 den Grafen von Warenne mit einem Heere nach Schottland, der aber 11. Sept. 1297 jenseit des Forthflusses von W. gänzlich geschlagen wurde. Die Schotten ernannten W. während Baliols Abwesenheit, der von Eduard I. zum König ernannt, aber wieder abgesetzt worden war, zum Reichsverweser. Nachdem er sich durch zahlreiche Parteigänger verstärkt, fiel er im Nov. 1297 in Nordengland ein und kehrte erst im Febr. 1298 mit ansehnlicher Beute über die schott. Grenze zurück. König Eduard, im Kriege mit Frankreich, eilte aus Flandern herbei und drang mit einem Heere von 80000 Mann zu Fuß und 7000 Reitern zur Unterwerfung Schottlands vor. Einer solchen

Macht konnten die zwiespaltigen Schotten nicht widerstehen. Die Großen hielten es für eine Schmach, den gemeinen Edelmann W. als Regenten und Oberbefehlshaber anzuerkennen. Um die Eifersucht zu mildern, legte W. die Regentschaft nieder, behielt aber den Befehl über das Truppenkorps. Die Barone hingegen übertrugen die Obergewalt dem Stewart von Schottland und dem Lord Cumyn von Badenoch, von denen jeder ebenfalls ein Truppenkorps sammelte. Das vereinigte Heer zog dann nach Falkirk und wurde hier 22. Juli 1298 von Eduard angegriffen. Wiewohl W. die höchste Tapferkeit entwickelte, unterlagen doch die Schotten der engl. Kriegskunst. W. zog sich hinter den Carronfluß zurück. Als die schott. Großen 1302 abermals gegen Eduards Herrschaft die Waffen erhoben, that W. Wunder der Tapferkeit, blieb aber ohne kräftige Unterstützung. Eduard unterwarf seitdem das ganze Land und unterhandelte mit den einzelnen Insurgentenhäuptern. Weil sich W. zu keinem Vergleich bewegen ließ, boten die Engländer alles auf, um seiner habhaft zu werden. Endlich verriet 1305 ein Freund, der Ritter John Monteith, seinen Schlupfwinkel. W. wurde gefangen genommen und in Ketten nach London geschafft. Hier führte man ihn, einen Lorbeerkranz auf dem Haupte, vor ein Gericht, das ihn als Hochverräter zum Tode verurteilte, obschon er dem Könige nie einen Treueid geleistet. Eduard ließ ihn 23. Aug. 1305 auf Towerhill förmlich schlachten und seine Glieder in den schott. Städten aufhängen. Der Ruhm W.s lebte indessen in den Liedern seiner Vaterlandsgenossen fort. Der schott. Barde Blind Harry, der in der Mitte des 15. Jahrh. lebte, faßte die Thaten und das Leben des Helden in ein Gedicht, das noch jetzt sehr verbreitet ist. Vgl. Watson, «W. the Scottish hero» (Lond. 1861).

Wallach, der castrierte Hengst, s. u. Pferdezucht.

Walla-Walla, Ort in Washington-Territory.

Wallbüchsen sind Gewehre größern Kalibers, infolge dessen auch vergrößerten Gewichts und von erhöhter Durchschlagskraft der Geschosse. Man bedient sich der W. im Festungskriege, um Deckungen von geringerer Widerstandsfähigkeit, wie Schartenblendungen, Sappenkörbe, zu durchschlagen und die dahinter aufgestellten Verteidiger zu gefährden, sowie um größere Schußweiten als mit den gewöhnlichen Handfeuerwaffen zu erzielen. In Anbetracht der ohnehin so sehr gesteigerten Wirkung der letztern sind die W. in der neuesten Zeit entbehrlich geworden. Im Deutschen Reiche hat man dieselben ganz abgeschafft.

Wallenrod (Konrad), aus einem alten fränkischen Geschlecht stammend, ward 12. März 1391 zum Hochmeister des Deutschen Ordens gewählt, als dieser eben durch die mißlungene Belagerung Wilnas in große Bedrängnis gekommen war. Einstweilen ließ W. unter dem Herzog Witold den Kreuzzug gegen Litauen fortsetzen; als letzterer aber 1392 vom Orden abfiel und sich mit dem König von Polen verband, mußte sich W. zu einem neuen Kriege rüsten; er starb unterdessen 25. Juli 1393 in einem entsetzlichen Fieberbrande und unter einem furchtbaren Gewitter. Die mönchischen Chronisten, denen W. wegen seiner mangelnden Freigebigkeit für die Kirche verhaßt war, benutzten dies, um ihn als von Gott bestraften Ketzer und Feind des Ordens darzustellen. Die Sage machte ihn sogar zu einem verkappten Litauer, der nur in den Orden getreten sei, um sich an demselben für die seinem Vaterlande zugefügten Unbilden zu rächen. In letzterer Gestalt tritt er in Mickiewicz' bekanntem Epos «Konrad Wallenrod» auf.

Wallensee, Wallenstader See, s. Walensee.

Wallenstein, eigentlich Waldenstein oder in czech. Form Waldstein (s. d.) (Albrecht Wenzel Eusebius von), Herzog zu Friedland, Mecklenburg und Sagan, wurde 14. (24.) Sept. 1583 (nicht 5. [15.] Sept., wie oft irrtümlich angegeben wird) auf dem väterlichen Gute Hermanic (ungefähr 25 km südwestlich von Nachod) in Böhmen geboren als dritter Sohn Wilhelms von Waldstein und der Margarete, geborenen Freiin Smiricky von Smiric, welche sich beide zu dem böhm.-evang. Glauben bekannten. W. besuchte die Schule der Brüdergemeine in Koschumberg; 16 Jahre alt wurde er nach dem Tode der Eltern durch seinen Oheim Albrecht Slavata in das Konviktorium der Jesuiten zu Olmütz gebracht, wo er zur kath. Kirche übertrat. Gut vorgebildet, besuchte er dann die Universitäten Altdorf, Bologna und Padua, bereiste Italien, Deutschland, Frankreich, Spanien, England und die Niederlande, nahm Kriegsdienste in dem Heere Kaiser Rudolfs II. in Ungarn unter General Basta, avancierte zum Hauptmann, zeichnete sich namentlich bei der Belagerung von Gran aus und kehrte nach dem Frieden 1606 nach Böhmen zurück. Hier heiratete er eine bejahrte Witwe, Lucretia Nikessin von Landeck, die ihm 1614 großen Grundbesitz in Mähren hinterließ. Auch erbte er 14 Güter von seinem Oheim in Böhmen, sodaß er schon jetzt zu den reichsten Edelleuten von Böhmen und Mähren gehörte. Nachdem er sich bis 1616 der Verwaltung seiner Besitzungen gewidmet hatte, unterstützte er den Erzherzog Ferdinand im Kriege gegen Venedig auf eigene Kosten mit 200 Dragonern, zeichnete sich beim Entsatz von Gradiska aus und ward Oberst. Durch Vermählung mit Isabella Katharina, der Tochter des Grafen Harrach (eines Günstlings des Kaisers Matthias), gewann er am Hofe einflußreiche Verbindungen und die Erhebung in den Grafenstand. Im J. 1618 schloß er sich dem Aufstande der böhm. und mähr. Stände, trotz vielfacher Aufforderung, nicht an, sondern rettete die ständische Kriegskasse nach Wien, errichtete ein Kürassierregiment, mit dem er glücklich gegen Thurn und Bethlen Gabor focht. Im J. 1620 zum Generalquartiermeister der unter dem Herzog Maximilian von Bayern und Tilly vereinigten kath. Streitmacht ernannt, nahm er an der Schlacht am Weißen Berge (8. Nov. 1620) persönlich zwar nicht teil, rückte aber dennoch nach Mähren, wo er bei Herstellung der kaiserl. Autorität schon mit einer gewissen Selbständigkeit auftrat. In den nächsten Jahren kaufte er vom Kaiser Ferdinand 60 größere und kleinere Herrschaften, welche aus dem Besitz der hingerichteten und verbannten böhm. Patrioten konfisziert worden waren, für die Summe von 7290228 Fl.

Zugleich erhob ihn der Kaiser 1623 zum Lohn für seine Treue in den Reichsfürstenstand unter dem Titel eines Fürsten von Friedland, der bereits im folgenden Jahre in den eines Herzogs von Friedland verwandelt ward. Obgleich der Kaiser ihn nicht mit Gütern beschenkte, besaß W. doch jetzt schon an liegenden Gründen ein Vermögen von 30 Mill. Fl., welches er durch gute Wirtschaft zu mehren wußte. Als der Kaiser durch den niedersächs. Bund 1625 in neue Verlegenheit kam,

erbot sich W., ihm auf eigene Kosten ein Heer von 50000 Mann zu stellen. Nachdem man sich vorläufig auf die Hälfte geeinigt, wurde er im Juli zum Generalissimus und Feldmarschall ernannt. Mit etwa 30000 Mann zog er zuerst an die Weser zu Tilly, dann nach der Elbe, wo er überwinterte. An der Brücke bei Dessau erfocht er 25. April 1626 einen Sieg über Ernst von Mansfeld, und als dieser durch Schlesien nach Ungarn entwich, um sich mit Bethlen Gabor zu vereinigen, folgte er ihm mit 50000 Mann und zwang Siebenbürgen dadurch zum Frieden. Hierauf beauftragte ihn Ferdinand 1627, Schlesien von den Feinden zu säubern und Brandenburg, Mecklenburg und Pommern gegen Christian IV. von Dänemark zu decken. W. machte Schlesien frei und kaufte vom Kaiser das Herzogtum Sagan für 125708 Fl., wobei er die aufgewandten Kriegskosten in Rechnung stellte. Die Herzöge Adolf Friedrich und Johann Albrecht von Mecklenburg wurden, des Einverständnisses mit Dänemark verdächtig, durch kaiserl. Patent vom 1. Febr. 1628 ihres Landes entsetzt; dasselbe erlangte W., erst als Pfand für weitere Kriegskosten, bald darauf (1629) als Lehn. In Pommern war er dagegen nicht glücklich. Von Dänen und Schweden unterstützt, nötigte ihn Stralsund nach viermonatlicher vergeblicher Belagerung (Aug. 1628) zum Abzug. Indessen mehrten sich die Beschwerden über die Gewaltthaten von W.s Scharen. Dazu kamen die von Frankreich genährte Eifersucht der fürstl. Höfe gegen den Emporkömmling und die Furcht, seine revolutionär-militärische Macht möchte vom Kaiser gegen das Fürstentum gebraucht werden; im Sept. 1630 mußte ihn der Kaiser auf dem Reichstag zu Regensburg des Kommandos entlassen. W. zog sich nach Gitschin zurück, wo er mit fürstl. Pracht lebte.

Inzwischen landete 24. Juni (4. Juli) 1630 Gustav Adolf (s. d.) von Schweden in Pommern und drang schnell vorwärts. Nachdem er Tilly 7. (17.) Sept. 1631 bei Breitenfeld geschlagen und die ihm verbündeten Sachsen Böhmen besetzt hatten, blieb dem Kaiser in seiner Bedrangnis nichts übrig, als sich wieder an den Herzog von Friedland zu wenden. Dieser war auch durch Vermittelung des sächs. Feldmarschalls Arnim von Schweden umworben; der Kaiser bevollmächtigte ihn zunächst zu Unterhandlungen mit Sachsen, welches W. von Schweden ab- und zum Kaiser zurückzuziehen sucht; schon damals tritt er für einen ehrlichen Religionsfrieden ein, um die Protestanten von Gustav Adolf zu trennen. Nach dem Scheitern dieses Versuchs gab er endlich den flehentlichen Bitten des Kaisers nach. Er warb in Mähren ein Heer von 40000 Mann und übernahm im Frühjahr 1632 wieder den Oberbefehl. Doch machte er sich durch schriftliche Kapitulation eine vollkommen unabhängige Stellung aus und ließ sich als «ordentliche» Belohnung ein «kaiserl. Erbland», als «außerordentliche» die «Oberlehnsherrschaft in allen zu erobernden Ländern» zusagen. Ende April eröffnete er von Mähren aus den Feldzug. Prag wurde wiedererobert und die Sachsen aus Böhmen vertrieben. Dann wandte er sich gegen die bis München vorgedrungenen Schweden und verschanzte sich diesen gegenüber im Juli bei Nürnberg. Während dieser ganzen Zeit unterhandelte er um die Versöhnung der Sachsen und knüpfte auch mit Gustav Adolf des Friedens wegen an, mit Wissen des von ihm stets auf dem Laufenden erhaltenen Kaisers, während die böhm. Emigranten, obenan Graf Thurn, ihn auf ihre Seite zu ziehen, oder, da dies nicht gelang, durch die mit ihm unterhaltenen Verbindungen in den Augen des Kaisers zu kompromittieren versuchten. Den Angriff Gustav Adolfs auf sein Lager schlug W. 24. Aug. (3. Sept.) ab. Statt dann demselben nach Süddeutschland zu folgen, warf er sich auf seine Rückzugslinie nach Sachsen und nötigte ihn, ihm dorthin zu folgen, wo es 6. (16. Nov.) 1632 zur Schlacht bei Lützen kam, in der Gustav Adolf fiel, aber W. besiegt ward. Während des Winters reorganisierte W. seine Armee in Böhmen. Während des schles. Feldzugs 1633 war W. eifrig diplomatisch thätig; wiederum mit Wissen und Zustimmung des Kaisers unterhandelte er mit Sachsen, das er samt Brandenburg von Schweden lösen und zu gemeinsamem Kampfe gegen dieses gewinnen wollte. Als sich Arnim diesem Plane schließlich versagte, schlug er nach Beendigung des wiederholt verlängerten Waffenstillstandes plötzlich los und brachte dem Gegner die empfindliche Niederlage bei Steinau bei, durch welche die Schweden Schlesien verloren.

Bei diesen Verhandlungen zeigt sich W. als Vertreter einer durchaus nationalen Politik: die Protestanten sollen vollauf befriedigt werden, um gegen Schweden zu helfen. Damit trat W. in einen ausgesprochenen Gegensatz zu der in Wien einflußreichen jesuitischen Partei und den Absichten Maximilians von Bayern, die beide ihren Rückhalt in Spanien hatten. Damals zuerst wurde von der Übertragung der böhm. Krone auf W. gesprochen; aber nicht W. erhebt diese Forderung, sondern aus dem Kreise der böhm. Emigranten wird ihm die Krone als Preis angeboten für den Abfall vom Kaiser. W. hat einen solchen Handel damals als ein Schelmenstück abgelehnt. Bezeichnend ist auch, daß der schwed. Kanzler Oxenstierna von diesem Projekt nichts hielt. In Wien aber setzten Spanier und Jesuiten alles ein, um W. zu Fall zu bringen, und gaben seinen Unterhandlungen, um die der Kaiser wie um die frühern gewußt hatte und zu denen W. nach der ihm vertragsmäßig eingeräumten Stellung selbst ohnedies berechtigt gewesen wäre, eine möglichst ungünstige Deutung. Zum Konflikt mit dem Kaiser kam es schließlich über eine eigentlich rein militärische Frage. W. hatte beschlossen, in Böhmen und Mähren zu überwintern; der Kaiser aber wollte seine Erblande geschont und Bayern gegen den Andrang Bernhards von Weimar geschützt wissen. Als dann die Forderung des W. besonders feindlichen span. Gesandten Oñate, dem aus Italien nach den Niederlanden beorderten Kardinal-Infanten Ferdinand ein Korps von 6000 Reitern nach dem Elsaß und Lothringen zur Deckung zu senden, in dringendster Weise Anfang Jan. 1634 durch den Pater Quiroga an W. gestellt wurde, schlug dieser aus militärischen Gründen dieselbe gänzlich ab, ebenso wie die Bitte des Kurfürsten von Bayern um Unterstützung; W. berief sich auf die vorgerückte Jahreszeit, überreichte ein Gutachten seiner von ihm befragten Obersten, welche mit Rücksicht auf den Zustand der Armee das Verlangen des Hofs für unerfüllbar erklärten, und blieb nicht nur selbst unbeweglich, sondern gab auch dem General de Suys, der vom Kaiser Marschordre nach Bayern erhalten, unter Androhung der Todesstrafe Gegenbefehl. Während nunmehr seine Feinde auf seinen Sturz hinarbeiteten, bemühte

W. sich noch um eine Verständigung mit dem Kaiser; selbst nach dem Scheitern der Mission Questenbergs, der als Vermittler in W.s Lager erschien, dauerte der Briefwechsel zwischen ihm und dem Kaiser in durchaus freundschaftlichen Formen fort; auch ließ W. durch Vertrauensmänner, seinen Vetter Max von W. und den Obersten Mohr vom Wald Vergleichsvorschläge nach Wien überbringen; ja, er erbot sich zur Niederlegung des Kommandos. Die Kunde davon regte seine Obersten gewaltig auf, welche mit ihrer ganzen Existenz, namentlich mit ihren pekuniären Forderungen ganz auf W. angewiesen waren. Sie baten ihn bei der Armee zu bleiben; W. verlangte dagegen von ihnen die eidliche Erklärung, bei ihm bleiben zu wollen. Infolge dessen unterzeichnete die Mehrzahl der Generale und Obersten am 12. Jan. 1634 zu Pilsen einen Revers, durch den sie eidlich gelobten, bis auf den letzten Blutstropfen bei ihm ausharren zu wollen. Die Frage, ob darin eine Klausel zu Gunsten des Kaisers enthalten sei oder nicht, ist gegenstandslos; auf die Kunde von der Deutung, welche der Revers durch W.s Gegner in Wien erfuhr, gaben die Obersten eine zweite, jede Mißdeutung ausschließende Erklärung, daß der Revers nicht gegen den Kaiser gerichtet sei.

Inzwischen aber war die wachsende Spannung W.s mit der am Hofe herrschenden span.-jesuitischen Partei von einigen unruhigen Köpfen seiner eigenen Umgebung benutzt, um ihre alten Pläne zu einer Verbindung mit den Schweden, Sachsen und Brandenburgern endlich zu verwirklichen, und namentlich W.s Schwager Terzky, dann Ilow und der von tödlichem Haß gegen Österreich erfüllte böhm. Emigrant Kinsky waren in dieser Richtung thätig. Sie begannen auch mit Frankreich die Unterhandlungen, welche den Abfall des vom kaiserl. Hofe in seiner Stellung schwer bedrohten Feldherrn erhoffen ließen. Die Ereignisse, welche nun trotz seiner Vergleichsbemühungen eintraten, bestimmten W., die so angeknüpften Beziehungen aufzunehmen, um sich mit den Protestanten zu verständigen, den Kaiser zu einem billigen Frieden zu zwingen und sich selbst den Lohn für die geleisteten Dienste zu sichern.

Schon 24. Jan. 1634 unterzeichnete der Kaiser ein geheimes Patent, wodurch W. abgesetzt und dem General Gallas der Oberbefehl interimistisch übertragen wurde, mit der Anweisung, W. und seine vornehmsten Anhänger womöglich in gefängliche Haft und an einen «sichern Ort» zu bringen. Sodann erfolgte 18. Febr. ein zweites, für die Öffentlichkeit bestimmtes Patent, in dem W. geradezu des Verrats gegen den Kaiser geziehen und jedermann angewiesen ward, nur den Generalen Gallas, Piccolomini, Aldringer, Marradas und Colloredo zu gehorchen. Als dieses Patent 22. Febr. in Prag öffentlich angeschlagen wurde, war die Katastrophe unabwendbar, während für W. die Hilfe seiner neuen Bundesgenossen noch fern stand. Die franz. Vollmacht zum Abschluß des Vertrags mit ihm, 1. Febr. ausgefertigt, langte erst gegen Ausgang des Monats in Frankfurt an. Der sächs. Feldmarschall von Arnim, versehen mit einer sehr unbestimmten brandenb. und mit einer sehr präcisen sächs. Vollmacht vom 18. Febr., welche dem Herzog von Friedland eine «Recompens» innerhalb «der Grenzen des Anstandes und der Möglichkeit» sowie die «gemeinschaftliche Operation» zur Durchführung der «Einigung» dem «Kaiser» gegenüber zugestand, war auf seiner Reise zu W. erst in Zwickau eingetroffen, Herzog Bernhard aber mit dem schwed. Hilfskorps erst bis Weiden vorgedrungen, als Anfang März die Nachricht von W.s Ausgange beide erreichte. Piccolomini hatte gehofft, W. in Pilsen inmitten seiner Truppen gefangen zu nehmen; W. hatte jedoch, vom Abfall umringt, 13. (23.) Febr. Pilsen verlassen, um sich nach Eger zu werfen, wo er 14. (24.) Febr. ankam, in Begleitung seiner Gemahlin und der Gräfin Terzka, der Obersten Terzky, Kinsky, Ilow und des Rittmeisters Neumann, sowie mit 13 Reiterkompagnien, von denen die 8 Dragonerkompagnien der Oberst Butler (s. d.) befehligte. Dieser letztere, ein kath. Irländer, verständigte sich in Eger am Morgen des 25. mit dem Kommandanten Gordon und dem Oberstwachtmeister Leslie (zwei prot. Schotten) zum Zwecke einer «geschwinden Exekution», denn es gäbe kein anderes Mittel, dem Kaiser die Festung Eger und die Treue zu bewahren; nur auf diese Weise (erklärten sie in ihrer Rechtfertigung) hätte «das hochlöbliche Haus Österreich wahrhaft und strads gesichert» werden können. Abends 8 Uhr wurden die von Gordon zu einem Schmause eingeladenen Vertrauten W.s, Kinsky, Ilow, Terzky und Neumann, auf der Citadelle beim Nachtisch durch ein Kommando Dragoner ermordet. Gegen Mitternacht, unter Leitung Butlers, drang der Hauptmann Deveroux mit sechs Dragonern in die Wohnung W.s am Markte ein. W. hatte soeben gebadet und war im Begriff schlafen zu gehen, infolge des Lärms aber im Hemd dem Fenster zugeeilt, als plötzlich die Thür erbrochen ward und unter dem Rufe Deveroux': «Schelm und Verräter!», eine Partisane ihm den Todesstoß versetzte, welchen W. mit weit ausgespannten Armen empfing. Man wickelte den Leichnam in ein rotes Tuch und fuhr ihn in die Citadelle zu den übrigen Ermordeten. So endete der kaiserl. Generalissimus ohne Verhör und Urteil. Unter den Männern, welche die Bluthat vorbereitet und vollzogen hatten, befand sich kein Deutscher. Die Leiche W.s wurde erst in die walditzer Kartause bei Gitschin (s. d.) beigesetzt, 1785 aber in das Erbbegräbnis der Schloßkapelle St. Anne zu Münchengrätz gebracht. Daß der schwed. General Banér, als die Leiche noch in Gitschin lag, 1639 den Kopf und die rechte Hand derselben habe abhauen und nach Schweden bringen lassen, wie Zeitgenossen behaupteten, hat sich als durchaus unrichtig erwiesen.

W. war von hoher, magerer Gestalt und lebhaften, glänzenden Augen, hatte rötliche Haare und eine krankhafte, fahle Gesichtsfarbe. Seine Manieren waren im ganzen rauh und stolz; er redete wenig und lachte selten. Er lebte sehr mäßig und sittlich rein, arbeitete viel und schlief wenig; er war ungeduldig bis zum Eigensinn und freigebig bis zur Verschwendung. Er achtete thatkräftige und geistreiche Männer sehr hoch, zog sie zu sich heran und beförderte sie; Verdienste galten ihm alles, Empfehlungen nichts, auch wenn sie vom Kaiser kamen. Im Felde hielt er öfters Kriegsrat und hörte jede Meinung ruhig an, handelte aber stets nur nach eigener Überzeugung. Seine Pläne umgab er stets mit einem undurchdringlichen Schleier. Er haßte den Klerus wegen seines Wohllebens, seines Müßigganges und seiner Lasterhaftigkeit, aber nie trieb er mit der Religion oder ihren

Dienern Spott. W.s unersättlicher Ehrgeiz, seine Pläne über eine Umgestaltung Deutschlands, das, wie er sich äußerte, nur Eines Herrn, gleichwie Frankreich und Spanien bedürfe, und endlich der Glaube an geheimnisvolle Mächte, der ihn bis zu seinem Lebensende an den ital. Astrologen Seni fesselte und dessen Wahngebilde sich in seinem Innern an die Stelle fester Grundsätze drängten: das waren die vereinigten Triebfedern sowohl seiner Erhebung wie seines Falles. Als Feldherr ist W. sehr verschieden beurteilt worden; viele zogen sein Feldherrntalent sogar in Zweifel, indem sie zur Beurteilung seiner Thaten einen kleinlichen und falschen Maßstab anlegten. Wenn man seine eminente Fähigkeit, Armeen zu schaffen, zu organisieren, zu disciplinieren, kampflustig zu machen und zum Siege zu führen, in gerechte Erwägung zieht, so muß man ihn unbedingt für einen der größten Feldherrn seiner Zeit erklären. An Willenskraft wurde er von wenigen Feldherrn übertroffen. Was seine polit. Haltung anbetrifft, so hat er eine an sich löbliche und Deutschland zu retten und zu heben geeignete Politik, die von klarem Verständnis der Zeit und tiefer Einsicht zeugt, als er sie von Wien aus entschieden verworfen sah, zuletzt mit unrechten Mitteln durchsetzen wollen, wobei offenbar persönliche Motive eine bedeutende Rolle spielten. Bezeichnend ist namentlich, daß der kaiserl. Geheimrat die von Ferdinand II. in Aussicht genommene ausführliche Begründung der Exekution, welche dabei ausdrücklich als von dem Kaiser befohlen anerkannt wird, widerriet, weil etliche der bei der Ächtung gegen W. erhobenen Anklagen nicht erwiesen seien, namentlich nicht die, daß er dem Kaiser nach Land und Leuten gestrebt und kaiserl. Räte mit Güterverlust oder mit dem Tode bedroht habe. W. war eben verurteilt und exekutiert auf einen noch nicht erwiesenen Verdacht hin, der nachher als unerweisbar erkannt wurde. Außer seiner Gemahlin hinterließ W. nur eine Tochter, Marie Elisabeth. Thekla und deren Verhältnis zu Max Piccolomini (s. d.) in Schillers Tragödie ist poetische Fiktion.

Litteratur. Seit den apologetischen, obwohl urkundlichen Schriften von F. Förster, «W.s Briefe» (3 Bde., Berl. 1828—29), «Albrecht von W.» (Potsd. 1834) und «W.s Prozeß» (Lpz. 1844), ist von allen Seiten her ein reiches Material zur Aufklärung erschlossen worden. Während sich Barthold in «Geschichte des großen deutschen Kriegs» (2 Bde., Stuttg. 1842—43) vorzugsweise auf franz. Quellen, namentlich auf die «Memoiren» von Richelieu und Feuquières stützte, schöpfte Aretin für seinen «Wallenstein» (Regensb. 1846) im besondern aus bayr. Archiven. Sächs. Quellen benutzte Helbig, «W. und Arnim 1632—34» (Dresd. 1850), «Kaiser Ferdinand und der Herzog von Friedland 1633—34» (Dresd. 1853) und «Gustav Adolf und die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg» (Lpz. 1854). Schwed. Quellen standen Dudik zu Gebote in «Forschungen für Mährens Geschichte» (Brünn 1852), dagegen österreichische Hurter in «Geschichte Ferdinands II.» (11 Bde., Schaffh. 1850—64), «Zur Geschichte W.s» (Schaffh. 1855), «Franz. Feindseligkeiten gegen das Haus Österreich» (Wien 1859) und «W.s vier letzte Lebensjahre» (Wien 1862). Aus dem Arnimschen Familienarchiv schrieb Kirchner, «Das Schloß Boytzenburg» (Berl. 1860). Einzelne Beiträge haben auch noch geliefert: G. W. von Raumer, «W.s Auftreten in der Mark Brandenburg» (Berl. 1844); Lorenz, «Österreichs Stellung in Deutschland während des Dreißigjährigen Kriegs» (Wien 1858); Dudik, «Des kaiserl. Oberst Mohr vom Wald Hochverratsprozeß» (Wien 1860); derselbe, «W. von seiner Enthebung bis zur abermaligen Übernahme des Armee-Oberkommando» (Wien 1858); Fiedler, «Zur Geschichte W.s» (Wien 1860); Fock, «W. und der Große Kurfürst vor Stralsund» (Bd. 6 der «Rügensch-Pommerschen Geschichte», Lpz. 1872); Hallwich, «Heinrich Matthias Thurn als Zeuge im Prozeß W.» (Lpz. 1883).

Unter den neuern Werken ist hervorzuheben: L. von Ranke, «Geschichte W.s» (4. Aufl., Lpz. 1880); ferner Kugler, «Wallenstein» (im 10. Bde. des «Neuen Plutarch», Lpz. 1884). Von einem höchst parteiischen, gegen W. eingenommenen Standpunkte aus verfaßt ist Gindelys Werk «Waldstein während seines ersten Generalats im Lichte der gleichzeitigen Quellen, 1625—30» (2 Bde., Prag 1886). Epochemachend und abschließend, im wesentlichen zu Gunsten W.s, ist die Publikation von H. Hallwich, «W.s Ende. Ungedruckte Briefe und Akten» (2 Bde., Lpz. 1879), enthaltend die nach W.s Tode mit Beschlag belegten und zum Erweis der Schuld nach Wien geführten Papiere W.s, deren Inhalt aber den Erwartungen des Hofs gar nicht entsprach. Die Materialien, welche Gädeke («W.s Verhandlungen mit den Schweden und Sachsen 1631—34», Frankf. a. M. 1885) aus dem dresdener und Hildebrand («W. und seine Verbindungen mit den Schweden», Frankf. 1885) aus dem stockholmer Archiv veröffentlichten, haben daran nichts geändert, sondern nur über einzelne Partien der Verhandlungen helleres Licht verbreitet und namentlich die verderbliche Rolle aufgedeckt, welche die böhm. Emigranten gespielt haben, in der Absicht, W. zu kompromittieren und so entweder beim Kaiser unmöglich zu machen oder zu sich herüberzuziehen. Einen eigentümlichen Standpunkt in der Beurteilung der Motive W.s nimmt E. Schebek ein, indem er in seiner Schrift «Die Lösung der Wallenstein-Frage» (Berl. 1881, nebst Nachtrag «Kinsky und Feuquières», Berl. 1882) nachzuweisen sucht, daß W., die Größe des Kaisers und die Unabhängigkeit und Wohlfahrt des Reichs als das Hauptziel seines Lebens erstrebend, als der einzige entschiedene Träger der Reichsidee im Dreißigjährigen Kriege erscheine, und daß von dieser Idee alle seine großen Ideen durchdrungen wären. Verfehlt ist indes der Versuch Schebeks, den Beweis zu führen, daß W.s Sturz und blutiges Ende vorzugsweise den rastlosen Intriguen des kaiserl. Geheimrats Wilhelm Grafen Slavata zuzuschreiben seien. Einen Überblick über die über W. erschienenen Werke und Schriften gewährt G. Schmids bibliographische Studie «Die Wallenstein-Litteratur» (Prag 1878).

Waller, soviel wie Wels (s. d.).

Waller (Edmund), engl. Dichter, geb. 3. März 1605 zu Coleshill in der Grafschaft Hertford, erhielt seine Schulbildung zu Eton, seine Universitätsbildung zu Cambridge. Frühzeitig Erbe eines bedeutenden Vermögens, kam er im Alter von 16 J. an den Hof und wurde im 17. J. Parlamentsmitglied. Als solches beobachtete er eine schwankende Haltung und ließ sich in eine Verschwörung zu Gunsten des Königs ein. Die Verschwörung aber wurde entdeckt. W., um sich zu retten, verriet sämtliche Teilnehmer, von denen zwei hingerichtet

wurden. Durch diese Verräterei und eine Geldbuße von 10000 Pfd. St. gelang es ihm, nach einjährigem Gefängnis mit dem Leben davonzukommen; doch mußte er England verlassen und lebte nun in Paris. Sein Verwandter Cromwell gestattete ihm endlich, nach England zurückzukommen. W. verherrlichte ihn dafür nach dessen Tode durch eins seiner besten Gedichte («A panegyric to my lord Protector»). Sein Witz machte ihn zum Liebling des Hofs; auch als Parlamentsredner war er beliebt. W. starb 21. Okt. 1687 auf seinem Landsitze zu Beaconsfield in Buckinghamshire. Die Mehrzahl seiner Gedichte sind Gelegenheitsgedichte ohne Gefühl und Natur, aber ausgezeichnet durch Versbau und gewählte Sprache. Am beliebtesten sind seine Liebeslieder, welche Witz und Lebendigkeit besitzen. Die erste Ausgabe seiner Gedichte erschien 1645; vollständiger ist die von Fenton (1729). Eine neuere Ausgabe nebst Biographie des Dichters ist die von Ball (Lond. 1871).

Wallern (slaw. Volary), Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Prachatitz im südlichen Böhmen, ist Sitz eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 3114 E., die sich zumeist mit Ackerbau und Viehzucht befassen, starken Handel mit Mastvieh, ferner Schnitzerei, Drechslerei, Fabrikation von Holzdraht, Holzschuhen u. s. w. betreiben. Der Ort hat eine k. k. Fachschule für Holzindustrie und seit dem Brande 1863 viele Häuser aus Stein, während bis dahin alle Häuser aus Holz waren. Die Bewohner, ein deutscher Stamm, hochgewachsen und starkknochig, sprechen einen scharf ausgeprägten Dialekt.

Wallerstein, Flecken in der Grafschaft Öttingen (s. d.).

Wallerstein (Anton), Violinist und Tanzkomponist, geb. 28. Sept. 1813 zu Dresden, trat schon im 10. Jahre in Konzerten auf und wurde 1829 Mitglied der dresdener, 1832 der hannoverschen Hofkapelle. Seit 1841 privatisierte er in Hannover, seit 1858 in Dresden. Außer vielen Tänzen komponierte W. einige Lieder und Variationen für Violine und Orchester.

Wallfahrt heißt der Gang, die Reise oder der feierliche Zug nach einem heiligen Orte, um an diesem zu beten. Die Ansicht, daß das Gebet in einem bestimmten Tempel oder an einem gewissen Orte wirksamer sei als anderswo, ist uralt. Griechen und Römer unternahmen schon Reisen nach fernen Tempeln, die alten Germanen «Waldfahrten» nach heiligen Hainen. Die Juden in Palästina und in der Zerstreuung wallfahrteten zu den hohen Festen nach Jerusalem; bei den Mohammedanern sind noch die W. zum Grabe Mohammeds gebräuchlich. In der christl. Kirche ging man namentlich seit dem 4. Jahrh. zu den Gräbern der Märtyrer. Helena, die Mutter Kaiser Konstantins d. Gr., zog zum Grabe Jesu nach Jerusalem, und ihr Beispiel fand viele Nachahmer. Gegen die allmählich bei solchen Wanderungen eingerissene Sittenverderbnis eiferten Gregor von Nyssa und andere Kirchenlehrer. Dennoch blieb es in der Kirche Sitte, zur Versöhnung mit Gott und zur Bußübung nicht bloß nach Jerusalem, sondern auch nach Rom, Loreto, Compostella und andern wegen Reliquien und wunderthätiger heiliger Bilder als besonders heilig geltenden Ortern W. einzeln oder in Masse anzustellen. Im großen traten sie in den Kreuzzügen hervor. Die Wallfahrer nach Jerusalem und andern entfernten Orten hießen Pilger (s. d.), Pilgrime oder Wallbrüder. Besonders nach den Kreuzzügen mehrten sich die Wallfahrtsörter in außerordentlicher Weise und wurden meist mit großen Ablässen versehen. Unter den Wallfahrtsörtern im 15. Jahrh. zeichneten sich, außer den schon genannten, besonders aus: Wilsnack, Einsiedeln, Aachen und Trier. In der kath. Kirche gelten die W. noch jetzt als verdienstliche Werke und sind neuerdings von klerikaler Seite mit besonderm Eifer wieder in Scene gesetzt worden.

Wallhausen (Joh. Jak. von), einer der bedeutendsten Militärschriftsteller des 17. Jahrh., in Holland geboren, war Oberstwachtmeister und Stadthauptmann von Danzig, später militärischer Berater des Prinzen Moritz von Oranien. Er schrieb: «Kriegskunst zu Fuß» (Oppenh. 1615; 2. Aufl. 1630), «Kriegskunst zu Pferd» (Frankf. a. M. 1616; 2. Aufl. 1634), «Romanische Kriegskunst» (Frankf. a. M. 1616), «Künstliche Pikenhandlung» (Hanau 1617), «Archiley-Kriegskunst» (Hanau 1617), «Kriegsbaukunst-Schatzkammer» (Frankf. a. M. 1621), «Camera militaris oder Kriegskunst-Schatzkammer» (Frankf. a. M. 1621), «Corpus militare, darin das heutige Kriegswesen begriffen ist» (Frankf. a. M. 1625). Moritz von Oranien führte W.s Exerzierreglement ein.

Wallhof, russ. Dorf im Gouvernement Kurland, südlich von Riga an der Straße von Mitau nach Friedrichstadt, wurde geschichtlich namhaft durch den 7. Jan. 1626 von König Gustav Adolf mit 10500 Schweden, darunter wenige hundert Reiter, über ein 15000 Mann starkes, größtenteils aus Reiterei bestehendes poln. Heer unter dem Fürsten Sapieha erfochtenen Sieg, der ihm Kurland gewann. Es war die erste Feldschlacht Gustav Adolfs.

Wallia (Walja), ein vornehmer Westgote, wurde nach dem gewaltsamen Sturze des Königs Sigrich, der selbst, sieben Tage vorher, des tapfern Balten Athaulf Ermordung in Barcelona benutzt hatte, um die Herrschaft an sich zu reißen, im Juli 415 n. Chr. an die Spitze des westgot. Volks gestellt. W. setzte zunächst die durch Athaulf begonnenen Eroberungen auf Kosten der Römer in Spanien fort, schloß aber 416 mit des Kaisers Honorius Feldherrn einen folgenreichen Vertrag. Er gab des Königs Athaulf Witwe Placidia ihrem Bruder, dem Kaiser, zurück, trat dann in den Dienst der röm. Politik und bekämpfte drei Jahre lang zu Gunsten des Kaisers die Alanen, Vandalen und Sueven in Spanien mit glänzendem Erfolg. Zur Belohnung erhielt W. und seine Goten 419 von den Römern unter kaiserl. Oberhoheit, aber thatsächlich so gut wie unabhängig, das westl. Aquitanien (Aquitania secunda), das Land zwischen unterer Loire, Atlantischem Meer und der Garonne, mit der Hauptstadt Tolosa: der Ausgangspunkt des später aufblühenden Westgotischen Reichs. W. selbst starb schon 419 ohne waffenfähige Söhne. Als König folgte ihm Theodorich I. W.s Tochter dagegen wurde die Gattin eines suevischen Prinzen und Mutter des berühmten Ricimer.

Wallich (Nathanael, eigentl. Nathan Wolff), ausgezeichneter Botaniker, geb. 28. Jan. 1787 zu Kopenhagen, studierte auf der Universität seiner Vaterstadt Medizin und erhielt 1806 eine Anstellung als Arzt am dän. Etablissement zu Frederiksnagor in Ostindien. Als diese Kolonie in die Hände der Engländer fiel, trat W. in die Dienste der Ostindischen Kompagnie und wurde 1815 Direktor des

botan. Gartens in Kalkutta. In Verbindung mit Dr. Carey begann er 1820 die Herausgabe von Roxburghs »Flora Indica«, die er durch seine Entdeckungen sehr vervollständigte; außerdem schrieb er »Description of the tree, which produces the ripal camphor wood and sassafras bark« (Kalkutta 1823) und »Tentamen florae Nepalensis« (Kalkutta 1824—26). Im J. 1828 kehrte er nach Europa zurück und brachte 8000 von ihm gesammelte Specimina verschiedener Pflanzenarten mit. Vgl. seine »List of plants from the dried specimens in the East India Company's Museum« (Lond. 1828, Fol.). Sein Hauptwerk »Plantae Asiaticae rariores« erschien 1829—32 zu London in drei Foliobänden mit 300 Kupfertafeln. Später leitete er eine Expedition zur Untersuchung der Provinz Assam, verließ aber 1847 Hindostan, um den Rest seiner Tage in England zu verleben. Er starb zu London 28. April 1854.

Wallin (Georg August), Orientalist und Orientreisender, geb. auf Aland 24. Okt. 1811, erhielt 1839 eine Docentur der orient. Sprachen an der Universität Helsingfors, studierte dann noch zwei Jahre die orient. Sprachen in Petersburg und machte 1843—49 mit Unterstützung der Universität zu Helsingfors eine sechsjährige Reise in den Orient (Arabien, Palästina, Syrien). Im J. 1850 kehrte er nach Finland zurück und wurde 1851 Professor der orient. Sprachen in Helsingfors, starb aber daselbst schon 23. Okt. 1852. Seine Reiseerinnerungen sind in vier Bänden in Helsingfors (1864—66) erschienen. Mehrere größere und kleinere Abhandlungen und Reiseberichte sind im »Journal of the Geographical Society of London« (1851—55), in »Nouvelles annales de voyages« (1855) und in der »Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft« (1851—58) erschienen.

Wallin (Johan Olof), berühmter schwed. Dichter und Kanzelredner, geb. 15. Okt. 1779 zu Stora Tuna in Dalarna, studierte zu Upsala, trat 1803 als Dichter auf und erhielt von der Schwedischen Akademie den großen Preis, den man ihm auch in den folgenden Jahren wiederholt erteilte, worauf er 1810 Mitglied der Akademie wurde. Er hatte sich 1806 für den geistlichen Stand bestimmt und war zugleich 1809 Lektor an der Kriegsakademie zu Karlberg und Pastor zu Solna geworden. Nunmehr wandte er sich der geistlichen Liederdichtung zu, in welcher Gattung er in Schweden unübertroffen dasteht. Wesentlich durch ihn erhielt Schweden 1819 eins der vorzüglichsten unter allen vorhandenen Gesangbüchern. Auch als Kanzelredner zeichnete sich W. aus. Besonders bewunderte man seine Gelegenheitsreden. Im J. 1812 kam er als Pastor nach Stockholm, nachdem er schon im Jahre vorher den Auftrag erhalten, dem Prinzen Oskar Religionsunterricht zu erteilen. Im J. 1816 ward er zum Dompropst in Westerås berufen, 1818 erhielt er die Stelle eines Pastor Primarius an der großen Kirche zu Stockholm, kraft welches Amtes er Mitglied des Reichstags wurde. Im J. 1837 erfolgte seine Ernennung zum Erzbischof von Upsala. Dort starb er schon 30. Juni 1839. Die von ihm herausgegebenen »Religions-Tal vid åtskilliga tillfällen« (3 Bde., Stockh. 1825—31; deutsch von Rothlieb, Berl. 1835), denen nach seinem Tode »Predikningar« (3 Bde., Stockh. 1840—41 u. öfter) und »Predikningar. Ny Argång« (2 Bde., Stockh. 1850—51) folgten, fanden weite Verbreitung. Seine poetischen Arbeiten erschienen gesammelt als »Witterhets-arbeten« (2 Bde., Stockh. 1848.)

Wallingford, Municipal- und Parlamentsborough in der engl. Grafschaft Berks, rechts an der Themse, durch Zweigbahn mit der Hauptlinie London-Reading-Didcot-Swindon-Bristol-Exeter der Great-Westernbahn verbunden, zählt (1881) 2803 (als Parlamentsborough 8194) E. und hat Mälzereien und Getreidehandel.

Wallis, ein engl. geköpertes Baumwollzeug, soviel wie Dimity (s. d.).

Wallis (frz. Valais), der 20. Kanton der Schweiz, im O. von Uri, Tessin und der ital. Provinz Novara, im S. von der Provinz Turin, im W. von dem franz. Depart. Hoch-Savoyen, im N. vom Genfersee, der Waadt und Bern begrenzt, besteht aus den obersten Thalstufen des Rhône, der den Kanton seiner ganzen Länge nach, vom Rhônegletscher bis zum Genfersee 162 km, durchströmt, und umfaßt ein Areal von 5247 qkm. Rechts von den Urner- und Berneralpen, links von den Lepontinischen und Penninischen Alpen und der Montblancgruppe umschlossen, ist das W. von der Furca bis Martigny ein nach Westsüdwest gerichtetes Längsthal, von hier bis zum See ein nach Nordwesten gewendetes Querthal mit zahlreichen Seitenthälern, von welchen die wichtigsten sind: die Thäler der Visp, das Turtmanthal, das Val d'Anniviers, das Val d'Hérens, die beiden Thäler der Dranse (Val de Bagnes und Val d'Entremont) links, das Lötschenthal und das Dala- oder Leukerthal rechts. Das W. ist ein wildes Bergland mit großartigen Fels- und Eiswildnissen, tief eingeschnittenen malerischen Thälern, durch welche die zahlreichen, von Gletschern gespeisten Flüsse als wilde Bergwasser in zahllosen Wasserfällen und Stromschnellen hinabeilen, mit grünen Alpenweiden und Nadelwäldern in den obern, Obstgärten, Weinbergen und Getreidefeldern in den untern Stufen und der ebenen, teilweise versumpften Sohle des Rhônethals. Vom höchsten Punkte, der Dufourspitze am Monte-Rosa (4638 m), bis zum Spiegel des Genfersees (375 m) beträgt der senkrechte Abstand 4263 m. Den Höhenlagen entsprechend ist das Klima der einzelnen Landesteile sehr verschieden. Die Schneegrenze erreicht in W. nahezu 3000 m, während zahlreiche Gletscher bis gegen 1800 m, der Aletschgletscher sogar bis zu 1353 m hinabsteigen. Die Waldgrenze liegt bei etwa 2200 m, die des Getreidebaues bei 1800 m, die Weingrenze bei 950 m über dem Meere.

Bei der Volkszählung von 1880 hatte der Kanton 100216 E., worunter 99316 Katholiken, 866 Protestanten, 34 Andersgläubige; 32 Proz. der Bevölkerung sprechen deutsch, 67 Proz. französisch, 1 Proz. italienisch u. s. w. Die Sprachgrenze zwischen dem deutschen Oberwallis und dem franz. Unterwallis zieht sich bei Siders quer durch das Rhônethal. Die Oberwalliser sind ein kräftiger Volksschlag, ebenso die Bergbewohner des Unterwallis, weniger kräftig ist die Bevölkerung des untern Rhônethals, obwohl auch hier der einst endemische Kretinismus infolge der Entsumpfung des Thalgrundes durch die Rhônekorrektion abnimmt. Getreide-, Obst- und Weinbau, in den obern Stufen Alpenwirtschaft sind die Haupterwerbsquellen. Von dem Areal entfallen 11,9 Proz. auf Waldungen, 0,2 Proz. auf Weinberge, 33,8 Proz. auf Acker- und Gartenland, Wiesen und Weiden,

54,1 Proz. sind unproduktiv (Gletscher, Felsen u. s. w.). Der Ackerbau erzeugt nicht genügend Getreide für den Bedarf; in Unterwallis wird Mais, Tabak und Krapp angebaut. Wein und Obst, in den wärmsten Gegenden auch Südfrüchte liefert der Kanton über den Bedarf; die geschätztesten Weine wachsen in der Umgegend von Siders, Sitten und Martigny. Die Waldungen, bisher vernachlässigt, stehen jetzt unter der Aufsicht des Bundes. Große Sorgfalt wird auf die Bewässerung der Alpen durch oft viele Kilometer lange, kühn angelegte Wasserleitungen verwendet. Nach der Zählung von 1886 besitzt der Kanton 5306 Pferde, Maultiere und Esel, 69530 Rinder, 15535 Schweine, 57854 Schafe, 28685 Ziegen, 5197 Bienenstöcke. Der Bergbau beschränkt sich jetzt fast ausschließlich auf die Ausbeutung der zahlreichen Anthracitgruben, Marmor-, Kalkstein-, Schiefer- und Topfsteinbrüche. Von Mineralquellen sind zu erwähnen die Gipsthermen von Leuk, die erdige Jodquelle von Saxon (s. d.) und das Stahlwasser von Morgin. Die Industrie ist unbedeutend; zu erwähnen sind die Glashütte von Monthey und die Seidenzucht und Seidenspinnerei von Sitten u. s. w. Der wichtigste Handelsartikel ist der Wein, der einige vorzügliche Sorten aufweist. Von Bedeutung ist ferner der Warentransit über den Simplon, sowie der sehr lebhafte Touristenverkehr der südl. Wallisthäler, der Simplon- und der Furkastraße. Vom Genfersee bis Brig wird der Kanton von der 117 km langen Eisenbahn Bouveret-St.-Maurice-Sitten-Brig durchzogen; eine Fortsetzung derselben durch den Simplon nach Domo d'Ossola und Arona ist projektiert. Mit dem Kanton Uri ist das W. durch die Poststraße über die Furka verbunden. Die wichtigsten Orte sind die Hauptstadt Sitten, im Oberwallis die Flecken Siders, Leuk, Visp und Brig, im Unterwallis Martigny, St.-Maurice und Monthey.

Die Verfassung, zuletzt 1876 revidiert, ist repräsentativ-demokratisch mit Finanzreferendum. Der Große Rat, je ein Mitglied auf 1000 E., vom Volke auf vier Jahre gewählt, ist gesetzgebende, der Staatsrat, 5 Mitglieder vom Großen Rat gewählt, vollziehende Behörde. In administrativer Hinsicht zerfällt der Kanton in 13 Bezirke (Zehnten), von denen 7 dem Oberwallis, 6 dem Unterwallis angehören. Jede Gemeinde besitzt ein Friedensrichteramt, jeder Bezirk ein Bezirksgericht. Als letzte Instanz besteht ein kantonaler Appellationshof von neun Mitgliedern. In kirchlicher Hinsicht bildet der Kanton, der noch 10 Klöster zählt, das Bistum Sitten, mit Ausnahme der selbständigen Abtei St.-Maurice, zu der auch das Hospiz des Großen St. Bernhard gehört. Höhere Lehranstalten sind das Priesterseminar und das Lyceum von Sitten, die Lehrerseminarien von Sitten und Brig und die Kollegien von St.-Maurice, Brig und Sitten, letzteres mit einer Realschule verbunden. In militärischer Beziehung gehört das Unterwallis zum Stammbezirk der 1., das Oberwallis zu dem der 8. Division. Die Staatsrechnung für 1884 weist 1192630 Frs. Einnahmen, 1080736 Frs. Ausgaben, 4228473 Frs. Staatsvermögen und 7265103 Frs. Schulden auf. Das Wappen ist ein rot und weiß senkrecht geteilter Schild mit je einem Stern für jeden der dreizehn Zehnten.

Geschichte. Das W., früher von den kelt. Stämmen der Seduner, Nantuaten u. s. w. bewohnt, wurde unter Augustus dem Römischen Reiche einverleibt. Im Mittelalter kam es als pagus valensis an Burgund; später teilten sich Savoyen und das Bistum Sitten in die Herrschaft des Unterwallis, während Oberwallis seit 1416 mit den Waldstätten verbündet, die Freiheit behauptete und 1475 in den Burgunderkriegen auch das Unterwallis unter seine Botmäßigkeit brachte. Die nach mutvollem Widerstand der Oberwalliser eingeführte Helvetische Verfassung räumte 1798 beiden Teilen gleiche Rechte ein; doch wurde W. schon 1801 von der Schweiz getrennt und 1810 mit dem franz. Reiche vereinigt. Nach dem Einmarsch der verbündeten Heere erhoben sich die Walliser gegen die franz. Herrschaft, das W. wurde durch den Pariser Frieden als Kanton der Eidgenossenschaft zugeteilt und gab sich (12. Mai 1815) eine Verfassung, welche jedem Zehnten ohne Rücksicht auf seine Volkszahl gleich viel Sitze im Landrate zuwies und so auf Seite des Oberwallis ein Übergewicht der Repräsentation ließ. Gegen dieses Vorrecht erhob sich das stark bevölkerte Unterwallis und es entspann sich namentlich nach den schweiz. Verfassungsreformen von 1830—31 ein heftiger Streit zwischen beiden Landesteilen, der 1839 durch eine neue, das Übergewicht des Oberwallis beseitigende Verfassung beendet wurde. Ein Versuch der Oberwalliser, ihre frühern Vorrechte wieder zu erlangen, scheiterte im April 1840 und der ganze Kanton unterwarf sich nun der neuen Verfassung. Allein die aristokratischen Führer des Oberwallis, hauptsächlich die Geistlichen und die Partei der Jesuiten, die seit 1814 zu Brig und Sitten ihre Schulen eröffnet hatten, wußten auch die neue Konstitution in ihrem Interesse auszubeuten. Abermals traten sich die Parteien der dem Unterwallis angehörigen sog. Jungen Schweiz und der Alten Schweiz schroff gegenüber, bis es endlich zum blutigen Ausbruch und im Mai 1844 zur Niederlage der Jungschweizer am Trient kam. Das Resultat dieses Siegs der Ultramontanen war die Verfassung vom 14. Sept. 1844, welche die Repräsentation des Klerus im Landrate vermehrte, dessen Immunitäten förmlich anerkannte, allen Unterricht der Kirche überließ und den prot. Gottesdienst unterdrückte. Im J. 1845 schloß sich W. dem Sonderbunde an. (S. Schweiz.) Nach dessen Auflösung erhielt der Kanton 10. Jan. 1848 eine neue Verfassung in freisinnigem Geiste, die jedoch nicht hinderte, daß der Kanton seither mehr und mehr wieder in das ultramontan-konservative Fahrwasser gekommen ist. In den Räten hat die klerikale Partei die Mehrheit erlangt; die Volksabstimmungen über Revision der Bundesverfassung von 1872 und 1874 ergaben bedeutende Majoritäten für Verwerfung. Die Verfassungsrevision vom 13. Febr. 1876 hat, obwohl sie die Volksrechte durch Einführung des Finanzreferendums etwas erweiterte, an der konservativen Haltung des Kantons nichts geändert. Vgl. Boccard, «Histoire du Valais» (Genf 1844); Furrer, «Geschichte von W.» (Sitten 1850—54); derselbe, «Histoire du Valais» (Sitten 1875); Wolf, «W. und Chamonix» (Zür. 1886).

Wallis (John), ausgezeichneter Mathematiker, geb. 23. Nov. 1616 zu Ashfort in der engl. Grafschaft Kent, war erst Prediger und wurde 1649 Professor der Geometrie in Oxford. Er berechnete mehrere Sonnenfinsternisse, schrieb über die Quadratur des Cirkels, über die Berechnung unendlicher

Reihen («Arithmetica infinitorum», Oxf. 1655), über die Kegelschnitte, und führte darüber mit Hobbes, Fermat und andern Mathematikern gelehrte Diskussionen. Karl II. ernannte W. 1660 zu seinem Kaplan. In dieser Zeit machte er beim Unterricht eines Taubstummen die Entdeckung, wie dieser durch Übung jedes Wort genau aussprechen lernte. Als 1663 die Royal Society sich bildete, wurde er eins ihrer ersten Mitglieder. Er starb 28. Okt. 1703. Eine Ausgabe seiner sämtlichen Werke ließ die Universität zu Oxford drucken (3 Bde., Oxf. 1695—99). Seine «Arithmetica infinitorum» gilt unter seinen vielen Arbeiten für die beste, obschon sie durch die von Newton herausgegebene «Analysis infinitorum», die W. selbst 1696 gegen Leibniz in Schutz nahm, in Schatten gestellt ward.

Walliser (Christoph Thomas), Musiker, stammte aus Straßburg, wo er 1599 Musikdirektor am Dom wurde und 26. April 1648 starb. Er schrieb Chöre zu Aristophanes' «Wolken», viele Kirchengesänge und ein Lehrbuch der Musik («Musicae figuralis praecepta brevia», 1611).

Walliser Alpen, soviel wie Penninische Alpen, s. unter Alpen A, 8.

Wallmoden, ein altes Adelsgeschlecht in Niedersachsen, welches in Johann Ludwig von W. 1781 den Grafenstand erlangte, durch den im J. 1782 erfolgten Ankauf der Herrschaften Gimborn und Neustadt in Westfalen (bis dahin fürstl. Schwarzenbergischer Besitz) 1783 die Namen und Wappenvereinigung mit dem der Herrschaft Gimborn erhielt. — Zu dieser Linie W.-Gimborn, welche durch ihren Besitz in den hohen Adel übergetreten war, gehört Ludwig Georg Thedel, Graf von W., österr. Geheimrat, General der Kavallerie und Inhaber des 6. Kürassierregiments, geb. 6. Febr. 1769 zu Wien, wo sein Vater, der erwähnte Johann Ludwig, als großbrit. Gesandter angestellt war. Er trat zuerst in hannov., 1790 in preuß. und 1795 in österr. Kriegsdienste. Hier zeichnete er sich in den Feldzügen 1796—1801 als Parteigänger aus, wurde auch wiederholt zu diplomatischen Sendungen gebraucht. Er schloß 1809 in London den Subsidienvertrag zwischen England und Österreich ab. Bei seiner Rückkehr nach Wien nahm er mit Auszeichnung an der Schlacht bei Wagram teil. Nach dem Wiener Frieden wurde er zum Feldmarschallleutenant befördert und als Divisionär nach Böhmen versetzt, wo er meist in Prag, fern von polit. Thätigkeit, lebte. Mit gleichem Charakter trat er 1813 in russ. Kriegsdienste, wurde Befehlshaber der Deutschen Legion, die er nach Mecklenburg führte, vereinigte dieselbe dann nach dem Waffenstillstande im Aug. 1813 mit der Nordarmee und behauptete sich mit seinem Korps nicht nur gegen die Übermacht Davousts, sondern schlug auch die franz. Division Pecheux im Treffen an der Göhrde und drang in Schleswig vor, wodurch er die Dänen zum Frieden nötigte. Nach dem zweiten Pariser Frieden nahm er wieder in Österreich Dienste und wurde 1817 an des Grafen Nugent Stelle, der in neapolit. Dienste trat, Oberbefehlshaber der im Königreich Neapel zurückgelassenen österr. Truppen. Im J. 1821 befehligte er einen Hauptteil des gegen Neapel bestimmten österr. Heers und besetzte im Juni dieses Jahres die Insel Sicilien, wo er bis 1823 blieb. Sodann wirkte er als Befehlshaber des 1. Armeekorps in Oberitalien und als Militärkommandant zu Mailand, bis er 1848 in den Ruhestand trat. W. hat sich besonders durch Ausbildung der leichten Infanterie und Verbesserung des Tirailleursystems verdient gemacht. Er starb 22. März 1862 ohne Nachkommen. — Sein Bruder, Graf Karl August Ludwig von W., geb. 4. Jan. 1792, österr. General der Kavallerie a. D. und Besitzer der Herrschaften Heinde, Walshausen und Uhry im Hannoverschen, war seit 1850 als Nachfolger Haynaus auf einige Jahre Kommandant des 7. Armeekorps, wurde dann Gyulai, dem Kommandanten des 2. Armeekorps, zur Seite gegeben, nahm aber 1858 seinen Abschied und starb als der letzte seines Geschlechts 28. Febr. 1883 zu Prag. Die alte Stammlinie auf dem Stammhause W. und hiernach Wallmoden-Wallmoden benannt, war bereits früher erloschen.

Wallner (Franz), eigentlich Leidesdorf, Schauspieler, Theaterdirektor und Schriftsteller, geb. 25. Sept. 1810 zu Wien, nahm den Namen W. erst an, als er 1830 zur Bühne überging. Nach mancherlei Wendungen kam W. 1836 an das Josephsstädter Theater in Wien, wo er in Raimundschen Rollen Beifall fand. Dann gastierte er zehn Jahre hindurch auf vielen Theatern Deutschlands und Ungarns, bis er 1848 nebst seiner Gattin ein Engagement am petersburger Hoftheater erhielt. Im J. 1850 begann W. eine neue Gastspielreise; im folgenden Jahre eröffnete er seine Laufbahn als Theaterdirektor zu Freiburg i. Br. und Baden-Baden mit gutem Erfolge, übernahm 1853 das Stadttheater zu Posen und 1855 das unter Cerfs Leitung in Verfall geratene Königstädter Vaudevilletheater in Berlin. Am 3. Dez. 1864 eröffnete er an Stelle des letztern das großartige, nach ihm benannte Wallner-Theater, wo er das Lustspiel, das Volksstück und die berliner Lokalposse pflegte. Aus Gesundheitsrücksichten zog sich W. 1. Mai 1868 von der Leitung seines Theaters zurück, machte große Reisen, die ihn bis nach Nubien führten, und starb zu Nizza 19. Jan. 1876, wurde aber in Berlin beerdigt. Litterarisch hat sich W. durch Arbeiten über seine Reisen und theatralische Erlebnisse, «Rückblicke auf meine theatralische Laufbahn» (Berl. 1864), u. s. w. bekannt gemacht.

Agnes W., geborene Kretzschmar, Gattin des vorigen, geb. 22. Dez. 1826 zu Leipzig, Pflegetochter Robert Blums, begann daselbst mit 15 Jahren ihre theatralische Laufbahn. Nachdem sie in Chemnitz, Altenburg, Berlin (am Königstädter Theater) und Riga mit großem Beifall gespielt, vermählte sie sich 1848 und folgte hinfort ihrem Gatten. Am Wallner-Theater zeichnete sie sich besonders in eleganten franz. Konversationsrollen aus.

Wallnister, soviel wie Talegallahühner (s. d.).

Wallnuß, soviel wie Walnuß, s. u. Juglans.

Wallonen nennt man die zur großen roman. Völkerfamilie, speziell aber zum franz. Volksstamm zu rechnende Völkerschaft, welche den Landstrich längs der Grenze des german. Sprachgebietes in den südl. Niederlanden, von Dünkirchen bis nach Malmedy, inne und namentlich in dem Ardennengebiet ihren Sitz hat, also Teile der Departements Pas-de-Calais, Nord, Aisne, Ardennes in Frankreich, vorzüglich aber das südl. Brabant, sowie die belg. Provinzen Hennegau, Namur, Lüttich, Luxemburg (mit Ausnahme eines deutsch redenden Teils im Osten) und endlich einige Ortschaften um Malmedy in Rheinpreußen bewohnt. Die W., deren

Anzahl in Belgien, wo sie hauptsächlich wohnen, auf über 2 Mill. angegeben wird, sind die Nachkömmlinge der alten, teilweise aus german. Elementen bestehenden gallischen Belgier, welche dem Andrange der german. Eroberer widerstanden, sich aber mit röm. Elementen mischten und namentlich in der Sprache romanisierten. Vgl. Grandgagnage, «De l'origine des Wallons» (Lütt. 1852). Diese Sprache erscheint jetzt völlig als ein franz. Volksdialekt (Patois), in welchem jedoch unter allen franz. Volksdialekten mit die meisten sowohl german. als gallischen Sprachüberreste sich erhalten haben. Vgl. Grandgagnage, «Dictionnaire étymologique de la langue wallone» (Lütt. 1847—50, fortgesetzt von Scheler, Brüss. 1880); Forir, «Dictionnaire Liégeois-Français» (2 Bde., Lütt. 1866—74). Der Name W., holländisch Walen genannt, bezeichnet hinlänglich ihren gallo-roman. Ursprung. Doch unterscheiden sich die heutigen W. vielfach von den Gallo-Romanen, obschon das Französische die Umgangs- und Büchersprache bei den Gebildeten unter ihnen ist und sie auch im allgemeinen den Franzosen mehr ähneln als ihren deutschen Nachbarn. Es sind gedrungene mittelgroße Gestalten, mit kräftigen Gliedern, dunkelm Haar, tiefliegenden, feurigen, dunkeln, braunen oder blauen Augen. An Gewandtheit und Anstelligkeit übertreffen sie ihre vlämischen, an Ernst, Ausdauer und Fleiß ihre franz. Nachbarn. An leidenschaftlicher Erregbarkeit gleichen sie mehr diesen als jenen. Die belg. Revolution faßte vorzüglich auf wallonischem Gebiet Wurzel, und die hervorragendsten Staatsmänner des neuen Belgien sind wallonischer Herkunft. Gegen den von ihnen vertretenen Geist ist vorzüglich die vläm. Bewegung (s. Vlämische Sprache und Litteratur) gerichtet.

Wallonenschmiede, Vorrichtung zum Verfrischen des Roheisens, in der dasselbe in Stabeisen verwandelt wird. Wegen großen Aufwandes an Brennmaterial kommt die W. mehr und mehr außer Gebrauch, obwohl sie vorzügliches Eisen liefert.

Wallonische Garde hieß eine 1703 in Spanien als Leibwache des Königs errichtete Truppe in der Stärke von 2 Bataillonen zu 13 Kompagnien, deren Offiziere aus den vornehmsten Familien des Landes gewählt wurden. Die Wallonische Garde wurde 1705 zu 4 Bataillonen zu 7 Kompagnien, 1710 zu 6 Bataillonen zu 5 Kompagnien formiert und 1822 aufgelöst. Vgl. Guillaume, «Histoire des gardes wallones au service d'Espagne» (Brüss. 1858). Außer der Wallonischen Garde gab es noch andere wallon. Regimenter im spanischen und neapolitanischen Dienste. Vgl. Guillaume, «Histoire de l'infanterie wallone sous la maison d'Espagne» (Brüss. 1876) und «Notes sur 4 régiments wallons au service de Naples» (Brüss. 1869).

Wallonische Kirche, Waalsche Kerk oder Gemeente heißt noch jetzt die franz.-reform. Kirche in den nördl. Provinzen der Niederlande, weil die Reformierten aus den wallon. Niederlanden bei der Trennung der Republik dahin flüchteten.

Wallosin, ein Surrogat für Fischbein, s. unter Fischbeinfabrikation.

Wallot (Paul), Architekt, geb. 26. Juni 1842 zu Oppenheim a. Rh., wurde an der Gewerbeschule in Darmstadt, sowie seit 1860 am Polytechnikum zu Hannover gebildet. Das folgende Jahr besuchte er die berliner Akademie, dann die Universität in Gießen. Nach Berlin 1864 zurückgekehrt, setzte er bei Gropius und Hitzig seine Studien bis 1868 fort, um dann Italien zu besuchen. Noch im selben Jahre begann W. seine Thätigkeit als Privatarchitekt in Frankfurt a. M., beteiligte sich an der zweiten Konkurrenz zum Reichstagsgebäude in Berlin, erhielt den ersten Preis und wurde auch mit der Ausführung betraut. Auf verschiedenen Reisen durch Deutschland, England und Italien erweiterte W. den Kreis seiner Studien und lieferte als Früchte derselben eine Anzahl von Schöpfungen und Entwürfen, unter welchen diejenigen der dresdener Kreuzkirchen-Friedhofanlage mit dem ersten Preise ausgezeichnet wurde. Auch zum Niederwalddenkmal, zur Stephaniebrücke in Wien, zum Bahnhofe in Frankfurt a. M. hat sich W. mit Konkurrenzprojekten beteiligt, welche teils Preise erhielten, teils zur Ausführung erworben wurden.

Wallraf (Ferd. Franz), der Begründer des nach ihm genannten Museums in Köln, geb. daselbst 20. Juli 1748, studierte Theologie, erhielt 1773 die Priesterweihe und wurde Mitglied der philos. Fakultät an der Universität zu Köln, 1786 aber ord. Professor der Naturgeschichte, Botanik und Ästhetik, Aufseher über den botan. Garten. Er wurde 1794 Rektor der Universität; doch legte er dieses Amt nieder, weil er den von den Priestern geforderten Eid nicht schwören wollte. Nach Aufhebung der Universität erhielt er 1799 eine Professur der Geschichte und der schönen Wissenschaften an der neuerrichteten Centralschule. Als Numismatiker machte er sich bekannt namentlich durch «Beschreibung der Münzsammlung des Domherrn von Merle». Die Resultate seiner histor. Forschungen findet man in der «Sammlung von Beiträgen zur Geschichte der Stadt Köln». Von 1799 bis 1804 gab er das an kunstgeschichtlichen Aufsätzen reichhaltige «Taschenbuch der Ubier» heraus. Mit Lebensgefahr rettete er in der franz. Zeit die gemalten Fenster der Domkirche. Seine an seltenen Gegenständen der Kunst und Wissenschaft reichen Sammlungen vermachte er der Stadt Köln; dieselben bilden den Grund des kölner Museums (Wallraf-Richartz-Museum genannt). Er starb 18. März 1824. Vgl. Smets, «Biographischer Versuch über W.» (Köln 1825).

Wallsend, s. unter Newcastle (upon Tyne).

Wallung (des Blutes), s. Blutandrang.

Wallwitzhafen, zu Dessau gehöriger Hafenort im anhaltin. Kreise Dessau, links an der Elbe und an der Einmündung der Mulde in dieselbe, Station der Linien Magdeburg-Dessau-Leipzig und Wittenberg-Aschersleben der Preußischen Staatsbahnen, hat zwei bedeutende Speditionsgeschäfte, welche einen Elb-Stromverkehr zwischen Hamburg und Leipzig vermitteln. Auf der von den beiden Mündungsarmen der Mulde gebildeten Insel liegt das von Dessau aus vielbesuchte Elbhaus, ein Vergnügungslokal. Auf dem Hügel Wallwitzberg an der Elbe liegt eine Schloßruine.

Wallwurz, s. unter Symphytum.

Walmdach, s. unter Dach.

Walmer, Dorf in der engl. Grafschaft Kent, südlich von Deal, an der Nordseeküste, Station der Linie Minster-W. der South-Easternbahn und der Linie Kearsnay-W.-Deal der London-Chatham-Doverbahn, zählt (1881) 4309 E. und hat ein Marinekrankenhaus und Seebäder. In dem von Heinrich VIII. erbauten Schlosse, der Residenz des Lord Warden der Cinque Ports, starb 1852 der Herzog von Wellington.

Walnußbaum, s. unter Juglans.

Walnußöl, s. Nußöl.

Walo, franz. Oualo, auch Ualo, Kreis des franz. Arrondissements St.-Louis in Senegambien, bis 1856 ein Staat der Djolof, liegt links vom untern Senegal, zählt (1879) 10676 E. und hat zum Hauptort Nder, am westl. Ufer des Guiersees.

Walpole (Horace), engl. Schriftsteller, geb. 5. Okt. 1717, jüngster Sohn Sir Robert Walpoles (s. d.), studierte zu Eton und Cambridge und wurde mit dem Dichter Gray, mit dem er 1739 Italien bereiste, befreundet. Seit 1741 viermal ins Unterhaus gewählt, hielt er streng zu den Whigs, ohne jedoch politisch hervorzutreten; 1767 zog er sich von den Staatsgeschäften zurück. Seine Wohnung auf dem Landgute zu Strawberry-Hill bei Twickenham baute er im mittelalterlichen Stile aus und legte darin die kostbarsten Sammlungen von Kunstwerken, Büchern, Autographen und Seltenheiten aller Art an, die 1842 durch Versteigerung zerstreut worden sind. Hier schrieb er seine kunstgeschichtlichen und schöngeistigen Werke, den «Catalogue of royal and noble authors» (1758), die «Anecdotes of painting in England» (2 Bde., Lond. 1761), die «Aedes Walpolianae», das Verzeichnis aller im Besitz seiner Familie zu Houghton in Norfolk befindlichen Kunstschätze, welche später die Kaiserin Katharina II. ankaufte. Ferner verfaßte er den Geisterroman «The castle of Otranto» (1765), das Urbild einer Menge ähnlicher Werke, das Trauerspiel «The mysterious mother» (1768), das er auf seiner eigenen Presse drucken ließ, und die «Historic doubts on the life and reign of Richard III.» (1768). Am berühmtesten ist W. durch seine Briefe und Memoiren. Die erstern, welche 1841 in sechs Bänden gesammelt erschienen, denen 1851 noch zwei Bände seiner Korrespondenz mit dem Dichter Mason folgten (neu herausg. von Cummingham, 9 Bde., Lond. 1857—59), sind Muster von Lebendigkeit, Witz und Schärfe, oft auch von Bosheit, und enthalten die lebendigsten Schilderungen der Persönlichkeiten und Zustände seiner Zeit. Seine Memoiren, die von 1751 beginnen und fast bis ans Ende seines Lebens reichen (neuere Ausg., 12 Bde., 1846; deutsch in der «Sammlung von Memoiren» von Pipitz und Fink, 3 Bde., 1846), stehen den Briefen nach. Seine bittern und sonderbaren, oft wechselnden Urteile über Personen treten hier zu grell hervor. Zur Geschichte der Regierungen Georgs II. und Georgs III. sind sie eine wichtige Quelle. Im J. 1791 wurde W. noch (durch den Tod seines Neffen) Graf von Orford; er starb 2. März 1797. Vgl. Warburton, «Memoirs of Horace W. and his contemporaries» (2 Bde., Lond. 1851).

Walpole (Sir Robert), Graf von Orford, berühmter engl. Staatsmann, der dritte Sohn eines Landedelmanns, geb. 26. Aug. 1676 zu Houghton in Norfolk, studierte in Cambridge Theologie. Nach dem Tode seiner beiden Brüder verließ er jedoch 1698 die Universität und ging auf die Güter seines Vaters. Im J. 1700 heiratete er die Tochter des reichen Sir John Shorter, Lordmayors von London. Nachdem im folgenden Jahre sein Vater gestorben war, nahm er dessen Stuhl im Unterhause auf der Whigseite ein. Seine Gewandtheit und Beredsamkeit brachten ihn bald bei Marlborough in Gunst, durch dessen Einfluß er 1708 Staatssekretär im Kriegsdepartement und 1709 Schatzmeister der Marine wurde. Als 1711 die Tories am Hofe der Königin Anna die Oberhand erhielten, mußte W. nicht nur sein Amt niederlegen, sondern wurde der Korruption angeklagt, in den Tower gesetzt und aus dem Parlament gestoßen. Nach der Thronbesteigung Georgs I. erhielt W. die Geheimratswürde und das Amt eines Zahlmeisters bei der Land- und Seemacht, und wurde 1715 erster Lord der Schatzkammer. Als Hauptführer der Whigs wurde er das Opfer des Zwiespalts, der 1717 im Kabinett ausbrach. Der Bestechung angeklagt, zog er sich zurück, um im April 1721, wieder zum ersten Lord des Schatzes und Kanzler der Schatzkammer ernannt, seine Macht desto fester zu begründen. Er führte die größte Sparsamkeit im Staatshaushalt ein, verminderte im Laufe von 18 Jahren die Schuld um 7 Mill. und die Zinsen durch Herabsetzung und kluge Manöver um die Hälfte. Den König hielt er im Finanzinteresse vom Kriege zurück und suchte die auswärtigen Verwickelungen diplomatisch zu ebnen, Industrie und Handel blühten auf. Als der König 1723 nach Hannover reiste, übertrug er W. die Regierung und wollte ihm auch die Peerswürde verleihen, die dieser jedoch seinem Sohne zuwandte. Obwohl von zahllosen polit. Gegnern umgeben, blieb W., dem die neue Dynastie ihre Befestigung wesentlich zu danken hatte, in der Gunst des Hofs.

Auch unter Georg II. (seit 1727) behielt W. sein Amt und übte die ersten fünf Jahre ungeschmälert den alten Einfluß. In den dreißiger Jahren erstarkte aber die dem Frieden mit Frankreich und Spanien, dem Fundament der Walpoleschen Politik, abgeneigte, von den Tories vertretene Partei. Als er endlich dem allgemeinen Wunsche nach Krieg nachzugeben schien, geschahen die Vorbereitungen so langsam, daß seine Feinde neue Vorwürfe gegen ihn richteten und es 1738 sogar zu einer freilich erfolglosen Anklage brachten. Die geringen Erfolge des 1739 mit Spanien begonnenen Kriegs, zu dem noch 1741 der Krieg mit Frankreich kam, und die Vermehrung der Abgaben, die damit verbunden war, vollendeten die Unpopularität des Ministers. Zu seinen Gegnern gesellten sich auch die strengern Whigs, mit ihnen der Prinz von Wales. Bei Eröffnung des Parlaments von 1742 von allen Seiten bedroht, führte W. schon in der Adreßdebatte eine entscheidende Abstimmung herbei, wobei er nur eine Majorität von vier Stimmen erhielt. Er legte deshalb im Februar alle seine Ämter und Würden nieder, der König ernannte ihn zum Grafen von Orford und bewilligte ihm ein Jahrgeld von 4000 Pfd. St. Als ihm dennoch das Unterhaus mit einer Untersuchung drohte, wurde das Parlament prorogiert. W. starb 29. März 1745. Vgl. Coxe, «Memoirs of the life and administration of Sir Robert W.» (3 Bde., Lond. 1798 u. öfter); Ewald, «Sir Robert W., a political biography» (Lond. 1877).

Walpole (Spencer Horatio), konservativer engl. Politiker, stammt von Horatio, Lord Walpole von Wolterton, Bruder des Sir Robert W., dessen Sohn Horatio nach dem Erlöschen der ältern Linie 1806 den Titel eines Grafen von Orford erhielt, der jetzt von seinem Urenkel Horatio W. (geb. 18. April 1813) geführt wird. Spencer W. wurde 11. Sept. 1806 als der zweite Sohn Thomas W.s auf Stagbury-Park in Surrey aus dessen Ehe mit Lady Margaret Perceval, Tochter des Grafen von Egmont, geboren. Er studierte in Eton und

Cambridge, wurde 1831 Barrister und widmete sich der Rechtspraxis. Als Vertreter des Fleckens Midhurst kam er 1846 ins Parlament, wo er zuerst in der Debatte über die Geistliche-Titelbill 1851 Gelegenheit fand, sich Geltung zu verschaffen, indem er dem Widerstreben des Whigministeriums zum Trotz die Verschärfung der gegen die kath. Geistlichkeit verhängten Maßregeln durchsetzte. Als 1852 ein konservatives Ministerium unter Lord Derby zu Stande kam, wurde W. als Staatssekretär des Innern ins Kabinett berufen. Sein unbezweifelter Toryismus brachte ihm die Ehre, 1856 von der Universität Cambridge ins Unterhaus gewählt zu werden, und als 1858 die Tories von neuem die Leitung der Geschäfte übernahmen, erhielt W. wieder seinen frühern Posten als Minister des Innern. Nach kurzer Amtsdauer in die Reihen der Opposition zurückgekehrt, gewann er eine geachtete Stellung im Parlament durch seine zugleich feste und maßvolle Haltung und die allgemein anerkannte Ehrenhaftigkeit seines Charakters. Am bekanntesten machte ihn seine Amtsführung als Minister des Innern in dem dritten Ministerium Derby (1866—67), die man zugleich als die Katastrophe seiner offiziellen Laufbahn bezeichnen kann. Auf W.s Befehl wurde im Juli 1866 das große Reformmeeting im Hyde-Park in London verhindert, und ihn persönlich traf deshalb die Verantwortlichkeit für den blutigen Zusammenstoß zwischen Volk und Polizei, den jenes Verbot zur Folge hatte. W. wiederholte trotzdem sein Verbot eines großen Reformmeetings im Hyde-Park zu Anfang Mai 1867, nahm aber, nachdem bereits große militärische Vorbereitungen getroffen waren, den Befehl zurück, weil sich fand, daß die gesetzliche Berechtigung ihm dazu fehlte. Hierdurch wurde sein Rücktritt unvermeidlich; doch behielt er noch Sitz und Stimme im Kabinett, ohne Portefeuille. Aus dieser letztern Stellung schied er erst im Febr. 1868 bei der Bildung des Ministeriums Disraeli. Seinen Sitz für die Universität Cambridge bewahrte W. bei den allgemeinen Neuwahlen von 1868, 1874 und 1880, ohne indes bemerkenswerten Anteil an den öffentlichen Geschäften zu nehmen.

Walporzheim, Weindorf im Ahrthal, s. u. Ahr.

Walpurga oder Walpurgis, die Heilige, war ihren Brüdern Wilibald und Wunnibald aus ihrem Vaterlande England nach Deutschland gefolgt, um mit jenen hier für die Verbreitung des Christentums zu wirken. Wilibald gründete das Bistum Eichstätt 741, Wunnibald dagegen das unfern davon belegene Kloster Heidenheim 745, dessen Leitung nach seinem 763 erfolgten Tode W. übernahm und bis an ihr Lebensende fortführte. Ihre Gebeine, aus denen schon nach der ältesten Biographie ein wunderbares heilkräftiges Öl floß, wurden um die Mitte des 9. Jahrh. nach Eichstätt übertragen, wo man ihr zu Ehren ein eigenes Kloster erbaute. Ihre gewöhnlichen Attribute sind ein Balsamfläschchen und drei Ähren. Jene Lebensbeschreibung war gegen Ende des 9. Jahrh. von einem Mönche Wolfhart im Kloster Hasenried verfaßt worden und enthält, wie alle spätern, lediglich auf ihr fußenden Legenden, eine Menge Wundererzählungen. Eigentümlichere Bedeutung hat etwa nur der Zug, daß W. von bissigen Hunden nicht belästigt und deshalb gegen solche und andere reißende Tiere angerufen worden. Der Kultus der W. gewann eine große Verbreitung. Durch ganz Deutschland, ja sogar in Frankreich, den Niederlanden und England wurden ihr Kirchen und Kapellen geweiht, Reliquien von ihr gezeigt und Feste zu ihrem Andenken gefeiert. Warum aber gerade ihr Hauptfest, ihre Heiligsprechung auf den 1. Mai verlegt worden, wird nicht berichtet. Der Tag war einer der hehrsten des ganzen Heidentums gewesen; es war die Zeit eines großen Frühlingsfestes und der alten Maiversammlungen des Volks. Noch jahrhundertelang wurden 1. Mai vorzugsweise die ungebotenen Gerichte gehalten und auf diesen Tag fiel das fröhliche Maireiten und das Anzünden des heiligen Maifeuers, das höchst wahrscheinlich der Frühlingsgöttin Ostara galt. An ihre Stelle trat in der christlichen Zeit die W. Als die alten heidnischen Götter später zu Teufeln herabsanken und der Hexenglaube in Schwung kam, erlangte die Walpurgisnacht eine berüchtigte Bedeutung, indem man in der Nacht vom 30. April zum 1. Mai die Hexen auf Besen oder Böcken nach den alten Opfer- und Gerichtsstätten fahren ließ, um dort mit ihrem Meister, dem Teufel, sich zu erlustigen. Solche Hexenberge gab es ziemlich zahlreiche in Deutschland und den benachbarten Ländern. Am bekanntesten ist dafür in Norddeutschland, nachweisbar seit dem 15. Jahrh., die höchste Spitze des Harzes, der Brocken (s. d.), Brocks- oder Blocksberg geworden. (S. Hexenfahrt.)

Walrat, Cetacēum oder Spermacēti heißt eine fettartige Substanz, welche sich in mehrern Cetaceen, namentlich in dem Pottfisch, Pottwal oder Cachelot (Physeter macrocephalus), welcher vorzüglich die südl. Weltmeere bewohnt, findet. Sie füllt eigene dazu bestimmte Höhlungen und Gefäße aus, welche oberhalb der Hirnschale, unter der Haut vom Kopf bis zum Schwanze und zerteilt in Fleisch und Speck liegen. Beim lebenden Tiere hat die Substanz die Beschaffenheit eines gelblichen Öls und findet sich in solcher Menge vor, daß man Fässer damit anfüllen kann. Der frische W. wird durch mehrmaliges Filtrieren, Macerieren und Umschmelzen in eine spröde, fettig anzufühlende Masse von eigentümlichem Geruch (Cetin) und 0,94 spezifischem Gewicht, welche bei 45° C. schmilzt, verwandelt. Der W. besteht namentlich aus dem Cetyläther der Palmitinsäure (s. d.). Man gebraucht denselben zur Bereitung von Pflastern und Salben, Schminke und Lippenpomade, besonders aber zur Herstellung von Luxuskerzen, die infolge ihrer blendend weißen Farbe und ihrer alabasterähnlichen Beschaffenheit die schönsten, aber auch die teuersten aller Kerzen repräsentieren.

Walrawe (Gerhard Cornelius von), preuß. Ingenieurgeneral und Kriegsbaumeister, geb. 1692, anfangs als Ingenieur in holländ. Diensten, 1715 als Ingenieurmajor nach Preußen berufen, 1724 geadelt, war bei Festungsbauten thätig (Stettin, Magdeburg, Wesel), 1729 als Oberst mit Organisation des Ingenieurkorps beauftragt und zum Chef desselben ernannt, als solcher mit Oberleitung aller Festungsbauten in Preußen betraut, genoß das Vertrauen Friedrich Wilhelms I. und anfänglich auch Friedrichs II., unter letzterm 1742 General und Chef des neuerrichteten Pionierregiments, 1744 als Ingenieur-en-Chef bei der Belagerung von Prag, 1745 bei der von Kosel, 1748 wegen großartiger Unterschlagungen und Verdachts des Landesverrats in Ungnade und bis zu seinem Tode 1773 in Magdeburg gefangen gehalten. Bei seinen

Festungsbauten wandte W. das tenaillierte System und zahlreiche Hohlbauten an.

Walroß (Trichechus), eine Gattung von Säugetieren aus der Ordnung der Robben, in der sie als eigene Gruppe den eigentlichen Robben gegenüberstehen. Man kennt nur eine Art, das gemeine Walroß (T. Rosmarus, Tafel: Seesäugetiere, Fig. 1 u. Fig. 2, Schädel), welches in seiner Gestalt den übrigen Robben gleicht, jedoch durch seine bis 60 cm langen und 7,5 kg schweren Eckzähne und die stumpfen, breitkronigen Backenzähne genügend sich unterscheidet. Die angeschwollene Oberlippe ist mit einem borstigen Bart bedeckt. Dem Unterkiefer fehlen Vorder- und Eckzähne. Das W. erreicht eine Länge von 6 m, mißt an der Brust 3 bis 3,5 m im Umfange und besteht selbst mit Eisbären siegreiche Kämpfe. Seetange und Seetiere niederer Art, besonders Muscheln, dienen ihm zur Nahrung. Häufig lagern Hunderte von W. auf dem Strande und auf schwimmenden Eisfeldern, ihrem letzten Zufluchtsort vor den Verfolgungen der Walfischjäger, die ihnen wegen ihres feinen Thrans, ihrer dicken Haut und ihrer Stoßzähne eifrig nachstellen. Die Zähne sind durchaus massiv, härter als Elfenbein, vergilben nicht und taugen besser als jenes zu manchen technischen Zwecken. Die Jagd ist übrigens nicht ohne Gefahr, da die W. einander mutig beistehen, die Boote umzuwerfen oder zu zertrümmern suchen und weder Kugeln noch Lanzenspitzen leicht in ihre harte, dicke Haut eindringen.

Walsall, Municipal- und Parlamentsborough in der engl. Grafschaft Stafford, Station der Linien W.-Wolverhampton-Bushbury, Dudley-Wednesbury-W., Birmingham-W.-Rugeley-Colwich-Stafford und W.-Lichfield-Burton-Derby der London and Northwesternbahn, sowie der Linie Birmingham-Sutton-Coldfield-W.-Wolverhampton der Midlandbahn, zählt (1881) 58808 E. und hat eine Lateinschule, Kohlenbergbau, Eisengießereien, Fabrikation von Zwirn, Eisen-, Sattler- und plattierten Waren. W. hieß angelsächs. Weolesfhala.

Wälsch, s. Welsch.

Walsingham (Sir Francis), engl. Staatsmann unter der Königin Elisabeth, aus alter Familie, geb. 1536 zu Chiselhurst in Kent, studierte in Cambridge, bereiste die Länder Europas und kehrte nach der Thronbesteigung Elisabeths nach England zurück. Alsbald wußte er sich die Gunst des Staatssekretärs Cecil zu erwerben, in dessen Auftrag er 1561 und ein zweites mal 1570 an den pariser Hof ging, wo er bis zum April 1573 Englands Interesse im Sinne der prot. Politik höchst geschickt wahrte. Nach der Heimkehr ward er Staatssekretär der Königin und einer der Hauptmitarbeiter ihrer prot.-nationalen Politik. Er war es, der die geheimen Verbindungen, mit denen die kath. Partei ganz England überspannt hatte, durch ein ebenso ausgedehntes System der Spionage überwachte und ausspähte, der alle Versuche, Maria Stuart zu befreien und Elisabeth zu stürzen, zuletzt noch das Komplott Babingtons (s. d.) enthüllte. In Besitz eines eigenhändigen Briefs Marias an diesen Verschwörer gelangt, brachte er ihn und seine Genossen auf das Blutgerüst und Maria selbst vor das Gericht, das ihren Tod entschied. Im J. 1578 schickte ihn die Königin nach den Niederlanden, wo er gegen den span. Hof die Union von Utrecht zu Stande brachte. Im J. 1581 übernahm er eine dritte Sendung nach Frankreich und ging 1583, als der junge Jakob VI. in Schottland selbständig wurde, dorthin. Nach Marias Hinrichtung wurde er zum Kanzler von Lancaster erhoben. W. starb, in hoher Gunst bei der Königin, 6. April 1590 in seinem Landhause zu Seething-Lane. Seine Verhandlungen und Briefe, welche er während der Gesandtschaft in Frankreich schrieb, gab Sir Dudley Digges unter dem Titel «The complete ambassador, etc.» (1655), dann Boulesteis de la Conti in franz. Übersetzung (Amsterd. 1700) heraus. Die früher viel benutzten und oft gedruckten «Arcana aulica» wurden ihm unbegründeterweise zugeschrieben.

Walsrode, Stadt in der preuß. Provinz Hannover, Regierungsbezirk Lüneburg, Kreis Fallingbostel, an der Böhme, einem rechtsseitigen Nebenfluß der Aller, in der Lüneburger Heide, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 2216 E. und hat ein evang. adeliges Damenstift in einem unter Kaiser Otto II. gestifteten Kloster, Fabriken für Leder, Pulver, Tonnen, Stärke und Schuhstifte, sowie eine Dampfsägemühle.

Waltenhofen (Adalbert von), Physiker und Elektrotechniker, geb. zu Admontbühel in Steiermark 14. Mai 1828, studierte in Wien, war 1850—52 Gymnasiallehrer in Graz, dann Professor an der innsbrucker Universität bis 1867 und hierauf an der technischen Hochschule zu Prag bis 1883. Seitdem ist er Vorstand des elektrotechnischen Instituts an der technischen Hochschule in Wien. Seine zahlreichen Abhandlungen in den Sitzungsberichten der wiener Akademie und in Fachzeitschriften betreffen hauptsächlich die Gesetze des Elektromagnetismus des Eisens und des Stahls, sowie die praktischen Anwendungen derselben. Auch schrieb er einen «Grundriß der mechan. Physik» (Lpz. 1875) und eine große Monographie «Die internationalen absoluten Maße, insbesondere die elektrischen Maße» (Braunschw. 1885).

Walter, s. Walther.

Walter (Ferd.), deutscher Rechtslehrer, geb. 30. Nov. 1794 zu Wetzlar, nahm 1813 teil an dem Kriege gegen Frankreich und studierte seit 1814 in Heidelberg die Rechtswissenschaft. Nachdem er hier wenige Monate als Privatdocent gewirkt, erhielt er eine außerord., dann 1821 eine ord. Professur an der neugestifteten Universität zu Bonn, wo er seitdem Kirchenrecht, röm. Rechtsgeschichte, der er durch Niebuhrs Schriften und persönliche Anregung zugeführt wurde, deutsches Privatrecht und deutsche Rechtsgeschichte mit großem, durch Klarheit und Eleganz seines Vortrags bedingtem Erfolge lehrte. Als Abgeordneter der preuß. Nationalversammlung von 1848 vertrat W. eine gemäßigte konservative Richtung. In den J. 1849 und 1850 war er als Mitglied der Ersten Kammer teils auf der Tribüne, teils in den Kommissionen und als Referent in gleichem Sinne thätig. Er starb 13. Dez. 1879 in Bonn. W.s Hauptwerke sind das «Lehrbuch des Kirchenrechts» (Bonn 1822; 14. Aufl. von Gerlach, 1871), die «Geschichte des röm. Rechts bis auf Justinian» (Bonn 1840; 3. Aufl., 3 Bde., 1845—60), das «Corpus juris Germanici antiqui» (3 Bde., Berl. 1824), die «Deutsche Rechtsgeschichte» (Bonn 1853; 2. Aufl., 2 Bde., 1857), das «System des gemeinen deutschen Privatrechts» (Bonn 1854), die «Fontes juris ecclesiastici antiqui et hodierni» (Bonn 1862), «Das alte Wales» (Bonn 1859) und «Naturrecht und Politik im Lichte der Gegenwart»

(Bonn 1863; 2. Aufl. 1871). W.s Selbstbiographie »Aus meinem Leben« erschien zu Bonn 1865.

Walter (Gust.), Tenorist, geb. 8. Febr. 1836 in Bilin, wirkte früh als Kapellknabe und in Konzerten mit, wurde Praktikant in einer Zuckerfabrik, bildete dann seine Stimme unter Professor Franz Vogl vom prager Konservatorium aus und debütierte 1855 als Edgardo am Theater zu Brünn. Seit 1856 ist W. Mitglied der wiener Hofoper mit dem Titel eines Kammer- und Hofkapellsängers. George Brown, Raoul, Faust u. s. w. gehören zu den besten Rollen des auch im Lieder- und Oratoriengesang Bedeutendes leistenden Sängers.

Waltershausen, Stadt im Herzogtum Gotha, an der in Fröttstedt von der Preußischen Staatsbahn abzweigenden Eisenbahn nach Friedrichroda, an Vorbergen des Thüringerwaldes, ist Sitz eines Landratsamts und eines Amtsgerichts, welche Behörden in dem Schloß Tenneberg auf dem bei der Stadt gelegenen Burgberge untergebracht sind. W. hat zwei Bürgerschulen, eine Gewerbeschule, eine Kleinkinderbewahranstalt, Privatmädchenpensionat, Bezirkskrankenhaus, sowie eine Gewerbebank. Die Stadt zählt (1885) 4855 E., welche Spielwaren, Spritzenschläuche, Feuereimer, Marmor- und Alabasterwaren, Pfeifen und Cigarrenspitzen verfertigen, Gerbereien, Tischlereien, Brauereien und eine mechan. Dampfweberei unterhalten und bedeutende Fabrikation und Handel mit geräucherten Fleischwaren und Würsten treiben.

Walterskirchen (Robert, Freiherr von), österr. Abgeordneter, geb. 20. Febr. 1839, diente zuerst in der Armee bis zum Grade eines Majors und widmete sich dann der Landwirtschaft in seiner Heimat Steiermark und volkswirtschaftlichen Studien. Er trat mit mehrern staatsökonomischen Schriften und Reden in die Öffentlichkeit, gehörte sechs Jahre dem steirischen Landtag und neun Jahre (seit 1873) dem österr. Reichsrat an als ein Mitglied von hervorragender Bedeutung, zumal in Zoll- und Budgetfragen. Er trennte sich dann von seinen deutschen Parteigenossen, versuchte vergeblich eine Volkspartei zu gründen, legte sein Mandat nieder und lebt ganz zurückgezogen am Wörther See in Kärnten.

Waltham, Stadt in Middlesex County im nordamerik. Staate Massachusetts, liegt am Charlesfluß und an der Fitchburg-Eisenbahn, 16 km von Boston und hat (1880) 11712 E. Unter den vielen Fabriken der Stadt zeichnet sich vor allem die größte Uhrenfabrik der Welt, die American watch Company, aus. Sie wurde 1854 errichtet und war die erste, welche Uhren mit Hilfe von Maschinen herstellte. W. hat eine National- und eine Sparbank, eine Hoch-, mehrere öffentliche und eine theol. (Swedenborgianer) Schule, zwei Zeitungen, acht Kirchen und eine öffentliche Bibliothek.

Waltham Abbey, angelsächs. Wealdham, Stadt in der engl. Grafschaft Essex, links am Lea, Station (Waltham Croß) der Linie London-Cambridge-Ely-Norwich-Yarmouth der Great-Eastern-bahn, zählt (1881) 5368 E. und hat eine teilweise in Ruinen liegende Abteikirche, in welcher der letzte angelsächs. König Harald begraben liegt, königl. Pulvermühlen und Zündhölzchenfabrikation.

Waltharius, genauer »Waltharius manu fortis«, ist der Name einer lat. Dichtung, welche in Hexametern als metrische Jugendübung von dem St. Galler Mönche, Eckehard I. (gest. 973), gedichtet und von seinem ältern Zeitgenossen und Lehrer Geraldus korrigiert und später von einem Mönche desselben Klosters, Eckehard IV. (gest. um 1060), durchgesehen und überarbeitet wurde. Die Dichtung selbst, obgleich in lat. Sprache abgefaßt, zählt zu den wichtigsten Denkmälern für die Kunde der alten deutschen Heldensage. Sie berichtet über den Aufenthalt ihres Helden, Walthers von Aquitanien (d. i. Vascônôlant), bei Attila, über seine Flucht mit Hildegund, der Tochter des Königs Heinrich von Burgund, und über den Kampf, den er in der Nähe von Worms mit den Helden des Königs Günther und zuletzt mit diesem selbst zu bestehen hat. Die nähere Quelle des Gedichts (am besten herausg. von J. Grimm in dessen »Lat. Gedichte des 10. und 11. Jahrh.«, Gött. 1837; zuletzt von Holder, nebst Übersetzung von Scheffel, Stuttg. 1874) bildete wahrscheinlich ein im 10. Jahrh. gangbares deutsches Lied, dessen wahrhaft epische Kraft sich auch noch unter den Fesseln einer fremden Sprache und Form geltend macht. In Bruchstücken erhalten hat sich ein angelsächs. allitterierendes Gedicht, sowie ein in Strophenform abgefaßtes mittelhochdeutsches aus dem Anfang des 13. Jahrh.

Walther Habenichts, ein wegen seiner Dürftigkeit so genannter franz. Ritter, war der Anführer eines bunt zusammengewürfelten Haufens, welcher bei Gelegenheit des ersten Kreuzzugs sich im Frühling 1096, dem eigentlichen Kreuzheere voraus, von Lothringen in Bewegung setzte, am Rheine arge Judenhetzen hervorrief, in ungeordneter Weise zum Teil plündernd und raubend durch Ungarn und Bulgarien zog und dabei große Verluste erlitt. In Konstantinopel vom Kaiser Alexius freundlich aufgenommen, ließ sich W., um nur bald den Krieg gegen die Ungläubigen beginnen zu können, gegen den Rat des Kaisers nach Asien übersetzen, erlitt aber schon bei Nicäa eine Niederlage, bei der er und die meisten seiner Leute fielen.

Walther von Klingen, Minnesänger, aus einem reichen und mächtigen Geschlecht des Thurgaus entstammt, teilte mit seinen zwei Brüdern das väterliche Erbe 1250 oder 1251, stiftete im Verein mit seinem Bruder Ulrich 1252 ein Kloster und gründete dann 1256 für sich allein das Kloster Klingenthal bei Basel, 1269 das Wilmemiterkloster Syon zu Klingnau. Er war eine politisch einflußreiche Persönlichkeit und trat in Beziehung zu König Rudolf von Habsburg. Seine in der pariser Handschrift überlieferten formgewandten, aber dichterisch nicht hervorragenden Lieder, acht an der Zahl, in dem sich Gottfrieds von Neifen Einfluß zeigt, finden sich in den Sammlungen Bodmers und von der Hagens, sowie in der Schrift von W. Wackernagel, »W. von Klingen, Stifter des Klosters Klingenthal und Minnesänger« (Basel 1845), auch in dessen kleinern Schriften (2 Bde., Lpz. 1873).

Walther von der Vogelweide, der größte und gefeiertste unter den mittelhochdeutschen Lyrikern, war zwischen 1165 und 1170 wahrscheinlich in Tirol geboren. Zwar adeligen Geschlechts, aber unbegütert, lernte er »singen und sagen« in Österreich, wo der ältere Reinmar ihm Meister und Muster wurde. Er mag zu dichten angefangen haben um 1187 und gewann bald in dem jungen babenbergischen Herzog Friedrich dem Katholischen zu Wien seinen ersten fürstl. Gönner. Als dieser kurz darauf im Alter von 24 J. auf einem Kreuzzuge starb, begann W. um die Mitte des J. 1198, die Höfe der Könige und Fürsten aufsuchend, ein

Wanderleben, das ihn fast durch ganz Deutschland und vielleicht über dessen Grenzen führte. Wien ungern verlassend, wandte er sich zunächst zu König Philipp, bei dessen Krönung (8. Sept. 1198) in Mainz man ihn findet, und den er auch 1199 zum Weihnachtsfeste nach Magdeburg begleitete. Im Mai 1200 scheint er wieder in Wien gewesen zu sein bei der Schwertleite Herzog Leopolds VII., des Glorreichen, der Friedrichs Bruder und Nachfolger war. Zu Philipp stand W. noch fortwährend in guten Beziehungen, wenn sich auch nicht beweisen läßt, daß er sich immer in dessen Nähe befand. Wie lange das Verhältnis dauerte, warum es aufhörte, ist nicht sicher zu bestimmen. Nach vorübergehenden, durch Hofintriguen zu W.s Ungunsten ausschlagen den Beziehungen zu Herzog Leonhard von Kärnten begab er sich an den Hof des gepriesenen Dichterfreundes, des thüring. Landgrafen Hermann zu Eisenach. Dort verweilte er, bis der Landgraf sich im Sommer 1211 von König Otto IV. abwendete und nach Vorschrift des Papstes mit einigen andern Fürsten die Wahl König Friedrichs II. zu fördern suchte. Infolge dessen ging W. wahrscheinlich zu dem Markgrafen Dietrich von Meißen, wo er längstens bis zum Herbst 1213 blieb. Hierauf findet man ihn im Dienste Kaiser Ottos, der sich aber unmilde und treulos gegen ihn bewies und von ihm (1214) verlassen ward. Er wandte sich nun Friedrich II. zu, der ihm auch ein kleines Lehn bei Würzburg gab und so einen langjährigen Wunsch des Dichters befriedigte. Gleichwohl gab er das altgewohnte Wanderleben nicht ganz auf. Im J. 1217 trifft man ihn in Österreich, wo jedoch Leopold für den Kreuzzug, den er dann im Sommer antrat, Vorbereitungen traf und daher sparte. Wahrscheinlich in die nächste Zeit während der Abwesenheit des Herzogs fallen W.s Besuche bei seinen Gönnern, dem Oheim Leopolds, Heinrich von Medlik, der zu Mödling bei Wien Hof hielt, und dem Patriarchen von Aquileja, Berthold von Andechs. Bei dem zurückkehrenden Herzog fand er (1219) gastliche Aufnahme, blieb aber nicht sehr lange (bis Frühjahr oder Mitte 1220), wiewohl die Annahme eines Zerwürfnisses mit dem Herzog unhaltbar erscheint. Nun tritt der Dichter in der Umgebung des Reichsverwesers Engelbert von Köln und des Sohnes Friedrichs II., König Heinrichs VII., auf, dem er nach Daffis' geistreicher Vermutung als Erzieher bestellt gewesen zu sein scheint. Doch wirkte er in diesem Amte erfolglos und gab es daher (1224) wieder auf. Hierauf lebte W. in stiller Zurückgezogenheit, aber nicht teilnahmlos gegen das öffentliche Leben zu Würzburg. Daß er den Kreuzzug von 1228 mitgemacht, ist ebenso behauptet als mit guten Gründen bestritten worden. Wenn er sich auch dem Kreuzheer anschloß, kam er doch jedenfalls nicht ins Heilige Land. W. starb ungefähr 1230 in Würzburg, nachdem er mehr als 40 Jahre gedichtet hatte. In einer Handschrift des 14. Jahrh. ist seine Grabschrift erhalten; sein Sarkophag wurde im Mai 1883 unter der Schwelle des Kreuzgangs zu der Neumünsterkirche in Würzburg gefunden. Ein neues Denkmal wurde ihm zu Würzburg 1843 gesetzt, sowie 6. Mai 1877 zu Innsbruck ein überlebensgroßes Standbild.

Seinen Meister Reinmar, den er etwa um 20 Jahre überlebte, hat W. sowohl in Beziehung auf Gehalt als auf Form seiner Dichtung bei weitem übertroffen, während hinter der Fülle und Vielgestaltigkeit seines Geistes alle übrigen Minnesänger zurückstehen müssen. Seiner reichen Empfindung und seiner gediegenen Kunst waren alle Töne gerecht, Zartheit und Innigkeit wie Heiterkeit und Mutwille, tiefer Ernst wie schalkhafter spielender Scherz und in gewandter Veredelung der Volkston. Nicht bloß beschränkte er sich, wie Reinmar, auf das Minnelied, sondern auch in Gottes- und Herrendienst und lehrhaft dichtete er. Nicht allein der Herrlichkeit Gottes und der heil. Jungfrau, oder der Schönheit der Natur, oder der Vergänglichkeit aller irdischen Dinge, sondern auch der Ehre und dem Wohle seines Volks, den Zuständen und Ereignissen seiner Zeit galt sein teilnehmendes Lied. Er sang von den Pflichten und Würden des Kaisers, von den Obliegenheiten der Fürsten und Lehnsmannen, von dem Rechte und Unrechte des Papstes gegen Kaiser und Reich, von der Herrlichkeit der wahren, nicht nach Macht und weltlichem Gute trachtenden Kirche und sang oft mit ernster und scharfer Rüge. Aber Lob wie Tadel, Liebe wie Haß gab er nur aus Überzeugung, freimütig, aber fromm und gläubig, stets lebendig und eindringlich, doch gemäßigt. Aus entschieden vaterländischem Sinne stand er beharrlich zum Reiche und zum Kaiser gegen die Übergriffe des Papstes. Seine in diesem Sinne gedichteten Sprüche hatten eine eingreifende Wirkung, machten Tausende dem Papste abwendig und bestimmten die Parteistellung der deutschen Dichter für das ganze Jahrhundert. Doch nirgends, weder in diesen polit. Sprüchen noch in andern lehrhaften Gedichten, verließ W. den Boden der echten Lyrik. Deshalb ward er auch schon von den Zeitgenossen, wie namentlich von Gottfried von Straßburg, als Meister der Lyrik anerkannt und noch lange nach seinem Tode gepriesen. Die Sage der spätern Meistersingerschulen versetzte ihn unter die Zwölf, die zu Kaiser Ottos d. Gr. Zeit die edle Singekunst erfunden und gestiftet hätten, auch wurde ihm im Gedicht und in der Sage vom Wartburgkrieg eine Rolle zugeteilt. Wilh. Grimm versuchte mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit, obgleich nicht überzeugend, zu erweisen, daß W. auch das unter Freidanks (s. d.) Namen bekannte Spruchgedicht verfaßt habe.

Von W.s Gedichten besorgte K. Lachmann eine treffliche kritische Ausgabe (Berl. 1827; 5. Aufl. von Müllenhoff, 1875) und Simrock eine treffliche Übersetzung (mit Erläuterungen von Simrock und Wackernagel, 2 Bde., Berl. 1833; 7. Aufl., Lpz. 1883). Neue Ausgaben veranstalteten W. Wackernagel, Max Rieger (Gieß. 1862), Franz Pfeiffer (Lpz. 1864; 5. Aufl. 1875) und Wilmanns (Halle 1883). Eine Schulausgabe mit Wörterbuch veröffentlichte Bartsch (2. Aufl., Lpz. 1885). Übersetzungen lieferten Koch (Halle 1848), Weiske (Halle 1852), Pannier (Reclams «Universalbibliothek», Bd. 819, 820), Schröter (Jena 1881). Uhland gab eine schöne Darstellung des Lebens und Dichtens W.s («W. von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter», Stuttg. u. Tüb. 1822). Vgl. ferner Rieger, «Das Leben W.s von der Vogelweide» (Gieß. 1868); H. Kurz, «Über W.s von der Vogelweide Herkunft und Heimat» (Aarau 1863); Menzel, «Das Leben W.s von der Vogelweide» (Lpz. 1865); Leo, «Die gesamte Litteratur W.s von der Vogelweide» (Wien 1880); Wilmanns, «Leben und Dichten W.s von der Vogelweide» (Bonn 1882).

Waltiere (Cetacea) heißen alle wasserbewohnenden Säugetiere von Fischgestalt, bei welchen

die hintern Gliedmaßen äußerlich gänzlich fehlen, die vordern dagegen in breite Flossen umgewandelt sind. Der oft ungeheuere Kopf geht ohne Hals in den spindelförmigen Körper über, der häufig eine Rückenflosse und stets am Ende eine Schwanzflosse trägt, die aber, zum Unterschiede von den Fischen, wagerecht gestellt ist. Alle Wale sind Meeresbewohner und gehen nie ans Land, auf dem sie sich nicht fortbewegen können und bald verenden. Da sie durch Lungen Luft atmen, so müssen sie stets an die Oberfläche kommen, um Luft zu schöpfen und auszuatmen, was meist durch auf der Stirn gelegene Nasenöffnungen, sog. Spritzlöcher, geschieht. Zu ihnen gehören die riesigsten jetzt lebenden Tiere. So plump die W. auf dem Lande aussehen, so schnell und gewandt sind ihre Bewegungen in ihrem Element. Der Körper ist stets mit einer, oft ungemein dicken Fettschicht umhüllt. Man teilt die W. in zwei große Gruppen. Die ersten bilden die pflanzenfressenden Seekühe (Sirenia), mit kleinem Kopf, dickwulstiger Schnauze, engen auf der Schnauze stehenden Nasenlöchern, Mahlzähnen und zwei Brustzitzen, wozu die Manatis (z. B. der südamerikanische Manatus, Manatus americanus, Tafel: Seesäugetiere, Fig. 6), der Dugong (Halicore octacea, der Schädel eines männlichen Fig. 7) und das ausgestorbene Borkentier (Rhytina Stelleri) gehören. Diese Tiere nähren sich von Tangen und Wasserpflanzen und gehen in die Mündungen der großen Flüsse hinein. Die zweite Gruppe umfaßt die fleischfressenden Wale (C. genuina), mit großem Kopfe, Spritzlöchern und am Hinterbauche in einer Falte gelegenen Milchdrüsen; die Wale zerfallen wieder in zwei Abteilungen: die bezahnten Delphine (z. B. der gemeine Delphinus delphis, Fig. 8) und die statt der Zähne mit Hornbarten ausgestatteten Bartenwale, zu denen der gemeine Walfisch (Balaena mysticetus, Fig. 9) und der auf dem Rücken mit einer Fettflosse versehene Nordische Finnwal (Balaenoptera boops, Fig. 10) gehören.

Waluiki, Kreisstadt im russ. Gouvernement Woronesh, am Flusse Walui, 227 km südwestlich von der Gouvernementshauptstadt, mit 6070 E., die Handel mit Talg, Wolle, Getreide und Vieh treiben.

Walujew (Peter Alexandrowitsch, Graf), russischer Staatsmann, geb. 1815 in Moskau, war seit 1845 Beamter beim Generalgouverneur in Riga und 1853—58 Gouverneur von Kurland. Im J. 1861 zum Minister des Innern ernannt, führte er die Aufhebung der Leibeigenschaft durch, setzte 1864 die Provinzialinstitutionen (s. Semstwo) ein, und erließ 1865 ein neues Preßgesetz. Doch war er weder bei den Liberalen noch bei der Nationalpartei beliebt, und die letztere verdrängte ihn 1868 aus seiner Stellung. Durch die Gunst des Kaisers wurde W. 1872 wieder Minister der Staatsdomänen, aus welchem Amte er Anfang 1881 zum Präsidenten des Ministerkomitees ernannt wurde. Doch ward seine Thätigkeit durch die bald darauf folgende Diktatur Loris-Melikows sehr beengt, und schließlich mußte W. abermals den Intriguen der Nationalpartei weichen; er legte seine Präsidentschaft im Oktober desselben Jahres nieder, blieb aber Staatssekretär und Mitglied des Reichsrats.

W. schrieb auch den Roman «Lorin» (Petersb. 1881; deutsch, 3 Bde., Lpz. 1882), gewissermaßen als Gegenstück zu dem in der russischen schönen Litteratur vorherrschenden Pessimismus, indem darin harmlose Scenen und zufriedene Menschen aus dem russ. Leben vorgeführt werden.

Walungu, die Bewohner von Ulungu (s. d.).

Walutina Gora, ein Höhenzug am linken Ufer der Kolodnja, nahe bei Smolensk, wurde, nachdem die Franzosen nach blutigem Kampfe 18. Aug. 1812 Smolensk genommen hatten, am 19. morgens von dem russ. General Tutschkow III. auf eigene Verantwortung besetzt und dadurch der Rückzug der sehr gefährdeten zweiten Kolonne der Armee Barclay de Tollys gedeckt. Zwar gelang es dem Marschall Ney, nach längerm Kampfe die Stellung auf der Walutina Gora zu nehmen und die Truppen des Generals Tutschkow III. bis hinter den Strajanbach zu drängen; doch hielt sich dieser dort mit Hilfe einiger ihm zugeführter Verstärkungen bis zur Nacht, in welcher die Russen ohne weitern Verlust auf das linke Dnjeprufer abzogen.

Walzdraht, s. unter Draht.

Walzeisen (frz. fer laminé, engl. rolled iron), gewalztes Stabeisen im Gegensatz zu dem durch Schmieden in Gesenken hergestellten. (S. u. Eisen, Bd. V, S. 851ᵃ, und unter Eisenerzeugung, S. 901ᵇ.) Der Querschnittsform nach unterscheidet man hauptsächlich folgende Sorten: Rundeisen, Quadrat- oder Vierkanteisen, Flacheisen (mit rechteckigem Querschnitt), Sechs- und Achtkanteisen. Alle Sorten, deren Querschnitte hiervon abweichen, heißen zusammen Façon- oder Profileisen. Unter diesen sind die wichtigsten Winkeleisen oder L-Eisen (von L-förmigem Querschnitt), T-Eisen (von T-förmigem Querschnitt), Doppel-T-Eisen oder H-Eisen (von I-förmigem Querschnitt, U-Eisen (von U-förmigem Querschnitt), C-Eisen (von C-förmigem Querschnitt), S-Eisen (von S-förmigem Querschnitt), Z-Eisen (von Z-förmigem Querschnitt), Zores-Eisen (von ⎍-förmigem Querschnitt),)(-Eisen (von)(-förmigem Querschnitt), endlich die Gruben- und Eisenbahnschienen, sowie die eisernen Schwellen (von I-förmigem Querschnitt) und die Bandagen für Eisenbahnräder. Für die üblichsten Querschnitte sind neuerdings in Deutschland bestimmte Größen (Normalien) festgestellt worden, wodurch die Normalprofile entstanden.

Walzen (frz. cylindres, rouleaux; engl. cylinders, rollers) nennt man Körper von kreisrundem Querschnitt (s. Cylinder), welche aus den verschiedensten Materialien hergestellt werden und einzeln oder als Kombination von mehrern gegeneinander arbeitenden sehr verschiedene Verwendung finden. Einzeln dienen sie z. B. zum Einschwärzen der Schrift in der Buchdruckerei (Auftragwalze), in der Bäckerei zum gleichmäßigen Ausbreiten des Teiges (Teigwalze), in mehrern Industrien zum Aufwickeln von Garnen oder Geweben (Wickelwalze), hohl und mit Dampf geheizt zum Trocknen (Trockenwalze), außerdem zum Komprimieren und Glätten der Chausseen (Straßenwalze). Zu mehrern verbunden heißen sie Walzwerke und werden zur Ausübung eines kontinuierlichen Drucks (Quetschwalzen, Preßwalzen, Glättwalzen, Satinierwalzen), zum Reinigen von Geweben, zum Waschen und Kneten des Rohgummis, zum Zu- und Abführen des Materials bei Spinnmaschinen (Speisewalzen, Ausziehwalzen), zum Ausdehnen der Gespinstfasern (Streckwalzen), zur Mehl- und Stärkefabrikation (Walzenmühle oder Wal-

zenstuhl), hauptsächlich aber in der Metallverarbeitung (vgl. Eisenerzeugung und Metallurgie) zum Zweck der Formveränderung durch Komprimieren und Strecken gebraucht.

In fast allen Fällen sind sie zu zweien mit einem Zapfen in einem Gestell horizontal über oder nebeneinander gelagert und werden durch zwei an ihnen befestigte Zahnräder so gegeneinander gedreht, daß, während die eine nach rechts rotiert, die andere links herumläuft, wobei sie mittels Stellschrauben einander genähert oder voneinander entfernt werden können. Wird nun von oben das Material aufgegeben, so klemmt sich dasselbe zwischen den W. ein, wird von ihnen allmählich in den Spalt hineingeführt und hierbei dermaßen gepreßt, daß es in Stücke geht, oder bei plastischer Beschaffenheit die entsprechende Form annimmt. Bei manchen Arten von Quetschwalzen zur Bearbeitung breiiger Materialien läuft die eine W. schneller als die andere, sodaß das durchgehende Material nicht nur einen starken Druck erleidet, sondern auch infolge der Geschwindigkeitsdifferenzen der Walzenoberflächen zwischen ihnen gerieben wird. Je nach der erforderten Wirkung sind die Oberflächen der W. entweder ganz glatt, oder der Länge, resp. der Quere nach geriffelt, oder sie haben pyramidenartige Vorsprünge. Um starke Stöße, wie sie durch Einklemmen grober, sehr widerstandsfähiger Stücke zwischen den W. verursacht werden, zu mildern, ist nur eine derselbe festgelagert, während die Lager der andern verschiebbar sind und von Federn oder Gewichtshebeln angedrückt werden. Um mit Einem Walzenpaar Bleche und Flachstäbe von verschiedener Breite und Dicke walzen zu können, hat man Universalwalzwerke konstruiert. (Vgl. auch die Artikel: Appretur, Baumwollindustrie, Flachsspinnerei, Gummiwarenfabrikation, Papier, Waschmaschinen, Wollspinnerei, Wringmaschinen.)

Walzende Grundstücke, Erb- oder Walzäcker, nennt man im Gegensatze zu den geschlossenen Höfen und den unfreien Besitzungen solche, über welche der Besitzer beliebig bei Lebzeiten oder im Erbgange verfügen kann. In manchen Gegenden ist diese Eigentumsform von alters her heimisch gewesen, in andern erst durch das Ablösungsverfahren aufgekommen. Der Hof selbst braucht davon keineswegs ausgeschlossen zu sein.

Walzendruckmaschine, Maschine zum Bedrucken von Kattun, Tapeten ꝛc. mittels gravierter Walzen. (S. unter Tapeten und Zeugdruck.)

Walzenglas (frz. verre en manchon, verre en cylindre; engl. German sheet glass, cylindrical glass), gestrecktes Tafelglas. (S. unter Glas, Bd. VIII, S. 81ᵃ.)

Walzenkessel oder Cylinderkessel, s. unter Dampfkessel, Bd. IV, S. 810ᵇ.

Walzenmühle oder Walzenstuhl, eine meist in Getreidemühlen und Stärkefabriken gebräuchliche Zerkleinerungsvorrichtung mit horizontal nebeneinander gelagerten Walzen von mehr oder minder verschiedener Umfangsgeschwindigkeit.

Walzenpresse, s. unter Pressen.

Walzenspinnen (Solpugidae), Familie der Spinnentiere mit deutlich vom Brustteile getrenntem Kopf, walzig gestrecktem Hinterleib, scherenförmigen Oberkiefern und beinartig verlängerten Kiefertastern, sodaß die Tiere fünf Beinpaare zu haben scheinen. Die W. sind nächtliche Tiere von indifferenter, blaßgelber Farbe, und finden sich in Erdlöchern und Rissen in wüsten, steppenartigen Gegenden der wärmern Länder beider Hemisphären. Die spinnenartige W. (Solpuga araneoides, Tafel: Spinnentiere und Tausendfüßer, Fig. 20) wird bis 60 mm lang und bewohnt die Steppen Südrußlands bis zur Wolga; ihr sehr schmerzhafter Biß soll giftig wirken und kleinere Tiere, Vögel und Eidechsen rasch töten.

Walzenstuhl, gewöhnlich soviel wie Walzenmühle; im engern Sinn das Gestell, in welchem die Walzen derselben gelagert sind.

Walzenwalke, s. unter Tuchfabrikation und unter Walke.

Walzenwaschmaschine, s. unter Waschmaschinen.

Walzer ist ein deutscher Tanz von heiterm, fröhlichem Charakter. Früher von mäßigerer Bewegung, hat er sich durch die Herrschaft der Wiener Walzer zu größerer Lebhaftigkeit gesteigert. Die Musikstücke sind im ³/₄- oder ³/₈-Takt geschrieben. Um die Einförmigkeit zu vermeiden und den W. zu größern Tanzscenen geeignet zu machen, haben die Meister der wiener Schule (Strauß, Lanner, Gungl, Labitzky u. a.) mehrere Melodien aufeinander folgen lassen und in einer Coda verbunden. Die Zahl der im 19. Jahrh. geschriebenen Kompositionen dieser Art ist unzählbar; hiernach ist der W. der populärste Tanz der Gegenwart. Seine Beliebtheit ist auch daraus zu ersehen, daß neuere Komponisten ihn teils national, teils sogar gesangmäßig behandeln, wie Brahms («Ungar. W.» und «Liebesliederwalzer»).

Wälzfeile (frz. lime à arrondir, engl. round-off file), eine bei der Herstellung kleiner Zahnräder zum Abrunden der Zähne dienende Feile (s. d.).

Walzwerk, s. unter Walzen. (Vgl. Eisenerzeugung und Metallurgie.)

Wambul, Fluß, s. Macquarie.

Wampum, bei den Indianern Nordamerikas walzenförmige, aus der Venusmuschel geschnittene Knöpfe, welche als Geld, Schmuck und Erinnerungszeichen dienen.

Wân oder Vân, türk. Vilajet im südöstl. Armenien, gewöhnlich zu Kurdistan gerechnet, bestehend aus den Sandschaks W. (mit 233269 E.), Musch und Hakkiari, hat ein Areal von etwa 33000 qkm und zählt (1879) 338393 E., von denen 120000 nestorianische Christen und Armenier, die übrigen Kurden und Türken sind, ist sehr gebirgig und umschließt den 3662 qkm großen Wânsee, der bei den Alten Arsissa oder Thospitis, bei den Armeniern See von Tosp, bei den Arabern See Argisch genannt wurde. Der See liegt im W. des Urmiasees, 1666 m über dem Meere und ist, wie jener, durch Salzgehalt und die Nachbarschaft historisch merkwürdiger Orte ausgezeichnet.

Etwa 6 km vom südöstl. Ufer liegt die feste Stadt Wân, in einer mit Gärten und Landhäusern bedeckten Gegend. Dieselbe ist Sitz des Generalgouverneurs des nördl. Kurdistan und zählt 45000 E., die grobe Kalikots fertigen und Salzsiedereien unterhalten. Sie gleicht einem großen Dorfe, hat aber vier Moscheen, zwei Kirchen, hübsche Bazars, elegante Cafés, gute Khans, ein Hospital und Schulen. Die Stadt hieß bei den alten Armeniern Van-Tospai, in den assyr. Inschriften Vanna, bei den Griechen Thospia oder (bei Ptolemäus) Buana, bei Ktesias Chauon, bei den Byzantinern Iban, und wird von den jetzigen Armeniern Chaihak, auch Schamiramakert, d. h.

Van der Semiramis, genannt. Es fanden sich nämlich auf dem 100 m hohen Hügel, welcher die erbärmliche Citadelle trägt und, aus gewaltigen Werkstücken aufgetürmt, sich 1650 m weit hinzieht, ungeheuere Höhlen und Gewölbe mit Trümmern von alten Denkmälern und Bildwerken mit vielen Keilinschriften, in denen der Name Xerxes vorkommt und die man der berühmten Königin Semiramis zuschrieb. Ähnliche Ruinen finden sich auf der ganzen Ebene rings um den See. Die Stadt soll ihren Namen vom armen. König Van im 4. Jahrh. v. Chr. erhalten haben, vom König Tigranes II. im 1. Jahrh. v. Chr. mit kriegsgefangenen Juden bevölkert und vom pers. König Schapur II. in der Mitte des 4. Jahrh. n. Chr. zerstört worden sein, erscheint aber später, bis 1021, als Residenz einer armen. Dynastie im Lande Vaspuragan (Aspracania bei den Byzantinern). Sie kam 1021 unter die Herrschaft der Byzantiner, 1081 unter die der Seldschuken und Turkomanen, gehörte Ende des 12. Jahrh. zum Reiche Khilât (Achlath), im 13. und 14. Jahrh. zu Kurdistan, wurde 1387 und 1394 von Timur, 1425 vom Turkomanen Iskander erobert und 1533 und 1548 von den Türken durch Kapitulation den Persern entrissen, welche sie 1636 auf kurze Zeit wieder eroberten.

Berühmt ist in der Kriegsgeschichte Vorderasiens die am nordwestl. Ufer des Wansees gelegene Stadt Achlat, arab. Khilât, bei den Byzantinern Chliat genannt, mit einem festen Schloß und vielen Ruinen. Dieselbe war angeblich die Residenz altarmen. Könige und stand im 10. Jahrh. unter arab. Emirn, die sich vom Khalifat frei machten, aber nach 1021 als byzant. Vasallen erscheinen. Seit dem 12. Jahrh. war sie Hauptort turkomanischer, seldschukischer und anderer Dynastien. Nach vielen Belagerungen kam sie 1243 an die Mongolen und wurde 1247 durch Erdbeben zerstört, 1279 und 1292 von den Ägyptern, 1387 von Timur, 1548 von den Türken unter Soliman erobert, von dem sie 1562 das feste Schloß erhielt.

Wand (hohle), am Pferdehuf, s. Hohle Wand.

Wanda, der nationalen Sage nach die Tochter des poln. oder böhm. Königs Krak, des vermeintlichen Gründers der Stadt Krakau, nach einigen die Schwester der Libussa (s. d.), soll um 700 Polen beherrscht haben. Sie wird als eine sehr schöne und tapfere Heerführerin geschildert, die beständige Keuschheit gelobt hatte. Als der deutsche Fürst Rytiger um ihre Hand anhielt und nach Verweigerung derselben Polen mit Krieg überzog, besiegte sie denselben zwar, stürzte sich aber, ihrem Gelübde getreu und um Polen vor weitern Kriegen zu bewahren, in die Weichsel. Noch heute wird ein Hügel, Mogila, unfern Krakau, als ihr Grabmal bezeichnet. Neue Forscher halten W. für den von den heidnischen Slawen personifizierten Namen der Weichsel, der ursprünglich uanda, d. i. Wasser, gelautet habe. Die Sage ward wiederholt von poln. Dichtern, auch von Zachar. Werner in dem Drama «W., Königin der Sarmaten» poetisch bearbeitet.

Wandelgeschäfte, an der Börse diejenigen Geschäfte, bei welchen der Käufer sich das Recht vorbehält, die gekauften Werte jeden Tag innerhalb eines bestimmten Zeitraums verlangen zu können.

Wandelmonat, s. April.

Wandelndes Blatt nennt man mehrere zu den laufenden Geradflüglern und zwar zu der Familie der Gespenstschrecken gehörige Insekten, die sich durch den Mangel der Springbeine und eine bedeutende Verlängerung des Brustschildes von den Heuschrecken unterscheiden und grünen oder verdorrten Blättern oder Ästchen ähnlich erscheinen. Unter diesen Bewohnern wärmerer Himmelsstriche gleicht besonders eine Art (Phyllium citrifolium) bis zur Täuschung einem Citronenblatte.

Wandelröschen, s. unter Lantana.

Wandelsterne, s. Planeten.

Wandelungsklage, s. Wandlungsklage.

Wander ... wird nach der Analogie von Wandervogel u. s. w. neuerdings, entsprechend der außerordentlichen Zunahme des Reisens und Verkehrs, vielfach in Zusammensetzungen gebraucht, um auszudrücken, daß die betreffenden Personen, Sachen oder Handlungen mit Ortswechsel verbunden sind. Diese Einrichtungen bilden ein hervorragendes Merkmal unserer Zeit. So besonders: Wanderlehrer, Vortragende, welche meist im Auftrage von Korporationen und Gesellschaften allgemeine oder speziell gewerbliche Bildung (z. B. landwirtschaftliche) besonders in kleinern Städten und auf dem Lande, wo die einheimischen Lehrkräfte nicht genügen, zu verbreiten suchen. Wanderbibliothek, Wandermuseum, zur Beförderung der Bildung durch Versenden kleiner Bücher-, Naturalien-, Apparat-, Modell- und andern Sammlungen. Wanderversammlungen, in der Regel von Bezirks-, nationalen und internationalen Vereinigungen ausgehend, tagen periodisch, meist jährlich, in wechselnden Städten, sowohl um die Teilnahme und damit die Anregung und Ausbreitung der betreffenden Bestrebungen nach und nach für alle Teile des Gebietes zu ermöglichen, als auch um die Information durch eigene Anschauung in den verschiedenen Gegenden zu vermehren. In Deutschland trat als erste dieser Wanderversammlungen 1829 die der Naturforscher und Ärzte (in Berlin) auf, und seitdem haben fast alle Fächer und Interessenkreise ähnliche periodische Vereinigungen organisiert. Auch internationale Wanderversammlungen sind in der neuesten Zeit nicht selten, wie z. B. der internationale medizinische Kongreß und der bis 1876 von den Regierungen offiziell beschickte Statistische Kongreß. Wanderunterstützung, auch Reiseunterstützung, eine sehr frühe, auf dem althergebrachten Wandern der Handwerksburschen und dem Herbergswesen beruhende, genossenschaftliche Hilfe, welche teils von den Meistern, teils von den Gesellen- und Arbeiterverbänden nach bestimmten Sätzen gewährt wird und neuerdings vielfach mit den Gewerkvereinen, besonders zum Zwecke der Arbeitsvermittelung, verbunden ist. Wandergewerbe ist eine kürzere Bezeichnung für den «Gewerbebetrieb im Umherziehen», den die Deutsche Gewerbeordnung dem «stehenden» Gewerbebetrieb gegenüberstellt und großen Beschränkungen unterwirft, indem sie ihn nur denen gestattet, die im Besitze eines Wandergewerbescheins sind. (S. Hausierhandel, Wanderhandel.)

Wander (Karl Friedr. Wilh.), deutscher pädagogischer Schriftsteller, namentlich verdient um das deutsche Sprichwort (s. d.), dessen Sammlung und Verbreitung er sich mit Erfolg zur Lebensaufgabe gemacht, geb. 27. Dez. 1803 zu Fischbach im schles. Kreise Hirschberg, besuchte das Lehrerseminar zu Bunzlau, wurde 1824 Hilfslehrer in Gießmannsdorf, 1827 Lehrer an der Stadtschule zu Hirschberg, geriet als solcher bei seinen freisinnigen Ansichten

mit der Regierung in viele Konflikte, bis er 1850 seines Amtes enthoben wurde. In den J. 1850—51 bereiste er die östl. Staaten Nordamerikas, kehrte 1852 wieder nach Deutschland zurück, fand aber keine Anstellung und hatte vielerlei Verfolgungen zu erleiden. W. ließ sich 1853 in Hermsdorf, 1873 in Quirl bei Schmiedeberg nieder, wo er 4. Juni 1879 starb. Von seinen pädagogischen Schriften sind hervorzuheben: «Der Satz in seiner Allseitigkeit» (Hirschberg 1829), «Vollständige Übungsschule der deutschen Rechtschreibung» (Glogau 1831), «Deutsche Stilschule» (Lpz. 1856) u. s. w. Auf die Sprichwörtersammlungen «Scheidemünze» (Hirschb. 1832), «Weihnachtsnüsse» (Hirschb. 1832) u. a. ließ er das «Deutsche Sprichwörter-Lexikon» folgen (5 Bde., Lpz. 1863—80). Dieses in der Litteratur einzig dastehende, mit großem Fleiß gearbeitete Werk umfaßt etwa eine Viertelmillion deutsche und fremdsprachige Sprichwörter.

Wanderameisen finden sich in Südamerika und dem tropischen Afrika. Die erstern, auch Besuchsameisen (Atta cephalotes) genannt, sind ziemlich groß, die Weibchen, die in trächtigem Zustande von den Indianern gegessen werden, erreichen selbst eine Länge von 25 mm; die Arbeiter, mit einem den Hinterleib an Größe übertreffenden Kopf ausgestattet, brechen manchmal in großen Scharen aus ihren mehrere Meter hohen Bauten hervor und begeben sich auf die Wanderschaft, alles Genießbare, Früchte, lebende Tiere aller Art, selbst Ratten vernichtend und sogar den Menschen anfallend. Doch sind sie gern gesehene Gäste, wenn sie in die Wohnungen eindringen, da sie hier mit dem überaus häufigen und lästigen Ungeziefer gründlich aufräumen. Die afrikanischen W. werden gewöhnlich Treiberameisen genannt, scheinen mehrere Arten zu umfassen und überziehen bei ihren Wanderungen namentlich die Termiten mit Krieg.

Wanderblöcke, soviel wie Erratische Blöcke.

Wanderdrossel (Turdus migratorius), eine nordamerik. Drosselart, die man gelegentlich in Europa bis Wien beobachtet hat und die wahrscheinlich bei diesen Wanderungen von Osten her über die Beringsstraße in die Alte Welt eindringt.

Wanderfalke (Falco peregrinus, s. Tafel: Raubvögel I, Fig. 2a), zu den Edelfalken (s. unter Falken) gehörende Raubvögel von 42 cm (Männchen) bis 52 cm (Weibchen) Länge und 84—120 cm Flugweite. Die Oberseite ist schön blaugrau mit dunklern dreieckigen Flecken. Die dunkelgefleckte Unterseite ist vorn hell weißgelb, weiter nach hinten rostfarben; bei jungen Individuen ist die Färbung matter und heller. Der W. ist ein Kosmopolit, der bei uns häufig ist, namentlich größere Waldkomplexe liebt, im Herbst südlich zieht, im Mai meist in verlassene Nester anderer Raubvögel oder in gewaltsam angeeignete der Krähen 3—4 hellbräunliche, dunkelgefleckte Eier legt. Er ist ein äußerst kühner und gewandter Räuber, welcher der niedern Jagd und der Taubenzucht sehr schädlich wird. Er wurde sonst zur Baize benutzt.

Wanderhandel ist ein im Umherziehen betriebener Handel, der außer dem seine Waren in der Wohnung der Abnehmer anbietenden Hausierhandel (s. d.) auch die Wanderlager und Wanderauktionen umfaßt. Die erstern bilden Verkaufsstätten, meist in zufällig zeitweise sonst unbenutzten Lokalitäten, die einige Zeit, oft mehrere Wochen hindurch Manufakturwaren, Bekleidungsgegenstände, Kurzwaren u. dgl. zu billigen Preisen, freilich auch oft in schlechter Qualität feilbieten, und wenn ihr Absatz zu stocken beginnt, nach einem andern Ort verlegt werden. Den ansässigen Gewerbtreibenden gegenüber befanden sich die Wanderlager in Deutschland eine Zeit lang dadurch im Vorteil, daß sie nicht zu den Gemeindesteuern herangezogen wurden und dort auch nicht als Wandergewerbebetriebe galten. Die Unternehmer machten die vorgeschriebene Anzeige von der Eröffnung eines stehenden Gewerbes, zogen aber wieder weiter, bevor die dreimonatliche Frist, nach welcher sie dem Freizügigkeitsgesetz gemäß erst zu den Gemeindesteuern herangezogen werden konnten, abgelaufen war. Nach einem Bundesratsbeschluß von 1879 können sich jedoch die Wanderlager durch die bloße Anzeige eines stehenden Gewerbes nicht mehr den Bestimmungen über das Wandergewerbe entziehen, und vorher schon waren sie in mehrern Städten durch Ortsstatut mit speziellen hohen Steuern belastet worden. Dasselbe geschah allgemein in Preußen durch das Gesetz vom 27. Febr. 1880, früher schon (1876) in Baden. Diese besondere Besteuerung der Wanderlager hat einen fast völlig prohibitiven Charakter, sodaß solche Unternehmungen nur unter besonders günstigen Umständen noch bestehen können. Der Wanderhandel auf den Märkten und Messen, für den die Gewerbeordnung besondere Bestimmungen enthält, wird übrigens von diesen Bestimmungen nicht getroffen. Wanderauktionen sind öffentliche Versteigerungen von neuen Waren, die für Rechnung von nicht ortsansässigen Personen veranstaltet werden. Unzweifelhaft können bei diesem Verfahren noch leichter, als durch Wanderlager, dem Publikum schlechte Ausschußwaren, die selbst bei niedrigen Preisen noch zu theuer sind, in die Hände gespielt werden. Ebenso macht sich diese Konkurrenz den angesessenen Gewerbtreibenden lästig, und hauptsächlich infolge des Drängens der letztern sind denn auch durch die erwähnten Gesetze und Ortsstatute die Wanderauktionen, sowie die Wanderlager durch schwere Besteuerung sehr beschränkt worden.

Wanderheuschrecke, s. unter Heuschrecken; Abbildung auf Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 22.

Wanderkrabbe (Gecarcinus), ein aus drei Arten bestehendes, die westind. Inseln bewohnendes Geschlecht der Landkrabben, welche sich alljährlich zur Regenzeit im Februar und April in Scharen aufmachen, um an das Meer zu wandern, in das sie ihre Eier ablegen. Sie werden ihres wohlschmeckenden Fleisches halber bei Millionen gefangen.

Wanderlager, s. unter Wanderhandel.

Wandermuschel (Dreyssena polymorpha), eine zu den Miesmuscheln (s. d.) gehörige, dreiseitige Muschel, die bis 4 cm lang wird und das süße Wasser Europas bewohnt. Ursprünglich gehört sie den Flüssen des südöstl. Europa an, ist aber mit der Schiffahrt, da sie die Gewohnheit hat, sich an Schiffe, Flöße u. s. w. festzusetzen, und das Salzwasser vertragen kann, seit Ende des vorigen Jahrhunderts in alle größern Flüsse, auch des westl. Europa, selbst Englands, eingedrungen.

Wanderniere (Ren mobilis s. migrans), eine eigentümliche Lageveränderung der einen oder beider Nieren, bei welcher die letztern infolge einer Lockerung ihrer Kapsel und ihrer Aufhängebänder aus ihrer normalen Lage sich zeitweise oder dauernd entfernen können. Meist wird die rechte Niere

beweglich gefunden. Über die Ursache dieser Anomalie ist noch wenig bekannt; am häufigsten findet sie sich bei Frauen, bei denen namentlich das Tragen fester Rockbänder und Schnürleiber, Schwangerschaften, schnelle Abmagerung, häufiges Erbrechen, hartnäckiger Husten, sowie schwere körperliche Arbeit das Zustandekommen einer W. zu begünstigen scheinen. In vielen Fällen macht eine bewegliche Niere gar keine Symptome; mitunter kommt es aber auch durch Einklemmung der wandernden Niere zu schweren Krankheitserscheinungen (Schüttelfrost, Erbrechen, kaltem Schweiß mit großem Angstgefühl, heftigen Leibschmerzen u. s. w.). Die Behandlung besteht in Reposition und Fixierung der Niere durch geeignete Bruchbänder oder elastische Leibbinden; daneben sorge man für Kräftigung der schlaffen Bauchdecken durch Massage, Elektricität, hydropathische Einpackungen und eine zweckmäßige Abhärtung des gesamten Körpers.

Wanderratte, s. unter Ratten.

Wanderrose, s. unter Rose (Krankheit).

Wandersleber Schloß, s. u. Gleichen.

Wandertaube (Ectopistes migratorius, Tafel: Tauben, Fig. 5), s. unter Tauben.

Wanderu (Inuus s. Macacus silenus), ein etwa 70 cm langer kurzschwänziger Affe von Malabar mit schwarzem Körperhaar, grauem Bart und roten Gesäßschwielen.

Wandervögel, s. Zugvögel.

Wandlungsklage (actio redhibitoria) ist eine Klage, mit welcher der Käufer wegen Mangelhaftigkeit des Kaufgegenstandes Auflösung des Kaufgeschäfts herbeiführt. Dieselbe ist nach Römischem Recht (s. Redhibition) wegen heimlicher, nicht sichtbarer Mängel oder wegen solcher Mängel begründet, deren Abwesenheit der Verkäufer ausdrücklich zugesagt hat, selbst wenn der Verkäufer das Vorhandensein der Mängel nicht kannte. Das deutsche Recht hat diese Klage prinzipiell gemißbilligt, während das Allgemeine Deutsche Handelsgesetzbuch dieselbe in Art. 347 fg. für Waren im Handelsverkehr recipierte.

Wandsbek, Kreisstadt im Kreise Stormarn der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, Sitz des Landrats, eines Amtsgerichts und eines Hauptzollamts, liegt teilweise außerhalb der Zollvereinsgrenze an der Hamburg-Lübecker Eisenbahn und ist durch eine Straßenbahn mit Lokomotivbetrieb mit der nur 4 km entfernten Stadt Hamburg verbunden. Die Stadt besitzt eine prot. Kirche, eine Synagoge, ein Gymnasium mit Realprogymnasium und hat sich in den letzten Jahrzehnten sehr gehoben. Im J. 1835 zählte der Ort erst 3020, 1864 7460, 1885 aber 17763 meist prot. E., die eine ansehnliche Industrie und sehr lebhaften Verkehr unterhalten; so befinden sich hier bedeutende Brauereien, Brennerei, Hefefabrik und Brotdampfmühle, sowie eine artistische Anstalt. Der bekannte Volksschriftsteller Matthias Claudius (s. d.), der sich selbst den Wandsbeker Boten nannte, liegt hier begraben und hat im Wandsbeker Gehölz ein Denkmal. W. wurde auf dem Grunde des adeligen Gutes W. erbaut, wo der gelehrte königl. dän. Statthalter von Schleswig-Holstein, Heinrich Rantzau (s. d.), 1568 eine Burg errichtete und daselbst 1597—98 den berühmten dän. Astronomen Tycho de Brahe beherbergte. Das von dem königl. dän. Schatzmeister Grafen H. C. von Schimmelmann 1773 neu erbaute Schloß ward 1861 abgebrochen, der Schloßgrund parzelliert und von dem Käufer, dem Industriellen von Carstenn in Lichterfelde, mit Villen bebaut, die meistens an Kaufleute aus Hamburg verkauft wurden. Der ganze Komplex, «Adeliges Gut Marienthal» genannt, wurde 1878 in die Stadt W. einverleibt. Vgl. Hansen, «Chronik von W.» (Altona 1834).

Wandsbeker Bote, s. Claudius (Matthias).

Wandsworth, südwestl. Vorort von London, in der engl. Grafschaft Surrey, an der Mündung des Wandle in die Themse, Station der Linie London-Windsor der London and South-Westernbahn, zählt (1881) 28005 E. und hat ein Zuchthaus, ein kath. Lehrerseminar und bedeutende Industrie. — Der Board of Works-Distrikt W., welcher die Subdistrikte Clapham, Battersea, W., Putney und Streatham umfaßt, zählt 210397 E.

Wanen (altnord. Vanir) sind in der nordischen Mythologie ein Göttergeschlecht, das den unter Odins Führung aus Süden vordringenden Asen weichen mußte. Die W. als ein slawisches Göttergeschlecht aufzufassen, ist kein Grund vorhanden; sie sind germanischen Ursprungs und bedeuten die Leuchtenden. Die Hauptvertreter der W. sind Freyr und seine Schwester Freyja, beides ursprünglich Lichtgottheiten. Erst eine spätere Zeit fügte ihnen den Njördhr zu und machte ihn zum Vater des Freyr. Aus dem Vordringen des fränkischen Wodankultes nach dem Norden ist der Mythus vom Kampfe zwischen den Asen und W. entstanden, der mit dem Ausgleiche endete, daß die W. den Njördhr und seine Kinder den Asen als Geiseln stellten, was eine Verschmelzung des alten nordischen Kultus mit dem neuen fränkischen bedeutet.

Wanfried, auch Wannfried, Stadt in der preuß. Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Kassel, Kreis Eschwege, rechts an der schiffbaren Werra, zwischen der Plesse rechts und dem Schlierbacher Walde links, 164 m über dem Meere, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 2038 meist evang. E. und hat ein 1536 erbautes Schloß, welches mehrern Landgrafen von Hessen-Rotenburg zur Residenz gedient hat, einen Steinbruch, Tabaks- und Obstbau (namentlich von Kirschen), eine Dampfsägemühle, eine Tabaksfabrik, eine Couvert- und Dütenfabrik, Wollspinnerei und Gerberei. W., 1608 zur Stadt erhoben und 1609 mit dem Stapelrechte begabt, wurde 25. Juni 1626 von Truppen der kath. Liga teilweise zerstört.

Wang-an-sche, s. Uang-an-Sche.

Wangarawa, s. Mandingo.

Wange, s. Backe.

Wangemann (Otto), Komponist und Musikschriftsteller, geb. 9. Jan. 1848 zu Loitz a. d. Peene, studierte von 1868 bis 1870 in Stettin unter Lorenz, in Berlin unter Kiel Kontrapunkt, wurde 1870 Gesanglehrer am Gymnasium und Organist in Treptow a. d. Rega und siedelte 1878 in gleicher Eigenschaft nach Demmin über. Im J. 1884 wurde er Organist der Nikolaikirche und Dirigent des Oratorienvereins zu Spandau, 1886 Organist an der Luisenkirche und Gesanglehrer am Kaiserin-Augusta-Gymnasium und an der Realschule in Charlottenburg, sowie Gesanglehrer an der höhern Bürgerschule in Berlin. Seit 1878 redigiert W. die «Tonkunst». W. schrieb: «Geschichte der Orgel und der Orgelbaukunst» (Demmin 1880), «Geschichte des Oratoriums» (Demmin 1882), «Grundriß der Musikgeschichte» (Magdeb. 1878). Als Komponist

lieferte W. Lieder, Orgelstücke, Weihnachtsmusik und eine Ostercantate.

Wangen, Oberamtsstadt im württemb. Donaukreise, an der Argen, 553 m über dem Meere, unweit der bayr. Grenze, Station der Linie Kißlegg-W. der Württembergischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, von starken Mauern mit Thoren und Türmen umgeben, zählt (1885) 2897 meist kath. E. und hat Latein- und Realschule, Baumwollindustrie, eine Papierfabrik und Holzstofffabrikation. Die Reichsstadt W. kam 1803 an Bayern und 1810 an Württemberg. — Das Oberamt Wangen zählt auf 357 qkm 21453 E.

Wangenbrand, s. Noma.

Wangenheim (Karl August, Freiherr von), württemb. Staatsmann, geb. zu Gotha 14. März 1773, studierte anfangs Theologie, dann die Rechte zu Jena und Erlangen. Er wurde 1795 Assessor, hierauf Rat in der sachsen-coburg-saalfeld. Landesregierung, Geh. Assistenzrat im Ministerium und unter dem dirigierenden Minister Kretschmann 1803 Vizepräsident in der Landesregierung. Wegen einer Differenz mit dem Minister erhielt er 1804 seine Entlassung. W. hielt sich dann in Hildburghausen auf, wo er sich mit Finanzwissenschaft beschäftigte und auch «Beiträge zur Geschichte der Organisation der sachsen-coburg-saalfeld. Lande» (Gotha 1805) schrieb. In Aufträgen des Herzogs von Sachsen-Hildburghausen wurde er mit dem Könige Friedrich von Württemberg bekannt, der ihn 1806 zum Präsidenten des Oberfinanzdepartements ernannte. Sein Eifer in der Herstellung einer festen Finanzordnung aber machte ihn unbequem, weshalb er im November 1809 zum Präsidenten der Regierung und nach deren Aufhebung 1811 zum Präsidenten des Obertribunals und Curator der Universität in Tübingen ernannt wurde. Bei Gelegenheit des Verfassungsstreits in Württemberg schrieb er einen «Entwurf zur Erneuerung von Württembergs alter Landesverfassung», infolge dessen er im Oktober 1815 zum Mitgliede der Verfassungskommission ernannt wurde. König Wilhelm übertrug ihm 8. Nov. 1816 das Kultusministerium. Zugleich arbeitete er mit an dem Verfassungswerke, vorzüglich an der Ausführung der Gemeinde- und Amtskörperschaftenverfassung. Im November 1817 zum württemb. Gesandten am Bundestage ernannt, stand er an der Spitze der liberalen Opposition gegen das Metternichsche Reaktionssystem, wurde aber deshalb 1823 auf Metternichs Andrängen abberufen. Darauf wurde er als Staatsminister pensioniert, lebte seitdem in Dresden, Coburg und Jena und starb zu Coburg 19. Juli 1850. Aus seinem Nachlaß erschien: «Das Dreikönigsbündniß vom 26. Mai 1849» (herausg. von Michaelis, Stuttg. 1851).

Wangerin, Stadt im pommerschen Regierungsbezirk Stettin, Kreis Regenwalde, an einem kleinen See, Station der Linie Ruhnow-Konitz der Preußischen Staatsbahnen, hat (1880) 2709 E.

Wangeroge oder Wangeroog, eine zur oldenb. Herrschaft Jever gehörende Insel in der Nordsee, nordwestlich vom Eingange zum Jadebusen, von der Küste 11 km entfernt, mit einem Leuchtturme, einer evangelischen Kirche und 136 E., ist seit 1819 seiner Seebadeanstalt wegen bekannter geworden. Die Insel ist 5 km lang, sehr schmal und bietet auf allen Seiten durch ihren festen, sich sanft ins Meer senkenden sandigen Strand bequeme Gelegenheit zum Baden, wozu man sich der Badekutschen bedient. Das Badeetablissement besteht aus einem Kurhause mit Logierzimmern, sieben Logierhäusern und dem Warmbadehause. Dazu kommt noch der Strandpavillon auf einer der höchsten Dünen am Strande. Auf den übrigen Teilen der überall berasten Insel sind Spaziergänge angelegt. Die Insel litt lange Zeit Abbruch durch die Meeresfluten und ward namentlich in den ersten Tagen des J. 1855 durch einen gewaltigen Orkan hart mitgenommen; seitdem sie durch große Uferschutzwerke befestigt ist, nimmt sie jährlich durch neue Dünenbildung an ihrem Ostende zu. Vgl. Chemnitz, «W. und das Seebad» (Brem. 1833), «W., die Insel und das Seebad» (Oldenb. 1853).

Wani, Küstenfluß in Indien, s. Brahmini.

Wanjamwesi, Bewohner von Unjamwesi (s. d.).

Wanjanjembe, Bewohner von Unjanjembe.

Wannenofen, s. u. Glas, Bd. VIII, S. 79[b].

Wannowski (Peter Semenowitsch), russ. General der Infanterie, Generaladjutant des Kaisers und Kriegsminister, geb. 24. Nov. 1822, stammt aus einer adeligen Familie im Gouvernement Minsk, wurde im 1. Kadettenkorps zu Petersburg erzogen und trat 22. Juni 1840 als Offizier in das finländische Leibgarde-Infanterieregiment. W. nahm 1849 am Feldzuge in Ungarn und 1853—54 am Donaufeldzuge teil, wurde 1855 Oberst und that sich durch militärische Begabung und unbeugsame Willensfestigkeit hervor. Er wurde 1857 Chef der Offizierschießschule zu Petersburg und 1860 beratendes Mitglied des Artilleriekomitees, 1861 Generalmajor und Kommandeur des Pawlowschen Kadettenkorps, welches 1863 in eine Junkerschule umgewandelt wurde. Im J. 1868 erfolgte seine Beförderung zum Generallieutenant und Kommandeur der 12. Infanteriedivision, 1871 übernahm er den Befehl über die 33. Infanteriedivision im Militärbezirk Kiew und 1876 wurde er kommandierender General des 12. Armeekorps. Er führte dieses Korps unter dem damaligen Großfürsten-Thronfolger, dem jetzigen Kaiser Alexander III., 1877 im Türkenkriege, zeichnete sich durch Diensteifer und strenge Rechtlichkeit aus und wurde bald Chef des Generalstabes der gegen Rustschuk operierenden Armee. Auch in dieser hohen Vertrauensstellung bewährte er sich als umsichtiger, thatkräftiger Truppenführer, erwarb den St. Georgsorden 3. Klasse und übernahm den Oberbefehl über diese Armee, als der Großfürst-Thronfolger den Kriegsschauplatz verließ und nach Rußland zurückkehrte. Nach dem Friedensschluß trat W. in die frühere Stellung als kommandierender General des 12. Armeekorps nach Kiew zurück und wurde 1881, nach dem Rücktritt des Generals Miljutin, zum Kriegsminister ernannt. In dieser Stellung vollendete W. die Reorganisation der russ. Armee. Unter seiner Verwaltung wurde die reguläre Kavallerie bedeutend verstärkt und, mit Ausnahme einiger Garderegimenter, in Dragoner umgewandelt; alle Regimenter wurden von 4 auf 6 Schwadronen gebracht. Die berittenen Regimenter der Kosakenheere wurden in derselben Art, wie bereits früher beim donischen Heere geschehen war, mit dem regulären Dienste bekannt gemacht und zum Teil in den Verband von Kavalleriedivisionen übernommen. Die Feld- und Belagerungsartillerie wurde mit neuen Hinterladungsgeschützen ausgerüstet, die Festungsartillerie vermehrt und mit Stämmen für die Ausfallbatterien

der westl. Festungen versehen. Die Ingenieurtruppen wurden verstärkt und eine Luftschifferabteilung errichtet. Bei der Infanterie und den Schützen wurde die Schießausbildung wesentlich verbessert. Die Lokaltruppen wurden vermindert und die Zahl der in das Heer eingestellten Ersatzmannschaften von Jahr zu Jahr erhöht. Für die Reichswehr wurden Ausrüstungsmagazine angelegt und die Organisation des 1. Aufgebots, für welche vorher noch nichts geschehen war, vorbereitet. Dem Militärbildungswesen wendete W. besondere Aufmerksamkeit zu, auch wurde unter seiner Verwaltung durch Verwertung der im letzten Türkenkriege gewonnenen Erfahrungen die Mobilmachung der Armee zweckmäßiger vorbereitet und die hierfür beanspruchte Zeit abgekürzt. Der westl. Teil des Reichs wurde stärker mit Truppen besetzt und durch Erweiterung des Eisenbahnnetzes und den Neubau, beziehungsweise die Verstärkung von Festungen für militärische Zwecke besser verwendbar gemacht. Durch große Feldmanöver und vermehrte Heranziehung der Truppen des stehenden Heeres zu Lagerübungen wurde die taktische Ausbildung der höhern Führer und der Truppen erheblich gefördert. W. wurde 1884 Ehrenmitglied der Medico-Chirurgischen Akademie und 1885 der Ingenieurakademie, auch wurde er 1885 mit seiner Familie in den Verband des donischen Kosakenheeres aufgenommen.

Wänsee, s. unter Wän.

Wansen, Stadt in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Ohlau, rechts an der Ohlau, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 2297 meist kath. E. und hat Tabaks- und Gurkenbau, Fabrikation von Cigarren und viel Schuhmacherei.

Wanst oder Pansen heißt der erste Abschnitt des Wiederkäuermagens (s. unter Wiederkäuer).

Wantage, Stadt in der engl. Grafschaft Berks, Station der Linie London-Reading-Swindon-Bristol-Exeter der Great-Westernbahn, zählt (1881) 3488 E. und hat Fabrikation von landwirtschaftlichen Maschinen, Leinwand und Segeltuch, ferner Getreide- und Malzhandel. W., angelsächs. Wanating, ist Geburtsort Alfreds d. Gr., dem hier 1877 ein Denkmal errichtet wurde.

Wanten heißen auf Schiffen die seitlichen Haltetaue der Masten und ihrer Verlängerungen, der Stengen. Sie sind mit dünnen Tauen ausgewebt, sodaß sie Strickleitern bilden, auf denen die Matrosen nach oben klettern. Der größern Haltbarkeit und des geringern Windfangs wegen werden die W. jetzt aus Drahttauwerk gefertigt.

Wanyoro, die Bewohner von Unjoro (s. d.).

Wanzen bilden eine besondere Abteilung der Schnabelkerfe oder Halbflügler (Hemiptera) unter den Insekten. Sie sind meist lichtscheue, räuberische Tiere. Ihre Mundteile erscheinen, wegen der ausschließlichen Bestimmung zum Saugen von Säften, zu einem stechenden Rüssel umgebildet, der in der Ruhe meist zwischen die Beine untergeschlagen wird. Die Wasserwanzen haben kurze, dicke Fühler und sind häufig im Stande, ohne naß zu werden, blitzschnell auf dem Wasser hinlaufend ihre Beute zu erhaschen, während manche, wie die gemeine (Naucoris cimicoides, Tafel: Insekten IV, Fig. 41) und der graue Wasserskorpion (Nepa cinerea, Fig. 40) langsam auf dem Boden der Gewässer hinkriechen und wieder andere mit bewimperten Ruderfüßen im Wasser schwimmen. Auf dem Meere zwischen den Wendekreisen finden sich die Halobatidae (s. d.). Die Landwanzen zeigen längere, fadenförmige Fühler, laufen gut und geben großenteils einen ekelhaften Geruch von sich, der selbst den von ihnen berührten Gegenständen anhaftet. Während die Schildwanzen (z. B. die rotbeinige, Fig. 37) sich nur auf Pflanzen aufhalten, von deren Safte sie sich nähren, wird die Bettwanze (Acanthia lectularia, Fig. 38) dem Menschen selbst, dessen Blut sie saugt, zur größten Plage. Angeblich aus Asien stammend, hat sich dies kleine, braunrote Tierchen, begünstigt durch die früher allgemeine Unreinlichkeit, ungeheuer ausgebreitet und ist um so schwerer auszurotten, als ihm neben seiner ungemeinen Fruchtbarkeit jede Holzspalte einen Zufluchtsort darbietet und selbst langdauernder Hunger oder heftige Kälte nicht tödlich wird. Wo nicht altes Holzwerk jeden Versuch der Vernichtung unmöglich macht, ist Reinlichkeit, insbesondere häufiges Waschen mit kochendem Wasser, starkes und wiederholtes Bestreichen mit Petroleum, sowie das sorgsame Aufspüren und Vertilgen der Brut, das beste Mittel, sich ihrer zu entledigen. Die vielen Mittel, die man außerdem zur Tilgung der W. empfiehlt, bewähren sich gewöhnlich nicht, wenn sie keine giftigen Substanzen enthalten, während andererseits die wirksamen Giftmittel, wie z. B. Quecksilber und Arsenikpräparate, wegen ihrer auch für Menschen höchst gefährlichen Wirkung nur mit äußerster Vorsicht anzuwenden sind. Auch die gegen 18 mm lange braunschwarze Schreitwanze (Reduvius personatus, Fig. 39) findet sich gelegentlich in Häusern, ist aber wie ihre sonderbare, mit Staubzotteln und Schmutz bedeckte Larve ein grimmiger Feind der Bettwanzen.

Wanzenau (früher Wendelinsau, Vendolini Augia), Dorf im Landkreise Straßburg des elsaß-lothr. Bezirks Unterelsaß, an der Ill, die 4 km unterhalb in den Rhein mündet, Station der Linie Straßburg-Lauterburg der Elsaß-Lothringer Eisenbahnen, 12 km nordöstlich von Straßburg, zählt (1885) 2332 fast ausschließlich kath. E. Um die im 8. Jahrh. durch Herzog Adalbert auf der Insel Honau gegründete Benediktinerabtei bildeten sich die drei Ortschaften Honau, W. und Adalbertsheim. Nachdem Honau 1290 durch den Rhein zerstört war, wurde das Kapitel nach Rheinau und 1318 nach Straßburg in die Alte St. Peterkirche verlegt. Im J. 1447 wurde W. durch den Grafen Wilhelm von Finstingen und Walther von Thann zerstört; 1747 im Österreichischen Erbfolgekriege durch die kaiserl. Truppen geplündert.

Wanzenbeere, die schwarze Johannisbeere (Ribes nigrum), s. u. Johannisbeerstrauch.

Wanzenkraut, soviel wie Ledum palustre.

Wanzleben (Groß-Wanzleben), Stadt und Kreishauptort in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, an der Sarre, einem linken Zuflusse der Bode, Station der Linie Blumenberg-Eilsleben der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz des Landratsamts und eines Amtsgerichts, zählt (1880) 4142 E., hat eine evang. und eine kath. Kirche, die bedeutendste königl. Domäne der Provinz, eine Zuckerfabrik, eine Kesselschmiederei und namhafte Pflugfabrik, Cichoriendarre und einen Kalksteinbruch. — Der Kreis Wanzleben, in der Magdeburger Börde, zählt auf 544 qkm 74273 E., darunter 8412 Katholiken und 110 Juden.

Wänzl-Gewehr, s. u. Handfeuerwaffen, Bd. VIII, S. 800[b].

Wapiti oder **Canadischer Hirsch** (Cervus canadensis) heißt der nordamerik. Repräsentant des Edelhirsches, der eine Länge von 2 m und eine Höhe von 1,50 m erreicht; das Geweih ist stärker als beim Edelhirsch, wird bisweilen 1½ m lang, bekommt bis gegen 20 Enden und wiegt unter Umständen 25 kg. Der W. zieht die parkartige, mit einzelnen Baumgruppen besetzte Grasebene dem Hochwald vor und hat bei der Brunst nicht das tiefe Brüllen unsers Edelhirsches.

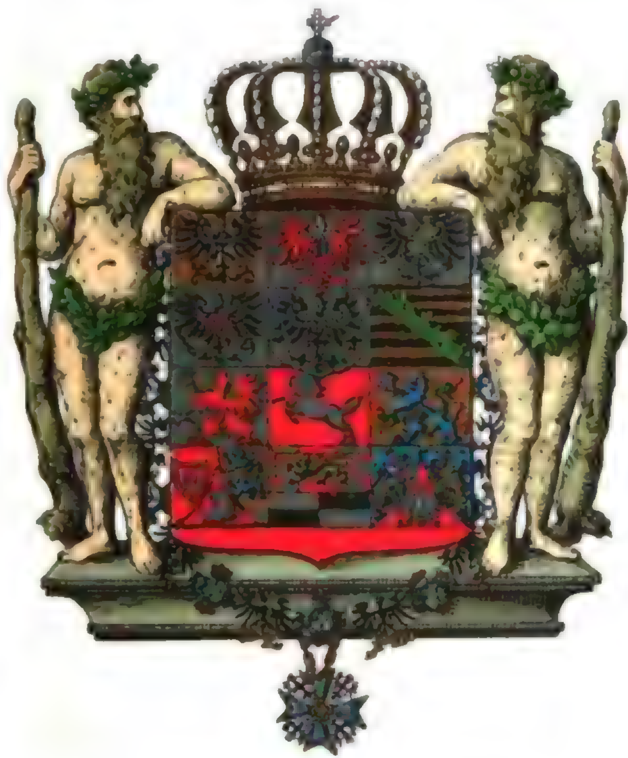
Wapno, Dorf und Rittergut in der preuß. Provinz Posen, Regierungsbezirk Bromberg, Kreis Wongrowitz, 14 km südlich von Exin, hat (1880) 360 polnisch sprechende, kath. E., Steinsalzlager, einen Gipsbruch und eine Gipsmühle.

Wappäus (Joh. Eduard), einer der größten deutschen Geographen und namhafter Statistiker, geb. 17. Mai 1812 zu Hamburg, erhielt daselbst seine Vorbildung und besuchte dann die landwirtschaftliche Akademie zu Möglin, hierauf die Universität Göttingen, wo Hausmann, dann bis 1836 die Universität Berlin, wo K. Ritter bestimmenden Einfluß auf die Richtung seiner Studien gewann. Seine Studienzeit fand Unterbrechung durch eine Reise nach den Kapverdischen Inseln und Brasilien von Juni 1833 bis Juli 1834. Nachdem er mit der Dissertation «De Oceani fluminibus» zu Göttingen promoviert, privatisierte er einige Zeit in Hamburg, Bonn und Paris; 1838 habilitierte er sich als Privatdocent zu Göttingen, wo er 1845 eine außerord. und 1854 eine ord. Professur erhielt. Im J. 1847 übernahm er die Redaktion der neuen Bearbeitung von Stein-Hörschelmanns «Handbuch der Geographie und Statistik», das er 1871 als zehnbändiges Werk abschloß und das als eine monumentale geographische Encyklopädie nicht seinesgleichen hat. Dasselbe vereinigt freilich in einer der heutigen Auffassung vom wissenschaftlichen Charakter der Erdkunde widerstrebenden Weise aus Gründen der Zweckmäßigkeit Geographie und Statistik, trotzdem aber wird es wegen der außerordentlich gründlichen Benutzung eines für manche Länder großartig reichen Quellenmaterials dauernden Wert behalten; W. selbst schrieb in diesem «Handbuch» den allgemeinen einleitenden Teil und die Amerika gewidmeten 3 Bände; speziell die Südamerika behandelnden Teile bilden die Grundlage aller südamerikanischen Geographie. Als Delegierter der hannoverschen Regierung nahm er an den Statistischen Kongressen Teil; seine «Vorlesungen über allgemeine Bevölkerungsstatistik» (Lpz. 1859 und 1861) waren in jeder Beziehung epochemachend. Von seinen frühern Arbeiten sind noch hervorzuheben: «Untersuchungen über die geogr. Entdeckungen der Portugiesen unter Heinrich dem Seefahrer» (Bd. 1, Gött. 1842), «Die Republiken von Südamerika» (1. Abteil: «Venezuela», Gött. 1843) und «Deutsche Auswanderung und Kolonisation» (Lpz. 1846; Fortsetzung 1848). Zahlreiche kleinere Mitteilungen und Recensionen von W. enthalten die «Göttingischen Gelehrten Anzeigen», deren Redaktion er 1848—63 und 1874—79 übernommen hat. W. gebührt das Verdienst, zuerst das südl. Amerika als ein für die deutsche Auswanderung in höchstem Grade geeignetes Gebiet wissenschaftlich begründet und nachhaltig empfohlen zu haben. Seine letzte Publikation war der von ihm herausgegebene «Briefwechsel zwischen Hausmann und Karl Ritter» (Lpz. 1879). Er starb 16. Dez. 1879 zu Göttingen.

Wappen nennt man im allgemeinen mit allerlei Figuren verzierte und umgebene Schilde. Schon die Völker des Altertums hatten Kriegs- und Feldzeichen (s. d.), und auch die Germanen bemalten zu Tacitus' Zeiten ihre Schilde mit Farben und Zeichen. Dagegen gehört die Ausbildung der eigentlichen W., welches Wort ursprünglich mit «Waffen» identisch ist (sowie auch im Französischen armes, im Englischen arms beide Bedeutungen haben), erst dem Mittelalter an. Für den vollständig geharnischten Ritter war im Schlachtgetümmel ein Erkennungszeichen notwendig, das man am Schilde (s. d.) als Bild und am Helm (s. d.) als Helmkleinod trug. Die ältesten und anfangs häufigsten Wappenbilder (Löwe, Leopard, Adler u. s. w., daher auch Wappentiere genannt) deuten in ihrer herkömmlichen Gestalt auf byzant. oder orient. Ursprung und erscheinen in Westeuropa zuerst um die Zeit der Kreuzzüge. Diese Merkzeichen wurden bald zu bleibenden und erblichen Kennzeichen für ganze Familien (Geschlechtswappen) und dann auf deren Besitztum übertragen (Herrschaftswappen). In der Mitte zwischen beiden standen die Amtswappen der kaiserl. und königl. Beamten und Vasallen (Herzöge, Grafen, Bischöfe u. s. w.), insofern bei dem Feudalsystem das Amt regelmäßig mit einem Landbesitze verbunden war und mit diesem zusammen erblich zu werden pflegte. Die Turniere (s. d.), denen eine Wappenschau unter Leitung der Herolde (s. d.) und Wappenkönige voranging, bildeten die eigentliche Wappenkunst oder Wappenkunde (s. d.) aus. Im Laufe der Zeit nahmen gleichfalls Korporationen und Vereine, Klöster und Stifte, Gemeinden und Städte W. an (Gesellschaftswappen) und erhielten solche von den Landesherren verliehen oder bestätigt. Desgleichen wurden Wappen durch sog. Wappenbriefe auch an Nichtadelige oder bei Erhebung in den Adelsstand (Briefadel) bewilligt. Doch finden sich auch bei manchen bürgerlichen Familien W., die durch Herkommen und langjährigen Gebrauch sanktioniert sind. Die willkürliche Annahme neuer W. ist dagegen in vielen Ländern gesetzlich verboten.

Die meisten Schriftsteller über Wappenkunde teilen die W. ein in: 1) Personalwappen, worunter die Geschlechts-, Gesellschafts- und Amtswappen, und 2) Landeswappen. Bei letztern sind von den eigentlichen Herrschaftswappen des wirklichen Besitzers zu unterscheiden die Erbschafts- und Anspruchswappen, welche ein Erb- oder Heimfallsrecht oder anderweitige Ansprüche andeuten (wie z. B. das mecklenburgische W. im königl. preuß. Schilde), und die Gedächtniswappen, die nur an einen verlorenen oder gar ausdrücklich aufgegebenen Besitz erinnern sollen (wie z. B. ebendaselbst das W. der Burggrafschaft Nürnberg). Mehrere Monarchen gebrauchen je nachdem ihr «großes», «mittleres» oder «kleines» W., von denen die beiden erstern die Wappenbilder sämtlicher, resp. der wichtigsten Landesteile enthalten, während das letzte nur das Hauptwappen (z. B. den preuß. Adler) aufweist. Bei jedem W. ist das Hauptstück der Schild mit den darauf abgebildeten Figuren. Deutet eine solche Figur auf den Namen hin, so heißt es ein redendes Wappen (z. B. die Henne auf dem Berg im W. der Grafschaft Henneberg). Auf dem Schilde steht der Helm mit seinem Schmuck oder Zier, anstatt dessen auch Kronen und Hüte verschiedener Art, Bischofs- und andere Mützen

WAPPEN DER WICHTIGSTEN KULTURSTAATEN. I.



Preufsen. (Mittleres Wappen.)



Deutsches Reich. (Reichsadler.)



Österreich. (Reichsadler, mittleres Wappen.)



Ungarn. (Länder der ungarischen Krone.)

ULTURSTAATEN. II.


1.
5. Grofsherzogtum Mecklenburg-Schwerin.


6. Grofsherzogtum Mecklenburg-Strelitz.


7. Grofsherzogtum Hessen.

8. Grofs



12. Herzogtum Braunschweig.


13. Herzogtum Sachsen-Meiningen (mittleres Wappen).


14. Herzogtum Anhalt (kleines Wappen).


5. Fürs Wappe

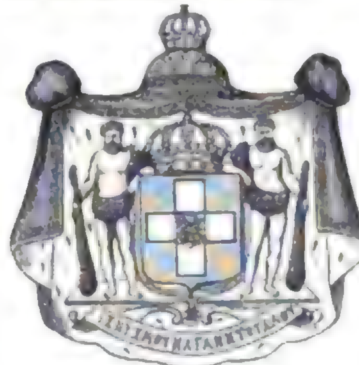

19. Königreich Spanien.


20. Königreich Portugal.


21. Königreich Schweden und Norwegen.


22. Kön Danen


26. Königreich Serbien.

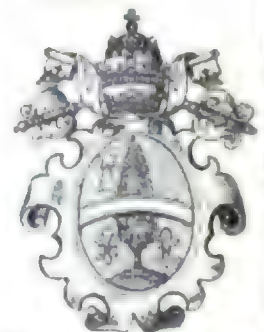

27. Königreich Griechenland.


28. Schweiz.


29. Vere


33. Kaisertum China.


34. Kaisertum Japan.


35. Päpstlicher Stuhl. (Wappen Leos XIII.)

Brockh. publique française — im blauen Felde.)

Zu Artikel: Wappen.

gebraucht werden. Die **Wappenmäntel**- oder **Wappenzelte**, die den Schild umgeben und oben von der Krone zusammengehalten werden, und die Schildhalter (z. B. die wilden Männer beim preuß. W.), sowie die Beifügung von Ordenszeichen sind erst in späterer Zeit üblich geworden. Dagegen kommen **Wappensprüche**, Devisen (s. d.) oder Feldgeschrei (s. d.) schon im Mittelalter vor. Das kunstgerechte Malen und Erklären der W. bezeichnet man mit dem ursprünglich franz. Ausdrucke «Blasonieren» (s. d.).

Hierzu zwei Tafeln: **Wappen der wichtigsten Kulturstaaten I und II.**

Wappenkönig, s. unter Herold.

Wappenkunde, eigentlich eine Abteilung der Heroldskunst oder Heraldik, heißt die Wissenschaft von den Regeln und Rechten der Wappen (s. d.). Die W. ist in Deutschland entstanden, weshalb die deutsche Sprache auch fast lauter echt deutsche Kunstwörter für dieselbe besitzt. Dagegen haben später die Franzosen für die weitere Ausbildung und Verbreitung der W. sehr viel gethan, sodaß auch die Engländer fast lauter franz. Kunstausdrücke gebrauchen. Die Wappenkunst ist von ihrer praktischen Seite eine Hilfswissenschaft der Jurisprudenz, aber bei weitem wichtiger für die Geschichte. Sie steht mit der Genealogie (s. d.) und mit der Sphragistik oder Siegelkunde (s. **Siegel**) in engster Verbindung. Ihre Hauptquellen sind Wappen, Siegel und Münzen; nächstdem einzelne Angaben in den Quellenschriftstellern des Mittelalters, Denkmäler, Grabsteine u. dgl., Lehnsbriefe, Turnierbeschreibungen, alte Familien- und Stammbücher, Wappensammlungen u. s. w. In Frankreich wurde die W. seit der Mitte des 17. Jahrh. von Geliot, Palliot und besonders von dem Jesuiten Menestrier zuerst wissenschaftlich behandelt. Letzterer war es, der um 1662 in Lyon Philipp Jakob Spener (s. d.) für die W. interessierte, welcher dann in seinem Werke «Insignium theoria» (1690) diese Wissenschaft in Deutschland zuerst umfassend bearbeitete. Unter den nachfolgenden Bearbeitern sind Gatterer («Abriß der Heraldik», 2. Aufl., Gött. 1792; «Praktische Heraldik», Nürnb. 1791), Bernd (s. d.), Warnecke («Heraldisches Handbuch», Görlitz 1880) und vor allen Karl Ritter von Mayer («Heraldisches A-B-C-Buch», Münch. 1856), sowie von Hefner («Handbuch der theoret. und prakt. Heraldik», Münch. 1863), unter den Wappenbüchern Siebmachers «Großes vollständiges Wappenbuch» (6 Tle., nebst 12 Supplementen, Nürnb. 1772—1806; neue Aufl. 1854 fg.) zu nennen. In Deutschland wird die W. von zwei wissenschaftlichen Vereinen gepflegt, dem «Adler» in Wien und dem «Deutschen Herold» in Berlin.

Wappers (Gust., Baron), belg. Maler, geb. 23. Aug. 1803 zu Antwerpen, erhielt seine erste Bildung auf der Malerakademie seiner Vaterstadt. Später schloß er sich in Paris der romantischen Richtung an und trat dann nach der Rückkehr nach Belgien als erster Repräsentant derselben, bald aber als Stifter einer neuen Schule auf, welche unter den jetzigen Kunstschulen einen der ersten Plätze einnimmt. Schon sein erstes größeres Werk, eine Scene aus der Belagerung von Leiden durch die Spanier (1830), erregte allgemeinen Enthusiasmus. Hier sah man statt der korrekten, aber toten Attituden der meisten Klassizisten wieder individuelles Leben, Wahrheit, Charakter und ein warmes Kolorit. Was aber W. und die ganze belg. Schule auch von den franz. Romantikern unterscheidet, ist das Eingehen auf die großen nationalen Vorbilder Rubens und van Dyck. Der Abschied Karls I. von seinen Kindern, Karl IX. in der Bartholomäusnacht, Anna Boleyn vor der Hinrichtung sind Meisterwerke. Auch die Grablegung Christi zu St. Michael in Löwen (1836) fand gerechte Würdigung. Ganz besonders aber wirkte, als Gegenstück von de Keysers Schlacht bei Worringen, das große Gemälde, welches den Anfang der brüsseler Septembertage darstellt. Hier zeigte sich der Naturalismus der belg. Schule in seiner Kraft wie in seiner Schönheit. Übrigens zeichnet sich W. weniger durch Farbenpracht und Effekt als durch sinnvollen Ernst, Würde und Tiefe aus. Außer einer Anzahl vorzüglicher, durch Lebenswahrheit, Wärme und Energie der Auffassung hervorragender Porträts hat er später mehrere bedeutende Historienbilder und Genrestücke gemalt. Zu erstern gehören: Wilhelm der Schöne auf dem Sterbebette, der Dichter Camões im Elende, die Genoveva, Christoph Columbus und die Einnahme von Rhodus durch die Türken (1845); zu den letztern: röm. Mädchen, welche einem Bettler Almosen reichen, und der für die Königin Victoria gemalte große antwerpener Fischerzug. Im J. 1840 zum Direktor der Akademie zu Antwerpen ernannt, wirkte er in dieser wichtigen Stellung vielseitig anregend und fördernd. Er wurde Präsident des belg. Nationalmuseums, lebte aber seit 1853 meist in Paris, wo er auch 6. Dez. 1874 starb. Seine letzten Lebensjahre widmete er vorzüglich der Porträtmalerei. Im J. 1847 war W. vom Könige der Belgier zum Baron erhoben worden.

Wapping, zur engl. Grafschaft Middlesex gehörender Stadtteil Londons, zwischen den London-Docks und dem linken Ufer der Themse gelegen, steht mit Rotherhithe durch den East-London-Railway, welche Stadtbahn durch den Themsetunnel geht, und durch Dampffähre in Verbindung.

Wara, die ehemalige, jetzt verlassene Hauptstadt von Wadai (s. d.).

Waragal, s. **Dingo**.

Waräger oder **Wäringer**, d. h. Verbündete, Gefährten (vom nordischen «Wara, Wäre», Vertrag), hießen die normann. Vikinger (s. **Normannen**), die um die Mitte des 9. Jahrh. die östl. Küste der Ostsee beunruhigten und die dort angesessenen slaw. und finn. Völkerschaften zinsbar machten. Diese nannten die W. auch **Ros** oder **Rus**, welcher Name finn. Ursprungs und von der schwed. Küstengegend Roslagen (den Alandsinseln gegenüber) abgeleitet zu sein scheint. **Rotsi** heißen noch heute die Schweden bei den Esten, **Ruotsi** bei den Finnen. (S. **Rußland**, geschichtlich.) In Byzanz bestand im 10. Jahrh. die kaiserl. Leibwache aus W. (Warengoi). Das Baltische Meer wurde von den russ. Slawen lange Zeit das Warägermeer genannt.

Warane (Varanidae) nennt man eine aus drei Gattungen und dreißig Arten bestehende Familie der Eidechsen, welche ganz Indien bis Australien und das kontinentale Afrika bis Ägypten bewohnt. Sie sind stark beschuppt, haben einen langen Schwanz, an allen vier Füßen fünf stark bekrallte Zehen und sind nach den Krokodilen die größten mit Extremitäten versehenen Reptilien, da sie unter Umständen eine Länge von 2 m erreichen. Sie wohnen mit Vorliebe am Ufer der Gewässer, können ausgezeichnet schwimmen und ihr Fleisch und ihre Eier werden als Nahrungsmittel hochgeschätzt.

Ihr Name ist wohl ägypt. Ursprungs, man hat ihn aber deutsch in Warner oder Warneidechse verdorben, und dieses Wort wieder als Monitor ins Lateinische übersetzt. Die häufigste Art (Monitor niloticus, Tafel: Reptilien I, Fig. 3) ist gelbgrau mit großen schwarzen Flecken, gelben und grünen Tupfen und bewohnt fast ganz Afrika.

Warangerfjord, ein Meerbusen, der bei 70° Breite vom Osten in das norweg. Festland eindringt, 110 km lang, 53 km breit. Der südliche Küstenstrich ist wegen seiner Naturschönheit berühmt.

Waras, Bandwurmmittel, s. Kamala.

Warasdin oder Varasdin, Komitat in Kroatien-Slawonien mit 2322 qkm und (1880) 220663 E., wird im Westen durch das Matzelgebirge von Steiermark getrennt und im Innern von dem Warasdiner Gebirge durchzogen, welches südostwärts nach Slawonien übertritt. Im übrigen ist das Komitat eben, von der Drau bewässert, reich an Getreide, Tabak, Wein, Obst, Viehzucht, Wild, Fischen, liefert auch Schwefel und hat mehrere warme Bäder. Das Komitat zählt eine königl. Freistadt, 8 Marktflecken, 578 Dörfer und 74 Puszten. Es ist das dichtest bevölkerte in den Ländern der ungar. Krone mit einer relativen Volkszahl von 94,9 auf dem Quadratkilometer. Der Hauptort Warasdin liegt rechts an der Drau, über welche hier eine lange Holzbrücke führt, ist eine königl Freistadt, Sitz der Komitatsbehörde, eines Gerichtshofs, sowie eines Kollegiatkapitels und zählt (1880) 10371 E. W. hat neun kath. Kirchen, drei Klöster, eine Synagoge, ein altes Schloß, ein Obergymnasium, eine Haupt- und Unterrealschule und ein sehr schönes Komitatshaus, sowie Fabriken für Tabak, Rosoglio und Liqueure, Essigsiederei und einigen Handel. Im Komitat liegt auch der Marktflecken Toplica, 15 km südwestlich von W., amphitheatralisch in einem freundlichen Thale gelegen, mit 1489 E. und einem berühmten Schwefelbade. Verschieden davon ist das warme Bad Krapina-Töplitz (s. d.).

Warbeck (Perkin, d. h. Peterchen), angeblicher Sohn Eduards IV. (s. d.) von England und Kronprätendent gegen Heinrich VII. (s. d.). Nach Aussage der Anhänger des Hauses Tudor soll er der Sohn eines getauften Juden aus Tournay gewesen sein, der sich zur Zeit Eduards IV. zu London aufhielt. In Antwerpen fiel Perkin, der ein glänzendes Äußeres und sprechende Ähnlichkeit mit Eduard IV. besaß, einem Agenten der Herzogin Margarete von Burgund, der Schwester Eduards IV., in die Hände, die ihn aus Haß gegen die Dynastie Tudor (s. d.) in die Rolle eines Prätendenten einweihte. Nach Ausbruch des Kriegs zwischen Karl VIII. von Frankreich und Heinrich VII. erklärte ihn die Herzogin 1492 feierlich für ihren Neffen, indem sie behauptete, die Söhne Eduards wären von Richard III. (s. d.) nicht ermordet, sondern nur verborgen worden. Perkin ging noch 1492 unter dem Titel eines Herzogs von York nach Irland, mußte aber nach dem Frieden zwischen Frankreich und England (Nov. 1492) nach Burgund zurückkehren, wo er als Prinz und engl. Thronerbe behandelt wurde. Das Volk und viele Große in England waren von der königl. Abkunft Perkins überzeugt. Heinrich VII. ließ die noch lebenden Mörder der Söhne Eduards, Tyrrel und Dighton, scharf verhören und machte das Resultat bekannt; aber der Priester, der allein die Begräbnisstelle der ermordeten Prinzen im Tower gekannt haben sollte, war gestorben, und deshalb blieb die Sache immer noch zweifelhaft. Im Juli 1495 fiel W. mit 600 Abenteurern an der Küste von Kent ein, mußte aber mit Verlust nach Flandern zurückkehren. Er machte hierauf einen Versuch in Irland, der ebenfalls mißlang, und ging sodann nach Schottland, wo er bei Jakob IV., dem Feinde Heinrichs VII., die beste Aufnahme fand. Jakob gab ihm sogar die Tochter des Grafen von Huntly, die schöne Katharina Gordon, eine Verwandte der Stuarts, zur Gemahlin und fiel im Verein mit Perkin 1495 und 1496 in England ein, trat aber dann mit Heinrich VII. in Friedensunterhandlungen, die des Prätendenten Entfernung aus Schottland zur Folge hatten. Perkin wendete sich mit seiner Gemahlin und Gefolge nach Irland, von wo aus er, einen Aufstand in Cornwallis benutzend, mit 120 Mann im Sept. 1498 an der Küste von Whitesandbay landete. Er nahm den Titel Richard IV. an, erhielt Zulauf von mehrern tausend Bauern und marschierte auf Exeter, das ihm jedoch die Thore verschloß. Bei der Annäherung der königl. Truppen zog er sich nach Taunton zurück und floh später nach Beaulieu, wo er nach der Sitte der Zeit eine Freistätte fand. Da Heinrich das geistliche Asyl nicht zu verletzen wagte, trat er mit Perkin in Unterhandlung, der sich endlich selbst auslieferte. Man führte ihn durch die Straßen von London und warf ihn in den Tower. Nach Verlauf eines Jahres entfloh Perkin und eilte nach der Küste von Kent, um sich einzuschiffen. Da er sich aber verfolgt sah, suchte er Schutz in dem Kloster Shyne. Der Prior lieferte ihn erst aus, nachdem ihm das Leben des Unglücklichen versprochen worden. Heinrich VII. ließ jetzt den Prätendenten einen ganzen Tag hindurch erst im Hofe von Westminster, dann unter dem Kreuze von Cheapside ausstellen und in dem Tower in engen Gewahrsam bringen. Doch fand Perkin, wahrscheinlich auf des Königs Anstiften, Gelegenheit, mit dem als rechtmäßigen Thronerben gefangen gehaltenen Grafen von Warwick (s. d.), dem Sohne des Herzogs von Clarence, in Verbindung zu treten, mit dem er eine gemeinsame Flucht verabredete. Heinrich benutzte dieses Komplott, um sich beider zu entledigen, ließ 1499 Perkin ohne Umstände an den Galgen knüpfen, Warwick aber, als einen königl. Sprößling, enthaupten. Vgl. Rey, «Essais historiques et critiques sur Richard III» (Par. 1818), der die Rechtmäßigkeit Perkins zu beweisen sucht. Schiller beabsichtigte, W.s Schicksale in einem Drama zu behandeln, von welchem der Entwurf und Bruchstücke vorhanden sind.

Warberg, alte, vormals stark befestigte Stadt an der schwed. Westküste in Hallands-Län, Station der Privatbahn W.-Voras, zählt (1885) 4049 E. und ist hauptsächlich wegen des vorzüglichen Seebades bekannt. W. führt Holz, Korn und Granit aus und hat große Steinhauereien, mechan. Werkstätten und Gießereien. Die Dampfschiffverbindung mit den Städten der Westküste sowie mit Kopenhagen und Lübeck ist lebhaft. Schon um 1250 bekannt, war W. wegen seiner Bedeutung als Festung ein stetes Ziel der schwed.-dän. Kriege. Die alten Befestigungen dienen jetzt als Strafgefängnis.

Warbola, jetzt von den Esten Janilin genannt, Burg im Kreise Wiek des russ. Gouvernements Estland, die einzige noch in ihren Trümmern erhaltene, aus der estnischen Heidenzeit stammende Burg, eine der letzten Zufluchtsstätten der Esten gegen die

deutschen Schwertritter, welche W. 1220 eroberten. Wie fast alle Estenburgen war auch W. in einer sumpfigen Umgebung auf einer künstlich angelegten Anhöhe mit einem ovalen Walle umgeben, durch den zwei nach N. und S. gelegene mit besonderer Schutzwehr versehene Thore in den innern, niedriger gelegenen Raum führten. In der Mitte der Burg befand sich ein freier Raum mit einem Brunnen, dessen Spur noch jetzt sichtbar ist. Die Burg besteht aus einem von Granit und Kalksteinen sorgfältig zusammengesetzten steilen Steinwall von 10 bis 12 m Dicke, an dem nirgends eine Verbindung durch Kalk oder Mörtel zu bemerken ist.

Warburg, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Minden, an der Diemel, Station der Linien Schwerte-Kassel, Altenbeken-W. und W.-Arolsen der Preußischen Staatsbahnen, nahe der Grenze von Hessen-Nassau und von Waldeck, zählt (1885) 4874 meist kath. E., welche vorzugsweise Landwirtschaft treiben; hervorragend ist der Getreidebau in der durch ihre Fruchtbarkeit bekannten Warburger Börde. Die Stadt ist Sitz eines Amtsgerichts und hat ein Gymnasium, höhere Töchterschule und landwirtschaftliche Winterschule, eine Papierfabrik und eine Zuckerfabrik. W. besteht aus der im Diemelthale gelegenen Alt- oder Unterstadt und der auf der Höhe gelegenen Neustadt. Ursprünglich kirchlich und politisch getrennt, wurden die durch Mauern und Türme seit 1260 befestigten Städte 1436 vereinigt. Als Mitglied der Hansa war die Stadt bis zum Dreißigjährigen Kriege bedeutend. Bei W. besiegte 31. Juli 1760 der Herzog Ferdinand von Braunschweig die Franzosen. Etwa 5 km östlich von W. liegt der die ganze Gegend weithin beherrschende Desenberg, ein einsam aus der Ebene aufsteigender 375 m hoher Basaltkegel. — Der Kreis Warburg zählt (1885) auf 513 qkm 31 487 meist kath. E.

Warburton (Peter Egerton), berühmter Australienreisender, geb. 15. Aug. 1813 zu Chester in Australien, war 1835—53 Offizier in engl.-ostind. Diensten, wurde 1854 Polizeipräsident in Adelaide, in welcher Stellung er bis 1867 blieb; 1869 wurde er kommandierender Oberst der Bürgermiliz der Kolonie Südaustralien. Im J. 1857 erforschte er die Länder im Westen des Spencer-Golfs, 1858 den Gairdner- und den Torrenssee, 1860 die Streakybai und 1864—66 den Eyresee. Seine berühmteste Reise, von der Überlandtelegraphenlinie ausgehend, begann er 1872, erreichte die Telegraphenstation Alice Springs in Alexandra-Land, brach von hier 15. April 1873 mit 17 Kamelen gegen Nordwesten auf und schlug später eine westliche Richtung ein. Die an Beschwerden überreiche Reise führte durch endlose Wüsten und brachte die Expedition dem Hungertode nahe. W. kam 11. Jan. 1874 in äußerster Erschöpfung an der Mündung des De-Grey auf der Nordwestküste Australiens an. Diese Reise, die erste durch das centrale Westaustralien, lieferte den Beweis, daß das von ihr berührte Land für die Kultur untauglich ist. Seit neuester Zeit lebt W. zurückgezogen auf seiner Villa zu Beaumont im Distrikt Burnside unweit Adelaide. Außer vielen Beiträgen in Zeitschriften schrieb er: «Major W.'s diary» (Adelaide 1866) und «Journey across the western interior of Australia» (Lond. 1875).

Warburton (William), freisinniger engl. Theolog und Kritiker, geb. 24. Dez. 1698 zu Newark in der Grafschaft Nottingham, wählte anfangs den Sachwalterberuf, trat jedoch später in den geistlichen Stand und wurde 1728 Rektor in der Grafschaft Lincoln. Aufsehen machte er durch seine Schrift «The divine legation of Moses demonstrated» (Lond. 1738; deutsch, 3 Bde., Frankf. 1751—53), welche ihn in einen heftigen Streit verwickelte. Durch die Verteidigung von Popes «Versuch über den Menschen» gegen Crousaz in Genf wurde dagegen zwischen W. und Pope eine dauernde Freundschaft begründet, sodaß letzterer die Hälfte seiner Bibliothek und die Rechte und Ansprüche auf das Eigenthum eines Teils seiner Schriften auf W. vererbte. Daher verteidigte auch W. 1749 den Charakter Popes mit großem Eifer gegen Bolingbroke. Ebenso besorgte er eine Ausgabe von Popes Werken (9 Bde., Lond. 1750), dessen Leben er panegyrisch beschrieb, und eine Ausgabe von Shakespeares Werken (8 Bde., Lond. 1747). W. wurde 1754 Kaplan des Königs und 1759 Bischof von Gloucester. Er starb 7. Juni 1779. Seine Werke erschienen nebst seiner Biographie in sechs Bänden (Lond. 1788), zu denen später noch Kilvert «Literary remains» (Lond. 1841) veröffentlichte. Vgl. W.s Biographie von Watson (Lond. 1863).

Ward (Artemus), Pseudonym des amerikan. Humoristen Charles Farrar Browne (s. d.).

Ward (Edward Matthew), engl. Historienmaler, geb. 1816 in London, studierte seit 1834 an der königl. Kunstakademie unter Wilkin und Chantrey und war 1836—39 in Rom, wo die Akademie von St. Lukas ihm für sein Bild Cimabue und Giotto die silberne Medaille zuerkannte. Auf seiner Rückreise studierte er eine Zeit lang unter Cornelius in München die Freskomalerei. Seinen ersten Erfolg errang er mit dem in der Akademie 1843 ausgestellten Gemälde: Dr. Johnson das Manuskript des «Landpredigers von Wakefield» lesend, dem 1845 das ebenso erfolgreiche Dr. Johnson im Vorzimmer Lord Chesterfields sich anschloß. Oliver Goldsmith, vor den Bauern die Flöte blasend, und Lafleurs Abfahrt nach Montreuil gehören ebenfalls zu den besten Bildern dieser Epoche. Hierauf folgten: Zusammenkunft Karls II. und Nell Gwynnes (1848), Jakob II., die Nachricht von der Landung Wilhelms von Oranien empfangend (1850), die franz. Königsfamilie im Templegefängnis (1851) und Charlotte Corday auf dem Wege zu ihrer Hinrichtung: Werke, welche seinen Ruhm als Historienmaler befestigten. Im J. 1852 wurde ihm die Ausführung von acht Wandgemälden aus der engl. Geschichte im Corridor des Hauses der Gemeinen übertragen, und 1855 erlangte er den Grad eines königl. Akademikers. Unter den zahlreichen Werken seiner spätern Jahre fanden den größten Beifall: der Abschied Marie Antoinettes im Gefängnis vom Dauphin (1856), Vorzimmer im Palast von Whitehall während der Sterbestunde Karls II. (1861), die Nacht der Ermordung Rizzios (1865), Anna Boleyn an der Wassertreppe des Tower (1871) und der Vorabend der Bartholomäusnacht (1873). W.s Werke sind ausgezeichnet durch Zeichnung, Kolorit und Komposition. Er starb 16. Jan. 1879 in Windsor.

Ward (Henriette), Malerin, Gattin des vorigen, geb. 1832 zu London, trat nach ihrer 1848 erfolgten Verheiratung 1850 erstmals mit einem Stillleben auf und studierte dann noch in der Cary-Akademie Anatomie. Hierauf lieferte sie Genrebilder, wie: der erste Schritt im Leben, wandte sich aber später der Historienmalerei zu. Hervorzuheben

sind: Königin Henriette Marie beim Tode Karls I. (1862), Zusammenkunft Josephinens mit dem König von Rom (1871), des Dichters erste Liebe (1875), die letzten Lieder Robert Burns' (1878) rc.

Ward (James), engl. Kupferstecher und Schlachtenmaler, geb. 23. Okt. 1769 in London, nahm sich George Morland zum Vorbilde. Er wurde 1794 zum Maler und Kupferstecher des Prinzen von Wales ernannt, erlangte 1811 den Grad eines königl. Akademikers und gewann bei der Konkurrenzbewerbung um ein für das Chelsea-Hospital bestimmtes Gemälde der Schlacht von Waterloo den Hauptpreis von 1000 Pfd. St. Er lieferte auch Genrebilder; viele seiner Zeichnungen sind in «Treatise on horse» von Youatt gestochen. Sein berühmtestes Werk ist das in der Nationalgalerie in London befindliche Gemälde: Alderney bull, cow and calf. Er starb 23. Nov. 1859 zu Kensington.

Ward (John William), Graf von Dudley (s. d.).

Ward (Maria), Stifterin des Nonnenordens der Englischen Fräulein (s. d.).

Wardar, im Altertum Axios, im Mittelalter meist Bardarius, Fluß in der europ. Türkei, entspringt im türk. Vilajet Kossowo im Gebirge Schar-Dagh (Scardus), berührt Kalkandelen, nimmt rechts die Treska auf, bespült Üsküb, empfängt unterhalb Nowoselo links die Zynja, tritt hierauf in das Vilajet Saloniki ein, berührt Kjöprülü, nimmt links die von Schtiplje kommende Bregalnitza, rechts die Tscherna (türk. Kara-su, den Erigon der Alten), zuletzt den Karasmak (neugriech. Mavroneri, im Altertum Ludias) auf und mündet in den Golf von Saloniki. Die Eisenbahn Saloniki-Mitrowitza führt im engen Thale des W. aufwärts.

Wardein oder Waradein ist jedenfalls die im Mittelalter üblich gewordene deutsche Form des Wortes Guardian (s. d.). Der W. war ursprünglich ein Beamter, der über den Gehalt der ausgebrachten Metalle zu wachen hatte und diese nach ihrem Gehalt untersuchte. Damals war das Berg- und Münzwesen eng verbunden, und Ein Beamter stand beiden vor. Erst in späterer Zeit wurde beides getrennt, und man ernannte nun einen Bergwardein für das Bergfach und einen Münzwardein für das Münzwesen.

Wardö, Stadt in der gleichnamigen Vogtei im östl. Teile des norweg. Amts Finmarken auf einer durch den Busse-Sund vom Festland getrennten Insel, hat zwei Häfen und zählt (1875) 1322 E. (1825 nur 88), die lebhaften Handel mit Produkten der Fischerei besonders nach Rußland treiben. Dicht bei der Stadt, unter 70° 22′ 35″ nördl. Br., 48° 50′ östl. L. (von Ferro) liegt die nördlichste Festung der Erde, Wardöhuus. Dieselbe ist ganz unbedeutend, hat nur eine geringe Besatzung, wird aber als Grenzpunkt betrachtet. Die südlich angrenzende Vogtei führt den Namen nach dem gegen Westen tief unter 70° nördl. Br. ins Land einschneidenden Warangerfjord, an dessen nördl. Ufer die Stadt Wadsö liegt, welche seit ihrer Gründung 1833 durch die reichen Fischereien in dem Fjord und den Handel mit Fischprodukten nach Rußland schnell emporblühte und 1875 schon 1764 E. hatte. In neuester Zeit ward dicht bei W. eine große Fabrik zur Bereitung von Fischguano gegründet.

Wardsche Kästen, fast luftdichte Kästen mit Glasbedachung, in welchen sich tropische Gewächse (Warmhauspflanzen), einmal reichlich angegossen, dem Einflusse der Atmosphärilien vollständig entzogen und dem vollen Sonnenlichte ausgesetzt, in ausgezeichneter Weise entwickeln. Die Wardschen Kästen wurden um 1830 von dem londoner Wundarzt Ward erstmals konstruiert, späterhin noch weiter vervollkommnet und in ihrer äußern Ausstattung der Eleganz vornehmer Wohnräume angepaßt. Sie heißen auch Terrarien, im Gegensatze zu Aquarien, den zur Kultur von Wasserpflanzen in Wohnräumen dienenden Glasgefäßen. Die Wardschen Kästen haben somit den Zweck, die Pflanzen gegen alle schädlichen Einflüsse der Wohnräume abzusperren und ihnen dabei alle notwendigen Lebensbedürfnisse zu gewährleisten. Diesem Zwecke entspricht schon eine über die Pflanze gestellte Glasglocke, die schon viel früher im Gebrauch war. Die Glocke sitzt meistens nicht so dicht auf, und auch die Terrarien sind nicht so hermetisch geschlossen, daß nicht eine stetig sich vollziehende Erneuerung der Luft stattfinden könnte.

Der Wardsche Kasten findet auch Verwendung, wenn es sich darum handelt, Pflanzen auf dem Schiffsdeck über das Meer zu führen. Für diesen Zweck wird er aus widerstandsfähigerm Material konstruiert und auch seine Glasdecke durch ein festes Gitterwerk gegen Schlag oder Stoß sichergestellt. Letztere gestattet dem Lichte freien Zutritt, schützt gegen Wind und den salzigen Schaum des Meerwassers und hält die in der Erde befindliche Feuchtigkeit zurück. In dieser Weise legen die Pflanzen lange Land- und Seereisen meist gut zurück.

Ware nennt man alles, was Gegenstand des Handels sein kann, in einem engern Sinne jedoch nur diejenigen Objekte des Handelsverkehrs, welche einen direkten Gebrauchswert haben, und stellt sie damit dem Gelde und den Wertpapieren gegenüber. Abgesehen von den Immobilien, können alle körperlichen Sachen, die überhaupt Gegenstand des Verkehrs sein können, auch W. sein, und ihre Arten sind daher sehr mannigfaltig; die Klassifizierung derselben wird als Warenkunde (s. d.) bezeichnet. Für das Handelsrecht kommt die W. besonders dadurch in Betracht, daß die dinglichen Rechte an W. (Eigentum, Pfandrecht) in mancher Beziehung abweichend vom bürgerlichen Rechte normiert sind.

Die Handelswaren zerfallen nach ihrem Ursprung in mineralische, vegetabilische und animalische Waren und sind ferner entweder die Naturerzeugnisse selbst, nur gesammelt, gereinigt, konserviert u. s. w. (Rohwaren, Rohstoffe) oder Produkte der Industrie (verarbeitete Waren, Fabrikate, bezüglich Halbfabrikate). Nach den Industriegruppen unterscheidet man (und diese Einteilung wird bei öffentlichen Ausstellungen angewendet): W. des Bergbaues und Hüttenwesens, Erzeugnisse der Metallindustrie, Produkte der chem. Industrie, Nahrungs- und Genußmittel, Erzeugnisse der Textil- und Bekleidungsindustrie, W. der Leder- und Kautschukindustrie, Holzwaren, Erzeugnisse aus Stein (Stein- und Cementwaren), Thon, Glas, Kurzwaren, W. der Papierindustrie, Maschinenindustrie (Motoren, Instrumente, Uhren u. a.), Erzeugnisse der graphischen und ähnlichen Künste. Im praktischen Leben spricht man noch von Kolonial-, Material-, Spezerei-, Farbe-, Galanterie-, Schnitt- u. s. w. Waren.

Ware (spr. Wehr), Stadt in der engl. Grafschaft Hertford, am Lea und der Linie London-Hertford der Great-Easternbahn, zählt (1881) 5276 E., hat ein kath. Seminar, Malzdarren, Getreidehandel.

Waregga, die Bewohner von Uregga (s. d.).

Wareham, Stadt in der engl. Grafschaft Dorset, zwischen den Flüßchen Frome und Piddle, oberhalb deren Mündung in den Poole-Harbour, eine Bucht des Kanals, Station der Linien London-Basingstoke-Southampton-Weymouth und W.-Swanage der London and Southwesternbahn, zählt (1881) 2112, als Parlamentsborough 6192 E. und hat Strumpfwirkereien und Strohflechterei. W. bestand schon zur Zeit der Angelsachsen.

Waremme, Landgemeinde im Bezirk Lüttich der belg. Provinz Lüttich, am Geer, Station der Linie Brüssel-Lüttich der Belgischen Staatsbahnen, zählt 3079 E. und ist die früher befestigte Hauptstadt des Hasben-Gaus (Hesbaye). Unweit von W. ist die sog. Brunhildenstraße, eine in ihrer ganzen Ausdehnung von Bavay (Bavacum Nerviorum) bei Mons bis Tongern wohlerhaltene Römerstraße.

Waren, Stadt in Mecklenburg-Schwerin, zwischen der nördl. Bucht der Müritz und dem See Tiefwaren auf einer erhöhten Landenge, Station der Linie Malchin-W. der Mecklenburgischen Friedrich-Franzbahn, der Bahn Neustrelitz-Warnemünde und der Mecklenburgischen Südbahn Parchim-Neubrandenburg, mit Röbel an der Müritz und mit Plau über Malchow durch Dampfschiffahrt verbunden, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 6856, mit den Höfen der Feldmark 7247 E. und hat ein Gymnasium, eine höhere Mädchenschule, ein naturwissenschaftliches Museum, zwei Brauereien, Tabaksfabrikation, Dampfmahl- und Dampfsägemühlen, sowie bedeutenden Korn- und Fischhandel. W. war 1347—1425 Sitz einer Linie der Herren zu Werle und Fürsten zu Wenden und wurde 1436 mecklenburgisch.

Warendorf, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Münster, früher zum Bistum Münster gehörig, an der Ems, ist Sitz des Landratsamts und eines Amtsgerichts, hat drei Kirchen, ein Waisenhaus, ein Krankenhaus, ein Lehrerseminar und ein kath. Gymnasium (Laurentianum), und zählt (1885) 5109 E. Von industrieller Bedeutung ist W. als Hauptsitz der münsterschen Leinweberei, sowie des Garn- und Leinenhandels; ferner bestehen daselbst drei mechan. Baumwollwebereien, Leinwandbleichen, mehrere Druckereien und Blaufärbereien, zwei Leder-, drei Tuchfabriken, eine Dampfsägemühle, Gasfabrik, mehrere Brauereien und Brennereien, Wasser-, Öl- und Walkmühlen. Auch befindet sich in W. das königl. Landgestüt der Provinz Westfalen. — Der Kreis Warendorf zählt auf 559 qkm (1885) 28 663 meist kath. E.

Warenkunde, die Lehre von den Handelswaren in Bezug auf ihre Benennungen, ihren Ursprung, Bereitungsweise, Eigenschaften, Sorten, Kennzeichen der Echtheit und Verfälschungen, zerfällt in allgemeine Warenkunde, wenn sie alle Waren überhaupt umfaßt, oder in spezielle Warenkunde, wenn sie sich nur auf einzelne Zweige derselben, z. B. die Nahrungsmittel, Wein, Thee, Tabak, Kolonialwaren u. s. w. beschränkt. Die Werke über W. sind gewöhnlich in mehr oder weniger systematischer oder alphabetischer Ordnung gehalten; das älteste ist Beckmanns «Vorbereitung zur W.» (2 Bde., Gött. 1795—1800). Von weitern Werken sind zu nennen: Erdmann, «Grundriß der allgemeinen W.» (11. Aufl., bearbeitet von König, Lpz. 1885); K. und M. Seubert, «Handbuch der allgemeinen W.» (2. Aufl., 2 Bde., Stuttg. 1883); Henkels «Allgemeine W.» (3. Aufl. 1882); die Werke von Blumenbach, Hauke, Lachmann, Schick, Bisching u. a.; ferner die «Warenlexika» von Schedel (6 Aufl., 3 Bde., Lpz. 1863), Merck (3. Aufl., Lpz. 1882); König, «Droguerie-, Spezerei- und Farbewaren-Lexikon» (9. Aufl., Münch. 1886); Glaß, «Wein-Lexikon» Berl. 1885). Doch entsprechen alle diese Werke mehr praktischen Bedürfnissen als wissenschaftlichen Anforderungen; den Grund zu einer wissenschaftlichen W. hat erst Wiesner in «Die Rohstoffe des Pflanzenreichs» (Lpz. 1873) gelegt, womit sich die W. zugleich gegen die Technologie abzugrenzen beginnt. Von neuern pharmaceutischen W. sind zu nennen die Werke von Berg (5. Aufl., Berl. 1879) und Flückiger (Berl. 1873).

Warenverschluß ist ein Mittel, dessen die Zollverwaltung sich bedient, um sich zu versichern, daß Waren, auf denen noch ein Zollanspruch haftet, bis zu dessen Befriedigung nach Menge, Gattung und Beschaffenheit unverändert erhalten bleiben. Der W., welcher insbesondere an solchen aus dem Auslande eingegangenen zollpflichtigen Gegenständen angelegt zu werden pflegt, welche nicht sofort bei dem Eingangsamte verzollt oder niedergelegt (s. Niederlagen), sondern weiter transportiert werden (s. auch Begleitschein, Begleitzettel), erfolgt durch Kunstschlösser, Bleie (s. Plomb) oder Siegel dergestalt, daß entweder jedes einzelne Collo verschlossen wird (Colloverschluß) oder eine Mehrzahl von Colli in Wagen oder Schiffsgefäßen unter gemeinschaftlichen Verschluß gesetzt werden (Wagenverschluß, Raumverschluß). Die Abnahme des W. darf nur durch eine dazu befugte Zollstelle erfolgen. Eigenmächtige und fahrlässige Lösungen des W. sind nicht nur unter Strafe gestellt, sondern können auch die Verpflichtung nach sich ziehen, von den unter W. gesetzten Waren, ohne Rücksicht auf ihre thatsächliche Beschaffenheit, den höchsten Zollsatz des Zolltarifs entrichten zu müssen.

Warenverzeichnis (amtliches), s. Zolltarif.

Warenzeichen sind die Zeichen, welche Gewerbtreibende zur Unterscheidung ihrer Waren von den Waren anderer Gewerbtreibender auf den Waren selbst oder deren Verpackung anbringen lassen. (S. unter Marke und Markenschutz.)

Wargentin (Pehr Wilh.), schwed. Astronom, geb. zu Sunne in Jemtland 22. Sept. 1717, studierte seit 1733 in Upsala, wurde 1746 Docent der Astronomie, 1749 Sekretär der königl. Akademie der Wissenschaften in Stockholm und starb als solcher 13. Dez. 1783. Seine Berechnungen über die Monde des Jupiter sind wertvoll. W. verdankt man die 1749 erfolgte Stiftung der «Tabellkommission», des ältesten Organs einer amtlichen Statistik.

Wargla, franz. zu Algerien gehörende Oase in der Hammada (Steinwüste) und im Wadi Mija, 128 m über dem Meere, Knotenpunkt mehrerer Karawanenstraßen, ein wichtiger Verkehrspunkt der Sahara, ist von Arabern, Mosabiten (aus Tunis), Berbern und Sudannegern bewohnt und besitzt ausgedehnte Palmenhaine, deren Früchte einen hervorragenden Ausfuhrartikel bilden. Die Stadt Wargla hat über 10 000 E., eine Ringmauer, eine Citadelle und Lederindustrie; der Ort zerfällt in drei Stadtteile, die durch Mauern getrennt sind.

Wari oder Warreh, Stadt in Benin (s. d.).

Warin, Stadt im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin, zwischen dem Großen Wariner und dem Glamm-See, welche durch einen Bach miteinander

verbunden sind, Sitz eines Amtsgerichts und eines Domanialamts, zählt (1885) 1798 luth. E. Die 1284 gegründete, 1839 völlig abgetragene Burg war Residenz der schweriner Bischöfe.

Wäringer, s. Waräger.

Warmblütige Tiere heißen die Säugetiere und Vögel, weil ihr Blut, abgesehen von unbedeutenden Abweichungen in besondern, zumal krankhaften Zuständen, eine eigene konstante Wärme von etwa 37,5° C. zeigt, während bei andern Tierklassen die Blutwärme von der des sie umgebenden Elements abhängig ist. Warmblütige Tiere atmen ausschließlich durch Lungen und besitzen vermöge des aus zwei getrennten Kammern und zwei Vorkammern bestehenden Herzapparats einen vollkommenen, doppelten Kreislauf des Blutes.

Warmbrunn, Marktflecken im Regierungsbezirk Liegnitz der preuß. Provinz Schlesien, im Kreise und 6 km von der Stadt Hirschberg, 351 m über der Ostsee, am Zacken und dem nördl. Abhang des Riesengebirges gelegen, zählt (1880) 3317 E. und ist besonders bekannt wegen seiner drei alkalisch-salinischen Schwefelquellen (36—37° C.), die alljährlich von mehr als 2000 Badegästen besucht werden. Das Wasser wird vorzugsweise zur Badekur benutzt. Die Badeetablissements umfassen das Große Bad, das Kleine Bad, das Leopolds- oder Armenbad, in denen gemeinschaftlich in größern und kleinern, 1875 erweiterten Bassins gebadet wird, und die Kurwannenbäder, 16 an der Zahl, die sich in dem sog. Badehause befinden. Für die Trinkkur benutzt man die Quelle des Kleinen Bades und die der Kurwannen. Man gebraucht die Quellen W.s besonders gegen Gicht, Rheumatismus, Hämorrhoiden, Verstopfungen im Pfortadersystem, chronische Hautausschläge, Metallvergiftungen. In der reizenden Umgebung werden namentlich Hirschberg, Hermsdorf, Stonsdorf, Fischbach, Erdmannsdorf, Buchwald, Hermsdorf (mit dem Kynast), Schreiberhau und Kaiserswaldau besucht. Die Quellen zu W. sollen schon 1175 vom Herzog Boleslaw I. entdeckt und bald darauf in Gebrauch gekommen sein. Der Ort kam 1401 an die Grafen Schaffgotsch, in deren Besitz er bisher geblieben. Dieselben bewohnen zu W. ein stattliches Schloß, das viele Gemälde von hohem Kunstwert und eine geschmackvolle Kapelle enthält. Außerdem sind im Orte noch eine kath. und eine prot. Kirche vorhanden. In den Gebäuden des ehemaligen Cistercienserklosters befindet sich die gräfl. Bibliothek von 40000 Bänden nebst einer Mineralien- und einer Waffensammlung. Auch bestehen zu W. ein 1820 vom Grafen Schaffgotsch erbautes Hospiz, in welchem jeden Monat während der Badesaison 24—30 Kranke unentgeltliche Aufnahme finden, ein hübsches Theatergebäude, daneben ein Gesellschaftshaus, ein 1868 erbauter Kursaal und seit 1866 auch ein großes Militärkurhaus. Vgl. Wendt, «Die Thermen zu W.» (Berl. 1840); Preiß, «Der Kurort W.» (Bresl. 1850); Döring, «W. und das Hirschberger Thal» (2. Aufl., Brieg 1856); Knoblauch, «W. und seine Heilquellen» (Warmbrunn 1876); «Bad W. Führer durch den Ort und Umgebung» (2. Aufl., Hirschb. 1883); «Die schles. Kurorte» (Berl. 1884).

Wärme nennt man die Ursache derjenigen Erscheinungen in den Körpern, welche außer der eigentümlichen Reaktion der W. auf unsere Hautnerven (Empfindung der W.) entweder als Änderungen des Volumens (Ausdehnung) oder Änderungen des Aggregatzustandes der Körper (Schmelzen oder Verdunstung), oder Lichterscheinungen (Verbrennung) äußerlich wahrnehmbar sind. Die durch W. erregten Lichterscheinungen nennt man gewöhnlich Feuer, besonders wenn die Lichterscheinung unter gleichzeitiger Bildung einer Flamme (s. d.) vor sich geht. Die Ausdehnungen, welche die verschiedenen Körper durch die Erhöhung ihrer Temperatur um eine gleiche Anzahl Grade, z. B. vom Gefrierpunkte bis zum Siedepunkte des Wassers, erleiden, sind sehr verschieden. Am geringsten sind dieselben bei den flüssigen und am größten bei den gasförmigen Körpern, welche letztere übrigens alle nahezu gleich stark ausgedehnt waren, nämlich um 0,3665 oder $^1/_{273}$ ihres Volumens bei Erwärmung von 0° bis 100°. Mißt man bei einem Stabe nur durch die W. eingetretene Vergrößerung seiner Länge, so heißt diese Ausdehnung die lineare, im Gegensatz zu der kubischen Ausdehnung, bei welcher die Vergrößerung des Volumens nach allen Richtungen in Betracht gezogen wird. Bei flüssigen und gasförmigen Körpern ist stets nur von der kubischen Ausdehnung die Rede. Man benutzt die Ausdehnung der Körper zu Thermometern (s. d.) oder Pyrometern (s. d.), d. h. zu Vorrichtungen für die Bestimmung des vorhandenen Wärmezustandes oder der Temperatur. Die ungleiche Ausdehnung der Körper durch die W. liefert ein Mittel, um den störenden Einfluß der Temperatur auf den Gang der Uhren zu beseitigen (Kompensierte Uhren).

Soll eine gleiche Gewichtsmenge verschiedener Substanzen um eine gegebene Anzahl Temperaturgrade erhitzt werden, so sind dazu ungleiche Wärmemengen nötig. Diejenige Wärmemenge, welche die Gewichtseinheit eines Körpers braucht, um ihre Temperatur (ohne Änderung ihres Aggregatzustandes) um 1° zu erhöhen, heißt die spezifische Wärme oder Kapazität der Wärme (Entdecker Jos. Black 1760—65, Wilke 1772, Crawford 1774) dieses Körpers. Setzt man die spezifische W. des Wassers = 1, so ist z. B. die spezifische W. des Eisens 0,11, des Goldes 0,03, d. h.: wenn man, um 1 kg Wasser von 0° auf 1° zu erwärmen, die Wärmemenge 1 gebraucht, so ist die Erwärmung eines Kilogramms Eisen von 0° auf 1° nur die Wärmemenge $^{11}/_{100}$ und für eine gleiche Erwärmung eines Kilogramms Gold nur die Wärmemenge $^3/_{100}$ nötig. Bei den Gasarten sind zwei verschiedene spezifische W. zu unterscheiden, je nachdem man bei der Erwärmung das Gas durch Änderung des Drucks auf einem konstanten Volumen, oder durch Gestattung einer Ausdehnung (also einer Änderung des Volumens) unter konstantem Drucke erhält. Die im zweiten Falle bestimmte spezifische W. (bei konstantem Druck und veränderlichem Volumen) ist stets größer als die im ersten Falle (unter veränderlichem Druck und konstantem Volumen). Hierdurch erklärt sich die Erscheinung, daß bei dem Zusammenpressen von Gasarten die Temperatur sich erhöht, beim Verdünnen dagegen sinkt. Die spezifischen W. stehen mit den chem. Äquivalenten oder Atomgewichten in einer sehr merkwürdigen Beziehung. Für chemisch ähnlich zusammengesetzte Körper, z. B. für die einfachen Metalle, gilt das Gesetz (Dulong und Petit 1818), daß die spezifischen W. derselben sehr nahe im umgekehrten Verhältnis der Atomgewichte stehen, oder daß die Atomwärmen, das sind Produkte aus den spezifischen W. in die Atomgewichte, sehr nahe konstant

sind, oder in noch anderer Ausdrucksweise, daß Gewichtsmengen dieser Körper, welche sich wie die Atomgewichte derselben verhalten, gleiche Wärmemengen erfordern, um ihre Temperatur um dieselbe Anzahl Grade zu erhöhen. Die spezifische W. des Wassers, d. h. die Wärmemenge, welche die Gewichtseinheit (z. B. 1 kg) Wasser nötig hat, um von 0° bis 1° erwärmt zu werden, dient als Maßeinheit für die Wärmemenge und wird eine Wärmeeinheit oder Calorie genannt. Die Wärmemenge 8 ist also die Menge, welche ausreicht, um 8 Gewichtseinheiten von 0° bis 1° zu erwärmen.

Wenn die Temperatur der festen Körper einen bestimmten Grad (Schmelzpunkt) erreicht hat, so beginnen dieselben ihre Aggregatsform zu verändern und den flüssigen Zustand anzunehmen. Zu dieser Umänderung wird eine bestimmte Wärmemenge verbraucht, ohne daß durch die Aufnahme derselben sich die Temperatur erhöht (Konstanz des Schmelzpunktes). Man bezeichnete ehedem diese zum Schmelzen des Körpers verbrauchte Wärmemenge mit dem Namen der latenten oder gebundenen Wärme; jetzt nennt man sie gewöhnlich Schmelzungswärme. So z. B. ist die Schmelzungswärme (latente W.) des Wassers = 79, d. h.: um 1 kg Eis von 0° in Wasser von 0° zu verwandeln (also ohne Temperaturerhöhung nur zu schmelzen), ist so viel W. nötig, als 79 kg Wasser von 0° erfordern, um ihre Temperatur um 1° zu erhöhen. Die Schmelzpunkte oder die Temperaturen, bei welchen die festen Körper schmelzen, sind sehr verschieden, und Gleiches gilt von Schmelzungswärmen (latenten W.) der aus ihnen gebildeten Flüssigkeiten. Wenn ein flüssiger Körper erstarrt, so muß er die Schmelzungswärme wieder abgeben. Diese beim Erstarren der Körper erzeugte W. heißt Erstarrungswärme; sie ist in der Regel an Größe gleich der Schmelzungswärme. Infolge der erzeugten Erstarrungswärme gefriert ein Gefäß mit Wasser nur nach und nach, weil die von den erstarrenden Teilen abgegebene Erstarrungswärme das übrige Wasser noch flüssig erhält. Wenn Flüssigkeiten erhitzt werden, so tritt bei einer gewissen Temperatur abermals eine Zustandsveränderung ein, indem sie sich in Dampf verwandeln. Bei diesem Übergange der Flüssigkeiten in Dämpfe wird wiederum W. verbraucht (latent); man nennt diese zum Verdunsten oder Verdampfen der Flüssigkeiten in Anspruch genommene Wärmemenge die Verdunstungs- oder Verdampfungswärme. So z. B. braucht Wasser von 100° C. 536 Wärmeeinheiten, um sich in Dampf von derselben Temperatur, 100°, zu verwandeln. Um 1 kg Wasser von 0° C. in Dampf von 100° C. zu verwandeln, bedarf man also 100+536, d. i. 636 Wärmeeinheiten. Auch wenn Wasser bei niedrigern Temperaturen als 100° C. verdampft, wird W. verbraucht (gebunden), und zwar noch mehr als 536 Wärmeeinheiten. Watt meinte: Die Summe der freien und der latenten W. des Wasserdampfes sei beinahe eine konstante Größe; aber dieses theoretische Gesetz wurde durch die Versuche Regnaults nicht bestätigt. Es besteht in dieser Beziehung kein einfaches Gesetz, sondern nur eine empirische Formel. Wenn die Dämpfe kondensiert werden, so geben sie die ganze zum Verdunsten verbrauchte W., d. i. jetzt die Kondensierungswärme, wieder ab. Darauf gründet sich die Benutzung des sich kondensierenden Wasserdampfes zum Erhitzen. Die Temperatur, bei welcher das Wasser siedet, d. h. sich nicht nur an der Oberfläche, sondern auch im Innern der Flüssigkeit in Dämpfe verwandelt, hängt von dem über dem Wasser befindlichen Drucke ab; das Sieden tritt ein, sobald die in der Flüssigkeit gebildeten Dämpfe hinreichende Spannkraft haben, um den über der Oberfläche der siedenden Flüssigkeit lastenden Druck (gewöhnlich der Luftdruck) zu überwinden.

Die Versuche mit dem Brennglas (s. d.) und selbst die gewöhnliche Wahrnehmung lehren, daß die Sonnenstrahlen nicht nur erleuchtend, sondern auch erwärmend wirken. Jeder Lichtstrahl ist zugleich ein Wärmestrahl. Allein nicht nur leuchtende, sondern auch dunkle Körper senden Wärmestrahlen aus; man nennt die Wärmestrahlen, welche nicht zugleich Lichtstrahlen sind, dunkle Wärmestrahlen; sie verhalten sich ganz analog den Lichtstrahlen. Auch die dunkle strahlende W. wird, ähnlich den leuchtenden Wärmestrahlen (Lichtstrahlen), an spiegelnden Oberflächen reflektiert, beim Durchgange durch die Körper teils verschluckt oder absorbiert, teils gebrochen wie das Licht. Jedoch geht die Durchsichtigkeit der Körper nicht parallel der Eigenschaft, die dunkeln Wärmestrahlen hindurchzulassen (Diathermansie). Die einzige bis jetzt bekannte Substanz, welche für alle Wärmestrahlen gleich gut durchdringlich ist, wie das farblose Glas für die Lichtstrahlen, ist das klare farblose Steinsalz. Alle andern Körper verhalten sich gegen die Wärmestrahlen wie farbige Gläser gegen die Lichtstrahlen, d. h sie verschlucken von einer Art Strahlen mehr als von den übrigen. So wie es nämlich verschiedenfarbiges Licht gibt, ebenso gibt es verschiedenfarbige Wärmestrahlen, d. h.: so wie es Lichtstrahlen von verschiedenen Wellenlängen gibt, ebenso gibt es auch Wärmestrahlen von verschiedenen Wellenlängen, die, gerade wie beim Licht, beim Übergang aus einem Körper in einen andern, z. B. aus Luft in Steinsalz, verschieden gebrochen werden. Läßt man daher die von der Sonne ausgehenden Wärmestrahlen durch ein Prisma aus Steinsalz gehen, so entsteht hinter demselben nicht bloß ein Lichtspektrum, sondern auch ein Wärmespektrum, das sogar bedeutend länger oder zerstreuter ist als das Lichtspektrum, denn es breiten sich die dunkeln Wärmestrahlen noch außerhalb des roten Endes des Lichtspektrums ungefähr ebenso weit in den dunkeln Raum hinaus, als die Entfernung des roten Endes dieses Spektrums vom violetten beträgt. Die dunkeln Wärmestrahlen werden ferner beim Durchgange durch sog. doppeltbrechende Krystalle wie das Licht doppelt gebrochen und polarisiert, und zeigen auch ebenso wie letzteres bei ihrem Zusammentreffen die Erscheinungen der Interferenz (s. d.). Die Wärmestrahlen werden im allgemeinen von einem Körper um so leichter verschluckt oder absorbiert, je rauher und dunkler seine Oberfläche ist, ferner je weniger Wärmestrahlen er reflektiert und durchläßt; außerdem spielt auch die materielle Beschaffenheit des bestrahlten Körpers dabei eine bedeutende Rolle. Am meisten Wärmestrahlen absorbieren: Kienruß, Harz, Glas, Papier. Die guten Wärmeabsorbierer strahlen auch sehr leicht wieder ihre W. gegen kältere Körper aus; sie sind also auch gute Wärmeausstrahler in einer kältern Umgebung. Um die Oberfläche eines undurchsichtigen Körpers in den für die Ausstrahlung und für die Absorption der auffallenden Wärme-

strahlen geeignetsten Zustand zu versetzen, überzieht man sie daher mit Ruß.

Wenn Körper, die sich in einem geschlossenen Raume befinden, gleiche Temperaturen besitzen, so strahlt jeder derselben durch seine Oberfläche genau so viel W. aus, als er durch die Strahlung von allen übrigen wieder empfängt. Ist ein Körper wärmer als seine Umgebung, so strahlt er mehr aus, als er wieder empfängt, und kühlt sich dadurch ab; bei geringen Temperaturunterschieden ist der Wärmeverlust eines Körpers in jedem Augenblick nahe seinem Temperaturüberschuß proportional. Die Fortpflanzung der W. im Innern der Körper geschieht durch eine Strahlung der Teilchen zu Teilchen. Dieses Wärmefortleitungssystem ist bei verschiedenen Stoffen sehr verschieden. Metalle sind gute Wärmeleiter, Holz und Glas dagegen schlechte. Ebenso sind Flüssigkeiten und besonders die Gase schlechte Wärmeleiter. Wenn Flüssigkeiten und Gase von unten her erwärmt werden, so wird die Verbreitung der W. in ihnen durch die Ortsveränderung der Teilchen begünstigt, indem die erwärmten, leicht gewordenen Teilchen aufsteigen, auf ihrem Wege kältern Teilchen begegnen und diesen ihre W. mitteilen (Erwärmung durch «Strömung» oder sog. «Fortführung oder Konvektion der W.»). Bei oberflächlicher Betrachtung könnten die Erscheinungen der spezifischen W. und die bei Schmelzung und Verdunstung verbrauchten Wärmemengen, sowie die bei der Erstarrung und Kondensierung erzeugten Wärmemengen (latenten W.) leicht dazu führen, die W. als einen imponderabeln Stoff aufzufassen, der sich mit den ponderabeln Materien beim Schmelzen und Verdampfen verbindet (daher «gebundene oder latente W.»), und der sich beim umgekehrten Prozeß wieder ausscheidet (daher «frei werdende W.»). In der That wurde auch deshalb die W. früher materiell aufgefaßt, und die populäre Sprachweise ist zum Teil noch heute so, als ob die W. eine sehr feine, imponderable Substanz wäre. Sämtliche Vorgänge bei der strahlenden W. weisen jedoch darauf hin, die W. analog dem Licht als Schwingungen des Äthers oder der materiellen Teilchen der Körper aufzufassen. Je mehr die Schwingungen der Moleküle zunehmen, um so höher wird die Temperatur der Körper. Durch Reibung, Stoß u. s. w. werden die betreffenden Körper wärmer, indem die äußerlich sichtbaren Bewegungen der gesamten Körper auf die Moleküle übergehen und deren Schwingungen vergrößern.

Mit Bestimmtheit erklärte zuerst Graf Rumford 1798, daß die bei der Reibung aufgewandte Arbeit die W. erzeuge, und versuchte auch mittels des Experiments (Ausbohren eines Kanonenlaufs) die zur Erzeugung einer bestimmten Wärmemenge aufzuwendende Arbeit zu berechnen. (Vgl. Berthold, «Rumford und die mechan. Wärmetheorie», Heidelb. 1875.) Rumfords Ansicht erhielt weiter durch Davys Versuche (1799) eine Stütze, indem Eisstücke in luftleerem, unter 0° erkaltetem Raum an ihren gegenseitigen Reibflächen schmolzen. Sadi Carnot beschäftigte sich in seinen «Réflexions sur la puissance motrice du feu» (Par. 1824), wenn auch noch unter der Annahme eines Wärmestoffs, mit der Erzeugung der Arbeit durch W. und stellte die Ansicht auf, daß dem Übergange einer bestimmten Wärmemenge aus einem wärmern Körper in einen kältern ein gewisses Arbeitsquantum äquivalent sei, wenn im Zustande der betreffenden Körper keine bleibenden Veränderungen eintreten. Er irrte aber insofern, als er noch weiter annahm, daß bei diesem Vorgange die Wärmemenge unverändert erhalten würde.

Jul. Rob. Mayer sprach zuerst in seinen «Bemerkungen über die Kräfte der unbelebten Natur» («Annalen» von Wöhler und Liebig, 1842) in voller Klarheit den Satz aus, daß W. und Arbeit äquivalent sind, daß eine bestimmte Wärmemenge einem bestimmten Arbeitsquantum entspricht, d. h. daß erstere verschwinden muß, um letzteres zu gewinnen, und daß sich umgekehrt durch Aufwendung ebendieser Arbeit jene Wärmemenge wieder erzeugen läßt; auch suchte er diese Äquivalente zu ermitteln. Genauer ist dies dann 1843 von Joule geschehen, welcher gleichzeitig die bei der Reibung zweier Körper aufgewendete Kraft und die dabei erzeugte Wärmemenge maß. Er fand, daß ein Arbeitsquantum von 424 Kilogrammmeter (d. h. das Sinken eines Kilogramms um 424 m, oder das Sinken von 424 kg um 1 m) erforderlich ist, um die Einheit der Wärmemenge (d. h. diejenige Wärmemenge, welche 1 kg Wasser von 0° auf 1° erhöht) zu erzeugen. Andererseits kann durch Verschwinden von ebendieser Wärmeeinheit eine Arbeit von 424 Kilogrammmeter geleistet (d. h. 1 kg auf 424 m gehoben) werden (erster Hauptsatz der mechan. Wärmetheorie, d. i. der Satz vom mechan. Äquivalent der W.). Der von Carnot ausgesprochene, oben angeführte Satz wurde von Rudolf Julius Clausius (s. d.) dahin berichtigt, daß bei jenem Übergange der W. aus einem wärmern Körper in einen kältern die Wärmemenge nicht unverändert bleibt, sondern vielmehr eine der gewonnenen Arbeit äquivalente Wärmemenge verschwindet (zweiter Hauptsatz der mechan. Wärmetheorie von Clausius, d. i. der Satz vom Äquivalent der Verwandlungen der W. in Arbeit, 1851). Die Lehre von der Äquivalenz der W. und der Arbeit (**Thermodynamik, Mechanische Wärmetheorie**) ist für die Praxis (Dampfmaschinen, Calorische Maschine u. s. w.) von der größten Wichtigkeit.

Durch Auffindung des **mechanischen Wärme-Äquivalents** ist sichergestellt worden, daß die W. ein Bewegungszustand der Moleküle ist. Über die Art dieser Bewegung sind verschiedene Hypothesen möglich. Die lebendige Kraft jener Molekularbewegung, welche W. heißt, ist der Temperatur des Körpers proportional. In den festen Körpern sind die Moleküle an gewisse Gleichgewichtslagen gebunden. Beim Schmelzen der Körper hören diese fixen Gleichgewichtslagen auf, die Moleküle der Flüssigkeiten können sich durcheinander bewegen; aber sie haben noch eine schwache Kohäsion. Beim Verdampfen der Flüssigkeiten endlich wird die Kohäsion gänzlich überwunden, die Moleküle des Dampfes oder Gases bewegen sich dann nach allen Seiten geradlinig fort. Wird der Dampf oder das Gas durch allseitige Einschließung mittels Wände an der Bewegung seiner Teilchen gehindert, so bewirken die Stöße der Gasteilchen gegen die Wände den Dampf- oder Gasdruck. Beim Schmelzen und Verdampfen der Körper leistet also die W. jene innere Arbeit, welche zur Entfernung, Umlagerung und Trennung der Moleküle notwendig ist. Mit dieser innern Arbeit ist noch eine äußere Arbeit verbunden, indem dabei der Luftdruck überwunden wird. Beim Schmelzen, Sieden und Verdampfen bleibt der Schmelz- und Siedepunkt

deshalb konstant, weil alle zugeführte W. dazu verbraucht wird, jene Arbeit der Lockerung und Verschiebung der Moleküle zu bewirken (Disgregationsarbeit); das beim Schmelzen und Verdampfen der Körper auftretende Latentwerden der W. ist also ein Wärmeverbrauch für die Disgregationsarbeit. In ähnlicher Weise ist auch die spezifische W. eines Körpers größer, wenn er mehr innere und äußere Arbeit in Anspruch nimmt, bevor der erwärmte Körper seine Temperatur um 1° C. erhöht. Die ganze Arbeit, welche eine gewisse einem Körper zugeführte Wärmemenge leistet, besteht aus der Summe, welche man aus der Addition der Schwingungsarbeit (Temperatur) der äußern und der innern Arbeit erhält.

Die Molekularbewegung der W. läßt sich in mechan. Arbeit umwandeln (Dampfmaschine, Calorische Maschine), ferner in Elektricität umsetzen (Thermoströme), und durch letztere in Magnetismus, Chemismus und Licht. Dagegen kann auch Elektricität in W. umgesetzt werden (Elektrisches Glühen). Bei der Elektrisiermaschine wird mechan. Kraft in Elektricität und W. umgesetzt. Alle Naturkräfte hängen aufs innigste zusammen; je eine derselben läßt sich in die andere umwandeln, keine aber läßt sich vernichten. Dieser Hauptgrundsatz der neuern Physik wird mit «Erhaltung der Kraft» oder richtiger mit «*Erhaltung der Energie*» bezeichnet. (S. *Energie*.) Die Auffassung der W. als Bewegungszustand und ihre Umwandelbarkeit in andere Naturkräfte haben auf das Wärmeäquivalent und auf die «Erhaltung der Energie» geführt. Schon im Altertum dachten die Philosophen an eine ewige Bewegung der kleinsten Körperteilchen, was einigermaßen an die Unzerstörbarkeit der Energie mahnt. Allein erst die mechan. Wärmetheorie hat mit Klarheit zu dem Satze von der Konstanz der Energie geführt. Vgl. R. Mayer, «Mechanik der W.» (2. Aufl. 1874), «Einleitung in die mechan. Wärmetheorie» (1874); Wüllner, «Die Lehre von der W.» (3. Aufl., Lpz. 1875); Tait, «Vorlesungen über einige neuere Fortschritte der Physik» (deutsch von Wertheim, Braunschw. 1877) und «Wärmelehre» (deutsch von Lecher, Wien 1885); Pisko, «Die mechan. Wärmetheorie (in «Unsere Zeit», Jahrg. 1876, 2 Hälfte); Rühlmann, «Handbuch der mechan. Wärmetheorie» (Braunschw. 1874—85); Clausius, «Die mechan. Wärmetheorie» (2. Aufl., 2 Bde., Braunschw. 1876—78); Zeuner, «Grundzüge der mechan. Wärmetheorie» (2. Aufl., Lpz. 1877); Hirn, «Théorie mécanique de la chaleur» (3. Aufl., 2 Bde., Par. 1876) und viele andere Werke Hirns (s. d.); Maxwell, «Theory of heat» (4. Aufl., Lond. 1875; deutsch von Auerbach, Bresl. 1877, und von Neesen, Braunschw. 1878); Tyndall, «Die W. betrachtet als eine Art Bewegung» (deutsch von Helmholtz und Wiedemann, 3. Aufl., Frankf. 1875); Cazin, «Die W.» (deutsch von Carl, Münch. 1870). Über die Erhaltung der Energie vgl. Krebs, «Erhaltung der Energie» (Münch. 1877); Stewart, «The Conservation of energy» (deutsch, 2. Aufl., Lpz. 1883); Weyrauch, «Die Erhaltung der Energie seit R. Mayer» (Lpz. 1885).

Treffen Wärmestrahlen einen Körper, so gerät dieser bereits schwingende Äther in stärkere Schwingungen als vorher. Teilt dann dieser Äther seine verstärkten Schwingungen in ausgiebiger Weise den schwingenden kleinsten Körperteilchen mit, so erhöht sich die Temperatur des Körpers, und man sagt dann, der Körper hat Wärmestrahlen absorbiert. Überträgt dagegen der schwingende Äther seine Bewegung nicht auf die kleinsten Körperteilchen, so läßt der Körper die Wärmestrahlen durch sich gehen, ohne sich durch Absorption derselben zu erwärmen. Ein Körper strahlt Wärme aus, wenn seine schwingenden Körperteilchen den umgebenden Äther in Schwingung versetzt. Die strahlende Wärme beruht also auf Ätherschwingungen, die Körperwärme auf der schwingenden Bewegung der kleinsten Körperteilchen. Wenn man einem Körper W. zuführt, so erfolgt eine Verstärkung der Bewegung seiner Moleküle, d. i. eine Temperaturerhöhung, ferner ein Verbrauch von Wärmemengen zur Überwindung der Kohäsion der Körperteilchen beim Schmelzen und Verdampfen (Vergasen) der Körper. Durch eine genügend hohe Erhitzung eines chemisch zusammengesetzten Dampfes oder Gases kann sogar eine chemische Zerlegung der Gasmoleküle eintreten; derartige Molekülzersprengungen oder «Dissociationen» sind von Saint-Claire-Deville u. a. bewirkt worden. Vgl. Naumann, «Grundriß der Thermochemie» (Braunschw. 1869) und dessen «Handbuch der Thermochemie» (Braunschw. 1882).

Die allgemeinste Quelle der W. ist die mechan. Arbeit, die in äquivalentem Maße in jene Molekularbewegung umgewandelt wird, welche W. heißt. Immer, wenn die sichtbare Bewegung der ganzen Körpermasse plötzlich oder teilweise gehemmt, also wenn mechan. Arbeit aufgewendet wird, tritt dafür W. auf, eine solche Erzeugung der W. erfolgt durch die Reibung. Dasselbe gilt für die beim gehemmten Fall, Stoß, Schlag u. s. w. scheinbar verloren gehende Arbeit; es tritt dafür W. auf. Bei der Zusammendrückung von Luft oder einem Gas und überhaupt bei jeder Verdichtung der Körper, sowie bei jeder Verminderung der Disgregation, wird ebenfalls der Arbeitsaufwand in W. umgewandelt (pneumatisches Feuerzeug). Umgekehrt wird bei jeder Dichtenverminderung eine gewisse Wärmemenge in Arbeit umgewandelt und es entsteht ein Wärmeverbrauch und dem entsprechend Abkühlung (Verdunstungskälte). Auch bei der Dampf- und Gasmaschine, ferner wenn verdichtete Luft in die atmosphärische Luft überströmt, überhaupt wenn ein Gas, sich ausdehnend, eine Arbeit leistet, tritt dafür ein Verlust von W. ein. Auch bei chem. Verbindungen, bei welchen, infolge der chem. Anziehung (Affinität), die Atome gegeneinander stürzen und Moleküle bilden, wird durch dieses Gegeneinanderstoßen der Atome W. erzeugt. Am auffallendsten erfolgt die Wärmeerzeugung bei jenen chem. Verbindungen, welche Verbrennungen (s. d.) heißen. Bei der Trennung einer Verbindung verschwindet gerade so viel W., als bei der Bildung derselben hervorgerufen wird. Die W. der tierischen Körper ist eine Folge der in ihnen vorgehenden chem. Prozesse. (S. *Wärme, tierische*.)

Die W. unserer Atmosphäre stammt von Strahlen der Sonne. Die Sonne selbst scheint ihre W. ebenfalls mechan. Prozessen zu verdanken, und zwar entweder dem Hineinstürzen von Meteoren (J. R. Mayer) oder einer Verdichtung der ursprünglich nebelhaften Sonnenmasse (Helmholtz). Ein nur geringer Teil der wärmenden Strahlen der Sonne wird bei seinem Durchgange durch die Atmosphäre sogleich absorbiert, der größte Teil trifft jedoch die Erdoberfläche und erwärmt sie. Die von der erwärmten Erdoberfläche ausgehenden

Wärmestrahlen werden von den Wasserdämpfen der niedern Luftschichten absorbiert; infolge dessen erwärmen sich jene niedrigen Luftschichten, daher ist die Luft an der Oberfläche der Erde wärmer als in größerer Höhe, wo eine nur sehr geringe Absorption der Wärmestrahlen stattfindet. Die W. wird in der Höhe um so rascher abnehmen, je mehr der Ort, wo man sie mißt, isoliert steht. So würde man z. B. in einer Höhe von 400 m über dem Meeresspiegel in einem Luftballon eine niedrigere Temperatur beobachten als auf einer Hochebene, welche unter sonst gleichen klimatischen Verhältnissen in derselben Höhe über dem Meeresspiegel läge. Diese Abnahme der Temperatur mit der Erhebung erklärt, daß selbst unter dem Äquator auf hohen Gebirgen eine Region angetroffen wird, in welcher der Schnee das ganze Jahr hindurch nicht schmilzt. Man bezeichnet die Höhe, in welcher diese Region beginnt, mit dem Namen der Schneegrenze oder Schneelinie. Wenn die Oberfläche unserer Erde überall gleichartig wäre, so würde die an einem Orte stattfindende mittlere Jahreswärme nur von der geogr. Breite desselben abhängen; durch die ungleiche Verteilung des Wassers und des festen Landes, durch die Erhebung des letztern, durch die Richtung der herrschenden Winde u. s. w. wird aber diese Regelmäßigkeit vielfach gestört werden. Die sog. Isothermen (s. d.), welche Orte von gleicher mittler Jahreswärme miteinander verbinden, weichen daher stark von den Parallelkreisen (Breitenkreisen) ab. Der erwärmende Einfluß der Sonne auf den festen Erdboden erstreckt sich nur bis zu einer geringen Tiefe. Tägliche Schwankungen in der Temperatur hören schon in 1—2 m Tiefe auf, und selbst im Laufe eines Jahres sind in einer Tiefe von ungefähr 25—30 m keine Änderungen mehr wahrzunehmen. Dringt man tiefer in die Erde ein, so steigt die Temperatur (s. Erdwärme) um so mehr, je tiefer man kommt. Im Durchschnitt steigt dieselbe für etwas über 30 m, um welche man tiefer geht, um 1° C. Man würde also schon in einer Tiefe von wenigen Meilen eine Temperatur finden, die selbst den Granit zu schmelzen vermöchte. Auf die Oberfläche der Erde hat die innere W. derselben keinen Einfluß mehr. Auch die innere Erdwärme erklärt Helmholtz durch die Verdichtung der ursprünglich aus kosmischer Nebelmasse geballten Erde.

Wärme (tierische, physiologische) oder Eigenwärme. In allen Tieren erzeugt sich während des Lebens W., die bei verschiedenen Tierklassen entweder nahezu ganz an die Umgebung abgegeben wird oder sich bis zu einem gewissen Grade im Körper ansammelt. Bei der erstern Klasse richtet sich die Körpertemperatur also nach der Temperatur des umgebenden Mittels (Luft, Wasser) derart, daß die Körpertemperatur die der Umgebung nur um wenig (1 bis 2° C.) übertrifft; solche Tiere mit schwankender Eigenwärme nennt man kaltblütige (pökilotherme) Tiere. Die andere Klasse bewahrt eine unter allen Verhältnissen der Umgebung gleichbleibende, konstante Temperatur; solche Tiere heißen Warmblüter (homöotherme Tiere); ihre Temperatur übersteigt jene des umgebenden Mittels beträchtlich (12 bis 20° C.). Zu diesen gehört der Mensch. Nicht alle Warmblüter besitzen dieselbe Eigenwärme; sie ist nach der Tierklasse verschieden. Die Säugetiere z. B. haben eine geringere Eigenwärme (37,5 bis 40° C.), die Vögel eine höhere (41 bis 44° C.). Doch hält die Eigenwärme bei jeder Tierart bestimmte enge Grenzen ein. Die Eigenwärme des gesunden erwachsenen Menschen kann im Mittel zu 37,3° C. angenommen werden; bei Kindern und Greisen ist sie um einige Zehntelgrade höher. Auch hält die Eigenwärme im Laufe des Tags nicht dieselbe Höhe, sondern macht regelmäßige Schwankungen, deren Abhängigkeit von der Nahrungsaufnahme und andern Körperzuständen sich nicht verkennen läßt. Nachts etwa um 1 Uhr nimmt sie den niedrigsten Stand ein (36,2 bis 36,8° C.), erreicht dann im Laufe des Vormittags ein erstes Maximum (37,0 bis 37,4° C.), auf welchem sie mehrere Stunden beharrt, steigt dann in den ersten Nachmittagsstunden noch etwas (37,2 bis 37,6° C.) und sinkt darauf wieder allmählich. Ebenso zeigen die einzelnen Körperprovinzen nicht dieselbe Temperatur. So ist die Eigenwärme in der Achselhöhle (wo sie von den Ärzten in der Regel gemessen wird) etwas niedriger als im After, an den unbedeckten Hautstellen (z. B. den Händen) niedriger als in der Achselhöhle. Das Blut der Leber besitzt eine höhere Temperatur, als das des Darmkanals, das zur Lunge strömende Blut der rechten Herzkammer eine höhere als das von der Lunge zurückfließende der linken Herzkammer. Während ihrer Thätigkeit besitzen die verschiedenen Organe (z. B. die Drüsen, Muskeln) eine höhere Temperatur als in der Ruhe, entzündete Organe eine schon durch das bloße Gefühl wahrnehmbare Temperatursteigerung.

Endlich bedingen auch gewisse Krankheiten eine Erhöhung der Eigenwärme des gesamten Körpers. Solche Krankheiten nennt man fieberhafte und die Erhöhung der Eigenwärme mit der Gesamtheit der zugehörigen Erscheinungen Fieber (s. d.). Nach der Höhe der Temperatursteigerung und dem Anhalten derselben wird der Grad des Fiebers beurteilt. Je höher die Temperatur und je länger die Steigerung der Eigenwärme anhält, desto schwerer ist das Fieber, um so unverträglicher mit dem Fortbestehen des Lebens. Übersteigt die Temperatur 42,5° C., so erfolgt durch Lähmung des Herzens und des Centralnervensystems der Tod, wie andererseits auch das Sinken der Eigenwärme unter 33° C. als ein lebensgefährliches Ereignis zu betrachten ist. (S. Collaps.) Die Ärzte drücken daher auch den Grad des Fiebers durch Angabe der Höhe und der Dauer der Temperatur aus. Hieraus geht hervor, von welch hoher Bedeutung für die Beurteilung der Schwere einer Erkrankung Bestimmungen der Eigenwärme sind. Gemessen wird die Eigenwärme zu ärztlichen Zwecken mittels genauer Thermometer, deren Grade in Zehntel geteilt sind. Man legt die Kugel des Thermometers in die geschlossene Achselhöhle oder auch (bei Kindern) in den After.

Daß bei den im Körper vor sich gehenden chem. Prozessen W. entwickelt wird, beruht auf dem physiol. Stoffwechsel (s. d.). Als wesentlichste Quelle der Eigenwärme sind die zahlreichen Oxydationsvorgänge, die ohne Unterbrechung im Körper stattfinden, zu bezeichnen. Auffällig und noch nicht genügend erklärt ist aber der Umstand, daß sich die Eigenwärme der Warmblüter in der Gesundheit innerhalb enger Grenzen konstant erhält; der normalen Wärmeregulierung des tierischen und menschlichen Körpers steht ein besonderes, im verlängerten Mark gelegenes Nervencentrum vor, durch dessen Einfluß der allgemeine Stoffwechsel und die hierdurch bedingte Wärmeproduktion je nach Bedarf

bald mehr bald minder energisch von statten geht. Die erzeugte W. verbleibt dem Körper keineswegs, sie wird vielmehr fortwährend in die kältere Umgebung abgegeben, was auf verschiedenen Wegen geschieht. Zunächst entzieht die kältere Luft der Haut und der Lunge fortwährend direkt W.; ebenso wirkt die Einfuhr von Nahrungsmitteln, die kälter sind als das Blut. Ein anderer Wärmeverlust findet durch die (mit Erkaltung verbundene) Verdunstung von Wasser durch Haut und Lungen und durch den Übergang der im Blut gelösten Kohlensäure in den gasförmigen Zustand innerhalb der Lungen statt. Um das Gleichbleiben der Eigenwärme zu erklären, muß man nun annehmen, daß zwischen der Wärmequelle und der Wärmeabgabe eine gegenseitige Regulierung derart besteht, daß die Wärmeabgabe vermindert wird, wenn die Wärmeerzeugung abnimmt, und daß die Wärmeerzeugung steigt, wenn die Wärmeabgabe die Eigenwärme erniedrigen würde. Im Fieber muß also eine Störung der Regulierung eingetreten sein, und zwar wird mehr W. gebildet, als der Körper verbraucht. Jede Steigerung der Eigenwärme zeigt eine Störung dieser für das Bestehen des Lebens notwendigen Regelung, Vorgänge im Körper an, welche zur Vernichtung des Organismus führen können.

Vgl. Wunderlich, »Das Verhalten der Eigenwärme in Krankheiten« (Lpz. 1870); Liebermeister, »Über Wärmeregulierung und Fieber« (Lpz. 1871).

Wärmeeffekt (absoluter), s. Brennkraft.

Wärmefärbung (Thermochrose), s. unter Diatherman.

Wärmeleitung heißt das Fortschreiten der Wärme (s. d.) von den wärmern Teilchen eines Körpers zu seinen kältern, oder zu den kältern Teilchen eines ihn berührenden Körpers. Es gibt gute und schlechte Wärmeleiter. Die erstern entziehen wärmern Körpern, mit welchen sie in Berührung kommen, in derselben Zeit mehr Wärme als die letztern. Zu den besten Wärmeleitern gehören die Metalle, und zwar steht an der Spitze das Silber, dann folgen in abnehmender Reihe: Kupfer, Gold, Messing, Zink, Zinn, Eisen, Blei, Platin, Neusilber und Wismut. Diese schwächer werdende Reihe der Metalle gilt auch für ihr elektrisches Leitvermögen. Die nicht metallischen Flüssigkeiten und Gase gehören zu den schlechten Wärmeleitern und erwärmen sich durch Strömung. (S. Wärme.)

Wärmemesser, s. Calorimeter.

Wärmequellen nennt man die Ursachen, welche Wärme erzeugen. Die allgemeinste W. ist die mechan. Arbeit, welche als Reibung, Stoß, Verdichtung, Zusammendrückung der Gase u. dgl. m. in W. umgewandelt wird. Auf diese W. läßt sich sogar die Sonnenwärme und innere Erdwärme, sowie die chem. Wärme zurückführen. Die Lebenswärme beruht auf den chem. Prozessen im Lebenden. (Vgl. Wärme.)

Wärmeschutzmittel (Wärmeschutzbekleidung), s. u. Dampfleitung.

Wärmflasche, gewöhnlich ein metallenes (zinnernes oder kupfernes) Gefäß, das mit siedendem Wasser gefüllt und dann fest verschraubt wird. Statt des Wassers hat man in neuerer Zeit für W. in Eisenbahnwagen als Füllung krystallisiertes essigsaures Natron angewendet, wodurch eine reichlichere, daher länger anhaltende Abgabe von Wärme erzielt wird. Man füllt die Flasche ein für allemal mit dem Salz und verlöthet den Stöpsel; das Erhitzen geschieht durch Eintauchen in siedendes Wasser.

Warmhäuser, s. Gewächshäuser.

Warmwasserbäder (permanente), s. u. Bad.

Warmwasserheizung, s. unter Heizung, Bd. IX, S. 73ª.

Warna, s. Varna.

Warnawin, Kreisstadt im russ. Gouvernement Kostroma, am rechten Ufer der Wetluga, mit (1883) 1222 E., die sich hauptsächlich mit Schiffbau und der Anfertigung von Holzgegenständen beschäftigen, auch Bauholz und Waldprodukte ausführen.

Warnefried (Paul), s. Paulus Diakonus.

Warneidechse, s. Waran.

Warnemünde, Flecken und Hafenplatz von Rostock im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin, liegt unmittelbar am Ausfluß der schiffbaren Warnow in die Ostsee, 14 km nördlich von Rostock, dem es gehört und unter dessen Jurisdiktion es sich befindet, ist Endstation der W.-Neustrelitzer Eisenbahn. W. hat ein Nebenzollamt und eine Station zur Rettung Schiffbrüchiger, zählt (1885) 2015 E. und ist ein stark besuchter Seebadeort (über 6000 Fremde), sowie Winterkurort für Nervenleidende. Vgl. Mahn, »W.« (Wismar 1880).

Warnerius, ital. Jurist, s. Irnerius.

Warneton, vläm. Waesten, Stadt im Bezirk Ypern der belg. Provinz Westflandern, an der Lys und an der franz. Grenze, Station der Linie Comines-Armentières der Belgischen Staatsbahnen, mit 3585 E., die Ackerbau und Gerberei treiben.

Warnkönig (Leop. Aug.), deutscher Rechtslehrer und Geschichtsforscher, geb. 1. Aug. 1794 zu Bruchsal, studierte zu Heidelberg und ging dann nach Göttingen, wo er Privatdocent und außerordentlicher Beisitzer des Spruchkollegiums wurde. Im J. 1817 folgte er einem Rufe als Professor der Rechte nach Lüttich, wo er mit mehrern Professoren der Rechtsschule zu Paris die Zeitschrift »Thémis, ou bibliothèque du jurisconsulte« herausgab. Im J. 1827 erhielt er den Lehrstuhl der Pandekten in Löwen, wurde zwar infolge der belg. Revolution mit den übrigen nichtbelg. Professoren pensioniert, aber schon 1. Jan. 1831 wieder als Professor der Rechte in Gent angestellt. Im J. 1836 wurde er Professor der Rechte an der Universität zu Freiburg, von wo er 1844 nach Tübingen ging. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er in Stuttgart, wo er 19. Aug. 1866 starb.

Als W.s Hauptwerke sind hervorzuheben die »Flandr. Staats- und Rechtsgeschichte« (3 Bde., Tüb. 1834—39) und die in Gemeinschaft mit Stein bearbeitete »Franz. Staats- und Rechtsgeschichte« (3 Bde., Bas. 1845—48). Sonst sind noch zu nennen: »Institutionum sive elementorum juris Romani privati libri VI« (Lütt. 1819; 4. Aufl., Bonn 1860), »Versuch einer Begründung des Rechts durch eine Vernunftidee« (Bonn 1819), »Commentarii juris Romani privati« (3 Bde., Lütt. 1825—29), »Recherches sur la législation belge au moyen âge« (Gent 1834), »Histoire externe du droit romain« (Brüss. 1836), »Histoire du droit belgique pendant la période franke« (Brüss. 1837), »Beiträge zur Geschichte und Quellenkunde des lütticher Gewohnheitsrechts« (Freiburg 1838), »Rechtsphilosophie als Naturlehre des Rechts« (Freiburg 1839), »Vorschule der Institutionen und Pandekten« (Freiburg 1839), »Jurist. Encyklopädie« (Erlangen 1853), »Histoire des Carolingiens« (mit Gerard, 2 Bde., Lpz. 1863), »Don Carlos« (Stuttg. 1864).

Warnow, Fluß in Mecklenburg-Schwerin, entspringt 10 km nördlich von Parchim bei dem Dorfe Grebbin, fließt zuerst nordwestlich, dann nordöstlich, wird bei Bützow auf 60 km abwärts schiffbar, nimmt hier rechts die Nebel auf, berührt Schwaan, wird bei Rostock auch für Seeschiffe fahrbar, durchfließt den See Breitling und mündet bei Warnemünde nach einem Laufe von 128 km in die Ostsee.

Warnsdorf, Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Rumburg, an der Mandau, nahe der sächs. Grenze, Knotenpunkt der Böhmischen Nordbahn (Linie Kreibitz-W.) und der Sächsischen Staatsbahn (Linie Bischofswerda-Zittau), hat ein Bezirksgericht, eine Fachzeichen-Webschule, ein Waisen- und Krankenhaus und zählt (1880) 15162 E., welche große Leinen- und Baumwollwarenfabriken unterhalten und starken Handel treiben.

Warpen heißt ein Schiff mit Hilfe von Ankern vorwärts bewegen (im Hafen, auf Reeden oder sonstigen seichten Gewässern). Man bringt zu diesem Zwecke einen leichten Anker (**Warpanker**) mit einigen hundert Metern Tau nach der gewünschten Richtung aus und zieht das Schiff mit Menschenkraft oder Ankerwinden dorthin, um eventuell in dieser Weise fortzufahren.

Warragal, s. Dingo.

Warragonggebirge oder Australische Alpen, s. unter Australien, Bd. II, S. 258.

Warrant (engl.), ein Schein, der über eine bestimmte, in einem Lagerhause aufbewahrte Ware ausgestellt ist und im Verkehr diese Ware dergestalt repräsentiert, daß dieselbe durch Übertragung des W. (mittels Indossierung) verkauft und durch Verpfändung desselben auch zur Beschaffung von Lombardkredit benutzt werden kann. Dieses wichtige Hilfsmittel zur Erleichterung des Warenumsatzes und Warenkredits ist zuerst in den englischen Docks (daher Dock-Warrant) bei Einfuhrwaren in ausgedehntem Maße zur Anwendung gekommen. Der Käufer erhält dort bei den großen Auktionen nach einer Abschlagszahlung zunächst nur eine sog. Weight note und der W. wird ihm erst nach vollständiger Zahlung eingehändigt. Von großer Wichtigkeit sind in Schottland die W. über Roheisen, das in privaten Lagerhäusern liegt und einen Gegenstand ausgedehnter Spekulationen bildet. In Frankreich wurden zuerst 1848 sog. Magasins généraux errichtet, die nach dem Gesetz von 1858 über jede eingelagerte Warenmenge zwei Scheine ausgeben, ein «Récépissé», durch dessen Indossierung die Ware verkauft wird, und ein speziell W. genanntes «Bulletin de gage», das zur Verpfändung derselben (ebenfalls mittels Indossierung) dient. Nach der ersten Indossierung hat dieses W. vollständig den Charakter eines Wechsels. Auch in Österreich, Ungarn, Italien, Holland, Belgien gibt es ausführliche gesetzliche Bestimmungen über die W. und Lagerhäuser, während in Deutschland dieser Gegenstand nur ganz kurz im Handelsgesetzbuch (besonders Art. 302) berührt ist und ein eigentliches Warrantgesetz nicht besteht. Vgl. Hecht, «Die W.» (Stuttg. 1884).

Warreh oder Wari, Stadt in Benin (s. d.).

Warren (Samuel), engl. Romanschriftsteller und Rechtsgelehrter, geb. 23. Mai 1807 zu Racre in Denbighshire (Wales), bezog 1826 die Universität Edinburgh, ging 1828 nach London, wo er im Inner-Temple die Rechte studierte, und trat 1831 als Privatkonsulent (Special Pleader) auf. In «Blackwood's Magazine» erschienen 1830 die ersten Kapitel seiner «Passages from the diary of a late physician», die 1832 als Werk herauskamen und sich durch Lebendigkeit der Darstellung, Naturwahrheit und psychol. Interesse auszeichnen. Für dieselbe Zeitschrift begann er 1839 den Roman «Ten thousand a year», sein populärstes Werk. Nach längerer Pause ließ W. 1847 den Roman «Now and then» (3 Bde.) erscheinen, der aber das Publikum nicht ganz befriedigte. Unterdessen hatte W., seit 1837 als Barrister, seine amtliche Thätigkeit fortgesetzt und erlangte 1851 die Würde eines Queen's Counsel. Vom Ministerium Derby ward er 1852 zum Syndikus (Recorder) von Hull ernannt; 1856 und 1857 wurde er ins Parlament gewählt, resignierte aber schon 1859, als der konservative Lordkanzler Chelmsford ihm das Amt eines Master in Lunacy (d. h. eines Richters in dem besonders für Verhandlungen über die Fälle von Irrsinn bestimmten Gerichtshofe) übertrug. Er starb zu London 29. Juli 1877. Verdienste als jurist. Schriftsteller hat W. sich besonders durch die «Popular and practical introduction to law studies» und «Blackstone systematically abridged» (Lond. 1857) erworben, die nicht nur in England, sondern auch in Amerika als Lehrbücher geschätzt sind. Außerdem veröffentlichte er 1853 die in der litterarisch-philos. Gesellschaft zu Hull gehaltene Vorlesung: «The intellectual and moral development of the present age». Eine Auswahl seiner kleinern Schriften erschien 1854 unter dem Titel «Miscellanies, critical, imaginative and juridical»; eine «People's Edition» seiner belletristischen Werke erschien 1853—54 in 18 Bänden.

Warrington, Parlamentsborough, Municipal- und bedeutende Fabrikstadt in der engl. Grafschaft Lancaster und Chester, am Flusse Mersey, durch einen Kanal mit Liverpool und Manchester verbunden, bedeutender Eisenbahnknotenpunkt der London and North-Westernbahn, liegt in einer dicht mit Fabriken bedeckten Gegend. Der Ort hat enge Straßen, auf dem Marktplatze alte bemerkenswerte Holzhäuser, ein Rathaus, eine Markt- und zwei Tuchhallen, ein Zellengefängnis, eine Lateinschule, ein Handwerkerinstitut, ein Museum und eine Kupferstichschule und zählt (1881) 41456 E., welche in 140 Fabriken und 100 Werkstätten Baumwoll- und Glaswaren, Maschinen, Feilen und Handwerkszeug, Seile, Leim, Papier, eiserne Dampfschiffe u. s. w. fabrizieren und mit den Erzeugnissen dieser Industrie, sowie mit Malz und Flachsfabrikaten bedeutenden Handel treiben. Nur 11 km nordwestlich liegt Saint-Helens (s. d.).

Warschau (poln. Warszawa, frz. Varsovie, engl. Warsaw), Hauptstadt des ehemaligen Königreichs Polen, jetzt des russ. Generalgouvernements der Weichsellande und des Gouvernements W., am linken Ufer der schiffbaren Weichsel, ist Sitz des Generalgouverneurs des Königreichs, der zugleich Generalkommandant der Truppen des Polen umfassenden (fünften) warschauer Militärbezirks ist, eines Civilgouverneurs, Generaloberpolizeimeisters, Stadtpräsidenten, Kurators des warschauer Lehrbezirks, einer Oberrechnungskammer, Gerichtskammer, sowie des röm.-kath. und des griech.-orthodoxen Erzbischofs, des luth. und reform. Konsistoriums für Polen. Die Stadt besteht aus der Altstadt und der Neustadt, sowie einer Anzahl Vorstädte, und ihr Gesamtumfang beträgt 20 km.

Eine 1859—64 erbaute, 500 m lange eiserne und eine 1876 vollendete Eisenbahnbrücke führen über die Weichsel. Die Stadt hat sich in der neuesten Zeit ungemein verschönert. Die hölzernen Häuser verschwinden immer mehr, und W. gehört in manchen Stadtteilen, wie der Krakauer Vorstadt, der Neuen Welt und der Marschallstraße, zu den schönsten Städten Europas mit Prachtbauten und imposanten Straßen. Die Stadt besaß bisher an 4554 Häuser. Mit Pappeln oder Kastanien besetzte Promenaden sind die sehr lange und breite Jerosimer Allee und die Ujasdower Allee. Von den öffentlichen Spaziergärten ist der Sächsische Garten, 1721 vom König August II. (Kurfürst von Sachsen) angelegt, unstreitig eine der schönsten Anlagen dieser Art in Europa. An denselben stößt der Sächsische Platz mit einem marmornen Obelisk zu Ehren der 1830 dem russ. Kaiser treu gebliebenen Polen. Der



Topographische Lage von Warschau.

Festungswerken nur an ihrem untern Ende die 1832—35 erbaute, umfangreiche Alexanderscitadelle (mit einem Monument Alexanders I.) und auf dem rechten Stromufer unterhalb Pragas einen starken Brückenkopf (Fort Sliwicki) mit Montalembertschen Türmen; 1883 wurde jedoch ein Kranz von vorgeschobenen Außenwerken in Angriff genommen; elf dieser detachierten Forts sind für das linke, vier für das rechte Weichselufer (Pragaer Seite) geplant. Von der großen Weichselbrücke haben die Forts einen durchschnittlichen Abstand von 5—7 km. W. hat ein Marsfeld und 12 öffentliche Plätze, 8 Thore und zweite öffentliche Garten, der Krassinskische, ist nur halb so groß als der Sächsische. Eine dritte Anlage ist der 1867 eröffnete Konstantinsche Square. Alle drei Spaziergärten sind mit Springbrunnen, die beiden ältern auch mit Mineralwasseranstalten versehen. Vom Platze Sigismunds III. (mit dem ehernen Standbilde dieses Königs) hat man eine schöne Aussicht auf die neue eiserne Brücke und das königl. Schloß. Letzteres ist das größte und schönste Gebäude W.s. Auch der Theaterplatz gewährt einen herrlichen Prospekt auf das Theater und das Rathaus. Den kleinern Platz an der Ausmündung der

Krakauer Vorstadt in die Neue Welt schmückt die Marmorstatue des Kopernikus von Thorwaldsen (seit 1829); vor dem Radziwillschen Palais (jetzt Bureau des Civilgouverneurs) steht die Marmorstatue des Fürsten Paskewitsch.

Das königl. Schloß ist ein zweistöckiges Quadrat, das auf einer die Weichsel beherrschenden Anhöhe steht, von Sigismund III. erbaut ward, aber den Königen August II. und Stanislaw August seine Pracht verdankt. Das Schloß enthält prächtige Säle, den frühern Senatorensaal, die ehemalige Landbotenstube mit Gemälden und Skulpturwerken, eine Bibliothek, das poln. Archiv, und stößt an einen schönen Garten und den Dom. Ferner sind zu erwähnen der Sächsische Palast nebst Garten, wo die beiden Auguste Hof hielten, der ehemalige Brühlsche Palast, den Großfürst Konstantin bewohnte, ferner das Squarzowsche Palais, das Palais des Statthalters, das des Grafen Potocki, das Grodzickische, das Krasinskische, das August-Potockische, das Uruskische, das Kasmirowskische Palais (1818—29 Universität, dann Hauptschule, seit 1869 wieder Universität); ferner der Palast der ehemaligen Philomathischen Gesellschaft (1831 von der russ. Regierung konfisziert und seit 1864 russ. Gymnasium), die beiden Andreas Zamoyskischen und das Kossakowsche Palais auf der Neuen Welt u. s. w. Am Südende der Stadt liegt das Lustschloß Belvedere, einst Asyl des Grafen von Provence (Ludwigs XVIII.) und Sommeraufenthalt des Großfürsten Konstantin, mit engl. Park. Unter den öffentlichen Gebäuden sind noch hervorzuheben die Bank, mit der daranstoßenden, aber 1865 aufgehobenen Schatzkammer; die Post, das Rathaus, das umfangreiche Theaterpalais, zwei Theater enthaltend; das Mostowskische Palais (bis 13. Juli 1868 Sitz der Kommission des Innern), das Primassowsche Palais, das Appellationsgericht u. s. w. Von den zahlreichen milden Stiftungen verdienen besonders die Hospitäler Zum Kindlein Jesu für 800 Kranke, mit einem Findelhause, des Heiligen Geistes, des heil. Rochus, des heil. Lazarus (für Syphilis), des heil. Johannes (für Geisteskranke), das evang. und das israel. Hospital, das Kleinkinderkrankenhaus, der Wohlthätigkeitsverein, das Taubstummeninstitut, die Irrenanstalt, das ophthalmolog. Institut u. s. w. Erwähnung. An gottesdienstlichen Gebäuden besitzt W. 21 kath. Kirchen, 2 russ.-griech., 2 luth. Kirchen, sowie 1 große Synagoge und eine reform. Kirche (1879—82 gebaut). Die ausgezeichnetsten Kirchen sind: die 1360 gegründete kath. Kathedrale St. Johannis in der Altstadt, mit dem königl. Schlosse durch Korridors verbunden, zwei schöne Gemälde und Gräber berühmter Polen enthaltend; die 1842 vollendete prachtvolle griech. Kathedrale, die in modernem Stil aufgeführte, ziemlich in der Mitte der Stadt gelegene luth. Kirche, eins der vorzüglichsten Gebäude der Stadt; die Heilige-Kreuzkirche, 1695 vollendet, mit herrlicher Façade und schönen Gemälden; die 1681 erbaute Kapuzinerkirche mit dem prachtvollen Marmordenkmal Johanns III., die Alexanderkirche und die ganz neue große Kirche Allerheiligen.

An wissenschaftlichen Anstalten besitzt W. zunächst eine Universität, die, 1816 gegründet, 1832, wo sie bereits 6—700 Studenten zählte, aufgehoben, aber durch Reskript vom 11. Sept. 1864 wiederhergestellt wurde. Sie hat vier Fakultäten (medizinische, juristische, philologische und physiko-mathematische) und wird von 800 bis 900 Studenten besucht. Zu derselben gehören (1832—64 der Stadt überlassen) die Bibliothek (72716 Werke in 120673 Bänden, 497 Handschriften u. s. w.), 16 Museen und Laboratorien, die Sternwarte (38° 41′ 25″ östl. L. von Ferro und 51° 14′ nördl. Br.), der botan. Garten. Die Polytechnische Schule und mehrere andere Institute sind längst eingegangen, 1861 auch die Kunstschule und das 1816 gegründete Institut für Landwirtschaft und Forstwesen geschlossen worden. Sonst bestehen zu W. noch neben den Elementarschulen 6 Gymnasien, 1 Realgymnasium, 2 Progymnasien, 1 städtische Schule, 1 Lehrerseminar, 4 weibliche Gymnasien, 1 Progymnasium, 1 Veterinärschule und 1 Zeichenschule, außerdem 1 Handelsakademie und das 1860 von Kontski begründete Konservatorium, die permanente Bilderausstellung der Gesellschaft zur Beförderung der schönen Künste u. s. w. W. ist der Hauptsitz der wissenschaftlichen Bildung für ganz Polen.

Die Zahl der Einwohner belief sich 1820 auf 104346, 1850 auf 163301 und 1886 auf 431864 E., darunter 255892 Katholiken, 17492 Protestanten, 11957 griech. Katholische, 146216 Juden. Die Lage der Stadt inmitten des Kontinents im Knotenpunkte wichtiger Eisenbahnen läßt noch ein weiteres Aufblühen von Fabrikthätigkeit und Handel erwarten; 1848 wurde die Warschau-Wiener Bahn, 1856 die Linie nach Lodz und Bromberg, 1862 die Petersburger, 1867 die von dem Bankier Kronenberg angelegte Linie Warschau-Terespol und 1877 die von demselben ausgeführte Weichselbahn (Kowel-Mlawa) eröffnet. Die Warschau-Wiener und Warschau-Petersburger Bahn wurden 1867 mittels einer durch die Stadt laufenden Pferdebahn unmittelbar verbunden; seit einigen Jahren durchkreuzen die Stadt neu eingerichtete Pferdebahnen. W. besitzt (1877) 243 Fabriken mit 12226 Arbeitern, welche für 21135129 Rub. produzierten, vorzüglich Tabak, Branntwein, Bier, Öl, Wagen, musikalische Instrumente, Maschinen, Gold- und Silberwaren, Gas, chem. Fabrikate, Seife, Tuch, Hüte, Strümpfe, Handschuhe, Möbel, Leder. Die Stadt hat wöchentlich große Getreide-, Vieh- und Pferdemärkte, jährlich einen bedeutenden Wollmarkt und zwei Messen. Dies, die Vorzüge als Hauptstadt, die Lage an der schiffbaren Weichsel und im Centrum der Landstraßen und Eisenbahnen machen W. zum Mittelpunkte des ganzen poln. Binnenhandels, den außerdem eine Filiale der Russischen Reichsbank, die Warschauer Handelsbank, die Discontobank, die Börse, die Kredit-, Assekuranz- und andere Anstalten begünstigen. Die Bank unterstützt zugleich den Bergbau und die Landwirtschaft. Eine warschauer Aktiengesellschaft hat die Weichseldampfschiffahrt ins Leben gerufen. Die unmittelbare Umgebung der Stadt ist mehr durch Kunst als von der Natur ausgestattet und bietet eine Menge Vergnügungsorte, Villen, Lustschlösser, Gärten und Parkanlagen dar. Unweit der Stadt liegen der Lustort Lazienki, in dessen Park mehrere kleine Paläste und das kaiserl. Lustschloß Lazienki erbaut sind, einst Sommeraufenthalt des Königs Stanislaw August; der Kaninchengarten oder Krolikarnia, ein Tiergarten mit der gleichnamigen geschmackvollen Villa, die eine sehr bedeutende Bildergalerie enthält; Mokotów mit einem großen Garten, Teichen und schönen Sommerhäusern, und das Dorf Wola (s. d.). Ferner 7 km von der Stadt

das Wäldchen **Marymont** mit einem Palast; das Dorf **Willanów** (s. d.); das Dorf **Bielany** an der Weichsel mit einem Camaldulenserkloster in einem schönen Walde; das schöne Dorf **Jablonna** an der Weichsel mit einem Park und Schlosse, einst dem Fürsten Joseph Poniatowski gehörig.

W. wird urkundlich erst 1224 erwähnt, erscheint aber 1339 bereits ummauert und war meistenteils die Residenz der Herzöge von Masovien bis zu deren Erlöschen 1526. Um 1550 nahm es König Sigismund II. August zu seiner Residenz, und seit 1573 wurden bei dem nahen Wola die Könige von Polen erwählt. Aber erst 1609 ward es durch Sigismund III., statt Krakau, das dessenungeachtet auch später die Krönungsstadt blieb, förmlich zur königl. Residenz erhoben, an die sich fortan die meisten denkwürdigen Begebenheiten des poln. Reichs knüpften. Im Aug. 1655 ergab sich W. an Karl X. Gustav von Schweden, ward dann im folgenden Jahre von König Johann Kasimir wiedererobert, ergab sich aber zum zweiten mal durch Kapitulation infolge der Niederlage dieses Königs in der 28. bis 30. Juli 1656 vor W. gelieferten großen dreitägigen Schlacht gegen Karl X. und dessen Bundesgenossen, den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Unter den sächs.-poln. Königen wurde W. durch neue Prachtbauten und den Luxus des oft hier residierenden Hofs sehr verschönert und belebt, litt aber dafür während des Nordischen Kriegs ungemein, indem es bald von den Sachsen und Polen, bald von den Russen oder den Schweden besetzt war. W. sah sich 1764—74 und wiederum 1793 von den Russen besetzt. In dem Aufstande vom 17. bis 18. April 1794 wurde die russ. Besatzung niedergemetzelt und vom 9. Juli bis 6. Sept. 1794 die Stadt von den Preußen vergeblich belagert; sie kapitulierte aber 5. Nov. nach der blutigen Erstürmung von Praga (s. d.) an die Russen unter Suworow. Durch die dritte Teilung Polens ward W. preußisch und blieb es bis 1806, wo es 28. Nov. die Franzosen besetzten. Seit dem Tilsiter Frieden galt W. als Hauptstadt des nach ihm benannten Herzogtums. Am 8. Febr. 1813 nahmen es die Russen in Besitz. Die große poln. Revolution begann mit dem Aufstande von W. 29. Nov. 1830 und endete mit der Bestürmung der Stadt am 6. und 7. und mit der Kapitulation 8. Sept. 1831 an Paskewitsch. In der neuern Zeit wurden zu W. wiederholt diplomatische Konferenzen gehalten.

Vgl. «Encyklopedya Powszechna» (Bd. 26, Warsch. 1867); Wejnert, «Starozytności Warszawy» (3 Bde., Warsch. 1854); Jaworski, «Kalendarz Ilustrowany» (Warsch. 1868—76).

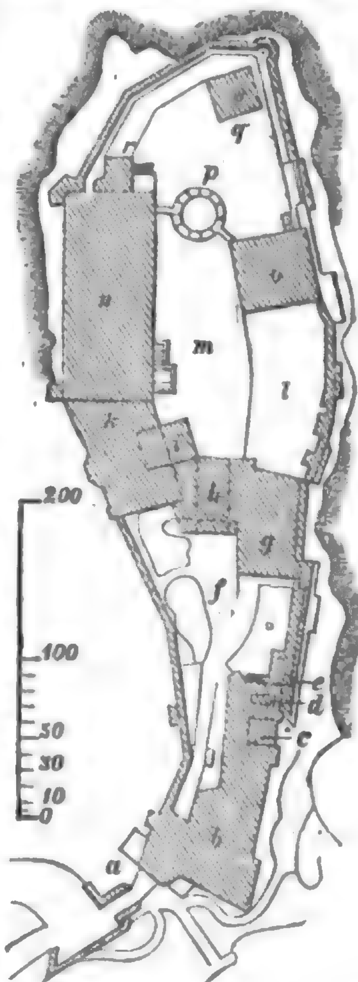
Das **Gouvernement Warschau** zählt (1882) auf 14562 qkm 1343024 E. und zerfällt in 13 Kreise. — Das **Herzogtum Warschau** wurde 1807 durch diejenigen Teile des ehemaligen Polen gebildet, die im Frieden zu Tilsit von Preußen abgetreten werden mußten, jedoch mit Ausnahme von Bialystock, das an Rußland kam. Das Herzogtum umfaßte anfangs 101866 qkm mit 2200000 E. und war in die Depart. Posen, Kalisch, Plock, W., Lomza und Bromberg geteilt. Durch den Wiener Frieden von 1809 kam noch Westgalizien dazu, das Österreich abtreten mußte. Letzteres wurde in die Depart. Krakau, Radom, Lublin und Siedlce geteilt, und das Herzogtum umfaßte nun 154176 qkm mit 3780000 E. Zum Herzog von W. ernannte Napoleon I. den König Friedrich August von Sachsen, der es aber schon Ende 1812 infolge der Vernichtung der Franzosen in Rußland und Polen verlor.

Warstein, Flecken im preuß. Regierungsbezirk und Kreis Arnsberg, am Westerbach in schönem Thal, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 2630 E. und hat ein Eisenhüttenwerk, Puddlings- und Hammerwerk, Strohpappenfabrik, Sägemühlen und mehrere Eisenerzgruben.

Warta, Stadt im Gouvernement Kalisch, Kreis Sjerads, im russ. Polen, am rechten Ufer der Warta, mit 4490 E., ist eine ziemlich gewerbreiche Stadt und besitzt Leinen- und Tuchfabriken, sowie auch Wollspinnereien. [Wartberg.

Wartberg (Hermann von), s. **Hermann von**

Wartburg, Bergschloß über der Stadt Eisenach (s. d.) im Großherzogtum Sachsen-Weimar, in reizender Lage, am Nordwestrande des Thüringerwaldes gelegen, welcher hier von zahlreichen breitern und schmälern Thälern durchschnitten wird, sodaß die Gegend die größte Mannigfaltigkeit und eigentümliche Schönheit erhält. Die Burg wurde wahrscheinlich 1067—73 von Graf Ludwig dem Springer auf einem nach allen Seiten stark abschüssigen Bergrücken erbaut. Der Name W. soll nach der Sage daher kommen, daß Graf Ludwig der Springer, als er auf einer Jagd an den Ort kam, wo jetzt die Burg steht, von der Schönheit der Aussicht überrascht, ausgerufen haben soll: «Warte, Berg, du sollst mir eine Burg werden»; nach andern soll der Name daher kommen, daß sie auf dem Wateberg, eigentlich Wuotansberg, liegt.



Der beistehende **Grundplan** dient zur Veranschaulichung der W. Noch umzieht die einfache aber hohe ursprüngliche Ringmauer (cingel) den obern Felsrand, an dessen schmalster Stelle gegen Norden ein Thorturm über dem Eingang, der Pforte, errichtet ist, um diese sowie auch die davorliegende Zugbrücke a zu schützen. Durch diese einzige schmale Pforte gelangt man in die Vorburg und dort zunächst in das Ritterhaus b, mit seinen Wachträumen und der Wohnung der fremden Ritter, jetzt der des Kommandanten. Daran reihen sich rechts einige Ökonomieräume und über diesen liegen die Zimmer, deren eins, das berühmte Lutherstübchen c, noch unverändert erhalten wird, wie es Martin Luther vom Mai 1521 bis März 1522 bewohnte und dort das Neue Testament

übersetzte. Anstoßend an dieses Lutherzimmer wurden 1872 drei Räume, die sog. Reformationszimmer, hergerichtet und mit Gemälden von Pawels und Thumann geschmückt. Dem Lutherzimmer gegenüber liegt das Pirkheimerstübchen d und nächst diesem das Eseltreiberstübchen e. Vom Ritterhause links und rechts zieht sich die Ringmauer südwärts bis zu den drei Gebäuden hin, welche den Abschluß der Vorburg f von der eigentlichen Hofburg m bilden. Auch diese Ringmauer war ursprünglich nur mit Zinnen und einem Zinnengang versehen, welcher aber seit Erfindung der Feuerwaffen überdacht wurde und den Namen Letze erhielt, jetzt heißt er der Margaretengang und stellt die innere Verbindung mit der Hofburg her. In dieser steht noch das großartige Landgrafenhaus, auch der Palas, Muishaus oder das Hohe Haus n genannt, welches teilweise zur Wohnung des Fürsten, hauptsächlich aber zur Hofhaltung bestimmt war, und daher außer Keller, Küche und Speiseraum in dem untern Stocke, in dem zweiten dagegen einen großen Saal (Söller oder Rittersaal) zu Versammlungen und Festlichkeiten enthielt, zu welchem man unmittelbar vom Hofraume aus auf einer Freitreppe (den Gräden) hinaufstieg. An das Landgrafenhaus schloß sich gegen Norden die Kemenate der Landgräfinnen k nebst dem Bergfried i (dem Hauptturm, Wartturm) der Burg an. Dem Palas gegenüber lag ein ursprünglich einstöckiges Gebäude, der Marstall o, und nächst diesem befand sich die große Cisterne p und der Burggarten l. Zu diesen Hauptteilen der Hofburg gelangte man durch eine mächtige, feste Thorhalle h, welche östlich mit der Kemenate, westlich mit der Dirnitz g, d. h. einem durch Ofen heizbaren zweiten Palas, vom J. 1319, in Verbindung stand, an der Stelle, wo sich ursprünglich eine Kapelle befunden hatte, welche bei der Belagerung der Burg zerstört worden war, weshalb Friedrich der Gebissene die Kapelle in das Landgrafenhaus verlegen und statt ihrer die Dirnitz erbauen ließ. An der Südseite der Burg lag der Zwinger q und in demselben der zweite Turm s, ein Backhaus und ein Bad r.

So war die Anlage und Einrichtung der W. im edeln romanischen, d. h. Rundbogenstil, des 11. Jahrh. geschaffen und blieb es unter den Landgrafen, nur hatte Ludwig I. (1123—40) auf dem Landgrafenhause ein drittes Stockwerk als großen Fest- und Waffensaal errichten lassen. Der kunstliebende Landgraf Hermann I. (1190—1216) versammelte 1206 die damals berühmtesten Sänger auf der W. und gab dadurch Anlaß zur Sage vom Sängerkrieg und vom Meister Klingsor.

Bis zum Tode Heinrich Raspes (1247) war die W. die Residenz der Landgrafen geblieben; als nach Beendigung des Thüringischen Erbfolgekriegs das Land an Markgraf Heinrich den Erlauchten aus dem Hause Wettin gefallen war (1264), übergab der Markgraf Thüringen seinem Sohne Albrecht dem Entarteten, welcher seinen Sitz wieder auf der W. nahm. Im J. 1317 schlug der Blitz in den Hauptturm, beschädigte diesen und die daranstoßende Kemenate stark und zerstörte den dritten Stock des Landgrafenhauses. Friedrich ließ die Kemenate neu erbauen, aber nur aus Fachwerk, der Turm erhielt ein spitzes Ziegeldach und der Festsaal des Landgrafenhauses ward wiederhergestellt und mit Gemälden der Thaten Friedrichs geschmückt. Friedrich der Friedfertige vertauschte 1406 die W. als Residenz größtenteils mit Gotha, Weimar und Weißensee. Da nach seinem Tode Thüringen an die meißener Linie des Hauses Wettin zurückfiel, hörte die W. auf Residenz zu sein und wurde als Amtssitz nun von einem Amtmann oder Schloßhauptmann bewohnt. Die Burg ging ihrem Verfall rasch entgegen, doch wurden 1507 unter Friedrich dem Weisen Reparaturen an den Gebäuden vorgenommen, und wahrscheinlich erhielt damals das Ritterhaus auch den Anbau, in welchem dann Martin Luther 1521 eine Zufluchtsstätte fand. Im Landgrafenhause hatte die untere Etage bis dahin die Räume für den täglichen Verkehr enthalten, in der Mitte den Speisesaal mit großem Herde, rechts das Zimmer der Frauen, links den Aufenthaltsort der Männer, daneben einige schmale gewölbte Räume als Schlaf- und Wachtzimmer. Das zweite Stockwerk bestand aus dem Geschäfts- und Wohnzimmer der Landgrafen und aus dem mittlern Saale, vor welchem eine Galerie mit offenen Arkaden hinzog. Das alles wurde 1552 geändert, der mittlere Saal wurde durch eine eingeschobene Balkenlage in zwei Etagen geteilt und in jeder derselben drei Zimmer eingerichtet, neue Fenster eingebrochen, an die Stelle der ursprünglichen Freitreppe trat eine überdachte Holztreppe und die schönen romanischen Arkaden wurden vermauert. Wiederholt entstandene Brände füllten später den Burghof und die untern Räume des Landgrafenhauses mit Brandschutt und die Burg verwaiste immer mehr bis zum J. 1790, wo Herzog Karl August an Stelle der baufälligen Kemenate der Landgräfinnen ein modernes steinernes Gebäude errichten ließ, welches auch einmal kurze Zeit von Goethe bewohnt worden ist.

Eine neue schönere Zeit begann für die Burg erst 1835, wo der damalige Erbgroßherzog Karl Alexander, der jetzige Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach, den Entschluß faßte, die W. womöglich in ihrer ursprünglichen Gestalt wieder erstehen zu lassen. Von mehrern Entwürfen wurde der des Professors von Ritgen in Gießen angenommen. Nachdem Ritgen die J. 1847—50 zu gründlichen Studien und zugleich zur Sicherung der alten Mauern durch die nötigen Unterfahrungen und Verankerungen benutzt hatte, wurden 1851 die Restaurationsarbeiten begonnen, die jetzt (1886) im wesentlichen zum Abschluß gebracht sind; nur die dritte Etage des Ritterhauses und der obere Teil des Thorturms sind noch nicht wiederhergestellt. Der schwierigste Teil war die Herstellung der dritten Etage des Landgrafenhauses, des großen Festsaals, dessen schwache Mauern nur zur Hälfte noch standen und der durch Maler Welter aus Köln mit bunten Ornamenten prachtvoll ausgeschmückt wurde. Nun folgte der Wiederaufbau des Bergfrieds und hierauf die Ausmalung des Landgrafenzimmers mit sieben Fresken von Moritz von Schwind, der Galerie des zweiten Stocks mit Darstellungen aus der Geschichte der heil. Elisabeth und den sieben Werken der Barmherzigkeit, und zuletzt des Mittelsaales mit dem großen Gemälde vom Sängerkriege, alles von von Schwind. Die Sängerlaube am Saal verzierte Rudolf Hofmann nach den Skizzen von Ritgens. Dann folgte die Wiederherstellung der Kapelle mit der Lutherkanzel und mit Auffrischung der alten Wandmalereien; die Kemenate wurde als Wohnung des Herrn und der Herrin der Burg wieder eingerichtet und durch von Ritgen und Welter

ausgeschmückt. Die Dirnitz, welche bis auf die Spuren ihrer Grundmauer verschwunden war, wurde 1867 neu aufgeführt. Sie enthält im Erdgeschoß den Waffensaal mit einer sehr wertvollen Sammlung mittelalterlicher Rüstungen, in der Etage darüber befinden sich die Zimmer für die jüngern Glieder der großherzogl. Familie. Das Burggärtchen prangt wieder wie ehemals mit dem schönsten Blumenflor und der alte Marstall, das spätere Brauhaus, ist jetzt in ein sehr wohnliches Haus für die Cavaliere umgewandelt worden, dessen zierlicher Holzbau bemerkenswert ist. An der Südseite des Landgrafenhauses, da wo das Bad stand, ist jetzt ein Bärenzwinger. Im Ritterhaus der Vorburg wurde die Wohnung des Kommandanten geschmackvoll im spätgot. Stile eingerichtet, in dem obern Stockwerke aber reihen sich an das alte kleine Lutherstübchen jetzt die drei sog. Reformationszimmer im Stile der Zeit Luthers durch Pawels, Thumann und Linnich mit Gemälden aus dem Leben Luthers geschmückt.

Von ältern Beschreibungen der W. sind zu nennen: Koch (Eisenach u. Lpz. 1710), Thon (Eisenach 1826), J. W. Storch (Eisenach 1837), Puttrich, «Denkmale» (Bd. 2, Lpz. 1847). Neuere Beschreibungen finden sich bei Polack, «Die Landgrafen von Thüringen. Zur Geschichte der W.» (Gotha 1865); von Arnswald und Schmidt, «Zur Geschichte der W. und Eisenach» (Eisenach 1882); Schwerdt und Jäger, «Eisenach und die W.» (Eisenach 1871); von Ritgen, «Der Führer auf der W.» (3. Aufl., Lpz. 1876).

Wartburgfest nennt man das 18. Okt. 1817 auf der Wartburg (s. d.) gefeierte Fest, welches durch eine Aufforderung der Burschenschaft zu Jena an die Studenten aller deutschen Hochschulen zur Beteiligung an der dritten Säkularfeier der Reformation veranlaßt worden war. Mehrere hundert Studenten von 12 Universitäten wählten einen Ausschuß von 24 Mitgliedern. Auch die Professoren Fries, Oken und Kieser von Jena, sowie der damalige Professor und nachmalige sachsen-weimarische Staatsminister Schweizer nebst vielen ehemaligen akademischen Bürgern beteiligten sich bei dem Feste, und der Großherzog von Sachsen-Weimar, der hochsinnige Karl August, hatte alles, was man erwarten durfte, zur Förderung desselben gethan. Es erschienen bei dem Feste die später verbotenen burschenschaftlichen Farben zum ersten mal als Symbol deutscher Volkseinheit. Zum Burgvogt der Wartburg und allgemeinen Anführer war der (1867 als Professor zu Jena verstorbene) Scheidler aus Gotha gewählt worden, der seinerseits den Grafen Keller aus Stedten (zwischen Gotha und Erfurt) zum Fahnenträger ernannte, während er selbst im Festzuge das Burschenschwert trug. Die schwarz-rot-goldene Fahne hatten 1816 die Frauen und Jungfrauen Jenas der Burschenschaft überreicht. Die Festrede auf die Jubelfeier der Reformation hielt im Rittersaale der jenenser Student der Theologie Riemann aus Ratzeburg. An einem Siegesfeuer zur Erinnerung an die Schlacht von Leipzig, das man auf dem der W. nahe gelegenen Wartenberge angezündet, wurden, nachdem schon die Mehrzahl der Beteiligten sich entfernt, ohne Wissen des Ausschusses verschiedene Schriften, die mit der allgemeinen Volksstimmung im Widerspruch standen, symbolisch den Flammen übergeben. So wurden die Titel von 28 Schriften verlesen und an ihrer Stelle Makulaturbogen verbrannt. Der eigentlich praktische Grundgedanke des Festes aber, der bei den am 19. Okt. gepflogenen Verhandlungen zu Tage trat, war die Gründung einer allgemeinen deutschen Burschenschaft (s. d.), die Beseitigung der landsmannschaftlichen Spaltungen auf den Hochschulen und die Reinigung der Sitte im Studentenleben. Die Reaktion säumte indessen nicht, die Vorgänge beim W. für ihre Zwecke auszubeuten. Namentlich wurden nicht lange danach alle deutschen Hochschulen durch Bundesbeschluß unter polizeiliche Aufsicht gestellt und die Teilnahme an der Burschenschaft als strafbar untersagt. Am 18. Okt. 1867 fand die 50jährige Jubilarfeier des W. in Eisenach statt. Von den 500 Burschen, die 1817 zugegen gewesen, konnten sich beim Jubelfeste nur noch 15 einfinden. Vgl. Kieser, «Das W. am 18. Okt. 1817 in seiner Entstehung, Ausführung und Folgen» (Jena 1818); Rob. und Rich. Keil, «Die burschenschaftlichen W. von 1817 und 1867» (Jena 1868).

Wartburgkrieg heißt der ernsthafte Dichterwettkampf, der 1206 oder 1207 auf der Wartburg stattgefunden haben soll, und ebenso (genauer «Krieg von Wartburg») nennt sich ein mittelhochdeutsches Gedicht, welches von ihm handelt. Zur Zeit, als die mittelhochdeutsche Dichtkunst am vollsten blühte, hatte der Landgraf Hermann (s. d.) von Thüringen an seinem Hofe den Dichtern eine vielgepriesene Zufluchtsstätte eröffnet. Es konnte nicht fehlen, daß bei solchem Zusammenflusse mancherlei Wetteifer und Eifersucht sich regte, was auch aus den Anspielungen mehrerer dort anwesenden Dichter, wie Wolframs und Walthers, sich ergibt. Die Erinnerung an jene Zustände gestaltete sich aber bald zu einer sagenhaften Überlieferung, die aus den gelegentlichen Reibungen einen eigentlichen und absichtlichen Wettstreit der Dichter um den Preis der Kunst, Wettgesänge mit gefahrdrohendem Ausgang machte und zu den Namen der wirklich einst in Eisenach verkehrenden Dichter auch andere teils historische, teils rein erdichtete fügte, wie den tugendhaften Schreiber, Bitterolf, Reinmar (den alten, später noch mit Reinmar von Zweter verwechselt), den fast sagenhaften Heinrich von Ofterdingen und den völlig sagenhaften siebenbürg. Zauberer und Sterndeuter Meister Klingsor. Auf Grund dieser geschichtlich-sagenhaften Überlieferungen und unter dem formellen Einfluß der beliebten Streitgedichte, Rätselstreite und geistlichen Schauspiele entstand um 1300 der «Kriec von Wartburg», ein wunderliches, dunkles, unharmonisches, in zwei Teile zerfallendes Gedicht. Im ersten Teil, der in einer großen und kunstreichen Strophe, dem «Tone des Fürsten von Thüringen», fortschreitet, fordert Heinrich von Ofterdingen die übrigen Dichter des Hofs zu einem Gesangstreit über den ruhmwürdigsten Fürsten auf Leben und Tod heraus und behauptet das Lob Herzog Leopolds von Österreich gegen den von den andern gepriesenen Landgrafen Hermann. Als aber der Sieg den Eisenachern sich zuwendet, wird Klingsor von Heinrich zu Hilfe geholt und streitet nun seinerseits unter Beistand seiner bösen Geister mit Rätseln und dunkler Gelehrsamkeit gegen Wolfram. Mit deutlicher Beziehung auf Klingsors schwarze Kunst (Zauberkunst) wird die einfachere und kürzere Strophe des zweiten Teils der «schwarze Ton» genannt. In dem ganzen Gedicht, das vielfach unrichtig als erster Versuch eines weltlichen Dramas betrachtet worden, aber

eigentlich nur ein Streitgedicht ist, zeigt sich unverkennbare Nachahmung von Wolframs Dichtart und noch ein höfisch gehaltener Ton. Der Verfasser der Dichtung ist unbekannt. Heinrich Frauenlob verfaßte das Gedicht gewiß nicht, obschon er sich gleichfalls jener beiden Strophenformen (unter den Namen Kaufton und Spiegelton) bediente und sein Zeitgenosse Hermann der Damen den «Wartburgkrieg» gekannt zu haben scheint. Die Entscheidung darüber fällt um so schwieriger, als eine kritische Untersuchung und Ausgabe des Textes zur Zeit noch mangelt. Aus der Ungleichmäßigkeit der Sprache darf man schließen, daß mehrere Dichter an dem Gedicht thätig gewesen sind, und andere Gründe machen es wahrscheinlich, daß der größere und ältere Teil desselben am Rhein, etwa in Mainz, vielleicht in der mainzer Singschule entstanden ist. Auf die Litteratur scheint das Gedicht keinen sonderlichen Einfluß geübt zu haben. Die Sage von dem Dichterkampfe selbst erscheint seit dem Anfang des 14. Jahrh. und wohl vorzüglich auf Grund des Gedichts, da manche Mißverständnisse desselben mit unterlaufen, in den gereimten und prosaischen thüring. Chroniken. Gedruckt ist das Gedicht in der Einzelausgabe Ettmüllers (Ilmenau 1830), in Bodmers und von der Hagens Sammlungen der «Minnesinger» und bei Simrock, «Der W., herausgegeben, geordnet, übersetzt und erläutert» (Stuttg. 1858). Vgl. Koberstein, «Über das wahrscheinliche Alter und die Bedeutung des Gedichts vom Wartburger Kriege» (Naumb. 1823); Lucas, «Über den Krieg von Wartburg» (Königsb. 1838); Schneider, «Der 2. Teil des Wartburgkrieges und dessen Verhältnis zum Lohengrin» (Mühlhausen 1875); von Plötz, «Über den Sängerkrieg auf Wartburg» (Weim. 1851). Neuerdings hat Richard Wagner die Sage vom W. in seiner Oper «Tanhäuser» mit der Tanhäusersage verbunden.

Warte heißt ein erhabener Ort, von welchem man eine freie Aussicht hat, um sich umzusehen und zu beobachten, was in der Gegend vorgeht. Im Mittelalter nannte man so die Wachttürme der Burgen, von welchen man die Annäherung eines Feindes, oder Reisende, die man plündern wollte, entdecken konnte. Auf einem solchen Turme, der auch Schauturm oder Hochwacht genannt wurde, Wache zu halten, war das eigentliche Geschäft des Burgwarts.

Wartegeld heißt das Jahrgehalt, welches Beamte und Offiziere beziehen, die noch nicht endgültig aus dem Dienste ausgeschieden werden, mit der Aussicht auf Wiederverwendung «zur Disposition» gestellt sind. Da dieses Los z. B. bei der Umbildung von Behörden auch Beamte treffen kann, die noch wenig oder gar keine Pensionsansprüche haben, so ist es billig, daß für die Höhe des W. besondere Normen aufgestellt werden. In Preußen z. B. beträgt dasselbe bei Besoldungen von mehr als 3600 Mark die Hälfte derselben und bei geringern noch mehr.

Wartenberg, eine 160 qkm umfassende Standesherrschaft des Prinzen von Kurland, mit (1885) 2492 E., in dem preuß. Regierungsbezirk Breslau, und zwar in dem an der Grenze von Posen gelegenen Kreise Wartenberg (812 qkm mit 51551 E.), mit der Haupt- und Kreisstadt Wartenberg oder Polnisch-Wartenberg, an der Breslau-Warschauer Eisenbahn, 52 km nordöstlich von Breslau gelegen. Die Stadt zählt (1885) 2291 E., ist Sitz eines Amtsgerichts und hat Handel mit Getreide, Spiritus und Vieh. Die Herrschaft gehörte bis 1490 zum Herzogtum Öls und kam 1583 an die Burggrafen von Dohna; 1735 kam sie an den russ. Oberkammerherrn Grafen von Biron, nachmaligen Herzog von Kurland. Nach dem Fall des Herzogs von Kurland schenkte die Großfürstin Anna die Herrschaft dem Feldmarschall Grafen von Münnich. Als aber 1741 Münnich ebenfalls verbannt wurde, nahm der König von Preußen die Herrschaft in Sequestration, bis 1764 der Herzog von Kurland und der Graf von Münnich, die 1762 ihre Freiheit wieder erlangt hatten, sich dahin verglichen, daß ersterer sie gegen eine Geldsumme behielt. Gegenwärtig gehört sie den Hinterbliebenen des 1801 verstorbenen Prinzen Karl Ernst Biron von Kurland. Jetziger Standesherr ist Prinz Gustav, geb. 17. Okt. 1859.

Wartenberg (Deutsch-), Stadt im Kreise Grünberg des preuß. Regierungsbezirks Liegnitz, an der Ochel, 4 km von der Oder gelegen, Hauptort einer Herrschaft der Linie Biron-Sagan, seit 1879 im Besitz des preuß. Ministers Friedenthal, hat ein Schloß mit sehenswerter Kirche, in deren Gruft an 20 gut erhaltene Mumien von Priestern und Mönchen aufbewahrt werden, und zählt 1100 E.

Wartenberg, Kaltwasserheilanstalt in Böhmen, zum Gute Groß-Skal in der Bezirkshauptmannschaft Turnau gehörig, früher eine Schäferei mit einem Forsthause, seit 1838 durch Anton Vicenz Schlechta zu einem eleganten Badeort umgeschaffen, jährlich von 500 Kurgästen besucht.

Wartenberg (Joh. Kasimir Kolb, Graf von), preuß. Minister, geb. 6. Febr. 1643 in der Wetterau, war erst Oberstallmeister des Pfalzgrafen von Simmern und trat 1688 in kurbrandenburg. Dienste. Hier erwarb er die Gunst Kurfürst Friedrichs III. und wurde nach dem Sturze Dankelmanns Minister und Präses der Generalökonomiedirektion. Er wurde 1699 Graf, 1700 Generalerbpostmeister, 1701 Marschall und Premierminister, 1704 unmittelbarer Reichsgraf. Endlich bewirkten die Klagen über W.s Erpressungen, ungerechte und verschwenderische Verwaltung, daß ihn der König 1711 entließ. Er starb 4. Juli 1712 zu Frankfurt a. M.

Wartenburg (in Ostpreußen), Stadt im ostpreuß. Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Allenstein, in einer Thalsenkung des ostpreuß. Landrückens an der Einmündung des Kosno in die Pissa, Station (2 km vom Ort) der Linie Schneidemühl-Thorn-Insterburg der Preußischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, hat (1880) 4499 meist polnisch sprechende E., zwei kath. und eine evang. Kirche, zwei Waisenhäuser, Ziegeleien, drei große Spiritusbrennereien und in einem ehemaligen Mönchskloster eine Strafanstalt, in welcher Fischernetze, Kleidungsstücke für die Marine, Möbel und Cigarren angefertigt werden.

Wartenburg, Dorf am linken Elbufer, im Kreise Wittenberg des preuß. Regierungsbezirks Merseburg, ist durch das Treffen vom 3. Okt. 1813 denkwürdig, in welchem die Preußen unter Blücher (namentlich das 16000 Mann starke Korps Yorks) 15000 Mann Franzosen und Württemberger unter Bertrand schlugen. Die Franzosen verloren 500 Mann und 11 Geschütze, sowie 1000 Gefangene, die Preußen 1600 Mann, darunter das Füsilierbataillon des Leibregiments 282 Mann. York (s. d.)

erhielt von diesem Tage den Ehrennamen Graf York von Wartenburg. Die schles. Armee konnte sich nun auf dem linken Elbufer festsetzen und mit der Nordarmee vereinigen. Vgl. über das Treffen die Schriften von Mirus (Berl. 1863) und Dietlein (Wittenb. 1863).

Wartensleben (Herm. Alex. Wilh., Graf), preuß. General, geb. zu Berlin 17. Okt. 1826, studierte die Rechte in Berlin und Heidelberg, trat aber 1850 als Sekondelieutenant in das 7. Kürassierregiment und wurde gegen Ende desselben Jahres Adjutant bei der mobilen 16. Division. Er besuchte 1853—56 die Allgemeine Kriegsschule in Berlin, war dann Regimentsadjutant und wurde 1857 in das topographische Bureau kommandiert. Im Febr. 1858 wurde W. als Premierlieutenant in den Großen Generalstab versetzt, im Juli zum Hauptmann befördert, im Jan. 1860 dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen zur Dienstleistung zugewiesen und im Dezember zum Generalstabsoffizier der 1. Gardedivision ernannt. Im folgenden Jahre war W. vom Februar bis Oktober in Frankfurt a. M. und nahm dort an den Arbeiten der Bundes-Militärkommission über militärische Benutzung der Eisenbahnen teil. Im Nov. 1861 trat W. als Major und Schwadronschef in das Zieten-Husarenregiment Nr. 3 und im März 1863 in den Großen Generalstab zurück, wo er als Lehrer an der Kriegsakademie wirkte. Am dänischen Feldzuge 1864 nahm W. vom 16. April ab teil, zunächst als Generalstabsoffizier der Kavalleriedivision in Jütland, später als Stabschef des 2. mobilen Korps, und blieb dann bis April 1866 in Kiel, beziehungsweise Schleswig im Generalstabe des Oberkommandos der Truppen in den Elbherzogtümern. Den Feldzug gegen Österreich machte W. im Großen Hauptquartier mit und wohnte der Schlacht bei Königgrätz bei, wurde nach dem Friedensschlusse Oberstlieutenant und Abteilungschef im Großen Generalstabe, im Juni 1869 Oberst, im Dezember Kommandeur des Dragonerregiments Nr. 12, trat aber bei der Mobilmachung 1870 als Oberquartiermeister der 1. Armee wieder in den Generalstab.

In dieser Stellung nahm er dann an den Schlachten bei Spicheren, Colombey-Nouilly und Gravelotte, der Einschließung von Metz, den Schlachten bei Amiens und an der Hallue teil, wurde dann als Stabschef der neugebildeten Südarmee zugeteilt und wohnte dem Gefecht bei Pontarlier bei, durch welches die franz. Nachhut auf neutrales Gebiet gedrängt wurde. W. empfing das Eiserne Kreuz 1. Klasse und den Orden pour le mérite, trat nach der Beendigung des Kriegs als Abteilungschef in den Großen Generalstab zurück, wurde Mitglied der Studienkommission der Kriegsakademie, 1872 Brigadekommandeur, übernahm im Juli die Leitung der kriegsgeschichtlichen Abteilung und damit die Redaction des Generalstabswerks über den Deutsch-Französischen Krieg. Im Juli 1873 wurde W. unter Belassung in dieser Thätigkeit und Stellung à la suite des Generalstabes dem Chef des Generalstabes der Armee zur Verfügung gestellt, im September zum Generalmajor ernannt und im November 1875 von der Leitung der kriegsgeschichtlichen Abteilung entbunden. Im Juli 1878 schied W. auch aus dem Dienstverhältnis zum Chef des Generalstabes der Armee und wurde Kommandant von Berlin, gleichzeitig aber mit Wahrnehmung der Geschäfte des Chefs der Landgendarmerie betraut. Er wurde 1879 zum Generallieutenant befördert, 1880 Kommandeur der 17. Division zu Schwerin und übernahm im Aug. 1884 die Führung des 3. Armeekorps, zu dessen kommandierenden General er 14. Okt. desselben Jahres ernannt wurde. Auch litterarisch ist W., abgesehen von seiner Mitwirkung bei der Herausgabe des Generalstabswerks über den Deutsch-Französischen Krieg 1870 und 1871, thätig gewesen; er schrieb unter anderm: «Die Operationen der Südarmee im Jan. und Febr. 1871» (2. Aufl., Berl. 1872).

Wartha, Stadt in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Frankenstein, links an der Glatzer Neisse, die hier in dem engen Felsenpaß zwischen dem Eulen- und Reichensteiner Gebirge durchbricht, im N. und S. von bewaldeten Bergen umschlossen, Station der Linie Breslau-Mittelwalde der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1885) 1207 vorwiegend kath. E. und hat eine 1682 erbaute Pfarrkirche mit einer 1760 von Friedrich d. Gr. geschenkten Orgel, einer der größten Schlesiens. Ein steiler Aufstieg führt zur Marienkapelle auf dem Warthaberg (578 m), die jährlich von über 40000 Pilgern besucht wird. Schöne Aussichtspunkte sind der Warthaberg, der Königshainer Spitzberg (mit Turm), der Grafensitz, der Bergsturz und die schöne Aussicht (mit Schutzbaude und Restauration). Der Warthapaß war im Siebenjährigen Kriege von den Österreichern befestigt.

Warthe oder Warte (poln. Warta), der größte Nebenfluß der Oder, entspringt bei Kromolow auf den flachen Höhen des südpoln. Kalksteinplateau, 60 km im NW. von Krakau und 7 km im WNW. von der Quelle der zur Weichsel gehenden Pilica. Sie fließt mit mehrern Windungen erst gegen NNW. nach Czenstochau, dann mit einem großen gegen Westen offenen Bogen in einem tiefer eingesenkten Thale über Mstow bis in die Nähe von Radomsk, hierauf westwärts, tritt unterhalb Zalecze mit ihrem gegen Norden gerichteten Laufe in das Tiefland, fließt in diesem in breiter Sumpfniederung, nicht selten mehrarmig, nach Sieradz und Warta, dann, nach Aufnahme des Ner bei Kolo wieder westwärts durch eine lange, mit Bruch und Moor erfüllte Senkung über Konin und Peisern, unterhalb welcher Stadt sie links die Prosna aufnimmt und 80 m breit in die preuß. Provinz Posen eintritt. Die W. durchfließt sodann diese in nordwestl. Richtung über Neustadt, Schrimm, Posen, Obornik, Obersitzko, Wronke, Neubrück, Zirke, Birnbaum und Schwerin, nimmt rechts bei Obornik die Welna, links unterhalb Schwerin die Obra von Meseritz her auf, tritt dann in die Neumark der preuß. Provinz Brandenburg über, wendet sich hier nach Aufnahme der von rechts einmündenden Netze abermals westwärts über Landsberg durch die Warthebrüche und mündet 200 m breit unterhalb der Festung Küstrin in die Oder.

Ihr Flußgebiet hat ein Areal von 45200 qkm, wovon 34965 auf Preußen kommen; von ihrem 795 km langen Laufe gehören 368 km zum preuß. Gebiet. Schiffbar ist sie im ganzen 397 km weit, von oberhalb Konin an, wo ein Kalksteinriff quer durch ihr Bett setzt, die Fahrt unterbricht und die Gegend bis Kolo in Sümpfe verwandelt. Durch die Netze (s. d.), die bei Nakel schiffbar wird, den Bromberger Kanal und die Brahe ist die W. mit der Weichsel verbunden. Die W. ist die Hauptschiffahrtsstraße der preuß. Provinz Posen. Nach

Vereinigung mit der Netze zweigen sich mehrere kleine Arme von der W. ab, welche netzartig den 75 km langen und 10—15 km breiten Warthebruch durchfließen, eine Niederung, die teils aus fruchtbaren Feldern, teils aus sumpfigen Wiesen besteht, den Fluß bis zur Mündung begleitet und von vielen Entwässerungsgräben durchzogen wird. Es war dies vor 100 Jahren eine durchweg sumpfige, wüste Gegend, die König Friedrich II. 1767—82 urbar machen ließ. Die W. wurde kanalisiert und mit Dämmen versehen, und außerdem wurden nördlich und südlich von ihr Kanäle und Abzugsgräben angelegt. Die Mündung oberhalb Küstrin verstopfte man und gab dem Flusse eine andere unterhalb dieser Stadt. Die Einpolderung des untern Teils des Bruchs, bei Sonnenburg, erfolgte erst in den J. 1837—42.

Warton (Thomas), Begründer der engl. Litteraturgeschichte, wurde 1728 zu Basingstoke geboren. Er studierte in Oxford, wo sein Vater Professor der Dichtkunst war, und gab bereits im 19. Jahre die «Pleasures of melancholy» heraus, welche von W. als Dichter bei weitem größere Erwartungen erregten, als er je erfüllte; am besten sind seine Sonette. Im J. 1757 erhielt er in Oxford die Professur seines Vaters und außerdem einige Pfründen, sodaß er ganz seinen Studien leben konnte. Er trat dann mit «Observations on Spensers Faerie queene» auf und veranstaltete auch eine Ausgabe von Miltons kleinern Gedichten mit vielen trefflichen Anmerkungen. Im J. 1774 erschien der erste Band seiner «History of English poetry», eines zwar unvollendeten, aber für seine Zeit bewunderungswürdigen und noch nicht übertroffenen Werks. Die neuern Ausgaben desselben von Price (3 Bde., Lond. 1840) und Carew Hazlitt (4 Bde., 1871) haben durch Anmerkungen bedeutend gewonnen. Im J. 1785 erhielt W. die Würde eines gekrönten Dichters und wurde Professor der Geschichte. Er starb 21. Mai 1790. Mant veröffentlichte «The poetical works of the late Thomas W.» (2 Bde., Lond. 1802). — Sein älterer Bruder, Joseph W., geb. 1722, seit 1766 Rektor der Winchesterschule, starb 23. Febr. 1800 und hat sich gleichfalls als Dichter wie als Herausgeber von Popes Werken (9 Bde., Lond. 1797) Ruf erworben.

Warundi, Bewohner von Urundi (s. d.).

Warwick, engl. Grafschaft, im Gebiete des obern Upper-Avon, hat ein Areal von 2292,3 qkm, wovon fast 90 Proz. auf Weide, Feld und Wiesen kommen, und zählt (1881) 737188 E. (gegen 475013 im J. 1851). Das Land besteht aus weiten Ebenen und niedrigen Hügeln. Der nördl. Teil, Woodland genannt, enthält neben weiten Strecken von Heiden und Moorgründen auch Holzungen. Der mittlere und besonders der südl. kleinere Teil, Feldon genannt, sind dagegen sehr fruchtbar und reich an Grasweide. Die Hügel, häufig mit Schlössern oder Meiereien gekrönt, in Verbindung mit den zahlreichen Flüssen, unter denen der Avon der einzig schiffbare, bieten mit den belebten Kommunikationswegen des Birmingham-Fazelykanals, des W.-Birmingham-, W.-Napton- und Oxfordkanals, und der zahlreichen Eisenbahnen überaus wechselvolle Bilder dar. Weizen, Gerste, Hafer und Bohnen, Gemüse und mancherlei Obst werden in großer Ausdehnung gebaut, aber die Viehzucht, namentlich die Schaf- und Rinderzucht, verbunden mit Milchwirtschaft, ist infolge des ausgedehnten Graslandes bedeutender als der Feldbau. Im ganzen aber ist W. vorzugsweise Fabrikdistrikt, wozu die reichen Eisenminen, Kohlengruben im nordöstl. Teile der Grafschaft, sowie die Nachbarschaft der Bergwerke von Stafford nicht wenig beitragen. Namentlich sind die Städte Birmingham (s. d.), als Hauptsitz der Eisen- und Stahlarbeiten, und Coventry (s. d.), wegen Fertigung seidener Bänder, Spitzen und Uhren hervorzuheben.

Die Hauptstadt Warwick, Municipal- und Parlamentsborough, an und auf einem felsigen Hügel am rechten Ufer des Avon und an der Vereinigung des W.-Birmingham- und des W.-Oxfordkanals gelegen, Station der Linien London-Reading-Oxford-Birmingham-Wolverhampton-Shrewsbury-Chester und Leamington-Hatton-Stratford-Honeybourn der Great-Westernbahn und der Linien Rugby-W. und Leamington-Coventry der London and North-Westernbahn, seit dem großen Brande von 1694 regelmäßig wieder aufgebaut, hat nur eine Hauptstraße und 11802 E., die hauptsächlich Hüte und Seilerwaren fabrizieren und Kornmühlen und Malzdarren unterhalten. Überraschend im Verhältnis zur Größe des Ortes sind die vielen schönen Bauwerke, darunter die 1810 errichtete Brücke mit einem einzigen Bogen; die got. St.-Mary- und die St.-Niklaskirche, die eine mit hohem Turme, die andere mit der Ruhestätte des berühmten Grafen Essex; das aus Quadern erbaute und von Säulen getragene Rathaus; das große Kaufhaus; die Assisenhalle; der 700 J. alte, 47 m hohe Cäsarturm und der 1394 gegründete, 41 m hohe Guy-Tower. Das schönste Werk aber ist das auf 12 m hohem Felsenplateau südöstlich über der Stadt sich erhebende Warwickcastle, das einst als Festung hochberühmte Schloß der Grafen von Warwick (s. d.), das prächtigste alte in ganz England, mit einer Gemälde- und Waffensammlung und der berühmten bei Tivoli gefundenen Warwickvase aus dem Altertum. W. hieß bei den Angelsachsen Waeringwyk oder Waringwic. Die drei genannten Städte schicken je zwei Mitglieder in das Parlament. vier andere die Grafschaft.

Von andern Orten sind bemerkenswert: Stratford on Avon (s. d.), Leamington (s. d.) und das Marktstädtchen Kenilworth, angelsächs. Kenelsworda, Station der Linie Leamington-Coventry der London and North-Westernbahn, mit 4150 E. und den malerischen großartigen Ruinen des gleichnamigen Schlosses, welches Anfang des 12. Jahrh. von Geoffrey de Clinton gegründet, von der Königin Elisabeth dem Earl of Leicester geschenkt und von letzterm vergrößert und verschönert, zur Zeit der Republik zerstört, in neuerer Zeit durch die Romane von Walter Scott und Miß Anna Radcliffe sehr bekannt wurde.

Warwick, ein engl. Grafentitel, den verschiedene Häuser führten, und der mit dem Besitz von Warwick-Castle verknüpft war. Dieses Schloß, eins der ältesten in England, war angeblich schon in der angelsächs. Zeit der Wohnsitz des in den engl. Heldensagen berühmten Grafen Guy von W., wurde aber von Wilhelm dem Eroberer erweitert und seinem Verwandten, dem Normannen Henry de Newburgh oder Bellomont, mit dem Titel eines Grafen von W. verliehen. Nach dem Aussterben dieser Familie wurde William Beauchamp, der in weiblicher Linie von ihr abstammte, zum Grafen von W. erhoben. Sein Nachkomme, Richard

Beauchamp, Graf von W., ein berühmter Feldherr und Günstling Heinrichs V. von England, ging nach dessen Thronbesteigung als engl. Gesandter mit einem glänzenden Gefolge auf das Konzil zu Konstanz. Nach seiner Rückkehr folgte er dem König nach Frankreich. Als Heinrich V., der ihn zum Gouverneur des neun Monate alten Heinrich VI. ernannte, gestorben war, setzte W. den Krieg unter der Regentschaft Bedfords gegen Karl VII. von Frankreich fort, eroberte Maine und führte 1431 den jungen König nach Rouen, wo er den Tod der Jungfrau von Orléans betrieb. Nachdem im Dez. 1431 die Krönung Heinrichs VI. zu St.-Denis vollzogen worden, ging W. nach London zurück und nahm hier einen vorzüglichen Anteil an der Regierung. Im J. 1437 wurde er als Regent nach Frankreich geschickt; zwar nahm er Pontoise und andere Plätze, doch konnte er die Fortschritte Karls VII. nicht mehr aufhalten. Er starb zu Rouen 30. April 1439. Sein einziger Sohn, Henry, seit 1444 Herzog von W., starb 11. Juni 1445 kinderlos, worauf die Güter und Würden des Hauses der Familie Neville (s. d.) zufielen.

Richard Neville, der älteste Sohn des Grafen von Salisbury, welcher als Gatte Anna Beauchamps den Titel Graf von W. erhielt, ist berühmt durch die Rolle, die er in den Kriegen der Roten und Weißen Rose spielte. Als 1455 der Krieg der beiden Rosen begann, ergriff W., als Gouverneur von Calais, die Partei des Herzogs von York und entschied 23. Mai den Sieg bei St.-Albans. Die Königin Margarete von Anjou vergab hierauf Calais an den jungen Herzog von Somerset; allein W. schlug seinen Nebenbuhler zurück, eroberte dessen Flotte und machte sich dem Hofe mehr als je furchtbar. Im Frühjahr 1460 landete er mit einem Korps in Kent, überwand die Königlichen 16. Juli bei Northampton, nahm Heinrich VI. gefangen und nötigte ihn, den Herzog von York zum Thronfolger zu erklären. Indessen sammelte Margarete, die mit ihrem Sohne, dem Prinzen Eduard, nach Schottland geflohen war, im nördl. England ein bedeutendes Heer und schlug den Herzog von York 31. Dez. 1460 bei Wakefield. York blieb auf dem Schlachtfelde; W.s Vater, der Graf von Salisbury, fiel in die Hände der Lancastrier und wurde enthauptet. W. zog der Königin von London aus, wo er die Regierung führte, entgegen und lieferte derselben 15. Febr. 1461 ein Treffen bei St.-Albans, das er durch die Verräterei einiger Großen verlor. Trotzdem vereinigte er sich mit der Streitmacht des Grafen Eduard von March, ältesten Sohnes des Herzogs von York, zog mit ihm nach London und bewog die Einwohner, den jungen Eduard IV. an Heinrichs Stelle als König anzuerkennen. Das große Heer, welches die Königin Margarete zusammengebracht, wurde von W. 29. März 1461 bei Towton aufgerieben. Eduard IV. war nun zwar im Besitz der Krone, sah sich aber in allen seinen Handlungen von W. abhängig. Der Zwiespalt brach aus, als Eduard seine Schwester Margarete mit dem Thronfolger in Burgund, Grafen Karl von Charolais, verlobte und trotz W.s Agitation dagegen vermählte. Darauf ließ sich W. in eine enge Verbindung mit Ludwig XI. von Frankreich ein, besuchte denselben 1467 und gab nach der Rückkehr seine Tochter Isabelle dem unzufriedenen Bruder des Königs, dem Herzog von Clarence, zur Ehe. Schließlich 1470 genötigt zu fliehen, begab er sich wieder an den Hof Ludwigs XI., söhnte sich unter dessen Beistand mit Margarete von Anjou aus, vermählte seine zweite Tochter Anna mit deren Sohne, dem Prinzen Eduard, und machte sich anheischig, den im Tower schmachtenden Heinrich VI., den er selbst gestürzt hatte, wieder auf den engl. Thron zu setzen. Der unvorbereitete Eduard, der die im Norden ausbrechende Rebellion bekämpfte, mußte nach W.s Landung nach Burgund entfliehen; W. aber zog 6. Okt. 1470 in London ein, erklärte Heinrich VI. wieder zum König und übernahm im Verein mit Clarence die Regentschaft. Schon im März 1471 landete jedoch Eduard IV. mit 2000 Mann bei Ravensbourne, sammelte die zahlreichen Anhänger der Yorks um sich und rückte ohne Schwertstreich nach London. Zwar gelang es W., in Leicester ein Heer zu vereinigen; allein mehrere Lords fielen von ihm ab, und auch der wankelmütige Clarence, der in der Erhebung der Lancastrier keinen Vorteil sah, ging zu seinem Bruder Eduard IV. über. Jede Vermittelung zurückweisend, wagte W. dennoch 14. April 1471 bei Barnet ein Treffen gegen die Streitmacht Eduards, in welchem er mit Tausenden seiner Anhänger erschlagen wurde.

Der Titel der W. ging nun auf Eduard, den Sohn des Herzogs von Clarence aus der Ehe mit Isabelle Neville, über. Nach der Ermordung seines Vaters wurde er erst von Richard III., dann von Heinrich VII., die in ihm den letzten legitimen männlichen Sprößling der Plantagenet (s. d.) fürchteten, in Gefangenschaft gehalten. Nach 15jähriger Haft verband sich endlich W. mit dem Prätendenten Perkin Warbeck (s. d.) zur Flucht aus dem Tower. Vielleicht war es Heinrich VII. selbst, der 1499 dieses Komplott anstiftete, um sich beider zu entledigen. Nach kurzer Untersuchung ward Warbeck gehangen, im Dezember aber W. im Tower enthauptet.

Unter der Regierung Eduards VI. erhielt John Dudley (s. d.), der spätere Herzog von Northumberland, Warwick-Castle mit dem Titel eines Grafen von W. Wiewohl derselbe als Hochverräter starb, wurde doch der Titel 1561 zu Gunsten seines Sohnes Ambrose Dudley erneuert, der 1589 unbeerbt starb. Hierauf ward Robert, Lord Rich 1618 zum Grafen von W. erhoben. Der letzte Graf aus dieser Familie starb 7. Sept. 1759. Bereits 1603 hatte Sir Fulke Greville, der Freund und Waffengefährte Sidneys, der in weiblicher Linie von den alten Beauchamps abstammte, einen Teil der Güter dieses Hauses mit Warwick-Castle erhalten und war 1621 zum Lord Brooke ernannt worden. Nach seinem Tode, 30. Sept. 1628, folgte ihm sein Neffe Robert, dessen Nachkomme, Francis, Graf Brooke 27. Nov. 1759 auch den Titel eines Grafen von W. erhielt. Der jetzige Graf von W., George Guy Greville, der vierte aus dem Hause Greville, geb. 28. März 1818, saß 1846—53 für South-Warwickshire im Unterhause und folgte seinem Vater 10. Aug. 1853 in den Würden und Gütern des Hauses; er residiert zu Warwick-Castle.

Wärwolf, s. Werwolf.

Warzen (Verrucae) sind umschriebene, gefäßhaltige Wucherungen der Lederhaut (s. Haut), welche an allen Stellen der Haut, namentlich aber an den Händen, auftreten und selten die Größe einer Erbse überschreiten. Die Ursachen derselben sind größtenteils unbekannt, doch steht fest, daß sie durch fortgesetzte Hautreize entstehen können. Oft

verschwinden sie ebenso plötzlich und ohne nachweisbaren Grund, wie sie entstanden. Man beseitigt sie am besten durch Abbinden oder durch wiederholte Ätzungen mit rauchender Salpetersäure.

Warzenhof, s. unter Brüste.

Warzenkaktus, s. Mamillaria.

Warzenschwein (Phacochoerus) ist der Name eines auf das tropische Afrika beschränkten Geschlechts der Schweine, von gedrungener kräftiger Gestalt, mit gewaltigen, nach oben gekrümmten Eckzähnen im Ober- und Unterkiefer, breiter Schnauze und jederseits unter dem Auge mit einer Fleischwulst. Sie hausen, allein unter allen Schweinen, in selbstgegrabenen Erdhöhlen, leben von Wurzeln und sind häßliche, wilde und für den Jäger höchst gefährliche Tiere. Ph. aethiopicus (Tafel: Schweine und Schweinerassen, Fig. 4) wird bis 1,50 m lang und 60 cm hoch, ist von brauner Färbung, die auf dem Rücken ins Schwärzliche übergeht.

Warzenspille, Strauchart, s. u. Evonymus.

Wasa, Hauptstadt des gleichnamigen Län im Großfürstentum Finland (41710,6 qkm mit [1883] 373777 E.), 1606 von Karl IX. von Schweden an einer Bucht des Bottnischen Meerbusens angelegt, brannte 3. Aug. 1852 gänzlich ab und wurde darauf an der jetzigen Stelle nach einem großartigen Plane regelmäßig mit breiten und geraden Straßen wieder aufgebaut. Die Stadt erhielt offiziell den Namen Nikolaistad, aber der alte, dem schwed. Königsgeschlecht entlehnte Name blieb unter dem Volke gebräuchlich. Die Stadt ist Station der Linie Tammerfors-W. der finnischen Eisenbahnen, Sitz des Gouverneurs und des Hofgerichts, hat ein Lyceum, eine technische, eine Navigations-, eine Töchterschule, Schiffswerfte, eine Baumwollspinnerei, einen guten Hafen und zählt (1883) 7119 E., welche Schiffahrt und Handel besonders mit Waldprodukten treiben.

Wasa, ein ursprünglich adeliges Geschlecht in Schweden, das vielleicht nach einem Gute dieses Namens in Upland, 51 km nördlich von Stockholm, benannt ist. Dieses Geschlecht bestieg mit Gustav W., als König Gustav I. (s. d.), den schwed. Königsthron, starb aber mit Gustav II. Adolf (s. d.) und seiner Tochter in gerade herabsteigender Linie aus. Die folgenden schwed. Könige bis 1818 stammten von Seitenlinien ab. (S. Schweden.) Seit 5. Mai 1829 führte der Sohn des Königs Gustav IV. Adolf (s. d.) von Schweden den Titel eines Prinzen von W. Er starb 5. Aug. 1877 ohne männliche Nachkommen. Seine einzige Tochter, Karoline (Caróla), geb. 5. Aug. 1833, ist seit 18. Juni 1853 mit dem König Albert von Sachsen vermählt.

Wasagara, die Bewohner von Usagara (s. d.).

Wasambara, die Bewohner von Usambara.

Wasa-Orden ist ein von König Gustav III. von Schweden für Verdienste auf dem Gebiete des Ackerbaues, Handels, Bergwerks- oder Fabrikbetriebes, der Gewerbe und Künste 29. Mai 1772 gestifteter und von König Gustav IV. Adolf unter dem 26. Nov. 1798 mit Statuten versehener, in drei Abstufungen geteilter Verdienstorden. Die drei Klassen sind die der Kommandeure mit dem Großkreuz, der Kommandeure und die der Ritter. Das ursprüngliche, eigentümlich gestaltete Ordenszeichen bestand aus einem goldenen Oval mit dunkelroter Einfassung, darauf in goldenen Buchstaben die Inschrift «Gustav den tredje iusticktare MDCCLXXII» steht. Innerhalb dieser Umfassung erscheint auf grünem Grunde eine freistehende gebundene goldene Garbe (das Wappenbild des Hauses Wasa). Dieses Ordenszeichen wurde an grünem Bande und von den beiden Kommandeursklassen von einer goldenen königl. Krone überhöht getragen. Durch die unter dem 27. April 1860 für die schwedischen Orden erlassenen Veränderungsbestimmungen wurde das bisherige Ordenszeichen des W., um es den übrigen königl. Ordenszeichen ähnlicher zu gestalten, in verkleinertem Maßstabe einem weiß emailliertem Kreuz als dessen Medaillon aufgelegt. Das vierarmige Kreuz ist golden eingefaßt, an seinen acht Spitzen mit goldenen Kugeln und zwischen seinen vier Armen mit vier goldenen Kronen besetzt. Dem Kreuze der Ritter wurde die der Ritterdekoration bis dahin fehlende königl. Krone beigefügt.

Waschanstalten, s. unter Wäsche.

Waschbär, auch Schupp (Procyon lotor, Tafel: Bären, Fig. 1), heißt ein amerik. bärenartiges Raubtier von der Größe eines mittlern Hundes, mit gelblich-grauem Pelz, dessen Grannen schwarze Spitzen haben, einer dunkeln Binde unter den Augen und einem geringelten Schwanze von der halben Körperlänge. Ein Nachttier, schläft der Schupp tagsüber in hohlen Bäumen, geht des Nachts nach kleinen Säugetieren, Vögeln, Eiern, Früchten und süßen Pflanzenteilen (junge Maisähren, Zuckerrohr u. s. w.) aus, die er gern im Wasser oder trocken mit den Pfoten reibt, als wolle er die Nahrung waschen. Der Schupp läßt sich leicht zähmen und wird meist in Fallen gefangen, um die beliebten Schuppenpelze zu erlangen.

Waschbecken oder Waschschüssel (frz. lavoir, cuvette; engl. washing-basin), ein zum Reinigen des Gesichts, der Hände ꝛc. dienendes, aus Metall (Zink, Kupfer) oder aus Porzellan, Steingut, neuerlich auch aus Papiermasse hergestelltes Gefäß.

Waschblau ist eine geringe Sorte von Ultramarin, welches benutzt wird, um den gelblichen Farbenton der Wäsche zu verdecken.

Waschbleuel, s. unter Wäsche.

Waschbrett, auch amerikanisches Waschbrett genannt, eine mit erhöhten Rändern versehene, der Querrichtung nach geriffelte Zinkblechtafel, auf welcher die eingeseiften Wäschestücke in der Längenrichtung hin und her geschoben werden.

Wäsche (frz. linge, blanchissage; engl. linen, washing) bezeichnet einerseits die zur Kleidung und zur Haushaltung notwendigen, der Reinigung unterworfenen, meist leinenen oder baumwollenen Gebrauchsartikel, andererseits diese Reinigung selbst, eine Arbeit, die früher ausschließlich im Hause vorgenommen wurde, jetzt aber vielfach an besondern Etablissements (Waschanstalten) mit Anwendung aller Hilfsmittel der Technik ausgeführt wird. Die gewöhnliche Haus- und Leibwäsche wird vor dem Waschen sortiert, da leinene und baumwollene W. anders zu behandeln ist als wollene, weiße anders als bunte. Die leinene weiße W. wird in warmem Seifenwasser oder Ätznatron-, resp. Sodalauge etwa 12 Stunden lang liegen gelassen (eingeweicht), wobei sich der besonders aus Fett und Eiweiß bestehende Schmutz mit dem Alkali verbindet. Bunte W. darf nicht in Lauge eingeweicht, sondern muß sogleich mit Seife, solche von zarter Farbe nur in warmem Wasser oder sog. Kartoffelwasser (der Flüssigkeit, welche sich beim Reiben der weißen Kartoffeln absondert) gewaschen werden.

Wollene W. pflegt man in weniger schmutzigem Zustand mit Seife, wenn sie sehr schmutzig ist, nicht mit Lauge oder Soda (da diese Stoffe die Wolle verfilzen würden), sondern mit sehr verdünntem Salmiakgeist einzuweichen. Nach dem Einweichen wird die W. aus dem Seifenwasser oder der Lauge herausgenommen und, nachdem man die besonders schmutzigen Stellen mit Seife eingeschmiert (eingeseift) hat, in ziemlich heißem Wasser mit Seife rein gewaschen, wobei man den Schmutz durch mechanische Wirkung aufzulockern, von der Faser zu trennen und dann durch das Waschwasser fortzuspülen sucht. In manchen Gegenden, z. B. Frankreichs und Italiens, wird die W. zu diesem Zweck mittels hölzerner Schlägel (Waschbleuel) geschlagen; in andern wird dieselbe auf ein gerieftes Brett gelegt und ein zweites ähnliches auf diesem hin und her geführt, oder sie wird mit Bürsten bearbeitet oder auch mit den Händen gerieben. Hierdurch wird jedoch die Haltbarkeit des Gewebes gefährdet; auch ist die Arbeit eine sehr viel Zeit raubende und in manchen Fällen, z. B. bei der W. aus Krankenhäusern, eine gesundheitsschädliche.

Alle diese Übelstände werden durch die Anwendung rationell konstruierter Waschmaschinen (s. d.) beseitigt. Das zur W. benutzte Wasser muß kalkfrei, also weich sein; am besten bedient man sich des Regen- oder Flußwassers, doch kann hartes Brunnenwasser, wenn es Gips enthält, mit Soda oder Borax, und bei Gehalt von doppeltkohlensaurem Kalk durch vorsichtigen Zusatz von Kalkmilch weich gemacht werden. Nach dem Waschen wird die W. noch einmal in heißem, reinem Wasser oder auch sogleich in fließendem kalten Wasser gespült und, um das überschüssige Wasser zu entfernen, ausgewunden oder ausgerungen, d. h. mit beiden Händen spiralförmig zusammengedreht. Das Auswinden geschieht neuerlich auch mittels der Ring- oder Wringmaschine, in welcher die W. zwischen Walzen hindurchgeführt wird, die durch mechanische Wirkung gegeneinander gepreßt werden. (S. unter Waschmaschinen.) Hierauf wird die W. glatt gelegt und auf geeigneten Plätzen zum Bleichen ausgebreitet oder (je nach Umständen im Freien, auf Trockenböden oder in Trockenkammern) auf Hanf-, resp. Roßhaarseilen (Wäschleinen) mittels gabelförmiger Hölzer (Wäschklammern) befestigt und getrocknet. Während man die gröbere W. durch Pressen und Rollen in der Wäschmange oder Wäschrolle (s. Mange) glättet, wird die feinere, welche vorzüglichen Glanz, Steifigkeit und Weiße zeigen soll, mit einem dünnen Stärkekleister getränkt, der durch Indigokarmin (Bläuepapier, Bläuetinktur), durch Ultramarin (Waschblau, Neublau) oder durch Smalte blau gefärbt ist. Die blaue Farbe soll den gelblichen Ton der W. aufheben, der Stärkekleister dieselbe steif und glänzend machen, wenn sie alsdann geplättet oder gebügelt wird. (S. Plätten.) Das beschriebene gewöhnliche Waschverfahren wird mannigfach abgeändert, namentlich auch, indem man statt der Lauge eine Wasserglaslösung benutzt; doch ist viele W. in einem Grade verunreinigt, daß sie sich durch Wasserglas nicht völlig säubern läßt, ganz abgesehen davon, daß sich hierbei Kieselsäure abscheidet, welche in die Fasern eindringt, oder sie wenigstens umhüllt, wodurch die W. hart und spröde wird. Sehr feine, namentlich bunte W., ferner Spitzen, Stickereien, seidene oder mit Gold und Silber durchwirkte Borten u. s. w. werden nach besondern Vorschriften gewaschen (Kunstwäscherei).

Waschen (frz. laver, engl. washing), s. unter Wäsche, Waschmaschinen und Appretur.

In der Chemie und der chemischen Industrie nennt man Waschen oder Auswaschen das so lange fortgesetzte Übergießen eines auf einem Filter angesammelten Niederschlags mit Wasser oder, falls er darin löslich, mit Alkohol, bis alle Spuren löslicher Beimengungen aus dem Niederschlage entfernt sind. Man erkennt dies daran, daß eine Probe des abtropfenden Wassers beim Abdampfen auf einem erhitzten, reinen Platinblech keine Spur von festen Rückständen hinterläßt. Anstatt des Auswaschens auf dem Filter wendet man auch häufig das Dekantieren (Absetzenlassen des Niederschlags) an.

Wascherde, soviel wie Walkerde. — **Waschkessel**, s. u. Kessel. — **Wäschklammern**, s. u. Wäsche. — **Waschleder** oder Sämischleder, s. unter Lederfabrikation.

Wäschleinen, s. unter Wäsche.

Wäschmange oder Wäschrolle, s. Mange.

Waschmaschinen (frz. machines à laver, engl. washing-machines) heißen im allgemeinen die maschinellen Vorrichtungen zum Reinigen der Wollfasern, sowie der verschiedenen Gewebe mittels Wasser oder Lauge. Derartige Maschinen, und zwar speziell die zu technischen und gewerblichen Zwecken dienenden, erhalten je nach ihrer Wirkungsweise besondere Namen. So wird bei den Hammerwaschmaschinen das Material durch mehrere hin und her gehende Hämmer in einem Kasten mit warmem Wasser behandelt. (S. unter Appretur, Bd. I, S. 784.) Bei den Pantschmaschinen, einer Abart der vorigen, wird das mit Wasser bespülte, auf einem Tisch befindliche Zeug durch horizontal liegende Klopfhölzer (Waschbleuel) bearbeitet, die durch eine Daumenwelle gehoben werden. Stückwaschmaschinen sind eine Art Walzenwaschmaschinen (s. unter Appretur, Bd. I, S. 784, und unter Tuch, Bd. XV, S. 894), bei denen das Zeug zusammengefaltet bearbeitet wird.

Im engern Sinn versteht man unter W. die in Waschanstalten und Haushaltungen an Stelle der Handwäscherei verwendeten Apparate. Dieselben

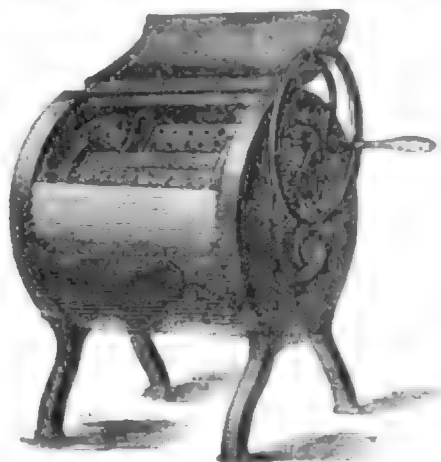
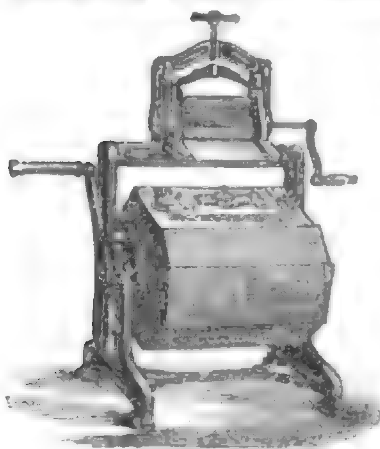


Fig. 1.

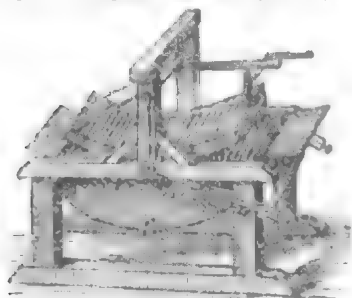
wurden in Deutschland zuerst als amerikanische W. eingeführt, doch finden neben diesen jetzt auch vielfach deutsche und engl. Konstruktionen von verschiedenster Anordnung Verwendung. In der vorstehenden Fig. 1 ist eine sehr leistungsfähige W. der Troy

Laundry Machinery Company in Troy (Neuyork) abgebildet, welche für Handbetrieb eingerichtet ist, aber auch nach wenigen Abänderungen von einer Transmission aus betrieben werden kann. In der äußern, mit Blech verkleideten Trommel rotiert, durch Zahnradantrieb bewegt, eine zweite solche von unregelmäßiger Cylinderform, die aus starkem Holz hergestellt und durchlocht ist. Die zu reinigende Wäsche wird in das Innere der durchlochten Trommel gebracht, worauf man den Deckel derselben verschließt, die Maschine mit Wasser versorgt, sie auch durch den Deckel der äußern Trommel verschließt und mittels der Handkurbel die innere Trommel in Bewegung setzt, wobei man abwechselnd nach der einen und nach der andern Seite umdreht, weil bei der Drehung in nur einer Richtung die Wäsche zu einem Ballen aufgewickelt würde. So reibt sich die Wäsche nicht nur gegenseitig, sondern auch an den Trommelwandungen und wird in kurzer Zeit sehr sauber.

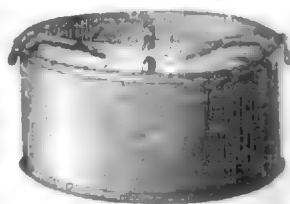
Eine zweite, vielfach verwendete W. ist die in Fig. 2 veranschaulichte von Thomas Bradford u. Comp. in London. Bei derselben wird, nachdem die Wäsche eingebracht und der Deckel festgeschraubt worden, die Trommel, welche hier nicht nochmals eingeschlossen ist, durch Kurbelantrieb von Hand oder auch durch Riemenbetrieb in Rotation versetzt. Auf dem obern Querbalken des Gestells trägt die Maschine zum Auswinden der fertigen Wäsche eine *Wringmaschine* mit durch Handkurbel bewegten Gummiwalzen, welche durch Federkraft gegeneinander gepreßt werden; der Federdruck ist mittels einer Stellschraube regulierbar. Mit Hilfe derartiger Maschinen geht die betreffende Arbeit viel leichter und viel gründlicher von statten, als durch das früher gebräuchliche Auswinden mit der Hand, ganz abgesehen davon, daß diese Procedur die Wäsche sehr angreift, während mit der Wringmaschine die feinsten Gewebe ausgewunden werden können, ohne im geringsten verletzt zu werden.


Fig. 2.

Eine sehr einfache W. ist die von F. Jahnel in Zittau (Fig. 3), welche auf dem Prinzip des amerik. Waschbretts (vgl. *Waschbrett*) beruht. Der zur Aufnahme der Lauge dienende halbrunde Boden der Maschine, sowie das in regulierbarer Höhe über ihm schwingende gekrümmte Brett ist mit Riffeln versehen. Die Wäsche wird in einzelne Pakete zusammengerollt und in den mit heißer Lauge gefüllten untern Teil der Maschine gelegt, worauf das Waschbrett so weit herabgelassen wird, bis es, durch den vorn angebrachten Hebel gestellt, mit leichtem Druck aufliegt. Alsdann wird die Wäsche durch Hin- und Herschwingen des Oberteils gehörig an den Riffeln gerieben, wobei ein tüchtiges Durchwaschen erzielt wird, das überdies mit großer Ersparnis an Seife verbunden ist.


Fig. 3.

Zum *Kochen* der Wäsche vor dem eigentlichen Waschen bedient man sich in neuerer Zeit statt der einfachen Kochtöpfe besonderer Gefäße, die in der in Fig. 4 angegebenen Weise mit einem Röhrensystem ausgestattet sind, durch welches das am Boden des Gefäßes durch die Feuerung auf hohe Temperatur gebrachte Wasser emporsteigt und teilweise als Dampf durch die Mündungen der Röhren von oben auf die Wäsche spritzt. Auf diese Art wird die Cirkulation des Wassers und somit seine Einwirkung auf die Wäsche bedeutend befördert. Derartige mit Hilfe von Dampf arbeitende Apparate werden bisweilen als *Dampfwaschmaschinen* bezeichnet; doch nennt man so auch Maschinen, welche nach dem in Fig. 1 dargestellten Typus gebaut sind und mit Hilfe von Dampf arbeiten.


Fig. 4.

Waschrad, s. unter *Appretur*.

Wäschrolle oder *Wäschmange*, s. *Mange*.

Waschschwamm, s. *Badeschwamm*.

Waschteken, Indianerstamm, s. *Huasteken*.

Was du nicht willst, u. s. w., Sprichwort, s. unter *Quod tibi fieri etc.*

Waseguha, die Bewohner von Useguha.

Wasenmeister, s. *Abdecker*.

Wasgau, *Wasgenwald*, s. *Vogesen*.

Wash, eine 20 km breite und 30 km lange Bucht der Nordsee an der Ostküste Englands, zwischen den Grafschaften Lincoln und Norfolk. In der Südwestecke (Foßdyke Wash) des W. münden Witham und Welland, in der Südostecke die Ouse, zwischen denselben der Nen. An Nordwest- und Südwestküste dehnt sich der Fen-Distrikt aus. Zwischen den Boston Deeps und den Lynn Deeps ist am Eingange des W. ein Leuchtschiff (Lynn Well Light) verankert. Der W. ist das Meturis Aestuarium der Römer und hieß bei den Angelsachsen Maltraith.

Washburn (Elihu B.), nordamerik. Staatsmann, geb. im Sept. 1816 zu Livermore im Staate Maine, besuchte 1839 die Rechtsschule zu Cambridge und ließ sich dann in Galena im Staate Illinois als Advokat nieder. Im J. 1852 wurde er in den Kongreß gewählt. Als General Grant 1869 Präsident wurde, ernannte er den entschiedenen Republikaner W. zum Staatssekretär. Aus Gesundheitsrücksichten resignierte W. jedoch bald und wurde als Gesandter nach Frankreich geschickt. Während des Deutsch-Französischen Kriegs erwarb er sich um die in Frankreich und besonders in Paris ansässigen Deutschen große Verdienste. Er verschaffte nahezu 30000 Deutschen Pässe, um Frankreich verlassen zu können, und unterstützte nahezu 8000 Preußen durch Eisenbahnbillette oder durch Geld. Der Deutsche Kaiser schickte ihm 1877 sein Bild in Öl gemalt und ein W.s Verdienste anerkennendes Schreiben. Im J. 1877 legte W. seinen Posten nieder und ließ sich in Chicago nieder.

Washington, ein Territorium der Vereinigten Staaten von Amerika, liegt zwischen 45° 30′ und 49° nördl. Breite und 117° und 124° 45′ westl.

Länge, wird begrenzt im N. von der Straße von Fuca, welche es von Vancouver-Island trennt, und Britisch Columbia, im O. von Idaho, im S. von Oregon, von welchem es meist durch den Columbus getrennt ist, und im W. vom Pacific-Ocean, hat 179169 qkm und (1885) 129438 E., von denen 3276 Chinesen und 2786 Indianer sind. Im J. 1860 hatte es 11594, 1870 schon 23955 und 1880 75116 E. Bodengestalt, Klima und Produktionen gleichen dem von Oregon. Es wird von den Cascadegebirgen in Ost- und West-Washington geteilt. Die höchsten Punkte sind: Mount-Baker (3330 m), Mount-Ranier (4334 m), Mount-St.-Helens (2925 m) und Mount-Adams (2871 m). Von den Küstengebirgen, nahe dem Pacific, erreichen nur die am Pugetsund, im NW. gelegen, und dem Ocean eine bedeutende Höhe, wie z. B. der Mount-Olympus, 2442 m hoch. Die Hauptflüsse sind der Columbia, der Okanagan, sein nördlicher, der Spokane, sein östlicher, und der Lewis oder Snake, sein südl. Nebenfluß. Das Land ist arm an Seen, aber reich an Häfen, Buchten und Sunden; von letztern ist der im NW. gelegene Puget-Sound der bedeutendste. Die Haupterzeugnisse sind Kohlen, Holz (Tannen und Cedern) und Fische. Im J. 1880 gab es schon 261 industrielle Etablissements mit einem Kapital von über 3 Mill. Dollars. Die Oregon-Railway and Navigation-Company hatte 1885 schon 414 km, die Northern-Pacific- 728 und die Columbia- und Puget-Soundeisenbahn 70 km Eisenbahnen in Betrieb. W. hat 15 Nationalbanken mit einem Gesamtkapital von 1020000 Dollars. Die öffentlichen Schulen wurden von 26497 und die Privatschulen von 1836 Kindern besucht. Von 53 Zeitungen erschienen 9 täglich. Das Territorium hat keine Territorialschulden. Seine Einnahmen beliefen sich (1884—85) auf 110535, seine Ausgaben auf 76017 Dollars. W. wurde am 2. März 1853 als Territorium organisiert. Es wird jetzt in 33 Counties eingeteilt. Die Legislatur tritt alle 2 Jahre auf 60 Tage zusammen. Sie besteht aus 12 Senatoren und 24 Repräsentanten, welche auf zwei Jahre gewählt werden. Der Gouverneur und der Staatssekretär werden auf vier, alle andern Beamten auf zwei Jahre angestellt. Die Hauptstadt des Territoriums ist Olympia mit 2500 E. Die größten Städte sind Seatle mit 12000, Tacoma mit 6936, Vancouver mit 3000 und Port Townsend mit 2000 E. Walla-Walla ist die bedeutendste Stadt im Osten W.s.

Washington, Haupt- und Bundesstadt der Vereinigten Staaten von Amerika, liegt im District of Columbia (s. d.), auf einer welligen Hochebene, auf dem linken Ufer des Potomac, zwischen diesem und seinem Ostarm, dem Anacostiafluß, ist durch Eisenbahnen mit der ganzen Union verbunden und zählt (1880) 147293 E., darunter 4154 Deutsche und 48377 Farbige. W. wurde 1791 gegründet und zu Ehren George Washingtons (s. d.) benannt. Die Straßen der Stadt laufen schnurgerade von N. nach S. und O. nach W., sich unter rechten Winkeln schneidend. Durch ihr herrliches, gesundes Klima und ihre freundliche Lage ist sie eine sehr gesunde, durch ihre öffentlichen und monumentalen Gebäude, schönen Denkmäler und Standbilder, durch ihre schönen und stilvollen Privatgebäude, ihre großartigen Boulevards, ihre breiten, wohlgepflasterten und stets rein gehaltenen Straßen und durch den reichen Schmuck der Bäume (die Boulevards sind mit doppelten und sogar vierfachen schönen Baumreihen versehen) ist sie eine der schönsten und anmutigsten Städte der Welt.

Das imposanteste und eins der schönsten öffentlichen Gebäude ist das Kapitol. Es liegt auf einem Plateau im östl. Teile der Stadt. Das Hauptgebäude wurde 1827 fertig. Es ist aus behauenem Sandstein errichtet und 107 m lang und 37 m breit. Die beiden Flügel, welche von 1851 bis 1876 gebaut wurden, sind aus weißem Marmor und je 72 m lang und 42 m breit. Das ganze Gebäude ist 228 m lang und, Portikus und Treppen eingeschlossen, 98 m breit und bedeckt ein Areal von 142 a. In der Mitte des Gebäudes ist die Rotunde, 28,6 m im Durchmesser und über derselben erhebt sich der Dom zu einer Höhe von 90 m, dessen Spitze mit der 6 m hohen Statue der Göttin der Freiheit geschmückt ist. In den beiden Flügeln sind die Sitzungssäle des Senats und des Repräsentantenhauses. Ersterer ist 33 m lang, 24 m breit und 11 m hoch. In den Galerien sind Sitze für 1000 Personen. Die Halle der Repräsentanten ist 42 m lang, 28 m breit und 11 m hoch. Sie enthält 260 Sitze für Mitglieder und 1200 Sitze in den Galerien. Die Rotunde enthält 8 große Wandgemälde, welche Scenen aus der amerik. Geschichte darstellen. Hinter der Rotunde befindet sich die Kongreßbibliothek, welche (Dez. 1885) 555000 Bände und 180000 Broschüren enthält. In dem Gebäude befinden sich ferner die Supreme Court, die Law Library und über 100 andere Zimmer. Das Kapitol hat 16 Mill. Dollar gekostet. Etwa 2,5 km vom Kapitol steht das Weiße Haus (White House), die Amtswohnung des Präsidenten. Es ist 51 m lang, 26 m breit, aus Quadersteinen mit schönem ion. Portikus und einer halbkreisförmigen Kolonnade gebaut. In der Nähe desselben befinden sich das Schatzamtsgebäude, 180 m lang und 60 m breit, mit 500 Zimmern, das Gebäude des Staats-, Kriegs- und Marinedepartements, das Postamtsgebäude mit über 200 Zimmern, das Gebäude des Patentbureaus (zum Departement des Innern gehörig) mit einem an 200000 Artikel enthaltenden Modellsaal, die Staatsdruckerei mit Kupfer- und Steindruckerei, Schriftgießerei, Stereotypie, Ateliers für Photographie, Holzschnitt, Kupferstich u. s. w., das Gebäude und die Treibhäuser des Ackerbaudepartements, das Marineobservatorium, die Marinekaserne, das Washington-Nationalmuseum u. s. w.

Ferner sind erwähnenswert die Corcoran-Art-Gallery mit herrlichen Gemälden, Statuen u. s. w., das Smithsonian-Institute, das Nationalmuseum u. s. w. Zu Ehren Washingtons wurde in W. ein kolossaler, 172 m hoher Obelisk errichtet, zu dem 4. Juli 1848 der Grundstein gelegt und der erst 21. Febr. 1885 eingeweiht wurde. Von den städtischen Gebäuden ist das Stadthaus, die Freimaurer-, die Odd-Fellow's- und die Lincoln-Halle, Ford's Opera-House und das Nationaltheater, mehrere große Gasthäuser u. s. w. nennenswert. Die 117 Kirchen und Kapellen der Stadt zeichnen sich architektonisch nicht aus. Unter den vielen Wohlthätigkeitsinstituten sind das Marinehospital, das Washington-Asylum, die Soldatenheimat, die Reformschule, das Government-Irrenasyl, die Columbia-Taubstummenanstalt ꝛc. zu nennen. Außer vielen öffentlichen hat W. mehrere höhere Unterrichtsanstalten, wie Howard-University, Columbian-Universität, Wayland-Seminary, Gonzaga-College, die jurist. und

mediz. Abteilung des Georgetown-College, das nationale Pharm. College u. s. w. Fast jede dieser Anstalten hat größere Bibliotheken. W. hat 5 tägliche, 8 wöchentliche (1 deutsche) und 3 monatliche Zeitungen und Zeitschriften, 5 National- und 3 Sparbanken und 13 Versicherungsgesellschaften. In Bezug auf Handel und Industrie ist die Hauptstadt der Union ohne Bedeutung. In der Nähe W.s befindet sich der schön angelegte Kongreßkirchhof und die Kriegsschiffwerfte der Union am Anacostia, über den eine Brücke führt.

Washington heißen außer der Bundesstadt auch noch zahlreiche Counties, Städte, Townships und Ortschaften in den Vereinigten Staaten.

Washington (George), der Begründer der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Amerika und deren erster Präsident, wurde 22. Febr. 1732 in der Grafschaft Westmoreland in Virginien geboren. Sein Vater, Augustin W., dessen Vorfahren 1657 aus England einwanderten, war ein reicher Pflanzer, der aber frühzeitig starb. George, von fünf Kindern das dritte, wurde von seiner Mutter, einer sehr tüchtigen Frau, einfach erzogen und sehr bald deren Stütze. Als junger Mann trieb er das Geschäft eines Feldmessers, später aber widmete er sich ganz dem Landbau, zumal als er von seinem früh verstorbenen Bruder das schöne Gut Mount-Vernon am Potomac ererbt hatte. Er trat zuerst 1755 in die Öffentlichkeit, indem er als Milizen-Oberstlieutenant den Zug Braddocks gegen Fort Duquesne mitmachte und in die Niederlage dieses engl. Generals bei Great-Meadows verwickelt wurde. In Virginien ehrte man W. durch Ernennung zum Obersten, welchen Posten er aber nach dem übrigens erfolglosen Kriege niederlegte. Er verheiratete sich nun mit Martha Custis, einer jungen Witwe, und lebte auf Mount-Vernon als Pflanzer. Durch Fleiß und Ordnung brachte er seine Güter zu hohem Ertrage und wurde einer der reichsten und angesehensten Eigentümer der Provinz. Man wählte ihn in die Gesetzgebende Versammlung von Virginien, wo er sich zwar nicht durch Beredsamkeit, aber durch Scharfsinn und Festigkeit auszeichnete. Als der Streit mit dem Mutterlande ausbrach, erklärte er sich für das Selbstbesteuerungsrecht der Kolonien und bewies sich als aufrichtiger Patriot. Seine Mitbürger wählten ihn zum Deputierten auf dem Generalkongreß der vereinigten Kolonien, welcher am 14. Sept. 1774 zu Philadelphia eröffnet wurde.

Nachdem die Feindseligkeiten zwischen den Amerikanern und den Engländern bei Lexington begonnen, beschloß der Konvent die Errichtung eines stehenden Heeres und wählte 14. Juni 1775 einmütig W. zum Obergeneral. Nur mit Mißtrauen gegen sich selbst übernahm W. die schwierige Stellung, auch wies er jeden Gehalt zurück. Er fand die etwa 14000 Mann starke, aus den Kolonialkontingenten und Milizen zusammengesetzte Armee vor Boston ohne Waffen und Munition, ohne irgend eine Organisation. Unter den größten Anstrengungen brachte er zwar einige Ordnung und Disciplin in die Masse, begriff aber bald, daß er sich nur auf Verteidigung, auf Beobachtung und Überraschung des Feindes beschränken müsse. Durch dieses System wurde er der Befreier seines Vaterlandes. (S. Vereinigte Staaten von Amerika.) Er sorgte für Befestigung der Küsten und drängte im März 1776 die Engländer aus Boston. Als der auf 35000 Mann verstärkte Feind im August Neuyork besetzte, ging W. nach einer Reihe unglücklicher Gefechte aus einer festen Stellung in die andere in das nördl. Gebirge zurück. Hunger, Kälte, Seuchen, Mangel an Kleidung rafften einen Teil seiner Streitkräfte hin. Ein anderer Teil benutzte den Ablauf der auf ein Jahr festgestellten Dienstzeit und verließ die Fahnen. Mit dem Reste von 2000 Mann mußte sich W. im Winter hinter den Delaware zurückziehen, wo er seine Armee wieder auf 6000 Mann brachte. Der Kongreß führte jetzt eine dreijährige Dienstzeit ein und verlieh W. eine Art Diktatur. Am 25. Dez. 1776 nahm er durch einen kühnen Überfall die engl.-deutschen Truppen bei Trenton gefangen, und 3. Jan. 1777 schlug er Cornwallis bei Princetown. Diese Erfolge hoben die Zuversicht der Amerikaner. Dennoch vermochte W. nicht, der Not und Schwäche seines Heeres abzuhelfen. Am 13. Sept. schlug ihn Howe am Brandywinefluß, und als er letztern 4. Okt. bei Germantown angriff, mußte er ebenfalls der Geübtheit und Stärke der Engländer unterliegen.

Während ein amerik. Korps unter Gates mehr als 6000 Engländer bei Saratoga zur Kapitulation zwang, war W. genötigt, mit der Hauptmacht ein Lager in der Einöde von Valley-Forge, 6 Stunden von Philadelphia, dem damaligen engl. Hauptquartier, zu beziehen und alle Leiden des Winters, des Hungers und Mangels jeder Art zu erdulden. Sein Heer schmolz hier vollends durch Verräterei, Abfall und Widerspenstigkeit auf ein kleines, aber erprobtes Häuflein zusammen, welches jetzt erst durch den zum Generalinspektor ernannten deutschen General Steuben tüchtig organisiert und discipliniert wurde. W. bewährte damals die ganze Größe und Stärke seines Charakters, indem er auf seinem Posten ausharrte. Das Bündnis der Kolonien mit Frankreich und des letztern Kriegserklärung an England gab der Sache der Amerikaner eine günstigere Wendung. Im Juni 1778 brach W. aus seiner Einöde hervor und überfiel den neuen engl. Oberbefehlshaber, Clinton, 28. Juni auf dem Rückzuge von Philadelphia nach Neuyork bei Monmouth. Hierauf nahm er eine Stellung bei Westpoint und hinderte dadurch die Engländer, sich ins Innere auszubreiten. Clinton spielte deshalb mit dem Frühjahr 1780 den Kriegsschauplatz in die südl. Kolonien; allein W. ließ sich weislich nicht nachziehen. Er setzte mit seinen wenigen Mannschaften die Einschließung der engl. Hauptmacht in Neuyork fort, bis er endlich, durch die Ankunft Rochambeaus mit 6000 Franzosen verstärkt, aus der Rolle des Beobachters heraustreten und den Plan zu einem entscheidenden Schlage fassen konnte. Während er Clinton durch täuschende Bewegungen im Norden festhielt, wendete er sich, von dem franz. Admiral Grasse zur See unterstützt, nach Yorktown und zwang 19. Okt. 1781 7000 Engländer, die dasselbe besetzt hielten, zur Kapitulation. W. hatte im Laufe des Kriegs die Engländer zwar nicht im offenen Felde geschlagen, aber ihre Kräfte durch sein zähes Beobachtungssystem so geschwächt, daß sie nach dieser Niederlage keine Unternehmung mehr wagten. Nachdem 30. Nov. 1782 in einem provisorischen Frieden die Unabhängigkeit der Amerikaner anerkannt worden, war es der innere Feind, gegen welchen sich die Aufmerksamkeit W.s richten mußte. Im Heere, für dessen Zukunft der Kongreß nicht die versprochene Sorge zu tragen schien, gab sich eine

tiefe Unzufriedenheit kund, die jeden Augenblick in Empörung auszubrechen drohte. Sogar machte man W. von dieser Seite aus den Vorschlag zu Staatsstreichen, die auf Gründung einer Monarchie hinausliefen, die er aber energisch zurückwies. Als endlich die Engländer 25. Nov. 1783 Neuyork räumten, entließ er die Reste seines Heeres in einem herzlichen Abschiede und begab sich nach Annapolis, wo er im Kongreß sein Amt als Oberbefehlshaber niederlegte. Er zog sich dann als einfacher Pflanzer nach Mount-Vernon zurück und widmete sich mit Eifer der Melioration seiner Besitzung.

Wohl niemand wußte besser als er, wie höchst notwendig dem jungen Staatenverein eine Verfassung und Centralregierung war. W. schloß sich deshalb der sog. Föderalistenpartei an und half als Deputierter der Generalversammlung von 1787 die noch jetzt geltende Bundesakte entwerfen. Als 4. März 1789 die neue Verfassung in Wirksamkeit trat, übernahm er nach einstimmiger Wahl das Amt des Präsidenten. Inmitten des Parteikampfes, der die Union zu zerreißen drohte, ordnete er die Staatsschuld, die Landesverteidigung, den Verwaltungsorganismus und legte den Grund zu dem Straßen- und Kanalsystem des innern Verkehrs. Nach außen stellte er das Prinzip der Neutralität auf und begünstigte dadurch die Erneuerung des Handelsverkehrs mit England, der einen ungeheuern Aufschwung nahm. Nachdem die Präsidentenwahl 1793 nochmals auf ihn gefallen, steigerten sich für ihn die Schwierigkeiten durch das Verhältnis der Union zu dem revolutionären Frankreich. Gegen die Absichten der Demokraten, welche die Unterstützung Frankreichs gegen England forderten, schloß W. einen vorteilhaften Handelsvertrag mit England und schickte sogar die Agenten des franz. Direktoriums aus dem Lande, die das Volk offen für eine Empörung gegen den Präsidenten bearbeiteten. Der Anklagen, mit welchen man ihn überschüttete, müde, verbat er sich jedoch die abermalige Wiedererwählung zum Präsidenten und legte sein Amt mit einer herrlichen Ansprache an die Nation im März 1797 für immer nieder. Als aber im folgenden Jahre der Krieg mit Frankreich ernstlich drohte, bewog ihn der neue Präsident Adams, die Stelle eines Oberbefehlshabers nochmals anzunehmen. W. starb während der Spannung mit Frankreich 14. Dez. 1799 zu Mount-Vernon an akuter Laryngitis. Erst nach seinem Hintritt fühlte man den ganzen Verlust dieses Mannes, der «der erste im Kriege, der erste im Frieden und der erste in den Herzen seiner Landsleute» und einer der größten und edelsten Helden und Staatsmänner aller Zeiten war, als Mensch wie als öffentlicher Charakter ebenso groß und hochherzig als makellos und unantastbar, dabei von tiefem religiösen Gefühl und den Lehren des Christentums aus Überzeugung ergeben. Alle Parteien der Union ehrten ihn durch eine feierliche Trauer. W. führte eine glückliche, aber kinderlose Ehe. In seinem Testament gab er seine Sklaven frei; er stiftete ansehnliche Vermächtnisse für Schulen und hinterließ den Rest des Vermögens einem Neffen. Seine Gebeine ruhen zu Mount-Vernon. Ihm sind eine Anzahl Ehrendenkmäler errichtet worden, so eine von Canova gefertigte Statue in Raleigh in Nordcarolina, eine andere in Boston, eine dritte in Baltimore und eine vierte in Washington. Sparks gab im Auftrage des Kongresses eine Sammlung von W.s offiziellen und privaten Papieren nebst Lebensbeschreibung («The works of W.», 12 Bde., 1834—37) heraus, die Guizot französisch (6 Bde., Par. 1840) und Raumer deutsch (2 Bde., Lpz. 1845) bearbeitete.

Vgl. Marshall, «Life of W.» (3. Aufl., 2 Bde., Philadelphia 1832); A. Bancroft, «Essay on the life of W.» (neue Aufl., Boston 1851); Redding, «Life of W.» (2 Bde., Lond. 1835); Edmond, «The life and times of W.» (3. Aufl., 2 Bde., Lond. 1839); Venedey, «Georg W. Ein Lebensbild» (Freib. i. Br. 1862). Das populärste Werk ist Washington Irvings «Life of W.» (5 Bde., Neuyork 1855—58 u. öfter; deutsch, Lpz. 1856—59).

Washingtongruppe, s. unter Marquesasinseln.

Washingtonia, riesenhafter Nadelholzbaum in Californien, s. Wellingtonia.

Washingtonit, Varietät des Titaneisenerzes.

Washita oder Ouachita, Fluß in den nordamerik. Staaten Arkansas und Louisiana, entspringt im westl. Teile von Arkansas, fließt erst östlich, dann südöstlich und dann südlich durch Louisiana in den Red-River. Seine Länge beträgt nahezu 880 km; er ist für größere Schiffe bis Camden und für kleinere bis Arkadelphia schiffbar. Seine Hauptnebenflüsse sind der Saline, Bartholomew, La Fourche und Tensas auf dem linken und Little Missouri und Bayou d'Arbonne auf dem rechten Ufer. Unterhalb seiner Vereinigung mit dem Tensas wird er Black River genannt.

Wasielewski (Joseph W. von), Violinist und musikal. Schriftsteller, geb. 17. Juni 1822 in Groß-Leesen bei Danzig, erhielt seine Ausbildung in Leipzig unter Mendelssohn, Hauptmann und David. Im Herbst des Jahres 1850 wurde er von R. Schumann als Konzertmeister an die von ihm in Düsseldorf geleiteten Konzerte des Allgemeinen Musikvereins berufen. Hier war er bis zum Frühjahr 1852 thätig, worauf er in Bonn die Direktion eines neu zu gründenden gemischten Gesangvereins und der von demselben zu veranstaltenden Abonnementskonzerte übernahm. Nach dreijähriger Wirksamkeit daselbst siedelte W. nach Dresden über. Hier schrieb er das Buch: «Die Violine und ihr Meister» (Lpz. 1869; 2. Aufl. 1883). Vorher schon (1858) hatte er «R. Schumann. Eine Biographie» (3. Aufl., Bonn 1880) veröffentlicht. Im Herbst 1869 kehrte er als städtischer Musikdirektor nach Bonn zurück und blieb dies bis 1884, lebte dann in Blankenburg am Harz und seit 1885 in Sondershausen. Er schrieb noch: «Die Violine im 17. Jahrh. und die Anfänge der Instrumentalkomposition» (Bonn 1874), «Geschichte der Instrumentalmusik im 16. Jahrh.» (Berl. 1878) und «Schumanniana» (Bonn 1883).

Wasige, die Bewohner von Usige (s. d.).

Wasinsa, die Bewohner von Usinsa (s. d.).

Wasjuganische Steppe, s. unter Baraba.

Waslui, Kreisstadt in der Moldau in Rumänien, am Byrlat, hat Ruinen eines Palastes Stephans d. Gr. und eine 1471 erbaute Kirche und zählt 8000 E.

Wasmes-en-Borinage, gewerbsamer Marktflecken im Bezirk Mons der belg. Provinz Hennegau, 11 km von Mons, Station der Linie Mons-Quiévrain der Belgischen Staatsbahnen, zählt (1884) 12513 E., die meist Steinkohlenbergbau treiben.

Wassallah, Landschaft in Nordwestafrika, im westlichsten Teile des Sudan, zwischen dem Sarano westlich und dem Ulaba östlich, welche beide rechts

zum obern Niger gehen, ist von Mandingo bewohnt und hat Goldminen.

Wassambi, die Bewohner von Ussambi (s. d.).

Wasselnheim (frz. Wasselonne), Stadt und Kantonshauptort im Kreise Molsheim des elsaß-lothring. Bezirks Unterelsaß, 25 km nordwestlich von Straßburg, am Eingange des Kronenthals an der Mossig, Station der Linie Molsheim-Zabern der Elsaß-Lothringischen Eisenbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine Realschule und zählt (1885) 3828 E., welche Holz-, Getreide- und Weinhandel, Gerberei und Färberei betreiben. Der Ursprung der Stadt W. wird in die Römerzeit zurückverlegt; 1442 gab Kaiser Friedrich III. W. dem Walther von Thann und seinem Bruder zu Lehn. Im J. 1496 gelangte die Herrschaft W., inzwischen ein Lehn des Deutschen Reichs geworden, durch Kauf an die Stadt Straßburg. Im J. 1674 nahm das franz. Heer unter Turenne die Stadt ein.

Wasser (althochdeutsch wazar, wazzar; mittelhochdeutsch wazze, wazzer), der tropfbar flüssige Stoff, welcher einen großen Teil der Erdoberfläche bedeckt und, in Gasform in die Atmosphäre aufsteigend, dort die Wolken bildet und dann wieder als tropfbare Flüssigkeit (Tau, Regen, Schnee, Hagel u. s. w., s. unter Niederschlag) niederfällt. Früher hielt man das W. für einen einfachen Grundstoff, für ein Element. Die Entdeckung der Zusammensetzung des W. gehört den Engländern Cavendish, Watt und Priestley, welche unabhängig voneinander und fast gleichzeitig 1781—83 das W. durch Verbrennung des Wasserstoffgases künstlich darstellten. Ihre Angaben bestätigten dann mehrere franz. Chemiker, besonders Lavoisier. Man fand, daß reines W. aus Wasserstoffgas und Sauerstoffgas besteht und von jenem 11,11, von diesem 88,89 Gewichtteile enthält. In demselben Verhältnis, dem Gewichte nach, dem Raume nach im Verhältnis von 2:1 entwickeln sich beide Gase, wenn man das W. durch einen galvanischen Strom zersetzt. Läßt man durch ein Gemenge von 2 Volumen Wasserstoffgas und ein Volumen Sauerstoffgas einen elektrischen Funken schlagen, so vereinigen sich beide unter Detonation ohne Rückstand zu tropfbarem W. Das reinste W. in der Natur ist dasjenige, das der in hohen Gegenden aufgefangene Regen oder Schnee liefert, worin sich keine Spur fremder Stoffe entdecken läßt. Da jedoch solches W. selten zu haben ist, so verschafft man sich künstlich reines W. durch Destillation. Dasselbe ist in dem Zustande seiner Reinheit eine farblose, vollkommen durchsichtige, geruch- und geschmacklose Flüssigkeit. Bei der Mitteltemperatur unserer Atmosphäre bleibt das W. stets flüssig; vermindert sich aber die Wärme bis unter den Nullgrad des Celsiusschen oder Réaumurschen Thermometers, so gefriert es. In verschlossenen, sehr engen Gefäßen kann es 10 Grade unter Null flüssig bleiben, solange keine Bewegung stattfindet; es gefriert aber augenblicklich, sobald es geschüttelt wird. Wenn das W. erstarrt, nimmt es, wie die meisten übrigen Körper, Krystallgestalt an. (S. Eis.) Die spießigen Krystalle setzen sich meist unter einem Winkel von 60 oder 120° aneinander und bilden so die Dendriten an den Fenstern oder die sechszackige Gestalt des Schnees. W., welches andere Stoffe, z. B. Säuren, Salze u. s. w., enthält, gefriert in der Regel langsamer und erst einige Grade unter Null, und zwar nach Verhältnis der Art und Menge dieser Beimischungen. Wenn ein Teil einer solchen Lösung erstarrt, so gefriert meist nur das W., und die rückständige Auflösung ist dann um so konzentrierter, wie dies bei Wein, Bier und Kochsalz der Fall.

Die Dichtigkeit des W. ist indessen nicht bei dem Nullpunkt des Thermometers am größten, sondern bei 4° oder genauer 3,9° C. über diesem Punkte. Von diesem Punkte an dehnt es sich aus, sowohl beim Abkühlen als bei der Erwärmung. Diese Ausnahme von den für die Einwirkung der Wärme auf flüssige Körper bestehenden Regeln ist von großer Wichtigkeit. Das W. würde nämlich im Winter nach und nach, selbst in den größten Seen, bis zum Nullpunkt und darunter abgekühlt werden und in seiner ganzen Masse erstarren. So aber sinkt das W., sobald es bis zu 4° abgekühlt ist, in den Seen zu Boden, und wenn endlich alles W. diese Temperatur angenommen hat, so kann nur seine Oberfläche noch unter diesen Grad abgekühlt werden, weil nun das kältere W. spezifisch leichter als das warme ist und das W., wie die meisten Flüssigkeiten, die Wärme nur langsam leitet. Der Grund der Seen und Flüsse behält die angegebene Temperatur von ungefähr 4°. Es erleidet dies jedoch keine Anwendung auf das salzhaltige W. des Oceans. Wird das W. von 4° an erwärmt, so dehnt es sich allmählich aus, bis es bei 100° zu sieden anfängt. Im ganzen dehnt sich das W. von 0—100° um 42 Tausendteile des Volumens aus, welches es bei 0° hat. Der Wasserdampf folgt bei seiner Ausdehnung durch die Wärme, innerhalb gewisser Bedingungen, den gewöhnlichen Gesetzen der Gasarten. Wenn W. in einem verschlossenen Gefäß erhitzt wird, so gewinnt der Dampf nach und nach einen so hohen Grad von Elasticität, daß er die stärksten Gefäße zu zersprengen vermag. (S. Dampf.) Dem unsichtbaren Wasserdampf wird durch kalte Körper die Wärme entzogen; er verdichtet oder kondensiert sich dann zu W. und wird sichtbar. Darauf beruht die Bildung der Wolken, der Nebel und die Entstehung anderer meteorolog. Erscheinungen. Daher sehen wir den Hauch in kalter Luft und beschlagen sich kalte Körper, welche in warme Zimmer gebracht werden, mit W.; letzteres kommt von dem Wasserdunst, welchen die Luft des Zimmers mechanisch enthält. Meteorwasser nennt man das als Dampf in die höhern Regionen geführte W., das sich durch die Einwirkung kälterer Luftschichten zu sichtbaren Dünsten kondensiert (Nebel, Wolken), und, bei noch stärkerer Kondensation, als Tröpfchen oder Tropfen zur Erde fällt. Es erscheint dann als Regen, Schnee und Hagel. Fast alles fließende W. auf der Erde verdankt seinen Ursprung dem Meteorwasser, das auf die Erde fällt und teils über die Oberfläche wegrinnt, teils von der Dammerde eingesogen wird, oder sich in die Klüfte und Spalten der Gebirge senkt. Dieses in höher gelegenen Gegenden in die Erde eingedrungene W. tritt in den Quellen unserer Bäche und Flüsse wieder zu Tage. Die mineralischen Bestandteile, welche es enthält, sind bei dem Durchsickern durch die Gebirgsmasse aufgelöst worden. (S. Mineralwasser.)

Über die hygienische Bedeutung des W. ist Folgendes hervorzuheben. Neben dem Sauerstoff der atmosphärischen Luft und der Wärme gehört das W., welches beim Erwachsenen gegen 60, beim Neugeborenen gegen 70 Proz. des gesamten Körper-

gewichts ausmacht, zu den unerläßlichen Lebensbedingungen, da alle physik. und chem. Vorgänge des tierischen und menschlichen Körpers ohne das Vorhandensein von W. unmöglich sind; es dient nicht nur als Auflösungsmittel und Träger vieler für den Organismus unentbehrlicher Stoffe (Eiweiß, Zucker, Salze u. a.), sondern vermittelt auch als wichtiger Bestandteil des Blutes den beständigen Kreislauf der Stoffe durch alle Gewebe und Organe und übt durch seine in der Haut und den Lungen vor sich gehende Verdunstung großen Einfluß auf die Regulierung der Eigenwärme. Die tägliche Wasserausscheidung beträgt beim gesunden Erwachsenen durchschnittlich 2500 ccm (2,5 l), welche dem Körper von außen durch Speise und Trank wieder zugeführt werden müssen, wenn er gesund und leistungsfähig bleiben soll.

Da der Genuß von verunreinigtem, namentlich mit faulenden organischen Substanzen versetztem W. mehr oder minder schwere Gesundheitsstörungen, insbesondere Infektionskrankheiten (Typhus, Cholera, Ruhr) verursachen kann, so ist die Sorge für Beschaffung eines guten reinen Trinkwassers eine der wichtigsten Aufgaben der öffentlichen Gesundheitspflege. (S. Städtereinigung.) Am häufigsten entstehen derartige Verunreinigungen des W. durch mangelhaft angelegte Aborte, durchlässige Latrinen, undicht gewordene Röhrenleitungen und Düngerhaufen. (S. Brunnenvergiftung.)

Gutes Trinkwasser muß durchaus klar, farb- und geruchlos sein, einen reinen erquickenden Geschmack besitzen und möglichst frei von organischen Substanzen und deren Zersetzungsprodukten (Ammoniak, salpetrige Säure, salpetersaure Salze) sein; von den Chloriden dürfen nicht mehr als 30, von Kalksalzen höchstens 360, von Schwefelsäure nicht mehr als 60, von der Salpetersäure höchstens 15 Milligramm im Liter vorhanden sein. Ammoniak läßt sich leicht durch Zusatz von einigen Tropfen des Neßlerschen Reagens (eine alkalische Kalium-Quecksilberiodidlösung) nachweisen, wodurch eine entschiedene Gelbfärbung oder selbst ein gelbroter Niederschlag entsteht; bei Vorhandensein von salpetriger Säure bildet sich auf Zusatz von fünfprozentiger Jodkaliumlösung, Chlorzinkstärkekleister und einigen Tropfen Schwefelsäure eine charakteristische violette Färbung, die nach einigen Minuten in dunkel Indigoblau übergeht. Wertvolle Aufschlüsse über die Zulässigkeit eines W. als Trinkwasser kann auch die mikroskop. Untersuchung desselben geben, die nach den Prinzipien der modernen bacterioskopischen Forschung vorzunehmen ist. (S. Bacterien, im Supplement.) Zur Klärung und Verbesserung unreinen W. dienen das Kochen, das Destillieren, sowie das Filtrieren durch frisch geglühte Holzkohle. (Vgl. auch Grundwasser.)

Vgl. Pfaff, «Das W.» (Münch. 1870); Tyndall, «Das W. in seinen Formen als Wolken und Flüsse, Eis und Gletscher» (Bd. 1 der «Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek», 2. Aufl., Lpz. 1879); Dove, «Der Kreislauf des W. auf der Oberfläche der Erde» (2. Aufl., Berl. 1874); Lersch, «Hydro-Chemie» (2. Aufl., Bonn 1870); derselbe, «Hydro-Physik» (2. Aufl., Bonn 1870).

Wasserabzapfung, chirurg. Operation zur Entfernung widernatürlich angesammelter Flüssigkeiten aus dem Körper. Man bedient sich dazu entweder des Trokars (s. d.) oder langer stählerner Hohlnadeln oder der Lanzette. (S. Punktion.)

Wasserahorn, soviel wie Viburnum Opulus, s. Schneeball.

Wasseralfingen, Ort bei Aalen (s. d.).

Wasseramsel (Cinclus), ein aus neun Arten bestehendes Geschlecht zaunkönigsartiger lebhafter Vögel, welche die gemäßigten Gegenden der Alten Welt bis Westchina herab, dann die westl. Teile Nordamerikas bewohnen und hier den hohen Gebirgen folgend durch Mexiko bis Peru vordringen. Ihr Gefieder ist sehr einfach, rauchschwarz und weiß, und zeichnet sich vor dem aller andern Singvögel dadurch aus, daß es Unterdunen, wie das der Wasservögel, hat, und ihrer Lebensweise nach sind die W. auch echte Wasservögel, die tauchend und unter Wasser laufend im tollsten Strudel auf Kerbtiere und kleine Fischchen Jagd machen. Unsere gemeine W. (Cinclus aquaticus) ist 20 cm lang, klaftert 30 cm, rauchfarbig, mit weißer Kehle, Gurgel und Hals und braunem Bauch. Sie findet sich an allen fließenden Gebirgswässern Mitteleuropas vom 64.° nördl. Br. bis in die Alpen. Sie baut in Höhlungen am Wasser aus Heu, Moos und Blättern ein großes Nest, in das sie im April 4—6 reinweiße Eier legt. Obgleich der Vogel stellenweise der Forellenzucht nachteilig werden mag, verdient er doch als eine unserer merkwürdigsten Formen, die sehr zur Belebung der Landschaft beiträgt, alle Schonung.

Wasserassel (Asellidae), eine Familie der Asseln (s. d.), welche sowohl das salzige als das süße Wasser bewohnt, sogar in die unterirdischen Bäche eindringt. Die meisten sind als Nahrungsmittel der Fische nützlich; nur die grüne, bis 5 mm lange Bohrassel (Limnoria terebrans) wird an der Nordsee durch Zerfressen des im Wasser befindlichen Holzwerks den Häfen ꝛc. bisweilen sehr schädlich.

Wasserbäder, s. unter Bad.

Wasserbau umfaßt eins der umfangreichsten Gebiete des Ingenieurbauwesens. Grundlegend für den W. sind die Lehre von den atmosphärischen Niederschlägen, die Hydrographie und Hydrometrie, die Hydraulik, welch letztere einen wichtigen Zweig der Mechanik bildet, die Bewegung des oberirdischen fließenden Wassers, die Betrachtung des Grundwassers, das Studium der Quellen, die Eigenschaften des Meeres u. s. w. In bautechnischer Hinsicht umfaßt der W. die Anlage der Wasserleitungen, die Wasserversorgung der Städte, die Gewinnung, Reinigung und Aufspeicherung des Wassers, die Entwässerungsanlagen für Städte (Kanalisierung); die Stauwerke; die Anlagen für Trift, Flößerei und Binnenschiffahrt (darunter Flußhäfen, Schiffahrtskanäle und Schleusen); die Verbauung der Wildbäche und Regulierung der Flüsse, die Schutzmittel gegen Überschwemmungen und damit im Zusammenhang stehende Bauwerke (Deiche, Siele), das Meliorationswesen (Be- und Entwässerungen von Grundstücken, Drainage ꝛc.), die Bauten am Meere, Ufermauern, Dämme, Häfen, Schiffsbauanstalten und Schiffahrtszeichen ꝛc.

Für die wissenschaftliche Ausbildung bestehen an den einzelnen technischen Hochschulen Deutschlands, Österreichs u. s. w. eigene, mit mitunter reichen Mitteln ausgestattete Lehrkanzeln für W., bei den Staatsbauämtern vielfach eigene Abteilungen für W. Vgl. «Handbuch der Ingenieur-Wissenschaften» (Bd. 3: «Der W.», 2. Aufl., 3 Abteil., Lpz. 1882—84); Hagen, «Handbuch der Wasserbaukunst» (3. Aufl., 10 Bde., Berl. 1863—74); Minard, «Cours de construction» (Par. 1846).

Wasserbett, s. Hydrostatisches Bett.

Wasserblei ist die populäre Bezeichnung für Molybdänglanz.

Wasserblüte nennt man eine eigentümliche Erscheinung, die an zahlreichen stehenden süßen und salzigen Gewässern zu gewissen Zeiten zu beobachten ist. Es erscheint an der Oberfläche des Wassers eine grüne oder rötlich gefärbte breiige Masse, die nicht selten auch in Form einer Haut sich auf dem Wasser ausbreitet und nach einiger Zeit gewöhnlich wieder verschwindet. Wegen der lebhaften Färbung, die das Wasser dadurch erhält, hat man dieses Phänomen allgemein als W. bezeichnet. Sie wird verursacht durch mehrere niedere Algen aus der Familie der Nostochaceen und Chroococcaceen, die im Sommer in großen Mengen in die obern Schichten jener Gewässer emporsteigen und hier die beschriebene Färbung, die je nach der Spezies, welche dieselbe hervorruft, verschieden ist, bedingen. Die spangrüne W., wie sie besonders häufig in den Ostseehaffs vorkommt, rührt von Aphanizomenon flos aquae *Ktz.*, einer Alge aus der Familie der Nostochaceen, oder von Clathrocystis aeruginosa *Ktz.*, einer Chroococcacee, her; die rötliche Farbe wird gewöhnlich nicht durch eine Alge, sondern von einer Schizomycetenform, der Beggiatoa roseo-persicina *Zopf.*, hervorgerufen.

Wasserbock (Antilope ellipsiprymnus, Tafel: Antilopen II, Fig. 3) ist der Name einer 1,50 m langen, am Widerrist fast 1 m hohen Antilope des südl. Afrika, namentlich in den schilfreichen, feuchten Niederungen. Die struppigen Haare bilden am Hals eine Mähne und sind schmutzig-graugelb, oben etwas dunkler; die 80 cm langen Hörner sind erst nach hinten, dann wieder nach vorn gebogen und haben 20 bis 25 Ringe.

Wasserbrotwurzel, soviel wie Colocasia esculenta.

Wasserbruch (Hydrocēle), die krankhafte Ansammlung von wässeriger Flüssigkeit in der Scheidenhaut des Hodens, s. unter Hoden.

Wasserburg, Stadt und Hauptort eines Bezirksamts (654 qkm mit [1880] 32 820 E.) im bayr. Regierungsbezirk Oberbayern, links am Inn, auf einer von diesem Flusse gebildeten Halbinsel, Station (4 km vom Ort) der Linie Rosenheim-Mühldorf-Plattling-Eisenstein der Bayrischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 3705 E., hat fünf kath. Kirchen, ein Zuchthaus für weibliche Sträflinge, ein altes Schloß, Hopfenbau, Schiffahrt und eine Mineralquelle St. Achatz. W. ist Geburtsort des Komponisten Aiblinger. Nahe bei W. ist die 1884 errichtete Kreisirrenanstalt Gabersee mit landwirtschaftlichem Betriebe.

Wasserdicht (frz. à l'épreuve de l'eau, engl. water-proof) nennt man Bekleidungsgegenstände u. s. w., wenn sie kein Wasser durch sich hindurchlassen, ja sogar an sich keinerlei nachteilige Veränderung durch die länger fortgesetzte Einwirkung des Wassers erfahren. Es ist im allgemeinen nicht mit Schwierigkeiten verknüpft, Geweben die Eigenschaft der Wasserdichtigkeit zu erteilen. Ein mehrfacher Anstrich von Leinölfirnis z. B. erteilt diesen Stoffen die Wasserdichtigkeit im vollkommensten Grade, und das Wachstuch (s. d.) ist ein auf solche Weise wasserdicht gemachtes Zeug. Aber oft wünscht man, die Wasserdichtigkeit ohne Veränderung des äußern Ansehens und ohne Beeinträchtigung der Leichtigkeit und Geschmeidigkeit hervorzubringen, und dies ist eine bisher nicht genügend gelöste Aufgabe. Zwar besitzen Auflösungen gewisser Salze, namentlich der essigsauren Thonerde, die überraschende Eigenschaft, Leinwand, Baumwollgewebe, Tuch u. s. w., welche damit getränkt und wieder getrocknet werden, gegen das Wasserdurchlassen zu schützen; allein diese Wirkung verschwindet, wenn die naß gewordenen Stoffe gedrückt oder gequetscht werden, und in starkem, anhaltendem Regen waschen sich die zur Zubereitung angewendeten Salze heraus, die Wasserdichtigkeit geht damit verloren. Leder wird wasserdicht gemacht durch Tränken mit Leinöl oder durch Lackieren. Wasserdichte Filzhüte haben statt des Leims, womit sonst die Hüte steif gemacht wurden, eine Steife von Schellack oder anderm Harz (die man, um sie aufzutragen, in einer Lösung von Borax löst). Am meisten Eingang haben die mittels Kautschuk (s. unter Gummiwarenfabrikation, Bd. VIII, S. 623ᵃ) wasserdicht gemachten Zeuge zu Überröcken und Mänteln gefunden, welche zuerst von Charles Mackintosh (s. d.) fabriziert wurden und nach diesem den Namen erhielten. Dieselben sind zwar vollkommen wasserdicht, verhindern aber auch das Herausdringen der Körperausdünstung, sodaß sich der Schweiß auf ihrer Innenseite ablagert und sie den damit bekleideten Personen durch ein sehr lästiges Hitzegefühl unbequem werden.

Wasserdrossel, soviel wie Wasserstar.

Wasserelster, soviel wie Austernfischer.

Wasserfäden oder Fadenalgen, s. unter Conferve.

Wasserfall, auch im besondern Katarakt (s. d.), nennt man die Stelle, wo ein fließendes Wasser von einem steilen Felsenabhang, der oft eine senkrechte Wand bildet, sich in die Tiefe herabstürzt. Die Erscheinung findet statt bei Bächen im Hochgebirge, die auf stufenförmige Felsenabsätze treffen, wo der W., hauptsächlich der Höhe wegen, von der er herabfällt, einen interessanten Anblick gewährt, und bei Flüssen und Strömen, wenn ihr Bette in seiner regelmäßigen Neigung durch einen plötzlichen steilen Abfall unterbrochen wird, wo der W. durch die Mächtigkeit der Wassermasse einen großartigen Eindruck hervorbringt. Es gibt sowohl natürliche wie künstliche Wasserfälle, welche letztere den besondern Namen Kaskaden (s. d.) führen. Zu den Wasserfällen im allgemeinen gehören auch die Stromschnellen, wo infolge einer steilern Absenkung oder einer Verengerung des Flußbettes oder infolge plötzlichen Zuströmens großer Wassermassen der Fluß sich mit reißender Schnelligkeit bewegt, sodaß die Schiffahrt mehr oder weniger gehindert, in den meisten Fällen selbst unterbrochen wird. Die schönsten und großartigsten natürlichen Wasserfälle kommen in Amerika und in Europa auf der Skandinavischen Halbinsel vor. Als besonders merkwürdig sind zu erwähnen in Amerika die Missourifälle, der W. des Rio Vinagre bei Puracé (120 m), des Rio Bogota bei Tequendama, 146 m (beide in Columbien), des Niagara (50 m), an die sich noch der Fall des Paraná neben Paraguay anschließt, sowie mehrere sehr bedeutende in Californien, bis 500 m hoch, und die Trentonfälle (110 m) im Staate Neuyork; in Afrika die Katarakten des Nils und die Victoriafälle des Zambesestroms (106 m); in Europa der Rjukandfoß in Obertelemarken (134 m) und der Vöringsfos in Norwegen, in Schweden der W. Trollhätta der Göthaelf bei Gothenburg (30,3 m), der Fall der Dalelf bei Elfkarleby und der Lundelf; ferner die Wasserfälle beim Berge Marboré in den

Pyrenäen (406 m), des Velino bei Terni (143 m) und der Cettina beim Dorfe Duare in Dalmatien; der Rheinfall bei Schaffhausen (23 m), der Staubbach im Thale von Lauterbrunnen (287 m), der wegen der größern Wassermenge noch schönere, aber weniger hohe Fall des Reichenbach bei Meiringen (65 m), der Gießbach am Brienzersee und der Handeckfall im Haslithale (73 m); der Krimlfall (221 m) und der Gollingfall im Salzburgischen (88 m). Schöne künstliche Wasserfälle sind zu Marly bei Versailles und zu St.-Cloud, bei dem Lustschlosse Loo in Geldern, auf Wilhelmshöhe bei Kassel.

Wasserfarben nennt man in der Malerei alle Farben, die bloß mit einfachem oder mit Leim, Gummi u. s. w. versetztem Wasser aufgelöst werden. Zur Wasserfarbenmalerei gehört sowohl die Aquarellmalerei (s. d.) mit durchsichtigen (lasierenden) Farben, wie die Gouachemalerei (s. d.) mit Deckfarben. Beide Arten lassen sich auch verbinden, indem man mit Deckfarbe untermalt und mit durchsichtiger lasiert, wodurch man eine ungemeine Kraft und Klarheit erzielt. Die meisten der aus Teerbestandteilen erhaltenen Farbstoffe sind W.

Wasserfarne nennt man die Gruppe der Rhizocarpeen unter den Farnen. (S. Farne.)

Wasserfenchel, s. unter Oenanthe.

Wasserflöhe (Cladocera), eine Familie der Phyllopoden (s. unter Krustentiere), von geringer Größe, zartem Körper, großem, einäugigem, mit der sehr schwach entwickelten Brust zu einem Stücke verwachsenen Kopfe; der Hinterleib ist nicht sehr ansehnlich. Vom Rücken entspringt eine sehr zarte, den ganzen Körper mit Ausnahme des Kopfes einhüllende, rechts- und linksseitige Schale, welche unten einen Spalt besitzt, aus dem der Hinterleib hervorgestreckt werden kann. Das zweite Fühlerpaar ist zu einem Paar mächtiger gegabelter Ruderfüße umgebildet, mittels deren die Tiere hüpfend schwimmen; die eigentlichen plattenförmigen Beine fungieren, indem sie sich fortwährend hin und her bewegen, als Vermittler der Respiration, indem sie das in den Schalenspalt eintretende Wasser in steter Bewegung halten und über die an ihrer Basis befindlichen Kiemen hintreiben. Oberhalb des Hinterleibes steht die Schale ab und in dem so zu Stande gekommenen Raume, der Bruthöhle, entwickeln sich die Eier. Die Vermehrung der W. ist, ähnlich wie bei den Blattläusen, eine doppelte: den ganzen Sommer über werden Eier gebildet, aus denen ohne Befruchtung sich immer wieder Nachkommen und zwar echte Weibchen, entwickeln, die in wenigen Tagen selbst wieder unbefruchtet sich entwickelnde Eier produzieren, sodaß die Zahl der Sprößlinge in wenigen Wochen sich in das Ungeheuere vermehren kann. Im Herbst oder wenn das bewohnte Gewässer anfängt so ungünstige Existenzbedingungen zu bieten, daß die Tiere nicht mehr lange weiter leben können, erscheinen Eier, aus denen sich auch Männchen entwickeln; dann werden die Weibchen befruchtet und bringen die viel größern Wintereier zur Welt, welche, durch Schalen geschützt, als solche die ungünstige Jahreszeit oder die Zeiten der ungünstigen Lebensverhältnisse überhaupt überdauern, um beim Eintritt besserer Umstände wieder ungeschlechtlich durch Sommereier sich fortpflanzende Formen zu liefern. Die Tierchen sind fast ausschließliche Bewohner des süßen Wassers.

Wassergalle, s. Galle (landwirtschaftlich und meteorologisch).

Wassergas, Hydrocarbongas nennt man in der Gasbereitung ein brennbares Gas, welches durch Einleiten von Wasserdampf in zur Leuchtgasbereitung dienende, mit Kohlen auf gewöhnliche Weise beschickte Retorten entsteht. Es ist wesentlich ein Gemenge von Wasserstoff, Kohlenoxyd, leichten Kohlenwasserstoffen. Seine Leuchtkraft ist geringer als die des Kohlengases, seine Herstellung aber viel billiger. Da, wo man das Gas hauptsächlich für Heizungszwecke herstellt, kann das W. das gewöhnliche Gas vorteilhaft ersetzen; ebenso ist es wegen seines geringen Volumgewichts gut zur Füllung von Luftballons verwendbar. Durch Carburieren kann ihm höherer Leuchtwert erteilt werden.

Wassergenossenschaften heißen Vereinigungen (Associationen) von Grundbesitzern oder Pächtern zur gemeinschaftlichen Benutzung oder Entfernung des Wassers im Interesse der Bodenkultur. Die W. sind demnach entweder Bewässerungs- oder Entwässerungsgenossenschaften, nicht selten ist die Association auch beiden Zwecken gleichzeitig gewidmet, sobald das durch Entwässerung gewonnene Wasser zur Bewässerung nutzbar gemacht werden kann. Die Bewässerungsgenossenschaften treten zusammen behufs gemeinsamen Bezugs eines in anderweitem Besitze befindlichen oder durch Unternehmer mittels Kanälen u. s. w. beigeleiteten Wassers gegen einen bestimmten Kanon (Wasserzins), der sich entweder nach dem Quantum des Verbrauchs (welches durch eine besondere Vorrichtung, «Modul», gemessen wird) oder nach dem Flächenmaß des bewässerten Areals richtet. Die Entwässerungsgenossenschaften haben den Zweck der gemeinsamen Abwehr des die Kulturen und die Sanität schädigenden stagnierenden Wassers durch offene oder verdeckte Ableitung (Kanalisierung und Drainierung, s. d.). Die W. sind entweder freiwillige oder sog. Zwangsgenossenschaften; letzteres in dem Falle, wenn das Unternehmen vom Staate als ein dem öffentlichen Interesse ersprießliches anerkannt, und demgemäß auf Grund der bestehenden Wasserrechtsgesetzgebung die renitenten Beteiligten gesetzlich zur Durchführung der Entwässerung verhalten werden. Die W. bilden sich auf Grund eines behördlich genehmigten Statuts, dessen Basis der Genossenschaftskataster ist. In Preußen haben die W. durch das Gesetz vom 1. April 1879 eine erweiterte und festere Grundlage erhalten.

Wassergeschwulst oder Ödem, s. unter Anasarka.

Wasserglas (frz. verre soluble; engl. water-glass, soluble glass), eine glasähnliche Masse aus kieselsaurem Alkali (Kali- oder Natronsilicat) bestehend, welche durch Kochen mit Wasser darin vollständig gelöst werden kann. Man stellt das W. dar entweder durch Zusammenschmelzen von Quarzpulver mit Pottasche oder Soda oder durch Auflösen von Feuersteinpulver in starker Ätznatronlauge unter einem Druck von 7 bis 8 Atmosphären. Die Anwendungen des W. sind äußerst mannigfaltig, man verwendet es zur Herstellung von künstlichen Steinen, zur Fixierung der Farben in der Stereochromie (s. d.), als Kitt, als Zusatz zur Seife, zum Reinigen und Entfetten der Putzwolle, zum Schlichten baumwollener Gewebe und als gegen Feuersgefahr hindernder Anstrich auf Holz u. s. w. In letzterer Hinsicht verdienen die Wasserglaspräparate die größte Beachtung.

Wassergraf, s. unter Graf.

Wasserhaltung u. **Wasserhaltungsdampfmaschine** (Cornische), s. unter Bergbau, Bd. II, S. 809.

Wasserhebemaschine, mechan. Vorrichtung, welche dazu dient, Wasser entweder in die Höhe zu treiben, oder in ein Gefäß mit starkem innern Druck, z. B. einen Dampfkessel, zu pressen. (Vgl. Archimedische Schraube, Feuerspritze, Paternosterwerk, Pumpen, Schöpfrad, Strahlapparate.)

Wasserheilanstalten, s. Kaltwasserkur.

Wasserheizung, s. Dampfheizung und Heizung.

Wasserhoheit, s. unter Wasserregal.

Wasserholder, s. Schneeball.

Wasserhose, Wassersäule, Wassertrompete, Seehose, Seetornado, Wettersäule, Trombe, ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen, welche sich bisweilen auf dem Meere zeigt. Aus dem untern Teile einer dunkeln Wolke senkt sich nämlich ein spitzer Zipfel zum Meere nieder; das Meer beginnt unter ihm zu wallen und zu dampfen. Die Spitze der kegelförmigen Wolke sinkt immer tiefer herab und erreicht endlich die Oberfläche des Meeres, das um sein Ende ein buschähnliches Wasserspiel erzeugt. Die Erscheinung rotiert wie ein Kreisel um ihre Achse und schreitet dabei langsam vorwärts. Die W. entstehen meist nur in der Nähe des Landes, wo unbeständige Winde und wechselnde Temperaturen herrschen, und sind den Cyklonen oder Wirbelstürmen analoge Erscheinungen. Die W. treten am meisten in der Kalmenzone, im Ostindischen Archipel und an der Küste von Guinea auf; seltener im Mittelländischen und Roten Meer; vereinzelt in der Ostsee und in einigen schweizer Seen. Der Durchmesser der W. kann 60 m und ihre Höhe 600 m erreichen; ihre zerstörende Kraft scheint geringer zu sein als jene der analogen Landtromben, und sie wirken nur selten auf die Schiffe verheerend. Man erklärte ehedem die W. hauptsächlich aus der elektrischen Anziehung zwischen Wolken und Meer; jetzt betrachtet man sie als Analogon der Wirbelwinde, wie solche bei übermächtigen Feuersbrünsten auftreten; sie entstehen, wenn die Atmosphäre in einem eigentümlich schwankenden Gleichgewicht sich befindet, die geringste Ursache genügt dann, um warme Luftströme vertikal aufwärts mit großer Geschwindigkeit zu führen; es strömt infolge dessen unten von allen Seiten Luft herbei, welche Luftströme durch ungleiche Temperatur u. dgl. m., sowie durch abwärts gerichtete kalte Luftströme in Wirbelwinde verwandelt werden; letztere bewirken dann die W. Im Innern der in den Windwirbel hineingezogenen Wolken treten öfter auch Blitze auf. Das aus einer solchen W. auf Schiffe fallende Wasser ist nicht salzig; es rührt also von den in der Luft kondensierten Wasserdämpfen her. Ähnliche Erscheinungen auf dem Lande heißen Erd-, Sand-, Land- oder Windhosen, auch Landtornados; sie entspringen ebenfalls aus heftigen Luftwirbeln. Vgl. Reye, «Wirbelstürme» (Hannov. 1872).

Wasserhuhn (Fulica), ein Wadvogel mit kurzen, aber nackten Beinen, kenntlich durch den an der Wurzel in einer Stirnplatte verbreiterten Schnabel und die mit einer lappig eingeschnittenen Haut gesäumten, sehr langen Vorderzehen. Europa besitzt nur eine Art, das schiefergrau gefärbte schwarze Wasserhuhn (F. atra, Tafel: Stelzvögel II, Fig. 5), wegen seiner weißen Stirnplatte auch Weißbläßhuhn genannt. Schilfbewachsene Weiher sind sein Lieblingsaufenthalt, seine Nahrung Würmer, Insektenlarven, Schnecken und Wasserpflanzen. Es fliegt und läuft schlecht, schwimmt und taucht jedoch geschickt und lebt gesellig und mit andern Wasservögeln verträglich.

Wasserhund, Hund, welcher zur Wasserjagd gebraucht wird.

Wasserjungfern, soviel wie Libellen (s. d.).

Wasserkäfer, d. h. an den Aufenthalt im Wasser angepaßte Käfer, finden sich in verschiedenen Familien; so sind die Schwimmkäfer (s. d., Dytiscidae, z. B. Dytiscus marginalis, Tafel: Insekten I, Fig. 3) im Grunde nichts als die Wasserform der Laufkäfer und ihnen schließen sich die Taumel- oder Drehkäfer (z. B. Gyrinus natator, Fig. 4) an. Eine andere Gruppe sind die Kolbenwasserkäfer (z. B. Hydrophilus piceus, Fig. 5), die zu den Palpicorniern (s. d.) gehören und viel ungeschickter als die Schwimmkäfer schwimmen. Käfer, die ohne zu schwimmen, im Wasser leben, also doch Wasserkäfer sind, finden sich unter den Raubkäfern (Staphylinidae) und bilden ferner eine eigene kleine, den Blatthornkäfern einigermaßen verwandte Familie winziger Käfer (Parnidae).

Wasserkalb (Gordius aquaticus) ist der Name eines sehr dünnen, bis 1 m lang werdenden, bräunlichen Fadenwurms unserer süßen Gewässer, der in der Jugend in der Leibeshöhle von Schwimmkäfern, Libellenlarven und andern Wasserraubinsekten lebt, später auswandert, im Wasser geschlechtsreif wird und sich begattet. Die Jungen verlassen mit einem Bohrapparat versehen die Eier, wandern in andere Wasserinsekten ein, in denen sie sich einkapseln. Wird dieser zweite Wirt von einem Raubinsekt gefressen, so beginnt der Kreislauf von neuem, indem sie in dessen Leibeshöhle wieder zu jungen Wasserkälbern werden.

Wasserkerbel oder Wasserfenchel, s. unter Oenanthe.

Wasserkies, eine Varietät des Markasit.

Wasserknöterich, Pflanzenart, s. unter Amphibische Pflanzen.

Wasserkopf (Hydrocephălus), im allgemeinen jede Ansammlung von wässeriger Blutflüssigkeit in der Schädelhöhle, insbesondere die angeborene oder erworbene Wassersucht der Gehirnhöhlen. (S. Gehirnwassersucht.)

Wasserkopf (hitziger), s. unter Gehirnhautentzündung 3).

Wasserkraftmaschinen, soviel wie Wassermotoren.

Wasserkrebs, s. Noma.

Wasserkrumpe, s. unter Dekatieren.

Wasserkünste nennt man gewisse in großem Maßstabe ausgeführte Vorrichtungen zur Hebung und Bewegung des Wassers. Es gehören hierher namentlich die Heb- und Druckwerke (s. d.), womit das Wasser aus Bergwerksgruben gehoben und abgeführt, oder aus Flüssen auf die Höhe turmartiger Gebäude (Wassertürme) geschafft wird, um von dort mittels Rohrleitungen weiter geführt zu werden. Ferner spricht man von W. bei Pumpvorrichtungen zur Speisung von Springbrunnen an solchen Orten, wo kein natürliches Gefälle hierzu vorhanden ist. Endlich bezeichnet man mit W. allerlei Kombinationen von Kaskaden, springenden Fontänen u. dgl. als Gegenstand des Vergnügens, wie zu Versailles, Hellbrunn u. s. w.

Wasserkur, s. Kaltwasserkur.

Wasserläufer heißt eine im süßen, aber auch im salzigen Wasser (s. Halobatidae) lebende, auf der Oberfläche desselben hurtig herumlaufende Familie der Wanzen, von gestrecktem, oft sehr schmalem Körper mit langen Beinen. Sie ernähren sich von andern niedern Tieren, welche sie überfallen und aussaugen.

Wasserleitung (frz. aqueduc, conduite d'eau; engl. aqueduct, conduit of water, water-works), eine Anlage, durch welche das Wasser einer Quelle (wie in Rom, Wien, Salzburg), eines Flusses (wie in Neuyork, Köln, Bremen), eines Teichs (wie in Madrid, Liverpool u. s. w.) oder auch das unterirdisch angesammelte Wasser, Grundwasser, das meist durch eigene Pumpwerke gehoben werden muß (wie in Orléans, Berlin, Leipzig), an einen entfernten Ort, besonders in eine Stadt geleitet wird, um den Bedarf für häusliche, gewerbliche und öffentliche Zwecke zu befriedigen. Kleinere Wassermengen, wie man sie in den Wohnhäusern zum Trinken, Waschen, Baden, zum Spülen der Aborte u. s. w. gebraucht, werden meist in geschlossenen Röhrenleitungen aus Holz, Sandstein, Kalkstein, Thon, Steinzeug, Glas, Cement, Asphalt, Guttapercha, Eisen oder Blei (s. unter Röhren) geführt. Bei Flußwasser- und Grundwasserversorgung werden häufig besondere Anlagen nötig, um das Wasser zu reinigen, ehe es in die Leitung gelangt. (S. unter Filtrieren.) Die Röhren müssen einen dichten Schluß gestatten, gegen Feuchtigkeit, Hitze, Frost, sowie gegen Druck von außen und innen widerstandsfähig sein und dürfen nicht Stoffe an das Wasser abgeben, welche der Gesundheit nachteilig oder sonst schädlich sind; Bleiröhren werden deshalb innen verzinnt. Die Röhrenleitungen müssen zum Schutz gegen Frost mindestens 1 m tief unter der Erde liegen; freiliegende Rohrstücke umgibt man zu diesem Zweck mit schlechten Wärmeleitern, wie Holz, Stroh, Asche.

Größere Wassermengen werden in offenen W., d. h. in einem Graben, Kanal oder Gerinne geführt. Derartige W. bezeichnet man als Aquädukte (s. d.), wenn sie in größerer Höhe über der Erde auf Bogenstellungen, dagegen als Röschen (s. d.), wenn sie unter der Erde in einen Tunnel geführt sind. Die W. der Gegenwart sind meist Druckrohrleitungen, in welchen das Wasser von Pumpstationen aus mit Hilfe von Hochreservoirs bewegt wird.

Wasserliesch, s. unter Butomus.

Wasserlilie, Pflanzenart, s. Nymphaea.

Wasserlinie heißt diejenige Linie am äußern Schiffe, bis zu welcher sein Rumpf in das Wasser taucht. Nach dem Grade der Belastung ist sie natürlich verschieden.

Wasserlinse, s. unter Lemna.

Wasserluftpumpe (von Bunsen), s. unter Aspirator.

Wassermann, südl. Sternbild, nach Heis mit 146 dem bloßen Auge sichtbaren Sternen von 20^h 30^m bis 23^h 45^m Rektascension und vom Äquator bis 26° südl. Deklination.

Wassermann ist auch das elfte Zeichen des Tierkreises (s. d.), von 300° bis 330° Länge reichend; es hat das Zeichen ♒.

Wassermarken, s. Wasserzeichen.

Wassermaulwürfe, s. unter Maulwurf.

Wassermäuse, s. Wasserratte.

Wassermilben (Hydrachnidae), eine Familie der Milben mit langen, gewimperten, zum Schwimmen eingerichteten Beinen. Sie durchlaufen meist eine komplizierte Metamorphose, indem die mit einem besondern Saugapparat versehenen Jungen sich an andere Wasserinsekten festsaugen, als Parasiten sehr wachsen und endlich, in ihrer eigenen Körperhaut eingeschlossen, zum fertigen Tier sich entwickeln. Die meisten Arten sind lebhaft, meist scharlachrot gefärbt; zu ihnen gehört die Muschelmilbe (Atax ypsilophorus, Tafel: Spinnentiere und Tausendfüße, Fig. 5), karminrot mit schwarzem Rückenfleck und grünen Beinen, die auf der Teichmuschel innerhalb der Schale schmarotzt.

Wassermine, s. unter Mine, Bd. XI, S. 742.

Wassermink, soviel wie Nörz.

Wassermörtel, gleichbedeutend mit Cement.

Wassermotoren, Wasserkraftmaschinen oder hydraulische Maschinen heißen die zur Aufnahme der bewegenden Kraft des Wassers dienenden und diese Kraft in vorteilhafter Weise übertragenden Maschinen. Zu denselben gehören die Wasserräder, die Turbinen und die Wassersäulenmaschinen.

Wasserräder im engern Sinn sind auf horizontaler Welle gelagerte Räder, welche an ihrem fast ringsum freiliegenden Umfang Schaufeln oder Zellen tragen, in denen sich das Wasser mit der gleichen Geschwindigkeit wie diese selbst bewegt. Man teilt die Wasserräder nach der Art des Zuflusses ein in oberschlächtige, rückenschlächtige, mittelschlächtige und unterschlächtige. Der Zuflußkanal für die Wasserräder wird der Obergraben, der Abflußkanal der Untergraben genannt; der Leerlauf oder Freifluter ist der Kanal, in welchem das Wasser abfließt, wenn dem Aufschlagwasser (dem zufließenden Wasser) der Weg durch die Einlaufschütze verschlossen ist. Man nennt Einlaufschütze eine in ihrer Höhe verstellbare Bohlenwand, über oder unter welcher hinweg das Wasser dem Rade zufließt. Der Raum, in welchem das Rad arbeitet, heißt die Radstube, bei den Turbinen die Turbinenstube. Die unterschlächtigen Wasserräder laufen nur als Schiffmühlenräder (s. unter Schiffmühle) oder in der Form des schwimmenden Wasserrades von Colladon (eines hohlen, tonnenförmigen und mit langen radialen Blechschaufeln armierten Blechkessels) frei im unbegrenzten Strom, während sie sonst in besondern Gerinnen hängen, welch letztere die Räder zu beiden Seiten einschließen und dieselben unterhalb entweder in ebener Fläche tangieren (Schnurgerinne), oder sich auf der Seite, wo das Wasser einfällt, der Krümmung des Rades kreisförmig anschließen (Kropfgerinne). Mittelschlächtige Räder mit Kropfgerinne nennt man gewöhnlich Kropfräder. Die oberschlächtigen Wasserräder, welche in der Nähe des Radscheitels beaufschlagt werden und das Wasser etwa vom letzten Drittel der beaufschlagten Seite wieder ausfließen lassen, sind Zellenräder. Die Radkränze tragen schaufelförmige Zellen in der in Fig. 9 der Tafel: Wasser- und Windmotoren gezeichneten Anordnung, in denen das Wasser hauptsächlich durch sein Gewicht wirkt. Man baut diese Räder, sowie alle übrigen Wasserräder aus Holz, oder aus Holz und Eisen, in neuerer Zeit auch ganz aus Eisen (vgl. Fig. 10). Die Radachse ist mit den beiden Radkränzen, zwischen welchen die Zellen angeordnet sind, durch Speichen und Querversteifungen verbunden, die um die Achse herum an der sog. Rosette befestigt sind. Die Kraft kann direkt von der Verlängerung der Radachse

abgeleitet werden, oder sie wird, wie in Fig. 10, durch Verzahnung an der Seite des innern oder äußern Radkranzumfangs mittels Zahnradgetriebes übertragen. Die Anwendung der oberschlächtigen Räder findet namentlich bei geringen Wassermengen und großem Gefälle statt.

Für ähnliche Fälle, hauptsächlich aber bei sehr veränderlichem Hoch- und Niederwasserstand, kommen die rückenschlächtigen Wasserräder zur Verwendung. Während das Aufschlaggerinne für die oberschlächtigen Räder über dem Rade liegt, befindet es sich hier neben demselben, etwa in halber Höhe zwischen Radscheitel und Radmitte, und ist meist mit einem regulierbaren Leitschaufelapparat abgeschlossen, der den Radzellen das Aufschlagwasser unter möglichst günstigem Winkel zuzuführen bestimmt ist. Rückenschlächtige Räder haben fast durchgängig größere Durchmesser als die oberschlächtigen, weil bei ihnen die Radhöhe nicht in dem gleichen Maße von der Gefällhöhe abhängig ist. Bei allen Wasserrädern außer den oberschlächtigen ist die Umdrehungsrichtung der Zuflußrichtung des Wassers entgegengesetzt. Die mittelschlächtigen Wasserräder können Zellenräder oder, wenn sie im Kropfgerinne laufen, Schaufelräder sein und werden bei kleinern Gefällen mit reichlichem Wasserzufluß verwendet. Bei derartigen Rädern hat man wohl auch die Beaufschlagung der Radzellen von innen angeordnet, um möglichst geringen Wasserverbrauch zu erzielen; doch bedient man sich in den meisten Fällen der Kropfgerinne mit Schaufelrädern.

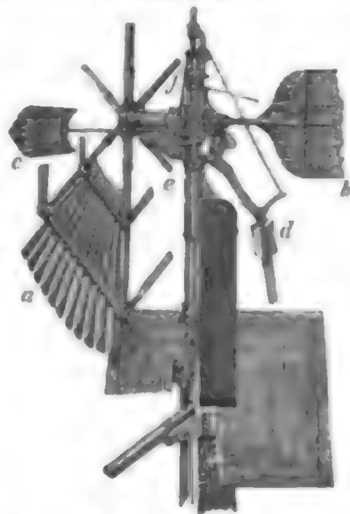
Zur Regulierung des Einlaufs werden Spannschützen, Überfall- oder Coulisseneinlauf angewendet. Spannschützen sind, wie aus Fig. 14 der Tafel ersichtlich, Schützen AD, die möglichst dicht an das Rad gestellt und nach unten zu stark verdickt sind, um die Kontraktion des Wassers beim Ausfluß zu verhindern. Aus dem nämlichen Grunde ist das Gerinne nach A zu parabolisch gekrümmt; der Kropf ABE schließt sich dem Umfang des Rades dicht an. Das in Fig. 14 abgebildete mittelschlächtige Kropfrad ist in der Mauernische bei C gelagert und überträgt seine Bewegung durch die verlängerte Radachse nach dem Innern des Fabrikgebäudes. Die Coulissenschütze gibt dem Einlaufwasser durch Anordnung feststehender, regulierbarer Leitschaufeln eine bestimmte Richtung, sodaß dasselbe den Radschaufeln stets unter bestimmtem Winkel zufließt. Außer den beiden genannten kommen bei mittelschlächtigen Rädern vielfach auch Überlaufschützen vor. Bei diesen fließt das Wasser über ein in seiner Höhenlage verstellbares Brett, dessen Oberkante, der Schützenkopf, nach einer Parabel gekrümmt ist, um dem Wasser beim Austritt äußerst geringen Widerstand entgegenzusetzen. Eine derartige Einrichtung ist bei der Einlaufschütze des Schaufelrades, Fig. 15 der Tafel, welches hölzerne Schaufeln, aber eisernes Radgestell besitzt, angebracht.

Die unterschlächtigen Wasserräder, welche in einem an den Seiten dicht anschließenden Gerinne laufen, werden bei kleinen Gefällen und großen Wassermengen angewendet. Dieselben hängen in Kropfgerinnen, wenn man noch eine (ob auch geringe) Druckwirkung des Wassers ausnützen will; andernfalls laufen sie im Schnurgerinne. (Vgl. Fig. 8 der Tafel.) Hierbei kommt allein die lebendige Kraft des Wassers zur Wirkung. Eine Abart der unterschlächtigen Räder, bei welcher die Wasserkraft besonders vorteilhaft ausgenutzt wird, sind die nach dem Erfinder Poncelet (s. d.) benannten. Die Ponceleträder haben gebogene Schaufeln, wie aus Fig. 11 der Tafel ersichtlich, und die Wasserzuführung erfolgt derart, daß das Wasser, an der konkaven Seite der Schaufeln aufsteigend, gegen diese drückt, ohne daß damit eine Stoßwirkung verbunden ist. Ein anderes in neuerer Zeit viel gebautes unterschlächtiges Wasserrad ist das von Sagebien (Fig. 12), welches sich durch großen Durchmesser, große Höhe und Anzahl der gekrümmten oder geraden und an den Spitzen radial gestellten Schaufeln, sowie durch geringe Umfangsgeschwindigkeit auszeichnet. In manchen Fällen hat man noch andere Wasserräder angewendet, die sich nicht eigentlich zu den beschriebenen zählen lassen. Zu diesen gehört das in Fig. 13 dargestellte Rad von Zuppinger, das sehr lang geschweifte Blechschaufeln und nur einen Kranz zur Befestigung derselben besitzt. Ein in der Begrenzung EFGHLK sich an das Rad anschließender Blechmantel umgibt dasselbe, während die Beaufschlagung von vorn und von der Seite erfolgt und das bei W zutretende und innerhalb des Mantels niedersinkende Wasser längs einer Schaufel GH nach dem Unterwasserspiegel LB abfließt. Die Kraftentnahme erfolgt gewöhnlich, wie Fig. 13 veranschaulicht, von dem innen verzahnten Radkranz aus. Derartige Räder sind durch hohe Leistungsfähigkeit ausgezeichnet. Schließlich hat man in manchen Fällen kleine mittelschlächtige Räder mit hohem, geschlossenem und stark geneigtem Gerinne, sog. Stoßräder, verwendet.

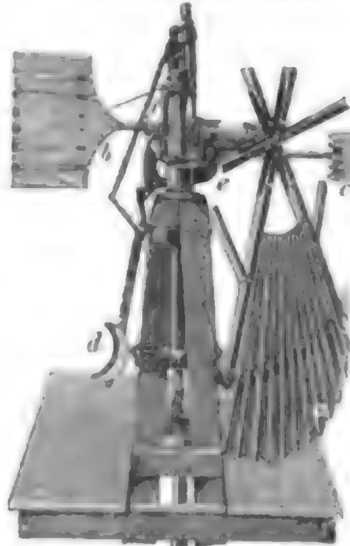
Turbinen sind Wasserräder, bei denen sich das Wasser relativ zu den Schaufeln in Bewegung befindet und welche in der Regel um eine vertikale Achse rotieren. Man teilt die Turbinen nach der Wirkungsweise des Wassers in Aktions- oder Druckturbinen, welche nur durch die lebendige Kraft des Wassers bewegt werden, und in Reaktions- oder Überdruckturbinen, bei denen neben der lebendigen Kraft noch die einer hydraulischen Pressung zur Wirkung kommt. Je nach dem Zufluß des Wassers zum Turbinenrad unterscheidet man Axialturbinen, bei denen das Wasser in der Richtung der Achse zuströmt, und Radialturbinen, bei welchen dasselbe in radialer Richtung den Turbinenschaufeln zufließt. Außerdem unterscheidet man Vollturbinen und Partialturbinen, je nachdem der volle Kreisumfang oder nur ein Teil des Turbinenrades beaufschlagt wird; ferner Hochdruck-, Mitteldruck-, Niederdruckturbinen je nach dem Gefälle und dem daraus resultierenden Druck des Betriebswassers. Bei allen neuern Turbinensystemen wird jede Stoßwirkung des Wassers vermieden. Als die einfachste Radialturbine kann das Segnersche Wasserrad oder Reaktionsrad (Fig. 16) angesehen werden. Dasselbe ist ein auf vertikaler Welle A über X drehbarer Cylinder BC mit zwei seitlichen Röhrenabzweigungen G und F; das bei B durch das Gerinne K zufließende Wasser strömt bei den Öffnungen G und F der Seitenröhren aus und veranlaßt die Drehung der Maschine entgegengesetzt der Wasserausströmungsrichtung infolge der Reaktionswirkung des Wassers.

Eine Verbesserung dieser einfachen Turbine ist diejenige von Whitelaw, auch die schottische Turbine genannt (Fig. 21). Bei derselben erfolgt die Wasserzuführung durch ein Rohr B in axialer Richtung von unten her und das Wasser

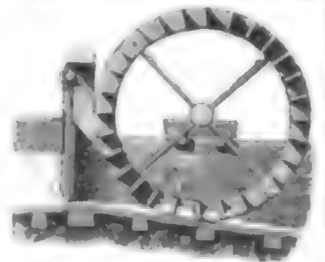
MOTOREN.



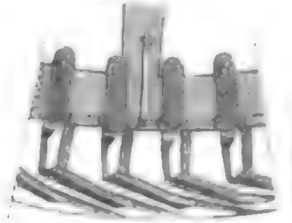
5. Windrad von Corcoran.



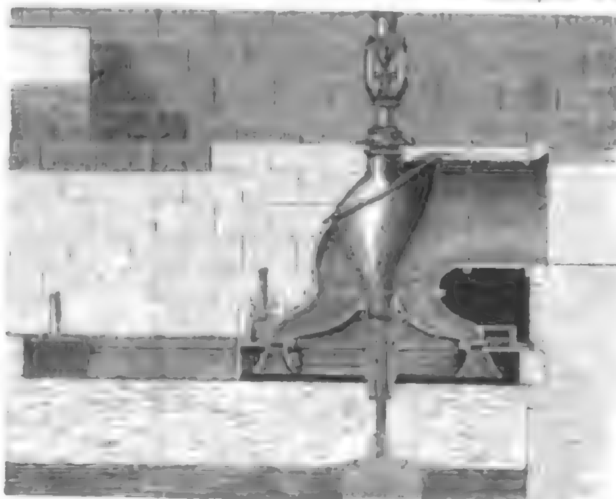
6. Eklipse-Windrad.



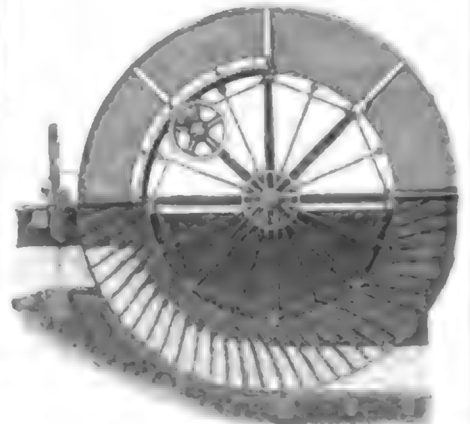
8. Unterschlächtiges Wasserrad.



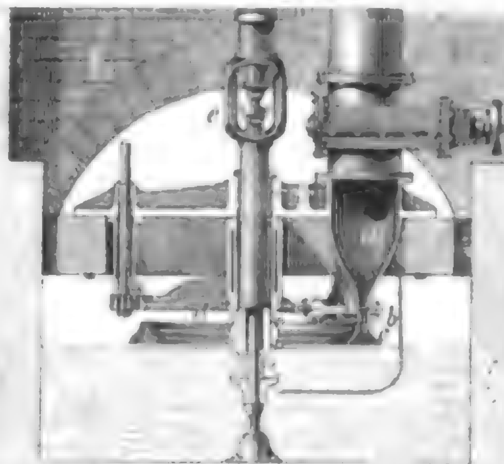
9. Schaufelform des oberschlächtigen Wasserrades.



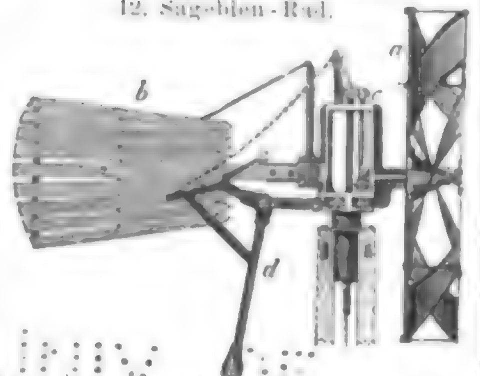
18. Girard-Turbine.



12. Sagebien-Rad.



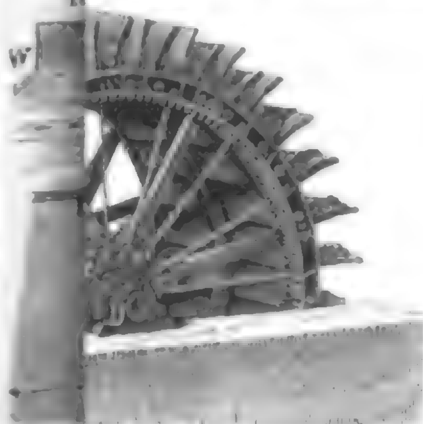
20. Partialturbine, System Girard.



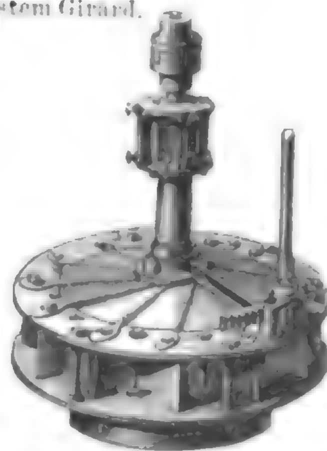
7. Windrad von Leffel.

mit

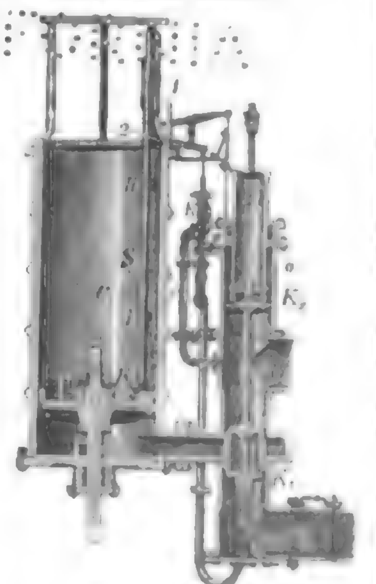
asserrad.



alleinlauf.



22. Amerikanische Turbine, System Leffel.



24. Wassersäulenmaschine.

Br

Zu den Artikeln: Wassermotoren und Windmotoren.

ergießt sich aus zwei bis drei S-förmig gebogenen Röhren A nach dem Abflußkanal, während die Röhren in entgegengesetzter Richtung ausweichen. Die erzeugte Umdrehungskraft wird von der bei C gelagerten vertikalen Welle beliebig abgeleitet. Alle neuern Turbinen erhalten für den Einlauf in das Turbinenrad besondere Leitschaufeln, die in den meisten Fällen in einem Ring je nach der Aufstellung und Art der Turbine seitlich um den Leitschaufelkranz oder innerhalb desselben oder auch über demselben angeordnet sind. Das am meisten verbreitete System für radial beaufschlagte Turbinen ist das von **Fourneyron**, welcher die erste rationell arbeitende Turbine im J. 1827 verwendete. Das in einem Schacht zufließende Wasser tritt durch einen feststehenden Leitschaufelkranz in tangentialer Richtung in das Schaufelrad, drückt gegen die gekrümmten Schaufeln desselben und versetzt auf diese Weise das Rad und die Achse, auf der dasselbe sitzt, in Umdrehung. In Amerika sind in neuerer Zeit zahlreiche Konstruktionen namentlich auch von Radialturbinen aufgetaucht. Eine derselben, nach System **Leffel**, zeigt Fig. 22 der Tafel. Diese Turbine hat schwach S-förmig gewundene Leitschaufeln, die nach der zufließenden Wassermenge von oben her durch eine Zahnradübersetzung verstellbar sind. Die Wasserzuführung erfolgt hier von außen und das Laufrad dreht sich innerhalb des Leitrades.

Tangentialräder nennt man solche Radialturbinen, welche nur an einer Stelle des äußern oder innern Umfangs vom Laufrad beaufschlagt werden; dieselben arbeiten vielfach auch mit horizontaler Achse und werden bei hohem Gefälle und kleinen variablen Wassermengen verwendet. Die Hauptrepräsentanten der Axialturbinen sind die der Systeme Henschel-Jonval und Girard. Erstere sind Reaktions-, letztere Aktionsturbinen. Bei hohem Gefälle werden die **Henschel-Jonval-Turbinen** oft einige Meter über dem Unterwasserspiegel aufgestellt, wie Fig. 17 zeigt, wo zwei Turbinen nebeneinander arbeiten. Das durch ein Rohr von oben zuströmende Wasser wird durch einen Leitapparat mit nach unten zu gebogenen Schaufeln in das darunter liegende Laufrad geführt, dessen Schaufeln nach der entgegengesetzten Seite gekrümmt sind, sodaß sie dem mit einer gewissen Pressung an ihnen hinfließenden Wasserstrahl ausweichen, wodurch sich das Turbinenrad dreht. An das Radgehäuse schließt sich ein luftdicht verschlossenes Abflußrohr an, das bis unter den Wasserspiegel reicht. Infolge dieser Anordnung wirkt die unter dem Laufrad stehende Wassersäule saugend, wodurch die Leistungsfähigkeit der Turbine noch erhöht wird. Die **Girard-Turbinen** erhalten, wie die vorgenannten, entweder freien Zufluß von der Turbinenkammer, oder das Wasser wird, wie in Fig. 18, durch eine Rohrleitung zugeführt. Die gegebene Anordnung ist für mittlere Gefälle mit veränderlichem Aufschlagquantum bestimmt. Fig. 20 der Tafel zeigt eine Girard-Turbine von ähnlicher Form. Diese ist aber als **Partialturbine** gebaut, d. h. es wird nur ein Teil des Radkranzes beaufschlagt. Die Umdrehungsgeschwindigkeiten der Turbinen sind wesentlich höher als die der Wasserräder im engern Sinne. Ihre Regulierung erfolgt auf die verschiedenste Weise. Vielfach wird ein mit Schlitzen versehener, außen verzahnter Ring über das Leitrad gelegt (Fig. 18), welcher durch ein zweites kleines Zahnrad von oben her verstellbar ist und die Leitradzellen mehr oder weniger verschließt, oder es wird, wie in Fig. 20, ein Kreisschieber angeordnet, der durch ein Zahnradsegment d mit einem Trieb von oben verstellbar ist, hierdurch eine größere oder kleinere Anzahl der Öffnungen des Leitrads b gegen den Zuführungskanal a absperrt und so das Laufrad c mehr oder minder beaufschlagt.

Bei manchen Turbinen sind die Leitradschaufeln selbst verstellbar (Fig. 22); andere haben für jede Leitradschaufel einen besondern Schieber, der von oben her reguliert wird; noch andere werden reguliert durch Heben und Senken des Laufrades gegenüber dem Leitrad u. s. w. Fig. 19 der Tafel stellt eine Kombinationsturbine, Patent **B. Lehmann**, von Queva u. Comp. in Erfurt mit einer Reguliervorrichtung durch vertikalen Kreisschieber dar. Das Leitrad a wird auf der einen Hälfte von oben, auf der andern von der Seite her beaufschlagt, und vor den seitlichen Öffnungen liegt der Schieber d, der mittels eines Zahnradgetriebes verstellbar ist. Um der in den Laufradschaufeln b eingeschlossenen Luft einen Ausweg zu ermöglichen, tragen die Radzellen seitliche Schlitze, welche mit den Luftauslaßventilen c in Verbindung stehen und dadurch die Ventilation der Turbine bewirken. Die Laufräder können in einem Lager unter Wasser laufen; da aber die Schmierung desselben große Schwierigkeiten macht, zieht man vor, sie, wie in Fig. 18 und 20, auf einer hohlen Achse um eine feststehende Spindel laufen zu lassen. Um die Drehbewegung auf eine Achse nach oben zu übertragen, macht sich die Anbringung eines sog. Oberzapfens nötig, welcher meist in der durch e, Fig. 20, dargestellten Weise ausgeführt wird, sodaß das Schaufelrad mit der hohlen und der darüberstehenden vollen Achse auf der feststehenden Spindel hängt. Wenn die hohle Achse auf einem feststehenden Teller gleitet, wie in Fig. 20, so wird letzterer durch das Druckwasser gespeist, um die Reibung zu vermindern.

Die dritte Gruppe der W. bilden die **Wassersäulenmaschinen**. Es sind dies durch Wasserdruck bewegte Maschinen, welche mit Kolben arbeiten. Nach der Anordnung des Arbeitscylinders kann man die Wassersäulenmaschinen einteilen in solche mit vertikalem, solche mit horizontalem und solche mit oscillierendem Arbeitscylinder. Die ältesten und wohl ausschließlich in Bergwerken (s. unter **Bergbau**) verwendeten sind diejenigen mit vertikalem Arbeitscylinder. Die ersten vorteilhaft arbeitenden Wassersäulenmaschinen waren die vom bayr. Salinenrat Reichenbach. Die Hauptteile jeder derartigen Maschine sind der Treibcylinder mit Treibkolben und die Steuerung. Letztere kann ähnlich wie bei den Dampfmaschinen eingerichtet sein: als Schieber-, Ventil- oder Hahnsteuerung. Den Wassersäulenmaschinen eigentümlich ist aber die Kolbensteuerung, welche entweder direkt angetrieben wird, oder indirekt als Gewichtssteuerung, Federsteuerung oder Wasserdrucksteuerung arbeiten kann.

Eine sehr vollkommene Wassersäulenmaschine ist diejenige von Junker (Fig. 24), die in Huelgoat in der Bretagne arbeitet. Hier bezeichnet C den Arbeitscylinder, K den Arbeitskolben. Der Cylinder steht an seiner tiefsten Stelle durch ein seitliches Rohr mit dem Steuerungscylinder, in welchem sich die beiden gekuppelten Kolben K_1 und K_2 auf und ab bewegen, in Verbindung; R_1 ist das Einfallrohr

R_2 das Austragrohr, welches durch einen Drosselschieber verschließbar ist. Das bei R_1 eintretende Wasser hebt die Kolben K_1 und K_2, weil K_2 größere Grundfläche als K_1 besitzt; dabei hebt sich aber der Kolben k und es tritt durch die Röhre r Wasser in den durch den Kolben D gebildeten ringförmigen Raum o, bis K_2 das Übergewicht erhält und die beiden Kolben nach unten sinken, den Zufluß des Wassers unter den Kolben K eröffnend. Steigt der Kolben jetzt in die Höhe, so stößt am Ende des Hubes der Vorsprung I an der auf den Kolben aufgeschraubten Stange S an den Vorsprung 1 des Steuerhebels, wodurch k gehoben, der Wasserzufluß zu o abgesperrt und dem in o befindlichen Wasser ein Abfluß nach R_2 eröffnet wird. Demzufolge wird der Kolben K_2 erleichtert, K_1 und K_2 steigen, das Wasser unter K fließt ab und K sinkt, bis der Vorsprung II gegen den Vorsprung 2 des Hebels stößt, wodurch umgesteuert wird und das Spiel von neuem beginnt. Eine neue, namentlich auch für das Kleingewerbe vorteilhafte Wassersäulenmaschine ist der hydraulische Motor von A. Schmid in Zürich (Fig. 23 der Tafel). Derselbe arbeitet mit schwingendem Cylinder, und zwar wird das bei a eintretende Druckwasser in der Pfeilrichtung hinter den Kolben c geführt, den es vorwärts schiebt, wobei das vor dem Kolben c befindliche Wasser in der durch Pfeile angegebenen Richtung durch das Ausgußrohr b abfließt. Inzwischen hat sich der Cylinder um so viel gedreht, daß der hinter dem Kolben befindliche Raum mit einer Öffnung nach dem Abflußrohr und derjenige vor dem Kolben mit der Zuführungsröhre in Kommunikation gesetzt ist; infolge dessen wird der Kolben in entgegengesetzter Richtung bewegt. Dieses Kolbenspiel wird durch ein kräftiges Schwungrad und einen vor dem Wassereintritt angebrachten Windkessel geregelt.

Wassermotte, sov. w. Köcherjungfern (s. d.).

Wassermühle (frz. moulin à eau, engl. water-mill), eine durch ein Wasserrad betriebene Getreidemühle, s. unter Mehlfabrikation.

Wassermull, soviel wie Wassermaulwurf, s. unter Maulwurf.

Wassernachtigall, soviel wie Schilfsänger.

Wassernase, s. unter Nase (in der Baukunst).

Wassernatter, soviel wie Ringelnatter, s. unter Nattern.

Wassernuß, Pflanzengattung, s. Trapa.

Wasserochs, soviel wie Rohrdommel.

Wasserorgel ist eine Erfindung der Griechen. Was die Griechen Hydraulos oder Hydraulikon organon, die Römer Hydraulus nannten, ist die Orgel in primitivster Gestalt. Der Wind war auch hier, wie bei jeder Orgel, die Hauptsache, das Wasser nur Nebensache. Die Einrichtung der Heronischen W. war folgende: ein eherner Kasten von der Größe einer Kommode ist unten mit Wasser gefüllt. In das Wasser ist eine hohle Halbkugel so gestellt, daß das Wasser im Boden durch die Halbkugel fließt. Der obere Teil der Halbkugel ist leer und diente zum Aufnehmen der einströmenden, verdichteten Luft. Aus der Halbkugel wieder münden zwei Röhren aus; die eine geht nach oben in die Windlade, die andere, nach unten gebogen, mündete in eine einfache Kompressionspumpe. Vermittelst letzterer wurde verdichtete Luft in die Halbkugel geführt; das in der Halbkugel befindliche Wasser diente nur dazu, das Übermaß von eingeführter Luft zusammenzuhalten und Luftstöße zu mindern. Die verdichtete Luft entwich endlich durch die nach oben führende Röhre in die Windlade. Die W. hatte nur ein Register, mithin nur eine Pfeifenreihe, welche auf kastenförmige Öffnungen gesetzt wurden. Der Pfeifenfuß wurde durch einen Schieber abgesperrt; wurde derselbe aufgezogen, so strömte die Luft in die Pfeife und dieselbe klang. Daß die Alten eine Art von Tastatur hatten, um die Schieber schnell vor- und rückwärts zu bewegen, ist aus der Beschreibung sicher anzunehmen. Weit künstlicher war die verbesserte Vitruvische W. Die Kompressionspumpe war weit sicherer und luftdichter angefertigt, die Windlade wurde für zwei bis drei Register hergestellt und wies infolge dessen mehrere Kanäle auf. An jedem Kanal befand sich ein Handgriff, der den Kanal sofort öffnete oder schloß; die Pfeifenlöcher endlich wurden durch eine Art Schleife geöffnet und verschlossen. Die Pfeifen selbst standen auf eingeleimten eisernen Ringen. Der Ton der W. war ein weit lieblicherer, wie der Ton der Windorgeln zu jener Zeit. Kaiser Nero ließ der W. zu Ehren eine Denkmünze prägen.

Wasserpest nennt man eine zur Familie der Hydrocharideen gehörende Wasserpflanze, Elodea Canadensis *Rich.* (Anacharis Alsinastrum *Bab.*), die wegen ihrer außerordentlich schnellen und umfangreichen Verbreitung in der neuern Zeit vielfach Besorgnisse wegen der durch sie hervorgerufenen Störung der Schiffahrt verursacht hat. Die Pflanze ist ursprünglich in Nordamerika einheimisch, gelangte aber schon Ende der dreißiger oder Anfang der vierziger Jahre nach Europa und breitete sich von Schottland aus, wo sie zuerst beobachtet wurde, über England und sehr bald auch über das nördl. und mittlere Europa aus. Sie kommt nur in stehenden oder langsam fließenden Gewässern fort, und bildet durch ihr sehr lebhaftes Wachstum und ihre reichliche Verzweigung ein an Volumen rasch zunehmendes dichtes Geflecht, welches gewaltige Dimensionen annehmen und das Profil ganzer Flußläufe durchsetzen kann. Ihre Stammorgane sind cylindrisch und erreichen eine Dicke von etwa 2—3 mm, sie sind mit zahlreichen wirtelständigen kurzen linealen Blättern besetzt, die nur aus zwei Zellschichten bestehen und einen sehr schwach ausgebildeten Mittelnerven haben. Auch der Bau des Stammes ist ein sehr einfacher, im Centrum desselben findet sich ein rudimentäres Gefäßbündel, welches eigentlich nur aus einer Gruppe von zarten langgestreckten Zellen zusammengesetzt ist. Fadenartige Wurzeln, mittels deren sich die Stengel in dem Schlamme u. dgl. befestigen, sind an manchen Stellen sehr reichlich entwickelt, doch sind sie zumal in stehenden Gewässern von geringer Bedeutung, da die Pflanze ebenso gut freischwimmend vegetieren kann. Merkwürdig ist es, daß dieses wegen seiner außerordentlich schnellen Verbreitung mit Recht den Namen W. führende Gewächs sich in fast ganz Europa nur auf vegetativem Wege vermehrt hat, denn eine geschlechtliche Fortpflanzung ist deshalb ausgeschlossen, weil nur weibliche Exemplare in Europa sich finden.

In Norddeutschland hatte sie sich sehr bald in der Spree, Havel, Elbe und Oder, sowie in den mit diesen Flüssen zusammenhängenden Gewässern, besonders auch in den Kanälen in einer besorgniserregenden Weise ausgebreitet. Die Schiffahrt war in verschiedener Hinsicht erschwert, sowohl durch die Hindernisse, welche die W. in den Wasser-

läufen selbst verursachte, als auch durch die Störungen, die sie in der Handhabung der Schleuseneinrichtungen hervorrief. Auch die Fischerei war vielfach dadurch benachteiligt worden. Infolge dieser zahlreichen Unannehmlichkeiten, die sich übrigens bald auch in Süddeutschland und in mehrern Gewässern Südeuropas einstellten, sah sich die preuß. Regierung veranlaßt, auf eine möglichste Beschränkung der weitern Ausbreitung hinzuwirken, und ließ deshalb eine Broschüre veröffentlichen, die über das Wesen, die Entfernung, sowie die Benutzung der W. als Düngermaterial in weitern Kreisen Aufklärung verschaffen sollte. In allen Wasserläufen, wo die W. bereits zu einer Kalamität für die Schiffahrt geworden war, konnte dieselbe nur mit großen Kosten entfernt werden.

In der neuesten Zeit sind jedoch die Nachteile, welche die W. verursachte, bedeutend geringer geworden, und es scheint fast, als ob die massenhafte Wucherung dieser Pflanze überhaupt im Abnehmen begriffen sei, wenn auch die geogr. Ausbreitung vielleicht noch eine umfangreichere geworden ist. Jedenfalls sind die Befürchtungen, die man früher in Betreff des Einflusses der W. auf die Schiffahrt hegte, glücklicherweise nicht in Erfüllung gegangen. Viel mag dazu auch der Umstand beigetragen haben, daß sie in mehrern Gegenden in großen Mengen als Dünger und stellenweise auch als Viehfutter Verwendung findet. Für die Aufzucht von Fischen gewährt sie sogar einen gewissen Vorteil, da sie der jungen Fischbrut in mehrfacher Hinsicht Schutz gewährt. In stehenden Gewässern bewirkt sie durch die reichliche Sauerstoffausscheidung Geruchlosigkeit und Frische des Wassers, und wirkt bis zu einem gewissen Grade auf die Umgegend desinfizierend, weshalb man für derartige Teiche oder Seen, in denen keine Schiffahrt betrieben wird, die Ansiedelung der W. nur empfehlen kann. Aus diesem Grunde kultiviert man sie auch häufig in Aquarien u. dgl., um das Wasser frisch zu erhalten, wobei ja leicht einem Überhandnehmen derselben vorzubeugen ist. Ein kleines Stengelstück genügt schon, um in kurzer Zeit unter geeigneten Bedingungen ganze Massen von dieser Pflanze zu erzeugen, da jedes Internodium fähig ist, Knospen und Wurzeln zu treiben, von denen die erstern dann sehr bald zu langen und vielfach verzweigten Stengeln auswachsen. Immerhin wird es sich empfehlen, auch künftighin die W. von schiffbaren Gewässern möglichst fern zu halten, um nicht neue Unannehmlichkeiten hervorzurufen, doch wird dies durch Zusammenwirken der Wasserbaubehörden und der Adjacenten der betreffenden Wasserläufe verhältnismäßig leicht erreicht werden können.

Wasserpfeffer, s. unter Polygonum.

Wasserpfeife, s. Nargileh.

Wasserpolaken nannte man die Flößer auf der Oder, die meist oberschlesische Polen waren. Der Name ging dann überhaupt auf die Polen in Oberschlesien und Österreichisch-Schlesien über, die sich selbst Szlązak, Mehrzahl Szlązcy, d. i. Schlesier, nennen. Ihre Sprache ist durch den Einfluß des Deutschen und Czechischen etwas verdorben, doch erscheinen in derselben seit etwa 1850 Zeitungen und Volksschriften durch die Bemühungen Paul Stalmachs in Teschen und des Bischofs Bernhard Bogedain (gest. 1860) in Oppeln. Novellen schrieb Karl Miarka, Volkslieder sammelte Julius Roger (Bresl. 1862).

Wasserprobe, s. unter Ordalien.

Wasserrabe, soviel wie Cormoran.

Wasserrad (frz. roue hydraulique, engl. water-wheel), eine Betriebsmaschine, durch welche die Arbeitsleistung des bewegten Wassers mit unmittelbarer Erzeugung einer stetigen Rotationsbewegung aufgenommen wird, s. unter Wassermotoren.

Wasserralle, s. unter Rallen.

Wasserratte (Arvicola s. Paludicola amphibius) nennt man einen 18 cm langen Nager aus der Familie der Wühlmäuse, mit dickem Kopf, abgestumpfter Schnauze, von grauer, bald dunklerer, bald hellerer Farbe. Sie wohnt am Wasser, schwimmt vortrefflich und wird in verschiedenen Richtungen schädlich, einmal dadurch, daß sie Fischrogen und Baumwurzeln frißt, dann aber namentlich dadurch, daß sie gelegentlich durch Zerwühlen von Dämmen und Deichen lokale Überschwemmungen veranlaßt hat.

Wasserraum, Teil des Dampfkessels (s. d.).

Wasserrecht, s. Horizontal.

Wasserregal nannte man früher das Recht der Staatsgewalt auf die Benutzung schiffbarer Flüsse. Mit der Beseitigung der Regalien (s. d.) ist auch das W. gefallen. Soweit eine Einwirkung der Staatsgewalt auf die schiffbaren Flüsse heutzutage stattfindet, entspringt sie der Wasserhoheit, d. h. dem Oberaufsichtsrecht des Staates hinsichtlich der Gewässer.

Wasserreiser, s. unter Ast.

Wasserriemen, s. Seegras.

Wasserröhrenkessel, s. u. Dampfkessel.

Wasserrose, Pflanzenart, s. Nymphaea.

Wasserröste oder Wasserrotte, in der Flachs- und Hanfspinnerei diejenige Behandlungsweise des Flachses oder Hanfs, bei welcher der Gärungsprozeß und somit die Lockerung der Bastteile dadurch erreicht wird, daß man die Stengel längere Zeit in fließendem Wasser liegen läßt. (S. unter Flachsspinnerei.)

Wasserrübe, eine Spielart von Brassica Rapa, s. unter Brassica.

Wassersalamander (Triton), ein aus 16 Arten bestehendes, Europa bis Nordafrika und die gemäßigten Gegenden Asiens und Nordamerikas bewohnendes Geschlecht der Salamander, das durch einen seitlich zusammengedrückten Schwanz als wasserbewohnend charakterisiert ist. Im übrigen besitzen die Tiere einen ziemlich schlanken Körper, an den vordern Füßen vier und den hintern fünf Zehen. Bei den Männchen ist auf dem Rücken ein Hautkamm entwickelt, der während der Fortpflanzungszeit stärker wird. Die Färbung ist oberhalb meist eine trübe blaugraue oder bräunliche, dunkler marmoriert und gefleckt, unterhalb gelblich oder rot mit dunkeln Flecken und Tupfen. Die Männchen sind namentlich während der Paarungszeit lebhafter als die Weibchen gefärbt. Die Tiere ernähren sich von allerlei kleinen Geschöpfen.

Wassersaphir, s. unter Cordierit.

Wassersäulenkunst (bergmännisch), s. unter Bergbau, Bd. II, S. 809.

Wassersäulenmaschine, Wassersäulenkunst (frz. machine à colonne d'eau, engl. water-pressure-engine), mechan. Vorrichtung zur Nutzbarmachung hoher Wassergefälle. (S. unter Bergbau, Bd. II, S. 809[a] und Wassermotoren.)

Wasserscheide, s. Fluß.

Wasserscheu, s. Hundswut.

Wasserschierling (Cicūta virōsa), s. unter Schierling.

Wasserschlange oder Hydra, südl. Sternbild, enthält nach Heis von $8^h 15^m$ bis $14^h 45^m$ Rektascension und von 8° nördl. bis 32° südl. Deklination 153 dem bloßen Auge sichtbare Sterne, worunter fünf heller als vierter Größe sind.

Wasserschlängelchen (Naidae) heißt eine das süße Wasser bewohnende Familie der Ringelwürmer von kleinem Körper, mit nur wenig Segmenten. Sie pflanzen sich geschlechtlich durch Eier, aber auch ungeschlechtlich durch Querteilung fort. Sehr häufig ist eine fast durchsichtige, mit einem rüsselförmig verlängerten Stirnlappen versehene Art (Nais proboscidea).

Wasserschlangen (Homalopsidae), eine aus 24 Gattungen und 50 Arten bestehende Familie harmloser Schlangen, welche vom östl. Europa an durch ganz Asien bis Australien, in Westafrika und im tropischen Amerika mit Ausnahme der westindischen Inseln vorkommen. Die W. haben einen nicht sehr großen, schwach komprimierten Leib, einen abgeflachten, verbreiterten Kopf und einen sehr langen, zugespitzten Schwanz; ihre Nasenlöcher können beim Schwimmen durch eine Hautfalte geschlossen werden. Sie sind fast immer im Wasser, ernähren sich von Fischen und Krustentieren und bringen lebendige Junge zur Welt.

Wasserschleben (Friedrich Wilhelm Hermann), Kirchenrechtslehrer und Rechtshistoriker, geb. 22. April 1812 in Liegnitz, studierte in Breslau und Berlin die Rechte, habilitierte sich 1838 daselbst, wurde 1841 außerord. Professor in Breslau und 1850 ord. Professor in Halle, 1852 in Gießen. Im J. 1862 wurde er zum Geh. Justizrat ernannt, 1873 zum lebenslänglichen Mitglied der Ersten Kammer der Stände, 1875 zum Kanzler der Universität Gießen. Im J. 1879 erhielt er den Charakter als Geheimrat. Das Kanzleramt legte W. 1883 nieder. Er veröffentlichte namentlich: «Reginonis libri II de synodalibus causis» (Lpz. 1840), «Die Bußordnungen der abendländ. Kirche» (Halle 1851), «Juristische Abhandlungen» (über den Bentindschen Erbfolgestreit, Gieß. 1856), «Das Prinzip der Successionsordnung» (Gotha 1860), «Sammlung deutscher Rechtsquellen» (1. Bd., Gieß. 1860), «Prinzip der Erbfolge» (Lpz. 1870), «Die irische Kanonensammlung» (2. Aufl., Lpz. 1885).

Wasserschlösser oder Brunnstuben, s. unter Brunnen.

Wasserschraube oder Wasserschnecke, s. Archimedische Schraube.

Wasserschuß entsteht, wenn in ein mit Pulver geladenes, vorwärts der Ladung mit einem Pfropfen versehenes Geschützrohr in hoch aufgerichteter Stellung Wasser eingegossen wird, das alsdann beim Abfeuern die Reinigung des Rohrs von Pulverschleim und Bleiteilen bewirkt. Der W. ist ein sehr praktisches Reinigungsmittel während des Schießens.

Wasserschwalben, Unterabteilung der Seeschwalben.

Wasserschwein, Säugetier, s. Capybara und Tafel: Nagetiere II, Fig. 7.

Wassersilber, soviel wie Quecksilber.

Wasserskorpione (Nepidae), eine Familie von Wasserwanzen mit flachem Körper, ziemlich verstecktem Kopf, großen Augen, vordern Raub- und hintern Schwimmbeinen; der Hinterleib läuft oft in zwei verlängerte Atemröhren aus. Während es in den Tropen Arten von 9 cm Länge gibt (Belostoma), wird unser gewöhnlicher W. (Nepa cinerea, Tafel: Insekten IV, Fig. 40) höchstens 2 cm lang.

Wasserspecht, soviel wie Eisvogel.

Wasserspinne (Argyroneta) ist der Name einer Spinnengattung, die sich an das Leben im Wasser angepaßt hat. Unsere einzige einheimische Art (A. aquatica) schwimmt oder läuft besser sehr geschickt im Wasser und baut ein sehr verschiedenes, doch meist glocken- oder trichterförmiges Netz unter Wasser, in das sie Luft bringt. Diese holt sie von der Oberfläche des Wassers, indem sie ihren haarigen und mit einer fettigen Masse eingesalbten Hinterleib über Wasser hält, so fängt sich Luft zwischen den Haaren, die Spinne taucht mit einer Luftperle unter und unter das Netz, hier streift sie mit ihrem Hinterbein die Luft ab, diese steigt empor, fängt sich aber im höchsten Teile der Netzkuppel, da die Wandungen so dicht sind, daß die Luftblase nicht durchdringen kann. Die Spinne ist dunkelbraun und wird etwa 12 mm lang.

Wasserspitzmaus, s. unter Spitzmaus.

Wasserstandsglas (frz. niveau à tube de verre, engl. glass-gauge), bei Dampfkesseln ein mit zwei in verschiedener Höhe desselben befindlichen Stellen kommunizierendes Glasrohr, dessen sichtbarer Wasserspiegel mit demjenigen des Dampfkessels stets gleich steht.

Wasserstandszeiger (frz. indicateur de niveau d'eau, engl. water-gauge), eine verschiedenartig konstruierte Vorrichtung zur Erkennung des Wasserstandes in Dampfkesseln (s. d.) oder andern mit Flüssigkeit gefüllten Gefäßen.

Wasserstar, soviel wie Wasseramsel (s. d.).

Wassersterz, Vogel, s. unter Bachstelze.

Wasserstoff oder Hydrogēn (chem. Zeichen H; Atomgewicht = 1) heißt der in Verbindung mit Sauerstoff das Wasser bildende Grundstoff. Derselbe wurde 1781 von Priestley entdeckt und dann von Cavendish in seinen Eigenschaften näher bestimmt. Der W. ist, wie der Sauerstoff, in freiem Zustande gasförmig, farblos, sehr leicht, weshalb er zur Füllung der Luftballons angewendet wird, und mit blaßblauer Flamme brennbar; sein spezifisches Gewicht = 0,069. Nach den im J. 1878 angestellten Versuchen von Pictet und von Cailletet gehört der W. zu den kondensierbaren Gasen und kann bei 280 Atmosphärendruck in eine Flüssigkeit übergeführt werden. Das Produkt seiner Verbrennung, welche, wenn er gerade mit Sauerstoff oder Luft in den gehörigen Verhältnissen, Knallgas (s. d.), gemengt ist, mit heftiger Detonation stattfindet, ist Wasser. Der W. kann das Atmen und das Verbrennen nicht unterhalten. Derselbe wird dargestellt durch Zersetzen des Wassers mittels glühenden Eisendrahts, oder durch Auflösung gewisser Metalle, wie des Zinks oder Eisens, in verdünnter Schwefelsäure oder Salzsäure, oder endlich durch elektrische Zersetzung des Wassers. Er verbindet sich noch mit vielen andern Stoffen zu meist gasförmigen Verbindungen, z. B. mit dem Chlor zu Salzsäure, mit dem Schwefel zu Schwefelwasserstoff, mit dem Phosphor zu Phosphorwasserstoff, mit Jod und Brom zu Jod- und Bromwasserstoffsäure. Mit Kohlenstoff gibt er die Kohlenwasserstoffarten, wie das Leuchtgas, das Sumpfgas, das Terpentinöl, das Petroleum, das Paraffin, das Naphthalin, das Benzol, das Anthracen.

In gewisser Beziehung hat der W. Ähnlichkeit mit den Metallen, was besonders bei den komplizierteren Verbindungen des W. deutlich hervortritt; Graham hat in der That eine Metalllegierung von Palladium und W. dargestellt, aus der man Denkmünzen prägte. Außer zum Füllen des Luftballons dient der W. zum Löten und zur Erzeugung des Siderallichts.

Wasserstoffsäuren nennt man, zum Unterschied von den Sauerstoffsäuren, die Säuren, welche aus der Verbindung von Wasserstoff mit einfachen Elementen oder sauerstofffreien Radikalen hervorgehen, Chlor-, Schwefel-, Cyanwasserstoff.

Wasserstoffsuperoxyd, H_2O_2, chem. Verbindung, welche in reiner Form nicht bestehen kann, sondern nur in wässeriger Lösung, entsteht beim Zersetzen einer wässerigen Lösung von Baryumsuperoxyd mit verdünnter Schwefelsäure. Es ist ungemein leicht zersetzbar und zerfällt in Berührung mit Platinschwarz, Braunstein, manchen organischen Stoffen, Fibrin, beim gelinden Erwärmen in freien, gasförmigen Sauerstoff und Wasser. Es wird technisch dargestellt und in der Bleicherei der Gespinstfasern als Ersatz des Chlorkalks verwendet, dient auch zum Bleichen von Elfenbein, Knochen ꝛc.

Wasserstrauch, s. Hydrangea.

Wassersucht (Hydrops) nennt man die krankhafte Anhäufung von wasserähnlicher Flüssigkeit in den Leibeshöhlen und in den Geweben. Diese Anhäufung entsteht entweder infolge von Nierenerkrankung (mit unterdrückter oder beschränkter Harnabsonderung) oder infolge von allgemeinen oder örtlichen Kreislaufstörungen. Allgemeine Kreislaufstörungen dieser Art sind z. B. Herzkrankheiten, in deren Verlauf es nicht selten zu W. kommt. Die örtlichen, zu W. führenden Kreislaufstörungen sind verschiedener Natur und bestehen meist in Verschluß größerer Blutgefäße, z. B. der Pfortader durch Krebsgeschwülste oder durch Entartung der Leber u. dgl. (S. Embolie und Thrombose.) Die bei Entzündungen einzelner Organe auftretenden örtlichen W. hängen von einer Lähmung der Blutgefäße (der Gefäßnerven) und Verschluß der Lymphgefäße (s. d.) ab. In vielen Fällen endlich entsteht W. durch eine hydrämische Beschaffenheit des Blutes, wobei das letztere ärmer an Eiweißstoffen, wässeriger und dünnflüssiger ist. Je nach den verschiedenen Örtlichkeiten werden die W. verschieden benannt. Die W. der Gewebe heißt Hydrops anasarca oder Ödem, die der Bauchhöhle Hydrops ascites (s. Bauchwassersucht), die der Brusthöhle Hydrothorax (s. Brustwassersucht), die des Herzbeutels Hydropericardium (s. Herzbeutelwassersucht), die des krankhaft entarteten Eierstocks Hydrops ovarii (s. Eierstockswassersucht), die eines größern Gelenks Hydarthrus (s. Gelenkwassersucht), die der Schädelhöhle Wasserkopf oder Hydrocephalus (s. Gehirnwassersucht).

Die W. ist entweder akut oder chronisch, von monate- und jahrelanger Dauer; ihr Ausgang Heilung (durch Resorption der wässerigen Flüssigkeit) oder der Tod (durch Entkräftung, Lähmung lebenswichtiger Organe, brandige Entzündung). Die Behandlung erfordert vor allem die Beseitigung der betreffenden Grundursache und die Entfernung und Aufsaugung der hydropischen Flüssigkeit durch Anregung der Nierenthätigkeit (harntreibende Mittel), der Darmfunktionen (drastische Mittel), oder durch Steigerung der Hautausdünstung (Bäder, Schwitzkuren, schweißtreibende Mittel). Bei hochgradiger Wasseransammlung in den innern Körperhöhlen wird das Wasser künstlich vermittelst des Trokars entleert. (S. Punktion.)

Wasserthermometer heißt ein zum Teil mit Wasser gefülltes gläsernes Thermometer (s. d.), welches jedoch nicht zur Messung der Temperaturen, sondern zum Studium der Ausdehnung des Wassers, sowie des Maximums seiner Dichte dient. Das W. zeigt bei + 4° C. eines parallel beobachteten Quecksilberthermometers das kleinste Volumen seines Wassers, mithin hat letzteres bei + 4° C. seine größte Dichte.

Wasseruhr (Klepsydra), s. unter Uhren.

Wasserverschluß ist diejenige Vorrichtung an Abtritten (engl. Watercloset) oder an Abzugskanälen, Küchengossen oder Gußsteinen, Senkgruben u. s. w. (frz. Syphon), durch welche mittels einer stehenden Wasserschicht der Abschluß der Luft oder das Zurücktreten übel riechender Gase aus den Abzugskanälen in die innern Räume verhindert wird. Man erreicht diesen hermetischen oder hydraulischen Verschluß durch s-förmig gebogene Rohre, Glockenventile, Überlaufbehälter und andere Mittel.

Wasserviole, s. unter Butomus.

Wasservogel, soviel wie Mäusebussard, s. unter Bussard.

Wasservulkane, soviel wie Schlammvulkane, s. unter Vulkane.

Wasserwage, Libelle, Niveau, ist die empfindlichste und daher genaueste Vorrichtung zur Herstellung horizontaler und vertikaler Linien und Ebenen beim Messen u. s. w., und kann auch zur Ermittelung sehr kleiner Vertikalwinkel benutzt werden. W. sind verschlossene Glasgefäße von besonderer Form, welche zu ihrer größern Haltbarkeit in Messing gefaßt sind; sie haben als Füllung eine tropfbare und eine luftförmige Flüssigkeit, welche letztere in Form einer Luftblase erscheint und als die spezifisch leichtere Materie stets an der höchsten Stelle sich befindet. Als tropfbare Flüssigkeit wurde anfänglich das Wasser, als elastische die atmosphärische Luft benutzt. In neuerer Zeit wendet man statt Wasser Weingeist, oder bei sehr genauer W. Schwefeläther an; in Stelle der Luft tritt der Dampf der benutzten Flüssigkeit. Je nach der Form unterscheidet man Dosenlibellen (s. d.) und Röhrenlibellen (Dosen-, resp. Röhrenniveaus). Die Dosenlibelle ist ein flaches cylindrisches Messinggefäß, welches oberhalb mit einem auswendig ebenen, inwendig konkav ausgeschliffenen Glasdeckel verschlossen ist. Der Halbmesser der konkaven Ausschleifung beträgt einige Decimeter. In der Mitte der Glasplatte sind einige konzentrische Kreise auf derselben eingerissen. Da bei normalen Dosenlibellen die obere Fläche der Glasplatte und die untere der Messingbüchse einander parallel sind, so zeigt die auf eine Ebene aufgesetzte Libelle die wagrechte Lage jener an, sobald die Luftblase konzentrisch unter den eingerissenen Kreisen erscheint. Viel verbreiteter als die Dosen-, sind die Röhrenlibellen; sie beruhen auf einer unter Einwirkung der Hitze schwach gebogenen, oder besser einer geraden, dabei im Innern tonnenförmig ausgeschliffenen cylindrischen Glasröhre. Der Radius der Krümmung, beziehungsweise Ausschleifung kann bis 100 m betragen; je größer derselbe, desto empfindlicher ist die W. Die Glasröhre der Libelle hat eine messingene Fassung, deren Einrichtung verschieden

ist, je nachdem dieselbe selbständig gebraucht werden soll oder mit einem Meßinstrument in Verbindung ist. Die höchste Stelle der Krümmung oder die höchste und die tiefste der tonnenförmigen Ausschleifung (die wagerechte Lage der Libellenachse angenommen) bleibt frei und hat eine eingeritzte Skala, zur Erkennung des horizontalen Standes und zum event. Messen der Vertikalwinkel. Der horizontale Stand der Libellenachse ist vorhanden, sobald die Luftblase unter der Mitte der Skala erscheint; damit ist auch jede zu jener Achse parallele Linie horizontal. Meistenteils sind die Röhrenlibellen mit dem Fernrohr eines Vertikalwinkelmessers (Kippregel, Theodolith, s. d.) oder eines Nivellierinstruments in Verbindung. Ist eine Röhrenlibelle zur Beobachtung auf beiden Seiten eingerichtet, sodaß sie beim Durchschlagen des Fernrohrs benutzt werden kann, so heißt sie Reversionslibelle. Läßt sie bei nur einseitiger Einteilung zu diesem Zweck eine Drehung um ihre Längenachse zu, so wird sie Kompensationslibelle genannt. Röhrenlibellen haben bei ihrem größern Krümmungsradius eine viel bedeutendere Empfindlichkeit als Dosenlibellen. Nicht zu verwechseln mit W. ist die Kanalwage, welche zum flüchtigen Nivellieren (s. d.) dient.

Wasserwanzen (Hydrocores) nennt man nach dem Aufenthalt eine Gruppe Wanzen, die sonst kaum näher miteinander verwandt sein dürften, auch weitere gemeinsame Charaktere nicht haben. Man rechnet zu den W. die Wasserläufer (Hydrometridae), die Wasserskorpione (Nepidae), zu denen auch die gemeine W. (Naucoris cimicoides, Tafel: Insekten IV, Fig. 41) gehört, und die Rückenschwimmer (Notonectidae).

Wasserweihe heißt das hohe Fest, welches die griech. Kirche 6. Jan., dem Epiphaniastage, zum Andenken an die Taufe Jesu feiert. Hierzu wird ein Loch in das Eis des nächsten Flusses gehauen und mit Nadelholzzweigen verziert; auch werden Hütten von solchen Zweigen errichtet, um in denselben Heiligenbilder, namentlich Johannes den Täufer, aufzustellen. Nach beendigtem Kirchendienste zieht die Geistlichkeit mit der Gemeinde unter Gesang nach dem Flusse, wo der erste Priester das Wasser, das man nun Jordan nennt, durch dreimaliges Bekreuzen und Eintauchen des Kreuzes weiht. Dann taucht der Priester eine Quaste in das geheiligte Wasser und besprengt damit in Kreuzesform die Umstehenden. Nach verschiedenen Gebeten und Gesängen, die den Glauben an wundervolle Wirkungen dieses Wassers aussprechen, füllt man Flaschen und Schüsseln mit demselben, um es wider leibliche und geistige Schäden zu brauchen. Auch Kinder werden zur Stärkung in das Wasser getaucht. In Rußland nimmt meist die kaiserl. Familie mit dem Hofstaat teil an dem Feste.

Wasserwirbel, s. Strudel.

Wasserzeichen (frz. marque filigrane, engl. water-mark), in manchen Papiersorten durchscheinende Stellen, z. B. Wappen, Schutzmarke oder die Initialen der Firma der Papierfabrik darstellend. (S. unter Papier, Bd. XII, S. 671[b].)

Wasserzersetzungsapparat, s. unter Elektrolyse.

Wasserziehen der Sonne nennt man die Erscheinung am Himmel, bei der die Sonnenstrahlen nur durch Lücken zwischen den Wolken hindurchdringen und so nur gewisse Luftstriche erleuchten, während die angrenzenden dunkel bleiben, weshalb die erstern als helle Streifen auf dunkelm Grunde erscheinen. Da diese Erscheinung nur dann möglich ist, wenn eine reichliche Menge fester oder tropfbarflüssiger Körperchen in der Luft vorhanden ist, so glaubt man im Volke von ihr auf baldigen Regen schließen zu dürfen. Besondere Zuverlässigkeit besitzt dieses Anzeichen jedoch keineswegs.

Wassilij (slaw. Form des Namens Basilius), Name mehrerer russ. Großfürsten und Zaren:

Wassilij I. Dmitrijewitsch, Großfürst von Moskau 1389—1425, führte die Pläne seines Vaters Dmitrij Donskij geschickt weiter, vereinigte wieder mehrere Teilfürstentümer mit Moskau und führte eine kluge Politik Litauen und den Tataren gegenüber. Das Reich war so gekräftigt, daß auch die Unfälle, welche seinen schwachen Sohn und Nachfolger Wassilij II. Wassiljewitsch, 1425—62, trafen, die Einheit nicht zu erschüttern vermochten.

Wassilij III. Iwanowitsch, 1505—33, war der erste ganz souveräne Großfürst von Moskau, nachdem sein Vater Iwan III. das Mongolenjoch abgeschüttelt und die Thronfolge sichergestellt hatte.

Wassilij IV. Iwanowitsch, 1606—10. So nannte sich Fürst W. Iwanowitsch Schuiskij (s. d.), als er nach Vernichtung des ersten falschen Demetrius 1606 zum Zaren von Moskau ausgerufen wurde. Es traten aber wieder neue Usurpatoren auf, die von Polen unterstützt wurden. In harter Bedrängnis mußte W. 1609 ein Bündnis mit Schweden schließen, die Hilfstruppen sandten. Doch ward das schwedisch-russ. Heer 24. Juni 1610 bei Kluschino von dem poln. Kronhetman Zolkiewski geschlagen, der nun gegen Moskau zog. Hier brach ein Aufstand aus, W. wurde 17. Juli abgesetzt, in ein Kloster gesteckt, dann an die Polen ausgeliefert und nach Warschau gebracht, wo er 1612 starb.

Wassilij-Ostrow, richtiger Wassiljewskij-Ostrow (Basilius-Insel), Insel im Delta des Flusses Newa, zwischen der Großen und der Kleinen Newa, auf welcher der ebenso benannte Teil der Stadt Petersburg liegt. Der Name rührt her von dem Lieutenant Wassilij Kortschmin, welcher zur Zeit der Begründung von Petersburg auf einem Ende der Insel, die damals die Gubernatorinsel hieß, eine Batterie kommandierte. Noch früher hieß die Insel Irwisari (finn., d. i. Elentierinsel), wegen der wilden Elentiere, die sich in den Wäldern derselben fanden.

Wassiljew (Wassilij Pawlowitsch), russ. Orientalist, geb. 1818, studierte auf der Universität Kasan und wurde dann 1840 von der Regierung mit einer geistlichen Mission nach Peking gesandt, wo er bis 1850 die ostasiat. Sprachen studierte. Nach der Rückkehr ward er Professor in Kasan, 1855 in Petersburg. W. ist besonders ein Kenner des Chinesischen. Er schrieb: «Der Buddhismus, seine Dogmen u. s. w.» (Petersb. 1857; deutsch 1860), «Mandschurische Chrestomathie» (1862), «Chinesisch-russ. Wörterbuch» (1867), «Chines. Chrestomathie» (1868), eine russ. Übersetzung von Târanâthas «Geschichte des Buddhismus in Indien» (1865; die Vorrede deutsch von A. Schiefner, Petersb. 1869); histor., antiquar. und andere Abhandlungen über Ost- und Mittelasien.

Wassilkow, Kreisstadt im russ. Gouvernement Kiew, an der Stugna, einem rechten Nebenfluß des Dnjepr, Station der Eisenbahn Kiew-Schmerinka, mit 16597 E., darunter 4000 Juden. Die

sehr alte Stadt hat mehrere Fabriken, namentlich Tabaksfabriken und Seifensiedereien, sowie bedeutenden Handel mit Rindern, Pferden, Getreide und andern landwirtschaftlichen Produkten.

Wassilkow, Stadt ohne Gerichtsbarkeit im russ. Gouvernement Grodno, Kreis Sokolka, mit (1883) 2676 E., hat eine Tuchfabrik und mehrere Lederfabriken. W. liegt im Lande des seit dem 13. Jahrh. verschwundenen Volksstammes der Jatwjagen.

Wassil-Sursk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Nishnij-Nowgorod, am Zusammenfluß der Wolga und der Sura, mit (1882) 2994 E., die sich mit Gemüsebau, Obstzucht und Fischfang beschäftigen und Handel treiben.

Wassmannsdorff (Karl Wilh. Friedr.), bedeutender Turnschriftsteller, geb. 24. April 1821 zu Berlin, besuchte daselbst das Gymnasium und die Universität, wo er philolog. Studien oblag. Frühzeitig wandte er sich auch dem Turnen zu. Von 1845 an wirkte er neben A. Spieß als Lehrer in Basel und siedelte 1847 als Turnlehrer nach Heidelberg über. Große Verdienste hat sich W. bezüglich der Einheitlichkeit, Einfachheit und Natürlichkeit der jetzt gebräuchlichen Turnsprache und mit der Erforschung der Leibesübungen früherer Zeiten in Deutschland erworben. Er schrieb: «Zur Würdigung der Spießschen Turnlehre» (Basel 1845), «Vorschläge zur Einheit der Kunstsprache des deutschen Turnens» (Berl. 1861), «Die Ordnungsübungen des deutschen Schulturnens» (Frankf. 1868), «Sechs Fechtschulen der Marxbrüder und Federfechter 1573—1614; nürnberger Fechtschulreime 1539; Ehrentitel und Lobspruch der Fechtkunst 1589» (Heidelb. 1870), «Turnbuch, 1500 gedruckt» (Heidelb. 1871), «Ringkunst des deutschen Mittelalters mit 119 Ringerpaaren» (Lpz. 1870), «Das deutsche Hiebfechten der berliner Schule» (Lahr 1882), «Die Turnübungen in den Philanthropinen» (Heidelb. 1870).

Wasukuma, die Bewohner von Usukuma (s. d.).

Wasungen, Stadt im sachs.-meining. Kreise Meiningen, an der Werra und der Werrabahn, hat ein altes Schloß, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1885) 2526 E., welche Schuhmachereien, Kunstmühlen, Holzstoff- und Dachpappenfabriken, sowie Cigarrenfabriken und Tabaksbau unterhalten. W. wird urkundlich 874 zuerst erwähnt, kam später an die Grafen von Henneberg, nach deren Aussterben 1583 an die Ernestinische Linie Sachsens und 1681 an Meiningen. Der sog. Wasunger Krieg (1747—48 zwischen Gotha und Meiningen geführt) entstand durch den Rangstreit zweier Damen des meininger Hofs, infolge dessen das Reichskammergericht W. durch gothaisches Militär besetzen ließ.

Wasuramo, die Bewohner von Usuramo (s. d.).

Watága (russ.), eine Anzahl von Leuten, die zu einem gewissen Unternehmen, z. B. Fischfang, zusammentreten; eine Abteilung Kosaken.

Wate ist ein Riese, der in der Volkspoesie des Mittelalters eine ziemlich bedeutende Rolle spielt. Es ist nach der altnordischen Wilkinasaga der Sohn des Wilcinus und der Seejungfrau Wachild. Er wird geschildert als alter Mann, mit großem Bart, feurigem Blick, ungestüm, mit übermenschlicher Kraft. Die altengl. Poesie erzählt viel von seinem Boote, in dem er seine Heldenthaten verrichtete. So deckt er sich vielfach mit dem nordischen Thor. Bekannt ist W. hauptsächlich als Vater des Wieland. Diesen brachte er einst zu den Zwergen, damit er das Schmieden lerne. Bei dieser Gelegenheit mußte er den neun Ellen tiefen Groenasund durchwaten, ein Abenteuer, welches in Anknüpfung an seinen Namen entstanden ist, denn W. heißt einer, der waten kann. Seinen Tod fand W. durch die List der Zwerge, welche einst bei einem Erdbeben einen Felsen auf ihn stürzten.

Waterbury, Stadt in New-Haven County im nordamerik. Staate Connecticut, liegt am Naugatuck und an der Naugatuckeisenbahn, hat (1880) 17806 E. und besitzt die größten Messing- und Kupferfabriken des Landes, Hohöfen, Uhren-, Neusilberfabriken u. s. w., zwei National- und drei Sparbanken, drei Akademien, eine Hoch-, verschiedene öffentliche Schulen und sieben Kirchen. Bis 1686 hieß die 1667 angesiedelte Stadt Mattatuck; 1853 wurde sie inkorporiert.

Water-Closet, s. unter Abort.

Waterford, östlichste Küstenlandschaft und Grafschaft der Provinz Munster in Irland, zwischen dem Meere im S., Cork im W., Tipperary und Kilkenny im N. und Wexford im O., hat ein Areal von 1867,8 qkm. Das Land ist sehr bergig. Seine Gebirge haben, obwohl nirgends bis 800 m hoch, doch ein eigentümliches, höchst malerisches Ansehen und bieten, in Verbindung mit den kleinen Seespiegeln, den üppigen Ackerbaufeldern und Wiesengründen der Thäler, oft überraschend schöne Ansichten dar. Die höchsten Berge sind der Knockmealdown im N. von Lismore (795 m), der Comeragh (791 m) und der Knockanaffrin (752 m). Die Küste ist mit Klippen und Riffen besäet. Die größten Flüsse sind der die Nordgrenze großenteils bildende Suir, welcher, vereinigt mit dem Barrow, in die geräumige und sichere Bai von Waterfordhaven mündet; im Südwesten der Blackwater, der mit seiner ebenfalls breiten Mündung in die Youghalbai übergeht. Beide gleichen in ihrem untern Laufe schmalen Meeresarmen und sind für Seeschiffe weit aufwärts schiffbar. Es fehlt dem Lande nicht an Eisen, Kupfer und andern Mineralien; allein aus Mangel an Holz und Steinkohlen beschränkt sich der Bergbau auf etwas silberhaltiges Blei. Die Thäler sind fruchtbar an Weizen, Hafer, Flachs und Kartoffeln. Bedeutender als der Ackerbau ist die Viehzucht, begünstigt von Bergweiden und üppigem Wiesenwuchs. Auch fehlt es nicht an großen Marsch- und Torfstrecken. Man rechnet auf das Ackerland 21, auf die Kleefelder und Wiesen 5, auf die Wälder 6½ Proz. des Areals. Die Rinder- und Schweinezucht liefert Butter und Käse, Salzfleisch und Speck für den Ausfuhrhandel. Dieser und Fischerei, Whiskybrennerei und Leinweberei bilden die Hauptnahrungszweige der Einwohner, deren Zahl 1841—81 von 172971 auf 113235 herabsank. Die Grafschaft schickt zwei Mitglieder ins Parlament, drei andere die Städte.

Die Hauptstadt und City Waterford, am rechten Ufer des Suir, 8 km von dessen Vereinigung mit dem Barrow gelegen, einer der ersten Hafenplätze Irlands, für den auswärtigen wie für den innern Handel gleich günstig gelegen, ist Sitz eines kath. Bischofs, Station der Eisenbahnen Waterford-Limerick-Tuam, W.-Kilkenny-Maryborough, W.-Lismore und W.-Tramore, und zählt 22401 E. Den geräumigen Waterfordhaven deckt eine kleine Festung. Neben dem sehr bedeutenden Handel mit Getreide, Mehl, Rübsamen, besonders aber mit Talg, Butter und eingeschlachtetem Fleisch

wird starker Herings- und Stockfischfang betrieben. Die Industrie beschränkt sich auf Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Schiffbau, Stärke- und Glaswarenfabrikation. Dagegen sind die Schlächtereien von großer Bedeutung. Außer den Kais, in welchen Schiffe bis zu 800 t anlegen können, sind bemerkenswert das vom Dänen Reginald im 11. Jahrh. erbaute Kastell (Port Lairge), eins der ältesten Schlösser Irlands, die prot. und die kath. Kathedrale, sowie die schöne Börse. W. ist Sitz eines deutschen Vizekonsuls für W., New-Roß, Wexford und Dungarvan. Die Stadt wurde 1170 von den Engländern erstürmt und hierauf ein wichtiger Stützpunkt derselben für ihre weitern Unternehmungen in Irland.

Watergraafsmeer, s. Diemermeer.

Waterh., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für G. R. Waterhouse (Zoolog).

Waterhouse (Alfred), engl. Architekt, geb. 19. Juli 1830 in Liverpool, trat 1848 in das Geschäft eines der ersten Architekten in Manchester, wo er bis 1853 seinen Beruf theoretisch und praktisch studierte. Nachdem er Italien bereist, begründete er seinen Ruf durch einen Plan für den neuen Assisengerichtshof in Manchester, mit dem er 1859 bei einer öffentlichen Bewerbung den Preis davontrug. Diesem großartigen Gebäude schloß sich bald darauf das Grafschaftsgefängnis an. Später wurde ihm der Neubau von Balliol-College in Oxford und von Cajus-College in Cambridge übertragen. Von andern unter seiner Leitung ausgeführten großen Bauten sind besonders zu erwähnen das Pembroke-College in Cambridge, das neue Rathaus in Manchester, das Owen's-College in Manchester, die neuen naturgeschichtlichen Museen in South-Kensington in London und die Landsitze Heythrop in Oxfordshire, Eaton-Hall in Cheshire und Iwerne-Minster in Dorsetshire. W. ist einer der hervorragendsten Vertreter der Gotik in England und Vizepräsident des Royal Institute of British Architects. Im J. 1878 wurde er von der königl. Akademie der Künste zum Associate gewählt.

Waterloo, belg. Dorf im Kreise Nivelles der Provinz Brabant, an der Straße von Charleroi nach Brüssel und der Linie Brüssel-Luttre der Belgischen Staatsbahnen, 15 km südsüdöstlich von Brüssel, am Eingange des Waldes von Soignes, hat Zucker- und chem. Fabriken.

Der Ort ist in der Kriegsgeschichte denkwürdig durch die **Schlacht von Waterloo**, welche Napoleon I. hier in der Umgegend 18. Juni 1815 gegen Wellington und Blücher verlor, und die dem ersten franz. Kaiserreiche ein Ende machte (s. den nachstehenden Plan). Die Engländer benannten die Schlacht vom Dorfe W., weil Wellington daselbst sein Hauptquartier hatte; die Franzosen bezeichneten sie nach dem Dorfe **Mont-St.-Jean**, dem Schlüssel der brit. Stellung; die Preußen gaben ihr den Namen vom Meierhofe **Belle-Alliance**, wo die franz. Mitte stand. Nachdem Wellington am Morgen des 17. Juni die Niederlage der Preußen bei Ligny und deren Abmarsch auf Wavre erfahren, brach er um 10 Uhr von Quatre-Bras auf, wo er während der Schlacht von Ligny mit Ney gekämpft hatte, und nahm eine Stellung zwischen dem Städtchen Braine-la-Leud und dem Meierhofe Papelotte. Die Zusicherung Blüchers, daß ihn derselbe im Falle eines Angriffs von seiten Napoleons mit seiner ganzen Macht unterstützen würde, bestimmte ihn, in dieser Stellung zu verharren. Napoleon hatte 17. Juni Grouchy mit 34000 Mann zu spät zur Verfolgung Blüchers abgeschickt, während er selbst mit der Hauptmacht auf Frasnes ging und sich dort mit dem Korps Neys vereinigte. Er meinte Wellington im Rückzuge nach Brüssel begriffen; als er denselben aber in Stellung fand, beschloß er, anzugreifen. Die brit.-niederländ. Armee unter Wellington zählte bei W. 67600 Mann (darunter 30000 Deutsche, 24000 Briten, 13000 Holländer) mit 13000 Pferden und 180 Geschützen; sie war bereits am Morgen des 18. Juni in Schlachtordnung aufgestellt. Drei engl. und zwei niederländ. Divisionen unter den Generalen Alten, Collaert und Chassé, die vor dem Dorfe Mont-St.-Jean standen und auch die weiter vorliegende Meierei La-Haye-Sainte an der Straße von Charleroi besetzt hielten, bildeten die Mitte unter dem Prinzen von Oranien. Der rechte Flügel, aus zwei engl. Divisionen und der Division Braunschweig bestehend unter Cook und Clinton, wurde von Lord Hill befehligt und lehnte sich an die Straße von Nivelles; Schloß Hougomont war stark besetzt. Der linke Flügel unter General Picton, zwei engl. und eine niederländ. Division unter den Generalen Lambert und Perponcher, dehnte sich bis La-Haye und Papelotte aus; die Reserve stand hinter Mont-St.-Jean.

Die Streitkräfte Napoleons bestanden aus drei Infanteriekorps, zwei Kavalleriekorps und den Garden und zählten 72000 Mann mit 15000 Pferden und 246 Geschützen. Um 10 Uhr morgens am 18. nahmen die Franzosen ihre Schlachtstellung ein. Ihre Mitte stand am Meierhofe Belle-Alliance; ihr linker Flügel reichte bis an die Straße von Nivelles; der rechte zog sich bis zum Dorfe Frischermont. Erst um 11½ Uhr gab Napoleon das Zeichen zum Angriff. Derselbe begann auf dem linken franz. Flügel, wo sein Bruder Hieronymus das Gehölz von Hougomont angriff. Der Kampf um das von Braunschweigern und Nassauern hartnäckig verteidigte Schloß und Park Hougomont verzögerte den Hauptangriff gegen den linken engl. Flügel allzu lange; siebzig Geschütze leiteten diesen ein. Dann stiegen vier große Angriffsmassen, jede aus einer ganzen Division gebildet, in den Thalgrund hinab. Hier entbrannte der Kampf zuerst um die Meierei La-Haye-Sainte, während drei jener Massen den jenseitigen Thalrand erstiegen. Diese wurden mit schwerem Verluste durch das Feuer der brit. Infanterie abgewiesen; 16 engl. Schwadronen verfolgten sie unter Somerset und Ponsonby bis über den Grund, wurden aber drüben von franz. Reiterei umfassend angegriffen und verloren die Hälfte ihrer Mannschaft. Da ließ Napoleon durch Ney einen Massenangriff von zwei Kürassierdivisionen (40 Schwadronen) unter Milhaud auf die engl. Mitte unternehmen, um diese zu durchbrechen. Der Angriff wurde mit Ungestüm bis in die brit. Stellung hinein durchgeführt, scheiterte aber an dem Nahefeuer der brit. Infanterie. Auch ein zweiter Angriff Kellermanns mit 77 Schwadronen, obwohl mehrmals heldenmütig wiederholt, glückte nicht, weil ihn Napoleon nicht mit Infanterie unterstützen konnte. Dagegen ging gegen 5½ Uhr nachmittags La-Haye-Sainte verloren.

Schon vorher hatten sich in der rechten Flanke der franz. Aufstellung preuß. Abteilungen gezeigt. Napoleon glaubte aber nicht, daß die Armee Blüchers bereits wieder schlagfertig sein könne, und

hielt die bemerkten Abteilungen für wenig bedeutend. Um 4½ Uhr brach aber Bülows Korps bei Frischermont aus dem pariser Hölzchen hervor, und Napoleon, welcher dies noch immer für ein vereinzeltes Detachement hielt, schickte zuerst nur das 6. Korps entgegen. Als sich aber noch mehr feindliche Streitkräfte dort entwickelten, ließ er auch die Junge Garde dorthin abrücken, mit welcher die Preußen lange um das Dorf Planchenois kämpften. In der Front setzte Ney die Schlacht nach der gel, das 1. Korps (Zieten), auf dem linken der Engländer in die Schlachtlinie ein. Die Preußen, deren Erscheinen belebend auf die Briten wirkte, griffen sogleich die verloren gegangenen Meierhöfe im Thalgrunde an. Wellington gab seinem Heere den Befehl zum allgemeinen Vorrücken gegen die nach dem abgeschlagenen Angriff ziemlich aufgelöste franz. Infanterie, auf welche nun die brit. Kavallerie einhieb. Wenige Minuten später wurde, halb schon im Rücken Napoleons, Planchenois von den



Das Schlachtfeld von Waterloo.

Niederlage der Kavallerie fort. Um 7 Uhr, da alles darauf ankam, die Briten vor Ankunft der Preußen zu vernichten, ordnete Napoleon den Hauptschlag mit Aufbietung seiner letzten Streitkräfte an. Auch die Alte Garde, seine letzte Reserve, wurde dazu vorgezogen; nur ihr 1. Grenadierregiment blieb auf der Höhe bei dem Meierhofe La-Belle-Alliance stehen. Wellington, dessen Heer kaum noch 30000 Kampffähige zählte und ermattet war, befand sich in der bedenklichsten Lage. Dennoch hielten seine Truppen noch jenem Angriff Stand, und nun rückte auch Blüchers rechter Flü- Preußen erstürmt. Batterien fuhren jenseits auf und beschossen die Franzosen in der Flanke. Prinz Wilhelm eilte mit der ganzen Kavallerie zur Verfolgung vor. Alles vom rechten franz. Flügel stürzte sich in wilder Flucht nach Belle-Alliance. Nur vier Gardebataillone, welche sich bei ihrem vorhergehenden Angriff auf dem Plateau von Mont-St.-Jean behauptet und von da nach Belle-Alliance in Ordnung zurückgezogen hatten, standen noch fest. Napoleon ritt in eins ihrer Vierecke und wollte mit seiner Garde sterben, aber der Marschall Soult ergriff den Zügel seines Pferdes und riß ihn

gewaltsam mit sich fort. Bald wurde auch das letzte Viereck gesprengt, und die Verwirrung der fliehenden Franzosen überstieg alles, was bisher derart gesehen worden. Kavallerie, Infanterie, Geschütze, Fahrzeuge aller Art mischten sich in wüstem Haufen. Gegen 9 Uhr abends trafen die beiden siegenden Feldherren auf der Höhe von Belle-Alliance zusammen. Gneisenau setzte sich an die Spitze der Verfolgung, die nach seinem Berichte «mit dem letzten Hauch von Menschen und Pferden» geführt wurde und unerreicht in der Kriegsgeschichte dasteht. Diese ungesäumte Verfolgung vollendete die Niederlage Napoleons, der weder die Flüchtigen zu Genappes sammeln, noch Nachricht von dem ihm unbekannten Schicksal Grouchys einziehen konnte. Die Flucht ging über Charleroi und Philippeville nach Laon, wo sich gegen 2000 Mann wieder sammelten. Die Franzosen verloren während der Schlacht 35000 Tote und Verwundete, 6000 Gefangene und auf der Flucht alles Geschütz und Gepäck. Selbst der kaiserl. Wagen mit vielen Schätzen wurde zu Genappes durch schles. Schützen erbeutet. Das brit.-niederländ. Heer hatte 16000, das preußische 6000 Mann, die Verbündeten überhaupt 1120 Offiziere und 20877 Mann verloren. Zu Ehren des Sieges erhielt Wellington den Titel Fürst von Waterloo. In der Kirche zu W. befinden sich viele Denkmäler gefallener engl. Offiziere. Zur Erinnerung an die Schlacht wurde vom Prinzen von Oranien und der niederländ. Armee ein 60 m hohes Denkmal in Form eines Hünengrabes südwestlich bei Mont-St.-Jean errichtet, auf welchem eine 19 m hohe Säule steht, die auf ihrer Spitze den niederländ. Löwen trägt; etwa 8 km südsüdöstlich von W. zwischen dem Meierhofe La Belle-Alliance und dem Dorfe Planchenois steht ein vom König Friedrich Wilhelm III. von Preußen gestiftetes eisernes Denkmal. Außerdem befinden sich noch unweit östlich von dem niederländ. Denkmal (Löwenhügel) zwei kleinere Denkmäler für den brit. Oberst Gordon und die Offiziere der englisch-deutschen Legion.

Vgl. Gourgaud, «Campagne de 1815» (deutsch, mit den Noten eines deutschen Offiziers, Berl. 1819); Damitz und Grolman, «Geschichte des Feldzugs von 1815» (2 Bde., Berl. 1837); Siborne, «History of the war in 1815» (2. Aufl., 2 Bde., Lond. 1844); Gleigh, «History of the battle of W.» (2. Aufl., Lond. 1861); Charras, «Histoire de la campagne de 1815. Waterloo» (5. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1867); Königer, «Der Krieg von 1815» (Bd. 2, Lpz. 1865); von Bardmin, «Die Schlacht bei Belle-Alliance» (Berl. 1865); Beitzke, «Geschichte des Jahres 1815» (Berl. 1865); von Ollech, «Geschichte des Feldzugs von 1815 nach archivalischen Quellen» (Berl. 1876); von Schleinitz, «Vergleichende Betrachtungen über die Schlachten von Belle-Alliance und Königgrätz» (Berl. 1876); Chesney, «Waterloo-lectures» (3. Aufl., Lond. 1874; deutsch, 2. Aufl., Berl. 1869); La Tour d'Auvergne, «Waterloo» (Par. 1870); von Treuenfeld, «Die Tage von Ligny und Belle-Alliance» (Hannov. 1881).

Waterloo, Waterloo with Seaforth, Hafenstadt in der engl. Grafschaft Lancaster, nordwestlich von Liverpool, an der Mündung des Mersey in die Irische See, Station der Linie Liverpool-Southport der Lancashire and Yorkshirebahn, zählt mit Seaforth (1881) 9107 E. und hat Seebäder.

Waterloo (Antonj), holländ. Maler, Zeichner und Kupferätzer, geb. um 1598 zu Utrecht, lebte fast immer in der Umgegend von Utrecht bei Maarsen und Brenkelen, trat 1619 in die St. Lukasgilde ein und starb arm und elend gegen 1670 im Hospital St. Hiob bei Utrecht. Seine Landschaften sind treue Naturdarstellungen; er malte die Gegenden, wie er sie fand; das Licht, das er durch Bäume und Blätter durchschimmern läßt, und der Widerschein der Bäume im Wasser, dies alles gibt seinen Darstellungen im Gemälde wie in Zeichnung und Radierung den Reiz der Wahrheit. Seine Landschaft trägt wesentlich den Charakter der Gemütlichkeit; er schilderte die Natur meist in ihren freundlichen Beziehungen zum Menschenleben. Wegen der Seltenheit seiner Gemälde (einen Buchenwald bei Morgenbeleuchtung besitzt die Galerie Liechtenstein in Wien) kennt man W. mehr aus seinen vortrefflichen Zeichnungen, meist in Kreide und Tusche, und aus seinen 136 schönen Radierungen.

Watermaschine (so genannt, weil die ersten Maschinen dieser Art durch Wasser betrieben wurden) oder Drosselmaschine, eine Spinnmaschine, bei welcher das Ausziehen der Fäden durch Streckwalzen, sowie das Drehen und Aufwickeln derselben durch Spindeln und Spulen in ununterbrochener Aufeinanderfolge geschieht. (S. unter Baumwollindustrie, Bd. II, S. 594ᵃ, Abbildung auf Tafel Baumwollindustrie, Fig. 14.)

Waterproof (engl., d. i. wasserdicht) heißt insbesondere eine Art wollener Stoffe zu Regenmänteln. Über wasserdichte Gewebe s. auch unter Gummiwarenfabrikation, Bd. VIII, S. 623ᵃ, Mackintosh und Wasserdicht.

Watertown, Stadt in Jefferson County im nordamerik. Staate Neuyork, liegt am südl. Ufer des Black-River, 16 km oberhalb seiner Mündung in den Ontariosee, an der Rome, Watertown und Ogdensburg- und der Utica- und Black-River-Eisenbahn, und hat (1880) 10697 E., darunter 112 Farbige. Durch den Black-River ist die Stadt in zwei Teile geteilt. Die reiche Wasserkraft befördert Fabriken aller Art, besonders gibt es sechs große Mühlen, Maschinenwerkstätten, Papiermühlen, Eisengießereien, Wagen- und andere Fabriken. In der Nähe der Stadt befindet sich ein Armenhaus und eine Irrenanstalt.

Watertown, Stadt in Jefferson County im nordamerik. Staat Wisconsin, liegt auf beiden Seiten des Rock-River, an der Chicago- und Northwestern-Eisenbahn, hat (1886) 4012 E., darunter viele Deutsche, große Mahl- und Sägemühlen, Dreschmaschinen- und Ziegelfabriken u. s. w., sowie die luth. Northwestern-Universität, in welcher Theologen ausgebildet werden.

Watertwist oder Watergarn, ein auf der Watermaschine erzeugtes Garn.

Watford, Stadt in der engl. Grafschaft Hertford, rechts an dem links zur Themse gehenden Colne, Station der Hauptlinie London-Carlisle der London and Northwesternbahn, welche hier nach Rickmansworth und St.-Albans abzweigt, zählt (1881) 10073 E. und hat Strohflechterei, Papiermühlen und Malzdarren.

Watscheln, s. unter Hinken.

Watson (James Craig), amerik. Astronom, geb. 28. Jan. 1838 zu Elgin-Point in Westcanada, war längere Zeit Direktor der Sternwarte in Ann-Arbor (Michigan), seit 1879 der in Madison (Wis-

consin), wo er 23. Nov. 1880 starb. Er war einer der glücklichsten Asteroidenentdecker, mehrfach Leiter astron. Expeditionen zur Beobachtung von Sonnenfinsternissen und des Venusvorübergangs 1874. Von großem Wert ist sein Werk über die Bahnbestimmung der Kometen und Planeten: «Theoretical astronomy» (Philad. 1869).

Watt (James), der Schöpfer der heutigen Dampfmaschinen, wurde 19. Jan. 1736 in dem schott. Städtchen Greenock von angesehenen, aber unbemittelten Eltern geboren. Obwohl geweckten Geistes, vermochte er infolge seiner schwachen Gesundheit sich nur mangelhafte Schulbildung anzueignen; erst in den beiden letzten Jahren des Schulbesuchs traten seine ausgezeichneten Fähigkeiten, besonders für das Studium der Mathematik, mehr hervor. In der Zimmerwerkstatt seines Vaters erwarb er sich schon als Knabe einen hohen Grad praktischer Geschicklichkeit, die er in allerlei mechan. Arbeiten zeigte. In seinem 18. Jahre kam er nach Glasgow zu einem Verfertiger mathem. Instrumente in die Lehre. Zwei Jahre später ging er nach London, wo er bei einem geschickten Werkmeister Arbeit nahm, doch mußte er wegen Kränklichkeit schon nach einem Jahre in seine Heimat zurückkehren. In der Folge bildete er sich durch eigenen Fleiß weiter. Im J. 1757 wurde er Universitätsmechaniker in Glasgow, wo er bis 1774, auch als Feldmesser und Civilingenieur beschäftigt, in ziemlich bedrängten Verhältnissen lebte. Die ihm 1763 übertragene Reparatur eines Modells der Newcomenschen Maschine (s. unter Dampfmaschine) veranlaßte ihn, die Entwickelungsgeschichte dieser Erfindung zu studieren, und durch die um dieselbe Zeit von Black (s. d.) aufgestellte Lehre von der latenten Wärme wurde er dazu angeregt, praktische Versuche zur Lösung der bezüglichen Probleme zu machen, welche trotz der beschränkten Mittel zu überraschenden Resultaten führten. Im J. 1769 begannen die Verhandlungen, in deren Verlauf das finanzielle Interesse an W.s Erfindungen zum großen Teil an den reichen und geschäftskundigen Fabrikanten Boulton (s. d.) überging; 1774 nahm W. als Kompagnon Boultons seinen bleibenden Aufenthalt in Soho bei Birmingham.

Durch die aus ihrem Etablissement hervorgehenden Konstruktionen wurde der Dampf als Betriebskraft für die mannigfachsten Zwecke in die gewerbliche Praxis eingeführt. Die folgenden zehn Jahre waren für W. die an Ideen fruchtbarsten seines ganzen Lebens. Abgesehen von einigen selbständigen Erfindungen (einer Maschine zum Briefkopieren, die in England allgemein eingeführt ist, und einem Apparat zum Trocknen von Geweben mittels eingeschlossenen Wasserdampfes) betreffen die ihm während dieser Zeit erteilten Patente eine Reihe durchgreifender Verbesserungen der Dampfmaschine, durch welche sie allmählich ihre jetzige Gestalt erhielt. Im höhern Alter überließ W. seinen Anteil am Geschäft seinem Sohn, der dasselbe gemeinsam mit Boultons Sohn fortführte. Er starb am 19. Aug. 1819 in Heathfield bei Birmingham, an welchem Ort er die letzten Jahre, hochgeehrt von seinen Zeitgenossen, in ruhiger Zurückgezogenheit verlebt hatte, und liegt in der Kirche von Handsworth begraben, wo ein Denkmal seine Ruhestätte bezeichnet. Eine Statue von Chantrey ist ihm in der Westminsterabtei, eine andere 1827 in Birmingham, eine 1838 in Greenock und eine 1857 in Manchester errichtet worden.

Vgl. Muirhead, «The origin and progress of the mechanical inventions of James W.» (3 Bde., Lond. 1855); «Life of James W.» (Lond. 1858); Smiles, «Lives of Boulton and W.» (Lond. 1865).

Watte (frz. ouate; engl. wad, wadding), in der Spinnerei (s. Baumwollindustrie, Flachsspinnerei, Seide und Wollspinnerei) soviel wie Vlies, das Produkt der Kratzmaschine, das entweder weiter verarbeitet, oder als lockeres pelzartiges Material durch Ausbreiten in einem Rahmen und beiderseitiges Bestreichen mit Leimwasser in festen Zusammenhang und in die Form von Tafeln gebracht wird, um zum Unterlegen oder Füttern von Kleidungsstücken, Bettdecken u. s. w. (Wattieren) zu dienen.

Watte wird auch der dicke, füllende Einschlag, welchen man dem Piqué gibt, genannt.

Über Glaswatte s. d. und Glaswolle.

Watte, Rietgrasgattung, s. Eriophorum.

Watteau (Jean Antoine), berühmter franz. Maler, geb. 10. Okt. 1684 zu Valenciennes, Sohn eines Dachdeckers, begab sich 1702 nach Paris, arbeitete hier bei Gillot, dann bei dem Dekorationsmaler Claude Audran, dessen Ornamentkompositionen er mit hübschen Figuren staffierte. Seine Art zu malen fand Beifall, und 1717 wurde er in die Akademie aufgenommen als «Maler galanter Hoffeste». Jedermann bemühte sich jetzt um seine Werke. Kränklichkeit und Wankelmütigkeit ließen ihn aber nirgends Ruhe finden. Er zog zu einem Freunde im Dorfe Nogent an der Marne, bei Vincennes, und starb daselbst 21. Juli 1721. W. ist einer der geistreichsten und originellsten Genremaler. Gillots Beispiel veranlaßte ihn, das Treiben der damaligen franz. Gesellschaft in ihren affektierten Schäferspielen und arkadischen Idyllen darzustellen. Sein Ausdruck ist zierlich, seine Behandlung leicht. W. besaß aber keine Geduld, sauber auszumalen, und dieser Umstand, nebst dem zu starken Gebrauch von Firnis, hat seinen Bildern geschadet. W. war auch ausgezeichnet in Darstellungen des Soldatenlebens, in Marsch- und Lagerscenen, und der einfache, natürliche Charakter dieser Bilder macht dieselben sehr schätzbar. Man hat sogar von ihm einige freilich mißlungene histor. Gemälde. Die tüchtigsten Kupferstecher, Larmessin, Moyreau, Ph. Lebas, Surugue, Cochin u. a., arbeiteten nach seinen Gemälden und Zeichnungen. Vgl. E. de Goncourt, «Catalogue raisonné de l'œuvre d'Antoine W.» (Par. 1875), und «The ornamental designs of W.» (10 Bde., Lond. 1840).

Watten, holländ. Wadden oder Schoren, nennt man die seichten Stellen an der niederländ. und deutschen Nordseeküste, welche sich von der niederländ. Provinz Friesland bis nach Schleswig zwischen dem Festlande und den vorliegenden Düneninseln hinziehen und bei der Ebbe ganz oder teilweise vom Meere verlassen sind. Wegen der häufigen Sandbänke in der Nähe des festen Landes kann man diese Küsten nur mit Smacken oder Wattenfahrern beschiffen, Fahrzeugen, die vorn und hinten breit sind und höchstens 2 m Tiefgang im Wasser haben.

Wattenbach (Wilh.), deutscher Geschichtsforscher und Paläograph, geb. 22. Sept. 1819 zu Ranzau in Holstein als Sohn eines hamburger Kaufmanns, besuchte 1832—36 die Schule zu Lübeck, 1836—37 das Gymnasium in Hamburg und studierte dann in Bonn, Göttingen und Berlin

Philologie; in Berlin promovierte er 1842. Nachdem er hierauf ein Probejahr am Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin bestanden hatte, wurde er Mitarbeiter an den «Monumenta Germaniae historica» und trat für diese 1847 eine Reise nach Österreich an, wo er auf der Hofbibliothek, sowie im Staatsarchiv zu Wien und in verschiedenen Klöstern arbeitete. Von dort, wo er «Beiträge zur Geschichte der christl. Kirche in Böhmen und Mähren» (Wien 1849) herausgab, 1849 zurückgekehrt, bearbeitete er den Reisebericht in Pertz' «Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde» und die Ausgabe der «Österr. Annalen» in den «Monumenta», habilitierte sich 1851 als Privatdocent der Geschichte an der Universität zu Berlin und nahm 1855 die Berufung zum Provinzialarchivar für Schlesien an. In dieser Stellung fuhr W. fort, für die «Monumenta Germaniae» (auch für die deutschen Übersetzungen) zu arbeiten, war sehr thätig für die Geschichte Schlesiens und publizierte «Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter bis zur Mitte des 13. Jahrh.» (Berl. 1858; 5. Aufl. 1886). Im J. 1862 als Professor der Geschichte an die Universität Heidelberg berufen, veröffentlichte er «Anleitung zur griech. Paläographie» (Lpz. 1867; 2. Aufl. 1877), «Anleitung zur lat. Paläographie» (Lpz. 1869; 4. Aufl. 1886), «Das Schriftwesen im Mittelalter» (Lpz. 1871; 2. Aufl. 1875); außerdem als Reisefrüchte einen Vortrag «Algier» (Berl. 1867), «Eine Ferienreise nach Spanien und Portugal» (Berl. 1869), «Die Siebenbürger Sachsen» (Heidelb. 1870) und «Stockholm» (Berl. 1875); auch zwei Vorträge, «Ninive und Babylon» (Heidelb. 1868). Im J. 1873 an die berliner Universität berufen, ist er in die Centraldirektion der «Monumenta Germaniae» eingetreten, auch seit 1882 Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Er vollendete den von Jaffé begonnenen Katalog der Handschriften der kölner Dombibliothek, welche 1866 aus Darmstadt zurückgegeben waren (Berl. 1874), veröffentlichte mehrere Sammlungen von Schriftproben für griech. und lat. Paläographie und eine «Geschichte des röm. Papsttums» (Berl. 1876) in populärer Form, aus Vorträgen hervorgegangen.

Wattenmaschine, soviel wie Schlagmaschine.

Wattenscheid, Stadt in der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis Gelsenkirchen, 6 km westlich von Bochum, in fruchtbarer, zwischen der Ruhr und der Emscher sich erstreckender Ebene, Station der Linie Essen-Herne, sowie (Station Ückendorf-W.) der Linie Hochfeld-Dortmund der Preußischen Staatsbahnen mit Abzweigungen nach Wanne und Gelsenkirchen, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 11683 meist kath. E., hat eine kath. und eine evang. Pfarrkirche, ein Progymnasium, eine höhere Töchterschule, zwei Krankenhäuser, eine Dampfmahlmühle, eine Kalkbrennerei, eine Ringofenziegelei und bedeutenden Steinkohlenbergbau.

Wattignies, Flecken im franz. Depart. du Nord, Arrondissement Lille, Station der Linie Arras-Douai-Lille-Mouscron der Nordbahn, zählt (1881) 1081 (Gemeinde 2543) E. und hat Fabrikation von landwirtschaftlichen Maschinen, Posamenten und Cichorien. Hier siegten am 15. und 16. Okt. 1793 die Franzosen unter Jourdan über die Österreicher unter Clairfayt.

Wattle gum, s. Gummi (australisches).

Wattrelos, Stadt im franz. Depart. du Nord, Arrondissement Lille, östlich von Roubaix, zählt (1881) 4515 (Gemeinde 15725) E. und hat Baumwollindustrie, Fabrikation von Öl und Seife, Mühlen, Handel mit Vieh, Wolle, Getreide und Wein.

Watts (Frederick George), engl. Maler, geb. 1820 in London, erregte 1840 durch sein Gemälde nach einer Erzählung Boccaccios, Isabella, die den Lorenzo tot findet, 1842 durch die Darstellung einer Scene aus Shakespeares «Cymbeline» Aufsehen. Im J. 1843 gewann W. mit seinem Caractacus, im Triumph durch die Straßen Roms geführt, einen der zur Ausschmückung der Parlamentshäuser ausgeschriebenen Hauptpreise. Nachdem er 1844—47 in Italien studiert, trug er einen neuen Hauptpreis bei der Ausstellung in Westminsterhall davon durch sein Kolossalbild Alfred, die Sachsen zur Verhinderung der Landung der Dänen aufrufend. Hierauf folgten 1848 Paolo und Francesca und Orlando die Fata Morgana verfolgend, 1849 Fata Morgana, 1850 der gute Samariter, für das Stadthaus in Manchester, 1853 das zur Ausschmückung der Dichterhalle in den Parlamentshäusern gemalte Freskobild St. Georg der Drachentöter. Später wandte W. sich vor allem der Porträtmalerei zu, in der er Vorzügliches leistet. Er wurde von der Akademie der Künste 1867 zum Associate, 1868 zum königl. Akademiker gewählt.

Wattsche Dampfmaschine, s. unter Dampfmaschine, Bd. IV, S. 818.

Wattweiler, Dorf im Kreise Thann des elsaß-lothring. Bezirks Oberelsaß, 21 km nordwestlich von Mülhausen, am Fuße der Vogesen, zählt (1880) 1462 fast ausschließlich kath. E. und hat ein Mineralbad. W. bildete mit dem nahegelegenen Schloß Hirzenstein eine von der Abtei Murbach abhängige Herrschaft. Bei W. wurden 1525 die aufständischen Bauern durch die Bürger W.s und 2. März 1634 die Kaiserlichen durch die Schweden besiegt.

Wattwyl, Flecken im Bezirk Neutoggenburg des schweiz. Kantons St. Gallen, Mittelpunkt der toggenburgischen Baumwollindustrie und Stickerei, liegt 618 m über dem Meere, 2 km südlich von Lichtensteig (s. d.), zu beiden Seiten der Thur, an der Toggenburgbahn und zählt (1880) 5283 meist reform. E. (1197 Katholiken).

Wat-Tyler, d. i. Walter, der Ziegeldecker, hieß der Anführer des furchtbaren Bauernaufstandes, der 1381, in den ersten Regierungsjahren Richards II., England verwüstete. England befand sich damals in einer trostlosen Verfassung. Für den jungen König regierten dessen Oheime; Hof und Staat waren durch Parteiungen zerrüttet. Eine von dem Parlament aufgelegte Kopfsteuer erregte um so größern Unwillen, als die Steuer an flandrische Wucherer verpachtet wurde, welche die Eintreibung mit äußerster Härte vollzogen. Ein fanatischer Priester, John Ball, durchzog das Land und predigte die Aufhebung der geistlichen Hierarchie, die Gleichheit aller Menschen und die gerechte Verteilung der Güter. In Essex und Kent scharten sich die Bauern um W., erschlugen Steuereinnehmer und Richter, rissen das Volk mit sich und wälzten sich nun unter W.s und des verlaufenen Priesters Jack Straw Führung, über 100000 Mann stark, unter wilden Verheerungen ihren Weg bahnend, gegen London. W., ohne Zweifel ein Mann von großer Energie und natürlicher Begabung, forderte Totalreform des Reichs und Garantien

gegen die Tyrannei der königl. Prinzen, gegen den Adel und die gelehrten Schreiber und Richter. Als sich das Bauernheer auf der Heide von Blackheath unweit London niederließ, wollte dasselbe mit dem König selbst unterhandeln. Dieser, anfangs dazu bereit, ließ sich von seinen Begleitern bestimmen, auf halbem Wege umzukehren. Indem die Bauern diesen Rückzug vernahmen, drangen sie gegen die Londonbrücke vor, deren Thore ihnen vom Pöbel geöffnet wurden, und ergossen sich über die Stadt. Die Häuser der Großen, die Justiz- und Regierungsgebäude, die Parlamentsakten, die Prozeßschriften, die Grundbücher gingen in Flammen auf, während viele Adelige, hohe Geistliche, Richter und die ausländischen Steuerpächter erschlagen wurden. W. erzwang von den königl. Garden die Eröffnung des Tower, in den sich der Hof eingeschlossen hatte. Sudley, Hales, das Oberhaupt der Steuerpächter und des Königs Beichtvater wurden hier ergriffen und ermordet. Der König entkam und faßte den Entschluß, eine gütliche Ausgleichung herbeizuführen. In der Nacht vom 13. zum 14. Juni mußten 30 Schreiber eine Proklamation vervielfältigen, in welcher den Bauern Generalpardon, die Abschaffung der Leibeigenschaft, das Recht, in den Städten frei zu kaufen und zu verkaufen, und eine bedeutende Herabsetzung des Grundzinses versprochen wurde. Als die Empörer am Morgen dieses Dokument erhielten, stellten sie sich zufrieden und kehrten größtenteils in ihre Heimat zurück. Nur W. widersetzte sich an der Spitze seines Haufens dieser ohne ihn getroffenen Vereinbarung. Er willigte indessen 15. Juni in eine Unterredung mit dem König zu Smithfield. Da stach den Übermütigen, wie er dem König zur Seite ritt, der Mayor von London, John Wolworth, vom Pferde. Die entschlossene That verwirrte die Rebellen, sie stoben auseinander; bei Islington erlitt ein Haufe eine blutige Niederlage. Die Kraft des Aufruhrs war nun gebrochen. Der Bischof Spencer von Norwich hieb einen unter Anführung des Färbers John Littestere stehenden Haufen bei Northwalsham nieder. Der König hatte bald ein Heer von 40000 Mann beisammen. Sämtliche aufständische Grafschaften wurden mit Krieg überzogen, 1500 Bauern martervoll hingerichtet und im Juni die Bewilligungen widerrufen.

Watvögel, s. Wadvögel.

Watzdorf (Bernh. von), großherzogl. sachsen-weimarischer Staatsminister, geb. 12. Dez. 1804 auf dem Rittergute Schloß-Berga bei Berga an der Elster (im Neustädter Kreise des Großherzogtums Sachsen-Weimar), besuchte das Gymnasium zu Altenburg, studierte in Leipzig die Rechte, trat hierauf als Auditor in das Oberhofgericht zu Leipzig ein, ward 1830 Oberhofgerichtsrat, 1833 Rat im Generalkriegsgerichts-Kollegium in Dresden, 1835 Appellationsgerichtsrat in Zwickau. Während dieser Zeit wurde er Begründer und Mitherausgeber (mit seinem Kollegen Siebdrat) der «Jahrbücher für sächs. Staatsrecht». Im Herbst 1840 als Oberappellationsgerichtsrat nach Dresden versetzt, ward er zu Ende desselben Jahres als Ministerialrat dem Gesamtministerium beigegeben und trat 1843 als Staatsminister in großherzogl. sachsen-weimar. Dienste. Bis zum J. 1848 verwaltete er daselbst die Departements des Äußern und der Justiz. Die Bewegung dieses Jahres, welche die übrigen, mehr oder weniger unvolkstümlichen Mitglieder des Ministeriums aus ihren Ämtern entfernte, ließ ihn unberührt. Bei der Neugestaltung des Kabinetts wurde er an dessen Spitze gestellt und übernahm die beiden Departements des Äußern und des Innern samt dem Ministerium des großherzogl. Hauses. Sein Verdienst war die Herstellung und Pflege zweckmäßiger Einrichtungen im Sinne einer ausgedehnten Selbstverwaltung des Volks. In den allgemeinen deutschen Angelegenheiten zeigte er eine aufrichtig nationale Gesinnung. Er erklärte sich 1849 für die Reichsverfassung, suchte persönlich als Vertreter seiner Regierung in außerordentlicher Mission bei dem Hofe zu Berlin für dieselbe zu wirken und erklärte sich als Mitglied und Vizepräsident des Ständehauses im Erfurter Parlament für die Unionsverfassung. Nach 1866 war W. bemüht, durch persönliche Anteilnahme an den Arbeiten des Bundesrats, sowie als Mitglied des Konstituierenden Reichstags und in seiner Eigenschaft als Minister eines Bundesstaats die Entwickelung des Norddeutschen Bundes und seiner organischen Einrichtungen zu fördern. W. starb in Weimar 15. Sept. 1870.

Watzmann, einer der am kühnsten geformten Alpengipfel, in dem bayr. Bezirksamt Berchtesgaden (s. d.), unweit der salzburger Grenze, erhebt sich westlich vom Königssee als schroffe, teilweise vergletscherte Felsmasse mit mehrern turmartigen Hörnern. Die höchste Spitze ist der 2740 m hohe Mittlere W., südlich davon erhebt sich die Schönfeldspitze zu 2728 m, nördlich das Hocheck zu 2658 m; ein scharfer, zackiger, mit ewigem Schnee bedeckter Kamm, die Watzmannscharte, trennt den nordöstlich zu 2404 m aufsteigenden Kleinen W. von der mittlern Spitze. Der am häufigsten bestiegene Gipfel, das Hocheck, trägt ein trigonometrisches Signal und zwei rote Kreuze. Wer die Mühseligkeit der übrigens gefahrlosen Besteigung überwindet, gewinnt eine erhabene Rundsicht auf die bayr. Hochebene, das berchtesgadener Land, das Salzkammergut bis zum Großglockner, Großvenediger, Krimler-Tauern ꝛc. mit dem großartigsten Vordergrunde gewaltiger Felsen, Gletscher und Schneefelder. Die Besteigung nimmt von Ramsau aus 7, von Berchtesgaden 8 Stunden in Anspruch; etwas länger ist der Weg vom Königssee aus. Die drei andern Spitzen werden, weil gefahrvoll, selten bestiegen.

Wau oder Gelbkraut (Reseda Luteola *L.*) ist eine zur Gattung Reseda (s. d.) gehörige, 0,6 bis 1 m hohe Pflanze mit geradem Stengel, unzerteilten, lanzettförmigen oder länglichen, ganzrandigen Blättern und langen Trauben gelblichweißer Blüten, deren Blätter und Stengel einen gelben, zum Färben der Seide und des Garns benutzten Farbstoff enthalten. Die Pflanze wächst in vielen Gegenden Europas und fast überall in Deutschland wild, muß aber, wenn sie ein gutes Färbematerial werden soll, mit Fleiß behandelt und angebaut werden. Der beste W. wird in Frankreich, England und Holland erbaut, besonders der um Cette in Frankreich angebaute allen andern Arten vorgezogen. Guter W. muß schön gelb oder gelbgrünlich blühen und blätterreich sein. Der kleine, dünnstielige, gelbe ist besser als der große, dickstielige und grüne, der auf trockenem, sandigem Boden gewachsene besser als der auf fettem und feuchtem Boden gezogene. Die glänzenden Samen enthalten ein dunkelgrünes, fettes Öl von unangenehmem Geruch und bitterm Geschmack. Man erntet 2—4000 kg getrocknete Masse vom Hektar.

Waukegan, Ort in Lake County im nordamerik. Staate Illinois, am westl. Ufer des Lake Michigan, hat (1880) 4012 E., Wagen- und Pumpenfabriken und große Holzlager. Seine schöne Lage und seine Mineralquellen machen W. zu einem beliebten Sommeraufenthalt.

Wausau, Stadt im nordamerik. Staate Wisconsin, liegt im Wisconsinflußthal, an der Chicago-, Milwaukee- und St.-Paul-Eisenbahn und zählt (1880) 4277 E. Die Hauptindustrie der Stadt besteht in der Fabrikation von Bauholz, Latten, Schindeln, Thüren- und Fensterrahmen; sie hat 11 Schneidemühlen, 2 Mahlmühlen, 2 Banken, 11 Kirchen, 7 Schulen und 1 Hochschule.

Wauters (Alphonse), belg. Geschichtsforscher, geb. zu Brüssel 13. April 1817, ist Archivar der Stadt Brüssel. Außer zahlreichen akademischen Abhandlungen und seiner für die königl. Geschichtskommission unternommenen «Table chronologique des chartes et diplômes imprimés concernant l'histoire de la Belgique» (Bd. 1—4, 1866—74), sowie vielen biographischen Notizen über belg. Künstler des Mittelalters, sind seine wichtigsten Werke: «Geschichte der Stadt Brüssel» (in Verbindung mit A. Henne; 3 Bde., Brüss. 1843—46), «Geschichte der Umgebung von Brüssel» (3 Bde., Brüss. 1857), «La Belgique ancienne et moderne. Arrondissements de Nivelles et Louvain» (3 Bde., Brüss. 1859—74), «Les libertés communales. Essai sur leur origine et leurs premiers développements en Belgique, dans le Nord de la France et sur les bords du Rhin» (3 Bde., Brüss. 1869), «Les tapisseries bruxelloises» (Brüss. 1878). W. erhielt 1878 den vom Könige eingesetzten Jahrespreis von 25000 Frs.

Wauters (Émile), Neffe des vorigen, belg. Historienmaler, gleich ausgezeichnet durch Sicherheit der Zeichnung, wie durch strenges und wirkungsvolles Kolorit, geb. zu Brüssel 1846, war Schüler von Portaels in Brüssel und Gérôme in Paris. Seine bekanntesten Arbeiten sind: Maria von Burgund erfleht von den genter Schöffen die Gnade ihrer Räte (1870), der Prior des Augustinerklosters, in welches sich der Maler Hugo van der Goes zurückgezogen hatte, versucht dessen Wahnsinn durch Musik zu heilen (1872, brüsseler Museum); im Treppenhause des brüsseler Rathauses zwei Gemälde: der Herzog Johann III. von Brabant überläßt 1421 den Zünften von Brüssel das Recht der Bürgermeisterwahl, Maria von Burgund beschwört 1477 die Freiheiten der Stadt Brüssel. W. wird auch als vorzüglicher Porträtmaler gerühmt.

Wavellit, Name eines Minerals, welches nur in äußerst kleinen nadelförmigen Kryställchen des rhombischen Systems bekannt ist, die zu kleinen halbkugeligen und nierenförmigen Aggregaten von radialfaseriger Textur, drusiger Oberfläche und gelblicher oder graulicher, auch wohl schön grüner und blauer Farbe zusammengefügt sind. Das Mineral ist glasglänzend, durchscheinend, von der Härte 3,5–4, dem spezifischen Gewicht 2,3–2,5. Die Analysen ergeben ein wasserhaltiges Thonerdephosphat von der nachstehenden Molekularformel $3Al_2O_3+2P_2O_5+12H^2O$, mit einem Gehalt von 38 Proz. Thonerde, 35,2 Phosphorsäure, 26,8 Wasser; von Säuren sowohl als von Kalilauge wird es gelöst. Die warzigen Kügelchen des W. finden sich namentlich charakteristisch auf Klüften des Kieselschiefers, wie z. B. bei Langenstriegis bei Frankenberg in Sachsen, am Dünsberg bei Gießen, zu Barnstaple in Devonshire, auch auf Klüften silurischer Grauwacke bei Cerhovic unfern Beraun in Böhmen. Andere wasserhaltige Thonerdephosphate sind außer dem W. und dem Türkis noch der Variscit, Peganit, Cäruleolactein, Evansit, Zepharovichit, Fischerit.

Wavinsa, die Bewohner von Uvinsa (s. d.).

Wavira, die Bewohner von Uvira (s. d.).

Wavre, Stadt im Bezirk Nivelles der belg. Provinz Brabant mit 6984 E., an der Dyle, Station der Linien W.-Manage der Belgischen Staatsbahnen und Löwen-Charleroi der Grand-Centralbahn, geschichtlich merkwürdig durch das Gefecht vom 18. Juni 1815 zwischen preuß. Truppen unter General Thielmann und dem franz. Korps von Grouchy. Letzterer war nach der Schlacht von Ligny mit der Verfolgung des preuß. Heers betraut, wurde jedoch bei W. am Überschreiten der Dyle verhindert und vermochte weder den Anmarsch des Blücherschen Heers nach Waterloo zu hemmen, noch selbst rechtzeitig auf dem Schlachtfelde einzutreffen. An das Gefecht erinnert ein schönes Denkmal von Van Oemberg (1859).

Wawa, Staat und Stadt in der Landschaft Borgu (s. d.) im westl. Sudan.

Wawiel, Anhöhe in Krakau, auf der sich das Schloß und die Kathedrale mit den Gräbern vieler poln. Könige befinden. (S. unter Krakau.)

Wawre, Dorf 10 km nördlich von Warschau, auf der Straße nach Pultusk, am rechten Ufer der Weichsel, durch die Schlacht zwischen den Polen und Russen 19. Febr. 1831 bekannt, in welcher hauptsächlich Chlopicki (s. d.) für den Sieg die größten Anstrengungen machte. Auch 31. März 1831 fand bei W. ein für die poln. Waffen günstiges Gefecht statt.

Wawsosch, Volksstamm, s. Osagen.

Waxholm, Seestadt im Stockholmslän des Königreichs Schweden, auf der Insel Waxön, 19 km ostnordöstlich von Stockholm gelegen, zählt (1885) 1540 E., welche Fischfang, Schiffahrt und Handel treiben. Auch befindet sich hier ein Seebad und in der schönen Umgegend zahlreiche Sommervillen der Stockholmer. Die Festung Waxholm liegt auf einem Felsen zwischen Waxön und Rindön; doch sind auch auf diesen Inseln Befestigungen vorhanden. Schon 1549 wurde hier ein Fort zur Deckung der Einfahrt nach Stockholm angelegt. In der Festung saß Crusenstolpe (s. d.) drei Jahre als Staatsgefangener. Am Sunde Oxdjupet liegt 4 km östlich von W. auf Wermdön die 1724 erbaute Festung Fredriksborg, bestehend aus einem bombenfesten Turme, der als der größte Militärturm in Europa betrachtet wurde. Jetzt wird aber der Turm nur als Magazin benutzt. Neue zeitgemäße Befestigungen, Oskar-Fredriksborg genannt, wurden seit 1870 auf Rindön erbaut.

Wayne (Fort), s. Fort Wayne.

Wealdenformation, ein aus Sandsteinen, Thonen, Schieferthonen und Steinkohlenflözen bestehender Schichtenkomplex mit den Resten zahlreicher Schachtelhalme, Farne, Cycadeen und Nadelhölzer, sowie von Süßwasser- und Brackwasserkonchylien, ferner von riesigen Reptilien (Iguanodon). Dieselbe ist demnach eine Land-, Sumpf- und Brackwasserablagerung und zwischen die rein marinen Schichten der obern Jura- und der untern Kreideformation eingeschaltet. In

Deutschland nimmt sie an der Zusammensetzung des Deisters, Süntels, der Bückeburger Berge, des Teutoburgerwaldes wesentlichen Anteil.

Wearmouth (Bishop), s. u. Sunderland.

Web., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Friedrich Weber, geb. 1752 in Göttingen, gest. 1823 als Professor der Botanik und Medizin in Kiel.

Webbe, früherer Name des engl. Schriftstellers Sir George Dasent (s. d.).

Webe, früher beim Leinwandhandel in Hamburg eine Länge von 72 hamburger Ellen.

Weben, s. Weberei.

Weber (Lamia textor, Tafel Insekten I, Fig. 18), ein bis 30 mm lang werdender Bockkäfer von matter schwarzer Farbe; die Flügeldecken haben feine gelbliche Haare, die oft zu Flecken zusammentreten. Die fußlose Larve lebt im Holz der Weide.

Weber (Albrecht Friedr.), ausgezeichneter deutscher Orientalist, geb. 17. Febr. 1825 zu Breslau, wo sein Vater Friedrich Benedikt W. (geb. 13. Nov. 1774 zu Leipzig, gest. 6. März 1848 zu Breslau) Professor der Landwirtschaft und Nationalökonomie war, widmete sich 1842—45 zu Breslau, Bonn und Berlin klassisch-philol. und orient. Studien. Nachdem er 18. Dez. 1845 in Breslau mit der Dissertation «Yajurvedae specimen cum commentario» promoviert hatte, unternahm er eine wissenschaftliche Reise nach England und Frankreich. Im Juni 1848 habilitierte er sich zu Berlin, wo er 1856 eine außerord. und 1867 eine ord. Professur für altind. Sprache und Litteratur erhielt. Auch wurde er im August 1857 in die Akademie der Wissenschaften gewählt. Seine beiden bedeutendsten Werke sind die Ausgabe des «White Yajurveda» (3 Bde., Berl. 1849—59) und die «Ind. Studien» (Bd. 1—8, Berl. 1849—64; Bd. 9—17, Lpz. 1865—85). In letzterm Sammelwerke legte er einen Schatz trefflicher Arbeiten über verschiedene Gegenstände der ind. Altertumswissenschaft (z. B. auch über altind. Metrik, sowie eine Ausgabe der Taittiriya-Samhitâ) nieder. Von seinen übrigen Schriften sind hervorzuheben: «Akademische Vorlesungen über ind. Litteraturgeschichte» (Berl. 1852, 2. Aufl. 1876; französisch, Par. 1859, englisch, Lond. 1878), «Verzeichnis der Sanskrithandschriften der königl. Bibliothek zu Berlin» (Berl. 1855; Bd. 2, Heft 1, Berl. 1886), «Ind. Skizzen» (Berl. 1857), die Übersetzung des Drama «Mâlavikâ und Agnimitra» (Berl. 1856), «Über das Çatrumjaya Mâhâtmya» (Lpz. 1858), «Über das Saptaçatakam des Hâla» (Lpz. 1870), dasselbe in vollständiger Ausgabe (Lpz. 1881). Ferner veröffentlichte er eine Reihe akademischer Abhandlungen, darunter: «Zwei vedische Texte über Omina und Portenta» (Berl. 1858), «Die Vajrasûci des Açvaghosha» (Berl. 1859), «Die vedischen Nachrichten von den Naxatra» (2 Tle., Berl. 1860—61), «Über den Vedakalender Namens Jyotisham» (Berl. 1862), «Die Râma-Tâpaniya-Upanishad» (Berl. 1864), «Über ein Fragment der Bhagavati» (Tl. 1 u. 2, Berl. 1865—68), «Über Krishnas Geburtsfest» (Berl. 1867), «Über das Râmâyana» (Berl. 1870), «Über das Pratijnâsûtra» (Berl. 1871), «Pañcadandachattraprabandha» (Berl. 1877), «Über die Magavyakti des Krishnadâsa Misra» (Berl. 1879), «Über zwei Parteischriften zu Gunsten der Maga» (Berl. 1880), «Über den Kupalshakausikâditya des Dharmasâgara» (Berl. 1882), «Über das Uttamacaritrakathânakam, die Geschichte vom Prinzen Trefflichst» (Berl. 1884) u. s. w. Ein Teil seiner kleinern Abhandlungen und kritischen Recensionen liegt gesammelt vor als «Ind. Streifen» (Bd. 1—2, Berl. 1868; Bd. 3, Lpz. 1879).

Weber (Beda), histor. und ascetischer Schriftsteller und Dichter, geb. 26. Okt. 1798 zu Lienz im Pusterthal, trat in den Benediktinerorden und wurde, nachdem er die Priesterweihe erhalten, 1825 als Professor am Gymnasium zu Meran ernannt. Als Mitglied der frankfurter Nationalversammlung 1848—49 hielt er zur Gagernschen Partei, wurde dann Domkapitular der limburger Diöcese und Pfarrer in Frankfurt a. M., wo er 28. Febr. 1858 starb. Sein Hauptwerk ist: «Das Land Tirol» (3 Bde., Innsbr. 1838); ein Auszug daraus ist das «Handbuch für Reisende in Tirol» (2. Aufl., Innsbr. 1853); von seinen ascetischen Schriften sind die «Blüten heiliger Liebe und Andacht» (Innsbr. 1845), von seinen poetischen die «Lieder aus Tirol» (Innsbr. 1842), von seinen historischen «Johanna Maria vom Kreuz und ihre Zeit» (3. Aufl., Regensb. 1877) hervorzuheben.

Weber (Bernh. Anselm), deutscher Komponist, geb. 18. April 1766 zu Mannheim, kam daselbst in die Tonschule des Abts Vogler, besuchte aber auch, von seinen Eltern zum Geistlichen bestimmt, die Universität Heidelberg. Seine Neigung zog ihn zur Musik, und abermals suchte er Voglers Unterricht in München, folgte seinem unstäten Lehrer sogar nach Stockholm, kam 1787 nach Hannover als Musikdirektor bei der Großmannschen Schauspielergesellschaft, wandte sich dann aber zum dritten mal zu Vogler nach Stockholm. Hierauf ging er nach Berlin und wurde hier alsbald als Musikdirektor am Nationaltheater angestellt. Anfang 1804 erfolgte seine Ernennung zum Kapellmeister; in dieser Stellung starb er 23. März 1821. Als Komponist lieferte W. verschiedene Opern, dann aber besonders die Musik zu Dramen, in der er ohne große Originalität in der Charakteristik oft glücklich war. Auch in der Lieder- und Männergesangkomposition erwarb er sich Verdienste.

Weber (Eduard Friedrich), jüngster Bruder Ernst Heinr. W.s, geb. zu Wittenberg 10. März 1806, wurde auf der Waisenhausschule und dem Pädagogium zu Halle gebildet, studierte in Leipzig und Halle Medizin und widmete sich nach seiner Promotion einige Jahre der mediz. Praxis in Halle als Assistenzarzt an der Klinik von Krukenberg, dann in Naumburg. Hierauf ging er nach Göttingen, wo er gemeinschaftlich mit seinem Bruder Wilhelm die «Mechanik der menschlichen Gehwerkzeuge» (Gött. 1836) herausgab, und folgte 1835 einem Rufe als Prosektor und außerord. Professor nach Leipzig. Er starb 18. Mai 1871 zu Leipzig. Durch seine Abhandlung «Muskelbewegung» in Wagners «Handwörterbuch der Physiologie» eröffnete er in diesem Teile der Physiologie neue Bahnen und bereicherte diese Wissenschaft durch mehrere in den «Berichten» der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften herausgegebene Untersuchungen.

Weber (Ernst Heinr.), ausgezeichneter Physiolog und Anatom, geb. 24. Juni 1795 zu Wittenberg, Sohn des gelehrten Theologen Michael W. (geb. 6. Dez. 1754 zu Gröben bei Weißenfels, gest. als Professor 1. Aug. 1833 zu Halle), widmete sich, auf der Fürstenschule zu Meißen vorbereitet, in Wittenberg und Leipzig der Medizin. Seiner Habilitation als Privatdocent zu Leipzig folgte schon

1818 die Anstellung als außerord. Professor der vergleichenden Anatomie und 1821 als ord. Professor der menschlichen Anatomie, wozu er 1840 auch noch die Professur der Physiologie übernahm. Er starb 26. Jan. 1878 in Leipzig.

Außer seinen Schriften: «Anatomia comparata nervi sympathici» (Lpz. 1817), «De aure et auditu hominis et animalium» (Lpz. 1820), der gemeinschaftlich mit seinem Bruder Wilhelm herausgegebenen «Wellenlehre» (Lpz. 1825), den «Zusätzen zur Lehre vom Bau und von der Verrichtung der Geschlechtsorgane» (Lpz. 1846), verdienen seine physiol. und anatom. Abhandlungen in Zeitschriften, sowie seine akademischen Gelegenheitsschriften die größte Beachtung. Letztere erschienen unter dem Titel: «Annotationes anatomicae et physiologicae» (Lpz. 1851) gesammelt. Auch besorgte er Ausgaben von Rosenmüllers «Lehrbuch der Anatomie» und Hildebrandts «Handbuch der Anatomie». W. hat sich um die menschliche, die vergleichende und die mikroskopische Anatomie, sowie um die Entwickelungsgeschichte der Tiere und die Physiologie die größten Verdienste erworben. Besonders zu erwähnen sind seine Untersuchungen über das Gehörorgan der mit einem feinern Gehörsinne begabten Arten der Fische, die Auffindung eines Rudiments des Uterus bei dem männlichen Geschlecht der Menschen und Säugetiere, die Untersuchungen über den Drucksinn, Temperatursinn und Ortssinn in der Haut des Menschen, sowie die Bestimmung der Feinheit dieser Sinne durch Messungen und die Forschungen über die Wellenbewegung und Strombewegung des im Kreislaufe bewegten Blutes. Vgl. Ludwig, «Rede zum Gedächtnis an E. H. Weber» (Lpz. 1878).

Theodor W., Sohn des vorigen, geb. 18. Aug. 1829 in Leipzig, studierte 1849—54 Medizin in Göttingen und Leipzig, wurde 1859 außerord. Professor in Leipzig und 1862 ord. Professor der Pathologie und Therapie in Halle, sowie Direktor der mediz. Klinik daselbst.

Weber (Friedrich), Kupferstecher, geb. zu Liestal bei Basel 1813, verdankte seine Ausbildung teils Amsler in München, teils der modernen franz. Stecherschule, besonders aber dem gründlichen Studium der alten Meister. Dadurch gewann seine Vortragsweise die Vorzüge der plastischen Wirkung, des stofflichen Reizes und der Wahrheit. Längere Zeit lebte W. in Paris, begab sich dann aber nach Basel. Zu seinen besten Arbeiten nach klassischen Originalen gehören: die himmlische und die irdische Liebe nach Tizian, Rafaels Vierge au linge, die Lais nach Holbein, die Bella Visconti nach Rafael. Nach modernen Gemälden entstanden die Ital. Mädchen nach de Keyser, Kaiserin Eugenie nach Winterhalter ꝛc. Er starb 17. Febr. 1882 in Basel.

Weber (Friedr. Wilh.), epischer Dichter, geb. 25. Dez. 1813 zu Alhausen bei Driburg in Westfalen, Sohn eines Försters, besuchte das Gymnasium zu Paderborn und die Universitäten Greifswald und Breslau, wo er Medizin und alte Sprachen studierte. Er machte dann längere Reisen in Frankreich, Deutschland und Italien, ward praktischer Arzt in seiner Heimat Driburg, 1856 Brunnenarzt in Lippspringe bei Paderborn. Nachdem er diese Stelle aus Gesundheitsrücksichten aufgegeben, zog er 1867 nach Thienhausen bei Steinheim, wo er das Schloß des Freiherrn Guido von Haxthausen bewohnt. Seit 1861 ist er preuß. Landtagsabgeordneter, Centrumsmitglied, seit 1880 Ehrendoktor der Universität Münster. In die Öffentlichkeit trat er zunächst mit der Schrift «Die Arminiusquelle zu Lippspringe» (Paderb. 1863), gab dann Übersetzungen von zwei Tennysonschen Gedichten «Enoch Arden» und «Aylmers Field» heraus (Paderb. 1869); 1872 folgten «Schwedische Lieder». Bekannter ward er durch sein Epos «Dreizehnlinden» (ein Kloster, dessen Mönche das Christentum in Westfalen einführten) (Paderb. 1878; 30. Aufl. 1886), ein Gedicht von vollendeter Form und klassisch schönem Inhalt. Auch seine «Gedichte» (Paderb. 1881; 9. Aufl. 1886) bieten viel Wertvolles; ihnen reihten sich die «Marienblumen» (Köln 1885) an.

Weber (Georg), deutscher Geschichtschreiber, geb. 10. Febr. 1808 zu Bergzabern, erhielt seine Gymnasialbildung zu Speier und bezog dann die Universität Erlangen, um sich theol. Studien zu widmen. Bald wandte er sich jedoch vorzugsweise der Geschichte und alten Litteratur zu. Während seines Aufenthalts zu Heidelberg (1829—30) trat er namentlich zu K. Fr. Hermann und Schlosser in nähere Beziehungen. Eine Hauslehrerstelle, die er bei einer engl. Familie annahm, bot ihm Gelegenheit zu einem längern Aufenthalt (1833—35) in der Schweiz, Italien und Paris. W. wurde 1836 Vorsteher einer Lateinschule in seiner Vaterstadt, 1839 Lehrer an der höhern Bürgerschule in Heidelberg, wo er im Mai 1848 die Direktion dieser Anstalt übernahm. Im J. 1872 legte W. sein Schulamt nieder. Seinen wissenschaftlichen Ruf begründete W. bereits mit der Schrift «Der Calvinismus im Verhältnis zum Staat» (Heidelb. 1836). Derselben folgte die «Geschichte der engl. Reformation» (2 Bde., Lpz. 1845—53), welcher sich die Abhandlung über «Miltons prosaische Schriften» in Raumers «Histor. Taschenbuch» (Jahrg. 1852 und 1853) anschloß. W.s Augenmerk blieb jedoch vorzugsweise auf die Darstellung der allgemeinen Weltgeschichte gerichtet. Er veröffentlichte zunächst ein «Lehrbuch der Weltgeschichte» (19. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1883) und die «Weltgeschichte in übersichtlicher Darstellung» (19. Aufl., Lpz. 1885), zwei Bücher, welche ebenso wie die «Geschichte der deutschen Litteratur» (11. Aufl., Lpz. 1880) verdiente Anerkennung fanden. Sein Hauptwerk aber ist die «Allgemeine Weltgeschichte für die gebildeten Stände» (15 Bde., Lpz. 1857—80). Eine zweite Auflage, die unmittelbar nachher unternommen ward und bei welcher namhafte Fachgelehrte sich zur Mitwirkung bereit erklärten, ist bis 1886 zum 12. Bande fortgeschritten. W. behandelt, wie in jenen, so auch in diesem Werke die Geschichte ohne Nebenzwecke und Parteitendenzen und entwickelt in gediegener Sprache und kunstvoller Anordnung das geschichtliche Leben der Völker alter und neuer Zeit nicht bloß in den polit. Phasen, sondern allseitig auch in den religiösen, intellektuellen und industriellen Bildungsprozessen. Außerdem sind von seinen Schriften noch zu nennen: «Das vaterländische Element in der deutschen Schule» (Lpz. 1856; 2. Aufl. 1865), «Germanien in den ersten Jahrhunderten seines geschichtlichen Lebens» (Berl. 1862) und mit H. Holtzmann: «Geschichte des Volkes Israel und der Entstehung des Christentums» (2 Bde., Lpz. 1867), sowie die Festschrift: «Friedr. Christoph Schlosser, der Historiker. Erinnerungsblätter» (Lpz. 1876). Am 26. März 1882 feierte W. sein 50jähriges Dienstjubiläum, bei welcher Gelegenheit ihm die theol. Fakultät der Universität Heidelberg die Würde

eines Doktors der Theologie honoris causa erteilte. Aus Anlaß des 500jährigen Jubiläums der Universität Heidelberg veröffentlichte er «Heidelberger Erinnerungen» (Stuttg. 1886). Eine Sammlung kleiner histor. Schriften soll unter dem Titel «Geschichtsbilder aus verschiedenen Zeitaltern und Nationen» erscheinen. Vgl. W.s Schrift «Mein Leben und Bildungsgang» (Lpz. 1883).

Weber (Gottfried), musikalischer Theoretiker, geb. 1. März 1779 zu Freinsheim in Rheinbayern, studierte seit 1796 zu Heidelberg und Göttingen die Rechte. Er wurde 1802 Advokat und 1804 Fiskalprokurator in Mannheim, 1814 Tribunalrichter in Mainz, 1818 Hofgerichtsrat in Darmstadt und Generaladvokat, 1832 Generalstaatsprokurator beim Oberappellations- und Cassationsgericht zu Darmstadt und starb zu Kreuznach 21. Sept. 1839. W. schrieb «Über das öffentliche und mündliche Rechtsverfahren» (Darmst. 1819) und «Betrachtungen über das System und die Natur der Disciplinarsachen» (Mainz 1830). Zugleich hatte er sich durch guten Unterricht, sowie durch den Umgang mit Künstlern zum praktischen Musiker gebildet, widmete sich aber vorzugsweise der Theorie der Musik und leistete hierin Bedeutendes, wie sein «Versuch einer geordneten Theorie der Tonsetzkunst zum Selbstunterricht» (2 Bde., Mainz 1817; 3. Aufl., Mainz 1830—32), die «Allgemeine Musiklehre» (3. Aufl., Darmst. 1831) und «Cäcilia, eine Zeitschrift für Musik», die er 1824 begründete, beweisen. Seine musikalische Theorie ist rationalistisch; sie zeichnet sich aus durch schematische Konsequenz, hat aber kein Verständnis für den histor. Entwickelungsgang der Tonkunst. Unter seinen Kompositionen, die sich durch ein Streben nach Einfachheit und deklamatorischem Charakter auszeichnen, befinden sich drei Messen, ein Te Deum (1812), eine Missa funebris, die er den Manen der Sieger bei Leipzig von 1813 widmete, und mehrere Gesänge, die mit Beifall aufgenommen wurden. Auch erfand er einen sehr einfachen Taktmesser.

Weber (Joh. Jak.), verdienter deutscher Buchhändler, geb. 3. April 1803 zu Basel, besuchte daselbst das Gymnasium und kam 1819 als Lehrling in die Buchhandlung von E. Thurneisen. Nachdem er dieselbe 1825 verlassen, war er nacheinander in Stellung bei Paschoud in Genf, Didot in Paris, Breitkopf u. Härtel in Leipzig und bei Herder in Freiburg, bis er Mitte 1830 als Geschäftsführer in das Haus Bossange Père in Leipzig eintrat, woselbst er (1833) unter dieser Firma das «Pfennigmagazin» herausgab. Am 15. Aug. 1834 begründete W. unter der Firma J. J. Weber zu Leipzig ein eigenes Geschäft, in welchem er alsbald auf dem Gebiete der Illustration eine große und erfolgreiche Thätigkeit zu entfalten begann, die seinem Verlage zu Ruf und Ansehen verhalf. W. bleibt das unbestrittene Verdienst, zur Wiederbelebung und Förderung der deutschen Holzschneidekunst wesentlich mitgewirkt zu haben. Unter seinen frühern Unternehmungen dieser Art sind besonders Kuglers «Geschichte Friedrichs d. Gr.», illustriert von A. Menzel, und Pöppigs «Naturgeschichte des Tierreichs» (in 4 Bdn. mit über 4000 Illustrationen) hervorzuheben. Bahnbrechend in dieser Richtung wirkte jedoch die von W. 1843 unternommene «Illustrierte Zeitung», von welcher bis Ende 1886 bereits 87 Bände mit über 50000 Illustrationen vorlagen, die ein fast vollständiges Bild vom Entwickelungsgange der Holzschneidekunst der Deutschen seit Mitte des 19. Jahrh. gewähren. Derselben schlossen sich an der «Illustrierte Kalender» (seit 1846), die «Illustrierten Kriegschroniken» von 1849, 1864, 1866, 1870—71 und 1876—78 und die gegen 120 Bände zählenden «Illustrierten Katechismen» (seit 1851), zum Teil sehr wertvolle populäre Darstellungen aus den verschiedensten wissenschaftlichen Gebieten und der praktischen Berufsthätigkeit. Von W.s übrigen illustrierten Unternehmungen sind noch besonders hervorzuheben: Laurents «Geschichte Napoleons» mit den Illustrationen von Horace Vernet, Tschudis «Tierleben der Alpenwelt» (illustriert von Rittmeyer und Georgy), Schöppners «Illustrierter Hausschatz der Länder- und Völkerkunde» u. s. w. Unter den übrigen Gegenständen des W.schen Verlags treten besonders die dramatischen und dramaturgischen Werke von R. Benedix (20 Bde.), Eduard Devrient («Geschichte der deutschen Schauspielkunst»), Deinhardstein, Laube, O. Ludwig, Mosenthal, Prutz u. a. hervor, denen sich die von H. Kurz besorgte Sammlung seltener Schriften der ältern deutschen Nationallitteratur, die kulturhistor. Werke von Biedermann und Honegger, die geol. Werke von Cotta, die Turnschriften von Kloss und die «Illustrierten Gesundheitsbücher» (16 Bde.) anschließen. Besondere Erwähnung verdienen die «Meisterwerke der Holzschneidekunst» (bis 1886: 8 Bde.). Der Freimaurerei diente W. durch Herausgabe der «Latomia» (seit 1843). Mit dem Verlagsgeschäft ist schon seit 1858 ein eigenes xylographisches Atelier und seit 1862 auch eine Buchdruckerei verbunden. Im J. 1867 wurde W. zum Konsul der schweiz. Eidgenossenschaft für Sachsen und die thüring. Staaten ernannt. Er starb 16. März 1880 zu Leipzig. Das blühende Geschäft wird jetzt von seinen drei Söhnen Johann Konrad, Georg Hermann und Dr. Felix Karl Raimund W. weiter geführt. Im Mai 1884 wurde eine Filiale in Berlin errichtet.

Weber (Karl von), verdienter Geschichtsforscher, geb. 1. Jan. 1806, studierte zu Leipzig und Göttingen die Rechte, wurde 1835 Beisitzer des Appellationsgerichts zu Dresden, 1839 Appellationsrat und 1843 Ministerialrat und Geh. Referendar im Gesamtministerium. Seit 1849 wirkte er als Direktor des Hauptstaatsarchivs zu Dresden; daneben ward ihm 1865 das Referat beim Gesamtministerium übertragen. Sein litterarischer Ruf gründet sich auf eine Reihe vorzüglicher, aus archivalischen Quellen geschöpfter Beiträge zur Geschichte Sachsens und des sächs. Fürstenhauses. Dahin gehören: «Maria Antonia Walpurgis, Kurfürstin zu Sachsen» (2 Bde., Dresd. 1857), «Aus vier Jahrhunderten» (2 Bde., Lpz. 1857; Neue Folge, 2 Bde., Lpz. 1861), «Zur Chronik Dresdens» (Lpz. 1859), «Moritz, Graf von Sachsen, Marschall von Frankreich» (Lpz. 1863), «Anna, Kurfürstin von Sachsen, geboren aus königl. Stamme zu Dänemark» (Lpz. 1865). Im J. 1862 begann W. mit Wachsmuth die Herausgabe des «Archiv für sächs. Geschichte», dessen Leitung er 1865 allein übernahm. Er starb 18. Juli 1879 zu Loschwitz bei Dresden.

Ernst von W., jüngster Bruder des vorigen, geb. 7. Febr. 1830 zu Dresden, bereiste Spanien, Portugal, Marokko, Kleinasien, Ägypten und Nordamerika und brachte die J. 1871—75 in Südafrika zu. Als Frucht dieser Reise erschien «Vier Jahre in Afrika» (2 Bde., Lpz. 1878). Lebhaft trat

er gegen die Vivisektion (s. d.) auf, besonders in der Schrift «Die Folterkammern der Wissenschaft» (Lpz. 1879).

Der Vater der vorigen war **Karl Gottlieb von W.**, geb. 28. Aug. 1773 zu Leipzig, gest. 25. Juli 1849 als Präsident des Landeskonsistoriums zu Dresden. Derselbe hat sich um das sächs. Kirchenwesen besonders durch seine «Systematische Darstellung des in Sachsen geltenden Kirchenrechts» (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1843—45) verdient gemacht.

Weber (Karl Jul.), deutscher Schriftsteller, geb. 16. April 1767 zu Langenburg, besuchte das Gymnasium zu Öhringen und bezog 1785 die Universität zu Erlangen, wo er neben der Rechtswissenschaft zugleich allgemeine Studien trieb. Im J. 1788 arbeitete er in der Regierungskanzlei zu Langenburg und ging 1789 nach Göttingen, um sich für das akademische Lehramt vorzubereiten. Da sich indes nirgends Aussicht auf eine Professur zeigte, nahm er eine Hofmeisterstelle in der franz. Schweiz an. Im J. 1792 wurde er Privatsekretär des regierenden Grafen von Erbach-Schönburg. Seit 1799 erster Rat der Regierungskanzlei in dem Marktflecken König im Odenwalde, trat er 1802 als Hof- und Regierungsrat in isenburgische Dienste, um den jungen Erbgrafen auf dessen Reisen zu begleiten. Dieser aber entfloh ihm und eilte zurück nach Büdingen. Auch W. kehrte dahin zurück, doch der junge Graf, der ihn haßte, that nun alles, um ihm das Leben zu verbittern. W. verließ deshalb den isenburgischen Dienst und verfiel sogar in eine Gemütskrankheit, von der er erst nach mehrern Monaten genas. Von jetzt an lebte er zu Jagsthausen bei einer Schwester. Nur einmal noch trat er in das öffentliche Leben, als er 1820 von dem Oberamt Künzelsau zum Abgeordneten in die Ständeversammlung gewählt wurde. Er starb zu Kupferzell 20. Juli 1832. Als Schriftsteller trat er zuerst auf mit seiner «Möncherei» (3 Bde., Stuttg. 1818—20), einer Geschichte des Mönchtums, die, obgleich als Geschichtswerk mit wesentlichen Mängeln behaftet, doch das Gepräge eines eigentümlichen Geistes trägt. Denselben Tadel und dasselbe Lob, wie sein erstes Werk, verdient die Schrift «Das Ritterwesen» (3 Bde., Stuttg. 1822—24). Mit allgemeinem Beifall wurde sein Werk «Deutschland, oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen» aufgenommen (4 Bde., Stuttg. 1826—28; 4. Aufl., 6 Bde., 1855), dem sich zuletzt der «Demokritos, oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen» (Bd. 1—5, Stuttg. 1832—35; 8. Aufl., 12 Bde., 1854; Auswahl, Berl. 1870) anschloß, der aber unvollendet blieb. Eine Sammlung seiner «Sämtlichen Werke» erschien nach seinem Tode (30 Bde., Stuttg. 1834—45).

Weber (Karl Maria Friedr. Ernst, Freiherr von), einer der größten deutschen Opern- und Liederkomponisten, geb. 18. Dez. 1786 in Eutin, verlor sehr früh seine treffliche Mutter Genofeva, geborene von Brenner. Sein Vater, Franz Anton, früher kurpfälz. Offizier, ein wunderlicher, unstäter Charakter, der vom Militär zur Musik und Theaterleitung übergegangen war, hatte damals am eutiner Hofe eine Kapellmeisterstelle inne, zog aber später, voller Projekte und ohne Ruhe, in Deutschland umher, besonders nachdem sein Wunsch, seinen Sohn zu einem musikalischen Wunderkinde gedeihen zu sehen, in Erfüllung zu gehen schien. W. lernte vielerlei, aber ohne Ordnung und Stetigkeit. Seine Kunstneigungen blieben lange unentschieden, sodaß er auch in den bildenden Künsten Fortschritte machte, bis endlich die Musik die Oberhand gewann. Bei Heuschkel in Hildburghausen legte er 1796 den Grund zu einem soliden und fertigen Klavierspieler; 1798 genoß er in Salzburg Michael Haydns Unterricht und ließ sechs Fughetten als sein erstes Werk drucken, worauf er noch in demselben Jahre bei dem Gesanglehrer Wallishauser (Valesi) und dem Organisten Kalcher seine Studien fortsetzte. Während er bei Kalcher mit Harmonie- und Kompositionslehre beschäftigt war, schrieb er seine erste Oper «Die Macht der Liebe und des Weins». Die Erfindung des Steindrucks durch Senefelder in München und die Unvollkommenheit seiner Maschinen brachte die beiden W., Vater und Sohn, auf die Idee, durch Selbstdruck und Selbstverlag sich gänzlich von den spröden Musikverlegern zu emancipieren. Senefelders Verfahren wurde von ihnen verbessert und schon 1798 in den so gedruckten «Sechs Variationen fürs Klavier Nr. 1» erprobt.

In Freiberg in Sachsen, wohin sie 1800 kamen, gedachten sie die Sache im großen zu betreiben, waren aber bald mit ihren Mitteln zu Ende. Hier komponierte W. als 14jähriger Knabe die Oper «Das Waldmädchen», welche im Okt. 1800 zuerst in Chemnitz aufgeführt wurde. In Salzburg schrieb er 1801 die zweiaktige Oper «Peter Schmoll und seine Nachbarn», die 1802 in Augsburg zur Aufführung kam. Im J. 1803 kam W. nach Wien, wo er bei Abt Vogler ein Jahr lang eifrig studierte, auch einige Variationen und den Klavierauszug zu Voglers Oper «Samori» herausgab. Vogler verschaffte ihm die Stelle eines Musikdirektors in Breslau, die er im Herbst 1804 antrat. Ende 1806 ging er auf Einladung des kunstliebenden Prinzen Eugen von Württemberg nach Karlsruh in Schlesien. Außer zwei Symphonien für die dortige Kapelle schrieb er noch mehrere Konzert- und Harmoniestücke. Als der Krieg die Kapelle wie überhaupt diesen Kunst- und Ruhesitz zerstörte, kam W. an den Hof des Herzogs Louis von Württemberg nach Ludwigsburg bei Stuttgart als dessen Sekretär. Hier, an einem wilden, verderbten Hofe, als Schuldenverwalter des Bruders des Königs, führte ihn seine vom Vater ererbte und genährte Neigung, den Cavalier zu spielen, in bedauerliche, mit ihren Nachwirkungen tief in sein folgendes Leben sich hineinziehende Verirrungen. Als dann auch noch sein alter Vater im April 1809 bei ihm anlangte, kam er bald dem pekuniären wie moralischen Bankrott nahe. Ende Febr. 1810 wurde er nebst seinem Vater des Landes verwiesen: ein unrühmlicher Abschluß seiner Staatslaufbahn, aber die größte Wohlthat, die ihm als Künstler widerfahren konnte.

W. ging im April 1810 nach Darmstadt zu seinem Lehrer Abt Vogler, wo er in Gemeinschaft mit Gänsbacher und Meyerbeer seine Studien wieder aufnahm. Was W. besonders anzog, war Voglers Doppelfähigkeit als Schriftsteller und Komponist, denn der Schriftsteller in ihm hatte soeben erst durch den Umgang mit Gottfried Weber in Mannheim eine neue Anregung erhalten. Was er damals und später als Schriftsteller produzierte, hat ihm viel Verdruß gebracht, der Kunst aber wenig genützt, obwohl es seine Befähigung auch auf diesem Gebiete deutlich bezeugt. In Stuttgart entstanden trotz seiner amtlichen Stellung mehrere bedeutende Kompositionen: die Rochlitzsche Cantate

«Der erste Ton», Lieder, die erste der vier großen Klaviersonaten, Ouverturen, Symphonien und endlich seine erste namhafte, von Hiemer in Stuttgart nach der Handlung des «Waldmädchen» umgebildete Oper «Sylvana», welche nicht nur in der Musik, sondern auch in der Handlung (Wald- und Ritterleben) als ein Vorläufer seiner beiden Hauptwerke «Freischütz» und «Euryanthe» angesehen werden muß. Merkwürdig, wie die Oper selbst, war für sein folgendes Leben auch ihre erste Aufführung in Frankfurt, 16. Sept. 1810, weil die Titelrolle von seiner nachherigen Frau, Karoline Brandt, gegeben wurde. Im Nov. 1810 schrieb er in Mannheim bei Gottfried Weber die Operette «Abu Hassan», ebenfalls von seinem Freunde Hiemer gedichtet, welche stuttgarter Vorgänge (drängende Gläubiger und gequälte Schuldner) behandelt und dortige Persönlichkeiten persifliert. Von Ostern 1813 bis Okt. 1816 leitete er die Oper in Prag als Nachfolger Wenzel Müllers und entfaltete eine bedeutende Thätigkeit. Im Sept. 1814 entstanden auf einer Erholungsreise als Nachwirkung der in Berlin erhaltenen nationalen Anregung seine begeisternden Kriegslieder zu Theodor Körners Dichtungen, an deren Spitze «Lützows wilde Jagd» und das «Schwertlied» stehen und die zum ersten mal die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland auf ihn zogen. Nach der Schlacht bei Waterloo folgte die große Cantate «Kampf und Sieg». Nachdem er seine prager Stelle aufgegeben, war er 1816 vorübergehend in Berlin und kam Ende dieses Jahres nach Dresden als Kapellmeister an der im Entstehen begriffenen deutschen Oper, die neben der blühenden, vom Hofe begünstigten und mit allen Mitteln der Kunst ausgerüsteten ital. Oper einen harten Stand hatte. Diese Stellung, in der er lebenslang blieb, ist mit ihrem Gegensatze von Italienisch und Deutsch das treueste Bild seines eigenen Kunstcharakters, Schauplatz und Symbol seines Strebens, seiner Kämpfe, Leiden und Siege. Zu Hoffesten entstanden eine Jubelcantate, Jubelouverture, Jubelmesse in Es, die kleinere Messe in G und mehrere Cantaten, fast sämtlich trefflich komponiert, aber mit geringem Danke gelohnt.

Zu Anfang 1817 geriet W. in Gemeinschaft mit Johann Friedrich Kind (s. d.) auf die Geschichte des Freischützen, die schon 1810 in Mannheim ihm und seinem Freunde Dusch als passender Opernstoff erschienen war. Die Komposition war 1820 vollendet. Unmittelbar darauf schrieb W. die reizende und charakteristische Musik zu Wolffs Schauspiel «Preciosa», die 15. März 1821 zum ersten mal in Berlin mit nachhaltigem Erfolg auf die Bühne kam und die Erwartungen in hohem Grade spannte auf W.s neue Oper, die ebenfalls dort zuerst erscheinen sollte. Am 18. Juni 1821 wurde dann dort der weltberühmte «Freischütz» zum ersten mal aufgeführt und durchflog die Welt im Feuer erregter Begeisterung mit einer Schnelligkeit, wie nie zuvor eine andere Oper. Im J. 1822 erhielt W. den Auftrag, für Wien eine neue große Oper zu schreiben. Bestrebt, etwas von dem «Freischütz» möglichst Abweichendes zu liefern und dadurch manche laut gewordene Zweifel über die Grenzen seines Talents zu widerlegen, wählte er die von Helmine von Chézy gedichtete «Euryanthe», deren erste, von W. selbst geleitete Aufführung in Wien 25. Okt. desselben Jahres stattfand. Bei dieser Oper hatte er es auf ein besonders inniges Zusammenwirken aller Schwesterkünste der Bühne abgesehen, aber nicht beachtet, daß eine große Oper nur auf dem Grunde eines großen Stoffs, einer klaren und durchsichtigen Handlung gedeihen kann. Das Schicksal des Werks war schon durch die Wahl des Textes vorbestimmt; es repräsentiert die unklare und verschwommene, wie der «Freischütz» die frische und populäre Seite der Romantik. Anfang 1824 erhielt W. von London den Auftrag, eine Oper zu schreiben, und wählte den «Oberon». Trotz seiner Kränklichkeit ging er im Febr. 1826 nach London, wo er am 12. April den «Oberon» mit lebhaftem Beifall aufführte. Aber schon 5. Juni starb er daselbst im Hause seines Freundes, des 1867 in hohem Alter verschiedenen Musikers Sir George Smart, an einem Hals- und Lungenübel. Im J. 1844 wurden seine Reste nach Dresden gebracht und 1860 ihm hier auf dem Theaterplatz ein von Rietschel ausgeführtes Denkmal errichtet.

W. ist der Schöpfer der romantischen Oper mit allen ihren Vorzügen und Mängeln. Nicht Kirchen- oder Kammermusik, sondern Lied, Gesellschaftsgesang und Oper waren seine Domäne. Er besaß ein großes Talent für Regie und Direktion. Von Kind an waren ihm, dem Sohne eines wandernden Schauspieldirektors, theatralische Dinge die eigentliche Heimat bei sonstiger Unstätigkeit, und wurden dann das Fundament seiner Praxis. W.s eigentliche Schule (Marschner u. a.) wurzelt im «Freischütz». Doch auch «Euryanthe» und «Oberon» zeigen sich dadurch als Werke von histor. Bedeutung, daß sie auf die Kunst der folgenden Epoche (Mendelssohn, Wagner u. s. w.) vorbildend gewirkt haben. W.s «Hinterlassene Schriften» wurden durch Theodor Hell (3 Bde., Dresd. 1828) herausgegeben. Vgl. Jähns, «Chronol.-thematischer Katalog der Werke von Karl Maria von W.» (Berl. 1871). W.s Leben ist ausführlich beschrieben von seinem Sohne Max Maria von Weber in «Karl Maria von W. Ein Lebensbild» (3 Bde., Lpz. 1864). Vgl. noch Jähns, «Karl Maria von W. Eine Lebensskizze» (Berl. 1873); Kohut, «Webergedenkbuch» (Lpz. 1887). Als Festschrift zu W.s 100. Geburtstag (18. Dez. 1886) erschienen «Reisebriefe von Karl Maria von W. an seine Gattin» (herausg. von seinem Enkel, Lpz. 1886).

Weber (Karl Philipp Max Maria, Freiherr von), verdienter Eisenbahntechniker, Sohn des vorigen, geb. 25. April 1822 zu Dresden, bildete sich auf der Polytechnischen Schule zu Dresden, dann auf der Universität, sowie in den Etablissements von Borsig in Berlin zum Ingenieur aus und war dann als solcher bei verschiedenen Eisenbahnen thätig. Nachdem er hierauf Deutschland, Belgien und Frankreich bereist, lebte er längere Zeit in England, wo er unter Brunels und Stephensons Leitung thätig war. Später besuchte er das nördl. Afrika und den hohen Norden von Europa. Nachdem er 1850 in den sächs. Staatsdienst getreten, führte er als Direktor der Staatstelegraphen mehrere Linien im Königreich Sachsen aus und trat 1852 als technisches Mitglied in die Staatseisenbahnverwaltung. Später erhielt er die Stelle eines Staatseisenbahndirektors und Regierungsrats zu Dresden. Im J. 1870 als vortragender Rat in das Handelsministerium nach Wien berufen, übte er bedeutsamen Einfluß auf die Neugestaltung des österr. Eisenbahnwesens. Er verließ 1875 diese Stellung wegen Differenzen seiner

Ansichten mit denen des Ministeriums und trat 1878 als Geh. Regierungsrat in das preuß. Handelsministerium zu Berlin ein. Er starb 18. April 1881 in Berlin.

Unter seinen fachwissenschaftlichen Werken sind hervorzuheben: «Die Technik des Eisenbahnbetriebs» (Lpz. 1854), «Die Schule des Eisenbahnwesens» (4. Aufl., bearbeitet von Koch, Lpz. 1885), welches Werk fast in alle europ. Sprachen übersetzt wurde; «Abnutzung des physischen Organismus der Eisenbahnbeamten» (Lpz. 1860), «Das Tantiemesystem» (Chemnitz 1849), «Die Lebensversicherung der Eisenbahnpassagiere in Verbindung mit der Unterstützung und Pensionierung der Eisenbahnbeamten» (Lpz. 1855), «Das Telegraphen- und Signalwesen der Eisenbahnen» (Weim. 1867), «Die Haftpflicht der Eisenbahnen» (Weim. 1868), «Die Sicherung des Eisenbahnbetriebs» (Wien 1876), «Nationalität und Eisenbahnpolitik» (Wien 1877), «Wert und Kauf der Eisenbahnen» (Wien 1877), «Der staatliche Einfluß auf die Entwickelung der Bahnen minderer Ordnung» (Wien 1878) ꝛc. Auch gab er das für Techniker wichtige «Portfolio John Cockerills» (Brüss. 1855 fg.) heraus. Durch seine Reisen in Nordafrika veranlaßt wurden die Schriften «Ausflug nach dem franz. Nordafrika» (Lpz. 1855) und «Algerien und die Auswanderung dahin» (Lpz. 1854). Außerdem verfaßte er auch eine Biographie seines Vaters («Karl Maria von W. Ein Lebensbild», 3 Bde., Lpz. 1864—66) und wertvolle belletristische Schriften «Aus der Welt der Arbeit» (Berl. 1868), «Werke und Tage» (Weim. 1869), «Schaffen und Schauen» (Stuttg. 1878). Vgl. Berghaus, «Max Maria, Freiherr von W.» (Berl. 1881).

Weber (Karl Otto), hervorragender Chirurg, geb. zu Frankfurt a. M. 29. Dez. 1827, studierte zu Bonn, unternahm dann größere Reisen zu wissenschaftlichen Zwecken, wurde hierauf Assistent der bonner chirurgischen Klinik, habilitierte sich 1853 daselbst als Privatdocent der Chirurgie und wurde 1857 zum außerord. Professor ernannt; 1862 erhielt er die außerordentliche Professur der pathol. Anatomie zu Bonn. Daneben behielt er eine ausgedehnte chirurgische konsultative Praxis und leitete gleichzeitig die chirurgische Abteilung des evang. Krankenhauses. Im J. 1865 wurde er als außerord. Professor der Chirurgie nach Heidelberg berufen; er starb daselbst 11. Juni 1867 an Diphtherie. W. hat eine große Bedeutung namentlich durch seine bahnbrechenden Arbeiten auf dem Gebiete der allgemeinen chirurg. Pathologie erlangt. Er veröffentlichte: «Die Knochengeschwülste in anatom. und praktischer Beziehung» (1. Abteil., Bonn 1856), «Chirurg. Erfahrungen und Untersuchungen» (Berl. 1859), sowie verschiedene Beiträge zu Pitha und Billroths «Handbuch der allgemeinen und speziellen Chirurgie» (4 Bde., Erlangen 1865 fg.).

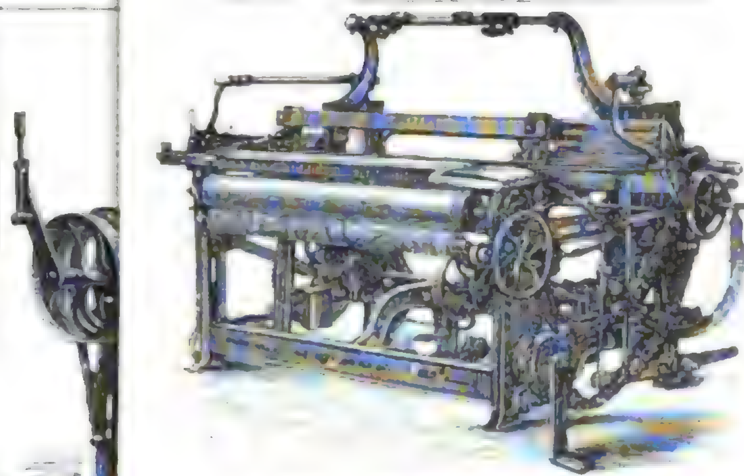
Weber (Veit), Pseudonym von Georg Philipp Ludwig Leonhard Wächter (s. d.).

Weber (Wilhelm Eduard), hervorragender Physiker, Bruder Ernst Heinrich W.s, geb. 24. Okt. 1804 zu Wittenberg, besuchte das Pädagogium des Franckeschen Waisenhauses in Halle, dann die Universität daselbst. Schon als Schüler nahm W. teil an den experimentalen Untersuchungen seines ältern Bruders Ernst Heinrich W., welche in der Herausgabe der «Wellenlehre» (Lpz. 1825) ihren Abschluß fanden. Nachdem W. 1827 in Halle auf Grund einer Abhandlung, in welcher die Theorie der Zungenpfeifen entwickelt wird, habilitiert hatte und bald darauf zum außerord. Professor ernannt worden war, folgte er 1831 einem Rufe als ord. Professor für Physik nach Göttingen. Hier knüpfte sich ein enges Freundschaftsband zwischen W. und Karl Friedrich Gauß. Dasselbe wurde von großer Bedeutung, insofern aus ihm als Frucht gemeinsamer Arbeit der erste elektromagnetische Telegraph im J. 1833 hervorging. Zwei Kupferdrähte, über die Dächer der Stadt Göttingen führend, vermittelten bei den gleichzeitig angestellten magnetischen, galvanischen und elektromagnetischen Untersuchungen gleich von Anfang an den telegraphischen Verkehr zwischen dem physik. Institut und dem magnetischen Observatorium der Sternwarte. Die erste Nachricht hierüber findet sich in den «Göttinger gelehrten Anzeigen» (1834, Bd. 2). Nachdem W. in Gemeinschaft mit seinem jüngern Bruder Eduard die Abhandlung über die Mechanik der Gehwerkzeuge (Gött. 1836) herausgegeben hatte und der Magnetische Verein kaum gegründet war, wurde derselbe am 14. Dez. 1837, als einer der sieben göttinger Professoren, welche der oktroyierten Verfassung die Anerkennung verweigerten, seines Amtes entsetzt. Er lebte seitdem teils als privatisierender Gelehrter in Göttingen, teils auf Reisen, bis er 1843 als Professor nach Leipzig berufen wurde. Von hier kehrte W. Ostern 1849 in seine frühere Stellung in Göttingen zurück. Außer den verschiedenen Abhandlungen in den von Gauß und W. gemeinschaftlich herausgegebenen «Resultaten aus den Beobachtungen des Magnetischen Vereins 1836—41» und außer dem «Atlas des Erdmagnetismus» (Lpz. 1840) haben W.s elektrodynamische Maßbestimmungen (7 Abhandlungen in den «Abhandlungen» der königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften 1846—78) eine fundamentale Bedeutung. In ihnen stellt W. sein allgemeines Grundgesetz der Elektricität auf, führt das absolute Meßsystem in die Elektricitätslehre ein, erschließt durch Konstruktion neuer Meßapparate und neuer Beobachtungsmethoden das Gebiet der Elektricität des Magnetismus einer genauern Erforschung. Weitere Abhandlungen über Inklination, Erdmagnetismus, Galvanometrie enthalten die Abhandlungen der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen.

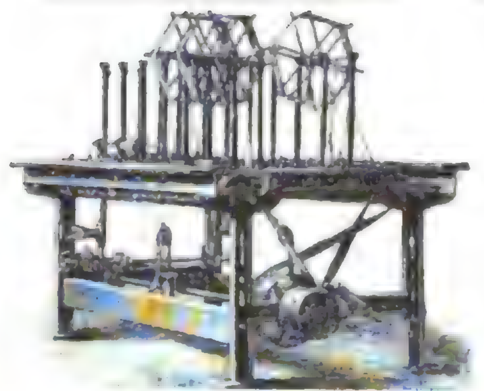
Weberblatt oder Weberkamm, s. unter Blattbinder, Kamm und Weberei.

Weberdistel, s. unter Dipsacus.

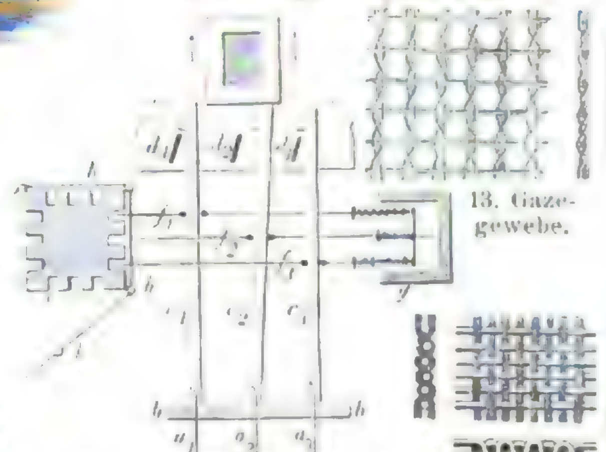
Weberei (frz. tissage, engl. weaving) heißt das Vereinigen gesponnener Fäden zur Herstellung von Zeugen oder Stoffen. Für gewöhnlich kommen zwei rechtwinkelig zueinander liegende Fadensysteme, die Kette, der Zettel oder Aufzug und der Einschlag, Einschuß, Schuß oder Eintrag, zur Verschlingung ineinander. Die Kette sowohl als der Einschlag verlangt vor dem Verweben verschiedene Vorbereitungsarbeiten, bei denen man das Spulen, das Scheren, das Schlichten oder Leimen und das Aufbäumen unterscheidet. Die Spulmaschine, welche jetzt in allen größern Webereien das von der Hand betriebene Spulrad verdrängt hat, bringt die Garnsträhne auf Spulen und erleichtert dadurch die Arbeit des Scherens. Man wendet zwei Systeme von Spulmaschinen an: das Trichtersystem, nach welchem auf die Spulen Strähne von bestimmter Dicke je nach der Öffnung des Trich-



10. Mechanischer Wechselstuhl.

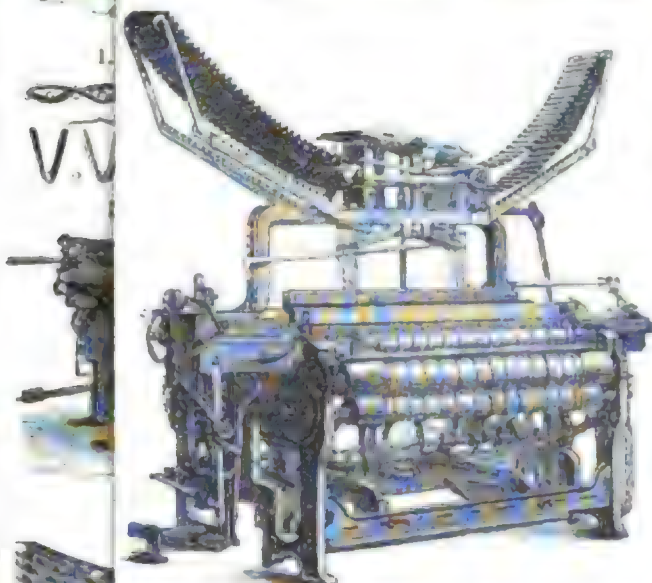


4. Kettengarn-Spulmaschine.

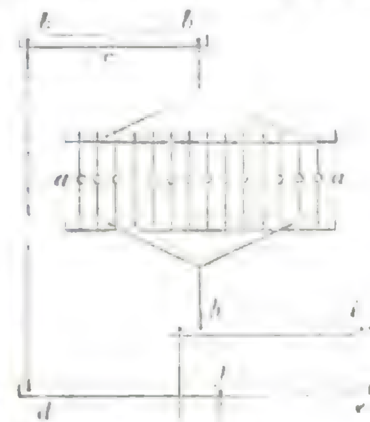


13. Gazegewebe.

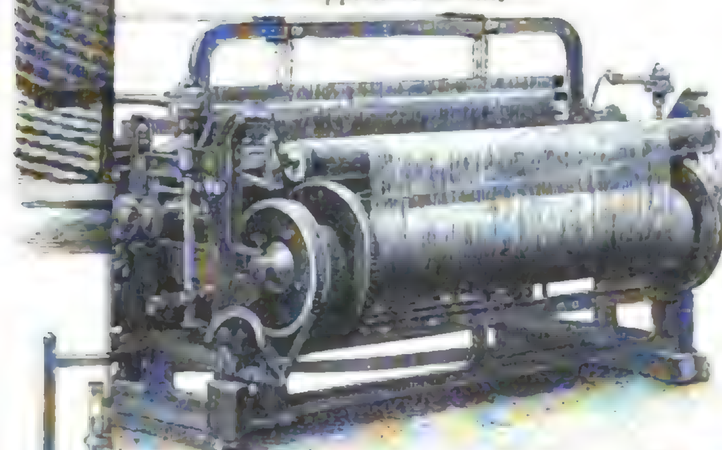
11. Jacquardmechanismus. 12. Leinengewebe.



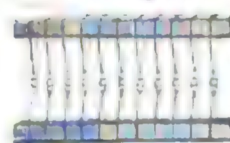
3. Teppichwebstuhl.



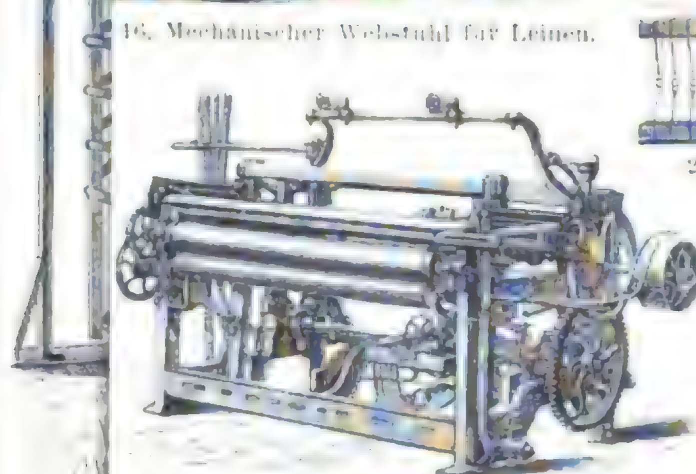
17. Kontremarsch. 18. Breithalter.



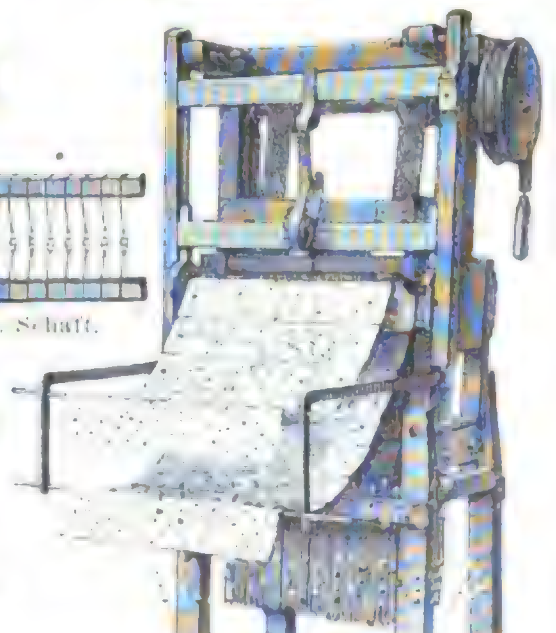
16. Mechanischer Webstuhl für Leinen.



23. Schaft.



22. Mechanischer Webstuhl mit einem Schützen.



24. Jacquardmechanismus mit Karten.

Zu Artikel: Weberei.

ters gewickelt werden, und das Reibungsrollensystem, dessen Maschinen Strähne von verschiedener Dicke auf die durch Reibung gleichmäßig gedrehten Spulen wickeln. Man hat für die Ketten besondere Kettenspulmaschinen und für die Schußfäden Schußspulmaschinen.

Auf Fig. 4 der Tafel: Weberei ist eine Kettengarn-Spulmaschine des letztgenannten Systems von R. Voigt in Chemnitz dargestellt. Dieselbe wickelt das Garn auf horizontal liegende Spulen, welche durch die Berührung mit rotierenden Trommeln gedreht werden; jede Spule hat ihre eigene Fadenführung. Das auf das Spulen folgende Scheren bezweckt, die Fäden von den Spulen zu sammeln und möglichst parallel nebeneinander liegend auf eine Walze, den Scherbaum, zu bringen. Zu dieser Arbeit benutzt man entweder einen großen, aufrecht stehenden oder liegenden Haspel, den Scherrahmen, Schweifrahmen, welcher von Hand gedreht wird, wie in Fig. 19 der Tafel veranschaulicht, oder man verwendet eine Schermaschine, auch Kettenschermaschine oder Zettelmaschine genannt. Bei diesen Maschinen wird entweder nur ein Teil der zur Kette gehörigen Fäden auf die volle Baumbreite geschert, wie dies bei der in Fig. 14 abgebildeten Zettelmaschine von R. Voigt in Chemnitz der Fall ist, oder es wird sogleich die ganze Kettendichte auf einen Teil der Baumbreite geschert, welche Einrichtung die Schermaschinen der Sächsischen Webstuhlfabrik vorm. Louis Schönherr in Chemnitz besitzen. Die geschorte Kette wird auf einen sog. Kettenstock aufgewickelt und hierauf geleimt oder geschlichtet. Darunter versteht man das Durchtränken des Fadens mit dünnflüssigem Leim oder Kleister. Letzterer besteht aus Kartoffelmehl oder Weizenmehl (Mehlschlichte), wird aber auch oft mit andern Zusätzen verwendet; in neuerer Zeit wird auch vielfach die Moosschlichte angewendet, welche aus einer Abkochung von Isländischem Moos bereitet wird. Nach dem Leimen wird die Kette getrocknet und dann aufgebäumt, d. h. fest und gleichmäßig auf die hierfür bestimmte Walze des Webstuhls, den Kettenbaum, aufgewickelt. Diese Operation wird in der mechanischen W. mittels der Aufbäummaschine, wie eine solche von R. Voigt in Chemnitz in Fig. 15 dargestellt ist, ausgeführt. Auf derselben wird die Kette durch ein Gitter, den Teilkamm oder Öffner, in der für den fertigen Stoff erforderlichen Breite ausgebreitet.

Es kommen auch Maschinen zur Verwendung, welche das Schlichten und Aufbäumen mechanisch besorgen und nach Art der in Fig. 6 dargestellten Stärk- oder Schlichtmaschine gebaut sind. Hauptsächlich sind die schottischen Schlichtmaschinen, bei welchen das Trocknen durch heiße Luft und das Parallellegen der Fäden durch Bürsten und eine Art Lineale erfolgt, und die Sizingmaschinen in Gebrauch, welch letztere das Garn meist durch mit Dampf geheizte Trommeln trocknen, nachdem es durch die Schlichte gezogen wurde, worauf die trockenen Fäden durch Teilungsstäbe nach Bedarf abgeteilt und später auf den Kettenbaum aufgewunden werden. Der Einschuß von Woll-, Baumwoll- oder Leinengarn wird oft auch feucht verwebt; hierzu werden die Schußspulen auf verschiedene Weise mit Wasser angefeuchtet.

Nach der Art des Webverfahrens unterscheidet man glatte oder geköperte, gemusterte, samtartige und gazeartige Gewebe. Bei dem glatten, schlichten oder leinwandartigen Gewebe (Fig. 12) liegt nach jeder Richtung hin immer ein Schußfaden über einem Kettenfaden und dann wieder ein Kettenfaden über einem Schußfaden u. s. f. Das geköperte oder croisierte Gewebe läßt nach bestimmter Reihenfolge zwei oder mehr Kettenfäden unter dem Einschlagfaden liegen oder umgekehrt, und zwar in der Weise, daß z. B. der obenliegende Kettenfaden bei jedem folgenden Einschlagfaden um einen Faden höher gebunden wird und ein treppenartiges Muster entsteht. Je nachdem der Schußfaden über je zwei, drei oder mehr Kettenfäden hinweggeht, ehe er wieder durch einen solchen gebunden wird, unterscheidet man zwei-, drei- und mehrbindigen, -fädigen oder -teiligen Köper.

Die gemusterten, façonnierten, dessinierten oder figurierten Stoffe (Bildgewebe oder Jacquardgewebe) bilden durch die Verschlingung der Ketten- und Schußfäden nach genau vorgeschriebener Art und Reihenfolge eine Zeichnung mit oder ohne Farbenverschiedenheit, deren Grund leinwandartig, gazeartig oder geköpert ist. Das Muster selbst bietet innerhalb seines Umfangs entweder eine geköperte resp. atlasartig gewebte Fläche dar, oder es besteht überhaupt aus größtenteils frei liegenden Fäden, die an einzelnen Punkten durch bindende, rechtwinkelig darüberlaufende Einschlag-, resp. Kettenfäden befestigt und niedergehalten sind. Die Dessins lassen sich herstellen durch verschiedenartige Verschlingung der gleichen Kette und des gleichen Schusses (Drell, wollener und seidener Damast, Kleiderstoffe), durch Einschaltung besonderer Einschlagfäden in das für sich bestehende Grundgewebe (broschierte Stoffe), durch Anwendung besonderer Kettenfäden, die in das für sich bestehende Grundgewebe eingeschaltet werden (aufgelegte oder aufgeschweifte Muster für Damenkleider, Bänder u. s. w.), durch Hervorbringen gitterartiger Öffnungen im Grundgewebe, das aus Gaze- oder Leinwandgewebe besteht (durchbrochene Stoffe für Damenkleider, Vorhänge u. s. w.) und durch regelmäßiges teilweises Zusammenweben zweier aufeinander liegender, meist glatter Gewebe (Doppelgewebe, z. B. Piqué und einige Teppicharten).

Samtartige Stoffe werden dadurch erzeugt, daß auf einem leinwandartigen und geköperten Gewebe, dem Boden, eine pelzähnliche Decke hergestellt wird, deren feine, gleich lange Fäden (Flor) aufrecht stehen, oder bei besonderer Länge nach dem Strich niedergelegt werden. Bei Baumwollsamt, Manchester oder Velvet (Fig. 5) wird der Flor durch den Schußfaden hervorgebracht, welcher die Kettenfäden zum Teil zu einem festen, nur an der Rückseite sichtbaren Grundgewebe verbindet und zum Teil derartig durch die Kette läuft, daß er mindestens um drei Viertel seiner Länge auf der rechten Seite des Stoffs frei (flott) liegt, sodaß er lauter parallele enge Schläuche (begrenzt von der Oberseite des Grundgewebes und dem ungebundenen Teil des Schusses) bildet. Diese Schläuche werden nach dem Weben aufgeschnitten, die Fadenendchen aufgebürstet, abgesengt und zu gleicher Länge abgeschert. Beim echten Samt (Fig. 7) wird der Flor durch eine zweite Kette, die Polkette, hervorgebracht, welche auf dem Webstuhl oberhalb des Grundgewebes aufgespannt ist. Die Polkette erzeugt kleine Maschen, indem in jedes von derselben gebildete Fach eine Nadel eingeschoben wird; diese

Maschen werden dann oben aufgeschnitten und durch Bürsten und Scheren in den dichten Flor verwandelt. Bei den gazeartigen Geweben (Fig. 13) legen sich je zwei benachbarte Kettenfäden um den Schußfaden und halten letztern durch diese Kreuzung fest, sodaß der eine Kettenfaden über sämtliche Schußfäden, der andere unter sämtliche Schußfäden zu liegen kommt.

Die Herstellung der Gewebe erfolgt auf dem Webstuhl. Man hat Handwebstühle und solche, die durch Maschinenkraft getrieben werden, mechanische Webstühle oder Kraftstühle. Einen Webstuhl der erstern Art zeigt Fig. 2 in seiner ältesten Form. Derselbe besteht aus den durch Längs- und Querriegel miteinander verbundenen Stuhlsäulen A, welche das Webstuhlgestell bilden, und dem Webstuhlgeschirr, d. h. den zur Herstellung des Gewebes erforderlichen Mechanismen und Hilfsvorrichtungen. Es sind dies die am Balken r beweglich aufgehängte Lade l, die über Rollen a laufenden, miteinander durch Schnüre verbundenen Schäfte b, welche von unten durch den Tritt t auf- und abgezogen werden, während das fertige Gewebe auf den vorn liegenden Zeugbaum b gewickelt wird. Der Schußfaden ist auf die Spule des Weberschiffchens oder Schützen gewickelt, das auf der Lade hin und her bewegt wird, während die breit ausgespannte Kette auf dem hintern Teil des Gestells über den Kettenbaum gespannt und durch ein Gewicht straff gezogen ist.

Schiffchen oder Schützen nennt man hölzerne oder metallene kahnförmige Behälter, welche die Schußspule aufzunehmen bestimmt sind; dieselben werden entweder von Hand geworfen (Handschützen), oder durch Anschlagen eines Bretts geschnellt (Schnellschützen). Fig. 9 zeigt einen hölzernen Schützen in der Ansicht von oben und im Querschnitt. In der Höhlung liegt die Spule a, deren Dorn f in dem Holz des Schützenkörpers b befestigt ist, während die Fadenspannung durch eine bei e befestigte Feder c reguliert wird und der Faden durch die meist mit einem Porzellanauge verkleidete Öffnung d nach außen gezogen wird. Schnellschützen werden vielfach auf kleinen Rädern laufend verwendet. Bei der Handweberei ist das mehr oder minder starke Andrücken des Schußfadens sehr von Bedeutung; deshalb verwendet man zur Herstellung loser Gewebe die Federlade. Die Schäfte sind, wie aus Fig. 23 zu ersehen, je zwei Leisten, welche miteinander durch eine Anzahl Litzen verbunden sind; diese besitzen in der Mitte zwischen den Leisten je ein Öhr, durch welches ein Kettenfaden gezogen wird. Die Öhre können aus Zwirn oder auch aus Glas, resp. aus Metall hergestellt werden; im letztern Fall werden sie als Maillons bezeichnet. Hat man bei mehrbindigen Geweben, wie dies bisweilen vorkommt, ebenso viele Schäfte nötig, so bildet je ein solcher Schaft ein Chor, Teil oder Schaftteil. Durch das Heben und Senken zweier dicht hintereinander angebrachten Schäfte mit den beiden Kettenfadensystemen wird das Fach gebildet, durch welches der Schütze geschnellt wird. Das zu der Bewegung des Schützen dienende Hebelwerk wird als Kontremarsch (Fig. 17) bezeichnet. Die Hebel b b, h i und d f e schwingen um die Punkte c, resp. i und e, wenn sie durch die Tritte k und g bewegt werden, und heben dadurch abwechselnd die Schäfte a mit den beiden Kettenfadensystemen.

Einfacher noch ist das Geschirr des Handleinwandstuhls (Fig. 8). Dasselbe wird gebildet aus dem Kettenbaum b, über welchen die Kette gespannt ist, und den beiden über der Rolle c hängenden Schäften d_1 und d_2, welche mittels der bei g drehbaren Trittheber F_1 und F_2 durch die Füße des Leinwebers bewegt werden, um die Fächer zu öffnen, d. h. die Kettenfäden für den Durchgang des Schützen auseinander zu breiten. Bei c befindet sich das Blatt, auch Riedblatt, Kamm oder Riedkamm genannt, das in Fig. 21 für sich abgebildet ist. Dasselbe besteht aus einem leiterartigen Holzgestell, welches eine Menge feiner Sprossen aus Stahl oder Holz trägt und zum Auseinanderhalten der Kettenfäden in gleichmäßiger Breite sowie zum jedesmaligen Heranschieben des durchgezogenen Schußfadens gegen das fertige Gewebe a in der angegebenen Pfeilrichtung dient. Zur Einhaltung einer gleichmäßigen Breite wird das neu erzeugte Gewebe durch Einspannen einer Spannrute oder eines Breithalters entsprechend auseinander gezogen. Der Breithalter (Fig. 18) ist ein zweiteiliger Holzstab, dessen beide Enden Haken zum Befestigen desselben im Gewebe besitzen, während er durch die Verschiebung der Befestigungsösen auf dem sägeförmigen Oberteil in seiner Breite verstellbar ist. Analog den Webstühlen für Leinwand sind die Tuchwebstühle gebaut. Eine Art Webstühle für glatte Stoffe wird mit dem engl. Namen Dandyloom bezeichnet.

Für nicht ganz einfach gemusterte Gewebe genügt die Musterweberei mit Schäften und Tritten, auch Kammweberei genannt, nicht mehr; man wendet alsdann den nach seinem Erfinder benannten Jacquardmechanismus an. Bei der Jacquardmaschine, deren Arbeitsweise aus der schematischen Darstellung Fig. 11 deutlich hervorgeht, hängen die Kettenfäden an Haken, den Platinen c_1, c_2, c_3, welche durch die Messer d_1, d_2, d_3 gefaßt und gehoben werden, je nachdem die bei g durch Federn nach vorn gedrückten Nadeln f_1, f_2, f_3 in ein Loch eines vorgelegten Kartenblattes h treffen, oder nicht. Entsprechend dem Gewebemuster sind eine Anzahl derartiger Kartenblätter h aneinander befestigt, welche nach und nach an die Vorderseite des sich drehenden Prisma i treten und das Heben der vorgezeichneten Platinen veranlassen. Sämtliche Platinen stehen auf dem Chorbrett b, durch dessen Durchbohrungen die an den Platinen befestigten, mit den Kettenfäden verbundenen Kordenschnüre a_1, a_2, a_3 hindurchgehen. Wird alsdann das Hebezeug oder der Messerkasten e gehoben, so werden die festgehängten Platinen, also c_1 und c_3, und folglich auch die zugehörigen Kettenfäden mit emporgezogen. Diese Bewegung erhält der Messerkasten mittels eines einzigen Trittes, der einen oberhalb e angreifenden zweiarmigen Hebel, den Schwengel, um seinen festen Drehpunkt bewegt. Die Karten h werden mittels besonderer Maschinen, Kartenschlagmaschinen, nach dem Muster gelocht (vgl. Fig. 24, den Jacquardmechanismus mit Karten). Das zu webende Muster muß stets auf eine Vorlage, die Patrone, übertragen (dekomponiert) werden, welch letztere meist auf carriertem Grund aufgezeichnet wird, der zwei sich rechtwinkelig kreuzende Systeme enger paralleler Linien enthält. Die Zwischenräume des ersten Systems gelten für die Kettenfäden und heißen Korden, die des zweiten

für die Schußfäden und werden Fache, Schußfache oder Latzen genannt. Die in einer Musterbreite vorkommenden Kettenfäden heißen zusammen der Kurs oder Chemin, während die Gesamtheit aller Schußfäden in der Höhe des Musters als Tour oder Marsch bezeichnet wird und die Wiederholung des Musters der Rapport heißt. Die Handweberei wird, weil die Kettenfäden durch Tritte gehoben und gesenkt werden, auch Trittweberei oder Fußarbeit genannt im Gegensatz zur Herstellung gemusterter Stoffe mittels des Jacquardwebstuhls, die Zugarbeit genannt wird, oder auch im Gegensatz zur mechanischen Weberei.

Namentlich in großen Fabrikanlagen finden die durch Elementarkraft bewegten Webstühle gegenwärtig fast ausschließlich Verwendung. Je nach ihrem Zweck sind dieselben sehr verschiedenartig gebaut, doch verfolgen sie bezüglich der Gewebebildung das gleiche Prinzip wie die Handwebstühle. Die Kraftstühle können sowohl für Schaft-, als für Jacquardarbeit, oder auch für beide gleichzeitig eingerichtet sein. So zeigt Fig. 22 einen einfachen mechanischen Webstuhl von R. Voigt in Chemnitz mit einem Schützen, während, besonders zur Herstellung mancher bunten Gewebe, auch deren mehrere vorkommen können. Eine Lade, in welcher mehrere Schützen arbeiten, heißt Wechsellade. Fig. 10 stellt einen derartigen Webstuhl (Wechselstuhl) aus derselben Fabrik dar. In Fig. 22 sind die Schäfte abgenommen und nur die Rollen, an denen dieselben aufgehängt werden, angedeutet; die vorn liegende Walze bildet den Zeugbaum, auf welchen das fertige Gewebe aufgewickelt wird. Der Wechselstuhl, Fig. 10, gestattet durch die Anwendung verschiedener Schützen das Einbringen eines mehrfarbigen oder verschieden starken Einschlags und die Herstellung quergestreifter Stoffe, während der Webstuhl, Fig. 22, nur leinwandbindiges Gewebe liefert. Ein andersartiger Maschinenstuhl für Leinen ist der in Fig. 16 veranschaulichte. Die Abbildung zeigt die Rückseite desselben und läßt die aufgewickelten Kettenfäden, die beiden Schäfte, sowie links einen Teil der Schnellade erkennen. Ein zur Herstellung gemusterter Budskinwaren gebauter mechan. Webstuhl ist der in Fig. 20 abgebildete. Derselbe ist mit dem Jacquardmechanismus ausgerüstet, welcher, wie aus Fig. 20 ersichtlich, auf einem besondern Gestell über der Schützenbahn, der Kette u. s. w. angeordnet ist. Fig. 3 stellt einen Kraftstuhl dar, der mit einer dem Jacquardmechanismus ähnlichen Vorrichtung arbeitet, die statt der durchlochten Karten Holzschienen mit entsprechend aufgenagelten Stiften besitzt. Dieser Stuhl dient zur Erzeugung gemusterter Teppichgewebe. Der in Fig. 1 veranschaulichte Maschinenstuhl ist nicht ganz fertig zusammengestellt; er kann sowohl als Schaftmaschine arbeiten, als auch mit Jacquardmechanismus versehen werden. Es kommen auch mechan. Webstühle mit aufrecht gespannter Kette bei der sog. Hautelisseweberei zur Verwendung. Gewöhnlich werden die mechan. Webstühle mit verschiedenen Sicherheitsvorrichtungen ausgestattet. Eine solche ist der Schützenwächter, welcher das Herausfliegen des Schützen aus der Lade verhindert; eine andere ist der Schußwächter, der den zerrissenen oder fehlenden Schußfaden signalisiert.

Außer den bisher genannten gibt es noch elektrische Webstühle, welche die Platinen auf elektromagnetischem Wege heben, und pneumatische Webstühle, bei denen die Bewegung einzelner Teile durch Luftdruck erfolgt. Eine der neuesten Errungenschaften auf diesem Gebiet ist der Webstuhl zur Herstellung von Spitzen.

Über das Weben von Bändern und Borten s. Bandfabrikation und Bortenweberei.

Die W. ist eine der ältesten Industrien und wahrscheinlich (worauf die Mythen der verschiedenen Kulturvölker hindeuten) die Erfindung einer Frau, wie sie ja auch in den frühesten Zeiten ausschließlich Frauenarbeit war. Die ursprüngliche, noch heute im Orient vorkommende Form des Webstuhls ist ein Rahmen, in welchen die Kettenfäden parallel ausgespannt und die Einschlagfäden mit der Hand eingeflochten werden. Im Mittelalter erreichte die W. einen hohen Grad der Vollkommenheit. In den spätern Jahrhunderten bildete sich dieselbe, bis dahin nur Hausindustrie, allmählich zum Fabrikbetrieb aus. Die Weber arbeiteten nicht mehr auf eigene Rechnung, sondern erhielten Garn und Muster, zuweilen auch den Stuhl, von einem Unternehmer, an welchen sie die fertige Ware gegen Stücklohn ablieferten. Bis zum Anfang dieses Jahrhunderts vermochte man auf den Webstühlen nur einfache Muster von geringer Ausdehnung herzustellen, da bei einer zu großen Anzahl der anzuwendenden Schäfte und Tritte dieselben leicht in Unordnung gerieten. Man ersetzte daher die Schäfte durch einfache Schnüre, an welche die Litzen derart angebunden wurden, daß alle gemeinschaftlich zu hebenden Kettenfäden durch das Emporziehen einer Schnur ihre Bewegung erhielten. Diese Einrichtung war indes unvollkommen, solange man das Aufziehen der Schnüre (Latzen) in der nötigen Reihenfolge durch eine besondere Person, den Latzenzieher, mit der Hand verrichten lassen mußte. Außerordentlich wichtig für die Leistungsfähigkeit der Webstühle in der Musterweberei war daher die Erfindung Jacquards, durch dessen um 1808 praktisch ausgeführten sinnreichen Mechanismus diese Arbeit selbstthätig besorgt wird.

Die wesentlichste Umgestaltung erfuhr jedoch die gesamte W. durch die Einführung der mechanischen Webstühle, bei welchen die einzelnen Teile derart verbunden sind, daß die bewegende Kraft an einem Punkt wirkt. Im Prinzip verwandte Maschinen waren zum Weben von Bändern schon zu Ende des 16. Jahrh. in Gebrauch. Der erste Entwurf eines wirklichen Maschinenwebstuhls aus dem Jahre 1678 von De Gane in London kam nicht zur Ausführung, und auch die 1747 von Vancanson erfundene Webmaschine hatte keinen Erfolg. Vierzig Jahre später brachte Cartwright nach mehrern vergeblichen Versuchen eine derartige Maschine zu Stande, die ihm eine Belohnung vom engl. Parlament eintrug, ohne aber zur allgemeinen Anwendung zu gelangen. Nachdem Horrocks in Stockport seinen 1803 patentierten Maschinenstuhl bis 1813 mannigfach verbessert hatte, gelang es ihm, demselben in der Baumwollindustrie einige Bedeutung zu verschaffen; doch erst von 1822 an wurde durch Roberts der Gebrauch des mechanischen Webstuhls allgemein eingeführt.

Weberfinken, s. Webervögel.

Weberkamm (Weberblatt), s. u. Blattbinder.

Weberkarde, s. unter Dipsacus.

Weberknechte oder Wandkanker, s. unter Afterspinnen. Abbildung des gemeinen Wand-

knechts (Phalangium opilio) Tafel: Spinnentiere und Tausendfüßer, Fig. 8.

Weberknoten (frz. noeud de tisserand; engl. weaver's knot, sheet-bend), eine eigentümliche Verschlingung, deren sich der Weber zum Anknüpfen abgerissener Fäden bedient und die auch im Seewesen, sowie bei den Arbeiten des Pontonwesens zum Anknüpfen von Tauen und Seilen Verwendung findet.

Weberspinnen, s. Afterspinnen.

Webervögel, Weberfinken (Ploceidae) nennt man eine aus 29 Gattungen und 252 Arten bestehende Gruppe von meist schön gefärbten Finken, welche Mittelafrika und Südasien bewohnen, den kräftigen Kegelschnabel der Finken besitzen und sich dadurch auszeichnen, daß sie äußerst kunstvolle, meist gemeinsame Nester bauen, die gewöhnlich zum Schutz gegen Raubtiere an schwanken Zweigen aufgehängt oder durch fest gearbeitete, schiefe Dächer gesichert sind. Zu ihnen gehören die sog. «Bengalisten», schön gefärbte Prachtfinken aus dem westl. Afrika und Australien (Amadina, z. B. der Band- oder Bartfink, A. fasciata, Tafel: Singvögel II, Fig. 2), die eigentlichen Weber (Ploceus) aus Abessinien, die Orangevögel (Pyromelana) aus Sudan u. s. w., welche sämtlich jetzt häufig in Vogelbauern und Volièren zu finden sind.

Webespinnen (Retitelariae), eine aus vielen Gattungen und Arten bestehende Gruppe der zweilungigen Spinnen (s. unter Spinnen), welche aus in allen Richtungen sich kreuzenden Fäden unregelmäßige Netze bauen.

Webkante, soviel wie Sahlleiste.

Websky (Christian Friedr. Martin), namhafter Mineralog, geb. 17. Juli 1824 zu Wüstegiersdorf in Schlesien, aus einer industriellen Familie, widmete sich anfangs dem Bergfach und rückte bis zur Stellung als Oberbergrat bei dem königl. Oberbergamt in Breslau vor. Als solcher habilitierte er sich auch als Privatdocent für Mineralogie an der dortigen Universität, an welcher er bald darauf eine außerordentliche Professur erhielt. Im J. 1874 wurde er nach dem Hinscheiden von Gustav Rose zum ordentlichen Professor an die berliner Universität berufen, 1875 zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften daselbst, 1885 zum Geh. Bergrat ernannt; er starb am 27. Nov. 1886.

W. hat eine große Anzahl kleinerer Arbeiten über verschiedene Mineralarten (z. B. über Uranophan, Monazit, Kryolith, Allovit, Strigovit, Sarkopsid, Epiboulangerit, Kochelit, Pucherit, Quarz, Julianit, Arinit, Descloizit, Jeremejevit u. a.) veröffentlicht, sowie ein selbständiges Werk «Die Mineralspezies nach den für das spezifische Gewicht derselben angenommenen und gefundenen Werten» (Bresl. 1868). In den letzten Lebensjahren beschäftigte er sich namentlich sehr erfolgreich mit der mathematischen Behandlung spezieller krystallographischer Probleme; auch rührt von ihm eine Verbesserung der Goniometereinrichtung (sog. Webskyscher Spalt). W. hat sich um die Einrichtung und Aufstellung der ihm in Breslau und Berlin anvertrauten großen Universitäts-Mineraliensammlungen sehr verdient gemacht und besaß eine außergewöhnliche Gabe, die verschiedenen Mineralvorkommnisse nach ihren Fundorten zu erkennen.

Webster (Daniel), berühmter amerik. Staatsmann, der mit Calhoun und Clay das Triumvirat der sog. zweiten Periode amerik. Staatsmänner bildet, wurde 18. Jan. 1782 zu Salisbury (jetzt Franklin) in Newhampshire geboren und erhielt trotz der ärmlichen Verhältnisse, aus welchen er hervorging, eine gründliche Schulbildung im Kollegium zu Dartmouth. Im J. 1806 ließ er sich zu Portsmouth in Newhampshire als Advokat nieder. Nachdem er 1812 der Gesetzgebenden Versammlung seines Staats als Mitglied angehört hatte, ward er gegen Ende desselben Jahres als Abgeordneter in den Kongreß gewählt, welchem er während zweier Sessionen bis 1816 angehörte. W. schloß sich hier den Föderalisten an, billigte aber den Krieg mit England, und drang nach dem Frieden auf die schleunige Reorganisation der materiellen Interessen des Landes. Nach seinem Austritt aus dem Kongreß zog W. nach Boston, wo er ein weiteres und lohnenderes Feld für die Ausübung seines Berufs fand. Im J. 1820 wurde er Mitglied der die Verfassung des Staats revidierenden Versammlung, und 1823 trat er wieder als Repräsentant von Boston in den Kongreß, in welchem er bald durch Beredsamkeit und polit. Einsicht eins der leitenden Mitglieder wurde. Sodann gelangte er 1827 in den Senat, dem er bis 1839 angehörte. Als General Harrison 1841 den Präsidentenstuhl bestieg, stellte er W. als Staatssekretär an die Spitze des Ministeriums. Wiewohl Harrison schon nach vier Wochen starb, behielt W. dieses Amt doch noch zwei Jahre unter Tyler. Im Auftrage desselben schloß er 1842 zu Washington mit dem engl. Gesandten Lord Ashburton den Vertrag zur Regulierung der Grenzen, zur Unterdrückung des Sklavenhandels und zur Auslieferung der Verbrecher ab. Im J. 1845 trat W. wieder in den Senat, wo er sich energisch gegen den Krieg mit Mexiko erklärte, weil er ein Gegner der Ausdehnung der Sklaverei war. Im J. 1850 dagegen bei der Beratung der Maßregeln, welche schließlich zum Kompromiß vom 9. Sept. 1850 führten, verleugnete er seine frühern Ansichten und trat entschieden auf die Seite der Sklavenhalter. Fillmore ernannte ihn zwar im Juli 1850 zu seinem Staatssekretär, aber der bisher gefeierte Mann verlor durch seinen auf die Präsidentschaft spekulierenden Gesinnungswechsel Ansehen und Vertrauen beim Volke. Selbst die Südländer ließen ihn bei der Präsidentenwahl von 1852 fallen. W. starb 24. Okt. 1852 auf seinem Landsitze zu Marshfield bei Boston. Seine Reden und Schriften wurden mit einer biographischen Skizze von Everett unter dem Titel «Speeches, forensic arguments and diplomatic papers of Daniel W.» (6 Bde., Bost. 1855) herausgegeben. Sein Sohn veröffentlichte seine Privatkorrespondenz (2 Bde., Bost. 1858). Vgl. Lanman (W.s Privatsekretär), «Private life of Daniel W.» (Bost. 1853), und die Biographie W.s von Curtis (2 Bde., Neuyork 1870). Vgl. außerdem March, «Daniel W. and his contemporaries» (Neuyork 1876), «A memorial of Daniel W. From the City of Boston» (Bost. 1853) und Lodge «Daniel W.» (5. Aufl., Bost. 1885).

Webstuhl (frz. métier à tisser, engl. weaver's loom), mechan. Vorrichtung, mittels deren man Gewebe aus Leinen-, Baumwoll-, Woll-, Seidenfäden, aus Holzstreifen, Stroh, Pferdehaaren, Draht u. s. w. herstellt. (S. unter Weberei.)

Wechabiten, s. Wahabiten.

Wechel, verdiente Buchdruckerfamilie, welche Deutschland und Frankreich zugleich angehörte.

Christian W. aus Basel gründete nach 1520 eine bald in ganz Europa geachtete Druckerei «in vico Jacobeo» zu Paris, aus welcher eine lange Reihe griech., lat. und franz. Werke hervorging, die sich durch höchste Korrektheit und gefälligen Druck auszeichnen. Um die Korrektheit seiner Werke machte sich namentlich sein Freund Friedr. Sylburg sehr verdient. Als Anhänger der Reformation und wegen Vertriebs verbotener Bücher verfolgt, mußte er, namentlich auf Antrieb der theol. Fakultät in Paris, Frankreich verlassen. In Deutschland gründete er zu Frankfurt a. M. eine neue Druckerei und Buchhandlung, die bald zu gleicher Blüte wie das frühere Geschäft gediehen. Er starb 1554.

Andreas W., sein Sohn, war in Paris zurückgeblieben. Derselbe hatte jedoch bald mit seinem Vater gleiches Schicksal und mußte als Calvinist 1573 Frankreich verlassen. Auch er begründete darauf zuerst in Frankfurt a. M., dann in Hanau eine bedeutende Offizin, um deren Werke sich ebenfalls Fr. Sylburg und Vinc. Opsopöus viele Verdienste erwarben. Das bedeutende Geschäft wurde nach seinem 1. Okt. 1581 erfolgten Tode durch seine Schwiegersöhne Claude Marny und Jean Aubry unter dem Namen der Wechelschen Buchdruckerei fortgesetzt. Im J. 1590 erschien ein Katalog der in derselben gedruckten Werke.

Johann W. war ganz deutscher Buchdrucker, denn bereits 1583 gründete er in Frankfurt a. M., wo er schon unter seinem Vater, Andreas W., gearbeitet hatte, ein ansehnliches Geschäft, das auch von seinen Erben noch lange Zeit fortgesetzt wurde.

Wechsel, eine Art Querbalken, s. unter Balken und Balkenlage.

Wechsel oder Wechselbrief (neulat. cambium, frz. lettre de change, engl. bill of exchange, ital. lettera di cambio) ist eine eigentümliche Art entweder der Anweisung oder des Verpflichtungsscheins. Den Schwierigkeiten, welche im Mittelalter für den internationalen Verkehr aus der Mannigfaltigkeit der Münzsysteme und dem von jedem Münzherrn ausgesprochenen Verruf aller fremden Sorten erwuchsen, begegnete namentlich von Italien aus ein hochentwickeltes Wechslergeschäft. An den großen Handelsemporien und Meßplätzen schlugen florentin. und lombard. Wechsler (campsores, von dem altdeutschen Worte kampen, d. i. kaufen, tauschen) ihre Zahltische auf und tauschten unter Berechnung eines Aufgeldes die Münzen der Zureisenden gegen am Orte gültige um. Sie standen mit den Wechslern anderer Orte in Verbindung, welchen sie die in deren Geschäftsbereich gültigen Sorten zusendeten und dafür ihre dahin gelangten Münzen zurückempfingen. Hier legte sich nun die Abkürzung nahe, daß Zureisende ihre Zahlmittel gar nicht erst in Barem mitbrachten, sondern zu Anfang der Reise einem Wechsler ihres Wohnorts oder des nächsten größern Platzes übergeben hatten, der ihnen dafür einen schriftlichen Auftrag wegen Zahlung der entsprechenden Summe an einen Geschäftsfreund des Bestimmungsortes behändigte. Solche Anweisungen ließen durch ihre später üblich gewordene ausdrückliche Bezeichnung als W. den Anlaß und Zweck des ganzen Vorgangs erkennen. Zur allmählichen Ausdehnung dieses von fern betriebenen Tauschgeschäfts trugen verschiedene Umstände bei, vor allen die in jenen Zeiten allgemeiner Unsicherheit doppelt wichtige Wahrnehmung, daß sich auf solche Weise bedeutende Werte ganz unbemerkt weithin verführen ließen. Hierzu kam der Umstand, daß mittels W. rasch größere Zahlungen geleistet und dabei dem Leistenden das zeitraubende Aufzählen, dem Empfänger alle die Mühen erspart werden konnten, welche das Durchmustern, Wiegen und Probieren der Münzen erforderte. Ankommende Handelsleute pflegten nämlich das Geld für ihre W., wegen der Unsicherheit der Aufbewahrung in einer offenen Herberge, nicht sofort zu erheben, sondern sich bloß der Bereitwilligkeit zur Ausführung des Zahlungsauftrags bei dem Wechsler dadurch zu versichern, daß sie von demselben eine schriftliche Annahmebemerkung (Accept) auf den W. setzen ließen. Aber auch nach Beendigung ihrer Einkäufe holten sie später nicht die Münzen ab, sondern überließen dies den Verkäufern, indem sie diesen den acceptierten W. mittels einer kurzen schriftlichen Erklärung auf dessen Rückseite (in dorso, Indossament) in Zahlung gaben, welcher Modus sich im 17. Jahrh. einführte.

Den Wechslern, welche wegen der gegenseitigen Berechnung auf periodischen Messen zusammenkamen, empfahl sich diese Art des Tauschverkehrs noch durch die Erfahrung, daß sich ihre Guthaben für auftragsmäßige Zahlungen vielfach mittels Gegenrechnung oder Überweisung anderer Forderungen (Scontrieren) aufheben ließen, und daß sie schließlich nur geringer Barbeträge zur völligen Ausgleichung bedurften, damit aber die Kosten von vielfachen großen Geldtransporten ersparten. Dem Verlangen nach einem kurzen und strengen Verfahren zur Sicherung wechselmäßiger Rechte konnten die Konsulate und Gastgerichte, welche das Beste der fremden Geschäftsleute an großen Handelsplätzen wahrnahmen, weiterhin auch die statutarische Gesetzgebung um so leichter entsprechen, als die Thatsache der Einzahlung an dem einen Orte zum Zweck des Empfangs an einem andern urkundlich belegt war und eine widerrechtliche Bereicherung des Verpflichteten, wenn der W. nicht eingelöst wurde, sich ohne weiteres ergeben hätte. Dadurch, daß man aber auch andere Forderungen, z. B. aus bloßen Darlehnen, Verkäufen, unter den Schutz der so entwickelten «Wechselstrenge» zu stellen suchte, that sich der Unterschied zwischen gezogenen und eigenen oder trockenen W. hervor. In erstern, den trassierten W. und Tratten (cambia trassata), fordert der Aussteller (Trassant) einen Dritten (den Bezogenen oder Trassaten) auf, daß er eine bestimmte Summe zu einer bestimmten Zeit an die vom W. namhaft gemachte Person (den Remittenten) zahle. Es treten hier also drei Personen in Mitwirkung, und dieser W. trägt den Charakter einer Anweisung, während bei den eigenen oder Eigenwechseln (cambia propria, frz. billets, engl. promissory notes) der Aussteller bloß einen Gläubiger benennt, welchem er den angegebenen Schuldbetrag erlegen wolle, und dieser W. charakterisiert sich demnach als ein Verpflichtungsschein. Gegen die Gültigkeit der letztern trat anfangs die Geistlichkeit auf (woher die Benennung trockene oder tote, d. h. unwirksame W., cambia sicca, mortua), weil hier die Absicht eines Geldumtausches ersichtlichermaßen bloßer Vorwand war, und weil sich damit bei Darlehnen durch Verschreibung einer größern Summe als der empfangenen die Zinsverbote des kanonischen Rechts umgehen ließen. Eigenwechsel können auch in Trattenform

ausgestellt sein, wo dann der Aussteller auf sich selbst zieht (trassiert eigene W.) Wenn bei gezogenen W. der Trassant zunächst nur die schriftliche Zusicherung der Annahme von seiten des Trassaten erlangen, die Benennung des zur Einkassierung berechtigten Dritten sich aber noch offen halten will, bezeichnet er sich selbst als Remittenten (Wechsel an eigene Ordre) und macht das Papier erst durch Weiterbegebung mittels Indossaments zur wirklichen Tratte; er kann aber dazu auch für die Bezeichnung jenes Dritten im W. Platz lassen.

Mit der fortschreitenden Ausbildung des Verkehrs ward der W., besonders die Tratte, den verschiedenartigsten Geschäftszwecken dienstbar gemacht, sodaß jetzt das Verlangen, eingezahlte Geldbeträge anderwärts in anderer Münze zu erheben, nur unter den vielen sonstigen Anlässen mitzählt, wegen deren es zur Ausstellung eines W. kommt. Es kann damit z. B. die Einhebung von Außenständen bewirkt werden, indem der Schuldner als Trassat die Aufforderung erhält, an den vom trassierenden Gläubiger zum »Remittenten« gewählten Auftragnehmer oder Cessionar zu zahlen, oder es lassen sich auf diesem Wege von kurzer Hand Zahlungen machen, desgleichen Kredite gewähren, wie wenn ein Kapitalist Forderungsberechtigte oder Unterstützung Suchende durch W. auf seinen Bankier anweist. Nicht minder häufig ist die Benutzung einer allgemeinen Kreditzusage, oder auch die Bewerbung einer Krediterteilung oder Gefälligkeitszahlungen, ohne daß eine bezügliche Zusicherung im voraus gegeben ist, mittels Trassierens auf den um Intercession Anzugehenden. Wenn freilich der Trassant im ebenerwähnten zweiten Falle außerhalb des Kreises der namhaften Geschäftsleute steht und bei Verweigerung der intercessionsweisen Annahme von seiten des Trassaten für die Wechselsumme nicht selbst aufzukommen vermag, so kann die in der Begebung des Papiers liegende wahrheitswidrige Versicherung, daß der Bezogene für ihn zahlen werde, nach Umständen als strafbarer Betrug erscheinen. Ein ähnlicher, obschon nicht unmittelbar sträflicher Mißbrauch des W. zur unsoliden Beschaffung von Geld liegt vor in dem Hauptfall der sog. Wechselreiterei, durch welche mittellose Geschäftsleute sich gegenseitig auszuhelfen suchen. Der eine (Reiter) zieht hier auf den andern (das Pferd), als ob er eine Forderung zu dem entsprechenden Betrage hätte, empfängt von dem Freunde ein Gefälligkeitsaccept und versilbert den W. bei einem Geldmann im Wege des Disconto (s. d.). Um dann bei dem Herannahen der Verfallzeit dem Bezogenen die Mittel zur Einlösung zu gewähren, acceptiert er wieder einen von demselben auf ihn gezogenen W., und das einmal eingeleitete Verfahren geht dann bei jeder Verfallzeit hinüber und herüber, wiewohl mit der Änderung fort, daß stets höhere Beträge zur Ausgleichung des immer steigenden Discontobetrags acceptiert werden müssen, bis entweder seltene Glücksfälle die Einlösung aus eigenen Mitteln ermöglichen oder bis das Spiel mit dem beschleunigten Ruin beider endet, oder auch der Wechselreiter trassiert zur Erlangung der Mittel behufs Deckung (Zahlungsleistung an den Bezogenen) seiner ersten Tratte vor deren Verfall einen neuen Wechsel auf den nämlichen oder auf einen andern Trassaten, ohne dessen Gläubiger zu sein. Noch gefährlicher ist die Ausstellung von **Kellerwechseln** (s. d.).

Wechselagent, soviel wie Wechselmäkler.

Wechselarrest, s. Wechselstrenge.

Wechselbegriffe, s. Correlat.

Wechselbestäubung (der Pflanzen), s. unter Bestäubung.

Wechselbrief, s. Wechsel.

Wechselburg, Marktflecken in der sächs. Kreishauptmannschaft Leipzig, Amtshauptmannschaft Rochlitz, auf einer Anhöhe über der Zwickauer Mulde, 195 m über dem Meere, 8 km südlich von Rochlitz, Station der Linie Glauchau-Wurzen der Sächsischen Staatsbahnen, zählt (1885) 1423 E. und hat ein Rittergut, Schuhmacherei und Fabrikation von Lederpantoffeln. Das Schloß, Residenz der gräfl. Linie W. des Hauses Schönburg, steht an Stelle des 1174 gegründeten Augustinerklosters Zschillen, welches später ein Komturhof der Deutschordensherren war und 1539 säkularisiert wurde. Von diesem Kloster ist noch die spätroman. Schloßkirche vorhanden, welche kunsthistor. bemerkenswerte Bildhauerarbeiten roman. und got. Stils besitzt. Der Park bietet eine schöne Aussicht auf den Rochlitzer Berg.

Wechselbürgschaft, s. Aval.

Wechselcöten, s. unter Cötus.

Wechseldatum ist die Angabe des Orts und der Zeit der Ausstellung eines Wechsels; sie ist ein wesentliches Erfordernis des letztern (Wechselordnung, Art. 4, Nr. 6).

Wechselduplikate nennt man die mehrern Originalexemplare, welche über einen und denselben Wechsel ausgestellt werden, und die sich als Prima, Secunda, Tertia u. s. w. bezeichnen müssen, damit nicht jedes Exemplar als ein selbständiger (Sola-) Wechsel behandelt wird. Der Trassant hat auf Verlangen des Remittenten jede beliebige Anzahl von W. auszustellen (Wechselordnung, Art. 66). Da auf den W. sämtliche wechselrechtlichen Akte (Accept, Indossament, Aval, Intervention) vorgenommen werden können, so dienen dieselben zur wesentlichen Erleichterung des Wechselverkehrs, insbesondere kann ein Exemplar zum Accept versandt werden, während ein anderes Exemplar kraft Indossaments von Hand zu Hand geht. Auf letztern soll bemerkt werden, wo sich das erstere Exemplar befindet, damit der letzte Indossator die Auslieferung des acceptierten Exemplars vorlegen, resp. Protest mangels Auslieferung erheben kann (Wechselordnung, Art. 68, 96). Durch Bezahlung eines einzigen Exemplars verlieren die übrigen ihre wechselmäßige Kraft, es sei denn, daß auch diese vom Trassaten acceptiert sind; sind aber die W. an verschiedene Personen indossiert worden, so haftet derjenige Indossant, welcher dies gethan hat, sämtlichen Personen wechselmäßig (Wechselordnung, Art. 67). Nur das zum Umlaufe bestimmte Exemplar unterliegt der Wechselstempelsteuer (s. d.). Mit den W. sind nicht zu vermengen die Wechselkopien (s. d.).

Wechselfähigkeit nennt man die Fähigkeit, wechselmäßig verpflichtet zu werden. Nach deutschem Recht (Wechselordnung, Art. 1) ist wechselfähig jeder, welcher sich durch Verträge verpflichten kann, die W. ist also unbeschränkt, während dieselbe früher vielfachen Beschränkungen unterlag, auch jetzt noch im Auslande manchen Beschränkungen unterliegt. Auch Minderjährige (mit Hilfe ihres Vormunds), Schreibensunkundige, Blinde, Gelähmte sind wechselfähig. Die W. eines Aus-

länders wird nach dem Rechte des Staats beurteilt, welchem derselbe angehört; falls er die Wechselverbindlichkeit aber in Deutschland eingeht und nach deutschem Rechte, wenn auch nicht nach seinem Heimatsrechte wechselfähig ist, so ist die Wechselverpflichtung gültig eingegangen (Art. 84): ein Rechtssatz, der für die Verkehrssicherheit durchaus nötig ist.

Wechselfälschung ist die an einer Wechselurkunde zum Zwecke einer Täuschung vorgenommene Veränderung. Wenn die Unterschrift eines Wechselverpflichteten (Trassanten, Acceptanten, Indossanten, Avalisten) falsch oder verfälscht ist, so nennt man den Wechsel einen falschen Wechsel; aus diesem werden weder diejenigen Personen, deren Namen ursprünglich echt war, noch diejenigen, deren Namen gemißbraucht wurde, wechselmäßig verpflichtet, dagegen bleiben die übrigen, echten Verpflichtungen in Kraft (Wechselordnung, Art. 75, 76). Wenn ein anderer Bestandteil des Wechsels gefälscht wurde, so heißt der Wechsel ein verfälschter Wechsel; besonders häufig ist die Fälschung der Wechselsummen: hier bleiben die auf Grund des verfälschten Wechsels, also nach der Verfälschung, eingegangenen Wechselverbindlichkeiten entsprechend dem verfälschten, aber für seinen echten Inhalt, vollständig in Kraft; die frühern Wechselverbindlichkeiten dagegen gelten nur entsprechend dem frühern (echten) Wechselinhalt, soweit derselbe als solcher erkennbar ist.

Wechselfieber oder Kaltes Fieber (febris intermittens) ist eine in sumpfigen Gegenden heimische Infektionskrankheit, welche sich durch eine Anzahl von Fieberanfällen (Paroxysmen) zu erkennen gibt, die mit vollkommen fieberfreien (Apyrexien) regelmäßig abwechseln. Jeder Fieberanfall fängt mit Frösteln oder starkem Schüttelfroste an, diesem folgt dann (nach ½ bis 4 bis 6 Stunden) trockene Hitze und dieser schließlich starker Schweiß. Neben diesen Anfällen ist beim W. stets noch die Milz geschwollen und in der Regel auch die Magenverdauung gestört. Nach der Wiederkehr der Anfälle unterscheidet man ein reguläres und ein irreguläres, ein vor- oder nachziehendes, das ein-, drei- und viertägige W. Verlarvt wird es genannt, wenn anstatt der eigentlichen Fiebersymptome andere Krankheitserscheinungen (besonders sog. Nervenschmerzen) nach regelmäßigen Apyrexien periodisch wiederkehren. Wird das W. durch Luftveränderung oder Chinin und andere dergleichen Fiebermittel nicht bald vertrieben, dann bildet sich gewöhnlich bei bleibender Milz- und Leberanschwellung eine chronische Blutentartung aus, welche allgemeine Wassersucht nach sich zieht. Die Krankheit entsteht wahrscheinlich durch die Einatmung mikroskopisch kleinster Spaltpilze, welche sich in Sumpfgegenden bei der Fäulnis und Zersetzung organischer Substanzen bilden und in der Luft verbreitet sind. Die Heilung geschieht am besten, wenn gleich nach dem ersten oder zweiten Anfall eine größere Gabe schwefelsaures Chinin genommen wird. Übrigens verliert sich das W., sobald der Patient die ungesunde Gegend verläßt, häufig von selbst. In tropischen Gegenden entsprechen unserm Kalten Fieber W. von weit bösartigerm Charakter (das Sumpf- oder Malariafieber, das Batavia-, Polka-, Jungle-, Marsch-, Klima-, Tropen- und Küstenfieber, das perniciöse W.).

Wechselform ist die Art und Weise, in welcher eine Wechselverpflichtung eingegangen sein muß, um wechselmäßig wirksam zu sein. Dazu gehört ein Doppeltes: 1) die Herstellung der Wechselurkunde (Kreationsakt); letztere muß alle für die betreffende Wechselart erforderlichen Bestandteile enthalten, also bei einer Tratte: Wechseldatum, Zahlungszeit, Wechselklausel, Remittenten, Wechselsumme, Trassaten, Zahlungsort, Trassanten; bei dem eigenen Wechsel: Wechseldatum, Zahlungszeit, Wechselklausel, Berechtigten, Wechselsumme, Aussteller; 2) daran schließt sich die Begebung des Wechsels, d. h. die Übergabe der Urkunde seitens des sich Verpflichtenden an den zu Berechtigenden. Diese Begebung wird aber vermutet und der gutgläubige dritte Empfänger des Wechsels darf sie als geschehen annehmen. (S. auch Wechselvertrag.)

Wechselgeschäft (der Banken), s. unter Banken, Bd. II, S. 440.

Wechselgetriebe sind Mechanismen, mittels deren man bei Rotationsbewegungen Änderungen in der Geschwindigkeit hervorbringt und die entweder aus Friktionsrädern (s. Friktionsrad) oder aus Riemenräderwerken (s. unter Transmissionen und Triebwerke) mit veränderlichen Scheibenradien bestehen.

Wechseljahre, s. Klimakterische Jahre.

Wechselklagen sind die nach Wechselrecht dem aus einem Wechsel Berechtigten zustehenden Klagen. Solcher gibt es vier Arten:

1) Die Klage gegen den Acceptanten. Kläger ist hier jeder legitimierte Inhaber des Wechsels, also der Remittent, oder der letzte Indossatar, oder der Ehrenzahler, oder der Trassant, welcher den Wechsel eingelöst hat; Beklagter ist der Acceptant oder dessen Rechtsnachfolger; Voraussetzung ist lediglich die geschehene Annahme (Acceptation) des Wechsels; die Klage geht vor Verfall des Wechsels auf Sicherheitsstellung, wenn der Acceptant unsicher geworden ist, d. h. wenn derselbe in Konkurs verfallen oder insolvent geworden, oder wenn eine Exekution in sein Vermögen erfolglos versucht ist (Wechselordnung, Art. 29 letzter Satz), dagegen nach Verfall des Wechsels geht die Klage auf alles, was der Kläger wegen Nichterfüllung der Wechselverbindlichkeit zu fordern hat, also auf das gesamte Interesse (Wechselordnung, Art. 81, Satz 2). Diese Klage verjährt drei Jahre vom Verfalltag des Wechsels an gerechnet.

2) Die beiden sog. Wechselregreßklagen, gerichtet gegen einen Vormann im Wechselverkehr, also gegen einen Indossanten oder gegen den Trassanten; dabei gilt «springender Regreß», d. h. der Regreßnehmer ist an die Folgeordnung der Indossamente und an die einmal getroffene Wahl nicht gebunden (Wechselordnung, Art. 26, Absatz 2). Die Wechselregreßklagen setzen voraus, daß eine Hoffnung, welche dem Wechselnehmer seitens des Ausstellers oder Indossanten eröffnet wurde, sich nicht erfüllt hat, d. h. daß der Wechsel nicht acceptiert, resp. der Acceptant unsicher geworden, oder daß der Wechsel nicht bezahlt wurde, und jede dieser Voraussetzungen muß in authentischer Weise durch sog. Protest (s. d.) konstatiert sein. Die Regreßklagen auf Sicherstellung durch Pfand oder Bürgen setzt voraus, daß der Wechsel zur Annahme präsentiert und nicht angenommen, oder wenn derselbe angenommen, daß der Acceptant unsicher geworden, vom letztern aber eine Sicherheit nicht zu erlangen war. Die von einem Vormann bestellte

Sicherheit haftet sämtlichen Nachmännern desselben (Wechselordnung, Art. 25—29). Die Regreßklage mangels Zahlung (Wechselordnung, Art. 41—55) setzt voraus rechtzeitige Präsentation zur Zahlung und Protesterhebung mangels Zahlung. Dieselbe geht auf die sog. Regreßsumme, d. h. den Wert der Wechselsumme am Zahlungsorte zur Zahlungszeit nebst Unkosten. Dazu gehört (Wechselordnung, Art. 50, 51) zunächst die nicht bezahlte Wechselsumme nebst 6 Proz. Zinsen derselben vom Verfalltage an, oder wenn der Kläger selbst schon den Wechsel eingelöst oder als Rimesse erhalten hat, die von ihm gezahlte oder durch Rimesse berichtigte sog. remboursierte Summe nebst 6 Proz. Zinsen derselben; dazu gehören ferner die Protestkosten und andere Auslagen (z. B. Porto) und endlich eine Provision von ⅓ Proz. Diese sämtlichen Posten sind nun in der Höhe zu zahlen, wie wenn der Kläger, um sie voll bezahlt zu erhalten, einen auf Sicht zahlbaren Rückwechsel auf den Beklagten gezogen und sofort am Zahlungsorte des Hauptwechsels verkauft hätte, jedoch abzüglich der Mäklercourtage und des Stempels für die in Wahrheit nicht erfolgte Ausstellung dieses Rückwechsels; der Kurswert eines solchen Wechsels macht also den Betrag der Regreßsumme aus. Übrigens darf der Wechselinhaber auch wirklich einen solchen Rückwechsel ziehen und dann also Courtage und Stempel ebenfalls berechnen, doch muß er diesen Wechsel a drittura stellen, d. h. unmittelbar auf den Regreßpflichtigen ziehen (Wechselordnung, Art. 53). Wenn aber der Regreßberechtigte seinem unmittelbaren Vormann nicht innerhalb zweier Tage nach der Protesterhebung, resp. nach der ihm hiervon gemachten Mitteilung von dieser Thatsache Anzeige macht, so kann er statt der Regreßsumme nur die Wechselsumme fordern und wird außerdem schadenersatzpflichtig (Wechselordnung, Art. 45, 46), falls der Regreßpflichtige durch diese Versäumnis einen Schaden erlitten hat. Der letztere braucht nur gegen Aushändigung des Wechsels, des Protestes und der quittierten Retourrechnung zu zahlen (Art. 54), und jeder Regreßpflichtige kann, um die Retourrechnung nicht höher anschwellen zu lassen, durch Anerbieten der Zahlung den Regreß von seinen Nachmännern abwenden (Art. 48). Die Regreßklage mangels Zahlung verjährt in 3, 6 oder 18 Monaten, je nach der Entfernung des Zahlungsorts oder Begebungsorts vom Inlande (Art. 78).

3) Die Bereicherungsklage aus Art. 83 der Wechselordnung findet statt, wenn der Wechsel verjährt oder durch Versäumnis der Präsentation oder Protesterhebung präjudiziert, und daher die gewöhnliche Wechselklage nicht mehr zulässig ist; sie kann nur gegen den Trassanten oder Acceptanten, nicht gegen einen Indossanten angestellt werden und geht lediglich auf die Bereicherung (durch Valuta oder Deckung).

4) Die Klage gegen den Aussteller eines eigenen Wechsels ist der Klage gegen einen Acceptanten im wesentlichen gleich.

Allen W. gemeinsam ist der Grundsatz, daß der Wechselschuldner sich nur solcher Einreden bedienen darf, welche der Wechselnehmer der Urkunde ansehen konnte, oder welche dem Kläger gegenüber entstanden sind, es sei denn, daß letzterer selbst in bösem Glauben war: ein Gedanke, welcher im Art. 82 der Wechselordnung keinen zutreffenden Ausdruck gefunden hat.

Wechselklausel, die Worte, durch welche die Wechselurkunde selbst „als Wechsel" bezeichnet wird; sie bildet einen wesentlichen Bestandteil des Wechsels und muß sich im Kontext desselben befinden (Wechselordnung, Art. 4, Nr. 1). Meistens lautet sie: „Gegen diesen meinen Wechsel ..."

Wechselkopie nennt man die Abschrift eines Wechsels, welche von jedem Beliebigen angefertigt werden kann und nicht mit den Wechselduplikaten (s. d.) zu verwechseln ist. Nur das Indossament, das Ehrenaccept und der Aval zu diesen beiden Verpflichtungen können auf der W. gültig vorgenommen werden, doch muß diese Kopie alsdann „beschlossen" sein, d. h. es muß sich ergeben, wo die Kopie aufhört und die Originalverpflichtung beginnt, z. B. durch die Worte „bis hierher Kopie" u. dgl. (Wechselordnung, Art. 70, 62, 81).

Wechselkurs, s. unter Kurs.

Wechsellade, in der Weberei eine Lade, welche derart eingerichtet ist, daß man mit zwei oder mehr Schützen abwechselnd weben kann.

Wechselmäkler, s. unter Mäkler.

Wechselnehmer, bei der Tratte regelmäßig Remittent genannt, ist der erste aus dem Wechsel Berechtigte. Derselbe muß als solcher im Wechsel mit Namen bezeichnet sein, kann aber, falls der Wechsel nicht ausdrücklich „nicht an Ordre" lautet, durch Indossament einen andern für sich eintreten lassen. Auch kann sich der Aussteller des W. selbst als Nehmer bezeichnen, sog. Wechsel an eigene Ordre.

Wechselordnung heißen die Gesetze, welche das Wechselrecht enthalten und die seit mehrern Jahrhunderten in den verschiedenen Staaten erlassen wurden. Unter ihnen hat der franz. Code de commerce teils unmittelbar, teils durch seine Benutzung bei der Gesetzgebung anderer, selbst überseeischer Staaten die weiteste Verbreitung erlangt, obgleich er die Ordonnance de commerce von 1673 mit nur wenigen Abänderungen wiederholt und den neuern Ansprüchen nicht mehr genügt. Die Allgemeine Deutsche Wechselordnung, in Leipzig 1847 durch eine Kommission der deutschen Staaten beraten, erhielt 1849 in den meisten Staaten durch besondere Einführungsgesetze verbindende Kraft, ward durch die Novellen der in Nürnberg das Deutsche Handelsgesetzbuch beratenden Kommission nach deren Empfehlung mittels Bundesbeschlusses vom 23. Jan. 1862 in einigen Punkten erläutert und durch §. 2 des Gesetzes betreffend die Verfassung des Deutschen Reichs vom 16. April 1871 zum Reichsgesetz erklärt (in Bayern durch Reichsgesetz vom 22. April 1871), in Elsaß-Lothringen mit Geltung vom 1. Okt. 1872 ab unter Beachtung des Gesetzes betreffend die Aufhebung der Schuldhaft vom 29. Mai 1868.

Wechselpersonen sind die aus Wechselverträgen berechtigten oder verpflichteten Personen. Als solche kommen in Betracht: 1) bei der Tratte, der Aussteller oder Trassant, der Wechselnehmer oder Remittent und der Bezogene oder Trassat, welcher durch Annahme des Wechsels zum Acceptanten wird; an Stelle des Trassaten kann eine dritte Person als sog. Intervenient eintreten, sei es zur Annahme oder Zahlung (s. Ehrenannahme), während an Stelle des Remittenten, welcher alsdann Indossant wird, kraft Indossaments ein neuer Berechtigter, der Indossatar, eintreten kann. Ist der Wechsel eine Domiziltratte (s. d.), so findet sich noch ein sog. Domiziliat, und wer sich neben

einem Wechselverpflichteten als Bürgen verpflichtet, heißt Avalist. (S. Aval.) 2) Bei dem eigenen Wechsel finden sich dieselben Personen, nur natürlich kein Trassat (Acceptant) und in der Regel kein Intervenient, letzterer nur dann möglicherweise, wenn der Wechsel indossiert und dadurch gewissermaßen zu einer Tratte wurde.

Wechselplatz heißt eine größere Handelsstadt, in welcher ein regelmäßiger Verkehr in Wechseln stattfindet, sowie regelmäßig auf die Hauptbörsen trassiert (gewechselt, abgegeben) wird und fortlaufende Kurse notiert, Kurszettel ausgegeben werden u. s. w.

Wechselprotest, Urkunde zur Sicherung der Regreßansprüche des Wechselinhabers an seine Vormänner, die ausgestellt wird, wenn der Bezogene den Wechsel bei Präsentation zur Annahme nicht acceptiert (Protest Mangels Annahme) oder am Verfalltage bei Präsentation zur Zahlung die Zahlung nicht leistet (Protest Mangels Zahlung). (S. das Nähere unter Protest.)

Wechselprozeß ist eine besondere Art des Urkundenprozesses (s. d.) für Ansprüche aus Wechseln im Sinne der Wechselordnung, nur ausgezeichnet dadurch, daß die Klage die Erklärung enthalten muß, daß im W. geklagt werde, durch eine kürzere Einlassungsfrist und besondere Bestimmungen über den Gerichtsstand. Vgl. Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich, §§. 565 fg.

Wechselrecht ist die Gesamtheit der Rechtsnormen, welche sich auf den Wechsel (s. d.) beziehen. Dasselbe enthält zwar auch öffentlich-rechtliche Sätze, z. B. über die Wechselsteuer (s. Wechselstempel), aber vorwiegend die privatrechtlichen Grundsätze über den Wechselvertrag (s. d.). Letztere sind enthalten in den Wechselordnungen (s. d.) und werden dargestellt in der sehr umfangreichen Litteratur des W. Die wichtigsten Gesamtdarstellungen in deutscher Sprache sind: Thöl, «Das Handelsrecht» (Bd. 2, «Das W.»; 4. Aufl., Lpz. 1878); Renaud, «Lehrbuch des Allgemeinen Deutschen W.» (3. Aufl., Gießen 1868); Kreis, «Lehrbuch des deutschen W.» (Berl. 1881); Kuntze und Brachmann in Endemanns «Handbuch des Handelsrechts» (Bd. 4, Lpz. 1884); Lehmann, «Lehrbuch des Deutschen W.» (Stuttg. 1886).

Wechselregreß, s. unter Wechselklagen.

Wechselreiterei, s. unter Wechsel und Kellerwechsel.

Wechselschluß oder Wechselvorvertrag (pactum de cambiando) ist der Vertrag, durch den sich der eine Kontrahent verpflichtet, einen Wechselvertrag (s. d.) einzugehen, also einen Wechsel auszustellen, zu indossieren oder zu acceptieren; der aus dem künftigen Wechselvertrage zu Berechtigende braucht keineswegs der andere Kontrahent im W. zu sein, dagegen hat letzterer regelmäßig die Pflicht, die Valuta zu leisten. Der W. muß sämtliche wesentliche Bestandteile des künftigen Wechselvertrags enthalten, bedarf aber selber keiner besondern Form und untersteht nicht den Regeln des Wechselrechts.

Wechselseitiger Unterricht bezeichnet nicht nur das Bell- und Lancastersche Unterrichtssystem (s. d.), welches mit Hilfe von Monitoren das Unterrichten zahlreicher Klassen möglich machte, sondern auch eine Einrichtung, die noch in den Schulen der Gegenwart häufige Anwendung findet, und zwar so, daß die reifern Schüler die schwächern beim Einüben des Gelernten unter Leitung des Lehrers unterstützen.

Wechselstempel ist die Form, in welcher von allen Wechseln eine Steuer erhoben wird, in Deutschland auf Grund der Reichsgesetze vom 10. Juni 1869 und 4. Juni 1879. Von dieser Stempelabgabe befreit sind lediglich Wechsel, die vom Auslande auf das Ausland gezogen und nur im Auslande zahlbar sind, ferner die vom Inlande auf das Ausland gezogenen, nur im Auslande und zwar auf Sicht oder spätestens innerhalb 10 Tagen nach dem Tage der Ausstellung zahlbaren Wechsel, sofern sie vom Aussteller direkt in das Ausland remittiert werden. Der Stempel beträgt von einer Summe von 200 Mark und weniger, 0,10 Mark, von 200 bis 400 Mark: 0,20 Mark, von 400 bis 600 Mark: 0,30 Mark, von 600 bis 800 Mark: 0,40 Mark, von 800 bis 1000 Mark: 0,50 Mark und von jedem fernern 1000 Mark der Summe 0,50 Mark mehr, dergestalt, daß jedes angefangene Tausend für voll gerechnet wird. Alle Teilnehmer am Umlaufe eines Wechsels haften auf die Steuer solidarisch, die Verletzung der Verpflichtung wird mit einer Geldstrafe belegt, die dem fünfzigfachen Betrag der hintergangenen Abgabe gleichkommt.

Wechselstrenge im formellen Sinne ist die Eigenschaft eines Wechselanspruchs, in einem beschleunigten und abgekürzten Verfahren geltend gemacht werden zu können (s. Wechselprozeß); früher verstand man darunter auch die Sicherung eines solchen Anspruchs durch die Wechselhaft (Wechselarrest), welche in Deutschland seit 1868 aufgehoben ist. — Im materiellen Sinne versteht man unter W. einmal die Eigenschaft eines Wechselsprechens, nur in einer ganz bestimmten Form (s. Wechselform) gültig zu sein, und ferner die Thatsache, daß der Wechselschuldner sich nur eines sehr beschränkten Einrederechts erfreut. (S. Wechselklagen am Schluß.)

Wechselströme nennt man in der Telegraphie und in andern Zweigen der Elektrotechnik galvanische oder Induktionsströme, welche in ihrer Richtung ganz regelmäßig abwechseln, sodaß auf jeden positiven ein negativer und umgekehrt folgt. Den Gegensatz zum Telegraphieren mit W. bildet das Telegraphieren mit einfachen Strömen, bei welchen entweder lauter Ströme von derselben Richtung oder auch entgegengesetzte Ströme zur Verwendung kommen; beim Telegraphieren mit entgegengesetzten Strömen bringen aber, wie z. B. bei den Nadeltelegraphen, die positiven und die negativen Ströme verschiedene Wirkungen hervor und wechseln nicht notwendig in regelmäßiger, unabänderlicher Folge miteinander ab. Auch manche magneto-elektrische oder dynamo-elektrische Maschinen liefern häufig W., welche zur Erzeugung elektrischen Lichts u. s. w. verwendet werden.

Wechselstrommaschine, s. unter Elektrische Maschinen.

Wechselsumme ist die Geldsumme, auf welche der Wechsel lautet. Dieselbe wird im Wechsel meistens zweimal (einmal in Ziffern und einmal in Buchstaben) angegeben und bei einer Differenz zwischen beiden entscheidet die letztere Angabe; sind aber beide Angaben in Buchstaben oder beide in Ziffern erfolgt, so gilt der geringere Betrag als gewollte W. (Wechselordnung, Art. 5). Die W. ist in derjenigen Geldsorte zu zahlen, auf welche sie lautet; falls dieselbe aber am Zahlungsorte keine Währung hat, nur dann, wenn das Wort «effektiv» oder dergl. hinzugefügt ist (Wechselordnung, Art. 37).

Wechselvertrag ist der in Wechselform (s. d.) abgeschlossene Vertrag, kraft dessen sich der eine Kontrahent zur Zahlung einer Geldsumme verpflichtet, ohne daß der andere Kontrahent als solcher zu einer Gegenleistung verpflichtet wird. Es gibt vier Arten von Wechselverträgen: 1) der zwischen den Trassanten und Remittenten geschlossene Vertrag, kraft dessen ersterer dem letztern mangels Annahme und mangels Zahlung regreßpflichtig wird (s. Wechselklagen); 2) der zwischen dem Acceptanten und dem Wechselinhaber (Remittent oder Indossatar) geschlossene Vertrag, kraft dessen ersterer dem letztern zur Zahlung der Wechselsumme verpflichtet wird (s. Wechselklagen und Wechselzahlung); 3) der zwischen dem Aussteller und dem Nehmer eines eigenen (trockenen) Wechsels geschlossene Vertrag, welcher jenen ebenfalls zur Zahlung der Wechselsumme an den Wechselinhaber verpflichtet; 4) der zwischen dem Indossanten und dem Indossatar geschlossene Vertrag, welcher jenen wie einen Trassanten verpflichtet. (S. Indossament und Wechselklagen.)

Wechselwirkung (mutuum commercium) heißt das Verhältnis zweier gleichzeitig vorhandener Gegenstände oder Teile von Gegenständen, vermöge dessen sie sich gegenseitig durch ihr Thun und Leiden bestimmen. So spricht man von der W. der Glieder eines Organismus untereinander, von der W. des Geistigen und Leiblichen, der Seele und des Körpers. Den Satz: daß alle Dinge in der Welt miteinander in W. stehen, keins völlig isoliert und abgeschlossen sei, drückte die Metaphysik ehedem dadurch aus, daß sie sagte: «In mundo non datur insula», d. h. «Es gibt in der Welt keine Insel». Die Kantsche Behauptung, daß alle Dinge in der Welt unserer Erfahrung mit allen in einem gegenseitigen Zusammenhange von W. stehen müssen, ist darum ein sich von selbst verstehender Grundsatz unsers Denkens, weil Dinge ohne alle Beziehungen zu den Dingen unserer Erfahrungswelt auch gar nicht mehr zu ihr gehören, sondern, wenn dergleichen vorhanden wären, besondere von der unserigen gänzlich verschiedene Erfahrungswelten für sich allein ausmachen würden.

Wechselwirtschaft, s. Fruchtfolge.

Wechselzahlung ist die Zahlung der im Wechsel angegebenen Geldsumme (Wechselsumme), welche bei der Tratte durch den Trassaten oder Notadressaten, bei dem eigenen Wechsel durch den Aussteller zu geschehen hat. Der Zeitpunkt, an welchem die Zahlung erfolgen soll, muß im Wechsel angegeben sein; dies darf aber nach der Wechselordnung Art. 4, Nr. 4 nur in einer der folgenden Formen geschehen: mit Angabe eines bestimmten Tags (Tagwechsel, präziser Wechsel), oder auf Sicht (Sichtwechsel), oder auf eine gewisse Zeit nach Sicht (Nach-Sichtwechsel), oder auf eine bestimmte Zeit nach der Ausstellung (Datowechsel), oder auf eine Messe oder Markt (Meß- oder Marktwechsel), und zwar an dem gesetzlichen Zahltage, resp. dem vorletzten Tage der Messe oder des Marktes (Art. 35). Mit dem Eintritt des Zahltags ist der Wechsel «fällig» (s. Verfall) und die Zahlung kann vom Acceptanten und dem Aussteller eines eigenen Wechsels verlangt werden; auch kann, falls die Zahlung nicht erfolgt, gegen die Vormänner Regreß ergriffen werden. Hat der Wechselinhaber diese «Präsentation zur Zahlung» am Verfalltage versäumt, so geht ihm der Regreß verloren; doch soll er das Versäumte noch während der beiden und, wenn der Verfalltag ein Sonn- oder Festtag ist, noch während der drei nächsten Werktage rechtswirksam nachholen dürfen (Art. 41); dafür sind die früher für von auswärts einlaufende Wechsel eingeräumten sog. Respekttage aufgehoben (Art. 33), und dürfen die an manchen Plätzen üblichen Zahl- oder Kassiertage nicht abgewartet werden, obwohl der Acceptant erst an ihnen zu zahlen verpflichtet ist (Art. 93). Eine Hinausschiebung der Verfallzeit heißt Prolongation (s. d.) und Moratorium (s. d.). Die W. kann nur verlangt werden in dem Geschäftslokale oder der Wohnung desjenigen, welcher zahlen soll, am Adreßorte, resp. am Meß- oder Marktorte; ist der Zahlungsort ein anderer als der Adreßort, so ist der Wechsel ein Domizilwechsel (s. d.). Die W. wird geleistet gegen Aushändigung des quittierten Wechsels (Art. 39).

Wechsler (Geldwechsler), soviel wie Bankier (s. d.), insbesondere nennt man so die mittlern und kleinern Geschäfte dieser Art, die einen offenen Laden halten und mit laufender Kundschaft verkehren. Sie halten gewöhnlich einen Vorrat von Geldsorten und besonders beliebten Staatspapieren und Aktien, die sie zu Preisen, welche sich nach den letzten Börsenkursen richten, kaufen oder verkaufen.

Weckelsdorf oder Wekelsdorf (Teplice), Marktflecken, liegt in einem quellenreichen Thale im böhm. Bezirk Braunau (Gerichtsbezirk Politz), am Adersbache (Nebenfluß der Elbe) und der Linie Chotzen-Halbstadt der Österreich-Ungarischen Staatseisenbahn, hat zwei Bierbrauereien, Lein- und Baumwollweberei, Gerberei, eine Holzstofffabrik, chem. Leinwand- und Garnbleiche, zählt (1881) 2812 E. deutscher Zunge und ist berühmt durch die Felsengebilde, welche an Großartigkeit die Adersbacher Steine bei weitem übertreffen. Man gelangt hier aus der «Vorstadt» durch eine Pforte in die eigentliche «Felsenstadt» mit dem Felsentheater, dem Domplatz (im Dreißigjährigen Kriege Zufluchtsort der umliegenden Bewohner), der kuppelförmigen Domkirche, der Totengruft. Die größte Überraschung gewährt der Schluß der Wanderung, das «Münster», auch Dom oder Münzkirche genannt, weil nach der Sage einst Falschmünzer diesen sichern Schlupfwinkel bewohnten. Den czechischen Namen Teplice hat der Ort nach den warmen Quellteichen (7 bis 12° C.). Sein ursprünglicher Name soll Weidmannsdorf, nach dem Gründer Weidmann so genannt, gewesen sein. Auch befand sich früher am sog. Galgenberg (jetzt Steinberg) ein Hochgericht. Etwa 4 km westlich von Braunau zeigt sich eine ähnliche Felsenbildung, nämlich bei dem Dorfe Wedersdorf, Stern genannt, welche von der Abtei Braunau zugänglich gemacht und 1854 mit einem Gasthause versehen ist. Ihre Durchwanderung nimmt zwei Stunden in Anspruch.

Wecker (elektrische), s. Elektrische Klingeln und Wecker.

Wecker (frz. réveil; engl. alarm, larum), an Uhren eine Vorrichtung, welche zu einer beliebig festgesetzten Zeit von dem Uhrwerk selbstthätig ausgelöst werden kann und dann ein scharf tönendes Klingelwerk in Bewegung setzt.

Weckeruhr (frz. pendule à réveil; engl. alarm-clock, larum-clock), eine mit Weckermechanismus versehene Uhr, s. Wecker.

Weckherlin (Aug. von), ausgezeichneter deutscher Landwirt, geb. 1794 zu Stuttgart, erhielt

seine landwirtschaftliche Bildung zu Hofwyl und auf verschiedenen Gütern des Auslandes. Im J. 1817 berief ihn der König von Württemberg zur Einrichtung und Administration seiner Privatdomänen; auch unternahm er wiederholt amtliche Reisen nach Sachsen, Preußen, Belgien, Holland, Italien, der Schweiz, zuletzt nach Frankreich und England. Seit dem J. 1837 wirkte er als Direktor der land- und forstwirtschaftlichen Lehranstalt zu Hohenheim, bis er 1844 als fürstl. hohenzollernscher Wirklicher Geheimrat zum Chef der Domänendirektion für die umfassenden Besitzungen des Fürsten zu Sigmaringen ernannt ward. Um die Landwirtschaft erwarb er sich hohe Verdienste durch Einführung von Verbesserungen an dem hohenheimer Pfluge, durch erfolgreichen Kampf für Hebung der Viehzucht, durch glückliche und klare Auffassung der neuern Wirtschaftssysteme, insbesondere des englischen. W. starb 18. Dez. 1868 zu Stuttgart.

Von seinen Schriften sind besonders hervorzuheben: «Landwirtschaftliche Beschreibung der Besitzungen des Königs von Württemberg» (Stuttg. 1825), «Abbildung der Haustierrassen auf den Privatgütern des Königs von Württemberg» (Stuttg. 1827—34), «Die Rindviehzucht Württembergs» (Stuttg. 1839), «Über engl. Landwirtschaft» (gekrönte Preisschrift, 3. Aufl., Stuttg. 1852), vor allem das gediegene Werk «Die landwirtschaftliche Tierproduktion» (4. Aufl., 3 Bde., Stuttg. 1865).

Weckherlin (Georg Rodolf), deutscher Dichter des 17. Jahrh., geb. 15. Sept. 1584 in Stuttgart, studierte in Tübingen die Rechte, war aber zugleich mit poetischen und litterarischen Arbeiten beschäftigt. Dann lebte er eine Zeit lang in Frankreich und drei Jahre lang, wahrscheinlich als Gesandtschaftssekretär, in England. Nach seiner Rückkehr (1613) wurde er Sekretär in der herzogl. Kanzlei zu Stuttgart. Zugleich verherrlichte er als Hofdichter das Haus seines Fürsten. Im J. 1620 ging er nach London und erhielt hier eine Anstellung in der deutschen Kanzlei, welche während des Dreißigjährigen Kriegs errichtet wurde, um die Verbindung mit dem prot. Deutschland leichter zu betreiben. Der Dreißigjährige Krieg zerstörte indessen seine heimischen Familienverhältnisse und beraubte ihn des väterlichen Erbes; auch ein großer Teil seiner Jugendgedichte ging dabei zu Grunde. Er selbst blieb in London und starb daselbst wahrscheinlich 13. Febr. 1653. Außer seinen Zeitgedichten sind besonders seine Liebes-, Trink- und Kriegslieder von hohem Werte; einige spätere Gedichte sind von großartiger Ironie, andere von kecker Laune und mutwilligem Scherz erfüllt. Die Ode, das Sonett, die Ekloge und das Epigramm führte er eigentlich zuerst in die deutsche Litteratur ein. Gegenüber den strengern metrischen Gesetzen, wie sie Opitz einführte, stand er im Versbau anfangs mehr auf dem Boden der Zeit, eignete sich aber allmählich manches von Opitz an, wie seine spätern Gedichte und Änderungen an seinen frühern zeigen. Zwei vollständige, jetzt seltene Ausgaben seiner Dichtungen besorgte er selbst von London aus (2 Bde., Amsterd. 1641; 1648). Eine Auswahl seiner «Gedichte» mit Einleitung über sein Leben und seine Dichtungen und Anmerkungen hat Goedeke (in «Deutsche Dichter des 17. Jahrh.», Bd. 5, Lpz. 1873) herausgegeben. Vgl. Conz, «Nachrichten von dem Leben und den Schriften W.s» (Ludwigsb. 1803); E. Höpfner, «W.s Oden und Gesänge» (Berl. 1865).

Weckherlin (Wilh. Ludw.), auch **Wekhrlin**, Journalist, geb. 1739 zu Bothnang im Württembergischen, ging, nachdem er zu Tübingen kurze Zeit die Rechte studiert, als Hofmeister nach Straßburg, dann nach Paris, wo er besonders Voltaires und Linguets Schriften studierte und sich aus diesen den satirischen Ton aneignete, der seine meisten Schriften charakterisiert. Bald nachher wandte er sich nach Wien und lebte hier von Privatunterricht und Gelegenheitsschriftstellerei. Sein reicher Witz verschaffte ihm anfangs viele Freunde, die ihm aber durch seine ungeregelte Lebensweise und seinen Hang zu Satire wieder entfremdet wurden. Endlich zogen ihm die mutwilligen «Denkwürdigkeiten von Wien» (1777) Haft und Landesverweisung zu. Er lebte nun nacheinander in Regensburg, Augsburg, Nördlingen und zuletzt in Baldingen, einem fürstl. Wallersteinschen Dorfe bei Nördlingen. Für die Verweisung aus Augsburg rächte er sich durch «Anselmus Rabiosus' Reise durch Deutschland» (1778), die großes Aufsehen machte. In Nördlingen schrieb er die polit. Zeitschrift «Das Felleisen», welche er mit allgemeinern Tendenzen als «Chronologen» (12 Bde., 1779—81), «Das graue Ungeheuer» (12 Bde., 1784—87), «Hyperboreische Briefe» (6 Bde., 1788—90) und «Paragraphen» (2 Bde., 1791) fortsetzte. Wegen einer Schmähschrift gegen die Reichsstadt Nördlingen wurde er von 1788 an auf dem Wallersteinschen Schlosse Hochhaus vier Jahre in Haft gehalten. Im J. 1792 begann er in Ansbach unter Hardenbergs Schutz eine polit. Zeitung, die «Ansbachischen Blätter». Der Verdacht eines Einverständnisses mit den Franzosen erregte, als sich franz. Truppen näherten, einen Volksauflauf gegen ihn, und bald darauf erhielt er Hausarrest. Er erkrankte infolge dessen und starb 24. Nov. 1792. W., dessen Charakter und Leben vielfach an Schubart erinnert, hat zur Reinigung und Besserung der Zustände in Süddeutschland viel beigetragen. Vgl. (K. J. Weber,) «W.s Geist, herausg. von W. jun.» (Stuttg. 1823); Fr. Ebeling, «Wilhelm Ludwig W., Leben und Auswahl seiner Schriften» (2. Aufl., Berl. 1869).

Wecze (russ., spr. Wietsche), die Bezeichnung für die altruss. Volksversammlung, welche den Fürsten berief, Steuern bewilligte, über Krieg und Frieden entschied. Sie verlor allmählich ihre Bedeutung mit der Ausbildung des Landesfürstentums und hörte auf mit der Unterwerfung Rußlands unter die Mongolen. Nur in Nowgorod und Pskow erhielt sie sich bis zum Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrh. (S. Rußland, geschichtlich.)

Weda, s. Veda.

Weddas, Veddas oder Vaidas, Volk auf Ceylon, wahrscheinlich die Urbewohner der Insel, wohnen in den Wäldern und entlegenen Gegenden noch im Zustand der Wildheit; ihre Zahl wird auf 2000 geschätzt.

Wedekind (Ant. Christian), deutscher Geschichtsforscher, geb. 14. Mai 1763 zu Visselhövede im Herzogtum Verden, widmete sich seit 1782 zu Helmstedt und Göttingen der Rechtswissenschaft. Hierauf lebte er drei Jahre als Advokat in Hannover und wurde 1790 Gerichtsschreiber zu Neustadt unterm Hohnstein, 1793 Amtsschreiber in Lüneburg. Unter der franz. Herrschaft verwaltetete er die Unterpräfektur des Bezirks Lüneburg. In den J. 1816—20 führte W. die Verwaltung des Klosters Lüneburg, 1831 wurde er Oberamtmann des in eine Ritterakademie

umgestalteten Michaelisklosters in Lüneburg. Hier starb er 14. März 1845. Seine litterarische Thätigkeit wurde fast allein durch die ihm 1797 übertragene Anordnung des reichhaltigen Klosterarchivs geweckt und genährt. Außer seinem Anteil an Wagners Ausgaben des «Chronicon» des Bischofs Dietmar von Merseburg» (Nürnb. 1807) gehören zu seinen ersten Leistungen die «Welthistor. Erinnerungsblätter» (2. Aufl., Lüneb. 1845) und das «Handbuch der Welt- und Völkergeschichte» (Lüneb. 1814; 3. Aufl. 1824). Nicht minder verdienstlich sind sein reichhaltiges «Chronol. Handbuch der neuern Geschichte» (2 Bde., Lüneb. 1816), welches den Zeitraum 1740—1816 umfaßt, sowie «Die Eingänge der Messen» (Lüneb. 1815) und «Tabula Waldemari, primi regis Daniae» (Lüneb. 1817). Er gründete auch eine Preisstiftung für deutsche Geschichte, die alle 10 Jahre drei Preise, jeden von 1000 Thlrn. in Gold, für die besten Bearbeitungen von Gegenständen der deutschen Geschichte verteilen soll.

Wedekind (Georg Christian Gottlieb, Freiherr von), deutscher Arzt und Schriftsteller, geb. 1761 zu Göttingen, studierte daselbst Medizin, wurde 1781 Physikus in Diepholz und 1785 praktischer Arzt zu Mülheim am Rhein. Im J. 1787 als Leibarzt des Kurfürsten und Professor der Medizin nach Mainz berufen, trat er nach der Eroberung der Stadt durch die Franzosen 1793 als Hospitalarzt in franz. Dienste und blieb als solcher von 1794 an in Straßburg. Durch mehrere polit. Schriften: «Bemerkungen über das Jakobinerwesen», «Frankreichs ökonomischer und polit. Zustand und dessen Konstitution vom 3. Jahre der Republik» (franz. und deutsch, Straßb. 1796) und «Vertraute Briefe über die Revolution vom 18. Brumaire» (1800), von denen die zweite ihm die franz. Bürgerkrone einbrachte, die letzte aber anonym erschien, legte er wohl Interesse an der Französischen Revolution, zugleich aber auch Sinn für gesetzliche Ordnung an den Tag. Im J. 1797 trat er seine Professur in Mainz wieder an, wurde aber 1803 pensioniert und nun Kantonsarzt in Kreuznach, 1805 Professor der neuerrichteten Medizinalschule und Medizinalrat in Mainz, dann Oberstabsarzt des Reservekorps unter Lefebvre und 1808 Leibarzt des Großherzogs von Hessen und in den Freiherrenstand erhoben. Er starb 28. Okt. 1831.

Von seinen Schriften sind zu nennen: «Allgemeine Theorie der Entzündungen und ihrer Ausgänge» (Lpz. 1791), «Nachricht über das franz. Kriegshospitalwesen» (2 Bde., Lpz. 1797), «Einige Blicke in die Lehre von den Entzündungen und Fiebern überhaupt» (Darmst. 1814), «Über den Wert der Heilkunde» (Darmst. 1816), «Prüfung des homöopathischen Systems von Hahnemann» (Darmst. 1822), «Über den Wert des Adels» (2 Bde., Darmst. 1818), «Bruchstücke über Religion» (Darmst. 1817), «Der Pythagoreische Orden» (Lpz. 1820), «Baustücke für Freimaurer» (Gieß. 1821).

Wedekind (Georg Wilh., Freiherr von), verdienter Forstmann, der Sohn des vorigen, geb. 28. Juli 1796 zu Straßburg, studierte in Göttingen und Dreißigacker, um sich daselbst als Forstmann auszubilden. Im J. 1813 wurde er Assessor bei dem Forstkollegium zu Darmstadt. Nachdem er als freiwilliger Jäger an den Freiheitskriegen teilgenommen, setzte er 1815 seine Studien in Göttingen fort. Von 1816 bis 1820 war er Mitglied des Oberforstkollegiums, 1821 wurde er Oberforstrat, 1848 Geh. Oberforstrat, 1852 in den Ruhestand versetzt. Nach der Märzrevolution von 1848 ward er in das Vorparlament gewählt. Er starb 22. Jan. 1856 zu Darmstadt. Unter seinen zahlreichen Schriften sind die beachtenswertesten: «Versuch einer Forstverfassung im Geiste der Zeit» (Lpz. 1821), «Anleitung zur Forstverwaltung und zum Forstgeschäftsbetriebe» (Darmst. 1831), «Umriß der Forstwissenschaft für Staatsbürger und Staatsgelehrte» (Altona 1838). Von 1819 bis 1821 gab er mit Laurop: «Beiträge zur Kenntnis des Forstwesens in Deutschland», 1847—56 die «Allgemeine Forst- und Jagdzeitung», 1828—47 und 1850 die «Neuen Jahrbücher für Forstkunde» heraus.

Wedel nennt man in der Botanik die Blätter der Farnkräuter. Im gewöhnlichen Leben bezeichnet man mit dem Namen W. auch häufig die Blätter mancher Palmen.

Wedel, Stadt in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, Kreis Pinneberg, an der Wedeler Au, 1 km rechts von der Elbe, Station der Linie Altona-Blankenese-W. der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1885) 1820 E. und hat eine Rolandssäule auf dem Marktplatz, Schiffahrt und bedeutende Milchwirtschaft mit Absatz nach Hamburg und dessen Vororten. Nach der 1311 angelegten, jetzt in Ruinen liegenden Hatzburg heißt noch heute das Kirchspiel W. amtlich «Vogtei Hatzburg».

Wedell-Malchow (Friedr. von), Reichstags- und preuß. Landtagsabgeordneter, geb. 23. April 1823 zu Malchow, besuchte das Gymnasium zu Prenzlau, studierte in Bonn und Berlin die Rechte und machte hierauf größere Reisen durch Frankreich, Italien und die Schweiz. Nach seiner Rückkehr trat er in die jurist. Laufbahn ein, schied aber 1848 aus dem Justizdienste aus, um die Bewirtschaftung seiner Güter Malchow und Polzow zu übernehmen. Mit großem Eifer widmete er sich hier den Aufgaben der Selbstverwaltung; 1856 wurde er Ritterschaftsrat und 1875 Ritterschaftsdirektor der Ukermark. Als Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses, dem er seit 1866 ununterbrochen angehört, und des Deutschen Reichstags, in welchem er 1871—75 und aufs neue seit 1877 den Wahlkreis Prenzlau-Angermünde vertritt, schloß er sich der konservativen Partei an, zu deren hervorragendern Mitgliedern er gehört. W. ist noch Vorsitzender des Deutschen Landwirtschaftsrats, des ständigen Ausschusses der Verkehrsinteressenten und der brandenb. Gewerbekammer. Ein von ihm beantragtes Börsensteuergesetz wurde 8. Mai 1885 vom Reichstage angenommen.

Wedell-Piesdorf (Wilhelm von), deutscher Reichstagsabgeordneter, geb. 20. Mai 1837 zu Frankfurt a. O., besuchte die Klosterschule zu Roßleben, später die Universitäten Heidelberg und Berlin, wo er die Rechte studierte, wurde 1858 Auskultator in Berlin, dann Regierungsreferendar in Erfurt und Regierungsassessor in Magdeburg und übernahm hierauf die Verwaltung des Landratamts zu Wolmirstedt und später in Eisleben. Im J. 1876 schied er aus dem Staatsdienst, um sich der Bewirtschaftung seines Ritterguts Piesdorf zu widmen, folgte jedoch 1881 wieder einer Berufung zum Regierungspräsidenten in Magdeburg. Im J. 1879 wurde er von dem Kreise Sangerhausen in das preuß. Abgeordnetenhaus gewählt, wo er sich unter seinen konservativen Parteigenossen bald eine so hervorragende Stellung zu sichern wußte,

daß er 1884, unmittelbar nach seiner Wahl in den Reichstag, von seiner Fraktion für die Stelle des ersten Präsidenten dieser Körperschaft vorgeschlagen und von letzterer statt des ausgeschiedenen Herrn von Levetzow gewählt wurde. Auch in den spätern Sessionen bis 1886 wurde W. zum ersten Präsidenten gewählt.

Wedgwood (engl., spr. Wedschwuhd), das nach dem Erfinder, Josiah Wedgwood (s. d.), benannte echte engl. Steingut (s. d. und unter Thonwaren).

Wedgwood (Josiah), der eigentliche Schöpfer der engl. Thonwarenindustrie, wurde am 12. Juli 1730 in Burslem in der engl. Grafschaft Stafford als der Sohn eines Töpfers geboren und erhielt nur eine dürftige Erziehung, wußte sich aber ansehnliche naturwissenschaftliche und technische Kenntnisse anzueignen. Nachdem er selbst das Töpferhandwerk ergriffen, war er eifrig bestrebt, nicht nur das Material der Thonwaren zu verbessern, sondern auch in der Formgebung die Schönheit der antiken, besonders der etrurischen Gefäße zu erreichen. Durch seine blühenden Thonwarenfabriken schuf er das Fabrikstädtchen Etruria, wo er von 1760 bis 1795 in hohem Grade fördernd wirkte, und wurde damit der Begründer des unter dem Namen Potteries (s. d.) bekannten Töpfereidistrikts. Im J. 1768 erfand er das nach ihm benannte Steingut (s. d. und Thonwaren) und 1782 ein Pyrometer (s. d.). Am 3. Jan. 1795 starb er als ein reicher Mann, ausgezeichnet durch Gemeinsinn, in Etruria. Er schrieb: «Remarks on the Portland Vase», «Catalogue of camees, intaglios, medals etc.» (Lond. 1775). Vgl. Meteyard, «Life of W.» (2 Bde., Lond. 1866); derselbe, «W. and his works» (Lond. 1872).

Wednesbury (angelsächs. Weadesbyrig), Stadt in der engl. Grafschaft Stafford, am Tame, Station der Linie London-Oxford-Birmingham-Shrewsbury-Chester der Great-Westernbahn und der Linien Dudley-Walsall, Walsall-Wolverhampton und W.-Darlaston-James-Bridge der London and North-Westernbahn, zählt 24564 E. (als Parlamentsborough 124438 E.) und hat Kohlen- und Eisenbergbau, Fabrikation von Büchsen, sowie großartige Eisenindustrie, namentlich Herstellung der besten Werkzeuge für Sattler, Zimmerleute und Tischler.

Wedro, russ. Flüssigkeitsmaß = 12,3 l.

Weech (Friedrich von), Historiker, geb. zu München 16. Okt. 1837, studierte Jurisprudenz und Geschichte in München, Heidelberg und Berlin, promovierte in München (1860) mit der Dissertation: «Kaiser Ludwig der Bayer und König Johann von Böhmen» und trat hierauf als Mitarbeiter bei der unter Hegels Leitung stehenden Bearbeitung der deutschen Städtechroniken, herausgegeben von der Historischen Kommission bei der königl. bayr. Akademie der Wissenschaften ein. In dieser Eigenschaft verfaßte er Einleitung, Anmerkungen und Exkurse zu «Erhart Schürstabs Beschreibung des markgräfl. Krieges von 1449 bis 1450» (im 2. Bande der «Nürnberger Chroniken»). Im J. 1862 habilitierte er sich als Privatdocent der Geschichte an der Universität Freiburg i. Br., wurde 1864 zum Hofbibliothekar an der Hofbibliothek in Karlsruhe, 1867 zum Archivrat am Generallandesarchiv, 1877 zum Geh. Archivrat und 1885 zum Direktor des Generallandesarchivs ernannt. Im J. 1868 erfolgte seine Ernennung zum Kammerjunker, 1883 zum Kammerherrn. Bei Begründung der bad. Historischen Kommission 1883 wurde er zu deren ständigem Sekretär ernannt. Er veröffentlichte: «Baden unter den Großherzögen Karl Friedrich, Karl, Ludwig» (Freiburg 1864), «Korrespondenzen und Aktenstücke zur Geschichte der Ministerkonferenzen von Karlsbad und Wien 1819—20 und 1834» (Lpz. 1865), «Geschichte der bad. Verfassung» (Karlsruhe 1868), «Beschreibung des schwed. Kriegs von Sebastian Bürster 1630—47» (Lpz. 1875), «Bad. Biographien» (3 Bde., Heidelb. u. Karlsr. 1875—81), «Baden in den J. 1852—77» (Karlsr. 1877), «Die Deutschen seit der Reformation» (Lpz. 1878), «Aus alter und neuer Zeit. Nachträge und Aufsätze» (Lpz. 1878), «Die Zähringer in Baden» (Karlsr. 1881), «Codex diplomaticus Salemitanus» (2 Bde., Karlsr. 1883 u. 1886). Von 1868 bis 1886 redigierte er die Bände 22—39 der «Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins». Unter seiner Leitung erscheinen die von der bad. Histor. Kommission herausg. «Regesten zur Geschichte der Bischöfe von Konstanz» (Innsbr. 1886 fg.).

Weener, Kreisstadt in der preuß. Provinz Hannover, Regierungsbezirk Aurich, links unweit der hier für Seeschiffe von 3—5 m Tiefgang fahrbaren Ems, 10 km von der niederländ. Grenze, Station der Linie Bremen-Oldenburg-Leer-Neuschanz der Oldenburgischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Landratamts, eines Amtsgerichts, eines Nebenzollamts und eines Seemannsamts, zählt (1880) 3613 meist reform. E. und hat eine reform. und eine kath. Pfarrkirche, See-, Küsten- und Flußschiffahrt, bedeutende Rindvieh- und Pferdezucht, Lohgerbereien, Ziegelbrennerei, Seifenfabrikation, eine Dampfsägemühle, Pferde- und Rindviehmärkte und Handel mit Holz, Getreide und Butter. W. ist Hauptort des Rheiderlandes, welches jetzt den Kreis Weener mit (1885) 20281 E. bildet.

Weenix (Jan Baptist), niederländ. Maler, geb. 1621 zu Amsterdam, Schüler Abrah. Bloemaerts und Hondekoeters Schwiegersohn, hielt sich einige Jahre in Italien auf, arbeitete dort für den Kardinal Pamfili und begab sich dann nach Utrecht, wo er in Ter Mey Ende 1660 starb. Seine kleinen Landschaften, Tierstücke und Marinen sind sauber ausgeführt, aber etwas eintönig, seine Zeichnungen und sechs geätzte Blätter sehr selten.

Einen noch größern Ruf erlangte sein Sohn Jan W., geb. zu Amsterdam um 1640, der nur kurze Zeit des Vaters Unterricht genoß. Indem W. die Natur auf eigenem Wege verfolgte, erlangte er zwar nicht wie sein Vater in allen möglichen Darstellungen, doch besonders in der Darstellung des Tierkörpers eine große Meisterschaft. Er starb zu Amsterdam 20. Sept. 1719. Stillleben, Hirsch- und Schweinsjagden, deren er einige 1702—12 für den Kurfürsten von der Pfalz, Johann Wilhelm, malte, lebendige und tote Tiere hat er mit Naturwahrheit und großem Farbenzauber dargestellt. Schöne Werke W.' besitzen die Galerien in München, Dresden und Amsterdam.

Weert, Stadt in der niederl. Provinz Limburg, Station der Linie Lierre-Vlodrop der belg. Grand-Centralbahn, 24 km westlich von Roermond, am Zuidwillamskanal, zählt 7600 E., die außer Landbau eine nicht unbedeutende Industrie betreiben; es gibt im Orte verschiedene Brauereien, Ziegeleien, Cigarren- und Tabakfabriken, Salz- und Seifensiedereien. In der St. Martinikirche zeigt man das Grab des Grafen von Horn, der 1568 in Brüssel hingerichtet wurde. Während des Dreißigjährigen Kriegs war W. abwechselnd in den Händen der

Spanier und der Niederländer; seit dem Westfälischen Frieden blieb es zu den südl. Niederlanden gehörend; von 1794 bis 1814 war es französisch; seitdem verblieb es im Besitz des Königreichs der Niederlande. W. ist der Geburtsort des aus dem Dreißigjährigen Kriege berühmten Generals Johann von Werth (s. d.).

Weert (Jean de), General, s. Werth.

Weesen, Ort in der Schweiz, s. Wesen.

Wegdienstbarkeit, s. Servitut.

Wegebau (Straßenbau), s. unter Straße.

Wegebreit, Pflanzengattung, s. Plantago.

Wegedorn, Strauchart, s. Rhamnus.

Wegele (Franz Xaver), deutscher Geschichtsforscher, geb. zu Landsberg in Oberbayern 28. Okt. 1823, widmete sich zu München und Heidelberg philol. und histor. Studien, habilitierte sich im Herbst 1848 zu Jena, wurde 1851 zum außerord. Professor der Geschichte ernannt und erhielt 1857 eine ord. Professur für diese Wissenschaft in Würzburg. Im J. 1858 ward er Mitglied der Historischen Kommission bei der Akademie der Wissenschaften zu München, an deren Arbeiten er sich als Mitherausgeber der «Allgemeinen Deutschen Biographie» (Lpz. 1875 fg.) und der «Forschungen zur deutschen Geschichte» beteiligt. Von seinen histor. Arbeiten sind hervorzuheben: «Karl August von Weimar» (Weim. 1850), «Dante Alighieris Leben und Werke» (3. Aufl., Jena 1879), «Thüring. Geschichtsquellen» (2 Bde., Jena 1854—55), «Monumenta Eberacensia» (Nördl. 1863), «Zur Litteratur und Kritik fränk. Nekrologien» (Nördl. 1864), «Friedrich der Freidige, Markgraf von Meißen» (Nördl. 1870), «Graf Otto von Henneberg-Botenlauben und sein Geschlecht» (Nördl. 1875), «Goethe als Historiker» (Würzb. 1875), «Geschichte der Universität Würzburg» (2 Tle., Würzb. 1882), «Geschichte der deutschen Historiographie seit dem Auftreten des Humanismus» (Münch. 1885).

Wegeleben, Stadt mit königl. Domäne und zwei Rittergütern in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Oschersleben, rechts am Goldbach, nahe dessen Einmündung in die Bode, Station der Linie Halle-Grauhof-Löhne der Preußischen Staatsbahnen, von welcher hier die Linie W.-Thale abzweigt, zählt (1885) 3437 E. und hat eine Zuckerfabrik, zwei Mälzereien und eine Fabrik für Kupferwaren.

Wegener (Ernestine), Soubrette, geb. 7. März 1852 zu Köln als Tochter eines Anstreichers, nach dessen Tod ihre Mutter den Inspizienten W. heiratete, durch den Ernestine in Beziehung zur Bühne kam und ihren Theaternamen erhielt. Sie trat zunächst in Kinderrollen in Basel, Zürich, Bern und St. Gallen auf, spielte 1866 bereits die «Therese Krones» und wurde 1868 für das Woltersdorf-Theater in Berlin engagiert. Sie fand hier sofort Beifall, gab das «Milchmädchen von Schöneberg» allein 280 mal hintereinander. Im J. 1871 wurde sie Mitglied des hamburger Thaliatheaters, kehrte aber 1873 nach Berlin zurück und gehörte seitdem dem Wallner-Theater bis 30. April 1883 an. Sie starb 2. Nov. 1883. Ernestine W. hatte eine wahrhaft schöpferische Begabung; Laune, Humor, Mutterwitz standen ihr stets zu Gebote neben bedeutendem Beobachtungs- und nicht minder außergewöhnlichem Nachahmungstalent.

Wegener (Kaspar Frederik), dän. Historiker und Archivar, geb. 13. Dez. 1802 zu Gudbjerg auf Fünen, wurde 1826 Adjunkt, später Lektor der Geschichte an der Akademie zu Sorö. Durch mehrere Monographien: «Om Karl Danske, Greve af Flandern» (1839), «Liden Krönike om Kong Frederik og den danske Bonde» (1843) und «Anders Sörensen Vedel, kongelig Historiograph» (1846) bekundete er sich als tüchtiger Forscher, ward 1847 zum Historiograph und 1848 zum Geheimarchivar ernannt. Im J. 1882 trat er in den Ruhestand. Von seinen Arbeiten ist noch hervorzuheben: «Altmässige Bidrag til Danmarks Historie i det 19. Aarhundrede» (Kopenh. 1851).

Wegeordnungen, als ein wichtiges Gebiet der Staatsthätigkeit für die Wohlfahrtszwecke der Gesellschaft, und zugleich ein Hauptzweig der lokalen Selbstverwaltung, erscheinen am frühesten entwickelt in England. Schon die Anglo-Normannische Gesetzgebung legt die Erhaltung der öffentlichen Fahr-, Reit- und Fußwege den Ortsgemeinden auf und erzwingt diese Pflicht durch ein regelmäßiges Anklageverfahren (indictment), einen Anklageprozeß, welcher noch gegenwärtig stattfinden kann und zuweilen auch noch ergänzend eintritt. Zum Zweck einer positiven Fürsorge für die Instandhaltung der Wege hat die Gesetzgebung der Reformationszeit das Amt des Wegeaufsehers eingeführt. Auf ihn, als das verpflichtete Organ des Kirchspiels, geht die Wegebaulast über, mit der Ermächtigung, die Gemeindeglieder nach der Größe ihres Grundbesitzes und Hausstandes zu Hand- und Spanndiensten zu zwingen und die Baumaterialien von benachbarten Grundstücken zu entnehmen. Mit dem allmählich eintretenden Verfall eines selbständigen Bauernstandes erwies sich dies System indessen als unausführbar. Im Laufe des 18. Jahrh. entschloß sich die Gesetzgebung zu einer ergänzenden Wegesteuer, neben welcher die Naturalleistungen der Gemeindeglieder immer mehr zurücktreten. Die W. von 1836 geht grundsätzlich in das System der Geldwirtschaft über. Dem Wegeaufseher des Kirchspiels liegt nunmehr ob: die Einschätzung, Ausschreibung und Beitreibung der Wegesteuer nach den Grundsätzen der Armensteuer, also als eine gleichmäßige Realsteuer von allen Liegenschaften; die Instandhaltung der Wege durch Annahme von Lohnfuhrwerk und Lohnarbeiten, erzwingbar durch Strafbefehle der Friedensrichter; die Ausführung der Wegepolizeiordnung mit der Verpflichtung zu Strafverfolgungen und zur Beseitigung der Wegehindernisse; endlich Buchführung, Rechnungslegung und jährliche Berichterstattung an die Sessionen der Friedensrichter.

Immer mehr trat indessen der Übelstand hervor, daß die kleinen Kirchspiele nicht das nötige Personal für eine solche Verwaltung besitzen. Die W. von 1862 und 1864 führen daher eine zwangsweise Bildung von größern Wegeverbänden ein. Die Quartalsitzungen der Friedensrichter können nach Anhörung der beteiligten Gemeinden eine Mehrheit von Kirchspielen zu einem größern Wegeverband vereinigen. Für einen solchen Verband wird dann ein Verwaltungsrat (district board) gebildet, zu welchem jedes Kirchspiel ein oder mehrere Wegepfleger (Waywarden) zu wählen hat, nach einem klassifizierten Stimmrecht in sechs Steuerstufen. Das Hauptgeschäft des Verwaltungsrats bildet die Ernennung, Entlassung und die Bestimmung der Gehaltsetats eines besoldeten Sekretärs, Rendanten und Wegeaufsehers. Das verpflichtete Subjekt

für die Wegebaupflicht bildet nunmehr die Bezirkswegekasse, vertreten durch den Verwaltungsrat und seine Beamten, gegen welche nötigenfalls eine Zwangsvollstreckung der Wegepolizeibehörde stattfindet. Die Erhaltungskosten der einzelnen Wege verbleiben dem bisher verpflichteten Kirchspiel. Die Wegepolizei verbleibt dem Friedensrichter; insbesondere bilden die Quartalsitzungen der Friedensrichter die Beschwerdeinstanz der Verwaltung unter Rechnungslegung für alle Interessenten; sie beschließen auch über die Verlegung und Schließung eines Wegs, nötigenfalls mit Zuziehung einer Jury, und entscheiden auch über die streitige Wegebaulast mit den ordentlichen Gerichten. Das neueste Wegegesetz von 1878 beabsichtigt, die Wegeverbände künftig mit den Sanitary Boards für die Gesundheits- und Bauverwaltung zu verbinden und damit solche dem Centralamt analog den Kreisarmenverbänden unterzuordnen, womit dann das Friedensrichteramt wesentlich auf Geschäfte der Verwaltungsrechtsprechung beschränkt werden wird. Nach einer Statistik von 1881 bestanden zu jener Zeit 366 Wegeverbände für 8273 Kirchspiele, während 5886 Kirchspiele noch ihre gesonderte Wegeverwaltung behalten hatten.

Die französische Gesetzgebung des 19. Jahrh. hat mit großer Energie die Verbesserung der Lokalwege erzwungen. Charakteristisch ist namentlich das Gesetz vom 21. Mai 1836, betreffend die Neuanlegung und bauliche Unterhaltung der Chemins vicinaux, nach welchem die Wegekosten teils durch Steuerzuschläge zu den direkten Staatssteuern bis zu einem Maximum von 5 Proz. aufgebracht werden, teils durch Naturaldienste. Die Naturaldienste werden auf jährlich drei Arbeitstage bemessen, welche jedes Haupt eines Hausstandes für sich, für jedes erwachsene Familienmitglied, für jeden Diener, jedes Gespann und jedes Zug- oder Satteltier zu leisten hat. Die Naturaldienste können aber mit Geld abgelöst werden nach einem Tarif, welchen der Generalrat des Departements feststellt. Dazu treten noch ansehnliche Beiträge der Staatsdomänen, erhöhte Spezialbeiträge von Fabriken und Etablissements, welche die Vicinalwege in stärkerm Maße in Anspruch nehmen, sowie ergänzende Zuschüsse aus der Departementskasse, für welche noch einmal Staatszuschläge bis zu 5 Proz. zu den direkten Staatssteuern ausgeschrieben werden können. Das große Netz der kleinern Verbindungswege ist damit in einer bewundernswürdigen Weise gefördert und damit der Lokalverkehr des platten Landes mit den Städten gleichmäßig zufriedenstellend durchgeführt.

Die W. Deutschlands zeigen eine sehr ungleichmäßige Entwickelung und sind in den minder wohlhabenden Landesteilen oft noch sehr zurückgeblieben. Preußen hat sich seit 1820 vergeblich abgemüht, eine allgemeine W. zu Stande zu bringen, für welche die Kleinheit der Landgemeinden und die regellose Mannigfaltigkeit der Kommunalsteuer ein schwer zu überwindendes Hindernis bildet, welches erst durch eine umfassende Reform zu einer befriedigenden Lösung gelangen kann.

Wegerich, Pflanze, s. Plantago.

Weggis oder Wäggis, Pfarrdorf im schweiz. Kanton und Bezirk Luzern, liegt 440 m über dem Meere, 10 km östlich von Luzern auf dem rechten Ufer des Vierwaldstättersees am Südfuße des Rigi und zählt (1880) 1300 E. Vor der Eröffnung der Rigibahnen der Hauptausgangspunkt für die Besteigung des Rigi, ist W. dank seiner schönen geschützten Lage immer noch ein sehr lebhafter Touristenplatz und, wie Gersau und Vitznau, ein vielbesuchter klimatischer Kurort. Im J. 1795 wurde der obere Teil des Dorfs durch einen Schlammstrom vom Rigi größtenteils zerstört.

Węgierski (spr. Wengjerski, Thomas Kajetan), begabter poln. Dichter, geb. 1755 in Podlesien, war ein Zögling der Jesuiten und wurde Kammerherr des Königs; doch machte er sich durch seine rücksichtslosen Satiren viele Feinde und mußte 1779 die Heimat verlassen. Im Auslande führte er dann ein lustiges Leben, besuchte Italien, Frankreich, Amerika, England und starb, durch den Genuß erschöpft, 7. April 1787 in Marseille. W. kommt an Witz Voltaire nahe und übertrifft ihn sogar an Zügellosigkeit und Cynismus. Seine Werke, soweit sie gedruckt werden konnten, erschienen 1803 in Warschau.

Wegmaße. In Deutschland, Österreich-Ungarn, sowie überhaupt in allen Staaten, in welchen das Metrische System (s. d.) eingeführt ist, ist das Kilometer (s. d.) in seinen verschiedenen Bezeichnungen das offizielle W. Im Volksmunde sind noch oft gebräuchlich die Meile (7,5 km) und die Stunde (s. Wegstunde).

Wegmesser oder Hodométer (grch.), eine Vorrichtung zum mechan. Abmessen von Wegstrecken, welche ein Fuhrwerk oder ein Fußgänger zurücklegt. Für Wagen besteht derselbe aus einer im Innern mit angemessenem Räderwerk, äußerlich mit Zifferblatt und Zeigern versehenen Büchse, welche an einer Speiche eines Wagenrades befestigt wird. Der Mechanismus zählt die Umdrehungen des Rades, und da der Umfang dieses letztern bekannt ist, so läßt sich hiernach leicht die Länge der durchlaufenen Linie berechnen, welche gleich ist dem Radumfange multipliziert mit der Zahl der vollbrachten Umdrehungen. Für Fußgänger bringt man ein einzelnes eisernes Rad in Anwendung, welches die gehende Person am Stiele hält und vor sich her rollt (Gyrometer). Ein verwandtes Instrument ist der Schrittzähler oder Pedométer, welcher häufig in Taschenuhrenformat ausgeführt wird, und zwar in der Weise, daß ein auf einer Kreisteilung laufender Zeiger die Anzahl der zurückgelegten Schritte angibt, woraus man bei Innehaltung eines gleichmäßigen Ganges die zurückgelegte Wegstrecke berechnen kann. Das im Innern befindliche Räderwerk wird von einem durch eine Feder in nahezu horizontaler Lage erhaltenen Gewichtshebel bei jedem Schritt dadurch in Bewegung versetzt, daß das ganze Instrument sich jedesmal bis zum Auftreten des Fußes mit dem Körper senkt. Der Gewichtshebel wird alsdann vermöge des ihm erteilten Schwunges noch ein Stück weiter nach unten bis zu einem Anschlag sich bewegen, wobei er die Feder zurückdrängt, die ihn hierauf sogleich wieder rückwärts bewegt. Das auf diese Weise bei jedem Schritt erfolgende Auf- und Niederschwingen des Gewichtshebels versetzt zunächst ein Sperrklinkengetriebe und durch dasselbe die weitern Räder des Zählwerks in Thätigkeit. (Vgl. auch Meßrad und Perambulator.)

Wegscheider (Jul. Aug. Ludw.), namhafter prot. Theolog, ein Hauptvertreter des ältern Rationalismus, geb. 17. Sept. 1771 zu Kübbelingen im Braunschweigischen, studierte in Helmstedt Theologie, wurde daselbst Lehrer am Pädagogium, dann

Hauslehrer in Hamburg und 1805 theol. Repetent in Göttingen. Bei seiner Habilitation daselbst schrieb er die geistvolle Abhandlung «De Graecorum mysteriis religioni non obtrudendis» (Gött. 1805), welcher die «Einleitung in das Evangelium des Johannes» (Gött. 1806) folgte. Infolge dieser letztern Schrift wurde er als ord. Professor der Theologie und Philosophie nach Rinteln berufen, nach der Aufhebung dieser Universität 1810 in gleicher Stellung nach Halle, wo er mit Gesenius eine Hauptanziehungskraft der theol. Jugend bildete. Hier erschien von ihm «Der erste Brief des Paulus an den Timotheus, neu übersetzt und erklärt, mit Beziehung auf die neuesten Untersuchungen über die Authentie desselben» (Gött. 1810), worin er sich gegen Schleiermachers Zweifel an der Authentie dieses Briefs aussprach. Als Handbuch seiner Vorlesungen über die Glaubenslehre ließ er die «Institutiones theologiae christianae dogmaticae» (Halle 1815; 8. Aufl. 1844; deutsch von Weiß, Halle 1831) erscheinen, die man als die eigentliche Normaldogmatik des Rationalismus betrachten kann. Allgemeine Liebe und Achtung entschädigten ihn für die durch Hengstenberg gegen ihn und Gesenius (1830) gerichtete, auf Amtsentsetzung abzielende Denunziation. Er starb zu Halle 27. Jan. 1849.

Wegschnecken (Arion), ein aus 25 Arten bestehendes, Europa und einige Gegenden Afrikas bewohnendes Geschlecht meist ansehnlicher Nacktschnecken von gestreckter Gestalt mit zwei Paar Tentakeln, rechts gelegenem Atemloch und einer ganz rudimentären, im Mantel eingeschlossenen, aus einzelnen Kalkkonkrementen bestehenden Schale; die häufigste Art in Deutschlands Wäldern und Hainen ist die gemeine W. (Arion empiricorum), welche fuchsrot, braun und schwarz vorkommt und sich von verwesenden Pflanzensubstanzen, namentlich gern von Pilzen, auch giftigen, ernährt.

Wegstunde, ein Wegmaß, mit welchem die Entfernung bezeichnet wird, die man in gewöhnlichem Touristenschritt (1 km in 12 Minuten) in einer Zeitstunde (60 Minuten) zurücklegt, also = 5 km.

Wegwart, Pflanzenart, s. unter Cichorie.

Wegwespen (Pompilidae), eine 700 Arten zählende, in allen Ländern verbreitete Familie der Gruppe Grabwespen (s. d.) aus der Insektenordnung der Hymenopteren, zu der die größten und am lebhaftesten gefärbten Formen dieser Insektenordnung gehören. Die mit großen Flügeln versehenen Tiere sind sehr lebhaft, legen meist in Sand Brutröhren an und tragen ihren Larven andere Insekten, namentlich aber Spinnen, als Futter zu. Die gemeine W. (Pompilus viaticus, Tafel: Insekten IV, Fig. 12) wird bis 13 mm lang, ist schwarz mit rotem Vorderende des Hinterleibes; findet sich den ganzen Sommer hindurch namentlich häufig auf sandigen Wegen.

Wehabiten, s. Wahabiten.

Wehen, s. unter Geburt.

Wehl (Feodor von), eigentlich von Wehlen, beliebter deutscher Novellist und dramatischer Schriftsteller, geb. zu Kunzendorf in Schlesien 19. Febr. 1821, studierte zu Berlin und Jena, schloß sich als Schriftsteller dem Jungen Deutschland an und wurde infolge dessen einige Zeit auf der Festung Magdeburg detiniert. Nach seiner Freilassung aus Berlin polizeilich verwiesen, trat er als Dramaturg in die Direktion des magdeburger Theaters ein. Später siedelte W. nach Hamburg über. Nach dem J. 1848 amnestiert, kehrte er wieder nach Berlin zurück. Später hielt er sich teils in Hamburg, teils in Dresden auf, bis er 1869 dem Rufe als artistischer Leiter und Intendant des königl. Hoftheaters in Stuttgart folgte. In dieser Stellung verblieb er bis 1884; vgl. sein Werk «Funfzehn Jahre stuttgarter Hoftheaterleitung» (Hamb. 1886). Seitdem lebt er wieder in Hamburg. W. hat sich auf den verschiedensten Gebieten der Litteratur versucht. Zuerst trat er als Lyriker im Sinne der deutschen Romantiker auf in «Hölderlins Liebe. Ein dramatisches Gedicht nebst einem lyrischen Anhange» (Hamb. 1852), «Vom Herzen zum Herzen», Gedichte (Lpz. 1867). Seine wesentlich poetische Produktion zeigte er auf dem dramatischen Gebiete. Doch haben seine größern Dramen wenig Anklang gefunden, während kleinere Lustspiele beliebt geworden sind. Eine Sammlung seiner sämtlichen Bühnenstücke veranstaltete er in sechs Bänden (Lpz. 1863—69). W.s Erzählungen und Novellen zeichnen sich durch Frische des Kolorits und einen natürlichen Erzählungston aus. Sein litterarhistor. Werk «Hamburgs Litteraturleben im 18. Jahrh.» (Lpz. 1856) ist eine wertvolle Arbeit.

Wehlau, Kreisstadt im ostpreuß. Regierungsbezirk Königsberg, am linken Ufer des Pregels und am rechten der hier in diesen von links einmündenden Alle, Station der Linie Berlin-Königsberg-Eydtkuhnen der Preußischen Staatsbahnen, Sitz einer Reichsbanknebenstelle, des Landratsamts und eines Amtsgerichts, steht mit Königsberg in regelmäßiger Dampfschiffverbindung, zählt (1885) 5272 meist evang. E. und hat ein Gymnasium, eine landwirtschaftliche Winterschule, eine höhere Töchterschule, eine Eisengießerei, Ziegeleien, Gerberei, Zeugdruckerei, Getreidehandel und jährlich einen fünftägigen Kram-, Pferde- und Viehmarkt mit Tierausstellung und Pferderennen. Nahebei an der Alle liegt das bedeutende Mahl-, Holzschneide- und Ölmühlenwerk Pinnau mit Wasser- und Dampfbetrieb. In dem Wehlauer Friedens- und Bündnisvertrage vom 19. Sept. 1657 erfolgte die Anerkennung der Unabhängigkeit des Herzogtums Preußen durch Polen, gegen Rückgabe aller vom Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg in Westpreußen und Ermland gemachten Eroberungen an König Johann Kasimir von Polen.

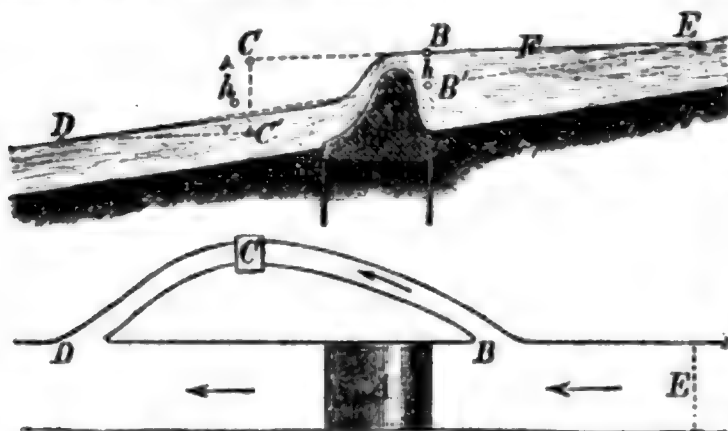
Der Kreis Wehlau zählt auf 1062 qkm (1885) 50047 meist prot. E.

Wehlen, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Dresden, Amtshauptmannschaft Pirna, 8 km östlich von Pirna, rechts an der Elbe, durch diese getrennt von der am linken Ufer liegenden Station Pötzscha der Linie Dresden-Bodenbach der Sächsischen Staatsbahnen, in schöner, von den Höhen des Elbsandsteingebirges begrenzten Thalgegend, zählt (1885) 1476 E. und hat eine hübsche neue Pfarrkirche, eine Burgruine, Sandsteinbrüche, Hopfenbau, Schiffahrt, Leinweberei und eine Fabrik künstlicher Blumenblätter. W. ist Station der zwischen Dresden und Leitmeritz verkehrenden Dampfboote und Station von Führern in die Sächsische Schweiz. Der Wehlener Grund und noch weit mehr der Uttewalder und der Zscherregrund sind wildromantische bewaldete Felsschluchten.

Wehlheiden, Dorf in der preuß. Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk und Landkreis Kassel, an der Lindenallee von Kassel nach Wilhelmshöhe, 2 km von Kassel, zählt (1885) 5363 E. und

hat eine Cigarrenfabrik, eine Essigfabrik, eine Farben-, eine Cementfabrik und zwei Bierbrauereien. Zu W. gehört das Schloß Augustenruhe, sowie eine Strafanstalt.

Wehr ist ein quer durch einen Fluß gelegter, bleibender, oder ganz oder teilweise beseitigbarer Körper, welcher die Aufgabe hat, das Wasser zu stauen. Man legt W. an bei Flußregulierungen, um das zu starke Gefälle eines Flusses zu mäßigen und dadurch die zerstörende Wirkung auf die Ufer und die Sohle zu mildern, für Schiffahrts-, Flößerei- und Triftzwecke, um eine größere Tiefe des Wasserlaufs zwischen den einzelnen W. gegenüber dem ungestauten Flußlauf zu erzielen, oder um Wasser dicht oberhalb des W. abzuleiten und zu Bewässerungen, zum Betriebe von Wasserrädern, Turbinen u. s. w. benutzen zu können.



Wird z. B. in beistehender Figur bei B Wasser entnommen und mittels eines Mühlgrabens BC (Oberwassergraben) nach dem Wasserrade bei C geleitet, so kann daselbst das Wasser durch die Höhe $h_0 = CC^1$ (nutzbare Fallhöhe) zum Fallen gebracht werden und Arbeit verrichten, wonach es mittels des Unterwassergrabens C^1D wieder zum Flusse zurückgeführt wird. Ist H der Höhenunterschied der Punkte B^1 und D (das natürliche Gefälle des Flusses); der Höhenunterschied zwischen dem gestauten und ungestauten Wasserspiegel am W. $BB^1 = h$ (die Stauhöhe); der Höhenunterschied der Punkte B und C (das Gefälle des Oberwassergrabens) = o, der Höhenunterschied der Punkte C^1 und D (das Gefälle des Unterwassergrabens) = u, so wird $o + u + h_0 = H + h$.

Ist Q die Wassermenge in Kubikmetern, welche dem Flusse bei B in der Sekunde entnommen werden kann, so vermag dasselbe in C eine Arbeit von $\frac{1000\,Q\,h_0}{75}$ nomineller Pferdekräfte zu entwickeln, wenn h_0 in Metern eingeführt wird. Bezeichnet E den Punkt, in welchem die gestaute Wasserfläche den ursprünglichen Wasserspiegel wieder erreicht, so heißt die Entfernung AE die Stauweite, die Kurve, nach welcher sich der gestaute Wasserspiegel BFE einstellt, die Staukurve. Die Berechnung der Stauhöhe und Stauweite für eine gegebene Wehrhöhe und umgekehrt führt zu schwierigen Aufgaben der Hydraulik.

Je nachdem das W. unter oder über den ursprünglichen Wasserspiegel sich erstreckt, heißt es ein Grund- oder Überfall-Wehr. Gestattet das Bauwerk, um Hochwasser und Eis leichter abziehen zu lassen, eine ganze oder teilweise Beseitigung des Staukörpers (etwa durch Aufziehen von Schützen), so spricht man von beweglichen W. So wird ferner z. B. bei den Nadelwehren die Hemmung des Wassers durch eine Reihe dicht nebeneinander gestellter, leicht entfernbarer, mit einem Stiele versehener Bretter oder ähnlich geformter Eisenstäbe bewirkt. Bei den Trommelwehren wird der Druck des Wassers benutzt, um einen Staukörper selbstthätig aufzurichten. Es gibt ferner Wehre, die sich von selbst niederlegen, wenn die Wasserhöhe ein bestimmtes Maß überschreitet, wie dies z. B. bei einigen neuern Klappenwehren der Fall ist u. s. w. Um zu triftendem Holze, Flößen oder Schiffen die Passage zu gestatten, wird das W. mit eigenen flach abfallenden Durchfahrten (Polstern) versehen oder für Schiffahrtszwecke besser mit eigenen Schiffahrtsschleusen, welche auch das Stromaufwärtsfahren gestatten.

Wehrbaum, s. Fachbaum.

Wehrenpfennig (Wilh.), preuß. Publizist und Staatsbeamter, geb. 25. März 1829 zu Blankenburg a. Harz, besuchte das dortige Gymnasium, studierte 1847—50 in Jena und Berlin Philologie und wurde an letzterm Orte Lehrer am Joachimsthalschen und Oberlehrer am Friedrichs-Gymnasium. Unter dem Ministerium Auerswald-Schwerin übernahm er als Direktor des Litterarischen Bureaus im Staatsministerium die Leitung der Regierungspresse und wurde bei dem Wechsel des Ministeriums 1862 zur Disposition gestellt. Seit 1863 redigierte er die «Preußischen Jahrbücher», die er 1867—83 in Gemeinschaft mit Treitschke herausgab. Im J. 1872—73 war er Chefredacteur der «Spenerschen Zeitung». Von 1868 bis 1878 vertrat er im preuß. Abgeordnetenhause den achten hess. Wahlbezirk, von 1869 bis 1881 im Reichstage zuerst Waldeck, später den dritten hess. Wahlkreis. In beiden Häusern gehörte er dem rechten Flügel der nationalliberalen Partei an. Im Herbst 1877 wurde er als Referent über die technischen Hochschulen und einen Teil des gewerblichen Unterrichtswesens in das preuß. Ministerium für Handel und Gewerbe berufen, und trat 1879, als die gewerblichen und Fachschulen dem Unterrichtsministerium zugewiesen wurden, als Geh. Oberregierungsrat in das letztere über. Hier verblieb er auch, als 1885 das gewerbliche Schulwesen wieder an das Handelsministerium überging; zu seinem Referat gehören seitdem außer den technischen Hochschulen und den damit verbundenen Anstalten ein Teil der Gymnasien und Realschulen. Er schrieb unter anderm: «Die Verschiedenheit der ethischen Prinzipien bei den Hellenen» (Berl. 1857), die «Geschichte der deutschen Politik unter dem Einfluß des Italienischen Kriegs» (anonym, Berl. 1860), «Die äußere Politik des Abgeordnetenhauses und die Militärreform» (1860), «Die Gesetzgebung der Jahre 1871—76» (in «Hirths Annalen», Berl. 1877).

Wehrgeld, s. Militärsteuer und Wergeld.

Wehrordnung ist eine systematische Zusammenstellung aller auf das Ersatz- und Kontrollwesen des deutschen Heeres bezüglichen Bestimmungen; sie ist unterm 28. Sept. 1875 seitens des Deutschen Kaisers genehmigt und unterm 31. Aug. 1880 mit Ergänzungen und Änderungen versehen. Sie enthält die Ausführungsbestimmungen zu dem Gesetz vom 9. Nov. 1867, betreffend die Verpflichtung zum Kriegsdienste, zu den bezüglichen Abschnitten

des Reichsmilitärgesetzes vom 2. Mai 1874 und zu dem Gesetz vom 15. Febr. 1875, betreffend die militärische Kontrolle über die Personen des Beurlaubtenstandes. In dieselbe haben auch die einschlägigen Bestimmungen anderer Gesetze, welche auf die Wehrpflicht Bezug haben, z. B. des Gesetzes über den Landsturm vom 12. Febr. 1875, des Deutschen Reichs- und des Militär-Strafgesetzbuchs zum Teil wörtlich Aufnahme gefunden. Die W. ist in zwei Teile geschieden, in die Ersatzordnung und in die Kontrollordnung; sie hat Geltung für das gesamte Deutsche Reich, mit Ausnahme Bayerns; für letzteres ist vom König von Bayern auf Grund des Vertrags vom 23. Nov. 1870 eine der deutschen W. durchaus entsprechende Verordnung unterm 21. Nov. 1875 erlassen worden.

Eine militärische Ergänzung der Wehrordnung bildet die ebenfalls vom 28. Sept. 1875 datierende Heerordnung, die in die Rekrutierungsordnung und die Landwehrordnung zerfällt; ferner auch die vom 4. Dez. 1883 datierende Marineordnung.

Wehrpflicht (Allgemeine) ist die durch Gesetz geregelte, für jeden Bürger eines Staats bestehende Verpflichtung zum Kriegsdienst und zur Verteidigung des Vaterlandes. Im Gegensatz zur allgemeinen W., welche als nationales Ehrenrecht vorzugsweise nur in einem Staate von einheitlicher Nationalität gute Wurzel schlagen und zur vollen Geltung kommen kann, stehen das Kastenwesen und das Werbesystem. Diese drei Hauptarten der Wehrverfassung finden sich in den verschiedenen Staaten von dem frühesten Altertum bis in die neueste Zeit mehr oder weniger scharf ausgeprägt vertreten; sie sind zugleich charakteristisch für den sozialen und Kulturzustand eines Volks, sowie für die Geltung, welche dasselbe in der Welt einnimmt. Im Altertum begegnet man bei den wichtigsten Kulturvölkern zunächst dem Kastenwesen, in welchem bei den Ägyptern und den Indern die Kriegerkaste die zweite Stufe der Gesellschaft einnahm. Karthago dagegen warb seine Truppen, wie später Venedig und Genua und in neuerer Zeit Großbritannien und teilweise auch Holland; das Werbesystem findet sich also von der ältesten bis zur neuesten Zeit namentlich in den großen Handelsstaaten mit merkantiler Aristokratie und ausgesprochener Weltpolitik, für welche eine militärische Macht zur Lebensfrage wird. Die Idee einer gleichmäßigen Waffenberechtigung und Waffenpflicht trat im Altertum zunächst in den griech. Staaten auf, und zwar in Sparta als allgemeine W., sodaß kein waffenfähiger Mann vom 20. bis zum 60. Lebensjahre das Land ohne Urlaub verlassen durfte, während in Athen die W. auf den unbeweglichen Besitz begründet war. Beiden Staaten aber, wie allen griechischen, war der Grundsatz gemeinsam, daß jeder Mann, der als Bürger zur Geltung kommen wollte, solche erst als Krieger erlangt haben mußte. In Rom findet sich zunächst ebenfalls eine allgemeine W., das bürgerliche Aufgebot, vermöge dessen jeder Römer, mit Ausnahme der Senatoren, Augurn, Proletarier und physisch Unfähigen, zum Waffendienst verpflichtet war; erst später folgte die Werbung, die die Heere zu den Veranlassern und Werkzeugen der Bürgerkriege umschuf. Bei den alten Deutschen war ebenso wie in Griechenland und Rom jedem freien Manne durch die Geburt schon die W. und das Waffenrecht eigen, und kein anderes Volk bietet in seiner Wehrverfassung ein so getreues Bild seines Volkslebens wie das deutsche. In seiner Heerbildung gehen, entsprechend den beiden wesentlichsten sozialen, sich während des Mittelalters in Deutschland bekämpfenden Gegensätzen und einerseits als Idee eines konzentrierten deutschen Staatslebens, andererseits als Individualisierungstrieb der einzelnen Stämme und Genossenschaften auftretend, der Heerbann und die Gefolgschaft als zwei große Strömungen nebeneinander, um sich gegenseitig ebensowohl zu bedingen, als um sich zu verdrängen und abzulösen. Aus denselben entwickelte sich der Adel als eine deutsche Kriegerkaste, und aus diesem wiederum das Rittertum und die Ritterschaft. Das untergehende Rittertum schuf die Landsknechte, welche als Fußvolk lange Zeit den Kern der deutschen Heere bildeten. Auf diese folgten dann auch in Deutschland die geworbenen Söldnerheere, und seit dem 17. und 18. Jahrh. verschwinden, mit Ausnahme des Adels, alle gebildeten und besitzenden Klassen überall aus den Armeen. Mit der Französischen Revolution tritt dagegen die Idee der allgemeinen W. in der Levée en masse wieder in das Leben; aus dieser Massenrekrutierung entwickelte sich dann in Frankreich unter dem ersten Kaiserreich die Konskription mit Stellvertretung.

Zur vollkommenen Geltung und reinen Durchführung kam indes die allgemeine W. erst in dem durch die Franzosen und die Katastrophe von 1806 niedergeworfenen Preußen, wo unter Friedrich Wilhelm III. die durch ihr Organisationstalent ausgezeichneten Generale Scharnhorst und Boyen ein auf allgemeiner W. gegründetes, alle Stände, Glaubensgenossenschaften und Berufszweige umfassendes volkstümliches Heerwesen schufen, welches ein halbes Jahrhundert später der stärkste Hebel zur Einigung Deutschlands werden sollte. Dieses auf der Landwehrordnung vom Febr. 1813 und dem Gesetz der allgemeinen Militärpflicht vom Sept. 1814 beruhende Wehrsystem erklärte jeden körperlich tüchtigen und moralisch nicht unwürdigen (d. h. nicht mit einer entehrenden Strafe belegten) Mann vom 20. bis 40. Lebensjahre für dienstpflichtig und gestattete nur einige wenige, auf Vermeidung von Härten berechnete Ausnahmen (wie z. B. die Befreiung einziger Ernährer alter, arbeitsunfähiger Eltern), sowie für die vor dem festgesetzten Lebensalter freiwillig Eintretenden besondere Erleichterungen. Die preuß. Kriegsmacht zerfiel nach demselben in das stehende Heer und die zur Zeit des Kriegs oder der Übungen versammelte Landwehr. Die Dienstzeit im erstern währte fünf Jahre und in der Regel vom 20. bis 25. Lebensjahre (die ersten drei Jahre aktiv, die zwei letzten in der Kriegsreserve). Die Landwehr zerfiel wiederum in ein erstes Aufgebot (vom 25. bis 32. Lebensjahre) und ein zweites Aufgebot (vom 32. bis 40. Lebensjahre). Das stehende Heer bildete die Waffenschule und den Rahmen zur Aufnahme der zunächst für den Krieg bestimmten, ausgebildeten jungen Mannschaft; die Landwehr ersten Aufgebots wurde im Frieden zu Übungen einberufen, im Kriege aber nur im Notfall außerhalb der Landesgrenzen verwendet; das zweite Aufgebot sollte nur im Kriege zusammenberufen und vorzugsweise zur Besatzung der Festungen verwandt werden. Diese Grundzüge des preuß. Wehrsystems erhielten hinsichtlich der Landwehr durch die Reorganisation König Wilhelms I. wesentliche Modifikationen. Die allge-

meine W. wurde somit zuerst in Preußen rein durchgeführt und verpflanzte sich dann von dort nach dem Deutschen Kriege von 1866 zunächst in die Armee des Norddeutschen Bundes, von dieser seit 1871 aber in die aus derselben entwickelte gesamte Armee des Deutschen Reichs.

Über die Hauptpunkte, auf denen die allgemeine W. im jetzigen Deutschen Reiche basiert, s. Deutsches Heerwesen (Bd. V, S. 114). Diese haben sich im Deutschen Kriege von 1866 in Preußen und im Deutsch-Französischen Kriege von 1870 und 1871 im deutschen Heere in einer Weise bewährt, daß seitdem die deutsche Wehrverfassung das Muster für die fast aller Staaten, namentlich Österreich-Ungarns, Frankreichs, Rußlands und Italiens geworden ist. Nur England hält noch am Werbesystem fest und besitzt deshalb von allen Staaten die relativ kleinste Armee und das größte Militärbudget. Die allgemeine W. bildet daher nicht nur in volkssittlicher, sondern auch in volkswirtschaftlicher Hinsicht die höchste Stufe für die Entfaltung der militärischen Macht der Staaten.

Wehrsdorf, Pfarrdorf und Rittergut in der sächs. Kreis- und der Amtshauptmannschaft Bautzen, in einem Thale des Lausitzer Gebirges, 19 km südlich von Bautzen, zählt (1880) 2319 E. und hat Steinbrüche, eine Dampfbleich- und Appreturanstalt mit mechan. Jacquardweberei, Leinweberei und Bleichereien.

Wehrsteuer, s. Militärsteuer.

Wehrturnen umfaßt alle Leibesübungen zur Ausbildung der Wehrtüchtigkeit. Lange bevor man im Turnen ein allgemeines Bildungsmittel erkannte, übte sich unbewußt der barbarische Krieger in seinen Kämpfen im W. Es ist daher das W. von alters her die Wurzel, aus der alle Gymnastik sproßte. Hinwiederum ist aber auch im allgemeinen das Turnen zu allen Zeiten ein wesentliches Mittel zur kriegerischen Ausbildung geblieben. Insofern jedoch gewisse turnerische Übungen sich ganz vorzüglich zur speziellen Heranbildung für Wehrzwecke eignen und dieserhalb auch getrieben werden, spricht man von einem W. oder Militärturnen. (S. auch Turnen.)

Wehrvögel (Palamedeidae), eine aus zwei Gattungen und drei Arten bestehende Familie der Stelzvögel, welche Südamerika vom La-Plata bis Columbien bewohnt. Die sonderbaren Tiere, die von manchen Forschern den Entvögeln, von andern den Hühnern zugerechnet werden, haben in einem kurzen, zugespitzten Schnabel, ähnlich wie die Siebschnäbler, schwache, aber sehr zahlreiche seitliche Querblätter; die Beine sind lang, die Zehen frei ohne Schwimmhaut; am Flügelbug (Handgelenk) finden sich zwei sehr scharfe Sporne. Die W. ernähren sich von Vegetabilien, besonders von den Blüten und jungen Blättern der Sumpfpflanzen. Die häufigste Art ist der Anium a (Palamedea cornuta, Tafel: Stelzvögel II, Fig. 4), ein 80 cm langer Vogel mit einem bis 15 cm langen, dünnen, hornartigen Hautanhang auf dem Kopfe, in dessen samtähnlichem Gefieder eine dunkle Färbung vorherrscht.

Wehrwolf, s. Werwolf.

Wei, chines. Name des Amu (s. d.).

Weib, s. Frauen und Geschlecht.

Weiberlehn, s. u. Lehn und Lehnswesen.

Weibersommer (Alter-), s. Altweibersommer.

Weibertreu, Schloß, s. unter Weinsberg.

Weichbild heißt der zu einer Stadt gehörige Gerichtsbezirk, bisweilen auch die Stadt selbst mit ihrem Gebiet, gewöhnlich aber die Stadtflur außerhalb der Ringmauern. Außerdem bezeichnet man damit das Stadtrecht, welches innerhalb des Stadtgebietes entstanden und in Geltung gekommen, und nach welchem alle Streitigkeiten und Gewaltthätigkeiten, die innerhalb des W. vorfielen, entschieden werden sollten. Das Wort kam seit dem 12. Jahrh. in Gebrauch und wird gewöhnlich vom althochdeutschen wih (= vicus, Stadt) und Bild, d. i. Siegel der Stadt, abgeleitet. Nach Eichhorn ist das Wort daher entstanden, daß man die Grenzen des Stadtgebiets bei den bischöfl. Städten, in welchen sich die Städteverfassung zuerst entwickelte, durch Aufstellung von geweihten Bildern oder Crucifixen zu bezeichnen pflegte. Das sächs. Weichbildrecht wurde herausgegeben von Daniels (»Dat Buk wichbelde recht«, Berl. 1853) und Walther (Lpz. 1873), das wiener von Schuster (Wien 1874).

Weichbronze, s. unter Geschützbronze.

Weichdeckkäfer, s. Malacodermata.

Weichdorn (Wegedorn), s. unter Rhamnus.

Weichen (Eisenbahnweichen), s. unter Eisenbahnen, Bd. V, S. 862.

Weicherz, soviel wie Silberglanz.

Weichflosser (Malacopterygii) nannte die ältere Systematik alle Knochenfische, deren sämtliche Flossen weiche, biegsame, einfache oder an der Spitze ästig aufgelöste, gegliederte Strahlen haben, mit Ausnahme der beiden ersten Strahlen der Rückenflosse, die hart und ungegliedert sein können. Den W. wurden die Stachelflosser (s. d.) gegenübergestellt.

Weichharze, s. Schleimharze.

Weichhäuter, s. Malacodermata.

Weichlot oder Schnelllot, s. unter Löten.

Weichmanganerz, s. Braunstein.

Weichsel (poln. Wisla, lat. Vistula), einer der wichtigsten Ströme Preußens und der wichtigste Polens, sowie der größte des Ostseegebiets, entsteht im Jablunkagebirge nordöstlich von Jablunkau in Österreichisch-Schlesien, in dem großen, 4085 E. zählenden Dorfe W. (Visla) aus der Vereinigung der Weißen, Kleinen und Schwarzen W. (Biala, Molinka und Czerna), von denen erstere in 975 m Höhe am Westabhange des Magurkabergs, letztere in 1154 m Höhe aus einem Sumpfe unterhalb der Kuppe des Beskidberges kommt. Vom Dorfe W., wo der Fluß einen hohen Wasserfall bildet, geht er in einem von felsigen Rändern begrenzten Thale bis zur Stadt Schwarzwasser (33 m breit, in 249 m Höhe), wo er das Gebirgsland verläßt, bildet hierauf auf 45 km die Grenze zwischen Österreichisch-Schlesien und Galizien einerseits und der preuß. Provinz Schlesien andererseits, fließt dann über Krakau (80 m breit, 179 m hoch), hierauf auf der Grenze zwischen Galizien und Polen bis zur Einmündung des San, unterhalb Sandomir. Unterhalb der Sanmündung tritt die W. ganz auf das poln. Gebiet, durchfließt dasselbe in einem weiten, gegen Westen geöffneten Bogen, und zwar zuerst nordwärts, verläßt bei Pulawy das südpoln. Plateau, behält aber noch bis zur Mündung der 240 km langen und bei hohem Wasserstande schiffbaren Pilica ein bis auf 3,7 km eingeengtes Thal zwischen steilen bewaldeten Rändern. Von Pulawy an durchfließt sie die weite fruchtbare Ebene zwischen niedrigen Ufern, 600—1100 m breit, über die Weichselfestungen

Jwangorod, Warschau-Praga und Nowo-Georgiewsk, dann nach Einmündung des Bug west- und nordwestwärts, auf der rechten Seite wieder von hohen Steilufern begleitet, über Plock und Dobrzyn. Von oberhalb Czerwinsk bis Plock ziehen sich in fast ununterbrochener Folge viele langgestreckte, sandige Inseln (Kämpe) im Strome hin. In Polen ist die W. nirgends künstlich eingedämmt und setzt deshalb alljährlich die flachen Ufer unter Wasser, daher liegen die Ortschaften entweder von der W. entfernt oder auf hochgelegenen Punkten. Als ein 925 m breiter Fluß tritt die W. sodann bei Ottlotschin auf das preuß. Gebiet, 15 km oberhalb der Festung Thorn (der Wasserspiegel hier 35 m über dem Meere), wo auf dem linken Ufer bewaldete, dünenartige Hügelreihen sich erheben. Unterhalb der Mündung der Brahe und des Brombergerkanals, 190 km von der Mündung, durchbricht sie, über Kulm, Schwetz und Graudenz gegen Nordnordost, zuletzt gegen Norden fließend, den preuß. Landrücken in einem tief eingeschnittenen, breiten und fruchtbaren Niederungsthal, in dem sie mehrarmig zwischen schönbewaldeten Inseln und Sandwerdern in großer Breite dahinfließt. Bei Mewe, wo der Strom eine Breite von 1100 m aufweist, unterhalb Marienwerder ist der Durchbruch vollendet, und es eröffnet sich die preuß. *Weichselniederung*, ein sehr fruchtbares, aber trotz der bis 8 m hohen Dämme nicht selten verheerenden Überschwemmungen ausgesetztes Deltaland von 1980 qkm Fläche, das zwischen Danzig und Elbing 53 km breit ist; westlich von der W. liegt der Danziger Werder, zwischen W. und Nogat der Große Marienburger Werder, östlich von der Nogat der Kleine Marienburger Werder; dazu kommt die Elbinger Niederung und zwischen den untern Weichselarmen und der Ostsee die Nehrung.

Hier teilte sich ehemals die in dieser Gegend durchschnittlich 1 m tiefe W. bei der Montauer Spitze zunächst in zwei Arme: W. (westlich) und *Nogat* (östlich); die Ausflußstelle der Nogat ist jedoch seit den großen Strombauten von 1845—57 verstopft; seitdem führt 4 km unterhalb der 2 km lange *Weichsel-Nogatkanal* zur Nogat, die bei Marienburg vorüberfließt und nach einem Laufe von 51,7 km zwischen sehr niedrig gelegenen Inseln mit 20 Mündungen in das Frische Haff sich ergießt, deren eine (die östliche, die Breite Fahrt) durch den 6 km langen *Kraffohlkanal* (1795 angelegt) mit der Elbing verbunden wird. Der westl. Arm, die W., teilt sich, nachdem er Dirschau 630 m breit berührt hat, an dem sog. *Danziger Haupt*, unter Käsemark, abermals: der östl. Arm, die *Elbinger Weichsel*, 22,6 km lang, empfängt seit dem Durchbruch von Neufähr in normalen Verhältnissen aus dem Hauptstrome kein Wasser mehr und ergießt sich mit 14 Mündungen ebenfalls in das Frische Haff; der westliche, schwächere, der Versandung besonders unterworfene Arm, die *Danziger Weichsel*, 33,3 km lang, im Durchschnitt 2,6 m tief, fließt an Danzig vorüber und ergießt sich bei der Festung *Weichselmünde* in die Ostsee. Doch ist diese Mündung, die *Norderfahrt*, nur noch für Kähne fahrbar, da sich Sandbänke davorgelegt haben. Der eigentliche Hafen und die Einfahrt in die W. für Danzig wird durch einen Kanal, die *Westerfahrt* oder *Neufahrwasser*, gebildet, der bereits im 17. Jahrh. durch eine tiefe Sandbank, die Platte, durchgebaggert wurde, durch Schleusenwerke gegen Versandung gesichert ist und jährlich einen bedeutenden Kostenaufwand erfordert, um die in die See gehenden Molen gegen Versandung zu schützen. Durch den seit 1844 neu angelegten 76 km langen Oberländischen Kanal von 39 m Breite und 5,8 m Tiefe wird das 76 ha große Danziger Hafenbecken unmittelbar mit der Ostsee verbunden, sodaß Seeschiffe mit voller Ladung bis Danzig fahren und hier noch einen Winterhafen finden können. Während des Eisgangs 1840 bahnte sich 2. Febr. der Strom noch eine neue Mündung, die *Todte Weichsel*, indem er zwischen Neufähr und Bohnsack, 15 km östlich von Danzig, die schmale Nehrung durchriß und in nördl. Richtung in die Ostsee floß. Allein auch dieser Durchbruch ist gegenwärtig schon stark versandet und für die Schiffahrt untauglich.

Die ganze Stromlänge der W. beträgt 1050 km, wovon 246,5 auf die Provinz Westpreußen und 45 auf die österr.-preuß. Grenze in Oberschlesien entfallen. Durch zahlreiche Nebenflüsse, von denen aber nur der San, der Bug und die Brahe für die Schiffahrt von Wichtigkeit, wird das Flußgebiet auf 181700 qkm erweitert, wovon 68000 auf Österreich, 27775 auf Preußen kommen. Durch den Brombergerkanal steht die W. mit der Netze und so mit der Warthe und Oder in Verbindung. Schiffbar wird die W. schon bei Zabrzeg für kleinere, bei Krakau für mittlere, aber für größere Fahrzeuge erst bei Zawichost, nach Aufnahme des San. Seit 1848 ist auf der W. von Warschau aus eine regelmäßige Dampfschiffahrt im Betriebe; bei günstigem Wasserstande gehen Dampfer stromaufwärts über Jwangorod, Nowo-Alexandrya und Zawichost bis Sandomierz, am Schlepptau schwer beladene Kähne nachziehend. Die Schiffahrt dauert gewöhnlich vom April bis zum Oktober. Außer dem großen Hochwasser des März hat zwar die W. noch zwei andere zu Johannis und Jakobi, die sog. Janówka und Jakobówka, doch wird die Schiffahrt und zumal der Dampferverkehr im Hochsommer nicht selten durch Wassermangel unterbrochen, am regelmäßigsten besteht sie zwischen Thorn und Włocławek, Plock und Warschau, sowie zwischen Nowo-Alexandrya und Sandomierz. Die Tiefe des Stroms wechselt vielfach, besonders durch die fast alljährliche Veränderung der Strömung und den Eisgang. Trotz ihrer Wassermasse und Stromgeschwindigkeit friert die W. fast jeden Winter zu. Eisenbahnbrücken führen über den Strom bei Zabrzeg, Czarnuchowice unweit Oświecim, Krakau, Jwangorod, zwischen Warschau und Praga; innerhalb Preußens führen drei feste Eisenbahnbrücken über den Strom: bei Thorn, Graudenz und Dirschau, außerdem eine bei Marienburg über die Nogat; die von Dirschau und Marienburg sind durch Festungswerke geschützt. Bemerkenswert sind in Galizien eine Chausseebrücke bei Zabrzeg und zwei Straßenbrücken bei Krakau; in Polen eine Straßengitterbrücke zwischen Warschau und Praga, Schiffbrücken bei Plock und Włocławek. Die Furt oberhalb von Czerwinsk ist zugleich die breiteste Stelle des Stroms innerhalb Polens, derselbe hat hier eine Breite von 1200 m bei einer Tiefe bis zu 2 m; mehrere Inseln teilen hier das Fahrwasser in drei Arme. Die W. liefert viele und gute Fische. Der größte Vorteil aber, den sie Polen gewährt, ist die bequeme Ausfuhr der Landeserzeugnisse an Getreide, Holz u. s. w., die auf einer großen Anzahl

von Schiffen und Flößen jährlich nach Danzig gebracht und von da ausgeführt werden, doch ist in neuester Zeit die sehr bedeutende Getreideausfuhr der rechts von der W. liegenden Gouvernements großenteils auf die Bahn Kowel-Lublin-Praga-Mlawa-Danzig übergegangen. Vgl. Kalbus und Brandstätter, »Die W. von ihrem Ursprung bis zu ihrer Mündung« (Danz. 1852—53); Brandstätter, »Die W., historisch, topographisch und malerisch« (Marienwerder 1855); Licht, »Die untern Weichselniederungen« (Danz. 1878).

Weichselgouvernements, jetzt offizieller Name von Polen.

Weichselmünde, Festung, s. unter Neufahrwasser.

Weichseln, s. unter Kirschen.

Weichselrohr ist der Name einer Sorte geschätzter Tabakspfeifenrohre, welche aus den Stocklohden verschiedener Prunusarten aus der Abteilung der Kirschen gewonnen werden. Die echten oder türkischen Weichselrohre, welche bloß beim Rauchen einen angenehmen Geruch geben, stammen von Prunus Mahaleb, der Steinweichsel. (S. Prunus.) Andere, unechte Weichselrohre werden aus den Stocklohden des Sauerkirschbaums und der Ahlkirsche (P. Padus) verfertigt. Der aromatische, etwas an bittere Mandeln erinnernde Geruch rührt von dem in der Rinde des W. enthaltenen Cumarin (s. d.) her.

Weichselzopf, Wichtel- oder Judenzopf (plica Polonica, trichoma) besteht in einer unentwirrbaren Verfilzung der Haupthaare. Früher betrachtete man den W. als eine eigenartige Krankheit, aber es ist unzweifelhaft nachgewiesen, daß er nichts weiter ist als eine Folge der Unsauberkeit. Wenn die Kopfhaare, namentlich die der Frauen, jahrelang nicht gekämmt werden, wie dies bei der Bevölkerung der Weichselgegend häufig der Fall, so bilden sich natürlich die Haare zuletzt zu einem unlösbaren, von Schmutz und Ungeziefer starrenden Filz, unter dem zuletzt auch die Kopfhaut nach Art der nässenden Flechte erkrankt. In Polen hält man übrigens den W. für ein gutes Präservativ und Hilfsmittel gegen allerlei Krankheiten, gegen Behexung u. dgl. Daher lassen sich oft nicht bloß Leute aus dem Volke, sondern auch den höhern Ständen Angehörige einen W. ziehen. Die Behandlung des W. besteht im Abschneiden der Haare, in der Erweichung und Entfernung der vorhandenen Borken durch Öl und in der Anwendung adstringierender und desinfizierender Salben. (S. Ekzem.)

Weichtiere, soviel wie Mollusken (s. d.).

Weida, Stadt im Großherzogtum Sachsen-Weimar, an der Mündung der Auma in die Weida, an der Linie Gera-Probstzella der Preußischen Staatsbahnen und Werdau-Mehltheuer der Sächsischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine Web- und eine Baugewerkschule und zählt (1885) 5150 E., welche Tuchfabriken, Dampffärbereien, mechan. Woll-, Baumwoll- und Teppichwebereien, Drahtwaren-, Filzschuh-, Tuchschuhfabriken, Kunst- und Handelsgärtnereien, Porzellanmalereien und Gerbereien unterhalten. Auf einem Berge bei der Stadt liegt das wohlerhaltene Schloß Osterburg aus dem 10. Jahrh.

Weide (Salix) heißt eine Pflanzengattung, welche mit den Pappeln die Familie der Salicineen bildet und zahlreiche Arten enthält. Die Knospen sind achselständig, von zwei zusammengewachsenen, einen einzigen hohlen, äußerlich zweirippigen Körper bildenden Schuppen umhüllt, die Blätter kurzgestielt, ganzrandig oder gezähnt, bei den meisten Arten lanzettförmig oder länglich, selten eiförmig oder rundlich, am Grunde des Stiels mit zwei meist abfallenden Nebenblättern versehen. Beiderlei Blüten stehen in Kätzchen, welche sich bei manchen Arten vor, bei andern mit dem Laubausbruch entwickeln. Beiderlei Kätzchen haben ganzrandige Schuppen, unter denen bei den männlichen meist zwei, selten drei, fünf oder viele langgestielte Staubgefäße, bei den weiblichen ein einziger, oft gestielter Stempel mit zwei, bisweilen in zwei Schenkel gespaltenen Narben neben einer honigabsondernden Drüse stehen. Die männlichen Kätzchen fallen gleich nach der Blütezeit ab, die weiblichen, nachdem die Früchte gebildet und die Samen gereift haben. Die Frucht ist eine einfächerige, mit zwei Klappen aufspringende Kapsel, welche viele kleine, mit einem Schopf seidenglänzender Haare besetzte Samen enthält. Die Weidenarten sind namentlich in der kalten gemäßigten und kalten Zone der nördl. Halbkugel verbreitet und dadurch ausgezeichnet, daß sie sehr leicht und sehr zahlreiche Bastarde bilden, indem häufig die Narben einer weiblichen W. durch den Blütenstaub einer andern Weidenart befruchtet werden, den der Wind oder behaarte Insekten (Bienen, Hummeln u. s. w.) herbeibringen. Von dieser Bastarderzeugung, welche die Bestimmung der zahlreichen Arten außerordentlich erschwert, hat man sich durch Versuche (künstliche Kreuzung) überzeugt, namentlich im botan. Garten zu Breslau. Infolge dieser besonders durch Wimmer und Wichura angestellten Versuche haben sich sehr viele bisher für eigene Arten oder auch für Varietäten gehaltene W. als Bastarde herausgestellt. Nach Andersson kommen auf der ganzen Erde 160 Arten vor und 68 Bastarde, nach Wimmer in Europa 31 Arten und 57 Bastarde. Die W. zerfallen in mehrere naturgemäße Gruppen, z. B. Gletscherweiden, kleine niederliegende Sträucher mit endständigen Kätzchen; Purpurweiden, aufrechte Sträucher und Bäume mit purpurroten Staubbeuteln und verwachsenen Staubfäden; Sahlweiden, Sträucher und Bäume mit gestieltem, filzigem Fruchtknoten; Baumweiden, Bäume, deren Kätzchenschuppen sich vor dem Abfallen der Kätzchen von der Spindel lösen ꝛc.

In ökonomischer Hinsicht sind die W. von großem und mannigfachem Nutzen. Zwar geben die Stämme nur wenig wertvolles Nutz- und Brennholz, doch gebraucht man die Kohle der Sahlweide (S. caprea *L.*) zum Zeichnen und zur Bereitung des Schießpulvers, die Rinde von dieser und der weißen W. (S. alba *L.*) zum Gerben des dän. Handschuhleders, sowie zum Färben. Ein in der Weidenrinde enthaltenes Alkaloid (Salicin) findet mediz. Verwendung. Die bei den meisten W., mit Ausnahme der Bruchweide (S. fragilis *L.*), sehr zähen und biegsamen Zweige dienen zu vielerlei Flechtwerk. Hauptsächlich finden hierzu Verwendung die ein- oder zweijährigen, üppig erwachsenen Stockausschläge (Ruten) der Korbweide (S. viminalis *L.*), Purpurweide (S. purpurea *L.*), Mandelweide (S. amygdalina *L.*), der kaspischen oder schwarzen W. (S. acutifolia *Willd.*). Weidenniederwald ist ein sehr lohnender forstlicher Betrieb. Baumweiden werden vielfach auch als Kopfholz behandelt. Die W. liefern überdies den Böttchern vortreffliche Reifen, Material zum Faschinenbau, zum Binden von Hecken u. s. w. Sie vervielfältigen sich leicht

durch Stecklinge und bilden in kurzer Zeit dichte Gehege, weshalb man sie zur Befestigung der Ufer und Dämme verwendet; besonders geeignet hierzu S. viminalis *L.*, purpurea *L.*, triandra *L.* (amygdalina *L.*). Zur Befestigung der Dünen an der Ostsee ist vielfach angebaut S. acutifolia *Willd.* Häufige Verwendung finden die verschiedenen W. auch als Ziergehölze in Gärten u. s. w., so z. B. namentlich die aus dem Orient stammende Trauerweide (S. babylonica *L.*) als Symbol der Trauer auf Kirchhöfen. Vgl. Krahe, »Lehrbuch der rationellen Korbweidenkultur« (4. Aufl., Aachen 1886).

Weidegerechtigkeit oder Weideservitut, s. Hutungsrecht, Trift und Triftgerechtigkeit.

Weiden, auch Triften, Viehweiden, Hutungen, Hutweiden, heißen dauernde Grasländereien, deren Nutzung durch den Auftrieb von Vieh, welches darauf seine Nahrung sucht, erreicht wird. Man unterscheidet, je nach der Lage und Benutzung, Höhenweiden (Alpen, Matten, Sömmerungen, Staffeln), Niederungsweiden (Marschen, Auweiden und Salzwiesen an den Ufern der Ströme und des Meeres), Bruchweiden (im Niederwald, auf Moorboden), Waldweiden, Brachweiden (auf den Brachfeldern), Stoppelweiden (nach dem abgebrachten Getreide), Heideweiden (auf den Heideflächen) und Steppenweiden. Fettweiden heißen besonders reich bestandene, zur Mästung geeignete Weideflächen; je nach dem Besatz unterscheidet man: Pferde-, Rinder-, Schaf-, Schweine-, Gänseweiden. Endlich kann man abteilen dauernde und zeitweilige W.; ebenso natürliche und künstliche. Die künstlichen W. werden besonders angesäet, gewöhnlich mit einem Gemenge von Weißklee (Trifolium repens) und geeigneten Gräsern. Koppelweiden heißen solche, deren Benutzung zweien oder mehrern Berechtigten zusteht. Gemeindeweiden sind im Besitz der Gemeinden, und es hat jeder Bürger das Auftriebsrecht. Weidewirtschaft (Koppelwirtschaft, s. d.) heißt das Feldsystem, bei dem stets ein Schlag zur Weide niederliegt. Weiderecht ist ein Servitut, das dem Berechtigten gestattet, Vieh auf fremdem Grund und Boden weiden zu lassen. Vgl. Delius, »Die Kultur der Wiesen und Grasweiden« (Halle 1874); Stebler, »Die Grassamenmischungen« (2. Aufl., Bern 1883).

Weiden, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberpfalz, Bezirksamt Neustadt an der Waldnaab, 414 m über dem Meere, Station der Linien München-Regensburg-Hof, W.-Bayreuth-Neuenmarkt, W.-Neukirchen und W.-Neustadt a. W.-Vohenstrauß der Bayrischen Staatsbahnen, Sitz eines Land- und eines Amtsgerichts, eines Bezirksgremiums (Handelskammer), eines Oberbahnamts und einer Agentur der Bayrischen Notenbank, zählt (1880) 4858 E., darunter 1579 Evangelische und 76 Juden, und hat eine kath. und eine prot. Pfarrkirche, ein Schloß und nahebei die Glashütte Ullersricht.

Weidenbohrer (Cossus ligniperda), ein bis 94 mm klafternder europ. Nachtfalter aus der Sippe der Spinnen von graubrauner Farbe, mit weißgesprenkelten und schwarzgestrichelten Vorderflügeln. Die mattrote, auf der Oberseite braunrote Raupe lebt zwei Jahre im Holz verschiedener Laubbäume, namentlich der Weiden.

Weidenlaubsänger (Phyllopneuste rufa), ein 110 mm langer, 180 mm klafternder, im waldigen Europa nicht seltener Singvogel, mit olivengrünlicher Färbung der Oberseite und weißlicher Brust- und Bauchgegend, welcher Ende März in Deutschland eintrifft und im Oktober wieder wegzieht. Er liebt lichte Waldungen, namentlich gemischte Bestände und besucht mit Vorliebe die Wipfel der Bäume, während er sein kunstreiches Nest auf oder nahe dem Boden anlegt. Seine 5—8 Eier sind weiß mit rötlichen und bräunlichen Flecken.

Weidenröschen, Pflanze, s. Epilobium.

Weidenspier, Pflanze, s. unter Spiraea.

Weidenzeisig, soviel wie Weidenlaubsänger.

Weiderecht, s. Hutungsrecht.

Weiderich, Pflanze, s. unter Lythrum.

Weideservitut, s. Hutungsrecht.

Weidewechselwirtschaft, s. Koppelwirtschaft.

Weidewirtschaft, s. Betriebssysteme.

Weidig (Friedr. Ludw.), ein durch sein Schicksal als politisch Verfolgter bekannter hess. Pfarrer, geb. 15. Febr. 1791 zu Oberkleen in der ehemaligen Herrschaft Kleeburg (jetzt im preuß. Kreise Wetzlar), machte seine Studien zu Gießen und bekleidete seit 1811 das Konrektorat, dann das Rektorat an der Lateinschule zu Butzbach. Er verwickelte sich in die polit. Bestrebungen der dreißiger Jahre und ward nach dem Frankfurter Attentat, an dem er nicht persönlich teilnahm, polizeilich verhaftet, jedoch schon nach einigen Wochen wieder freigelassen. Nach der gegen seinen Willen erfolgten Versetzung an die Pfarrei Obergleen in Oberhessen wurde er im April 1835 von neuem verhaftet. Er war angeklagt der Abfassung und heimlichen Verbreitung revolutionärer Druckschriften, sowie der Mitwissenschaft und einer jedenfalls sehr problematisch gebliebenen Mitwirkung am Frankfurter Attentat. Am 23. Febr. 1837 erfuhr man, daß sich W. mit den Scherben einer zerbrochenen Glasflasche den Hals, sowie die Adern an Armen und Füßen durchschnitten habe und mehrere Stunden darauf gestorben sei. Eine nähere Untersuchung über W.s Tod ergab, daß W.s Untersuchungsrichter Georgi zugleich dessen persönlicher Feind gewesen, und daß die wahrscheinliche Veranlassung von W.s Tode eine im Widerspruch mit einer ausdrücklichen gerichtlichen Weisung an ihm verübte körperliche Mißhandlung gewesen sei. Außer mehrern kleinern Schriften ist W. Verfasser einer Anzahl sehr inniger »Gedichte, herausgegeben von einigen Freunden« (Mannh. 1847). Über seinen Prozeß sind zu vergleichen: »Der Tod des Pfarrers W.« (Zür. 1843); Nöllner, »Aktenmäßige Darlegung des Verfahrens gegen W.« (Darmst. 1844), und insbesondere Schulz und Welcker, »Geheime Inquisition u. s. w. Schlußverhandlung mit vielen neuen Aktenstücken über den Prozeß W.« (Karlsr. 1845).

Weidwerk, s. Jagd.

Weier (Joh.), s. Wier.

Weierstraß (Karl Theod. Wilh.), verdienter Mathematiker, geb. 31. Okt. 1816 zu Osterfelde im Regierungsbezirk Münster, besuchte das Gymnasium zu Paderborn und studierte 1834—38 zu Bonn Jura und Kameralia, folgte aber mehr seiner Neigung zu mathem. und physik. Studien, denen er sich 1838—40 auf der Akademie zu Münster gänzlich hingab. Hierauf wurde er Gymnasiallehrer in Münster, 1842 in Deutsch-Crone und 1848 in Braunsberg, 1856 Professor der Mathematik am Gewerbeinstitut und 1864 ord. Professor an der Universität zu Berlin. Seine wissenschaftlichen Arbeiten, welche sich meist auf die allgemeine Funk-

tionenlehre beziehen, erschienen im Crelle-Borchardtschen »Journal für Mathematik«, in den »Abhandlungen« der berliner Akademie &c.

Weife, s. Haspel.

Weig., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Christian Ehrenfried von Weigel, geb. 1748 in Stralsund, königl. schwed. Leibarzt, gest. 1831 in Stralsund (Botaniker).

Weigand (Friedr. Ludw. Karl), namhafter Germanist, geb. 18. Nov. 1804 zu Unterflorstadt bei Friedberg in der Wetterau, besuchte das Schullehrer-Seminar zu Friedberg, bezog Ostern 1830 die Universität zu Gießen, wo er Theologie studierte und philol. Vorlesungen hörte. Später wurde W. Lehrer an der Realschule zu Michelstadt im Odenwalde, von wo er 1837 an die Provinzialschule zu Gießen versetzt wurde, an welcher er 1855 zum Direktor aufrückte, nachdem er bereits 1846 die Ordination als evang. Geistlicher erhalten hatte. Im J. 1849 begann er an der Universität zu Gießen Vorlesungen im Gebiete der deutschen Philologie und Litteratur zu halten und wurde 1851 außerordentlicher, 1867 ord. Professor für jene Fächer. Der deutschen Sprachforschung hatte sich W. schon vor Antritt der Professur zugewandt und zunächst eine »Kurze deutsche Sprachlehre für Real-, Bürger- und Volksschulen« (Mainz 1838) veröffentlicht, welcher dann ein umfassendes »Wörterbuch der deutschen Synonymen« (3 Bde., Mainz 1840—43; 2. Ausg. 1852) folgte. Darauf besorgte er die dritte Auflage von Schmitthenners »Kurzes deutsches Wörterbuch« (Gieß. 1853—56). Das Erscheinen dieses Buches begann fast gleichmäßig mit dem des großen deutschen Wörterbuchs von Jakob und Wilh. Grimm, an welchem Werke W., mit beiden Brüdern, besonders mit Jakob, näher befreundet, von Anfang an teilnahm. Nach der Übernahme der Fortsetzung des Werks mit Hildebrand konnte W. indes nicht sofort mit voller Kraft eingreifen, weil er noch ein eigenes Werk zu vollenden hatte, das unter dem Titel »Deutsches Wörterbuch« (3 Bde., Gieß. 1857—71; 3. Aufl. 1877—78) erschien. Er starb 30. Juni 1878 in Gießen. W. hinterließ Sammlungen zu einem »Wetterauischen Wörterbuch«.

Weigel (Karl Christian Leberecht), gelehrter Arzt, geb. 1. Dez. 1769 zu Leipzig, studierte in Leipzig und Göttingen, lebte hierauf einige Jahre in Wien und kehrte 1796 nach Leipzig zurück, ließ sich 1799 als praktischer Arzt in Meißen nieder und nahm 1801 seinen Aufenthalt zu Dresden, wo er namentlich für Einführung der Kuhpockenimpfung wirkte. Wegen des Vorschubs, den er kranken russ. Offizieren geleistet, wurde er im Sept. 1813 auf Napoleons Befehl in die Festung Erfurt gebracht, wo er mehrere Monate festgehalten wurde. Er starb 17. Jan. 1845 zu Dresden. W. gab den Aretäus, »De pulmonum inflammatione« (Lpz. 1790), »Aelianarum exercitationum specimen« (Lpz. 1791), mit Kühn die »Italienische medic.-chirurg. Bibliothek« (Lpz. 1793 fg.) heraus und übersetzte Strambis Werk »Über den Pellagra« (Lpz. 1796). Auch war er der erste, der ein »Neugriech.-deutsch-ital. Wörterbuch« (Lpz. 1796) und »Deutsch-neugriech. Wörterbuch« (Lpz. 1804) lieferte.

Weigel (Joh. Aug. Gottlob), bekannt als Buchhändler und Kunstkenner, jüngerer Bruder des vorigen, geb. zu Leipzig 23. Febr. 1773, besuchte die Nikolaischule und lernte dann von 1789 an in der Gleditschschen Buchhandlung. Im J. 1793 übernahm er unter der Aufsicht Leichs die Leitung der ehemaligen Müllerschen Buchhandlung. Nach seines Vaters Tode wurde ihm im Jan. 1795 dessen Stelle als Proklamator bei der Universität übertragen. Hierauf errichtete er eine Antiquariatsbuchhandlung, deren Umfang der von ihm herausgegebene Katalog unter dem Titel »Apparatus literarius« (Lpz. 1807; 2. Aufl. 1821; neueste Aufl. 1834) bekundet. Sodann begründete er eine eigene Verlagshandlung, aus der eine Menge ausgezeichneter, vorzüglich philol. Werke hervorgingen. Da bei neuen Ausgaben von Klassikern die Herausgeber sich nicht ohne bedeutenden Aufwand die Materialien verschaffen konnten, so legte er selbst Sammlungen von Kollationen der Handschriften und ungedruckten Arbeiten der Gelehrten über Schriftsteller an. Was er darin geleistet, zeigen die Ausgaben des Longinus von Weiske, des Euripides von Matthäi, des Plato von Stallbaum, des »Etymologicum Gudianum« von Sturz u. s. w. Zugleich besaß er als eifriger Kunstfreund eine treffliche Sammlung von Originalhandzeichnungen (später im Besitz seines Sohnes Rudolf, welcher eine Auswahl davon 1853 in Faksimiles herauszugeben begann), Gemälden, Kupferstichen, Radierungen und xylographischen Büchern. Eine Beschreibung derselben erschien als »Ährenlese auf dem Felde der Kunst« (3 Abteil., Lpz. 1836—45). W. starb 25. Dez. 1846, nachdem er 1838 das Geschäft seinem jüngsten Sohne übergeben hatte.

Letzterer, Theodor Oswald W., geb. 5. Aug. 1812, führte seitdem das Geschäft in größerer Ausdehnung fort. Von seinen umfangreichen litterarisch-artistischen Unternehmungen sind vor allem Försters »Denkmale deutscher Baukunst, Bildnerei und Malerei« (12 Bde., Lpz. 1855—68, mit 600 Tafeln) hervorzuheben. Nach dem Tode seines Bruders Rudolf ging die wertvolle Sammlung von Originalzeichnungen, welche der Vater angelegt hatte, in seinen Besitz über, auch besaß derselbe eine außerordentlich reiche Sammlung von xylographischen Werken, einzelnen Holzschnitten aus ältester Zeit, von Metall- und frühesten Kupferstichen, Schrotblättern, Spielkarten u. s. w. Auf Grund dieser Sammlungen veröffentlichte er mit Zestermann das Werk: »Die Anfänge der Druckerkunst in Bild und Schrift« (2 Bde., Lpz. 1866, mit 145 Tafeln Faksimiles), in welchen unter anderm auch die Ansprüche der Holländer auf Erfindung der Buchdruckerkunst, sowie die Ansprüche der Italiener auf die erste Anwendung des Metallstichs zu Gunsten Deutschlands zurückgewiesen wurden. Aus seiner großen Sammlung von Autographen, besonders der Reformatoren und der Helden des Dreißigjährigen Kriegs, ging sein »Autographen-Prachtalbum« (Lpz. 1848—49) hervor. Er starb 2. Juli 1881 zu Hosterwitz bei Pillnitz. Hierauf trat eine Teilung des ausgedehnten Geschäfts ein: Felix Oswald W., der Sohn von Theodor Oswald W., übernahm das Antiquariats- und Auktionsgeschäft unter der Firma Oswald Weigel, während die alte Firma T. O. Weigel, fortgeführt von dessen Erben, das Verlags- und Kommissionsgeschäft behielt.

Der ältere Sohn Joh. Aug. Gottlob W.s, Rudolf W., geb. 19. April 1804, errichtete, nachdem er sich im Geschäft seines Vaters und auf Reisen in Deutschland, Holland und England gebildet, 1831 in Leipzig ein eigenes Kunstgeschäft, über dessen

Bestand er einen wissenschaftlich geordneten «Kunstlager-Katalog» (Abteil. 1—35, Lpz. 1833—67) herausgab. Auch lieferte er die Litteratur zu Rumohrs «Holbein» und Supplemente zu Bartschs «Peintre-graveur» (Bd. 1, Lpz. 1843), desgleichen aus seinen Kollektaneen Zusätze zu verschiedenen in seinem Verlag erschienenen kunsthistor. Büchern, wie z. B. zu Choulants «Geschichte der anatom. Abbildungen», Beckers «Jobst Ammann» u. s. w. Er selbst gab heraus «Holzschnitte berühmter Meister» (Lpz. 1851—54, mit 74 Faksimiles, Folio). Nach seinem 22. Aug. 1867 erfolgten Tode ging ein Teil des Geschäfts an Hermann Vogel in Leipzig über, der Verlag später an Joh. Ambrosius Barth ebenda.

Weigel (Valentin), Stifter einer mystisch-religiösen Sekte bei Chemnitz, 1533 zu Großenhain im Königreich Sachsen geboren, studierte 1554—67 zu Leipzig und Wittenberg und wirkte dann bis zu seinem Tode (10. Juni 1588) als Pfarrer zu Zschopau bei Chemnitz. Den dogmatischen Zänkereien seiner Zeit abgeneigt, wandte er sich der deutschen Mystik zu. Im Druck erschienen seine Werke, nebst einer Anzahl unechter Schriften in den J. 1604—19. Hervorzuheben sind: «Das Büchlein vom Gebet», «Der güldene Gryff», «Vom Ort der Welt», «Von der Gelassenheit», «Dialogus de Christianismo». Gegenüber dem starren Buchstabendienst gleichzeitiger Orthodoxie betont W. das innere Licht, welches aus der Einwohnung Gottes und der Salbung mit dem Heiligen Geiste hervorleuchtet und das allein vermag uns wahre Erkenntnis zu bringen. Statt des äußerlich stellvertretenden Leidens des histor. Christus fordert er, daß in uns der alte Mensch sterbe, Christus geboren werde und lebe, statt der zugerechneten Gerechtigkeit das gerechte Leben des mit Christo geeinigten Gläubigen. Diese mystische Auffassung der Religion ruht auf der Überzeugung, daß alle Dinge ihrem Wesen nach in Gott sind, der Mensch noch in besonderer Weise, weil unser Geist aus der Substanz des göttlichen Lebens uns eingehaucht ist.

W. fand zahlreiche Anhänger, Weigelianismus und Weigelianer wurde der offizielle Ketzer- und Schimpfname für alle schwärmerischen Erscheinungen. W.s Schriften wurden vielfach verbrannt, gegen seine Anhänger mit Gewalt eingeschritten. Die wichtigsten derselben sind: Jes. Stiefel, gest. 1627, Schenkwirt zu Langensalza und dessen Neffe Ez. Meth, gest. 1640, welche sich für Inkarnationen Christi und des Erzengels Michael hielten; ferner Paul Nagel, Professor der Mathematik zu Leipzig, und Klaus Engelbrecht, gest. in Braunschweig 1642. Auch der Mystiker Jakob Böhme (s. d.) war durch W. stark beeinflußt. Vgl. Opel, «Valentin W.» (Lpz. 1864).

Weigela und **Weigelien**, s. Diervilla.

Weigl (Jos.), geschätzter Opernkomponist, geb. 28. März 1766 zu Eisenstadt in Ungarn, wo sein Vater erster Violoncellist der fürstl. Esterházyschen Kapelle war, machte seine musikalischen Studien hauptsächlich in Wien unter Albrechtsberger und Salieri, der ihn auch zum Gehilfen in der Operndirektion wählte und dessen Nachfolger als Kapellmeister der ital. Oper er 1790 wurde. Nachdem er dieses Amt bis 1825 bekleidet hatte, trat er als zweiter Kapellmeister zur k. k. Hofkapelle über und arbeitete fortan nur noch für die Kirche. W. starb 3. Febr. 1846. Von seinen vielen ital. und deutschen Opern ist besonders die «Schweizerfamilie» (1809) populär geworden; in dieser zeigen sich seine Haupteigenschaften, Klarheit des Ausdrucks, Wärme des Gefühls, Zartheit und Gemütlichkeit der Empfindung. Seine zahlreichen andern Arbeiten, Instrumental- und Kirchensachen, Lieder und Gesänge u. s. w. haben sich niemals weit verbreitet.

Weihbischof heißt in der kath. Kirche der nächst dem Bischof (oder Erzbischof) höchste Geistliche des bischöfl. Sprengels, welcher ebenfalls die Weihe als Bischof (s. d.) erhalten hat, aber kein wirkliches Bistum besitzt, sondern den Titel eines ehemaligen, jetzt in der Gewalt der Ungläubigen (in partibus infidelium) befindlichen Bischofssitzes führt; er ist berechtigt, für den Bischof oder Erzbischof seines wirklichen Sprengels stellvertretend zu fungieren, also namentlich diejenigen Rechte auszuüben, die, wie die Priesterweihe, die Firmung u. a., dem Bischofe vorbehalten sind. Früher hatten nur die Fürstbischöfe in Deutschland W., weil sie selbst zu sehr mit der Regierung ihrer Länder beschäftigt waren. Aber nach der Säkularisation der deutschen Bistümer blieb das Amt des W. mit den frühern Obliegenheiten bestehen und wurde auch auf diejenigen Bistümer ausgedehnt, die niemals mit einem weltlichen Fürstentum verbunden waren.

Weihe (zum geistlichen Amte), s. Priester und Ordination.

Weihel, ein Stück Zeug, das die Nonnen über den Kopf legen und das den obern Teil des Gesichts fast ganz bedeckt.

Weihen (Circus), ein aus 15 Arten bestehendes, fast kosmopolitisch verbreitetes Raubvogelgeschlecht aus der Familie der Falken. Die W. sind mittelgroße, schlanke, sehr hochbeinige Vögel, mit langen, spitzen Flügeln und zu einer Art Schleier umgebildeten Befiederung des Gesichts; hierdurch und durch die Gewohnheit bis tief in die Dämmerung hinein der Jagd obzuliegen, nähern sie sich den Eulen. Sie leben auf freiem Felde, auf Wiesen und in Sumpfgegenden von Insekten und kleinen Wirbeltieren, horsten unmittelbar auf oder doch sehr nahe an dem Boden und legen 4—5 glanzlose, grünlichweiße, innen lebhaft grüne Eier, welche nur ausnahmsweise braune Fleckchen zeigen. Die drei in Deutschland vorkommenden Arten sind Zugvögel, welche im März erscheinen und im Oktober verschwinden. Die häufigste ist die Kornweihe (Circus cyaneus), ein schöner, 46 cm langer, 113 cm klafternder Vogel.

Weihenstephan, Weiler bei Freising (s. d.).

Weihfasten oder Fronfasten, jetzt meist Quatemberfasten genannt, Fasten, welche in der kath. Kirche viermal im Jahre am Mittwoch, Freitag und Sonnabend vor gewissen Feiertagen beobachtet werden und an welchen früher die Priesterweihen erteilt wurden.

Weihkessel, s. u. Weihwasser.

Weihnachten (gekürzt aus der altdeutschen Formel ze wîhen nahten, «zu» oder «an den heiligen Nächten») oder das Christfest, das Gedächtnisfest der Geburt Jesu, ist erst seit dem 4. Jahrh. als christl. Hauptfest gefeiert worden. Über Jahr, Monat und Tag der Geburt Christi gab es weder eine schriftliche Nachricht, noch hatte sich eine mündliche Überlieferung gestaltet. Die morgenländ. Kirche feierte im 3. und 4. Jahrh. die Geburt Christi am 6. Jan., dagegen findet sich die Feier des 25. Dez., des Tages der Wintersonnenwende, zuerst im Abendlande und kam von da gegen das

Ende des 4. Jahrh. zu den morgenländ. Christen. Mit dem Weihnachtsfest wurden vom 5. bis zum 8. Jahrh. mehrere teils ältere, teils neu aufkommende Feste in unmittelbare Verbindung gesetzt, sodaß ein **Weihnachtscyklus** entstand. (S. Festtage und Feiertage.) Als Vorbereitung auf die Ankunft (adventus) des Herrn, in deren dreifacher Beziehung, im Fleische, im Geiste und zum Gericht, stellte man im Abendlande eine drei- bis vierwöchentliche Adventszeit voran und ließ mit ihr zugleich das neue Kirchenjahr beginnen, während die griech. Kirche den Advent schon mit dem 14. Nov. anheben läßt und diesen scharfen Jahresabschluß nicht kennt. Der **Christnacht** und dem ersten Hauptfeiertage der Geburt Christi folgte dann als feria secunda der schon vor dem 4. Jahrh. gefeierte Gedächtnistag des ersten christl. Märtyrers Stephanus; dann als feria tertia der Gedächtnistag des Apostels Johannes, dessen Evangelium mit der Verkündigung beginnt: «Das Wort ward Fleisch»; ferner 28. Dez. das ebenfalls schon früher eingeführte Fest der von Herodes getöteten Unschuldigen Kindlein. Am achten Tage nach der Geburtsfeier trat hinzu das Fest der Beschneidung und Namengebung. Das bürgerliche Neujahr ward von der Kirche erst spät und ungern damit verbunden. Den Beschluß endlich machte am 6. Jan. und den nächstfolgenden Sonntagen das Epiphaniasfest.

Die symbolische Beziehung des 25. Dez. als des Tages der Wintersonnenwende auf das der Menschheit in Christus angebrochene geistige Licht legte sich um so näher, da fast alle alten Völker die Wintersonnenwende als den Beginn des erneuten Lebens der Natur zu feiern pflegten. Die Germanen feierten zur Wintersonnenwende ihr großes, der Umkehr des feurigen Sonnenrades geltendes Julfest und glaubten in den vom 25. Dez. bis zum 6. Jan. reichenden Zwölf Nächten (s. d.) ein persönliches Umziehen und Eingreifen ihrer großen Götter, des Wuotan, der Berchta u. s. w., zu verspüren. Viel von dem betreffenden Glauben und Brauche des german. und wohl auch des röm. Heidentums ist in das Christentum übergegangen und hat sich teilweise bis auf die Gegenwart erhalten. Im Gegensatz zu dem heidnischen Festbrauch kamen die sinnlichen Darstellungen der Geburtsgeschichte Jesu, die sog. Krippen und eine Menge von Weihnachtsliedern und Weihnachtsdramen auf. Auf christlichen Umbildungen altheidnischer Sitten beruhen die mit Lichtern und Gaben geschmückten **Christbäume**, der schon bei den röm. Saturnalien herkömmliche Brauch des gegenseitigen Beschenkens, das Herkommen gewisser eigentümlicher Festspeisen, als Christstollen, Striezel, Hutzel- oder Klözenbrot, Mohnklöße u. dgl. So ward W. ein allgemeines Freudenfest für jung und alt, für hoch und niedrig in einem Maße, wie kein anderes christl. Fest. Vgl. Augusti, «Denkwürdigkeiten aus der christl. Archäologie» (Bd. 1, Lpz. 1817); Strauß, «Das evang. Kirchenjahr» (Berl. 1850); Weinhold, «Weihnachtsspiele und Lieder aus Süddeutschland und Schlesien» (Graz 1853); Cassel, «W., Ursprünge, Bräuche und Aberglaube» (Berl. 1862); Mannhardt, «Weihnachtsblüten in Sitte und Sage» (Berl. 1864).

Weihnachtsbaumhalter oder **Christbaumständer** werden als tragbares Fußgestell, öfters für verschiedene Baumstärken verstellbar und zur leichtern Aufbewahrung zusammenlegbar, in Eisen (Gußeisen oder Schmiedeeisen) ausgeführt. In den meisten Fällen wird der Schluß des Halters und somit die Standfestigkeit des Baums entweder nur durch das Eigengewicht des letztern oder durch Federwirkung erreicht. Bei dem Gebhardtschen Ständer sind die Füße durch ein Scharnier mit einem Lager verbunden, in dessen Mitte ein Dorn sitzt, welcher sich in den Stamm bohrt; außerdem wird der letztere durch an den obern Enden der Füße angebrachte Zwingen gehalten. Bei einer sehr gebräuchlichen Vorrichtung dieser Art bilden die drei Füße, aneinandergestellt, an ihren obern Enden einen cylindrischen Zapfen, über welchen ein genau passendes Rohr mit zwei Flügelschrauben geschoben wird, deren eine dazu dient, den Baum in seiner Stellung im Ständer zu befestigen, während mittels der andern die an der entgegengesetzten Seite des Cylinders eingefügten Füße an die Cylinderwandung gepreßt werden.

Weihnachtsrose, s. unter Helleborus.

Weihnachtsschwestern (sœurs de la nativité), ein 1813 in Valence gestifteter und fast ausschließlich in Frankreich verbreiteter Orden, zum Zwecke, armen Mädchen, auch in Pensionaten, unentgeltlichen Unterricht in den Elementarkenntnissen und weiblichen Arbeiten zu erteilen.

Weihrauch (Olibanum, Thus) heißt das Harz des ind. Weihrauchbaums (Boswellia serrata), eines in Ostindien und Abessinien wachsenden ansehnlichen Baums, mit gefiederten Blättern und traubigen, fünfblätterigen, blaßroten Blüten. (S. Boswellia.) Das aus seiner Rinde schwitzende Harz kommt als **echter Weihrauch** teils in getropften, rundlichen, blaßgelben, durchscheinenden Körnern, teils in unregelmäßigen bräunlichen Stücken in den Handel. Er ist in Alkohol größtenteils löslich und beim Erhitzen schmelzbar unter Zersetzung und Verbreitung eines eigentümlichen balsamischen Geruchs. Er dient fast nur zum Räuchern. Die Griechen und Hebräer, die ihn aus Arabien erhielten, daher arabischer W., verwandten ihn schon zu ihren Rauchopfern in den Tempeln. Die röm. und griech. Kirche wenden ihn seit Konstantins d. Gr. Zeit beim Kultus an. **Gemeiner Weihrauch** wird das aus Ameisenhaufen gesammelte Fichtenharz genannt, welches durch die Säure der Ameisen eine chem. Veränderung erlitten hat. **Russischer Weihrauch** heißt das aus den Stämmen der Schwarzkiefer (Pinus Laricio) ausschwitzende Harz, weil solches in russ. Kirchen häufig anstatt des echten W. in Anwendung kommt.

Weihrauchcypresse, s. unter Cypresse.

Weihwasser wird das geweihte Wasser genannt, das meist in den am Eingange in das Schiff kath. Kirchen befestigten **Weihkesseln** oder **Weihbecken** enthalten ist, und mit dem die Ein- und Austretenden sich zu besprengen pflegen. Religiöse Reinigungen vor dem Anfange gottesdienstlicher Handlungen waren und sind bei den Juden und Heiden gebräuchlich; denn das Gebet erfordert reine Hände. Als Nachbild des Ehernen Meers am Tempel der Juden wurde seit dem 4. Jahrh. auch am Eingange jeder christl. Kirche ein Wasserbecken angebracht, worin die zur Andacht Eintretenden sich die Hände wuschen. Doch erst seit dem 6. Jahrh. pflegte man das Wasser dazu besonders zu weihen und dem Gebrauche desselben heiligende, ja wundervolle Kräfte beizumessen. Die griech. Kirche hat den Gebrauch des W. mit der katholischen gemein.

Weikersheim, Stadt im württemb. Jagstkreise, Oberamt Mergentheim, links an der Tauber, in welche hier der Vorbach mündet, 234 m über dem Meere, im Taubergrunde, Station der Linie Crailsheim-Mergentheim (Tauberbahn) der Württembergischen Staatsbahnen, zählt (1880) 1895 meist evang. E. und hat ein fürstl. Hohenlohesches Schloß mit Wildpark und vorzüglichen Weinbau (Karlsberg und Schmecker).

Weikert (Joh. Wolfgang), nürnberger Dialektdichter, geb. 14. Juni 1778 in Nürnberg, lernte erst als Schneider und betrieb später eine von seinem Schwiegervater ererbte Nachtlichterfabrik. Er starb zu Nürnberg 19. Nov. 1856. W. ist nächst Grübel der bedeutendste nürnberger Dialektdichter; besonders gelangen ihm die Umbildungen klassischer Gedichte in den Geist und die Sprache des Volks. Seine «Gedichte im nürnberger Dialekt» erschienen in sieben Bänden (Nürnb. 1814—38; Auswahl, Nürnb. 1857).

Weil (Weil der Stadt), Stadt in Württemberg, s. Weilderstadt.

Weil (in Baden), Pfarrdorf im bad. Kreis und Amt Lörrach, an der Wiese, hat (1880) 1451 evang. E. und Weinbau.

Weil, königl. Lustschloß und Gestüt bei Eßlingen (s. d.) in Württemberg.

Weil (Gustav), Orientalist und Historiker, geb. 25. April 1808 zu Salzburg im bad. Oberlande, von israel. Abstammung, widmete sich in Heidelberg histor. und philol. Studien. Zu seiner weitern Ausbildung in den orient. Sprachen begab er sich nach Paris. Von da reiste er 1830 in den Orient und verweilte bis 1836 in Kairo. Gleichzeitig wirkte er an öffentlichen Schulen. Nach seiner Rückkehr erhielt er eine Anstellung als Collaborator an der Universitätsbibliothek zu Heidelberg und zugleich habilitierte er sich daselbst als Docent der orient. Sprachen. Im J. 1838 wurde er zum Bibliothekar befördert, wurde 1848 außerord. Professor und 1861 ord. Professor der orient. Sprachen, mit Enthebung vom Dienste eines Bibliothekars. Seine litterarische Laufbahn begann W. mit der Übersetzung und Textverbesserung von «Samachscharis goldene Halsbänder» (Stuttg. 1836). Darauf folgte seine Probevorlesung unter dem Titel «Die poetische Litteratur der Araber» (Stuttg. 1837) und die Übertragung der «Tausend und eine Nacht», der ersten deutschen aus dem arab. Urtexte (4 Bde., Stuttg. 1837—41; 3. Aufl. 1866). W.s Hauptwerke sind: «Mohammed der Prophet, sein Leben und seine Lehre» (Stuttg. 1843) und die «Geschichte der Kalifen» (5 Bde., Stuttg. 1846—62); beide aus handschriftlichen orient. Quellen geschöpft, aber vom Standpunkte wissenschaftlicher Kritik bearbeitet. Ferner sind zu nennen: «Histor.-kritische Einleitung in den Koran» (Bielef. 1844; neue Aufl. 1878), «Biblische Legenden der Muselmänner» (Frankf. a. M. 1845), die Übersetzung von «Ibn-Ishaks Leben Mohammeds, bearbeitet von Ibn-Hischam», der ältesten bekannten Biographie Mohammeds (2 Bde., Stuttg. 1864), «Geschichte der islamitischen Völker von Mohammed bis zur Zeit des Sultans Selim» (Stuttg. 1866).

Weil (Henri), klassischer Philolog, geb. 26. Aug. 1818 in Frankfurt a. M., studierte in Bonn und Berlin, kurze Zeit auch in Leipzig, dann in Paris, wo er sich naturalisieren ließ und 1845 Docteur ès Lettres, 1848 Agrégé des Facultés wurde. Er lehrte sodann zuerst in Straßburg, dann in Besançon an der Faculté des Lettres als Suppléant, als Chargé de cours und als ord. Professor. Seit 1876 ist er Lehrer der griech. Litteratur zu Paris an der École normale supérieure und an der École des Hautes-Études. Im J. 1882 wurde er Mitglied der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres. Seine Hauptschriften sind: «De l'ordre des mots dans les langues anciennes, comparées aux langues modernes» (Par. 1844; 3. Aufl. 1879), «Théorie générale de l'accentuation latine» (mit L. Benloew, Par. u. Berl. 1855), eine Ausgabe des Äschylos mit lat. Kommentar (2 Bde., Gieß. 1861—67), von sieben Tragödien des Euripides mit franz. Kommentar (Par. 1868, 2. Aufl. 1879), mehrerer Reden des Demosthenes: der Demegorien (Staatsreden, «Harangues») desselben (Par. 1873; 2. Aufl. 1881), der Gerichtsreden in Staatssachen («Plaidoyers politiques») desselben (1. Serie 1877, 2. Aufl. 1883; 2. Serie 1886), außerdem eine Ausgabe des ersten Briefs von Dionys von Halikarnaß an Ammäos (Par. 1878) und neugefundener Fragmente des Euripides und anderer griech. Dichter (Par. 1879).

Weilbach, Bad im Landkreise Wiesbaden des preuß. Regierungsbezirks Wiesbaden, 1 km von dem gleichnamigen Dorf entfernt, das kleinste und jüngste der Taunusbäder, mit großem Kurhause, neuem Badehause mit vorzüglichen Inhalationseinrichtungen u. s. w., einer Schwefelquelle und einer Natron-Lithionquelle, welche besonders gegen Brust- und Halskrankheiten gebraucht werden; gegen 100000 Krüge werden jährlich versendet.

Weilburg, Kreisstadt des Oberlahnkreises im preuß. Regierungsbezirk Wiesbaden, ist oberhalb der Mündung der Weil in die Lahn zum größten Teil (Altstadt) auf einem auf drei Seiten von der Lahn umflossenen Bergkegel erbaut. Über die Lahn führen zwei eiserne Brücken, eine steinerne Brücke, erbaut 1764, und eine Kettenbrücke. W. ist Station der Linie Frankfurt-Wetzlar der Preußischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, eines Landratsamts und einer Domanialberginspektion, hat ein Gymnasium, eine landwirtschaftliche Mittelschule, eine höhere Töchterschule, eine Unteroffizier-Vorschule und zählt (1885) 3700 E. Das Schloß mit Park und Blumengarten ist Eigentum des Herzogs Adolf von Nassau. In der Schloßkirche, zugleich evang. Stadtkirche, befindet sich die Familiengruft des Nassauischen Hauses. Zu W. wurden die deutschen Könige Konrad I. und Adolf von Nassau geboren; seit 1195 gehört es zu Nassau und war 1355—1816 Residenz der Fürsten von Nassau-W. Nahe bei der Stadt befindet sich eine Ziegelbrennerei und eine Porzellan- und Papierfabrik, welch letztere jedoch außer Betrieb gesetzt ist.

Weilburg, Schloß, s. u. Baden (bei Wien).

Weilderstadt, Stadt im württemb. Neckarkreis, Oberamt Leonberg, an der Würm, Station der Linie Zuffenhausen-Calw der Württembergischen Staatsbahnen, ist noch mit Mauern und Türmen umgeben, hat eine Realschule, eine Lateinschule, eine schöne Kirche, ein Denkmal des hier geborenen Johann Kepler und zählt (1885) 1820 meist kath. E., welche Fabriken für Teppiche, Jacquarddecken, Bijouteriewaren, Stärke, Fettlaugenmehl, Cigarren und Maschinen, Gerbereien und Bleichereien unterhalten. W. war 1275—1803 Freie Reichsstadt und ist Geburtsstadt des württemb. Reformators Brenz.

Weilen (Jos. von), eigentlich **Weil**, dramatischer Dichter, geb. 28. Dez. 1830 zu Tetin in Böhmen, besuchte bis zu seinem 17. Jahre eine Klosterschule, dann das Gymnasium in Prag und kam 1847 nach Wien, um dort die jurist. Fakultät zu absolvieren. Im J. 1848 trat er in die Armee, nahm am Feldzug in Ungarn teil und wurde 1850 Offizier. Seit 1852 bekleidete er die Professur der Geschichte und Geographie an mehrern Militärlehranstalten, namentlich an der Genie-Akademie in Znaim, und wurde 1861 Skriptor der Hofbibliothek zu Wien und zugleich Professor der deutschen Sprache und Litteratur an der Generalstabsschule. W. hat sich zuerst durch seine Tragödie «Tristan» (Bresl. 1860; 2. Aufl. 1872) einen Namen gemacht. Seine spätern Dramen sind: «Heinrich von der Aue», «Edda» (Wien 1865), «Drahomira» (Wien 1867), «Rosamunde» (Wien 1868), «Graf Horn» (Lpz. 1871), «Der neue Achilles» (Lpz. 1872), «Dolores» (1874), «An der Grenze» (1876) und ein Festspiel «Aus dem Stegreif». Auf dem Gebiete des Romans versuchte er sich mit den Romanen «Unersetzlich» (Bresl. 1879), «Daniela» (Wien 1883). Zwei dramatische Gelegenheitsdichtungen sind «Am Tage von Oudenaarde» (Wien 1869) und das zur Totenfeier Grillparzers gedichtete Festspiel «An der Pforte der Unsterblichkeit» (Wien 1872). Ehe sich W. der dramatischen Produktion zuwandte, hatte er mit den lyrischen und epischen Dichtungen sich in die Litteratur eingeführt: «Phantasien und Lieder, Gedichte» (Wien 1853) und «Männer vom Schwerte, epische Dichtungen» (3. Aufl., Wien 1854—55). Mit Laube veranstaltete er eine Gesamtausgabe von Grillparzers Werken (10 Bde., Stuttg. 1872), und nach dem Tode Mosenthals gab W. des letztern Schriften in sechs Bänden (Stuttg. 1876) heraus. W. ist einer der begabtesten Vertreter der Halmschen Schule. Im J. 1874 wurde er vom Kaiser von Österreich durch Verleihung des Ordens der Eisernen Krone in den Adelsstand erhoben und 1886 zum Hofrat ernannt. Als 1884 das umfassende ethnogr. Werk: «Die österr.-ungar. Monarchie in Wort und Bild» ins Leben trat, wurde W. durch den Kronprinzen von Österreich zum Redacteur berufen.

Weiler, mehrere nahe beieinander liegende Wohnhäuser, welche an Zahl zu gering sind, um ein eigenes Dorf und eine eigene Gemeinde zu bilden.

Weiler bei Bingen und **Weiler bei Bingerbrück**, s. unter Bingerbrück.

Weiler (bei Schlettstadt; frz. Villé), Marktflecken und Kantonshauptort im Kreise Schlettstadt des elsaß-lothring. Bezirks Unterelsaß, liegt 16 km nordwestlich von Schlettstadt, im Weilerthale, am Zusammenfluß des Steigen- und der Urbeiser-Giessen, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1885) 1019 fast ausschließlich kath. E., die Handweberei, Erzeugung von Kirschwasser und Rotwein betreiben. In der Nähe der Ungersberg, die Ruinen Frankenburg und Bilstein und der Luftkurort Hohwald.

Weiler (bei Thann, frz. Willer), Dorf im Kreise Thann des elsaß-lothring. Bezirks Oberelsaß, liegt 5 km nordwestlich von Thann, im St. Amarinerthale, an der Thur, Station der Linie Mülhausen-Wesserling der Elsaß-Lothringischen Eisenbahn, zählt (1885) 2114 fast ausschließlich kath. E., welche Spinnereien und Webereien unterhalten.

Weilheim (in Bayern), Stadt und Hauptort eines Bezirksamts im Regierungsbezirk Oberbayern, rechts an der Ammer, 564 m über dem Meere, Station der Linien München-Tutzing-Peissenberg und W.-Murnau der Bayrischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 3921 E. und hat eine schöne kath. Pfarrkirche, Bierbrauerei und Gasanstalt.

Weilheim (an der Teck), Stadt im württemb. Donaukreise, Oberamt Kirchheim unter Teck, an der Lindach, in einem Thale der Schwäbischen Alp, 383 m über dem Meere, zählt (1885) 3130 überwiegend evang. E. und hat eine schöne got. Kirche, eine mechan. Buntweberei, Rindvieh- und Schafzucht, sowie Obst-, Wein-, Frucht- und Hopfenbau. Dabei liegt südlich auf einem Bergkegel die Ruine Limburg.

Weiller (Kajetan von), Pädagog, geb. 2. Aug. 1762 zu München, begann und vollendete daselbst 1773—83 seine wissenschaftliche Bildung und wurde 1785 zum Priester geweiht. Da er keine Anstellung finden konnte, gab er zunächst Privatunterricht. Im J. 1792 kam er als Lehrer der Mathematik, Geschichte und Religion an die Realschule zu München, anfangs ohne Gehalt, bis er 1799 Professor der praktischen Philosophie und Pädagogik und dann Rektor des Lyceums wurde; 1809 erhielt er auch noch das Rektorat des Gymnasiums, Progymnasiums und der Primärklassen, sodaß er nun Direktor aller Lehranstalten in München war. Die von ihm bekleidete Instruktorstelle bei dem Prinzen Karl von Bayern brachte ihm 1812 die Erhebung in den Adelsstand. In seinen pädagogischen und philos. Schriften drang er auf Entwickelung der Vernunft und ein rationelles Christentum. Im J. 1823 seiner Studiendirektion enthoben, wurde er zum Geheimrat, sodann zum Generalsekretär der Akademie der Wissenschaften ernannt. Er starb zu München 23. Juni 1826. Unter seinen Schriften sind besonders zu erwähnen: «Versuch eines Lehrgebäudes der Erziehungskunde» (2 Bde., Münch. 1802—5), «Anleitung zur freien Ansicht der Philosophie» (Münch. 1804), «Ideen zur Geschichte der Entwickelung des religiösen Glaubens» (3 Bde., Münch. 1808—14), «Grundlegung der Psychologie» (Münch. 1817), «Über die religiöse Aufgabe unserer Zeit» (Münch. 1819), «Kleine Schriften» (3 Bde., Passau 1821—26), «Der Geist des echten Katholizismus als Grundlage für jeden spätern» (Sulzb. 1824); «Charakterschilderungen seelengroßer Männer» (mit der Biographie W.s von einem seiner Schüler, Münch. 1827).

Weimar, Haupt- und Residenzstadt des Großherzogtums Sachsen-Weimar-Eisenach, an der Ilm, Station der Linie Halle-Frankfurt a. M. der Preußischen Staatsbahnen, der Weimar-Geraer, der Weimar-Berkaer und Weimar-Rastenberger Eisenbahn, ist Sitz der obersten Landesbehörden, einer Bezirksdirektion, eines Land- und Amtsgerichts, der Weimarer Bank und der Allgemeinen Deutschen Hagelversicherungsgesellschaft Union und zählt (1885) 21565 meist prot. E. Seit 1547 zur ständigen Residenz erhoben, nachdem die Ernestinische Linie der Kurwürde verlustig gegangen war, gelangte die Stadt erst mit dem Eintritt in die klassische Periode der deutschen Litteratur (1775) zu weltbekanntem Ruhme. Das großherzogl. Schloß, welches nach dem Brande von 1774 zum größten Teil neu aufgebaut wurde, ist mit seinen Sehenswürdigkeiten als der bedeutendste Ausgangspunkt für alle Schöpfungen seit dem Eintritt in die klassische Periode anzusehen. An dieses schließt sich

unmittelbar der von Karl August und Goethe (seit 1776) geschaffene Park an. Nahe beim Schloß ist die reichhaltige Bibliothek mit Büsten, Porträts und Kunstsammlungen; am Park ist das Staatsarchiv mit reichen histor. Schätzen, an seiner alten klassischen Stelle das großherzogl. Hoftheater, das neuerbaute Museum mit seinen nach 1775 entstandenen bedeutenden Kunstsammlungen, die ständige Ausstellung für Kunst und Kunstgewerbe, welche auch das japan. Museum des Dr. Riebeck enthält, und das Lesemuseum, welches seine Entstehung dem Wirken Goethes verdankt. Nicht minder reich ist Weimar an andern Bildungsanstalten. Es hat ein Gymnasium, ein Realgymnasium, ein Schullehrerseminar, eine von der Großherzogin Sophie gegründete und dotierte höhere Töchterschule (Sophienstift), das Couvreursche Mädcheninstitut, drei Bürgerschulen in Verbindung mit einer Fortbildungsschule für Handwerkslehrlinge, eine Gartenbauarbeitsschule, eine Taubstummen- und Blindenanstalt, das Falksche Institut für verlassene oder verwahrloste Kinder, eine von Goethe und H. Meyer gegründete, ursprünglich freie Zeichenschule, eine Baugewerkschule, eine Handelsschule, die großherzogl. Kunstschule (Malerschule), endlich die großherzogl. Orchester- und Musikschule. Als Wohlthätigkeitsinstitute und milde Stiftungen bestehen das Luisenstift und Karlsstift, das städtische Krankenhaus, die Kleinkinderbewahranstalt, die von der Großherzogin Sophie 1886 begründete und eröffnete Krankenpflegerinnenanstalt und das Paulinenstift (1886 von der Erbgroßherzogin Pauline gegründet) zur Ausbildung von Dienstboten.

Merkwürdig ist das Kanzler Brücksche Haus am Markt, im Besitz des Buchhändlers Hofmann, in welchem auch Lukas Cranach, Brücks Schwiegervater, seit 1552 wohnte, woher es oft fälschlich als Cranach-Haus bezeichnet wird. Hervorragend und sehenswert ist das (4. Juli 1886 eröffnete) Goethe-Haus, welches die Goetheschen Sammlungen birgt und als Goethe-Museum zugänglich ist. Schillers Haus, seit 1817 städtisches Eigentum, enthält Reliquien aus Schillers Leben. Interessant ist das vom Großherzog Karl Alexander im Geschmack der Zeit wieder eingerichtete Wittumspalais der Herzogin Anna Amalia; Wielands und Herders Wohnstätten sind nur bedingt zugänglich. Von den beiden Hauptkirchen ist nur die Stadtkirche von besonderm Interesse, da sie neben hervorragend künstlerischen Grabmonumenten fürstlicher und anderer bedeutender Persönlichkeiten auch das berühmte Altargemälde Cranachs: der Erlöser am Kreuz, enthält. (Vgl. Meyer, «Über das Altargemälde von Cranach in der Stadtkirche zu W.», Weim. 1813.) Reich an Erinnerungen ist der schöne Friedhof W.s, der zahlreiche Grabstätten berühmter Persönlichkeiten aufweist. In der auf dem Friedhof erbauten Fürstengruft, an welche sich auch die russische Kapelle anschließt, sind Goethe und Schiller beigesetzt. Auf dem alten Friedhofe sind neben andern berühmten Persönlichkeiten Cranachs und Schillers (erste) Begräbnisstätten ausgezeichnet. An Denkmälern besitzt W. Herders Standbild von Schaller auf dem Herderplatz (seit 1850), die Doppelstatue Goethes und Schillers von Rietschel auf dem Theaterplatz, Wielands Standbild von Gasser auf dem Wielandsplatz, Karl Augusts Reiterstatue von Donndorf auf dem Fürstenplatze (1875), das Kriegerdenkmal von Härtel auf dem Watzdorfplatz und im Museum die Bronzebüste Cranachs des Ältern von Donndorf (1886). Die Industrie erstreckt sich auf Kunsttischlerei und Kunstschlosserei, Tuch, eiserne Öfen, Strohhüte, Spielkarten, Leder u. s. w.

Außerhalb W.s, namentlich im Park, erinnern noch viele Schöpfungen an die klassische Zeit W.s und die ihr folgende Periode. Ganz besonders das schon ältere, 1724 erbaute, eine Stunde entfernte Lustschloß Belvedere mit seinem reizenden Park, das liebliche Tiefurt, ebenfalls durch Parkanlagen und Denkmäler ausgezeichnet (Leopolds von Braunschweig, Konstantins von Sachsen-Weimar) in noch höherm Maße an die Goethesche Zeit erinnert. Gleiches ist auch bei Ettersburg der Fall, das jenseit des reichbewaldeten Ettersbergs im dortigen Schlosse viele Erinnerungen an die klassischen Tage W.s birgt, während im fast ebenso nahen Oßmannstedt im Garten des Gutes Wieland begraben ist.

Litteratur. Schöll, «W.s Merkwürdigkeiten einst und jetzt» (Weim. 1847, noch immer brauchbar, weil quellenmäßig); Stahr, «W. und Jena» (Oldenb. 1852); Springer, «W.s klassische Stätten» (Berl. 1868); Gräf, «Fremdenführer durch W. und Umgegend» (3. Aufl., Weim. 1880); Franke, «W. und Umgebungen» (Weim. 1886).

Wein, Weinstock. Wein ist das Gärungsprodukt des Saftes der Weintrauben, der Früchte der Rebe oder des Weinstocks, einer Pflanze aus der Familie der Ampelideae (s. d.), von welcher mehrere Arten bekannt sind. Die vorzüglichste ist die edle Rebe (Vitis vinifĕra *L.*) der Alten Welt; in Amerika kommen noch viele andere Arten vor, wie Vitis riparia, cordifolia, aestivalis, labrusca u. s. w. Von diesen werden Varietäten in Amerika zur Weinbereitung verwendet, in Europa besonders riparia sauvage als gegen die Phylloxera widerstandsfähige Unterlage. (Vgl. Vitis.) Die Weinrebe ist ein Kletterstrauch mit abwechselnd gestellten, gestielten, handförmig gelappten, scharf gezähnten Blättern, den Blättern gegenüberstehenden Wickelranken (in Ranken umgewandelten Traubenstielen) und Blütentrauben, welche aus kleinen Trugdolden zusammengesetzt sind. Die Blüten bestehen aus einem fünfzähnigen Kelche, fünf an der Spitze zusammenhängenden und in Form eines Deckels abstehenden grünlichen Blumenblättern, fünf Staubgefäßen und einem oberständigen Fruchtknoten mit sitzender Narbe. Die Frucht ist eine kugelige oder längliche Beere mit einem bis vier kreiselförmigen, hartschaligen Samenkernen. Die Größe, Form, Farbe und (bei den Blättern) die Behaarung der Blätter und Beeren ist durch die Kultur im Laufe der Jahrtausende außerordentlich verschieden gestaltet worden, ebenso der Geschmack der Beeren. Man unterscheidet danach gegenwärtig über 1600 Varietäten der V. vinifera und 1000 Varietäten anderer Arten, deren Klassifikation und Beschreibung eine eigene Wissenschaft, die Ampelographie, bildet. Je nach dem Gebrauche unterscheidet man: Wein- und Tafeltrauben; nach der Farbe: weiße, rote, blaue, schwarze. Die vorzüglichsten Weintrauben sind: Orléans, Riesling, Traminer, Elbling, Sylvaner, Heunisch, Clävner, Ruländer, Ortlieber, Tokayer, Räuschling, Veltliner, Trollinger, Portugieser, Gutedel, Muskateller, blaue Eicheltraube, Augster, Zottelwelsch, Carmenet, Kadarka, Burgunder, Assenthaler, Liverdun, Färber

(die einzige in Deutschland erzogene Traube, welche einen gefärbten Saft hat) u. s. w. Geschätzte Tafeltrauben sind: Gaisdutte, Malvasier, Seidentraube, Damascener, Frühburgunder, Ochsenauge, Isabelle, Diamantgutedel, Königsgutedel, Muskatgutedel, Vanilletraube, Frühleipziger, früher Malinger, blauer Trollinger u. s. w.

Das Vaterland des Weinstocks ist unzweifelhaft Asien, und mit Wahrscheinlichkeit sind es die Anlande des Kaukasus, wo noch heute, gleichwie im kolchischen Buschwald, die Rebe in unglaublicher Üppigkeit wild wächst. Die Mythe der Griechen verlegt die Geburt des Weingottes Dionysos = Bacchus oder die Heimat der Rebe auf den ind. Berg Nysa (Hindukusch). Die Bibel erzählt, daß Noah Weinberge anpflanzte, sodaß entschieden die Weinkultur bis in die entlegensten Zeiten zurückreicht. Die Bacchuszüge deuten allegorisch die Verbreitung des Weinbaues von Osten nach Westen. Sie nahmen, der Mythe nach, ihren Weg über Arabien, Ägypten und Libyen nach Hellas, von da später nach Italien, endlich mit den Phokäern nach Iberien und Gallien. Die Bacchusverehrung galt der Wichtigkeit des Weinbaues und fand ihren Gipfel in den griech. Dionysien, in den röm. Bacchanalien. Außerdem feierten die Griechen die Lenäen oder Kelterfeste und die Anthesterien, wenn der junge Wein trinkbar ward. Nebenbei gab es noch besondere Mysterien des Bacchuskultus. Geschichtliche Nachrichten nennen die Phönizier als das älteste Weinbau treibende Volk; sie brachten die Rebe nach den Inseln des Archipels, Chios, Mitylene, Tenedos. Die Karthager kannten schon 550 v. Chr. die Bereitung der Ausbruchweine. Herodot und Theophrast erzählen vom Weinbau in Ägypten, wo derselbe längst ausgestorben; Strabo berichtet über den von Maurusien (Berberei) und im arsinoitischen Nomos. Das alte Persien erzeugte den kostbaren Königswein von Chalybon und die edeln Sorten von Baktriana, Ariana, Hyrkania und Margiana. Dagegen ist kaum anzunehmen, daß Indien den Weinbau im Altertume kannte; auf seinen Zügen gegen Osten ist Bacchus nur der Erfinder des Ackerbaues, der den Gebrauch der Zugtiere lehrt. Zunächst blühte die Weinkultur in Europa auf den griech. Inseln. Kreta sah die ersten Dionysien, Naxos die Hochzeit des Bacchus mit der Ariadne. Von jenem Eilande brachte der Thrazier Eumolpos die Rebe nach Attika, Pelops in den Peloponnes, Kadmos nach Theben, Dionysos nach Chios, Oresthens nach Äolien. Homer erwähnt vielfach den balsamischen oder herzlabenden Wein; berühmt war der pramnische von Ikaros und der maroneiische von Zakynthos.

In Italien betrieb man zuerst in Campanien den Weinbau, daher «Önotrien», der in Cato dem Ältern einen Lehrer fand. Jahrhunderte hindurch ward das Jahr 131 v. Chr. als ein wundervolles Weinjahr gefeiert. Die berühmtesten Weine Altitaliens waren: Falerner, Faustiner, Cäkuber, Massiker, Setiner, Formianer, Puciner, Calener, Surrentiner, Tarentiner, Messalier, sämtlich in Campanien; Sabiner in Etrurien, Vaticaner aus der Umgegend von Rom, u. s. w. Die frühern röm. Gesetze untersagten den Frauen, sowie den Männern vor dem 25. Jahre den Weingenuß. Cato führte acht Traubensorten an, Columella und Plinius kannten deren schon gegen 50. Die uralte Sitte, durch Zusatz von Terpentin den Wein haltbar zu machen, pflanzte sich auch in Italien fort; daher bildet den Knauf des Thyrsusstabes ein Tannzapfen. Der Umfang der Weinproduktion zur Römerzeit war ungemein groß. Cäsar schenkte der Stadt Rom auf einmal 44000 Fässer Falerner und Chier; Hortensius hatte von der letztern, geschätztesten Weinsorte allein 10000 Fässer im Keller. Nach Gallien kam der Weinbau, weit früher als nach Deutschland, schon 600 v. Chr. durch die Phokäer in Massilia. Cäsar fand in Gallia Narbonensis schon vortreffliche Weingärten; Ausonius rühmt die Weine der Medulli (des heutigen Medoc); die der Allobroger preisen Martial und Columella; Plinius den avernischen (Auvergne), bäternanischen (Frontignan) und helvischen (Viviers) Wein. Kaiser Domitian ließ die Hälfte der gallischen Weinberge zerstören, damit das Getreide nicht verteuert und Italien geschädigt werde. Probus hob das Verbot wieder auf. Aurelian und die Antonine bepflanzten die Côte-d'Or mit Reben, daher heißt deren bestes Produkt noch heute Romanée. Daß die Gallier die Erfinder der hölzernen Fässer gewesen, berichtet schon Strabo. Kaiser Karl d. Gr. besaß Weinberge in Burgund, gegenwärtig noch Charlemagne genannt, und verpflanzte von da Reben an den Rhein. Für 30 Fässer Chambertin erhielt 1235 der Abt von Citeaux von Papst Gregor IX. den Kardinalshut. Aus den Kreuzzügen brachten franz. Pilger östl. Weinreben nach Frankreich. Die lothringische «Heunisch»-Traube deutet auf hunnischen Ursprung. Der moussierende Champagner war am Ende des 17. Jahrh. noch nicht bekannt, und seine Erfindung durch Dom Pérignon von Hautvillers datiert aus den J. 1670—1715. Im nichtmoussierenden Champagner dagegen berauschten sich schon 1397 Kaiser Wenzel und sein Gefolge bei einem Besuche König Karls VI. in Reims einen vollen Monat lang täglich. Spaniens Weinbau geht gleichfalls zurück in die Zeiten der Phokäer; die Römer bezogen, nach Plinius, vielen hispanischen Wein. Im 16. Jahrh. brachte der deutsche Weinbauer Peter Simon die Rebe vom Rheine nach Malaga, welche jetzt den edelsten span. Wein liefert. Der Ruf der portug. Weine und derjenigen der atlantischen Inseln reicht weit hinauf ins Mittelalter. Madeira ward 1421 von Heinrich dem Seefahrer mit Reben aus Kreta und Cypern bepflanzt; die Canariensekte stammen von solchen, die Kaiser Karl V. vom Rhein sandte.

Am Rhein begründeten 280 n. Chr. gallische und hispanische Legionen den deutschen Weinbau; den des Moselgebietes, damals schon beträchtlich, von Ausonius gefeiert, rechnete man zu Gallien. Unter den Karolingern und Hohenstaufen verbreitete sich die Weinkultur in Deutschland sehr weit nach Norden, bis in die preuß. Marken und sogar nach Litauen. Der Dreißigjährige Krieg beschränkte jedoch wieder das Kulturgebiet. Die Anlage der berühmtesten Weinberge des Rheingaues fällt in das 9. und 10. Jahrh. Die Weinbergsordnung des Kurfürsten Christian von Sachsen entstammt dem J. 1588. Den fränk. Weinbau begründeten Herzog Priamus und die heil. Adelheid 745. Österreichs Weinbau ist ebenso alt als der rheinische. In Böhmen war die Weinkultur schon im 12. Jahrh. eingeführt. Die Tirolerweine von Glanig und Leitach hat Virgil als Lieblingstrank des Kaisers Augustus besungen. Ungarn ward unter Kaiser Probus mit italischen Reben versehen, und im

Theißgebiete pflanzte König Bela II. 1241 die ersten Weinstöcke aus Morea. König Ludwigs Feldzug nach Italien brachte der Kultur neuen Aufschwung. Der tokayer Weinbau bestand schon im 15. Jahrh., bekam aber erst im 17. Jahrh. Ruf, als man den Ausbruch bereiten lernte. Den Weinbau am Kap der Guten Hoffnung begründeten 1685 emigrierte Hugenotten. Der holländ. Gouverneur van Ribbek daselbst bezog dann später Reben vom Rhein, aus Griechenland, Spanien, Madeira, sogar aus Schiras. In Persien reicht die Weinkultur bis ins graueste Altertum zurück. China hatte Weinbau schon 2000 Jahre v. Chr., aber derselbe wurde hier im 5. Jahrh. v. Chr. gänzlich ausgerottet. Amerikas erste Entdecker, die Normannen, fanden im J. 1000 reife Weintrauben nordamerik. Rebenarten im Walde und nannten die unbekannte Küste danach Weinland. Kultiviert wird die Rebe in Amerika erst seit einem halben Jahrhundert, vorzugsweise durch die deutschen Ansiedler, und zwar ist es vorzugsweise die blaue Catawba mit ihren Spielarten, welche feurige und schwere, teils Still-, teils Schaumweine liefert.

Die geogr. Verbreitung des Weinstocks bildet eine besondere Region, deren südliche Grenze 30°, die nördliche 52° nördl. Br. ist. Der nördlichste Weinbau der Erde wird betrieben bei Bomst in Posen. Der Anbau der Rebe ist ein wichtiger Teil der Landwirtschaft. Derselbe geschieht im Weinberge oder Weingarten (Wingert), dessen Boden und Lage gegen die Sonne vorzugsweise berücksichtigt werden muß. Das Bepflanzen erfolgt nach tiefer Bearbeitung (Reuten, Rotten) mittels Stecklingen (Blindreben) oder bewurzelten Reben. Die Erziehungsart wird durch die klimatischen Verhältnisse bedingt, sie ist im Norden niedrig, im Süden hingegen sehr hoch; man unterscheidet Kopf- und Schenkelerziehung. Als Kletterpflanze verlangt der Weinstock Stützen. Im Süden dienen dazu Laubbäume, mehr nach Norden hin Pfähle, Lattenrahmen, Drahtrahmen und Spaliere. Jährlich muß der Weinstock beschnitten werden; erhält er keine Stützen, so wählt man den Bockschnitt. Dieser wichtigen Arbeit folgt das Biegen und Binden der Ruten, das Ausbrechen der überflüssigen Triebe, Geizen u. s. w. Dreimal im Jahre wird der Weinberg gehackt, gelockert, von Unkraut befreit; zweimal werden die Reben mit Stroh geheftet. Viele Feinde schädigen den Weinstock, besonders die Reblaus (s. d., Phylloxera vastatrix), der Sauerwurm, der Rebenstichler u. s. w., das Oidium, die Peronospora, welcher Pilz jetzt in südl. Gegenden die größten Verheerungen anrichtet. Die Ernte der Trauben, die Weinlese, geschieht von August bis November; vollkommene Reife ist Bedingung guten Produkts; zur Erzielung des edelsten wartet man die Überreife oder Edelfäule ab. Die abgeschnittenen Trauben werden erst in Kufen zertreten oder zermahlen, dann auf der Kelter ausgepreßt. Der Saft heißt Most und tritt alsbald in Gärung, durch welche er sich allmählich unter geschickter Behandlung klärt bis zum fertigen Produkt, dem Wein. Diese und die dem Wein nötige Behandlung bildet das Fach der Kellerwirtschaft. Die Chemie des Weins ist mehrfach erforscht. Der Wein enthält Wasser, Alkohol, Zucker, Extraktivstoffe, Eiweiß, freie Säuren, als Weinstein-, Trauben-, Äpfel-, Essigsäure, weinsteinsaures Kali und Kalk, phosphorsauren Kalk und wohlriechende Ätherarten, Önanthin. Rote Weine enthalten außerdem noch Farbstoff und Gerbsäure. Unter Blume versteht man den verschiedenen Weinsorten charakteristischen Geruch, unter Bouquet die verschiedenen auf den Geruch und die Zunge zusammen wirkenden aromatischen Stoffe. Der Alkoholgehalt der Naturweine wechselt von 6 bis 15 Proz., ihr Zuckergehalt von 12 bis 30 Proz.; man klärt oder schönt junge, unfertige Weine mit Hausenblase und ähnlichen Stoffen. Das Schwefeln der Weinfässer geschieht zur Zerstörung der Pilze, also zur größern Haltbarkeit der Weine. Die Weine sind verschiedenen, durch Pilzwucherung entstehenden Krankheiten unterworfen: Langwerden, Kahnen, Sauerwerden, Umschlagen, Farbebrechen 2c. Pasteur hat gelehrt, durch Erhitzen der Weine die schädlichen Parasiten zu zerstören. Außerdem kennt die Weinkunde oder Önologie (s. d.) noch eine sehr große Menge von Weinfehlern.

Die Kunst der Weinverbesserung, ebenso die Praxis der Weinfälschung sind alt, schon den Römern bekannt gewesen. Die Verbesserung geschieht durch Zusatz von Zucker, Wasser, Alkohol, durch Gefrierenlassen u. s. w. Auf der Art des Materials und Verfahrens beruhen die Methoden des Chaptalisierens (s. d.), Gallisierens (s. d.) und Petiotisierens (s. d.; vgl. auch Verfälschungen der Nahrungs- und Genußmittel 8, a—c). Auch das Erhitzen der Weine, um die Pilzbildung zu verhindern, ist ein vielfach geübtes Verbesserungsmittel. (S. Pasteurisieren.) Die Weinfälschung setzt teils indifferente, teils schädliche Stoffe zu, oder bereitet sogar einen Wein ohne allen Traubensaft aus Zucker, verschiedenen Fruchtsäften, Säuren, Farbstoffen, Wasser, Alkohol u. s. w. Alle die vielen Rezepte zur künstlichen Weinbereitung sind großenteils Schwindel und strafbar, sobald die Fabrikanten oder Verkäufer das Produkt als echten Wein ausgeben. Früher war die Weinfälschung mittels Bleizuckers so allgemein üblich, daß zu ihrer Entdeckung ein besonderer kleiner Apparat für Schwefelwasserstoffentwickelung, die Hahnemannsche Weinprobe, im Gebrauche war. Die Untersuchung des Weins auf seine Bestandteile ist eine schwierige. Zur Messung der Dichtigkeit (seines Alkoholgehalts) dient das Ebullioskop, ein thermo-aräometr. Instrument, zu der seines Zuckergehalts die Fehlingsche Probe. Je nach dem überwiegenden Gehalte unterscheidet man folgende Kategorien der Weine: 1) Süße Weine (Liqueurweine, Strohweine, Essenzen); 2) saure oder herbe Weine; 3) trockene oder geistige (alkoholreiche) Weine; 4) gerbstoffhaltige (adstringierende) Weine; 5) Schaum- (moussierende) Weine. Die Wissenschaft der Önologie hat außerdem noch eine große Reihe von Bezeichnungen für die Detaileigenschaften der einzelnen Weine. Der Einfluß des Weinbaues und steten Weingenusses auf Charakter und Naturell der Bevölkerung, welcher sie Lebhaftigkeit, frische Auffassungsgabe, Energie, aber auch leichten Sinn und aufbrausendes Wesen mitteilen, ist erwiesen. Die physiol. Wirkung des Weins besteht in einer Steigerung der Gehirnthätigkeit, insbesondere der Einbildungskraft, verbunden mit einem Gefühle von Wohlbehagen und erhöhter Kraft. Der Jugend ist der Wein weniger zuträglich als dem reifern, vorzüglich aber dem höhern Alter.

Europa ist nicht bloß verhältnismäßig, sondern überhaupt der am meisten Weinbau treibende Erd-

teil. Die Produktionsmengen der einzelnen Länder stellen sich durchschnittlich etwa folgendermaßen heraus, Frankreich: 35 Mill. Hektoliter jährlich; Italien 32 Mill., Österreich-Ungarn 10 Mill., Spanien etwa 21 Mill., Portugal 5 Mill., die Donauländer (Serbien, Bosnien, Moldau, Walachei, Bessarabien) 6 Mill., Griechenland und die Inseln des Archipels 4 Mill., Bayern 1 Mill., die Schweiz 1 Mill., Württemberg 750000, Preußen mit Nassau u. s. w. 550000, Hessen 250000, Baden 500000, Sachsen 25000, die Krim 500000, (Brussa in Kleinasien 16000), die atlantischen Inseln 45000 hl jährlich. Die vorzüglichsten Weine der Welt sind: in Frankreich a) Rotweine ersten Ranges: 1) Bordeauxweine: die vier großen Weine (grands crus) Château-Lafitte, Château-Margaux, Château-Latour und Haut-Brion; 2) Burgunder: Romanée-Conti, Chambertin, Richebourg, Clos Vougeot, Romanée St.-Vivant, La Tache, Clos de St.-Georges; 3) Hermitage: Méal, Grefieux, Beaume, Raucoule, Muret, Guiognières, Les Bessas, Les Burges, Les Lauds. b) Weißweine ersten Ranges: 1) Champagner: Sillery, Ay, Mareuil, Hautvilliers, Pierry, Epernay; 2) Burgunder: Mont-Rachet (der «König der Leiste» und edelster franz. Weißwein); 3) Bordeaux: Château-d'Yquem, Sauterne, Barsac, Preignac, Bommes und Villenave-d'Ornon; 4) die Château-Grillet im Forez und die weiße Hermitage der Dauphiné. c) Liqueur-(Süß-) Weine ersten Ranges: Rivesaltes im Roussillon, Lunel und Frontignan im Languedoc. Spanien erzeugt an Weinen ersten Ranges: rote: Tinto (Name der gefärbten Weine) di Rota, Alicante, Olivenza, Valdepeñas, Benicarlo, Manzanares und Negrorancio; weiße und gelbe Weine: Xerez (Sherry, Manzanilla, Amontillado), Malaga, Montilla, Peralta, Banalbusa (Albastor von Majorca); Liqueurweine: Lagrima (Malaga), Pedro-Ximenez, Grenache, Malvasia, Moscatel u. s. w. Portugal bringt die Weine des Dourothals als Portwein (s. d.) in den Handel. Auch werden diese Weine stark mit Sprit versetzt. Außerdem sind von bessern Sorten Portugals zu nennen: 1) rote: Colares, Mançaon, Barra-a-Barra; 2) weiße: Lisbon (als «weißer Portwein» im Handel), d'Oeiras, Bucellas, Carcavellos, Arinto, Lamalonga: 3) Liqueurweine: Muskate von Setubal, Faro und Carcavellos. Von den atlantischen Inseln erzeugt Madeira den edelsten Wein in verschiedenen Sorten (Sercial, Boal, Dry-Madeira); die Canaren, insbesondere Teneriffa, liefern den Sekt; die Azoren den Vino-Passado und Vinoseco auf Pico. Italien baut an Edelweinen: Passerata, Neblo, Barbera, Bonarde in Piemont, darunter besonders geschätzt die Produkte von Asti und Casale, ferner den Nasco di Sardegna in Sardinien, den Veltliner im Val-Tellina, den Vino-Santo in Castiglione (Lombardei), den Aleatico von Ponte-a-Mariano und von Florenz, den Verdea von Arcetri, den Vino-Santissimo von Monte-Catino im Toscanischen, den Monte-Serrato von der Insel Elba, den Monte-Pulciano, den «König aller Weine», vom Thrasimenischen See, und den nicht minder berühmten Montefiascone («Est, Est, Est!») im Kirchenstaate. Sodann sind zu nennen: die Lacrymä-Christi Neapels (vom Vesuv und vom Hange der Somma), die Furia d'Ischia, der Chianti (Muskateller im Toscanischen), der moussierende Asti, der Malvasia di Lipari, die sicil. Weine Marsala, Catania, Mascoli, Essenza dell' Etna, der Syracuser u. s. w. Die Weine ersten Ranges in Griechenland und auf den Inseln des griech. Archipels sind: Malvasier von Napoli di Malvasia in Lakonien, die von Santorin (Vino di Bacco, Santo, Vino di Notte), Cypern (Commenderia), Candia (Vino di Legge), Scio, Tenedos, Cerigo, Zante, Korfu ꝛc. Unter den Weinen der Donauländer sind zu nennen: der Negotin in Serbien, der Cotnar und Piatra in der Walachei, der Akermanski in Bessarabien. Die Krim erzeugt vorzügliche Weine in Alupka, Oidanil, Massandra, Sudhak. Am Don werden bei Rasdorsk, Zymlansk, Novo-Tscherkask, ebenso an der südl. Wolga Weine gebaut.

Der deutsche Weinbau erzeugt die vorzüglichsten Edelprodukte im Rheingau: Johannisberger, Steinberger, Rauenthaler, Gräfenberger, Rüdesheimer, Aßmannshäuser (rot), Geisenheimer, Hattenheimer u. s. w. Von den Weinen an der Mosel, Saar und Nahe sind hervorzuheben: Brauneberg, Pisport, Zeltingen, Oligsberg, Dusemont, Berncastel (Doktorwein), Scharzhofberg, Scharzberg, Bockstein, Kreuznach. An der Ahr zeichnen sich aus die roten Ahrbleicharte zu Walporzheim, Ahrweiler, Bodendorf, Laach, Altenahr; am Unterrhein die Weine zu Königswinter, Linz, Erpel, Dattenberg, Boppard, Bacharach u. s. w. In Rheinhessen sind zu nennen die Weine von Worms (Liebfrauenmilch), Bingen (Scharlachberger), Oberingelheim (rot), Nierstein, Oppenheim (Goldberg), Laubenheim, Guntersblum u. s. w. Die besten Weine der bayr. Pfalz wachsen zu Forst, Deidesheim, Ruppertsberg, Wachenheim, Dürkheim, Ungstein, Mußbach-Neustadt. Am untern Main treten die Lagen von Hochheim (Domdechanei, Präsenz, Hölle), dann von Kostheim und Wickert hervor. Gute Frankenweine (im Volksmunde wegen ihrer Zuträglichkeit Krankenweine) liefern Würzburg (Leisten, Stein, Harfen), Homburg (Kalmut), Karlsburg, Saaleck, Schalksberg, Hasloch, Distelhausen, Hörstein, Klingenberg u. s. w. Baden erzeugt Main- und Tauberweine, Bergsträßer, Ortenauer (Zeller und Affenthaler, rot), Kaiserstuhler, Breisgauer, Markgräfler und Seeweine; Württemberg die vorzüglichsten Gewächse im Neckarthal (Untertürkheim, Cannstatt Besigheim, Weinsberg), Remsthal (Kleinheppach, Schnait), Enzthal (Mühlhausen, Roßwag, Eilfingen), im Zabergäu, am Kocher, an der Jagst und am Tauber. Das Elsaß produziert vorzügliche weiße Tischweine in Rappoltsweiler, Gebweiler, Türkheim, Thann, gute Rotweine in Ottrott, Bergheim u. s. w., außerdem renommierte Strohweine (Vins-de-Paille, Liqueurwein) zu Colmar, Kaisersberg, Ammersweiher u. s. w. In Deutsch-Lothringen werden die berühmten Schaumweine fabriziert; beste Lagen sind Saaralb, Château-Salins, Metz. In Mittel- und Norddeutschland wird Weinkultur getrieben bei Gelnhausen und Witzenhausen im ehemaligen Kurhessen, an der Saale und Unstrut (Naumburg, Freiburg), an der Elbe und Elster (Meißen, Pillnitz, Jessen, Jüterbog), in Schlesien (Grüneberg) und Posen (Bomst).

Nächst Frankreich ist Österreich-Ungarn das weinreichste Land. Doch hat sich hier die Produktion nur in den ungar. Hochgewächsen auf den ersten Rang der Produktion erhoben. Zu nennen sind zunächst in Böhmen der Melniker, der Czernoseker, der beste Weißwein Böhmens, und der Verdowitzer; in Krain der Stadtburger, Oberfelder,

Kunovca. Das Küstenland gewinnt treffliche rote Süßweine unter dem Namen Prefosco, Prosecco, Piccolit und die weißen Ribolla und Cibedin zu Kapodistria, Parenzo, Pirano, Rovigno, Pola, Albona u. s. w. Von den mährischen Weinsorten sind nur wenige im Handel. Dalmatien besitzt vorzügliche Sorten (Moscato di Rosa, Opolo [rot], Bukava [weiß], Marzamino, Posippo, Prosecco, Vino-Nero, Peceno u. s. w.) in Sebenico, Crapano, Spalato, Ragusa, Lissa, Brazza, Trace, Zara u. s. w. Die weinreiche Steiermark liefert die Produkte von Marburg, Kerschbach, Luttenberg (Allerheiligenwein), Radkersburg, Radisell, Gonobitz, Pickern, Sausal u. s. w.; Tirol und Vorarlberg die von Roveredo, Trient, Brixen, Glaniz, Leitach, Entiklon, Bozen, Meran, Gries u. s. w. (unter den Namen: Jsera, Terlaner, Vin-Santo, Pasqualino, Marziminer, Goccia d'Oro, Tramin, Seewein u. s. w.). Niederösterreich hat die rheinweinähnlichen, aber sauern Weine von Vöslau, Gumpoldskirchen, Nußdorf, Grinzing, Klosterneuburg, Bisamberg, Retz, Mailberg u. s. w. Ungarn führt den Wahlspruch: «Nullum vinum, nisi hungaricum!» mit Recht, wenn auf die Quantität des Erzeugnisses und die hervorragenden Eigenschaften einzelner Sorten gesehen wird. Darunter stehen obenan: Tokayer (s. d., vom Weingebirge Hegyallj), Menes-Magyarat (Arad), Ruster (Ödenburg). Diesen drei Hauptweinen folgen in Weißweinen die Lagen Somlau, Badarsony, Neßmely, Diosjhegh (Bakator, d. i. bacca d'oro), Ermellek, Szeredny, Neograd, Krasso; in Rotweinen Erlau-Visontai (auch Schiller und Rubinette), Szegzard, Villany, Adlersberg-Ofen, Baranya, Pest (Steinbruch) u. s. w. Von den Weinen des Banats und der Wojwodina sind zu nennen die Produkte von Werschetz und die syrmischen Kochweine (Vini Cotti, Wermute). Die siebenbürg. Weine gehören zu den besten Tafelsorten; sie sind meistens weiß, d. h. dunkel-bernsteinfarbig; hervorragend darunter die Kockelweine, der Mediascher, Karlsburger u. s. w. Die Schweiz produziert ihre besten Weine zu Cortaillod, Faverge, Auvernier in Neuenburg; Bossey, Frangy (Allicot), Bonneville (Gringet) in Genf; Lavaux, Vevey, La-Côte, St.-Prex (Salvaguin), Aigle, Yvorne in Waadtland; Coquembay, Lamarque, Siders, Brieg (Vin glacé), Baillis (Höllenwein), Amiges in Wallis; Meyenfeld, Malans und Penins (Completer) in Graubünden; Weinfelden im Thurgau; Thayngen, Unterhallau in Schaffhausen; Neftenbach, Regensberg, Teufen in Zürich; Thun in Bern; Basel (Schweizerblut); Aarau, Lenzburg, Hallwyl im Aargau; Mendrisio, Locarno, Bellinzona, Lugano in Tessin.

Die Bedeutung des Weinbaues in den einzelnen Ländern Europas ergibt sich aus nachstehender Übersicht:

	Jährlicher Durchschnitts-Ertrag	Verhältnis des Rebenlandes zur Gesamtoberfläche
	Millionen Mark	Proz.
Frankreich	960	1/22 (4,6)
Spanien	592	1/36 (2,8)
Italien	543	1/16 (6,3)
Ungarn	204	1/76 (1,3)
Deutschland	101	1/362 (0,3)
Portugal	80	1/45 (2,2)
Österreich	47	1/142 (0,7)
Schweiz	26	1/120 (0,8)

Afrika liefert in dem Kapwein (Constantia) einen der edelsten Liqueurweine. Außerdem erzeugt das Kapland rote Muskatweine (Rota) und trockene Weißweine (Hock). In Asien haben die Anlande des Kaukasus (die Wiege der Rebe) den meisten Weinbau, besonders Georgien und Kachetien. In Persien sind die Weine von Schiras, Teheran, Jesd, Tebris, Jspahan berühmt. In Syrien baut man in der Umgegend von Smyrna, im Libanon, besonders aber bei Brussa Wein. Amerikas bevorzugte Weinorte sind: Cincinnati, Hermann (Missouri), los Angelos (Californien), Paso del Norte, San-Luis de Paz, Zelaya (Mexiko), Mendoza (Paraguay), Concepcion (Chile), Tarapaca, Pisco (Eliaswein, Peru). In Australien endlich baut man Wein in Victoria, Beechworth, Albury, Adelaide u. s. w. mit ziemlichem Erfolge.

Das Gärungsprodukt des Mostes wird zu edelm Wein erst durch die Kellerbehandlung, welche vom größten Einflusse auf seine Güte und Haltbarkeit ist. Der in Fässer gelagerte Wein zehrt oder schwindet durch Verdunstung, muß daher nachgefüllt werden, wenn er nicht durch die Einwirkung der Luft nach und nach verderben soll. Unter «Verschneiden» der Weine versteht man die Mischung mehrerer ähnlicher Gewächse zu einem homogenen Ganzen. Durch langes Lagern verlieren die Weine von ihrem eigentümlichen Bouquet, während ihr besonderes Weinaroma (Alteln) sich stärker ausbildet. Je alkoholreicher der Wein ist, desto länger hält er sich. Bekanntlich konservieren sich die Rheinweine Jahrhunderte, wobei freilich zu bedenken, daß sie durch das Auffüllen immer verjüngt werden. Je stärker und körperreicher die Weine, um so besser reifen sie auf Flaschen nach. Bilden sie, wie viele Rotweine, in den Flaschen einen Bodensatz, so müssen sie dekantiert werden, d. h. sorgsam in frische Flaschen abgegossen werden. Beurteilt wird ein Wein nach dem Anblick, dem Geruch, dem Geschmack auf Zunge und Gaumen, endlich nach seiner Gesamtwirkung auf die Sinne oder den Organismus; danach ist ein Wein auch stets nur relativ, nicht absolut gut, nur zu dem Zweck, den er erreichen soll. Der Weinhandel beschäftigt eine große Menge von Menschen und setzt sehr bedeutende Kapitalien in Umlauf. Die hauptsächlichsten Weinhandelsplätze Europas sind: Bordeaux, Marseille, Cette, Paris; London (dessen Docks besonders Portwein, Sherry und Madeira lagern); Oporto, Lissabon; Cadiz, Alicante, Malaga, Barcelona; Livorno, Neapel, Marsala; Megara, Napoli di Malvasia, Korinth, Santorino; Sta.-Maura, Korfu; Tenedos, Chio, Brussa; Odessa, Berdiansk, Riga; Vevey, Lausanne, Zürich, Schaffhausen; Müllheim, Lahr, Bühl, Mannheim, Neustadt, Deidesheim, Dürkheim, Worms, Mainz, Eltville, Koblenz, Köln, Frankfurt a. M., Würzburg, Magdeburg, Bremen, Hamburg, Lübeck, Stettin; Wien, Pest-Ofen, Ödenburg, Tokay, Werschetz, Weißenburg. Sogenannte Weltweine, welche überall getrunken werden, gibt es bloß drei: Champagner, Portwein und Madeira. Diesen zunächst stehen Sherry und Bordeaux. Rheinweine und Ungarweine sagen fremden Nationen weniger zu.

Über die Weinlitteratur vgl. Blankenhorn, «Bibliotheca oenologica» (Heidelb. 1875). Aus der reichen neuern Litteratur über den Wein sind hervorzuheben: Jullien, «Topographie de tous les vignobles connus» (neue Aufl., Par. 1860);

Th. G. Shaw, «The wine and the cellar» (Lond. 1864); Hamm, «Das Weinbuch» (3. Aufl., Lpz. 1886); derselbe, «Weinkarte von Europa» (2. Aufl., Jena u. Lpz. 1872); L. von Babo, «Der Weinstock und seine Varietäten» (Frankf. a. M. 1844); L. von Babo und F. Metzger, «Die Wein- und Tafeltrauben der deutschen Weinberge u. s. w.» (2. Aufl., Stuttg. 1851); Neßler, «Der Wein, seine Bestandteile, Behandlung u. s. w.» (Chemnitz 1865); Mohr, «Der Weinstock und der Wein» (Kobl. 1864); Knauthe, «Die Weintraube in histor., chem. und physiol. Beziehung» (Lpz. 1874); Dahlen, «Die Weinbereitung» (Braunschw. 1878); Thudichum und Dupré, «Origin, nature and varieties of wine» (Lond. u. Neuyork 1872); Pasteur, «Études sur le vin» (2. Ausg., Par. 1875); H. Goethe, «Atlas der für den Weinbau Deutschlands und Österreichs wertvollsten Traubensorten» (Wien 1874); derselbe, «Ampelographisches Wörterbuch» (Wien 1876); derselbe, «Handbuch der Ampelographie» (Graz 1878); die Zeitschrift «Die Weinlaube» (herausg. von A. von Babo, Wien 1869 fg.); «Annalen der Önologie» von Blankenhorn und Rösler (Heidelb.); A. von Babo und E. Mach, «Handbuch des Weinbaues und der Kellerwirtschaft» (2. Aufl., 2 Bde., Berl. 1881—85); Barth, «Die Weinanalyse» (Hamb. 1884); Borgmann, «Anleitung zur chem. Analyse des Weins» (Wiesb. 1884).

Weinbeeröl, soviel wie Drusenöl.

Weinbehandlung (elektrische), s. Elektrische Weinbehandlung.

Weinberge (königliche), Vorort von Prag in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Karolinenthal, östlich der Stadt, an der Stelle ehemaliger zum königl. Besitz gehöriger Weinberge und zerstreuter Gehöfte mit Gärten, deren Areal seit 1870 mit Gruppen städtischer Häuser besetzt wurde, zählt (1880) 14831 E. slaw. Zunge. Der Vorort schließt heute die Ortschaften Obere Weinberge, das am Fuße des Ziskabergs liegende Ziskow und das Dorf Wolschan mit dem Prager Friedhofe in sich, sowie auch den Bahnhof der Franz-Joseph-Bahn. W. ist der Sitz eines Bezirksgerichts und hat mehrere Fabriken.

Weinbergschnecke, s. unter Schnecken.

Weinbirne, s. unter Birne, Birnbaum.

Weinboers, s. unter Boers.

Weinbrenner (Friedr.), Baumeister und Fachschriftsteller, geb. 9. Nov. 1766 in Karlsruhe, studierte daselbst und in Wien und bereiste 1791—98 Italien. Hierauf wurde er in Karlsruhe Bauinspektor, später Oberbaudirektor, und starb 1. März 1826 daselbst. In Karlsruhe baute er das (1847 abgebrannte) Theater, Ständehaus, die kath. und eine prot. Kirche, das Rathaus und die Synagoge. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Über Theater in architektonischer Hinsicht» (Tüb. 1809), «Architektonisches Lehrbuch» (3 Bde., Stuttg. 1810—25), «Entwürfe und Ergänzungen antiker Gebäude» (2 Hefte, Karlsr. 1822—34), «Ausgeführte und projektierte Gebäude» (4 Hefte, Karlsr. 1823—35). Seine «Denkwürdigkeiten» gab Schreiber (Heidelb. 1829) heraus.

Weinbrennerianer, Sekte, s. u. Baptisten.

Weindorf, Ortschaft im Pester Komitat, s. Boros-Jenö.

Weindrossel, s. unter Drossel.

Weinen, s. u. Thränen.

Weinessig, s. unter Essig und Essigfabrikation.

Weingarten, Stadt im Oberamtsbezirk Ravensburg des württemb. Donaukreises, ist Sitz eines Kameral- und Forstamts, zählt (1885) 5448 E., welche meist Ackerbau, Viehzucht und Viehhandel treiben, auch Baumwoll-, Leinen-, Strumpfwebereien, Tabaks-, Hefe- und Maschinenfabriken, Flachs- und Hanfspinnereien unterhalten und war bis 1865 ein Marktflecken mit dem Namen Altdorf-Weingarten. In der Mitte der Stadt, auf dem Martinberg, steht das große Schloß Weingarten, früher eine reiche Benediktinerreichsabtei mit großartiger, 1715—25 im Jesuitenstil erbauter Kirche, welche außer vielen Freskogemälden, Stuccaturarbeiten, Statuen u. s. w. eine große Orgel mit 6666 Pfeifen und 75 Registern enthält. Als Reliquie bewahrt sie einen Tropfen vom Blut Christi, der die Veranlassung zu dem berühmten Blutritt, einer alljährlichen Wallfahrt und einem damit verbundenen Umritt in militärischem Aufzug am Freitag nach Himmelfahrt gab. Die Abtei wurde 920 als Frauenkloster gegründet, 1047 in ein Mannskloster verwandelt und 1053 in das Schloß, den Stammsitz des welfischen Hauses, verlegt. Das Schloß samt seinen Nebengebäuden ist jetzt Infanteriekaserne.

Weingarten, Marktflecken im bad. Kreise Karlsruhe, Bezirksamt Durlach, an der Linie Heidelberg-Karlsruhe der Badischen Staatsbahnen, mit einer Schloßruine, zählt (1885) 3506 E., welche Wein, Tabak und Hopfen bauen.

Weingaertneria, s. unter Aira.

Weingeist, s. Alkohol.

Weinheim, Stadt im Kreise Mannheim des Großherzogtums Baden, an der Bergstraße und der Weschnitz, die hier aus dem Odenwalde in die Ebene tritt, sowie an der Main-Neckarbahn, Hauptort eines Amtsbezirks, ist die ansehnlichste Stadt und der schönste, meistbesuchte Punkt der Bergstraße. Die Stadt, welche im 16. und 17. Jahrh. eine starke und nicht unwichtige Festung war und über 20000 E. zählte, ist im ganzen gut gebaut, hat noch die meisten der alten Türme und Spuren der Gräben, wie auch noch ein großer Teil ganz das altertümliche Gepräge trägt. Das ehemals kurpfälz. Schloß, jetzt freiherrlich von Berckheimsches Besitztum, mit herrlichem Park, das ehemalige Deutschordenshaus, jetzt Amtshaus, die vier Kirchen, ein aus dem Ende des 16. Jahrh. stammendes Rathaus und die neuerbaute Kreispflegeanstalt sind die ansehnlichsten Gebäude. Die 7596 E. (1885) sind teils Landwirte (Wein und Obst, Getreide, Kartoffeln und Tabak), teils in den zahlreichen Fabriken (Glanzleder, Kunstmühlen, Seidenfärberei, Maschinenfabrik, Lack und Farben, Obstgelée, nußbaumene Gewehrschäfte, Gerbereien, Stühle, Seife, Schuhleisten und Dampfziegeleien) beschäftigt. W. hat eine höhere Bürgerschule, mit der die Bendersche Erziehungsanstalt zu einer höhern Lehranstalt vereinigt ist, eine höhere Töchterschule mit Mädchenpensionat, eine Volks- und eine Gewerbeschule und in der Nähe ein stark eisenhaltiges Stahlbad mit hübschen Gartenanlagen. Im Osten der Stadt steigt auf einem Bergkegel die von schönen Anlagen umgebene uralte Burg Windeck empor. W. wird schon 755 erwähnt, gehörte dann zum Kloster Lorsch, seit 1232 zur Pfalz und seit 1803 mit dieser zu Baden. Im J. 1621 von Corduba und dann im Dreißigjährigen Kriege noch mehrmals erobert,

wurde es 1689 von den Franzosen gänzlich geplündert. Früher hatte W. eine eigene Münze und eine pfälz. Landesdruckerei, wo das pfälz. Landrecht gedruckt wurde. Von der herrlichen und an abwechselnden Spaziergängen und Ausflügen reichen Umgebung sind hervorzuheben das liebliche Gorxheimer und das von der Weschnitz durchflossene romantische birkenauer Thal, sowie der im Süden sich erhebende Kastanienwald mit seinen herrlichen Aussichtspunkten. Wegen seines milden Klimas (es gedeihen hier Kastanien und Mandeln) ist W. ein vielbesuchter Luftkurort.

Weinhold (Karl), verdienter Germanist, geb. 26. Okt. 1823 zu Reichenbach in Schlesien, erhielt seine Schulbildung in seiner Vaterstadt und auf dem Gymnasium zu Schweidnitz und studierte 1842—46 zu Breslau und Berlin erst Theologie, dann Philologie, insbesondere germanistische Sprach- und Altertumskunde. Nachdem er 1846 zu Halle promoviert, habilitierte er sich daselbst Ostern 1847 für deutsche Sprache und Litteratur. Ostern 1849 wurde er außerord. Professor für diese Fächer zu Breslau, 1850 ord. Professor in Krakau, 1851 in Graz, 1861 in Kiel, und vertrat auch 1872—76 diese Universität im preuß. Herrenhause. Ostern 1876 wurde er nach Breslau versetzt. Treffliche Beiträge zur Kulturgeschichte sind die Werke: «Die deutschen Frauen im Mittelalter» (Wien 1851; 2. Aufl., 2 Bde., 1882), «Altnord. Leben» (Berl. 1856) und die «Heidnische Totenbestattung in Deutschland» (Wien 1859). Von seinen scharfsinnigen mythol. Forschungen legen unter anderm «Die Sagen von Loki» (Lpz. 1848) und «Die Riesen des german. Mythus» (Wien 1858) Zeugnis ab. Epochemachend auf ihrem Gebiete wirkte die kleine Schrift «Über deutsche Dialektforschung» (Wien 1853), welcher die «Beiträge zu einem schles. Wörterbuch» (Wien 1854) folgten. Eine wissenschaftliche Bearbeitung der deutschen Mundarten hat W. mit der «Alamann. Grammatik» (Berl. 1863) und der «Bayr. Grammatik» (Berl. 1867) begonnen. Die grammatischen Verhältnisse der ober- und mitteldeutschen Sprache vom 12. bis 15. Jahrh. stellt seine «Mittelhochdeutsche Grammatik» (Paderb. 1877; 2. Aufl. 1883) dar. Mit der Abhandlung «Über deutsche Rechtschreibung» (Wien 1852) übte er wesentlichen Einfluß auf die Entwickelung der Streitfrage über die deutsche Orthographie aus. Unter seinen zahlreichen Beiträgen zur Geschichte der ältern und neuern deutschen Litteratur sind hervorzuheben: «Weihnachtsspiele und Lieder aus Süddeutschland und Schlesien» (Graz 1853), «H. Chr. Boie. Beitrag zur deutschen Litteraturgeschichte des 18. Jahrh.» (Halle 1868), «Dramatischer Nachlaß von J. M. R. Lenz» (Frankf. a. M. 1884) und ferner die Ausgaben der althochdeutschen «Isidorfragmente» (Paderb. 1874), des «Pilatusfragments» (Halle 1877) und des «Lamprecht von Regensburg» (Paderb. 1880).

Weinkahm, s. Kahm.

Weinkauf, s. Leikauf.

Weinkrämpfe, s. unter Hysterie.

Weinlig (Christian Theod.), Komponist und theoretischer Musiker, geb. 25. Juli 1780 zu Dresden, studierte in Leipzig die Rechte. Er praktizierte hierauf als Advokat bis 1804 in Dresden, und widmete sich dann unter der Leitung seines Onkels, Christian Ehregott W., der Kantor an der Kreuzschule zu Dresden war, ganz dem Studium der Tonkunst. Im J. 1806 ging er nach Italien, nach seiner Rückkehr nach Dresden erhielt er 1814 das Amt des Kantors an der Kreuzkirche, legte jedoch 1817 diese Stelle nieder und privatisierte nun in Dresden, bis er 1823 Kantor an der Thomasschule in Leipzig wurde. Er starb daselbst 7. März 1842. Als Komponist ist W. durch mehrere Hefte Singübungen, viele geistliche Musiken u. s. w. bekannt geworden. Vorzüglich geschätzt war er als theoretischer Musiker. Nach seinem Tode erschien seine «Theoretisch-praktische Anleitung zur Fuge» (Dresd. 1845).

Weinlig (Christian Albert), Technolog, Sohn des vorigen, geb. 9. April 1812 zu Dresden, studierte in Leipzig Naturwissenschaften und Medizin und habilitierte sich als Privatdocent für Mineralogie, Technologie und verwandte Gebiete. Später auch als Lehrer der Chemie, Physik und Technologie an der Handelslehranstalt angestellt, gab er seinen praktischen mediz. Beruf ganz auf, um sich ausschließlich der Anwendung der Naturwissenschaften auf Technik und Ackerbau, sowie dem Studium der Nationalökonomie zu widmen. Im J. 1845 folgte er einem Rufe als Professor der Nationalökonomie nach Erlangen, ging aber bereits 1846 als Wirkl. Ministerialrat im Ministerium des Innern für Gewerbe-, Handels- und Ackerbauangelegenheiten nach Dresden. Im Febr. 1849 erhielt er in dem unter Helds Vorsitze gebildeten Übergangsministerium das Portefeuille des Innern, trat aber schon im Mai wieder zurück, um als Geheimrat die Direktion der Abteilung für Handel, Gewerbe und Ackerbau zu übernehmen. W. starb zu Dresden 18. Jan. 1873. Von seinen Schriften sind, außer den Bearbeitungen von Thomsons «Pflanzenchemie» (Lpz. 1838) und Herschels «Einleitung in das Studium der Naturwissenschaften» (Lpz. 1836), zu nennen: «Lehrbuch der theoretischen Chemie» (Lpz. 1840—41) und «Grundriß der mechan. Naturlehre» (Lpz. 1843). W. redigierte 1835—45 das «Pharmaceutische Centralblatt» und (mit Hülße) das «Polytechnische Centralblatt».

Weinm., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für J. A. Weinmann, Inspektor des 1823 von ihm angelegten Gartens der Kaiserin zu Pawlowsk bei Petersburg.

Weinmonat, soviel wie Oktober.

Weinöl, s. Drusenöl.

Weinpalme, s. Borassus und Mauritiapalme.

Weinpresse, s. unter Pressen (Abbildung auf Tafel: Pressen, Fig. 5), vgl. Keltern.

Weinprobe (von Hahnemann), s. Hahnemanns Weinprobe.

Weinrebenschwarz, auch Frankfurter Schwarz, schwarze Malerfarbe, die durch vorsichtiges Verkohlen von Abschnitten der Weinreben, Trester u. s. w. erhalten wird.

Weinsäure, $C_4H_6O_6$, Dioxybernsteinsäure, auch Weinsteinsäure genannt (acidum tartaricum, frz. acide tartrique, engl. tartaric acid), eine organische Säure, die sich in mehrern Früchten, insbesondere im Safte der reifen Weintrauben findet, kommt darin als saures weinsaures Kalisalz (Weinstein) vor. Zur Darstellung der W. dient außer dem Weinstein noch die Weinhefe, deren W. man in unlöslichen weinsauren Kalk überführt, welchen letztern man durch Schwefelsäure in Gips und in freie W. zerlegt, deren Lösung durch Eindampfen und Krystallisierenlassen in krystallisierte W. übergeführt wird. Die W. kommt im

Pflanzenreiche häufig neben der damit isomeren Traubensäure vor. Sie krystallisiert in weißen, harten, klinorhombischen Prismen, ist in Wasser leicht löslich, schwerer in Alkohol, nicht in Äther. Die Lösungen drehen die Polarisationsebene des Lichts nach rechts und schmecken stark sauer. Im chem. System hat die W. ihren Platz als ein Derivat der Bernsteinsäure (Dioxybernsteinsäure) und kann aus dieser synthetisch hergestellt werden. Sie kann in Äpfelsäure und Bernsteinsäure unter dem Einfluß reduzierender Agentien, in Ameisensäure durch oxydierende Mittel übergeführt werden. Man verwendet die W. außer in der Medizin zu Brausepulver und moussierenden Getränken, in der Technik in größten Mengen zu Back- und Hefenpulver, ferner in der Färberei und Zeugdruckerei als Ätzbeize. Mit den Basen bildet die W. die **weinsauren Salze** oder **Tartrate**, die sich zum großen Teil durch ausgezeichnetes Krystallisationsvermögen auszeichnen und wie der Weinstein, das weinsaure Kali, das weinsaure Kalinatron (oder Seignettesalz), das weinsaure Antimonkali (oder der Brechweinstein) zu den vielfach angewendeten mediz. Präparaten gehören.

Weinsaure Salze, s. unter Weinsäure.

Weinsberg, freundliches Städtchen im württemb. Neckarkreise und früher Freie Reichsstadt, an der Kocherbahn, 5,1 km nordöstlich von Heilbronn am Neckar in dem fruchtbaren, dichtbevölkerten Weinsberger Thal gelegen, an dem Fuße des runden, rebenreichen Schloßbergs amphitheatralisch hingebaut, Station der Linie Heilbronn-Crailsheim der Württembergischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts und eines Oberamts, hat eine Lateinschule und zählt (1885) 2436 E., welche vorzüglichen Weinbau, bedeutenden Obstbau und Kleingewerbe treiben, auch Keuperwerksteine und Gipsbrüche ausbeuten. Interessant ist die Stadtkirche, eine im 13. Jahrh. im roman. Stil erbaute Säulenbasilika mit Spitzbogenarkaden. In ihrer Nähe befindet sich das Denkmal des Reformators Ökolampadius. Am Fuße des Schloßbergs liegt die Wohnung Justinus Kerners (s. d.) mit freundlichen Gartenanlagen und einem Denkmal. Die Burg war der Stammsitz der reichbegüterten Herren von W., mit denen die Stadt, welche vermutlich im 13. Jahrh. zur Freien Reichsstadt erhoben wurde, als solche vielfach im Streite lag, bis mit dem 1440 erfolgten Übergang der Stadt an die Pfalz W. seine Reichsfreiheit verlor. Auf der Höhe liegen die malerischen, mit wohlgepflegten Anlagen umgebenen Ruinen des Schlosses Weibertreu, so genannt zum Andenken an die durch Bürgers Ballade verherrlichte Sage. Kaiser Konrad III. soll nämlich nach dem in der Nähe der Stadt 1140 über den Grafen Welf gewonnenen Siege, bei welchem nach der Sage auch zum ersten mal das Feldgeschrei «Hie Waiblingen» und «Hie Welf» erschollen sein soll, diesen in W. belagert und, über den hartnäckigen Widerstand der Belagerten erbittert, bei der endlich erzwungenen Übergabe die Männer zum Tode verurteilt und nur den Weibern mit ihren Kostbarkeiten freien Abzug gestattet haben, welche Erlaubnis diese benutzten, um ihre Männer auf dem Rücken herauszutragen und so zu retten. Ein großes Ölgemälde vom J. 1659 in der Stadtkirche stellt die Begebenheit dar; auch wurde 1823 in W. auf Betrieb Justinus Kerners ein Frauenverein (Weibertreu-Verein) zur Verschönerung des Bergs und zur Unterstützung unbemittelter Frauen gestiftet, die sich durch Treue und Aufopferung ausgezeichnet haben. Im Bauernkriege wurden hier 1525 der Graf von Helfenstein und andere gefangene Edle durch die Spieße der Bauern gejagt und die Stadt deshalb das Jahr darauf eingeäschert. Seit 1646 ist W. in ununterbrochenem Besitz von Württemberg, nachdem es schon Herzog Ulrich 1504 dem Pfalzgrafen abgenommen, aber 1519 wieder an den Schwäbischen Bund verloren hatte. Vgl. Jäger, «Beschreibung und Geschichte der Burg W.» (Heilbr. 1828); J. Kerner, «Die Bestürmung der Stadt W. im J. 1525» (2. Aufl., Heilbr. 1848); Dillenius, «Chronik von W.» (Stuttg. 1860).

Weinschwärmer heißen drei schöne europ. Abendfalter. Der kleine Weinschwärmer (Chaerocampa porcellus) spannt bis 46 mm, ist rosenrot, auf dem Brustschild und den Vorderflügeln mit gelbgrünen Streifen und Binden. Seine grüne oder graue Raupe hat an Stelle eines Schwanzhorns eine kleine spitze Warze und lebt auf Labkraut, Weiderich u. s. w. Ihm nahe verwandt ist der mittlere Weinschwärmer (Ch. Elpenor) bis 62 mm klafternd und von ähnlicher Zeichnung. Die grüne oder braune Raupe hat vorn an der Seite weißgekernte Augenflecken und nährt sich im Juli und August von Weiderich, Weinblättern u. dergl. Der Schmetterling fliegt, wie der vorige, Ende Mai und Juni. Der große Weinschwärmer (Ch. celerio) spannt 80 mm, ist rosenrot und braun gezeichnet; seine Raupe lebt von Weinblättern. Er ist ein Südländer, der, wie der Oleanderschwärmer, nur in günstigen Jahren nach Deutschland kommt, hier aber nicht bleibenden Fuß zu fassen vermag.

Weinstein (Tartărus) heißt die aus jungen Weinen, je nachdem es rote oder weiße sind, sich scheidende, feste rote oder weiße Masse, welche sich an den Wänden der Fässer ansetzt und aus zusammenhängenden Krystallen besteht. Durch wiederholtes Auflösen in siedendem Wasser, Durchseihen, Klären und Verdampfen wird der rohe, als roter oder weißer W. in den Handel kommende W. von den färbenden und andern nicht wesentlichen Stoffen gereinigt und gibt krystallisiert den gereinigten W. Der gereinigte W. ist doppeltweinsaures Kali und in gepulvertem Zustande allgemein als Cremor tartari (s. d.) bekannt. (S. Weinsäure.)

Weinsteinrahm, s. Cremor tartări.

Weinsteinsalz, soviel wie kohlensaures Kali, s. unter Kalium.

Weinsteuer, s. unter Getränkesteuer.

Weinstock, s. Wein, Weinstock.

Weintraubenkur, s. Traubenkur.

Weinzapfer, soviel wie Schwanzmeise, s. unter Meise.

Weipert, Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Kaaden, im nordwestl. Böhmen, liegt an der Abdachung des Erzgebirges in flacher Gegend unmittelbar an der Grenze von Sachsen, ist Station der Linien Komotau-W. der Buschtehrader und Annaberg-W. der Sächsischen Staatsbahnen und zählt (1880) 6433 deutsche E. W. wurde 1617 zur Bergstadt erhoben und besitzt neben Gruben auf Silber und Kupfer, die im Dreißigjährigen Kriege verwüstet, dann wieder bis zum Schlusse des 18. Jahrh. betrieben und in neuester Zeit wieder aufgenommen wurden, bedeutende Fabriken für

Posamentier- und Wirkwaren, Seiden- und Halbwolle, Papier, Gewehre, Spitzen und eine Brauerei.

Weisbach (Jul.), ausgezeichneter Mathematiker und Hydrauliker, geb. 10. Aug. 1806 auf der Eisenhütte Mittelschmiedeberg bei Annaberg, wo sein Vater Schichtmeister war, kam 1820 auf die damalige Hauptbergschule, 1822 auf die Bergakademie zu Freiberg, ging dann 1827 nach Göttingen und 1829 nach Wien, wo er die Vorlesungen an der Universität und dem Polytechnischen Institut besuchte und sich vorzugsweise an Mohs anschloß. Nachdem er 1830 eine bergmännische Reise durch den größten Teil der österr. Staaten gemacht hatte, trat er Anfang 1833 als Lehrer der angewandten mathem. Wissenschaften an der Bergakademie zu Freiberg ein. Seitdem wandte W. seine Aufmerksamkeit vorzugsweise der Hydraulik und der praktischen Geodäsie zu und begann 1841 seine hydraulischen Versuche, die er bis auf die neueste Zeit fortgesetzt hat. Die Ergebnisse derselben veröffentlichte er zunächst in den Schriften: «Versuche über den Ausfluß des Wassers durch Schieber, Hähne, Klappen und Ventile» (Lpz. 1842) und «Versuche über die unvollkommene Kontraktion des Wassers beim Ausfluß desselben aus Röhren und Gefäßen» (Lpz. 1843). Durch die von W. zuerst aufgestellte Idee des Widerstands-Koëfficienten sind die hydraulischen Rechnungen ungemein vereinfacht worden; die Entdeckung und Behandlungsweise der unvollkommenen Kontraktion gehört zu den wichtigsten Fortschritten der Hydraulik seit Joh. und Dan. Bernoulli. W.s Hauptwerk bildet das «Lehrbuch der Ingenieur- und Maschinenmechanik» (3 Bde., Braunschw. 1845—54; 4. Aufl., Bd. 1 u. 2, 1862—68; 2. Aufl., Bd. 3, 1879). Außerdem sind noch zu nennen: «Handbuch der Bergmaschinenmechanik» (2 Bde., Lpz. 1835—36), «Die neue Markscheidekunst» (2 Bde., Braunschw. 1850—59), «Der Ingenieur» (Braunschw. 1848; 6. Aufl. 1874—77), «Versuche über die Leistungen eines einfachen Reaktionsrades» (Freiberg 1851), «Experimentalhydraulik» (Freiberg 1855). Viele Beiträge lieferte W. auch in das «Polytechnische Centralblatt», in den «Ingenieur» und «Civilingenieur» und in die «Polytechnischen Mitteilungen» von Volz und Karmarsch. In letzterer Zeitschrift (1844) gab er auch Mitteilungen über die von ihm erfundene monodimetrische und anisometrische Projektionsmethode, welche er später in der «Anleitung zum axonometrischen Zeichnen» (Freiberg 1857) behandelte. Später fungierte W. auch als Mitglied der sächs. Kommission bei der europ. Gradmessung und war zunächst mit der Leitung der für die Zwecke der letztern auszuführenden Nivellierungsarbeiten im Königreich Sachsen beschäftigt. W. starb zu Freiberg 24. Febr. 1871.

Weise (Christian), Schulmann und Dichter, geb. 30. April 1642 in Zittau, studierte in Leipzig, wurde 1670 Professor der Beredsamkeit, Dichtkunst und Politik an dem Gymnasium zu Weißenfels und 1678 Rektor des Gymnasiums seiner Vaterstadt, wo er 21. Okt. 1708 starb. Er war ein trefflicher Lehrer, führte zuerst die deutsche Sprache in die Gymnasien ein, und schrieb für mehrere Lehrfächer, namentlich für die Dichtkunst und die Beredsamkeit, Lehrbücher, z. B. «Curieuse Gedanken von deutschen Versen», welche seine Methode auf längere Zeit zur herrschenden in Deutschland machten. Auch seine Dichtungen setzte er mit der Schule in Verbindung, indem er mehrere Schauspiele für die damals noch üblichen, von Schülern veranstalteten dramatischen Aufführungen schrieb, die unter dem Titel «Zittauisches Theatrum» (Lpz. 1683 u. öfter) gesammelt erschienen. Seine Hauptwerke sind jedoch satirische Romane, z. B. «Die drei Hauptverderber» (Lpz. 1671 u. öfter), «Die drei ärgsten Erznarren» (Lpz. 1672; Neudruck, Halle 1878) und Lustspiele, z. B. «Bäurischer Machiavell» (Zitt. 1679; neu herausg. zugleich mit der noch ungedruckten «Bösen Katharina», einer Nachahmung von Shakespeares «Der Widerspenstigen Zähmung» in Kürschners «Deutscher Nationallitteratur», Bd. 26). In beiden poetischen Fächern sucht er die deutsche Dichtung von dem Lohensteinschen Schwulst zur einfachern Naturwahrheit zurückzuführen. Weniger Wert haben seine geistlichen und weltlichen lyrischen Gedichte, z. B. «Buß- und Zeitandachten» (Bautz. 1720). Vgl. Kornemann, «Christian W. als Dramatiker» (Marb. 1853); Palm, «Christian W. Eine litterarhistor. Abhandlung» (Bresl. 1854).

Weisel, soviel wie Bienenkönigin, s. u. Biene.

Weisenau, Pfarrdorf in der hess. Provinz Rheinhessen, Kreis Mainz, links am Rhein, 2,5 km vor dem Neuthor von Mainz, mit dem es durch Pferdebahn verbunden ist, zählt (1885) 4000 meist kath. E. und hat ein 1885 erbautes schönes Schulhaus, Weinbau, Schiffahrt, eine bedeutende Bierbrauerei, eine Ziegelei und Fabriken für Weinstein, Schaumwein, Hefen, Malz, Cement, Pech, Harz und Fässer. [Bd. VII, S. 15[b].

Weiserprozent, s. unter Forsteinrichtung.

Weisflog (Karl), Schriftsteller, geb. 27. Dez. 1770 in Sagan, studierte in Königsberg, wurde 1802 Stadtrichter, 1827 Stadtgerichtsdirektor in seiner Vaterstadt und starb 17. Juli 1828 im Bade Warmbrunn. Er lieferte zu vielen Taschenbüchern und belletristischen Zeitschriften Beiträge, die zum Teil wieder abgedruckt sind in seinen «Phantasiestücken und Historien» (12 Bde., Dresd. 1824—29; neue Aufl. 1839). Seine Darstellungen haben fast ausschließend die engen Kreise des kleinen bürgerlichen Lebens zum Gegenstande und gehören zu den bessern Unterhaltungsschriften damaliger Zeit.

Weishaupt (Adam), der Stifter des Ordens der Illuminaten (s. d.), geb. 6. Febr. 1748 zu Ingolstadt, studierte daselbst und erhielt, nachdem er 1768 Doktor der Rechte geworden, die Stelle eines jurist. Repetenten, 1772 eine außerord. Professur der Rechte und 1775 die Professur des Natur- und kanonischen Rechts. Da die Lehrerstelle des kanonischen Rechts vorher immer von Ordensgeistlichen bekleidet gewesen, so feindeten ihn die Geistlichen an, zumal er, ein Zögling der Jesuiten, nach Aufhebung des Ordens sich als ihr bitterster Feind zeigte. Er trat als ein aufgeklärter Mann mit andern Geistesverwandten in Verbindung und suchte sie für sein Ideal der Ausbildung der Menschheit zu reiner Sittlichkeit empfänglich zu machen. Sein Hörsaal wurde die Pflanzschule des Kosmopolitismus, für dessen Pflege er auch den Illuminatenorden stiftete. Nachdem er als ein Opfer kirchlichen Fanatismus seine Lehrerstelle in Ingolstadt 1785 verloren, ging er nach Gotha, wo er zum Legationsrat und später zum Hofrat ernannt wurde. Hier starb er 18. Nov. 1830. Seine wichtigsten Schriften sind: die «Apologie der Illuminaten» (Frankf. u. Lpz. 1786), «Das verbesserte System der Illuminaten» (Frankf. u. Lpz. 1787; 3. Aufl., Lpz. 1818), «Pythagoras, oder Betrachtung über die geheime

Welt- und Regierungskunst» (Frankf. 1790), «Materialien zur Beförderung der Welt- und Menschenkunde» (3 Hefte, Gotha 1810), «Über Staatsausgaben» (Landsh. 1820), «Über das Besteuerungssystem» (Landsh. 1820).

Weisheit (grch. σοφία, lat. sapientia) ist das Wissen in seiner praktischen und besonders seiner moralischen Bedeutung, insofern es auf Gesinnungen und Handlungen einen veredelnden Einfluß ausübt. Die W. gründet sich auf feste Überzeugung der philos. Wahrheit mit dem Bestreben, dieselbe ins Leben einzuführen, die Lebenszustände durch Anwendung ihrer Grundsätze zu verbessern und zu vervollkommnen. Diese Richtung auf das Praktische unterscheidet die W. von der bloßen Wissenschaftlichkeit und Gelehrsamkeit, welche ohne dieselbe bestehen kann. Auf der andern Seite unterscheidet die Beziehung aller Gesinnungen und Handlungen auf die allgemeinsten und höchsten Prinzipien der denkenden Vernunft die W. von der bloßen Klugheit, die in der zweckmäßigen Verwendung der gegebenen Mittel zu irgend welchen beliebigen Zwecken besteht. Die Allgemeinheit ihrer philos. oder rein menschlichen Grundsätze hingegen unterscheidet die W. von der religiösen Frömmigkeit als dem Streben nach geistiger Vervollkommnung und Verbesserung des Lebens auf dem Wege eines geoffenbarten Systems. Wegen dieses Strebens nach den Zielen der W., nur mit den durch Offenbarung gegebenen Mitteln, hat sich die Theologie ehemals selbst als die Gottesweisheit bezeichnet, und sich die Philosophie als eine mit weltlichen Dingen beschäftigte W. oder Weltweisheit gegenübergestellt.

Weisheitstöchter (filles de sagesse), ein 1719 zu Poitiers von dem Priester Louis Marie Grignion de Montfort und der Marie Louise Trichel, genannt de Jesus, gestifteter Orden, zu dem Zwecke, Armen und Kranken leibliche Hilfe und geistlichen Trost zu spenden und überhaupt religiöses Gefühl zu verbreiten. Im J. 1788 wurde der Orden vom Papst und König bestätigt; während der Revolution zerstreut, sammelte er sich dann wieder, erhielt 1802 die Besorgung der Marienspitäler und verbreitete sich seitdem sehr stark in Frankreich.

Weismain, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, Bezirksamt Lichtenfels, in einem der nördlichsten Thäler des Fränkischen Jura, Sitz eines Amtsgerichts, hat (1885) 1185 kath. E., ein Schloß, Hopfenbau und Baumwollspinnerei.

Weismann (August), einer der hervorragendsten modernen Zoologen, geb. 17. Jan. 1834 zu Frankfurt a. M., studierte in Göttingen, Wien und Paris Medizin und beschäftigte sich außerdem besonders mit naturwissenschaftlichen Studien. Im J. 1861 wurde er Leibarzt des Erzherzogs Stephan von Österreich, der damals in Zurückgezogenheit auf dem Bergschloß Schaumburg lebte, ging darauf 1863 nach Gießen, um sich unter Leuckart ganz der Zoologie zu widmen, und habilitierte sich in demselben Jahre in Freiburg i. Br., wo er 1866 außerordentlicher, 1873 ordentl. Professor wurde und das er trotz zahlreicher, ehrenvoller Rufe (nach Breslau, Bonn, München) nicht verlassen hat. W. ist einer der vielseitigsten Zoologen, der namentlich auch das biologische Gebiet mit Erfolg kultiviert. Seine Hauptschriften sind: «Die Entwickelung der Dipteren» (Lpz. 1864), «Studien zur Descendenztheorie» (2 Bde., Lpz. 1875—76), «Naturgeschichte der Daphniden» (2 Bde., Lpz. 1876—79), «Die Entstehung der Sexualzellen bei den Hydromedusen» (2 Bde., Jena 1883) und zahlreiche philos. Abhandlungen über «Die Dauer des Lebens», «Vererbung», «Ewigkeit des Lebens», «Die Kontinuität des Keimplasmas als Grundlage einer Theorie der Vererbung» u. a. m.

Weiß ist in physik. Sinne im Gegensatz zu Schwarz (s. d.) ebenso wenig wie dieses eine Farbe, sondern der Effekt aller reflektierten Lichtstrahlen. Mit dem Namen des weißen Lichts bezeichnet man daher auch das farblose Sonnenlicht, das aus einer unendlich großen Anzahl verschiedener Farben zusammengesetzt ist (s. unter Farbenlehre), oder überhaupt ein Licht, welches in gleichem Verhältnis wie jenes zusammengesetzt ist, wie das Kalklicht, das Magnesiumlicht, das elektrische Licht.

Mit Weiß bezeichnet man ferner die Farbe eines mehr oder weniger undurchsichtigen Körpers, wenn seine nicht polierte Oberfläche alle im Sonnenlicht vorhandenen farbigen Strahlen in gleicher Weise, d. h. in gleichem Verhältnis nach allen Seiten hin zurückstrahlt.

Das Weißfärben geschieht entweder, wie hauptsächlich bei Seide, Wolle, Baumwolle, Leinen u. s. w., dadurch, daß man die in dem weiß zu färbenden Stoffe vorhandenen Farbstoffe zerstört, und zwar durch Bleichen, Schwefeln und Behandeln mit Chlor, oder man trägt auf die weiß zu färbende Oberfläche eine weiße Körperfarbe (Öl- oder Wasserfarbe) auf, z. B. Bleiweiß, Zinkweiß, Permanentweiß (schwefelsaurer Baryt) u. s. w. Mitunter und zwar nicht selten erzielt man weiß in der Technik durch die sog. physikalische Bleiche, indem man dem zu bleichenden Körper eine kleine Menge von Blau, z. B. Ultramarin zusetzt; dies ist z. B. der Fall beim Stärken der Leibwäsche, der Fabrikation des Zuckers u. s. w.

Weiß (Christian Samuel), verdienter Mineralog und Krystallograph, geb. 26. Febr. 1780 zu Leipzig, erhielt seine gelehrte Bildung auf den Schulen und der Universität seiner Vaterstadt, übte sich dann 1801—2 zu Berlin unter Klaproth praktisch in der Chemie und studierte hierauf noch 1802—3 zu Freiberg, wo er zu Werners vorzüglichsten Schülern gehörte. Im J. 1803 habilitierte er sich an der Universität Leipzig und ward, nachdem er seit 1805 Deutschland, die Schweiz und Frankreich bereist, 1808 ord. Professor der Physik und 1810 als Professor der Mineralogie an die Universität nach Berlin berufen, in welcher Stellung er viele tüchtige Mineralogen gebildet und den mathem. Teil der Mineralogie nach einer sehr naturgemäßen Methode zu einem hohen Grade der Vollkommenheit ausgebildet hat. Auch war er der erste, der in seiner Abhandlung «Über die natürlichen Abteilungen der Krystallisationssysteme» (1813) eine solche Abteilung als die Basis alles krystallographischen Wissens und als die Grundlagen des Krystallaufbaues aufstellte, wofür seine Krystallsysteme noch heutigentags gelten. Außer der genannten Arbeit und einer großen Anzahl Abhandlungen in den Schriften der Akademie und der Naturforschenden Gesellschaft zu Berlin hat W. kein größeres selbständiges Werk veröffentlicht. Er starb 1. Okt. 1856 auf einer Reise zu Eger in Böhmen.

Die Grundlagen und Eigentümlichkeiten seiner krystallograph. Methode bestehen in der Zurückführung aller krystallograph. Verhältnisse auf bestimmte

Achsen der Krystalle, mit Bezug auf welche auch die mathem. Bezeichnung der Krystallflächen vorgenommen wird; ferner in der Auffindung des Gesetzes des Zusammenhangs aller verschiedenen Flächen eines Krystallsystems durch Beobachtung der Zonen desselben und der Kombination derselben. Sein Mineralsystem ist ein natürliches, in dem die formellen und substantiellen Eigenschaften der Mineralkörper zugleich berücksichtigt sind.

Vgl. Martius, «Denkrede auf Christian Samuel W.» (Münch. 1857).

Weiß (Hermann Karl Jakob), Kulturhistoriker, geb. als Sohn des spätern berliner Hofschauspielers Johann Gottlieb Christian W. in Hamburg 22. April 1822, besuchte die Klödensche Gewerbeschule in Berlin, bereitete sich dann zum Maschinenbaufach vor, widmete sich aber bald der (Figuren-)Malerei. Zunächst besuchte er das Atelier des Professors J. S. Otto und wandte sich 1843 nach Düsseldorf, hier seine Studien an der Akademie unter der Leitung des Geschichtsmalers Theodor Hildebrandt fortsetzend. Neben dieser künstlerischen Thätigkeit beschäftigte sich W. eifrig mit kunstwissenschaftlichen und kulturgeschichtlichen Studien. Im J. 1845 kehrte er nach Berlin zurück. W. schrieb: «Geschichte des Kostüms» (Bd. 1: «Afrika», Berl. 1853). Diesem folgte: «Kostümkunde. Geschichte der Tracht, der baulichen Einrichtungen und des Geräts von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart» (Stuttg. 1856 fg.; 2. Aufl. 1881 fg.). Im J. 1854 wurde W. Lehrer an der berliner Akademie der Künste, 1858 auch zur Mitververwaltung des Kupferstichkabinetts berufen. Letztere Stellung gab er 1877, erstere 1884 auf. Im J. 1879 wurde er zum Direktor der Ruhmeshalle, 1883 zum Geh. Regierungsrat ernannt.

Weiß (Karl Philipp Bernhard), hervorragender prot. Theolog, geb. 20. Juni 1827 in Königsberg, studierte von 1844 bis 1848 in Königsberg, Halle und Berlin, habilitierte sich 1852 in Königsberg, wurde daselbst 1857 außerord. Professor, dann 1863 ord. Professor der Theologie in Kiel und 1877 in Berlin. Außerdem war er 1874—77 Mitglied des Konsistoriums in Kiel, 1879—80 desjenigen in Berlin und ist daselbst seit 1880 Oberkonsistorialrat und vortragender Rat im Ministerium der geistlichen Angelegenheiten. Sein bedeutendstes Werk, das «Leben Jesu» (Berl. 1882; 2. Aufl. 1884) ist wohl die umfassendste apolog. Behandlung dieses Gegenstandes. Außerdem lieferte er für Meyers «Kritisch-exegetischen Kommentar über das Neue Testament» die Neubearbeitungen der Evangelien Matthäus (7. Aufl., Gött. 1883), Markus und Lukas (7. Aufl. 1885), Johannes (7. Aufl. 1886), des Römerbriefs (7. Aufl. 1886) und die selbständige Bearbeitung der Pastoralbriefe (5. Aufl. 1886); ferner schrieb er: «Der petrinische Lehrbegriff» (Berl. 1855), «Der Philipperbrief» (Berl. 1859), «Der johanneische Lehrbegriff» (Berl. 1862), «Lehrbuch der biblischen Theologie» (Berl. 1868; 4. Aufl. 1884), «Das Markusevangelium und seine synoptischen Parallelen» (Berl. 1872), «Das Matthäusevangelium und seine Lukasparallelen» (Halle 1876) und «Einleitung ins Neue Testament» (Berl. 1886).

Weissagung (althochdeutsch wizagunga, von dem althochdeutschen Zeitworte wizagon, wizon) heißt im allgemeinen die durch übernatürliche Eingebung bewirkte Verkündigung des göttlichen Willens, insbesondere der verborgenen Ratschlüsse Gottes über das künftige Menschenschicksal. Wahrsagung oder Wahrsagerei bedeutet ursprünglich dasselbe, doch hat man sich frühe gewöhnt, dabei eine durch widergöttliche Zauberkünste erlangte Kenntnis des Zukünftigen vorauszusetzen. Die Voraussagung der Zukunft war eine schon bei Persern, Chaldäern und Ägyptern gepflegte Kunst. Bei den Israeliten bildete sich im Unterschiede von bloßer Wahrsagerei frühzeitig das Prophetentum (s. Propheten) aus, als der Dolmetscher des Willens des Bundesgottes, seiner Befehle, Verheißungen und Drohungen an Israel, doch erhielt sich daneben auch die Wahrsagekunst in mancherlei Gestalten. Bei den Griechen stand W., Mantik genannt, in engstem Verbande mit der Religion und dem Staatsleben und wurde deshalb von den Philosophen vergeblich angefochten. Am unmittelbarsten sprach sich nach griech. Glauben die Gottheit aus durch die an bestimmte Stätten geknüpften Orakel (s. d.), welche auch häufig von Staats wegen befragt wurden. Dann gab die Gottheit Auskunft durch den Mund gewisser Menschen, der Seher (Mantis, vates), denen die göttliche Gunst verliehen war, und zu denen auch die Sibyllen (s. d.) gehörten. Ferner suchte man orakelhafte Antworten zu gewinnen durch Befragung der Verstorbenen, durch Nekromantie (s. d.), und vermeinte auch aus Träumen den Willen der Götter und die Gestaltung der Zukunft zu entnehmen. Die eigentliche Traumdeuterei scheint erst später aus dem Orient Eingang bei den Griechen gefunden zu haben, von denen noch des Artemidorus «Traumbuch» vorhanden ist. Minder unmittelbar redeten die Götter durch allerlei bald zufällig sich darbietende, bald absichtlich gesuchte Zeichen, deren Sinn erst durch eine Deutung gefunden werden mußte.

Noch viel ausgebreiteter und weit enger mit dem Staatsleben verknüpft war die W. bei den Römern, und zwar die mittelbare (s. Divination), auf der Auslegung gegebener oder gesuchter Zeichen beruhende. Eine Unzahl zufälliger Erscheinungen, sowohl sichtbarer (prodigium, portentum, monstrum) als hörbarer (omen im engern Sinne), galt ihnen als vorbedeutend, und die Deutung der Himmelserscheinungen, besonders der Blitze, sowie diejenige des Flugs und die Stimme der Vögel ward durch die Körperschaft der Augurn (s. d.) in eine Art von System gebracht und übte den größten Einfluß auf Staats- und Privatleben aus. Daneben war zugleich die ursprünglich etrurische, von den Haruspices (s. d.) gepflegte Kunst der Opferschau vom Staate anerkannt, und nicht minder wurden die Sibyllinischen Bücher, sowie die Entscheidung des Loses (sortes) von Staats wegen zu Rate gezogen. Zuletzt drangen gegen Ende der Republik und in der Kaiserzeit noch allerlei fremde, meist orient. Wahrsager- und Zauberkünste ein, darunter namentlich die Astrologie, und wußten sich auch gegen wiederholte Staatsverbote zu behaupten. Bei den Germanen stand die W. seit ältester Zeit in hohem Ansehen und ward in öffentlichen wie in Privatangelegenheiten vielfach geübt, durch Priester, durch die Hausväter, und besonders auch durch Frauen. Gern benutzte man dazu die Lose, Stäbchen aus hartem Holze, vorzugsweise der Buche, geschnitten und mit Runen bezeichnet. Vgl. Homeyer, «Über das german. Losen» (Berl. 1854). Ferner weissagte man aus dem Gewieher von Rossen, die auf öffentliche Kosten in heiligen Hainen

gehalten wurden, aus Geschrei und Flug der Vögel, aus dem Strudeln fließender Wasser u. dgl. Bei weitem nicht alle Arten der altgermanischen W. vermochte die christl. Kirche des Mittelalters auszurotten. So mußte sie z. B. die Ordalien (s. d.) lange Zeit dulden. Im 15. und 16. Jahrh. kamen allerlei Formen der Wahrsagung, die teils von den Römern, teils von den Arabern herstammten und von den fahrenden Schülern fleißig gefördert wurden, Astrologie, Chiromantie, Geomantie, Rhabdomantie, Traumdeutung u. dgl., zur Geltung und erzeugten die Litteratur der «Praktiken», eine Art von Wahrsagekalendern. Poetischen Ausdruck fand diese Richtung in der Sage von Dr. Faust. Von dem Lichte der religiösen und wissenschaftlichen Aufklärung wurde auch diese Art von Aberglauben allmählich gedämpft, aber bis auf den heutigen Tag noch lange nicht ausgerottet, wie unter anderm die Kartenschlägerei, die Punktierkunst, das Bleigießen u. dgl., sowie die Gaukelei des Somnambulismus, des Tischrückens, der Geisterklopferei und des sog. Spiritismus (s. d.) beweisen. Auch von dem uralten Volksglauben in Beziehung auf Vorbedeutung (Angang) hat sich noch mancherlei im Volke lebendig erhalten.

Weißbad, Molkenkurort in der Schweiz, Kanton Appenzell-Innerrhoden, unweit Appenzell, an der Sittern und am Fuße der Ebenalp, 820 m über dem Meere gelegen.

Weißbier, die lichteste Biersorte, aus Gerstenluftmalz mit oder ohne Zusatz von Weizenmalz bereitet, prickelt wegen reichlicher kohlensaurer Luft auf der Zunge und löscht sehr den Durst, ist daher für die heiße Jahreszeit geeignet. (Vgl. Bier und Bierbrauerei.)

Weißbirke, s. unter Birke.

Weißbläßhuhn, s. unter Wasserhuhn.

Weißblech, s. unter Blech.

Weißbleierz oder Cerussit, ein wichtiges Mineral zur Gewinnung des metallischen Bleies, insofern es kohlensaures Blei, $PbCO_3$, bestehend aus 83,52 Proz. Bleioxyd und 16,48 Proz. Kohlensäure, darstellt; es krystallisiert in rhombischen, teils pyramidalen, teils horizontal-säulenförmigen, teils tafelartigen Gestalten mit horizontalgestreiften Brachydomen und ist mit Aragonit vollkommen isomorph; auch wiederholt sich hier des letztern Zwillingsbildung nach dem Grundprisma, nach welchem auch ausgezeichnete Durchkreuzungsdrillinge vorkommen; herzförmige Zwillinge werden nach einem andern Gesetz gebildet. Das W. ist spröde und leicht zersprengbar, von der Härte 3 bis 3,5, dem spezifischen Gewicht 6,4 bis 6,6, farblos, oft weiß, aber auch grau, gelb, selbst schwärzlich (durch Kohle oder durch allmähliche Umwandlung in Schwefelblei), diamantglänzend oder fettglänzend, pellucid in hohen und mittlern Graden. Auf Kohle reduziert es sich zu Blei, in Salpetersäure löst es sich vollständig unter Aufbrausen. Besonders schöne Varietäten dieses auf Bleierzgängen häufigen Minerals sind bekannt unter andern von Johanngeorgenstadt in Sachsen, Zellerfeld und Clausthal am Harz, Mies und Przibram in Böhmen, Braubach und Ems in Nassau, Tarnowitz in Oberschlesien, Kirlibaba in der Bukowina, Leadhills in Schottland, Nertschinsk in Transbaikalien. Bei Vilbeck in Franken erscheint W. als Bindemittel des Sandsteins, ebenso bisweilen bei Commern in Rheinpreußen. Das W. bildet auch Pseudomorphosen nach Bleiglanz, Bleihornerz, Bleivitriol und andern Mineralien.

Weißblütigkeit, s. Leukämie.

Weißbuche, Hainbuche, s. Hornbaum.

Weißdorn, Pflanzenart, s. u. Crataegus.

Weiße (Christian Felix), Dichter und Jugendschriftsteller, geb. 28. Jan. 1726 zu Annaberg im sächs. Erzgebirge, widmete sich von 1745 an zu Leipzig vorzüglich der Philologie. Mit Lessing knüpfte er hier eine vertraute Freundschaft, und beide fingen gemeinschaftlich an, für das deutsche Theater zu arbeiten. W.s erster Versuch war «Die Matrone zu Ephesus». Im J. 1750 kam er als Hofmeister zu einem Grafen von Geyersberg, mit welchem er mehrere Jahre in Leipzig verweilte. Er arbeitete inzwischen fleißig für das Theater, gab 1758 seine «Scherzhaften Lieder» heraus, die sehr gefielen, und ging 1759 mit seinem Zöglinge nach Paris. Nach Leipzig zurückgekehrt, gab er 1760 die «Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste» und 1761 «Amazonenlieder» heraus. In demselben Jahre wurde er Obersteuersekretär in Leipzig, was er bis an seinen Tod blieb. Von 1763 an arbeitete er für die Kochsche Gesellschaft in Leipzig komische Opern, zuerst in Übersetzungen aus dem Französischen, später Originalstücke, z. B. «Die Jagd», «Der Erntekranz» u. s. w., und eine Reihe Lustspiele, die großen Beifall fanden. Doch gab er seit 1774 die theatralischen Arbeiten fast ganz auf. Seitdem beschäftigte er sich vorzugsweise mit Schriften für die Jugend, welchen Litteraturzweig er eigentlich begründet hat. Seine «Lieder für Kinder», sein «A-b-c-Buch» wurden mit verdientem Beifall aufgenommen. Von 1775 an gab er den «Kinderfreund» (24 Bde., 1776—82 und öfter) heraus, dem sich der «Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes» (12 Bde., 1783—92) anschloß. W. starb 16. Dez. 1804. Noch sind zu erwähnen seine «Lustspiele» (3 Bde., Lpz. 1783), «Komische Opern» (3 Bde., Lpz. 1777) und «Lyrische Gedichte» (3 Bde., Lpz. 1772). Vgl. seine «Selbstbiographie», herausgegeben von Chr. Ernst Weiße und Frisch (Lpz. 1806) und J. Minor, «Christian Felix W. und seine Beziehungen zur deutschen Litteratur des 18. Jahrh.» (Innsb. 1880). Im J. 1826 feierte man in Annaberg und Leipzig seinen 100jährigen Geburtstag, und durch Sammlungen wurde eine Schule für arme Kinder in Annaberg unter dem Namen Weißenstiftung errichtet.

Weiße (Christian Ernst), Sohn des vorigen, deutscher Rechtslehrer, geb. zu Leipzig 19. Nov. 1766, wurde 1796 außerord. Professor der Rechte, 1800 Oberhofgerichtsassessor und 1805 ord. Professor des Lehnrechts zu Leipzig; 1813 erhielt er die Professur des Kriminalrechts. Er starb 6. Sept. 1832. Von seinen staatsrechtlichen und histor. Schriften sind hervorzuheben: «Lehrbuch des sächs. Staatsrechts» (2 Bde., Lpz. 1824—27), «Geschichte der kursächs. Staaten» (4 Bde., Lpz. 1802—6), welcher sich die «Neueste Geschichte des Königreichs Sachsen nach dem Prager Frieden» (3 Bde., Lpz. 1808—12) anschloß. Das «Museum für sächs. Geschichte, Litteratur und Staatskunde» (3 Bde., Lpz. 1794—96), fortgesetzt als «Neues Museum u. s. w.» (4 Bde., Freiberg 1800—4), machte er als Herausgeber desselben zu einem schätzbaren Repertorium.

Weiße (Christian Herm.), deutscher Philosoph, Sohn des vorigen, geb. 10. Aug. 1801 zu Leipzig, widmete sich daselbst dem Studium der Rechte, mit

dem sich jedoch frühzeitig die Neigung zu philos. Studien verband. Nachdem er sich 1823 habilitiert, veröffentlichte er die Schriften «Über das Studium des Homer und seine Bedeutung für unser Zeitalter» (Lpz. 1826) und «Über den Begriff, die Behandlung und die Quellen der Mythologie» (Lpz. 1827), in der sich schon die ersten Spuren einer philos. Differenz von Hegel zeigten. Die erste Frucht seines selbständigen Nachdenkens war die Schrift «Über den gegenwärtigen Standpunkt der philos. Wissenschaft» (Lpz. 1829). Gleichzeitig ließ er die Übersetzungen von Aristoteles' «Physik» (Lpz. 1829) und «Von der Seele» (Lpz. 1829) erscheinen. Beim Antritt der außerord. Professur schrieb er «De Platonis et Aristotelis in constituendis summis philosophiae principiis differentia» (Lpz. 1828). Zunächst nun erschien sein bedeutendstes Werk, das «System der Ästhetik als Wissenschaft von der Idee der Schönheit» (2 Bde., Lpz. 1830). Demnächst erschienen von ihm «Die Idee der Gottheit» (Dresd. 1833), «Die philos. Geheimlehre über die Unsterblichkeit des menschlichen Individuums» (Dresd. 1834), ein Thema, welches er außerdem in zwei unter dem Namen **Nikodemus** herausgegebenen Schriftchen: «Theodicee, in deutschen Reimen» (Dresd. 1834) und «Büchlein von der Auferstehung» (Dresd. 1836), behandelte, und die «Grundzüge der Metaphysik» (Hamb. 1835). In engem Zusammenhange mit W.s allgemeiner philos. Tendenz stehen die «Kritik und Erläuterung des Goetheschen Faust» (Lpz. 1837) und «Die evang. Geschichte kritisch und philosophisch bearbeitet» (2 Bde., Lpz. 1838). Seit 1837 hatte W. der akademischen Thätigkeit entsagt und lebte auf seinem Landgute zu Stötteritz bei Leipzig. Nach einigen Jahren nahm er aber diese Thätigkeit wieder auf und wurde 1845 zum ord. Professor der Philosophie ernannt. Von hier an trat, wie seine Rede «In welchem Sinne sich die deutsche Philosophie wieder an Kant zu orientieren hat» (Lpz. 1847) beweist, seine Abwendung von der dialektischen Methode und sein Bestreben, dem pantheistischen Idealismus der Nachfolger Kants und Hegels das System eines ethischen Theismus entgegenzusetzen, und zwar im engsten Anschluß an das christl. Dogma, immer entschiedener hervor, zuerst in der anonymen Schrift «Über die Zukunft der evang. Kirche. Reden an die Gebildeten deutscher Nation» (Lpz. 1849), dann in der «Philos. Dogmatik oder Philosophie des Christentums» (3 Bde., Lpz. 1855—62), woran sich seine «Christologie Luthers» (Lpz. 1852) und «Die Evangelienfrage in ihrem gegenwärtigen Stadium» (Lpz. 1856) anschlossen. Er starb 19. Sept. 1866. Aus seinem Nachlasse gaben Sulze «Beiträge zur Kritik der Paulinischen Briefe» (Lpz. 1867) und Seydel «Kleine Schriften zur Ästhetik und ästhetischen Kritik» (Lpz. 1867), sowie «W.s Psychologie und Unsterblichkeitslehre» (Lpz. 1869) und «Christian Hermann W.s System der Ästhetik nach dem Kollegienhefte letzter Hand» (Lpz. 1872) heraus; letzterer schrieb auch eine Charakteristik W.s (Lpz. 1866).

Weißer Adlerorden, s. unter Adlerorden.

Weißer Berg, ein 379 m hoher Berg westlich bei Prag, berühmt durch die Schlacht vom 8. Nov. 1620, in welcher die Kaiserlichen unter Maximilian von Bayern und Tilly den zum König von Böhmen erwählten Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz schlugen. Vgl. Brendel, «Die Schlacht am Weißen Berg» (Halle 1875).

Weiße Berge oder Kleine Karpaten, s. u. Karpaten.

Weißes C (Vanessa C album, Tafel: Insekten II, Fig. 9), ein häufiger, bis 48 mm klafternder Tagfalter mit stark gezackten Flügeln, oben schildkrotähnlich braungelb mit dunklern Flecken, unten dunkel mit einem nach außen offenen C-förmigen Flecken mitten auf jedem Hinterflügel. Die dornige, braune Raupe hat einen im vordern Teile gelblichen, im hintern weißen Rückenstreifen und rote Seitenstreifen. Sie findet sich im Sommer auf allerlei Pflanzen, Brennnesseln, Hopfen, Ulmen, Johannis- und Stachelbeeren u. a. m.

Weißes Eisenholz, s. unter Citharexylon.

Weißer Elefantenorden des Königreichs Siam, ein unter andern Verhältnissen 1861 ins Leben gerufener Orden, welcher als höchster Orden des Landes 1869 unter obigem Namen und analog den fünf Klassen der franz. Ehrenlegion reorganisiert wurde. Die Zahl der Großkreuze ist auf 23, die der Großoffiziere auf 50, die der Kommandeure auf 100, die der Offiziere auf 200 festgesetzt, während die der Ritter unbegrenzt ist. Die ihrer bunten Gestaltung wegen nicht leicht zu beschreibende, den Gesetzen europ. Geschmacks nicht angepaßte Dekoration besteht in einem aus allen Farben kaleidoskopartig emaillierten, für die obern Klassen goldenen, für die fünfte silbernen Stern, auf dessen rundem Medaillon der weiße Elefant mit anderer bunter Zuthat erscheint. Das Ordensband ist ziegelrot und wird von seiner papageigrünen Verandung durch einen schmalen lichtblauen und einen schwefelgelben Faden getrennt.

Weißer Falkenorden, s. Falkenorden.

Weißer Fluß, s. Leukorrhöe.

Weiße Frau ist ein Gespenst, das in mehrern Schlössern deutscher Fürsten und Herren, zu Neuhaus in Böhmen, in Berlin, Ansbach, Bayreuth, Kleve, Darmstadt, Altenburg u. s. w. erscheinen soll, wenn wichtige Begebenheiten, namentlich aber Todesfälle von Familiengliedern bevorstehen. Sie gilt als Ahnmutter des Geschlechts und zeigt sich stets in schneeweißem Gewande. Am frühesten, schon im 16. Jahrh., ist unter dem Namen Bertha von Rosenberg die Ahnfrau und Weiße Frau der Herren von Neuhaus und Rosenberg in Böhmen berühmt geworden. Im berliner Schlosse will man die Weiße Frau schon 1628 und noch 1840 und 1850 gesehen haben. Man führt historisch diese Weiße Frau in den Schlössern des preuß. Fürstenhauses bald auf die schuldbeladene Gräfin Agnes (s. d.) von Orlamünde, bald auf jene Bertha von Rosenberg, bald sogar auf die bulgar. Prinzessin Kunigunde, welche erst mit Ottokar II. von Böhmen, dann mit einem Rosenberg vermählt war, zurück. Vgl. Julius von Minutoli, «Die Weiße Frau» (Berl. 1850); Kraußold, «Die Weiße Frau und der orlamünder Kindermord. Eine Revision der einschlagenden Dokumente» (Erlang. 1866). Die in diesen einzelnen Sagen hervortretenden Züge weisen zurück in die german. Mythologie, auf eine Göttin, die auf Geburt und Tod einwirkt und der Ordnung des Hauswesens vorsteht. Noch bestimmter führt die Benennung Weiße Frau und der Name Bertha auf jene unter mehrern Namen erscheinende große Naturgöttin, die als «Berhta», d. h. die Glänzende, Leuchtende, Weiße, besonders in den Zwölf Nächten ihren Umgang hält und ihre Macht offenbart.

Weißer Hirsch, Dorf und Gutsbezirk in der sächs. Amtshauptmannschaft Dresden-Neustadt, unweit rechts der Elbe am Elbgehänge, 4 km östlich von Dresden, in hügeliger und waldreicher Gegend, an der Dresdener Heide gelegen; es stößt an den 22 ha großen Waldpark mit Pavillons und schönen Spaziergängen, 240 m über dem Meere, zählt (1885) 656 E. und ist klimatischer Kurort mit dem Fridabad und Kurhaus, 1886 von 1180 Personen besucht. Die schöne Aussicht gewährt einen lohnenden Blick auf das Elbthal.

Weißer Jura, s. unter Juraformation.

Weißes Meer, russ. Bjeloje-More, ein großer Busen des nördl. Eismeers, der zwischen der Halbinsel Kanin und der Halbinsel Kola (s. d.) in das russ. Gouvernement Archangelsk südwärts bis über 64° der Breite eindringt, bei seinem Eingang zwischen dem 16 m hohen Kanin-Noß, auf welchem ein 30 m hoher Turm steht, und Swjätoi-Noß 133 km, im übrigen durchschnittlich 110 km breit, in südwestl. Richtung 630 km lang und 84100 qkm groß ist, wovon 493,7 auf die Inseln kommen. Es teilt sich südlich in drei beträchtliche Busen, den Kandalaskaja- oder Kandalakscha-, Onega- und Dwinabusen, von welchen der erstere, weit gegen Nordwesten in Lappland einschneidend, nach dem Städtchen Kandalask oder Kandalakscha, die beiden letztern nach den in sie einmündenden Flüssen Onega und Dwina benannt sind. Nach Norden zu verengt es sich etwas und bildet dann noch östlich eine Bucht, in welche der Mesen unterhalb der Stadt gleichen Namens mündet. Die Küsten sind im Norden und Westen bergig und felsig, im Osten von Archangelsk an aus sandigen Höhen gebildet und mit Seen bedeckt, welche meist mit dem Meere in Verbindung stehen. Unter den zahlreichen Inseln des Meers ist die Insel Solowezk oder Solowezki, mit einem befestigten Kloster von 1429, einem Wallfahrtsorte, die größte. Das Meer, welches den größten Teil des Jahres gefroren und mit Schnee bedeckt ist und daher seinen Namen erhalten hat, kann nur 150—170 Tage im Jahre, in den Monaten Mai bis Ende September, in den meisten Jahren nur von Anfang Juni an befahren werden, wodurch der für diese nordische Gegend an sich bedeutende Handelsverkehr sehr beschränkt wird. Mittels zweier Kanäle, welche die Dwina mit der Wolga und dem Dnjepr verbinden, könnte eine unmittelbare Schiffahrt aus dem Schwarzen und Kaspischen nach dem Weißen Meere unterhalten werden, wenn nicht ersterer gänzlich versandet wäre. Der Hauptstapelplatz ist Archangelsk (s. d.). Die kleinern Häfen sind Onega, Sumskij-Possad und Kem. Den Seeweg nach diesem Meere entdeckte der Engländer Richard Chancellor 1553 bei der zur Auffindung einer nordöstl. Durchfahrt ausgegangenen Polarexpedition unter dem Oberbefehl Hugo Willoughbys. Für wie wichtig die Engländer diese Entdeckung hielten, erhellt daraus, daß sie sofort die genauesten Untersuchungen des Weißen Meers anstellten, eine engl.-moskowitische Handelsgesellschaft gründeten und dann an der Mündung der Dwina das kleine Fort Archangelsk zur Hauptniederlage ihres Handels nach Rußland ausrüsteten, welche dasselbe auch bis zur Erbauung Petersburgs blieb.

Weißes Pulver (weißes Schießpulver), s. Augendres Schießpulver.

Weißer Rost, Pilz, s. unter Cystopus.

Weißer Sonntag (Dominica in albis), der erste Sonntag nach Ostern, auch Quasimodogeniti genannt, an welchem in den alten christl. Kirchen die in der Osternacht Getauften zum letzten mal im weißen Taufkleide erschienen.

Weißes Vorgebirge (span. Cabo Blanco), Name dreier Vorgebirge Nordwestafrikas; das erste (im Altertum Promontorium Candidum) ist der nördlichste Punkt der Regentschaft Tunis und Afrikas und liegt westlich vom Golf von Tunis des Mittelmeers unter 37° 21′ nördl. Br.; das zweite, an der Westküste Marokkos (das Soloïs Promontorium der Römer), am Atlantischen Ocean, liegt bei der Stadt Masagan; das dritte (im Altertum Arsinarium Promontorium), ebenfalls am Atlantischen Ocean, eine lange, sandige Landzunge, die westlich die Lévrierbai abschließt, unter 20° 45′ nördl. Br., ist der südl. Endpunkt des span. Küstenstrichs, welcher nördlich bis Kap Bojador reicht.

Weißenau, Weiler im württemb. Donaukreise, Oberamt Ravensburg, an der Schußen, mit (1880) 347 E. und einer kath. Pfarrkirche, hat eine Staatsdomäne, ehemals Prämonstratenser-Reichsabtei von 1145, jetzt Bleiche und Appreturanstalt des Staates, Weißwarenfabrikation und Rosenkultur.

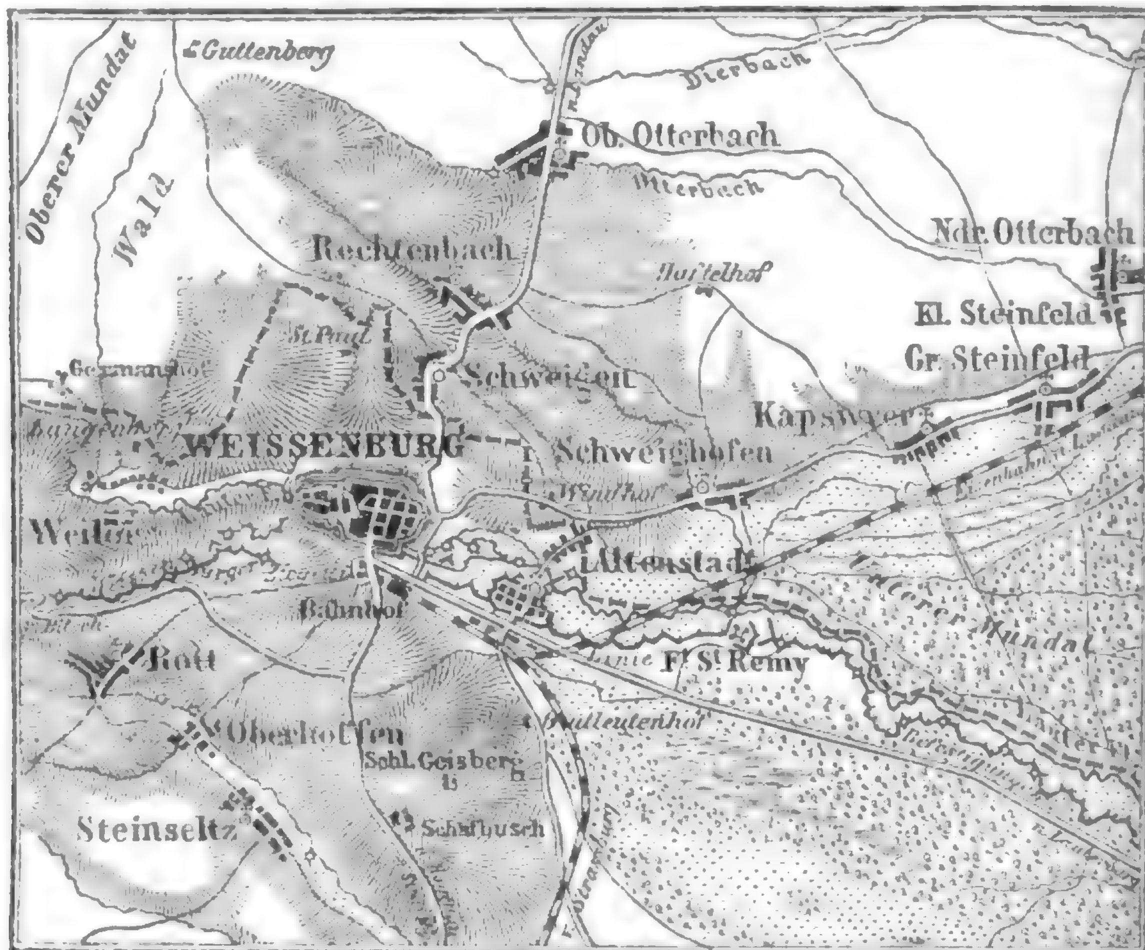
Weißenberg, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Bautzen, Amtshauptmannschaft Löbau, am Löbauflusse, nahe der preuß. Grenze, zählt (1885) 1180 evang. E., darunter 104 Wenden. In der Nähe ist der Stromberg, ein Basaltkegel.

Weißenburg, auch Weißenburg am Sand oder Weißenburg im Nordgau genannt, unmittelbare Stadt im bayr. Regierungsbezirk Mittelfranken, Hauptort eines Verwaltungsdistrikts, Station der Linie München-Hof der Bayrischen Staatsbahnen, Sitz des Bezirksamts und eines Amtsgerichts, liegt an der Schwäbischen Rezat und am westl. Fuße des Frankenjura in fruchtbarer Gegend. Die Stadt ist von alten Mauern und Türmen umgeben, hat die hübsche Pfarrkirche zu St. Andreas, drei andere Kirchen (wovon eine katholische), eine Lateinschule, eine Realschule, ein Töchterinstitut, ein neues Krankenhaus, ein Armenhaus, eine Mineralquelle (Wildbad) mit Badeanstalt, schöne Kalksteinbrüche und zählt (1885) 6025 meist prot. E., welche Gold- und Silberdraht, Borten und Tressen, Kämme, Tuch, Email- und Wachswaren, Leder, Bürsten, Seife und Lichter fabrizieren, auch zahlreiche Mühlen und berühmte Bierbrauereien unterhalten. Der Ort kommt urkundlich zuerst 793 vor, wurde 1029 Freie Reichsstadt, kam 1802 an Bayern, 1. Jan. 1804 durch Tausch an das damals preuß. Fürstentum Ansbach und 1806 mit diesem wieder an Bayern. Östlich von der Stadt erhebt sich auf der hohen Westkante des Jura die Wülzburg (570 m), wo Pippin der Kleine 764 eine Kapelle und Karl d. Gr. 793 ein Benediktinerkloster stiftete; dieses wurde 1588 vom Markgrafen Georg Friedrich von Ansbach in eine Bergfestung mit einem großen Schloß verwandelt, das vordem als Kaserne, Zeughaus und Strafanstalt verwendet war und 1882 mit der ganzen verlassenen Festung in das Eigentum der Stadt W. übergegangen ist.

Weißenburg, zum Unterschied von den andern gleichnamigen Städten früher auch Weißenburg am Rhein und Kronweißenburg genannt, Kreis- und Kantonshauptort im elsaß-lothring. Bezirk Unterelsaß, liegt 59 km nördlich von Straßburg, an der Lauter in schöner Gegend am Fuße der Vogesen und an der pfälz. Grenze. W., seit

1871 als Festung aufgegeben, ist Station der Linie Straßburg-W. der Elsaß-Lothringischen Eisenbahnen, an der hier die Pfälzische Bahn nach Neustadt anschließt, Sitz der Kreisdirektion und eines Amtsgerichts, hat ein Gymnasium, eine höhere Töchterschule und an bemerkenswerten Gebäuden: die kath. Kirche aus dem 13. Jahrh., die evang. Kirche und das 1741 erbaute Rathaus. W. zählt (1885) 5981 meist evang. E., welche sich hauptsächlich mit Acker-, Wein- und Hopfenbau beschäftigen. Die im 7. Jahrh. gegründete Benediktinerabtei W., an welcher um 850 Otfried (s. d.), der Dichter des Evangelienbuchs, Mönch war, wurde 1524 ein Kollegiatstift und kam 1546 an das Bistum Speier. Die Stadt, seit 1247 Freie Reichsstadt, gehörte erst dem Rheinischen Städtebunde, nach 1354 dem Elsässischen Zehnstädtebunde an, gelangte durch den Ryswijker Frieden an Frankreich und 1871 wieder an Deutschland. W. war 1721—25 Residenz von Stanislaus Leszczynski. Die vor den Stadtthoren am Fuße des Scherhohl (507 m) beginnenden, bis nach Lauterburg sich erstreckenden, 1704 vom Marschall Villars erbauten sog. Weißenburger Linien, welche 13. Okt. 1793 der österr. Feldmarschall Wurmser einnahm und Pichegru zwei Monate später zurückeroberte, sind seit 1873 niedergelegt. — Der Kreis Weißenburg zählt auf 602 qkm (1885) 58323 E.

Im Deutsch-Französischen Kriege von 1870 und 1871 fand 4. Aug. 1870 das Treffen bei Weißenburg statt, das erste größere Treffen zwischen deutschen und französischen Truppen. Die 2. Division (Douay) des 1. franz. Korps (Marschall Mac-Mahon) stand in starker Stellung auf dem südwestlich von W. gelegenen Geißberge und wurde hier vom 2. bayr. und 5. preuß. Armeekorps unter Führung des Kronprinzen von Preußen angegriffen und mit großem Verluste (darunter gegen 1000 Gefangene und ein Geschütz) geschlagen, General Douay fiel gegen Ende des Kampfes, in welchem sich namentlich die 9. preuß. Infanteriedivision und besonders das Königsgrenadierregiment bei Erstürmung des Schlosses Geißberg auszeichneten. Die Stadt W. war nur schwach besetzt und wurde schon zu Anfang des Treffens vom 5. bayr. Jägerbataillon und dem 58. preuß. Infanterieregiment genommen. Gegen Ende des Kampfes wurde die franz. Stellung auch noch von dem inzwischen eingetroffenen 11. preuß. Armeekorps umgangen und hierdurch namentlich eine ziemlich große Zahl von Gefangenen gemacht.



Das Schlachtfeld von Weißenburg.

Weißenburg, Dorf und Bad im Bezirk Niedersimmenthal des schweiz. Kantons Bern. Das Dorf, von der Ruine der Burg Weißenburg überragt, liegt 737 m über dem Meere, 16 km südwestlich von Thun auf dem linken Ufer der Simme, an der Poststraße des Simmenthals und ist durch eine Fahrstraße mit dem 1½ km nordwestlich in der felsigen und waldigen Schlucht des Bunschibachs gelegenen Bade verbunden. Dieses besteht aus dem Vordern Bad (844 m), einem der besteingerichteten Kurhäuser der Schweiz, und dem ältern und bescheidenern Hintern Bade, welches etwas weiter oben an der engsten Stelle der Schlucht liegt, und

verdankt seiner geschützten Lage am Südfuß der Stockhornkette, seinem gleichmäßigen feuchtwarmen Klima und seiner Quelle, einer 1600 entdeckten Gipstherme von 26° C., einen weitverbreiteten Ruf als Kurort für Lungenkranke. Vgl. Schnyder, »Bad und Kurort W. in der Schweiz« (Bas. 1884).

Weißenburg, der ältere Name für das heutige Karlsburg (s. d.) in Siebenbürgen.

Griechisch-Weißenburg (magyar. Nándor-Fejérvár) nannte man früher die Hauptstadt Serbiens, Belgrad.

Weißenburger Linien, s. Lauterburger Linien.

Weißenfels, Kreisstadt im Regierungsbezirk Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, an der Saale, Station der Linien Halle-Bebra-Frankfurt und W.-Gera der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, eines Eisenbahnbetriebsamts und Landratsamts und zählt (1885) 21766 E. Das auf einem Sandsteinfelsen gelegene umfangreiche Schloß, die neue Augustusburg, erbaut 1664—90, ist seit 1869 zu einer Unteroffizierschule eingerichtet. Die Stadt besitzt einen sehr geräumigen Marktplatz, drei Kirchen (zwei evangelische und eine katholische), ein Schullehrerseminar, eine Taubstummenanstalt, ein Progymnasium, eine Zuckerfabrik, eine Maschinenfabrik und Eisengießerei und eine Papier- und Pappenfabrik. Sonst liefert der Gewerbsfleiß viele Schuhmacherwaren, Leder, Töpferwaren, Gold- und Silberwaren. Der Handel mit Holz und Getreide ist nicht unbedeutend. In der Umgegend gibt es sehr ergiebige Sandsteinbrüche und Braunkohlenbergwerke. W. war in frühester Zeit im Besitze der Landgrafen von Thüringen. Nachdem es Markgraf Otto der Reiche nebst andern Herrschaften für seinen Sohn Dietrich angekauft, erhob er es zur Grafschaft. Durch Dietrich kam diese an Meißen und bei der Länderteilung an die Albertiner. Von 1657 an war die Stadt Residenz der Herzöge von Sachsen-Weißenfels, einer Nebenlinie des Kurhauses Sachsen, die August, den zweiten Sohn des Kurfürsten Johann Georg I., zum Stifter hatte und mit Johann Adolf II. 1746 erlosch. Vgl. Sturm, »Chronik der Stadt W.« (Weißenf. 1846). — Der Kreis Weißenfels zählt auf 496 qkm 83522 E.

Weißenhorn, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Schwaben, Bezirksamt Neu-Ulm, rechts an der zur Donau gehenden Roth, Station der Linie Senden-W. der Bayrischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 1996 überwiegend kath. E. und hat ein Schloß des Grafen von Fugger-Kirchberg-W., eine 1874 vollendete Pfarrkirche in byzant. Stil, bedeutende Viehmärkte, eine Malzfabrik und eine Dampfsägemühle. Am 6. Jan. 1372 schloß hier der schwäbische Adel unter dem Grafen Eberhard II. dem Greiner von Württemberg ein gegen die Reichsstädte Schwabens gerichtetes Schutzbündnis.

Weissensee, Kreisstadt im Regierungsbezirk Erfurt der preuß. Provinz Sachsen, an der Helbe und der Linie Straußfurt-Großheringen der Nordhausen-Erfurter Eisenbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat alte Mauern und Gräben, ein altes Schloß und zählt (1885) 2490 E., welche Landwirtschaft treiben und eine Fabrik für landwirtschaftliche Maschinen unterhalten. — Der Kreis Weissensee zählt (1885) auf 496 qkm 25438 E.

Weißenstadt, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, Bezirksamt Wunsiedel, an der Eger, im Fichtelgebirge, zählt (1885) 2669 meist prot. E., welche eine berühmte Steinschleif- und Polieranstalt, zahlreiche Handwebereien, Nagelschmieden und Bierbrauereien unterhalten. In der Umgegend sind bedeutende Granitbrüche und die große Saitendrahtfabrik Frankenhammer.

Weißenstein (in Baden), Pfarrdorf im bad. Kreise Karlsruhe, Amt Pforzheim, an der Nagold und an der württemb. Grenze, Station der Linie Pforzheim-Horb (Nagoldbahn) der Württembergischen Staatsbahnen, zählt (1880) 730 evang. E. und hat eine bedeutende Blechschmiede, mehrere Sägewerke und Mühlen, sowie Fabrikation von Bijouteriewaren und Papier.

Weißenstein (in Württemberg), Stadt im württemb. Donaukreise, Oberamt Geislingen, in einem Thal am Nordrande des Albuch und an der rechts zur Fils gehenden Lauter, hat (1885) 789 kath. E. und ein Schloß des Grafen von Rechberg.

Weißenstein, Bergrücken des Jura im schweiz. Kanton Solothurn, erhebt sich 5 km nördlich von Solothurn zu 1298 m über dem Meere. Die Aussicht vom W., der ein großes vielbesuchtes Kurhaus (1287 m) besitzt, ist eine der berühmtesten der Schweiz und umfaßt den Alpenkranz von den Bergen Tirols bis zum Montblanc und das zwischen den Alpen und dem Jura ausgebreitete Hügelland mit den Seen von Neuenburg, Biel und Murten und den Flußläufen der Aare, der Emme u. s. w. Noch ausgedehnter ist die Fernsicht von der $1\frac{1}{2}$ km östlicher aufsteigenden Kuppe der Röthifluh (1399 m) und von der Hasenmatt. Die Besteigung des W. erfordert von Solothurn aus etwa 3 Stunden. Vgl. A. Hartmann, »Solothurn und seine Umgebung« (Soloth. 1885).

Weißenstein (estn. Paidelin), Kreisstadt im russ. Gouvernement Estland, Kreis Jerwen, am Flüßchen Paide, wurde an Stelle einer alten Estenburg inmitten eines Sumpfes auf einer künstlichen Anhöhe 1265 vom livl. Ordensmeister Konrad von Medem erbaut, 1561 schwedisch und 1646 Eigentum des schwed. Feldherrn Torstenson. W. ist seit 1710 russisch, zählt (1881) 2000 E. und besitzt eine öffentliche deutsche Bibliothek, 5 Schulen, ein Hospital, ein Armen- und Waisenhaus und ein Kreis- und Stadtgefängnis.

Weißensteinscher Kreis (in Estland), s. Jerwen.

Weißenthurn (Johanna Franul von), Schauspielerin und dramatische Schriftstellerin, war zu Koblenz 1773 geboren. Als sich nach dem Tode des Vaters, des Schauspielers Benj. Grünberg, ihre Mutter in zweiter Ehe mit Andr. Teichmann aus Eisenach verband, benutzte dieser das Talent der Kinder und führte die damals beliebtesten Stücke aus Weißes »Kinderfreund« auf. Sie war 14 J. alt, als sie am Hoftheater zu München ein Engagement annahm; zwei Jahre später folgte sie einer Einladung ihres Stiefbruders nach Baden bei Wien. Sie erhielt hierauf eine Anstellung bei dem Hoftheater zu Wien. Vor Napoleon I. spielte sie 1809 zu Schönbrunn die Phädra. Nachdem sie sich im zweiten Jahre ihres Aufenthalts in Wien mit dem Kassierer des Arnsteinschen Handlungshauses, von W., verheiratet, benutzte sie nun ihre bessere Lage, um das in ihrer Ausbildung Versäumte nachzuholen. Das Talent zur Schriftstellerin entwickelte sich bei ihr erst im 25. Jahre und zwar auf Veranlassung einer Wette. Nach einem Plane, den man ihr vorlegte, schrieb sie in acht Tagen das Trauerspiel »Die

Drusen». Demselben folgten gegen 60 dramatische Arbeiten verschiedener Art, die zwar ohne poetischen Gehalt, aber meist bühnengerecht und anziehend waren und deshalb weite Verbreitung fanden. Sie zog sich 1842 vom Theater zurück und starb 17. Mai 1847 zu Hietzing bei Wien. Ihre «Schauspiele» erschienen in 14 Bänden (Wien 1804—36).

Weißer (Ludw.), Kunstschriftsteller, geb. 2. Juni 1823 zu Unterjellingen in Württemberg, kam zu einem Lithographen in die Lehre und lieferte dann Illustrationen für mehrere stuttgarter Verleger. Sein «Bilderatlas zur Weltgeschichte» mit erläuterndem Text von H. Merz (Stuttg. 1856—65; 2. Aufl. 1860—67) machte ihn rasch bekannt. W. wurde 1858 Inspektor der Kupferstichsammlung und bald darauf Hilfslehrer an der Kunstschule in Stuttgart. Für die Katalogisierung der Kupferstichsammlung erhielt er 1863 den Professortitel. Auch schrieb W. den Text zu dem Prachtwerk «Die Kunst für Alle». Er starb 26. Febr. 1879.

Weißeritz, linker Nebenfluß der Elbe im Königreich Sachsen, entsteht bei Hainsberg aus der Roten und der Wilden W., welche beide vom Erzgebirge kommen, durchströmt den Plauenschen Grund und mündet im W. der Altstadt Dresdens zwischen dem Großen und Kleinen Ostragehege. Die Wilde Weißeritz entspringt unweit Niklasberg in Böhmen und berührt in ihrem untern Laufe Tharand, die Rote Weißeritz entspringt unweit Altenberg und berührt Schmiedeberg, Dippoldiswalde und Rabenau.

Weißerz, soviel wie Arsenkies, s. u. Arsen.

Weißfärben, s. Weiß.

Weißfäule ist ein der Rotfäule (s. d.) ganz ähnlicher Fäulnisprozeß im Stamme lebender Bäume, welcher durch verschiedene Schmarotzerpilze hervorgerufen wird. Bei der W. nimmt das Holz eine weißliche oder überhaupt helle Färbung an. Sie kann wohl in allen Holzarten auftreten, ist aber nicht so häufig wie die Rotfäule. W. im Kern zeigen vorzüglich Buche, Pappel, Ahorn, Weide, Hainbuche, Eiche, Edelkastanie u. s. w. Oft erscheint die W. mit der Rotfäule in einem und demselben Baume, greift aber meist weniger schnell um sich.

Weißfelchen (Coregonus fera), ein zur Familie der Lachse, Gattung der Maränen gehöriger, bis 60 cm lang werdender Fisch der Alpenseen.

Weißfisch (Leuciscus), eine aus 84 Arten bestehende, die nördliche Hälfte der Alten und Neuen Welt bewohnende Gattung Fische aus der Familie der Karpfen, von den echten Karpfen unterschieden durch eine der ziemlich kurzen Rückenflosse an Länge gleichende Afterflosse. Je nach der Bildung des Mauls und der innern Schlundzähne hat man die Gattung in zahlreiche Untergattungen zerlegt. Die zahlreichen Arten der W. bewohnen die süßen Gewässer, werden selten über 30 cm lang und über 1 Pfd. schwer, leben von Wasserwürmern und Wasserpflanzen, sind weißlich gefärbt und oft mit bunten Flossen geziert. Die geschätzteste Art ist das Rotauge, die Plötze (L. rutilus), mit großen Schuppen und roten Flossen. Die Rotfeder (Scardinius erythrophthalmus) wird häufig mit dem Rotauge verwechselt, obgleich sie durch eine scharfe Schuppenkante am Bauche und die steil nach oben gerichtete Mundspalte sich augenblicklich unterscheiden. Fernere bekanntere Arten sind: der Döbel oder Aitel (Squalius Dobula) mit dickem Kopfe; die kleine Laube oder Uckeley (Alburnus lucidus), aus dessen Schuppen falsche Perlen gemacht werden (20000 Fische liefern 1 Pfd. Silberglanz); der Aland (Idus melanotus), eine der größten Arten, die über 30 cm lang wird u. s. w. Wegen des minder schmackhaften und an Gräten überreichen Fleisches gelten die W. im ganzen für die geringern der Fluß- und Teichfische.

Weißgerberei, auch Alaungerberei genannt (frz. mégisserie, mégie; engl. tannery, tanning), dasjenige Verfahren der Lederfabrikation (s. d., Bd. X, S. 888[b]), bei welchem als Gerbmittel Alaun und andere Mineralsalze zur Anwendung kommen.

Weißgültigerz, ein alter bergmännischer Name für zwei verschiedene Erze; das dunkle Weißgültigerz, stahlgrau bis eisenschwarz, ist eine sehr silberreiche Varietät von antimonhaltigem, arsenfreiem Fahlerz (s. d.); es führt außerdem Kupfer, Eisen und Zink. Das lichte Weißgültigerz, derb und von sehr feinkörniger Zusammensetzung, dabei von rein blaugrauer Farbe, wie es sich auf den Gruben Himmelsfürst und Hoffnung Gottes bei Freiberg findet, kann, obschon ihm auch die allgemeine Formel der Fahlerze zuzukommen scheint, doch mit diesen nicht vereinigt werden, da es einen, diesen sonst ganz fremden bedeutenden Gehalt an Blei (38,4 Proz.) besitzt; außerdem enthält es, im fernern Gegensatz zu dem dunkeln W., nur äußerst wenig Silber und fast gar kein Kupfer.

Weißguß oder Weißmetall, eine in verschiedenem Verhältnis zusammengesetzte Legierung von Zinn und Antimon mit Zusätzen von Blei, Kupfer und Zink, welche häufig zu Zapfenlagern benutzt wird. (Vgl. Antifriktionsmetall.)

Weißhorn, ein 4512 m hoher Berggipfel der Penninischen Alpen im schweiz. Kanton Wallis, im N. des Matterhorns und im SW. des Visperthals.

Weißhuhn, soviel wie Schneehuhn.

Weißkehlchen, soviel wie Dorngrasmücke, s. unter Grasmücke.

Weißkirchen (slaw. Stranice), Stadt im östl. Mähren, in anmutiger hügeliger Gegend, an der Betschwa, die zur March geht, Station der Linie Wien-Oderberg der Österreichischen Kaiser-Ferdinands-Nordbahn, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat eine um 1760 in edelm Stil erbaute Pfarrkirche mit sechs wertvollen Bildern, ein älteres Schloß und ein Militärerziehungshaus, worin eine Militär-Oberrealschule für 480 Zöglinge untergebracht ist. W. zählt (1880) 7384 meist deutsche E., welche Tuch und Flanell, Kartonnagewaren, Liqueur, Chokolade und Canditen fabrizieren, eine Färberei, Hanfspinnerei und drei Dampfmühlen unterhalten. Unweit der Stadt liegt im Betschwathale der kleine Kurort Teplitz mit einem warmen Säuerling und einer Molkenkuranstalt.

Weißkirchen (Ungarisch-Weißkirchen, ungar. Fehértemplom), Stadt im ungar. Komitat Temes, im Nerathal, 8 km von der Donau, Station der Linie Temesvár-Bazias der Österreichisch-Ungarischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Gerichtshofs, Bezirksgerichts, Forstamts, Finanzkommissariats, hat ein Obergymnasium, eine höhere Töchterschule und große Spitäler und zählt (1880) 9845 deutsche und serbische E. W. war einer der größten Weinproduktionsorte Europas (jährlich 300000 hl), doch wurde der Weinbau durch die Phylloxera größtenteils verwüstet. W. wurde 1716 durch deutsche Ansiedler gegründet, 1738 und 1788 von den Türken

zerstört, gehörte dann zur banat. Militärgrenze und war 1877 dem Temeser Komitat einverleibt.

Weiß-Kunig, d. h. nicht sowohl der weise als der weiße, d. h. weiß gekleidete König, heißt das in Prosa geschriebene Gegenstück des Theuerdank (s. d.), ein Buch von sehr untergeordnetem Wert, halb Chronik, halb Roman, welches in drei Teilen die Vermählung und Krönung Kaiser Friedrichs III. und ferner die Erziehungs-, Reichs- und Kriegsgeschichte seines Sohnes Maximilian I. (s. d.) bis auf die Beendigung des venet. Kriegs erzählt, im ganzen der Geschichte gemäß, aber mit allegorischer Verhüllung sämtlicher Eigennamen, wodurch es schon den Zeitgenossen rätselhaft und unverständlich wurde. So heißt Kaiser Friedrich der alte Weißkunig, Maximilian der junge Weißkunig, die Franzosen die blaue Gesellschaft u. s. w. Auch dieses Werk hatte Maximilian bis 1512 selbst entworfen, dann aber 1514 durch seinen Geheimschreiber Marx Treizsaurwein von Erentreiz (gest. 6. Sept. 1527) ausführen und vollenden lassen. Ein erwarteter Kommentar von Maximilians eigener Hand ist unausgeführt geblieben; dagegen haben andere schon im 16. Jahrh., wie namentlich Reichard Strein, Freiherr zu Schwarzenau (gest. 1600), mancherlei für die Erklärung des Buchs zusammengetragen. Erst 1775 ward das Werk durch Joseph Kurzböck zum Druck befördert (2 Bde., Wien), mit 237 trefflichen Holzschnitten Hans Burgkmairs, deren Originaltafeln sich in Graz erhalten hatten. Vgl. Liliencron, «Der W. Maximilians I.» (im «Histor. Taschenbuch», Lpz. 1873).

Weißkupfer (suhler), s. u. Nickellegierungen.

Weißliegendes, s. Grauliegendes.

Weißlinge (Pieridae) heißt eine Familie meist weißer, mit schwarzen Flecken oder Flügeladern gezeichneter Tagschmetterlinge mit kurzen, keilförmigen Fühlern, abgerundet dreieckigen Vorder- und eiförmigen Hinterflügeln, die in 35 Gattungen und circa 820 Arten auf der ganzen Erde mit Ausnahme Neuseelands vorkommt. Die Puppen sind meist schwarz und gelb gefleckt, am Hinterende aufgehängt und mit einem Faden um die Brust befestigt; die äußerst gefräßigen, verschieden gefärbten Raupen mehrerer Arten richten oft große Verheerungen an. Zu diesen schädlichen Arten gehört der Kohlweißling (Pieris brassicae), dessen schwarz und gelb gefleckte Raupe die Kohlblätter frißt, sodaß nur die Rippen übrigbleiben; mit ihm finden sich auf denselben Pflanzen der Gartenweißling (P. rapae) und der Rübenweißling (P. napi). Die Obstbäume werden verheert von dem Baumweißling (P. crataegi), dessen Räupchen im Herbst auskriechen, in seidenglänzenden Gespinsten, den «kleinen Raupennestern», überwintern und im Frühjahr über Knospen, Blätter und Blüten herfallen. Die großen Raupennester werden von dem Goldafter (Porthesia chrysorrhoea) gebildet. Zu dieser Familie gehört weiter der Aurorafalter (Anthocharis cardamines, Tafel: Insekten II, Fig. 4) und der Citronenfalter (s. d., Rhodocera rhamni, II, Fig. 5), beide in Deutschland sehr häufig.

Weißmetall, s. Weißguß, vgl. auch Hartmetall.

Weißnickelkies oder Rammelsbergit, ein in rhombischen Krystallen, aber gewöhnlich in radial feinstängeligen bis faserigen Aggregaten vorkommendes Erz von zinnweißer Farbe (im frischen Bruch mit einem Stich ins Rote) und dem spezifischen Gewicht 7,1 bis 7,2. Die Analysen führen auf die Formel $NiAs_2$ mit 28,1 Proz. Nickel und 71,9 Arsen; da das Doppelarsennickel als Chloanthit reguläre Krystalle bildet, so ist dasselbe daher eines Dimorphismus fähig, wie das Doppelschwefeleisen. Man kennt den W. unter anderm von Schneeberg und von Riechelsdorf in Hessen.

Weißpfennig, s. Albus.

Weißrussische Sprache, s. Russische Sprache und Weißrußland.

Weißrußland ist der (nicht offizielle) Name für einen größern Teil Westrußlands, er umfaßt ganz oder zum größern Teile die heutigen Gouvernements Witebsk, Smolensk, Mohilew, Minsk, Grodno und Wilna; die genauern Grenzen des weißrussischen Dialekts s. unter Russische Sprache; die Zahl der Weißrussen beträgt ungefähr 3½ Mill. Der Ursprung des Namens (russ. Bjelaja Rus) ist nicht sicher bekannt, er soll erst seit dem Ende des 15. Jahrh. vorkommen. Das weißruss. Gebiet bildete lange einen Teil des litauischen Großfürstentums und später mit diesem einen Teil des poln. Reichs, sodaß das gesamte W. erst 1772 mit dem Russischen Reiche vereinigt wurde. Erst in neuerer Zeit hat sich die ethnographische und histor. Forschung genauer mit den Eigentümlichkeiten des weißruss. Stammes und seiner Geschichte befaßt. Sammlungen der Volkslitteratur enthalten: Schejn, «Bělorusskija narodnyja pěsni» (Petersb. 1874); Bezsonov, «Bělorusskija pěsni» (Mosk. 1871); Nosovič, «Sbornik bělorusskich poslovic»; Romanov, «Bělorusskij sbornik» (Bd. 1, Kiew 1886). Die Geschichte W.s wird kritisch behandelt von Antonovič, «Monografii po istorii zapadnoj i jugozapadnoj Rossii» (Bd. 1, Kiew 1885).

Weißsieden, Operation der Verarbeitung der geringwertigern Silberwaren; es bezweckt, denselben ein schöneres Aussehen zu geben, als ihnen ihrer Beschaffenheit nach zukommt. Zu diesem Behuf werden die Werkstücke in glühendem Kohlenfeuer erhalten, bis sie, infolge der dabei eintretenden Oxydation des Kupfers, an der Oberfläche schwarz erscheinen, und werden dann in Wasser, dem etwas Schwefelsäure oder Weinstein zugesetzt ist, gekocht, bis das schwarze Kupferoxyd gelöst ist und die freigelegte, dünne Silberschicht zum Vorschein kommt. Die ältern Silberscheidemünzen waren weiß gesotten; sie erschienen daher, so lange sie neu waren, silberweiß, beim Gebrauch verschwand aber bald die dünne Silberschicht, und es trat dann die rötliche Farbe der Kupferlegierung hervor.

Weißstein, s. Granulit.

Weißstein, Dorf in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Waldenburg, 3 km nordwestlich von Waldenburg, am Fuße des Hochwaldberges, zählt (1885) 6123 meist prot. E. Den Hauptnahrungszweig gewährt der von der Zeche Fuchsgrube mit 1700 Arbeitern betriebene Steinkohlenbergbau. Zu W. gehören die Kolonie Neu-Weißstein mit einer 1300 Arbeiter beschäftigenden Porzellanmanufaktur, das Grubenetablissement Juliusschacht und die vorzugsweise Flaschen herstellende Glasfabrik Königswalde. W. hat eine Dachpappen- und Cementfabrik, eine Dampfsägemühle, eine Dampfseilerei und mehrere Ziegeleien.

Weißstuckputz, s. unter Abputz.

Weißtanne, s. unter Tanne.

Weißtannenthal, Hochthal im Bezirk Sargans des schweiz. Kantons St. Gallen, erstreckt sich

34*

17 km lang vom Fuße des Foostocks (2610 m) an der Grenze von Glarus und St. Gallen zwischen den Grauen Hörnern mit dem Piz Sol (2857 m) rechts und der Gruppe des Walenkamms (2351 m) links nordöstlich bis Mels (499 m), wo sein Fluß, die Seez, durch eine tiefe Felsschlucht in die Thalebene von Sargans hinaustritt. Das W. ist ein stilles malerisches Alpenthal mit schönen Weiden und Wäldern, Wasserfällen und romantischen Felspartien. Der größte Wohnplatz ist das Dörfchen Weißtannen (997 m), welches als Luft- und Molkenkurort bekannt und mit Mels durch eine Fahrstraße, mit dem Klein- oder Sernfthal des Kantons Glarus durch die rauhen Pfade des Foopasses (2229 m) und des Riesetenpasses (2188 m) verbunden ist.

Weißwaren, Gesamtname für alle ungefärbten und unbedruckten baumwollenen Gewebe, wie Musselin, Gaze, Shirting ꝛc., mit Einschluß der gemusterten und auf Jacquardstühlen erzeugten, wie der Gardinenzeuge, der broschierten Stoffe. Endlich gehören noch hierher die mannigfachen genähten und gestickten Gegenstände aus weißen baumwollenen und leinenen Geweben (Weißnähereien und Weißstickereien) zu Leibwäsche, Bettzeug, Ausputz u. dgl. Hauptsitze der Industrie sind das sächs. Vogtland und Erzgebirge (Plauen, Auerbach, Eibenstock), die Schweiz (Appenzell, Thurgau), Frankreich, England, Österreich.

Weistritz, linker Nebenfluß der Oder, im Regierungsbezirk Breslau der preuß. Provinz Schlesien, entspringt an der böhm. Grenze, nimmt rechts unterhalb Schweidnitz die Peilau, oberhalb Kanth das Schwarzwasser, links zwischen Kanth und Lissa das Striegauer Wasser auf und mündet nach 165 km Lauflänge 10 km nordwestlich von Breslau.

Weistum bezeichnete im Mittelalter zunächst die von den Schöffen für Einheimische oder Fremde erteilte Rechtsbelehrung; dann überhaupt jede urkundliche, von Gemeinden, Genossenschaften oder Schöffenkollegien veranlaßte Erklärung über bestehendes Recht, namentlich über das Gewohnheitsrecht, welches für einzelne Orte, namentlich Dorfschaften, gilt. Dergleichen Weistümer finden sich vom 13. Jahrh. an und enthalten, auch wenn sie erst weit später aufgezeichnet wurden, doch oft sehr alte Rechtssatzungen und Gebräuche, von denen manche sich noch in Übung befinden. In denselben findet man besonders Bestimmungen über die Rechtsverhältnisse der Herrschaft zu den Ortseinwohnern, also über die mannigfachen Gaben und Leistungen der letztern. Eine Sammlung von «Weistümern» veranstaltete Jak. Grimm (4 Bde., Gött. 1840—63); fortgesetzt von Schröder (7 Bde., bis 1878); österr. Weistümer von Siegel, Tomaschek, Zingerle, Inama-Sternegg u. s. w. (Bd. 1 —4 u. 6—7, Wien 1870—86).

Weitbrecht (Karl), lyrischer Dichter, geb. 8. Dez. 1847 zu Neuhengstett bei Calw in Württemberg, widmete sich in Tübingen theolog. und litterarischen Studien. Bis 1874 Pfarrvikar an mehrern Orten seiner Heimat, trat er 1870 mit seinen deutschen Kriegsliedern «Lieder von einem, der nicht mit darf», 1873 mit «Was der Mond bescheint», Gedichte zu Bildern von Hugo Knorr, in die Öffentlichkeit. Die meisten Lieder dieser beiden Sammlungen gingen dann in die «Gedichte» über (Stuttg. 1875; 3. Aufl. 1880). Mit seinem Bruder Richard W. gab er «Gschichta-n aus-m Schwôbaland» und «Nohmôl Schwôbagschichta» heraus (Stuttg. 1882). Diesen folgte 1882 eine Novellensammlung «Verirrte Leute» (Stuttg. 1882) und das «Geschichtenbuch» (Stuttg. 1884), in demselben Jahre das mit Eduard Paulus herausgegebene «Schwäbische Dichterbuch», endlich 1885 «Der Kalenderstreit von Sindringen» und 1886 die Novellensammlung «Heimkehr». Aus dem seit 1876 von ihm redigierten «Neuen deutschen Familienblatt» gab er eine Reihe von Artikeln: «Was ist's mit der Sozialdemokratie?» (5. Aufl., Stuttg. 1886) heraus. Seit 1874 war er Diakonus in Schwaigern bei Heilbronn; 1886 wurde er Rektor der höhern Töchterschule und des Lehrerinnenseminars in Zürich. In neuerer Zeit wandte er sich auch der Dramatik zu und schrieb eine Tragödie «Sigrun».

Weitling (Wilh.), deutscher Kommunist, geb. 1808 zu Magdeburg, ging als Schneidergeselle auf die Wanderschaft. In Paris trat er in kommunistische Verbindungen und wandte sich von da in die Schweiz, wo er während einiger Jahre teils litterarisch, teils zur Gründung und Ausdehnung kommunistischer Verbindungen unter deutschen Handwerkern sehr thätig war, bis er im November 1843, als gerade der Druck seiner später zu Bern erschienenen Schrift «Das Evangelium des armen Sünders» begonnen hatte, in Zürich verhaftet wurde. Die Untersuchung gegen W. gab Anlaß zu dem von Einseitigkeit und schiefer Auffassung keineswegs freien Berichte «Die Kommunisten in der Schweiz nach den bei W. vorgefundenen Papieren» (Zür. 1849). Nach Beendigung des gegen ihn eingeleiteten Verfahrens ward W. 1845 polizeilich über die schweiz. Grenze geschafft. Er siedelte später nach Nordamerika über, wo er eine Arbeiterbewegung hervorrief, Präsident einer in Dayton County (Iowa) gegründeten Kommunistenkolonie wurde und dann seinen Aufenthalt in Neuyork nahm, wo er 25. Jan. 1871 starb. Zu seinen Schriften gehören noch: «Garantien der Harmonie und Freiheit» (Vevey 1842), «Die Menschheit, wie sie ist und wie sie sein sollte» (2. Aufl., Bern 1845).

Weitra, Stadt im sog. Waldviertel des Erzherzogtums Österreich unter der Enns, liegt auf dem Granithochlande nahe der böhm. Grenze in der Bezirkshauptmannschaft Zwettel, ist Sitz eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 2250 E., welche neben städtischen Gewerben und Ackerbau meist Bandweberei treiben. Das große Schloß gehört dem Landgrafen von Fürstenberg. Die Stadt war im frühen Mittelalter Grenzfeste gegen Böhmen.

Weitsichtigkeit, s. Alterssichtigkeit.

Weixelburg, Städtchen im Bezirk Littai des österr. Herzogtums Krain mit (1880) 362 E.; hier 8. Sept. 1813 Gefecht zwischen Österreichern und Franzosen.

Weiz (Weitz), Markt in der obern Steiermark, in einem von ziemlich bedeutenden Höhen gesäumten Thale, am gleichnamigen Bache, der zur Raab geht, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 2648 E. Von merkwürdigen Gebäuden sind zu nennen die durch ihre Bauform und Denkmäler interessante Taborkirche, die urkundlich schon 1188 genannt wird, die Pfarrkirche am Weizberge und das alte Schloß Ratmannsdorf, der Stammsitz eines alten Adelsgeschlechts, in welchem jetzt die landesfürstlichen Behörden untergebracht sind. W. hat eine Eisen-, Sichel- und Großzeuggewerkschaft, ein Werkhaus zur Erzeugung größerer Schmiedewaren und

Maschinenbestandteile, sowie eine Fabrik landwirtschaftlicher Geräte und Maschinen.

Weizen (Triticum *L.*), eine zur Familie der Gräser gehörige Pflanzengattung, welche sich dadurch auszeichnet, daß die aus zwei bis drei Blüten bestehenden Ährchen einzeln in den Ausschnitten der Spindel sitzen und derselben mit der breiten Seite zugekehrt sind. Jedes Ährchen besitzt zwei lederartige, kahnförmige Kelchspelzen mit oder ohne Grannen, jede Blüte zwei Körnerspelzen, von denen die untere meist in eine lange, rauhe, gerade Granne ausläuft, öfter aber auch grannenlos ist (z. B. beim Kolbenweizen). Das ovale, seitlich gefurchte Korn ist das mehlreichste aller Getreidegattungen. Die Weizenarten sind uralte Kulturpflanzen, deren ursprüngliches Vaterland unbekannt ist. (S. Getreide.) Zum Anbau des W. eignen sich kältere Länder nicht. Am besten gedeiht er in mittlerm Klima auf feuchtem, gebundenem Boden. Brand und Rost richten in Weizenfeldern oft große Zerstörungen an. Der W. ist die vorzüglichste und nächst dem Mais ergiebigste Getreidegattung. Die am meisten verbreitete und angebaute Art, der gemeine W., welcher als Wintergetreide (T. hibernum *L.*) und als Sommergetreide (T. aestivum *L.*) kultiviert wird, war schon 2822 v. Chr. den Chinesen als Getreidepflanze bekannt. Von ihm sind im Laufe der Jahrtausende zahllose Varietäten entstanden; als ertragreichste haben sich die in England gezüchteten Sorten, namentlich Shiriff's Square head erwiesen. Während man in Deutschland Weizenmehl nur zu feinerm Gebäck verwendet, dient es in England, Frankreich und ganz Südeuropa ausschließlich zum Brotbacken. Außerdem bereitet man daraus Stärke, Bier (Ale), Branntwein und Essig, während das Stroh auch als Viehfutter (als Häcksel) und zur Verfertigung von feinen Geflechten, namentlich Strohhüten (besonders dasjenige des sog. italienischen Sommerweizens), gebraucht wird. Das Korn des W.s hat folgende Zusammensetzung: 14 Proz. Wasser, 13 Proz. Eiweiß, 1,5 Proz. Fett, 66 Proz. Kohlehydrate, 3 Proz. Rohfaser und 2,5 Proz. Asche. Die Ernte beläuft sich auf 10—40 Metercentner Körner und 20—50 Metercentner Stroh pro Hektar. Vgl. Reichenbach, «Die Pflanzen im Dienste der Menschheit» (Bd. 2: «Der W., seine natürliche Beschaffenheit u. s. w.», 2. Aufl., Berl. 1868); Krafft, «Lehrbuch der Landwirtschaft» (Bd. 2, 4. Aufl., Berl. 1885).

Weizen (Türkischer), s. Mais.

Weizenälchen (Tylenchus tritici), ein zu den Haarwürmern gehörendes Tierchen, das im weiblichen Geschlecht 4,5 mm, im männlichen nur 2 mm mißt. Es bewohnt in der Jugend Weizenkörner, die durch seine Gegenwart eine krankhafte Veränderung erleidend zu sog. Gichtkörnern werden. Die Jungen können viele Jahre hindurch ein latentes Leben führen. Kommt endlich das Korn in feuchte Erde, so erwachen sie, durchbohren die Hülle des Korns, wandern in den Boden ein und suchen junge Weizenpflänzchen, in welche sie sich einbohren; hier ruhen sie bis zur Blütezeit des Weizens, steigen dann in die Ährenachse nach oben, werden in der blühenden Ähre geschlechtsreif, begatten sich und die aus ihren Eiern sich entwickelnden Jungen dringen in die mißbildeten Weizenkörner ein, in denen sie nun wieder in eine Art Schlaf verfallen, bis dieselben unter die zu ihrer Erweckung günstigen Bedingungen kommen. Der engl. Naturforscher Baker erweckte 1770 W. aus Weizenkörnern, die er 1743 von Needham erhalten hatte.

Weizenfliege, s. Hessenfliege.

Weizenmücke, s. Hessenfliege.

Weizsäcker (Karl), hervorragender Theolog der kritisch-histor. Richtung, geb. 11. Dez. 1822 zu Öhringen bei Heilbronn, studierte 1840—47 in Tübingen und Berlin, habilitierte sich 1847 in Tübingen, wurde 1848 Pfarrer und 1851 Hofkaplan in Stuttgart und 1859 Oberkonsistorialrat. Seit 1861 ist er ord. Professor der Kirchen- und Dogmengeschichte in Tübingen und war 1877—78 Mitglied der württemb. Landessynode. Außer zahlreichen Abhandlungen in den «Jahrbüchern für deutsche Theologie», deren Mitbegründer und Mitherausgeber er war, schrieb er «Zur Kritik des Barnabasbriefes» (Tüb. 1863), «Untersuchungen über die evang. Geschichte, ihre Quellen und den Gang ihrer Entwickelung» (Gotha 1864), «Das Neue Testament, übersetzt» (Tüb. 1874), «Lehrer und Unterricht an der evang.-theol. Fakultät der Universität Tübingen von der Reformation bis zur Gegenwart» (Tüb. 1877), «Das apostol. Zeitalter der christl. Kirche» (Tüb. 1886).

Weizsäcker (Jul.), Historiker, Bruder des vorigen, geb. 13. Febr. 1828 in Öhringen, habilitierte sich als Privatdocent der Geschichte in Tübingen 1859, und siedelte 1860 als Mitarbeiter der bayr. Historischen Kommission nach München über. Er wurde dann 1864 Professor in Erlangen, 1867 in Tübingen, 1872 in Straßburg, 1876 in Göttingen und 1881 in Berlin. W. schrieb außer den Abhandlungen «Hinkmar und Pseudo-Isidor» in Niedners «Zeitschrift für histor. Theologie» (1858) und «Die Pseudo-Isidorische Frage in ihrem gegenwärtigen Stande» in von Sybels «Histor. Zeitschrift» (1860) die Schriften «Der Kampf gegen den Chorepiskopat des fränk. Reichs im 9. Jahrh.» (Tüb. 1859) und «Der Rheinische Bund von 1254» (Freiburg 1879). Auch gab er 1867—85 im Auftrag jener Kommission fünf Bände der deutschen Reichsakten aus der Zeit König Wenzels und Ruprechts heraus.

Wekelsdorf, s. Wedelsdorf.

Wekerle (Ladislaus von), Rechtsgelehrter und philos. Schriftsteller, geb. 9. Dez. 1840 zu Mödos (Ungarn), bereiste 1872—73 die deutschen Universitäten und ist seit 1880 als Redacteur des «Ungar. Conversations-Lexikon» thätig. Seine Hauptwerke sind: «Zeitgerechte Reform der Philosophie» (Lpz. 1876), «Grundlagen der Rechtsphilosophie» (Budap. 1877), «Philosophie des Schach» (Lpz. 1879), «Urentstehung oder Leben der Organismen» (Lpz. 1881).

Wekil (arab.), Bevollmächtigter, Stellvertreter, Mehrzahl Wukela, hohe Würdenträger. Wekil-chardsch, Hausmeister, Wekil-dawa, Rechtsanwalt.

Wekkelaks hieß früher Fredrikshamn (s. d.).

Welcker (Friedr. Gottlieb), ausgezeichneter Altertumsforscher, geb. 4. Nov. 1784 zu Grünberg im Großherzogt. Hessen, studierte zu Gießen Philologie und Theologie. Schon 1803 als Lehrer am Pädagogium in Gießen angestellt, hielt er bald auch Vorlesungen an der Universität und machte dann 1806 eine Reise nach Italien. In Rom wurde er Hauslehrer bei W. von Humboldt, zu welchem er in ein nahes Freundschaftsverhältnis trat, wovon die von Haym (Berl. 1859) herausgegebenen Briefe Humboldts an W. Zeugniß geben. Ein zweijähriger Aufenthalt in Rom legte den Grund

zu den Arbeiten, welche W. als Lehrer und Schriftsteller in großem Zusammenhange ausgeführt hat, die Religion des Altertums in ihrer geschichtlichen Entwickelung zu erforschen und von diesem Standpunkte aus die daraus hervorgegangene Poesie und bildende Kunst in ihrem Bildungsgange zu verfolgen. Zurückgekehrt nahm er in Gießen 1808 die Vorlesungen neben seiner Lehrerstelle wieder auf; 1809 wurde er ord. Professor der griech. Litteratur und Archäologie, 1814 machte er als Freiwilliger die Kriege in Frankreich mit und verlebte den folgenden Winter, um die Herausgabe des Zoegaschen Nachlasses, aus dem «Zoegas Leben» (2 Bde., Gött. 1819) und «Abhandlungen» (Gött. 1817) hervorgingen, vorzubereiten, in Kopenhagen. Nach der Heimkehr nahm er infolge von Konflikten mit den Behörden, welche infolge seiner polit. Gesinnung eintraten, 1816 seinen Abschied und erhielt gleich darauf einen Ruf nach Göttingen. Schon in Gießen hatte die Fragmentsammlung des Alkman (Gieß. 1815), als Probe einer neuen Bearbeitung der griech. Lyriker, wie die Übersetzung und Erklärung der «Wolken» und «Frösche» des Aristophanes (2 Bde., Gieß. 1810—12), nebst der Bearbeitung von Zoegas «Basreliefs Roms» (2 Bde., Gieß. 1811—12), die Richtung der Studien W.s bezeichnet, welche in Göttingen die «Zeitschrift für alte Kunst» (Gött. 1817—18) und die Ausgabe der Fragmente des Hipponax (Gött. 1817) weiter verfolgten. W. folgte 1819 einem Rufe an die neugegründete Universität Bonn, wo er durch höchst poetische Anschauung, Geist und Gelehrsamkeit anregend und fördernd gewirkt hat. Als Oberbibliothekar hat er die Bibliothek begründet; auch das vorzügliche akademische Kunstmuseum ist seine Schöpfung, das er durch wissenschaftliche Verzeichnisse (1827, 1841, 1844) belehrend machte. Zweimal, 1819 und 1832, hatte er polit. Anfechtungen zu bestehen: Zeugnisse seiner stets bewahrten Unabhängigkeit und Freimütigkeit. Im J. 1841 unternahm W. eine neue Reise nach Italien, welche ihn nun auch nach Griechenland und Kleinasien führte, und deren Tagebuch später veröffentlicht ist (2 Bde., Berl. 1865). Darauf folgte 1852 noch ein Winteraufenthalt in Rom. Im J. 1854 gab er das Oberbibliothekaramt ab, 1859 legte er auch seine Professur nieder und starb zu Bonn 17. Dez. 1868.

Seine ausgedehnte litterarische Thätigkeit, welche vorwiegend den höchsten geistigen Interessen der Altertumskunde zugewandt war, hat durch eigentümliche, tiefeindringende Forschung die wichtigsten Fragen unter neue Gesichtspunkte gestellt und auch, wo sie begründeten Widerspruch fand, nachhaltig gefördert. Außer den Ausgaben des Theognis (Frankf. 1826), Philostratos (mit Jakobs, Lpz. 1825), Hesiodos («Theogonie», 1865), der «Sylloge epigrammatum» (1828) haben die Schriften «Die Äschylische Trilogie» (Darmst. 1824) mit «Nachtrag» (Frankf. 1826), «Die griech. Tragödien mit Rücksicht auf den epischen Cyklus geordnet» (3 Bde., Bonn 1839—41), «Der epische Cyklus oder die Homerischen Dichter» (2 Bde., Bonn 1835—49; 1. Tl., neue Aufl., 1865; 2. Tl., 1882) die griech. Litteraturgeschichte in engster Verbindung mit der der Mythen zum Gegenstand. Nach einzelnen Untersuchungen «über eine kretische Kolonie in Theben» (Bonn 1824) und dem Anhange zu K. Schwencks «Etymolog.-mytholog. Andeutungen» (Elberf. 1823) unternahm W. in der «Griech. Götterlehre» (3 Bde., Gött. 1857—62) eine Darstellung der religiösen Vorstellungen der Griechen unter dem Gesichtspunkte geschichtlicher Entwickelung. Die methodische Erklärung der alten Kunstwerke aus der Sage und Poesie wie ihr kunsthistor. Verständnis begründen die «Alten Denkmäler» (5 Bde., Gött. 1849—64) in einer reichen Fülle der bedeutendsten Monumente. Die wichtigsten der in philol. Zeitschriften, sowie in den Schriften des von W. geleiteten Archäologischen Instituts, in der «Archäol. Zeitung» und in dem von W. seit 1834 mit Näke, seit 1841 mit Ritschl redigierten «Rhein. Museum» erschienenen Aufsätze und Abhandlungen sind gesammelt in den «Kleinen Schriften» (5 Bde., Bonn u. Elberf. 1844—67). Vgl. Kekulé, «Das Leben Friedrich Gottlieb W.s» (Lpz. 1880).

Welcker (Karl Theod.), hervorragender liberaler Publizist, Politiker und Staatsrechtslehrer, der Bruder des vorigen, geb. 29. März 1790 zu Oberofleiden, einem Dorfe des Ohmthals in Oberhessen, studierte 1807—11 in Gießen und Heidelberg die Rechte. Schon auf der Universität begann er das 1813 veröffentlichte Werk «Die letzten Gründe von Recht, Staat und Strafe», das ihm einen ehrenvollen Ruf erwarb. Im J. 1813 habilitierte er sich in Gießen und 1814 wurde er dort außerord. Professor. Er veröffentlichte die Schrift «Deutschlands Freiheit, eine Rede an die Fürsten und das Volk», in welcher er außer freier Landesrepräsentation auch ein Nationalparlament forderte. Im Herbst 1814 wurde er Professor der Rechte in Kiel und schrieb hier mit Falk, Dahlmann, Twesten u. a. die «Kieler Blätter», die großen Einfluß hatten und besonders die Verfassungsfragen scharf erörterten. Im J. 1816 folgte er einem Rufe an die Universität zu Heidelberg, von wo er 1819 nach Bonn berufen ward. Sein Streben für die Herstellung der verheißenen Verfassungszustände verwickelte ihn in Bonn wenige Wochen nach seiner Ankunft in die Untersuchung wegen demagogischer Umtriebe, welche mit seiner Freisprechung endigte. Im Frühjahr 1823 ging W. als Professor der Rechte nach Freiburg in Baden. Hier schrieb er zunächst die «Aktenmäßige Verteidigung gegen die Verdächtigung der Teilnahme an demagogischen Umtrieben» (Stuttg. 1823). Dann begann er das Werk «Das innere und äußere System der natürlichen und röm.-christl.-german. Rechts-, Staats- und Gesetzgebungslehre» (Stuttg. 1829), von welchem nur der erste Band erschienen ist. Im Dezember 1830 übersandte er dem Bundestage seine viel Aufsehen erregende Petition «Die vollkommene und ganze Preßfreiheit u. s. w.» (Freiburg 1830). Im J. 1831 für das bad. Oberamt Ettenheim zum Abgeordneten in die Kammer gewählt, kämpfte er für die Aufrechthaltung des konstitutionellen Systems. Darauf gründete er mit Rotteck und Dettinger das erste censurfreie Zeitblatt «Der Freisinnige», das ungemeine Verbreitung fand. Das Blatt wurde aber vom Bundestage unterdrückt und W. und Rotteck in Ruhestand versetzt. In dem darauffolgenden Prozeß wegen verdächtiger Verbindung wurde W. freigesprochen. Hierauf unternahm er mit Rotteck die Herausgabe des «Staats-Lexikon» (12 Bde., Altona 1834; 2. Aufl. 1846—48; 3. Aufl., 14 Bde., Lpz. 1856—66). Im August 1840 wurde er als Professor wieder in sein Amt eingesetzt, jedoch im Oktober 1841 abermals suspendiert. Er zog nun nach Heidelberg, wo er regen Anteil an den Kammer-

verhandlungen nahm. Aus Prozessen, die ihm die Schriften »Wichtige Urkunden über den Rechtszustand deutscher Nationen« und »Die geheime Inquisition, die Censur und Kabinettsjustiz im unheilvollen Bunde« zuzogen, ging er siegreich hervor.

Im März 1848 nahm W. am Siebener-Ausschuß zu Heidelberg teil, welcher den Zusammentritt des Vorparlaments in Frankfurt vorbereitete, und ward zugleich von der bad. Regierung als Bundestagsgesandter nach Frankfurt geschickt. Die Stadt Durlach wählte ihn zum Abgeordneten in die Nationalversammlung, wo er zum rechten Centrum gehörte und sich als Vorkämpfer der großdeutschen Partei bewies. Außerdem ging er im Juli 1848 als Bevollmächtigter des Deutschen Bundes nach Ratzeburg, im August im Auftrag der Centralgewalt in diplomatischer Mission nach Schweden und übernahm auch im Oktober mit Oberst Mosle die Sendung nach Österreich. Am 12. März 1849 brachte W. den Antrag in die Nationalversammlung, die deutsche Reichsverfassung, wie sie der Ausschuß für die zweite Lesung zusammengestellt, durch einen Gesamtbeschluß anzunehmen und die erbliche Kaiserwürde dem König von Preußen zu übertragen. Dieser Vorschlag ward indessen 21. März verworfen. W. schied im Juni 1849 aus der Nationalversammlung, nahm auch als Bevollmächtigter der bad. Regierung bei der Centralgewalt seine Entlassung, wurde zwar 1850 wieder in die bad. Kammer gewählt, zog sich aber bald vom polit. Schauplatz völlig zurück. Er wirkte nun als Schriftsteller, als Mitglied des Nationalvereins und der Abgeordnetenversammlungen. Nach dem Kriege von 1866 agitierte er für Bildung einer »Deutschen Partei« aus Mitgliedern aller vier Südstaaten, bei deren Zusammentritt in Stuttgart er zum Vorsitzenden erwählt ward. Er starb zu Heidelberg 10. März 1869. Von seinen Schriften sind noch anzuführen: »Die rechtliche Begründung der bad. Reform« (Frankf. 1861) und »Der preuß. Verfassungskampf« (Frankf. 1863).

Welcker (Herm.), Anatom und Anthropolog, Neffe der beiden vorigen, geb. 8. April 1822 zu Gießen, studierte 1841—50 zu Gießen und Bonn Medizin und Naturwissenschaften, wurde 1850 Assistenzarzt an der mediz. Klinik zu Gießen, 1853 Privatdocent für Anatomie, 1855 Professor am anatom. Institut, 1859 Professor der Anatomie in Halle; seit 1876 ist er daselbst Direktor des anatom. Instituts. In seiner Inauguralschrift über Irradiation (Gieß. 1852) wies W. nach, daß die Irradiation, entgegen der Lehre Plateaus, eine rein physik. Erscheinung ist. Die von Vierordt begründete Methode der Blutkörperchenzählung verbesserte W. und machte umfassende Zählungen bei Tieren und Menschen. Mittels der von ihm eingeführten colorimetrischen Methode bestimmte W. die Blutmenge zahlreicher Tiere und stellte fest, daß die Blutmenge des Menschen nicht, wie seither angenommen 25, sondern nur 9—10 Pfd. beträgt. Durch sein Schriftchen »Über Anfertigung mikroskopischer Präparate« (Gieß. 1856) führte W. das Mikrotom in die anatom. Technik ein. Behufs seiner kraniologischen Studien besuchte W. 1860—65 fast sämtliche Schädelsammlungen Deutschlands und Hollands und untersuchte deren Inhalt mittels eines einheitlichen, in seinem Werke: »Untersuchungen über Wachstum und Bau des menschlichen Schädels« (Lpz. 1862) beschriebenen Messungssystems. In »Schillers Schädel und Totenmaske« (Braunschw. 1883), sowie in der Abhandlung »Der Schädel Rafaels und die Rafaelporträts« bildete W. ein Verfahren aus, durch welches über das Zusammengehören eines Schädels und eines Kopfprofils ziemlich sicher entschieden werden kann. Als eine Frucht seiner ethnolog. Studien erschien: »Die deutschen Mundarten im Liede. Sammlung deutscher Dialektgedichte« (Lpz. 1875).

Welden (Franz, Freiherr von), österr. Feldzeugmeister, geb. zu Laupheim in Württemberg 16. Juni 1782, trat 1798 in württemb. Dienste, nahm an den Feldzügen 1799—1800 gegen Frankreich teil, trat 1802 in österr. Dienste und wurde vor und während des Feldzugs von 1805 als Hauptmann des Generalquartiermeisterstabes bei topogr. Aufnahmen beschäftigt. Als Major wurde er 1809 dem Hauptquartier des Erzherzogs Karl zugeteilt, 1812 war er im Stabe des Fürsten Schwarzenberg während des russ. Feldzugs, wurde Oberstlieutenant, kämpfte 1813 und 1814 in Italien, wo er als Oberst für die Erstürmung der Pässe Les Rousses und Fossilles das Maria-Theresien-Kreuz erwarb, 1815 in Südfrankreich und wurde 1816 Brigadier des Pionierkorps. Hierauf stand er eine Zeit lang dem Topographischen Bureau vor und leitete später, nachdem er 1821 als Quartiermeister des Bubnaschen Korps den kurzen Feldzug gegen die piemont. Aufständischen mitgemacht, die militärische Landesbeschreibung. W. wurde 1828 zum Generalmajor, 1832 zum Bevollmächtigten bei der Militärkommission des Deutschen Bundes, und 1836 zum Feldmarschalllieutenant ernannt. Im J. 1838 erhielt er das Divisionskommando in Graz, 1843 das Generalkommando in Tirol. Beim Aufstande der Lombardei 1848 sicherte er durch seine geschickten Operationen von Tirol aus die Verbindung des Feldmarschalls Radetzky mit den Erblanden, unterwarf Treviso, wurde Feldzeugmeister, schloß Venedig ein und rückte in die Romagna vor, wurde aber durch seine Ernennung zum Militär- und Civilgouverneur von Dalmatien im September abberufen. Nach den Oktoberereignissen und der Einnahme von Wien vertraute ihm der Kaiser das Gouvernement der Hauptstadt, welches er unter den schwierigsten Verhältnissen übernahm und mit einer kurzen Unterbrechung (vom April bis Juni 1849, wo er den Oberbefehl in Ungarn führte) bis zu seinem Rücktritt aus dem Dienste im Juni 1851 behielt. W. zog sich nach Graz zurück, lebte hier seiner Neigung für Botanik und starb 7. Aug. 1853.

Als Militärschriftsteller hat er sich besonders bekannt gemacht durch »Episoden aus meinem Leben« (3. Aufl., Graz 1855), in denen er Beiträge zur Geschichte der österr. Armee in den J. 1848 und 1849 lieferte, ferner durch »Der Feldzug der Österreicher in Italien 1813 und 1814« (2. Aufl., Wien 1875), »Geschichte der Feldzüge der österr. Armee 1848 und 1849« (2. Aufl., Wien 1875), »Der Feldzug der Österreicher gegen Rußland 1812« (Wien 1870) und »Der Krieg von 1809 zwischen Österreich und Frankreich« (Wien 1872). Er schrieb auch »Monographie des Monte-Rosa« (Wien 1824). Großes Verdienst erwarb er sich noch durch Stiftung eines nach ihm benannten Invalidenfonds.

Welehrad, Dorf im Gerichtsbezirk Ungarisch-Hradisch im südöstl. Mähren, mit (1880) 585 slaw. E. und einem Schloß, zu welchem die dort befindliche

Cistercienserabtei, die um 1202 gegründet, 1784 aufgehoben wurde, ihre Gebäude darbot. Die ehemalige Konventskirche, 1721 im überladenen Stile erneuert, ist eine der besuchtesten Wallfahrtskirchen des Landes, was wohl mit der Sage zusammenhängt, daß der Ort die Stelle bezeichne, wo einst die Hauptfeste des Großmährischen Reichs gestanden, und ihn mit der Thätigkeit der Slawenapostel Cyrillus und Methodius, mit der Residenz der Fürsten Rastislav und Swatopluk in Beziehung gebracht hat. Die Ergebnisse der neuern Geschichtsforschung verhalten sich indessen dieser Sage gegenüber ablehnend. Nach der Aufhebung des Klosters, welches Besitzer des Gutes W. war, fiel das letztere an den Staat und wurde von diesem 1837 im Versteigerungswege an den Freiherrn Simon von Sina verkauft.

Weleze, türk. Stadt, s. Kjöprülü.

Welfen oder Guelfen ist der Name eines berühmten Fürstenhauses, das eine Zeit lang über mehrere der schönsten deutschen Provinzen herrschte, jetzt aber nur noch in der frühern königl. Linie des Hauses Hannover fortbesteht, welchem auch die engl. Königsfamilie angehört. Angeblich gehörten die zu Attilas Zeit genannten Fürsten der Scyren, Edica und Wulf, zu diesem Geschlecht. Zu Karls d. Gr. Zeit sind sie in Oberdeutschland reich begütert, Graf Welf (I.) wurde 819 durch seine Tochter Jutta Kaiser Ludwigs des Frommen Schwiegervater. Während er durch seinen Sohn Konrad Ahnherr der burgundischen Könige wurde, stammten durch Eticho und Heinrich die deutschen Welfen von ihm ab. Dieser Heinrich, bald als sein Sohn, bald als sein Enkel bezeichnet, soll zuerst gegen ein Lehn von 4000 Morgen des Kaisers Dienstmann geworden sein, der Vater sich deshalb zornig in der Einsamkeit der Scharnitz verborgen haben. Aber diese Geschichte hat mehr mythischen als histor. Inhalt. Welf II. verbündete sich mit Herzog Ernst von Schwaben gegen Kaiser Konrad II., wurde besiegt und des Landes verwiesen, aber wieder zu Gnaden angenommen. Sein Sohn Welf III. wurde 1047 mit dem Herzogtum Kärnten und der Mark Verona belehnt, ließ sich jedoch 1055 in eine Verschwörung gegen den Kaiser ein. In demselben Jahre starb er und soll seine Erbgüter an Weingarten und andere Klöster vermacht haben. Doch seine Mutter Irmengard bewog den Gemahl ihrer Tochter Kunigunde, Azzo, aus dem Hause Este in Italien, seinen Sohn zur Besitzergreifung der welfischen Güter nach Deutschland zu schicken. Dieser, Welf IV. (als Markgraf) oder Welf I. (als Herzog), nahm die Güter in Besitz und wurde Stifter der jüngern welfischen Linie. Nach Ottos von Nordheim Absetzung wurde er von Kaiser Heinrich IV. 1070 mit dem Herzogtum Bayern belehnt und erbte nach seines Vaters Tode auch die Güter und Länder des Hauses Este. Nach dem Bannspruch gegen Heinrich IV. fiel er von diesem ab, hat sich aber später wieder mit ihm ausgesöhnt; endlich nahm er teil an dem kläglich mißglückten Kreuzzug von 1101 und starb heimkehrend auf der Insel Cypern. Sein Sohn, Welf V. (II.), ließ sich durch Urban II. zu einer Scheinehe mit der viel ältern Gräfin Mathilde von Tuscien (s. d.) verleiten, die er nach einigen Jahren wieder verließ. Er vererbte, da er kinderlos war, 1120 Bayern und seine sämtlichen Güter an seinen Bruder, Heinrich den Schwarzen (s. d.), der Wulfhild, die Tochter des Herzogs Magnus von Sachsen, heiratete und mit ihr einen Teil der billungschen Erbgüter in Sachsen erhielt.

Auf Heinrich den Schwarzen folgte 1126 Heinrich der Stolze (s. d.), der durch seine Vermählung mit Kaiser Lothars einziger Tochter Gertrud das Erbrecht in den ansehnlichen braunschw., nordheim. und supplinburg. Erbgütern gewann. Auch gab ihm der Kaiser später zu Bayern noch das Herzogtum Sachsen, und hoffte ihm auch die Nachfolge im Reich zuwenden zu können. Aber die Fürsten wählten den Hohenstaufen Konrad III., welcher ihm Bayern nahm, weil ein Reichsfürst nicht zwei Herzogtümer besitzen dürfe. Sein Sohn war Heinrich der Löwe (s. d.), gest. 1195, von welchem im Kampfe gegen Kaiser Friedrich I. zuletzt nur die sächs. Erbgüter behauptet wurden und durch seinen Sohn Wilhelm, gest. 1213, und seinen Enkel Otto das Kind, gest. 1252, die königl. und herzogl. Glieder des Hauses Braunschweig abstammen. Ein anderer Sohn Heinrichs des Schwarzen, Welf VI. (III.), pflanzte den welfischen Stamm noch eine Zeit lang in einer Nebenlinie fort. Tapfer und mächtig, kämpfte er nach seines Bruders Heinrich des Stolzen Tode um Bayern, welches König Konrad III. schon bei Heinrichs Lebzeiten an Leopold von Österreich gegeben hatte, und war anfangs in seinen Eroberungen glücklich. Aber Konrad zog selbst gegen ihn und besiegte ihn in der Schlacht bei Weinsberg, bei welcher Gelegenheit angeblich die Parteinamen W. und Waiblinger aufkamen, welche in der Form von Guelfen und Ghibellinen (s. d.) jedoch erst später in Italien zur Bezeichnung der päpstl. und kaiserl. Partei gebräuchlich wurden. Noch einmal verwüstete Welf VI. Bayern, ohne jedoch dessen Besitz behaupten zu können; sehr spät erst versöhnte er sich mit dem König Konrad. Dagegen diente er Kaiser Friedrich I. sehr treu und begleitete ihn zweimal nach Italien. Er starb 15. Dez. 1191 zu Memmingen kinderlos, da sein einziger Sohn Welf VII. 1167 ihm im Tode vorangegangen war. Zur Bestreitung des Aufwandes an seinem üppigen Hofe hatte er gegen eine ansehnliche Summe Geldes seinem Neffen, Heinrich dem Löwen, die Übergabe aller seiner großen Güter in Deutschland und Italien versprochen. Da aber Heinrich der Löwe die verlangte Summe nicht zahlte, vererbte er sie bei seinem Tode auf den Kaiser.

Die nachfolgende Geschichte des Welfenhauses reduziert sich auf zahlreiche Teilungen ihrer sächs. Erblande, bis endlich die beiden Linien Braunschweig-Wolfenbüttel und Braunschweig-Lüneburg (Hannover) übrigbleiben. Aus der ältern (erstern) sind tüchtige Feldherren hervorgegangen, während die jüngere hannov. Linie durch die Bemühungen des Herzogs Ernst August 9./19. Dez. 1692 die neunte Kur erhielt und 1. Juli 1683 die Regierungsfolge nach dem Rechte der Erstgeburt festgestellt wurde. Sein Sohn Georg Ludwig, geb. 28. Mai (7. Juni) 1660, bestieg als Georg I. und als Sohn der Kurfürstin Sophie (Enkelin Jakobs I. von England) am 20./31. Okt. 1714 den großbritann. Thron. Ihm folgten Georg II. (geb. 30. Okt. 1683), dessen Großsohn Georg III. (geb. 24. Mai 1738), Georg IV. (geb. 12. Aug. 1762), dessen Bruder Wilhelm IV. (geb. 21. Aug. 1765, gest. 20. Juni 1837), unter deren Regiment die Herzogtümer Bremen und Verden (1719), das Land Hadeln (1731), Osnabrück (1803) den hannov. Erblanden einverleibt wurden. Diese wurden

12. Okt. 1814 zum Königreich erhoben, unter Hinzulegung der Fürstentümer Hildesheim, Goslar, Ostfriesland samt dem Harlingerlande, Meppen, Emsbühren, Lingen und einige andere. Mit dem Tode des Königs Wilhelm erfolgte die Trennung der großbritann. Königskrone von der Hannovers; erstere übernahm die einzige Tochter des Herzogs Eduard von Kent, Victoria (geb. 24. Mai 1819), letztere der Herzog von Cumberland (geb. 5. Juni 1771) am 28. Juni 1837 als König Ernst August. Von diesem Zeitpunkte an inaugurierte sich eine eigene welfische Politik, im Gegensatz zu dem nach größerer Einheit und Freiheit strebenden deutschen Volke. Der durch seine dynastischen Bestrebungen bekannte und rücksichtslose Ernst August wußte seinem einzigen, aber blinden Sohne Georg (geb. 27. Mai 1819) die Nachfolge zu sichern. Letzterer, in den Grundsätzen seines Vaters erzogene Fürst übernahm 18. Nov. 1851 die Regierung des Königreichs Hannover und bildete einen förmlichen Welfenkultus aus, der von seiner Umgebung sorgfältig genährt ward. (S. Georg V. und Hannover.)

Nach der Besitzergreifung Hannovers durch Preußen bildete sich unter thätiger Mitwirkung des entthronten Königs in der Provinz Hannover eine sog. welfische Partei. Der hannov. Adel und Beamtenstand bildet nebst der orthodoxen luth. und ultramontanen Geistlichkeit den Stamm dieser Partei. Dieselbe nennt sich selbst die «deutsch-hannoversche», acceptiert aber die Bezeichnung «welfisch» in ihren Organen (besonders der «Hannoverschen Landeszeitung»), weil ihr nächstes Ziel auf die Wiederherstellung eines selbständigen Königreichs unter der entthronten Dynastie gerichtet ist. Ihre prot. Vertreter machen im Reichstag und Landtag gemeinsame Sache mit der ultramontanen Centrumspartei. An ihrer Spitze steht Windthorst. Nach dem Tode des Königs Georg (12. Juni 1878 in Paris) erklärte dessen Sohn, Ernst August, in einem Schreiben vom 11. Juli an die Souveräne, daß er alle Rechte, Prärogative und Titel seines Vaters voll und ganz aufrecht halte und, solange der Ausübung derselben in Beziehung auf das Königreich Hannover «thatsächliche, für ihn nicht rechtsverbindliche Hindernisse» entgegenständen, den Titel Herzog von Cumberland und zu Braunschweig-Lüneburg mit dem Prädikat königl. Hoheit führen werde. Im April 1879 wurde durch Vermittelung Windthorsts von der preuß. Regierung der verwitweten Königin Marie aus dem sog. Welfenfonds (dem am 2. März 1868 von Preußen sequestierten und von einer besondern Kommission verwalteten Vermögen des Königs Georg) ein Witwengehalt bewilligt. Infolge obiger Rechtsansprüche wurde dem Herzog durch den Bundesratsbeschluß vom 2. Juli 1885 die Fähigkeit der Thronfolge in dem durch den Tod des Herzogs Wilhelm (1884) erledigten Herzogtum Braunschweig abgesprochen und von der braunschweigischen Landesversammlung 21. Okt. 1885 Prinz Albrecht von Preußen zum Regenten gewählt.

Welfenfonds, s. unter Welfen.

Welfesholz, s. unter Gerbstädt.

Welhaven (Johann Sebastian Cammermeyer), norweg. Dichter, geb. 20. Dez. 1807 zu Bergen, studierte in Kristiania, wo damals Wergeland mit poetischen Produktionen auftrat. Dieselben bestimmten ihn zur Herausgabe der Schrift «Henrik Wergeland's Digtekunst og Polemik» (Kristiania 1832). Diese Kritik, in welcher er Wergelands ultranationale Richtung bekämpfte, rief mehrere Gegenschriften hervor. Um seine eigenen Ansichten zu verbreiten, begründete W. mit Schweigaard, Birch Reichenwald u. a. das litterarische Wochenblatt «Vidar» und gab das polemische Gedicht «Norges Dämring» (Kristiania 1834; 2. Aufl. 1835) heraus. Seine poetischen Arbeiten erschienen in vier Sammlungen (Kristiania, «Digte» 1839, «Nye Digte» 1844, «Halvhundrede Digde» 1849 und «En Digtsamling» 1859), sowie in «Reisebilleder og Digte» (Kristiania 1852). Seine gesamten prosaischen und poetischen Werke erschienen 1867—68 zu Kopenhagen in 8 Bänden. Seit 1840 bei der Universität Kristiania angestellt, erhielt er 1845 eine Professur der Philosophie daselbst. Im J. 1867 zog er sich vom Lehreramte zurück und starb 21. Okt. 1873 zu Kristiania.

Welid, Name zweier Kalifen (s. d., Bd. X, S. 26 u. 27).

Weliki-Balkan, s. unter Balkan.

Welikij (russ., Wielki, poln.), groß; häufig in Ortsnamen vorkommend. Die weibliche Form ist Welikaja (Wielka), die sächliche Welikoje (Wielkie) und in Zusammensetzungen Weliko-(Wielko-).

Welikija Luki, Kreisstadt im russ. Gouvernement Pskow, am Lowat, mit (1882) 6598 E., hat Lederfabriken, Lichtgießereien und Färbereien; auch verfertigen die Bewohner viele Stiefeln. W. ist eine der ältesten Städte Rußlands.

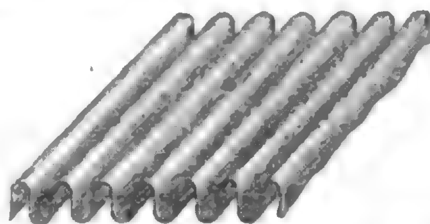
Welikij Ustjug, s. Ustjug-Welikij.

Welikoje Selo, Industriedorf im russ. Gouvernement Jaroslaw (s. d.).

Welish, Kreisstadt im russ. Gouvernement Witebsk, an der Düna, mit (1884) 14142 E., davon ein Drittel Juden, ist eine bedeutende Handelsstadt, welche Getreide, Flachs und Leinsamen nach Riga sendet und Salz, Zucker und Kolonialwaren von Riga einführt.

Wellandkanal, s. unter Niagara.

Wellblech nennt man Blech, meist Eisenblech, welches erst gerade gewalzt und dann auf der kannelierten Wellblechpresse wellenförmig gepreßt ist. Dasselbe kommt sowohl gerade als gebogen (s. Bombieren) vor und wird in neuester Zeit zu



den verschiedensten Zwecken angewendet, namentlich für Dampfkessel, da sich durch die Wellenform eine größere Heizfläche ergibt, für den Bau transportabler und fester Schuppen, Häuser, Pavillons, Hallen, Lagerhäuser, Wassertürme, Dächer u. s. w.; ferner zu feuerfesten Theatervorhängen (s. Eiserner Vorhang) und Dielen, sowie zu Böden von Eisenbahnbrücken. Beinahe bei allen Verwendungsarten kommt das W. des Oxydierens wegen in stark verzinktem Zustand vor. Als Material für Träger zeigt dasselbe große Widerstandsfähigkeit.

Welldaumen, Maschinenteil, s. Daumen.

Welle (frz. arbre, engl. shaft) heißt im Maschinenwesen ein meist cylindrischer, seltener prismatischer Körper, auf welchem ein Rad, eine

Riemenscheibe oder ein ähnlicher rotierender Teil befestigt ist, und der an seinen beiden Enden Zapfen (**Wellzapfen**) hat, die sich im **Welllager**, der sog. **Anwelle**, drehen. (S. unter **Transmissionen und Triebwerke**; vgl. **Radwelle**.)

Wellen entstehen in tropfbaren Flüssigkeiten, wie im Wasser, durch eine abwechselnde Hebung und Senkung, zum Teil auch durch eine abwechselnde horizontale Verschiebung der Flüssigkeitsteilchen; in elastischen Flüssigkeiten, wie bei den Schallwellen in der Luft, durch eine abwechselnde Verdichtung und Verdünnung der Flüssigkeit, oder, wie bei den Lichtwellen im Äther, durch eine seitliche Verschiebung. In allen diesen Fällen ist der Vorgang derart, daß der Zustand (die Phase) der Wellenbewegung, in dem sich irgend ein Teilchen der Flüssigkeitsmasse zu einer gewissen Zeit befindet, sich von da auf den ganzen übrigen Teil der Flüssigkeit allmählich fortpflanzt, worauf die sog. Fortbewegung oder das Fortschreiten der Welle beruht. Der Abstand je zweier Teilchen, über welchen sich die schwingende Bewegung während einer ganzen Schwingung des ersten Teilchens verbreitet, heißt eine Wellenlänge oder «Welle». An jeder W. unterscheidet man einen Wellenberg und ein Wellenthal. Auch bei den Luft- und Lichtwellen braucht man diese Ausdrücke, wenn auch nur bildlich. Bei der Fortpflanzung von Wellen, z. B. im Wasser, bewegt sich die Wassermasse nicht selbst fort, sodaß etwa ein Wellenberg in das ihm vorangehende Wellenthal hineinstürzte, um es auszufüllen u. s. w., sondern die Gesamtheit der Wassermasse (oder der Luft- und Äthermasse) bleibt (abgesehen von der abwechselnden Hebung und Senkung der einzelnen Teilchen darin) an ihrer Stelle und bloß die Form der Welle ist fortschreitend. Über die Wellenbewegungen des Wassers verdankt man den Brüdern Ernst Heinrich und Eduard Wilhelm Weber (s. d.) in dem Werke «Die Wellenlehre auf Experimente gegründet» (Lpz. 1825) interessante und scharfsinnige Untersuchungen. Vgl. noch Melde, «Die Lehre von den Schwingungskurven» (Lpz. 1864), und Emy, «Bewegung der Wellen» (deutsch von Wiesenfeld, Wien 1839).

Wellenbrecher sind sehr starke, vom Grunde des Meers aufgeführte Mauern, welche bestimmt sind, Reeden und Häfen gegen Sturm und Seegang zu schützen, denen sie sonst bei gewissen Winden ausgesetzt sein würden. Der größte und berühmteste Bau dieser Art ist der W. von Cherbourg, dessen Vollendung über 50 Jahre beansprucht und ungezählte Millionen gekostet hat. Ihm zunächst steht der W. von Plymouth. Der erstere schützt Cherbourg gegen nördliche, der letztere Plymouth gegen südl. Stürme.

Wellenfurchen, wellenförmige flache Erhöhungen und Vertiefungen auf den Schichtflächen der Sedimentgesteine, welche sich durch den Wellenschlag der See auf den einst sandigen oder schlammigen Ablagerungen der Meeresküste gebildet haben.

Wellenkalk, ein dünnbankiger, grauer Kalkstein mit fältelig-runzeliger Oberfläche, welcher die untere Abteilung der Muschelkalkformation (s. d., **Trias** und **Geognosie**) aufbaut.

Wellenpapagei (Melopsittacus undulatus, Tafel: **Papageien**, Fig. 4), ein aus Australien stammender, gegenwärtig sehr beliebter Zimmervogel von 20 cm Länge, wovon fast die Hälfte auf den Schwanz entfällt, und von 26 cm Flugbreite. Das zierliche Tierchen hat ein gelbes Gesicht mit einigen blauen Fleckchen; das übrige Gefieder ist grün, die einzelnen Federn der obern Kopfgegend, des Oberhalses, der Schultern und der Flügeldecken sind mit schwarzen feinen Querwellen gezeichnet. Die dunkelgrünen Schwungfedern haben gelbe Zeichnungen und die Schwanzfedern sind grünblau mit gelb. Der W. lebt im Innern von Australien in großen, hin und her ziehenden Scharen. In der Gefangenschaft halten sie sich sehr gut und schreiten leicht zur Fortpflanzung.

Wellentheorie (des Lichts), s. unter **Licht**.

Wellentreter (Treumund), Pseudonym von Joh. Christian Friedr. Aug. Heinroth (s. d.).

Wellerdecke, s. unter **Decke**.

Wellesley, Küstenstrich in Hinterindien, s. unter **Pulo-Pinang**.

Wellesley ist der Name einer unter König Heinrich VIII. aus England in Irland eingewanderten prot. Familie, die eigentlich **Cowley** heißt. Walter Cowley oder Colley war 1537 Generalfiskal von Irland. Dessen Sohn Sir Henry Colley, zeichnete sich in den Kriegen der Königin Elisabeth aus. Von ihm stammte **Richard Colley**, Parlamentsmitglied für Trim, welcher 1728 die Güter der Familie Wesley oder W. erbte und deren Namen annahm. Er wurde 1746 zum irischen Peer mit dem Titel Baron Mornington erhoben und starb 31. Jan. 1758. — Sein Sohn **Garret Colley**, geb. 19. Juli 1735, wurde 1760 **Viscount W.** und Graf Mornington. Er starb 22. Mai 1784 und hinterließ fünf Söhne, die sich sämtlich im öffentlichen Leben auszeichneten.

Der älteste und begabteste der Brüder, **Richard Colley**, seit 1797 Peer von England, seit 1799 **Marquis W.** in Irland, berühmt als Generalgouverneur des brit. Ostindien, wurde 20. Juni 1760 zu Dublin geboren. Er studierte zu Eton und Oxford, trat 1784 in die Güter und Titel des Vaters, sowie in den irländ. Geheimrat ein und wurde von der Stadt Windsor in das Unterhaus gewählt. Seine Verteidigung der Politik des Ministers Pitt, besonders sein Eifer gegen das revolutionäre Frankreich, verschafften ihm die Gunst Georgs III., der ihn zum Lord des Schatzes, dann zum Kommissar für die ostind. Angelegenheiten und 1797 zum Generalgouverneur von Ostindien ernannte. W. trat sein Amt unter den ungünstigsten Aussichten an. Die Franzosen hatten sich mit Tippo-Saib (s. d.), dem Sultan von Mysore, zum Angriff auf die brit. Besitzungen verbunden, der von Ägypten ausgehen sollte. W. sperrte nach seiner Ankunft die Meerenge Bab-el-Mandeb und eröffnete den Krieg gegen Tippo-Saib. Durch die Erstürmung von Seringapatam unterwarf W. ganz Mysore. Er setzte sodann den Kampf gegen die Maharatten fort und eroberte binnen drei Monaten das Land zwischen Ganges und Dschumma, sodaß Scindia und der Radscha von Berar um Frieden baten. Schon 1805 legte er jedoch die Verwaltung Indiens nieder. Im Anfang des J. 1809 schickte ihn der König als Botschafter an die Centraljunta nach Spanien, wo er viele polit. Umsicht entfaltete. Nach dem Tode des Herzogs von Portland, gegen Ende 1809, übernahm er an Cannings Stelle das Departement des Auswärtigen. Mit seinen Kollegen über die span. Angelegenheiten entzweit, verlangte er 1812 an Percevals Stelle die Leitung des Kabinetts und legte,

als der Prinz-Regent dies abschlug, sein Amt nieder. Wiewohl W. als Tory galt, schlug er doch 1812 die Aufhebung der Gesetze gegen die Katholiken vor. Sein Antrag scheiterte indessen an der Majorität einer Stimme. Im Dez. 1821 ernannte ihn die Regierung zum Vizekönig von Irland. W. verband Thatkraft mit großer Mäßigung gegen die kath. Irländer und erregte dadurch den Haß der Orangisten. Im März 1828 legte er die Statthalterschaft nieder. Das Whigministerium Grey schickte ihn 1833 abermals als Lord-Lieutenant nach Irland, und hier blieb er bis zum Rücktritt der Whigs (Dez. 1834) vom Staatsruder. Seitdem zog er sich auf seinen Sitz Kingstonhouse bei Brompton zurück, wo er 26. Sept. 1842 starb. Vgl. Pearce, «Memoirs and correspondence of Richard Marquis W.» (3 Bde., Lond. 1845).

Sein nächster Bruder, **William W.-Pole**, Baron Maryborough in England, erbte die Würde eines Grafen von Mornington. Derselbe wurde 20. Mai 1763 geboren und nahm 1778 bei der Beerbung eines Vetters den Namen Pole an. Er diente anfangs in der Flotte, trat dann ins irische und später ins engl. Unterhaus und folgte 1809 seinem Bruder Arthur als Staatssekretär für Irland. Weil er die Nationalpartei durch unzeitige Strenge erbitterte, mußte er dieses Amt 1812 niederlegen; 1815 wurde er Münzmeister, 1821 Peer von England und 1828 Oberjägermeister. Zuletzt war er im kurzen Ministerium Peel vom Dez. 1834 bis April 1835 Generalpostmeister. Er starb 22. Febr. 1845. — Sein Sohn **William Pole-Tylney-Long-W.**, Graf von Mornington, geb. 22. Juni 1788, heiratete 1812 Miß Tylney-Long, die reichste Erbin in England, deren Vermögen er vergeudete, worauf er sich Schulden halber lange Zeit auf dem Kontinent aufhalten mußte. Im Mai 1847 zog er abermals die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich, indem er vom Polizeigericht angehalten werden mußte, seiner zweiten geschiedenen Gattin die gesetzlichen Alimente zu zahlen. Er starb 1. Juni 1857; ihm folgte als fünfter Graf sein ältester Sohn **William Richard Arthur**, der aber schon 1863 unverheiratet in Paris starb, und mit dessen Tode die Baronie von Maryborough erlosch, während die Würden eines Grafen von Mornington und Viscount von W. an seinen Vetter Arthur Richard, zweiten Herzog von Wellington, übergingen.

Der dritte Bruder, **Arthur W.**, war der Herzog von Wellington (s. d.). — Der vierte Bruder, **Gerald Valerian W.**, geb. 7. Dez. 1770, widmete sich dem geistlichen Stande, ward Kanoniker von Durham, Rektor von Bishop-Wearemouth und Kaplan der Königin und starb zu Durham 21. Okt. 1848. — Der fünfte und jüngste der Brüder, **Henry W.**, ward 1828 Baron Cowley (s. d.).

Wellhausen (Julius), bedeutender Orientalist, geb. 17. Mai 1844 zu Hameln, studierte zu Göttingen Theologie, habilitierte sich daselbst 1870 für Altes Testament, wurde 1872 Professor der Theologie in Greifswald, 1882 außerord. Professor der Philosophie in Halle und 1885 ord. Professor zu Marburg. Seine scharfsinnigen kritischen Untersuchungen über das Alte Testament und die Geschichte des Volkes Israel erregten großes Aufsehen und heftigen Widerspruch. (Vgl. Naumann, «W.s Methode», Lpz. 1886.) Außer der Neubearbeitung von Bleeks «Einleitung in das Alte Testament» (Berl. 1878—86) schrieb er «De gentibus et familiis Judaeis» (Gött. 1870), «Text der Bücher Samuelis» (Gött. 1871), «Die Pharisäer und Sadducäer» (Greifsw. 1874), «Prolegomena zur Geschichte Israels» (Berl. 1878, 1883, 1886), «Mohammed in Medina» (Berl. 1882) und «Skizzen und Vorarbeiten» (Berl. 1884 fg.).

Wellhornschnecke (Buccinum undatum, Tafel: Mollusken, Fig. 1), eine in allen nördlichen Meeren bis zum Mittelmeer vorkommende, in der Nordsee sehr gemeine Schnecke mit bis 12 cm lang werdender, gelblicher, quergerunzelter Schale; das Tier ist schmutziggelb mit schwarzen Tupfen und nährt sich von andern Weichtieren. Fossile Gattungsgenossen finden sich vom Jura an.

Wellingborough, Stadt in der engl. Grafschaft Northampton, unweit links des Nen und der Einmündung der Ise in denselben, Station der Hauptlinie London-Leeds der Midlandbahn und der Linie Northampton-Peterborough der London and Northwesternbahn, zählt (1881) 13796 E. und hat Mineralquellen, Seidenspinnerei, Spitzenfabrikation, Schuhfabrikation und Getreidehandel.

Wellington, Stadt in der engl. Grafschaft Shropshire (Salop), nördlich von dem 402 m hohen isolierten Wrekin, Station der Linien London-Oxford-Banbury-Birmingham-Shrewsbury-Chester und W.-Market-Drayton-Nantwich-Crewe der Great-Westernbahn und der Linien Shrewsbury-W.-Newport-Stafford und W.-Oakengates-Coalport der London and Northwesternbahn, zählt (1881) 6202 E. und hat Kohlen- und Eisengruben, Kalksteinbrüche, Drahtzieherei und Nagelschmieden. Der Gipfel des Wrekin, welcher Reste einer alten Befestigung trägt, gewährt eine schöne Aussicht.

Wellington, Stadt in der engl. Grafschaft Somerset, an dem von Tiverton nach Taunton führenden Westernkanal, Station der Linie London-Reading-Swindon-Bristol-Exeter der Great-Westernbahn, welche südwestlich von W. durch den 1006 m langen Whitehall-Tunnel führt, zählt (1881) 6360 E. und hat Thonwaren- und Wollzeugfabriken. Von dieser Stadt führt der Herzog von W. den Titel. Auf dem nahen Bladdown-Hügel ist zu Ehren der Siege des Herzogs eine Denksäule errichtet.

Wellington, Hauptstadt (seit 1876) der brit. Kolonie Neuseeland, der ehemaligen Provinz Wellington und der Grafschaft Hutt, auf der Südwestspitze der Nordinsel, an der Westseite des Port Nicholson, einer geräumigen und geschützten Bucht der Cook-Straße, ist Sitz des Gouverneurs, der Regierung und des Parlaments der Kolonie, eines anglikan. und eines kath. Bischofs, einer Handelskammer und eines deutschen Konsuls für die neuseeländ. Provinzen W., Hawkes Bai, Taranaki, Nelson und Marlborough, ist mit Napier durch Eisenbahn und mit Sydney, Melbourne, sowie mit den Häfen Neuseelands durch regelmäßige Dampfschiffahrt verbunden, zählt (1881) mit den vier Vorstädten 20563 E., worunter eine Anzahl Maori, die meist in der Vorstadt Te Aro wohnen, und hat zwei Theater, sechs Banken, ein Museum, einen kleinen botan. Garten und bedeutenden Handel. W. besitzt 37 Segelschiffe von 5815 Registertons und 18 Dampfer von 2035 t. Das stattliche Regierungsgebäude ist in edlem Renaissancestil aufgeführt. Die Privathäuser sind wegen der Erdbeben fast sämtlich aus Holz erbaut. W. wurde im Jan. 1840 gegründet.

Wellington (Arthur Wellesley, Herzog von), Fürst von Waterloo, brit. Feldherr und Staatsmann, der dritte Sohn des Grafen von Mornington (s. Wellesley), wurde 1. Mai 1769 zu Dangan-Castle in der irischen Grafschaft Meath geboren (nach andern Angaben jedoch schon einige Tage früher zu Dublin; nach dem Pfarrregister von St.-Peters zu Dublin schon 30. April getauft). Er erhielt seine Erziehung zu Eton, besuchte die Militärschule zu Angers in Frankreich und trat 25. Dez. 1787 als Fähnrich in das brit. 41. Infanterieregiment. Im Sept. 1793 kaufte er die Oberstlieutenantsstelle vom 33. Regiment, mit dem er 1794 in Holland und seit 1797 im brit. Ostindien, dessen Generalgouverneur damals sein älterer Bruder Richard war, diente. W. zeichnete sich 1799 in den Kämpfen gegen Tippo-Saib und 1803 gegen die Maharatten aus und wurde Generalmajor, kehrte 1805 nach England zurück, trat 1806 für Newport ins Unterhaus und wurde bald darauf Staatssekretär für Irland. Im Aug. 1807 nahm er am Zuge gegen Kopenhagen teil, dessen Kapitulation er verhandelte. Die Regierung belohnte seine Dienste mit dem Range eines Generallieutenants und schickte ihn Aug. 1808 an der Spitze von 8000 Mann nach Portugal, wo er 18. Aug. die Franzosen bei Roliça und 21. bei Vimieiro schlug, worauf die Franzosen Portugal räumten. Im April 1809 erhielt W. den Oberbefehl über die verstärkten brit., sowie über die portug. Truppen. Er schlug den Marschall Soult 16. Mai bei Porto, drang hierauf in Spanien ein und schlug die unter König Joseph vereinigte franz. Macht 26. Juli bei Talavera. Das brit. Parlament belohnte ihn mit einer Jahresrente von 2000 Pfd. St.; der brit. Prinz-Regent erhob ihn zum Baron Douro von Wellesley und Viscount Wellington von Talavera; die portug. Regentschaft verlieh ihm den Titel eines Marquis von Vimieiro.

Inzwischen war W. infolge der Niederlage der Spanier bei Almonacid nach Portugal zurückgekehrt und hatte zur Deckung von Lissabon die Stellung von Torres-Vedras stark befestigt. Der franz. Oberbefehlshaber Massena wagte diese Linien ohne Verstärkung nicht anzugreifen und sah sich endlich nach sechsmonatlichem Harren genötigt, den Rückzug nach Spanien anzutreten. Von den schwachen Regentschaften der Pyrenäischen Halbinsel wenig unterstützt, rückte W. vorsichtig dem Feinde nach und zwang denselben zum Aufgeben von Almeida, Mai 1811. Im September überschritt er den Tajo, um die Verproviantierung von Ciudad-Rodrigo zu verhindern. Während Marmont, der neue franz. Oberbefehlshaber, in den Winterquartieren lag, bereitete W. die Belagerung des Platzes vor und nahm denselben 12. Febr. 1812. Die span. Regentschaft ernannte ihn darauf zum Herzog von Ciudad-Rodrigo und Granden erster Klasse; das brit. Parlament bewilligte ihm aufs neue ein Jahrgeld von 2000 Pfd. St. Hierauf eroberte W. 7. April Badajoz und schlug Marmont 22. Juli bei Salamanca, worauf er 13. Aug. in Madrid einzog. Der brit. Prinz-Regent erhob ihn jetzt zum Marqueß von Wellington und das Parlament schenkte ihm zum Ankauf von Gütern 100000 Pfd. St. Nunmehr wandte sich W. gegen Burgos, fand aber hier einen so hartnäckigen Widerstand, daß er die Belagerung aufheben und 20. Okt. 1812 den Rückzug an die portug. Grenze antreten mußte. Die Verminderung der franz. Streitkräfte auf der Pyrenäischen Halbinsel bewog ihn um so mehr, für den Feldzug von 1813 außerordentliche Anstrengungen zu machen. Auch die span. Truppen wurden unter seinen unmittelbaren Befehl gestellt. Er drängte die franz. Armee, die unter König Joseph und Jourdan eine Stellung hinter dem Duero genommen hatte, auf Burgos zurück und erfocht bei Vittoria 21. Juni 1813 einen glänzenden Sieg, wofür ihn der brit. Prinz-Regent zum Feldmarschall und die span. Cortes zum Herzog von Vittoria ernannten und ihm die Herrschaft Sotto di Roma schenkten. Soult reorganisierte die geschlagene franz. Armee zu Bayonne und drang in die Pyrenäen vor, um die Plätze San-Sebastian und Pamplona zu retten. W. schlug jedoch die verzweifelten Angriffe dieses Gegners vom 24. Juli bis 1. Aug. ab und nahm 8. Sept. San-Sebastian durch Sturm. Am 7. Okt. erzwang er den Übergang über die Vidassoa, nahm 31. Okt. Pamplona und trug den Krieg nach Frankreich. Er besiegte Soult 16. Nov. an der Nivelle und 27. Febr. 1814 bei Orthez und folgte dem Feinde bis nach Toulouse, das nach blutigem Gefecht 10. April in seine Hände fiel. Erst auf die Nachricht von der Abdankung Napoleons I. und der Einnahme von Paris durch die Verbündeten bewilligte er dem Gegner Waffenstillstand. Nachdem W. den verbündeten Monarchen zu Paris einen Besuch gemacht, reiste er nach Madrid, wo ihm Ferdinand VII. die erhaltenen Würden bestätigte und ihn zum Generalkapitän ernannte. Der brit. Prinz-Regent verlieh ihm 3. Mai 1814 die Würde eines Herzogs von Wellington und eines Marqueß von Douro. Nach seiner Ankunft in London, 23. Juni, bewilligte ihm das Parlament 400000 Pfd. St. zum Ankauf von Ländereien und empfing ihn 1. Juli in feierlicher Sitzung. Darauf nahm er an den Verhandlungen zu Paris und Wien als brit. Bevollmächtigter teil.

Nach Napoleons Rückkehr von Elba unterzeichnete W. die Achterklärung gegen denselben und trat bereits 6. April 1815 zu Brüssel den Oberbefehl über die brit.-hannov.-braunschw.-holländ. Truppen an. Am 18. Juni lieferte er die blutige Schlacht bei Waterloo (s. d.), in welcher seine eiserne Beharrlichkeit und das Eintreffen der Preußen unter Blücher zum zweiten mal dem franz. Kaiserreiche das Ende bereiteten. Im Verein mit Blücher marschierte er nun auf Paris, wo er 5. Juli 1815 durch Kapitulation einzog. Das brit. Parlament belohnte ihn nochmals mit 200000 Pfd. St. und der König der Niederlande verlieh ihm den Titel eines Fürsten von Waterloo. Auch erhielt W. 20. Nov. 1815 den Oberbefehl über die verbündeten Truppen in Frankreich. Auf dem Kongreß zu Aachen 1818 befürwortete er selbst die Zurückziehung dieses Besatzungsheers und half die Kontributionsfrage im franz. Interesse entscheiden; überhaupt fand die franz. Regierung an ihm den übrigen Gegnern gegenüber eine Stütze. Im J. 1822 ging W. als brit. Bevollmächtigter auf den Kongreß nach Verona, und 1827 ward er zum Oberbefehlshaber der brit. Landmacht ernannt. Seine Wirksamkeit als Mitglied des Oberhauses näherte sich den Grundsätzen des starrsten Torysmus. Wenn er auch kein glänzendes Rednertalent besaß, übten doch sein persönliches Ansehen und die Bestimmtheit seines Ausdrucks bedeutenden Einfluß. Nach Goderichs Rücktritt übernahm er im

Jan. 1828 die Bildung des neuen Ministeriums, in welchem er die Stelle eines ersten Lords des Schatzes versah, und umgab sich mit entschiedenen Tories. Indessen besaß er Scharfblick genug, um 1829 selbst die Initiative in der Emancipation der Katholiken zu ergreifen. Der Eindruck der franz. Julirevolution und die Thronbesteigung Wilhelms IV. veranlaßten im Nov. 1830 den Sturz seiner Verwaltung und der Tories überhaupt. Mit gewohnter Hartnäckigkeit widersetzte er sich nun der Parlamentsreform und regte dadurch das Volk so auf, daß er öffentlich beschimpft wurde. Nach der Entlassung der Whigs im Nov. 1834 übernahm W. unter Peel die Leitung des Auswärtigen; doch mußte er schon bei Eröffnung der Session von 1835 zurücktreten. Als Peel im Sept. 1841 abermals ein Ministerium bildete, beteiligte W. sich aufs neue, ohne ein bestimmtes Departement zu übernehmen. Zum Ärger der Hochtories ließ er sich von Peel für die Freihandelspolitik bestimmen. Auch unter dem Whigministerium seit Juni 1846 behielt W. die Oberbefehlshaberstelle nebst den Ämtern des Gouverneurs im Tower, des Lord-Wardens der fünf Häfen und des Kanzlers der Universität Oxford. Dem Parteitreiben fern, übte er nur noch eine vermittelnde Wirksamkeit und wurde namentlich von der Königin in schwierigen Fragen zu Rate gezogen. W. war zwar kein genialer Mann, besaß jedoch einen sehr scharfen Verstand und reges Pflichtgefühl, sowie leidenschaftsloses Urteil und unbeugsame, starre Festigkeit. Seine einstige Unbeliebtheit war vergessen, und er erfreute sich der ungeteilten Liebe und Achtung des Volks, als er 14. Sept. 1852 auf Walmer-Castle bei Dover starb. Mit königl. Pomp wurde er 18. Nov. in der St.-Paulskirche beigesetzt.

Vgl. die von Gurwood herausg. «Despatches of field-marshal the duke of W.» (14 Bde., Lond. 1836—65); die von W.s Sohn Arthur Richard herausgegebene «Supplementary despatches, correspondence and memoranda» (Bd. 15—17, Lond. 1868—73), und seine «Speeches in parliament» (2 Bde., Lond. 1854), sowie Bauers «Leben und Feldzüge des Herzogs von W.» (Quedlinb. 1840) und Pauli, «Arthur Herzog von W.» (in «Der Neue Plutarch», Bd. 6, Lpz. 1879). Außerdem beschrieben sein Leben die Engländer Elliot, Clarke, Wright, Maxwell, Stoqueler, Macfarlane, Graf de Grey, Yonge, Jackson, Scott u. a.

Aus seiner Ehe mit Miß Catherine Pakenham, Schwester des Grafen von Longford, hinterließ er zwei Söhne. Der älteste, Arthur Richard, geb. 3. Febr. 1807, der ihm als zweiter Herzog von W. folgte, wurde in Eton erzogen, trat 1823 in die Armee, wurde 1834 Oberstlieutenant, war 1842—52 Adjutant seines Vaters und wurde im Juni 1854 zum Generalmajor, im Febr. 1862 zum Generallieutenant befördert. Er war bis 1852 Mitglied des Unterhauses, wurde 1853 Stallmeister der Königin, 1858 Privy Counsellor und Ritter des Hosenbandordens, lebte in kinderloser Ehe mit Lady Elizabeth Hay, Tochter des Marquis von Tweeddale, und starb zu Brighton 13. Aug. 1884. Der zweite Sohn, Lord Charles Wellesley, geb. 16. Jan. 1808, war Oberst und Parlamentsmitglied und starb erblindet 9. Okt. 1858. Sein ältester Sohn, Henry Wellesley, geb. 5. Aug. 1846, Oberstlieutenant bei den Gardegrenadieren, ist der jetzige Träger des Titels.

Wellingtonia wurde von dem engl. Botaniker Lindley zu Ehren des Herzogs von Wellington ein 1832 von dem Botaniker Douglas entdeckter Nadelholzbaum Californiens genannt, welcher wegen seiner riesigen Dimensionen in Europa wie in Nordamerika ungeheueres Aufsehen erregte, jahrzehntelang für den riesigsten Baum der Welt, wenigstens bezüglich der Höhe, die er zu erreichen vermag, gegolten hat und gegenwärtig bereits ein verbreitetes Ziergewächs der Gärten geworden ist. Engländer und Nordamerikaner haben sich um die Ehre gestritten, den angeblich «größten Baum der Welt» nach ihrem größten Landsmann zu benennen. Nachdem Lindley denselben 1833 «W. gigantea» getauft hatte, wurde er 1854 durch den Nordamerikaner Winslow unter dem Namen Washingtonia beschrieben, später aber von Torrey, ebenfalls einem Amerikaner, zu der bereits 1847 von Endlicher aufgestellten Coniferengattung Sequoia gezogen. Die in Californien «Mammouthbaum» und «Mammouthfichte» genannte W. ist bisher einzig und allein in der dortigen Sierra Nevada aufgefunden worden, wo sie in einer mittlern Meereshöhe von 1500 m und unter dem 38.° nördl. Br. Waldbestände bildet. Man hatte das Alter solcher Riesenbäume, welche bis 100 m hoch werden, auf 3000 Jahre geschätzt; allein genauere Untersuchungen haben ergeben, daß die W. eine sehr rasch wachsende Holzart ist und deshalb auch ihre größten Exemplare kaum über 2000 J. alt sein dürften. Neuerdings ist festgestellt worden, daß verschiedene austral. Arten der Myrtaceengattung Eucalyptus (darunter der berühmte Blaugummibaum E. Globulus) nicht nur höher und stärker werden als die W., sondern diese auch an Raschwüchsigkeit weit übertreffen, während sie bezüglich des Alters von den Cedern des Libanon und auch von gewissen nordamerik. Coniferen in den Schatten gestellt wird. Immerhin behauptet W. bis jetzt unter den Nadelhölzern bezüglich der Dimensionen, welche sie zu erreichen vermag, den ersten Rang. Die W. besitzt einen schnurgeraden, im Alter mit einer sehr dicken Rinde bedeckten Stamm und eine pyramidalkegelförmige Krone, welche aus abwechselnd, aber rings um den Stamm herumstehenden Ästen besteht. Nadeln und Zapfen sind nur klein, nämlich erstere pfriemenförmig, 6—12 mm lang, letztere eiförmig, von höchstens 5 cm Länge. Die kleinen, zusammengedrückten, fast rundherum schwach geflügelten Samen reifen erst im zweiten Herbst, die Keimpflanze hat 3—6 Kotyledonen. Das im frischen Zustande weiße und weiche, ausgetrocknet weißliche und harte Holz soll sehr dauerhaft sein. Die W. gedeiht in Süd- und Westeuropa im Freien, in Mitteleuropa nur an geschützten Stellen. In den Parken Englands gibt es bereits große, zapfentragende Exemplare.

Wells, Stadt (Municipalborough) in der engl. Grafschaft Somerset, am südl. Fuße der Mendip-Hills, Station der Linien Witham-W., Bristol-Chedder-W. und Glastonberry-W. der Great-Westernbahn, ist Bischofssitz, zählt (1881) 4633 E. und hat ein anglikan. Priesterseminar, Strumpfwirkerei, Fabrikation von Spitzen, Papier, Leder und Wollwaren, Seidenspinnerei und Käsehandel. Die 1214—39 erbaute frühgot. Kathedrale hat eine breite, stattliche Westfaçade mit zwei Türmen und reichem Skulpturenschmuck von 1242, welcher die ganze Erlösungsgeschichte darstellt; neben der

Kathedrale liegt das achteckige Kapitelhaus von 16 m Durchmesser und der Bischofspalast.

Wellzapfen, s. unter Welle.

Welona oder Weliona, Flecken im russ. Gouvernement Kowno, 57 km nordwestlich von Kowno, am rechten Ufer des Riemen, mit 393 E., wurde im 13. Jahrh. von dem litauischen Fürsten Witenes gegen die Deutschen Ordensritter angelegt und war darauf abwechselnd in den Händen der Litauer und der Deutschen Ritter. Im J. 1333 zerstörte Herzog Heinrich von Bayern W. und gründete hier das Schloß Friedeberg; etwa 100 J. später ging dasselbe wieder in die Hände der Litauer über. Im 16. Jahrh. wurde W. polnisch und erhielt 1550 das Magdeburgische Recht.

Wels (Silurus), eine Gattung Fische aus der Familie gleichen Namens. Ihr einziger Repräsentant in Europa ist der Gemeine Wels oder Waller (S. Glanis, Tafel: Fische I, Fig. 12), nächst dem Stör und Hausen der größte unter den europ. Flußfischen, indem er 2—3 m lang und 1—2 Ctr. schwer wird. Die Gestalt des Körpers ist plump, der Kopf plattgedrückt, die stumpfe Schnauze mit zwei langen und vier kurzen Bartfäden versehen, die Rückenflosse sehr klein, die Afterflosse dagegen groß und mit der Schwanzflosse verschmolzen. Am schlammigen Boden großer Flüsse verborgen, lauert er auf kleinere Fische und kommt nur in der Nacht an die Oberfläche. Das Fleisch der jüngern W. wird gern gegessen, ist jedoch wegen seines vielen Fettes schwer verdaulich. Man findet den W. in den großen Strömen Deutschlands, Ungarns und besonders Südrußlands. In den heißen Gegenden finden sich viele andere Gattungen der Familie, so allein 60 im tropischen Amerika, und manche dieser Formen, die sog. Panzerwelse (Loricariina), haben einen vollkommenen Hautpanzer, wie z. B. Hypostomus etentaculatus (Tafel: Fische II, Fig. 1).

Wels, Hauptstadt einer Bezirkshauptmannschaft im Erzherzogtum Österreich ob der Enns, an der schiffbaren Traun, am Ende der 22 km weit nach Linz reichenden sog. Welserheide, Station der Linien Wien-Salzburg und W.-Passau der Österreichischen Staatsbahnen, sowie einer Lokalbahn nach Eferding und Aschach an der Donau, ist Sitz eines Kreis- und eines Bezirksgerichts, hat eine gewerbliche Fortbildungs- und eine Handelsschule, und zählt (1880) 8859 E. Der Ort gilt für die schönste und freundlichste Landstadt des Kronlandes und hat viele hübsche Häuser, auch mehrere neue sehr hübsche Straßen und zwei ansehnliche Plätze, den Stadtplatz mit zwei steinernen Brunnen von 1572, und den Vorstadtplatz mit dem Denkmal Kaiser Josephs II. Merkwürdige Bauwerke sind die Stadtpfarrkirche, zum Teil von hohem Alter, mit wertvollen und gut erhaltenen Glasmalereien im Presbyterium; die evang. Christuskirche, 1849—50 aus den Mitteln der Gustav-Adolf-Stiftung im got. Stile aufgeführt; die Burg, wahrscheinlich zuerst ein röm. Kastell, später den mächtigen Grafen von W. und nach deren Aussterben dem Landesfürsten gehörig; ferner das schöne Rathaus, das Schloß Polheim, die große Kavalleriekaserne u. s. w. Außerdem sind hervorzuheben der prachtvolle Volksgarten, 1878 angelegt, und der neue schöne Gemeindefriedhof mit Leichenhaus. Es bestehen zu W. Ölfabriken, Papiermühlen, eine Kunstmühle, eine Eisengießerei, große Schmalzsiedereien, ein Kupferhammer, vier Maschinenfabriken u. s. w. Berühmt ist der welser Zwieback. Der nicht unbeträchtliche Handel erstreckt sich auf Getreide, Holz, Schmalz, Butter, Eier, Geflügel, Pferde, Horn- und Borstenvieh. W. hat den größten Wochenmarkt des Landes. Am rechten Ufer der Traun liegt die Vorstadt Aigen, mit dem ehemals wegen seiner Wasserkunst sehr besuchten Herzogbrunnen. Zur Römerzeit hieß W. Ovilia oder Ovilabis, welches etwa 170 n. Chr. von Marcus Aurelius als Kolonie begründet wurde. Um 477 durch die Heruler zerstört, erhob sich der Ort unter der Herrschaft der Bayern bald wieder und erhielt eins der ältesten Stadtrechte in Deutschland. Nachdem W. längere Zeit den Bischöfen von Würzburg gehört, kam es unter Leopold dem Glorreichen an die Babenberger.

Welsch, auch Wälsch (althochdeutsch walhisc, mittelhochdeutsch walhisch, welhisch), ist abgeleitet von dem althochdeutschen Substantiv Walh (mittelhochdeutsch Walch), welches, lautlich dem keltischen Volksnamen Volcae entsprechend, ursprünglich die Kelten Mitteleuropas bezeichnete, bei deren Untergang aber auf die nächsten Nachbarn im Süden, auf die Romanen, übertragen wurde. In neuerer Zeit ist das Wort W., wenigstens im gewöhnlichen Sprachgebrauch, nicht mehr als ethnogr. Bezeichnung üblich, doch hat es sich noch in verschiedenen Namen solcher Gegenstände, die besonders aus Italien zu uns gelangt sind, in seiner ursprünglichen Bedeutung erhalten. Dahin gehören, außer einigen geogr. Benennungen, wie Welschland für Italien, Welsche Confinien, Welschtirol u. s. w., namentlich mehrere Pflanzennamen, z. B. Welschkorn, Welschkohl, Welschkraut, Welsche Nüsse oder Walnüsse u. s. w. Bei den alten Angelsachsen bezeichnete Wealh (davon wealisc, engl. welsh) anfänglich alle kelt. Urbewohner von Britannien, später, nach dem Verschwinden derselben im eigentlichen England, vorzugsweise die Bewohner von Wales, auf welche sich heutzutage die Bedeutung von Welsh, Welshmen u. s. w. beschränkt hat.

Die Welsche Sprache (engl. Welsh) oder das Kymrische bildet mit dem Bretonischen und dem erloschenen Dialekt von Cornwall einen der beiden Hauptzweige der neukeltischen Sprachen und wurde am besten grammatisch von Rowland (4. Aufl., Lond. 1876) und J. Rhys, «Lectures on Welsh philology» (2. Aufl., Lond. 1879), lexikalisch von Owen (welsch-englisch, 2 Bde., Lond. 1793; 3. Aufl. 1861) und Evans (englisch-welsch, 2 Bde., Denbigh 1852—58) bearbeitet. Die Welsche Litteratur ist ziemlich reich an Denkmälern der Poesie und Prosa. Die alten Gedichte, welche die Tradition den halbmythischen Dichtern Aneurin, Taliesin, Llewarch-Hen und Merddin (Merlin) zuschreibt und in der Zeit der angelsächs. Herrschaft entstehen läßt, scheinen bedeutend spätern Ursprungs zu sein. Eine Blütezeit der Poesie (1080—1194) bilden die Dichter Meilyr (der Barde des um die Poesie verdienten Fürsten Gruffud-ap-Cynan), Gwalchmai und Dafydd Benfras. Der größte Dichter der folgenden Periode war Dafydd ab Gwilym (gest. 1356). Seitdem geriet die welsche Poesie in Verfall. Außer Iolo Goch, Gwilym ap Ieuan Hen (um 1450), Dafydd ab Edmund, Lewis Glyn Cothi, Ieuan Deulwyn, Sion Tudor sind als die letzten Dichter von Bedeutung nur noch Huw Morris (gest. 1709) und vor allem Owen Goronwy (gest.

1780) zu nennen; als bester Dichter des 19. Jahrh. gilt David Owen (1784—1841). Unter den Prosawerken stehen voran die Chroniken von Tysilio und Caradawg, das Gesetzbuch des Howel-Da, das moralisch-allegorische Werk «The Sleeping Bard» und die «Mabinogion» oder Märchen. In neuerer Zeit sind viele, für das eigentliche Volk bestimmte periodische Schriften, sowohl in Wales selbst wie auch in Nordamerika, erschienen. Auch wird die Erforschung der ältern Kulturverhältnisse des Landes mit Eifer betrieben; die poetische Produktion erhält durch die öffentlichen Preisbewerbungen (Eisteddfod) Anregung. Vgl. Stephenson, «History of the Welsh literature» (Lond. 1847; 2. Aufl. durch Evans 1876; deutsch von San-Marte, Halle 1864); Watts, «Sketch of Welsh literature» (Lond. 1863); Borrow, «Wild Wales» (2. Aufl., 3 Bde., Lond. 1866); Walther, «Das alte Wales» (Bonn 1859). Eine Aufzählung der gedruckten welschen Bücher von 1546 bis 1800 geben W. Rowlands und D. S. Evans unter dem Titel «Llyfryddiaeth y Cymry» (Llanidloes 1869).

Welsch-Bern, alter Name von Verona (s. d.).

Welsche Nüsse, die Früchte des Walnußbaums, s. unter Juglans.

Welschkohl, s. Brassica.

Welschkorn, s. Mais.

Welschland, soviel wie Italien.

Welsch-Livinen, s. Livigno (Valle di).

Welse, linksseitiger Nebenfluß der Oder in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, bildet von unterhalb Passow bis oberhalb Vierraden die Grenze gegen Pommern und mündet unterhalb Schwedt.

Welser ist der Name einer berühmten ausgestorbenen, von Karl V. geadelten Patricierfamilie zu Augsburg, welche stets angesehene Stellen im Rate dieser Stadt bekleidete. — Bartholomäus W. war so wohlhabend, daß er nebst Fugger (s. d.) dem Kaiser Karl V. zwölf Tonnen Goldes vorschießen konnte, und wurde zum kaiserl. Rat ernannt. Mit Genehmigung des Kaisers rüstete er 1527 drei Schiffe in Spanien aus, welche unter dem Befehl des Ambros. Dalfinger, eines Ulmers, nach Amerika segelten und die Provinz Caracas in Besitz nahmen, die der Kaiser W. als Pfand überließ. Doch schon nach 20 Jahren wurden die W. durch die Gewaltthaten der span. Kolonialbehörden dieser Besitzung beraubt, W. selbst hingerichtet. In dieser Zeit schickten sie auch in Verbindung mit nürnberger Kaufleuten ein Schiff nach Ostindien, um neue Handelsplätze zu suchen.

Am berühmtesten wurde des Bartholomäus Nichte, Philippine W., eine Tochter seines Bruders Anton, geb. 1527. Ihre Mutter war Anna, die Tochter des Jak. Adler von Speier. Philippine war von außerordentlicher Schönheit. Bei Gelegenheit eines Reichsrats zu Augsburg 1547 sah sie der Erzherzog Ferdinand (geb. 1529, gest. 1595), der zweite Sohn des nachmaligen Kaisers Ferdinand I., und verliebte sich in sie. Während oder bald nach dem Reichstage entfernte sich Philippine von Augsburg (wohin, ist unbekannt); wahrscheinlich ging sie zu der Schwester ihrer Mutter, Katharina von Loxan, auf Schloß Brzesnitz im Prachimer Kreise. Dort mag das Liebesverhältnis zwischen ihr und Erzherzog Ferdinand, der seit 1549 als kaiserl. Statthalter von Böhmen in Prag residierte, unterhalten und fortgesponnen worden sein, bis letzterer die Zeitverhältnisse für geeignet hielt, seinen Vorsatz, sich mit Philippine ehelich zu verbinden, auszuführen. Bis dahin verflossen neun Jahre. Die Trauung geschah im Jan. 1557 durch den Beichtvater des Erzherzogs Joannes de Cavalleriis, in Gegenwart der Katharina von Loxan (laut Urkunde vom 6. Sept. 1576). Am 15. Juni 1558 gebar Philippine ihren ersten Sohn Andreas, 1560 den zweiten Sohn Karl. Der eheliche Bund wurde geheimgehalten. Auch dem Kaiser, Ferdinands Vater, wurde er erst bekannt längere Zeit, nachdem er geschlossen war. Zwischen Vater und Sohn fanden neue Unterhandlungen statt. Infolge davon versprach Ferdinand (Urkunde vom 6. Sept. 1561), seine Ehe auch ferner geheimzuhalten und verzichtete für sich und seine Kinder auf alle Successionsrechte in den Erbfürstentümern. Durch Urkunde vom 13. Sept. 1561 verzieh der Kaiser dem Sohne die Eingehung der Ehe ohne sein Wissen und seine Zustimmung und ordnete die Verhältnisse der Philippine und ihrer Kinder. Daß Philippine dem Kaiser selber eine Bittschrift überreicht habe, ist eine Fabel. Von dem Papst Gregor XIII. erhielt im Aug. 1576 ihr Gemahl die Lösung des Versprechens, seine Ehe geheimzuhalten. Philippine starb 24. April 1580 in Tirol, welches Land Ferdinand seit 1563 regierte. Ihr Sohn Andreas starb als Kardinal und Bischof von Brixen und Konstanz in Rom 12. Nov. 1600. Der zweite Sohn Karl, der sich dem Kriegswesen gewidmet hatte, erhielt 1605 die Markgrafschaft Burgau als österr. Mannlehn, schlug seine Residenz zu Günzburg an der Donau auf und starb 1618. Redwitz hat die Geschichte der Philippine W. zum Gegenstand eines Dramas gewählt.

Markus W., Stadtpfleger zu Augsburg, geb. 1558, galt zu seiner Zeit für einen Polyhistor. Er war ein Schüler Ant. Murets, ein großer Freund und Beförderer der Gelehrten und stand auch mit Galilei in Verbindung. Die Zahl seiner Schriften ist beträchtlich. Wie um die Geschichte überhaupt, so hat er sich insbesondere um die seiner Vaterstadt verdient gemacht. Auch machte er zuerst 1591 die sog. «Tabula Peutingeriana» bekannt. Er starb 13. Juni 1614. — In der Folge verbreiteten sich Zweige der Familie W. nach Ulm, Regensburg und Nürnberg, wo sie überall ein würdiges Gedächtnis sich gestiftet haben. Vgl. Kleinschmid, «Augsburg, Nürnberg und ihre Handelsfürsten» (Kassel 1881).

Welshpool, Stadt in der walis. Grafschaft Montgomery (s. d.).

Welsk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Wologda, in der Nähe des Zusammenflusses des Wel und der Waga, mit (1881) 1407 E., die lebhaften Handel mit Terpentin, Kolophonium, Teer, Pech, Getreide, Flachs, Eichhörnchenfellen und Haselhühnern treiben.

Welsunge, altnordisch Völsungar, ist das alte berühmte Geschlecht der deutschen Heldensage, dem Siegfried entsprossen ist. Das Wort bedeutet Nachkommen des Walis, d. h. des Erwählten, des Lieblings des Gottes. Die W. hatten ihre Heimat im ripuarischen Franken; sie leiteten sich von Odhin, dem obersten Gott der Franken ab, und dieser griff in die Geschichte des Geschlechts ein. Der Großvater des Walis, Sigi, wird ein Sohn Odhins genannt; Walis selbst wurde unter Odhins Beistand geboren, indem dieser seiner Mutter durch eine Wunschmaid den fruchtbar machenden Apfel sandte.

Walis' oder, wie er später heißt, Völsungs Sohn ist Sigmund, der nur durch des Gottes Hilfe und den Beistand seiner Schwester Signy den Nachstellungen seines bösen Oheims entrinnt. Mit letzterer erzeugt er den Siegfried, den trefflichsten des Geschlechts, in welchem der ganze Glanz desselben zu seiner vollen Blüte gelangen sollte. Die Erzählungen der Thaten der W. enthält die altnordische Völsungasaga (herausg. von E. Wilken, «Die prosaische Edda im Auszuge nebst Völsungasaga und Nornageststhattr», Paderb. 1877, übersetzung von A. Edzardi, Stuttg. 1880). Vgl. K. Müllenhoff, «Sigfrieds Ahnen» (in der «Zeitschrift für deutsches Altertum», Bd. 23).

Welt (althochdeutsch weralt, mittelhochdeutsch werld) bezeichnet zunächst einen Inbegriff zusammengehöriger Dinge (mundus); so spricht man von der moralischen, von der gelehrten oder wissenschaftlichen, der religiösen Welt u. s. w.; so bezeichnet man im allgemeinen Sprachgebrauch auch die Erde und das sie bewohnende Menschengeschlecht als W., wenn man von Weltteilen, Weltkunde, Weltgeschichte, Welteroberern u. s. w. spricht. Im weitern Sinne nennt man W. die Totalität alles Existierenden (universum), und zwar zunächst der körperlichen Dinge. So begreift die Astronomie unter W. das Weltgebäude oder Weltall und unterscheidet in demselben die einzelnen Weltkörper (universum et innumerabiles in eo mundi). Sofern das Universum als ein nach ewigen Gesetzen geordnetes System bedacht wird, nennt man es Kosmos (s. d., grch. κόσμος = Ordnung). Daher hieß der Teil der Metaphysik (s. d.), welcher sich mit der Lehre von der W. beschäftigte, Kosmologie. Endlich pflegt das religiöse Denken unter W. den Inbegriff alles Endlichen und Kreatürlichen im Gegensatze zur unendlichen schöpferischen Gottheit zu verstehen: danach ist das Weltliche der Gegensatz zum Göttlichen und Heiligen und erhält als Bezeichnung einer auf das Irdische und Vergängliche gerichteten, der Religion sich entfremdenden Gesinnung gelegentlich auch einen tadelnden Sinn.

Weltachse nennt man eine gerade Linie, die man sich, von der Erde aus gesehen, zwischen den beiden scheinbar stillstehenden Himmelspolen, dem Nord- und Südpol, durch das ganze Weltgebäude gezogen denkt, und um welche dieses sich zu bewegen scheint. Sie heißt auch Himmelsachse und ist identisch mit der nach beiden Seiten verlängert gedachten Erdachse.

Weltall, s. Kosmos.

Welt- oder **Lichtäther** nennt man ein hypothetisch angenommenes, höchst feines und ebenso elastisches, unwägbares Mittel oder Medium, welches den Weltraum und auch die Poren zwischen den kleinsten Körperteilchen erfüllen soll, und mit dessen Hilfe, indem man seine Teilchen nach der Wellen- oder Undulationstheorie schwingen läßt, die Erscheinungen des Lichts sowie der strahlenden Wärme erklärt werden. Auch für die Elektricität hat man gesucht, dem strömenden Welt- oder Lichtäther Geltung zu verschaffen. Obwohl die Hypothese vom Welt- oder Lichtäther mehrseitig bekämpft wurde, hat sie sich bisher doch in der modernen Physik behauptet, indem sie bis jetzt besser als jede andere Voraussetzung die molekularen sowie strahlenden Erscheinungen der Natur erklären hilft.

Weltauge (Hydrophan), s. unter Opal.

Weltausstellungen, s. u. Ausstellungen.

Weltbrand (grch. Ekpyrosis), der Untergang der Erde durch Verbrennung ihrer Stoffe, worauf eine neue Gestaltung der Dinge folgen sollte. Der Gedanke des W. findet sich schon bei griech. Philosophen, wie Heraklit, und auch in der Nordischen Mythologie im Ragnarök (s. d.).

Welters Bitter, s. Pikrinsäure.

Weltgegenden, s. Himmelsgegenden.

Weltgeistliche oder Weltpriester, auch Leutpriester oder Laienpriester heißen diejenigen Geistlichen in der kath. Kirche, welche keinem geistlichen Orden angehören, sondern an Kirchen als Pfarrer und Kaplane oder in Domkapiteln als Domherren, Kapitularen u. s. w. angestellt sind. In der lat. Kirchensprache heißen sie Clerici saeculares, im Gegensatze zu den Ordensgeistlichen (Clerici regulares), welche eine Ordensregel beobachten.

Weltgericht, s. Jüngster Tag.

Weltgeschichte oder Universalgeschichte, s. unter Geschichte.

Welthandel, s. u. Handel und Weltverkehr.

Welti (Emil), schweiz. Staatsmann, geb. 1825 zu Zurzach im Kanton Aargau, studierte nach Absolvierung des Gymnasiums in Aarau zu Berlin und Jena Jurisprudenz, ließ sich 1847 in seiner Heimat als Advokat nieder und wurde 1856 zum Präsidenten des Bezirksgerichts Zurzach und gleich darauf in die aargauische Regierung gewählt, in welcher er 1856—1866 anfangs dem Justizdepartement, später dem Erziehungswesen vorstand. Von 1857 bis 1866 gehörte W. als Mitglied des Ständerates, dem er 1860 und 1866 präsidierte, der eidgenössischen Bundesversammlung an und wurde von dieser im Dez. 1866 in den Bundesrat gewählt, in welchem er früher vornehmlich das Militärwesen, später das Post- und Eisenbahnwesen übernahm, dem er noch jetzt vorsteht, und 1869, 1872, 1876, 1880 und 1884 als Bundespräsident das polit. Departement leitete. Die Reorganisation des schweiz. Wehrwesens auf Grundlage der Bundesverfassung von 1874 ist wesentlich W.s Werk. Auch an der Begründung der St. Gotthardbahn durch den Staatsvertrag vom 15. Sept. 1869, sowie an der Rekonstruktion der gefährdeten Gotthardunternehmung 1878 nahm er in hervorragender Weise teil. W. ist ein Staatsmann von großem organisatorischen Talent und weitem Blick, ein scharfer Denker und schlagfertiger Redner, der nicht sowohl durch oratorisches Feuerwerk blendet, als durch die Wärme der eigenen Überzeugung, die Klarheit der Argumentation und das Gewicht der Gründe überzeugt, und genießt seiner Unparteilichkeit und strengen Rechtlichkeit wegen, wie kaum ein anderer, das Zutrauen aller schweiz. Parteien.

Weltjahr (Platonisches Jahr), s. unter Jahr.

Weltkugel (Himmelsglobus), s. u. Globus.

Weltlehre, soviel wie Kosmologie.

Weltmann richtiger Veltmann (Alexander Fomitsch), russ. Schriftsteller, geb. 1800, nahm am Russisch-Türkischen Kriege 1828—29 teil und war zuletzt Direktor der Rüstkammer in Moskau, wo er 1871 starb. Er schrieb viele Romane, Erzählungen, dramatische Werke, Märchen, Übersetzungen, auch einige Geschichtswerke über Bessarabien, den Kreml u. a. Am besten sind «Das wandelnde Gerippe», «Swatoslawitsch», «Alexander von Macedonien», «General Kolomeros».

Weltmann (Helena Iwanowna) hieß eine russ. Schriftstellerin, welche 1868 starb.

Weltordnung, s. unter Kosmos.

Weltpostverein. Der Gedanke, alle Kulturvölker zu einer gemeinsamen Regelung des Postverkehrs zu vereinigen, gehört im wesentlichen dem Staatssekretär des Reichspostamts, Heinrich von Stephan (s. d.), an. Derselbe leitete die Schritte zur Herstellung einer Weltpostverkehrsgemeinschaft durch die 1868 herausgegebene Denkschrift, betreffend den Allgemeinen Postkongreß, ein. Auf diese Anregung trat 15. Sept. 1874 der Kongreß in Bern zusammen; aus seinen Beratungen ging der »Allgemeine Postvereinsvertrag« vom 9. Okt. 1874 hervor, welchem 22 Staaten mit einem Gebiet von 37 Mill. qkm und mehr als 350 Mill. Bewohnern beitraten. Innerhalb dieses Gebiets wurde für Briefe bis zum Gewicht von 15 g ein **Einheitsportosatz von 25 Cent.** (20 Pf.), mit einzelnen Abweichungen für Seeporto bis 32 Cent., festgesetzt; für Postkarten, Drucksachen und Warenproben wurden ebenfalls einfache und billige Taxen vereinbart, die Freiheit des Transits im ganzen Vereinsgebiet wurde gewährleistet und die Gleichmäßigkeit der postalischen Formen, sowie der Wegfall der Abrechnungen über Porto vertragsmäßig geregelt. Der Pariser Vertrag vom 1. Juni 1878 erweiterte das Vertragsgebiet zum W., dessen Bereich auf 72½ Mill. qkm und 750 Mill. Bewohner ausgedehnt wurde. Innerhalb dieses Gebiets sind für sämtliche Vereinspostsendungen ohne Unterschied des Ursprungs und Bestimmungsorts gleiche Taxen und einheitliche Versendungsbedingungen eingeführt. Das Porto nach allen Ländern der Erde (mit wenigen Ausnahmen) beträgt danach 20 Pf. für frankierte Briefe von 15 g, für Postkarten 10 Pf., für Drucksachen 5 Pf. Dem W. gehören ganz Europa und Amerika, ferner Asien (exkl. China), Afrika (exkl. Kapstadt und Natal), endlich Australien (exkl. der brit. Kolonien) an. Die brit. Kolonien werden voraussichtlich 1888 beitreten, sobald der neue Vertrag mit der Peninsular and Oriental Steam Navigation Company in Kraft gesetzt sein wird. Einen Überblick über die Länder des W. gewährt die Karte zu **Weltverkehr**, s. u.

In dem Lissaboner Vertrage vom 21. März 1885 (dessen Herrschaftsgebiet 82 Mill. qkm mit 845 Mill. E. umfaßt, ist die Gemeinsamkeit der Einrichtungen im W. (dem am 1. Jan. 1886 auch der neue Congostaat beigetreten ist) im Sinne des Grundgedankens mehr und mehr befestigt, die Leistungen für das Publikum aber sind durch Ausdehnung der Vereinseinrichtungen auf die Beförderung von Postpäckereien (colis postaux) bis zum Gewicht von 5 kg, von Postanweisungen (mandats de poste internationaux) bis 50 Dollars und 210 Mark, ferner von Briefen mit angegebenem Werte (bis 10000 Frs.), sowie von Postauftragsbriefen (bis 1000 Frs.) gegen mäßige Taxen noch erweitert worden. Der W. stellt auf einem sehr wichtigen Gebiet des Weltverkehrs einen großen Kulturfortschritt dar, dessen Wirkungen für die Gesittung, sowie für den Ideen- und Güteraustausch der Menschheit von höchstem Werte sind. (S. **Postwesen**.)

Weltpriester, s. **Weltgeistliche**.

Weltschmerz, s. **Pessimismus**.

Weltsprache (**Universalsprache**) nennt man eine für alle Nationen verständliche Sprache. Die Beseitigung der Schwierigkeiten, welche die verschiedenen Sprachen der Erde dem internationalen Verkehr entgegenstellen, hat schon mehrere Gelehrte und Philanthropen beschäftigt. Der erste, welcher auf die Idee einer Universalsprache verfallen zu sein scheint, war der berühmte Philosoph Leibniz. Derselbe scheint auch an eine Möglichkeit der Realisierung seiner Idee gedacht zu haben, da er sich vielfach mit der Sammlung von Vokabularien verschiedener Sprachen beschäftigte. Auch der Philosoph Descartes dachte über die Universalsprache nach, doch ohne selbst einen Versuch in dieser Richtung zu wagen. Andere in neuerer Zeit unternommene Versuche dieser Art leiden an dem Mangel einer praktischen Durchführung, und erst in der neuesten Zeit ist es dem Pfarrer Johann Martin Schleyer in Litzelstetten bei Konstanz (Baden) gelungen, eine Weltsprache (von ihm **Volapük** genannt) zu konstruieren und für sie namentlich in den Schichten der Kaufleute Propaganda zu machen. Schleyer legt im großen und ganzen das gesprochene Englische zu Grunde, sucht es aber einerseits von allen Unregelmäßigkeiten zu befreien, indem er bloß **eine** Deklination und **eine** Konjugation aufstellt, andererseits die im Englischen verloren gegangenen grammatischen Exponenten durch willkürlich eingeführte lautliche Mittel wiederherstellt. Lieben heißt bei Schleyer löf (engl. love), »die Welt« vol (engl. world), »Sprache« pük (engl. speak), »Blatt« bled (engl. blade). Der Genitiv hat das Suffix -a, der Dativ das Suffix -e, der Accusativ das Suffix -i. Der Plural wird durch das Suffix -s ausgedrückt. Daher heißt vol-a-pük-a-bled »Welt-Sprach-Blatt«; »dem Vater« = fat-e, »den Vater« fat-i, »die Väter« = fat-s, »der Väter« = fat-a-s, »den Vätern« = fat-e-s u. s. w. Das Adjektivum wird mittels des Suffixes -ik abgeleitet. Man sagt nat-ik »natürlich«, fat-ik »väterlich«. Das Pronomen lautet: ob- »ich«, ob-s »wir«; ol- »du«, ol-s »ihr«; om- »er«, om-s »sie«. — Die Flexion des Verbums geht auch durch die Anhängung des Pronomens vor sich, daher löf-ob »ich liebe«, löf-ol »du liebst«, löf-om »er liebt«. Durch Vorsatz eines ä entsteht das Imperfektum, durch Vorsatz eines o das Futurum, daher ä-löf-ob, o-löf-ob. Ein dem Verbum vorgesetztes p bringt das Passivum, z. B. p-o-löf-ob »ich werde geliebt werden«. Der Versuch Schleyers ist immerhin rühmend anzuerkennen, da er auf einem richtigen Verständnis der Grammatik der indogerman. Sprachen beruht, er dürfte aber kaum jene W. werden, als welche er sich ankündigt, da der Urheber desselben von der radikalen Verschiedenheit des grammatischen Baues der menschlichen Sprachen keine richtige Idee zu haben scheint. (S. auch **Pasigraphie**.)

Weltteil, s. **Erdteil**.

Weltuntergang heißt die in vielen Religionen sich findende Idee, daß die jetzige Welt vernichtet würde und eine bessere, glücklichere Welt ihr nachfolgen würde; die christl. Kirche bringt diese Katastrophe mit der Wiederkunft Christi in Verbindung.

Weltverkehr. Der Ausgleich zwischen Erzeugung und Verbrauch in der gegenwärtigen, auf einer ebenso weit als intensiv ausgebildeten Arbeitsteilung beruhenden Organisation der Weltwirtschaft kann nur mit Hilfe der Verkehrsmittel vollzogen werden. Weltproduktion, Massenabsatz und internationaler Austausch der Güter und Produkte sind daher korrelate Thatsachen, deren jede zugleich Ursache und Wirkung ist. Eins bedingt das andere. Die Erweiterung und Verbesserung des Postdienstes, die Ausdehnung der Telegraphenlinien,

der Ausbau des Eisenbahnnetzes und der Kanäle, endlich die Vermehrung der Handelsflotte sind ebenso Wirkungen der gesteigerten Weltindustrie, wie sie letzterer ermöglichen, ihre Wirksamkeit auf immer weitere Gebiete auszudehnen. Die organischen Wechselbeziehungen zwischen Produktion und Verkehr bilden den Begriff des Weltverkehrs. Seine Geschichte liefert zahlreiche Umwandlungen und Phasen, sowohl was den Schauplatz und die hauptsächlichsten handelnden Völker, als auch was die Produkte betrifft. Die ältesten Gebiete des W. sind die nordafrik. Küste (Ägypten), die kleinasiat. Küste (Phönizien) und das Mittelmeergebiet, weiterhin Indien und das sagenhafte Ophir (Südostafrika). Der Hauptschauplatz des W. während des Altertums und im frühen Mittelalter ist das Mittelmeer. Daneben geht ein uralter Welthandel der Serer (China) 900 v. Chr. nach dem Westen (Samarkand) und bis zu den Wolgaländern. Ein ebenso lebhafter Überlandhandelsweg geht von 800 v. Chr. ab von Italien (Etrurien) über die Alpen durch die Donauländer bis tief nach Germanien hinein, sowie am Rhein entlang nach Belgien und Britannien. Im Mittelmeer sind lange Zeit Sidon, Tyrus, Alexandrien, Puteoli, Panticapäum und Massilia die Hauptstapelplätze des W. gewesen. Mit der Entdeckung des Seewegs nach Ostindien und Amerika im 15. Jahrh. treten zwei neue gewaltige Gebiete in den W. ein. An Stelle der Phönizier, Ägypter, Griechen, Italiener (Venedig, Genua) bemächtigten Portugiesen, Spanier, Holländer und Engländer sich des Welthandels, dessen Hauptstapelplätze nacheinander Lissabon, Sevilla, Amsterdam, Brügge, London werden. Das Ende des 18. Jahrh. macht mit dem Eintritt der Nordamerikanischen Union in die Geschichte den Atlantischen Ocean zum Hauptschauplatz des W. Seitdem ist derselbe zu so großartigem Aufschwung gelangt, daß alle Weltteile und Oceane daran teilnehmen und daß die Hochflutwoge des W. ebenso in Brisbane und Java, wie in Tokio, Peking, Liverpool, London und Neuyork oder San-Francisco gefühlt wird.

Der Gegenstand des W. ist die Weltwirtschaft und die Gesamtheit ihrer Produkte; außerdem gehört dazu die Bewegung der Bevölkerung auf internationalem Gebiete, endlich im weitern Sinne genommen auch der gesamte Ideenaustausch der Menschheit. Es ist überaus schwierig, diese Anteilsfaktoren des W. ziffermäßig darzustellen. Der Versuch einer Zusammenstellung der Einfuhr und Ausfuhr ergibt für die einzelnen Weltteile (nach Neumann-Spallarts Untersuchungen) folgende Ziffern:

	Einfuhr (Millionen Mark)	Ausfuhr (Millionen Mark)
Europa (1884)	28 596,9	21 452,1
Asien	3020,4	3396,8
Afrika	819,8	837,0
Amerika	5171,0	5680,0
Australien	1350,2	1166,6

In welchem Maße die einzelnen wichtigern Rohprodukte an dem W. beteiligt sind, ergeben die weitern Zahlen. Der Getreidehandel der Erde weist 1881 einen Gesamtumsatz von 6026,19 Mill. Mark auf (Einfuhr 3034 Mill., Ausfuhr 2992,3 Mill.); der Wert des Vieh- und Fleischhandels betrug für 1884: Einfuhr 960 Mill. Mark, Ausfuhr 926 Mill. Mark. Welche Mengen Nährstoffe, Genußmittel u. s. w. produziert werden, läßt nachfolgende Tabelle in großen Umrissen erkennen. (Angaben für 1 Jahr nach Durchschnittsberechnungen 1875—81.)

Nährstoffe	Weizen	706	Mill. Hektoliter
	Roggen	456	» »
	Gerste	281	» »
	Hafer	679	» »
	Mais	555	» »
	Buchweizen, Hirse u. a.	124	» »
Genußmittel	Kaffee	6	Mill. Metercentner.
	Thee (1882)	170,6	» Kilogramm.
	Tabak	225	» » (Rohtabak).
	Wein	114	» Hektoliter.
	Rohrzucker	25 091 510	Meterctr. (Export).
Textilstoffe	Baumwolle	4420	Mill. Pfund brutto.
	Wolle	865	» Kilogramm.
	Rohseide	15½	» » (davon etwa 8½ Mill. in China).

Metalle:
Roheisen (1882), a) Europa 16 445 024 t (zu 10 Meterctr.). b) Außer Europa 5 368 310 t.
Gold (1882) 158 836 kg = 443 111 000 Mark.
Silber (1882) 2 702 395 kg = 480 435 000 Mark.
Kohlen (1882) 382 Mill. Metertonnen (die Tonne zu 10 Metercentner) im Werte von etwa 3000 Mill. Mark.

Noch schwieriger ist die Ziffer der internationalen Völkerbewegung festzustellen. Es stehen hierfür nur die Auswanderungszahlen zu Gebote. Dasjenige Gebiet, welches auf die vor der Konkurrenz des Angebots fliehenden Menschenmassen des dichtbevölkerten Europa die größte Anziehungskraft ausübte, war bisher (d. h. bis 1874 und dann von 1879 ab) die Nordamerikanische Union. Dort wanderten nach offiziellen Angaben ein:

im Fiskaljahr	1870/71	321 350 Menschen
» »	1871/72	401 806 »
» »	1872/73	459 803 »
» »	1873/74	313 339 »
» »	1875/76	169 986 »
» »	1876/77	141 857 »
» »	1877/78	138 469 »
» »	1878/79	177 826 »
» »	1880/81	669 431 »
» »	1881/82	788 992 »

und nach Australien:

im Jahre	1873	93 815 Menschen
» »	1874	137 660 »
» »	1875	134 091 »
» »	1876	131 805 »
» »	1877	139 798 »
» »	1878	139 011 »
» »	1879	150 942 »
» »	1880	157 128 »
» »	1881	165 588 »

Diese bedeutenden Menschen- und Gütermassen, denen noch zahlreiche andere Rohstoffe und Manufakturwaren hinzutreten (z. B. die Konfektionsgegenstände von Paris und Berlin), bedürfen ebenso großartig entwickelter Verkehrsmittel, um den Austausch von Land zu Land, von Weltteil zu Weltteil zu ermöglichen, also namentlich der Eisenbahnen (s. d.) und der Schiffe. (S. Dampfschiffahrt.) Die Vermittelung endlich der geistigen Bewegung, des Ideenaustausches, wird vom Postwesen (s. d.) bewirkt, unter dessen neuesten Schöpfungen der Weltpostverein (s. d.) für die

180
160
140
120
NÖRDLICHES
EIS-MEER
Pr. Patrick I.
Banks Str.
Banks Land
Pr. Albert Ld
Wrangel I.
C. Barrow
Montag
Sonntag
Bering Str.
Ost C.
ALASKA
NORD
Grosser Bären See
I. St. Lorenz
Bering Meer
I. Nunivak
60
Kodiak I.
Alëuten
Vancouver I.
B R I T


120
140
160
180
60
Bennett I.
Henrietta I.
E I S - M E E R
Nordenskiölds Meer
Bjelkow
Koteljnoi
Fadjejewskoi
Neusibirien
Neusibirische I.
Maloi
Blischnij
Stolbowoi
Wrangel I.
Bären I.
Bulun
Ustjansk
Olenek
Jana
Indigirka
Kolyma
Nischne Kolymsk
Sredne Kolymsk
Werchojansk
Schigansk
Lena
Saschiwersk
Werchne Kolymsk
Anadyrsk
Anadyr
R E I C H
N
S
i b i r i e n
Wiljuisk
Jakutsk
Aldansk
Olekminsk
Witimsk
Aldan
Ochotsk
Ischiginsk
Penschinsk
Oljutorsk
Tigiljsk
Kamtschatka
Bering Meer
Nischne Kamtschatsk
Ajan
Ochotskisches Meer
Udskij
Albasin
Nikolajewsk
Nertschinsk
Sofiisk
Blagowjeschtschensk
Sachalin
Petropawlowsk
Aleuten

Verbreitung der Kulturideen, sowie für die Vermittelung des geschäftlichen und familiären Verkehrs den höchsten Rang einnimmt. Erst durch die Erleichterung der Versendungsbedingungen, namentlich durch die Weltpost-Einheitstaxe von 25 Centimes = 20 Pf. für den einfachen bis 15 g schweren Brief und durch die Herstellung eines einzigen Weltpostgebiets, in dem unbedingte Freiheit des Brieftransits gilt, ist die Annäherung der Völker und die Vermischung der Grenzen der einzelnen Länder für den Gedankenaustausch zur Thatsache geworden. Die Wichtigkeit des Briefverkehrs spricht sich in der ungeheuern Briefzahl von 10 000 Mill. Briefpostsendungen aus, welche alljährlich auf der ganzen Erde kursieren. In der Nachrichtenvermittelung wird die Post durch die elektrische Telegraphie, das glänzendste und schnellste Verkehrsmittel der Neuzeit, in früher ungeahntem Maße unterstützt. In den dreißiger Jahren zum ersten mal praktisch angewendet (Weber, 1833 in Göttingen), hat sie in dieser kurzen Zeit den Erdkreis mit einem Netze von etwa 1 Mill. Kilometer Länge und $2^1/_2$ Mill. Kilometer Drahtentwickelung überzogen; ihre unterirdischen und submarinen Kabel machen die telegraphische Korrespondenz von jedem Einfluß der Witterung und der Meeresströmungen unabhängig; 200 Mill. Telegramme jährlich vermitteln mit der Schnelligkeit des Blitzes den Gedankenaustausch in Staats-, Familien- und Handelsangelegenheiten. Bewundernswert ist die Energie des Menschen bei Legung der submarinen Kabel zwischen Europa und Amerika gewesen; trotz zahlreicher Unfälle, Durchbrechungen der Kabel und Verluste aller Art lagern jetzt 10 Kabel auf dem Boden des Atlantischen Meeres, um den Gedanken hinüberzutragen. In das Eigentum der Kabel teilen sich fünf Gesellschaften, die Anglo-American Telegraph Company (vier Kabel), die Direct United States Cable Company (ein Kabel), die Compagnie française du Télégraphe de Paris à New-York (ein Kabel), die American Telegraph and Cable Company (zwei Kabel), die Commercial Cable Company (zwei Kabel). Außerdem liegen noch im Atlantischen Ocean die Westernkabel (Lissabon-Pernambuco) und Easternkabel (Falmouth-Cadiz-Teneriffa-Kapstadt), ferner die amerik.-westind. und die brasil. submarinen Kabel. Im Mittelmeer verbinden: ein Kabel Gibraltar-Malta und Alexandria, drei Kabel Marseille-Algier, zwei Kabel Marseille-Bona-Alexandria. Im Roten Meere schließen sich daran die Kabel nach Bombay (Indien). Die größten Überlandlinien sind die der Großen Nordischen Gesellschaft von Haparanda (Finland) über Petersburg, Moskau, Kasan, Omsk, Irkutsk nach Nikolajewsk am Ochotskischen Meer, sowie die Große Indo-Europäische Linie von London über Rußland, Persien (Fao-Bushire) nach Gwadur und Kurrachee, und von Bombay nach Kalkutta, Java, Sumatra. Hieran schließt sich in Singapore das Kabel nach Port Darwin mit der austral. Überlandlinie nach Augusta, Sydney, Adelaide, Brisbane, Neuseeland. In Südamerika und Nordamerika reichen die Überlandlinien bis Valparaiso, Panama und San Francisco, und es ist nur eine Frage der Zeit, bis mit dem letzten submarinen Kabelgliede San-Francisco-Jokuhama der elektrische Gürtel um die Erde geschlossen sein wird. Die hierzu gehörige Übersichtskarte des Weltverkehrs zeigt die internationalen, belgischen, spanischen, portugiesischen, österreichisch-ungarischen und amerikanischen Telegraphenlinien, die britischen, deutschen, französischen und niederländischen Postdampfschifflinien, sowie die Datumscheidelinie (s. Artikel: Länge, Bd. X, S. 800[b]), und gewährt zugleich einen Überblick über die Länder des Weltpostvereins.

Neuerdings ist in die Reihe der Weltverkehrsmittel auch der Fernsprecher (s. Telephon) getreten, indem die technische Vervollkommnung der Apparate es gestattet hat, die bisher nur im Innern der Städte angelegten Telephonverbindungen auf den internationalen Verkehr auszudehnen.

Eine gewaltige Arbeitsleistung ist diejenige der Eisenbahnen für den Transport von Menschen und Gütern. Ende 1885 bezifferten sich die Eisenbahnnetze:

a) in Europa	auf	189 487	km	Länge,
b) in Asien	»	20 051	»	»
c) in Afrika	»	7 814	»	»
d) in Amerika	»	248 831	»	»
e) in Australien	»	13 054	»	»
Zusammen	auf	479 237	km	Länge

eine Ausdehnung, welche die mittlere Entfernung des Mondes von der Erde um etwa 90 000 km übertrifft.

Die stärkste Entwickelung zeigt das Netz Sachsens und Belgiens, wo auf je 100 qkm 14,8 und 14,7 km Bahnlänge entfallen. Die Anlagekosten der Ende 1884 in Europa vorhanden gewesenen Eisenbahnen belaufen sich auf 56 520 750 821 Mark, der Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten von Amerika auf 32 717 382 300 Mark, in Britisch-Indien auf 2 843 862 588 Mark, in Canada auf 1 619 593 000 Mark; auf der ganzen Erde etwa auf 104 Milliarden Mark. (Vgl. »Archiv für Eisenbahnwesen«.)

Einen großartigen Überblick über den W. gewährt die Aufzählung der Handelsflotte der Erde. Es waren vorhanden (1884):

	Segelschiffe u. Dampfer	Tonnengehalt	davon Dampfschiffe	Tonnengehalt
in Europa	80 688	15 178 995	11 226	5 514 718
in Asien	21 390	1 372 187	88	40 699
in Afrika	3 138	128 235	49	28 965
in Amerika	44 405	6 285 668	5 470	1 532 005
in Australien	2 358	266 585	575	69 100
Zusammen	152 179	23 231 670	17 407	7 185 481

Allein den Atlantischen Ocean durchfurchen täglich etwa 1500 Schiffe, davon etwa 300 der größten Salondampfer. Auch das Mittelmeer und der Suezkanal sind belebte Straßen des W., ihnen reiht sich, nachdem Deutschland unter Subvention des Reichs regelmäßige Postdampferlinien nach Ostasien und Australien errichtet hat, zunächst der Indische Ocean und der ostasiat. Teil des Großen Oceans an. Verhältnismäßig am wenigsten befahren ist der Große Ocean zwischen San-Francisco und Jokuhama.

Weltweisheit, s. unter Weisheit.

Weltzeit, soviel wie Universalzeit (s. d.).

Welwitschia *Hook.*, Pflanzengattung aus der Familie der Gnetaceen. (S. unter Gymnospermen.) Man kennt nur eine einzige Art, W. mirabilis *Hook.*, die in trockenen Gegenden des tropischen Westafrika vorkommt. Sie ist ihrem Habitus nach eine der merkwürdigsten Pflanzen. Der Stamm ist im jugendlichen Zustande knollenartig entwickelt, später nimmt er eine teller- oder schüsselförmige Gestalt an, und ragt nur wenig aus der Erde empor. Er trägt während seiner ganzen Lebensdauer nur zwei gegenüberstehende, bis zu

2 m lang werdende bandförmige Blätter, die im Alter durch zahlreiche Längsrisse in einzelne Streifen zerteilt sind. Man hielt früher diese Blätter für die beiden Kotyledonen, doch hat sich aus Keimungsversuchen, welche in Kew angestellt wurden, ergeben, daß ursprünglich zwei Samenlappen vorhanden sind, die bald absterben, und daß die später vorhandenen beiden Blätter über diesen Kotyledonen sich entwickeln. Die Blüten sind zweihäusig und stehen in Kätzchen am Rande des Stammes, die männlichen enthalten sechs Staubgefäße, die weiblichen eine von Hüllblättern umgebene Samenknospe. Die Früchte sind rot gefärbt und ähneln in ihrem Ansehen den Zapfen mancher Coniferen. Diese merkwürdige Pflanze wurde nach ihrem Entdecker, dem Arzt und Botaniker Welwitsch benannt, der sie im Jahre 1860 in der Nähe des Kap Negro an der Westküste Afrikas zum ersten mal auffand.

Welzheim, Stadt und Hauptort eines Oberamts im württemb. Jagstkreise, auf einer Höhe des Welzheimer Waldes, rechts an der zum Kocher gehenden Lein, 498 m über dem Meere, ist Sitz eines Amtsgerichts und Bezirksamts, zählt (1880) 2889 überwiegend evang. E. und hat Holzhandel, Flachsbau und Sägemühlen.

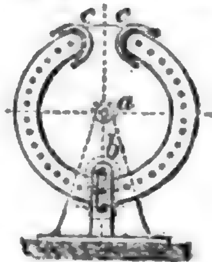
Welzy, Wels, Welsy, Dorf im Gouvernement Petersburg, Kreis Neu-Ladoga, am rechten Ufer des Wolchow, dessen Stromschnellen hier beginnen, war zur Zeit der Blüte Nowgorods ein wichtiger Stapelplatz für den Handel mit dem Auslande.

Wemding, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Schwaben, Bezirksamt Donauwörth, am Ostrande des im S. und O. vom Fränkischen Jura umschlossenen Ries, an einem linken Zuflusse der Wörnitz, 455 m über dem Meere, zählt (1880) 2181 meist kath. E. Nahebei befinden sich ein Wildbad, ein Kapuzinerkloster und eine Wallfahrtskirche.

Wenceslaus, s. Wenzel.

Wenckheim, ungar. Freiherrngeschlecht deutscher Abkunft, das 1790 in den beiden Freiherren Joseph und Franz von W., ersterer k. k. Feldmarschallleutenant, letzterer k. k. Generalfeldwachtmeister, das ungar. Indigenat erhalten hat. Unter den Mitgliedern der Familie ist besonders zu erwähnen: Béla (Adalbert), Freiherr von W., ungar. Minister, geb. 16. Febr. 1811, widmete sich schon 1831 als Vizenotär des Békéser Komitats dem öffentlichen Leben, wurde 1837 Vizegespan und 1839 Landtagsdeputierter. Im J. 1848 zum Obergespan des Komitats Békés ernannt, wo die Familie W. begütert ist, wurde er zugleich zum Oberstthofmeister des Erzherzogs-Palatin Stephan bestellt. In der Zeit von 1844 bis 1860 lebte W. zurückgezogen. Im J. 1860 wurde er abermals zum Obergespan von Békés ernannt. In der Politik schloß er sich eng an Deák an, übernahm 1867 das Portefeuille eines ungar. Ministers des Innern und wurde 1870 Minister am Hoflager des Königs. Letztere Stellung behielt er bis zu seinem Tode (7. Juli 1879) bei, nachdem er 1875 kurze Zeit auch den Posten eines ungar. Ministerpräsidenten bekleidet hatte.

Wendegetriebe nennt man diejenigen Mechanismen, welche entweder eine geradlinige Bewegung (Schubwendegetriebe) oder eine Drehbewegung (Rotationswendegetriebe) abwechselnd nach der einen und nach der entgegengesetzten Richtung bewirken, sie also umkehren; dieselben werden daher zuweilen auch Kehrmechanismen genannt. (Vgl. Kehrrad.) Die sich hierbei gegeneinander drehenden Flächen sind meist verzahnt; seltener arbeiten sie durch Reibung gegeneinander. Am bekanntesten ist die Anwendung der W. bei den Wäschemangen (s. Mange und Appretur), wobei sowohl Schubwendegetriebe als Rotationswendegetriebe vorkommen. Im erstern Fall greift ein von außen angetriebenes Zahnrad in eine Zahnstange mit Triebstöcken ein und läuft erst über denselben bis zum Ende der Zahnstange, wo es um den letzten Zahn herumgeht, sodaß es bei weiterer Drehung von unten mit der Zahnstange arbeitet und diese, weil sich seine eigene Umdrehungsrichtung nicht ändert, nach der entgegengesetzten Richtung fortbewegt. Das gleiche Princip liegt, wie aus der beistehenden Abbildung hervorgeht, dem W. mit Kreisbewegung an Mangen zu Grunde. Ein Zahnrad b greift in das mit einem Triebstockring ausgestattete, um die Welle a drehbare Rad ein. Sobald ein Ende des Triebstockkranzes in seine tiefste Lage kommt, wird die Welle des Zahnrades innerhalb eines der Bügel c herabgedrückt und unterhalb des Ringes geführt, wodurch die Umkehrung der Drehrichtung von a erfolgt, während das Zahnrad b seine Drehungsrichtung beibehält. Zahnräder, von deren Peripherie nur ein gewisser Teil verzahnt ist, werden in entsprechender Verbindung mit andern Zahnrädern, Zahnradsegmenten u. s. w. auch mehrfach als W. benutzt.



Wendehals (Iynx torquilla, Tafel: Spechte, Fig. 1), ein den Spechten nahestehender Vogel von Lerchengröße, mit lockerm, weichem Gefieder von grauer Grundfarbe, mit gewässerten dunklern Zeichnungen, Kletterfüßen, kurzem, geradem und spitzigem Schnabel, der gegen Ende Mai kommt, in Baumlöchern brütet, mit Ende des Sommers nach Süden zieht, von Insekten, besonders Ameisen, lebt und seinen Namen von den Grimassen hat, mit welchen er den Hals dreht und wendet, sodaß der Schnabel nach hinten steht. Der W. läßt sich leicht zähmen, ist aber still und träge.

Wendekreise, Tropen oder Tropici nennt man diejenigen beiden dem Äquator parallel gedachten Kreise der Himmelskugel und der Erdkugel, welche von dem Äquator 23° 27′ (des Himmels oder der Erde) nördlich und südlich entfernt sind. Die Wendekreise des Himmels haben ihren Namen daher, weil die Sonne, sobald sie einen derselben erreicht hat, gleichsam umwendet oder umkehrt und sich dem Äquator wieder nähert, nachdem sie sich von demselben nördlich oder südlich entfernt hatte. Die Wendekreise der Erde, von denen man den nördlichen den Wendekreis des Krebses, den südlichen aber den Wendekreis des Steinbocks nennt, weil die Sonne in den Sternbildern gleichen Namens steht, wenn sie wendet, bilden die Grenzen der heißen Zone und gehen durch alle diejenigen Punkte der Erdoberfläche, in denen die Sonne einmal des Jahres, und zwar zur Zeit ihrer größten südl. oder nördl. Entfernung vom Äquator, im Zenith steht.

Wendel (Sankt), s. Sankt Wendel.

Wendeltreppe, s. unter Treppe.

Wendeltreppe (Scalaria), ein Schneckengeschlecht, das aus circa 100 lebenden, in allen Meeren

vorkommenden und aus fast ebenso vielen vom Jura an auftretenden, im Tertiär besonders stark entwickelten fossilen Arten besteht. Die Schalen sind turmförmig mit starken Längsrippen. Die echte W. (Sc. pretiosa) wird über 5 cm hoch, ist weiß mit stark ausgeprägten Rippen; sie kommt in den Meeren Ostindiens vor und wurde im vorigen Jahrhundert von den Liebhabern, je nach der Größe und Schönheit, mit 100—500 Fl. bezahlt. Jetzt erhält man für 6 Mark schon Prachtexemplare. Die unechte W. (Sc. communis) wird 3 cm lang, ist schmutzigweiß und in allen europ. Meeren gemein.

Wenden ist in älterer Zeit bei den deutschen Stämmen die allgemeine Bezeichnung slaw. Grenznachbarn; gegenwärtig versteht man darunter nur die Slawen der Ober- und Niederlausitz, die sich selber Serben (Serbjo) nennen und danach in wissenschaftlichen Werken Sorben genannt werden, eine Bezeichnung, die ebenfalls seit alter Zeit bei den deutschen Chronisten vorkommt. Am Anfang unserer Überlieferung reichte das Gebiet der sorbischen Stämme ungefähr von Saale bis Bober, ging nördlich etwa bis zum Parallelkreis von Berlin und südlich bis an das Lausitzer und Erzgebirge. Jetzt ist das wendische Sprachgebiet beschränkt auf ein Viereck, das ziemlich gut bestimmt wird durch die Diagonalen Löbau-Lübbenau und Bischofswerda-Pinnow (nordöstlich von Peitz, etwa 3300 qkm). Es ist völlig von Deutschen umgeben, also außer Zusammenhang mit andern slaw. Sprachgebieten. Das Sorbische gehört zur westl. Abteilung der slaw. Sprachen und zerfällt in zwei stark voneinander abweichende Dialekte: obersorbisch und niedersorbisch, deren Grenze ungefähr durch eine Linie von Senftenberg über Spremberg nach Muskau gegeben wird. Nach den Zusammenstellungen von Muke («Statistika łužiskich Serbow» [«Statistik der lausitzer W.»], Bautzen 1884—86) beträgt die Gesamtzahl der in Deutschland sorbisch Redenden 173469, davon 98059 Obersorben, 75410 Niedersorben. In Sachsen zählte man 1861 noch 54000, dagegen 1880 nur 51410 W. Rein wend. Dörfer, in denen gar keine Deutschen leben, gab es 1880 in Sachsen nur noch vier. Die Niedersorben germanisieren sich schnell, die Obersorben, namentlich in Sachsen, langsamer, doch schreitet auch hier die Germanisierung fort. Das Volk ist zu klein, als daß eine bedeutendere Litteraturentwickelung in seiner Sprache möglich wäre; bis zum J. 1840 geht die Litteratur wenig über den Kreis der kirchlich-religiösen und praktischen Bedürfnisse des Bauernstandes, aus dem fast das ganze Volk besteht, hinaus; von da an, im Zusammenhang mit dem erwachenden Nationalbewußtsein, beginnt das Streben nach weitern Zielen, das in einem der Natur der Sache nach freilich sehr kleinen Kreise namentlich von Predigern und Lehrern der Obersorben (die Niedersorben blieben auf dem alten Standpunkt) eifrige Förderung fand. Der eifrigste Förderer aller auf Hebung der Sprache, Litteratur und des Nationalbewußtseins gerichteten Bestrebungen war Schmaler in Bautzen. Seit 1848 gibt der litterarische Verein Maćica serbska (1847 in Bautzen gegründet) eine Zeitschrift Časopis maćicy serbskeje» heraus, die ziemlich alles enthält, was nach wissenschaftlicher Richtung in sorbischer Sprache geschrieben ist, außerdem manches Belletristische, namentlich auch von dem besten Dichter, Andreas Seiler. Für die Pflege der belletristischen Litteratur war indes besonders die Zeitschrift «Lužičan» (1860—77) bestimmt, seit 1882 dient demselben Zwecke «Lužica»; außerdem erscheint in Bautzen eine wöchentliche Zeitung «Serbske nowiny». Die beste Grammatik des Obersorbischen ist: Pfuhl, «Laut- und Formenlehre der oberlausitzisch-wendischen Sprache» (Bautzen 1867); die einzige niedersorbische: Hauptmann, «Niederlausitzisch-wendische Grammatica» (Lübben 1761). Für das Studium der Sprache, der Volksüberlieferungen und Sitten ist besonders wichtig die vortreffliche, mit deutscher Übersetzung versehene Volksliedersammlung Schmalers: «Volkslieder der W. in der Ober- und Niederlausitz» (2 Bde., Grimma 1841—43, mit einer Karte des Sprachgebietes). Vgl. Andree, «Wendische Wanderstudien» (Stuttg. 1873); derselbe, «Das Sprachgebiet der lausitzer W. vom 16. Jahrh. bis zur Gegenwart» (Prag 1873); eine Karte des Sprachgebietes auch bei Muke, «Statistika».

Nicht zu verwechseln ist mit dem Namen W. der ursprünglich gleiche Volksname Winden, mit dem die Deutschen jetzt die Slowenen in Kärnten, Krain, Steiermark bezeichnen.

Wenden (lettisch Zehsis, estnisch Wennolin), Kreisstadt im russ. Gouvernement Livland, 5,5 km von der livländ. Aa entfernt. Die ehemalige Burg W. wurde 1204 von den Deutschen Schwertrittern erobert, 1224 vom livländ. Ordensmeister Volquin von Winterstädt durch eine neue gewaltige Steinburg ersetzt. Seit der Vereinigung der livländ. Schwertritter mit dem Deutschen Orden in Preußen 1238 zur Residenz der Ordensmeister von Livland erhoben, blieb W. über 300 J. der Hauptsitz des deutsch-livländischen Ordensstaates. Auch die seit 1240 existierende Stadt W. wurde später mit einer Festungsmauer und Türmen umgeben. Seit der Auflösung des livländischen Ordensstaates 1562 polnisch, wurde W. bereits 1577 von Iwan Groszni und dem russ. Schattenkönig von Livland, Herzog Magnus von Holstein, belagert und erobert, wobei die Verteidiger sich selbst mit der Burg in die Luft sprengten. Von den Russen verlassen, wurde W. 1582 ein kath. Bistum Polens, bis es 1622 Gustav Adolf von Schweden eroberte. Seit 1710 ist W. russisch. Außer der großartigen Schloßruine hat W. die seit 1281 erbaute St. Johanniskirche mit dem Grabmal W. von Plettenbergs, der hier 1535 starb, und zählt (1881) 4300 E., welche Handel mit Flachs und Getreide treiben. Bei W. liegt das livländ. Landesgymnasium zu Birkenruh.

Wender., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Georg Wilhelm Franz Wenderoth, geb. 1774 zu Marburg, gest. 1861 daselbst als Professor der Botanik.

Wendezeher oder Pisangfresser (Musophagidae) heißt eine aus 2 Gattungen und 18 Arten bestehende Familie sehr schöner und ansehnlicher Kuckucksvögel, die auf das tropische, kontinentale Afrika beschränkt ist. Sie haben einen kräftigen, kurzen, hochgewölbten Schnabel, nicht sehr lange Flügel, aber einen ansehnlichen Schwanz mit 10 Steuerfedern. Ihre Färbung ist grün mit violett oder purpurrot; viele haben Federhäubchen auf dem Scheitel. Sie können die Außenzehe nach hinten wenden, was übrigens auch die Eulen vermögen.

Wendidad, Teil des Zendavesta (s. d.).

Wendisch-Buchholz, s. Buchholz.

Wendische Krone, ein von beiden Großherzögen von Mecklenburg 12. Mai 1864 gestifteter

Hausorden. Derselbe zerfällt in Großkreuze, welche die Krone in Erz oder in Gold erhalten, in Großkomture, Komture und Ritter. Außerdem ist dem Orden ein goldenes und ein silbernes Verdienstkreuz hinzugefügt. Die Zahl der an Inländer zu verleihenden Dekorationen ist für Schwerin festgesetzt auf 6 Großkreuze, 18 Großkomture, 24 Komture und 48 Ritter. Strelitz verleiht außerdem für sich je ein Drittel dieser Zahlen. Der Orden kann nur an Angehörige einer der in Deutschland anerkannten christl. Konfessionen verliehen werden. Das Ordenszeichen ist ein goldeingefaßtes weißemailliertes vierarmiges, achtspitziges Kreuz, zwischen dessen Armen je ein goldener Greif erscheint. Das von roter Umfassung umgebene blaue Medaillon zeigt die wendische Krone in Gold, während auf der roten Umrahmung für Schwerin die Worte »Per aspera ad astra«, für Strelitz »Avito viret honore« in goldenen Buchstaben zu lesen sind. Das Kreuz wird von einer Krone überhöht, zwischen welcher und dem Kreuze die goldene Namenschiffre des betreffenden Großherzogs steht, und an gelb und rot gerandetem, lichtblauem Bande getragen. Für die Verdienstkreuze ist das Band rot mit blau und gelben Rändern festgesetzt.

Wendische Spree, s. unter Dahme.

Wendl., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Johann Christoph Wendland, geb. 1755 zu Landau, gest. 1828 als Inspektor des königl. Gartens zu Herrenhausen bei Hannover.

Wendland, der nordöstl. Teil des Fürstentums Lüneburg (s. d.).

Wendorf, Seebad bei Wismar (s. d.).

Wendt (Joh. Amadeus), deutscher Philosoph und Schriftsteller, geb. zu Leipzig 29. Sept. 1783, studierte Theologie, Philosophie, schöne Litteratur und Kunst. Er kam 1804 als Hofmeister in die Nähe von Großenhain und kehrte 1805 nach Leipzig zurück. Im J. 1808 trat er als akademischer Docent auf, wurde 1810 Professor der Philosophie, folgte 1829 dem Rufe als Professor der Philosophie nach Göttingen und starb daselbst 15. Okt. 1836. W.s litterarische Thätigkeit war eine sehr vielseitige. Er führte die Redaction des »Leipziger Kunstblatt« (1817—18) und des »Taschenbuch zum geselligen Vergnügen« (1821—25). In den letzten Jahren seines Aufenthalts in Leipzig unternahm er die Herausgabe des neuen »Deutschen Musenalmanach«, den er in Göttingen noch eine Zeit lang fortsetzte. Von seinen Schriften gehören in diesen Kreis: »Rossinis Leben und Arbeiten« (Lpz. 1824) und »Über die Hauptperioden der schönen Künste« (Lpz. 1831). Früher gab W. die »Grundzüge der philos. Rechtslehre« (Lpz. 1811) heraus.

Wenersborg, Stadt im schwed. Län Elfsborg, an der Südspitze des Wenersee auf einer Landzunge zwischen dem Götaelf und dem See, durch welche ein Kanal geleitet ist, und an der Privatbahn Herrljunga-Uddevalla, zählt (1885) 5382 E., welche Zündhölzchen, Leder u. s. w. fabrizieren. Die Stadt brannte 1834 fast ganz ab und wurde seitdem regelmäßig neu gebaut.

Wenersborgs-Län, s. Elfsborgs-Län.

Wenersee, der größte See Skandinaviens und nach dem Ladoga und Onega der größte in Europa, im südwestl. Teile Südschwedens gelegen, ist in seiner Hauptrichtung von Nordosten gegen Südwesten etwa 150 km lang, 30—50 km breit und bedeckt einen Flächenraum von 5975 qkm, wovon 240 qkm Inseln. Der See liegt 44,1 m über dem Spiegel der Nordsee, doch variiert seine Wasserhöhe bis über 3 m, jedoch im Laufe eines Jahres selten über $1\frac{1}{3}$ m. Der einzige Abfluß des Sees in das Skager-Rack ist die Göta-Elf (s. d.), während der See auf der andern Seite durch den Götakanal mit dem Wettersee und der Ostsee verbunden ist. Seine größte Tiefe beträgt gegen 90 m. Eine von Wermland südwärts vorspringende Landzunge, die sich in zahllosen Felseneilanden (Lurö) bis zu der großen Insel Källandsö gleichsam fortsetzt, teilt das ganze Becken in den kleinern Dalboesee im Südwesten und den größern eigentlichen Wener im Nordosten. Außer Källandsö umschließt er zwei andere größere Inseln, Thorsö im Osten und Hammarö im Norden, sowie viele kleine. Er ist reich an Fischen. Unter den Flüssen, die er aufnimmt, ist die aus Norwegen kommende, 320 km lange Klaraelf die bedeutendste. An dem W. liegen mehrere Städte, wie Karlstad und Kristinehamn im Norden, Mariestad im Osten, Lidköping und Wenersborg im Süden und Amål im Westen. Die Uferlandschaften sind beinahe überall fruchtbar und gut angebaut. Unter den ihn umgebenden Bergen sind die Zwillingsberge Halle- und Hunneberg im Süden (148 und 150 m) und der Kinnekulle (s. d.) die merkwürdigsten. Der See ist für die innern Landschaften Schwedens von der allergrößten Wichtigkeit. Die Schiffahrt auf ihm ist lebhaft.

Wenew, Kreisstadt im russ. Gouvernement Tula in der Nähe des Zusammenflusses der Wenewka mit dem Osetr, mit (1882) 3433 E., welche Handel mit Rindern und Häuten treiben.

Wengernalp, einer der berühmtesten Aussichtspunkte des Oberlandes im schweiz. Kanton Bern, liegt der Jungfrau, dem Mönch und dem Eiger gegenüber, 1885 m über dem Meere, 3 km südöstlich von Lauterbrunnen an dem Paßweg über die Kleine Scheideck. (S. Scheideck.)

Wenlock (Much-Wenlock), Municipal- und Parlamentsborough in der engl. Grafschaft Shropshire (Salop), Station der Linien Shrewsbury-Bewdley-Worcester und Wellington-Craven-Arms der Great-Westernbahn, zählt (1881) 19474 E. und hat eine Abteiruine und Steinkohlengruben. Hier finden die Turnfeste der Grafschaft statt.

Wennerberg (Gunnar), schwed. Komponist und Dichter, geb. 2. Okt. 1817 zu Lidköping, studierte in Upsala Philosophie, wurde 1846 Docent der Ästhetik, 1849 Lektor in Skara, 1865 als vortragender Rat ins Kultusministerium berufen, 1870 zum Staatsrat ernannt. Im J. 1875 wurde er Landeshauptmann in Kronobergslän. W. trat als Komponist zuerst 1847 mit den »Frihetssånger« auf. Diesen folgte 1848 sein Hauptwerk: »Gluntarne«, humoristische Duette aus dem upsaliensischen Studentenleben; sodann eine Reihe »Gesänge« (1849 fg.), »De Tre« (humoristische Trios, 1850), »Serenade« (1851), »Duette« (1853). Später wandte sich W. mit Vorliebe der geistlichen Musik zu. Ein Oratorium »Die Geburt Jesu« und mehrere Kompositionen zu »Davids Psalmer« zeugen von hoher Begabung. Sein Tondrama »Auerbachs Keller« schließt sich genau dem Goetheschen »Faust« an. Seit 1866 ist W. Mitglied der Schwedischen Akademie und seit 1875 des Reichstags, wo er zu den vorzüglichsten Rednern zählt. Eine Gesamtausgabe seiner dichterischen Werke: »Samlade Skrifter«, erschien 1881—85 in Stockholm.

Wentschau oder Wantschau, auch Hang-tsčou-fou geschrieben, Hauptstadt der chines. Provinz Tschekiang, liegt unter 30° 20′ 20″ nördl. Br. und 120° 41′ östl. L. von Greenwich, an der Mündung des Takhi in das Chinesische Meer, zählt 80000 E., wurde 1877 dem Welthandel offen gestellt und hat sehr bedeutende Theeausfuhr.

Wentworth (Thomas), s. Strafford (Graf von).

Wentworth-Fitzwilliam, engl. Familie, s. Fitzwilliam.

Wentzel (August), preuß. Jurist und Politiker, geb. 30. Jan. 1799 in Breslau, studierte in Heidelberg und Bonn und wurde 1824 Assessor beim Landgericht in Fraustadt, 1825 Direktor des Land- und Stadtgerichts in Trebnitz, 1831 Oberlandesgerichtsrat in Marienwerder. Später wurde er Direktor des Landgerichts in Breslau, 1842 des Stadtgerichts in Berlin und trat als solcher 1844 als Vortragender Rat für Gesetzrevision in das Justizministerium, 1845 als Hilfsarbeiter in das Geheime Obertribunal ein. Nachdem er 1846 Staatsanwalt beim Kammergericht in Berlin geworden, leitete er die Anklage in dem großen Polenprozeß (Aug. bis Dez. 1847). Im April 1848 wurde er Chefpräsident des Oberlandesgerichts in Ratibor; er war Mitglied der Deutschen Nationalversammlung in Frankfurt a. M. und seit 1849 der preuß. Zweiten Kammer, wo er zur Linken gehörte. Er starb 12. Mai 1860 in Berlin. W. schrieb: »Der preuß. Mandats-, summarische und Bagatellprozeß« (Bresl. 1833), »Das Preußische Strafrecht« (Bresl. 1837), »Das Schlesische Lokalrecht« (Bresl. 1840), »Die Preußische Konkursordnung« (Berl. 1855).

Wenzel (czech. Václav), der Heilige, Herzog von Böhmen (928—935), war der Sohn des Herzogs Wratislaw und dessen heidnischer Gattin Drahomira. W. wurde von seiner Großmutter väterlicherseits, Ludmila (s. d.), im Christentum erzogen, zeichnete sich von Jugend auf durch Lernbegier und gottesfürchtigen Wandel aus und wirkte als Herzog auf das eifrigste für die Verbreitung des Christentums in Böhmen. Mit dem deutschen König Heinrich I., dessen Oberlehnsherrlichkeit er anerkannte, hielt er gute Freundschaft. In der Mitte der prager Burg gründete er die wichtigste Kirche des Landes zu Ehren des heil. Veit. W.s Hinneigung zum Christentum und zum Deutschen Reiche erbitterte den größtenteils noch heidnischen nationalen Adel, an dessen Spitze W.s Bruder Boleslaw stand, W. wurde nach Altbunzlau, dem Sitze Boleslaws gelockt und 28. Sept. 936 von seinem Bruder und dessen Genossen erschlagen. Der beim Volke beliebte Fürst wurde nach seinem Tode zum ersten Schutzpatron des Landes erhoben. Seine Gebeine, die der reuige Boleslaw in die St. Veitskirche übertragen ließ, sein Helm, Schwert und Panzerhemd werden noch als Reliquien verehrt.

Wenzel (Wenceslaus), deutscher König, 1378—1400, ältester Sohn Kaiser Karls IV., aus dem Hause Luxemburg, geb. 1361, wurde schon als dreijähriges Kind zum König von Böhmen gekrönt und 1376 zum röm. König erwählt. Dann folgte er seinem Vater 1378 auf dem böhm. und deutschen Königsthron. Sein Regierungsantritt fiel in eine Zeit, wo die bürgerlichen und kirchlichen Elemente Deutschlands in einem Zustande der Gärung und Auflösung sich befanden. Zwar versuchte W. auf dem Reichstage zu Nürnberg 1383 den für die Ruhe Deutschlands verderblichen Städtebündnissen und Adelsvereinen entgegenzutreten; allein weder dieser Plan noch ein 1384 zu Heidelberg gemachter und 1387 zu Mergentheim wiederholter Versuch einer Gesamteinigung aller Fürsten und Städte war von Erfolg. Auf dem Reichstage in Eger 1389 gelang es endlich einen Landfrieden, allerdings auf Kosten der Selbständigkeit der Städte, herzustellen. Vergeblich bemühte er sich ferner, das päpstl. Schisma beizulegen, sowie denn seine Pläne im Reiche und der Kurie gegenüber nur von Mißerfolgen begleitet waren. In der Verstimmung hierüber überließ er sich immer mehr seiner Neigung zum Trunke, zur Jagd und vernachlässigte die Regierungsgeschäfte nicht nur Deutschlands, sondern auch Böhmens. Seine jähzornige Natur verleitete ihn zu mancherlei Gewaltthaten. Den Priester Johann von Nepomuk (s. d.), welcher als Generalvikar des Erzbischofs W.s kirchenpolitische Pläne vielfach durchkreuzte, ließ er zu Tode foltern und von der prager Brücke in die Moldau werfen. Der hohe Adel und der Klerus empfanden insbesondere die Strenge seiner Maßregeln, denen übrigens meist ein gewisser Gerechtigkeitssinn zu Grunde lag. Die böhm. Großen verbanden sich deswegen mit W.s Bruder, dem König Sigismund von Ungarn, und seinem Vetter, dem Markgrafen Jobst von Mähren, durch deren Veranstaltung W. auf einer Reise 1393 überfallen und auf dem prager Schloß mehrere Monate in geheimer Haft gehalten wurde, bis auf seines Bruders, des Herzogs Johann von Görlitz, Betrieb die deutschen Fürsten 1394 seine Freilassung bewirkten. Er suchte nun zwar durch Gewaltthaten sich im Besitz seiner Macht wieder festzusetzen; aber neue Empörungen zwangen ihn, unter Vermittelung seines Bruders Sigismund und des Markgrafen Jobst einen Frieden einzugehen, durch welchen seine königl. Autorität auf eine Schattenherrschaft herabgesetzt wurde.

Auch in Deutschland sank sein Ansehen immer mehr. Während er in steter Geldnot sich verleiten ließ, an Johann Galeazzo Visconti 1395 die Würde eines Herzogs von Mailand für 100000 Goldgülden zu verkaufen, benutzten die Ritter- und Städtebündnisse die Unthätigkeit W.s zu Gewaltthätigkeiten, denen ein neues Landfriedensgebot 1398 auf dem Reichstage zu Frankfurt nicht zu steuern vermochte. Als W. sich endlich zur Beseitigung der Kirchenspaltung mit Frankreich vereinigt und in die Absetzung der Gegenpäpste Bonifacius IX. und Benedikt XIII. eingewilligt, verfeindete er sich dadurch mit dem Kurfürst-Erzbischof Johann von Mainz. Die vier Kurfürsten von Mainz, Köln, Trier und Pfalz beschlossen darauf in sehr formloser Weise die Absetzung W.s zu Oberlahnstein 20. Aug. 1400. An seine Stelle wurde der Kurfürst Ruprecht (s. d.) von der Pfalz gewählt, der jedoch nie zu allgemeiner Anerkennung kam. Unterdessen war W. mit den Böhmen in neue Zwistigkeiten geraten, die Sigismund benutzte, um seinen Bruder gefangen zu nehmen und 19 Monate zu Wien in Haft zu halten. Auch hatte Bonifacius IX. W.s Absetzung 1403 förmlich ausgesprochen. In Böhmen herrschte W. mit größter Willkür und Laune fort, begünstigte aus Haß gegen die kath. Geistlichkeit die Anhänger von Huß und trug durch seine Hinneigung zur czech.-nationalen Partei nicht wenig zur Schwächung des Deutschtums im Lande bei. Verhängnisvoll in dieser Beziehung war sein Dekret vom 18. Jan. 1409, durch welches die prager Universität czechisiert und der Auszug der deutschen Professoren und Studenten

veranlaßt wurde. Als nach Ruprechts Tode 1410 Sigismund (s. d.) zum röm. König gewählt wurde, trat W. zu dessen Gunsten seine Rechte auf die Kaiserwürde ab, führte jedoch den röm. Königstitel fort. Noch mußte er den durch Huß' Hinrichtung bewirkten Aufstand zu Prag, der den Hussitenkrieg zur Folge hatte, erleben, ehe er 16. Aug. 1419 am Schlagfluß starb.

Vgl. Pelzel, «Lebensgeschichte des röm. und böhm. Königs W.» (2 Bde., Prag 1788—90); Weizsäcker, «Deutsche Reichstagsakten unter König W.» (2 Bde., Münch. 1868—74); Lindner, «Geschichte des Deutschen Reichs unter König W.» (Braunschw. 1875).

Wenzel I., König von Böhmen (1230—53), übernahm nach seinem Vater Ottokar I. das Reich in wohlgeordneten Verhältnissen. Nur einen langwierigen Streit mit Herzog Friedrich dem Streitbaren von Österreich führte er als Erbschaft seines Vaters fort. Im Kampf zwischen Kaiser Friedrich II. und den Päpsten neigte sich Wenzel je nach seinem Vorteile bald auf des Kaisers, bald auf des Papstes Seite. Als der Mongolensturm Böhmen zu erreichen drohte, zog W. dem Herzog Heinrich dem Frommen von Breslau zu Hilfe, kam aber zur Schlacht von Wahlstatt (9. April 1241) zu spät. Dagegen nahmen seine Truppen Anteil an dem siegreichen Kampfe bei Olmütz, durch welchen die Mongolen gezwungen wurden, Mähren zu räumen. In den letzten Jahren seiner Regierung, als W. sich ganz und gar der welfischen Partei angeschlossen hatte, mußte er die Waffen gegen seinen eigenen Sohn Ottokar wenden, der sich auf die Seite des gebannten Kaisers Friedrich II. gestellt hatte. Ottokar bemächtigte sich der Hauptstadt Prag und drängte seinen Vater in das nördl. Böhmen (1248). Hier kam es zu einem für den Sohn unglücklichen Kampfe bei Brüx und zu einem Vertrage in Prag, dem zufolge Vater und Sohn gemeinschaftlich die Regierung führen sollten. Durch die Einmengung des Papstes Innocenz IV. brach der Kampf von neuem aus. Ottokar mußte sich flüchten und söhnte sich endlich mit dem Vater wie mit der kirchlichen Partei aus. W. starb 22. Sept. 1253. Auf einer Jagd hatte er sich einst ein Auge ausgestoßen, weswegen er auch der Einäugige genannt wurde. Der Bildung nach war er deutsch; er hat sich angeblich selbst im Minnegesang versucht. Mit Vorliebe begünstigte er die Ansiedelung deutscher Mönche im Lande und förderte die Einwanderung deutscher Bürger und Bauern.

Wenzel II., König von Böhmen (1278—1305), war sieben Jahre alt, als sein Vater, Ottokar II., in der Schlacht fiel. Er wurde bei seinem Vormunde, dem Markgrafen Otto dem Langen von Brandenburg, erzogen; als er 1283 nach Böhmen zurückkehrte, geriet er ganz unter die Herrschaft des Zawisch von Falkenstein, des Mächtigsten unter den Adeligen des Landes, der zudem durch die Vermählung mit Ottokars II. Witwe Kunigunde Stiefvater des Königs geworden war. Durch das Eingreifen des deutschen Königs Rudolf von Habsburg, des Schwiegervaters W.s, wurde der Falkensteiner vom Hofe entfernt. Da er zu konspirieren begann, wurde er gefangen gesetzt und später hingerichtet. W. verstand es, mit großer Geschicklichkeit seine Herrschaft zu erweitern. Nebst Oberschlesien und Krakau erwarb er Großpolen und ließ sich 1300 zum König von Polen krönen. Seinem Sohne aber verschaffte er nach dem Aussterben der Arpaden in Ungarn die St. Stephanskrone (1301). Bei den Wahlen Adolfs von Nassau, wie Albrechts I. zog er aus seinem Wahlrecht die möglichst größten Vorteile und erlangte insbesondere den Besitz von Eger und einiger Enklaven in Meißen. Vergeblich suchte Albrecht I. die immer bedrohlicher anwachsende Macht des Böhmenkönigs durch einen Kriegszug zu brechen. Er scheiterte an dem Widerstand Kuttenbergs (1304). Als der Krieg im nächsten Jahre erneuert werden sollte, starb W. 21. Juni 1305. In Böhmen blühten unter W. Handel und Gewerbe, besonders aber der Bergbau. Das Münzwesen wurde dauernd geordnet (Böhmische Groschen seit 1300), weise Gesetze nach allen Richtungen erlassen. In Polen wurde Ordnung hergestellt, Krakau befestigt, Neusandek mit Magdeburgischem Recht gegründet und der böhm. Münzfuß eingeführt. Unter W.s Regierung breitete sich die deutsche Kolonisation und deutsche Kultur in Böhmen immer mehr aus. Seine maßgebenden Staatsmänner, deren Rat er sich unterwarf, waren der meißner Propst Bernhard von Kamenz, der Tempelritter Berthold von Geppenstein, Dietrich Abt von Waldsassen, Arnold Bischof von Bamberg und Peter Aichspalter, späterer Kirchenfürst von Basel und Mainz.

Wenzel III., König von Böhmen (1305—6), Sohn des vorigen, gelangte 16 J. alt zur Regierung. Er nannte sich König von Böhmen, Polen und Ungarn. Die Ansprüche auf Ungarn gab er zu Gunsten des Herzogs Otto von Niederbayern auf. Um seine durch Wladislaus den Ellenlangen gefährdeten Rechte auf Polen zu behaupten, rüstete er zum Kriege. In Olmütz aber, wo sich die Truppen sammeln sollten, fiel er durch Meuchelmord (4. Aug. 1306), der in seinem Urheber, wie in den Motiven nicht aufgeklärt erscheint. Mit W. III. starb das Haus der Přemysliden in der männlichen Linie aus.

Werbach, Dorf im bad. Kreise Mosbach, am Welzbach, unweit der Tauber. Hier fand 24. Juli 1866 ein Gefecht zwischen der oldenburg.-hanseat. Brigade und den bad. Truppen statt.

Werbelliner Kanal, s. unter Finow.

Werben (in der Altmark), Stadt und königl. Domäne in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Osterburg, in der fruchtbaren Werbenschen Wische, an der Tauben Aland, 1 km vom linken Ufer der Elbe, welche 2 km unterhalb der Stadt rechts die Havel aufnimmt, zählt (1885) 1740 E. mit der dazu gehörigen, am rechten Elbufer gelegenen Kolonie Neuwerben und hat Ziegeleien. Die wahrscheinlich 1160 erbaute St. Johanniskirche hat wertvolle Glasmalereien von 1467. Der runde, einen Brunnen enthaltende Festungsturm am Elbthore stammt aus dem J. 1460. W. ist wahrscheinlich die älteste Stadt der Altmark und war einst Mitglied der Hansa. Gustav II. Adolf hatte hier im Juli und Aug. 1631 ein festes Lager.

Werbesystem, s. Werbung.

Werbung bezeichnet den Ersatz des Heers durch Beschaffung von Freiwilligen mittels eines Handgeldes. Das Werbesystem steht daher sowohl dem Kastenwesen, als der Wehrpflicht (s. d.), dem Kantonsystem (s. Kanton) und der Konskription (s. d.) gegenüber. Die W. fand schon in den ältesten Zeiten statt. Im Mittelalter wurde sie notwendig, als das Volksaufgebot nicht mehr zu Stande kam und die Lehnsleute nicht ausreichten. Die Heere des 16. und 17. Jahrh. waren meist durch

W. aufgebracht; im 18. regelte man das Verfahren durch Gesetze. Jeder Staat schickte Werbeoffiziere aus, welche auf gewisse Werbeplätze angewiesen und mit Werbegeldern versehen wurden. Noch unter Friedrich II. bestand ein Drittel des preuß. Heers aus Ausländern. Jede Kompagnie mußte eine Anzahl dieser geworbenen Fremdlinge haben und deren Abgang durch Desertion u. s. w. zum Teil aus eigenen Mitteln decken. Schlechtes Gesindel, Deserteure und körperlich untaugliche Rekruten wurden nicht selten eingestellt; Gewaltthätigkeiten und Zwang unerfahrener Jünglinge waren an der Tagesordnung. Gewöhnlich verpflichtete sich der Rekrut laut Kapitulation zu einer Dienstzeit von bestimmter Dauer. Die Einführung der Konskription und der allgemeinen Wehrpflicht hat das Werbesystem immer mehr verdrängt, sodaß es in Europa nur noch in England als Regel besteht, während man sich seiner zur Errichtung von Kolonialtruppen, Fremdenlegionen als Hilfsmaßregel bedient.

Werch oder Werg, soviel wie Hede. (S. auch unter Flachsspinnerei.)

Werchisetsk, Hüttenort im Kreise Jekaterinburg des russ. Gouvernements Perm mit großartigen Eisen-, Blei- und Goldbergwerken, Gußeisenfabriken, Walzwerken, Nagelschmieden u. s. w.

Werchne-Dnjeprowsk, s. Dnjeprowsk.

Werch-Neiwinsk, Dorf im russ. Gouvernement Perm an der Neiwa, Station an der Linie Perm-Jekaterinenburg der Ural-Gebirgsbahn, mit ausgedehnten Eisenhütten und Hohöfen.

Werchne-Udinsk, Kreisstadt in Transbaikalien in Ostsibirien, am Zusammenfluß des Ud und der Selenga, 342 km nordwestlich von Tschita, (1876) mit 4130 E., welche ausgedehnten Tauschhandel mit den Eingeborenen des Landes treiben und eine Glasfabrik unterhalten.

Werchne-Uralsk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Orenburg, am linken Ufer des Ural, mit (1882) 10354 E., welche Handel mit Wachs, Honig und Wolle treiben.

Werchny-Lomow, Kreisstadt im russ. Gouvernement Pensa, am Lomow, einem Nebenfluß der Mokscha, mit 6326 E., hat starken Getreide- und Viehhandel, der meist nach Moskau geht.

Werchoturie, befestigte Kreisbergstadt im russ. Gouvernement Perm, in einer rauhen Gegend, am östl. Abhange des Uralgebirges, an der Tura, die unfern von hier dem Berge Blagodat entspringt und sich in den Tobol ergießt, hat reiche Goldsandlager, die seit 1828 mit großem Gewinn ausgebeutet werden, Eisenhütten, ein Kloster, sechs Kirchen und (1885) 2841 E. Die Stadt ist 2860 km von Petersburg entfernt. — Der Kreis Werchoturie hat eine große Menge von Schmelzöfen und liefert bedeutende Quantitäten Gold und Kupfer. Besonders berühmt sind die Hüttenwerke von Nischne-Tagilsk, Goroblagodatsk und Bogoslowsk. Von der Stadt W. hat das Werchoturische Gebirge, ein Teil des Ural (s. d.), den Namen.

Werdau, Fabrikstadt in der Kreis- und Amtshauptmannschaft Zwickau des Königreichs Sachsen, an der Pleiße, Station der Linien Leipzig-Hof, W.-Weida-Mehltheuer und W.-Johanngeorgenstadt der Sächsischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1885) 14638 E., ohne das benachbarte Leubnitz (mit 2400 E.). Unter den Bauwerken sind die Stadtkirche, die beiden Bürgerschulen, die Realschule und das königl. Amtsgericht hervorzuheben. Auf dem Johannisplatz befindet sich das Kriegerdenkmal und das 1886 neu errichtete kaiserl. Postgebäude. W. gehört zu den größten Fabrikorten des Königreichs Sachsen und zählt 111 Dampfschlote. Besonders spinnt man hier Baum- und Schafwolle. Außerdem verfertigt man viel Tuch. Werdauer Buckskins sind weit verbreitet. Auch besteht zu W. eine höhere Webe- und Fabrikantenschule. Die Maschinenbau-Anstalten liefern Spinnmaschinen, sowie Hilfsmaschinen. Neuerdings ist auch eine Fabrik für elektrische Beleuchtungsmaschinen und Pulsometer entstanden. Beliebte Ausflugsorte sind das 1883 völlig umgebaute Schützenhaus mit schönem Garten, der Rote Berg mit Anlagen und der königl. Wald. W. wird zuerst 1304 als Stadt erwähnt. Anfänglich gehörte sie den Vögten von Weida, in der Mitte des 13. Jahrh. kam sie in den Besitz der Vögte von Plauen (Reuß). Auch die Grafen von Dohna besaßen W. eine Zeit lang. Im J. 1398 gelangte W. durch Kauf an die Markgrafen von Meißen, 1485 an die Ernestinische, 1547 an die Albertinische Linie des Hauses Wettin. Früher war W. Festung. Vgl. Stichart, «Chronik der Fabrikstadt W.» (2. Aufl., Werd. 1865).

Werden, Stadt im Landkreise Essen des Regierungsbezirks Düsseldorf der preuß. Rheinprovinz, an der Ruhr, Station der Linien Düsseldorf-Kupferdreh und W.-Essen der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine katholische, 1840—52 restaurierte, und eine evang. Kirche, eine evang. und eine kath. Rektoratsschule, eine evang. und eine kath. höhere Töchterschule, eine Strafanstalt in der ehemaligen Abtei, zwei Kranken- und zwei Armenhäuser und zählt (1885) 7968 E., welche Tuchfabriken, Papiermühlen und Gerbereien unterhalten. In der Nähe sind mehrere Steinkohlengruben. Zu W. wurde 799 eine Benediktinerabtei gegründet; 1317 wurde es zur Stadt erhoben. Hier wurde im 16. Jahrh. der Codex argenteus der Bibelübersetzung des Ulfilas gefunden, der sich jetzt zu Upsala befindet.

Werdenberg, altes verfallendes Städtchen im gleichnamigen Bezirk (206 qkm, 15943 E.) des schweiz. Kantons St. Gallen, liegt 446 m über dem Meere, 13 km nördlich von Sargans auf der linken Seite des Rheinthals, besitzt ein altes Schloß, das im Mittelalter den Grafen von Monfort-Werdenberg gehörte und von 1514 bis 1798 Sitz der glarnerischen Landvögte der Herrschaft Werdenberg war, und bildet mit dem anstoßenden Dorfe Buchs, bei welchem von der Bahnlinie Rorschach-Sargans die Linie nach Feldkirch zum Anschluß an die Arlbergbahn abzweigt, eine Gemeinde von (1880) 2829 meist reform. E.

Werdenfels, Schloßruine bei Garmisch (s. d.).

Werder, Wärder oder Wörth heißt eigentlich eine Insel in einem Flusse, dann aber auch ein Landstrich zwischen Flüssen und stehenden Gewässern. Solche W. in der letztern Bedeutung sind in Westpreußen der Danziger Werder, eine herrliche Marschgegend mit 33 Dörfern zwischen Weichsel und Mottlau mit vortrefflicher Pferdezucht; der Marienburger Werder an der Nogat und der Elbinger Werder zwischen Nogat und Weichsel. Sie sind meist ganz eben und sehr fruchtbar an Getreide und Graswuchs. Ebensolche W. sind auch die in der Elbe bei Hamburg gelegenen und zum Gebiete der Stadt gehörenden Inseln und Marschländer, wie Billwerder, Ochsenwerder ꝛc.

Werder, kleine Halbinsel des russ. Gouvernements Estland am Mohnsund, welcher die Insel Mohn vom estländ. Festlande trennt und den Rigaischen Meerbusen mit dem Finländischen verbindet. Zwischen W. und Kuiwast auf Mohn besteht eine Kabelverbindung, welche zu gewissen Zeiten die einzige Verbindung zwischen den Inseln (Ösel und Mohn) und dem Festlande bildet. Der Hafen bei W. ist bedeutend besser und tiefer als der bei Hapsal. Auf W. befinden sich Ruinen des Schlosses am Werder, erbaut 1262, zerstört 1533, neben dem die zu einem Flecken angewachsene kleine Kolonie sich befindet. Vor der Einfahrt des Hafens liegt die malerische kleine Insel *Bucht*, die zu einem großen Park im holländ. Geschmack umgewandelt ist.

Werder, Stadt in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Zauch-Belzig, auf einer Insel in der Havel, 8 km westsüdwestlich von Potsdam, Station der Linie Berlin-Potsdam-Magdeburg der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 5277 E. und hat sehr bedeutenden Obst-, meist Kirschenbau, Gemüsegärtnerei und etwas Weinbau, ferner vier Bierbrauereien, Kalk- und Ziegelbrennereien, Gasanstalt, Schiffahrt und Fischerei. Das Obst und Bier W.s wird fast ausschließlich nach Berlin ausgeführt.

Werder (Aug. Karl Friedr. Wilh. Leop., Graf von), preuß. General der Infanterie z. D., namentlich berühmt durch die Einnahme von Straßburg wie durch den heldenmütigen Widerstand, welchen er der franz. Ostarmee unter Bourbaki am 15., 16. und 17. Jan. 1871 an der Lisaine (s. d.) leistete und dadurch den Entsatz von Belfort verhinderte. W. stammt aus einer seit Vertreibung der Wenden zwischen der Elbe und der Havel ansässigen, urkundlich bis in das 14. Jahrh. zurückzuführenden altadeligen und stiftsfähigen Familie und wurde 12. Sept. 1808 zu Schloßberg bei Norkitten in Ostpreußen geboren, wo das Dragonerregiment, bei welchem sein Vater, *Hans Christoph von W.* (gest. 1837 zu Glogau als Generallieutenant a. D.), damals stand, seit 1807 in Kantonnierungen lag. Teils durch Privatunterricht im väterlichen Hause, teils als Zögling der damaligen Divisionsschule zu Glogau für den Militärdienst vorbereitet, trat W. 14. Juni 1825 in das Regiment der Gardes du Corps, wurde aber bei seiner Beförderung zum Offizier 14. März 1826 zum 1. Garderegiment zu Fuß versetzt. W. besuchte 1833—36 die Allgemeine Kriegsschule in Berlin, wurde 1839/40 als Lehrer zum Kadettenkorps in Berlin, 1840/41 zum Topographischen Bureau kommandiert und nahm als Premierlieutenant 1842/43 am russ. Feldzuge im Kaukasus teil. W. besuchte dann Tiflis, Kertsch und die russ. Küstenbefestigungen und wurde 24. Juli 1843 in einem Gefecht zwischen Kosaken und Tschetschenzen bei dem Festungsbau am Flusse Kesar am linken Oberarm schwer verwundet, entging jedoch der Amputation und fand Heilung in den Bädern zu Pjätigorsk und Teplitz. Am 17. März 1846 wurde W. als Hauptmann in den Großen Generalstab und kurz darauf in den Generalstab des 1. Armeekorps, Aug. 1848 zum 1. Infanterieregiment und März 1851 als Major zum 33. Infanterieregiment versetzt, 1853 zum Kommandeur des Landwehrbataillons Gräfrath ernannt und Febr. 1856 Kommandeur des 4. Jägerbataillons in Sangerhausen, dort 1856 Oberstlieutenant und im Sept. 1857 Kommandeur des Füsilierbataillons im 2. Garderegiment zu Fuß. Am 22. Mai 1858 wurde W. mit der Führung der Geschäfte der Inspektion der Jäger und Schützen, sowie des Kommandos des reitenden Feldjägerkorps betraut und 31. Mai 1859 zum Obersten und Inspekteur der Jäger und Schützen, im Jan. 1863 zum Kommandeur der 8. Infanteriebrigade und 17. März desselben Jahres zum Generalmajor ernannt, aber im Jan. 1864 als Kommandeur der 4. Garde-Infanteriebrigade nach Berlin versetzt. Im Mai 1865 wurde er mit der Führung der 3. Division in Stettin beauftragt, ein Jahr danach zum Kommandeur dieser Division und 8. Juni zum Generallieutenant ernannt.

Während des Deutschen Kriegs von 1866 nahm W. an der Spitze der 3. Infanteriedivision besondern Anteil an den Tagen von Gitschin, durch Zurückwerfung des österr. Generals Ringelsheim auf die Rückzugslinie des Grafen Clam-Gallas, und von Königgrätz. W. erhielt den Orden pour le mérite und trat nach der Demobilmachung wieder in seine frühere Stellung zurück. Beim Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 gehörte W. zunächst dem Stabe des Kronprinzen von Preußen an, befehligte bei Wörth das bad.-württemb. Armeekorps, sowie seit 15. Aug. das Belagerungskorps vor Straßburg (s. d.) und wurde 27. Sept., am Tage der Kapitulation dieser Festung, zum General der Infanterie befördert. Es folgten nun die Kämpfe in den Vogesen, am Oignon (s. d.), bei Dijon (s. d.) und Nuits (s. d.), in denen W. an der Spitze des aus preuß. Truppen (meist Landwehr) und der bad. Division gebildeten 14. Armeekorps die Garibaldischen Scharen, das Korps des Generals Cremer und das Gambettasche Massenaufgebot des Südens während der Monate Okt., Nov. und Dez. 1870 von der Ausführung ihrer Absichten gegen Nancy und das belagerte Belfort zurückhielt. Als dann Bourbaki (s. d.) Anfang Jan. 1871 mit vier neugeschaffenen Korps von insgesamt gegen 150000 Mann zum Entsatze von Belfort vorrückte, versammelte W. seine ungefähr 43000 Mann in der Gegend von Vesoul, lieferte 9. Jan., den Bourbakischen linken Flügel durchbrechend, das Treffen von Villersexel (s. d.) und vom 15. bis 17. Jan. die denkwürdige siegreiche Verteidigungsschlacht vor Belfort. (S. *Héricourt*.) Das Eichenlaub zum Orden pour le mérite, das Großkreuz des Roten Adlerordens mit Schwertern, viele andere Auszeichnungen, sowie ein in den ehrendsten Ausdrücken abgefaßtes Handschreiben des Kaisers Wilhelm wurden für diesen Sieg General W. zuteil. Am 22. März 1871 verlieh ihm der Kaiser das Großkreuz des Eisernen Kreuzes. Nach der Rückkehr der bad. Truppen erhielt W. das Generalkommando über das neuformierte, hauptsächlich von dem Großherzogtum Baden zu stellende 14. Armeekorps (in Karlsruhe), wurde Chef des 4. Rheinischen Infanterieregiments Nr. 30, Ehrenbürger von Karlsruhe, Stettin, Gräfrath, Freiburg i. Br., Ehrendoktor der Philosophie der Universität Freiburg und bekam viele Ehrengeschenke (Ehrendegen, silbernen Helm, silbernen Schild ꝛc.). In Freiburg ward ihm und seinen tapfern Truppen 3. Okt. 1876 ein Denkmal gesetzt; auch verlieh der Kaiser 1. Sept. 1873 dem Fort IX. bei Straßburg den Namen »Fort W.« und 12. Sept. 1875 bei Gelegenheit des 50jährigen Dienstjubiläums dem General den Schwarzen Adlerorden. Auch das 4. Rheinische Infanterie-

regiment Nr. 30 ehrte bei diesem Anlaß seinen Chef durch Errichtung einer Stiftung für langgediente Unteroffiziere (Werder-Stiftung). Im April 1879 wurde W. unter Erhebung in den Grafenstand und Belassung als Chef des 4. Rheinischen Infanterieregiments zur Disposition gestellt und lebt seitdem auf seinen Gütern.

Vgl. Löhlein, »Feldzug 1870/71. Die Operationen des Korps des Generals von W. nach den Akten des Generalstabes dargestellt« (Berl. 1874); Höcker, »General von W., der Verteidiger Süddeutschlands« (Bielef. 1874).

Werder (Bernhard Franz Wilh. von), preuß. General der Infanterie, wurde zu Potsdam 27. Febr. 1823 geboren. Er trat aus dem Kadettenkorps als Offizier 9. Aug. 1840 in das 1. Garderegiment zu Fuß, war 1852—54 beim Lehr-Infanteriebataillon, dann bis Febr. 1857 bei der 1. Garde-Infanteriebrigade Adjutant, wurde im Juli 1855 Hauptmann, im Aug. 1857 Kommandeur der Schulabteilung, vom Oktober ab zur Dienstleistung bei der Person des Königs kommandiert und 1. Jan. 1858 zum Flügeladjutanten desselben, sowie im Juli 1859 zum Major ernannt. Ein Jahr darauf übernahm W. daneben das Kommando der Garde-Unteroffizierkompagnie und im Okt. 1861 außerdem die Führung des Garde-Jägerbataillons, wurde im März 1863 Oberstlieutenant, führte 1866 unter Verbleib als Flügeladjutant als Oberst das Garde-Füsilierregiment im Feldzuge gegen Österreich und erwarb hierbei den Orden pour le mérite, wurde nach dem Friedensschlusse Kommandeur dieses Regiments und im Nov. 1869 zum Militärbevollmächtigten in Petersburg ernannt. In dieser wichtigen Vertrauensstellung blieb W. bis Ende Aug. 1886. Im Juli 1870 wurde er zum Generalmajor und General à la suite, im Nov. 1875 zum Generallieutenant, im März 1876 zum Generaladjutanten und 1884 zum General der Infanterie ernannt, nahm im Großen Hauptquartier des russ. Kaisers am Türkenkriege 1877/78 teil und erwarb den St. Georgsorden. Im Aug. 1886 wurde W. zum Gouverneur von Berlin ernannt und trat diese Stellung im September an.

Werder (Karl), deutscher Philosoph und dramatischer Dichter, geb. 13. Dez. 1806 zu Berlin, erhielt seine Bildung daselbst, widmete sich philos. Studien, habilitierte sich 1834 an der berliner Universität als Privatdocent der Philosophie und wurde 1838 außerord. Professor. W. veröffentlichte wenig durch den Druck; außer der Abhandlung »De Platonis Parmenide« (Berl. 1834) ist besonders seine »Logik« (Bd. 1, Berl. 1841) zu nennen. Von W.s lyrischen Arbeiten ist, außer einigen Dichtungen in Gruppes »Musenalmanach« (Berl. 1850), nur weniges in weitern Kreisen bekannt geworden. Den ersten Teil seiner Tragödie »Columbus« ließ Friedrich Wilhelm IV. 1847 zu Charlottenburg vor einem ausgewählten Publikum aufführen; auch ist dieser erste Teil sodann in Berlin und auf andern deutschen Bühnen, wie zu Dresden, Karlsruhe, Hamburg, zur Aufführung gelangt. Das ganze Stück ist 1858 zu Berlin im Druck erschienen. In neuer Bearbeitung ist es als »Columbus« erster und zweiter Teil 1883 in Mannheim in Scene gegangen. Seit 1859 hält W. während des Winters an der Universität auch öffentliche Vorlesungen über dramatische Kunst, von denen die über »Hamlet« (Berl. 1875) und »Macbeth« (Berl. 1885) im Druck erschienen.

Werder (Ludwig), Ingenieur und Gewehrtechniker, geb. 17. Mai 1808, seit 1845 Direktor der Cramer-Klettschen Maschinenfabrik in Nürnberg, deren Schöpfer er ist. Von ihm rühren her: die erste Eisenbahnbrücke nach Paulis System bei Großhesselohe 1849, der kleine Wintergarten in München 1853, der Ausstellungspalast daselbst 1854, verschiedene wichtige Maschinen, endlich das in Bayern 1869—76 in Gebrauch gewesene Infanteriegewehr, welches seinen Namen trägt und als originell und praktisch brauchbar galt. (S. Handfeuerwaffen, Bd. VIII, S. 801[b].) W. starb 4. Aug. 1885.

Werder-Gewehr, s. unter Handfeuerwaffen, Bd. VIII, S. 801[b].

Werdnikgebirge nennt man den mittlern Abschnitt der syrmischen Gebirgskette Fruška-Gora (s. d.) entlang der Donau, gegen welche zu das Gebirge steil abfällt. Die tief einschneidenden Thäler sind mit reicher Vegetation bedeckt; der Wald und die Weinrebe, sowie der Obstbaum stehen hier nachbarlich beisammen. Das Gebirge übersteigt nur wenig die Höhe von 530 m. Das Gebiet ist gut bevölkert und hat vereinzelte Burgruinen; in den Thälern und Schluchten liegen 13 griech. Mönchsklöster.

Werdt (Joh. von), s. Werth.

Wereja, Kreisstadt im russ. Gouvernement Moskau, am rechten Ufer der Protwa, mit (1884) 5606 E., welche Handel mit Getreide, Leinöl und Leinsamen treiben. W. bestand schon im 13. Jahrh.

Werelä (Wärälä), Dorf im Großfürstentum Finland, Gouvernement Nyland, am Kymmenefluß; hier 14. Aug. 1790 Friedensschluß zwischen König Gustav III. von Schweden und Kaiserin Katharina II. von Rußland.

Werenfels (Samuel), schweiz. Theolog, geb. 1. März 1675 in Basel, studierte auf den verschiedenen schweiz. Universitäten, wurde 1696 Professor der Theologie in Basel und starb 1740. Er gehörte der weitherzigen, sog. irenischen Richtung an, die sich um den Frieden nicht nur innerhalb der reform. Konfession, sondern auch mit der luth. Schwesterkirche eifrig bemühte. Seine zahlreichen Abhandlungen über exegetische und dogmatische Fragen sind in seinen »Opuscula« (1716 u. öfter) gesammelt.

Wereschagin, Vereschagin, eigentlich Wereschtschagin (Wasilij Wasiljewitsch), russ. Historienmaler, geb. zu Tscherepowez (Gouv. Nowgorod) 26. Okt. 1842, besuchte die Marineschule in Petersburg und wurde Offizier, widmete sich aber bald der Malerei und unternahm 1861 eine Studienreise nach Deutschland, Frankreich und Spanien. Dann begab er sich in den Kaukasus und 1864 nach Paris, wo Gérôme in der École des beaux-arts sein Lehrer wurde. Mit General Kauffmann nahm er 1867 an der Expedition in den Kaukasus teil, bewährte sich hier als tüchtiger Soldat und begab sich nach einem abermaligen pariser Aufenthalt 1869 nach Sibirien. In den siebziger Jahren war W. vielfach mit dem genauen Kenner des Kaukasus, dem deutschen Maler Horschelt, in München thätig, 1874 ging er mit dem Prinzen von Wales nach Indien, worauf er sich in Paris niederließ. Hier erbaute er ein eigenes kolossales Atelier, um dort seine Riesenbilder auszuführen. Der Russisch-Türkische Krieg ließ ihn jedoch wieder das Atelier mit dem Schlachtfelde vertauschen. Er wurde verwundet, nahm aber trotzdem an der Erstürmung

von Plewna teil. Als Sekretär des Generals Strukoff funktionierte er bei den Friedensverhandlungen. Seit jener Zeit begann W. Rundreisen mit seinen zahlreichen Kunstwerken durch alle großen Städte Europas, wo sie Gegenstand allgemeinen Interesses wurden, aber sehr verschiedene Urteile erfuhren. W. ist der Maler der realsten Interessen der Gegenwart, indem er den Krieg mit all seinem Entsetzen schildert und mit dem Aufwand einer geradezu brutalen Realistik Abscheu gegen denselben zu erwecken weiß. Der die ungeheuern Leichenfelder segnende Pope, die Haufen Gestorbener in den türk. Lazaretthöhlen, die Verstümmelten auf den Verbandplätzen, die erfrorenen Vorposten und andere Gräßlichkeiten, mit großer Technik geschaffen, rissen durch das Ungewöhnliche des Gegenstandes und durch die Mache die Mehrzahl der Beschauer hin; ähnliche Schauerstücke waren: die russ. Nihilisten am Galgen, die an Kanonen gebundenen Sipoys u. s. w. Endlich trat W. mit religiösen Gemälden hervor, d. h. Darstellungen von Personen und Scenen des Evangeliums, welche er mit schroffem Realismus behandelte. Besonders das Gemälde der Familie Jesu und die Auferstehung erregten Anstoß. In seinen Riesenbildern, wie im Einzug des Prinzen von Wales (wo vier lebensgroße Elefanten vorkommen), ist er kalt und erfindungsleer, wie auch die vielen Landschafts-, Kostüm- und Genredarstellungen, die er auf weiten Reisen entwarf, mit der Präcision, aber auch mit der Seelenlosigkeit der Photographie wirken. W. schrieb auch «Skizzen und Erinnerungen» (deutsch von Kretzschmann, Lpz. 1885) und «Reiseskizzen aus Indien» (mit seiner Frau verfaßt, 2 Bde., Lpz. 1882—85). — Sein Bruder, Alexander Wassiljewitsch W., schrieb «In der Heimat und im Kriege. Erinnerungen und Skizzen eines russ. Edelmanns» (3 Bde.; deutsch von A. von Drygalski, Berl. 1886).

Werfen mit der Schleuder, dem Speer, dem Pilum wurde im Altertum des Kriegszwecks wegen sorgfältig gepflegt; jetzt geschieht es als Turnübung für Kräftigung der Arm- und Brustmuskeln mit dem Ger nach dem Pfahlkopf, mit Lanze und Spieß nach der Scheibe, mit Ball, Kugel, Scheibe oder Diskus als Hoch- und Weitwurf.

Werff, auch Werft (Adrian van der), niederländ. Maler, geb. zu Kralingerambacht bei Rotterdam 21. Jan. 1659, kam nach Rotterdam zu dem Porträtmaler Cornelius Picolett in die Lehre, besuchte dann die Schule des Eglon Hendrik van der Neer, der ihn als Gehilfen mit auf Reisen nahm, und fing in seinem 17. Jahre an, auf eigene Hand zu arbeiten. Er nahm in Rotterdam seinen Wohnort. Besonders beschäftigte ihn der Kurfürst von der Pfalz, der auf seiner Reise durch Holland 1696 W.s Arbeiten kennen gelernt hatte. Unter anderm bestellte der Kurfürst bei ihm auch sein Porträt und das Urteil Salomonis, welches ihm W. persönlich nach Düsseldorf überbringen mußte. Er gab W. einen Jahrgehalt von 4000, später 6000 Fl. und erhob ihn 1703 mit seiner Familie in den Adelsstand. W. starb 12. Nov. 1722. Keinem Maler jener Zeit wurden die Bilder so teuer bezahlt wie ihm. Diese Wertschätzung hatte ihren Grund darin, daß seine Werke, abgesehen vom künstlerischen Gehalt, die zierlichsten Kabinettsstücke sind, bei denen man dem Zeitgeschmack entsprechend den unnatürlichen, elfenbeinglatten Fleischton, die Eleganz des Vortrags und den zierlichen Geschmack besonders bevorzugte. W. hat im Verhältnis zu seiner minutiösen Ausführung ziemlich viel gemalt. Die Galerien in München und Dresden bewahren seine schönsten Bilder. Zugleich war W. in der Architektur sehr erfahren und fertigte Entwürfe zu Gebäudefaçaden; auch die Börse in Rotterdam ist nach seiner Zeichnung ausgeführt. Seine Zeichnungen, die er zum Teil in so ausführlicher Vollendung arbeitete wie seine Gemälde, sind sehr selten.

Werft heißt ein Schiffbauplatz, der an einem Hafen oder Flusse möglichst nahe am Meere angelegt ist. Man unterscheidet Kriegs- und Privatwerfte. Die erstern sind staatliche Etablissements zum Bau und zur Reparatur von Kriegsschiffen und bilden Teile eines Kriegshafens, wo die Schiffe zugleich armiert, ausgerüstet und bemannt werden. Mit den Kriegswerften sind meistens Docks (s. d.) verbunden, sowie technische Anstalten, um die gesamte Ausrüstung der Schiffe anzufertigen. In frühern Zeiten wurden die Kriegsschiffe ausschließlich auf Kriegswerften erbaut. In neuerer Zeit lassen die Staaten ihre Schiffe auch auf Privatwerften bauen. Eine der berühmtesten Privatwerften Englands sind die Thames-Iron-Works bei London, wo die Panzerfregatte des Deutschen Reichs König Wilhelm 23. April 1868 vom Stapel lief. Die deutsche Marine besaß 1868 nur erst eine W. in Danzig. Jetzt sind jedoch die beiden Kriegshäfen Kiel und Wilhelmshaven fertig gestellt und so eingerichtet, daß in ihnen die größten Schiffe repariert und neu gebaut werden können. Das Handwerkerpersonal der W. gehört zum größten Teil dem Civilstande an und nur das Aufsichtspersonal besteht aus fest angestellten Beamten. Diejenigen dienstpflichtigen Handwerker, welche für Besatzung der Kriegsschiffe bestimmt sind, werden, wenn man letztere nicht in Dienst stellt, auf den W. in ihren Fächern beschäftigt, namentlich das Maschinenpersonal, das sich in seinen untern Chargen aus Schlossern, Schmieden und andern Feuerarbeitern rekrutiert.

Werftdivision, aus Maschinisten und Handwerkern bestehende Abteilung in den Truppenformationen der deutschen Marine.

Werg oder Werch, soviel wie Hede. (S. auch unter Flachsspinnerei.)

Wergeland (Henrik Arnold Thaulow), berühmter norweg. Dichter, geb. 17. Juni 1808 in Kristiansand, studierte in Kristiania und ward hier 1836 Custos der Universitätsbibliothek, 1840 norweg. Reichsarchivar, starb aber bereits 12. Juli 1845. Seine schriftstellerische Laufbahn begann W. 1827 unter dem Namen Siful Sifadda mit der Farce «Ah!», der er im ganzen 13 «Sifulinische Farcen» oder dramatisierte Satiren folgen ließ. Hierauf erschienen 1828 das Trauerspiel «Sinclairs Tod», 1830 das religiös-philos. Gedicht «Die Schöpfung, der Mensch und der Messias», die Dramen «Opium» und «Die ind. Cholera», das Trauerspiel «Die Kindesmörderin», das Singspiel «Die Campbells» und 1840 das Schauspiel «Die Venetianer» (seine beiden vollendetsten Stücke), das Vaudeville «Die Seekadetten am Lande» und die längern Dichtungen «Jan van Huysums Blumenstück» und «Der Spanier». Von seinen frühern Gedichten gibt es zwei Sammlungen. An Welhaven und dessen Schule fand W. eine mächtige Gegenpartei. Durch den Studentenverein zu Kristiania wurde von

Lassen eine Ausgabe der gesammelten Werke W.s veranstaltet (9 Bde., Kristiania 1852—57). Auch erschien eine Auswahl derselben (1859) in Einem Bande. Im J. 1881 ward ihm in Kristiania eine von Berglien modellierte Statue errichtet. In der letzten Zeit seines Lebens wirkte W. besonders für die Emancipation der Juden in Norwegen. Vgl. Lassen, »Henrik W. og hans Samtid« (Kristiania 1867).

Wergeld (Manngeld; wer = Mann). Aus der Blutrache (s. d.), die sich, wie bei andern Völkern auf niederer Bildungsstufe, auch im german. Altertum findet, bildete sich allmählich das Recht der Kompositionen, d. h. der Abfindung mit dem Verletzten oder seiner Familie durch Erlegung eines Werts, besonders wegen Tötung eines nach Verschiedenheit des Standes abgemessenen Sühn- oder Wergeldes, welches der Totschläger zu geben und die Verwandten des ums Leben Gekommenen anzunehmen schuldig waren. Wer sich dessen weigerte, trat aus dem Bande und Schutze der Gemeinde und hatte die Gefahren der ungesühnten Feindschaft zu fürchten. Neben dem W. war noch eine Strafe (Wette) für den Friedensbruch an den König zu zahlen, bis endlich das Strafrecht des Staats als das alleinige anerkannt wurde. Doch hat sich das W. wegen unvorsätzlichen Totschlags als eine an gewisse Verwandte des Erschlagenen zu zahlende Geldsumme unabhängig von der Strafe selbst im Sachsenrecht und aus diesem längere Zeit im sächs. Partikularrecht forterhalten.

Werg-Feinspinnmaschine, s. unter Flachsspinnerei, Bd. VI, S. 866b.

Wergleinwand, s. unter Leinwand; vgl. auch Flachsspinnerei.

Wergstrecke, s. unter Flachsspinnerei, Bd. VI, S. 866b.

Weringia, der 226. Asteroid, s. u. Planeten.

Werkblei, das zu Gebrauchsgegenständen zu verarbeitende, von fremden Metallen und andern Körpern soweit wie technisch möglich befreite Blei.

Werkführer oder Werkmeister (frz. contremaître, chef d'atelier, chef ouvrier; engl. foreman, master-workman), in Fabriken der Aufseher oder Vorsteher; bei manchen Handwerken der oberste Geselle, welcher die Arbeiten anordnet.

Werkgenossenschaften, s. Genossenschaften.

Werkheilig heißt, wer gute Werke verrichtet, um sich auf Erden den Ruf der Frömmigkeit oder Heiligkeit und im Himmel Lohn zu erwerben, nicht aus wahrer Liebe zum Guten.

Werkholzbohrer, s. unter Bohrkäfer.

Werki, Dorf im russ. Gouvernement und Kreis Wilno, 7½ km nordöstlich von Wilno, am rechten Ufer der Wilija, mit einer Papierfabrik. W. war im 14. Jahrh. die Stätte heftiger Kämpfe zwischen den Polen und den Litauern und wurde im 18. Jahrh. Privateigentum des Bischofs von Wilna, Ignatius Mosalsky. Das bei W. schön gelegene Schloß mit einer prächtigen Kapelle stammt aus dem 17. Jahrh.

Werkkassen, s. Fabrikkassen.

Werkmeister, soviel wie Werkführer.

Werkstattordnung, s. Fabrik- und Werkstattordnung.

Werkzeug (frz. outils, engl. tools), Geräte oder Vorrichtungen, die, von der Hand eines Arbeiters oder von einer Maschine geführt, zum Bohren, Drehen, Feilen, Hobeln, Messen, Schleifen, Schmieden u. s. w. dienen. (S. die Spezialartikel.)

Werkzeugmaschinen (frz. machines-outils, engl. machine-tools) nennt man Arbeitsmaschinen, welche mittels pressender, stoßender, schneidender, schabender oder schleifender Werkzeuge feste Materialien aller Art, insbesondere Metalle und Holz, bearbeiten. Hierher gehören die Maschinen zum Hobeln, Abdrehen, Bohren, Sägen, Schmieden, Biegen, Durchlochen. Die wichtigsten W. sind die Sägemaschinen (s. unter Holzbearbeitungsmaschinen), die Scheren und Durchschnitte, die Hobel-, Bohr- und Fräsmaschinen und die Drehbänke. (S. die Spezialartikel.) An der Ausbildung der W. haben sich in erster Linie die Konstrukteure Englands (für Metallbearbeitung) und Nordamerikas (für Holzbearbeitung) beteiligt. Frankreich und Deutschland haben die besten dieser Maschinen nachgebaut, vielfach auch verbessert. In letzterer Beziehung sind besonders die chemnitzer Fabriken (Joh. von Zimmermann und Rich. Hartmann) zu nennen. In neuester Zeit ist die deutsche Maschinenindustrie auch in dieser Beziehung mehr und mehr vom Auslande unabhängig geworden.

Werl, Stadt in der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis Soest, am Nordabhange des Haarstrangs, 90 m über dem Meere, Station der Linie Düsseldorf-Dortmund-Soest der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts und ein sehr besuchter Wallfahrtsort, zählt (1885) 5019 meist kath. E., und hat zwei kath. und eine evang. Kirche, eine Synagoge, zwei Waisenhäuser, eine höhere Bürgerschule, eine landwirtschaftliche Winterschule, Cigarrenfabriken, eine Strohpapierfabrik und die Salinen W., Neuwerk und Höppe.

Werla, kaiserl. Pfalz bei Burgdorf (s. d.) in der Landdrostei Hildesheim.

Werlauff (Erik Christian), bedeutender dän. Historiker, geb. 2. Juli 1781 zu Kopenhagen, studierte an der dortigen Universität die Rechte, wurde 1800 Custos und 1805 Sekretär an der königl. Bibliothek daselbst, widmete sich seitdem vorzugsweise dem Studium der skandinav. Sprachen und isländ. Altertümer und veröffentlichte nach dieser Richtung hin eine Sammlung alter Nationalgesänge unter dem Titel »Vatnsdaela saga ok sagan af fineboga hinum rama« (Kopenh. 1812), ein »Anecdoton, historiam Sverferi, regis Norvegiae, illustrans« (Kopenh. 1815), mit B. Thorlacius den vierten bis sechsten Band von Snorri Sturlusons »Heimskringla« (Kopenh. 1813—26), den für die Sprachforschung wichtigen »Versuch einer Geschichte der dän. Sprache im Herzogtum Schleswig« (Kopenh. 1819) und »Symbolae ad geographiam medii aevi ex monumentis islandicis editae« (Kopenh. 1821). Im J. 1823 wurde W. Bibliothekar und 1829—61 Oberbibliothekar an der königl. Bibliothek, nachdem er schon 1812 die Professur der Geschichte an der Universität zu Kopenhagen erhalten, in welcher Stellung er mit Engelstoft den achten Band der »Scriptores rerum danicarum« (Kopenh. 1834) herausgab. Außerdem trug W. durch zahlreiche Monographien wesentlich zur Aufhellung der Geschichte des Mittelalters bei. W. starb als Konferenzrat in Kopenhagen 5. Juni 1871.

Werlhoffsche Krankheit, s. Blutfleckenkrankheit.

Wermelskirchen, Stadt (seit 1873) im rheinpreuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Lennep, 7 km südwestlich von Lennep, Station der Linie Born-Opladen der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 10523 meist prot. E., hat eine evang. und eine kath. Pfarr-

kirche, eine Rektoratsschule, eine höhere Töchterschule und ganz bedeutende Weberei in Seidenband, Seiden-, Halbseiden- und Halbwollwaren, Siamoisen, Plüsch, Lasting, Baumwollband und Gummizügen, zahlreiche Fabriken von Lasting- und Lederschäften, eine mechanische Schuhfabrik, Fabriken von Unterröcken, Mützen und Plüschschuhblättern, Gerbereien, eine Tabaksfabrik, eine Tabakspfeifen- und Cigarrenspitzenfabrik, Eisenhämmer und Fabrikation von Eisen- und Stahlwaren, besonders von Feilen, Messern und andern Werkzeugen und verzinkten Blechwaren. Die Industrie W.s verdankt ihr Entstehen und Aufblühen der Einwanderung von Tuchmachern aus Flandern (1280—95), von Tuchmachern aus Köln (1372) und von franz. Hugenotten (1685). Am 4. und 5. Okt. 1885 feierte W. das Jubelfest seines 1000jährigen Bestehens.

Wermland, schwed. Provinz in Svealand, nördlich vom Wenersee, grenzt im W. an Norwegen und nordöstlich an Dalarne und zählt (1884) auf 19773 qkm 274773 E. Sie ist eine der waldreichsten Gegenden des Reichs (etwa 75 Proz. der Oberfläche). Der südöstl. Teil enthält bei Filipstad sehr reiche Eisengruben. Die ganze Provinz ist von dicht aneinander gereihten, nach Süden sich öffnenden und durch Ausläufer des Hochgebirges voneinander getrennten Flußthälern durchzogen. Das Län W. s. unter Karlstads-Län.

Wermut (Artemisia Absynthium), Pflanzenart, und Liqueur daraus, s. Absinth.

Werndl (Jos.), namhafter Gewehrtechniker, aus Steyr in Oberösterreich, war früher Besitzer einer Gewehrfabrik daselbst und ist jetzt Generaldirektor der Österreichischen Waffenfabriksgesellschaft, in deren Besitz jene übergegangen ist, sowie Leiter der ärarischen Gewehrfabrik im Arsenal zu Wien und in Pest. Er konstruierte den Verschluß des 1867 in Österreich angenommenen Hinterladungsgewehrs, das nach ihm häufig Werndl Gewehr genannt wird, neuerdings ein aufsteckbares Magazin für das franz. Infanteriegewehr M/74. (Vgl. Handfeuerwaffen, Bd. VIII, S. 801b.)

Werne, Stadt in der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Münster, Kreis Lüdinghausen, unweit rechts der Lippe, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 2118 meist kath. E. und hat eine Rektoratsschule, ein Warmbad und ein Krankenhaus.

Werne, Dorf in der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Arnsberg, Landkreis Bochum, 6 km östlich von Bochum, zählt (1885) 5729 meist prot. E. und hat Steinkohlenbergbau auf den Zechen Vollmond und Heinrich Gustav, großes Puddlings- und Walzwerk, Kesselfabrik und Coksbrennereien.

Werner (Abr. Gottlob), ausgezeichneter Mineralog und Begründer der Geognosie, geb. 25. Sept. 1750 zu Wehrau in der Oberlausitz, besuchte die Waisenhausschule zu Bunzlau und wurde 1764 bei seinem Vater, der Inspektor der gräfl. Solmsschen Eisenhütten war, als Hüttenschreiber angestellt. Er bezog 1769 die Bergakademie zu Freiberg, 1771 die Universität zu Leipzig, wo er sich dem Studium der Rechte und später der Naturkunde widmete, und kam 1775 als Inspektor und Lehrer der Mineralogie und Bergbaukunde an die Bergakademie zu Freiberg, in welcher Stellung er bis an seinen Tod wirkte. Nach einigen Jahren trennte er die Vorträge über Bergbaukunde von denen der Mineralogie. Auch schied er die Oryktognosie oder Mineralogie von der Geognosie, welche letztere von ihm begründete Wissenschaft er 1785 zum ersten mal vortrug. Das Bild der sinnlichen Anschauung der Gegenstände vollständig und genau aufzufassen und in Worten deutlich ausgeprägt wiederzugeben, war das Wesen seiner Lehrmethode, und Worte, Kennzeichen und Beschreibungen waren nur die Mittel. Auf alle bedingten und höhern wissenschaftlichen Hilfsmittel leistete diese Methode freilich Verzicht. Sein mineralog. System ist daher einer wissenschaftlichen Behandlung gewichen, aber seine Kennzeichenlehre und seine Mineralbeschreibungen bleiben für alle Zeiten klassisch. Gleichgroßes Aufsehen machte sein System der Geognosie. Vor ihm kannte man nur die sog. Geologie oder Geogenie, die Theorie oder Bildungsgeschichte der Erde, bestehend in einer Reihe von Hypothesen. W. gründete seine Geognosie auf Beobachtungen und machte sie zur Erfahrungswissenschaft. Nach W.s Ansicht ist der Ocean der eigentliche Quell aller Bildung der Erde und noch jetzt der Grund zu jeder neuen Gestaltung im Mineralreiche im Wasser enthalten. Hierdurch wurde er der Begründer des Neptunismus. Auch als Lehrer der Bergbaukunst, der Eisenhüttenkunde und anderer Zweige der Bergwerkskunde wirkte er wohlthätig. Als Schriftsteller hat er weniger geleistet. Außer der Abhandlung «Über die äußern Kennzeichen der Fossilien» (Lpz. 1764) und einer Reihe von Aufsätzen in verschiedenen Zeitschriften, von denen mehrere von großer Wichtigkeit, besitzt man von ihm: «Kurze Klassifikation und Beschreibung der Gebirgsarten» (Dresd. 1787), «Neue Theorie über die Entstehung der Gänge» (Freiberg 1791), die Übersetzung von Cronstedts «Versuch einer Mineralogie» (Bd. 1, Lpz. 1780), das «Verzeichnis des Mineralienkabinetts des Berghauptmanns Pabst von Ohain» (2 Bde., Freiberg 1791—92). W. starb zu Dresden 30. Juni 1817. Seine reichen Sammlungen und sein litterarischer Nachlaß kamen an die Akademie. In den Promenaden zu Freiberg wurde ihm 1851 ein Denkmal errichtet. Seine Lebensbeschreibung lieferte Frisch (Lpz. 1825). Vgl. Hasse, «Denkschrift zur Erinnerung an W.» (Lpz. 1848).

Werner (Ant. Alexander von), Historienmaler, geb. 9. Mai 1843 zu Frankfurt a. O., bezog 1860 die Akademie zu Berlin und setzte seine Studien in Karlsruhe fort, wo er 1862—67 blieb und in nahe Beziehung zu Adolf Schrödter, C. F. Lessing und Victor Scheffel trat, dessen Dichtungen «Frau Aventiure» und «Juniperus» er 1863 und 1865 illustrierte. In den J. 1865 und 1866 entstanden an selbständigen Bildern: Luther und Cajetan, Konradin, Götz von Berlichingen in Heilbronn. W. erhielt 1866 den Preis der Michael Beer-Stiftung in Berlin und ging 1867 nach Paris, wo er die Illustrationen zu Scheffels «Gaudeamus» und «Bergpsalmen» komponierte. Vom Herbst 1868 bis Ende 1869 brachte er in Italien zu und zeichnete die Illustrationen zum «Trompeter von Säckingen» (Originale in der Nationalgalerie zu Berlin) und zu «Hugdietrich», sowie die Entwürfe zu den 1870 ausgeführten Wandbildern im Gymnasium zu Kiel (Luther in Worms und die Erhebung von 1813). Um den Auftrag des kieler Museums auf ein Gemälde: Moltke vor Paris, auszuführen, welches 1873 beendigt wurde, begab sich W. 1870 in das Hauptquartier der Dritten Armee und blieb bis zur Beendigung des Feldzugs in Frankreich, wo auch die Studien für das 1877 vollendete, im Auftrag der

deutschen Fürsten als Geschenk für Kaiser Wilhelm ausgeführte große Gemälde: die Kaiserproklamation in Versailles (im königl. Schlosse zu Berlin) begannen. Im J. 1871 nach Berlin übergesiedelt, wurde W. 1873 zum Professor und Mitglied der Akademie und 1875 zum Direktor der Lehranstalt an derselben ernannt. Von künstlerischen Arbeiten W.s seit 1871 sind noch zu nennen: Velarium zum Schmuck der Siegesstraße beim Einzug der Truppen, Feldmarschall Moltke in Versailles, Mosaikfries, die Lebensalter darstellend, am Pringsheimschen Hause in Berlin, Luther im Familienkreise, La Festa, Märchenbilder und verschiedene dekorative Malereien, endlich die an der Siegessäule in Berlin in Mosaik (von Salviati in Venedig) ausgeführte Komposition: Deutschlands Kampf und Einigung (farbiges Original im Museum zu Breslau). Im J. 1877 malte W. mit Beihilfe seiner Schüler sechs figürliche Dekorationen im Café Bauer in Berlin, 1878 ein Votivbild: Christus und der Zinsgroschen, für die Gertraudenkirche zu Frankfurt a. O.; in demselben Jahre erhielt er den Auftrag, ein Bild des Berliner Kongresses für das Rathaus der Residenz zu malen (aufgestellt 1881) und begann 1880 monumentale Malereien im Rathause zu Saarbrücken. Mit Hilfe von Schülern malte er 1881 für das königl. Schloß die Stiftung des Schwarzen Adlerordens. In demselben Jahre erschien auch das Bild: König Wilhelm im Mausoleum zu Charlottenburg; die Proklamation des Deutschen Kaiserreichs wurde 1882 als Wandgemälde für die Ruhmeshalle des berliner Zeughauses und zugleich als Gegenstück die Krönung Friedrichs I. in Angriff genommen.

Werner (August Wilhelm Ernst), liberaler prot. Theolog, geb. 9. Okt. 1838 zu Frottstedt bei Gotha, studierte in Göttingen und Jena, wurde 1862 Lehrer zu Ohrdruf, 1863 zugleich Diakonus daselbst und 1866 Pfarrer in Brüheim bei Gotha. Hier schrieb er im Sinne der freiern theolog. Richtung mehrere Broschüren über Kirchenverfassungsfragen und verwandte Themata und in verschiedene theolog. Zeitschriften. Infolge dessen wies ihn 1872 nach seiner Wahl als Pfarrer an die Kreuzkirche in Hannover das geistliche Staatsministerium als zur Bekleidung eines Pfarramts an der luth. Kirche Hannovers ungeeignet zurück. Im J. 1876 wurde er als Oberpfarrer nach Guben und 1880 von der Jakobigemeinde nach Berlin berufen. Anfangs vom berliner Konsistorium bestätigt, wurde er infolge mehrfacher Proteste aus strenggläubigen Kreisen vom Evangelischen Oberkirchenrat zu einem Kolloquium geladen, welches W. unter Resignation auf die Pfarrstelle ablehnte. Als Oberpfarrer in Guben blieb er unangefochten. Vgl. «Amtliche Aktenstücke, die Wahl des Oberpfarrers W. zum Pastor an St. Jakobi in Berlin betreffend» (Guben 1880). Außer zahlreichen kleinern Schriften gab W. 1874—76 die «Allgem. kirchl. Chronik» heraus und schrieb: «Herder als Theolog» (Berl. 1871), «Die Helden der christl. Kirche» (Lpz. 1874), «Bonifacius, der Apostel der Deutschen, und die Romanisierung von Mitteleuropa» (Lpz. 1875), «Feierstunden, ein Andachtsbuch mit 50 Betrachtungen» (Lpz. 1885).

Werner (E.), Pseudonym der Schriftstellerin Elisabeth Bürstenbinder (s. d.).

Werner (Franz von), Dichter, s. Murad Efendi.

Werner (Friedr. Ludw. Zacharias), deutscher Dichter, geb. 18. Nov. 1768 zu Königsberg in Preußen, besuchte seit 1784 jurist. und kameralistische Vorlesungen in Königsberg, hörte Philosophie bei Kant, trat 1793 als Kammersekretär in den preuß. Staatsdienst und lebte als solcher am längsten in Warschau. Hier schloß er sich namentlich an Mnioch und Hitzig an. Sein Eifer für die Freimaurerei weckte in ihm um 1800 die Idee zu seinen «Söhnen des Thals». Die Krankheit seiner Mutter rief ihn 1801 nach Königsberg, wo er bis zu deren Tode blieb. Dieselbe starb 24. Febr. 1804; zwei Tage vorher war Mnioch gestorben. So wurde ihm der 24. Febr. ein verhängnisvoller Tag, und er benannte nach ihm sein berühmtestes dramatisches Gedicht. Im J. 1804 kehrte er nach Warschau auf seinen Posten zurück, wo er mit Ernst Theodor Amadeus Hoffmann in nähere Berührung kam, der zu dem daselbst vollendeten «Kreuz an der Ostsee» eine originelle Musik schrieb. Durch die Gunst des Ministers von Schrötter wurde W. 1805 in Berlin als Geh. expedierender Sekretär angestellt; doch entsagte er bald dem Staatsdienst gänzlich. Damals dichtete er für das berliner Theater «Martin Luther, oder die Weihe der Kraft» (mit Einleitung und Anmerkungen herausg. von Julian Schmidt, Lpz. 1876), in welchem Stück Geschichte mit mystischer Phantastik versetzt ist. Hierauf durchreiste er Deutschland und kehrte nach einem dreimonatlichen Aufenthalt zu Weimar 1808 nach Berlin zurück. Sodann unternahm er eine Reise nach der Schweiz, wo er zu Interlaken die Bekanntschaft der Frau von Staël machte. Während des Spätherbstes 1808 war er in Paris, doch schon im Dezember wieder in Weimar, wo er durch den Großherzog von Frankfurt eine Pension erhielt. Um dieselbe Zeit ernannte ihn der Großherzog von Hessen zum Hofrat. Noch einmal hielt er sich, zugleich angezogen von A. W. Schlegel, vier Monate in Coppet bei Frau von Staël auf, durch deren Vermittelung er 1809 nach Rom reiste.

In Rom trat W. insgeheim zum kath. Glauben über, hielt sich dann 1814 einige Zeit im Seminar zu Aschaffenburg auf und wurde daselbst zum Priester geweiht. Zur Zeit des Kongresses, im Aug. 1814, ging er nach Wien, wo seine Predigten viele Zuhörer fanden. Von 1816 bis 1817 lebte er in Podolien bei dem Grafen Choloniewski, durch dessen Einfluß er Ehrendomherr von Kaminiec wurde. Auch ersetzte ihm der Großherzog von Sachsen-Weimar seine Pension, die er von dem Fürsten Primas bezogen hatte. In Wien verließ W. den Redemptoristenorden wieder, in welchen er getreten war. Er predigte bis kurz vor seinem Tode, der 17. Jan. 1823 erfolgte. Alle Sonderbarkeiten einer anmaßenden und innerlich zerrissenen Natur offenbart sein Testament, das auch gedruckt wurde. Unter seinen dramatischen Werken zeichnen sich besonders aus «Die Söhne des Thals» durch kühne Anlage, glückliche Charakterzeichnung und ausgezeichnete Sprache, namentlich im ersten Teile. «Das Kreuz an der Ostsee», «Die Weihe der Kraft», «Attila, König der Hunnen» und «Wanda, Königin der Sarmaten» verraten bei vielen einzelnen Schönheiten eine wachsende mystische Tendenz. Ein Nachtstück im eigentlichen Sinne ist sein «Vierundzwanzigster Februar», weit hervorragend über die Flut der spätern Nachahmungen durch erschütternde Originalität, tief eindringende Blicke in das menschliche Herz, kunstreiche Zusammendrängung und seltene Gewalt der Sprache. Die sich immer mehr

absondernde Eigentümlichkeit seiner ungeregelten Phantasie brach vorzüglich in der Tragödie «Kunigunde» hindurch. Sein letztes Trauerspiel, «Die Mutter der Makkabäer» (Wien 1820), weist im einzelnen große Schönheiten auf, verdunkelt diese aber durch renommistische Roheit der Sprache und einen plumpen Humor. Geringen Wert haben seine geistlichen Lieder. In der Sammlung «W.s Theater» (6 Bde., Wien 1816—18) fehlen bloß die «Makkabäer». W.s «Nachgelassene Predigten» erschienen zu Wien 1836, seine «Sämtlichen Werke» in 14 Bänden, mit Lebensbeschreibung von Schütz (Grimma 1839—41). Vgl. Hitzig, «Lebensabriß W.s» (Berl. 1823); Düntzer, «Zwei Bekehrte. Zacharias W. und Sophie von Schardt» (Lpz. 1873).

Werner (Karl), ausgezeichneter deutscher Aquarellmaler, geb. 4. Okt. 1808 in Weimar, studierte anfangs auf der Akademie zu Leipzig, wobei er 1826—27 auch die leipziger Universität besuchte, dann in München. Landschaften mit Architekturen bildeten den Gegenstand seiner Darstellungen. In Italien, wo er sich 1833—53 aufhielt, malte er in derselben Richtung. Hervorzuheben von seinen damaligen Werken sind der Marktplatz zu Pizerno (1838), Venedig in seinem Glanze und in seinem Verfall (1840), der Dogenpalast mit einer Scene aus dem «Kaufmann von Venedig», der Triumphzug des Dogen Contarini. Wie W. in seinen Bildern die Dimensionen der Ölbilder annimmt, so wetteifern seine Aquarellen auch mit den Ölbildern an Glanz und Kraft der Farbe. Aus den sicilian. Bildern ragt namentlich das Innere des Saales der Zisa in Palermo mit Staffage aus dem sarazen. Staatsleben hervor. Der Löwenhof der Alhambra ist ein Hauptstück von seiner span. Reise (1857). Auch Ägypten, Syrien und Palästina besuchte W. (1862) und brachte reiche und charakteristische Ausbeute heim. Seine Darstellungen der Heiligen Stätten von Jerusalem, Bethlehem u. s. w. erschienen («Jerusalem and the Holy Land», Lond. 1866—67; 30 Blatt mit Text) auch in Farbendruck. Eine zweite Reise nach dem Orient, insbesondere nach den Nilländern, trat er 1864 an. (Farbendrucke von G. W. Seitz in Wandsbeck.) Von einer im Frühling 1875 unternommenen Reise nach Griechenland brachte er eine Reihe interessanter Blätter, namentlich von der Akropolis mit, noch reichere Ausbeute aber bot dem Künstler sein Aufenthalt auf Sicilien im Winter 1877—78. Auch Skandinavien besuchte er 1881. In Leipzig seßhaft, wirkt W. dort als Professor der Akademie seit 1882.

Werner (Reinhold), deutscher Seemann, geb. 10. Mai 1825 zu Weferlingen, einem Flecken in der Nähe von Magdeburg, besuchte die Gymnasien zu Magdeburg und Helmstedt, ging aber 1842, seiner Neigung für das Seeleben folgend, nach Hamburg, wo er seine seemännische Laufbahn auf einem Handelsschiff begann. Nachdem er Anfang 1849 von seiner siebenten Reise nach Ostindien als Obersteuermann zurückgekehrt, trat er als Auxiliaroffizier in die inzwischen neubegründete deutsche Marine, in welcher er bis zu deren Auflösung im Mai 1852 diente. W. ging hierauf als Lieutenant zur See in preuß. Dienste über, wurde 1856 zum Kapitänlieutenant befördert und machte als solcher in der Eigenschaft als Kommandant des Transportschiffs Elbe die ostasiat. Expedition (1859—62) mit. Im J. 1863 erhielt er das Kommando der Fregatte Gefion, welche als Artillerieschulschiff eingerichtet ward. Bei Ausbruch des Deutsch-Dänischen Kriegs von 1864 wurde die Gefion außer Dienst gestellt und W. das Kommando der Dampfkorvette Nymphe übertragen, mit welcher er an dem Gefecht bei Jasmund rühmlichen Anteil nahm. Bald darauf avancierte er zum Korvettenkapitän. Während des folgenden Jahres befehligte er wieder das Artillerieschulschiff. Bei Ausbruch des Deutschen Kriegs von 1866 wurde W. zum Kommandanten des Panzerschiffs Arminius ernannt, mit welchem er nach der Nordsee abging und in Gemeinschaft mit fünf Kanonenbooten die hannov. Befestigungen an der Elbe, Weser und Ems einnahm. Nach Beendigung des Kriegs erhielt W. eine Sendung nach England und Frankreich, um die dortigen Kriegshäfen zu besuchen. In den J. 1867—69 wirkte er als Oberwerftdirektor in Danzig. Dann erhielt er das Kommando der Panzerfregatte Kronprinz und wurde zum Kapitän zur See befördert. Er behielt dies Schiff bis zum Herbst 1871 und wurde dann Kommandant des Artillerieschulschiffs Renown in Wilhelmshaven. Im Okt. 1872 wurde er zum Chef eines aus der Panzerfregatte Friedrich Karl, der gedeckten Korvette Elisabeth und dem Aviso Albatroß bestehenden Geschwaders ernannt und damit zunächst nach Westindien geschickt, wo sich die beiden bereits dort befindlichen gedeckten Korvetten Vineta und Gazelle dem Geschwader anschlossen und bis zum April 1873 verblieben.

Die anfangs bestehende Absicht der Admiralität, das Geschwader um die Erde zu schicken, wurde durch die in Spanien ausgebrochenen Unruhen geändert, W. zurückgerufen und mit den Schiffen Friedrich Karl, Elisabeth und dem Kanonenboot Delphin zum Schutz der Deutschen an die span. Küste entsandt. Hier nahm W. 25. Juli 1873 das von den Intransigenten geraubte Kanonenboot Vigilante, weil dasselbe unter roter Flagge fuhr und piratische Akte an der Küste beging. Dann blockierte er den Hafen von Cartagena, in dessen Besitz sich die Intransigenten gesetzt, und gestattete dem General Contreras das Auslaufen mit Kriegsschiffen nur, als dieser versprochen hatte, keinen Deutschen zu schädigen, resp. nicht gegen internationales Recht zu verstoßen. Als Contreras trotzdem 30. Juli die offene Stadt Almeria behufs Gelderpressung bombardierte und 1. Aug. zu demselben Zwecke mit der Panzerfregatte Victoria und der Holzfregatte Almansa nach Malaga kam, wodurch 200 dort lebende Deutsche gefährdet wurden, nahm W. im Verein mit der engl. Panzerfregatte Swiftsure beide Schiffe fort, eskortierte sie nach Cartagena, entwaffnete ihre 1400 Mann starke Besatzung und schickte sie ans Land, während die Schiffe unter Bewachung der Deutschen und Engländer blieben und Contreras bis zum Eintreffen neuer Befehle von der deutschen Reichsregierung als Geisel auf dem Friedrich Karl zurückbehalten wurde. (Vgl. Tecklenborg, «Der Vigilante-Fall», Kiel 1873.) W.s Verhalten fand nicht die Zustimmung des Fürsten Bismarck, und er wurde von seinem Posten als Geschwaderchef abberufen, um wegen Überschreitung seiner Befugnisse vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden, das ihn jedoch einstimmig freisprach. Er wurde dann zum Oberwerftdirektor in Wilhelmshaven und Anfang 1875 zum Kontreadmiral und Chef der Marinestation der Ostsee ernannt. In dieser Stellung verblieb er bis Okt.

1878 und nahm dann seinen Abschied aus der Marine, um sich in das Privatleben zurückzuziehen.

Litterarisch machte sich W. vorteilhaft bekannt besonders durch «Die preuß. Expedition nach China, Japan und Siam» (2. Aufl., Lpz. 1873), die anonyme Schrift «Die preuß. Marine, ihre Beteiligung am Deutsch-Dänischen Kriege, ihre Bedeutung und Zukunft» (Berl. 1864), das instruktive Werk «Die Schule des Seewesens» (Lpz. 1866), «Das Buch von der deutschen Flotte» (4. Aufl., Bielef. 1884), «Seebilder» (Bielef. 1876), «Atlas des Seewesens» (Lpz. 1871), «Erinnerungen und Bilder aus dem Seeleben» (4. Aufl., Berl. 1885), «Berühmte Seeleute» (2 Bde., Berl. 1882—84), «Der Peter von Danzig» (Berl. 1884), «Auf See und an Land» (Berl. 1884), «Drei Monate an der Sklavenküste» (Stuttg. 1885). Auch begründete er 1864 die zu Hamburg erscheinende «Hansa, Zeitschrift für See- und Rettungswesen». Wesentlichen Anteil nahm er ferner an der Begründung der Deutschen Gesellschaft zur Rettung von Schiffbrüchigen (1865).

Werner von Eppenstein, Erzbischof von Mainz 1259—84, aus einem nass. Rittergeschlecht, welches in demselben Jahrhundert schon von 1200 bis 1249 den erzbischöflichen Stuhl von Mainz innegehabt hatte, spielte in den Zeiten des Interregnums eine hervorragende Rolle und war, als 1273 der Papst das Kaisertum auf den franz. König Philipp III. zu übertragen gedachte, der hauptsächlichste Urheber der Wahl Rudolfs von Habsburg. Nach der Überlieferung hatte Rudolf früher dem Erzbischof bei einer Reise über die Alpen durch schützendes Geleit gute Dienste geleistet und ihn sich zum guten Freunde gemacht. W.s Geschicklichkeit und die Umstände sorgten dafür, daß in seiner Zeit Macht und Besitzungen des mainzer Erzbistums sich beträchtlich mehrten. Vgl. Ropp, «Erzbischof W. von Mainz» (Gött. 1872).

Wernerit, s. Skapolith.

Wernher der Pfaffe, Mönch im Kloster Tegernsee, gest. 1197, schrieb Minnelieder und ein Gedicht von der Jungfrau Maria (herausg. von Oetter, Nürnb. 1802, im 2. Band von Hoffmanns «Fundgruben» und von Feifalik, Wien 1860).

Wernher der Gartner oder der Gartener oder Gartenaere, der Verfasser der ersten deutschen Dorfgeschichte, der Erzählung von dem wüsten Leben und dem tragischen Ende eines reichen Bauersohnes Helmbrecht. Der Schauplatz des Gedichts, welches einen Stoff aus der Gegenwart, der Zeit zwischen 1236—50, in lebendigster Weise behandelt, ist in der einen Handschrift nach Bayern, in der andern nach Österreich verlegt. Jedenfalls gehört der Dichter, wie sich aus seiner Sprache ergibt, dem bayr.-österr. Dialektgebiete an. Wahrscheinlich ist der Beiname Gartener = Gärtner (vielleicht in einem benachbarten Kloster), weniger gut ist die Erklärung «Landstreicher, Landfahrer» (noch weniger ist an Garten am Gardasee zu denken). Das Gedicht, als Zeitgedicht für die Kulturgeschichte von hoher Bedeutung, ist mehrfach ediert; von Bergmann (in «Wiener Jahrbücher», 1839), von Haupt («Illustrierte Zeitschrift für deutsches Altertum», 4. Bd.), von von der Hagen in den «Gesamtabenteuern» (Stuttg. 1850), von Lambel in den «Erzählungen und Schwänken» (Lpz. 1872) und von Heinz in der Schrift «Meier Helmbrecht und seine Heimat» (Münch. 1865).

Wernher (Adolf), namhafter Chirurg, geb. 20. Sept. 1809 zu Mainz, studierte in Gießen, Heidelberg und Berlin, wo er sich namentlich an Chelius und Gräfe anschloß. Nachdem er durch Reisen in Frankreich und England unter Dupuytren und Cooper seine Ausbildung vervollständigt, ließ er sich als prakt. Arzt in Offenbach nieder, wurde aber schon 1835 als außerord. Professor nach Gießen berufen, woselbst er 1837 die ord. Professur der Chirurgie und Leitung der Klinik erhielt. Im J. 1845 wurde ihm auch die Professur der pathol. Anatomie übertragen. Durch ein Augenleiden, das er sich seit 1858 durch Ansteckung zugezogen hatte, wurde er in seiner Thätigkeit lange Zeit gehemmt. Im J. 1878 trat er in den Ruhestand. Er starb 4. Juli 1883 in Mainz. W. war ein gewandter Operateur und anregender Lehrer. Er schrieb außer zahlreichen Abhandlungen (besonders Geschwülste und Brüche betreffend) ein großes «Handbuch der allgemeinen und speziellen Chirurgie» (2. Aufl., 2 Bde., Gieß. 1862—63), das wegen seiner Gründlichkeit noch immer sehr geschätzt wird.

Wernicke (Christian), auch Wernike geschrieben, deutscher Epigrammatist, war wahrscheinlich 26. Mai 1665 in Polnisch-Preußen geboren und früher Sekretär bei mehrern Gesandtschaften. Nach wiederholten Reisen, 1690—95 zum ersten mal nach Frankreich und England, ging er als dän. Staatsrat und Resident an den franz. Hof, wo er 5. Sept. 1725 starb. Seine Epigramme oder «Überschriften» (Amsterd. 1697; vermehrte Ausg., Hamb. 1701) erhoben sich durch Kraft und Freiheit der Gedanken und des Stils weit über ihr Zeitalter, wurden aber bald vergessen, bis Bodmer und dann Ramler wieder auf sie aufmerksam machten und neue Ausgaben (Zür. 1749, Lpz. 1780), aber nicht ohne Änderungen, veranstalteten. W. zog darin gegen franz. Sitten und die Verkehrtheiten der Lohensteinschen Schule zu Felde. Dies führte zwischen ihm und einigen Anhängern der letztern, namentlich Postel und Hunold, einen Kampf herbei, der in der deutschen Litteraturgeschichte des 18. Jahrh. eine Rolle spielte. Eine Sammlung seiner Gedichte mit dem gegen Postel gerichteten Heldengedicht «Hans Sachs» erschien zu Hamburg 1704.

Wernigerode, Kreisstadt im Regierungsbezirk Magdeburg der preuß. Provinz Sachsen, zugleich Hauptort der gleichnamigen, den Grafen zu Stolberg-W. gehörenden standesherrlichen Grafschaft, liegt sehr schön und malerisch an der Holtemme, unmittelbar am nördl. Fuße des Harzes, ist Station der Linien Heudeber-Ilsenburg der Preußischen Staatsbahnen, und zählt (1885) 9083, mit den unmittelbar sich anschließenden Flecken Nöschenrode (1864) und Hasserode (2545) zusammen 13804 meist prot. E. Die Stadt ist Sitz eines Amtsgerichts und besitzt ein architektonisch beachtenswertes Rathaus, ein auf Grund einer alten Lateinschule, die bis zum J. 1825 zur Universität förderte, im J. 1863 eingerichtetes gräfl. Gymnasium, eine Bürgerschule, Mittelschule und höhere Töchterschule und Fabriken für Holzstoff, Cigarren, Farbewaren ꝛc. Von den ältern Häusern, welche wiederholte Feuersbrünste übriggelassen haben, zeichnen sich einige durch Holzschnitzereien aus. Über der Stadt erhebt sich das gräfl. Residenzschloß mit sehr schöner Aussicht auf den Harz und über die Ebene und einem Tiergarten mit zahlreichem Hochwild. Ein in letzterm am Fuße des Schloßberges liegendes

Gebäude (ursprünglich Orangerie) enthält die gräfl. Bibliothek von gegen 95000 Bänden, mit ihren berühmten Bibel- und hymnolog. Sammlungen, von denen (1886) erstere 3200, letztere 3680 Bände zählt. Vgl. Förstemann, «Die gräfl. Stolbergsche Bibliothek in W.» (Nordh. 1866); Jacobs, «Übersichtliche Geschichte des Schrifttums und des Bücherwesens in der Grafschaft W.» (Wernigerode 1874).

Die Grafschaft Wernigerode, welche seit 1826 den preuß. Kreis W. bildet, ist 278 qkm groß und zählt 26484 E. Sie war ursprünglich ein freies Reichsland des Grafenhauses von W., welches nach dem Aussterben des letztern (1429) von dem Hause Stolberg (s. d.) ererbt wurde. Dieses teilte sich 1645 in die zwei Hauptlinien Stolberg-W. und Stolberg-Stolberg. Schon 1268 hatten die Grafen, um einen Schutz gegen ihre mächtigen Nachbarn zu gewinnen, ihr Land den Markgrafen von Brandenburg als Lehn aufgetragen. Die Lehnsherrlichkeit ging 1381 an das Erzbistum Magdeburg, durch den Zinnaischen Vergleich von 1449 wieder an Brandenburg über. Die Grafen bewahrten aber die vollständige Landeshoheit, bis sie durch Rezeß vom 19. Mai 1714 auf einen Teil der landesherrl. Rechte zu Gunsten der Krone Preußen verzichteten. Seitdem wurde die Grafschaft in manchen Beziehungen als Zubehör des preuß. Staats, in andern als reichsunmittelbare Grafschaft angesehen; 1806 fiel sie an das Königreich Westfalen. Durch die Wiener-Kongreß-Akte «comme auparavant» an Preußen überwiesen, wurden die Verhältnisse in der Folge durch Verhandlungen zwischen der Krone und dem Grafenhause geordnet, welche mit dem Rezeß vom 13. Aug. 1822 ihren Abschluß fanden. Auch der Rezeß vom 8. Jan. 1862 ließ noch die vom regierenden Grafen bestellte «Gräfl. Regierung» bestehen, welche erst infolge der neuen Verwaltungsreorganisation im preuß. Staate seit 1. Okt. 1876 aufhörte; ihre Funktionen sind teils an die königl. Behörden, teils an neu eingeführte Selbstverwaltungsorgane übergegangen. Dem regierenden Grafen, der im Großherzogtum Hessen auch die früher reichsunmittelbare Herrschaft Gedern (1742—1804 Fürstentum) besitzt, gehört auch ein Teil der Grafschaft Hohnstein (der sog. Hohnsteinsche Forst in der Provinz Hannover), sowie seit einiger Zeit ein Teil des Amtes Elbingerode. Im Gebiete der Grafschaft erhebt sich der Brocken. Zu Ilsenburg und Drübeck sind die teilweise restaurierten Reste alter Klöster im roman. Stil, in letzterm Orte auch die Dorfkirche architektonisch merkwürdig. Vgl. Freytag, «Beschreibung der Grafschaft W.» (Nordh. 1865); Jacobs, «Das Kloster Drübeck» (Werniger. 1877); G. Sommer, «Darstellung der ältern Bau- und Kunstdenkmäler der Grafschaft W. mit Einleitung von Jacobs» (Halle 1883).

Wernyhora, ein saporogischer Kosak, der sich um 1766 in der Ukraine niederließ und sich durch wunderbare Prophezeiungen über das Schicksal Polens, die auch fast wörtlich eingetroffen sein sollen, bekannt machte. Vgl. Czajkowski, «W., der Seher im Grenzland» (deutsch, 2 Bde., Lpz. 1841).

Wernyi, s. unter Semirjetschensk.

Werra, der rechtsseitige Hauptquellstrom der Weser (s. d.), in alten Zeiten als deren oberer Lauf betrachtet, entspringt am Südwestabhange des Thüringerwaldes als Trockene W. in 812 m Höhe am Bleßberge unweit Steinheide in Sachsen-Meiningen und aus der Nassen W. oder Saar in der Nähe des 840 m hohen Rambachbergs bei Siegmundsburg. Bei Schwarzenbrunn vereinigen sich diese und einige weiter östlich entspringende Bäche in 600 m Seehöhe zur eigentlichen W. Diese fließt in derselben westsüdwestlichen Richtung weiter nach Eisfeld, tritt dann oberhalb Hildburghausen (360 m über dem Meere) in den Längenspalt, welcher als die Südwestgrenze des Thüringerwaldes angesehen werden kann, wendet sich, diesen von dem Rhöngebirge trennend, nordwestwärts über Themar (333 m), Meiningen (229 m), Wasungen (276 m) und Salzungen (241 m), tritt dann aus dem meiningischen in das weimar-eisenach. Gebiet, wendet sich nach der Einmündung der Ulster von Heimboldshausen (231 m) an mit sehr vielen Krümmungen über Berka, Gerstungen, Kreuzburg (192 m) gegen Nordosten, in welcher Richtung sie das nordwestl. Ende des Thüringerwaldes abschneidet, bis Mihla (179 m). Hier kehrt sie wieder, die Höhen des Hainich und Eichsfeldes von dem hess. Hügellande oder dem sog. Werragebirge scheidend, in ihre frühere Nordwestrichtung zurück, berührt auf preuß. Gebiete Treffurt (173 m), Wannfried (160 m), Eschwege (154 m), Allendorf (149,6 m), Witzenhausen (131 m) und vereinigt sich bei Münden in 117,5 m Seehöhe mit der Fulda, worauf sie den Namen Weser annimmt.

Ihr ganzer Lauf beträgt 280 km. Schiffbar wird sie 57 km oberhalb Münden, bei Wannfried, für Fahrzeuge von 400, dann bei Witzenhausen für solche von 700 Ctr. Last. Das weite Thal der W. zwischen dem Thüringerwalde und der Rhön ist fruchtbar. Besonders eng ist es von der letzten Hauptwendung zwischen Kreuzburg und Treffurt, sowie unterhalb Eschwege zwischen Allendorf und Witzenhausen. In diesen Gegenden bietet es die reizendsten Landschaften. In dem niedern Teile finden sich vortreffliche Wiesen, und man zieht viel Gartenfrüchte, während die Höhen mit Buchenwäldern bedeckt sind. Der Verkehr wird belebt durch die von Eisfeld an bis unterhalb Salzungen den Fluß begleitende Werrabahn (Eisenach-Lichtenfels). Links nimmt die W. die Herpf, Felda, Ulster (aus der Rhön) und Wehra mit der Sonter auf, rechts bei Beßra die Schleuse, oberhalb Meiningen die Hasel mit der Schwarza, die Schmalkalde von Schmalkalden her, bei Hörschel die Hörsel.

Das Departement Werra im ehemaligen Königreich Westfalen umfaßte 4964 qkm und hatte Marburg zur Hauptstadt.

Die Westfälische oder Lippische Werra, öfter Werre genannt, entsteht östlich vom Teutoburgerwalde im Fürstentum Lippe, nordöstlich von Horn, fließt gegen Nordwesten nach Detmold, von da in der Werraebene bis Salzuffeln, in dessen Nähe sie rechts die Bega von Lemgo her aufnimmt, tritt dann auf preuß. Gebiet, fließt bei Herford vorüber, wo sie links die Aa aufnimmt, nach Norden bis zur Einmündung der Else und geht ostwärts nach einem Laufe von 96 km links in die Weser bei Rehme. Es bietet ihr Gebiet infolge der Verwirrung der Wasserscheide die interessante Erscheinung einer Bifurkation dar, indem die genannte Else zugleich in Verbindung steht mit der Haase, einem linken Nebenfluß der Ems, der ihr bei Gesmold einen Arm mit der Hälfte seines Wassers gegen Osten zusendet.

Werragebirge nennen einige Geographen den nördlichsten Teil des hess. Berg- und Hügellandes, welcher den Winkel zwischen dem untern Werra-

und Fuldathale erfüllt und in seinen einzelnen Teilen verschiedene Namen führt. Die Werra scheidet dasselbe im Osten von dem Hohen Eichsfeld. Unter vielen andern kleinen, aber geologisch interessanten Basaltbergen erhebt sich aus einer 490–620 m hohen Grundfläche, zwischen Großalmerode, Allendorf, Waldkappel und Lichtenau, ganz plötzlich und isoliert als der größte und höchste Berg (749 m) des ganzen nördlichen hess. Berglandes der Meißner (s. d.). Gegen Norden und Osten umgibt denselben eine breite Hochfläche, die mit waldigen und felsigen Bergen rasch zur Werra abfällt und von kleinen, engen und wilden Thalgründen durchschnitten ist. Am Nordwestfuße des Berges liegt die Stadt Groß-Almerode 361 m hoch in einem Thalgrunde, westlich davon der Helserwald mit dem 653 m hohen Hirschberg, wichtig durch Braunkohlen, Alaunerde und weitberühmten Schmelztiegel- und Pfeifenthon. Den Raum nördlich von Groß-Almerode zwischen der Werra, Fulda, Losse und Gelster nimmt der Kaufungerwald ein, eine breite Bergmasse, die mit der bis zur Vereinigung der Werra und Fulda reichenden Hochfläche ein ununterbrochenes Ganzes bildet und im höchsten Punkte, dem Bielstein, bis 640 m aufsteigt.

Werre, Nebenfluß der Weser, s. unter Werra.

Werre (gemeine), s. Maulwurfsgrille.

Werria, Stadt im türk. Vilajet Saloniki, am Fuße des 1600 m hohen Dora, des sagenberühmten Bermios der alten Griechen, hat 10000 E., welche Badetücher verfertigen. W. ist die große Stadt Beroea, auch Berrhoea des Altertums, in der macedon. Landschaft Bottiaïs der Ebene Emathia; unter den Byzantinern war sie Bischofssitz und gehörte zum Thema Thessalonice, im 9. und 10. Jahrh. zum Bulgarischen Reiche, nach dem vierten Kreuzzuge zum Reiche Thessalonich, unter Stephan Duschan im 14. Jahrh. vorübergehend zu Serbien. Bei den Türken heißt der Ort Karaferja.

Werro, Kreisstadt im russ. Gouvernement Livland, 18./29. Aug. 1784 auf Befehl von Katharina II. auf dem alten deutschen Bischofssitze Kirrumpä gegründet, liegt in der Nähe der Seen Tammula und Waggula und des Flusses Woo oder Wöhända und wurde in einem unregelmäßigen Fünfeck im modernen Stil mit geraden Straßen und großen Marktplätzen angelegt. W. ist Station der Riga-Pleskauer Eisenbahn, hat viele deutsche Erziehungsanstalten, treibt Handel mit Flachs und Getreide und zählt (1884) 2700 E. Vgl. Struck, «Zum Gedächtnis der Feier des 100jährigen Bestehens der Stadt W.» (Dorpat 1884); Heinrichsen, «Kurzer Abriß der Geschichte der öffentlichen Schulen zu W.» (Dorpat 1841).

Werschetz, Stadt in Ungarn, s. Versecz.

Werschok, russ. Längenmaß zu $^1/_{16}$ Arschin = 4,44 cm.

Werst (russ. werstá, Mehrzahl wérsty, von fünf an werst, spr. wjorst), die russ. Meile von 500 Saschén (Faden) oder 3500 russ. oder engl. Fuß = 1066,78 m. Es gehen 104,33 W. auf einen Äquatorialgrad; 1 km = 0,9374 W.; 1 Quadratwerst = 1,138 qkm; 1 qkm = 0,878 Quadratwerst.

Wert heißt die Bedeutung, die wir auf Grund eines günstigen Urteils, einer Schätzung, einem Gegenstande unserer Beurteilung beilegen, und zwar kann dieses Urteil aus einer Vergleichung des Gegenstandes mit einem Ideal oder einer Beziehung desselben auf einen praktischen Zweck hervorgehen. Der erstere Fall trifft meistens zu, wenn von sittlichem, künstlerischem, wissenschaftlichem W. die Rede ist; der nach praktischen Zwecken bemessene W. findet sich vor allem in denjenigen Gegenständen, die zur Unterhaltung und angenehmen Gestaltung des menschlichen Lebens, also zur Befriedigung der nach außen gerichteten menschlichen Bedürfnisse und Wünsche dienen. Dieser im wirtschaftlichen Sinne aufgefaßte W. kann sowohl körperlichen Sachen (Sachgütern) als auch persönlichen Arbeits- und Dienstleistungen beigelegt werden. Derselbe erscheint zunächst als Gebrauchswert (s. d.), die geschätzte Bedeutung eines Gegenstandes für den Zweck der Befriedigung eines menschlichen Bedürfnisses, und zwar ist derselbe entweder ein abstrakter, wenn man nur im allgemeinen die Brauchbarkeit des Gutes seiner Gattung nach anerkennt, oder als konkreter, wenn man bestimmte Mengen des Gutes unter bestimmten Verhältnissen und bestimmten Personen gegenüber betrachtet. Manche Gegenstände haben nur für einzelne Personen infolge einer besondern, ganz subjektiven Beziehung zu denselben einen W., den man in diesem Falle als Affektionswert zu bezeichnen pflegt. Der Gebrauchswert, der nicht eine Eigenschaft der Dinge selbst, sondern ein Verhältnis derselben zu den Menschen darstellt, ist als rein intensive Größe einer eigentlichen quantitativen Messung gar nicht zu unterziehen, sondern es lassen sich nur in vager Weise Grade desselben schätzen. In der auf dem Güteraustausche beruhenden volkswirtschaftlichen Gesellschaft tritt er daher, obwohl er der letzte Grund alles wirtschaftlichen Strebens bleibt, äußerlich durchaus zurück gegen den Tauschwert (s. d.). Dieser beruht auf der Brauchbarkeit eines Gutes zu dem Zwecke, andere Güter dagegen einzutauschen, und er besitzt ein faßbares quantitatives Maß in der Menge eines andern Gutes, welches für das betrachtete eingetauscht werden kann.

Diesen Gegenwert nennt man den Preis (s. d.) der letztern, doch versteht man in der Regel unter diesem W. den Geldpreis, nämlich das in dem speziell als Wertmesser dienenden allgemeinen Vermittelungsgut, dem Gelde, ausgedrückte Wertäquivalent. Die Größe des Tauschwertes, also der Preis eines Gutes, bestimmt sich aus dem Verhältnis von Angebot und Nachfrage, der Gebrauchswert dagegen bedingt nur die Nachfrage, und es ist demnach von vornherein gar nicht zu erwarten, daß irgend eine Gleichmäßigkeit in der Ab- und Zunahme dieser beiden Wertarten stattfindet. Ist z. B. das Angebot eines Gutes unendlich, d. h. steht dasselbe jedem in beliebiger Menge frei zur Verfügung, so ist der Tauschwert desselben Null, so hoch man seinen Gebrauchswert auch schätzen mag. Im allgemeinen regelt sich das Angebot in der Art, daß der Preis (wenigstens bei beliebig vermehrbaren Waren) den Produktionskosten (mit Einschluß des üblichen Kapitalgewinnes) gleichkommt. Die Produktionskosten aber bestehen, wie sich bei Auflösung des Preises der Rohstoffe, Hilfsstoffe u. s. w. zeigt, jedenfalls hauptsächlich aus den Kosten der Arbeit, und demnach haben nach dem Vorgange Ricardos und mit Nichtbeachtung der von diesem anerkannten Beschränkungen Rodbertus und Marx als Maß und Substanz des W., d. h. des Tauschwertes, ausschließlich die Arbeit hingestellt. Marx insbesondere behauptet, schon in der bestehenden tauschwirtschaftlichen Gesellschafts-

ordnung sei der W. einfach bestimmt durch die in den Gütern enthaltene gesellschaftlich notwendige Arbeit (nach der Arbeitszeit gemessen). Der W. der als Ware betrachteten Arbeit selbst werde nach diesem Maßstabe, nämlich nach ihren Produktionskosten bezahlt; der Kapitalist zwinge aber den Arbeiter, ein größeres Quantum Güter zu erzeugen, als dem W. des Lohnes entspräche, also einen Mehrwert, d. h. ein Mehrprodukt zu schaffen, das den Kapitalgewinn bilde. Daß indes die Marxsche Wertlehre, auf Preise einzelner Güter angewandt, nicht haltbar ist, ergibt sich aus den einfachsten Rechnungen, wenn man Güter betrachtet, bei deren Erzeugung stehendes und umlaufendes Kapital in sehr verschiedenem Verhältnis angewandt wird und deren Umsatzgeschwindigkeit sehr verschieden ist.

Wertach, linker Nebenfluß des Lech im bayr. Regierungsbezirk Schwaben, entspringt nahe der Grenze von Vorarlberg in den Algäuer Alpen und mündet nach einem Laufe von 135 km unterhalb von Augsburg.

Werth oder Werdt (Joh. von), auch Jean de Weert genannt, General im Dreißigjährigen Kriege, geb. 1592 oder 1602 zu Büttgen im Jülichschen, diente schon 1622 als gemeiner Reiter unter dem span. Feldherrn Spinola, trat aber später in das bayr.-ligistische Heer über und stieg zum bayr. Generallieutenant auf, auch wurde er für seine rühmlichen Waffenthaten in der Schlacht bei Nördlingen (1634) von Kaiser Ferdinand II. mit dem Freiherrentitel und der Ernennung zum kaiserl. Feldmarschalllieutenant belohnt. Nachmals focht er am Rhein, wo er im Jan. 1635 Speier eroberte, die franz. Besatzung auf dem Ehrenbreitstein 28. Juni 1637 zur Übergabe zwang, aber bei Rheinfelden 3. März 1638 durch Bernhard von Sachsen-Weimar besiegt und gefangen wurde. Auf den Wunsch des verbündeten franz. Königs Ludwig XIII. sandte dieser seinen Gefangenen nach Paris, wo man denselben mit großen Ehren empfing. Dann saß W. zu Vincennes in Haft, bis er März 1642 gegen den schwed. Feldherrn Gustav Horn ausgewechselt wurde. Nun trat er wieder als kaiserl., kurbayr. und kurkölnischer Generallieutenant der Kavallerie in Thätigkeit und zeichnete sich bei Tuttlingen 24. Nov. 1643, bei Jankow 6. März, Herbsthausen 5. Mai und Allerheim (unweit Nördlingen) 3. Aug. 1645 rühmlich aus. Als Kurfürst Maximilian I. von Bayern einseitig den Ulmer Waffenstillstand (März 1647) abschloß, versuchte W. das bayr. Heer nach Böhmen zum Kaiser Ferdinand III. hinüberzuführen. Das Vorhaben mißlang jedoch, und W. entkam im Juli 1647 nur mit Sporck und wenigen Begleitern in das kaiserl. Lager. Der Kurfürst erklärte ihn als Verräter für vogelfrei und setzte einen Preis von 10000 Thlrn. auf seinen Kopf. Aber der Kaiser ernannte ihn zum General der Kavallerie und zum Reichsgrafen und beschenkte ihn mit der Herrschaft Benatek in Böhmen. W. befehligte zu Ende des Kriegs die gesamte kaiserl. Reiterei, zog sich nach dem Friedensschluß nach Benatek zurück und starb daselbst kinderlos 12. Sept. 1652. Auf dem Altenmarkt zu Köln wurde 1885 nach Albermanns Entwurf ein monumentaler Brunnen in deutschem Renaissancestil errichtet, den ein Standbild W.s überragt. Vgl. Barthold, «Johann von W.» (Berl. 1826); Teicher, «Johann von W.» (Augsb. 1876); von Janko, «Johann von W.» (Wien 1874, «Jahrbuch des Volksschriften-Vereins»).

Wertheim, Stadt im Kreise Mosbach des Großherzogtums Baden, Hauptort der ehemaligen Grafschaft W., an der Mündung der Tauber in den Main und am Fuße eines bewaldeten Bergs schön gelegen, Station der Linien Lauda-W. der Badischen und Lohr-W. der Bayrischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts und hat ein 1604 errichtetes Gymnasium, eine Gewerbeschule, eine höhere Töchterschule, eine im 14. Jahrh. erbaute, jetzt evang. Kirche mit den Grabmälern der Grafen von W. und Löwenstein, eine kath. Kirche und zwei fürstl. Schlösser, in deren einem der Fürst von Löwenstein-Werthheim-Freudenberg früher residierte. Die Stadt selbst, früher im gemeinschaftlichen Besitz des fürstl. Hauses, ist noch Sitz der fürstl. Behörden, und über ihr ragen die ansehnlichen, zum Teil gut erhaltenen Ruinen des Bergschlosses Wertheim hervor, des Stammhauses der Grafen von W., das im 14. und 16. Jahrh. von rotem Sandstein erbaut und in den Stürmen des Dreißigjährigen Kriegs verwüstet wurde. W. hat seit 1834 einen Freihafen und zählt (1884) 3600 E., welche Schiffahrt, Gerberei, Weinbau, Speditionshandel betreiben, sowie Mühlenbetrieb und Handel mit Wein und Holz unterhalten und ergiebige Steinbrüche ausbeuten. Der Wertheimer Wein ist ein bekannter Frankenwein, dessen bessere Sorten am Main, auf dem Remberg und der Wettenburg wachsen. Der Stadt gegenüber liegt am rechten Ufer des Main der bayr. Marktflecken Kreuzwertheim, mit einem Schlosse und 800 E., die Feld-, Obst- und Weinbau treiben. Unweit von W. liegt das Schloß Brombach oder Bronnbach, ein ehemaliges Cistercienserkloster, das 1802 aufgehoben und zu den Entschädigungen des Fürsten von Löwenstein-W. gezogen wurde, jetzt Ökonomiegut mit Brauerei. Von 1856 bis 1866 lebte daselbst Dom Miguel, Exkönig von Portugal, dessen Witwe Herzogin von Braganza daselbst noch ihren Wohnsitz hat.

Werther, Stadt in der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Minden, Kreis Halle in Westfalen, am Nordostabhang des Teutoburgerwaldes, 11 km im NW. von Bielefeld, zählt (1885) 1921 evang. E. und hat eine im Anfang des 14. Jahrh. erbaute Pfarrkirche, Flachsbau, eine Kunstdüngerfabrik und Cigarrenfabriken, sowie lebhaften Handel mit Flachs, Leinen, Schinken und Lederwaren.

Werther (Julius von), Theaterdirektor und Schriftsteller, geb. 20. Mai 1838 zu Roßla, studierte und wandte sich dann, durch Laube veranlaßt, der theatralischen Laufbahn zu; 1864—67 gehörte er dem Hoftheater in Weimar, zuletzt als Regisseur an, wirkte 1867—72 als artistischer Leiter des Hof- und Nationaltheaters in Mannheim und kehrte 1877 auch dahin zurück, nachdem er 1873—74 Hoftheaterdirektor in Darmstadt gewesen war. Im J. 1884 nahm er seine Entlassung in Mannheim. Seitdem leitet er als Intendant das Hoftheater in Stuttgart. Außer mehrern Übersetzungen aus dem Französischen verfaßte W. verschiedene Dramen: «Mazarin», «Pombal» u. a., die sich indessen nicht dauernd im Repertoire zu halten vermochten.

Werther (Karl, Freiherr von), preuß. Diplomat, geb. 31. Jan. 1809 zu Königsberg als Sohn des ebenfalls als preuß. Diplomat bekannten Wilhelm, Freiherrn von W. (geb. 1772 zu Königsberg, 1824—37 Gesandter in Paris, 1837—41 Minister der auswärtigen Angelegenheiten, gest.

1859 als Oberstmarschall), wurde 1830 Auskultator am berliner Stadtgericht, bald darauf Regierungsreferendar zu Merseburg und 1833 Gesandtschaftsattaché in Paris. Im folgenden Jahre als Legationssekretär nach München versetzt, war er später in derselben Eigenschaft an den Höfen im Haag, zu London und Paris, bis er 1842 Gesandter in der Schweiz und 1845 in Athen wurde. Im J. 1849 ging W. nach Kopenhagen und von dort 1854 als Gesandter nach Petersburg, 1859 nach Wien, wo er 1864 den Wiener Frieden mit Dänemark preußischerseits abschloß. Nach dem Ausbruch des Deutschen Kriegs im Sommer 1866 von Wien abberufen, versah W. während desselben die Geschäfte des Grafen Bismarck als Minister der auswärtigen Angelegenheiten und nahm im Aug. 1866 an den Verhandlungen über die Präliminarien zu Nikolsburg, sowie an denen über den Abschluß des Prager Friedens teil. Nach dem Kriege nach Wien zurückgekehrt, blieb er daselbst bis zum Okt. 1869, um dann in Vertretung Preußens und des Norddeutschen Bundes als Botschafter nach Paris zu gehen, wo er bis zum Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 blieb. Im Frühling 1871 erhielt er den Abschied aus dem Staatsdienst, wurde aber 1874 nochmals als Botschafter des Deutschen Reichs in Konstantinopel angestellt und fungierte als solcher, bis er im Jan. 1877 in den Ruhestand trat.

Wertingen, Stadt und Hauptort eines Bezirksamts im bayr. Regierungsbezirk Schwaben, links an der rechts zur Donau gehenden Zusam, unweit des Donau-Riedes, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 1878 fast ausschließlich kath. E. Hier besiegten 8. Okt. 1805 die Franzosen unter Murat und Lannes die Österreicher unter Jellacic, dessen Truppen nach der Einnahme der Stadt völlig zersprengt wurden. — Das Bezirksamt Wertingen umfaßt 316 qkm mit 18280 E.

Wertpapiere sind Urkunden, die vermöge des Kredits einen gewissen Geldwert in sich tragen und deshalb nicht nur als Beweisurkunden einer Obligation dienen, sondern zu einer besondern Art von Verkehrsgegenständen geworden sind. Der ursprüngliche Typus der W. ist der gewöhnliche Schuldschein, der indes wesentlich Beweisurkunde ist und für den Verkehr kein geeignetes Objekt bildet. Zuerst erlangte der Wechsel eine bedeutende Verkehrsfähigkeit, und derselbe bildet noch immer eine der wichtigsten Klassen der W. Einige Verwandtschaft mit demselben hat die Banknote, ein W., das sich seiner Natur nach dem Gelde nähert. Noch mehr ist dieses der Fall bei dem Papiergeld, das bei Uneinlöslichkeit und Zwangskurs sogar zu einem wirklichen, wenn auch schlechten Gelde werden kann. In der neuern Zeit spielen die zins- oder dividendentragenden Börsenpapiere (Staatsschuldverschreibungen, Eisenbahnobligationen, Aktien u. s. w.) eine besonders hervorragende Rolle als W., sodaß man auf sie diese Bezeichnung oft im engern Sinne anwendet. Ihre Verkehrsfähigkeit erreicht den höchsten Grad, wenn sie, was jetzt bei den meisten der Fall ist, nicht auf Namen, sondern auf den Inhaber lauten, also ohne Umschreibung oder sonstige Formalitäten wie gewöhnliche Waren von Hand zu Hand gehen können. Neben den angeführten Arten von W., die sämtlich auf Geld lauten, gibt es auch auf Waren oder andere Leistungen lautende, wie die Connossamente, Lagerscheine und Warrants (s. d.), oder die Postmarken, die Abonnementskarten für Theater, Bäder u. s. w.

Wertversicherung ist jede Versicherung, welche dem Versicherten Anspruch auf vollen oder teilweisen Ersatz gewährt, falls er durch eine bestimmte Art von Wertzerstörung geschädigt wird. Es gehören also hierher namentlich die Feuer-, Hagel-, Vieh- und Transportversicherungen, während die Lebensversicherung einen andern Charakter trägt. Im gewöhnlichen Leben kommt die W. am häufigsten bei den mittels der Post versendeten Wertbriefen und Wertpaketen zur Anwendung, für welche übrigens nicht nur im Falle der Zerstörung, sondern auch des durch Diebstahl oder auf andere Art entstandenen Verlustes der deklarierte Wertbetrag ersetzt wird.

Werwj (russ., die), Strick, Meßleine, bedeutete im alten Rußland dasselbe, wie bei den Czechen Honitva (s. d.).

Werwolf, minder richtig Wehrwolf und Wärwolf, ist zusammengesetzt aus Wolf und dem veralteten Worte wër (got. vair, lat. vir), der Mann, was sich außerdem in Wergeld und Wirt (wër-gelt, wir-t) erhalten hat. Es bedeutet einen Menschen, der Wolfsgestalt annehmen kann. Auch in das Französische ist das deutsche Wort frühzeitig übergegangen und hat sich in regelrechtem Lautwechsel allmählich verwandelt aus altdeutschem werwulf in franz. warou, später garou, woraus zuletzt mit pleonastischer Zusammensetzung das jetzt übliche loup-garou geworden ist. Schon die Griechen, namentlich die Arkadier wußten viel vom Lykanthropos zu erzählen, wie nicht minder die Römer vom Versipellis. Im Mittelalter herrschte der Glaube an Werwölfe bei allen slaw., kelt., german. und roman. Völkern, und selbst noch gegenwärtig lebt er in verschiedenen Gegenden, besonders in Volhynien und Weißrußland. In Serbien und der Walachei berührt sich dieser Glaube mit der Vorstellung vom Vampyr (s. d.). Nach der ältesten german. Vorstellungsweise, welche den Körper als ein Kleid der Seele auffaßte, hing Verwandlung in Wolfsgestalt ab von dem Überwerfen eines Wolfshembes oder Wolfsgürtels, auch dem Anstecken eines Ringes, was ohne Absicht des Zauberns geschehen konnte, mit der Gestalt zugleich Stimme und Wildheit des Wolfs gab und die Rückkehr in menschliche Gestalt gewöhnlich erst nach einer bestimmten Anzahl von Tagen oder Jahren erlaubte. Der spätere, häufig in Hexenprozessen vorkommende Aberglaube ließ die Verwandlung bewirken durch einen aus Menschenhaut geschnittenen und um den Leib gebundenen Riemen; auch konnte die Werwolfsnatur angeboren werden. Der W., welcher besonders in den Zwölften umgeht und von echten Wölfen sich durch abgestumpften Schwanz unterscheidet, gräbt Leichen aus, ist aber auch nach Blut gierig und raubt Knaben und Mädchen. Ursprung und Grundbedeutung dieser uralten mythol. Vorstellung ist noch nicht hinreichend ermittelt. Nahe verwandt ist ihr eine mit gestörter Phantasie zusammenhängende Krankheitsform, die Lykanthropie, welche zuerst von spätern griech. Ärzten erwähnt wird und zuweilen mit erblichem oder epidemischem Charakter vorgekommen sein soll. Vgl. Leubuscher, «Über die Werwölfe und Tierverwandlungen im Mittelalter» (Berl. 1850); Hertz, «Der W.» (Stuttg. 1862).

Wesel, Stadt und Festung im preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, im Kreise Rees, liegt am

Rhein, in den hier die schiffbare Lippe mündet, Station der Linien Venlo-Haltern, Oberhausen-Emmerich und W.-Bocholt der Preußischen Staatsbahnen, an welche hier die Nordbrabant-Deutsche Eisenbahn nach Boxtel anschließt, ist Sitz eines Amtsgerichts, einer Handelskammer und der Niederrheinischen Güterassekuranzgesellschaft, hat ein Gymnasium nebst Realprogymnasium, zwei Krankenhäuser und ein Militärlazarett und zählt (1885) 20677 E., welche zur größern Hälfte der kath., zur kleinern Hälfte der evang. Konfession angehören. Über den Rhein, der hier durch eine befestigte Insel geteilt ist, führt eine Eisenbahnbrücke und eine stehende Pontonbrücke, welche auf dem linken Ufer durch das Fort Blücher verteidigt wird. Unter den fünf Kirchen W.s ist die älteste und die größte die 1181 eingeweihte, aber in ihrer heutigen Form erst 1521 vollendete Große oder Willibrordikirche, welche seit 1883 in der Restauration begriffen ist. Die Mathenakirche ist aus einer ältern Antoniuskapelle zwischen 1472—77 hervorgegangen und jetzt evang. Garnisonkirche. Die ehemalige luth. oder kleine Kirche ist in neuerm Stil 1731 erbaut. Den Katholiken gehören die Klosterkirche (das Dominikanerkloster ist jetzt Artilleriekaserne) und Fraterhauskirche. Das Rathaus, nach dem großen Brande 1396 vollendet, zeichnet sich durch seine architektonisch verzierte Fronte und einen neugebauten Sitzungssaal in got. Stile aus und besitzt ein wertvolles Bild des niederrhein. Malers Jan von Calcar. Das Gouvernementshaus, jetzt Wohnung des Kommandanten, hat der erste klevische Herzog Adolf 1417 erbaut, dessen Gebeine in der Klosterkirche ruhen. Eine architektonische Zierde der Stadt ist das 1722 vollendete Berliner Thor mit den Statuen des Hercules und der Minerva. Vor demselben erinnert ein 1835 errichtetes Denkmal an die hier 16. Sept. 1809 erschossenen 11 Offiziere vom Schillschen Korps. Lebhafter Verkehr auf dem Rhein, durch Sicherheits- und Freihäfen sowie durch frequente Dampfschiffahrt gefördert, Speditions-, Holz- und Fischhandel (Lachs und Neunaugen), Schiffahrt, außerdem mehrere Fabriken, Tischlerei und Gartenbau sind die wichtigsten Nahrungszweige.

W.s Geschichte beginnt 1125 mit der Stiftung des Klosters Avendorp in der Rheinvorstadt, das aber 1587 von den Bürgern geschleift wurde, damit sich die Spanier darin nicht festsetzen konnten. Die Stadt war eine reichsunmittelbare, wurde aber als ein Teil der Herrschaft Dinslaken betrachtet und kam durch Erbschaft mit dieser 1220 an Kleve. Ihre alten Freiheiten bestätigte und erweiterte Graf Dietrich V. 1241. Sie gehörte auch zur Hansa. Wichtig ist die 1568 hier abgehaltene Synode der reformierten niederländ. Kirchen. Seit 1540 lutherisch, wurde die Bürgerschaft mit dem Magistrat seit Anfang des 17. Jahrh. streng reformiert. Die Drangsale im niederländ. Kriege, besonders zwischen 1586 und 1598, dann im klevischen Erbfolgekriege, als W. 1614—29 in der Gewalt der Spanier war, zerstörten den alten Wohlstand. Nach der Befreiung vom span. Joche durch die Holländer blieb die Stadt brandenburgisch, verlor aber 1714 ihre alten Privilegien. Auf kurze Zeit kam 1672 und 1760 die unverteidigte Festung in die Hände der Franzosen. Nachdem sie 1805 an Napoleon abgetreten worden, wurde sie großherzoglich bergisch, 1806 aber französisch. Im Nov. 1813 schloß ein preuß. Korps die Festung ein, bis der franz. Gouverneur Bourke dieselbe infolge des Pariser Friedens 6. Mai 1814 Preußen übergab. Vgl. Wolters, «Reformationsgeschichte der Stadt W.» (Bonn 1868); Gantesweiler, «Chronik der Stadt W.» (Wesel 1883).

Wesel (Joh. von), Vorreformator, eigentlich Johannes Ruchrath, geb. im ersten Viertel des 15. Jahrh. in Oberwesel, war um 1450 Professor in Erfurt, später Prediger am Rhein, wahrscheinlich in Worms, bekämpfte vom streng augustinischen Standpunkte ausgehend das Ablaßwesen, das Bannwesen, das Fastengebot und die Macht der Hierarchie; ebenso war er gegen die kirchliche Transsubstantiationslehre. Er wurde deshalb 1479 von den mainzer Dominikanern verklagt, als Ketzer verurteilt und seine Schriften verbrannt. Einem gleichen Schicksal entging der alte Mann nur durch seinen Widerruf im Dom zu Mainz, worauf er in ein Kloster gesteckt wurde und daselbst 1481 starb. Von seinen Schriften haben sich einzig die beiden «De indulgentiis» und «De potestate ecclesiastica» erhalten (herausg. von Walch in seinen «Monumenta medii aevi», Gött. 1757). Vgl. Ullmann, «Reformatoren vor der Reformation» (Hamb. 1841).

Weselowo, historisch bekanntes Dorf an der Beresina, in der Nähe von Borissow (s. d.).

Wesen heißt in der gewöhnlichen Sprache alles, was ist oder existiert, z. B. in den Ausdrücken Naturwesen, lebendige und vernünftige Wesen u. s. w. In der wissenschaftlichen Sprache bildet den Gegensatz für den Begriff des W. die Erscheinung. Denn eine genauere Betrachtung der Dinge zeigt, daß an ihnen viele Eigenschaften «erscheinen», welche teils veränderlichen Charakters, teils nur auf Beziehungen der Dinge zu andern, besonders zu unserer Auffassungsweise begründet sind. Es entsteht daher das Bedürfnis, zu den Erscheinungen das W. zu finden und jene auf dieses zurückzuführen, womöglich aus ihm abzuleiten. Innerhalb der Erscheinung gibt sich das W. zu erkennen als das Beharrliche und sich selbst immer Gleichbleibende im Gegensatz zu dem Veränderlichen und Zufälligen. Daher sind die wesentlichen Merkmale eines Begriffs die unveränderlichen, welche man nicht von ihm hinwegnehmen darf, ohne ihn selbst zu zerstören; die unwesentlichen hingegen die veränderlichen oder vertauschbaren. Derselbe Gegensatz findet statt bei dem, was an Naturdingen sowie auch an moralischen Institutionen, wie Familien, Staaten u. s. w., als das notwendige W. derselben, ohne welches sie nicht bestehen können, von ihren zufälligen, veränderlichen, wechselnden oder auch beliebigen und vertauschbaren Erscheinungsformen unterschieden wird. Man pflegt die Erscheinung auch das Äußere, das W. aber das Innere einer Sache zu nennen. Da jedoch die wissenschaftliche Analyse der Wirklichkeit immer mehr aufgedeckt hat, wieviel von den Eigenschaften der Dinge auf wechselnden Beziehungen beruht, so lag der Philosophie von jeher die Tendenz nahe, das W. der Dinge hinter allen Erscheinungen als ein Ding-an-sich (s. Ding) zu suchen, welches entweder überhaupt nicht, oder nur auf besonderm, philos., mystischem oder gläubigem Wege zu erkennen sei.

Wesen oder Weesen, Städtchen im Bezirk Gaster des schweiz. Kantons St. Gallen, liegt 430 m über dem Meere bei dem Ausfluß der Linth aus dem Walensee, an der Bahnlinie Zürich-Chur, von der hier die Glarner Bahn abzweigt, zählt (1880) 716

meist kath. E. und verdankt seinem milden Klima, seiner lieblichen Umgebung und seiner schönen aussichtsreichen Lage am Südufer des Speer beim Eingange des Glarnerlandes eine wachsende Bedeutung als klimatischer Kurort. Historisch ist das Städtchen bekannt durch die Mordnacht von W. (23. Febr. 1388), in welcher die österreichisch gesinnten Bürger die glarnerische Besatzung ermordeten, was der Ort nach der Schlacht bei Näfels (9. April 1388) schwer büßen mußte. Auch 1799 und 1800 bei den Kämpfen zwischen den Franzosen und den Österreichern und Russen wurde W. durch Plünderung hart mitgenommen.

Wesenberg, Stadt in Mecklenburg-Strelitz, am Ausfluß der Havel aus dem Groß-Woblitzsee, 14 km im SW. von Neustrelitz, hat (1880) 2068 E., eine alte Burgruine, Wollspinnerei und Cementfabrikation.

Wesenberg (estn. Rakewerre), Kreisstadt des russ. Gouvernements Estland, Kreis Wierland, am Fuße eines Bergs, auf dem die Ruinen der 1223 unter König Waldemar II. von Dänemark erbauten, 1703 von den Russen zerstörten Burg W. stehen, ist Station der Linie Petersburg-Reval der Baltischen Eisenbahnen und war im Mittelalter eine blühende Handelsstadt, hat aber (1881) nur noch 3500 E., eine luth. und eine russ. Kirche, zwei Marktplätze, acht Schulen, eine öffentliche Leihbibliothek, ein Stadt-Armen- und Waisenhaus, ein Kreis- und Stadtgefängnis und einige Fabriken. W. war bis 1347 dänisch, wurde dann deutsch bis 1558, darauf russisch bis 1581, dann schwedisch bis 1602, darauf polnisch bis 1608, alsdann wiederum schwedisch bis 1703, wo Stadt und Burg von den Russen vollständig zerstört wurden.

Weser (lat. Visurgis, altdeutsch Visuracha), einer der Hauptflüsse Deutschlands, entsteht aus der Werra (s. d.) und Fulda (s. d.), die sich in 117,5 m Seehöhe bei Münden vereinigen und nun den Namen W. erhalten. Dieselbe fließt zunächst mit mancherlei Windungen, indem sie preuß., braunschw., lipp. und dann wieder preuß. Gebiet mehrfach berührt oder durchschneidet, gegen Nordwesten, bei Karlshafen (in 96 m Höhe) links die Diemel aufnehmend, wendet sich dann nach Aufnahme der von links kommenden Nethe über Höxter (93,8 m), Corvey, Holzminden (82,5 m), Emmern, wo links die Emmer einmündet, Hameln (64 m) gegen Norden und über Rinteln (52 m) gegen Nordwesten, durchbricht nach der Aufnahme der Werre (s. Werra) in der Porta Westphalica (s. d.) oberhalb Preußisch-Minden (38 m hoch) die Weserkette, den nördl. Rand des Wesergebirges, welches sie bis dahin in einem schönen Thale durchflossen, und geht nun über Petershagen, Nienburg und Hoya, dann, nach Aufnahme der Aller, gegen Nordwesten über Bremen (3,4 m) und Vegesack. Zuletzt scheidet sie nach ihrem nördl. Laufe Oldenburg und Preußen (Hannover), dort die Hafenplätze Elsfleth, unterhalb der Mündung der Hunte, und Brake, hier Geestemünde und Bremerhaven berührend, und mündet unterhalb Bremerhaven in die Nordsee, im Osten des Jadebusens.

Geographisch zerfällt ihr Lauf in den obern und untern, deren Grenzscheide bei Minden ist; hinsichtlich der Schiffahrt aber wird als Grenzpunkt der Ober- und Unterweser Bremen angenommen. Ihr Lauf beträgt 436 km, bis zur Werraquelle 716 km, ihr Flußgebiet 47000 qkm. Schiffbare Flüsse nimmt sie nur im Tieflande auf, nämlich rechts die Aller mit der Leine, die Lesum oder die mit der Hamme vereinigte Wümme bei Vegesack, die Geeste bei Geestemünde, sämmtlich in der preuß. Provinz Hannover, links die Hunte in Oldenburg. Außerdem mündet links oberhalb Nienburg die Aue. Bis zur Mündung der Hunte fließt der Strom ungeteilt, dann aber bildet er mehrere Werder. Die Breite desselben beträgt bei Münden 94 m, von Münden bis Hameln 100 m, bei Minden 200 m, bei Bremen 220 m, bei Elsfleth bereits 1,9 und an der Mündung 11 km. Die W. ist eine der vorzüglichsten Wasserstraßen für Deutschlands Handel, indem sie aus der Vereinigung bereits schiffbarer Flüsse entsteht und bis Elsfleth aufwärts für Seeschiffe fahrbar ist, für kleinere sogar bis Vegesack. Kähne von 200 t Last gehen bis Münden. Die Mündung ist mit Sandbänken angefüllt und hat bei Flutwasser nur 6 m Tiefe im Minimum. Das Hauptfahrwasser liegt hier auf der ehemals hannov. Seite und ist bis Bremerhaven 3,9, zur Flutzeit 7,15 m tief, also für tiefgehende Schiffe ausreichend. Die Beschaffenheit des Fahrwassers der Oberweser entspricht indessen der großen Verkehrswichtigkeit des Stroms in keiner Weise und der Oberlauf ist im Sommer wegen der Seichtigkeit oft monatelang unfahrbar. Die geringe Breite des Fahrwassers, mehrere Stromschnellen und die Gefahren der Schiffahrt bei hohem Wasserstande sind andere Übelstände. Dazu kommt die Menge von engen Brücken, Schleusen und Wehren.

Der bereits im 18. Jahrh. angelegte Kanal zur Verbindung der Hamme mit der Oste bei Bremervörde ist seit 1830 wieder schiffbar gemacht, und vom Mai 1852 bis Nov. 1853 hat Hannover im Lande Hadeln einen Entwässerungs- und Schiffahrtskanal, den 22,3 km langen Geestekanal in Verbindung mit dem Hadelerkanal, zur Verbindung der W. mit der Elbe hergestellt. Von Bremen führt zur obern Wümme der schon 1288 gegrabene Kuhgraben. Die größten Schiffe der W. werden Böde genannt, sind 38,3 bis 40,3 m lang, 4,7 bis 5,2 m breit, 1,6 m tief. Die mittlern Schiffe heißen Äfter, Achter oder Hinterhänge, weil sie an den Bod gehängt werden, und die noch kleinern nennt man Büllen. Alle drei Arten von Schiffen machen, wenn sie beladen und miteinander verbunden sind, eine «volle Mast» aus. Mit Dampfschiffen wird die W. zwischen Karlshafen und Hameln und von Bremen an abwärts befahren.

Die Weserschiffahrt war früher durch die vielen Uferstaaten, durch das Stapelrecht einzelner Städte, durch die Vorrechte der Weserschiffahrtsgilden, sowie durch die vielen Zölle, welche die einzelnen Staaten erhoben, schweren Hindernissen unterworfen, bis endlich infolge des Wiener Kongresses die Abgeordneten sämtlicher beteiligten Uferstaaten 10. Sept. 1823 eine Schiffahrtsakte unterzeichneten, die Gleichmäßigkeit der Abgaben und Schiffahrtsfreiheit von Münden bis zur Mündung des Stroms aussprach, auch alle besondern Berechtigungen aufhob und dafür einen festen «Weserzoll» aufstellte, der jedoch später noch herabgesetzt und durch Vertrag vom 26. Jan. 1856 zwischen Preußen, Hannover, Kurhessen und Bremen ganz suspendiert wurde. Gleichzeitig erfolgte zwischen Preußen und Bremen der Abschluß eines zunächst bis zum 31. Dez. 1865 gültigen Vertrags wegen der Beförderung der gegenseitigen Verkehrsverhältnisse, infolge dessen in Bremen ein vereinsländisches Hauptzollamt für den

Schiffahrts- und Eisenbahnverkehr errichtet ward. Eine Additionalakte vom 3. Sept. 1857, welche 1. Sept. 1858 in Wirksamkeit trat, brachte sodann noch mannigfache Verbesserungen für die Schiffahrt wie für die Strombauten. Hauptgegenstände des Weserhandels sind die Hölzer aus den Eichen- und Buchenwaldungen an den Ufern, die berühmten Höxter Steine und Platten, die Oberkirchener, Vlothoer und Portasteine, aus denen die großen Brücken bei Dirschau und Marienburg erbaut worden, und die auch das Material zur Befestigung des Jadebusens liefern, die Ausbeuten der reichen Steinkohlenflöze in Schaumburg-Lippe, ausgezeichneter Portacement, die Hüttenprodukte Westfalens und des Harzes, hannov. und westfäl. Leinen, Wolle, Rüböl, Tabak, Glas, Kolonialwaren &c. Die wichtigste Handelsstadt an der W. ist Bremen.

Vgl. Maidinger, »Die deutschen Ströme in ihren Verkehrs- und Handelsverhältnissen« (Abteil. 4: »Die W., Ems &c.«, Lpz. 1854); Geißler, »Die W. Eine Beschreibung in Wort und Bild« (Brem. 1864); Kohl, »Nordwestdeutsche Skizzen« (2 Tle., Brem. 1864); Freese, »Übersicht des bremischen Handels im J. 1866« (Brem. 1867); Struck, »Wanderungen durch das Stromgebiet der W.« (Hannov. 1877).

Das Departement Weser im ehemaligen Königreich Westfalen, 5665 qkm groß mit 331000 E., umfaßte Minden, Osnabrück, Ravensberg, den hess. Anteil an Schaumburg und das Amt Thedinghausen, hatte Osnabrück zur Hauptstadt, wurde 1810 dem franz. Depart. Oberems einverleibt und kam 1814 in die frühere Verfassung zurück.

Wesergebirge, Weserbergland, Weserterrasse ist der gemeinschaftliche Name des Gewirres von Bergzügen, Plateau- und Hügellandschaften, welches den ganzen obern Lauf der Weser (s. d.) von Münden bis Minden auf beiden Seiten begleitet, von dem Flusse selbst in das ostfäl. und westfäl. Bergland geteilt wird, und teils zu den preuß. Provinzen Westfalen, Hessen-Nassau und Hannover, teils zu Braunschweig, teils zu den Fürstentümern Lippe gehört. Im Osten durch das Thal der Leine von dem Göttingerwalde und den westlichsten Vorhöhen des Harzes getrennt, im Süden mit dem hess. Plateau- und Hügellande, im Südwesten mit dem niederrhein. Gebirge verwachsen, erstreckt es sich als der äußerste Gebirgsvorsprung des deutschen Mittellandes in Nordwestrichtung weit in die Norddeutsche Tiefebene hinein, in welcher es die große westfälische oder Bucht von Münster aus dem allgemeinen Gebiet der Niederung abscheidet. Die einzelnen waldreichen Bergzüge haben, untereinander ziemlich parallel laufend, dieselbe Richtung nach Nordwest und erreichen selbst in ihren höchsten Kuppen kaum die absolute Höhe von 520 m. Was ihnen aber den Gebirgscharakter verleiht, das ist der plateauartige Zusammenhang ihrer Massen; dann die wallförmige, oft scharf markierte Gestalt der einzelnen Ketten; endlich ihre bedeutende relative Erhebung über die tiefe Thalfurche der Weser und das benachbarte Niederungsland, über welches sie teilweise 325—390 m emporsteigen, wodurch sie dem Auge bedeutender als manches absolut höhere Gebirge erscheinen. Überdies bieten diese Bergzüge viele malerische Punkte dar; namentlich das Weserthal gehört zu den schönsten Thälern Norddeutschlands.

In der östl. Weserterrasse sind von Süden gegen Norden der Bramwald, das plateauartige Sandsteingebirge des Sollingerwaldes oder Solling, das wechselvolle Bergland des Hils, des Ith, der Lauensteinerberge und des Osterwaldes, der Süntel, der Deister, die Bückeberge und als westl. Fortsetzung, zugleich als nördl. Rand der Weserterrasse die östliche Weserkette oder das eigentliche Wesergebirge, zwischen Oldendorf und Hausberge, das in der Paschenburg eine Höhe von 352 m und sein Westende im 181 m hohen Jakobsberge oberhalb Minden erreicht. Diesem gegenüber, auf dem linken Ufer der Weser, erhebt sich der 282 m hohe Wittekindsberg. Zwischen beiden bildet die Weser ihren letzten Durchbruch, die Westfälische Pforte oder Porta Westphalica (s. d.).

Die ungleich ausgedehntere westl. Weserterrasse hat zum Nordrand die mit dem Wittekindsberge beginnende westl. Weserkette, die unter dem Namen der Mindenschen Bergkette, des Wiehengebirges, der Lübbenschen Berge, Kappeler Berge u. s. w. in gleicher wallartiger Form westwärts zur Quellgegend der Hunte, dann westnordwestwärts bis zu den unabsehbaren Moor- und Heidegegenden an der mittlern Haase, gegen Norden aber ohne Vorhöhen in das Tiefland abfällt. Sie ist durch die Thalebene der obern Haase von dem Teutoburgerwalde geschieden, der die Weserterrasse gegen die westfäl. Tiefebene oder die große münstersche Bucht abgrenzt. Im Hochlande östlich von ihm sind zu nennen: das Paderbornsche Plateau und das nördlich angrenzende Hügelland von Lippe und Pyrmont.

In dem Bereiche der Weserterrasse treten, außer im Bramwalde und andern Teilen ihres östl. Abschnitts, wo sich Basaltkegel finden, nirgends krystallinische Massengesteine oder krystallinische Schiefer an die Oberfläche hervor. Dagegen sind die Flözformationen von der Kohlengruppe bis zur Molasse außerordentlich vollständig vertreten, und es findet sich hier eine Mannigfaltigkeit und Abwechselung der Schichtengesteine, wie sie nirgends sonstwo in Deutschland vorkommt. Echte Steinkohlen finden sich bei Ibbenbüren; die Kohlen der Wealdenformation werden bereits an vielen Orten gewonnen. Zu Steinbrüchen geben die Kalk- und Sandsteine aller Formationen Veranlassung. Im Wealden bei Münden, im Hilssandstein bei Salzgitter, sowie an andern Orten wird Eisenstein ausgebeutet. Zahlreich sind die Salzwerke und unter diesen Neusalzwerk bei Rehme oberhalb Minden, dessen erbohrte Solquelle das Bad Oeynhausen versorgt. Von andern kräftigen Mineralquellen sind Pyrmont, Eilsen (s. Bückeburg), Rehburg und Nenndorf zu nennen. Der Boden ist vorherrschend sehr fruchtbar, wenn auch seiner Natur nach abwechselnd. Die Weserketten, in Verbindung mit dem Harz stellen sich der Verkehrsverbindung zwischen dem Rheinland und der nordostdeutschen Niederung hindernd entgegen. Deshalb sind ihre Querdurchbrüche an der Weserpforte und bei Bielefeld schon seit ältester Zeit zu einer Hauptstraße, neuerdings aber auch für eine wichtige Eisenbahnverbindung benutzt worden. Vgl. Kraatz, »Der Tourist im W.« (Minden 1877).

Wesley (John), der Stifter der Methodisten (s. d.), der Sohn des englischen, auch als Schriftsteller bekannten Theologen Samuel W. (gest. 1735), wurde 17. Juni 1703 zu Epworth in der engl. Grafschaft Lincoln geboren, studierte zu Oxford und wurde 1725 zum Diakon geweiht. Durch die Schriften des Thomas a Kempis und Taylor früh

angeregt, stiftete er schon 1729 auf der Universität Oxford mit seinem Bruder Charles W. (geb. 18. Dez. 1708, gest. 29. März 1788) und 15 Studenten einen Bund zum Lesen der Bibel, Fasten, Beten und zu guten Werken. Wegen ihres methodisch geordneten frommen Lebens wurde ihnen der Spottname «Methodisten» beigelegt. W. ging 1735 mit seinem Bruder nach Amerika. Hier entsagte er allen Annehmlichkeiten des Lebens, genoß weder Wein noch Fleisch und schlief auf der bloßen Erde. Zelotismus und Intoleranz, sowie seine satirische Zunge erregten ihm jedoch heftige Feinde, sodaß er 1738 nach England zurückging. Er trat jetzt mit den Herrnhutern in Verbindung und stiftete nach dem Muster der Brüdergemeine 1739 zu Fetterlane in London, dann in Bristol und an andern Orten Englands eine selbständige religiöse Vereinigung, jedoch innerhalb der Staatskirche. Im J. 1741 trennte er sich von seinem bisherigen Genossen Whitefield (s. d.), weil derselbe die strenge Prädestinationslehre vertrat, 1743 von den Herrnhutern wegen deren antinomistischen und quietistischen Grundsätzen. Er besuchte jährlich alle Methodistengemeinden, die seiner Partei treu blieben und Wesleyaner genannt wurden, predigte sehr oft und soll überhaupt gegen 50000 Predigten gehalten haben, auch gründete er in Kingswood ein Seminar für methodistische Prediger. Wiewohl er früher die Ehelosigkeit empfahl, verheiratete er sich doch 1749, lebte aber so unglücklich, daß er sich scheiden ließ. W. starb 2. März 1791. Seine Schriften, die formlos und meist Bearbeitungen älterer Werke sind, zählen über 100 Bände. Seine Predigten und kleinern ascetischen und geschichtlichen Aufsätze erschienen mehrmals gesammelt (32 Bde., Lond. 1774; zuletzt, 15 Bde., 1857). Vgl. Southey, «Life of W. and the rise and progress of methodism» (Lond. 1820; neuere Ausg., 1865; deutsch von Krummacher, 2 Bde., Hamb. 1828); die Biographien von Moore (1824), Watson (1831 und 1861), Schmidt (Halle 1849), Tyerman (3 Bde., Neuyork 1876), Hockin (3. Aufl. 1876) und Urlin (Lond. 1880).

Wespen (Vespariae), eine den Bienen verwandte Familie der Insekten aus der Ordnung der Hautflügler, kenntlich durch den platten, in der Mitte stark eingeschnürten, meist schwarz- und gelbgefärbten Leib, sind wie die Bienen mit einem Stachel versehen. Von diesen unterscheiden sie sich besonders durch die Vorderflügel, welche in der Ruhe der Länge nach zusammengefaltet werden. Ihre Nahrung besteht in Früchten, kleinern Insekten und Fleisch. Man unterscheidet drei Gruppen: die nur im Süden vorkommenden Schmarotzerwespen (Massaridae), die einzeln lebenden Mauerwespen (Eumenidae s. Solitariae), die ihrer Larve durch einen Stich gelähmte Insekten als Nahrung eintragen, und die eigentlichen Wespen (Vespae, Polistidae s. Sociales). Letztere leben gesellig in Nestern, die sie in Bäumen, Felsspalten, Erdlöchern u. s. w. aus verarbeitetem faulen Holze und Blättern erbauen. Dieselben erscheinen wie aus grauem Papier gefertigt, sind mit einer wasserdichten Schicht bedeckt, haben den Eingang stets unten und enthalten in mehrern übereinander angebrachten Stockwerken bis an 16000 Zellen. Die Bewohner zerfallen in Männchen, Weibchen und Geschlechtslose, oder besser in Weibchen, die in der Entwickelung gehemmt sind. Letztere, die Arbeiterinnen, belaufen sich bis auf 30000, auf die nur 400 Männchen und wenige Weibchen kommen. Die aus den Eiern der letztern auskriechenden Larven werden von den Arbeitern in einzelnen Zellen gefüttert. Im Winter erfrieren die sämtlichen Insassen bis auf drei oder vier der stärksten Weibchen, welche im Frühjahr nach mehrmonatlicher Erstarrung jede für sich ein neues Nest anfangen. Dergleichen Ansiedelungen findet man dann häufig auf Dachböden und unter Simsen an einem dünnen Stiele aufgehängt. Die bekanntesten Arten sind: die gemeine W. (Vespa vulgaris, Tafel: Insekten IV, Fig. 16), die Französische Papierwespe (Polistes gallica), deren Fortpflanzungsweise besonders durch von Siebold in München bekannt wurde, und die Hornisse (s. d.). Die Mauerwespe (Odynerus) höhlt sich ihr Nest in den Mörtelschichten alter Mauern aus. Nicht zu den eigentlichen W. gehören die Blatt-, Gall-, Holz- und Schlupfwespen. (S. die betreffenden Artikel.)

Wespenbienen (Nomada), ein in Europa sehr artenreiches Bienengeschlecht von Gestalt und Farbe der Wespen; sie leben als Schmarotzer in den Bauen anderer Bienenarten, z. B. die rothörnige W. (Nomada ruficornis, Tafel: Insekten IV, Fig. 20), eine bis 11 mm lang werdende, schwarz und rote, auf dem Hinterleib gelb gebänderte Art, bei den Erdbienen.

Wespenbussard, s. unter Bussard.

Wespenschwärmer, s. Glasschwärmer. Die größte deutsche Art, der Bienenschwärmer (Sesia apiformis, Tafel: Insekten III, Fig. 1), lebt als Raupe hauptsächlich in Pappeln und ist schon schädlich geworden.

Wesprim, soviel wie Veszprim.

Wessel (Joh.), auch Gansfort genannt, ein Vorläufer der Reformation, wurde um 1419 zu Gröningen geboren, erhielt seine Erziehung in der Schule der Brüder des gemeinsamen Lebens zu Zwolle, wo Thomas von Kempis (s. d.) Einfluß auf ihn übte, lehrte dann die Philosophie in Köln, Löwen, Heidelberg und Paris und kehrte endlich in seine Heimat zurück, teils in Gröningen, teils auf dem Agnetenberge bei Zwolle seine letzten Lebensjahre zubringend. Er starb 4. Okt. 1489. Mit reicher klassischer und humanistischer Bildung mystische Tiefe verbindend, faßte er das Christentum als etwas rein Innerliches auf und wurde dadurch zur Opposition gegen die kath. Kirche getrieben. Wegen seiner Gelehrsamkeit erhielt er den Beinamen Lux mundi, während ihn seine Feinde wegen seines Widerspruchs gegen den Scholastizismus Magister contradictionum nannten. Nach seinem Tode wurde ein großer Teil seiner Schriften als ketzerisch verbrannt; ein anderer erschien unter dem Titel «Farrago rerum theologicarum» und wurde sehr oft, unter andern auch mit einer Vorrede von Luther (Wittenb. 1522), herausgegeben. Die vollständigste Ausgabe seiner Werke besorgte Joh. Lydius (Amsterd. 1617). Vgl. Ullmann, «Johann W., ein Vorgänger Luthers» (Hamb. 1834); «Reformatoren vor der Reformation» (Bd. 2, 2. Aufl., Gotha 1866); Bähring, «Das Leben Johann W.s» (Bielef. 1846); Friedrich, «Johann W.» (Regensb. 1868).

Wesselburen, Flecken in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, Kreis Norderdithmarschen, in der Marsch, 5 km von der Nordseeküste, Station der Linie Heide-W.-Büsum der Westholsteinischen Eisenbahn, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 2694 E. und hat Viehzucht, eine Rübenzuckerfabrik,

Getreide- und Viehhandel. W. ist Geburtsort des Dichters Friedrich Hebbel.

Wesselényi (spr. Weschelehnji), altungarisches Magnatengeschlecht, das schon im 17. Jahrh. durch ererbtes Ansehen, Besitz und Heiratsverbindungen zu den hervorragendsten Geschlechtern des Landes gehörte. Bedeutende Mitglieder desselben waren: Franz W., geb. zu Teplitz 1601, gest. 28. März 1667, war Palatin von Ungarn und hatte sich in Krieg und Frieden vielfach ausgezeichnet. Nach dem Vasvárer (Eisenburger) Friedensschlusse (10. Aug. 1664) ließ er sich zur Teilnahme an einer Magnatenverschwörung verleiten, deren Zweck dahin ging, Ungarn in französische Hände zu spielen. Noch ehe die Verschwörung entdeckt und die Hauptteilnehmer (Peter Zrinyi, Frangepan, Nádasdy, Tattenbach) eingefangen und hingerichtet wurden, starb der Palatin. Seine zweite Gemahlin war die vielbesungene Maria Széchy, die «Venus von Murány», das sie gegen ihren spätern Gemahl längere Zeit verteidigte. — Aus dem 17. Jahrh. ist noch zu nennen Paul W., der Feldoberste der «Kuruzzen», d. i. der gegen Österreich aufständischen Miliztruppen Oberungarns.

In neuerer Zeit spielten im politischen Leben Ungarns die beiden Freiherren Nikolaus W., der «ältere» und der «jüngere», eine namhafte Rolle. Baron Nikolaus W. jun., geb. 30. Dez. 1796 zu Zsibó, gest. 21. April 1850 zu Pest, machte in seiner Jugend größere Reisen, auch mit dem Grafen Stephan Széchényi (s. d.), und beteiligte sich seit 1834 am polit. Leben, zuerst auf dem siebenbürg. Landtage. Der Baron war ein leidenschaftlicher Vorkämpfer und Verteidiger des Liberalismus und Führer der Opposition in Siebenbürgen. Er wurde deshalb von der Regierung vielfach verfolgt und gegen ihn ein mehrjähriger Hochverratsprozeß eingeleitet. Er gehörte zur Partei Ludwig Kossuths (s. d.) und nahm an den politischen Kämpfen im ungar. Landtage regen Anteil. Beim Ausbruch der Revolution (1848) zog er sich jedoch zurück. W. verfaßte auch mehrere politische Broschüren und einige Schriften zur Hebung der Pferdezucht; bemerkenswert sind: «Balítéletek» («Vorurtheile», Bukarest 1833) und «Szózat a magyar és szláv nemzetiség ügyében» («Aufruf in Angelegenheit der magyarischen und slawischen Nationalität», Lpz. 1843).

Wesseling (Peter), verdienter Philolog, geb. 7. Jan. 1692 zu Steinfurt in Westfalen, wurde, nachdem er seine Studien auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und zu Leiden und Franeker vollendet, 1717 Konrektor zu Middelburg, 1721 Rektor in Deventer, 1723 Professor der Beredsamkeit zu Franeker und 1735 Professor der Beredsamkeit, Geschichte und griech. Sprache in Utrecht, wo er 9. Nov. 1764 starb. Nächst seinen vorzüglichen Bearbeitungen der «Vetera Romanorum itineraria» (Amsterd. 1735), des Diodorus von Sicilien (2 Bde., Amsterd. 1745; neue Ausg. von L. Dindorf, 5 Bde., Lpz. 1828—31) und Herodot (Amsterd. 1763) sind zu erwähnen: die «Observationes variae» (Amsterd. 1727; wiederholt von Frotscher, Lpz. 1832), die «Probabilia» (Franeker 1731), die «Diatribe de Judaeorum archaeologia» (Amsterd. 1738), die «Epistola de Aquilae fragmentis» (Amsterd. 1748), die «Dissertatio Herodotea» (Utr. 1758). Auch besorgte er verbesserte Ausgaben von Simsons «Chronicon» (Leid. 1752) und von Petitus' «Leges Atticae» (Leid. 1741).

Wesseln (slaw. Veselí), Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Wittingau im südlichen Böhmen, am Zusammenflusse der Lužnitz und Nežarka im fruchtbarsten Teile des Moldaugebiets, ist Station der Linien Prag-Gmünd und Budweis-W. der Österreichischen Staatsbahnen, Sitz eines Bezirksgerichts, hat eine Zuckerfabrik und zählt (1880) 1481, mit dem jenseit des Baches liegenden Markt Mezimostí 2458 E. slaw. Zunge.

Wessely (Josephine), Schauspielerin, geb. 18. März 1860 in Wien, erhielt 1874—76 ihre Ausbildung in der Schauspielschule des wiener Konservatoriums und debütierte 1. Juli 1876 als Luise Miller am Stadttheater zu Leipzig, dem sie bis 1879 angehörte. Gastspiele in Berlin und Wien vermehrten ihren rasch erworbenen Ruf und 1879 wurde sie mit zehnjährigem Kontrakt an das Burgtheater in Wien engagiert und 1884 zur k. k. Hofschauspielerin ernannt. Lustspielrollen und jugendlich tragische Partien sind ihr eigentliches Feld; sie fand vor allem als Gretchen, Marie Beaumarchais, Luise, Marianne viele Anerkennung.

Wessenberg (Ignaz Heinr. Karl, Freiherr von), ausgezeichneter deutscher Kirchenprälat und Patriot, Generalvikar des Bistums Konstanz bis 1827, wurde 4. Nov. 1774 zu Dresden geboren, wo sein Vater österr. Gesandter war. Seine Studien machte er auf der Hochschule zu Dillingen, zu Würzburg und Wien. Er war Domdechant zu Konstanz, als ihn Karl Theodor von Dalberg zum Generalvikar dieses auch einen großen Teil der westl. und mittlern Schweiz umfassenden Bistums erhob. In seinem bedeutenden Wirkungskreise, in den er im Aug. 1801 eintrat, zeigte er sich bemüht, die Geistlichkeit fortzubilden und mit seinem ebenso tief religiösen als milden und friedfertigen Geiste zu erfüllen, der deutschen Sprache in der Liturgie Einfluß zu verschaffen, den deutschen Kirchengesang einzuführen, den Schulunterricht zu fördern, die Seelsorge fruchtbarer zu machen und im Einverständnis mit der Regierung des Kantons Luzern (schon seit 1806) die Überzahl der Klöster zu vermindern. Auch gründete er ein Seminar und Priesterhaus für junge Geistliche und eine große Armenanstalt. Im J. 1814 verweigerte ihm die röm. Kurie die Bestätigung zu seiner durch Dalberg bewirkten Berufung zur Koadjutorstelle im Bistum Konstanz. Als ihn nach Dalbergs Tode die Kapitularen zum Bistumsverweser ernannten, verwarf der Papst durch Breve vom 15. März 1817 auch diese Wahl. Zur Rechtfertigung reiste W. nach Rom, wo er jedoch seinen Hauptzweck nicht erreichte. W. behauptete gegen die röm. Kurie eine männliche und doch gesetzmäßige Haltung, und der Großherzog von Baden schützte ihn in der Ausübung seines Amtes, indem er die mit offiziellen Aktenstücken herausgegebene Denkschrift «Über das neueste Verfahren der röm. Kurie gegen den Bistumsverweser von W.» an den Bundestag brachte. Endlich wurde infolge der Gründung der rhein. Kirchenprovinz 1827 das Bistum Konstanz aufgelöst, wodurch W. seine Stelle verlor. Seitdem lebte er in Baden als Privatmann. Von 1819 bis 1833 wirkte er auch in der bad. Ersten Kammer als Vertreter des liberalen Systems. W. starb 9. Aug. 1860 zu Konstanz.

Die beiden Ideale seines kirchenpolit. Strebens waren die Gründung einer nationalen deutschen Kirche und die Brechung des päpstlichen Absolutismus durch die Neubelebung der Konzilien. Aus

seinen zahlreichen Schriften, deren manche anonym erschienen, sind hervorzuheben: »Die Elementarbildung des Volks« (Zür. 1814; 2. Aufl. 1836), »Die christl. Bilder« (2 Bde., Konstanz 1826—28; 2. Aufl., St. Gallen 1845), »Betrachtungen über die wichtigsten Gegenstände im Bildungsgange der Menschheit« (Aarau 1836), »Die großen Kirchenversammlungen des 15. und 16. Jahrh. in Beziehung auf Kirchenverbesserung« (4 Bde., Konstanz 1840). Seine »Sämtlichen Gedichte« erschienen in sechs Bänden (Stuttg. 1834—44). Noch im hohen Alter veröffentlichte er das philos. Werk »Gott und die Welt, oder das Verhältnis aller Dinge zueinander und zu Gott« (2 Bde., Heidelb. 1857).

Vgl. J. Beck, »Freiherr Ignaz Heinrich von W.« (2. Aufl., Karlsr. 1874); Kreuz, »Zur Charakteristik W.s« (St. Gallen 1863) und die Biographie W.s von Friedrich in Weechs »Badischen Biographien«.

Sein Bruder, Johann Philipp, Freiherr von W.-Ampringen, geb. 28. Nov. 1773, trat, nachdem er in Freiburg und Straßburg seine Studien gemacht, 1797 in den österr. Staatsdienst, wurde 1803 Ministerresident in Frankfurt, 1808 Gesandter in Berlin, 1811 in München. Im J. 1813 sollte er den Bund zwischen Österreich und England vermitteln, wurde aber, als er nach London gehen wollte, zu Hamburg von der franz. Polizei verhaftet und einige Zeit gefangen gehalten. Er nahm darauf wichtigen Anteil am ersten und zweiten Frieden zu Paris und an den Verhandlungen des Wiener Kongresses, wirkte als der erste Gesandte Österreichs am Bundestage und half die Gebietsverhältnisse ordnen. Dem Metternichschen System nicht befreundet, trat er ins Privatleben zurück, bis er nach der Julirevolution von 1830 zum außerordentlichen Gesandten im Haag ernannt wurde, als welcher er an den Londoner Konferenzen zur Schlichtung der holländ.-belg. Wirren teilnahm. Im J. 1831 erfolgte seine Abberufung, weil er angeblich zu viel Hinneigung zu Belgien bewiesen hatte. Er zog sich nach Freiburg zurück, übernahm im Juni 1848 in dem österr. »konstitutionellen« Ministerium den Vorsitz mit dem Portefeuille des Äußern und des kaiserl. Hauses, war aber ungeachtet seiner guten Absichten den polit. Stürmen nicht gewachsen. Nach der Oktoberrevolution von 1848 folgte er dem Kaiser nach Olmütz und machte 21. Nov. dem Ministerium Schwarzenberg-Stadion Platz. Er kehrte nach Freiburg zurück, wo er 1. Aug. 1858 starb. Vgl. »Briefe von W. aus den J. 1848—58 an Isfordink-Kostnitz« (2 Bde., Lpz. 1877).

Wesserling, Fabrikort bei Sankt Amarin im Oberelsaß, s. unter Amarin.

Wessex (Westsex, Westsachsen), eins der sieben angelsächs. Reiche in England, gestiftet 519 von Kerdic. Es umfaßte die jetzigen Grafschaften Cornwall, Devon, Somerset, Dorset, Wilts, Southampton und Berks und die Insel Wight. (S. unter Angelsachsen und Großbritannien, geschichtlich.)

Wessir, s. Vezier.

Wessjegonsk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Twer, am rechten Ufer der Mologa, mit 3372 E., ist ein großer Stapelplatz am Kanalsystem von Tichwinsk für Getreide, Butter, Öl, Fische, Spiritus, Branntwein, Werg, Seife, Metallgegenstände u. s. w.

Wessobrunn oder Wessenbrunn hieß ein im 8. Jahrh. von Herzog Thassilo gestiftetes Benediktinerkloster in Oberbayern, unfern des Lech, zwischen Schöngau und Weilheim. Vgl. Leutner, »Historia monasterii Wessofontani« (Augsb. u. Freiburg 1753). In den jetzt in München befindlichen Handschriften dieses Klosters hat sich ein für die althochdeutsche Litteratur wichtiges Sprachdenkmal noch aus dem Ende des 8. Jahrh. erhalten, das sog. Wessobrunner Gebet, beginnend mit einer kurzen Schöpfungsgeschichte in altertümlich gehaltenen alliterierenden Versen, an die sich dann das eigentliche Gebet in prosaischer Rede schließt. Es ist sehr oft gedruckt und kommentiert und fast in alle altdeutschen Lesebücher aufgenommen worden. In neuerer Zeit versuchte man dem Ganzen metrische Form zuzuweisen; so namentlich Müllenhoff (»De carmine Wessofontano«, Berl. 1861). Doch gelangten die Versuche nicht zur allgemeinen Geltung. Vgl. Wackernagel, »Das Wessobrunner Gebet« (Berl. 1827). Später glaubte Wackernagel in dem Wessobrunner Gebet, welches in seinem ersten Teil höchst wahrscheinlich auf altsächs. Grundlage beruhe, ein Bruchstück und zwar den Anfang der altsächs. poetischen Bearbeitung des Alten Testaments zu finden, an welche sich der Heliand angeschlossen habe (in Zachers und Höpfners »Zeitschrift«, Bd. 1, Halle 1869).

West (Westen), Himmelsgegend, s. Abend.

West (Benjamin), ein berühmter Maler, geb. 10. Okt. 1738 zu Springfield in Pennsylvanien, begann seine Studien in London, ging 1760 nach Rom und nach einem dreijährigen Aufenthalte in Italien nach England, wo seine Bilder große Anerkennung fanden. W. begründete die königl. Kunstakademie, die 1768 bestätigt wurde. Georg III. nahm sein Talent in Anspruch zu Arbeiten in der Kapelle des Schlosses Windsor und ließ ihm eine jährliche Besoldung von 1000 Pfd. St. zahlen, die man ihm aber entzog, als des Königs Gemütskrankheit zum Ausbruch kam. Schon früher hatte sich W. von der Kunstakademie, deren Präsident er gewesen, zurückgezogen und dagegen thätigen Anteil an der Stiftung der 1805 gegründeten British-Institution genommen. Gut studiert, von einem gewissen Adel in der Auffassung, sind seine Gemälde doch etwas monoton und unharmonisch in der Farbe. Seine berühmtesten Gemälde sind Ugolino und der Tod des Generals Wolfe, sein größtes Christus vor Pilatus. Andere Gemälde von ihm sind der Tod Nelsons; Christus, die Kranken und Lahmen im Tempel heilend; Iphigenie und Orestes (Nationalgalerie). Weniger Beifall fanden sein König Lear, den er für die Shakespeare-Galerie malte, und sein Paulus auf der Insel Melite, wie er die Natter von der Hand schüttelt, in der Kapelle zu Greenwich. Seine Schlachtenbilder von La Hogue und Boyne (1780) sind von lebhafter Komposition. Er starb zu London 11. März 1820. Vgl. Galt, »Life and studies of Benjamin W.« (Lond. 1820).

West (Thomas oder Karl August), s. Schreyvogel (Joseph).

West-Africa-Settlements ist die Kollektivbezeichnung für die an der West- und Südküste Nordwestafrikas gelegenen engl. Besitzungen und Privatfaktoreien. Dieselben zerfallen in drei Hauptgruppen, deren erstere die am Gambia liegenden Niederlassungen (Ste.-Marie de Bathurst, Barrinding, Albredo, Elephant-Island, Georgetown, Kenebi) umfaßt und durch eine Reihe von Faktoreien, die auf Küsteninseln (Los-Islands, Matakong,

Pellaboy, Cortimo) errichtet sind, in Verbindung steht mit der zweiten Gruppe, der Sierra Leone (s. d.). Die dritte Gruppe wird durch die an der Gold- und an der Sklavenküste (Lagos) liegenden Niederlassungen gebildet; ihr schließt sich östlich das engl. Schutzgebiet am untern Niger an.

Westalpen, s. unter Alpen, Bd. I, S. 458 fg.

Westaustralien (engl. Western-Australia), brit. Kolonie, umfaßt das westl. Dritteil des Festlandes Australien bis zu 129° östl. L. (von Greenwich), grenzt im O. an das Northern Territory (Nordaustralien), Alexandraland und Südaustralien, wird im übrigen vom Indischen Ocean bespült und hat einen Flächeninhalt von 2527530 qkm mit einer Bevölkerung von (Ende 1884) 32958 Seelen. Die Nordküste beginnt östlich vom Cambridgegolf und besitzt bis zum Kap Lévêque eine Reihe der schönsten Häfen (Admiralty-Golf, York-Sund, Brunswick-Bai, Collier-Bai, King-Sund) mit vorgelagerten zahllosen Felsinseln. Dann folgt ein flacher, hafenarmer, unwirtlicher Strand, bis am Dampier-Archipel das Ufer sich mehr erhebt. Die Westküste beginnt mit dem Nordwestkap und erstreckt sich bis Kap Leeuwin. Ungeachtet einiger größern Buchten, wie der Sharks-Bai, ist dieses Gestade doch arm an Häfen. Die Südküste hat dagegen im westl. Teile einige gute Ankerplätze, vor allen den King-George-Sund, während der Osten durch die höchst einförmige Steilküste der Großen Australischen Bucht gebildet wird. Von dem ungeheuern Flächenraum dieser Kolonie ist nur der südwestl. Teil genauer bekannt und besiedelt.

Hinter den Dünen der Westküste liegt eine wellige, vorherrschend sandige und dürre, teils mit Wald und Weide bedeckte, teils von ziemlich fruchtbaren Thälern durchschnittene Ebene, die landeinwärts mehr und mehr ergiebig wird. Etwa 20—30 km vom Meere steigt plötzlich die Darlingkette (Darling-Range) auf, mit ihren nördl. Fortsetzungen Smith-Range, Herschel-Range u. s. w., der bis 1000 m hohe bergige Westrand eines Hochlandes von geringerer Erhebung, welches aus mehrern parallelen, im ganzen plateauartigen Bergzügen zusammengesetzt ist und dessen paläozoisches Gestein von Granitmassen durchbrochen ist, welche zuweilen als einzelne Kegel emporragen, zuweilen auch ausgedehnte Striche bedecken. Weiter nach O. zu dehnen sich nur mit Buschwerk und Stachelgras bedeckte, wasserarme Strecken tertiären Sandsteins aus. Im Norden der Kolonie, rechts vom Oberlauf des Fortescue-River, erhebt sich der Mount Bruce 1158 m über das Meer; in dieser Region W.s finden sich Trappfelsen mit Säulen von Basalt und Grünstein. Zahlreiche Flüsse strömen von den Bergen den Gestaden zu; die einzige Wasserstraße von Bedeutung ist gegenwärtig nur der Schwanenfluß (s. d.), doch verspricht auch der Fitz-Roy-River im Distrikt Kimberley, im Norden W.s, in Zukunft für den Verkehr von Wichtigkeit zu werden. Die großen Seen des Innern sind salzige Moräste; zu nennen sind der Lake Austin, Monger, Moore und Barlee zwischen 27 und 30° südl. Br.; der Amadeus Lake des Alexandralandes gehört mit seiner westl. Erweiterung zu W.

Die besiedelten südwestl. Grafschaften der Kolonie haben ein mildes, gesundes und trockenes Klima; während des Sommers wehen zu Zeiten heiße Landwinde. Hier bedecken den Boden dichte Wälder des wertvollen Jarrah (Eucalyptus marginata), hier auch Mahagoni genannt, des Tuart (Eucalyptus gomphocephala) und Kaori (Eucalyptus colossea); auch der für tropische Produkte aller Art geeignet erscheinende Distrikt Kimberley besitzt prächtige, parkähnliche Ländereien; das Innere W.s dagegen bedeckt in unabsehbarer Ausdehnung Gestrüpp und Stachelgras. Die Jarrahwälder des Südwestens, deren Gebiet auf mehr als 2000 qkm geschätzt wird, werden auf die rücksichtsloseste Weise ausgebeutet, zur Wiederaufforstung ist nicht einmal der Anfang gemacht; auch das kostbare Sandelholz, für welches China Hauptabsatzgebiet ist, wird bereits seltener. Die Nuß einer hiesigen Palmenart wird zur Seifenfabrikation verwendet. Die ganze Küste W.s ist reich an Perlen; die ergiebigsten Fischereien weisen die Sharks-Bai und die Nickol-Bai auf, woselbst gegenwärtig fast ausschließlich eingeborene Australier als Taucher beschäftigt sind. Amerik. Schiffe betreiben an denselben Küsten den Wal- und Dugongfang mit gutem Erfolg; auch sonst ist die Seefischerei nicht ohne Bedeutung.

Was den Bergbau anbetrifft, so sind in erster Linie die Bleigruben von Geraldine, links am untern Murchison, und von Roebourne, am Harding-River unweit der Nickol-Bai, zu nennen; doch auch sonst ist dieses Mineral weit über die Kolonie verbreitet. Der Export an Bleierzen bezifferte sich 1880 auf 1921 t. Kupfererze sind gleichfalls in großen Mengen vorhanden, besonders im Distrikt Victoria, südlich vom untern Murchison. Reichhaltige Eisenerze kommen in unerschöpflichen Lagern in allen Teilen W.s vor, werden aber noch nicht abgebaut. Goldfelder sind jedoch bis jetzt vergeblich aufgesucht worden.

Die Viehzucht der Kolonie hat bereits Bedeutung erlangt; im April 1881 wurden hier gezählt: 34568 Pferde, 63719 Rinder, 1231717 Schafe, 4694 Ziegen und 20397 Schweine. Hauptausfuhrartikel ist wie in allen austral. Ländern die Wolle, deren Wert sich 1883 auf 225000 Pfd. St. belief. An der Nordwestküste wird, unterstützt durch die dortigen üppigen Grasebenen, Pferdezucht getrieben, welche ihr Absatzfeld in Indien findet. Auch die Bienenzucht macht erhebliche Fortschritte.

Gegenüber der Viehzucht tritt der Ackerbau zurück, doch gehört der westaustral. Weizen zu dem besten ganz Australiens; von 25561 ha angebauten Landes waren 1880 mit Weizen bestellt 11075 ha, immerhin reicht der Ertrag an Körnerfrüchten in unergiebigen Jahren nicht für die Ernährung aus und muß alsdann der Fehlbetrag eingeführt werden. Auf 287 ha fand 1880 Weinbau statt; auch für Seidenkultur, Anbau von Südfrüchten, Oliven, Tabak ist Klima und Boden geeignet.

Die Industrie der Kolonie ist nur erst durch Mahl- und Sägemühlen, Brauereien und Gerbereien vertreten. Die Einfuhr, welche meist in Fabrikaten und Manufakturwaren besteht, hatte 1884 einen Wert von 521000 Pfd. St., davon kamen 16000 Pfd. St. auf edle Metalle; mit 223000 Pfd. St. war England am Import beteiligt. Die Ausfuhr umfaßt hauptsächlich Bleierze, Nutzhölzer, Mehl, Perlmutter, Wolle, Pferde, Häute, Leder, Talg und Fische; ihr Wert belief sich 1884 auf 406000 Pfd. St.; nach England ging für 280000 Pfd. St. Der Handel geht zum größten Teile über Perth mit dessen Seehafen Fremantle; Bunbury im County Wellington ist Ausfuhrplatz für Holz, Geraldton (im Distrikt Victoria) für Blei und Wolle,

Roebourne ist Hauptstation der Perlenfischerei und Exporthafen für Wolle, Albany am King-George-Sund ist zu nennen als Station der Postdampfer. Der Schiffsverkehr belief sich 1884 auf 442 Fahrzeuge von 442886 t. W. besitzt eine Handelsflotte von 109 Segelschiffen von 6643 t und 12 Dampfern von 569 t.

Ende 1884 waren 190 km Eisenbahnen im Betrieb, 77 km im Bau begriffen; die beiden auf Staatskosten ausgeführten Linien von einiger Bedeutung sind Fremantle-Perth-Guildford und Geraldton-Northampton. Die Verbesserung der Landstraßen ist vor kurzem ernstlicher in Angriff genommen worden. Im südwestl. Teile W.s sind alle wichtigern Ortschaften durch Telegraphenlinien miteinander verbunden; die von Albany bis Eucla 1200 km messende Überlandlinie längs der Großen Australischen Bucht setzt W. mit den übrigen Kolonien Australiens und hierdurch mit Europa in Verbindung. An Telegraphenlinien waren Ende 1884: 2113 km im Betrieb; die Länge der Drähte betrug 2761 km, die Zahl der Bureaus 107, welche 204152 Telegramme beförderten. Im J. 1884 waren 78 Postbureaus in Thätigkeit. Zwischen Albany und Geraldton verkehrt alle vierzehn Tage ein Dampfer, welcher sämtliche wichtigen Häfen anläuft. Albany am King-George-Sund wird alle zwei Wochen von einem Europa mit Australien in Verbindung setzenden Dampfer der Peninsular and Oriental Company besucht.

Bereits 1826 wurde eine Anzahl von Soldaten und Sträflingen von Sydney aus nach dem King-George-Sund geschickt; die eigentliche Kolonisation W.s jedoch begann 1829 durch eine engl. Gesellschaft, welcher die brit. Regierung große Landschenkungen machte; letztere wurden auf das Küstenland zwischen dem Schwanenfluß und King-George-Sund beschränkt, indessen hatte die Kolonie mit den größten Hindernissen zu kämpfen. W., dessen gesamte weiße Bevölkerung 1848 erst 4622 Seelen betrug, war zwar niemals Deportationsort, doch gab die brit. Regierung 1851 den Einwohnern nach, welche um Einführung von Deportierten baten, um dadurch dem Mangel an Arbeitskräften abzuhelfen, und schickte eine beschränkte Zahl von Deportierten dahin ab. Von 1851 bis 1868 erhielt die Kolonie 10000 Sträflinge, fast ausschließlich männlichen Geschlechts, daher überwog letzteres noch 1884 die Anzahl der Seelen weiblichen Geschlechts (14335) um 4283. Im J. 1868 wurde die Deportation nach W. auf Ansuchen der andern austral. Kolonien gänzlich eingestellt. Die Gesamtzahl der Ureinwohner ist nicht bekannt; nur die Zahl der bei Ansiedlern in Dienst stehenden Eingeborenen wurde durch den Census von 1881 auf 2346 festgestellt. Im Norden der Kolonie sind die Autochthonen als Taucher bei den Perlenfischereien beschäftigt; im Süden W.s arbeiten seit langer Zeit kathol. Missionare an der Bekehrung der Farbigen. Im J. 1881 zählte man unter den Kolonisten 20613 Protestanten und 8413 Katholiken; 71 Ansiedler waren deutscher Abkunft. Was die Bewegung der Bevölkerung anbetrifft, so fanden 1884 statt 230 Heiraten, 1094 Geburten und 707 Todesfälle; es wanderten ein 2434, aus 1563 E. Die Verfassung und Verwaltung ist in ähnlicher Weise wie in den andern brit. Kolonien Australiens geordnet. Die Einnahmen W.s betrugen 1884: 290319, die Ausgaben 291307, die öffentliche Schuld (Ende 1883) 765000 Pfd. St. Zu den Einnahmen trugen die Steuern 127338 Pfd. St. bei. Die Kolonie zerfällt in 26 Counties und 3 Distrikte. Hauptstadt ist Perth (s. d.), am Schwanenfluß, an deren Mündung der Hafen **Fremantle** mit 5000 E. liegt, welcher mit Perth durch Eisenbahn und Dampfschiffahrt in Verbindung steht.

West-Bromwich, Stadt in der engl. Grafschaft Stafford, Station der Linien London-Oxford-Birmingham-Shrewsbury-Chester und Birmingham-Great-Bridge-Dudley der Great-Westernbahn, zählt (1881) 56299 E. und hat Eisenwerke, Herstellung von Ackergeräten, Ketten und Pferdegeschirr, sowie Glashütten, Gewehr- und großartige Gasfabriken.

Westbury, Stadt und Parlamentsborough in der engl. Grafschaft Wilts, Station der Linien Chippenham-Yeovil-Weymouth, W.-Bath und W.-Salisbury der Great-Westernbahn, zählt (1881) 6014 E. und hat Eisenhütten und Tuchfabrikation.

Westchester, Ort in Chester County im nordamerik. Staate Pennsylvania, mit (1880) 7046 E., hat sehr schöne öffentliche und Privatgebäude, zwei große Fabriken für landwirtschaftliche Geräte und Maschinen, eine Staatsnormalschule und ein Naturalienkabinett.

Westcott (Frederik), Botaniker, beschrieb mit Knowles 1723 den botan. Garten von Birmingham.

Westdänische Mundart, s. unter Dänische Sprache, Litteratur und Kunst.

West-Dievenow, s. unter Dievenow.

Westen, s. Abend.

Westend, der von den Aristokraten bewohnte Teil von London (s. d.) mit den Palästen der Königin und des Adels, dem Parlamentsgebäude u. s. w.

Westengern, s. unter Engern.

Westenrieder (Lorenz von), bayr. Geograph und Historiker, geb. 1. Aug. 1748 zu München, wo er das Gymnasium und Lyceum besuchte, wurde erst Weltpriester, 1773 Professor der Poesie in Landshut und 1774 Professor der Rhetorik zu München, 1776 Büchercensurrat, 1778 Mitglied der Akademie der Wissenschaften, 1786 Geistlicher Rat und 1800 Domkapitular. Er starb zu München 15. März 1829. Im Auftrage der Regierung verfaßte er eine Reihe nützlicher histor. und geogr. Schulbücher. Von seinen übrigen zahlreichen Schriften sind zu erwähnen: das heroische Drama «Marc Aurel», «Bayr. Beiträge zur schönen und nützlichen Litteratur» (Münch. 1779—81); ferner «Jahrbuch der Menschengeschichte in Bayern» (2 Bde., Münch. 1783), «Bayr.-histor. Kalender» (21 Bdchn., 1787 fg., mit Kupfern), «Beiträge zur vaterländischen Historie, Geographie, Statistik und Landwirtschaft» (12 Bde., 1788 fg.), «Akademische Reden und Abhandlungen» (Münch. 1779), «Geschichte der bayr. Akademie der Wissenschaften» (2 Bde., Münch. 1779—1800). Eine Sammlung seiner «Sämtlichen Werke» erschien nach seinem Tode (10 Bde., Kempt. 1831—38). Zu München wurde ihm 1854 ein Standbild (von Widnmann) gesetzt. Vgl. Gandershofer, «Erinnerungen an Lorenz von W.» (Münch. 1830); Kluckhohn, «Aus dem handschriftlichen Nachlasse Lorenz von W.s» (2 Bde., Münch. 1882).

Westerås, uralte, regelmäßig gebaute Stadt im mittlern Schweden, an der Mündung der Svartå in den Mälarsee, wo sich ein Hafen befindet, an der Privatbahn Stockholm-Arboga, ist Sitz des Landshauptmanns über das Län und des Bischofs über

das Stift gleichen Namens. Die Stadt hat ein ehemals befestigtes Schloß, welches 1434 von den Dalekarliern unter Engelbrecht, 1520 von Christian II. und 1522 von Gustav Wasa (der hier mit seinen Dalekarliern 29. April 1521 den ersten Sieg über die Dänen erfocht) erobert wurde und in welchem der unglückliche Erik XIV. 1573—74 gefangen saß. Die große Domkirche, eingeweiht 1271, später erweitert und neuerlich restauriert, mit dem Grabmale Eriks XIV., hat den höchsten Turm (97 m) in Schweden, der 1693 erbaut wurde. Es besteht zu W. ein Gymnasium mit einer Bibliothek von mehr als 12000 Bänden, darunter die von Axel Oxenstjerna geschenkte kurmainzische Büchersammlung. W. hat ein Rathaus, ein Lazarett, Schiffswerfte und zählt (1885) 6659 E., die außer den gewöhnlichen Gewerben lebhafte Schiffahrt und Handel mit Korn, Eisen, Messing, Vitriol u. s. w. treiben. Unter den hier gehaltenen 11 Reichstagen ist besonders der von 1527 merkwürdig, in welchem Gustav I. die Macht des Klerus brach und die Einführung der Reformation durchsetzte.

Das Län Westerås oder Westmanland zählt auf 6814,5 qkm (1885) 132056 E.

Westerbotten, schwed. Provinz längs dem Ufer des nördl. Teils des Bottnischen Meerbusens, jetzt unter die Län W. und Norrbotten verteilt. Der südl. Teil hat magern, sandigen Boden, die nördl. Thäler hingegen sind sehr fruchtbar, obgleich des Klimas wegen nur spärlich angebaut. Waldbau ist die Hauptnahrungsquelle, Sägemühlen gibt es in großer Zahl längs den großen reißenden Strömen: Torneå-, Kalix-, Luleå-, Piteå-, Stelleftеå-, Umeå-Elf u. a. — Das Län Westerbotten, 59098 qkm mit (1885) 113541 E., umfaßt die Südhälfte der Provinz nebst den beiden lappländ. Distrikten Lycksele und Asele, sowie die Kirchspiele Nordmaling und Bjurholm des südlich anstoßenden Angermanlandes. Hauptstadt ist Umeå mit (1885) 2930 E.

Westerburg, Kreisstadt in der preuß. Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Wiesbaden, am südwestl. Abhang des Westerwaldes, Station der Linie Hachenburg-Hadamar der Preußischen Staatsbahnen. Die Oberstadt ist zum Teil an einem Bergkegel aufgebaut. Die Unterstadt liegt im Thal des Schafbachs. W. zählt (1885) 1300 evang. E. und hat zwei Braunkohlengruben, Gerberei und Lein- und Damastweberei. W., Stadt seit 1292, ist Hauptort der standesherrlichen Grafschaft Leiningen-W. mit der gräfl. Residenz in dem 1516 an Stelle der bereits 1219 genannten Burg auf dem Stadtberge erbauten Schlosse.

Westergaard (Niels Ludwig), dän. Orientalist, geb. 27. Okt. 1815 in Kopenhagen, widmete sich 1833 zu Kopenhagen erst altnord., dann ind. Sprachstudien, setzte letztere 1838—39 in Bonn, Paris, London und Oxford fort und bereiste 1841—44 Indien und Persien. Nach seiner Rückkehr wurde er Professor der ind. Philologie in Kopenhagen, in welcher Stellung er 9. Sept. 1878 starb. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «Radices linguae Sanscritae» (Bonn 1841), «Sanskrit Formlære» nebst «Sanskrit Läsebog» (Kopenh. 1846), die kritische Ausgabe der Zendavesta (Kopenh. 1854) und des Bundehesh (Kopenh. 1851) und die Abhandlungen «De ældste Tidsrum i den indiske Historie» und «Buddhas dödsaar» (Kopenh. 1860; beide deutsch, Bresl. 1862). Vgl. den Nekrolog von Wilh. Thomsen, deutsch von A. Bezzenberger im 5. Bande der «Beiträge zur Kunde der indogerman. Sprachen» (Gött. 1880).

Westergötland, Provinz Schwedens, im N. von den waldigen Höhen Tiwedens begrenzt, im W. vom Wenersee und der Göta-Elf; östl. stößt sie an den Wettersee und an das Hochland Småland, südl. an Halland. W. zerfällt in administrativer Hinsicht in Göteborgs-Län, Elfsborgs-Län und Skaraborgs-(Mariestads-)Län; die Gesamtfläche beträgt 26488 qkm mit (1885) 816803 E.

Westerhemd (vom althochdeutschen Wester), das weiße Kleid, mit welchem der Täufling bekleidet ward; in der prot. Kirche das weiße Tuch, welches in manchen Gemeinden während des Taufgebets und Segens über das Kind ausgebreitet wird.

Westerland, Dorf und Seebad auf der Insel Sylt (s. d.).

Westermann (Anton), Philolog, geb. 18. Juni 1806 zu Leipzig, widmete sich daselbst den altklassischen Studien, habilitierte sich 1830 als Privatdocent, erhielt 1833 eine außerordentliche, 1834 die ord. Professur der Altertumskunde. Auch wurde ihm 1849 die Mitdirektion des Philologischen Seminars übertragen. Er legte 1865 seine Professur nieder und starb 24. Nov. 1869 zu Leipzig. Er veröffentlichte: «De publicis Atheniensium honoribus ac praemiis» (Lpz. 1830), «Quaestiones Demosthenicae» (Lpz. 1830—37), «De Callisthene Olynthio» (Lpz. 1838—42), «De litis instrumentis, quae exstant in Demosthenis oratione in Midiam» (Lpz. 1844); sodann die Ausgaben der «Vitae decem oratorum» (Quedlinb. 1833), der «Paradoxographi» (Braunschw. 1839), des Stephanus von Byzanz «De urbibus» (Lpz. 1839), von Plutarchs «Vita Solonis» (Braunschw. 1840), der «Mythographi» (Braunschw. 1843), der «Biographi» (Braunschw. 1845), der sämtlichen Werke des Philostratus (Par. 1848), der Reden des Lysias (Lpz. 1853), der «Ausgewählten Reden» des Demosthenes (3 Bde., Lpz. u. Berl. 1850—68 u. öfter). Eine Lücke in der Litteratur füllte W. durch seine «Geschichte der Beredsamkeit in Griechenland und Rom» (2 Bde., Lpz. 1833—35) aus. Außerdem lieferte er eine vielfach vermehrte Ausgabe der Schrift von G. J. Voß: «De historicis Graecis» (Lpz. 1838) und eine deutsche Übersetzung von ausgewählten Reden des Demosthenes (4 Bde., Stuttg. 1856—68), sowie von Leakes «Demen von Attika» (Braunschw. 1840). Viele Beiträge lieferte er für die von ihm mit Funkhänel begründeten «Acta societatis Graecae» (2 Bde., Lpz. 1835 fg.) und Fachzeitschriften.

Westermann (George), Verlagsbuchhändler, geb. 23. Febr. 1810 zu Leipzig, besuchte das Gymnasium zu Freiberg und trat 1827 bei Friedrich Vieweg in Braunschweig in die Lehre. Nachdem er seine buchhändlerischen Kenntnisse in Königsberg, Leipzig, Hamburg und in England erweitert hatte, kehrte er nach Braunschweig zurück, verheiratete sich mit einer Tochter Friedrich Viewegs und gründete dort im Frühjahr 1838 eine Verlagsbuchhandlung. Zur Herstellung seiner Verlagswerke, welche hauptsächlich das sprachwissenschaftliche, histor. und geogr. Gebiet umfassen, errichtete er eine eigene Buchdruckerei. Im J. 1856 gründete er die Zeitschrift «Westermanns Illustrierte deutsche Monatshefte». Nach dem 7. Sept. 1879 zu Wiesbaden erfolgten Tode W.s ging das Geschäft unter der alten Firma an seinen Sohn Friedrich W. über.

Western Islands, s. Hebriden.

Westernorrlands-Län im nördl. Schweden, umfaßt die beiden Provinzen Angermanland und Medelpad, und zählt (1885) auf 25047 qkm 184884 E. Die großen Waldungen bedecken 74 Proz. des gesamten Areals; an der Meeresküste und an den schönen Ufern von Angerman-Elfven, Indals-Elfven und Ljusnan drängen sich die Sägemühlen und die beiden Städte des Läns (Hernösand und Sundsvall, s. d.) stehen hinsichtlich der schwed. Holzausfuhr obenan. Ackerbau und Viehzucht sind relativ von geringer Bedeutung; Bergbau wird nicht getrieben, und auch die vormals lebhafte Hausindustrie (Leinweberei) ist jetzt nur spärlich vertreten.

Westerplate, Seebad bei Neufahrwasser (s. d.).

Westerschelde, s. unter Schelde.

Westervik, gewerbfleißige Stadt an der schwed. Ostküste im nördl. Kalmar-Län, steht durch lebhafte Dampfschiffahrt, sowie auch durch Eisenbahnen (über Linköping und Nässjö) mit den übrigen Teilen des Reichs in Verbindung. W. hat bedeutende Ausfuhr von Holz, Korn und Eisen, ferner Schiffswerfte und mehrere Fabriken, sowie auch eine höhere Realschule, Navigationsschule und Lazarett, und zählt (1885) 6733 E. Vor 1433 war die Lage der Stadt im Innern des Gamlebybusens.

Westerwald heißt im weitern Sinne derjenige Teil des ostniederrhein. Gebirgslandes, welcher zwischen dem Rhein im Westen, der Sieg im Norden, der Lahn im Osten und Süden, der Eifel gegenüberliegt, größtenteils zu den preuß. Regierungsbezirken Wiesbaden, Koblenz und Arnsberg gehört; im engern Sinne aber nur der nordöstliche und mittlere höchste Teil des Gebirgsabschnittes, der auch der Hohe W. oder die Kalte Eich genannt wird. Im ganzen ist der W. eine Hochfläche, über welche sich niedere Bergrücken und einzelne Kuppen erheben, ein Grauwackenplateau mit Auflagerungen der Braunkohlenformation und sehr zahlreichen basaltischen, trachytischen und phonolithischen Durchsetzungen, die in Gestalt kleiner Kuppen darüber emporragen. Die Kegelform ist deshalb bei den Bergen des W. die herrschende. Die Scheitel der Berge sind meist abgerundet und mit Felsblöcken übersäet, die oft wahre Felsenmeere bilden. Gewöhnlich schließt eine Gruppe solcher Kegelberge ringförmig eine Einsenkung des Plateau ein, die dann meist sumpfig und mit Torfmoor erfüllt oder ein See ist, nach Art des Laachersees auf der Eifel. Der Hohe Westerwald (Kalte Eich), der höchste und rauheste Teil des Gebirges, zieht vom Ederkopf an den Quellen der Eder, Sieg und Lahn südwestwärts über Burbach bis zu der in die Sieg fließenden Nister bei Hachenburg als eine kahle, öde Basaltfläche von 500 m Höhe, über welche viele einzelne Kuppen höher emporragen. Die höchsten Gipfel des ganzen Gebirges sind der Saalberg oder Salzburgerkopf, an der Südspitze von Westfalen, 656 m, und der Fuchskauten bei Willingen, 657 m hoch. Vom Saalberge zieht ein relativ wenig erhabener Rücken in fast gleicher absoluter Höhe auf der Wasserscheide zwischen Sieg und Lahn gegen Nordosten als Verbindungsglied mit dem Sauerländischen Gebirge (s. Sauerland), während das Plateau sonst nach allen Seiten abfällt.

Die Rauheit und große Feuchtigkeit des Klimas, gesteigert durch die vielen Versumpfungen, ist im W. der Vegetation, besonders der Holzzucht nicht günstig. Das Gebirge erscheint daher verhältnismäßig sehr kahl, nur die Abhänge der Berge, auch des Hohen W. sind wie die niedrigen Bergflächen gegen den Rhein hin fast überall mit Waldung bedeckt. Der basaltische Boden an sich ist dagegen dem Wachstum der nicht perennierenden Gewächse günstig. Trotz des langen schneereichen Winters werden ziemlich viel Kartoffeln, Hafer, Gerste, Kohl, Flachs und Heu erbaut, und ausgezeichnet sind die Gebirgsweiden und Wiesen. Der innere Bau des W. liefert zur Benutzung vorzüglich Braunkohlen und Töpferthon, auch Kupfer und Eisen, welches letztere besonders im Siegener Kreise und in mehr als hundert Gruben im Nassauischen ausgebeutet wird. Der Südabhang des Gebirges ist fast industrielos, der nördliche dagegen auf altpreuß. Gebiete gehört zu den industriellsten Gegenden Deutschlands. In der Nordwestecke, zwischen der Sieg und dem Rhein, erhebt sich das Siebengebirge (s. d.). Die Südwestecke des W., zwischen Lahn und Rhein, bildet die Montabaurer Höhe oder der Wald von Montabaur, der sich bis 546 m hoch erhebt und steil zum Rhein abfällt.

Im Regierungsbezirk Wiesbaden sind zwei Kreise nach dem Gebirge benannt. Der Kreis Oberwesterwald umfaßt den höchsten Teil des Gebirges und zählt auf 461 qkm (1885) 36602 E. Der Hauptort ist das Pfarrdorf Marienberg, Sitz des Kreis- und eines Amtsgerichts, mit 676 E. Der Kreis Unterwesterwald zählt auf 547 qkm 55568 E. und hat Montabaur zur Hauptstadt.

Westfalen wurde seit der zweiten Hälfte des 8. Jahrh. der westl. Teil des alten, von Karl d. Gr. dem Frankenreiche einverleibten Herzogtums Sachsen (s. d.) genannt. Durch die Wohnsitze der Engern (s. d.) an der Weser von dem Lande der bis zur Elbe wohnenden Ostfalen getrennt, reichte dies W. westwärts bis nahe an den Rhein und hatte hier die Franken zu Nachbarn, sowie im Norden die Friesen, im Süden, von der Sieg und Eder an, die Hessen. Bei der Auflösung des Herzogtums Sachsen nach der Achtserklärung Heinrichs des Löwen 1180 verlor sich der Name Ostfalen gänzlich; der Name W. erhielt sich, ging jedoch teils auf das neugebildete Herzogtum W., teils auf den spätern Westfälischen Kreis über. Der Name Rote Erde, mit welchem W. schon seit alter Zeit bezeichnet wurde (s. unter Femgerichte, Bd. VI, S. 670[b]), beruht vermutlich auf der von den ausgebreiteten Eisenerzlagern herrührenden roten Färbung des Erdbodens, welcher sich in W. an vielen Stellen findet. Historisch begründet ist diese Annahme indes nicht.

Bei der Vollziehung der Reichsacht an dem Herzog Heinrich den Löwen nahm der Erzbischof von Köln, Philipp von Heinsberg, das Bergland an der obern Ruhr und Lenne, das Süder- oder Sauerland (s. d.), in welchem seine Vorfahren schon in der fränk. Zeit einzelne Güter erworben hatten (Soest, Werl, Medebach, Attendorn u. s. w.), völlig in Besitz, vereinigte dasselbe als Westfälisches Niederstift mit dem Erzbistum Köln und erhielt von Friedrich Barbarossa den Titel eines Herzogs von Engern und Westfalen mit allen herzogl. Rechten. Schon in der Mitte des 13. Jahrh., unter Erzbischof Konrad von Hochstaden, wurde die neue Besitzung nach Nordosten hin durch Brilon, Erwitte und andere früher paderbornsche Güter vergrößert, mehr noch 1368 in nordwestl. Richtung durch Erwerbung der bedeutenden Grafschaft Arnsberg. Zwar verlor Erzbischof Dietrich die wichtige Stadt Soest, die sich 1449 dem

Hause Kleve unterwarf; doch durfte sein Nachfolger Ruprecht nach dem die Soester Fehde beendenden Hauptvergleich von 1464 dafür die seit längerer Zeit unter märk. Hoheit stehenden und um diese Zeit verfallenen Lehnsherrschaften und Schlösser Fredeburg und Bilstein dem Herzogtum W. einverleiben, welche Verbindung sofort durch eine »Erblandvereinigung« festgestellt wurde. Übrigens gehörte dies neue Herzogtum W. als Zubehör des Erzstifts Köln nicht zum Westfälischen, sondern zum Kur- oder Niederrheinischen Kreise des Deutschen Reichs.

Der Westfälische Kreis begriff das Land zwischen Niedersachsen, den Niederlanden, Thüringen und Hessen, sowie ansehnliche Landesbezirke jenseit des Rheins und wurde zum Teil vom Niederrheinischen Kreise durchschnitten. Seiner am Rhein gelegenen Zubehörungen wegen hieß er auch »Niederrheinisch-Westfälischer Kreis«. Derselbe umfaßte 1792 die vier Bistümer Münster, Paderborn, Osnabrück und Lüttich, die sieben Abteien Korvei, Stablo-Malmedy, St. Cornelismünster, Thorn, Werden, Essen und Herford, sowie die kurtriersche Herrschaft Vallendar. Dazu kamen an weltlichem Gebiet zunächst von Kurbrandenburg die Herzogtümer Kleve und Geldern, die Fürstentümer Minden, Mörs und Ostfriesland, die Grafschaften Mark, Ravensberg, Lingen, Tecklenburg und Sayn-Altenkirchen; von Kurpfalzbayern die Herzogtümer Jülich und Berg; von Kurhannover das Fürstentum Verden, die Grafschaften Hoya, Diepholz, Spiegelberg und Hallermund, sowie das Amt Wildeshausen; vom Hause Holstein-Gottorp das Herzogtum Oldenburg mit Delmenhorst; von Nassau-Oranien das Fürstentum Siegen, die Grafschaft Diez und die gefürsteten Grafschaften Hadamar und Dillenburg; von Hessen-Kassel die halbe Grafschaft Schaumburg an der Weser (Rinteln) und die Ämter Auburg, Uchte und Freudenberg; von Anhalt-Bernburg die Herrschaft Jever und die Grafschaft Holzapfel-Schaumburg an der Lahn; vom Fürstentum Aremberg die Grafschaft Schleiden; von Braunschweig-Wolfenbüttel das Amt Thedinghausen; vom Fürstentum Salm-Salm die Herrschaft Anholt; ferner die Grafschaften Wied, Sayn, Schaumburg, Lippe, Bentheim, Steinfurt, Virneburg, Rietberg, Pyrmont, Reckheim, Blankenheim und Gerolstein, Kerpen und Lommersun, sowie die Herrschaften Winnenburg und Beilstein, Wittem und Eiß, Gehmen, Gimborn und Neustadt, Wickerod, Millendonk und Reichenstein. Im ganzen bestand der Kreis aus 42 Reichsfürstentümern, 7 Reichsstiften und 30 Reichsgrafschaften, dazu die 3 Reichsstädte Köln, Aachen und Dortmund und 5 Reichsritterschaften, zusammen 87 Territorien mit einem Areal von 57430 qkm, wovon 14206 auf dem linken und 43224 auf dem rechten Rheinufer lagen, und einer Bevölkerung von 2900000 E. Die Kreistage pflegten in der Reichsstadt Köln abgehalten zu werden. Im Luneviller Frieden vom 9. Febr. 1801 verlor der Kreis seine sämtlichen westrhein. Gebietsteile an Frankreich, und 1806 wurde mit der Auflösung des Reichs auch die Kreisverfassung aufgehoben. Schon vorher, nach der 1801 erfolgten Säkularisation des Erzstifts Köln, war durch Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Febr. 1803 das kurkölnische Herzogtum Westfalen (damals 3744 qkm mit 130000 E.), das zur Hauptstadt Arnsberg hatte und in die vier Quartiere Brilon, Rüthen, Bilstein und Werl zerfiel, dem Hause Hessen-Darmstadt als Entschädigung für seine westrhein. Besitzungen zugewiesen; von diesem wurde es auf dem Wiener Kongreß durch Vertrag vom 10. Juni 1815 an Preußen abgetreten. Schon 15. Juli sollte das Herzogtum übergeben werden. Mancherlei Umstände veranlaßten indes einen neuen Vertrag vom 3. Juni 1816, und erst 12. März 1817 wurde die Konvention wegen Übernahme des Herzogtums durch die preuß. Regierung abgeschlossen.

Vgl. Seibertz, »Landes- und Rechtsgeschichte des Herzogtums W.« (4 Bde., Arnsb. 1839—75); derselbe, »Quellen der westfäl. Geschichte« (2 Bde., Arnsb. 1857—60).

Westfalen (das Königreich) wurde von Kaiser Napoleon I. zufolge der Bestimmungen des Tilsiter Friedens zwischen Elbe und Rhein durch Dekret vom 18. Aug. 1807 gegründet. Der Friede zu Tilsit hatte ihn zum Herrn aller preuß. Provinzen bis zur Elbe gemacht; auch hatte er sich den Besitz der Länder der Kurfürsten von Hessen und Hannover und des Herzogs von Braunschweig zugeeignet. Aus einem Teile dieser Länder bildete er in dem Königreich W. einen Filialstaat seines Reichs. Dasselbe umfaßte die braunschw.-wolfenbütt. und die kurhess. Länder (mit Ausnahme von Hanau und Katzenellnbogen), die preuß. Provinzen Altmark und Magdeburg diesseit der Elbe mit einem Rayon von 7—8 km im Durchmesser auf dem rechten Elbufer, ferner Halberstadt, Hohnstein, Hildesheim, Goslar, Quedlinburg, Eichsfeld, Mühlhausen, Nordhausen, Paderborn, Minden, Ravensberg und Stolberg-Wernigerode, die hannov. Provinzen Göttingen, Grubenhagen mit Hohnstein und Elbingerode, Osnabrück, den sächs. Anteil an der Grafschaft Mansfeld und die sächs. Ämter Gommern, Querfurt, Barby und Treffurt, das Gebiet von Korvei und die Grafschaft Rietberg. Das Königreich hatte ein Areal von 38100 qkm mit damals 1946343 E. Napoleon gab das Land seinem jüngsten Bruder Jérôme Bonaparte (s. d.), der dem Lande eine vom 15. Nov. 1807 datierte Verfassung verlieh. Die Lage des neuen, durch den Krieg erschöpften Staats war nicht günstig. Der Kaiser hatte sich zur Belohnung seiner Krieger die Hälfte aller Domänen vorbehalten und die Haltung einer Besatzung von 12500 Mann in Magdeburg ausbedungen, welche W. erhalten mußte. Außerdem sollten noch die bedeutenden Reste der den einzelnen Provinzen aufgelegten Kriegssteuer an Frankreich bezahlt werden. Wiewohl alle Hilfsmittel fehlten, gelang es doch, in kurzer Zeit ein Heer von 16000 Mann aufzustellen. Die neuen franz. Formen in Verwaltung und Rechtspflege, die man ohne weiteres einführte, wurden zwar widerwillig aufgenommen, aber bald als praktisch erkannt. Da außerdem die Abgaben im Vergleich zu den Nachbarstaaten erträglich waren, die neue Verfassung dem Volke doch eine gewisse Garantie und manche Rechte bot, auch der glänzende Hof des Königs, der, neben seiner Civilliste vom Lande, als franz. Prinz eine Apanage von 1 Mill. Frs. bezog, namentlich der Hauptstadt viele Vorteile gewährte, so minderte sich allmählich der Widerwille und die Regierung gewann eine gewisse Festigkeit.

Dennoch flammte, wie in ganz Deutschland, so auch in W. hier und da der Zorn über die Fremdherrschaft auf, und es kam schon 1809, während des österr. Kriegs mit Frankreich, zu Unruhen im Innern. Auf der östl. Seite des Staats fielen unter

Schills Anführung feindliche Streifkorps in die Provinzen an der Elbe ein; im Süden brach bei Marburg ein Bauernaufstand unter Dörnberg (s. d.) aus; im Magdeburgischen organisierte der hess. Oberst Emmerich den Aufstand; der Herzog von Braunschweig-Öls zog nach der Weser, und kaum konnte die Residenz gesichert werden. Napoleon I. vereinigte im März 1810 fast ganz Hannover, mit Ausnahme von Lauenburg, mit W., nahm aber 1811 wieder den größten Teil, sowie Osnabrück, Minden und einen Teil der Grafschaft Ravensberg, sodaß W. noch 45427 qkm und 2056973 E. zählte. Die Regierung sah sich genötigt, auch die Kontinentalsperre in Ausübung zu bringen. Im J. 1812 führte der König selbst sein Heer nach Polen, wurde aber von dem Kaiser, der mit ihm unzufrieden war, zurückgeschickt. Die mehr als 24000 Mann starke Armee fand mit der französischen ihren Untergang jenseit des Niemen. Schnell wurde ein neues Heer gebildet, und 12000 Westfalen folgten dem Kaiser nach Sachsen; aber gleich nach den ersten Unfällen, die den Kaiser in Schlesien trafen, gingen zwei Kavallerieregimenter zu den Preußen über. Schon vor der Schlacht von Leipzig vertrieb 1. Okt. 1813 Tschernyschew König Jérôme und erklärte das Königreich für aufgelöst. Nach seinem Abzug kehrte der König in Begleitung eines Truppenkorps nach Kassel zurück, aber nur, um auf die Nachricht von der Schlacht bei Leipzig 26. Okt. Residenz und Land auf immer zu verlassen. Er hatte vorher alles, was sich in den Schlössern befand, und selbst einen Teil der Schätze des Museums wegführen lassen. Zwei Tage nach seinem Abzug trafen die Russen zu Kassel ein, und bald darauf traten fast in dem ganzen Königreiche W. die frühern Regierungen wieder ein.

Vgl. Hassel, »Statist. Darstellung des Königreichs W.« (Braunschw. 1807); derselbe, »Geogr.-statist. Abriß des Königreichs W.« (Weim. 1809); »Le royaume de Westphalie. Par un témoin oculaire« (Par. 1820).

Westfalen, ehemals **Westphalen** geschrieben, Provinz des preuß. Staats, wird begrenzt im N. und O. von der Provinz Hannover, im O. noch von Schaumburg-Lippe und Lippe, von Braunschweig, von der Provinz Hessen-Nassau und von Waldeck, im S. vom Regierungsbezirk Wiesbaden, im SW. von der Rheinprovinz und im NW. von den Niederlanden. Die Provinz besteht in ihrer jetzigen Gestalt seit dem Wiener Kongreß. Die ältesten preuß. Gebietsteile der Provinz sind die 1609 mit der jülich-klevischen Erbschaft an Brandenburg gekommenen Grafschaften Mark und Ravensberg. Durch den Westfälischen Frieden wurde 1648 damit das Hochstift Minden als Fürstentum verbunden. Durch Kauf kamen hinzu die Grafschaften Tecklenburg und Limburg, durch Erbschaft die Grafschaft Lingen, als Reichsentschädigung 1802 die Bistümer Münster und Paderborn als Fürstentümer und das Fürstentum Korvei. Diesen seit 1807 teils mit dem Königreich Westfalen (s. d.), teils mit dem Großherzogtum Berg vereinigt gewesenen Landesteilen wurden 1815 noch hinzugefügt: das Herzogtum Westfalen (s. d.) mit Arnsberg, Teile von Lippstadt und Olpe, das Fürstentum Siegen, die Grafschaft Wittgenstein-Wittgenstein und Wittgenstein-Berleburg, die Freie Reichsstadt Dortmund und die ehemals freien, dann mediatisierten Reichsstände des vormaligen Westfälischen Kreises: Salm-Ahaus, -Bocholt und -Horstmar, Rheina-Wolbek, Rietberg, Rheda, Anholt, Dülmen, Gehmen, Bentheim-Steinfurt, Recklinghausen u. s. w. Der bis dahin dem Fürsten von Lippe gehörige Anteil der Stadt Lippstadt wurde 1851 von diesem gegen eine Jahresrente abgetreten. Die Provinz hat ein Areal von 20195,5 qkm und zählte 1. Dez. 1885 eine Bevölkerung von 2202796 E. Die Bevölkerung ist ganz deutsch, mit eigener, zum Platt- oder Niederdeutschen gehöriger Mundart, und ihrem Charakter nach gutmütig, derb, ausdauernd und fleißig. Sie zerfällt in 1035895 Protestanten, 1145605 Katholiken, 4049 andere Christen und 18931 Juden. Der Regierungsbezirk Münster ist ganz überwiegend (88,6 Proz.) katholisch, mit Ausnahme der Städte Steinfurt und Gronau, sowie des Kreises Tecklenburg. Der nördl. Teil des Regierungsbezirks Minden ist ebenso vorherrschend evangelisch wie der südliche katholisch. Im Regierungsbezirk Arnsberg wird das Gebiet des ehemaligen Herzogtums W. fast ausschließlich durch Katholiken bewohnt. (Hierzu eine Karte: **Rheinland, Westfalen, Hessen-Nassau** [preuß. Provinzen] und **Großherzogtum Hessen** [I. Nördliche Hälfte], Bd. XIII, S. 668.)

Der physischen Beschaffenheit nach ist W. meist Gebirgs-, Berg- und Hügelland; nur der Regierungsbezirk Münster ist vorherrschend Tiefebene. Den östl. und nordöstl. Teil nimmt das Wesergebirge (s. d.) ein. Den südl. Teil der Provinz erfüllt der nördlichste, zwischen der Sieg und Ruhr gelegene Abschnitt des ostniederrhein. Schiefer- und Grauwackengebirges. Die Thalfurche der Ruhr selbst scheidet davon auf ihrem rechten Ufer den kahlen Rücken der Haar oder des Haarstrangs (s. **Haar**) ab, der im Osten noch 280—320 m hoch ist, westwärts in niedrige Hügelzüge übergeht, südwärts steil, nordwärts sanft zur Ebene der Lippe, dem sog. Hellweg abfällt. Das vielfach verzweigte und von tiefen Felsenthälern zerrissene Bergland im Süden der Ruhr heißt das Sauerland (s. d.). Die östl. Masse, die höchste des ganzen Gebirgsabschnitts und von ganz W. ist das Plateau von Winterberg an den Quellen der Ruhr und Lenne, mit dem höchsten Punkte der ganzen Provinz, dem Astenberg (830 m). Von ihm zieht südwestwärts das Rothaar- oder Rotlagergebirge zum Ederkopf (694 m), an der Quelle der Eder, Sieg und Lahn, und von diesem findet die Verbindung mit dem Westerwalde (s. d.), dem südlichsten Hauptgebirge W.s, statt. Zwischen dem Teutoburgerwalde und dem Haarstrang bringt als eine Fortsetzung des niederrhein. und holländ. Flachlandes die **Westfälische Tiefebene** oder die **Münstersche Bucht** zwischen das Weser- und das niederrhein. Bergland ein, welche, nur von wenigen vereinzelten Hügelgruppen unterbrochen, selbst an ihrem Ostende bei Paderborn nur 130 m hoch liegt, und aus welcher die Ems, die Vechte und Lippe hervortreten, deren Wasserscheiden kaum merklich erhöht sind. Schiffbar sind von der Weser 114, von der Ems 50,3, von der Ruhr 24,4, von der Lippe 176, von der Berkel (Zufluß der Yssel) 11,8 km, sodaß die Gesamtlänge der natürlichen Wasserwege 383,3 km beträgt. Der einzige Schiffahrtskanal, der **Münstersche** oder **Max-Clemenskanal**, welcher die Stadt Münster mit der Vechte verbinden sollte, wurde 1724 begonnen, aber nie vollendet. In Vorbereitung ist eine sehr wichtige Kanalverbindung zwischen Dortmund und den Emshäfen. Das Klima W.s ist im allgemeinen gemäßigt, rauh nur in den

Gebirgsgegenden des Sauerlandes und des Westerwaldes; die Witterung veränderlich, feucht durch die vorherrschenden Nordwinde, besonders regnerisch im Regierungsbezirk Münster.

In der Beschäftigung der Bevölkerung wiegt die industrielle Thätigkeit vor, namentlich in dem Regierungsbezirk Arnsberg, demnächst die Landwirtschaft. Im J. 1882 waren unter den 834965 Erwerbsthätigen, von denen 1233907 Angehörige ohne Hauptberuf abhingen, 32,77 Proz. in der Bodennutzung und Tierzucht, 42,73 in Gewerbe und Industrie, 6,63 in Handel und Verkehr und 9,73 Proz. in persönlichen Dienstleistungen beschäftigt. Die Landwirtschaft stützt sich überwiegend auf den mittlern und Kleinbetrieb; Grund und Boden ist größtenteils in Händen der Bauern und Kleinbesitzer. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist sehr verschieden. Der Norden und Nordosten ist meist unfruchtbar. Fetter Weizenboden findet sich nur in der Warburger und Soester Börde, auf dem Hellwege zwischen Lippstadt, Soest, Werl, Unna, Lünen und Hamm und im Ravensbergischen. Im Regierungsbezirk Münster wechseln Sand, Moor und Heide mit fruchtbaren Landstrichen ab. Der Regierungsbezirk Minden besitzt in der engbegrenzten und überflutungen ausgesetzten Weserniederung, im Paderbornschen, im Hügellande zwischen dem Teutoburgerwalde, dem Weser- und Wiehengebirge, wie auch im Kreise Lübbeke trefflichen Boden. Doch bildet die Senne (s. d.) am Fuße des Teutoburgerwaldes einen ausgedehnten Strich unfruchtbaren Sandes. Der Regierungsbezirk Arnsberg hat im Norden sandigen, mit Mergel gemengten Boden; an der Lippe mischen sich Sandstrecken ein, die jede Kultur unmöglich machen. Im ganzen ist aber das Gebiet zwischen Ruhr und Lippe fruchtbar zu nennen. Dagegen bringt im eigentlichen Herzogtum W. und in der Grafschaft Wittgenstein der vorherrschend kalkgründige Thonboden nur Sommerroggen, Hafer und Heidekorn hervor. Mitten durch den Bezirk zieht sich von Brilon über Arnsberg, Iserlohn, Limburg und Altena nach Schwelm ein Kalksteinlager, das sich durch üppigen Pflanzenwuchs kennzeichnet. Im ganzen enthält die Provinz Ackerland und Gärten 42,2, Wiesen 7,8, Weiden und Unland 17,3, Holzungen 28, wegen ihrer Benutzung zu öffentlichen Zwecken ertraglose Grundstücke, Wasserstücke u. s. w. 3,4, Gebäude, Hofräume und kleine Hausgärten 1,3 Proz. Die Holzungen bestehen überwiegend aus Laubholz (73,5 Proz.); das Siegener und Sauerland liefern viel Holz und die größten Mengen von Gerberlohe im ganzen Staate. Die Erzeugnisse der Landwirtschaft sind Getreide aller Art, Buchweizen, Kartoffeln, Hülsenfrüchte, Öl- und Gartengewächse, Hanf und ausgezeichnet schöner Flachs. Doch deckt der Getreidebau nicht den starken Bedarf; auch Obst und Hopfen wird nicht hinreichend gewonnen, Tabak weniger als in den andern Provinzen. Der Wiesenbau wird besonders im Süden gepflegt; im Siegenschen hat der Kunstwiesenbau seine Heimat. Sehr ansehnlich ist die Rindvieh-, die Schweine- und in manchen Gegenden die Ziegenzucht, strichweise wird auch starke Bienenzucht getrieben. Der Pferdebestand, im J. 1883 im ganzen 120646 Stück umfassend, ist in mehrern Kreisen sehr bedeutend; das westfäl. Landgestüt ist zu Warendorf. Rindvieh wurden (1883) 527605 Stück, Schweine 367844 Stück, Ziegen 181174 Stück ermittelt. Der Schafbestand (416761 Stück) ist im ganzen noch gering, namentlich ist die Zahl der veredelten Schafe unbedeutend.

Seinen Hauptreichtum hat das Land in den Schätzen des Mineralreichs, namentlich Steinkohlen und Eisen. Im nördl. Teile liegen einige kleinere Steinkohlenablagerungen in jüngern Gebilden. Um vieles wichtiger ist das Steinkohlenlager am Ibbenbürener Steinkohlengebirge. (S. Tecklenburg.) Eins der fünf größten Steinkohlenlager des preuß. Staats liegt an der Ruhr (s. d.) im Ardeigebirge. Für den übrigen Bergbau sind das Siegensche, die Umgegend von Brilon und Olpe, sowie die Grafschaft Mark die Hauptdistrikte. Nächst der Rheinprovinz liefert W. am meisten Eisenerze, ebenso nächst Schlesien und Rheinland am meisten Zinkerz, und nächst der Provinz Sachsen am meisten Kupfererz, von allen Provinzen am meisten Schwefelkies; ferner Blei-, Nickel- und Antimonerz. Sehr bedeutend ist auch der Steinbruchsbetrieb in Kalk- und Bausteinen, Gips, Marmor (bei Olpe) und Dachschiefer (bei Olpe und Siegen), sowie der Salinenbetrieb. Mineralquellen, die benutzt werden, besitzt die Provinz 34, darunter Driburg, Lippspringe, Mollenkotten, Oeynhausen u. s. w. Die Provinz W. hat eine bedeutende industrielle Thätigkeit. Obenan stehen neben dem Bergbau und der Industrie der Steine und Erden, die Bearbeitung des Flachses zu Garn und Leinenzeugen, die sonstige Textilindustrie und der Eisenhüttenbetrieb, sowie die Eisenverarbeitung und die Maschinenfabrikation. Der eigentliche Sitz der westfäl. Leinenindustrie ist schon seit dem 14. Jahrh. zwischen der Lippe und Weser. Im Ravensbergischen, in und um Bielefeld (s. d.), welches schon damals der Handelssitz für Garn und Leinwand war, wird die berühmte feine Leinwand gefertigt. Auch die Woll-, Strumpf- und Bandweberei, Tuch- und Baumwollfabrikation ist bedeutend. Im Regierungsbezirk Arnsberg ist die Metallwarenfabrikation, namentlich im Westen in der Grafschaft Mark und im Siegenschen ausgezeichnet. Bekannt hierfür sind besonders die Orte Iserlohn, Lüdenscheid, Altena, Hagen und die Enneper Straße (s. d.). Die Eisenindustrie liefert vorzügliches Roheisen, Gußwaren zweiter Schmelzung, Schmiedeeisen und Stahl; an Fabrikaten Eisenbahnschienen, Eisenbahnbedarfsartikel, Handelseisen, Feineisen, Profileisen, Schmiedestücke und Maschinenteile, Platten und Kesselbleche, Schwarzblech und -Platten, Feinblech und Weißblech, Draht und andere Eisensorten. Die sonstige Hüttenindustrie produziert Silber, Kaufblei und Glätte, grobe Kupferwaren, ferner Zinkplatten und Zinkbarren, Nickel und Nickelwaren, Blaufarbwerksprodukte, Schwefel, Quecksilber, Schwefelsäure, Eisenvitriol, Kupfervitriol. Der Bergbau, die Hütten und Salinen beschäftigten 1882: 97735 Arbeiter, wovon 95491 auf den Regierungsbezirk Arnsberg kommen. In den Metall-Verarbeitungsetablissements arbeiten 43113 Mann, davon 36411 im Bezirk Arnsberg; in den Maschinenbauwerkstätten 16558 Mann, davon 11760 im Regierungsbezirk Arnsberg; in der Textilindustrie 28520 Mann, davon 9292 im Bezirk Minden; in der Papier- und Lederfabrikation 7398 Arbeiter; in der Industrie der Holz- und Schnitzstoffe 19366 Arbeiter. Sämtliche 102168 Gewerbebetriebe (ohne Gastwirtschaft, Verkehrs- und Handelsgewerbe) beschäftigten 339271 Arbeiter, und zwar die 47916 des

Regierungsbezirks Arnsberg 224011 Arbeiter. Der Handel bringt außer den zahlreichen Fabrikaten auch Holz, westfäl. Schinken, Würste, Pumpernickel (s. d.) u. s. w. zur Ausfuhr. Die vorzüglichsten Handelsstädte sind Bielefeld, Iserlohn und Dortmund; Stapelplätze für Getreide Beverungen und Minden als Weserhafen und Speditionsort; der Hauptwollmarkt ist Paderborn. Handel und Verkehr wird gefördert, außer durch die schiffbaren Flüsse und zahlreichen guten Landstraßen, durch ein sehr dichtes und für ganz Norddeutschland wichtiges Eisenbahnnetz, dessen Knotenpunkt Hamm ist, und das 1885 eine Gesamtlänge von 2070,2 km (102,5 m auf dem Quadratkilometer) hatte.

In administrativer Hinsicht ist W. in die drei Regierungsbezirke Münster mit 11, Minden mit 11 und Arnsberg mit 18 landrätlichen Kreisen eingeteilt und zählt 103 Städte, 1500 Landgemeinden und 21 Gutsbezirke. Sitz des Oberpräsidenten, des Provinzialschulkollegiums und des Medizinalkollegiums ist Münster, wo sich auch die Generalkommission für die Ablösungs- und Gemeinheitsteilungssachen nebst der Rentenbank, sowie die Provinzialsteuerdirektion (für die indirekten Steuern und Zölle) befinden. In den Reichstag entsendet W. 17, in das Abgeordnetenhaus 31 Mitglieder, im Herrenhause ist es durch 21 Mitglieder, davon 12 erblich berechtigte und 9 auf Präsentation berufene, vertreten. Die Angelegenheiten der evang. Kirche bearbeitet das Konsistorium zu Münster. Für die kath. Kirche bestehen die Bistümer zu Münster und Paderborn, deren Bezirke auch nach Rheinland, bezw. der Provinz Sachsen hinübergreifen. Militärisch gehört die Provinz zum 7. Armeekorps (Generalkommando und Kommando der 13. Division in Münster), welchem auch der Osten und Nordosten des Regierungsbezirks Düsseldorf (14. Division) zugeteilt ist. Das Berg- und Hüttenwesen der Provinz ist dem Oberbergamt zu Dortmund unterstellt, mit Ausnahme des Herzogtums W., der Grafschaften Wittgenstein-Wittgenstein und Wittgenstein-Berleburg, des Fürstentums Siegen und der Ämter Burbach und Neunkirchen, welche vom Oberbergamt zu Bonn ressortieren. Die Eisenbahnen gehören zu den Direktionsbezirken Hannover, Elberfeld und Köln (rechtsrh.) Für die Post- und Telegraphenverwaltung bestehen die Oberpostdirektionsbezirke Münster, Minden und Arnsberg. W. bildet den Oberlandesgerichtsbezirk Hamm, welchem auch die landrechtlichen rhein. Kreise Duisberg, Essen, Mülheim a. d. R. und Rees (Landgerichte zu Duisburg und Essen) zugewiesen sind; die westfäl. Landgerichte haben ihren Sitz in Arnsberg, Bielefeld, Dortmund, Hagen, Münster und Paderborn. Die Provinz als Kommunalverband besitzt bis 1. April 1887 noch die ständische Verfassung, von da ab tritt die Provinzialordnung (s. d.) in Kraft.

An Bildungsanstalten hat W. die (kath.) theol.-philos. Akademie (bis 1818 Universität) zu Münster, 21 Gymnasien, 10 Realgymnasien, 2 Progymnasien, 6 Realprogymnasien, 3 höhere Bürgerschulen, 9 Schullehrerseminare, 1 königl. Präparandenanstalt, 36 Mittelschulen, 1958 öffentliche Volksschulen; von Fachlehranstalten ferner 2 Landwirtschafts- und 4 Ackerbauschulen, 1 Wiesenbau-, 1 Molkereischule, 1 Hufbeschlaglehrschmiede, 2 Bergschulen, 1 Baugewerkschule, 1 Eisenhüttenschule, 1 kunstgewerbliche Fachschule für Metallindustrie, 1 Hebammenlehranstalt, verschiedene gewerbliche und ländliche Fortbildungsschulen. Eine Schöpfung des ehemaligen Oberpräsidenten Freiherrn von Vincke (s. d.), welchem die Provinz außerordentlich viel zu danken hat, ist die 1847 begründete von Vinckesche Provinzial-Blindenanstalt mit einer evang. Abteilung zu Soest und einer katholischen zu Paderborn. Provinzial-Taubstummenanstalten bestehen zu Büren, Langhorst, Soest und Petershagen. — Das Wappen der Provinz ist ein springendes silbernes Roß im roten Felde; die Provinzialfarben sind Weiß-Rot.

Litteratur. Die Veröffentlichungen des königl. Statistischen Bureaus; Hoder, «Die Großindustrie Rheinlands und W.s» (Lpz. 1867); «Offizieller Katalog der Gewerbeausstellung in Düsseldorf» (Düsseld. 1880); Forschepiepe, «Adreßbuch der Berg- und Hüttenwerke, Maschinenfabriken u. s. w. im niederrhein.-westfäl. Industriegebiet» (Mülh. a. d. R. 1880); Löbker, «Wanderungen durch W.» (Münst. 1883); Freiligrath und Schücking, «Das malerische und romantische W.» (2. Aufl., Paderb. 1871).

Westfälischer Friede wird der 1648 zu Münster und Osnabrück geschlossene Friede genannt, durch den der Dreißigjährige Krieg geendigt und ein neues polit. System in Europa begründet wurde. Er war die Grundlage aller nachfolgenden Friedensschlüsse bis zur Französischen Revolution und wurde insbesondere in Deutschland als das vornehmste Grundgesetz der deutschen Staatsverfassung angesehen. Schon gegen Ende des J. 1641 waren zu Hamburg Präliminarien festgesetzt, die besonders den Ort und die Art der Konferenzen betrafen. Die wirklichen Friedensverhandlungen fingen erst 1644 an und wurden zu Osnabrück zwischen den kaiserlichen, reichsständischen und schwed. Gesandten, zu Münster zwischen dem Kaiser, Frankreich und andern fremden Mächten, jedoch immer in gewisser Verbindung, betrieben. Von Frankreich waren bevollmächtigt der Herzog Henri II. von Dunois und Longueville, d'Avaux und Servien, schwedischerseits Graf Johann von Oxenstjerna, der Sohn des Kanzlers, und Salvius. Die kaiserl. Bevollmächtigten waren der Graf Joh. Ludw. von Nassau, der Graf Joh. Max. von Lamberg und die Rechtsgelehrten Volmar und Crane; doch in den letzten 18 Monaten war die Seele des ganzen Werks der Graf Max von Trauttmansdorff. Spanien hatte Diego Saavedra und mehrere andere geschickt. Die Generalstaaten waren durch acht Bevollmächtigte vertreten. Die Eidgenossenschaft vertrat der Bürgermeister von Basel, Joh. Jak. Wetstein. Unter den deutschen prot. Gesandten zeichneten sich aus der Bevollmächtigte von Braunschweig-Lüneburg, Jak. Lampadius, und der von Württemberg, Joh. Konr. Varnbühler. Der Gesandte der Republik Venedig, Aloys Contarini, und der päpstl. Gesandte, Fabio Chigi (nachher Papst Alexander VII.), traten in Münster als Vermittler auf. Rang- und Titelstreitigkeiten verzögerten noch lange die Eröffnung des Kongresses. Während der Verhandlungen wurde der Krieg fortgesetzt, bis zuletzt Königsmark 15. Juli 1648 die Kleinseite von Prag eroberte. Dies gab den langen, schwierigen Unterhandlungen den Ausschlag, und es wurde nun der Friede 24. Okt. 1648 zu Münster unterzeichnet, wohin kurz vorher auch die Bevollmächtigten von Osnabrück, welche früher zum Schluß gekommen waren, sich begeben hatten.

Durch den Westfälischen Frieden wurde die Landeshoheit der Reichsstände anerkannt. Sie erhielten

das Recht der Bündnisse unter sich und mit fremden Mächten, nur nicht gegen Kaiser und Reich; auch sollten ohne ihre Einwilligung die bisher vom Kaiser so häufig verhängten Achtserklärungen nicht mehr stattfinden. Das Kurhaus Pfalz erhielt die Pfalz am Rhein zurück, und es wurde für dasselbe eine achte Kurwürde errichtet. Der Religionsfriede von 1555 wurde bestätigt. Zugleich nahm man in Betreff der Religionsübung und des Besitzes der kirchlichen Stiftungen das J. 1624 als das sog. Normaljahr an. Den Reformierten wurden gleiche Rechte mit den augsburger Konfessionsverwandten bewilligt. Den Landesherren wurde zum Gesetz gemacht, die Konfessionen, die nicht die ihrigen wären, wenigstens nicht zu verfolgen oder zu bedrücken. An Frankreich wurde der Elsaß abgetreten und demselben die Hoheit über Metz, Toul und Verdun bestätigt. Schweden erhielt Vorpommern, die säkularisierten Bistümer Bremen und Verden, Wismar, das Recht der Reichsstandschaft und 5 Mill. Thlr.; Brandenburg die säkularisierten Bistümer Halberstadt, Minden und die Anwartschaft auf Magdeburg; Mecklenburg die säkularisierten Bistümer Schwerin und Ratzeburg; das Haus Braunschweig-Lüneburg, abwechselnd mit einem kath. Bischof, die Besetzung des Bistums Osnabrück und einige Klöster; Hessen-Kassel die Abtei Hersfeld und 600000 Thlr. Die Republik der vereinigten Niederlande und die Schweiz wurden als unabhängig vom Deutschen Reiche anerkannt. Frankreich und Schweden garantierten den Frieden. Die Verwahrung des Papstes Innocenz X., besonders in Rücksicht auf die Säkularisation der Stifter, blieb ohne alle praktische Folgen. Die span. Linie mußte in dem Frieden zu Münster (20. Jan. 1648) definitiv die Unabhängigkeit der Niederländischen Republik anerkennen.

Vgl. «Négotiations secrètes touchant la paix de Munster et d'Osnabrug» (4 Bde., Haag 1725 fg.); Gärtner, «Westphälische Friedens-Canzley» (9 Bde., Lpz. 1731—38); von Meiern, «Acta pacis Westphalicae publica oder Westfälische Friedenshandlungen und Geschichte» (6 Bde., Hannov. 1734—36); Woltmann, «Geschichte des Westfälischen Friedens» (2 Bde., Lpz. 1808).

Westfälisches Gericht, s. Femgericht.

Westfälischer Kreis, s. unter Westfalen (Landschaft).

Westfälische Pforte, s. Porta Westphalica.

Westfalkland, s. unter Falklandsinseln.

Westflandern, belg. Provinz, s. u. Flandern.

Westfrancien, s. Neustrien.

West-Galloway, s. Wigton.

Westghats, s. unter Ostindien, Bd. XII, S. 559ᵃ.

Westgoten und **Westgotisches Reich,** s. u. Goten.

Westgotland, s. Westergötland.

West-Ham, Stadt im Osten Londons, zur engl. Grafschaft Essex gehörig, links an der zur Themse gehenden Lea, zählt (1881) 128692 E. und hat Fabrikation von Wachstuch, Chemikalien, Guttapercha und Gummi, Brauereien und Brennereien.

Westhavelland, Kreis im Regierungsbezirk Potsdam der preuß. Provinz Brandenburg, s. u. Havel. Die Kreisstadt ist Rathenow.

Westhofen, Stadt in der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Arnsberg, Landkreis Dortmund, rechts an der Ruhr, Station der Linie Aachen-Düsseldorf-Holzminden der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1885) 1667 evang. E. und hat Sandsteinbrüche und Glockengießerei. Westlich von W. liegt auf einem Vorsprung des Ardei, der Mündung der Lenne in die Ruhr gegenüber, die Ruine Hohensyburg, an welche sich manche Sagen aus der Zeit Karls d. Gr. und des Sachsenherzogs Wittekind knüpfen. Nahebei wurde 1857 dem ehemaligen Oberpräsidenten Westfalens, dem Freiherrn Ludwig von Vincke, zu Ehren ein 28 m hoher got. Aussichtsturm errichtet.

Westhofen (in Hessen), Marktflecken in der hess. Provinz Rheinhessen, Kreis Worms, am Seebach, 12 km im NW. von Worms, zählt (1880) 1740 E. und hat eine evang. und eine kath. Pfarrkirche, Weinbau und Ausfuhr von Kalksteinen, feuerfestem Klebsand und Klebsandsteinen.

Westhofen, Dorf im Kreise Molsheim des elsaß-lothring. Bezirks Unterelsaß, liegt 9 km nordwestlich von Molsheim, am Kahtbach und Westerbach und am Fuße des Geiersteins und zählt (1885) 1863 E. In der Umgegend werden gute Weine und viel Obst, insbesondere Kirschen gezogen. Die Gemeinde besitzt auch bedeutende Steinbrüche. In W. befindet sich eine bemerkenswerte Kirche im got. Stil aus dem J. 1250.

Westindien wird der zwischen den beiden Kontinentshälften Amerikas gelegene Archipel genannt, der in einem großen, von Südost nach Nordwest gerichteten Bogen das große centro-amerik. Binnenmeer nach Osten zu abschließt. Dieser ganze westind. Archipel, der sich, zwischen 10° und 26° nördl. Breite und zwischen 42° und 67° westl. L., von der Mündung des Orinoco bis zu den Halbinseln Florida und Yucatan zieht, zerfällt in mehrere Gruppen oder Reihen größerer und kleinerer Inseln, welche fast durchgehends eine längliche, der Richtung der Reihen, welchen sie angehören, entsprechende Gestalt haben. Diese Gruppen sind: die Großen und Kleinen Antillen (s. d.) und die Bahama-Inseln (s. d.). Der Flächenraum sämtlicher westind. Inseln beträgt 244890 qkm, wovon 216260 auf die Großen Antillen, 14095 auf die Kleinen Antillen und 14535 auf die Bahama-Inseln fallen. Sämtliche Antillen erheben sich hoch über die Meeresfläche, sodaß man sie als Bruchstücke eines untergegangenen oder vielleicht eines noch nicht vollständig über die Meeresfluten gehobenen Gebirgszugs betrachten kann. Die Bahama-Inseln dagegen bestehen aus niedrigen Korallenfelsen. Die höchsten Berge findet man im westl. Teil von Haïti (2184 m), im östl. Teil von Cuba (2375 m) und im nördlichen von Jamaica (2341 m). Auf den Kleinen Antillen findet man die ausgedehntesten Ebenen an der östl. Küste, was auf den Großen Antillen und den Virginischen oder Jungferninseln nicht der Fall ist. Auf den meisten Inseln wird das Hochland von den Niederungen durch schroffe Abhänge geschieden, die besonders auf Haïti auffallend sind. Die zahlreichen Buchten der Inseln bieten sichere Häfen dar. Die Korallen und Madreporenfelsen, die in diesem Meere häufig, haben ebenso viel zur Bildung dieser Inselwelt beigetragen als bei den Inselgruppen im Südmeere. Cuba, die Virginischen Inseln und die Bahama-Inseln sind von ungeheuern Korallenlabyrinthen umgeben, die bis an die Oberfläche des Meers hinaufreichen und mit Palmen bedeckt sind. Mehrere Inseln zeigen Spuren eines vulkanischen Ursprungs.

Alle westind. Inseln haben ziemlich gleiches Klima. Die heiße und feuchte Jahreszeit, der westind. Früh-

ling, beginnt im Mai; Laub und Gras erhalten ein frischeres Grün, und um die Mitte des Monats fällt der erste periodische Regen, täglich gegen Mittag. Nach 14tägigem Regen tritt trockenes und beständiges Wetter ein und der tropische Sommer erscheint in aller Herrlichkeit. Die Hitze wird durch die fast während des ganzen Jahres wehenden Ostpassatwinde und die bei dem geringen Umfang der meisten Inseln kräftig wirkenden Seewinde gemildert. Die Feuchtigkeit dauert oft bei der stärksten Sonnenhitze fort, sodaß das Klima in den Niederungen am Meere, besonders den Europäern, durch das Gelbe Fieber und andere den Tropengegenden eigentümliche Krankheiten im höchsten Grade verderblich wird. Eine mildere, reinere und gesündere Luft weht auf den höhern Teilen der Inseln. In der warmen Jahreszeit sind die Nächte außerordentlich schön. Um die Mitte des August wird die Hitze unerträglich und die Seewinde hören fast ganz auf. Der herbstliche Regen wird allgemein im Oktober. Die Wolken ergießen sich in Strömen, die Flüsse schwellen an und überschwemmen die Niederungen. Vom August bis Oktober werden die Inseln von Wirbelstürmen heimgesucht, die oft furchtbare Verheerungen anrichten. Gegen Ende November beginnt heiteres und angenehmes Wetter, nördl. und nordöstl. Winde wehen, und der schönste Winter auf der Erde dauert vom Dezember bis Mai. Ausnahmen von diesen klimatischen Verhältnissen findet man auf den größern Inseln, welche oft durch die von den Bergen wehenden Landwinde erfrischt werden. Eine große Plage W.s sind die furchtbaren Orlane und Erdbeben, durch die ein Teil der Inseln von Zeit zu Zeit heimgesucht wird.

Die Üppigkeit des amerik. Pflanzenwuchses zeigt sich auch in W. Mehrere Bäume liefern treffliches Bauholz, wie die Ceder, Eiche u. s. w. Der Mahagonibaum wächst vorzüglich auf Jamaika, wird aber nach und nach seltener. Der Europäer hat hier die Erzeugnisse des Orients und des Abendlandes zu vereinigen gewußt. Pomeranzen, Citronen, Granaten, Feigen wachsen rings um die Pflanzungen; die meisten europ. Obstarten gedeihen in den Gebirgsgegenden, während die Ebenen die herrlichsten tropischen Gewächse liefern. Die ungeheuern Wiesenflächen (Savannen) im Innern der größern Inseln bedeckt ein samtartiges Grün. Der Hauptreichtum besteht in den aus der Kultur der tropischen Handelspflanzen gewonnenen Produkten. Die Vanille wächst nur in den Wäldern von Jamaika wild, die Aloë auf Cuba und den Bahama-Inseln. Indigo, Piment, Kakao, Kokosnuß, Mais, Tabak und Baumwolle findet man auf vielen Inseln. Yams und Bataten, beide einheimisch, sind die Hauptnahrung der Neger. Die Brotfrucht wurde von Tahiti nach Jamaika verpflanzt. Von Getreidearten wird nur der Mais stark gebaut, Weizen dagegen nur wenig; man bedarf daher dessen Zufuhr aus Canada und den Vereinigten Staaten. Die Hauptstapelwaren W.s sind Zucker und Kaffee. Das auf den westind. Inseln angebaute Zuckerrohr wurde im 16. Jahrh. durch die Spanier von den Canarischen Inseln gebracht und der Kaffeebaum aus Arabien besonders von Niederländern und Franzosen in W. eingeführt. Die Baumwolle ist häufig auf Inseln, die einen trockenen und steinigen Boden haben, doch die Ernte der herrschenden Feuchtigkeit wegen oft unsicher. Vor der Ankunft der Europäer waren nur wenige Arten vierfüßiger Tiere einheimisch, besonders kleinere Arten, wie das Aguti, eine Mittelgattung zwischen Kaninchen und Ratten, das Pecari oder merik. Schwein, das Armadill, das Opossum und kleinere Affenarten. Häufig sind Eidechsen, Skorpione und Schlangen; aber nur Martinique und Ste.-Lucie haben wahre Vipern und giftige Skorpione. Der gefräßige Kaiman lebt in stillen Gewässern. Die köstlichsten Schildkröten werden bei Jamaika gefangen, wie auch die Riesenschildkröte. Die Vögel zeichnen sich durch das glänzendste Gefieder aus. Der Papagei und der goldglänzende Kolibri beleben die Wälder und zahllose Wasservögel die Gestade. Sämtliche Haustiere sind aus Europa eingeführt, von denen namentlich Rindvieh und Pferde auf den größern, grasreichen Inseln gedeihen, wo sie, wie in den Savannen Südamerikas, in großen Herden in halbwildem Zustande existieren.

Die Einwohnerzahl W.s beläuft sich auf 4763000, sodaß also 19 auf 1 qkm wohnen. Darunter sind höchstens 1⅓ Mill. Weiße, dagegen über 2½ Mill. Neger und Mulatten, von denen 1866 noch etwa 440000 Sklaven, sämtlich in den span. Kolonien, waren. Die Negerbevölkerung, die mit der Einführung afrik. Sklaven um 1511 sich zu bilden anfing, erhält sich außer durch die eigene Fortpflanzung noch immer durch die widerrechtliche Einführung schwarzer Sklaven in die span. Kolonien. In sämtlichen brit. Kolonien ist die Sklaverei seit 1834 völlig aufgehoben, und sämtliche ehemalige Sklaven sind seit 1838 gänzlich freigelassen. (S. Sklaverei.) Ebenso ist in Haïti seit der Negerrevolution daselbst, in den dän. Kolonien seit 1847, in den französischen seit 1848, neuerdings auch in den niederländischen die Sklaverei aufgehoben. Die Freigelassenen arbeiten für Lohn, ebenso die aus Ostindien und China herbeigeschafften Kulis (s. d.). Sämtliche Neger sprechen einen verdorbenen Dialekt (das sog. Kreolisch) der Sprache des Volks, unter dessen Herrschaft sie stehen. Von den europ. Nationen sind am zahlreichsten die Spanier (über 1 Mill.). Dann folgen die Engländer (wenig über 50000), die Franzosen (kaum 50000) und außerdem Holländer, Dänen und Schweden in geringer Zahl. Die Bewohner der Inseln sind Christen, mit Ausnahme der noch nicht bekehrten Neger auf den span. Inseln. Auf den brit., holländ. und dän. Inseln haben sich besonders die Glaubensboten der Brüdergemeine und die Methodisten durch Missionen und Negerschulen um die Bildung der Afrikaner verdient gemacht. Die Einwohner europ. Stammes haben größtenteils die Bildung ihres Mutterlandes, wenn auch meist nur in äußerlicher Weise. Die Hauptbeschäftigung besteht in dem Anbau der Kolonialprodukte und im Handel mit denselben. Handwerke gibt es nur für die notwendigsten Bedürfnisse; alle Fabrikwaren und feinern technischen Erzeugnisse werden aus Europa eingeführt.

Mit Ausnahme des freien Haïti (s. d.), welches mit den anliegenden kleinen Eilanden 77254 qkm etwa 850000 E. zählt, sind alle Inseln Kolonien von fünf europ. Staaten. Das Spanische Westindien, zwar nicht mehr so umfänglich wie in früherer Zeit, hat noch unter allen das größte Areal und die stärkste Bevölkerung. Es umfaßt die beiden Inseln (Generalkapitanien) Cuba (s. d.) und Portorico (s. d.) nebst Pertinenzien, zusammen 128148 qkm mit 2275997 E., worunter 908400 Farbige. Das Britische Westindien hat auf 34499 qkm eine Bevölkerung von 1227863 E., worunter über

900000 Neger, Mulatten und neueingeführte Kulis. Es besteht, abgesehen von den Bermuda-Inseln, welche nur von den Engländern zu W. gerechnet werden, aus fünf Gouvernements, zunächst: Jamaika (s. d.), mit den Caymansinseln 11443 qkm mit 583204 E.; Bahama-Inseln (s. d.) mit den Turcs und Caicos 14535 qkm mit 48299 E.; Trinidad (s. d.) 4544 qkm mit 155532 E.; Windward-Islands oder Gouvernement Barbadoes, bestehend aus Barbadoes (s. d.) und den unter vier Lieutenant-Governors stehenden Inseln Tabago, Grenada mit den Grenadinos, St.-Vincent, Ste.-Lucie oder Sta.-Lucia, 2150 qkm mit 318200 E.; Leeward-Islands oder Gouvernement Antigua mit der Insel Antigua (s. d.) nebst Barbuda und den unter vier Lieutenant-Governors stehenden Inseln und Eilandgruppen Dominica, Montserrat, St.-Christoph oder St.-Kitts, Nevis, Anguilla und Tortola mit den übrigen brit. Virginischen Inseln (s. d.), zusammen 1827 qkm mit 122628 E. Unter allen europ. Mächten, welche Ansiedelungen in W. besitzen, hat die engl. Regierung die größte Sorgfalt auf eine liberale Verwaltung und auf ein zweckmäßiges Verteidigungssystem gewendet. Der Gouverneur der Inseln oder der einzelnen Inselgruppen übt im Namen der Königin die vollziehende Gewalt aus; überall ist ihm ein Regierungsrat aus den Eingeborenen beigesetzt. In den meisten brit. Kolonien gibt es eine Gesetzgebende Versammlung, die in ein Oberhaus und ein Unterhaus zerfällt, jenes aus mehrern von der Krone ernannten Mitgliedern, dieses aus den gewählten Repräsentanten der Provinzen bestehend. Die richterliche Gewalt wird unabhängig durch besondere Gerichtshöfe ausgeübt. Die Einnahmen beliefen sich 1883 auf 1506000, die Ausgaben auf 1466000, die Schuld auf 2020000, die Einfuhr auf 6086000, die Ausfuhr auf 6675000 Pfd. St. Die französischen Kolonien begreifen ein Areal von 2858 qkm mit 364884 E. Sie bestehen aus den Hauptinseln Martinique (s. d.) und Guadeloupe (s. d.). Die erstere zählt auf 988 qkm 166988, die letztere mit ihren Dependenzen (Marie-Galante, Les-Saintes, Désirade, St.-Barthélemy und dem nördl. größern Teil der im übrigen niederländ. Insel St.-Martin) 1870 qkm mit 197896 E. Die niederländischen Kolonien haben einen Flächenraum von 1130,33 qkm mit 44153 E. Sie bestehen aus Curaçao (s. d.) nebst den Nachbareilanden, aus St.-Eustache (s. d.), Saba (12,83 qkm mit 2300 E.) und dem südl. Teil der Insel St.-Martin (46,8 qkm mit 3395 E.), welche 1638 von den Franzosen und Holländern gemeinschaftlich angebaut und 1648 geteilt wurde. Die dänischen Kolonien zählen auf 359 qkm 33763 E., meist freie Schwarze. Sie bestehen aus drei zu den Virginischen Inseln gerechneten Eilanden: Ste.-Croix, St.-Jan und St.-Thomas. (Hierzu eine Karte: Die Antillen, Bd 1, S. 717.)

Die ersten westind. Inseln, Bahama, Cuba, Haïti und Portorico, wurden seit 1492 durch Columbus (s. d.) entdeckt. Da man in ihnen das von Columbus gesuchte Indien gefunden zu haben meinte, so erhielten sie, als man erkannt, daß man einen ganz neuen Erdteil gefunden, den Namen W., im Gegensatz zu Ostindien. Man fand zwei verschiedene Menschenstämme, die Karaiben (s. d.) und die Arrowaks, auf Cuba, Haïti, Portorico, den Bahama-Inseln und Jamaika, jene kriegerisch, diese friedlich, beide mit verschiedenen Sprachen. Die Karaiben mögen die schwächern Stämme vertilgt haben, wie sie selbst den Europäern weichen mußten. Es leben jetzt nur noch geringe Überreste von ihnen auf der Küste des südamerikanischen Festlandes, wohin die Spanier sie verpflanzt haben. Die Spanier gründeten die ersten Niederlassungen auf Cuba; die Eingeborenen aber wurden durch Tribut an Gold und Baumwolle hart gedrückt. Seit 1503 begann die völlige Verteilung der Bodenfläche (repartimientos) unter den Europäern. Durch diese Einrichtung wurden eigentlich wider den Willen der span. Regierung die Eingeborenen zu Sklaven gemacht, und die allmähliche Ausrottung des Urstammes war zu Anfang des 17. Jahrh. vollständig. Es begann nun auf den westind. Inseln der Anbau von Kolonialwaren, Gewürzen, Farbehölzern und Baumwolle. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. gerieten die Inseln in Verfall; Anbau und Bevölkerung nahmen ab, weil die despotischen Einrichtungen der span. Regierung die Entwickelung der innern Kraft hinderten. Die Statthalter der Inseln waren ganz abhängig von der Regierung. Der Handel wurde immer mehr gefesselt; kein Schiff eines andern europ. Volks durfte landen; die Kolonisten konnten nur mit einer einzigen span. Stadt (Sevilla und seit 1720 Cadiz) handeln. Die Ausfuhr der einheimischen Erzeugnisse war in spätern Zeiten auf gewisse Flotten beschränkt. Viele Kolonisten wanderten aus, und die Inseln verödeten. Alle kleinern Küstenstädte wurden zerstört, um den Schleichhandel zu hemmen. Bei dem zunehmenden Sinken der span. Macht wurden auch von andern Seemächten feindliche Unternehmungen gemacht. Die größte Gefahr aber brachten den Kolonien seit 1630 die Flibustier (s. d.), die endlich einen förmlichen Raubstaat bildeten. Auf manchen Inseln wurde durch sie der Grund zur ersten Ansiedelung gelegt. Als im 17. Jahrh. auch andere europ. Mächte Inseln in W. erwarben, besonders aber seit der Mitte des 18. Jahrh., erhoben sich die westind. Kolonien zu neuer Blüte. Die europ. Seemächte suchten sie sich einander zu entreißen, und mehrmals gaben sie zu Kriegen Veranlassung.

Vgl. Montgomery Martin, «The history, geography and statistics of the West-Indies» (5 Bde., Lond. 1834—35); Southey, «History of the West-Indies» (3 Bde., Lond. 1827); Meinicke, «Versuch einer Geschichte der europ. Kolonien in W.» (Weim. 1831); Bates, «Central-America, West-Indies and South-America» (Lond. 1878); Moister, «The West-Indies, enslaved and free» (Lond. 1883).

Westinseln, s. Azoren.

Westjütische Mundart, s. unter Dänische Sprache, Litteratur und Kunst.

Westkapelle, Dorf auf der Südwestküste der Insel Walcheren in der niederländ. Provinz Zeeland, mit 2100 E., ist besonders merkwürdig durch die großartigen Dämme, welche das Land gegen das Meer schützen. In W. begann Willebrord, später Bischof von Utrecht, seine Heidenbekehrungen. Am 4. Juli 1235 fand hier eine entscheidende Schlacht zwischen den Zeeuwen und Flamländern statt, wobei die erstern siegten und zwei Söhne der Gräfin von Flandern gefangen genommen wurden.

West-Lothian, s. Linlithgow.

Westmacott (Sir Richard), engl. Bildhauer, geb. 15. Juli 1775 zu London, erhielt seine Bildung in Rom und Paris. Nach seiner Rückkehr machte er sich zunächst bekannt durch die in der West-

minster-Abtei 1806 aufgestellte Statue Addisons und vollendete 1809 die Monumente für Sir Ralph Abercrombie und für Lord Collingwood in der Paulskirche. Nachdem er bei der Bronzestatue des Herzogs von Bedford für Russell-Square persönlich die Formung und den Guß geleitet und dann die Statue Nelsons für Barbadoes und die von Fox für Bloomsbury-Square ausgeführt hatte, vollendete er 1822 den Koloß des Achilles in Hydepark, eine der größten Statuen, die je gegossen wurden. Dann folgte 1814 das Monument Will. Pitts für die Westminster-Abtei; ferner für denselben Ort die Statuen für den Herzog von Montpensier, Addison, Erskine und Warren Hastings; die Statue eines Bauermädchens (1819) zum Monument für Lord Penrhyn und die eines Hindumädchens zu einem Denkmal Alex. Colvins in Kalkutta; die Bronzestatuen Georgs III. in Liverpool; die Reiterstatue desselben Königs auf Sion-Hill, gegenüber Windsor; die Statue Cannings, die 1832 unweit des Parlamentshauses errichtet wurde und zu den schönsten Werken der Bildhauerkunst in London gehört; die des Herzogs von York im St.-Jamespark 1834. Auch lieferte W. 1844 das große allegorische Relief für den Fronton der neuen Börse in London. Als Professor der Skulptur an der königl. Akademie wirkte er seit 1827 durch Vorträge. Auch besitzt man von ihm eine Abhandlung über mittelalterliche Plastik in England (Lond. 1846). W. wurde 1837 in den Ritterstand erhoben und starb 1. Sept. 1856 in London.

Richard W., Sohn des vorigen, geb. 1799 zu London, Schüler des Vaters und seit 1818 der Akademie, bildete sich in Italien streng nach der Antike. Außer Statuen, wie die Pandora und eine afrik. Sklavin (in Florenz), ein Amor mit dem Pfeile und Venus, die den Ascanius schützt, verfertigte er zahlreiche Büsten, z. B. von Lord John Russell (1843), welche die seines Vaters teilweise noch übertreffen. Als Meister des got. Stils zeigte er sich durch sein Denkmal des Erzbischofs Howley im Dome zu Canterbury (1850); fernere Arbeiten von ihm sind: David mit dem Kopfe Goliaths, in Marmor. W. hielt seit 1857 als Professor der Skulptur an der Akademie Vorlesungen über die Kunst der orient. und klassischen Völker. Er starb zu Kensington 19. April 1872.

Ein anderer Bildhauer dieses Namens, James Shewood W., machte sich zuerst durch die trefflichen Statuetten Alfreds d. Gr. und des Richard Löwenherz bekannt. Dann fertigte er eine Marmorstatue von Johannes dem Täufer (1857) und das Modell für die Statue des Grafen von Winchester, welche für das Haus der Lords in Bronze gegossen ward. Unter seinen Büsten zeichnet sich die der Königin Victoria aus. In neuerer Zeit wandte er sich nichthistor. Vorwürfen zu und bildete eine Peri nach Moores «Lalla Rookh» u. a.

Westmanland, schwed. Provinz in Svealand, südlich von Dalarne, bildet den nordwestl. Teil des Bassins des Mälarsees. Der östl. Teil gehört zum Län W. oder Westerås (s. d.), der westliche zu Örebro (s. d.). W. ist gegen Norden sehr gebirgig und enthält dort eine Mehrzahl der mineralreichsten Stätten Schwedens. Die Flüsse Kolbäcks-å (kanalisiert durch den Strömsholmskanal), Sagån, Svart-ån, Köpings-å, Hedströmmen und Arboga-å fließen in den Mälarsee; der nordwestl. Teil gehört dem Wassersystem des Wenern an.

Westmeath, Grafschaft im Nordwesten der irischen Provinz Leinster, 1835 qkm umfassend. Die Oberfläche bietet einen angenehmen Wechsel von Waldung, schönen Ackerfeldern und Wiesen, von Hügeln und Ebenen, Seespiegeln und Flüssen dar, unter welchen der Shannon mit Inny und Brosna die bemerkenswertesten. Der Shannon mit dem von ihm durchflossenen Lough Ree bildet die Westgrenze; der River Inny durchfließt den Lough Sheelin (an der Nordgrenze) und den Lough Deravaragh. Auch durchzieht der Royalkanal und die Midland Great-Westernbahn das Land. Von der Bodenfläche sind Ackerland 17 Proz., Kleefelder und Wiesen 11, Weide 53, Wald 2, Gewässer 5 Proz. Viehzucht, Leinweberei, Torfgräberei und Handel bilden die Hauptnahrungszweige der Bevölkerung, deren Zahl 1841—81 von 141300 auf 71513 Seelen herabgesunken ist. Die Grafschaft schickt zwei Abgeordnete in das Parlament. Mullingar, der Hauptort, an dem Royalkanal, im Mittelpunkt des Landes, zwischen dem Lough Owel und dem Lough Ennel, 81 km im WNW. von Dublin gelegen, Station der Hauptlinie Dublin-Athlone-Galway der Midland Great-Westernbahn, die hier nördlich nach Sligo abzweigt, ist eine Marktstadt und der Sitz eines kath. Bischofs, mit 5103 E., die bedeutende Woll- und Pferdemärkte unterhalten. Wichtiger ist Athlone (s. d.).

Westminster-Abtei, die St. Peters-Kollegiatkirche in London, hat ihren Namen von dem Stadtteile Westminster, in dem sie liegt. Sie gehörte zu einem noch in Resten vorhandenen Kloster, das von Sebert, König der Westsachsen, zu Anfang des 7. Jahrh. gegründet, von den Dänen zerstört und von König Edgar 958 erneuert wurde. Eduard der Bekenner baute die Kirche kurz vor seinem Tode um. Heinrich III. ließ dieselbe wieder abtragen und gab ihr, mit seinen nächsten Nachfolgern, ihre jetzige Gestalt. Nur die beiden schönen Türme und der westl. Eingang wurden noch im 18. Jahrh. von Christopher Wren errichtet. Heinrich VIII. verwandelte bei der Reformation das Kloster in ein Kollegiatstift, später in die Kathedrale der Grafschaft Middlesex. Schon dessen Nachfolger, Eduard VI., löste dieses Bistum auf und stellte das Stift wieder her. Unter der Königin Maria wurde die Anstalt in ein Kloster umgeformt; ihre Nachfolgerin Elisabeth vereinigte das Kollegiatstift mit einer Erziehungsanstalt für Knaben. Die Kirche ist in Kreuzform erbaut; an ihre Südseite stoßen die Reste der alten Klostergebäude. Wiewohl das schwerfällige Äußere der Kirche keinen Totaleindruck gestattet, gewährt doch das Innere, namentlich vom westl. Eingange aus, den erhabenen Eindruck eines Meisterwerks der got. Baukunst. Freilich wird auch der freie Blick im Innern durch Holzverschläge, Gitterwerk und Nebenbauten zum Teil gehindert. Das 31 m hohe Gewölbe ist von kühnen Pfeilern getragen. Die Kirche ist 156 m lang, im Kreuze 61, im Schiffe 22 m breit. In dem schönen Chor werden seit uralten Zeiten die Könige von England gekrönt. Die Kirche umfaßt viele Kapellen, darunter die Eduards des Bekenners, Heinrichs III. und Heinrichs VII. Die letztere enthält das Grabmal dieses Königs und seiner Familie, ist in einem reichen, fast überladenen Stil von dem Florentiner Pietro Torregiano erbaut und wurde 1809—23 mit großem Kostenaufwand restauriert. Die Königin Elisabeth und ihre Nebenbuhlerin, Maria Stuart, sowie andere histor.

Personen haben in den verschiedenen Kapellen Monumente. Im südl. Kreuzflügel befinden sich die Grab- und Denkmäler vieler Dichter und Gelehrten, weshalb man diesen Ort den Poetenwinkel (Poet's corner) nennt. Der nördl. Flügel ist die Ruhestätte ausgezeichneter Männer, die sich um den Staat und das öffentliche Wohl verdient gemacht haben. Die meisten der Kunstwerke, mit denen ein Teil der Grabmäler geziert ist, haben keinen oder nur geringen ästhetischen Wert; doch findet man auch einige schöne Arbeiten von Roubillac, Rysbrach, Nollekens, Chantrey und Flaxman. Die Ehre, in der W. begraben zu werden, hängt übrigens noch von der Erlegung einer hohen Summe ab. Vgl. Neale, «History and antiquities of the Abbey of Westminster, etc.» (Lond. 1818 u. öfter); Brayley, «History and antiquities of Westminster Abbey» (Lond. 1856); Stanley, «Historical memorials of the Westminster Abbey» (Lond. 1868).

Westmoreland, Grafschaft im nordwestlichsten Teile Englands, von Cumberland, Lancashire, York und Durham umgrenzt, hat ein Areal von 2027 qkm, wovon kaum 706 zur Feldwirtschaft tauglich sind. Das tiefe Thal des Eden, welches aus Buntsandstein besteht, trennt die von silurischen Schiefern gebildeten Cumbrischen Berge (Cumbrian Mountains) im Westen, welche im Helvellyn 432 m erreichen, von der aus Bergkalk bestehenden Penninischen Kette im Osten, die geringere Erhebung hat. Es ist ein rauhes, kaltes Land voll langer Reihen kahler, hoher Felsenberge (Fells oder Moors), die oft bis gegen Sommersanfang tief beschneit sind und langgestreckte Engthäler und Seen (tarns) einschließen. Berühmt sind die Naturschönheiten des Landes, seine steilen, oft senkrecht abstürzenden Bergmassen, die anmutigen Seen, wie der berühmte Winandermere oder Windermere in 35 m Höhe, der größte Englands (15 km lang, kaum 1,9 km breit, 14,8 qkm groß und bis 73 m tief), und der Ulleswater, die reichen Weideflächen der schmalen Thäler und die prachtvollen Wälder. Der einzige schiffbare Fluß ist der Kent. Der Ackerbau ist untergeordnet, und Weizen gedeiht nirgends. Desto ausgedehnter wird die Viehzucht betrieben. Die Berggegenden nähren große Schafherden, die Sumpfgegenden viele Schweine, die den trefflichen Westmorelandschinken liefern, der mittlere Teil viel Rindvieh schott. Rasse, welche viel Butter liefern. Auch die Gänsezucht ist von Bedeutung. Von Wichtigkeit sind die Schiefer- und andere Steinbrüche. Auch Achate und Halbedelsteine finden sich, und außerdem gewinnt man etwas Blei und Silber. Die Industrie beschränkt sich auf Handarbeit, auf das Spinnen der Wolle, Stricken von Strümpfen und Weben eines eigentümlichen groben Wollzeugs. Die Grafschaft wird in vier Wards eingeteilt, schickt drei Abgeordnete in das Parlament und zählt (1881) 64 184 E. W., angelsächs. Westmoringaland, gehörte im 8. Jahrh. zum Reiche Strathclyd oder Cumbria, darauf zu Dearna oder Deira.

Die Hauptstadt ist Appleby, rechts am Eden, Station der Linie Skipton-Settle-Carlisle der Midlandbahn und der Linie Penrith-Kirkby-Stephen (Eden Valley) der North-Easternbahn, mit 5548 E., einer Lateinschule und einem noch gut erhaltenen Bergschlosse (aus der Zeit Heinrichs VI.). Wichtiger ist Kendal (s. d.).

Westmorland (John Fane, Graf von), brit. Diplomat, stammte aus einer alten wallisischen Familie, deren jüngere Linie sich Vane schreibt, und zu der der berühmte republikanische Parteiführer Sir Harry Vane und dessen Nachkommen, die jetzigen Herzöge von Cleveland, gehören. Thomas Fane heiratete 1574 Mary Neville, die Tochter des Lords Abergavenny, welche ihm einen Sohn Francis gebar, der, in Betracht der Abkunft seiner Mutter von den Grafen von W. aus dem Hause Neville (s. d.), 1624 zum Baron Burghersh und Grafen von W. erhoben wurde. — John Fane, zehnter Graf von W., geb. 1. Jan. 1759, war unter Pitts Ministerium Lordlieutenant von Irland, dann viele Jahre hindurch (bis 1827) Geheimsiegelbewahrer. Er starb 12. Dez. 1841.

Sein Sohn, John Fane, folgte ihm als elfter Graf von W. Derselbe hieß bis zum Ableben des Vaters Lord Burghersh und wurde 3. Febr. 1784 geboren. Er kämpfte in den Feldzügen in Portugal und Spanien unter Wellington, dessen Nichte er 1811 heiratete. Zum Obersten befördert, wurde er 1814 zum brit. Gesandten in Florenz ernannt, welche Stelle er 15 Jahre einnahm. Hier gab er sich seiner Neigung zur Musik hin. Außer zahlreichen Symphonien, Cantaten und Messen komponierte er zwei Opern, «Il Torneo» und «L'Eroe di Lancastro». Auch versuchte er sich als Militärschriftsteller in «Operations of the allies in Portugal» (Lond. 1818) und «Operations of the allied armies in 1814» (Lond. 1822), denen er «Erinnerungen aus den ersten Feldzügen des Herzogs von Wellington in Portugal und Spanien» (deutsch von Graf von der Goltz, Berl. 1845) folgen ließ. Nach England zurückgekehrt, wurde er Mitglied des Geh. Rats, 1838 Generallieutenant und 1841 Gesandter am preuß. Hofe. Kurz darauf erbte er den Titel eines Grafen von W. und die bedeutenden Güter der Familie. In der schlesw.-holstein. Angelegenheit übernahm er 1848 eine Vermittlerrolle. Er wurde 1851 Botschafter in Wien und erhielt 1854 den Rang eines wirklichen Generals. Seine letzte Thätigkeit als Diplomat entwickelte er als brit. Bevollmächtigter bei den Konferenzen, welche zuerst 1853, dann wieder 1855 zur friedlichen Schlichtung der orient. Wirren in Wien zusammentraten. Im Nov. 1855 legte er seinen Gesandtschaftsposten nieder und lebte dann bis zu seinem Tode, 16. Okt. 1859, auf seinen Gütern in England. Ihm folgte als zwölfter Graf sein dritter Sohn, Francis William Henry Fane, Lord Burghersh, geb. 19. Nov. 1825, Oberst in der Armee. Derselbe war Adjutant Lord Raglans im Krimfeldzuge.

Westnigritien, s. Senegambien.

Weston super Mare, Stadt und sehr beliebter Seebadeort in der engl. Grafschaft Somerset, nördlich von der Mündung der Axe in den Bristolkanal, über Burton durch Zweigbahn mit der Linie London-Reading-Swindon-Bristol-Exeter der Westernbahn verbunden, zählt (1881) 12882 E. und hat Sprotten- und Heringsfischerei. Der Worle-Hill und Uphill-Old-Church auf einem Felsenvorsprung am Meere sind zwei schöne Aussichtspunkte der Umgegend.

Westphal (Joachim), luther. Theolog des 16. Jahrh., geb. 1510 oder 1511 in Hamburg, studierte in Wittenberg, namentlich unter Melanchthon, besuchte dann noch eine Reihe anderer Universitäten und wurde nach einem kurzen zweiten Aufenthalt in Wittenberg 1541 Prediger an der

St. Katharinenkirche in Hamburg. Als solcher war er ein Hauptvertreter der streng luth. Streittheologie, schrieb gegen die mildere Richtung mehrere Schriften, z. B. «Lutheri sententia de adiaphoris» (Magdeb. 1550). Am heftigsten aber bekämpfte er in dem seit 1552 neu ausbrechenden Abendmahlsstreit die von Calvin ausgehende, durch den Polen Johann a Lasco auch in Norddeutschland verbreitete und von Melanchthon im ganzen geteilte Abendmahlslehre. Seine zahlreichen scharfen Streitschriften, z. B. «Farrago opinionum de coena domini» (Magdeb. 1552), «Recta fides de coena domini» (Magdeb. 1553), riefen ebenso scharfe Antworten Calvins hervor. W. warnte sogar vor der Duldung der Reformierten und sammelte 25 Gutachten verschiedener luth. Städte zu einer «Confessio fidei de eucharistiae sacramento» (Magdeb. 1557), eine Art Bekenntnisschrift der luth. Kirche Norddeutschlands in Sachen des Abendmahls. In den J. 1562—71 war er provisorischer und von 1571 an wirklicher Superintendent in Hamburg, Lector primarius am Dom und starb 16. Jan. 1574. Vgl. Greve, «Memoria Westfali» (Hamb. 1749); Möndeberg, «W. und Calvin» (Hamb. 1865).

Westphal (Karl Friedr. Otto), Psychiatriker und Neuropatholog, geb. 23. März 1833, studierte seit 1851 in Berlin, Heidelberg und Zürich und ward 1857 Civilassistent in der Pockenabteilung der Charité in Berlin und 1858 Assistenzarzt an der Irrenabteilung dieser Anstalt. Im J. 1861 habilitierte er sich als Privatdocent der Psychiatrie an der berliner Universität, wurde 1868 dirigierender Arzt des Pockenhauses und der Abteilung für innerlich Kranke, 1869 außerord. Professor und dirigierender Arzt der klinischen Abteilungen für Geistes- und Nervenkranke und 1874 ord. Professor der Psychiatrie. W. ist zugleich Mitglied der königl. wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen und Geh. Medizinalrat. Seine wissenschaftlichen Arbeiten sind veröffentlicht in der «Allgemeinen Zeitschrift für Psychiatrie», in Virchows «Archiv» und hauptsächlich im «Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten», das W. seit 1868 redigiert.

Westphal (Rud. Georg Herm.), Philolog, geb. 3. Juli 1826 zu Obernkirchen im Kreise Rinteln, studierte seit 1845 in Marburg Theologie, Philosophie und Philologie, ging 1850 nach Tübingen, wo er sich 1852 als Privatdocent der Philologie habilitierte, wurde 1857 außerord. Professor zu Breslau, gab aber diese Stellung 1860 auf und privatisierte erst in Breslau, dann in Jena und siedelte 1873 nach Rußland über, wo er 1875—79 Professor am Katkowschen Lyceum zu Moskau war. Von seinen Schriften, die meist auf die Rhythmik der Alten Bezug nehmen, sind hervorzuheben: «Metrik der griech. Dramatiker und Lyriker» (mit Roßbach, 3 Bde., Lpz. 1854—65; 3. Aufl. unter dem Titel «Theorie der musischen Künste der Hellenen», Lpz. 1885—86), «System der antiken Rhythmik» (Bresl. 1865), «Geschichte der alten und mittelalterlichen Musik» (2 Bde., Bresl. 1865—66), «Catulls Gedichte, übersetzt und erläutert» (Bresl. 1867), «Philosophisch-histor. Grammatik der deutschen Sprache» (Jena 1868), «Prolegomena zu Aischylus' Tragödien» (Lpz. 1869), «Theorie der neuhochdeutschen Metrik» (Jena 1870; 2. Aufl. 1877), «Grammatik der griech. Sprache» (2 Bde., Jena 1870—72), «Elemente des musikalischen Rhythmus mit Rücksicht auf unsere Opernmusik» (Bd. 1, Jena 1872), «Vergleichende Grammatik der indogerm. Sprachen» (Bd. 1, Jena 1873), «Die Verbalflexion der lat. Sprache» (Jena 1873), «Allgemeine Theorie der musikal. Rhythmik seit Joh. Sebast. Bach» (Lpz. 1880), «Die Musik des griech. Altertums» (Lpz. 1883).

Westphalen, s. Westfalen.

Westpoint, die einzige Militärakademie der Vereinigten Staaten von Amerika, in Orange County des Staates Neuyork am rechten Ufer des Hudson in herrlicher romantischer Gegend, 80 km nördlich von Neuyork gelegen, war während des Befreiungskriegs der Kolonien eine Festung von großer Bedeutung, da sie den Engländern die Verbindung Neuyorks mit Albany und Canada sperrte. Die Militärakademie wurde 1802 gegründet. Der Plan dazu war zuerst von alten Revolutionsoffizieren, wie Oberst Pickering und General Steuben entworfen und ausgearbeitet worden und stützte sich auf die preuß. Kadettenhäuser jener Zeit. Die Akademie zählt (1. Sept. 1885) 313 Kadetten, die einen vierjährigen Kursus durchzumachen haben und bei ihrem Eintritt nicht jünger als 17 und nicht älter als 22 J. sein dürfen. Jeder Kongreßabgeordnete hat das Recht der Besetzung einer Stelle; der Präsident dagegen ernennt alle vier Jahre zehn Kadetten. Die Erziehung ist unentgeltlich; jeder Kadett erhält sogar 540 Doll. pro Jahr, wovon die Unterhaltungskosten abgezogen werden. Die Zahl der Offiziere und Professoren betrug im ganzen 58. Wenn auch über die Hälfte der in W. gebildeten Kadetten später zu andern Berufen übergeht, so muß doch jeder Offizier der regulären Armee aus W. hervorgegangen sein.

Westport, Stadt in der irischen Grafschaft Mayo, unweit der Clew-Bai des Atlantischen Oceans, Hauptstation der Küstenwachten, Station der Linie Manulla-Junction-W. der Midland-Great-Westernbahn, zählt (1881) 3863 E. und hat einen Hafen und ein Seebad.

Westpreußen, preuß. Provinz, gebildet 1. April 1878 aus dem westl. Teil der ehemaligen Provinz Preußen (s. d.), grenzt im W. an Pommern und Brandenburg, im S. an Posen und Polen, im O. an Ostpreußen, im N. an die Ostsee, umfaßt 25505,34 qkm mit (1885) 1407960 E., zu etwa zwei Dritteln Deutschen und einem Drittel Polen, welche, abgesehen von 24654 Israeliten und 10297 Mennoniten (meist in der Danziger Niederung wohnend), fast zu gleichen Teilen protestantisch und katholisch sind. W. bildet seiner physischen Beschaffenheit nach einen Teil des von W. nach O. streichenden südbaltischen Küstenplateaus und ist ein aus Hügel- und Flachland bestehender, see- und flußreicher Abschnitt des Norddeutschen Tieflandes, das neben einzelnen moorigen und sandigen Strichen auch große Strecken des fruchtbarsten Bodens enthält, letztern namentlich in den Niederungen der Weichsel. Der höchste Berg ist der Turmberg (334 m), der größte Fluß die Weichsel mit ihren Nebenarmen Nogat und Danziger Weichsel. Das Klima ist verhältnismäßig rauh. (Vgl. Karte: Provinzen Ost- und Westpreußen, Bd. XIII, S. 271.)

Die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung ist die Landwirtschaft; die Industrie ist nur in Danzig und Elbing und Umgegend belangreich. Der Handel ist in letztern beiden Städten sehr bedeutend. Im J. 1882 waren unter den 555763 Erwerbsthätigen der Provinz 53,03 Proz. in der Bodennutzung und Tierzucht, 17,8 Proz. in Industrie und

Gewerbe, 6,11 Proz. in Handel und Verkehr beschäftigt. Zahlreiche Wasserwege (zehn schiffbare und neun flößbare Flüsse, drei Kanäle), die Seehäfen Danzig, Neufahrwasser und Elbing, sowie (1885) 1107 km Eisenbahnen (43,4 m auf dem Quadratkilometer) vermitteln den Handel und Verkehr. Die ausgedehnte Landwirtschaft beruht fast zur Hälfte auf dem Großbetriebe. Von der Gesamtfläche sind 54,7 Proz. Acker- und Gartenland, 6,5 Proz. Wiesen, 11,9 Proz. Weiden, Hutungen und Ödland, 5,2 Proz. Gewässer, Wege u. dgl.; die Waldungen, zu 86,35 Proz. Nadelholz, nehmen 21 Proz. der Fläche ein. Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Raps und Flachs, auch Tabak sind die wichtigsten Kulturpflanzen. Die Viehzucht erfreut sich sorgfältiger Pflege; 1883 zählte man in W. 202602 Pferde, 454834 Stück Rindvieh, 1319253 Schafe (25 Proz. weniger als 1873), 369803 Schweine, 57523 Ziegen, 81397 Bienenstöcke u. s. w.

In administrativer Hinsicht zerfällt die Provinz in die Regierungsbezirke Danzig mit 9 und Marienwerder mit 14 Kreisen und zählt 55 Städte, 2059 Landgemeinden und 1412 Gutsbezirke. In den Reichstag sendet W. 13, in das Abgeordnetenhaus 22 Mitglieder; im Herrenhause ist sie durch 12 Mitglieder, darunter 11 auf Präsentation Berufene, vertreten. W. gehört zu den Oberpostdirektionsbezirken Danzig und Bromberg, militärisch teils zum 1., teils zum 2. Armeekorps; in Danzig ist das Kommando der 2. Division. Die kirchl. Angelegenheiten der evang. Kirche verwaltet das 1886 neubegründete Konsistorium zu Danzig; diejenigen der katholischen ressortieren von dem gnesenschen Suffraganbistum Kulm (Sitz in Pelplin). Die Auseinandersetzungs- und Gemeinheitsteilungssachen werden von der Generalkommission zu Bromberg (Rentenbank zu Königsberg), die Angelegenheiten der höhern Schulen vom Schulkollegium in Danzig bearbeitet, woselbst auch der Oberpräsident, das Medizinalkollegium, die Provinzialsteuerdirektion, sowie die durch die Provinzialordnung (s. d.) geordnete Provinzialverwaltung ihren Sitz haben. Die Provinz bildet den Oberlandesgerichtsbezirk Marienwerder, mit Ausschluß des dem posener Bezirke zugewiesenen Kreises Deutsch-Krone, und hat Landgerichte zu Danzig (mit 9 Amtsgerichten und 1 Kammer für Handelssachen), Elbing (mit 8 bezw. 1), Graudenz (mit 5), Konitz (mit 9) und Thorn (mit 9). Handelskammern bestehen zu Danzig, Elbing und Thorn. An Unterrichtsanstalten besitzt die Provinz 13 Gymnasien, 4 Realgymnasien, 6 Progymnasien, 4 Realprogymnasien, 6 Schullehrerseminare, 2 staatliche Präparandenanstalten, 1 Handelsakademie und 1 Handels- und Gewerbeschule für Mädchen zu Danzig, 1 Landwirtschafts- und 1 Ackerbauschule, 1 landwirtschaftliche Winterschule, 1 Hebammen-Lehranstalt, 1 Navigationsschule, 1 Baugewerkschule, 1 Kunstschule, 1 Unteroffizierschule, 2 Provinzial- und 2 städtische Taubstummen-Anstalten u. s. w. Eine technische Hochschule besteht in der Provinz ebenso wenig wie eine Universität, dagegen ein pädagogisches Seminar für gelehrte Schulen. Das Wappen ist im silbernen Schilde ein schwarzer, goldbewehrter, rotbezungter Adler, dessen Hals mit einer goldenen Krone umgeben ist und zwischen dessen Halse und rechtem Flügel ein geharnischter Rechtarm hervorgeht, welcher ein goldbegriffites Schwert horizontal über dem Haupte des Adlers schwingt; aus dem gekrönten Helm wächst der ebenbeschriebene Adler hervor. Die Landesfarben sind Schwarz-Weiß-Schwarz. Das Geschichtliche s. **Preußen** (Königreich, Geschichte). Außer der ebenda (Bd. XIII, S. 293 und 317) genannten Litteratur ist noch zu erwähnen: H. Ölrichs, «Der Regierungsbezirk Danzig seit 1816» (Danz. 1866); derselbe, «Statistische Mitteilungen über den Regierungsbezirk Danzig» (Danz. 1863—67); E. Jacobson, «Topogr.-statist. Handbuch für den Regierungsbezirk Marienwerder» (Danz. 1868); Lohmeyer, «Geschichte von Ost- und Westpreußen» (2. Aufl., Bd. 1, Gotha 1884).

Westprignitz, s. unter **Prignitz**.

Westpunkt oder **Abendpunkt**, s. u. **Abend**.

Westra, eine der nordwestlichsten Orkney-Inseln, durch den Westra-Firth südlich und den Nordsund östlich von den übrigen Inseln der Gruppe geschieden, zählt auf 38 qkm 2500 E.

West-Rhauderfehn, Fehnkolonie in der preuß. Provinz Hannover, Regierungsbezirk Aurich, Kreis Leer, 20 km südöstlich von Leer, von mehrern schiffbaren Kanälen durchzogen, welche sich zu einem, bei dem nördlich gelegenen Dorfe Potshausen in die Leda mündenden Hauptkanal vereinigen und hierdurch mit der Ems in Verbindung stehen. W. zählt (1880) 2747 E. und hat eine evang. und eine kath. Pfarrkirche, eine Navigationsvorschule, ein Seemannsamt und Musterungsbehörde, bedeutende Torfgräberei, Schiffswerfte, Ziegeleien und rege See- und Küstenschiffahrt. W. ward 1769 von einer Privatgesellschaft auf klösterlichem Hochmoor gegründet. Die Rhauderfehnkanäle haben bei einer Tiefe von 1,46 m eine Gesamtlänge von 98 km.

Westriding, der westl. Teil der engl. Grafschaft York (s. d.).

Weströmisches Reich oder **Occidentalisches Reich**, im Gegensatz zum Oströmischen oder Byzantinischen Reich, s. unter **Rom** und **Römisches Reich**, Bd. XIII, S. 796.

Westrußland (russ. Zapadnyj kraj), so heißen mit Bezug auf das innere Rußland die von dem letztern nach Westen zu gelegenen russ. Gouvernements, welche ehemals zum Großfürstentum Litauen und mit diesem zum Königreich Polen gehörten. Es sind die Gouvernements Kowno, Minsk, Mohilew, Witebsk, Smolensk, Kiew, Wilna, Grodno, zusammen 413495 qkm. Manche rechnen Smolensk und Kiew nicht mehr zu W., fügen aber dafür Volhynien und zuweilen sogar noch Podolien hinzu, wodurch sich der gesamte Flächeninhalt auf 378306 oder 420324 qkm modifiziert.

West-Turkestan, s. **Russisch-Turkestan**.

West-Virginia, seit 19. Juni 1863 einer der Vereinigten Staaten von Amerika, liegt zwischen 37° 10′ und 40° 38′ nördl. Br. und 77° 40′ und 82° 40′ westl. L., wird begrenzt im N. von Pennsylvania und Maryland, im O., SO. und S. von Virginia und im W. von Kentucky und Ohio, hat ein Areal von 64178 qkm und (1880) 618457 E. (gegen 442014 im J. 1870), darunter 18265 Fremdgeborene (7029 Deutsche), 25886 Farbige und 29 Indianer. Es ist ein teils rauhes, teils von den fruchtbarsten Thälern durchschnittenes Gebirgsland. Parallel den Alleghanies, welche zugleich die Grenze gegen Virginia bilden, laufen von NO. nach SW. mehrere Gebirgszüge, wie die Greenbrier. Ihnen entströmen der Great und Little Kanawha, der Monongahela, der Cheat und andere, welche sämtlich in den die westl. Grenze bildenden

Ohio fallen. Im O. des Staats entspringt der Potomac. Der Hauptreichtum des Landes besteht in Kohlen (1883 ergaben 118 Minen 2805566 Bushels, von denen 1981277 exportiert wurden), Holz, Eisen (70338 t), Petroleum, Salz (3105333 Bushels) u. s. w. Im J. 1880 wurden über 14 Mill. Bushels Mais, viel Weizen, Hafer, Buchweizen, Roggen, 2296146 Pfd. Tabak gezogen. In 2375 industriellen Etablissements waren 13883390 Doll. angelegt. Im J. 1885 waren 2704 km Eisenbahnen in Betrieb. Für das Schulwesen wird gut gesorgt. Außer zwei Colleges, die West-Virginia-University zu Morgantown und Bethany-College zu Bethany, gibt es Staats-Lehrerseminare zu Huntington, Concord, Fairmount, Glenville, Shepherdstown und West-Liberty, 7 Hochschulen, 4097 Schulhäuser, in denen (1883—84) 102012 Schüler von 4643 Lehrern unterrichtet wurden. Von den religiösen Genossenschaften sind die Methodisten, Baptisten und Presbyterianer am zahlreichsten. Im J. 1880 gab es 109 Zeitungen, von denen 2 täglich und 97 wöchentlich erschienen. Von 428587 Menschen über 10 Jahre konnten 52041 nicht lesen und 85376 nicht schreiben. Die Legislatur des Staats, welche sich alle 2 Jahre auf 45 Tage versammelt, besteht aus 26 Senatoren und 65 Repräsentanten; erstere werden auf 4, letztere auf 2 Jahre gewählt. Der Gouverneur, sowie alle Staatsbeamten, werden auf 4 Jahre gewählt. Im Vereinigten Staaten-Kongreß ist W. durch 2 Senatoren und 4 Repräsentanten vertreten. W. hat keine Staatsschulden. Die Hauptstadt des Staates ist seit 1885 Charleston mit 4192 E.; die bedeutendste Stadt ist die frühere Hauptstadt Wheeling (s. d.); andere wichtige Städte sind Parkersburg mit 6582 E. (758 Farbige) und Martinsburg mit 6335 E. (674 Farbige).

Westward-Ho, Seebad in der engl. Grafschaft Devon, an der Mündung des Torridge in die Barnstaple-Bai.

Westwind oder Abendwind, s. unter Abend.

Wetluga, linker Nebenfluß der Wolga in den russ. Gouvernements Wologda, Kostroma und Nishnij-Nowgorod. In ihrem obern Laufe hat die W. einen westl. Lauf, der allmählich in einen südlichen übergeht, bis zu dem Eintritt in das Gouvernement Nishnij-Nowgorod, wo sie bis zu ihrer Mündung nach Südosten fließt. Die W. ist 670 km lang; sie wird auf dem größten Teil ihres Laufs befahren, jedoch nur im Frühling, im Sommer besitzt sie dagegen zu viele Untiefen.

Wetstein oder Wettstein, eine schweiz. Gelehrtenfamilie, die ursprünglich aus Kyburg im schweiz. Kanton Zürich stammt. — Johann Rudolf W., geb. zu Basel 27. Okt. 1594, trat zuerst in venet. Dienste, wurde 1620 Mitglied des Rats der Stadt Basel und 1645 Bürgermeister. Er war Gesandter der Schweiz beim Abschluß des Westfälischen Friedens, wurde 1653 in den Reichsadelstand erhoben und starb 12. April 1666. — Johann Rudolf W., des vorigen Sohn, geb. zu Basel 5. Jan. 1614, gest. als Professor der Theologie daselbst 11. Dez. 1684, war ein Hauptgegner der Einführung der Formula consensus und unterstützte Suicer bei der Ausarbeitung des «Thesaurus ecclesiasticus». — Sein Sohn, Johann Rudolf W., geb. zu Basel 1. Sept. 1647, gest. als Professor der Theologie daselbst 21. April 1711, machte sich besonders als Herausgeber mehrerer Schriften des Origenes verdient. — Johann Heinrich W., geb. zu Basel 15. März 1649, gründete zu Amsterdam ein Geschäft als Buchdrucker und Buchhändler, dem er einen großen Umfang gab, und das nach seinem Tode 4. April 1726 von seinen beiden Söhnen fortgesetzt wurde. Aus seiner Offizin gingen zahlreiche, durch Gehalt, Korrektheit und äußere Schönheit ausgezeichnete Ausgaben alter Klassiker hervor.

Am berühmtesten ist Johann Jakob W., geb. zu Basel 5. März 1693, der Sohn von Johann Rudolf W. dem Jüngern. Er studierte ebenfalls Theologie, war einige Zeit Feldprediger bei einem schweiz. Regiment in holländ. Diensten und wurde 1717 Diakonus in seiner Vaterstadt, 1730 aber wegen verschiedener, von dem Glauben der reform. Kirche abweichender Lehrsätze seines Amtes entsetzt. Im J. 1733 folgte er dem Rufe als Professor der Kirchengeschichte nach Amsterdam, wo er 23. März 1754 starb. Sein Hauptwerk ist die treffliche kritische Ausgabe des Neuen Testaments (2 Bde., Leid. 1751—52). Seine «Prolegomena» (Amsterd. 1730) wurden später von Semler mit Anmerkungen (Halle 1764) und neuerdings von Lotze (Rotterd. 1831) herausgegeben.

Wette (sponsio) heißt ein Vertrag, durch welchen zwei oder mehrere sich etwas Bestimmtes gegenseitig versprechen, wenn eine ungewisse, zwischen ihnen streitige Thatsache sich in einer bestimmten Weise als wahr oder unwahr ergeben sollte. Nach gemeinem Recht ist die W. erlaubt, wenn ihr Gegenstand nichts Unsittliches (causa inhonesta) enthält. Die Ungewißheit muß für beide Teile gleich sein; falls der eine schon von dem wahren Sachverhalt Nachricht hat, ist die W. ungültig, er müßte denn diese Wissenschaft offenbart und der andere dennoch seine gegenteilige Behauptung und die W. aufrecht erhalten haben. Das für eine verlorene W. zu Leistende kann nicht eingeklagt, das schon Geleistete aber auch nicht gerichtlich zurückgefordert werden. Die W. darf jedoch nicht zum Glücksspiel werden, weil dieses zu den unerlaubten Geschäften gehört. Zu dieser Gattung von W. gehören die W. bei Pferderennen, auf das Steigen und Sinken der Staatspapiere, auf den Erfolg eines unerlaubten Spiels u. dgl.

Wette (Wilh. Martin Leberecht de), s. De Wette.

Wetter, s. Witterung.

Wetter, bergmännischer Ausdruck für Luft, s. Grubenwetter.

Wetter, rechtsseitiger Nebenfluß der Nidda in der hessischen Provinz Oberhessen, entspringt auf dem Vogelsgebirge östlich von Laubach, fließt zuerst westlich, dann südlich und mündet bei Assenheim. Nach der Wetter ist die Wetterau (s. d.) benannt.

Wetter, Stadt in der preuß. Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Kassel, Kreis Marburg, rechts an der Wettschaft, einem linken Nebenfluß der Lahn, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 1180 evang. E. und hat ein evang. Fräuleinstift in einem ehemaligen Kloster und eine Papierfabrik. Hier bestand früher eine berühmte Stiftsschule.

Wetter, Kirchdorf und Freiheit in der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis Hagen, Amt Herdecke, rechts an der Ruhr, auf und am Fuße der südwestlichsten Anhöhe des Ardei, 8 km im NW. von Hagen, Station der Linie Hagen-Witten-Dortmund der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1880) 4150 E., darunter 961 Katholiken, und hat Eisengießereien nebst Maschinen-

fabriken, ein Puddel- und Walzwerk, ein Dampfhammerwerk, Papierfabrikation und Steinbrüche. Eine der Maschinenfabriken umgibt die Ruine einer Burg der Grafen von der Mark. Oberhalb der Freiheit W., auf dem Alten Stamm, erhebt sich ein 1884 zu Ehren des Großindustriellen Fr. Harkort errichteter Aussichtsturm. — Den Kaisberg oder Kaiserberg, auf welchem Karl d. Gr. ein festes Lager gehabt haben soll, krönt ein prächtige Ausblicke gewährender Rundschauturm, 1869 als Denkmal für den Freiherrn vom Stein errichtet, der 1784—85 als preuß. Oberbergrat von W. aus dem westfäl. Bergbau vorstand. Links von der Ruhr liegt auf bewaldeter Höhe das Dorf Volmarstein, ein beliebtes Ausflugsziel, mit Ruine einer 1324 zerstörten Burg, welche eine höchst lohnende Aussicht bietet.

Wetterau heißt der ebene, zwischen dem Vogelsberge und dem Taunus sich ausbreitende, fruchtbare Landstrich, der zum größten Teil zur hess. Provinz Oberhessen, zum kleinen Teil zur preuß. Provinz Hessen-Nassau gehört und etwa 825 qkm umfaßt. Der Landstrich wird vom Main, der Use, Nidda und Wetter, die ihm den Namen gegeben hat, bewässert und erzeugt in großer Menge Obst und Getreide. Im deutschen Reichstage hieß eins der vier Kollegien, in welche die Reichsgrafen und Herren geteilt waren, das Wetterauische Grafenkollegium, wozu z. B. die Fürsten und Grafen von Solms, Isenburg, Stolberg u. a. gehörten.

Wetterbaum (Windbaum), s. u. Wolken.

Wetterbergh (Karl Anton), hervorragender schwed. Novellist, geb. 6. Juni 1804 zu Jönköping, widmete sich zu Lund zuerst jurist., dann mediz. Studien und trat 1837 als Militärarzt in den Staatsdienst, aus dem er 1874 emeritiert als Oberfeldarzt im zweiten Militärkommando schied. Er schrieb unter dem Pseudonym Onkel Adam und fand bald allgemeine Anerkennung. Von seinen zahlreichen Novellen sind zu nennen: «Genremålningar» (Stockh. 1842), «De fyra signaturerna» (Lund 1843), «Guvernanten» (Norrköping 1843), «Pastorsadjunkten» (Stockh. 1845), «Ett namn» (Norrköping 1845), «Paralleler» (Göteborg 1846), «Penningar och arbete» (Norrköping 1847), «Tännforsen» (Stockh. 1848), «Träskeden» (Stockh. 1850) u. s. w. Sie erschienen gesammelt in «Samlade Skrifter» (10 Bde., Örebro 1869—74). In den J. 1862—71 gab W. eine Kinderzeitung «Linnéa» heraus; 1860 erschien von ihm (anonym) ein Cyklus lyrischer Gedichte: «Blad ur Katarina Månsdotters minnebok», die sich durch zarte Empfindung kennzeichnen.

Wetterbüsche, soviel wie Hexenbesen.

Wetteren, Marktflecken im Bezirk Dendermonde der belg. Provinz Ostflandern, an der Schelde, Station der Linie Brüssel-Gent der Belgischen Staatsbahnen, 16 km östlich von Gent, mit 11102 E., Webeindustrie und Pulverfabrikation.

Wetterfahne oder eigentlich richtiger Windfahne ist ein allgemein bekanntes Instrument, welches gestattet, die jederzeit herrschende Windrichtung zu konstatieren. Im gewöhnlichen Leben aus einer breiten, senkrecht stehenden Fläche bestehend, welche sich um eine ebenfalls senkrechte Achse zu drehen vermag; auf diese Weise würde aber diese Achse leicht nach der der herrschenden Windrichtung abgewandten Seite umgebogen werden, deshalb ist das Gewicht der breiten Platte auf der andern Seite der Achse durch ein schwereres, dem Winde aber eine möglichst geringe Fläche darbietendes Gewicht balanciert. Allen unzähligen Formen der W. liegt dieses Prinzip zu Grunde, da dann stets die dem Winde die große Fläche darbietende Seite dahin zeigen wird, wohin der Wind gerichtet ist. Die Richtung aber, woher der Wind kommt, ist die unter der Bezeichnung Windrichtung zu verstehende. Da man in der Meteorologie ein großes Gewicht auf die Beobachtung der Windrichtung legen muß, sind die für wissenschaftliche Zwecke dienenden Windfahnen vielfach verbessert und ihren bestimmten Zwecken angepaßt worden. Vielfach waren schon früher an den Stangen und Masten, welche die W. tragen, die Himmelsgegenden irgendwie bemerkbar gemacht, da eine gute W. möglichst hoch und frei über ihrer Umgebung angebracht sein soll. In der neuesten Zeit hat man aber auch dahin gestrebt, die Veränderungen in der Windrichtung genauer zu beobachten, um sie für die Vorhersagung der Witterung und zum Studium der Wettervorgänge benutzen zu können, und daher sind an allen größern meteorolog. Stationen W. aufgestellt, welche entweder auf mechan. oder elektrischem Wege ihre Bewegungen und damit die Windrichtungen in kurzen Intervallen oder gar kontinuierlich aufzeichnen. [Schmerlen.

Wetterfisch, soviel wie Schlammpeitzker, s. u.

Wetterführung (bergmännisch), s. unter Bergbau, Bd. II, S. 807 fg.

Wetterglas, s. Barometer.

Wetterhorn, Bergstock der Berneralpen im schweiz. Kanton Bern, erhebt sich als imposante firngekrönte Felsmasse östlich vom Grindelwaldthal, südöstlich von der Großen Scheideck und gipfelt mit drei Spitzen, der Haslejungfrau (3703 m) im Nordwesten, dem Rosenhorn (3691 m) im Osten und dem Mittelhorn (3707 m) in der Mitte zwischen beiden. Von diesen Gipfeln bestehen die beiden letztern aus Gneis, während die schlanke Firnpyramide der Haslejungfrau mit schroffen Kalkwänden nach Norden und Westen abstürzt. Nach Norden senkt sich vom W. der Schwarzwaldgletscher gegen das Thal des Reichenbachs hinab; im Osten breiten sich die Firnfelder des Wetterkessels aus, welche den Rosenlauigletscher speisen. Südlich liegt zwischen dem W. und dem Schreckhorn die Mulde des obern Grindelwaldgletschers. Von den Wetterhorngipfeln wurde das Rosenhorn 28. Aug. 1844 von E. Desor, Dollfuß u. a. zum ersten mal bestiegen; drei Tage später erreichten zwei ihrer Führer die Spitze der Haslejungfrau und 8. Juli 1845 ward auch das Mittelhorn von einem Engländer, Namens Spear, bezwungen. Seither wird besonders die Haslejungfrau, welche, am freiesten gelegen, die großartigste Aussicht bietet, häufig bestiegen. Der Gipfel derselben bildet einen scharfen, von Osten nach Westen gerichteten Eisgrat. Zur Unterkunft der Touristen dient eine 2345 m über dem Meere an der Südwestkante des Berges gelegene Klubhütte, von der aus der Gipfel in 5—7 Stunden erreicht wird. Vgl. Studer, «Über Eis und Schnee» (Bd. 1, Bern 1869); Aby, Fellenberg und Gerwer, «Das Hochgebirge von Grindelwald» (Koblenz 1865).

Wetterkarten nennt man die von den großen Centralstellen für meteorolog. Beobachtungen in Form von kartographischen Aufzeichnungen der verschiedensten meteorolog. Elemente herausgegebenen täglichen Witterungsberichte, ähnlich wie die

Synoptischen Wetterkarten (s. d.). Sie werden für Mitteleuropa von der Deutschen Seewarte in Hamburg, für die Vereinigten Staaten von der Signal Service in Washington, für Australien in Melbourne, für Japan von dem kaiserl. Meteorologischen Observatorium in Tokio auf Grund der diesen Instituten täglich ein- oder zweimal zugehenden telegraphischen Wetterberichte einer großen Anzahl von Stationen des betreffenden Gebiets entworfen und soweit irgend möglich dem großen Publikum sofort zugänglich gemacht entweder durch öffentlichen Anschlag oder durch Abdruck in den größern Zeitungen, denen dieselben auf ihren Wunsch zugehen. Auch jeder Privatmann kann sich dieselben gleich nach Erscheinen gegen eine bestimmte Gebühr zusenden lassen. Die Karten der verschiedenen Länder sind auch in verschiedener Weise entworfen, doch enthalten sie im Prinzip dasselbe, nämlich einmal ein System von Linien, welche die Punkte gleichen Luftdrucks (Isobaren) und ein anderes System von Linien, welche die Punkte gleicher Temperatur (Isothermen) im dargestellten Gebiet miteinander verbinden. Weiterhin sind bei den einzelnen Stationen, welche durch kleine Kreise angedeutet sind, noch die jeweiligen Wetterzustände mit Hilfe der meteorolog. Zeichen (s. d.) zur Anschauung gebracht. Die Gesamtheit einer solchen Karte gestattet dann mit Hilfe des Materials der vorhergehenden Tage u. s. w. einen Überblick sowohl über die augenblickliche Wetterlage, als auch einen Schluß auf die nächst zukünftige zu machen. (Vgl. Prognose und Simultanbeobachtungen.)

Wetterkarten, synoptische, s. Synoptische Wetterkarten.

Wetterlaunig nennt man Hunde, wenn sie mit Vorliebe harte Gräser oder Halme von einigen Getreidearten fressen, um sich dadurch zum Erbrechen zu reizen. Die Ursache davon liegt in Verdauungsstörungen oder Eingeweidewürmern. Früher galt dieses Grasfressen als Zeichen baldigen Regens.

Wetterleuchten wird die feurige Lufterscheinung genannt, welche man vorzüglich in der wärmern Jahreszeit des Abends oder bei Nacht nicht bloß am bewölkten, sondern auch öfters bei fast ganz klarem Himmel plötzlich als einen hellen, aber bald wieder verschwindenden Lichtschein meistens am Horizont erblickt. Das W. ist entweder nur das reflektierte Licht der Blitze von fernen Gewittern, die sich unter dem Horizont befinden, oder es sind elektrische Entladungen, die über dem Horizont in so großer Ferne oder in so großer Höhe vor sich gehen, daß sie von keinem von uns wahrnehmbaren Geräusch begleitet sind, welch letzterer Fall sogar bei starken gewöhnlichen Blitzen namentlich häufig in den Tropen beobachtet wird.

Wettermoos, sov. w. Funaria hygrometrica.

Wettern, s. Wettersee.

Wettern (die), s. Binnentief.

Wetterprognose, s. unter Prognose.

Wetterregeln, soviel wie Bauernregeln.

Wettersäule, s. Wasserhose.

Wetterscheide wird in der Sprache des gewöhnlichen Lebens die Stelle oder die Gegend genannt, wohin sowohl Gewitter als Strichregenwolken zu ziehen oder wo sie sich zu zerteilen pflegen. Wenn man genau darauf Acht gibt, so wird man bemerken, daß der Zug einzelner Wolkenmassen, soweit dieselben nicht den Bedingungen der allgemeinen, für große Distrikte maßgebenden Wetterlage unterworfen sind, sondern mehr lokalen Charakter haben, immer entweder nach Hügeln und Gebirgen oder nach Seen, Wäldern und großen Flüssen hin gerichtet ist. Die Theorie der W. liegt noch um so mehr im Dunkeln, als die Erklärung, die man etwa von einigen derselben geben könnte, wenig auf andere Lokalitäten paßt.

Wettersee oder Wettern, nach dem im Westen von ihm gelegenen Wenersee (s. d.) das größte Binnengewässer Schwedens, von Norden nach Süden gestreckt und an beiden Enden spitz zulaufend, 129 km lang, 20 km breit, 88,2 m über dem Meere gelegen, bedeckt eine Fläche von 1923 qkm, mit Einschluß der auf 39 qkm geschätzten Inseln. Im Osten und Westen von Bergketten eingeschlossen, hat der W. sehr romantische Ufer, aber weit weniger Buchten als der Wenersee und nur eine bedeutendere Insel, Wisingsö, die sehr schön und fruchtbar ist, im Mittelalter öfters Königssitz war und später der Familie Brahe als Grafschaft gehörte. Der See hat ein dunkelblaues, außerordentlich klares, fast chemisch reines, sehr kaltes Wasser und eine sehr bedeutende Tiefe, bis 126 m. Besonders merkwürdig ist er durch das plötzliche Fallen und Steigen seines Wassers, indem ersteres zuweilen bei Regenwetter, letzteres bei der größten Dürre eintritt. Ebenso merkwürdig sind seine Strömungen (Strömfall), die sowohl auf der Oberfläche als in einer bedeutenden Tiefe stattfinden, mit und gegen den Wind gehen und oft an einem Tage 20 bis 30 mal ihre Richtung verändern, sowie sein oft ganz plötzlich eintretendes Aufwallen und heftiges Wogen und Wirbeln, was die Schiffahrt und wegen der ungleichen Dicke des Eises, die sogar nicht selten ganz zersprengt wird, auch die Winterreisen gefährlich macht. Diese noch nicht erklärten Erscheinungen, verbunden mit den seltsamsten Dunstgebilden und Luftspiegelungen, haben natürlich dem Volksgeiste zu mancherlei Sagen und Spukgeschichten Anlaß gegeben. Der See nimmt nur unbedeutende Zuflüsse auf, unter denen der des Sees Wiken der bedeutendste ist. Er fließt ab durch die Motala-Elf (s. d.) und ist durch den Götakanal (s. d.) mit der Ostsee und dem Kattegat verbunden. An seinen Ufern liegen Jönköping im Süden, Grenna, Wadstena, Motala und der Gesundbrunnen Medewi im Osten, Askersund im Norden, Hjo und die Festung Karlsborg im Westen. Am Ostufer des W. ist der 258 m hohe, an der Seeseite steil abstürzende und wegen seiner Aussicht berühmte Omberg.

Wettersteine, soviel wie Belemniten.

Wettin, Burg im Saalkreise, noch jetzt gleich der benachbarten etwas tiefer gelegenen Burg Winkel als Ruine vorhanden. Nach derselben nannte sich seit dem 12. Jahrh. das in dieser Gegend reich begüterte Wettinsche Geschlecht, dessen erster geschichtlich nachweisbarer Ahn Dietrich vom Stamme Buzici genannt wird, der 13. Juli 982 in Calabrien in der Schlacht Ottos II. gegen die Sarazenen und Griechen fiel. Nur genealogische Willkür ist es, dieses Geschlecht von dem Sachsenherzog Widukind oder von Herzog Burchard von Thüringen (gest. 908) ableiten zu wollen; mit einiger Wahrscheinlichkeit läßt sich jedoch als Vorfahr jenes Dietrich von Buzici Thietmar nennen, welcher 919 den nachherigen König Heinrich I. bei Grona befreite. Die Heimat des Geschlechts ist im Nordschwabengau zu suchen, wo dasselbe früh als reichbegütert erscheint.

Von Dietrichs beiden Söhnen erhielt der ältere, Dedi (gest. 1009), die Grafschaft im nördl. Hassegau und erhöhte das Ansehen seines Hauses durch Vermählung mit Thietburg, der Tochter des Markgrafen Dietrich von der Nordmark, der Gau Siusili mit Eilenburg fiel dem jüngern, Friedrich (gest. 1017) zu, der nach seines Bruders Tode auch die Grafschaft im Hassegau erhielt und in Dienstverhältnis zu seinem Verwandten, dem Markgrafen Rikdag von Meißen, stand. Beide Brüder vereinigten also in ihrer Hand die Grafschaften über den Landkomplex, der sich vom linken Saalufer bis auf das rechte der Mulde erstreckte. Da Friedrich keine männlichen Erben hinterließ, so erkaufte er sich das Recht, seine Allode seinen drei Töchtern zu vererben, durch Überlassung von Eilenburg an seinen Neffen Dietrich, Dedis Sohn, der somit Inhaber des gesamten übrigen Familienbesitzes wurde; außerdem erhielt er auch die Mark (Nieder-) Lausitz. Mit Mathilde, der Tochter Markgraf Ekkehards I. von Meißen, vermählt, wurde er auf Anstiften seines Schwagers Ekkehard II. 1034 ermordet.

Nachdem sein Sohn Dedi nach Ekkehards II. Tode 1046 wieder in den Besitz der Lausitz und der übrigen väterlichen Lehen gelangt war, vermählte er sich 1069 mit der reichen Witwe des Markgrafen Otto von Meißen, Adela, verwickelte sich in den Aufstand der Thüringer und Sachsen gegen König Heinrich IV., erlangte aber noch kurz vor seinem Tode (1075) dessen Gunst wieder. Sein Sohn Heinrich I. von Eilenburg wurde von demselben um 1089 mit der von Ekbert II. durch Felonie verwirkten Mark Meißen belehnt, die von ihm 1103 auf seinen nachgeborenen Sohn Heinrich II. (gest. 1123) vererbte. Dedis jüngerer Bruder Timo, der mit Gütern im Gau Siusili bedacht worden zu sein scheint, ist der erste, der sich nach seiner Burg W. nannte. Vermählt mit Ida, der Tochter des Herzogs Otto (von Nordheim) von Bayern, war er der Vater (nach andern der Großvater) Konrads von W., von welchem an das Haus W. in erblichem Besitz der Mark Meißen (s. d. und **Sachsen**) blieb. Bei der Teilung seiner Länder, die derselbe kurz vor seinem Tode vornahm, erhielt W. sein vierter Sohn Heinrich (gest. 1181); diesem folgten Heinrich II. bis 1187, dessen Bruder Ulrich bis 1206; mit dessen Sohn Heinrich III. erlosch diese Seitenlinie 1217, worauf die Grafschaft W. an die Linie Brena fiel und 1288 dem Hause W. durch Abtretung an das Erzbistum Magdeburg völlig verloren ging.

Vgl. A. Cohn, «Wettinische Studien» (in «Neue Mitteilungen auf dem Gebiete histor.-antiquarischer Forschung» (Bd. 11, Halle 1865); Posse, «Die Markgrafen von Meißen und das Haus W. bis zu Konrad dem Großen» (Lpz. 1881).

Wettingen, ehemalige Cistercienserabtei, jetzt Lehrerseminar, in der gleichnamigen Gemeinde (1938 E.) des Bezirks Baden im schweiz. Kanton Aargau, liegt 385 m über dem Meere, 2 km südlich von Baden auf einer Halbinsel des rechten Limmatufers an der Bahnlinie Baden-Zürich und ist kunstgeschichtlich merkwürdig durch die herrlichen alten Glasmalereien des Kreuzganges und das kunstvoll geschnitzte Chorgestühl (Renaissance aus dem Anfang des 17. Jahrh.) der Klosterkirche.

Wettrennen, **Pferderennen** (engl. races), mit Pferden angestellt, entweder als Reit- oder als Wagenrennen, war ein schon den alten Griechen bekanntes Spiel, welches von diesen auf die Römer überging. Die Griechen hielten ihre W. bei den Nationalspielen ab. Den Siegern wurden hohe Ehren zuteil. Die Reiter hatten beim W. häufig noch ein Pferd an der Hand. Das Wagenrennen fand mit zwei oder mit vier Pferden statt, auch mit zwei Mauleseln. Der Ort, wo die W. abgehalten wurden, hieß Hippodrom und bot allerlei Hindernisse dar, die geschickt vermieden werden mußten. Geschwindigkeit entschied nicht allein, Gewandtheit war oft noch wichtiger. Kampfrichter entschieden über den Sieg. Bei den Römern waren hauptsächlich Wagenrennen üblich, welche im Cirkus stattfanden. Gewöhnlich fuhren hier vier Gespanne zu gleicher Zeit. Schon in den Zeiten der Republik existierten die Parteien der Rennbahn, die unter den Kaisern eine polit. Bedeutung annahmen (grüne, rote Partei). Den höchsten Aufschwung nahmen die Cirkusspiele in Byzanz, wo das Parteiwesen in offene Kämpfe ausartete. Im 12. Jahrh. gerieten sie in Vergessenheit, auch wirkte die Kirche derartigen Schauspielen entgegen, belegte sie selbst mit dem Bann. Im Mittelalter traten die W. als Volksbelustigungen wieder auf, besonders finden wir dieselben in Bayern und im übrigen Süddeutschland, sowie in Österreich. Sie haben sich bis in die Gegenwart erhalten, so die bayr. Bauernrennen; auch Wagenrennen kommen in diesem Sinne vor. Beim röm. Karneval findet noch heute ein W. von besonders zu diesem Zweck gehaltenen Pferden (Barberi) ohne Reiter statt. In England wurden die Rennen schon von den Römern eingeführt, und es finden sich daselbst noch heute Spuren von Rennbahnen aus deren Zeiten. Ausgebildet wurden aber die Pferderennen in England erst unter Heinrich II. zwischen 1154—70, in welcher Periode sie zu Volksbelustigungen wurden. Von 1558 an traten sie immer zahlreicher auf, besonders seit damit das Wetten in Verbindung kam. Damals gab es aber nur Privatrennen und Wetten unter Edelleuten. Erst mit Anfang des 17. Jahrh. wurden öffentliche Rennen und Preise eingeführt. Gegenwärtig ist das W. fast in allen engl. Grafschaften üblich, gewöhnlich einmal jährlich, im Herbst oder Frühling; doch finden auch außerordentliche Rennen statt. Die berühmtesten Rennplätze (**Turfs**) sind: Ascot, Doncaster, Epsom (wo das Derbyrennen, das wichtigste und bekannteste, abgehalten wird), Goodwood, Newmarket. Außer England sind die öffentlichen W. in neuerer Zeit in fast allen Ländern des Festlandes, in Frankreich bereits seit 1806, in Norddeutschland, Baden, Bayern, Württemberg, Österreich, Ungarn, auch als Förderungsmittel der Vollblutzucht in Rußland, meist nach engl. Zuschnitt eingeführt worden. Im J. 1828 entstand die erste deutsche Renngesellschaft des berliner Vereins für Pferderennen und Pferdedressur. Im J. 1830 fand das erste berliner Rennen statt. Dem folgten bald die Rennen in Dobberan, Oldesloe u. a. O. Die preuß. Regierung erließ 1846 eigene Renngesetze. In Norddeutschland bildete sich ein Jockeyklub, in Österreich ein «Verein für österr. Pferderennen und Pferdezucht».

Die Technik ist fast überall die englische; die W. haben bestimmte **Renngesetze** (Rules of racing); die Aufforderung zum W. an einem oder mehrern bestimmten **Renntagen** (Meetings) geschieht nach einem bestimmten **Rennprogramm** mit seinen Propositionen. Diese letztern enthalten die Höhe

des für das bezeichnete Rennen festgesetzten Preises, den Betrag der Einzahlung (Entry), die Konventionalstrafe für den Fall des Rücktritts (Reugeld, Forfeit), die Bestimmung des Gewichts des Pferdes einschließlich des Reiters (Weight), die Entfernung (Distance) und Tag und Ort, an welchem für das Rennen zu unterzeichnen und das Pferd zu nennen ist (Closing of stakes). Man unterscheidet: Flachrennen (flat races), d. i. Galopprennen auf ebener Bahn, um die Leistungsfähigkeit der Pferde bis zum letzten Grade der Erschöpfung zu prüfen; Hürdenrennen (hurdle races) über lose aufgestelltes Flechtwerk hinweg; Rennen mit festen (natürlichen oder künstlichen) Hindernissen, auch Steeple chases (eigentlich Turmrennen) genannt (s. Steeple chase); endlich Trabrennen (trotting races) im Sattel oder im Geschirr. Die Bedingungen der Konkurrenz gliedern sich nach verschiedenen Gesichtspunkten. Nach Alter und Gewicht hat man Rennen für gleichalterige Pferde mit gleicher Belastung, worunter die dreijährigen Rennen die Hauptrolle spielen, Rennen für Pferde jeden Alters mit verschiedenem Gewicht, ferner das Handicap (s. d.) und das Verkaufsrennen, bei welchem jedes ablaufende Pferd für einen angesetzten Preis käuflich ist. Nach den Reitern nennt man die Rennen: Herren-, Offiziers-, Jockey- und Bauernreiten; nach den Entfernungen: kurze, mittlere und lange Rennen, je nachdem die Bahn 1000—1500, 2—4000 oder 4—6000 m und mehr lang ist. Man hat ferner nach dem Zeitraum der Anmeldung Zuchtrennen, bei welchen das Pferd schon vor der Geburt angemeldet ist, Alterskonkurrenzen, zu welchen die Pferde im ersten Jahre angemeldet werden, und Rennturnus, in welchem die Pferde in mehrern hintereinander folgenden Jahren miteinander in die Wette zu laufen haben.

Über den Nutzen der W. sind die Meinungen geteilt. Gewiß ist, daß sie der Pferdezucht nur indirekt, durch Hebung der edeln Pferde- oder Vollblutzucht, nützen; letztere ist aber unentbehrlich zur Gewinnung von Pferdeschlägen, die nicht sowohl Körperfülle, als vielmehr Körperkraft und Ausdauer besitzen. Der militärischen Reiterei sind weniger die Flachrennen, als die Hindernis- und namentlich die Jagdrennen förderlich. Die Teilnahme der Offiziere an öffentlichen W. ist in Preußen neuerdings eingeschränkt worden. Die vorzüglichsten Rennplätze Deutschlands sind Baden-Baden, Berlin (Hoppegarten und Charlottenburg), Breslau, Hamburg, Königsberg, Stettin, Frankfurt a. M., Leipzig, Cannstatt, München; in Österreich-Ungarn Wien, Pest, Preßburg, Ödenburg, Pardubitz, Prag und Brünn. Rennvereine, in Verbindung mit Jockeyklubs, bestehen in allen civilisierten Ländern. Das W. reißt die Zuschauer häufig zu Wetten bezüglich des Ausfalls des Rennens hin; besonders verbreitet ist das Wetten, welches der Schattenseiten des Hazardspiels nicht entbehrt, in England. Besondere Wettgesetze existieren; Apparate zur leichtern Berechnung der Gewinne (unter dem Namen «Totalisator») werden von den Rennvereinen aufgestellt. Aus dem Wetten wird vielfach ein Gewerbe gemacht; sog. Buchmacher vermitteln dasselbe unter der Hand.

Vgl. Hazzi, «Über die Pferderennen als wesentliches Beförderungsmittel der bessern Pferdezucht» (Münch. 1826); Kloch, «Über Wettrenner und W.» (Bresl. 1835); «Abhandlungen über Tierzucht und Pferderennen» (Berl. 1861—63); «Der Turf. Wörterbuch für Pferderennen» (2. Aufl., Wien 1878); Graf von Lehndorff-Graditz, «Hippodromos. Einiges über Pferderennen im Altertum» (1876); Silberer, «Handbuch des Rennsports» (1881); Heydebrand und von der Lasa, «Handbuch des Reitsports» (1882); ferner «Reglement für das Flachrennen und Rennen mit Hindernissen im preuß. Staat» von 1881, sowie die Zeitschriften «Der Sporn» (herausg. von André, Berl. 1862 fg.) und «Der Sport. Österr. Blätter über Pferde und Jagd» (Wien 1864 fg.); «Rennkalender für Deutschland», herausg. vom Generalsekretariat des Unionsklubs (Berl. 1866 fg.); «Österr.-ungar. Rennkalender», herausg. von der Redaction des «Sportblattes» (Wien 1878 fg.) u. s. w.

Wettstein, s. Wetstein.

Wettturnen findet häufig auf Turnfesten statt, wobei von den sich hierzu meldenden Turnern eine Anzahl ausgewählter Übungen darzustellen sind, die von Sachverständigen gewertet werden. Wer hierbei eine bestimmte Höhe von Wertungen oder Punkten erreicht, gilt als Sieger und erhält in der Regel als Preis einen Eichenkranz. Für die deutschen Turnfeste ist eine eigene Wettturnordnung geschaffen. Vgl. «Handbuch der deutschen Turnerschaft» (3. Ausg., Hof 1887).

Wettversicherung nennt man eine solche Versicherung, bei welcher der angeblich Versicherte kein Interesse an der Erhaltung des versicherten Objekts hat, also die Versicherung durch einen Nichtinteressenten; dieselbe trägt gar nicht den Charakter einer Versicherung, sondern einer Wette (daher der Name) oder eines Spiels. Im Mittelalter vielfach im Schwange, besonders als Lebensversicherung auf den Tod anderer Personen, z. B. der Fürsten und Staatsmänner, wurde sie frühzeitig verboten und gilt jetzt allgemein als illegitim und unwirksam.

Wetzel (Friedr. Gottlob), deutscher Schriftsteller und Dichter, geb. 14. Sept. 1779 in Bautzen, studierte in Leipzig und Jena und lebte seit 1802 in Sachsen und Thüringen ohne bestimmten Beruf. Im J. 1805 veröffentlichte er die Schrift «Magischer Spiegel, drinnen zu schauen die Zukunft Deutschlands u. s. w.». Später ging W. nach Bamberg, wo er die Redaction des «Fränkischen Merkur» übernahm. Er starb 29. Juli 1819. Seine Tragödie «Jeanne d'Arc» (Lpz. und Altenb. 1817) schließt sich mit ziemlicher Treue der Geschichte an. Sein Trauerspiel «Hermanfried, letzter König von Thüringen» ist eine originelle dramatische Schöpfung. Auch seine «Schriftproben» (2 Bdchn., Bamb. 1814—18) enthalten originelle und kräftige Gedichte. Humoristische Schriften sind das «Rhinoceros» (Nürnb. 1810) und der «Prolog zum großen Magen» (Altenb. u. Lpz. 1815). Seine Kriegslieder (Altenb. und Lpz. 1815) und seine poetischen Beiträge für mehrere Almanache bekunden W.s reine poet. Natur. Vgl. Z. Funck, «Aus dem Leben zweier Dichter, E. T. W. Hoffmanns und F. G. Wetzels» (Lpz. 1836). Z. Funck (K. F. Kunz) gab auch «W.s gesammelte Gedichte und Nachlaß» (Lpz. 1838) heraus.

Wetzlar, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Koblenz, malerisch an der Lahn gelegen, welche hier die Dill aufnimmt, Station der Linien Gießen-Deutz, Koblenz-Gießen und W.-Lollar der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, eines Landratamts und einer Reichs-

banknebenstelle, hat ein Gymnasium, eine Militärvorbereitungsanstalt, Fortbildungsschule und Bergvorschule und zählt (1885) 7844 E. Zur Verwaltung der auf Preußen sich beziehenden Restbestände des ehemaligen Reichskammergerichtsarchivs ist jetzt in W. ein königl. Staatsarchiv eingerichtet. Das merkwürdigste Gebäude der Stadt ist der alte, aber unvollendete Dom, der sehr deutlich die Übergänge der deutschen Baukunst aufweist. Aus den Ruinen der alten Burg Kalsmunt, auf einem die Stadt beherrschenden Berggipfel, erhebt sich ein Turm mittelalterlichen Ursprungs. Außer dem hochwichtigen Eisenerzbergbau und der Eisenverarbeitung sind Hauptgegenstände der städtischen Industrie Sämischleder, optische Instrumente, Handschuhe und Haararbeiten (künstliche Scheitel u. dgl.), die Fabrikation künstlicher Düngemittel und Erzeugung von Wollstoffen. W. entstand aus einer königl. Villa und bewahrte, trotz steter Fehden mit den benachbarten Territorialherren, seine Reichsunmittelbarkeit. Die Stadt erhob sich aus sehr gesunkenem Zustande, als 1693 das Reichskammergericht (s. d.) hier seine Sitzungen eröffnete; sie verlor 1803 ihre Selbständigkeit und kam an den Fürsten Dalberg, der sie zu einer Grafschaft umwandelte. Der Wiener Kongreß überließ 1815 W. an die Krone Preußen. Bei W. schlug Erzherzog Karl 15. Juni 1796 ein franz. Korps unter Jourdan. Zum Andenken daran ward auf dem Schlachtfelde 1848 dem Erzherzog ein Monument errichtet. Durch die Erlebnisse Goethes im Buffschen Hause (noch jetzt zeigt man im Deutschen Ordenshause das »Lottezimmer«) und im nahen Dörfchen Garbenheim (Wahlheim) ward dessen »Werther« hervorgerufen, weshalb hier 28. Aug. 1849 ihm ein Denkmal gesetzt wurde. — Der Kreis W. zählt (1885) auf 530 qkm 49783 meist prot. E. Vgl. Verr, »W. und seine Umgebung« (Wetzl. 1882).

Wetzstein (Joh. Gottfr.), Orientalist und Reisender, geb. 19. Febr. 1815 zu Ölsnitz, studierte seit 1836 in Leipzig Theologie, dann orient. Sprachen, reiste 1843 zur Benutzung der Bodleyanischen Bibliothek nach Oxford, habilitierte sich 1846 an der Universität zu Berlin als Docent der arab. Sprache und wurde 1848 preuß. Konsul in Damascus. In dieser Stellung vermittelte er 1851 den Frieden zwischen der türk. Regierung und den Drusen des Haurangebirges und nahm sich 1860 der verfolgten Christen an. Im J. 1862 nach Europa zurückgekehrt, lebt er in Berlin, mit Bearbeitung seiner Sammlungen beschäftigt. Seine von Damascus aus unternommenen Reisen beschrieb er in »Reisebericht über Hauran und die Trachonen« (Berl. 1860); auch veröffentlichte er in verschiedenen Zeitschriften viele Abhandlungen über die Geographie Arabiens und des östl. Palästina, sowie über Leben und Sprache der Bewohner dieser Länder.

Wetzsteine, s. unter Schleifen.

Wevelinghofen, Stadt (seit 1856) im rheinpreuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Grevenbroich, 11 km im SSW. von Neuß, rechts an der Erft, 3 km von Station Kapellen-W. der Linie Düren-Neuß der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1885) 2737 meist kath. E., hat eine kath. und eine evang. Pfarrkirche, die St. Josephsanstalt für mittellose Leute, Waisenkinder und Kranke, Fabriken für Zucker, landwirtschaftliche Maschinen, Tabak, Essig und Kraut, bedeutende Mühlenwerke und Holzhandel. Etwa 2 km nordöstlich von W. liegt das Dorf Langwaden mit schönem Schloß, 1 km weiter Schloß Hülchrath mit einem Turm und einem Teil des Burghauses der alten kurköln. Burg. W. kommt 1096 erstmals urkundlich vor. Zwischen W. und Grevenbroich schlugen 14. Juni 1648 die Hessen und Weimaraner unter Geisa die Kaiserlichen unter Lamboy.

Wexford, Grafschaft in der irischen Provinz Leinster, die südöstlichste der Insel, hat ein Areal von 2333,3 qkm, wovon nur 33 Proz. dem Pflug unterworfen. Im ganzen ist die Ebene vorwaltend, doch im Innern mehrfach unterbrochen von Bergzügen, die mit den Gebirgen von Wicklow und Kilkenny in Verbindung stehen. An der Westgrenze erhebt sich der Mountain-Black-Stairs 734, und der Mountain-Leinster 793, an der Nordgrenze der Croghan-Kinshela 605 m. Auf dem 249 m hohen Tara-Hill soll das in Ossians Liedern gefeierte Temora gestanden haben. An der Südwestecke des Landes mündet der Barrow in die Bai des Waterfordhaven, und die Mitte des Landes durchschneidet die Slaney, welche sich in die Bai des Wexfordhaven ergießt. Im Thal der Slaney wird beträchtlicher Ackerbau und starke Viehzucht betrieben. Die Küste im Süden ist durch tief eingeschnittene Buchten und Baien scharf ausgezackt. Die Baronie Forth, welche die halbinselartige Südwestecke des Landes einnimmt, wurde in alter Zeit von einer Kolonie aus dem südl. Wales besiedelt, daher hier die welsche Sprache noch bis in die neuere Zeit gesprochen ward, und zeichnet sich durch Thätigkeit und sorgfältige Bodenkultur aus. Viehzucht, Jagd und Fischerei sind Haupterwerbszweige. Die Industrie beschränkt sich fast nur auf Wollweberei in den Städten. Das Klima ist mild, die Luft sehr gesund. Im J. 1841 zählte W. 202033, 1881 nur noch 123587 E. Die Grafschaft schickt zwei, die Hauptstadt einen Abgeordneten ins Parlament.

Die Municipal- und Hauptstadt Wexford, ein alter Borough, südlich an der nach ihr benannten Hafenbai und nicht weit von der Mündung der Slaney, Station der Eisenbahn Dublin-Wicklow-Wexford und der Linie Bagenalstown-Wexford der Great-Southern and Westernbahn, hat mit Ausnahme der breiten Hauptstraße enge Gassen, kleine Gebäude, eine alte, jetzt in eine Kaserne verwandelte normann. Burg, Überreste früherer Befestigungen, das Gefängnis und die Gerichtshalle der Grafschaft, neun Kirchen, ein Zucht-, ein Kranken- und ein Waisenhaus, ein Handwerkerinstitut, eine Industrie- und eine kath. Lateinschule. Die Hafenbai ist geräumig und gegen Stürme gesichert, aber seicht und zum Teil durch eine Sandbank am Eingang schwer zugänglich. Die Stadt hat 12077 E., beträchtliche Wollzeugweberei, Reederei mit 97 eigenen Schiffen (von 7927 t) und lebhaften Handel mit Gerste und anderm Getreide, Vieh, Rindfleisch und Butter, besonders nach Dublin und Liverpool, mit welchen Städten sie in regelmäßigem Dampfbootverkehr steht. Auch der Besuch ihrer kräftigen Mineralquelle trägt viel zu ihrem Verkehr bei. W. hieß im Mittelalter Reagh, Guesford und Weisford, mittellat. Menapia, und wurde 1169 der Ausgangspunkt der engl. Eroberungen in Irland.

Wexiö, alte Stadt in der Landschaft Småland des südl. Schweden, Hauptstadt des Kronobergslän (s. d.), unweit des schönen Helgasees, mit Karlskrona, Kalmar und Alfvesta an der Staatssüdbahn durch Eisenbahn verbunden, ist Sitz eines

Landeshauptmanns und eines Bischofs, hat einen schönen Dom, eine vollständige Gelehrtenschule (Gymnasium), Volksschullehrerseminar, Museum für småländ. Altertümer, Irrenheilanstalt, Lazarett, drei Banken u. s. w. und zählt (1885) 6010 E., welche mechan., technische und Zündhölzchenfabriken u. s. w. unterhalten. Unweit der Stadt liegt der Bischofssitz Östrabo, der Wohnort Tegnérs. Die Stadt litt oft durch Feuersbrünste, zuletzt 1843, wo sie fast ganz in Asche sank, ist aber wieder regelmäßig aufgebaut worden.

Weriö, Län in Südschweden, s. Kronoberg.

Wey, engl. Wollgewicht = 82,5 kg.

Weyden (Roger van der), s. Roger van der Weyden.

Weyhill, Dorf bei Andover (s. d.) in Hampshire.

Weymouth, Seehafenstadt, Municipal- und Parlamentsborough in der engl. Grafschaft Dorset, an der Mündung der Wey in die südlich von der Portland-Halbinsel abgeschlossene Bai des Kanals, Station der Hauptlinie London-Basingstoke-Southampton-W. der London and Southwesternbahn und der mit der Great-Westernbahn gemeinsamen Linie W.-Portland, Sitz eines deutschen Vizekonsuls für W., Portland und Bridport, eine Hauptstation der Küstenwachten mit Fort und Leuchtturm, zählt mit Melcombe-Regis (1881) 13704 E. und hat eine Bank, ein Seebad, Schiffswerften, Seilerbahnen, Segeltuchfabrikation, lebhaften Handel, namentlich mit den Normannischen Inseln, und Ausfuhr besonders von Portlandstein.

Weymouth, Stadt in Norfolk County im nordamerik. Staate Massachusetts, liegt am Bostonhafen, zählt (1880) 10570 E., darunter 50 Farbige, und hat bedeutende Fabrikation von Schuhen und Stiefeln, außerdem Fächer-, Nägel-, Feuerwerk- und andere Fabriken, sowie bedeutenden Handel in Holz, Kohlen und Getreide.

Weymouthskiefer, s. unter Kiefer.

Weyprecht (Karl), deutscher Nordpolfahrer, geb. 8. Sept. 1838 zu König bei Michelstadt (Hessen), besuchte die Gewerbeschule in Darmstadt und trat 1856 als Seekadett in die österr. Marine, in welcher er 1868 Schiffslieutenant wurde. In den J. 1869 und 1870 machte er Küstenaufnahmen im Adriatischen Meere, 1870 war er zur Beobachtung der Sonnenfinsternis in Tunis. Im J. 1871 unternahm er mit Payer eine Expedition nach Spitzbergen und Nowaja-Semlja und 1872—74 die große österr.-ungar. arktische Expedition, durch die Franz-Joseph-Land entdeckt wurde. W. veröffentlichte, außer vielen Aufsätzen in Petermanns «Mitteilungen» und andern Zeitschriften, «Die Metamorphosen des Polareises» (Wien 1878 fg.), «Astronom. und geodätische Bestimmungen der österr.-ungar. arktischen Expedition» (Wien 1877), «Die Nordlichtbeobachtungen der österr.-ungar. arktischen Expedition» (Wien 1878), «Praktische Anleitung zur Beobachtung der Polarlichter und der magnetischen Erscheinungen in hohen Breiten» (1881). Im J. 1875 legte er dem Deutschen Naturforschertage den Plan vor, die Nordpolexpeditionen durch eine systematische Erforschung der geophysischen Verhältnisse des Polargebiets zu ersetzen und zu diesem Behuf ein internationales Netz dauernder Beobachtungsstationen in den arktischen Regionen anzulegen, welcher Plan nach W.s Tode Verwirklichung fand. W. erlag am 29. März 1881 zu Michelstadt im Odenwalde einem Lungenleiden. Vgl. H. von Littrow, «Karl Weyprecht, Erinnerungen und Briefe» (Wien 1881).

Wezel (Joh. Karl), Romanschriftsteller und Lustspieldichter, geb. 31. Okt. 1747 zu Sondershausen, lebte nach beendigten akademischen Studien eine Zeit lang als Hauslehrer in der Lausitz und machte dann Reisen nach Berlin, Hamburg, London, Paris und Wien. Hier war er eine Zeit lang Theaterdichter und in besonderer Gunst bei Joseph II.; bald aber ging er wieder nach Leipzig, wo er sich mit Schriftstellerei beschäftigte. Sein «Versuch über die Kenntnis des Menschen» (2 Bde., Lpz. 1784—85) zeugt von Welt- und Menschenkenntnis. Von seinen zahlreichen Romanen sind «Lebensgeschichte Tobias Knauts des Weisen» (4 Bde., Lpz. 1773—76) und «Hermann und Ulrike» (4 Bde., Lpz. 1780) die wertvollsten. Seine «Lustspiele» (4 Bde., Lpz. 1778—87), in welchen er sich Marivaux zum Vorbilde genommen zu haben schien, gefielen beim Lesen besser als bei der Vorstellung, weil die Dialoge in denselben oft sehr rasch und zu gedrängt waren. Auch bearbeitete er den «Robinson», worüber er in lebhafte Streitigkeiten mit Campe geriet, und Cooks «Dritte und letzte Reise» nach dem Englischen. Seine Schrift «Über Sprache, Wissenschaften und Geschmack der Deutschen» (Lpz. 1781) verwickelte ihn in eine litterarische Fehde mit dem Professor Ernst Platner in Leipzig. Seit 1786 verfiel er in gänzliche Geisteszerrüttung, in welcher er sich für einen Gott hielt. In diesem Zustande lebte er in Sondershausen bis zu seinem Tode, der 28. Jan. 1819 erfolgte.

Wharfe (angelsächs. Guerfe), rechtsseitiger Nebenfluß der Ouse in der engl. Grafschaft York, Westriding, entspringt in der Penninekette, zwischen deren Gipfeln Whernside und Penigant-Hill, nimmt unterhalb Otley links den Washburn auf, wird bei Tadcaster schiffbar und mündet oberhalb Cawood.

Whatcom, County im nordamerik. Territorium Washington, liegt zwischen dem Golf Georgia und der Straße von Fuca und hatte (1880) 3137 E. In der Nähe des Sees gleichen Namens sind Kohlenminen. Das Innere des County ist mit dichten Wäldern bedeckt. Im östl. W. ist der 3000 m hohe Mount-Baker. Der Hauptort ist Whatcom.

Whately (Richard), engl. Theolog und Staatsmann, geb. 1. Febr. 1787 in London, studierte in Oxford, wurde 1811 Fellow daselbst, 1821 Pfarrer in Halesworth (Suffolk) und 1825 Präsident von St.-Alban's Hall in Oxford. Sein theol. Standpunkt war derjenige eines rationalen Supranaturalismus; doch bewegten sich seine Studien und Leistungen wesentlich auf philos. und nationalökonomischem Gebiete, wie er denn auch 1830 Professor der Nationalökonomie in Oxford wurde. Doch schon im folgenden Jahre erfolgte seine Ernennung zum Erzbischof von Dublin. Mit großem Mißtrauen, namentlich wegen seiner freiern religiösen Anschauungen, in Irland empfangen, erwarb er sich bleibende Verdienste um die Hebung des Landes, durch seine Friedensversuche zwischen Protestanten und Katholiken, durch seine Hebung der Bildung des Volks durch Verbesserung des Volksschulwesens auf interkonfessioneller Grundlage, durch seine Reform des Armenwesens, des Gefängniswesens und der Strafjustiz in humanem, nationalem Sinne, durch seine großartige Wohlthätigkeit. Er starb 8. Okt. 1863 in Dublin. Außer zahlreichen Essays, die teils separat, teils in

verschiedenen Zeitschriften erschienen sind, schrieb er: «Historic doubts relative to Napoleon Bonaparte» (1819) gegen den Humeschen Skeptizismus», «The elements of logic» (1825), «Elements of rhetoric» (1825; deutsch von Hildebrand, Gotha 1885), «Errors of Romanism» (1830). Sein Tagebuch «Commonplace book» gab nach seinem Tode seine Tochter aus seinem Nachlaß heraus. Vgl. Fitzpatrick, «Memoirs of W.» (1864); J. Whately, «Life and correspondence of W.» (2. Aufl., 2 Bde., 1868).

Whatmanpapier, ein mit dem Namen des Fabrikanten versehenes starkes Zeichenpapier, das sich besonders zum Tuschen eignet.

Wheaton (Henry), amerik. Staatsmann, Diplomat und Schriftsteller, geb. 27. Nov. 1785 zu Providence in Rhode-Island, studierte die Rechte und wirkte nach Reisen auf dem Kontinent erst in Rhode-Island, später in Neuyork als Advokat. Im Okt. 1814 wurde er Judge-Advocate der Armee. Auch wirkte er als Mitglied eines Seegerichts (bis 1819) zu Neuyork bei der Behandlung und Entscheidung völkerrechtlicher Fragen mit. Inzwischen hatte W. seine «Digest of the law of maritime captures or prizes» (Neuyork 1815) veröffentlicht und als Reporter bei dem Obergerichtshofe zu Washington eine maßgebende Stellung erhalten. Die Entscheidungen dieses höchsten richterlichen Tribunals der Vereinigten Staaten gab er in zwölf Bänden (Washington 1816—17) heraus, wodurch er auf die amerik. Rechtspflege und Rechtswissenschaft einen nachhaltigen Einfluß ausübte. Im J. 1823 wurde W. zum Abgeordneten der Generalversammlung des Staates Neuyork gewählt und später (1825) zum Mitglied des Ausschusses der drei, welchen die Abfassung der veränderten Verfassungsurkunde oblag. Die von diesem Ausschusse ausgegangene Urkunde bildet noch gegenwärtig im wesentlichen die Verfassung des Staates Neuyork. Um dieselbe Zeit nahm er teil an der Abfassung eines privatrechtlichen Gesetzbuchs für den Staat Neuyork. Nach einem Aufenthalt in Kopenhagen, den er zum Studium der nordischen Sprache und Geschichte benutzte, und nach mehrfachen Reisen in Frankreich, England und Deutschland kehrte W. 1833 nach Amerika zurück. Im folgenden Jahre ging er wieder nach Europa und übernahm hier 1835 den Posten eines außerordentlichen Gesandten am Hofe zu Berlin, um namentlich mit dem Zollverein Unterhandlungen zu führen. Im J. 1837 wurde er zum bevollmächtigten Minister daselbst ernannt. Nachdem W. 1845 von seinem diplomatischen Posten abberufen worden, hielt er sich eine Zeit lang in Paris auf und begab sich dann im Frühjahr 1847 nach Amerika zurück, wo ihm die Professur des Staatsrechts an der Harvard-Universität angeboten wurde. Doch starb er schon 11. März 1848 zu Dorchester in Massachusetts. W.s Ruf gründet sich auf die «Elements of international law» (in franz. Bearbeitung: «Éléments du droit international», 2 Bde., Lpz., 1848; 5. Aufl. 1874) und «The history of the law of nations» (ebenfalls in franz. Bearbeitung: «Histoire des progrès du droit des gens», Lpz. 1841; 4. Aufl., 2 Bde., 1865). Diese beiden Hauptwerke erlangten in den diplomatischen und polit. Kreisen ungemeines Ansehen und wurden fast in alle europ. Sprachen übersetzt. Einen ausführlichen «Commentaire» zu jenen beiden Werken W.s nebst einer Biographie desselben verfaßte W. B. Lawrence (Bd. 1—4, Lpz. 1868—80).

Wheatstone (Sir Charles), engl. Physiker, geb. 1802 in Gloucester, arbeitete in seiner Jugend in einer Fabrik von musikalischen Instrumenten, was ihn veranlaßte, die Gesetze der Akustik in ihrer Anwendung auf die Musik zu erforschen. Seit 1823 veröffentlichte er Abhandlungen über diesen Gegenstand in den «Annals of Philosophy» und dem «Quarterly Journal of Science». Essays über Chladnis Klangfiguren erschienen 1833 in den «Philosophical transactions», 1834 sein «Account of some experiments to measure the velocity of electricity and the duration of the electric light», der ihn in weitern Kreisen berühmt machte. In demselben Jahre wurde er als Professor der Experimentalphysik am King's College in London angestellt. Zum Fellow der Königlichen Gesellschaft ernannt, las W. vor derselben 1838 seine Abhandlung «Contribution to the physiology of vision», welche die Erfindung des Stereoskops zur Folge hatte. Schon vorher hatte er gemeinsam mit W. F. Cooke (s. d.) eine Reihe von Experimenten über die elektrische Beförderung von Nachrichten durchgeführt und erlangte zusammen mit Cooke 1837 das erste engl. Patent auf einen elektrischen Telegraphen (s. d.). Später erfand W. einen elektromagnetischen Wecker, verschiedene andere Telegraphen und mehrere Instrumente zur Registrierung von Thermometer- und Barometerständen und von astron. und andern Beobachtungen mittels Elektromagnetismus. Unter seinen wissenschaftlichen Arbeiten verdienen Erwähnung die «Physiology of vision» (1852), «The binocular Microscope» (1853), «Powers for arithmetical progression» (1854—55) und «Automatic telegraphy» (1859). Während der pariser Ausstellung von 1855 war er einer der Preisrichter in der Klasse für Wärme, Licht und Elektricität. Im J. 1868 wurde er von der Königin in den Ritterstand erhoben. W. starb 19. Okt. 1875 in Paris.

Wheeler (George M.), amerik. Reisender, geb. zu Grafton in Massachusetts, war Offizier der Unionsarmee und seit 1869 Leiter vieler vom Kriegsministerium ausgerüsteter Expeditionen zur Erforschung der westl. Territorien. Im ganzen nahmen W. und seine Begleiter über 700000 qkm auf. Veröffentlicht wurden die Ergebnisse der Expeditionen in «Report upon the geograph. and geolog. explorations in California, Nevada etc.» (1875 fg.), «Topograph. Atlas» (1872 fg.).

Wheeling, Einfuhrhafen und Hauptstadt von Ohio County, früher auch des nordamerik. Staates West-Virginia, auf beiden Seiten des Wheeling-Creek und am östl. Ufer des Ohio, 147 km unterhalb Pittsburgh, an der Baltimore- und Ohio-Eisenbahn und zählt (1880) 30737 E., darunter 729 Farbige. Die Stadt liegt am Fuße einer Hügelkette, erstreckt sich 8 km am Ohio entlang und ist die größte Stadt des Staates und am Ohio zwischen Pittsburgh und Cincinnati. Mit dem gegenüberliegenden Zane's Island ist sie durch eine Brücke verbunden. Die Umgegend ist sehr reich an bituminösen Kohlen. W. hat 1 Nationalbank, 1 College, 1 Academy, 1 Bibliothek, 21 Kirchen, große Eisen-, Nägel-, Glas-, Papierfabriken, Eisengießereien, Maschinenwerkstätten, Mühlen, Brauereien, Gerbereien ꝛc. und treibt Handel mit Eisen, Kohlen, Glas ꝛc. Im J. 1774 angesiedelt, wurde W. 1806 als Stadt inkorporiert und war bis 1870 und wieder von 1875 bis 1885 Hauptstadt des Staates.

Wheelockſche Dampfmaſchinenſteuerung, ſ. unter Dampfmaſchine, Bd. IV, S. 820.

Whewell (ſpr. Juh-ell, William), berühmter engl. Gelehrter, geb. 24. Mai 1794 zu Lancaſter, ſtudierte in Cambridge und wurde 1817 Fellow des Trinity-College. Seine erſten Schriften betrafen mathem. Gegenſtände und halfen eine durchgreifende Reform in dem auf der Univerſität Cambridge befolgten mathem. Lehrſyſtem bewirken. Seine Handbücher der Statik und Dynamik, wie «Mechanical Euclid» (deutſch «Elementarbuch der Mechanik», Braunſchw. 1841), erlebten mehrere Auflagen. Im J. 1828 erhielt er die Profeſſur der Mineralogie, trat aber 1833 von dieſem Amte zurück. Er beteiligte ſich hierauf an den ſog. Bridgewater-Abhandlungen. W.s «Astronomy and general physics, considered in reference to natural theology» (Lond. 1834; deutſch, Stutt. 1837) war die erſte von dieſen Schriften, welche im Druck erſchien. W. ſchritt jetzt zur Veröffentlichung ſeines großen Werks «History of the inductive sciences» (3 Bde., Lond. 1837; deutſch von Littrow, 3 Bde., Stuttg. 1830—42), dem er die «Philosophy of the inductive sciences» (2 Bde., Lond. 1840) folgen ließ. Nachdem W. 1838 zum Profeſſor der Moralphiloſophie an der Univerſität erwählt worden, veröffentlichte er 1845 «Elements of morality, including polity» (3. Aufl., 2 Bde., Lond. 1854), ferner «Lectures on systematic morality» (Lond. 1846) und «Lectures on the history of moral philosophy in England» (Lond. 1852), ſowie eine Ausgabe von Grotius «De jure belli et pacis» mit engl. Überſetzung und Anmerkungen (3 Bde., Cambridge 1854). Die Diskuſſionen über Reform des engl. Univerſitätsſyſtems veranlaßten ſeine Schrift «On the principles of English university education» (2. Aufl., Lond. 1838; deutſch von Schnuſe, Braunſchw. 1845), in der er, wie in einer ſpätern «On a liberal education in general, and with particular reference to the leading studies of the university of Cambridge» (Cambr. 1850), konſervative Anſichten kundgibt. Ein warmer Verehrer und Kenner der deutſchen Litteratur, überſetzte W. Goethes Idylle «Hermann und Dorothea» in Hexametern und Auerbachs Novelle «Die Frau Profeſſorin». Als Früchte ſeiner Reiſen in Deutſchland (1829) hat man von ihm noch «Architectural notes on German churches» (2. Aufl., Lond. 1835). Im J. 1841 wurde W. zum Maſter des Trinity-College ernannt und von der British Association for the advancement of science zu ihrem Präſidenten gewählt. Im J. 1855 erfolgte ſeine Wahl zum Vizekanzler der Univerſität Cambridge. Infolge deſſen legte er ſeine Profeſſur der Moralphiloſophie nieder. Er ſtarb 5. März 1866. Vgl. J. Todhunter, «William W. An account of his writings. With selections from his literary and scientific correspondence» (2 Bde., Lond. 1876).

Whig, ſ. Tory und Whig.

Whipper oder Klopfwolf, Maſchine zur Auflockerung und Reinigung der Baumwolle, ſ. unter Baumwollinduſtrie, Bd. II, S. 592ᵃ.

Whisky, engl. Bezeichnung für Getreide- (Korn-, Gerſten-, Mais- ꝛc.) Branntwein.

Whiſt iſt der Name eines beliebten, aus England nach Deutſchland verpflanzten Kartenſpiels, welches ſeinen Namen daher haben ſoll, weil es große Aufmerkſamkeit und deshalb Stille erfordert. Es nehmen daran gewöhnlich vier Perſonen teil, von denen jede 13 Blätter der franz. Karte von 52 Blättern erhält. Jeder Spieler hat ſein Gegenüber als Partner (aide, moitié) wider die zur Seite Sitzenden zu unterſtützen, und der Gewinn und Verluſt iſt für beide gemeinſchaftlich. Wenn nur drei Perſonen ſich beteiligen, ſo wird die für den vierten Mann (Strohmann) beſtimmte Karte offen aufgelegt und von jedem Mitſpieler der Reihe nach für die Dauer eines Rubber (Gang) als aide benutzt. Auch W. unter zweien (en deux) iſt möglich. In dieſem Falle können aber geſchickte Spieler, weil die Karten der zwei fehlenden Partner eingeſehen werden, ſofort die Blätter der verborgen gehaltenen Karte des Gegners beſtimmen und nur deſſen Berechnungsfehler als günſtigen Zufall verwerten. Bei W. unter fünf oder ſechs treten bei jedem Rubber eine oder zwei Perſonen abwechſelnd aus. Während die Nachhand die Karten Blatt für Blatt nach links verteilt, miſcht ihr Partner ein zweites Spiel Karten, aus welchem die Vorhand gewöhnlich durch Aufſchlagen des untern Blattes nach dem Abheben oder durch Ziehen die Trumpffarbe (Atout) beſtimmt. Das höchſte Blatt in jeder Farbe iſt das As, hierauf folgen König, Dame, Bube, Zehn, Neun, Acht, Sieben, Sechs, Fünf, Vier, Drei, Zwei; doch wird auch das höchſte Blatt jeder andern Farbe noch durch den niedrigſten Atout übernommen. Das Ausſpielen gebührt zunächſt der Vorhand, weiterhin aber demjenigen Teilnehmer, welcher ſoeben den Stich gemacht. Farbe muß bekannt werden, und nur in deren Ermangelung iſt es erlaubt, eine Karte von anderer Farbe zuzugeben oder mit Atout zu ſtechen. Jede Partei ſucht von den 13 möglichen Stichen die Mehrzahl zu bekommen und rechnet ſich die Stiche oder Trics an, welche ſie nach der Erlangung von bereits 6 Stichen macht. Zur Bezeichnung des Gewinns dienen 4 Geldſtücke oder Marken. Bei einem Tric legt man dieſelben über, bei zwei Trics zu 2 und 2 nebeneinander; bei drei Trics kommen 3 Marken in eine horizontale Lage, bei vier aber ſämtliche Marken ins Quadrat zu liegen. Von fünf Trics an gilt jede Marke in der obern Reihe 3, jede darunter befindliche 1 oder, wenn ſie einzeln liegt, 5. Neuerdings berechnet man jedoch der Beſchleunigung wegen den Tric mit 2 (Doppeltric). Außer den Trics zählen noch die Honneurs, d. h. die Figuren (zuweilen einſchließlich der Zehn), welche die Partei vom As an ohne Unterbrechung beſaß. Doch können Honneurs nicht angelegt werden, wenn die Partei noch keinen Tric hat; auch beenden ſie das Spiel nicht. Wer auf dieſe Art zuerſt 10 Points gewonnen, hat den Rubber beendet und ſchreibt ſich 1, 2, 3 oder 4 (simple, double, triple, quadruple) gut, je nachdem die Gegner 5, 3 oder 4, 1 oder 2, oder gar nichts markiert haben. Die Partei, welche in einem Spiele gar keinen oder nur einen Stich erhält, wird groß oder klein Shlam (Schlemm), und die Gewinner bekommen dafür 6 bis 8 oder 3 bis 4 Points. Um die Rechnung zu ſteigern, ſind noch nach Verabredung 3 oder 4 As in einer Hand, 5 Bilder, über 5 Atouts ebenfalls in einer Hand u. ſ. f. mit 1 oder mehrern Marken außer der Reihe zu honorieren (fishes, Schäſchen). Bei W. mit Cayenne beſtimmt der Kartengeber oder auf deshalb ergangene Aufforderung ſein Partner die Trumpffarbe, nachdem er ſeine Karte eingeſehen, und Gewinn oder Verluſt werden verdoppelt, wenn er die von der Vorhand aufgeſchlagene Atout-Farbe

als Trumpf wählt. Nach jedem Rubber wechseln die Spielenden ihre Partner; das Spiel ist beendet, wenn auf diese Weise drei Rubber gemacht wurden. Zu den Feinheiten des W. gehören: die Benutzung der eigenen Stärke in Atouts und stichfrei gewordenen Nebenfarben, die Erkundung und Benutzung der Kräfte des Partners und die Schwächung der Gegner. Vgl. «Manuel complet de whist» (Par. 1841); Cockelberge-Dutzele, «Das rationelle W.» (Wien 1832); Alvensleben, «Encyklopädie der Spiele» (Lpz. 1855).

Whiston (William), berühmter engl. Gelehrter und Theolog, geb. 9. Dez. 1667 zu Norton, erwarb sich durch seine mathem.-astron. Schriften solchen Ruhm, daß Newton ihn zu seinem Nachfolger in der Professur der Mathematik empfahl. Im J. 1703 quittierte er sein Pfarramt und wurde Professor der Mathematik in Cambridge. Als solcher schrieb er die «Praelectiones physico-mathematicae» (1710), in denen er das System Newtons popularisierte, zog sich aber durch seine Zweifel an der Lehre der Dreieinigkeit Verfolgungen zu, welche 1710 seine Entfernung vom Lehramte zur Folge hatten. Vom geistlichen Gerichtshofe wurden seine Schriften verdammt. Hierauf ging er nach London, wo er mit Beifall Vorlesungen über Astronomie hielt. Gegen Ende seines Lebens trat er zu den Baptisten über und lehrte die Nähe des Tausendjährigen Reichs. Er starb 22. Aug. 1752 zu London, nachdem er sich noch durch Erfindung einer Maschine bekannt gemacht hatte, welche die vor Anker liegenden Schiffe gegen Stürme und Wellen schützt. Von seinen zahlreichen Schriften sind die wichtigsten: «Theory of the earth» (1696), «Primitive christianity revived» (5 Bde., Lond. 1712) und «The genuine works of Flavius Josephus in english» (Lond. 1736 u. öfter). Vgl. seine Autobiographie «Memoirs of the life and writings of W.» (3 Bde., Lond. 1749—50).

Whitby, Parlamentsborough, Markt- und Hafenstadt im North-Riding der engl. Grafschaft York, zwischen zwei Hügeln, an der Mündung der Esk in die Nordsee in höchst malerischer Landschaft gelegen, Station der Linien New-Malton-Killington-Grosmont-W., Stockton-Yarm-Picton-W. und Scarborough-Saltburn der North-Easternbahn, Hauptstation der Küstenwachten, zeigt überall in ihren schmalen, steilen Gassen Merkmale hohen Altertums, namentlich in der einst prächtigen, um 650 von König Oswald von Northumberland gegründeten, bald nach Wilhelm dem Eroberer ausgebauten Abtei (St. Hilda), zu deren auf den Höhen des East-Cliff liegenden Ruinen eine Treppe von 200 Stufen hinaufführt. Auf dem West-Cliff, 32 m über dem Meere, liegt die Neustadt mit vielen Prachtbauten; die Hauptkirche steht auf einem Fels 114 m über der See. In 7 und 15 km Entfernung sind bedeutende Alaunlager, mit deren Erträgen, sowie mit Eisenerz und Bausteinen Handel getrieben wird, der durch den vom Esk gebildeten Hafen mit zwei großen Molen, guten Docks und Kais gefördert wird. Auch finden die von den Einwohnern angefertigten Schmucksachen von Jet, sowie die in den Schichten der umliegenden Felsen vorkommenden Versteinerungen starken Absatz. Eine Merkwürdigkeit sind die sog. Robin-Hoodssäulen unweit der Abtei. Die Stadt zählt (1881) 14554 E., hat ein Rathaus, ein Hospital für Seeleute im «Bath-House», ein Handwerkerinstitut und südöstlich einen Leuchtturm. Zur Zeit der Angelsachsen hieß W. Steoneshealc, Steanashall, Steaneshealh.

Whitchurch (spr. Uittschörtsch), Stadt in der engl. Grafschaft Salop (Shropshire), Station der Linien Chester-Shrewsbury und Crewe-W. der London and North-Westernbahn und der Hauptlinie W.-Oswestry-Barmouth-Pwllheli der Cambrischen Eisenbahn, zählt (1881) 3756 E. und hat Handel mit Stiefeln, Hopfen und Malz.

White (Andrew Dickson), nordamerik. Geschichtschreiber und Gelehrter, geb. 7. Nov. 1832 zu Homer im Staate Neuyork, studierte in Yale-College und in Berlin und wurde 1857 Professor der Geschichte an der Universität von Michigan. Im J. 1862 resignierte er, zog nach Syracuse und wurde 1864 in den Senat von Neuyork gewählt; 1866 wurde er Präsident der Cornell-Universität, besuchte 1868 Europa und wurde 1871 als Vereinigte Staaten-Kommissar nach Santo-Domingo geschickt. Er schrieb: «Lectures on mediaeval and modern history» (Detroit 1861), «A word from the North-West» (1863), «The plan of organization for Cornell University» (1868), «The new education» (1868), «Report on the co-education of the sexes» (1871), «A syllabus of modern history», «The warfare of science» (1876). W. hat sich durch wiederholte warme Befürwortung zur Erlernung der deutschen Sprache unter den Deutsch-Amerikanern der Vereinigten Staaten viele Freunde erworben.

White (Henry Kirke), engl. Dichter, geb. zu Nottingham 21. März 1785, gab 1803 die erste Sammlung seiner Gedichte heraus, welche die Aufmerksamkeit Southeys und anderer Gönner auf ihn zog, die ihm die Mittel verschafften, in Cambridge zu studieren. Er starb aber schon 19. Okt. 1806. Seinen dichterischen Nachlaß nebst seinem Leben gab Southey heraus (2 Bde., 1807 u. öfter; nebst Supplement, 1822). Reichtum der Phantasie und Klarheit der Gedanken zeichnen W.s Gedichte aus, doch fehlt ihnen Tiefe.

Whiteboys (engl., Weißburschen), die Banden, welche in Irland seit 1760 das Land durchstreiften, um harte Grundherren u. s. w. zu strafen oder zu morden. (S. unter Irland, Bd. IX, S. 667[b].)

Whitechapel (spr. Ueittschäp'l), Stadtteil Londons, auf dem linken Themseufer, im Osten der Weltstadt, gehört zur Grafschaft Middlesex, ist Station der East-Londonbahn und zählt (1881) 71350 E., darunter viele deutsche Arbeiter, welche in den hier befindlichen Zuckerfabriken thätig sind.

Whitefield (George), ein Mitstifter und Haupt der Sekte der Methodisten (s. d.), geb. 16. Dez. 1714 zu Gloucester, studierte Theologie in Oxford und wandte sich dem religiösen Verein der Gebrüder Wesley (s. d.) zu, aus dem der Methodismus hervorging. Nachdem er 1736 in seiner Vaterstadt die Ordination nach dem Ritus der engl. Hochkirche empfangen, kehrte er nach Oxford zurück, leitete hier den Methodistenverein, predigte in London, Bristol und an andern Orten und hielt 1739 in Kingswood unter ungeheuerm Erfolge die erste Feldpredigt. Wesley rief ihn 1738 nach Amerika; doch kehrte er schon 1739 zurück und erhielt eine Predigerstelle zu Oxford. Indessen wählte er besonders die Kirchen Londons zum Schauplatz seiner geistlichen Thätigkeit. Schon 1740 wurden ihm jedoch die Staatskirchen verboten, weil er bedeutend von dem hochkirchlichen Dogma abwich, und nun versammelte er seine Anhänger im Freien.

Nachdem er 1740 wiederum für kurze Zeit in Nordamerika gewesen war, bei Savannah in Georgien ein großes Waisenhaus nach dem Muster des hallischen gestiftet hatte, zerfiel er nach seiner Rückkehr besonders wegen seiner Stellung zur Prädestinationslehre mit Wesley. Er baute sich nun in Moorsfields zu London, neben der Kirche Wesleys ein eigenes Gotteshaus, das er Tabernaculum nannte, und wußte einen Teil der zahlreichen Methodistengemeinden für sich zu gewinnen. Auch eröffnete ihm die schott. Staatskirche ihre Kanzeln, von denen herab er unter dem größten Zulauf predigte. Auf der Rückreise aus Schottland, wo er sich großes Verdienst um die Einrichtung von Schulen und Waisenhäusern erwarb, heiratete er 1742 zu Abergavenny eine vornehme Witwe. Seit 1744 reiste er häufig auf kurze Zeit nach Nordamerika, in dessen Kolonien sich die Methodisten seiner Partei, die **Whitefieldianer**, immer mehr ausbreiteten. Er starb 30. Sept. 1770 zu Newbury bei Boston in Massachusetts. W. führte die Anwendung der Stichomantie (das Befragen der Bibel durch zufälliges Aufschlagen bei wichtigen Unternehmungen) ein und bediente sich derselben sogar zur Entscheidung dogmatischer Fragen. Seine Predigten, Briefe und Kontroversschriften erschienen 1771 zu London in sechs Bänden. Vgl. «Life of W.» (Edinb. 1826; deutsch von Tholuck, Lpz. 1834); Gledstone, «Life and travels of W.» (Lond. 1871); Tyermann, «Life of W.» (2 Bde., Lond. 1877).

Whitehaven, Parlamentsborough und Hafenstadt in der engl. Grafschaft Cumberland, 61 km im Südwesten von Carlisle an einer Bucht der Irischen See, Station der Linien Carnforth-Ulverston-W. und W.-Marron der Furneßbahn, sowie der Eisenbahn Penrith-Cockermouth-Workington-W., Hauptstation der Küstenwachten, ist regelmäßig gebaut, hat eine Markthalle, ein Zucht- und ein Krankenhaus, ein Theater, eine Bibliothek, eine Seeschule, ein Handwerkerinstitut, Schiffswerfte, und zählt (1881) 19321 E., welche Bierbrauereien, Segeltuch-, Thon- und Baumwollwarenfabriken unterhalten. Auch bereitet man Seesalz und verführt Steinkohlen aus den in der Nähe befindlichen, dem Grafen Lonsdale gehörigen Gruben meist nach Irland und Schottland. Außerdem sind beträchtlich der Heringsfang und der Handel nach der engl. Westküste und nach Westindien. Es hat dies Veranlassung gegeben zur Bildung eines künstlichen, durch Forts gedeckten Hafens (mit Leuchtturm) mittels zweier langer Molen, sowie zum Bau von sechs Docks. W. steht mit Carlisle, Belfast, Douglas auf Man und Liverpool in regelmäßiger Dampfschiffverbindung.

Links an der Mündung des Derwent liegt 15 km im Nordosten die Markt- und Hafenstadt **Workington**, Station der Eisenbahn Penrith-Cockermouth-Workington-W., die hier nach Maryport und Moor-Row abzweigt, mit 13305 E., einem durch Wellenbrecher geschützten Hafen (mit Leuchtturm), Kornhalle, Lateinschule, Handwerkerinstitut, Theater, Schiffswerften, Segeltuch- und Strohhutfabriken, Eisengießerei, Brauerei, Chemikalienfabrikation, Nagelschmieden und Kornmühlen. Auch wird Fischerei, besonders auf Lachse, und ansehnlicher Handel in Kohlen und Eisen betrieben. Das Kohlenfeld von W. und Workington oder das **Cumberland-Coalfield**, eins der bedeutendsten in England, beginnt auf der Westseite der Cumberlandsberge bei Egremont, geht über W., Cockermouth und Workington bis Maryport, von da gegen Hesket-Newmarket, dann südostwärts, mit einzelnen Unterbrechungen bis in die Nähe von Shap und Orton. In der größten Grube sind 204 ha unterhalb des Meeres ausgearbeitet, bis etwa 3,5 km vom Schacht entfernt, der 214,4 m tief ist und dicht am Ufer liegt.

White-Horse-Hill, s. unter Faringdon.

Whitelocke (Sir Bulstrode), engl. Staatsmann, geb. 6. Aug. 1605 zu London, wurde daselbst Sachwalter. Als die Zerwürfnisse Karls I. mit der Nation ausbrachen, gewann er die öffentliche Meinung, indem er Hampden in dessen Prozesse wegen Verweigerung des willkürlich aufgelegten Schiffsgeldes verteidigte. Man wählte ihn 1640 in das Lange Parlament. W. war zwar Mitglied der Kommission, die den Grafen von Strafford verurteilte, benahm sich aber sonst mit Mäßigung. Nachdem der Krieg mit dem Könige ausgebrochen, nahm er Dienste in den Parlamentstruppen und wurde Gouverneur vom Schlosse Windsor. Im J. 1644 bestimmte ihn das Parlament zu einem der Kommissare, die mit dem Könige zu Oxford in Friedensunterhandlungen treten sollten. In den Gerichtshof, welcher den König verurteilen sollte, gewählt, nahm W. Gelegenheit, sich aufs Land zurückzuziehen. Nach Karls I. Hinrichtung kehrte er zurück und erkannte die Republik an. Cromwell übertrug ihm nach Antritt des Protektorats eine Botschaft an die Königin Christine von Schweden, vielleicht um den ihm Unbequemen zu entfernen. W. schloß da die folgenreiche Verbindung Englands mit Schweden, der sich auch Holland anschloß. Nach seiner Rückkehr unterstützte er 1657 den Plan, Cromwell zum König zu erheben. Als der Protektor gestorben war, schien er dessen Sohn zu unterstützen; er trat 1659 in den republikanischen Staatsrat ein. Nach der Restauration mußte er sich auf seine Güter zurückziehen, wo er 28. Jan. 1676 starb. W.s vorzüglichste Schriften sind: «Memorials of the English affairs from the beginning of the reign of Charles I. to the Restoration» (Lond. 1682; neue Aufl., 4 Bde., Oxf. 1853) und «Journal of the Swedish embassy in 1653 and 1654 from the Common wealth of England» (2 Bde., Lond. 1772; neue Ausg. 1855). Vgl. Whitelocke, «Memoirs of Bulstrode W.» (Lond. 1860).

White-Mountains (engl., Weiße Berge), eine Gebirgskette in den Neuengland-Staaten der Vereinigten Staaten von Amerika. Sie gehören zu dem Appalachen-, nach neuern Forschungen zu dem ältern Atlanticsystem, welches sich von Neufundland nach Alabama erstreckt. Die höchsten Berge derselben sind: Mount-Washington 1918 m, Mount-Jefferson 1767, Mount-Adams 1743, Mount-Madison 1636, Mount-Clay 1694, Mount-Monroe 1642 m hoch. Die W. von Newhampshire zeichnen sich durch die großartigsten Scenerien östlich von der Sierra Nevada aus und sind ein sehr beliebter Sommeraufenthalt. Seit 1869 führt eine Eisenbahn bis auf die Spitze des Mount-Washington.

White-River, Flüsse in den Vereinigten Staaten. 1) In Arkansas, entspringt auf den Ozark-Mountains, fließt dann nordöstlich in den Staat Missouri, dann südöstlich durch den Staat Arkansas und mündet in den Mississippi, etwa 22 km oberhalb der Mündung des Arkansas. Seine Länge beträgt 1280 km. Er ist 480 km weit bis Jackson-

port schiffbar. Seine Hauptnebenflüsse sind der Black-River, der Buffalo-Fork, der James-River und der Bryants-Fork. 2) In Indiana, wird durch die Vereinigung der East- und West-Forks gebildet, fließt südwestlich und mündet nahe Mount-Carmel, 40 km unterhalb Vincennes, in den Wabash. Der Hauptstrom ist 80 km lang. 3) In Michigan, fließt südwestlich durch den White-Lake in den Michigansee, etwa 25 km nordwestlich von Muskegon. 4) Ein Nebenfluß des Missouri, entspringt im äußersten Westen von Nebraska, fließt nordöstlich in Dakota, dann östlich und mündet in den Missouri, 530 km lang. 5) In Vermont, fließt südöstlich und mündet in den Connecticut-River, 16 km östlich von Woodstock. Außerdem gibt es noch 15 andere kleinere Flüsse, welche den Namen W. führen.

White Sulphur Springs, Ort in Greenbrier County im nordamerik. Staate West-Virginia, liegt am Howards-Creek und an der Chesapeake- und Ohio-Eisenbahn, mit (1880) 1499 E. Seiner Mineralquelle wegen ist W. ein beliebter Sommeraufenthalt. Die Quelle ist seit 1778 bekannt. In dem Orte gibt es Hotels, welche 1500 Gäste aufnehmen können. In einer Entfernung von 30 bis 60 km befinden sich die Red, Salt und Blue Sulphur Springs.

Whithorn, Dorf in der schott. Grafschaft Wigtown (Wigton), im südl. Teile der zwischen der Luce-Bay und Wigtown-Bay gelegenen Halbinsel Machers, Endpunkt der Wigtownshirebahn (Newton-Stewart-W.), hat 1655 E., Ruinen einer Kathedrale (Sta.-Ninida) aus dem 12. Jahrh. und Marmorbrüche. Im Mittelalter hieß der Ort, welcher Bischofssitz war, Hwitern, Whitern, Quhithern und (lat.) Candida casa.

Whitney (William Dwight), ausgezeichneter amerik. Sprachforscher, geb. 9. Febr. 1827 zu Northampton im Staate Massachusetts, besuchte bis 1845 William's-College zu Williamstown, widmete sich seit 1849 im Yale-College zu Newhaven vorzugsweise dem Studium des Sanskrit und ging im Herbst 1850 nach Deutschland, wo er seine Studien in Berlin und Tübingen bis Ostern 1853 fortsetzte, besuchte dann Paris, Oxford und London und kehrte im Herbst 1853 nach Amerika zurück. Die erste Frucht seiner Sanskritstudien in Europa war eine Ausgabe des «Atharva-Veda» (mit Roth, Berl. 1856). Nachdem W. 1854 die Professur des Sanskrit und der vergleichenden Philologie am Yale-College zu Newhaven erhalten hatte, welche Stellung er seitdem fortwährend bekleidete, wurde er 1856 zugleich zum Bibliothekar der American Oriental Society zu Boston und 1857 zum Korrespondierenden Sekretär derselben ernannt. Im «Journal» dieser Gesellschaft veröffentlichte er außer zahlreichen andern Beiträgen auch einige seiner bedeutendsten Werke, besonders eine mit Noten versehene Übersetzung der «Sûrya-Siddhânta» (in Bd. 6) und Text, Übersetzung und Kommentar des «Atharva-Veda-Prâtiçâkhya» (in Bd. 8), sowie des «Tâittirîya-Prâtiçâkhya» (in Bd. 9). Unter seinen selbständigen Werken sind hervorzuheben: «Language and the study of language» (Neuyork und Lond. 1867, deutsch von Jolly, Münch. 1874), «German grammar» (Neuyork 1869), «German reader with notes and vocabulary» (Neuyork 1870) und «Oriental and linguistic studies» (2 Bde., Neuyork 1872—74), «Life and growth of language» (1875; deutsch von Leskien, Lpz. 1876), «Essentials of English grammar» (Berl. 1877), «Sanskrit grammar» (deutsch von Heinrich Zimmer, Lpz. 1879), mit einem Anhang von Adolf Holtzmann «Grammatisches aus dem Mahabharata» (Lpz. 1884). Ein zweiter Anhang von W. selbst sind «Die Wurzeln, Verbalformen und primären Stämme der Sanskritsprache» (deutsch von Zimmer, Lpz. 1885). Auch lieferte W. wichtige Beiträge zu dem von Böthlingk und Roth bearbeiteten «Sanskritwörterbuch» (7 Bde., Petersb. 1853—76), sowie einen «Index verborum to the published text of the Atharva-Veda» (Newhaven 1881).

Whitstable, Stadt mit kleinem Hafen in der engl. Grafschaft Kent, südlich am Themsebusen und der Mündung des Swale, 9,6 km nordnordwestlich von Canterbury, Station der Linie Faversham-Ramsgate der London-Chatham-Doverbahn und der Linie Canterbury-W. der South-Easternbahn, zählt (1881) 6269 E. und hat ein Vitriolwerk, Seilerbahnen, Schiffswerfte und ein Seebad. Außerdem treibt der Ort bedeutenden Kohlenhandel, und die daselbst gefangenen Austern («Natives») werden weithin versendet.

Whittier (John Greenleaf), nordamerik. Dichter und Schriftsteller, geb. 17. Dez. 1807 bei Haverhill in Massachusetts, der Sohn eines armen Farmers, besuchte die Haverhill-Akademie und war dann in verschiedenen Städten Zeitungsredacteur. Sein erstes Werk war «Legends of New England» (Hartford 1831). Von 1835 bis 1836 war er Mitglied der Legislatur von Massachusetts und zog dann nach Philadelphia, wo er den «Pennsylvania Freeman» herausgab. Im J. 1840 siedelte er nach Amesbury über. Von seinen zahlreichen Werken verdienen Erwähnung: «Moll Pitcher» (1831), «Lays of my home» (1843), «The voices of freedom» (Philad. 1849), «Songs of labor» (Bost. 1850), «Home ballads» (1860), «Snow bound» (1866; deutsch von Knortz in «Zwei amerikan. Idyllen», Berl. 1879), «Miriam» (1870), «The Pennsylvania pilgrim» (1871), «Mabel Martin» (1874), «Hazel Blossoms» (1875), «The Vision of Echard» (1878), «The king's missive» (1881) u. a. Die erste vollständige Ausgabe seiner Gedichte erschien 1857 in Boston, die Gesamtausgabe seiner prosaischen Schriften 1866. Seine poetischen Werke enthalten poetische Erzählungen, Idyllen und Romanzen, welche dem amerikanischen, besonders dem neuengl. Leben entnommen sind. Sie zeichnen sich durch Frische, Kraft und Gefühl aus und haben den Dichter besonders im Norden populär gemacht. Vgl. W. Sloane Kennedy, «John Greenleaf W., his life, genius, and writings» (Bost. 1882).

Whitworth (Sir Joseph), engl. Mechaniker und Geschützkonstrukteur, geb. 1803 in Stockport, errichtete eine Fabrik in Manchester (später der Whitworth-Company gehörig) und wurde zuerst weiterhin bekannt als Erfinder verbesserter Hobel- und anderer Werkzeugmaschinen, welche auf der Ausstellung von 1851 vertreten waren. Als nach dem Krimkriege England auf die Einführung gezogener Geschütze hinarbeitete und das War-Departement Preise für neue Erfindungen dieses Gebietes aussetzte, trat W. als Mitbewerber in erster Linie neben Armstrong (s. d.) auf. W.s Geschütz war auf Spielraumführung gegründet, die Seele von sechseckigem Querschnitt (Polygonalbohrung) und gewunden, von entsprechender Form die sehr langen Geschosse. (S. unter Geschoß und Geschütz.)

W. hatte anfänglich Hinter- und Vorderlader nebeneinander, gab aber erstere bald auf und erwies sich als entschiedener Vertreter des Vorderladungssystems, im Gegensatz zu seinem Mitbewerber Armstrong. W.s Geschützrohre waren aus einer Art weichen Stahls (Homogeneisen) gefertigt. Sein System hatte vor allen andern die große Einfachheit, namentlich in der Geschoßeinrichtung voraus, da letztere lediglich aus Gußeisen oder Stahl ohne besondere Zwischenmittel bestanden, und ließ für damalige Verhältnisse bedeutende Ladungsquotienten zu, ergab daher große Geschoßgeschwindigkeiten, trug aber alle Mängel der Spielraumgeschütze und litt nach größerer Schußzahl unter erheblichen Ladhemmungen. W. unterlag im Wettbewerb seinem Nebenbuhler Armstrong, dessen Hinterladungsgeschütze um 1860 zur endgültigen Annahme gelangten. Als dieselben aber im Dienst bald erhebliche Mängel zeigten, wurden 1864—65 neue umfassende Vergleichsversuche zwischen Armstrongs Hinterladern und Armstrongs wie W.s Vorderladern angestellt, bei welchen die Hinterlader unterlagen, die Vorderlader beider Wettbewerber als kräftig und wirkungsvoll unter allen Verhältnissen anerkannt wurden. Trotzdem gelangte keine der beiden Konstruktionen zur allgemeinen Annahme. W. hat auch Gewehre ähnlicher Konstruktion geschaffen; sein Zugprofil wurde beim Henry-Martinigewehr (s. d.) zu Grunde gelegt. Im J. 1868 wurde W.s Name mit Ruhm genannt, infolge seiner großartigen Stiftung zur Beförderung technolog. Bildung in England. Die materielle Grundlage dieser Stiftung bildet eine Schenkung von 100000 Pfd. St., deren Verwaltung W. dem Departement des Staatsrats für Kunst und Wissenschaft anvertraut hat. Zur Anerkennung seiner Verdienste wurde er 1869 in den Baronetsstand erhoben. Es erschienen von ihm: «Miscellaneous papers on mechanical subjects» (1858) und «Papers on practical subjects: Guns and Steel» (1873).

Whydah, Haupthafenplatz von Dahomeh (s. d.).

Whymper (Edward), engl. Schriftsteller und Reisender, geb. als Sohn eines Kupferstechers und Aquarellmalers 21. April 1840 in London. Zum Holzschneider ausgebildet, fühlte er zugleich einen unwiderstehlichen Drang zum Wandern und errang schon früh als Bergbesteiger Erfolge, die ihn bestimmten, seine Talente vor allem auf diesem Gebiet zur Geltung zu bringen. Im J. 1861 bestieg er zum ersten mal den bis dahin als höchste Spitze der franz. Alpen angesehenen Mont-Pelvoux, entdeckte aber von diesem die noch höhere Pointe des Ecrins, deren Gipfel er 1864 ebenfalls erreichte. Im J. 1865 unternahm er die erste erfolgreiche Besteigung des Matterhorns, bei welcher Gelegenheit drei seiner Gefährten und einer der Führer das Leben verloren. Im J. 1867 drang er in das Innere des vorher noch von keinem Europäer erforschten nordwestl. Grönland vor, von wo er eine wertvolle Fossiliensammlung zurückbrachte, die durch das Britische Museum erworben und vom Professor Heer in den Verhandlungen der Königlichen Gesellschaft (1869) beschrieben wurde. Von W. selbst erschien «Scrambles amongst the Alps in the years 1860—69» (Lond. 1871; deutsch, Braunschw. 1872). Im J. 1871 unternahm er eine zweite Reise in die Gebirgsgegenden von Nordgrönland. In den J. 1879—80 durchwanderte er die Hochgebirge von Ecuador und bestieg außer dem Chimborasso den Antisana, Cayambe und Cotopaxi.

Wiarda (Tilemann Dothias), fries. Historiker, geb. 18. Okt. 1746 zu Emden, aus einem alten fries. Geschlecht, besuchte die Lateinschule zu Aurich, studierte zu Duisburg und Halle die Rechte und wurde dann Auskultator bei der ostfries. Regierung, 1770 Justizkommissar beim Stadt- und Landgericht zu Aurich, 1781 Assistenzrat bei der Regierung, und noch in demselben Jahre Sekretär der ostfries. Landschaft. Sodann wurde er 1808 Landsyndikus und, als unter der holländ. Regierung die ständische Verfassung dieser Provinz ganz aufgegeben wurde, Assessor beim holländ. Landdrostenamt und unter franz. Herrschaft 1811 Präfekturrat. Als nach Besetzung Ostfrieslands durch Preußen 1814 die Präfektur wieder abgeschafft wurde, erhielt W. Wartegeld, bis er 1818, bei der Wiedereinführung der Landstände, seine Stelle als Landsyndikus zurückerhielt. Er starb 7. März 1826. Unter seinen Schriften sind zu nennen: «Ostfries. Geschichte» (9 Bde., Aurich 1791—98; Bd. 10, Leer 1817), «Von den Landtagen der Friesen bei Upstalsboom» (Brem. 1777; 2. Aufl., Leer 1818), «Altfries. Wörterbuch» (Aurich 1786), «Asegabuch, ein altfries. Gesetzbuch der Rüstringer» (Berl. 1805), «Geschichte und Auslegung des Salischen Gesetzes und der Malbergischen Glossen» (Brem. 1808), «Willküren der Brockmänner, eines freien fries. Volks» (Berl. 1820).

Wiasma, Stadt in Rußland, s. Wjäsma.

Wiasniki, s. Wjasniki.

Wiatka, Stadt in Rußland, s. Wjätka.

Wiborg, unrichtig Viborg, finn. Wüpuri, Hauptstadt des gleichnamigen Län (43055 qkm, 1883 mit 313965 E.), an einer Bucht des Finnischen Meerbusens, an der Eisenbahn Petersburg-Helsingfors und an der Mündung des Saimakanals, ist Sitz eines Hofgerichts, hat ein Lyceum, eine Real-, eine Navigations- und zwei Töchterschulen und zählt (1883) 15554 E., welche lebhaften Handel, namentlich mit Holzwaren und Butter treiben. In der Nähe sind die schönen Parkanlagen Monrepos. Das alte Schloß zu W. wurde 1293 als Grenzfestung gegen Rußland angelegt; Stadt und Festung wurden 1709 von den Russen erobert. Im Wiborger Busen fand 3. Juli 1790 das Seetreffen statt, in dem sich der von den Russen eingeschlossene König Gustav III. von Schweden mit starkem Verlust durchschlug.

Wichern (Joh. Hinrich), bekannt durch sein Wirken für die Angelegenheiten der Innern Mission, geb. 21. April 1808 zu Hamburg, besuchte das Johanneum und akademische Gymnasium seiner Vaterstadt und widmete sich dann zu Göttingen und Berlin theol. Studien. Er übernahm hierauf in Hamburg die Leitung einer Sonntagsfreischule für arme Kinder, in welcher er bald 4—500 Zöglinge, von 40 freiwilligen Lehrern und Lehrerinnen unterrichtet, um sich vereinigte. Michaelis 1833 gründete er die unter dem Namen des Rauhen Hauses (s. d.) bekannte Anstalt. Nach der Einrichtung dieser Anstalt wurden dann ähnliche Rettungshäuser in Deutschland, Frankreich (Mettray bei Tours), England, Holland und andern Ländern begründet. Namentlich durch seine Mitwirkung kam auf dem ersten Kirchentage zu Wittenberg im Sept. 1848 der Centralausschuß für Innere Mission (s. d.) zu Stande. Von 1848 bis 1850 hatte W. im Auftrage der preuß.

Regierung zur Regulierung der Angelegenheiten der 10000 oberschles. Typhuswaisen Vorschläge zu machen, die von Regierung und Kammern angenommen wurden. Im J. 1858 wurde er von der preuß. Regierung unter Ernennung zum Oberkonsistorialrat und vortragendem Rat im Ministerium des Innern mit dem Ressort des Gefängniswesens betraut. Zugleich gründete er in dieser Zeit das Evangelische Johannesstift bei Berlin. In der Schrift «Die Innere Mission der deutsch-evang. Kirche» (Hamb. 1849) setzte er seine Grundansichten über die freie christl. Liebesthätigkeit und deren Verhältnis zu den kirchlichen und sozialen Fragen der Gegenwart auseinander. Seit 1844 gab W. die «Fliegenden Blätter des Rauhen Hauses» heraus. Ostern 1872 legte er sein Amt in Berlin nieder, übernahm die Leitung des Rauhen Hauses, zog sich aber 1873 wegen Krankheit gänzlich zurück. Er starb 7. April 1881 in Hamburg. Vgl. Krummacher, «Joh. Hinr. W.» (Gotha 1882); Oldenberg, «Joh. Hinr. W.» (Bd. 1, Hamb. 1884).

Wichert (Ernst Alexander August Georg), beliebter Dramatiker und Novellist, geb. 11. März 1831 zu Insterburg in Ostpreußen, besuchte das Gymnasium und die Universität zu Königsberg, wo er Geschichte und Philosophie, später Jura studierte. Im J. 1860 wurde er Kreisrichter zu Prökuls an der russ. Grenze, sammelte hier den Stoff zu seinen litauischen Geschichten und begann den auf diesem Boden spielenden Roman «Aus anständiger Familie» (3 Bde., Berl. 1866). Im J. 1863 wurde er Stadtrichter in Königsberg, 1877 Obergerichtsrat daselbst. Als Dramatiker trat er zunächst auf mit dem vaterländischen Schauspiel «Unser General York» (Berl. 1858), ihm folgte das einen kirchlich-sozialen Konflikt behandelnde Schauspiel «Licht und Schatten» (Berl. 1861) und «Der Withing (Fürst) von Samland» (Berl. 1860). Das kleine Lustspiel «Ihr Taufschein» (Berl. 1867) öffnete ihm die Pforten des berliner Schauspielhauses und fand auch sonst Beachtung, wie auch das 1866 verfaßte «In Feindes Land». Das Lustspiel «Der Narr des Glücks» erhielt 1869 den vom Burgtheater ausgesetzten Preis und wendete die Aufmerksamkeit des deutschen Publikums auf ihn, die sich durch den bedeutenden Erfolg seines Lustspiels «Ein Schritt vom Wege» (in den «Gesammelten dramatischen Werken», Berl. 1873) steigerte. Auch seine Lustspiele «Biegen oder brechen», «Die Realisten», «Der Freund des Fürsten», «Der geheime Sekretär», «Als Verlobte empfehlen sich», das Charakterbild «Das eiserne Kreuz», das Dramolet «Die gnädige Frau von Paretz» (Königin Luise), das Schauspiel «Die Fabrik zu Niederbronn» u. a. haben sich zum Teil auf dem Repertoire erhalten. Zu erwähnen sind noch von seinen Dramen: «Moritz von Sachsen» (Berl. 1873), «Die Frau für die Welt» (Lpz. 1876), «Peter Munk» (Lpz. 1882). Außerdem schrieb er eine größere Zahl von Novellen und die Romane «Ein häßlicher Mensch» (2 Bde., Berl. 1868), «Hinter den Coulissen» (3 Bde., Berl. 1872), «Das grüne Thor» (3 Bde., Jena 1875), «Ein starkes Herz» (2. Aufl., 3 Bde., Jena 1878), «Die Arbeiter» (Bielefeld 1873) und besonders die historischen: «Heinrich von Plauen» (3 Bde., Lpz. 1883) und «Der Große Kurfürst in Preußen» (1886), in denen er ein lebhaftes, wohlgetroffenes und farbenreiches Bild seiner engern Heimat gibt.

Wichmann, Erzbischof von Magdeburg 1152—92, aus dem Geschlecht der Grafen von Seeburg, war seit 1150 Bischof von Naumburg-Zeitz, als Kaiser Friedrich I. ihn auf den magdeburger Stuhl berief, um welchen nach dem Tode des Erzbischofs Friedrich I. Streit entstanden war. Zeitlebens stand dann W. dem Kaiser treu zur Seite, namentlich auch gegen Heinrich den Löwen. Schon früher mit Heinrich verfeindet, weil er die Sommerschenburg für seine Kirche angekauft hatte, brachte er beim Sturze des Welfen die Kirchlehen desselben und bei dessen nochmaliger Auflehnung gegen Heinrich VI. durch des letztern Verwilligung überhaupt alles an sich, was jener zwischen Elbe, Saale, Bode, dem Drömling und Lutter besaß, namentlich auch das wichtige Haldensleben. Auf der andern Seite war W. eifrig an der Christianisierung des Wendenlandes beteiligt: er half Albrecht dem Bären bei der endgültigen Eroberung Brandenburgs und kolonisierte selbst das Land Jüterbog mit deutschen Bauernschaften, in deren Mitte er Kloster Zinna stiftete. Vgl. Fechner, «Leben des Erzbischofs W. von Magdeburg» (in «Forschungen zur deutschen Geschichte», Bd. 5).

Wichmann (Karl Friedr.), deutscher Bildhauer, geb. 1775 zu Potsdam, bildete sich unter den Bildhauern Boye und Unger, bis er in Schadows Atelier kam, an dessen Arbeiten er sich mit großem Eifer beteiligte. So ist unter anderm die Statue des Herzogs Leopold von Dessau auf dem Wilhelmsplatz in Berlin größtenteils seine Arbeit. Im J. 1819 reiste er nach Italien und studierte dort mit seinem Bruder Ludwig Wilhelm W. bis 1821. Seine Hauptthätigkeit war fortan in Berlin seit 1821 auf Porträtbüsten und Statuen gerichtet, die er mit sorgfältiger Vollendung in Marmor ausführte. Die Marmorstatue der Kaiserin Alexandra von Rußland für Petersburg (1831) ist eins seiner Hauptwerke. Außerdem porträtierte er die übrigen Mitglieder der kaiserl. Familie. W. starb 9. April 1836 zu Berlin. Er war Mitglied der Akademien zu Berlin und Petersburg und unterrichtete an der erstern als Professor.

Wichmann (Ludw. Wilh.), Bruder des vorigen, geb. 1784 in Potsdam, begann seine Laufbahn in engem Anschluß an Gottfr. Schadow. In den J. 1807—13 war er in Paris, 1819 ging er nach Rom, wo er zu Thorwaldsen in Beziehung trat. Damals fertigte er ein sich die Haare schmückendes Mädchen, welches Werk nach Petersburg kam. Nach Berlin zurückgekehrt, war auch er vorzugsweise im Gebiete der Porträtdarstellung thätig. Seine Bildnisse atmen Leben und sind von meisterhafter Feinheit der Durchbildung. Zu seinen geschätztesten Werken gehören die Büsten von Schleiermacher, Theodor Körner, dem Großen Kurfürsten, welche letztere für die Walhalla bestellt wurde, von Hegel, der Sängerin Henriette Sontag, der Fürstin von Liegnitz, vom Fürsten Radziwill, Fichte, Gans, von Buch, Felix Mendelssohn, Spohr, Kaulbach u. a. Außerdem lieferte er frei komponierte Werke, so mehrere Figuren im Innern des Opernhauses zu Berlin, einige weibliche Gestalten als Akroterien auf dem Museum, Amor und Psyche im Marmorpalais in Potsdam, den heil. Michael an der Werderschen Kirche in Berlin, die Basreliefs für die Giebelfelder des Nikolaus-Bürgerhospitals (1839), eine der Marmorgruppen auf der Schloßbrücke, endlich 1843 zwei Statuen Winckelmanns, eine in Erz für

Stendal, eine in Marmor für die Vorhalle des berliner Museums. W. war Professor an der Akademie der Künste zu Berlin, sowie Lehrer an der Gewerbeakademie. Er starb 29. Juni 1859.

Wichse. Die Schuhwichse besteht in der Regel aus gepulverter Knochenkohle, welche die schwarze Farbe liefert, aus Sirup oder Melasse, welche den Farbstoff auf dem Leder fixiert, und Öl, welches das Leder geschmeidig erhält. Die gepulverte Knochenkohle (Beinschwarz), wird mit 25 bis 30 Proz. ihres Gewichts von konzentrierter engl. Schwefelsäure zusammengerührt, dadurch wird saurer phosphorsaurer Kalk gebildet, welcher mit dem gleichzeitig entstandenen Gips und der im Zustande feinster Zerteilung ausgeschiedenen Kohle zu einem salbenartigen Brei gemischt wird, zu welchem man noch 10 bis 12 Proz. vom Gewicht der angewendeten Kohle Öl (Olivenöl, Thran) mengt; außerdem setzt man gewöhnlich noch eine schwächere Säure (in England Essigsäure, in Deutschland Salzsäure), etwa 10 Proz. von der Knochenkohle zu, mitunter auch Glyzerin, Dextrin u. s. w. In früherer Zeit soll geschwärztes Wachs der Hauptbestandteil der W. gewesen sein, daher auch wohl die franz. Benennung Cirage.

Mit dem Namen Fußbodenwichse, die zum Wichsen der Parkettböden dient, bezeichnet man eine Mischung von geschmolzenem Wachs und Terpentinöl oder Kaliwachsseife, die durch Kochen von 250 g Wachs, 50 g Pottasche und 200 g Wasser erhalten wird; die sich bildende dickflüssige Masse wird beim Gebrauch mit siedendem Wasser verdünnt und mit dem Pinsel auf die zu glättende Holzfläche aufgetragen.

Wichtelzopf, s. Weichselzopf.

Wick, Hauptstadt der schott. Grafschaft Caithneß, am linken Ufer der Mündung des Wick in die Nordsee, Endpunkt der in Perth beginnenden Hochlandeisenbahn, zählt mit dem 1808 auf dem rechten Ufer angelegten Hafenort Pulteneytown (1881) 8025 E., meist skandinav. Ursprungs und hat eine Filiale der Commercial Bank of Scotland. W. ist der bedeutendste Heringshafen der Erde, der über 70 Schiffe und etwa 1000 Fischerboote besitzt und den sechsten Teil der schott. Heringsproduktion liefert. In der Nähe befinden sich kelt. Altertümer, sog. Pictenhäuser, und ein sonderbarer, fensterloser, den Schiffern als Landmarke dienender Turm, «der alte Mann von W.» W. ist Sitz eines deutschen Vizekonsuls für W., Thurso, Lybster und Helmsdale. Südlich von der Mündung des Wick, am Meere, liegt das bereits im 11. Jahrh. vorhandene Old Wick Castle (Oldwyk).

Wicke (Vicia *L.*) heißt eine zur Familie der Schmetterlingsblütler gehörende Pflanzengattung mit zweibrüderigen Staubgefäßen, kenntlich an dem plattgedrückten, unterhalb der Narbe unterseits gebarteten oder am Gipfel ringsherum behaarten Griffel. Die Frucht ist eine längliche, zusammengedrückte, an der Spitze schief abgestutzte und in einen Schnabel ausgezogene, sitzende oder gestielte, mehrsamige Hülse. Die Blätter sind paarig gefiedert, meist mit Ranken versehen, die Stengel kantig, niemals geflügelt. Die Kotyledonen des Samens bleiben beim Keimen unter dem Boden. Die sehr zahlreichen, besonders über die wärmere gemäßigte Zone der nördl. Halbkugel verbreiteten Arten zerfallen nach der Stellung der Blüten in solche, bei denen die Blüten einzeln, paarweise oder zu wenigen gebüschelt in den Winkeln der obern Blätter sitzen, und in solche mit mehr- bis vielblütigen, gestielten, achselständigen Trauben. Zu ersteren gehören unter andern die auf Wiesen häufig vorkommende Zaunwicke (V. sepium *L.*) mit Büscheln schmutzig-lillafarbener oder bläulicher Blüten, ein perennierendes vorzügliches Futterkraut; die bekannte einjährige Futterwicke (V. sativa), mit kletterndem, flaumhaarigem Stengel, paarig gefiederten, in eine Wickelranke endenden Blättern und violettroten Blüten, die zu zwei in den Blattwinkeln stehen, welche ihrer proteïnhaltigen Samen wegen als Hülsenfrucht kultiviert wird, und die Bohnenwicke, auch Saubohne (s. Bohne). Die in England und Belgien zu Blattfutter angebaute Winterwicke ist eine Kulturvarietät von V. sativa. Zu den traubenblütigen Arten gehört die blaublühende Vogelwicke (V. Cracca).

Wicke (Spanische), s. unter Lathyrus.

Wickede (Jul. von), Militär- und belletristischer Schriftsteller, geb. 11. Juli 1819 zu Schwerin in Mecklenburg, besuchte die Blochmannsche Erziehungsanstalt in Dresden und trat 1836 als Kadett in ein österr. Dragonerregiment. Er wurde 1839 Lieutenant, nahm 1845 seinen Abschied und hörte auf den Universitäten in München und Heidelberg Vorlesungen über Geschichte und Nationalökonomie. In den Kriegsjahren 1849—50 trat er als Volontäroffizier in ein Dragonerregiment der schleswig-holstein. Armee und ward Brigadeadjutant, machte dann 1851 einen Feldzug als Volontäroffizier im 4. Regiment der Chasseurs d'Afrique in Algerien mit und war im oriental. Krieg 1854—55 als Korrespondent einer engl. Zeitung im türk. Hauptquartier und in der Krim. Bei der Mobilmachung der deutschen Bundesarmee 1859 war er Rittmeister und Kommandant der Feldgendarmerie-Schwadron im 10. Bundesarmeekorps, 1860—64 meist in Italien bei den ital. Truppen. In den Feldzügen von 1864, 1866 und 1870—71 war er Hauptkorrespondent der «Kölnischen Zeitung» im preuß. Hauptquartier. W. lebt jetzt in Schwerin.

Er schrieb: «Vergleichende Charakteristik der k. k. österr., preuß. und franz. Landarmee» (Stuttg. 1856), «Geschichte des Kriegs Deutschlands gegen Frankreich in den J. 1870 und 1871» (2. Aufl., Hannov. 1873), «Geschichte der Kriege Frankreichs gegen Deutschland in den letzten zwei Jahrhunderten» (3 Bde., Hannov. 1874), «Die Soldaten Friedrichs d. Gr.» (4 Bde., Lpz. 1857), «Ein deutsches Reiterleben» (3 Bde., Berl. 1861), «Ein Husarenoffizier Friedrichs d. Gr.» (3 Bde., Jena 1866), «Erzählungen eines österr. Veteranen» (3 Bde., Stuttg. 1855), «Leben und Thaten des Freiherrn von der Ostau» (4 Bde., Berl. 1875), «Ein preuß. Offizier» (3 Bde., Hannov. 1873), «Ein vielbewegtes Leben» (3 Bde., Hannov. 1873); dann die histor. Romane «Der lange Isaak» (3 Bde., Lpz. 1863), «Herzog Wallenstein in Mecklenburg» (4 Bde., Jena 1865) u. s. w.

Wickel, die Form der Monochasien, s. unter Blütenstand.

Wickelbär, s. Kinkaju.

Wickelmaschine (frz. batteur-étaleur; engl. spreading-machine, spreader), eine im Prinzip mit der Schlagmaschine verwandte Vorbereitungsmaschine der Baumwollspinnerei. (S. u. Baumwollindustrie, Bd. 11, S. 592[b]; Abbildung auf der dazugehörigen Tafel, Fig. 6 u. 7.) — Vgl. auch Knäuelwickelmaschine.

Wickelschlange (Tortricidae), eine aus drei Gattungen und fünf Arten bestehende Familie kleiner Schlangen, die das südliche Amerika von Californien bis Brasilien und das kontinentale und insulare Ostindien bis Timor bewohnen. Der Kopf der W. ist klein, der Schwanz kurz, die Färbung meist prächtig in Querstreifen verteilt. Die W. leben unterirdisch und ihre Augen sind insoweit rudimentär, daß sie sehr klein und von einer durchscheinenden Hornschuppe bedeckt sind.

Wickenburg (Wilhelmine, Gräfin von), österr. Dichterin, Tochter des Staatsmanns Moritz Graf Almasy (s. d.), geb. 8. April 1845 zu Ofen, kam in ihrem neunten Jahre mit ihren Eltern nach Wien und ist seit 1868 mit Graf W. vermählt, der sich gleichfalls als Dichter und Übersetzer bethätigt hat. Ihre «Gedichte» erschienen in Wien 1865 (3. Aufl. 1882). Diesen folgten: «Neue Gedichte» (Wien 1869), das erzählende Gedicht «Emanuel d'Astorga» (Heidelb. 1872; 2. Aufl. 1875), «Erlebtes und Erdachtes» (Wien 1873), «Der Graf von Remplin» (Wien 1874), «Marina» (Heidelb. 1875). Ihre Schauspiele «Das Dokument» und das einaktige «Ein Abenteuer des Dauphin» gingen an mehrern Orten über die Bühne.

Wickersheimersche Flüssigkeit, eine von dem Konservator Wickersheimer in Berlin angegebene Flüssigkeit, welche zur Konservierung tierischer und menschlicher Leichen sowie anatom. Präparate dient. 100 g Alaun, 25 g Kochsalz, 12 g Salpeter, 60 g Pottasche, 20 g arsenige Säure werden in 3 l Wasser gelocht und filtriert; auf 10 Volumen der Lösung sind 4 Volumen Glyzerin und 1 Volum Methylalkohol zuzusetzen. Mittels eines konstanten Druckapparates von 2 m Druckhöhe wird diese Mischung nach vorausgegangener Entleerung der Bauchhöhle in die große Halsschlagader der betreffenden Leiche injiziert. (S. Balsamieren.)

Wickler (Tortricina), eine Familie der Kleinschmetterlinge mit borstenförmigen Fühlern, in der Ruhe dachartig aufliegenden Vorderflügeln, die einen stark ausgebauchten Vorder- und einen gestutzten Außenrand haben. Diese kleinen Schmetterlinge erinnern sehr an die Eulen, haben bisweilen lebhaft, namentlich gelb gefärbte Hinterflügel und oft auf den Vorderflügeln reizende Zeichnungen und metallisch glänzende Fleckchen. Die sechzehnfüßigen Raupen leben im Innern von durch sie selbst zusammengesponnenen Blättern oder in Knospen und Früchten. Manche werden außerordentlich schädlich. Eine unserer häufigsten Arten ist der Apfelwickler (Carpocapsa pomonana, Tafel: Insekten III, Fig. 19), mit rotgrauen, dunkel gewellten Vorderflügeln, die am Hinterrande einen großen braunroten Flecken und kupferige Strichelchen haben. Die Raupe ist die bekannte Apfelmade.

Wicklow, Grafschaft der irischen Provinz Leinster, von der Irischen See im O., Dublin im N., Kildare und Carlow im W., Wexford im S. begrenzt, hat ein Areal von 2024 qkm und zählte 1841 noch 126143 E., 1881 nur noch 73679 E., wovon 81 Proz. Katholiken. Das Land ist sehr gebirgig und durch seine Naturschönheiten berühmt. Das Bergland von W., 89 km lang und über 48 km breit, besteht teils aus Berggruppen, teils aus vereinzelten, durch Thäler oder Ebenen getrennten Bergen und Bergzügen, die im centralen Teile aus Granit bestehen. Die höchsten Gipfel sind im Norden der Kippure, 762 m, im Süden der Lugnaquilla, 926 m, an der Nordostecke der Große und Kleine Zuckerhut (Sugar Loaf), ersterer 502 m hoch. An der Grenze von Wexford liegen die kupferreichen Hügel von Cronebane mit dem 605 m hohen Croghan, der im 18. Jahrh. große Stücke gediegenen Goldes lieferte und auch Eisen, Zinn, Zink, Molybdän, Wismut und Braunstein enthält, aber in zu geringer Menge. W. wird wegen seiner zahlreichen romantischen Partien viel bereist. Besonders berühmt sind das Felsenthal Dargle-Glen mit dem Wasserfall des Dargle, Devils-Glen, mit einem prachtvollen Wasserfall, Downs-Glen mit dem herrlichen Landsitze Bellevue, das Thal der Sieben Kirchen mit den Ruinen der verödeten Stadt Glendalough (im Mittelalter Gluainduach, Glandalough, mittellat. Glindelacum), eines berühmten Bischofssitzes, von welchem der in Dublin residierende Bischof noch jetzt den Namen hat. Die wichtigsten Flüsse sind der Slaney und der Avoca. Zahlreiche Bäche durchströmen das Land in allen Richtungen. Das Klima ist feucht, im ganzen jedoch gesund. Der Ackerbau liefert die gewöhnlichen Produkte, im Osten auch Weizen. Bedeutender ist die Rinder- und Schafzucht, die Dublin mit Schlachtvieh, wie die Fischerei mit Austern, Hummern ꝛc. versorgt. Von Mineralien und Erden werden Bausteine, Schiefer, Kalk und Mergel gewonnen. Von Wert sind auch die Torflager. Die Grafschaft schickt zwei Abgeordnete in das Parlament.

Die Hauptstadt Wicklow, an der Mündung des Vartry, Station der Eisenbahn Dublin-W.-Wexford, mit 3164 E., hat einen kleinen Hafen, Alebrauerei und Ausfuhr von Kupfer- und Bleierzen. Auf dem senkrecht aus dem Meere emporsteigenden Felsen Black-Castle finden sich die Spuren eines alten Schlosses. W. hieß in altirischer Zeit Buideloc oder Gwikingelo, im spätern Mittelalter Winchiligo. 3 km südöstlich von W. liegt Wicklow Head mit Leuchtfeuer. Bedeutender ist die Marktstadt Arklow (s. d.).

Wickram (Jörg), deutscher Dichter des 16. Jahrh., lebte, wie es scheint, als Meistersänger in seiner Vaterstadt Colmar im Elsaß, in der er 1549 eine Meistersingerschule stiftete, bis er um 1555 Stadtschreiber in Burgheim im Breisgau wurde. Sein Geburts- und sein Todesjahr sind unbekannt. Durch seine Erzählung «Gabriotto und Reinhard» (mehrmals gedruckt, zuerst um 1551), «Der jungen Knaben Spiegel» (1554 u. öfter), «Von guten und bösen Nachbarn» (1556 u. 1557) und «Der Goldfaden» (1557 u. öfter; auch noch im 17. Jahrh. mehrmals gedruckt und von Clemens Brentano, Heidelb. 1809, erneuert), schuf er den deutschen Roman. Außerdem sind von ihm zu nennen die Fastnachtspiele «Das Narrengießen» (1537) und «Der treue Eckart» (1538), die Schauspiele «Von dem verlorenen Sohn» (1540) und «Tobias» (1551), die Bearbeitung der von Albrecht von Halberstadt im 13. Jahrh. verfaßten gereimten Übersetzung der «Metamorphosen» des Ovid (1545), das «Rollwagenbüchlein» (1555), eine Sammlung von Schwänken zur Unterhaltung im Reisewagen (mit Erläuterungen herausg. von H. Kurz, Lpz. 1865) und die gereimte, zwischen satirischer Didaktik und Roman die Mitte haltende Erzählung «Der irrreitend Pilger» (1557). Vgl. A. Stöber, «Jörg W. und dessen vorzüglichste Schriften» (2. Aufl., Mülhausen 1866); Scherer, «Die Anfänge des deutschen Prosaromans und Jörg W. von Colmar» (Straßb. 1877).

Wiclif (John) war der bedeutendste Vorläufer der Reformation. Über die erste Zeit seines Lebens ist äußerst wenig bekannt. Wie die genaue Schreibart seines Namens (Wycliffe, Wiclef, Wyclif u. s. w.; doch ist Wiclif die wahrscheinlichste), so ist auch Ort und Jahr seiner Geburt nicht sicher bekannt; gewöhnlich gibt man das Dorf Wiclif in der Grafschaft York und das Jahr 1324 an. Er studierte in Oxford Theologie, ward Vorstand vom Balliol-College, erhielt 1361 die Pfarrei Fillingham in Lincolnshire, 1368 diejenige von Ludgershall in Buckinghamshire und 1374 die zu Lutterworth in Leicester, ohne jedoch sein Verhältnis zur Universität Oxford zu lösen, wo er als Doktor der Theologie Vorlesungen hielt. Sein erstes Auftreten war mehr ein kirchenpolitisches und patriotisches, als religiöses. Im J. 1366 verteidigte er das Verfahren König Eduards III., welcher dem Papste den Lehnstribut verweigerte, 1369 die Besteuerung der Kirchengüter durch die Krone und 1374 wurde er mit einer königl. Gesandtschaft nach Brügge geschickt, um mit dem päpstl. Nuntius über die Beschränkung der «Provisionen» zu verhandeln; auch gegen die Verderbnis des Klerus und namentlich gegen das Treiben der Bettelmönche richtete er seine scharfe und unerbittliche Opposition. Deshalb ward W. zur Verantwortung vor eine geistliche Kommission geladen, aber das Verhör im Febr. 1377 in der Paulskirche in London endete mit einem lauten Skandal zwischen dem Herzog von Lancaster, W.s Gönner, und dem Bischof von London. Auch ein zweites infolge des Eingreifens des Papstes abgehaltenes Verhör, 1378, blieb ohne Erfolg. Nun aber verlegte W. seine Thätigkeit immer mehr auf das reinkirchliche Gebiet, trat immer kühner und entschiedener als Reformator auf. Er bestritt die päpstl. Oberherrschaft, den Cölibat, die Verwandlung von Brot und Wein im Abendmahl, die priesterliche Schlüsselgewalt und die Notwendigkeit der Ohrenbeichte, kurz, er forderte die Wiederherstellung der reinen Christenlehre auf Grund der Heiligen Schrift und die Bildung einer von Rom unabhängigen, demokratisch aufgebauten engl. Nationalkirche. Diese Forderungen, für die er durch Reiseprediger unter dem Volk lebhafte Propaganda machte, gingen indessen seinen bisherigen Beschützern unter dem hohen Adel und selbst der Universität Oxford zu weit; auch gelang es, dem jungen König Richard II. den Verdacht einzuflößen, als sei W. mitschuldig an dem Bauernaufstande Wat-Tylers (s. d.). Im J. 1382 verdammte eine kirchliche Notabelnversammlung in London, das durch ein Erdbeben gestörte sog. Erdbebenkonzil, seine Lehren, und die Krone gab den Bischöfen Vollmacht, seine Anhänger zum Widerruf zu zwingen oder ins Gefängnis zu werfen. W. selber wurde von Oxford auf seine Pfarre zu Lutterworth verwiesen, wo er nun in aller Stille die größte That seines Lebens, seine engl. Bibelübersetzung, vollendete. Einer Aufforderung von Papst Urban VI. zur Verantwortung nach Rom leistete er keine Folge. W. starb am 31. Dez. 1384 infolge eines Schlags, der ihn während des Gottesdienstes getroffen hatte. Das Konstanzer Konzil erklärte ihn 4. Mai 1415 für einen Ketzer, verdammte 45 Artikel W.s und befahl seine Gebeine zu verbrennen, was 1428 geschah.

Mit W.s Tode war seine Wirksamkeit indessen keineswegs erloschen. Die Zahl seiner Anhänger wuchs, namentlich unter den höhern Ständen, doch zeigte sich die Masse für eine Kirchenreformation noch nicht reif, und es gelang dem Klerus mit Hilfe des weltlichen Armes, die **Wiclifiten**, die man als Lollharden (s. d.) brandmarkte, allmählich mit Feuer und Schwert auszurotten. Nur in einigen Familien erhielt sich seine Lehre bis zur Zeit der Reformation; dagegen fand sie in Deutschland und in Böhmen neue Anhänger, wo namentlich Huß (s. d.) für seine Reformbestrebungen geweckt wurde und in seinen Ansichten vollständig unter W.s Einfluß stand. Die zahlreichen Schriften W.s befinden sich meist noch ungedruckt zu Oxford, Cambridge oder im Britischen Museum. Im J. 1882 hat sich in England eine Wiclif-Gesellschaft gebildet, um seine lat. Werke herauszugeben, als deren erste Publikation der «Tractatus de civili dominio» (Lond. 1885) erschienen ist; früher erschien bereits der «Trialogus» (1525; neueste Ausg. von Lechler, Lpz. 1879), ein Gespräch zwischen der Wahrheit, der Lüge und der Theologie, worin W. das Ganze seiner religiösen Weltanschauung niedergelegt hat; außerdem «De officio pastorali» (neueste Ausg. von Lechler, Lpz. 1863) und endlich «W.s lateinische Streitschriften» von Buddensieg (Lpz. 1883). Eine Auswahl seiner engl. Schriften veranstaltete Arnold unter dem Titel «Select English works of W.» (2 Bde., Lond. 1869—71) und die übrigen noch ungedruckten engl. Werke gab Matthew (Lond. 1880) heraus. Ein Verzeichnis sämtlicher Schriften W.s findet sich bei Shirley, «Catalogue of the original works of W.» (Lond. 1865). Von der Bibelübersetzung, die W. nach dem Texte der Vulgata 1383 vollendete und die hernach von Purvey revidiert wurde, gab zuerst Crowley 1555 den Prolog heraus, sodann Lewis (Lond. 1731), Baber (Lond. 1810) und Bagster (Lond. 1841) das Neue Testament in der revidierten Form und endlich Wilson (Lond. 1848) dasselbe in der ursprünglichen Gestalt. Die vollständige Bibelübersetzung W.s, je in zwei Kolumnen die ursprüngliche und revidierte Gestalt nebeneinander, erschien unter dem Titel «The holy bible in the earliest English versions made by John W. and his followers» (4 Bde., Orf. 1850).

Vgl. Lewis, «The history of the life and sufferings of John W.» (Lond. 1720; neue Ausg., Lond. 1820); Vaughan, «Life and opinions of John W.» (Lond. 1828; 2. Aufl. 1831); derselbe, «John W.» (Lond. 1853); Lebas, «Life of W.» (Lond. 1832; 2. Aufl. 1846); Jäger, «John W. und seine Bedeutung für die Reformation» (Halle 1854); Böhringer, «Die Vorreformatoren» (Zür. 1856; neue Ausg., Stuttg. 1878); Lechler, «W. und die Vorgeschichte der Reformation» (2 Bde., Lpz. 1873; ins Englische übersetzt 1878 u. 1881); Burrows, «W.'s place in history» (Lond. 1882); Loserth, «Huß und W.» (Prag 1883; englisch 1884); Chapmann, «The life of John W.» (Lond. 1883); Watkinson, «Wiclif» (Lond. 1884); Wilson, «W. patriot and reformer» (Neuyork 1885); Buddensieg, «W. und seine Zeit» (Gotha 1885).

Wid, der Utus der Römer, rechter Nebenfluß der untern Donau in Bulgarien, entsteht aus zwei Quellarmen, dem Schwarzen und dem Weißen W. am nördl. Abhange des Kodscha-Balkan, berührt Tetewen, fließt nahe westlich an Plewna vorbei und mündet nach einem Laufe von 130 km oberhalb Nikopoli, der rumän. Stadt Islas gegenüber. Seit Kaiser Aurelianus bis zur Invasion der Bulgaren (679) bildete der W. die Grenze zwischen den 271 gebildeten Provinzen Dacia ripensis und

Dacia mediterranea der Präfektur Illyricum im W. und Moesia II. der Präfektur Oriens im O.

Widah, Haupthafenplatz von Dahomeh (s. d.).

Widder (lat. aries), das männliche Schaf, s. unter Schaf und Schafzucht.

Widder, Sternbild des nördl. Himmels, enthält nach Heis von $1^h 40^m$ bis $3^h 20^m$ Rektascension und von 10° bis 29° nördl. Deklination 80 dem bloßen Auge sichtbare Sterne, unter denen aber nur zwei heller als 4. Größe sind.

Widder ist außerdem das erste Zeichen des Tierkreises (s. d.), von 0° bis 30° Länge reichend; sein Zeichen ist ♈.

Widder (aries), auch Mauerbrecher oder Sturmbock genannt, s. u. Kriegsmaschinen.

Widder, hydraulischer, soviel wie Stoßheber, s. unter Heber und unter Pumpen.

Widderchen (Zygaenidae), eine große aus 46 Gattungen und mehr wie 500 Arten bestehende Familie der Großschmetterlinge, die zur Sippe der Cheloniarier (s. unter Insekten) gehört, von manchen Forschern indessen auch den Schwärmern zugeteilt wird. Die W. haben lange, keulenförmige Fühler, schmale und nicht sehr lange Flügel, die auf dunklem, meist schwarzblauem bis grünschimmerndem Grunde in der Regel rot gefleckt sind. Der Flug der dickleibigen, in der Sonne auf Blumen sich herumtreibenden Tiere ist schnurrend und langsam, bei Berührung tritt aus den Fühlern und Kniegelenken ein gelber, öliger Saft. Die gelblichen, schwarzgefleckten Raupen sind kurz behaart und verpuppen sich in einem kahnförmigen papierartigen Cocon an Pflanzenstengeln. Die Familie hat in Südamerika die größten und schönsten Formen. Die in Deutschland einheimischen Arten, von denen das Geißblattwidderchen (Zygaena lonicerae, Tafel: Insekten III, Fig. 5) eine der häufigsten ist, erscheinen als Falter im Hochsommer und sind, da sie zur Bastardierung neigen, teilweise sehr schwer zu unterscheiden.

Widderschiffe kann man im allgemeinen alle Panzerschiffe nennen, welche vorn am Bug einen Sporn tragen, um damit den Feind unter der Wasserlinie zu treffen. Im speziellen heißen jedoch W. solche zum Rammen gebaute Fahrzeuge, deren Hauptwaffe der Sporn bildet, während die Artillerie mehr nebensächlich behandelt wird. Man konstruierte solche Widder hauptsächlich in Frankreich zur Verteidigung der Häfen und Küsten. Sie waren ziemlich flachgehend, sehr stark gepanzert und überhaupt sehr stark gebaut, aber führten nur ein bis zwei Geschütze. Jetzt ist man wieder von diesem System zurückgekommen und räumt der seitdem wesentlich verbesserten Artillerie von neuem eine wichtigere Stellung in den Panzerschiffen ein, wozu noch die Bewaffnung mit Torpedos (s. d.) tritt, sodaß W. in obigem Sinne nicht mehr gebaut werden.

Widdin, das alte mösische Bononia, Stadt im Fürstentum Bulgarien, am rechten Ufer der Donau, mit (1881) 13714 E., meist Bulgaren, auch Walachen und Griechen, war bis 1878 türk. Festung. Bei hohem Wasserstande können kleine Seeschiffe bis zur Stadt gelangen. W. ist als Handelsort wichtig, weil es den ersten Lagerplatz des österr.-deutschen Donauhandels im Verkehr mit dem Schwarzen Meer bildet. Die Stadt W. wurde in neuerer Zeit durch die Unternehmungen Paßwan-Oglus gegen die Pforte (1797 und 1807) und seit 1853 durch die Kämpfe zwischen den Türken und Russen sehr bekannt. Am 28. Okt. 1853 eröffnete Omer Pascha die Feindseligkeiten damit, daß er dort die Donau überschritt, die gegenüberliegende Handelsstadt Kalafat in der Walachei besetzte und dieselbe in ein starkes verschanztes Lager umschuf, wodurch die Russen auf ihrem rechten Flügel bedroht und ihr Vordringen nach Serbien verhindert wurde. Während des türk.-serb. Kriegs von 1876 und 1877 diente W. dem Korps Osman Paschas als Stützpunkt; auch leitete dieser im nachfolgenden Russisch-Türkischen Kriege von 1877 und 1878 (s. d.) von hier aus seinen Vormarsch nach Plewna ein. Infolge des Art. 11 des Berliner Vertrags vom 13. Juli 1878 wurden 1879 die Werke von W., wie die aller bulgar. Festungen geschleift. Während des Serbisch-Bulgarischen Kriegs von 1885 wurde W. einigermaßen in Verteidigungszustand gesetzt, am 18., 25. und 28. Nov. von der serb. Timokdivision bestürmt, aber von der schwachen bulgar. Besatzung bis zum Friedensschlusse gehalten.

Widerchrist, s. Antichrist.

Widerdruck, s. unter Schöndruck.

Widerhall, s. Echo.

Widerklage (im Civilprozeß) ist die Klage, nach der Deutschen Reichs-Civilprozeßordnung, welche im Lauf eines anhängigen Prozesses der Beklagte gegen den Kläger erhebt, vor demselben Gericht, in demselben Verfahren; ihre Voraussetzung ist, daß der durch sie geltend gemachte Gegenanspruch mit dem in der Klage geltend gemachten Anspruch oder mit den gegen denselben vorgebrachten Verteidigungsmitteln in Zusammenhang steht; doch ist sie dann unzulässig, wenn die Zuständigkeit des Gerichts für eine Klage wegen des Gegenanspruchs auch durch Vereinbarung nicht würde begründet werden können. Erhoben wird die W. durch Vertrag in der mündlichen Verhandlung. Sie führt zu einem neuen Prozeß, in welchem der ursprüngliche Beklagte Kläger, der ursprüngliche Kläger Beklagter ist; es werden aber Klage und W. gemeinsam, in einem formell einheitlichen Verfahren, verhandelt; doch kann, wenn nicht der Gegenanspruch mit dem in der Klage erhobenen Anspruch in direktem Zusammenhang steht, das Gericht getrennte Verhandlung anordnen. S. Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich, §§. 33, 136, 254.

Widerlage (donatio propter nuptias, neulat. contrados, antidos) ist nach röm. Dotalrecht die Gegengabe des Ehemannes für die Bestellung einer Dos. (S. Dotalsystem.) Sie wird der Ehefrau aber nicht sofort ausbezahlt, sondern ist für den Fall der Verarmung oder des Todes des Mannes oder der von ihm verschuldeten Ehescheidung bestimmt.

Widerlager, die den Gewölben (s. d.) zur Unterstützung dienenden Mauern.

Widerruf und Abbitte (s. d.) stammen aus der kirchlichen Lehre von der Buße, die namentlich in den Pönitentialbüchern dargelegt wird. Er trat dann ein, wenn die Ehrenkränkung in einer falschen Beschuldigung bestand, und unterschied sich von der Abbitte, indem diese eine lediglich sittlich-religiöse Bedeutung hatte. Ihre bestimmte rechtliche Ausbildung erlangte die Lehre vom W. erst durch die sächs. Kriminalisten, wobei die Verurteilung zum W. in allen Fällen zugleich eine arbiträre öffentliche Strafe nach sich zog. Das neuere Recht kennt den W. indes nicht mehr.

Widersetzlichkeit begeht, wer einer begonnenen rechtmäßigen Amtshandlung des Vollstreckungs-

beamten, beziehungsweise der zu dessen Unterstützung beigezogenen Personen, durch Gewalthandlung, Bedrohung mit Gewalt oder thätlichen Angriff Widerstand entgegensetzt (Reichsstrafgesetzbuch, §. 113, Strafe Gefängnis von 14 Tagen bis 2 Jahren, im Falle des §. 117 bis zu 3 Jahren und beziehungsweise nicht unter 3 Monaten).

Widerspruch ist zwischen Begriffen oder Gedankenbestimmungen vorhanden, wenn sich dieselben ihrem Sinne nach aufheben. Der logische W. (contradictio und repugnantia logica) bezeichnet das Verhältnis, in welchem sich die Bejahung und die Verneinung desselben Gedankens oder das positive und das negative Urteil zwischen denselben Begriffen befinden. Von diesem Verhältnisse lehrt das logische Gesetz des W. (principium contradictionis), daß von beiden nur eins, entweder die Bejahung oder die Verneinung richtig sein könne, daß also das sich Widersprechende sich selber aufhebt: «Widersprechendes ist undenkbar». Der W. ist ein offenbarer, wenn zwei unverträgliche Merkmale unmittelbar zu einem Begriff verbunden werden, wie in dem Begriff eines hölzernen Eisens oder eines gleichseitigen rechtwinkeligen Dreiecks. Diese Art des W. heißt contradictio in adjecto. (S. Kontradiktion.) Der W. ist ein verdeckter oder latenter, wenn es erst einer nähern Zergliederung der ausgesprochenen Begriffe bedarf, um ihn zu bemerken, wie dieses bei den Begriffen des unendlich Großen, unendlich Kleinen, der kontinuierlichen Bewegung und andern dergleichen der Fall ist. Neuere Philosophen haben es als eine allgemeine Eigenschaft aller Erfahrungsbegriffe erkannt, Widersprüche zu enthalten. Die Hegelsche Dialektik der Begriffe und die Herbartsche Methode der Beziehungen sind daher als verschiedene Wege zur Auflösung dieser Widersprüche betreten worden. Denn jeder W. fordert seine Aufhebung und treibt das Nachdenken über sich hinaus zu tiefern und umfassendern Begriffen, in denen sich die bisherigen Widersprüche lösen und erklären. Ein noch nicht entdeckter W. im Denken wird als Unklarheit empfunden. Die Begriffe klären sich dadurch auf, daß man die in ihnen verborgenen Widersprüche entdeckt und durch weitere Bearbeitung des Begriffsinhalts aufhebt.

Widerstand heißt in der Mechanik alles, was einer Bewegung hindernd entgegenwirkt, z. B. der W. der Luft und des Wassers gegen die darin sich bewegenden Körper, der W. der Reibung starrer Körper, welche aufeinander gleiten, der W., welchen die Steifigkeit der Seile bei der Fortleitung über Rollen der Bewegung entgegensetzt, der W. eines festen Punktes gegen einen darauf angebrachten Zug oder Druck u. s. w.

Über den elektrischen Leitungswiderstand, s. Ohmsches Gesetz.

Widerstandsbewegungen oder duplizierte Übungen sind Bewegungen mit gegenseitiger Hilfe oder wechselseitiger Unterstützung der Übenden, wobei der eine derselben der Bewegung des andern einen bezwingbaren Widerstand entgegensetzt. P. H. Ling (s. d.) machte zuerst in der schwed. Gymnastik auf die W. aufmerksam und betrieb sie systematisch.

Widerstandsgesellschaften, s. unter Arbeiterbewegung.

Widerstandsmoment, s. unter Moment.

Widerthon, Farnkrautart, s. unter Asplenium; Moos, s. unter Polytrichum.

Widmann (Jos. Victor), schweiz. Dichter, geb. 20. Febr. 1842 in Nennowitz in Mähren, besuchte das Pädagogium in Basel, studierte in Heidelberg und Jena Theologie, wurde 1866 Organist und Musikdirektor in Liestal, 1867 Pfarrhelfer in Thurgau, 1868 Direktor der Töchterschule in Bern, welche Stelle er 1880 niederlegte. Hierauf wurde er Mitredacteur des berner «Bund». Er veröffentlichte: «Der geraubte Schleier. Dramatisiertes Märchen nach Musäus» (Winterthur 1864), «Iphigenie in Delphi. Ein Schauspiel» (Winterthur 1865), «Buddha. Epische Dichtung» (Bern 1869), «Mose und Zipora. Ein himmlisch-irdisches Idyll» (Berl. 1874), «An den Menschen ein Wohlgefallen. Pfarrhausidyll» (Zür. 1877), «Oenone. Trauerspiel» (Zür. 1880), «Rektor Müslins ital. Reise» (Zür. 1881), «Spaziergänge in den Alpen» (Frauenfeld 1883) u. s. w.

Widmannstättensche Figuren, die eigentümlichen, geradlinigen Figuren, welche beim Ätzen polierter Schnittflächen des Meteoreisens mit verdünnter Salpetersäure, Salzsäure und andern ätzenden Flüssigkeiten entstehen. Sie wurden zuerst 1808 von Alois von Widmannstätten in Wien beobachtet und nach ihm benannt.

Widnes, Stadt in der engl. Grafschaft Lancaster, unweit rechts vom Mersey, Station der Linien Ormskirk-Rainford-St.-Helens-Runcorn-Sutton Weaver und Liverpool-Runcorn-Warrington-Manchester der London and North-Westernbahn, sowie der Linie Hough-Green-W. der Cheshirebahnen, zählt (1881) 24919 E. und hat Eisenindustrie und Fabriken für Chemikalien.

Widnmann (Maximilian), namhafter deutscher Bildhauer, geb. 16. Okt. 1812 zu Eichstädt, bildete sich seit Okt. 1828 auf der Akademie zu München besonders unter Eberhards und Schwanthalers Leitung und arbeitete dann im Atelier des letztern. Nachdem er seit März 1836 zu seiner weitern Ausbildung einige Jahre in Rom verbracht, kehrte er im Juli 1839 nach München zurück, wo er seitdem seinen bleibenden Wohnsitz nahm und auch seit März 1849 als Professor an der Akademie wirkt. Seinen Ruf begründete W. durch seinen Schild des Herakles (1842), die in Gips ausgeführte lebensgroße Gruppe Apollo und Coronis und einige Reliefs aus der griech. Mythe und Geschichte. Die Reihe seiner statuarischen Bildwerke begann mit dem 3 m hohen Standbilde des Fürstbischofs Echter von Mespelbrunn (1845) für Würzburg und der Statue des Orlando di Lasso für München (1848), beide im Auftrag des Königs Ludwig I. ausgeführt und in Erz gegossen. Diesen Werken folgten seitdem das eherne Standbild des Geschichtschreibers Lorenz von Westenrieder (1853 zu München errichtet), die Marmorbildsäulen Rauchs (1855) und Canovas (1856), beide in Nischen der Glyptothek aufgestellt; ferner das Denkmal, welches die Stadt München dem König Ludwig errichtete, bestehend in einer 4,5 m hohen Reiterstatue in Erzguß (1857—60); das eherne Standbild Christoph von Schmids für Dünkelsbühl (1858), die Marmorstatuen Michel Angelos und Giovannis da Bologna (1861), ebenfalls in der münchener Glyptothek; die ehernen Statuen Schillers zu München (1861), Ifflands (1862) zu Mannheim, des Fürstbischofs Franz Ludwig von Erthal in Bamberg (1863), des Freiherrn von Dalberg in Mannheim (1864), des Architekten von Gärtner zu München (1866) und des

Bischofs Sailer in Regensburg (1867), endlich das Gipsmodell der für München bestimmten 3 m hohen Statue des Malers Peter von Cornelius. Von andern Werken der plastischen Kunst sind noch aus W.s Atelier hervorgegangen: eine lebensgroße Gipsgruppe, darstellend einen Jäger, der seine Familie gegen einen Panther beschützt (1850), der in Holz ausgeführte Auferstehungsaltar für die Frauenkirche zu München (1863), eine liegende Statue der verstorbenen Großherzogin Mathilde von Hessen (1863—64) in Marmor, die 4,5 m hohe Victoria für das Maximilianeum in München (1863—65), die in Kalkstein ausgeführte Thalia für das Aktientheater zu München (1865), die 3 m hohe Statue Goethes in München (1868), ein jugendlicher Hermes in Lebensgröße (1870), eine lebensgroße Gipsgruppe: Hercules und Hermes (1876), die zwei 3,2 m hohen Reiterstatuen der Dioskuren für die Freitreppe des Akademiegebäudes zu München (seit 1877), zwei liegende Statuen: die griech. Mythologie und die nord. Sage, für den westl. Seitengiebel des Akademiegebäudes u. s. w.

Widsy, Kreisstadt im russ. Gouvernement Kowno, unfern der Disna, zählt (1882) 4669 E.

Widukind, auch Wittekind, der berühmteste Heerführer der Sachsen gegen Karl d. Gr., war ein westfäl. Häuptling und erwählter Volksherzog; genannt wird er zuerst 777, als die meisten sächs. Edelinge sich auf dem Reichstage zu Paderborn dem Kaiser Karl unterwarfen, W. aber zu dem jütischen König Siegfried entfloh, dessen Schwester Geva ihm vermählt gewesen sein soll. Er kehrte 778 zurück und fiel, während Karl in Spanien war, verheerend in das Rheinland ein. Karls Rückkehr nötigte ihn zu neuer Flucht; aber 782 überfiel W. am Süntel auf dem rechten Weserufer ein fränk. Heer; den Treubruch des Volks nach den feierlichsten Eiden rächte Karl durch die Hinrichtung von 4500 Sachsen zu Verden an der Aller. Den Krieg, zu welchem hierauf alle sächs. Stämme sich erhoben, muß W. geleitet haben, obgleich er in den Quellen nicht genannt wird. Die Sachsen wurden in zwei großen Feldschlachten bei Detmold und an der Hase überwunden, und ganz Sachsen südlich von der Elbe mußte sich unterwerfen. Auch W. gab jetzt die Hoffnung auf, und unterwarf sich mit Abbio, dem Anführer der Ostfalen; sie erschienen 785 bei Karl zu Attigny in der Champagne und nahmen die Taufe an. Sie werden seitdem nicht mehr in der Geschichte erwähnt. Nach der Sage aber, die noch in Westfalen unter dem Volke lebt, erhob Karl den W. zum Herzog der Sachsen und gab ihm Engern (s. d.) zu eigen. W. habe dann, heißt es, mild und gerecht auf seinem Schlosse in der Nähe von Lübbecke geherrscht, bis er 807 auf einem Feldzug gegen Herzog Gerold von Schwaben den Tod gefunden. Begründet ist dagegen, daß sein Enkel Waltbrecht das Kloster Wildeshausen stiftete, und daß Heinrichs I. Gemahlin Mathilde von W. abstammte. Seine Gebeine ruhen angeblich in der Pfarrkirche zu Enger in der Grafschaft Ravensberg, wo Karl IV. 1377 sein Denkmal erneuern ließ, und wohin sie aus der Johanniskirche zu Herford, in die sie verlegt worden waren, 1822 wieder zurückgebracht wurden. Den Namen Wittekindsberg trägt der eine höhere von den beiden Bergen, die an der Weser bei Minden die Westfälische Pforte bilden. Vgl. Diekamp, «W. der Sachsenführer in Geschichte und Sage» (Münster 1877).

Widukind, einer der ausgezeichnetsten deutschen Quellenschriftsteller, war Mönch zu Korvei in Westfalen. Er lebte um die Mitte des 10. Jahrh., und wurde 967 durch die glänzenden Thaten Ottos I. angeregt, die Geschichte des Sachsenvolks («Res gestae Saxonicae») zu schreiben. Von der sagenhaften Urgeschichte ausgehend, berührt er kurz die gewaltsame Bekehrung der Sachsen durch Karl d. Gr., schildert dann das Aufkommen der Ludolfinger, die Geschichte Heinrichs I., für welche er Hauptquelle ist, und die Thaten Ottos I. mit großer Wärme und Lebendigkeit. Nach des Kaisers Tod fügte er eine Fortsetzung hinzu und machte auch in dem frühern Teil einige Änderungen. Sein Werk ist stets als wertvollste Geschichtsquelle geschätzt und viel benutzt worden. Am besten herausgegeben wurde es von Waitz in den «Monumenta Germaniae» (Bd. 3) und in den «Scriptores rerum Germanicarum» (2. Ausg., Hannov. 1866), übersetzt von Schottin (Berl. 1852). Vgl. Köpke, «W. von Korvei, ein Beitrag zur Kritik der Geschichtschreiber des 10. Jahrh.» (Berl. 1867).

Wiebe (Friedr. Eduard Salomon), Baumeister, geb. 12. Okt. 1804 in Stall bei Marienburg in Westpreußen, besuchte die Gymnasien zu Rastenburg, Königsberg und Thorn, trat 1820 als Eleve für das Baufach in die Lehre des Deichinspektors Westphal zu Schwetz an der Weichsel und bezog 1826 die Bauakademie in Berlin. Bis 1836 baute er die Rübenzuckerfabrik in Staßfurt, studierte dann auf Reisen in Belgien, Frankreich und England den Eisenbahnbau und leitete bis 1841 den Bau der Eisenbahn Düsseldorf-Elberfeld. Hierauf machte er die Vorarbeiten für den Bau der Staatsbahn von Berlin an die russ. Grenze, wurde 1843 Bauinspektor in der Eisenbahnabteilung des Finanzministeriums, 1847 Regierungsbaurat in Köln, 1848 Mitglied des Eisenbahnkommissariats in Erfurt, 1849 technisches Mitglied und 1853 Vorsitzender der Direktion der Ostbahn in Bromberg und 1859 Rat im preuß. Handelsministerium. In dieser Stellung richtete er seine Aufmerksamkeit zunächst auf die Reinigung der Stadt Berlin und bereiste Hamburg, Paris, London und andere engl. Städte, um die Reinigung dieser Städte zu studieren. Als Resultat dieser Reise veröffentlichte er «Über die Reinigung und Entwässerung der Stadt Berlin» (Berl. 1861); 1863 bearbeitete er das Projekt zur Entwässerung der Stadt Danzig, das 1871 ausgeführt ward, sowie das zur Entwässerung von Frankfurt a. M., Basel (1872) und Breslau (1873). Seit 1875 in Ruhestand getreten, entwarf er noch die Projekte zur Wasserleitung und Kanalisation von Triest (1876) und zur Reinigung und Entwässerung von Königsberg (1879).

Wiebe (Friedr. Karl Herm.), Ingenieur, geb. 27. Okt. 1818 zu Thorn, empfing seine Schulbildung 1828—35 auf dem Gymnasium zu Elbing, widmete sich dem Mühlen- und Maschinenbaufach, studierte unter Beuth 1839—42 auf dem Gewerbeinstitut (Gewerbeakademie) zu Berlin, wurde 1846 zum Lehrer der Maschinenkunde an der Gewerbeakademie und an der Bauakademie zu Berlin berufen, 1853 zum Professor und 1877 zum Geh. Regierungsrat ernannt. Als der Lehrkörper der Bauakademie 1877 zum ersten mal die Aufforderung erhielt, zur Wahl eines Direktors zu schreiten, wurde W. gewählt. Als 1879 die Technische Hochschule in Berlin gegründet wurde, wurde W. deren Rektor. Er gab

die Anregung zur Neugestaltung des höhern technischen Unterrichtswesens in Preußen, namentlich zur Vereinigung der Bau- und der Gewerbeakademie zu einer einheitlichen Technischen Hochschule in Berlin. Durch seine Schriften suchte er die praktischen Erfahrungen wissenschaftlich zu erläutern, und war einer der ersten deutschen technischen Schriftsteller, welcher die Ergebnisse der Theorie für die Praxis des Maschinen- und Mühlenbaues nutzbar zu machen suchte. Er schrieb «Archiv für den praktischen Mühlenbau» (2 Bde., Berl. 1843—46), «Die Lehre von den einfachen Maschinenteilen» (2 Bde., Berl. 1854—60), «Die Maschinenbaumaterialien und deren Bearbeitung» (2 Bde., Stuttg. 1858), «Die Mahlmühlen» (Stuttg. 1861). Auch gab er das «Skizzenbuch für den Ingenieur und Maschinenbauer» (Berl. 1851 fg.) heraus. W. starb 26. März 1881 in Berlin.

Wiebeking (Karl Friedr. von), ausgezeichneter Civilingenieur und Baumeister, geb. 25. Juli 1762 zu Wollin in Pommern, wurde 1788 als Wasserbaumeister im Herzogtum Berg in kurpfalzbayr. Diensten angestellt; 1790 trat er als Steuerrat und Oberrhein-Bauinspektor in hessen-darmst., 1802 als Hofrat und Referent im Bauwesen in österr., 1805 als Geheimrat, Finanzreferendar und Generaldirektor des Wasser-, Brücken- und Straßenbauwesens wieder in bayr. Dienste. Hier leitete er eine große Anzahl Bauten, die ihre Trefflichkeit bewährt haben, bis er 1818 dem Staatsdienste entsagte, um sich ganz wissenschaftlichen Studien zu widmen. Er starb in München 28. Mai 1842. Aus der großen Zahl seiner Werke sind zu erwähnen: die «Theoretisch-praktische Wasserbaukunst» (5 Bde., Mannh. 1798—1805; neue Aufl., 4 Bde. mit 153 Kupfern, 1811—17), «Beiträge zur Wasserbrücken- und Straßenbaukunde» (Mannh. 1809), «Beiträge zur Brückenbaukunde» (Tüb. 1809; 2. Aufl. 1812), «Theoretisch-praktische bürgerliche Baukunde» (4 Bde. mit 109 Kupfern, Münch. 1821—26), «Kurzgefaßte Erläuterungen und Grundsätze der Civilarchitektur» (Münch. 1824), «Architecture civile théorétique et pratique» (7 Bde., Münch. 1822—30, mit 260 Kupfertafeln), «Von der Natur oder den Eigenschaften der Flüsse» (Stuttg. 1834).

Wieck (Friedr.), Klavierpädagog, geb. 18. Aug. 1785 zu Pretzsch bei Torgau, studierte Theologie in Wittenberg, widmete sich aber später der Musik und errichtete zu Leipzig eine Pianofortefabrik und eine Musikalienhandlung. Daneben fing er an, nach einer eigenen Methode Klavierunterricht zu geben, und erlangte bald einen bedeutenden Ruf als Lehrer. Er ging 1840 nach Dresden, wo er auch noch Gesangsunterricht gab, und starb 6. Okt. 1873 in Loschwitz bei Dresden. Zu seinen Schülern gehören Hans von Bülow, Spindler, Rollfuß u. a., besonders auch seine Kinder Klara Schumann (s. d.), Alwin W., geb. 27. Aug. 1821 zu Leipzig, gest. als Musiklehrer in Dresden 21. Okt. 1885, und die Pianistin Marie W., geb. 1826 in Leipzig.

Wied, rechtsseitiger Nebenfluß des Rheins im rheinpreuß. Regierungsbezirk Koblenz, entspringt im Westerwalde, im Regierungsbezirk Wiesbaden, aus einem kleinen See bei Dreifelden, berührt die Kreisstadt Altenkirchen des Regierungsbezirks Koblenz, ferner die Orte Wied und Altwied, erreicht unterhalb des letztern das neuwieder Becken und mündet bei Irlich, stromabwärts von Neuwied. Halbwegs zwischen Altenkirchen und Wied mündet links der von Dierdorf kommende Holzbach.

Wied, eine ehemals reichsunmittelbare Grafschaft im Westfälischen Kreise, gehörte schon im 11. Jahrh. dem alten Dynastengeschlecht Wied (s. d.), das nach ihr den Namen führte und in seinen weiblichen Nachkommen dieselbe noch gegenwärtig besitzt. Die Grafschaft teilte sich seit der Mitte des 15. Jahrh., nachdem sie durch Heirat an das Haus Runkel gefallen und die Herrschaft Runkel mit W. vereinigt war, in die obere Grafschaft Wied-Runkel und die untere Grafschaft Wied-Neuwied. Jene umfaßt ein Areal von 220 qkm an der Lahn im ehemaligen Herzogtum Nassau, diese von 600 qkm mit der Stadt Neuwied (s. d.). Beide Grafschaften hatten Sitz und Stimme in dem westfäl. Grafenkollegium und W.-Runkel noch außerdem wegen des Besitzes von Criechingen seit 1765 Anteil an der wetterauischen Kuriatstimme im Reichsfürstenrate. Für den Verlust von Criechingen und anderer auf dem linken Rheinufer gelegenen Besitzungen durch den Lunéviller Frieden wurde W.-Runkel im Reichsdeputationshauptschluß von 1803 mit bis dahin kurkölnischem Landbesitz (Neuerburg und Altenwied) nebst der kurtrierschen Kellerei Wilmar entschädigt. Sämtliche Lande verloren durch die Begründung des Rheinbundes, dem sie nicht beitraten, 1806 ihre Reichsunmittelbarkeit und wurden teils unter herzogl. nassauische, teils unter großherzogl. bergische Landeshoheit gestellt. Durch die Wiener-Kongreß-Akte kamen sie als Standesherrschaften unter preuß. und nassauische Landeshoheit. Gegenwärtig ist W. eine preuß. Standesherrschaft.

Wied, ein altes Dynastengeschlecht, das seinen Namen nach der Grafschaft Wied (s. d.) führt, kommt urkundlich zuerst 1093 vor. Es erlosch im Mannsstamm mit dem Grafen Lothar 1243, und die Grafschaft fiel an Bruno, Grafen zu Isenburg, der mit der Erbtochter vermählt war und den Namen W. annahm. Als auch dessen Stamm mit dem Grafen Wilhelm 1462 wieder im Mannsstamm erlosch, kam die Grafschaft an Friedrich von Runkel (gemeinsamen Ursprungs mit den Grafen von Westerburg), dessen Mutter, Gräfin Anastasia von Isenburg-W., eine Tochter des Grafen Johann (1415—54) und Nichte des letzten Grafen Wilhelm war. Graf Friedrich (1462—87) wurde nun der Stifter des gegenwärtigen Hauses W. Nach dem Tode seines Nachkommen, des Grafen Friedrich, 1698 teilte sich das Haus durch dessen Söhne in zwei Linien, W.-Runkel und W.-Neuwied. Jene besaß die obere Grafschaft W.-Runkel an der Lahn und wurde 1791 mit dem Grafen Christian Ludwig in den Fürstenstand erhoben, erlosch jedoch mit seinen Söhnen, als schnell nacheinander der Fürst Karl Ludwig Friedrich Alexander 9. März 1824 und sein Bruder, der Fürst Friedrich Ludwig (geb. 29. Jan. 1770), der erst in holländ., dann in österr. Diensten in höhern militärischen Würden den ganzen franz. Krieg mitgemacht hatte, 28. April kinderlos verstarben, worauf die jüngere Linie unter dem Namen W. sämtliche Lande vereinigte. Die jüngere Linie W.-Neuwied hatte im Grafen Johann Friedrich Alexander schon 1784 den Fürstenstand erhalten. Ihm war 1791 sein Sohn Friedrich Karl gefolgt, der das Fürstentum Neuwied 1802 an seinen Sohn Johann August Karl abtrat. Diesem folgte bei seinem Tode (24. April 1836)

sein Sohn, Fürst **Hermann zu W.**, geb. 22. Mai 1814. Derselbe diente mit Auszeichnung in der preuß. Armee, avancierte bis zum Generallieutenant und starb 5. März 1864. Der Fürst, ein Mann von hoher Bildung, hatte sich besonders philos. Studien gewidmet, wie seine anonym erschienenen Schriften: «Das unbewußte Geistesleben und die göttliche Offenbarung» (2 Bde., Lpz. 1859), «Ein Ergebnis aus der Kritik der Kantschen Freiheitslehre» (Lpz. 1861) und «Replik und Duplik aus dem alten Streite über die Willensfreiheit» (Lpz. 1863) bekunden. Ihm folgte sein einziger Sohn, Fürst **Wilhelm zu W.**, geb. 22. Aug. 1845, vermählt seit 18. Juli 1871 mit der Prinzessin Marie der Niederlande. Eine Tochter des Fürsten Hermann zu W. ist die unter dem Pseudonym Carmen Sylva als Schriftstellerin bekannte Königin **Elisabeth** (s. d.) von Rumänien, geb. 29. Dez. 1843.

Ein Oheim des Fürsten Hermann war der als Reisender und Naturforscher bekannte Prinz **Maximilian von W.**, geb. 23. Sept. 1782 zu Neuwied. Er stand früher in preuß. Diensten, aus denen er als Generalmajor seine Entlassung nahm. Schon frühzeitig beschäftigte er sich mit naturwissenschaftlichen, geogr. und histor. Forschungen. In Begleitung der Naturforscher Freireiß und Sellow bereiste er 1815—17 die innern Provinzen Brasiliens, worüber die reich ausgestatteten Werke: «Reise nach Brasilien in den J. 1815—17» (2 Bde., Frankf. 1819—20, mit Atlas in Fol.), «Abbildungen zur Naturgeschichte Brasiliens» (15 Hefte, Weim. 1823—31) und «Beiträge zur Naturgeschichte Brasiliens» (4 Bde., Weim. 1824—33) erschienen. In den J. 1832—34 führte er eine zweite Forschungsreise nach den nordamerik. Freistaaten bis zum obern Missouri aus, über die er in der ebenfalls an ethnogr. Ergebnissen reichen «Reise nach Nordamerika» (2 Bde., Koblenz 1838—43, mit Atlas von 81 Kupfern) berichtete. Auch schrieb er mehrere naturhistor. Abhandlungen für die Leopoldinisch-Karolinische Akademie, deren thätiges Mitglied er bis zu seinem Tode blieb. Er starb 3. Febr. 1867 zu Neuwied, wo sich auch seine reichen naturhistor. Sammlungen befinden. Vgl. Reck, «Geschichte der Häuser Isenburg, Runkel und W.» (Weim. 1825).

Wiedehopf (Upupa Epops, Tafel: **Kuckucksvögel**, Fig. 9), ein zu den kuckucksartigen Vögeln gehörender Zugvogel, der im Sommer alle Teile Europas, vorzüglich Frankreich und Südrußland, besucht. Deutschland verläßt er schon im August wieder, um in Nordafrika und Vorderasien zu überwintern. Er mißt 30 cm in der Länge, hat gelbes Gefieder und schwarze, weißgebänderte Flügel und Schwanz. Eine aufrichtbare, an der Spitze schwarze Federkrone, die er beim Fressen und Schreien in rasche Bewegung setzt, zeichnet ihn vor andern deutschen Vögeln aus. Sumpfige Ebenen, am liebsten Viehweiden, mit einzelnen Bäumen besetzt, sucht er vorzugsweise zum Aufenthalt. Seine Nahrung sind Insektenlarven, die er mit dem langen, dünnen, etwas gebogenen Schnabel aus dem Schlamme oder den Exkrementen großer Säugetiere hervorzieht. Infolge dieser Nährweise und weil die Beschaffenheit seines in Baumlöchern angelegten Nestes die Entfernung des Unrats nicht gestattet, haben besonders die Jungen einen sehr widrigen Geruch, der sich jedoch während der Wanderung verliert und keineswegs dem Fleische anhaftet. Daß er sein Nest aus Kot erbaue, sich selbst davon nähre, ist unwahr. Obgleich von Natur scheu, läßt der W. sich leicht zähmen, empfiehlt sich jedoch wegen seiner Unreinlichkeit nicht zum Zimmervogel, während er sonst durch seine drolligen Bewegungen belustigt.

Wiedemann (Ferd. Joh.), ausgezeichneter Sprachgelehrter, geb. zu Hapsal im Gouvernement Estland 18. (30.) März 1805, besuchte das Gymnasium zu Reval und bezog 1824 die Universität Dorpat, wo er sein Triennium als Jurist absolvierte und dann als Privatlehrer lebte. Im Herbst 1830 wurde er Lehrer am Gymnasium zu Mitau, 1837 Oberlehrer der griech. Sprache am Gymnasium zu Reval. Seit 1857 wirkliches Mitglied der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, hat W. seine Stellung am Gymnasium aufgegeben und hält sich in Petersburg auf. Seine höchst wertvollen linguistischen Arbeiten sind: «Versuch einer Grammatik der syrjänischen Sprache» (Reval 1847), «Versuch einer Grammatik der tscheremissischen Sprache» (Reval 1847), «Grammatik der wotjakischen Sprache» (Reval 1851), «Livische Grammatik nebst Sprachproben und livisch-deutschem und deutsch-livischem Wörterbuch» (Petersb. 1861; den 2. Bd. der gesammelten Werke von J. A. Sjögren bildend), «Versuch über den werro-estnischen Dialekt» (Petersb. 1864), «Grammatik der ersa-mordwinischen Sprache» (Petersb. 1865), «Estnisch-deutsches Wörterbuch» (Petersb. 1869), «Über die Nationalität und Sprache der jetzt ausgestorbenen Kreewinen in Kurland» (Petersb. 1871), «Grammatik der estnischen Sprache mit Berücksichtigung der verschiedenen Dialekte» (Petersb. 1875), «Aus dem innern und äußern Leben der Esten» (Petersb. 1876), «Syrjänisch-deutsches Wörterbuch nebst einem wotjakisch-deutschen im Anhange» (Petersb. 1880), «Grammatik der syrjänischen Sprache mit Berücksichtigung ihrer Dialekte und des Wotjakischen» (Petersb. 1884). Für den besondern Förderer sprachlicher Studien, Prinzen Louis Lucian Bonaparte in London, besorgte W. in den J. 1863—68 den Druck des Evangeliums Matthäi in zwei Mundarten des Livischen, im Wotjakischen, Syrjänischen, Südkarelischen, Mordwinischen, in zwei Mundarten des Tscheremissischen, im Permischen, Wogulischen und teilweise im Ostjakischen. Mit E. Weber zusammen gab er heraus: «Flora von Est-, Liv- und Kurland» (Reval 1852).

Wiedemann (Gust. Heinr.), hervorragender Physiker und Chemiker, geb. 2. Okt. 1826 in Berlin, studierte dort seit 1844 Physik und Chemie, habilitierte sich in Berlin als Privatdocent für Physik, wurde 1854 Professor der Physik in Basel, 1863 am Carolinum in Braunschweig, 1866 am Polytechnikum in Karlsruhe und 1871 Professor der physikal. Chemie an der Universität Leipzig. Seine Forschungen gehören zum größten Teil der Elektricitätslehre und dem Magnetismus an. Sie betreffen unter anderm die Beziehungen zwischen der Leitung der Wärme und der Elektricität, zwischen dem mechan. und magnetischen Verhalten der Körper, sowie die Abhängigkeit der letztern von ihrer chem. Zusammensetzung. Er schrieb: «Die Lehre von der Elektricität» (4 Bde., Braunschw. 1882—85), zugleich als dritte Auflage der in den J. 1860—61 erschienenen «Lehre vom Galvanismus und Elektromagnetismus» (2 Bde.). Seit Ostern 1877 gibt W. die von Gren 1790 gegründeten, von Gilbert und Poggendorff fortgeführten «Annalen der Physik und Chemie» heraus.

Sein älterer Sohn Eilhard, geb. 1. Aug. 1852 in Berlin, seit 1886 Professor der Physik an der Universität Erlangen, früher in Darmstadt, redigiert seit dem J. 1877 die Beiblätter zu den «Annalen der Physik und Chemie». — Der jüngere Sohn, Alfred, geb. 18. Juli 1856 in Berlin, Docent der Ägyptologie an der Universität Bonn, hat unter anderm eine «Ägyptische Geschichte» (Gotha 1884) veröffentlicht.

Wiedenbrück, Kreisstadt im Regierungsbezirk Minden der preuß. Provinz Westfalen, an der Ems, Station der Linie Lippstadt-Rheda der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz des Landratsamts und eines Amtsgerichts, zählt (1885) 2858 meist kath. E. und hat eine kath. und eine evang. Pfarrkirche, Überreste der 1665 errichteten Befestigungswerke, Bildhauerei und Kunsttischlerei, ausgedehnte Viehzucht, Fabrikation von Seiler- und Fleischwaren. — Der Kreis Wiedenbrück zählt auf 496 qkm 43 663 meist kath. E.

Wiederaufnahme des Verfahrens. I. Im Civilprozeß. Aus gewissen Gründen gestaltet das Recht die Wiedereröffnung sogar eines schon durch rechtskräftiges Endurteil abgeschlossenen Verfahrens. Sie wird als Wiederaufnahme bezeichnet. Nach der Deutschen Reichscivilprozeßordnung kann W. durch Nichtigkeits- oder Restitutionsklage erfolgen. Die Nichtigkeitsklage findet statt wegen bestimmter fundamentaler Mängel des Verfahrens: wenn das erkennende Gericht nicht vorschriftsmäßig besetzt war; wenn ein gesetzlich ausgeschlossener oder wirksam abgelehnter Richter bei der Entscheidung mitgewirkt hat; wenn eine Partei nicht gehörig vertreten war. Die Restitutionsklage kann sich gründen auf in Bezug auf den Prozeß begangene strafbare Handlungen (Meineid, fahrlässiger Falscheid einer Partei, oder eines Zeugen oder Sachverständigen, Urkundenfälschung, strafbare Handlung einer Partei oder ihres Vertreters, welche das Urteil erwirkt hat, strafbare Verletzung der Richterpflicht), auf die Wiederaufhebung eines Strafurteils, auf welcher das Urteil beruhte; sie ist ferner dann zulässig, wenn die Partei ein in derselben Sache erlassenes, früher rechtskräftig gewordenes Urteil oder eine andere Urkunde auffindet oder zu benutzen in den Stand gesetzt wird, welche eine ihr günstigere Entscheidung herbeigeführt haben würde. Soweit die Hauptsache von dem Anfechtungsgrunde betroffen wird, wird sie von neuem verhandelt. Die Verhandlung über Grund und Zulässigkeit der W. kann von der Verhandlung über die Hauptsache gesondert oder mit ihr verbunden werden. Vgl. Civilprozeßordnung, §. 541 fg.

II. Im Strafprozeß richtet sich die Wiederaufnahme gegen eine durch rechtskräftiges Urteil erkannte Verurteilung oder Freisprechung, indem der Kläger Nova vorbringt, welche mit der Grundlage des angefochtenen Urteils in Widerspruch stehen. Der Antrag auf Wiederaufnahme kann zum Aufschub oder zur Unterbrechung der Vollstreckung führen und weder durch erfolgte Strafvollstreckung, noch Tod des Verurteilten ausgeschlossen werden, in welchem letztern Falle der Ehegatte, die Verwandten auf- und absteigender Linie, sowie die Geschwister des Verstorbenen zum Antrag befugt erklärt sind (§. 401 der Strafprozeßordnung). Hinsichtlich der Gründe, aus denen eine Wiederaufnahme beantragt werden kann, ist der Verurteilte zu seinen Gunsten besser gestellt als die Staatsanwaltschaft und der Privatkläger hinsichtlich des Verurteilten oder Freigesprochenen zu dessen Ungunsten (§§. 399, 402) und ist §. 399, 5 in seiner schließlich beliebten Fassung, gegenüber der sonst ausgeschlossenen Berufung außerhalb schöffengerichtlicher Strafsachen, nicht ganz unbedenklich. Die Gründe des §. 399 sind 1) Verfälschung der gebrauchten Beweismittel, 2) strafbares Verhalten der zur Entscheidung berufenen Richter u. s. w., 3) neue selbständige Beweisthatsachen und Beweismittel; die Gründe des §. 402 für Nr. 1 und 2 die gleichen, daneben noch: «wenn von dem Freigesprochenen vor Gericht oder außergerichtlich ein glaubwürdiges Geständnis der strafbaren Handlung abgelegt wird.» Eine Wiederaufnahme zum Zwecke der Änderung der Strafe innerhalb des durch dasselbe Gesetz bestimmten Strafmaßes findet nicht statt. Erforderlich ist, daß, wo auf eine strafbare Handlung der Antrag gegründet wird, wegen dieser eine Verurteilung ergangen ist oder die Einleitung beziehungsweise Durchführung eines Strafverfahrens aus andern Gründen, als wegen Mangels an Beweis, nicht erfolgen kann. Die Verhandlung bei dem zuständigen Gericht (§. 407) zerfällt in Entscheidung über die Zulässigkeit des Antrags (§. 408) und über Begründetsein desselben (§. 410). Ist der Verurteilte bereits verstorben, so hat ohne Erneuerung der Hauptverhandlung das Gericht nach Aufnahme des etwa noch erforderlichen Beweises entweder Freisprechung zu erkennen oder den Antrag auf Wiederaufnahme abzulehnen. Mit der Freisprechung ist Aufhebung des frühern Urteils zu verbinden und dieselbe auf Antrag in öffentlichen Blättern bekannt zu machen (§. 411). Ist die Wiederaufnahme nur von dem Verurteilten oder zu Gunsten desselben beantragt worden, so darf das neue Urteil keine härtere Strafe verhängen (§. 413). Vgl. Löwe, «Die Strafprozeßordnung für das Deutsche Reich» (4. Aufl., Berl. 1884); Nemeis, «Die Wiederaufnahme» (Erlangen 1864); Mayer, «Zur Reform des Strafprozesses» (3. Tl., Frankf. a. M. 1871); derselbe, «Der Entwurf einer deutschen Strafprozeßordnung» (Frankf. a. M. 1874); Binding, «Grundriß des deutschen Strafprozeßrechts» (2. Aufl., Lpz. 1886). Die früher sehr mangelhaften Bestimmungen des franz. Rechts sind durch das Gesetz vom 29. Juni 1867 wesentlich verbessert worden.

Wiederbringung aller Dinge, s. Apokatastase.

Wiedereinsetzung in den vorigen Stand ist im Civilprozeß nach der Deutschen Reichscivilprozeßordnung nur gegen Versäumnis von Notfristen statthaft, und zwar dann, wenn dieselben in einem Naturereignis oder andern unabwendbaren Zufall ihren Grund hatte; sie wird auch dann erteilt, wenn spätestens am dritten Tage vor Ablauf der Notfrist das zur Wahrung derselben zuzustellende Schriftstück dem Gerichtsvollzieher oder insoweit die Zustellung unter Vermittelung des Gerichtsvollziehers zulässig, diesem zum Zweck der Zustellung übergeben ist. Gegen Versäumnis der Einspruchsfrist findet sie auch statt, wenn die Partei von der Zustellung des Versäumnisurteils ohne ihr Verschulden keine Kenntnis erlangt hat. Vgl. Restitution. (S. Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich, §. 210 fg.)

Wiedergeburt, s. Palingenesie.

Wiederhold (Konrad), Kommandant der württemberg. Festung Hohentwiel im Dreißigjährigen

Kriege, geb. 20. April 1598, gest. zu Hohentwiel 13. Juni 1667. (S. unter Hohentwiel.)

Wiederholdsches Lederöl, s. Lederöl.

Wiederholungszeichen, Interpunktionszeichen (:|:), meist in Liedern gebraucht, um anzuzeigen, daß ein oder mehrere Verse zweimal gesungen werden sollen; in letzterm Falle setzt man das W. vor den ersten und nach dem letzten der zu wiederholenden Verse. In der Notenschrift ist W. ein Zeichen, welches anzeigt, daß ein Teil des Musikstücks wiederholt werden soll. Eine besondere Art des W. ist das Al segno (s. d.).

Wiederkäuer (Artiodactyla ruminantia) heißt eine Unterordnung der Huftiere mit der Eigentümlichkeit, daß ihr Pflanzenfutter nach einiger Zeit wieder in den Gaumen heraufgewürgt und von neuem gekaut wird. Dies ermöglicht eine besondere Einrichtung des Magens, der aus vier Abteilungen besteht. Die erste, der Pansen, dient nur zur vorläufigen Aufnahme der grobgekauten Nahrungsmittel. Findet das Tier später Muße zum sorgfältigen Durchkauen derselben, so werden sie in größern Broden in die Gaumenhöhle zurückbefördert und gleiten zuletzt, in dünnen Brei verwandelt, indem sich die nach dem Pansen führende Öffnung der Speiseröhre schließt, in die untern Abteilungen, den zelligen Netzmagen (Haube), den faltigen Blättermagen (Psalter, Buch, Löser) und den Labmagen hinab, wo die eigentliche Verdauung erfolgt. Der Darmkanal mißt das 12—24fache der Körperlänge bei den W. Den Kiefern fehlen die obern Vorderzähne, die durch einen knorpeligen Wulst ersetzt werden; die untern Vorderzähne sind meist acht an Zahl; die Eckzähne fehlen häufig. Die Backzähne haben auf der Oberfläche mehrere vorstehende Schmelzfalten und können, um besser zum Zerreiben zu dienen, kreisförmig aufeinander herumgeschoben werden. Die Füße der W. sind zum Laufe sehr passend eingerichtet. Die beiden mittlern Zehen sind in aneinander schließende Hufe eingehüllt (gespaltene Klauen), deshalb auch Zweihufer, während die verkümmerten äußern (Afterklauen) den Boden nicht berühren. Viele W. sind mit Hörnern oder Geweihen bewehrt. Obgleich von friedfertigem, gutmütigem, häufig etwas phlegmatischem Charakter, wissen die größern trefflich Gebrauch von ihren Waffen zu machen und scheuen den Kampf mit den gefährlichsten Raubtieren nicht. Die schwächern entgehen durch ihre Schnellfüßigkeit der Gefahr. Dem Menschen gewähren die W. durch Fleisch, Milch, Haare, Fell, Hörner, Klauen, als Haustiere auch durch ihren Mist unberechenbaren Nutzen.

Die Ordnung der W. zerfällt in folgende Familien: 1) Kamele (Tylopoda s. Camelidae) mit der Vicuña (Tafel: Kamele und Kamelopardaliden, Fig. 1), dem Lama (Fig. 2), dem Dromedar und Trampeltier (Fig. 3 und 4); 2) Bisam- oder Moschustiere (Tragulidae); 3) Hirsche (Cervidae) mit zahlreichen Arten der Alten und Neuen Welt (s. Tafel: Hirsche); 4) Giraffen (Camelopardalidae) mit der Giraffe (Tafel: Kamele und Kamelopardaliden, Fig. 6 und 9); hierher dürfte vielleicht auch das ausgestorbene Sivatherium (ebend. Fig. 7) zu zählen sein; 5) Hohlhörner (Cavicornia) mit folgenden Unterfamilien: a) Rinder (Bovinae, Tafel: Wiederkäuer, Fig. 5—7); b) Schafe und Ziegen (Caprinae, ebend. Fig. 1—4); c) Gazellen und Antilopen (Antilopinae, Tafel: Antilopen I und II).

Wiederkehr (bei Gesimsen), s. Gehrung.

Wiederkunft Christi. Die älteste Christengemeinde erwartete im Anschluß an die Verkündigungen Jesu (Matth. 24 u. 25; Mark. 13; vgl. Matth. 16, 27 fg.; 23, 39; 26, 64 und Parallelen; Mark. 10, 29; Luk. 12, 35 fg.; 17, 21 fg.; 19, 11 fg.; 21, 34), daß der Gekreuzigte, aber Auferstandene und zum Himmel Erhöhte auf den Wolken des Himmels, umgeben von den Engeln auf die Erde zurückkehren und hier das Messiasreich aufrichten werde. Die Vorstellung schließt sich ursprünglich an eine messianisch gedeutete Stelle des Propheten Daniel an (Dan. 7, 13). Jesus selbst scheint, seitdem er dem Todesgeschick ins Auge sah, seine W. in allernächster Frist erwartet zu haben; als dieselbe sich verzögerte (Matth. 24, 48; 25, 5; Luk. 19, 11 u. öfter), suchte man aus seinen Worten immer wieder einen spätern Termin herauszulesen (vgl. Matth. 10, 23 mit Matth. 24, 34; Matth. 16, 28; Joh. 21, 23). Die älteste Gemeinde hoffte ebenso wie der Apostel Paulus die W. noch zu erleben und tröstete sich mit dem Gedanken: der Herr ist nahe (1 Thess. 4, 17; 1 Kor. 15, 52; 16, 22; Röm. 13, 12; Phil. 4, 5; Jak. 5, 8; 1 Petr. 4, 5; Offenb. 22, 7, 12, 17, 20; Hebr. 10, 37). Man erwartete sie unmittelbar nach der Zerstörung von Jerusalem (Matth. 24, 29, vgl. mit den Umbildungen bei Markus und Lukas), doch ward später, als die Väter gestorben waren, der Glaube an die W. immer schwächer (2 Petr. 3, 3 fg.). Der W. sollten furchtbare Wunderzeichen am Himmel und auf Erden und eine Zeit schwerer Drangsal der Frommen («Messiaswehen») vorangehen (Matth. 24, 6-9, 15-22, 29; Mark. 10, 30; 13, 9 u. öfter). Mit der Aufrichtung des Messiasreichs, dessen Herrlichkeit mit den glühendsten sinnlichen Bildern (namentlich in der Offenbarung des Johannes, aber auch anderwärts) geschildert wird, sollte nach einer früher ausgebildeten Meinung auch das Weltgericht (Matth. 25, 31 fg.) erfolgen.

Wiedersheim (Robert), hervorragender vergleichender Anatom, geb. 21. April 1848 zu Nürtingen in Württemberg, studierte in Tübingen unter Leydig und in Würzburg, wo er auch als Prosektor fungierte, unter Kölliker und Hasse Anatomie, bis er als Prosektor 1876 nach Freiburg i. Br. ging. Hier wurde er noch in demselben Jahre außerord. und 1881 ord. Professor der Anatomie und Direktor der anatom. Anstalt. Außer zahlreichen Abhandlungen über Anatomie, besonders der Amphibien, sind sein «Lehrbuch der vergleichenden Anatomie der Wirbeltiere» (Bd. 2, Jena 1882; 2. Aufl. 1886) und sein «Grundriß der vergleichenden Anatomie der Wirbeltiere» (Jena 1884) hervorzuheben.

Wiedertäufer oder Anabaptisten. Mit diesem gemeinsamen Namen bezeichnet man eine ganze Reihe verschiedenartiger Religionssekten der Reformationszeit. Die Bezeichnung ist unpassend, weil die Taufe der Erwachsenen, welche die W. selbst als die einzig gültige, nur ihre Gegner als Wiedertaufe ansahen, erst 1524 eingeführt wurde und weil dies Merkmal recht äußerlich ist. Die W. waren mit den Reformatoren einverstanden in dem Gegensatz gegen die Veräußerlichung der Religion im Katholizismus, wollten aber in der Durchführung des Prinzips der Subjektivität nicht mit diesen auf halbem Wege stehen bleiben. Die Mehrzahl der W., welche den gesunden Kern der ganzen Bewegung bilden, opponierten nur gegen zu starke Betonung des äußern Wortes und des kirchlichen



n europaeus).



1. Alpensteinbock (Capra ibex).



us caffer).



3. Mouflon (Ovis Musimon).

Predigtamtes, sowie gegen die gefährliche Zurückstellung der guten Werke. Andere forderten ascetische Entsagung von der Welt, mit der sie nichts gemein haben wollten; andere wollten, dem Buchstaben der Schrift folgend, in allen Stücken die Zustände der apostolischen Gemeinde wieder einführen; andere trugen sich mit chiliastischen Hoffnungen und erwarteten die baldige Wiederkunft Christi nebst Aufrichtung des neuen Jerusalems; andere beriefen sich auf das «innere Licht», das in Verzückungen und phantastischen Visionen gar willkürlich sich offenbarte, und misbrauchten den Grundsatz, daß der Wiedergeborene nicht sündige, als Freibrief für die größten Ausschweifungen. Diese letzte Richtung ist die bekannteste, weil sie ein Bündnis einging mit den gleichzeitigen revolutionären Bestrebungen auf polit. und sozialem Gebiet.

Als die ersten Vertreter dieses revolutionären Anabaptismus traten bald nach dem Beginn der Reformation die «Zwickauer Propheten» in Sachsen hervor, an deren Spitze Thomas Münzer (s. d.), Mart. Cellarius, Mark. Stübner und die Tuchfärber Nikol. Storch und Mark. Thomä, Pfeiffer u. a. standen. Auch in Süddeutschland und in der Schweiz zeigten sich ähnliche Bewegungen. Rasch verbreitete sich ihr Anhang am Rhein, nach Westfalen, Holstein und in den Niederlanden, ungeachtet der härtesten Verfolgungen. In Sachsen, Franken und Thüringen wurde ihr Treiben durch die Schlacht bei Frankenhausen unterdrückt. Dennoch erhielten sich zerstreut Anhänger dieser Schwärmerei, und durch Reisen ihrer Wortführer bildeten sich selbst wieder neue Sammelplätze für sie. Besonders bemerklich machte sich Melchior Hoffmann, ein Kürschner aus Schwaben, der die Schwärmerei 1527 in Kiel, 1528 in Emden predigte, hier den Bäcker Joh. Matthiesen aus Harlem als Bischof einsetzte und sich dann nach Straßburg begab, wo er im Gefängnis 1540 starb. Matthiesen sandte darauf Apostel für die neue Lehre aus. Zwei von ihnen kamen nach Münster, wo sie an dem bisherigen prot. Geistlichen Rothmann und an den Bürgern Knipperdolling (s. d.) und Krechting fanatische Mitarbeiter fanden, denen sich noch der Schneider Bockold aus Leiden und Gerrit Kippenbroek von Amsterdam, genannt Gerrit der Buchbinder, endlich Matthiesen selbst gesellten. Bald machten sie sich mit ihrem Anhange, die Münstersche Rotte genannt, zu Herren der Stadt. Matthiesen trat als Prophet auf, und als er bei einem Ausfalle gegen den Bischof von Münster, der die Stadt belagerte, das Leben verlor, nahmen Bockold und Knipperdolling seine Stelle ein. Jetzt wurden die Kirchen zerstört, zwölf Richter, wie in Israel, über die Stämme bestellt, und Bockold ließ sich 1534 unter dem Namen Johann von Leiden (s. d.) zum König des neuen Zion krönen. Von nun an erreichte der wiedertäuferische Unsinn in Münster ein alle Grenzen überschreitendes Maß. Die Stadt selbst wurde der Schauplatz der wildesten Ausschweifungen, bis endlich durch mehrere prot. Fürsten im Verein mit dem Bischof die Stadt eingenommen und durch die Hinrichtung der fanatischen Anführer dem neuen Reiche 24. Juni 1535 ein Ende gemacht wurde. Aus innern Streitigkeiten und Parteiungen sammelte sie auf dem Konvent zu Bocholt 1536 David Joris, ein Glasmaler aus Delft (geb. 1501, gest. 1556), welcher 1544 wegen Verfolgungen nach Basel ging, wo er unter dem Namen Johann von Brügge lebte und in der Gemeinschaft der reform. Kirche starb. Erst 1559 kam seine Irrlehre an den Tag, weshalb der Rat von Basel die Gebeine des Joris ausgraben und unter dem Galgen verbrennen ließ. Aus den W. der Reformationszeit gingen später die Taufgesinnten (s. d.) hervor; dagegen stehen die Baptisten mit ihnen in keinem äußern Zusammenhang.

Vgl. Hast, «Geschichte der W.» (Münster 1835); Erbkam, «Geschichte der prot. Sekten im Zeitalter der Reformation» (Hamb. u. Gotha 1848). Über das Reich der W. in Münster vgl. besonders Hase, «Neue Propheten» (2. Aufl., Lpz. 1860); Cornelius, «Geschichte des münsterschen Aufruhrs» (2 Bde., Lpz. 1855—60); Keller, «Geschichte der W. und ihres Reichs zu Münster» (Münster 1880).

Wiedervergeltungstheorie. Unter den verschiedenen Strafrechtstheorien (s. d.) hat die von der Vergeltung ausgehende während langer Zeit eine große Rolle gespielt. Hauptsächlich war es Kant, der in seiner «Kritik der praktischen Vernunft» (Riga 1788) eine Theorie der moralischen Vergeltung zu begründen suchte, worin ihm Henke in der Schrift «Über den Streit der Strafrechtstheorien» (Regensb. 1811) folgte. Später hat Kant in seinen «Metaphysischen Anfangsgründen der Rechtslehre» (1797) die Theorie der rechtlichen Vergeltung aufgestellt, wobei er allzu sehr die Talion nur gegen die äußere Seite des Verbrechens gerichtet auffaßt, während Hegel («Grundlinien der Philosophie des Rechts», 3. Aufl. 1854) die Strafe als dialektische Notwendigkeit zu begründen versucht. Ausgehend von einer eigentümlichen Dreiteilung des Unrechts, bestimmt er die Strafe als Vergeltung nach dem Werte der Verletzung, erbringt aber keinen Beweis dafür, wie die von ihm vertretene Nichtigkeit des Unrechts einer Erklärung dieser ihrer Nichtigkeit und zwar gerade in Form eines Zwanges gegen den Verbrecher bedarf. Vgl. L. von Bar, «Handbuch des deutschen Strafrechts» (Berl. 1882).

Wiegendrucke, s. Inkunabeln.

Wiegenfest, s. Geburtstag.

Wiegmann (Rudolf), Baumeister, Maler und Kunstschriftsteller, geb. 4. Apr. 1804 in Adensen bei Hannover, war Schüler des Oberlandbaumeisters Wedekind in Hannover, dann Mollers in Darmstadt und besuchte 1828—32 Italien. Hierauf ließ er sich in Düsseldorf nieder und wurde dann Professor an der Akademie daselbst. Er starb 17. April 1865 in Düsseldorf. Unter seinen Bauten sind zu nennen die Restauration der Salvatorkirche in Duisburg und eine Kapelle bei Lohausen. Er schrieb: «Über die Konstruktion von Kettenbrücken» (Düsseld. 1839), «Über den Ursprung des Spitzbogenstils» (Düsseld. 1842), «Grundzüge der Lehre von der Perspektive» (2. Aufl., Düsseld. 1877), «Geschichte der Kunstakademie zu Düsseldorf» (Düsseld. 1856).

Seine Gattin, Marie, geborene Hancke, Malerin, geb. 7. Nov. 1826 in Silberberg in Schlesien, bildete sich bei Stilke und Karl Sohn in Düsseldorf. Unter ihren Gemälden sind hervorzuheben: die Elfen (1847), Damajanti (1850), zwei Großmütter (1852) und viele Bildnisse.

Wiehe, Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Eckartsberga, am nördl. Fuße der mit prächtigem Laubholz bestandenen Finne, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 1289 evang. E. und ist Geburtsort des Geschichtschreibers Leopold von Ranke. Dicht dabei befinden

39*

sich die Landgemeinde Vorstadt-Wiehe mit 833 E. und das Rittergut W. mit 30 E. und Schloß. Gegen 6 km nordwestlich von W. liegt die Klosterschule (Progymnasium) Donndorf. Seit 1461 gehört Lehngut und Schloß W. den Herren von Werthern.

Wiehengebirge, Teil des Wesergebirges (s. d.).

Wicker Bodden, s. unter Bodden.

Wieland (angelsächs. Veland, altnordisch Völundr), Name eines kunstreichen, vom Schmied Mimi und von Zwergen unterrichteten Schmiedes in der altgerman. Sage, die in der ältern Edda und ausführlicher in der Thidrekssaga (gewöhnlich Wilkinasaga genannt) erzählt wird. W., Sohn des Meerriesen Wate, Bruder des besten Bogenschützen Eigil, der in der Tellsage fortlebt, ist elbischer Natur (s. Elfen) und weist verwandte Züge mit Vulkanus und Dädalus auf. Daß die Wielandsage bei allen german. Stämmen bekannt war, beweisen viele Anspielungen in den Gedichten der verschiedenen Litteraturen. Sogar bei den Franzosen ist W. unter dem Namen Galans, Galan bekannt. Ein deutsches Gedicht des 13. Jahrh. ist verloren gegangen, dagegen findet sich ein Nachhall der Wielandsage in dem Gedicht «Friedrich von Schwaben» aus dem 15. Jahrh. (bis jetzt nur in Proben bekannt). K. Simrock verwertete die verschiedenen alten Überlieferungen in seiner Dichtung «W. der Schmied» (Bonn 1835) und im 4. Tl. seines «Heldenbuchs» (Stuttg. 1843). Vgl. Kuhns Abhandlung «Die Sprachvergleichung und die Urgeschichte der german. Völker» (in «Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung», Bd. 4, Berl. 1854) und Uhlands «Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage» (Bd. 1, Stuttg. 1865).

Wieland (Christoph Martin), einer der bedeutendsten deutschen Dichter, geb. zu Oberholzheim, im Gebiete der schwäb. Reichsstadt Biberach, 5. Sept. 1733, erhielt von seinem Vater, der damals Pfarrer daselbst, später in Biberach war, eine sorgfältige Erziehung und den ersten Grund seiner wissenschaftlichen Bildung. Die Schule der Vaterstadt förderte ihn daneben in der lat., griech. und hebr. Sprache, und die ungewöhnliche Entwickelung des höchst empfänglichen Knaben erregte schon früh die Aufmerksamkeit. Im 12. Jahre versuchte er bereits sein poetisches Talent, bald in lat., bald in deutschen Versen. Im 14. Jahre kam er auf die Schule zu Kloster-Berge bei Magdeburg. Schon hier traten seine spätern schriftstellerischen Eigentümlichkeiten, Empfänglichkeit für die verschiedensten geistigen Gebiete, eine eigentümliche Vereinigung dichterischer und philos. Thätigkeit und Anmut der Darstellung hervor. Außer den alten Klassikern beschäftigte er sich mit engl. und franz. Litteratur. Als 16jähriger Jüngling verließ er Kloster-Berge, brachte nun anderthalb Jahre bei einem Verwandten in Erfurt zu, der ihn zur Universität vorbereitete, und kehrte 1750 in seine Vaterstadt zurück. In diesen Aufenthalt fällt seine Liebe zu Sophie von Gutermann, der nachherigen, auch als Schriftstellerin bekannt gewordenen Frau von Laroche. Auf einem Spaziergange mit ihr kam ihm die Idee zu seinem Lehrgedicht «Die Natur der Dinge». Im Herbst 1750 begab sich W. auf die Universität zu Tübingen, um die Rechtswissenschaft zu studieren; doch beschäftigte er sich mehr mit den humanistischen Wissenschaften und der neuern schönen Litteratur des In- und Auslandes, und dichtete außer dem erwähnten Lehrgedicht, welches 1752 zu Halle anonym erschien, «Zwölf moralische Briefe», «Anti-Ovid», «Lobgesang auf den Frühling», «Erzählungen». In dieser Zeit wirkte besonders Klopstocks Vorbild auf ihn ein. Auf eine Einladung Bodmers, dem er schon früher fünf Gesänge eines nie vollendeten und erst 1882 in den heilbronner Neudrucken Nr. 6 herausgegebenen Heldengedichts «Hermann» zugeschickt hatte, gab er den Plan auf, sich in Göttingen zu habilitieren, und ging nach Zürich. W. schrieb hier zunächst eine Abhandlung von den Schönheiten des Bodmerschen Gedichts «Noah». Wie Bodmer selbst vielerlei auf einmal und mit Flüchtigkeit zu treiben pflegte, so folgte auch W. diesem Beispiel, wie die Menge und Beschaffenheit seiner damals verfaßten Schriften darthut, z. B. «Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde» (1753), «Der geprüfte Abraham», episches Gedicht in vier Gesängen, wozu Bodmer als Triebfeder und Muster mitgewirkt hatte, «Hymnen», «Empfindungen eines Christen» u. s. w. Allmählich machte er sich aber von Bodmers Einfluß los, und seine Denk- und Dichtungsart ward eine ganz andere. Der lebhafte Anteil, welchen er an den Thaten Friedrichs d. Gr. nahm, veranlaßte ihn, das Ideal eines Helden in einem größern Gedicht auszuführen, wozu er Cyrus wählte. Die ersten fünf Gesänge dieses Gedichts erschienen 1759; allein der Beifall war mit Recht nur mäßig, und so blieb es unvollendet. Ziemlich zu derselben Zeit bearbeitete er die schöne Episode aus der «Kyropädie» des Xenophon, «Araspes und Panthea», in dialogisierter Prosa. Bodmers Haus hatte er schon 1754 verlassen. Er unterrichtete nun die Söhne zweier züricher Familien vier Jahre lang, worauf er kurze Zeit nach Bern zum Landvogt Sinner als Hauslehrer ging. Hier schrieb er sein zweites Trauerspiel, «Clementina von Poretta» nach Richardsons «Grandison». Er lernte dort auch Rousseaus Freundin, Julie Bondeli, kennen, mit der er in freundlichen Verhältnissen lebte, bis er endlich 1760 in seine Vaterstadt als Kanzleidirektor zurückkehrte.

Von großem Einfluß für W. war es, daß 1762 der ehemalige kurmainzische Staatsminister Graf von Stadion sich auf sein Schloß in dem Biberach nahe gelegenen Marktflecken Warthausen zurückzog. Bei ihm lebte sein Schützling, der kurmainzische Hofrat Laroche und dessen Gattin, W.s erste Geliebte. Warthausen wurde für W. eine Stätte geistiger Erhebung und feinen weltmännischen Verkehrs. Hier lernte er zuerst den Ton der vornehmen Welt und eine Geistesbildung näher kennen, die hauptsächlich aus der franz. und engl. Litteratur gewonnen war; hier fand er auch eine in beiden Litteraturen reiche Bibliothek. Unter diesen Einflüssen schrieb W. in Biberach den Roman «Die Abenteuer des Don Sylvio de Rosalva oder der Sieg der Natur über die Schwärmerei» (1764), wobei ihm der «Don Quixote» zum Muster diente; ferner die besonders in ihrer ursprünglichen Form sehr anstößigen «Komischen Erzählungen» (1766), «Die Geschichte des Agathon» (1766—67), einen vortrefflichen griech. Sittenroman; das heroischkomische unvollendete Gedicht «Idris» (1768), eine in Sinnlichkeit getauchte Nachahmung von Ariosts «Rasendem Roland», endlich das durch Anmut, Leichtigkeit und Harmonie der Darstellung ausgezeichnete Lehrgedicht «Musarion oder die Philosophie der Grazien» (1768). In Biberach verfaßte

er auch seine Übersetzung von 22 Stücken Shakespeares («Shakespeares theatralische Werke», 8 Bde., Zür. 1762—66), eine bei allen Mängeln für ihre Zeit höchst verdienstliche und einflußreiche Arbeit. Im J. 1769 folgte W., der sich inzwischen 1765 mit einer Augsburgerin vermählt hatte, einem Rufe als Professor der Philosophie an die Universität zu Erfurt, wo er bis 1772 blieb. In dieser Zeit erschienen von ihm die «Dialogen des Diogenes von Sinope» (1770), die durch Rousseaus Schriften hervorgerufenen «Beiträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens, aus den Archiven der Natur» (1770), «Der goldene Spiegel oder die Könige von Scheschian» (1772), worin er das Gemälde eines idealen Staats zu entwerfen suchte, das Lehrgedicht «Die Grazien» (1770), die poetische Erzählung «Combabus» (1770) und das komische Gedicht in 18 Gesängen «Der neue Amadis» (1771).

Die Herzogin Anna Amalia berief ihn 1772 als Erzieher ihrer beiden Söhne mit dem Charakter eines herzogl. Hofrats nach Weimar. Hier schrieb er das Singspiel «Alceste» und gründete den «Deutschen Merkur», eine Monatsschrift, die er bis 1796 redigierte, und worin nun alle seine neuen Dichtungen und eine große Anzahl prosaischer Aufsätze, die nur mit Auswahl in seine Werke aufgenommen sind, erschienen, namentlich der komische Roman «Die Geschichte der Abderiten» (1774) und die Gedichte «Der verklagte Amor» (1774), «Das Wintermärchen» und «Gandalin oder Liebe um Liebe» (1776), «Geron der Adelige» und «Das Sommermärchen» (1777) u. a., vor allen aber sein bestes und berühmtestes Werk «Oberon» (1780; Ausg. letzter Hand 1796; mit Einleitung und Anmerkungen herausg. von R. Köhler, Lpz. 1868; mit Illustrationen nach Zeichnungen von Gabriel Max und Kloß, Stuttg. 1869). Vgl. Burkhard, «Repertorium zu W.s deutschem Merkur» (Jena 1873). Im J. 1782 und 1786 erschienen W.s vortreffliche Übersetzungen und Erläuterungen der Episteln und Satiren des Horaz, 1788—89 die der sämtlichen Werke des Lucian. Letzterer Arbeit verdankten die «Neuen Göttergespräche» und die «Geheime Geschichte des Philosophen Peregrinus Proteus» (1791), wozu der «Agathodämon» (1799) ein Seitenstück bildet, ihre Entstehung. Seit 1793 arbeitete W. mit großem Fleiß an der Revision seiner sämtlichen Werke, von denen 1794—1802 eine Gesamtausgabe in 36 Bänden mit sechs Supplementbänden in Großquart und Groß- und Kleinoktav bei Göschen in Leipzig erschien. In den neunziger Jahren übersetzte W. mehrere Komödien des Aristophanes, welche teils im «Deutschen Merkur», teils in dem 1796 von ihm begründeten «Attischen Museum» erschienen. Letztere Zeitschrift (1796—1801, «Neues attisches Museum» von W., Hottinger und Jacobs, 1802—10) sollte besonders Übersetzungen der Meisterwerke der attischen Poesie, Philosophie und Beredsamkeit liefern und wurde von W. mit einer Übersetzung des «Panegyrikus» des Isokrates eröffnet. Im J. 1797 erwarb sich W. das Gut Osmannstedt bei Weimar, wo er bis 1803 im Kreise einer zahlreichen Familie (seine Gattin hatte ihm in 20 Jahren 14 Kinder geboren) lebte. Hier schrieb W. seinen letzten größern Roman, «Aristipp und einige seiner Zeitgenossen» (1800—2). Im J. 1803 verkaufte er seinen Landsitz und zog wieder nach Weimar. In seinen letzten Lebensjahren beschäftigte ihn vorzugsweise die Übersetzung und Erläuterung der Briefe Ciceros, die er jedoch nicht vollenden konnte (5 Bde., 1808—12). Er starb 20. Jan. 1813. Seine Überreste ruhen in dem Garten seines ehemaligen Gutes Osmannstedt neben seiner 12 Jahre vor ihm gestorbenen, von ihm zärtlich geliebten Gattin und einer Enkelin seiner Freundin Laroche, Sophie Brentano. Die Loge Amalia zu Weimar, deren Mitglied W. noch in hohem Alter geworden war, veranstaltete 18. Febr. eine Gedächtnisfeier, wobei Goethe die vortreffliche, W.s Verdienste freudig anerkennende Rede hielt. W.s erzenes Standbild von Gasser ist zu Weimar 4. Sept. 1857 enthüllt worden, unmittelbar vor der Enthüllung der Rietschelschen Doppelstatue Goethes und Schillers; ein anderes Denkmal (Marmorbüste von Scherer auf einem Postament von gelblichem heilbronner Sandstein nach dem Entwurf von Professor Dollinger) wurde 6. Juni 1881 in Biberach enthüllt.

W. war weder ein reformatorischer Geist wie Klopstock und Lessing, noch reicht er an Goethes und Schillers Dichtergröße. Dennoch hat er sich um die deutsche Litteratur große Verdienste erworben. Er gab der deutschen Dichtkunst, als sie sich zu tieferm, nationalem Gehalt erhob, die ihr noch fehlende Anmut und den Wohllaut des Wortes und des Verses, in welcher Beziehung namentlich Goethe viel von ihm gelernt hat. Außerdem hat er durch seine Übersetzungen und Nachahmungen viele nachhaltige Richtungen zuerst angeregt. Ganz neu ging von ihm aus dichterische Behandlung des mittelalterlichen Rittertums. Daher verdankt ihm eigentlich die romantische Dichterschule ihr Entstehen, obgleich sie ihn nicht nach Verdienst anerkannte. Aber auch aus England, Frankreich, Spanien und Italien hat er dichterische Stoffe eingeführt, die nicht ohne Nachwirkung blieben. Überall wußte W. mit feinem Takt das allgemein Menschliche herauszufinden, sodaß er nirgends als blinder Nachahmer des Auslandes dasteht. Endlich hat auch seine Kritik viel zur Verbreitung allgemeiner Bildung beigetragen.

Eine neue Ausgabe von W.s sämtlichen Werken besorgte Gruber (53 Bde., 1818—28; 36 Bde., Stuttg. 1851—56; Auswahl von Heinr. Kurz, 3 Bde., Lpz. 1869—70). Vgl. außer Grubers Biographie W.s (4 Bde., Lpz. 1827—28) «W.s ausgewählte Briefe» (4 Bde., Zür. 1815—16), «Auswahl denkwürdiger Briefe» (2 Bde., Wien 1815) und «Briefe an Sophie Laroche» (Berl. 1820); Loebell, «Christoph Martin W.» (Braunschw. 1858); Buchner, «W. und die Weidmannsche Buchhandlung» (Berl. 1871); derselbe, «W. und G. J. Göschen» (Stuttg. 1874); Bodemann, «Julie von Bondeli und ihr Freundeskreis, W., Rousseau ꝛc.» (Hannov. 1874); Ofterdinger, «W.s Leben und Wirken in Schwaben und der Schweiz» (Heilbr. 1877); Pröhle, «Lessing, W., Heinse» (Berl. 1877); H. Funck, «Beiträge zur W.-Biographie, aus ungedruckten Papieren» (Freiburg i. B. 1882); Keil, «W. und Reinhold» (Lpz. 1885).

Auch sein Sohn Ludwig W., geb. 28. Okt. 1777 zu Weimar, erwarb sich als Schriftsteller einen geachteten Namen. Er studierte zu Jena, lebte dann bei seiner Schwester in Zürich, wo er mit H. von Kleist und Zschokke verkehrte; 1809 ward er Bibliothekar des Fürsten Esterházy; seit 1811 wohnte er in Wien, Weimar und Jena als Redacteur polit. Zeitschriften

und starb zu Jena 12. Dez. 1819. Er dichtete im Wetteifer mit H. von Kleist das Trauerspiel «Die Familie Schroffenstein» (Zür. 1802), das Drama «Evelina» nach dem Englischen, die Lustspiele «Ambrosius Schlinge» und «Die Bettlershochzeit» (Braunschw. 1805) und das Schauspiel «Die Belagerten» (Wien 1814), außerdem «Erzählungen und Dialogen» (Lpz. 1803).

Wieliczka (spr. Wjelitschka), Bergstadt und Hauptort des gleichnamigen Bezirks im österr. Königreich Galizien, 11 km südöstlich von Krakau und 25 km von Bochnia, durch Zweigbahn mit der galiz. Karl-Ludwigs-Bahn (Krakau-Lemberg) verbunden, Sitz eines Bezirksamts und eines Bezirksgerichts, sowie einer Salinenverwaltung, liegt in einer hügeligen, anmutigen, fruchtbaren Gegend, an einem Bergabhange, der die Stadt im Süden, Osten und Norden in einem Halbkreise umgibt. Der Ort hat zum Teil nur hölzerne Häuser und (1881) 5973 E., einen geräumigen Marktplatz, das Schloß, ein Franziskanerkloster, eine Bergschule, eine Bürgerschule und eine Mädchenschule. W. ist seines Salzbergwerks wegen berühmt, des reichsten der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, welches sich gerade unter der Stadt befindet und gleichsam eine zweite, unterirdische Stadt bildet, die mit ihren Straßen, freien Plätzen u. s. w. einen weit größern Platz einnimmt als das W. der Oberwelt. Die größte aufgeschlossene Ausdehnung des Salzwerks ist von Osten gegen Westen 4000 m, von Norden gegen Süden 1200 m, der Tiefe nach 257 m. Acht Tagschachte führen in die Grube, davon zwei in der Stadt selbst, nämlich der Franziszek mit einer Wendeltreppe, unter August III. 1744 erbaut, und der Danielowicz, der, nur 178 m tief, gewöhnlich von Reisenden an sichern Drahtseilen befahren wird. Die Grube wird in sechs Stockwerken bebaut. Sandiger Thonmergel, Anhydrit und Sandstein wechseln mit Salzschichten und Salzthon. Ein wahres Labyrinth von Gängen, oft in bedeutender Höhe durch Brücken verbunden, breitet sich in den Stockwerken aus. In den neuen Kammern läßt man Salzpfeiler stehen, in den alten wird die Decke durch Zimmerwerk gestützt, welches sich trefflich erhält, da die Grube außerordentlich trocken ist, obwohl sie zwei Teiche enthält, die mit Nachen befahren werden. Die ausgebrochenen Kammern werden teils mit Kotsalz und taubem Gestein zugeschüttet, teils zu Magazinen benutzt, unter denen gegen 70 von bedeutender Größe sind. Mehrere davon sind architektonisch verziert, mit Kronleuchtern, Säulen, Statuen u. s. w. versehen, alles ist aus Salz gehauen, und das Ganze gibt, zumal bei festlicher Beleuchtung, einen feenhaften Anblick. Die Länge aller horizontalen Strecken beträgt 93 km.

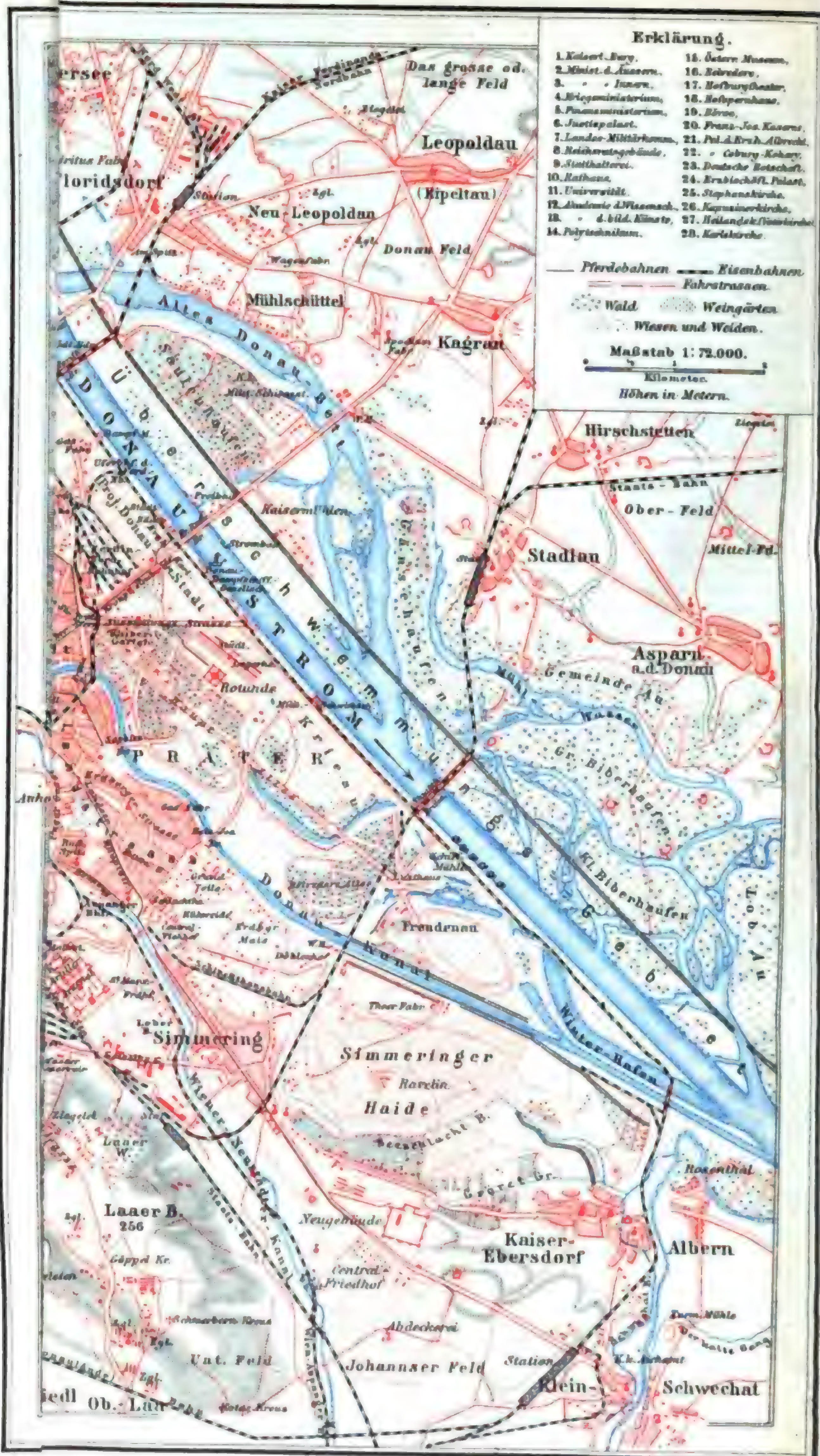
Das Salzwerk beschäftigt ungefähr 740 Arbeiter, die aber nicht in der Grube wohnen, und 9 Pferde, die zum Teil jahrelang fortwährend unter der Erde wohlerhalten bleiben und deren Ställe gleichfalls in das Salz gebrochen sind. Man bricht, haut und sprengt das Salz, dessen Kubikmeter 2175 kg wiegt. In den Handel kommt dasselbe als viereckige Stücke von 40 kg, als unverpacktes Minutiensalz, als gemahlenes Speisesalz, endlich als Fabriksalz und Dungsalz. Der Ertrag 1885 war 1189500 Zollcentner (à 50 kg). Die Zeit der Aufdeckung des Steinsalzwerks ist unbekannt, urkundlich läßt sich aber sein Bestand bereits 1041 nachweisen. Die Salzwerke gehörten ehemals zu Polen; Kasimir d. Gr. ordnete den ersten regelmäßigen Betrieb derselben an. Später zog August II. sächs. Bergleute hierher, welche eine bessere Bebauung einführten. Im J. 1772 kamen sie an Österreich. Durch den 1809 zu Wien geschlossenen Frieden wurden sie in ihrem ganzen Umfange dem Kaiser von Österreich und dem Herzogtum Warschau gemeinschaftlich überlassen. Nach dem Pariser Frieden von 1814 gelangten im Wiener Kongreß die Salzwerke wieder ganz an Österreich. Am 19. Nov. 1868 erfolgte in dem Querschlage Kloski des fünften Horizontes Austria ein Wassereinbruch, welcher bald so gewaltige Dimensionen annahm, daß er das ganze Werk zu vernichten drohte. Durch Aufstellung einer 250pferdekräftigen, mit Dampf betriebenen Wasserhebemaschine gelang es, diese Gefahr zu beseitigen. Trotzdem das Einbruchswasser 1872 aufgehört hat zu fließen, so wurde doch diese Maschine, sowie zwei andere Wasserhaltungskünste zu 80 und 50 Pferden beibehalten. Dieser Vorsicht ist zu verdanken, daß ein neuerlicher Wassereinbruch 17. Febr. 1879 gleich bewältigt wurde. In den beiden Steinsalzbauen W. und Bochnia wurden 1885 452706 Metercentner Steinsalz und 273405 Metercentner Industriesalz im Gesamtwert von 4374210 Fl. österr. Währung erzeugt, wobei 1013 Arbeiter verwendet waren. Vgl. Hamm, «W. und Staßfurt, die beiden größten Steinsalzwerke Europas» (in «Unsere Zeit», Jahrg. 1870, 2. Hälfte).

Wielki, s. Welikij.

Wielopolski (Alexander, Graf), Marquis Gonzaga, poln. Staatsmann, geb. 15. März 1803, studierte die Rechte in Warschau, Paris und Göttingen und lebte dann auf seinem väterlichen Gut Myszkow bei Krakau. Nach dem Ausbruche der Revolution wurde er 1830 in den Reichstag gewählt, wo er der äußersten Rechten angehörte. Eine polit. Mission nach London 1831 war ohne Erfolg. Er blieb darauf amtlos in Polen. Die galiz. Greuel des Jahres 1845 veranlaßten ihn zu der Aufsehen erregenden Schrift «Lettre d'un gentilhomme polonais au prince de Metternich» (Brüss. 1846), worin er das Heil Polens in einem engen Anschluß an Rußland sieht. Die russ. Regierung machte später wirklich den Versuch, sich mit Polen auszusöhnen. Im J. 1861 wurde dem Lande in den Grenzen des sog. Kongreßpolens eine weite polit. und nationale Autonomie gewährt. W. wurde nach einer Reise nach Petersburg zum Unterrichtsminister ernannt und ward 1862 Chef der Civilverwaltung und Adlatus des Großfürsten Konstantin, Statthalters von Polen. Allein der Aufstand von 1863 machte diesen Bestrebungen ein Ende. W. zog sich nach Dresden zurück und starb daselbst 30. Dez. 1877. Vgl. Lisiecki, «Alexander W.» (2 Bde., Krak. 1878); Spasowicz, «Leben und Politik des Marquis W.» (russisch, Petersb. 1882).

Wielun, Kreisstadt im Gouvernement Kalisch in Russisch-Polen, im S. des Gouvernements, mit 5763 E., hat Gespinst- und Gewebeindustrie; die Wälder der Umgegend liefern gutes Bauholz.

Wiems, eine Halbinsel bei Reval im russ. Gouvernement Estland, historisch bekannt durch das auf demselben gelegene Brigittenkloster, welches 1409 von den Deutschen gegründet, 1436 vollendet und 1577 bei der Belagerung Revals durch die Russen zerstört wurde. Von dem weitläufigen Bau steht



Brocl

Zu Artikel: Wien.

nur noch die imposante Klosterkirche als Ruine da, welche den Schiffern als Wahrzeichen dient. Zu W. gehört auch das an der flachen bewaldeten Spitze der Halbinsel gelegene Nebengut Habbinem und die kleine mit Fichten bewachsene Fischerinsel Wielf, östl. von der großen Insel Nargen vor der Einfahrt in die revaler Bucht.

Wien (lat. Vindobona, Vienna), die Reichshaupt- und erste Residenzstadt der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, ist der Sitz des Kaisers, abwechselnd mit Budapest jener der Delegationen für die gemeinsamen Angelegenheiten, des österr. Reichsrats, der gemeinsamen Ministerien, ferner der Ministerien und sonstigen Centralbehörden der im Reichsrat vertretenen Länder, des ungar. Ministeriums am kaiserl. Hoflager, der Statthalterei und der Landesvertretung für Niederösterreich und vieler anderer Central- und Landesbehörden und Institute, des Fürst-Erzbischofs der wiener Diöcese und des evang. Oberkirchenrats. Die Stadt liegt an der Stelle, wo die Alpen unmittelbar und jäh an die Donau abfallen und die Ebene beginnt, welche die Karpaten von den Alpen trennt; diese Lage gewinnt noch dadurch an Wichtigkeit, daß sich hier der von West nach Ost ziehende Donaustrom mit den Eisenbahnlinien kreuzt, welche die Nord- und Ostsee mit der Adria verbinden. Im Süden und Westen ist W. von sanft sich abdachenden Hügeln umgeben und wird von einem Arme der Donau (dem sog. Donaukanal), in den innerhalb der Linien die Wien, der Ottakringer- und der Alserbach münden, durchzogen. Der Flächenraum des eigentlichen Gemeindegebiets beträgt 5539,$_{9824}$ ha, auf welchem (1885) 12709 Gebäude mit 57 Kirchen und 5 Kapellen stehen. Die Bevölkerung des wiener Gemeindegebiets belief sich nach der Zählung vom 31. Dez. 1880 auf 725658 Personen (inkl. 20902 aktive Militärpersonen) und mit Hinzurechnung der Vororte, welche mit dem Gemeindegebiet ein untrennbares Ganzes bilden, 1078644 E. Nach der erwähnten Zählung waren von der Civilbevölkerung des wiener Gemeindegebiets geboren: in Wien und Niederösterreich 377485, Oberösterreich 12210, Steiermark 7566, Böhmen 111790, Mähren 76589, Schlesien 12872, Galizien 12902, Ungarn 54128 und im Auslande 28757 Personen. Nach der Konfession gehörten 619690 E. der röm.-kath. und 26541 der evang. Kirche, 73271 dem Judentum und 6156 andern Konfessionen an.

W. besteht aus der innern oder alten Stadt und vielen Vorstädten, welche die alte Stadt in weitem Kreise so umgeben, daß letztere fast den Mittelpunkt bildet. Von den Vororten ist das Gebiet der Stadtgemeinde W. durch die sog. Linien markiert, einen 4 m hohen Wall mit Graben und Thoren. Bis zum J. 1857 war auch die innere Stadt von Wällen, Gräben und Glacis umgeben. Seit dem J. 1850 besteht die frühere strenge Unterscheidung zwischen der innern Stadt und den einzelnen Vorstädten nicht mehr, sondern W. zerfällt, nach der gegenwärtigen Gemeindeverfassung, in zehn Bezirke, nämlich: Innere Stadt, Leopoldstadt, Landstraße, Wieden, Margareten, Mariahilf, Neubau, Josephstadt, Alsergrund und Favoriten. Mit Ausnahme der Leopoldstadt, die auf einer durch die Donau gebildeten Insel liegt, befinden sich alle andern Bezirke am rechten Ufer des Donaukanals, über welchen neun Brücken führen. Das jenseitige Ufer der Großen Donau ist mit der Leopoldstadt durch fünf Brücken verbunden. Über den Wienfluß führen zwölf Brücken und Stege. Der Hauptstrom der Donau wurde durch die vom Kaiser 12. Sept. 1869 genehmigte Regulierung der Stadt bedeutend näher gerückt. Diese Regulierung, ein Werk, das den großartigsten Flußbauten der Neuzeit zur Seite gestellt werden kann, hatte vor allem die Bestimmung, W. und einen großen Teil des Landes Niederösterreich vor der fast jährlich wiederkehrenden Gefahr der Überschwemmung und Verwüstung sicherzustellen, zugleich aber auch W., den bisherigen Knotenpunkt der mitteleurop. Eisenbahnen, zum Hauptstapelplatz des Schiffahrtsverkehrs zwischen Orient und Occident zu erheben. Die Kosten des nunmehr zur Ausführung gekommenen Projekts der Ingenieure Sexauer und Abernetty wurden auf 24,8 Mill. Fl. veranschlagt und zu gleichen Teilen von Staat, Stadt und Land übernommen. Am 30. Mai 1875 fand die feierliche Eröffnung des Strombettes in der Ausdehnung von Nußdorf bis Albern statt. Hierauf wurde die Regulierung aufwärts bis Kahlenbergerdorf und abwärts bis Fischamend ausgedehnt, wodurch sich die ursprünglichen Kosten auf mehr als 20 Mill. Fl. erhöhten. Zur Sicherung der bisherigen Arbeiten und zur Beseitigung der fortbestandenen Hindernisse eines geregelten Schiffahrtsverkehrs wurde 1882 die Stromregulierung in der obern Strecke bis zur Einmündung der Ysper in die Donau und unterhalb Wiens bis zur Landesgrenze von Niederösterreich bei Theben in Angriff genommen und hierfür die Summe von 24 Mill. Fl. bewilligt. Drei Eisenbahnbrücken und zwei Straßenbrücken führen über das neue Strombett.

Außer einer großen Anzahl von Hausbrunnen versorgten bis 1873 sieben öffentliche und acht Privatwasserleitungen die Stadt mit Trink- und Nutzwasser. Unter den erstern war die seit 1841 bestehende Kaiser-Ferdinands-Wasserleitung, welche mittels Pumpwerken filtriertes Donauwasser zuführte, die bedeutendste. Die mächtig fortschreitende Entwickelung W.s bestimmte die Gemeinde, eine neue großartige Wasserleitung, welche in einem 90 km langen gemauerten Kanal das reinste und frischeste Quellwasser aus dem Gebiete des Schneebergs der Stadt zuführt, mit einem Kostenaufwande von 23 Mill. Fl. zu erbauen (Kaiser-Franz-Josephs-Hochquellleitung). Sie wurde im Herbst 1873 eröffnet und führt der Stadt ein Minimum von 400000 Eimern und ein Maximum von 2600000 Eimern pro Tag zu. Nachdem aber der tägliche Wasserbedarf im Winter 755000 Eimer beträgt, so erbaute die Gemeinde 1878 in Pottschach ein großartiges Pumpwerk, durch welches nach Bedarf 3—600000 Eimer Wasser von gleich vorzüglicher Qualität in den Aquädukt geleitet werden können. Zur Förderung der Reinlichkeit der Stadt bestehen überall unterirdische gemauerte Kanäle, welche den Unrat teils unmittelbar in die Donau, teils durch den Ottakringer- und Alserbach, teils durch Sammelkanäle in letztere entleeren. Das Klima in W. ist unbeständig und einem raschen Wechsel der Temperatur unterworfen. Auf Grund vieljähriger Beobachtungen sind in W. während des Jahres ungefähr 70 windstille Tage. Im Frühjahr und Herbst wüten oft heftige Stürme. Durch diese klimatischen Verhältnisse leidet die Stadt an einer starken Staubentwickelung, welche in den Frühlings- und Sommermonaten durch eine täglich drei- bis

viermal stattfindende Bespritzung der Straßen gemildert wird. Durch die große Sorgfalt der Gemeinde für die Verbesserung der öffentlichen Gesundheit hat sich insbesondere seit dem Bestande der Hochquellen-Wasserleitung die Sterblichkeit bedeutend vermindert und variiert jetzt zwischen 25 und 27 pro Tausend.

W. hat sehr schöne Stadtteile und öffentliche Plätze und ist reich an geschichtlich merkwürdigen und durch Pracht sich auszeichnenden Gebäuden, sowie an geschmackvoll und solid gebauten Privathäusern. Ganz vorzüglich wurde die Entwickelung der Stadt durch die 1857 vom Kaiser Franz Joseph angeordnete Stadterweiterung gefördert. Um dieselbe ins Werk zu setzen, wurden die Basteien, Forts und die Gräben um die innere Stadt beseitigt, das dadurch gewonnene Bauareal samt den Glacisgründen als Baugründe veräußert und aus dem Erlöse ein Baufonds zur Bestreitung der Durchführung der Stadterweiterung und zur Herstellung einer großen Reihe öffentlicher Bauten gegründet. Technisch durchgeführt wurde die Stadterweiterung auf Grund der preisgekrönten Pläne der Architekten Friedr. Stache, Ludw. Förster, van der Nüll und Siccardsburg, nach welchen Ministerialrat von Löhr einen zur praktischen Ausführung geeigneten Plan ausarbeitete, welcher am 1. Sept. 1859 die Genehmigung des Kaisers erhielt. Die Straßen, in den alten Stadtteilen häufig eng und ungerade, in den neuen breit und regelmäßig, sind durchaus vorzüglich gepflastert, werden sorgfältig rein gehalten und zur Nachtzeit mit Gas beleuchtet. Die lebhaftesten, elegantesten und durch prunkvolle Auslagen in stehende Kunst- und Industrieausstellungen umgewandelten Stadtteile sind die neue, durchweg 50 m breite Ringstraße und der Franz Josephs-Kai, mit Alleen besetzt; der Kohlmarkt und der Graben; der Stephansplatz, die Kärntner-, Rotenturm-, Prater-, Mariahilfer Straße, Wiedener Hauptstraße, Alserstraße u. s. w. Unter den Plätzen zeichnen sich aus: der Hof, mit einer Mariensäule aus Metall gegossen von Balthasar Herold (1667); der äußere Burgplatz, der größte unter allen Plätzen W.s, mit den ehernen Reiterbildern des Erzherzogs Karl (errichtet 1860) und des Prinzen Eugen von Savoyen (errichtet 1865) von Fernkorn; der innere Burg-, jetzt Franzensplatz, mit dem in Erz gegossenen Denkmal Franz' I. von P. Marchesi (errichtet 1846); der Josephsplatz mit der ehernen Reiterstatue Josephs II. von Zauner (seit 1807); der Hohe Markt mit einem von Karl VI. 1732 errichteten Votivdenkmal aus Marmor, die Vermählung Marias mit Joseph darstellend; der Neue Markt (Mehlmarkt) mit dem Brunnendenkmal des Rafael Donner; der Stephansplatz mit der Domkirche (in seiner Nähe der Stock-im-Eisen, ein an einem Hause befindlicher Baumstamm, der Sage nach das letzte Überbleibsel des Ausläufers des Wienerwaldes am Platze der jetzigen Stadt, nach alter Sitte von wandernden Schlossergesellen mit eingeschlagenen Nägeln bedeckt); die Freiung mit Schwanthalers Brunnen; der Schwarzenbergplatz mit der ehernen (1868 enthüllten) Reiterstatue des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg, von F. Hähnel (1867), und dem von der Hochquellenleitung gespeisten Hochstrahlbrunnen im Hintergrunde; der Schillerplatz, mit dem Neubau der Akademie der bildenden Künste und dem 1876 enthüllten Monument Schillers von Joh. Schilling; der Hofmuseenplatz vor dem Burgthor mit dem großen, 1887 seiner Vollendung entgegengehenden Maria-Theresien-Monument, von C. Zumbusch; der Beethovenplatz mit dem Standbilde Beethovens von C. Zumbusch (1880), der Albrechtsplatz mit dem Albrechtsbrunnen von Meixner (1869); im Stadtpark sind das Schubertdenkmal von C. Kundmann (1872) und die Donaunixe von H. Gasser (1865). Der Ausführung gehen in der innern Stadt entgegen Standbilder von Feldmarschall Grafen Radetzky, Goethe, Grillparzer und Mozart. (Hierzu eine Karte: **Wien und Umgegend**, und eine Tafel: **Wiener Bauten.**)

Ungemein zahlreich sind die öffentlichen Gebäude und Paläste des Adels und reicher bürgerlicher Familien. An der Spitze der Paläste steht dem Umfange nach die den erwähnten Franzensplatz umschließende kaiserl. »Burg«, die Residenz des Kaisers, ein an der äußern Fronte 387 m langes Gebäude von unregelmäßiger Bauart und aus verschiedenen Zeiten. Sie besteht nämlich aus vier Hauptteilen: dem Schweizerhofe, von Herzog Leopold VI. angelegt; dem Leopoldinischen Trakte, vom Kaiser Leopold I. 1670 vollendet, gegenwärtig Wohnsitz des Kronprinzen Erzherzog Rudolf, südlich vom vorigen; dem Amalienhofe gegen Westen, unter Rudolf II. erbaut, und der sog. Reichskanzlei, unter Kaiser Karl VI. von Fischer von Erlach erbaut. In den beiden letztern Teilen befinden sich gegenwärtig die Appartements des Kaisers und der Kaiserin. Daran stoßen die zur Burg gehörigen Gebäude der Hofbibliothek, des zoologischen, mineralogischen, dann des Münz- und Antikenkabinetts, die ehemaligen Redoutensäle, das Burgtheater und die Winterreitschule, die schönste in Europa. Da indes die alte Burg den heutigen Bedürfnissen des kaiserl. Hofs nicht mehr entspricht, so ist ein großartiger Neubau auf dem äußern Burgplatze vor dem Leopoldinischen Trakt und vor dem Kaiser- und Volksgarten nach Plänen des Professors Karl Freiherrn von Hasenauer in der Ausführung, welcher sich an die beiden neuern vor dem Burgthore gelegenen kaiserl. Hofmuseen (nach Plänen von Semper und Hasenauer ausgeführt) anschließen wird.

Besondere Beachtung verdienen ferner in der innern Stadt unter den ältern Gebäuden der Palast des Erzherzogs Albrecht, in der Nähe der kaiserl. Burg, mit seinen Kunstschätzen; der des Prinzen August von Sachsen-Coburg-Kohary auf der Seilerstätte; das Majoratshaus des Fürsten Liechtenstein in der Bankgasse; das Landhaus; die Paläste der Ministerien des Äußern, des Kriegs, des Innern und der Finanzen (letzterer von Fischer von Erlach für den Prinzen Eugen von Savoyen erbaut); die Gebäude der Statthalterei und der Nationalbank; das bürgerliche Zeughaus; das alte Rathaus mit den schönen Sitzungssälen des Gemeinderats und des Magistrats; das Gebäude der Akademie der Wissenschaften (vor 1848 Universitätsgebäude); die Franz-Josephs-Kaserne mit dem Franz-Josephs-Thore; die Paläste des Erzbischofs, der Fürsten Montenuovo (mit einer schönen Statue des heil. Georg, von Fernkorn), Lobkowitz und Esterházy, der Grafen Pallavicini, Harrach u. s. w. Unter den zahlreichen prächtigen Neubauten sind hervorzuheben: das prachtvolle neue Opernhaus auf der Ringstraße, von van der Nüll und Siccardsburg; die kaiserl. Akademie der bildenden Künste, das

WIENER BAUTEN.



1. Das neue Rathaus.



2. Das Reichsratsgebäude.

Österreichische Museum, der Justizpalast, das akademische Gymnasium, das Musikvereinsgebäude, die Börse, die Telegraphenanstalt, der Kursalon, die Rudolfskaserne, das Landes-Militärkommando, die Paläste der Erzherzöge Ludwig Victor, Wilhelm und Albrecht, des Grafen Henkel-Donnersmarck und des adeligen Casino auf der Ringstraße, des Grafen Larisch in der Verlängerten Johannesgasse, der Heinrichshof, der Kärntnerhof, der Aciendahof, der Grabenhof, der Ziehrerhof, die Arkadenhäuser am Rathausplatz, das Künstlerhaus, die Gebäude der Gartenbaugesellschaft, die Hotels Grand-Hôtel, Impérial, Métropole, Royal 2c. Durch ihre architektonische Schönheit überragen aber alle Gebäude die schon erwähnten kaiserl. Museen am Burgring von Hasenauer, das Rathaus von Fr. Schmidt, das Parlamentsgebäude von Hansen, die Universität von Ferstel und das neue Hofburgtheater von C. Hasenauer am Rathausplatz, welche denselben zu einer der schönsten Anlagen der Welt machen.

In den Vorstadtbezirken sind einzelne beachtenswerte Brunnen-Monumente aus älterer Zeit. Das bedeutendste der Neuzeit ist das im Oktober 1886 enthüllte Tegetthoff-Denkmal am Praterstern von C. Kundmann. In nächster Zeit wird im Bezirk Mariahilf aufgestellt werden: das Haydn-Monument von Nader. Von den Gebäuden und Palästen sind hervorzuheben: das kaiserl. Palais im Augarten (Leopoldstadt), das kaiserl. Lustschloß Belvedere im Bezirk der Landstraße, einst Sommerpalast des Prinzen Eugen von Savoyen, jetzt Aufstellungsort der kaiserl. Gemäldegalerie und der Ambraser Sammlung; das Arsenal mit dem Waffenmuseum vor der Belvederelinie, die Paläste des Fürsten Schwarzenberg, des Fürsten Metternich im Bezirk Landstraße, des Fürsten Liechtenstein im Bezirk Alsergrund mit ausgezeichneter Gemäldegalerie; die kaiserl. Hofstallungen und der Palast der ungar. adeligen Leibgarde im Bezirk Neubau, der Palast des Fürsten Auersperg im Bezirk Josephstadt, die k. k. Polytechnische Hochschule, das Theresianum und die evang. Realschule im Bezirk Wieden, das Carl-Theater in der Leopoldstadt, die sechs teils neuen, teils umgebauten Bahnhöfe u. s. w.

Unter den Kirchen der innern Stadt, die in acht kath. Pfarreien eingeteilt ist, neben welchen noch eine Pfarre der unierten Griechen besteht, sind die merkwürdigsten: die Metropolitankirche zu St. Stephan, eins der schönsten Denkmäler deutscher Baukunst, 1147 eingeweiht, um 1300 zum jetzigen Umfange begonnen und mit Ausnahme des noch unausgebauten zweiten großen Turms im 15. Jahrh. vollendet. Von dem roman. Bau stammt die Westfaçade mit den beiden Türmen, wovon das Riesenthor mit seinen Rundbogen und schönen Skulpturen besonders bemerkenswert ist. Das Innere des Doms, 108 m lang, im Mittelschiff 10,6 m, in den Seitenschiffen 8,8 m breit und 27,2 m hoch, enthält 38, mit Ausnahme eines gotischen durchgehends im Geschmack des 17. und 18. Jahrh. ausgeführte Altäre; 18 freistehende Pfeiler, auf denen die schönen Gewölbe ruhen; 31 hohe reichverzierte Fenster, von welchen die des mittlern Chors mit alten und die Mehrzahl der übrigen mit neuen Glasmalereien geschmückt sind; eine Kanzel von der zierlichsten Steinmetzarbeit, durch Anton Pilgram 1512 gefertigt und in jüngster Zeit restauriert; im Passionschor einen im J. 1885 neu aufgestellten got. Flügelaltar, den marmornen Taufstein vom J. 1481; die herrlichen Chorstühle im Mittelschiff, eine Arbeit Wilhelm Rollingers, 1481; zahlreiche Grabmäler, unter denen das Marmordenkmal Kaiser Friedrichs III. im Passionschor (von Niklas Lerch begonnen und vom Meister Michel Dichter 1513 vollendet), das Grabmal Herzog Rudolfs IV., das schöne Denkmal des Prinzen Eugen von Savoyen in der Kreuz- oder Tirnakapelle sich auszeichnen. Das riesige Dach der Kirche ist mit farbigen glasierten Ziegeln gedeckt. Der unterirdische Teil dieser Kirche besteht aus 30 mächtigen Gewölben, welche ungeheuere Katakomben bilden, und aus der alten Fürstengruft, wohin jedoch jetzt nur die Eingeweide der verstorbenen Mitglieder des kaiserl. Hauses in kupfernen Gefäßen übertragen werden. Der berühmte Turm, der stärkste in Europa, von den Meistern Wenzla von Klosterneuburg 1359 begonnen und Hans Brachawicz 1433 vollendet, 1860—64 in seinem obern Teile neu erbaut, hat 136,67 m Höhe, eine 22626 kg schwere Glocke (1711 aus eroberten türk. Kanonen gegossen) mit 728 kg schwerem Schwengel und bildet eine mit Kühnheit aufsteigende Pyramide, die allenthalben im Innern reich mit Zieraten im Spitzbogenstil geschmückt erscheint. (Vgl. Tschischka, «Der St. Stephansdom», Wien 1832; Perger, «Der Dom zu St. Stephan», Triest 1854.) Seit 1853 wird an der Restauration des Doms, anfangs unter Leitung des Architekten L. Ernst, seit 1862 unter jener Friedrich Schmidts ununterbrochen gearbeitet.

Die Augustiner- oder Hofpfarrkirche, 1339 im reinsten got. Stil erbaut, enthält Canovas berühmtes Monument der Erzherzogin Christine, Gemahlin des Herzogs Albrecht von Sachsen-Teschen, und in der anstoßenden Totenkapelle die Denkmäler Kaiser Leopolds II., des Feldmarschalls Daun u. a., und bewahrt in der Lorettokapelle die Herzen der verstorbenen Personen des Kaiserhauses in silbernen Urnen. Die in der jetzigen Gestalt um 1412 vollendete und 1820 restaurierte Kirche zu Maria am Gestade, mit einem neuern got. Hauptaltar und mit alten, sehr wertvollen Glasgemälden geschmückt, hat einen besonders schönen, 57 m hohen Turm, der sich oberhalb der Uhr in eine durchbrochene, aus Blättern und Zweigen geschlungene Kuppel von ungemeiner Leichtigkeit zusammenschließt und in einen großen Blumenkelch mit dem Kreuze endigt. Ferner sind zu erwähnen die got. Kirche zu Maria-Schnee am Minoritenplatze, im 14. Jahrh. vollendet, in welcher sich seit 1846 das Mosaikbild Raffaelis, eine Kopie des Abendmahls von Leonardo da Vinci in der Größe des Originals, befindet; die St. Michaels-Hofkirche, um 1221 erbaut, 1327—40 und 1416 vergrößert, mit dreischiffigem Langhause im Übergangsstil und got. Chor, schlankem Turm, einem großen Hochaltar von Alabaster aus dem J. 1781, einem alten Ölberg (1494) und zahlreichen Grabdenkmälern aus dem 16. und 17. Jahrh., die Schottenkirche, im 17. Jahrh. umgebaut, mit wertvollen Altarblättern und der Grabstätte des Babenbergers Herzog Heinrich Jasomirgott (gest. 1177), die Peterskirche von Fischer von Erlach und die Universitätskirche, reiche Spätrenaissancebauten mit schönen Fresken, die Kapuzinerkirche mit der Gruft der Habsburger (seit 1619) und die einfache kleine Ruprechtskirche, die älteste W.s. Unter den neuerbauten Kirchen der innern Stadt nimmt die 1879 vollendete Heilandskirche («Votivkirche») im got. Stil, nach dem Plane

Ferstels erbaut, den ersten Rang ein. Ihr zunächst kommt die griech. Kirche am Alten Fleischmarkt von Hansen 1858 erbaut. Unter den ältern Kirchen der Vorstadtbezirke ist die vorzüglichste die Pfarrkirche zu St. Karl von Borromeo in der Vorstadt Wieden, welche infolge eines Gelübdes Kaiser Karls VI. wegen Abwendung der Pest 1716 nach dem Plane Fischers von Erlach durch Martinelli nach dem Muster der Peterskirche in Rom aufgeführt worden ist. Außerdem verdienen Aufmerksamkeit die Kirche der Salesianerinnen mit ihrer mächtigen Kuppel; die berühmte Wallfahrtskirche Mariahilf und die Pfarrkirche Maria-Treu in der Josephstadt. Aus neuester Zeit stammen die St. Johanneskirche in der Leopoldstadt von Rösner mit schönen Fresken, die Altlerchenfelderkirche, von F. Müller 1853 im ital.-mittelalterlichen Stil ausgeführt und mit Fresken von Führich, Kupelwieser, Mayer ꝛc. geschmückt, die 1866 vollendete Elisabethkirche vor der Belvedere-Linie von Bergmann, die got. Pfarrkirchen unter den Weißgärbern in der Brigittenau und in Sechshaus (außerhalb der Linie), ferner die got. Lazaristenkirche am Neubau, sämtlich 1863—75 von Fr. Schmidt erbaut; die prot. Kirche im Bezirk Mariahilf 1846 von L. Förster im roman. Stil erbaut, u. s. w. Unter den jüd. Bethäusern ist von Bedeutung das 1853 von L. Förster erbaute in der Leopoldstadt. Bis 1874 bestanden fünf Friedhöfe für Katholiken, ein Friedhof für Protestanten und ein Friedhof für Israeliten. In diesem Jahre wurden die fünf kath. Friedhöfe, nachdem sie Eigentum der Gemeinde geworden, geschlossen und von der letztern bei Kaiser-Ebersdorf ein großer Centralfriedhof für die Leichen aller Konfessionen nach den Plänen der Architekten Bluntschli und Mylius in Frankfurt a. M. errichtet und dieser 1. Nov. 1874 eröffnet. Seit März 1879 werden auf dem Centralfriedhofe in einem gesonderten Raume auch die Leichen der Israeliten beerdigt; die Protestanten benutzen vorläufig noch ihren alten Friedhof.

W. hat zahlreiche Unterrichtsanstalten. Unter denselben steht obenan die 1365 von Herzog Rudolf IV. gegründete Universität mit vier Fakultäten. Außer einer bedeutenden Bibliothek besitzt sie treffliche wissenschaftliche Lehrmittelsammlungen und Hilfsinstitute. Eine andere Hochschule ist die polytechnische, 1815 als polytechnisches Institut gegründet und 1870 neu organisiert. Eine dritte Hochschule ist die Akademie der bildenden Künste, gegründet 1707, reorganisiert 1872, und eine vierte die Hochschule für Bodenkultur (1872 gegründet). Ferner bestehen in W.: eine höhere Bildungsanstalt für kath. Weltpriester, eine evang.-theol. Fakultät, eine Handelsakademie, eine Kriegsschule, eine Central-Kavallerieschule, eine orient. Akademie zur Heranbildung für den diplomatischen Dienst im Orient, ein Musikkonservatorium, 10 Gymnasien, 12 Realschulen und 2 Realgymnasien, eine größere Zahl von gewerblichen Fortbildungsschulen, 2 Lehrerbildungsanstalten, 5 Lehrerinnenbildungsanstalten, 146 städtische, Volks- und Bürgerschulen; außerdem eine bedeutende Anzahl Privatunterrichts- und Fachbildungsanstalten. Sehr groß ist auch die Anzahl der Erziehungsanstalten. Die vorzüglichsten davon sind: das erzbischöfl. Seminar und das Klerikalseminar für die griech. Katholiken, das Pázmánysche Kollegium für Kleriker aus den ungar. Diöcesen, das Civil-Mädchenpensionat, das Offizierstöchter-Institut (in Hernals), die Erziehungsanstalt der Salesianerinnen, die Theresianische Akademie (1749 und 1751 für junge Edelleute gestiftet, seit 1849 auch unadeligen Zöglingen eröffnet), das gräfl. Löwenburgsche Konvikt für Knaben und Jünglinge, das erzbischöfl. Diöcesan-Knabenseminarium, das große k. k. Waisenhaus, sechs städtische Waisenhäuser u. s. w.

Unter den Bibliotheken sind die vorzüglichsten: die kaiserl. Hofbibliothek in einem mit Fresken von Daniel Gran geschmückten, 76 m langen und 14,3 m breiten Saale mit ovaler Kuppel und mehrern Nebensälen am Josephsplatze; die Universitätsbibliothek; die Kriegsbibliothek mit einer Sammlung topogr. Karten und Pläne; die Bibliotheken der Polytechnischen Hochschule, der orient. Akademie, letztere mit einem Schatze orient. Manuskripte; die kaiserl. Privat- und Fideikommißbibliothek mit einer großen Porträtsammlung; die Stadtbibliothek, verbunden mit einer reichen Sammlung von Abbildungen, auf die Topographie und Geschichte W.s Bezug nehmend; die Bibliothek des Fürsten von Liechtenstein. Von Klosterbibliotheken sind zu bemerken: die der Benediktiner zu den Schotten, der Dominikaner und Franziskaner. Unter den Kunstsammlungen steht obenan die kaiserl. Gemäldegalerie im obern Belvedere mit Werken aus allen Schulen und besonders ausgezeichneten Bildern von Tizian, Rubens, van Dyck, Dürer u. a. Ferner sind zu erwähnen die Gemäldesammlung der Akademie der bildenden Künste, die fürstl. Liechtensteinsche, mit herrlichen Bildern von Rubens, die Galerien Czernin, Harrach u. s. w. Vor allem sehenswert ist die kaiserl. Schatzkammer (Habsburg-Lothringischer Hausschatz) in der Burg, mit der Krone und dem Kaiserornate Karls d. Gr., den kaiserl. Reichsinsignien, dem überaus kostbaren Familienschmuck, unschätzbaren Kleinodien, wie dem 133½ Karat schweren florent. Diamanten, dem größten bekannten Smaragd und Kostbarkeiten aller Art. Von hoher Bedeutung ist die k. k. Münz- und Antikensammlung mit dem bisher unübertroffenen Schatz antiker Kameen und Intaglios (darunter der berühmte Onyx: die Apotheose des Augustus), herrlichen antiken Gold-, Silber- und Bronzedenkmalen, einer großen Vasensammlung; die berühmte Kupferstichsammlung «Albertina» im Palais des Erzherzogs Albrecht, das k. k. Österreichische Museum für Kunst und Industrie, das Orientalische Museum, die Papyrussammlung Erzherzogs Rainer, das technolog. Gewerbemuseum u. s. w. Einen großen Schatz von Sehenswürdigkeiten enthalten die Sammlung von Waffen und Rüstungen des kaiserl. Hauses im Arsenal, die vom Erzherzog Ferdinand von Tirol (gest. 1595) gegründete und nach ihrem frühern Aufstellungsorte benannte Ambraser Sammlung mit vielen historisch beglaubigten Rüstungen berühmter Männer des 16. Jahrh., wertvollen Porträts und Kunstwerken des Mittelalters und neuerer Zeit, mit welcher das Kabinett ägypt. Altertümer verbunden ist, und das Waffenmuseum der Stadt Wien. Die k. k. naturhistorischen Museen zerfallen in das zoologische, botanische und mineralogische, und wetteifern mit den berühmtesten Sammlungen dieser Art. Unter den botan. Gärten zeichnet sich der der Universität aus.

Sehr zahlreich sind die Institute und Vereine zur Förderung der Wissenschaft, Kunst und verschiedenartiger gemeinnütziger Zwecke. Vor allem ist hier zu erwähnen die kaiserl. Akademie der Wissenschaften,

1846 gegründet. Dieselbe zerfällt in die mathem.-naturwissenschaftliche und die histor.-philos. Klasse, mit einem Präsidenten, einem Vizepräsidenten, zwei Sekretären, und besteht aus 60 inländischen wirklichen und 120 korrespondierenden Mitgliedern, 24 Ehrenmitgliedern (8 für das Inland, 16 für das Ausland), zu gleichen Teilen für beide Klassen. Ferner gehören hierher die Geologische Reichsanstalt, die Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus, das militärisch-geogr. Institut, durch seine ausgezeichneten Leistungen im Fache der Kartographie bekannt; die statist. Centralkommission und die Kommission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und histor. Denkmale; die niederösterr. Landwirtschaftsgesellschaft, die Gartenbaugesellschaft, der Reichsforstverein, der niederösterr. Gewerbeverein, die Gesellschaft der Ärzte, der Verein für niederösterr. Landeskunde, der Alpenverein, der Ingenieur- und Architektenverein, die Wiener Künstlergenossenschaft, der österr. Kunstverein, die Gesellschaft der Musikfreunde des österr. Kaiserstaats, mehrere kaufmännische Vereine, außerdem zahlreiche polit. Bildungs- und gesellige Vereine (Gesamtzahl mehr als 2000), das Casino der Adeligen u. a. Ausgezeichnet sind die Anstalten für Arme, Kranke, für Waisen und Invaliden. Zu erwähnen sind hier nur das k. k. allgemeine Krankenhaus im Alsergrund, von ungeheuerm Umfange, mit 11 Höfen und mehr als 100 Krankensälen; das k. k. Krankenhaus auf der Wieden, und die k. k. Krankenanstalt Rudolfsstiftung auf der Landstraße; die niederösterr. Landes-Irrenheil- und Pflegeanstalt, das Krankenhaus im Kloster der Barmherzigen Brüder in der Leopoldstadt, das der Elisabethinernonnen auf der Landstraße, der Barmherzigen Schwestern zu Gumpendorf und in der Leopoldstadt, das Israelitenspital; die Findelanstalt, die niederösterr. Landes-Gebäranstalt; das k. k. Taubstummen- und die Blindeninstitute für Erwachsene und Kinder, das Invalidenhaus; die sechs städtischen Versorgungsanstalten; viele Säuglings- und Kleinkinderbewahranstalten u. s. w. Groß ist überdies die Zahl der Privat-Krankenanstalten, Wohlthätigkeitsvereine u. s. w.

Das Verkehrsleben W.s nahm im Zusammenhang mit den polit. und volkswirtschaftlichen Verhältnissen einen außerordentlichen Aufschwung, insbesondere so lange, als es der Mittelpunkt des österr. Handels und der Knotenpunkt des Eisenbahnnetzes war. Je mehr aber Ungarn in kultureller Beziehung fortschreitet und eine selbständige wirtschaftliche Stellung anstrebt, desto mehr wird W. in seiner weitern Entwickelung beeinträchtigt. Sieben Bahnen, deren Schienenstränge mit ihren weitverzweigten Ausästungen alle Teile der Monarchie durchziehen, münden in W. ein: die Kaiser-Ferdinands-Nordbahn (seit 1836), die Südbahn (seit 1841), die Westbahn (seit 1856), die Franz-Josephsbahn (seit 1866), die Österreichisch-Ungarische Staatsbahn (seit 1855), die Nordwestbahn (seit 1868) und die Aspangbahn (seit 1877); die Mehrzahl derselben steht teils mittelbar, teils unmittelbar durch die Verbindungs- und Donau-Uferbahn im Zusammenhang. Für den Personen- und Frachtenverkehr zu Wasser besteht die Donaudampfschiffahrtsgesellschaft (seit 1835). Den Güterverkehr zu Lande vermitteln überdies noch 80 Großfuhrleute und 370 Kleinfuhrleute und den lokalen Verkehr 1200 Fiaker und Stadtlohnkutscher, 1100 Einspänner und mehr als 960 Omnibusse. Außerdem besitzt W. zwei Pferdebahnen; die Anlage einer Stadtbahn ist beabsichtigt. Nebst dem Staatstelegraphen besteht eine Privat-Telegraphenanstalt. Botengänge und kleinere Frachten besorgen vier Dienstmanninstitute. Als Handelsplatz bildet W. ungeachtet der seit 1867 eingetretenen dualistischen Gestaltung des Reichs noch immer das Centrum, von welchem aus sich der Warenverkehr im Innern der Monarchie entwickelt und insbesondere die Mode- und Luxus-Artikel bezogen werden. Auch nach außen hin erweiterten sich die Absatzgebiete der wiener Industrie. In jüngster Zeit wurden auch Anstrengungen gemacht, W. zum Hauptgetreidemarktplatz zu gestalten. Längs des Donaustroms wurden von den Gesellschaften große Einlagerungsdepôts errichtet. Die Gemeinde selbst errichtete ein Lagerhaus und im Sommer wird hier ein bedeutender Saatmarkt abgehalten. Große Fortschritte machte W. auf einzelnen Gebieten der Luxusindustrie durch den sich darin entwickelnden geläuterten Geschmack der Kunstgewerbe. W. deckt nicht nur den eigenen Bedarf in den meisten Luxusartikeln, sondern hat auch einen bedeutenden Export. Im Verein mit den zum Polizeirayon W. gehörigen umliegenden Vororten Rudolfsheim, Fünf- und Sechshaus, Währing, Ottakring, Hernals und Nußdorf fabriziert W. alle Arten von Baumwollwaren, Seidenzeugen, Shawls, Gold- und Silberarbeiten, Schlosser-, Galanterie- und Tischlerwaren, feuerfeste Kassen und Schränke, Wagen und Handschuhe, Klaviere &c. Die Zahl der Gewerbtreibenden war im J. 1881 52000. Ausgezeichnet ist auch die Bierbrauerei. Mächtig entwickelte sich das Geld- und Kreditwesen seit 1867 und rief viele neue Institute hervor, deren Mittelpunkt die Börse ist. Die bedeutendsten Aktien-Gesellschaften für Kredit, Industrie, Handel und Gewerbe sind die Österreichisch-Ungarische Bank, die Kreditanstalt, die Länderbank, der Wiener Bankverein, die Niederösterreichische Escompte-Gesellschaft, die Anglo-Österreichische Bank, die Unionbank und die Bodenkreditanstalt.

Die Verwaltung der Stadtgemeinde ist seit 1850 autonom. Der Gemeinderat besteht aus 120 Mitgliedern, dem als vollziehendes Organ der Magistrat zur Seite steht, welcher zugleich die Stellung einer polit. Behörde besitzt. Die Einnahmen der Gemeinde beliefen sich im J. 1884 auf 16836858 Fl., die Ausgaben auf 16666136 Fl. Für die öffentliche Ordnung und Sicherheit sorgen in dem auf die benachbarten Ortschaften ausgedehnten Polizeirayon von W. eine k. k. Polizeidirektion und 17 ihr unterstehende Polizeikommissariate und eine Civilpolizeiwache. Unter den Badeanstalten sind die größten: das städtische Bad (mit dem Aufwande von nahezu einer Million im Bette des regulierten Donaustroms erbaut), das röm. Bad und das Dianabad in der Leopoldstadt, das Sophienbad auf der Landstraße, das Florabad und Herculanumbad im Bezirk Wieden, das Margaretenbad in Margareten und das Esterházybad in Mariahilf. An Theatern bestehen: das Hofburgtheater, das Hofoperntheater, das Theater an der Wien, das Carl-Theater in der Leopoldstadt, das Theater in der Josephstadt und Fürsts Volkstheater im Prater. Den ersten Rang behauptet seit Joseph II. nicht bloß in Wien, sondern in ganz Deutschland das Hofburgtheater auf dem Gebiete der Tragödie, des Schauspiels und des Lustspiels. An ihm wirkten Schauspieler wie

Schröder, Brockmann, Ochsenheimer, Lange, Anschütz, Korn, Fichtner, Löwe u. s. w. und Schauspielerinnen wie Jaquet, Adamberger, Sophie Schröder, Rettich, Neumann, Haizinger u. s. w. In früherer Zeit nahm das Theater unter der Direktion J. Schreyvogels (West), in neuester Zeit unter der Direktion H. Laubes bedeutenden Aufschwung. Gegenwärtig leitet das Theater A. Wilbrandt. Das nach Plänen Hasenauers neuerbaute Burgtheater wird voraussichtlich im Oktober 1887 eröffnet werden. Dieselbe Bedeutung hat für die Musik und das Ballett das Hofoperntheater, das durch den Glanz seiner Kräfte und der scenischen Ausstattung gleichfalls alle deutschen Bühnen überragt. Dasselbe besteht seit dem J. 1869 in dem nach den Plänen van der Nülls erbauten neuen Hause am Opernring und wird gegenwärtig von W. Jahn dirigiert. Von den übrigen Theatern pflegt das Theater an der Wien und das Carl-Theater vorzüglich die Operette und das Theater in der Josephstadt die Lokalposse. Zwei Theater, das Stadttheater und die komische Oper, verlor W. durch Brand. Am belebtesten ist W. im Frühjahr, ehe der Adel auf seine Güter geht, und dann bildet der **Prater**, ein 1½ Stunde langer Lustwald, der am Ende der Praterstraße beginnt und am Zusammenfluß des Donauarms mit dem Hauptstrom unter dem Lusthaus endet, den Glanzpunkt des geselligen Lebens. Eine herrliche Allee von vier Reihen Roßkastanien durchschneidet denselben. Links von dieser ist der Volks-(Wurstl-)prater mit etwa 100 Gasthäusern u. s. w., welcher aus Anlaß der Weltausstellung 1873 ganz umgestaltet wurde und an Sonn- und Feiertagen von den untern Volksklassen zahlreich besucht wird. Die Hauptallee bildet den Corso der Wiener, der besonders am Ostermontag und 1. Mai durch den Wetteifer des reichen Adels im Glanze der Equipagen und Livreen ein seltenes Schauspiel bietet. Rechts von der Hauptallee wurde eine neue Parkanlage geschaffen. Im Prater fand 1873 die wiener Weltausstellung statt, an welche noch die mächtige Rotunde des Weltausstellungspalastes, sowie die von der Demolierung verschonten Gebäude der Kunstausstellung erinnern. Links vom Prater führt die Kaiser-Josephstraße nach dem Augarten, einer einfachen, aber großartigen Parkanlage, 1775 von Joseph II. dem Publikum eröffnet. Außerdem gehören zu den öffentlichen Promenaden der neuangelegte Stadtpark mit dem schönen Kursalon und dem Schubert-Monument und der Volksgarten bei der kaiserl. Burg mit dem Theseustempel, in dem Canovas kolossale Marmorgruppe Theseus und der Centaur aufgestellt ist. Dem Volksgarten gegenüber erstreckt sich der Kaisergarten, der aber dem Publikum verschlossen ist. In jüngster Zeit entstanden außer dem Stadtpark die Parkanlagen vor der Polytechnischen Hochschule mit dem ehernen Standbilde Ressels, des Erfinders der Dampfschraube, am Franz-Josephs-Kai, vor dem neuen Rathause und der Votivkirche, ferner der Schönbornsche und der Esterházysche Park, beide jetzt Eigentum der Gemeinde. Die Gärten der Fürsten Liechtenstein und Schwarzenberg, der botan. Garten der Universität und der Garten des Belvedere sind gleichfalls dem allgemeinen Besuche geöffnet. Zahlreich sind die Sommerfrischen rings um W. Hierher gehören vor allen die kaiserl. Lustschlösser Schönbrunn (s. d.), der gewöhnliche Sommeraufenthalt des Hofs, mit dem berühmten Park, dem botan. Garten, einer großen Menagerie u. s. w., Hetzendorf und Laxenburg. Das letztere Schloß, gegenwärtig vom Kronprinzen bewohnt, ist mit einem schönen Park und der Franzensburg, einer Nachbildung einer Burg des 15. Jahrh., und einer Fülle mittelalterlicher Gegenstände ausgestattet. In jüngster Zeit entstand ein neues kaiserl. Lustschloß in Speising am Eingang in den kaiserl. Tiergarten. Reizende Waldpartien enthalten Dornbach und der Kahlenberg (s. d.), dessen Höhe mittels einer Zahnradbahn von Nußdorf aus leicht erreichbar ist und an dessen nördl. Abhang das Dorf Weidling und das uralte Stift Klosterneuburg mit einer reichen Bibliothek und sehenswerten Altertümern in der Schatzkammer liegen. Südwestlich von W. liegt, 15 km entfernt, das romantische Thal der Brühl und 20 km entfernt die Stadt Baden (s. d.) in reizender Gegend mit schönen Anlagen. Auch der Wienerwald bietet mit seinen Höhen und Thälern unerschöpfliche Naturgenüsse. Die reizenden Ortschaften am Fuße der Gebirge dienen den Wienern zum Sommeraufenthalt und befinden sich im raschen Emporblühen.

Geschichtliches. Die Stadt W. ist aus dem Standlager **Vindobona** hervorgegangen, welches die Römer zur Beherrschung der Donau und Abwehr feindlicher Einfälle hier an der nördl. Grenze des Reichs aufgeschlagen hatten. Zahlreiche Römerdenkmale sprechen dafür. Die Geschichte W.s hat ihre Hauptbedeutung nach den Beziehungen der Stadt als strategisch wichtiger Punkt, als Vormauer gegen die Osmanen, als Handels- und Residenzstadt. Mit dem 5. Jahrh. endete die Römerherrschaft, und die Stadt wurde die Beute wilder Scharen während der großen Völkerwanderung, bis das ganze Land in die Gewalt Karls d. Gr. fiel, der die Ostmark begründete. Die Markgrafen wohnten zu Melk und später auf dem Kahlenberge. Markgraf Leopold der Heilige, aus dem Hause Babenberg (gest. 1136), erscheint als der Wiederhersteller W.s, welches sein Sohn Herzog Heinrich I. Jasomirgott noch mehr emporhob, indem er hier seine Residenz aufschlug und 1158 das Schottenkloster stiftete. Unter Herzog Leopold VI. (1221) erhielt W. ein Stadtrecht, wodurch Handel, Erwerb und Ordnung der innern Angelegenheiten der Stadt sich merklich hoben. Alte, zum Teil sagenhafte Nachrichten verkünden das Glück jener Tage. Besonders blühte W. empor unter den Regierungen Herzog Rudolfs IV. (gest. 1365) und Albrechts III., von welchen ersterer die Universität gründete, den Umbau der St. Stephanskirche in ihrem gegenwärtigen Umfange begann und die wichtigsten städtischen Einrichtungen ins Leben rief. In den J. 1381, 1541 und 1564, 1679 und 1713 wütete hier die Pest, 1679 starben 122000 Menschen. Schwer litt W. während der Türkenkriege. Zweimal, 1529 und 1683, belagerten letztere die Stadt, sämtliche Vorstädte verwüstend, ohne dieselbe jedoch zu erobern. Erst nach dem J. 1683 und den Siegen des Prinzen Eugen begann das Wiederemporblühen W.s, welches Karl VI., Maria Theresia und Joseph II. mächtig förderten. W. wurde 1480 zum Bistum, 1723 zum Erzbistum erhoben. Im Kriege mit den Franzosen wurde es von diesen zweimal, 13. Nov. 1805 und 12. Mai 1809, besetzt. Im J. 1815 ward hier der Wiener Kongreß (s. d.) und 1819 ein Ministerkongreß gehalten. Nach den blutigen Scenen im Okt. 1848 wurde W. 31. Okt. unter lebhafter Gegen-

mehr der Empörer von der kaiserl. Armee mit bewaffneter Hand eingenommen. (S. Österreichisch-Ungarische Monarchie.)

Vgl. Hormayr, «W., seine Geschicke und seine Denkwürdigkeiten» (9 Bde., Wien 1823—29); Tschischka, «Geschichte der Stadt W.» (Stuttg. 1846—47); Weiß, «Geschichte der Stadt W.» (2. Aufl., Wien 1882); Bermann, «Alt und Neuwien» (Wien 1879); Aschbach, «Geschichte der wiener Universität im ersten Jahrhundert ihres Bestehens» (Wien 1865); Waagen, «Die vornehmsten Kunstdenkmäler in W.» (2 Bde., Wien 1866—67); K. von Lützow, «Wiener Monumentalbauten» (Wien 1878); Grieben, «W. und Umgebungen» (6. Aufl., Berl. 1865); Bucher und Weiß, «Wien» (2 Tle., Wien 1868); Weiß, «Topographie der Stadt W.» (Wien 1876); Seis, «Führer durch W. und Umgebung» (5. Aufl., Wien 1880); Feldmann, «W.s architektonische Entwickelung seit 1848» (in «Unsere Zeit», Jahrg. 1878, 1. Hälfte); Bermann, «Illustrierter Führer durch W. und Umgebungen» (4. Aufl., Wien 1885); «Illustrierter Führer durch W. und Umgebungen» (5. Aufl., Wien 1885).

Wienbarg (Ludolf), deutscher Schriftsteller, geb. 25. Dez. 1802 zu Altona, studierte in Kiel und in Bonn und las dann an ersterm Orte ein Semester lang über Ästhetik und deutsche Litteratur. Hierauf ging er nach Frankfurt a. M. und verband sich mit Gutzkow zur Herausgabe der «Deutschen Revue», die aber unterdrückt wurde. Da die Proskribierung des Jungen Deutschland auch ihn traf, so lebte er eine Zeit lang am Rhein und ging dann nach Hamburg, wo er längere Zeit den kritischen Teil der «Börsenhalle», dann nacheinander die Mitredaction der «Hamburger neuen Zeitung», des «Altonaer Merkur» und der «Litterarisch-kritischen Blätter» (bis 1847) besorgte. Nach dem schlesw.-holstein. Kriege, an dem er sich als Freiwilliger beteiligte, lebte er wieder zu Hamburg und Altona, war seit 1864 eifriger Mitarbeiter der deutsch-nationalen «Altonaer Nachrichten» und starb daselbst 2. Jan. 1872. W. vereinigte als Schriftsteller ein gründliches Wissen mit den eleganten Formen des Journalisten. Er schrieb «Holland in den J. 1831 und 1832» (2 Bde., Hamb. 1833), «Tagebuch von Helgoland» (Hamb. 1838), «Ästhetische Feldzüge» (Hamb. 1834), «Zur neuesten Litteratur» (Mannh. 1835; 2. Aufl., Hamb. 1838). Von seinen «Vermischten Schriften» ist nur ein Band erschienen (Altona 1840). In dem «Geheimnis des Worts» (Kiel 1852) machte er den Versuch, in die ursprüngliche schöpferische Gemeinsamkeit von Wort und Mythe einzudringen. Durch die Ereignisse der Zeit wurden hervorgerufen: «Der dän. Fehdehandschuh. Aufgenommen von W.» (Hamb. 1846), «Darstellungen aus den schlesw.-holstein. Feldzügen» (Bd. 1 und 2, Kiel 1850—51) und «Geschichte Schleswigs» (2 Tle., Hamb. 1861—62). Vgl. «Ludolf W.» (in «Unsere Zeit», Jahrg. 1872, 1. Hälfte).

Wiener Friedensschlüsse. In Wien wurden folgende vier Frieden abgeschlossen:

In dem Wiener Frieden vom 18. November 1738, dem die am 3. Okt. 1735 abgeschlossenen Präliminarien vorausgegangen waren, trat Kaiser Karl VI. das Königreich beider Sicilien an den span. Infanten Don Carlos (Karl III.) ab und erhielt zur Entschädigung die Herzogtümer Parma und Piacenza. Das durch Aussterben des Hauses Medici erledigte Großherzogtum Toscana ward dem Herzog Franz Stephan von Lothringen (nachmals Kaiser Franz I.) zugeteilt. Dagegen fiel dessen Erbland Lothringen an den entthronten König Stanislaus I. Leszczynski von Polen und nach dessen Tode (1766) an Frankreich. Endlich ward das Königreich Sardinien durch die mailändischen Distrikte Novara und Tortona vergrößert.

Der Wiener Friede vom 14. Oktober 1809 wurde in dem benachbarten Lustschloß Schönbrunn abgeschlossen, wo der siegreiche Napoleon I. sein Hauptquartier genommen hatte. Kaiser Franz I. von Österreich mußte darin abtreten: 1) Salzburg mit Berchtesgaden, das Innviertel und den westl. Teil des Hausruckviertels, was Napoleon dem Königreich Bayern zuteilte; 2) einige zu Böhmen gehörige Enklaven in der sächs. Oberlausitz an das Königreich Sachsen; 3) den Villacher Kreis von Kärnten, Krain, das Küstenland (Triest, Görz und Istrien), sowie das zu Ungarn und Kroatien gehörige Gebiet am rechten (südl.) Ufer der Save, was Napoleon später zu dem neugebildeten franz. Gouvernement der Illyrischen Provinzen schlug; 4) die enklavierte Herrschaft Rhäzüns in Graubünden; 5) Westgalizien nebst Krakau und den Zamosker Kreis von Ostgalizien, sowie die Hälfte des Salzbergwerks Wieliczka an das Herzogtum Warschau; 6) ein Gebiet mit 400000 Seelen von Ostgalizien, das 1810 auf den Tarnopoler und Czortkower Kreis fixiert wurde, an das Kaisertum Rußland. Österreich verlor somit über 110000 qkm mit 3 Mill. E. und ward ganz vom Adriatischen Meere abgeschnitten. Die von Napoleon 24. April 1809 verfügte Aufhebung des Deutschen Ordens in den Rheinbundstaaten wurde bestätigt, und der Deutschmeister Erzherzog Anton mußte seinen Ansprüchen auf Mergentheim entsagen, das an Württemberg kam. Außerdem anerkannte Österreich die in Spanien, Portugal und Italien vorgefallenen Besitzveränderungen, trat dem Kontinentalsystem (s. d.) bei und zahlte 85 Mill. Frs. Kriegskontribution.

Der Wiener Friede von 1864 beendigte den zwischen Österreich und Preußen einerseits, Dänemark andererseits geführten Krieg in Schleswig-Holstein, und zwar wurden die Präliminarien 1. Aug., der Definitivtraktat 30. Okt. abgeschlossen. Darin trat der dän. König Christian IX. alle seine Rechte auf die Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg an den Kaiser Franz Joseph I. von Österreich und den König Wilhelm I. von Preußen ab und versprach, deren weitere Dispositionen über diese Lande anzuerkennen. Außer einer zweckmäßigen Grenzregulierung wurde stipuliert, daß die Herzogtümer von der dän. Gesamtschuld 29 Mill. dän. Thaler (= 21¾ Mill. Vereinsthaler) und überdies die Rückerstattung der Kriegskosten an die verbündeten Großmächte übernehmen sollten. (S. Schleswig-Holstein.) Das aus diesem Frieden hervorgehende österr.-preuß. Kondominat wurde die Quelle des Konflikts, welcher zum Deutschen Kriege von 1866 führte.

In dem Wiener Frieden vom 3. Oktober 1866, welcher zwischen dem Kaiser Franz Joseph I. von Österreich und dem König Victor Emanuel II. von Italien abgeschlossen wurde, gab ersterer seine Zustimmung zur Vereinigung des (4. Juli 1866 an Napoleon III. abgetretenen) Lombardisch-Venetianischen Königreichs mit dem Königreich Italien, wogegen letzterer sich verpflichtete, die auf dieser Provinz haftenden Schulden zu über-

nehmen und 35 Mill. Fl. an die österr. Staatskasse zu bezahlen. Zugleich ward die lombard. Eiserne Krone an Victor Emanuel II. ausgeliefert.

Wiener Grün, eine Art Schweinfurter Grün.

Wiener Kongreß. Der Schlußartikel des Ersten Pariser Friedens vom 30. Mai 1814 enthielt die Bestimmung, daß alle bei dem Kriege gegen Napoleon I. beteiligt gewesenen Mächte Abgesandte nach Wien schicken sollten, um dort auf einem Kongreß den Friedensvertrag vollends auszuführen. Auch die Sieger untereinander waren bereits durch Verträge gebunden. Dem Kronprinzen (Karl XIV. Johann) von Schweden war Norwegen als Entschädigung für das verlorene Finland zugesichert. Die Verträge von Kalisch und Reichenbach sprachen die Herstellung Preußens in dem Umfang von 1806 aus. Der Vertrag von Teplitz that ein Ähnliches rücksichtlich Österreichs und bestimmte die Auflösung des Rheinbundes, sowie die Wiedereinsetzung des Welfenhauses in Hannover und Braunschweig. Österreich und Großbritannien hatten dem König Joachim Murat den Besitz von Neapel garantiert. Desgleichen waren Verträge mit den span. Cortes und mit Portugal, mit Bayern (zu Ried), Württemberg und den meisten Rheinbundstaaten geschlossen. Der Anfang des Wiener Kongresses wurde bis zum 1. Okt. 1814 verschoben. Außer den Monarchen von Rußland, Preußen, Dänemark, Bayern, Württemberg, Baden, Hessen-Kassel und einer Menge anderer fürstl. Personen erschienen daselbst alle namhaften Diplomaten der Zeit (Metternich, Nesselrode, Castlereagh, Münster, Hardenberg, Talleyrand u. s. w.). Die kleinsten deutschen Fürsten und Freien Städte waren durch Abgeordnete vertreten. Auch Stein war anwesend. Kaiser Franz I. von Österreich gewährte eine verschwenderische Gastfreundschaft. In dem fortwährenden Taumel von Vergnügungen gingen die Geschäfte nur langsam vorwärts, und erst die Rückkehr Napoleons von Elba beschleunigte den Abschluß.

Die Bevollmächtigten der vier alliierten Großmächte, Österreich, Großbritannien, Preußen, Rußland, begannen mit dem Beschluß, daß zwei Ausschüsse, der eine für die deutschen, der andere für die europ. Angelegenheiten, für Länderverteilung und Grenzbestimmung niedergesetzt werden sollten. Der letztere sollte nur aus den Bevollmächtigten der vier Mächte bestehen. Allein Talleyrand wußte dies geschickt zu vereiteln und es dahin zu bringen, daß auch Frankreich, Spanien, Portugal und Schweden als Mitunterzeichner und Teilnehmer des Ersten Pariser Friedens zugelassen wurden. Am 8. Okt. erließ der so konstituierte Ausschuß die Erklärung, daß er alle Fragen insoweit ordnen würde, bis dieselben zur Verhandlung mit den einzelnen Beteiligten reif wären. Die kleinern Mächte, welche auf Plenarsitzungen und eine Art europ. Parlament gerechnet hatten, sahen sich dadurch ganz in den Hintergrund gedrängt. Die Hauptfragen betrafen Sachsen und Polen. Kaiser Alexander I. von Rußland forderte das Herzogtum Warschau, um daraus ein Königreich Polen unter russ. Protektorat zu gründen, und durfte dabei bestimmt auf die Unterstützung Preußens zählen, indem König Friedrich Wilhelm III. ebenfalls seine Hauptforderung, die Einverleibung des ganzen Königreichs Sachsen in die preuß. Monarchie, nur mit Rußlands Hilfe durchsetzen konnte. Bereits hatte Preußen am 8. Nov., auch mit Zustimmung Großbritanniens und Österreichs, förmlich die Verwaltung von Sachsen übernommen. Talleyrand, dessen Einfluß inmitten der Entzweiung wuchs, verstand es jedoch, den gegen Sachsen gerichteten Schlag als dem Prinzip der Legitimität widerstreitend darzustellen. Castlereagh, der anfangs hauptsächlich nur den russ. Vergrößerungsplänen entgegentrat, wurde allmählich gleichfalls gegen Preußen verstimmt. Auch Österreich, das schon aus Familienrücksichten die Vernichtung Sachsens nicht wünschte, außerdem aber die Abrundung Preußens und dessen Grenznachbarschaft an den böhm. Pässen hintertreiben wollte, gab endlich offen zu verstehen, daß es höchstens in eine Teilung des sächs. Gebiets willigen würde. Die Hartnäckigkeit, womit eine Partei der andern entgegentrat, schien Europa mit einem neuen Kriege zu bedrohen. Indessen erklärte Kaiser Alexander, daß er, um einen Krieg zu verhindern, in eine Teilung des Herzogtums Warschau willigen würde. Die vier alliierten Mächte schritten nach dieser Eröffnung am Ende Dez. 1814 zur Errichtung des sog. Ausschusses für Polen und Sachsen, in den auch Talleyrand eintreten durfte. Die Forderung Alexanders war früher auch auf die Städte Thorn und Krakau gegangen. Jetzt bewilligte er, daß Thorn und Krakau, zur Deckung der preuß. und österr. Grenze, freie und neutrale Städte werden sollten. Auch sollte Preußen das jetzige Großherzogtum Posen erhalten; an Österreich wollte er das im Wiener Frieden von 1809 an Rußland abgetretene Stück von Ostgalizien zurückgeben. Dagegen behielt Alexander sich vor, aus dem Überrest des Herzogtums Warschau ein poln. Königreich mit nationalen und liberalen Institutionen zu bilden.

Ungeachtet die poln. Angelegenheit auf diese Weise glücklich fortschritt, drohte doch die sächs. Frage den Kongreß gänzlich zu sprengen. Hardenberg erklärte, daß es im Interesse Europas liege, ein starkes, durch Sachsen abgerundetes Preußen zu schaffen; daß der König Friedrich August I. sein Land völkerrechtlich verwirkt habe; daß die sächs. Bevölkerung selbst wünschen müsse, nicht geteilt zu werden, sondern im ganzen an Preußen zu fallen. Der sächsische König sollte dafür eine Gebietsentschädigung in Westfalen oder auf dem linken Rheinufer erhalten. Auf die Drohung Hardenbergs, Preußen werde seine Rechte zu verteidigen wissen, einigten sich sogar Österreich, Großbritannien und Frankreich 3. Jan. 1815 zu einem geheimen Defensivtraktat; Bayern, Hannover, die Niederlande, sogar Hessen-Darmstadt wurden zum Beitritt eingeladen. Indes keine Großmacht hatte den ernstlichen Willen zum Kriege. Auch gelang es Metternich, allmählich den preuß. Widerstand zu ermüden und für den Plan einer Teilung Sachsens zu gewinnen. Hardenberg forderte zuletzt nur etwa den dritten Teil der sächs. Bevölkerung, wollte aber wenigstens eine große Stadt, und zwar Leipzig, eingeschlossen wissen. Erst als Rußland sich erbot, Thorn an Preußen zu überlassen, stand Hardenberg von der Forderung auf Leipzig ab (Febr. 1815). Der vollständige Abschluß der poln.-sächs. Frage durch förmliche Verträge erfolgte erst später im Drange der Umstände, nach Napoleons Rückkehr von Elba. Nach einem Beschlusse des Ausschusses reisten Metternich, Talleyrand und der Herzog von Wellington nach Preßburg zum sächs. König Friedrich August I., vermochten jedoch die Unterzeichnung des Teilungsvertrags, in dem Preußen die jetzige

Provinz Sachsen und den größten Teil der Lausitz erhielt, erst 18. Mai 1815 zu Wien zu Stande zu bringen. Zuvor schon, 8. April, schlossen Österreich, Preußen und Rußland einen Vertrag, wodurch Krakau zu einem neutralen, unter dem Schutz der drei Mächte stehenden Freistaat erklärt wurde; 3. Mai folgte die Unterzeichnung von drei Verträgen zwischen den drei Mächten, welche die getroffene Teilung des Herzogtums Warschau, sowie die Grenzen und die Verfassungsform der Republik Krakau genauer bestimmten.

Als weitere Entschädigung für die Abtretung Ostfrieslands, Hildesheims u. s. w. an Hannover, Ansbachs und Bayreuths an Bayern, Lauenburgs an Dänemark, erhielt Preußen die gegenwärtige Rheinprovinz, Westfalen und Schwedisch-Pommern. Die Schöpfung des Königreichs der Niederlande, die Großbritannien eifrig betrieb und wofür es sich mit niederländ. Kolonien bezahlt machte, wurde den deutschen Mächten als eine Vormauer gegen Frankreich eingeredet. Gleichzeitig erhielt die niederländ. Dynastie als Entschädigung für ihre abgetretenen nassauischen Erblande das Großherzogtum Luxemburg. Dänemark, das inzwischen Norwegen an Schweden abgetreten hatte, mußte den dafür gebotenen Ersatz, Schwedisch-Pommern, an Preußen überlassen und sich mit dem Herzogtum Lauenburg und einer Geldentschädigung begnügen. Die Schweiz ward mit geringen Gebietsveränderungen wiederhergestellt, und das an die Krone Preußen zurückgefallene Fürstentum Neuenburg trat als Kanton der Eidgenossenschaft bei. Doch blieb die Stadt Mülhausen (im Elsaß) bei Frankreich und das Veltlin u. s. w. bei der Lombardei, wogegen Österreich definitiv auf die im Wiener Frieden von 1809 abgetretene enklavierte Herrschaft Rhäzüns (in Graubünden) verzichtete. Außerdem vermittelte der Kongreß mit Erfolg zwischen den streitenden Parteien und sanktionierte den neuen schweiz. Bundesvertrag. Die Bitten der polit. Flüchtlinge aus Spanien und Portugal um Schutz gegen die Verfolgungen ihrer Regierungen wurden als Privathändel abgewiesen. Dagegen setzte man zur Entscheidung des Streits über das Eigentumsrecht an dem mediatisierten Herzogtum Bouillon eine besondere Kommission ein. Einen Gegensatz zu der Seelenmäkelei, in die der Kongreß bei jeder Gelegenheit verfiel, bildete der freilich nicht ohne Eigennutz von Großbritannien gestellte Antrag auf Abschaffung des Negerhandels. Die Landmächte nahmen diesen humanen Vorschlag beifällig auf. Allein Frankreich suchte bestimmten Zusagen auszuweichen, und Spanien und Portugal protestierten und betrachteten die Sache als einen Anschlag gegen die Wohlfahrt ihrer Kolonien. Endlich einigte man sich 8. Febr. 1815 zu der Erklärung, daß die Abschaffung des Negerhandels höchst wünschenswert sei, jedoch der Zeitpunkt dem Ermessen der einzelnen Staaten überlassen bleiben müsse. Auch die Anträge auf Maßregeln gegen die nordafrik. Barbaresken blieben ohne praktischen Erfolg.

Die Gastfreiheit des wiener Hofs und die Geschicklichkeit Metternichs trugen nicht wenig dazu bei, daß die Entschädigung des Hauses Habsburg-Lothringen höchst glänzend und ohne großen Widerstand vor sich ging. Seit Mai 1814 hatte Österreich nach Übereinkunft mit den Verbündeten das nachmalige Lombardisch-Venetianische Königreich in Besitz genommen. Bald nachher gestand man ihm auch das ganze Litorale des Adriatischen Meeres bis und mit Ragusa zu, und Bayern mußte Tirol mit Vorarlberg, Salzburg sowie das Inn- und Hausruckviertel wieder herausgeben. Nicht minder reichlich wurden die habsburgischen Nebenlinien in Italien bedacht und dadurch die österr. Vorherrschaft auf der Halbinsel fest begründet. Das Großherzogtum Toscana nahm der Erzherzog Ferdinand III. wieder in Besitz. Derselbe erhielt vom Kongreß außerdem Piombino, die vormals neapolitan. Küstenorte (Stado degli presidii) und später Elba zugesprochen. Der Erzherzog Franz IV., Enkel und Erbe des 1796 von den Franzosen vertriebenen Herzogs Hercules Rinaldo III. von Este, bekam das Herzogtum Modena mit den Dependenzen und die vormals kaiserl. Lehen in der Lunigiana. Endlich wurde Parma an die Gemahlin Napoleons, Erzherzogin Marie Luise, überwiesen, mit dem Recht, es an ihren Sohn zu vererben. Vergebens hatte der span. Gesandte Labrador versucht, gegen Österreich die Ansprüche des Infanten Karl II. auf das Königreich Etrurien und auf sein Erbland Parma geltend zu machen. Er konnte nicht mehr erlangen, als daß die Großmächte dem Infanten das Herzogtum Lucca nebst einer jährlichen Rente von 500000 Frs. zuteilten. Darüber erbittert, verweigerte Spanien seinen Beitritt zur Schlußakte des Kongresses. Erst später ward die Erbfolge des Sohnes der Marie Luise cassiert und durch einen Vertrag zwischen Österreich, Frankreich und Spanien 1817 festgesetzt, daß der Infant Karl II. nach dem Tode der Erzherzogin in Parma succedieren sollte. Um eine stärkere Mittelmacht zwischen Frankreich und dem österr. Italien zu schaffen, hatten die Verbündeten schon im Pariser Frieden die Vergrößerung des Königreichs Sardinien stipuliert. Der Kongreß sicherte zuvörderst die männliche Erbfolge für alle Provinzen des Königreichs zu Gunsten der Nebenlinie Savoyen-Carignan und sprach dann die Vereinigung der ehemaligen Republik Genua mit Sardinien aus. Die Versuche Talleyrands, kraft des Legitimitätsprinzips Murat aus Neapel zu verdrängen und die Bourbonen in beiden Sicilien wiederherzustellen, wollten anfangs nicht gelingen. Erst Murats unüberlegtes Losbrechen nach Napoleons Rückkehr erleichterte die Durchführung des Plans; nachdem er von den Österreichern aus dem Lande gejagt war, nahm König Ferdinand I. sofort Neapel wieder in Besitz, das ihm nun auch vom Kongreß bestätigt wurde. Der Gesandte des Papstes Pius VII., Kardinal Consalvi, verlangte die gänzliche Wiedereinsetzung in alle Güter, Rechte und Provinzen, welche der päpstl. Stuhl vor der Französischen Revolution besessen hatte. Indessen eignete Österreich sich den am linken Po-Ufer belegenen Teil der Legation Ferrara, sowie das Besatzungsrecht in Ferrara und Commachio zu. Die Herausgabe der Grafschaften Venaissin und Avignon seitens Frankreichs verweigerte Ludwig XVIII. Ebensowenig war die Wiederherstellung alles dessen, was die kath. Kirche seit 1803 in Deutschland verloren hatte, zu erlangen.

Am Abend des 5. März 1815, als der Kongreß einem Hoffeste beiwohnte, traf die Kunde ein, Napoleon habe Elba verlassen; am 8. brachte ein Kurier aus Sardinien die Nachricht, er sei an den Küsten der Provence gelandet. Trotz der allgemeinen Bestürzung faßte man den Beschluß, die Verhandlungen fortzusetzen, und Talleyrand bot

alles auf, um die alliierten Mächte zu einer abermaligen Schilderhebung im Interesse der Bourbonen zu vermögen. Am 13. März erklärte auf Metternichs Antrag der Ausschuß der acht Mächte, daß der Vertrag vom 11. April 1814 gebrochen sei, daß Napoleon durch abermalige Störung der Ruhe Europas den Schutz der Gesetze und der bürgerlichen Ordnung verwirkt und sich der öffentlichen Rache überliefert habe. Vergebens richtete Napoleon Schreiben an sämtliche Monarchen, worin er diese Beschuldigungen zu entkräften suchte und den Pariser Frieden anerkannte. Auch sein Versuch, die Allianz der Großmächte zu sprengen, indem er den geheimen Traktat vom 3. Jan. 1815 dem russ. Kaiser Alexander mitteilen ließ, blieb erfolglos. Am 25. März schlossen Österreich, England, Preußen und Rußland einen Allianztraktat, der dem Vertrag von Chaumont (s. d.) neue Geltung verschaffte, und dem auf Einladung auch die Bourbonen und alle übrigen Mächte beitraten. Nur Schweden hielt sich zurück, und Spanien erklärte, den Krieg gegen Napoleon auf eigene Hand führen zu wollen, weil ihm der Kongreß den Rang einer Großmacht verweigert hatte.

Im Drange der Umstände kamen jetzt sogar die deutschen Angelegenheiten zu einem kaum erhofften Abschluß. Außer den bereits beseitigten Schöpfungen Napoleons (Königreich Westfalen, Großherzogtümer Berg, Würzburg und Frankfurt) wurden die Fürstenhäuser Isenburg und Leyen mediatisiert. Dagegen ward die Landgrafschaft Hessen-Homburg wiederhergestellt und den Städten Frankfurt, Lübeck, Bremen und Hamburg ihre Selbständigkeit zurückgegeben. Hannover erhielt die Königswürde, beide Mecklenburg, Sachsen-Weimar und Oldenburg den großherzogl. Titel. Zur Ausgleichung zwischen den deutschen Staaten errichtete man eine Territorialkommission zu Frankfurt a. M., bestehend aus den Bevollmächtigten Österreichs, Großbritanniens, Preußens und Rußlands, welche durch den Rezeß vom 10. Juli 1819 die Gebietsverhältnisse Deutschlands vollends entschied. Über die deutsche Verfassungsfrage verhandelte bereits seit Okt. 1814 der sog. deutsche Ausschuß, der aus den fünf größern deutschen Staaten bestand. Mitglieder desselben waren für Österreich Metternich und Wessenberg, für Preußen Hardenberg und Humboldt, für Bayern Wrede, für Württemberg Wintzingerode, für Hannover Münster und Baron Hardenberg. Am 16. Okt. legten Österreich, Preußen und Hannover den Entwurf einer Bundesakte vor, wonach Deutschland in Kreise mit Kreisobersten geteilt werden sollte. Die Bundesglieder, welche keine außerdeutschen Besitzungen hatten, sollten auf das Recht des Kriegs und der Allianzen mit auswärtigen Mächten verzichten. Alle Streitigkeiten zwischen Bundesgliedern sollten durch richterliche Entscheidung beigelegt werden. Auch sollte in jedem Bundesstaate eine landständische Verfassung bestehen, und den Unterthanen sollten gewisse bürgerliche Rechte gesichert werden. Aber Bayern und Württemberg nahmen diese Vorschläge sehr ungünstig auf und wollten in keine Beschränkung ihrer Souveränetätsrechte willigen. Der Streit wurde so ernst, daß auf Steins Veranlassung Kaiser Alexander seine Dazwischenkunft zu Gunsten Österreichs, Preußens und Hannovers anbot. Die kleinern deutschen Staaten drängten eifrig darauf hin, zur Beratung mit zugelassen zu werden, und übergaben 16. Nov. 1814 eine Note, worin sie ein gemeinsames Oberhaupt für Deutschland verlangten und sich bereit erklärten, die nötigen Einschränkungen ihrer Souveränetät sich gefallen zu lassen. Auch Stein wirkte eifrig in diesem Sinne und wußte den russ. Kaiser dafür zu interessieren; aber bei dem unausgleichbaren Dualismus zwischen Österreich und Preußen und bei dem Widerstreben der Mittelstaaten war eine Wiederherstellung des deutschen Kaisertums unmöglich. Nunmehr gerieten die Verhandlungen ganz in Stockung und wurden erst im Febr. 1815 wieder aufgenommen. Preußen überreichte einen neuen Entwurf, der eine Bundesversammlung in zwei Räten, Bundesgericht, Kreisverfassung, Landstände und Volksrechte aufstellte; aber derselbe gelangte nicht zur Beratung. Günstigere Aufnahme fand ein österr. Gegenentwurf, Mai 1815, welcher einen Bundestag in der nachherigen Weise vorschlug, das Bundesgericht in der Schwebe ließ, die Volksrechte enger faßte. Auf dieser Grundlage ward unter dem Drange der Umstände in einer allgemeinen Versammlung der deutschen Staaten rasch abgeschlossen und die Bundesverfassung 8. Juni 1815 unterzeichnet. An diese letzten Verhandlungen schlossen sich die Arbeiten über die Stromschiffahrt, besonders auf dem Rhein, und über die deutsche Militärverfassung.

Da eine allgemeine Plenarsitzung nicht in der Absicht der Großmächte lag, bereitete der Ausschuß der acht Mächte die sog. **Wiener Schlußakte** oder Generalakte vom 9. Juni 1815 vor, welche die Resultate des Kongresses zusammenfaßte. Diese Akte, die eine vollständige und gegenseitige Gewährleistung aller aufgestellten Rechte und Verpflichtungen sein sollte, wurde von den Bevollmächtigten der acht Mächte, mit Ausnahme Spaniens, unterschrieben. Außerdem protestierte auch der Papst gegen die Schlußakte, weil seine Forderungen nicht in ihrem ganzen Umfange erfüllt waren. An den Wiener Kongreß reihte sich der Sieg der Verbündeten bei Waterloo und der zweite Pariser Friede vom 20. Nov. 1815, welcher die Schlußakte schon insofern veränderte, als Frankreich zur Sicherheit Europas neuen Einschränkungen unterlag. Durch gleichzeitige Verträge wurde die immerwährende Neutralität der Schweiz sanktioniert und die Ionischen Inseln unter das Protektorat Großbritanniens gestellt. Damit kam endlich die Neugestaltung Europas, welche durch die sog. Heilige Allianz (s. d.) besiegelt wurde, zum Abschluß.

Vgl. Klüber, »Akten des Wiener Kongresses« (9 Bde., Frankf. 1815—35), »Übersicht der diplomat. Verhandlungen des Wiener Kongresses« (Frankf. 1816); Flassan, »Histoire du congrès de Vienne« (3 Bde., Par. 1829; deutsch von Hermann, 2 Bde., Lpz. 1830); de Lagarde, »Fêtes et souvenirs du congrès de Vienne« (2 Bde., Par. 1843; deutsch von Eichler, 3 Bde., Lpz. 1845); Pertz, »Leben Steins« (Bd. 4), und Varnhagen von Enses »Denkwürdigkeiten«; Graf Westmorland, »The congresses of Vienna« (Lond. 1859); Graf d'Angeberg, »Le congrès de Vienne« (4 Bde., Par. 1864).

Wienerlack, s. Karminlack.

Wiener-Neustadt, Stadt im Erzherzogtum Österreich unter der Enns, 50 km südlich von Wien, liegt an der Fischa, an einem (wenig mehr verwendeten) Schiffahrtskanale, welcher die Stadt mit Wien verbindet. Nach W. laufen von Wien zwei Stränge der Österreichischen Südbahn (über

Mödling-Baden und über Pottendorf), um sich hier abermals (nach Graz-Triest und nach Ödenburg-Kanizsa) zu teilen; überdies führt die Wien-Aspanger Eisenbahn über W. Die Stadt bildet mit dem zugehörigen Orte Felixdorf (7 km entfernt), der von dem Bürgermeister Felix Mießl 1823 gegründet wurde, eine autonome Gemeinde mit eigenem Statut, ist der Sitz eines Kreisgerichts, eines Bezirksgerichts und anderer Behörden und zählt (1880) 23 775 E., von denen 1727 auf Felixdorf. Sie wurde nach dem großen Brande vom 8. Sept. 1834 neu aufgebaut; ihre alten Thore und Mauern sind dem neuen Verschönerungsplane gewichen, doch enthält sie noch viele merkwürdige Gebäude, darunter die alte herzogl., später kaiserl. Burg, in welcher sich gegenwärtig die von der Kaiserin Maria Theresia gestiftete Militärakademie befindet. Außerdem sind zu erwähnen die Pfarrkirche aus dem 13., mit Presbyterium aus dem 15. Jahrh., das Neukloster (ein Cistercienserkloster, gegründet 1444, seit 1880 mit dem Kloster Heiligenkreuz vereinigt, mit einer Bibliothek von mehr als 20 000 Bänden und schönem Museum) und das Rathaus (mit reichem Archiv). Es bestehen daselbst außer der Militärakademie ein Obergymnasium, eine Oberrealschule und Fachschule für Maschinenwesen, eine Lehrerbildungsanstalt (Seminar), eine Gremialfachschule, eine gewerbliche Fortbildungsschule und zahlreiche humane Anstalten und Vereine. Die Bewohner treiben eine vielseitige Industrie (Maschinen-, Eisen- und Thonwarenfabriken, große Mühlen, Klenganstalten für Waldsamen, großes Brauhaus u. s. f.) und einen regen Handel (sehr bedeutender Borstenviehmarkt). In der österr. Geschichte nimmt die Stadt einen hervorragenden Platz ein. Von Herzog Leopold VI. um 1190 gegründet, war sie der Lieblingsaufenthaltsort mehrerer Herrscher und der Geburtsort der Kaiser Friedrich IV. und Maximilian I. Letzterer liegt in der Burgkirche zu W. begraben. In der Zeit der Türkenkriege spielte W. wiederholt eine wichtige Rolle, wurde öfter bedroht und 1529 vergeblich belagert. Außer mehrern verheerenden Bränden wurde die Stadt auch von Erdbeben oft heimgesucht und hat namentlich durch die Erderschütterung vom J. 1768 viel gelitten.

Wiener Schlußakte, s. u. Wiener Kongreß.

Wienertränkchen, s. unter Sennesblätter.

Wiener Währung oder Scheingeld, eine ältere österr. Valuta, die dort in den J. 1811—58 durch eine Art Staatspapiergeld (Einlösungs- und Anticipationsscheine zu 2 und 1 Gulden Nennwert) mit Zwangsumlauf vertreten war. Sie verlor bald so am Preise, daß 5 Gulden Wiener Währung oder «Schein» = 2 Gulden «Münze», d. i. Konventionsgeld festgesetzt wurden. Laut Patent vom 27. April 1858 sind Verbindlichkeiten in Wiener Währung in dem Verhältnis von 100 Gulden Wiener Währung = 42 Gulden jetziger Währung umzurechnen.

Wiener Wald, Sandsteingebirge im Erzherzogtum Niederösterreich, erstreckt sich von SW. nach NO. bis Wien, wo es mit dem Kahlengebirge endigt. Die höchsten Punkte sind: der Schöpfel 893 m, der Hermannskogel 542 m und der Leopoldsberg 449 m.

Wieniawski (Heinrich), Violinvirtuos und Komponist, geb. 10. Juli 1835 in Lublin, besuchte das pariser Konservatorium und machte seit 1850 erfolgreiche Konzertreisen durch Europa, 1872—74 auch durch Amerika. Er war 1875—77 Professor am Konservatorium zu Brüssel. Hierauf begab er sich wieder auf Reisen und starb 31. März 1880 in Moskau. Er komponierte zwei Violinkonzerte und mehrere Solosachen für Violine. — Sein Bruder Joseph W., geb. 23. Mai 1837 zu Lublin, ist ein bedeutender Pianist; er gründete zu Moskau eine eigene Klavierschule und ließ sich später in Warschau nieder, wo er eine Musikgesellschaft gründete.

Wieprecht (Wilhelm Friedrich), Musiker, geb. 10. Aug. 1802 in Aschersleben, trat 1824 in die königl. Kapelle in Berlin und wurde 1838 Direktor der gesamten Musikchöre des preuß. Gardekorps. Er erfand mit dem Instrumentenmacher Moritz 1835 die Baßtuba, mit Skorra 1839 das Batyphon und brachte an verschiedenen Blasinstrumenten wesentliche Verbesserungen an. Auch komponierte W. viele Militärmärsche und einige Männerchöre. Er starb 4. Aug. 1872. Vgl. Kalkbrenner, «Wilhelm W.» (Berl. 1882).

Wieprz (spr. Wjeprsch), Fluß in Russisch-Polen, entspringt im Süden des Gouvernements Lublin und mündet nach einem nordwestlichen, zuletzt westlichen Lauf von 234 km etwas oberhalb der Festung Iwangorod rechts in die Weichsel.

Wier, s. Seegras.

Wier (Joh.), auch Weier genannt, bekannt als mutiger Bekämpfer der Hexenverfolgungen, geb. 1515 zu Grave in Nordbrabant, studierte in Orléans Medizin und ließ sich nach größern Reisen als praktischer Arzt in Arnheim nieder. Im J. 1550 trat er als Leibarzt in die Dienste Wilhelms IV., Herzogs von Jülich, Kleve und Berg, eines der freisinnigsten Fürsten seiner Zeit. W. war der erste, der seine Stimme gegen den Greuel der Hexenverfolgungen erhob. Den Bettelmönchen und Priestern gegenüber that er mit ergreifender Beredsamkeit und gründlicher Wissenschaftlichkeit dar, daß alle Anklagen wegen Hexerei falsch, die Bekenntnisse nur durch die Folter erzwungen oder durch Wahnsinn hervorgerufen und die meisten Schlachtopfer ganz unschuldig gerichtet seien. Seine Schrift «De praestigiis daemonum et incantationibus ac veneficiis» (Basel 1563), wovon bei seinem Leben sechs Auflagen erschienen, begleitete er mit einer Zuschrift an den Kaiser wie an alle Fürsten, in welcher er dieselben von der Verderblichkeit des Wahns, von der Gottlosigkeit des «Hexenhammers», von der Thorheit des Gerichts und der Unschuld der Opfer zu überzeugen suchte. Der Hauptgegner W.s war der Franzose Jean Bodin (s. d.), der, in Bezug auf Staat und Kirche ein Freidenker, in mehrern Schriften das Unwesen verteidigte und W. sehr heftig anfocht. W. starb 28. Febr. 1588 zu Tecklenburg, wo er bei dem Grafen von Bentheim in Diensten stand. Erst nach seinem Tode fanden W.s Ansichten weitere Verbreitung. Spee (s. d.) und Thomasius (s. d.) setzten den von W. begonnenen Kampf mit Erfolg fort. Ein Wiederabdruck seiner «Opera omnia» erschien zu Amsterdam 1660.

Wieringen, niederländ. Insel der Zuidersee, zur Provinz Nordholland gehörig, durch einen schmalen Meeresarm von dieser getrennt, zählt 2358 E., welche Acker- und Flachsbau, Schafzucht, Wollhandel und Fischerei betreiben. Der Hauptort W.s ist Hipolitushoef. W. hieß im Mittelalter Wironi und Wiron.

Wierland, der östlichste und größte der vier Kreise des russ. Gouvernements Estland, mit (1881) 110 000 E., im Osten durch die Narowa vom

Gouvernement Petersburg geschieden. Zu W. gehört die Insel Kränholm auf der Narowa, welche diesen Fluß in zwei Arme teilt, die sich unterhalb des Wasserfalls bei der kränholmer Manufakturfabrik, der größten Wollspinnerei Europas, mit fast 11 Mill. Rubel jährlichem Umsatz, wieder zu einem Strome vereinigen. In W. liegen die Städte Wesenberg und Narowa, die Hafenorte Hungersburg an der Mündung der Narowa und Port-Kunda an der Mündung des Kunda-Semm-Flusses, die Flecken: Taps, Jewe und Kränholm an der Baltischen Eisenbahn und die Badeorte Chudlugh, Orro, Sillamäggi, Palms und Merreküll.

Wiertz (Anton Joseph), belg. Historienmaler, geb. 22. Febr. 1806 zu Dinant (an der Maas), wurde 1820 als Stipendiat in die Akademie zu Antwerpen aufgenommen. Nach zwölfjährigem Studium gewann er 1832 den sog. prix de Rome nebst fünfjährigem Reisestipendium. In Rom entstand das bedeutende Werk: der Kampf um den Leichnam des Patroklos. Die nächsten kolossalen Bilder waren: die Empörung der Engel, der Tod des heil. Dionys, ein Triptychon (Christus im Grabe, Eva und Satan), ein neuer umgearbeiteter Patroklos, die Flucht nach Ägypten und sein Meisterstück, der Triumph Christi (1848). Der wachsende Ruhm des kühnen Künstlers verschaffte ihm endlich, mittels Staatssubsidien, ein den Dimensionen seiner Bilder angemessenes Atelier (das «Musée Wiertz») zu Brüssel. Nachdem er die J. 1848—53 auf Erfindung und Vervollkommnung seines «matte Malerei auf Leinwand» benannten technischen Verfahrens verwendet, begann eine neue Periode seines Schaffens. Namentlich sind aus dieser Periode hervorzuheben: die letzte Kanone, der lebendig Begrabene, die Dinge der Gegenwart vor den Menschen der Zukunft, Napoleon in der Hölle, die Errungenschaften der Wissenschaften, die belg. Dame, Wiedersehen im Himmel, Christus und der Kampf der Parteien. Größere Bilder sind Polyphem und der Leuchtturm von Golgatha. W. starb 18. Juni 1865. Die Ausführung seines Willens, wonach aus dem Nachlasse an Gemälden ein besonderes Staatsmuseum gebildet werden sollte, wurde 1867 von der belg. Regierung mit den Erben vereinbart. W. leistete zugleich als Bildhauer Tüchtiges. Wie seine Malerkompositionen trugen auch seine litterar. Leistungen das Gepräge von Geistesschärfe und Gemütstiefe. Außer vielen zerstreuten kunstkritischen Aufsätzen und zwei Abhandlungen über die «Peinture mate» verfaßte er zwei gekrönte Preisschriften, ein Lob des Rubens (1840) und «Caractères constitutifs de la peinture flamande» (Brüss. 1863). W. ragt hoch hervor unter den Künstlern der neuvläm. Schule sowohl durch den Schwung seiner Phantasie und die humanistische, soziale Richtung seines Strebens, als durch meisterhafte, wenn auch äußerst naturalistische und vielseitig abstoßend wirkende Behandlung, sowie durchdachte Einkleidung seiner Stoffe und den echt vläm. Stempel seiner Technik. Vgl. Labarre, «Antoine W.» (Brüss. 1866).

Wiesa, Pfarrdorf mit Rittergut in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Annaberg, an der Einmündung der Zehma in die Zschopau, hat (1880) 1981 luth. E., Granitbrüche, eine Smaragdgrube, einen Amethystbruch, eine Baumwollspinnerei, Weberei, Holzhandel und Spitzenklöppelei für annaberger Geschäftshäuser. Zu W. gehört das Bad Wiesenbad (s. d.).

Wiesau, Pfarrdorf und Badeort im bayr. Regierungsbezirk Oberpfalz, Bezirksamt Waldsassen, am Südabhange des Fichtelgebirges, Station der Linien München-Regensburg-Hof, W.-Tirschenreuth und W.-Eger der Bayrischen Staatsbahnen, zählt (1880) 480 kath. E. Das König-Ottobad wurde 1836 eröffnet; die Ottoquelle ist ein Stahlwasser, die Sprudel- und Wiesenquelle Säuerlinge.

Wiesbaden, Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks der preuß. Provinz Hessen-Nassau, liegt 5 km vom Rhein, 9 km von Mainz und 42 km von Frankfurt a. M., an den südwestl. Ausläufern des Taunus, in einem von dem Salzbach durchflossenen, anmutigen Thalkessel. W. ist Station der Linie Frankfurt-W. der Preußischen Staatsbahnen und Niedernhausen-W. der Hessischen Ludwigsbahn, Sitz der Regierung des Bezirksausschusses, eines Landgerichts, eines Amtsgerichts, einer Handelskammer, eines Landratsamts, der Nassauischen Landesbank, einer Reichsbanknebenstelle und eines Eisenbahnbetriebsamts. W. hat ein Gymnasium, ein Realgymnasium, eine Realschule, zwei höhere Töchterschulen, ein chem. Laboratorium (Professor Fresenius) und ein landwirtschaftliches Institut, sowie eine Musikschule, eine Malschule, zahlreiche Pensionate u. s. w. Die offene freundliche Stadt ist mit Ausnahme weniger älterer Teile regelmäßig gebaut, hat schöne und breite Straßen mit prächtigen Gebäuden und eleganten Läden (Wilhelmstraße, Rheinstraße, Taunusstraße, Langgasse ꝛc.) und hübsche Plätze (Kurplatz mit engl. Garten und zwei Kaskaden, Luisenplatz mit Waterloosäule, Theaterplatz mit Schillerbüste, Kranzplatz mit Hygieagruppe) und zählt (1885) 55454 E. Schöne Gärten und Villen umschließen die Stadt. Die beachtenswertesten Bauwerke stammen aus neuester Zeit, so das 1840 erbaute, jetzt königl. Schloß, bis 1866 Winterresidenz des Herzogs von Nassau, das 1842 im Geschmacke der Alhambra erbaute Palais Pauline, das 1812 vollendete Regierungsgebäude, in florentinischem Palaststil, und besonders das (1886) noch nicht ganz vollendete, von Professor Hauberrisser entworfene neue Rathaus, ferner die evang. Hauptkirche, im got. Stil von Boos 1853—62 aus geschliffenen Backsteinen aufgeführt, die 1845—49 von Hoffmann in rotem Sandstein erbaute schöne kath. Kirche mit drei Längs- und einem Querschiff in roman. Stil, aber mit durchaus got. Detail in Ornament, hübschem Netzgewölbe und zwei schönen Altarblättern (von Steinle und Rethel). In der Nähe ist die äußerlich bescheidene bisher kath. Notkirche, von der altkath. Gemeinde benutzt. Die Synagoge wurde 1869 von Hoffmann in maur. Stile, die Bergkirche 1877—79 von Otzen unter Leitung Grisebachs in Frühgotik gebaut. Nördlich von W. auf halber Höhe des Neroberges glänzt die ebenfalls von Hoffmann in Form eines griech. Kreuzes aus hellgrauem Sandstein in reicher Ornamentik erbaute russ.-griech. Kapelle mit fünf (bis 50 m hoch) vergoldeten Kuppeln und dem Grabdenkmal (von Hopfgarten) der Herzogin Elisabeth Michailowna (gest. 1845). Von Sammlungen für Wissenschaft und Kunst besitzt W. ein Museum der Altertümer mit wertvollen röm. und german. Funden (große Sammlung röm. Glasgefäße), ein ansehnliches naturhistor. Museum, die Gemäldegalerie des Nassauischen Kunstvereins, die (ehemals nass.) Landesbibliothek (250000 Bde.) mit dem nass. Landesarchiv, königl. Theater (Schauspiel und Oper).

Das rasche Aufblühen verdankt die Stadt ihren berühmten Heilquellen, die einen ungemein starken Fremdenverkehr (jährlich über 80000) herbeiführen. Die Mineralquellen (28) haben sämtlich mit Ausnahme des Faulbrunnens eine Temperatur von 50 bis 55° R. und gehören zu den alkalischen Kochsalzwassern. Sie werden sowohl zum Baden, als zum Trinken, besonders bei Gicht, Rheumatismen, Skrofeln, chronischen Hautausschlägen, Nervenleiden, Frauenkrankheiten, Erkrankungen der Brustorgane u. s. w. benutzt. Die Hauptquellen sind der Kochbrunnen (55° R.) mit daranstoßender von Eisen erbauter Trinkhalle, der Adlerbrunnen (50° R.), die Schützenhofquelle (40° R.). Neben den zum großen Teil prächtig eingerichteten Hotels mit Bädern besitzt W. eine sehr große Anzahl von Badehäusern, viele mit Dampf- und Douchebädern und nach den neuesten Erfindungen auf dem Gebiete der Hygiene eingerichteten Badekabinetten. An öffentlichen Badeanstalten ist die Wilhelmsheilanstalt für verwundete und kranke Krieger und das neuerbaute Gemeindebadehaus zu erwähnen. Es befinden sich ferner zu W. zwei Kaltwasserheilanstalten, Dietenmühle (Aktiengesellschaft) und Nerothal (Dr. Lehr), zwei vielbesuchte Augenheilanstalten, eine gymnastische Heilanstalt, eine Heilanstalt für Nervenleidende und Gemütskranke und eine Blindenanstalt. Das 121 m breite Kurhaus, (1810 nach Plänen von Zais vollendet) mit prächtigem, 40 m langem, 19 m breitem Hauptsaal (Konzert- und Tanzsaal) und sehr eleganten Konversations-, Speise-, Spiel- und Lesesälen ist Hauptsammelpunkt der Fremden. Vor dem Kurhause ziehen sich zwei, 1825 und 1839 von Zengerle erbaute, 150 m lange Kolonnaden (wovon die südliche nach einem Brande 1877 bedeutend verschönert wurde) mit eleganten Verkaufsläden hin. An das Kurhaus schließen sich ausgedehnte Parkanlagen an. Die Umgebung bietet reichlich Gelegenheit zu anmutigen Spaziergängen, und der durch Thätigkeit des Verschönerungsvereins mit guten Wegen durchzogene, bis nahe an die Stadt reichende, herrliche Wald ist bequem (Pferdeeisenbahn) zu erreichen. Etwa 7—8 km nördlich der Stadt liegt auf bewaldeter Höhe, weithin sichtbar, das 1824 erbaute und 1866 im Besitz des Herzogs von Nassau verbliebene Jagdschloß Platte (501 m), das gleich der westlich von W. liegenden «Hohen Wurzel» (618 m, mit eisernem Aussichtsturm des wiesbadener Rhein- und Taunusklubs) wegen der weiten Aussicht über die Rhein- und Mainebene, Westerwald, Spessart, Odenwald und Donnersberg viel besucht wird. W. ist eine der ältesten Städteanlagen Deutschlands. Schon von Tacitus und Plinius (Aquae Mattiacae) erwähnt, bekunden die zahlreich aufgefundenen Altertümer, daß die Römer nicht nur schon die Bäder benutzten, sondern auch die strategisch wichtige Lage des Orts erkannt hatten, wie ein 1838 bloßgelegtes altröm. Kastell und die 1866—67 aufgefundenen Reste von Bädern und Inschriften, die auf Heiligtümer hindeuten, beweisen. Unter den Karolingern bestand hier ein Hof (Wisibada). Bei der Teilung der nass. Lande kam W. 1255 an die Walramsche Linie und war mit Idstein Hauptort dieser Lande. Im J. 1744 wurde W. Hauptstadt der 1688 zum Fürstentum erhobenen Grafschaft Nassau-Idstein. In den J. 1839—66 war W. Winterresidenz des Herzogs von Nassau.

Vgl. Pagenstecher, «W. in mediz.-topograph. Beziehung» (Wiesb. 1870); Heyman, «Mineralquellen und Winteraufenthalt in W.» (Wiesb. 1875); Pfeiffer, «Die Trinkkur in W.» (Wiesb. 1881); Otto, «Geschichte der Stadt W.» (Wiesb. 1874); derselbe, «Merkerbuch der Stadt W.» (Wiesb. 1882); Roth, «Geschichte und histor. Topographie der Stadt W.» (Wiesb. 1883); Kranz, «W. und seine Thermen» (Lpz. 1884); Heyl, «W. und seine Umgebungen (14. Aufl., Wiesb. 1884); Ziemssen, «Wiesbadener Kurerfolge» (Lpz. 1885); Wörl, «Führer durch W.» (3. Aufl., Würzb. 1885); Roth, «Geschichte und Beschreibung der königl. Landesbibliothek in W.» (Frankf. 1886).

Der preuß. Regierungsbezirk Wiesbaden umfaßt neben einem geringen Teil der Oberhessischen Tiefebene nur Bergland und zwar den Taunus und Teile des Westerwaldes mit den Hauptflüssen Rhein, Main, Nidda, Lahn, Dill und Eder, und wurde 1866 gebildet mit Ausschluß einiger dem Regierungsbezirk Kassel zugewiesener Ortschaften aus dem ehemaligen Herzogtum Nassau, der Landgrafschaft Homburg (ohne Meisenheim), dem hess. Kreise Biedenkopf und dem größten Teile des Gebiets der ehemaligen Freien Stadt Frankfurt. Er zerfällt bei einer Größe von 5568,4 qkm mit (1885) 765110 E. in die 18 Kreise: Dillkreis, Ober-, Unterwesterwaldkreis, Ober-, Unterlahnkreis, Rheingaukreis, Westerburg, Limburg, St. Goarshausen, Höchst, Usingen, Frankfurt-Stadt, Frankfurt-Land, W.-Stadt, W.-Land (361 qkm, 75905 E.), Ober-, Untertaunuskreis und Biedenkopf. Vgl. Tiefenbach, «Der Regierungsbezirk W.» (11. Aufl., Frankf. 1885).

Wieschebrink (Franz), Maler, geb. 1818 zu Burgsteinfurt in Westfalen, besuchte die Akademie in Düsseldorf und gründete dann ein eigenes Atelier. Zunächst behandelte er biblische Gegenstände, später schilderte er meist das Familienleben und die Kinderwelt. Hierher gehören: die naschenden Kinder, die Schmollenden, der Schulzwang, Vaterfreuden, Wie gefällt dir dein Brüderchen? u. s. w.

Heinrich W., Sohn des vorigen, geb. 25. Okt. 1852 zu Düsseldorf, Schüler der dortigen Akademie, ist ebenfalls Genremaler; unter seinen Bildern sind zu nennen: der Hausonkel (1874), am Opferkasten (1875), Hausandacht (1876), Ave Maria (1879) ꝛc.

Wiese, s. Wiesen.

Wiese, rechtsseitiger Nebenfluß des Rheins, entspringt südöstlich vom Feldberge im Schwarzwalde, durchströmt ein schönes und industrielles Thal dieses Gebirges, wobei er die Orte Todtnau, Schönau, Zell und Schopfheim berührt, welche sämtlich zum bad. Kreise Lörrach gehören, nimmt rechts die Kleine Wiese auf, umfließt nördlich und westlich das Hochplateau Dinkelberg, berührt die bad. Kreisstadt Lörrach, erreicht das Gebiet des schweizer Kantons Basel-Stadt und mündet zwischen Basel und Hüningen. Das Wiesethal aufwärts führt die Linie Basel-Zell der Badischen Staatsbahnen.

Wiese (Ludw.), namhafter deutscher Pädagog, geb. 30. Dez. 1806 zu Herford in Westfalen, studierte zu Berlin Theologie, Philosophie und Philologie, wurde 1829 Lehrer am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin, 1831 Konrektor am Gymnasium zu Clausthal, 1833 Prorektor an dem zu Prenzlau, 1838 Professor am Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin, bei welcher Anstalt er 1845 auch die Leitung des mit derselben verbundenen Alumnats über-

nahm. Zu wissenschaftlichen Zwecken und um das Schulwesen anderer Länder kennen zu lernen, unternahm er verschiedene Reisen: 1842 nach Italien, wo er Mitglied des Archäolog. Instituts in Rom wurde, 1847 nach Süddeutschland, 1850 und später mehrmals nach England und Schottland, 1865 nach Paris. Im J. 1852 war er durch Minister von Raumer als Referent für das evang. Gymnasial- und Realschulwesen in das preuß. Unterrichtsministerium berufen; 1867 erhielt er die Aufgabe, das höhere Schulwesen der neuen preuß. Landesteile mit dem der alten Provinzen in organische Verbindung zu setzen, und unternahm infolge besonderer Konventionen Inspektionsreisen auch über die preuß. Grenzen hinaus. Nachdem 1868 eine Bundesschulkommission hinsichtlich der an Schulzeugnisse geknüpften Berechtigungen gebildet worden war, wurde W. zu deren Vorsitzenden ernannt, was er auch nach ihrer Erweiterung zur Reichsschulkommission blieb. Während der Personalunion Lauenburgs mit Preußen führte er die Aufsicht über die höhern Schulen des Herzogtums. Nach dem Frieden von 1871 bereiste er behufs Organisation des höhern Schulwesens das Reichsland Elsaß-Lothringen. Im J. 1875 schied W. mit dem Charakter als Wirklicher Geh. Oberregierungsrat aus dem Staatsdienst und lebt seitdem in Potsdam. Längere Zeit war er in Berlin unter anderm auch Mitglied der Militärstudien- und der Oberexaminationskommission für höhere Verwaltungsbeamte gewesen. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «Deutsche Briefe über engl. Erziehung» (Berl. 1852; 3. Aufl., 2 Bde., 1877), «Verordnungen und Gesetze für die höhern Schulen in Preußen» (2. Abteil., Berl. 1867—68; 3. Aufl. 1886), «Das höhere Schulwesen in Preußen. Histor.-statist. Darstellung» (3 Tle., Berl. 1864—73), «Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen» (2 Bde., Berl. 1886); unter seinen Vorträgen: «Die Bildung des Willens» (3. Aufl., Berl. 1873), «Über den Mißbrauch der Sprache» (2. Aufl., Berl. 1885).

Wiesel (Mustela vulgaris, Tafel: Kleine Raubtiere, Fig. 8 im Sommer-, Fig. 9 im nordischen Winterkleid), ein kleines, ohne den 5 cm langen Schwanz nur 15 cm messendes Raubtier aus der gleichnamigen Familie, macht mit dem Hermelin eine besondere Gruppe und mit Frettchen, Iltis, Marder und Zobel eine Gattung aus. Das W. ist in ganz Europa bekannt als eifriger Vertilger von Mäusen, Ratten und Maulwürfen, denen es vermöge seines schmächtigen, kurzbeinigen Körpers in ihre Höhlen zu folgen vermag; aber auch als unermüdlicher Verfolger von jungen Hasen, Kaninchen, Tauben und Hühnern, weshalb ihm eifrig, bei seiner List und Schnelligkeit jedoch oft vergeblich, nachgestellt wird. Dem Menschen sucht es ins Gesicht zu springen. Am Tage im Dunkeln versteckt, geht es des Nachts auf Raub aus und kann selbst an senkrechten, etwas rauhen Wänden hinanklettern. Sein zimtbraunes, am Bauche weißes Fell ist von geringem Wert. Im Norden wird es während des Winters weiß mit braunen Flecken, aber ohne schwarze Schwanzspitze, wie das Hermelin.

Wiesel (großes), s. Hermelin.

Wieselburg (ungar. Mosony), Komitat im jenseitigen Donaukreise Ungarns, umfaßt 1944,5 qkm mit (1880) 81 370 deutschen (57 627) und magyarischen (13 622), aber auch mit Kroaten (8876) gemischten Einwohnern vorherrschend kath. Religion (70 064) Das Land ist, außer in der Nordwestgrenze, völlig eben, längs der Rabnitz sumpfig. Die Hauptprodukte sind Weizen, Wein, Vieh, Fische und Salpeter. Das Komitat zerfällt in drei Bezirke und hat zum Hauptort den Marktflecken Ungarisch-Altenburg. (S. Altenburg, Ungarisch.) Der Marktflecken Wieselburg, an der Kleinen oder Wieselburger Donau, welche mit dem Hauptarme des Stroms die Insel der Kleinen Schütt (s. d.) umfließt, und an der Linie Budapest-Bruck der Ungarischen Staatsbahnen, zählt 4918 E., hat eine Zucker- und eine Stärkefabrik, ausgedehnte Eisenindustrieanlagen, große Viehzucht, besonders an Pferden und Schafen, und hatte einst sehr starken Getreidehandel. Der Ort, früher Hauptort des Komitats, kommt im Mittelalter unter dem Namen Mießburg oder Mösburg vor. Der Marktflecken Neusiedel am See, am nördl. Ufer des nach ihm benannten Sees, hat 2843 E., guten Acker- und Weinbau und starke Getreidemärkte. Hier enden die sog. «Alten Schanzen», welche nordwärts über Parndorf bis an die Leitha unterhalb Rohrau reichen.

Wieseler (Friedr. Jul. August), Archäolog, geb. 19. Okt. 1811 zu Altencelle im Fürstentum Lüneburg, studierte in Göttingen und Berlin klassische Philologie und Archäologie und habilitierte sich 1839 zu Göttingen, wo er 1854 ord. Professor wurde. Seit 1842 ist er auch Vorstand der archäologisch-numismatischen Sammlungen, seit 1847 Direktor des archäolog. Seminars, seit 1868 ord. Mitglied der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften. Die am meisten verbreiteten seiner zahlreichen Werke sind die neue Bearbeitung und Fortsetzung von K. O. Müllers (s. d.) «Denkmäler der alten Kunst» und «Theatergebäude und Denkmäler des Bühnenwesens bei den Griechen und Römern» (Gött. 1851).

Wieseler (Karl), prot. Theolog, geb. 28. Febr. 1813 zu Altencelle bei Celle in Hannover, studierte in Göttingen, wurde daselbst 1836 Repetent, 1839 Privatdocent, 1843 außerordentlicher Professor, 1851 ordentlicher Professor in Kiel und 1863 in Greifswald, wo er 1870 zum Konsistorialrat ernannt wurde und 11. März 1883 starb.

Der streng positiven Richtung angehörend, widmete W. seine Forschungen namentlich dem Gebiete der neutestamentlichen Exegese, auf dem er sich durch seine chronologischen Untersuchungen bleibende Verdienste erworben hat. Seine Hauptschriften sind: «Chronologische Synopse der vier Evangelien» (Hamb. 1843), «Chronologie des apostol. Zeitalters» (Gött. 1848), «Beiträge zur richtigen Würdigung der Evangelien und der evang. Geschichte» (Gotha 1869), «Geschichte des Bekenntnisstandes der luth. Kirche Pommerns» (Stett. 1870), «Die deutsche Nationalität der kleinasiat. Galater» (Gütersloh 1877), «Die Christenverfolgungen der Cäsaren» (Gütersloh 1878), «Zur Geschichte der neutestamentl. Schrift und des Urchristentums» (Lpz. 1880), «Untersuchungen zur Geschichte und Religion der alten Germanen in Asien und Europa» (Lpz. 1881).

Wieselgren (Pehr), schwed. Geschichtschreiber und Kanzelredner, geb. 1. Okt. 1800 im Kirchspiel Wieslanda, westlich von Wexiö, machte seine Studien zu Lund, wo er 1824 Docent der Litteraturgeschichte und Adjunkt für die Ästhetik, 1830 auch Vizebibliothekar an der Universitätsbibliothek wurde. Im J. 1833 ging er als Pastor und Propst nach Westerstad in Schonen. 1847 in gleicher Eigenschaft nach Helsing-

borg. Im J. 1857 wurde er Dompropst in Gothenburg, wo er 10. Okt. 1877 starb. W.s Hauptwerk ist «Sveriges sköna Litteratur» (3 Bde., Lund 1833—35; neue Aufl. in 5 Bdn., Stockholm-Upf. 1847—49). Von ausgebreitetem Quellenstudium zeugen seine histor. Arbeiten, wie «Ny Smålands Beskrifning inskränkt till Wexiö Stift» (3 Bde., Weriö-Lund 1844—45; Anhang, Jönköping 1847) und «Syd-Skandinavernas Förstfödslorätt» (Upf. 1845), sowie seine Ausgabe von «De la Gardieska Archivet» (20 Bde., Lund 1831—43; «Bihang», Lund 1844). Außerdem hat er sich um das «Biographiskt Lexikon öfver namnkunnige Svenska män» (23 Bde., Upf. 1845—57; Supplement, Bd. 1—9, Orebro-Stockh. 1857—83) sehr verdient gemacht. Besonders populär ist W.s Name in Schweden durch seine Bestrebungen für die Mäßigkeitsvereine geworden, für welche er durch mehrfache Schriften (z. B. «Historik öfver Svenska Bränvins-lagstiftningen», Lund 1840), sowie durch Predigten in allen Provinzen Schwedens gewirkt hat.

Wiesen nennt man in der Landwirtschaft bleibende Futterflächen, deren Hauptbestand Gräser und Kräuter bilden. Man unterscheidet künstliche und natürliche W. Die künstlichen Wiesen, die Hauptstütze der Stallfütterung, sowie der Koppelwirtschaft (s. d.), sind mit Futter angesäete Äcker, welche eine Zeit lang zur Weide oder zur Mahd liegen bleiben, dann umgebrochen werden und wieder in den Turnus eintreten. Die eigentlichen oder natürlichen Wiesen dagegen sind zur fortdauernden Erzeugung von gras- und kleeartigen Futterpflanzen, mit entschiedenem Vorwalten der erstern, bestimmt, und ihr Ertrag wird gewöhnlich zur Gewinnung von Heu, dem getrockneten ersten Schnitt des Grases im Frühjahr, und Grummet (Öhmd), dem Herbstheu, benutzt. Man teilt die W. sehr verschieden ein. Der Landmann nennt sie nach der Qualität des Ertrags süße und sauere; nach der Mähbarkeit einschürige, zwei- und mehrschürige W. Nach der Lage unterscheidet man Höhe-, Berg- und Waldwiesen, oder Niederungs-, Thal-, Marsch-, Salz-, Fluß- und Bachwiesen; nach dem Feuchtigkeitsgehalt des Bodens trockene, nasse, quellige, Moor-, Sumpfwiesen. Zwei Hauptklassen der natürlichen W. lassen sich im ganzen und überall annehmen: 1) Naturwiesen, welche an Stellen gelegen, die keine andere vorteilhafte Benutzung zulassen, sich von selbst besamt haben und ohne menschliche Zuthat ihren Ertrag bringen, und 2) Kunstwiesen, welche durch bestimmte Anlagen und regelmäßige Bewässerung zu gesteigerter Produktion gebracht werden. Die Naturwiesen können als zufällige Futterquelle von Wert sein; sie bedürfen keiner besondern Pflege und verursachen geringe Kosten.

Mit der Unterhaltung, der Anlage, Verbesserung, Bewässerung der W. überhaupt beschäftigt sich der Wiesenbau, welcher sich nach jenen beiden Klassen wiederum in natürlichen und in Kunstwiesenbau scheidet. Letzterer ist entweder Rieselwiesenbau, wenn das zur Bewässerung dienende Wasser mittels des Gefälles in steter Bewegung bleibt (Hangbau und Dachbau), oder Stauwiesenbau, wenn es die ganze Fläche der W. eine Zeit lang überdeckt. Ein neues System des Wiesenbaues hat seit 1860 Petersen zu Wittkiel in Holstein aufgestellt, das wesentlich auf der Führung der Wässerungsgräben unterhalb der Oberfläche mit Benutzung des Drainwassers beruht. Die hauptsächlichsten Wiesenpflanzen sind a) Gräser: Lolche, Fuchsschwanz, Rispengräser, Schwingel, Knaulgras, Lieschgras, Haferarten, Honiggräser, Fioringras, Trespen, Kammgras und Ruchgras; b) Kräuter: Kleearten, Luzerne, Schotenklee, Spitzwegerich, Wicken, Platterbsen, Pimpinelle, Becherblume, Wiesenknopf, Kümmel, Bocksbart und Schafgarbe. Als Unkräuter der W. sind zu betrachten: Salbei, Kälberkropf, Kuckucksblume, Fingerkraut, Ranunkeln, Ampfer, Huflattich, Wucherblume, Klapperkraut, Flachsheide, Hauhechel, Kuhblume, Läusekraut, Schaftheu, Schilfe, Binsen, Simsen, Wollgräser, Riedgräser, Seggen u. s. w. Giftpflanzen der W. sind: Herbstzeitlose, Schierling, Bilsenkraut, Stechapfel, Wolfsmilch, Taumellolch, Hahnenfuß u. s. w. Neugebildet wird eine W. entweder durch bloße Ruhe und Überlassen der Natur, oder durch Umbruch und Ansaat, oder durch Auflegen einer anderswo abgehobenen Grasnarbe. Die Unterhaltungsarbeiten auf einer Wiese sind: Reinigen und Instandhalten der Wässerungsgräben, Verteilen oder Abführen der Erde und des Schlamms, Ebnen der Ameisenhaufen, der Maulwurfshügel u. s. w., am besten mit dem Wiesenhobel, einem schneidigen Schlitten mit einer Dornegge; Ausstechen des Unkrauts und der Giftpflanzen; Ablesen der Steine; Eggen und Walzen; endlich Düngen mit Jauche, Kompost u. dgl., während das noch oft beliebte Überfahren mit strohigem Stalldünger zu verwerfen ist. Verjüngen der Wiesen nennt man das tiefe Aufreißen einer alten W. mittels des Wiesenreißers (Skarifikator) und darauf folgendes Überfahren mit Erde, wodurch die alten Grasstöcke zu erneutem Ausschlagen und frischem Triebe gebracht werden.

Vgl. Fries, «Lehrbuch des Wiesenbaues» (2. Aufl. von Dünkelberg, Braunschw. 1866); Vincent, «Der rationelle Wiesenbau» (3. Aufl., Lpz. 1870); Dünkelberg, «Der Wiesenbau in seinen landwirtschaftlichen und technischen Grundzügen» (2. Aufl., Braunschw. 1877); Toussaint, «Die Wiese, deren Technik ꝛc.» (Bresl. 1885); E. Fuchs, «Der Petersensche Wiesenbau» (Berl. 1885).

Wiesen (Dionisius, Baron von, russ. korrumpiert in Denis Iwanowitsch Fon-Wisin), russ. Dichter, geb. 3. (14.) April 1745 in Moskau, studierte 1759—62 in Petersburg und diente dann vorübergehend in der Garde, später im Ministerium des Auswärtigen. Im J. 1764 erschien sein Originallustspiel «Der Brigadier», in welchem er in schonungsloser Schärfe die russ. Sittenroheit und Unbildung schildert. Eines Kopfleidens wegen reiste W. seit 1777 fast jährlich ins Ausland. Auf einer seiner Reisen kam er nach Paris und sah Molières Komödien auf der franz. Bühne, die ihn bestimmten, Ähnliches zu leisten. Zurückgekehrt schrieb W. 1782 seine Nationalkomödie «Nedorossl» («Der Unmündige»), in welcher er die Mängel der russ. Erziehung geißelt. W. starb am Schlage 1792 in Petersburg.

Wiesenbad, zum Kirchdorfe Wiesa gehöriger Badeort in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Annaberg, in schöner Lage im Zschopauthale, 435 m über dem Meere, 8 km nordöstl. von Annaberg, Station der Linie Chemnitz-Annaberg-Weipert der Sächsischen Staatsbahnen, hat eine 1505 entdeckte erdig-salin. Schwefelquelle von 28° C., eine mechan. Flachsspinnerei und eine chemische Bleiche. W. hieß ursprünglich Rosenau, dann Hiobsbad und Sophienbad.

Wiesenbau, s. unter Wiesen.

Wiesenbibernell, Pflanze, s. unter Poterium.

Wiesenerz, s. Raseneisenstein.

Wiesenfuchsschwanz, s. unter Alopecurus.

Wiesenhafer, s. unter Arrhenatherum.

Wiesenknarrer, s. Wachtelkönig.

Wiesenkopf, Pflanze, s. unter Poterium.

Wiesenkresse oder Steinkresse, s. Cardamine.

Wiesenlieschgras, s. unter Phleum.

Wiesenlolch, Grasart, s. unter Lolch.

Wiesenschaumkraut, s. unter Cardamine.

Wiesenschmätzer (Pratincola) heißen kleine, ziemlich kräftig gebaute, braun, schwarz und weiß gezeichnete Vögelchen aus der Familie der drosselartigen Singvögel. Die bekannteste Art derselben, das Braunkehlchen (P. rubetra), findet sich von Ende April bis zum September in ganz Deutschland, aber mehr im Tiefland als in den Bergen; sie wird bei einer Spannweite von 21 cm 14 cm lang und legt in ein am Boden sehr versteckt angebrachtes Nest 5—6 spangrüne Eier.

Wiesenschnake (Tipula pratensis), eine 20 mm lang werdende, schwärzlichbraun mit gelb gezeichnete Schnake, deren Larve in der Erde von verwesenden Pflanzenstoffen lebt, also direkt nicht schädlich wird, aber dadurch, daß sie die Erde um die jungen Wurzeln lockert, das Absterben des Rasens veranlaßt.

Wiesenschwamm, soviel wie Lauchschwamm, (s. unter Marasmius.

Wiesenschwingel, Grasart, s. u. Festuca.

Wiesensteig, Stadt im württemb. Donaukreise, Oberamt Geislingen, in einem Jurathale, rechts an der obern Fils, hat (1885) 1280 meist kath. E., eine kath. und eine evang. Pfarrkirche, ein Schloß und Litzenfabrikation. Die auf schroffem Felsen gelegene Burgruine Reussenstein gewährt eine schöne Aussicht in das Neidlinger Thal.

Wiesent, rechtsseitiger Nebenfluß der Regnitz im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, im nördlichsten Abschnitt des Fränkischen Jura, berührt Hollfeld, Waischenfeld, Gößweinstein und Muggendorf und mündet in zwei Armen, nahe oberhalb Forchheim. Die W. durchströmt in einem sehr gewundenen schönen Thale die höhlenreiche Fränkische Schweiz und gestattet starken Forellenfang.

Wiesenthal, Dorf im badischen Kreise Karlsruhe, Station der Linie Mannheim-Karlsruhe der Badischen Staatsbahnen, mit 2500 E., wurde denkwürdig durch das Gefecht am 20. Juni 1849, in welchem eine preuß. Husarenschwadron, bei der sich Prinz Friedrich Karl von Preußen befand, mit großer Kühnheit auf der Chaussee ein im Abmarsch begriffenes badisches Linienbataillon attackierte und sprengte. Der Prinz wurde hierbei verwundet, und der Erfolg der Attacke konnte nicht ausgenutzt werden, da keine Reserve zur Hand war.

Wiesloch, Amtsstadt im bad. Kreise Heidelberg, an der rechts zum Rhein gehenden Leimbach, bei ihrem Austritt aus den Bergen in die Oberrheinische Tiefebene, Station (3 km westlich, mit der Stadt durch Pferdebahn verbunden) der Linie Heidelberg-Basel der Badischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 3318 E., und hat eine evang. und eine kath. Pfarrkirche, eine Rebschule, Hopfen-, Wein-, Obst- und Tabaksbau, Zinkerzbergbau, Cigarrenfabrikation, Gerbereien, Schuhfabrik und Brauereien. Zwischen W. und Mingolsheim fand 27. April 1622 eine Schlacht statt, in welcher Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach und Ernst von Mansfeld über Tilly einen Sieg davontrugen.

Wiesner (Julius), Botaniker, geb. 20. Jan. 1838 in Tschechen bei Brünn, studierte am technischen Institut zu Brünn, dann auf der Universität zu Wien, habilitierte sich 1861 als Privatdocent für physiolog. Botanik am Polytechnischen Institut daselbst und wurde 1868 außerord. Professor. Er folgte 1870 einem Ruf an die Forstakademie Mariabrunn und wurde 1873 Professor der Anatomie und Physiologie der Pflanzen und Direktor des pflanzenphysiolog. Instituts der Universität Wien. Bis 1880 hielt er daneben auch Vorlesungen an der technischen Hochschule daselbst; seit 1882 ist er wirkliches Mitglied der k. k. Akademie der Wissenschaften. W. hat durch eigene Arbeiten sowie durch die seiner zahlreichen Schüler (hauptsächlich in den Sitzungsberichten der wiener Akademie veröffentlicht) in die meisten Teile der Pflanzenphysiologie fördernd eingegriffen und hat die Methode der experimentellen Forschung auf diesem Gebiete wesentlich vervollkommnet. Besonders wichtig sind seine Untersuchungen über die Beziehungen des Lichts zu den Vegetationsprozessen und über die Wachstumsgesetze und das Bewegungsvermögen der Pflanzen. In neuester Zeit hat W. durch den Nachweis, daß die vegetabilische Zellwand lebt und im wachsenden Zustande stets von Protoplasma durchsetzt ist, die Lehre von der Organisation der Zellwand auf ganz neue Grundlagen gestellt. Er schrieb: «Einleitung in die technische Mikroskopie» (Wien 1867), «Mikroskopische Untersuchungen» (Stuttg. 1872), «Die Rohstoffe des Pflanzenreichs» (Lpz. 1873), «Die Entstehung des Chlorophylls in der Pflanze» (Wien 1877), «Die heliotropischen Erscheinungen im Pflanzenreich» (2 Bde., Wien 1879—80), «Das Bewegungsvermögen der Pflanzen» (Wien 1881), «Elemente der wissenschaftlichen Botanik» (2 Bde., Wien 1881—84; 2. Aufl., Bd. 1, 1885). Großes Verdienst erwarb sich W. auch durch die mustergültige Einrichtung des pflanzenphysiolog. Instituts im neuen Universitätsgebäude in Wien.

Wietersheim (Eduard von), sächs. Staatsmann, geb. 10. Sept. 1787 in Zerbst, studierte in Leipzig die Rechte, wurde, nachdem er an den Feldzügen von 1813—14 als sächs. Offizier teilgenommen, Hof- und Justizrat in Dresden, dann Kreishauptmann in Plauen. Im J. 1830 wurde er Direktor der Kommerzdeputation und Brandversicherungskommission in Dresden, 1831 Präsident der interimistischen Landesdirektion, 1835 Kreisdirektor in Dresden und Vorstand der Abteilung für die gewerblichen Angelegenheiten im Ministerium des Innern und 1840 Minister des Kultus und öffentlichen Unterrichts. Nach seiner Entlassung 1848 zog er sich auf sein Gut Neupouch bei Bitterfeld zurück, wo er 16. April 1865 starb. Von seinen histor. Werken ist die «Geschichte der Völkerwanderung» (4 Bde., Lpz. 1858—64; 2. Aufl., bearbeitet von Dahn, 2 Bde., 1880—81) hervorzuheben. Vgl. von Witzleben, «Eduard von W.» (Lpz. 1866).

Wifflisburg, im Kanton Waadt, s. Avenches.

Wigalois (deutsche Namenform für Huy Galois, d. i. Vitus Gallensis), der Held eines deutschen Artusromans von Wirnt von Grafenberg (s. d.); auf ihn geht ohne Zweifel der in der Kudrun dreimal erscheinende Wigoleis, der Vasall Hetels, zurück. W., auch nach Wappen und Helmschmuck der Ritter mit dem Rade genannt, ist der Sohn

Gawans, also Großneffe des Königs Artus. In der ältesten bekannten Darstellung der Sage, in dem altfranz. Gedichte «Le bel inconnu» des Renaud de Beaujeu (herausg. von Hippeau, Par. 1860), aus welchem ein jüngeres franz. Volksbuch (Lyon 1530), sowie ein mittelengl. Gedicht «Ly biaus disconu» (gedruckt in Ritsons «Ancient english metrical romances», Bd. 2) hervorgingen, heißt der Held Giglain. Vgl. Gräße, «Die großen Sagenkreise des Mittelalters» (Dresd. u. Lpz. 1842); Kölbing in den «Engl. Studien» (Bd. 1, Heilbr. 1877).

Wigamur, «Der Ritter mit dem Adler», deutsches ritterliches Heldengedicht des 13. Jahrh., aus dem Sagenkreise des Königs Artus, von einem ungenannten Verfasser. Es wurde zuerst herausgegeben in von der Hagens und Büschings «Deutschen Gedichten des Mittelalters» (Bd. 1, Berl. 1808). Vgl. Sarrazin, «W. Eine litterarhistor. Untersuchung» (Straßb. 1879).

Wigan, Parlaments- und Municipalborough in der engl. Grafschaft Lancaster, nordwestlich von Manchester, am Flusse Douglas und am Leeds-Liverpoolkanal, Station der Linien Liverpool-Prescot-St.-Helens-Tyldesley-Manchester, W.-Chorley-Blackburn, W.-Preston-Lancaster-Carnforth-Kendal-Penrith-Carlisle und London-Rugby-Stafford-Crewe-Warrington-W. der London and North-Westernbahn, der Eisenbahn Manchester-Glazebrook-W. sowie der Linien Liverpool-Bolton-Bury-Rochdale, Blackburn-Chorley-Adlington-Hindley-W. und Manchester-Bolton-Southport der Lancashire and Yorkshirebahn, zählt mit der neuen Vorstadt Scholes (1881) 48196 E. und hat eine Lateinschule, ein Handwerkerinstitut, eine Bibliothek und ein Museum. Die Industrie der Stadt umfaßt 100 Fabriken und 120 Werkstätten für Baumwollwaren, Nagelschmieden, Maschinenbauereien, Fabriken für Chemikalien, Papier und Schneidewerkzeuge, sowie Töpfereien und eine Fabrik von Schnupftabaksdosen und Nippes aus der in der Nähe brechenden feinsten Kännelkohle Englands. Unweit W. befindet sich eine Schwefelquelle.

Wigand (Albert Julius Wilhelm), Botaniker, geb. 21. April 1821 in Treysa, studierte in Marburg Naturwissenschaften und ließ sich 1846 als Privatdocent daselbst nieder. Er wurde 1850 außerord., 1860 ord. Professor und Direktor des botan. Gartens und des pharmakognostischen Instituts und starb 22. Okt. 1886 zu Marburg. W. schrieb: «Grundlegung der Pflanzen-Teratologie» (Marb. 1850), «Intercellularsubstanz und Cuticula» (Braunschw. 1850), «Der Baum» (Braunschw. 1854), «Botanische Untersuchungen» (Braunschw. 1854), «Flora von Kurhessen» (Bd. 1, 2. Aufl., Kassel 1875), «Lehrbuch der Pharmakognosie» (Berl. 1863; 3. Aufl. 1879), «Entstehung und Fermententwickelung der Bacterien» (Marb. 1884); den Darwinismus bekämpfte er in «Die Genealogie der Urzellen als Lösung des Descendenzproblems» (Braunschw. 1872) und «Der Darwinismus und die Naturforschung Newtons und Cuviers» (3 Bde., Braunschw. 1874—77), sowie in kleinern Schriften.

Wigand (Johann), luth. Theolog des 16. Jahrh., geb. 1523 zu Mansfeld, studierte in Wittenberg, wurde 1541 Lehrer in Nürnberg, ging 1544 wieder nach Wittenberg, um weiter zu studieren, und folgte 1546 einem Rufe als Prediger nach Mansfeld. Er bekämpfte lebhaft die mildere Melanchthonsche Richtung, trat, 1553 als Pfarrer an die Ulrichskirche und als Superintendent nach Magdeburg gewählt, in ein enges Freundschaftsverhältnis zu Flacius und unterstützte ihn als Mitarbeiter und Fortsetzer der sog. Magdeburger Centurien. Im J. 1560 wurde er als Professor nach Jena berufen, aber infolge seines zelotischen Eifers schon 1562 wieder entsetzt; im gleichen Jahre erhielt er die Superintendentur in Wismar und wurde 1568 wieder nach Jena zurückberufen, wo er aber 1573 zum zweiten male abgesetzt wurde. W. ging nun nach Königsberg und lebte hier als Professor und seit 1575 als Bischof von Pomesanien, wozu ihm 1577 auch noch das Bistum Samland übertragen wurde. Er starb 21. Okt. 1587 in seiner bischöflichen Residenz zu Liebemühl in Preußen. Seine zahlreichen theol. Schriften sind fast ausschließlich polemischen Inhalts. Seine Selbstbiographie ist abgedruckt in den «Fortgesetzten Sammlungen von alten und neuen theol. Sachen» (Lpz. 1738).

Wigand (Otto), namhafter Verlagsbuchhändler, geb. 10. Aug. 1795 zu Göttingen, besuchte das Gymnasium und erlernte daselbst den Buchhandel. Nach längerm Aufenthalte in Wien, Prag und Preßburg errichtete er 1826 in Kaschau eine Sortimentsbuchhandlung und zog 1827 nach Pest, um sich dort dem Verlage eines ungar. Konversations-Lexikons zu widmen. Im J. 1832 siedelte er nach Leipzig über, entwickelte hier eine lebhafte polit. Thätigkeit und war 1849—50 Mitglied der Zweiten sächs. Kammer. Unter seinen größern Verlagsunternehmen sind hervorzuheben: die 1834 gegründeten und ursprünglich von Schmidt herausgegebenen «Jahrbücher für Medizin», die «Halleschen Jahrbücher» (1838—43), die Schriften von Arnold Ruge, Bruno Bauer und Feuerbach, Weiskes «Rechtslexikon», Sanders «Wörterbuch der deutschen Sprache», Joh. Scherrs kulturhistor. Schriften, Ritters «Geographisch-statistisches Lexikon». Nachdem er 1842 mit seinen Söhnen Otto und Walter auch eine Buchdruckerei gegründet hatte, zog er sich 1863 zurück und starb 1. Sept. 1870. Die Verlagsbuchhandlung ging 1864 an seinen ältesten Sohn Hugo über und befindet sich seit 1873 im Besitz von Hugo W.s Erben, Vertreter Walter W.

Wigand (Georg), Bruder des vorigen, geb. 13. Febr. 1808 zu Göttingen, erlernte den Buchhandel bei seinem Bruder und errichtete 1829 zu Kaschau eine Verlagsbuchhandlung, die er 1834 nach Leipzig verlegte. Darauf bedacht, seinen Verlagswerken eine künstlerische Ausschmückung zu geben, versuchte er es zuerst mit dem damals allgemein üblichen Stahlstich; die damit verbundenen Mißstände führten ihn auf den Holzschnitt, und W. gebührt das Verdienst, Ludwig Richter auf diese Illustrationsweise hingelenkt zu haben. Das bedeutendste Werk seines Verlags war das deutsche Nationalwerk «Die Bibel in Bildern» (240 Holzschnitte) nach Zeichnungen von Julius Schnorr von Carolsfeld. W. starb 9. Febr. 1858. Das Geschäft befindet sich seit 1. Jan. 1874 im Besitze seines Sohnes Martin W.

Wigand (Paul), deutscher Geschichtsforscher, geb. 10. Aug. 1786 zu Kassel, studierte zu Marburg die Rechte und Geschichte, übernahm dann bis 1807 die Herausgabe der polit. Zeitung zu Kassel, arbeitete hierauf als Prokurator bei den Gerichten zu Kassel und nahm in dem neuen Königreich Westfalen die Stelle als Friedensrichter zu Hörter ein. Als Hörter an Preußen kam, wurde er in diesem

Orte Assessor bei dem Land- und Stadtgericht. Nachdem er der Regierung den ersten Band seiner «Geschichte der gefürsteten Reichsabtei Korvei» (Höxter 1819) überreicht hatte, ließ ihn der Staatskanzler Hardenberg nach Berlin kommen, um seine Kenntnisse bei der Aufstellung der Urkundenschätze Preußens in Anspruch zu nehmen. Hierauf wurde ihm das Archiv zu Korvei nebst einem Teile der Archive von Paderborn überwiesen. W. gründete das «Archiv für Geschichte und Altertumskunde Westfalens» (7 Bde., Hamm 1826—27; Lemgo 1828—38) und veröffentlichte «Das Femgericht Westfalens» (Hamm 1825), «Die Dienste» (Hamm 1828), «Der korveische Güterbesitz» (Lemgo 1831). Im J. 1828 übernahm er mit Strombeck die Herausgabe der vaterländischen Provinzialrechte und erhielt bald darauf den Auftrag, die Provinzialgesetzbücher für den Obergerichtsbezirk von Paderborn zu entwerfen. Als Frucht dieser Arbeiten erschienen «Die Provinzialrechte der Fürstentümer Paderborn und Korvei» (3 Bde., Lpz. 1832) und «Die Provinzialrechte des Fürstentums Minden, der Grafschaften Ravensberg u. s. w.» (2 Bde., Lpz. 1834). Im J. 1833 wurde er als Stadtgerichtsdirektor nach Wetzlar versetzt. An der Kontroverse über die Echtheit des «Chronicon Corbeiense» beteiligte er sich mit der Schrift «Die korveischen Geschichtsquellen» (Lpz. 1841) und wies auch in einer kritischen Ausgabe der «Traditiones Corbeienses» (Lpz. 1843) deren Verfälschung nach. Später gab er auch «Denkwürdigkeiten» (Lpz. 1854) heraus. Im J. 1848 trat W. in den Ruhestand und veröffentlichte noch «Denkwürdige Beiträge für Geschichte und Rechtsaltertümer aus westfäl. Quellen» (Lpz. 1858). Er starb 4. Jan. 1866 zu Wetzlar.

Wigard (Franz Jakob), einer der Führer der sächs. radikalen Partei, geb. 31. Mai 1807 in Mannheim, siedelte frühzeitig mit seinen Eltern nach München über, studierte dort seit 1827 Jura, Kameralia und Forstwissenschaften und beschäftigte sich seit 1830 nebenbei auch namentlich mit Stenographie. Nachdem er 1831 beim Landgericht Au in München in den Staatsdienst getreten, ging er 1833 als Stenograph nach Dresden und wurde 1834 Vorstand des dortigen Stenographischen Instituts. Im Frühjahr 1848 wurde er in die Deutsche Nationalversammlung nach Frankfurt a. M. gewählt und 1849 auch in den sächs. Landtag, wo er zur Linken gehörte. Seiner polit. Haltung wegen wurde er nach der Niederwerfung des Maiaufstandes von 1849 als Vorstand des Stenographischen Instituts suspendiert, studierte dann Medizin und ließ sich 1857 als praktischer Arzt in Deuben im Plauischen Grunde bei Dresden nieder. Er starb 25. Sept. 1885 in Dresden. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Stenographischer Lehrmeister» (Dresd. 1852), «Lehrbuch der Redezeichenkunst» (2 Bde., Dessau 1853; 2. Aufl., Dresd. 1869).

Wiggers (Heinr. Aug. Ludwig), Pharmakognost, geb. 12. Juni 1803 zu Altenhagen, lernte die Pharmacie in Koppenbrügge und studierte dann in Göttingen. Hier wurde er Assistent erst bei Strohmeyer, dann bei Wöhler und fungierte seit 1828 bei der Generalinspektion der Apotheken im Königreich Hannover, 1850—68 als alleiniger Generalinspektor. Er habilitierte sich 1837 in Göttingen als Privatdocent, wurde 1848 außerord. Professor, 1864 Medizinalrat und starb 23. Febr. 1880 in Göttingen. Außer vielen Abhandlungen in Fachjournalen schrieb er «Handbuch der Pharmakognosie» (5. Aufl., Gött. 1864), «Jahresberichte über die Fortschritte der Pharmakognosie und Pharmacie» (Gött. 1844—73).

Wiggers (Jul. Otto Aug.), deutscher Gelehrter und Abgeordneter, geb. 17. Dez. 1811 zu Rostock, studierte Theologie und Philologie zu Rostock, Berlin und Bonn, habilitierte sich Ostern 1837 bei der theol. Fakultät zu Rostock und erhielt 1848 eine außerord. Professur. Im Herbst 1848 wurde W. zum Vertreter Rostocks in die konstituierende Versammlung gewählt und vertrat dann Rostock auch in dem im Febr. 1850 einberufenen Landtage. Nachdem er 7. Juli 1852, unter Belassung seines vollen Gehalts als Pension, aus dem Amte entlassen worden war, wurde er im Mai 1853 in den rostocker Hochverratsprozeß verwickelt und nach 44monatlicher Untersuchungshaft, mit Hilfe neuer Straf- und Strafprozeßgesetze von rückwirkender Kraft, wegen versuchten Hochverrats zu 1¼ Jahr Zuchthaus verurteilt. Dieser Strafe, welche der Großherzog in einjährige Festungshaft umwandelte, fügte der Justiz- und Unterrichtsminister noch die Entziehung der Pension hinzu. Im J. 1857 der Strafhaft entlassen, lebte W. seitdem als Privatgelehrter in Rostock und wurde 1867 vom Wahlkreise Rostock-Güstrow in den Konstituierenden und dann in den Norddeutschen Reichstag gewählt, wo er der nationalliberalen Partei angehörte. Nach Erlöschen des Mandats lehnte er eine Wiederwahl ab, nahm aber später, bei den Wahlen zum Deutschen Reichstag im Jan. 1877 und wiederum im Juli 1878, von dem 6. mecklenb.-schwerin. Wahlkreise (Güstrow-Ribnitz) ein Mandat an. Unter W.' Schriften sind hervorzuheben: «De Cornelii Nepotis Alcibiade quaestiones criticae historicae» (Lpz. 1833), «Kirchengeschichte Mecklenburgs» (Parchim 1840), «Kirchliche Statistik» (Hamb. 1842), «Geschichte der evang. Mission» (2 Bde., Hamb. u. Gotha 1845—46), «Die mecklenb. konstituierende Versammlung» (Rostock 1850), «Grammatik der plattdeutschen Sprache» (Hamb. 1858), «Grammatik der span. Sprache» (Lpz. 1860; 2. Aufl. 1884), «Das Verfassungsrecht im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin» (Berl. 1860), «Vierundvierzig Monate Untersuchungshaft» (Berl. 1861); gemeinsam mit seinem Bruder Moritz W. gab er eine «Grammatik der ital. Sprache» (Hamb. 1859) heraus.

Wiggers (Mor.), deutscher Abgeordneter, Bruder des vorigen, geb. 17. Okt. 1816 zu Rostock, studierte dort, in Heidelberg und Göttingen die Rechte und ließ sich 1843 als Advokat und Notar in Rostock nieder. Bei der polit. Bewegung von 1848 stand W. an der Spitze der mecklenb. Reformpartei, wurde Präsident der konstituierenden Kammer, sowie der im Febr. 1850 einberufenen Kammer. In dieser Eigenschaft berief er auf Grund der Verfassung diese am 1. Juli 1850 verfassungswidrig aufgelöste Kammer zum 24. Sept. 1850 nach Schwerin; doch wurden deren Sitzungen gewaltsam gehindert, W. selbst verhaftet und die Feudalverfassung wiederhergestellt. Im Frühjahr 1853 in den rostocker Hochverratsprozeß verwickelt, war W. im Kriminalgefängnis zu Bützow vom 1. Mai 1853 bis 9. Jan. 1857 in Untersuchungshaft, worauf er zu dreijähriger Zuchthausstrafe verurteilt wurde. Er verbüßte dieselbe in der Strafanstalt Dreibergen, als gemeiner Sträfling behandelt, bis er 24. Okt. 1857 auf großherzogl. Befehl entlassen, ihm jedoch

im Disciplinarwege die Advokatur und das Notariat genommen wurde. Wegen seiner Schrift «Der Vernichtungskampf wider die Bauern in Mecklenburg» (Lpz. 1864) angeklagt, aber freigesprochen, veröffentlichte er bald danach anonym «Die Wiederherstellung der Leibeigenschaft in Mecklenburg» (Coburg 1864), worin er die mecklenb. Gesetzgebung in Bezug auf die Prügelstrafe in so vernichtender Weise bloßlegte, daß dieselbe infolge der hierdurch hervorgerufenen allgemeinen Entrüstung rückgängig wurde, und beleuchtete dann in seiner Schrift «Die Finanzverhältnisse des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin» (Berl. 1866) die bisher in Dunkel gehüllten mecklenb. Finanzen. Zu Gunsten der Verwandlung der Bauerhufen in freies Eigentum veröffentlichte W. «Die Vererbpachtung der Domanialbauergehöfte in Mecklenburg-Schwerin» (Rostock 1868) und «Die Reform der bäuerlichen Verhältnisse im Domanium des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin» (Rostock 1869) und regte in mehrern Schriften das Projekt eines Kanals von Rostock nach Berlin an. W. war auch Mitglied des Ausschusses des Nationalvereins und des Abgeordnetentags. Er wurde 1867 vom dritten berliner Wahlkreis in den Konstituierenden Reichstag des Norddeutschen Bundes gewählt und gehörte im letztern der Deutschen Fortschrittspartei an, wurde von demselben Wahlkreise auch in den ordentlichen Norddeutschen, sowie in den ersten Deutschen Reichstag, in diesen jedoch auch vom dritten mecklenb. Wahlkreise Parchim-Ludwigslust gewählt, für welchen letztern er die Wahl annahm, und welchen er seitdem ununterbrochen im Reichstage vertrat. Im J. 1881 verzichtete W. auf die Annahme einer Wiederwahl zum Reichstage. Er hat aber seine Bestrebungen für die Ausführung des Rostock-Berliner Schiffahrtskanals, mit welchem nunmehr durch den Bau einer Schiffahrtsschleuse bei Rostock, des wichtigsten Bauwerks jenes Unternehmens, der Anfang gemacht ist, in Wort und Schrift fortgesetzt.

Wight (spr. Ueit), bei den Römern Vectis, bei den Angelsachsen Wiht-ealand, eine zur engl. Grafschaft Hampshire gehörige Insel im Kanal, südwestlich von Portsmouth gelegen, durch die durchschnittlich nur 6 km breiten Meeresarme Solent im Nordwesten und Spithead im Nordosten von der engl. Küste getrennt, ist rautenförmig gestaltet, 37 km lang, bis 21 km breit, hat ein Areal von 401 qkm und zählte 1881 eine Bevölkerung von 73 652 Seelen (gegen 42 277 im J. 1851). Kreidehügel (Downs) durchziehen die Insel in der Mitte, vom Culver-Cliff im Osten bis zu den zerklüfteten Felsmassen der «Nadeln» (the Needles) an der Westspitze, die aber in ihrem höchsten Punkte, dem Mottestone-Down, nur 210 m erreichen. Außerhalb der centralen Kette erhebt sich im Süden der 241 m hohe Catherine's-Hill. Die ganze Südwest- und Südostküste ist steil, felsig und gibt mit ihren oft wunderbar gestalteten Klippen in Verbindung mit den an mehrern Punkten angelegten Batterien und Festungswerken Sicherheit gegen jeden Angriff. Der bedeutendste Fluß, der Medham- oder Medina-River, fließt von Süden nach Norden, mündet mit einem 7 km langen Ästuar und teilt die Insel in zwei gleiche Hälften (East- und West-Riding). Außerdem dringt die See auch noch mit einigen andern Armen in die Nordwest- und Nordostküste ein. W. ist reich an Naturschönheiten, berühmt wegen der gesunden und milden Luft und wird wegen der Frische der Vegetation, der großen Fruchtbarkeit an Gartenfrüchten, Hopfen und Getreide der Garten Englands und die Kornkammer für die westl. Grafschaften genannt. Beträchtliche Schäfereien liefern eine gute Wolle, welche roh nach England gebracht wird. Auch gibt es viele Hasen und Kaninchen, sowie Überfluß an Seevögeln, Fischen, Hummern und andern Schaltieren. Außerdem gewinnt man Pfeifenthon, Marmor, Quadern u. s. w. W. zählt vier Städte und eine Menge kleinerer wohlgebauter, reinlicher Ortschaften, Villen und Landsitze. Erst 686 wurde auf der Insel das Heidentum durch König Ceadwalla von Wessex völlig ausgerottet.

Newport, Parlamentsborough, Municipal- und Hauptstadt der Insel, liegt fast in deren Mitte, links am Medinaflusse, auf welchem mit der Flut Seeschiffe bis zu den Kais gelangen. Der Ort, Station der Eisenbahnlinien Ryde-Newport-Cowes und Newport-Horringford-Sandown, zählt 9430 E., hat in der Kirche ein von der Königin Victoria errichtetes Denkmal der Prinzessin Elisabeth, Tochter Karls I., von Marochetti, ein Stadthaus mit Markthalle, ein litterarisches Institut mit Bibliothek, ein Handwerkerinstitut, eine Lateinschule, eine Industriehalle mit Garten, Cracknells- oder Zwiebackbäckereien, sowie besuchte Getreide- und Wollmärkte. Nur 2 km südwestlich liegt Carisbrooke, die frühere Hauptstadt, bei den Angelsachsen Wihtgarabyrig, jetzt ein Dorf mit 7503 E., Kasernen, einem Arbeitshause und den Ruinen des Schlosses (Carisbrooke-Castle), in welchem Karl I. von Nov. 1647 bis Nov. 1648 gefangen saß. Unweit des Schlosses wurde 1859 eine röm. Villa mit Mosaikpflaster aufgedeckt. Nahe bei der Stadt Cowes (s. d.), rechts vom Medina-Ästuarium, liegt das Schloß Osborne-House, der Sommeraufenthalt der Königin Victoria. Die Luft ist hier äußerst gesund und die Lage gewährt eine entzückende Rundsicht. Bei einer persönlichen Zusammenkunft der Königin Victoria und Napoleons III. wurde zu Osborne-House die engl.-franz. Allianz aufs neue befestigt (6. Aug. 1857). Ostsüdöstlich von Osborne liegt Ryde, eine neue Marktstadt (Municipalborough) und ein beliebtes Seebad, von zahlreichen Landhäusern und Gärten umgeben, Station der Eisenbahnlinien Ryde-Newport-Cowes und Ryde-Sandown-Ventnor, mit 11 422 E., einer Markthalle, einem Theater, einem Krankenhaus, einem litterarischen Institut, einer philos. Gesellschaft und dem Gesellschaftshause des Victoria-Jachtklubs. Das Dorf Yarmouth, fast 15 km westlich von Newport, besitzt eine sichere Reede und zählt 600 E. Dabei befindet sich das Fort Victoria, welches mit dem gegenüber auf der engl. Küste gelegenen Fort Hurst-Castle den westlichen Eingang zum Solent verteidigt. An der Südostküste in der Gegend des Undercliff liegt die Stadt Ventnor, Station der Eisenbahn Ryde-Sandown-Ventnor, ein erst in neuerer Zeit entstandenes Seebad mit 5493 E., weißen, an den zugänglichen Punkten der steilen Felswände angebauten Häusern und allen Annehmlichkeiten für Badegäste. Andere Seebäder sind Shanklin und Bonchurch an der Südostküste, sowie Freshwater-Gate südlich von Yarmouth.

Vgl. Hillier, «The history and antiquities of the Isle of W.» (Lond. 1855); Jenkinson, «Practical Guide to the Isle of W.» (Lond. 1876); Bradbury, «The Isle of W.» (Manch. 1876); Labat, «L'Ile de W.» (Par. 1878).

Wigstadl, Stadt im Bezirk Troppau des österr. Herzogtums Schlesien, Sitz eines Bezirksgerichts, hat Fabrikation von Papier, Leinen- und Baumwollwaren, Schieferbrüche und Viehmärkte und zählt (1880) 2936, mit W.-Oberdorf 4540 E. In der Nähe ist das alte Bergschloß Wigstein.

Wigtje, holländ. Bezeichnung für Gramm.

Wigton, Wigtown oder West-Galloway, im Mittelalter Wigtoun, westlichste Grafschaft Südschottlands, im N. von Ayr, im O. von Kirkcudbright, im S. von der Irischen See, im W. vom Nordkanal begrenzt, durch welchen letztern dieselbe von dem nur 37 km entfernten Irland getrennt und mittels des Loch Ryan, der Luce- und Wigtonbai halbinselartig zerspalten wird, ist 1327 qkm groß und zählt (1881) 38602 E. Die Oberfläche ist hügelig, aber ohne beträchtliche Höhen. Die westl. Halbinsel, Rhynns (Rhinns) oder Rynns of Galloway (im Mittelalter Rinnis, Rynnis), endet im S. mit dem Mull of Galloway (im Mittelalter Mulirisnake), im N. mit dem Kap Corsewall Point (Corswell); beide Vorgebirge haben Leuchtfeuer. Kleine Seen und Flüsse, wie der Cree (Crea), Grenzfluß gegen Kirkcudbright, Bladenoch und Luce-Water geben Bewässerung. Der Boden besteht wenigstens zum dritten Teil aus Mooren, er ist an den Küsten und da fruchtbar, wo man die erst 1730 entdeckten ungeheuern Mergellager zu seiner Verbesserung benutzt hat. Das Klima ist mild. Man baut Hafer und Gerste, auch etwas Weizen, in größerer Ausdehnung aber Kartoffeln und Turnips. Die Viehzucht ist indes wichtiger als der Ackerbau. Das Gallowayrind ist hornlos (Polled breed) und gehört zu den besten Rassen Schottlands; Schafe werden in mehrern Varietäten gezogen und geben zum Teil eine feine Wolle. Man bricht Schiefer und Marmor; auch gibt es Kupfer, Blei und Kohlen. Indes ist der Bergbau, wie auch die übrige Industrie, ohne Bedeutung. Die Grafschaft schickt einen Abgeordneten ins Parlament.

Die Hauptstadt Wigton oder Wigtown, im Mittelalter Wigtonia und später Wigtoun, ein hübscher Parlamentsborough und Hafenort links von der Mündung des Bladenoch in die Wigtonbai, Station der Wigtonshirebahn (Whithorn-Newton-Stewart), zählt 1722 E. und hat ein Stadthaus, ein Gefängnis, eine Lateinschule und eine Bibliothek. Es bestehen Farinamühlen und eine berühmte Brennerei in dem kaum 2 km entfernten Dorfe Bladenoch. Gegen Westen, 40 km entfernt, liegt an der Bahn Castle Douglas-Portpatrick und am obern Ende der Bucht Loch Ryan die Stadt Stranraer (s. d.). Der Flecken Newton-Stewart, 16 km im NNW. von W., rechts am Cree, Station der Eisenbahnen Castle Douglas-Stranraer-Portpatrick und Whithorn-Newton-Stewart, hat eine Lateinschule und 2873 E., welche viel Speck räuchern. Das Fischerdorf Port-Patrick, 9,5 km südwestlich von Stranraer, am Nordkanal, mit Leuchtfeuer, Station der Eisenbahn Castle Douglas-Stranraer-Portpatrick, mit 2189 E., hat einen guten Hafen und ein Seebad und ist als Überfahrtsort nach Irland wichtig.

Wigton, Marktstadt in der engl. Grafschaft Cumberland, am Wiga, 18 km im WSW. von Carlisle, Station der Eisenbahn Maryport-Carlisle und deren Zweiglinie Aspatria-Mealsgate-W., mit einer Lateinschule, einer Akademie für Quäker und einer Bibliothek, zählt (1881) 3948 E., welche Baumwoll- und Leinwandfabriken, Gerbereien, Nagelschmieden und Malzdarren unterhalten.

Wijnendaele, Ruinen eines ehemals den Grafen von Flandern gehörigen Jagdschlosses bei Thourout in der belg. Provinz Westflandern; hier fand am 28. Sept. 1708 eine Schlacht zwischen Franzosen und Engländern statt.

Wikinger, s. Normannen.

Wilajet, s. Vilajet.

Wilberforce (William), berühmter engl. Philanthrop, geb. 24. Aug. 1759 zu Hull, studierte zu Cambridge, wo er Freundschaft mit Pitt schloß. Im J. 1780 trat er für seine Vaterstadt ins Unterhaus und machte nun die Abschaffung der Sklaverei zum Ziel seiner parlamentarischen Wirksamkeit. In der Session von 1789 trug er, von Fox und Pitt unterstützt, auf Unterdrückung des brit. Negerhandels an, erlangte aber nur eine Verordnung für die menschlichere Behandlung der Negersklaven auf der Überfahrt. Im J. 1790 brachte er die Sklavenfrage abermals vor das Haus, setzte aber erst 1792 den Beschluß durch, nach welchem der Sklavenhandel 1795 aufhören sollte. Der Krieg und die gefährdete Lage der Kolonien ließen indessen die Maßregel nicht zur Ausführung kommen. Erst als 1806 der Minister Fox die Sklavenangelegenheit zur Sache der Regierung machte, hatte W. endlich die Freude, daß in der Sitzung vom 23. Febr. 1807 die Unterdrückung des brit. Sklavenhandels, vom 8. Jan. 1808 an, ausgesprochen wurde. Nach diesem Siege suchte er die brit. Regierung zum Einschreiten gegen den Menschenhandel anderer Nationen zu bewegen. Auf seine Veranlassung brachte Castlereagh die Abschaffung der Sklaverei auf dem Kongreß von Wien zur Sprache; W. selbst richtete Schreiben an Talleyrand, den König von Preußen und den Kaiser Alexander. Nach Abschluß der Verträge, in welchen Frankreich, Spanien und Portugal sich zur Abstellung des Negerhandels verpflichteten, erhob er im Parlament oft seine Stimme gegen die Übertretungen, die die Regierungen wie die Privaten sich zu Schulden kommen ließen. Im J. 1816 that er den ersten Schritt zur Abschaffung der Sklaverei selbst, indem er die Verminderung der Neger im brit. Westindien vorschlug. Als die Regierung seit 1823 die völlige Emancipation der Neger Schritt für Schritt vorbereitete, entfaltete W. den größten Eifer, um das Werk durchführen zu helfen. Am Tage, nachdem der Regierungsantrag für die allgemeine Befreiung der schwarzen Bevölkerung in den brit. Kolonien die zweite Lesung erhalten, starb W. 29. Juli 1833. Von ihm erschien das Buch «Practical view of the prevailing religious system of professed Christians in the higher and middle classes of this country, contrasted with real Christianity» (Lond. 1797 u. öfter). Sein Leben, nebst Auszügen aus seinem Tagebuche und seiner Korrespondenz, gaben seine Söhne Robert, Isaak und Samuel in fünf Bänden (Lond. 1838; neue Ausg. 1868) heraus. Vgl. Colquhoun, «William W. his friends and his times» (Lond. 1866).

Von den Söhnen W.s nahmen vier einflußreiche Stellungen in der engl. Staatskirche ein. Der älteste, William, trat bald nach dem Ausbruch des puseyitischen Schisma zum Katholizismus über. Ihm folgte Henry, Vikar von Farleigh, der sich nachher durch seine Proselytenmacherei bemerkbar machte und 1851 zum Sekretär des kath. Schutzvereins in Irland erwählt wurde. Robert W.,

Archidiakonus von York, geb. 19. Dez. 1802, galt lange Zeit für eine der Hauptstützen des Puseyismus und gab in seinen Werken «The five empires» und «History of Erastianism» Ansichten zu erkennen, die mit den Grundsätzen des Protestantismus im Widerspruch standen. Nachdem er noch in einer Schrift «On the holy eucharist» die Lehre von der Transsubstantiation offen verteidigt und deshalb von dem Erzbischof von Canterbury zur Rechenschaft gezogen worden, legte er sein geistliches Amt nieder und trat im Okt. 1854 zur kath. Kirche über. Er starb zu Albano in Italien 4. Febr. 1857.

Samuel W., geb. 7. Sept. 1805, studierte zu Oxford, wurde dann Pfarrer zu Brighstone, Archidiakonus von Surrey und 1845 Bischof von Oxford. Unter seinen Werken sind «Agathos», «Eucharistica», «Notebook of a country clergyman», «Sermons on miscellaneous subjects», «Times of secession», «Times of revival» (1863) und «Life of William W.» (Lond. 1868) zu nennen. Obgleich er in der engl. Staatskirche ausharrte, galt er doch als eine der Hauptstützen der romanisierenden Richtung der hochkirchlichen Partei und gewann ebenso in der höhern Gesellschaft durch seine glänzenden weltmännischen Talente, wie im Hause der Lords, in dem geistlichen Parlamente der Diöcese von Canterbury und in öffentlichen, für religiöse Zwecke veranstalteten Meetings als gewandter, schlagfertiger Redner, bedeutenden Einfluß. Seit Nov. 1847 Großalmosenier der Königin, wurde er 1869 zum Bischof von Winchester ernannt. Er starb auf einem Spazierritt an einem Fall vom Pferde, 19. Juli 1873. Vgl. Ashwell, «Life of Bishop W.» (1879).

Wilberg (Christian), vorzüglicher Maler, geb. 20. Nov. 1839 zu Havelberg, war Schüler von Ed. Pape in Berlin und von Oswald Achenbach in Berlin und bereiste sodann Italien, Österreich und Süddeutschland, worauf er sich in Berlin niederließ. Unter seinen Landschaften ist ein röm. Park hervorzuheben; bedeutender sind seine Architekturbilder, ausgezeichnet durch Naturwahrheit, archäolog. Richtigkeit und glänzende Beleuchtung. Dahin gehören: Innenansicht der Markuskirche in Venedig, Dogenpalast daselbst, Tempel der Juno Lacinia in Girgenti, Capella Palatina in Palermo u. s. w. Er starb 3. Juni 1882 in Paris.

Wilbrandt (Adolf), namhafter dramatischer Dichter und Schriftsteller, geb. zu Rostock 24. Aug. 1837 als Sohn des Professors der Ästhetik und Litteratur an der dortigen Universität, Christian W., absolvierte daselbst das Gymnasium, studierte erst Rechtswissenschaft, später Philosophie, Kunstwissenschaft und Geschichte zu Rostock, Berlin und München und fungierte dann 1859—61 als Mitredacteur der «Süddeutschen Zeitung» in München. In der folgenden Zeit lebte er als Schriftsteller abwechselnd in Berlin, Rostock, Frankfurt a. M. und München, machte auch Reisen durch Südfrankreich und Italien. Seit 1871 hat er seinen Aufenthalt in Wien genommen, wo er sich im Juni 1873 mit der beliebten Hofschauspielerin Auguste Baudius (geb. in Zwickau 1. Juni 1845, seit 1861 am Hofburgtheater besonders im feinern Lustspiel thätig und seit 1877 pensioniert) vermählte. Im J. 1881 wurde er zum Direktor des Hofburgtheaters ernannt. Von W.s ersten litterarischen Arbeiten ist die treffliche Biographie «Heinrich von Kleist» (Nördl. 1863) und der Roman «Menschen und Geister» (Nördl. 1864) zu nennen. Hierauf wandte er sich wesentlich der dramatischen Produktion zu, als deren Früchte zu erwähnen sind das Drama «Der Graf von Hammerstein» (Berl. 1870) und die Lustspiele «Unerreichbar» (Berl. 1870), «Jugendliebe» (Wien 1872), «Die Maler» (Wien 1872) und «Ein Kampf ums Dasein» (Wien 1874). Einen höhern dramatischen Stil zeigt er in den Tragödien «Gracchus der Volkstribun» (Wien 1872), «Arria und Messalina» (Wien 1874), «Giordano Bruno» (Wien 1874), «Nero» (Wien 1876), «Kriemhild» (Wien 1877), «Robert Kerr» (Wien 1880) und in den Schauspielen «Natalie» (1878), «Auf den Brettern» (1878), «Die Tochter des Herrn Fabricius» (Wien 1883) und «Assunta Leoni» (Wien 1883). Diese Dramen zeugen von W.s hoher Begabung, sowohl in Bezug auf dramatische Erfindung, Schönheit und Kraft des poetischen Ausdrucks als auch Bühnentechnik und sind auch zum Teil Repertoirestücke aller größern deutschen Bühnen geworden. Weniger beliebt sind seine Novellendichtungen, in denen er meist kompliziertere psychol. Probleme zu lösen unternimmt. Hierher gehören «Novellen» (Berl. 1869), «Neue Novellen» (Berl. 1870), «Neues Novellenbuch» (Wien 1875), «Novellen aus der Heimat» (Berl. 1882) und die Romane «Fridolins heimliche Ehe» (Wien 1875) und «Meister Amor» (Wien 1880). Geringere Begabung zeigt W. für die lyrische Dichtung, wie seine «Gedichte» (Wien 1874) beweisen. Wertvoll dagegen ist seine biogr. Studie «Hölderlin, der Dichter des Pantheismus» (Münch. 1870). Aus Fritz Reuters Nachlaß veröffentlichte W. «Nachgelassene Schriften» nebst einer Biographie des Dichters (2 Bde., Rost. 1875).

Wilckens (Martin), Zoolog und Schriftsteller über landwirtschaftliche Tierkunde, geb. 1834 zu Hamburg, studierte in Göttingen, Wien und Würzburg Medizin und Naturwissenschaften und fungierte dann als Armenarzt in Hamburg, indem er zugleich Anatomie an der dortigen anatom.-chirurgischen Lehranstalt vortrug. Im J. 1859 übersiedelte er nach Jena, um land- und volkswirtschaftliche Studien zu betreiben. Im J. 1861 kaufte er das Rittergut Pogarth in Schlesien, welches er bis 1871 musterhaft bewirtschaftete. Nach Verkauf desselben habilitierte er sich in der mediz. Fakultät zu Göttingen für Tierphysiologie und Tierzucht, wurde 1872 als Professor der Landwirtschaft an die Universität Rostock und in demselben Jahre als ord. Professor der Tierphysiologie und Tierzucht an die Hochschule für Bodenkultur nach Wien berufen. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «Beiträge zur landwirtschaftlichen Tierzucht» (Lpz. 1871), «Die Alpenwirtschaft der Schweiz u. s. w.» (Wien 1874), «Die Rinderrassen Mitteleuropas» (Wien 1876), «Form und Leben der landwirtschaftlichen Haustiere» (Wien 1878), «Wandtafeln zur Naturgeschichte der Haustiere» (Kassel 1878 u. 1880), «Der Hochschulunterricht für Land- und Forstwirte» (Wien 1879), «Grundzüge der Naturgeschichte der Haustiere» (Dresd. 1880), «Untersuchung über das Geschlechtsverhältnis und die Ursachen der Geschlechtsbildung bei Haustieren» (Berl. 1886). W. gehört zu den Begründern der wissenschaftlichen Tierzuchtlehre.

Wilcoxpapier, s. Pflanzenfaserpapier.

Wilczek (Johann Nepomuk, Graf), verdient um die Nordpolfahrten, geb. 7. Dez. 1837, einer der reichsten österr. Grundherren, dessen Besitzungen hauptsächlich in Österreichisch-Schlesien und Mähren

liegen. Den Deutschen Krieg von 1866 machte er als Freiwilliger mit. W. rüstete die Payer-Weyprechtsche Expedition 1872 fast allein aus und begleitete dieselbe bis zu den Barents-Inseln, worauf er auf der Petschora und längs der Wolga zurückkehrte. Auch für Errichtung ständiger meteorolog. Stationen um den Pol ist er thätig. Er lebt, ein Förderer alles gemeinnützigen Wirkens, als k. k. Wirklicher Geheimrat und Kämmerer in Wien.

Wild und **Wildstand**, s. unter Jagd.

Wild (Franz), ausgezeichneter Tenorist, geb. zu Niederhollabrunn in Niederösterreich 31. Dez. 1792, wurde früh Chorknabe in Klosterneuburg und später Sängerknabe an der Hofkapelle zu Wien. Nachdem er 1809 Anstellung bei der Esterházyschen Privatkapelle zu Eisenstadt gefunden, ging er 1811 zum Theater an der Wien und wurde 1813 als erster Tenorist beim Hofoperntheater in Wien angestellt. Er gastierte 1816 in Berlin, kam 1817 als Kammersänger nach Darmstadt, ging 1826 nach Paris und sang an der ital. Oper mit glänzendem Erfolge. Dann nahm er ein Engagement in Kassel an, kehrte indessen 1830 nach Wien zurück und wirkte bis 1847 am Kärntnerthortheater, gab auch Gastspiele in München, Dresden, Berlin und Petersburg. Im J. 1848 zog er sich ins Privatleben zurück und starb zu Oberdöbling bei Wien 2. Jan. 1860. W. war an Stimmfonds und Kunstfertigkeit einer der größten Tenoristen Deutschlands.

Wild (Heinr.), namhafter Meteorolog, geb. 17. Dez. 1833 zu Uster im Kanton Zürich, studierte 1854—56 in Zürich und Königsberg Physik und arbeitete dann einige Zeit in Heidelberg unter Kirchhoff und Bunsen. Zu Ostern 1857 habilitierte er sich in Zürich an der Universität und am Polytechnikum als Privatdocent der Physik, wurde aber noch in demselben Jahre als Professor der Physik und Direktor der Sternwarte nach Bern berufen. Durch die Erweiterung dieses Instituts zu einer meteorolog. Centralanstalt für den Kanton Bern legte er gleichzeitig den Grund zu dem jetzt bestehenden ausgebreiteten meteorolog. Beobachtungsnetz. Eine vom schweiz. Bundesrat 1861 ihm übertragene Inspektion der Maß- und Gewichtsanstalten gab die Veranlassung zu der von W. bis 1867 durchgeführten Reform der eidgenössischen Urmaße und zur Begründung der Normaleichstätte zu Bern, deren Direktor W. auch wurde. Im Mai 1868 wurde er als Mitglied der kaiserl. Akademie der Wissenschaften und Direktor des physik. Central-Observatoriums nach Petersburg berufen, wo er eine völlige Reorganisation der letztern Anstalt und des davon abhängigen ausgedehnten meteorolog. Beobachtungsnetzes in Rußland durchführte. Als Abschluß dieser Neugestaltung veranlaßte W. noch die Gründung einer Zweiganstalt der petersburger Centrale, des meteorolog.-magnetischen Observatoriums in Powlowsk, welches heute noch allgemein als eine Musteranstalt dieser Art gilt.

Die wissenschaftlichen Leistungen W.s betreffen hauptsächlich die Gebiete der Optik, Elektricität und des Erdmagnetismus, der Meteorologie und die Verifikation von Maß und Gewicht. Ein von W. erfundenes Instrument zur Bestimmung des Zuckergehalts von Flüssigkeiten auf optischem Wege (Polaristrobometer genannt) ist vielfach in Anwendung und allgemein bekannt. Neue Methoden zur Vergleichung von Strich- und Endmaßen, Verbesserungen von Meß- und Wägemethoden entstammen seiner Thätigkeit als Mitglied der «Commission international du mètre» (seit 1870) und des durch die Meterkonvention eingesetzten internationalen Maß- und Gewichtkomitees zur Reform der Urmaße des metrischen Systems. Auf dem Gebiete der Elektricität hat sich W. durch thermoelektrische Untersuchungen und durch eine Neubestimmung der absoluten Widerstandseinheit (Ohm) verdient gemacht. W.s zahlreiche meteorolog. Arbeiten finden sich zum kleinern Teil in den Schriften der schweiz. naturforschenden Gesellschaften, von 1865 an aber zum größern Teil in den von ihm herausgegebenen «Annalen des physik. Central-Observatoriums für Rußland» und in dem von 1869 an unter seiner Redaction von der Akademie der Wissenschaften in Petersburg herausgegebenen «Repertorium für Meteorologie». Neben seinen umfassenden Untersuchungen über die meteorolog. Verhältnisse des gesamten Russischen Reichs hat er auch eine Menge Schriften über meteorolog. Beobachtungsmethoden und verbesserte Instrumente verfaßt. Seine Beziehungen zu Bruhns in Leipzig und Jelineck in Wien führten zur Einberufung internationaler Meteorologenkongresse und zur Gründung des permanenten internationalen meteorolog. Komitees, dessen Präsident W. wurde. Auch die 1882—83 durchgeführte internationale Polarforschung verdankt der Initiative und der Thätigkeit W.s sehr viel, auch gab er als Präsident der internationalen Polarkommission die von dieser zusammengestellten Mitteilungen heraus.

Wilda (Wilh. Eduard), verdienter Germanist, geb. 17. Aug. 1800 zu Altona, besuchte das Johanneum zu Hamburg, bezog 1821 die Universität zu Göttingen und hörte hier Hugos und Meisters, insbesondere aber Eichhorns Vorträge über deutsche Rechtsgeschichte, in denen seine Studien ihre Richtung empfingen. Hierauf studierte er noch zwei Jahre lang in Heidelberg unter Thibaut, Mittermaier und Schlosser, erhielt daselbst die jurist. Doktorwürde und ging dann nach Kiel und Kopenhagen, um sich mit dem nord. Rechte bekannt zu machen. Nachdem er seit 1826 Deutschland, die Schweiz und Frankreich bereist, begann er in Hamburg als Advokat zu praktizieren. Jedoch entschloß er sich 1831, sich in Halle zu habilitieren. Schon nach wenigen Monaten wurde er zum außerord. Professor ernannt. Im J. 1842 folgte er dem Rufe zu einer ord. Professur nach Breslau, die er 1854 mit einer solchen zu Kiel vertauschte. Er starb daselbst 9. Aug. 1856. W. nimmt unter den Germanisten einen hohen Rang ein. Wie kaum ein anderer wußte er, unterstützt durch tüchtige Kenntnis der nordischen Sprache, die german. Rechtsinstitute in ihrer Tiefe zu erfassen und den Zusammenhang und die Einheit ihrer Quellen zu vermitteln. Dieses glänzende Talent bewährte er schon in seiner ersten Schrift: «Das Gildenwesen im Mittelalter» (Halle 1831; 2. (Titel-)Aufl., Berl. 1832). Dieser schloß sich an die grundlegende Arbeit «Strafrecht der Germanen» (Halle 1842). Auch gab W. seit 1839 mit Reyscher die «Zeitschrift für deutsches Recht» heraus.

Wildacker, ein Stück Feld in einem Wald oder Wildgarten, das zur Unterhaltung des Wildes mit Feldfrüchten bestellt wird.

Wildauer (Mathilde), Schauspielerin und Sängerin, geb. 1820 in Wien, debütierte 1834 auf

dem Burgtheater, wurde sofort engagiert und entfaltete bald außergewöhnliche Begabung in Rollen naiver Liebhaberinnen, Salondamen und Soubretten, besonders als Nandl im »Versprechen hinterm Herd« von Alex. Baumann, zu dem sie in intimen Beziehungen stand. Im J. 1850 erschien sie auch auf dem Hofoperntheater und zwar mit solchem Erfolg, daß sie sich später ganz vom Schauspiel zurückzog. Ihr schöner Sopran wurde durch meisterhafte Technik unterstützt. Zerline, Linda, namentlich Katharine (»Nordstern«) gehörten zu ihren besonders bewunderten Leistungen. Im J. 1865 wurde sie pensioniert und starb 23. Dez. 1878 in Wien.

Wildbad, Stadt im Oberamte Neuenbürg des württemb. Schwarzwaldkreises, in einem engen, wildromantischen, von der Enz durchströmten Thale, Station der Linie Pforzheim-W. der Württemberg. Staatsbahnen, hat (1885) 3572 E., eine Papierfabrik mit Holzstoffabrikation, Holzhandel sowie Holzflößerei und wird wegen seiner alkalischen Mineralquellen, die einen Wärmegrad von + 33 bis 38° C. haben, im Sommer von über 6000 Badegästen besucht, welche hier bei Rheumatismen, Gicht, sonstigen Leiden der Knochen und Gelenke, sowie besonders bei Lähmungen und Neuralgien Heilung suchen. Auch gegen Affektionen des Magens und Darmkanals, sowie bei Erkrankungen der Lungenschleimhaut, der Nieren und der Blase wird das Thermalwasser mit Nutzen getrunken. Die Quellen sind seit früher Zeit im Gebrauch, und die Anstalten haben bis in die neueste Zeit viele zweckmäßige Umgestaltungen sowie Vermehrung durch Prachtbauten erfahren. Von den vielen romantischen Partien, welche die Umgegend bietet, ist unter andern der Wilde See zu nennen, dessen Wasser ohne sichtbaren Ab- und Zufluß immer dasselbe Niveau zeigt. Der Ort wird zum ersten mal 1367 genannt, als Graf Eberhard der Greiner daselbst von den Schleglern überfallen wurde. Vgl. außer den Schriften von Kerner, Fricker u. a.: Renz, »Histor. Briefe über das W.« (Stuttg. 1871); derselbe, »Das W. im Königreich Württemberg, wie es ist und war« (Wildbad 1874); derselbe, »Kleiner Führer« (4. Aufl., Wildbad 1884); Hartmann, »Wildbad« (Stuttg. 1886); Wagner, »W. im Schwarzwald« (Würzb. 1886).

Wildbäder, s. unter Mineralwasser.

Wildbann, s. Forstbann.

Wildbret (vom altdeutschen wilt, Wild, und prâtan, braten), das Fleisch des Wildes, Wildbraten; dann das Wild selbst.

Wilddeputat, s. unter Deputat.

Wilddiebstahl heißt die Beeinträchtigung fremder Jagdgerechtigkeit durch widerrechtliche Aneignung von frei herumlaufenden jagdbaren Tieren. Da nach gemeinem Recht nur solches Wild, das in engern Räumen gehalten wird, den Gegenstand eines wirklichen, dem Eigentümer jederzeit zugänglichen Besitzes und damit das Objekt eines Diebstahls abgeben kann, so läßt sich ein W. nur insofern annehmen, als die ausschließende Jagdgerechtigkeit auf eigenem und fremdem Boden von partikulären Gesetzen zu den nutzbaren Rechten gezählt, hiernach aber jeder Eingriff in dieselbe als Vermögensminderung angesehen ward. Die fürstl. Jagdwut ließ vordem den W. in Deutschland und anderwärts sogar mit Strafen an Leib und Leben bedrohen (s. Jagdrecht), was die Praxis (abgesehen von dem Falle der Konkurrenz mit andern schweren Verbrechen, wie Drohung und offene Gewalt gegen Forstaufseher oder Totschlag) allmählich durch Freiheitsstrafen ersetzte, die jedoch, besonders gegen gewerbmäßige Wilderer, immer noch unverhältnismäßig streng waren. Nach den neuern Gesetzgebungen infolge der Aufhebung des Jagdrechts auf fremdem Grund und Boden wird die unbefugte Erlegung und Einfangung von jagdbaren Tieren meistens nur als Vergehen mit Geldbuße oder kurzem Gefängnis geahndet. Vgl. §§. 292, 293 des Deutschen Reichsstrafgesetzbuchs und Exterde, »Sammlung der österr. Jagdgesetze« (Wien 1877); Faider, »Histoire du droit de chasse en France, Allemagne, Angleterre etc.« (Brüss. 1877); Oke, »English game laws« (3. Aufl., Lond. 1877); Oppermann, »Die Jagdpolizeigesetze« (2. Aufl., Berl. 1876); Wintersperger, »Das österr. Gesetz betreffend Jagd- und Fischereirecht« (Wien 1878); Wagner, »Die preuß. Jagdgesetzgebung« (Berl. 1883); Roth, »Geschichte des Forst- und Jagdwesens« (Berl. 1879); Stobbe, »Handbuch des deutschen Privatrechts« (Bd. 2, 2. Aufl., Berl. 1883).

Wilde, im parlamentarischen Sprachgebrauch, s. unter Fraktion.

Wildebeest, soviel wie Gnu.

Wildegg, Dorf im Bezirk Lenzburg des schweiz. Kantons Aargau, liegt 360 m über dem Meere, 3 km nördlich von Lenzburg bei der Vereinigung der Bünz mit der Hallwyler Aa, an der Bahnlinie Aarau-Baden-Zürich, wird von dem alten Schloß Wildegg überragt, das 433 m über dem Meere auf einem Vorsprung des Kestenbergs liegt, und besitzt mehrere Fabriken (Strohflechterei, mechanische Werkstätte, Säge u. s. w.) und eine 1836 erbohrte iod- und bromhaltige Kochsalzquelle, deren Heilwasser namentlich zur Unterstützung der Kur in dem benachbarten Schinznachbade verwendet wird. Vgl. Hemmann, »Die Heilquellen von Schinznach und W.« (Zür. 1864).

Wildes Fleisch (caro luxurians), s. unter Granulation.

Wilde Jagd, Wütende Jagd, Wildes Heer, Nachtgejaid, Nachtjäger, Helljäger u. s. w. nennt das Volk in Deutschland ein angeblich nächtliches Tosen in der Luft, das einem mit Jagdrufen und Hundegebell über Wälder, Felder und Ortschaften dahinbrausenden Geisterheere zugeschrieben wird. Die Sagen vom Wilden Jäger sind ebenso zahlreich als weitverbreitet, ebenso mannigfaltig im einzelnen als übereinstimmend in den Grundzügen und berühren sich vielfach bald mit uralter Götter-, bald mit Heldensage. Deutlich liegt die eine Hauptwurzel derselben zu Tage in dem noch heute in Niederdeutschland üblichen Ausdrucke de Wode tüt oder Wode jaget, d. i. Wodan, der Sturmgott, jagt durch die Lüfte. Etwas verdunkelter schon ist die in der Prignitz vorkommende Benennung fru Gode, welche sich aus dem nicht mehr verstandenen frô Gode, d. h. Herr Wodan, entwickelt hat. Durch das Christentum wurden zwar die heidnischen Götter zu Gespenstern und Teufeln herabgedrückt, lassen aber doch noch überall die göttlichen Züge deutlich erkennen. Wie Wodan, der Herr der Stürme, zu Rosse gedacht wurde und bekleidet mit einem breiten Hute und einem dunkeln Mantel, so erscheint auch der Wilde Jäger in Hut und Mantel zu Pferde, jetzt aber am Kreuzwege stürzend und jenseits sich wieder aufraffend, begleitet von Geistern Verstorbener, die oft ohne Kopf oder in grauser Verstümmelung einherziehen. Nur selten zeigt er sich dem begegnenden

Wanderer mildthätig. Gewöhnlich bringt er Schaden oder Verderben, zumal dem Vorwitzigen, der ihn anruft oder in die Jagdschreie einstimmt; nur wer in der Mitte der Landstraße verharrt, oder ausweichend auf ein Saatfeld tritt, oder sich schweigend zu Boden wirft, entgeht der Gefahr. Besonders feindselig erweist der Wilde Jäger sich auch gegen die in Wäldern wohnenden Busch- oder Moosweibchen, die er jagt und, wenn er sie erreicht, grausam zerreißt. Das Jagen nach solchen ist noch erhalten in unserer «Windsbraut». Das Erscheinen des Wilden Jägers ist zwar nicht an eine bestimmte Zeit geknüpft, doch zeigt er sich am häufigsten in den Zwölften. Neben dem Sturmgott erscheint die Windgöttin als Führer des Wütenden Heeres. Diese Auffassung zeigt sich besonders in der thüring. und mansfeldischen Sage. Hier fuhr es, auch die ungetauft verstorbenen Kinder in sich begreifend, im Geleite der Frau Holla alljährlich auf Fastnachtsdonnerstag vorüber, und das versammelte Volk wartete seiner Ankunft, als solle ein mächtiger König einziehen. Vor dem Geisterhaufen aber zog ein alter Mann einher mit weißem Stabe, der getreue Eckart, der die Leute aus dem Wege weichen hieß, damit sie nicht Schaden nähmen. Auch dieses Heer der Holla oder Berchta erscheint in den Zwölften. Im allgemeinen geht der Mythus vom Wütenden Heere über alle german. Länder und findet sich auch in Frankreich und selbst in Spanien.

Wilder Mann ist im Volksmund die Bezeichnung sowohl für diejenigen Verbrecher, welche während der Untersuchungshaft und der Schlußverhandlung Geisteskrankheit simulieren, um der Strafe zu entgehen und in eine Irrenanstalt gebracht zu werden, als auch für diejenigen, welche auf Grund des Gutachtens des als Sachverständigen zugezogenen Arztes nicht verurteilt, sondern in einer Irrenanstalt untergebracht worden sind. Von der gerichtlichen Physiologie werden diese letztern als «geisteskranke Verbrecher» bezeichnet.

Wilder Wein, s. Ampelopsis.

Wildemann, Stadt in der preuß. Provinz Hannover, Regierungsbezirk Hildesheim, Kreis Zellerfeld, im Oberharz, in dem engen und wilden Thale der obern Innerste, 422 m über dem Meere, Station der Linie Langelsheim-Clausthal-Zellerfeld der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1885) 1388 evang. E. und hat Fabrikation ausgezeichneten Mineralwassers, ausgedehnte Steinbrüche, Bleierzgruben und Fichtennadelbäder. Die Ernst-Augusthöhe, früher Prinzenlaube, ist besuchenswerth. W. wurde 1528 als Bergstadt gegründet.

Wildenbruch (Ernst Adam von), hervorragender Dramatiker, geb. 3. Febr. 1845 zu Beirut in Syrien, Sohn des dortigen preuß. Konsuls, siedelte mit seinem Vater im 2. Jahre nach Berlin, im 5. nach Athen, wohin derselbe als Gesandter berufen war, im 6. nach Konstantinopel über, wo er von Frick, dem jetzigen Direktor der Franckeschen Stiftungen in Halle, unterrichtet wurde. Wegen Erkrankung der Mutter kehrte der Vater in W.s 12. Jahre nach Deutschland zurück. W. besuchte die Gymnasien zu Halle, Berlin und das Kadettenkorps zu Potsdam und trat 1863 als Offizier in die preuß. Armee, nahm aber schon 1865 seinen Abschied, machte den Krieg 1866 als Landwehroffizier mit und widmete sich 1867 zu Berlin dem Rechtsstudium. Nachdem er auch an dem Kriege 1870 teilgenommen, ward er Referendar am Kreisgericht zu Frankfurt a. O., 1877 Hilfsarbeiter im Auswärtigen Amte des Deutschen Reichs. Schon während seiner Studienzeit schrieb er das Satyrspiel «Die Philologen am Parnaß» (Berl. 1868), in Frankfurt das Gedicht «Die Söhne der Sibyllen und Nornen» (Berl. 1872), das Heldenlied «Vionville» (Berl. 1874; 3. Aufl. 1883), das Drama «Auf der hohen Schule», das Heldenlied «Sedan» (Frankf. a. O. 1875), die ersten Entwürfe des Dramas «Harold» (3. Aufl., Berl. 1883) und eine Reihe lyrischer Gedichte, die 1877 erschienen. In den folgenden Jahren entstanden: «Dichtungen und Balladen» (Berl. 1884), das Trauerspiel «Die Karolinger» (3. Aufl., Berl. 1883), «Kinderthränen» (zwei Erzählungen, 2. Aufl., Berl. 1884), das Trauerspiel «Christoph Marlow» (Berl. 1884), «Der Meister von Tanagra. Eine Künstlergeschichte aus Alt-Hellas» (5. Aufl., Berl. 1883), das Trauerspiel «Der Mennonit» (3. Aufl., Berl. 1886), die Schauspiele «Opfer um Opfer» (5. Aufl., Berl. 1883), «Väter und Söhne» (Berl. 1882) und «Das neue Gebot» (1886), sowie «Novellen» (3. Aufl., Berl. 1883) und «Humoresken und Anderes» (Berl. 1886).

Wildenfels, Stadt in der sächs. Kreis- und Amtshauptmannschaft Zwickau, auf und an einem schmalen Gebirgsvorsprung, dessen äußerste Spitze das alte Schloß W. krönt, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 2806 E. und hat eine 1866 erbaute luth. Pfarrkirche, Marmor- und Kalksteinbrüche, Kalkbrennereien und Weberei für Geschäftshäuser in Glauchau und Meerane. Das Schloß, welches zur Lehnsherrschaft des Grafen von Solms-Laubach-W. gehört, besitzt einen schönen Garten.

Wildenschwert (slaw. Ústi nad Orlici), Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Landskron im östl. Böhmen, an einem Seitenbache der Stillen Adler, die zur Elbe geht, Station der Linien Geiersberg-W. der Österreichischen Nordwestbahn und Wien-Prag der Österreichisch-Ungarischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 4127 E. slaw. Zunge, welche Fabriken für Leinwand, Tuch, Seiden- und Samtwaren unterhalten. Die Pfarrkirche, ein großes schönes Gebäude, stammt aus dem 18. Jahrh., wurde durch die Fürsten von Liechtenstein, die hier Grundherren waren, erbaut und ausgestattet. Die Befreiung der Stadt von diesem Unterthänigkeitsbande erfolgte 1795 durch einen mit dem Fürsten Alois Joseph von Liechtenstein abgeschlossenen Vertrage.

Wildenspucher Kreuzigung, im J. 1823 vorgekommen, ist als eine der entsetzlichsten religiösen Verirrungen der neuern Zeit zu bezeichnen. In dem züricherischen Weiler Wildenspuch, eine Stunde von Schaffhausen, war Margarete Peter (geb. 1794), die begabte, aber früh von hysterischen Zufällen heimgesuchte Tochter eines Landmannes, durch pietistische Traktätchen und den Umgang mit sog. Erweckten, namentlich mit einem durch seine excentrischen Predigten bekannten Vikar Ganz in einen Zustand religiöser Schwärmerei versetzt worden, in welchem sie Visionen hatte und sich für eine zu großen Dingen berufene Heilige hielt. Sie sammelte um sich einen Kreis von Verehrern, und auch die Folgen einer ehebrecherischen Nacht mit einem der Gläubigen raubten weder ihr noch den Ihrigen den Glauben, daß sie die Inkarnation Jesu Christi und bestimmt sei, sich zum Heil vieler tausend armer, in den Klüften der Hölle gebundener Seelen zu opfern. Nachdem sie im März 1823 mit

den Ihrigen einige Tage mit Hämmern und Äxten gegen den Satan gekämpft und ihre jüngere Schwester Elisabeth erschlagen hatte, ließ sie sich selbst in ihrem Bett auf unter sie gelegten Brettern kreuzigen und ertrug diese schauderhafte Prozedur mit einem bewundernswerten Heldenmute. Die Teilnehmer an der Kreuzigung wurden zu hohen Freiheitsstrafen verurteilt, das Haus niedergerissen und verordnet, daß der Platz nicht mehr bebaut werden dürfe. Vgl. Meyer, «Schwärmerische Greuelscenen oder Kreuzigungsgeschichte einer religiösen Schwärmerin in Wildenspuch» (2. Aufl., Zür. 1824); Scherr, «Die Gekreuzigte oder das Passionsspiel von Wildisbuch» (Zür. 1860).

* **Wildente**, s. unter Ente (Abbildung Tafel: Schwimmvögel II, Fig. 7).

Wildermuth (Ottilie), geschätzte deutsche Schriftstellerin, geb. 22. Febr. 1817 zu Rottenburg am Neckar als älteste Tochter des damaligen Kriminalrats Ronschütz, brachte ihre Jugend in Marbach am Neckar zu und vermählte sich 1843 mit Dr. Wildermuth, Professor der Mathematik und franz. Sprache zu Tübingen, wo sie 12. Juli 1877 starb. Ihre ersten novellistischen Arbeiten veröffentlichte sie seit 1847 anonym im «Morgenblatt». Ihren Ruf begründete sie mit den «Bildern und Geschichten aus dem schwäb. Leben» (2 Bde., Stuttg. 1852; 5. Aufl. 1865), denen «Bilder aus dem Frauenleben» (2 Bde., Stuttg. 1855—57; 5. Aufl. 1865) folgten. Später schlossen sich daran Novellen und Erzählungen: «Auguste, ein Lebensbild» (5. Aufl., Stuttg. 1865), «Im Tageslicht, Bilder aus der Wirklichkeit» (Stuttg. 1861), «Lebensrätsel, gelöste und ungelöste» (Stuttg. 1863), «Perlen aus dem Sande. Erzählungen» (Stuttg. 1867), «Zur Dämmerstunde» (Stuttg. 1871) u. s. w. In den meisten ihrer kleinen Erzählungen entwirft sie gemütvolle und ansprechende Gemälde eines bescheidenen häuslichen Glücks. Auch als Schriftstellerin für Kinder hat sie Vorzügliches geleistet. Dahin gehören: «Kindergruß» (2. Aufl., Stuttg. 1865), «Von Berg und Thal» (3. Aufl., Stuttg. 1867), «Aus Schloß und Hütte», «Jugendgabe», «Aus der Kinderwelt» ꝛc. Eine Sammlung derselben veranstaltete sie selbst noch (16 Bde., Stuttg. 1871—77). Nach ihrem Tode erschienen Gedichte von ihr unter dem Titel «Mein Liederbuch» (Stuttg. 1877).

Wildeshausen, Amtsstadt im Großherzogtum Oldenburg, an der Hunte, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 1960 E. und hat eine evang. und eine kath. Pfarrkirche, ein altes Rathaus, eine Taubstummenanstalt, Rindvieh- und Schafzucht, Fabriken für landwirtschaftliche Maschinen, Tabak und Cigarren, zahlreiche Rot- und Weißgerbereien, starke Schuhmacherei, sowie Getreide- und Wollhandel. W. ist die älteste Stadt im Großherzogtum Oldenburg. Wittekind hatte hier eine Burg, wovon der Erdhügel noch vorhanden ist. In der Umgegend sind bedeutende Hünengräber, Heidenopfertische und Urnenhügel.

Wildfangsrecht nannte man im Mittelalter die Befugnis eines Grundherrn, Freie, die Jahr und Tag unter seinen Unfreien lebten, zu seinen Leibeigenen zu zählen. Der Freie verlor seine Freiheit durch Verjährung.

Wildfolge (Jagdfolge), s. u. Jagdrecht.

Wildgarten (auch Tiergarten, Wildpark) heißt eine große eingefriedete Waldfläche, in der entweder bloß eine Wildgattung oder deren mehrere eingeschlossen gehalten werden, sei es behufs leichterer Erlegung des Wildes, oder um dasselbe vor Raubschützen und Schlingenstellern zu verwahren, oder auch um die großen Entschädigungen für wirklichen oder vermeintlichen Wildschaden zu vermeiden. Ein W. für Hochwild allein und zwar in ziemlich beschränkter Zahl soll nicht unter 1500—2000 ha halten, werden aber auch Damwild, Rehe und Sauen mit eingeschlossen, so muß er wenigstens 1000 ha mehr umfassen, indem sonst die freie Entwickelung der einzelnen Wildarten nicht naturgemäß stattfinden kann. Der W. muß außer Wald mit vielen masttragenden Baumarten, auch Waldwiesen, geeignetes Terrain, um Cerealien, Kartoffeln und insbesondere Topinambur zu bauen, ferner Quellen oder fließendes Wasser und, wenn man Sauen halten will, auch sumpfige Stellen und Brüche enthalten. Über Vermehrung oder Verminderung des Wildes im W. muß genau Buch geführt werden. Die Einfriedung des W. wurde früher entweder aus Mauern oder aus Holz, nämlich auf Pfosten und Quer- oder Langlatten hergestellt, in neuer Zeit hat man auch in Deutschland das engl. und amerik. Fenzsystem nachgeahmt, die Zäune aus Draht zu machen. Sie stellen sich im Preise meist niedriger als die Holzzäune, sind von viel längerer Dauer, bedürfen selten einer Reparatur, haben aber den Nachteil, daß sich, anfangs wenigstens, das Wild leicht daran beschädigt. Am zweckmäßigsten, aber auch am teuersten, ist der verzinkte, dicht besetzte Patentstahl-Stacheldraht.

Wildgefälle nennt man die Einkünfte von erlegtem Wilde.

Wild-, Rhein- und Raugrafen waren die Feudaltitel mehrerer der ältesten westdeutschen Dynastengeschlechter, die eine große Zahl zerstreuter Burgen und Güter von der Rheinpfalz ab über den Hundsrück, an der Nahe, dem Simmern, Kyr bis nach Wistingen, Püttlingen, Salm am Wasgau und tief in Lothringen hinein besaßen. Erst im Laufe des Mittelalters vererbten diese verschiedenen Titel zugleich mit den Burgen und Gütern auf Einen Stamm. Die Rheingrafen (s. d.) kommen sicher schon zu Anfang des 12. Jahrh. vor, und bald darauf wird ein Wildgraf Emich II. von Schmidburg am Hundsrück erwähnt, dessen ältester Sohn Konrad den Titel Wildgraf (comes silvestris) führte, während der jüngere, Emich, mit dem Titel Raugraf (s. d.) die Güter bei Altsimmern und Stromberg erhielt. Frühzeitig entstanden durch Verheiratungen neue Linien. Die Rheingrafen hielten sich zu dem Erzstift Mainz, wo sie bald, wie auch zu Worms und Straßburg, zu hohen Ehrenstellen befördert wurden; die Wildgrafen dagegen lagen in Streitigkeiten mit Lothringen, Trier und Köln und büßten dabei manche Besitzung ein. Zu Anfang des 15. Jahrh. gab es drei Äste der Wild-, Rhein- und Raugrafen zu Tronecken, zu Dhaun und zu Kyrburg. Auch war die halbe obere Grafschaft Salm im Wasgaugebirge, mit den Schlössern Salm und Langenstein, durch die Vermählung der Erbtochter des gräfl. Hauses Salm mit dem Wild-, Rhein- und Raugrafen Johann V. 1475 dem alten Erbe nebst andern Lehen in Metz und in Lothringen zugefallen. Johanns VI. Söhne, Philipp und Johann VII., teilten 1514 das väterliche und mütterliche Erbe, und es erhielt Philipp die Grafschaft Dhaun, Rheingrafenstein im jetzigen Rheinhessen und Salm mit den Lehen von Metz und Lothringen,

Johann VII. aber Kyrburg nebst den Herrschaften in Deutsch-Lothringen. Die seit 1485 erworbene Herrschaft Winstingen (Fénestrange) und der Heimfall des Astes von Troneden, der 1533 erfolgte, blieben gemeinschaftlich.

Der Wild- und Rheingraf Philipp starb 1521 und hinterließ zwei unmündige Söhne, **Philipp Franz**, geb. 1518, und **Johann Philipp**, geb. 1520. Der Kurfürst Ludwig von der Pfalz wurde nach des Vaters Bestimmung ihr Vormund. Philipp Franz studierte, wie es scheint, zu Heidelberg, und früh fand zum Teil durch ihn die neue Lehre Eingang in seiner Herrschaft; Johann Philipp ging 1538, ungeachtet seiner Hinneigung zu Luthers Lehre, an den franz. Hof, wo er sich, unbekümmert um seine Ächtung durch den deutschen Kaiser und um den Verlust seiner Güter, 1543 unter den Fahnen Frankreichs an die Spitze deutscher Söldner stellte. Philipp Franz starb 1561 und sein Bruder Johann Philipp 1566. Des letztern Neffe, **Johann Philipp**, starb bald darauf in der Schlacht von Moncontour, und sein Ansehen und seinen Einfluß erbte sein Bruder, der Rheingraf **Friedrich**, geb. 1547, welcher der Stifter der Linie Salm (s. d.) war, wieder zur kath. Kirche übertrat und durch den deutschen Kaiser die fürstl. Würde erhielt. Wild- und Rheingrafen zu Kyrburg fochten im Dreißigjährigen Kriege im Dienste Gustav Adolfs und der Krone Schweden. Rheingraf **Otto Ludwig** gab nach der Schlacht bei Nördlingen die Festen und Städte des Elsaß an Frankreich und starb bald nachher 1634. Sein Bruder **Johann Philipp** fiel 1638 in dem ersten Treffen bei Rheinfelden. Rheingraf **Otto**, schwed. Statthalter, starb zu Straßburg 1637. Gegenwärtig führt den Titel Wild- und Rheingrafen nur noch die Grumbachsche Linie des Hauses Salm (s. d.), die, nachdem sie für die verlorenen Güter jenseit des Rheins 1803 mit dem münsterschen Amte Horstmar entschädigt worden war, 1817 unter dem Titel **Salm-Horstmar** vom König von Preußen in den Fürstenstand erhoben wurde, aber neben dem fürstlichen den alten Titel fortführt.

Wildgruben, s. Fallgruben.

Wildhorn, der höchste Gipfel der westl. Berner Alpen (s. Alpen 17), erhebt sich 13 km nördlich von Sitten an der Grenze der schweiz. Kantone Bern und Wallis auf der Wasserscheide zwischen der Saane und Simme (Aare) und der Liène, Sionne und Morge (Rhône) zu 3264 m über dem Meere. Der Gipfel, eine kühn geformte, teilweise vergletscherte Felskuppe aus Kalkstein der Kreideformation gebildet, bietet dank seiner freien Lage eine der ausgedehntesten Rundsichten der Berner Alpen. Zur Erleichterung der Besteigung, die gewöhnlich von der Lenk aus unternommen wird und keine Schwierigkeit bietet, dient die Klubhütte im Iffigenthal, von welcher aus der Gipfel in drei Stunden erreicht wird. Die größten Gletscher des Wildhornmassivs, das östlich vom Rawyl, westlich vom Sanetschpaß begrenzt wird, sind der Gelten- und der Dungelgletscher am Nordabfall und der Wildhorngletscher mit dem Glacier des Audannes am Südabfall. Dem W. gegenüber steigt zwischen dem Rawyl und der Gemmi das vergletscherte Massiv des **Wildstrubels** (3253 m) auf.

Wildkatze, s. unter Katze (Abbildung Tafel: Katzen I, Fig. 5).

Wildkirchli, s. unter Ebenalp.

Wildling, Grundstamm oder Unterlage nennt man in der Gärtnerei, vorzugsweise in der Baumschule, einen Stamm, welcher dazu benutzt wird, ein Auge oder einen Trieb einer verwandten edlern Pflanze (Art oder Spielart) aufzunehmen, veredelt zu werden. Zweck dieser Überpflanzung ist raschere Vermehrung der edlern Pflanze, kräftigeres Wachstum, frühere Blüte und Frucht. Ganz besonders aber handelt es sich bei dieser Operation um die Fortpflanzung von Varietäten, welche sich aus Samen nur selten mit allen ihren Zier- oder Nutzwerten wieder erzeugen. (S. Veredelung.) Ob zwei Gewächse nicht bloß nach äußern Merkmalen, sondern auch nach ihren innern Verhältnissen in dem Grade miteinander verwandt seien, daß die Verschmelzung des übergepflanzten Teils mit dem W. gesichert ist, darüber kann nur die Erfahrung entscheiden. So sind beispielsweise der Birn- und Apfelbaum zwar sehr nahe verwandte Arten, aber sehr selten geht ein Teil des einen mit dem andern als Grundstamm eine oberflächliche Verbindung ein.

Als Unterlage für den Apfel verwendet man Apfelwildlinge, sowie den Johannis- und den Süßapfel, zwei Formen des Strauchapfels (Malus praecox *Borkh.*), von denen der erste auch Paradiesapfel und der zweite Doucin genannt wird. Für Birnen werden benutzt, Birnenwildlinge, Quitten, Eberesche (Sorbus Aucuparia) und Weißdorn (Crataegus Oxyacantha). Für den Pfirsich verwendet man den Pfirsichwildling, den Mandelbaum, Pflaumenwildlinge und den Schwarzdorn (Prunus spinosa). Die Aprikose wird veredelt auf dem Aprikosenwildling, auch Pflaumen, Mandelbaum und Schwarzdorn. Als Unterlagen für Kirschen und Weichseln finden deren Sämlinge, sowie Samenpflanzen der wilden Kirsche (Cerasus avium) mit schwarzer oder roter Frucht und die Steinweichsel (Prunus Mahaleb) Verwendung. Für Pflaumen und Zwetschen gebraucht man als Grundstämme aus kräftigen Arten und Formen erzogene Sämlinge, besonders auch Samenpflanzen des St.-Julien und der Kirschpflaume oder Myrobalane (Prunus cerifera). Für die Wahl des Grundstammes sind, was den Obstbaum betrifft, Lage und Boden, sowie die den Bäumen zu gebende Form (Hochstamm, Zwergstamm, Spalier, Topfbaum u.) maßgebend.

Um den Johannis- und Stachelbeerstrauch hochstämmig zu erziehen, benutzt man Ribes aureum und R. nigrum als Unterlage. Edle Gartenrosen erhalten als solche die Heckenrose (Rosa canina), die Manettirose, einen in Italien erzogenen Sämling u. Arten und Spielarten der Gattung Syringa veredelt man auf den gemeinen Flieder (S. vulgaris), und will man niedrige Kronenbäume bilden, auf die Rainweide (Ligustrum vulgare) u.

Die früher oft aufgestellte Behauptung, daß der Wildling das Edelreis in Form und Färbung des Laubes und der Blüten, sowie in der Bildung und Beschaffenheit der Frucht beeinflussen könne, ist durch die Erfahrung als unhaltbar nachgewiesen. Nur das steht fest, daß der Wildling je nach seiner Art den Wuchs des Edelholzes zu kräftigen oder zu mäßigen im Stande sei, eine Thatsache, welche auf dem Gebiete des Obstbaues schon längst für die Erziehung kräftiger Hochstämme oder schwachwüchsiger Zwergbäume verwertet wird.

Wildschutz, Wildzwang, s. unter Jagd.

Wildschwein, s. unter Schweine.

Wildstrubel, s. unter Wildhorn.

Wildungen ist der Name zweier nahe beieinander gelegenen Städtchen im Ederkreise des Fürstentums Waldeck, an der Wilde. Niederwildungen ist besonders bekannt durch seine trefflichen Mineralquellen, von denen die Georg-Victorquelle, früher Stadt- oder Sauerbrunnen, und die Helenenquelle, früher Salzbrunnen genannt, die wichtigsten sind. Sie sind erdige Eisensäuerlinge und enthalten neben reichlicher, freier Kohlensäure, die kohlensauren Salze von Kalk, Magnesia und Eisen, die Helenenquelle außerdem Kochsalz und doppeltkohlensaures Natron. Die Quellen werden angewendet bei Krankheiten des Blutes, des Nervensystems, der weiblichen Geschlechtsorgane, der Schleimhäute, besonders aber der Harnorgane. Das Bad war bereits im 15. Jahrh. besucht, geriet aber seitdem mehr und mehr in Vergessenheit. Erst seit 1856 hob sich der Besuch wieder bis zu 2321 Kurgästen (1883). Der Wasserversand beträgt ⅓ Mill. Flaschen jährlich. Die Natur der Umgebung bietet viele Schönheiten. Die Stadt selbst zählt (1885) 2700 E., ist Sitz eines Amtsgerichts und seit 1884 durch die Sekundärbahn nach Wabern mit der Preußischen Staatsbahn Kassel-Frankfurt verbunden. In der Kirche befindet sich ein dem Grafen Josias von Waldeck von der Republik Venedig errichtetes Denkmal. Vgl. «Der Führer im Bade W.» (8. Aufl., Wildungen 1884). Das 1 km gegen Norden entfernte Städtchen Altwildungen hat 450 E. und ein fürstl. Bergschloß Friedrichsstein, das bereits 1247 genannt wird.

Wileika, Kreisstadt im russ. Gouvernement Wilna, an der Wilija, Station der Linien W.-Romny der Libau-Romnybahn und Petersburg-Warschau der Großen Russischen Eisenbahn, zählt (1883) 3905 E.

Wilfrid ist der Name von vier altengl. Bischöfen, von denen der bekannteste Bischof von York war. Geboren 634 in Northumberland als der Sproß einer edeln Familie, kam er mit 14 Jahren in ein schott. Kloster auf der Insel Lindisfarne, zog 654 nach Rom und wurde nach seiner Rückkehr eng befreundet mit Oswin, dem König von Northumberland, der ihn zum Erzieher seines Sohnes, zum Abt von Ripon und 665 zum Bischof von York erwählte. Als solcher war er ein eifriger Vertreter der romanisierenden Richtung, welche die, gewisser Freiheiten sich erfreuende, altengl. Kirche den röm. Gebräuchen und dem päpstl. Einflusse dienstbar zu machen bestrebt war. Auf der entscheidenden Synode zu Streneshale 664 gab W. zu Gunsten von Rom den Ausschlag. Im J. 678 abgesetzt, wollte er sich deshalb in Rom persönlich beschweren, wurde aber von neuem zu den Friesen verschlagen und bekehrte viele derselben. Dann setzte er seine Reise nach Rom fort, wurde vom Papste gerechtfertigt, aber bei seiner Rückkehr nach England neuerdings vertrieben und floh nach Sussex, wo er ebenfalls eifrig die Mission betrieb. Erst 686 konnte er sein Amt wieder antreten, mußte aber 692 wiederum in die Verbannung, rechtfertigte sich nochmals in Rom und wurde endlich 705 zum dritten mal in sein Bistum York eingesetzt, wo er 709 starb.

Wilgefortis, s. Kümmernis (die heilige).

Wilhelm I. (Friedrich Ludwig), Deutscher Kaiser und König von Preußen, der zweite Sohn des Königs Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise, wurde 22. März 1797 in Berlin geboren. Nach der Schlacht bei Jena verlebte er mit Eltern und Geschwistern drei Jahre in Königsberg und Memel. Am 1. Jan. 1807 erhielt er das Offizierspatent. An Delbrück und dem Hauptmann von Reiche hatte er treffliche Lehrer und Erzieher. Schon in früher Jugend that er sich durch einen praktischen Verstand, durch große Ordnungsliebe und durch einen ernsten und gesetzten Charakter hervor. Am 30. Okt. 1813 zum Kapitän ernannt, begleitete er seinen Vater in den Feldzug von 1814 nach Frankreich, erwarb sich bei Bar-sur-Aube 26. Febr. das Eiserne Kreuz und den russischen St. Georgsorden, nahm teil an dem Einzug in Paris 31. März und an der Reise der Monarchen nach England. Bei seiner Konfirmation 8. Juni 1815 sprach er in seinen «Lebensgrundsätzen und Gelöbnissen» die denkwürdigen Worte aus: «Ich weiß, was ich als Mensch und Fürst der wahren Ehre schuldig bin. Nie will ich in Dingen meine Ehre suchen, in denen nur der Wahn sie finden kann. Meine Kräfte gehören der Welt, dem Vaterlande.» Darauf rückte er als Major mit einem Bataillon des 1. Garderegiments zum zweiten franz. Feldzug aus, doch war der Krieg im wesentlichen schon beendigt; er zog zum zweiten mal mit in Paris ein. Mit Vorliebe widmete er sich von da an dem Militärwesen und wurde nach und nach zu den höchsten militärischen Würden befördert; 1825 wurde er Generallieutenant und Kommandeur des Gardekorps. Am 11. Juni 1829 vermählte er sich mit der Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar (geb. 30. Sept. 1811), deren ältere Schwester, Prinzessin Maria, mit seinem jüngern Bruder Karl vermählt war. Dieser Ehe entsprossen: Prinz Friedrich Wilhelm (Kronprinz von Preußen und des Deutschen Reichs), geb. 18. Okt. 1831, und Prinzessin Luise (Großherzogin von Baden), geb. 3. Dez. 1838.

Nach dem Tode seines Vaters, 7. Juni 1840, erhielt W. bei der kinderlosen Ehe seines Bruders, des Königs Friedrich Wilhelm IV., als präsumtiver Thronfolger den Titel «Prinz von Preußen» und wurde zum Statthalter von Pommern und zum General der Infanterie ernannt. Bei dem Ausbruch der Revolution 1848 unterzeichnete er als erstes Mitglied des Staatsministeriums das Verfassungspatent vom 18. März und verlangte angesichts der berliner Barrikaden, daß zuerst der Aufruhr mit Waffengewalt niedergeschlagen, dann aber mit dem konstitutionellen System Ernst gemacht werden solle. Als der Repräsentant des militärischen Preußen galt er für einen Reaktionär und Absolutisten und hatte die Abneigung des Volks in vollstem Maße zu erfahren. Daher hielten es der König und die Minister für geraten, daß er auf einige Zeit ins Ausland gehe. Er begab sich 22. März nach London, verkehrte dort mit dem Prinzen Albert, mit Peel, Russell, Palmerston, dem preuß. Gesandten Bunsen und andern Staatsmännern, verfolgte mit Aufmerksamkeit die Entwickelung der frankfurter Verfassungsfragen und kam bald «zur vollkommenen Klarheit über seine und des Königtums Stellung». Im Juni kehrte er nach Berlin zurück und hielt 8. Juni in der preuß. Nationalversammlung, in welche er als Abgeordneter gewählt war, eine Ansprache, in der er seine konstitutionellen Grundsätze kundgab, nahm aber an den weitern Verhandlungen keinen Anteil. Am 8. Juni 1849 zum Oberbefehlshaber der Operationsarmee in Baden und in der Pfalz ernannt,

bewältigte er, nachdem er 12. Juni bei Nieder-Ingelheim einem Attentat glücklich entgangen war, in wenigen Wochen den Aufstand in der Pfalz und in Baden. Als Anerkennung für seine Verdienste erhielt er den Orden pour le mérite. Im Okt. 1849 zum Militärgouverneur von Rheinland und Westfalen ernannt, nahm er seinen regelmäßigen Wohnsitz in Koblenz. Im J. 1854 folgte seine Ernennung zum Generaloberst der Infanterie mit dem Range eines Feldmarschalls und zum Gouverneur der Bundesfestung Mainz. Auch wurde er Großmeister sämtlicher preuß. Freimaurerlogen. Bei den Verwickelungen von 1850 suchte er in einer Zusammenkunft mit dem Kaiser Nikolaus und dem Fürsten Schwarzenberg in Warschau erstern für die nationalen Pläne Preußens zu gewinnen, was ihm aber nicht gelang. Der kurhess. Konflikt veranlaßte die Mobilisierung der Armee, zu deren Oberbefehlshaber W. aufs neue ernannt wurde, endigte aber mit dem Tage von Olmütz. Bei der Unbeliebtheit des Manteuffelschen Regierungssystems, das eine stark feudale und klerikale Färbung hatte, wurde der Prinz, dessen nationale Gesinnung, dessen Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe erkannt wurde, von Jahr zu Jahr populärer. Die frühere Abneigung schlug so vollständig ins Gegenteil um, daß alle liberalen und nationalgesinnten Männer mit freudiger Hoffnung erfüllt wurden, als er während der schweren Krankheit des Königs 23. Okt. 1857 die Stellvertretung und 7. Okt. 1858 die Regentschaft übernahm.

Am 26. Okt. 1858 leistete er den Eid auf die Verfassung, 5. Nov. berief er das Ministerium der «neuen Ära», 8. Nov. legte er in einer Ansprache an dasselbe seine Regierungsgrundsätze dar. Er erklärte darin, daß von einem Bruch mit der Vergangenheit keine Rede sei; daß aber auf kirchlichem Gebiet Heuchelei, Scheinheiligkeit und Neigung zu Übergriffen nicht geduldet werden dürfen; daß Preußens Armee mächtig und angesehen sein müsse, um, wenn es gelte, ein schwerwiegendes polit. Gewicht in die Wagschale legen zu können; daß Preußen in der auswärtigen Politik sich nicht fremden Einflüssen hingeben dürfe, in Deutschland aber durch weise Gesetzgebung, durch Hebung aller sittlichen Elemente und durch Ergreifung von Einigungselementen moralische Eroberungen machen müsse. «Die Welt muß wissen, daß Preußen überall das Recht zu schützen bereit ist.» Beim Ausbruch des ital. Kriegs 1859 sah sich W. von allen Seiten umworben: Graf Cavour hatte schon Juli 1858 bei einem Besuch in Baden-Baden den Prinzen für Italien zu gewinnen sich bemüht; Napoleon III. ließ ihm im Februar, falls er Frankreich in der ital. Frage unterstütze, Holstein, Hannover und Kurhessen anbieten; Erzherzog Albrecht suchte ihn im April zu einer Truppenaufstellung am Rhein zu vermögen. Aber der Prinz-Regent wollte sich weder zum Werkzeug der Napoleonischen Pläne, noch zum Gehilfen der legitimistisch-klerikalen Politik Österreichs machen lassen, und war zu einer militärischen Mediation oder Intervention nur dann bereit, wenn ihm der Oberbefehl über die gesamte deutsche Streitmacht und die unbeschränkte Verfügung über dieselbe überlassen würde. Der rasche Abschluß der Friedenspräliminarien von Villafranca, 11. Juli, war die Antwort des eifersüchtigen Österreich. Die nächsten Jahre waren vollständig beherrscht von dem Bestreben Preußens, eine Reform der Bundesverfassung auf Grundlage der thatsächlichen Machtverhältnisse herbeizuführen, von den Bemühungen Österreichs und der Mittel- und Kleinstaaten, die preuß. Pläne zu durchkreuzen, und von der daraus für Preußen sich ergebenden Notwendigkeit, die starre Negation seiner Gegner allenfalls mit Waffengewalt auseinander zu sprengen. Die Zusammenkunft des Prinzen mit den süddeutschen und einigen norddeutschen Fürsten in Baden-Baden 15. bis 18. Juni 1860, wobei sich auch Napoleon III. einfand, sollte diesen Reformbestrebungen dienen. Die Unterredung mit Napoleon, der neue Annexionsvorschläge machte, bestärkten den Prinzen in seinem Entschluß, die Armee durch eine neue Organisation sowohl quantitativ als qualitativ zu verstärken. Der Reorganisationsplan war des Prinzen eigenstes Werk, wobei der Kriegsminister Roon sein bedeutendster Gehilfe war. Die folgenden Feldzüge haben für die Richtigkeit dieser Berechnungen ein glänzendes Zeugnis ausgestellt. Aber das Abgeordnetenhaus bewilligte die für die Durchführung dieses Planes nötigen Ausgaben immer nur provisorisch oder gar nicht. So entstand, da der Prinz, überzeugt von der Notwendigkeit der Maßregel, nicht nachgab und die Reorganisation zur vollendeten Thatsache machte, ein mehrjähriger Konflikt zwischen Regierung und Kammer, an welchem die Ministerien Hohenzollern und Hohenlohe-Ingelfingen scheiterten.

Inzwischen war Friedrich Wilhelm IV. 2. Jan. 1861 gestorben, W. bestieg den Thron und hob bei seiner Krönung in Königsberg das «Königtum von Gottes Gnaden» scharf hervor. Der Student Oskar Becker, welcher 14. Juli 1861 in Baden-Baden nach dem König schoß und ihn unbedeutend verwundete, gab als Motiv seiner That an, daß er die Überzeugung habe, W. sei seiner Aufgabe hinsichtlich der deutschen Politik nicht gewachsen. Dem Verfassungskonflikt standen die Minister zu Anfang 1862 so ratlos gegenüber, daß sie ohne ein Nachgeben des Königs die Geschäfte nicht weiter führen zu können glaubten. Davon aber, daß der König sein eigenes Werk gegen seine bessere Überzeugung wieder rückgängig machte, war bei der Charakterfestigkeit desselben keine Rede. Als derjenige Mann, welcher Kraft und Mut genug habe, gegenüber der Kammer die Reorganisation aufrecht zu halten, wurde ihm Herr von Bismarck-Schönhausen, der preuß. Gesandte in Petersburg, genannt. Die Verhandlungen mit Bismarck wegen Übernahme der Ministerpräsidentschaft zerschlugen sich vorerst, da derselbe ein energisches Vorgehen in der deutschen Politik zur Bedingung machte; aber sie wurden wieder aufgenommen, als die Kammer 23. Sept. 1862 die Bewilligung der Mehrkosten für die Reorganisation der Armee ablehnte. Noch am nämlichen Tage wurde Bismarck zum interimistischen Vorsitzenden des Staatsministeriums und 8. Okt. zum Präsidenten desselben und zum Minister des Auswärtigen ernannt. Der innere Konflikt dauerte fort, ja, er verschärfte sich, aber die deutsche Politik W.s nahm immer deutlichere Umrisse an. Die Anerkennung des Königreichs Italien, der Abschluß des franz.-deutschen Handelsvertrags, das Vorgehen gegen den Kurfürsten von Hessen-Kassel in der kurhess. Verfassungsfrage war schon vor dem Eintritt Bismarcks ins Ministerium erfolgt. Nun folgte die Ablehnung der Teilnahme an dem Frankfurter Fürstenkongreß 1863 seitens W.s, die Ver-

werfung des österr. Reformprojekts und die Eröffnung des Deutsch-Dänischen Kriegs von 1864. Nach der Wegnahme der Düppeler Schanzen besuchte der König seine Armee und hielt 22. April bei der Parade im Sundewitt eine zündende Ansprache an die Offiziere. Die Frage, was mit den im Wiener Frieden 30. Okt. an Preußen und Österreich abgetretenen drei Herzogtümern anzufangen sei, brachte den auf kurze Zeit zurückgestellten Konflikt mit Österreich wieder in den Vordergrund. Die Konvention von Gastein 14. Aug. 1865, durch welche Lauenburg an Preußen kam, schob die Entscheidung des Konflikts nur auf kurze Zeit hinaus. Doch kostete es Bismarck »furchtbare Kämpfe, um den König zu der Überzeugung zu bringen, daß Preußen schlagen müsse«. Der Beschluß der Bundesversammlung vom 14. Juni 1866 erleichterte dem König den Entschluß. In seinem Aufruf an sein Volk (18. Juni) erklärte er, das Vaterland sei in Gefahr, Österreich und ein großer Teil Deutschlands planten die Erniedrigung Preußens.

Der Krieg begann. König W. übernahm 2. Juli in Gitschin den Oberbefehl und siegte 3. Juli bei Königgrätz (s. d. und Deutscher Krieg von 1866). Nach Abschluß der Friedenspräliminarien von Nikolsburg traf er 4. Aug. wieder in Berlin ein, hielt 20. Sept. an der Spitze der Truppen seinen Siegeseinzug in der Hauptstadt und erließ eine Amnestie. Der Konflikt mit der neugewählten Kammer wurde durch die Indemnitätsvorlage gelöst, der Friede zwischen König und Volk wiederhergestellt. Die Annexion von Hannover, Kurhessen, Nassau, Frankfurt, Schleswig-Holstein verschaffte Preußen einen so bedeutenden Gebietszuwachs, wie es unter keinem der frühern Regenten ihn erhalten hatte. Durch die Verfassung des Norddeutschen Bundes vom 1. Juli 1867 wurde W. Präsident desselben und übernahm die militärische und polit. Führung sämtlicher übrigen norddeutschen Staaten; durch Allianzverträge mit den süddeutschen Fürsten erhielt er auch den Oberbefehl über die süddeutschen Kontingente. Ein neues Deutschland war geschaffen, aber der Bau war noch nicht vollendet. Die Luxemburger Frage wurde 1867, wenn auch nicht ganz im Sinne Preußens, so doch durchaus nicht nach dem Wunsche Napoleons entschieden. Aber ein baldiger Krieg mit Frankreich mußte seitdem von dem König in Rechnung genommen werden. Gleichwohl besuchte er, gemeinschaftlich mit Kaiser Alexander II. von Rußland, 5. Juni die pariser Weltausstellung als Gast Napoleons. Neue Anträge auf Abschluß einer Allianz mit Frankreich wurden gemacht und abgewiesen. Im Winter 1868/69 genehmigte der König den ihm von dem Chef des Generalstabes, Moltke, vorgelegten Feldzugsplan gegen Frankreich. Im Juli 1870 tauchte die hohenzollernsche Thronkandidatur auf. Die Kriegslust der bonapartisch-klerikalen Partei in Frankreich, die Zumutungen des franz. Kabinetts an König W. und die Taktlosigkeiten Benedettis im Bad Ems machten dem König die Erhaltung des Friedens unmöglich. Vor die Wahl zwischen Demütigung oder Krieg gestellt, entschied sich der Nachkomme des großen Friedrich ohne Bedenken für den Krieg, und ganz Deutschland billigte diesen Entschluß. Der große Heereszug nach Frankreich begann. König W. reiste 31. Juli von Berlin ab und übernahm in Mainz 2. Aug. den Oberbefehl über die gesamte deutsche Armee. Am 11. Aug. überschritt er die franz. Grenze, befehligte persönlich in den Schlachten bei Gravelotte (18. Aug.) und bei Sedan (1. Sept.) und hatte mit Napoleon III. eine kurze Unterredung in dem Schlößchen Bellevue (2. Sept.). Vom 5. Okt. 1870 bis 7. März 1871 hatte er sein Hauptquartier in Versailles, von wo aus er, unterstützt von den großen Männern seiner Zeit, die militärischen Operationen auf dem immer mehr sich ausdehnenden Kriegsschauplatze und die politischen, zur Gründung des Deutschen Reichs und zum Friedensschluß führenden Verhandlungen leitete. (S. Deutsch-Französischer Krieg von 1870 und 1871.)

Die feierliche Proklamierung des Deutschen Reichs fand 18. Jan. 1871 in dem Spiegelsaale des versailler Schlosses statt. In der bei dieser Feier verlesenen Proklamation »An das deutsche Volk« nahm König W. auf den einmütigen Ruf der deutschen Fürsten und Freien Städte, für sich und seine Nachfolger an der Krone Preußen die deutsche Kaiserwürde an, im Gedanken, »allzeit Mehrer des Deutschen Reichs zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung«. (S. Deutschland und Deutsches Reich.) Am 3. März unterzeichnete er den von der franz. Nationalversammlung genehmigten Präliminarvertrag, durch welchen Elsaß und Deutsch-Lothringen mit dem Deutschen Reiche vereinigt wurden. Auf der Rückfahrt überall mit ungeheuerer Begeisterung empfangen, traf er 17. März wieder in Berlin ein. Er eröffnete 21. März den ersten Deutschen Reichstag und hielt 16. Juni an der Spitze seiner siegreichen Truppen den glänzendsten Einzug in Berlin. Es galt nun, das Errungene zu befestigen, die militärischen Organisationen des Deutschen Reichs und der Einzelstaaten zu vervollkommnen und zu vollenden, den innern Ausbau des Reichs durchzuführen, die Einheit zu verstärken, die Freiheit zu sichern. Die unberechtigten Ansprüche der klerikalen Partei in Deutschland und die Weigerung der Bischöfe, die Staatsgesetze unbedingt anzuerkennen, führten zu einem vollständigen Bruch mit dem bisherigen kirchlich-polit. System. Es entstand der sog. Kulturkampf, in welchem Kaiser W. die von dem Reichskanzler Fürsten Bismarck und dem neuernannten Kultusminister Falk vorbereiteten, von dem preuß. Landtag und dem Reichstag angenommenen Kirchengesetze unterzeichnete und das Schreiben des Papstes Pius IX. mit einem Hinweis auf den Ungehorsam der kath. Geistlichkeit gegen die weltliche Obrigkeit und mit einem Protest gegen die von Pius beanspruchte Stellung eines päpstl. Oberhaupts über die ganze Christenheit 3. Sept. 1873 beantwortete. Dem neuen Papst Leo XIII., welcher Friedensverhandlungen einleitete, wurde in einem Schreiben des Kaisers vom 24. März 1878 und (in dessen Namen) in einem Schreiben des Kronprinzen vom 10. Juni 1878 geantwortet, daß ein wahrer Friede nur auf Grundlage der Anerkennung der Staatsgesetze seitens der kath. Geistlichkeit möglich sei.

Zur Befestigung des äußern Friedens dienten besonders auch die intimen Beziehungen, welche Kaiser W. mit den mächtigsten auswärtigen Monarchen unterhielt. Bei seiner Zusammenkunft mit dem Kaiser Franz Joseph von Österreich in Ischl und Salzburg 1871 wurde die Feindschaft von 1866 beigelegt und die alte Freundschaft

erneuert. Durch die Dreikaiserzusammenkunft in Berlin 6. bis 11. Sept. 1872 wurde die Übereinstimmung der drei Monarchen in allen großen Fragen der Politik konstatiert und die leitenden Grundsätze für die Zukunft festgestellt. An diese Zusammenkunft knüpften sich 1873 Besuche des Kaisers W. in Petersburg und in Wien und die Ankunft des Königs Victor Emanuel in Berlin. Den Besuch des letztern erwiderte Kaiser W. 18. Okt. 1875, wo er in Mailand eintraf und dort einen äußerst sympathischen Empfang seitens aller Stände der Bevölkerung fand. Den innern Angelegenheiten des Reichs, den Verhandlungen des Reichstags und preuß. Landtags schenkte er die lebhafteste Aufmerksamkeit. Es gab kaum irgend eine nationale Feier, an welcher er nicht persönlich Anteil nahm. Der technischen Ausbildung der deutschen Armee widmete er seine volle Thätigkeit. Die Strapazen nicht beachtend, beteiligte er sich regelmäßig an den jährlich im September stattfindenden Truppenmanövern in Nord- und Süddeutschland. Diese Inspektionsreisen hatten zugleich einen polit. Wert: sie erhielten den Kaiser in innigem Verkehr mit seinen fürstl. Verwandten und mit der Bevölkerung der verschiedenen deutschen Provinzen. Der Besuch in Straßburg 1. bis 5. Mai 1877 galt der Gewinnung eines entfremdeten deutschen Volksstammes. Auf der Rückreise besuchte er noch Hagenau und Metz. Seinen Standpunkt in der orient. Krisis bezeichnete er mit den Worten: «Ich kann den berechtigten Forderungen Rußlands nicht entgegentreten.» Daß der Russisch-Türkische Krieg von 1877 und 1878 nicht zu einem russisch-englischen Konflikt, sondern zum Berliner Friedensvertrag vom 13. Juli 1878 führte, war wesentlich den Vermittelungsbemühungen W.s zu verdanken. Welch unbegrenzte Popularität und Verehrung er in ganz Deutschland, auch im Auslande, genoß, zeigte sich alljährlich bei der Feier seines Geburtstags und andern Gelegenheiten.

Seitdem lag der Schwerpunkt der europ. Politik in Berlin. W.s persönliche Liebenswürdigkeit, die Bescheidenheit, mit der er bei jeder Gelegenheit die Verdienste seiner großen Gehilfen anerkannte, seine rastlose, pflichttreue Thätigkeit bei Ausführung der umfassenden Regierungsgeschäfte, sein helles Verständnis für alle Fragen der Zeit, sein feiner Sinn für die militärische und polit. Ehre eines Monarchen und eines Staats machten den Kaiser W. zum Muster eines großen Regenten, zum glänzenden Beispiel für alle seine Unterthanen. Da fuhr ein greller Blitz in diese glücklichen Verhältnisse. Am 11. Mai 1878 feuerte der Klempnergeselle Max Hödel, genannt Lehmann, zwei Revolverschüsse auf den Kaiser ab, als dieser, von Charlottenburg kommend, mit der Großherzogin von Baden im offenen Wagen die Linden entlang fuhr. Der Kaiser blieb unverletzt, der Thäter wurde ergriffen. Der Zusammenhang des Attentats mit der alle staatliche und moralische Ordnung unterwühlenden Sozialdemokratie stand außer Zweifel. Das dem Reichstag infolge dessen vorgelegte Sozialistengesetz wurde von diesem 24. Mai abgelehnt. Am 2. Juni, als der Kaiser, allein im Wagen sitzend, nach dem Tiergarten fuhr, wurden aus einem Fenster des zweiten Stockwerks des Hauses Nr. 18 Unter den Linden zwei Schüsse abgefeuert und der Kaiser durch mehrere Schrotkörner und Rehposten im Gesicht, an den Armen und an andern Körperteilen verwundet. Der Thäter, Dr. Karl Eduard Nobiling, sich selbst eine schwere Wunde beibringend, wurde sofort verhaftet. Daß auch diese That unter dem Einfluß der sozialdemokratischen Agitation vollbracht worden, war sicher; ihr Zusammenhang mit der Thätigkeit der londoner Internationale schien zweifellos zu sein. (Hödel wurde 16. Aug. 1878 als Hochverräter in Berlin enthauptet; Nobiling starb 10. Sept. 1878 an den Folgen seiner Verwundung.) Ein Schrei der Entrüstung über diese Schandthat ging durch das ganze Deutsche Reich. Der Kaiser ertrug sein Krankenlager mit christl. Ergebung. Für die Dauer seiner Behinderung übertrug er 4. Juni dem Kronprinzen seine Vertretung in der obern Leitung der Regierungsgeschäfte. Der Reichstag wurde 11. Juni aufgelöst, Neuwahlen wurden auf den 30. Juli festgesetzt. Der neugewählte Reichstag wurde 9. Sept. eröffnet und das demselben vorgelegte neue Sozialistengesetz 19. Okt. mit einigen Modifikationen angenommen. Die Gesetzesbestimmungen gegen die sozialdemokratischen Versammlungen, Vereine, Presse wurden von den Behörden streng ausgeführt, 29. Nov. über Berlin und Umgegend der sog. Kleine Belagerungszustand verhängt und mehrere Führer der sozialdemokratischen Partei aus Berlin ausgewiesen. Aus Veranlassung der bei diesen beiden Attentaten abgewendeten Lebensgefahr wurde infolge eines vom Feldmarschall Grafen von Moltke unterzeichneten Aufrufs eine allgemeine Sammlung veranstaltet, bei der als höchster Einzelbeitrag 1 Mark angenommen ward. Dieselbe ergab die Summe von fast 1740000 Mark, die dem Kaiser zur Verwendung für einen allgemeinen wohlthätigen Zweck übergeben wurde. Durch Erlaß vom 22. März 1879 erteilte der Kaiser dem am 21. März vollzogenen Statut der unter dem Protektorat des Kronprinzen stehenden Stiftung «Kaiser Wilhelms-Spende» die Genehmigung.

Bei der sorgfältigen Pflege der Ärzte und nach dem Gebrauch verschiedener Heilquellen vollzog sich allmählich die Genesung des schwer verwundeten Kaisers. Am 22. Juli 1878 konnte er von Berlin nach Babelsberg übersiedeln, 29. Juli traf er zur Kur in Teplitz, 24. Aug. in Gastein ein. Von da reiste er 14. Sept. nach Kassel und wohnte der Parade des 11. Armeekorps bei Wabern 20. Sept. zu Pferde bei. Am 26. Sept. war er bei Enthüllung des Denkmals Friedrich Wilhelms III. in Köln anwesend, begab sich 28. Sept. nach Baden-Baden, 9. Nov. nach Wiesbaden, 30. Nov. nach Karlsruhe zur Konfirmation seiner Enkelin, der Prinzessin Victoria von Baden, und kehrte 5. Dez. nach Berlin zurück, von der Bevölkerung aufs wärmste empfangen. Am gleichen Tage übernahm er wieder die Leitung der Regierungsgeschäfte in ihrem vollen Umfange. Von allen Seiten liefen Adressen und Glückwunschschreiben ein. Die Freude über die Wiederherstellung des Kaisers, welche sich bei der Feier seines Geburtstags, 22. März 1879, überall äußerte, wurde getrübt durch den am 27. März erfolgten Tod des Prinzen Waldemar (geb. 10. Febr. 1868), des dritten und jüngsten Sohnes des Kronprinzen. Am 11. Juni 1879 feierte das Kaiserpaar unter allgemeiner Teilnahme des ganzen deutschen Volks seine Goldene Hochzeit. Mehr als 600 Gnadenerlasse gaben an diesem Tage Verurteilten verschiedener Kategorien die Freiheit wieder. Überzeugt davon, daß die Gesetzgebung sich nicht auf die

polizeilichen und strafrechtlichen Maßregeln zur Unterdrückung und Abwehr staatsgefährlicher Umtriebe beschränken darf, sondern suchen muß, zur Heilung oder doch zur Milderung des in den Strafgesetzen bekämpften Übels Reformen einzuführen, welche das Wohl der Arbeiter fördern und die Lage derselben zu bessern und zu sichern geeignet sind, erließ W. an den Reichstag die Botschaften vom 17. Nov. 1881 und vom 14. April 1883, infolge deren von demselben 1883 das Krankenkassengesetz, 1884 das Unfallversicherungsgesetz und 1885 die Ausdehnung dieser beiden Gesetze auf die Transportgewerbe und 1886 auf die land- und forstwirtschaftlichen Arbeiter genehmigt wurden. Der Erlaß des Kaisers vom 4. Jan. 1882 an das Staatsministerium setzte dem Streben der oppositionellen Parteien nach Einführung des Parlamentarismus das verfassungsmäßige Recht des preuß. Königs zur persönlichen Leitung der Politik seiner Regierung entgegen. Entsprechend dem Wunsche des Kaisers, daß die von der kath. Kirche als Härten empfundenen Vorschriften und Anordnungen der Maigesetze gemildert oder beseitigt und der Kulturkampf beendigt werden möchte, legte die Regierung dem Landtage in den J. 1880—86 neue Kirchengesetze vor, ernannte einen besondern Gesandten beim Vatikan und brachte es durch geschickte Unterhandlungen und durch Gewährung von namhaften Zugeständnissen dahin, daß sämtliche erledigte Bistümer, deren neun waren, wieder mit Bischöfen besetzt wurden und die Herstellung eines günstigen modus vivendi in nahe Aussicht gestellt wurde.

Die Trübung der langjährigen preuß.-russ. Freundschaft, welche infolge der Unzufriedenheit Rußlands mit den Resultaten des Berliner Kongresses entstanden war, veranlaßte W. 3. Sept. 1879 zu der Zusammenkunft mit Alexander II. in Alexandrowo. Da dieselbe ohne Ergebnis war, so unterzeichnete er das vom Fürsten Bismarck 15. Okt. 1879 mit Österreich-Ungarn abgeschlossene Defensivbündnis, an welches sich 1883 auch Italien anschloß. Durch die jährlichen Zusammenkünfte, welche die Kaiser W. und Franz Joseph miteinander in Gastein hatten, wurde das Bündnis immer fester und intimer. Kaiser Alexander III., obgleich, ehe er Kaiser wurde, weder Deutschland noch Österreich freundlich gesinnt, konnte sich dem Einfluß dieser mächtigen Friedensliga nicht entziehen. Er hatte 9. Sept. 1881 eine Zusammenkunft mit W. in Danzig, 15. bis 17. Sept. 1884 in dem poln. Schlößchen Stierniewicze mit W. und Franz Joseph und besuchte letztern 25. Aug. 1885 in Kremsier. Wie hoch W. die Verdienste des Fürsten Bismarck schätzte und wie groß seine Dankbarkeit gegen denselben war, zeigte er bei jeder sich darbietenden Gelegenheit, am meisten an dessen 70. Geburtstage (1. April 1885), wo er den Reichskanzler besuchte und unter Thränen umarmte. Von dem Krankheitsanfall, welcher im Mai 1885 den Kaiser betraf und welcher bedenkliche Augenblicke herbeiführte, erholte er sich wieder durch die Badekuren in Ems und in Gastein. Die Zusammenkunft des Kaisers mit Franz Joseph 8. bis 10. Aug. 1886 in Gastein, an welcher Prinz Wilhelm von Preußen, Fürst Bismarck, Graf Kalnoky und Prinz Reuß, der deutsche Botschafter in Wien, teilnahmen, war ein Ereignis ersten Ranges, das seinen Grund in dem Auftauchen drohender Wolken im Osten und Westen und die Befestigung des Defensivbündnisses, sowie die Besprechung gemeinschaftlicher Maßregeln für gewisse Eventualitäten zum Zweck hatte. Am 1. Jan. 1887 feierte der Kaiser in voller Frische den 80jährigen Erinnerungstag seines Eintritts in die Armee.

Litteratur. L. Schneider, «König W. Militärische Lebensbeschreibung» (2 Hefte, Berl. 1869—75); W. Müller, «Kaiser W., 1797—1877» (Berl. 1877); L. Hahn, «Kaiser W.s Gedenkbuch. 1797—1877. Lebens- und Charakterbild des Kaisers aus eigenen Äußerungen und amtlichen Kundgebungen» (2. Aufl., Berl. 1877). Ein in objektiver Weise und leidenschaftslos geschriebenes Werk ist L. Simons «L'empereur Guillaume et son règne» (Par. 1887; deutsch, Jena 1887).

Wilhelm von Holland, deutscher König 1247—56, geb. 1227, folgte 1234 seinem Vater, dem Grafen Florentinus IV., in der Grafschaft Holland. Nach dem Ableben des Gegenkönigs Heinrich Raspe (s. d.) wurde er von den rhein. Fürsten unter Leitung des päpstlichen Legaten zu dessen Nachfolger 3. Okt. 1247 gewählt und, nachdem er die Krönungsstadt Aachen nach langer Belagerung eingenommen, daselbst 1. Nov. 1248 gekrönt. Da indes die Mehrzahl der Stände sich zu Friedrich II. hielten, so mußte W., ohne etwas gegen diesen ausrichten zu können, wieder nach Holland zurückkehren. Erst nachdem Friedrich II. 1250 gestorben und Konrad IV. genötigt war, 1251 über die Alpen zu ziehen, um seine ital. Erblande zu retten, gewann W. durch seine Gnadenbezeigungen und Belehnungen in Deutschland einigen Anhang. Als Konrad IV. 1254 in Italien starb, erkannten fast alle deutschen Fürsten und der mächtige Rheinische Städtebund (s. d.) W. als König an, der aber schon 28. Jan. 1256 im Kampfe gegen die Friesen fiel. Nun folgte das sog. große Interregnum. Vgl. Meermann Freiherr von Dalem, «Geschichte des Grafen W. von Holland, röm. Königs» (aus dem Holländischen, 2 Bde., Lpz. 1787—88); Sattler, «Die flandrisch-holländ. Verwickelungen unter W. von Holland» (Götting. 1872); A. Ulrich, «Geschichte des röm. Königs W. von Holland» (Hannov. 1882); Hintze, «Das Königtum W.s» (Lpz. 1885).

Wilhelm I. der Eroberer, König von England 1066—87 und Herzog der Normandie seit 1035, geb. 1027, war der natürliche Sohn des Herzogs Robert II. (s. d.) des Teufels von der Normandie und einer schönen Kürschnerstochter, Herlotte oder Herleva, aus Falaise. W. wurde 1033, als Robert seine Pilgerfahrt antrat, von den zu Fécamp versammelten Ständen als Nachfolger anerkannt. Auf die Nachricht von des Vaters Tode 1035 wollten ihm Verwandte und Vasallen das Herzogtum entreißen; er fand jedoch an seinem Lehnsherrn und Vormund, Heinrich I. von Frankreich, eine kräftige Stütze. W. besuchte 1051 seinen Verwandten, Eduard den Bekenner, König von England, welcher ihm in Ermangelung eigener Nachkommenschaft die engl. Krone versprochen haben soll, und vermählte sich 1053 mit der Tochter des Grafen Balduin V. von Flandern, Mathilde (gest. 1083), die ihm eine zahlreiche Nachkommenschaft gebar. Durch große Geistesgaben und außerordentliche Körperkraft ausgezeichnet, tapfer bis zur Tollkühnheit, machte W. sich im weiten Umkreise bald angesehen und gefürchtet. Er bändigte seine Vasallen, erwarb die Grafschaft Maine und führte wiederholt glückliche Fehden gegen die benachbarten Fürsten,

selbst gegen den franz. König. Als nach dem Tode Eduards 5. Jan. 1066 Graf Harald (s. d.) sich der engl. Krone bemächtigte, beschloß W. seine Ansprüche mit den Waffen geltend zu machen. Papst Alexander II. billigte den Plan, weil England seinem Gegner Cadalus anhing, und übersandte W. eine geweihte Kreuzfahne und Reliquien. Nachdem im Hafen St.-Valéry an der Sommemündung etwa 700 Schiffe mit 60000 Kriegern gesammelt waren, ging W. unter Segel und landete 29. Sept. bei Hastings (s. d.). Hier kam es bereits 14. Okt. zur Entscheidungsschlacht, wo Harald fiel und die Angelsachsen eine vollständige Niederlage erlitten. Nur einzelne Burgen und Städte leisteten noch Widerstand; doch binnen kurzer Zeit unterwarfen sich alle. Bereits 25. Dez. 1066 wurde W. als König in London (Westminster) gesalbt und gekrönt. Seine Gemahlin Mathilde ließ zum Andenken der Eroberung die berühmte Tapisserie de Bayeux (s. d.) verfertigen. W.s erstes Verhalten war streng, aber keineswegs barbarisch. Zwar wählte er seine Beamten aus den Normannen und wies seinen Kriegern die Ländereien der erschlagenen engl. Großen, sowie einen Teil der Krongüter an; allein kein Engländer scheint damals aus seinem Besitz getrieben worden zu sein. Das Osterfest 1067 beging W. mit großer Pracht zu Fécamp in der Normandie, wohin ihn viele engl. Große als Geiseln begleiten mußten. Kaum hatte er sich entfernt, als sich die Bevölkerung des nördl. und westl. England erhob. Der König kehrte im Dez. 1067 zurück und dämpfte den Aufstand. Aber 1068 brach ein weit gefährlicherer Aufruhr in Northumberland aus. Gleichzeitig erhob der König Svend Estridson von Dänemark, als Neffe Knuts d. Gr., Ansprüche auf den engl. Thron und schickte seinen Bruder Osborne (Asbjörn) ab, der mit einer großen Flotte an der Humbermündung landete und eine furchtbare Verwüstung begann.

W. schloß im Herbst 1069 einen Vertrag mit Osborne, in welchem er den Dänen die ganze Küste unter der Bedingung preisgab, daß sie nach Verlauf des Winters abzögen. Hierdurch gelang es ihm, seine ganzen Kräfte auf die Unterdrückung der Engländer zu verwenden. Zwar unternahm auch König Malcolm III. von Schottland nach dem Abzuge der Dänen einen Einfall; derselbe mußte aber bald wieder zurückkehren. Um die Northumbrier zu strafen, verwandelte W. das ganze Land zwischen der Humber und Tees in eine Einöde. Außerdem begann er die Ausrottung der angelsächs. Adelsfamilien über das ganze Land und die Einführung der normann. Feudalverfassung. Mit so gewaltigen Veränderungen verband W. auch die Einführung der normann.-franz. Sprache im öffentlichen Leben. Wiewohl es nicht möglich war, das Angelsächsische aus dem Geschäftsverkehr des Volks, sowie aus den Kirchen und den niedern Gerichten auszurotten, fühlten doch die Eingeborenen die arge Verletzung der Nationalität und versuchten wiederholt, aber vergebens, das fremde Joch abzuschütteln. In der Normandie versuchte W.s ältester Sohn Robert, auf Anstiften des Königs Philipp I. von Frankreich, die Herrschaft an sich zu reißen. Der Krieg zwischen Vater und Sohn dauerte mehrere Jahre, bis endlich die Königin 1080 eine Aussöhnung zu Stande brachte. Auch mit dem schott. König Malcolm III. und den unabhängigen Fürsten von Wales hatte W. noch wiederholt zu kämpfen. In den J. 1085—86 ließ W. ein ausführliches Grundbuch über sein ganzes Königreich abfassen, das sog. Domesday-book (s. d.), das die wichtigste Geschichtsquelle für jene Epoche bildet. Um der Jagdlust zu fröhnen, ließ er in der Gegend von Winchester einen der blühendsten Striche des Landes im Umfange von mehr als 220 km in Wald verwandeln, und 1083 gab er einen äußerst strengen Forstcodex. Endlich fand W. seinen Tod auf einem Feldzuge gegen Philipp I. von Frankreich. Er brach im Aug. 1087 gegen Paris auf und verwüstete unterwegs alles mit Feuer und Schwert. Als er aber in den brennenden Trümmern von Mantes-sur-Seine, das er erobert, herumritt, that sein Pferd einen Sprung, der ihm eine starke Verletzung am Unterleibe zuzog. Man brachte ihn nach Rouen zurück, wo er 7. Sept. 1087 starb. Seiner Anordnung gemäß folgte ihm in der Normandie der älteste Sohn, **Robert**, welcher aber sein Land an seine Brüder verpfändete, um den ersten Kreuzzug mitzumachen; als er später das Herzogtum wiederzugewinnen suchte, wurde er 1106 gefangen und starb 1134 nach 28jähriger Haft. In England succedierte W.s Sohn, Wilhelm II. Vgl. Thierrys geistreiche, aber nicht immer unparteiische «Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands» (7. Aufl., 4 Bde., Par. 1842); Freeman, «History of the Norman conquest of England» (6 Bde., Lond. 1867—79); Planché, «The Conqueror and his companions» (2 Bde., Lond. 1874); Green, «The conquest of England» (Lond. 1884).

Wilhelm II., der Rote (Rufus), König von England 1087—1100, zweiter Sohn des vorigen, folgte nach dem Willen desselben in England nach, während der ältere Bruder Robert auf die Normandie angewiesen war. Als dieser trotzdem auf England Anspruch machte, hielt W. für nötig, die unterworfenen Angelsachsen sich enger zu verbinden, indem er Herstellung der unter dem König Eduard dem Bekenner gewesenen Einrichtungen verhieß, und so schlug er den Angriff Roberts ab, der übrigens 1096, um am Kreuzzuge teilnehmen zu können, ihm auch die Normandie verpfändete. Roh und gewaltthätig, machte W. alle Stände sich zu Feinden, die normänn. Vasallen, die Geistlichkeit und das angelsächs. Volk, dem er seine Versprechen nicht hielt, und wurde 2. Aug. 1100 auf der Jagd erschossen. Damals war Robert noch im Heiligen Lande; so wurde denn in England sein jüngerer Bruder Heinrich I. (s. d.) ausgerufen. Vgl. Freeman, «The reign of William Rufus and the accession of Henry the first» (2 Bde., Oxf. 1882).

Wilhelm III., aus dem Hause Nassau, Prinz von Oranien 1650—1702, durch die Revolution von 1688 König von England, Schottland und Irland, seit 1672 Generalkapitän und Großadmiral der niederländ. Republik, sowie Statthalter der Provinzen Holland und Seeland, war der Sohn Wilhelms II. von Oranien, der in den Niederlanden 1647—50 dieselben Würden bekleidete, und der Henriette Maria Stuart, Tochter König Karls I. von England. Er wurde 4. (14.) Nov. 1650 acht Tage nach dem Tode seines Vaters geboren. Alles schien sich zum Verderben des körperlich schwachen Knaben zu vereinigen; Cromwell verfolgte ihn als einen Stuart, Ludwig XIV. nahm ihm sein Fürstentum Oranien, und schon 1661 starb ihm die Mutter. Sein Vater hatte das Generalkapitanat und die Statthalterschaft in der Familie erblich zu

machen gesucht. Allein die republikanisch-ständische Partei, an ihrer Spitze der Großpensionar Witt, setzte 1667 den Beschluß durch, daß kein künftiger Generalkapitän zugleich Statthalter sein könne, wodurch der Prinz die Aussicht auf die eine oder andere Würde verlor. Indessen überwachten die Generalstaaten doch seine Erziehung und übertrugen dieselbe seiner Großmutter, Emilie von Solms, einer strengen und politisch gebildeten Frau. Bereits im jugendlichen Alter offenbarte W. einen festen, ernsten Charakter. Während der Unruhen, die 1672 die Invasion Ludwigs XIV. (s. d.) begleiteten, wählten ihn Holland und Seeland zum Statthalter und die Generalstaaten zum Generalkapitän und Großadmiral der Republik. W. weckte durch sein Auftreten sofort das allgemeine Zutrauen; die Geringfügigkeit seiner Streitmittel und die wankelmütige Politik der Verbündeten hinderten ihn jedoch, große Schläge zu versuchen. Am 11. April 1676 wurde er bei Mont-Cassel geschlagen und mußte die Belagerungen von Mastricht, St.-Omer und Charleroi aufheben. Nun suchte W. England an seine Person und das niederländ. Interesse zu ketten. Im Herbst 1677 reiste er nach London und vermählte sich hier mit seiner Cousine Maria, der ältesten Tochter des nachmaligen Königs Jakob II. Im Frieden zu Nimwegen 1678 behielt die niederländ. Republik ihr Gebiet unverkürzt und verpflichtete sich dagegen zur Neutralität. Seitdem überwachte W. rastlos die Eroberungspolitik Ludwigs XIV. Erbittert über die sog. Reunions, vermittelte er den Defensivtraktat im Haag 1683 und das Bündnis zu Augsburg 1686, welche weitern franz. Übergriffen eine Schranke setzen sollten. Gleichzeitig behielt er die Verhältnisse Englands sorgsam im Auge.

Seitdem sein Schwiegervater, Jakob II., den Thron bestiegen, war W., als Gemahl der präsumtiven Thronerbin, der kirchlichen und polit. Gewaltherrschaft desselben wiederholt entgegengetreten. Nach der Geburt des Prinzen von Wales (Jakob III.), den die Protestanten für ein untergeschobenes Kind erklärten, vereinigten sich Whigs und Tories und baten W. um seine bewaffnete Einmischung. Im Sommer 1688 nahm W., von engl. Großen und den Generalstaaten unterstützt, bedeutende Rüstungen vor und landete 5. Nov. 1688 mit 50 Kriegsschiffen und 14000 Mann zu Torbay. Die ihm entgegengeschickten Truppenkorps, sowie der Prinz Georg von Dänemark und dessen Gemahlin Anna, die zweite Tochter Jakobs II., erklärten sich für ihn. Während W. auf die Hauptstadt vorrückte, entfloh Jakob nach Frankreich. Unter dem Jubel des Volks und ohne Schwertstreich nahm W. 18. Dez. 1688 von London Besitz, wo ihm die in Eile versammelten Peers die provisorische Regentschaft übertrugen. In dieser Stellung berief W. unter dem Namen einer Konvention das Parlament, das 22. Jan. 1689 zusammentrat, den Thron durch die Flucht Jakobs II. erledigt erklärte und ihm und seiner Gemahlin 13. Febr. die brit. Krone mit der Bestimmung übertrug, daß er allein die Geschäfte besorgen und daß nach beider kinderlosem Tode die Prinzessin Anna den Thron erben sollte. Zugleich unterzeichnete W. die Declaration of Right, die neue Magna Charta des parlamentarischen England. Auch die schott. Nationalkonvention sprach ihm 11. April 1689, am Tage, wo er zu Westminster gekrönt wurde, den Thron zu. Leicht erlangte W. die Beistimmung der beiden Häuser zur Teilnahme an dem seit 1688 wieder ausgebrochenen Kriege gegen Frankreich, worauf er der großen Wiener Allianz beitrat. Nun aber landete Jakob II. mit franz. Hilfe auf Irland. W. brachte mit der Bezwingung der Insel mehrere Jahre zu und vermochte erst seit 1691 seine Kräfte ungeteilt dem europ. Kontinentalkriege zu widmen. Im Febr. 1691 ging er mit einem Heere nach den Niederlanden, war aber als Feldherr weder in diesem noch in den folgenden Feldzügen glücklich. Während die brit. Flotte zur See siegte, wurde er 3. Aug. 1692 bei Steenkerken geschlagen. Nachdem eine Expedition Jakobs II. auf die engl. Küste gescheitert, vereinigt sich derselbe mit dem franz. Hofe zu einem Anschlage auf W.s Leben, der jedoch ebenfalls mißlang. Im Juli 1693 eroberte W. die franz. Linien zwischen Schelde und Leye, erlitt aber 29. Juli die Niederlage bei Neerwinden. Die brit. Flotte verwüstete 1694 die franz. Küsten; auch eroberte W. 1695 Namur. Endlich wurde 20. Sept. 1697 zu Ryswijk der Friede unterzeichnet, in welchem Ludwig XIV. die neue Regierung Englands anerkannte.

Das verschlossene Wesen W.s, sein zurückgezogenes Leben in Hamptoncourt und Kensington, sein geringer Eifer für die Hochkirche, seine Parteilichkeit für die Whigs, seine Härte gegen die Jakobiten und die Clane im schott. Hochlande machten ihn in Großbritannien vielfach unpopulär, während er in den Niederlanden fortwährend sich der größten Anhänglichkeit erfreute. Seine Gemahlin, die Königin **Maria II.**, mit der W. in sehr glücklicher Ehe lebte, war beim brit. und niederländ. Volke gleich beliebt, doch starb sie kinderlos schon 28. Dez. 1694. Damit fiel W. die Krone allein zu. Als Ludwig XIV. die Erbschaft der span. Monarchie für die Bourbonen erstrebte, befürwortete W. zuerst eine Teilung und schloß mit Ludwig XIV. die beiden Partagetraktate von 1698 und 1700, wurde aber später der rührigste Dränger zum Kriege. Er vermochte das Parlament zur Absendung eines Korps nach den Niederlanden, und nachdem er in derselben Sitzung 1701 die prot. Successionsakte durchgesetzt, schloß er 7. Sept. im Haag die Tripleallianz zwischen Österreich und den Seemächten. Dennoch würde er kaum das Parlament zum Kriege haben fortreißen können, hätte nicht Ludwig XIV. die engl. Nation verletzt, indem derselbe nach Jakobs II. Tode dessen Sohn als König Jakob III. anerkannte. Das neue Parlament, das im Jan. 1702 zusammentrat, erklärte dieses Verfahren als Friedensbruch und bewilligte W. sogleich ein Heer von 45000 Mann. Lange kränklich, brach W. auf einem Ritte nach Hamptoncourt das Bein, was heftiges Wundfieber und 19. März 1702 seinen Tod zur Folge hatte. Ganz Europa verehrte den Begründer der modernen engl. Großmacht als den Vorkämpfer gegen die Übermacht Ludwigs XIV.

Vgl. Trevor, «Life and times of William III.» (2 Bde., Lond. 1835—36); Vernon, «Court and times of William III.» (3 Bde., Lond. 1841); Noorden, «Geschichte des 18. Jahrh.» (Bd. 1, Düsseld. 1870).

Wilhelm IV. (Heinrich), König von Großbritannien, Irland und Hannover, 1830—37, dritter Sohn Georgs III. (s. d.), geb. 21. Aug. 1765, trat 1778 als Kadett in die brit. Marine, wohnte 1780 dem Gefecht gegen den span. Admiral Langara, der Eroberung des franz. Schiffs Proteus, 1781

der gefahrvollen Verproviantierung von Gibraltar bei und besuchte dann die westind. Gewässer. Nach der gesetzmäßigen Prüfung kam er 1785 als Lieutenant auf die Fregatte Hebe, und 1786 übernahm er auf der Station der Inseln unter dem Winde das Kommando der Fregatte Pegasus. Bei der Rückkehr nach England erhielt W. 1788 den Titel eines Herzogs von Clarence und St.-Andrews, sowie eines Grafen von Munster in Irland. Als 1789 ein Krieg mit Spanien drohte, wurde er 3. Dez. Kontreadmiral. Um 1790 trat W. in ein Verhältnis zu einer Schauspielerin, Dora Jordans, die ihm im Laufe von 20 Jahren zehn Kinder gebar. Von der königl. Familie gedrängt und in der Hoffnung, seine geringe Apanage durch eine legitime Ehe vermehrt zu sehen, verließ er 1811 die Mutter seiner Kinder, welche auf die Bühne zurückkehrte und in Frankreich 1815 in Dürftigkeit starb. Am 11. Juli 1818 heiratete W. die Tochter des Herzogs Georg von Sachsen-Meiningen, Adelheid (geb. 13. Aug. 1792, gest. 2. Dez. 1849); diese gebar ihm 1821 eine Tochter, die aber schon nach drei Monaten starb. Durch Cannings Einfluß wurde er 1827 zum Großadmiral des Reichs ernannt. In dieser Eigenschaft gab er dem Admiral Codrington eine geheime Instruktion, die 20. Okt. 1827 die Schlacht von Navarin herbeiführte. Das Toryministerium Wellington verhehlte seine Mißstimmung hierüber nicht, und infolge einer Spannung nahm W. im Aug. 1828 seine Entlassung.

Nach dem Tode seines Bruders Georg IV. 26. Juni 1830 bestieg er den Thron. Als W. bei Eröffnung des Parlaments im Nov. 1830 die Abneigung der Nation gegen die Tories erfuhr, berief er die Whigs unter Grey ans Staatsruder. Die neue Verwaltung setzte nach langen Kämpfen im Juni 1832 die Parlamentsreform durch. Die Besorgnis, eine liberale Behandlung der irländ. Fragen möchte den Protestantismus gefährden, bewog den König im Nov. 1834 zur plötzlichen Entlassung der Whigs. Er übertrug den Tories unter Peel und Wellington abermals die Regierung, mußte jedoch schon im April 1835 die Whigs unter Melbourne zurückrufen. Die Durchführung des engl. Städtegesetzes, die heftigen Kämpfe um die irische Kirchen-, Zehnten- und Städtebill, die Verwickelungen in Canada machten auch diese letzten Jahre W.s zu einer bewegten Epoche. Die auswärtige Politik konzentrierte sich während seiner Regierung in den Angelegenheiten der Pyrenäischen Halbinsel. Zu diesem Zwecke fand eine innigere Verbindung mit Frankreich und der Abschluß der Quadrupleallianz vom 22. April 1834 statt. Das Königreich Hannover erhielt unter W. ein neues zeitgemäßes Staatsgrundgesetz vom 26. Sept. 1833. W. starb an der Brustwassersucht in der Nacht vom 19. zum 20. Juni 1837. Vor ihm starb seine älteste Tochter, die Lady Delisle Dudley. Für die übrigen Kinder, welche ihm Dora Jordans gebar, hatte er nach seiner Thronbesteigung gesorgt. Der älteste Sohn, Georg Fitzclarence, geb. 1794, gest. 1842, erhielt 1831 den Titel eines Grafen von Munster. Der zweite Sohn, Lord Frederick Fitzclarence, geb. 1799, starb als Oberbefehlshaber in Bombay 30. Okt. 1854. Den Thron von Großbritannien bestieg nach W.s Tode seine Nichte Victoria (s. d.). Auf dem Throne von Hannover folgte ihm sein Bruder Ernst August. Vgl. Huish, «History of the reign and life of William IV.» (Lond. 1837).

Wilhelm I., der Jüngere oder der Schweigsame, Prinz von Oranien, Graf von Nassau (s. d.) aus der Ottonischen Linie, der Begründer der niederländ. Unabhängigkeit, war der älteste Sohn des Grafen Wilhelm des Ältern (gest. 1559) von Nassau und dessen zweiter Gemahlin Juliane von Stolberg und wurde 16. April 1533 auf dem Schlosse Dillenburg in Nassau geboren. Er kam zeitig als Page an den Hof Kaiser Karls V., wo er im kath. Glauben erzogen ward, und erbte 1544 von seinem kinderlosen Vetter, Renatus von Nassau, das Fürstentum Oranien (s. d.). Schon im Alter von 22 Jahren erhielt er den Oberbefehl in den Niederlanden und die Statthalterschaft der Provinzen Holland, Seeland und Utrecht. Karl V. empfahl ihn auch seinem Sohne und Nachfolger König Philipp II. Die eifersüchtigen Spanier wußten jedoch W.s Treue bei Philipp zu verdächtigen, sodaß derselbe ihm die niederländ. Ober- oder Generalstatthalterwürde nicht verlieh. Als darauf die Generalstatthalterin Margareta von Parma unter Mitwirkung des Kardinals Granvella zur Einführung der span. Inquisition in den Niederlanden schritt, wandten sich 1563 W. und die Grafen Egmond und Hoorn an den König, um die Abberufung Granvellas zu erbitten. Philipp rief zwar den Minister 1564 zurück; doch das System der religiösen und polit. Unterdrückung ward unverändert fortgesetzt. Als 1566 die Geusen mit ihren Vorstellungen von Margareta zurückgewiesen wurden, veranstaltete W. mit Egmond, Hoorn und andern angesehenen Männern zu Dendermonde eine Zusammenkunft, wo die Mittel zur Abwehr der Unterdrückung beraten wurden. Egmond riet zur Nachgiebigkeit und blieb in den Niederlanden, während W. 1567 seine Ämter niederlegte und sich mit seiner Familie nach Dillenburg zurückzog. Gleich darauf rückte der Herzog von Alba mit span. und ital. Truppen in die Niederlande ein und begann seine Schreckensherrschaft. Die Ausgewanderten, darunter W. und dessen Bruder Ludwig von Nassau, wurden vor den sog. Blutrat geladen und, als sie nicht erschienen, geächtet. Auch nahm Alba den 13jährigen Sohn W.s, den Grafen Philipp Wilhelm von Büren, der in Löwen studierte, gefangen und schickte ihn nach Spanien, wo er katholisch erzogen und 28 Jahre lang als Geisel festgehalten ward.

Nun bekannte W. sich öffentlich zum Protestantismus und bereitete sich, von mehrern prot. Fürsten Deutschlands unterstützt, zum Kampfe vor. Seine Brüder Ludwig und Adolf schlugen die span. Truppen in Groningen, wo Adolf fiel; doch kurz nachher wurde Ludwig von Alba nach Ostfriesland zurückgedrängt und vollständig geschlagen. Dann drang W. in Brabant ein und gewann mehrere Erfolge. Aber er vermochte weder Alba zu einer Entscheidungsschlacht, noch das niederländ. Volk zum allgemeinen Aufstande zu bewegen und mußte nach kurzer Zeit wegen Geldmangel seine Truppen entlassen. Mit 1200 Reitern, die ihm blieben, schloß er sich 1569 dem Herzog Wolfgang von Zweibrücken an, der nach Frankreich den Hugenotten zur Hilfe zog. W. zeichnete sich hier mehrfach aus und kehrte nach dem unglücklichen Ende dieses Feldzugs nach Nassau zurück. Auf des franz. Admirals Coligny Anraten gab W. seit 1570 Kaperbriefe gegen die Spanier aus, und schon 1572 bemächtigten sich diese sog. Wassergeusen der Hafenstadt Briel. Inzwischen hatte W. ein neues Heer gesammelt, um

zunächst seinen in Mons von Alba belagerten Bruder Ludwig zu entsetzen. Allein die franz. Hilfstruppen, die Coligny schickte, wurden geschlagen, und W. selbst konnte Alba nicht zur Feldschlacht bringen. So mußte er sich bald abermals nach dem Rheine zurückwenden und seine Truppen entlassen. Um dieselbe Zeit übertrugen ihm die zu Dordrecht (Juli 1572) versammelten Stände von Holland die Statthalterschaft mit außerordentlichen Vollmachten, die er jedoch im Namen des Königs Philipp II. ausüben sollte; ein unter ständischer Mitwirkung in Delft niedergesetzter Staatsrat stand ihm zur Seite. Allmählich folgten mehrere andere Provinzen diesem Beispiele, und W. wurde allgemein als Oberbefehlshaber zu Lande und zu Wasser (Generalkapitän und Generaladmiral) der Aufständischen anerkannt.

Während Alba Mons, Harlem und andere Plätze überwältigte, eroberte W. Gertruidenberg und Middelburg. Albas Nachfolger, Requesens, schlug 14. April 1574 die Brüder W.s, Ludwig und Heinrich von Nassau, auf der Mookerheide bei Nimwegen, wo beide fielen. Dagegen entsetzte W. 3. Okt. 1574 die hart bedrängte Stadt Leiden. Als nach Requesens' Tode die Zuchtlosigkeit der span. Soldateska, die Antwerpen furchtbar verheerten und plünderten, den höchsten Grad erreichte, gelang es W., die sog. Pacifikation von Gent 8. Nov. 1576 zu Stande zu bringen, worin fast alle niederländ. Provinzen, Katholiken und Protestanten, sich zur Vertreibung des fremden Kriegsvolks und zu gegenseitiger Toleranz vereinigten. Der neue königl. Generalstatthalter, Johann von Österreich, wurde, nachdem er diesen Vertrag bestätigt, von den niederländ. Ständen anerkannt; nur W. und die Provinzen Holland und Seeland verweigerten ihre Unterwerfung, bis allen Beschwerden abgeholfen sei. Schon im Herbst 1577 kündigten die Stände dem Generalstatthalter wegen seiner zweideutigen Haltung wieder den Gehorsam auf; dagegen ward W. zur Hilfe nach Brüssel gerufen und zum Ruwaert (Statthalter) von Brabant erwählt. Die von einer eifersüchtigen aristokratisch-kath. Partei veranlaßte Berufung des Erzherzogs Matthias zum Generalstatthalter und des Herzogs Franz von Alençon und Anjou zum Beschützer der niederländ. Freiheit mußte W. sich gefallen lassen. Doch behielt er fortwährend die Oberleitung des Aufstandes und gewann auch die Unterstützung der Königin Elisabeth von England. Aber in den südlichen kath. Provinzen konnte W. nicht festen Fuß fassen, und es gelang dem neuen königl. Generalstatthalter Alessandro Farnese, dieselben mit der span. Herrschaft auszusöhnen.

Dagegen kam, auf Betreiben W.s und seines Bruders Johann, zwischen den Provinzen Holland, Seeland, Utrecht, Geldern und Groningen die Utrechter Union vom 23. Jan. 1579 zum Abschluß, der bald auch Friesland, Overyssel u. s. w. beitraten, und durch welche der Grund zu der Niederländischen Republik der sieben verbündeten Provinzen gelegt wurde. Nachdem die mit Spanien gepflogenen Friedensverhandlungen zu Köln gescheitert waren, erklärte Philipp II. 15. März 1580 W. für geächtet und setzte einen Preis von 25000 Goldstücken auf seinen Kopf. Darauf antwortete W. mit einer heftigen Rechtfertigungsschrift und bewog die Stände der verbündeten Provinzen nach einigem Zögern dahin, daß sie 26. Juli 1581 den König Philipp förmlich der Herrschaft entsetzten. Schon vorher (1580) hatte Erzherzog Matthias die Niederlande verlassen, und der Herzog Franz von Alençon und Anjou, dem die verbündeten Provinzen in der Hoffnung auf franz. Hilfe jetzt die Landesherrschaft antrugen, konnte bis an seinen Tod (1584) niemals zu wirklichem Ansehen und Einfluß gelangen. Nachdem ein erster Mordversuch 18. März 1582 mißlungen, wurde W. 10. Juli 1584 im Schlosse zu Delft durch Balthasar Gerard meuchlerisch erschossen.

W. war viermal verheiratet: 1) mit Anna von Egmond (gest. 1558), Tochter des Grafen Maximilian von Büren, von der er eine Tochter und einen Sohn, den Grafen Philipp Wilhelm von Büren (geb. 1554, gest. 1618), hatte; 2) mit der Tochter des Kurfürsten Moritz von Sachsen, Anna (geschieden 1575, gest. 1577), aus welcher Ehe mehrere Töchter hervorgingen, und der Prinz Moritz (s. d.) von Oranien; 3) mit der Tochter des Herzogs Ludwig II. von Montpensier, Charlotte von Bourbon (gest. 1582), die ihm sechs Töchter gebar; 4) mit der Tochter des franz. Admirals Coligny, Luise (gest. 1620), aus welcher Ehe 1584 Prinz Friedrich Heinrich (s. d.) von Oranien entsprang; dessen älteste Tochter, Luise Henriette, heiratete den Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, und sein Sohn Prinz Wilhelm II. von Oranien (geb. 1626, gest. 1650) folgte 1647 dem Vater als Statthalter in den Niederlanden. Mit dessen Sohne Prinz Wilhelm III. von Oranien erlosch der Mannsstamm W.s I. des Jüngern.

Vgl. außer Schillers trefflicher Charakteristik W.s in seiner «Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande»: Klose, «W. I. von Oranien, der Begründer der niederländ. Freiheit» (herausg. von Wuttke, Lpz. 1864); Gachard, «Correspondance de Guillaume le Taciturne» (6 Bde., 1847—66) und «Correspondance de Philippe II sur les affaires des Pays-Bas» (Bd. 1—4, Brüss. 1848—61); Groen van Prinsterer, «Archives ou correspondance inédite de la maison d'Orange-Nassau» (Bd. 1—15, Leid. 1835—64); Juste, «Guillaume le Taciturne d'après sa correspondance et les papiers d'état» (Brüss. 1875).

Wilhelm I. (Friedrich), der erste König der Niederlande, 1815—40, Großherzog von Luxemburg und Prinz von Oranien-Nassau, geb. im Haag 24. Aug. 1772, war der älteste Sohn des letzten Erbstatthalters der niederländ. Republik, Wilhelm V. (S. Nassau, Ottonische Linie.) Seine Bildung verdankte der Prinz seiner Mutter, Friederike Sophie Wilhelmine, des Prinzen August Wilhelm von Preußen Tochter. Im J. 1788 ging er nach Deutschland, wo er eine Zeit lang am Hofe seines Oheims, des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen, verweilte, mit dessen Tochter, Prinzessin Friederike Luise Wilhelmine (geb. 18. Nov. 1774, gest. 12. Okt. 1837) er sich 1. Okt. 1791 verheiratete. Er befehligte 1793—95 die niederländ. Truppen gegen die Franzosen, mußte 18. Jan. 1795 mit seinem Vater nach England fliehen und begab sich später nach Berlin. Nachdem Wilhelm V. die durch den Reichsdeputationshauptschluß ihm zugefallene Entschädigung in Deutschland: das Fürstentum Fulda nebst Korvei, Dortmund, Weingarten und andern Orten, 29. Aug. 1802 an ihn abgetreten, wohnte er meist in Fulda. Nach seines Vaters Tode, 9. April 1806, übernahm er auch die

Regierung der Nassauischen Stammländer (Nassau-Dietz). Im Kriege von 1806 führte W. den Oberbefehl über eine Abteilung des rechten Flügels des preuß. Heers zwischen Magdeburg und Erfurt und geriet durch die Kapitulation, die Möllendorf in Erfurt abschloß, in Kriegsgefangenschaft. Napoleon erklärte ihn seiner Länder verlustig. Im Kriege von 1809 trat W. mit seinem steten Gefährten Heinr. Fagel als Freiwilliger in das Heer des Erzherzogs Karl, in welchem er an der Schlacht bei Wagram teilnahm. Darauf lebte er abermals zurückgezogen in Berlin.

Nach der Schlacht bei Leipzig ging er nach England, um wegen Unterstützung der Niederländer zu unterhandeln und landete dann 29. Nov. 1813 bei Scheveningen, vom Volke wie von dem provisorischen Gouvernement als Landesherr begrüßt. Seine deutschen Erbländer hatte W. schon vor 1813 wieder in Besitz genommen. Darauf sprach der Wiener Kongreß die Vereinigung Belgiens und Lüttichs mit den Niederlanden zu einem Königreich aus, und 16. März 1815 wurde W. im Haag als Wilhelm I. zum König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg ausgerufen. Seine deutschen Stammländer mußte er dagegen an Preußen und Nassau abtreten. Abwechselnd residierte nun W. in Brüssel und im Haag, bis sich Südniederland durch die Revolution von 1830 losriß und 20. Dez. als unabhängiges Königreich Belgien von der Londoner Konferenz anerkannt wurde. W. widersetzte sich hartnäckig, sah sich aber doch endlich 1839 genötigt, die Bestimmungen der Konferenz anzuerkennen. Die ungeheuere Schuldenlast, in die seine Halsstarrigkeit das Land gestürzt, und seine geringe Geneigtheit für zweckmäßige Reformen steigerten 1839 und 1840 die Mißstimmung im Volke, die noch vermehrt ward durch die Hinneigung des Königs zu der kath. Gräfin Henriette d'Oultremont. Unter solchen Umständen fand er es geraten, die Krone 7. Okt. 1840 in die Hände seines ältesten Sohnes, Wilhelm II. (s. d.), niederzulegen. Er nahm den Titel eines Grafen von Nassau an und begab sich mit seinem bedeutenden Privatvermögen nach Berlin, wo er sich 17. Febr. 1841 mit der Gräfin d'Oultremont vermählte und 12. Dez. 1843 starb.

Wilhelm II. (Friedrich Georg Ludwig), König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg, 1840—49, der älteste Sohn und Nachfolger König Wilhelms I. (s. d.), geb. 6. Dez. 1792, wurde in der Militärakademie zu Berlin erzogen, vollendete seine Studien auf der Universität zu Oxford und trat 1811 als Oberstlieutenant in span. Dienste. Später ward er Adjutant des Königs von Großbritannien. Als Kronprinz der Niederlande befehligte er 1815 das niederländ. Heer. Er bewährte Unerschrockenheit und militärische Einsicht, namentlich in dem Treffen bei Quatre-Bras und in der Schlacht bei Waterloo, wo er durch einen Schuß in die Schulter verwundet wurde. In Petersburg vermählte er sich 21. Febr. 1816 mit der Schwester des Kaisers Alexander I., Großfürstin Anna Paulowna (geb. 18. Jan. 1795, gest. 1. März 1865). Als 1830 die Revolution in Belgien ausbrach, begab sich Prinz W. sofort nach Antwerpen und 1. Sept. nach Brüssel, wo seine Erscheinung in der That einen günstigen Eindruck machte. Allein der Prinz kam so ins Gedränge, daß er, seine Vollmacht überschreitend, 16. Okt. die Freiheit Belgiens anerkannte. Der König cassierte des Prinzen Vollmacht, der hierauf nach England ging. Im folgenden Jahre übernahm er wieder den Oberbefehl über die niederländ. Truppen, die er in dem 13tägigen Kriege gegen Belgien, Aug. 1832, siegreich anführte, bis er vor der bewaffneten Intervention Frankreichs sich zurückziehen mußte. Später führte er das Kommando über die niederländ. Observationsarmee an der belg. Grenze. Nach seines Vaters Abdankung 7. Okt. 1840 übernahm W. die Regierung. Der König suchte der bestehenden Finanznot des Landes durch durchgreifende Mittel zu begegnen, aber er zögerte, die immer lauter geforderten polit. Reformen zu gewähren. Die europ. Bewegung von 1848 brach jedoch seinen Widerstand. Er bewilligte jetzt die vollständige Umgestaltung der Verfassung, des Finanz- und Steuerwesens, erlebte aber die Vollendung dieser Reorganisationen nicht mehr. Er starb 17. März 1849. Von seinen Kindern überlebten ihn: König Wilhelm III. (s. d.); Prinz Heinrich (s. d.); Prinzessin Sophie, geb. 8. April 1824, vermählt 1842 mit dem regierenden Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar.

Wilhelm III. (Alexander Paul Friedrich Ludwig), König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg, geb. 19. Febr. 1817, der älteste Sohn Wilhelms II. (s. d.), trat 17. März 1849 die Regierung in dem schwierigen Augenblicke an, wo infolge der Verfassungsänderung auch eine Umgestaltung der ökonomischen und polit. Administration notwendig geworden war. Er suchte der aufgeregten Stimmung mit persönlichen Zugeständnissen, namentlich Verminderung der Civilliste, entgegenzukommen und berief im Herbst 1849 ein Ministerium aus der liberalen Opposition, in welchem Thorbecke das Innere übernahm. Seitdem wurde die Reform des Staatslebens, die Förderung der materiellen Wohlfahrt und die Entwickelung des parlamentarischen Wesens in einem Umfange durchgeführt, der W.s Regierung zu einem der denkwürdigsten Abschnitte der niederländ. Geschichte macht. (S. Niederlande.) Die Auflösung des Deutschen Bundes 1866 benutzte König W., um das Großherzogtum Luxemburg (s. d.) und das Herzogtum Limburg (s. d.) aus der Verbindung mit Deutschland loszulösen. Limburg ward dem Königreich der Niederlande wieder voll einverleibt, Luxemburg, dessen Abtretung an Frankreich an dem Widerspruch Preußens gescheitert war, durch den Traktat vom 11. Mai 1867 für neutral unter bleibender Souveränetät des Hauses Oranien-Nassau erklärt. König W. war in erster Ehe seit 18. Juni 1839 mit Sophie (geb. 17. Juni 1818, gest. 3. Juni 1877), Tochter des Königs Wilhelm von Württemberg, vermählt, welche ihm zwei Söhne geboren hat: Kronprinz Wilhelm, Prinz von Oranien (geb. 4. Sept. 1840, gest. 11. Juni 1879 zu Paris), und Prinz Alexander (geb. 25. Aug. 1851, gest. 21. Juni 1884). In zweiter Ehe ist König W. seit 7. Jan. 1879 mit Emma (geb. 2. Aug. 1858), Tochter des Fürsten Georg zu Waldeck und Pyrmont, vermählt. Aus dieser Ehe stammt die 31. Aug. 1880 geborene Prinzessin Wilhelmine, welche, da nach der niederländ. Verfassung von 1848 in Holland nach dem Aussterben des Mannsstammes die weibliche Linie zur Regierung kommt, dazu bestimmt ist, ihrem Vater, mit dem der Mannsstamm erlischt, auf dem niederländ. Throne zu folgen,

während für das Großherzogtum Luxemburg, in dem die weibliche Linie nicht successionsfähig ist, der Herzog von Nassau legitimer Thronfolger ist. Durch das Regentschaftsgesetz von 1884 wurde für die Zeit der Minderjährigkeit der Prinzessin die Königin Emma zur Regentin des Königreichs ernannt.

Wilhelm I., König von Württemberg, 1816—64, wurde 27. Sept. 1781 zu Lüben in Schlesien geboren, wo sein Vater, der nachmalige König Friedrich I. (s. d.) von Württemberg, damals als preuß. Generalmajor in Garnison lag; seine Mutter war die Prinzessin Auguste Karoline Friederike Luise von Braunschweig-Wolfenbüttel. Die Verhältnisse seiner Familie führten den jungen Prinzen aus Schlesien nach Rußland, in die Schweiz, endlich 1790 nach Württemberg, dessen Regierung sein Vater 1797 übernahm. Der gebieterische Sinn des Vaters legte den Grund zu spätern Mißverhältnissen zwischen Vater und Sohn. Im J. 1800 trat W. auf einige Zeit als Freiwilliger in das österr. Armeekorps unter dem Erzherzog Johann und zeichnete sich in der Schlacht von Hohenlinden aus. Um dem häuslichen Druck zu entgehen, entfernte er sich vom Hofe und unternahm 1803 eine Reise nach Frankreich und Italien. Erst 1806, nachdem sein Vater die Königswürde angenommen, kehrte W. in das Vaterland zurück, wo er nun als Kronprinz bis 1812 zurückgezogen lebte. Auch seine Vermählung 1808 mit der Prinzessin Karoline Auguste von Bayern, von der er sich 1814 scheiden ließ und die nachher mit dem Kaiser Franz von Österreich sich vermählte, änderte in seiner Lebensweise wenig. Als 1812 Napoleon I. den Krieg gegen Rußland begann, mußte W. sich an die Spitze des württemb. Kontingents stellen. Nach dem Einrücken in das russ. Gebiet blieb er, gefährlich erkrankt, in Wilna zurück, von wo er nach seiner Genesung ins Vaterland zurückkehrte. Als nach der Schlacht bei Leipzig endlich auch sein Vater den Alliierten beigetreten, übernahm W. das Kommando des 7. Armeekorps, bestehend aus dem württemb. Kontingent und mehrern österr. und russ. Regimentern. In dem Feldzuge von 1814 zeichnete er sich bei La-Rothière, Bar-sur-Aube, Arcis-sur-Aube, Fère-Champenoise, Vincennes durch persönlichen Mut und Feldherrnkunst aus, wurde aber bei Montereau durch die dreifache Übermacht Napoleons geschlagen. Im Feldzuge von 1815 hatte er das Kommando über das 3. Armeekorps im Elsaß. In Paris lernte er die Großfürstin von Rußland, Katharina Pawlowna, Witwe des Prinzen Peter von Holstein-Oldenburg, kennen, mit der er sich 1816 vermählte, die aber 1819 starb, nachdem sie ihm zwei Töchter geboren, Marie, geb. 1816, 1840 mit dem württemb. Generalmajor Alfred Grafen von Neipperg vermählt, Witwe seit 1865, und Sophie, geb. 1818, vermählt 1839 mit dem König Wilhelm III. der Niederlande, gest. 3. Juni 1877.

Nach dem Tode seines Vaters 30. Okt. 1816 trat W. die Regierung mit der Erklärung an, daß er des Volkes Wohl gewissenhaft fördern werde. Die verworrenen Zustände des Landes wurden geregelt, Sparsamkeit und Ordnung eingeführt und die definitive Feststellung der Verfassung nach langen und mühevollen Verhandlungen 1819 geregelt. (S. Württemberg.) W. war ein modern und praktisch denkender, einsichtiger, einem mäßigen Liberalismus mit Überzeugung zugethaner Mann, welcher den Versuch machte, der Metternichschen reaktionären Bundespolitik Widerstand zu leisten und den beiden Großmächten eine liberale Gruppe von Mittel- und Kleinstaaten (Trias) entgegenzustellen. Aber bei dem entschiedenen Vorgehen jener und der Uneinigkeit dieser sah er sich bald zum Rückzug genötigt. Er gehörte zu den bedeutendsten Fürsten seiner Zeit, und sein Land war eins der bestregierten. Preußen gegenüber zeigte er sich 1849 und 1850 sehr eifersüchtig auf die Wahrung seiner Souveränetätsrechte. Der König vermählte sich 15. April 1820 zum dritten mal mit Pauline, der Tochter seines verstorbenen Oheims, des Herzogs Ludwig von Württemberg (geb. 4. Sept. 1800, gest. 10. März 1873), aus welcher Ehe die Prinzessin Katharina, geb. 24. Aug. 1821, vermählt seit 1845 mit dem Neffen des Königs, dem Prinzen Friedrich von Württemberg, Witwe seit 9. Mai 1870, ferner sein Nachfolger, der König Karl (s. d.), und die Prinzessin Auguste, geb. 4. Okt. 1826, vermählt seit 17. Juni 1851 mit dem Prinzen Hermann von Sachsen-Weimar, hervorgingen. W. starb 25. Juni 1864 auf dem Schlosse Rosenstein und wurde auf dem Rothenberge neben seiner Gemahlin Katharina bestattet. Vgl. König W. von Württemberg», in D. F. Strauß' «Kleinen Schriften» (Neue Folge, Berl. 1866).

Wilhelm IV., Landgraf von Hessen-Kassel, 1567—92, der Sohn Philipps des Großmütigen (s. d.), besonders bekannt als Astronom, geb. 1532, ward im Schmalkaldischen Kriege unter Johann Sturms und Burens Leitung in Straßburg erzogen, von Philipp im April 1547 zurückgenommen und führte, als dann jener in die Gefangenschaft Karls V. geriet, fünf Jahre mit wachsender Einsicht und mit Treue gegen seinen Vater und sein Land die Regierung. Die Fürstenverschwörung von 1552 hatten vor allem seine und seiner Räte unausgesetzten Bemühungen zu Stande gebracht; er führte die hess. Truppen, welche an dem Kampfe gegen Karl V. teilnahmen. Die Rückkehr seines Vaters ließ ihn mehr ins Privatleben zurücktreten. Er widmete sich nun vor allem astron. Studien, die er, der Freund Tychos de Brahe, durch eigene Forschungen förderte. Mit ernster Hingabe widmete sich W. der Verwaltung seines Fürstentums, als er 1567 in Hessen-Kassel nachfolgte, ein aufrichtiger und für seine Zeit freigesinnter Protestant, aber durch Neigung und landesväterliche Interessen von der energischen Unterstützung des europ. Protestantismus, der in den hugenottisch-oranischen Gebieten und in England seine Schlachten schlug, abgewandt. Er starb 25. Aug. 1592; sein ältester Sohn Moritz, der ihn von zwei Söhnen allein überlebte, ward sein Nachfolger. Einen Teil seiner astron. Beobachtungen hat Snellius unter dem Titel «Coeli et siderum observationes» (Leid. 1618) herausgegeben; doch bei weitem die meisten finden sich ungedruckt in der Bibliothek zu Kassel.

Wilhelm I., der erste Kurfürst von Hessen, 1803—21, vorher als Landgraf Wilhelm IX. genannt, geb. zu Kassel 3. Juni 1743 als Sohn des Landgrafen Friedrich II. und der Landgräfin Marie, Tochter Georgs II. von England. Durch treffliche Lehrer vorgebildet, besuchte W. die Universität Göttingen. Während der letzten Jahre des Siebenjährigen Kriegs lebte er am Hofe seines Oheims, des Königs Friedrich V. von Dänemark, dessen zweite Tochter, Wilhelmine Karoline (geb. 10. Juli 1747, gest. 14. Jan. 1820), er am 1. Sept. 1764

heiratete. Gleichzeitig hatte er die Regierung der Grafschaft Hanau übernommen. Durch den Subsidientraktat mit England 1776 verkaufte er seine Soldaten zur Bekämpfung der nordamerik. Kolonien. Als er 1785 seinem Vater als Landgraf in der Regierung von Hessen-Kassel gefolgt war, verlegte er seine Residenz nach Kassel. Nach dem Tode des Grafen Philipp Ernst von Schaumburg-Lippe 1787 besetzte er einen Teil der Grafschaft Schaumburg als hess. Lehn, weil er dessen unmündigen Sohn, Georg Wilhelm, wegen einer nicht ebenbürtigen Großmutter nicht für lehnsfähig anerkennen wollte. Doch die Reichsgerichte, der Kaiser, Preußen und England nahmen sich des jungen Grafen an; der Landgraf mußte das Ländchen räumen und Schaden und Kosten ersetzen. Durch ein Lager bei Bergen deckte er 1790 die Kaiserkrönung Leopolds II. gegen einen möglichen Überfall französischerseits. Hierauf schloß er sich mit einer gleichen Heereszahl dem Feldzuge der Preußen gegen Frankreich an, eroberte 12. Dez. 1792 Frankfurt a. M. wieder und ließ 1793 seine Truppen, 12000 Mann stark und in engl. Solde, in Flandern gegen die Franzosen kämpfen. Im J. 1795 trat er dem franz.-preuß. Frieden zu Basel bei und mußte dabei seine jenseit des Rheins gelegenen Landesteile im franz. Besitz lassen. Im Reichsdeputationshauptschluß von 1803 erhielt er die Kurwürde, die er 1. Mai 1803 förmlich annahm, und ward für den Verlust am linken Rheinufer durch mehrere ehemals kurmainzische Ämter und die Reichsstadt Gelnhausen entschädigt. W. führte als Kurfürst seine Regierungsweise in der frühern Art fort.

Beim Ausbruch des preuß.-franz. Kriegs von 1806 erlangte er von Kaiser Napoleon I. die Anerkennung seiner Neutralität; aber durch seine fortwährenden Kriegsrüstungen zog er das Ungewitter auf sich, welches nach der Schlacht von Jena über ihn ausbrach. Als die Franzosen unter Mortier heranrückten, entfloh W. mit seiner Familie und seinen Schätzen nach Schleswig. Nachdem er im Frieden zu Tilsit seines Throns verlustig erklärt und seine Länder mit dem neuerrichteten Königreich Westfalen (s. d.) vereinigt waren, wendete er sich im Juli 1808 nach Prag. Von hier aus erließ er beim Ausbruch des österr.-franz. Kriegs von 1809 einen Aufruf an die Hessen und sammelte bei Eger ein kleines Heer, das er jedoch sehr bald wieder verlassen mußte. Nach der Schlacht bei Leipzig zog W. 21. Nov. 1813 wieder in Kassel ein. Er stellte den Verbündeten sofort 20000 und 1815 wieder 12000 Mann gegen Napoleon ins Feld. Auf dem Wiener Kongreß bekam er für manche Abtretungen und Aufopferungen reichliche Entschädigung, nach deren Besitznahme er auch den Titel eines Großherzogs von Fulda, 8. Febr. 1816, annahm. Seitdem suchte er im Civil und Militär alles wieder auf den alten Fuß zu stellen, setzte demgemäß die Beamten, die während der Zeit der westfäl. Zwischenregierung avanciert waren, wieder auf die frühern niedrigern Posten zurück, stellte die abgeschafften Fronen wieder her, führte bei der Armee Puder, Zöpfe und Stockschläge wieder ein, vertrieb die in Ämtern vorgefundenen deutschen Ausländer, reduzierte die Staatsobligationen auf ein Drittel Wert und nahm den Domänenkäufern die erkauften Güter ohne Entschädigung. W. berief zur Vereinbarung einer Verfassung die altheiss. Stände zweimal, 1815 und 1816, und ordnete ihnen Deputierte der Bauern zu. Da aber die Versammlungen sich seiner Willkür nicht fügen, namentlich nicht von der Forderung einer Sonderung des Staatsvermögens von dem überreichen Privatschatze des Kurfürsten abgehen wollten, unterblieb die Herstellung der Verfassung. Ein Schlagfluß endete plötzlich sein Leben 27. Febr. 1821.

Wilhelm II., Kurfürst von Hessen, 1821—47, geb. 28. Juli 1777, war der Sohn und Nachfolger des Kurfürsten Wilhelm I. (s. d.). Er studierte in Marburg und Leipzig und vermählte sich 13. Febr. 1797 mit der Prinzessin Auguste (geb. 1. Mai 1780, gest. 19. Febr. 1841), Tochter des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen. Als die Franzosen 1806 das Land besetzten, folgte er seinem Vater nach Schleswig und nach Prag; dann ging er 1809 nach Berlin, focht 1813 im preuß. Heere in der Schlacht bei Leipzig und übernahm im März 1814 den Oberbefehl über das ganze Truppenkorps, das die Festungen Metz, Thionville, Luxemburg und Saarlouis einzuschließen bestimmt war. Als er nach dem Tode seines Vaters zur Regierung kam, erregte er durch zeitgemäße Reformen in der Verwaltung manche Hoffnungen. Die Erwartung jedoch, die Wirksamkeit der Landstände, welche seit 1816 nicht mehr zusammenberufen worden waren, hergestellt zu sehen, blieb unerfüllt, und noch weniger lag es in der Absicht W.s, eine neue, den Zeitbedürfnissen angemessene Verfassung zu gewähren. Dazu kamen Spaltungen in der fürstl. Familie selbst. Als der Kurfürst seine Geliebte, Emilie Ortlöpp aus Berlin, 1821 zur Gräfin von Reichenbach (später zur Gräfin von Lessonitz) erhob, zog sich die Kurfürstin, die die Liebe und Achtung des Volks in hohem Grade genoß, vom Hofe zurück, und viele vom Adel folgten ihrem Beispiel. Auch der Kurprinz Friedrich Wilhelm söhnte sich erst 1830 mit seinem erkrankten Vater in Karlsbad aus. Die franz. Julirevolution gab den Anstoß, daß auch in Kassel die lange gehegte Mißstimmung sich in einer Volksbewegung im Sept. 1830 Luft machte. Darauf bewilligte W. 15. Sept. das Gesuch um Versammlung der Landstände, und schon 5. Jan. 1831 kam eine neue Konstitution zu Stande. Infolge der Rückkehr der Gräfin Lessonitz 11. Jan. brachen neue Unruhen aus, und die Gräfin ward zur Abreise genötigt. Darauf, im April, verlegte der Kurfürst seine Residenz nach Hanau und übertrug auf die Zeit seiner Abwesenheit vom Sitze der Regierung 30. Sept. 1831 die Regentschaft dem Kurprinzen. Seitdem lebte W. abwechselnd in und bei Hanau (zu Philippsthal), in Baden und Frankfurt a. M., getrennt von seiner Gemahlin, nach deren Tode er sich 1. Juli 1841 mit der Gräfin Lessonitz und, als diese 12. Febr. 1843 starb, 28. Aug. 1843 mit Karoline Baronin von Bergen, geborener von Berlepsch, morganatisch vermählte. Er starb 20. Nov. 1847 zu Frankfurt; sein Sohn, der Kurprinz-Mitregent, folgte ihm als Kurfürst Friedrich Wilhelm I.

Wilhelm (August Ludwig Max Friedrich), Herzog von Braunschweig 1830—84, geb. 25. April 1806, der zweite Sohn des Herzogs Friedrich Wilhelm (s. d.) und der Prinzessin Maria Elisabeth Wilhelmine von Baden. Nach der Schlacht bei Auerstädt, wo sein Großvater Karl Wilhelm Ferdinand tödlich verwundet wurde, floh die Mutter mit ihren beiden Söhnen Karl und Wilhelm 18. Okt. 1806 von Braunschweig über Stralsund nach Schwe-

den, dann über Dänemark und Hamburg nach Karlsruhe, endlich nach Bruchsal, wohin auch ihr Gemahl im Aug. 1807 kam, und wo sie den 20. April 1808 starb. Die Prinzen kamen nun unter die Obhut ihrer Großmutter, der verwitweten Markgräfin Amalia Friederike von Baden. Im März 1809 ließ der Vater beide Prinzen zu sich nach Öls holen, später aber nach Kolberg in Pommern und von hier Ende Aug. 1809 über Schweden nach England führen, wo sie der Aufsicht ihrer Großmutter, der verwitweten Herzogin Auguste von Braunschweig, Schwester Georgs III., übergeben wurden. Als der Vater im Dez. 1813 von London nach Braunschweig zurückgekehrt war, folgten ihm 1814 auch die Prinzen. Nach dem Tode Herzog Friedrich Wilhelms bei Quatrebras 16. Juni 1815 wurde der Prinz-Regent von Großbritannien (seit 1820 König Georg IV.) ihr Vormund. Im J. 1820 begaben sich die Prinzen von Braunschweig nach Lausanne. Der Herzog Karl (s. d.) ging dann 1822 nach Wien, der Prinz W. aber nach Göttingen und 1823 nach Berlin, wo er Militärdienste nahm und zum Major aufstieg. Durch Vergleich vom 13. Jan. 1824 trat ihm sein Bruder Karl das Fürstentum Öls in Schlesien ab. Auf die Nachricht von dem Aufstande in Braunschweig 7. Sept. 1830 und von der Vertreibung der Herzogs Karl traf Prinz W. aus Berlin 10. Sept. in Braunschweig ein und übernahm 28. Sept., auf Ansuchen der Stände, provisorisch die Regierung, worin er durch Beschluß des Bundestags vom 2. Dez. 1830 bis auf weiteres bestätigt wurde. Eine Familienakte des Gesamthauses Braunschweig vom Febr. 1831 erklärte den Herzog Karl für absolut regierungsunfähig und die Regierung für erledigt, welche hierauf Herzog W. 20. April 1831 definitiv kraft eigenen Rechts, im Einverständnis mit den Agnaten, antrat. Er nahm 25. April die Landeshuldigung an, worauf er aus dem preuß. Dienst (im Mai) ausschied, und eröffnete 30. Sept. 1831 die Ständeversammlung, in welcher die neue Verfassung beraten und angenommen wurde. Am 14. März 1833 vollzog er die von sämtlichen Agnaten beschlossene Oberkuratel über den vertriebenen Herzog wegen dessen Verschwendung.

Es folgte nun eine Periode ruhiger und ungestörter konstitutioneller Entwickelung, die dem materiellen und polit. Fortschritt des Landes gleich förderlich war. Auch die polit. Stürme des J. 1848 nahmen in Braunschweig einen ruhigen Verlauf. In den Fragen der deutschen Einigung und der Sache Schleswig-Holsteins stand der Herzog immer in der Reihe der patriotischen und opferbereiten Fürsten. (S. Braunschweig.) Infolge des Deutschen Kriegs von 1866 erklärte W. 4. Aug. seinen Austritt aus dem Deutschen Bunde und trat 18. Aug. dem Norddeutschen Bunde bei. Da W. unvermählt blieb, so erlosch mit ihm das Haus Braunschweig-Wolfenbüttel. W. wünschte für diesen Fall, dem Hause Hannover die Erbfolge im Herzogtum zuzuwenden, während die Bevölkerung desselben und die preuß. Regierung keine neue Welfenherrschaft wollten. Bei dem hohen Alter des Herzogs und bei den Prätendentenansprüchen, welche der Herzog Ernst August von Cumberland, Sohn des Exkönigs Georg V. von Hannover, 1878 machte, schien es notwendig, für den Fall der Erledigung des Throns die ordnungs- und verfassungsmäßige Verwaltung des Landes vor Störungen zu sichern. Auf den von dem Abgeordneten von Veltheim 13. Dez. 1878 in diesem Sinne im Landtag gestellten Antrag legte die Regierung des Herzogs ein Regentschaftsgesetz vor, welches, die Folge der Thronberechtigung beiseite lassend, bestimmte, daß, falls bei der Thronerledigung der erbberechtigte Thronfolger abwesend oder verhindert sei, ein aus den Ministern, dem Landtagspräsidenten und dem Präsidenten des Obergerichts bestehender Regentschaftsrat eintreten solle, und daß, falls die Thronfolge nach einem Jahre nicht geregelt sei, der Landtag auf den Vorschlag des Regentschaftsrats einen deutschen Prinzen zum Regenten wählen solle, welcher sodann die Regierungsverwesung bis zum Regierungsantritt des Thronfolgers fortführe. Dieses Gesetz wurde vom Landtag 15. Febr. 1879 angenommen. W. starb 18. Okt. 1884 in seinem Schlosse Sibyllenort in Schlesien; seine Leiche wurde 25. Okt. im Dom zu Braunschweig beigesetzt. Sein Privatvermögen ging größtenteils in die Hände der Herzogs von Cumberland über; das Fürstentum Öls, ein preuß. Thronlehn, fiel an die Krone Preußen zurück; die in Schlesien gelegenen Fideikommiß- und Allodialgüter erhielt, dem Testament des Herzogs gemäß, König Albert von Sachsen; in Braunschweig wurde eine Regentschaft eingesetzt, Ernst August von Cumberland durch ein Votum des Bundesrats 1885 von der Thronfolge ausgeschlossen, von der braunschw. Landesversammlung 21. Okt. 1885 Prinz Albrecht von Preußen zum Regenten gewählt.

Wilhelm (Ludw. Aug.), Markgraf von Baden, früher Graf von Hochberg, war der zweite Sohn des Großherzogs Karl Friedrich (s. d.) aus dessen zweiter Ehe mit der Gräfin Hochberg (s. d.), und Bruder des Großherzogs Leopold (s. d.) von Baden. Geb. zu Karlsruhe 8. April 1792, trat er sehr jung in bad. Militärdienste und war im Kriege gegen Österreich, 1809, Adjutant in dem Generalstabe Massénas. In dem Feldzuge gegen Rußland 1812 befehligte W. als Generalmajor die bad. Brigade, welche dem 9. Armeekorps unter Marschall Victor zugeteilt war. Beim Rückzuge dieses Armeekorps hatte die bad. Brigade die Arrièregarde zu unterstützen, wobei W. an der Beresina glücklich manövrierte. Nach der Rückkehr ins Vaterland wurde W. 1813 zum Generallieutenant erhoben und führte die zweite Hälfte des bad. Kontingents nach Sachsen, wo er das Kommando des bad. Armeekorps übernahm. Nach der Schlacht bei Leipzig kapitulierte er 19. Okt. mit den Verbündeten, lehnte jedoch den Antrag ab, sich mit ihnen zu vereinigen. In den J. 1814 und 1815 leitete er die Blockaden mehrerer Festungen und vertrat auf dem Wiener Kongreß die Angelegenheiten des Hauses Baden. Nach der Thronbesteigung seines Bruders Leopold vermählte sich W. 16. Okt. 1830 mit der Tochter des Herzogs Ludwig von Württemberg, Prinzessin Elisabeth (geb. 27. Febr. 1802, gest. 5. Dez. 1864). Er war 1825—48 Kommandeur der bad. Truppen und nahm als Präsident der Ersten Kammer thätigen Anteil an den öffentlichen Angelegenheiten. W. starb 11. Okt. 1859 und hinterließ drei Töchter, von denen die älteste, Sophie, mit dem Fürsten Woldemar zur Lippe, die jüngste, Leopoldine, mit dem Fürsten Hermann von Hohenlohe-Langenburg vermählt ist. Vgl. »Denkwürdigkeiten des Generals der Infanterie Markgrafen W. von Baden aus den Feldzügen von 1809—15« (herausg. von Röder von Diersburg, Karlsr. 1864).

Wilhelm (Friedrich Ernst), Graf zu Schaumburg-Lippe, geb. zu London 9. Jan. 1724, trat jung in brit. Dienste, focht als Gardefähnrich bei Dettingen, dann als Freiwilliger unter Feldmarschallleutnant Graf Schulenburg in Italien, trat 1748 die Regierung seines Landes an und widmete sich vorzugsweise dem Militärwesen. Er errichtete zu Wilhelmstein eine Kriegsschule, auf welcher auch Scharnhorst unterrichtet wurde, wirkte für die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, die er, seiner Zeit weit vorauseilend, in der Grafschaft Schaumburg ins Leben rief. Er errichtete 1751 ein Grenadierregiment von acht Kompagnien, deren jede zwei einpfündige Falkonets mitführte, 1752 ein Artillerie-, Ingenieur- und Mineurkorps mit einem bedeutenden Geschützpark und 1753 das treffliche, aus Reitern und Fußjägern bestehende Karabinierskorps (bekannt unter dem Namen «die eisernen Männer», von den Franzosen «les diables de Bückebourg» genannt), welches sich im Siebenjährigen Kriege auszeichnete. W. stellte mit Hilfe engl. Subsidien 1650 Mann mit 28 bespannten Geschützen zur preuß. Armee, welche bei Hastenbeck, Krefeld, Lutternberg u. s. w. ruhmvoll kämpften. W. trug bei Minden durch die Verwendung seiner Artillerie viel zum Siege bei. Im J. 1762 übertrug ihm König Georg III. den Oberbefehl in Portugal, wo er sich gegen dreifache Übermacht geschickt verteidigte und nach dem Friedensschlusse bis 1764 zur Reorganisation des Heeres verblieb. Auch in der innern Verwaltung leistete W. viel und hob den Wohlstand des Landes. Er starb zu Bergleben 10. Sept. 1777. Vgl. Schmalz, «Denkwürdigkeiten des Grafen W.» (Hannov. 1783); Varnhagen von Ense, «Biographische Denkmale» (Berl. 1824); «Preuß. Militär-Wochenblatt» (Berl. 1869).

Wilhelm (Friedrich Wilhelm Karl), Prinz von Preußen, der dritte Sohn des Königs Friedrich Wilhelm II. und Bruder des Königs Friedrich Wilhelm III., geb. zu Berlin 3. Juli 1783, diente seit 1799 in der Garde und vermählte sich 12. Jan. 1804 mit Maria Anna, Tochter des Landgrafen Friedrich Ludwig von Hessen-Homburg (geb. 14. Okt. 1785, gest. 14. April 1846), aus welcher Ehe zehn Kinder hervorgingen. Im Kriege von 1806 führte Prinz W. als Oberstleutnant eine Kavalleriebrigade und seit März 1807 das 2. Dragonerregiment. In dem Befreiungskriege von 1813 befand sich W. in Blüchers Hauptquartier. In der Schlacht bei Lützen befehligte er die Reservekavallerie auf dem linken Flügel der Armee und warf mit seinen Kürassieren ein feindliches Viereck. Auch an den folgenden Thaten des schles. Heeres nahm er ruhmvollen Anteil. Bei der Schlacht von Leipzig vermittelte er die Mitwirkung des Nordheers in der Zusammenkunft Blüchers mit dem Kronprinzen von Schweden zu Breitenfeld. Später führte er die 8. Brigade im 1. Armeekorps (York) über den Rhein. Nach dem Pariser Frieden begleitete der Prinz den König nach London und wohnte dann den Verhandlungen des Wiener Kongresses bei. Im Kriege von 1815 befehligte er in der Schlacht bei Waterloo die Reservekavallerie des 4. Armeekorps. Er nahm an der nächtlichen Verfolgung des Feindes teil und rückte an der Spitze der Vorhut nach Paris vor. Seit dem zweiten Pariser Frieden lebte er teils in Paris, teils auf seinem Schlosse Fischbach bei Schmiedeberg in Schlesien. Wegen der bedrohten Lage der Rheinprovinzen ernannte ihn der König 1830 zum Generalgouverneur der Rheinprovinzen und Westfalens, worauf er Ende desselben Jahres in Köln seinen Wohnsitz nahm. Nach seiner Rückkehr von Köln, im Dez. 1831, lebte er abwechselnd in Berlin und Fischbach. Im März 1834 wurde er zum General der Kavallerie und zum Gouverneur der Bundesfestung Mainz, welche Stelle er schon 1824/29 bekleidet hatte, ernannt. Doch hielt er sich nach dem Tode seiner Gemahlin meist zu Fischbach auf. Er starb 28. Sept. 1851. Von seinen Kindern überlebten ihn Prinz Adalbert (s. d.) und die Töchter Elisabeth, geb. 1815, vermählt 1836 mit dem Prinzen Karl Wilhelm Ludwig von Hessen, Witwe 1877, gest. 1885, und Maria, geb. 1825, die Witwe des Königs Maximilian II. von Bayern, während sein jüngster Sohn, Prinz Waldemar (s. d.), bereits 17. Febr. 1849 gestorben war.

Wilhelm (Friedrich Wilhelm Victor Albert), Prinz von Preußen, ältester Sohn des Deutschen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, ist geb. 27. Jan. 1859. Sein Civilgouverneur war Professor Hinzpeter, sein Militärgouverneur Generalmajor von Stolberg. Nach seiner Konfirmation 1874 wurde er in die Obersekunda des kasseler Gymnasiums aufgenommen, wo er 1877 das Abiturientenexamen bestand. Hierauf trat er beim 1. Garderegiment zu Fuß ein und wurde zugleich durch einige Lehrer der potsdamer Kriegsschule in den Kriegswissenschaften unterrichtet. W. ist Oberst und Kommandeur des Gardehusarenregiments à la suite, des 2. Garde-Landwehrregiments und des 1. pommerschen Grenadierregiments. Er ist seit 27. Febr. 1881 vermählt mit Auguste Victoria (geb. 22. Okt. 1858), der Tochter des Herzogs Friedrich zu Schleswig-Holstein. Aus dieser Ehe entsprossen drei Söhne: Wilhelm, geb. 6. Mai 1882, Eitel Friedrich, geb. 7. Juli 1883, und Adalbert, geb. 14. Juli 1884.

Wilhelm (Ludw. Aug.), Prinz von Baden, Bruder des Großherzogs Friedrich, preuß. General der Infanterie, geb. 18. Dez. 1829, erhielt seine Jugendbildung in Karlsruhe und trat 1849 in den preuß. Militärdienst ein. Im Deutschen Kriege von 1866 übertrug ihm der Großherzog die Führung der bad. Felddivision. Den polit. Ansichten seines Bruders huldigend, welcher nur infolge der Pression Österreichs und der Nachbarstaaten in den Krieg gegen Preußen eintrat, ging sein Bestreben im Felde dahin, unnützes Blutvergießen zu vermeiden, soweit es mit dem Aufrechthalten der Waffenehre verträglich war. Seine Haltung gegenüber dem Kommandanten des 8. Armeekorps, Prinzen Alexander von Hessen, und seine militärischen Operationen in den Treffen bei Hundheim, Werbach, Gerchsheim (23., 24., 25. Juli) riefen eine unter dem Titel «Aktenmäßige interessante Enthüllungen über den bad. Verrat» (Wien 1866) veröffentlichte Schrift hervor. Die offizielle Gegenschrift: «Der Anteil der bad. Felddivision an dem Krieg 1866 in Deutschland» (3. Aufl., Lahr 1867) suchte den Prinzen zu rechtfertigen. Im Deutsch-Französischen Kriege von 1870 und 1871 befehligte W. die 1. bad. Infanteriebrigade und beteiligte sich mit dieser an den Operationen des Generals Werder. In dem Treffen bei Dijon 30. Okt. und bei Nuits 18. Dez. zeichnete sich W. durch Tapferkeit und Ausdauer aus; in dem letztern wurde er verwundet. Der Wahlbezirk Karlsruhe-Bruchsal wählte 3. März 1871 den Prinzen zu seinem Vertreter im ersten Deutschen Reichstag, in welchem er an die Deutsche

Reichspartei sich anschloß. Prinz W. ist seit 11. Febr. 1863 vermählt mit der Prinzessin Maria, geb. 16. Okt. 1841, Tochter des verstorbenen Herzogs Maximilian von Leuchtenberg und der Großfürstin Maria von Rußland. Die Kinder dieser Ehe sind: die Prinzessin Maria, geb. 26. Juli 1865, und Prinz Maximilian, geb. 10. Juli 1867.

Wilhelm IV., Generalstatthalter der Niederlande, geb. 1711 als Sohn Johann Wilhelm Frisos, Fürsten von Nassau-Dietz, Statthalter von Friesland und Groningen, wurde 1747 Statthalter aller Provinzen und Oberbefehlshaber aller Truppen, 1748 Erbgeneralstatthalter. Er starb 22. Okt. 1751.

Wilhelm V., Erbstatthalter der Niederlande, Sohn des vorigen, geb. 4. März 1748, folgte seinem Vater unter der Vormundschaft des Prinzen Ludwig Ernst von Braunschweig-Wolfenbüttel und trat 1766 die Regierung selbständig an. Er flüchtete 18. Jan. 1795 vor den Franzosen nach England, erhielt 1801 die Abtei Korvei und das Bistum Fulda und starb 9. April 1806 in Braunschweig. Er war seit 1767 vermählt mit der Prinzessin Wilhelmine von Preußen (geb. 7. Aug. 1751, gest. 9. Juni 1820); ein Sohn aus dieser Ehe war der spätere König der Niederlande Wilhelm I. (s. d.).

Wilhelm (Nikolaus), Herzog von Württemberg, geb. 20. Juli 1828 zu Karlsruhe in Schlesien, Sohn des Herzogs Eugen (gest. 1857) und der Prinzessin Helena von Hohenlohe-Langenberg, wurde in Breslau und Genf erzogen und trat 1847 in die österr. Armee ein. Er machte unter Radetzky die Feldzüge von 1848 und 1849 mit und wurde bei Novara schwer verwundet. Im Feldzug 1859 kämpfte er als Oberst des 27. Infanterieregiments in den Schlachten bei Magenta und bei Solferino; im Deutsch-Dänischen Kriege von 1864 befehligte er unter Gablenz als Generalmajor eine Brigade und gewann 6. Febr. das blutige Treffen bei Oversee über die Nachhut der auf dem Rückzug befindlichen dän. Armee; im Deutschen Kriege von 1866 führte er eine Brigade des unter dem Grafen Thun stehenden 2. Armeekorps. Im J. 1869 wurde er Feldmarschallleutenant, Militärkommandant in Triest und Befehlshaber der 7. Truppendivision. Mit dieser rückte er unter dem Oberbefehl des Generals Philippovich 29. Juli 1878 in Bosnien ein, schlug die Aufständischen bei Jaicze, wurde zum Feldzeugmeister und Kommandeur des 13. Armeekorps ernannt und unterwarf das westl. Bosnien. Nach der Abberufung des Generals Philippovich wurde W. 18. Nov. kommandierender General der Besatzungsarmee und Chef der am 1. Jan. 1879 ins Leben tretenden Landesregierung in Bosnien und der Herzegowina, 1881 kommandierender General von Galizien und der Bukowina.

Wilhelm (Karl Paul Heinrich Friedrich), Prinz von Württemberg, geb. 25. Febr. 1848, Sohn des Prinzen Friedrich von Württemberg (geb. 21. Febr. 1808, gest. 9. Mai 1870) und der Prinzessin Katharina von Württemberg, der Tochter des verstorbenen Königs Wilhelm (geb. 24. Aug. 1821), bezog 1865 die Universität Tübingen, befand sich im Kriege von 1866 im württemb. Hauptquartier, besuchte 1867 die Universität Göttingen, 1868—69 zum zweiten mal die Universität Tübingen und begab sich im Frühjahr 1869 nach Berlin, um in preuß. Militärdienste zu treten. Dem Kriege von 1870 und 1871 wohnte er im Hauptquartier des Königs von Preußen bei. Bei seinem Abschied von der preuß. Armee erhielt er den Charakter eines Oberst à la suite derselben. Er trat in das württemb. Armeekorps ein und wurde Generalmajor, legte aber unter dem kommandierenden General von Schachtmeyer seine militärischen Stellen nieder. Er blieb Inhaber des württemb. 2. Dragonerregiments und war Chef des russ. Dragonerregiments Nr. 10 von Nowgorod. Am 15. Febr. 1877 vermählte er sich mit der Prinzessin Marie von Waldeck-Pyrmont (geb. 23. Mai 1857) und nachdem diese, mit Hinterlassung einer Tochter, der Prinzessin Pauline (geb. 19. Dez. 1877), 30. April 1882 gestorben war, vermählte er sich 8. April 1886 mit der Prinzessin Charlotte von Schaumburg-Lippe, geb. 10. Okt. 1864. Als nächster Agnat ist W. bei der Kinderlosigkeit des württemb. Königspaars der präsumtive Thronfolger, in welcher Eigenschaft er bei längerer Abwesenheit des Königs schon mehrmals mit der Besorgung der laufenden Regierungsgeschäfte beauftragt wurde.

Wilhelm (Franz Karl), Erzherzog von Österreich, geb. 21. April 1827 als dritter Sohn des Erzherzogs Karl, ward 1842 Oberst, 1847 Generalmajor und machte den ital. Feldzug 1848—49 als Volontär mit. Im J. 1857 wurde er Feldmarschallleutenant und Chef des Armee-Oberkommandos, 1859 Feldartilleriedirektor bei der Armee in Italien, 1862 Gouverneur der Bundesfestung Mainz und 1864 Generalinspektor der Artillerie.

Wilhelm IX., Graf von Poitou (1087—1127), Herzog von Aquitanien, der älteste bekannte Troubadour, war ebenso berufen wegen seiner Tapferkeit, Unterhaltungskunst und dichterischen Gewandtheit, wie wegen seiner Sittenfreiheit und Verführungskunst. Seine noch in einfacher Strophenform verfaßten Lieder, die zu den originellsten Erzeugnissen mittelalterlicher Lyrik zählen, verraten einen ebenso stürmischen, wie geschmeidigen Charakter, strotzen von Lebenslust und Übermut, zeigen W. jedoch auch als einen tieferer Empfindungen fähigen Dichter. W.s Lieder gab A. von Keller (Tüb. 1850) heraus. Vgl. F. Diez, «Leben und Werke der Troubadours» (2. Aufl., Lpz. 1882); Sachse, «Über das Leben und die Lieder W.s von Poitou» (Lpz. 1882).

Wilhelm (Karl), der Komponist des Liedes «Die Wacht am Rhein» (s. d.), geb. 5. Sept. 1815 zu Schmalkalden, bildete sich unter Spohr in Kassel und Aloys Schmitt in Frankfurt a. M. musikalisch aus, wirkte seit 1841 in Krefeld als Musiklehrer und Musikdirektor mehrerer Gesangvereine, zog sich aber 1865 wegen zunehmender Kränklichkeit nach Schmalkalden zurück. Bei Gelegenheit der Silbernen Hochzeit des Prinzen von Preußen (nachmaligen Deutschen Kaisers Wilhelm) 11. Juni 1854 ließ er in Krefeld das von ihm komponierte Lied «Die Wacht am Rhein» (Text von Max Schneckenburger, s. d.) zuerst von einer größern Anzahl Sänger singen; doch erlangte Text und Melodie erst beim ersten Deutschen Sängerbundesfeste zu Dresden (Juli 1865), namentlich aber beim Beginn des Deutsch-Französischen Kriegs im Juli 1870 eine allgemeine Verbreitung. Nach dem Versailler Frieden von 1871 erhielt W. vom Reichskanzleramt eine Nationaldotation von 1000 Thlrn. jährlich zugesichert. Er starb 26. Aug. 1873 zu Schmalkalden, wo später auch zu seiner Erinnerung ein Denkmal (Germania) gesetzt wurde. Ein anderes Denkmal (Granitsäule mit bronzenem

Brustbild von Walger) wurde 2. Sept. 1877 in Krefeld enthüllt.

Wilhelma, Villa bei Cannstatt (s. d.).

Wilhelmdor, frühere kurfürstl. hess. Goldmünze = 16,83 Mark; in Holland Goldstück zu 10 Gulden = 16,9 Mark.

Wilhelm-Glücksbrunn, Salzwerk bei Kreuzburg (s. d.) an der Werra.

Wilhelmi (Alex. Viktor), eigentlich Zechmeister, Schauspieler und Dramatiker, geb. 5. Sept. 1817 zu Ofen, lernte als Buchhändler, widmete sich dann aber der Bühne, die er 11. Juni 1842 in Preßburg zuerst betrat. W. ging nun nach Berlin, dann zu der Lobeschen Gesellschaft, mit der er Schlesien bereiste, gehörte 1845—49 dem hamburger Stadttheater, von 1849 bis 1876 dem dresdener Hoftheater an. Er starb 8. Okt. 1877 zu Meran. W. war ein guter Darsteller zärtlicher Väter und alter Diener, begabter aber als Verfasser einer Reihe meist einaktiger kleiner Lustspiele mit heitern Situationen und elegantem Dialog. Unter ihnen hat besonders «Einer muß heiraten» lange anhaltenden Beifall gefunden. Seine «Lustspiele» erschienen gesammelt (4 Bde., Dresd. 1853—60) und in Auswahl (Lpz. 1879).

Wilhelminaoord, niederländ. Armenkolonie, s. unter Frederiksoord.

Wilhelmine (Friederike Sophie), Markgräfin von Bayreuth, älteste Tochter des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen, Lieblingsschwester Friedrichs d. Gr., geb. 3. Juli 1709, vermählt 20. Nov. 1731 mit dem Markgrafen Friedrich von Bayreuth, gest. 14. Okt. 1758, schrieb «Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Prinzessin Friederike Sophie W. von 1706 bis 1842» (franz., 2 Bde., Braunschw. 1810; deutsch, Tüb. 1810—11; neue Aufl., franz. und deutsch, Braunschw. 1845). Über die Glaubwürdigkeit derselben vgl. Droysen, «Geschichte der preuß. Politik» (Tl. 4, Abteil. 4: «Zur Geschichte Friedrichs I. und Friedrich Wilhelms I.», Lpz. 1870); Ranke, «Abhandlungen und Versuche» (1. Sammlung, Lpz. 1872).

Wilhelmj (Aug.), ausgezeichneter Violinvirtuos, geb. 21. Sept. 1845 zu Usingen im Nassauischen als der Sohn des in Wiesbaden ansässigen Weinbergbesitzers August W., zeigte schon sehr früh musikalisches Talent, welches vom Hofkonzertmeister Konr. Fischer in Wiesbaden zuerst ausgebildet wurde. Im J. 1861 ging er zu Liszt nach Weimar und darauf zu Ferd. David nach Leipzig, welcher vier Jahre lang (1861—64) sein eigentlicher Violinlehrer wurde. Außerdem hatte er auf dem leipziger Konservatorium Moritz Hauptmann und Richter, später in Wiesbaden noch Joachim Raff zu Lehrern in der musikalischen Theorie. Seit der Zeit konzertierte W. in allen civilisierten Ländern. Seine erste Kunstreise führte er 1865 nach der Schweiz aus. Im Frühjahr 1866 besuchte er Holland, darauf England und 1867 Frankreich. Noch in demselben Jahre begab er sich nach Italien und 1868 folgte er einer Einladung der Großfürstin Helena nach Petersburg. Während der folgenden Jahre wiederholte er seine Kunstreise nach der Schweiz, Frankreich, Belgien, Schweden, England, Holland und Italien. Er trat 1872 erstmals in Berlin, 1873 in Wien auf, überall mit demselben großartigen Erfolge. Im Herbst 1878 begab er sich nach Nordamerika, wo er in allen größern Städten spielte; hierauf kehrte er über Neuseeland, Australien, China, Japan und Ägypten 1882 nach Europa zurück. Spätere Kunstreisen führten ihn nach Skandinavien, Rußland und 1886 nach Konstantinopel, wo er als erster deutscher Künstler im Harem des Sultans spielte. Im J. 1871 erhielt er den Titel Professor. Wenn W. nicht auf Reisen ist, lebt er auf seinem Landgut bei Mosbach-Biebrich a. Rh., wo er eine Hochschule für Violinspiel gegründet hat. Sein Spiel zeichnet sich aus durch vollendete Handhabung aller derjenigen Kunstmittel, welche den geborenen großen Violinspieler ausmachen, durch absolut reine Intonation und geniale Auffassungsgabe. Als Komponist schrieb W. wirkungsvolle Stücke für sein Instrument, einige Lieder und ein Streichquartett. Für Wagners Musik hat W. auf die thätigste Weise Propaganda gemacht. Im J. 1876 war er Konzertmeister bei den bayreuther Aufführungen und 1877 wirkte er ebenso bei Wagners Konzerten in London.

Wilhelmsbad, Gesundbrunnen und Vergnügungsort im preuß. Regierungsbezirk Kassel, Kreis Hanau, Station der Linie Frankfurt-Aschaffenburg der Hessischen Ludwigsbahn, erhielt den Namen vom nachmaligen Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen, der bei den 1709 zufällig entdeckten Quellen (drei schwachen Eisenquellen) noch als Erbprinz 1779 schöne Gebäude aufführen und einen 30 ha großen Park anlegen ließ, in welchem prachtvolle Bäume, darunter eine alte Eiche von 7,50 m Umfang und 2,40 m mittlerm Durchmesser, stehen. Der Park ist von ausgedehnten Nadel- und Laubholzwaldungen umgeben. Das Kurhaus umfaßt einen großen und zwei kleine Säle und 60 Fremdenzimmer. Das Ganze ist Eigentum des preuß. Domänenfiskus. Besucht wird W. besonders von Frankfurt und Hanau aus, doch mehr wegen seiner Anlagen und zum Vergnügen als wegen der Mineralquellen. Als Nachkurort ist W. wegen seiner ruhigen, gesunden Lage und schattigen Waldungen geeignet.

Wilhelmsbad, Solbad bei Aschersleben (s. d.).

Wilhelmshaven (Wilhelmshafen), deutscher Nordseekriegshafen und Stadt auf dem westl. Ufer des Jadebusens, gehört zur preuß. Provinz Hannover, Regierungsbezirk Aurich, Kreis Aurich, Amt Wittmund und ist auf der Landseite von oldenburg. Gebiet umschlossen. Die Stadt, mit Oldenburg durch Eisenbahn und mit Emden auch durch den 75 km langen, 17,6 m breiten und durchschnittlich 2,1 m tiefen Ems-Jadekanal verbunden, ist ein freundlicher, regelmäßig angelegter Ort mit breiten, wohlgepflasterten und mit Bäumen bepflanzten Straßen, zählt (1885) 13972 E., darunter 1326 Katholiken und 40 Juden, ist Sitz des Kommandos der Marinestation der Nordsee, eines Amtsgerichts und eines Nebenzollamts erster Klasse und hat eine evang. und eine kath. Pfarrkirche. Eingeführt werden hier zur See hauptsächlich: Eisen- und Stahlwaren, Cement, Nutzholz, Dachschiefer, Steinkohlen, Fliesen, Mauer- und Dachziegel, Roggen und Kartoffeln.

Der 1855—69 nach den Plänen des Admiralitätsrats Pfeffer und des Hafenbaudirektors Goeker in beweglichem Triebsand und weichem Schlickboden erbaute Hafen hat eine Längenausdehnung von 2135 m und besteht aus der nach SO. geöffneten, 220 m langen und zwischen den in runden turmartigen Köpfen endenden beiden Molen 110 m breiten (ersten) Hafeneinfahrt, der mächtigen doppelthorigen, 44,7 m langen und zwischen den

Kammerwänden 20,9 m breiten ersten Schleuse, dem 188 m langen und 125 m breiten Vorhafen, der zweiten Schleuse von gleicher Ausdehnung wie die erste, dem 1168 m langen und 68 m breiten Verbindungskanal mit Ausrüstungsbassin von doppelter Breite und dem 377 m langen und 236 m breiten Binnen- oder eigentlichen Kriegshafen. An den letztern schließen sich westlich drei Trockendocks, von denen zwei 138 m lang, 26 m breit und über 9 m tief sind, während das dritte nur noch 120 m lang ist, ferner zwei Hellinge zum Bau von Schiffen jeder Art und ein Boots- und Mastenhafen. Der Binnenhafen, die Docks, die Hellinge, der Boots- und Mastenhafen, die in ihrer Umgebung belegenen Gebäude: das Werftbureau, die Maschinenbauanstalt, die Kessel- und Schiffbauschmiede, eine große Schmiede mit Dampfhammerbetrieb, die Montierungswerkstätte, Inventarien- und Materialienmagazine, das Magazin zur Aufbewahrung der Schiffbauhölzer, der Schnürboden, welcher die Zeichnungen der verschiedenen Kriegsschiffe enthält, sowie ein großer Schiffbauplatz im Norden des Binnenhafens, sowie eine größere Zahl von mit den neuesten Einrichtungen versehenen Werkstätten und Magazinen bilden zusammen die Werft, welche durch eine mit 14 eisernen Thoren versehene hohe Mauer rings umschlossen ist. Die Mauern an den Molen wurden aus sächs. Sandstein, die Schleusen und Docks aus schwed. Granit erbaut; zum Beton kam rheinischer Traß zur Verwendung. Im Binnenhafen liegen die nicht im Dienst befindlichen Schiffe der Nordseestation.

Südöstlich von dem Binnenbassin des Kriegshafens und mit dessen Ausrüstungsbassin in Verbindung stehend, liegt der »neue Hafen«, bestimmt für die im Dienst befindlichen Kriegsschiffe, für die Transportflotte und die Handelsfahrzeuge. Derselbe hat bei einer Tiefe von 8 m eine Gesamtwasserfläche von 70000 qm und ist einerseits mit der Jade durch die 1875 im Bau begonnene, am 13. Nov. 1886 eröffnete zweite südl. Hafeneinfahrt verbunden, während eine Kammerschleuse den Übergang in den Ems-Jadekanal vermittelt. Das Projekt zum »neuen Hafen« ist vom Geh. Admiralitätsrat Buchholz aufgestellt, die Ausführung erfolgte durch den Hafenbaudirektor Rechtern. Das Fundament der in den Jadebusen hineingebauten 600 m langen und 6 m breiten Hafendämme der südöstlichen neuen Einfahrt besteht aus 6,3 cbm fassenden gemauerten Blöcken. Die neue 174 m lange Seeschleuse ist 4 m breiter und 1 m tiefer als die alte, läßt die größten Panzerschiffe bequem Platz zum Durchschleusen finden und hat in ihrer Kammer ein Notdock zur Aufnahme von beschädigten Fahrzeugen. Innerhalb des Gebiets der neuen Hafenanlagen ist ferner mit dem Bau eines Torpedohafens für Torpedofahrzeuge begonnen worden. Die südl. Hafeneinfahrt vermehrt die Zugänglichkeit des Kriegshafens für ein- und auslaufende Kriegsschiffe; der Handelshafen wird eine hohe Bedeutung erlangen nach Ausbau des norddeutschen Binnenkanalnetzes, namentlich des Rhein-Emskanals. Die ganze Hafenanlage wird auf der See- und der Landseite durch starke Festungswerke geschützt.

In der Nähe des Bahnhofs wurde 1882 dem Admiral Prinz Adalbert von Preußen (gest. 1873) ein Denkmal errichtet, ein Bronzestandbild nach Schulers Modell. Eine interessante Rundschau gewährt der Wasserturm im Park. Die Stadt wird durch zwei Wasserleitungen mit Trinkwasser versorgt, von denen die eine durch zwei artesische Brunnen von 199,6, bezw. 268,3 m Tiefe gespeist wird, während die andere zu Feldhausen bei Heidmühle ihren Anfang nimmt.

W. ist Station der deutschen Nordseeflotte, Garnison der 2. Matrosendivision, der 2. Werftdivision, der 1., 2. und 4. Kompagnie des Seebataillons und der 2. Matrosen-Artillerieabteilung, ferner Sitz des Kommandos der Marinestation der Nordsee, der 2. Marine-Inspektion, der Marineartillerie-Inspektion, einer Oberwerftdirektion, einer Festungsbaudirektion und anderer Marinebehörden, hat ein Lazarett, sechs Kasernen, ein Laboratorium, ein Observatorium, eine Signalstation, ein Torpedodepôt u. s. w.

Obdach für etwa 3000 Arbeiterfamilien gewährt in fiskalischen Wohngebäuden die auf oldenb. Gebiete an der Grenze des preuß. Jadegebiets erbaute Kolonie Bant, welche 1887 eine eigene Kirche erhalten wird; Schule und Kinderbewahranstalt, in welch letzterer die noch nicht schulpflichtigen Kinder der Arbeiter den Tag über beaufsichtigt und verpflegt werden, sind bereits vorhanden, ebenso eine Süßwasserbadeanstalt im Ems-Jadekanal und eine Seewasserbadeanstalt auf dem Banter-Groden. Gegenüber dem Bahnhofe ist eine mit den neuesten und besten Einrichtungen versehene Arbeiterkrankenanstalt erbaut; auch ist daselbst ein Arbeiterspeisehaus mit schönem Garten und ein Eisenbahnzug bringt die in Bant wohnenden Arbeiter in eigens dazu erbauten Wagen jeden Mittag vom Werftthore bis nach Bant und wieder zurück.

Wilhelmshöhe, ein 5 km westlich von Kassel gelegenes, mit dieser Stadt durch Trambahn verbundenes Lustschloß, berühmt durch seine reizenden Parkanlagen und großartigen Wasserkünste. W. ist Station der Linien Kassel-Frankfurt, Kassel-Waldkappel und Kassel-Eisenach der Preußischen Staatsbahnen. Eine Lindenallee führt zwischen Häusern und Gärten von Kassel bis an den Fuß des Hügels, wo die Anlagen beginnen. Diese erheben sich allmählich bis zum Gipfel des Habichtswaldes und gewähren entzückende Aussichten in das Thal, welches sich über die Ufer der Fulda hin bis zum Kauffungerwalde und Söhregebirge erstreckt und in dessen Mitte die Residenz liegt. Im J. 1125 wurde das Kloster Weißenstein von Augustinermönchen und Ende des 12. Jahrh. von Nonnen bewohnt. Philipp der Großmütige hob dieses Kloster auf und Landgraf Moritz erbaute im Anfang des 17. Jahrh. da, wo jetzt der (erste) südl. Schloßflügel steht, ein neues Schloß, Moritzhain genannt, auf der Stelle des alten Klosters (1606). Ein von Landgraf Moritz 1615 hier angelegtes Schloß wurde im Dreißigjährigen Kriege zum Teil zerstört. Die Wasserkünste wurden 1701 durch Guernieri begonnen, der 1714 den Riesenpalast mit den großen Kaskaden vollendete. Das jetzige Schloß W. wurde unter dem Landgrafen, nachherigen Kurfürsten Wilhelm I. 1787—96 im ältern Stil erbaut, erhielt nach ihm den Namen und bestand ursprünglich aus einem Hauptgebäude und zwei durch gedeckte Galerien mit demselben zusammenhängenden Flügelpavillons, bis Kurfürst Wilhelm II. 1829 statt jener Galerien die drei Hauptteile durch im gleichen Stil erbaute massive Gebäude verbinden ließ, sodaß seitdem das Ganze einen zusammenhängenden Bogen von 230 m Länge, meist 20 m Höhe und mit

der Kuppel auf dem Hauptgebäude über 30 m Höhe bildet. Unter dem südwestl. Flügel des Schlosses öffnet sich ein tiefes Thal, durch welches über Felsen schäumend ein Bach stürzt, der sich aus einem mit Blumen und gebüschreichen Inseln geschmückten See, dem «Lac», ergießt. Über dem See erblickt man das chines. Dorf Mulang mit einer Pagode. Weiter westlich liegt am Berge die Löwenburg, eine künstliche Ruine, die, vom Kurfürsten Wilhelm I. 1793—96 erbaut, dessen Begräbnisort ist. Oben auf der Höhe liegt das Riesenschloß, wegen seiner achteckigen Form «Oktogon» genannt. Dasselbe bildet, von Kassel aus gesehen, den Schluß der durch die schnurgerade Allee und die Fronte des Schlosses gebildeten Perspektive. Es besteht aus drei übereinandergetürmten Bogengewölben und hat 90 m im Durchmesser. Auf der Plattform, nach der Seite der Kaskaden hin, ragt, aus großen Quaderstücken errichtet, die 32 m hohe Pyramide hervor, auf welcher eine 10 m hohe Nachbildung des Farnesischen Hercules (in Hessen «der große Christoph» genannt), aus Kupfer getrieben, steht. Die kupferne Keule des Hercules kann acht Personen in sich aufnehmen; eine Fensteröffnung in derselben gewährt die unbeschränkte Aussicht bis zum Inselsberge bei Gotha und zum Brocken.

Die Krone der ganzen Wilhelmshöhe-Anlagen bilden neben diesem riesenhaften Oktogon und den großen Kaskaden die unvergleichlichen Parks. Von dem Riesenschlosse ziehen sich die dreifachen Kaskaden in einer Länge von 250 und in einer Breite von 11 m den Berg hinab. Unter den übrigen, stets eigenartigen Wasserwerken sind noch zu erwähnen: der Steinhöfersche Wasserfall, ein romantischer Waldwassersturz; der Wasserfall an der Teufelsbrücke; der Aquädukt, die Ruine einer altröm. Wasserleitung darstellend, von deren zerstörtem Ende das Wasser 33 m tief auf eine Felsplatte stürzt, um von da in ein großes, durch einen herrlichen Rasenplatz von der westl. Fronte des Schlosses getrenntes Bassin sich zu ergießen, aus welchem 51,5 m hoch und am Ursprunge 30 cm dick die große Fontäne emporsteigt; endlich der neue Wasserfall, der, in anderm Charakter angelegt, den Steinhöferschen und die andern Nachbildungen künstlicher Wasserfälle an Größe noch übertrifft. Während des Sommers springen sämtliche Wasserkünste Sonntags und mit Ausnahme der Kaskaden und des neuen Wasserfalls auch Mittwochs nachmittags. In neuester Zeit sind auf dem Grund und Boden, welcher zur nahe gelegenen Gemeinde Wahlershausen gehört, zahlreiche kleine Villen, Pensions- und Kurhäuser entstanden.

Das Schloß war früher die gewöhnliche Sommerresidenz des Kurfürsten von Hessen, bis es der letzte, Friedrich Wilhelm, durch den Stettiner Vertrag vom 17. Sept. 1866 der preuß. Krone überließ. Vom 5. Sept. 1870 bis 19. März 1871 war W. der Wohnsitz des gefangenen Kaisers Napoleon III.

Wilhelms-Orden oder Militär-Wilhelms-Orden, niederländ. Orden, 30. April 1815 vom König Wilhelm I. zur Belohnung hervorragender Thaten des Mutes, der Hingebung und der Treue für Militärs ohne Unterschied des Standes und Ranges, jedoch in vier Klassen (Großkreuze, Kommandeure und Ritter dritter und vierter Klasse) gestiftet. Die Militärs der See- und Landarmee, welche nicht im Offizierrange stehen, erhalten bei Erlangung des Ritterkreuzes vierter Klasse eine Erhöhung um die Hälfte desjenigen Soldes, welchen sie im Augenblicke der Ernennung beziehen, bei Erlangung der dritten Klasse eine Verdoppelung ihrer Bezüge. Das Ordenszeichen besteht in einem vierarmigen goldeingefaßten und an seinen acht Spitzen mit goldenen Kugeln besetzten, weiß emaillierten Kreuz, auf dessen vier Armen die Worte «Voor Moed, Beleid, Trouw» (Für Mut, Hingebung und Treue) in goldenen Buchstaben stehen. Das runde Medaillon zeigt den königl. Namenszug innerhalb zweier Lorbeerzweige und ist zwischen den vier Kreuzesarmen von einem aus grünen Lorbeerzweigen gebildeten (Burgundischen) Schrägkreuz durchstoßen. Das von goldener Krone überhöhte Kreuz wird an orangegelbem, dunkelblau eingefaßtem Bande getragen. Die Dekoration der letzten Klasse ist nicht von Gold, sondern von Silber.

Wilhelmstein, s. unter Steinhudermeer.

Wilhelmsthal, Schloß und Domäne in der preuß. Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Kassel, Kreis Hofgeismar, mit 40 E. Das unter Landgraf Wilhelm VIII. 1753—60 erbaute Schloß, mit gut erhaltenen Rokokodekorationen und vielen Gemälden Tischbeins (Schönheitsgalerie), liegt in einem waldumschlossenen Thalkessel und war während des Königreichs Westfalen Wohnsitz der Königin Katharina, Jérômes Gemahlin, Tochter König Friedrichs I. von Württemberg. Im schönen Park gewährt der Franzosenturm eine schöne Aussicht. Im Treffen bei W. am 24. Juni 1762 siegten die Verbündeten unter Herzog Ferdinand von Braunschweig über die Franzosen.

Wilhelmsthal, Lustschloß des Großherzogs von Sachsen-Weimar, 7 km südlich von Eisenach, im Thüringerwalde, südlich an einem kleinen See, aus dem westlich die rechts zur Werra gehende Elle fließt, wurde 1699—1719 vom Herzog Wilhelm von Eisenach erbaut und vom Großherzog Karl August erweitert. W. besitzt einen großartigen Park. In unmittelbarer Nähe steht ein Gasthaus. Etwa 1,5 km nordöstlich liegt das Forsthaus zur Hohen Sonne, der Hirschstein (460 m), mit Aussicht nach S. und W., und die Hochwaldsgrotte.

Wilibald Alexis, Pseudonym des Schriftstellers Wilhelm Häring (s. d.).

Wilibaldsburg, s. unter Eichstätt.

Wiljuj (bei den Jakuten Bilju oder Irjus), Fluß in Ostsibirien, entspringt im Gebiet Irkutsk in einem großen Bergsee, Tschingninachu, unter 65½° nördl. Br., tritt bald ins jakutskische Gebiet über und mündet nach einem meist östl. Lauf von etwa 2000 km in drei Armen links in die Lena. Der Fluß ist sehr fischreich, auf der untern Hälfte des Laufs schiffbar, aber von Anfang Oktober bis Anfang Mai mit Eis bedeckt. Längs der Ufer finden sich Steinkohlen, Eisenerz, in Höhlen Mammutknochen. Die wichtigsten Nebenflüsse sind von Norden Marcha, Tjukanj, Tjun, von Süden Tschona, Dscholi. Der Mündung des Tjun gegenüber liegt die Bezirksstadt Wiljujsk oder Werchnewiljujsk mit 387 E. Wiljujskisches Gebirge heißt eine östliche, parallel mit dem Polarkreis laufende Abzweigung des Tungusischen Gebirges, welche die Wasserscheide zwischen den Flußgebieten des Olonek und W. bildet.

Wilken (Friedr.), deutscher Geschichtschreiber, geb. 23. Mai 1777 zu Ratzeburg im Lauenburgischen, studierte zu Göttingen anfangs Theologie, bald aber klassische und orient. Philologie und

Geschichte. Im J. 1798 erhielt seine kritische Arbeit «De bellorum cruciatorum ex Abulfeda historia» den von der philos. Fakultät zu Göttingen ausgesetzten Preis, und 1800 wurde er Repetent der theol. Fakultät zu Göttingen. Im J. 1803 zum Instruktor des jungen Fürsten Georg Wilhelm von Schaumburg-Lippe ernannt, begleitete er diesen auf die Universität nach Leipzig; 1805 wurde er Professor der Geschichte an der Universität zu Heidelberg und 1807 Direktor der Universitätsbibliothek. In dieser Stellung gelang es ihm, einen Teil der im Dreißigjährigen Kriege von den Bayern geplünderten und dem Papste geschenkten Palatinischen Bibliothek (zusammen 891 Handschriften) wieder zu erlangen. Im J. 1817 folgte er dem Rufe als Oberbibliothekar und Professor an die Universität zu Berlin, wo er 1819 Mitglied der Akademie der Wissenschaften, dann königl. Historiograph, Professor der Geschichte an der Kriegsschule, Rat im Obercensurkollegium und endlich 1830 Geh. Regierungsrat wurde. Zur Herstellung seiner Gesundheit hielt er sich seit 1824 in Dresden, Prag und Wien auf. Dann unternahm er 1826 eine wissenschaftliche Reise nach Italien, 1829 im Auftrag des Ministeriums nach Frankreich und England, 1838 nach Wiesbaden und München. Bald nach der Rückkehr stellte sich eine Geisteskrankheit infolge der Gicht aufs neue ein, die in völlige Geistesstörung überging. Er starb 24. Dez. 1840. W. hatte sich vorzüglich durch das Studium der Schriften Silvestre de Sacys gebildet. Unter seinen Schriften, welche meist die pers. Sprache, für die er 1805 die erste Grammatik und Chrestomathie herausgab, und die Geschichte des Orients zum Gegenstande haben, ist die «Geschichte der Kreuzzüge nach morgenländ. und abendländ. Berichten» (7 Bde., Lpz. 1807—32) sein Hauptwerk. Dasselbe hat das Verdienst, sich zum ersten mal auf die orient. Quellen mit zu stützen, leidet aber rücksichtlich der histor. Kritik an mangelhafter Sonderung der Sage von der geschichtlichen Thatsache. Auch schrieb er: «Geschichte der Bildung, Beraubung und Vernichtung der alten heidelberger Büchersammlung» (Heidelb. 1817) und «Geschichte der königl. Bibliothek zu Berlin» (Berl. 1828).

Wilkes (Charles), hervorragender amerik. Seeoffizier, geb. 1801 in Neuyork, trat 1816 in die Marine, wurde 1826 zum Lieutenant befördert und 1830 an die Spitze des Karten- und Instrumentendepôts in Washington gestellt, welches er zu einem astronom. Institut umwandelte und wissenschaftlich bedeutend hob. Im J. 1838 erhielt er den Befehl über fünf zu Vermessungszwecken nach dem Stillen Ocean entsandten Schiffe. Er nahm die Gruppe der Samoa-Inseln auf, untersuchte genau den Fidschi-Archipel, entdeckte eine Reihe Inseln und segelte 70 Längengrade längs des antarktischen Festlandes. Bei seiner Rückkehr 1842 wurde er Korvettenkapitän und veröffentlichte ein umfassendes Werk: «A narrative of the United States Exploring Expedition» (Philad. 1845). Im J. 1849 gab er ein Buch über Californien und Oregon heraus («Western America»). Diesem folgte 1856 die «Theory of winds». Im J. 1855 zum Kapitän zur See ernannt, nahm er als Befehlshaber des San-Jacinto 1861 mit Gewalt zwei Kommissare der föderierten Südstaaten auf dem engl. Postdampfer Trent gefangen, wofür er den Dank des Kongresses erhielt. Auf Reklamation Englands mußten die Kommissare jedoch wieder herausgegeben werden. Im J. 1862 wurde er zum Commodore befördert, zeichnete sich während des Bürgerkriegs aus, nahm aber nach dessen Beendigung den Abschied und starb 9. Febr. 1877 zu Neuyork.

Wilkes (John), engl. Publizist und Politiker, geb. 17. Okt. 1727 zu London, studierte zu Leiden, trat 1754 für Aylesbury ins Unterhaus und erhielt von seinem Gönner, Lord Temple, die Oberstlieutenantsstelle in der Miliz der Grafschaft Buckingham. Seit März 1762 veröffentlichte W. mehrere Flugschriften, welche die Person und die Verwaltung Butes dem bittersten Spotte preisgaben und 1763 zu dessen Rücktritt mitwirkten. Zugleich gab W. seit dem Juni 1762 die Zeitschrift «North Briton» heraus, in der er überhaupt die Politik des Hofs geißelte. In der berühmten Nr. 45, vom 23. April 1763, trat er bei Beurteilung der Thronrede sogar dem Könige zu nahe. Auf Grund einer Kabinettsordre verhaftet und vor zwei Staatssekretäre gestellt, weigerte er sich, wegen der Ungesetzlichkeit des Verfahrens, denselben Auskunft zu geben. Man brachte ihn in den Tower, stellte ihn aber, da sich die Volksstimme erhob, vor das gewöhnliche Gericht, das ihn von der Anklage entlastete. W. stellte, von Temple mit Mitteln versehen, eine Entschädigungsklage gegen die Staatssekretäre und deren Beamten an, die er auch gewann. Dieser Ausgang war für ganz England sehr wichtig, denn fortan gelangte die Habeas-Corpus-Akte zur vollen Geltung, und die Haftsbefehle ohne Namen blieben für immer beseitigt. W. schaffte sich nun in seinem Hause eine Presse an, druckte unter anderm den «North Briton» wieder ab und sah sich deshalb abermals verfolgt. Er wendete sich deshalb nach Frankreich, wo er wegen einer Duellangelegenheit ins Gefängnis geriet. Nachdem er seine Freiheit erhalten, kehrte er nach England zurück, um hier seinen Parlamentssitz zu behaupten. Weitere Differenzen mit der Regierung wegen publizistischer Angriffe bewogen ihn von neuem nach Frankreich zu gehen, von wo er erst 1768 nach England zurückkam. Die Wähler von Middlesex schickten ihn als ihren Repräsentanten ins Parlament. W. stellte sich freiwillig vor Gericht und erwirkte zwar die Aufhebung der Contumazsentenzen, wurde aber als Libellist zur Strafe von 1000 Pfd. St. und 22 Monaten Gefängnis verurteilt. Während er im Gefängnis saß, wiederholte der Bezirk von Middlesex seine Wahl ins Parlament dreimal. Das Unterhaus jedoch veranlaßte seine Ausstoßung. Als er 1770 die Freiheit erhielt, wählte ihn die City von London zum Alderman. In dieser Stellung fand er auch bald Gelegenheit, seine Gewalt fühlen zu lassen, indem er die Verhaftung der Schriftsteller, die das Unterhaus wegen Veröffentlichung der Debatten verfolgte, als ungesetzlich verweigerte. Da W. in der That dem Gesetz nach Parlamentsmitglied war, wagte auch das Unterhaus jetzt nicht, ihn als ungehorsamen Beamten vor das gewöhnliche Gericht zu stellen, sondern lud ihn vor seine Schranken. W. erschien, erzwang aber, ehe er sich verantwortete, seine ausdrückliche Anerkennung als Parlamentsmitglied. Im J. 1772 wurde er zu einem der Sheriffs, 1774 sogar zum Lord-Mayor von London erwählt. Im J. 1779 verlieh ihm die Stadt das Kämmereramt. Er verwaltete dasselbe bis an seinen Tod, der 6. Dez. 1797 erfolgte. W. wurde von einigen für den Verfasser der Briefe des

Junius (s. d.) gehalten. Almon gab die »Correspondence of W.« (5 Bde., Lond. 1805) heraus. Vgl. Rae, »W., Sheridan, Fox, the opposition under George the third« (Lond. 1874).

Wilkesbarre, Stadt und Hauptstadt des County Luzern im nordamerik. Staate Pennsylvania, liegt am linken Ufer des Northbranch des Susquehannaflusses und zählt (1880) 23339 E. In der Nachbarschaft befinden sich mächtige Kohlenlager. W. hat große Wagen-, Lokomotiv-, Maschinen-, Stuhl- und andere Fabriken, 4 Nationalbanken, 1 tägliche und 4 wöchentliche (2 deutsche) Zeitungen, eine Bibliothek, eine ausgezeichnete geolog. Sammlung und 23 Kirchen.

Wilkesland, s. unter Südpolarländer.

Wilkie (David), brit. Genremaler, geb. 18. Nov. 1785 zu Cults in der schott. Grafschaft Fife, studierte auf der Akademie in Edinburgh. Er zeigte frühzeitig besonderes Talent in der Darstellung von Scenen aus dem wirklichen Leben. Nach seiner Ankunft in London 1805 wendete er sich zwar der Porträtmalerei zu, allein bald entschied sein erstes zur Ausstellung der Akademie geliefertes Bild, die Dorfpolitiker, über die Richtung, die er seitdem verfolgte. Er wurde 1809 Ehrenmitglied, 1811 wirkliches Mitglied der Akademie und nach Sir Henry Raeburns Tode von dem König zum schott. Hofmaler ernannt. Im J. 1825 reiste er auf das Festland. Er lebte einige Jahre in Italien und ging dann nach Spanien, wo er eine Reihe Bilder malte, welche Scenen aus dem Kriege auf der Pyrenäischen Halbinsel in den J. 1808—14 darstellen und sich jetzt in der königl. Sammlung befinden. Nach Sir Thomas Lawrences Tode wurde W. noch unter Georg IV. 1830 erster Hofmaler und von Wilhelm IV. in dieser Stelle bestätigt. Im J. 1840 ging er nach dem Orient, um dort Ansichten zu zeichnen; bei der Rückreise starb er 1. Juni 1841 im Angesicht von Gibraltar auf dem Schiffe. Seine ausgezeichnetsten Gemälde außer dem erwähnten sind das Dorffest, das Blindekuhspiel, der Zinstag, der blinde Geiger, die Eröffnung des Testaments und die Pensionärs in Chelsea, welche in der Zeitung die Nachricht von der Schlacht bei Waterloo lesen. Seine Genrebilder gehören meist der Sphäre des gemütlichen Humors an. In der Färbung ist W. kräftig und sorgfältig, in der Zeichnung dagegen nicht immer korrekt. Eine Biographie W.s verfaßte Allan Cunningham (3 Bde., Lond. 1843).

Wilkinasaga oder **Thidrikssaga** ist eine nordische Sammlung von Sagen, welche zum Teil die einzige Quelle der deutschen Heldensage sind. Die Sagen gruppieren sich um Dietrich von Bern, stehen freilich mit diesem oft gar nicht in Verbindung. Weil auch das Wilkinaland mehrfach in der W. erwähnt wird, nannte sie der erste Herausgeber W. Diese Sammlung ist in der 2. Hälfte des 13. Jahrh. in Norwegen entstanden; ihr Verfasser benutzte zum Teil Erzählungen niederdeutscher Männer, zum Teil Gedichte der Heimat. Das Werk enthält die Sagen von König Samson, von König Osantrix, von Attila, von Wieland dem kunstreichen Schmiede, von Sigurdh und den Burgunden, von Walther und Hildegunde, von Herburt und Hilde, von Iron und Appollonius, beide aus der Artussage, von Ermanrik und vor allem von Dietrich von Bern, von seinen Kämpfen mit Feinden und Riesen. — Neben der norweg. Fassung, die in einer einzigen alten Handschrift erhalten ist, gibt es noch eine altschwed. Bearbeitung dieser Saga. Herausgegeben ist die Saga von C. R. Unger, »Saga Didriks, Konungs af Bern« (Kristiania 1853).

Wilkinson (Sir John Gardner), Ägyptolog, geb. 5. Okt. 1797 zu Hardendale in Westmoreland, studierte in Oxford und hielt sich dann lange Zeit in Ägypten auf. Er starb 29. Okt. 1875 und wurde zu Llandovery begraben. Seine bedeutendsten Werke sind: »Manners and customs of the ancient Egyptians« (5 Bde., Lond. 1837—41), »Modern Egypt and Thebes« (2 Bde., Lond. 1844), »Architecture of ancient Egypt« (Lond. 1850), »Egypt in the times of Pharaohs« (Lond. 1857), »Popular account of the ancient Egyptians« (Lond. 1871) ꝛc.

Wilkomir, Kreisstadt im russ. Gouvernement Kowno, an den Flüssen Swenta und Wilkomirka, mit (1884) 15039 E., darunter 7000 Juden, treibt Flachshandel. W. wurde im 11. Jahrh. gegründet und spielte in den Kämpfen der Deutschen Ordensritter mit den Litauern und in den Kriegen der letztern mit den Polen und Russen eine wichtige Rolle.

Wilkowyschki, soviel wie Wolkowyschki.

Willaert (Adrian), Gründer und Haupt der ältern venet. Tonschule, geb. um 1480 zu Brügge oder Roulers in Belgien. Gebildet durch Jean Mouton, kam er 1516 nach Italien und wurde 1527 Kapellmeister an St. Markus in Venedig. Hier schuf er etwas Neues in der Musik dadurch, daß er das doppel- und wechselchörige Singen, welches er in der Markuskirche mit ihren beiden gegenüberliegenden Orgelchören vorfand, zu kunstvollen Doppelchören ausbildete, die ein Jahrhundert lang der venet. Kirchenmusik eigentümlich blieben und sodann durch allgemeine Verbreitung in der musikalischen Kunst dauernd erhalten sind. Er komponierte zahlreiche Werke in allen Arten der damaligen geistlichen und weltlichen Musik, bildete viele Schüler, die ihn hoch verehrten, und starb in Venedig 7. Dez. 1562.

Willamette, Fluß im nordamerik. Staate Oregon, entspringt auf den Cascadegebirgen, fließt erst nach NW., dann nach N. und mündet in den Comlumbiafluß. Er ist 480 km lang und bis Portland schiffbar; 40 km oberhalb seiner Mündung bei Oregon City sind die Willamette Falls. Die Hauptstädte am W. sind: Portland, Salem und Albany.

Willamov (Johann Gottlieb), deutscher Dichter, geb. 15. Jan. 1736 zu Morungen in Preußen, studierte in Königsberg und wurde 1758 Professor in Thorn. Im J. 1763 ließ er die erste Sammlung seiner Gedichte unter dem Titel »Dithyramben« erscheinen, die aber keinen Anklang fanden. Dagegen gefielen die ersten zwei Bücher seiner »Dialogischen Fabeln« (1765) durch Natürlichkeit, Anmut und eine eigentümliche Form. Im J. 1767 ging er als Direktor der Deutschen Schule nach Petersburg, wo er 1771 seine Übersetzung der »Batrachomyomachie« herausgab. Er stürzte jedoch das Institut in Schulden, sodaß er 1776 seine Entlassung nehmen mußte, wurde dann Lehrer an einem Mädcheninstitut, starb aber schon 21. Mai 1777. Seine »Poetischen Schriften« (doch nicht vollständig) erschienen 1779 zu Leipzig.

Willanow, Dorf im russ.-poln. Gouvernement und Kreis Warschau, an einem Arme der Weichsel. Das hiesige Schloß wurde von König Johann III. Sobieski erbaut, hat Bibliothek, Gemäldesammlung und Garten und gehört jetzt dem Grafen Potocki.

Willdenow (Karl Ludwig), Botaniker, geb. 1765 in Berlin, wurde 1798 Professor der Naturgeschichte am mediz.-chirurg. Kollegium daselbst, 1810 Professor an der Universität und starb 1812. Er schrieb: «Florae Berolinensis prodromus» (Berl. 1787), «Grundriß der Kräuterkunde» (Berl. 1792; 7. Aufl., von Link, 1831), «Anleitung zum Selbststudium der Botanik» (Berl. 1801; 4. Aufl. 1832).

Wille ist die allgemeine Bezeichnung für eine Gruppe seelischer Thätigkeiten, denen die Beziehung auf die Veränderung des gegenwärtigen und die Herstellung eines zukünftigen Zustandes gemeinsam ist. Die ältere Psychologie betrachtete den W. als eins der sog. «Vermögen» der Seele, d. h. als eine einheitliche und selbständige Grundkraft, aus der sich die einzelnen Willensbethätigungen als ihre Funktionen oder Wirkungen ergeben sollten. Nur so war es möglich, daß der W. sogar schließlich von Schopenhauer zum metaphysischen Urwesen gemacht wurde, wobei außerdem noch eine Ausdehnung des Wortgebrauchs auch auf die Naturkräfte u. s. w. nebenherging. Obwohl diese Verselbständigung eines Allgemeinbegriffs jetzt wissenschaftlich als aufgegeben angesehen werden darf, so besteht doch in der Anwendung desselben noch durchaus keine Einheitlichkeit. Vgl. Sigwart, «Der Begriff des Wollens und sein Verhältnis zum Begriff der Ursache» (in «Kleine Schriften», Bd. 2, Freiburg i. B. u. Tübing. 1881).

Wille (Eliza), geborene Sloman, Romanschriftstellerin, geb. 9. März 1809 zu Itzehoe, verlebte ihre Jugend in Hamburg und verheiratete sich 1845 mit dem Journalisten François W., mit dem sie sich 1848 in Mariafeld bei Zürich niederließ. Sie veröffentlichte die Romane «Felicitas» (2 Bde., Lpz. 1850), «Johannes Olaf» (3 Bde., Lpz. 1871), «Stillleben in bewegter Zeit» (3 Bde., Lpz. 1878); außerdem unter ihrem Mädchennamen «Dichtungen» (Hamb. 1836) und anonym «Der Sang des fremden Sängers. Eine Phantasie» (Hamb. 1836).

Wille (Joh. Georg), berühmter Kupferstecher, geb. 5. Nov. 1715 auf der Obermühle unweit Königsberg bei Gießen, lernte erst als Müller, dann als Büchsenmacher, hierauf als Schuhmacher. Endlich lernte er in Straßburg Georg F. Schmidt kennen, mit dem er 1736 nach Paris ging, wo sich beide der Kupferstechkunst befleißigten, und wo W. bis zu seinem Tode sich aufhielt. Namentlich war es der berühmte Porträtmaler Rigaud, der W. aufmunterte, größere Blätter zu stechen, und ihm Arbeiten verschaffte, die ihn bald in Ruf brachten. Zu seinen Meisterstücken gehören die Stiche der Porträts Masses, des Marquis de Marigny und des Grafen Florentin nach Tocqué. Auch histor. Bilder und vorzüglich die Genrebilder der holländ. Maler, z. B. Terburgs, Dows, Mieris', Netschers, Ostades, Metzus sowie Dietrichs gab W. auf eine ausgezeichnete Weise wieder. Alle seine Arbeiten zeichnen sich durch Schönheit des Grabstichels, Reinheit der Zeichnung, durch die Wirkungen des Helldunkels und feine Detailwirkung aus. Er hatte sich ein bedeutendes Vermögen durch seine Kunst erworben, verlor aber alles während der Revolution und wäre vielleicht ein Opfer derselben geworden, wenn nicht sein Sohn, Peter Alexander W. (geb. 1746, gest. 1815), der Maler war, General bei der pariser Nationalgarde gewesen. Er starb 7. April 1808. Seine Blätter sind in schönen Abdrücken selten und Abdrücke vor der Schrift zum Teil von größter Seltenheit. Vgl. Le Blanc, «Le graveur en taille douce» (Abteil. 1, Lpz. 1847); Duplessis, «Mémoires et journal de W.» (2 Bde., Par. 1857).

Willehad, Heiliger des 8. Jahrh., geb. um 730 in Northumberland, predigte den Friesen und Sachsen das Evangelium, wurde 780 von Karl d. Gr. berufen, die Sachsen zu christianisieren, mußte infolge des Aufstandes des Sachsenherzogs Widukind fliehen, begab sich nach Rom, kehrte 785 nach Widukinds Taufe wieder zurück, wurde 787 zum Bischof geweiht und nahm seinen Sitz in Bremen, wo er die Domkirche baute und 8. Nov. 789 starb. Hauptquelle für W.s Leben ist die «Vita Willehadi, episcopi Bremensis» (Köln 1642).

Willemer (Marianne von), von Goethe gefeiert unter dem Namen Suleika in seinem «Westöstl. Divan», in welchem auch einige Lieder im «Buch Suleika» von ihr selbst herrühren sollen. Dieselbe wurde 20. Nov. 1784 als die Tochter des Instrumentenmachers Matthias Jung in Linz an der Donau geboren, verlor den Vater sehr frühzeitig, trat seit 1798 in Lustspielen und Balletten als Mitglied der Ballettgesellschaft Traub zu Frankfurt a. M. auf und wurde dort bald danach von dem reichen Bankier Geheimrat Johann Jakob von Willemer (welcher Vorstand des Theaters war und auch als Verfasser der 1806 von Johann Philipp Palm [s. d.] versandten Flugschrift «Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung» genannt wird) als Pflegetochter in sein Haus aufgenommen. Als solche lernte sie Goethe im Aug. 1814 auf dem Besitztum W.s, der nahegelegenen Gerbermühle bei Offenbach, kennen. Am 27. Sept. 1814 vermählte sie sich mit W., der bereits 1796 zum zweiten mal Witwer geworden war. Sie starb 6. Dez. 1860. Erst in neuester Zeit wurde der hochinteressante «Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne von W.» (herausg. von Creizenach, Stuttg. 1877; 2. vermehrte Aufl. 1878) veröffentlicht. Vgl. Emilie Kellner, «Goethe und das Urbild seiner Suleika» (Lpz. 1876).

Willems (Florent), belg. Genremaler, geb. zu Lüttich 1812, besuchte die Zeichen- und Malerschulen zu Mecheln, Antwerpen und Brüssel, und war zuerst als Restaurierer alter Gemälde beschäftigt. Als solcher machte er sich mit der Art und Weise der alten Flamänder so vertraut, daß er selbst an die Behandlung von Stoffen im Geschmack von Terburg und Metzu sich wagen durfte. Im J. 1878 wurde er Mitglied der belg. Akademie; 1882 nahm er seinen ständigen Aufenthalt in Paris. Als seine besten Werke gelten: der Gemäldeverkauf (1853 in Brüssel ausgestellt), die Witwe (in der Sammlung Van Praets zu Brüssel), Festtag bei den Großeltern (im brüsseler Museum); nach der Taufe (1885, im Besitz des Grafen Grimbergh in Paris).

Willems (Jean François), vläm. Philolog, Geschichtsforscher und Dichter und einer der Hauptführer der national-vläm. Bewegung, geb. 11. März 1793 zu Bouchout, einem Dorfe der Provinz Antwerpen, kam 1809 zu einem Notar in Antwerpen in die Lehre. In dieser Stellung dichtete er 1811 ein Preisgedicht zur Verherrlichung der Schlacht bei Friedland und des Tilsiter Friedens, welches gekrönt wurde. Mit seinem patriotischen Gedicht «An die Belgier» (1818) begrüßte er das Wiedererwachen einer belg. Nationalität unter dem Schutze des holländ. Scepters. Die Regierung belohnte

ihn mit einer Steuereinnehmerstelle in Antwerpen. Die mit vieler Kritik ausgearbeitete «Dissertation sur la langue flamande» (1819—24) eröffnete ihm das königl. Institut zu Amsterdam. Inzwischen war er Archivar zu Antwerpen geworden. Der Eifer, womit er die immer lauter werdende Opposition gegen die holländ. Regierung bekämpft hatte, bewirkte, daß er nach der belg. Revolution von 1830 von der neuen Regierung nur mit einem bescheidenen Finanzposten in der Stadt Eecloo bedacht wurde. Hier übersetzte er in neuere Sprache den «Reinele Vos», dessen Urtext er ebenfalls (Gent 1836; 2. Aufl. 1850) veröffentlichte und dem er seinen vläm. Ursprung wieder vindicierte. Im J. 1834 wurde W. Mitglied der belg. Geschichtskommission, 1835 Mitglied der belgischen Akademie und in ein höheres Amt nach Gent befördert. Für die Geschichtskommission veröffentlichte er die Chroniken von van Heelu und de Klerks «Gesten der Hertogen van Brabant». Insbesondere legte er in seiner Vierteljahrsschrift «Belgisch Museum» (10 Bde., 1837—46) eine Reihe national-histor. und linguistischer Forschungen nieder. Auch war er die Seele aller jener nationalen Bestrebungen, die man unter dem Namen der Vlämischen Bewegung begreift. Er starb 24. Juni 1846. Aus seinem Nachlaß erschien die Sammlung «Oude vlaemische liederen» (Gent 1848). Sein Name lebt fort in einer unter dem Titel «Willemsfonds» erscheinenden, 1886 bereits 110 Bände umfassenden Sammlung von Volksbüchern aus allen wissenschaftlichen und litterarischen Gebieten.

Willemsoord, niederländ. Armenkolonie, s. unter Frederiksoord. — **Willemsoord**, Marine-Etablissement bei Helder (s. d.).

Willemstad, Stadt auf der Insel Curaçao (s. d.).

Willenberg, früher Wildenberg, Stadt im ostpreuß. Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Ortelsburg, am Omulef, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 2577 meist evang. E., darunter 1500 Masuren und hat Spedition von deutschen Manufakturwaren nach Polen.

Willenhall, angelsächs. Weoleshala, Stadt in der engl. Grafschaft Stafford, Station der Linie Walsall-Wolverhampton-Bushbury der London and Northwesternbahn sowie der Linie Birmingham-Sutton Coldfield-Wolverhampton der Midlandbahn, zählt (1881) 16067 E. und hat Eisengießerei, Firnisfabriken und Malzdarren.

Willenlosigkeit, s. Abulie.

Willerhof, Knabenwaisenhaus bei Hilsenheim (s. d.) im Unterelsaß.

Willers (Ernst), Landschaftsmaler, geb. 1804 zu Oldenburg, war Schüler Schirmers in Düsseldorf und bereiste dann Italien und Griechenland. Später ließ er sich in München nieder, wo er 1. Mai 1880 starb. Zu seinen bedeutendsten Bildern gehören: Akropolis, Jupitertempel bei Athen, Akrokorinth (alle im Besitz des Großherzogs von Oldenburg), Thal der Egeria bei Rom (im Besitz der Großherzogin von Sachsen-Weimar).

William (Fort), s. Fort William.

Williams (Helena Maria), engl. Schriftstellerin, geb. 1762 zu London, zeichnete sich namentlich im Fache der Erzählung aus durch «Elwin and Eltrude» (1782) und «Peru» (1784). Der Ertrag einer Sammlung ihrer Gedichte (2 Bdchn., 1786) setzte sie in den Stand, 1788 Frankreich zu besuchen, wo sie sich seitdem fast immer aufhielt. In der Revolution wurde sie wegen ihrer Verteidigung der Girondisten in den «Letters written in France» (1790 und 1792) eingekerkert, nach Robespierres Sturze aber wieder in Freiheit gesetzt. Ebenso feindeten sie die Royalisten an wegen der Zusätze, mit welchen sie die Herausgabe der Korrespondenz Ludwigs XVI. begleitete (3 Bde., 1793). Aus einer eifrigen Republikanerin wurde sie eine eifrige Lobrednerin Napoleons I., dessen Unwillen sie jedoch durch eine Ode, in der sie die Macht ihres Vaterlandes erhoben hatte, auf sich zog. Sie lebte in Paris und starb daselbst 14. Dez. 1827. Unter ihren Schriften sind noch zu bemerken: «Poem on the bill for regulating the slavetrade» (1788), «Julia» (2 Bde., 1790), ein Roman; «Letters on the political state of France» (4 Bde., 1795—96), «Letters on the moral state and public opinion in the French republic» (2 Bde., 1800) und «Tour in Switzerland» (2 Bde., 1798).

Williams (Monier), engl. Sanskritist, geb. 12. Nov. 1819 in Indien, als Sohn eines Oberstlieutenants in Bombay, erhielt seine Universitätserziehung in dem Balliol-College in Oxford und in dem College von Haileybury, wo er bereits 1844 eine orient. Professur erhielt. Im J. 1860 ward er zum Sanskritprofessor in Oxford erwählt. W. unternahm mehrere größere Reisen durch ganz Indien, von Kaschmir bis zum Cap Komorin, und gründete dann ein «Indian Institut» zu Oxford, welches als ein Centralpunkt für die ind. Studien in England dienen soll. Die verdienstlichsten Werke von W. sind: sein «English-Sanskrit Dictionary» (Lond. 1851), das einzige größere Werk der Art, das bis dahin überhaupt existierte, sein praktisch eingerichtetes «Sanskrit-English Dictionary» (Lond. 1872) und seine verschiedenen Ausgaben und Übersetzungen der Devanâgari-Recension von Kâlidâsas «Çakuntalâ» (Sanskrit, 1855; mit Index, 1876; Übersetzung, 4. Aufl. 1872). Er hat auch eine «Praktische Grammatik des Sanskrit» verfaßt (Lond. 1864; 4. Aufl. 1877), welche ihrer bequemen Einrichtung wegen zum Selbstlernen des Sanskrit empfohlen wird. Unter dem Titel «Indian Wisdom» (3. Aufl., Lond. 1877) erschien von ihm eine Darstellung der religiösen, philos. und ethischen Lehren der Inder. Zu nennen sind noch seine Schriften: «Indian epic poetry» (1863), «Hinduism» (1878), «Modern India and the Indians» (1878). Auch für das Hindustani hat W. verschiedene praktische Arbeiten geliefert, so «An easy introduction to the study of Hindustani» (1859), «Hindustani primer» (1859), «A practical Hindustani grammar» (2. Aufl. 1865), eine Ausgabe des «Bagh o Bihar» (1859). W. wurde 1886 in den Ritterstand erhoben.

Williams (Sir William Fenwick W. of Kars), brit. Generallieutenant, geb. zu Halifax in Neuschottland 10. Nov. 1800, trat in die Artillerie, wurde 1825 Lieutenant und 1840 Kapitän und wurde dann bis 1843 im türk. Dienste verwendet. Er war 1847 als brit. Kommissar in Erzerum bei den Friedensverhandlungen zwischen der Türkei und Persien und 1848 bei der Bestimmung der türk.-persischen Grenze; 1854 wurde er als Oberst der türk. Armee beigegeben und war zunächst im Hauptquartier von Omer Pascha, kam aber noch in demselben Jahre als Generalmajor nach dem Kriegstheater in Kleinasien und erwarb sich dort großes Verdienst. W. traf 15. Nov. in Erzerum ein und ließ diese Stadt befestigen und zu einem gesicher-

ten Depôtplatz für das in Armenien kämpfende Heer einrichten. Der Sultan ernannte ihn hierauf zum Divisionsgeneral und sendete ihn nach der Festung Kars. W. war dort der Ratgeber des Kommandanten Wassif Pascha und die Seele der Verteidigung, wurde nach der Kapitulation des Platzes 29. Nov. 1855 als Kriegsgefangener nach Rußland abgeführt und erst nach dem Friedensschlusse entlassen. W. wurde vom Sultan zum Muschir (Marschall) und von der Königin zum Baronet (of Kars) ernannt, empfing vom Parlament eine lebenslängliche Rente von 1000 Pfd. St. und wurde Gouverneur von Woolwich. Er gehörte 1856—59 dem Unterhause an, wurde 1860 Befehlshaber der Truppen in Canada und 1870 als Generallieutenant Gouverneur von Gibraltar, erhielt im April die Ehrenstellung des Gouverneurs des Tower, legte diese jedoch nach wenigen Monaten nieder und starb zu London 26. Juli 1883.

Williamsburg, Stadt in James City County im nordamerik. Staate Virginia, etwa 80 km vom Atlantischen Ocean, an der Chesapeake-Bai, zählt (1880) 1480 E. W. liegt auf einem Plateau zwischen dem James- und Yorkfluß, hat die älteste Irrenanstalt des Landes, zwei öffentl. Schulen und drei Kirchen. Das in der Nähe sich befindende William- und Mary-College ist nach Harvard-College das älteste des Landes (gegründet 1693) und das einzige, welches einen königl. (König William) Freibrief erhalten hat. Am 5. Mai 1862 wurden hier die Konföderierten unter General Johnston von einem Teile der McClellanschen Armee unter General Hooker angegriffen und geschlagen.

Williamsburgh, früher ein selbständiger Ort, jetzt ein Teil der nordamerik. Stadt Brooklyn (s. d.), mit der er 1855 verschmolzen wurde.

Williams-College, s. u. Williamstown.

Williamson (Alexander), engl. Chemiker, geb. 1. Mai 1824 zu Wandsworth bei London, studierte in Gießen, erhielt später die Leitung der praktischen Arbeiten im chem. Laboratorium des University College zu London und wurde nach Grahams Rücktritt dessen Nachfolger an demselben Institut. Von seinen Forschungen ist vor allem seine Erklärung des Ätherbildungsprozesses hervorzuheben.

Williamsport, Hauptstadt des County Lycoming im nordamerik. Staate Pennsylvania, liegt am linken (nördlichen) Ufer des Westbranch des Susquehannaflusses, zwischen Lycoming und Loyalsock-Creeks, an der Philadelphia- und Erie-, der Northern-Central- und der Catawissa- und Williamsport-Eisenbahn und zählt (1880) 18934 E., darunter 2298 Fremdgeborene (meistens Deutsche) und 800 Farbige. Seiner gesunden Lage und schönen Umgebung wegen ist W. ein sehr beliebter Sommeraufenthaltsort. Die Bewohner treiben bedeutenden Handel mit Holz. W. hat große Säge- und Hobelmühlen, Maschinenwerkstätten, Eisengießereien, Säge-, Feilen-, Wagen-, Schlösser-, Seife- und Lichterfabriken. W. wurde 1797 angesiedelt, 1806 als Ort und 1866 als Stadt inkorporiert.

Williamstown, Ort in Berkshire County im nordamerik. Staate Massachusetts, liegt an der Troy- und Boston-Eisenbahn, zählt (1880) 3394 E. und hat mehrere Woll- und Kattunfabriken, öffentl. Schulen, eine öffentl. Bibliothek und sieben Kirchen. W. ist der Sitz des Williams-College, welches vom Obersten Ephraim Williams (gefallen im franz. und indian. Kriege 8. Sept. 1755 nahe Lake George) gegründet wurde und 1793 einen Freibrief erhielt. Das College hat fünf Gebäude, ein Observatorium, eine Kapelle, ein chemisches und physikalisches Laboratorium, eine Bibliothek mit 22000 Bänden und (1884—85) 20 Professoren und 254 Studenten.

Williamstown, Seehafen von Melbourne (s. d.).

Willibald, Genosse des Bonifacius, geb. um 700 in England, verließ 720 mit seinem Vater und seinem Bruder Wunnibald die Heimat, machte eine längere Pilgerreise nach Palästina, kehrte 729 nach Italien zurück und ließ sich als Mönch im Kloster Monte-Cassino nieder. Der Papst Gregor II. bestimmte ihn 739, seinem Bruder Wunnibald zu folgen, der sich Bonifacius (s. d.) angeschlossen hatte. W. begab sich infolge dessen nach Deutschland, wurde von Bonifacius 740 zum Presbyter und 741 zum Bischof geweiht und erhielt den Bischofssitz von Eichstätt, wo er, wie auch in Heidenheim ein Kloster gründete und für die Befestigung des Christentums erfolgreich thätig war. Hauptquelle für die Geschichte W.s ist die von einer heidenheimer Nonne verfaßte «Vita Willibaldi», auch «Hodoeporicum» genannt (herausg. von Suttner, Eichst. 1857; deutsch von Brückl, Eichst. 1881), wichtig auch darum, weil die eigene Aufzeichnung W.s über seine Pilgerreise darin aufgenommen ist.

Willibrord, Benediktiner und Missionar, geb. 658 in Northumberland, ward der Schüler Egberts, der ihn 690 mit noch elf Gefährten nach Friesland als Missionar schickte. Vorher ging W. nach Rom, um sich dort Vollmacht und Segen zur Missionsarbeit zu holen; auch setzte er sich mit Pipin ins Einvernehmen, und von diesen beiden Seiten mächtig unterstützt, führte er, besonders nachdem er 695 zum Erzbischof geweiht worden war, die Christianisirung des fränkischen Friesland zum größten Teil durch. Sein Sitz war Utrecht, von wo aus er auch einen Missionsversuch in Dänemark machte. Er starb 6. Nov. 739 in dem von ihm gegründeten Kloster Echternach in der Diöcese Trier, und hier ist sein Grab das Ziel zahlreicher Wallfahrten geworden. Die Hauptquelle für sein Leben ist die Biographie Alcuins.

Willigis oder Willegis, Erzbischof von Mainz 975—1011, war angeblich der Sohn eines Wagners und stand in hoher Gunst bei Kaiser Otto II., dessen Lehrer er war. Als nach Ottos II. Tode 983 dem Kinde Otto III. von dem Herzoge Heinrich II. dem Zänker von Bayern die Krone bestritten wurde, erhielt sie W. dem Kaisersohne und führte mit dessen Mutter Theophano und Großmutter Adelheid die Regentschaft während Ottos Minderjährigkeit. Aber auch später, als Otto sich vorwiegend Italien zuwandte und bei den Stürmen, welche die Thronbesteigung Kaiser Heinrichs II. begleiteten, übte W. einen maßgebenden Einfluß aus. Er war ein tüchtiger Gelehrter, Gründer und Leiter der in jener Zeit hochgefeierten Schulen zu Mainz und Aschaffenburg. Die im 12. Jahrh. zum Zwecke seiner Heiligsprechung zusammengestellten Wundergeschichten «Officium et miracula S. Willigisi» gab Guerrier (Moskau und Lpz. 1869) heraus. Auf seine Herkunft soll das Rad im Wappen des mainzer Erzbistums sich beziehen.

Willis (Nathaniel Parker), nordamerik. Dichter und Schriftsteller, geb. 20. Jan. 1806 zu Portland im Staate Maine, studierte in Boston und im

Yale-College, war Redacteur und Herausgeber verschiedener Zeitungen, bereiste Europa und einen Teil Asiens und ließ sich dann auf seinem Landgute Idlewild bei Newburgh am Hudson (Neuyork) nieder, wo er 21. Jan. 1867 starb. Während seiner europäischen Reise schrieb er «Pencillings by the way», welche sich durch Witz und brillante Beschreibungen auszeichneten. Von seinen zahlreichen, jetzt jedoch fast gänzlich vergessenen Werken sind noch zu nennen «Melanie and other poems» (1875), «Inklings of adventure» (1836), die Dramen «Two ways of dying for a husband» (1839), die Prosaschriften «Loiterings of travel» (1840), «Dashes of life with a free pencil» (1845) u. a.

Willisen (Georg Gustav, Freiherr von), preuß. General der Kavallerie, geb. zu Breslau 19. Okt. 1819, trat 1837 aus dem Kadettenkorps in das 7. Kürassierregiment, besuchte die Allgemeine Kriegsschule zu Berlin, war 1849—52 Brigadeadjutant und wurde 1855 als Hauptmann in den Großen Generalstab versetzt. Im J. 1858 wurde er Eskadronschef im 2. Dragonerregiment und trat 1859 als Major im Generalstabe bei der Mobilmachung zur 3. Kavalleriedivision, 1860 zur Garde-Kavalleriedivision, nahm 1864 am Feldzuge in Dänemark teil, wurde Oberstlieutenant und 1866 Kommandeur des 3. Dragonerregiments, welches er in den Kämpfen bei Münchengrätz und Preßburg, namentlich aber mit hoher Auszeichnung in der Schlacht bei Königgrätz führte. W. führte dieses Regiment auch in Frankreich 1870/71 bei Gravelotte, vor Metz, Paris und Belfort, erwarb das Eiserne Kreuz 1. Klasse, wurde im Juni 1871 Kommandeur der 28. Kavalleriebrigade und 18. Aug. Generalmajor. Bei dem Manöver 1874 führte er die Kavalleriedivision des 15. Armeekorps, leitete 1875 das Kavalleriemanöver bei Konitz und übernahm im Dezember den Befehl über die 28. Division. Am 21. Nov. 1876 wurde er Generallieutenant und gegen Ende 1882 Gouverneur von Berlin. W. wurde 9. Juni 1884 zum General der Kavallerie befördert und war einer der besten Reiterführer des deutschen Heers. Er starb zu Berlin 24. Juli 1886.

Willisen (Wilh. von), preuß. Generallieutenant und Militärschriftsteller, geb. 30. April 1790 zu Staßfurt im Magdeburgischen, trat schon im 15. Jahre in preuß. Militärdienst, machte als Junker den Feldzug von 1806 mit, blieb aber nach dem Tilsiter Frieden zunächst ohne Anstellung. Er studierte nun einige Zeit in Halle. Als er sich 1809 der westfäl. Aushebung zu entziehen suchte, wurde er verhaftet; doch entkam er nach Österreich, wo er bei Wagram, in Tirol und Italien mitkämpfte. Im J. 1811 erhielt er wieder eine Anstellung im preuß. Heere und wohnte den Feldzügen von 1813 und 1814 als Generalstabsoffizier in der schles. Armee, dem Feldzuge von 1815 als Hauptmann im Blücherschen Hauptquartier bei. Später dem Großen Generalstabe zugeteilt, erwarb er großen Ruf durch seine Vorträge über Kriegsgeschichte an der Allgemeinen Kriegsschule. Arbeiten über den russ.-poln. Krieg von 1831, die er im «Militärwochenblatt» veröffentlichte, zogen ihm auf kurze Zeit die Ungnade des Königs zu. Im J. 1840 wurde er als Oberst zum Chef des Generalstabes des 5. Armeekorps in Posen ernannt und 1843 Generalmajor und Brigadekommandeur in Breslau. Im März 1848 berief ihn der König nach Posen zur Reorganisation des Großherzogtums. Es gelang ihm zwar, durch Konvention die poln. Bewaffnung aufzulösen; aber seine Nachgiebigkeit, Unentschiedenheit und Schwäche veranlaßten seine Abberufung. W. ging zunächst mit Urlaub nach Paris und Italien, wo er dem Ende des Feldzugs gegen Sardinien und der Einnahme von Malghera beiwohnte. Im J. 1849 nahm er den Abschied als Generallieutenant. Die Statthalterschaft in Schleswig-Holstein trat hierauf nach der Abberufung des preuß. Generals von Bonin mit ihm in Unterhandlung wegen Übernahme des Oberbefehls über die schlesw.-holstein. Armee. W. nahm diese Stellung an, aber seine Operationen gegen die Dänen endigten mit der Niederlage von Idstedt und dem mißlungenen Angriff auf Friedrichstadt. Er geriet hierüber mit der Statthalterschaft in Zerwürfnis, legte das Kommando nieder, zog sich ins Privatleben zurück, lebte erst in Paris, später in Schlesien, dann in Dessau und starb daselbst 25. Febr. 1879. W. schrieb: «Theorie des großen Kriegs» (3 Bde., Berl. 1840—50; 2. Aufl. 1868; Bd. 4: «Die Feldzüge von 1848 und 1859 in Italien und von 1866 in Deutschland», Lpz. 1868), «Akten und Bemerkungen über meine Sendung nach dem Großherzogtum Posen im Frühjahr 1848» (Kiel 1850).

Willkomm (Ernst Adolf), deutscher Romanschriftsteller, geb. 10. Febr. 1810 zu Herwigsdorf bei Zittau, Sohn des durch mehrere pastoraltheol. Schriften und Andachtsbücher bekannten Pfarrers Karl Gottlob W. (gest. 1849), studierte zu Leipzig anfänglich Jurisprudenz, dann aber Philosophie und Ästhetik. Als Student verfaßte er das Trauerspiel «Bernhard, Herzog von Weimar» (1832), welchem bald darauf die Trilogie «Erich XIV.» und «Das Buch der Küsse» folgten. Er behielt seinen Aufenthalt in Leipzig, wo er 1837—39 mit Alexander Fischer die «Jahrbücher für Drama, Dramaturgie und Theater» herausgab und mehrere Novellen und Romane schrieb. Eine Reise nach Italien (1845—46) bot ihm den Stoff zu seinen «Ital. Nächten» (2 Bde., Lpz. 1847). Nachdem ihn der schlesw.-holstein. Krieg 1849 auf einige Zeit nach dem Kriegsschauplatze geführt, redigierte er bis 1852 eine polit. Zeitung zu Lübeck, siedelte aber im Herbst dieses Jahres nach Hamburg über. Hier war er als Mitredacteur des «Hamburger Korrespondenten», dann (1853—56) als Redacteur der «Jahreszeiten» thätig, bis er mit seiner ebenfalls litterarisch bekannten Gattin Marie W., geb. Rosendahl aus Flensburg (vermählt 1850), ein Pensionat begründete. Nach dem 1880 erfolgten Tode seiner Gattin zog sich W. nach Zittau zurück, wo er 24. Mai 1886 starb. Zu seinen vielen belletrist. Arbeiten gehören noch die Romane «Die Familie Ammer», «Reeder und Matrose», «Moderne Sünden», «Die Töchter des Vatikan», «Gesellen des Satan», «Ein Stiefkind des Glücks» u. s. w.

Willkomm (Heinr. Moritz), deutscher Botaniker, der Bruder des vorigen, geb. 29. Juni 1821 zu Herwigsdorf, erhielt seine Gymnasialbildung in Zittau und widmete sich seit Ostern 1841 mediz. und naturwissenschaftlichen Studien zu Leipzig. Im J. 1844 unternahm er eine Reise zur botan. Erforschung Spaniens, von welcher er 1846 zurückkehrte. W. studierte hierauf noch bis Ende 1849 zu Leipzig und ging dann abermals nach Spanien. Er habilitierte sich 1852 zu Leipzig und erhielt 1855 eine außerord. Professur, doch erfolgte noch in demselben Jahre seine Berufung zum Professor

der organischen Naturgeschichte an die Akademie nach Tharand. Im J. 1868 ging er als ord. Professor der Botanik und Direktor des botan. Gartens nach Dorpat, hielt sich 1872—73 auf den Balearen und in Spanien auf und wurde 1874 Professor der systematischen Botanik und Direktor des botan. Gartens an der Universität Prag. Als Früchte seiner zwei ersten Reisen auf der Pyrenäischen Halbinsel erschienen «Zwei Jahre in Spanien und Portugal» (3 Bde., Lpz. 1847), «Wanderungen durch die nordöstl. und centralen Provinzen Spaniens» (2 Bde., Lpz. 1852), «Die Halbinsel der Pyrenäen» (Lpz. 1855), die Beschreibung von Spanien und Portugal (Lpz. 1862) für Steins und Hörschelmanns «Handbuch der Geographie und Statistik» und «Die Strand- und Steppengebiete der Iberischen Halbinsel» (Lpz. 1852). Diesen geogr. Arbeiten reihen sich an: «Sertum florae hispanicae» (Lpz. 1852), «Icones plantarum novarum et rariorum Europae austro-occidentalis, praecipue Hispanicae» (2 Bde., Lpz. 1852—64, mit 166 Tafeln), «Anleitung zum Studium der wissenschaftlichen Botanik» (2 Bde., Lpz. 1854) und vor allem «Prodromus Florae Hispanicae» (mit Lange, Professor in Kopenhagen, herausgegeben, 3 Bde., Stuttg. 1861—80). Während seines Aufenthalts in Tharand schrieb er «Führer ins Reich der deutschen Pflanzen» (Lpz. 1863; 2. Aufl. 1882), «Deutschlands Laubhölzer im Winter» (Dresd. 1859), «Die Nonnen der Kiefernspinner und der Kiefernblattwespe» (Dresd. 1859), «Die mikroskopischen Feinde des Waldes» (Heft 1 und 2, Dresd. 1866—67). Später veröffentlichte er seine «Forstliche Flora von Deutschland und Österreich» (Lpz. 1874; 2. Aufl. 1886). Sehr lehrreich ist seine populäre Schrift «Die Wunder des Mikroskops oder die Welt im kleinsten Raume» (Lpz. 1856; 4. Aufl. 1878). Während seines Aufenthalts in Dorpat veröffentlichte W. «Streifzüge durch die baltischen Provinzen» (Dorp. 1872). Eine Frucht seiner dritten Reise nach dem Südwesten Europas ist das Buch «Spanien und die Balearen» (Berl. 1876), sowie das große Kupferwerk: «Illustrationes florae Hispanicae insularumque Balearium» (Bd. 1, Stuttg. 1881—85, mit 92 kolorierten Karten). Außerdem ist zu nennen: «Der Böhmerwald und seine Umgebungen» (Prag 1878).

Willkür nennt man im allgemeinen dasjenige, was auf einer menschlichen Wahl beruht, eine Bestimmung oder Entscheidung, welche nicht durch das allgemeine Gesetz angegeben ist. Gewillkürtes Recht bezeichnet daher dasjenige Recht, welches durch vertragsmäßige Abreden zwischen Privatpersonen oder durch die autonome Festsetzung von seiten einzelner Korporationen und Gemeinden entsteht. Wo nicht verbietende Gesetze oder ein allgemeines Interesse des Staats ein anderes gebieten, ist es den Bürgern erlaubt, durch Verträge etwas vom Gesetz Abweichendes zu verabreden; daher das Rechtssprichwort: «W. bricht Stadtrecht; Stadtrecht bricht Landrecht; Landrecht bricht gemeines Recht.» Sowohl in bürgerlichen Rechtssachen als im Strafrechte muß der Richter häufig seine Entscheidung den besondern Umständen, örtlichen Verhältnissen und persönlichen Eigenschaften anpassen. Namentlich können Strafen nicht bis in die Verschiedenheit des einzelnen Falles durch das Gesetz im voraus bemessen werden, sondern es ist dem pflichtmäßigen Ermessen (arbitrium) des Richters ein Spielraum zu lassen. Die Gesetze sprechen oft keine bestimmte Strafe aus, sondern verweisen den Richter auf Analogie und allgemeine Grundsätze. Man nannte dies die richterliche Willkür oder arbiträre Strafe, Ausdrücke, die heutzutage nicht mehr passend erscheinen, wo man das Prinzip der Individualisierung in der Strafrechtspflege angenommen hat. Außerdem wird W. als das Wollen nach Belieben dem Gesetz entgegengesetzt und bedeutet dann dasjenige, was vom Gesetze abweicht oder doch durch dasselbe nicht gerechtfertigt ist.

Willmanstrand, Stadt im Wiborgs-Län des Großfürstentums Finland, an dem südl. Ufer des Saimasees, besuchter Badeort mit (1883) 1460 E., erst 1816 zur Stadt erhoben. Die alten Festungswerke sind jetzt zerfallen. Bei W. erlitten die Schweden unter Wrangel 3. Sept. 1741 eine Niederlage von den Russen unter Lascy, welche zu dem Frieden von Åbo 1743 und der Abtretung des östl. Finland bis zum Kymmene-Elf an Rußland führte.

Wills (William Gorman), engl. Dramatiker, geb. 1828 in der Grafschaft Kilkenny in Irland, studierte an dem Trinity-College und an der Königl. Irischen Kunstakademie in Dublin und arbeitete kürzere Zeit mit Erfolg als Porträtmaler in Dublin und in London. Nachdem seit 1866 seine Dramen «The man of Airlie» und «Hinko» an verschiedenen londoner Theatern zur Aufführung gekommen waren, begründete W. seinen Ruf als Dramatiker durch das Trauerspiel «Karl I.», das unter Irvings Leitung 1872—73 an 200 Abenden über die Bühne des Lyceumtheaters in London ging und später durch ganz England die Runde machte. Im J. 1873 produzierte er die ebenfalls sehr erfolgreiche Tragödie «Eugene Aram», 1874 «Maria Stuart», 1875 «Buckingham», 1876 «Jane Shore», 1878 das auf Goldsmiths «Vicar of Wakefield» gegründete Schauspiel «Olivia», sodann die Schauspiele «Nell Gwynne» und «Vanderdecken», letzteres eine neue Version der Sage vom Fliegenden Holländer, und das histor. Drama «Sedgemoor» (1881). Dichterischer Gehalt und dramat. Stil heben W.' Werke, trotz mancher Mängel, entschieden über die Masse der zeitgenössischen engl. Bühnenstücke empor. Auch als Novellist hat er sich durch die Romane «The wife's evidence» und «Notice to quit» bekannt gemacht. Sein letztes dramat. Unternehmen war die Dez. 1885 durch Irving mit großem Beifall auf die londoner Bühne gebrachte Bearbeitung des ersten Teils von Goethes «Faust».

Wilmanns (Wilh.), Germanist, geb. 14. März 1842 in Jüterbog, besuchte 1852—60 das Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin, von 1860 bis 1864 die Universität daselbst. In den J. 1864—67 war er Lehrer im Hause des Barons C. von Scheel-Plessen, 1867—74 am Grauen Kloster. Im Sommer 1874 wurde er als Professor für deutsche Sprache und Litteratur nach Greifswald berufen, 1877 nach Bonn versetzt. W. veröffentlichte: «Die Entwickelung der Kudrundichtung untersucht» (Halle 1873), «Beiträge zur Erklärung und Geschichte des Nibelungenliedes» (Halle 1877), «Deutsche Schulgrammatik» (6. Aufl., Berl. 1885), «Kommentar zur preuß. Schulorthographie» (Berl. 1880), «Leben und Dichten Walthers von der Vogelweide» (Bonn 1882), «Beiträge zur Geschichte der ältern deutschen Litteratur» (1. Heft: «Der sog. Heinrich von Melk», Bonn 1885).

Wilmington, Einfuhrhafen und Stadt in Newcastle County im nordamerik. Staate Delaware, liegt am Zusammenfluß des Christiana und Brandywine Creek, an der Philadelphia-, Wilmington- und Baltimore-, der Delaware, Wilmington- und Reading- und der Wilmington und Western-Eisenbahn und zählt (1880) 42478 E., darunter 768 Deutsche und 5468 Farbige. Von den zahlreichen öffentlichen Gebäuden verdienen das Rathaus, das County-Armenhaus, das Zollgebäude, die Bibliothek und das Opernhaus Erwähnung. Die 1698 erbaute schwedische Kirche befindet sich noch in gutem Zustande. W. hat viele Mühlen, bedeutende Pulverfabriken, Bleichereien, Färbereien, Papiermühlen, Wagen-, Leder-, Dampfmaschinen-, Kessel-, Schuh- und Stiefel- und andere Fabriken. In den Manufakturen sind 8566 Arbeiter beschäftigt. In W. wurden die ersten eisernen Schiffe gebaut und werden noch jetzt die meisten Eisenbahnwagen gemacht. Der Handel ist bedeutend; Segelschiffe fahren nach fast allen Häfen der atlant. Küste und nach Westindien. W. wurde 1732 gegründet, 1740 als Ort und 1832 als Stadt inkorporiert; 1638 landeten hier die ersten schwed. Kolonisten und gründeten die erste europ. Niederlassung im Thale des Delaware-Flusses.

Wilmington, Hauptseehafen und größte Stadt des nordamerik. Staates North-Carolina, liegt am linken (östl.) Ufer des Cape-Fear-River, 32 km vom Ocean, an der Wilmington- und Weldon-, der Wilmington-, Columbia- und Augusta- und der Carolina-Central-Eisenbahn und zählt (1880) 17350 E., darunter 10462 Farbige. W. hat einen guten Hafen und treibt ausgedehnten Küsten- und Exporthandel mit Holz, Terpentin, Harz, Teer, Baumwolle u. s. w., hat neun Terpentindestillerien und eine Eisengießerei. Während des Bürgerkriegs und besonders 1864 war W. einer der wichtigsten Häfen der Konföderierten, in welchen 203 Blockadenbrecher während 15 Monaten ein- und 194 ausliefen. New-Inlet, der Haupteingang zum Cape-Fear-River, wurde von dem stark befestigten Fort Fisher beschützt. Im Dez. 1864 wurden unter Admiral Porter und General Butler mehrere mißglückte Angriffe auf das Fort gemacht. Am 15. Jan. 1865 wurde es von General Terry bombardiert und genommen. Am 21. Febr. ergab sich dann auch die Stadt W. dem General Schofield.

Wilms (Robert Friedrich), hervorragender Chirurg, geb. 9. Sept. 1824 zu Arnswalde in der Neumark, wo sein Vater Apotheker war, studierte 1842—46 in Berlin Medizin und stand während dieser Zeit in nähern Beziehungen zu Johannes Müller und besonders zu Schlemm. Nachdem er 1846 promoviert und darauf in Prag und Wien weitern Studien obgelegen, wurde er 1848 zum Assistenzarzt, 1852 zum ordinierenden Arzt, 1862 zum Chefarzt am Diakonissenhaus Bethanien ernannt. Bald darauf wurde ihm der Charakter eines Geh. Sanitätsrats verliehen. W. hat eine große Anzahl tüchtiger Schüler herangebildet. Er nahm auch an den Feldzügen von 1866 und 1870 und 1871 als konsultierender Generalarzt teil. Er starb 24. Sept. 1880 in Berlin; sein Denkmal (Büste von Siemering) gegenüber dem Krankenhause Bethanien wurde 30. Okt. 1883 enthüllt. W. genoß nächst Langenbeck den Ruf eines der geschicktesten Operateure. Zu litterarischen Arbeiten blieb ihm bei seiner überaus großen praktischen Thätigkeit nur wenig Zeit, sie beschränken sich auf einige Berichte über seine Hospitalabteilung.

Wilmsen (Friedr. Phil.), deutscher Pädagog und Jugendschriftsteller, wurde 23. Febr. 1770 zu Magdeburg geboren, wo sein Vater, Friedr. Ernst W., Prediger war, studierte zu Frankfurt a. O. und zu Halle und wurde dann in Berlin Hauslehrer, später Lehrer an der Privatanstalt des Professors Hartung. W. suchte pädagogisch das alte geistlose Wesen im Elementar- und Volksschulwesen auszurotten und hielt sich zu der sog. philanthropischen Schule. Im April 1798 wurde er Prediger an der Parochialkirche in Berlin. In dem Streit über Annahme der neuen Agende gehörte er zu den 13 berliner Predigern, die sich dagegen erklärten. Er starb 4. Mai 1831. Die größte Verbreitung fand sein «Deutscher Kinderfreund» (zuerst Berl. 1802; 222. Aufl. 1870). Vgl. «W.s Selbstbekenntnisse» (Berl. 1829); Heseliel, «Erinnerung an W.» (Berl. 1833).

Wilna (russ. Wilenskaja Gubernija), Gouvernement in Westrußland von 42529 qkm, zwischen den Gouvernements Kowno, Witebsk, Minsk, Grodno und Suwalki, ist reich an Seen und war früher mit dichten Wäldern bedeckt, die seit 1863 stark gelichtet sind. Die 1238041 E. (1886) sind meist Weißrussen und Litauer, dann Polen und Juden. Die Gutsbesitzer sind meist polnischer, die Bauern litauischer und russ. Abkunft. Ackerbau und Handel sind die Hauptbeschäftigungen der Bewohner; das Fabrikwesen ist noch wenig entwickelt (252 Etablissements). Das Gouvernement zerfällt in sieben Kreise und bildet mit Kowno und Grodno ein Generalgouvernement, sowie mit diesen beiden und ferner mit Witebsk, Minsk, Mohilew, Livland und Kurland einen Militärbezirk W.

Die Hauptstadt Wilna (russ. Wiljno) an der schiffbaren Wilija, in einem von 250 m hohen Bergen umschlossenen Thal, an den Eisenbahnen Petersburg-Warschau, Landwarowo-Romny und W.-Kowno (Polesskij-Bahn), ist Sitz des Generalgouverneurs, eines griech.-kath. Bischofs und zählt (1885) 95000 E. Auf dem Schloßberge erheben sich die Ruinen des alten fürstlichen Schlosses der Jagellonen. Es bestehen 7 Synagogen, 1 Moschee, 12 griech. Kirchen, 1 reform., 1 luth. und 18 kath. Kirchen, unter denen sich die griech. Kathedrale und die kath. Kathedrale des heil. Stanislaw mit der prachtvollen, mit Fresken geschmückten Marmorkapelle und dem 30 Ctr. schweren silbernen Sarge des 1480 gestorbenen heil. Kasimir auszeichnet. Die 1570 gegründete und 1803 erneuerte Universität wurde 1832 aufgehoben und ihre große Bibliothek nach Petersburg gebracht. Die an ihre Stelle getretene chirurgisch-mediz. Akademie, welcher der jetzt zu einem öffentlichen Garten umgewandelte botan. Garten zur Benutzung überlassen blieb, wurde 1842 ebenfalls aufgehoben. Übrigens besitzt W. immer noch sehr zahlreiche Unterrichtsanstalten, darunter 1 röm.-kath. geistliches Seminar, 1 griech.-kath. Priesterseminar, 1 christl. und 1 jüd. Lehrerinstitut, 2 klassische Gymnasien, 1 Progymnasium, 1 Realschule, 1 Handwerkerschule, 2 Mädchengymnasien, über 20 Kreis- und städtische Schulen. Auch hat die Stadt 1 Museum mit öffentlicher Bibliothek, 1 Theater, 1 Irrenanstalt, 1 Findelhaus, 1 Kinderbewahranstalt und 7 christl. und 6 jüd. Wohlthätigkeitsanstalten. An industriellen Etablissements bestehen 11 Gerbereien, 2 Papier-

fabriken u. s. w. Der Kleinhandel ist fast ganz in jüd. Händen. Der Handel wird durch eine Messe und mehrere Märkte gehoben. W. wird urkundlich zuerst 1128 erwähnt und war 1323—1795 Hauptstadt des Großfürstentums Litauen.

Wilsdruff, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Dresden, Amtshauptmannschaft Meißen, in fruchtbarer Gegend, an dem links zur Elbe gehenden Saubach, 15 km westlich von Dresden, ist Station der Eisenbahnlinie Potschappel-W. und Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 2756 E. und hat ein altes Schloß, Fabriken für Schirmstöcke, Leim, Möbeltischlereien, Gerbereien, Holstricknadelfabriken.

Wilsnack, Stadt in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Westprignitz, am rechten Elbezufluß Karthan, Station der Linie Berlin-Hamburg der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1885) 2179 E. und hat eine aus dem 14. Jahrh. stammende Pfarrkirche, sowie lebhaften Handel mit Fettvieh. Im spätern Mittelalter war W. einer der besuchtesten deutschen Wallfahrtsorte und bekannt durch den Streit um die Anerkennung des dortigen sog. Wunderblutes. Im J. 1383 war bei einem Brande des Städtchens auch die Kirche eingeäschert worden. Nach dem Brande sollen sich drei auf dem Altar aufbewahrte Hostien unversehrt und in der Mitte mit je einem Blutstropfen gefunden haben. Neugierige besuchten die Stätte, es geschahen Wunder, die interessierte Geistlichkeit verkündigte dieselben und bald war W. ein beliebter Wallfahrtsort. Doch regte sich auch lebhafte Opposition: eine prager Synode vom J. 1405 verbot die Wallfahrten und Huß verteidigte in einer Broschüre dieses Verbot; eine magdeburger Provinzialsynode vom J. 1412 bezeichnete sogar das Treiben der wilsnacker Geistlichkeit als Betrug. Insbesondere gab sich Heinrich Tode, der 1426 als Lektor nach Magdeburg berufen worden war, große Mühe, dem Unfug zu steuern; er untersuchte unter anderm die Hostien und wies nach, daß nicht nur keine Blutstropfen, sondern nicht einmal rote Flecken zu finden seien. Lebhafte Verhandlungen fanden statt; selbst der Erzbischof von Magdeburg schlug sich auf die Seite Todes und sprach über W. das Interdikt aus. Aber in letzter Instanz erklärte der Papst Nikolaus V. seinen Glauben an das heilige Blut und erledigte 1453 den Handel zu Gunsten von W. Die Wallfahrten wurden immer zahlreicher, eine neue Kirche wurde gebaut, bis endlich am 28. Mai 1552 der erste evangelische Prediger der Stadt, Joachim Ellefeld, die drei Hostien verbrannte. Die Wallfahrten dauerten zwar noch einige Zeit fort, verschwanden dann aber gänzlich.

Wilson (Alex.), ausgezeichneter Ornitholog und Dichter, geb. 6. Juli 1766 zu Paisley in Schottland, erlernte die Weberei und wurde später wandernder Krämer. Während er seine Leinwand verkaufte, sammelte er zugleich Unterzeichnungen auf seine Gedichte, deren erste Sammlung 1790 zu Paisley erschien und schon im folgenden Jahre eine zweite Auflage erlebte; sein anonymes Gedicht «Watty and Meg» (1792) wurde Burns zugeschrieben und erregte verdientes Aufsehen. Im J. 1794 wanderte er nach Amerika aus, wo er Schulmeister in verschiedenen Orten Pennsylvaniens war. Der Naturforscher Bartram und der Kupferstecher Lawson, die er in Philadelphia kennen lernte, weckten durch Unterricht sein Talent für Naturforschung. Nachdem er mehrere Wanderungen gemacht, ließ er seine treffliche «American ornithology» (Bd. 1—7, Philadelphia 1808—13) erscheinen, die nach seinem Tode, der 23. Aug. 1813 zu Philadelphia erfolgte, aus seinen Sammlungen von Ord fortgesetzt (Bd. 8 u. 9, 1814) und von Lucian Bonaparte durch vier Supplementbände (1825—33) ergänzt wurde. Eine Sammlung seiner Dichtungen und kleinerer prosaischer Schriften veranstaltete Grosart (Paisley 1874). Im Okt. 1874 wurde ihm zu Paisley eine Statue errichtet. Vgl. Paton, «W. the ornithologist» (Lond. 1863).

Wilson (Sir Archdale), brit. General, geb. zu Kirby Cane in der Grafschaft Norfolk 1803, trat 1818 in die Armee der Britisch-Ostindischen Kompagnie, nahm an vielen Kämpfen in Indien teil und machte sich während des großen ind. Aufstandes durch die Eroberung von Delhi, der Residenz des zum Oberhaupt ausgerufenen 90jährigen Padischah Bahadur, einen Namen (W. of Delhi). Mit nur 14 000 Mann, darunter nur 5000 Europäer, begann W. 29. Aug. 1857 die Belagerung und stürmte die Stadt nach vorgängiger Beschießung 14. Sept.; doch gelang es erst 20. Sept. nach der Flucht des Hofs und dem Abzuge der letzten Sipahis, dieselbe völlig zu unterwerfen. Padischah Bahadur wurde in der Nähe gefangen genommen und 24 Mitglieder der Baburidenfamilie hingerichtet. W. starb 9. Mai 1874.

Wilson (Charles Rivers), engl. Finanzmann, geb. 19. Febr. 1831 in London, wurde in Eton und Oxford vorgebildet und trat 1856 als Assistent im Schatzamt in den Staatsdienst. Er war Privatsekretär Disraelis 1867—68 und Lowes 1868—73, und wurde 1873 zum Generalkontrolleur der engl. Nationalschuld ernannt. Im März 1876 ging er auf den Wunsch des Chedive zur Regelung der ägypt. Finanzen nach Kairo, kehrte indes schon im Mai desselben Jahres nach England zurück, als der Chedive ein von W. mißbilligtes Dekret über die Verwaltung der ägypt. Staatsschuld veröffentlichte. Im Juli 1876 wurde W. von der engl. Regierung zu einem der Administratoren der Suezkanal-Kompagnie ernannt; im März 1878 ging er als Vizepräsident der vom Chedive zur Ordnung der ägypt. Finanzen eingesetzten internationalen Untersuchungskommission von neuem nach Kairo und übernahm das Finanzministerium unter Nubar Pascha, wurde aber bereits April 1879 durch den Chedive, der sich der eingegangenen Verpflichtungen zu entledigen suchte, mit seinem franz. Kollegen Blignières entlassen. W. kehrte nun an den für ihn offen gehaltenen Posten als Generalkontrolleur der engl. Nationalschuld zurück. Im April 1880 von Tewfik Pascha zum Präsidenten der internationalen Liquidationskommission ernannt, verwaltete er diesen Posten bis zum Ausbruch der Empörung Arabi Paschas. Im J. 1880 wurde er durch die Königin Victoria in den Ritterstand erhoben.

Wilson (Daniel), franz. Politiker, geb. 6. März 1840 in Paris, Eigentümer des Schlosses Chenonceau, wurde 1869 als unabhängiger Kandidat in den Gesetzgebenden Körper gewählt und nahm seinen Sitz in den Reihen der gemäßigten Opposition. Nach der Revolution vom 4. Sept. 1870 verband er sich mit derjenigen Gruppe der Linken, an deren Spitze Grévy stand, dessen einzige Tochter er später heiratete. Bei den Wahlen vom 8. Febr. 1871 wiedergewählt, trat er dem linken Centrum bei. In der Kammer nahm W. in den finanziellen Fragen eine hervorragende Stellung ein, daher er

auch 1882 in die Budgetkommission und von dieser zum Präsidenten gewählt wurde, welche einflußreiche Stelle Gambetta, dessen entschiedener Gegner W. war, viele Jahre lang innegehabt hatte. W. ist Eigentümer des pariser Blattes «Petite France».

Wilson (Henry), 18. Vizepräsident der Vereinigten Staaten, geb. 16. Febr. 1812 zu Farmington in Newhampshire, arbeitete bis 1839 als Schuhmacher zu Natuk im Staate Massachusetts. Er wurde dann in die Legislatur, später in den Staatssenat und endlich als Vereinigter Staaten-Senator gewählt. In letzterm trat er energisch für die Aufhebung des Sklavenflüchtlingsgesetzes und für Abschaffung der Sklaverei im District of Columbia und den Territorien auf und nahm lebhaften Anteil an allen Debatten. Während des Bürgerkriegs war er Vorsitzender des wichtigen Komitees für Kriegsangelegenheiten. Im J. 1872 wurde er als Kandidat der republikanischen Partei zum Vizepräsidenten der Vereinigten Staaten gewählt und starb als solcher am 22. Nov. 1875 in Washington. Er schrieb: «History of the anti-slavery measures of the 37th and 38th United States Congresses» (Bost. 1864), «History of the reconstruction measures of the 39th and 40th Congresses» (Hartford 1868), «History of the rise and fall of the slave power in America» (3 Bde., Bost. 1871—76).

Wilson (Horace Hayman), einer der ausgezeichnetsten Kenner des Sanskrit und der ind. Litteratur, geb. 26. Sept. 1786 zu London, studierte ursprünglich Medizin und Chemie und trat 1808 in die Dienste der Ostindischen Kompagnie. In Kalkutta, wo er eine Anstellung bei der Münze erhalten, fand er Muße, sich dem Studium der ind. Sprachen zu widmen. Als erstes Erzeugnis veröffentlichte er Kâlidâsa's Gedicht «Megha-dûta» (Kalk. 1813) mit freier engl. Übersetzung in gereimten Jamben. (Dieselbe ist auch abgedruckt in «Kâlidâsas Wolkenbote», deutsch von C. Schütz, Bielef. 1859.) Dieser Arbeit folgte das «Sanskrit Dictionary» (Kalk. 1819; 2. Aufl., Kalk. u. Lond. 1832; neue Bearbeitung von Goldstücker, Lond. u. Berl. 1856 fg; 3. Aufl. von Jaguemohana Tarkalankara und Khettramohana Mookerjee, Kalk. 1874), ein Werk, durch welches W. seinen Ruf begründete und ein erfolgreiches Studium der altind. Litteratur erst möglich machte. Im J. 1820 ging er im Auftrag der Ostindischen Kompagnie nach Benares, um die dort bestehende Universität neu zu beleben. Eine Frucht seines dortigen Aufenthalts war das «Hindu Theatre» (3 Bde., Kalk. 1826—27; 3. Aufl., Lond. 1871; deutsch von O. L. B. Wolff, 2 Bde., Weim. 1828—31), in welchem er die Übersetzung von 6 vollständigen Dramen, sowie die Analyse von 23 andern und eine treffliche Einleitung über das dramaturgische System der Indier, ihre Bühne u. s. w. mitteilte. Im März 1832 wurde er als Professor des Sanskrit an die Universität zu Oxford berufen und nach Wilkins' Tode auch Bibliothekar am East-India-House. Seit seiner Rückkehr nach Europa veröffentlichte W. mehrere sehr bedeutende Werke, wie die Übersetzung des «Vishnu-Purâna» (Lond. 1840; neu bearbeitet in 5 Bänden durch Fritz Edw. Hall, Lond. 1864—77), die «Sanskrit Grammar» (2. Aufl., Lond. 1847), die Ausgabe und Übersetzung der «Sâmkhya-Kârikâ» (Lond. 1838) und der Novellensammlung «Daçakumâra-carita» (Lond. 1845). Seine für die Geschichte des Orients wichtigen Forschungen über das indobaktrische Reich legte er in «Ariana antiqua» (Lond. 1842) nieder. In der «History of British India from 1805 to 1835» (2 Bde., Lond. 1846) lieferte er eine treffliche Fortsetzung zu Mills «History of British India». Eine Übersetzung des Rigveda (Bd. 1—4, Lond. 1850—66) hat W. im Druck nicht vollenden können. Als Ergebnis langjährigen Fleißes veröffentlichte er «A glossary of judicial and revenue termes» (Lond. 1855). Er starb 8. Mai 1860. W. nimmt auch einen bedeutenden Rang in der Geschichte der Civilisation des Orients ein. Hauptsächlich durch ihn wurde die Teilnahme der Inder für ihre eigene Litteratur und Sprache von neuem erregt. Seine Handschriftensammlung hat er auf der Bodleyanischen Bibliothek zu Oxford niedergelegt. Nach W.s Tode erschien ein Teil seiner Werke nebst vielen seiner kleinern Arbeiten gesammelt («Works», Bd. 1—12, Lond. 1864—77).

Wilson (John) oder nach seinem Pseudonym Christopher North genannt, schott. Dichter und Schriftsteller, geb. 18. Mai 1785 zu Paisley. Nach Beendigung seiner Studien kaufte er das Gut Elleray am Windermere in Westmoreland, wo er mit dem in der Nähe wohnenden Wordsworth verkehrte. Er erhielt 1818 die Professur der Moralphilosophie in Edinburgh und wurde einer der ausgezeichnetsten akademischen Lehrer. Zugleich trat er in Verbindung mit «Blackwood's Magazine», für welches er eine Reihe trefflicher ästhetischer, litterarischer, philos. und polit. Artikel und Erzählungen lieferte. Die wertvollsten von diesen Aufsätzen erschienen unter dem Titel «The recreations of Christopher North» (3 Bde., Edinb. 1842). Seine Gedichte «The isle of palms» (1812) und «The city of the plague» (1816) haben es einzig mit den zartern Gemütsregungen zu thun und sind daher etwas monoton, enthalten aber herrliche Schilderungen. Als Romanschriftsteller trat er 1822 auf, zuerst mit einer Sammlung Erzählungen aus dem schott. Volksleben: «Lights and shadows of Scottish life», einem trefflichen und überaus beliebten Buche. Es folgten 1823 «The trials of Margaret Lindsay» und 1824 «The foresters», welches letztere Werk weniger Beifall fand als die frühern. Als Herausgeber von «Blackwood's Magazine» spielte er auch eine nicht unwichtige polit. Rolle, indem er die Sache der Tories mit Geist und Scharfsinn, aber auch mit großer Einseitigkeit verfocht. Doch wußte er andererseits durch Witz und Jovialität, die er namentlich in seinen «Noctes Ambrosianae» aussprach, auch die Gegner zu versöhnen. Wegen Kränklichkeit trat er 1852 von seinem Lehrstuhl zurück und starb 3. April 1854 in Edinburgh. Eine Bronzestatue (von Steell) wurde ihm zu Edinburgh errichtet. Seine Tochter, Mrs. Gordon, veröffentlichte einen Teil seiner Korrespondenz sowie seine Biographie (2 Bde., Edinb. 1862).

Wilson (Sir Rob. Thomas), brit. General, der Sohn des Landschaftsmalers Benj. W., geb. 17. Aug. 1777 zu London, begab sich 1793 zur brit. Armee in den Niederlanden und erhielt hier eine Lieutenantsstelle in einem Dragonerregiment. Seit 1795 diente er in Irland, und 1799 schloß er sich der zweiten Expedition nach Holland an. Hierauf trat er als Major in das vom Baron Hompesch errichtete Regiment und ging mit demselben nach Ägypten. Nach England zurückgekehrt, veröffentlichte er «Historical account of the British expe-

dition to Egypt» (2 Bde., Lond. 1802 u. öfter), welche Schrift viel Aufsehen machte, weil er darin behauptete, daß Bonaparte die pestkranken Franzosen zu Jaffa habe vergiften lassen. In einer Schrift über den Zustand des brit. Heeres trat er 1804 gegen die Prügelstrafe auf. Nachdem er sich im Jan. 1806 bei der Wiedereroberung des Kaps der Guten Hoffnung beteiligt, begleitete er den General Hutchinson auf einer diplomatisch-militärischen Sendung an den Kaiser von Rußland. Er blieb während des Kriegs mit Frankreich beim russ. Heere. Als jedoch Rußland an England den Krieg erklärte, eilte W. nach London, um vor Ankunft der Erklärung die Beschlagnahme der russ. Schiffe zu bewirken. Im J. 1809 organisierte er die sog. Lusitanische Legion in Portugal, die er mit Erfolg führte. Als Napoleon I. Rußland mit Krieg bedrohte, begann er wieder für letzteres zu wirken. Er schrieb «Account of the campaigns in Poland in 1806 and 1807, with remarks on the character and composition of the Russian army» (Lond. 1811). Im Feldzuge von 1812 befand er sich im russ. Hauptquartier. Im Dez. 1815 trug er, mit Hutchinson und Bruce, zur heimlichen Fortschaffung des zum Tode verurteilten Lavalette (s. d.) aus Paris bei. Mit Erlaubnis des Herzogs von Wellington stellte ihn die franz. Regierung vor die Assisen, nach deren Ausspruch er zu dreimonatlichem Gefängnis verurteilt wurde. Als er hierauf in London erschien, erließ der Prinz-Regent eine Proklamation an das brit. Heer, welche W.s That besonders darum als eine unwürdige erklärte, weil er sich dabei verkleidet hatte. Infolge dessen veröffentlichte W. eine Anzahl Enthüllungen, die auf die Politik der Mächte im Kampfe mit Napoleon nicht das günstigste Licht warfen. Großes Aufsehen machte besonders «A sketch of the military and political power of Russia» (Lond. 1817). Im J. 1818 ging W. nach Südamerika, um unter Bolivars Fahne zu kämpfen. Er überwarf sich jedoch mit diesem, kehrte zurück und trat für Southwark ins Unterhaus. Seine Parteinahme für die Königin Karoline hatte zur Folge, daß er 1820 aus der Armeeliste gestrichen wurde. Als 1823 die franz. Armee zur Unterdrückung der Konstitution in Spanien einrückte, trat er in die Dienste der Cortes, wurde aber bei Coruña schwer verwundet und flüchtete nach Gibraltar. Im J. 1826 trat er für Southwark abermals ins Parlament, wurde aber als Gegner der Reformbill 1831 nicht wiedergewählt. Nach Wilhelms IV. Thronbesteigung wurde er im Heere wieder angestellt und ihm zugleich das Generallieutenantspatent erteilt. Im Nov. 1841 wurde er wirklicher General und 1842 Gouverneur von Gibraltar, auf welchem Posten er sieben Jahre verblieb. Er starb zu London 9. Mai 1849. Vgl. die Biographie W.s von Randolph (Lond. 1862). Der letztere veröffentlichte auch W.s nachgelassene Tagebücher (5 Bde., Lond. 1860—62).

Wilson's Creek (spr. Krihk), ein bei Springfield im nordamerik. Staate Missouri in den White-River mündender Fluß, wurde während des amerik. Bürgerkriegs bekannt. Unionstruppen unter Sigel wurden dort 10. Aug. 1861 von an Zahl ihnen überlegenen Abteilungen der Konföderierten unter Mac Culloch und Price geschlagen und zogen, ohne verfolgt zu werden, nach Springfield ab.

Wilster, Stadt in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, Kreis Steinburg, an der rechts zur Stör gehenden schiffbaren Wilsterau, Hauptort der fruchtbaren, unter dem mittlern Wasserstande der Elbe und tiefer als die übrigen Marschen liegenden, wasserreichen Wilstermarsch, Station der Linie Elmshorn-Heide der Holsteinischen Marschbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts und eines Nebenzollamts erster Klasse, zählt (1880) 2254 E. und hat eine 1777—84 erbaute, große und schöne Kirche, Schiffahrt, viele Tabaksfabriken und Handel mit Getreide, Pferden, Rindvieh, Butter und Käse.

Wilt (Marie), Sängerin, geb. Ende der dreißiger Jahre zu Wien, bildete sich erst nach ihrer Verheiratung mit dem Architekten W. für die Bühne aus und machte 1865 in Graz als Donna Anna ihren ersten theatralischen Versuch. Im März 1866 gastierte sie in Berlin, im Mai im Coventgardentheater zu London, 1867 wieder in Wien, wo sie nun bis 1877 als Mitglied der Hofoper wirkte, seit 1869 mit dem Titel einer k. k. Kammersängerin. Im J. 1878 folgte sie einem Ruf als Primadonna an das Stadttheater in Leipzig, gab aber das Engagement bald wieder auf und lebt jetzt ohne Anstellung in Wien. Sie hat einen umfangreichen, wohl ausgeglichenen Sopran, der nicht allein auf der Bühne, sondern auch in der Kirche und im Konzertsaal seiner Wirkung sicher ist. Von ihren dramat. Leistungen verdienen Hervorhebung: Elisabeth, Ortrud, Euryanthe, Brunhilde, Donna Elvira u. s. w.

Wilthen (wendisch Wjelećin), Pfarrdorf mit Rittergut in der sächs. Kreis- und Amtshauptmannschaft Bautzen, Station der Linien Bautzen-Neustadt-Schandau und Bischofswerda-Zittau der Sächsischen Staatsbahnen, zählt (1885) 2073 überwiegend luth. E., davon 429 Wenden, und hat eine Obstpresserei, eine Papierfabrik und Leinweberei, namentlich von Packleinwand.

Wiltonteppich, eine nach der engl. Stadt Wilton als dem Fabrikationsort benannte Art geschnittener Samtteppiche.

Wiltshire, verkürzt Wilts, eine der südl. Grafschaften Englands, die 1881 auf 3477,8 qkm 258967 E. zählte, ist umgrenzt von Glocester, Somerset, Dorset, Hampshire und Berks. Die langen Reihen niedriger Kreideberge oder Downs, welche für Südengland charakteristisch sind, gehen hier in ein weites, welliges Tafelland über, das, obgleich sein höchster Punkt, der Inkpen-Beacon, an der Ostgrenze der Grafschaft, nur 296 m über das Meer aufsteigt, doch ein ziemlich rauhes Klima hat, und dessen nackte Flächen nichts weiter als Schafweiden darbieten. Der Kennet-Avonkanal durchzieht die Mitte des Landes, die Thalebene von Pewsey, in westl. Richtung und teilt es in Nord- und Südwilts. Auf dem nördl. Abhange haben die Quellgegenden des Avon treffliche Wiesen, die Gelände des Themsethals meist Unterholz und gute Weide, wo der gerühmte Nordwiltshirekäse bereitet wird; nur die Marlborough-Downs sind unwirtbar. Südwilts enthält den beträchtlichsten Teil des Downlandes und die einförmige, kahle Ebene von Salisbury mit dem rätselhaften Steinmonument der Stonehenge (s. d.), doch auch ergiebige Kulturstriche und große Kunstwiesen. Die bedeutendsten Flüsse sind der Avon von Salisbury, der gegen Süden in den Kanal (La Manche) fließt, der Lower-Avon und die Themse mit dem Kennet, der durch den Kennetkanal mit dem Lower-Avon verbunden ist. Von der Bodenfläche sind 48,5 Proz. Ackerland, 36,4 Weide und 7 Gehölze.

der Feldbau ist in W. weit fortgeschritten. Von größerer Ausdehnung ist die Schafzucht und Wollproduktion, die Rindviehzucht, verbunden mit Milchwirtschaft, und die Schweinezucht. Überdies ist W. ein ansehnlicher Fabrikdistrikt, obschon ohne Konzentrationspunkt. Eine Menge lebhafter kleiner Städte fabrizieren Maschinen und Eisenwaren, feine Tuche, Teppiche und andere Wollzeuge, auch Messerschmiede- und Quincailleriewaren, Seide-, Leinwand- und Baumwollstoffe. Der Bergbau beschränkt sich auf Eisen. Die Ausfuhr der Erzeugnisse dieser Industrie, sowie der Landwirtschaft, namentlich auch des Schlachtviehs, nach London, Bath u. s. w. begünstigen schiffbare Flüsse, mehrere Kanäle und Eisenbahnen. Die Grafschaftsbezirke schicken 4 Abgeordnete ins Parlament, 18 andere die Städte und Boroughs. Die Hauptstadt und einzige City ist Salisbury (s. d.).

Wilton, angelsächs. Wiltun, ein 5 km westlich von Salisbury, am Zusammenfluß des Wily und Nadder gelegener Parlamentsborough mit 1826, als Parlamentsborough 8639 E., nach welchem die Grafschaft W. benannt ist, war ehedem Hauptort der engl. Teppichwirkerei und besitzt eine prächtige neue Kirche roman. Stils. Auch fertigt man hier Kasimir und Modezeuge. Nahe dabei liegt Wilton-house, der wegen seiner reichen Sammlungen von antiken Skulpturen und von Gemälden berühmte Landsitz des Grafen von Pembroke, mit sehenswerten Parkanlagen; im ital. Garten steht ein von Holbein entworfener Pavillon.

Wilz, Wiltz, Stadt im Großherzogtum Luxemburg, Bezirk Diekirch, am Sauerzufluß Wilz, zählt (1880) 4020 E. und hat ein altes Schloß, Wollspinnerei, Leder-, Tuch- und Papierfabrikation.

Wilzen, auch Weleten, Weletaben, Lutizen genannt, waren der mächtigste und streitbarste Zweig der einstigen nordwestl., sog. polabischen Slawen (s. Polaben), der sich seit dem 5. Jahrh. zwischen Oder und Elbe im heutigen Brandenburg und Vorpommern mit Einschluß der Inseln Rügen, Usedom und Wollin ausbreitete. Er zerfiel in eine Menge kleinerer Völkerschaften. Im Norden waren die eigentlichen Lutizen, zu denen die Redarier gehörten; südlich davon die Ukrer (davon Ukermark), Heveller, Stodoranen, Sprewanen u. a. Ihre Hauptheiligtümer waren Rethra und der Tempel des Swantowit auf Rügen. Karl d. Gr. unterwarf 789 zeitweilig ihren König Dragowit. Doch vermochte erst Heinrich I. 928 die W. tributpflichtig zu machen. Zur Ausbreitung des Christentums wurden die Bistümer Havelberg und Brenaborg (d. i. Brandenburg) errichtet. Die volle Unterwerfung erfolgte 1157 durch Albrecht den Bären nach Errichtung der Mark Brandenburg. Zu Ende des 13. Jahrh. fand sich in den von den W. eingenommenen Ländern fast keine Spur mehr von slaw. Bevölkerung vor. Auf Rügen, das 1168 von den Dänen erobert wurde, starb die letzte Person, welche slawisch konnte, in den ersten Jahren des 15. Jahrh.

Wimberg (Wimperg) ist der über Thür- oder Fensteröffnungen got. Bauwerke angebrachte, oft von Fialen (Spitztürmchen) flankierte Giebel, dessen Spitze gewöhnlich mit einer Kreuzblume geschmückt wird, während die Giebelseiten bei reicherer Ausstattung oberhalb mit Krabben (Kriechblumen) besetzt sind, das Giebelfeld aber mit Maßwerk gefüllt ist.

Wimbledon, Dorf in der engl. Grafschaft Surrey, südwestlich von London, Station der London and Southwesternbahn, sowie der Linien W.-Tooting und W.-Croydon der London-Brighton- and South-Coastbahn, zählt (1881) 15947 E. und hat zahlreiche Villen. Wimbledon-House wurde einst vom franz. Minister Calonne, später von dem 1804 in Vincennes erschossenen Herzog von Enghien bewohnt. In der Nähe des Bahnhofs befindet sich eine gut erhaltene kreisförmige Verschanzung, wahrscheinlich angelsächs. Ursprungs. Nördlich vom Orte dehnt sich die Heide Wimbledon-Common aus, auf der im Sommer die jährlichen großen Schießübungen der Freiwilligen (Rifle-Volunteers) stattfinden. Bei W., angelsächs. Wimbledun, besiegte 568 König Ceawlin von Wessex den König Ethelbert von Kent.

Wimborne-Minster, Stadt in der engl. Grafschaft Dorset, links am Stour, Station der Linien Bath-Shepton-Mallet-Templecombe-Bournemouth der Somerset-Dorsetbahn, sowie der Linien London-Southampton-Weymouth, Salisbury-W. und W.-Poole-Bournemouth der London and Southwesternbahn, zählt (1881) 5938 E. und hat eine Lateinschule, Wollzeug- und Strumpfweberei. Schon in angelsächs. Zeit stand hier die Abtei Winburnemynster (Wynburnamynster, Vindogladia).

Wimille, Stadt im franz. Depart. Pas-de-Calais, Arrondissement Boulogne, am Flüßchen Wimereux, 3 km von dessen Einmündung in den Pas-de-Calais, Station (W.-Wimereux) der Linie Paris-Boulogne-Calais der Nordbahn, zählt (1881) 2320 E. und hat Eisensteinbergbau und Fabrikation von Drainageröhren. Hier besiegten 881 die Normannen ein westfränkisches Heer.

Wimmis, s. unter Simme.

Wimpel nennt man Streifen aus Flaggentuch gefertigt, deren Länge im Verhältnis zur Breite sehr groß ist, während Flaggen sich mehr der quadratischen Form nähern. W. dienen auf Handelsschiffen entweder als Zierat der Mastspitzen oder als Signalzeichen, auf Kriegsschiffen als Kommandoabzeichen und ebenfalls zum Signalisieren. Der W. als Zierat von Handelsschiffen und als Kommandoabzeichen ist sehr schmal (8—10 cm), ist aber bisweilen 15—20 m lang und hat in der deutschen Marine eine weiße Farbe. Die W. zum Signalisieren sind meist halb so breit und doppelt so lang wie die Signalflaggen und haben verschiedene, aus hellen Farben zusammengesetzte Muster.

Wimperepithelien, s. unter Flimmerbewegung.

Wimperg, s. Wimberg.

Wimpern oder Cilien werden, abgesehen von den Augenwimpern (s. Auge), im tierischen und menschlichen Körper vorkommende sehr feine, mikroskopische, durchsichtige, haarförmige und bewegliche Fäden genannt. Dieselben wurden bis jetzt bloß an der Oberfläche von Organen beobachtet, welche mit Flüssigkeiten in Berührung stehen, und es können W. oder Cilien auch, wie es scheint, ihre Thätigkeit nur in Flüssigkeiten entfalten, in denen sie Ströme von bestimmter Richtung erzeugen. Die Bewegung der W. ist eine sehr rasche und kräftige und geht stets nach derselben Richtung, bisweilen selbst in einer der Schwere entgegengesetzten Richtung. Die Cilien stehen gewöhnlich reihenweise und meistens, bei Wirbeltieren aber stets, auf cylindrischen Zellen, die aneinandergereiht das sog. Flimmerepithel darstellen. Bei einer großen Anzahl schwingender Cilien sieht man nur ein Flimmern,

oder die Bewegung derselben erscheint wie das Wogen eines Getreidefeldes im Sturme. Das Phänomen der Wimpernbewegung ist ein in der Tierwelt sehr verbreitetes, hat aber eine sehr verschiedene Ausbreitung in den verschiedenen Klassen; doch ist fast keine einzige Tierklasse des Anteils der Wimpernbewegung ganz beraubt. Man hat diese Bewegung bis jetzt noch nicht bei Insekten, bei Fischen nur in sehr beschränktem Umfange auffinden können. Am meisten scheint sie in der Klasse der Radiaten und Mollusken (besonders bei Infusorien, Polypen, Spongien, Aktinien, Medusen, Seesternen und See-Igeln) vorzukommen. Weniger allgemein ist sie bei den Reptilien, Vögeln und Säugetieren, wo sie vorzugsweise auf der Nasen- und Respirationsschleimhaut, sowie in den weiblichen Genitalien beobachtet wird. Beim Menschen finden sich W. an folgenden Stellen: in der Nasenhöhle, in den Nebenhöhlen der Nase, den Thränenwegen, in der Ohrtrompete, den Luftwegen, den weiblichen Geschlechtsteilen und an einzelnen Stellen des Nervensystems. Über Form und Natur der Wimperbewegung s. Flimmerbewegung.

Wimpfen oder Wimpfen am Berg, Stadt am Neckar und an der Linie Neckargemünd-Jagstfeld der Badischen Staatsbahn mit (1885) 2379 E., Hauptort eines von Württemberg und Baden enklavierten großherzogl. hess. Kreises, war bis 1802 eine Freie Reichsstadt und kam 1803 an Hessen-Darmstadt. Die sehr alte Saline bei W. ist eingegangen. Das durch Bohrversuche seit 1818 entstandene Salzwerk Ludwigshall ist Privateigentum; mit diesem sind Solbäder, ein Badehotel und das Mathildenbad verbunden. Die Stadt hat eine große Hauptkirche von 1499, mit schönen Schnitzwerken, und eine Realschule. Die Bevölkerung betreibt Weinbau und Ackerbau und hat eine Papierfabrik, zwei große Ziegeleien und zwei Cigarrenfabriken. Geschichtlich ist W. merkwürdig durch Tillys Sieg 6. Mai 1622 über den Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach, wobei, um den Rückzug zu decken, 400 Bürger von Pforzheim (s. d.) unter ihrem Bürgermeister Deimling sich nach der Sage dem Heldentode weihten. Vgl. Heid, «Geschichte der Stadt W.» (Heilbr. 1846); Lorent, «W. am Neckar» (Stuttg. 1870); Frohnhäuser, «Geschichte der Reichsstadt W.» (Darmst. 1870).

Wimpffen, ein schwäb. Geschlecht, dessen eigentlicher Geschlechtsname «Hermann» lautet, während «von Wimpffen» die Heimatsbenennung zu sein scheint. Die bisher angenommene Abstammung von einem alten Adelsgeschlecht ist unerwiesen. Dominik Hermann, Bürger zu Nürnberg, erlangte erst 1555 einen kaiserl. Wappenbrief, in welchem dem Dominik ein auf seinen Geschlechtsnamen bezügliches, sog. redendes Wappen, nämlich ein springender silberner Widder (auch H[o]erman genannt) im roten Schilde verliehen wird. Dieses Dominik Enkel, die Gebrüder Johann Friedrich (geb. 1581, gest. 1668), Losungsamtmann zu Nürnberg, und Johann Dietrich (geb. 1583), span. Lieutenant, erlangten 1658 den Reichsadelsstand und wurden die Stifter der jetzt noch blühenden beiden Hauptlinien.

Haupt der ersten Linie, des Johann-Friedrich-Stammes, ist Friedrich Ferdinand Franz von W., geb. 31. März 1805, dän. Kammerherr und Forstmeister zu Aarhuus. Die zweite (auch elsässische) Linie, der Johann-Dietrichs-Stamm, zerfiel später durch vier Söhne Johann Georgs (geb. 1689, gest. 1767): Stanislaus (geb. 1721), Franz Ludwig (geb. 1732), Georg (geb. 1735) und Felix (geb. 1744), in vier Äste, welche die Namen der Stifter tragen. Stanislaus (geb. 1721) begründete einen seit 1876 freiherrlichen Zweig in Österreich. Franz Ludwig, geb. 2. April 1732 zu Zweibrücken, trat zeitig in das franz. Heer und wohnte den Feldzügen im Österreichischen Erbfolge- und Siebenjährigen Kriege bei. Dann ging er 1760 als General in die Dienste des Herzogs Karl von Württemberg, vertauschte aber 1770 den württemb. Dienst wieder mit dem französischen, wo er als Divisionsgeneral und Präses des militärischen Revisionsgerichtshofs 24. Dez. 1800 zu Mainz starb. Er schrieb «Réforme de l'économie de l'armée française» (Par. 1787, ein Projekt) und «Mémoires sur ma vie» (Par. 1788). — Derselbe ist der Vater von Franz Karl Eduard von W., württemb. Generalmajor, geb. 2. Jan. 1776, gest. 7. Dez. 1842, welcher vom Kaiser Franz II. 8. April 1797 in den Grafenstand erhoben wurde. — Des letztern Sohn war Graf Franz von W., kaiserl. österr. Feldzeugmeister, geb. 2. April 1797 zu Prag. Er trat im Okt. 1813 als Unterlieutenant in das kaiserl. Heer und wohnte den Feldzügen 1813—14 in der Hauptarmee der Verbündeten, dem von 1815 bei der Frimontschen Armee in Italien bei, wurde 1821 k. k. Wirklicher Kämmerer, 1822 Hauptmann, 1828 Major, 1830 Oberstlieutenant, 1833 Oberst, 1838 Generalmajor und 1846 Feldmarschalllieutenant. Im Feldzuge von 1848 zeichnete er sich besonders bei Vicenza und Custozza aus und befehligte dann eine detachierte Division, welche den Po-Übergang bei Casale festhielt. Nach dem mit Sardinien abgeschlossenen Waffenstillstande erhielt er den Oberbefehl über die zur Intervention im Kirchenstaate bestimmten Truppen, rückte vor Bologna und zwang die Stadt durch ein Bombardement zur Kapitulation, ebenso Ancona. Darauf übernahm er die Leitung des Gouvernements der Legationen. Im Okt. 1849 wurde er zum Civil- und Militärgouverneur von Triest und Statthalter des Küstenlandes, auch zum Feldzeugmeister ernannt. Als provisorischer Oberkommandant der Marine war seine Thätigkeit sehr erfolgreich. Seit Sept. 1854 befehligte er eine Zeit lang die Erste Armee, trat aber 1861 als Generalfeldzeugmeister in den Ruhestand und starb zu Görz 26. Nov. 1870. Sein Nachfolger als Haupt des gräfl. Zweigs ist sein ältester Sohn Heinrich Emil, geb. 1. Mai 1827. Ein Bruder des Grafen Franz war Felix Friedrich Wenzel, Graf von W., geb. 16. März 1827 zu Brunnsee in Steiermark; er wurde 1866 Gesandter in Preußen und Mecklenburg, 1872 in Italien, 1876 Botschafter in Paris, 1880 wieder in Rom. Seit 25. Juli 1882 war er Botschafter bei der franz. Republik, starb aber schon 30. Dez. 1882 in Paris durch Selbstmord. — Ein Bruder des ersten Grafen, Namens Friedrich von W., erhielt als königl. württemb. Generalmajor 1834 den württemb. Freiherrenstand.

Der dritte der obengenannten vier Brüder, Georg (geb. 1735), hat gleichfalls Descendenz hinterlassen. Der vierte, Felix, Freiherr von W., franz. General, geb. 5. Nov. 1744 in Zweibrücken, machte sich zuerst im franz. Dienst als Führer eines Freikorps in Corsica gegen Paoli (1769) bemerklich und kommandierte 1782 das Regiment Bouillon bei der Belagerung von Gibraltar. Nach dem Frieden von

Versailles nahm er seinen Abschied, lebte in der Normandie und wurde hier 1789 zum Deputierten in die Versammlung der Reichsstände gewählt. Bei dem ersten Konflikt über die Abstimmung gehörte er zu dem kleinen Teile des Adels, der sich gleich dem Dritten Stande anschloß. Er verfaßte die Protestation gegen die getrennte Abstimmung, votierte auch in der Nacht des 4. Aug. für die Abschaffung der Vorrechte, hielt sich jedoch stets zu der gemäßigten Partei. Beim Ausbruch des Kriegs von 1792 wurde er als General wieder in der Armee angestellt und verteidigte Diedenhofen gegen die Preußen. Das ihm angebotene Kriegsministerium schlug er aus und übernahm das Kommando der Küstenarmee in Cherbourg. Hier trat er nach dem Sturze der Girondepartei gegen den Konvent auf, verhaftete dessen Deputierte in Caen und rief die nördl. Departements zu den Waffen. Er hatte jedoch wenig Erfolg; von England schwach unterstützt, wurde er bei Vernon geschlagen und mußte fliehen. Eine Zeit lang hielt er sich verborgen, bis es ihm gelang, nach England zu entkommen. Erst 1799, nach dem 18. Brumaire, kehrte er wieder zurück und wurde vom Ersten Konsul zum Divisionsgeneral ernannt. Später war er Direktor der kaiserl. Gestüte und starb 1814 zu Bayeux. Sein Enkel war der General Emanuel Felix, Freiherr von W. (s. d.).

Wimpffen (Emanuel Felix, Freiherr von), geb. 13. Sept. 1811 zu Laon als der Sohn des dem Franzensast des Johann-Dietrich-Stammes angehörigen franz. Obersten Freiherrn Felix von W. (gest. 24. Febr. 1814 zu Frankfurt a. M.), besuchte die Militärschule von St.-Cyr, trat als Unterlieutenant in die Armee, wurde 1837 Lieutenant, 1840 Kapitän und 1847 Bataillonskommandeur im 44. Linienregiment. Als Kapitän hatte er unter den Turcos gedient und wurde, da er sich durch seine Kenntnisse der Sitten, Gebräuche und Sprache der Kabylen hervorgethan, 1848 zu den Turcos zurückversetzt, bei denen er drei Jahre verblieb. Im Sept. 1851 Oberstlieutenant, Aug. 1853 Oberst, kehrte er nach Frankreich als Kommandeur des 13. Linienregiments zurück, übernahm aber schon im nächsten Jahre wieder in Afrika ein neuformiertes Turcoregiment, welches er im Krimkriege führte. Er zeichnete sich vornehmlich in den Schlachten an der Alma und von Inkerman, sowie beim Sturm auf den Malakow aus und wurde 1855 Brigadegeneral, 1856 Brigadekommandeur in der Kaisergarde. Während des ital. Feldzugs that er sich im Kampfe bei Ponte di Magenta rühmlichst hervor, sodaß er 5. Juni 1859 zum Divisionsgeneral aufrückte und das Kommando in Lyon erhielt. Später nach Afrika berufen, stand er an der Spitze der Verwaltung der Provinz Algier, später der Provinz Oran. Der an der marokk. Grenze im März 1870 ausgebrochene Aufstand wurde von W. niedergeschlagen, obwohl ihm nur geringe Mittel zu Gebote standen. Beim Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 wurde W. vom Kaiser Napoleon III. dazu ausersehen, die Kriegserklärung nach Berlin zu bringen, erhielt dann das Kommando des 12., später an de Faillys Stelle des 5. Armeekorps in der Armee Mac-Mahons, übernahm, als letzterer 1. Sept. 1870 während der Schlacht bei Sedan verwundet wurde, als ältester General den Oberbefehl und unterzeichnete 2. Sept. die Kapitulation von Sedan. Als Kriegsgefangener in Stuttgart interniert, schrieb W. von dort aus für die Tagespresse mehrere Briefe, in denen er nachzuweisen versuchte, daß er nach Übernahme des Kommandos bei Sedan die Absicht gehabt habe, sich mit einem Teile der umzingelten Truppen, den Kaiser in der Mitte, durch die deutschen Linien durchzuschlagen, und daß es Napoleon III. gewesen sei, der die Ausführung dieses Vorhabens gehindert habe. Später veröffentlichte er: «Sedan, par le général de W.» (Par. 1871), was eine Gegenschrift: «La journée de Sedan, par le général Ducrot» (Par. 1871), hervorrief, welche W. mit «Réponse au général Ducrot par un officier supérieur» (Par. 1871) erwiderte; außerdem schrieb W.: «La France, sa situation et les réformes nécessaires» (Par. 1873). Nach dem Frieden in die Reserve versetzt, siedelte W. nach Algerien über. Er starb zu Paris 26. Febr. 1884.

Wimpheling (Jak.), Humanist, geb. 26. Juli 1490 zu Schlettstadt im Elsaß, studierte in Freiburg Philosophie und schöne Künste, in Heidelberg Theologie, wurde 1483 Baccalaureus der Theologie, im gleichen Jahre Prediger in Speier, 1498 Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst in Heidelberg, siedelte aber schon 1500 zu seinem Freunde Geiler von Kaisersberg nach Straßburg über. Hier war er teils mit litterarischen Arbeiten, z. B. der Herausgabe der Werke Gersons, ferner einer Geschichte der straßburger Bischöfe, teils mit der Erziehung von Jünglingen beschäftigt. Im Auftrage von Kaiser Maximilian I. machte er eine Zusammenstellung der sog. Gravamina der deutschen Nation nebst Vorschlägen für Abstellung der größten Mißbräuche; als aber der Kaiser damit Ernst machen wollte, stellte sich der ängstliche und zaghafte W. auf Seite des Papstes. Die Einsamkeit und das beschauliche Leben sagte seiner Natur am meisten zu, wie er denn auch mehrere Jahre in der Nähe eines Frauenklosters im Schwarzwalde, dessen Aufsicht ihm der Bischof von Basel übertragen hatte, zubrachte. Im J. 1515 siedelte er nach Schlettstadt über, wo er 17. Nov. 1528 starb. Vgl. Wiskowatoff, «Wimpheling» (Berl. 1867); Schwarz, «Wimpheling» (Gotha 1879).

Wimpina (Konr.), eigentlich Konrad Koch, kath. Theolog, geb. um 1460 in Buchen im Odenwalde, gehörte seit 1484 der leipziger Universität als Lehrer an, war zugleich Inhaber eines Kanonikats in Wimpfen am Neckar (daher sein Zuname Wimpfinus, Wimpina), wurde 1505 Lehrer und erster Rektor an der neugegründeten Universität Frankfurt a. O. Vom ersten Auftreten Luthers an war er einer seiner heftigsten Gegner. Sehr wahrscheinlich sind die 106 Thesen, die sein Schüler Tetzel gegen die Thesen Luthers veröffentlichte, von ihm verfaßt. Auf dem Reichstage von Augsburg 1531 war er anwesend und einer der Theologen, die nach der Verlesung der Confessio Augustana mit der Ausarbeitung einer Widerlegung, der Confutatio, beauftragt wurden. Auf der Heimreise starb er 17. Mai 1531 im Kloster Amorbach. Seine Hauptschrift ist die «Anacephalaeosis sectarum, errorum etc.» (Frankf. 1528), eine der verständigsten Gegenschriften gegen die «lutherische Ketzerei» und zugleich eine Hauptquelle für die Kenntnis der vortridentinischen kath. Theologie.

Winchelsea, s. unter Sussex.

Winchester, Municipalstadt, Parlamentsborough und als Bischofssitz City, der Hauptort der engl. Grafschaft Hampshire, reizend an der Ostseite

einer zum rechten Ufer des schiffbaren Itching (Itchin) abgestuften Anhöhe, 19,2 km nördlich von dessen Mündung bei Southampton gelegen, ist Station der Linien London-Woking-Farnham-Bishopstoke-Southampton und London-Woking-Basingstoke-Southampton-Weymouth der London and South-Westernbahn, sowie der Linie Didcot-Newbury-W. der Great-Westernbahn, war in alter Zeit Hauptstadt von Wesser, dann seit Egberts Krönung daselbst (827) von ganz England, eine der ältesten Städte des Königreichs. Aus dem kelt.-brit. Caer Gwent (Weiße Stadt) und dem röm. Venta Belgarum entstanden, in der angelsächs. Periode seit 495 Witanceaster und Vintacestir, mittellat. Wintonia genannt, seit 652 durch König Cenwealh von Wessex zum Bischofssitz erhoben, nahm die Stadt den Rang einer Metropole ein und zählte noch später viele Klöster, 90 Kirchen und Kapellen, während jetzt nur 9 Kirchen und eine Benediktinernonnenabtei mit einer kath. Schule (Hide-house) bestehen. Als nach der normann. Eroberung London sich zur königl. Residenz erhob, begann namentlich nach dem großen Brande von 1141 der Verfall von W., das 1881 noch 17469 E. zählte. W. ist regelmäßig angelegt, meist hübsch und massiv gebaut, gut gepflastert.

Die Kathedrale wurde 1079 an der Stelle einer im 7. Jahrh. erbauten sächs. Kirche begonnen, 1393 vom Bischof William of Wykeham (1366—1404) im Langhaus gotisch umgebaut und 1486 mit gleichzeitigen Zusätzen und Verschönerungen vom Bischof Fox (gest. 1528) vollendet. Sie ist 171,7 m lang, 28,26 m breit und 47,4 m hoch, unscheinbar im Äußern, mit nur einem niedrigen Mittelturme versehen, doch im Innern eine der großartigsten und am besten erhaltenen got. Kirchen Englands. Das dreischiffige Querschiff zeigt noch die Form einer Pfeilerbasilika mit Emporen. Die Krypta gehört noch zur angelsächs. Anlage des 7. Jahrh. und weist einen Umgang und eine östlich anstoßende Kapelle auf. Die Westfaçade wurde um 1350 begonnen und im 15. Jahrh. vollendet. Von den Seitenkapellen, meist aus der Zeit von 1350 und 1486, sind besonders bemerkenswert die des Bischofs William of Wykeham und die in prächtigem Renaissancestil erbaute des Bischofs Gardiner (1531—1555). Alte Glasmalerei und die schönsten in Holz geschnittenen Grotesken von 1296 schmücken den 1093 erbauten schönen Chor. Hier ruht die Asche vieler angelsächs. Könige und Königinnen, Kanuts, Wilhelms II. des Roten (mit einfachem Marmorgrabmal im Presbyterium), der heil. Swithin, mehrerer Bischöfe und berühmter Persönlichkeiten. In der Kathedrale fand 1554 die Trauung der Königin Maria Tudor mit Philipp II. von Spanien statt.

Das von Bischof Wykeham 1396 erbaute St.-Mary's-College (Winchester-School), ein stattliches Gebäude, ist das älteste öffentliche Schulgebäude Englands, und hat eine schöne Kapelle mit guten neuen Glasgemälden. Von den alten Mauern und Befestigungen ist nur noch ein Thor, von dem 1138 als Bischofspalast im normann. Stil vom Bischof Henri de Blois erbauten, 1646 von Cromwell zerstörten Wolvesey-Castle nur noch eine Ruine übrig. Der für Karl II. 1683 begonnene, aber unvollendet gebliebene Palast dient als Kaserne, und John's-House, einst Besitz der Tempelherren, ist jetzt ein Gesellschaftshaus. Das schöne, 1711 erbaute Rathaus (Countyhall), einst Schloßkapelle, enthält mehrere Antiquitäten. Darin steht der Tisch, an welchem einst König Arthur seine Ritter zur Tafelrunde versammelt haben soll. Der Obelisk nahe dem westl. Thor erinnert an die verheerende Seuche von 1666. Das südwestlich vor der Stadt in einem schönen Thale gelegene Hospital St.-Croß, mit schöner neuerdings restaurierter Kirche, wurde 1136 vom Bischof Henri de Blois gegründet. Außer demselben besitzt die Stadt noch ein Grafschaftshospital, welches für das beste in England gilt, mehrere Versorgungsanstalten, ein Grafschaftsgefängnis und Korrektionshaus, eine große Markthalle, eine Kornbörse, ein kleines Theater, eine Stadtbibliothek, ein Museum u. s. w. Der St.-Catherine's Hill, in der Nähe des Hospitals St.-Croß, gewährt eine schöne Aussicht auf die Stadt.

Winchester, Stadt und Sitz des County Frederick im nordamerik. Staate Virginia, liegt im untern Shenandoahthale, an der Winchester-, Potomac- und Straßburgdivision der Baltimore- und Ohioeisenbahn und zählt (1880) 4958 E., darunter 1517 Farbige. Die Fabrikthätigkeit umfaßt Schuhe, Möbel, Handschuhe, Seife, landwirtschaftliche Geräte, auch gibt es Eisengießereien und Gerbereien. Während des Bürgerkriegs (1862) fanden hier und in der Umgegend eine Reihe militärischer Operationen und Gefechte statt. (S. Harpers-Ferry.)

Winckel (Franz), ausgezeichneter Frauenarzt, geb. 5. Juni 1837 zu Berleburg in Westfalen, studierte 1856—60 als Eleve des Friedrich-Wilhelms-Instituts zu Berlin Medizin, fungierte nach absolviertem Staatsexamen als Assistenzarzt an der königl. Universitäts-Frauenklinik zu Berlin und erhielt 1864 einen Ruf als ord. Professor der Gynäkologie und gerichtlichen Medizin nach Rostock. Seit 1872 wirkt er als Direktor des königl. Entbindungsinstituts in Dresden, 1883 wurde er als ord. Professor der Gynäkologie und Direktor der Universitäts-Frauenklinik an die Universität München berufen. W.s Arbeiten behandeln besonders die Pathologie des Wochenbetts und die operative Gynäkologie. Außer zahlreichen Abhandlungen in den Fachjournalen veröffentlichte er: «Die Pathologie und Therapie des Wochenbetts» (3. Aufl., Berl. 1878), «Klinische Beobachtungen zur Pathologie der Geburt» (Rostock 1869), «Die Krankheiten der weiblichen Harnröhre und Blase» (2. Aufl., Stuttg. 1885), «Lehrbuch der Frauenkrankheiten» (Lpz. 1886). Auch gibt er die neuen Auflagen der bekannten verdienstlichen Schrift von Ammon: «Die ersten Mutterpflichten und die erste Kindespflege» (28. Aufl., Lpz. 1886), heraus.

Winckell (George Franz Dietr. aus dem), Schriftsteller im Fache des Forst- und Jagdwesens, geb. 2. Febr. 1762 auf dem Rittergute Priorau im Kurkreise Sachsens, studierte in Leipzig die Rechtswissenschaft, wandte sich aber später der Forstwissenschaft zu und verkaufte 1794 sein Familiengut an die Erbprinzessin von Anhalt-Dessau mit der Bedingung, daß er als Kammerjunker des Fürsten von Anhalt-Dessau und später im Forstfache angestellt würde. Doch legte er 1802 seine Hofstelle nieder und zog nach Obernitschka bei Wurzen, 1807 nach Machern. Durch Moritz von Thümmel dessen Schwiegersohn, dem Freiherrn von Thüngen in Franken, empfohlen, erhielt er 1812—32 die Verwaltung von dessen Familienforst, worauf er sich in Schierau bei Dessau niederließ. Hier starb er 31. Mai 1839. Sein weitverbreitetes

Hauptwerk ist das «Handbuch für Jäger und Jagdliebhaber» (5. Aufl. von Tschudi, 2 Bde., Lpz. 1878).

Winckelmann (Johann Joachim), Begründer der wissenschaftlichen Archäologie und der Geschichte der alten Kunst, einer der ersten klassischen Prosaiker Deutschlands, geb. 9. Dez. 1717 zu Stendal in der Altmark, war der Sohn eines armen, aus Schlesien stammenden Schusters. Nachdem er unter den denkbar entmutigendsten Verhältnissen die Schule durchgemacht, bezog er 1738 die Universität Halle und studierte Theologie. Die Verbindung mit dem Kanzler von Ludewig brachte ihn in das damals blühende Studium der deutschen Reichsgeschichte hinein, das er 15 Jahre lang eifrig betrieb, während er in seinem geliebtesten Studium, den «ion. und attischen Charitinnen», damals und später durchaus Autodidakt war. Noch einmal versuchte er es, nach einem kurzen Intermezzo als Lehrer in einer adeligen Familie, in Jena mit Medizin und Mathematik; aber Armut nötigte ihn, eine Stelle als Erzieher des in der Folge schwärmerisch geliebten Freundes Lambrecht (in Nadmersleben bei Magdeburg) anzunehmen. Nachdem er dann seit 1743 fünf Jahre Konrektor zu Seehausen in der Altmark gewesen, trug er dem Grafen Heinrich von Bünau auf Nöthnitz bei Dresden seine Dienste an und war als Hilfsarbeiter bei dessen umfangreicher deutscher Kaiser- und Reichsgeschichte, sowie an der Katalogisierung der großen Bibliothek des Grafen fünf Jahre lang thätig. Die dresdener Galerie erweckte seinen Sinn für bildende Kunst, und er begann die Kunde der Denkmäler der Kunst als seinen Lebensberuf zu ahnen. Der Umgang mit Lippert, Hagedorn und besonders mit dem Maler Oser machte rasch den etwas späten Schüler zum Meister. Sein seit frühester Jugend gehegter Wunsch einer Reise nach Rom lebte jetzt unwiderstehlich wieder in ihm auf. Er knüpfte deshalb Unterhandlungen mit dem päpstl. Nuntius Archinto behufs einer Anstellung an der Bibliothek des Kardinals Passionei an, deren unumgängliche Bedingung der Übertritt zur röm. Kirche war. Diesen letzten Schritt that er jedoch erst nach fünfjährigem Schwanken und Kampf. Die Frucht eines nun folgenden unabhängigen Jahres in Dresden (1754—55) war seine erste Schrift: «Gedanken über die Nachahmung der griech. Werke in Malerei und Bildhauerkunst» (Dresd. und Lpz. 1755), der er im «Sendschreiben» einen Angriff und in der «Erläuterung» eine Apologie unter der Maske einer dritten Person nachsandte. Beide Schriften sind ungleich schwächer als der erste Essay, der fast alle seine spätern Ideen im Keime und seinen herrlichen Stil schon fast ganz entwickelt enthielt. Diese Schrift war der Beginn seines Ruhms, und sie verschaffte ihm durch die Fürsprache des königl. Beichtvaters Pater Rauch eine Pension von 200 Thlrn. zur Reise nach Rom.

Zuerst lebte W. in Rom (seit Nov. 1755) in freier Stellung, in freundschaftlicher Nachbarschaft mit Rafael Mengs, der ihm das künstlerische Verständnis der Denkmäler erschloß, in ruhiger Vertiefung in die Altertümer. Dann wohnte er als Bibliothekar des Kardinals Archinto in der Cancellerie und gewann das Vertrauen des gelehrten und liberalen Kardinals Passionei, des Besitzers der reichsten Privatbibliothek Roms; mit dem berühmten Gemmensammler Phil. von Stosch in Florenz trat er in Korrespondenz und katalogisierte nach dessen Tode 1757 sein Kabinett. Einen bedeutsamen Wendepunkt in W.s Leben und Arbeiten führte sein Eintritt in das Haus des Kardinals Alexander Albani, des ersten Kenners und Sammlers seiner Zeit, herbei, der damals mit der Aufstellung seiner stets wachsenden Sammlung in der unvergleichlichen Villa vor Porta Salara im vollen Zuge war. W. lebte seit 1758 in dessen Palast und Villa als Bibliothekar und Freund, als Herr seiner Zeit, im vollen Gefühl des Glücks dieser Stellung. Mehrfache Reisen nach Neapel (zuerst 1758 mit dem jungen Grafen Brühl, dann 1762 mit dem Maler Füßli und Volkmann, 1765 und zuletzt 1767), wohin ihn die Ausgrabungen von Herculanum und Pompeji zogen, veranlaßten sein «Sendschreiben von den herculanischen Entdeckungen» (Dresd. 1762), «Nachricht von den neuesten herculanischen Entdeckungen» (Dresd. 1764) und «Briefe an Bianconi», für den Kurprinzen von Sachsen und dessen Gemahlin bestimmt und erst nach W.s Tode in der «Antologia Romana» 1779 herausgegeben. Diese Sendschreiben, das erste, was die Neugier der gebildeten Welt nach Auskunft über diese eifersüchtig gehüteten Altertümer einigermaßen befriedigte, übten auf die Reinigung des Geschmacks in den dekorativen Künsten von den Manieren des Barockstils großen Einfluß. Mehrere Entwürfe zu Schriften, deren Titel in den Briefen aus den ersten röm. Jahren sich häufig genannt finden, wurden die Elemente, aus denen sein Hauptwerk, die «Geschichte der Kunst des Altertums», erwuchs, die zuerst 1764 in Dresden gedruckt wurde (neue Ausg. von Julius Lessing, mit einer Biographie W.s, Berl. 1870). W.s Vorarbeiten zu einer zweiten Ausgabe, der er bereits 1767 «Anmerkungen über die Geschichte der Kunst» vorangeschickt hatte, kamen nach Wien und wurden bei der dort erschienenen Ausgabe benutzt. Dieses Werk ist nicht bloß Geschichte, sondern auch System der griech. Kunst oder Theorie des Kunstschönen, ästhetisch wie technisch, vor allem Charakteristik des Stils der griech. Plastik nach seinen wesentlichen Bestandteilen und nach den Typen und Klassen, wie sie innerhalb der Sphäre des Idealschönen zulässig sind.

Höchste Aufgabe der Kunst ist nach W. die Schönheit, der das Individuellwahre, das Charakteristische, Aktion und Affekt schlechthin untergeordnet werden muß. Die Schönheit ist ihm Idealität, d. i. Darstellung eines allgemeinen, durch Wahl aus der Natur und Begeisterung gewonnenen Typus; sie beruht auf den normalen Proportionen, wie solche Polyklets Kanon aufstellte; auf einer «edeln Einfalt und stillen Größe» in der Aktion, auf jenen Linien des Contours endlich, in welchen kein einzelner Teil (Muskeln, Sehnen, Adern) den sanft verschmolzenen Zug der großen Umrißkurve (das «Unbezeichnete») unterbricht. In dem histor. Teil hat W. durch Kombination der Notizen der Alten, einer kritischen Auswahl röm. Denkmäler und ahnender Intuitionen da, wo ihn (wie bei der Zeit des Phidias) die Monumente im Stiche ließen, mit genialer Kunst ein Gebäude aufgeführt, dem trotz des reichen Denkmälerzuwachses der folgenden hundert Jahre und trotz der geschärften archäol. und philol. Methoden noch kein vergleichbares Werk an die Seite gesetzt worden ist. W. schuf die Kunstgeschichte, indem er die Perioden der Kunst nach den Grundzügen der einem innern Gesetze gemäß aufeinanderfolgenden Reihe von Stilformen charakterisierte, und die mannigfaltigen Ursachen der

Kunstblüte unter den Griechen mit histor. Sinn erschöpfend analysierte. Dabei wirkte er zur Erweckung des Geschmacks und der Liebe zur Antike in weiten Kreisen hauptsächlich durch seine Schilderungen der antiken Meisterwerke (des Torso, des Apoll vom Belvedere, des Laokoon u. a.). Die Frucht langjährigen Sammelfleißes, obwohl am kühlsten aufgenommen, war der «Versuch einer Allegorie» (Dresd. 1766; aus W.s Handexemplar mit dessen zahlreichen eigenhändigen Zusätzen neu herausg. von A. Dressel, 1866), mehr ein gelehrtes Repertorium bildlicher Darstellungen von Gedanken, ohne begriffliche Scheidung der Arten solcher Darstellung und deren verschiedenen Werts für die Kunst. Auf das Gebiet der Archäologie trat W. über mit dem großen Kupferwerk «Monumenti antichi inediti» (2 Bde., Rom 1767—68; 2. Ausg. 1821), denen er im «Trattato preliminare» ein Résumé der Kunstgeschichte vorausschickte. Es sind teils falsch oder noch gar nicht erklärte Denkmäler, zumal Basreliefs, teils Werke, die in der Kunstgeschichte einen bedeutenden Platz einnehmen. W. gab der Auslegung eine neue Richtung, oder vielmehr er schuf die archäol. Hermeneutik, indem er die bei den Archäologen herrschende Erklärung aus der röm. Geschichte beseitigte und im Homer die Hauptquelle der Stoffe nachwies. Im April 1768 reiste W. in Begleitung des Bildhauers Cavaceppi von Rom ab, um Deutschland wieder zu besuchen. Aber beim Eintritt in die tiroler Berge überfiel ihn jene Traurigkeit und Unruhe, die bei Nordländern, welche im Süden heimisch geworden sind, nicht selten ist, bei W. aber nahezu mit Symptomen einer Gemütskrankheit auftrat. Er war nur mit Mühe dahin zu bringen, seinen ital. Reisegefährten bis München zu begleiten. Dann reisten sie zusammen nach Wien, wo W. auch der Kaiserin vorgestellt wurde, die ihn beschenkte. Da alle Überredungskünste scheiterten, so reiste Cavaceppi allein weiter, während W. nach Triest fuhr, wo er in Erwartung eines nach Venedig fahrenden Schiffs verweilte und die Bekanntschaft eines kürzlich aus dem Gefängnis entlassenen Bösewichts Arcangeli machte, der sein Vertrauen gewann und in der Absicht, die von Maria Theresia ihm geschenkten Goldmünzen zu rauben, ihn in seinem Zimmer überfiel. Nachdem der Verbrecher ihn vergebens von rückwärts zu erdrosseln versucht, brachte er ihm fünf zum Teil tödliche Stiche bei, an denen W. bald darauf, 8. Juni 1768, verschied, nachdem er den Kardinal Albani zum Universalerben eingesetzt. Vgl. Rosetti, «W.s letzte Lebenswoche» (Dresd. 1818); «Il sepolcro di W. in Trieste» (Vened. 1823).

W.s Einwirkung ging weit über die Grenzen seiner Nation und seines besondern Fachs hinaus. Er wurde der Lehrer der Kunst für Europa, und er hat auf die Betrachtung des Altertums als Ganzen ebenso belebend eingewirkt, wie er in unser Kulturleben, besonders in die Poesie, neue Elemente brachte. Er eröffnete jene Behandlungsweise des Altertums, die an die Stelle archäologischer und exegetischer Kompilationen und Miscellen eine durch Kongenialität und umfassende Bildung zu gewinnende Gesamtansicht des antiken Lebens und der antiken Sinnesart als Ausgangs- und Zielpunkt der Philologie setzt. W.s origineller Stil hat die Kraft und Kernhaftigkeit der Alten; anschaulich, von sinnlicher Fülle, zuweilen poetisch angehaucht, ist er ein Gegenstück zu Lessings dialektisch-dialogischer Lebendigkeit. Die frühern teilweisen Veröffentlichungen seiner Korrespondenz wurden vereinigt in dem Nachtrag zu der dresdener Ausgabe der Werke (Bd. 9—11); doch ist viel mehr damals vorhanden gewesen und seitdem zum Vorschein gekommen. Eine Gesamtausgabe seiner Werke wurde von Fernow 1808 begonnen und von Heinrich Meyer und Schulz vollendet (8 Bde., Dresd. 1808—20; neue Ausg., Dresd. 1828 fg.), die viele philol. und archäol. Bemerkungen hinzufügten. Eine Charakteristik W.s und seines Verdienstes gab zuerst Heyne in der «Lobschrift auf W.» (Kass. 1778). Den ganzen Kreis seiner Schicksale, seiner Persönlichkeit, seiner Beziehungen zu Kunst und Altertum, Wissenschaft und Zeitgenossen beleuchten Goethes meisterhafte Skizzen in dem mit H. Meyer und andern zusammen gearbeiteten Werk: «W. und sein Jahrhundert» (Tüb. 1805). Eine vortreffliche Biographie W.s lieferte Justi, «W., sein Leben, seine Werke und seine Zeitgenossen» (2 Bde., Lpz. 1866—72).

Wind nennt man alle mehr oder weniger gewaltsamen Bewegungen der atmosphärischen Luft, die nach ihrer verschiedenen Stärke, nach der Gegend, aus welcher sie wehen, und nach den besondern Umständen, unter denen sie auftreten, verschiedene Bezeichnungen erhalten. Diese Bewegungen entstehen infolge einer Störung des Gleichgewichts der den Erdball allenthalben umgebenden Luftatmosphäre durch die Wärme und gründen sich demnach auf das Streben der Atmosphäre, das Gleichgewicht wiederherzustellen. Wird nämlich an einem Orte über der Erde die Atmosphäre stärker erwärmt als an einem andern danebenliegenden, so wird sie durch die Ausdehnung spezifisch leichter, steigt in die Höhe und fließt oben seitwärts ab; die benachbarte kältere und daher schwerere Luft dringt dagegen unten ein und erzeugt eine aus der kältern nach der wärmern Gegend gerichtete und, wie durch Buys-Ballot nachgewiesen ist, spiralförmige Strömung. Dieselbe Erscheinung muß auch, nur mit umgekehrter Richtung der Bewegung eintreten, wenn ein Teil der Atmosphäre stärker als der andere abgekühlt wird. Je nachdem nun die Ursachen zur Aufhebung des Gleichgewichts in der Atmosphäre beständig vorhanden sind oder periodisch oder unregelmäßig eintreten, sind es auch die davon abhängenden W.

Zu den **beständigen Winden** gehört der zwischen den Wendekreisen herrschende Ostwind (Passatwind, s. d.), der den Seefahrern so bekannt ist, daß man, um von Europa nach Amerika zu segeln, erst bis zur Region desselben hinaufschifft und dann, sich ihm überlassend, den Ocean in gerader Linie durchschneidet. Die Ursache dieses W. ist in der vereinigten Wirkung der Sonnenwärme und der Umdrehung der Erde, welche in der Richtung von Westen nach Osten vor sich geht, zu suchen. Die stärkere Erwärmung der Luft zwischen den Wendekreisen bewirkt ein beständiges Zuströmen kälterer Luft aus den Polargegenden, also von Punkten, welche bei der Umdrehung der Erdkugel eine geringere Umdrehungsgeschwindigkeit besitzen, als die Äquinoktialgegenden. Bei der Ankunft in den Äquinoktialgegenden bringt die von den Polen kommende Luft diese geringere Geschwindigkeit mit, sodaß ein mit der rotierenden Erdkugel gegen Osten fortgeführtes Schiff sich an diese weniger geschwinde Luft stößt oder, weil die erstere Bewegung vom Schiffer nicht empfunden wird, auf der nördl. Halb-

kugel einen Nordost- oder auch wohl Ost-, auf der südl. Halbkugel einen Südost- oder Ostwind erfährt. Die Passatwinde erstrecken sich auf beiden Seiten des Äquators bis ungefähr 30°. Die unter dem Äquator aufgestiegene wärmere Luft fließt nun oben nach den Polen zurück, und da sie eine größere Umdrehungsgeschwindigkeit besitzt als die Orte in den höhern Breiten, zu denen sie gelangt, so eilt sie der Bewegung der Erde voraus und erzeugt also auf der nördl. Halbkugel einen Südwest- und auf der südlichen einen Nordwestwind.

Den beständigen W. zunächst stehen die periodischen Winde, z. B. die Monsuns (s. d.), welche in den ostind. Gewässern, namentlich auf der Nordseite des Äquators, von der afrik. Küste bis zur Ostseite des Meerbusens von Bengalen und im Chinesischen Meere die eine Hälfte des Jahres in einer und die andere in der entgegengesetzten Richtung wehen. Zu den periodischen W., die aber nicht mit den Jahreszeiten, sondern mit den verschiedenen Tageszeiten wechseln, gehören die Land- und Seewinde, die an den Küsten, besonders innerhalb der Wendekreise und selbst auch in der Nähe großer Binnenseen, wie des Genfersees, auftreten, und die von den Seefahrern schwache Winde genannt werden. Sie wehen am Tage vom Wasser nach dem Lande, des Nachts und am Morgen vom Lande zur See hin, und erklären sich daraus, daß das Land sich bei Tage stärker erhitzt, des Nachts dagegen auch wieder stärker abkühlt als das Meer. Unbeständige oder veränderliche Winde endlich nennt man diejenigen, welche keinen bestimmten Perioden und keiner solchen Gleichförmigkeit wie die beschriebenen unterworfen sind. Es ist dies diejenige Gattung von W., die man vorzüglich in unsern Gegenden kennt, die aber übrigens auch in ihren mittlern Verhältnissen, selbst auf dem Kontinent, wie neuere Untersuchungen bewiesen haben, eine gewisse Regelmäßigkeit haben, deren Charakter indes durch die vielen als Hindernisse auftretenden Umstände und Lokaleinflüsse, z. B. Gebirge, oft verwischt wird. So wehen in Deutschland die südlichen W. am häufigsten in den Herbst- und Wintermonaten, die nördlichen in den Frühlings- und Sommermonaten, die westlichen im Sommer, die östlichen im April und in den Wintermonaten. Die Drehung des W. ist auf der nördl. Erdhälfte in den meisten Fällen (wofür Dove die Erklärung gegeben) die von Osten durch Süden nach Westen und Norden, wovon jedoch auch Ausnahmen stattfinden.

Was die Beschaffenheit der W., ob sie feucht, trocken, kalt oder warm sind, anbetrifft, so hängt diese davon ab, von wo die Luftmassen, welche sich im W. ergießen, ihren Ursprung herleiten. Am merkwürdigsten sind in dieser Hinsicht die heißen Winde, welche in den großen vegetationsarmen Ebenen und Wüsten der größern Kontinente in heißen Gegenden wehen, und die in einzelnen Fällen sogar heißen Sand mit sich führen. Es gehört hierher der Samum (s. d.) in Arabien und Persien, der Chamsin in Ägypten, der Harmattan (s. d.) in der Wüste Sahara, der Solano in Spanien, der Sirocco (s. d.) in Italien. Diesen entgegengesetzt gibt es aber auch W., die sich durch besonders schneidende Kälte auszeichnen und, da sie vorzugsweise im Frühjahr wehen, die Ursache der um diese Zeit so häufigen rheumatisch-katarrhalischen Krankheiten werden. Bekannt in Hinsicht ihrer Heftigkeit und Kälte sind besonders die Bora (s. d.) auf dem Karst und in Dalmatien, der Mistral (s. d.) am untern Rhône und der Gallego in Spanien. Da die aus entfernten Gegenden zu uns kommenden W. einen Teil der Eigenschaften, welche das Klima der von ihnen bestrichenen Gegenden hat, annehmen, ist es erklärlich, daß die über das Meer kommenden Südwestwinde feucht sind und uns in der Regel nasses Wetter bringen, die Nordostwinde dagegen trocken erscheinen und schönes Wetter im Gefolge haben. Nach der Geschwindigkeit der W. unterscheidet man zwischen W., Sturm und Orkan, ohne daß jedoch streng abgrenzende Bestimmungen über diese Begriffe feststehen. Im allgemeinen wird ein W., der eine Geschwindigkeit von 15—20 m auf dem Lande, 20—25 m auf der See in der Sekunde hat, Sturm (s. d.), ein W. von wenigstens 30 m Schnelligkeit in der Sekunde Orkan (s. d.) genannt. Dabei gilt hier die Erfahrung, daß, je höher man in der Atmosphäre aufsteigt, desto heftiger der W. wird. Die Seefahrer beziehen die Benennung Sturm ausschließlich auf diejenigen in der angegebenen Schnelligkeit wehenden W., welche in den gemäßigten Zonen, außerhalb der Grenzen der Passatwinde, auftreten. Sie wehen zuweilen mehrere Tage lang nach einer und derselben Richtung, meist aus Westen. Die heftigsten W., die Orkane, pflegen die furchtbarsten Verwüstungen anzurichten. Sie folgen durchaus nicht einer Richtung, sondern umkreisen den ganzen Horizont und springen rasch von einem Striche gerade auf den entgegengesetzten über. Ihr Schauplatz ist besonders in den heißen Erdstrichen, wo die hohe Temperatur ihre Erzeugung begünstigt, namentlich in Westindien, auf der Ostküste von Madagaskar, den Inseln Mauritius und Réunion (vgl. Tornados) und ostwärts von hier bis an die Grenzen des Südostpassats, ferner an den ind. Küsten, im Meerbusen von Bengalen und im Chinesischen Meere, wo sie den Namen Teifun führen. (Vgl. Cyklone.)

Wie alle aufgezählten W. sind auch die letztern, welche in vielen Fällen auch von sehr geringer Ausdehnung, dann aber häufig um so heftiger sein können (vgl. Tromben), ein Resultat der ungleichen Wärmeverteilung und der Rotation der Erde um ihre Achse. Infolge dessen haben diese W. nicht nur eine cyklonale Bewegung, d. h. eine Drehrichtung um ein gewöhnlich den niedrigsten Luftdruck zeigendes Gebiet (Minima), sondern diese Minima selbst besitzen wiederum eine fortschreitende Bewegung, welche bestimmten, allerdings bis jetzt noch nicht völlig bekannten Gesetzen unterworfen ist. Einen wesentlichen Fortschritt in der Erkenntnis der Verteilung, Entstehung und Fortpflanzung der W. auf der Erde hat man gemacht mit Entwerfung der sog. synoptischen Wetterkarten (s. d.) und den sich daran knüpfenden Untersuchungen Hoffmeyers, Köppens und van Bebbers, sowie bezüglich der lokalen Winde durch die klimatischen Forschungen Hanns in Wien, während nach Dove namentlich Buys-Ballot und Stevenson durch die Begründung der nach ihnen benannten Windgesetze fördernd thätig waren. Die Elemente, welche der W. der Beobachtung darbietet, sind seine Richtung, seine Stärke, d. h. die größere oder geringere Heftigkeit, mit der er weht und die damit innig zusammenhängende Geschwindigkeit. Zur Beobachtung der erstern, welche man allgemein nach den 16 oder 32 Strichen der Windrose (N, NzO, NNO, NOzN,

NO, NOzO, ONO, OzN, O, OzS u. s. w. einzuteilen pflegt, geschieht vermittelst der Wetterfahne oder eines Wimpels (s. Wetterfahne) und wird in neuerer Zeit häufig automatisch verzeichnet. Die Stärke oder Geschwindigkeit des W. beobachtet man mit Hilfe sog. Windmesser oder Anemometer (vgl. Anemologie) oder auch nach dem Gefühl in Verbindung mit der Zunahme der Bewegung an Blättern und Ästen der Bäume, oder zur See je nach der Menge der Segel, welche ein Schiff noch zu führen vermag. Eine auf Grund dieser Daten aufgestellte Skala ist die sog. Beaufortsche Skala, welche zwölf einzelne Geschwindigkeitsgrade unterscheidet, nämlich:

Wind heißt in der Metallurgie die zum Verbrennen von glühendem Brennmaterial notwendige Luft, welche auf natürlichem Wege (Zug) oder durch Maschinenkraft (Gebläse) dem Raume, in welchem die Verbrennung vor sich gehen soll, zugeführt wird.

Windau (lettisch Wentes-Pils, russ. Windawa), Kreis-, See- und Handelsstadt im russ. Gouvernement Kurland, an der Mündung der schiffbaren Windau in die Ostsee, 100 km nördlich von Libau, hat einen Hafen und eine Reede, die einen lebhaften Handel vermitteln. Der jährliche Export beläuft sich auf 1275000 Rub., der Import auf 200000 Rub. Die Einfuhr besteht hauptsächlich in Heringen, Salz, ferner in Steinkohlen, Soda, Cement, Dachpfannen,

Benennung.	Windstärke (Beaufort).	Geschwindigkeit des Windes. (Meter in d. Sek.)	Winddruck. (Kilogramm a. d. Quadratmeter.)	Segelführung und Fahrt eines Schiffs.	Wirkungen des Windes am Lande.
Stille . . .	0	0—0,2	0—0,1	Keine Fahrt.	Der Rauch steigt gerade in die Höhe.
	1	0,2—0,5	0,1—0,3	Das Schiff steuert.	Der Rauch steigt fast gerade in die Höhe.
Schwach . .	2	0,5—1,0	0,3—0,8	1—2 Knoten Fahrt.	Für das Gefühl bemerkbar.
	3	1—3	0,8—2,0	2—4 „	Bewegt einen Wimpel.
Mäßig . . .	4	3—5	2—4	4—6 „	Streckt einen Wimpel und bewegt die Blätter der Bäume.
	5	5—7	4—6	Schiff führt noch Oberbramsegel.	
Frisch . . .	6	7—9	6—10	Eins. gereefte Mars- und Bramsegel.	Bewegt die Zweige der Bäume.
	7	9—11	10—15	Doppelt gereefte Marssegel.	
Stark . . .	8	11—14	15—23	Dreifach gereefte Marssegel.	Bewegt große Zweige und kleine Stämme.
	9	14—17	23—34	Dicht gereefte Marssegel.	Die ganzen Bäume werden bewegt.
Sturm . .	10	17—22	34—50	Dicht gereefte Großsegel.	
	11	22—28	50—95	Sturmstagsegel.	
Orkan	12	über 28	über 95	Kein Segel kann geführt werden.	Zerstörende Wirkungen.

Neben der Bedeutung des W. für die Witterungskunde (vgl. Klima) sind dieselben von größter Wichtigkeit im gewerblichen Leben und im Haushalte der Natur. Dort dienen sie als billigster und häufig benutzter Motor (Windmühlen der verschiedensten Art, Segelschiffe u. s. w.), hier als Vermittler der Befruchtung der Pflanzen, als Erneuerer und Reiniger der Luft, und vornehmlich ist die Bewegung der Wolken und damit der Transport von Regen und Feuchtigkeit von einem Orte zum andern von den herrschenden W. abhängig.

Wissenschaftliche Untersuchungen über die Windverhältnisse sowohl der ganzen Erde als einzelner Orte sind vielfach ausgeführt worden; man findet das meiste darüber außer in den periodisch erscheinenden meteorolog. Zeitschriften in Dove, «Meteorolog. Untersuchungen» (Berl. 1837); derselbe, «Das Gesetz der Stürme» (Berl. 1873); E. Schmid, «Lehrbuch der Meteorologie» (Lpz. 1860); Mohn, «Grundzüge der Meteorologie, die Lehre von Wind und Wetter» (Berl. 1879); Sprung, «Lehrbuch der Meteorologie» (Hamb. 1885).

Fayence-, Glas-, Gußeisen- und andern Manufakturwaren; die Ausfuhr in Balken, Brettern, Planken, Eisenbahnschwellen und andern Holzartikeln, in Getreide, Leinsamen, sowie in Matten. Die Stadt zählt (1881) 5720 E., zeichnet sich durch sehr gesundes Klima aus und besitzt eine steinerne luth. Kirche (seit 1835), ein kath. Bethaus, eine griech.-russ. Kapelle in dem noch wohlerhaltenen Schlosse (erbaut 1341 vom livländ. Ordensmeister Burchard von Dreilöwen), eine Synagoge, zehn Schulen, ein Armenhaus und ein Zollamt. W. gehörte bis 1562 zum deutsch-livländ. Ordensstaate, dann bis 1795 zum Herzogtum Kurland und seitdem zu Rußland, erhielt 1643 die Stadtrechte vom Herzog Jakob von Kurland und mußte 1877 die deutsche Städteverfassung mit der russischen vertauschen.

Windbaken, s. unter Baken.

Windbaum, s. unter Wolken.

Windblume, s. Anemone.

Windbruch, Windwurf, Windfall, entsteht in den Wäldern durch Stürme, welche die Bäume zerbrechen oder entwurzeln. Ist die Wider-

standsfähigkeit der Wurzel größer als die des Stammes, so entsteht Windbruch, widersteht dagegen die Wurzel der Kraft des Sturmes weniger als der Schaft, so erfolgt Windwurf oder Windfall. Störung der planmäßigen Wirtschaft, Zerbrechen wertvollen Nutzholzes, Überfüllung des Marktes, Vermehrung schädlicher Insekten, namentlich der Borkenkäfer, sind die Nachteile, welche jeder W. um so mehr bringt, je ausgedehnter er ist. Flachwurzelnde Holzarten, z. B. Fichte, sind der Gefahr des Windwurfs am meisten ausgesetzt. Die tiefwurzelnden Kiefern u. s. w. brechen mehr. Die hauptsächlichste Sturmrichtung in Deutschland ist aus West und Nordwest. Die Forsteinrichtung (s. d.) hat durch gehörige Gruppierung der Bestände nach ihrem Alter, durch Bildung von Waldmänteln, indem man an den Bestandsrändern tiefbeastete und festbewurzelte Randbäume erzieht, durch rechtzeitig eingelegte Loshiebe und Umhauungen der Sturmgefahr möglichst vorzubeugen. Forstwirtschaftliche Maßregeln, welche vollständige Sicherheit gegen Sturm bringen könnten, gibt es nicht. Wo es der Standort gestattet, gewährt einigen Schutz die Mischung sturmfesterer Holzarten (meist Laubhölzer) mit den der Gefahr mehr ausgesetzten Nadelhölzern, namentlich Fichten. In Deutschland fanden waldverheerende Stürme während unsers Jahrhunderts hauptsächlich 1801, 1833 und 1868 statt. Wirbelstürme oder Windhosen schaden meist weniger, weil sie seltener auftreten und sich auf kleinere Gebiete beschränken. Vgl. Heß, «Forstschutz» (Lpz. 1878).

Windbüchse, Luftgewehr (Luftpistole) heißt ein Gewehr, bei dem zusammengepreßte atmosphärische Luft als Treibkraft benutzt wird. Der Lauf ist entweder glatt oder gezogen, etwa 1 m lang und hat in der Regel ein kleines Kaliber. Zu dem Laufe gehört ein abzuschraubendes Mittelstück, an welchem sich das Schloß befindet. Dasselbe wird mit dem Kolben in Verbindung gesetzt, der die zusammengepreßte Luft enthält. Der Kolben, von starkem Schmiedeeisen, ist vorn mit einem kegelförmigen Ventil geschlossen, welches, beim Abdrücken des Hahns zurückgestoßen, ein momentanes Ausströmen der Luft gestattet, sodaß man beim gefüllten Kolben mehrere Schüsse thun kann, deren Kraft aber mit der Verminderung der eingepreßten Luft abnimmt. Zuweilen wird auch eine kupferne Kugel als Luftbehälter benutzt und unten an das Mittelstück geschraubt. Um den Kolben zu laden, wird er mit einer eisernen, mit einem Ventil versehenen Röhre verbunden, in der sich ein genau schließender Stempel befindet. Das untere Ende der Stempelstange hat zwei Querarme, die man auf die Erde setzt, mit den Füßen festhält und nun durch Auf- und Abbewegen des Kolbens die durch eine Seitenöffnung in die Röhre tretende Luft in den Kolben einpumpt. Obgleich manche Vorrichtungen erfunden sind, um zu erkennen, ob die Verdichtung der Luft noch durch die Festigkeit des Kolbens gehalten werden kann, so zeigen die vielen vorgekommenen Unglücksfälle doch die stets vorhandene Gefahr beim Laden des Kolbens. Das Springen desselben kommt selbst zuweilen beim Schießen vor. Ein Vorteil der W. liegt darin, daß sie weder Rauch noch Rückstand und einen nur geringen Knall ergibt. Die Verdichtung der Luft geht bis 200 Atmosphären, es ist möglich 20 bis 24 Kugeln nacheinander zu versenden. Sie vermag mit Feuergewehren weder in Kraft, noch in Gleichmäßigkeit der Wirkung zu konkurrieren. Im vorigen Jahrhundert war sie eine Zeit lang bei den österr. Mineurs, sowie bei einem österr. Jägerbataillon eingeführt. Die W. wurde angeblich 1430 von Guter in Nürnberg erfunden; doch wird auch Hans Lobsinger, der 1566 in Nürnberg lebte, als Erfinder genannt. Neuerdings sind noch Verbesserungen an W. angebracht worden, indem zwischen dem abklappbaren Lauf und dem Kolben eine Luftkammer eingelegt ist, in deren hinterm Teil ein beweglicher Stempel mit starker Spiralfeder sitzt, durch welche von Schuß zu Schuß die durch den Lauf eingeströmte Luft beim Abdrücken verdichtet wird, sodaß der Nachteil der Ungleichmäßigkeit, wie des zeitraubenden Einpumpens der Luft wegfällt und damit auch eine geringere Gefährlichkeit vorliegt. Für junge Schützen, welche das Schießen erst erlernen wollen, sind solche W. wegen der Billigkeit der Munition und der reinlichen Handhabung sehr praktisch.

Winde (frz. guindeau, guindal; engl. windlass), s. u. Hebeapparate; vgl. auch Garnwinde.

Winde, Pflanze, s. Convolvulus, Gartenwinde und Ipomoea.

Winde (chinesische), s. Differentialhaspel.

Windecken, Stadt in der preuß. Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Kassel, Kreis Hanau, in der Wetterau, links an der Nidder, Station (Heldenbergen-W.) der Linie Friedberg-Hanau der Preußischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 1522 evang. E. und hat Glockengießerei und Feuerspritzenfabrikation. Der Ort hieß ursprünglich Detelheim oder Dezelheim und kam 1262 vom Stifte Bamberg an die Herrschaft Hanau; seitdem war Jahrhunderte hindurch die damals erbaute Burg Wonecke Sitz der Herren und spätern Grafen von Hanau. Im J. 1646 wurde W., das von den Kaiserlichen stark besetzt war, von den Schweden nach einer heftigen Beschießung erobert.

Windei, s. Mole.

Windelband (Wilh.), deutscher Philosoph, geb. 11. Mai 1848 zu Potsdam, studierte auf den Universitäten Jena, Berlin und Göttingen, promovierte 1870 an der letztern mit der Schrift «Die Lehre vom Zufall» (Berl. 1870), und habilitierte sich 1873 in Leipzig mit der Abhandlung «Über die Gewißheit der Erkenntnis» (Berl. 1873). Im J. 1876 wurde er ord. Professor der Philosophie an der Universität Zürich, 1877 in Freiburg i. Br., 1882 in Straßburg. Ein Schüler Kuno Fischers und Lotzes, arbeitet W. auf histor. wie auf theoretischem Gebiete im Sinne des deutschen Idealismus und insbesondere für eine Rekonstruktion der Kantschen Lehre. Außer kleinern Gelegenheitsarbeiten, worunter seine züricher Antrittsrede «Über den gegenwärtigen Stand der psycholog. Forschung» (Lpz. 1876), veröffentlichte W.: «Die Geschichte der neuern Philosophie in ihrem Zusammenhange mit der allgemeinen Kultur und den besondern Wissenschaften» (Bd. 1: «Von der Renaissance bis Kant», Lpz. 1878; Bd. 2: «Von Kant bis Hegel und Herbart, die Blütezeit der deutschen Philosophie», Lpz. 1880) und «Präludien, Reden und Aufsätze zur Einleitung in die Philosophie» (Freiburg und Tüb. 1884), worin er die Grundzüge eines Systems der kritischen Philosophie allgemeinverständlich darlegt.

Windelboden, s. unter Decke.

Winden, s. Slowenen.

Windenartige Gewächse, soviel wie Convolvulaceen.

Windende Pflanzen nennt man diejenigen Pflanzen, welche befähigt sind, unter gewissen Umständen eine Stütze in Schraubenwindungen zu umschlingen. Alle windenden Pflanzen zeigen an ihren Sproßenden lebhafte revolutive oder Circumnutation (s. Nutation) und sind durch diese kreisenden Bewegungen im Stande, eine Stütze aufzusuchen; nachdem eine solche erreicht ist, findet die schraubenlinige Umwindung derselben statt. Bei dem Zustandekommen dieser Windungen sind im wesentlichen jene lebhaften Nutationsbewegungen und der negative Geotropismus (s. d.) der Stengel, sowie der Widerstand, den die Stütze den Bewegungen entgegengesetzt, von Bedeutung. Ohne Mitwirkung einer geeigneten Stütze werden an den Stengeln der windenden Pflanzen keine normalen Schraubenwindungen gebildet. Nach der Richtung, in welcher die Windungen verlaufen, unterscheidet man rechtswindende und linkswindende Pflanzen. In der botan. Terminologie bezeichnet man als rechtsgewunden, wenn die Bewegung in der Richtung des Uhrzeigers erfolgt, als linksgewunden dagegen, wenn die Bewegung in entgegengesetztem Sinne stattfindet. Die meisten windenden Pflanzen sind linkswindend, so z. B. die gewöhnlichen Winden aus der Familie der Convolvulaceen, die Bohnen und zahlreiche andere; rechtswindend ist unter den in Deutschland einheimischen Pflanzen z. B. der Hopfen.

Windenharz, s. Scammonium.

Winderhitzung, im Betriebe der Metallurgie angewandte Operation, durch welche die durch Gebläse zugeführte Luft vor ihrem Eintritt in den Schmelz- oder Verbrennungsraum, meist durch abgehende Ofenwärme, stark erhitzt wird. Durch die Zuführung der heißen Luft verläuft jede Verbrennung weit energischer, und es werden die beabsichtigten chem. Prozesse dadurch bei weit höherer Temperatur verlaufen. Die W. kommt namentlich beim Betriebe der Eisenhohöfen und beim Bessemern zur Anwendung.

Windermere, auch Winander Mere, der größte und einer der schönsten Landseen Englands, dessen westl. und zum Teil östl. Ufer zur Grafschaft Lancaster, dessen östl. Ufer zur Grafschaft Westmoreland gehört, ist 17,5 km lang, 1,5 km breit und bis zu 73 m tief, liegt 41 m über dem Meere und fließt südlich durch den Leven zur Morecambebai ab. An seiner Nordspitze steigen die den See rings umgebenden Berge zu beträchtlicher Höhe an, während sie sonst mit Wäldern und Weiden bedeckt sind. Der W. ist reich an Fischen, besonders an Forellen. Zahlreiche Landsitze befinden sich auf seinen Ufern. Den Verkehr zwischen den am See gelegenen Orten Ambleside, Bowneß und Newby Bridge vermitteln Dampfboote. Die Station Windermere der Furneßbahn liegt an der Südecke des W., bei Newby Bridge, während Bowneß an der Ostseite über Kirkby-Kendal mit dem engl. Eisenbahnnetz in Verbindung steht.

Windfahne, s. Wetterfahne.

Windfall, s. unter Windbruch.

Windfang heißt ein hinter äußern Eingangsthüren in Hausfluren, Vestibulen, Vorhallen u. s. w. angebrachter und mit Thüren versehener Verschlag, durch welchen die Zugluft, das Geräusch oder die Kälte vom Innern des Hauses abgehalten werden soll. Die W. bilden entweder durch die ganze Höhe reichende Glaswände oder niedrigere Holzwände und sind meist mit nach beiden Seiten schlagenden, in geschlossene Stellung zurückkehrenden Thüren ohne besondern Verschluß versehen.

Windfege, s. unter Getreide-Reinigungsmaschinen.

Windflußgebirge, s. unter Rocky-Mountains.

Windgalle, s. unter Galle (meteorologisch).

Windgeschwulst, s. unter Emphysem.

Windgott, s. Äolus.

Windgrotten (Äolshöhlen), Höhlen, aus welchen heftige Winde wehen, besonders häufig in Italien.

Windhafer oder Windhalm, Pflanzenart, s. Agrostis.

Windham (William), brit. Staatsmann und Redner, geb. 3. Mai 1750 zu London, studierte zu Oxford, bildete sich dann durch Reisen und trat 1782 ins Parlament. Den Grundsätzen der Whigs ergeben und dem Kriege gegen die Kolonien abgeneigt, verstärkte er anfangs die Reihen der Opposition. Die Ereignisse der Französischen Revolution bewogen ihn jedoch, seine polit. Stellung unter Burkes Führung mit vielen andern bisherigen Parteigenossen zu ändern. Schon gegen Ende 1792 wollte er nichts mehr von einer Parlamentsreform wissen, und in den Sitzungen von 1793 und 1794 unterstützte er mit seiner Beredsamkeit Pitts Kriegspolitik und die Zurückdrängung der engl. Demokratie. Im Juli 1794 rief ihn dafür Pitt in den Geheimen Rat und übertrug ihm die Verwaltung des Kriegsdepartements. Noch eifriger als Pitt selbst betrieb W. jetzt die Erweckung des Kriegs auf franz. Boden; er brachte 1795 die unglückliche Expedition der franz. Emigranten auf Quiberon zu Stande. Nach Abschluß der zweiten Koalition 1799 arbeitete er an einer Insurrektion der Vendée. Als W. den Wunsch nach Frieden im Parlament nicht mehr bemeistern konnte, legte er mit Pitt und den übrigen Kollegen im Febr. 1801 die Verwaltung nieder. Beim Abschluß der Friedenspräliminarien im Okt. 1802 überschüttete er das Ministerium Addington mit Vorwürfen und bezeichnete den Frieden als eine Unterwerfung Englands unter die Übermacht Frankreichs. Als nach dem Sturze Addingtons, der namentlich sein Werk war, Pitt 1804 abermals das Staatsruder ergriff, wurde W. von der Verwaltung ausgeschlossen. Dagegen übernahm er im Ministerium Fox und Grenville wieder das Departement des Kriegs und griff hier reformatorisch ein. Nach Fox' Tode zog er sich aus dem Ministerium zurück und bekämpfte seitdem im Unterhause die Maßregeln der Regierung; 1809 mußte er indessen die öffentliche Thätigkeit wegen Krankheit aufgeben. Er starb 4. Juni 1810. Seine Parlamentsreden gab Amyot (3 Bde., Lond. 1812) heraus. Vgl. «The diary of William W.» (herausg. von Baring, Lond. 1866).

Windhandel, s. Differenzgeschäfte.

Windharfe, s. Äolsharfe.

Windharmonika, soviel wie Äolodion.

Windhose, s. unter Wasserhose.

Windhut, s. unter Ventilation.

Windhyagebirge, eine transversale, sich zwischen dem 22. und 25.° nördl. Br. von O. gegen W., von der Mündung des Ganges bis nach der Halbinsel Guzerat erstreckende Gebirgskette, welche die Vorderindische Halbinsel in eine nördl. und eine südl. Hälfte teilt. Dadurch, daß diese Kette sich mit ihrem westl. wie ihrem östl. Ende an die nördl. Enden der unter dem Namen der westl. und östl. Ghats bekannten longitudinalen Gebirgs-

kette in der südl. Hälfte von Vorderindien anschließt, erscheint das W. gewissermaßen als die Basis des Dreiecks, welches von dem Tafelland der nördl. Hälfte der Vorderindischen Halbinsel gebildet wird. Unter der Herrschaft der Großmoguln wurde der nördlich von der Windhyagebirgskette gelegene Teil als Hindostan von dem südl. Teil der Halbinsel, dem Dekan, unterschieden. Dieser Unterschied, der sich hauptsächlich auf die zwischen den Bewohnern der nördl. Hälfte von Vorderindien und denen der südl. Hälfte in anthropologischer Beziehung bestehenden mannigfachen Differenzen bezieht, wird noch jetzt wahrgenommen und die Ausdrücke Hindostan und Dekan haben noch heute ihre Geltung bewahrt.

Windig (Sphinx convolvuli) ist der Name des nach dem Totenkopf größten einheimischen Abendschmetterlings, der bis 120 mm spannt, graue mit geringer, schwärzlicher und bräunlicher Zeichnung versehene vordere Flügel hat, während die etwas hellern hintern mit 3—4 dunkeln Querbinden gezeichnet sind. Der graue Hinterleib ist an den Seiten rosenrot und schwarz. Die große, schöne Raupe wird weit seltener als der immerhin nicht häufige Schmetterling gefunden, da sie sehr versteckt im Hochsommer auf der Ackerwinde lebt. Eines schwachen Moschusgeruchs halber heißt der W. gelegentlich auch Bisamschwärmer.

Windisch, Pfarrdorf im Bezirk Brugg des schweiz. Kantons Aargau, liegt 348 m über dem Meere, ½ km östlich von Königsfelden auf der Halbinsel zwischen der Aare und der Reuß am linken Ufer der letztern und zählt (1880) 2060 meist reform. E. (414 Katholiken), deren Haupterwerbsquelle neben Feld- und Weinbau die Baumwollindustrie ist. Der Ort hat seinen Namen von der alten helvetisch-röm. Stadt Vindonissa, zu deren Weichbild auch Brugg, Königsfelden u. s. w. gehören, und die nächst Aventicum (s. Avenches) der bedeutendste Handels- und Waffenplatz Helvetiens, vom 3. bis 6. Jahrh. auch Bischofssitz war.

Windisch (Ernst Wilh. Oskar), Sprachforscher, geb. 4. Sept. 1844 zu Dresden, studierte klassische Philologie und Sprachwissenschaft in Leipzig. Seinen griech. Studien entsprang die Dissertation «De hymnis homericis majoribus» (Lpz. 1867), seinen germanistischen die Schrift «Über die Quellen des Heliand» (Lpz. 1868). Während er von Ostern 1867 drei Jahre hindurch als Lehrer an der Thomasschule zu Leipzig thätig war, habilitierte er sich zugleich 1869 an der dortigen Universität für Sanskrit und vergleichende Sprachwissenschaft mit der Abhandlung «Über den Ursprung des Relativpronomens» (in Curtius' «Studien zur griech. und lat. Grammatik», Bd. 2) und verband sich mit B. Delbrück zu Studien auf dem Gebiete der vergleichenden Syntax («Syntaktische Forschungen, I», Halle 1871). Ostern 1870 ging er zu einem längern Aufenthalt nach England, als Mitarbeiter an dem Katalog der Sanskrithandschriften auf der India Office Library und wendete sich daselbst auch dem Studium des Keltischen, speziell des Irischen, zu. Nach Leipzig zurückgekehrt und 1871 zum außerord. Professor ernannt, wurde er 1872 als Professor des Sanskrit und der vergleichenden Sprachwissenschaft nach Heidelberg, 1875 für vergleichende Sprachwissenschaft nach Straßburg, 1877 wieder nach Leipzig berufen. Außer einer Reihe von Abhandlungen auf dem Gebiete der kelt. und der ind. Philologie («Über den griech. Einfluß im ind. Drama», in den «Verhandlungen» des Orientalistenkongresses in Berlin 1882) sind von ihm noch erschienen: «Kurzgefaßte irische Grammatik» (Lpz. 1879), «Irische Texte mit Wörterbuch» (Lpz. 1880; 2. Serie mit Wh. Stokes, 1884 fg.), «Zwölf Hymnen des Rigveda mit Sâyanas Kommentar» (Lpz. 1883). Seit 1880 redigiert er die «Zeitschrift der deutschen Morgenländischen Gesellschaft».

Windische Mark hieß früher der von Slowenen (Winden) bewohnte Landstrich zwischen der Gurk, Kulpa und Save im Herzogtum Krain.

Windischgrätz, ein altes deutsches Dynastengeschlecht. Dasselbe hat den zweiten Sohn des Herzogs Ulrich von Kärnten, Weriand, zum Stammvater, der gegen Ende des 11. Jahrh. Stadt und Landschaft W. als freie Herrschaft besaß und sich danach nannte. Frühzeitig teilte sich das Haus in die Ruprechtsche und die wieder erloschene Sigismundsche Linie. Die ältere Linie kaufte 1468 das Schloß Waldstein und wurde 1551 unter dem Namen von Waldstein und im Thal in den Freiherrenstand und 1557 unter ihrem frühern Namen W. zur gräfl. Würde erhoben. Gemeinschaftlich besaßen beide Linien seit 1565 die Erblandstallmeisterwürde in Steiermark und die Magnatenwürde in Ungarn. Nach Ankauf der reichsunmittelbaren Herrschaft Egloffs und Siggen in Schwaben wurde das Haus unter dem Namen W. 24. Mai 1804 in den Reichsfürstenstand nach dem Rechte der Erstgeburt erhoben, 1806 aber mediatisiert und das Fürstentum durch die Rheinbundsakte unter württemb. Landeshoheit gestellt. Kaiser Franz I. dehnte 1822 den Fürstenstand auf alle Glieder des Hauses aus, welches noch mehrere Herrschaften in Böhmen, Niederösterreich und Steiermark besitzt.

Alfred Candidus Ferdinand, Fürst zu W., österr. Feldmarschall, geb. 11. Mai 1787 zu Brüssel, trat 1804 als Oberlieutenant in das Ulanenregiment Schwarzenberg, in welchem er als Oberlieutenant den Feldzug von 1805 mitmachte. Im J. 1813 zeichnete er sich besonders bei Leipzig aus und wurde zum Obersten und Kommandanten des Regiments Großfürst Konstantin-Kürassiere ernannt. Im Feldzug von 1814 führte er das Regiment mit großer Auszeichnung, namentlich im Treffen bei Troyes, wo er durch neun Attacken den Rückzug der Infanterie deckte, und bei La Fère-Champenoise. In Paris trat er in nahe, stets warm erhaltene Beziehungen zu Nikolaus, dem spätern Kaiser von Rußland, und 1826 wurde er zum Generalmajor und Brigadier, 1833 zum Feldmarschalllieutenant und Divisionär, 1835 zum Inhaber des berühmten bartlosen Dragonerregiments ernannt. Von 1840 bis 1848 Kommandierender in Böhmen, unterdrückte er mit großer Energie den 11. Juni ausgebrochenen Aufstand, wobei seine Gemahlin, geborene Prinzessin Schwarzenberg, zufällig in ihrem Zimmer erschossen, sein Sohn Alfred schwer verwundet wurde. Während des Oktoberaufstandes in Wien ward W. zum Feldmarschall und Oberbefehlshaber aller außer Italien stehenden Truppen ernannt. Er begann seine Operation von Prag aus gegen Wien, nahm 24. Okt. 1848 sein Hauptquartier in Hetzendorf und schlug 30. Okt. die der eingeschlossenen Stadt Wien zu Hilfe kommenden Ungarn bei Schwechat. Am folgenden Tage, gegen Abend, nachdem die Stadt den ganzen Tag über beschossen worden, rückte er mit starker Macht durch

das Burgthor in Wien ein. Mit seinem Schwager Fürsten Felix Schwarzenberg bereitete er den Thronwechsel zu Olmütz vor (2. Dez. 1848). An der Spitze von 150000 Mann begann er Mitte Dezember die Operationen gegen Ungarn, besetzte Preßburg, Raab und Anfang Jan. 1849 Ofen und Pest. Eine ungar. Deputation, die 4. Jan. in seinem Hauptquartier zu Friedensverhandlungen erschien, wies er zurück und forderte bedingungslose Unterwerfung. Nachdem er 27. Febr. mit Schlik die Ungarn bei Kapolna geschlagen, gedachte er die ungar. Scharen an der Theiß einzuschließen, wurde jedoch 6. April bei Gödöllö geschlagen und sah sich unter einer Reihe von Unfällen zum Rückzug gezwungen. Am 12. April 1849 ward W. seines Kommandos enthoben und an den Hof nach Olmütz berufen, während Welden (s. d.) den Oberbefehl übernahm. W. lebte nun viele Jahre auf seinen Gütern in Böhmen. Im J. 1859, während des Kriegs in Italien, betrat er von neuem den polit. Schauplatz, indem er eine Sendung nach Berlin übernahm. In demselben Jahre erfolgte seine Ernennung zum Gouverneur der Bundesfestung Mainz. Nach Verleihung des Februarpatents wurde er als erbliches Mitglied in das Herrenhaus des Reichsrats berufen. W. starb zu Wien 21. März 1862. Das in seinem Auftrage bearbeitete Werk «Der Winterfeldzug 1848—49 in Ungarn» (Wien 1851) ist eine gute Quelle für diesen Teil des ungar. Kriegs.

Alfred, Fürst zu W., des vorigen Sohn, geb. 28. März 1819, folgte seinem Vater als Chef des Hauses und seiner Besitzungen. Er diente seit 1838 in der Armee, wurde 1848 Major, 1852 Oberstlieutenant, 1856 Oberst und Kommandant des 6. Kürassierregiments und 1861 Generalmajor, 1866 führte er eine Brigade der 3. Reserve-Kavalleriedivision und wurde bei Königgrätz verwundet. Er wurde 1868 als Feldmarschalllieutenant in den Ruhestand versetzt. Als Mitglied des österr. Herrenhauses gehörte er der konservativen Partei an. W. starb 28. April 1876. Ihm folgte sein Sohn Alfred, Fürst zu W., geb. 31. Okt. 1851, Ritter des Ordens vom Goldenen Vlies, erbliches Mitglied des Herrenhauses des Reichsrats und Standesherr des Königreichs Württemberg, als Chef des Hauses.

Windischgräz, Stadt in Untersteiermark, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, liegt in hügeliger Gegend am Mieslingbach, der zur Drau geht, enthält in ihrer Stadtpfarrkirche, in der Spitalkirche zum Heiligen Geist, im Rathause, sowie in einzelnen Bürgerhäusern interessante Denkmale aus frühern Zeiten, und zählt (1880) 990 E., meist slaw. Zunge, die Vieh- und Holzhandel treiben. Die Fürsten von Windischgrätz, jetzt noch in der Umgebung begütert, führen ihren Namen von diesem ihrem ehemaligen Sitze.

Windischmann (Karl Jos. Hieron.), deutscher Philosoph, geb. 24. Aug. 1775 zu Mainz, studierte seit 1792 auf der Universität daselbst. Der Einfall der Franzosen vertrieb ihn nach Würzburg, wo er das Studium der Philosophie mit dem der Medizin vertauschte. Nach seiner Rückkehr nach Mainz 1797 beschäftigte er sich in der Zurückgezogenheit mit Philosophie und Geschichte. Im J. 1801 folgte er dem Rufe als Hofmedikus des Kurfürsten von Mainz nach Aschaffenburg, wo er auch an der zum Teil hierher verlegten mainzer Universität Vorlesungen hielt. Zwei Jahre später wurde er ord. Professor der Philosophie und Universalgeschichte, 1811 Bibliothekar und erhielt 1818 an der neugegründeten Universität zu Bonn die kath. Professur der Philosophie; doch gehörte er auch der mediz. Fakultät an. Seine wissenschaftliche Richtung war fast ausschließend durch die ursprüngliche Form der Schellingschen Naturphilosophie bestimmt. Unter seinen frühern Schriften sind zu erwähnen: die «Darstellung des Begriffs der Physik» (in Schellings «Neuer Zeitschrift für spekulative Physik», 1802), die «Ideen zur Physik» (Bd. 1, Würzb. 1805), «Über die Selbstvernichtung der Zeit» (Heidelb. 1807), «Kritische Betrachtungen über die Schicksale der Philosophie in der neuern Zeit u. s. w.» (Frankf. 1825), «Die Philosophie im Fortgange der Weltgeschichte» (Bd. 1 in 4 Abteil., unter dem Titel: «Die Grundlage der Philosophie im Morgenlande», Bonn 1827—34), «Über etwas, was der Heilkunde notthut» (Lpz. 1824). Er starb zu Bonn 23. April 1839 während des Parteikampfes gegen die Hermesianer.

Einer seiner Söhne, Friedrich W., geb. 13. Dez. 1811, widmete sich theol. und orient. Studien und erhielt 1836 die priesterlichen Weihen. Im April 1838 übernahm er eine außerord. Professur des Kirchenrechts und der neutestamentlichen Exegese zu München und im Jan. 1839 ein Kanonikat am Kollegiatstift St. Cajetan. Im Juli 1839 wurde er zum Domkapitular am Metropolitankapitel München-Freising, im Aug. 1843 zum Pönitentiar und 1846 zum Generalvikar des Erzbischofs ernannt. In letzterer Stellung wirkte er bis zu seinem Tode, der 21. Aug. 1861 zu München erfolgte. W.s wissenschaftlicher Ruf gründet sich auf seine Arbeiten über die orient., insbesondere die ind. und pers. Altertumskunde. Seine erste bedeutendere Leistung auf diesem Gebiete war die Schrift «Sancara, seu de theologumenis Vedanticorum» (Bonn 1833). Später folgten: «Die Grundlage des Armenischen im arischen Sprachstamme» (Münch. 1843), «Über den Somakultus der Arier» (Münch. 1846), «Ursagen der arischen Völker» (Münch. 1853), «Die pers. Anahita oder Anaitis» (Münch. 1856), «Mithra. Ein Beitrag zur Mythengeschichte des Orients» (Lpz. 1857). Seine Arbeiten zur Kunde des pers. Altertums erschienen nach seinem Tode gesammelt in den «Zoroastrischen Studien» (Berl. 1863).

Windisch-Matrei, s. unter Matrei.

Windkessel, bei Feuerspritzen und Pumpen eine Vorrichtung zur Erzielung eines möglichst gleichmäßigen Wasserausflusses.

Windkolik, s. Kolik und Blähungen.

Windlade nennt man den Teil der Orgel, auf welchem das Pfeifenwerk steht und zum Tönen gebracht wird. Vorzüglich sind zwei Arten im Gebrauch: Schleif- und Kegelladen. Die Schleiflade ist ein großer Kasten, der unten leer ist, oben dagegen von so viel kleinen Kanälen (Cancellen) durchschnitten wird, als die halben Klaviaturen Tasten haben, gewöhnlich 26. Die Cancellen sind im untern Raume durch je ein Ventil verdeckt. Die Ventile stehen mit der Taste in Verbindung. Sobald dieselbe niedergedrückt wird, hebt sich das Ventil ab und der Wind strömt in die Cancelle und von hier in die Pfeifen; auf den Cancellen liegen noch die Schleifen, lange schmale Holzstreifen mit Löchern. Wird die Schleife durch den Registerzug vorwärts bewegt, so fallen die Löcher der Schleife mit denen der Pfeifenfüße zusammen, der Wind kann durchgehen

und die Pfeife tönt. Wird der Registerzug eingeschoben, tritt die Schleife zurück und verschließt die Löcher der Pfeifenfüße. Die Kegellade hat folgende Einrichtung: der Kasten der Lade hat so viel einzelne abgeteilte Längenschnitte, als das Manual Stimmen hat. In jedem Längendurchschnitt befinden sich so viele kleine Kanäle, als jede Stimme Töne hat; jeder kleine Kanal wird durch einen spitzen Kegel verschlossen. Wird der Kegel gehoben, so strömt der Wind in den Kanal und die oben auf demselben befindliche Pfeife tönt. Die Kegelladen haben den Vorzug, daß jeder einzelne Ton direkt aus einem Kanal Wind erhält, während bei der Schleiflade aus einer Cancelle mehrere Pfeifen Wind erhalten.

Windmesser, s. Anemologie.

Windmonat, soviel wie November.

Windmonochord, s. Äolsharfe.

Windmotoren oder Windräder sind diejenigen Kraftmaschinen, welche die bewegende Kraft des Windes nutzbar zu machen bestimmt sind. Anfangs wurden die Windräder, die als eine deutsche Erfindung gelten, nur zum Betrieb von Mahlmühlen verwendet, weshalb der Name Windmühle auf sämtliche Windmotoren übertragen wurde.

Die älteste, jetzt noch gebräuchliche Form der Windräder ist diejenige an den Bockmühlen oder deutschen Windmühlen (Fig. 1 der Tafel: Wasser- und Windmotoren). Die vier Flügel a der Windmühle bestehen aus den Windruten oder Armen, den senkrecht zu diesen stehenden Windsprossen (hölzernen Querstäben, die durch die Ruten hindurchgesteckt sind) und der über den Sprossen liegenden Bedeckung, welche aus Leinwand oder dünnen Brettern gebildet wird. Bei alten Bockmühlen sind die Flügel meist eben, doch macht man sie jetzt auch vielfach hohl oder windschief, weil man dadurch eine bessere Ausnutzung des Windstroms erzielt. Die Windruten sind durch den Achsenkopf gesteckt und die in seiner Verlängerung auf zwei Balken des Hauses d ruhende Flügelwelle g trägt ein hölzernes Stirnrad b, welches meist mit Triebstockverzahnung versehen ist und in die auf senkrechter Achse sitzende Laterne c eingreift, auf diese Weise den Mahlgang und das übrige Gangwerk der Mühle in Betrieb setzend. Das ganze Haus ruht bei e auf dem starken hölzernen Bock und ist um denselben nach der Windrichtung drehbar. Auf der entgegengesetzten Seite des Flügelrades führt eine Treppe nach dem Innern der Mühle; unter dem Podest dieser Treppe steht ein schräg nach unten zu gehender und sich nach vorn verjüngender Balken hervor, der Sterz oder Stert, an welchem die Mühle nach der Windrichtung gedreht wird.

Die zweite Art der ältern Windräder zeigen die Turm- oder holländischen Windmühlen, bei welchen entweder der obere, den Hauptbetrieb einschließende Teil für sich drehbar auf einem Gerüst e über der Mühle steht, wie in Fig. 2 der Tafel, oder die auf dem turmartigen Hause befindliche Haube, welche die Flügelwelle mit dem Antriebskammrad umschließt, allein drehbar ist. Bei derartigen Windmühlen findet man vier, fünf und mehr Flügel, die bei größerer Anzahl am Umfang mit Versteifungsstangen verbunden sind; die Flügel selbst arbeiten fast immer mit windschiefen Flächen. Die Drehung der Turmköpfe erfolgt bei manchen derartigen Mühlen selbstthätig durch ein kleines Hilfswindrad, welches, in der Achsenrichtung der Flügelwelle angeordnet, das Bestreben hat, sich stets so zu stellen, daß seine Achse senkrecht zur Windrichtung liegt, also das Hauptflügelrad mit seiner Fläche gegen den Wind gewendet ist. Die Flügelräder a (Fig. 2 der Tafel) stecken in der Regel in eisernen Achsenkreuzen, während die Flügelachse b mit dem Kammrad c gegen die horizontale Richtung geneigt ist, um dadurch die Flügel besonders vorteilhaft gegen den Wind zu stellen. Der Königsbaum d (die senkrechte Welle, welche durch das Kammrad c mittels eines zweiten Zahnrades angetrieben wird und die Kraft nach dem Mühlenbaum überträgt) steht in dem Gehäuse g genau centrisch zu dem Ring f, über welchem sich das Gehäuse dreht.

Die neuern Windräder, nach ihrem Ursprung amerikanische Windmühlen genannt, unterscheiden sich von den bisher erwähnten dadurch wesentlich, daß sie nicht einzelne Flügel, sondern einen aus vielen gleichen einzelnen Schaufeln gebildeten Ring besitzen; außerdem tragen sie fast allgemein Steuerscheiben zur selbstthätigen Einstellung gegen die herrschende Windrichtung. Die amerik. Windräder dienen größtenteils als Motoren für Pumpwerke und leichtere landwirtschaftliche Maschinen, in seltenen Fällen für Mahlmühlenbetrieb; sie werden auf turmartigem, hölzernem oder eisernem Gerüst montiert, oder auf Dächern schon stehender Häuser aufgestellt. Die bekanntesten derartigen Windmotoren sind diejenigen des Amerikaners Halladay, nach dessen System die in Fig. 3 und 4 der Tafel abgebildeten Windräder von Karl Reinsch in Dresden gebaut sind. Die Schaufeln a sind hier in einzelne Gruppen, Segel genannt, eingeteilt, welche je um eine Achse drehbar sind und aus der gestreckten Lage (Fig. 3) in die geneigte (Fig. 4) gebracht werden können. Bei der Rotation des Windrades sind die Gewichte b, deren jedes Segel eins besitzt, infolge der Wirkung der Centrifugalkraft bestrebt, mit größerer oder geringerer Gewalt nach außen zu fliegen, je nachdem das Rad durch den Wind mehr oder weniger schnell gedreht wird. Durch den nach außen gerichteten Zug der Gewichte b werden die Segel um einen entsprechenden Winkel zurückgelegt, sodaß die Geschwindigkeit des Rades selbstthätig reguliert wird. Ein Hebel mit dem Gewicht c bewirkt, daß die Segel nicht immer in der zurückgelegten Stellung verharren, während ein zweiter Hebel, der durch den Draht d mit dem Erdboden in Verbindung steht, angezogen, das Rad zum Stillstand bringt; mit f ist die Steuerfahne zur Einstellung der Schaufelscheibe gegen die Windrichtung bezeichnet. Auf der Windradachse sitzt eine Kurbelscheibe, welche bei der Drehung des Rades eine nach unten führende Kurbelstange auf und ab bewegt.

Eine zweite Art amerikanischer Windmühlen bilden die Eklipse-Windräder, welche in Fig. 5 und 6 der Tafel in zwei verschiedenen Ausführungen von A. J. Corcoran in Neuyork und von der Eclipse-Wind-Mill-Company in Beloit (Wisc.) dargestellt sind. Dieses System hat einen Kranz fester Schaufeln a und verwendet zur Regulierung der Geschwindigkeit eine zweite Steuerfahne c (Fig. 5), welche kleiner ist als die Hauptsteuerfahne b, und in einer dem Windrad parallelen Ebene liegt. Die Fahne c ragt über das letztere hinaus und wird infolge dessen vom Wind direkt getroffen. Das Gestell f, welches das Lager e für die Windradachse und die Befestigung für die Steuerfahne b bildet,

besteht bei diesem System aus zwei Teilen, von denen derjenige mit der Hauptsteuerfahne b bei gewöhnlichem Wind die Windradachse mitnimmt. Bei starkem Wind oder Sturm werden jedoch durch den Winddruck gegen die Fahne c diese und das Schaufelrad eine mehr oder weniger gegen die Windrichtung geneigte Stellung annehmen, wodurch die Wirkung des Windes auf das Windrad abgeschwächt wird. Bei der Drehung des Windrades gegen die Steuerschaufel b wird durch zwei ineinander eingreifende Zahnradsegmente (Fig. 6) ein mit einem verstellbaren Gewicht d beschwerter Hebel gehoben, der in dem Maße, wie der Sturm nachläßt, durch sein Zurücksinken das Windrad früher oder später in seine normale Lage zurückführt. Die Ausrückung der Ellipse-Windräder erfolgt mittels eines Drahts, der neben der Pumpstange nach unten geht.

Ein anderes System der Windräder, welches keine Schaufelscheibe besitzt, dessen Rad vielmehr mit dem Laufrad einer Turbine Ähnlichkeit hat, ist das Windrad von Leffel (Fig. 7). Die Leffelsche Windmaschine hat einen doppelten Speichenkranz a, an dessen Umfang windschiefe Blechschaufeln befestigt sind. Die Bewegung wird, wie bei dem vorher genannten System, erst nach oben durch Kurbel und Pleuelstange c übertragen, sodaß die nach unten wirkende Hubstange nur eine auf und nieder gehende Bewegung ausführt. Die Regulierung der Geschwindigkeit erfolgt von unten aus durch Zug an einer Kette, wodurch der Gewichthebel d mehr oder weniger gehoben wird und die mit ihm in Verbindung stehende Steuerfahne b mehr oder weniger von der Richtung der Radachse abweicht. Diese Abweichung bewirkt nun wiederum eine entsprechende Stellung des Windrades gegen die Windrichtung.

Es existieren noch eine Anzahl Windmühlen, welche den genannten mehr oder weniger ähnlich sind. Außer den Windmotoren mit horizontaler Achse sind auch solche mit vertikaler Achse gebaut worden. Einige derselben tragen um das mit gekrümmten Schaufeln ausgerüstete Laufrad einen besondern Leitradkranz; derartige Windräder hat man Windturbinen genannt. Die Nutzleistung der Windmotoren mit vertikaler Achse ist immerhin gegenüber denjenigen mit horizontaler Achse wesentlich geringer, sodaß die letztern wohl die am meisten angewendeten bleiben werden.

Windmühle (frz. moulin à vent, engl. windmill), ein in einem besondern Gebäude aufgestelltes Mühlwerk, welches durch ein Windrad betrieben wird. (S. unter Mehlfabrikation und unter Windmotoren.)

Windofen, ein von außen geheizter Stubenofen; auch ein kleinerer, oft tragbarer Schmelzofen, bei welchem das Feuer nicht durch ein Gebläse angefacht wird, sondern welcher derart eingerichtet ist, daß in ihm, sobald das Feuer angezündet ist, ein Luftzug entsteht, der das Feuer anfacht und so die gewünschte Hitze erzeugt.

Windofen oder Zugofen (Metallurgie), gemauerter schachtförmiger Raum, dessen Sohle durch einen Rost gebildet wird, auf welchem das von Brennmaterial umgebene Gefäß mit der zu erhitzenden Substanz sich befindet. Die zur Verbrennung nötige Luft wird vermittelst eines Schornsteins, der mit dem Windofen durch einen Kanal (Fuchs) in Verbindung steht, angesaugt.

Windorgel (Organum pneumaticum) nannten die Alten ein Orgelwerk, bei welchem der Gebrauch von Wasser ausgeschlossen war; im übrigen wurden bei der Wind- wie bei der Wasserorgel die Pfeifen nur durch verdichtete Luft zum Tönen gebracht. Die W. war früher bekannt wie die Wasserorgel; seit dem 14. Jahrh. existieren nur noch W.

Windpocken, s. Varicellen.

Windprotest heißt im Wechselverkehr ein Protest (s. d.), welcher »in den Wind« erfolgte, weil derjenige, gegen welchen protestiert werden soll, in den üblichen Geschäftsstunden nicht in seiner Wohnung anwesend war, oder weil seine Wohnung, resp. sein Geschäftslokal trotz geschehener Nachfrage bei der Polizeibehörde nicht aufgefunden werden konnte. (Wechselordnung, Art. 91.) Der W. wird auch Wand- oder Platzprotest genannt.

Windrad, s. Windmotoren.

Windriver-Mountain, s. unter Rocky-Mountains.

Windröschen, Pflanzengattung, s. Anemone.

Windrose nennt man die bei allen Schiffskompassen (s. Kompaß) angebrachte, den Horizont vorstellende Scheibe, welche durch 32 vom Mittelpunkte nach dem Umkreise gezogene, gleichweit voneinander abstehende Radien die Lage der Himmels- oder Weltgegenden anschaulich macht. Die W. bildet einen Stern mit 32 Strahlen oder Strichen und hat eine entfernte Ähnlichkeit mit einer Rose, von der sie den Namen führt. Sie ist auf der Magnetnadel befestigt, und gewöhnlich wird diejenige Spitze des Sterns, welche Nord angeben soll, durch einen Pfeil oder eine Lilie unterschieden und jede der übrigen Hauptlinien durch den hinzugeschriebenen Namen der betreffenden Himmelsgegend bezeichnet. Die vier Gegenden Nord, Süd, Ost und West, welche die Scheibe in Quadranten teilen, heißen Hauptgegenden oder Kardinalpunkte. Jede der vier Hauptgegenden wird in zwei gleiche Teile geteilt und die Benennung derselben aus den Namen der beiden Hauptgegenden, zwischen welche sie fallen, zusammengesetzt, doch so, daß Nord und Süd allezeit vorangehen. So erhält man vier erste Nebengegenden: Nord-West, Nord-Ost, Süd-West und Süd-Ost. Diese acht Gegenden werden nun wieder halbiert, und es entstehen dann acht neue Nebengegenden: Süd-Süd-West, West-Süd-West, West-Nord-West, Nord-Nord-West, Nord-Nord-Ost, Ost-Nord-Ost, Ost-Süd-Ost und Süd-Süd-Ost. Die Zwischenräume dieser 16 Weltgegenden werden endlich nochmals geteilt, wodurch 16 andere Nebengegenden entstehen, die so bezeichnet werden, daß man für die den Kardinalpunkten zu beiden Seiten zunächst liegenden den Namen des betreffenden Kardinalpunktes voranstellt und mit dem Kardinalpunkte, nach welchem sie hingerichtet sind, durch das Wörtchen »zum« verbindet. So z. B. heißt der erste Strich, welcher rechts von »Nord« liegt, Nord zum Ost, links davon Nord zum West; analog gibt es Ost zum Süd und Ost zum Nord, Süd zum West und Süd zum Ost, West zum Nord und West zum Süd. Die letzten acht Striche werden ähnlich benannt, d. h. Nordost zum Ost und Nordost zum Nord, Südost zum Süd und Südost zum Ost, Südwest zum West und Südwest zum Süd und endlich Nordwest zum Nord und Nordwest zum West. Am äußersten Rande der W. ist die Einteilung in 360 Grade verzeichnet, sodaß 11¼ Grad auf jeden der 32 Striche kommen.

Windsbach, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Mittelfranken, Bezirksamt Ansbach, links an der Fränkischen Rezat, zählt (1880) 1521 evang. E. und hat ein Pfarrwaisenhaus, Weberei und Hopfenhandel.

Windsbraut ist eine im Volke festgewurzelte mythische Erscheinung, von der die Sagen fast aller Gegenden zu berichten wissen. Es ist die dem alten Sturmgotte, dem Wuotan, Verlobte, der ihr im Sturme nacheilt, bis er sie erfaßt und in seinen Armen nach Hause trägt. In den Sagen ist sie zum Edelfräulein geworden, das vom wilden Jäger verfolgt wird. Veranlassung zu dieser mythischen Vorstellung gab der Wirbelwind, der dem Sturme voranzugehen pflegt.

Windscheid (Bernh. Jos. Hubert), ausgezeichneter Pandektenlehrer, geb. 26. Juni 1817 zu Düsseldorf, besuchte die Schule zu Emmerich, wo sein Vater Vorstand des Hauptzollamts war, und die Gymnasien zu Recklinghausen und Düsseldorf, studierte 1834—35 zu Bonn und 1835—37 zu Berlin die Rechte. Nachdem er von Herbst 1837 an beim Landgericht zu Düsseldorf beschäftigt gewesen war, habilitierte er sich Ostern 1840 als Privatdocent zu Bonn, wo er, seit Sommer 1847 als außerord. Professor, über röm. und franz. Recht las. Im Herbst 1847 wurde W. in Basel ord. Professor des röm. Rechts, Ostern 1852 zu Greifswald, Herbst 1857 zu München, Ostern 1871 zu Heidelberg (als Nachfolger Vangerows), Herbst 1874 zu Leipzig, wo er seitdem lehrt. Berufungen nach Straßburg (1871), Wien (1872), Berlin (zweimal, 1872 und 1880) hat er ausgeschlagen. Im J. 1874 wurde er Mitglied der vom Bundesrat aufgestellten Kommission zur Ausarbeitung des Entwurfs eines deutschen bürgerlichen Gesetzbuchs, schied aber 1883 aus derselben wieder aus, um sich seinem Lehramte in vollem Maße widmen zu können. W.s Hauptschriften sind: «Zur Lehre des Code Napoléon von der Ungültigkeit der Rechtsgeschäfte» (Düsseld. 1847), «Die Lehre des röm. Rechts von der Voraussetzung» (Düsseld. 1850), «Die Actio des röm. Civilrechts vom Standpunkt des heutigen Rechts» (Düsseld. 1856), «Lehrbuch des Pandektenrechts» (3 Bde., Düsseld. 1862—67; 6. Aufl. 1887), «Karl Georg von Wächter» (Lpz. 1880).

Windsheim, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Mittelfranken, Bezirksamt Uffenheim, links an der Aisch, 326 m über dem Meere, Station der Linie Neustadt an der Aisch-W. der Bayrischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 3616 meist evang. E. und hat eine Lateinschule, ein Pfarrtöchterheim für bayr. Pfarrtöchter, eine über 6000 Bände zählende Bibliothek und ein Archiv, dessen Urkunden und Verträge bis 1400 zurückgehen, ein Hospital und Alabaster- und Gipsbrüche. W., 422 gegründet, war ehemals Reichsstadt und kam 1810 an Bayern.

Windsor, ein Marktflecken mit 12273 E. (1881) in der engl. Grafschaft Berks, 20 km von London, am südl. Ufer der Themse, über welche eine eiserne Brücke zu dem am andern Ufer liegenden Dorfe Eton führt, ist wegen seines, auf einer Anhöhe liegenden königl. Schlosses berühmt und hat auch ein schönes Rathaus. Wilhelm der Eroberer erbaute das Schloß kurze Zeit nachdem er sich zum Herrn von England gemacht hatte. Später wählte es Heinrich I. zu seinem Aufenthalte; Eduard III., der hier geboren wurde, baute es nach einem neuen Plane aus. Auch Karl II. that viel für die Verschönerung des Schlosses, sodaß es seitdem der Lieblingsaufenthalt der Könige von England und deren gewöhnliche Sommerresidenz wurde, insbesondere Georgs III., dem hier eine kolossale Bildsäule errichtet ist. Große Summen verwendete auch Georg IV. auf die Restauration und prächtige innere Ausschmückung des Schlosses. Dasselbe hat ein imposantes, altertümliches Ansehen und enthält zwei Haupthöfe, welche durch den sog. runden Turm, die Wohnung des Kommandanten, voneinander getrennt sind. Im obern Hofe befindet sich die metallene Bildsäule Wilhelms des Eroberers. An der Nordseite des obern Hofs liegen die Staats- und Audienzzimmer, an der Ostseite die Zimmer der Königin und gegen Süden die der vornehmsten Kronbedienten. Der untere Hof ist wegen der St. Georgenkapelle merkwürdig, in der die Hosenbandritter aufgenommen und die Kapitel gehalten werden. Die Säle und Zimmer des Schlosses sind aufs prächtigste dekoriert, und meist mit wertvollen Gemälden geschmückt. Der merkwürdigste unter den Sälen ist der 60 m lange St. Georgssaal, der Bankettsaal bei feierlichen Gelegenheiten, verziert mit den Bildnissen der brit. Monarchen von Jakob I. bis Georg IV. Solange Mitglieder der königl. Familie im Schlosse anwesend sind, weht von dem Turme die große engl. Flagge. Das Ganze ist von einem schönen Park umgeben. Der schönste Punkt von W.-Castle ist die große, in ihrer Art einzige Terrasse, die sich längs der östl. und eines Teils der nördl. Seite des Schlosses erstreckt, 570 m lang und von verhältnismäßiger Breite. Die Aussicht auf die Themse, welche sich durch eine der reichsten Landschaften hinschlängelt, auf die mannigfaltigen Landhäuser, Dörfer und Flecken, die ihr Ufer beleben, auf den parkähnlichen Wald von W. und die in der Nähe liegenden Gärten ist reizend. Außerdem befindet sich in dem Park noch der königl. Landsitz Frogmore-Lodge, gegenwärtig die Wohnung der Prinzessin Helena und ihres Gemahls, Christian von Schleswig-Holstein. Nach dem Tode des Prinzen Albert wurde bei Frogmore ein prächtiges Mausoleum errichtet, in welchem die vorher in einer Gruft der St. Georgenkapelle bestatteten Überreste des Prinzen beigesetzt wurden, und das auch von der Königin Victoria zu ihrer Ruhestätte auserwählt ist. Vgl. Menzies, «History of W.» (Lond. 1864).

Windstillen (Region der), s. Kalmen.

Windsucht, s. Tympanitis.

Windthorst (Ludw.), Führer der kath. Centrumspartei, früherer hannov. Minister, geb. am 17. Jan. 1812 zu Kaldenhof, Kirchspiel Ostercappeln im Osnabrückischen, von bäuerlicher Abkunft, erhielt auf dem kath. Gymnasium Carolinum zu Osnabrück Vorbildung für den geistlichen Stand, widmete sich jedoch in Göttingen und Heidelberg dem Rechtsstudium. Er ließ sich als Anwalt in Osnabrück nieder, wurde ritterschaftlicher Syndikus und vorsitzender Rat des Konsistoriums zu Osnabrück, 1848 Oberapellationsrat in Celle, 1849 Mitglied der Zweiten hannov. Kammer, in welcher er seinen bisherigen Gegner, den Minister Stüve, in dessen partikularistischen Bestrebungen unterstützte, und suchte alles aufzubieten, um das damalige deutsche Einheitsstreben scheitern zu machen. Nachdem er seit Anfang 1851 als Führer der ministeriellen Partei zum Präsidenten der hannov. Zweiten Kammer ernannt worden war, trat

er 22. Nov. 1851 in das Ministerium Schele. Als Minister setzte W. die Errichtung eines Bischofssitzes in Osnabrück und die Berufung kath. Personen in die Umgebung des hannov. Hofs durch. Nach seinem Austritt aus dem Ministerium 1853 beschäftigte er sich mit staatsrechtlichen Arbeiten fürstl. Häuser und trat im Dez. 1862 in das verfassungsfeindliche Ministerium Brandis-Graf Platen, in welchem er das Departement der Justiz übernahm und durch seinen Einfluß das Auswärtige Amt zu einem immer engern Anschluß Hannovers an Österreich bestimmte. Am 21. Okt. 1865 schied er aus dem Ministerium und wurde Kronoberanwalt in Celle. Nach der Annexion Hannovers legte er dieses Amt nieder und suchte alle mißvergnügten Elemente in der Provinz Hannover zu vereinigen. Vom Wahlkreise Lingen-Meppen wurde er in den konstituierenden und dann in den ordentlichen Norddeutschen Reichstag gewählt und nahm, abweichend von dem am 10. Okt. 1867 gefaßten Beschluß seiner polit. Freunde in Hannover, auch ein Mandat zum preuß. Abgeordnetenhause an. Im Interesse des Exkönigs von Hannover entfaltete W. als Vermittler große Thätigkeit hinsichtlich der Herausgabe des welfischen Hausschatzes und schloß 29. Sept. 1867 ein Abkommen hierüber ab.

Am 17. Juni 1869 nahm er an dem anti-infallibilistischen Laienkonzil zu Berlin teil, dessen Mehrzahl sich in einer Adresse an die deutschen Bischöfe gegen die päpstl. Unfehlbarkeitslehre aussprach. Als aber gegen das Ende des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 die ultramontane Centrumspartei im Reichstage sich bildete, trat W. an deren Spitze und bekämpfte alles, was den innern Ausbau des Deutschen Reichs fördern konnte. In diesem Sinne sprach er 1872 gegen die Verlängerung der Diktatur in Elsaß-Lothringen, gegen das Jesuitengesetz, gegen Einführung der obligatorischen Civilehe, gegen die Ernennung des Kardinals Hohenlohe zum Botschafter im Vatikan, 1873 gegen die preuß. Kirchengesetze, für Gewährung eines elsaß-lothring. Landtags, für Einführung des direkten und allgemeinen Wahlrechts in Preußen, 1874 gegen die Bewilligung geheimer Ausgaben, zur Abschwächung des Kullmannschen Attentats, 1875 gegen das Sperrgesetz und Klostergesetz, für Errichtung eines kath. Kultusministeriums, 1876 gegen die Kompromißanträge bei Beratung der Reichsjustizgesetze, 1878 gegen das Sozialistengesetz und für Beibehaltung der noch bestehenden preuß. Klöster, 1880 gegen das Reichsmilitärgesetz, 1882 gegen das Tabaksmonopol, 1885 gegen die dritte Direktorstelle im Auswärtigen Amt, gegen die Dampfervorlage, für Zulassung franz. Jesuitenmissionare in Kamerun, gegen die Ausweisung nicht preuß. Unterthanen poln. Nationalität. Immer schlagfertig, sei es zur Offensive, sei es zur Defensive, Meister in der leichtern Satire und in der sophistischen Dialektik, war er ein Gegner von Bedeutung, der besonders auch dem Fürsten Bismarck viel zu schaffen machte. Bei dem Auftreten des Herzogs von Cumberland 1878 als hannoverscher und 1884 als braunschweigischer Prätendent war W. dessen Hauptratgeber. Im Frühjahr 1879, als nach langen Jahren wieder eine momentane Annäherung zwischen W. und Bismarck stattfand, trat er vermittelnd für die Königin Marie von Hannover ein, um ihr die Ausbezahlung eines Witwengehalts auszuwirken.

Eduard W., Neffe des vorigen, preuß. Abgeordneter, geb. 25. Aug. 1834 zu Halle in Westfalen, war 1867—80 Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses, 1871—73 Mitglied des Deutschen Reichstags, schloß sich in beiden Versammlungen der Fortschrittspartei an und war in der Kirchenpolitik ein Gegner seines Oheims.

Windturbine, s. unter Windmotoren.

Windvogel, soviel wie Brachvogel.

Windwage (an der Orgel) ist ein Instrument zur Bildung einer Wassersäule, in welcher und an welcher die Dichte der eingeschlossenen Luft gemessen werden kann. Die W. wurde 1685 durch Christian Förner erfunden und später durch Töpfer verbessert; ihre einfachste Einrichtung ist folgende: Eine mit zwei aufrecht stehenden Schenkeln gebogene Glasröhre wird mit Wasser gefüllt, sodaß dieselbe in beiden Schenkeln gleich hoch steht. Solange der Luftdruck derselbe bleibt, wird das Wasser horizontal in beiden Röhren stehen bleiben. Wenn aber die eine Säule nur dem atmosphärischen Drucke ausgesetzt ist, die andere Säule aber mit einem Luftdruck in Verbindung steht, der stärker oder schwächer wie der atmospärische ist, dann wird das Wasser in dieser steigen oder fallen. So ist aus diesen Gründen die Dichte des Orgelwindes der Wassersäule gleich, welche über dem Wasserspiegel, den das Wasser bei gleichem atmosphärischen Luftdruck bildete, emporragt. Die W. ist ein Gefäß aus Zinnblech; eine knieförmig gebogene Röhre ist in dem untern Deckel eingelötet, während eine andere Röhre zum Einschütten des Wassers in die Röhre dient. Zwischen den beiden Röhren befindet sich eine Messingtafel, auf welcher ein Maßstab angebracht ist, der in 40 Grade eingeteilt ist. Um nun zu wissen, wie viel Grad Wind eine Orgel hat, wird die Röhre, durch welche das Wasser gegossen wird, in einen Windkanal eingeschraubt; steigt nun das Wasser bis 38, so heißt es: die Orgel hat eine Windstärke von 38°.

Windwardinsel (Kleine), s. Conception.

Windward Islands, s. unter Antillen und Gesellschaftsinseln.

Windward-Passage, auch bisweilen Kanal von Jamaika, Meeresstraße in Westindien, zwischen den Inseln Jamaika und Cuba westlich und Haïti östlich, verbindet das Karaïbische Meer mit dem Atlantischen Ocean.

Windwurf, s. Windbruch.

Winebagoes oder Nippegon, nordamerik. Indianerstamm in Wisconsin am Westufer des Michigansees, am Fox- und Rock-River. Die W. gehören sprachlich zu dem Stamme der Dakota (Sioux, Nadowessier) und hängen zunächst mit den Jowais, Missouris, Otoes und Omahas zusammen, als deren Stammväter sie angesehen werden.

Winer (Georg Benedikt), namhafter prot. Theolog, geb. zu Leipzig 13. April 1789, studierte daselbst, habilitierte sich bei der theol. Fakultät 1817, wurde 1818 außerord. Professor, ging 1823 als ord. Professor der Theologie nach Erlangen, wurde 1832 in gleicher Eigenschaft nach Leipzig zurückgerufen, wo er bis zu seinem Tode, 12. Mai 1858, erfolgreich wirkte. Seine ersten Arbeiten sind den Grundsprachen des Alten Testaments gewidmet, wovon seine «Grammatik des bibl. und targumischen Chaldäismus» (Lpz. 1824; 2. Aufl. 1842) nebst dem «Chaldäischen Lesebuch» (Lpz. 1825; 2. Aufl. durch Fürst 1864) und seine Bearbeitung

von Simons »Lexicon manuale Hebraicum« (Lpz. 1828) zeugen; später auch der Untersuchung der orient. Bibelübersetzungen. Doch wendete er sich bald der neutestamentlichen Sprache zu, deren Gesetze er zuerst genauer ergründete. Seine Hauptschrift ist die auch in fremde Sprachen übersetzte »Grammatik des neutestamentlichen Sprachidioms« (Lpz. 1822; 7. Aufl., besorgt von Lünemann, 1867), an welche seine lateinische Auslegung des Galaterbriefs (Lpz. 1821; 4. Aufl. 1859) und zahlreiche akademische Programme sich anreihten. Außerdem ist besonders das »Biblische Realwörterbuch« (2 Bde., Lpz. 1820; 3. Aufl. 1845—47) zu nennen. Seine »Komparative Darstellung des Lehrbegriffs der verschiedenen christl. Kirchenparteien« (Lpz. 1824; 3. Aufl., durch Preuß, Berl. 1866) gibt den Stoff faßlich und übersichtlich, dringt aber nicht sehr tief. Eine Frucht emsigen Gelehrtenfleißes ist sein »Handbuch der theol. Litteratur« (Lpz. 1825; 3. Aufl. 1837—40, in 2 Bdn., wozu ein Ergänzungsheft 1842).

Winfried, s. Bonifacius.

Wingolf ist nach dem Bericht der Edda ein mythischer Ort, der bald als Saal der Göttinnen, bald als Teil Walhallas erscheint. Diese verschiedene Anwendung erklärt sich aus der Bedeutung des Wortes, denn vingolf heißt Gemach der Freunde. In neuerer Zeit (zuerst 1845 zu Halle) nahm eine Studentenverbindung mit spezifisch christl. Tendenz den Namen Wingolf (zunächst nach Klopstocks Freundschaftsode »Wingolf«) an.

Winkel ist die Neigung zweier Linien gegeneinander, welche nicht parallel (s. d.) sind. Um den W. zweier Linien (Richtungen) zu bestimmen, muß man die gegebenen Geraden bis zu dem Punkte verfolgen, wo sie sich schneiden. Dieser Punkt heißt dann der Scheitel; die beiden Linien heißen die Schenkel des W. Liegen beide Schenkel in einer geraden Linie, aber auf verschiedenen Seiten des Scheitels, so heißt der W. ein gerader oder gestreckter. Die Hälfte eines gestreckten W. heißt ein rechter W; ein W., der kleiner als ein rechter ist, heißt ein spitzer, ein W., der größer ist, ein stumpfer W.; jeder W., der kleiner als ein gestreckter ist, heißt ein konkaver oder hohler, jeder W., der größer ist, ein konvexer oder erhabener. Jeder W. wird von einem Bogen gemessen, der von seinem Scheitel aus mit einem beliebigen Halbmesser zwischen seinen Schenkeln beschrieben wird. Daher wird die Größe der W. wie die der Bogen durch Grade ausgedrückt. Der gestreckte W. hat 180, der rechte 90°. Der W. zweier in einem Punkte zusammenstoßenden krummen Linien ist einerlei mit dem W. ihrer durch den gemeinschaftlichen Punkt gezogenen Tangenten. Auch der W. einer Ebene mit einer geraden Linie, sowie der W. zweier zusammenstoßenden Ebenen läßt sich auf einen geradlinigen W. zurückführen. Nicht so der körperliche W., welcher entsteht, wenn mehrere Ebenen in einem Punkte zusammenstoßen. Als Maß desselben dient das zwischen jenen Ebenen enthaltene Stück einer Kugelfläche, welche aus der Spitze des W. mit irgendeinem Halbmesser beschrieben worden ist.

In der Kriegsbaukunst heißen eingehende Winkel solche, deren Schenkel gegen das Feld, und ausgehende Winkel solche, deren Schenkel gegen die Festung sich öffnen.

Winkel oder Langenwinkel, Flecken im Rheingaukreise des preuß. Regierungsbezirks Wiesbaden, am Rhein, Station der Linie Frankfurt-Wetzlar der Preußischen Staatsbahnen, mit (1885) 2028 E., die Weinbau und Schiffahrt treiben und eine chem. Fabrik unterhalten. W. hieß im Mittelalter Vinizella (Weinzell) und hatte eine Schule, gegründet von Hrabanus Maurus, dessen Wohnung, das Graue Haus, noch vorhanden ist; Goethe und Bettina von Arnim wohnten hier im Landhause der Familie Brentano; an Karoline von Günderode (s. d.), die hier ihrem Leben ein Ende machte, erinnert ihr restauriertes Grabmal. Unweit liegt Schloß Vollraths, erbaut 1632, dem Grafen Matuschka-Greiffenklau gehörig.

Winkelbohrer, s. unter Bohrer und Bohrmaschinen.

Winkelbörse, s. unter Börse.

Winkelehe, s. unter Ehe, Bd. V, S. 786.

Winkeleisen oder L-Eisen, Stabeisen von L-förmigem Querschnitt, s. unter Walzeisen.

Winkeleisen nennt man auch ein eisernes Winkelmaß, oder auch eine eiserne Schiene zur Befestigung zweier Holz-, resp. Eisenstücke unter einem Winkel zueinander.

Winkelhaken, soviel wie Winkelmaß.

Winkelhaken heißt das aus Eisen-, Nickel- oder Messingblech hergestellte Instrument, in welchem der Schriftsetzer, Buchstaben an Buchstaben reihend, Worte und Zeilen formiert, letztern allen durch die Stellung des W. auf das bestimmte Format eine ganz gleichmäßige Breite gebend.

Winkelhakenbarometer (Morlandisches), s. unter Mikrobarometer.

Winkelmann (Eduard), Historiker, geb. zu Danzig 25. Juni 1838, besuchte das Gymnasium daselbst und studierte in Berlin und Göttingen unter Ranke und Waitz. Aus der schon dort mit Vorliebe betriebenen Erforschung der staufischen Zeit erwuchs sowohl seine Dissertation: »De regni Siciliae administratione, qualis fuerit regnante Friderico II imperatore« (Berl. 1859), als auch das preisgekrönte Werk: »Geschichte Kaiser Friedrichs II. und seiner Reiche« (Bd. 1, Berl. 1863; Bd. 2, Reval 1865). Nach kurzer Beschäftigung an den »Monumenta Germaniae historica« wurde W. 1860 Oberlehrer der Geschichte an der Ritter- und Domschule in Reval, habilitierte sich 1865 an der Universität Dorpat und wurde 1866 zum etatsmäßigen Docenten ernannt. Im Frühling 1869 als außerordentlicher Professor nach Bern berufen, wurde er schon im Herbst zum Ordinarius befördert. In der gleichen Stellung wirkt er seit dem Herbst 1873 in Heidelberg. Im März 1883 wurde er zum Vorstand der badischen Historischen Kommission ernannt. Bei Gelegenheit des 500jährigen Jubiläums der Universität Heidelberg 1886 wurde er von der jurist. Fakultät zum Dr. juris und vom Großherzog von Baden zum Geh. Hofrat ernannt. Zahlreiche Aufsätze von ihm erschienen namentlich in der »Baltischen Monatsschrift«, Sybels »Histor. Zeitschrift«, den »Forschungen zur deutschen Geschichte«, »Mitteilungen des österr. Instituts« und der »Allgemeinen deutschen Biographie«. Von seinen Arbeiten sind noch hervorzuheben: »Fratris Arnoldi de correctione ecclesiae epistola« (Berl. 1865), »Philipp von Schwaben und Otto IV. von Braunschweig« (2 Bde., Lpz. 1872—78), »Des Mag. Petrus de Ebulo Liber ad honorem augusti« (Lpz. 1874), »Acta imperii inedita seculi XIII et XIV« (2 Bde., Innsbr. 1880—85), »Sicilische

und päpstliche Kanzleiordnungen» (Innsbr. 1880); «Ueber die ersten Staatsuniversitäten» (Prorektoratsrede, Heidelb. 1880), «Geschichte der Angelsachsen bis auf König Aelfred» (Berl. 1883). Aus der Zeit seines livländischen Aufenthalts stammen folgende Veröffentlichungen: «Die Kapitulationen der Stadt Reval und der estländischen Ritterschaft» (Reval 1865), «Livländische Forschungen» (Riga 1868), «Joh. Meilof, zur Geschichte des röm. Rechts in Livland» (Dorpat 1869) und «Bibliotheca Livoniae historica» (Petersb. 1870; neue Bearbeitung, Berl. 1878). Im Auftrage der Universität gab er zu ihrem 500jährigen Jubiläum das «Urkundenbuch der Universität Heidelberg. Bd. 1 Urkunden, Bd. 2 Regesten» (Heidelb. 1886) heraus.

Winkelmaß, Winkelhaken oder Winkel (frz. équerre, triangle; engl. square, rule), ein besonders bei Tischlern, Schlossern und Zimmerleuten gebrauchtes Werkzeug, das aus zwei rechtwinkelig aneinander gefügten hölzernen oder stählernen Linealen gebildet ist, zum Messen oder Anzeichnen eines rechten Winkels.

Winkelmesser, s. Astrolabium.

Winkelrecht, einen rechten Winkel bildend; auch soviel wie lotrecht, senkrecht.

Winkelried (Arnold oder Erni), ein Landmann aus Stans in Nidwalden, soll der Überlieferung nach in der Schlacht von Sempach (s. d.) durch seinen Opfertod den Sieg der Schweizer über Herzog Leopold von Österreich entschieden haben. Als in dieser Schlacht, 9. Juli 1386, die Keile der Eidgenossen nicht in das geschlossene Viereck der Österreicher einzudringen vermochten, umfaßte W. so viele der feindlichen Spieße, als er konnte, drückte sie im Falle zu Boden und öffnete damit den Eidgenossen den Weg. Am 3. Sept. 1865 wurde dem Helden von Sempach zu Stans ein Denkmal errichtet und bei dem Jubiläum der Sempacher Schlacht, 4. und 5. Juli 1886, wurde W. als Retter der Schweiz hochgefeiert, wie auch ihm zu Ehren der Fonds zur Unterstützung der Witwen und Waisen gefallener schweiz. Wehrmänner den Namen Winkelried-Stiftung führt. In der Streitfrage, ob W. und seine That der Geschichte oder der Sage angehören, treten die meisten schweiz. Historiker für die histor. Wahrheit der Überlieferung ein, während Kleißner, Hartmann u. a. zu einem negativen Resultat gelangen. Urkundlich wird ein zu Stans ansässiges Geschlecht W. im Anfang des 14. Jahrh. erwähnt; 1417 war ein W. Landammann von Nidwalden und 1522 fiel ein Arnold W., Ritter und Hauptmann der mailändischen Garde, in der Schlacht bei Bicocca. Einer neuesten unglaubwürdigen Hypothese nach wäre der Tod dieses W. später durch die Tradition auf die Schlacht von Sempach übertragen worden. Vgl. H. von Liebenau, «Arnold von W., seine Zeit und seine That» (Aarau 1862); Kleißner, «Die Quellen zur Sempacher Schlacht und die Winkelried-Sage» (Gött. 1873); Dagnet, «La question de W.» (Neuchâtel (1883); Th. von Liebenau, «Die Schlacht bei Sempach» (Luz. 1886); Oechsli, «Zur sempacher Feier» (Zür. 1886); Bernoulli, «W.s That» (Bas. 1886); Hartmann, «Die Schlacht bei Sempach» (Frauenfeld 1886); Bürkli, «Der wahre W.» (Zür. 1886).

Winkelschriftstellerei nennt man die Thätigkeit jemandes, welcher, ohne die Anwaltsbefugnisse zu besitzen, für andere Schriften anfertigt, die zur Einreichung bei einer Behörde bestimmt sind und zu ihrer Abfassung Rechtskenntnisse erfordern. Hier entscheiden die Vorschriften des Partikularrechts, da die Anfertigung von Schriften in Rechtssachen nicht unbedingt unter die Bestimmung des §. 132 des Reichsstrafgesetzbuchs fällt. Der Winkeladvokatur begegnet die Deutsche Civilprozeßordnung in §. 143.

Winkelspiegel nennt man zwei oder mehrere ebene Spiegel, welche miteinander Winkel bilden und dadurch eine symmetrische Vervielfältigung der optischen Bilder eines zwischen jenen Spiegeln befindlichen Gegenstandes hervorrufen. Diese Wirkung der W. hat Porta schon im 16. Jahrh. richtig erklärt, sodaß die auf den W. beruhenden alten Spiegelbücher, die polygonalen Spiegelkästen oder Gukerla u. dgl. m. verstanden werden konnten. Auch das Kaleidoskop (s. d.) gehört zu den W.

Winkelspinne (Tegenaria domestica), eine dunkelbraune mit verwischten Zeichnungen versehene, bis 10 mm lang werdende Spinne, welche in verborgenen Winkeln der menschlichen Wohnungen in die Ecken hinein ein horizontales Netz spinnt, dessen Ecke entweder in einer Mauerritze endet oder mit einem besondern Gespinst dachartig überdeckt wird und so einen Zufluchtsort bietet. Das Gewebe der W. wurde früher gegen Wechselfieber benutzt, jetzt wird es gelegentlich noch als blutstillendes Mittel angewandt, was indessen wegen der Verunreinigung mit Staub u. s. w. bedenklich ist.

Winkler (Clemens Alexander), Chemiker, geb. 26. Dez. 1838 in Freiberg in Sachsen, empfing seine Ausbildung als Chemiker und Hüttenmann an der freiberger Bergakademie und promovierte sodann bei der Universität Leipzig. Nach vierzehnjähriger praktischer Thätigkeit bei den sächsischen Blaufarbenwerken, wurde er 1873 als Professor der Chemie an die Bergakademie zu Freiberg berufen. Von da ab bewegte sich seine Thätigkeit teils auf technischem, teils auf wissenschaftlichem Gebiete; unter anderm fand sie Ausdruck in der Ausarbeitung eines neuen Verfahrens zur Fabrikation von rauchender und wasserfreier Schwefelsäure (Kontaktverfahren), in der Ausbildung der technischen Gasanalyse, in der Entdeckung des Elementes Germanium. Er schrieb: «Anleitung zur chemischen Untersuchung der Industriegase» (1. u. 2. Abteil., Freiberg 1876—77), «Die Maßanalyse nach neuem titrimetrischen System» (Freiberg 1883), «Lehrbuch der technischen Gasanalyse» (Freiberg 1885).

Winkler (Emil), namhafter Ingenieur, geb. 18. April 1835 in dem Dorfe Falkenberg bei Torgau, erhielt seine wissenschaftliche Ausbildung auf dem Gymnasium in Torgau und später auf dem Polytechnikum in Dresden. Vor und nach dem Besuch der letztgenannten Lehranstalt war er praktisch thätig. Nachdem er hierauf mehrere Jahre am dresdener Polytechnikum als Privatdocent und Assistent gewirkt hatte, wurde er 1865 als Professor an die Technische Hochschule in Prag und von dort 1868 an die Technische Hochschule in Wien berufen. Im J. 1877 erhielt er eine Professur an der königl. Bauakademie in Berlin, welche Anstalt kurz darauf mit der königl. Gewerbeakademie zur Technischen Hochschule vereinigt wurde, deren Rektor er 1885—86 war. W. gilt als Autorität in der höhern Mechanik und im Eisenbahnbau. Von seinen litterarischen Arbeiten sind außer zahlreichen in Zeitschriften veröffentlichten Artikeln folgende Werke erschienen: «Lehre von der Elasticität und Festigkeit»

(Prag 1877), «Vorträge über Eisenbahnbau» (Prag; zum Teil von Mitarbeitern geschrieben), «Vorträge über Brückenbau» (Wien), «Neue Theorie des Erddrucks» (Wien 1872).

Winkler (Karl Gottfried Theod.), als Pseudonym Theodor Hell, geb. 9. Febr. 1775 zu Waldenburg im Schönburgischen. Zu Wittenberg studierte er die Rechte und Geschichte, wurde 1796 beim Stadtgericht zu Dresden angestellt, ging 1801 an Langbeins Stelle zum Geheimen Archiv über und rückte 1805 zum Wirkl. Geh. Archivregistrator auf. Im J. 1812 wurde er zum Geh. Sekretär befördert, dann der sächs. Regierungskommission als Sekretär beigeordnet, später zur Organisation des Theaters berufen und zu dessen Intendanten in Dresden und in Leipzig ernannt. Bei der Rückkehr des Königs wurde er zum Theatersekretär, auch 1816 zum Sekretär bei der königl. Akademie der Künste ernannt. Im J. 1825 wurde er überdies noch mit der Regie der ital. Oper beauftragt und 1841 Vizedirektor des königl. Hoftheaters und der musikalischen Kapelle. W. starb 24. Sept. 1856 in Dresden.

Die Zahl seiner belletristischen Schriften ist sehr groß. Von metrischen Übersetzungen sind zu nennen die der «Lusiaden» des Camões, gemeinschaftlich mit Kuhn (Dresd. 1807) und Byrons «Mazeppa» (1820). Als Dichter wurde er bekannt durch seine Taschenbücher «Penelope» (seit 1811), «Komus» (3 Jahrgänge) und die «Agrionien», sowie auch durch die Beiträge zu vielen andern Taschenbüchern und besonders durch die «Abendzeitung», die er 1817—43 herausgab. Mit den «Lustspielen» (2 Bde., Lpz. 1805) trat er in die Reihe der dramatischen Schriftsteller. Seitdem lieferte er viele Übersetzungen und Bearbeitungen vorzüglich franz. Dramen für die Bühne. Auch gab er die hinterlassenen Schriften seines Freundes K. M. von Weber (3 Bde., Dresd. 1827—29) mit einem biographischen Vorworte heraus.

Winland (Weinland), s. Vinland.

Winne (Levin de), Maler, s. De Winne.

Winnebagos, s. Winebagoes.

Winneburg, Ruine einer 1689 von den Franzosen zerstörten Burg, 2 km nordwestlich von der Kreisstadt Kochem des rheinpreuß. Regierungsbezirks Koblenz; die Herrschaft W. war 1295—1794 ein Lehn des Erzstifts Trier, wurde 1361 mit der Herrschaft Beilstein vereinigt und kam nach dem 1637 erfolgten Aussterben der Herren von W. als kurtriersches Lehn an die Grafen von Metternich, 1815 an Preußen.

Winnecke (Friedr. August Theodor), ausgezeichneter Astronom, geb. 5. Febr. 1835 zu Groß-Heere bei Hannover, war nach Beendigung seiner Studien zunächst Assistent an der berliner Sternwarte, folgte 1858 einem Ruf als Vizedirektor der Sternwarte in Pulkowa, welche Stellung er 1867 aus Gesundheitsrücksichten niederlegte. W. hielt sich nun längere Zeit in Karlsruhe auf, wo er mit Hilfe eigener Instrumente Entdecker mehrerer Kometen wurde. Bei der Gründung der neuen deutschen Universität in Straßburg wurde W. daselbst Professor der Astronomie. Trotz der in den ersten Jahren sehr beschränkten Mittel der alten Sternwarte gelangte letztere doch unter W.s Leitung bald zu hohem Ansehen, und die nach seinen Plänen neu erbaute Sternwarte ist eine der großartigsten der Gegenwart. Doch mußte sich W. bald nach Vollendung der Sternwarte aus Gesundheitsrücksichten von der anstrengenden Thätigkeit des Astronomen zurückziehen und seine Stellung im J. 1886 definitiv aufgeben. W. war ohne Unterbrechung Vorstandsmitglied, lange Zeit Schriftführer der Astronomischen Gesellschaft, Mitglied der Kommission für die Beobachtung des Venusvorübergangs und leitete als solcher sämtliche astronomische Vorarbeiten, sowie die nachträglich nötig gewordenen Untersuchungen an den angewandten Instrumenten. Seine eigenen Beobachtungen beziehen sich vorzugsweise auf die veränderlichen Sterne, auf Nebelflecke und Kometen und sind meist in astron. Zeitschriften publiziert.

Winnenden, Stadt im württemb. Neckarkreise, Oberamt Waiblingen, an der Linie Waiblingen-Hessenthal der Württembergischen Staatsbahnen, hat eine Erziehungsanstalt für verwahrloste und taubstumme Kinder (Paulinenpflege) und ein Asyl für ältere Taubstumme und zählt (1885) 3544 E., welche Gerbereien und Färbereien unterhalten, auch Weinbau und Obstkultur betreiben. In dem nahe gelegenen Schlosse Winnenthal, das früher dem Deutschen Orden gehörte, befindet sich seit 1832 eine Staatsirrenanstalt.

Winnipeg, Hauptstadt des Territoriums Manitoba des Dominion of Canada, an der Einmündung des Assiniboine in den Red-River of the North, Station der Canadischen Pacificbahn, welche hier nach vier Richtungen abzweigt, ist der kommerzielle Mittelpunkt des Nordwestens, Sitz des deutschen Konsuls für Manitoba, zählt etwa 30000 E. und hat eine Universität und mehrere Colleges.

Winnipeg Lake, See im brit. Nordamerika, etwa 23290 qkm groß, in 191 m Meereshöhe; in ihn ergießen sich: im SO. der dem Lake of the Woods entströmende Fluß Winnipeg; im S. der aus den Vereinigten Staaten von Amerika kommende und in seinem obern Laufe die Grenze zwischen den Unionsstaaten Dakota im W. und Minnesota im O. bildende Red-River of the North; im W. der Dauphin-River, welcher vom Manitobasee kommt, und der Saskatchewan. Der W. entsendet im N. den Nelsonfluß nach der Hudsonsbai, mit welcher er auch durch den Severn in Verbindung steht. Die größere südl. Hälfte des Sees gehört zum Territorium Manitoba, die nördl. Westküste westlich vom Nelsonfluß zum Territorium Saskatchewan.

Winniza, Kreisstadt im russ. Gouvernement Podolien, am Bug und an der von Kiew über Balta nach Odessa führenden Eisenbahn mit (1884) 18581 E., darunter 6000 Juden. W. treibt bedeutenden Getreidehandel mit Odessa.

Winnweiler, Dorf im bayr. Regierungsbezirk Pfalz, Bezirksamt Kaiserslautern, an der Alsenz, Station der Linie Hochspeyer-Münster a. St. (Alsenzbahn) der Pfälzischen Eisenbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 1656 E. und hat eine evang. und eine kath. Pfarrkirche, eine Lateinschule, eine Maschinenwerkstätte, Türkischrotfärberei, Tabaks- und Cigarrenfabrik und Baumwollzeugwebereien. W. war ehemals Hauptort der Grafschaft Falkenstein.

Winona, Hauptstadt des gleichnamigen County im nordamerik. Staate Minnesota, liegt am westl. Ufer des Mississippiflusses, an der Winona- und St. Peter-, der St. Paul- und Chicago-, der Chicago- und Northwestern- und der Green-Bai- und Minnesota-Eisenbahn und zählt (1880) 10208 E., welche bedeutenden Handel mit Holz und Getreide treiben, große Säge- und Mahlmühlen, Eisengießereien, Fabriken für landwirtschaftliche Geräte, Wagen, Fässer u. s. w. unterhalten.

Winsbeke (der), lyrisches Lehrgedicht des 13. Jahrh., die Lehren eines Ritters an seinen Sohn enthaltend. Der von der Litteraturgeschichte adoptierte Titel nach der Überlieferung der pariser Liederhandschrift, die daneben in der Vorschrift bietet: Von Winsbach, wonach der Verfasser vielleicht ein Glied des bayr. Rittergeschlechts von Windsbach sein könnte. Echt scheinen nur 56 Strophen, die folgenden 24 späterer Zusatz eines geistlichen oder ascetisch gerichteten Verfassers. Das treffliche, offenbar auch beliebte Gedicht fand ein jüngeres Gegenstück in der nach ihm genannten Winsbekin, in den Lehren einer adeligen Mutter an ihre Tochter. Eine Ausgabe unter dem Titel «Der Winsbeke und die Winsbekin» veranstaltete M. Haupt (Lpz. 1845).

Winschoten, Flecken in der niederländ. Provinz Groningen, 30 km südöstlich von der Stadt Groningen, Station der Linie Harlingen-Nieuwe-Schans der Niederländischen Staatsbahnen, ist der Mittelpunkt eines regen Handelsverkehrs, besonders mit Ostfriesland, und zählt 7500 E. Nach W. benannt ist das Winschoter oder Schuiten-Diep, ein Kanal, der von der Stadt Groningen aus in südöstl. Richtung über Hoogesand nach W. und weiter nach Nieuwe-Schans an der ostfries. Grenze läuft, worauf er, sich nördlich wendend, in das Dollart ausmündet.

Winsen, Kreisstadt in der preuß. Provinz Hannover, Regierungsbezirk Lüneburg, rechts an der Luhe, kurz vor ihrer Mündung in die Ilmenau, am Rande der Marsch, Station der Linie Lehrte-Harburg der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 2942 E. und hat ein Schloß, Schiffahrt, Fabriken für Tabak, Wollwaren und Papier.

Winspel, s. Wispel.

Winter nennt man im bürgerlichen Leben im allgemeinen die rauhere Jahreszeit, in der nördl. gemäßigten Zone etwa vom November bis April. Das Winterhalbjahr umfaßt auf der nördl. Halbkugel der Erde die sechs Monate vom 1. Okt. bis 31. März des folgenden Jahres, während für die südl. Hemisphäre die andern sechs Monate in gleicher Bedeutung als Winter anzunehmen sind. Der astronomische Winter hat engere Grenzen und umfaßt nur diejenige Zeit des Jahres, in welcher die Sonne sich von dem der betreffenden Halbkugel nicht angehörenden Wendekreise bis nach dem Äquator bewegt, also von dem resp. Solstitium bis zum darauf folgenden Äquinoktium; für die nördl. Halbkugel daher die Zeit vom 21. oder 22. Dez. (Wintersolstitium, die Sonne im Wendekreise des Steinbocks) bis 21. März, für die südl. Halbkugel die Zeit vom 21. oder 22. Juni bis 22. Sept. Diejenigen Zeichen der Ekliptik, welche die Sonne während des W. durchläuft, heißen Winterzeichen; sie sind für die nördl. Halbkugel: Steinbock, Wassermann und Fische. Auf der nördl. Halbkugel währt der W. nur 88 Tage 19 Stunden 29 Minuten, auf der südl. Halbkugel hingegen 93 Tage 13 Stunden 56 Minuten, weil der nördliche W. in die Zeit der Sonnennähe, der südliche aber in die der Sonnenferne fällt, wo die Erde sich langsamer um die Sonne bewegt und also länger in dem betreffenden Quadranten ihrer Bahn verweilt. (Vgl. Sommer.)

In der Meteorologie bezeichnet man die drei Monate Dezember, Januar und Februar als den meteorologischen Winter der nördl. Halbkugel. In der heißen Zone und eine ziemliche Strecke über die Wendekreise hinaus findet kein W. nach unserm Begriff statt. Hier gibt es nur eine oder zwei Regenzeiten, die aber nicht kalt sind. In ganz Nord- und Südafrika, mit Ausnahme der Gebirgsgegenden, ja selbst in Neapel, Sicilien, dem südl. Spanien und Portugal kennt man wenigstens für gewöhnlich auch weder Eis noch Winterkälte. Im Januar pflegen daselbst bereits die Mandelbäume zu blühen, und die Gartengewächse gedeihen in dieser Zeit noch besser als im Sommer. Weiter hinauf und schon in Mittelitalien friert es öfters, noch mehr in Oberitalien. Diesseit der Alpen wird der W. schon ziemlich anhaltend und streng. In Rußland, Sibirien und jenseit des Polarkreises, namentlich auch in dem nordamerik. Archipel zeichnet er sich durch hohe Kältegrade aus, welche dazu noch oft von langer Dauer sind. Dasselbe Fortschreiten findet nach dem Südpol zu statt. Während der W. in demselben Jahre in einigen Gegenden streng, zeigt er sich in andern mild, und oft ist es vorgekommen, daß gleichzeitig Europa einen strengen, Amerika einen milden W. hatte.

Winter (Georg Ludw.), bad. Staatsmann, Sohn eines Pfarrers, geb. 18. Jan. 1778 zu Prechthal in der Altmarkgrafschaft Baden, studierte in Göttingen die Rechte, wurde 1815 Ministerialrat im Ministerium des Innern, 1818 Geh. Referendar, 1822 Staatsrat und Mitglied des Staatsministeriums und 1824 Direktor des Ministeriums des Innern. Man übertrug ihm 1830 unter dem Namen eines Chefs des Ministeriums die Funktionen des Ministers des Innern und erteilte ihm auch 1833 den Titel eines solchen. An dem parlamentarischen Leben Badens nahm W. seit 1819, wo er als Abgeordneter in seinem Bericht über das Adelsedikt den aristokratischen Prätensionen entgegentrat, den bedeutsamsten Anteil. Es gelang ihm, die Verwaltung in dem freisinnigen Gange zu erhalten, dem sie in den innern Organisationen auch nach dem Rückschlage von 1832 treu blieb. Eine Reihe wichtiger Reformen, namentlich die Umgestaltung des Gemeindewesens, war hauptsächlich sein Werk. W. starb 27. März 1838. Er schrieb «Über die Ansprüche der Krone Bayerns auf Landesteile des Großherzogtums Baden» (Mannh. 1827). Im Frühjahr 1855 wurde W. in Karlsruhe ein Standbild (von Reich) errichtet. Vgl. Weick, «Reliquien von Ludwig W.» (Freiburg 1843).

Winter (Peter von), deutscher Tonsetzer, geb. zu Mannheim 1755, erhielt frühzeitig Violinunterricht und wurde schon im Alter von 11 J. in der kurfürstl. Hofkapelle zu Mannheim angestellt. Im J. 1776 nahm er die Stelle eines Orchesterdirektors bei der Marchandschen Schauspielergesellschaft an, welche der Kurfürst von der Pfalz in seine Dienste genommen hatte, und 1778 folgte er dem Hofe nach München, der nunmehrigen pfalzbayr. Residenz. Im J. 1783 reiste W. nach Wien, wo er sich besonders durch Salieri bildete. Im J. 1788 wurde er in München an Abt Voglers Stelle Kapellmeister, und 1791 brachte er in Neapel und Venedig verschiedene Opern zur Aufführung, darunter «Catone in Utica», «Antigona», «Il sacrifizio di Creta». Während eines zweiten Aufenthalts in Wien in den J. 1794—96 lieferte W. die Opern «Das Labyrinth», «Die Pyramiden von Babylon»

(mit Gallus gemeinschaftlich komponiert) und vor allen «Das unterbrochene Opferfest». Letzteres Werk trug am meisten zur Verbreitung seines Ruhmes bei und gewann eine langdauernde Popularität. In München komponierte er die Opern «Maria von Montalban». Sodann brachte er in London, wo er sehr geschätzt war, 1803—5 die Opern «Calypso», «Zaïra», «Proserpina» nebst einigen Balletten auf die Bühne, dann in Paris «Tamerlan» und 1807 «Castor et Pollux». Im J. 1816 unternahm er mit der von ihm gebildeten Sängerin Sigl (nachher Sigl-Vespermann) eine längere Reise nach Italien, wo die Opern «Maometto», «I due Valdomiri» und «Etelinda» entstanden und auch aufgeführt wurden. Im J. 1814 erfolgte seine Ernennung zum Ritter des Civilverdienstordens der bayr. Krone (mit persönlichem Adel); damals schrieb er eine große Cantate über den Sieg Deutschlands. W. starb 17. Okt. 1825. Fließende Erfindung und Darstellung sind Hauptvorzüge seiner Werke. In seinen Opern, Cantaten, Kirchensachen, Liedern, Gesängen verbindet sich damit noch meisterliche Behandlung der Singstimmen; er gab auch eine große Gesangschule heraus (4 Abteil., Mainz 1824).

Wintera *H. et B.* (Drimys *Font.*), Pflanzengattung aus der Familie der Magnoliaceen. Man kennt nur fünf Arten, von denen eine in Südamerika vorkommt, die andern in Australien, Neuseeland und Borneo sich finden. Es sind Bäume oder Sträucher mit immergrünen Blättern, die infolge reichlich vorhandener Öldrüsen durchscheinende Punkte und einen aromatischen Geruch besitzen. Die Blüten sind zwitterig oder polygamisch und haben rote oder weiße oder auch grünlichgelbe Blumenblätter, die ebenso wie die Staubgefäße meist in größerer Anzahl vorhanden sind. Die gleichfalls zahlreichen Fruchtknoten mit ritzenden Narben entwickeln sich an beerenartigen Früchtchen.

Von der in Südamerika, besonders in Chile einheimischen W. aromatica *Murr.* (Drimys Winteri *Font.*) war früher die Rinde als Cortex Winteranus verus offizinell und wurde gegen Fieber und Verdauungsschwäche gebraucht.

Winterberg, zwei Berge in der Sächsischen Schweiz. Der Große Winterberg, der höchste Gipfel des Gebirges auf dem rechten Elbufer, ist 555 m hoch, hat eine mit Basalt bedeckte Kuppe, worauf ein Gasthaus steht, und gewährt eine schöne, weit umfassende Aussicht. Der Kleine Winterberg ist 491 m hoch.

Winterberg, Stadt in der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis Brilon, auf einer rauhen bewaldeten Hochfläche des Sauerlandes, dem Plateau von Winterberg, 684 m über dem Meere gelegen, hat (1885) 1235 kath. E., welche Wollwebereien sowie Hausierhandel mit Kurz- und Wollwaren nach allen Gegenden Deutschlands und den Niederlanden betreiben. Südwestlich steigt der Kahle Astenberg (830 m) auf, die höchste Erhebung des Sauerlandes.

Winterberg, Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Prachatitz, im südlichen Böhmen, liegt 696 m hoch am Fuße des Böhmerwaldes an der Wolinka, einem Seitenbache der Wattawa, die nördlich zur Moldau geht, ist Sitz eines Bezirksgerichts, hat ein großes fürstlich Schwarzenbergisches Schloß auf hervorragender Höhe, welches nach dem Brande 1858 in einfachem Stile wiederhergestellt wurde, eine bedeutende, dem Karl Kralik, Ritter von Meyrsheim gehörige Glasfabrik («Adolf») mit zwei Glashütten und einem Werkhause für Glasschleiferei, eine Buchbinder- und Bronzewarenfabrik, eine Elfenbein- und Beinschneiderei und zwei Bürstenholzwarenwerkstätten und zählt (1880) 3662, mit der Ansiedelung «Adolf» 3881 meist deutsche E. Zu W. bestand schon 1484 eine Buchdruckerei.

Winterdeich, s. unter Deiche.

Winterer (Landelin), elsäss. Abgeordneter des Reichstags, geb. 28. Febr. 1832, studierte kath. Theologie, wurde Kaplan in Bischweiler und Colmar, später Pfarrer in Gebweiler, dann Stadtpfarrer und Kanonikus in Mülhausen i. E. Seit 1874 vertritt er den Wahlkreis Altkirch-Thann im Reichstage, wo er als ein eifriger Parteigänger der gegen die Einverleibung Elsaß-Lothringens in das Deutsche Reich protestierenden «Elsässischen Fraktion» thätig ist. Er schrieb «La persécution religieuse en Alsace pendant la grande révolution».

Winterfeld (Adolf von), deutscher Humorist, geb. 9. Dez. 1824 zu Alt-Ruppin als Sohn eines Forstmeisters, besuchte die Kadettenkorps zu Kulm und Berlin und ward 1844 Offizier im 2. Kürassierregiment zu Pasewalk, in welchem Orte fast alle seine Humoresken und Soldatenromane spielen. Nachdem er 1848 den Feldzug gegen Dänemark mitgemacht, besuchte er 1850 die Kriegsschule zu Berlin und nahm nach Beendigung des dreijährigen Kursus seinen Abschied. Seine litterarische Laufbahn begann er mit Übersetzungen aus dem Schwedischen, Plattdeutschen und Schottischen, schrieb dann im Auftrage des Prinzen Karl von Preußen 1860 die «Geschichte des ritterlichen Ordens Sankt Johannis vom Spital zu Jerusalem»; doch die weiteste Verbreitung fanden seine Soldatenhumoresken und komischen Romane, besonders: «Garnisongeschichten» (Berl. 1856; 4. Aufl., illustr., 1877), «Soldaten-Leid, Soldaten-Lust» (2. Aufl., Berl. 1857), «Manövergeschichten» (3. Aufl., Berl. 1863), «Ein Spazierritt nach Jütland» (Berl. 1864). Zu den komischen Romanen gehören: «Geheimnisse einer kleinen Stadt» (Berl. 1863; 2. Aufl., Jena 1880), «Der stille Winkel» (Berl. 1865; 2. Aufl., 3 Bde., Jena 1879), «Ein gemeuchelter Dichter» (4 Bde., Jena 1867), «Modelle» (4 Bde., Lpz. 1868), «Der Elefant» (4 Bde., Lpz. 1870), «Onkel Sündenbock» (3 Bde., Jena 1873), «Der Mops» (4 Bde., Jena 1877), «Peter Pinsel» (4 Bde., Jena 1878), «Ein Liebling der Furien» (4 Bde., Jena 1879), «Der Waldkater» (3 Bde., Jena 1883), «Der Kamerad von der Garde» (Jena 1886). Von seinen dramatischen Arbeiten ist namentlich das Lustspiel «Der Winkelschreiber» (Berl. 1868) bekannt.

Winterfeldt (Hans Karl von), preuß. Generallieutenant, Friedrichs d. Gr. Freund und Liebling, geb. 4. April 1707 zu Vanselow in Vorpommern, trat im 16. Jahre bei dem Kürassierregiment von Winterfeldt ein, von welchem er bald in die Garde versetzt wurde und den Rheinfeldzug mitmachte. Friedrich d. Gr., der ihm schon als Kronprinz sein Vertrauen geschenkt, erhob ihn nach seiner Thronbesteigung vom Lieutenant sogleich zum Major und Flügeladjutanten und sendete ihn beim Beginn des Schlesischen Kriegs 1740 nach Petersburg, wo er die Absicht des wiener Hofs, von der russ. Kaiserin Hilfstruppen zu erlangen, hintertreiben sollte. Der Zweck wurde erreicht, und W. trat nach seiner Rückkehr an die Spitze eines Grenadierbataillons, mit welchem er sich bei der Überrumpe-

lung von Glogau, 8. März 1741, besonders aber in der Schlacht bei Mollwitz, 10. April, wo er am Fuße verwundet wurde, sowie bei dem Gefecht von Rothschloß, 22. Juni, auszeichnete. Kurze Zeit hernach wurde er zum Obersten befördert. Im zweiten Schlesischen Kriege kämpfte er ruhmvoll bei Slawentzitz gegen ungar. Insurrektionstruppen im April und bei Landshut gegen Nadasdy im Mai, wofür ihn der König zum Generalmajor ernannte, und nahm am Siege von Hohenfriedberg 4. Juni 1745, sowie an dem glücklichen Gefechte bei Katholisch-Hennersdorf 23. Nov. hervorragenden Anteil. Während des folgenden Friedens war er als Generaladjutant immer in der Nähe des Königs und wurde von diesem zu wichtigen Geschäften gebraucht, so 1755 zu einer Sendung nach Hannover zu König Georg II. von England. Kurz vor dem Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs wurde er, erst 45 J. alt, Generallieutenant. Als Friedrich die sächs. Armee im Lager bei Pirna einschloß, wurde W. abgesendet, um den König August III. von seiner Verbindung mit Österreich abzuziehen, erreichte jedoch diesen Zweck nicht und schloß hierauf mit Rutowski die Kapitulation von Pirna ab. Während des nächsten Winters sperrte er die wichtigen Pässe bei Landeshut gegen die leichten Truppen der Österreicher. In der Schlacht bei Prag befehligte er die Infanterie des linken Flügels und wurde am Halse verwundet. Nach der Schlacht bei Kollin wurde er der Armee des Prinzen August Wilhelm zugeteilt. Als Friedrich im Herbst 1757 gegen die Reichsarmee und die Franzosen marschierte, ließ er sein Hauptheer zur Deckung Schlesiens unter dem Herzog von Bevern zurück, bei welchem W. das Korps, das bei Moys unweit Görlitz stand, führte. Seine Stellung wurde 7. Sept. von überlegener Macht angegriffen, und zwei Grenadierbataillone, welche den Holzberg besetzt hatten, mußten diesen nach tapferer Gegenwehr verlassen. W., der vergebens um Unterstützung bat, eilte an der Spitze einer Brigade nach dem bedrohten Punkte, erhielt aber einen Schuß in die Brust und starb am folgenden Morgen, 8. Sept. 1757. Seine (nach dem Entwurfe von Kiß) in Erz gegossene Bildsäule wurde 1862 auf dem Wilhelmsplatze zu Berlin an Stelle der früher dort (jetzt in Lichterfelde) befindlichen Marmorstatue aufgestellt. Vgl. Varnhagen von Ense, «Leben des Generals W.» (Berl. 1836), auch im 6. Bande der «Biographischen Denkmale» (3. Aufl., Lpz. 1872); «Hans Karl von W. und der Tag von Moys» (Görl. 1857).

Wintergarten nennt man einen größern, nach Art eines Kalthauses (Orangeriehauses) mit Glas überdeckten und mit Glaswänden versehenen, heizbaren Raum, worin schönblumige Pflanzen des Orangerie- und temperierten Hauses, welche im Winter oder im ersten Frühjahr blühen, in Boskettts und Gruppen aufgestellt sind, während man dazwischen Sandwege anlegt, auch wol Wasserbassins mit Fontäne, sowie Ruhebänke und Lauben anbringt. Passende Gewächse für Wintergärten sind Coniferen (namentlich aus den Gattungen Araucaria, Abies, Cryptomeria, Cupressus, Juniperus), echte Akazien (Acacia), Mimosen, Azaleen, Rhododendren, Camelien, Myrtaceen, Ericaceen und andere immergrüne Sträucher und Bäume der warmen gemäßigten und subtropischen Zone, von krautartigen Pflanzen namentlich Hyacinthen, Crocus, Tulpen und andere Zwiebelgewächse, die zeitig blühen oder sich treiben lassen. Auch Ampelgewächse bringt man gern in Wintergärten an. Der erste W. wurde in Paris angelegt, gegenwärtig gibt es keine größere Stadt, welche nicht einen solchen besäße. Zur Verbreitung allgemeiner botan. und gärtnerischer Kenntnisse, namentlich zur Bildung des Geschmacks in Bezug auf Gruppirung von Zierpflanzen u. s. w. tragen die Wintergärten viel bei. Palmengarten nennt man den W., sobald er durch Heizung zum Warmhause wird, in welchem Palmenarten, Pandanus, Musa, Farne u. s. w. gruppiert sind, und der somit einen Aufenthaltsort mit tropischem Klima bildet. Sowohl Winter- als Palmengärten werden oft als öffentliche Vergnügungslokale eingerichtet; die schönsten besitzt Deutschland zu Charlottenburg, Köln (Flora) und Frankfurt a. M. (Palmengarten).

Wintergewächse, soviel wie zweijährige Pflanzen, s. Biennis.

Wintergrün, soviel wie Immergrün.

Wintergrünöl, s. Gaultheriaöl.

Wintergut, die Federn von geschlachteten Gänsen, s. unter Federn (tierische).

Winterhalter (Franz Xaver), namhafter Porträtmaler, geb. 20. April 1806 in Menzenschwand bei St. Blasien, erhielt seine erste künstlerische Ausbildung in München, besonders unter Stielers Leitung. Er ließ sich 1828 in Karlsruhe nieder, malte dort gelungene Porträts des Großherzogs Leopold und anderer Mitglieder des bad. Regentenhauses, wurde dafür zum Hofmaler ernannt und konnte nun seine Studien in Paris fortsetzen. Bald fand er auch in der franz. Hauptstadt Anerkennung, und 1835 besuchte er Italien. Seine dortige Ausbeute bestand in Aquarellen, nach denen er bei der Rückkehr nach Paris Ölbilder ausführte. Berühmt geworden sind: das Dolce far niente (1836); das Decamerone (1837), eine Gesellschaft junger Männer und Frauen, welche einer Erzählung von Boccaccio zuhören; Neapolitanerin am Brunnen. Von 1838 an wurden diese Bilder seltener, und die Porträtmalerei begann vorzuherrschen. W. wurde nun der eigentliche Fürstenmaler der Zeit. Ludwig Philipp und dessen ganze Verwandtschaft begann die große Reihe fürstl. Personen, welche W. im Bilde wiedergegeben hat. Es folgten der König und die Königin der Belgier und der dortige Hof. Nach London berufen, malte W. die Königin Victoria und den Prinzen Albert, den Prinzen von Wales in Matrosenkleidung, ein Bild, das durch den Stich sehr bekannt geworden, und das große Familienbild, das die Mitglieder der königl. Familie auf der Terrasse von Windsorschloß sitzend darstellt. Es folgte 1853 das berühmte Gegenstück zum Decameron nach dem Romancero: Florida, die Tochter des Statthalters von Tarifa, die vom letzten Gotenkönig Rodrigo beim Baden belauscht wird. Vielfach wurde er von dem kaiserl. Hof von Frankreich beschäftigt. Hervorzuheben ist hier ein großes Gruppenbild (1855), Kaiserin Eugenie mit acht Ehrendamen, lebensgroß, ruhend im Park von St.-Cloud. Auch am preuß., württemb., österr., russ. und span. Hofe porträtierte W. die Fürstlichkeiten. Überall gelten seine Porträts gleichsam für die offiziellen und werden den Kopien und Nachbildungen zu Grunde gelegt. W. starb 8. Juli 1873 zu Frankfurt a. M.

Winterkleid, s. unter Sommerkleid.

Winterkönig, s. Friedrich V. von der Pfalz.

Winterkresse, Pflanze, s. Barbenkraut.

Winterkurorte, s. u. Klimatische Kurorte.

Winterpunkt, soviel wie Wintersolstitium, s. unter Sonnenwenden und Winter.

Winterquartiere wurden früher die von den beiden gegnerischen Heeren während des Winters im Laufe eines Kriegs eingenommenen Kantonnements genannt, da es Regel war, daß während des Winters eine längere Unterbrechung der Feindseligkeiten eintrat, wenn es auch an Beispielen nicht mangelt, daß zur Winterzeit kriegerische Operationen stattfanden. Napoleon I. verließ diesen herkömmlichen Gebrauch im Feldzuge 1806/7 gegen Preußen; seitdem hat der Winter die Kämpfe nicht unterbrochen, weder 1813/14 in Frankreich, noch 1854/55 in der Krim, 1864 in Dänemark, 1870/71 in Frankreich, 1877/78 in den Balkanländern. Das Beziehen von W. widerspricht der energischen Kriegführung der heutigen Zeit; auch gestattet die allgemeine Wehrpflicht, die im Kriegsfalle das gesamte Volk in Mitleidenschaft zieht, nicht wohl, daß eine längere Pause während des Winters in den Operationen eintritt, sie drängt vielmehr auf schnelle Entscheidung hin.

Winterschlaf nennt man den bei vielen Tieren während der kalten Jahreszeit eintretenden lethargischen, schlafartigen Zustand. Während Vögel der Kälte und dem Nahrungsmangel des Winters vermöge leichter Ortsveränderung durch periodische Auswanderung in wärmere Gegenden entgehen, verfallen viele andere Tiere höherer oder niederer Klassen in einen mehrmonatlichen W. (Lethargie), der durch eine eigentümliche Disposition ihres Körpers herbeigeführt und meist in irgend einem Versteck abgehalten wird. In diesen Schlaf verfallen Weichtiere (Schnecken), Insekten (Bienen, Wespen, die Schmetterlinge meist als Puppen), einige Fische (z. B. sämtliche karpfenartige), ferner Reptilien (Schlangen, Eidechsen), Amphibien (Kröten, Frösche) und verschiedene Säugetiere (z. B. Fledermäuse, Igel, Hamster, Murmeltiere, Siebenschläfer). Letztere bringen diesen Zustand meist in Erdhöhlen oder hohlen Bäumen zu und kugeln sich dabei zum Schutze gegen die Kälte zusammen, wodurch Eingeweide, Luftröhre und Lungen zusammengedrückt werden. Die Atmung wird infolge dessen beinahe unterbrochen, die Wärme bedeutend herabgestimmt, der Kreislauf des Blutes geschieht sehr langsam, die Verdauung ist fast ganz gehemmt. Man kann verschiedene Grade des W. unterscheiden; die einen Schläfer erwachen nie und sind wie scheintot (Murmeltier, Siebenschläfer), bis der Frühling sie weckt; die andern schlafen nur mehr und fester als sonst (Bär, Dachs). Hiernach ist auch das Bedürfnis nach Nahrung, die Empfindlichkeit u. s. w. bemessen. Untersuchungen über den W. der Murmeltiere hat der Physiolog Valentin angestellt.

Einen Gegensatz zum W. bildet der Sommerschlaf (s. d.). Vgl. Barkow, »Der W. nach seinen Erscheinungen im Tierreiche« (Berl. 1846).

Wintersgrün, der frühere Name der böhm. Stadt Gottesgab (s. d.).

Wintersolstitium, s. unter Sonnenwenden und Winter.

Wintersperling, soviel wie Schneeammer.

Wintersporen, soviel wie Teleutosporen, s. unter Puccinia.

Winters Rinde, die Rinde von Wintera aromatica, s. unter Wintera.

Winterthur, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks (252 qkm, 41592 E.) des schweiz. Kantons Zürich, liegt 442 m über dem Meere, 21 km nordöstlich von Zürich, von Reben- und Waldhügeln umgeben, in der Thalebene der Eulach und zählt (1880) 13595 meist reform. E. (2122 Katholiken, 17 Israeliten). Die Stadt ist regelmäßig angelegt mit breiten geraden Straßen und großen Plätzen und Promenaden und zählt viele bemerkenswerte Gebäude, unter denen zu erwähnen sind: das monumentale Stadthaus nach den Plänen Sempers im griech. Stil erbaut, die Kunsthalle, das Postgebäude, das Museum mit der Stadtbibliothek, der naturhistor. Sammlung, dem Gymnasium, der Industrieschule ꝛc., das kantonale Technikum mit dem Gewerbemuseum, die Töchterschule, die spätgot. reform. Laurenzenkirche, die neue kath. St. Paulikirche, das Waisenhaus und das Spital. Wie eine der schönsten, so ist W. auch eine der gewerbfleißigsten Städte der Schweiz und einer der bedeutendsten Handelsplätze. Die wichtigsten Industriezweige sind die Baumwollindustrie (Spinnerei, Zwirnerei, Weberei, Bleicherei, Färberei ꝛc.), die Seidenweberei, die Stickerei, die Schuhfabrikation, die chem. Industrie, die Metallgießerei und der Maschinenbau. Dem sehr lebhaften Handel, der die kleine Binnenstadt mit allen Ländern der Erde in direkten Verkehr setzt, dienen die Bank in W., die Hypothekarbank und mehrere andere Bankinstitute und die Bahnlinien Zürich-W.-Romanshorn, W.-Waldshut, W.-Schaffhausen, W.-Konstanz, W.-St. Gallen-Rorschach und W.-Wald (Tößthalbahn). Die bemerkenswertesten Punkte der anmutigen, mit Villen und Landhäusern übersäeten Umgegend sind die Kyburg (s. d.), das Schloß Mörsburg, Hoch-Wülflingen und das Dorf Ober-Winterthur, das an der Stelle der röm.-helvetischen Stadt Vitodurum steht. Die Stadt W. ist eine Gründung des Mittelalters und gehörte den Grafen von Kyburg, von denen sie 1264 an die Habsburger überging; 1414 erlangte die Stadt die Reichsfreiheit, kehrte aber 1442 aus freien Stücken wieder unter österreich. Herrschaft zurück und kam erst 1467 an Zürich. Im J. 919 schlug bei W. Herzog Burkhardt I. von Schwaben den König Rudolf II. von Hochburgund. Vgl. Troll, »Geschichte der Stadt W.« (Winterthur 1840—45).

Winterung, Gipfel der Vogesen, s. Grand-Ventron.

Winterzeichen nennt man auf der nördl. Hemisphäre die drei Zeichen des Tierkreises vom 270. bis 360. Grade der Ekliptik; sie sind: Steinbock (♑), Wassermann (♒) und Fische (♓). (Vgl. Winter.) Für die südl. Hemisphäre sind es die Sommerzeichen (s. d.) der nördl. Hemisphäre.

Winther (Rasmus Villads Christian Ferdinand), dän. Dichter, geb. 29. Juli 1796 zu Fensmark in Seeland, studierte Theologie in Kopenhagen. In den J. 1830—31 unternahm er eine Reise nach Italien; 1841 ging er nach Neustrelitz, um die Verlobte des nachherigen Königs Friedrich VII., die Prinzessin Karoline Charlotte Marianne, im Dänischen zu unterrichten. Nach der Rückkehr lebte W. zu Kopenhagen und starb in Paris 30. Dez. 1876.

W. war einer der bedeutendsten lyrischen Dichter der neuern Zeit unter den Dänen. Die erste Sammlung seiner Dichtungen erschien 1828 und nahm in den folgenden Auflagen den Titel »Digte, gamle og nye« (6. Aufl. 1854) an. Daran schließen sich »Nogle Digte« (Kopenh. 1835; 2. Aufl.

1852), «Sang og Sagn» (1839), «Digtninger» (1843), «Lyriske Digte» (1849), «Nye Digte» (1851), «Nye Digtninger» (1853), «Brogede Blade» (1865). Bruchstück geblieben ist das größere Gedicht «Judith» (1837). Als Novellist hat W. in den «Haandtegningerne» (1840; 2. Aufl. 1845), «Fire Noveller» (1843) und «Tre Fortällinger» (2. Aufl. 1851) ebenfalls Beachtenswertes geleistet. Für die Jugend bestimmt sind «Fem og tyve Fabler» (1845) und «En Morskabsbog» (1850). Ferner veröffentlichte er die umfassendere Dichtung «Hjortens Flugt» (Kopenh. 1855). Außer Übersetzungen, z. B. vom «Reineke Vos» (1849) und von Heys «Fabeln» (2. Aufl. 1848), lieferte er auch ein «Udvalg af Kjämpeviserne» (1840) und «100 Romanzer af danske Digtere» (3. Aufl. 1851). Eine Sammlung seiner Poesien hat W. unter dem Titel «Samlede Digtninger» (6 Bde., Kopenh. 1860) selbst besorgt.

Wintzingerode (Georg Ernst Levin, Reichsgraf von), württemb. Staatsminister, geb. 27. Nov. 1752, stammte aus einer der ältesten deutschen Adelsfamilien, die schon frühzeitig im Eichsfelde seßhaft war. W. war einige Zeit Offizier in hess. Diensten, machte dann Reisen und wurde 1794 in der Stellung eines kurkölnischen Kämmerers in den deutschen Reichsgrafenstand erhoben. Herzog Friedrich von Württemberg ernannte ihn 1801 zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten und 1806 zum Ministerpräsidenten. Im J. 1816 ließ sich W. von seinen Staatsämtern entheben; doch übernahm er 1820 den Gesandtschaftsposten an den Höfen zu Berlin, Dresden, Hannover und Kassel. Seit 1825 lebte er zurückgezogen und starb zu Stuttgart 24. Okt. 1834.

Sein Sohn, Heinrich Levin, Graf von W., geb. 16. Okt. 1778, war zuerst Gesandter in Karlsruhe, München, Paris, Petersburg und Wien, sowie im Hauptquartier der Verbündeten während der Feldzüge von 1814 und 1815. Er erhielt dann den Posten eines Staatsministers und wohnte als solcher 1820 nebst Hardenberg den Konferenzen zu Wien bei, wo er sich als Verteidiger liberaler Grundsätze auszeichnete. Später zog er sich auf sein Gut Bodenstein im Regierungsbezirk Erfurt zurück. Er starb 15. Sept. 1856. Seine Biographie wurde von seinem Sohn, Graf Wilko von W. (geb. 12. Juli 1833), veröffentlicht (Gotha 1866).

Wintzingerode (Ferd., Freiherr von), der Familie der vorigen angehörend, russ. General der Kavallerie, geb. zu Bodenstein im preuß. Kreise Worbis 15. Febr. 1770, trat 1790 aus hess. Diensten in die österr. Armee in den Niederlanden, zwei Jahre später wieder in hess. Dienste und kämpfte am Rhein mit. Dann folgte er nochmals der Fahne Österreichs bis zum Frieden von Campo-Formio. Im J. 1797 wurde er Major in russ. Diensten. Den Feldzug von 1799 machte er mit Bewilligung Rußlands wieder in Österreich mit und zeichnete sich in der Schlacht von Stockach aus. Seit 1802 Generaladjutant des russ. Kaisers, ging er als Gesandter 1805 nach Berlin, um den König zum Bündnis mit Großbritannien und Österreich gegen Napoleon I. zu bewegen, und dann nach Wien, wo er das Bündnis zwischen Österreich und Rußland abschloß. Er zeichnete sich in dem Gefecht bei Dürrenstein aus und war in der Schlacht bei Austerlitz in Alexanders Umgebung. Im J. 1809 focht er wieder mit den Österreichern bei Aspern, wo ihm eine Kartätschenkugel den Fuß zerschmetterte. Noch auf dem Schlachtfelde wurde er zum Feldmarschalllieutenant befördert. Im russ.-franz. Kriege von 1812 ward er 22. Okt. beim Verfolgen des Feindes am Twer-Thore von Moskau gefangen. Napoleon befahl, ihn (als westfäl. Unterthan) zu erschießen, doch wurde dieser Befehl wegen der franz. Generale in russ. Gefangenschaft zurückgenommen. W. wurde nach Wilna abgeführt, jedoch unterwegs, zwischen Minsk und Wilna, 20. Nov. durch Tschernischew befreit. Er übernahm den Befehl über das 2. russ. Korps und zeichnete sich im weitern Verlaufe des Kriegs wiederholt, namentlich in den Schlachten bei Kalisch, Großgörschen, Dennewitz und Leipzig, bei dem Sturm auf Soissons und dem Gefecht bei St.-Dizier hervorragend aus. Nach der Schlacht von Leipzig wurde W. zum General der Kavallerie ernannt und übernahm auch 1815 das Kommando über ein russ. Armeekorps. Er starb 17. Juni 1818 zu Wiesbaden.

Winzenheim, Stadt und Kantonshauptort im Kreise Colmar des elsaß-lothring. Bezirks Oberelsaß, liegt 6 km westlich von Colmar, mit welchem es durch eine Straßenbahn verbunden ist, am Eingange des Münsterthals, am Fuße der Ruine Hohlandsburg, zählt (1885) 3724 E. und hat Spinnereien, Webereien und eine Eisengießerei; in der Umgebung werden gute Weine gezogen.

Winzig, Stadt in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Wohlau, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 2397 E. und hat eine evang., eine kath. Pfarrkirche, Landwirtschaft und Schuhmacherei. Kaiser Heinrich V. belagerte und zerstörte den Ort auf seinem Kriegszuge gegen die Polen 1109.

Wipfeld, Pfarrdorf im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, Bezirksamt Schweinfurt, am Main, 7,5 km südöstlich von der Bahnstation Weigolshausen, hat 780 E., Schwefelquellen mit dem Ludwigsbad, sowie nahebei Schloß Klingenberg.

Wipfeldürre, Baumkrankheit, s. u. Baum.

Wipo, lat. Geschichtschreiber des 11. Jahrh., war Kaplan Kaiser Konrads II., dessen Leben er in einem durch Zuverlässigkeit sich auszeichnenden Werke annalistisch beschrieb. Von seinen zahlreichen Gedichten ist besonders der an Heinrich III. gerichtete Tetralogus mit Ermahnungen bei seiner Thronbesteigung und die ebenfalls für diesen Kaiser verfaßte Sammlung der Proverbia oder Sinnsprüche hervorzuheben. Ob er seine Absicht, auch die Geschichte Heinrichs III. wie die seines Vaters zu schreiben, ausgeführt, ist unbekannt. Die erhaltenen Werke sind in «Monumenta Germaniae historica», Bd. 11, die «Gesta Chuonradi» noch besonders in «Scriptores rerum Germanicarum» (2. Ausg., Hannov. 1878) herausgegeben.

Wippe, ein Turngerät, besteht aus einem leiterartigen Gestell, das sich, in der Mitte auf einer Achse aufliegend, auf und nieder bewegt und zu Hang- und Stützübungen geeignet ist.

Wipper, s. Kipper und Wipper.

Wipper, linker Nebenfluß der Unstrut in Thüringen, entspringt in den Ohmbergen, nördlich von Worbis, im preuß. Regierungsbezirk Erfurt, berührt bald darauf Worbis, umfließt nördlich den Duen und die Hainleite, welche letztere von der W. in sehr gewundenem Laufe auf schwarzburger Boden durchbrochen wird, bespült Sondershausen, berührt auf eine kurze Strecke schwarzburg-rudolstädter Gebiet, geht an Kindelbrück vorbei

und mündet nahe unterhalb Sachsenburg im preuß. Regierungsbezirk Merseburg.

Wipper, Küstenfluß im Regierungsbezirk Köslin der preuß. Provinz Pommern, entspringt nahe der westpreuß. Grenze bei Kremerbruch, nimmt links die von Rummelsburg kommende Stiednitz auf, berührt Schlawe und Rügenwalde, empfängt dann die von Polnow herkommende Grabow und mündet gleich darauf bei Rügenwaldermünde nach einem nordwestlich gerichteten Laufe von 150 km in die Ostsee.

Wipper (Alte Wipper), linker Nebenfluß der Saale, entspringt im Unterharz östlich von der Josephshöhe im Regierungsbezirk Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, berührt Wippra, Leimbach und Hettstädt, erreicht bei Sandersleben Anhalt, empfängt links die ebenfalls aus dem Unterharz kommende und Aschersleben bespülende Eine, berührt Güsten und mündet oberhalb Bernburg.

Wipperfürth, Kreisstadt des rheinpreuß. Regierungsbezirks Köln, an der Wupper, 275 m über dem Meere, Station der Linie Lennep-W. der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 2613 (als Gemeinde 5619) meist kath. E. und hat eine kath. Pfarrkirche, außerdem eine kath. und eine evang. Kirche, auf dem Marktplatze einen schönen Springbrunnen von 1331, ein Progymnasium, Steinbrüche, zwei Eisenhämmer, eine Eisengießerei, vier Streichgarnspinnereien, schon im 13. und 14. Jahrh. blühende Tuchindustrie, jetzt drei Tuchfabriken, eine Fabrik für Kunstwolle, eine Jackenfabrik, eine Knochenmehlfabrik. — Der Kreis Wipperfürth, dessen Landratsamt sich zu Heiligenhoven bei Lindlar befindet, zählt auf 312 qkm (1885) 28077 meist kath. E.

Wippgalgen, s. unter Galgen.

Wippsäge, s. unter Holzbearbeitungsmaschinen, Bd. IX, S. 350b.

Wippsterz, Vogel, s. unter Bachstelze.

Wippthal, das obere Thal der Eisak (s. d.).

Wiprecht von Groitzsch, geb. um 1050, war der Enkel des pommerschen Slawenhäuptlings Wulf, der sich zum Herrn des Balsamerlandes um Stendal und Arneburg gemacht hatte und dessen zum Christentum übergetretener Sohn W. durch seine Vermählung mit Sigena, der Tochter des Grafen von Leige, Morungen und Gatersleben erworben hatte. Von seinem Vormund Udo II. von Stade ließ sich W. bewegen, seinen Besitz im Balsamerlande gegen die Burg Groitzsch an der Weißen Elster und Tangermünde zu vertauschen. W. trat dann in die Dienste des Herzogs Wratislaw von Böhmen, beteiligte sich mit diesem an den Kämpfen König Heinrichs IV. gegen die Sachsen und erhielt als Lohn seiner Dienste Leisnig und Dornburg, sowie verschiedene Güter in Allstedt, auch mit der Hand von Wratislaws Tochter Jutta die Gaue Budissin und Nisani. Als Sühne für die Einäscherung der Kirche zu Zeitz stiftete er 1096 das Kloster Pegau. Als der junge König Heinrich sich gegen seinen Vater empörte, trat W. zu jenem über und preßte dem zu Bökelheim gefangenen Kaiser die Auslieferung der Reichskleinodien ab. In der Folgezeit nahm er an den Kriegszügen Heinrichs V. regen Teil, mußte jedoch die Freilassung seines zugleich mit seinem Neffen Boriwoi gefangenen Sohnes Wiprecht (III.) vom Kaiser durch Abtretung von Budissin, Nisani, Leisnig und Morungen erkaufen. Obgleich letzterer des Kaisers Gnade wiedergewann und mit Eckartsberge belehnt wurde, ergriff W. in der weimarer Erbfehde die Partei der sächs. Fürsten; gefangen und zum Tode verurteilt, rettete er sein Leben durch Abtretung von Groitzsch; nachdem aber in der Schlacht am Welfesholze 1115 des Kaisers Feldherr Hoier von Mansfeld durch Wiprecht den Jüngern gefallen, wurde W. der Haft entlassen und erhielt seine Besitzungen zurück. Er hielt sich auch seitdem zu den aufständischen Sachsen, und Erzbischof Adelgoz von Magdeburg, der Sohn seiner Schwester, belehnte ihn mit der Burggrafschaft Magdeburg. W. ward schließlich Mönch im Kloster Pegau, wo er 22. Mai 1124 starb. Vgl. Flathe, «Wiprecht von Groitzsch» (in Webers «Archiv der sächs. Geschichte», Bd. 3), und Irmer in «Mitteilungen des Vereins für anhalt. Geschichte» (Bd. 2).

Wirballen (russ. Werschbolowo, poln. Wierzbolow), Stadt im russ.-poln. Gouvernement Suwalki, unweit östlich von Eydtkuhnen, mit (1886) 3554 E., bemerkenswert als die der preuß. Grenze nächste Station der russ. Eisenbahn Petersburg-Eydtkuhnen, Bahnstrecke Landwarowo-(Wilna-)W.

Wirbel, auf Trommeln und Pauken eine dem Triller auf andern Instrumenten verwandte und auch so bezeichnete Schlagmanier, welche durch sehr schnell aufeinander folgende Schläge hervorgebracht wird; bei Saiteninstrumenten die hölzernen oder eisernen Stifte, um welche die Saiten gewunden sind; in der Anatomie die einzelnen Knochen der Wirbelsäule.

Wirbelsäule (columna vertebralis) oder **Rückgrat** (spina dorsi) nennt man die beim Menschen senkrecht gelagerte, leicht S-förmig gebogene Knochensäule, welche die Grundlage des Rumpfes bildet, den Kopf trägt, dem Becken zum Ansatze dient und aus den 24 Wirbeln (vertebrae), dem Kreuz- und Steißbein besteht. (S. Tafel: Das Skelett des Menschen, Bd. XIV, S. 861.) Die Wirbel, deren jeder aus einem soliden cylindrischen Wirbelkörper, einem horizontalen spangenartigen Knochenbogen (Wirbelbogen) und mehrern, der Gelenkverbindung dienenden Wirbelfortsätzen besteht, sind durch Zwischenlagen von Bandmasse und Bändern sehr innig untereinander verbunden, sodaß jeder einzelne von ihnen sehr wenig, die ganze Säule aber ziemlich bedeutende, wenn auch nicht an allen Stellen gleiche Beweglichkeit besitzt. Man nennt die sieben obersten Wirbel, deren erster unmittelbar mit dem Hinterhauptbeine des Schädels verbunden ist, Halswirbel, die zwölf folgenden, an deren Seite sich die Rippen (s. d.) anschließen, Brustwirbel, und die fünf untersten, deren letzter auf dem Kreuzbein ruht, Lendenwirbel. Erstere sind die kleinsten, letztere die größten. An Gestalt sind sie außer dem ersten und zweiten Halswirbel (atlas und epistropheus), welche eine die Beweglichkeit des Kopfes vermittelnde Form haben, untereinander dem Wesen nach gleich; namentlich sind sie alle durchbohrt und bilden so den Kanal, welcher das Rückenmark (s. d.) enthält. Die W. ist in ihrer knorpeligen Grundlage (der sog. Wirbelsaite, chorda dorsalis) im Embryo früher als andere Knochen vorhanden, verknöchert jedoch später als viele andere. Angeborene Bildungsfehler, zu viel oder zu wenig Wirbel, Spaltung des Rückenmarkskanals, Verkrümmungen u. s. w., sind nicht selten, letztere werden oft auch später erworben. Dieselben Krankheiten, welche andere Knochen befallen, können auch bei der W. vorkommen und sind hier

wegen der Nähe des Rückenmarks mit größerer Gefahr verbunden. Welche Wichtigkeit die W. in der Ökonomie des tierischen Körpers besitzt, zeigt die wohlbegründete Einteilung des gesamten Tierreichs in zwei große Klassen, die **Wirbeltiere** und die **wirbellosen Tiere**. Während letztere der Wirbel gänzlich entbehren und von erstern in der ganzen Körperorganisation bedeutend abweichen, hält in diesen die W., obgleich an Anzahl und Gestaltung der Wirbel selbst mannigfaltig verschieden, ihre allgemeine Bestimmung, einen wesentlichen Teil des Knochensystems, somit ein Hauptorgan der Gestaltung und Bewegung des ganzen Körpers und einen festen Schutz für das Rückenmark abzugeben, durchgängig fest. Vgl. Welcker, «Über Bau und Entwickelung der W.» (Lpz. 1879).

Rückgrats- oder Wirbelsäulenverkrümmungen sind äußerst selten angeboren, in der Regel nach der Geburt erst erworben und am häufigsten dadurch, daß man Kinder, ehe ihre W. die genügende Festigkeit besitzt, lange Zeit aufrecht sitzen läßt oder ihnen eine gekrümmte Haltung (beim Schreiben u. s. w.) zuläßt. Man unterscheidet eine Verkrümmung nach der Seite (Skoliose), eine nach vorn (Lordose, Senkrücken) und eine nach hinten (Kyphose, Höcker, Buckel). Eine jede dieser Verkrümmungen ruft nach und nach im benachbarten höher oder tiefer gelegenen Teile des Rückgrats, um das Gleichgewicht in der W. wiederherzustellen, eine Verkrümmung nach der entgegengesetzten Seite hervor, und diese heißt deshalb die kompensierende. So erzeugt z. B. eine Seitenverkrümmung der Brustwirbel nach rechts eine Skoliose der Lendenwirbel nach links u. s. w. Die **Skoliose** (**seitliche Rückgratsverkrümmung, hohe Schulter**), die häufigste und meistens nach rechts im Brustteile der W. (mit linksseitiger kompensierender Skoliose des Lendenteils und Beckens) entstehende Verkrümmung wird veranlaßt durch Störungen des regelmäßigen Antagonismus der Muskeln (infolge schiefer Haltung, ungleichmäßiger Belastung des Körpers, vorwiegenden Gebrauchs der einen Extremität bei Unthätigkeit der andern), ferner durch einseitige Lähmung der Einatmungs- und Rückenmuskeln (besonders nach Brustfellentzündung), sowie durch einseitige (rhachitische oder coxalgische) Mißgestaltung des Beckens. Bei jeder beträchtlichen Seitenkrümmung findet auch eine Drehung der Wirbel um ihre Achse statt, und zwar nach der Seite hin, nach der die Krümmung stattfindet: die Wirbelkörper sehen nach der Konvexität, die Dornfortsätze nach der Konkavität der Krümmung. Höhere Grade der Skoliose vermögen die Cirkulation des Blutes in den Lungen zu erschweren und mannigfache Atmungs- und Verdauungsbeschwerden hervorzurufen. Über ihre Verhütung und Behandlung s. **Schiefwerden**. **Kyphose** ist als bogenförmige Krümmung der Rückenwirbel Folge hohen Alters und von Knochenerweichung und wird auch als winkelige Krümmung durch Krankheit der Wirbel und Wirbelkörper (Entzündung durch Knochenfraß) erzeugt. **Lordose** kommt meist an den Lendenwirbeln und hier fast stets als eine konsekutive vor; sie kompensiert als solche entweder eine Kyphose oder die durch Rhachitis, angeborenes Hinken, Coxalgie herbeigeführten Abweichungen des Beckens. Die Heilung aller dieser Verkrümmungen ist sehr schwierig und läßt sich eher noch durch die gymnastische Kurmethode als durch Apparate (künstliche Stützapparate, Geradhalter u. dgl.) erzielen. (S. **Orthopädie**.)

Wirbelstürme, s. **Cyklone**. Neuere Untersuchungen über diese oft so verheerenden Erscheinungen in der Atmosphäre finden sich namentlich in Reye, «Die W., Tornados und Wettersäulen in der Erdatmosphäre» (mit vier Sturmkarten, 2. Aufl., Hannov. 1880).

Wirbeltheorie nannte man eine kosmologische Ansicht von Descartes (s. d.), nach welcher die Bewegung der Himmelskörper von wirbelnden Strömungen eines das Weltall erfüllenden Äthers bewirkt würden. Von dieser W. gänzlich verschieden ist die W. von W. Thomson (1867—72), nach welcher die Verschiedenheit der Atome aus Wirbelbewegungen einer und derselben Flüssigkeit abgeleitet wird. Aus den so erhaltenen Wirbelatomen erklärt er die Konstitution der Materie. Zur Gravitationslehre seiner Wirbelatome benutzte Thomson die auf dem Stoße beruhende Gravitationstheorie von Lesage (gest. 1803). Auch die zur Erklärung der Wirbelstürme dienenden Hypothesen nennt man W.

Wirbeltiere (Vertebrata) nennt man den höchsten Kreis der Tiere, welcher die Klasse der Lanzettfischchen (Amphioxus), Rundmäuler (Cyclostomata), Fische, Amphibien, Reptilien, Vögel und Säugetiere umfaßt. Für den Bau aller dieser Tiere besteht ein gemeinsamer Grundplan, der sich durch die fast ausnahmslose symmetrische Anlage wenigstens der äußern Organe zu beiden Seiten einer senkrechten Ebene, durch die gemeinsamen Phasen der Entwickelung aus dem Keime und durch den Bau des Körpers und besonders das Verhältnis der Bewegungsorgane ausspricht, indem die festen Hebel, die der Bewegung dienen, ein inneres Skelett bilden, während die bewegenden Kräfte, die Muskeln, auf der Außenfläche des Skeletts angebracht, ursprünglich in ringförmige Querabteilungen geschieden und durch eine meist weiche und nachgiebige Haut umhüllt sind. Als Grundlage des bald nur knorpeligen, meist aber knöchernen innern Skeletts stellt sich zuerst ein centraler Zellenstab, die sog. Wirbelsaite (Chorda dorsalis) dar, in deren Scheide sich nach und nach die aus einzelnen Abteilungen, Wirbeln, zusammengesetzte Wirbelsäule (s. d.) entwickelt, welche die Wirbelsaite allmählich verdrängt und sich nach vorn zu dem Kopfe (Schädel und Gesicht) erweitert, nach hinten meist zum Schwanze verlängert. Die Wirbel besitzen ein Mittelstück, den Körper, und von diesem ausgehende Bogenstücke, die meist zu Ringen zusammenwachsen und durch ihre Nebeneinanderlagerung zwei röhrenartige Räume bilden, den hintern oder obern zum Schutze des centralen Nervensystems, Rückenmark und Gehirn, den vordern oder untern zum Schutze der Eingeweide. Im höchsten Falle finden sich zwei gegliederte Extremitätenpaare, ein vorderes und ein hinteres; eins derselben oder beide können aber auch fehlen. Charakteristisch ist ferner die Existenz eines centralen Nervensystems: Gehirn und Rückenmark, von welchem die Körpernerven ausstrahlen, und dreier am Kopfe angebrachter Sinnesorgane: Ohr, Auge, Nase, die indessen mehr oder minder verkümmert sein oder auch ganz fehlen können. Die Verdauungsorgane haben stets vordere und hintere Öffnung. Ein Herz als centraler Bewegungsapparat des in Gefäßen cirkulirenden Blutes fehlt nur einem einzigen W., dem Amphioxus. Mit

Ausnahme dieses und der Jugendformen einiger aalartiger Fische haben auch alle übrigen rotes Blut, dessen Farbe durch Blutkörperchen, die in farbloser Flüssigkeit schwimmen, bedingt ist. Die Atemorgane sind stets vorhanden, aber bald Kiemen, bald Lungen. Die Geschlechter sind, mit Ausnahme einiger Fische, getrennt. Der Embryo bildet sich, von der Rückenfläche aus gegen den Dotter des Eies fortschreitend, und liegt stets auf der Bauchfläche. Die einen legen Eier, die andern gebären lebendige Junge. Bei den einen finden auffällige Metamorphosen und Larvenzustände erst während des selbständigen Lebens statt, bei den meisten nicht.

Über die Klassifikation der W. sind viele verschiedene Ansichten laut geworden. Nach der embryonalen Entwickelung und der ganzen Körperbildung kann man zuerst den Amphioxus abtrennen, der keinen eigentlichen Kopf noch Gehirn besitzt, dann ferner die Rundmäuler, die keine Kiefer, sondern nur Lippenknorpel und ein einfaches Nasenrohr besitzen, und die übrigen fünf Klassen in zwei große Gruppen spalten, die niedern (Anallantoidea) und die höhern (Allantoidea). Bei den erstern bilden sich niemals besondere Hüllen (Schafhaut und Harnhaut), und das Tier atmet wirklich durch Kiemen, entweder während seines ganzen Lebens oder während eines Teils desselben. Hierher gehören die Fische und die Lurche oder Amphibien. Bei den andern atmet das selbständige Tier nie durch Kiemen, und es bilden sich besondere Hüllen um den Embryo. Hierher gehören die Reptilien (Schildkröten, Eidechsen, Schlangen), die, wie alle Tiere der ersten Reihe, kaltes Blut haben, und die warmblütigen Tiere, Vögel und Säugetiere. Andere, wie z. B. Huxley (vgl. dessen «Manual of the anatomy of vertebrated animals», Lond. 1861; deutsch von Ratzel, Bresl. 1873), stellen drei Gruppen auf, indem sie Fische und Amphibien, der Übergänge dieser Klassen wegen, als fischähnliche (Ichthyopsida), die Reptilien und Vögel als Sauropsida bezeichnen und die Säugetiere als dritte höchste Gruppe auffassen.

Vgl. Rathke, «Entwickelungsgeschichte der W.» (Lpz. 1861); derselbe, «Vorträge zur vergleichenden Anatomie der W.» (Lpz. 1862); Owen, «On the anatomy of vertebrates» (3 Bde., Lond. 1866—68); Wiedersheim, «Vergleichende Anatomie der W.» (2 Bde., Jena 1882).

Wirbelwind, s. unter Wind.

Wirkerei, s. Strumpfwirkerei.

Wirkmaschine, Wirknadel, Wirkstuhl oder Strumpfwirkstuhl, s. unter Strumpfwirkerei.

Wirksworth, Stadt in der engl. Grafschaft Derby, Station der Linie Derby-W. der Midlandbahn, zählt (1881) 3678 E. und hat eine Lateinschule, Bleigruben und Baumwollmanufaktur. In angelsächs. Zeit hieß der Ort Werceswordе.

Wirkwaren, soviel wie Strumpfwaren.

Wirland, s. Wierland.

Wirnt (Wisnt, Wisent, d. i. Büffel) **von Grafenberg**, mittelhochd. Kunstepiker, ritterlichen Standes, genannt von seiner Burg bei dem gleichnamigen Städtchen, jetzt Gräfenberg zwischen Nürnberg und Bayreuth, Verfasser des Artusgedichts vom Helden Wigalois (s. d.), welches er selbst als ein Erstlingswerk bezeichnet und welches er nach eigener Aussage nach dem mündlichen Bericht eines Knappen verfaßte. Des Knappen Quelle war im wesentlichen der franz. Roman «Le bel inconnu» des Renaud de Beaujeu. Das in zahlreichen Handschriften vorliegende beliebte Gedicht, in welchem sich der Dichter im ganzen und im einzelnen als Schüler Hartmanns von Aue kundgibt, aber doch im letzten Teil sich auch von Wolframs von Eschenbach Stil beeinflußt zeigt, wurde 1472 in Prosa aufgelöst und zuerst 1593 in Augsburg bei Schönsperger und dann öfters gedruckt, auch in das «Buch der Liebe» aufgenommen. Auf diesem prosaischen Volksbuche beruht auch das dän. Volksbuch und die jüd.-deutsche Bearbeitung des Josel Witzenhausen (gedruckt durch Wagenseil, Königsb. 1699). Auch W.s Persönlichkeit hatte ein Fortleben. Von ihm weiß man nur, daß er 1206 bei der Bestattung des Herzogs Berthold IV. von Meran zugegen war und daß er vielleicht den Kreuzzug von 1228 mitgemacht hat. An ihn knüpfte die allegorische Sage von der Welt Lohn an, die Konrad von Würzburg poetisch behandelte. Herausgegeben ist W.s «Wigalois» von Benecke (Berl. 1879) und Pfeiffer (Lpz. 1847). Über die Quellenfrage schrieben: Kölbing, Mebes, Bethge; über W.s Stil und Verhältnis zu seinen Vorbildern; Medem, Meißner, Sprenger, Eckert.

Wirsén (Carl David af), schwed. Dichter, geb. 9. Dez. 1842 zu Vellsta in Upland, studierte in Upsala, wo er 1866 promovierte und 1868 Docent der Litteraturgeschichte wurde. In den J. 1870—75 war er Lektor der schwed. und lat. Sprache an der Kathedralschule daselbst und wirkte nachher eine Zeit lang in Gothenburg als Vorleser und Bibliothekar des Museums. Im J. 1879 ward er Mitglied der Schwedischen Akademie und fungiert seit 1884 als deren Sekretär. Von ihm erschienen: «Dikter» (1876; 3. Aufl. 1883), «Nya dikter» (1880), «Sånger och bilder» (1885). Auch durch ästhetische und litterarhistor. Abhandlungen und als tüchtiger Kritiker in idealistischer Richtung nimmt W. eine hervorragende Stelle ein.

Wirsing, eine vom südlichen Europa ausgegangene Form des Kopfkohls. Er kennzeichnet sich vorzugsweise durch stark gerunzelte oder blasige Blätter, welche schließlich einen länglichen oder runden Kopf bilden. Wegen seiner zarten Blattsubstanz und seines milden Geschmacks gilt er als eins der feinsten Gemüse. Hier und da nennt man ihn Savoyer, auch wohl Mailänder Kohl. Man unterscheidet je nach der raschern oder langsamern Ausbildung des Kopfes frühe, mittelfrühe und späte Sorten. Von den erstern werden der niedere Wiener und der frühe Ulmer gern zum Treiben benutzt, hier und da auch der Marzellin-W. Für den Verbrauch im Herbst und Winter eignen sich der späte Ulmer, der große und der kleine Erfurter, der Nürnberger, der Blumenthaler W. und verschiedene andere Lokalformen. Alle Sorten werden gewöhnlich im März in halbwarme Mistbeete, etwas später auch ins freie Land auf eine warme, geschützte Rabatte gesäet, doch wird die spätere Saat sehr häufig durch massenhaft sich einstellende Erdflöhe vernichtet. Die jungen Setzlinge verpflanzt man Anfang Mai. (S. Tafel: Gemüse I, Fig. 8 u. 11.)

Wirsitz, Kreisstadt im Regierungsbezirk Bromberg der preuß. Provinz Posen, in einem von der rechts zur Netze gehenden Lobsonka durchflossenen Bergkessel, Sitz des Landratsamts und eines Amtsgerichts, zählt (1885) 1528 E. und hat eine evang., eine kath. Pfarrkirche und jährlich einen Remonte-

markt. Das dicht dabei gelegene Vorwerk Wirsitz, mit 450 E., hat ein Remontedepot. — Der Kreis Wirsitz zählt auf 1160 qkm (1885) 57 380 zur einen Hälfte evang., zur andern Hälfte kath. E., darunter 21 000 Polen.

Wirtel oder Quirl nennt man in der Botanik diejenige Stellung der Blätter, bei welcher eine gewisse Anzahl von Blattorganen in gleicher Höhe am Stengel inseriert sind. Stehen bloß zwei Blätter diametral gegenüber, so spricht man von gegenständigen oder opponierten Blättern, wird aber der W. von drei oder mehr Blättern gebildet, so nennt man denselben drei-, vier-, fünf- u. s. w. gliederigen W. (Vgl. Blatt.) Besonders häufig findet sich Quirlstellung von Blattorganen in den Blüten, wo man dann die einzelnen W. als Kelchblatt, Blumenblattkreise rc. bezeichnet. (S. Blüte.)

Ähnlich wie Blätter können auch Zweige in W. stehen, wie z. B. bei der Rot- und Weißtanne.

Wirtel oder Würtel, der Schwungring der Handspindel, beim Spinnrad die an der Spindel, resp. an der Spule sitzende Schnurrolle; als Betriebsmittel von Maschinen eine kleine Schnurscheibe. (S. u. Transmissionen und Triebwerke, Bd. XV, S. 801[a].)

Wirtenberg, s. unter Cannstatt.

Wirth (Joh. Georg Aug.), polit. Schriftsteller, geb. 20. Nov. 1798 zu Hof an der Saale in Bayern, studierte in Erlangen und ging 1831 von Bayreuth nach München, um daselbst während des Landtags seine Zeitschrift «Der Kosmopolit» fortzusetzen, die er aufgab, als ihm Cotta die Herausgabe der Zeitschrift «Das Inland» übertrug. Mehrfache Konflikte mit der Censur steigerten seinen oppositionellen Eifer und führten ihn dem Republikanismus zu. Seit 1. Juli 1831 gab er zuerst in München, dann zu Homburg in Rheinbayern die «Deutsche Tribüne» an der Stelle des «Inland» heraus, die jedoch schon im März 1832 vom Bundestage verboten wurde. Bei dem Feste in Hambach hielt W. eine Rede über Deutschlands Nationaleinheit. W. wurde mit andern Teilnehmern an dem Feste im Juni 1832 verhaftet und nach Zweibrücken gebracht, im Aug. 1833 von dem Schwurgericht zu Landau von der Anklage auf Hochverrat zwar freigesprochen, aber vom Zuchtpolizeigericht wegen Beleidigung inländischer und ausländischer Behörden im Nov. 1833 zu zweijähriger Haft verurteilt. Nach überstandener Strafe ward W. im Dez. 1835 nach Passau gebracht, um dort noch eine Kontumazstrafe zu erleiden. Er durfte sodann unter polizeilicher Aufsicht in Hof leben, von wo er 1836 nach Frankreich flüchtete. Später wandte er sich in den Thurgau (Schweiz), und hier redigierte er einige Zeit «Die deutsche Volkshalle». W. veröffentlichte noch: «Fragmente zur Kulturgeschichte» (2 Bde., Kaisersl. 1835), «Die polit.-reformatorische Richtung der Deutschen im 16. und 19. Jahrh.» (Bellevue 1841) und die «Deutsche Geschichte» (4 Bde., Stuttg. 1843—45; 2. Aufl., fortgesetzt von Zimmermann, 1846—53). Im J. 1847 erhielt W. die Erlaubnis zur Rückkehr nach Bayern, ließ sich aber in Karlsruhe nieder, wo er das «Deutsche Nationalblatt» in konstitutionell-monarchischer Richtung begann. Er ward 1848 in den reuß. Fürstentümern in die Deutsche Nationalversammlung in Frankfurt a. M. gewählt, starb aber daselbst schon 26. Juli 1848.

Wirth (Max), Sohn des vorigen, volkswirtschaftlicher und histor. Schriftsteller, geb. 27. Jan. 1822 in Breslau, studierte in Heidelberg 1839—43, war 1850—51 Mitarbeiter an dem in Frankfurt a. M. erscheinenden «Deutschen Volkswirt», 1852—53 Redacteur der «Westf. Zeitung», 1853—56 der «Mittelrhein. Zeitung» in Wiesbaden, gründete dann in Frankfurt a. M. das Wochenblatt «Arbeitgeber», als ein Centralorgan für Nachfrage und Angebot von Arbeitern, Wahl des Berufs. Im J. 1864 als Direktor des schweiz. Statistischen Bureau nach Bern berufen, nahm er 1873 seine Entlassung, um sich bei der Gründung der «Schles. Presse» in Breslau zu beteiligen, von wo er schon Anfang 1874 als Mitarbeiter der «Neuen Freien Presse» und Korrespondent des londoner «Economist» nach Wien übersiedelte. Seine hauptsächlichsten Schriften sind: «Grundzüge der Nationalökonomie» (4 Bde., Köln 1865—73; Bd. 1, 5. Aufl. 1881; Bd. 2, 4. Aufl. 1882; Bd. 3, 3. Aufl. 1883), «Geschichte der Handelskrisen» (Frankf. a. M. 1858; 3. Aufl. 1883), «Allgemeine Beschreibung und Statistik der Schweiz» (3 Bde., Zür. 1870—75), «Wiedergeburt Österreichs» (Wien 1878), «Kultur- und Wanderskizzen» (Wien 1876), «Die Krisis in der Landwirtschaft» (Berl. 1881), «Das Geld» (Lpz. 1884), «Ungarn und seine Bodenschätze» (Frankf. a. M. 1885), «Die Quellen des Reichtums» (Köln 1886).

Seine Gattin Bettina W., geborene Greiner, geb. 7. Febr. 1849 in München, hat sich durch eine größere Anzahl in deutscher und engl. Sprache erschienener Novellen und Romane bekannt gemacht, wovon namentlich «Künstler und Fürstenkind» (Stuttg. 1877) und «Hohe Lose» (Lpz. 1883) besonders hervorgehoben zu werden verdienen. Sie ist seit Jahren der wiener Korrespondent der londoner «Daily News».

Wirth (Joh. Ulrich), deutscher Philosoph, geb. 17. April 1810 zu Dizingen im Oberamt Leonberg in Württemberg, genoß seine Erziehung auf der Lateinschule in Weinsberg, dem Seminar zu Schönthal und am evang. Stift zu Tübingen. Nach seiner Rückkehr nach Weinsberg erhielt er eine Anstellung als Gehilfe des dortigen Dekans. Die magnetischen Kuren Justinus Kerners gaben Veranlassung zu seiner Schrift «Theorie des Somnambulismus» (Lpz. u. Stuttg. 1836). Inzwischen war W. in Kleingartach zum Stadtpfarrer gewählt worden. Hier nun trat er mit seinem «System der spekulativen Ethik» (2 Bde., Heilbr. 1841—42) hervor, welches als die erste Leistung in einer Reihe von neuern Bearbeitungen dieser Wissenschaft anzusehen ist. Seit 1842, wo W. auf die erste geistliche Stelle zu Winnenden befördert wurde, erschienen von ihm: eine Schrift über «Die spekulative Idee Gottes» (Stuttg. u. Tüb. 1845) und «Philos. Studien» (2. Aufl., Stuttg. 1854). Seit 1852 gab W. zusammen mit J. H. Fichte und H. Ulrici die erneuerte Fichtesche «Zeitschrift für Philosophie und philos. Kritik» heraus. W.s philosophische Methode ist aus der Hegelschen hervorgegangen, unterscheidet sich aber von ihr in wesentlichen Punkten. W. starb 20. März. 1879.

Wirtschaft nennt man die geordnete Fürsorge für die nachhaltige Beschaffung und angemessene Verwendung der zur Befriedigung der menschlichen Lebensbedürfnisse dienenden Güter. In erster Linie versteht man unter W. eine Privatwirtschaft, deren Träger eine einzelne Person ist, die nur für ihren eigenen Unterhalt und den ihrer Familie sorgt, sei es durch unmittelbar produktive

Thätigkeit, sei es durch Verwaltung eines rentenbringenden Vermögens. Aber auch der Staat und andere öffentliche Körperschaften haben Bedürfnisse, welche die Führung einer W. nötig machen, die allgemein als eine öffentliche und speziell als eine staatliche oder kommunale Finanzwirtschaft bezeichnet wird. Da es sich in diesem Falle um die Befriedigung von Bedürfnissen menschlicher Gemeinschaften handelt, so bildet die öffentliche W. zugleich eine Gemeinwirtschaft, und zwar, sofern sie die Teilnehmer zwangsweise zu wirtschaftlichen Leistungen heranzuziehen berechtigt ist, eine Zwangsgemeinwirtschaft. Außerdem gibt es aber auch freie Gemeinwirtschaften in der Form von Vereinen und Gesellschaften, die entweder als Produktiv-, Erwerbs- oder Fürsorgewirtschaften für ihre Mitglieder wirtschaftliche Vorteile zu erzielen suchen, oder als gemeinnützige oder wohlthätige Institutionen wirken.

Wirtschaftsgenossenschaften, s. Genossenschaften.

Wirtschaftsstreifen, s. Schneisen.

Wirtschaftssystem, s. Betriebssystem.

Wirtshäuser, s. Gast- und Wirtshäuser.

Wirzjerv (estn. Wörtsjärwe), der größte Landsee Livlands, 276 qkm groß, vereinigt die Gewässer der benachbarten Höhen, um sie dann durch den großen untern Embach, dem Peipussee und durch dessen Abfluß Narowa, dem Finländischen Meerbusen zuzuführen. Der W. nimmt im NW. den Tennasilm, einen Abfluß des fellinschen Sees auf, welcher See wieder zum Pernauschen Meerbusen durch den Osjo-Willandi und die Torgel (s. d.) abfließt und so eine Stromgabelung bildet. Diese Wasserverbindung bildete wahrscheinlich die südl. Grenze des estnischen Kalewidenreichs, das nach der Sage von Wasser rings umgeben und doch keine Insel ist.

Wisa, auch Viza, Stadt im türk. Vilajet Adrianopel, Sandschak Rodosto, am Südwestabhang des Istrandschagebirges und an der Straße, welche von Adrianopel über Kyrk-Kilisseh nach Konstantinopel führt, ist Sitz eines griech. Metropoliten, hat eine im Verfall befindliche Citadelle und zählt etwa 5000 E., welche Wein-, Obst- und Gemüsebau betreiben. W. hieß im Altertum Bizye und war im letzten Jahrhundert des Odrysischen Reichs (bis 46 n. Chr.) Sitz der Könige des letztern. In byzant. Zeit war die Stadt Sitz eines Erzbischofs und gehörte zum Thema Thrace; während der lat. Herrschaft erscheint sie unter dem Namen Visoi (Vizoi).

Wisbech, auch Wisbeach, Municipalborough in der engl. Grafschaft Cambridge, links am Old River Nen, 16 km oberhalb dessen Mündung in den Wash, Station der Linien Cambridge-St.-Ives-March-W. und W.-Watlington der Great-Easternbahn, sowie der Linie Peterborough-Sutton-Bridge-Kings-Lynn der Midlandbahn, zählt (1881) 9248 E. und hat eine Lateinschule, eine öffentliche Bibliothek, eine Kornbörse, einen Viehmarkt, Eisenwerke, Schiffbau und lebhaften Handel. Auf dem Old River Nen gelangen bis zur Stadt kleine Seeschiffe. W. hieß zur Zeit der Angelsachsen Wisebec und gehörte damals zum Königreich Ostangeln.

Wisby, die einzige Stadt auf der schwed. Insel Gottland (s. d.), an der Westküste, war im Mittelalter ein sehr wichtiger, zur Hansa gehöriger Hafenplatz, wurde aber 1361 von dem dän. König Waldemar III. Atterdag erobert und grausam ausgeplündert. Die Stadt erlangte seitdem ihre frühere Blüte niemals mehr, ist aber gegenwärtig wieder ein nicht unbedeutender Handelsplatz, der 6666 E. (1885) zählt. W. ist der Sitz des Landeshauptmanns und des Bischofs von Gottland und hat eine vollständige Gelehrtenschule (Gymnasium). Es finden sich hier noch einige Bauten im deutsch-mittelalterlichen Stile, sowie auch zahlreiche Ruinen. Darunter gehören besonders die alten Stadtmauern mit ihren Türmen und sieben Kirchen, prächtige Bauwerke, die dem 11. und 12. Jahrh. angehören, worunter die Heiligegeistkirche und die Katharinenkirche. Nur die 1190—1225 erbaute Marienkirche wird jetzt noch als Stadtkirche benutzt. Mit dem Festlande steht W. in lebhaftem Dampfschiffverkehr; 1878 ward die Eisenbahn W.-Kemse eröffnet. Der Seebäder wegen ist W. im Sommer stark besucht. Vgl. Braun-Wiesbaden, «Die Wisbyfahrt» (Lpz. 1882); «Hansische Wisbyfahrt» (Hamb. 1883).

Wisc., offizielle Abkürzung des nordamerik. Staats Wisconsin.

Wiscasset, Einfuhrhafen und Hauptort von Lincoln County im nordamerik. Staate Maine, liegt am westl. Ufer des Sheepscotflusses, an der Knox- und Lincoln-Eisenbahn, zählt (1880) 1847 E. und hat einen guten Hafen und bedeutenden Handel, Manufakturen in Holz, Marmor, Schuhen u. s. w., große Fischereien, eine National- und eine Sparbank, öffentliche Schulen, eine Akademie, Bibliothek und drei Kirchen. Die Stadt wurde 1663 angesiedelt und hieß bis 1801 Pownalborough.

Wischau (slaw. Vyškov), Stadt im mittlern Mähren, fast in der Mitte der von den Hannaken (s. d.) bewohnten Hanna, Station der Linie Brünn-Sternberg der Kaiser Ferdinands-Nordbahn, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, zählt (1880) 5221 E., darunter 2150 Deutsche und 3042 Slawen. Das Schloß in W. gehört dem Fürst-Erzbischof von Olmütz, der überhaupt in der Gegend reich begütert ist.

Wische, fruchtbare Niederung zu beiden Seiten der Elbe, zwischen Werben und der Havelmündung einerseits und der Stadt Lenzen andererseits.

Wischegrad, s. Visegrad.

Wischehrad, s. Wyschehrad.

Wischera, mehrere Flüsse in Rußland. 1) Linker Nebenfluß der Kama im Gouvernement Perm, 447 km lang, entspringt auf dem Ural und wird nach der Vereinigung mit der Kolwa schiffbar. 2) Rechter Nebenfluß der Wytschegda im Gouvernement Wologda, 203 km lang. 3) Rechter Nebenfluß des Wolchow im Gouvernement Nowgorod, 110 km lang.

Wischerscher Kanal, Kanal im russ. Gouvernement Nowgorod, verbindet die Msta mit dem Wolchow vermittelst der Flüsse Wischera und dem Kleinen Wolchowez und dient zur Umgehung des Ilmensees; er ist 15 km lang, 9 m breit und über 1 m tief. Man benutzt ihn nur im Frühling; im Sommer, wo sein Wasser zu flach ist, gehen die Schiffe durch den Sievers-Kanal.

Wischni-Wolotschok, Stadt in Rußland, s. Wyschnij-Wolotschok.

Wischnu (Vishnu), Gottheit der Indier, s. unter Indische Religion.

Wischwill, Flecken im preuß. Regierungsbezirk Gumbinnen, Kreis Ragnit, 1 km von der Memel, ist seit 1882 Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 540, mit dem Gutsbezirk W. 1030 E., welche ein großes Mühlwerk und eine Papiermühle unterhalten.

Wisconsin, einer der nordwestl. Staaten der nordamerik. Union, liegt zwischen 42° 27′ und 47° 8′ nördl. Br. und 86° 53′ und 92° 53′ westl. L., wird im N. vom Obern See, im O. von Michigan und dem Michigansee, im S. von Illinois und im W. vom Mississippi und den Staaten Iowa und Minnesota begrenzt und hat ein Areal von 145137 qkm. Die Zahl der Einwohner belief sich 1840 auf 30945, 1860 auf 775881, 1880 auf 1315496 und 1885 auf 1563423, von denen 265756 Deutsche, 90056 Skandinavier, 36371 Irländer, 32731 Engländer, 15838 Böhmen, 8271 Neger, 3963 Franzosen u. s. w. waren. W. ist eine Hochebene, auf der sich nur wenige Hügelketten befinden, z. B. die Blue-, Platte- und Sinsinecaberge. Längs der Quelle der Zuflüsse des Obern Sees befindet sich eine nicht unbedeutende Hügelkette und Hochebene, welche sich gegen die Ostgrenze des Staates hin abdacht. Keiner dieser Berge ist höher als 350 m. Mit Ausnahme weniger Hebungen ist W. durchgängig eine wellenförmige, durchschnittlich 300 m über dem Meeresspiegel liegende Fläche. Die Hauptflüsse sind: der St.-Louis und Montreal, welche in den Obern See fließen, der Manitowoc, Sheboygan, Milwaukee und Root, welche in den Michigansee fließen, und der Mississippi mit seinen Nebenflüssen Ste.-Croix, Chippewa, Black, Wisconsin, Rock, Southern Fox und Des Plaines. Von den zahlreichen Seen ist der Winnebago der größte, der ganz im Staate liegt. Das Klima ist eins der besten und gesündesten der Vereinigten Staaten. Die Sommer sind nach Temperatur und Dauer geeignet, alle Naturprodukte dieser Breitengrade zur Reife zu bringen, aber sie sind nicht drückend heiß; die Winter sind kalt, aber gleichmäßig; die Herbste sind fast immer herrlich.

Obwohl W. vermöge seines ausgezeichneten Bodens und vorteilhaften Klimas vorzugsweise zu einem ackerbautreibenden Staate bestimmt ist, besitzt es doch einen unerschöpflichen Reichtum wertvoller Mineralien, besonders Magneteisenerz, Rot- und Brauneisenstein, Eisenglanz, Kupfer, Blei, Zink, Schiefer u. s. w. An Wildbret aller Art wie an Fischen ist großer Überfluß. Die Waldungen liefern vorzügliches Bauholz und Ahornzucker. Jede Art der Landwirtschaft, welche dieser Zone angemessen ist, wird mit dem günstigsten Erfolg betrieben; namentlich werden Mais, Hafer, Weizen, Kartoffeln, Gerste, Roggen, Rüben, Preißelbeeren, Hopfen, Flachs, Tabak, Obst u. s. w. gewonnen. Ungeheuere Weideplätze und Prairien gewähren der Viehzucht großen Vorschub. Im J. 1880 gab es 7674 industrielle Etablissements mit einem Gesamtkapital von nahezu 74 Mill. Doll.; unter diesen waren Eisengießereien, Walzwerke, Glashütten, Wollspinnereien und Webereien, Maschinenwerkstätten, Gerbereien, Brauereien u. s. w. Durch die Seen und die sich an dieselben anschließenden Kanäle, sowie durch 9877 km Eisenbahnen steht W. in direkter und lebhafter Handelsverbindung mit dem Osten. Für die Erziehung wird bestens gesorgt. Außer der Staatsuniversität zu Madison (s. d.) mit 30 Professoren, 12 Instruktoren und 421 Studenten gibt es noch 7 Colleges, 5 Staatslehrerseminare mit über 2000 Seminaristen, 115 Hoch-, 5951 öffentliche und viele Privat- und Kirchenschulen, 1 Staats-Taubstummenanstalt, 1 Staats-Blindenanstalt und 2 Staats-Industrieanstalten. In den öffentlichen Schulen waren (1884) 315804 Schüler und 7459 Lehrer. Der Staat unterhält ferner 2 Irrenhäuser, 1 Gefängnis u. s. w. Von religiösen Organisationen sind die Katholiken, Methodisten, Baptisten und Kongregationalisten am zahlreichsten. Es gab (1880) 340 Zeitungen und Zeitschriften, von denen 21 täglich und 283 wöchentlich erschienen. Die Staatsverfassung ist ähnlich der der andern Staaten. Die Legislatur, welche alle zwei Jahre zusammentritt, besteht aus 33 Senatoren und 100 Repräsentanten. Erstere werden auf vier, letztere auf zwei Jahre gewählt. Die Staatsschuld betrug 1. Okt. 1884 2250000, die Einnahmen beliefen sich auf 2035754, die Ausgaben auf 2407848 Doll.

Das Land wurde 1634 von dem Franzosen Jean Nicolet besucht; 1671 kam es unter franz., 1763 unter engl. Herrschaft und 1783 wurde es den Vereinigten Staaten abgetreten. Bis 1836 war es ein Teil des großen nordwestl. Territoriums, 20. April 1836 wurde er als selbständiges Territorium organisiert und 29. Mai 1848 als 17. Staat zugelassen. Die dann angenommene Konstitution wurde 1870, 1874, 1881 und 1882 amendiert. Der Staat ist (1886) in 66 Counties eingeteilt. Die Hauptstadt ist Madison (s. d.) mit 12064 E. Die bedeutendsten Städte sind: Milwaukee (s. d.) mit 158509 E., Oshkosh (s. d.) mit 22064 E., Eau Claire mit 21668 E., La Crosse (s. d.) mit 21740 E., Racine (s. d.) mit 19636 E., Fond du Lac (s. d.) mit 12726 E., Sheboygan (s. d.), Appleton mit 10927 E., Janesville (9941 E.), Wausau (s. d.), Chippewa Falls (8719 E.), Watertown (s. d.), Green-Bay (7111 E.), Manitowoc (Stapelplatz für Bauholz, 6881 E.), Marinette (4100 E.), Stevens-Point (6510 E.), Portage (5501 E.), Menomonie (5403 E.), Beloit (5359 E.), Kenosha (5097 E.), Peshtigo (5150 E.), Mineral Point (4405 E.). Vgl. Smith, «History of W.» (Madison 1854); Quiner, «The Military history of W.» (Chicago 1866); De Loß Love, «W. in the war of rebellion» (Chicago 1866); Tuttle, «An Illustrated History of W.» (Bost. 1875); Strong, «History of the territory of W.» (Madison 1885).

Wiseman (Nicolas), Kardinal, Erzbischof von Westminster und erster Primas der röm.-kath. Kirche in England seit der Reformation, geb. 2. Aug. 1802 zu Sevilla, stammte von irländ. Eltern ab. Er erhielt seine Erziehung im kath. St.-Cuthbert's-College zu Ushaw bei Durham, vollendete seine Studien auf dem engl. Kollegium zu Rom, ließ sich daselbst zum Priester weihen und war eine Zeit lang Professor an einem dortigen Seminar. Als Rektor von Ushaw kehrte er 1835 nach England zurück, wo er durch drei von ihm begründete Zeitschriften, die vornehmere «Dublin Review» und die mehr populären «Catholic Magazine» und «London Tablet», zur Belebung des Katholizismus zu wirken suchte. W. ward Koadjutor des Bischofs Walsh, des Vikars der londoner Diöcese und Präsident des St.-Mary's-College in Oscott, in welcher Eigenschaft er den Entwurf zur Restauration einer kath. Hierarchie in England ausarbeitete, den er 1847 Pius IX. persönlich vorlegte. Hierauf ward W. zum Provikar und nach dem Tode Walshs zum apostolischen Vikar in London erhoben. Im Aug. 1850 reiste W. abermals nach Rom, wo er in einem 30. Sept. abgehaltenen Konsistorium zum Kardinal von St.-Pudentia, sowie zum Erzbischof von Westminster und Primas der kath. Kirche in

England ernannt wurde. Die Kunde von diesem Schritte, den man als einen direkten Angriff Roms auf die prot. Kirche betrachtete, rief in England eine außerordentliche Agitation hervor, und es wurde durch eine Parlamentsakte unter schweren Strafen verboten, die von einem fremden Potentaten verliehenen bischöfl. Titel zu führen. Dieses Gesetz blieb zwar ohne nachhaltige Wirkung, aber das Verfahren der röm. Kurie hatte die öffentliche Meinung auf das Umsichgreifen des Katholizismus aufmerksam gemacht, weshalb anfangs die von W. im Interesse seiner Kirche angeratene Maßregel eher das Gegenteil des von ihm beabsichtigten Erfolgs zu Wege brachte. Übrigens benahm W. selbst sich mit vieler Klugheit und hielt sich im Hintergrunde, bis der erste Sturm vorüber war. Später erschienen von ihm «Twelve lectures on the connection between science and revealed religion» (3. Aufl., 2 Bde., Lond. 1849; deutsch von Haneberg, 3. Aufl., Regensb. 1866), «Essays on various subjects» (3 Bde., Lond. 1853; deutsch in der «Sammlung von klassischen Werken der neuern kath. Litteratur Englands», 3. Aufl., Köln 1868), «Sermons, lectures and speeches delivered during a tour in Ireland» (1858), «Recollections of the four last Popes» (Lond. 1858; deutsch, 4. Aufl., Köln 1870) und ein Roman «Fabiola» (Lond. 1855; deutsch von Reusch, 11. Aufl., Köln 1877), letztere beiden wohl die am weitesten verbreiteten und populärsten seiner Werke. Er starb 15. Febr. 1865.

Wisenä, Fabrikdorf bei Arsamas (s. d.) im russ. Gouvernement Nishnij-Nowgorod.

Wisent, s. Auerochs (Abbildung auf Tafel: Wiederkäuer, Fig. 6).

Wishaw, Stadt in der schott. Grafschaft Lanark, östlich von Hamilton, Station der Caledonischen Eisenbahn, hat 10568 E., Kohlen- und Eisenerzbergbau und Eisenhütten.

Wisin (Denis Iwanowitsch von), gewöhnlich Fon-Wisin geschrieben, russ. Dichter, s. Wiesen (Dionisius von).

Wisingsö, s. unter Wettersee.

Wislicenus (Gust. Adolf), freisinniger prot. Geistlicher und Theolog, geb. 20. Nov. 1803 zu Battaune bei Eilenburg, studierte zu Halle Theologie. Als Mitglied der Burschenschaft sah er sich in die demagogischen Untersuchungen verwickelt und wurde, nachdem er das J. 1824 zu Berlin und Köpenick in Untersuchungshaft zugebracht, zu 12 Jahren Festungsarrest verurteilt. Anfang 1829 begnadigt, setzte W. seine Studien zu Berlin fort. Im J. 1834 erhielt er das Pfarramt zu Kleineichstedt und Grockstedt bei Querfurt, 1841 das an der Neumarktskirche in Halle. Er schloß sich jetzt den Protestantischen Freunden an und gab in der Schrift «Ob Schrift, ob Geist?» (Aufl. 1—4, Lpz. 1845) eine Darlegung seiner Grundsätze. Die kirchliche Behörde berief ihn darauf zu einem Kolloquium und zog ihn dann wegen Abweichung von der Basis und Ordnung der evang. Kirche in eine Disciplinaruntersuchung. Diese brachte ihm zunächst Suspendierung und 1846 Amtsentsetzung. Seinen Prozeß stellte er in der Schrift «Die Amtsentsetzung des Pfarrers W. in Halle» (Lpz. 1846) dar. Von jetzt an war er als Prediger der Freien Gemeinde (s. Freie Gemeinden) in Halle thätig, verwickelte sich aber durch eine neue Schrift: «Die Bibel im Lichte der Bildung unserer Zeit» (Lpz. 1853), in einen neuen Prozeß. Er hatte Preußen bereits verlassen, als er im Sept. 1853 zu einer Gefängnisstrafe von zwei Jahren verurteilt wurde. W. ging nach Amerika und hielt hier zuerst Vorträge zu Boston. Im Mai 1854 siedelte er nach Neuyork über und begründete im benachbarten Hoboken eine Schul- und Erziehungsanstalt. Doch kehrte er im Mai 1856 nach Europa zurück und ließ sich in Zürich nieder, wo er abermals eine Erziehungsanstalt begründete und unter andern das Werk «Die Bibel für denkende Leser» (2 Bde., Lpz. 1863—64) ausarbeitete. Nachdem er die Erziehungsanstalt wieder aufgegeben, wohnte er zu Fluntern bei Zürich, wo er 14. Okt. 1875 starb.

Wislicenus (Joh§.), Sohn des vorigen, geb. 24. Juni 1835 zu Kleineichstedt, folgte bald nach Beginn seiner Universitätsstudien 1853 dem Vater nach Nordamerika. Im J. 1856 kehrte er mit diesem nach Europa zurück und setzte nun seine naturwissenschaftlichen Studien erst zu Zürich, dann zu Halle fort, worauf er sich für das chem. Fach an der Universität Zürich habilitierte. Im J. 1861 wurde er zum Professor an der Kantonsschule, 1864 zum außerord. Professor an der Universität und Direktor des Universitätslaboratoriums, 1867 zum ord. Professor ernannt. Unter Belassung in dieser Stellung wurde er 1870 zum Professor der Chemie am Eidgenössischen Polytechnikum und 1871 zum Direktor dieser Anstalt durch den schweiz. Bundesrat ernannt. Im Herbst 1872 folgte er einem Rufe an die Universität Würzburg, 1885 einem solchen an die Universität Leipzig, an welcher er als ord. Professor der Chemie und Direktor des chem. Laboratoriums wirkt. Seine und seiner Schüler Untersuchungen und Entdeckungen veröffentlichte er meist in Liebigs «Annalen» und den «Berichten der Deutschen chem. Gesellschaft», und schrieb außerdem «Theorie der gemischten Typen» (Berl. 1859) und eine vollständige Neubearbeitung des Regnault-Streckerschen «Lehrbuchs der Chemie» (2 Bde., Braunschw. 1874 u. 1877).

Sein Bruder Hugo W., geb. 29. Dez. 1836 zu Kleineichstedt, widmete sich seit 1856 zu Zürich erst mathematischen und naturwissenschaftlichen, dann altdeutschen Studien und habilitierte sich 1862 an der Universität und dem Polytechnikum für letzteres Fach. Auf einer Erholungsreise nach dem Linththal verunglückte er 8. Aug. 1866 am Tödi. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Die Symbolik von Sonne und Tag in der german. Mythologie» (Zür. 1862) und die von seinem Vater veröffentlichten Abhandlungen: «Loki, das Nibelungenlied, das Dionysostheater in Athen» (Zür. 1867).

Wislicenus (Herm.), bedeutender Historienmaler, geb. 20. Sept. 1825 in Eisenach, ging 1844 nach Dresden auf die Akademie, wo er bei Bendemann und namentlich in Schnorrs Atelier seine Ausbildung fand, unter dessen Einfluß sein erstes Gemälde: Miseria und Abundantia (Galerie Dresden), entstand. Die Liberalität des Großherzogs Karl Alexander von Weimar verschaffte ihm hierauf die Möglichkeit eines längern Aufenthalts in Italien (1853—57), wo besonders Cornelius auf ihn wirkte. Nach seiner Heimkehr arbeitete W. selbständig in Weimar und schuf eine Reihe durch Ernst und Grazie des Stils gleich ausgezeichneter Kompositionen, unter welchen hervorzuheben sind: die Nacht mit ihrem Gefolge (Weimar), die Deukalionische Flut, cyklische Komposition (1865), Cyklus von Wanddekorationen mythischen Inhalts, als

Schmuck einer Loggia (im Museum zu Leipzig), Ruhmeshalle deutscher Dichter u. a. Den ersten Preis der Goethe-Stiftung in Weimar erhielt er für den Karton Kampf des Menschen mit den Elementen (Museum in Weimar) und ebenso den ersten Preis für Kartons zur Ausmalung des Treppenhauses dieses Museums (noch nicht ausgeführt). Für das sog. Römische Haus in Leipzig führte er als Wandgemälde aus: Brutus als Richter über seine Söhne und die Mutter der Gracchen. Ferner schuf er ein Ölgemälde: die Phantasie von den Träumen umgaukelt (Galerie Schack in München), und Psalmodierende Engel, Wandbild in der Chornische der Schloßkapelle zu Weimar. Im J. 1868 folgte W. dem Rufe als Professor an die Akademie zu Düsseldorf. Dort hatte er das Unglück, inmitten fruchtbarster Thätigkeit seine sämtlichen künstlerischen Studien, sowie mehrere der Vollendung nahe gebrachte Gemälde und Kartons beim Brande des Akademiegebäudes März 1872 zu verlieren. Die damals untergegangenen Arbeiten waren Erstlinge des seit der Übersiedelung in seine neue Heimat zum Durchbruch gekommenen Strebens, stilvolle Zeichnung mit dem Reize koloristischer Wirkung zu verbinden, ein Problem, dessen Lösung auch die neuesten Werke von W. mit wachsendem Erfolg anstreben. Hierher gehören die vier allegorischen Bilder der Jahreszeiten (Ölgemälde, Nationalgalerie Berlin). W. erhielt 1877 bei der Konkurrenz um die Ausschmückung des großen Saals in dem neu hergestellten Kaiserhause zu Goslar den ersten Preis. Gegenstand der Darstellung ist der Anfang, die Entwickelung und Erneuerung des deutschen Kaisertums. Infolge dessen wurde ihm vom preuß. Staate die Ausführung übertragen, mit welcher W. seitdem beschäftigt ist.

Wisliza (poln. Wislica), Stadt im russ.-poln. Gouvernement Kjelze, Kreis Pintschow, an der Nida, mit 2520 E. Die Stadt war lange Zeit Sitz der Landtage der kleinpoln. Szlachta. Auf dem ersten solchen hier 1347 abgehaltenen Landtage wurde das sog. Wisliczer Statut angenommen. (S. unter Polnisches Recht.)

Wismar, die zweite See- und Handelsstadt im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin liegt an der wismarschen Bucht, welche einen der besten Häfen der Ostsee bildet, durch Zweigbahn nach Kleinen mit den Mecklenburgischen Eisenbahnen, und durch Sekundärbahn mit Normalspur mit Rostock verbunden, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1885) 16011 E. Die geräumige, freundliche Stadt hat breite Straßen, einen großen, von hübschen Gebäuden umgebenen Marktplatz, und zeichnet sich vor sämtlichen andern mecklenb. Städten durch vorzügliche Sielanlage und gutes Pflaster aus. Von hervorragenden Bauten sind zu nennen: die Marienkirche, ein gotischer Bau aus dem 14. Jahrh., mit 80 m hohem Turm; die St. Georgenkirche (Chor aus dem Anfang des 14. Jahrh., Neubau vom Turm 1409); die St. Nikolaikirche (1381—1460 erbaut); der Fürstenhof, ein prachtvoller ital. Renaissancebau, 1554 begonnen, mit reichen Friesen in Relief, den Trojanischen Krieg, Simson und Delila, David und Goliath und das Gleichnis vom verlorenen Sohn darstellend, 1877—79 restauriert, jetzt Amtsgericht; die alte Schule, ein interessanter Ziegelrohbau aus dem Ende des 12. Jahrh., 1882 restauriert und zum städtischen Altertumsmuseum eingerichtet; das Archidiakonatshaus von St. Marien, restauriert 1884; die Neue Bürgerschule, 1880 angebaut an den Chor der Dominikanerkirche; das Rathaus 1817—19 erbaut, mit schönem Audienzsaal, 1885 restauriert; das Militärlazarett von Demler, das Postgebäude von 1886, das Schauspielhaus, das Wasserthor aus dem 15. Jahrh. Viele interessante alte Häusergiebel aus dem Ende des 14. Jahrh. sind noch gut erhalten oder restauriert. Von höhern Unterrichtsanstalten besitzt die Stadt ein Gymnasium mit Realschule, eine städtische höhere Töchterschule, eine Navigations- und eine Gewerbeschule.

Die hauptsächlichsten Erwerbsquellen der Einwohner bilden, außer den gewöhnlichen städtischen Gewerben, Fischerei und Ackerbau, besonders aber Handel und Schiffahrt. Die städtische Reederei beschäftigte (1886) 35 eigene Schiffe, darunter 2 Dampfer, außerdem einige kleine Lokaldampfer, mit zusammen 8302 Registertons. Die Ausfuhr beschäftigt sich vorzugsweise mit Landesprodukten, namentlich mit Getreide, Ölsaaten, Butter und Vieh. Der Einfuhrhandel (am lebhaftesten mit England und Schweden) hat vorzugsweise Eisen, Steingut, Kalk, namentlich aber Bauholz und Steinkohlen zum Gegenstande. Die Steinkohleneinfuhr ist bedeutend und wird dadurch besonders erleichtert, daß das Fahrwasser von der Reede bis in den Hafen, ebenso dieser selbst, etwa 5 m tief ausgebaggert ist, somit das Anlegen selbst der größten Frachtdampfer gestattet, welche direkt auf die Bahn entladen werden können. Die Zahl der Fabriken hat neuerdings sehr zugenommen. Hauptgegenstände der Produktion sind Eisenguß, Maschinen, Cichorien, Cigarren, Dachpappen und Asphalt u. s. w.; eine Fabrik von Emailleöfen, sowie eine Holzbearbeitungsfabrik sind bemerkenswert. Ferner sind Bierbrauereien und Branntweinbrennereien zu nennen, die ihre Verbindungen weit über Mecklenburg hinaus erstrecken. Etwa 3 km von W. liegt reizend auf einem hohen Ufer der Ostsee das 1867 neu eingerichtete und 1885 in allen Einzelheiten abermals erneuerte Seebad Wendorf. Dasselbe ist im Sommer von W. mit Dampfschiff in einer Viertelstunde zu erreichen.

W. war 1256—1358 Hauptstadt des Stammlandes Mecklenburg und gleich Rostock eine reiche Hansestadt mit vielen Privilegien und Freiheiten. Im Westfälischen Frieden wurde es zugleich mit der Herrschaft W., welche außer der Stadt auch die Domanialämter Neukloster und Poel (letzteres auf der vor dem Wismarischen Meerbusen liegenden gleichnamigen Insel) umfaßt, an die Krone Schweden abgetreten, wofür Mecklenburg als Entschädigung die Bisthümer Schwerin und Ratzeburg als weltliche Fürstenthümer und unmittelbare Reichslehen erhielt. Stadt und Herrschaft W. wurde 26. Juni 1803 für 1258000 Thlr. (Hamb.) Banko von Schweden an Mecklenburg-Schwerin verpfändet, unter der Bedingung, daß Schweden nach 100 Jahren gegen Rückzahlung dieser Summe nebst 3 Proz. jährlichen Zinsen das Pfand wieder zurücknehmen könne, sodaß also Schweden jetzt noch Ansprüche an W. hat, deren Verwirklichung allerdings kaum noch im Bereiche der Möglichkeit liegt. Infolge dieses Pfandverhältnisses nimmt jedoch W. im Lande eine besondere Stellung ein und ist im mecklenburgischen Landtag nicht vertreten. Hinsichtlich der Verwaltung hat W. bedeutende Vorrechte. Vgl. Burmeister, «Beschreibung von W.» (Wism. 1857).

Wismut (Bismuthum), in früherer Zeit Wismat oder Marcasita genannt (chem. Zeichen Bi, Atomgewicht = 210), ist eins der seltener vorkommenden Metalle und tritt meist in gediegenem Zustande oder als Oxyd auf. Es findet sich im Granit, Gneis und Glimmerschiefer, sowie im Übergangsgebirge, in der Regel auf Kobalt- und Silbergängen. Der Hauptfundort für Wismuterze ist Schneeberg in Sachsen, außerdem kommen sie vor in den Vereinigten Staaten, in Peru, Bolivia und Chile, sowie in Australien. Da das W. meist gediegen vorkommt, so ist die Gewinnung desselben ziemlich einfach, da man es infolge seines niedern Schmelzpunktes durch Aussaigern (Ausschmelzen) von der Gangart trennen kann; das so gewonnene Metall ist aber nie ganz rein, sondern meist von Arsen begleitet. Bei der Verwendung für pharmaceutische Zwecke ist es von dieser Verunreinigung zu befreien. Nach Vorschrift der Deutschen Pharmakopöe von 1882 geschieht dies, indem das Metall in einer eisernen Schale mit der Hälfte seines Gewichts Natronsalpeter geschmolzen und so lange gerührt wird, bis es in ein feines graues Pulver verwandelt ist. Die geschmolzene Masse wird mit Wasser unter Zusatz von Natronlauge ausgekocht. Beim Waschen geht das Arsen in Lösung, während ein Gemisch von Wismutmetall und Oxyd zurückbleibt. Das geschmolzene W. ist ein rötlichweißes Metall, glänzend, ziemlich hart, krystallinischer Textur und so spröde, daß es gepulvert werden kann. Es krystallisiert leicht und in gut ausgebildeten Rhomboëdern; es schmilzt bei 264° und hat ein spezifisches Gewicht von 9,79. Die Produktion von W. beläuft sich jährlich auf etwa 25000 kg, wovon 20500 auf das sächs. Erzgebirge, 3000 auf England und 1500 kg auf Böhmen kommen. Der größte Teil des produzierten W. dient mediz. und kosmetischen Zwecken. Offizinell ist das basisch salpetersaure Wismut (Bismuthum subnitricum); bis 1882 war auch das valeriansaure Wismut (Bismuthum valerianicum) offizinell. Das basisch salpetersaure W. findet ferner als weiße Schminke unter dem Handelsnamen Blanc d'Espagne (s. d.) Anwendung. Mit andern Metallen vereint es sich zu leichtflüssigen Legierungen, welche wie Roses Metall bei 93 bis 94° C. oder wie Woods Metall schon bei 68° schmelzen. Diese Legierungen hat man früher wohl zum Clichieren (Abklatschen) von Holzschnitten, Druckformen, Stereotypplatten, sowie auch als Schnellot verwandt, sie sind gegenwärtig jedoch für diese Zwecke zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken. Einen starken Wismutverbrauch hat die Einführung der Porzellanlüsterfarben durch Brianchon mit sich gebracht. Das Wismutoxyd findet in kleiner Menge Verwendung zur Herstellung von schweren und stark lichtbrechenden Gläsern, die als optisches Flintglas sowie zu Straß (s. d.) benutzt werden.

In seinen Verbindungen fungiert das W. als dreiwertiges Element. Von den Verbindungen haben nur wenige allgemeinere Wichtigkeit. Von diesen sind zu erwähnen:

1) Wismut und Sauerstoff: Wismutoxyd Bi_2O_3 entsteht bei gelindem Erhitzen des basisch salpetersauren Salzes und bildet ein gelbes Pulver, welches bei stärkerm Erhitzen zu einer braunen, krystallinisch erstarrenden Masse zusammenschmilzt. Mit Säuren vereint es sich zu Wismutsalzen. Wismutoxydhydrat BiO(OH), Anhydroverbindung des nicht bekannten normalen Hydrats $Bi(OH)_3$ entsteht als weißer Niederschlag beim Vermischen einer Lösung eines Wismutsalzes mit Natronlauge; nicht in Alkali, wohl aber in Säuren löslich; verwandelt sich beim Trocknen in Wismutoxyd. Ferner ist noch eine Wismutsäure Bi_2O_5 und ein Wismutoxydul BiO bekannt.

2) Wismut und Schwefel: Schwefelwismut Bi_2S_3 bildet das Mineral Wismutglanz und entsteht als schwarzer Niederschlag beim Einleiten von Schwefelwasserstoff in die saure Lösung eines Wismutsalzes.

3) Wismut und Chlor: Wismutchlorid $BiCl_3$. Metallisches Wismut vereint sich schon bei gewöhnlicher Temperatur unter lebhafter Wärmeentwickelung mit Chlor zu einer dickflüssigen Masse, welche beim Erkalten krystallinisch erstarrt (Wismutbutter) und unzersetzt destillierbar ist. Es entsteht auch beim Lösen von W. in Königswasser. Wird die Lösung mit viel Wasser vermischt, so scheidet sich ein weißer Niederschlag von Wismutoxychlorid BiOCl ab, der nach dem Waschen mit Wasser Verwendung als weiße Schminke findet.

4) Wismut und Salpetersäure: Wismutnitrat $Bi(NO_3)_3$ entsteht beim Lösen von Wismut in Salpetersäure und scheidet sich aus der eingedampften Flüssigkeit in Form von schönen farblosen Krystallen aus, die in reinem Wasser nicht unzersetzt löslich sind, sich aber leicht in mit Salpetersäure vermischtem Wasser lösen. Basisches Wismutnitrat (Bismuthum sub nitricum, Magisterium Bismuthi) $Bi(NO_3)(OH)_2$ entsteht, wenn 1 Teil krystallisiertes Wismutnitrat in 20 Teile kochendheißes Wasser unter kräftigem Umrühren eingetragen wird. Der rasch sich absetzende blendendweiße Niederschlag wird noch heiß von der Flüssigkeit getrennt, auf einem Filter gesammelt und mit kaltem Wasser gewaschen. Es findet in der Heilkunde und außerdem als weiße Schminke unter dem Namen Blanc d'Espagne (s. d.) Verwendung.

Wismutblende, s. Kieselwismuterz.

Wismutbutter, soviel wie Wismut (-Verbindungen 3).

Wismutchlorid, s. unter Wismut (-Verbindungen 3).

Wismutglanz oder Bismutin, von der chem. Zusammensetzung Bi_2S_3 mit 81,22 Proz. Wismut und 18,78 Proz. Schwefel, ist ein rhombisches, mit Antimonglanz isomorphes Mineral, welches lang säulenförmige bis nadelförmige, stark längsgestreifte Krystalle, auch körnig-blätterige oder strahlige Aggregate bildet, von der Härte 2—2,5, dem spez. Gewicht 6,4—6,6, von licht bleigrauer, in das Zinnweiße geneigter Farbe, aber an der Luft bald gelblich oder bunt anlaufend. Die milden Krystalle haben eine vollkommene Spaltbarkeit nach dem Brachypinakoid. Salpetersäure löst das Erz rasch auf zu farbloser Solution unter Abscheidung von Schwefel. Fundorte sind Johanngeorgenstadt und Altenberg im Erzgebirge, Redruth und Botallack-Mine in Cornwall, Riddarhytta in Schweden, Gruben des Banats, Illampugebirge in Brasilien.

Wismutlegierungen. Von den Legierungen des Wismut mit andern Metallen sind namentlich die zu erwähnen, welche beim Zusammenschmelzen mit Blei und Zinn entstehen, und die sich durch ungemein leichte Schmelzbarkeit auszeichnen. Durch geeignete Kombination dieser Metalle kann man Legierungen von fast beliebigen Schmelzpunkten von 68° C. aufwärts darstellen. (S. Newtons, Roses,

Woods Metall.) Diese Legierungen haben in neuerer Zeit eine wichtige Verwendung als Alarmgeber bei zu starken Spannungen in Dampfkesseln gefunden. Zu diesem Behuf wird eine Platte einer Legierung, deren Schmelzpunkt der Temperatur des Dampfes bei der höchsten zulässigen Spannung entspricht, zwischen dem Kessel und einer Dampfpfeife eingeschaltet. Sobald die Spannung den gewünschten Grad überschreitet und der Dampf damit die Temperatur des Schmelzpunktes der Legierung annimmt, schmilzt die Platte und es kommt dann die Warnungspfeife zum Tönen.

Wismutnitrat, s. unter Wismut (Verbindungen 4).

Wismutocker, ein strohgelbes bis lichtgraues und grünes, schimmerndes oder mattes Mineral, welches gewöhnlich nur als sehr weicher und zerreiblicher Überzug oder Anflug, auch wohl derb und eingesprengt vorkommt, und sich in vielen Fällen als Zersetzungsprodukt des Wismutglanzes und Emplektits erweist. Chemisch ist die in Salpetersäure leicht lösliche Substanz Wismutoxyd, Bi_2O_3, mit 89,7 Proz. Wismut und 10,3 Sauerstoff, doch finden Verunreinigungen durch Eisen, Kupfer oder Arsen statt. Es kommt vor im Erzgebirge, zu Schneeberg, Johanngeorgenstadt, Joachimsthal.

Wismutoxyd, s. unter Wismut (Verbindungen 1).

Wismutweiß ist basisches Wismutnitrat, s. unter Wismut (Verbindungen 4).

Wisniowiecki oder Wiszniowiecki, poln. Fürstengeschlecht, das 1744 mit Michael Servatius W., Großhetman von Litauen, ausstarb.

Fürst Dimitry W. war Ataman der Saporoger und machte durch Aufreizung der Tataren und Türken den Polen viele Schwierigkeiten. Von den letztern durch List aus seinem Amte entfernt, trat 1557 W. in die Dienste Moskaus, kämpfte mit Erfolg gegen die krimschen Tataren, kehrte aber 1561 wieder zu den Polen zurück. Darauf zog er 1563 mit einem Haufen Abenteurern in die Moldau, um sich zum Fürsten derselben zu machen, ward aber geschlagen, gefangen und im Aug. 1564 in Konstantinopel auf grausame Weise hingerichtet.

Jeremias Michael W., kleinruss. Wojwode, geb. 1612, gest. 22. Aug. 1651, studierte bei den Jesuiten in Lemberg und trat zum röm. Katholizismus über. Später bewies er sich als tapferer Feldherr gegen die Tataren und Chmelnizkij.

Der Sohn des letztern, Michael W., geb. 1638, wurde 1669 zum König von Polen gewählt, war aber weder im Innern, noch nach außen der Lage gewachsen. Die Türken eroberten Kamieniez, brandschatzten Lemberg; aus Schrecken darüber schloß W. 18. Sept. 1672 den Frieden von Budzial, kraft dessen Podolien bei den Osmanen und die Ukraine dem Kosakenhetman unter der Hoheit der Pforte verblieben. Sobieski setzte die Nichtbestätigung dieses Friedens im Reichstage zu Warschau durch und sammelte neue Kräfte zur Fortsetzung des Kriegs. Aus Aufregung darüber erkrankte W. und starb 10. Nov. 1673 in Lemberg.

Wispel oder Winspel, ein im nördl. Deutschland bis Ende 1871 gesetzlich gewesenes Getreidemaß. In Preußen hatte der W. gesetzlich 24 Scheffel = 13,191 hl, im größern Handel aber gewöhnlich 25 und bei Hafer 26 Scheffel; in Hamburg meist 10 Scheffel oder 20 Faß (= 20 preuß. Scheffel) = 10,992 hl, bei Gerste und Hafer aber 50 Faß; in Sachsen 24 Scheffel = 24,919 hl und in Braunschweig = 40 Himten = 12,458 hl.

Wissek, Stadt in der preuß. Provinz Posen, Regierungsbezirk Bromberg, Kreis Wirsitz, hat (1885) 1050 E., eine kath. und eine evang. Pfarrkirche. — Das Rittergut Klein-Wissek hat 150 E.

Wissen heißt das Verstehen einer Wahrheit, welche sich entweder auf Sinnesanschauung und Erfahrung gründet (histor. oder empirisches W.), oder auf mathem. Zusammenhänge von Größe, Gestalt und Zahl (mathematisches W.), oder auf die Begriffe des Verstandes und ihre Abhängigkeit voneinander (philosophisches W.); meist aber besteht es in dem Ergebnis aller dieser Erkenntnisse zusammen. Im strengsten Sinne nennt man W. die durch den Zwang einer logischen Demonstration gesicherte Überzeugung, wie z. B. die Überzeugung von der Richtigkeit eines geometr. Satzes, und alles W. in diesem Sinne beruht auf Notwendigkeit, d. h. auf Einsicht in die Unmöglichkeit des Gegenteils. Im weitern Sinne gehört zum W. aber auch alles bloß mit dem Gedächtnis Aufgefaßte, wie der angeeignete Wörterschatz bei Erlernung einer fremden Sprache, oder die auswendig gelernten, obwohl unverstandenen Formeln einer wissenschaftlichen oder religiösen Terminologie. Vom W. unterscheidet man den Glauben als eine Überzeugung, welche auf subjektiven Gründen beruht.

Wissen, Dorf im rheinpreuß. Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Altenkirchen, links an der Sieg, Station der Linie Deutz-Gießen der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 1914 E. und hat eine evang., eine kath. Pfarrkirche, ein Eisenhüttenwerk, ferner sehr bedeutenden Bergbau auf Eisenerze, sowie auf Blei-, Kupfer- und Zinkerze.

Wissende, s. unter Femgerichte.

Wissenschaft heißt zunächst das Wissen selbst als Zustand des Wissenden, sodann der Inbegriff dessen, was man weiß. Im engern Sinne heißt W. der vollständige Inbegriff gleichartiger, nach durchgreifenden Hauptgedanken geordneter Erkenntnisse. Diese an sich bilden den Stoff, die Materie einer bestimmten W. Das bloße gedächtnismäßige Wissen dieses Stoffs ist Gelehrsamkeit im untergeordneten Sinne des Wortes. Ein bloßes Aggregat rein empirischer Erkenntnisse ist daher noch nicht W., bekommt aber durch die doppelte Rücksicht auf Vollständigkeit und Ordnung schon einen wissenschaftlichen Charakter, wie z. B. in der Heraldik und Genealogie, der Botanik, Mineralogie u. s. w. So suchen sich namentlich die letztern zu Klassensystemen auszubilden. Der durchgreifende Hauptgedanke, das Prinzip des Systems genannt, ist dabei der Einteilungsgrund für die Arten der Tiere, der Pflanzen u. s. w. Aus solcher Grundlage einer bloßen Systematik wächst dann erst die W. im strengen Sinne als eine Erklärung und Zurückführung der Erfahrungsstoffe auf ihre tiefern Gründe und Zusammenhänge hervor. So gelangt man in allen W. bis zu gewissen letzten Prinzipien, aus denen erklärt wird, die sich aber vom Standpunkt einer einzelnen bestimmten W. aus nicht weiter erklären lassen. Die Untersuchungen, welche sich auf diese höchsten Prinzipien beziehen, bilden dann eine der Aufgaben der Philosophie. Der Versuch, das gesamte menschliche Wissen überhaupt nach allen seinen verschiedenen Richtungen und Gegenständen als ein geordnetes System darzustellen, führt zu

dem Begriff einer systematischen Encyklopädie. Vgl. Helfferich, »Der Organismus der W. und die Philosophie der Geschichte« (Lpz. 1856).

Wissenseid, s. unter Eid.

Wißmann (Hermann), Afrikaforscher, geb. 1853 zu Frankfurt a. O., trat als Fähnrich in das meckenb. Infanterieregiment Nr. 90 ein und wurde 1873 Sekondelieutenant. Im Auftrag der Afrikanischen Gesellschaft in Berlin brach er im Nov. 1880 mit Paul Pogge (s. d.) nach Afrika auf; die beiden Forscher landeten in Loanda und traten von hier im Febr. 1881 die Reise nach dem Innern an, mit der Absicht, in Mussumba, der Hauptstadt des mächtigen Muata Jamwo, eine Station der Afrikanischen Gesellschaft zu errichten. In Kimbundu (10° südl. Br., 20° östl. L.) gaben sie jedoch diesen Plan auf und zogen am Tschikapaflusse abwärts bis zu dessen Mündung in den Kassai. Vom Kassai wandten sie sich ostwärts zu den zwei mächtigen Balubahäuptlingen Mukenge und Tschingenge und gelangten nach Durchquerung der Flußgebiete des Lubilasch und Lukassi und Lomami im April 1882 nach Njangwe, dem wichtigen Handelsmittelpunkte am obern Congo. Während Pogge von hier nach der Westküste zurückkehrte, setzte W. die Reise nach der Ostküste des Kontinents fort, die er 15. Nov. desselben Jahres bei Saadani glücklich erreichte, als der erste Europäer, der außer Serpa Pinto den Erdteil in so niedriger Breite von West nach Ost durchkreuzte. Nachdem W. hierauf einen Monat in Sansibar verweilt, kehrte er über Suez und Kairo nach Europa zurück. Im J. 1883 übernahm er die Leitung einer neuen Expedition ins Congogebiet, die König Leopold II. von Belgien aussandte. Dieselbe bestand aus dem Militärarzt Ludwig Wolf, den Lieutenants von François, F. Mueller, H. Mueller, Schiffszimmermann Bugslag und den Büchsenmachern Schneider und Meyer. Letzterer erlag bereits in Malange dem Klima. Im Juli 1884 brach die Expedition, nach Anwerbung der Begleiter Pogges, von Malange auf und traf im November im Gebiete des Mukenge am Luluastrom (6° südl. Br.) ein. W.s Aufgabe war, diesen Fluß bis zum Kassai zu verfolgen und dann, den letztern stromabwärts fahrend, den Congo zu gewinnen. Nach den Schilderungen Stanleys über den kolossalen Wasserreichtum des unter dem Äquator in den Congo mündenden Ruki vermutete man in diesem den Unterlauf des Kassai; es kreuzte deshalb vor der Rukimündung ein Dampfer, um W. nach seiner Kassaifahrt aufzunehmen. W. errichtete nach seiner Ankunft beim Mukenge am Ufer des Lulua die Station Luluaburg, als deren Leiter nach dem im Jan. 1885 erfolgten Tode F. Muellers Bugslag zurückblieb. Nachdem das mitgebrachte zerlegbare Stahlboot zusammengesetzt und eine Zahl großer Kähne erbaut, trat W. 28. Mai mit Wolf, François, Mueller, Schneider und 198 Eingebornen die Thalfahrt an, erreichte 9. Juli bei Kwamouth die Einmündung des Kassai in den Congo und 17. Juli Léopoldville am Stanley-Pool; diese Fahrt entschleierte den Lauf des Kassai, der 3° südlicher in den Congo mündet, als man vorher vermutete, und bereicherte so unsere Kenntnis von Innerafrika in großartiger Weise. Zugleich zeigte sie, daß der Kassai eine ununterbrochene mächtige Schiffahrtsstraße bis ins Herz Afrikas bildet. W. war erkrankt, brach jedoch bereits im Frühjahr 1886 wieder nach Innerafrika auf, erforschte mit Wolf den Kassai noch weiter aufwärts und übernahm die Leitung der Stationen Luluaburg und Wolfshaven (am Zusammenfluß des Luebo und Lulua gegründet). Von Luluaburg aus beabsichtigte W. einen weitern Vorstoß nach Südosten zu machen und im Frühjahr 1887 wieder nach Europa zurückzukehren.

Wistaria, Pflanzengattung, s. Glycine.

Wistritza, auch Vistritza oder Bistritza, der Haliacmon der Alten, Fluß im südl. Macedonien, in den heutigen türk. Vilajets Janina und Salonichi, entsteht oberhalb Boghasköi aus zwei Quellarmen, von denen der westliche auf dem Ostabhange des Grammosgebirges (Boion, Boius Mons) entspringt, während der östliche dem See von Kastoria entfließt, hat zuerst südöstliche Richtung, wird durch das Voluzagebirge (Cambunii Montes) nach Osten abgedrängt, zwängt sich in der Spalte zwischen den Bergen Burinos im N. und Bunasa im S. hindurch, wendet sich hierauf nordöstlich, durchbricht den Dora (Bermius Mons der Alten), während südlich von der W. der Amarbes und der Phlamburon (Pierus Mons) von SW. nach NO. streicht, wendet sich auf kurze Zeit in der Strandebene östlich und mündet in den Golf von Salonichi.

Wiszniewski (Michael), poln. Schriftsteller, geb. 1794 in Firlejow in Galizien, erhielt den niedern Schulunterricht in Lemberg, den höhern in dem Lyceum zu Krzemieniec in Volhynien und studierte dann auf der Universität in Edinburgh. In den J. 1818—22 lebte er bald in Italien, bald in Paris, bald in Edinburgh. W. war 1823—24 Professor der Philologie in Krzemieniec. Als Leiter des Fürsten Konstantin Czartoryski ging er 1825 wiederum nach Italien und dem südl. Frankreich. Von 1830 bis 1846 lehrte er allgemeine Geschichte und Geschichte der poln. Litteratur auf der Universität Krakau. Später wandte er sich nach Italien und errichtete in Genua ein Bankierhaus. Er starb zu Nizza 1865. Sein Hauptwerk ist die »Geschichte der poln. Litteratur« oder vielmehr der gesamten Aufklärung Polens (»Historya literatury polskiéj«, 10 Bde., Krak. 1840—57), das aber nur bis in die erste Hälfte des 17. Jahrh. reicht. Auch gab er eine philosophische Schrift über Bacos Methode (Krak. 1834) und die sehr wertvollen, meistens von Czacki bearbeiteten geschichtlichen und litterarischen Denkmäler »Pomniki do historyi i literatury polskiéj« (4 Bde., Krak. 1835) heraus.

Wisznitz, s. Wiznitz.

Wit (Ferd. Johs.), genannt von Dörring, polit. Abenteurer, geb. 1800 zu Altona, studierte seit 1817 zu Kiel und Jena, schloß sich der Burschenschaft an und sah sich infolge dessen 1819 gezwungen, nach England zu flüchten, wo er dem »Morning Chronicle« zahlreiche und heftige Artikel über deutsche Zustände lieferte. Hierauf wandte sich W. nach Paris. Polit. Intriguen, in die er verflochten wurde, hatten 1821 seine Verhaftung in Piemont zur Folge, und da von mehrern Seiten seiner Thätigkeit eine größere Bedeutung beigelegt wurde, als ihr wohl gebührte, so ward W. fünf Jahre lang abwechselnd in Italien, Preußen, Österreich, Bayern und Dänemark gefangen gehalten. Nachdem er die Freiheit wieder erlangt, verheiratete er sich 1828 und kaufte sich in Oberschlesien an, wo er seitdem lebte; er starb 22. Okt. 1863 zu Meran. W. hat selbst seine Erlebnisse erzählt in: »Lucubrationen eines Staatsgefangenen« (Braunschw. 1827) »Fragmente aus meinem Leben und meiner Zeit«

(4 Bde., Braunschw. 1827—30) und »Mein Jugendleben und meine Reise« (Lpz. 1832).

Witebsk, das nördlichste Gouvernement in West- oder Weißrußland, mit der gleichnamigen Hauptstadt, welches ein Areal von 45 166 qkm mit (1886) 1 201 224 E. in elf Kreisen umfaßt, kam mit dem Gouvernement Mohilew im J. 1772 von Polen an Rußland und führte 1796—1802 mit Mohilew vereint den Namen des Gouvernements Weißrußland. Der Boden des Landes ist völlige Ebene, teils aus Thonerde, teils aus Sandschollen bestehend, und an vielen Stellen mit herrlichen Waldungen bedeckt. Zahlreiche Landseen, Flüsse, darunter die Düna, und Moräste bewässern das Land, und die guten Weideplätze haben eine bedeutende Viehzucht hervorgerufen. Ackerbau und Forstkultur bilden indes die Hauptnahrungsquellen der Einwohner. Dieselben sind der Religion nach teils katholisch, teils griechisch und gehören, mit Ausnahme von 86587 Juden, dem poln., lett., großruss. und weißruss. Volksstamme an. Daneben trifft man vereinzelt auch Deutsche und wenige Tataren und Zigeuner. Der städtische und der Landadel besteht fast nur aus Polen. Der durch die Düna und den Beresinakanal begünstigte Handel mit Getreide, Hanf, Lein, Hanfsamen, Masten, Bauholz, Häuten, Talg, Wachs, Honig, Wolle u. s. w. ist fast ganz im Betrieb der Hauptstadt Witebsk. Diese liegt, von Morästen umgeben, auf beiden Seiten der Düna, an den Eisenbahnen Dünaburg-W. und Orel-W., ist mit alten Festungswerken versehen und zählt (1885) 54 676 E., darunter sehr viele Juden. Die Stadt hat 29 griech., drei kath. und eine prot. Kirche, ein kaiserl. Schloß, ein Gymnasium, Gerbereien, Tuch- und andere Fabriken und einen Kaufhof. Berühmt ist der Met von W., der häufig ins Innere Rußlands ausgeführt wird. Die älteste Stadt des Gouvernements und überhaupt von ganz Weißrußland ist Polock (s. d.). Andere durch Handel und Verkehr ausgezeichnete Städte sind Welisch (1885) mit 16372 E., Dünaburg (s. d.) und Newel mit 7310 E. Überall werden vielbesuchte Jahrmärkte abgehalten.

Witenagemôte, die Landesversammlung in England zur Zeit der Angelsachsen (s. d.).

Witham, Stadt in der engl. Grafschaft Essex, rechts am Pant, Station der Linien London-Colchester-Ipswich-Norwich und Maldon-Braintree der Great-Easternbahn, zählt (1881) 2966 E. und hat eine Musterwirtschaft.

Witherit (nach Dr. Withering, der darin 1784 zuerst »luftsaure Baryterde« nachwies, benannt), ein rhombisches, sowohl in den Winkelverhältnissen, als in der Formausbildung, als in der Neigung zur Zwillings- und Drillingsbildung mit dem Aragonit völlig isomorphes Mineral, welches aber meist kugelige, traubige und derbe Aggregate von drusiger Oberfläche und radial-stängeliger Textur darstellt; es ist farblos, meist lichtgraulich oder -gelblich gefärbt, durchscheinend, hat einen im Bruch fettartigen Glasglanz, die Härte 3—3,5, das spezifische Gewicht 4,2—4,3. Chemisch ist es kohlensaurer Baryt, vor dem Lötrohr färbt es die Flamme gelblichgrün, in nicht zu konzentrierten Säuren wird es unter Brausen gelöst. Die Bleierzgänge des nördl. England, welche im Bergkalk und Steinkohlengebirge aufsetzen, sind örtlich reich an diesem Mineral, so zu Alston Moor in Cumberland, Fallowfield und Herham in Northumberland, Anglesark in Lancashire, Shropshire; unbedeutend sind die Vorkommnisse von Leogang in Salzburg, von Peggau in Steiermark. Warmblütigen Tieren ist der W. ein tödliches Gift, weil sich daraus im Blut unlösliches Baryumsulfat bildet, welches die Capillargefäße verstopft; in England wird er daher zur Vertilgung der Ratten verwendet.

Witi-Archipel, s. Fidschi-Inseln.

Witim, Fluß in Ostsibirien, entspringt mit dem einen Arm am Ostabhang des Baikalgebirges, mit dem andern in Seen am Fuße des Westabhanges des Jablonojgebirges. Der Oberlauf geht durch sehr gebirgiges Terrain und begrenzt südlich und westlich das sog. Witim-Plateau. Der weitere nordwestl. Lauf bildet anfangs die Grenze zwischen Transbaikalien und dem Jakutskischen Gebiet, dann zwischen letzterm und dem Irkutskischen Gebiet, worauf rechts die Mündung in drei Armen rechts in die Lena erfolgt. Die Gesamtlänge des W. beträgt 2000 km. Hauptnebenflüsse sind die Zypa und Mama. Das Flußgebiet ist reich an Pelztieren, darunter Zobeln, von denen alljährlich gegen 1200 gefangen werden.

Witkowitz, Eisenwerk bei Ostrau (s. d.).

Witkowo, Stadt in der preuß. Provinz Posen, Regierungsbezirk Bromberg, Kreis Gnesen, zählt (1885) 1611 E., darunter 1150 Polen, und hat eine kath. und eine evang. Kirche. Das dicht dabei gelegene Dorf und Rittergut Witkowo hat 360 E.

Witloof, brüsseler Cichorie, s. u. Cichorie.

Witney, Stadt in der engl. Grafschaft Oxford, am Windrush (Nebenfluß der Themse), Station der Linie Oxford-Fairford der Great-Westernbahn, zählt (1881) 3017 E. und hat Handschuhfabrikation.

Witold (eigentlich Witowt), Großfürst von Litauen, war der Enkel Gedimins (s. d.) und der Sohn des lit. Großfürsten Kiejstut. Nach langem Streite um die Herrschaft mit Jagello (s. d.) und nach mannigfachen vergeblichen Versuchen, mit Hilfe der Deutschen Ritter Litauen für sich zu erobern, söhnte er sich mit Jagello aus und ließ sich mit ihm zugleich 1386 in Krakau taufen. Doch Jagello übergab Litauen an Skirgiello, seinen Bruder, und erst nach neuen Kämpfen 1392 errang W. von Jagello die Beherrschung Litauens, das darauf unter ihm zur höchsten Macht gelangte. W. bemühte sich nicht nur, das Land zu kultivieren, Handel und Gewerbe zu fördern, sondern er eroberte auch Podolien, Kiew und Smolensk und machte in Kriegen mit den Russen, den Tataren und den Ordensrittern seinen Namen berühmt. Er starb 1430 in Troki. Kraszewski besang W. in einem epischen Gedicht.

Witt (Jan de), berühmter niederländ. Staatsmann, geb. 1625 in Dordrecht, war der Sohn des dortigen Bürgermeisters Jakob de W., der als Gegner des Prinzen Wilhelm II. von Oranien geraume Zeit gefangen saß. Der Sohn erbte vom Vater den Haß gegen das Haus Oranien. Nach sorgfältiger Ausbildung trat er in die Dienste seiner Vaterstadt. Er war einer der Deputierten, welche die Stände der Provinz Holland 1652 nach Seeland schickten, um diese Landschaft, welche die Würde eines Generalkapitäns auf den zweijährigen Prinzen Wilhelm III. von Oranien übertragen wollte, davon abzubringen, und seine Beredsamkeit erwarb ihm hier das allgemeine Vertrauen. Seitdem galt W. als Führer der republikanisch-ständischen Partei, die dem Hause Oranien alle Macht zu entziehen und die Statthalterschaft gänzlich aufzuheben strebte.

Durch den Friedensschluß mit Großbritannien 1654, der die geheime Bedingung enthielt, daß das Haus Oranien von allen Staatsämtern ausgeschlossen sein sollte, gewann diese Partei vollends die Oberhand. Nunmehr übte W. als Großpensionär (Landsyndikus) der Provinz Holland viele Jahre den wichtigsten Einfluß im Staatsrat und wirkte dahin, daß die Republik sich möglichst von den Händeln des Kontinents fernhielt. Dagegen ward der Kampf mit Portugal um den Besitz der Kolonien in Brasilien und Ostindien fortgesetzt und ein Seekrieg gegen Großbritannien 1664—67 rühmlich bestanden. Eine niederländ. Flotte wirkte zusammen mit dem Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg 1658, um den eroberungslustigen Schwedenkönig Karl X. Gustav aus Dänemark zu vertreiben. Die Tripleallianz von 1668 zwischen der Republik, Großbritannien und Schweden nötigte den franz. König Ludwig XIV., den sog. Devolutionskrieg zu beendigen und auf die vollständige Eroberung der span. Niederlande zu verzichten. Inzwischen war Prinz Wilhelm III. aufgewachsen und suchte mit Hilfe der oranischen Partei das Ansehen seines Hauses wiederherzustellen. Dagegen setzte W. es durch, daß die Provinz Holland im Dez. 1667 die Statthalterschaft auf immer abschaffte und die Würde eines Generalkapitäns mit dem Amt eines Provinzialstatthalters für unvereinbar erklärte. Auch die Provinzen Utrecht, Geldern und Overyssel nahmen dies sog. «beständige Edikt» an. Als aber Ludwig XIV. 1672 die niederländ. Republik mit einem Angriff bedrohte, kam es zu einem vollständigen polit. Umschwung. Man berief jetzt den Prinzen Wilhelm III. zum Generalkapitän der Republik wie auch zum Statthalter von Holland, während W. von seinem Amte als Großpensionär zurücktreten mußte. Gleichzeitig wurde gegen seinen Bruder, den Bürgermeister von Dordrecht, **Cornelius de W.**, geb. 25. Juni 1623, die Anklage erhoben, daß er dem Prinzen Wilhelm III. nach dem Leben getrachtet habe, und obwohl derselbe sogar unter der Folter seine Unschuld beteuerte, verurteilte der Gerichtshof ihn zur Verbannung. Als W. 20. Aug. 1672 seinen Bruder aus dem Gefängnis im Haag abholen wollte, kam es daselbst zu einem Auflauf. Der aufgereizte Pöbel erbrach das Gefängnis, ermordete beide Brüder und mißhandelte sogar die Leichen, ohne daß die Obrigkeit energisch einschritt. Auch ward niemals eine weitere Untersuchung wegen dieser Vorgänge angestellt. Unter den Schriften W.s sind seine «Mémoires» (Regensb. 1709) und seine Briefe (6 Bde., Haag 1723—25) hervorzuheben. Vgl. «Histoire de la vie et de la mort des deux illustres frères Corneille et Jan de W.» (2 Bde., Utrecht 1709); Simons, «Jan de W.» (2 Bde., Amsterd. 1832—36); Knottenbelt, «Geschiedenis der staatkunde van Jan de W.» (Amsterd. 1862); Geddes, «History of the administration of John de W.» (Bd. 1, Lond. 1879).

Witte, Weißpfennig, eine frühere Scheidemünze des nördl. Deutschland, Dänemarks, Livlands, welche den 48. Teil einer Lübischen oder Dänischen Mark zu 16 Schilling galt.

Witte (Johann de), russ. Architekt, s. De Witte.

Witte (Karl), deutscher Rechtslehrer und ausgezeichneter Kenner der ital. Litteratur, geb. 1. Juli 1800 zu Lochau bei Halle, wo sein Vater (gest. 2. Aug. 1845) damals Pfarrer war. Die Fortschritte, die der junge W. in seiner Kindheit namentlich in Sprachen machte, erregten in jener Zeit Aufsehen, was den Vater späterhin veranlaßte, die «Erziehungs- und Bildungsgeschichte» des Sohnes (2 Bde., Lpz. 1819) herauszugeben. Im Jan. 1810 bestand der Knabe auf der Thomasschule zu Leipzig das Abiturientenexamen, worauf er als Student der dortigen Universität immatrikuliert ward. Auf Anordnung des Königs Hieronymus von Westfalen, zu dessen Königreich auch Halle gehörte, bezog indes der Knabe unter Führung seines Vaters die Universität Göttingen, wo er vier Jahre lang histor., linguistischen, mathem. und philos. Studien oblag. Im Jan. 1813 erschien seine lat. Abhandlung über die Konchoide des Nikomedes, eine Kurve des vierten Grades, auf Grund deren er sich 10. April 1814 zu Gießen die philos. Doktorwürde erwarb. W. studierte 1814—16 in Heidelberg Jurisprudenz und bewarb sich im Winter 1816/17 an der Universität Berlin um das Recht, Vorlesungen zu halten, fand aber dabei wegen seiner Jugend lebhaften Widerspruch von Professoren und Studenten. Er ging daher mit Unterstützung des Königs von Preußen einige Jahre auf Reisen. W. widmete sich während seines mehr als zweijährigen Aufenthalts in Italien zum Teil den jurist. Forschungen in den Bibliotheken, vorzugsweise aber dem Studium der Kunstgeschichte und ital. Litteratur. Nach seiner Heimkehr las er seit 1821 in Breslau Rechtswissenschaft, wurde 1829 ord. Professor und 1834 als solcher nach Halle versetzt. Seine jurist. Schriften betrafen früher vorzugsweise die Quellen des röm. Rechts, dann wandte er sich mit Vorliebe dem byzant. Rechte zu, von dem er mehrere Stücke zuerst herausgab. Später schrieb er mehreres über preuß. Recht, z. B. «Das preuß. Intestaterbrecht, aus dem gemeinen deutschen Rechte entwickelt» (Lpz. 1838). Seine Mußestunden wandte er fortwährend dem Studium der ital. Litteratur, vor allem Dantes zu. Außer einer Übersetzung des «Decamerone» von Boccaccio (3. Aufl., 3 Bde., Lpz. 1859) gab er mit Kannegießer eine Übersetzung und Erklärung von Dantes «Lyrischen Gedichten» (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1842—43) heraus. Im J. 1862 folgte eine kritische Ausgabe des Originaltextes der «Divina Commedia», eine Frucht langjähriger Forschungen, und eine metrische Übersetzung mit Kommentar (3. Aufl., 2 Bde., Berl. 1876). Von Dantes kleinern Schriften gab er die «Monarchia» (Wien 1874) und die «Vita Nuova» (Lpz. 1876) heraus; später erschienen von ihm noch «Dante-Forschungen» (Bd. 1, Halle 1869; Bd. 2, Heilbr. 1879). Auch die Anregung zu der im Sept. 1865 unter dem Protektorat des Königs Johann von Sachsen gegründeten Deutschen Dante-Gesellschaft ging von ihm aus. W. starb 6. März 1883 in Halle.

Witteboom, weißer Kapwein (s. d.).

Wittekind, Sachsenherzog, s. Widukind.

Wittekind (deutscher Quellenschriftsteller), s. Widukind.

Wittekind, Solbad in der preuß. Provinz Sachsen, 2 km nördlich von Halle, zur Gemeinde Giebichenstein gehörig, war als Saline schon zur Zeit der sächs. Kaiser bekannt, wurde aber seit 1263 aufgegeben; erst 1702 wurde die Quelle wieder aufgefunden und bis 1711 zur Salzgewinnung benutzt. Seit 1846 wird sie als Heilquelle gegen Skrofeln, Caries, Rheumatismus, Hysterie, Hautkrankheiten u. s. w. gebraucht. Vgl. Gräfe,

«Über die Wirksamkeit des Solbades und Salzbrunnens W.» (2. Aufl., Halle 1854).

Wittekindsberg, s. unter Porta Westphalica.

Wittelsbach, das Stammhaus der ehemaligen Herzöge von Bayern und von der Pfalz und des gegenwärtigen bayr. Königsgeschlechts, der Wittelsbacher, lag im jetzigen Oberbayern bei Aichach. Es wurde 1209 von Grund aus zerstört, und seine Stätte bezeichnet gegenwärtig eine Kirche und ein 15 m hoher Obelisk. (S. Scheyern.)

Der erste bekannte Wittelsbacher war Markgraf Liutpold zu Anfang des 10. Jahrh., ein Verwandter Ludwigs des Kindes; er nahm den Herzogstitel von Bayern an und fiel 907 unweit Preßburg gegen die Magyaren. Sein Sohn Arnulf lehnte sich gegen König Konrad I. auf, wurde aber besiegt und schloß 921 mit Heinrich I. Frieden. Nach seinem Tode 937 gab Kaiser Otto I. Bayern nicht den Söhnen Arnulfs, sondern deren Oheim Berthold, und nach dessen Tode 947 seinem eigenen Bruder Heinrich. Arnulfs gleichnamiger Sohn nannte sich Pfalzgraf von Bayern und Graf von Scheyern. Die Nachkommen Arnulfs, der als Teilnehmer an der Verschwörung Liudolfs gegen Kaiser Otto 954 beim Sturm auf Regensburg fiel, verlegten ihren Sitz 1108 von Scheyern nach W. und nannten sich Grafen von W. Otto I. (s. d.) erhielt 1180 das Herzogtum Bayern zurück. Ottos Sohn und Nachfolger Ludwig I. (1183—1231) vermählte seinen Sohn Otto den Erlauchten (1231—53) mit einer Tochter des Pfalzgrafen Heinrich, der ohne männliche Nachkommen starb, worauf die Rheinpfalz an das Haus W. kam. Nach Ottos Tode 1253 wurde sein Land geteilt unter seine Söhne Ludwig II., der die Pfalz und Oberbayern, und Heinrich, der Niederbayern erhielt. (S. Bayern und Pfalz.) Die Kurwürde, anfangs von beiden Linien gemeinsam geübt, blieb infolge einer Verfügung unter Kaiser Karl IV. bei der pfälzisch-wittelsbachischen Linie, bis im Westfälischen Frieden die Kurwürde an Bayern übertragen und für die Pfalz eine neue geschaffen wurde. Mit Max Joseph erlosch 1777 das Wittelsbachische Haus in Bayern, das nun an die pfälzische Linie fiel. Kurfürst Maximilian nahm 1806 den Königstitel an. Vgl. Böhmer, «Wittelsbachische Regesten» (Stuttg. 1854); Wittmann, «Monumenta Wittelsbacensia» (2 Bde., Münch. 1857—61).

Witten, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Arnsberg, 9 km von der Kreisstadt Bochum, an der hier schiffbar werdenden Ruhr, Station der Linien Dortmund-Hagen und Langendreer-Löttringhausen der Preußischen Staatsbahnen, hat sich in neuerer Zeit infolge des schwunghaften Bergbau- und Industriebetriebes immer mehr erweitert und zählte 1885 bereits 23903 E. (gegen 3444 im J. 1843). Die Stadt ist Sitz eines Amtsgerichts, eines Bergamts und einer Reichsbanknebenstelle, hat eine evang., eine röm.-kath. und eine altkath. Kirche, Realgymnasium, eine höhere Töchterschule, gewerbliche Fortbildungsschule und Bergvorschule. Die wichtigsten Industrie-Etablissements sind das große Gußstahlwerk, die Hauptwerkstätte der Bergisch-Märkischen Eisenbahn, mehrere Walzwerke, Eisengießereien, Maschinen-, Dampfkessel- und Feilenfabriken, zwei große Glashütten für Tafelglas, zwei Gasanstalten, eine Dampfbranntweinbrennerei, ein Wasserwerk, zwei Dampfmühlen, Ringöfen für Bauziegel und eine Ziegelei für Chamottesteine. Von Kohlenwerken ist bemerkenswert Franziska Tiefbau, konsolidiert mit Hamburg Tiefbau.

Wittenberg, Kreisstadt im Regierungsbezirk Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, an der Elbe, über welche eine 276 m lange steinerne Brücke und eine 294 m lange Eisenbahnbrücke führt, Station der Linien Berlin-Halle und Falkenburg-Roßlau der Preußischen Staatsbahnen, war bis 1873 Festung dritten Ranges. W. ist Sitz eines Amtsgerichts, hat zwei Kirchen, drei Vorstädte, Friedrichsstadt, Elstervorstadt und Schloßvorstadt, die erst seit 1817 entstanden sind, ein Predigerseminar, ein Gymnasium, eine höhere Töchterschule, ein Hebammen-Lehrinstitut und ein festes Schloß, das früher eine Zeit lang als kurfürstl. Residenz diente, bei dem Bombardement von 1760 aber fast gänzlich zerstört wurde und in einem der noch erhaltenen zwei Türme das 1803 geteilte sächs. Gesamtarchiv enthielt, und zählt (1885) 13856 E., welche Woll-, Lein- und Strumpfweberei, Lederbereitung, Branntweinbrennerei und Bierbrauerei treiben. Die ehemals bedeutende Tuchfabrikation hat aufgehört. Besonders merkwürdig ist das berühmte große Gemälde von Lukas Cranach in der Stadtkirche. Dasselbe stellt das Abendmahl dar, wie Christus dem Judas den Bissen reicht, und enthält rechts die Taufe, von Melanchthon, links die Beichte, von Pomeranus verrichtet, unter diesem dreifachen Hauptbilde aber den Gekreuzigten und Luther predigend. Ferner sind zu erwähnen: das Rathaus, 1523 im Bau begonnen, mit verschiedenen histor. Merkwürdigkeiten, besonders aus der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs; das frühere Augustinerkloster, worin jetzt das 31. Okt. 1817 von Friedrich Wilhelm III. gegründete Predigerseminar ist, einst von Luther bewohnt, dessen Stube man noch in ihrem alten Zustande zeigt; das Lutherhaus, jetzt stilvoll renoviert, enthält in seinen Sälen die Lutherhalle, eine Sammlung wertvoller Bilder, Autographen, Schriften, Medaillen u. s. w., auf Luther und die Reformatoren bezüglich. Besonders sind Cranachsche Bilder, z. B. die Darstellung der Zehn Gebote, vertreten. Ferner sind zu erwähnen: das frühere Wohnhaus Melanchthons, durch eine Tafel bezeichnet; das mit einer Tafel versehene Wohnhaus Lukas Cranachs am Markte; das auf dem Markte vor dem Rathause bei der dritten Jubelfeier der Reformation gegründete und 1822 auf einem 1200 Ctr. schweren Granitblocke aufgestellte bronzene Denkmal Luthers von Schadow; das westlich von letzterm 31. Okt. 1865 enthüllte eherne Standbild Melanchthons (von Drake); vor allem aber die von Friedrich dem Weisen 1490—99 erbaute Schloß- und Universitätskirche, an deren Thüren Luther 31. Okt. 1517 seine berühmten 95 Sätze anschlug und welche (1886) in vollständiger Restauration begriffen ist. In dieser Kirche liegen Luther, Melanchthon, Friedrich der Weise und Johann der Beständige begraben. Dieselbe wurde 1760 bei der Beschießung der Stadt ein Raub der Flammen, wobei auch drei Gemälde von Albr. Dürer verbrannten, welche die sächs. Fürsten hatten malen lassen. Nachmals wieder aufgebaut, erlitt sie neue Beschädigungen während der Belagerung von 1813, wurde aber auf königl. Kosten 1817 wiederhergestellt. Die ehemaligen hölzernen Thüren ließ König Friedrich Wilhelm IV. 1858 durch eherne ersetzen, auf welchen sich der lat. Wortlaut von Luthers Sätzen befindet.

Vgl. Schadow, «W.s Denkmäler der Bildnerei, Baukunst und Malerei, mit histor. und artistischen Erläuterungen» (Wittenb. 1825); Stier, «Die Schloßkirche zu W.» (Wittenb. 1860).

Die 1502 von Friedrich dem Weisen in W. gestiftete Universität wurde 1815 mit der Universität Halle unter dem Namen Friedrichs-Universität von Halle-Wittenberg vereinigt. Vor dem Elsterthore bezeichnet die von einem gußeisernen Geländer umschlossene sog. Luthereiche die Stelle, auf welcher Luther 20. Dez. 1520 die päpstl. Bulle verbrannte. W. war seit Albrecht I., dessen Linie auch den Namen Sachsen-Wittenberg erhielt, bis zum Tode Albrechts III. (1422) Residenz der Herzöge und Kurfürsten von Sachsen und blieb dann wenigstens die Hauptstadt des ehemaligen Kurkreises. Nach der Schlacht bei Mühlberg wurde W. vom Kaiser Karl V. eingenommen, doch schonte der Sieger das Eigentum, den Gottesdienst und die Gräber der Reformatoren. Im Siebenjährigen Kriege wurde W. vom 10. bis 14. Okt. 1760 durch die Reichsarmee bombardiert und der preuß. Kommandant zur Übergabe genötigt. Dabei gingen das Schloß, die Vorstädte und 120 Häuser in Flammen auf. Auf Napoleons I. Befehl wurde die Stadt 1813 unter dem Marschall Victor beim Vorrücken der Russen wieder als förmliche Festung hergestellt. Vom 26. März bis 20. April durch das Korps des Generallieutenants von Kleist blockiert, während des Waffenstillstandes verstärkt, verpalissadiert und mit einem verdeckten Wege versehen, wurde sie nach der Schlacht bei Dennewitz vom Bülowschen Korps eingeschlossen und Ende September hart angegriffen. Gegen Ende Oktober rückte die Brigade des Generalmajors von Dobschütz vor W.; die eigentliche Belagerung begann aber erst nach der Eroberung von Torgau 28. Dez., worauf die Erstürmung in der Nacht vom 12. bis 13. Jan. 1814 erfolgte. Dabei wurden 285 Häuser in der Stadt und den Vorstädten völlig zerstört. Der General Tauenzien, der diese Belagerung sowie die von Torgau geleitet hatte, erhielt den Ehrennamen Tauenzien von Wittenberg. Als nach dem Deutsch-Französischen Kriege von 1870 und 1871 das deutsche Festungssystem reorganisiert wurde, hörte W. auf, Festung zu sein; 1874 wurden die Werke abgetragen. An Stelle der Gräben und Wälle sind Promenaden und Anlagen getreten. Vgl. Meyner, «Geschichte der Stadt W.» (Dess. 1845); Bernhardt, «W. vor 50 Jahren» (Wittenb. 1864); Schild, «Die Sehenswürdigkeiten W.s» (Wittenb. 1883). — Der Kreis Wittenberg zählt auf 824 qkm (1885) 53477 E.

Wittenberge, Stadt im Kreise Westprignitz des preuß. Regierungsbezirks Potsdam, unweit des Einflusses der Stepenitz in die Elbe, Station der Linien Berlin-Buchholz, W.-Hamburg und W.-Magdeburg der Preußischen Staatsbahnen, sowie der W.-Perleberger Privatbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine Centralwerkstätte und Schwellentränkanstalt der Preußischen Staatsbahnen und zählt (1885) 10930 E., welche lebhafte Schiffahrt, Transitohandel, Tuch-, Shoddy-, Maschinen- und Ölfabrikation, Ziegelei sowie Fischerei treiben. Die hier 26. Okt. 1851 eröffnete Elbbrücke, welche die Magdeburg-Halberstädter Eisenbahn auf dem linken mit der Berlin-Hamburger auf dem rechten Stromufer in Verbindung setzt und mit 4¾ Mill. Mark Kosten von von Unruh (s. d.) erbaut ist, gehört zu den großartigsten Bauwerken ihrer Art; sie hat einen Brückenkopf, 35 Pfeiler und 1251, mit den Dämmen aber 1590 m Länge.

Wittenburg, Stadt in Mecklenburg-Schwerin, 27 km südwestlich von Schwerin, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 3622 luth. E. und hat Ziegeleien und Dampfsägemühlen.

Wittenweier, Pfarrdorf im bad. Kreise Offenburg, Amt Lahr, rechts am Rhein, mit (1880) 475 evang. E., mehrmals in den Kämpfen des Dreißigjährigen Krieges genannt. Nachdem Ende Juli 1637 Herzog Bernhard von Weimar mit einem franz. Heere zwischen Straßburg und Breisach bei den Dörfern Rheinau und W. den Rhein überschritten hatte, um zunächst die vorderösterr. Lande dem Hause Habsburg zu entreißen, setzte seinem wiederholten Anstürmen auf die wittenweirer Schanzen Johann von Werth einen so entschlossenen Widerstand entgegen, daß Bernhard sein Unternehmen vorläufig aufgeben und nach Lothringen und Burgund zurückgehen mußte. Als jedoch am 6. März 1638 das franz.-schwed. Bündnis erneuert worden, schlug 9. Aug. bei W. Herzog Bernhard den kaiserl. General Grafen Görtz, welcher aus Westfalen herbeigeeilt war, um die Fortschritte Bernhards am Oberrhein zu hemmen.

Wittenweiler (Heinrich), schweiz. Dichter des 15. Jahrh., aus dem Thurgau, verfaßte vor 1453 ein teils lehrhaftes, teils scherzhaftes Gedicht, «Der Ring» (herausgeg. von L. Bechstein, mit Einleitung von A. Keller [Stuttg. 1851], in den «Publikationen des Litterarischen Vereins»), dessen Hauptbestandteil die Erzählung einer Bauernhochzeit bildet.

Witterung ist der Zustand der Atmosphäre (s. d.), wie er an einem bestimmten Orte und zu einer bestimmten Zeit ohne weitere künstliche Hilfsmittel von unsern Sinnen wahrgenommen wird. Diese temporäre und lokale Beschaffenheit des Luftkreises bezeichnet man im gewöhnlichen Leben nach ihren Hauptmerkmalen, als Wärme, Kälte, Feuchtigkeit, Trockenheit, Klarheit, Trübheit, Bewegtheit, Ruhe u. s. w., und spricht demnach von einer warmen, kalten, feuchten, trockenen, heitern, trüben, stürmischen u. s. w. Witterung. Wird die vorherrschende Beschaffenheit der Atmosphäre weniger durch einzelne, rasch wechselnde Vorgänge unterbrochen, so nennt man die W. beständig, im Gegenteil veränderlich. Schätzt man die Zustände der Atmosphäre nach ihrem Einfluß auf Entwickelung, Wachstum, Gesundheit und Wohlbefinden der Pflanzen, Tiere und Menschen, sowie nach ihrer Hinderung und Förderung menschlicher Thätigkeit und Bestrebungen, so charakterisiert man dieselbe als fruchtbare oder als gute und schlechte W. Mehr drastisch sich vollziehende Prozesse der Atmosphäre, wie Gewitter, Regen, Hagel, Schneefall, Sturm u. s. w. pflegt man als Wetter zu bezeichnen, wie wohl der Sprachgebrauch hierbei nicht immer konsequent verfährt.

Die Bedingungen, auf welchen die W. beruht, sind verschieden, kompliziert und teils allgemeiner, teils lokaler Natur. Zunächst ist es das Klima (s. d.) im engern Sinne, die Verteilung der Wärme über die Erdfläche, welches die W. in ihren periodischen Hauptphasen (Jahreszeiten) bedingt. Die Wärmeverteilung wird aber bewirkt zuvörderst durch den Stand der Erde zur Sonne, welcher veranlaßt, daß nahe dem Äquator die heiße Jahreszeit mit der Regenzeit, in den mittlern Breitegraden die vier Jahreszeiten, an den Polen ein langer, strenger

Winter mit einem kurzen Sommer wechselt. Bedeutende Modifikationen erleidet indessen die Wärmeverteilung durch die vertikale Ausdehnung und Formation der Erdfläche, ihre Hebung (Gebirge, Hochebene) und Senkung (Niederungen, Thäler), sodaß auch von dieser Formation das Klima und die atmosphärischen Prozesse, also die Gestaltung der W. wesentlich abhängig ist. Den beiden Hauptfaktoren schließen sich als Witterungsbedingungen an: die geolog. Beschaffenheit des Erdbodens, die hydrographischen Verhältnisse (Meere, Binnenseen, Flußsysteme), die Vegetation, namentlich die Wälder, die Bodenkultur und die Ansiedelungen der Menschen. Endlich aber müssen noch eine Reihe von jenen Hauptmomenten freilich abhängende Prozesse und Erscheinungen der Atmosphäre, wie die nach gewissen Regeln wehenden Winde, die Elektricität u. s. w., als Faktoren der Witterungsverhältnisse in Betracht kommen. Alle diese und wohl noch andere unbekannte Momente, die ineinander eingreifen, sich gegenseitig bedingen oder aufheben, bilden zusammen den Komplex dessen, aus dem W. und Wetter in den einzelnen Gegenden und Punkten des Erdkörpers hervorgehen. Daß der Mond einen Einfluß auf die W. ausübt, ist nicht erwiesen, denn die erhaltenen Resultate widersprechen sich; wenn ein Einfluß vorhanden, ist derselbe jedenfalls unbedeutend, da auch die theoretisch abgeleitete Größe, um die der Mond den Luftdruck beeinflussen kann, kaum ½ mm beträgt. Einen Einfluß der Planeten- und Kometenkonstellationen anzunehmen, gehört in das Gebiet des Aberglaubens.

Die Beobachtung und Erforschung der W., um daraus praktische Vorteile zu ziehen, ist so alt wie der Mensch selbst, aber in keiner seiner Bestrebungen auf Naturerkenntnis ist zugleich der Mensch so wenig sicher fortgeschritten, als gerade in dieser. Erst der strengen Naturforschung der Neuzeit ist es gelungen, durch weitgreifende Beobachtung, Erfindung von Instrumenten (z. B. des Barometers, des Thermometers ꝛc.) und gewaltige Entdeckungen im Gebiete der Physik überhaupt (bezüglich der Wärme, der Elektricität, des Galvanismus, des Magnetismus ꝛc.) in die Natur und die Gesetze der atmosphärischen Veränderungen tiefer einzudringen. Doch ist man noch lange nicht dahin gelangt, die Komplicität dieser Erscheinungen in jedem einzelnen Falle bis ins Einzelne nachzuweisen. Die Männer, welche die Grundlagen zur Wissenschaft der atmosphärischen Erscheinungen und Veränderungen, der Meteorologie (s. d.), festzustellen begannen, waren vornehmlich Alexander von Humboldt und Christian Leopold von Buch, denen in neuerer Zeit besonders Kämtz, Dove, Buys-Ballot, Köppen, Hann, von Bezold, Scott, Wild u. s. w. folgten. Namentlich waren es auch diese Forscher, welche die systematische Witterungsbeobachtung auf verschiedenen Punkten der Erde zugleich vorschlugen, veranlaßten und zum Teil auch einrichteten. Trotz der Unsicherheit und Beschränktheit der Einsicht in die Prozesse der W. hat man von jeher eine Unzahl von Zeichen und Regeln aufgestellt, aus welchen man das Wetter für nähere oder fernere Zukunft erkennen will. Diese Wetterzeichen sind teils solche, die sich allerdings auf erkannte Naturgesetze stützen, teils aber auch solche, welche nichts als die Behauptung einer unsichern Erfahrung für sich haben. Zu den auf physik. Erkenntnis beruhenden Anzeichen und Regeln gehören die Anzeichen aus den Winden, aus dem Luftdrucke (wahrzunehmen durch das Barometer), aus der Farbe und Durchsichtigkeit der Luft, aus der verschiedenen Lichtbeschaffenheit der Himmelskörper, aus der Beschaffenheit der Wolken, der Feuchtigkeit der Atmosphäre (am sichersten wahrzunehmen durch das Psychrometer), aus der Luftelektricität u. s. w.

In neuester Zeit sind in Großbritannien, Holland, Frankreich, Italien, Deutschland, Österreich-Ungarn, Dänemark, Schweden und Norwegen, Amerika u. s. w. Einrichtungen getroffen, die W. der in der Nähe des Meers gelegenen Orte täglich zu einer bestimmten Zeit durch den Telegraphen an eine Centralstation zu befördern. Durch die Vergleichung dieser meteorolog. Verhältnisse ist es oft möglich, mit einiger Wahrscheinlichkeit für kurze Zeit, höchstens aber für einen Tag voraus, die W. einzelner Orte anzugeben, und sobald man z. B. für einen Küstenstrich einen Sturm vermutet, werden den in die Nähe dieser Küste kommenden Schiffen Warnungssignale gegeben. (S. **Prognose**, **Seewarte**, **Semaphor** und **Sturmsignale**.) Auch zum Nutzen der Landwirtschaft u. s. w. werden in mehrern Ländern täglich ein- bis dreimal Wetterprognosen publiziert. Sehr unsicher sind als Witterungs- und Wetterzeichen die Bewegungen mancher Pflanzen vor atmosphärischen Veränderungen, sowie die Äußerungen und das Benehmen mancher Tiere vor heranziehendem Wetter. Wiewohl uralt, doch meist gänzlich unbegründet sind die Witterungsregeln, welche aus der Wetterbeschaffenheit einer bestimmten Zeit, Tag, Stunde genommen werden (die sog. Bauernregeln). Sorgfältige Beobachtungen haben nachgewiesen, wie diese Regeln zum größten Teil auf Täuschung und willkürlicher Annahme beruhen. Man hat sogar früher förmliche Witterungscyklen festsetzen wollen, die sich, wie z. B. der hundertjährige Kalender, durch thatsächliche Wahrnehmungen ebenfalls als nichtig heraus-gestellt haben. Wechselnde Perioden von Mißwachs und Erntesegen, die man in der Geschichte der Völker und Jahrhunderte verfolgen kann, lassen nur auf mehr oder weniger anhaltende Witterungsverhältnisse (sog. nasse, trockene, heiße u. s. w. Zeiten) schließen, während das Auftreten von Witterungsepochen nach bestimmten Regeln und Cyklen keineswegs nachgewiesen werden kann. Auch ein mit der Sonnenfleckenperiode zusammenfallender Cyklus, den man in den tropischen Regen, in der Temperatur u. s. w. gefunden haben will, ist durchaus noch nicht sicher.

Für die Theorie der atmosphärischen Erscheinungen und Prozesse vgl. Müller, «Lehrbuch der kosmischen Physik, mit Atlas» (4. Aufl., Braunschw. 1875); Kämtz, «Lehrbuch der Meteorologie» (3 Bde., Halle 1831—36); derselbe, «Vorlesungen über Meteorologie» (Halle 1840); Dove, «Meteorolog. Untersuchungen» (Berl. 1837); derselbe, «Die Witterungsverhältnisse von Berlin» (Berl. 1842); Schmid, «Lehrbuch der Meteorologie» (Lpz. 1860); derselbe, «Grundriß der Meteorologie» (Lpz. 1862); Cornelius, «Meteorologie» (Halle 1863); Mohn, «Grundzüge der Meteorologie» (2. Aufl., Berl. 1879); Buchan, «Handy book of meteorology» (3. Aufl., Edinb. 1879); und vor allem das reichhaltige Werk von van Bebber, «Handbuch der ausübenden Witterungskunde» (2 Tle., Stuttg. 1885—86).

Wittgensdorf, Pfarrdorf und Rittergut in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, Amts-

hauptmannschaft Chemnitz, Station der Linie Leipzig-Chemnitz der Sächsischen Staatsbahnen, von welcher hier eine Sekundärbahn nach Limbach abzweigt, zählt (1885) 4464 E. und hat Gneis- und Granulitsteinbrüche, eine Baumwollspinnerei, Fabriken für Strumpfwaren und wollene, baumwollene und seidene Handschuhe, zwei große Bleichereien, eine Färberei, Mühlen und eine Ziegelei.

Wittgenstein (Ludw. Adolf Peter, Graf), seit 1834 Fürst von Sayn-W.-Ludwigsburg, russ. Feldmarschall, geb. zu Pereiaslawl im russ. Gouvernement Perm 6. Jan. 1769, trat sehr jung in russ. Kriegsdienste und stieg bis 1806 zum Generalmajor und Chef eines Husarenregiments auf. Er wohnte dem Feldzuge von 1807 bei und zeichnete sich als Führer der Vorhut des Tolstoischen Korps bei Ostrolenka 30. April aus. Im Kriege von 1812 befehligte er als Generallieutenant das zur Deckung von Petersburg an der Düna aufgestellte 1. Korps der Westarmee gegen den linken Flügel der franz. Armee unter Oudinot und Saint-Cyr und kämpfte bei Polozk, später auch gegen das Korps von Victor. (S. Russisch-Deutsch-Französischer Krieg.) Beim Rückzuge der Franzosen erhielt er die Weisung, mit Tschitschagow zusammen an der Beresina dem Feinde den Weg zu verlegen, was er aber verfehlte. Nachdem 1813 Preußen sich mit Rußland gegen Napoleon verbündet, vereinigte sich W. mit dem preuß. Korps von York und zog 7. März in Berlin ein. Von hier wurde er nach Kutusows Tode zur Hauptarmee der Verbündeten berufen, um den Oberbefehl zu übernehmen. Dieser Stellung war er nicht gewachsen. Der Verlust der Schlacht bei Großgörschen ist besonders dem Fehlen einer obern Leitung zuzuschreiben. Nach der Schlacht bei Bautzen verlor W. das Oberkommando und befehligte nach dem Waffenstillstande die bei der böhm. Armee befindlichen russ. Truppen. Auch im Feldzuge von 1814 führte er bei dieser Armee unter dem Fürsten Schwarzenberg das 6. Korps, wurde bei Bar-sur-Aube 27. Febr. verwundet und mußte Mitte März das Heer verlassen. Während der folgenden Friedenszeit wurde W. zum Feldmarschall ernannt und erhielt 1828 beim Ausbruch des Kriegs gegen die Türkei den Oberbefehl über die russ. Armee am Pruth. Er überschritt denselben und besetzte die Donaufürstentümer, nahm später auch Warna, zersplitterte indes seine Streitkräfte durch Belagerungen und wurde beim Angriff auf das feste Lager des Großveziers bei Schumla abgeschlagen, sodaß er über die Donau zurückgehen mußte. Für den Feldzug von 1829 erhielt deshalb Graf Diebitsch den Oberbefehl. W. trat in den Reichsrat, wurde 1834 vom König von Preußen in den Fürstenstand erhoben und starb 11. Juni 1843 auf einer Reise in Lemberg.

Wittgenstein (Emil, Prinz), russ. Generallieutenant, geb. zu Darmstadt 21. April 1827, trat jung in großherzogl. hess. Dienste, begleitete 1845 den Prinzen Alexander von Hessen nach Kaukasien, nahm an den Kämpfen gegen die dortigen Bergvölker teil, war 1848 im Kriege gegen Dänemark, trat dann in russ. Dienste, wurde Adjutant des Fürsten Woronzow, kämpfte bis 1852 in Kaukasien und wurde beim Ausbruch des Orientkriegs Inspekteur der Feldlazarette. Später führte er ein Truppenkommando in Kleinasien. Im J. 1862 wurde W. dem Großfürsten Konstantin in Warschau als Gehilfe zugewiesen und trat 1866 in den Ruhestand, nahm jedoch im Gefolge des Kaisers 1877/78 am Türkenkriege teil und starb zu Egern am Tegernsee 16. Sept. 1878. Er war auch litterarisch thätig und schrieb, außer Gedichten, «Kavallerie-Skizzen» (Darmst. 1859) und «Deutschland in die Schranken!» (Darmst. 1860).

Wittich (Friedr. Wilh. Ludw. von), preuß. Generallieutenant, geb. 15. Okt. 1818 zu Münster in Westfalen, besuchte 1830—32 das Collegium Fridericianum zu Königsberg, 1832—35 das Kadettenhaus zu Berlin, aus welchem er als Offizier zum 1. Infanterieregiment trat. Von 1840 bis 1843 wurde W. zur Allgemeinen Kriegsschule in Berlin kommandiert und wurde bis zum J. 1850 in verschiedenen Adjutantenstellungen, zuletzt als Generalstabsoffizier der mobilen 1. Kavalleriedivision verwendet. Im Juni 1852 zum Hauptmann befördert und im Okt. desselben Jahres in die Adjutantur versetzt, wurde er nach Auflösung dieses Korps 1853 in das 20., 1856 in das 34. Infanterieregiment versetzt, aber schon im folgenden Jahre unter Beförderung zum Major dem Generalstabe überwiesen und zur 9. Division kommandiert. W. wurde 1861 Oberstlieutenant, war in den folgenden Jahren Chef des Generalstabes zuerst des 2., dann des 5. Armeekorps und als solcher 1866 bei Nachod, Skalitz, Schweinschädel, Gradlitz und bei Königgrätz thätig. Nach dem Frieden befehligte W. die 5. Infanteriebrigade in Stettin, wurde 1868 Generalmajor und Brigadekommandeur in Darmstadt. Im J. 1870 führte W. die 49. Infanteriebrigade bei Mars-la-Tour, Gravelotte und Noisseville und während der Einschließung von Metz und erhielt 27. Sept. das Kommando der 22. Infanteriedivision. Mit dieser nahm er vom 3. bis 6. Okt. an der Einschließung von Paris teil, zog dann mit dem 1. bayr. Korps unter General von der Tann nach der Loire, kämpfte 10. Okt. bei Artenay, 11. Okt. bei Orléans, erstürmte 18. Okt. Châteaudun, besetzte 21. Okt. Chartres, nahm dann teil an den Schlachten von Loigny (2. Dez.), Orléans (3. und 4. Dez.), Beaugency (8. bis 10. Dez.) in der Armeeabteilung des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, auch trug er schließlich wesentlich zu den Siegen von Le Mans (10. bis 12. Jan. 1871) und Alençon (15. Jan.) bei. Auf dem Marsche von dort Ende Jan. 1871 erkrankte W. an den Blattern, übernahm Ende Februar seine mittlerweile in Versailles eingerückte Division wieder, zog 1. März mit 4 Bataillonen derselben mit in Paris ein und kehrte 3. März nach Versailles zurück. Am 13. März besetzte er die pariser Forts Romainville, Noisy und Rosny. Nachdem W. 23. Mai 1871 zum Kommandeur der 22. Division ernannt und 18. Aug. zum Generallieutenant befördert worden war, kehrte er Ende September nach Kassel zurück, wurde aber im März 1872 zur Übernahme des Kommandos der 31. Division nach Straßburg versetzt und nahm 1873 seinen Abschied. Seine Beteiligung am Deutsch-Französischen Kriege schilderte W. in «Aus meinem Tagebuche 1870—71» (Kass. 1872). Er starb zu Anfang Oktober 1884 in Siede.

Wittichenau (wendisch Kulow), Stadt in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz, Kreis Hoyerswerda, an der Schwarzen Elster, zählt (1885) 2187 überwiegend kath. und zum Teil wendische E. Die eine der beiden kath. Kirchen wurde 1440—45 im got. Stil erbaut.

Wittichenit, s. Kupferwismutglanz.

Wittig (Aug.), vorzüglicher Bildhauer, geb. 22. März 1826 zu Meißen, begann das Studium seiner Kunst 1843 zu Dresden unter Rietschels Leitung und machte sich dann in den J. 1846—48 durch ein Relief, Raub des Hylas, eine Bronzegruppe, Siegfried und Kriemhild, sowie auch zwei größere Kinderfriese, Landwirtschaft und Gartenkultur, vorteilhaft bekannt. Eine Reise nach Italien trat er im Frühjahr 1849 an und weilte sechs Monate in München, dann einige Monate in Florenz; 1850—63 lebte er in Rom. Das Talent W.s ist auf das Großartige und Erhabene gerichtet. Von seinen Werken sind hauptsächlich hervorzuheben: die weibliche Figur einer Charitas, der sich drei Kinder anschmiegen (1851); die überlebensgroße Statue eines Jägers (1852), welche nach London kam; Hagar und Ismael, Kolossalgruppe (1853), in der Nationalgalerie zu Berlin 1871; Ganymed und Hebe, zwei Medaillons; eine Pietà (1858), Kolossalgruppe; eine Grablegung Christi und eine Loreley (1860), zwei vorzügliche Reliefbildwerke. Im J. 1864 folgte W. einem Rufe nach Düsseldorf und übernahm daselbst als Professor die Gründung einer Bildhauerschule. Zur Gedächtnisfeier für Cornelius arbeitete er dessen dreimal lebensgroße Büste (in Bronze gegossen und vergoldet in der Nationalgalerie in Berlin), ferner die Kolossalbüste W. von Schadows für dessen Denkmal in Düsseldorf, sodann drei Medaillons mit den überlebensgroßen Porträts von Peter Vischer, Phidias und Michel Angelo für die Façade des frühern Museums der Gipsabgüsse zu Düsseldorf, in Stein ausgeführt, den Entwurf eines Siegesdenkmals, für einen öffentlichen Platz bestimmt, zwei Karyatiden für das neue Akademiegebäude zu Düsseldorf entworfen, die Statuen der Apostel Petrus und Paulus, zur Ausführung in Marmor bestimmt.

Wittig (Hermann), hervorragender Bildhauer, geb. 26. Mai 1819 in Berlin, studierte an der dortigen Akademie unter F. Tieck und 1846—48 in Rom. Seine Schöpfungen gehören zum größern Teil dem Kreise des Anmutigen und Idyllischen an und entfalten, teils als Einzelfiguren, teils als Gruppen, Grazie, Originalität und Erfindungsgabe. Zu seinen ansprechendsten Werken gehören die überlebensgroßen Marmorstatuen Flora und Pomona im Orangeriegebäude zu Potsdam, eine lebensgroße Victoria (Privatpark in Breslau), ein Friedensengel auf dem Dreifaltigkeitskirchhof in Berlin, außerdem eine Anzahl von Gruppen und Statuetten, wie die Najade, Winzerin, Jakob und Rahel, Venus und Amor. Unter den Porträtbüsten sind die Kolossalbüste von Ludwig Tieck, die von Knesebeck, Patkul, Müffling hervorzuheben. Mit einem Christuskopfe für die Kapelle von Schloß Rheineck siegte er über viele Bewerber. Sein Talent für figürliche Ornamentik und Monumentalskulptur bekundete er durch die Giebelfelder für die Stadttheater zu Riga und Leipzig, und für die Nationalgalerie in Berlin, durch die Urania im Universitätsgebäude zu Königsberg und die Statue von Descartes für die Akademie zu Budapest.

Wittingau (slaw. Třeboň), Stadt im südlichen Böhmen, auf dem Hochplateau der Lužnitz, die zur Moldau geht, in einer durch zahlreiche und große Teiche belebten Fläche, Station der Linie Gmünd-Prag der Kaiser-Franz-Josephsbahn, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 5819 E. Das fürstlich Schwarzenbergsche Schloß, vor der Schlacht am Weißen Berge Besitz der Herren von Rosenberg, enthält das reichste und wertvollste Archiv Böhmens. Die Stadtpfarrkirche mit einzelnen wertvollen Altarbildern gehörte früher zu dem Augustiner-Chorherrenstift, das von den Rosenbergen 1376 gegründet, von diesen 1571 aufgelassen und durch Kaiser Ferdinand II. 1631 wiederhergestellt wurde, bis es der Klosterreform unter Kaiser Joseph II. verfiel. Eine zweite Kirche südwestlich der Stadt enthält die fürstlich Schwarzenbergsche Familiengruft. Die Bewohner treiben Teichwirtschaft, Handel mit Holz und Bierbrauerei.

Wittlich, Kreisstadt im rheinpreuß. Regierungsbezirk Trier, links an der zur Mosel gehenden Lieser, 171 m über dem Meere, Station der Linie Wengerohr-W. der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 3425 meist kath. E., hat eine kath. und eine evang. Pfarrkirche, eine Synagoge, ein kath. Schullehrerseminar, Wein- und Tabaksbau, sowie Lohgerberei. — Der Kreis Wittlich zählt auf 641 qkm (1885) 28077 überwiegend kath. E.

Wittnebensches Öl, soviel wie Cajeputöl.

Wittstock, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Potsdam, liegt an der Dosse, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat schöne parkartige Anlagen auf den alten Wällen, zwei Kirchen, darunter die schöne Marienkirche, ein merkwürdiges Rathaus, ein Landarmenhaus und ein Gymnasium und zählt (1885) 6849 E., welche bedeutende Tuchfabriken unterhalten und Holzhandel treiben. Hier erfochten 24. Sept. 1636 die Schweden unter Banér einen glänzenden Sieg über die Österreicher unter Hatzfeld und die Sachsen unter Kurfürst Johann Georg I. Die Verbündeten, welche Banér ein ganzes Jahr in Schach gehalten, verloren in der Schlacht und beim Rückzuge 5000 an Toten, 6000 an Verwundeten, 8000 an Gefangenen, 151 Fahnen, 42 Kanonen, 180 Munitions- und 1000 Packwagen, während die Schweden 2000 Tote und 5000 Verwundete hatten.

Wittum, s. unter Leibgedinge.

Witu (Deutsch-Wituland), deutsches Schutzgebiet im äquatorialen Ostafrika, an der Küste des Indischen Oceans, am 8. April 1885 durch die Gebrüder Denhardt vom Sultan Simba von W. für das Witukomitee des deutschen Kolonialvereins zu Berlin erworben und durch kaiserl. Schutzbrief vom 27. Mai 1885 unter das Protektorat des Deutschen Reichs gestellt. Derselbe wird laut Denkschrift über die deutschen Schutzgebiete vom 2. Dez. 1885 begrenzt durch eine gerade Linie zwischen der Stadt Witu und Fungasombo, Fungasombo und Mkonumbi, dann durch den Fluß Mkonumbi bis zum Indischen Ocean, ferner durch den Indischen Ocean zwischen der Mündung des Mkonumbiflusses und der Mündung des Flusses Osi, sodann durch den Fluß Osi bis Kau, den Fluß Magagoni und durch eine gerade Linie, welche den fernsten nach dem Inland hin belegenen Punkt dieses Flusses mit der Stadt Witu verbindet. Nach dem Übereinkommen zwischen dem Deutschen Reiche und Großbritannien vom 29. Okt. 1886, betreffend das Sultanat Zanzibar und die Abgrenzung der deutschen und engl. Interessensphären in Ostafrika, schließt die bei Kipini beginnende nördl. Grenze des Sultanats Zanzibar noch den Ort Kau ein; Deutschland und England erkennen nach §. 5 des gedachten Übereinkommens als zu W. gehörig die Küste an, welche

nördlich von Kipini beginnt und sich bis zum Nordende der Mandabucht erstreckt. W. hat gute Reeden, großen Reichtum an Bodenprodukten und erfreut sich geregelter Besitzverhältnisse.

Witwe (lat. vidua, vom gleichen Wortstamm, wie dividere = scheiden) nennt man eine Frau, die ihren Gatten durch den Tod verloren hat. Sie behält in der Regel den Aufenthalt an dem Orte, wo ihr Mann lebte; doch kann sie ihren Wohnsitz willkürlich verändern. Ihr verbleibt der Name, Rang und Gerichtsstand ihres verstorbenen Mannes, bis sie sich wieder verheiratet; eine außereheliche Schwangerschaft ändert hierin nichts. Die binnen der nächsten zehn Monate nach des Mannes Tode von der W. geborenen Kinder gelten für eheliche, es müßte denn die Unmöglichkeit nachgewiesen werden, daß ihr verstorbener Mann sie erzeugt haben könnte. Die W. hat ein Jahr lang um den verlorenen Mann zu trauern; bei Übertretungen wird über sie eine Strafe verhangen, die neugeschlossene Ehe aber wird nicht ungültig. Nach röm. Recht hat die W. im allgemeinen kein Erbrecht, außer auf das Ganze, wenn der verstorbene Gatte keine Verwandten innerhalb des zehnten Grades hat, und auf den vierten oder den Kindesteil unter der entgegengesetzten Voraussetzung. Die W. erhält zwar ihr Erbteil, doch hat sie davon nur den Nießbrauch, das Eigentum daran gehört ihren Kindern. Die Partikulargesetzgebungen haben an der röm. Erbfolge viel geändert. Nach gemeinem sächs. Recht hat die W. den vierten Teil der männlichen Verlassenheit, nach dem sächs. bürgerlichen Gesetzbuch aber, bei dem Zusammentreffen mit nur entferntern Seitenverwandten vom Oheim abwärts mutmaßlich schon das gesamte Erbe in Anspruch zu nehmen. Nach franz. Recht beerben sich Ehegatten gegenwärtig nur in Ermangelung von anerkannten Kindern, Eltern, Geschwistern und deren Nachkommen. Nach engl. Recht gebührt der W. auf Lebenszeit ein Dritteil aller erblichen Besitzungen ihres verstorbenen Mannes als Wittum. Nach deutschem Recht haben die adeligen W. noch besondere Begünstigungen, namentlich Wittum und Leibgedinge (s. d.).

Witwengerade, s. unter Gerade.

Witwenjahr, soviel wie Gnadenjahr.

Witwenkassen sind Anstalten oder Vereine zur Versorgung und Unterstützung von Witwen. Es gibt ihrer eine große Anzahl, welche sich zum Teil wesentlich voneinander unterscheiden. Namentlich zerfallen sie in solche, die ganz und vollständig auf der Grundlage der Versicherung stehen, und in solche, bei denen dies gar nicht oder doch nur zum Teil der Fall ist. Zu letzterer Art gehören diejenigen Kassen, welche durch Schenkungen, Vermächtnisse oder in anderer Weise ein größeres oder geringeres Kapitalvermögen besitzen, deren Zinsen alljährlich gleichmäßig unter die vorhandenen berechtigten Witwen verteilt werden. Doch pflegt niemals eine Witwe mehr als eine gewisse Summe jährlich zu erhalten, und die Überreste der Zinsen werden dem Kapital zugeschlagen. Häufig besteht bei diesen Kassen die Einrichtung, daß die Ehemänner der Frauen, welche als Witwen berechtigt werden sollen, ein Einkaufsgeld und einen jährlichen Beitrag an die Kasse zahlen müssen. In diesem Falle wird bei der Verteilung der Zinsen mitunter nicht jede Witwe gleichmäßig, sondern mit Rücksicht auf die Höhe des vom verstorbenen Ehemann gezahlten Betrags bedacht. Ferner gehören zu dieser letztern Art der W. die Witwenpensionskassen des Staats und der Korporationen für Beamte, Geistliche, Lehrer, Militärs u. s. w. Auch hier müssen zwar in der Regel jährliche Beiträge von dem Ehemanne, dessen Frau Anspruch auf Witwenpension erhält, nach Maßgabe der Höhe des Gehalts und der künftigen Witwenpension gezahlt werden, aber der Staat und die Korporationen pflegen bedeutende Summen zuzuschießen. Auf die W., die reine Versicherungsanstalten sind, findet im allgemeinen das Anwendung, was vom Versicherungswesen (s. d.) gilt. Der Ehemann, welcher seiner Witwe eine Pension sichern will, thut dies, indem er mit einer W. oder Witwen-Pensionsversicherungsanstalt auf Grund des Statuts und der Tarife derselben einen Vertrag abschließt, in dem die Anstalt der Witwe seinerzeit eine bestimmte jährliche Pension bis an ihren Tod, seltener nur bis zur Mündigkeit der hinterlassenen Kinder zu zahlen verspricht. Der Ehemann verpflichtet sich dagegen, entweder sofort eine einmalige Zahlung zu leisten, ein bestimmtes Kapital der Anstalt zu überweisen, oder aber alljährlich bis zu seinem Tode, bezüglich, wenn seine Ehefrau vor ihm sterben sollte, bis zum Tode derselben einen gewissen jährlichen Beitrag zu gewähren.

Sowohl die Höhe des Kapitals als des jährlichen Beitrags bestimmt sich nach der Höhe der zu zahlenden Pension und nach dem Alter des Versicherten und seiner Ehefrau, und wird auf Grund von Mortalitätstabellen durch die Wahrscheinlichkeitsrechnung ermittelt. Beide Zahlungen müssen, wenn die W. sicher bestehen soll, derart festgestellt werden, daß bei dem Tode des Mannes, nach Abzug der Verwaltungskosten und eines billigen Unternehmergewinns, wahrscheinlich eine so hohe Summe vorhanden, daß die Zahlung der Pension der Witwe bis zu ihrem wahrscheinlichen Tode gesichert ist. Daraus folgt: je höher die Pension, je jünger die Ehefrau, je älter der Ehemann, um so höher müssen das Kapital und die Beiträge bemessen werden; je kleiner die Pension, je älter die Ehefrau, je jünger der Ehemann, um so niedriger berechnen sich Kapital und Beiträge. Stirbt die Frau vor dem Manne oder wird sie von ihm geschieden und als schuldiger Teil erklärt, so sind die gezahlten Beiträge der Kasse verfallen. W. sind entweder Spekulationsunternehmungen, welche sich an Lebensversicherungsanstalten anschließen, oder sie beruhen auf Gegenseitigkeit; in letzterm Falle sind sie nicht selten mit andern Versicherungszweigen, wie Kranken-, Sterbe- und Invaliden-, besonders aber mit Waisenversicherung (Unterstützung) verbunden, zumal letztere auch innerlich in nächster Beziehung zu der Witwenversicherung steht. Solche gemischte Unterstützung gewähren insbesondere die Knappschafts-, freien Gewerks-, Fabrik- und Arbeiterkassen. Die W. erfordern, um sicher zu sein, hohe Beiträge bei zweifelhaftem Nutzen, insofern das Kapital der Familie beim frühern Tode der Ehefrau verloren geht, daher die Lebensversicherung im allgemeinen zweckmäßiger ist. Im Sinne der kaiserl. Botschaft von 1881 würde auch die Versorgung der Arbeiterwitwen und -Waisen eine Aufgabe des Reichs bilden; die praktische Verwirklichung wird jedoch sehr hohe Geldmittel erfordern.

Witwenvögel (Vidua), ein aus sieben Arten bestehendes, das tropische und südl. Afrika bewohnendes Geschlecht der Webervögel (s. d.), bei dem die Männchen im Hochzeitskleide die vier Mittel-

federn des Schwanzes bedeutend verlängert haben. Die Paradieswitwe (V. paradisea, Tafel: Singvögel II, Fig. 1) mißt ohne Schwanz 15 cm in der Länge und klaftert 25 cm. Das Weibchen ist einfach fahlbraun, das Männchen schwarz, am Hals rotgelb, an Brust und Bauch lehmfarben, die Schwingen sind braun, die vier mittelsten, 15 cm langen Schwanzfedern schwarz. Die niedlichen Vögelchen bewohnen die mittelafrik. Steppen und gelangen jetzt vielfach in unsere Volièren.

Witwer (lat. viduus), ein Mann, der seine Frau durch den Tod verloren hat; er ist nach gemeinem Recht nicht, wie die Witwe, verpflichtet, eine Trauerzeit einzuhalten, kann aber meist nur dann zur zweiten Ehe schreiten, wenn er sich mit seinen Kindern erster Ehe wegen deren mütterlichen Nachlasses abgefunden hat.

Witz ist das Talent, zwischen zwei scheinbar völlig fremden und weit voneinander entlegenen Vorstellungen unvermutete Ähnlichkeiten zu entdecken, im Gegensatz zu Scharfsinn, welcher zwischen Gleichem oder Ähnlichem das Ungleichartige, Unähnliche auffindet. Das Unvermutete des Zusammentreffens bildet das Frappante oder Pikante des W.; seine psychophysische Wirkung ist jene plötzliche und mehr oder minder andauernde Innervation gewisser Muskelgruppen, deren Gesamtwirkung als Lachen bezeichnet wird. Doch muß dabei der Punkt der Ähnlichkeit (die Spitze oder Pointe) leicht und ungesucht ins Auge springen, sonst ist der W. stumpf und verfehlt seine Wirkung der angenehmen Überraschung. Die gemeinste Art des W. ist der Wortwitz, welcher sich an der Ähnlichkeit der Wortklänge von verschiedener Bedeutung ergötzt. Höher steht der bildliche W., welcher nicht Worte, sondern Dinge, Handlungen und Zustände höchst verschiedener Art aneinanderknüpft. Witzige Handlungen oder Dinge sind solche, in welchen derartige frappierende Gegensätze in unvermuteter Vereinigung zu Tage treten. Der W. macht Spaß, er ist ein Einfall, ein Spiel der Phantasie. Im frühern Sprachgebrauche hatte das Wort W. eine weitere Bedeutung. Man gebrauchte es überhaupt für Geist (esprit) im Sinne einer raschen und beweglichen Auffassungs- und Beurteilungsgabe. Als Rest dieses Gebrauchs hat sich der Ausdruck Mutterwitz als Bezeichnung geistiger Begabung zu scharfer Auffassung der Wirklichkeit erhalten.

Witzenhausen, Kreisstadt des Regierungsbezirks Kassel der preuß. Provinz Hessen-Nassau, links an der Werra, welche hier die Gelster aufnimmt, Station (3 km) der Linie Halle-Nordhausen-Kassel der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz des Landratsamts und eines Amtsgerichts, zählt (1885) 3059 meist evang. E. und hat Wein- und Obstbau, besonders von Kirschen, Fabriken für Papier, Tabak, namentlich Kautabak, und Cigarren, eine Roßhaarspinnerei und Mühlen. — Der Kreis Witzenhausen zählt auf 424 qkm (1885) 29335 E.

Witzleben (Job Wilh. Karl Ernst von), preuß. Generallieutenant und Kriegsminister, geb. zu Halberstadt 20. Juli 1783, wurde 1802 Offizier. Nach der Schlacht bei Jena kriegsgefangen, aber im Aug. 1807 ausgewechselt, wurde er zum Premierlieutenant ernannt und erhielt eine Gardekompagnie. Eine gediegene Abhandlung über den leichten Dienst gewann W. die Gunst des Generals Scharnhorst, sodaß er im Dez. 1808 als Stabskapitän zu dem neuerrichteten Gardejägerbataillon kam. Anfang 1812 wurde W. zum Major befördert und kämpfte 1813 bei Großgörschen. Während des Feldzugs in Frankreich, wo er sich namentlich bei Paris auszeichnete, stieg er zum Oberstlieutenant auf. Im Frühjahr 1815 ward er dem Generalstabe der Blücherschen Armee überwiesen, dann als Oberst und Chef des Generalstabes zum norddeutschen Bundeskorps versetzt. W. leitete die Belagerungen von Sedan, Mézières und Montmedy und übernahm später die Verwaltung des Depart. Ardennes. Nach dem Friedensschlusse wurde W. zum Inspecteur der Jäger und Schützen und bald darauf zum Chef des Generalstabes beim Generalkommando in Ostpreußen unter Bülow ernannt, blieb aber doch in Berlin, um die Organisation der Jäger und Schützen zu vollenden. Im J. 1817 wurde er Direktor des dritten Departements des Kriegsministeriums, rückte 1818 zum Generalmajor und Generaladjutant des Königs und Chef des Militärkabinetts auf und wurde 1821 zum Generallieutenant sowie, als 1833 der Kriegsminister von Hake abtrat, zum wirklichen Staats- und Kriegsminister erhoben. Nachdem er 1835 in den Ruhestand getreten war, starb er zu Berlin 9. Juli 1837. Seiner Thätigkeit verdankt Preußen vor allem die innigere Verschmelzung des stehenden Heeres mit der Landwehr. Vgl. Minutoli, «Der Graf von Haugwitz und Job von W.» (Berl. 1844); Dorow, «Job von W.» (Lpz. 1832).

Witzleben (Karl Aug. Friedr. von), als Novellist A. von Tromlitz genannt, nach Tromlitz in Thüringen, dem Gute seines Vaters, geb. daselbst 27. März 1773, trat in preuß. Militärdienste, nahm als Offizier an den Feldzügen am Rhein 1792—95 teil, befand sich 1806 als Oberstlieutenant im Hauptquartier des Herzogs von Braunschweig und nach der Schlacht bei Jena bei dem Fürsten von Hohenlohe. Er trat dann in großherzogl. bergische Dienste über und ging 1811 an der Spitze eines von ihm zu Münster gebildeten Lancierregiments nach Spanien; doch war er 1812 wieder in Deutschland. Nachdem Preußen an Frankreich den Krieg erklärt, nahm er aus bergischen Diensten seinen Abschied und erhielt 1813 als russ. Oberst das Kommando der hanseatischen Legion. Nach dem Frieden lebte er auf dem Lande bei Halle, seit 1821 zu Berlin, dann seit 1826 in Dresden, wo er 5. Juni 1839 starb. Seine im «Gesellschafter», «Freimütigen», in der «Abendzeitung» und in Taschenbüchern, namentlich in dem von ihm herausgegebenen «Vielliebchen» mitgeteilten Novellen und Erzählungen erschienen als «Sämtliche Schriften» in drei Sammlungen (zusammen 108 Bde., Dresd. 1829—43).

Wiuga, s. Wjuga.

Wiznitz oder Wisznitz, Marktflecken in der Bukowina, am Czeremosz, welcher W. von der galiz. Stadt Kuty trennt, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 4165 E.

Wjasemskij (Peter Andrejewitsch, Fürst), russ. Dichter und Kritiker, geb. 23. (12.) Juli 1792 in Moskau, fand seine Ausbildung an der Jesuitenschule in Petersburg, dann in Moskau. Er trat darauf in den Staatsdienst, machte die Schlacht bei Borodino mit, war 1855—58 Adjoint des Unterrichtsministers, zuletzt Mitglied des Staatsrats und nominell Obermundschenk am Hofe; er starb 22. (10.) Nov. 1878 zu Petersburg. W.s litterarische Thätigkeit umfaßt einen Zeitraum von fast 70 Jahren; er gehörte schon dem Kreise Schukowskijs

an, war mit Puschkin befreundet. Seine Gedichte zeichnen sich durch tiefes Gefühl, Scharfsinn und Gefälligkeit der Sprache aus; ferner schrieb er litterarhistor. Biographien, Kritiken 2c. Seine gesammelten Werke erschienen in 10 Bänden (Mosk. 1886). Besonders wertvoll für die Zeitgeschichte sind auch W.s Briefe, die allmählich zu erscheinen beginnen.

Wjasma oder Wiasma, Kreisstadt im russ. Gouvernement Smolensk, an der Wjasma und Bebra, an den Eisenbahnen W.-Rjaschk und Moskau-Brest, weitläufig gebaut, mit (1882) 12992 E., 25 Kirchen, 2 Klöstern, 1 Kreis- und 2 Pfarrschulen, 22 Fabriken. W. dient als Stapelplatz der Waren (Getreide, Hanf, Flachs und Talg), die für die Häfen von Petersburg und Riga bestimmt sind. Berühmt sind die Pfefferkuchenbäckereien des Ortes. W. ist geschichtlich durch den hier 1634 zwischen Rußland und Polen geschlossenen Frieden, sowie durch den Sieg, den die Russen unter Miloradowitsch über die Franzosen unter Ney, Davoust, Eugen und Poniatowski 3. Nov. (22. Okt.) 1812 erfochten. Von den frühern Befestigungswerken ist noch einer der acht Türme auf dem Festungswalle erhalten.

Wjasniki, Kreisstadt im russ. Gouvernement Wladimir, an der Kljasma und an der Moskau-Nishnij-Nowgoroder Eisenbahn, mit (1884) 6013 E., hat acht Leinwandfabriken, Färbereien, Lederfabriken und Handel mit Getreide, Mehl, Hanf und Flachs.

Wjatka oder Wiatka, ein zum ehemaligen Zarentum Kasan gehöriges, 153107 qkm großes Gouvernement des europ. Rußland mit (1886) 2740953 E. und 11 Kreisen. Der Boden ist meist bergig, morastig und thonartig, außer an den Ufern der Kama, wo er sich schwarzerdig und sehr fruchtbar zeigt. Die großen Moräste sind mit Wald bedeckt, und die Forsten, welche drei Viertel des Gouvernements bedecken und größtenteils im Besitz der Krone sind, liefern einen ansehnlichen Ertrag. Der Ackerbau bietet vornehmlich an der Kama reichen Gewinn. Auch wird die schon durch Peter d. Gr. begünstigte Vieh- und namentlich Schafzucht in diesem Gouvernement sehr thätig betrieben. Fischfang und Bienenzucht sind ergiebig. Das sehr reichlich vorhandene Kupfer und Eisen wird in 16 Hüttenwerken verarbeitet. Unter den Fabriken zeichnen sich besonders die Juften-, Seifen-, Glas- und Leinwandfabriken und Talgschmelzereien aus. Hauptausfuhrartikel sind Getreide, Talg, Honig, Wachs, Holzgeräte, Metalle, Leinwand und Leinsamen, die meist nach Archangel gehen. Außer den Russen, welche die Mehrzahl der Bevölkerung bilden, gibt es auch viele finn. und tatar. Einwohner, namentlich Wotjäken, Tschuwaschen und Tscheremissen.

Die Hauptstadt Wjatka, 1181 von den Nowgorodern gegründet und früher Chlynow genannt, liegt an der Wjatka und Chlynowiza, ist Sitz eines Civilgouverneurs und eines Bischofs, hat (1883) 24004 E., 2 Klöster, 18 Kirchen, darunter eine schöne Kathedrale mit einem Altar von massivem Silber, ein Gymnasium, eine Kreisschule, eine höhere Töchterschule, eine Irrenanstalt und ein Seminar, sowie 16 Fabriken. Die hiesigen Silber- und Kupferschmieden sind berühmt.

Wjernoje oder Wjerny, bei den Eingeborenen Almaty, Hauptstadt der russ. Provinz Semirjetschinsk in Turkestan, nördl. vom Issyk-kul-See, am Fuße des transilenischen Ala-Tau, 76 km vom Ili-Fluß entfernt, mit 17544 E., meist eingeborenen Asiaten. W. wurde 1855 gegründet und diente als fester Ort, um die Karakirgisen oder Gebirgskirgisen im Schach zu halten. In neuerer Zeit hat sich hier ein lebhafter Verkehr und Handel entwickelt, der in das Innere Asiens geht.

Wjúga (russ.), das Schneegestöber, der Schneesturm, besonders wie er in den russ. Steppen vorkommt. (S. auch Buran.)

Wkra, stellenweise auch Dzialdowka genannt, rechter Nebenfluß des westl. Bug, 220 km lang, entspringt als Soldau im Kreise Neidenburg des preuß. Regierungsbezirks Königsberg und mündet etwas oberhalb der Festung Nowo-Georgiewsk in Russisch-Polen.

Wladikawkas, Festung und die Hauptstadt der terskischen Provinz im russ. Kaukasus, am Terek und am Endpunkte der von Südrußland (Rostow) hierher führenden Eisenbahn, am Nordfuße des Kaukasus, in einer Höhe von 700 m, mit (1883) 32230 E., wurde 1800 zum Schutze der großen grusinischen Heeresstraße angelegt und ist jetzt eine lebhafte Handelsstadt.

Wladimir, ein 48856 qkm großes und (1886) 1359327 E. zählendes Gouvernement des europ. Rußland, welches zu Großrußland gehört, liegt ganz im Flußgebiet der Wolga und wird von einem Hauptnebenflusse derselben, der Oka, die hier die Kljasma aufnimmt, durchströmt. Das Gouvernement, welches den größten Teil des alten Großfürstentums gleichen Namens umfaßt, ist ein ebenes, nur von wellenförmigen Hügeln durchzogenes, meist fruchtbares und für Landbau und Viehzucht trefflich geeignetes Terrain, indem der Boden größtenteils aus Thon, zum Teil auch aus Morastgrund und Sandflächen besteht. Von der ganzen Oberfläche ist die Hälfte Kulturland, die kleine Hälfte Wald (32 Proz.). Getreide-, Flachs-, Hanfbau, Gemüse- und Obstzucht bilden neben der Viehzucht und Jagd die Haupterwerbsquellen der Bewohner. Das Mineralreich gewährt Marmor, Thon, Mühl- und Bausteine und Eisen. Überdies ist W. nach Moskau das industriereichste Gouvernement Rußlands. Das Fabrikwesen ist auf einer bedeutenden Stufe der Vollkommenheit, und es gibt hier die blühendsten Baumwollmanufakturen des ganzen Reichs, die fünf Neuntel der ganzen russ. Baumwollproduktion liefern. Daneben sind die Leinwandindustrie, die Perlmutter-, Krystallglas-, Fayence-, Vitriolöl- und Stahl- und Eisenwarenfabrikation im Schwunge. Man zählt an 1800 Fabriken. Ein lebhafter Handel wird besonders auf den Jahrmärkten zu Murom, Kowrow und Schuja betrieben. In der Nähe von Murom befinden sich die dichtverwachsenen Muromischen Wälder, welche lange durch Räuberbanden berüchtigt waren. Das Gouvernement ist in 13 Kreise eingeteilt.

Die Hauptstadt Wladimir, auch W. an der Kljasma, in alter Zeit Wladimir-Saljesskij genannt, im Lande Susdal, am linken Ufer der Kljasma, um 1120 von Wladimir II. Monomachos, Großfürsten von Kiew, erbaut, eine Zeit hindurch (1157—1328) die Residenz der russ. Großfürsten, mit einem uralten Kreml, dessen Mauern aber fast ganz zerfallen sind, hat eine treffliche Lage auf Hügeln der Kljasma und ist von Kirsch- und Gemüsegärten umgeben. Unter den Gebäuden verraten nur die Marienkirche und die Dmitriewsche Kathedrale den ehemaligen Glanz dieser alten Hauptstadt Rußlands, welche in der Tatarenzeit zweimal (1238 und 1410) fast gänzlich verwüstet wurde. Die Stadt

zählt (1884) 18424 E. und hat 22 Kirchen, unter denen besonders bemerkenswert die Uspenskische Kathedrale, in der die Gebeine sämtlicher wladimirschen Fürsten ruhen, ein Kloster, ein stark besuchtes Priesterseminar, ein Gymnasium und mehrere andere Schulanstalten, gegen 30 größere Fabrikanlagen und ist durch eine Eisenbahn mit Moskau und mit Nishnij-Nowgorod verbunden. Unter den alten Denkmälern verdient das um 1158 erbaute sog. «Goldene Thor» (zlotyja vrata) genannt zu werden, das früher als Befestigungswerk der Stadt diente.

Wladimir (Wolynskij), Kreisstadt im russ. Gouvernement Volhynien, am Flusse Bug unweit der Mündung desselben in den Bug, mit 8042 E., zwei griech.-orthodoxen Kirchen und einem Kloster, einer kath. Kirche und einer Synagoge, ist eine der ältesten Städte Rußlands. Die Kirche des heil. Basilius daselbst soll der Sage nach von Wladimir I. gegründet sein.

Wladimir, auch Wolodimir (vom russ. vladětj oder volodětj, herrschen, und mir, die Welt, also Beherrscher der Welt; nach andern vom skandinav. Woldemar), Name mehrerer russ. Fürsten.

Wladimir I. Swjatoslawitsch, mit dem Beinamen der Große oder der Heilige, Großfürst von Rußland, wurde 980, nach dem Tode seiner beiden Brüder, Herr des ganzen russ. Staats und vergrößerte denselben durch Besiegung verschiedener benachbarter Völker, sodaß unter ihm bereits das russ. Reich vom Dnjepr bis zum Ladogasee und bis an die Ufer der Düna reichte. Da W. auch im Innern des Reichs manche gute Einrichtungen traf, so gebührt ihm mit Recht der Beiname des Großen, den ihm sein Volk bei seinem Tode gab. Den Beinamen des Heiligen erwarb er sich dadurch, daß er bei Gelegenheit seiner Vermählung mit der byzant. Prinzessin Anna 988 sich taufen ließ und mit seinem ganzen Hofstaate und einem großen Teile seines Volks zur christl. Religion überging, während er bis dahin Heide gewesen war. Er ließ sich die Ausbreitung des Christentums von ganzem Herzen angelegen sein, gründete Kirchen, z. B. in Susdal, und Klöster, legte Schulen an und berief aus Konstantinopel eine Menge Priester, die den christl. Kultus unter seinem Volke verbreiteten. Er wurde damit der Begründer der griech.-kath. Kirche in Rußland. Bei seinem Tode, 15. Juli 1015, teilte er sein Reich unter seine zwölf Söhne, womit er den Grund zu dem für Rußland verderblichen System der Teilfürstentümer (s. d.) legte. Die Kaiserin Katharina II. gründete ihm zu Ehren den Wladimir-Orden (s. d.) und ebenso wurde nach ihm die Universität in Kiew die St. Wladimirs-Universität genannt. Im russ. Volksepos (byliny) bildet W. den Mittelpunkt der kiewer Tafelrunde oder des sog. Wladimirschen Cyklus, doch ist darin vom historischen W. nur der Name geblieben; der Charakter des epischen W., der «schönen Sonne» oder der «Sonne Kiews», ist kleinlich und unbedeutend.

Wladimir II. Wsewolodowitsch, mit dem Beinamen Monomachos, Großfürst von Kiew, war einer der bedeutendsten russ. Fürsten des Mittelalters. Geb. 1053 in Kiew, bildete er durch Klugheit und Tapferkeit schon eine Hauptstütze seines Vaters Wsewolod (gest. 1093) gegen innere und äußere Feinde, und bestieg, nach der darauffolgenden Mißregierung seines Neffen Swjatopolk, 1113 selbst den Thron. Seine erste Regierungsthat war ein Gesetz gegen die Wucherzinsen und die Vertreibung der Juden, welche das Volk hart bedrängten. Glücklich war seine Politik gegen die Teilfürsten, die er zur Anerkennung des Seniorats Kiews zwang, und wodurch er wieder den größten Teil Rußlands in einer Hand vereinigte. Ferner stiftete er Kirchen und Klöster, baute Brücken, gründete die Stadt Wladimir an der Kljasma. Äußern Feinden gegenüber suchte er im Alter mehr durch friedliche Verhandlungen als durch die Waffen Erfolge zu erzielen. W. war auch einer der ersten weltlichen Schriftsteller Rußlands; er schrieb für seine Kinder eine «Belehrung» (Poučenije) über die Eigenschaften eines guten Fürsten, die ein Bild der Sitten der Zeit gibt. Er starb 19. Mai 1125.

Wladimir-Bai, ein Busen des Japanischen Meeres im russ.-sibir. Küstengebiet unter 43° 55' nördl. Br. und 152° 48' östl. Länge. Er besteht aus drei Buchten, von denen die südlichste die bedeutendste ist und einen guten Hafen bildet.

Wladimir-Orden (St.), russ. Orden, am 21. Jahrestage ihrer Krönung 22. Sept. (4. Okt.) 1782 von der Kaiserin Katharina II. zum Andenken an den ersten christl. Großfürsten Wladimir (gest. 1015), der in Rußland die christl. Religion einführte, als Verdienstorden für alle Stände gestiftet. Nachdem die Verleihungen unter der Regierung Kaiser Pauls I. geruht hatten, belebte Kaiser Alexander I. durch einen Nachtrag vom 12. Dez. (a. St.) 1801 zu den Statuten zugleich mit dem St. Georgs-Orden für Tapferkeit und kriegerische Handlungen den W. als Belohnung für bürgerliche Auszeichnungen im Frieden. Das niemals mit Brillanten zu verzierende Ordenskreuz ist ein einfaches dunkelrot emailliertes Goldkreuz, das vorn in der Mitte ein russ. W auf einem ausgebreiteten Hermelinmantel unter einer Krone und auf der Rückseite die Angabe des Stiftungstages in russ. Buchstaben hat. Das Band ist karmoisinrot mit zwei schwarzen Streifen, alle drei von gleicher Breite.

Wladislaw (poln. Władysław, lat. Ladislaus) ist der Name von drei poln. Herzögen und vier poln. Königen.

Wladislaw I. Hermann regierte 1081—1102. Er unternahm mehrere glückliche Züge gegen die Pommern, unterdrückte einen Aufstand seines natürlichen Sohnes Zbignjew und teilte darauf zwischen diesem und seinem ehelichen Sohne Boleslaw das Reich, indem er sich nur die Hauptstädte vorbehielt. Später lehnten sich beide Söhne gegen den Vater auf, nötigten ihn, seinen Vertrauten, den Wojwoden Sieciech, unter dessen selbstsüchtigen Bestrebungen das Land zu leiden hatte, zu entlassen und eigneten sich große Teile des Landes an. W. starb 1102 zu Plock und ruht unter einem prächtigen Denkmal im dortigen Dom.

Wladislaw II., des vorigen Enkel, erhielt bei der Teilung Polens durch Boleslaw III. 1139 Krakau und Schlesien und das Seniorat über seine Brüder. Als er aber seine Brüder ihrer Länder berauben wollte, wurde er von diesen bei Posen überwunden und mußte, vom Papst in den Bann gethan, mit seiner Gemahlin Agnes, einer Halbschwester Kaiser Konrads III., nach Deutschland fliehen. Vergeblich suchte ihn Friedrich I. nach einem siegreichen Zuge in das Innere Polens wieder einzusetzen, und W. starb in Altenburg 1162. Erst seine Söhne erhielten Schlesien wieder und gründeten dort die piastischen Herzogtümer Breslau, Ratibor und Glogau.

Wladislaw III., Sohn Mieczyslaws III., Herzog von Großpolen, war durch eine Fehde mit der Kirche genötigt, die eine Zeit lang behauptete Oberhoheit unter den poln. Fürsten 1207 wieder aufzugeben, und starb, von einem Neffen, W. Odonicz, auch aus Großpolen vertrieben, 1231.

Wladislaw I. Lokjetek (eigentlich W. IV.) sah sich als Herzog von Krakau zu vielfachen Kämpfen mit den poln. und schles. Fürsten, sowie mit den Böhmen genötigt und wurde infolge dessen mehrmals aus seinen Besitzungen vertrieben. Eine Zeit lang unstet umherirrend, gelang es ihm jedoch durch seine Kraft und Beharrlichkeit, die gewaltigen Hindernisse zu besiegen und Polen, das 200 Jahre lang durch Teilungen zerrissen gewesen, wieder zu vereinigen. Im J. 1319 ließ er sich zu Krakau als König von Polen krönen. Mit Weisheit wußte er die Verschmelzung der bisher getrennten Teile des Reichs und das Aufblühen des Handels und der Rechtspflege herbeizuführen. Durch Verheiratung seines Sohnes mit einer Tochter des litauischen Großfürsten Gedimin bereitete er die Vereinigung Polens mit Litauen vor. Er starb nach glorreicher Regierung 1333 zu Krakau.

Wladislaw II. Jagello, s. **Jagello**.

Wladislaw III., der Sohn und Nachfolger Jagellos, wurde, 10 J. alt, 1434 gekrönt und 1439 nach dem Tode Albrechts auch von den Ungarn als W. I. zum Könige gewählt. Im Kriege mit den Türken erlangte er durch Hunyad (s. d.) einen vorteilhaften zehnjährigen Waffenstillstand, aber auf den Antrieb des Papstes Eugenius IV., welcher ihn von dem durch einen Eid bekräftigten Traktat entband, erneuerte er den Kampf und fiel ins türk. Gebiet. Die durch den Treubruch aufs äußerste gereizten Türken siegten in der Schlacht bei Varna 10. Nov. 1444, in der W. mit dem größten Teile der Ritterschaft das Leben verlor.

Wladislaw IV., Sohn Sigismunds III. (s. d.), regierte 1632—48. Noch als Kronprinz erwählten ihn die Russen zum Zaren; doch durch die Unentschlossenheit seines Vaters wurde er dieser Krone verlustig. Ein geistreicher, staatskluger Fürst, bemühte er sich, die Mängel der poln. Verfassung zu heben, ohne durchdringen zu können. Vergeblich suchte er den Bedrückungen der Dissidenten Einhalt zu thun; vergeblich veranstaltete er 1645 das Religionsgespräch zu Thorn; vergeblich nahm er sich der aller Rechte beraubten Kosaken an. Der Adel widerstrebte in allem. Zwar gelang es ihm, mit den Russen und Schweden vorteilhafte Verträge abzuschließen, und die Tataren wurden durch Koniecpolski von Kamieniec zurückgetrieben. Allein der Staat schwebte infolge des Kosakenaufstandes unter Chmielnicki, der an den Gelben Gewässern und bei Korsun die poln. Heere aufgerieben hatte, in großer Gefahr, als W. 20. Mai 1648 in Merecz starb und sein Bruder Johann II. Kasimir den Thron bestieg.

Wladislaw V., König von Böhmen 1471 und von Ungarn 1490, geb. 1456, war der Neffe des 1457 gestorbenen Wladislaw IV. von Böhmen und Ungarn, ein Sohn seiner mit König Kasimir IV. von Polen vermählten Schwester Elisabeth und Nachfolger des Böhmenkönigs Podiebrad (s. d.), der noch selbst seine Wahl durchgesetzt hatte. Anfangs hatte er noch mit Matthias Corvinus von Ungarn zu kämpfen, der schon vorher von den Gegnern Podiebrads zum König erwählt worden war, mußte ihm sogar 1479 Mähren, Schlesien und Lausitz abtreten und die Nachfolge zugestehen, wurde aber selbst nach Matthias' Tode 1490 gegen dessen Sohn Johannes von den ungar. Großen zum König erwählt und behauptete sich als solcher auch im Kriege mit Maximilian I. Dieser Krieg wurde 1491 durch den Frieden von Preßburg geendet, in welchem W. für den Fall des Aussterbens seiner Nachkommenschaft den Habsburgern die Nachfolge in Ungarn zusicherte. Dieser Fall trat ein, als der Sohn des 13. März 1516 gestorbenen Wladislaw, Ludwig der Frühzeitige von Ungarn und Böhmen, 1526 bei Mohacz gegen die Türken fiel. Da nahm Maximilians Enkel Ferdinand von Österreich, der 1521 W.s Tochter Anna geheiratet hatte, die Krone von Ungarn in Anspruch und wurde auf Grund eines 1525 abgeschlossenen Erbvertrages 1526 auch in Böhmen anerkannt.

Wladislaw, König von Ungarn, s. **Ladislaus**.

Wladislaw, gewöhnlich **Ladislaus**, König von Neapel, 1386—1414, aus dem Hause Anjou, Sohn des 1386 ermordeten Karl III. (s. d.) von Neapel und Ungarn, stand anfangs unter der Vormundschaft seiner Mutter Margareta, welche mit Mühe sein Anrecht gegen die Ansprüche einer andern Linie der Anjou verteidigte, während das Königreich völliger Anarchie anheimfiel. Aber der Beistand des Papstes Bonifacius IX. half endlich 1400 W. zum Siege. Er beteiligte sich dann, gestützt auf ein starkes Söldnerheer, eifrig an den Händeln in Italien, nahm Rom ein und hatte wohl die Absicht, ganz Italien unter sich zu vereinigen, als er 1414 kinderlos starb. Seine Schwester Johanna II. (s. d.) folgte ihm in Neapel.

Wladiwostok (Port-May, chines. Hai-fan-wai), Hafenstadt im sibir. Küstengebiet unter 43° nördl. Br. und 151° östl. L. auf der Halbinsel Murawiew an der durch die davorliegende Insel Dundas gegen Wind und Seegang vollständig geschützten «Goldenen Horn-Bucht» gelegen, wurde 1861 gegründet und wegen der Trefflichkeit des Hafens 1870 zum Kriegshafen für die sibir. Flotte, sowie zum Sitz des Gouverneurs des Gebiets bestimmt und zählt 1886 bereits 8800 E. Wichtig für den Handel ist die im Aug. 1871 erfolgte Vollendung des submarinen Telegraphen nach Nagasaki und von dort nach Shanghai, sowie die im Sept. 1871 eröffnete Landlinie nach Habarowka, am Einfluß des Ussuri in den Amur, sodaß also mittels der seit 1870 vollendeten Landleitung längs dem Amur W. mit Europa in Verbindung gesetzt ist.

Wladyka, slaw. Bezeichnung für Bischof, eigentlich: Herr, Besitzer. In Montenegro war W. bis 1852 der Titel des Fürsten, weil dieser die geistliche und weltliche Gewalt in sich vereinigte. Später wurde beides getrennt und der Titel des Fürsten ist nun Knez (spr. Knes). (S. **Knäs**.)

Wlasta, nach der Sage die Freundin Libussas, welche nach deren Tode die Führerin gegen die aufständischen Männer war. (S. **Böhmischer Mägdekrieg**.)

Wledjásza, Berg im Bihargebirge (s. d.).

Wlodawa, Kreisstadt im Gouvernement Siedlce im russ. Polen, am linken Ufer des Bug, mit 17984 E., liegt in einer getreidereichen Gegend und ist sowohl ein Stapelplatz als auch Handelsplatz für Getreide.

Wlozlawsk, Kreisstadt im Gouvernement Warschau in Russisch-Polen, am linken Ufer der Weichsel und an der Eisenbahn Thorn-Warschau, mit

20662 E., liegt auf sehr fruchtbarem Weizenboden und hat bedeutenden Handel mit Weizen.

Wo, chem. Zeichen oder Symbol für Wolfram.

Wöbbelin, Dorf in Mecklenburg-Schwerin, 8 km nördlich von Ludwigslust, mit 540 E. und den Gräbern Theodor Körners (s. d.), seiner Eltern und seiner Schwester Emma.

Woburn, Dorf in der engl. Grafschaft Bedford, Station (Woburn-Sands) der Linie Cambridge-Bedford-Bletchley der London and North Western-bahn, zählt (1881) 5567 E., welche Strohflechterei betreiben. In der Nähe liegt Woburn-Abbey, Schloß des Herzogs von Bedford, mit wertvoller Gemäldesammlung und schönem Park.

Wocel, auch Vocel (spr. Wotzel, Johann Erasmus), böhm. Dichter und Altertumsforscher, geb. 24. Aug. 1803 in Kuttenberg, studierte in Prag und Wien und lebte dann als Hauslehrer adeliger Familien in Ungarn, am Rhein u. s. w. Er trat zuerst mit einer Reihe deutscher Novellen auf, die im «Jugendfreund» u. s. w. abgedruckt sind. Später schrieb er aber in czech. Sprache drei Epen aus der böhm. Geschichte: «Die Przemysliden» (1834), «Kelch und Schwert» (1843) und «Das Labyrinth des Ruhmes» (1846), die für die nationale Bewegung in Böhmen von Bedeutung waren. Im J. 1842 hatte sich W. in Prag niedergelassen; 1850 wurde er zum Professor der böhm. Altertumskunde und Kunstgeschichte an der dortigen Universität ernannt, und starb als solcher 17. Sept. 1871. Neben vielen Spezialforschungen schrieb er noch: «Grundzüge der böhm. Altertumskunde» (Prag 1845) und «Pravěk země české» («Die Urzeit Böhmens», 2 Bde., Prag 1866—68).

Woche, ein Zeitabschnitt von sieben Tagen, ist ihrem Ursprunge nach höchst wahrscheinlich nur ein natürlicher Teil einer ebenso natürlichen größern Einheit, des sog. synodischen oder durch den Mondumlauf gebildeten Monats, dessen Viertel die siebentägige W. nur um drei Achtel Tage übertrifft. Deshalb findet sie sich auch als einheimische Zeiteinteilung bei den entlegensten Völkern, wie z. B. bei den Chinesen und den alten Peruanern. Den semit. Völkern und den Ägyptern war sie schon sehr früh bekannt, und bei den Israeliten ward die von scheba (d. i. sieben) schebua genannte W. auch mit der Kosmogonie, der Gesetzgebung und der Religion in Verbindung gebracht, sofern jeder siebente Tag als Sabbat, d. h. als allgemeiner Ruhetag gefeiert wurde. Im gemeinen Leben scheint man jedoch die Zeitbestimmungen häufiger nach Tagen als nach W. gezählt und erst nach dem Exil die Wochenrechnung gewöhnlicher angewendet zu haben. Auch finden sich keine Namen für die einzelnen Wochentage. Noch im Neuen Testament, sowie bei den ältern Kirchenvätern wird gewöhnlich gezählt «am ersten, zweiten u. s. w. des Sabbats» für Sonntag, Montag u. s. w., und auch die griech. Benennung ἑβδομάς (d. h. Siebenzahl) selbst findet sich im Neuen Testament nicht. Gleichwohl gab es wahrscheinlich schon vor Christi Geburt Namen der Wochentage, deren Erfindung Dio Cassius den Ägyptern zuschreibt, welche aber richtiger wohl den babylonischen Chaldäern zuzuweisen ist, im Zusammenhange mit ihrem Planetenkultus. Die einzelnen Tage waren so den damals bekannten Planeten geweiht, zu welchen man auch Mond und Sonne rechnete, also in der Reihenfolge unserer Wochentage der Sonne, dem Mond, Mars, Merkur, Jupiter, Venus und Saturn. Weshalb gerade diese Folge der Planeten gewählt ward, darüber gibt es nur Vermutungen.

Diese astrologische siebentägige Woche ging mit ihren planetarischen Tagesnamen etwa um Christi Geburt auch auf Griechen und Römer und unterstützt von den jüd. Religionsvorstellungen, welche dem Sabbat eine erhöhte Geltung verschafften, auch auf die christl. Völker über. Es geschah daher auch, daß der Name Sabbat in alle roman. Sprachen, ja selbst in die deutsche verpflanzt wurde (ital. sabbato, span. sabado, franz. samedi [sabbati dies], althochdeutsch sambaztac, oberdeutsch Samstag). So gingen nun auch die bisher für jede Siebenzahl geltenden griech. und röm. Wörter, ἑβδομάς und septimana, auf die siebentägige W. über. Letzteres findet sich in dieser Bedeutung zuerst im Codex Theodosianus und drang in alle roman. Sprachen (ital. settimana, span. und portug. semana, franz. semaine), ja sogar bis ins Irische (sechtmaine). Eine eigentümlich christl. Weise, die Wochentage vom Sonntage ab als feria secunda (Montag) bis zur feria septima (Sonnabend) zu zählen, ist wenig über den kirchlichen Gebrauch hinaus gediehen. Nur neben den Namen des Sonntags (dies solis) stellten die Christen eine an den Auferstehungstag Christi erinnernde Benennung: κυριακή oder (dies) dominicus oder dominica, Tag des Herrn, welche in den roman. Sprachen zur alleinherrschenden wurde (ital. domenica, span. und port. domingo, franz. dimanche), während das althochdeutsche frôntac (von frôn, dominicus) nur einmal in einer St. Gallischen Übersetzung erscheint. Für die übrigen Tage von Montag bis Freitag blieben die astrol. Namen in allen roman. Sprachen üblich.

Die Germanen, welche schon nach des Tacitus Berichte gottesdienstliche, gerichtliche und polit. Versammlungen und wichtigere Unternehmungen nach dem Wechsel (althochdeutsch wih-sal, woh-sal) des Mondes bestimmten, konnten sehr wohl von selbst auf eine siebentägige W. (althochdeutsch wehha, wecha, angelsächs. vuce, altnordisch vika, schwed. vecka, dän. uge, got. vielleicht vikô) geraten sein; aber bei ihren Benennungen der Wochentage scheint, und schon vor Einführung des Christentums, röm. Einfluß, vielleicht über Gallien her, gewaltet zu haben. Für Sonntag und Montag wurden die astrol. Namen beibehalten, für die übrigen Tage aber die Namen derjenigen german. Gottheiten gewählt, deren Wesen den entsprechenden röm. Göttern am nächsten verwandt erschien. Solches geschah in allen german. Sprachen, soweit man diese verfolgen kann. Dem röm. Mars entsprach der deutsche Ziu oder Eru, nordisch Tyr. Daher ward dem dritten Wochentage der Name Ziestag, Tiestag, Diestag, Dienstag, bayr. Eritag oder Erchtag. Dem Merkur verglich sich Wodan: daher der westfäl. und niederrhein. Godenstag, Gunstag, Genesdag, zu dem die niederländ., engl. und skandinav. Benennungen sich fügen, während in Oberdeutschland sich schon frühzeitig ein abstraktes diu mittawecha, Mittwoch, einstellte. Dies Jovis ward überall zum Tage des Donar, nordisch Thor, ebenso dies Veneris zum Tage der Fria, nordisch Frigg, der Gemahlin Wodans, doch auch in den Namen der Freyja hinüberschwankend. Wiederum beim letzten Wochentage gehen die germ. Sprachen auseinander. Den dies Saturni bewahrte das Niederländische, das Angelsächsische, das Englische (saturday) und

das ältere Niederdeutsche (satordach), während sich im Norden ein laugardager (dän. löverdag, schwed. lördag), d. i. Badetag, und in Oberdeutschland ein Samstag (von Sabbat, s. d.), oder Sonnabend (wahrscheinlich feria ante dominicam) einstellte. Slawen, Litauer, Finnen kennen die Planetentagnamen nicht, sondern zählen die Tage gleich den Griechen. Die Vertauschung der siebentägigen W. mit einer gleichfalls bloß zählenden Dekade im franz. republikanischen Kalender hatte nur Bestand vom 5. Okt. 1793 bis zum 31. Dez. 1805. Die in der Bibel vorkommenden Jahreswochen sind Jahrsiebente, die nur der hebr. prophetischen Poesie angehören, und eben solche Jahrsiebente ohne praktisch-chronol. Geltung sind die annorum hebdomadae einiger röm. Schriftsteller. Vgl. Ideler, »Handbuch der Chronologie« (2 Bde., Berl. 1825—26); Grimm, »Deutsche Mythologie« (3. Aufl., 2 Bde., Gött. 1854).

Wocheinit, soviel wie Bauxit.

Wochenbett oder Kindbett (puerperium) bezeichnet die unmittelbar auf die Entbindung folgende Zeit, in welcher die Rückbildung der Gebärmutter und die Ausgleichung der Folgen der Geburt vor sich geht. Gleich nach der Geburt schrumpft die Gebärmutter etwa zur Größe eines Kinderkopfes zusammen, und in den folgenden sechs bis sieben Wochen erlangt sie, bei ungestörtem Fortgang der Rückbildung, wieder die ursprüngliche Größe. Ebenso erlangen die übrigen bei der Schwangerschaft und der Geburt beteiligten Organe die Beschaffenheit wieder, welche sie außerhalb der Schwangerschaft haben. Diese Rückbildung erfolgt unter Abfluß schleimiger, anfangs etwas blutiger Flüssigkeit (Wochenfluß oder Lochien). Nur bei ruhiger Lage und bei Abhaltung aller andern Schädlichkeiten ist Gewähr dafür, daß die Geburtsteile wieder zu ihrer normalen Beschaffenheit zurückkehren, und es ist daher notwendig, daß diese Vorsichtsmaßregeln streng eingehalten werden. Zwar ist auch unter erschwerenden Verhältnissen eine Rückkehr zur Norm möglich, wie dies die tägliche Erfahrung an Frauen der niedern Stände zeigt, die oft unmittelbar nach der Entbindung wieder an die Arbeit gehen, aber oft treten dabei auch Störungen (Wochenbettkrankheiten) ein, die einen dauernden Nachteil hinterlassen. Hierher gehören namentlich fieberhafte Entzündungen der Gebärmutter und ihrer Umgebung (s. Kindbettfieber), Blutflüsse, Erkrankungen der Blase und des Mastdarms, Neuralgien, die verschiedenen Form- und Lageveränderungen der Gebärmutter mit ihren lästigen Folgen, die thrombotische Verstopfung der Schenkelblutader (sog. weiße Schenkelgeschwulst) und viele andere krankhafte Zustände, welche durch sorgfältige Überwachung des W. vermieden werden können. Vgl. von Ammon, »Die ersten Mutterpflichten und die erste Kindespflege« (28. Aufl. von Windel, Lpz. 1886); Burckhardt, »Das Buch der jungen Frau« (Lpz. 1884); Credé, »Gesunde und kranke Wöchnerinnen« (Lpz. 1886).

Wochenfest, bei den Hebräern das Pfingstfest, weil es sieben Wochen nach Anfang der Gerstenernte gefeiert wurde.

Wochenfluß, s. Lochien.

Wodan ist der niederdeutsche, Wuotan der hochdeutsche Name desjenigen Gottes, den die Skandinavier Odin (s. d.) nannten.

Wodanstag (Wuotanstag), s. Mittwoch.

Wodehouse (John), s. Kimberley (John Wodehouse, Graf).

Wodena (bulgar. Vodena, grch. Vodina, d. h. Wasserstadt, vom slaw. voda, Wasser), Stadt im türk. Vilajet und Sandschak Saloniki, am westl. Randgebirge der macedon. Ebene, an der alten Via Egnatia, auf dem Gipfel und am Fuße einer 80—100 m hohen Felswand gelegen, über welche die Wasserfälle des rechts zum Mavroneri (Karasmak, im Altertum Ludias oder Rhoedias) gehenden Abflusses des Sees von Begorra herabstürzen, zählt über 10000 E. und hat viele Kirchen und Moscheen, Tabaksfabrikation und Woll- und Baumwollweberei. W. liegt auf der griech.-bulgar. Sprachgrenze, am nördlichsten Punkte des zusammenhängenden hellenischen Sprachgebiets auf der westl. Balkanhalbinsel. Die Oberstadt ist das antike Aegaeae (später Aegae), der älteste Sitz der macedon. Könige, bis Philipp II. die Residenz nach dem in der Ebene gelegenen Pella verlegte, jedoch blieb die hochgelegene Felsenburg bis zum Sturze der Antigoniden die Begräbnisstätte der macedon. Könige; die unterhalb Aegaeae entstandene Vorstadt Edessa, welche sich allmählich vergrößerte, verdrängte später den alten Namen der Oberstadt. Seit der Bulgareninvasion in Macedonien erscheint der Ort als Budena, Bodina oder Bodena.

Wodjánoj, auch Wodjánik (russ.), der Wassermann, als Gespenst des Volksglaubens.

Wódka (russ.; im Genitiv Wodki, entstellt Wutki), der Branntwein. Das Wort ist die diminutive Form von woda, das Wasser, bedeutet also eigentlich »Wässerchen«.

Wodnian (slaw. Vodňany), Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Pisek im südl. Böhmen, nordwestlich von Budweis auf dem Hochplateau der Blanitz (Seitenbach der Wottawa), Station der Linie Wien-Eger der Österr. Staatsbahnen, ist der Sitz eines Bezirksgerichts, zählt (1880) 4426 E. meist slaw. Zunge und hat stark besuchte Getreide- und Vieh-, namentlich Pferdemärkte. Die alte Pfarrkirche und die Reste der Stadtmauern deuten noch auf die Bedeutung hin, welche sie vor Zeiten hatte. Schon unter König Johann von Luxemburg wird sie als königl. Städtchen, unter dessen Sohne Karl IV. als Stadt aufgeführt, deren Aufblühen zunächst der Goldwäscherei in der Blanitz beigemessen wurde.

Wogenbrecher, soviel wie Wellenbrecher.

Wogulen, ugrisches Volk, meistenteils an der östl. Seite des nördl. Ural, in den russ. Gouvernements Perm (2000 Köpfe) und Tobolsk (4500 Köpfe) seßhaft, nennt sich und seine Nachbarn, die Ostjaken, Mán-si, d. h. Mán-Volk, von einem Flusse Mán, der mytholog. Wichtigkeit hat als Schauplatz der wogul. Sintflut. Die W. waren einst weiter im Westen und Süden verbreitet und kamen 1499 unter die russ. Herrschaft. Obgleich man seit Herberstein gemutmaßt hatte, daß die Ungarn von den ugrischen Völkern herstammen, wurden die W. doch erst durch den ungar. Reisenden Anton Reguly (1843—45) durchforscht, dem der finn. Gelehrte Aug. Ahlquist nachfolgte (1855). Die Sprache der W. ist samt der ostjakischen mit der ungarischen verwandt; die gesamten Ugern bilden aber das östl. Glied der finn. Völker. Die Mythologie und Gesänge der W. sind bemerkenswert. Gegenwärtig treiben die W. Jagd und Fischfang. Über ihre Geschichte und Sprache geben namentlich Fischers

«Sibir. Geschichte» (Petersb. 1768) und Lehrbergs «Untersuchungen zur Erläuterung der ältesten Geschichte Rußlands» (Petersb. 1806) Nachrichten. Das Hauptwerk ist jedoch «A' vogul föld és nép» («Land und Volk der W.», Pest 1864), das P. Hunfalvy aus Regulys Nachlaß bearbeitete und herausgab. Dieses Werk enthält die wogul. Sagen und Lieder in der Originalsprache und in ungar. Übersetzung. Ferner hat P. Hunfalvy die von G. Popow angefertigte Übersetzung des Matthäus- und Markus-Evangeliums herausgegeben und danach eine ausführliche Grammatik nebst Wörterbuch bearbeitet (Pest 1872). Vgl. auch Ahlquist, «Unter den Wogulen und Ostjaken» (Helsingfors 1883).

Wohlau, ehemals ein unmittelbares Fürstentum Niederschlesiens, jetzt auf die beiden zum breslauer Regierungsbezirk gehörigen Kreise W. und Steinau verteilt, die zusammen 1224 qkm mit (1885) 72909 E. zählen. Das Fürstentum unter den Piasten bildete unter Konrad VIII., gest. 1492, zum ersten mal ein selbständiges Herzogtum, welches dieser mit Öls vereinigte; 1586 erhielt es Johann Georg, zweiter Sohn des Herzogs Georg II. von Brieg, der es, da er ohne Nachkommen starb, an seinen Bruder, Joachim Friedrich von Brieg, vererbte. Dessen Enkel Christian, der es 1639 zugeteilt erhielt, vereinigte es mit den von seinen Brüdern ererbten Herzogtümern Brieg und Liegnitz. Die Hauptstadt Wohlau, Station der Linie Breslau-Stettin der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine evang. Pfarrkirche und eine schöne kath. Kirche, ein Gymnasium, eine höhere Töchterschule und ein Piastenschloß und zählt (1885) 3064, mit den unmittelbar anstoßenden Dörfern Krummwohlau und Polnischdorf 4575 E., welche zwei Ofenfabriken, eine Dampfmühle, zwei Cigarrenfabriken, eine große Bierbrauerei und viele Ziegeleien unterhalten. In der Nähe findet sich guter Mergel. — Der Kreis Wohlau zählt (1885) auf 803 qkm 48005 meist prot. E.

Wohlen, Pfarrdorf mit 2668 E. im Bezirk Bremgarten des schweiz. Kantons Aargau, Mittelpunkt der aargauischen Strohflechterei. (S. Freiamt.)

Wöhler (Friedr.), ausgezeichneter deutscher Chemiker, geb. 31. Juli 1800 zu Eschersheim bei Frankfurt a. M., erhielt seinen ersten Unterricht im elterlichen Hause zu Rödelheim, wo sein Vater sich als Landwirt niedergelassen hatte, und besuchte seit 1812 das Gymnasium zu Frankfurt. Im J. 1819 bezog er die Universität Marburg, um sich mediz. Studien zu widmen, die er 1820—23 zu Heidelberg fortsetzte, wo er sich auch mit Chemie und Mineralogie beschäftigte. Nachdem er im Sept. 1823 als Doktor der Medizin promoviert hatte, gab er, auf den Rat von Gmelin, die mediz. Laufbahn vorläufig auf und ging nach Stockholm zu Berzelius, in dessen Privatlaboratorium zu arbeiten ihm gestattet war. Hier blieb er fast ein Jahr, während dessen er auch Berzelius auf einer größern geognostisch-mineralog. Reise begleitete. Hauptsächlich durch diesen, der ihm ein väterlicher Freund geworden war, bestimmt, widmete er sich nun ausschließlich der Chemie. Nach seiner Rückkehr erhielt er, empfohlen durch L. von Buch, im März 1825 eine Anstellung als Lehrer der Chemie und Mineralogie an der neugegründeten Gewerbeschule in Berlin. Obgleich bereits 1827 zum Professor an derselben ernannt, nahm er, Familienverhältnisse wegen, schon 1831 seinen Abschied und zog nach Kassel. Hier wurde er bald darauf beauftragt, sich an der Einrichtung der hier neu zu errichtenden höhern Gewerbeschule zu beteiligen, an der er später die Lehrerstelle für Chemie erhielt. Nach Stromeyers Tode folgte er im März 1836 einem Rufe als ord. Professor der Medizin, Direktor des chem. Instituts und Generalinspektor der hannov. Apotheken nach Göttingen, wo er mit günstigstem Erfolge wirkte und 23. Sept. 1882 starb.

Seine zahlreichen Untersuchungen und Entdeckungen hat er meist in Fachzeitschriften, wie in den Liebigschen «Annalen der Chemie und Pharmacie», deren Mitherausgeber er 1838 wurde, und andern veröffentlicht. Die weiteste Verbreitung im In- und Auslande fand sein «Grundriß der Chemie». Der erste Teil desselben umfaßt den «Grundriß der unorganischen Chemie» (Berl. 1831; 15. Aufl., Lpz. 1873), der zweite den «Grundriß der organischen Chemie» (Berl. 1840; 10. Aufl. 1877). Ferner sind zu nennen: «Die Schwefelwasserquellen zu Nenndorf» (Kass. 1836) und «Die Mineralanalyse in Beispielen» (Gött. 1861). Auch machte er sich durch die deutsche Bearbeitung von Berzelius' «Lehrbuch der Chemie» (4 Bde., Dresd. 1825; 10 Bde., Dresd. u. Lpz. 1835—41; 5 Bde., ebend. 1843—48), sowie von dessen «Jahresbericht über die Fortschritte der physischen Wissenschaften» verdient.

Wohlfahrtsausschuß (Comité de salut public) hieß in der Französischen Revolution die Regierungsbehörde des Nationalkonvents (s. d.). Nachdem zunächst 25. März 1793 ein «Ausschuß der öffentlichen Wohlfahrt und der allgemeinen Verteidigung», aus 25 Mitgliedern, konstituiert war, trat schon 6. April eine veränderte Organisation ein, indem der W., aus 9 Mitgliedern bestehend, getrennt wurde von dem sog. «Sicherheitsausschuß» (comité de sûreté générale), welcher die hohe Staatspolizei ausübte. Der W. dagegen sollte alle Schritte der exekutiven Gewalt überwachen, in dringenden Fällen konnte er auch die Verfügungen der Minister suspendieren und selbständig die nötigen Maßregeln ergreifen. Dieser Ausschuß war dem Konvent verantwortlich und mußte anfangs wöchentlich Rechenschaft ablegen. Seine Vollmacht war auf einen Monat beschränkt und wurde dann erneuert, wie auch allmonatlich die Neuwahl der Mitglieder stattfand. Nachdem der Konvent 10. Okt. die neue Verfassung suspendiert und eine revolutionäre Regierung bis zum Frieden dekretiert hatte, erhielt der W. 3. Dez. 1793 eine erweiterte Kompetenz. Derselbe fungierte seitdem als oberste Regierungsbehörde, ernannte die Generale und Beamten, schickte Konventsdeputierte als Kommissare mit unbeschränkter Vollmacht in die Departements u. s. w. Die Zahl der Mitglieder, welche gleichzeitig auf 12 erhöht war, ward dann wieder auf 9 und endlich auf 10 festgesetzt. Gleich unter den ersten Mitgliedern hatte sich Danton befunden, der aber sich schon nach einigen Monaten wieder zurückzog. Dafür trat 27. Juli 1793 Robespierre ein und behauptete bis zum Juli 1794 im W. den maßgebenden Einfluß. Neben ihm waren ständige Mitglieder Couthon und Saint-Just, welche drei Männer man als das Triumvirat zu bezeichnen pflegte. Am Ende kam es innerhalb des W. zum Zwiespalt, indem die übrigen Mitglieder sich gegen das sog. Triumvirat erhoben und, mit Hilfe der Majorität des Nationalkonvents, dasselbe 27. Juli 1794 (9. Thermidor II) stürzten. An die Stelle

der gestürzten Triumvirn traten Tallien und andere in den W. ein. Auch ward bestimmt, daß bei der monatlichen Erneuerung desselben die vier austretenden Mitglieder nicht wieder wählbar sein sollten. Als dann Ende Aug. 1794 die Verwaltungszweige an 15 verschiedene Sonderausschüsse verteilt wurden, behielt der W. nur die Leitung der militärischen und diplomatischen Geschäfte. Der W. versank seitdem in Bedeutungslosigkeit und hinterließ dem Direktorium (s. d.) 1795 die Geschäfte im tiefsten Verfall. Nächst Carnots und besonders Barères Memoiren vgl. Senart, «Mémoires inédits, ou révélations puisées dans les cartons des comités de salut public et de sûreté générale» (2. Aufl., Par. 1824). Auch die Commune von Paris im J. 1871 hatte einen W., zu welchem Delescluze, Raoul Rigault und andere Führer der Revolution gehörten.

Wohlfahrtspolizei, s. Polizei.

Wohlgemuth (Michel), der Hauptvertreter der ältern nürnberger Malerschule und Lehrer Albrecht Dürers, wurde zu Nürnberg 1434 geboren und starb daselbst 1519. Zu seiner Zeit galt er für den besten Maler Nürnbergs und hatte aus der Nähe und Ferne so viele Bestellungen, meist von Altären und Votivbildern, daß er seine Kunst mit vielen Gesellen fabrikmäßig betreiben konnte, wie er sich überhaupt über einen routinierten Handwerker wenig erhoben hat. Nürnberg und Umgegend, wie Schwabach, Hersbruck und andere Orte, weisen noch zahlreiche, meist sehr umfängliche Arbeiten von W. auf. So besitzt z. B. die Moritzkapelle zu Nürnberg vier Altarflügel mit der Darstellung der heil. Katharina, Rosalie, Georg und Johannes dem Täufer, mit Rückbildern, die ehemals den Hauptaltar der Augustinerkirche zierten, und die zu dem Besten gehören, was der Meister hinterlassen hat. Auch die Marienkirche in Zwickau hat sieben Gemälde von ihm aufzuweisen, die 1831 restauriert wurden. W. zeigt sich als Repräsentanten der harten, strengen, scharfgeschnittenen Manier der ältern nürnberger Künstler, welche die Umrisse nachdrücklich gegenüber der Farbe hervorhoben. Er war lange Zeit einer der wenigen Namen, mit welchen man alle möglichen Bilder der verschiedensten Schulen zu bezeichnen gewohnt war. Er lieferte nebst Pleydenwurf auch die Zeichnungen für die Schedelsche «Weltchronik», 1493, voll barocker Charakteristik, in derbem Holzschnitt ausgeführt. Sein Schüler Albr. Dürer malte ihn in seinem 83. Jahre.

Wohlklang, s. Konsonanz.

Wohlthätigkeit und **Wohlthätigkeitsanstalten.** Man unterscheidet Privatwohlthätigkeit und öffentliche Wohlthätigkeit. Erstere kann sich in vielfacher Weise äußern. Zunächst geschieht dies durch Verabreichung von Almosen in Geld oder Lebensmitteln, Kleidungsstücken u. s. w. an Arme, Arbeitsunfähige und Kranke. Das Almosen wurde in früherer Zeit so hochgehalten, daß man es sogar in einzelnen Gegenden das «heilige» nannte; später erkannte man dessen schädliche Wirkung und strebte deshalb nicht nur auf die Verminderung des Almosengebens hin, sondern erließ auch gegen das Ansuchen um Almosen durch Betteln strenge Verbote. Bei großen Unglücksfällen, Feuersbrünsten, Überschwemmungen u. s. w., zu deren gemeinschaftlicher Tragung die organisierte Gesellschaft keine Organe besitzt, werden öffentliche Sammlungen veranstaltet, oder staatliche Notstandsunterstützungen gewährt (Erdbeben, Überschwemmungen, Krieg). Wichtiger und besser sind die andern Maßregeln, welche den Zweck haben, der vorhandenen Not planmäßig durch bestimmte Einrichtungen und Anstalten zu steuern, oder ihr vorzubeugen. Hierher gehören zunächst die sog. Versorgungsanstalten, welche für Arbeitsunfähige und alte Leute bestimmt sind (die eigentlichen Hospitäler, Siechenanstalten u. s. w.), dann solche, welche einem vorübergehenden Notstande abhelfen sollen (Einrichtungen und Anstalten für Kranke, Verunglückte, Wöchnerinnen u. s. w.), ferner solche Anstalten, die sich der Kinder annehmen, sei es, um ihre körperliche, sittliche und geistige Ausbildung zu fördern, sei es, um sie, während die Eltern erwerben, zu bewachen (Frei-, Sonntags- und Nachhilfeschulen, Einrichtungen zur Gewährung von Lehrmitteln, Krippen, Kleinkinderbewahranstalten, Kindergärten, Anstalten für verwahrloste Kinder, Rettungshäuser u. s. w.).

Besonders wichtig sind die meistens in den Begriff der wechselseitigen Hilfe fallenden Einrichtungen, welche den Zweck haben, entweder dem Arbeiter die Beschaffung der Lebensbedürfnisse zu erleichtern oder seinen Erwerb zu heben. Als präventive Einrichtungen, die der Unterstützungsbedürftigkeit vorbeugen sollen, kommen in Betracht: die Sparkassen und Sparvereine, die Vermittelung des billigen Einkaufs der Lebensbedürfnisse, Häuserbaugesellschaften, Arbeitsnachweisungsanstalten, Vorschuß- und Darlehnskassen, Einrichtungen für gewerbliche Fortbildung, Versicherungszwang gegen Unfälle der Arbeiter u. s. w. Viele Wohlthätigkeitsanstalten sind durch Geschenke und Vermächtnisse einzelner Personen gegründet und gefördert, die meisten indes durch Vereinigungen und Associationen von Privaten ins Leben gerufen worden; hier und da verdanken sie auch ihren Ursprung kirchlichen Instituten und Vereinen. Bei vielen Associationen der Arbeiter, welche wesentlich auf dem Prinzip der Selbsthilfe beruhen, wirkt die Privatwohlthätigkeit wenigstens insofern mit, als sie geistige Kräfte für die Verwaltung zur Verfügung stellt. Die öffentliche Wohlthätigkeit liegt in der Regel den Gemeinden ob; wo diese nicht ausreichen, müssen der Staat oder die größern Glieder desselben, die Kreise, Bezirke, Provinzen oder auch gewisse Korporationen, mithelfen. Die öffentliche Wohlthätigkeit und die öffentliche Armenpflege beruht auf dem Gesetz, welches die Verpflichtung der Gemeinden u. s. w. zur Hilfe ausspricht. Dieselbe ist deshalb, strenggenommen, keine Wohlthätigkeit mehr, wie man ja auch die Eltern nicht wohlthätig nennt, weil sie ihr Kind nähren, kleiden, erziehen. Auch hilft sie nur da aus, wo die Privatwohlthätigkeit nicht genügt, und gewährt nur das Notwendigste. Die Litteratur über Wohlthätigkeit und Wohlthätigkeitsanstalten ist eine ganz unübersehbare, wenn man die Jahresberichte und sonstigen Publikationen jedes dafür thätigen Instituts mit in Berechnung zieht. Umfassende, über das ganze in Frage stehende Gebiet sich erstreckende und auf der Höhe der Zeit sich befindende Werke sind dagegen selten. Besondere Erwähnung verdient: Monnier, «Histoire de l'assistance publique dans les temps anciens et modernes» (3. Aufl., Par. 1866; von der Französischen Akademie gekrönt); Rauer, «Preuß. Landbuch. Handnotizen über die im Lande bestehenden Wohlthätigkeitsanstalten» (Berl. 1866); ferner Emminghaus, «Das Armenwesen und die

Armengesetzgebung in den europ. Staaten» (Berl. 1870). Von den amtlichen Publikationen über Armen- und Wohlthätigkeitswesen nehmen den ersten Rang die bezüglichen engl. «Blue-Books» ein, welche in drei besondern Sektionen über England und Wales, Schottland und Irland berichten.

Wohlthätigkeitsorden, span. Orden, von der Königin Isabella II. 17. Mai 1856 gestiftet zur Belohnung wohlthätiger Handlungen jeglicher Art; hat drei Klassen.

Wohlverleih, Pflanzenart, s. u. Arnica.

Wohnsitz, s. Domizil.

Wohnungsfrage. Das starke Anwachsen der großen Städte in der neuern Zeit hat zeitweise in denselben eine Wohnungsnot, teils in einer drückenden Steigerung der Mietpreise, teils in dem Mangel angemessener Wohnungen überhaupt sich äußernd, hervorgerufen, die nicht nur für die Arbeiterbevölkerung, sondern auch für die mittlern und selbst wohlhabenden Gesellschaftsschichten sehr empfindlich wurde. Es trat dann allerdings in der Regel bald ein lebhafter Aufschwung der Bauspekulation ein, die wenigstens einen Teil jenes Notstandes beseitigte und sogar nicht selten in wenigen Jahren in gewissen Kategorien von Wohnungen, nämlich den mittlern und bessern, ein übergroßes Angebot hervorrief. So litt Berlin in der sog. Gründerperiode zu Anfang der siebziger Jahre an einer so intensiven Wohnungsnot, daß zahlreiche Familien genötigt wurden, vor der Stadt in Baracken oder sogar unter freiem Himmel zu campieren. Daher waren 1873 von den 176276 in der Stadt vorhandenen Wohnungen und Gelassen nur 1042 (etwa 0,6 Proz.) nicht vermietet. Im J. 1879 war die Zahl der Wohnungen auf 265724 gestiegen, von denen aber nun nicht weniger als 20671 oder 7,8 Proz. unvermietet waren. Seitdem hat sich bis 1886 die Zahl der Wohnungen auf 322172 erhöht, die der unvermieteten aber auf 7109 (2,2 Proz.) vermindert. Trotz aller Leistungen des privaten Unternehmungsgeistes bleibt aber dennoch die W. in einer wichtigen Hinsicht in allen Großstädten eine brennende: das Wohnungsbedürfnis der großen Masse der Bevölkerung, der Arbeiterklasse, wird überall nur in unzureichender Weise befriedigt und man darf behaupten, daß die privatwirtschaftliche Initiative auf diesem Gebiete sich als nicht genügend erwiesen hat, um Zustände zu schaffen, die den allgemeinen sozialen, hygienischen und moralischen Interessen entsprechen. Die Privatkapitalisten haben eben meistens eine entschiedene Abneigung gegen den Bau von Häusern, die vorzugsweise für Arbeiter bestimmt sind, da mit der Verwaltung derselben mancherlei Widerwärtigkeiten verbunden sind, auch das Risiko hinsichtlich der Verzinsung ein größeres ist, als die Kapitalanlagen in andern Häusern. So befinden sich die Arbeiterwohnungen vielfach in den Händen von Personen, die nur auf rücksichtslosen Gelderwerb um jeden Preis bedacht sind, und es entsteht daher auf diesem Gebiete häufig eine Art von Wucher, der nicht weniger schlimm ist, als der Zinswucher. Die elendesten Räume in den ältesten und schlechtesten Vierteln werden zu Preisen vermietet, die, auf den Kubikmeter Raum berechnet, teuerer sind, als die Mieten der glänzendsten ersten Etagen in den besten Stadtteilen. Da aber eine Arbeiterfamilie überhaupt nur einen geringen Betrag für ihre Miete verwenden kann, so muß sie sich oft in Kellern oder Dachstuben mit dem erbärmlichsten Unterkommen im engsten Raume begnügen, sodaß nicht selten zwei Familien oder eine Familie mit mehrern fremden Schlafleuten in einem einzigen Zimmer zusammengedrängt sind. In Berlin gab es 1880 bei einer Einwohnerzahl von 1122000 nicht weniger als 478058 Personen (also über 42 Proz.) in 127509 Wohnungen mit nur einem einzigen heizbaren Zimmer, und außerdem noch 3230 Wohnungen mit 10051 Insassen ohne heizbares Zimmer. In einer aus einem einzigen Raume bestehenden Wohnung waren ein Ehepaar mit Kindern und acht Schlafleuten, darunter eine weibliche Person, untergebracht. Ein Haus beherbergte in 141 Haushaltungen 487 Menschen.

Die sittlichen Nachteile der Zusammendrängung vieler Personen in einem Schlafraume, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, sowie der bei solchen Wohnungsverhältnissen unvermeidlichen Vernichtung jedes geordneten Familienlebens sind einleuchtend, ebenso die Gesundheitsschädlichkeit solcher Zustände, zumal die überwiegend von Arbeitern bewohnten Häuser in ihrer ganzen Einrichtung in Bezug auf Reinlichkeit, Versorgung mit Wasser, Luft und Licht u. s. w. häufig nicht den dürftigsten Anforderungen genügen. Die Hebung oder Milderung derselben liegt auch im allgemeinen und öffentlichen Interesse, und ist sowohl durch gemeinnützige Vereinigungen wie durch Maßregeln der Gemeinde und des Staates zu erstreben. Als erstes Mittel zur Bekämpfung der Wohnungsnot der Arbeiterklasse kommt die Errichtung von Arbeiterhäusern durch gemeinnützige Baugesellschaften (s. d.) in Betracht. Dieselben sollen nicht den Charakter von Wohlthätigkeitsanstalten tragen, sondern die normale Verzinsung ihres Kapitals verlangen, aber auf jeden wucherischen Gewinn verzichten. Da die Verwaltung der Häuser durch Beamte der Gesellschaft erfolgt, so werden viele Kapitalisten sich beteiligen können, die als einzelne nicht daran denken würden, sich mit dem Bau von einzelnen Arbeiterhäusern zu befassen. Besondere Arbeiterquartiere in großen Städten anzulegen, hat manches Bedenkliche; auch wird man dort meistens darauf verzichten müssen, kleine Arbeiterhäuser nach dem Cottage-System anzulegen, sondern wegen der hohen Bodenpreise die Mietskasernen mit 4—5 Etagen beizubehalten genötigt sein. Unter besondern Umständen mag es auch angemessen sein, daß solche Bauten von der Gemeinde unternommen werden; in der Regel aber wird die Hauptaufgabe der letztern darin bestehen, für gute Kanalisation oder Abfuhr, für genügende Wasserzufuhr (vielleicht bis zu einer gewissen Menge unentgeltlich), für ausreichende Volksverkehrsmittel (insbesondere Pferdebahn) zu sorgen und vor allem eine wirksame Baupolizei zu handhaben. Hier empfiehlt sich eine staatliche Gesetzgebung, die den Lokalbehörden, wie dies in England in eingreifender Weise geschehen ist, das Recht gibt, gegen schlechte und ungesunde Wohnungen nötigenfalls mit Expropriation vorzugehen. Auch ein Gesetz gegen den Wohnungswucher nach Analogie der Behandlung des Zinswuchers, sowie eine Beschränkung des Retentionsrechts des Vermieters werden empfohlen.

Vgl. Huber, «Die Wohnungsnot der kleinen Leute in großen Städten» (Lpz. 1857); von der Goltz, «Ländliche Arbeiterwohnungen» (Königsb. u. Tilsit 1865); Laspeyres, «Der Einfluß der Wohnungen auf die Sittlichkeit» (Berl. 1869); Sax, «Die Wohnungszustände der arbeitenden Klassen und ihre

Reform» (Wien 1869); Engel, «Die moderne Wohnungsnot» (Lpz. 1873); von der Goltz, «Die Großstädte in ihrer Wohnungsnot und deren durchgreifende Abhilfe» (Lpz. 1874); Schall, «Das Arbeiterquartier in Mülhausen» (2. Aufl., Berl. 1877); Hansen, «Die Wohnungsverhältnisse in den größern Städten» (Heidelb. 1883); Ruprecht, «Die Wohnungen der arbeitenden Klassen in London» (Götting. 1884); Reichardt, «Die Grundzüge der Arbeiterwohnungsfrage» (Berl. 1885); «Die Wohnungsnot der ärmern Klassen in deutschen Großstädten und Vorschläge zu deren Abhilfe. Gutachten und Berichte, herausgegeben im Auftrage des Vereins für Sozialpolitik» (2 Bde., Lpz. 1886).

Woißko, richtiger Wojßko (russ.), Heer, Armee, insbesondere wird die Bezeichnung für die kosakischen und andern irregulären Armeekorps Rußlands angewendet, z. B. Donisches W., Terisches W., Uralisches W.; ferner W. der Baschkirischen Reiterregimenter u. a.

Wojcicki (spr. Wojzizki, Kasimir Wladyslaw), poln. Schriftsteller, geb. 1807 in Warschau, studierte daselbst, und machte sich dann durch Sammlungen von Sprichwörtern (3 Bde., Warsch. 1830), Volksliedern (2 Bde., 1836) und Volksmärchen (2 Bde., 1837; deutsch von Lewestam, Berl. 1839) der Polen, Kleinrussen und Weißrussen bekannt. Später war er der Begründer der Zeitschrift «Biblioteka Warszawska», die er seit 1850 bis zu seinem Tode, 3. Aug. 1879 in Warschau, redigierte. Auch redigierte er seit 1866 die Zeitung «Klosy». Seine «Geschichte der poln. Litteratur» (2. Ausg. 1861) ist mehr eine histor. Chrestomathie. W. schrieb ferner noch antiquarische und histor. Schriften, sowie Gawenden. (S. Gawęda.)

Wojnarowski (Andrej), der Neffe Mazeppas und Teilnehmer an dessen Plänen. Er reiste mehrmals in die Krim und in die Türkei, um diese zum Kriege gegen Rußland anzuspornen. Nach der Schlacht bei Poltawa lebte er in Deutschland, zuletzt in Hamburg, von wo er auf Verlangen der russ. Regierung ausgeliefert wurde, die ihn dann samt seiner Familie nach Jakutsk verbannte. Hier starb er um 1740. W. ist der Held von Rylejews gleichnamigem Epos (deutsch von Chamisso).

Wojutza (Wjosa, im Altertum Aōos oder Anas), Fluß im südl. Albanien (Epirus), im türk. Vilajet Janina, entspringt nahe den Quellen der Salamvria und des Arta, im N. von Metsovo am Berge Zygos (Lyncus Mons), fließt westnordwestlich, berührt Konitza, Premeti, Tepeleni und Fjeri und mündet nördlich von der Avlonabai in die Straße von Otranto. Auf seinem obern Laufe berührt der Fluß griech., im mittlern und untern albanesisches Sprachgebiet.

Wojwoda, eigentlich Heerführer, entspricht in den slaw. Sprachen dem deutschen Herzog in seiner ursprünglichen und geschichtlichen Bedeutung, d. h. es wurde schon früh von bloßer Bezeichnung eines Berufs zu einer dynastischen, resp. persönlichen Titulatur, welche von slaw. Machthabern, wie z. B. dem poln. hohen Adel vor den Piasten, aber auch von rumän. Fürsten in der Moldau und Walachei, geführt wurde. Nachdem Polen ein Königreich geworden, ging der Titel W. auf die Häupter der Verwaltungsbezirke über, in welche das Reich zerfiel, und welche nach diesen Chefs Wojwodschaften genannt wurden. Wie die alten Herzöge der Deutschen, hatten diese letztern im Kriege mit ihrem Adel zu dem Heere des Königs zu stoßen und im Frieden ihr Gebiet als Statthalter zu administrieren. Daneben besaßen sie Sitz im Reichssenat und bildeten die erste Klasse der weltlichen Stände, weshalb auch ihr Titel in der latein. Kanzleisprache mit Palatinus wiedergegeben wurde. In seiner eigentlichen Bedeutung hat W. sich bei den Südslawen (den Serben und Bulgaren) erhalten. Die Türken bezeichnen damit die Polizeichefs gewisser Örtlichkeiten. Im Altrussischen (wojewoda) hat sich die ursprüngliche Bedeutung lange erhalten. Nachdem vom Ende des 16. Jahrh. die Verwaltung der Kreise (ujesdy) an die Kriegsbefehlshaber übergegangen war, erhielt das Wort für zwei Jahrhunderte die Bedeutung Kreisverwalter.

Wojwódina, slaw. Name des ehemaligen österr. Kronlandes «Serbische Wojwodschaft und Temeser Banat» (s. d.) in Südungarn.

Wokan, Teil der zu den Aru-Inseln (s. d.) gehörigen Insel Tanna-Besar.

Woking, Dorf in der engl. Grafschaft Surrey, wichtiger Knotenpunkt der London and South-Westernbahn, und zwar der Linien London-Guildford-Portsmouth, London-Farnham-Bishopstoke-Southampton, London-Basingstoke-Winchester-Southampton-Weymouth, London-Basingstoke-Salisbury-Exeter und W.-Ascot, zählt (1881) 10977 E. und hat zwei Zuchthäuser und ein Versorgungshaus für Schauspieler. In der Nähe liegt die große Woking Necropolis, ein Begräbnisplatz, nach welchem täglich ein besonderer Eisenbahn-Leichenzug mit den Särgen und Leidtragenden von London fährt. W., welches eine alte got. Kirche besitzt, bestand schon zur Zeit der Angelsachsen und hieß damals Wocingas.

Wokingham, Stadt in der engl. Grafschaft Berks, Station der Linie Windsor-Ascot-Reading der London and South-Westernbahn und der Linie London-Croydon-Caterham-Aldershot-Reading der South-Easternbahn, zählt (1881) 3100 E. und hat eine Schule für Soldatensöhne (Wellington College) und ein Versorgungshaus.

Wola, Dorf etwa 5 km westlich von Warschau, auf dem linken Ufer der Weichsel, mit einer russ.-griech. Kirche. Unweit desselben war seit 1570 das Wahlfeld, auf welchem die poln. Könige erwählt wurden. Während der Belagerung Warschaus durch die Preußen 1794 fanden hier mehrere Treffen statt, welche das preuß. Heer zum Rückzuge nötigten. Bei W. befanden sich die poln. Hauptverschanzungen, welche 6. Sept. 1831 von den Russen erstürmt wurden, worauf die Übergabe Warschaus erfolgte.

Wolau, s. Wohlau.

Wölbgerüste, s. Lehrgerüste.

Wolchonskiwald, s. Waldaigebirge.

Wolchow heißt ein bedeutender Strom im europ. Rußland, der sich in den Ladogasee ergießt und als der Hauptabfluß des Ilmensees (s. d.) zu betrachten ist. Als seine eigentlichen Quellflüsse sind die Lowat, Polist und Schelon, welche von der südl. Seite her in den Ilmen fallen, zu betrachten, wodurch der W. ein nicht unbeträchtliches Flußgebiet von etwa 70000 qkm gewinnt. Der Lauf desselben ist an einigen Stellen sehr reißend und ist durch seine an einigen Stellen 8 km langen Stromschnellen für die Schiffahrt gefährlich. Er fließt in einem tiefen Thale und tritt daher selbst beim Hochwasser im Frühling nicht leicht über seine Ufer.

Der W. bildet seinem ganzen Laufe nach einen Teil des großen Wyschni-Wolotscholischen Wasserwegs (s. Wyschni-Wolotschok), mittels dessen die Ostsee und das Kaspische Meer verbunden sind. In geognost. Hinsicht ist der W. dadurch bemerkenswert, daß er die Gebirgsschichten der devonischen und silurischen Systeme durchschneidet.

Wolcot (John), als Dichter Peter Pindar genannt, geb. 1738 zu Dodbrooke in Devonshire, widmete sich der Chirurgie und Pharmacie und folgte 1768 dem Gouverneur Sir Will. Trelawney als dessen Leibarzt nach Jamaika. Da ihm hier sein Amt viel Muße übrigließ, trat er in den geistlichen Stand und erhielt von seinem Gönner ein Pfarramt auf der Insel. Nach dem Tode desselben kehrte er nach England zurück, wo er sich zu Truro in Cornwall als Arzt niederließ. Im J. 1778 begab er sich nach London und wurde hier bald ein gefürchteter Satiriker. Zuerst richtete er seine Angriffe gegen die königl. Akademie, dann gegen den König und die Königin, namentlich in der «Lousiad» (1785—95). Von 1778 bis 1808 schrieb er über 60 poet. Flugschriften. Im J. 1795 erhielt er von seinen Buchhändlern eine Leibrente von 250 Pfd. St. jährlich für das Verlagsrecht seiner Schriften, die 1812 in fünf Oktavbänden erschienen. W. erblindete im Alter und starb 14. Jan. 1819 zu Somers-Town. Seine meisten Schriften sind jetzt vergessen.

Wolde, Rittergut an der Grenze von Mecklenburg-Schwerin und dem pommerschen Regierungsbezirk Stettin, war bis 1873 ohne Landeshoheit, wurde aber durch Vertrag vom 13. Aug. 1873 so geteilt, daß 218,5 ha mit 163 E. an Preußen (Kreis Demmin), 202,5 ha mit 27 E. an Mecklenburg-Schwerin (Amt Stavenhagen) kamen. Bis dahin wurden die gesamten Einwohner bezüglich der Volkszählung zu Mecklenburg-Schwerin gerechnet, wählten aber, nach einem Abkommen 1870, bei den Wahlen zum Reichstage mit dem pommerschen Wahlkreise Demmin-Anklam. W. war vor Zeiten eine feste, 1491 vom Herzog Bogislaw von Pommern beschossene und nach einer Pulverexplosion eingenommene und gebrochene Burg der Maltzahn; später kam die Besitzung in die Hände der Preen und zuletzt in die des Erblandmundschenken Hellmuth von Heyden-Linden. Eine neue Kirche in byzant. Stil hat den frühern Betsaal ersetzt; das Schloß wurde vom Vorbesitzer erhöht, ein großer Wirtschaftshof angelegt und der anmutige Landsitz durch weitläufige Parkanlagen verschönt.

Woldegk, Stadt in Mecklenburg-Strelitz, an einem See, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 3097 E. Etwa 5 km nordöstlich liegt der Helpter Berg (174 m).

Woldemar (Günther Friedrich), Fürst zur Lippe, geb. 18. April 1824 zu Detmold, erhielt eine sorgfältige Erziehung und trat dann in hannoverschen, später auf einige Jahre in preuß. Militärdienst. Bei Ausbruch des schleswig-holstein. Kriegs kommandierte er als Oberst das fürstl. lippesche Bundesbataillon. Am 9. Nov. 1858 vermählte er sich mit der Prinzessin Sophie (geb. 7. Aug. 1834), ältesten Tochter des Markgrafen Wilhelm von Baden, doch blieb diese Ehe kinderlos. Er folgte 8. Dez. 1875 seinem Bruder Leopold in der Regierung und ließ sich sofort angelegen sein, den unter seinem Vorgänger Leopold Paul Friedrich Emil ausgebrochenen Verfassungskonflikt zu beseitigen, was ihm auch, nachdem er mit den Landständen ein neues Wahlgesetz für das Abgeordnetenhaus vereinbart, nicht ohne ein betreffs der Beteiligung des Domanialvermögens an den Staatslasten gebrachtes großmütiges Opfer gelang.

Woldenberg, Stadt in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt a. O., Kreis Friedeberg, an einem See und am Woldenberger Fließ, Station der Linie Stargard-Posen der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 4354 E. und hat eine im got. Stil erbaute evang. Pfarrkirche, bedeutenden Kirschenbau, eine Stärkefabrik und Ausfuhr von Schweinen und Gänsen.

Wolf (Canis Lupus, s. Tafel: Wilde Hunde und Hyänen, Fig. 6, Bd. IX, S. 464), ein Raubtier aus der Familie der Hunde, gehört mit dem Haushunde zu einer und derselben Gattung und unterscheidet sich von diesem hauptsächlich durch größere Magerkeit, Stärke des Halses und der Beine, spitzere Schnauze und herabhängenden Schwanz. An Größe übertrifft er einen großen Fleischerhund, ist von graugelber Farbe, hat an den Vorderbeinen schwarze Streifen, auch sind die Spitzen der Ohren schwarz. Ehedem über ganz Europa verbreitet, ist der W. in den kultivierten Ländern seit Jahrhunderten ausgerottet, findet sich jedoch noch in den Pyrenäen und Ardennen, zahlreicher in den Karpaten in Ungarn und der ganzen europ. Türkei, besonders aber in den unermeßlichen Waldungen Rußlands und Polens, wo er im Winter zu großen Scharen vereint einsame Gehöfte überfällt und überhaupt Menschen, besonders gern aber Schafe und andere Haustiere tötet. Aus Rußland und Polen kommen auch die einzelnen versprengten Wölfe, welche zuweilen in den deutschen Grenzländern auftreten. Trotz großer Stärke und Blutgier ist der einzelne W. selten mutig; er geht meist bei Nacht auf Raub aus und meidet vorsichtig alles, was ihm gefahrdrohend erscheint. Daher sind Fallen, zumal bei seiner großen Fruchtbarkeit, wenig geeignet, ihn zu beschränken. Die besten Mittel zu seiner Ausrottung sind Lichtung der Wälder und häufige Treibjagden. Der Pelz ist grob, aber lang und wärmend. (S. Wolfsfelle.) Mit dem Hunde erzeugt der W. fruchtbare Bastarde. Eine schwarze Spielart gibt es in den Pyrenäen und im Orient; eine andere, weiß, grau, schwarz und gefleckt vorkommend und dem nordischen Schäferhunde ähnlich, in Nordamerika. In Afrika hat man noch mehrere Arten meist kleiner Wölfe unterschieden, welche den Übergang zu den Schakalen machen.

Wolf (Wundsein der Haut), s. Hautwolf, vgl. After und Erythem.

Wolf, Reißwolf oder Teufel, auch Öffner oder Opener genannt (frz. loup, diable; engl. willy, willey, devil), eine verschieden konstruierte Maschine, mittels deren Gespinstfasern, namentlich Baumwolle, Wolle, Lumpen und Haare, aufgelockert und von Staub, Sand u. s. w. gereinigt werden. Je nach der Wirkung der arbeitenden Teile, welche entweder die Form von Zähnen oder diejenige von Stäben haben, unterscheidet man Reißwolf und Klopfwolf. (S. unter Baumwollindustrie, Bd. II, S. 592; Abbildung auf der dazugehörigen Tafel, Fig. 4, und unter Wollspinnerei.)

Wolf (Adam), österr. Historiker, geb. 12. Juli 1822 in Eger, studierte in Prag und Wien Jura und Philosophie und wurde 1850 Docent der Geschichte an der Universität Wien, 1852 Professor

in Pest, 1856 Erzieher der Töchter des Erzherzogs Albrecht und 1865 Professor an der Universität Graz. Er war seit 1870 korrespondierendes, seit 1873 wirkliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Wien. Er starb 25. Okt 1883 in Graz. Außer vielen Abhandlungen in den Schriften der wiener Akademie veröffentlichte er: «Österreich unter Maria Theresia» (Wien 1855), «Aus dem Hofleben Maria Theresias» (2. Aufl., Wien 1859), «Marie Christine, Erzherzogin von Österreich» (2 Bde., Wien 1863), «Kaiser Franz I.» (Wien 1866), «Fürst Wenzel Lobkowitz» (Wien 1869), «Graf Karl Chotek» (Wien 1869), «Geschichtliche Bilder aus Österreich» (2 Bde., Wien 1878—80) u. s. w.

Wolf (Aug.), Maler, geb. in Weinheim in Baden 20. April 1842, betrieb anfangs das Goldschmiedgewerbe, kam dann zu Kreling nach Nürnberg, dann nach Karlsruhe, wo er sich an Canon anschloß. Unter dessen Einfluß entstand sein erstes Bild: Dame, die Laute spielend, vom Gesange eines Cavaliers begleitet. Im J. 1868 ging er nach Dresden, um nach den großen Venetianern und van Dyck zu kopieren. Hierauf lebte W. in Mannheim, wo seine Julia auf dem Balkon und eine Madonna entstanden, übersiedelte dann 1869 nach München, wo er Genrebilder (die Orangenhändlerin), eine Iphigenie u. s. w. malte. Graf Schack veranlaßte ihn, für seine Galerie weitere Kopien in Italien zu fertigen. In 10 Jahren schuf W. für Schack 49 Kopien der berühmtesten altital. Meisterwerke, außerdem war er aber auch als Schöpfer originaler Kompositionen thätig. Es entstand das Gastmahl in Murano, Tizians Garten, Hochzeitszug in Venedig, die drei Parzen, Balkonscene ꝛc., wovon das meiste für Chicago erworben wurde. Im J. 1881 erschien das große Gemälde: Giorgione und Cecilia; anderes arbeitete er für den Großherzog von Oldenburg, den Fürsten Liechtenstein in Wien ꝛc. Auch als Porträtist hat sich W. einen Namen gemacht, doch beruht sein besonderes Verdienst auf seiner Thätigkeit als ausgezeichneter Kopist venetianischer Originale des 16. Jahrh.

Wolf (Christian, Freiherr von), häufiger **Wolff** geschrieben, berühmter Philosoph, wurde 24. Jan. 1679 zu Breslau geboren. Sein Vater, ein Handwerker, wendete alles an, um seinem Sohne eine gute Erziehung zu geben. W. erhielt den ersten Unterricht auf dem Gymnasium zu Breslau und ging 1699 nach Jena, um Theologie zu studieren. Doch waren Mathematik und Philosophie seine Lieblingswissenschaften, mit denen er sich fast ausschließend beschäftigte. Vorzüglich studierte er Cartesius' und Tschirnhausens Schriften, zu dessen «Medicina mentis» er Erläuterungen schrieb, wodurch er mit Leibniz in Verbindung kam. Im J. 1703 habilitierte er sich in Leipzig durch die Disputation «De philosophia practica universali, methodo mathematica conscripta», die eine sehr günstige Meinung für ihn erweckte, und hielt nun sehr besuchte mathem. und philos. Vorlesungen. Durch verschiedene Werke, die er über einzelne Teile der Mathematik herausgab, wurde sein Name auch im Auslande rühmlich bekannt. Als der Einfall Karls XII. in Sachsen 1706 ihn von Leipzig vertrieb, erhielt er auf Leibniz' Empfehlung 1707 den Ruf als Professor der Mathematik und Naturlehre an die Universität zu Halle. Hier erwarb er sich durch seine systematische Lehrmethode, sowie durch mehrere mathem. Schriften großen Ruhm. Er sprach nach dem Vorgange von Thomasius meist deutsch und zeichnete sich durch die logische Schärfe, Klarheit und Bestimmtheit des Vortrags aus. Die großen Erfolge dieser Lehrthätigkeit erweckten ihm aber auch Feinde und Neider: bald wurde er von einigen seiner Kollegen in Halle, besonders von denjenigen Theologen, welche den damals sich entwickelnden Pietismus begünstigten, namentlich von dem bigotten Joach. Lange, heftig angegriffen, für einen Religionsverächter und Irrlehrer erklärt und bei der Regierung förmlich angeklagt. Die Veranlassung dazu gab namentlich seine Rede «De philosophia Sinensium morali». Außerdem bediente man sich gegen ihn der gehässigsten Insinuationen, die man aus seiner Lehre von der Freiheit hernahm. Durch eine Kabinettsordre Friedrich Wilhelms I. vom 15. Nov. 1723 wurde W. seiner Stelle entsetzt und ihm unter Androhung des Strangs befohlen, Halle in 24 Stunden und in 2 Tagen die preuß. Staaten zu verlassen. Er that dies 23. Nov. und fand in Kassel günstige Aufnahme und bei der Universität zu Marburg eine Anstellung. Der Streit über sein philos. System wurde nun allgemeiner, und fast ganz Deutschland nahm Partei für oder wider ihn. Aus dem Auslande erhielt er viele Ehrenbezeigungen und vorteilhafte Anträge, welche er aber ablehnte. Der Prozeß wider seine Philosophie war unterdessen durch eine in Berlin eigens dazu niedergesetzte Kommission zu seiner völligen Genugthuung entschieden worden, und 1740, als Friedrich II., der ihn sehr schätzte, den Thron bestiegen hatte, ging W. als Geheimrat, Vizekanzler der Universität und Professor des Natur- und Völkerrechts nach Halle zurück. Vgl. Zeller, «W.s Vertreibung aus Halle» (in «Vorträge und Abhandlungen», 2. Aufl., Lpz. 1875). Im J. 1743 wurde er Kanzler und 1745 in den Reichsfreiherrenstand erhoben. W. starb 9. April 1754. Bei seinem Tode war seine Philosophie durch ganz Deutschland und einen Teil Europas verbreitet; doch hatte er seinen Ruhm als akademischer Lehrer überlebt.

Daß W. um die Philosophie großes Verdienst gehabt, läßt sich gewiß nicht leugnen. Wenn er dieselbe auch nicht mit großen und glänzenden Erfindungen bereicherte, so lenkte er doch die Aufmerksamkeit vornehmlich auf die systematische Methode. Seine streng mathem. Methode brachte Ordnung, Klarheit und Gründlichkeit in das Ganze der Wissenschaft und hat durch logische Strenge und vermöge ihrer Beherrschung der meisten deutschen Katheder eine äußerst segensreiche Schulung der deutschen Jugend herbeigeführt. Freilich hatte sie auch ihre Schwächen; sie war trocken, unproduktiv und einseitig. W. machte sich vorzüglich Leibniz' Hypothesen und Grundsätze zu eigen, bildete sie weiter aus und popularisierte sie, brach aber dadurch zugleich den eigentlich metaphysischen Grundbegriffen derselben, namentlich der Leibnizschen Monadologie, die Spitze ab. Der Kritizismus Kants stürzte endlich den Wolffschen Dogmatismus gänzlich. Durch die Menge seiner zum Teil in deutscher Sprache geschriebenen Schriften und durch die große Zahl seiner Zuhörer hatte W. einen sehr ausgebreiteten und bei dem damals sich regenden Pietismus und Mystizismus zugleich sehr wohlthätigen Einfluß auf sein Zeitalter. Auch um die deutsche Sprache erwarb er sich wesentliche Verdienste. Er entwickelte eigentlich zuerst ihren Reichtum für philos. Begriffe und schrieb rein und verständlich in

derselben. Die Menge und der Umfang seiner Schriften ist außerordentlich groß. Er behandelte sämtliche mathem. und philos. Wissenschaften in einer doppelten Reihe von Werken, einmal ausführlich in lat. Sprache, sodann kürzer in deutschen Lehrbüchern, von welchen die meisten mehrere Auflagen erlebt haben. Dazu kommt noch eine große Anzahl Abhandlungen über einzelne Gegenstände der Physik, Mathematik und Philosophie. Seine systematischen Werke über sämtliche Hauptteile der Philosophie betragen allein 22 Bände in Quart. Vgl. «Christian W.s eigene Lebensbeschreibung», herausgegeben von Wuttke (Lpz. 1841); Ludovici, «Sammlung und Auszüge der sämtlichen Streitschriften wegen der Wolfschen Philosophie u. s. w.» (2 Bde., Lpz. 1737); derselbe, «Ausführlicher Entwurf einer vollständigen Historie der Wolfschen Philosophie u. s. w.» (3 Bde., Lpz. 1737); (Hartmann,) «Anleitung zur Historie der Leibniz-Wolfschen Philosophie» (Lpz. 1737).

Wolf (Ferd.), einer der gründlichsten Kenner der roman., besonders der span. Sprache und Litteratur, geb. zu Wien 8. Dez. 1796, begann seine Studien an dem Gymnasium der wiener Universität und vollendete die philos. und juristisch-polit. Studien an dem Gymnasium und der Universität zu Graz. Im J. 1819 kehrte er nach Wien zurück, um sich zur Advokatur vorzubereiten. Seine Neigung zog ihn aber zu litterarischen Beschäftigungen und vorzüglich zum Studium der Litteraturgeschichte. Er fand eine Anstellung an der kaiserl. Hofbibliothek und ward 1827 zum Skriptor, 1853 zum Custos derselben ernannt. Bei Begründung der Akademie der Wissenschaften zu Wien trat er als Mitglied und Sekretär in dieselbe ein. W. starb 18. Febr. 1866. Seine selbständigen Werke sind: «Über die neuesten Leistungen der Franzosen für die Herausgabe ihrer Nationalheldengedichte» (Wien 1833), «Die Sage vom Bruder Rausch», zusammen mit Endlicher herausgegeben (Wien 1835), «Floresta de rimas modernas castellanas» (2 Bde., Par. 1837), «Über die Lais, Sequenzen und Leiche» (Heidelb. 1841), «Rosa de romances» (Lpz. 1846), mit Konr. Hofmann «Primavera y flor de romances etc.» (2 Bde., Berl. 1856), «Studien zur Geschichte der span. und portug. Nationalliteratur» (Berl. 1859), «Le Brésil littéraire. Histoire de la littérature brésilienne» (Berl. 1863). Außerdem lieferte er mehrere größere Aufsätze in die wiener «Jahrbücher der Litteratur», wovon einige auch in Separatabdrücken erschienen, wie «Beiträge zur Geschichte der castil. Nationallitteratur» (Wien 1832), «Über altfranz. Romanzen und Hofpoesie» (Wien 1834), «Über die Romanzenpoesie der Spanier» (Wien 1847). Mehreres von ihm enthalten die «Schriften» der kaiserl. Akademie, z. B. eine Ausgabe eines Auto sacramental vom Totentanze, «Proben portug. und catalon. Volksromanzen», «Über die niederländ. Volksbücher von der Sibille und von Hüon von Bordeaux». Im Verein mit Ebert gründete er 1858 das «Jahrbuch für roman. und engl. Litteratur» und veröffentlichte auch in diesem viele Aufsätze. Auch zur deutschen Übersetzung von Ticknors «Geschichte der span. Litteratur» (2 Bde., Lpz. 1852; «Supplement», herausg. von seinem Sohne Adolf Wolf, Lpz. 1867) lieferte er Berichtigungen und größere Zusätze.

Wolf (Friedr. Aug.), genialer Altertumsforscher und Kritiker, der Begründer der Altertumswissenschaft als solcher, geb. 15. Febr. 1759 zu Haynrode unweit Nordhausen, wurde von seinem Vater, der daselbst Kantor und Organist war, mit großer Strenge erzogen und später dem Gymnasium zu Nordhausen übergeben. Hier entwickelte sich in ihm, besonders unter der Anregung des Rektors Hake, ein rastloser Eifer für das Studium der alten Sprachen und zugleich die vorherrschende Neigung zum autodidaktischen Wissen. Auf der Universität zu Göttingen, die er 1777 mit dem Vorsatze bezog, ausschließend Philologie zu studieren, hörte er die Vorlesungen nur unregelmäßig, da er das Selbststudium schon zu sehr gewohnt war. Von Heyne, der ihn von der Teilnahme an einem Kollegium über Pindar ausgeschlossen hatte, hielt er sich ganz fern. Doch legte er ihm kurz vor seinem Abgange 1779 als erforderte Probearbeit einen Aufsatz vor, der seine damaligen Ansichten über die Homerischen Gesänge enthielt, welche Heyne indes kalt zurückwies. Hierauf kam er als außerord. Lehrer an das Pädagogium nach Ilfeld und begründete von hier aus zuerst seinen Ruf durch Herausgabe des Platonischen «Symposium» mit Anmerkungen und Einleitung in deutscher Sprache (Lpz. 1782). Nachdem er 1782 Rektor der Stadtschule zu Osterode am Harz geworden, erhielt er 1783 den Antrag als Professor der Philosophie in Halle. Schon damals verfolgte er den Grundsatz, daß das klassische Altertum vorzüglich als Vorbild eines auf den edelsten und größten Ideen beruhenden öffentlichen und Privatlebens betrachtet und von dieser Seite als Bildungsmittel auf Hochschulen benutzt werden müsse. Zur Hauptaufgabe seines Amts machte er es sich, den vaterländischen Schulen tüchtige Lehrer und Vorsteher zuzuführen und das Schulwesen womöglich für immer von der wissenschaftelnden Praktik der Pädagogen zu befreien, und beispiellos war seine Wirksamkeit als Lehrer während der 23 Jahre, die er zu Halle verlebte. Dabei veröffentlichte er in dieser Zeit neben einer Bearbeitung der Demosthenischen «Oratio adversus Leptinem» (Halle 1789) die «Prolegomena in Homerum» (Halle 1795), in denen er seine Gedanken von der ursprünglichen Gestalt der Homerischen Gedichte, ihren mannigfachen Schicksalen und der Art und Weise ihrer Wiederherstellung niederlegte.

Von diesem Werke, worin er den Satz begründet, daß die Odyssee und Ilias in ihrer gegenwärtigen Gestalt nicht das Werk Homers, sondern mehrerer Rhapsoden seien, nahm die neue histor.-kritische Forschung und eine lebensvollere Auffassung der Litteraturgeschichte nicht bloß der Griechen, sondern der Litteratur aller Kulturvölker, ja der Geschichte überhaupt ihren Ausgang. Auch auf unsere klassische Litteratur selbst war W. von großem Einfluß. Namentlich stand er mit Goethe in fruchtbarem Wechselverkehr. Die Äußerungen mehrerer Gelehrten, auch Heynes, daß ihnen längst gleiche Gedanken vor der Seele geschwebt, veranlaßte die geistreichen «Briefe an Heyne, eine Beilage zu den neuesten Untersuchungen über Homer» (Berl. 1797). Einige Jahre nach dem Erscheinen der «Prolegomena» suchte W. die schon früher von Markland angefochtene Echtheit von vier Reden des Cicero «Post reditum in senatu», «Ad Quirites post reditum», «Pro domo sua ad pontifices», «De haruspicum responsis», sowie die Rede «Pro Marcello» in einer Ausgabe mit Vorrede und Kommentar (Berl. 1801) darzuthun. Nachdem er 1796 einen Ruf nach Leiden,

1798 nach Kopenhagen und 1805 nach München abgelehnt hatte, wurde seine Stelle allmählich sehr bedeutend verbessert und er selbst erhielt 1805 mit einer neuen Erhöhung seiner Einnahmen den Titel als Geheimrat. Nach Aufhebung der Universität zu Halle siedelte er 1807 als Mitglied der Akademie der Wissenschaften nach Berlin über, wo er an der neuen Einrichtung der Universität eifrigen Anteil nahm. Da aber seine Wünsche nicht völlige Berücksichtigung fanden, blieb er nur kurze Zeit im eigentlichen Staatsdienst als Direktor der wissenschaftlichen Deputation und Mitglied der Sektion für den öffentlichen Unterricht im Ministerium des Innern. Die andern amtlichen Pflichten eines ord. Professors lehnte er von vornherein ab, er wollte nur Vorlesungen an der Universität halten ohne weitere Verpflichtungen. Auch seine Beziehungen zur Akademie, die ihn seit 1812 zu ihren Ehrenmitgliedern zählte, gestaltete sich nicht nach seinen Wünschen. Zur Wiederherstellung seiner Gesundheit unternahm W. im April 1824 eine Reise nach Südfrankreich, wo er 8. Aug. 1824 zu Marseille starb.

Unter seinen Schriften sind noch zu erwähnen die Ausgaben der «Theogonia» des Hesiod (Halle 1783), einzelner Schriften Lucians unter dem Titel «Luciani libelli quidam» (Halle 1791), der «Historiae» des Herodian (Halle 1792), mit einer kritischen Vorrede und trefflichen Einleitung, der «Quaestiones Tusculanae» des Cicero (Lpz. 1792; 3. Aufl. 1825), ferner des Sueton (4 Bde., Lpz. 1802), mit den Anmerkungen von Ernesti und Casaubonus, Platos «Dialogorum delectus» (Berl. 1812 u. 1820), welcher den «Euthyphron» die «Apologie des Sokrates» und den «Kriton» in einer neuen Textrecension und mit einer klassischen lat. Übersetzung enthält, sowie die Erklärungen «Zu Platos Phädon» (Berl. 1811). Auch besorgte er eine von ihm vielfach bereicherte Ausgabe der Schrift von Reiz: «De prosodiae Graecae accentus inclinatione» (Lpz. 1791). Als trefflicher Übersetzer und feiner Kenner des antiken Lebens bewährte er sich in der Bearbeitung eines Teils von Aristophanes' Komödie «Acharner», griechisch und deutsch, mit einigen Scholien (Berl. 1811) und «Wolken», griechisch und deutsch (Berl. 1812), ebenso von «Horaz' erster Satire» (Berl. 1813). Seine litterarische Thätigkeit erstreckte sich aber auch auf weitere Kreise des klassischen Altertums. Dahin gehören besonders seine «Geschichte der röm. Litteratur», als Leitfaden zu Vorlesungen (Halle 1787), das mit Buttmann herausgegebene «Museum der Altertumswissenschaften» (2 Bde. in 6 Heften, Berl. 1807—10), worin namentlich auch die grundlegende Abhandlung «Darstellung der Altertumswissenschaft» enthalten ist; ferner das «Museum antiquitatis studiorum» (Bd. 1, Berl. 1808—11), die «Litterarischen Analekten» (4 Bde., Berl. 1817—20), die «Vermischten Aufsätze in lat. und deutscher Sprache» (Halle 1802). Nach seinem Tode erschienen, meist aus Kollegienheften zum Teil mangelhaft entnommen, seine «Vorlesungen über die vier ersten Gesänge von Homers Ilias» von Usteri (3 Bdchn., Lpz. 1831), seine Anmerkungen zu Ciceros «Quaestiones Tusculanae» in der besondern Ausgabe derselben von Orelli (Zür. 1829) und zu Hesiods «Scutum Herculis» in der Ausgabe von Ranke (Quedlinb. 1840), ferner die «Encyklopädie der Philologie» von Stockmann, d. i. Bergk (Lpz. 1830; neue Aufl. besorgt von Westermann 1845), «Vorlesungen über die Altertumswissenschaft» von Hoffmann (Lpz. 1833) und «Consilia scholastica» von Föhlisch (2 Hefte, Wertheim 1829—30). Eine Sammlung der «Kleinen Schriften» veranstaltete Bernhardy (2 Bde., Halle 1869). Aus seinem Nachlaß gab sein Schwiegersohn Körte die «Ideen über Erziehung, Schule und Universität» (Quedlinb. 1835) heraus.

Vgl. Hanhart, «Erinnerungen an Friedrich August W.» (Bas. 1825); Körte, «Leben und Studien Friedrich August W.s, des Philologen» (2 Bde., Essen 1833); Gottholdt, «Friedrich August W., die Philologen und die Gymnasien» (Königsb. 1843); O. Schulz, «Erinnerungen an Friedrich August W.» (Berl. 1836); Arnoldt, «W. in seinem Verhältnisse zum Schulwesen und zur Pädagogik» (2 Bde., Braunschw. 1861—62). Über das Verhältnis von W. zu Goethe handeln Lothholz, «Das Verhältnis W.s und Wilhelm von Humboldts zu Goethe und Schiller» (Lpz. 1863), und M. Bernays, «Goethes Briefe an W.» (Berl. 1868). Vgl. noch Volkmann, «Geschichte und Kritik der Wolfschen Prolegomena zu Homer» (Lpz. 1874).

Wolf (Rudolf), Astronom, geb. 7. Juli 1816 in Zürich, studierte daselbst, in Wien und Berlin Mathematik und Astronomie, wurde 1839 Lehrer an der Realschule in Bern, 1850 Professor der Astronomie und Direktor der Sternwarte zu Zürich. W. machte sich besonders durch seine Untersuchungen über die Periodicität der Sonnenflecken verdient. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Biographien zur Kulturgeschichte der Schweiz» (4 Bde., Zür. 1858—62), «Die Sonne und ihre Flecken» (Zür. 1861), «Geschichte der Astronomie» (Münch. 1877).

Wolfach, Amtsstadt im bad. Kreise Offenburg, im Schwarzwalde, an der Kinzig, welche hier den Wolfbach aufnimmt, in schöner Umgebung zwischen steilen Bergen, 263 m über dem Meere, Station der Linie Hausach-W. der Badischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 1815 meist kath. E. und hat ein Schloß, ein Kiefernadelbad (Funkenbad), Viehzucht und Holzhandel.

Wolfdietrich, Hugdietrichs Sohn, Name eines Helden aus dem Amelungensagenkreise, dessen Geschichte in verschiedenen Epen des Mittelalters mit mannigfachen Abweichungen des Stoffs und zum Teil mit Heranziehung fremder Sagenelemente berichtet wird. Nach L. Uhlands Meinung («Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage», Bd. 1, Stuttg. 1865) ist in der pers. Heldensage die uralte mythische Grundlage der deutschen Wolfdietrich-Sage zu finden. Man unterscheidet im ganzen vier ältere, in der veränderten Nibelungenstrophe abgefaßte Recensionen der Wolfdietrich-Dichtungen, von denen drei in kleinern oder größern Bruchstücken vorliegen, die vierte aber vollständig erhalten ist, nämlich der W. von Kunstenopel, der W. von Salnecke, der W. von Athen und der große W. Später fand der W. auch Aufnahme im sog. Heldenbuch, auch im Heldenbuch Kaspars von der Rhön. Eine dramatische Bearbeitung lieferte Jakob Ayrer. Abdrücke und Ausgaben der verschiedenen altdeutschen Dichtungen finden sich in von der Hagens «Heldenbuch» (Bd. 1, 1855), im «Deutschen Heldenbuch» (Tl. 3 u. 4, Berl. 1871—73), besorgt von Amelung und von Jänicke, in «Der große W.» von Ad. Holtzmann (Heidelb. 1865).

Wolfe (James), brit. Generalmajor, berühmt durch seinen Sieg bei Quebec, geb. 2. Jan. 1726 zu Westerham in Kent, wurde für die militärische Lauf-

bahn erzogen. Im dem Österreichischen Erbfolgekriege erwarb er sich in den Niederlanden den Grad eines Brigadegenerals und zeichnete sich besonders 1747 in dem Treffen bei Lasfeld aus. Im J. 1758 wurde er zum Generalmajor befördert und mit der Flotte des Admirals Boscawen nach den nordamerik. Kolonien gesendet. Er trug dort im Juli 1758 wesentlich zur Eroberung der franz. Festung Louisburg und der Besitznahme von Kap Breton bei. Während im Feldzuge von 1759 die engl. Hauptmacht unter Amherst die franz. Forts an den nördl. Seen eroberte, bereitete sich W. zu dem Angriff auf die canad. Hauptstadt vor. Er ging im Juni mit einer starken Flotte von 8000 Mann den Lorenzstrom hinauf und griff Quebec wiederholt und mit großem Verlust von der Ostseite an. Die Verteidigungsanstalten des Marquis Montcalm, der dort die ganze franz. Streitmacht zusammengezogen hatte, und Naturhindernisse ließen den Angriff aussichtslos erscheinen. W. schiffte sich deshalb wieder ein und landete unter großen Schwierigkeiten 13. Sept. 1759 unvermutet auf der Westseite von Quebec, auf der Höhe von Abraham. Montcalm sah sich durch diesen kühnen Streich genötigt, aus seiner vorteilhaften Stellung herbeizueilen und das Schicksal der Stadt auf dieser Höhe durch eine Schlacht zu entscheiden. Die Engländer siegten; allein W. wurde von drei Kugeln durchbohrt aus dem Treffen getragen. Einige Stunden später starb auch Montcalm, sein tapferer Gegner. Die Schlacht war höchst folgenreich. Fünf Tage später fiel Quebec und bald ganz Canada in die Hände der Engländer. Die Franzosen aber büßten mit dieser Niederlage zugleich den Rest ihres amerik. Besitzes ein. W.s Überreste wurden nach England gebracht und in der Westminster-Abtei beigesetzt. Sehr verbreitet ist der W.s Tod darstellende Kupferstich von Woollet, nach einem Bilde des amerik. Malers West. Vgl. die Biographie W.s von Wright (Lond. 1864).

Wolfegg, Pfarrdorf im württemb. Donaukreise, Oberamt Waldsee, an der Ach, Station der Linie Herbertingen-Isny (Allgäubahn) der Württembergischen Staatsbahnen, zählt (1880) 261 kath. E. und hat ein großes Residenzschloß des Fürsten von Waldburg-Wolfegg-Waldsee und im Weiler Höll eine Papierfabrik.

Wölfel, rechtsseitiger Zufluß der obern Glatzer Neisse, im Kreise Habelschwerdt des preuß. Regierungsbezirks Breslau (Schlesien), entspringt auf der Nordwestseite des Glatzer Schneebergs, bildet den schönen, 25 m hinabstürzenden Wölfelsfall, in dessen Nähe sich zwei Gasthäuser befinden, durchbraust darauf eine tiefe Schlucht, tritt in die Ebene des Glatzer Bergkessels, berührt Wölfelsdorf mit gräflich Althannischem Schloß und mündet bei Weißbrod oberhalb Habelschwerdt.

Wolfenbüttel, Kreisstadt im Herzogtum Braunschweig, früher Hauptstadt des gleichnamigen Fürstentums, bis 1754 Residenz der Herzöge von Braunschweig, in einer niedrigen Gegend zu beiden Seiten der Oker, Station der Linien Jerxheim-Braunschweig und W.-Harzburg der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz des Konsistoriums, des Landeshauptarchivs, sowie der Kreisdirektion und zählt 13455 E. (1885, mit Einschluß der beiden Vorstädte Auguststadt und Juliusstadt). Unter den drei Kirchen zeichnet sich die Hauptkirche (Marienkirche) mit einem alten und einem neuern fürstl. Erbbegräbnis aus. Von höhern Unterrichtsanstalten besitzt W. ein Gymnasium, ein Prediger- und ein Landschullehrerseminar, eine höhere Bürgerschule und eine höhere Töchterschule, verbunden mit Lehrerinnenseminar. Die umfassenden Landesstrafanstalten sind teilweise nach dem Zellensystem eingerichtet. Die Bewohner beschäftigen sich mit Gewerben aller Art, besonders aber mit Gemüsebau. Von größern technischen Etablissements bestehen eine Garnspinnerei (Filiale der Ravensberger), eine Eisengießerei, zwei Kupferschmieden, eine Maschinenfabrik und zwei Konservenfabriken. Die frühern Festungswerke sind abgetragen und in freundliche Spaziergänge verwandelt. Das alte fürstl. Residenzschloß dient (seit 1835) zum Teil als Theater, auch befindet sich darin die höhere Töchterschule. Dem Schlosse gegenüber liegt das schöne vom Herzog August Wilhelm 1723 in Form des Pantheons zu Rom aufgeführte Gebäude, in welchem sich die berühmte Wolfenbütteler Bibliothek befindet, deren Bibliothekar Lessing (s. d.), der Herausgeber der «Wolfenbütteler Fragmente» (s. unter Reimarus), war, dem hier ein in dem massiven Treppenhause aufgestelltes Marmordenkmal errichtet ist. Der Baufälligkeit wegen wird ein prachtvoller Neubau in italienischer Renaissance hergestellt, der 1887 vollendet sein wird. Die Bibliothek besitzt über 10000 Handschriften, eine große Anzahl Inkunabeln und gegen 270000 Bände, darunter gegen 14000 Bibeln. Vgl. Ebert, «Zur Handschriftenkunde» (2 Bde., Lpz. 1827). Nicht weit von W. liegt das 1000 gestiftete Fräuleinstift Steterburg. Im Dreißigjährigen Kriege siegten bei W. 19. Juni 1641 die Schweden unter Wrangel und Königsmark über die Kaiserlichen unter Erzherzog Leopold.

Unter der Bezeichnung Fürstentum Wolfenbüttel faßte man früher im weitern Sinne die Besitzungen der ältern Linie des Hauses Braunschweig oder Braunschweig-Wolfenbüttel im Niedersächsischen Kreise, im engern Sinne aber nur den wolfenbüttel-schöningenschen und Weserbezirk (3410 qkm) zusammen. Der jetzige Kreis Wolfenbüttel umfaßt auf einem Areal von 763 qkm die Ämter W., Salder, Schöppenstedt und Harzburg und zählt (1880) 66497 E. Vgl. Bege, «Chronik der Stadt W.» (Wolfenb. 1839).

Wolff (Albert), ausgezeichneter Bildhauer, geb. 14. Nov. 1814 in Neustrelitz in Mecklenburg, wo sein Vater, früher selbst Bildhauer, als Architekt des Großherzogs Georg fungierte. Letzterer vermittelte den Eintritt W.s in die Werkstatt Rauchs 1831, wo damals die Victorien für die Walhalla, das Max-Josephs-Denkmal, die Dürer-Statue gearbeitet wurden. Auch die Skulpturen für die oberste Terrasse von Sanssouci waren damals in Arbeit, und W. wurde zu ihrer Ausführung in Marmor 1844 nach Carrara gesandt. Er blieb beinahe zwei Jahre in Italien. Nach seiner Rückkehr half er Rauch am Friedrichsmonument und teilte namentlich die mehrjährigen gründlichen Studien über die Anatomie des Pferdes. Als selbständiger Künstler führte er sich durch eine Porträtstatue der Gräfin Raczynska, als Hygieia, für einen Brunnen der Stadt Posen, ein, sowie durch ein Crucifix mit Johannes und Maria in Marmor für die Kirche in Kamenz. Nachdem er hierauf das Nationalkriegerdenkmal im Invalidenpark zu Berlin mit Reliefs geschmückt, lieferte er eine der Gruppen für die Schloßbrücke in Berlin (Auszug in den Kampf) 1853. Nach einer Idee und Skizze der russ. Großfürstin

Katharina fertigte W. eine Candelabergruppe der Nacht, welche die Sterne (Kerzen) heraufführt (in Zink gegossen), und für die neue Schloßkirche in Neustrelitz die Kolossalstatuen der vier Evangelisten, welche in gebranntem Thon hergestellt wurden. Für diese Ausführungsart, und zwar für die berühmte Marchsche Fabrik in Charlottenburg, lieferte W. überhaupt eine Menge von Modellen, welche zum Teil als allegorische Statuetten und kleine Idealgestalten eine weite Verbreitung erhielten, zum Teil auch eine monumentale Verwendung fanden, so die Statuen des Großen Kurfürsten, Friedrichs II., König Wilhelms und des Kronprinzen Friedrich Wilhelm. Ferner gehören hierher die Kanzelfiguren für die Lukaskirche in Berlin, die allegorischen Gestalten der Fakultäten u. s. w., das kolossale Hautrelief: Herzog Albrecht, Gründer der Universität Königsberg, für den Neubau der dortigen Universität, die Statue Galileis u. s. w. für das Universitätsgebäude in Pest, die kolossale Statue Friedrich Wilhelms IV. für das Königsthor in Königsberg.

W. wurde 1849 zum Mitglied der Akademie der Künste in Berlin, 1858 zum Professor, 1866 zum Senatsmitgliede an derselben, 1868 zum wirklichen Mitgliede der Akademie zu Wien ernannt. Dreimal siegte W. in Konkurrenzen zu einem kolossalen Reiterstandbilde in Erz. Das erste galt dem König Ernst August, das 1861 zu Hannover aufgerichtet wurde, das zweite dem König Friedrich Wilhelm III., welches 1875 mit seinem figurenreichen Postament vollendet wurde, nachdem die Hauptfigur bereits 1871 enthüllt worden war (Berlin, Lustgarten), das dritte dem General Artigas für die Hauptstadt der Republik Uruguay 1885. Außerdem lieferte er die ideale Gruppe eines Löwenbezwingers, kolossal und in Erz, auf der Treppenwange des Museums in Berlin, als Gegenstück zur bekannten Amazonengruppe von Kiß. An Standbildern von W.s Hand sind noch zu nennen: die des verstorbenen Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz für Neustrelitz und die des Großherzogs Friedrich Franz I. von Mecklenburg-Schwerin für Ludwigslust. Nach dem Tode Rauchs vollendete W. auch dessen bekannte Mosesgruppe in Marmor. Unter den Büsten, welche er fertigte, sind die bemerkenswerthesten: Königin Augusta im königl. Schlosse zu Berlin, Generalfeldmarschall von Moltke für den Herzog Georg von Mecklenburg-Strelitz, Friedrich Wilhelm, Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, Ernst August, König von Hannover, Gräfin Raczinska, Graf Redern, Baron von Fahrenheid, General von Boyen, Diesterweg, Robert Prutz, die Professoren Busch und Lichtenstein. In die neueste Zeit fallen folgende Arbeiten: 1872 das Relief an der Vorderseite des Siegesdenkmals zu Berlin, den Einzug darstellend, 1877 die Kolossalstatue Friedrichs II. in Bronze für das Kadettenhaus zu Lichterfelde, 1878 die Kolossalstatue der Friede in Marmor für den Belle-Allianceplatz zu Berlin und das Modell zu einer Kolossalbüste des Großen Kurfürsten für das Denkmal zu Fehrbellin. Außerdem beschäftigten ihn eine Eva-Statue, eine kolossale Tiergruppe, Löwe seine Jungen gegen eine Riesenschlange verteidigend, eine Gruppe Bacchus mit Amor und ein Panther für die Nationalgalerie.

Wolff (Albert), franz. Journalist und Schriftsteller deutscher Herkunft, geb. 31. Dez. 1835 zu Köln, kam früh nach Frankreich und trat in ein Handlungshaus. Bald aber kehrte er in die Rheinprovinz zurück, besuchte die Universität zu Bonn und schrieb Kindererzählungen. Im J. 1857 ging er wieder nach Paris und schrieb das Salonfeuilleton für die augsburger «Allgemeine Zeitung». Dann wurde er Sekretär Alexandre Dumas' des Ältern und Mitarbeiter an mehrern Blättern, wie «Figaro», «Gaulois», «Charivari», «Événement» u. s. w. Nach dem Deutsch-Französischen Kriege ließ er sich in Frankreich naturalisieren und ist jetzt ständiger Mitarbeiter des «Figaro». Von seinen Werken sind zu erwähnen: «Les deux empereurs» (1871) und «Le Tyrol et la Carinthie» (1872). Unter seinen Theaterstücken, eigentlich Vaudevilles, sind hervorzuheben: «Un homme du Sud» (1862, mit Rochefort), «Les mémoires de Réséda» (1865, mit Rochefort und Blum), «Fin courant» (1870, mit Gondinet), «Paris en actions» (1879) u. s. w.

Wolff (Christian, Freiherr von), s. Wolf.

Wolff (Emil), deutscher Bildhauer, geb. 2. März 1802 zu Berlin, trat im Alter von 15 J. in die Werkstatt seines Oheims Gottfried Schadow. Als dessen ältester Sohn Rudolf in Rom 1822 gestorben war, wurde W., der sich durch das Relief David und Saul schon vorteilhaft bekannt gemacht, damit betraut, ein unvollendetes Werk seines Vetters fertig zu machen. Zugleich trat er in dessen Stelle als königl. Pensionär. Er ging nun nach Rom und blieb fortan daselbst, nur daß er 1828 und 1829 Griechenland und von Zeit zu Zeit seine Vaterstadt besuchte. Seine Werkstatt wurde eine der größten und meistbeschäftigten in Rom. Nach der Vollendung von Rudolf Schadows Achill und Penthesilea begann W. die große Reihe eigener Schöpfungen. Seine Darstellungsgebiete sind die griech. Mythe und das ideale Genre, und zwar mehr nach der Seite des Anmutigen und Schönen als des Erhabenen. Religiöse Stoffe behandelte er selten. Mit Reliefs beginnend, unter denen das Urteil des Midas und eine Charitas hervorzuheben, ging er in der Darstellung des Kriegers, der sich die Beinschienen anlegt, zur Vollplastik über. Dies Werk gelangte, wie manche andere von ihm, nach England. Die nächste Arbeit, die jugendlich-schöne Gestalt eines Fischers (1833), blieb in Deutschland. Aus der Fülle der Werke, die nun in ununterbrochener Folge entstanden, sind besonders zu nennen: Telephus von der Hirschkuh gesäugt, nach einem pompejanischen Wandgemälde: Hebe und Ganymed (1834) und Thetis, die dem Achill die Waffen bringt (1835); Amor mit Keule und Löwenhaut des Hercules (1836). Die Gestalten der Diana und ihrer Begleiterinnen, sowie die Figur der Psyche gehören ebenfalls in den Kreis der von ihm behandelten Gegenstände.

Große Anerkennung fanden seine Amazonengruppe, in der eine der Kriegerinnen die andere tödlich verwundete stützt (1837), und Prometheus, mit dem Feuer im Rohre, 1844 für den König von Preußen in Marmor gearbeitet. Es folgte dann eine der acht Schloßbrückengruppen für Berlin (Nike, den Knaben auf die Helden der Geschichte hinweisend), sodann die Tochter des Nereus (für den Herzog von Leuchtenberg). Aus der Genresphäre sind zu nennen: die Spinnerin, die Tamburinschlägerin u. a. Bei der wieder auftauchenden Frage der Polychromie in der Plastik machte W. einen Versuch mit einer Figur, die fast ganz mit einem Bronzegewand bekleidet ist (1853). Eine ernstliche Folge ist diesem Versuche von ihm nicht gegeben worden, vielmehr hielt seine Meisterschaft in der Darstellung des Nackten ihn bei

den unbekleideten Gestalten fest, durch welche er auch dauernden Beifall gewonnen hat. Für Kaiser Nikolaus lieferte er: Achill am Grabe des Patroklus (1854), für die Sammlung des Konsuls Wagener: eine Römerin, welche ihren Ohrenschmuck dem Vaterlande opfert (1857); es folgten Jephtha und seine Tochter, Marmorgruppe (1858), Psyche nach Amors Flucht, Penelope, den Freiern das Gewand zeigend, Circe (1864), Judith (Nationalgalerie, Berlin). Zu seinen besten Büsten gehören die von Thorwaldsen, Niebuhr, Bunsen und mehrern Gliedern des engl. Königinhauses. W. starb 29. Sept. 1879 in Rom.

Wolff (Emil von), hervorragender Agrikulturchemiker, geb. 31. Aug. 1818 in Flensburg, promovierte, nachdem er zuerst Medizin, dann Naturwissenschaften studiert hatte, 1843 in Berlin und wurde zunächst Assistent am chem. Universitätslaboratorium in Halle. Im J. 1847 wurde er Docent an der Privatlehranstalt in Brösa (Sachsen), 1851 Vorstand der ersten deutschen landwirtschaftlichen Versuchsstation in Möckern bei Leipzig und 1854 Professor an der württemb. landwirtschaftlichen Akademie Hohenheim. Die großen Verdienste W.s um die Entwickelung der Agrikulturchemie bestehen namentlich in der Ausführung einer großen Reihe von Analysen und Versuchen, durch welche erst sichere Grundlagen für die Kenntnis vieler landwirtschaftlicher Verhältnisse gewonnen sind. Von W.s zahlreichen Werken sind hervorzuheben: «Aschen-Analysen von land- und forstwirtschaftlichen Produkten u. s. w.» (2 Bde., Berl. 1871—80), «Die Ernährung der landwirtschaftlichen Nutztiere» (gekrönte Preisschrift, Berl. 1876), «Praktische Düngerlehre» (10. Aufl., Berl. 1886); auch gab er die 11. Auflage von Koppes «Unterricht im Ackerbau und in der Viehzucht» (Berl. 1885) heraus.

Wolff (Sir Henry Drummond), engl. Politiker und Diplomat, Sohn des Missionars Jos. W. und der Lady Georgiana Walpole, Tochter des zweiten Grafen von Orford, wurde 12. Okt. 1830 in Malta geboren. Nachdem er teils in Rugby, teils auf dem Festlande seine Erziehung empfangen, trat er 1846 als Schreiber in das Auswärtige Amt, wurde 1852 Gesandtschaftsattaché in Florenz, begleitete 1856 den Grafen von Westmoreland auf einer Spezialmission nach Belgien, fungierte 1858 als Privatsekretär Lord Malmesburys in dem zweiten Ministerium Derby und wurde 1859 als Assistent im Auswärtigen Amt angestellt, wo er besonders mit den Angelegenheiten der Jonischen Inseln beschäftigt war, bis die Abtretung dieser Inseln an Griechenland (1864) seine Entlassung herbeiführte. Bei den allgemeinen Neuwahlen von 1874 als konservativer Kandidat für Christchurch ins Unterhaus gewählt, machte W. sich als eifriger Vorkämpfer der orientalischen Politik Lord Beaconsfields bemerkbar. Nach dem Abschluß des Berliner Friedens nahm er als engl. Kommissar teil an den Verhandlungen der internationalen Kommission, die mit der Regelung der für Ostrumelien gewährleisteten autonomen Verfassung beauftragt war. Bei den Neuwahlen von 1880 wurde W. für Portsmouth gewählt. In dem neuen Parlament war er ein eifriges Mitglied der von Lord Randolph Churchill gegründeten «Vierten Partei». Im Juni 1885 sandte Lord Salisbury W. als Spezialkommissar nach Konstantinopel, um mit der Pforte über die Regelung der ägyptischen Angelegenheiten zu verhandeln. Später ging er zu demselben Zwecke nach Ägypten und wurde dort auch als Unterhändler belassen, als Gladstone Jan. 1886 ans Ruder zurückkehrte. Als Autor ist W. mit einem Buch über «The residence of the first Napoleon in Elba», einer Übersetzung von Lesseps' Werk über den Suezkanal, sowie mehrern Flugschriften über die orientalische Frage und das engl. Kolonialreich vor die Öffentlichkeit getreten.

Wolff (Julius), deutscher Dichter, geb. zu Quedlinburg 16. Sept. 1834, erhielt seine Vorbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, studierte dann zu Berlin Philosophie und Litteraturwissenschaft und übernahm, nachdem er sich praktisch und auf Reisen technisch vorbereitet hatte, die Leitung der Tuchfabrik seines Vaters. Nachdem ihn die Ungunst der Verhältnisse genötigt hatte, von dieser Stellung zurückzutreten, gründete er 1869 die «Harzzeitung», von deren Redaction er jedoch im Juli 1870 zurücktrat, um den Deutsch-Französischen Krieg von 1870 und 1871 mitzumachen, den er in dem Cyklus von Kriegsliedern «Aus dem Felde» (Berl. 1871) verherrlichte und nach dessen Beendigung er nach Berlin und später nach Charlottenburg übersiedelte. Hier lebt er ausschließlich schriftstellerischen Arbeiten. Sein poetisches Schaffen bethätigt sich besonders in dem lyrisch-volkstümlichen und humoristischen Epos, dessen Ton er in meisterhafter Weise beherrscht. Hierher gehören: «Till Eulenspiegel redivivus» (Berl. 1875; 17. Aufl. 1886), dann namentlich «Der Rattenfänger von Hameln» (Berl. 1876, 25. Aufl. 1886; von Friedr. Hofmann zu einem Operntext umgearbeitet, zu welchem Victor Neßler die Musik komponierte) und «Der wilde Jäger» (Berl. 1877; 24. Aufl. 1886). Darauf folgten «Tannhäuser» (Berl. 1880; 11. Aufl. 1886), «Singuf», Lieder (Berl. 1881; 6. Aufl. 1886), dann die beiden Romane «Der Sülfmeister» (Berl. 1883; 7. Aufl. 1886), «Der Raubgraf» (Berl. 1884; 6. Aufl. 1886) und das lyrische Epos «Lurlei» (Berl. 1886). Weniger Anklang fanden seine Schauspiele: «Kambyses» (Berl. 1877), «Die Junggesellensteuer» (Berl. 1877), «Drohende Wolken» (Berl. 1878), «Der Fiskus» (Berl. 1882).

Wolff (Kaspar Friedr.), berühmter Anatom und Physiolog, Begründer der neuern Entwickelungsgeschichte, geb. 1733 zu Berlin als Sohn eines Schneiders, widmete sich in Berlin unter dem berühmten Anatomen Meckel, später in Halle naturwissenschaftlichen und mediz. Studien und promovierte 1759 daselbst mit seiner berühmten Dissertation «Theoria generationis», in der er die Lehre von der Epigenese, von der allmählichen, stufenweisen Entwickelung des Embryo aus einer einfachen Anlage, durch exakte Beobachtungen begründete, die damals herrschende Lehre von der Präformation oder Evolution, nach der von Anfang an alle Teile des Embryo schon fertig im Ei vorhanden sein sollten, als irrig und unbegründet verwarf und dadurch von allen Gelehrten, namentlich von Haller und Bonnet, erbitterte Anfeindung und Bekämpfung erfuhr. Nachdem er im Siebenjährigen Krieg als Arzt in den schles. Lazaretten thätig gewesen, folgte er 1766, da ihm in Berlin die Erlaubnis zu öffentlichen Vorlesungen über Physiologie hartnäckig verweigert wurde, einem Rufe der Kaiserin Katharina von Rußland an die petersburger Akademie. Hier lebte er anatom. und physiol. Forschungen. Seine Schrift «De formatione intestinorum» (Petersb. 1768, deutsch von

Meckel, Halle 1812) hat seinen Ruf für immer begründet. Er starb zu Petersburg 1794. Viele seiner hinterlassenen Schriften befinden sich als Manuskript auf der Bibliothek der petersburger Akademie.

Wolff (Oskar Ludw. Bernh.), deutscher Romanschriftsteller und Litterarhistoriker, geb. 26. Juli 1799 zu Altona, widmete sich zu Berlin und Kiel dem Studium der Medizin, entsagte aber nach zwei Jahren diesem Berufe, um sich der Litteratur zuzuwenden. Später erteilte er an mehrern Erziehungsinstituten zu Hamburg Unterricht. Der ungemeine Beifall, den er hier bei seinem ersten Auftreten als Improvisator fand, führte ihn zu Reisen, auf denen er sein Talent produzierte. So kam er auch nach Weimar, wo Goethe lebhaftes Interesse an ihm nahm. W. erhielt hier 1826 eine Professur der neuern Sprachen am Gymnasium, die er 1830 mit einer außerord. Professur zu Jena vertauschte. Seit 1838 ord. Honorarprofessor in der philos. Fakultät, starb er daselbst 16. Sept. 1851. Seine Romane, Novellen und Erzählungen vereinigte er in den «Schriften» (14 Bde., Jena 1841—43). Die meiste Verbreitung von seinen anthologischen Arbeiten fanden der «Poetische Hausschatz des deutschen Volks» (27. Aufl., erneuert von L. Oltrogge, Lpz. 1876), der «Hausschatz der Volkspoesie» (4. Aufl., Lpz. 1853) und «Hausschatz deutscher Prosa» (11. Aufl., Lpz. 1875). Daran schlossen sich ein «Handbuch deutscher Beredsamkeit» (2 Bde., Lpz. 1846), der «Klassische Hausschatz der griech. und röm. Poesie» (2 Bde., Wurzen 1851—52), der «Hausschatz der engl. Poesie» (3. Aufl. von Manitius, Lpz. 1852), «La France poétique» (Lpz. 1843) u. s. w. Außerdem sind noch die «Encyklopädie der deutschen Nationallitteratur» (8 Bde., Lpz. 1834—1846) und die «Allgemeine Geschichte des Romans» (2. Ausg., Jena 1850) zu nennen. Von mehrern satirischen Schriften, die er unter dem Pseudonym Plinius der Jüngste veröffentlichte, sind die «Naturgeschichte des deutschen Studenten» (3. Aufl., Lpz. 1850), «Die kleinen Leiden des menschlichen Lebens» (illustriert von Grandville, 2. Aufl., Lpz. 1846), «Die Reise ins Blaue» (illustriert von Johannot, Lpz. 1846) und «Eine andere Welt» (illustriert von Grandville, Lpz. 1847) hervorzuheben.

Wolff (Pius Alex.), ein auch als dramatischer Schriftsteller bekannter deutscher Schauspieler, geb. 3. Mai 1782 zu Augsburg, war ursprünglich für den Gelehrtenstand bestimmt, ging aber 1803 nach Weimar zum Theater. Er wendete sich besonders der Tragödie zu. Als Hamlet, Posa, Max Piccolomini, Weißlingen, Orest und später als Tasso erwarb er sich einen bedeutenden Ruf. Später zeichnete er sich auch im Komischen aus. Auch trat er als dramatischer Dichter auf. Er schrieb das Lustspiel «Cäsario», welches mit Beifall aufgenommen wurde; die Dramen «Pflicht um Pflicht» und «Treue siegt in Liebesnetzen» (1828); die später von Weber in Musik gesetzte «Preciosa»; das Singspiel «Adele von Budoy»; die Lustspiele «Der Mann von funfzig Jahren» (1830) und «Der Kammerdiener» (1832). Seit 1816 war W. Mitglied des königl. Theaters in Berlin. Er starb auf der Rückreise aus Ems zu Weimar 28. Aug. 1828. Mit Levezow gab er das «Dramaturgische Wochenblatt» heraus, in welchem sich manche gediegene Aufsätze von ihm finden. Vgl. Martersteig, «Pius Alexander W.» (Lpz. 1879).

Seine Gattin, Amalie, geb. Malcolmi, geschiedene Becker, eine nicht minder ausgezeichnete dramatische Künstlerin, geb. 11. Dez. 1783 zu Leipzig, betrat 1791 zu Weimar die Bühne. Erst mit dem Schauspieler Becker und, von diesem geschieden, mit W. verheiratet, wurde sie zugleich mit letzterm am königl. Theater zu Berlin angestellt. Mit einer hohen, wohlgebildeten Gestalt vereinigte sie eine ausdrucksvolle Gesichtsbildung und eine edle, würdevolle Haltung. So eignete sich ihr Wesen besonders für das Trauerspiel, in welchem sie die ersten Heldinnen mit Erfolg darstellte. Höchst anmutsvoll waren ihre Darstellungen rein naiver und idealer weiblicher Gestalten, z. B. als Iphigenia in Goethes Drama, Stella, Maria Stuart, Fürstin in der «Braut von Messina», Klärchen in «Egmont», Adelheid in «Götz von Berlichingen», Leonore Sanvitale in «Tasso» und Eboli in «Don Carlos». In späterer Zeit spielte sie Rollen wie Sappho, Elisabeth in «Maria Stuart», sowie auch in Schau- und Lustspielen Rollen, wie Frau Feldern in «Hermann und Dorothea», Frau Stürmer im «Oheim», mit größter Meisterschaft. Im J. 1844 trat sie in den Ruhestand. Sie starb 18. Aug. 1851.

Wolff (Wilh.), vorzüglicher Tierbildner, daher zum Unterschiede gleichnamiger Künstler der «Tierwolff» genannt, geb. 6. April 1816 in Fehrbellin, trat ins Gewerbeinstitut zu Berlin und wurde als Pensionär des Instituts nach Paris in die berühmte Soyersche Gießerei gesandt. Bald aber löste er dieses Verhältnis und trat, nachdem er ein Jahr lang sich auf eigene Hand weiter gebildet hatte, in die Stiglmayrsche Gießerei zu München ein. Nach anderthalb Jahren wandte er sich wieder nach Berlin und gründete hier eine eigene Gießerei, in der er besonders die Silbergießerei betrieb. Nachdem er die Anstalt zur Blüte gebracht, überließ er diese seinem Bruder und gab sich selbst ganz dem künstlerischen Schaffen hin. Im J. 1852 lieferte er die Kolossalbüste Herders für Mohrungen, die Statue Kurfürst Joachims II. Hektor für Köpnick (1853), die Bronzestatue der Kurfürstin Luise Henriette für Oranienburg (1858), Kolossalbüsten von Sebastian Bach, Franz Kugler, nebst vielen Porträtmedaillons und Porträtstatuetten. In der Darstellung des Tierlebens zeigt sich W. als gründlicher Kenner des Organismus der Tierwelt und ihres Charakters. Seine Gestalten oder Gruppen, von kolossaler Größe bis herab zur kleinen Ausführung für Silberguß, sind voll Naturwahrheit und Leben. Aus der großen Anzahl der Arbeiten in diesem seinem Spezialfache sind namentlich hervorzuheben: ein Büffel im Kampfe mit Wolfshunden (1846); ein Löwe, durch eine Schlange aufgeschreckt (1848); ein Kurshund, lebensgroß (1850); die Staroperation, komische Gruppe von Tieren, in Bronze für König Friedrich Wilhelm IV. ausgeführt, mit epigrammatischer Inschrift von Heyse (1852); der Löwenritt nach Freiligrath; Reiherbeize (Relief); eine Reihergruppe für einen Brunnen im schweriner Schloß (1855); zwei kolossale schreitende Löwen für das Schloß in Muskau (1858); eine mit Panthern spielende Bacchantin, ein Drittel Lebensgröße, voll Reiz und Frische; eine Sauhetze, lebensgroß für Zinkguß (1862); eine Springbrunnengruppe, Nymphe mit einem Schwan (1864); lebensgroße Gazellen (1866); klagender Löwe an der Leiche der Löwin, kolossale Bronzegruppe, seit 1877 im Tiergarten zu Berlin u. s. w.

Wölfflin (Eduard), klass. Philolog, geb. zu Basel 1. Jan. 1831, studierte seit 1849 hier und in Göttingen, wurde nach einer Reise nach Paris 1854

Unterbibliothekar und Gymnasiallehrer, sowie 1856 Privatdocent in Basel, 1861 Gymnasialprofessor in Winterthur, 1869 außerord., 1870 ord. Professor in Zürich, 1875 ord. Professor in Erlangen, 1880 in München. Seine frühern Hauptschriften sind nach seiner Dissertation «De L. Ampelii libro memoriali» (Gött. 1854), die Ausgabe des Ampelius (Lpz. 1854), die erste der Sprüche und Anekdoten des sog. Cäcilius Balbus (Bas. 1854), die um viele Kapitel vermehrte des Polyän (Lpz. 1860; 2. Aufl. 1886) und die durch die Ausscheidung unechter Zusätze für die Kritik grundlegende des Publilius Syrus (Lpz. 1869). Es folgte die Ausgabe von Buch 21—23 des Livius (Lpz. 1873; 3. Aufl. 1884) und der Nachweis der fortschreitenden Entwickelung der Sprache des Tacitus in dessen Schriften (im «Philologus», Bd. 24, 25, 26, 27). Später machte W. sich vorzugsweise um die Erforschung der Geschichte der lat. Sprache bis zu deren Übergang in die roman. Sprachen verdient. Dahin gehören die Schriften «Über das Vulgärlatein» (im «Philologus», Bd. 34), «Lat. und roman. Komparation» (Erl. 1879), «Die allitterierenden Verbindungen der lat. Sprache» (in den «Sitzungsberichten» der Bayrischen Akademie, Münch. 1881), «Über die Gemination» (Münch. 1882). Seit 1884 gibt W. das «Archiv für lat. Lexikographie und Grammatik» (Lpz. 1884 fg.) heraus, für welches etwa 250 Mitarbeiter die gesamte Litteratur bis auf Karl d. Gr. excerpieren, während der Redactor und andere Philologen die so gewonnenen Materialien verarbeiten.

Wolffsche Körper, s. unter Embryo.

Wolfgang, Fürst zu Anhalt, der Gründer und Vollender der Reformation in Anhalt, geb. 1492, war der Sohn des Fürsten Woldemar mit Margareta, Gräfin zu Schwarzburg. Der Prinz hatte in Körperstärke, ritterlicher Haltung und Gewandtheit kaum seinesgleichen. Nach dem Tode seines Vaters kam er, 16 J. alt, zur Regierung. Luthers Jünger und inniger Freund blieb er seit 1521, als dieser zu Worms sein Bekenntnis ablegte. Er war Mitunterzeichner der Protestation auf dem speierer Reichstage (April 1529), sowie im folgenden Jahre der Augsburger Konfession, worauf er den Schmalkaldischen Bund mit begründete. Als Teilnehmer am Schmalkaldischen Kriege erklärte ihn Karl V. 12. Jan. 1547 in die Acht. W. suchte einen Aufenthalt im Harz und gelangte erst 1555 wieder zu dem ungestörten Besitz seines Landes. Im hohen Alter übertrug er die Regierung seinen Vettern. Er starb 23. März 1566. Vgl. Krummacher, «Fürst W. zu Anhalt» (Dess. 1820).

Wolfgang (Sankt), s. Sankt Wolfgang.

Wolfgangsee, s. Abersee.

Wolfhagen, Kreisstadt des Regierungsbezirks Kassel der preuß. Provinz Hessen-Nassau, 23 km westlich von Kassel, Sitz des Landratsamts und eines Amtsgerichts, zählt (1880) 2809 meist reform. E. und hat Sandsteinbrüche. — Der Kreis Wolfhagen zählt auf 407 qkm (1885) 23969 E.

Wolfram, auch Scheelium oder Tungstène genannt (chem. Zeichen Wo, Atomgewicht = 184), ist ein einfacher metallischer Körper, der als Wolframsäure an Eisen- und Manganoxydul gebunden in dem Mineral W., an Kalk gebunden im Scheelspat oder Tungstein und an Bleioxyd gebunden im Scheelbleispat vorkommt. Das W. bildet ein eisengraues, sprödes, sehr hartes Metall von 18,2 spezifischem Gewicht und wird in neuerer Zeit vielfach als Legierung mit Stahl unter dem Namen Wolframstahl angewendet. Auch die Oxydationsstufen des W., das Wolframoxyd und die Wolframsäure haben vielfache Verwendung gefunden; so das wolframsaure Natron als Schutz gegen die Leichtentzündlichkeit der Gewebe, die Wolframsäure als Mineralgelb, wolframsaures Wolframoxyd als Mineralblau oder Mineralindig, wolframsaures Wolframoxydnatron als Safranbronze, wolframsaures Wolframoxydkali als rote Magentabronze und wolframsaurer Baryt als Bleiweißsurrogat, welches ebenso gut wie Bleiweiß deckt und ebenso beständig ist wie Zinkweiß. Man stellt mittels W. auch rote und blaue Porzellan- und Glasfarben dar.

Wolfram von Eschenbach, der berühmteste unter den mittelhochdeutschen höfischen Dichtern, lebte gegen Ende des 12. und den Anfang des 13. Jahrh. Über sein Leben geben nur seine eigenen Werke dürftige Aufschlüsse. Er nennt sich selbst einen Bayern, und man hat als seine Heimat zu betrachten das mittelfränkische, bei Ansbach gelegene Schloß und Städtchen Eschenbach, wo er auch begraben lag und im Anfang des 17. Jahrh. noch sein Grabmal zu sehen war. Seinem eigenen Zeugnis zufolge war er aus einem zwar armen, aber ritterlichen Geschlecht, und er legte viel Gewicht darauf, daß er davon, nicht von seiner Kunst Frauengunst zu gewinnen hoffte. Einen Grafen von Wertheim nennt er im «Parzival» seinen Herrn, und weiter findet man ihn am Hofe des kunstliebenden Landgrafen Hermann von Thüringen, wie es scheint, in ziemlich unabhängiger Stellung. Dort wird er auch mit Walther von der Vogelweide zusammengetroffen sein, dessen er zweimal gedenkt, im «Parzival» und im «Willehalm», dessen Stoff ihm der Landgraf selbst vermittelte. Sein Aufenthalt an dem Hofe zu Eisenach und sein Verhältnis zum Landgrafen gab ihm auch seine Stelle in dem sagenhaften Wartburgkrieg. Seiner polit. Haltung nach war er, einer Äußerung in seinem letztgenannten Gedichte zufolge, ein Anhänger Kaiser Ottos IV. Aus mehrern Stellen seiner Werke hat man mit Recht geschlossen, daß W. in glücklicher, nicht kinderloser Ehe gelebt habe. Wann er gestorben, ist unbekannt. Doch überlebte er seinen Gönner, den Landgrafen Hermann, nach dessen Tode (1216) er erst den «Willehalm» dichtete. Außer acht Liedern, meist Tag- und Wächterlieder, eine Gattung, deren Erfindung ihm ohne hinreichende Beweise zugeschrieben wurde, hat man von ihm drei epische Dichtungen. Die erste ist der «Ältere Titurel», so genannt zum Unterschiede von einem spätern Gedicht, dem «Jüngern Titurel», ein unvollendetes Jugendwerk, das die Liebe Schionatulanders und Sigunens behandelt, in Bezug auf Darstellung wohl das Frischeste, was man von dem Dichter besitzt. Weit überragt wird aber dasselbe an Ideengehalt durch den «Parzival», sein zweites großes und berühmtes, zwischen 1205 und 1215 vollendetes Gedicht. Der Stoff dieses Gedichts verbindet die Sage vom Heiligen Gral mit dem südfranz. Sagenstoffe von den alten Fürsten in Anjou und dem Sagenkreise von König Artus und seiner Tafelrunde. Dasselbe umfaßt so das gesamte ritterliche Leben nach seiner geistlichen und weltlichen Richtung, sodaß das Gedicht ein treues Spiegelbild seiner im Rittertum gipfelnden Zeit

nach ihrer äußerlichen Seite in Sitten, Gebräuchen, wie nach ihrem innersten Ideengehalt, den sie beherrschenden Anschauungen und Glauben bietet. Dies alles ist kunstvoll auf den Helden Parzival als den Mittelpunkt des Ganzen bezogen. Wenn auch bei so umfassender Anlage nicht alles gleich künstlerisch bewältigt erscheint und rund zu einem geschlossenen Ganzen sich fügen will, so ist dies um so eher zu verzeihen, als der Dichter, der nicht lesen und schreiben konnte, den umfänglichen Plan im Gedächtnis bewahren und ausbauen mußte. Der Idee nach ist dies Gedicht das tiefste und großartigste, das aus der gesamten Kunstdichtung des 13. Jahrh. vorhanden. Dasselbe hat nicht nur bei den Zeitgenossen, sondern durch das weitere Mittelalter hindurch Bewunderung und Nachahmung erweckt und gehört zu den ersten Büchern, deren sich die Buchdruckerkunst (erster Druck 1477; dann erst wieder Berlin 1784 in Müllers Sammlung) bemächtigte. Aber auch der Widerspruch blieb nicht aus. Gottfried von Straßburg, W.s Zeitgenosse, erhebt gegen ihn in der litterarischen Stelle des «Tristan», aber ohne ihn zu nennen, die Anklage der Trockenheit, der Seltsamkeit und vor allem der Dunkelheit der Darstellung.

Wie alle höfischen Dichter des deutschen Mittelalters hat auch W. nach franz. Vorbilde gedichtet. Schon vor Ablauf des 12. Jahrh. war bereits in Nordfrankreich die Gralsage und die Geschichte von Parzival poetisch bearbeitet worden. W. nennt zwei Dichter als seine Gewährsmänner, einen Kiot den «Provençalen», dessen Gedicht bis jetzt aber nicht wiedergefunden worden, und den Trouvère Chrétien de Troies, dessen Behandlung der Geschichte, wie sie noch in seinem erhaltenen, aber nicht vollendeten «Conte del Gral» vorliegt, W. selbst tadelt. Gleichwohl hat man in letzterer Zeit versucht, Chrétien als W.s Quelle und den Kiot mit seinem verlorenen Gedicht als eine Erfindung des deutschen Dichters hinzustellen. Über den Grad der Selbständigkeit W.s seiner Quelle gegenüber kann man bei diesem Stand der Dinge nicht gut urteilen. Für W. spricht schon, daß er aus der Masse des dargebotenen Stoffs nur so viel herausnahm, als er für zwei Gedichte, für den «Titurel» (Schionatulander) und den «Parzival» brauchte, und auch in der Darstellung zeigt sich allenthalben bestimmt genug W.s eigentümliches Gepräge. Das dritte Gedicht W.s, «Willehalm», hat zum Vorwurf die Thaten des heil. Wilhelm von Orange, eines Zeitgenossen Karls d. Gr., zu dessen Sagenkreis er gehört. Dieses Gedicht ist, wie der «Titurel», nur Bruchstück geblieben, und zwei spätere Dichter haben daher das Fehlende zu ergänzen versucht, indem der eine, Ulrich von Türheim, gegen 1250 die Fortsetzung des sog. dritten Teils, der andere, Ulrich von dem Türlin, zwischen 1252 und 1278 den übergangenen ersten Teil (herausg. von Casparson 1781) hinzufügte.

Eine vollständige, meisterhafte Ausgabe der Werke W.s lieferte Lachmann (Berl. 1833; 3. Ausg. 1872), der auch den schwierigen Eingang des «Parzival» in den «Abhandlungen der berliner Akademie» (1835) erklärte; eine Ausgabe des «Parzival» und «Titurel» mit erklärenden Anmerkungen gab Bartsch (2. Aufl., 3 Bde., Lpz. 1875—77). Eine neuhochdeutsche Übersetzung mit Beilagen lieferte San-Marte (Magdeb. 1836; 2. Aufl., Lpz. 1858) und mit genauerm Verständnis, aber zu engem Anschluß an das Original Simrock (Stuttg. 1842; 5. Aufl. 1876). Ein Reimregister zu den Werken W.s gab San-Marte (Lpz. 1867). Vgl. Schmeller, «Über W.s von Eschenbach Heimat, Grab und Wappen» (in den «Abhandlungen» der münchener Akademie, 1837); San-Marte, «Parzival-Studien» (3 Bde., Halle 1861—62); verschiedene Aufsätze von Bartsch, Pfeiffer, Rochat, Zingerle in Pfeiffers «Germania» (Wien 1856 fg.). Die reiche Litteratur zusammengestellt von G. Bötticher, «Die Wolfram-Litteratur seit Lachmann mit kritischen Anmerkungen» (Berl. 1880). Über Sprache und Stil W.s schrieben Jänicke, Kinzel, Förster, Bötticher, über W.s Humor Kant und Starck, über seine Metrik Zander (1883), Schwarz (1885), über die Gralsage Zarncke, Birch-Hirschfeld, Martin (1880). Richard Wagners Oper «Parsifal» veranlaßte eine nicht unbeträchtliche populäre Litteratur, die zum Teil auch W.s «Parzival» zur Vergleichung heranzog.

Wolframbleierz oder Scheelbleierz (Stolzit) ist ein zwar seltenes, aber durch seine Isomorphie mit Gelbbleierz und Scheelit, sowie durch seine pyramidale Hemiëdrie interessantes Mineral; seine tetragonalen Krystalle sind meist sehr spitz pyramidal, fast spindelförmig, bisweilen knospenähnlich und kugelig gruppiert, von grauer, brauner, auch grüner und roter Farbe und Fettglanz. Die Härte ist 3, das spezifische Gewicht etwa 8. Die chem. Analyse ergibt neutrales wolframsaures Blei, $PbWO_4$, mit 48,99 Proz. Bleioxyd und 51,01 Wolframsäure. Vor dem Lötrohr schmilzt es recht leicht, es ist löslich in Kalilauge, auch in Salpetersäure unter Abscheidung von gelber Wolframsäure. Es findet sich mit Quarz, Glimmer und Wolframit zu Zinnwald in Sachsen, auch zu Coquimbo in Chile und zu Southampton in Massachusetts.

Wolframit (oder Wolfram), das hauptsächliche Erz zur Darstellung des metallischen Wolframs, krystallisiert in monoklinen, teils kurz säulenförmigen, teils breit tafelförmigen, oft schalig zusammengesetzten Individuen mit vertikal gestreiften Flächen der Prismenzonen, auch mit Zwillingskrystallen nach mehrern Gesetzen; daneben finden sich derbe, stengelige, schalige und großkörnige Aggregate. Dem Klinopinakoid geht eine sehr vollkommene Spaltbarkeit parallel. Die Härte beträgt 5—5,5, das spezifische Gewicht 7,14—7,54. Das Mineral ist bräunlichschwarz, von metallartigem Diamantglanz auf Spaltungsflächen, außerdem oft Fettglanz, gewöhnlich undurchsichtig, doch kommen auch Varietäten vor, welche in dünnen Lamellen durchscheinen. Chemisch sind die W. isomorphe Mischungen von wolframsaurem Eisenoxydul und wolframsaurem Manganoxydul, in schwankenden Verhältnissen, also $x\,FeWO_4 + y\,MnWO_4$, daher manganreiche und eisenreiche Varietäten unterschieden werden können, von denen jene (z. B. die von Zinnwald) durch rötlichbraunen Strich und geringeres spezifisches Gewicht, diese (z. B. die von Ehrenfriedersdorf) durch schwärzlichbraunen Strich und größeres spezifisches Gewicht ausgezeichnet sind. Auch seltenere Stoffe, wie Niobsäure, Tantalsäure, Indium, Thallium sind in geringer Menge in einigen W. nachgewiesen worden. Von Salzsäure wird das Pulver in der Wärme und an der Luft vollkommen zersetzt, wobei ein gelblicher Rückstand bleibt, der sich in Ammoniak größtenteils löst. Der W. ist der stete und ausgezeichnete Begleiter des Zinnsteins im Erzgebirge (Zinnwald, Geyer, Ehrenfriedersdorf), in

Böhmen (Schlaggenwald) und in Cornwall; ausnahmsweise findet er sich auf den Bleiglanzgängen von Neudorf auf dem Unterharz, zu Chanteloube bei Limoges und zu Adontschilon bei Nertschinsk in Sibirien auf Quarzgängen im Granit; im auffallenden Gegensatz zu diesen Vorkommnissen im alten meist granitischen Gebirge erscheinen zu Felsöbánya in Ungarn spanförmig dünne Krystalle des W. auch auf Klüften des dortigen Trachyts.

Wolframsäure, s. unter Wolfram.

Wolfratshausen, Flecken im bayr. Regierungsbezirk Oberbayern, Bezirksamt München II, links an der Loisach, kurz vor ihrer Mündung in die Isar, 563 m über dem Meere, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 1693 kath. E. und hat eine Burgruine, Glasfabrikation, eine Dampfsägemühle und Holzflößerei.

Wolfsberg, Stadt im österr. Herzogtum Kärnten, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, Station der Linie Unterdrauburg-W. der Österreichischen Südbahn, liegt in einer durch landschaftlichen Reiz ausgezeichneten Umgebung am Fuße der Koralpe in der Mitte des Lavantthales, hat ein im Westminsterstil erbautes Schloß des Grafen Hendel von Donnersmarck mit Parkanlagen und Mausoleum, eine roman. Kirche und zählt (1880) 2149, als Gemeinde 3561 E. W. hat eine Bleiweißfabrik, Sensen-, Leder-, Cellulose- und Wagenfedernfabrik, bedeutenden Holz- und Obsthandel und eine Fachschule für Holzindustrie.

Wolfsbohne, Pflanzengattung, s. Lupine.

Wolfsfelle sind nach Größe und Qualität sehr verschieden. Sie messen 2—4 m, sind meistens graubräunlich, doch gibt es unter den feinern Sorten auch weiße, schwarze und graublaue. Die größten und schönsten W. kommen aus dem nördlichen Amerika von der Labradorküste, dem East-Maine-Gebiet und den von den Eskimos bewohnten Gegenden. Die guten Felle geben sehr warme Pelze, die besonders in Ungarn verwendet werden; die andern dienen zu Decken u. dgl.

Wolfsgruben im eigentlichen Sinne sind Erdgruben, die zum Wolfsfang dienen. In der Befestigungskunst benutzt man ähnliche Anlagen als Hindernismittel, namentlich bei Feldbefestigungen. Man unterscheidet große und kleine W., erstere haben 1,6 m, letztere nur 0,6 m Tiefe. Der Form nach sind sie konisch, auf der Sohle wird ein oben zugespitzter Pfahl angebracht und werden die Zwischenräume der W. außerdem mit kleinen Pfählchen gespickt. Man legt die W. in mehrere Reihen (große in drei, kleine in sieben) schachbrettförmig hintereinander an und zwar meist auf dem Glacis oder im Vorterrain der Schanzen. (Vgl. auch Hindernismittel.)

Wolfshunger, s. unter Heißhunger.

Wolfskirsche oder Tollkirsche (Atropa Belladonna), Pflanzenart, s. Atropa.

Wolfsmilch, Pflanze, s. Euphorbia.

Wolfsmilchartige Gewächse, s. Euphorbiaceen.

Wolfsmilchschwärmer (Deilephila euphorbiae) ist der Name eines sehr bekannten, in den meisten Teilen Deutschlands gemeinen Abendschmetterlings, der bis zu 70 mm spannt, sehr elegant rotgrau und olivgrün auf den vordern und rot und schwarz auf den hintern Flügeln gezeichnet ist. Die sehr auffällig, auf schwarzgrünem Grunde weiß punktierte, mit roten und gelben Längsstreifen und rotem Schwanzhorn verzierte Raupe lebt im Hochsommer und Herbst auf Wolfsmilcharten, verpuppt sich in der Erde und liefert im Mai oder Juni des nächsten Jahres den Falter.

Wolfsohn (Wilhelm), Schriftsteller, geb. 20. Okt. 1820 in Odessa von israelit. Eltern, studierte in Leipzig Medizin und Philologie und hielt dann in Odessa und Moskau Vorlesungen über deutsche Litteratur. Später kam er wieder nach Deutschland, ließ sich 1853 in Dresden nieder und starb daselbst 13. Aug. 1865. Er schrieb: «Die schönwissenschaftliche Litteratur der Russen» (Lpz. 1843), «Rußlands Novellendichter» (3 Bde., Lpz. 1848—50); seine Schauspiele erschienen gesammelt als «Dramatische Werke» (3 Bde., Dresd. 1857—59). Auch gründete W. 1862 die «Russische Revue», seit 1864 «Nordische Revue» genannt, welche 1865 wieder aufhörte.

Wolfspilz (Boletus lupinus *Fr.*) nennt man einen in feuchten Wäldern im Herbst vorkommenden Röhrenpilz mit 5—10 cm breitem, stark gewölbtem, anfangs bläulichem, später gelbem Hut und sehr dickem, etwa 6—7 cm hohem, intensiv rot gefärbtem Stiel. Das Fleisch erscheint beim Bruche erst gelblichweiß, nimmt aber in Berührung mit der Luft sehr bald eine blaue Färbung an. Der W. ist zu den giftigen Pilzen zu rechnen, er kommt jedoch nicht sehr häufig vor und fällt durch die blutrote Farbe des Stiels, sowie durch die gleichfalls rote Färbung der Röhrchenschicht leicht auf.

Wolfsrachen (palatum fissum) besteht in einer einfachen (einseitigen) oder doppelten (beiderseitigen) Spaltung des harten Gaumens, die mit Hasenscharte zugleich vorkommt. Der W. ist, wie die Hasenscharte (s. d.), eine sog. Hemmungsbildung, d. h. die in einer Periode der Entwickelung ursprünglich getrennten Gaumenknochen sind nicht zur Verwachsung gelangt. Solchen Kindern ist, wegen der direkten Verbindung der Nasenhöhle mit der Mundhöhle, das Schlingen unmöglich oder doch sehr erschwert, und ihre Stimme besitzt einen eigentümlichen Klang. Der W. ist bloß durch Operation (Gaumennaht, s. unter Gaumen) zu heilen, wobei man entweder Schleimhaut oder noch besser Knochenhaut in die offene Spalte einzuheilen versucht.

Wolfsspinne (Lycosa) ist der Name eines auch in Europa zahlreichen Spinnengeschlechts, das keine Netze baut, sondern seine Beute herumschweifend jagt. Manche graben sich, wie die bis 15 mm lang werdende, in Wäldern gemeine höhlenbewohnende Wolfsspinne (L. inquilina, Tafel: Spinnentiere und Tausendfüße, Fig. 12), Erdhöhlen, in denen sie am Tage verborgen sitzen und die Weibchen ihre Eier haben; andere schleppen ihre Eiersäckchen mit sich herum. Zu dieser Gattung gehört auch die Tarantel (s. d.).

Wolfstein, Burg bei Landshut (s. d.).

Wolfstein, Bezirksamt im bayr. Regierungsbezirk Niederbayern, im südl. Teile des Böhmerwaldes, zählt auf 605 qkm (1880) 29987 fast ausschließlich kath. E. Der Sitz des Bezirksamts befindet sich im Bergschloß Wolfstein, welches sich unweit des Marktfleckens Freyung auf einem vom Sausbach umrauschten Felsen erhebt.

Wolfstein, Flecken im bayr. Regierungsbezirk Pfalz, Bezirksamt Kusel, links an der Lauter, am östl. Fuße des Königsbergs, 181 m über dem Meere, Station der Linie Kaiserslautern-Lauterecken (Lauterthalbahn) der Pfälzischen Eisenbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 1148 E.

und hat eine evang. und eine kath. Pfarrkirche, Fabrikation von Baumwollzeugen, eine Dampfsägemühle und nahebei zwei Burgruinen.

Wolfszähne (frz. dents de loup; engl. briarteeth, gullet-teeth), Art Sägezähne, s. u. Sägen.

Wolga, bei den Alten Rha oder Oaros und Rhos, hunnisch Var, finnisch noch jetzt Rau, zur Zeit der großen Völkerwanderung Atel, Etel, Itil, bei den Slawen Volga oder W., der Hauptstrom Rußlands und hinsichtlich seines langen Laufs von 3183 km der bedeutendste Strom Europas, entspringt etwa 335 km vom Finnischen Meerbusen und in der Nähe der Düna im Gouvernement Twer, auf einer Sumpfebene des Wolokonskiwaldes bei dem Dorfe Wolgino-Werchowje in einer Höhe von 260 m aus einem eingefaßten, einst bewallfahrteten Brunnen, den die Anwohner Jordan nennen. Die W. vereinigt sich nach einem Laufe von 107 km mit der Selisharowka, dem Abflusse des Seligersees (s. d.), fließt durch die Seen Werchota, Stersch, Pselug, Peno und Wolgo und setzt weiterhin ihren obern Lauf in südöstl. Richtung über Rshew bis Subzow fort, wo sie das wellenförmige Tiefland erreicht, welches sie bis Sarepta nicht wieder verläßt. Auf dieser weiten Strecke fließt sie erst ostwärts über Twer, Rybinsk, Jaroslaw, Kostroma und Nishnij-Nowgorod an der Mündung der Oka, und zwar bis dahin in ruhigem Laufe, dann mit stärkerm Gefälle hinab in die tiefe Thalsenkung von Kasan. Hierauf wendet sie sich plötzlich südwärts und geht, durch die mächtige Kama verstärkt, über Simbirsk, Samara nach Saratow, und zwar auch hier noch, wie schon von der Okamündung an, mit hoher, oft bergähnlicher Thalwand auf dem rechten Ufer oder der Bergseite, dagegen mit weiten, bis an die Vorhöhen des Uralgebirges reichenden Niederungen auf dem linken Ufer oder der Wiesenseite. Zwischen Saratow und Kamyschin, auf einer Strecke von 210 km, durchbricht sie die hügelige Gegend der südwestl. oder uralisch-karpatischen Landhöhe, die sich im Obtschei-Syrt an den Ural anschließt, auf dem rechten Ufer Wolgahöhe genannt wird und dem Strom steile, zerrissene und relativ höher als die bisherigen Gelände aufsteigende Ufer gibt. Von Kamyschin an fehlen dem Strome alle Nebenflüsse. Derselbe berührt hier östlich den Steppenboden, der ihn bis zur Mündung begleitet, nur daß sein rechtes Ufer bis Zarizyn und Sarepta, während auf dem linken sich flache Wiesengründe ausbreiten, immer noch steil, sein Thalrand bei Sarepta noch 130 m hoch bleibt. Bei Sarepta wendet sich die W. plötzlich gegen Südosten, wälzt zwischen durchweg flachen und niedrigen Ufern langsam ihre ungeheuere Wassermasse in vielen Armen, deren erste bedeutende Spaltung nördlich an Zaryzin beginnt, und deren nördlichster Achtuba heißt, ein Labyrinth von Sand- und Sumpfinseln, Schilf- und Wiesengründen bildend, durch den horizontalen Boden der salzigen Steppe und ergießt sich jetzt 53 km unterhalb Astrachan in einem 110 km breiten Delta mittels zweier Hauptmündungen, des Großen und Kleinen Tschulpan, und gegen 200 Nebenmündungen, die meist versandet sind, in das Kaspische Meer. Sehr merkwürdig ist das überaus geringe Gefälle dieses europ. Riesenstroms, das im ganzen nur 286 m beträgt. Durch 38 schiffbare und 157 nicht schiffbare Nebenflüsse fallen mehr als 20 Gouvernements in den Bereich seines 1458894 qkm umfassenden Stromgebietes. Unter den Nebenflüssen sind die bedeutendsten rechts die Oka (s. d.), der Hauptfluß des blühenden moskowitischen Tieflandes, und links die Kama (s. d.).

Im Winter belegt sich der ganze Strom mit Eis, aber bei der Verschiedenheit der Klimate, welche er zwischen 57° und 46° nördl. Br. durchfließt, ist der Eintritt und die Dauer der Eiszeit verschieden. Der Eisgang ist jedes Jahr ohne Ausnahme stark, zu Zeiten und stellenweise sehr verheerend. Während des hohen Wasserstandes infolge der Schneeschmelze tritt der Strom aus und erweitert sich dann außerordentlich, auf der Wiesenseite selbst bis zu 20 km. Unter solchen Umständen ist auch das Strombett beständigen Veränderungen unterworfen. Eigentliche Stromschnellen (russ. Porogi) hat die W. nicht, aber eine große Menge von Sandbänken und seichten Stellen. Schiffbar ist die W. von der Mündung der Selisharowka bis zum Kaspischen Meer, also auf einer Strecke von etwa 3300 km. Indes erst 330 km weiter unterhalb, von Twer an, trägt sie größere Lastschiffe und wird Verkehrsweg des ganzen Kaiserreichs. Großartig gestaltet sich die Schiffahrt sodann bei Rybinsk (s. d.), dem Teilungspunkte der drei großen, nach Petersburg führenden Kanalsysteme und einem der besten Winterhäfen, deren die W. überhaupt wenige und noch weniger gute hat, obgleich an ihr 126 Stapelplätze gezählt werden. Bei Rybinsk beginnt auch die Dampfschiffahrt. Man zählt auf dem ganzen Strome etwa 20000 Segelschiffe und einige tausend Dampfer. In ihrem untern Laufe wird die W. ein Steppenfluß, der wegen Versandung der Mündungsarme nur mit Mühe seinen Einfluß in einen asiat. Binnensee erreicht. Die großartigen Kanäle, welche die W. und ihr Stromgebiet mit dem Ocean in Verbindung setzen und den auswärtigen Handel Rußlands außerordentlich beleben, sind von der größten Wichtigkeit. Unter ihnen zeichnen sich die drei Kanalsysteme von Wyschni-Wolotschok (s. d.), Tichwin und des Marienkanals besonders aus, welche die Verbindung mit Petersburg bewirken, während der Kanal des Herzogs von Württemberg die W. auch mit der Dwina in Verbindung setzt, sodaß von allen Anlanden des Hauptstroms eine ununterbrochene Schiffahrt bis zur Ostsee, dem Weißen Meere und dem Kaspischen See unterhalten werden kann. Die Verbindung mit dem Schwarzen Meere wird durch die W.-Donische Eisenbahn hergestellt. Auch ist die obere W. mit der Moskwa durch die kanalisierte Sestra verbunden; aus allen diesen Verhältnissen läßt sich die große volkswirtschaftliche Bedeutung der W. erkennen. Von großer Wichtigkeit ist die Wolgafischerei. Ohne Zweifel kommt der W. hinsichts der Fülle der Fische und deren vorzüglicher Güte kein Strom Europas gleich. Die Fischereien im Strome selbst und vor seinen Mündungen sind die Quelle außerordentlicher Reichtümer und setzen bedeutende Kapitalien in Bewegung. Doch nur von Simbirsk an beginnen sie eine staatswirtschaftliche Wichtigkeit zu erlangen. Es fangen hier die beständigen Fischereien oder Watagen an, die sich am zahlreichsten unterhalb Astrachan, an den Mündungen und nächstdem an der Achtuba finden. Die meisten sind ein Regal und werden verpachtet, was dem Staatsschatz jährlich bis zu 700000 Rubel einträgt. Die häufigsten Fische sind: Störe, Hausen, Welse, Sterlete, Sasanen oder Seekarpfen, Sewrjugen, Weißlachs. Vgl. Müller, «Stromsystem der W.» (Berl. 1839); Legrelle, «Le Volga. Notes sur la Russie» (Par. 1877).

Wolga (Kleine), s. Kama.

Wolgaisch-kalmückische Steppe, die im russ. Gouvernement Astrachan von den Kalmücken bewohnten Ebenen, welche im Westen an den Ergenischen Hügeln beginnend, nach Osten über das linke Wolgaufer hin sich erstrecken, wo sie in die Steppe der Innern oder Bukejewschen Kirgisenhorde übergehen, während sie sich südöstlich bis an das Kaspische Meer ausdehnen. Die Steppe nimmt die Kreise Astrachan, Jenotajewsk und Tscherny-Jar des Gouvernements Astrachan ein und umfaßt etwa 80000 qkm. In ihrer physischen Beschaffenheit unterscheidet sie sich wesentlich von den Steppen im Süden des europ. Rußland. In der großen kaspischen Bodendepression gelegen, liegen die meisten Teile ihrer Oberfläche 1—15 m tiefer als der Spiegel des Schwarzen Meeres. Nur hin und wieder erheben sich aus den weiten Flächen inselartig einzelne Teile des Bodens zu Hügelreihen oder isolierten Erhebungen, wie die Große Bogdo-Ola östlich von der Wolga (154 m). Als ehemaliger Boden des alten Kaspischen Meeres, meist thonhaltig und sandig, ist die Steppe auch stark salzhaltig und ebenso die sehr zahlreich in ihr enthaltenen stehenden Gewässer. Solche Salzseen findet man namentlich häufig am Ostfuße der Ergenischen Hügel, in welche die von den genannten Höhen kommenden Steppenflüsse münden. Einer der größten der Salzseen ist der Baskuntschatskoje am Nordfuße des großen Bogdo-Ola. In der Nähe stärkerer Bodenerhebungen der Steppe und namentlich in den flachen Thälern der Hügelreihen findet sich meist immer gutes Trinkwasser, üppiger Graswuchs, sowie andere gute Futterkräuter; solche Stellen dienen den nomadisierenden Kalmücken als Weideplätze für ihre Haustiere. Aber große Strecken der Steppe werden ihres Mangels an Trinkwasser und der kärglichen Vegetation wegen, indem der Boden nur spärliche Salzpflanzen oder gar nichts hervorbringt, den Nomaden für einen längern Aufenthalt unmöglich. Vgl. Göbel, «Reise in die Steppen des südlichen Rußland» (Bd. 2, Dorpat 1838).

Wolgast, Hafen- und Handelsstadt im Regierungsbezirk Stralsund der preuß. Provinz Pommern, zum Kreise Greifswald gehörig, liegt an der Peene, welche 7 km davon in die Ostsee mündet und den Hafen der Stadt bildet, Station der Linie Züssow-W. der Preußischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts und eines Hauptzollamts, hat zwei Kirchen, ein Realprogymnasium und zählt (1885) 7800 E. Die Stadt hat bedeutende Dampfgetreidemühlen, zwei große Farbholzmühlen, eine bedeutende Spiritusfabrik, eine Piassava-Warenfabrik, ein Importgeschäft von amerik. Bauhölzern mit Bautischlereibetrieb, namentlich Parkett- und Fußbodenfabrik, Steinschleiferei, chem. Fabrik, Stickerei- und Tabaksfabriken. Die hauptsächlichste Erwerbsquelle der Bewohner bildete früher die Schiffahrt, die jedoch im fortwährenden Rückgang begriffen; der Hafen nimmt Schiffe bis zu 5 m Tiefgang auf. W. besitzt 31 Schiffe mit 6346 Registertons, darunter 3 Dampfschiffe. Größere Fahrzeuge werden auf dem Ruden gelichtet und geladen, einem kleinen Eilande und einer Lotsenstation vor der Mündung der Peene, bekannt durch die Landung Gustav Adolfs 1630. W. ist eine sehr alte Stadt, war schon im 12. Jahrh. stark befestigt, sonst Sitz der Herzöge von Pommern-W., wurde 1628 von Wallenstein, 1630 von den Schweden, 1637 von den Kaiserlichen, 1638 von den Schweden und 1675 von dem Großen Kurfürsten von Brandenburg erobert, 1713 von den Russen geplündert und eingeäschert, 1715 jedoch von den Schweden wiedererobert.

Wolgemut (Michael), s. Wohlgemut.

Wolhynien, s. Volhynien.

Wolin (slaw. Volyně), Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Strakonitz im südl. Böhmen in hügeliger Umgebung an einem Seitenbache der Woltawa, die zur Moldau geht, ist Sitz eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 2742 E. czech. Zunge, die Leder- und Handschuhfabrikation und Brauerei treiben. W. gehörte schon zu Ende des 14. Jahrhunderts der Dompropstei der prager Kathedralkirche, wurde dieser während der Hussitenstürme genommen, war dann eine Zeit lang Besitz des Malteserordens und kam 1621 wieder an die Dompropstei zurück. Böhm. Münzen aus der Zeit König Wenzels III., die man beim Überbau des Kirchturms 1817 fand, lassen vermuten, daß die Stadtpfarrkirche unter jenem Könige (vielleicht 1306) gebaut worden sei.

Wolke ist die Bezeichnung für eine in den höhern Schichten der Atmosphäre schwebende sichtbare Wasserdunstmasse. Bei Temperatur und Luftdruck von gegebener Höhe kann in einem Raume nur eine ganz bestimmte Menge Wasserdampf in gasförmigem Zustande vorhanden sein; ist diese größtmöglichste Menge erreicht, so nennt man den Raum mit Feuchtigkeit gesättigt. Wird nun z. B. die Temperatur desselben erniedrigt, so muß ein Teil des Wasserdampfes seinen Aggregatzustand verändern, d. h. er muß in flüssige oder feste Form übergehen, also je nach der herrschenden Temperatur Wasser (Nebel) oder Schnee bilden. Dasselbe tritt ein, wenn man einen Raum, der vorher nicht mit Wasserdampf gesättigt war, so weit abkühlt, bis eine Temperatur erreicht ist, bei der diese Sättigung eintritt. (Vgl. Taupunkt.) Der Vorgang bei der Wolkenbildung in der Atmosphäre ist aber ganz derselbe wie der eben geschilderte; als abkühlend wirkt dort das Einströmen eines kältern Luftstroms in eine fast gesättigte Luftmenge oder das Aufsteigen erwärmter Luft in kältere Regionen von natürlich auch geringerm Luftdruck. Die Elemente der Wolken sowohl wie die des Nebels (s. d.) sind meist kleine Wassertröpfchen; in Temperaturen unter Null, wie solche in großen Höhen immer herrschen, aber kleine Eiskrystalle. Auf diese Bestandteile der W. und daher auch zugleich auf deren Höhen über dem Erdboden gründet sich eine Klassifizierung derselben, nämlich in Eiswolken (Cirri) und Wasserwolken (Cumuli und Strati), welche Benennungen von dem Engländer Luke Howard herstammen, der allerdings damit nicht auf die physik. Eigenschaften der W. Bezug nahm, sondern einfach auf ihre äußere Form.

Die Eiswolken, welche in ihren Bestandteilen noch dadurch bestätigt werden, daß in ihnen die Bildung der Höfe (s. Hof) und Ringe um Sonne und Mond (s. Sonnenringe und Mondringe) vor sich geht, treten in den beiden Formen der Feder- oder Fadenwolken (s. Cirrus) und der Schleierwolken (Cirrostratus) auf. Beide besitzen bei großer Höhe über dem Erdboden eine vorwiegend horizontale Ausdehnung bei geringer Mächtigkeit. Während aber die letztere Form ein beinahe strukturloses, von leisem Anflug bis zu dichter, die Sonne völlig verhüllender Platte variierendes

Flächengebilde ist, zeigt sich die Federwolke in feinen, teils geraden, teils quer oder federig gekämmten oder gebogenen und mannigfaltig verworrenen Fäden, die der Landmann oft als »Windbäume«, der Seemann als »Katzenschwänze« bezeichnet. Die Entstehung dieser auffallenden Gebilde, sowie der großen, zuweilen über den ganzen Himmel sich erstreckenden Cirrusbanden, wurde von Humboldt magnetischen und elektrischen Kräften zugeschrieben (und in der That zeigt sich namentlich häufig in Polargegenden ein merkwürdiger Connex dieser Wolkenform mit der Erscheinung des Polarlichts), und auch Ley war noch vor wenig Jahren dieser Ansicht, während man in neuerer Zeit ein rein mechan. Zustandekommen derselben für wahrscheinlicher hält. Der Bildungsvorgang bei diesen Wolken ist derselbe wie bei der streifenförmigen Anordnung, welche bei windigem Wetter die aus einem Schornstein aufsteigenden Rauchmassen zeigen, nur daß dort der Entstehungsort meist selbst in Bewegung ist, indem er mit dem Unterwinde fortschreitet, während der obere Teil des aufsteigenden Luftstroms in den nach Richtung und Geschwindigkeit abweichenden Oberwind hineinragt. Eine Übergangsform ist die Schäfchenwolke (Cirro-Cumulus), die aus zahlreichen, in gleichem Niveau nebeneinander gelagerten, meist schneeweißen Bällchen besteht; sie hat nahe Beziehungen teils zum echten Cirrus, teils auch zu den größern flockigen Wolkenteppichen der tiefern Regionen.

Die unterhalb derjenigen Luftschicht, in welcher eine Temperatur von 0° C. herrscht, befindlichen Wolken zeigen sich je nach der Stärke der vertikalen Luftströmung in zwei Hauptformen, der Haufenwolke (s. Cumulus) und der Schichtwolke (s. Stratus). Die Haufenwolke wird vom aufsteigenden Luftstrom in den tiefern Schichten der Atmosphäre gebildet. Sie tritt besonders bei hoher Temperatur auf, und ist darum in den Tropen die gewöhnliche Wolkenform und bei uns die häufigste Sommerwolke. Im Winter tritt sie in Deutschland äußerst selten auf. Die Haufenwolke ist kenntlich an ihrer horizontalen, ebenen, etwas dunkeln Grundfläche, über welcher sie sich auf gewölbten, mehr oder minder kugelförmigen, im Sonnenschein stark glänzenden, weißen Gipfeln aufhäuft. Die untere Grenze dieser W. bezeichnet die Luftschicht, in welcher der aufsteigende Strom den Taupunkt erreicht hat. Mit dem Zunehmen oder Nachlassen dieses Stroms bilden sich diese W. in größerer oder geringerer Höhe, wodurch ein Heben oder Senken derselben stattzufinden scheint. Die zweite dieser Hauptformen, die Schichtwolke, ist durch vorwiegende Flächenentwickelung und meist geradlinige Grenzen charakterisiert. Man darf sie wohl als einfache Nebelbänke betrachten, die nicht bis auf die Erdoberfläche herabreichen. Zwischen beiden Formen gibt es viele Übergänge, welche die Meteorologie mit den Namen »Cumulo-Stratus« oder »Strato-Cumulus« bezeichnet; doch sind die unter diesen Namen zusammengefaßten Formen nicht so bestimmt und auch nicht von allen Autoren gleichmäßig angenommen, als daß sie ohne Anschauung sich genauer erläutern ließen. Die Menge der W., welche sich am Himmel täglich bilden, ist in großen Zügen bestimmten Regeln unterworfen, sodaß man von einer täglichen und einer jährlichen Periode der Bewölkung sprechen kann. Die Ursache dieser Perioden ist der Stand der Sonne während des Tages und des Jahres, und man drückt dieselbe zahlenmäßig aus, indem der wolkenlose Himmel als Bewölkungsgrad 0, der ganz bedeckte mit 10 bezeichnet wird. Ein Instrument zur selbstthätigen Aufzeichnung des Bewölkungsgrades ist der Campbellsche »Sunshine Recorder« (s. Registrierapparate). Findet eine stärkere Verdichtung der die W. bildenden Nebelmassen statt, so kommt es zu Niederschlägen (s. d.) und man bezeichnet dann die denselben entsendenden W. als Nimbus (s. d.) oder Regenwolken. (Vgl. auch Meteorologische Zeichen.) Die Häufigkeit der Wolkenbildung ist sehr verschieden an den verschiedenen Orten der Erde, und man bemißt dieselbe nach der Anzahl der völlig heitern Tage, welche im Jahre durchschnittlich eintreten; so hat z. B. Berlin nur etwa 30 heitere Tage, während einige Orte am Nordrande der Sahara deren 260 bis 270 haben.

Litteratur. Dove, »Der Kreislauf des Wassers« (2. Aufl., Berl. 1874); Tyndall, »Das Wasser in seinen Formen als W. und Flüsse, Eis und Gletscher« (2. Aufl., Lpz. 1879); Mohn, »Grundzüge der Meteorologie« (Berl. 1875); Sprung, »Lehrbuch der Meteorologie« (Hamb. 1885); »Die moderne Meteorologie. Sechs Vorlesungen, gehalten auf Veranlassung der Meteorologischen Gesellschaft in London« (deutsch, Braunschw. 1882).

Im weitern Sinne bezeichnet man mit Wolken auch andere leichte Massen, welche in wolkenähnlicher Gestalt in die Luft aufsteigen, und spricht daher von Rauchwolken, Staubwolken u. dgl.

Wolke (Christian Heinr.), ein wegen seiner Sprachreinigungsbestrebungen bekannter pädagogischer Schriftsteller, geb. 21. Aug. 1741 zu Jever, studierte zu Göttingen und Leipzig und entwarf 1770 den Plan zu einer Erziehungsanstalt nach einem naturgemäßen Stufengange, wodurch er mit Basedow in Altona in engere Verbindung trat. Als dieser einige Jahre später zu Dessau das Philanthropin gründete, wurde W. Mitarbeiter an demselben. Nach Auflösung desselben ging er nach Petersburg, zog sich 1801 in den Privatstand zurück und lebte in Leipzig, Dresden, zuletzt in Berlin, wo er 8. Jan. 1825 starb. Er schrieb: »Erste Kenntnisse für Kinder« (Lpz. 1783), »Beschreibung der hundert von Chodowiecki zum Elementarwerke gezeichneten Kupfertafeln« (2 Bde., Lpz. 1781—87; auch franz., 1782, und lat. 1784), »Anweisung, wie Kinder und Stumme zum Verstehen und Sprechen zu bringen sind« (Lpz. 1804), »Erziehlehre« (Lpz. 1805), »Mitteilungen der allerersten Sprachkenntnisse und Begriffe« (Lpz. 1805), »Anleit zur deutschen Gesammtsprache oder zur baldigen Erkennung und Berichtigung einiger (zuwenigst 20 tausend) Sprachfäler in der hochdeutschen Mundart u. s. w.« (Dresd. 1812; 2. Aufl., mit verändertem Titel, 1816), sein Hauptwerk. Durch seine Sammlung »Düdsge or sassische Sinngedichte« (Lpz. 1804; 2. Aufl. 1816) wollte er auf das Wohlklingende der niedersächs. Sprache aufmerksam machen. Vgl. Hasselbach, »Lebensgeschichte W.s« (Aachen 1826).

Wolkenbruch ist die volkstümliche Bezeichnung für einen außerordentlich heftigen Regenfall, der seinen Ursprung meist in einer starken Abkühlung nicht sehr hoher Luftschichten hat. Die oft in kurzer Zeit bei einem sogenannten W. niedergehenden ungeheuern Regenmassen haben häufig für die betroffene Gegend schweres Unheil durch Überschwemmungen zur Folge.

Wolkensäule, s. Feuersäule und Wolkensäule.

Wolkenstein, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Marienberg, auf einem Berge an der Zschopau 470 m hoch in der gesündesten Lage des sächsischen Erzgebirges. W. ist Station der Linie Chemnitz-Annaberg der Sächsischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, hat ein altes Schloß, das öfters Residenz der sächs. Herzöge war, eine Bürgerschule und zählt (1885) 2270 E., welche Posamentenfabrikation, Klöppelei, Schuhmacherei, Leinweberei und Strumpfwirkerei treiben, eine Baumwollspinnerei, eine Wollwäscherei und zwei Holzstoffschleifereien unterhalten. Etwa 2 km nordöstlich liegt das Bad Wolkenstein, mit einer 29° C. warmen Quelle, Badeanstalten und Anlagen.

Wolkenstein (Oswald von), s. Oswald von Wolkenstein.

Wolkenstein-Trostburg (Anton Karl Simon, Graf von), österr. Diplomat, geb. 2. Aug. 1832, trat in den diplomat. Dienst und ward 1870 Botschaftsrat in London, 1877 in Berlin und 1880 außerordentl. Gesandter in Dresden. Nachdem er bald darauf Sektionschef des handelspolit. Departements im Ministerium des Äußern geworden, führte er die Verhandlungen mit dem Deutschen Reiche über den Handelsvertrag. Im Mai 1882 wurde er Botschafter am russ. Hofe in Petersburg.

Wolkonski (Peter Michailowitsch, Fürst), russ. Feldmarschall, geb. 1776, trat 1793 als Offizier in die Garde, wurde Adjutant des Großfürsten Alexander, nahm an den Feldzügen in Deutschland 1805 und 1807 im Stabe des Kaisers teil, war 1812—14 des Kaisers Generalstabschef und wurde 1817 General der Infanterie. W. blieb beständig in des Kaisers unmittelbarer Umgebung, war bei dessen Tode in Taganrog zugegen und wurde unter Kaiser Nikolaus Minister des kaiserl. Hauses und Ordenskanzler, sowie Generalinspekteur aller Reservetruppen. Im J. 1850 empfing W. den Feldmarschallstab und starb zu Petersburg 8. Sept. 1852.

Wolkowyschki, Kreisstadt im Gouvernement Suwalki in Russisch-Polen, am Postwege von Maryampol nach Wirballen, mit 6706 E., welche Getreidehandel mit Preußen treiben.

Wollaston (William), engl. Moralphilosoph, geb. 26. März 1659, war früher Lehrer in Birmingham und lebte später in London als Privatmann, wo ihn namentlich die Königin Charlotte sehr begünstigte. Sein Hauptwerk «Religion of nature delineated» (Lond. 1724 u. öfter; franz., Haag, 1726) fand großen Beifall. Einen Gegner fand er an John Clarke in dessen Buche «Examination of the notion of moral good and evil advanced in a late book intitled: The religion of nature delineated». W. starb zu London 29. Okt. 1724. Vgl. Drechsler, «Über W.s Philosophie» (2. Aufl., Erlang. 1802).

Wollaston (William Hyde), engl. Chemiker und Physiker, geb. 6. Aug. 1766 zu East-Dereham in Norfolk, studierte in Cambridge, ließ sich dann als Arzt zu Bury St.-Edmund's nieder, ging hierauf nach London, gab hier jedoch schon 1800 die Medizin auf und widmete sich mit großem Erfolg der Chemie und Physik. Durch seine für Künste und Gewerbe wichtigen Erfindungen, vor allem durch die in den «Philosophical transactions» beschriebene Entdeckung, Platin hämmerbar zu machen, erwarb er sich große Verdienste. Er starb 22. Dez. 1828. Seine Arbeiten mit Platin führten ihn auf die Entdeckung zweier neuen Metalle im Platinerz, das Palladium und Rhodium. Er gab auch eine Vervollkommnung des Mikroskops an und machte sich mehrfach um die Lehre des Galvanismus durch Konstruktion der sog. Wollastonschen Doppelplatte, des galvanischen Fingerhutapparats u. s. w. verdient. Seine Untersuchungen hat er in einzelnen Abhandlungen teils in den «Philosophical transactions» (seit 1797), teils in Thomsons «Annals of philosophy» mitgeteilt, und die chemisch-physikalischen sind ziemlich vollständig in Gilberts «Annalen» und Poggendorffs Fortsetzung derselben enthalten. Das von ihm erfundene und in den «Philosophical transactions» (1809) beschriebene Reflexions-Goniometer macht es möglich, Krystallformen mit größter Genauigkeit zu messen.

Wollastonit, ein chemisch den Augiten nahe verwandtes Mineral, dessen nach der Orthodiagonale säulenförmig gestreckte oder nach dem Orthopinakoid tafelartige Krystalle des monoklinen Systems jedoch keine unmittelbare Vergleichung mit denen des Augits zulassen; meistens erscheint das Mineral in unvollkommen gebildeten schaligen Individuen, auch in radialstängeligen bis faserigen Aggregaten von rötlich-, gelblich- und graulichweißer Farbe, Durchscheinenheit und starkem Glasglanz. Nach den chemischen Analysen ist der W. das Kalksilicat $CaSiO_3$ mit 51,75 Proz. Kieselsäure und 48,25 Kalk. Auffallend ist, im Gegensatz zu den Augiten, in denen diese Substanz eine so große Rolle spielt, daß der W. von Salzsäure völlig, unter Abscheidung von Kieselsäuregallert zersetzt wird; vor dem Lötrohr schmilzt er schwierig zu einem halbdurchsichtigen Glas. Das Mineral findet sich in den Auswurfsblöcken des Vesuvs am Monte-Somma, als Einschluß in den Laven vom Capo di Bove bei Rom und von Aphroessa auf Nea Kaimeni bei Santorin, ferner in den körnigen Kalken von Auerbach an der Bergstraße, Cziklova im Banat, Perheniemi in Finland; auch hat man es neuerdings als einen Gemengteil geschichteter Gesteine der archäischen Formation erkannt, zu Roguedas in der Bretagne und im Herero-Lande.

Wollastonsches Element, s. u. Galvanische oder Voltasche Batterie, Bd. VII, S. 500[b].

Wollatlas, ein fünf- oder siebenteiliger Köper aus Kammgarn, von der wollenen Serge nur dadurch verschieden, daß bei ersterm der Einschlag, bei letzterer die Kette auf der rechten Seite frei liegt.

Wollbaum, s. Bombax u. Eriodendron.

Wollblumen ist in manchen Gegenden die volkstümliche Bezeichnung für die Blüten der Königskerze (s. Verbascum); in andern Gegenden versteht man darunter Anthyllis Vulneraria *L.* (S. unter Anthyllis.)

Wollblumen, s. unter Blumen (künstliche).

Wolldistel, s. unter Cirsium.

Wolle (frz. laine, engl. wool) ist im weitern Sinne die Bezeichnung für die flockenartige, gekräuselte Haarbekleidung mehrerer Säugetiere, sowie für das von einigen Pflanzen gewonnene flaumartige Material, im engern Sinne und vorzugsweise jedoch für die Haarbekleidung der Schafe. Als Eigenschaften des Wollhaars kommen für die Verarbeitung zu Gespinsten und Geweben in Betracht: der Durchmesser oder die Feinheit, die Gleichmäßigkeit

des Durchmessers in der ganzen Haarlänge, die Geschmeidigkeit oder das Vermögen, leicht alle Biegungen anzunehmen, Dehnbarkeit, Festigkeit; Elasticität, die Form der Kräuselung, wobei am wünschenswertesten niedrige und schmale, also verhältnismäßig kleine Bogen sind; endlich die Haarlänge. Für die Fabrikation feiner Tuche soll das Wollhaar nicht zu lang sein, wobei das Verhältnis der Höhe zum Durchmesser der Kräuselungsbogen von Bedeutung ist. Am besten verhält sich die Höhe zur Länge wie 1: $1\frac{1}{2}$ bis $1\frac{3}{4}$. Eine W., deren Kräuselung und Dicke in allen Teilen ihrer Länge gleich ist, heißt *treu*, während diejenige, welche diese Eigenschaft nicht besitzt, *zweiwüchsig* oder *absätzig* genannt wird. Der Durchmesser der Wollhaare variiert von 0,015 bis 0,040 mm, die Kräuselung von 4 bis 14 Bogen auf 1 cm Länge. Die Länge der Wollhaare, wie sie auf dem Schaf wachsen, also ohne Berücksichtigung der Kräuselung, heißt der *Stapel* der W.; diese Länge ist bei einem und demselben Tier auf den verschiedenen Körperteilen von verschiedener Größe und beträgt im Durchschnitt $\frac{1}{3}$—$\frac{1}{2}$ der wirklichen Länge. Die natürliche Farbe der W. ist meist weiß, selten braun oder schwarz. Manche W. ist ganz stumpf und glanzlos, andere mehr oder weniger seidenartig glänzend. Ebenso variiert die Festigkeit. Je nach Feinheit und Güte erfordert ein einfaches Wollhaar, um zu zerreißen, 3—46 g. Gute W. soll vor dem Zerreißen eine Längenausdehnung von 30—50 Proz. zulassen.

Die feinen, rauhen und krausen Haare, welche zur Verfilzung besonders geneigt sind, werden zu solchen Gespinsten und Geweben verwendet, die eine filzartige Struktur haben, zu den *Streichgarnen* und *streichwollenen Zeugen*, zu welch letztern vor allem die Tuche und tuchartigen Stoffe gehören. Dagegen werden die glatten und weniger gekräuselten starken Garne meist zu solchen Gespinsten und Geweben verarbeitet, in welchen die Fasern sich nicht verfilzen, den sogen. *Kammgarnen* und *kammwollenen Zeugen*. Hiernach unterscheidet man in technischer Hinsicht zwei Hauptarten der W., *Streichwolle* und *Kammwolle* (s. unter *Wollmanufaktur* und unter *Wollspinnerei*). Als die wichtigste Eigenschaft der W., sei es zum Krempeln oder zum Kämmen, gilt die Feinheit und es wird demnach diejenige am teuersten bezahlt, welche unter sonst gleichen Umständen die feinste ist. Übrigens herrscht eine außerordentliche Verschiedenheit in der physischen Beschaffenheit der W. Nicht nur weichen hierin ganze Herden bedeutend voneinander ab, sondern es stimmt in diesen selbst höchst selten die W. aller einzelnen Tiere vollkommen miteinander überein, und sogar auf dem besten Individuum ist die W. nicht an allen Körperteilen von gleicher Güte und Feinheit. Das Bestreben der rationellen Schafzucht ist deshalb darauf gerichtet, daß die Abweichungen an dem einzelnen Tier nicht scharf hervortreten, sondern daß selbst auf den unedeln Teilen seines Körpers eine schöne, nicht sehr ungleiche W. wächst. Vor dem Beginn der Fabrikation muß die W. stets sortiert werden.

Ein Tier, das auf seinem ganzen Körper eine feine, tadelfreie, ziemlich gleiche W. trägt, heißt *ausgeglichen*, und unter einer ausgeglichenen Herde versteht man eine solche, in welcher die W. der einzelnen Tiere, sei sie grob oder fein, möglichst übereinstimmt. Die W. heißt *Raufwolle* oder *Gerberwolle*, wenn sie in Weißgerbereien und Saffianfabriken mittels Kalks von den Schaffellen abgenommen wird; *Schlachtwolle* heißt diejenige von geschlachteten Schafen, *Sterblingswolle* die von gestorbenen Schafen. Die beiden letztern Wollsorten sind die schlechtesten. Die gewöhnliche und zugleich die beste W. ist die *Schurwolle*, welche entweder *einschurig* oder (seltener) *zweischurig* ist, jene von Schafen, die nur einmal, diese von solchen, die zweimal im Jahre geschoren werden. Die zusammenhängende Wollbedeckung eines Schafs, welche durch die Schur dem Tier abgenommen wird, heißt *Vlies*. Die an ein gutes Vlies zu stellenden Anforderungen sind neben der Ausgeglichenheit, blumenkohlartiger Zusammenstand der einzelnen Partien in geschlossenen Büscheln, Dichtigkeit und Wollreichtum. Bezüglich der Wäsche unterscheidet man: *Wolle im Schmutz*, d. i. ungewaschene, *natürlich gewaschene* und *künstlich gewaschene Wolle*.

Die beste Feinwolle lieferte bis zur Mitte des 19. Jahrh. Deutschland, und zwar Schlesien und Sachsen (in England heißt alle feine W. Saxon wool), außerdem Mähren, Böhmen, Ungarn, dann Frankreich. In neuester Zeit haben die für Schafzucht besonders geeigneten Territorien von Südrußland, Australien (Neuseeland) und Kapland die europäische Produktion überflügelt. In der Kammwollzucht stehen England, Österreich, Oberitalien, dann Frankreich obenan. Man teilt die in den Handel kommende W. in zahlreiche Klassen: Superelekta, Elekta, Prima, Sekunda, Tertia, Quarta, Quinta und Sexta, Stücke und Locken. Im Wollhandel ist England der Mittelpunkt des Weltverkehrs; der Stand des englischen Wollmarktes übt seinen Einfluß bis in die entlegensten Länder Europas und der übrigen Erdteile. Bei der außerordentlichen Ausdehnung der britischen Wollindustrie und dem eigentümlichen Verhältnis, daß der englische Landwirt das Schaf vorzugsweise für den Schlächter erzieht, ist Großbritannien zu einer überaus bedeutenden Wolleinfuhr genötigt und nimmt hierfür alle Weltteile in Anspruch. Außer London mit seinen wöchentlichen großen Wollauktionen in den Docks sind für feine W. Leeds und Huddersfield, für Mittelwolle Bradford, für leichte W. Rochdale die wichtigsten der britischen Wollmärkte.

Unter den zur Förderung des deutschen *Wollhandels* dienenden Wollmärkten sind Breslau und Berlin maßgebend. Außer diesen sind zu nennen Stettin, Posen, Magdeburg, Dresden, Leipzig, Kirchheim unter Teck, Nürnberg, Weimar, Gotha, Göppingen, Stuttgart. Die europäische *Wollproduktion* schätzt man auf etwa 280 Mill. Kilogramm. Hierzu liefert Rußland 56, England 43, Frankreich 38, Deutschland 37,5, Österreich 36, Spanien 26,5, Italien 13,8, Rumänien 6,5, Schweden und Norwegen 4,2, Portugal 3,3, Dänemark 2,7 und Griechenland 2,2 Mill. Kilogramm. Diese Produktion reicht für den Bedarf nicht mehr aus, denn schon 1870 waren zur Verarbeitung etwa 485 Mill. Kilogramm erforderlich. Die außereuropäische Wollproduktion beträgt in Südasien 110, in den La Plata-Staaten 100, in den Vereinigten Staaten 66, in Südafrika 35, in Indien 15, zusammen 326 Mill. Kilogramm.

Wollerau, Hauptort des Bezirks Höfe (s. d.) im schweizer Kanton Schwyz.

Wollgras, s. *Eriophorum*.

Wollin, eine 280 qkm Flächeninhalt mit etwa 19000 E. enthaltende Ostsee-Insel von etwa 30 km Länge und 19 km Breite im Regierungsbezirk Stettin der preuß. Provinz Pommern, bildet mit der Insel Usedom (s. d.), von der sie im Westen durch die Swine wie im Osten vom Festlande durch die Divenow getrennt ist, den Kreis Usedom-Wollin. Die Insel ist unter den preuß. Inseln die am wenigsten vom Meere zerrissene. Der tief einschneidende Vietziger See und die sich daran anschließende moorige Niederung Liebeseele mit einem Entwässerungskanal teilt die Insel in zwei Teile. Der westliche ist flach, teils sandig, teils moorig, nur zuweilen von dünenartigen Erhöhungen unterbrochen, und hat im nördl. Teil Kiefernwaldungen. Der östlich vom Vietziger See gelegene Teil von W. steigt steil aus dem Meere empor und hat in den Lebbinischen Höhen einige schöne Aussichtspunkte. Die Insel hat zahlreiche Seen, worunter namentlich der schöne Jordansee hervorzuheben ist, ansehnliche Waldungen sowie gute Viehweiden. Die Einwohner treiben Landwirtschaft und Viehzucht, finden auch als Waldarbeiter und in den Cement-, Kalk- und Ziegelbrennereien der Insel ihren Unterhalt. Außerdem ist der Fischfang und der Fischhandel bedeutend, namentlich werden sehr viele und große Aale gefangen (Pritteraale), die man geräuchert weit versendet. An der Südostecke der Insel liegt, durch Brücken, welche über die dreiarmige Divenow führen, mit dem Festlande verbunden, die einzige Stadt Wollin mit (1885) 5300 E., die Schiffahrt, Schiffbau, Fischfang und Holzhandel treiben, auch Viehzucht und Pferdemärkte unterhalten. Die Stadt ist Sitz eines Amtsgerichts und hat ein Realprogymnasium, eine höhere Töchterschule, drei Werfte und lebhaften Handel. Sie war seit 1125 Sitz eines Bistums, das 1170 nach dem gegenüberliegenden Kammin verlegt wurde, und nimmt die Stelle des alten Julin oder Vineta (s. d.) ein. Die Stadt W. wurde 1636 von den Schweden, 27. Aug. 1659 von den Brandenburgern eingenommen, 5. Okt. 1675 von letztern und 16. Sept. 1759 von erstern erstürmt. An der Nordküste ist in neuester Zeit das Fischerdorf Misdroy als Seebad in Aufnahme gekommen.

Wollkäfer (Lagria hirta, Tafel: Insekten I, Fig. 17), ein zur Gruppe der Verschiedenzeher (s. u. Coleopteren) gehöriger, bis 9 mm lang werdender, zottig behaarter Käfer von schwarzer Farbe mit gelben Flügeldecken, der von vegetabilischen Substanzen, namentlich von Blüten lebt und überall in Deutschland häufig ist.

Wollkamm, s. unter Kamm.

Wollkrabbe (Dromia vulgaris, Tafel: Krustentiere, Fig. 19) heißt eine bis 8 cm breit werdende Krabbe von dunkler, bräunlicher Farbe mit dicht stehenden, reichen haarartigen Stachelchen auf Beinen und Rumpf. Sie findet sich an den Küsten des Mittelmeeres und der europäischen Seite des Atlantischen Oceans bis Südengland.

Wollkräuter, s. Verbascum.

Wollaus (Pemphigus) ist der Name eines zahlreichen Geschlechts der Blattläuse (Aphidae), dessen Arten niemals auf Blättern leben, sondern in Gallen, an Wurzeln oder an jungen Trieben. Von den 12 deutschen Arten ist die gemeinste die Pappelwolllaus (P. bursarius), welche an den Stielen der Pappelblätter die eigenthümlichen gewundenen Blasen erzeugen. Von der chinesischen Wolllaus (P. chinensis) werden an den Stielen der Blätter von Rhus americana die sog. chinesischen Galläpfel hervorgebracht, welche ihres bedeutenden Gehalts an Gerbsäure halber (gegen 70°) einen geschätzten Ausfuhrartikel Chinas und Japans bilden. Auch die Terebinthengallen oder Karoben verdanken mehrern südeuropäischen und kleinasiatischen Formen (P. pistaciae) ihr Dasein.

Wollmanufaktur begreift im weitesten Sinne die gesamte Verarbeitung der Wolle zu Gespinsten und Geweben. Wie aber die Wolle (s. d.) bezüglich ihrer physischen Beschaffenheit in zwei große Abteilungen zerfällt, welche nach der verschiedenen technischen Behandlungsweise durch die Namen Streichwolle und Kammwolle bezeichnet werden, so teilt sich die Wollverarbeitung in die beiden Hauptzweige, von welchen der eine mit der Herstellung der streichwollenen, der andere mit derjenigen der kammwollenen Waren sich beschäftigt. Öfters wird speziell der letztere Zweig der Wollverarbeitung oder auch ein Etablissement, in welchem derselbe betrieben wird, unter W. im engern Sinne verstanden. Den Begriff der Streichwollmanufaktur stellt die Tuchfabrikation (s. d.) dar, bei welcher sämtliche Hilfsmittel und Arbeitsmethoden der Streichwollverarbeitung zur Anwendung kommen. Die Fabrikation der Kammwollwaren benutzt als Material nur längere, meist auch gröbere und weniger gekräuselte Wollgattungen und erzeugt aus ihnen Gespinste von glattem Faden (s. Wollspinnerei), aus diesen aber Gewebe, welche der Operation des Walkens nicht unterworfen werden, daher keine filzartige Decke auf ihrer Oberfläche zeigen, im Gegenteil den Faden ebenso offen liegend wie leinene und baumwollene Stoffe darbieten. Das Verweben der Kammgarne erfolgt auf Stühlen, welche nicht wesentlich von denjenigen für andere Stoffe verschieden sind. (S. Weberei.) Manche Wollgewebe sind so, wie sie vom Stuhl kommen, fertig und werden nur zusammengelegt und gepreßt; andere erfordern eine Appretur, welche nach Umständen das Sengen, Scheren, Stärken, Mangen oder Kalandern und das warme Pressen begreift. (S. u. Appretur.) Die gebräuchlichsten kammwollenen Fabrikate (von denen manche öfters mit Baumwolle, Leinen, Ziegenhaar u. s. w. gemischt auftreten) sind folgende, und zwar von den glatten: Kamelot, Orleans, Berkan (Moiré), Bombasin, Stramin, Beuteltuch, Krepp, Wollmusselin, Chaly; von den geköperten: Wollatlas, Merino und Tibet, Serge, Ölpreßtuch, Lasting; von den gemusterten: Damast, Buckskin, Shawls, Plaids; von den samtartigen: Wollplüsch, wozu auch der als Möbelstoff bekannte Utrechter Samt, Felbel, Biber, Krimmer, Castorin gehören. Gemischte Kammgarnzeuge sind Lüster, Wollbarège, Poil de chèvre, Rips, Zanella. (S. die Spezialartikel.)

Als besondere Klasse schließen sich die Teppiche an. Ein beträchtlicher Teil der aus Kammwolle erzeugten Gespinste ist nicht für die Weberei, sondern zum Stricken und für die Strumpfwirkerei bestimmt, sog. Strumpfgarne, wozu man meist die Wolle durch die Behandlung auf Kratzmaschinen vorbereitet, ohne sie zu kämmen, während jedoch das Spinnen auf den eigentümlichen Kammwollspinnmaschinen geschieht (Halbkammgarne). Neuerlich versteht man übrigens unter Kammgarn nicht nur Gespinste aus Schafwolle, sondern

auch solche aus Mohair- und Alpakawolle. Gemische von Kammwolle mit Seide oder Baumwolle kommen im Handel als **Phantasiegarne** vor. Ein noch junger Zweig der W. ist die mit sehr sinnreichen und komplizierten Maschinen arbeitende Fabrikation der **Kunstwolle** (s. d.), die sich von Nordamerika aus in England und später auch in Deutschland verbreitet hat. Die Kammwollindustrie blüht besonders in England, Frankreich und Deutschland. Charakteristisch für England ist die Verarbeitung der langen, festen und glänzenden, aber gröbern Wollen, von welchen es einen so großen Reichtum besitzt. Den eigentlichen Sitz der engl. Kammwollspinnerei und Kammwollweberei bildet die Grafschaft York, und in dieser sind namentlich die Städte Bradford und Halifax von Bedeutung.

Wollmaus (Eriomys), s. unter **Chinchilla** und Tafel: **Nagetiere I**, Fig. 11.

Wollmesser, soviel wie Eriometer.

Wollmusselin, s. unter **Musselin**.

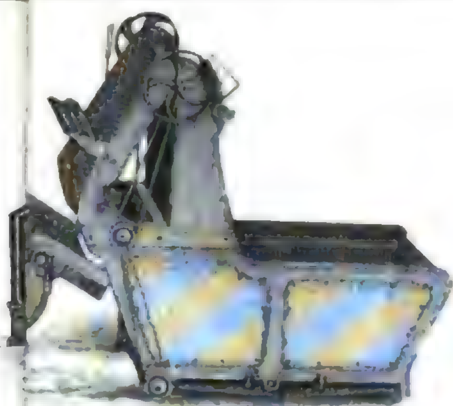
Wöllner (Joh. Christoph von), ein namentlich durch sein intolerantes Religionsedikt bekannter preuß. Minister unter der Regierung Friedrich Wilhelms II., der Sohn eines Predigers, geb. 19. Mai 1732 zu Döberitz bei Spandau, studierte zu Halle Theologie und wurde dann Hofmeister bei dem Generalmajor von Itzenplitz auf Groß-Behnitz in der Mark, der ihn auch im Nov. 1754 zum Pfarrer von Groß- und Klein-Behnitz berief. Nach sechsjähriger Thätigkeit legte jedoch W. aus Gesundheitsrücksichten sein geistliches Amt nieder. Im J. 1762 pachtete er mit seinem frühern Zöglinge, Friedr. von Itzenplitz, die Rittergüter Behnitz und erwarb sich bald als Landwirt und ökonomischer Schriftsteller einen geachteten Namen. Seine Schrift «Die Aufhebung der Gemeinheiten in Brandenburg» (Berl. 1766) fand bei dem König die vollste Anerkennung. Nachdem sich W. 1768 mit der Schwester Friedrichs von Itzenplitz vermählt hatte, lebte er in den J. 1770—86 als Kammerrat bei der Domänenkammer des Prinzen Heinrich teils in Berlin, teils in Rheinsberg. W. wurde 1782 durch geheime Ordensverbindungen mit dem Prinzen von Preußen bekannt, dem er 1784—86 Vorträge über die Regierungskunst hielt. Als letzterer 1786 den Thron bestieg, wurde W. in den Adelsstand erhoben, zum Geh. Oberfinanzrat und Chef des Hofbauamts und 3. Juli 1788 zum Geh. Staatsminister ernannt. Bei dem großen Einflusse, den er auf die Person des Königs ausübte, wußte er sich namentlich der Leitung der geistlichen Angelegenheiten zu bemächtigen. Als Minister suchte er, den bisher im preuß. Staate befolgten Grundsätzen entgegen, der religiösen Aufklärung durch Zwangsmaßregeln Einhalt zu thun und für dieses Verfahren selbst den Monarchen zu gewinnen. Die Folge davon war, daß endlich das Religionsedikt vom 9. Juli 1788 erschien, welches die Geistlichen, die von den Symbolischen Büchern ihrer Kirche abwichen, mit Amtsentsetzung und noch mit härtern Strafen bedrohte. Um die Wirkung des Edikts zu sichern, folgte am 19. Dez. desselben Jahres das Censuredikt und 14. Mai 1791 die «Geistliche (Immediat-) Examinationskommission». Nach dem Tode Friedrich Wilhelms II. erhielt W. seine Entlassung, 11. März 1798, und lebte nun auf seinem Gute Großrietz bei Beeskow in Brandenburg, wo er 10. Sept. 1800 starb.

Wollruhrkraut, s. unter **Gnaphalium**.

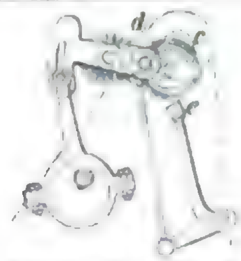
Wollsack (engl. Woolsack), Sitz des Lordkanzlers im engl. Oberhause, bestehend aus einem großen, mit Wolle ausgestopften Kissen ohne Rück- und Seitenlehnen. Der W. wurde von der Königin Elisabeth eingeführt, weil England damals die Wolle als eine Hauptquelle seines Wohlstandes ansah.

Wollspinnerei, die Verarbeitung der Haare von Schafen (und einigen Ziegenarten) zu mehr oder weniger festen gedrehten Fäden. Man gewinnt die Wolle, indem man die Schafe, meist nach vorausgegangener Wäsche in fließendem Wasser, mittels der Schafschere schert, und zwar in der Weise, daß der ganze Wollbestand jedes Schafs, das **Vlies**, zusammenbleibt. Da aber durch diese Wäsche nur die groben Unreinigkeiten entfernt werden und namentlich das durch den Haarboden abgesonderte, die einzelnen Haare verklebende Fett, der **Wollschweiß**, sehr fest an denselben haftet, muß die Wolle noch nachträglich gehörig gereinigt werden. Nach ihrer natürlichen Beschaffenheit wird die Wolle in zwei Gattungen eingeteilt und dementsprechend sortiert. Die eine Sorte, die **Streichwolle**, welche hauptsächlich zur Tuchfabrikation (s. d.) Verwendung findet, besteht aus kurzen, stark gekräuselten Haaren, während die längern, weniger gekräuselten als gelockten Haare die andere Sorte, die **Kammwolle**, bilden. Diese beiden Wollgattungen werden in verschiedener Weise in der **Streichwoll-** oder **Streichgarnspinnerei**, resp. in der **Kammwoll-** oder **Kammgarnspinnerei** verarbeitet.

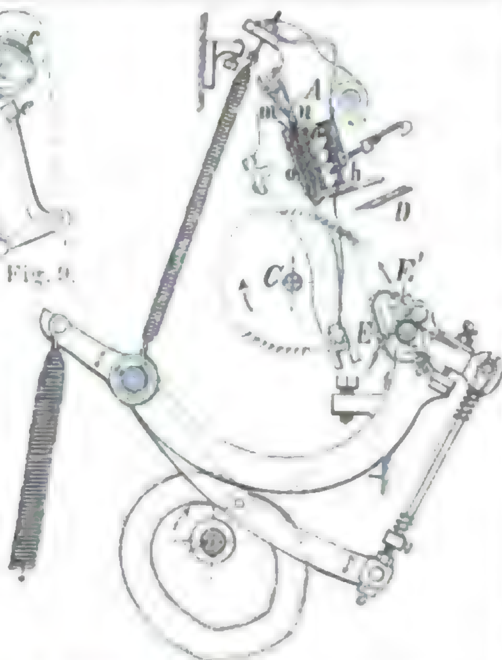
Der Reinigungsprozeß beginnt mit dem **Entstauben** der Wolle, was namentlich für die Herstellung ordinärer Stoffe auf besondern Maschinen, **Öffnern**, ähnlich denjenigen für Baumwolle (vgl. **Baumwollindustrie**, Bd. II, S. 592, mit Tafel), oder auf **Wölfen** vorgenommen wird. Dem Entstauben folgt das eigentliche **Säubern**, wofür besondere **Waschmaschinen** konstruiert sind. Dieselben dienen hauptsächlich als **Entfettungsmaschinen**, da in ihnen die Wolle durch Behandlung mit schwachen Laugen oder fettauflösenden Mitteln, wie Schwefelkohlenstoff, Benzol u. s. w., von dem ihr anhaftenden Fett befreit und dann mit Wasser ausgewaschen und gespült wird. Früher bediente man sich hierzu hölzerner Bottiche, in denen die Wolle in der Lauge eingeweicht und mittels Rechen und Flügelräder auseinander gezogen, sowie gehörig durchgenetet wurde. Neuerlich wendet man in Fabriken fast durchgängig kontinuierlich arbeitende Waschmaschinen, sog. **Leviathans**, an, welche meist ganz selbstthätig sind. Dem langen wannenförmigen Bottich, in welchem sich die Lauge befindet, wird die Wolle auf einem Lattentuch mittels einer Trommel zugeführt. Von dieser wird sie in einzelnen Partien durch Rechen oder Gabeln, die eine greifende Bewegung ausführen, abgenommen und gelockert, einem zweiten Rechen übergeben, der sie auf gleiche Weise durch die Lauge zieht und weiter befördert. Ein letzter Rechen hebt die Wolle auf ein Lattentuch zur nächsten Waschmaschine oder zur Spülmaschine, wo sie mit kaltem Wasser nachgespült wird. Hierauf gelangt dieselbe zwischen die Walzen einer **Wollquetschmaschine**, die öfters direkt mit dem Leviathan verbunden ist und zum Auspressen des Wassers aus der Wolle dient. Fig. 1 der Tafel: **Wollspinnerei** zeigt einen Leviathan amerik. Systems. Rechts steht ein Bottich mit einem kleinen

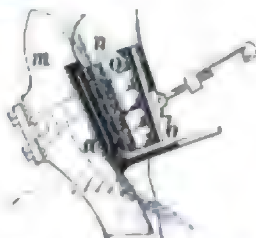


3. (e Konstruktion.



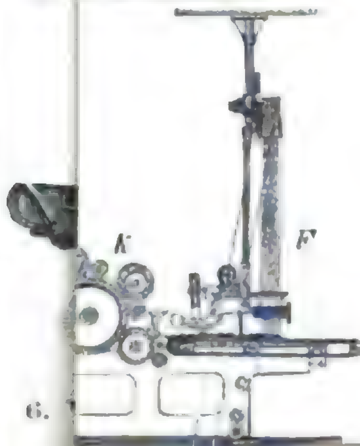
9 b. Detail zu Fig. 9.



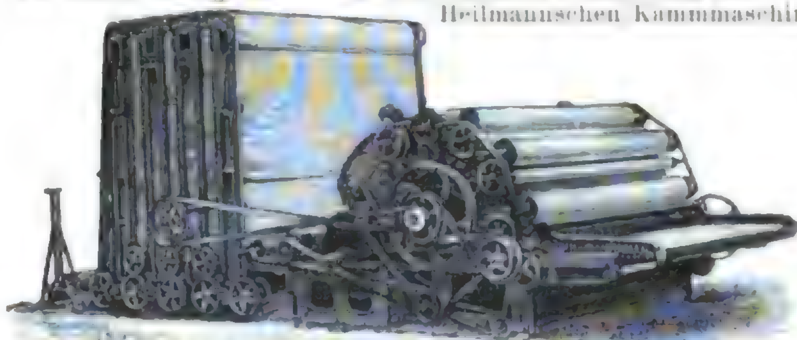


9 a. Detail zu Fig. 9.

9. Schematische Darstellung der Heilmannschen Kammmaschine.



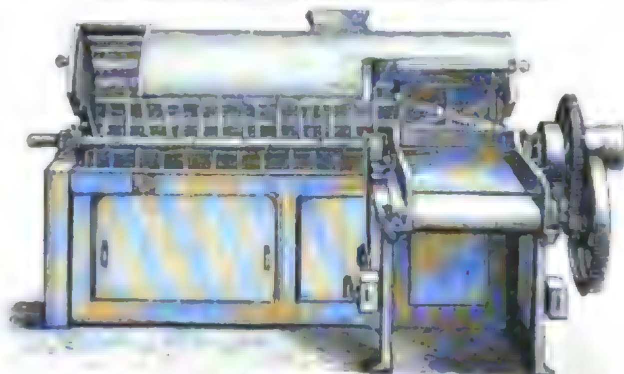
6.



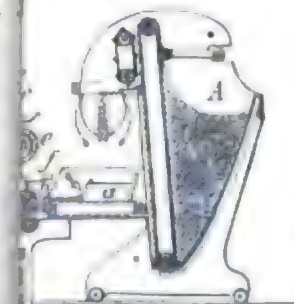
5. **Pelz- oder Stückkrempel von der Sächsischen Maschinenfabrik** zu Chemnitz, vorm. Rich. Hartmann.



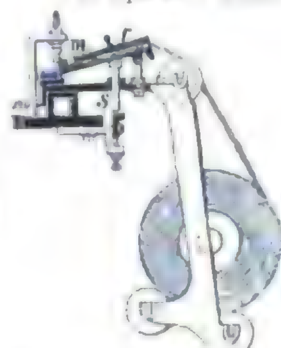
8.



2. Spiral-, Reiss- und Klopfwolf von Oskar Schimmel u. Comp. in Chemnitz.



ts von der Sächsischen
m. Rich. Hartmann.

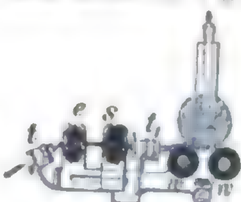


10 a. Detail zu Fig. 10.





11. Zw
Masc **fabrik zu Chemnitz.**

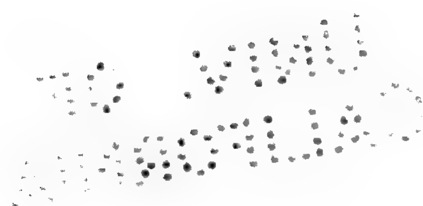


10 b. Detail zu Fig. 10.

10. Kämmmaschine, englische Konstruktion.

Br

Zu Artikel: Wollspinnerei.



Elevator, durch welchen die noch ungewaschene Wolle partienweise dem links stehenden Leviathan zugeteilt wird. Letzterer ist mit einem doppelten Siebboden versehen, sodaß die Lauge, resp. das Wasser stets erneuert werden kann, ohne daß die Wolle mit fortgeschwemmt wird. Da die gewaschene und gepreßte Wolle immerhin noch viel Wasser enthält, wird dieselbe mittels hierzu konstruierter Centrifugen und hierauf durch Wärme in besondern Trockenräumen, häufiger mittels mechanisch bewegter Trockenmaschinen, wie sie bei der Appretur (vgl. Bd. I, S. 784, und Tafel: Appreturmaschinen) Verwendung finden, getrocknet.

Handelt es sich um die Erzeugung wollfarbiger Tuche, so wird die Wolle nach dem Trocknen mit echten Farben gefärbt. Die so weit vorbereitete Wolle wird, wenn sie zu Streichgarn verarbeitet werden soll, durch das Wolfen aufgelockert und von fremden Bestandteilen, wie Staub, Stroh, Kletten u. s. w., befreit. Staubige, schmutzige und auch Abfallwolle wird zuerst einem Schlagwolf aufgegeben, dessen Konstruktion derjenigen eines Whippers (vgl. Baumwollindustrie, Bd. II, S. 592) entspricht und in welchem dieselbe durch mehrere auf zwei Wellen sitzende Reihen Schläger bearbeitet wird. Zum Öffnen und Klopfen der Wolle dient der Spiral-, Reiß- und Klopfwolf, den Fig. 2 der Tafel in der Ausführung von Oskar Schimmel u. Comp. in Chemnitz veranschaulicht. Die durch ein endloses Lattentuch zugeführte Wolle wird von den auf schraubenförmigen Flügelblechen sitzenden Zähnen einer Trommel ergriffen, weiterhin durch die in Spirallinien auf der Welle befestigten Zinken geklopft und nach der entgegengesetzten Seite transportiert, wobei eine starke Ventilation stattfindet, die den Wollstaub durch das unter der Zinkenwelle liegende Sieb treibt und die Wolle selbst lockert. Es kommen auch Wölfe zur Verwendung, welche ausschließlich zum Lockern der Wolle dienen; dieselben haben nur eine mit Zinken besetzte Trommel von großem Durchmesser und führen den Namen Reißwölfe. Um die Wolle von den ihr anhaftenden Kletten zu reinigen, bedient man sich des Klettenwolfs, welcher entweder derartig arbeitet, daß die Kletten aus der Wolle gleichsam herausgeschnitten werden, oder, was vorteilhafter für die Wolle erscheint, daß letztere von den Kletten abgezogen wird. In diesem Wolf wird die Wolle gelockert, vom Farbstaub u. s. w. mit Hilfe eines Ventilators gereinigt und dann dem Kammtambour, einer großen Trommel, übergeben, auf der die Kletten durch Kratzen-, Bürst- und Schlagwalzen gänzlich beseitigt werden, worauf die Wolle durch eine Abstreich-Bürstwalze von dem Kammtambour abgenommen wird.

Neuerdings werden die Kletten oft auf chem. Wege durch Carbonisieren (Behandeln der Wolle mit verdünnter Schwefel- oder Salzsäure) entfernt, wodurch die vegetabilischen Stoffe zerstört werden, während die Wollfaser nicht angegriffen wird.

Zur weitern Verarbeitung ist es erforderlich, die Wolle mit etwas Öl anzufeuchten. Dies geschieht entweder vor oder nach dem Wolfen und zwar entweder von Hand, oder in einer Maschine, dem Ölwolf, welcher das Öl vor dem Wolfen in einem feinen Regen auf die Wolle ausfließen läßt. In Fig. 3 der Tafel: Wollspinnerei ist ein Ölwolf aus der Maschinenfabrik von Oskar Schimmel u. Comp. in Chemnitz abgebildet.

Das Öl wird erst bei der Appretur durch die sog. Krappmaschinen (vgl. Appretur, Bd. I, S. 784) wieder vollständig entfernt. Die so behandelte Wolle ist locker; die Haare liegen mehr oder weniger flockig durcheinander und müssen noch gerade und parallel ausgestreckt werden, um zum Filzen tauglich zu werden. Dieses Ordnen der Fasern geschieht durch das Krempeln, wobei gleichzeitig etwa noch vorhandene Unreinigkeiten, sowie zu kurze Härchen entfernt werden. Die betreffende Manipulation erfolgt nach und nach auf zwei oder drei Krempeln, von denen jede in der Konstruktion um einiges von der andern abweicht. Fig. 4 der Tafel gibt eine schematische Darstellung eines derartigen Krempel-Assortiments von der Sächsischen Maschinenfabrik in Chemnitz. Die Wolle wird dem Selbstaufleger A, einem großen fahrbaren Trichter, aufgegeben, aus welchem sie mittels eines Elevators in mechanisch abgewogenen Portionen auf die Fläche des Zuführungstisches a der Reißkrempel B ausgebreitet wird. Von hier passiert die Wolle die Einführwalzen b, die sie dem mit Kratzenbeschlag versehenen Vorreißer c übergeben. Derselbe berührt den schnell rotierenden Krempeltambour d, der, wie alle folgenden Walzen, gleichfalls Kratzenbeschlag trägt, und gibt an ihn die Wolle ab. Bei seiner Umdrehung wird die Wolle abwechselnd von den Kratzenwalzen e, den sog. Arbeitern, welche langsamer, aber in entgegengesetzter Richtung wie der Tambour laufen und deren Kratzen denen des Tambours entgegengesetzt gekrümmt sind, festgehalten und mitgenommen und dann den unter ihnen befindlichen, schnell rotierenden kleinen Walzen f, den Wendern oder Schnellwalzen, übergeben, die sie dem Tambour wieder zuführen. Auf der der Zuführungsstelle gegenüberliegenden Seite ist eine sich außerordentlich schnell drehende Walze g mit ganz schwach gekrümmten Kratzenhäkchen, der sog. Volant, angeordnet, welcher, da er schneller als der Tambour läuft, die Wolle an dem Umfang desselben lockert und auf die Spitzen der Kratzen schiebt, sodaß sie leicht durch die folgende Trommel h, den Abnehmer oder Peigneur, vom Tambour abgehoben werden kann.

Vom Abnehmer wird das erhaltene, wenig zusammenhängende Vlies entweder durch einen rasch oscillierenden Stahlkamm, den Hacker, abgehoben, oder, wie in dem Schema Fig. 4 angedeutet, durch einen Bandabzug abgenommen, welcher das Vlies zu einem runden Bande zusammenlegt, das auf der hinter der Reißkrempel stehenden automatischen Wickelmaschine C aufgewickelt wird. Diese Maschine stellt selbstthätig Wickel von gleicher Größe her, wirft die vollen Wickel in den Kasten und legt die leere Spule für den neuen Wickel selbstthätig auf. Wird das Vlies nicht zu Bändern zusammengelegt, so wird es in seiner ganzen Breite auf die Pelztrommel aufgewickelt, um dann, der Breite derselben entsprechend in mehrere Teile durchgerissen, quer auf den Zuführungstisch einer Pelz-, Vlies- oder Stückkrempel ausgebreitet zu werden. Letztere zählt zu den Feinkrempeln und ist ganz ähnlich den Reißkrempeln gebaut. Das durch einen Hacker abgelöste Vlies wird in den Pelzapparat übergeführt, wo dasselbe mehrfach über viele Walzen geleitet wird, bis es die erforderliche Dicke erhalten hat, worauf es an einer Stelle aufgerissen und auf eine Wickelwalze gebracht wird.

Fig. 5 der Tafel veranschaulicht eine Pelz- oder Stückkrempel aus der Sächsischen Maschinenfabrik in Chemnitz.

Nach dem Schema Fig. 4 werden die auf der Reißkrempel erhaltenen Wickel auf einen Aufsteckrahmen D gelegt, von dem die abrollenden Bänder nach der Feinkrempel E geführt werden, welche die nämliche Konstruktion wie die Krempel B zeigt, aber des hier überflüssigen Zuführungstisches entbehrt. Das auf dem Bandabzug erzeugte flache Vliesband wird nicht erst aufgewickelt, sondern gelangt, durch Rollen geführt, nach der Vorspinnkrempel G, wo es durch den mit den entsprechenden Mechanismen versehenen Bandlegetisch F in diagonaler Richtung vorgelegt wird. Auf diese Weise werden ungleiche Stellen im Vlies ausgeglichen, und beim Melieren verschiedener Wollsorten erzielt man eine sehr innige Mischung. Hinter dem Zuführtisch ist zunächst eine kleine Vorkrempel k angeordnet, sodaß dem Tambour l der Vorspinnkrempel G das Material vliesartig und ganz gleichmäßig dargeboten wird. Das mittels eines Hackers vom Peigneur der Vorspinnkrempel abgenommene Vlies wird durch zwei kammartig ineinander greifende Walzen m in einzelne Bänder zerteilt und durch Würgelsysteme, das sog. Nitschelzeug n, zu Wulsten (falschen Drähten) zusammengedreht, welche auf Wickel o gesammelt werden. Die ganze Vorrichtung, in der Figur mit H bezeichnet, wird in den verschiedensten Abänderungen ausgeführt. Der im Schema dargestellten nicht unähnlich ist diejenige von Oskar Schimmel u. Comp. in Chemnitz, die mit der Vorspinnkrempel, Fig. 6, verbunden ist. Das Produkt der Vorspinnkrempeln wird direkt auf der Spinnmaschine verarbeitet, während die von Krempeln ohne Würgelapparat erhaltenen Wulste, welche in einzelnen Stücken abgenommen sind, erst noch auf einer Anstückelmaschine in ein Vorgespinst verwandelt werden müssen. Der namentlich früher allgemein verwendete Vorspinnapparat ist das Würgelzeug, auch Rota-Frotteur oder Frottierapparat genannt, welches in derselben Weise arbeitet wie bei der Baumwollspinnerei. (Vgl. Bd. II, S. 593.)

Erst nach den beschriebenen Operationen wird das eigentliche Spinnen vorgenommen; dasselbe bildet den Faden durch Ausziehen des zusammengerollten Vliesbandes und nachfolgende Drehung. Als Feinspinnmaschinen finden Verwendung die Watermaschine, die Ringspinnmaschine und der Selfactor. Die Watermaschine für Streichgarn, welche durch die andern Feinspinnmaschinen immer mehr verdrängt wird, ist von derjenigen für Baumwolle dadurch wesentlich verschieden, daß das Vorgespinst durch die ungleiche Geschwindigkeit eines Ausziehwalzenpaares um mehr als das Zweifache gestreckt wird. Auf dem Wege von einem Walzenpaar nach dem andern wird der Faden durch eine schnell rotierende Walze gestrichen, wodurch die Wollfasern verschoben und gelockert werden, was für das nachherige Verfilzen von Vorteil ist. Vielfach wird in neuerer Zeit die Ringspinnmaschine der Watermaschine vorgezogen, weil sie ein regelmäßigeres festes Garn liefert. Bei der gebräuchlichsten Konstruktion wird das Vorgespinst durch zwei Einziehwalzen geführt, welche mit zwei Streckwalzenpaaren korrespondieren, die schneller als die erstern laufen und infolge dessen den Faden strecken. Zwischen den Einzieh- und den Streckwalzen passiert jeder Faden ein Röhrchen, welches denselben um weniges dreht und dadurch den Auszug erleichtert; die Spannung und der Auszug werden durch einen einfachen Mechanismus reguliert. Weiterhin wird der Faden, wie bei der Baumwoll-Ringspinnmaschine, durch eine kleine Öse, den Läufer, geführt, der auf einem Reifen, dem Ring, um die schnell rotierende Spindel läuft, um nach erfolgter Drehung auf letztere aufgewickelt zu werden. Die älteste und in vervollkommneter Form jetzt noch allgemein verwendete Spinnmaschine ist die Jenny, die in Fig. 7 als Feinspinnmaschine für gemischten (Hand- und Maschinen-) Betrieb nach einer Konstruktion der Sächsischen Maschinenfabrik in Chemnitz dargestellt ist. Dieselbe arbeitet in größern Spinnereien ganz mechanisch; alsdann erhält sie den Namen Selfactor, da sie mit der in der Baumwollspinnerei gebräuchlichen Maschine dieses Namens im Prinzip vollständig übereinstimmt.

In der Kammgarnspinnerei wird die zu verarbeitende Wolle gleichfalls, obwohl nicht so stark wie die Streichwolle, geölt, und dann erfolgt die Bildung der Bänder für die Kämmmaschinen. Hierzu bedient man sich der Walzenkarden, welche ebenso wie diejenigen in der Baumwollspinnerei gebaut sind, aber gröbern Beschlag und mehr Reinigungsapparate (Klettenwalzen und Schlaglineale) besitzen. Das auf diesen Krempeln erhaltene Band wird auf Spulen gewickelt und hierauf gestreckt. Derartige Strecken arbeiten in der Mehrzahl so, daß die Bänder aus verschiedenen Wickeln zusammengeführt und durch mehrere Walzenpaare gezogen werden, von denen die nachfolgenden immer größere Geschwindigkeit als die vorhergehende besitzen. Schließlich werden die Bänder durch einen Trichter geführt und dadurch zu einem einzigen zusammengezogen, welches dann auf einem Wickel gleichsam aufgespeichert wird. Vor dem Kämmen sind die Bänder noch zu doublieren, d. h. zu einem Vlies von bestimmter Breite zu vereinigen.

Auf den Doubliermaschinen werden mehrere Bänder durch Druckwalzen- und Riffelwalzenpaare geführt, um endlich unter Druck auf eine Walze aufgewickelt zu werden. Das nunmehr folgende Kämmen wurde früher nur von Hand mittels Drahtbürsten, die mit langen, spitzen Stahlzinken besetzt waren, ausgeführt; neuerlich bedient man sich in Fabriken allgemein der Kämmmaschinen. Dieselben setzen sich in der Hauptsache aus drei Organen zusammen: dem Einschlag- oder Speiseapparat, dem Arbeits- oder Kämmapparat und dem Ausziehapparat nebst den Mechanismen zur Bildung eines gemeinsamen Bandes und zum Entfernen der Kämmlinge, d. h. der kurzen ausgekämmten Haare. Die Kämmmaschinen werden in den verschiedensten Konstruktionen angewendet; dieselben sind aber immer Verbesserungen der beiden Hauptklassen dieser Maschinen, nämlich derjenigen, welche nur mit Kämmen arbeiten und deren Erfinder Edmund Cartwright ist, und derjenigen mit Zange und Kamm, welche von Josua Heilmann erfunden sind. Fig. 9 gibt eine schematische Darstellung der Arbeitsweise letztgenannter Art von Kämmmaschinen nach einer Verbesserung von Schlumberger u. Comp. in Gebweiler. Das Hauptorgan dieser Maschine ist die rotierende Kammwalze C, welche an zwei sich gegenüberliegenden Stellen mit Nadeln und an zwei andern sich gegenüberliegenden Stellen mit Leder armiert ist. Der

Speiseapparat A, der in Fig. 9ª in größerm Maßstab gezeichnet ist, besteht aus den Roststäben m und n, dem mit Zähnen besetzten Speisekamm o und der aus den Teilen a und b gebildeten Zange. Das Walzenpaar EE' bildet den Abziehapparat. Der Speiseapparat zieht die Bänder von den Wickeln und nähert das heraushängende Ende, wie Fig. 9ª veranschaulicht, der Walze C, von welcher es ausgekämmt wird. Hierauf sticht der Vorstechkamm D in das gekämmte Ende ein, das von einem Ledersektor der Trommel C erfaßt und dem Walzenpaar EE' überliefert wird. Gleichzeitig öffnet sich die Zange und läßt ein Stück Band frei, das abgerissen und infolge einer Bewegung der Walzen EE' durch den Vorstechkamm D hindurchgezogen wird. Das aus EE' noch heraushängende abgerissene Bandende wird der Kammwalze wieder genähert und gleichfalls ausgekämmt. Alsdann wird der abgerissene Bart durch die Walzen nach einem Trichter und den Abziehwalzen befördert, wodurch die Strähne wieder zu einem zusammenhängenden Bande vereinigt werden. Die Nadeln der Kammwalze werden fortwährend mittels einer Kratzenwalze c und einer Bürstenwalze d (Fig. 9ᵇ) gereinigt, während die Haare von erstern wiederum durch einen Hacker e abgetrennt werden.

In Fig. 10 ist eine Kämmmaschine engl. Konstruktion nach dem Prinzip Cartwrights, System Noble, dargestellt. Dieselbe arbeitet nicht mit Walzenkämmen, sondern mit Ringkämmen, weshalb die ganze Maschine ringförmig angeordnet ist. Am Grunde der beiden aufrecht stehenden Spindeln rotieren zwei Kammringe, welche Zahnkränze tragen, die in einen solchen an dem sie umschließenden Kammring eingreifen, sodaß sich der letztere samt den Bandwickeln um die Achse der Maschine dreht. Die Zuführung der Wollbänder erfolgt, wie Fig. 10ª zeigt, durch eine Röhre, welche abwechselnd den Kämmen ein Stück Band darbietet und dann durch einen Stempel s von unten emporgehoben wird, wodurch der mittels einer Leiste m festgehaltene Strähn abreißt, sodaß die Faserbärte des zugeführten Bandes ein Stück weiter hervorgezogen werden und dann über die Kämme zu stehen kommen; beim Niedergang der Röhre legen sich die Bärte wieder in die Kämme. Das Kämmen des hintern Endes der Fasern erfolgt bei der Trennung der beiden Kammringe. Weiterhin werden die Fasern durch Ausziehwalzen aus den Ringen entfernt und zu einem Bande vereinigt.

Durch Fig. 10ᵇ ist der Aufwickelapparat veranschaulicht, welcher außer zwei Trichtern t und t_1 zum Zusammenführen der Fäden aus einem Einziehwalzen- und einem Streckwalzenpaar e, resp. s, besteht, nach deren Passieren das gekämmte Band auf einen durch zwei Walzen bewegten Wickel gebracht wird. Die von der Kämmmaschine erhaltenen Bänder werden noch auf Lisseusen oder Plättmaschinen durch Seifenbäder entfettet und durch Preßwalzen mäßig entkräuselt, worauf sie durch Strecken und Doublieren in Vorgarn verwandelt werden. Hierfür sind Würgel- oder Frottierstrecken in Gebrauch, in denen das Band durch verschiedene Walzen gestreckt, zwischen Frottierledern verdichtet, durch einen Trichter geführt und aufgewickelt wird, oder das Vorgarn wird auf der Spindelbank (Art Watermaschine) hergestellt.

Das Feinspinnen erfolgt sowohl auf Waterspinnmaschinen, wie Fig. 8 eine solche aus der Sächsischen Maschinenfabrik in Chemnitz darstellt, als auch auf Selfactors. Beide Systeme unterscheiden sich von den für die Baumwollspinnerei gebräuchlichen in der Hauptsache nur durch den wegen der Faserlänge erforderlichen großen Abstand der Streckwalzen. Außer dem beschriebenen gibt es noch verschiedene andere Systeme der Kammwollspinnerei. Das franz. System benutzt eine Doubliermaschine, den Entfilzer, der nach der Entfettung der Bänder durch starken Druck letztere, nachdem sie getrocknet sind, vielfach doubliert; ferner eine Drehmaschine, deren Produkte, mit Wasserdampf angefeuchtet, doubliert, in Bänder verwandelt, von einem weitern Entfilzer wiederum doubliert und gestreckt werden, um schließlich durch Würgelwalzen in ein grobes Vorgespinst verwandelt zu werden. Dieses Vorgarn wird mittels Flyer verfeinert und mittels Mulemaschinen, resp. Selfactor fertig gesponnen. Das engl. System verwendet eine Anstückmaschine, drei Strecken, einen Fertigstuhl, Vorspinn- und Spinnmaschine. Die Spinnmaschinen sind hier sämtlich nach dem Watersystem gebaut. Kurze Kammwolle, sog. Halbkammwolle, wird wie Streichwolle verarbeitet, nur daß das Strecken und Dämpfen eingeschaltet wird. Halbkammgarne finden namentlich als Strickgarn (Strumpfgarn) Verwendung.

Für viele Zwecke muß das Garn noch gezwirnt werden, d. h. zwei oder mehrere Fäden werden durch starkes Drehen zu einem einzigen vereinigt. Hierfür braucht man die Doublier- oder Zwirnmaschinen, von welchen in Fig. 11 eine Konstruktion der Sächsischen Maschinenfabrik veranschaulicht ist. Auf derselben werden z. B. je vier Fäden zu einem Zwirnfaden zusammengedreht, welcher auf eine Spule der in Fig. 12 gezeichneten Form aufgewickelt wird. Dieses Aufwickeln erfolgt in der abgebildeten Maschine mittels des Ringmechanismus, also ähnlich wie bei den Ringspinnmaschinen; es sind indes auch viele Zwirnmaschinen im Betrieb, die auf Spindeln mit Watermechanismus spulen. Façonnierte und mehrfarbige Garne werden auf den Zwirnmaschinen durch Vereinigung verschiedenartiger Garne oder durch Einfügung besonderer Mechanismen hergestellt.

Die Wolle scheint diejenige Gespinstfaser zu sein, welche am frühesten als solche Verwendung fand, worauf namentlich die biblischen Überlieferungen hindeuten. Anfangs waren die wollenen Gewebe dick und rauh; bald wurden sie jedoch leichter und feiner hergestellt. Karl d. Gr. soll alljährlich seine Hofbedienten mit Friesmänteln beschenkt haben. Im 10. Jahrh. bereits und bis zum 15. Jahrh. waren die deutschen Wollmanufakturen berühmter als alle andern Europas. Von Deutschland wurde die Wollindustrie nach den Niederlanden und nach Italien verpflanzt, wo man in der Folge bessere Waren als in Deutschland erzeugte. Namentlich zeichneten sich die Manufakturen von Florenz, Mailand, Genua und Neapel aus. Von den Niederlanden wanderten im 14. und 16. Jahrh. viele Wollweber aus, und zwar größtenteils nach England, von welcher Zeit an der Aufschwung der engl. Wollindustrie datiert. In Frankreich war es besonders der Einfluß Colberts, durch welchen der Betrieb des Wollgewerbes größere Ausdehnung gewann. Seine großartigste Entwickelung verdankt dasselbe überall der Einführung verschiedener Wollbearbeitungsmaschinen und der mechan. Webstühle.

Wollstein, Stadt in der preuß. Provinz und im Regierungsbezirk Posen, Kreis Bomst, an der Doica, zwischen dem Wollsteiner- und Nelkersee, Station der Linie Bentschen-W. der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz des Landratsamts für den Kreis Bomst und eines Amtsgerichts, zählt (1880) 2808 E., darunter 300 Polen, und hat eine evang. und eine kath. Pfarrkirche.

Wollstickerei, s. unter Stickerei.

Wolltapete, s. unter Tapeten.

Wollust heißt das Gefühl der sinnlichen Lust und im engsten Sinne der Geschlechtslust. Man spricht von ihr als demjenigen Gefühl, welches sich lediglich auf den körperlichen Inhalt des Begattungstriebes bezieht und die eigentlich seelischen Elemente desselben unterdrückt.

Wollwaschmaschine, s. u. Wollspinnerei.

Wolmar, Kreisstadt des russ. Gouvernements Livland am rechten hohen Ufer der livländ. Aa gelegen, wurde als Ordensburg 1283 vom livländ. Ordensmeister Wilhelm von Schauenburg erbaut, an der sich mit der Zeit eine kleine Stadt anschloß, die nachher mit einer hohen Mauer und Wällen umgeben wurde. Diese Festungswerke ließ Gustav Adolf von Schweden 1622 nach der Eroberung W.s schleifen und schenkte die Stadt seinem Kanzler Oxenstjerna. Im J. 1689 brannte die Stadt fast ganz ab, wurde 1702 russisch und mußte 1877 die russ. Städteordnung annehmen. W. besitzt eine luth. und eine russ. Kirche, treibt Handel hauptsächlich mit Flachs und Getreide, liegt am Kreuzpunkt von vier Poststraßen und zählt 1881 2600 E.

Wolmirstedt, Kreisstadt im Regierungsbezirk Magdeburg der preuß. Provinz Sachsen, 14 km nördlich von Magdeburg, an der Ohre, Station der Linie Magdeburg-Wittenberge der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat Ruinen eines erzbischöfl. Schlosses und einer got. Schloßkirche, eine schöne neue Kirche und zählt (1885) 3757 E., welche Landwirtschaft treiben, eine Zuckerfabrik, Gerbereien und Waschanstalten unterhalten. — Der Kreis Wolmirstedt zählt (1885) auf 696 qkm 50975 E.

Wolof, Negerstamm, s. Jolof.

Wologda (russ. Vologodskaja Gubernija), nach Archangelsk das größte Gouvernement des europ. Rußland, 402119 qkm mit (1886) 1172253 E. umfassend, wird von der Petschora, dem Mesen und namentlich von der Dwina durchströmt, deren beide Quellströme, die Suchona und der Jug, nebst mehrern andern Nebenflüssen derselben (wie der mächtigen Wytschegda) diesem Gouvernement ebenfalls angehören. In seinem Südwestteil besitzt das Land den See Kubenskoje (s. d.). Das Gouvernement ist im ganzen eben. Seine Nordostgrenze bildet das Uralgebirge, von dem einige Abzweigungen nach Westen reichen; an der Südgrenze zieht sich die sog. Ural-Alaunische Hügelkette hin, welche die Wasserscheide zwischen dem Eismeer und dem Kaspischen Meere bildet; von Westen ragen Ausläufer der finnisch-olonezkischen und vom Norden der timanischen Höhen herein. Das sehr wasserreiche Gouvernement zählt bis 4800 Flüsse, von denen 15 schiffbar sind. Im Norden und Osten dehnen sich gewaltige Moräste und Sandheiden aus. Kulturland ist fast nur im Süden und Westen vorhanden, wo aber auch die Kälte den Ernten großen Schaden zufügt, sodaß der Ackerbau nicht für die Konsumtion hinreichendes Getreide erzeugt. Fast das ganze Land ist mit Wald bedeckt. Viehzucht, Jagd, Fischerei, Schiffahrt auf den Flüssen und Kanälen und Waldwirtschaft bilden die Hauptbeschäftigungen der Einwohner. Unter den 351 Fabriken und industriellen Anstalten nehmen die Salzsiedereien den ersten Platz ein. Außer den Russen leben hier einige Samojeden in den Urwäldern an der Petschora und die Syrjänen finn. Stammes (16 Proz.). Das Gouvernement ist in 10 Kreise eingeteilt.

Die Hauptstadt Wologda (russ. Vologda), an beiden Ufern der Wologda (140 km langer rechter Nebenfluß der Suchona), durch Eisenbahn mit Jaroslaw verbunden, ist weitläufig gebaut, mit in umfangreichen Gehöften und Gärten liegenden Blockhäusern und nur am Hauptplatze von einer Anzahl steinerner Gebäude in modernem Stile besetzt. Die Stadt ist öde und zählt (1886) nur 17025 E., aber 47 Kirchen und 2 Klöster. Es befinden sich hier ein Militär- und Civilgouvernement, eine Garnison, ein Stadthospital, ein Seminar, ein Gymnasium, ein Irrenhaus, eine geistliche Kreisschule, eine Bank, gegen 30 Fabriken, besonders Lichtziehereien und Seifensiedereien, dann in Krystall, Glas, Leder, Bleiweiß, Leinwand, Drell und Segeltuch. Der Handel ist lebhaft. Ehedem nur ein umwaldeter Handelsplatz, gehörte W. seit dem 13. Jahrh. der Republik Nowgorod und war im Mittelalter ein Hauptdepôt des Handels mit Innerasien. Im 16. Jahrh. bildeten sich hier Handelsverbindungen mit England, weshalb viele Engländer in W. wohnten. Solange Rußland noch keinen Hafen an der Ostsee hatte, ging sein europ. Handel über Archangelsk und das Weiße Meer, und in W. war der Hauptstapelplatz desselben. Vor der Eroberung Sibiriens war W. der gewöhnliche Verbannungsort.

Wolokolamsk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Moskau, 119 km nordwestlich von Moskau, an der Lama, mit (1882) 2851 E., welche Handel mit Talg, Flachs, Hanf und Bauholz treiben.

Wolost (russ.), Gebiet, bedeutet in der ältesten Zeit das Gebiet eines ganzen Stammes, dann Fürstentum, dann das Landgebiet im Gegensatz zur Stadt, später einen Verwaltungsbezirk, jetzt die aus mehrern Dorfgemeinden bestehende Gesamtgemeinde und deren Bezirk.

Wolotschisk, Flecken im russ. Gouvernement Volhynien, am Zbencz, mit (1879) 3100 E., ist die Endstation (mit Zollamt) der russ. Süd-Westbahn (Odessa-Birsula-W.), die hier bei dem gegenüberliegenden Podwoloczyska (s. d.) an die galizische Karl-Ludwigsbahn anschließt.

Wolowski (Louis François Michel Raymond), franz. Nationalökonom und liberaler Politiker, geb. 31. Aug. 1810 in Warschau, flüchtete nach der Unterdrückung des poln. Aufstandes 1831 nach Frankreich, wurde hier naturalisiert und bezeichnete den Anfang seiner langen Publizistenlaufbahn mit der Gründung der «Revue de législation et de jurisprudence», die 1834—48 bestand. In der Einleitung zur Übersetzung von Roschers «System der Volkswirtschaft», welche unter dem Titel «Principes d'économie politique» (2 Bde., Par. 1857) erschien, entwickelte er seine eigene volkswirtschaftliche Doktrin, wobei er sich zum Eklektizismus hinneigt und die histor. und philos. Schule auf dem Gebiet der sozialen Ökonomie auszugleichen sucht. Im J. 1839 wurde er zum Professor der industriellen Gesetzgebung am pariser Konservatorium der Künst-

Handwerke und Gewerbe ernannt und 1855 zum Mitgliede der Akademie der moralischen und polit. Wissenschaften gewählt. Im J. 1848 nahm er lebhaften Anteil an dem politischen Leben. Er wurde im April vom Seine-Departement in die Konstituante gewählt, und auch bei den Wahlen 1849 erhielt er ein Mandat, obschon er zwischen den verschiedenen Parteien eine Richtung der Mäßigung und Versöhnlichkeit eingehalten hatte. Im J. 1871 wurde er wieder in Paris zum Mitglied der Nationalversammlung gewählt, und 1875 erlangte er die Ehrenstellung eines lebenslänglichen Senators. Er starb zu Gisors (Depart. Eure) nach längerer Krankheit 15. Aug. 1876. Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten sind namentlich zwei größere Schriften zu nennen: «La question des banques» (Par. 1864) und «L'or et l'argent» (Par. 1872). In letzterer Schrift verteidigt er, wie schon in frühern Veröffentlichungen, die Doppelwährung (s. d.) aus neuen Gesichtspunkten.

Wolseley (Sir Garnet, Lord W. of Cairo), brit. General, Sohn eines brit. Majors, geb. zu Golden Bridgehouse bei Dublin 4. Juni 1833, trat im März 1852 in die Infanterie, diente mit Auszeichnung 1852—53 in dem Kriege gegen Birma, wo er schwer verwundet wurde, dann als Ingenieur, 1854—55 im Krimkriege, wo er vor Sewastopol abermals schwer verwundet wurde, 1857—60 in den Kriegen in Indien und China und stieg schon 1859 zum Oberstlieutenant auf. In China war er als Deputy Quartermaster General, ebenso 1861 in Canada, als wegen des Trentschen Streitfalls die Beziehungen zu den Vereinigten Staaten gespannte geworden, und kehrte 1865 als Oberst nach England zurück. Im J. 1867 ging er nach Canada, wo seine umsichtige und erfolgreiche Führung der Expedition gegen die Red-River-Indianer ihm 1870 die Erhebung zum Generalmajor und die Ritterwürde erwarb. Im J. 1871 wurde W. stellvertretender Generaladjutant in den Horse-Guards (Kriegsministerium) und erhielt im Herbste 1873 den Oberbefehl über die Expedition gegen Aschanti, welche mit der Einnahme von Kumassi und der Unterwerfung König Calcallis 5. Febr. 1874 endete. W. empfing hierauf den Brevetrang eines Generallieutenants und eine Dotation von 25000 Pfd. St. Im J. 1875 wurde er Gouverneur von Natal, wurde nach der Rückkehr an die Spitze der Auxiliary Forces gestellt, verbesserte die Organisation der Reserven und Freiwilligenkorps und wurde im Nov. 1876 Mitglied des Rates von Indien, dem er bis 1878 angehörte. Im J. 1878 übernahm W. nach Abschluß des Berliner Vertrags und der Abtretung Cyperns an England als Oberkommissar und Oberbefehlshaber die Verwaltung dieser Insel und traf 22. Juli im Hafen Larnaka ein. Im Mai 1879 wurde er an Stelle von Sir Bartle Frere zum Gouverneur von Natal und Transvaal und zum höchsten Kommissar für die Leitung der Angelegenheiten der eingeborenen Stämme jener Bezirke ernannt. Er beendigte den Zulukrieg, nahm den Zulukönig Ketschwayo gefangen, unterwarf bis zum Jahresschlusse den Aufstand im Basutolande und kehrte im März 1880 als Generalquartiermeister nach England zurück. Im April 1882 wurde W. Generaladjutant im Kriegsministerium und erhielt im Juli den Oberbefehl über das nach Ägypten entsendete Expeditionskorps. W. landete 15. Aug. in Alexandria, bemächtigte sich 21. Aug. der Linie des Suezkanals und brachte 13. Sept. dem Heere des Arabi Pascha bei Tell el Kebir (s. d.) eine entscheidende Niederlage bei, worauf Kairo besetzt und Arabi Pascha dort gefangen genommen wurde. Das ganze Land unterwarf sich, und W. kehrte 30. Okt. nach England zurück, wo er zum Peer ernannt und mit Ehrenbezeigungen überhäuft wurde, auch eine namhafte Dotation empfing. Im J. 1884 erhielt W. den Oberbefehl über das brit. Heer, welches von Ägypten aus zur Rettung Gordons nach dem Sudan entsendet wurde, vermochte jedoch den Entsatz von Chartum nicht mehr rechtzeitig zu bewirken und mußte nach einer Reihe blutiger Gefechte gegen die Truppen des Mahdi die Provinz Dongola preisgeben und sich nach Oberägypten zurückziehen. Er kehrte nach England zurück und wurde 1885 zum Viscount erhoben und trat seine frühere Stellung als Generaladjutant im Militärdepartement wieder an. Auch auf litterarischem Gebiete ist W. thätig gewesen: er schrieb den Roman «Marley Castle» (2 Bde., 1877), «The soldier's pocket-book for field-service» (1856; 3. Aufl. 1882), «Narrative of the war in China 1860» (1862), «The system of field-manœuvres» (1872) und lieferte mehreren militärischen Zeitschriften Aufsätze, darunter einige gegen den beabsichtigten Bau eines Kanaltunnels.

Wolsey (Thomas), Kardinal, Erzbischof von York und Kanzler des Königs Heinrich VIII. von England, geb. 1471 zu Ipswich, war der Sohn eines Schlächters. Er studierte zu Oxford Theologie und kam später als Hofmeister in das Haus des Marquis Dorset, der ihm eine Pfarre verschaffte. Durch den Bischof Fox von Westminster empfohlen, erhielt er bei Hofe die Stelle eines Kaplans. König Heinrich VII. schickte ihn 1506 in einer diplomatischen Mission zum Kaiser Maximilian I. nach Brügge und belohnte seine Gewandtheit mit dem Titel eines Almoseniers und einer Pfründe. Auch Heinrich VIII. schenkte W., der sich durch Gelehrsamkeit, Geschmack, gefällige Manieren und Willfährigkeit zu empfehlen wußte, seine Gunst. Im J. 1510 ward er in den Staatsrat berufen, wo er durch Thätigkeit und Einsicht alle andern Mitglieder verdunkelte. Im J. 1514 erhielt er das Bistum Lincoln, das er nach kurzer Zeit abgab, um das Erzbistum York zu übernehmen. Später wurden ihm noch mehrere Bistümer und große Pfründen gegeben. Bereits war sein Einfluß beim Könige so groß, daß Papst Leo X. 1515 ihn durch Verleihung des Kardinalshutes zu gewinnen suchte. Von dem Talent und dem Stolze des Emporkömmlings gedrückt, legte der Erzbischof von Canterbury die Kanzlerstelle nieder, welche W. sogleich übernahm. Diese Erhebung veranlaßte den Rücktritt der übrigen Kronräte, und die ganze Regierungsgewalt befand sich somit in W.s Händen, der nun 17 Jahre mit absoluter Machtvollkommenheit schaltete. Acht Jahre lang ward das Parlament gar nicht berufen, und da das Unterhaus dann, April 1523, nicht nach seinem Wunsche Geld bewilligen wollte, ließ er, solange er am Staatsruder blieb, keine neue Parlamentssitzung zu. Mit W.s Gewalt stieg seine Anmaßung und Prachtliebe. Vom Papste erhielt W. 1518 die Würde eines Legaten mit ausgedehnten Vollmachten.

Nach dem Frieden zu Cambray (1529) befand sich W. auf dem Gipfel der Macht, aber auch am Rande des Verderbens. Er war der Absicht

Heinrichs VIII., sich von Katharina von Aragonien zu scheiden, nicht entgegen gewesen. Als er jedoch erfuhr, daß der König sich mit Anna Boleyn vermählen wollte, widerriet er die Ehescheidung, aus Furcht, die Verwandten Annas möchten seine Stellung bei Hofe beeinträchtigen. Dennoch betrieb er auf des Königs Befehl die Sache einige Zeit mit Eifer, erkaltete aber, da er bemerkte, daß der Papst aus Rücksicht auf Kaiser Karl V. die Scheidung zu hintertreiben suchte. Heinrich VIII. hielt die Verzögerung des Scheidungsprozesses einzig für eine Intrigue W.s und beschloß, als der Bruch mit Frankreich und Rom unvermeidlich war, nicht ohne Zuthun der Anna Boleyn und ihres Anhangs, sich des Ministers zu entledigen. Am 18. Okt. 1529 mußte W. plötzlich das Reichssiegel abgeben, seinen prächtigen Palast zu London, das spätere Whitehall, verlassen und sich auf das Landhaus Asher bei Hamptoncourt zurückziehen. Zwar versicherte ihn der König seines Schutzes und beließ ihm den Besitz der Bistümer York und Winchester. Aber das Parlament, das sich im Nov. 1529 wieder versammeln durfte, setzte 44 Klagepunkte gegen W. auf, worauf ihn die Sternkammer zum Verluste seiner Güter und zu ewigem Gefängnis verurteilte. Heinrich VIII. begnadigte ihn 12. Febr. 1530 und verwies ihn in sein Erzbistum York, wo er zu Canwood seine Residenz nahm. Jedoch bald wurde der König andern Sinnes, und im November erschien der Graf von Northumberland mit dem Befehl, W. als des Hochverrats schuldig zu verhaften und nach London zu bringen. Auf dieser Reise erkrankte W. an der Ruhr und kehrte in die Abtei Leicester ein, wo er 28. Nov. 1530 starb. W. pflegte die Wissenschaften und gründete aus eigenen Mitteln mehrere Unterrichtsanstalten, namentlich 1525 das Christ-Church-College in Oxford. Der Reformation gegenüber verhielt er sich ziemlich gemäßigt. Vgl. außer der fast gleichzeitigen Biographie W.s von Cavendish (s. d.) besonders Galt, »Account of the life and administration of Cardinal W.« (Lond. 1812 u. öfter); Howard, »The Cardinal W. and his time« (Lond. 1824); Martin, »Life of Cardinal W.« (Oxf. 1862); Williams, »Lives of the English Cardinals« (2 Bde., Lond. 1868).

Wolsk, auch Wolshsk, Stadt im russ. Gouvernement Saratow, an der Wolga und zwischen den beiden Flüßchen Malykowka gelegen, von steilen Kreidebergen eingeschlossen, entstand 1780 aus dem Pfarrdorfe Malykowo, hat einen bedeutenden Flußhafen, einen Kaufhof, sechs Kirchen, eine Moschee, eine Kreis-, eine Pfarr- und eine Gartenbauschule, Talgschmelzereien und Gerbereien und zählt (1882) 34927 E., die lebhaften Handel treiben.

Wolter (Charlotte), hervorragende tragische Schauspielerin, geb. zu Köln 1. März 1834, ging früh nach Wien, wo sie den Unterricht der Burgschauspielerin Frau Gottdank genoß, die ihr auch ein Engagement in Pest vermittelte. Von da kam sie zu einer reisenden Truppe und über Stuhlweißenburg ans Carl-Theater in Wien, auf Laubes Veranlassung ging sie dann nach Brünn, erhielt 1859 eine Anstellung am Victoria-Theater zu Berlin, 1861 ein Engagement am Thalia-Theater in Hamburg. Schon von Berlin aus hatte sich ihr Ruf so sehr verbreitet, daß Laube sie 1861 zu einem Gastspiel an dem wiener Hofburgtheater einlud. Dieses ungemein erfolgreiche Gastspiel konnte jedoch erst 1862 zu einem definitiven Engagement in Wien führen; seitdem hat sie sich besonders nach der Richtung des Tragisch-Heroischen hin sehr entwickelt. Zu den von ihr dargestellten Partien gehören sowohl die klassisch-antiken Heroinen, wie Sappho, Iphigenia, Medea, Kleopatra, Messalina u. s. w., als auch neuere histor. Heldinnen, wie Maria Stuart, oder mythische Gestalten, wie Kriemhild (»Nibelungen«). Zu ihren besten Leistungen gehören ferner: Marwood, Lady Milford, Gräfin Orsina, Lady Macbeth u. s. w. Aber auch in Charakteren des franz. Schauspiels erzielt sie durch die Kraft des Ausdrucks der Leidenschaft große Wirkungen. Später gab sie die jugendlich-tragischen Rollen auf, erweiterte dagegen ihre Bühnenwirksamkeit nach der Seite der sog. Salondamen vom ernstern dramatischen Charakter. Die wesentlichsten Mittel, durch welche sie in der Darstellung hochtragischer Frauengestalten ihre großen Erfolge erreicht, sind ein klangvolles und für den Ausdruck des tiefsten Affekts geeignetes Stimmorgan, sowie eine sehr ausgebildete physiognomische Mimik. Charlotte W. ist mit dem Grafen O'Sullivan vermählt.

Woltmann (Karl Ludw. von), deutscher Geschichtschreiber, geb. zu Oldenburg 9. Febr. 1770, studierte in Göttingen neben der Rechtskunde erst alte und neue Sprachen, dann ausschließend Geschichte und habilitierte sich später daselbst. W. schrieb 1794 eine »Geschichte der Deutschen in der sächs. Periode«, die unvollendet blieb, und folgte einem Ruf als außerord. Professor der Philosophie nach Jena. Im J. 1799 ging er nach Berlin und begann die Zeitschrift »Geschichte und Politik« (Berl. 1800—5). Im folgenden Jahre wurde er Resident des Landgrafen von Hessen-Homburg, 1804 Geschäftsträger des Kurerzkanzlers und 1806, nachdem er in den Adelsstand erhoben worden, Geschäftsträger für die Städte Bremen, Hamburg und Nürnberg. Infolge der Schlacht bei Jena hörte seine diplomatische Wirksamkeit fast ganz auf. Nach der Schlacht bei Lützen 1813 floh er, um der Rache Napoleons auszuweichen, nach Prag, wo er 19. Juni 1817 starb. Von seinen Schriften, die teilweise an mangelhafter Ausführung leiden, sind zu nennen: die unvollendete »Geschichte Großbritanniens« (Bd. 1, Berl. 1799), sein bestes Werk: »Geschichte des Westfälischen Friedens« (2 Bde., Lpz. 1809), eine treffliche Fortsetzung von Schillers »Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs«, »Geschichte der Reformation« (3 Bde., Altona 1800 fg.), »Geschichte Frankreichs« (2 Bde., Berl. 1797 fg.), »Geschichte Böhmens« (2 Bde., Prag 1815), »Kleine histor. Schriften« (2 Bde., Jena 1797). Eine Ausgabe seiner »Sämtlichen Werke« veranstaltete seine Witwe (14 Bde., Berl. 1818—27). »Die Memoiren des Freiherrn von S—a« (3 Bde., Prag 1815), die er anonym herausgab, verraten in vieler Hinsicht seine schlechtverhüllte Eigenliebe.

Seine Gattin, Karoline von W., geb. 6. März 1782, Tochter des preuß. Geheimrats und Arztes Stosch, 1799—1804 mit dem Kriegsrat Karl Müchler, dann seit 1805 mit W. verheiratet, eine geistreiche Frau, nahm vielfachen Anteil an seinen Arbeiten und begleitete ihn 1813 nach Prag, wo sie auch nach seinem Tode blieb. Später wendete sie sich nach Berlin, wo sie 18. Nov. 1847 starb. Unter ihren Schriften sind hervorzuheben: »Volkssagen der Böhmen« (2 Bde., Prag 1815) und »Neue Volkssagen« (Halberst. 1821), »Marie und

Walpurgis» (2 Bde., Prag 1817), «Die Bildhauer» (2 Bde., Berl. 1829), «Der Ultra und der Liberale, und die weiße Frau» (Hamb. 1832), «Menschen und Gegenden» (2 Bde., Berl. 1835). Ihres Gatten und ihre eigenen Erzählungen und Gedichte erschienen als «Schriften» (5 Bde., Berl. 1806—7).

Woltmann (Alfr. von), namhafter Kunsthistoriker, Enkel des vorigen, geb. zu Charlottenburg 18. Mai 1841, studierte in Berlin und München, promovierte zu Breslau im Herbst 1863 und lebte von da an in Berlin, wo er im Sommer 1867 an der Universität als Privatdocent wirkte. Im Herbst 1868 folgte er einem Rufe an das Polytechnikum in Karlsruhe als ord. Professor der Kunstgeschichte; in gleicher Eigenschaft ging er Ostern 1874 an die Universität Prag und im Herbst 1878 an die Universität Straßburg. Sein Hauptwerk ist das Buch «Holbein und seine Zeit» (2 Bde., Lpz. 1866—68; 2. Aufl. 1874—76). Andere Arbeiten W.s sind: «Die deutsche Kunst und die Reformation» (Berl. 1867), «Fürstl. Fürstenbergische Sammlungen zu Donaueschingen» (Karlsr. 1870), «Die Baugeschichte Berlins» (Berl. 1872). Den fünften Band von Schnaases «Geschichte der bildenden Künste» bearbeitete er für die zweite Auflage gemeinschaftlich mit dem Verfasser (Düsseld. 1872). Ferner verfaßte er eine «Geschichte der deutschen Kunst im Elsaß» (Lpz. 1876) und die kunstgeschichtliche Einleitung zu dem von M. Pangerl herausgegebenen «Buch der Malerzeche in Prag» (in den «Quellenschriften für Kunstgeschichte», Bd. 13, Wien 1878). In den «Publikationen des Allgemeinen Vereins für deutsche Litteratur» (Berl.) erschien 1878 die Sammlung von Studien «Aus vier Jahrhunderten niederländ.-deutscher Kunstgeschichte». Auch begann W. mit Woermann eine auf drei Bände berechnete «Geschichte der Malerei» (Lpz. 1879), die nach seinem 6. Febr. 1880 in Mentone erfolgten Tod Woermann fortsetzte.

Woltschansk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Charkow, an der Woltschja, einem Nebenfluß des Donez, mit (1883) 13885 E., hat bedeutende Jahrmärkte, auf welchen große Quantitäten Salz, Getreide, Teer, Häute, Eisen- und Töpferwaren umgesetzt werden.

Wolverene, s. unter Vielfraß.

Wolverhampton, Municipalstadt und Parlamentsborough, der voll- und gewerbreichste Ort der engl. Grafschaft Stafford und mit ihrer Umgebung ein Hauptsitz der engl. Eisenfabrikation, liegt 26 km südlich von Stafford auf einem Hügel, unter welchem ein Arm des Grand-Trunkkanals sich hinzieht, inmitten von Kanälen, Steinkohlengruben und Eisenhütten. Der sehr alte Ort hat enge Straßen, ist aber gut gebaut. Von den Kirchen zeichnet sich die got. Kollegiatkirche zu St. Peter wegen ihrer steinernen Kanzel aus dem 15. Jahrh., ihrer Orgel, ihrer Grabdenkmäler, ihres Taufbeckens und Glockenspiels aus. W. ist der Knotenpunkt zahlreicher Eisenbahnen und zählt (1881) 75738 (als Parlamentsborough 164303) E. Die Hauptartikel der Industrie sind Feuerstocher, Schrauben, Gewehre, verzinnte Teller und lackierte Waren, auch Schlosser- und Messerschmiedewaren, Messingwaren, Papiermaché, Chemikalien, Seilerwaren, Leder und Ziegel. Auch wird starker Handel mit Kurzwaren und Nägeln getrieben. W. führte in angelsächs. Zeit den Namen Wulfershamptun, später Wulfraneshampton.

Wolverlei, s. Arnica.

Wolzogen, ein adeliges Geschlecht, welches ursprünglich aus Oberösterreich stammt, sich dann aber nach Niederösterreich und Ungarn verbreitete. Schon um 1500 blühte es in zwei Linien, von denen die jüngere 1607 in den Freiherrenstand erhoben, beide aber 1628 wegen ihres prot. Bekenntnisses aus Österreich verbannt wurden. Die ältere oder Missingdorfer Linie verbreitete sich nach Schlesien, Polen, Oldenburg, Frankreich, Schweden, Holland und der Rheinpfalz, erlosch aber um 1700. Ihr gehörten an Matthias von W. (geb. 1588, gest. 1665), der 1657 Geheimratspräsident (Premierminister) des Grafen Anton Günther von Oldenburg wurde und Mitglied der zur Reinhaltung und Ausbildung der deutschen Sprache gestifteten Fruchtbringenden Gesellschaft (des Palmenordens) war; Christoph Andreas von W., Kammerdirektor des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz seit 1657, und Ludwig von W., geb. 1635, gest. 1690, der als Professor der Kirchengeschichte zu Utrecht zu den Arminianern zählte und von Leibniz in dessen «Theodicee» der erste Rationalist genannt wurde. Die jüngere, freiherrliche oder Neuhauser Linie, welcher der durch viele, den sechsten Band der «Bibliotheca Fratrum Polonorum» füllende theol. Schriften bekannte Socinianer Johann Ludwig Freiherr von W. (1600—61) angehörte, wandte sich nach Franken, wo sie an den Höfen von Kulmbach, Bayreuth, Meiningen, Weißenfels und Altenburg hohe Ämter bekleidete. Unter andern wirkte Hans Christoph von W., geb. 1666, gest. 1734, als Premierminister des Herzogs zu Sachsen-Weißenfels, sowie der Herzöge Bernhard I. und Ernst Ludwig I. zu Sachsen-Meiningen. Auch war er kaiserl. Reichshofrat und wurde 1702 mit allen seinen Nachkommen in den Reichsfreiherrenstand erhoben. Durch Erwerbung der Rittergüter Mühlfeld und Bauerbach wurden um jene Zeit die Freiherren von W. Mitglieder der fränk. Reichsritterschaft des Kantons Rhön und Werra. Die Söhne Hans Christophs gründeten 1734 zwei Linien, von denen die ältere oder Mühlfelder zu Anfang des 19. Jahrh. erlosch, während die jüngere oder Bauerbacher noch fortblüht. Der letztern gehörten die Brüder Wilhelm von W. und Ludwig von Wolzogen (s. d.) an. Vgl. A. von Wolzogen, «Geschichte des reichsfreiherrl. von Wolzogenschen Geschlechts» (2 Bde., Lpz. 1859).

Wolzogen (Karl Aug. Alfr., Freiherr von), deutscher Dichter und Schriftsteller, geb. 27. Mai 1823 zu Frankfurt a. M., der älteste Sohn des Generals Ludwig von W., erhielt seine Gymnasialbildung zu Halle und Roßleben, widmete sich seit 1841 zu Berlin und Heidelberg jurist. Studien, arbeitete dann einige Zeit im praktischen jurist. und administrativen Staatsdienst und unternahm 1852—53 eine Reise durch Italien, die Schweiz, Frankreich, Spanien, Belgien, England, Schottland und Holland. Nach der Rückkehr arbeitete er als Regierungsassessor im Ministerium des Innern, bis er Ende 1854 an die Regierung nach Breslau versetzt wurde, wo er 1863 zum Regierungsrat aufrückte. Seit Sept. 1867 wirkte er als Hoftheaterintendant zu Schwerin und ward 1868 großherzogl. Kammerherr. Er starb 13. Jan. 1883 zu San Remo. W. veröffentlichte: «Fr. von Schillers Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie von W.» (Stuttg. 1859), «Aus Schinkels Nachlaß»

(4 Bde., Berl. 1862—64), «Preußens Staatsverwaltung mit Rücksicht auf seine Verfassung» (Berl. 1854), «Reise nach Spanien» (Lpz. 1857), «Geschichte des reichsfreiherrl. von Wolzogenschen Geschlechts» (2 Bde., Lpz. 1859) u. s. w. Auch schrieb er die Lustspiele «Nur kein Ridicul» (Berl. 1864) und «Die glückliche Braut» (Berl. 1870), das Schauspiel «Sakuntala» (Schwer. 1869) und bearbeitete mehrere dramatische Werke für die Bühne.

Sein Sohn, Hans Paul von W., geb. zu Potsdam 13. Nov. 1848, widmete sich philos. und linguistischen Studien und verfaßte «Der Nibelungenmythus in Sage und Litteratur» (Berl. 1876), «Poetische Lautsymbolik» (Lpz. 1876) und erläuternde Schriften zu Richard Wagners Operntexten, besonders zu seiner Nibelungentrilogie.

Wolzogen (Karoline von), geborene von Lengefeld, deutsche Dichterin, Schwester von Schillers Gattin, geb. 3. Febr. 1763 in Rudolstadt, genoß eine treffliche Erziehung. Eine bestimmte Richtung erhielt ihr geistiges Leben, als Schiller seit dem Herbste 1787 ein regelmäßiger Gast im Hause ihrer Mutter ward und sich bald darauf mit ihrer jüngern Schwester Charlotte verlobte. Karoline wurde 1784 an den rudolstädtischen Geheimrat von Beulwitz verheiratet, jedoch diese nicht glückliche Ehe nach zehn Jahren wieder getrennt. Im Sept. 1794 verheiratete sie sich mit dem nachmaligen weimarischen Oberhofmeister Wilhelm Freiherrn von Wolzogen (geb. 1762, gest. 1809). Als Dichterin trat sie, nach einigen kleinen Versuchen («Briefe aus der Schweiz» in der «Pomona», 1784; «Der leukadische Fels», ein Drama, abgedruckt in Schillers «Neuer Thalia» von 1792), zuerst ohne Nennung ihres Namens mit dem Roman «Agnes von Lilien» (2 Bde., Berl. 1798; neu herausgegeben von Borberger und Salomon, Stuttg. 1884) auf. Außer kleinen «Erzählungen» (2 Bde., Stuttg. 1826—27) verfaßte sie erst nach langem Zwischenraume wieder ein größeres Werk: «Cordelia» (2 Bde., Lpz. 1840). Von weit größerer Bedeutsamkeit ist «Schillers Leben, verfaßt aus den Erinnerungen der Familie, seinen eigenen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner» (2 Bde., Stuttg. u. Tüb. 1830; 5. Aufl. 1876). Durchweg auf eigene Anschauung gestützt, hat sie hier ein Bild Schillers gezeichnet, welches sich durch Treue und liebevolle Wärme der Darstellung auszeichnet. Ihre spätern Lebensjahre brachte sie in Jena zu. Sie starb daselbst 11. Jan. 1847. Ihr «Litterarischer Nachlaß» erschien in 2 Bänden (Lpz. 1848—49; 2. Aufl. 1867).

Wolzogen (Ludw. Justus Phil. Adolf Wilh., Freiherr von), preuß. General der Infanterie, der Schwager von Karoline von W., geb. 4. Febr. 1774 zu Meiningen, wurde auf der Karlsschule zu Stuttgart erzogen, trat 1792 als Lieutenant in die württemb. Gardelegion, ging 1794 in preuß. Dienste und kam nach dem Frieden von Basel nach Breslau in Garnison. Er wurde 1802 Erzieher des Prinzen Eugen von Württemberg, trat 1804 wieder in württemb. Dienste als Hauptmann und Flügeladjutant und wurde 1805 Major. Doch nahm er 1807 den Abschied und begab sich nach Petersburg, wo er eine Stelle als Major im Generalquartiermeisterstabe erhielt. Durch militärische Denkschriften machte er sich dem Kaiser bemerklich, der ihn 1810 zu seinem Flügeladjutanten und 1811 zum Oberstlieutenant ernannte. Im Feldzuge von 1812 war er als Oberst dem Generalstabe des Generals Barclay de Tolly, später Kutusows beigegeben, 1813 war er im Stabe des Kaisers. Auf dem Schlachtfelde von Leipzig wurde er wegen seines Rats, die österr. Reserven nach Markkleeberg zur Unterstützung Kleists heranzuziehen, außer der Reihe zum Generalmajor befördert. Als der Herzog Karl August von Sachsen-Weimar das Kommando des neugebildeten dritten deutschen Armeekorps übernahm, wurde ihm W. als Chef beigegeben. Er machte unter diesem den Feldzug von 1814 in den Niederlanden mit und begleitete ihn später zum Kongreß nach Wien; 1815 trat er als Generalmajor wieder in die preuß. Armee. Während des J. 1816 erteilte er in Berlin dem Kronprinzen, sowie den Prinzen Wilhelm (jetzigem Deutschen Kaiser) und Friedrich Unterricht in der Kriegskunst. Der König ernannte ihn 1818 zum Bevollmächtigten bei der Militärkommission des Deutschen Bundes, in welcher Stellung er, seit 1820 Generallieutenant, blieb, bis er 1836 als General der Infanterie in den Ruhestand versetzt wurde. Er starb 4. Juni 1845 zu Berlin. Die aus seinem Nachlaß von seinem Sohne veröffentlichten «Memoiren» (Lpz. 1851) bieten interessante Aufschlüsse über die Zeitgeschichte.

Wombat (Phascolomys), eine in Neusüdwales und Tasmanien einheimische Beuteltiergattung von plumpem Körperbau und schweinsähnlichem Ansehen, die sich durch ihre Bezahnung auszeichnet, welche der der Nager ähnelt. Die drei Arten sind mehr nächtliche Tiere, leben in Erdhöhlen, nähren sich von Pflanzen und lassen sich leicht erhalten, so daß man sie oft in zoolog. Gärten sieht. In neuester Zeit hat man in Tasmanien fossile Überreste einer riesigen Art gefunden. Die häufigste Art (Ph. fossa, Tafel: Beuteltiere, Fig. 7) wird 90 cm lang, ist graubraun und bewohnt Tasmanien und einige benachbarte Inselchen der Baßstraße.

Wombat Creek, der ehemalige Name von Daylesford (s. d.) in der Kolonie Victoria.

Wongrowitz, Kreisstadt des Regierungsbezirks Bromberg der preuß. Provinz Posen, links an der rechts zur Warthe gehenden Welna oder Kleinen Warthe, Sitz des Landratsamts und eines Amtsgerichts, zählt (1880) 4385 E., darunter 2782 Katholiken, 891 Evangelische und 709 Juden; 2200 E. sind poln. Zunge. W. hat eine kath. und eine evang. Pfarrkirche, ein königl. Gymnasium, ein ehemaliges, 1835 aufgehobenes Cistercienserkloster und Handel mit Schnittwaren, Spiritus, Getreide, Wolle, Fischen und Krebsen. — Der Kreis Wongrowitz zählt auf 1329 qkm (1885) 54601 E. (42500 Polen).

Wood (Sir Charles), engl. Staatsmann, s. Halifax (Viscount).

Wood (Evelyn), brit. General, geb. zu London 1838, trat aus der Marlboroughschule in den Marinedienst und nahm in der Navalbrigade an der Belagerung von Sewastopol als Adjutant Sir William Peels teil, wobei er 18. Juni 1855 beim Sturm auf den Redan schwer verwundet wurde. Er trat hierauf als Fähnrich in die Armee, wurde rasch befördert und schon 1862 Major, zeichnete sich in Indien als Brigademajor mehrfach, namentlich bei Beroda, aus und befehligte 1859 und 1860 ein irreguläres Reiterregiment. Im Sept. 1873 zog Oberstlieutenant W. unter General Wolseley in den Aschantikrieg, organisierte dort aus Eingeborenen ein Parteigängerkorps, und befehligte in den Gefechten bei Amoaful und Ordasu den rechten

Flügel. Im J. 1879 führte W. unter Lord Chelmsford im Zulukriege eine Brigade und verteidigte das Lager von Kambulla Hall; bei der Heimkehr wurde er zum Ritter geschlagen. Im J. 1881 befehligte W. im südöstl. Afrika die brit. Truppen bis zur Ankunft von Sir F. Roberts und zeichnete sich im Kampf gegen die Boers durch Umsicht aus.

Wood (Mrs. Henry), engl. Romanschriftstellerin, Tochter des Fabrikanten Thomas Price in Worcester, geb. 1820, verheiratete sich frühzeitig mit Henry W., einem Schiffsmakler. Ihr erster Roman «Danesbury House», mit dem sie einen von einer schott. Mäßigkeitsgesellschaft ausgesetzten Preis gewann, erschien 1860. Hierauf folgte 1861 «East Lynne», ein Werk, das sie dem größern Publikum als Schriftstellerin von unzweifelhaftem Talent bekannt machte und das von keinem ihrer zahlreichen spätern Romane übertroffen wurde. Rasch nacheinander veröffentlichte sie hierauf «The Channings» und «Mrs. Halliburton's troubles», «William Allair», «Verner's pride», «Trevlyn Hold», «Mildred Arkell», «A life's secret», «Roland Yorke», «Dene Hollow», «Within the maze», «Edina», «Count Netherley», «About ourselves» u. s. w. Auch schrieb sie unter dem Pseudonym Johnny Ludlow eine Anzahl Romane. Sie ist Herausgeberin der litterarischen Monatsschrift «The Argosy».

Wood (William Page), Lord Hatherley (s. d.).

Woodbridge, Stadt in der engl. Grafschaft Suffolk, am obern Ende des Deben-Ästuariums auf dessen rechtem Ufer, Station der Linie Ipswich-Beccles-Yarmouth (East-Suffolk) der Great-Easternbahn, zählt (1881) 7469 E. und hat Schiffbau und Küstenhandel. In angelsächs. Zeit hieß der Ort Wodenbryge und gehörte zu Ostangeln.

Woodbury-Maschine, s. u. Bürste (s. d.).

Woodlark, Insel, s. Mudschu.

Wood oil, s. Gurjunbalsam.

Woodsches Metall, Legierung von 15 Teilen Wismut, 8 Teilen Blei, 4 Teilen Zinn, 3 Teilen Cadmium, schmilzt schon bei 68° C.

Woodstock, Stadt und Parlamentsborough in der engl. Grafschaft und 13 km im NNW. der Stadt Oxford, am Evenlode reizend gelegen und gut gebaut, Station der Linie London-Oxford-Banbury-Birmingham-Shrewsbury-Chester der Great-Westernbahn, zählt (1881) 7027 E., besitzt eine Stadthalle und eine Lateinschule und liefert wohlfeile Lederhandschuhe, die in England allgemein beliebten Woodstock-Gloves, und andere Lederarbeiten in 100 Werkstätten. Von W. 6 km westlich liegt Blenheim-House oder das Schloß Blenheim nebst Park, welches die Königin Anna und das Parlament dem Herzog von Marlborough und dessen Erben zum Geschenk machten zur Anerkennung seines Siegs bei Blenheim 1704. Das Schloß, welches über 10 Mill. Mark gekostet hat, enthält unter anderm eine Gemäldesammlung mit Meisterwerken von Rubens, van Dyck und Tizian, der Statue der Königin Anna und der Büste Alexanders d. Gr. aus Herculanum, ein Zimmer mit Gobelintapeten, die Schlachten des Herzogs darstellend, die Kapelle mit dessen Grabmal von Rysbrock. Vorzüglich sehenswert ist der Park mit dem Standbild Marlboroughs auf einer 42 m hohen Säule u. s. w. Auf einer Wiese, die jetzt zum Park gehört, stand einst das Landhaus, in welchem die spätere Königin Elisabeth erzogen oder vielmehr gefangen gehalten wurde. Auch lebte hier in strengster Einsamkeit die schöne Rosamunde Clifford, die Geliebte Heinrichs II.

Woolfsche Maschine, eine nach dem Erfinder benannte Dampfmaschine mit zwei verschieden großen Cylindern, in deren kleinerm der Dampf mit Expansion arbeitet. Von der Compound-Maschine (s. d.) ist dieselbe dadurch verschieden, daß die Kurbeln nicht rechtwinkelig zueinander stehen, sondern entweder parallel oder um 180° verstellt sind, und daß kein Zwischenbehälter (Receiver) vorhanden ist. (Vgl. Dampfmaschine, Bd. IV, S. 822ª, und Dampfschiff, S. 824ª.)

Woollett (Will.), engl. Kupferstecher, war zu Maidstone in Kent 27. Aug. 1735 geboren. Er führte in seinen Arbeiten mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit und Freiheit die Nadel, und wußte dadurch Bäumen, Felsen und Pflanzen eine große Mannigfaltigkeit und charakteristische Wahrheit zu geben. Sein Wasser und seine Luft sind von der reinsten und saubersten Grabstichelarbeit. Die größte unter seinen vielen Arbeiten ist Jakob und Laban, nach Claude Lorrain; die gesuchtesten sind sein Tod des Generals Wolfe und die Schlacht am Boyne nach West. Später wurde er von seinen Schülern Browne, Pouncy, Ellis, Emes, Smith und J. Vivares unterstützt. Er starb 13. Mai 1785 zu London und wurde in der Westminster-Abtei begraben. Seine Werke zählen 174 Blätter.

Woolston (Thomas), engl. Theolog, geb. 1669 zu Northampton, studierte zu Cambridge Philosophie und Theologie und ward Fellow am Sidney-College daselbst. Im J. 1705 behauptete er in einer Schrift, daß die Handlungen des Gesetzgebers Moses keine Wirklichkeit, sondern nur vorbildliche Darstellungen Christi seien. Im J. 1720 verließ er das Sidney-College zu Cambridge und ging nach London, wo er mit Angriffen gegen die Geistlichkeit hervortrat, welche ihm den Verlust seiner Pfründe zuzogen. In seinen folgenden Schriften, namentlich in den «Six discourses on the miracles of our Saviour» (Lond. 1727—29) und in der «Defence of the discourses» (2 Bde., Lond. 1729—30), erklärte er, daß die Wunder Christi nie wirklich vollbracht worden wären, sondern mystisch gedeutet werden müßten. W. wurde hierauf zu Gefängnis- und Geldstrafe verurteilt und starb im Gefängnis 27. Jan. 1733.

Woolwich (spr. Wullitsch), früher selbständige Stadt, jetzt zu den südöstl. Vorstädten Londons gerechnet, und zwar zum Bezirk des Parlamentsboroughs Greenwich, wozu auch Deptford gehört, liegt in der engl. Grafschaft Kent am südl. Ufer der Themse und zählt (1881) 36 665 E. W. ist von hervorragender Bedeutung als Mittelpunkt der gesamten engl. Artillerie. Diese hat ihren Hauptstandort mit allen möglichen Anstalten zum Artilleriedienst und einem ungeheuern Artilleriezeughaus, das die umfangreichsten Werkstätten zu Kanonengießerei, Stückbohrerei und anderer Waffenfabrikation und ein großes Laboratorium für Feuerwerker, Magazine, Waffen- und Munitionsvorräte für Land- und Seemacht besitzt, wie sie sonst nirgends aufgehäuft sind. Die königl. Schiffswerften wurden 1869 geschlossen. W. hat große Artillerie-, Sappeur- und Marinekasernen, ein Artilleriehospital und eine königl. Militärakademie für Artillerie und Geniewesen (Royal military academy) mit 20 Professoren. In einem eigenen Gebäude, dem Royal military repository, befindet

sich eine Sammlung von militärischen Merkwürdigkeiten, Festungsmodellen u. s. w. Auf der Themse liegen Convict-Ships oder Hulks, d. i. abgetakelte Kriegsschiffe mit Strafgefangenen.

Woolwich-Geschütze gehören einem aus dem Arsenal zu Woolwich (s. d.) hervorgegangenen System gezogener Vorderlader an und wurden 1865 in England eingeführt. Neuerdings läßt man die W. wieder fallen und wendet sich der Hinterladung zu. (Vgl. Geschütz, Bd. VII, S. 892[b].)

Woonsocket, Ort in Providence County im nordamerik. Staat Rhode-Island, liegt auf beiden Seiten des Blackstoneflusses, an der Providence- und Worcester-, der Neuyork- und Neuengland-Eisenbahn, zählt (1880) 16050 E. und hat viele Woll- und Baumwollmanufakturen, eine Eisengießerei, vier Maschinenwerkstätten, zwei Waschmaschinenfabriken u. s. w., sechs National- und fünf Sparbanken, eine Hoch- und mehrere öffentliche Schulen, eine Bibliothek und acht Kirchen.

Wootzstahl, eine durch Härte und Feinheit ausgezeichnete Art indischen Stahls, die bei Bombay fabriziert wird.

Woorara, Pfeilgift, s. Curare.

Worbis, Kreisstadt des Regierungsbezirks Erfurt der preuß. Provinz Sachsen, an der links zur Unstrut gehenden Wipper, unweit deren Quelle in den Ohmbergen, 5 km nordöstlich von der Bahnstation Leinefelde, ist Sitz des Landratsamts und eines Amtsgerichts, zählt (1880) 1873 meist kath. E. und hat eine kath., eine evang. Pfarrkirche, eine Wattenfabrik, eine Cigarrenfabrik und mehrere Brauereien. — Der Kreis Worbis zählt auf 445 qkm (1885) 41190 E.

Worcester (spr. Wußter), eine der westl. Grafschaften Englands, hat ein Areal von 1912 qkm mit (1881) 380291 E. und bildet mit dem südlich angrenzenden Gloucester den schönsten Teil des durch seine natürliche Fruchtbarkeit und landschaftlichen Reize ausgezeichneten Thals der Severn, welche hier den Stour, Teme und Avon aufnimmt und durch verschiedene Kanäle mit dem großen Kanalnetze des übrigen England in Verbindung gesetzt ist. Die bedeutendsten Erhebungen des Landes sind die Malvernhügel, an der Südwestgrenze, im Hereford-Beacon 440 m hoch, die Bredonhügel, südwärts von Pershore am Avon, 274 m, und die Hügel an der Nordgrenze zwischen Hales-Owen und Bromsgrove, denen sich südlich die Clent Hills anschließen. Das Klima ist heiter und angenehm, der Boden in den Flußthälern ungemein ergiebig. Es gedeihen nicht nur alle Getreidearten, Hülsenfrüchte, Gemüse, sowie Hopfen und Safran, sondern auch vortreffliche Obstsorten, namentlich Äpfel und Birnen, aus denen eine große Menge Cider und Perry bereitet wird. Die Abhänge der Berge bieten reichliche Weide für die großen Rinder- und Schafherden; nur die Höhen selbst, besonders im Osten, haben steinigen, nutzlosen Boden. Steinkohlen finden sich im Norden. Die reichsten Salinen Englands liegen bei Droitwich; auch baut man auf Eisen. Die Landwirtschaft ist der Haupterwerbszweig der Bevölkerung; doch ist auch die Industrie in Metall- und Lederwaren, Wolle, Glas, Porzellan u. s. w., sowie der Handel nicht unbeträchtlich. Von der Oberfläche sind 40 Proz. Ackerland, 39 Grasland und Weide, 6 Gehölz. Die Grafschaft schickt vier Abgeordnete ins Parlament, acht andere die Städte.

Der Hauptort Worcester, Municipal- und Parlamentsborough und als Bischofssitz City, am linken Ufer des Severn, Station der Linien Oxford-Dudley-Wolverhampton, W.-Hereford-Abergavenny-Newport-Cardiff, W.-Bromyard, W.-Malvern-Gloucester-Cheltenham und W.-Bewdley-Broseley-Shrewsbury der Great-Westernbahn, sowie der Linie Derby-Burton-Tamworth-Birmingham-Gloucester-Bristol der Midlandbahn, ist gut gebaut, zum Teil noch mit alten Ringmauern umgeben und zählt (1881) 33955 (als Parlamentsborough 40421) E. Die Stadt hat eine schöne fünfbogige Brücke und eine schon 680 von König Ethelred von Mercia gegründete, aber erst im 13. und 14. Jahrh. vollendete got. Kathedrale mit merkwürdiger roman. Krypta, frühgot. Chor von 1218, den Gräbern des Königs Johann und des Prinzen Arthur (Bruders von Heinrich VIII.) und einem mächtigen Turme auf der Vierung für acht Glocken, deren schwerste 3300 kg wiegt. Ferner sind vorhanden 21 andere Kirchen und Kapellen, ein zum Dom gehöriges mächtiges Klostergebäude, dessen großer, von einem Mittelpfeiler getragener Kapitelsaal eine an wertvollen Handschriften reiche Bibliothek enthält, ein Rathaus mit seltenen Gemälden, ein neues grafschaftliches Zellengefängnis, eine Getreide- und eine Hopfenbörse, eine Markt- und eine Lederhalle, zwei Banken (National Provincial Bank of England, W. City and County Bank), ein Kranken- und ein Versorgungshaus. An Bildungsanstalten bestehen eine Latein- und eine Industrieschule, eine naturforschende Gesellschaft mit Museum, ein Theater und eine Musikhalle. Ihre früher großartige Tuch- und Teppichmanufaktur ist eingegangen, an deren Stelle aber blühende Fabrikation von Lederhandschuhen und Porzellan (das beste englische einer königl. Fabrik), Gerberei, große Eisengießereien und Branntweinbrennereien getreten. Der durch die schiffbare Severn und Kanalverbindungen geförderte Handel erstreckt sich auch auf Getreide und Hopfen. Historisch denkwürdig ist die Stadt besonders durch den hier 3. Sept. 1651 von Cromwell über das schott.-royalistische Heer unter Karl II. erfochtenen Sieg geworden. W. hieß in angelsächs. Zeit Wigoraceaster oder Wigorn.

Worcester (spr. Wußter), Hauptstadt von Worcester County im nordamerik. Staate Massachusetts, liegt am Blackstonefluß, an mehrern Eisenbahnen, von denen die Boston und Albany-, Providence und W.-, Norwich und W.-, W. und Nashua-Eisenbahn die bedeutendsten sind, und zählt (1880) 58291 E., worunter 370 Deutsche und 763 Farbige. Die Stadt ist regelmäßig gebaut, hat breite und schöne Straßen, eine Anzahl schöner öffentlicher Gebäude, wie die beiden Gerichtsgebäude, das Rathaus, die Hochschule, Mechanic's Hall und den Union-Bahnhof, und einen öffentlichen Park mit zwei Monumenten. W. ist eine bedeutende Fabrikstadt, namentlich für Schuhe und Stiefel, landwirtschaftliche Geräte, Eisen- und Stahlwaren aller Art, Maschinen, Werkzeuge, Steinwaren, Teppiche, Instrumente u. s. w. und hat acht Nationalbanken, vier Sparbanken, drei Feuer- und eine Lebensversicherungsgesellschaft. Die Hauptwohlthätigkeitsanstalten sind das Stadthospital, die Heimat für Frauen und die Staatsirrenanstalt; an höhern Bildungsanstalten hat W. eine Akademie, eine Töchterschule, eine Militärakademie, ein Lehrerseminar, ein kath. College und das Institute of Science, eine

Antiquarian Society mit einer Bibliothek von 50000 Bänden und einer wertvollen Sammlung von Antiquitäten, eine öffentliche Bibliothek mit 38000 Bänden und verschiedene andere wissenschaftliche Gesellschaften mit größern Bibliotheken. W. wurde 1723 angesiedelt, 1722 als Town und 1848 als Stadt inkorporiert.

Wordsworth (William), ausgezeichneter engl. Dichter, geb. 7. April 1770 zu Cockermouth in Cumberland, erhielt seine Erziehung auf der Schule zu Hawkeshead in Lancashire und studierte seit 1787 zu Cambridge. Er trat zuerst 1793 mit einer Epistel in Versen «An evening walk» auf und veröffentlichte bald nachher seine «Descriptive sketches», in welchen er einen Ausflug durch Frankreich, die Schweiz und Italien schilderte; seit 1797 entstand zwischen ihm und Coleridge eine vertraute Freundschaft. Im J. 1798 machten sie eine Reise nach Deutschland. Nach der Rückkehr ließ sich W. 1803 zu Graßmere in Westmoreland, später aber auf seinem Landgute zu Rydal-Mount bei Ambleside am Windermere nieder, wo ihn die durch die Verwendung Lord Lonsdales erlangte Sinecure eines Stempelausgebers in den Stand setzte, völlig seinen litterarischen Beschäftigungen zu leben. Im J. 1798 gab W. eine Sammlung «Lyrical ballads» heraus, denen er 1807 noch zwei Bände folgen ließ. Diese Poesien fanden anfangs eine ungünstige Aufnahme, weil W. meinte, die einfachsten und niedrigsten Gegenstände seien Vorwürfe für die Poesie, und die Sprache der Poesie müsse die des gewöhnlichen und ländlichen Lebens sein. Erst allmählich begann man anzuerkennen, daß er eine Macht der Beschreibung und eine Fülle von Gedanken besitze, wie fast kein gleichzeitiger Dichter. Indessen hielt W. auch an seiner Theorie nicht streng fest und war vielmehr Dichter trotz dieser. Im J. 1814 erschien «The excursion», ein philos. und sein bestes Gedicht; darauf folgten «The white doe of Rylstone», «Peter Bell» und «The waggoner»; 1820 «The river Duddon», ein Sonettenkranz, und «Ecclesiastical Sonnets»; 1822 «Memorials of a tour on the Continent» und «Description of the lakes in the Nord of England»; 1835 «Yarrow revisited». Seine gesammelten Werke sind in zahlreichen Auflagen erschienen. Im J. 1842 legte W. sein Amt nieder und erhielt von der Regierung eine Pension von 300 Pfd. St. und die Ernennung zum gekrönten Dichter an Southeys Stelle. Er starb zu Rydal-Mount (Westmoreland) 23. April 1850. W. übte günstigen Einfluß auf die engl. Dichtung, die sich seit ihm wieder dem Studium des Menschen und der Natur zuwandte und in Hinsicht auf die Sprache einfacher und natürlicher wurde. W.s poetische Anhänger bilden die sog. Lake school, weil die Häupter derselben, W., Southey und Coleridge, an den Seen von Cumberland und Westmoreland wohnten. Eine Gesamtausgabe seiner Reden, Essays ꝛc. besorgte Grosart (3 Bde., Lond. 1876). Vgl. Christopher Wordsworth, «Memoirs of William W.» (2 Bde., Lond. 1851); January Searle, «Memoirs of William W.» (Lond. 1852).

Worgen (des Auerhahns), s. unter Balzen.

Workhouse heißt in England das Arbeitshaus für Arme, das nicht eine Straf- oder Besserungsanstalt sein soll, sondern denjenigen, die sich selbst nicht ernähren können, ein notdürftiges, möglichst wenig einladendes Unterkommen bieten soll. Nach der Absicht des Armengesetzes von 1834 sollte die ganze öffentliche Armenpflege sich möglichst im W. konzentrieren und nur ausnahmsweise Personen außerhalb desselben (out door paupers) unterstützt werden. Dieses System hat sich jedoch als unausführbar erwiesen, und es kamen z. B. 1885 in England und Wales auf 190184 Insassen des W. (in door paupers, darunter 23909 arbeitsfähige Erwachsene) 593971 auswärts unterstützte Armen. (S. Arbeitshäuser.)

Workington, Stadt in der engl. Grafschaft Cumberland, s. unter Whitehaven.

Worksop, Stadt in der engl. Grafschaft Nottingham, Station der Linie Mansfield-East-Retford der Midlandbahn und der Manchester-Sheffield-Lincolnshirebahn, zählt (1881) 11625 E. und hat Strumpfwirkerei, Wollweberei und Mälzerei. Bei W. liegt Welbeck Abbey, Sitz des Herzogs von Portland. W. hieß im Mittelalter Wyrksoppe, Warecsop und Worcsope.

Workum, Stadt im Bezirk Sneek der niederländ. Provinz Friesland, Station der Linie Sneek-Stavoren der Niederländischen Staatsbahnen, hat einen Hafen, der mit der Zuidersee in Verbindung steht, und zählt (1879) 4086 E., welche Schiffahrt und Fischerei treiben.

Wörlitz, Stadt im Herzogtum Anhalt, 14 km östlich von Dessau gelegen, zählt (1885) 1859 E., hat eine schöne got. Kirche, eine Synagoge und Schloß mit berühmtem Park, welcher aus fünf Abteilungen besteht, von Herzog Leopold Friedrich Franz von Dessau (1758—1817) angelegt wurde und viele Sehenswürdigkeiten einschließt, wie das Schloß, mit vielen Antiken und Büsten; das Gotische Haus, früher von Herzog Franz bewohnt, mit Waffensammlung, schönen Glasmalereien, mannigfaltigen Seltenheiten von Möbeln, Geräten, sowie zahlreichen Gemälden aus der altdeutschen und altniederländ. Schule; das Graue Haus, im Sommer zeitweilig Residenz des Herzogs Friedrich; ferner der Flora-Tempel, mit einer antiken Statue; das Pantheon mit verschiedenen Antiken und Büsten; das Monument, welches die Bildnisse der Fürsten von Anhalt bewahrt und auf seiner Spitze eine antike Granitsäule trägt; endlich der sog. Stein, die Nachbildung eines Kraters. Im Park liegt ein See, von welchem aus Kanäle, die für Gondeln fahrbar sind, nach allen Teilen führen. Vgl. Gerlach, «Choix d'antiques conservées aux châteaux et au Panthéon de W.» (in photographischen Nachbildungen, Dessau 1863); Hosäus, «Die wörlitzer Antiken» (Dessau 1873); derselbe, «Wörlitz» (2. Aufl., Dessau 1883); Fuchs, «Wegweiser durch Dessau, Umgebung und den Garten zu W.» (2. Aufl., Dessau 1875); Gielen, «Die Nadelhölzer des wörlitzer Gartens» (Dessau 1878).

Woermann (Adolf), Kaufmann und Reichstagsabgeordneter, geb. 10. Dez. 1847 zu Hamburg, besuchte das Johanneum daselbst, ging, um den überseeischen Handel kennen zu lernen, 1868 nach Singapore, 1869 nach Batavia und kehrte 1870 über Vorderindien, China und Japan und den Vereinigten Staaten nach Hamburg zurück. In den J. 1871 und 1872 unternahm W. Reisen nach den Faktoreien seines Vaters im Staate Liberia an der afrik. Westküste und trat 1874 als Teilhaber in die Firma C. Woermann, an deren Spitze er seit 1880 steht. Nachdem 1880 die Firma das erste Dampfschiff nach Westafrika gesandt hatte, entwickelte sich der Verkehr bald so, daß mehr Dampf-

schiffe gebaut werden mußten, bis aus diesen Anfängen die Afrikanische Dampfschiff-Aktiengesellschaft (Linie Woermann) entstand, welche (1886) mit acht großen Dampfern eine regelmäßige Verbindung Hamburgs mit Westafrika unterhält. Im Sommer 1884 erwarb die Firma C. Woermann im Verein mit dem hamburger Hause Jantzen u. Thormählen das Mündungsgebiet des Kamerunflusses, Bimbia und verschiedene Plätze an der Biafrabai als Schutzgebiet für das Deutsche Reich. Seit 1884 gehört W. als Vertreter des 3. hamburger Wahlkreises dem Reichstag an, wo er sich der nationalliberalen Partei anschloß.

Woermann (Karl), älterer Bruder des vorigen, Kunsthistoriker, geb. zu Hamburg 4. Juli 1844, studierte nach einer Reise nach Java und Ostindien in Heidelberg, Kiel und Göttingen die Rechte, war dann in Hamburg kurze Zeit als Rechtsanwalt thätig, unternahm hierauf Reisen nach Frankreich, England und Amerika und widmete sich in der Folge in Heidelberg und München kunstgeschichtlichen Studien. Er habilitierte sich 1871 in Heidelberg für Archäologie, bereiste darauf Italien, Griechenland und Kleinasien und wurde 1874 Professor der Kunst- und Litteraturgeschichte in Düsseldorf, 1882 Direktor der Gemäldegalerie und des Kupferstichkabinetts in Dresden. W. schrieb «Über den landschaftlichen Natursinn der Griechen und Römer» (Münch. 1871), «Die Landschaft in der Kunst der alten Völker» (Münch. 1877), «Kunst- und Naturskizzen aus Nord- und Südeuropa» (Düsseld. 1880) und die Fortsetzung von A. Woltmanns «Geschichte der Malerei». Auch als Dichter trat W. auf in: «Geharnischte Sonette aus Norddeutschland» (Hamb. 1866), «Aus der Natur und dem Geiste» (Hamb. 1870), «Anathema sit» (Sonette, Münch. 1879), «Neapel. Elegien und Oden» (Münch. 1877), «Neue Gedichte» (Düsseld. 1884).

Wormditt, Stadt im ostpreuß. Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Braunsberg, an der rechts zur Passarge gehenden Drewenz, Station der Linie Allenstein-Göttkendorf-Kobbelbude der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 4720 meist kath. E. und hat eine kath., eine evang. Pfarrkirche, eine höhere Bürgerschule, ein Waisenhaus, Viehzucht, Flachsbau, Fabrikation von Tuch und Schnupftabak, Zeugweberei, Zeugdruckerei und Mühlen.

Worms, ehemals eine Freie Reichsstadt und Sitz eines gleichnamigen Bistums, in der Provinz Rheinhessen des Großherzogtums Hessen, liegt am linken Ufer des Rheins, in einer höchst fruchtbaren Gegend (dem von den Minnesängern vielgepriesenen Wonnegau), ist Knotenpunkt der Linien Mainz-W.-Grenze, W.-Alzei-Bingen, W.-Rosengarten-Bensheim und W.-Gernsheim-Darmstadt der Hessischen Ludwigsbahn und hat (1885) 21927 E. (darunter ein Drittel Katholiken und 1300 Juden). Die Stadt ist Sitz eines Kreisamts, Amts- und Handelsgerichts, hat ein Gymnasium, eine Real- und Vorschule, eine höhere Töchterschule, zwei Brauerschulen und ein reich dotiertes Bürgerhospital. Von den früher sehr zahlreich vorhandenen kirchlichen Gebäuden sind noch acht Kirchen erhalten, deren drei von den Protestanten und drei von den Katholiken zum Gottesdienst benutzt werden. Unter den letztern ist besonders ausgezeichnet der schöne, in roman. Stil erbaute Dom (152 m lang und 36 m breit), ein ehrwürdiges Gebäude, mit vier Türmen, zwei Kuppeln und Chören, bereits im 11. Jahrh. an Stelle einer ältern Kirche von Bischof Burchard begonnen, im 12. Jahrh. vollendet. Aus dem 14. Jahrh. stammt das gotische Südportal mit reichem plastischen Bilderschmuck. Die ebenfalls roman. Pauluskirche ist jetzt zum Museum eingerichtet, das eine schöne Sammlung prähistorischer, römischer und fränkischer Altertümer, meist aus Worms selbst und Umgegend stammend, enthält; ferner auch eine Sammlung mittelalterlicher und neuerer Gegenstände, die für die Geschichte der Stadt wichtig sind, endlich noch eine Luther-Bibliothek, bestehend aus einer großen Zahl von ersten Drucken der Werke Luthers und seiner Zeitgenossen, und eine Sammlung wormser Drucke mit sehr seltenen Exemplaren aus dem 16. Jahrh., z. B. der wormser Bibel von 1529. In dem 1884 neu hergestellten Stadthaus, früher Bürgerhof genannt, befindet sich das jetzt neu geordnete, ehemals reichsstädtische Archiv. In der Umgebung der got. Liebfrauenkirche vor der Stadt wächst die weltberühmte Liebfrauenmilch (s. d.), ein durch Lieblichkeit und Feuer ausgezeichneter Wein. Die Einwohner treiben Handel und Gewerbe. Unter letztern sind hervorzuheben die Glanzlederfabriken (mit über 3000 Arbeitern), Maschinen-, Kunstwoll-, Cichorien-, Schiefertafel-, Knochenkohlefabriken, Dampfmühlen ꝛc. Von den Weinen, die W. erzeugt, sind noch der Katterlöcher und Luginsland geschätzt. In W. bildete sich 1856 ein Verein zur Errichtung eines Luther-Denkmals. Durch die Thätigkeit des Ausschusses dieses Vereins, insbesondere seiner beiden Präsidenten, hatte dieses Unternehmen einen so günstigen Erfolg, daß das anfänglich beabsichtigte Standbild Luthers nach Rietschels Entwurfe sich zu einem Reformationsdenkmal erweiterte, das nach Rietschels Tode von seinen Schülern Donndorf und Kietz zu Ende gebracht und 25. Juni 1868 feierlich enthüllt wurde. Dasselbe hat eine Grundfläche von etwa 100 qm und umfaßt außer der Kolossalstatue Luthers, welche sich auf dem 6 m hohen, mit Basreliefs, Porträtmedaillons, Wappen und Inschriften reich verzierten Hauptpostament erhebt, noch elf weitere, teils stehende, teils sitzende Figuren, nämlich: Friedrich, Kurfürst von Sachsen, Philipp, Landgraf von Hessen, Joh. Reuchlin, Phil. Melanchthon, Petrus Waldus, Wicliffe, Huß, Savonarola; ferner die protestierende Speier, die trauernde Magdeburg und Augsburg mit der Friedenspalme. Etwa 2 km von W. beim Dorfe Pfiffligheim steht noch der untere Teil des Lutherbaums, einer ehemals in der ganzen Gegend weithin sichtbaren majestätischen Ulme, welche die Sage mit Luther während seines Aufenthalts in W. 1521 in Verbindung brachte. Am 26. Okt. 1870 wurde der mehrere Jahrhunderte alte Baum durch den Sturm niedergerissen. Der etwa 5 m hohe Stumpf hat wieder neues Laubwerk getrieben.

Die Stadt W. gehört zu den ältesten Städten Deutschlands; wie aus dem alten Namen Borbetomagus hervorgeht, ist sie keltischen Ursprungs. Als Stadt der Wangionen stand sie bis gegen das 5. Jahrh. unter römischer Herrschaft und wurde am Anfang des 5. Jahrh. Mittelpunkt des Burgunderreichs und damit Schauplatz der Ereignisse der deutschen Heldensage (Walther von Aquitanien, der hörnerne Siegfried, der Wormser Rosengarten, die Nibelungen, die Klage, Biterolf und Dietleib). In der fränkischen Zeit blühte die Stadt, die in der

vorhergehenden wildbewegten Zeit viel gelitten hatte, rasch auf und wurde bald Sitz eines Bischofs. In dem Reich Karls d. Gr. gehörte sie zu den hervorragendsten Städten, in der der Kaiser oft seinen Aufenthalt nahm und die Reichsversammlungen hielt. In den folgenden Zeiten des Verfalls an den Rand des Verderbens gebracht, wurde sie von dem Bischof Burchard (1000—1025), dessen Gedächtnis jetzt durch die von ihm gegründeten Kirchen verherrlicht wird, neu begründet. Unter der Herrschaft der Bischöfe nahm sie wieder rasch einen Aufschwung. Als aber die Kirche und damit auch der wormser Bischof in Kampf mit dem Kaiser geriet, nahmen die Wormser energisch Partei für Heinrich IV. gegen ihren Bischof (1073). Die Erhebung gegen die bischöfliche Herrschaft war der Anfang der innern Selbständigkeit der Stadt, die sich durch viele kais. Privilegien der folgenden Kaiser weiter entwickelte, sodaß Worms ein förmlicher Freistaat wurde. Auch äußerlich blühte die Stadt mächtig auf durch ihren Handel, und als Ort, wo die wichtigsten Hof- und Reichstage gehalten wurden, gehört sie zu den ersten Städten Deutschlands. Doch von dieser Blüte sank sie bald herab in dem unter Friedrich II. entbrennenden langen Kampf mit ihren Bischöfen, die sich wieder der Herrschaft über die Stadt bemächtigen wollten. Zwar hielt sie sich durch die Zeit der Reformation hindurch immer noch auf einer verhältnismäßigen Höhe, bis sie in den Kriegen des 17. Jahrh. von den Franzosen immer mehr herabgebracht, zuletzt 1689 in einen Stein- und Aschenhaufen verwandelt wurde. Zwar richteten sich die Bürger von Worms wieder auf der alten Stelle ein, aber die alte Reichsstadt fristete nur ein kümmerliches Dasein. Aus den Erschütterungen der Französischen Revolution ging sie als ein Landstädtchen von 5000 E. hervor. Durch den Frieden von Lunéville 1801 kam Worms an Frankreich. Im J. 1814 mit dem übrigen linken Rheinufer von der Fremdherrschaft befreit, kam es 1816 mit der übrigen Provinz Rheinhessen zu Hessen-Darmstadt. Jetzt nimmt die Stadt wieder einen bedeutenden Aufschwung. Unter den vielen Reichstagen, die in der sog. «Mutter der Reichstage» gehalten wurden, sind die bekanntesten: der von 1495, wo Kaiser Maximilian I. über den Ewigen Landfrieden (s. d.) verhandelte, und der von 1521, auf welchem Luther vor Kaiser und Reich mit unerschütterlicher Festigkeit jeden Widerruf zurückwies und dadurch der Gründer der protestantischen Kirche wurde.

Vgl. Zorn, «Wormser Chronik» (herausg. von Arnold, Stuttg. 1857); Pauli, «Geschichte der Stadt W.» (Worms 1825); Lange, «Geschichte und Beschreibung der Stadt W.» (Worms 1837); Brückner, «Geschichte des Reichstags zu W.» (Heidelb. 1860); Wolf, «Zur Geschichte der Juden in W.» (Worms 1862); Wiegand, «Zur Geschichte der wormser Erzbischöfe und Bischöfe» (Worms 1855); Fuchs, «Geschichte der Stadt W.» (Worms 1868); Oncken, «Authentische Erzählung von der Zerstörung der Stadt W.» (Karlsr. 1871); Arnold, «Verfassungsgeschichte der deutschen Freistädte im Anschluß an die Verfassungsgeschichte von W.» (2 Bde., Hamb. u. Gotha 1854); A. Becker, «Beiträge zur Geschichte der Frei- und Reichsstadt W. und der dortigen Schulen» (Worms 1880); F. Soldan, «Deutsche Heldensagen auf dem Boden der alten Stadt W.» (Gütersloh 1881); F. Soldan, «Der Reichstag zu W. 1521» (Worms 1883); Weckerling, «Die römische Abteilung des Paulus-Museums» (Worms 1885); H. Boos, «Urkundenbuch der Stadt W.» (1. Bd., Berl. 1886).

Worms (estnisch Hiorootsi-Saar, schwed. Ormsö), eine Insel im Baltischen Meer, zwischen Dagö und Nuckö, 11 km von Hapsal entfernt und zum russ. Gouvernement Estland gehörig, hat einen Flächeninhalt von 606 qkm. Die Insel hat viele kleine Buchten und Landzungen und das sie umgebende Meer gefährliche Sandbänke, Riffe und Untiefen, wie den den Schiffern wohlbekannten Stapelbotten im Norden, sodaß nur bei Förby im Westen größere Schiffe vorbeifahren und bei Kerslätt kleinere in einem schwer zugänglichen Hafen sicher ankern können. Fast die Hälfte der Insel ist mit Tannen bewachsen. Die Geschichte von W. fällt mit der von Ösel (s. d.) zusammen, nur daß W. mit Dagö und andern kleinern nach Norden hin gelegenen Inseln 1764 bei Estland verblieb. W. umfaßt nur ein Kirchspiel (St. Olas) mit 2300 E., welche sich hauptsächlich mit Fischfang und Ackerbau beschäftigen.

Worms (in der Lombardei), s. Bormio.

Wormserjoch, s. Stilfserjoch.

Worónesch (russ. Voronežskaja Gubernija), das südlichste Gouvernement Großrußlands, umfaßt in 12 Kreisen 65 893 qkm und begreift einen Teil des alten russ. Fürstentums Rjäsan in sich. Das Gouvernement, das seine Verfassung unter der Kaiserin Katharina II. 1779 erhielt, hat einen ebenen, schwarzerdigen, sehr fruchtbaren Boden und ein sehr gemäßigtes Klima. Die drei schiffbaren Flüsse Don, Woronesch und Choper frieren erst im Dezember zu und gehen Anfang März wieder auf. Die Waldungen nehmen den zehnten Teil des Areals ein. Die Fruchtbarkeit des Landes begünstigt Ackerbau, Gartenkultur und Tabaksbau. Auch sind herrliche Weideplätze, bereits innerhalb der Steppenzone, vorhanden, und die Viehzucht steht hier auf einer hohen Stufe. An dem Flusse Bitjug, der in den Don fällt, hat sich die bedeutendste Pferdezucht Rußlands ausgebildet. Die sog. Bitjugi unterscheiden sich von allen nordruss. Pferden durch Kraft und Ausdauer. Auch mehrere Militärstutereien befinden sich in diesem Gouvernement. Die wichtigsten Ausfuhrartikel sind Getreide, Obst, Wolle und Vieh. Die Industrie wird in 449 Fabriken und Manufakturen betrieben, unter denen die Tuchfabriken und Talgschmelzereien den ersten Platz einnehmen. Die Einwohner, deren Zahl sich 1886 auf 2 465 966 Seelen belief, sind Groß- und Kleinrussen (letztere 40 Proz.) und etwa 2000 deutsche Kolonisten; auch Zigeuner und Tataren finden sich.

Die Hauptstadt Woronesch (russ. Voronež), Sitz eines Erzbischofs und Civilgouverneurs, liegt unweit des Einflusses des Woronesch in den Don, auf und an einer mit Gärten bepflanzten Anhöhe an der Eisenbahn Koslow-Rostow und zählt (1885) 56 179 E. Die Stadt hat 23 Kirchen, 3 Klöster, 1 Theater, 1 Priesterseminar, 1 Gymnasium, 1 Kadetteninstitut für 400 Zöglinge, 1 Invalidenhaus für Seeleute, ein Denkmal Peters I. (errichtet 1860) und 47 Fabriken in Tuch, Seife, Talg u. s. w. Peter d. Gr. legte 1697 auf einer Insel des Woronesch eine große Schiffswerft an.

Woronicz (Johann Paul), poln. Dichter, geb. 1757 in Volhynien, aus angesehenem Geschlecht, trat in den Jesuitenorden und nach Aufhebung

desselben zu den Missionaren in Warschau über. Nach Verwaltung mehrerer Propsteien wurde er zur Zeit des Herzogtums Warschau in den Staatsrat berufen, 1815 zum Bischof in Krakau und 1827 zum Erzbischof in Warschau und Primas von Polen erhoben. Er starb in Wien 4. Dez. 1829. W. ist einer der bedeutendsten Kanzelredner Polens und als Dichter einer der wenigen Vertreter des Panslawismus unter den Polen, im Geiste von Kollárs «Slavy Dcera». Sein Hauptwerk ist «Sybilla» (Lemb. 1815), ein heroisches Gedicht in vier Gesängen, in welchem er im Anschluß an die poln. Altertümer, die die Fürstin Isabella Czartoryiska auf ihrem Gute Pulawy in einem sog. Tempel der Sibylla gesammelt hatte, die Geschichte Polens schildert. Auch hat man von ihm eine unvollendete «Lechiada» und ein Gedicht «Assarmot». W.s Schriften «Pisma» erschienen gesammelt in 6 Bänden (Krak. 1832).

Woronzow ist der Name einer berühmten russischen gräfl. und fürstl. Familie, deren Stammbaum bis in die Mitte des 17. Jahrh. hinaufreicht. Das alte Bojarengeschlecht dieses Namens, welches sich im 15. und 16. Jahrh. in Rußland auszeichnete, kann nicht mit dieser Familie in Verbindung gebracht werden, da es bereits um 1576 erlosch. — Der erste Ahn der gräflich Woronzowschen Familie war Gawrilo W., der bei der Belagerung von Tschigirin in Kleinrußland 1678 fiel. — Unter seinen Enkeln that sich besonders Michael W., geb. 1710, der Günstling der Kaiserin Elisabeth, hervor, welche ihn 1744 zum Vizekanzler erhob, ihm die Leitung des Ministeriums des Auswärtigen übertrug und ihn durch Kaiser Karl VII. 1744 in den Reichsgrafenstand erheben ließ. Er brachte den Vertrag zwischen Rußland und Schweden 25. Juni 1745 zu Stande, sowie den Vertrag mit Österreich zur Verteidigung der Erbfolge Maria Theresias und den Subsidienvertrag mit Großbritannien 1747, nach welchem ein russ. Korps von 37000 Mann im Solde der Seemächte an den Rhein zog. In den letzten Jahren der Regierung der Kaiserin Elisabeth stand W. an der Spitze der schwed. Partei, deren Seele Großfürst Peter war. Er stürzte den Kanzler Bestuschew und wurde an dessen Stelle zum Reichskanzler ernannt, gehörte zu den Günstlingen Peters III., verlor aber unter Katharina II. seinen Einfluß und starb 1767 in Moskau.

Die Nichte des vorigen, Elisabeth Romanowna W., war die Geliebte Peters III., ehe er den Thron bestieg. — Ihre Schwester, Katharina Romanowna W., war die Fürstin Daschkow (s. d.), die Vertraute Katharinas II., die mit dem Grafen Panin den Plan zu deren Erhebung auf den Thron entwarf und ausführte. Eine dritte Schwester war die durch Schönheit und Liebenswürdigkeit ausgezeichnete Gräfin Buturlin.

Der Bruder der vorigen, Graf Alexander W., früher Gesandter an mehrern europ. Höfen und Präsident des Handelskollegiums unter der Kaiserin Katharina II., wurde vom Kaiser Alexander I. 1802 zum Reichskanzler ernannt, leitete die auswärtigen Angelegenheiten, nahm 1804 seine Entlassung und starb 1805 zu Moskau.

Sein jüngerer Bruder, Ssemen W., geb. 1744, war russ. Gesandter in London, als die Französische Revolution ausbrach, und schloß 25. März 1793 mit Lord Grenville den Doppelvertrag, der die Handelsverhältnisse zwischen Rußland und England auf dem Fuße des für England sehr vorteilhaften Handelsvertrags von 1766 auf sechs Jahre erneuerte. Unter Alexander I. hatte er teil an den Verhandlungen, welche die dritte Koalition durch den petersburger Vertrag (genannt Traité de concert) vom 11. April 1805 herbeiführten. Nachdem er den Posten eines russ. Botschafters in London 20 Jahre lang bekleidet, lebte er daselbst als Privatmann und starb 21. Juni 1832.

Michael W., Sohn des vorigen, russ. Feldmarschall und Generaladjutant des Kaisers, geb. 17. Mai 1772 zu Moskau, wurde bei seinem Vater in England erzogen, trat hierauf in die russ. Armee, focht im Kaukasus unter Zizianow und in der Türkei unter Kutusow und zeichnete sich vorzüglich in den Feldzügen 1812—14 gegen Frankreich aus. Er führte 1812 eine Grenadierdivision, blockierte 1813 Küstrin, Magdeburg und Wittenberg, focht bei Leipzig und zeichnete sich 1814 bei Craonne und vor Paris aus. Von 1815 bis 1818 befehligte er die russ. Truppen bei dem Besatzungsheere in Frankreich und nahm am Kongreß zu Aachen teil. In der Folge wurde er Generalgouverneur von Neurußland und Bessarabien, leitete im Juni 1826 neben Ribeaupierre die Verhandlungen zu Akjerman, und befehligte 1828 nach Menschikows Verwundung das Belagerungsheer vor Warna. Im Dez. 1844 wurde er zum Statthalter von Kaukasien ernannt. Er nahm 18. Juli 1845 die Hauptfeste Schamyls, das Städtchen Dargo, mit Sturm, wofür ihm die russ. Fürstenwürde verliehen wurde, eroberte 1847 Salti und 1848 Gorgebil, während er zugleich durch eine versöhnliche Politik die Bergvölker für Rußland zu gewinnen suchte. Beim Ausbruch des Kriegs mit der Türkei 1853 durch Krankheit an Tiflis gefesselt, schlug er durch seine Unterfeldherren die Türken von Achalzich zurück und brachte denselben bei Basch-Kadyklor eine Niederlage bei. Indessen wurde er im März 1854 genötigt, zur Wiederherstellung seiner Gesundheit einen sechsmonatlichen Urlaub zu nehmen, den er zu einer Reise nach Karlsbad und Schlangenbad benutzte. Im Oktober kehrte er zurück und erhielt 31. desselben Monats die erbetene Entlassung als Statthalter im Kaukasus und Generalgouverneur von Neurußland. Bei der Krönung des Kaisers Alexander II. 1856 wurde er zum Feldmarschall ernannt. Er begab sich darauf nach Odessa, wo er den Ehrenposten eines Gouverneurs übernahm, starb aber wenige Wochen nach seiner Ankunft daselbst 18. Nov. 1856.

Sein einziger Sohn aus der Ehe mit einer Gräfin Branicka, Fürst Ssemen Michailowitsch W., trat 1847 als Stabskapitän in die Garde, nahm hervorragenden Anteil an den kaukas. Kämpfen, wurde 1849 Gardekapitän, gleich darauf Oberst und Kommandeur des den Namen seines Vaters tragenden Jägerregiments und 1852 Generalmajor. Im J. 1853 war er, angeblich in diplomatischen Aufträgen, längere Zeit hindurch in England und erhielt im Aug. 1854 den Befehl über eine Reservebrigade des Gardekorps; als Kommandeur des 10. Armeekorps nahm er an dem Russisch-Türkischen Kriege von 1877 und 1878 teil. Er starb im Mai 1882 in Petersburg.

Der Oberceremonienmeister Graf Iwan W.-Daschkow, ein Großneffe des Reichskanzlers und des Grafen Semen (der den Namen Daschkow als Erbe des letzten männlichen Sprossen dieser Fürsten-

familie, des 1807 verstorbenen Fürsten Paul Michailowitsch Daschkow, annahm), geb. 1791, war 1824—28 russ. Gesandter in München und dann bis 1832 in Turin. Hierauf nach Petersburg berufen und zum Mitglied des Reichsrats ernannt, vertrat er wiederholt den Grafen Nesselrode als Minister des Auswärtigen. Er starb 9. Juli 1854 in Peterhof an der Cholera. — Der Sohn des letztern, Graf Illarion Iwanowitsch W.-Daschkow, ist russ. Generallieutenant und Generaladjutant des Kaisers, sowie seit 1881 Minister des kaiserl. Hauses.

Worringen, Flecken in der preuß. Rheinprovinz, Regierungsbezirk und Landkreis Köln, 15 km im NNW. von Köln, links am Rhein, dessen Ufer hier mit starken Deichen versehen sind, Station der Linie Köln-Neuß-Zevenaar der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1880) 2460 meist kath. E. und hat bedeutenden Zuckerrübenbau, Brauereien, eine Ölmühle, Kalkbrennereien und Ziegeleien. In der Umgebung dehnt sich der waldige Worringer Bruch aus. — W. soll das Buruncum der Römer sein, der Standort ihrer Reiterei in Germania inferior. Geschichtlich merkwürdig wurde W. durch die große und blutige Schlacht am 5. Juni 1288, in welcher Herzog Johann von Brabant mit seinen Verbündeten die Partei Graf Reinalds von Geldern völlig besiegte und der kölner Erzbischof Sigfried von Westerburg der Gefangene des Grafen Adolf von Berg wurde; auch Graf Reinald von Geldern wurde gefangen. Auf geldern-erzbischöfl. Seite fielen Herzog Heinrich von Luxemburg, Vater Kaiser Heinrichs VII., und Heinrich von Westerburg, der Bruder des Erzbischofs Sigfried. Gleich nach dem Kampfe zerstörten die kölner Bürger, welche durch ihr Eingreifen den Sieg für die Brabanten herbeigeführt hatten, die erzbischöfl. Burg zu W. bis auf den Grund. Diese Schlacht entschied den Limburger Erbfolgekrieg (1282—89), Limburg blieb fortan bei Brabant.

Worsaae (Jens Jacob Asmussen), dän. Altertumsforscher, geb. 14. März 1821 zu Veile in Jütland, widmete sich zu Kopenhagen erst theol., dann jurist. Studien, die jedoch bald von dem Interesse für vaterländische Geschichte und Altertümer überwogen wurden; wie er denn auch 1838—43 als Assistent beim königl. Museum für nordische Altertümer fungierte. Im J. 1847 wurde W. zum Inspektor (1861 zum Direktor) sämtlicher Denkmale des Altertums im dän. Staate ernannt. Im Okt. 1855 erhielt er eine Docentenstelle für vaterländische Altertumskunde an der Universität zu Kopenhagen, die er bis 1866 bekleidete. Seitdem wirkte er als Direktor des Museums für nordische Altertümer, des ethnogr. Museums, sowie der chronol. Sammlung auf dem Schlosse Rosenborg; auch war er 1874—75 Kultusminister in dem Fonnesbechschen Ministerium. Er starb 15. Aug. 1885 auf dem Gute Hagestedgaard in der Nähe von Holbek.

W. hat eine Reihe gelehrter Arbeiten über die Altertümer und ältere Geschichte des europ. Nordens veröffentlicht, in denen er aber vielfach einseitig die skandinav. Interessen vertritt. Dahin gehören vor allem: «Danmarks Oldtid oplyst ved Oldsager og Gravhöie» (Kopenh. 1843; deutsch, Kopenh. 1844), «Blekingske Mindesmärker fra Hedenold» (Kopenh. 1846; deutsch unter dem Titel «Zur Altertumskunde des Nordens», Lpz. 1846), «Minder om de Danske og Nordmändene i England, Skotland og Irland» (Kopenh. 1851; deutsch, Lpz. 1852), «Afbildninger fra det kongelige Museum for Nordiske Oldsager» (Kopenh. 1854; neue Bearbeitung unter dem Titel «Nordiske Oldsager i det kgl. Museum i Kjöbenhavn», Kopenh. 1859), «Den Danske Erobring af England og Normandiet» (Kopenh. 1863), «Om Slesvigs og Sönderjyllands Oldtidsminder» (Kopenh. 1865). Von seinen kleinern Schriften haben besonderes Interesse: «Danevirke» (Kopenh. 1848; deutsch, Kopenh. 1848), «Jyllands Danskhed» (Kopenh. 1850), das von Schorn als «Protest eines Jütländers gegen Jak. Grimms neues deutsches Volksrecht» (Kopenh. 1850) ins Deutsche übersetzt ward.

Worskla oder Worsklo, linker Nebenfluß des Dnjepr in den russ. Gouvernements Kursk, Charkow und Poltawa. Die W. entspringt im Kreise Obojansk des Gouvernements Kursk und fließt anfangs südwestlich, dann südsüdwestlich und ist 442 km lang. Die W. hat stark gewundenen Lauf und fließt zum Teil zwischen hohen Uferwänden, meist aber durch fruchtbares Land; sie ist nicht schiffbar.

Worsma, Kirchdorf im russ. Gouvernement Nischegorod, Kreis Gorbatow, am See Worsma, der durch das Flüßchen Worsma in die Oka abfließt, mit 3960 E. und Eisen- und Stahlindustrie.

Wort im allgemeinsten Sinne heißt in der Grammatik jeder Komplex von Lauten, der eine Vorstellung bezeichnet; damit sind die Interjektionen (Empfindungs-, Ausrufungsworte), wie au! hu! u. dgl. ausgeschlossen, denn sie sind nur der unwillkürliche Ausdruck eines Gefühls. Thatsächlich aber gibt es keine W. ohne Sätze, denn alles Sprechen geschieht in Sätzen (die Interjektionen stehen außerhalb des Satzzusammenhanges), daher eine genauere Definition von W. lauten muß: ein W. ist ein Lautkomplex, der eine bestimmte Vorstellung ausdrückt und eine bestimmte Stellung innerhalb des Satzes hat. Das W. der indogerman. Sprachen hat stets zwei notwendige Bestandteile, den Stamm, der die betreffende Vorstellung an sich ausdrückt, und die Flexionsendung (Deklinations- oder Konjugationsendung), die das Verhältnis zu andern Elementen des Satzes angibt; ein indogermanisches W. ist daher identisch mit Flexionsform. Da es nur zwei Arten von Flexionen gibt, Deklination und Konjugation, erstere dem Nomen und Pronomen eigentümlich, letztere dem Verbum, so gab es ursprünglich auch nur drei Arten von W. in den indogerman. Sprachen: Nomina, Pronomina (die man auch als nominalen Bestandteil der Sprache zu einer Klasse zusammenfassen kann) und Verba. Im Laufe der Entwickelung geht in den einzelnen Sprachen nicht selten den Worten die Flexionsendung verloren oder wird unkenntlich und nicht mehr empfunden, die Erforschung der ältern Perioden aber kann stets die einstige Existenz einer Flexionsendung nachweisen. Die Einteilung der W. in Stoff- und Formworte, erstere Vorstellungen oder Begriffe ausdrückend, letztere deren Verhältnisse und Beziehungen im Satze (Präpositionen, Konjunktionen), beruht nicht auf einem ursprünglichen Unterschiede, alle Formworte sind ursprünglich Stoffworte, erst die Abschwächung der Bedeutung hat bei manchen W. ihren eigentlichen Inhalt so zurücktreten und im Bewußtsein der Sprechenden verschwinden lassen, daß sie nur noch zum Ausdruck von Beziehungen verwendet werden (wie z. B. «weil» und «Weile», «nach» und «nahe» u. s. w.).

Wortbildung, s. Ableitung (grammat.).

Wörterbuch (Lexikon) im weitern Sinne heißt jedes Buch, welches ein nach einer bestimmten Folge geordnetes Verzeichnis von Wörtern einer oder mehrerer Sprachen enthält; im engern und eigentlichen Sinne aber versteht man darunter ein alphabetisch geordnetes Verzeichnis der Wörter einer oder mehrerer Sprachen, welches den gesamten betreffenden Wortschatz zu erschöpfen strebt. Vom W. unterscheiden sich als Unter- und Abarten, welche besondere Zwecke verfolgen, das Glossarium, welches nur aus irgend einem Grunde auffällige, merkwürdige, veraltete u. s. w. Wörter erklärt; das Idiotikon, welches mundartliche oder sonst einem speziellen Zweck dienende Wörter und Redensarten verzeichnet; das Onomastikon, welches nur die Substantiva und zwar gewöhnlich nach den Namen erklärt. Weiter sondern sich nach ihren eigentümlichen Zwecken ab: das etymologische W., welches vorzugsweise die Abstammung und Verwandtschaft der Wörter verfolgt; das Synonymenwörterbuch, welches die Unterschiede der Bedeutungen aufweist und erklärt; das Spezialwörterbuch, welches den Sprachschatz eines einzelnen Schriftstellers darlegt, und endlich die verschiedenen Realwörterbücher, welche nur durch ihre alphabetische Anordnung unter diesen Begriff fallen, sofern sie nicht auf Sammlung und Erklärung des Sprachlichen, sondern des Sachlichen hinstreben. Die Griechen und Römer hatten keine Vorstellung von einem wirklichen W. Sie beschränkten sich auf Glossaria, Etymologica, Synonymica, Onomastica, die aber sämtlich keineswegs auf erschöpfende Vollständigkeit ausgingen. Dagegen wurden schon im Altertum Werke encyklopädischer Art verfaßt. (S. Encyklopädie.) Ein wirkliches W. ward erst möglich durch die Buchdruckerkunst. Für das Griechische legte nach den Vorarbeiten von Budäus, Camerarius u. a. eine breite und feste Grundlage Henricus Stephanus durch seinen «Thesaurus linguae Graecae» (1572), auf welchem dann die Hemsterhusische Schule weiter baute bis herab zu den neuesten Leistungen von Schneider, Passow, Seiler, Jakobitz, Rost, Pape u. a. Die lat. Wörterbücher heben an mit Perottis «Cornu copiae» (1489) und dem «Thesaurus» des Robert Stephanus (1531) und wurden weiter gefördert durch die umfassenden Arbeiten von Joh. Matth. Gesner, Forcellini, Du Cange (mittelalterliches Latein), Scheller, Freund, Georges, Mühlmann u. a.

Die ersten Anfänge der deutschen Lexikographie reichen hinauf bis ins 7. Jahrh. Außer den Interlinear- und Randglossen entstanden im althochdeutschen Zeitraume zahlreiche, bald sachlich, bald alphabetisch geordnete, sowohl kleinere als umfänglichere Verzeichnisse deutscher Wörter mit nebengesetzter lat. Bedeutung, die, mannigfach unter sich verwandt, durch fortgesetztes Abschreiben bis tief in den mittelhochdeutschen Zeitraum hinein immer mehr miteinander verschmolzen und durch neue Zusätze erweitert wurden. Im 15. Jahrh. tauchen dann neben jenen ältern noch eine ziemliche Anzahl neuer Vokabularien auf, die auch bald unter verschiedenen Titeln in den Druck übergehen und wiederholt aufgelegt werden, als der «Vocabularius ex quo», «V. breviloquus», «V. rerum», «V. praedicantium», «V. gemma gemmarum» und «V. incipiens Teutonicum ante Latinum». Alle diese für die erste Entwickelungsstufe der neuhochdeutschen Sprache wichtigen Vokabularien sind ziemlich selten geworden und noch so wenig untersucht, daß man von ihnen kaum etwas mehr als einige nackte Verfassernamen kennt, wie Wenzeslaus Brack und Johannes Melber de Geroltshofen. Verdienten Ruf erwarb sich Gherard van der Schuerens «Teutonista of Duytschlender» (Köln 1477; herausgeg. von Clignett, Leid. 1804), eine reiche, einsichtige und noch jetzt nutzbare, aus der niederrhein.-klevischen Mundart geschöpfte Auswahl, welche durch ihr Beispiel die alphabetische Ordnung für alle folgenden zur Regel machte. Ihm folgte des aus der Schweiz stammenden straßburger Arztes Petrus Dasypodius (Hase oder Häslein) «Dictionarium Latino-Germanicum et Germanico-Latinum» (Straßb. 1535 u. öfter), zwar noch wenig über den Charakter eines Schulbuchs hinausgehend, aber ebenfalls frisch aus der elsäss. Mundart gezogen und alphabetisch geordnet. Nach des Robert Stephanus «Dictionarium Latino-Gallicum» hatte der Züricher Joannes Frisius ein «Dictionarium Latino-Germanicum» ausgearbeitet (Zür. 1541), welches dann Josua Maaler (Pictorius), ein züricher Geistlicher, auf Gesners Rat in ein deutsch-lateinisches W. mit alphabetischer Folge umgoß und mit einem so reichen, aus der lebendigen Schweizersprache gehobenen Schatze von Wörtern und Redensarten ausstattete, daß es als das erste wirkliche deutsche W. gelten darf («Die teutsch Sprach», Zür. 1561). Überaus fleißig und lehrreich, nur zu überladen, ist des augsburger Arztes Georg Henisch in einem Foliobande bis zum Buchstaben G gediehenes W. («Deutsche Sprach und Weißheit», Augsb. 1616). Ebenfalls reich und verdienstlich ist das Werk Kaspar von Stielers («Der deutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs oder deutscher Sprachschatz. Von dem Spaten», Nürnb. 1691).

Das erste dem Forscher noch jetzt unentbehrliche gelehrte deutsche W. schrieb der gründliche und besonnene Frisch («Deutsch-lateinisches W.», Berl. 1741), nicht mehr aus der Mundart einer besondern Gegend, sondern aus reichen und oft weit entlegenen Quellen. Ausgezeichnet durch Wortvorrat, umsichtige Entwickelung der Bedeutungen und wohlgewählte Belegstellen ist das W. Adelungs (4 Bde., Lpz. 1774—80; 2. Aufl., von geringerm wissenschaftlichen Werte, 5 Bde., Lpz. u. Berl. 1793—1817); jedoch ist es auf diejenige Redeweise beschränkt, welche der Verfasser «verfeinertes obersächs. Hochdeutsch» nannte. Tiefer steht das durch Überladung und übertriebenen Purismus beeinträchtigte deutsche W. Campes (5 Bde., Braunschw. 1807—11). Dagegen läßt alle Vorgänger weit hinter sich zurück das «Deutsche W.» von Jakob und Wilhelm Grimm (Bd. 1—7, Lpz. 1854 fg.), dessen Belege in reicher Fülle aus den bedeutendern Schriftstellern des gesamten neuhochdeutschen Zeitraums geschöpft und dessen Erläuterungen mit der umfassendsten und eindringendsten Sprachkenntnis abgehandelt sind. Eigentümlichen Wert besitzt Sanders' «W. der deutschen Sprache» (2 Bde., Lpz. 1859—65; «Ergänzungswörterbuch», 3 Lieferungen, Berl. 1879—84). Alles, was die got. Sprachdenkmäler darbieten, haben erschöpfend verzeichnet und erläutert von der Gabelentz und Löbe («Glossarium der got. Sprache», Lpz. 1843) und Schulze («Got. Glossar», Magdeb. 1848); den althochdeutschen Zeitraum umspannt Graffs «Althochdeutscher Sprachschatz» (7 Bde., Berl. 1834—46), den mittelhochdeutschen das reiche, auf Grund des Beneckeschen Nachlasses von Wilh. Müller bearbeitete

«Mittelhochdeutsche W.» (3 Bde., Lpz. 1854—66), und unter den zahlreichen mundartlichen Wörterbüchern sind das «Bayrische W.» von Schmeller (4 Bde., Stuttg. u. Tüb. 1827—37; 2. vermehrte Ausg., 2 Bde., Münch. 1869—78), sowie Lexers «Mittelhochdeutsches Handwörterbuch». Zugleich als Supplement zum mittelhochdeutschen W. von Benecke-Müller-Zarncke» (3 Bde., Lpz. 1869—78) unerreicht geblieben. (S. Deutsche Sprache.) Die beiden berühmtesten Wörterbücher der ital. und franz. Sprache sind das «Vocabolario degli accademici della Crusca» und das «Dictionnaire de l'Académie française». Jenes ist aber eigentlich nur ein Idiotikon der florentin. Mundart, dieses nicht ein W. im oben angegebenen Sinne, sondern nur ein Dictionnaire oder Lexikon der feinern Umgangssprache des siècle de Louis XIV. Ein umfassendes französisches W. von wissenschaftlichem Wert hat Littré (4 Bde. und Supplement, Par. 1863—78) verfaßt. Neuerdings haben auch die Niederländer in dem «Woordenboek der Nederlandsche taal» (Leid. 1865 fg.) von de Vries und te Winkel ein vorzügliches W. erhalten. Von deutschen Gelehrten ist auch für fremde Sprachen Treffliches geleistet worden, wie z. B. durch den hebr. Thesaurus von Gesenius, durch Freytags arabisches W., durch Vullers für das Persische, durch Zenker für das Türkische, Dillmann für das Äthiopische u. s. w. Die wissenschaftliche Grundlage für die roman. Lexikographie ist gelegt worden durch das «Etymologische W. der roman. Sprachen» von Diez (4. Aufl., Bonn 1878). Vgl. Vater, «Litteratur der Grammatiken, Lexika und Wörtersammlungen aller Sprachen der Erde» (2. Aufl., gänzlich umgearbeitet von Jülg, Berl. 1847). Wesentlich verschieden von den W. ihrem Zwecke und ihrer Anlage nach sind die Fremdwörterbücher. (S. Fremdwörter.)

Wortfügungslehre, soviel wie Syntax.

Wörth, Insel, s. Werder.

Wörth (an der Donau), Flecken im bayr. Regierungsbezirk Oberpfalz, Bezirksamt Regensburg, unweit links der Donau, am Südfuße des Bayrischen Waldes, 23 km im OSO. von Regensburg, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 1195 kath. E. und hat ein Schloß des Fürsten von Thurn und Taxis, welches ehemals dem Bischof von Regensburg gehörte.

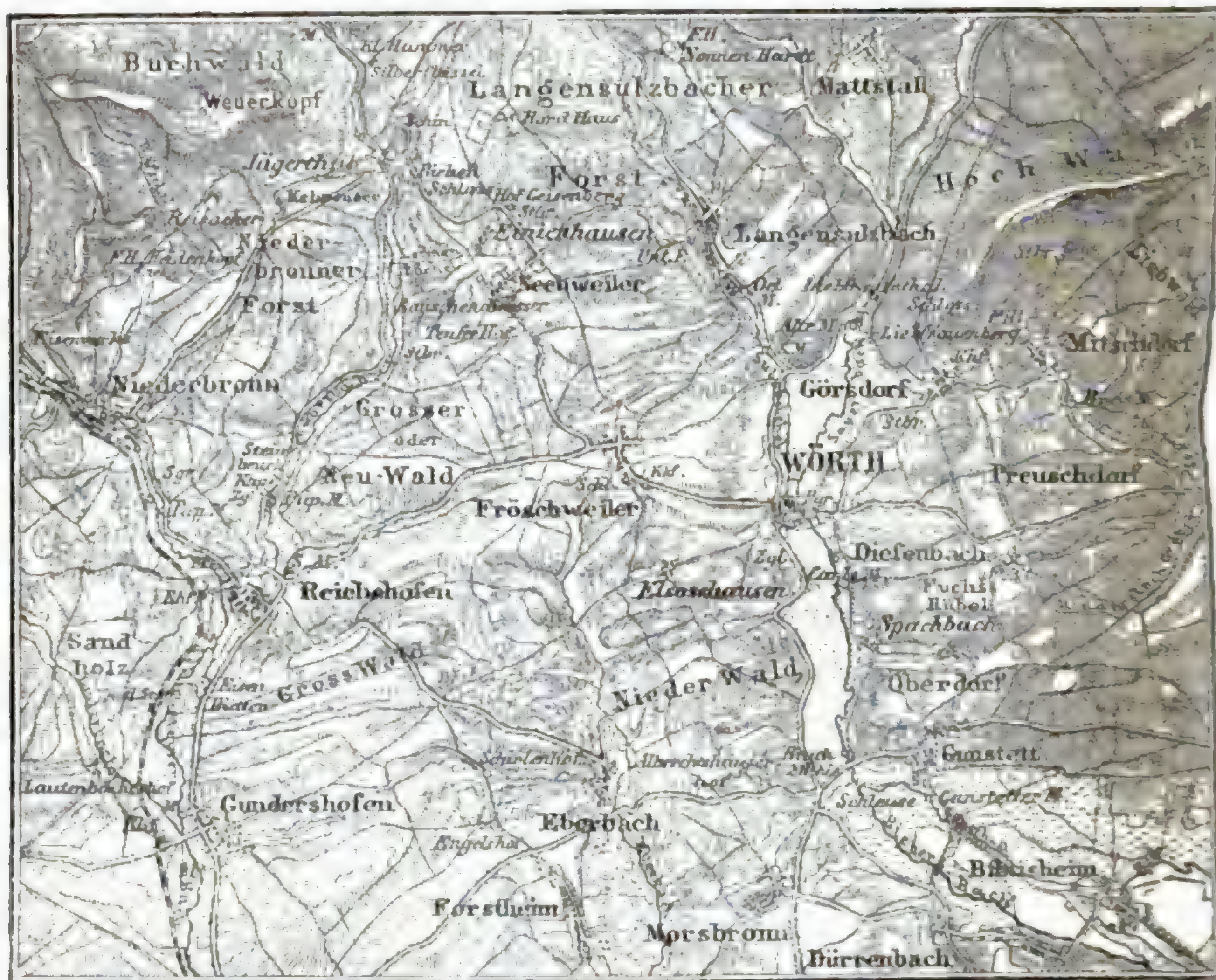
Wörth (am Main), Stadt im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, Bezirksamt Obernburg, links am Main, am Ostfuße des Odenwaldes, 135 m über dem Meere, nahe der hess. Grenze, Station der Linie Aschaffenburg-Miltenberg-Amorbach der Bayrischen Staatsbahnen, zählt (1880) 1665 kath. E. und hat ein altes Schloß, Steinbrüche, Obstbau, Schiffbau und Holzwarenfabrikation.

Wörth, Flecken im niederelsass. Kreise Weißenburg, an der Sauer, 25 km südwestlich von Weißenburg, mit Mineralquellen und (1880) 1053 E., Sitz eines Amtsgerichts, wurde denkwürdig durch die Schlacht am 6. Aug. 1870, in welcher der franz. Marschall Mac-Mahon von der Dritten Armee unter dem Kronprinzen von Preußen vollständig geschlagen wurde. Mac-Mahon hatte mit dem 1. Armeekorps, einer Division des 7. Korps und einer Kavalleriedivision 5. Aug. auf dem westl. hohen Thalrande des Sauerbachs eine starke Stellung besetzt und forderte noch das bei Bitsch stehende 5. Korps auf, eine Division zu ihm stoßen zu lassen. Die franz. Stellung zog sich von Fröschweiler über Reichshofen, wo das Hauptquartier war und nach dem die Franzosen die Schlacht benennen, Gorsdorf und Elsaßhausen längs des Thalrandes hin; der Sauerbach deckte die ganze Front. Der Kronprinz von Preußen hatte nach dem Siege von Weißenburg (s. d.) am 5. Aug. den Vormarsch in südwestl. Richtung fortgesetzt und sein Hauptquartier nach Sulz verlegt, wo ihm Meldungen über die Stellung der franz. Armee zugingen. Er ordnete für den nächsten Tag nur das Aufschließen und eine Frontveränderung des Heeres an. Aber 6. Aug. entwickelten sich schon gegen Tagesanbruch Scharmützel zwischen den beiderseitigen Vortruppen; General von Walther, der um 4 Uhr morgens auffällige Bewegungen der franz. Armee bemerkte, beschloß, durch einen Vorstoß festzustellen, ob dieselbe im Abmarsch begriffen sei. Um 7 Uhr wurde W. vom 5. preuß. Korps besetzt. Gegen 8 Uhr befahl General von Kirchbach die Einstellung des Gefechts, mußte jedoch schon in der nächsten Stunde dasselbe wieder aufnehmen, da inzwischen vom 2. bayr. Korps her starker Kanonendonner herüberschallte und auch das 11. preuß. Armeekorps in den Kampf eingetreten war. Das 11. Korps begann um 11 Uhr eine Umgehung der franz. Stellung, welche die 1. franz. Division vor Fröschweiler zu einer Frontveränderung nötigte. W. war inzwischen von den Franzosen wieder besetzt, wurde jedoch gegen Mittag durch das 5. preuß. Korps wieder genommen, ebenso alle vorgeschobenen Stützpunkte östlich der Sauer. Um 1 Uhr mittags übernahm der Kronprinz von Preußen persönlich auf dem Schlachtfelde die Leitung und beschloß die volle Durchkämpfung der Schlacht. Gegen 1¼ Uhr nachmittags erstürmte das 5. preuß. Korps den westl. Thalrand des Sauerbachs zwischen W. und Fröschweiler, während gleichzeitig die württemb. Kavallerie auf dem linken Flügel erschien und das 11. preuß. Armeekorps sich zum Angriff gegen den Niederwald entwickelte. Vergebens warf sich von Eberbach her die franz. Kürassierbrigade Michel, unterstützt von einem Lanciersregiment, auf die vorrückende Infanterie; sie wurde bei Morsbronn durch deren Feuer vernichtet und nur wenige Reiter gelangten unverletzt in die franz. Stellung zurück. Gegen 2½ Uhr war der Niederwald im Besitze des 11. preuß. Korps, welches bald darauf auch das hartnäckig verteidigte Elsaßhausen stürmte. Von Süden und Osten drangen gegen 3½ Uhr die preuß. Divisionen gegen Fröschweiler vor und stürmten diesen letzten Stützpunkt des franz. Heeres. Es kam hierbei zu einem längern Häuserkampfe. Marschall Mac-Mahon hatte die Schlacht bis auf das Äußerste fortgesetzt, und seine Truppen hatten mit hingebender Tapferkeit, in den letzten Stunden gegen einen an Zahl sehr überlegenen Gegner, gekämpft; von einem geordneten Rückzuge konnte nunmehr keine Rede mehr sein; denn das geschlagene Heer war gänzlich erschöpft und befand sich bereits in völliger Auflösung; auch wurde von beiden Flügeln des deutschen Heeres unverzüglich die Verfolgung eingeleitet. Erst von Niederbronn aus deckte die vom franz. 5. Korps von Bitsch herangerückte Division Lespart den weitern Rückzug. Die Deutschen verloren in der Schlacht bei W. 10642 Mann; der Verlust der Franzosen betrug an Toten und Verwundeten gegen 8000 Mann, außerdem 200 Offiziere und 9000 Mann an Gefangenen und 1 Adler, 4 Fahnen, 28 Geschütze und 5 Mitrailleusen. Groß war der moralische Eindruck

dieses Siegs in Deutschland und Frankreich, welcher auch in polit. Hinsicht bezüglich neutraler Staaten seinen Einfluß geltend machte. Die Vogesenpässe lagen frei und Nancy konnte in wenigen Tagen besetzt werden; die Festungen Lichtenberg und Lützelstein fielen ohne Kampf in deutsche Hand. Vgl. «Der Deutsch-Französische Krieg von 1870 und 1871» (redigiert von der kriegsgeschichtlichen Abteilung des Großen Generalstabes, Heft 3, Berl. 1873); Hassel, «Von der Dritten Armee» (Lpz. 1872); Helvig, «Das 1. bayr. Armeekorps von der Tann im Kriege 1870 und 1871» (Münch. 1872); Klein, «Fröschweiler Chronik» (Nördl. 1877).

deutschen Länder Elender.» Solche witzige Wortverknüpfungen, die sich oft ganz ungezwungen, namentlich aber in der franz. Sprache (s. Calembourg), darbieten, sind um so schlagender, je weniger es dabei einer Abänderung der Worte oder eines Zusetzens von Präpositionen u. dgl. bedarf.

Wosche oder Tscharonda, See im russ. Gouvernement Nowgorod, 410 qkm groß, 43 km lang, 6—13 km breit, 5—14 m tief. Die Ufer des W. sind sehr waldig und sumpfig und wenig bewohnt, sein Wasser jedoch sehr fischreich. Sein Abfluß ist der schiffbare Swid, der sich in den nördlicher gelegenen Latschasee ergießt.



Maßstab 1:100,000.

Das Schlachtfeld von Wörth.

Worthing, Stadt und Seebadeort in der engl. Grafschaft Sussex, Station der Linie Brighton-Ford Junction der London-Brighton and South-Coast-Eisenbahn, zählt (1881) 10976 E. und hat Fischerei, sowie eine 383 m lange Landebrücke. Der 6 km entfernte Cisbury-Hill hat Überreste eines röm. Lagers. Der Highdown-Hill, 11 km nordwestlich von W., gewährt eine schöne Fernsicht.

Wortspiel nennt man in der Rede die Nebeneinanderstellung von Wörtern, die bei Ähnlichkeit der Lautverhältnisse verschiedene, oft ganz entgegengesetzte Bedeutung haben, sodaß diese Verbindung eine witzige Pointe enthält. Ein Beispiel davon gibt die Rede des Kapuziners in «Wallensteins Lager» von Schiller: «Die Bistümer sind geworden Wüsttümer, die Abteien Raubteien, die gesegneten

Woskresensk, Fabrikdorf im Kreise Arsamas (s. d.) des russ. Gouvernements Nishnij-Nowgorod.

Woskresensk, Flecken des Kreises Swenigorod im russ. Gouvernement und 55 km westnordwestlich von der Stadt Moskau, liegt am linken Ufer der Istra und zählt (1884) 1663 E. Der Ort war ursprünglich ein Dorf, welches der Patriarch Nikon wegen seiner schönen Lage für das Woskresenskische Kloster kaufte, welches derselbe hier im J. 1656 nach dem Plane des Heiligen Grabes zu Jerusalem erbauen ließ und das daher auch Neujerusalem genannt wird. Bei dem Kloster W., welches, von hohen Mauern umgeben, zwei Kathedralen und zwei andere Kirchen einschließt, besiegte Peter d. Gr. 20. Juni 1698 durch seinen General Gordon die Strelitzen.

Wosnesensk, Stadt ohne Gerichtsbarkeit im russ. Gouvernement Cherson, Kreis Bobrinez, am linken Ufer des Bug, mit (1883) 9267 E., treibt bedeutenden Handel mit Rindern, Schafen und Pferden und hat große Obstpflanzungen in der Umgebung. In der Nähe W.s liegen bulgarische und rumän. Ansiedelungen.

Wosok (spr. Wäsök), in Rußland ein geschlossener, auf ein Schlittengestell gesetzter Wagen.

Wostókow (Alexander Christoforowitsch), einer der Begründer der wissenschaftlichen Erforschung der slaw. Sprachen und der slaw. Philologie überhaupt, geb. 27. (16.) März 1781 in Ahrensburg auf der Insel Ösel; von deutscher Abkunft (seinen Namen Osteneck übersetzte er später ins Russische) und Protestant, kam er nach Petersburg auf die Schule, trat mit 13 Jahren in die Akademie der Künste ein, um Architekt zu werden, und beendete den dortigen Kursus 1800. Schon damals war indes sein Hauptinteresse ein litterarisches und philologisch-grammatisches. Im J. 1815 erhielt er eine Anstellung im Handschriftenkabinett der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek. Den reichen hier gebotenen Stoff handschriftlicher Überlieferung bemeisterte er mit bewundernswertem Fleiß und Scharfsinn, die daraus hervorgegangene Abhandlung: «Razsuždenije o slavjanskom jazykě» (1820) ist grundlegend für die Grammatik des Altkirchenslawischen geworden. Im J. 1820 wurde W. Mitglied der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Petersburg. Jener Schrift folgte eine lange Reihe von Beschreibungen altkirchenslawischer Handschriften, Mitteilungen daraus u. a. In dieser Richtung sind W.s Hauptwerke: «Opisanije russkich i slavjanskich rukopisej Rumjancovskago muzeuma» (Petersb. 1842), einer der ausgezeichnetsten beschreibenden Handschriftenkataloge, die je verfaßt sind, und die Ausgabe des sog. «Ostromirschen Evangeliums» (Petersb. 1843). Diesen Werken folgte noch ein «Slovaŕ (Wörterbuch) cerkovnoslavjansko jazyka» (Petersb. 1858) und die «Grammatika cerkovno-slovenskago jazyka» (Petersb. 1863). Auch auf dem Gebiete der lebenden russ. Schriftsprache ist W. eine Autorität geworden durch seine «Russische Grammatik» («Russkaja grammatica polněje izložennaja», zuerst 1831, dann in vielen Auflagen erschienen). W. starb 20. (8.) Febr. 1864. Seine wissenschaftliche Korrespondenz erschien in Petersburg 1873 («Perepiska A. Ch. Vostokova»), seine kleinern Schriften, herausgegeben von Sresnevskij («Philologičeskaja nabljudenija A. Ch. Vostokova»), in Petersburg 1865.

Woten (finn. Watjalaiset), eine zur baltischen Gruppe der finn. Sprachen gehörige Völkerschaft in den russ. Gouvernements Petersburg und Nowgorod (ungefähr 12000 Köpfe), welche sich selbst Watjalaiset nennen und von den Russen auch als Tschuden (s. d.) bezeichnet werden. Der von ihnen bewohnte Landstrich wurde früher Watland genannt. Vgl. Ahlquist, «Wotisk Grammatik» (Helsingfors 1855).

Wotjäken, eine der russ.-finn. Völkerschaften, die sich selbst Udmurt nennen, leben in den Gouvernements Kasan und Wjätka, zumal in dem letztern, wo sie sich zu beiden Seiten des Wjätkaflusses angesiedelt haben und besonders Ackerbau und Bienenzucht, weniger aber Viehzucht treiben. Weil sie wenig mit andern Völkern vermischt leben, ist ihre Sprache, die zu der finn. Gruppe zählt, auch reiner geblieben. Sie sind zum Teil zum Christentum und zwar zur griech.-russ. Religion übergetreten, doch findet man noch viele Heiden unter ihnen. Auch haben selbst die getauften W. viele heidnische Gebräuche, wie die Opfer u. s. w., beibehalten. Ebenso gilt noch bei ihnen die alte Einteilung nach Stämmen, wonach alsdann ihre Dörfer benannt werden. Früher standen sie, wie die meisten finn. Völkerschaften in jenen Gegenden, unter tatar. Herrschaft und führten ein nomadisierendes Leben. Ihre feste Niederlassung fällt in die Zeit, als sie unter russ. Botmäßigkeit kamen. Ihre Anzahl beläuft sich auf etwa 240500 Köpfe, von denen im Kasanschen 7800, im Gouvernement Ufa 12360, im Gouvernement Samara 1360 und im Gouvernement Wjätka 219000 leben. Vgl. Wiedemann, «Grammatik der wotjakischen Sprache, nebst Wörterbuch» (Reval 1851); «Grammatik der syrjänischen Sprache mit Berücksichtigung ihrer Dialekte und des Wotjakischen» (Petersb. 1884); «Syrjänisch-deutsches Wörterbuch nebst einem wotjakisch-deutschen im Anhang» (Petersb. 1880); Buch, «Die W., eine ethnolog. Studie» (Helsingfors 1882). — Nicht zu verwechseln mit den W. sind die Woten (s. d.).

Wotton (Henry), engl. Diplomat und Gelehrter unter Jakob I., geb. 9. April 1568 zu Boughton-Hall in Kent, erwarb sich auf der Schule zu Winchester und der Universität zu Oxford tüchtige Kenntnisse im Recht, in der Mathematik und den Naturwissenschaften und besuchte dann neun Jahre die gelehrten Anstalten Frankreichs, Deutschlands und Italiens. Nach seiner Rückkehr trat er als Sekretär in die Dienste des Grafen von Essex, ging während dessen Hochverratsprozesses nach Florenz und schrieb hier die erst nach seinem Tode (1657) veröffentlichte Schrift «The state of Christendom». Dem Könige Jakob VI. von Schottland gab er Nachricht von einem Mordanschlag gegen denselben, wofür er, als Jakob den engl. Thron bestiegen, die Ritterwürde erhielt. Im J. 1604 schickte ihn der König als engl. Gesandten nach Venedig. W. entledigte sich seines Auftrags mit Geschick und erhielt nun Sendungen nach Italien, Deutschland und Holland. Später fiel W. beim König in Ungnade. Im J. 1623 wurde er zum Vorsteher der Schule zu Eton ernannt. Auf Karls I. Wunsch begann er eine Geschichte Englands zu schreiben, die jedoch nicht weit gedieh. W. starb zu Eton im Dez. 1639. Eine Sammlung seiner Poesien, Briefe und Charakterbilder erschienen unter dem Titel «Reliquiae Wottonianae» (Lond. 1651; mit Biographie 1685); die «Poems» wurden von Dyce (1843) und von Hannah und Ball (1870) herausgegeben.

Woulfsche Flasche, Vorrichtung des chem. Laboratoriums, deren man sich vorzugsweise zum Waschen der Gase bedient, besteht aus einer Flasche mit zwei oder drei Hälsen, Tubulaturen, durch welche mittels Korken oder Kautschukstöpseln die zur Zu- und Ableitung der Gase bestimmten Röhren eingeführt werden.

Wouwerman (Philipp), berühmter Pferde- und Schlachtenmaler der niederländ. Schule, geb. 24. Mai 1619 zu Harlem, lernte zuerst bei seinem Vater, Paul W., dann bei seinem Landsmann Joh. Wijnants. Er arbeitete viel und doch gut, erhielt aber wenig für seine Arbeit; desto mehr bereicherten sich die Kunsthändler durch Verkauf seiner Werke ins Ausland. W. malte Landschaften, Jagd-

züge, Pferdemärkte, Reiterscharmützel, Fischereien u. s. w. Der Krieg, der damals in den Niederlanden geführt wurde, scheint zu vielen seiner Gemälde die Ideen gegeben zu haben. Alle diese Darstellungen sind mit einer Freiheit, Leichtigkeit und Naturtreue ausgeführt, welche kaum je übertroffen worden. In W.s vornehmen Jagdgesellschaften ist Anstand und Sitte auf das feinste bezeichnet; die Schlachten sind voll gewaltiger Bewegung und Leidenschaft; die Räuber- und Fuhrmannsscenen hat er seiner Zeit abgelauscht. Vor allem aber ist der Mittelpunkt seiner Bilder, das Pferd, in allen Momenten seines Daseins mit seither kaum erreichter Schönheit und Wahrheit dargestellt. Das Ganze verbindet meist ein duftiger, landschaftlicher Hintergrund, der in W. zugleich einen der größten Landschaftsmaler erblicken läßt. Die Harmonie des Tons endlich, welche alle diese Bilder bezeichnet, ist fast sprichwörtlich geworden. Viele seiner Gemälde sind von guten Meistern in Kupfer gestochen worden, so von J. Moyreau in den «Oeuvres de Philippe W. d'après ses meilleurs tableaux» (Par. 1737). Die königl. Galerie zu Dresden besitzt einen Schatz meist vorzüglicher Gemälde von ihm. In dem franz. Museum befindet sich ebenfalls eine große Anzahl, auch enthalten einige derselben die Galerien zu München, Wien u. s. w. Das königl. Museum im Haag hat von ihm eine Schlacht, das umfangreichste Bild dieses Meisters. W. war 1640 in die Lukasgilde eingetreten; er starb zu Harlem 19. Mai 1668. Seine Zeichnungen sind sehr selten, weil er sie vor seinem Tode verbrannte, um seinen Kindern die Lust zur Malerei zu benehmen; auch soll W. einige Blätter in Kupfer geätzt haben. Das vollständigste Verzeichnis seiner Gemälde befindet sich in Smiths «Catalogue raisonné» (Bd. 1, Lond. 1829). Vgl. Kämmerer, «Über die Komposition in Philipp W.s Gemälden u. s. w.» (Lpz. 1789). Zu den Nachahmern W.s gehören auch dessen Brüder, Pieter (geb. 1626, gest. 1683) und Johann W. (gest. 1666).

Wrack (niederdeutsch, vom angelsächs. vrecan, brechen) heißt in der Schiffersprache der Körper eines gescheiterten oder sonst untauglich gewordenen Schiffs, überhaupt alles, was das Meer von verunglückten Schiffen an das Ufer treibt. Das Recht der Küstenbewohner, sich dessen, was das Meer ans Land wirft, zu bemächtigen, heißt Strandrecht (s. d.).

Wrangel (Ferd., Baron von), russ. Vizeadmiral, einer der berühmtesten Seefahrer der neuern Zeit, geb. 29. Dez. 1796 zu Pskow, erhielt seine Erziehung im Seekadettenkorps in Petersburg und wurde 1817 der Seemannschaft der Kriegssloop Kamtschatka beigeordnet. Diese trat unter den Befehlen des Kapitäns Golownin eine Reise um die Welt an, um einerseits den Stand der russ.-amerik. Kolonien zu untersuchen, andererseits im Beringsmeere hydrogr. Arbeiten anzustellen. An letztern nahm W. den thätigsten Anteil, und dem Eifer, mit dem er die Resultate nach seiner Rückkehr (1819) den Gelehrten Rußlands mitteilte, verdankte er es, daß man ihn bereits im folgenden Jahre mit jener Expedition betraute, die den Hauptruhm seines Lebens bildet. Es wurde ihm aufgetragen, die Küste ostwärts vom Kap Schelagskoj bis zur Beringsstraße, die Gruppe der Bäreninseln, die Mündungen der Kolyma und die dort nach Westen sich hinziehende Küste aufzunehmen und das nach Behauptung der Tschuktschen vom Kap Jakan aus sichtbare Land im Norden des Eismeers zu suchen. Im Nov. 1820 langte W. aus Petersburg in Nischnij-Kolymsk an, drang 19. Febr. bis 5. März 1821 auf Hundeschlitten nach dem Kap Schelagskoj vor, untersuchte im April die Bäreninseln und fuhr im Sommer den Fluß Kolyma aufwärts in das Land der mittelkolymschen Jakuten. Im März 1822 erneuerte W. die Schlittenfahrt auf dem Eise des Meeres und gelangte nach einer 46tägigen Reise bis nahe zum 72° nördl. Br., ohne Land anzutreffen. Im Febr. 1823 trat er eine neue Schlittenexpedition längs der Ostküste bis Koliutschin an; ein Vorstoß über das Eis in Nordrichtung gelang bis 70° 51′ nördl. Br., wo das offene Meer zur Umkehr zwang. Im Nov. 1823 verließ W. Nischnij-Kolymsk und traf 15. Aug. 1824 wieder in Petersburg ein. Seine auf dieser Reise angestellten «Physik. Beobachtungen» wurden von Parrot (Berl. 1827) herausgegeben, denen die ausführliche Reisebeschreibung in russ. Sprache erst später folgte («Puteschestwie po sjewernym beregam Sibiri i po Ledowitomu Morju», 2 Bde., Petersb. 1841), nachdem bereits eine von Engelhardt nach handschriftlichen Journalen des Verfassers bearbeitete deutsche Ausgabe («Reise längs der Nordküste von Sibirien und auf dem Eismeere in den J. 1820—24», 2 Bde., Berl. 1839) erschienen. Inzwischen unternahm W. als Befehlshaber der Kriegssloop Krotkoi 1825 eine abermalige Reise um die Welt, von der er 1827 zurückkehrte, und wurde dann zum Gouverneur der russ. Kolonien in Amerika ernannt, wohin er 1829 abging. Hier, wo er fünf Jahre blieb, sammelte er wertvolle geogr. und ethnogr. Notizen, die zum Teil in den «Nachrichten über die russ. Besitzungen an der Nordwestküste Amerikas» (Petersb. 1839) enthalten sind. Seine Rückreise über den Isthmus von Panama und die Vereinigten Staaten beschrieb er in «Otscherk puti is Sitchi w' S.-Peterburg» (Petersb. 1836). Später ward er Departementschef im Marineministerium. Nachdem er sich 1849 als Vizeadmiral aus dem Staatsdienst zurückgezogen, wurde er Direktor der russ.-amerik. Handelskompagnie und starb 6. Juni 1870 in Dorpat. Das von W. gesuchte Land wurde 1849 von Kellett von der Insel Herald aus gesehen. Die Küste desselben entdeckte 1867 Th. Long; er gab der Insel den Namen Wrangel-Land (s. d.). Vgl. von Engelhardt, «Ferdinand von W. und seine Reise längs der Nordküste auf dem Eismeere» (mit einem Vorwort von Nordenskiöld, Lpz. 1885).

Wrangel (Friedr. Heinr. Ernst, Graf), preuß. Generalfeldmarschall, geb. 13. April 1784 zu Stettin, trat 1796 als Fahnenjunker in ein Dragonerregiment und wurde 1798 Lieutenant. Er nahm an dem Feldzuge von 1807 teil und erwarb bei Heilsberg, wo er schwer verwundet wurde, den Orden pour le mérite. Nach dem Frieden von Tilsit wurde er im jetzigen ostpreuß. Kürassierregiment 1808 Premierlieutenant, 1809 Stabsrittmeister, 1811 Schwadronschef. Im Kriege von 1813 zeichnete sich W. besonders bei Hainau, Liebertwolkwitz und Leipzig aus und wurde zum Major befördert. Im J. 1814 wohnte er anfangs der Einschließung von Luxemburg, dann aber den Gefechten im Februar bei, wo er auf dem Rückzuge nach Etoges, auch später bei Laon und Sezanne sein Regiment vortrefflich führte, sodaß er im April 1814 zum Oberstlieutenant und Kommandeur des 2. westpreuß. Dragonerregiments ernannt wurde. Am Feldzuge von 1815 nahm W. nicht teil, wurde jedoch 1815 zum Obersten, 1821

zum Kommandeur der 10. Kavalleriebrigade, 1823 zum Generalmajor und 1834 zum Kommandeur der 13. Division in Münster befördert. Hier dämpfte er 1837 die Unruhen, welche die Wirren mit dem Erzbischof von Köln erzeugt hatten. Im J. 1838 wurde er zum Generallieutenant und 1839 zum kommandierenden General des 1. Armeekorps in Königsberg ernannt. Im J. 1842 erhielt er das Generalkommando des 2. Armeekorps in Stettin. Im Herbst 1843 leitete er die Übungen des bei Berlin zusammengezogenen Kavalleriekorps und war 1845 Vorsitzender der Kommission zur Bearbeitung eines Exerzierreglements für die Kavallerie. Im J. 1845 wurde W. Chef des 3. Kürassierregiments. Im deutsch-dän. Kriege von 1848 erhielt W. 20. April das Oberkommando der Bundestruppen in Schleswig-Holstein und wurde General der Kavallerie. Er siegte 23. April bei Schleswig und drang in Jütland ein. Aber schon 8. Sept. legte er den Oberbefehl nieder, um 15. Sept. den in den Marken zu übernehmen. Am 9. Nov. rückte er mit den bei Berlin versammelten Truppen in die Hauptstadt ein, verhängte den Belagerungszustand und stellte die Autorität der Regierung ohne Blutvergießen wieder her. Das Generalkommando des 3. Armeekorps wurde ihm 1849 übertragen. Im J. 1856, bei seinem 60jährigen Dienstjubiläum, ernannte ihn der König zum Generalfeldmarschall und 15. Dez. 1863 zum Oberbefehlshaber des gegen Dänemark bestimmten Heers, dessen Operationen er bis nach Erstürmung der Düppeler Schanzen leitete. Dann legte er denselben wegen seines hohen Alters nieder und wurde 18. Mai 1864 in den erblichen Grafenstand erhoben. Er wohnte noch, ohne ein Kommando zu führen, dem Deutschen Kriege von 1866 in Böhmen bei. Am Deutsch-Französischen Kriege von 1870 und 1871 nahm er nicht mehr teil. W. starb 1. Nov. 1877 zu Berlin und wurde 6. Nov. zu Stettin beigesetzt. Sein Denkmal auf dem Leipziger Platze in Berlin, gegenüber der Statue des Grafen Brandenburg, wurde 1. Nov. 1880 enthüllt. Vgl. Brunckow, »Generalfeldmarschall Graf W.« (Berl. 1876); Meerheimb, »Graf von W.« (Berl. 1877); Maltitz, »Lebensgeschichte des preuß. Generalfeldmarschalls Grafen von W.« (Berl. 1884). Von seiner Nachkommenschaft überlebte den greisen Feldmarschall nur ein Enkel, Graf Gustav W., geb. 21. Okt. 1847, welcher im diplomatischen Dienst des Deutschen Reichs steht, zur Zeit aber als Legationssekretär z. D. außer Verwendung ist.

Wrangel (Karl Gustav, Graf von), schwed. Reichsadmiral und Feldmarschall, geb. 13. Dez. 1613 auf dem Gute Skokloster, aus einer alten, berühmten Familie, Sohn des 1643 als Generalgouverneur von Livland gestorbenen Reichsrats und Feldmarschalls Hermann W. (geb. 1587, bekannt als schwed. Heerführer im Dreißigjährigen Kriege), trat 1627 in Kriegsdienste und wohnte den Feldzügen Gustav Adolfs in Deutschland bei. Nach des Königs Tode diente er unter Bernhard von Sachsen-Weimar und Banér. Als Banér 1641 starb, gehörte W. als Generalmajor zu denen, welche das schwed. Heer unter sehr mißlichen Umständen bis zur Ankunft des neuen Oberbefehlshabers Torstenson befehligten. Unter diesem machte er 1642 den Feldzug in Schlesien und Sachsen und 1643 den Zug nach Holstein mit. Hier erhielt er nach dem Tode des Admirals Flemming den Oberbefehl über die schwed. Flotte, mit welcher er die dänische 13. Okt. 1644 bei der Insel Femarn schlug. Nachher befehligte er ein Korps in Holstein und Schleswig, bis der Friede zu Brömsebro 23. Aug. 1645 diesen Krieg endigte. Sodann ging W., nachdem er zuvor in den Grafenstand erhoben worden, wieder nach Deutschland, wo ihm, als Torstenson 1646 zurücktrat, der Oberbefehl übertragen wurde. Bald nachher vereinigte er sich mit der franz. Armee unter Turenne, und beide zwangen den Kurfürsten von Bayern, den Waffenstillstand zu Ulm 14. März 1647 einzugehen. Dann zog er nach Franken und Böhmen, wo er Eger eroberte. Als die schwed. und franz. Armee sich wieder getrennt, trat der Kurfürst von Bayern von dem Waffenstillstande zurück. Beide Heere vereinigten sich nun und schlugen 17. Mai 1648 bei Zusmarshausen die vereinte kaiserl. und bayr. Armee. W. besetzte Bayern und behandelte das Land sehr hart bis zum Frieden. Als Karl Gustav den Thron bestiegen, begleitete W. diesen 1655 auf dem Zuge nach Polen und wohnte der dreitägigen Schlacht bei Warschau (18. bis 20. Juli 1656) bei. Im Kriege gegen Dänemark belagerte er die Festung Kronburg, die sich ihm 6. Sept. 1658 ergab. Hierauf wurde ihm der Oberbefehl über die schwed. Flotte übertragen, die Kopenhagen angreifen sollte; allein die Dänen hatten Zeit gehabt, die Hauptstadt in Verteidigungszustand zu setzen, und eine holländ. Flotte kam zum Entsatz heran. Ungeachtet W. über diese 29. Okt. 1658 einen Vorteil gewann, mußte er doch den Angriff auf Kopenhagen aufgeben. Dagegen vereitelte er 1659 die von den Dänen auf der eroberten Insel Fünen versuchte Landung. Als Ludwig XIV. 1674 einen Krieg gegen das Deutsche Reich begann, trat Schweden auf die Seite Frankreichs und griff im November unerwartet das Gebiet des Kurfürsten von Brandenburg an, der, darauf nicht vorbereitet, mit seiner ganzen Macht gegen die Franzosen am Rhein stand. W. befehligte das 16000 Mann starke schwed. Heer, welches in das Brandenburgische einfiel; doch erkrankte er bald. So konnte der Kurfürst durch die Siege bei Rathenow und Fehrbellin die Schweden zur Räumung des Landes zwingen. W. legte hierauf seine Stelle nieder und starb 24. Juni 1676 auf seinem Gut in Rügen.

Wrangel-Land oder New Columbia, Insel im Norden Ostsibiriens, liegt zwischen 178½ und 182° östl. L. von Greenwich und zwischen 71 und 71½° nördl. Br. Die ganze Insel ist gebirgig, die höchsten Gipfel erreichen 800 bis 1000 m Meereshöhe. Schon im Beginn des 19. Jahrh. hörten Russen von den Tschuktschen, daß man von dem (W. etwa gegenüberliegenden) sibir. Kap Jakan ein weit draußen im Meere gelegenes Land erblicke. Die vom russ. Seefahrer Wrangel (s. d.) zur Aufsuchung desselben unternommene Expedition führte nicht zum Ziel. Der Amerikaner Kellett entdeckte 1849 die dem W. östlich benachbarte kleine Herald-Insel; sein Landsmann Rodgers kreuzte 1855 im Osten und Süden von W., ohne dasselbe zu finden. Der Amerikaner Long entdeckte W. im Aug. 1867, fuhr an der Südküste der Insel entlang und bestimmte annähernd deren Lagenverhältnisse. Man glaubte dann nach den Behauptungen verschiedener Walfischfahrer annehmen zu sollen, daß W. sich (als »Kellett-Land«) weit nordwärts bis 74½° nördl. Br. erstrecke. Der erste, der das Land betrat, war der amerikan. Kapitän Hooper, der am 12. Aug. 1881

landete und W. für die Vereinigten Staaten in Besitz nahm, wobei er es «New Columbia» taufte. Eine genauere Durchforschung von W. vollführte einige Monate später die Expedition des amerik. Dampfers Rodgers unter Kapitän Berry. Die Insel besteht aus Granit- und Schiefermassen, die nackt zu Tage treten, und weist äußerst spärliche Vegetation auf; noch dürftiger zeigte sich die Tierwelt: außer vorübergehenden Besuchern (Schwimmvögeln und Eisbären) fanden sich nur einzelne Lemminge und Schneemäuse, auch Spuren von Polarfüchsen. Durch Umfahrung W.s wurde festgestellt, daß es eine selbständige Insel ist, nicht etwa der Südteil eines größern Landgebietes.

Wratislaw, Name mehrerer slaw. Fürsten, insbesondere aus dem Geschlecht der Přemysliden in Böhmen.

Fürst Wratislaw I., Sohn Bořiwojs und Ludmilas, regierte 912—926 und war ein eifriger Förderer des Christentums in Böhmen. Fürst Wratislaw II. wurde 1061 Herzog von Böhmen und 1086 von Kaiser Heinrich IV. zum König von Böhmen ernannt; er starb 1092.

Wratislaw, Fürst der Bodrizen, kämpfte gegen Heinrich den Löwen und wurde 1164 vor Malchow als Gefangener hingerichtet. W. hießen auch mehrere Herzöge von Pommern.

Wratislaw ist der czech. Name der Stadt Breslau; polnisch heißt sie Wrocław.

Wratislaw von Mitrowic, altes böhm. Grafengeschlecht, welches von Wratislaw II., Herzog von Böhmen, zu Ende des 11. Jahrh. abstammt. Bekannt daraus in neuerer Zeit ist Eugen Graf W. von Mitrowic und Schönfeld, geb. 8. Juli 1786 zu Wischepol auf der Familienherrschaft Kost bei Jungbunzlau in Böhmen, erbliches Mitglied des Herrenhauses des Reichsrats, seit 1854 Feldmarschall, Kapitän der Arcieren-Leibgarde und zweiter Inhaber des 1. Kürassierregiments Kaiser. W. starb 14. Febr. 1867 zu Wien.

Wratza (Vratza), Stadt und Hauptort eines Bezirks (Arrondissements) im bulgar. Distrikt Widin, am Nordabhang des Balkans, über welchen hier ein 1412 m hoher Paß führt, an der Botunja, einem rechten Zufluß des Oguſt, 385 m über dem Meere, ist Sitz eines Bischofs der bulgar.-orthodoxen Kirche, zählt (1881) 10924 E. und hat Lederindustrie. — Der Bezirk Wratza hat eine Bevölkerung von 40743 E.

Wraxall (Nathaniel William), engl. Historiker, geb. 8. April 1751 in Bristol, trat 1769 in die Dienste der Ostindischen Kompagnie und bereiste seit 1772 Europa. Er trat 1780 ins Parlament, wo er meist zu Pitts Partei hielt, ohne sich dieser ganz anzuschließen. Im J. 1813 wurde er zum Baronet erhoben und starb 7. Nov. 1831 in Dover. Er veröffentlichte: «A voyage round the Baltic» (Lond. 1775), «Memoirs of the courts of Berlin, Dresden, Warsaw and Vienna» (1799), «Memoirs of his own time» (4 Bde.; neue Aufl. 1839). Nach seinem Tode erschienen noch «Posthumous memoirs of his own time» (3 Bde., Lond. 1836).

Wrbna und Freudenthal (Graf Rudolf), österr. Staatsmann, geb. 13. Juli 1761 in Wien, studierte die Rechte daselbst, dann Bergwissenschaften in Schemnitz und wurde 1785 Hofsekretär und 1801 Vizepräsident der Hofkammer. Er erwarb sich große Verdienste um das ganze Bergwesen der österr. Monarchie, gründete auch viele wissenschaftliche Anstalten, wie die Gesellschaft der Wissenschaften, das Polytechnische Institut, die Ökonomische Gesellschaft u. s. w. Beim Vordringen der Franzosen gegen Wien 1805 ernannte ihn Kaiser Franz bei seiner Abreise zum Hofkommissar, später zum Oberstkämmerer und Chef des Geheimen Kabinetts. Er starb 30. Jan. 1823.

Wrede (Karl Philipp, Fürst), bayr. Feldmarschall, geb. zu Heidelberg 29. April 1767, studierte daselbst die Rechte und Forstwissenschaft, wurde Hofgerichtsrat in Mannheim, 1792 Assessor beim Oberamte Heidelberg und war in den Kriegen Österreichs mit Frankreich 1793—98 pfälz. Landeskommissar bei den österr. Heeren. Im J. 1799 errichtete er für den Erzherzog Karl ein kurpfälz. Korps, führte dieses 14. Okt. bei Friedrichsfeld am Neckar, wurde Oberst und nahm an den Feldzügen von 1799 und 1800 teil. In der Schlacht bei Hohenlinden war er Generalmajor, wirkte an der Reorganisation des bayr. Heers mit, wurde 1804 Generallieutenant und erhielt 1805 den Oberbefehl über das im Felde stehende bayr. Heer. Er befehligte 1807 in Polen und im Kriege gegen Österreich 1809 die 2. Division des bayr. Heers, welche er auch bei Abensberg und Landshut führte. Er rettete bei Neumarkt das von Hiller schon geschlagene Heer Bessières', eroberte Salzburg, brach in Tirol ein und besetzte Innsbruck. Als man Tirols Unterwerfung für vollendet hielt, zog er über Salzburg und Linz zur Hauptarmee und traf rechtzeitig zur Schlacht bei Wagram ein. Nach dem Waffenstillstande von Znaim kehrte er nach Salzburg zurück, um Tirol unterwerfen zu helfen. Nach dem Frieden ernannte ihn Napoleon zum franz. Reichsgrafen und dotierte ihn im Innviertel mit Mondsee, Engelhardszell u. s. w. Zum General der Kavallerie ernannt, führte er mit Deroy 1812 die Bayern nach Rußland. Er focht in der Schlacht bei Polozk, übernahm nach dem Tode Deroys den Oberbefehl über das 6. Korps und führte 6. Dez. den Rest desselben über die zugefrorene Wilia.

Nachdem er 1813 mit dem neugebildeten bayr. Heere am Inn lange den Österreichern gegenüber gestanden, schloß er 8. Okt. im Auftrage seiner Regierung den Vertrag von Ried, zufolge dessen sich Bayern den Verbündeten anschloß, übernahm den Oberbefehl über ein vereinigtes bayr.-österr. Heer und führte dasselbe rasch an den Main. W. hatte Würzburg und Frankfurt besetzen lassen, als Napoleon I. auf dem Rückzuge aus Sachsen bei Hanau (s. d.) ankam. Dort wurde W. 30. und 31. Okt. geschlagen und schwer verwundet. Nach seiner Wiederherstellung eilte er nach Frankreich, wo er das 5. deutsche Armeekorps befehligte, nahm teil an der Schlacht bei La-Rothière 1. Febr. 1814, schlug Marmont bei Rosny, drängte Oudinot bei Dannemarie zurück, deckte 18. Febr. den Rückzug des großen Heers von Troyes, entschied dann den Sieg bei Bar-sur-Aube 27. Febr. und trug zu dem bei Arcis-sur-Aube 21. März viel bei. Schon seit 7. März 1814 bayr. Feldmarschall, wurde er 9. Juni in den Fürstenstand erhoben. Später erhielt er, besonders als Belohnung für den 3. Juni 1814 zu Paris mit Fürst Metternich abgeschlossenen, für Bayern günstigen Ländertauschvertrag mit Österreich, 24. Mai 1815 das im Nordgau liegende Ellingen als erbliches Fürstentum und Mannslehn unter bayr. Hoheit. Auch auf dem Kongreß zu Wien wirkte W. als Diplomat und führte bei dem Wiederaus-

bruche des Kriegs 1815 das bayr. Heer nach Frankreich. W. nahm 1819 als Reichsrat an den Verhandlungen des ersten Landtags in Bayern teil und wurde später mit mehrern wichtigen Sendungen betraut, 1. Okt. 1822 aber als Generalissimus an die Spitze des bayr. Heers gestellt. Infolge der Unruhen in Rheinbayern wurde er 1832 als Hofkommissar entsendet und wußte durch umsichtiges Benehmen die Ordnung herzustellen. Er starb 12. Dez. 1838 zu Ellingen. Zu München befindet sich in der Feldherrenhalle sein Standbild (von Schwanthaler); ein anderes Denkmal ließ ihm König Ludwig I. in Heidelberg errichten. Vgl. Heilmann, „Feldmarschall Fürst W." (Lpz. 1881).

Der älteste Sohn des vorigen, Karl Theodor, Fürst von W., geb. 8. Jan. 1797, bayr. Staatsrat und Oberstlieutenant, machte sich durch die Opposition bekannt, die er 1846 in der Kammer der Reichsräte gegen das Ministerium Abel unterhielt, und starb 10. Dez. 1871, nachdem er schon durch Vertrag vom 20. Sept. 1858 die Thronlehnsherrschaft Ellingen und die damit verbundene erbliche Reichsratswürde an seinen Sohn, den königl. Kämmerer Karl Friedrich, Fürst von W., geb. 7. Febr. 1828, abgetreten hatte.

Wren (Sir Christopher), berühmter engl. Baumeister, geb. 20. Okt. 1632 zu East-Knoyle in Wiltshire, wo sein Vater Pfarrer war, entfaltete schon auf der Schule zu Westminster große Anlagen. In Oxford zeichnete er sich namentlich durch große Fortschritte in den mathem. Wissenschaften aus. Er wurde 1657 Lehrer der Astronomie in Gresham-College in London, vertauschte aber diese Stelle 1660 mit dem Lehrstuhl der Astronomie in Oxford und that sich seitdem durch Arbeiten in allen Teilen der Mathematik und Naturwissenschaften hervor. Als Mitglied der Königlichen Gesellschaft nahm er an den wissenschaftlichen Bestrebungen derselben den thätigsten Anteil. Die Vollendung des Baues der Peterskirche unter Berninis Aufsicht war zu jener Zeit Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit und scheint W. in das Gebiet der Architektur geführt zu haben. Der Tod seines Vorgängers Inigo Jones bahnte ihm den Weg. Sein erstes Werk war das prächtige Sheldontheater in Oxford 1663. In demselben Jahre erbaute er das Pembroke-College in Cambridge. Im J. 1665 reiste er nach Frankreich, wo die unter Ludwig XIV. errichteten Bauwerke, besonders das Louvre, für ihn lehrreiche Schulen wurden. Nach seinen Entwürfen wurde die Paulskirche 1676—1710 aufgeführt. Überhaupt zählt man über 60 Kirchen und öffentliche Gebäude, die nach W.s Plan und unter seiner Aufsicht von 1668 an, wo er Oberaufseher aller königl. Bauten war, vollendet wurden. Das neuere London verdankt ihm wesentlich seine jetzige Physiognomie. Freilich ist es kein vorzüglicher Stil, welcher seine Werke kenntlich macht; denn seine berühmte Einfachheit besteht hauptsächlich in der kahlen Leblosigkeit der Formen und in einem ziemlich dürftigen Detail. Seinen Kirchen fehlt die höhere Würde des kirchlichen Charakters, seinen Palästen die Originalität, allen seinen Bauten aber die malerische Wirkung, welche einer gewissen Formenfülle bedarf. Doch war W. als Techniker bedeutend. Durch Hofränke 1718 verdrängt, lebte er seitdem in seinem Hause zu Hamptoncourt den Wissenschaften. Er starb 25. Febr. 1723 und wurde in der Paulskirche begraben. Seine nachgelassenen Werke und Zeichnungen wurden von seinem Sohne herausgegeben. W. machte auch mehrere Entdeckungen im Gebiete der Naturwissenschaften. Vgl. Elmes, „Memoirs of the life and works of W." (Lond. 1823).

Wreschen (poln. Września), Kreisstadt des Regierungsbezirks Posen der preuß. Provinz Posen, an der rechts zur Warthe gehenden Września (Wreschnia), Station der Linie Öls-Gnesen der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz des Landratsamts und eines Amtsgerichts, zählt (1880) 4780 meist kath. E., darunter 3300 Polen, und hat eine kath., eine evang. Pfarrkirche, eine Synagoge, ein Warendepôt der Reichsbank, ein Kreislazarett, zwei Fabriken landwirtschaftlicher Geräte, eine Zuckerfabrik, Schuhmacherei, drei Dampfmühlen und Getreidehandel. — Der Kreis Wreschen zählt auf 692 qkm (1885) 41518 E. (35500 Polen).

Wrexham, Municipalborough im engl. Fürstentum Wales, Grafschaft Denbigh, Station der Linie London-Oxford-Birmingham-Shrewsbury-Chester der Great-Westernbahn und der Bahn W.-Connah's Quay, zählt (1881) 10928 E. und hat eine 1472 erbaute Kirche mit einem 56 m hohen Turm von 1506, der mit Heiligenstatuen geschmückt ist, eine Lateinschule, Kohlenbergbau, Eisen- und Messingwerke und Flanellfabrikation.

Wriezen, früher auch Wrietzen, Stadt in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Oberbarnim, am westl. Rande des Oderbruchs, an einem gleich darauf zur Alten Oder gehenden schiffbaren Kanal, Station der Linie Eberswalde-Frankfurt a. O. der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 7208 meist evang. E., hat eine evang., eine kath. Pfarrkirche, ein Realprogymnasium, eine landwirtschaftliche Lehranstalt, eine Taubstummenanstalt, ein Braunkohlenbergwerk, Fabriken für Maschinen, Öl, Trauben- und Rübenzucker und Sirup.

Wright (Thomas), Beförderer des Studiums der altengl. Sprache und Litteratur, geb. 21. April 1810 in der Nähe von Ludlow, widmete sich den Wissenschaften und wurde Professor am Trinity-College in Cambridge. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben die „Essays on the literature, superstitions and history of England in the middle ages" (2 Bde., Lond. 1846) und die „Biographia Britannica literaria" (2 Bde., 1842—46), welche die angelsächs. und die anglo-normann. Periode umfassen; ferner die „Narratives of magic and sorcery" (2 Bde., Lond. 1851), „The Celt, the Roman and the Saxon" (Lond. 1852; 3. Aufl. 1875), „Wanderings of an antiquary" (Lond. 1854; 2. Aufl. 1861), „Essays on archaeological subjects" (2 Bde., Lond. 1861). Außerdem veranstaltete er eine große Anzahl sorgfältiger Ausgaben von Denkmälern der angelsächs., altengl., mittelalt. und anglo-normann. Litteratur, darunter namentlich: „Political songs of England from the reign of John to that of Edward II." (Lond. 1839), „Political ballads" (Lond. 1841), „Early mysteries and other latin poems of the 12th and 13th centuries" (Lond. 1844) u. a. Auf Kosten der Percy-Society gab er die „Canterbury tales" von Chaucer nach einer Originalhandschrift (3 Bde., Lond. 1847—51) heraus. Geschätzt ist auch sein „Dictionary of obsolete and provincial English" (2 Bde., Lond. 1856). Außerdem verdienen „England under the house of Hannover, illustrated by the satyres, caricatures and burlesques of the day" (2 Bde.,

Lond. 1848), «History of France» (2 Bde., Lond. 1858—60), «Domestic manners in England during the middle ages» (Lond. 1862; neue Bearbeitung unter dem Titel «The homes of other days», 1871) und «History of the grotesque and caricature in literature» (Lond. 1865) erwähnt zu werden. Er starb 23. Dec. 1877 in London.

Wringen (angelsächs. vringan; engl. to wring), ringen, winden, zusammendrehen, ausringen.

Wringmaschine, Ringmaschine oder Auswindemaschine, eine Vorrichtung zum Entwässern nasser, aus der Wäsche kommender Gewebe. (S. unter Appretur, Bd. I, S. 784ᵇ, und unter Waschmaschine, Bd. XVI, S. 456ᵃ.)

Wrisbergsche Knorpel, s. unter Kehlkopf, Bd. X, S. 213ᵃ.

Wronke, Stadt in der preuß. Provinz und im Regierungsbezirk Posen, Kreis Samter, links an der Warthe, Station der Linie Stargard-Posen der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 2895 E., darunter 900 Polen, und hat eine kath., eine evang. Pfarrkirche, ein Warendepôt der Reichsbank, Dampfgerberei und Getreidehandel.

Wschehrd (Cornelius von), berühmter czech. Rechtsgelehrter, geb. um 1450 zu Chrudim in Böhmen, wurde auf der prager Universität ausgebildet, auf welcher W. 1484 auch das Amt eines Dekans der Artistenfakultät bekleidete. Er wandte sich frühzeitig dem Studium des klassischen Altertums zu, verließ jedoch später die Laufbahn eines Universitätsprofessors und ward 1493 Vizelandschreiber beim böhm. Landtafelamt und begann als solcher 1495 sein berühmtes Werk «Knihy devatery o právich země české» («Neun Bücher über das böhm. Landrecht»), welches zumeist auf den in der Landtafel (s. d.) eingetragenen Urteilsprüchen des obersten Landrechts und Landtagsschlüssen fußt und sich als eins der wichtigsten Quellenwerke für die Geschichte des czech. Rechts darstellt. Nachdem W. sein Werk 1499 beendet hatte, unternahm er sofort eine neue Redaction desselben, welche er bis 1508 ausgeführt hat. W. starb 1520. Die beste Ausgabe seines Werks ist von H. Jireček (1874).

Wsetin (spr. Wschetin), Städtchen in der Bezirkshauptmannschaft Walachisch-Meseritsch im östl. Mähren, an der obern Betschwa, die zur March geht, in einer landschaftlich anmutenden hügeligen Umgebung, Station der Lokalbahn Mährisch-Weißkirchen-W., ist Sitz eines Bezirksgerichts, hat ein schönes Schloß, eine kath. Kirche, sowie je eine für die beiden evang. Konfessionen und zählt (1880) 4585 E. slaw. Zunge, welche lebhafte Industrie, namentlich in Glas und Möbeln unterhalten.

Wucher (usuraria pravitas), im engern Sinne Zinswucher, ist die allgemeine Bezeichnung für das Nehmen übermäßiger oder gesetzlich verbotener Zinsen (s. d.). Bei geringer Entwickelung der Geldwirtschaft findet sich auch nur selten Nachfrage nach Gelddarlehen zum Zwecke einer produktiven Benutzung derselben, sondern solche werden dann meistens nur zur Aushilfe bei Verlegenheiten und Notlagen gesucht. Daher scheint es dem natürlichen sittlichen Gefühl nicht zu entsprechen, daß der Notleidende für eine solche Hilfe eine erhebliche Vergütung zu zahlen habe, und so hat schon Aristoteles das Zinsnehmen für einen unnatürlichen Gewinn erklärt, da das Geld seiner Natur nach unfruchtbar sei. Den Juden war nur von Ausländern Zins zu nehmen erlaubt, Glaubensgenossen dagegen sollten die Reichen unentgeltliche Darlehen gewähren. Im Mittelalter verbot das kanonische Recht das Zinsnehmen gänzlich und fand dabei die Unterstützung der weltlichen Gesetzgebung. Mit dem Aufstellen eines solchen gesetzlichen Zinsverbotes wurde der Begriff des W. gleichbedeutend mit Zinsnehmen überhaupt. Die natürliche Folge war, daß die Geldverleiher sich durch versteckte Zinsen, Renten, Kauf von Gütern mit Vorbehalt des Rückkaufs u. s. w. zu helfen suchten. Doch wurde auch damals, wo es nicht anders anging, den Juden und an vielen Orten den sog. Lombarden das Zinsnehmen gestattet.

Als mit dem Umschwunge der sozialen Verhältnisse seit dem Ende des Mittelalters der Vorteil der Ausnutzung geliehener Geldkapitale immer augenfälliger wurde, fielen zwar die unbedingten Zinsverbote von selbst weg, aber in den meisten Staaten wurden jetzt Zinstaxen festgesetzt und Überschreitungen derselben (meistens war das Maximum 5 Proz.) als W. betrachtet. In manchen Staaten wurde der W. nur mit Geldstrafen belegt, in andern dagegen auch mit Ehrverlust und mit Gefängnisstrafen, und namentlich geschah dies bei sog. gewerbsmäßigem W. Doch erwies sich die Durchführung solcher Maßregeln immer schwieriger, zuletzt fast unmöglich. Die Regierungen selbst sahen sich genötigt, Schulden zu höherm Zinsfuß zu machen, und mußten, als dadurch und durch den Zwangszinsfuß der Handel schwer gefährdet ward, bei kaufmännischen Geschäften einen höhern Zinsfuß gestatten oder den Zwangszinsfuß ganz fortfallen lassen. Das letztere ist z. B. durch das Allgemeine Deutsche Handelsgesetzbuch geschehen. In neuerer Zeit wurden die Strafgesetze gegen den W. in vielen Ländern gänzlich aufgehoben, in Deutschland durch das Norddeutsche Bundesgesetz vom 14. Nov. 1867, welches seit 1871 als Reichsgesetz gilt und in §. 1 bestimmt, daß die Höhe der Zinsen, sowie die Höhe und die Art der Vergütung für Darlehne u. s. w. der freien Vereinbarung unterliegen. Ein Zinsmaximum läßt sich in der That ebenso wenig theoretisch rechtfertigen, wie praktisch zu Gunsten der wirtschaftlich schwächern Existenzen durchführen. Der Zins bemißt sich eben auch wesentlich mit nach dem Risiko, dem die dargeliehene Summe ausgesetzt wird, und wenn hiernach in einem gegebenen Falle z. B. 10 Proz. vollkommen berechtigt erscheinen, so wird der Geldbedürftige, wenn eine Zinstaxe von 5 oder 6 Proz. besteht, bei anständigen Kapitalisten überhaupt kein Geld erhalten, sondern sich an Wucherer wenden müssen, die vielleicht 20 oder 30 Proz. verlangen. Aber das Strafgesetz kann sehr wohl auch ohne Bestimmung eines Zinsmaximums dem wucherischen Treiben entgegentreten, und dies ist nicht ohne Erfolg durch das Reichsgesetz (Wuchergesetz) vom 24. Mai 1880 geschehen. Dasselbe erklärt jede unter Ausbeutung der Notlage, des Leichtsinns oder der Unerfahrenheit erfolgende, nach den Umständen des Falles augenfällig übermäßige Überschreitung des üblichen Zinsfußes für strafbar und unverbindlich. Die Entscheidung, ob W. vorliegt, bleibt also dem jedesmaligen Ermessen des Richters überlassen. Das Gesetz genügt natürlich allein nicht zur wirksamen Bekämpfung des W. Als positive Maßregel gegen denselben ist besonders eine zweckmäßige Organisierung des landwirtschaftlichen

Kredits auf genossenschaftlichem Wege zu empfehlen, wozu in den Raiffeisenschen Darlehnskassen (s. Darlehnsvereine) an vielen Orten bereits ein erfreulicher Anfang gemacht.

Vgl. Strauber, «Der Zinswucher bei den Römern» (Basel 1857); Neumann, «Geschichte des W. in Deutschland» (Halle 1865); Endemann, «Die Bedeutung der Wucherlehre» (Berl. 1866); Graf Chorinsky, «Der W. in Österreich» (Wien 1877); Reichensperger, «Die Zins- und Wucherfrage» (Berl. 1879); von Stein, «Der W. und sein Recht» (Wien 1880).

Über den sog. Kornwucher s. u. Getreidehandel.

Wucherblume, s. unter Chrysanthemum und Senecio.

Wüerst (Richard), Violinspieler und Komponist, geb. 22. Febr. 1824 in Berlin, besuchte das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium und studierte dann auf der Akademie zu Berlin und auf dem Konservatorium zu Leipzig Musik. Er wurde 1847 Lehrer an Kullaks Musikakademie in Berlin, 1856 Musikdirektor, 1874 Professor, 1877 Mitglied der Akademie und starb 9. Okt. 1881 in Berlin. W. schrieb mehrere Opern: «Faublas», «A-ing-fo-hi» u. s. w., Symphonien, Quartette u. s. w.

Wugi, malaiischer Volksstamm, s. Bugi.

Wühlmaus (Hypudaeus s. Arvicola), eine zu der Familie der Mäuse gehörige, aus 50 Arten bestehende, in den kalten und gemäßigten Gegenden der Alten und Neuen Welt verbreitete Gattung, die den Typus einer Gruppe bildet und sich von den eigentlichen Mäusen (s. d.) besonders durch stumpfe Schnauze, kaum merkliche Ohren und kurzen Schwanz unterscheidet. Hierher gehören: die Wasserratte (H. amphibius), die in selbstgegrabenen Röhren am Ufer der Gewässer wohnt und außer Pflanzen auch Fische, kleine Vögel und Mäuse frißt; die Wurzelmaus (H. oeconomus), 8 bis 11 cm groß, welche sich in ganz Sibirien findet und durch ihre eingesammelten Wurzelvorräthe nützt, die von den Eingeborenen ausgegraben und verzehrt werden; die Alpenratte (H. alpinus) in der Nähe der Schneeregion in den Alpen; die Waldwühlmaus (H. glaceolus), oben braunrot, unten weiß; die ähnlich zweifarbige, aber auf dem Rücken schwärzliche Erdmaus (H. agrestis), und endlich die Feldmaus (H. arvalis), an Farbe und Größe der Hausmaus ähnlich und trotz ihrer Kleinheit an manchen Orten eine Landplage, da man kein Mittel kennt, durch welches ihre Scharen, die Feldfrüchten und Baumsaaten unermeßlichen Schaden zufügen, mit Sicherheit zu vertilgen sind. Nur nasse Jahre setzen ihrer Vermehrung Schranken, die in trockenen Sommern sogar Teuerung herbeiführen kann.

Wuhu, Stadt in der chines. Provinz Nganghoei, am linken Ufer des Yang-tse-kiang in höchst fruchtbarer Gegend, soll vor der Taipingrevolution gegen 1 Mill. E. gehabt haben, während sie jetzt auf nur 60000 E. geschätzt wird. W. bildet einen sehr wichtigen Centralpunkt des Binnenhandels und ist seit März 1877 dem fremden Handel geöffnet.

Wujek (Jakob), berühmter poln. Jesuit und Bibelübersetzer, geb. 1540 in Wongrowiec (im Posenschen), studierte in Krakau und trat 1565 in Rom in den Jesuitenorden. Nach seiner Rückkehr ward W. Erzieher des Sohnes von Stephan Bathori, Rektor des Jesuitenkollegiums in Posen, dann in Wilna. Zuletzt war er Unterprovinzial des Ordens in Krakau und starb daselbst 27. Juli 1597. Das Hauptwerk W.s ist eine klassische Übersetzung der Bibel nach der Vulgata in die poln. Sprache, welche 1593—99 in Krakau gedruckt wurde und noch bis zur Gegenwart in neuen Auflagen erscheint. Ferner schrieb er eine «Katholische Postille» (Krakau 1567), sowie verschiedene Erbauungs- und theol. Streitschriften. Auch zeichnete er sich als Kanzelredner aus.

Wuk, serb. Gelehrter, s. Karadschitsch (Wuk Stephanowitsch).

Wukari, Hauptstadt und Handelsplatz in dem von den Djuku bewohnten Negerreiche Kororofa, im Süden des Binuë, etwa unter 8° nördl. Br.

Wularsee, s. unter Kaschmir.

Wülcker (Richard Paul), bekannt durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der altengl. und angelsächs. Litteratur, geb. 29. Juli 1845 zu Frankfurt a. M., studierte zu Berlin und Leipzig Germanistik und neuere Sprachen. Nachdem er an dem Kriege von 1870 teilgenommen, setzte er 1871—72 seine Studien in Marburg fort, habilitierte sich 1873 in Leipzig für engl. Sprache und Litteratur, wurde 1875 außerord. Professor und erhielt 1880 die neuerrichtete ord. Professur für Englisch in Leipzig. Seit 1876 gab er als Hauptredacteur, seit 1886 als alleiniger Redacteur die Zeitschrift für engl. Philologie, «Anglia», heraus. Er veröffentlichte: «Das Evangelium Nikodemi in der abendländischen Litteratur» (Paderb. 1872), «Übersicht der neuangelsächs. Sprachdenkmäler» (Halle 1873), «Meßmemorial des Buchhändlers Harder von 1569» (mit Kelchner, Frankf. a. M. 1873), «Altengl. Lesebuch» (2 Bde., Halle 1874—80), «Fünfzig Feldpostbriefe eines Frankfurters» (2. Aufl., Halle 1876), «Kleinere angelsächs. Dichtungen mit Glossar» (Halle 1882), eine Neubearbeitung der «Bibliothek der angelsächs. Poesie», begründet von Grein (Kassel 1881 fg.), «Grundriß zur Geschichte der angelsächs. Litteratur» (Lpz. 1885).

Wulfenit, s. Gelbbleierz.

Wulfilas, soviel wie Ulfilas.

Wülfrath, Stadt (seit 1827) im rheinpreuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Mettmann, 9 km nordwestlich von Elberfeld, Station der Linie Aprath-W. der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1880) 1850 (als Gemeinde 6543) meist evang. E., hat eine sehr alte, teils roman., teils got. Pfarrkirche, Hornschiefer- und zahlreiche Kalksteinbrüche, Kalkbrennerei, eine Fabrik von Eisen- und Stahlwaren, eine Gußstahlfabrik, eine Zanellaweberei, Fabrikation von Lasting und Schäftchen, Seidenweberei auf Handstühlen, Steppereifabriken, eine Talgschmelzerei und starken Handel mit Kalksteinen.

Wullenwever (Jürgen), hanseatischer Staatsmann und Bürgermeister von Lübeck 1533—35, war gebürtig aus Hamburg, wo einer seiner Brüder, Joachim W., als Oberalter und Ratsherr fungierte. Geb. um 1492—93, hatte Jürgen W. sich als Kaufmann in Lübeck niedergelassen, und während der Parteikämpfe, welche die Durchführung der Kirchenreformation begleiteten, gewann er als eifriger Anhänger Luthers einen hervorragenden Einfluß. Im Febr. 1533 wurde W. in den Rat und kurz darauf zu einem der vier Bürgermeister von Lübeck gewählt. In dieser Stellung sah er es als seine Aufgabe an, die alte Handelspolitik der Hansa in ihrer ganzen Strenge wieder geltend zu machen und den polit. Einfluß Lübecks in den drei skandinav. Reichen auf sichern Grundlagen zu

befestigen. Zu dem Zweck trat er in Verbindung mit der prot.-demokratischen Partei in Dänemark, welche den entthronten König Christian II. wieder auf den erledigten Thron setzen wollte und unter Führung des Grafen Christoph von Oldenburg die sog. Grafenfehde begann. Auch dem König Gustav I. von Schweden dachte W. einen Gegenkönig (Herzog Albrecht von Mecklenburg) gegenüberzustellen. Im voraus bedang er sich die Abtretung gewisser dän., schwed. und norweg. Städte und Inseln aus, die als kommerzielle und militärische Stützpunkte für die hanseatische Seeherrschaft dienen sollten. Überdies dachte W. an eine Gebietsvergrößerung in Holstein und an eine Säkularisierung des Bistums Lübeck zu Gunsten seiner Stadt.

Jedoch seine Machtmittel reichten zur Durchführung so weitgehender Pläne nicht aus. Der Graf Christoph von Oldenburg und die lübeckischen Feldhauptleute, darunter W.s Freund Markus Meyer (gleichfalls aus Hamburg gebürtig), waren dem neugewählten Könige Christian III. von Dänemark und dessen Feldherrn Johann Rantzau nicht gewachsen. So verlief der Krieg in Holstein und Dänemark unglücklich, und die Folge war, daß W.s Popularität dahinschwand. Auf Betreiben des seit 1531 emigrierten Bürgermeisters Nikolaus Brömse erließ das Reichskammergericht zu Speier 7. Juli 1535 ein Exekutorialmandat, das bei Strafe der Reichsacht die sofortige Abstellung aller Neuerungen in Lübeck forderte. Die Stadtgemeinde erklärte sich zum Gehorsam bereit, indem sie nur die Aufrechthaltung der luth. Kirchenreformation ausbedang; dagegen wurde die Stadtverfassung in alter Weise wiederhergestellt und Nikolaus Brömse zurückberufen. W. dankte ab (Aug. 1535); doch fuhr er als Privatmann fort, sich in die nord. Händel einzumischen. Im Nov. 1535 reiste W. nach dem Lande Hadeln, um über die Anwerbung eines Haufens von Landsknechten zu verhandeln; er wurde aber unterwegs zu Rothenburg an der Wümme verhaftet und an Herzog Heinrich den Jüngern von Braunschweig ausgeliefert, welcher ihn nach dem braunschweig. Schlosse Steinbrück abführen ließ. Hier begann ein weitläufiger Prozeß, woran sich der dän. König Christian III. und der lübecker Rat als Anläger und durch Einsendung von Fragstücken beteiligten, und durch die Folter erzwang man schwer belastende Geständnisse. Namentlich mußte W. bekennen, daß er beabsichtigt habe, sich verräterischerweise der Stadt Lübeck zu bemächtigen und dort die Wiedertäuferei einzuführen. Darauf hin wurde W. auf dem öffentlichen Landgericht bei Wolfenbüttel 24. Sept. 1537 zum Tode verurteilt und enthauptet, sein Leichnam gevierteilt. Schon im Juni 1537 war W.s Freund, Markus Meyer, von den Dänen gefangen und hingerichtet. Auch Joachim W. zu Hamburg mußte im November aus dem Rate austreten und starb 1558 als Verbannter zu Malmö.

Vgl. Handelmann, «Die letzten Zeiten hansischer Übermacht im skandinav. Norden» (Kiel 1853); Paludan-Müller, «Grevens Feide» (2 Bde., Kopenh. 1853—54); Waitz, «Lübeck unter Jürgen W. und die europ. Politik» (3 Bde., Berl. 1855—56). Das Schicksal W.s ist wiederholt novellistisch und von Gutzkow und Heinrich Kruse (2. Aufl., Lpz. 1871) dramatisch behandelt worden.

Wüllerstorf-Urbair (Bernh., Freiherr von), ausgezeichneter österr. Seemann, geb. zu Triest 29. Jan. 1816, trat 1833 als Seekadett in die österr. Marine und wurde 1837 nach Wien gesandt, um sich unter Littrow in der Astronomie weiter auszubilden. Im J. 1839 erfolgte seine Ernennung zum Schiffsfähnrich und zum Direktor der Marinesternwarte und Professor an der Marineakademie in Venedig. Im J. 1848 ging er nach Triest, wo er mit der Reorganisation des technischen Materials der Marine und dem Seebezirkskommando betraut wurde. Zugleich erfolgte seine Beförderung zum Schiffslieutenant, später zum Geschwaderadjutanten; hierauf übernahm W. die Reorganisation, sowie die Direktion der Marineakademie. Im J. 1849 wurde er zum Korvettenkapitän ernannt, übernahm 1850 das Kommando der Brigg Montecuculi, mit der er in der Levante kreuzte, und ward 1851 zum Präsidialreferenten des Marineoberkommandos ernannt. Als solcher führte er die deutsche Sprache in der Marine ein. Im J. 1852 avancierte er zum Fregattenkapitän, 1866 zum Linienschiffskapitän. Nachdem er 1857 zum Commodore ernannt worden, übernahm er die Leitung der Novara-Expedition, mit welcher er im Aug. 1859 nach Triest zurückkehrte. Diese Weltumsegelung im Interesse der Wissenschaft und des großen Verkehrs verschaffte W. einen europ. Ruf. Im J. 1860 erfolgte W.s Ernennung zum Festungskommandanten und Hafenadmiral von Pola, und zu Anfang 1861 die zum Kontreadmiral. Einige Zeit darauf ward er nach Wien berufen, um den Marineoberkommandanten im Reichsrate zu vertreten. Im J. 1863 ging er als Hafenadmiral wieder nach Venedig, ward 1864 mit dem Befehl über sämtliche ausgerüstete Schiffe betraut und mit einem Geschwader nach der Nordsee beordert. Unterstützt von einem Jägerbataillon der Armee, entriß er mit seinen Kanonenbooten den Dänen die Westsee-Inseln. Nach dem Kriege in Disponibilität gestellt, trat er im Herbst 1865 als Handelsminister in das Kabinett, schied jedoch im Frühjahr 1867 aus demselben und wurde dann zum lebenslänglichen Mitglied des Herrenhauses ernannt. Als Minister wirkte er durchaus im Interesse des Freihandels. Hervorzuheben sind von seinen Schriften: «Über das Verhalten und die Verteilung der Winde auf der Oberfläche der Erde» (Wien 1860), «Über die Wichtigkeit des Adriatischen Meers für Österreich» (Wien 1861), «Bemerkungen über die physik. Verhältnisse des Adriatischen Meers» (Wien 1863). W. starb 10. Aug. 1883 in Klobenstein bei Bozen.

Wulli, franz. Oulli, Mandingoreich in Senegambien, südlich vom mittlern Laufe des Gambia, westlich von Niani, östlich von Tenda, nördlich vom franz. Schutzgebiet der Kolonie Senegal begrenzt, ist fruchtbar und gut angebaut. Hauptstadt ist Medina oder Kassana; Fattatenda, rechts am schiffbaren Gambia, ist ein großer Stapelplatz für den Handel mit Europa.

Wüllner (Adolf), Physiker, geb. 13. Juni 1835 zu Düsseldorf als Sohn des als Orientalisten bekannten Gymnasialdirektors Wüllner, studierte in Bonn, München und Berlin Physik und habilitierte sich 1858 an der Universität zu Marburg. Im Herbst 1862 übernahm er die Direktion der Provinzialgewerbeschule zu Aachen und wurde mit den Vorarbeiten für die Organisation der in Aachen zu gründenden polytechnischen Schule betraut. Im Herbst 1865 als Docent der Physik an die landwirtschaftliche Akademie zu Poppelsdorf berufen, docierte er gleich-

zeitig an der Universität Bonn und wurde im Jan. 1867 an derselben zum außerordentlichen Professor ernannt. Im J. 1870 wurde er Professor der Physik an der polytechnischen Schule, jetzt technischen Hochschule in Aachen. Als Physiker gehört W. wesentlich der experimentierenden Richtung an; seine Arbeiten sind mitgeteilt in Poggendorffs, beziehungsweise Wiedemanns «Annalen» seit 1858 und in den Berichten der Akademie der Wissenschaften zu München, deren korrespondierendes Mitglied er seit 1874 ist. Das Hauptwerk W.s ist das «Lehrbuch der Experimentalphysik» (ursprünglich mit Zugrundelegung von Jamins «Physik», 4. Aufl., 4 Bde., Lpz. 1882—86). Ferner veröffentlichte er eine «Einleitung in die Dioptrik des Auges» (Lpz. 1866) und ein «Kompendium der Physik» (2 Bde., Lpz. 1879).

Wüllner (Franz), Komponist, geb. 28. Jan. 1832 zu Münster in Westfalen, besuchte dort das Gymnasium, widmete sich dann der Musik und war Schüler A. Schindlers und seit 1848 auch J. Keßlers in Frankfurt a. M. Nachdem er 1853—54 als Konzertspieler in mehrern deutschen Städten aufgetreten war, ließ er sich im März 1854 in München nieder, wo er 1856 Lehrer des Klavierspiels am Konservatorium wurde. Im J. 1858 wurde er städtischer Musikdirektor in Aachen, 1864 Hofkapellmeister in München, wo er 1867 die Leitung der Chorgesangsklasse der königl. Musikschule, 1869 auch die Leitung der Orchesterklasse und das Inspektorat an der Anstalt übernahm. Im J. 1870 wurde er zum ersten Hofkapellmeister ernannt, 1875 erhielt er den Professorstitel. Im Herbst 1877 wurde er Hofkapellmeister in Dresden, trat aber 1882 von diesem Amte zurück und ging nach Berlin, wo er die Philharmonischen Konzerte leitete. Seit 1884 ist W. Direktor des Konservatoriums und städtischer Kapellmeister in Köln. W. komponierte Motetten, Messen, Psalmen, ein Stabat mater, die Cantate «Heinrich der Finkler», Lieder, Chorgesänge, Klaviersachen u. s. w.

Wülzburg, s. unter Weißenburg.

Wümme, linker Quellfluß der Lesum in der preuß. Provinz Hannover, entspringt im Regierungsbezirk Lüneburg, südwestlich vom höchsten Punkte (171 m) der Lüneburger Heide, empfängt im Regierungsbezirk Stade links die Veerse und bei Rotenburg die Wiedau, rechts die Worpe und bildet in ihrem untern Laufe mit der Lesum die Nordgrenze des bremer Gebietes. Der westlich gerichtete Lauf der W. geht großenteils durch Moore und teilt sich zwischen Rotenburg und der Mündung der Worpe in mehrere Arme.

Wundarzneikunst, s. unter Chirurgie.

Wundbehandlung, s. unter Wunde.

Wundbrand, Wunddiphtherie, s. Hospitalbrand. — **Wunddouche**, s. Irrigator.

Wunde (vulnus) heißt jede durch mechan. Gewalt plötzlich hervorgebrachte Trennung organischer Gewebe. Man teilt die W. nach der Verschiedenheit der einwirkenden Instrumente und der Art ihrer Einwirkung ein in Schnitt-, Stich- und Hiebwunden, gequetschte und gerissene W., zu welchen letztern auch die Biß- und Schußwunden gehören. (S. Quetschung.) Unter penetrierenden W. versteht man solche, durch welche eine der drei großen Körperhöhlen oder ein Gelenk eröffnet ist. Außer der charakterisierenden Eigenschaft der Gewebstrennung bietet fast jede W. Blutung, Schmerzen und Entzündung in sehr verschiedenem Grade dar, Merkmale, welche zur Gefährlichkeit derselben durchaus nicht immer in geradem Verhältnis stehen. Der Wundschmerz entsteht teils durch die Verletzung der Nervenäste, teils durch deren Kompression bei der nachfolgenden Schwellung der Wundränder und ist je nach dem Nervenreichtum des verletzten Teils und der Empfindlichkeit des Verwundeten verschieden; gequetschte und gerissene W. pflegen am schmerzhaftesten zu sein. Die Größe der Blutungen richtet sich nach der Menge, Art und Größe der verletzten Blutgefäße. Von dem Grade der Entzündung, welche häufig auf größere Verwundungen folgt, hängt der Eintritt des Wundfiebers (febris traumatica) ab, welches meist am ersten, zweiten oder dritten Tage nach der Verletzung als Ausdruck der Mitleidenschaft des ganzen Organismus eintritt und eine verschieden lange Dauer besitzt. Bisweilen treten auch gleichzeitig mehr oder minder heftige Nervenzufälle auf, wie Schlaflosigkeit, Aufregung, Ohnmachten, Zuckungen, selten Wundstarrkrampf (s. Starrkrampf), welcher das Leben des Verwundeten gefährdet.

Die Heilung einer W. kann auf zwei verschiedene Weisen erfolgen: entweder in kürzester Zeit durch unmittelbare Verklebung und Verwachsung der Wundränder infolge Ausschwitzung einer geringen Menge klarer, eiweißhaltiger, lymphatischer Flüssigkeit (unmittelbare Wundheilung, prima intentio) oder in langsamerer Weise durch Eiterung und Narbenbildung, indem sich auf der Wundfläche unter beständiger Eiterabsonderung eine Menge kleiner rundlicher warzenähnlicher Hervorragungen bilden, sog. Fleischwärzchen oder Granulationen (s. d.), die nach und nach die ganze Wunde ausfüllen, sich mit einer zarten Oberhaut bedecken und dann in ein fahles Narbengewebe verwandeln (mittelbare Wundheilung, secunda intentio). Die erste Form der Wundheilung erfolgt vorzugsweise bei glatten, nicht komplizierten Schnittwunden, wogegen gequetschte W. und namentlich ausgedehntere Substanzverluste oft unter Eiter- und Narbenbildung heilen. Die meisten Störungen und Unregelmäßigkeiten während der Heilung einer W. finden ihren Grund in einer durch Eindringen von Fäulniskeimen (s. Mikroben) veranlaßten Zersetzung der Wundsekrete. Dieselben werden von den Lymph- und Blutgefäßen aufgesaugt und in die allgemeine Säftemasse übergeführt und können hier hohes Fieber, Schüttelfröste, Erysipel, selbst Blutvergiftung erzeugen. (S. Pyämie.)

Aus diesem Grunde gehört es zu den wichtigsten Aufgaben der Wundbehandlung, einen möglichst schnellen organischen Verschluß der W. herbeizuführen, neben der erforderlichen absoluten Ruhe des verwundeten Teils auf einen allseitig freien Abfluß der gebildeten Wundflüssigkeiten Bedacht zu nehmen und unter allen Umständen von vornherein deren jauchige Zersetzung und Fäulnis zu verhüten. Zunächst versucht man zu diesem Zwecke in den meisten Fällen durch eine möglichst frühzeitige genaue Vereinigung der Wundränder vermittelst der Naht die Wundfläche selbst zu verkleinern und dadurch eine möglichst ausgedehnte unmittelbare Heilung zu erreichen. Hinsichtlich der weitern Behandlung stehen sich verschiedene Methoden gegenüber. Die offene Wundbehandlung sucht durch vollkommenes Freiliegen der W., welche höchstens zum Schutz gegen den Staub mit einem Öl- oder Wasserläppchen bedeckt wird, und durch

Einlegen von durchlöcherten Gummiröhren in die Wundhöhle (sog. Drainage) von Anfang an den freiesten Abfluß der Wundsekrete zu erreichen, während im Gegensatz hierzu die Deck- oder Occlusionsverbände die W. durch eine fest vertrocknende Kruste von einfacher oder carbolisierter Wundwatte vor dem Luftzutritt zu schützen und unter diesem Schutze die Vernarbung herbeizuführen streben. Beide Methoden vermögen nicht in allen Fällen die faulige Zersetzung der Wundflüssigkeiten zu verhüten und sind deshalb neuerdings durch Listers antiseptische Wundbehandlung verdrängt worden, bei welcher die W. selbst, ihre Umgebung und alle mit ihr in Berührung kommenden Instrumente sorgfältig mit Carbolsäurelösung gereinigt, die blutenden Gefäße unter einem beständigen, vermittelst eines sog. Sprayapparates erzeugten Nebel von zerstäubter Carbolsäurelösung mit carbolisierten Darmsaiten (Catgut) unterbunden, die Wundränder mit carbolisierter Seide genäht und die Wundflächen selbst mit dicken Lagen eigens präparierter, mit Carbolsäure getränkter Gaze bedeckt werden, wodurch der Zutritt der in der Luft schwebenden Fäulniskeime zum Wundsekret vollständig verhütet wird. Neuerdings hat man an Stelle der Carbolsäure auch andere antiseptische Flüssigkeiten, wie Lösungen von Salicylsäure, Thymol, Benzoesäure, Quecksilbersublimat und andere verwendet und hat das Versprühen der betreffenden Flüssigkeit zu Nebel meist weggelassen. Nach allen Erfahrungen hat sich die antiseptische Wundbehandlung als die sicherste und zuverlässigste Methode bewährt, welche die Gefahren selbst großer und eingreifender Operationen sehr vermindert und einen wirksamen Schutz gegen die ehedem so gefürchteten Wundkrankheiten (Hospitalbrand, Erysipel, Pyämie u. a.) darbietet.

Vgl. Thiersch, «Klinische Ergebnisse der Listerschen Wundbehandlung» (Lpz. 1875); Bardeleben, «Über die Theorie der W. und die neuern Methoden der Wundbehandlung» (Berl. 1878).

Wunder (miraculum) nennt man im gewöhnlichen Sinne des Wortes die Ereignisse, welche denen, die sie sahen, Verwunderung abnötigten, weil sie ihnen nach den bekannten Gesetzen der Natur und des Weltlaufs unerklärlich erschienen. Die religiöse Sprache versteht unter W. äußere Merkzeichen der göttlichen Gegenwart und Wirksamkeit, insbesondere die Thatbeweise spezieller göttlicher Providenz in der Führung des Frommen. In diesem Sinne kann für die Frömmigkeit alles zum W. werden, was das Bewußtsein des gegenwärtigen göttlichen Waltens lebendig erregt, daher das W. in der That «des Glaubens liebstes Kind» ist. Da es aber vorzugsweise unerwartete und außergewöhnliche Ereignisse im Natur- und Menschenleben zu sein pflegen, welche den Glauben an spezielle göttliche Veranstaltung und Führung erregen, so hat man den Begriff der W. vorzugsweise auf dergleichen Ereignisse angewendet. Der antiken Weltanschauung, welche wohl einen «gewöhnlichen Naturverlauf», aber noch kein Naturgesetz kannte, dünkte ein unmittelbares Eingreifen der Gottheit in den Lauf der Dinge ganz selbstverständlich, daher die ganze Alte Welt den Glauben an W. der mannigfaltigsten Art gemein hat. Die kirchliche Dogmatik bestimmte das W. im strengen Sinne (miraculum rigorosum, absolutum) als ein durch unmittelbare göttliche Allmachtsthat, sei es ohne Mitwirkung des gewöhnlichen Naturverlaufs, sei es im Widerspruche mit demselben gewirktes Ereignis. Dabei pflegte man aber an den von den Bekennern anderer Religionen geglaubten W. meist scharfe Kritik zu üben und sie teils aus Betrug, teils aus teuflischer Zauberkunst zu erklären. Die älteste christl. Kirche glaubte im Besitze übernatürlicher Wunderkräfte zu sein, und die kath. Kirche glaubt noch heute an deren Fortdauer innerhalb des kirchlichen Gebietes, wogegen der ältere Protestantismus das W. streng auf das biblische Gebiet beschränkt hat. Doch ist der biblische Wunderbegriff weit elastischer als der moderne. Seitdem der Begriff des «Naturgesetzes» oder des strengen, alles Geschehen in der Welt bedingenden Causalzusammenhangs ausgebildet worden ist, muß man unter W. ein Ereignis verstehen, welches allen Naturgesetzen zuwiderläuft, oder womit Gott durch unmittelbares Eingreifen die Ordnung des Weltalls durchbrochen hat. Die moderne Orthodoxie betrachtet die Anerkennung des W. in diesem Sinne als Prüfstein des Glaubens an einen lebendigen Gott, wogegen die kritische Theologie die Ansicht vertritt, daß die «Weltgesetze» gar nichts anderes sind, als die eigenen Ordnungen Gottes in seiner Welt, oder als die Totalität seines geordneten Wirkens, über welche hinaus also Gott nicht noch allerlei anderes, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu kommen, bewirken könne.

Wunderbaum, Pflanzengattung, s. Ricinus.

Wunderblau, s. unter Indigblauschwefelsäuren.

Wunderblume, s. Jalape und Mirabilis.

Wunderblut (Wilsnacker), s. Wilsnack.

Wundercylinder, s. unter Thaumatrop.

Wundererde (Sächsische), s. Teratolith.

Wunderkammer, s. Megaskop.

Wunderkinder, s. unter Frühreife.

Wunderlich (Karl Aug.), hervorragender deutscher Arzt und Kliniker, geb. 4. Aug. 1815 zu Sulz am Neckar, widmete sich, zu Stuttgart vorgebildet, seit 1833 auf der Universität Tübingen mediz. Studien und besuchte nach erlangter Doktorwürde 1837—38 auch andere deutsche Universitäten sowie Belgien und Frankreich. Nachdem er 1838—39 als Assistenzarzt am Katharinenhospital in Stuttgart gewirkt, habilitierte er sich 1840 als Privatdocent in Tübingen, wo er 1841 zum Assistenten der innern Klinik ernannt wurde, mit dem Auftrag, für den erkrankten Direktor zu funktionieren. Seit 1843 verwaltete er dieses Institut unter gleichzeitiger Ernennung zum außerord. Professor mit Sitz in der Fakultät als provisorischer Direktor, bis ihm 1846 die Direktion definitiv übertragen und er zum ord. Professor befördert wurde. Im J. 1850 folgte er einem Rufe nach Leipzig als ord. Professor der Klinik, wo er 1851 auch den Charakter als Geh. Medizinalrat erhielt. W. starb zu Leipzig 25. Sept. 1877. W.s Hauptwerk ist das «Handbuch der Pathologie und Therapie» (3 Bde. in mehrern Abteilungen, Stuttg. 1846—54; 2. Aufl. 1853 fg.), welchem später ein «Grundriß der speziellen Pathologie und Therapie» (Stuttg. 1858) folgte. Von seinen übrigen wissenschaftlichen Arbeiten sind noch besonders hervorzuheben: «Über die franz. und deutsche Medizin» (Stuttg. 1841), «Versuch einer patholog. Physiologie des Blutes» (Stuttg. 1844), «Geschichte der Medizin» (Stuttg. 1859), «Das Verhalten der Eigenwärme in Krankheiten» (Lpz. 1868;

2. Aufl. 1870). Auch begründete W. mit Roser 1841 das «Archiv für physiol. Heilkunde», das erste Organ dieser neuen Richtung in der Medizin. Vgl. Korányi, «Denkrede auf W.» (1879).

Wundersaft, s. unter Geheimmittel.

Wunderscheibe, s. Thaumatrop.

Wundfäulnis, s. Hospitalbrand.

Wundfeige, s. Opuntia.

Wundfieber, Wundheilung, s. u. Wunde.

Wundklee, Pflanzenart, s. unter Anthyllis.

Wundliegen, soviel wie Aufliegen.

Wundrose, s. Rose.

Wundschreck, s. Shok.

Wundt (Wilh. Max), ausgezeichneter Psycholog und Physiolog, geb. 16. Aug. 1832 zu Neckarau in Baden, wo sein Vater Prediger war, besuchte seit 1846 das Gymnasium zu Heidelberg, studierte 1851—56 zu Tübingen, Heidelberg und Berlin Medizin und habilitierte sich 1857 als Privatdocent der Physiologie in Heidelberg, wo er 1864 eine außerord. Professur erhielt. Im J. 1866 wurde er zum Vertreter Heidelbergs in die bad. Zweite Kammer gewählt, legte jedoch das Mandat bald nieder. Im J. 1874 wurde er nach Zürich, 1875 nach Leipzig als ord. Professor der Philosophie berufen. W.s Hauptschriften sind: «Die Lehre von der Muskelbewegung» (Braunschw. 1858), «Beiträge zur Theorie der Sinneswahrnehmung» (Lpz. 1862), «Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele» (2 Bde., Lpz. 1863), «Lehrbuch der Physiologie des Menschen» (Erlang. 1865; 4. Aufl. 1878), «Die physik. Axiome und ihre Beziehung zum Causalprincip» (Erlang. 1866), «Untersuchungen zur Mechanik der Nerven und Nervencentren» (1. Abteil., Erlang. 1871; 2. Abteil., Stuttg. 1876), «Grundzüge der physiol. Psychologie» (Lpz. 1874; 2. Aufl. 1880), «Logik» (Bd. 1: «Erkenntnislehre», Stuttg. 1880; Bd. 2: «Methodenlehre», Stuttg. 1883), «Essays» (Lpz. 1885); «Ethik» (Stuttg. 1886). Die von W. herausgegebenen «Philosophischen Studien» (Bd. 1—3, Lpz. 1883—86) enthalten Abhandlungen W.s und seiner Schüler, hauptsächlich zur experimentellen Psychologie und Erkenntnislehre.

Wünnenberg, Flecken in der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Minden, Kreis Büren, in einem Thale an der After und Aa, Sitz eines Amts, zählt (1880) 1130 kath. E. und hat Ziegeleien und Holzhandel.

Wunnenstein, Berg im württemb. Neckarkreis, bildet mit den Vorbergen Forst- und Kochersberg eine vollständig isolierte Keuperhügelgruppe auf der rechten Seite des Bottwarthals. Der 392 m hohe Berg bietet eine prachtvolle und weitreichende Fernsicht. Der W. (alt Wünnenstein, Wuninstein) war zur Zeit des german. Heidentums ein heiliger Berg Wodans; schon im 9. oder 10. Jahrh. stand an derselben Stelle eine christl. Kapelle zum heil. Michael, um 1200 treten hier die Herren von Stein auf. Der bekannteste ist der letzte Wunnensteiner, der gliesende (d. h. gleisende oder gleisnerische) Wolf, der in beständiger Fehde mit Graf Eberhard II. dem Greiner lebte (Überfall im Wildbad 1367), daneben aber auch ein entschiedener Gegner der Städter und ihrer Bestrebungen war, dessen Eingreifen bei Döffingen (23. Aug. 1388) zu Gunsten des Grafen Eberhard entschied. Wolf war später württemb. Obervogt zu Beilstein-Langhans und starb dort 9. Nov. 1413. Sein Standbild ist in der St. Magdalenenkirche daselbst. Der W. kam 1449 an Württemberg; 1525 bildete sich in der Michaelskapelle der «Wunnensteiner Bauernhaufen», der dann unter Feuerbacher den solidern Bestandteil des hellen christl. Haufens bildete. Die Kapelle wurde als Wallfahrtskirche 1557 abgebrochen, der Kirchhof wurde aber bis 1737 als Beerdigungsplatz benutzt. Die Ruine der Kapelle wurde 1829 zu einer Warte hergerichtet und soll 1888 zur 500jährigen Erinnerungsfeier der Döffinger Schlacht wieder ausgebaut werden. Vgl. Holder, «Der W. in Geschichte und Sage» (Stuttg. 1880; 4. Aufl. 1883).

Wünschelburg, Stadt in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Neurode, 3 km von der böhm. Grenze, am östl. Fuße des Heuscheuergebirges und am Kaltwasser, 370 m über dem Meere, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 2044 meist kath. E. und hat Fabriken für Preßhefe und Schnupftabak, vier Branntweinbrennereien und Handweberei. Herzog Bolko von Schweidnitz erbaute hier 1342 ein Jagdschloß, welches dem Orte den böhm. Namen Hradek (d. h. Schlößchen) gab.

Wünschelrute, ein zauberhafter heilbringender Stab, war in Deutschland von alters her bekannt. Schon eine althochdeutsche Glosse bietet den Ausdruck «wunsciligerta» (caducens) und trifft damit vollkommen den eigentlichen Sinn des Wortes, welcher sich aus seiner grammatischen Form nicht unmittelbar ableiten läßt. Denn diese Form führt nur auf eine Gerte oder Rute, durch deren Besitz man alles gewünschten irdischen Heils teilhaftig wird. Die Wurzel dieser Vorstellung läßt sich übrigens bis auf frühe mittelasiat. Glaubensansichten zurückverfolgen. Im spätern Mittelalter wurde die W. zum Gegenstande eines bis in die neuere Zeit fortdauernden Aberglaubens. Man brach sie unter gewissen Bedingungen und Formeln von dem gezwieselten (gabeligen) Aste eines Haselstrauchs oder Kreuzdorns, oder machte sie auch aus Metalldraht und unterschied mehrere Arten: Feuerrute, Springrute, Schlagrute u. s. w. Bei dem Gebrauche kam es darauf an, sie unter Hersagung der nötigen Formeln richtig in der Hand zu halten; dann zeigte sie durch ihre Bewegung, ob und wo die gewünschten Gegenstände verborgen seien. Man glaubte mittels der W. verborgene Schätze, Erzadern, Wasserquellen, ja selbst Verbrecher zu entdecken. Vgl. Vallemont, «Physique occulte, ou traité de la baguette divinatoire» (Par. 1693); Grimm, «Deutsche Mythologie» (4. Aufl., von E. H. Meyer, 3 Bde., Berl. 1875); Carus Sterne, «Die Wahrsagung aus den Bewegungen lebloser Körper unter dem Einfluß der menschlichen Hand» (Weim. 1862).

Wunsiedel, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, an der Rösla im Fichtelgebirge, an der Zweigbahn Holenbrunn-W. der Bayrischen Staatsbahnen, 535 m über dem Meere in schöner Umgebung liegend und daher von Touristen, sowie seit 1883 als Sommerfrische und Luftkurort viel besucht. W. ist Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, hat vier Kirchen, eine Real- und Lateinschule, eine Lehrerpräparandenschule, ein reiches, 1449 gestiftetes Hospital und zählt (1885) 3711 meist prot. E., die Tuch- und Strumpfweberei, Gerberei, Blechverarbeitung und Nagelfabrikation, Verarbeitung des nur in der Nähe der Stadt bei Göpfersgrün vorkommenden Specksteins, des ausgezeichneten Urkalks in gebranntem

und gemahlenem Zustande und Granits betreiben, auch Maschinenfabriken unterhalten. Mit Arzneikräutern, Heidel- und Preißelbeeren wird starker Handel getrieben. Die Stadt ist seit dem Brande von 1834 neu und regelmäßig aufgebaut. Sie ist der Geburtsort Sands, der Kotzebue ermordete, und Jean Pauls, dem hier 1845 ein Monument (von Schwanthaler) errichtet worden ist. Von den reichen Naturschönheiten der Umgebung, welche zahlreiche höchst lohnende Ausflüge bietet, ist besonders das Felsenlabyrinth der Luisenburg und das Alexanderbad, beide etwas über 3 km von der Stadt entfernt, sowie der Katharinenberg an der Stadt mit den Ruinen einer Wallfahrtskirche zu erwähnen. Die Stadt hat den hauptsächlichsten Markt für den speziellen Schlag des roten sogenannten Sechsämterviehes.

Wunstorf, Stadt in der preuß. Provinz, Regierungsbezirk und Landkreis Hannover, zwischen der Süd- und Westerau, welche vereinigt links zur Leine gehen, Station der Linien Berlin-Hannover-Köln und W.-Bremerhaven der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1880) 2782 E. und hat ein evang. Schullehrerseminar, ein evang. Damenstift, Gerberei und Ölfabrikation. Von dem 871 gegründeten ehemaligen Kloster ist noch die in neuester Zeit restaurierte schöne Kirche vorhanden.

Wuoksen, großer und wasserreicher Fluß in Finland, Wiborgs Län, fließt aus dem großen Saimasee, dessen südl. Strandhöhen er durchbricht, bildet den Imatrafall (s. d.), verläuft dann bogenförmig und mündet im Ladogasee bei Kexholm. Durch einen kleinen Kanal bei Kiviniemi (1857 vollendet) hat der W. jetzt auch einen südöstl. Abfluß nach dem Ladogasee.

Wuotan, s. Odin.

Wupper, rechtsseitiger Nebenfluß des Rheins in der preuß. Rheinprovinz, s. u. Wupperthal.

Wupperthal, das gewerbreichste und bevölkertste Thal von ganz Deutschland, in der preuß. Rheinprovinz, seinem kleinern obern Teile nach zum Regierungsbezirk Köln, seinem Hauptteil nach aber zum Regierungsbezirk Düsseldorf gehörig, durchschneidet in Hufeisenform das ostniederrhein. Bergland und hat seinen Namen von dem Flusse Wupper. Die Wupper, im obern Laufe Wipper genannt, entsteht bei dem Dorfe Kierspe unweit Meinertshagen im Sauerland, nur 45 km vom Rhein, in den sie oberhalb Rheindorf zwischen Köln und Düsseldorf rechts mündet, macht aber auf ihrem erst gegen Westen nach Wipperfürth, dann gegen Norden über Hückeswagen nach Beienburg, von da, bis oberhalb Rittershausen die Grenze gegen Westfalen bildend, westwärts nach Barmen und Elberfeld, von Sonnborn an südwärts zwischen hohen Bergen, südwärts an Solingen vorbei nach Burg, dann abermals nach Westen bis Ruppelrath, zuletzt gegen Südwesten über Leichlingen und Opladen gerichteten Laufe so viele kleinere Krümmungen, daß derselbe im ganzen 105 km beträgt. Das Thal ist eng und tief, am breitesten, etwa 1 km breit, zwischen Barmen und Elberfeld. Bei Imbach, oberhalb Opladen, tritt die Wupper in die Ebene, aber schon von Burg an ist sie für kleine Fahrzeuge schiffbar. Bei ihrem starken Gefälle und dem reichen Wasserzufluß von 37 Nebenbächen treibt sie auf einer Strecke von 52 km Länge gegen 400 Mühlen, Schleif- und Hammerwerke. Außerdem dient sie, namentlich in der Gegend von Barmen und Elberfeld, den verschiedensten technischen Zwecken, besonders dem Betrieb der Färbereien, sodaß ihre Wasserkraft wie selten die eines Flusses in Anspruch genommen wird. Aber eben wegen ihres reißenden Laufs und ihrer großen Wasserfülle ist sie auch häufigen Überschwemmungen unterworfen. Unter W. im engern Sinne versteht man die 10 km lange Strecke von Barmen (s. d.) bis Elberfeld (s. d.), den zwei vorzüglichsten Städten des ganzen Thals, die fast nur einen Ort ausmachen, indem sich hier 10 km weit Haus an Haus, Fabrik an Fabrik reiht. Diese Thalstrecke ist es insbesondere, welcher der früher daselbst dominierende Pietismus die Bezeichnung »Muckerthal« zugezogen hatte. Das Flußgebiet der Wupper beträgt etwa 1100 qkm. Es gehört vier landrätlichen und zwei Stadtkreisen an, nämlich Wipperfürth (312 qkm mit 28081 E. im J. 1885), Lennep (303 qkm mit 102101 E.), Barmen (22 qkm mit 103068 E.), Elberfeld (28 qkm mit 106489 E.), Mettmann (250 qkm mit 69783 E.) und Solingen (293 qkm mit 115512 E.), die auf 1208 qkm 525044 E., also 435 auf 1 qkm zählten, wogegen 1816 auf demselben Areal nur 182828 E. lebten.

Wurali, Pfeilgift, s. Curare.

Würbenthal, Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Freudenthal in Österreichisch-Schlesien, Station der Linie Erbersdorf-W. der Mähr.-Schlesischen Centralbahn, Sitz eines Bezirksgerichts, zählt (1880) 2619 deutsche E., und hat zwei Flachsspinnereien und eine Weberei mit mehr als 1400 Arbeitern, Fabriken für Tischtücher, Draht und Drahtstifte, Glas und chem. Produkte. In der Umgebung liegen die ausgedehnten Berg- und Hüttenwerke des Deutschen Ordens zur Gewinnung von Eisen.

Würde im ästhetischen und ethischen Sinne kann nur im Zusammenhang mit dem Begriff der Anmut (s. d.) erklärt und bestimmt werden. Schillers Abhandlung »über Anmut und Würde« hat auch hier den Gegenstand ästhetisch und philosophisch erschöpft. Wie die Anmut der Ausdruck einer schönen Seele ist, so ist die W. der Ausdruck einer erhabenen Gesinnung, der bewußten freien Beherrschung der sinnlichen Triebe und Neigungen durch die Kraft des sittlichen Willens. Die Anmut zeugt von einem ruhigen harmonischen Gemüt, von einem empfindenden Herzen, die W. zeugt von selbständiger Kraft, die den Willen bändigt und zu festem Maß zwingt. Die Anmut erweckt Wohlgefallen und Liebe, die W. dagegen Achtung und Ehrfurcht. Der höchste Grad der Anmut ist das Bezaubernde, der höchste Grad der W. ist Anmut und Majestät. Aus affektierter Anmut wird Ziererei, Koketterie; aus affektierter W. wird steife Feierlichkeit und Gravität.

Würderungseid, s. Schätzungseid.

Wurf heißt jedes Versetzen eines schweren Körpers in eine fortschreitende Bewegung durch eine nur sehr kurze Zeit wirkende Kraft, welche Wurfkraft heißt. Als solche dient beim Werfen der Körper mittels der Hand die Muskelkraft der letztern, mittels Pfeilbogen die Elasticität der den Bogen spannenden Sehne, mittels Feuerwaffen die Elasticität der Pulvergase u. dgl. m. Je nach der Richtung der Wurfkraft gegen den Horizont unterscheidet man den lotrechten (vertikalen), wagerechten (horizontalen) und schiefen W. Die Lehren von der Praxis des W. behandelt die Ballistik (s. d.). Beim lotrecht abwärts geworfenen Körper addiert sich zu der gleichförmigen durch den W. hervor-

gebrachten Geschwindigkeit noch die durch den Fall des Körpers erworbene, mit der Zeit wachsende Endgeschwindigkeit, sodaß die Bewegung als eine gleichförmig beschleunigte erscheint. Beim vertikal aufwärts gerichteten W. ergibt sich die Bewegung als gleichförmig verzögert, weil dann die Schwerkraft der Wurfkraft direkt entgegenwirkt. Die Wurflinie, d. i. der Weg des Geworfenen, ist in diesen beiden Fällen eine lotrechte Gerade. Wenn dagegen ein Körper wagerecht oder schief geworfen wird, dann bildet die durch die Wurfkraft erzeugte Bewegung mit jener durch die Schwerkraft hervorgebrachten einen rechten oder schiefen Winkel. Wenn man diese Bewegungen nach dem Gesetze vom Parallelogramm zusammensetzt, so ergibt sich eine parabolische Wurflinie als Weg für das Geworfene. Die Theorie des W. läßt sich auch als Spezialfall aus der Lehre von der Centralbewegung ableiten, wenn man bei dieser die Winkel, welche die Centripetalkräfte miteinander bilden, gleich Null setzt, was beim W. der Fall ist, indem dabei die Schwerkraftlinien zueinander parallel bleiben.

Würfel, geometrisch, s. Kubus.

Würfel ist ein sechseckiger Körper aus Elfenbein, Knochen oder anderm Material, der auf seinen Seiten mit Punkten oder Augen die Zahlen 1 bis 6 in solcher Anordnung enthält, daß die Zahlen der zwei gegenüberstehenden Seiten 7 ergeben. Der Gebrauch der W. zum Spiel ist sehr alt. Der Erfindung derselben rühmen sich die Lydier. Aber auch die Ägypter kannten sie bereits in sehr früher Zeit, und unter den im Homerischen Epos beschriebenen Belustigungen sind, neben den kriegerischen und gymnastischen Übungen, das Würfel- oder Astragalenspiel, das Ballspiel und das Brettspiel die hauptsächlichsten. Die Griechen hatten dazu einen eigenen Becher, desgleichen die Römer, bei welchen das Hazardspiel mit W. wiederholt verboten ward. Der schlechteste Wurf hieß «Canis», der beste «Venus». Auch in gall. und german. Gräbern fand man steinerne W., ganz den heutigen ähnlich, indessen ist zu vermuten, daß diese röm. Ursprungs sind. Im Mittelalter hießen die W. auch wohl «Schelmenbeine» und spielten im Leben der Landsknechte eine bedeutende Rolle.

Würfler, drehkranke Schafe, s. unter Drehkrankheit.

Wurfmaschine, s. Balliste und Katapulte.

Wurfspieß, eine uralte, mit scharfer Spitze versehene Waffe, die noch heutigentags bei wilden Völkern im Gebrauch ist. Da dieselbe für den Wurf bestimmt ist, ist sie meist kleiner und leichter als der für den Nahkampf zum Stoßen geführte Speer oder Spieß (s. d.).

Würgelapparat, Würgelmaschine, Würgelwerk, Würgelzeug, soviel wie Rotafrotteur.

Würgelpumpe, eine rotierende Pumpe, s. u. Pumpen.

Würger (Laniidae), eine zur Ordnung der Singvögel und zur Gruppe der Zahnschnäbler gehörige, gegen 150 Arten zählende, die ganze Erde mit Ausnahme von Südamerika, Westindien und Neuseeland bewohnende, am stärksten in Afrika entwickelte Familie kleiner Vögel, die sich von Insekten, die größern von Mäusen und kleinen Vögeln nähren und an Wildheit und Grausamkeit andere Raubvögel übertreffen. Der Oberschnabel ist an der Spitze hakig übergebogen und mit einem scharfen seitlichen Zahne versehen, die Schnabelwurzel mit Bartborsten besetzt, die Krallen sind scharf und gekrümmt. Der bekannteste unter den hierher gehörigen Vögeln Deutschlands ist der große Würger (Lanius excubitor, Tafel: Singvögel I, Fig. 18), auch Neuntöter. Er mißt in der Länge 26 cm, hat hellgraues Gefieder, schwarze Flügel und Schwanz und zeichnet sich, wie seine drei kleinern in Deutschland heimischen Artgenossen, durch die Gewohnheit aus, getötete Insekten u. dgl., bevor er sie verzehrt, auf Dornen oder scharfe Äste zu spießen, oder zwischen Gabeläste oder Steine einzuklemmen.

Würgerschnäpper (Dicruridae) ist der Name einer aus mehrern Gattungen und gegen 60 Arten bestehenden, das tropische Afrika, Madagaskar, Indien bis zu Neuguinea, Australien und Neu-Irland bewohnenden Vogelfamilie von der Größe der Stare und Dohlen und meist schwarzem, blau und grün schimmerndem Gefieder, oft mit einzelnen verlängerten und fahnenartig verbreiterten Steuerfedern. Sie zeigen Verwandtschaft mit Würgern und Fliegenschnäppern und sind Insektenfresser wie diese.

Wurm (des Hirnzelts), s. unter Gehirn, Bd. VII, S. 662b.

Wurm oder Fingerwurm, s. Fingerentzündung.

Wurm oder Wurmkrankheit des Pferdes ist Hautrotz. (S. Rotzkrankheit.) Bei dieser Krankheit kommen in der Haut und in dem Unterhautbindegewebe der erkrankten Geschöpfe harte, kleinere Knötchen oder größere knotenähnliche Geschwülste (Wurmbeulen, meist haselnußgroß) vor, die sich in Wurmgeschwüre umwandeln, welche eine braungelbe, oft mit Blut untermischte Masse (Wurmeiter, Wurmjauche) absondern. In der Umgebung der mehr isoliert oder herdweise auftretenden Beulen ist ödematöse Anschwellung (seltener Emphysem) des Unterhautzellgewebes zu finden, ferner schnuren- oder strangförmig angeschwollene, meist federspulendicke Lymphgefäße (rechte Halsseite, Innenfläche der Hinterschenkel), welche Wurmstränge genannt werden, endlich angeschwollene, anfangs heiße und bei der Berührung schmerzende, später kalt, unempfindlich und hart werdende Lymphdrüsen. Zuweilen zeigen sich die Wurmbeulen scheinbar perlschnurartig auf einem entzündeten Lymphgefäß aneinander gereiht (reitender Wurm). Da der W. keine Krankheit für sich ausmacht, sondern zum Rotz gehört, daher man auch von einer Rotzwurmkrankheit spricht, so gilt von ihm bezüglich des Entstehens und der Übertragung dasselbe, was vom Rotz Geltung hat. Der W. verläuft rasch (akut) oder langsam (chronisch). Die damit behafteten Pferde erscheinen meist bezüglich des Allgemeinbefindens ganz gesund, wenn von Fieberzufällen abgesehen wird. Die Krankheit ist unheilbar; veterinärpolizeiliche Maßregeln wie bei Rotzkrankheit (s. d.).

Wurm, linker Zufluß der Roer im rheinpreuß. Regierungsbezirk Aachen, entspringt südlich von Aachen, berührt Herzogenrath und Geilenkirchen und mündet nördlich von Heinsberg. Unterhalb Herzogenrath bildet der Fluß auf eine kurze Strecke die Grenze zwischen dem preuß. Regierungsbezirk Aachen und der niederländ. Provinz Limburg.

Wurm (Joh. Friedr.), deutscher Astronom, geb. 19. Jan. 1760 zu Nürtingen, wurde 1788 Lehrer in seiner Vaterstadt und 1800 Professor an dem theol. Seminar zu Blaubeuren, von wo er 1807 dem Rufe zu einer Professur am obern Gymnasium zu Stuttgart folgte. Seit 1824 in den Ruhestand

versetzt, starb er zu Stuttgart 23. April 1833. Nach ihm ist die **Wurmsche Reihe** benannt. Seine astron. Arbeiten beziehen sich auf die veränderlichen Sterne, sowie auf Berechnung der geogr. Länge aus Finsternissen und Sternbedeckungen.

Christian Friedrich W., der Sohn des vorigen, geb. 1803 zu Blaubeuren, studierte Theologie und hielt sich dann 1825—27 in England auf. Von da kam er nach Hamburg, wo er den «Gleaner» (1828—30), dann (1830—34) die «Kritischen Blätter der Vorsenhalle» redigierte und 1833 zum Professor am Akademischen Gymnasium ernannt ward. Er starb 1. Febr. 1859 in der Wasserheilanstalt zu Reinbeck. Unter seinen Arbeiten sind besonders hervorzuheben: «Kritische Versuche über die öffentlichen Rechtsverhältnisse in Deutschland seit 1832» (Lpz. 1835), «Der Sundzoll» (Hamb. 1838), «Die Aufgabe der Hansestädte» (Hamb. 1847), «Die Diplomatie, das Parlament und der deutsche Bundesstaat» (Braunschw. 1849), «A letter to Viscount Palmerston, concerning the question of Schleswig-Holstein» (Lond. 1850; deutsch, Hamb. 1850), eine Flugschrift, die Bunsen beigelegt wurde; «Diplomatische Geschichte der orient. Frage» (Lpz. 1858). Im frankfurter Parlament 1848 vertrat er einen württemb. Wahlbezirk.

Würm, rechtsseitiger Nebenfluß der Amper in Oberbayern, entfließt dem Würm- oder Starnbergersee an dessen nördlichem, unterm Ende, berührt Gauting und Pasing, geht durch das Dachauer Moos und mündet in die Amper unterhalb Dachau.

Würm, rechtsseitiger Zufluß der Nagold kurz vor deren Einmündung in die Enz, entspringt auf der Nordwestseite des Schönbuch in Württemberg, berührt Weilderstadt im Neckarkreis und mündet unmittelbar südlich von Pforzheim in Baden.

Wurmbrand (Gundaccar, Graf), österr. Abgeordneter, geb. 9. Mai 1838, Oberhofmeister des Erzherzogs Franz Karl, diente in der Armee, quittierte als Rittmeister den Dienst und widmete sich dann der Verwaltung seines Gutes, mit Studien der Anthropologie, der Kunstarchäologie und der Kunstgewerbe eifrig beschäftigt. Als Abgeordneter der grazer Handelskammer trat W. 1879 in den Reichsrat und rief durch seinen Antrag der Anerkennung der deutschen Sprache als Staatssprache stürmische Debatten hervor. Nach dem Tode Kaiserfelds wurde W. zum Landeshauptmann und Landtagspräsidenten von Steiermark ernannt. Im Herbst 1885 wurde W. zum Abgeordneten für Graz in den Reichsrat gewählt.

Würmer (Vermes) nennt man einen großen Kreis von niedern wirbellosen Tieren, der von Linné an bis in die neueste Zeit alle diejenigen Typen aufnehmen mußte, welche anderwärts nicht gut untergebracht werden konnten. Eine gemeinsame Charakteristik läßt sich nur durch negative Kennzeichen herstellen, großenteils deshalb, weil sich verschiedene Entwickelungsrichtungen nachweisen lassen, nach welchen innerhalb des Kreises sich die einzelnen Klassen ausgebildet haben. Man unterscheidet jetzt ziemlich allgemein im Kreise der W. folgende Klassen, Unterklassen und Ordnungen:

I. **Anneliden** (s. d.) oder Ringelwürmer (Annelidae).

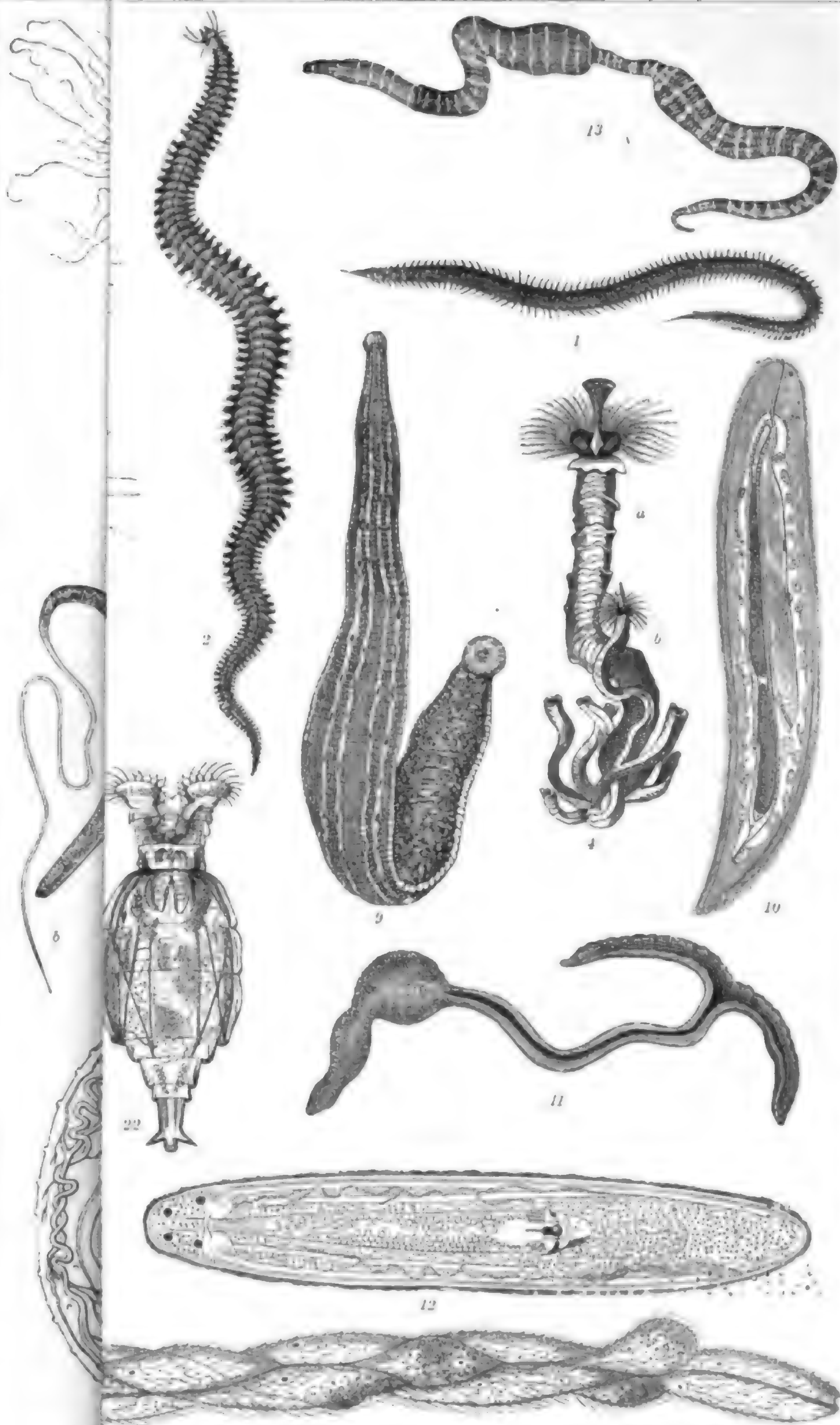
A. **Borstenwürmer** (Chaetopoda), freilebende Anneliden mit paarigen, seitlichen, nach den Segmenten angeordneten Borsten. 1. Ordnung: **Polychäten** (Polychaetae), Borstenwürmer des Meeres mit zahlreichen Seitenborsten, meist mit deutlich abgesetztem Kopf mit Fühlern und Cirren. a) **Errantia**, freischwimmende Polychäten. Hierher gehören: die in der Nordsee häufige weiße Glycera (Glycera alba, Tafel: **Würmer**, Fig. 1), die bis 20 cm lang werdende Nereide (Nereis pelagica, Fig. 2), gleichfalls in der Nordsee gemein, und die bis 6 cm lang werdende Seeraupe des Mittelmeeres (Hermione hystrix, Fig. 3). b) Tubicolae, röhrenbewohnende; hierher: Serpula vermicularis und Vermilia conigera (Fig. 4, a und b in ihren Röhren), Terebella emmalina (Fig. 5, aus der Röhre herausgenommen) und der gemeine Sandwurm (Arenicola piscatorum, Fig. 6, s. u. **Sandwürmer**). 2. Ordnung: **Oligochäten** (Oligochaetae), ohne Fühler, Cirren und Kiemen mit wenig Borsten. a) Limicolae, im Wasser und im Schlamm; hierher: das Wasserschlängelchen (Nais proboscidea, Fig. 7). b) Terricolae, **Erdwürmer** oder Regenwürmer, (s. d.), mit dem roten Regenwurm (Lumbricus rubellus, Fig. 8).

B. **Blutegel** (s. d., Hirudinei) mit dem medizinischen Blutegel (Hirudo medicinalis, Fig. 9).

C. **Sternwürmer** (Gephyrei), runde Würmer ohne äußere Gliederung, durch die Anordnung des Nervensystems, häufig auch durch die Gegenwart rudimentärer Borsten als rückgebildete Anneliden charakterisiert; hierher gehört die sonderbare grüne Bonellie (Bonellia viridis); das Männchen (Fig. 10) ist sehr klein ohne Mund und After, flach, wandert in die Geschlechtsorgane des Weibchens ein, um als Parasit desselben die Befruchtung zu vollziehen; das etwa 5 bis 8 cm lange Weibchen (Fig. 11) ist außerordentlich kontraktil und vermag seinen gabelig geteilten Rüssel zu einem über einen halben Meter langen Faden auszudehnen.

II. **Plattwürmer** (Platodes). 1) **Schnurwürmer** (Nemertini), gestreckte Plattwürmer des Meeres, teilweise bandartig abgeplattet, von enormer Kontraktionsfähigkeit, mit einem verstülpbaren Rüssel, der entweder (Unterordnung Enopla) mit Stacheln versehen, oder (Anopla) ohne solche ist; ein Blutgefäßsystem ist vorhanden; hierher der Vierpunkt (Tetrastemma obscurum, Fig. 12) und die grüne Medelie (Meckelia viridis, Fig. 13). 2) **Strudelwürmer** (Turbellaria) mit der im Mittelmeere nicht seltenen Leptoplana tremularis (Fig. 14). 3) **Saugwürmer** (Trematodes), parasitische Plattwürmer; zu ihnen gehören unter andern Distomum luteum (Fig. 15), der blutbewohnende Egel (D. haematobium, Fig. 17, ein Pärchen in der Begattung begriffen, wie sie fast stets gefunden werden; das größere Individuum ist das Männchen), ein gefährlicher Schmarotzer der menschlichen Harnwerkzeuge, auf Afrika beschränkt, und das Doppeltier (s. d., Diplozoon paradoxum, Fig. 16). 4) **Bandwürmer** (s. d., Cestodes, Abbildungen bei Artikel **Bandwurm** im Text).

III. **Rundwürmer** (Nematelmia s. Nemathelminthes). 1) **Pfeilwürmer** (Chaetognatha), walzenförmig, mit deutlich abgesetztem Kopf und mit einem Flossensaum am Schwanzende, am Munde befindet sich ein Hakenapparat; es sind Zwitter, welche das Meer in mehrern Arten, von denen Sagitta cephaloptera (Fig. 18) eine der häufigsten ist, bewohnen. 2) **Nematoden** (s. d., Nematodes), Haar- oder Fadenwürmer mit dem Madenwurm (Oxyuris vermicularis, s. u. **Askariden**, Fig. 19), dem Peitschenwurm (s. d., Tricho-



1. Glycera a). 5. Terebella emmalina. 6. Gemeiner Sandwurm (Arenicola piscatorum; nach Schmarda) s, Männchen. 11. Bonellia viridis, Weibchen. 12. Junger Vierpunkt (Tetrastemma). **13. Grüne er (Diplozoon paradoxum). 17. Blutbewohnender Egel (Distomum haematobium), *a* Männche s), *a* Männchen mit dem Vorderende in der Darmschleimhaut steckend, *b* Weibchen. 21. Kopfend n (Brachionus). 24. Kronenrädchen (Stephanoceros). 25. Dicyema microcephalus**

cephalus dispar, Fig. 20), und dem Spulwurm (s. d., Ascaris lumbricoides, Fig. 21).

IV. Rädertiere (s. d., Rotatoria). Hierher das auf dem tauenden Schnee der Alpen vorkommende rote Schneerädertier (Philodina roseola, Fig. 22), das häufige, mit einer festen Panzerhaut versehene Wappentierchen (Brachionus, Fig. 23) und das an Pflanzen des süßen Wassers festsitzende, von einer Gallerthülse umgebene Kronentierchen (Stephanoceras, Fig. 24).

Als aberrante Wurmgruppen sind die Dicyemiden und Orthonektiden aufzufassen; sie sind gewissermaßen auf einer niedern Entwickelungsstufe stehen gebliebene Saugwürmer, wie Leuckart nachgewiesen hat. Die Dicyemiden (z. B. Dicyema microcephalus, Fig. 25) leben als Parasiten in den Nieren von Tintenfischen und andern Kopffüßlern; die noch wenig untersuchten Orthonektiden sind sehr kleine, aus nur wenigen, nicht ganz scharf gegeneinander abgesetzten Zellen bestehende Schmarotzer von Schlangensternen und Seewürmern.

Wurmfarn, Pflanzenart, s. Aspidium und Farnkrautwurzel.

Wurmfisch oder Inger (Myxine glutinosa) heißt ein merkwürdiger, zu den Cyclostomen (s. u. Fische) gehöriger Fisch von Wurmgestalt ohne Rückenflosse, bloß am Schwanzende mit einem gering entwickelten Flossensaum. Jederseits am Bauche ist eine Kiemenöffnung, die Augen sind rudimentär, unter der an vielen Schleim absondernden Drüsen reichen Haut verborgen. Im Maul ist oben ein einziger horniger Gaumenzahn und unten stehen auf der Zunge kammähnliche Zähne in zwei Reihen. Der W. wird bis 30 cm lang, ist mattblau von Farbe, kommt in nördlichen Meeren südlich bis zum Kanal vor und ernährt sich von toten und lebenden Fischen; indem er in die letztern durch Maul, Kiemenspalten oder After eindringt und sie von innen auffrißt, wird er zum wahren Parasiten. Vgl. Johs. Müller, «Vergleichende Anatomie der Myxinoiden» (Abhandlung der Berliner Akademie 1835—45).

Wurmfortsatz, s. unter Darm.

Wurmkrankheit oder Wurmsucht (helminthiasis) nennt man das Vorhandensein von Würmern im Innern des lebenden Körpers, insbesondere im Darmkanal, und die hierdurch hervorgerufenen Krankheitserscheinungen. Unter den Darmschmarotzern des Menschen findet man am häufigsten den Haarkopf oder Peitschenwurm (s. d.), den gemeinen Spulwurm und den Pfriemenschwanz (s. Ascariden), ferner den Bandwurm (s. d.) und gelegentlich auch die Trichine (s. d.). Teils dieselben, teils andere Gattungen dieser Würmer beobachtet man auch bei den größern Tieren, von denen jeder Klasse auch besondere Eingeweidewürmer (s. d.) eigentümlich sind. Die reifen Würmer gelangen nicht als solche in den Darm, sondern in unentwickelter Form, als Ei oder Larve.

Das Vorhandensein von Würmern im Darmkanal des Menschen kann man aus mancherlei Zeichen, die besonders das Nervensystem und die Verdauung betreffen, vermuten, sicher erkennen jedoch nur aus dem Abgange von Würmern mit dem Kote, in welchem man dann abgerissene Stücke des Bandwurms, einzelne Spulwürmer oder große Mengen von Madenwürmern findet. Für die Behandlung ist die Entfernung der Würmer das Wesentliche, und es dienen dazu die sog. Wurmmittel (remedia anthelminthica). Von diesen sind besonders zu nennen: Wurm- oder Zittwersamen (Semina Cinae oder Santonici) und das aus ihnen dargestellte Santonin, Rainfarnsamen (Semina Tanaceti), die Farnkrautwurzel (Radix filicis maris), Granatwurzelrinde (Cortex radicis granati), Kussoblüten (Flores kousso), Kamala u. a. Bisweilen werden auch im Zellgewebe unter der Haut, im Herzen, im Gehirn, in den Eierstöcken, der Leber, den Nieren, der Harnblase, in manchen Drüsen und andern Organen die Larven gewisser Bandwürmer (Finnen, Echinococcus) gefunden, welche mehr oder minder schwere Funktionsstörungen zur Folge haben. (S. Blasenwürmer.)

Wurmkrebse (Lernaeidae) heißt eine Familie der Copepoden (s. u. Krustentiere) und zwar aus der Gruppe der parasitischen. Die befruchteten Weibchen sind ohne deutliche Gliederung, von unsymmetrischer Wurmgestalt und mit Rudimenten kleiner Ruderfüße versehen; sie finden sich als Schmarotzer mit dem Kopfende in die Haut oder Kiemen von Fischen eingebohrt. Das unbefruchtete Weibchen ist weit kleiner, symmetrisch mit vier Fußpaaren, schwimmt (wie die sehr ähnlichen Männchen zeitlebens) im jungfräulichen Zustande umher, setzt sich erst nach vollzogener Begattung an einen Wirt fest und erleidet infolge des Parasitismus und unter Wucherung der Eierstöcke jene rückschreitende Metamorphose. Eine der häufigsten Arten (Lernaea branchialis, Tafel: Krustentiere, Fig. 7, befruchtetes Weibchen) lebt in nördl. Gewässern auf den Kiemen von Knochenfischen, besonders von Schellfischen.

Wurmregen nennt man das gelegentliche, plötzliche und massenhafte Auftreten der sog. Schneewürmer (s. d.), aber auch von parasitischen Saitenwürmern (Mermisarten), die im Sommer, namentlich nach warmen Gewitterregen, aus ihren Wirten, verschiedenen Insekten, auswandern, um sich in die Erde zu begeben, und oft in großer Masse auf Pflanzen und auf dem Boden gefunden werden.

Wurmsamen, s. Zittwersamen.

Würmsee (Starnbergersee), s. unter Starnberg.

Wurmser (Dagobert Sigmund, Graf von), österr. Generalfeldmarschall, geb. zu Straßburg i. E. 7. Mai 1724, trat 1741 in franz. Kriegsdienste, war 1742 beim Korps des Grafen Belleisle in Böhmen, machte den Siebenjährigen Krieg mit und trat 1762 als Oberst in österr. Dienste über. Im folgenden Jahre wurde er Generalfeldwachtmeister, 1773 Chef eines Husarenregiments und einige Jahre später Feldmarschallleutenant. Im Bayrischen Erbfolgekriege gelang ihm 18. Jan. 1779 ein Überfall auf Habelschwerdt, wobei er viele Gefangene machte. Nach dem Frieden wurde er zum kommandierenden General in Galizien und 1787 zum General der Kavallerie ernannt. In der Französischen Revolution verlor seine Familie ihre Besitzungen im Elsaß. Beim Ausbruche des Kriegs gegen Frankreich erhielt er ein Armeekorps im Breisgau. Er überschritt mit demselben 31. März 1793 zwischen Mannheim und Speier den Rhein und vereinigte sich bei Speier mit dem Condéschen Korps, siegte bei Rohrbach (29. Juni), Germersheim (5. Juli) und Eßlingen (27. Juli) und eroberte in Verbindung mit dem Herzog von Braunschweig die Weißenburger Linien, mußte jedoch im Dezember über den Rhein zurückgehen. Im Jan.

1794 wurde er abgerufen, übernahm indes Aug. 1795 abermals den Oberbefehl am Rhein, schlug die Franzosen 23. und 29. Okt. bei Mannheim und nahm das verschanzte Lager bei dieser Festung, sowie 22. Nov. diese selbst ein. Darauf trat 12. Dez. der Waffenstillstand ein.

Infolge der Fortschritte Bonapartes in Italien wurde W. als Feldmarschall mit 15000 Mann Verstärkung dorthin geschickt, und an Beaulieus Stelle erhielt er Juni 1796 auch den Oberbefehl der bis Tirol zurückgewichenen österr. Armee. Nachdem er 1. Juli 1796 im Hauptquartier zu Trient eingetroffen, rückte er alsbald zum Entsatz von Mantua vor, das von Bonaparte belagert wurde. Dieser hob zwar die Belagerung Mantuas auf, benutzte aber W.s Fehler, der seine Armee in zwei durch den Gardasee getrennte Kolonnen geteilt hatte, und fiel mit ganzer Macht zuerst auf den von Brescia heranrückenden Quosdanowich, den er nach Tirol zurücktrieb, dann schlug er W. selbst bei Castiglione 5. Aug., sodaß dieser ebenfalls nach Tirol abziehen mußte. Bei einem zweiten Entsatzversuche, durch das Brentathal, kam Bonaparte, der in Tirol eingedrungen war, von dort her W. in den Rücken, schlug ihn bei Roveredo 4. Sept. und bei Bassano 8. Sept., sodaß W., der 13. Sept. vor Mantua angekommen, von den Franzosen gedrängt, sich in die Festung werfen mußte, welche nun aufs neue blockiert wurde. Zwar machte er verschiedene glückliche Ausfälle, aber die Niederlage Alvinczys bei Arcole 15. Nov. und bei Rivoli 14. Jan. 1797, sowie das unglückliche Gefecht bei der Favorite unweit Mantua 16. Jan. verschlimmerte seine Lage derart, daß W. 2. Febr. Mantua nach neunmonatlicher Verteidigung übergab. W. begab sich nach Wien und starb daselbst 27. Aug. 1797. Vgl. Vivenot, «Thugut, Clerfayt und W.» (Wien 1869).

Wurmsucht, s. Wurmkrankheit.

Wurmtrockniß, s. unter Baum und Borkenkäfer.

Wurmzüngler, s. unter Chamäleon; vgl. Echsen.

Wurno, Hauptstadt des Reichs Sokoto im Sudan, s. unter Haussa.

Wurrus, Bandwurmmittel, s. Kamala.

Wurschen, Dorf in der sächs. Kreishauptmannschaft Bautzen, mit (1885) 219 E., war in der Schlacht bei Bautzen (s. d.) im Mai 1813 Hauptquartier der Monarchen von Rußland und Preußen; die Schlacht wird daher auch Schlacht bei W. genannt.

Wurst heißt eine Speise aus gehacktem Fleisch, mit Gewürz nebst verschiedenen Zusätzen, gefüllt in einen Tierdarm, Blase oder Magen, und gekocht oder geräuchert, welche schon den alten Griechen bekannt war und in der Odyssee mehrfach erwähnt wird. Als Material der Wurstfülle dienen vorzugsweise Fleisch, Leber, Blut, Fett, Schwarten und andere Bestandteile vom Schwein; außerdem wird verwendet Rind-, Schaf-, Ziegen-, Pferde-, Esel- und Gänsefleisch. Man unterscheidet Rotwürste und Weißwürste. Die Rotwürste werden entweder vorzugsweise mit einem Zusatze von Blut bereitet (Blutwurst, Plunze, Schiebling, Saunudel, Saumagen, Schwarzwurst, Röselwurst, Rotwurst, Kommißwurst) und gekocht, oder man fertigt sie aus gehacktem rohen Fleisch (Cervelat, Mettwurst, Salami, Mortadelli, Knackwurst, Schlackwurst, Fleischwurst, Rauchenden, Salsitz u. s. w.) und räuchert sie dann stärker oder schwächer. Die Weißwürste werden hergestellt aus Innerbestandteilen des Schweins: Fleisch, Leber, Lunge, Hirn u. s. w., und gesotten, seltener geräuchert. Zu ihnen gehören Leberwurst, Hirnwurst, Gelbwurst (die Schale oder der Darm mit Safran gelb gefärbt, vorzugsweise in Frankfurt a. M. und Umgegend), Bratwurst, Brägen, Kochwurst (Wiener und Frankfurter Würste), Preßwurst, Schwartenmagen, Knoblauchswurst u. s. w. Starke Würze ist namentlich für die Zubereitung der Dauerwürste unerläßlich; es werden vorzugsweise verwendet Salz (auch Salpeter zum Rotfärben), Pfeffer (weiß und schwarz, in Körnern und gestoßen), Neuwürze, Kümmel, Koriander, Gewürznelken, Safran, selbst etwas Zucker u. s. w. Auch verschiedene andere Zusätze sind zu Wurstfüllen im Gebrauch, und es gibt daher Brot-, Reis-, Grütz-, Semmel-, Milch-, Nidel- (Rahm-), Mandel-, Rosinen-, Quitten-, Most-, Kartoffelwurst u. a. m. Die Juden pflegen treffliche Gänsewürste zu bereiten, indem sie die abgestreifte Halshaut der Gans mit gehacktem und gewürztem Gänsefleisch füllen. Fleisch von Pferden, Eseln und Maultieren bildet nicht selten einen Bestandteil renommierter südlicher (auch deutscher) Wurstarten. Die W. ist ein durch Zusammensetzung, Verkleinerung der Teile, leichte Aufbewahrung und handliche Form ebenso beliebtes als wichtiges Nahrungsmittel und der Handel damit sehr bedeutend. Es gibt für verschiedene Wurstarten bestimmte Orte, wo die Fabrikation zu großer Vollkommenheit gediehen ist: in Deutschland: Braunschweig, Göttingen und Gotha für Cervelat; Frankfurt a. M., Offenbach, Mainz für halbgeräucherte Kochwürste (Frankfurter Würste); Coburg und Nürnberg für Röstwürste; in Österreich-Ungarn: Wien für ungeräucherte Kochwürste (Wiener Würste); Trient und Debreczin für Salami. In Frankreich sind durch ihre W. berühmt: vorzugsweise Lyon (Saucissons de Lyon), dann Bayonne; in Italien Bologna (Mortadella di Bologna), Verona (Salami duri) u. s. w. In Spanien bilden die Garbanzoswürstchen ein durch das ganze Land verbreitetes Nationalgericht. Wurstdärme (Saitlinge), entweder getrocknet oder gesalzen, sind ein wichtiger Handelsartikel. Man hat, ohne rechten Erfolg, versucht, sie zu ersetzen durch Leinwand (Beutelwürste), Pergamentpapier u. dgl. Über die wichtigsten Verfälschungen der Wurstwaren s. Verfälschungen der Nahrungs- und Genußmittel 4, Bd. XVI, S. 202ᵃ.

Wurstmaschinen dienen zur Zerkleinerung des als Wurstfülle zu verwendenden Fleisches und Specks (Fleischhackmaschine) oder, in Spritzenkonstruktion (Wurststopf- und Wurstfüllmaschine), zum Anfüllen der Därme. (Vgl. Fleischwarenfabrikation nebst der dazu gehörigen Tafel: Bd. VI, S. 895.) Ein feines Wurstgericht aus gehacktem Fleisch mit Trüffeln u. s. w. in Geflügelhaut oder auch nur mit Schmalz umgossen heißt Galantine und bildet den Übergang der W. zu den Pasteten.

Wurst (bei der Artillerie), s. u. Wurstlafette.

Würste, walzenförmige Bunde von entblättertem Strauchholz, s. Faschinen.

Wursten, Marschlandschaft an der untern Weser, s. Wurstnerland.

Wurstfüllmaschine, s. unter Fleischwarenfabrikation.

Wurstgift (Venenum botulinum) und Wurstvergiftung (Botulismus, Allantiasis). Schon

WÜRTTEMBERG, BADEN UND HOHENZOLLERN.



seit dem Ende des 18. Jahrh. hat man Kenntnis von eigentümlichen Erkrankungen, die nach dem Genuß von schlecht oder gar nicht geräucherten Würsten auftreten und nicht selten einen tödlichen Ausgang nehmen. In vielen Fällen der Art, die aus früherer Zeit beschrieben sind, handelt es sich ohne Zweifel um Erkrankungen durch Trichinen (s. d.); doch ist andererseits sicher erwiesen, daß sich in mangelhaft gekochten und geräucherten oder unzweckmäßig aufbewahrten Würsten infolge einer eigentümlichen Zersetzung des Fleisches oder Fettes ein Gift entwickeln kann, welches zwar im reinen Zustande noch vollkommen unbekannt ist, aber sehr charakteristische, von der Trichinose wohl unterschiedene Vergiftungserscheinungen hervorruft. Derartige Intoxikationen sind hauptsächlich in Württemberg und Baden, dann aber auch in Westfalen, Pommern, Sachsen und anderwärts beobachtet worden. Am häufigsten veranlassen Blut- und Leberwürste, sowie die als Schwartenmagen und Preßsack bezeichneten Würste derartige Vergiftungen; die Häufigkeit der Wurstvergiftungen in Schwaben (bis 1853 waren gegen 400 Erkrankungen mit 150 Todesfällen bekannt) erklärt sich aus der dortigen Sitte, die Würste möglichst groß zu machen, sodaß sie beim Kochen nicht bis in das Innere gar werden und auch nicht vollständig durchräuchern.

Die ersten Krankheitserscheinungen bei der Wurstvergiftung sind in der Regel Übelkeit mit Erbrechen und Durchfall, Schwindelgefühl, sowie hochgradige Muskelschwäche und Hinfälligkeit. Hierzu gesellen sich sehr bald hartnäckige Verstopfung, auffallende Sehstörungen (Erweiterung der Pupillen, Lähmungen der Augenmuskeln und des obern Lids, Doppelsehen und Accommodationsstörungen), Lähmungen der Schlingmuskeln sowie des Kehlkopfes und der Zungenmuskulatur, wodurch die Sprache klanglos und lallend wird. Die Sterblichkeit ist ziemlich bedeutend (23—43 Proz.), scheint aber in der letzten Zeit etwas geringer geworden zu sein; der Tod erfolgt meist zwischen dem 1. und 10. Tage nach erfolgter Vergiftung. Bei günstigem Ausgang bleiben oft noch wochenlang Sehstörungen und Muskelschwäche zurück. Hinsichtlich der Behandlung ist in allen frischen Fällen die möglichst frühzeitige Anwendung von Brech- und Abführmitteln oder der Magenpumpe die Hauptsache; in spätern Perioden der Vergiftung sind roborierende und stimulierende Mittel (Wein, Äther, Cognac, starker Kaffee) am Platze. Die beste Schutzmaßregeln sind gute Zubereitung und zweckmäßige Aufbewahrung der Würste, da sich das W. nur in mangelhaft gekochten und geräucherten oder unzweckmäßig aufbewahrten Würsten entwickeln kann.

Wurstkraut, soviel wie Majoran.

Wurstlafette, Wurstwagen haben einen länglichen Kasten mit gepolstertem Deckel, die sog. Wurst, auf welcher Mannschaften im Reitsitz fortgeschafft werden. In Bayern hatte man den Wurstsitz bis 1862 bei den Munitionswagen. Die österr. Artillerie hatte an den Lafetten der Kavalleriebatterien (welche die reitenden ersetzen sollten) ebenfalls den Wurstsitz. Beim österr. Feldartilleriematerial von 1863 wurde auf dem Deckel des Lafettenkastens der Wurstsitz angebracht. Derselbe ist durch die jetzt überall gebräuchlichen Achssitze der Lafetten verdrängt worden.

Wurstnerland oder Wursten (Worsatia, terra Worsatorum), ein größtenteils zum Regierungsbezirk Stade der preuß. Provinz Hannover gehöriger Distrikt Marschland rechts an der untern Weser, der in der Mitte etwa 7 km breit ist und sich 30 km weit nach Norden bis zum Aufhören der Deiche bei Ritzebüttel erstreckt; seine Südostgrenze bildet der Graue Wall nebst Graben. Die frühesten Deichbauten rühren von Friesen her. Neu angewachsenes Land wurde 1640 von embener Kaufleuten eingedeicht und führt den Namen Neufeld oder das Neue Land Wursten. Nach den schrecklichen Sturmfluten von 1825 wurde den Deichen 46 m Breite am Fuße und gegen 9 m Höhe gegeben, sodaß sie nun für die kräftigsten der hannov. Küste gelten. W. gehörte bis zum Ende des Mittelalters zu Friesland und kam alsdann an das Erzbistum (Herzogtum) Bremen, dessen Schicksale es fortan teilte. Vor das W. legt sich ein breites Watt, das Wurster Watt, welches bei Ebbe trocken läuft.

Wurststopfmaschine, s. u. Fleischwarenfabrikation.

Wurstwagen, s. Wurstlafette.

Württemberg, das Königreich, offiziell vor 1803 Würtemberg, früher Wirtemberg genannt, gehört zum südwestl. Deutschland, grenzt im NO., O. und SO. an Bayern, gegen NW., W. und SW. an Baden, gegen S. teils an dieses, teils an die preuß. Fürstentümer Hohenzollern und den Bodensee, der es von der Schweiz trennt, und besitzt außerhalb dieser einfachen und wohlabgerundeten Umgrenzung einige kleine Enklaven im Badenschen und Hohenzollernschen, wie es andererseits die hohenzollernschen Fürstentümer und drei großherzoglich hess. Enklaven umschließt. Das Königreich hat ein Areal von 19503,7 qkm und zählte 1885 in 9844 Wohnplätzen (darunter 136 Städte) 1995168 E. (Hierzu eine Karte: Württemberg, Baden und Hohenzollern.)

Seinen Oberflächenverhältnissen nach gehört W. zum westl. Teile des süddeutschen Hochlandes. Sein Relief bestimmen der Schwarzwald, der Schwäbische Jura und aus Bayern herüberstreichende Züge der Allgäuer Alpen. Im allgemeinen ist das südliche W. weit höher als das nördliche. Dort erhebt sich das Plateau von Oberschwaben, zwischen dem Bodensee und der Donau, bis über 600 m, als einer der höchsten Landstriche Deutschlands mit regellosen Hügelgruppen und Hügelketten, mit dem 1114 m hohen Schwarzen Grat und dem 1032 m hohen Hochkopf auf der Adelegg. Von dem aus Baden herübertretenden Schwarzwalde (s. d.) gehört nur ein Teil der Nordhälfte zu W.; die 1166 m hohe Hornisgrinde, der höchste Punkt des ganzen Königreichs, und südlicher die Bergmasse des Kniebispasses mit dem 968 m hohen Roßbühl, beide auf der Grenze gelegen, sind seine höchsten Teile und das schöne obere Murgthal sein bedeutendstes Gebirgsthal in W. Der Schwäbische Jura oder Schwäbische Alp (s. Alp) genannt, zieht in nordöstl. Richtung von der bad. zur bayr. Grenze, und seine nach Südosten gekehrte Hochfläche heißt im engern Sinne die Rauhe Alp. Zwischen dem Schwarzwalde und der Alp breitet sich im Neckargebiet das Terrassenland von Unterschwaben aus mit reizendem Wechsel von fruchtbaren Hügellandschaften, Thälern und Ebenen. Im ganzen ist in W. das Hügelland vorherrschend; es nimmt 46 Proz. des Gesamtareals ein, während auf das Berg- und Gebirgsland nur 29, auf das Flachland nur 25 Proz. kommen. Zu letzterm gehören besonders das

Neckarthal und die Landschaften am mittlern und untern Laufe des Kocher, der Jagst und Tauber. In orographischer Hinsicht zeichnet sich unter den genannten Gebirgen der Nordwestabfall der Alp durch große Zerrissenheit der Bergformen aus, indem einzelne Kegel von der Masse des Bergwalls mehr oder minder weit vorgeschoben sind, deren Gipfel manche Ruinen von Burgen namhafter Geschlechter krönen. Solche isoliert stehende Punkte sind z. B. die Achalm bei Reutlingen, 708 m, der Hohen-Neuffen bei Neuffen, 742 m, die Teck am Lauterthale, 774 m, der Hohenstaufen, 683 m, der Rechberg, 706 m, der Stuiffen, 756 m, und der Nipf bei Bopfingen, 673 m hoch. Seinen geognost. Verhältnissen nach gehört W. vorherrschend den tertiären Gebilden, besonders der Muschelkalk- und Jurakalk-, der Keuper- und Liasformation und der Molasse an; fast nur am Schwarzwalde treten Granit und Gneis, zum Teil von Buntsandstein überlagert, auf. Die Tertiärgebilde haben einen großen Reichtum an schönen Versteinerungen und eine bedeutende Menge von Höhlen, von denen gegen 30 den Juradolomit der Alp durchziehen und die schönsten Tropfsteingebilde enthalten.

Die Gewässer gehören teils dem Stromgebiet des Rheins, teils dem der Donau an. Der wichtigste Fluß ist der Neckar (s. d.), der gegen 300 km, den größten Teil seines Laufs, auf württemb. Gebiet zurücklegt und auf demselben links die Enz mit der Nagold, rechts die Fils, Rems, Murr, Kocher und Jagst aufnimmt. Die Donau durchströmt das Land mit einer kurzen Unterbrechung auf einer Strecke von 105 km, von Tuttlingen bis Ulm, wo sie schiffbar wird und links die Blau, rechts als Grenzfluß die Iller aufnimmt. Außerdem strömen die Salzbach, Pfinz, Murg und Kinzig durch Baden, die Tauber mittels des Mains, die Rotbach, Schussen und Argen mittels des Bodensees dem Rheine zu. Die vorzüglichsten Seen sind der Bodensee, von welchem 69 qkm zu W. gehören, und bei Buchau der Federsee, der 256 ha groß und 6 m tief ist und mittels der Kanzach in die Donau abfließt. Mineralquellen zählt man gegen 70, teils alkalische mit erhöhter Temperatur (Wildbad und Liebenzell) oder mit gewöhnlicher Temperatur, teils Kohlensäuerlinge (Göppingen, Ditzenbach), teils salinische Säuerlinge (Cannstatt, Niedernau, Teinach), teils Solen (Hall, Sulz, Rottweil, Jagstfeld), teils Schwefelquellen (Boll, Reutlingen, Sebastiansweiler). Das Klima ist gemäßigt; sehr mild besonders in den Thälern des untern Neckar, am untern Kocher, an der Tauber und der untern Enz; rauh, zum Teil sehr kalt auf den Gebirgen, auf den Hochflächen der Alp und dem Plateau von Oberschwaben, wo einige Orte, wie Isny und Leutkirch, über 600 m hoch liegen. Die starke Bewaldung des Landes bedingt beträchtliche Feuchtigkeit.

Produkte. Der Boden ist, die wasserlosen Gegenden der Alp, einige Teile Oberschwabens und der übrigen Gebirge abgerechnet, sehr fruchtbar und gut angebaut, besonders in Unter- und Mittelschwaben. Von der gesamten Bodenfläche kommen nur 4 Proz. auf Unland, auf Acker- und Gartenland 45,9 Proz., Weinberge 1,8, Wiesen und Weiden 19,4 Proz., Waldungen 30,8 Proz. Die ergiebigsten Landesteile sind die Filder bei Stuttgart, der nordöstl. Teil des Jagstkreises, das Strohgäu bei Herrenberg und einige Bezirke Oberschwabens. Man baut Getreide aller Art und über den Bedarf, besonders viel Dinkel oder Spelz, viel Hafer und Gerste, letztere jetzt mehr als früher wegen der Brauereien, auch Mais, aber nur wenig Buchweizen und Hirse; außerdem viel Kartoffeln (1884: 939 781 000 kg) und Kopfkohl, gute Hülsenfrüchte in Menge, Raps, Hanf, Flachs, Tabak (668 000 kg), Hopfen, Mohn, Cichorie, Karden, Zuckerrüben (27 705 000 kg), viel Futterkräuter. Von den Brotfrüchten wird ein namhafter Teil nach der Schweiz und nach Vorarlberg ausgeführt. Die bedeutendsten Fruchtmärkte sind Ulm, Biberach, Heilbronn, Ravensburg, Riedlingen, Reutlingen und Waldsee. Ein sehr wichtiger Nahrungszweig ist auch der Weinbau. Das Land teilt sich in acht Weinbaubezirke: die obere und die untere Neckargegend, das Rems-, Enz-, Kocher-, Jagst- und Tauberthal, das Zabergäu und die Bodenseegegend (Schussenthal u. s. w.). Die durchschnittliche Jahresproduktion beträgt 440 000 hl, im Werte von etwa 8 240 000 Mark. Obst wird in sehr großer Menge, vorzüglich in Unterschwaben, erzeugt; namentlich zeichnet sich hierdurch die Gegend von Eßlingen und Heilbronn aus. Getrocknetes Obst wird in nicht geringer Menge ausgeführt. Der Gartenbau nimmt mehr und mehr zu. Besonders wichtig ist der Gemüsebau im Neckarthale zwischen Eßlingen und Cannstatt. Berühmt in ganz Schwaben ist der Weißkohl auf den Fildern, der Spargel und Blumenkohl von Ulm. Von großer Bedeutung und gut bestellt ist in W. die Forstwirtschaft. Die Waldfläche beträgt 599 976 ha, d. i. 30,8 Proz. des Staatsgebiets. Davon ist der größere Teil Laubholz, der kleinere Nadelholz; jenes ist im Unterlande und auf den Nordabhängen der Alp, dieses im Schwarzwalde, in Oberschwaben und im Welzheimer Walde zwischen dem Rems- und Murrthale vorherrschend. Einen bedeutenden Zuschuß an Brennmaterial liefern die Torfmoore (jährlich etwa 300 Mill. Stück). Sehr bedeutend ist die Holzausfuhr vom Schwarzwalde nach Mannheim und Holland. Neben dem Ackerbau und der Forstkultur steht die Viehzucht in großer Blüte; 1883 zählte man 96 885 Pferde, 904 139 Stück Rindvieh, 550 104 Schafe, 292 206 Schweine, 54 876 Ziegen. Die Stallfütterung ist überwiegend. Die Ausfuhr an Rindvieh, besonders nach Frankreich und der Schweiz, ist bedeutend. Zur Veredelung der Pferde haben in neuerer Zeit besonders die königl. Privatgestüte zu Weil, Scharnhausen, Klein-Hohenheim, sowie das Landesgestüt mit den vier Gestüthöfen zu Marbach, Offenhausen, Güterstein und St. Johann und dem allgemeinen Landesbeschälerstall zu Stuttgart gewirkt. Bedeutend ist der Wollumsatz auf dem Markte zu Kirchheim. Die Bienenzucht hat bedeutend zugenommen. Nicht unbeträchtlich ist auch die Fischerei, namentlich auf dem Bodensee. Unter den Produkten des Bergbaues sind nur Salz und Eisenerz von Erheblichkeit. Unter den fünf Staatssalinen sind Friedrichshall und Wilhelmsglück die bedeutendsten. Bergbau, Hütten- und Salinenwesen produzierten 1880: 89 979 t Steinsalz, 28 946 t Kochsalz, 16 020 t Eisenerze, 8634 t Roheisen. Eisenerz findet sich, außer in der Gegend von Neuenbürg und Freudenstadt im Schwarzwalde, vorzüglich in den zonenartig am steilen Nordabfalle der Alp hervortretenden Schichten von Eisensandstein und Eisenrogenstein, die an vielen Orten des Kocher-, Brenz- und Filsthals, namentlich aber in der Gegend von Aalen und

Wasseralfingen zu bedeutendem Bergbau und Hüttenbetrieb Veranlassung geben, wozu sich noch die Bohnerze gesellen, die in etwa 20 Gruben bergmännisch gewonnen werden. Der Staat besitzt sechs Eisenhüttenwerke, zu Königsbronn, Unterkochen, Wasseralfingen, Abtsgmünd, Friedrichsthal mit Christophsthal, Schussenried. Töpferthon wird bei Heidenheim und Schramberg gewonnen; Marmor, Kalkstein, Gips, Kalkschiefer, der die vortrefflichen Kolbinger Platten liefert, Mühl- und Quadersteine sind reichlich vorhanden; Steinkohlen werden nicht gewonnen.

W., früher vorzugsweise mit Landwirtschaft beschäftigt, hat sich in neuerer Zeit mit großem Erfolg zugleich der Industrie zugewandt. Gewerbe und Handel werden gefördert: durch die Centralstelle für Gewerbe und Handel in Stuttgart, durch die in acht Städten errichteten Handels- und Gewerbekammern, durch den Kunstgewerbeverein in Stuttgart, durch Ausstellungen u. s. w. Sämtliche Gewerbe beschäftigten 1882 288106 Personen. Die Staatseisenhüttenwerke zählen zusammen 7 Hoh- und 14 Umschmelzungsöfen, 9 Puddlingsöfen mit Walzwerken und 32 Frischöfen. Glockengießereien sind in Stuttgart, Reutlingen, Cannstatt, Kupfer- und Blechwarenfabriken in Eßlingen, Göppingen, Biberach, Ludwigsburg, Ellwangen, Sensenfabriken in Friedrichsthal und Neuenbürg, Maschinenwerkstätten in Eßlingen, Berg, Cannstatt, Heilbronn, Geislingen. Besonders stark ist die Fabrikation von Lokomotiven in Eßlingen, welche nach allen Ländern Europas und nach Indien versandt werden. Ferner bestehen eine Gewehrfabrik zu Oberndorf, Messing- und Bronzefabriken in Stuttgart, Ulm, Reutlingen, Geislingen, Gmünd, Gold- und Silberwarenfabriken in Stuttgart, Gmünd, Heilbronn. Die große Wassermenge und das starke Gefälle der Flüsse und Bäche gewähren dem Lande zahlreiche Wasserkräfte, sodaß W. 4951 Wasserwerke besitzt. Die Textilindustrie beschäftigt 33592 Personen. Die Linnenindustrie hat in neuerer Zeit einen bedeutenden Aufschwung genommen; sie wird am stärksten auf der Alp und in Oberschwaben, namentlich in Urach, Laichingen, Blaubeuren, Göppingen betrieben. Die bedeutendsten Baumwollspinnereien sind in Göppingen, Ravensburg, Heidenheim, Eßlingen, Reutlingen, Urach, Cannstatt. Weißstickerei (Ravensburg) beschäftigt etwa 1500 Personen. Die Seidenmanufaktur wird vorzugsweise in Sindelfingen betrieben. Die Wollindustrie ist im Steigen begriffen. Die Streichgarnspinnerei wird in 75 Fabriken, die Kammgarnspinnerei in 3 Fabriken betrieben; die Weberei in wollenen und halbwollenen Stoffen beschäftigt über 100 Fabriken; Eßlingen, Göppingen, Heidenheim, Reutlingen, Metzingen, Calw sind die Hauptorte für diese Industrie. Ein hervorragender Industriezweig ist auch die Fertigung von Papier, welche 5442 Personen beschäftigt. Das jährliche Gesamtprodukt der württemb. Papierfabrikation wird auf 158000 Ctr. angegeben, im Werte von ungefähr 6 Mill. Mark. Die bedeutendsten Fabrikationsorte sind: Heidenheim, Heilbronn, Göppingen, Faurndau, Dettingen, Pfullingen. Leder wird hauptsächlich in Reutlingen, Backnang, Calw, Stuttgart viel bereitet, und es sind 6376 Personen damit beschäftigt. Für musikalische Instrumente bestehen 46 Etablissements, wovon die Hälfte auf Stuttgart kommt. Der Orgelbau wird in 14 Anstalten betrieben, worunter die größte in Ludwigsburg ist. Holz- und Beinschnitzerei wird an mehrern Orten betrieben; Hauptplätze dafür sind Geislingen und Rottweil. Runkelrübenzuckerfabriken bestehen 5, welche 1885 102631000 kg Rüben verarbeiteten. Bierbrauereien gibt es über 2500; gebraut werden jährlich über 3 Mill. Hektoliter. Die Fabrikation von Schaumwein liefert jährlich gegen 200000 Flaschen. Die chem. Industrie wird in mehr als 60 Anstalten, hauptsächlich in Stuttgart und Heilbronn betrieben. Pulver wird besonders in Rottweil fabriziert.

Der Handel ist seit W.s Anschluß an den Deutschen Zollverein (1834) in steter Zunahme begriffen. Besonders ist der Speditions- und Transitohandel sehr bedeutend. Ausgeführt werden vorzüglich Vieh, Wolle und andere Vieherzeugnisse, Getreide und Nutzholz, dann Salz, Obst, Hopfen, Tuch und andere Wollwaren, Leinwand, Leder und Lederarbeiten, Papier, Schwarzwälder Uhren, Sensen, Sicheln, Blechwaren, Gold- und Silberarbeiten und chem. Produkte. Eingeführt werden Tabaksblätter, Hanf und Flachs, Häute und Felle, Eisen und andere Metalle, Steinkohlen, Baumwolle, Metallwaren, Seidenzeuge, Porzellan, Steingut, Fayence, Kolonial-, Spezerei- und Galanteriewaren. Die Haupthandelsplätze sind Heilbronn, Stuttgart, Ulm, Friedrichshafen. Besondere Erwähnung verdient der Buchhandel W.s und die damit in Verbindung stehende Industrie. Stuttgart nimmt in dieser Beziehung nach Leipzig und Berlin die erste Stelle ein; außerdem sind bedeutend Tübingen, Ulm, Reutlingen, Heilbronn. W. hat ein fast ausschließlich vom Staate hergestelltes Eisenbahnnetz. Mit Ausnahme der zusammen 17 km betragenden Privatbahnen Kirchheim-Boihingen und Urach-Metzingen sind sämtliche Eisenbahnen des Landes, im J. 1885 zusammen 1541 km, in den Händen des Staats. Dazu kommt noch die Schiffahrt auf dem Neckar und dem Bodensee, bei welcher letztern der Staat mit 5 Dampfschiffen und 6 Schleppschiffen beteiligt ist, sowie Telegraphenlinien von 2780,7 km Länge, auf welchen 1884 befördert wurden 806810 Telegramme. Die Post, früher im Besitz des Hauses Thurn und Taxis, kam durch den Vertrag vom 1. Juli 1851 in die unmittelbare Verwaltung des Staats, in welcher sie auch nach Gründung des Deutschen Reichs geblieben ist. Im J. 1884 waren in W. 559 Postanstalten mit 4704 Angestellten; an Briefen, Postkarten, Drucksachen, Warenproben und Zeitungen wurden befördert 80174163 Stück, an Päckerei- und Geldsendungen 7888914 Stück. Zum Behuf der Förderung des Handels und Gewerbslebens wurde 1848 eine Centralstelle errichtet, welche die Aufgabe hat, alle die Angelegenheiten, bei welchen der Staat eingreift, zu begutachten und die erforderlichen Maßregeln zur Ausführung zu bringen. An diese Centralstelle schließen sich die acht Handels- und Gewerbekammern in Stuttgart, Heilbronn, Reutlingen, Ulm, Calw, Heidenheim, Ravensburg und Rottweil an. Dem Ministerium der Verkehrsanstalten ist seit 1881 ein aus Vertretern des Handels, der Gewerbe und der Landwirtschaft gebildeter Beirat beigegeben.

Für geistige Kultur des Landes ist durch eine große Zahl von Volksschulen, Realschulen, Lateinschulen und Gymnasien gesorgt. Jedes Kind ist vom 7. bis zum 14. Jahre zu dem Besuch einer Schule verpflichtet. In jeder Gemeinde von über

30 Familien muß eine Volksschule bestehen. Die Zahl der Lehrerstellen an denselben beträgt (1880) 4031, und zwar 2781 evangelische und 1250 katholische. Für die jungen Leute vom 14. bis 18. Lebensjahre ist, soweit sie nicht die gewerblichen und landwirtschaftlichen Fortbildungsschulen besuchen, der Besuch der Sonntagsschule obligatorisch. Die evang. Volksschulen stehen unter der Aufsicht des Konsistoriums, die katholischen unter der des Kirchenrats. Schullehrerseminarien hat W. 4 evangelische und 2 katholische, Seminarien für Lehrerinnen 2 (eins für Volksschulen und eins für höhere Töchteranstalten), Waisenhäuser, verbunden mit Unterrichtsanstalten, 3 (Stuttgart, Weingarten, Markgröningen). Höhere Lehranstalten sind: die Universität Tübingen (s. d.) mit dem evang. Seminar und dem Wilhelmsstift für Katholiken, 4 niedere Seminarien für evang. Theologen, 2 niedere Konvikte für katholische, 11 Gymnasien, 4 Lyceen, 64 Lateinschulen, 2 Realgymnasien, 3 Reallyceen, 4 Reallateinschulen, 3 Realschulen mit 4 und 10 Realschulen mit 2 obern Jahreskursen, 60 niedere Realschulen, 17 Elementarschulen, welche für philol. und realistische Lehranstalten vorbereiten, 6 öffentliche höhere Mädchenschulen, außerdem das Katharinenstift und das Olgastift in Stuttgart, eine Turnlehrer-Bildungsanstalt und eine damit zusammenhängende Musterturnanstalt in Stuttgart. Dazu kommt noch die Polytechnische Schule und die Baugewerkschule in Stuttgart, die landwirtschaftliche Akademie in Hohenheim, die Ackerbauschulen in Ellwangen, Ochsenhausen, Kirchberg und Hohenheim, die Weinbauschule in Weinsberg, die Kunstschule, das Konservatorium für Musik, die Tierarzneischule, die Hebammenschule in Stuttgart, drei Staatsirrenanstalten in Winnenthal, Zwiefalten, Schussenried und eine große, vom Staate unterstützte Privatirrenanstalt in Göppingen. Eine große Anzahl armer und verwahrloster Kinder ist in 24 Privatanstalten untergebracht. Für Taubstumme und Blinde ist in Gmünd eine Anstalt, für taubstumme Zöglinge in Eßlingen und Nürtingen, in Verbindung mit den Schullehrerseminarien, Filialanstalten errichtet. Die vorherrschende Kirche ist die evangelische. Nach der Zählung vom 1. Dez. 1880 befanden sich unter 1971118 E. 1364580 Evangelische, 590290 Katholiken (fast zur Hälfte im Donaukreise), 2817 andere Christen, 13331 Israeliten. Die größten Städte in W. sind: Stuttgart mit 125906, Ulm mit 33611, Heilbronn mit 27758 E. Die Angelegenheiten der evang. Kirche werden unter der obersten Leitung des Ministeriums des Kirchen- und Schulwesens vom Konsistorium und einer Synode besorgt, die aus den sechs Generalsuperintendenten oder Prälaten (zu Heilbronn, Hall, Ludwigsburg, Tübingen, Ulm, Reutlingen) und aus den Mitgliedern des Konsistoriums zusammengesetzt ist. Durch königl. Verordnung vom 28. Dez. 1867 ist eine vom Landesherrn zu berufende Landessynode geschaffen worden, welche aus 50 von den Diöcesansynoden gewählten geistlichen und weltlichen Abgeordneten, einem Mitgliede der evang.-theol. Fakultät zu Tübingen und sechs vom König erwählten geistlichen und weltlichen Abgeordneten zusammengesetzt ist und die Aufgabe hat, zur kirchlichen Gesetzgebung in der Art mitzuwirken, daß ohne ihre Zustimmung kein neues Gesetz erlassen, kein altes verändert oder aufgehoben werden darf. Unter den Prälaten stehen die 49 Dekane oder Superintendenten, die ihren Sitz meist in den Oberamtsstädten haben, und denen die Gemeindegeistlichen untergeben sind. Die Reformierten haben eine Kirche in Stuttgart, die Brüdergemeine (in Kornthal) besitzt zwei Pfarreien. Die Aufsicht über die kath. Kirche führt das bischöfl. Ordinariat (Landesbischof und Domkapitel) zu Rottenburg, welches zur oberrhein. Kirchenprovinz (Erzdiöcese Freiburg) gehört. Durch das Gesetz vom 30. Jan. 1862 ist das Verhältnis des Staats zur Kirche neu geregelt. Die staatlichen Rechte über die kath. Kirche werden verfassungsgemäß von dem kath. Kirchenrate ausgeübt. Der israel. Kultus hat 49 Kirchengemeinden und 12 Rabbinatsbezirke, welche seit 1828 unter Aufsicht und Leitung der israel. Oberkirchenbehörde stehen. Zum Ressort des evang. Konsistoriums und des kath. Kirchenrats gehört auch das Volksschulwesen. Die Leitung des höhern Schulwesens besorgt eine Abteilung des Kultusministeriums. Die Universität, die Polytechnische Schule und die Akademie in Hohenheim stehen unmittelbar unter dem Ministerium. Im ganzen findet sich in W. viel religiöses und kirchliches Leben, reger Eifer für Bibelverbreitung, Missionswesen, Armenkinder-Rettungsanstalten u. s. w. Zu Stuttgart besteht ein Missionsverein (Zweigverein der baseler Missionsgesellschaft) und eine Bibelgesellschaft.

Staatliches. W. ist eine konstitutionelle Erbmonarchie. Der jetzige König Karl (s. d.) regiert seit 25. Juni 1864. Der eventuell nächste Thronerbe ist Prinz Wilhelm, geb. 25. Febr. 1848, Sohn des Prinzen Friedrich von W., geb. 21. Febr. 1808, gest. 9. Mai 1870, und der Prinzessin Katharina (geb. 24. April 1821), des regierenden Königs Schwester. Als Mitglied des Deutschen Reichs hat W. im Bundesrate vier Stimmen und wählt 17 Abgeordnete in den Reichstag. Das Hauptgrundgesetz des Staats ist die Verfassung vom 25. Sept. 1819, welche 1868 und 1874 einige Abänderungen erfahren hat. Nach derselben ist der König das Haupt des Staats; er vereinigt in sich alle Rechte der Staatsgewalt und übt sie unter den durch die Verfassung festgesetzten Bestimmungen aus. Das Recht der Thronfolge gebührt nach dem Hausgesetz vom 8. Juni 1828 zunächst dem Mannsstamme nach dem Erstgeburtsrechte; nach dem Erlöschen desselben geht die Krone auf die weibliche Linie über. Die Landstände haben die Befugnis, bei der Gesetzgebung mitzuwirken, Gesetze vorzuschlagen, die Steuern zu bewilligen, das Budget zu prüfen und Anklagen wegen verfassungswidriger Handlungen zu erheben. Sie bestehen aus zwei Kammern, der Kammer der Standesherren und der der Abgeordneten. Die Erste Kammer, deren Präsidenten der König ernennt, zählt zu ihren Mitgliedern die Prinzen des königl. Hauses, die Häupter der fürstl. und gräfl. Familien und die Vertreter der Standesherrschaften, welche früher eine Reichs- oder Kreistagsstimme besaßen, sowie die vom König erblich oder auf Lebenszeit ernannten Mitglieder, deren Zahl den dritten Teil der übrigen Mitglieder nicht übersteigen darf. Die Zweite Kammer ist zusammengesetzt aus 13 Mitgliedern des ritterschaftlichen Adels, die dieser aus seiner Mitte wählt, aus den 6 prot. Generalsuperintendenten, aus dem kath. Landesbischof, einem Mitglied des Domkapitels und dem der Amtszeit nach

ältesten kath. Dekan, aus dem Kanzler der Landesuniversität, aus je einem gewählten Abgeordneten der Städte Stuttgart, Tübingen, Ludwigsburg, Ellwangen, Ulm, Heilbronn, Reutlingen, endlich aus je einem Abgeordneten der 63 Oberamtsbezirke, zusammen aus 93 Mitgliedern. Die Abgeordneten der Städte und Oberamtsbezirke werden seit Einführung des Wahlgesetzes vom 26. März 1868 in geheimen, allgemeinen und direkten Wahlen, je auf sechs Jahre gewählt. Den Präsidenten der Zweiten Kammer wählt seit 1874 diese selbst. Zum gerichtlichen Schutze der Verfassung und als oberste Instanz für Ministeranklagen besteht ein Staatsgerichtshof, aus einem Präsidenten und zwölf Richtern zusammengesetzt, von denen den Präsidenten und sechs Minister der König, die andern die Ständeversammlung außerhalb ihrer Mitte wählt. Dem König zur Seite zur Ausfertigung der von ihm unmittelbar ausgehenden Entschließungen steht das Geheime Kabinett für Civil- und die Geheime Kriegskanzlei für Militärangelegenheiten.

Die oberste Staatsbehörde bildet das Staatsministerium, bestehend aus den Ministern oder Chefs der Verwaltungsdepartements (nach dem Gesetz vom 1. Juli 1876), und der mit konsultativen und entscheidenden Befugnissen ausgestattete Geheime Rat, bestehend aus den Departementsministern und den vom König ernannten ordentlichen und außerordentlichen Mitgliedern. Unter dem Staatsministerium stehen die Bevollmächtigten zum Bundesrate, der Verwaltungsgerichtshof, der Disciplinarhof. An der Spitze der Staatsverwaltung stehen sechs Ministerien, das der Justiz, das der auswärtigen Angelegenheiten und Verkehrsanstalten und der Familienangelegenheiten des königl. Hauses, das des Kriegs, das der Finanzen, das des Innern und das des Kirchen- und Schulwesens. Zum Ressort des Justizministeriums gehört das Oberlandesgericht zu Stuttgart, die oberste Gerichtsstelle des ganzen Königreichs, die acht Landgerichte (Stuttgart, Heilbronn, Tübingen, Rottweil, Ellwangen, Hall, Ulm und Ravensburg) mit den acht Schwurgerichtshöfen und die 64 Amtsgerichte. Unter dem Departement des Ministeriums des Innern stehen die vier Kreisregierungen, welche die Mittelstufen zwischen dem Ministerium und den 63 Oberämtern, sowie die nächsten Aufsichtsbehörden für die Staatsanstalten bilden; ferner eine Abteilung für Straßen- und Wasserbau, das Medizinalkollegium und die Centralstelle für Handel, Gewerbe und Landwirtschaft. Dem Departement des Kirchen- und Schulwesens sind untergeordnet das evang. Konsistorium, der kath. Kirchenrat, die israel. Oberkirchenbehörde und die Kultministerialabteilung für Gelehrten- und Realschulen. Unter dem Finanzministerium stehen: die Oberfinanzkammer (mit drei Abteilungen: Domänendirektion, Forstdirektion und Bergrat), die Oberrechnungskammer, das Steuerkollegium, die Staatskassenverwaltung, die Katasterkommission und das statist.-topograph. Bureau. Die Gemeindeverwaltung ist durch das Verwaltungsedikt vom 1. März 1822 und durch das Gesetz vom 6. Juli 1849 festgestellt. Die polit. Gemeinden oder Schultheißenämter zerfallen, je nachdem sie über 5000, über 1000 und unter 1000 E. zählen, in drei Klassen. Die Verwaltung der Gemeinde wird, unter Aufsicht und Leitung des Oberamts, durch den Gemeindevorsteher oder Schultheiß (in Städten Stadtschultheiß genannt) und den Gemeinderat, dem ein Bürgerausschuß zur Seite steht, geführt. In politisch-administrativer Beziehung ist W. in vier Kreise, den Neckarkreis (3326,8 qkm, 639470 E.), Schwarzwaldkreis (4773,2 qkm, 475299 E.), Donaukreis (6264,8 qkm, 475365 E.) und Jagstkreis (5138,9 qkm, 405034 E.) geteilt, deren jeder als Provinzialstellen ein Regierungskollegium und zwei Landgerichte hat. Die vier Kreise zerfallen zusammen, mit Einschluß der Stadtdirektion Stuttgart (s. d.), der Haupt- und Residenzstadt des Königreichs, in 63 Oberämter, die den Kreisregierungen untergeordnet sind, und zu deren Wirkungskreise alle Gegenstände gehören, die weder den Gerichts-, noch den Finanzbehörden zugeteilt sind. Das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten hat außer den Beziehungen zu den auswärtigen Staaten noch das Staats- und Hausarchiv, sowie die Leitung des Eisenbahn- und Telegraphenwesens und der Post unter sich. Das im Finanzetat vom 31. Mai 1885 auf die nächsten zwei Jahre aufgestellte Budget stellt die Gesamtsumme der Einnahmen wie der Ausgaben auf 55075370 Mark. Zu den Einnahmen gehört: der Ertrag des Kammerguts mit 21708576 (darunter Eisenbahnen mit 13104632, Posten und Telegraphen mit 1387821, Bodensee-Dampfschiffahrt mit 4100 Mark), die direkten Steuern mit 13715465, die indirekten Steuern mit 14022400, der Anteil W.s an den Zöllen, der Tabaksteuer und der Reichsstempelabgaben mit 4894650, Zuschuß aus der Restverwaltung 734279 Mark. Unter den Ausgaben sind hauptsächlich zu erwähnen: 1813426 Mark Civilliste, 298274 Apanagen, 19598865 Staatsschulden, 4010255 Justizdepartement, 185991 Departement des Äußern, 5719791 Departement des Innern, 8114469 Departement des Kirchen- und Schulwesens, 2919265 Allgemeine Finanzverwaltung, 343173 Landstände (einschließlich der Staatsschuldenverwaltung), 8683736 Mark Matrikularbeiträge. Die Staatsschuld beträgt 428881709 Mark, und zwar die Eisenbahnschuld 381447453, die allgemeine Staatsschuld 47434256 Mark.

Das Militärwesen ist durch die Militärkonvention zwischen dem Norddeutschen Bunde und W., welche am 25. Nov. 1870 zu Berlin abgeschlossen wurde, geordnet. Die württemb. Truppen bilden das 13. Armeekorps des deutschen Reichsheers, bestehend aus 8 Infanterieregimentern (Nr. 119 bis 126, darunter 2 Grenadierregimenter Nr. 119 und 123), 4 Kavallerieregimentern (2 davon Dragoner, Nr. 25 u. 26, und 2 Ulanen, Nr. 19 u. 20), 2 Regimentern Feldartillerie, Nr. 13 u. 29, einem Bataillon Fußartillerie, einem Pionier- und einem Trainbataillon, diese drei Nr. 13. Die Friedenspräsenzstärke beträgt 774 Offiziere, 18781 Mann mit 64 Geschützen; die Kriegsstärke 69934 Mann mit 120 Geschützen. Der von der Reichsregierung im Nov. 1886 dem Reichstage vorgelegte Gesetzentwurf zur Vermehrung der Friedensstärke des Reichsheeres beansprucht eine Erhöhung des württemb. Kontingents um 2 Abteilungsstäbe und 2 Batterien Feldartillerie, 1 Eisenbahn- und 1 Trainkompagnie. Die Reichsfestung Ulm ist größtenteils auf württemb. Gebiet; die Ernennung des Kommandanten steht dem Kaiser zu. W. hat drei Ritterorden: den Orden der württemb. Krone, gestiftet 23. Sept. 1818, mit fünf Klassen; den Friedrichsorden, zu Ehren des Königs Friedrich gestiftet 1. Jan. 1830, mit fünf Klassen; den Militärverdienstorden (s. d.),

gestiftet 11. Febr. 1759, bestätigt und modifiziert 23. Sept. 1818, mit drei Klassen; dazu kam 27. Juni 1871, vom König Karl gestiftet, der Olga-Orden. Die Landesfarben sind Rot und Schwarz. Das Staatswappen enthält drei schwarze Hirschgeweihe und drei schwarze leopardische Löwen auf goldenem Grunde und den Wahlspruch: «Furchtlos und trew.»

Vgl. «Das Königreich W. Eine Beschreibung von Land, Volk und Staat» (herausg. von dem königl. Statistisch-Topographischen Bureau» (3 Bde., Stuttg. 1882—86); «Württemb. Jahrbücher für vaterländische Geschichte, Geographie und Statistik» (seit 1822); das «Hof- und Staatshandbuch des Königreichs W.»; die «Karte des Königreichs W.» (herausg. vom Statistisch-Topographischen Bureau, 55 Blatt, Stuttg. 1821—51); Fraas, «Geognostische Beschreibung von W., Baden und Hohenzollern» (Stuttg. 1882); Bitzer, «Regierung und Stände in W.» (Stuttg. 1882); Sarwey, «Das Staatsrecht des Königreichs W.» (2 Bde., Tüb. 1883).

Geschichte. W. war in der Zeit, als die Römer das Land zuerst kennen lernten, von suevischen Stämmen bewohnt, die dem röm. Andrange wichen und das Land, gleichwie die übrigen Gaue am Oberrhein, etwa 84 n. Chr. der röm. Herrschaft und Kolonisation überließen. Die Römer legten zur Verteidigung gegen feindliche Angriffe einen Grenzwall an, bauten Straßen und gründeten Niederlassungen. Aber die Alamannen durchbrachen um die Mitte des 3. Jahrh. den Grenzwall, trieben die Römer über den Rhein zurück und nahmen von dem Lande Besitz. Von Chlodwig 496 besiegt, mußten sie sich den Franken unterwerfen, und ihr Gebiet fiel teils an Rheinfranken, teils bildete es einen Teil des schwäb. Herzogtums, das sich bis gegen Ende des 13. Jahrh. behauptete. Um diese Zeit begann die Grafschaft W. sich auszubilden. Der erste Herr von W. kommt 1092 in einer Urkunde des schaffhauser Archivs vor und heißt Konrad. Die stetige Reihe der Grafen von W. aber beginnt mit einem Grafen Ulrich, welcher 1241—63 als Besitzer eines ansehnlichen Gebiets im Neckar- und Remsthal erscheint und als Gründer oder Erneuerer des Stifts Beutelsbach genannt wird, wo auch sein gewöhnlicher Sitz gewesen zu sein scheint. Er benutzte die günstige Gelegenheit des Zerfalls der staufischen Herrschaft, um seinen angeerbten Besitz durch Kauf von Gütern und Aneignung von nutzbaren Rechten zu erweitern, und seine Nachfolger folgten seinem Beispiel. Unter diesen macht sich zunächst ein Graf Eberhard I. der Erlauchte bemerklich, welcher 1279—1325 regierte, mit drei Kaisern (Rudolf I., Albrecht I. und Heinrich VII.) durch seine Unbotmäßigkeit in Fehde geriet und mehrmals nahe daran war, seine Herrschaft zu verlieren. Unter König Heinrich wurde er zur Flucht genötigt und sein Land besetzt; doch gewann er es wieder nach dessen Tode (1313). Bei dem Thronstreit zwischen Ludwig dem Bayer und Friedrich von Österreich hielt er es zuerst mit diesem, trat aber nach der Schlacht bei Mühldorf zu jenem über. Er erweiterte sein Gebiet durch mehrere Erwerbungen. Unter ihm wurde 1321 Stuttgart die Hauptstadt der Grafschaft.

Sein Enkel Eberhard II. (1344—92) erwarb sich durch seine Fehdelust den Beinamen des Greiners, d. h. Zänkers. Er vergrößerte sein Gebiet auf Kosten der benachbarten Reichsstände und war namentlich ein gefürchteter Feind der Reichsstädte, über die er in dem Fürsten- und Städtekriege, welcher gegen Ende des 14. Jahrh. Süddeutschland verheerte, 25. Aug. 1388 bei Döffingen einen glänzenden Sieg erfocht, der den Kampf zu Gunsten der fürstl. Macht entscheiden half. Ein späterer Graf Eberhard IV. (1417—19) erwarb durch Heirat mit der Erbtochter des Grafen Stephan von Montfaucon, Henriette, die Grafschaft Mömpelgard, welche 400 Jahre lang Eigentum des Hauses W. blieb, und durch Abtretung an Frankreich das Mittel zu einer ansehnlichen Erwerbung deutschen Gebiets wurde. Eine Teilung des Landes, welche 1442 zwischen den Grafen Ludwig I. und Ulrich V. stattfand, wurde 40 Jahre später glücklich überwunden durch den unter Mitwirkung der ständischen Vertreter des Landes geschlossenen Vertrag von Münsingen, der (1482) die Unteilbarkeit des damals bereits 6600 qkm umfassenden Landes, sowie die Senioratserbfolge festsetzte. Graf Eberhard V. im Bart (s. d.), durch diesen Vertrag alleiniger Besitzer des Landes, hatte in seinem Halbteil 1477 die Universität Tübingen gestiftet und war einer der besten Fürsten des württemb. Hauses. Derselbe stand auch unter seinen damaligen Standesgenossen in Deutschland in großem Ansehen und wurde 1495 auf dem Reichstage zu Worms von Kaiser Maximilian I. zum Herzog erhoben, womit zugleich sein Land unveräußerliches Mannslehn wurde. Als Eberhard im Bart 1496 kinderlos starb, folgte ihm sein Vetter gleichen Namens, der Jüngere genannt, wurde aber 1498 von den Ständen mit Zustimmung des Kaisers wegen leichtsinnigen Lebens und Regierungsunfähigkeit abgesetzt. Unter Vormundschaft eines ständischen Regiments wurde dessen minderjähriger Neffe Ulrich (s. d.) als Herzog eingesetzt und 1503 im 16. Lebensjahre vom Kaiser für mündig erklärt.

Dieser Ulrich ist wegen seiner eigentümlichen Geschicke einer der bekanntesten württemb. Herzöge, und Geschichtschreibung und Sage haben sich viel mit ihm befaßt. Ein glücklicher Krieg gegen die Pfalz (1504) verschaffte ihm Ruhm und ansehnliche Besitzungen, während seine Verbindung mit Sabine von Bayern ihm äußeres Ansehen erwarb. Aber Leichtsinn, Verschwendung und schlechte Finanzmittel machten seine Regierung bald verhaßt. Bei Einführung des Neugeldes und der Verringerung von Maß und Gewicht brach 1514 im Remsthale durch die Gesellschaft des «armen Konrad» ein Aufruhr aus, der nur dadurch unterdrückt ward, daß der Herzog das allgemeine Verlangen nach einer gesetzlichen Ordnung erfüllte. Im Tübinger Vertrag (10. Juli 1514) erhielt die Landschaft gegen Übernahme der herzogl. Schulden viele Rechte, welche die Grundlage der württemb. Verfassung wurden. Durch Ermordung des Hans von Hutten (Mai 1515) und durch Mißhandlung der Herzogin brachte jedoch Ulrich den süddeutschen Adel und seine bayr. Verwandten gegen sich auf. Kaiser Maximilian sprach die Acht gegen ihn aus, starb aber bald darauf. Durch die gewaltsame Wegnahme der Reichsstadt Reutlingen (1519), welche ein Mitglied des Schwäbischen Bundes war, zog er sich auch die Feindschaft dieses Bundes zu, dessen Heer unter Anführung des Herzogs von Bayern in W. einrückte und den Herzog aus dem Lande vertrieb. Der Bund verkaufte das Land an Österreich (1520), und Kaiser Karl V. belehnte damit seinen

Bruder Ferdinand (1530). Es folgten nun für W. Zeiten harten militärischen Drucks und strenger Unterdrückung aller religiös-reformatorischen Regungen, sodaß sich das Land nach dem Herzog zurücksehnte. Nachdem verschiedene Versuche, das Land wieder zu gewinnen, mißlungen waren, brachte es Ulrich im Bunde mit Philipp (s. d.) von Hessen und den prot. Fürsten wieder in seine Gewalt. Durch das Treffen bei Lauffen 13. Mai 1534 wurden die Österreicher verdrängt, und die Wiedereinsetzung Ulrichs ward in dem Vertrage von Kadan vom 29. Juni 1534, worin er die österr. Afterlehnschaft anerkannte, bestätigt. Nun wurde die Reformation, namentlich durch Schnepf, der nach des Zwinglianers Blaurer Entfernung die Leitung allein behielt, durchgeführt, die tübinger Hochschule reformiert, für das Schulwesen aus den reichen Mitteln der eingezogenen Kirchengüter gesorgt. Noch einmal erfuhr Ulrich eine Zeit der Bedrängnis. Nach dem unglücklichen Ausgange des Schmalkaldischen Bundes, dessen Mitglied er war, konnte er sich nur durch demütige Unterwerfung behaupten, mußte das Interim annehmen und ward von den Ansprüchen Ferdinands bedroht. Inzwischen aber starb er 6. Nov. 1550.

Ihm folgte sein Sohn Christoph (1550—68). Dieser wußte durch Klugheit und Festigkeit dem Drängen Österreichs und der kath. Reaktion zu begegnen und benutzte die Jahre des Friedens zur Aufrichtung einer polit. und kirchlichen Ordnung, die zum Teil bis in die neuere Zeit fortbestand. Unter ihm wurde unter Mitwirkung von Johann Brenz die Reformation vollends durchgeführt, aus den Stiftungen der kath. Kirche ein prot. Kirchengut gegründet, die von seinem Vater errichtete Pflanzschule der Kirchen- und Schuldiener, das sog. Stift in Tübingen, erweitert und verbessert, in den aufgehobenen Klöstern Gelehrtenschulen angelegt, ein allgemeines Landrecht eingeführt, die landständische Verfassung weiter ausgebildet. Auch das Institut der bleibenden Ausschüsse, der Kern der ständischen Macht, stammt aus seiner Zeit. Unter seinem Sohne Ludwig (1568—93) setzte sich die von Christoph begonnene Entwickelung fort. Aber dessen Nachfolger und Vetter Friedrich, ein Mann von allgemeiner Bildung, die er sich auf Reisen erworben hatte, suchte statt des ständisch-konstitutionellen ein absolutistisches Regierungssystem zu begründen und im Verein mit dem Kanzler Enzlin die Macht der Landstände zu brechen, was ihm jedoch nur teilweise gelang. Durch Unterhandlungen mit Kaiser Rudolf II. bewirkte er 1599, daß im Prager Vertrag W. aus einem österr. Afterlehn wieder ein Reichslehn wurde und Österreich nur das Recht der Nachfolge für den Fall des Aussterbens des württemb. Mannsstammes sich vorbehielt. Er starb 29. Jan. 1608. Sein Sohn und Nachfolger Johann Friedrich (1608—28) hob die Neuerungen seines Vaters wieder auf und ließ sogar dem Kanzler Enzlin den Hochverratsprozeß machen und ihn (22. Okt. 1613) enthaupten. Die Bedrängnisse des Dreißigjährigen Kriegs hatte W. in hohem Grade durchzumachen. Nach der Schlacht bei Nördlingen wurde das Land von österr.-span. Truppen besetzt und mehrere Gebiete an Bayern und einige hohe österr. Beamte verschenkt. Der damalige Herzog Eberhard III. (1628—74) mußte fliehen. Vier Jahre nachher erfolgte eine teilweise Restitution, im Westfälischen Frieden eine vollständige. Auch 1688—92 litt W. viel Kriegsungemach. Ende 1688 überzogen die Franzosen das Land, ohne erheblichen Widerstand zu finden; Schorndorf wurde durch das energische Auftreten der dortigen Weiber gerettet; 1692 machten die Franzosen einen neuen Einfall und verbrannten mehrere Ortschaften, darunter die Stadt Calw. Unter Herzog Eberhard Ludwig (1693—1733), der sich an dem Spanischen Erbfolgekriege beteiligte, erfuhr das Land auch das Unglück einer Maitressenregierung. Unter Karl Alexander (1733—37), der früher in österr. Kriegsdiensten gestanden hatte und katholisch geworden war, wurde W. durch den zum Geh. Finanzrat ernannten Juden Süß-Oppenheimer (s. d.) ausgesogen und bedrückt.

Die folgende, fast 50jährige Regierung Karl Eugens (s. d.), 1744—93, brachte viel Unglück über das Land. Der Herzog, ein begabter, aber genußsüchtiger Fürst, verschwendete durch Hoffeste, Ballette, Opern, Jagden und Luxusbauten die Einkünfte des Landes, untergrub durch eine unbändige Sinnlichkeit den Frieden der Familien und die Sittlichkeit, nahm am Siebenjährigen Kriege gegen Friedrich teil und griff gewaltsam in die verfassungsmäßigen Rechte des Landes ein. Der ständische Ausschuß leistete ihm zwar Widerstand, sorgte aber mehr für Erhaltung seiner Privilegien und eigenen Vorteile, als für die Interessen des Landes. Ein mehr als 20jähriger Kampf, in welchem nicht nur der Kaiser, sondern auch Preußen, England und Frankreich zum Schutz der württemb. Verfassung angerufen wurden, endigte 1770 mit dem sog. Erbvergleich, durch welchen die Landschaft formell Recht, der Herzog aber das Geld, das er brauchte, bekam. Ein Opfer des ständischen Konflikts mit dem Herzog war der würdige Landschaftskonsulent und Staatsrechtslehrer Johann Jakob Moser. In den letzten 25 Jahren seiner Regierung bemühte sich Herzog Karl, der mit zunehmendem Alter milder und maßvoller geworden, einigermaßen, die dem Lande geschlagenen Wunden zu heilen, wobei der Einfluß seiner zweiten Gemahlin, Franziska von Bernardin, welche er zur Gräfin von Hohenheim erhob, sich als sehr günstig erwies. Er widmete sich der Pflege der Wissenschaften und gründete die Karlsakademie in Stuttgart, die, aus einer Militärschule hervorgegangen, als eine den Universitäten ebenbürtige Anstalt 1781—94 blühte und eine Reihe von später berühmten Gelehrten, Geschäftsmännern und Künstlern unter ihren Schülern zählte. Karl starb 24. Okt. 1793, ohne legitime Kinder zu hinterlassen. Es folgten ihm daher nacheinander seine zwei jüngern Brüder Ludwig Eugen und Friedrich Eugen, die beide nur wenige Jahre regierten. Kaum hatte letzterer die Regierung angetreten, so drangen die Franzosen siegreich in W. ein. Der Herzog schloß mit General Moreau 17. Juli 1796 einen Waffenstillstand, infolge dessen die württemb. Truppen sich von der Reichsarmee trennten, und 7. Aug. 1796 wurde Mömpelgard an Frankreich abgetreten. Nach Moreaus Abzug hatte aber das Land von den Österreichern, die nun einzogen, ebenso große Belästigung zu erdulden, als von den Franzosen. Nach Friedrich Eugens Tode (23. Dez. 1797) bestieg dessen ältester Sohn Friedrich den Thron, ein begabter, aber gewaltthätiger Herr. Derselbe geriet bald mit den Ständen in Zwiespalt, da er gegen ihren Willen an der zweiten Koalition gegen Frankreich teilnahm.

Moreau rückte 1800 wieder in W. ein, besetzte und brandschatzte das Land. Der Herzog, welcher nach Erlangen geflohen war, kehrte nach dem Luneviller Frieden zurück und schloß mit Frankreich den Separatfrieden vom 20. März 1802, infolge dessen er für das abgetretene Mömpelgard 1803 durch den Reichsdeputationshauptschluß eine ansehnliche Entschädigung durch die Propstei Ellwangen, die Abteien Schönthal und Zwiefalten, fünf Klöster und Stifter und neun Reichsstädte (Reutlingen, Eßlingen, Rottweil, Gmünd, Heilbronn u. a.), zusammen 2200 qkm mit 124688 E., und die Kurwürde erhielt. Als 1805 ein neuer Krieg zwischen Frankreich und Österreich drohte, suchte Friedrich eine neutrale Stellung zu gewinnen, der aber Napoleon I. durch sein plötzliches Erscheinen in Ludwigsburg ein schnelles Ende machte. Am 5. Okt. erfolgte der Abschluß eines Allianzvertrags, worauf der Kurfürst seine Truppen zu Napoleon I. stoßen ließ. Im Frieden von Preßburg erhielt er 1805 die Königswürde, die österr. Besitzungen in Oberschwaben, mehrere Grafschaften und die Landvogtei Altdorf. Österreich verzichtete auf sein Anwartschaftsrecht von 1599.

Friedrich nahm 1. Jan. 1806 die Königswürde an, hob die Verfassung auf, vereinigte Alt-W. und die neuen Gebiete zu einem Ganzen und gab durch das Religionsedikt vom 15. Okt. den drei christl. Konfessionen gleiche Rechte. Am 12. Juli 1806 trat er dem Rheinbund bei und erhielt durch Mediatisierung einiger fürstl. und gräfl. Häuser und durch Gebietsabtretungen weitern Länderzuwachs. Doch mußte er in allen Napoleonischen Kriegen sein Kontingent stellen. Der Wiener Friede vom 14. Mai 1809 und der darauf erfolgte Vertrag von Compiègne brachte eine Vergrößerung von 110000 Seelen, darunter die (seit 1805 bayrische) frühere Reichsstadt Ulm und das deutschmeisterliche Gebiet von Mergentheim. W. hatte nun etwa 1400000 E. Zum russ. Feldzug mußte W. ein Heer von 16000 Mann stellen, von welchen nur einige Hunderte zurückkehrten. In dem Befreiungskriege von 1813 kämpften die württemb. Truppen unter Napoleons I. Fahnen gegen Preußen und Österreich. Erst die Schlacht bei Leipzig machte der unnatürlichen Verbindung mit Frankreich ein Ende. Am 2. Nov. 1813 sagte sich König Friedrich durch den Vertrag zu Fulda von Napoleon I. los, trat zu den Verbündeten über, nachdem ihm Österreich den ungeschmälerten Besitz seines alten und neuerworbenen Gebiets und die Erhaltung seiner Souveränetät verbürgt hatte, und ließ seine Truppen 1814 und 1815 zu der unter dem Fürsten Schwarzenberg in Frankreich einrückenden Armee stoßen. Auf dem Wiener Kongreß suchte der König eine Schmälerung dieser Souveränetät durch eine Deutschland einigende Bundesverfassung auf jede Weise zu hindern. Er bot nach seiner Rückkehr von Wien durch ein Manifest vom 15. Jan. 1815 seinem Volke eine ständische Repräsentation an, um den etwaigen Anforderungen des Bundestags zuvorzukommen und sich einen Rückhalt zum Widerstand gegen die Großmächte zu verschaffen, trat übrigens 1. Sept. 1815 dem Deutschen Bunde bei. Die württemb. Stände forderten jedoch die Wiederherstellung der alten Verfassung und beharrten sogar darauf, als Friedrich seine Angebote steigerte und freisinnige Zugeständnisse machte. Während der Verhandlungen starb der König 30. Okt. 1816.

Sein Sohn und Nachfolger, **König Wilhelm** (s. d.), nahm die Verhandlungen wieder auf und bot 1817 einen dritten, noch freisinnigern Verfassungsentwurf an; aber auch dieser wurde mit 67 gegen 42 Stimmen abgelehnt, weil die Majorität der Stände allzu eigensinnig an den Bestimmungen der alten Verfassung über ständische Steuerverwaltung und an einem bleibenden, mit großen Befugnissen ausgerüsteten ständischen Ausschuß festhielt, welche der König und seine Ratgeber nicht zugestehen zu können glaubten. Als König Wilhelm 1819 aufs neue eine Verfassung anbot, in welcher manche liberale Bestimmungen des Entwurfs von 1817 fehlten oder abgeschwächt waren, beeilten sich endlich die Vertreter des württemb. Volks, durch die bereits einreißende Reaktion eingeschüchtert, die Verhandlungen wieder zu eröffnen und zum Abschluß zu bringen. Am 25. Sept. 1819 wurde die Verfassungsurkunde unterzeichnet. Das erste Jahrzehnt des neuen konstitutionellen Lebens in W. verfloß ziemlich ruhig. Erst die Ereignisse des J. 1830 gaben Anstoß zu regerem Leben. Die Eröffnung der 1831 gewählten Ständeversammlung, in welcher die Opposition durch tüchtige Kräfte vertreten war, mußte die Regierung bis ins Frühjahr 1833 hinausziehen, wo die polit. Aufregung sich bereits gelegt hatte. Als dennoch die liberale Opposition die Oberhand zu gewinnen schien, wurde die Versammlung nach zwei Monaten aufgelöst.

Für die neue Kammer wurden zwar die bedeutendsten Vertreter der Opposition, Uhland, Pfizer, Schott, Römer, wiedergewählt, aber die Zahl der entschieden gesinnten Mitglieder war auf 18—20 herabgesunken und ihre Anträge blieben ohne Erfolg. Für die nationale Aufgabe hatten sie nicht immer das rechte Verständnis; den Beitritt zum Zollverein sahen sie nur als ein Zugeständnis an Preußen und als Beeinträchtigung der konstitutionellen Selbständigkeit der süddeutschen Staaten an. Als die Zollvereinsfrage im Sommer 1833 in der Kammer zur Verhandlung kam, stimmte ein großer Teil der liberalen Opposition dagegen. Bei den Wahlen für die mit dem J. 1839 neu beginnende Landtagsperiode zogen sich die Vertreter der Opposition großenteils zurück, und es kam eine fast ganz aus Staats- und Gemeindedienern bestehende Kammer zusammen, welche der Regierung keinerlei Schwierigkeiten bereitete. Die Februarrevolution 1848 gab auch in W. den Anstoß zu einer Reihe von Reformforderungen, welche die Regierung zunächst durch Gewährung der Preßfreiheit und durch Verheißungen zu beschwichtigen suchte. Das bisherige bureaukratische Ministerium Schlayer, das seit 1833 mit kräftiger Hand die Zügel geführt hatte, erschien jetzt unhaltbar, und der König entschloß sich 9. März, die Führer der Opposition, Pfizer, Römer, Duvernoy und Goppelt, in das Ministerium zu berufen, das alsbald in einem ausführlichen Programm eine Reihe von radikalen Reformen und vor allem Mitwirkung zu dem Ziele einer deutschen Gesamtverfassung mit Nationalrepräsentation versprach. Mit dem eiligst einberufenen Landtage wurden die dringlichsten neuen Gesetze über Ablösung der Grundlasten und Volksbewaffnung vereinbart und 27. März die Kammer aufgelöst, um dem Lande Gelegenheit zu geben, seine Gesinnung in neuen Wahlen auszusprechen. In die nach Frankfurt berufene Deutsche Nationalversammlung sandte W. 28 Abgeordnete, die teils

im linken Centrum, teils auf der äußersten Linken ihre Stellung nahmen. Die neue württemb. Abgeordnetenversammlung, die 21. Sept. zusammentrat und viele sehr demokratisch gesinnte Mitglieder hatte, beriet die Gesetze über Ablösungen, Ausdehnung des Amts- und Gemeindeverbandes auf Privilegierte, höhere Besteuerung der Besoldungen, Pensionen und Apanagen, Abschaffung der Prügel- und Todesstrafe. Auch wurde ein neues Wahlgesetz für die einzuberufende konstituierende Versammlung angenommen und 1. Juli 1849 erlassen.

Die Autorität der deutschen Centralgewalt und der Nationalversammlung erkannte die württemb. Regierung rückhaltslos an, und sie war eine der ersten, welche die in Frankfurt beschlossenen Grundrechte als Gesetz verkündete. Als es sich aber um Anerkennung der Reichsverfassung vom 28. März 1849 handelte, entstand ein ernster Konflikt, da der König bestimmt erklärte, daß er sich dem Hause Hohenzollern nicht unterwerfen werde. Doch bewog ihn endlich die Entschiedenheit des Ministeriums und die steigende Aufregung des Volks, 24. April 1849 die Anerkennung der Reichsverfassung auszusprechen, aber freilich mit der Erklärung, daß er es gezwungen thue. Die Weigerung des Königs von Preußen, die Kaiserwahl anzunehmen, entband jenen seines Wortes. Als aber die Agitation für die Reichsverfassung in republikanische Bestrebungen umschlug, die Volksversammlung in Reutlingen 27. Mai Unterstützung des bad.-pfälz. Aufstandes verlangte und der Rumpf des deutschen Parlaments von Frankfurt nach Stuttgart übersiedelte, trat die württemb. Regierung energisch entgegen und löste die Trümmer der Nationalversammlung 18. Juni mit Waffengewalt auf. Am 28. Okt. sah sich auch das Märzministerium genötigt, der hereinbrechenden Reaktion zu weichen. Schlayer sollte nun das württemb. Staatswesen wieder ins alte Gleis bringen. Dies gelang jedoch nicht. Die nach dem Gesetz vom 1. Juli mit allgemeinem Stimmrecht gewählte Landesversammlung, welche 1. Dez. zusammentrat, geriet gleich im Beginn der Verhandlungen mit dem neuen Ministerium in Konflikt und wurde schon 22. Dez. 1849 aufgelöst. Allein die neuen Wahlen ergaben noch ein entschiedeneres Übergewicht der demokratischen Partei. In einem Punkte jedoch wußte sich die Regierung im Einverständnis mit der Demokratie, in der Opposition gegen die Versuche Preußens, einen deutschen Bundesstaat unter seiner Führung zu bilden. Im Vertrauen auf diese Sympathie mit den Demokraten eröffnete der König die neue Landesversammlung 15. März 1850 mit einer Thronrede voll der leidenschaftlichsten Ausfälle gegen das preuß. Unionsprojekt, was die Folge hatte, daß Preußen die diplomatischen Beziehungen mit W. abbrach. Die neue Kammer war aber mit den Versuchen, welche W. mit Bayern zu einer neuen Föderativverfassung Deutschlands eingeleitet hatte, ebenfalls nicht einverstanden und beschloß gegen den Minister des Auswärtigen, der den Beitritt zu dem sog. Vierkönigsbündnis unterzeichnet hatte, eine Anklage vor dem Staatsgerichtshofe. Auch in der Verfassungsrevision erzielte man keine Verständigung, daher 3. Juli die Auflösung der zweiten konstituierenden Versammlung erfolgte.

Das Ministerium Schlayer trat ab, und Freiherr von Linden bildete ein neues Ministerium von noch entschiedenerm reaktionären Charakter. Am 11. Okt. 1850 hatte der König in Bregenz eine Zusammenkunft mit dem Kaiser von Österreich und dem König von Bayern und stellte sich und die Streitkräfte W.s für einen Kampf gegen Preußen zur Verfügung. Die 4. Okt. zusammengetretene dritte konstituierende Landesvertretung, um Verwilligung eines Kredits zu den in Bregenz verabredeten Kriegsrüstungen angegangen, verweigerte die geforderte Summe und wurde deshalb 6. Nov. aufgelöst. Die Verfassungsrevision war hiermit beseitigt und die Verfassung von 1819 in vollem Umfang für gültig erklärt. Die nach dem alten Wahlgesetz neu gewählte Versammlung bestand größtenteils aus Staats- und Gemeindebeamten und ging bereitwillig auf die reaktionären Wünsche der Regierung ein; nur die angesonnene Entschädigung des Adels für die durch Ablösung der Grundlasten erlittenen Verluste wies sie ab. Doch erlebte im folgenden Jahrzehnt der württemb. Konstitutionalismus noch einmal einen glänzenden Erfolg in der Beseitigung des 1857 mit dem päpstl. Stuhl abgeschlossenen Konkordats. Nach langer Zögerung legte die Regierung dasselbe den 28. Febr. 1861 zusammentretenden Landständen vor. Nach viertägigen lebhaften Debatten, denen auch eine starke Agitation außerhalb der Kammer zur Seite ging, erfolgte 16. März 1861 die Ablehnung des Konkordats mit 63 gegen 27 Stimmen, und die Regierung sah sich nach dem Vorgange Badens genötigt, den Vertrag wieder aufzukündigen und die Rechte der kath. Kirche auf dem Wege der Gesetzgebung zu ordnen. Nach dem Konkordatskampfe trat wieder ein Friedenszustand zwischen Kammer und Regierung ein.

In der deutschen Frage nahm die Regierung konsequent eine oppositionelle Stellung gegen die Idee einer preuß. Führung ein und beteiligte sich im Nov. 1859 an den Würzburger Konferenzen und später an den verschiedenen Versuchen, eine deutsche Bundesreform zu Stande zu bringen, in welcher Österreichs Einfluß und die Selbständigkeit der Mittelstaaten gewahrt bliebe. Auf dem im Aug. 1863 von Österreich berufenen Fürstenkongreß in Frankfurt vertrat der Kronprinz seinen betagten Vater und erklärte sich mit den österr. Vorlagen einverstanden. In der schlesw.-holstein. Frage erklärte W., es achte sich nicht mehr durch das Londoner Protokoll gebunden und sei geneigt, das Erbrecht des Herzogs von Augustenburg anzuerkennen. Die Kammer bot mehrmals die Mittel zur Mobilmachung der württemb. Truppen an, um für das Erbrecht des Augustenburgers einzutreten, und bewilligte auch im Febr. 1864 einen Kredit von 1½ Mill. zu eventuellen Kriegsrüstungen. Noch während die schlesw.-holstein. Sache in der Schwebe war, starb König Wilhelm 24. Juni 1864; ihm folgte sein Sohn Karl. Am 22. Sept. erfolgte der Rücktritt des Ministers Linden und die Neubildung des Ministeriums, in welchem Freiherr von Varnbüler, seit vielen Jahren ritterschaftlicher Abgeordneter, das Auswärtige und das vom Finanzministerium abgetrennte Verkehrswesen, Staatsrat von Geßler das Innere, Direktor von Renner die Finanzen, einige Wochen später, an der Stelle von Wächter-Spittler, Geheimratspräsident von Neurath die Justiz übernahm. Kriegsminister von Miller nahm nach einem Jahre ebenfalls seine Entlassung und erhielt den General von Hardegg zum Nachfolger. Nur der Chef des Kultdepartements,

von Golther, behielt sein Amt und wurde Präsident des Geheimen Rats. Eine Änderung des Systems brachte dieser Ministerwechsel nicht. Die erste wichtige Maßregel der neuen Verwaltung war der 12. Okt. 1864 erfolgte Beitritt zu dem von Preußen im Namen des Zollvereins mit Frankreich abgeschlossenen Handelsvertrag.

In der schlesw.-holstein. Frage sprach sich die Kammer 22. März 1865 gegen Einverleibung der Herzogtümer in Preußen und gegen die preuß. Februarvorschläge aus. Auch nahm sie den Hölderschen Antrag auf Verfassungsrevision an und beschloß Abschaffung der Todes- und Prügelstrafe. Die Regierung hob die reaktionären Verordnungen vom 24. Dez. 1864 über Presse und Vereinswesen auf und legte 13. Aug. 1865 einen Entwurf vor, welcher für die Finanzperiode 1864—67 eine großartige Erweiterung des württemb. Eisenbahnnetzes in Aussicht stellte. Als im Frühling 1866 der Ausbruch des Kriegs zwischen Preußen und Österreich drohte, wurde die Volksvertretung zusammenberufen, und die Thronrede, mit welcher der König die Versammlung eröffnete, erklärte als Aufgabe der Regierung die Verteidigung des Bundesrechts und der Selbständigkeit W.s. Das Ministerium forderte einen Kredit von nahezu 8 Mill. Fl., der mit 82 gegen 8 Stimmen bewilligt wurde. Am 16. Juni wurde ein Teil der Armee nach Frankfurt a. M. befördert, um diese Stadt gegen einen Überfall der Preußen schützen zu helfen; bald darauf stieß fast das ganze württemb. Bundeskontingent zu dem 8. Armeekorps. Als die württemb. Truppen 24. Juli bei Tauberbischofsheim geschlagen waren und das Land der preuß. Occupation offen lag, reiste Minister von Varnbüler 27. Juli in das preuß. Hauptquartier nach Nikolsburg, um von Bismarck Waffenstillstand zu erlangen. Er wurde an den Befehlshaber der preuß. Mainarmee, General von Manteuffel, gewiesen, mit welchem 2. Aug. zu Eisingen bei Würzburg ein Waffenstillstand zu Stande kam, infolge dessen der nördl. Teil W.s von preuß. Truppen besetzt wurde und die Württemberger das hohenzollernsche Gebiet räumen mußten.

Gleichzeitig begannen die Friedensunterhandlungen zu Berlin, welche, von Varnbüler geführt, 13. Aug. zum Abschluß kamen. W. trat dem zwischen Preußen und Österreich abgeschlossenen Prager Frieden bei und verpflichtete sich, 8 Mill. Fl. Kriegskostenentschädigung zu bezahlen. Zugleich schloß es, wozu Varnbüler die Initiative gab, einen vorläufig geheimgehaltenen Schutz- und Allianzvertrag mit Preußen, durch welchen für den Kriegsfall der Oberbefehl über das württemb. Heer dem König von Preußen übertragen und seitens Preußens die Integrität des württemb. Gebiets garantiert ward, und sprach sich für Verlängerung des Zollvereins aus. Die Kammer genehmigte 22. Okt. den Friedensvertrag, verwarf bei der Adreßberatung den nationalen Antrag Hölders und sprach sich gegen den Anschluß an Preußen und für die Errichtung eines süddeutschen Bundes aus. Dagegen deutete die Antwort des Königs auf die ständische Adresse die wahre Sachlage an, indem er in derselben betonte, daß W. bei der Stellung, die es in Deutschland nehmen wolle, der Entwickelung der neuen Gestaltung zu folgen habe. Von Neurath, ein Gegner des Allianzvertrags mit Preußen, schied 1867 aus dem aktiven Staatsdienst und wurde im Justizministerium durch den Obertribunalsrat von Mittnacht, den bisherigen Führer der Regierungspartei in der Kammer, ersetzt. Auch trat der bisherige Kriegsminister, General von Hardegg, aus dem Ministerium aus, und an seiner Stelle übernahm der Oberst von Wagner die Leitung des Kriegswesens, welcher, nachdem die Konferenz der Kriegsminister der vier süddeutschen Staaten in Stuttgart 5. Febr. 1867 keine Einigung erzielt hatte, die Einführung des Zündnadelgewehrs und die Einübung des Militärs nach preuß. Reglement durchsetzte. Auf den Ministerkonferenzen zu Berlin 3. und 4. Juni erfolgte der Beitritt W.s zum erneuerten Zoll- und Handelsverein. Die süddeutschen Staaten schlossen nun 8. Juli einen Vertrag mit dem Norddeutschen Bunde, nach welchem sie an dem mit dem Reichstage verbundenen Zollparlament teilnehmen und dasselbe nach dem für den Reichstag geltenden Wahlgesetz durch Abgeordnete beschicken sollten.

Nach der Zusammenkunft Kaiser Napoleons III. mit dem österr. Herrscher im Aug. 1867 in Salzburg, bei welcher Gelegenheit ersterer 18. Aug. auch nach Stuttgart kam, wurden in der ultramontanen und demokratischen Presse die mit Preußen abgeschlossenen Verträge angegriffen und die Verwerfung derselben durch die Stände verlangt. Als 18. Okt. der Landtag zusammentrat, wurden dieselben erst nach leidenschaftlichen Debatten 31. Okt. angenommen. Die Erste Kammer genehmigte den Zollvertrag einstimmig, den Allianzvertrag mit 23 gegen 6 Stimmen. Der vom Kriegsminister eingebrachte Entwurf eines Kriegsdienstgesetzes, welches das württemb. Kriegswesen nach preuß. Vorbild umgestalten sollte, wurde nur mit erheblichen Abänderungen angenommen. Aus den weitern Beratungen dieses Landtags ging, als einzige Verfassungsreform, ein neues Wahlgesetz hervor, welches für die Wahlen in die Zweite Kammer das allgemeine Wahlrecht mit direkter und geheimer Wahl einführte. Bei den Zollparlamentswahlen vom 24. März 1868 wurde, infolge der Allianz der Regierungspartei mit den Großdeutschen, Ultramontanen und Demokraten, kein einziges Mitglied der Deutschen Partei gewählt. Die 17 württemb. Abgeordneten zum Zollparlament vereinigten sich in Berlin mit bayr. und bad. Ultramontanen und Partikularisten zu einem süddeutschen Klub und stimmten gegen jede Kompetenzerweiterung des Zollparlaments. Die 8. und 9. Juli 1868 durch allgemeines Stimmrecht vollzogenen Wahlen zur württemb. Abgeordnetenkammer riefen aufs neue eine heftige Agitation hervor. Das Ergebnis der Wahl war ein vollständiger Sieg der Gegner der Verträge von 1866. Am 4. Dez. 1868 wurde der neue Landtag eröffnet. Der ministeriell gesinnte Kanzler von Geßler wurde zum Präsidenten, der ultramontane Probst zum Vizepräsidenten gewählt. Die Adreßdebatte dauerte vom 17. bis 19. Dez. und hatte zum Resultat, daß sämtliche drei Adreßentwürfe abgelehnt wurden. Am 23. Dez. wurde der Landtag auf unbestimmte Zeit vertagt und erst 8. März 1870 wieder eröffnet. Am 15. März nahm die Zweite Kammer das von der Regierung vorgeschlagene sehr liberale Dissidentengesetz und 18. März ein dem norddeutschen vollständig entsprechendes Genossenschaftsgesetz an. Kurz vorher, 11. März, hatten die 45 Abgeordneten, welche der vereinigten Linken angehörten, den Antrag gestellt, die Bitte an die Regierung zu richten, daß sie noch im Laufe

der Session solche Vorlagen einbringe, welche auf eine Herabsetzung der Präsenz und überhaupt auf Verminderung der militärischen Ausgaben hinzielen. Dieser Antrag wurde in der Sitzung vom 17. März an die Finanzkommission gewiesen, welche ihn mit 8 gegen 7 Stimmen der Kammer zur Annahme empfahl. Aber schon 21. März boten sämtliche Minister ihre Entlassung an; die der Minister des Kriegs, des Innern und des Kultus wurde vom König 24. März angenommen und Generalmajor von Suckow zum Chef des Kriegsdepartements, Staatsrat von Scheurlen zum Chef des Departements des Innern und Kanzler und Professor von Geßler (ein Bruder des entlassenen Ministers des Innern) 4. Mai zum Minister des Kultus ernannt. Die Entlassung der andern Minister, von Varnbüler, von Mittnacht (Justiz) und von Renner (Finanzen), wurde nicht angenommen. Diese Neubildung des Ministeriums bedeutete ein Festhalten an dem Allianzvertrage und dessen Konsequenzen; zunächst wurden 24. März die Kammern auf unbestimmte Zeit vertagt.

Dem innern Hader und der Verlegenheit der Regierung machte die franz. Kriegserklärung ein Ende. Schon 13. Juli erklärte Varnbüler dem franz. Gesandten, daß Frankreich durch seine Forderungen an den König von Preußen das nationale Gefühl Deutschlands, Süddeutschland mit eingeschlossen, gegen sich aufrege und dadurch den Krieg zu einem nationalen machen werde. Die von der Deutschen Partei 16. Juli in Stuttgart veranstaltete Volksversammlung, welche den Krieg für einen nationalen erklärte und die Zukunft des deutschen Volks als von dessen Ausgang abhängig darstellte, riß das ganze Land mit sich fort. Am 17. Juli kehrte der König aus der Schweiz nach Stuttgart zurück und befahl sofort die Mobilisierung des Heers und die Einberufung des Landtags. Die Zweite Kammer trat 21. Juli zusammen. Die Regierung erklärte die Integrität Deutschlands für bedroht, sprach sich für Teilnahme an dem Kriege an der Seite Preußens aus und verlangte einen außerordentlichen Kredit von 5900000 Fl. Auf Antrag der Finanzkommission genehmigte die Zweite Kammer 22. Juli mit allen gegen eine Stimme, die Erste Kammer einstimmig den verlangten Kredit. Die Mitglieder der Volkspartei und die Großdeutschen begnügten sich mit einer ihre Grundsätze wahrenden Erklärung. Der König ernannte den preuß. Generallieutenant von Prittwitz für die Dauer dieses Kriegs zum Gouverneur von Ulm und den preuß. Generallieutenant von Obernitz, frühern Militärbevollmächtigten in Stuttgart, zum Kommandanten der württemb. Division. Dieselbe wurde der unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Preußen vereinigten Dritten Armee zugeteilt, nahm an den Schlachten von Wörth und von Sedan teil, rückte dann in den südöstl. Teil des Cernierungskreises von Paris ein und verteidigte bei den Ausfällen vom 30. Nov. und 2. Dez. 1870 ihre Stellungen an der Marne, bei Bonneuil und bei Champigny und Brie mit großer Tapferkeit. Nachdem der Minister des Auswärtigen, von Varnbüler, 31. Aug. seine Entlassung, nicht aus polit. Gründen, erhalten hatte (sein Nachfolger, Freiherr von Wächter, wurde erst im folgenden Jahre ernannt), lagen die Verhandlungen über die Bundesverfassung vorzugsweise in der Hand des Justizministers von Mittnacht. Auf die Erklärung der württemb. Regierung, daß ihr die baldige Einleitung von Verhandlungen in Versailles erwünscht wäre, erging von dort eine Einladung an das Ministerium, Bevollmächtigte ins Hauptquartier zu senden. Von Mittnacht und von Suckow reisten 20. Okt. dahin ab und eröffneten die Unterhandlungen über einen Verfassungsvertrag und eine Militärkonvention, welche beide am 25. Nov. in Berlin unterzeichnet wurden. Nach ersterm erhielt W. vier Stimmen im Bundesrat, nahm teil an dem sog. diplomatischen Ausschuß und behielt sich die besondere Verwaltung der Post, der Telegraphen, der Eisenbahnen und die besondere Besteuerung des Biers und Branntweins vor; nach letzterer bildeten die württemb. Truppen als Teil des deutschen Bundesheers ein in sich geschlossenes Armeekorps (und zwar das 13.), dessen neue Organisation binnen drei Jahren vollendet sein sollte. Die Ernennung der Offiziere und Beamten des Korps sollte durch den König von W., die des Korpskommandanten nur nach vorgängiger Zustimmung des Königs von Preußen als Bundesfeldherrn erfolgen. Diese Stelle eines Kommandierenden des 13. Armeekorps wurde 1871 dem preuß. Generallieutenant von Stülpnagel übertragen, nach dessen Abberufung 1873 dem General Schwarzkoppen, nach dessen Tode 1878 dem General Schachtmeyer und nach dessen Rücktritt 1886 dem General Alvensleben.

Nachdem der auf den 21. Okt. 1870 einberufene Landtag das Steuerprovisorium auf drei Monate und einen weitern außerordentlichen Militärkredit von 3700000 Fl. genehmigt hatte, wurde 22. Okt. die Zweite Kammer aufgelöst und Neuwahlen angekündigt. Dieselben erfolgten 5. Dez. Das Ergebnis war eine bedeutende Niederlage der Partei der Großdeutschen und der Volkspartei. Am 19. Dez. wurde der Landtag eröffnet. In der Sitzung vom 20. Dez. wurde der national gesinnte Obertribunalrat von Weber zum Präsidenten gewählt. Die Debatte über die Verträge fand 22. und 23. Dez. statt. Der Vertrag W.s mit dem Norddeutschen Bunde und die Militärkonvention wurden von beiden Kammern mit großer Mehrheit genehmigt. Die Verkündigung der Bundesverträge erfolgte 1. Jan. 1871, an welchem Tage W. ein Glied des neuen Deutschen Reichs wurde. Bei den Reichstagswahlen vom 3. März 1871 wurden in den 17 Wahlbezirken 16 national gesinnte Männer und ein Ultramontaner gewählt. Der festliche Einzug der heimkehrenden Truppen in Stuttgart erfolgte 29. Juni. Die auf kurze Zeit einberufene Kammer genehmigte 28. Juni die von der Regierung geforderte Steuererhöhung. In der Wintersession wurde 7. und 8. Febr. 1872, entgegen einem Antrag der Großdeutschen, mit 60 gegen 29 Stimmen beschlossen, daß sowohl zu Änderungen der Deutschen Reichsverfassung mit Einschluß der Kompetenzerweiterungen, als zum etwaigen Verzicht auf württemb. Reservatrechte (Post, Telegraphie, Eisenbahnen, Bier- und Branntweinbesteuerung, Militärkonvention) nicht ein Beschluß der württemb. Stände erforderlich sei, sondern der reichsgesetzliche Weg, Zustimmung vom Bundesrat und Reichstag, der allein vorgeschriebene sei. An die Stelle des verstorbenen Ministers von Scheurlen wurde 16. Mai Oberbürgermeister Sick von Stuttgart zum Minister des Innern ernannt.

Auf kirchlichem Gebiet waren der Regierung Konflikte erspart, nicht aber den Bischöfen. Der

greise Bischof Lipp von Rottenburg wurde im Aug. 1868 beim Papste denunziert, daß er die Diöcese nicht in echt kath. Sinne leite und besonders das Konvikt (Wilhelmsstift) zu Tübingen nicht gehörig überwache. Infolge dessen stellte die päpstl. Kurie an die württemb. Regierung das Ansinnen, zur Aufstellung eines Koadjutors die Hand zu bieten. Die Regierung lehnte das Ansinnen ab. Als der Bischof 3. Mai 1869 starb, wählte das Domkapitel von Rottenburg 17. Juni einstimmig den durch seine »Konziliengeschichte« bekannten Gelehrten Karl Joseph von Hefele, Professor der Kirchengeschichte an der Universität Tübingen, zum Bischof, welche Wahl von der päpstl. Kurie erst 22. Nov. bestätigt wurde. Der erste Hirtenbrief des Bischofs vom 3. Jan. 1870 sprach sich entschieden für Aufrechthaltung des bisherigen Friedens zwischen Staat und Kirche aus. Als derselbe den Beschlüssen des Vatikanischen Konzils, gegen welche er in Rom 13. Juli gestimmt hatte, im folgenden Jahre, wie alle andern deutschen Bischöfe, sich unterwarf und in einem Hirtenbriefe vom 10. April 1871 seiner Diöcese dies mitteilte, ließ die Regierung im »Staatsanzeiger« vom 28. April und 15. Mai bekannt machen, daß sie dem Dogma von der persönlichen Unfehlbarkeit des Papstes keinerlei Rechtswirkung auf staatliche oder bürgerliche Verhältnisse zugestehe und zur Durchführung der Konzilsbeschlüsse den weltlichen Arm nicht leihe.

Der Landtag vom 30. Okt. 1872 bis 21. März 1873 hatte hauptsächlich das Budget und die Eisenbahnvorlagen zu beraten und aus dem Anteil W.s an den Kriegskontributionsgeldern, welcher 85176303 Mark betrug, die für das Retablissement des Armeematerials nötigen Summen zu bewilligen. Der Minister des königl. Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten, Freiherr von Wächter, wurde auf sein Ansuchen 27. Aug. entlassen und dessen Posten dem Minister Mittnacht zuerst interimistisch, 23. Nov. definitiv übertragen. In der Landtagssession, welche vom 21. Okt. 1873 bis 20. Juni 1874 mit einigen Unterbrechungen dauerte, wurde von der Regierung, auf das wiederholte Ersuchen der Zweiten Kammer, ein Verfassungsgesetz vorgelegt. Dasselbe betraf die auf die Geschäftsordnung sich beziehenden Verfassungsbestimmungen (Urlaub der Beamten, selbständige Bestellung des Präsidiums der Zweiten Kammer, Initiative der Kammern bei Gesetzesvorschlägen u. s. w.) und wurde von der Zweiten Kammer 7. Jan. 1874 und, nach Verständigung mit der Ersten Kammer, 29. Jan. definitiv angenommen. Für die Erneuerung des Armeematerials wurden weitere Forderungen bewilligt. Die Neubildung des württemb. Armeekorps war 1. Okt. 1874 vollendet. Kriegsminister von Suckow wurde 13. Sept. auf sein Ansuchen in den Ruhestand versetzt und die Leitung des Kriegsministeriums dem General Wundt übertragen. Die Reichstagswahlen vom 10. Jan. 1874 hatten das Resultat, daß 13 Nationalliberale, 3 Klerikale und 1 Demokrat gewählt wurden. In der Landtagssession vom 15. März bis 30. Juni 1875 veranlaßte die Schulschwesternfrage eine Kulturkampfdebatte in der Zweiten Kammer. Auf die Interpellation vom 4. Mai erwiderte Kultusminister Geßler, daß durch das Dekret vom 28. April das Verbot der Aufnahme neuer Mitglieder in die Kongregation und die Ersetzung der als Lehrerinnen wirkenden Schulschwestern durch Lehrgehilfen, soweit der vorhandene Lehrermangel dies zulasse, bereits angeordnet sei. Die Session des Landtags dauerte vom 28. März 1876 bis 27. Juni und vom 9. Okt. bis 4. Nov. In der Debatte über das Reichseisenbahnprojekt sprach sich die Zweite Kammer 30. März mit 78 gegen 8 Stimmen für Erlaß eines Reichseisenbahngesetzes und gegen Überlassung der deutschen Eisenbahnen an das Reich aus, welchem Votum die Erste Kammer 1. April einstimmig beitrat. Das Gesetz über Bildung eines Staatsministeriums wurde von der Zweiten Kammer 27. Juni, das über Bildung eines Verwaltungsgerichtshofs, welcher aus Mitgliedern des obersten Landesgerichts und des Geheimen Rats bestehen sollte, wurde von der Zweiten und Ersten Kammer 31. Okt. und 3. Nov. angenommen. Zum Präsidenten des Staatsministeriums wurde 1. Juli 1876 von Mittnacht, der Minister der Justiz und des Auswärtigen, ernannt.

Die sechsjährige Wahlperiode der Zweiten Kammer war nun zu Ende. Die Neuwahlen wurden auf 13. Dez. festgesetzt. Die nationale Partei setzte 26, die Regierungspartei 29, die Demokraten 14, die Klerikalen 11 Kandidaten durch. Die erste Session der neugewählten Kammer dauerte vom 6. Febr. 1877 bis 20. Febr., 15. Mai bis 12. Juni, 22. Nov. bis 22. Dez. Die Zweite Kammer genehmigte das Budget für 1. Juli 1877 bis 30. Juni 1878, worin die Ausgaben auf 48338787 Mark 85 Pf. festgesetzt waren, nahm das Steuergesetz an, wodurch die Landwirtschaft auf Kosten des Gewerbes begünstigt wurde, und genehmigte das Beamtengesetz, das Gesetz über die Rechtsverhältnisse der Volksschullehrer und das Gesetz über die Rechtsverhältnisse der Lehrer und Lehrerinnen an höhern Mädchenschulen. Die vierte Säkularfeier der Landesuniversität Tübingen wurde unter persönlicher Teilnahme des Königspaares und unter der lebhaftesten Beteiligung des ganzen Landes 9. Aug. 1877 und an den folgenden Tagen begangen. Am 27. Jan. 1877 starb in Düsseldorf Herzog Eugen von W., welcher seit 8. Mai 1874 mit der Großfürstin Wera von Rußland vermählt war. Am 15. Febr. 1877 vermählte sich der dem Throne zunächst stehende Prinz Wilhelm, Neffe des Königs, mit der Prinzessin Marie von Waldeck. Die Reichstagswahlen vom 10. Jan. 1877 und vom 30. Juli 1878 fielen für die konservativen Parteien günstiger aus als für die nationalliberale. Bei jenen wurden gewählt: sieben Freikonservative, drei Nationalliberale, drei Ultramontane, drei Demokraten, ein Wilder, bei diesen: neun Freikonservative, zwei Nationalliberale, drei Ultramontane, zwei Demokraten, ein Wilder. Der vom 19. Nov. 1878 bis 22. Febr. und vom 16. Juli bis 21. Aug. 1879 tagende Landtag genehmigte das Budget, die zur Ausführung der Reichsjustizgesetze vorgelegten Entwürfe und das Forststrafgesetz und Forstpolizeigesetz. Dem Präsidenten des Staatsministeriums von Mittnacht wurde auf seinen Wunsch die Leitung des Justizministeriums abgenommen und dieses dem Geheimrat von Faber als Departementschef übertragen. In der Session vom 6. Dez. 1880 bis 17. März 1881 wurde von den Kammern das Sportelgesetz beraten und angenommen, die Verlegung des forstlichen Unterrichts von Hohenheim nach Tübingen beschlossen und mit 56 gegen 16 Stimmen die Bitte an die Regierung gerichtet, im Bundesrat auf Einführung des Tabaksmonopols hinzu-

wirken. An die Stelle des 13. Okt. 1881 verstorbenen Ministers von Sick wurde 18. Okt. Rechtsanwalt von Hölder, Präsident der Kammer der Abgeordneten und Führer der Deutschen Partei, zum Minister des Innern und der Chef des Justizdepartements, von Faber, zum Minister dieses Departements ernannt. Durch Verordnung vom 20. März 1881 wurde dem Ministerium des Auswärtigen und der Verkehrsanstalten ein aus Vertretern des Handels, der Gewerbe und der Landwirtschaft gebildeter Beirat der Verkehrsanstalten beigegeben, welcher jährlich einberufen wurde, um über verschiedene Fragen des Eisenbahnwesens gutachtliche Äußerungen abzugeben. Bei den Landtagswahlen vom 20. Dez. 1882 wurden 21 Konservative, 23 Nationalliberale, 14 Großdeutsche, 11 Demokraten und 1 Wilder gewählt. An Stelle des 1883 verstorbenen Kriegsministers von Wundt wurde General von Steinheil zum Chef des Departements des Kriegswesens und 1885 zum Kriegsminister, an Stelle des zurücktretenden Kultusministers von Geßler 1885 Staatsrat von Sarwey zum Kultusminister ernannt. Die Kammern von 1883 hatten sich mit der Beratung des Budgets und des Gesetzentwurfs über die Notariatssporteln zu beschäftigen. Die Reichstagswahlen vom 28. Okt. 1884 hatten das Ergebnis, daß acht Nationalliberale oder Mitglieder der Reichspartei, vier Klerikale und fünf Demokraten gewählt wurden. In der Landtagssession von 1885 wurden die Gesetze über Gemeindeangehörigkeit, über Feuerlöschordnung und das Finanzgesetz angenommen. Der Beschluß der Ersten Kammer, welcher in der Zusammensetzung derselben eine Änderung beantragte, veranlaßte die Zweite Kammer und das Ministerium, sich in der Session von 1886 für eine zeitgemäße organische Umgestaltung der Zusammensetzung der Ständeversammlung auszusprechen. Auch wurden in der Session von 1886 die Gesetze über Feldbereinigung und über die Kosten der Stellvertretung für Beamte, welche Kammermitglieder sind, angenommen. Prinz Wilhelm, welcher 30. April 1882 seine Gemahlin, die Prinzessin Marie von Waldeck-Pyrmont, durch den Tod verloren hatte, ging 8. April 1886 eine zweite Ehe ein mit der Prinzessin Charlotte von Schaumburg-Lippe (geb. 10. Okt. 1864). Auf Ansuchen des 77jährigen Bischofs Hefele von Rottenburg wurde mit Zustimmung des Königs von W. der Domkapitular und Generalvikar Dr. von Reiser vom Papst Leo XIII. zum Koadjutor des Bischofs mit dem Rechte der Nachfolge und zugleich zum Titularbischof von Knos (im alten Thrazien) ernannt. Die Konsekration des neuen Weihbischofs erfolgte in Rottenburg 14. Nov. Dem am 25. Nov. neueröffneten Landtag wurden Gesetzentwürfe über die Vertretung der evang. Kirchengemeinden und der kath. Pfarrgemeinden und über die Verwaltung ihrer Vermögensangelegenheiten vorgelegt. An die Stelle des Vizepräsidenten der Zweiten Kammer, Staatsanwalt am Landesgericht in Stuttgart, von Lenz, welcher zum Reichsgerichtsrat ernannt worden war, wurde 27. Nov. der Rechtsanwalt Göz zum Vizepräsidenten gewählt. Die obengenannten Gesetzentwürfe wurden 14. und 17. Dez. mit großen Mehrheiten angenommen, in einer gemeinschaftlichen Sitzung der beiden Kammern die Wahlen in den engern und den weitern ständischen Ausschuß 16. Dez. vollzogen und 17. Dez. der Landtag vertagt. Bei der Reichstagswahl für den Bezirk Urach-Nürtingen-Kirchheim-Eßlingen und bei der Landtagswahl für den Bezirk Urach, welche beide Wahlbezirke bisher von dem obengenannten von Lenz vertreten waren, wurden 1886 ebenfalls nationalliberale Vertreter gewählt.

Litteratur. Stälin, »Württemb. Geschichte« (4 Bde., Stuttg. u. Tüb. 1841—73); Sattler, »Geschichte des Herzogtums W. unter den Grafen« (2. Aufl., 4 Bde., Tüb. 1773—77); derselbe, »Geschichte des Herzogtums W. unter den Herzögen« (13 Bde., Tüb. 1769—83); Pfaff, »Geschichte des Fürstenhauses und Landes W.« (3 Bde., Stuttg. 1839); Spittler, »Geschichte W.s unter den Grafen und Herzögen« (Gött. 1783); derselbe, »Vermischte Schriften über württemb. Geschichte, Statistik und öffentliches Recht« (herausg. von Wächter, 2 Bde., Stuttg. u. Tüb. 1837); Pfister, »Geschichte der Verfassung des württemb. Hauses und Landes« (bearbeitet von Jäger, Heilbr. 1857); Fricker, »Die Verfassungsurkunde für das Königreich W.« (Tüb. 1865); von Mohl, »Das Staatsrecht des Königreichs W.« (2. Aufl., 2 Bde., Tüb. 1840); Stälin, »Geschichte W.s« (Gotha 1882).

Württemberg (Friedr. Aug. Eberhard, Prinz von), s. August.

Württemberg (Eugen, Herzog von), s. Eugen.

Württemberg (Paul, Herzog von), s. Paul.

Württemberg (Christian Friedr. Alexander, Graf von), als lyrischer Dichter bekannt, der Sohn des Herzogs Wilhelm von Württemberg und der Burggräfin von Tunderfeldt, geb. 5. Nov. 1801 in Kopenhagen, wo sein Vater Gouverneur war, trat früh in württemb. Militärdienste, hatte zuletzt den Rang eines Obersten und lebte seit 1832 mit der Gräfin Helena Festetics-Tolna in glücklicher Ehe abwechselnd in Eßlingen und Wien. Schon lange leidend, starb er 7. Juli 1814 im Wildbad. Als lyrischer Dichter trat er zuerst im »Morgenblatt« unter dem Namen Sandor von S. auf; unter seinem eigenen Namen gab er dann Beiträge zu Chamissos und Schwabs »Deutschem Musenalmanach«. Gesammelt erschienen seine lyrischen Produktionen unter dem Titel »Gedichte« (Stuttg. 1837) und als »Gesammelte Gedichte« (Stuttg. 1841). Im allgemeinen erkennt man darin die Einwirkung der schwäb. Dichterschule und im speziellen die Geistesverwandtschaft mit Lenau, dessen Freund er war. Das Beste in der genannten Sammlung sind die »Lieder eines Soldaten im Frieden« und die dichterischen Gemälde aus Ungarn. Origineller bewegte sich der Dichter in den »Liedern des Sturms« (Stuttg. 1839).

Wurtz (Charles Adolphe), ausgezeichneter franz. Chemiker, geb. 26. Nov. 1817 zu Straßburg, absolvierte das dortige prot. Gymnasium, studierte anfangs Theologie, später Medizin und Chemie und ging 1845 als Präparator für die Vorlesungen über organische Chemie an der Sorbonne nach Paris. Hier wurde er 1846 Vorstand des chem. Laboratoriums an der École des arts et manufactures und erhielt 1851 die Professur der Chemie am Institut agronomique; 1853 ward er der Nachfolger Dumas' (s. d.) in dem Lehrstuhl für organische Chemie an der Sorbonne und nach dem Tode des Toxikologen Orfila erhielt er dessen Professur an der École de médecine. Im J. 1866 übernahm er die Funktion eines Doyen der mediz. Fakultät und bekleidete dieses schwierige Amt unter vielfachen, durch polit. Strömungen hervorgeru-

fenen Schwierigkeiten lange Jahre hindurch. Während seiner Amtsführung setzte er in der Fakultät vielfache Reformen in der Art des Unterrichts durch und schuf namentlich nach deutschem Muster praktische Kurse für biologische Chemie, Botanik, Histologie, pathol. Anatomie u. s. w. Durch Studentenunruhen veranlaßt, legte er 1. Mai 1876 das Amt eines Doyen nieder und widmete sich von nun an ausschließlich seinem Lehrberuf und wissenschaftlichen Arbeiten, bis er 12. Mai 1884 starb.

Von seinen vielen chem. Arbeiten, von denen einige geradezu epochemachend für die Gestaltung der modernen organischen Chemie wurden, sind hervorzuheben die über die zusammengesetzten Ammoniake, über die Radikale der organischen Chemie, über den Butylalkohol, über die Glycole u. s. w. An selbständigen Werken gab er heraus: »Leçons de philosophie chimique« (1864), »Traité élémentaire de chimie médicale« (2. Aufl., 2 Bde., 1868), »Leçons élémentaires de chimie moderne« (4. Aufl., 1866—78), »Dictionnaire de chimie pure et appliquée« (2 Bde., 1870—78), »La théorie atomique«. Die meisten Arbeiten von W. sind veröffentlicht teils in den »Comptes rendus de l'Académie des sciences«, teils in den »Annales de chimie et de physique«, deren Mitredacteur er seit 1852 war.

Wurtzit, eine im Mineralreich als sehr kleine hexagonale Kryställchen vorkommende andere Modifikation des Schwefelzinks, als dieselbe in der gewöhnlichen weitverbreiteten regulären Zinkblende (Blende) gegeben ist. Man kennt diese seltene Substanz als braune strahlige Massen von Przibram in Böhmen (sog. Strahlenblende), von Albergeria velha in Portugal, Oruro in Bolivia; auch ein Teil der sog. Schalenblende gehört wohl nicht zum regulären Schwefelzink, sondern zum W.

Wurus, soviel wie Kamala.

Wurzach, Stadt im württemb. Donaukreise, Oberamt Leutkirch, an der Ach und am Wurzacher Ried, zählt (1880) 1211 kath. E. und hat ein Schloß der Fürsten von Waldburg-Zeil-Wurzach, welches ehemals Nonnenkloster war.

Würzau, Groß- oder Krons-Würzau, früher Lustschloß der letzten Herzöge von Kurland, jetzt Kaserne, im doblenschen Kreise des russ. Gouvernements Kurland, erbaut um 1737 von Graf Rastrelli, dem Erbauer des Winterpalais in Petersburg. Das Schloß geriet unter russ. Herrschaft seit 1796 in Verfall, diente 1812 den Franzosen und Preußen als Lazarett und wurde um 1849 in eine russ. Kaserne umgewandelt.

Wurzbach (Constant), Ritter von Tannenberg, bekannt als Bibliograph, Biograph und Dichter, geb. 11. April 1818 zu Laibach in Illyrien, studierte zu Graz die Rechte, trat 1836 in Krakau in das 30. Infanterieregiment und wurde 1840 zum Leutnant befördert. Bald darauf nach Lemberg versetzt, vertauschte er 1844 seine Offizierscharge mit einem Posten an der dortigen Universitätsbibliothek. Er erhielt 1848 eine Stellung an der kaiserl. Hofbibliothek zu Wien und wurde 1849 zum Vorstande der administrativen Bibliothek des Ministeriums des Innern ernannt. Später wurde W. mit Beibehalt seiner Stellung zum Regierungsrat befördert, in welcher Stellung er sich noch, jedoch zur Vollendung seines Lexikons beurlaubt, befindet und zurückgezogen in Berchtesgaden lebt. Als Dichter ward er unter dem Namen W. Constant bekannt. Unter dem Titel »Mosaik« (Krak. 1841) stellte er eine Sammlung seiner lyrischen Gedichte, Balladen und Romanzen zusammen. Aufmerksamkeit erweckten besonders seine »Parallelen« (3. Aufl., Lpz. 1852), die zuerst 1849 anonym während der großen Bewegung im Kaiserstaate erschienen. Diesen folgte 1850 das Gedicht »Von einer verschollenen Königsstadt« (2. Aufl., Hamb. 1857), ein Romanzenkranz, und 1851 die Canzone »Napoleon«, welche seiner spätern erzählenden Dichtung »Der Page des Kaisers« (Düsseld. 1854) zur Einleitung dient. Sammlungen erzählender Poesien sind die »Kameen« (Düsseld. 1856) und die »Gemmen« (Hamb. 1855), in denen sich besonders »Der Preis einer Arznei«, der »Schwank von Oliver«, das »Fastnachtmärchen« und die »Brautschau des Gyges« auszeichnen. Später gab W. eine Sammlung lyrischer Gedichte unter dem Titel »Cyclamen« (Wien 1872) und als Fortsetzung derselben »Aus dem Psalter eines Poeten« (Lpz. 1874) heraus. W. ist aus der Schule des Anastasius Grün hervorgegangen und hat namentlich in der poetischen Erzählung zum Teil Treffliches geleistet. Unter seinen wissenschaftlichen Arbeiten sind zunächst seine »Sprichwörter der Polen« (Lemb. 1847; 2. Aufl., Wien 1852) und die »Volkslieder der Polen und Ruthenen« (Lemb. 1846) hervorzuheben. Reich an histor. und kunstgeschichtlichem Material ist W.s Monographie über »Die Kirchen der Stadt Krakau« (Wien 1853). Ein ganz eigentümliches Verdienst aber hat sich W. durch zwei Arbeiten erworben: durch die »Bibliogr.-statist. Übersicht der Litteratur des österr. Kaiserstaats« und das »Biographische Lexikon des österr. Kaisertums«. Von ersterm Werke, der erste Versuch einer Litteraturstatistik, sind drei Jahresberichte (1854, 1855 und 1856) in Druck erschienen. Das »Biographische Lexikon des Kaisertums Österreich« (Bd. 1—54, Wien 1856—86), W.s eigenste Arbeit, die er seit einem Vierteljahrhundert allein durchführt, ist ein in seiner Art einziges Werk. Es umfaßt die denkwürdigen Menschen von 21 verschiedenen Ländern des Kaiserstaats. Anläßlich des 25. (Jubel-) Bandes wurde W. vom Kaiser Franz Joseph in den Ritterstand erhoben. Außer diesem Lexikon erschienen noch von W.: »Das Schiller-Buch« (Wien 1859), der »Schiller-Kalender« (anonym), »Joseph Haydn und sein Bruder Michael« (Wien 1861), »Das Mozart-Buch« (Wien 1869), »Habsburg und Habsburg-Lothringen, eine biographisch-genealog. Studie« (Wien 1861), »Histor. Wörter, Sprichwörter und Redensarten« (2. Aufl., Hamb. 1866), »Glimpf und Schimpf in Spruch und Wort« (Wien 1864), eine Biographie Grillparzers (Wien 1871) u. s. w.

Würzburg, ein ehemals reichsfreies Bistum, wurde 741 gestiftet und von den fränk. Königen mit Besitzungen begabt, welche die deutschen Kaiser und Könige in der Folge vermehrten. Der erste Bischof war der von Bonifaz bestallte und geweihte Burkhardt. Zum Schutzpatron hatte es den heil. Kilian, der hier schon 688 das Evangelium gepredigt haben soll. Allmählich brachten die Bischöfe zahlreiche Besitzungen der benachbarten fränk. Grafen und Herren an sich, aus welchen das umfangreiche Fürstbistum Würzburg sich bildete, an dessen Spitze der Fürstbischof, später mit dem Titel eines Herzogs von Ostfranken stand. Die erste wirkliche Verleihung der herzoglichen, d. i. der richterlichen Gewalt in Ostfranken findet sich 1120. Eine neue

Bestätigung der herzogl. Würde erhielt der Bischof Herold 1168 durch Friedrich I.; in der kaiserl. Urkunde ist aber absichtlich das Wort Franken und fränkisch vermieden und nur von einem »wirzburgischen« Herzoge die Rede. Doch haben die Bischöfe später wiederholt versucht, diese Bestätigung zu weiterer Ausdehnung ihrer Macht in Franken zu benutzen. In geistlichen Angelegenheiten standen die Bischöfe unter dem Erzbischof von Mainz, selbst nachdem ihnen Benedikt XIV. 1751 das erzbischöfl. Pallium und das Kreuz erteilt hatte. Der Flächeninhalt des Hochstifts belief sich auf etwa 4900 qkm mit 262000 E., und die jährlichen Einkünfte wurden zu 500000 Fl. angegeben. Während des Dreißigjährigen Kriegs gab der Kanzler Oxenstjerna 1633 dem Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar die Bistümer W. und Bamberg als Herzogtum Franken in Lehn, das aber 1634 wieder aufgelöst und an den Bischof zurückgegeben wurde. Infolge des Friedens zu Lunéville wurde das Bistum W. gleich den übrigen unmittelbaren geistlichen Besitzungen in Deutschland säkularisiert und durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 an das Kurfürstentum Bayern zur Entschädigung für seine verlorenen Rheinprovinzen als ein weltliches Erbfürstentum überlassen, mit Ausnahme einiger Ämter, die an andere Fürsten fielen. Die hervorragendsten Namen unter den 78 Fürstbischöfen, die W. hatte, sind Julius Echter von Mespelbrunn, 1573—1617, und Franz Ludwig von Erthal, 1779—95. Der letzte Fürstbischof, Georg Karl (von Fechenbach), erhielt eine Pension und starb zu Bamberg 9. April 1808. Im Frieden zu Preßburg trat Bayern gegen anderweite Entschädigung das Fürstentum W. 1805 an den ehemaligen Großherzog Ferdinand III. (s. d.) von Toscana ab, der das 1803 zur Entschädigung überlassene Kurfürstentum Salzburg an Österreich überließ, wogegen nun W. statt Salzburg zum *Kurfürstentum Würzburg* erhoben wurde. Am 30. Sept. 1806 trat der Kurfürst Ferdinand dem Rheinbunde bei und nahm nun den Titel *Großherzog von Würzburg* an. Durch Beschluß des Wiener Kongresses erhielt der Großherzog seinen Erbstaat Toscana, W. aber fiel an Bayern zurück. Gegenwärtig bildet das Fürstentum einen Teil des Regierungsbezirks Unterfranken; kleinere Teile desselben fielen aber an Baden und Württemberg. Vgl. Ussermann, »Episcopatus Wirceburgensis« (St. Blasien 1794); Schöpf, »Historisch-statist. Beschreibung des Hochstifts W.« (Hildburgh. 1802); Clarmann, »Geschichte des Stifts W.« (Nürnb. 1803); »Histor. Album der Stadt W. Mit einer geschichtlichen Einleitung von Wegele« (Würzb. 1867); Henner, »Die herzogl. Gewalt der Bischöfe von W.« (Würzb. 1874).

Würzburg, Hauptstadt des ehemaligen Fürstentums Würzburg, jetzt des bayr. Regierungsbezirks Unterfranken, liegt in einem landschaftlich reizenden Thale an beiden Ufern des Mains, über welchen eine 200 m lange, alte steinerne, mit Statuen von Heiligen geschmückte Brücke von acht Bogen und seit 1887 eine neue steinerne Brücke führt; eine dritte Brücke über den Main ist (1886) projektiert. W. bildet den Knotenpunkt der Bayrischen Staatsbahnen nach Ansbach, Bamberg, Nürnberg und Aschaffenburg und der Badischen Staatsbahn Heidelberg-Würzburg und ist Sitz eines Bischofs und bischöflichen Ordinariats und Konsistoriums, eines prot. Distriktsdekanats und eines israelit. Distriktsrabbinats, der Kreisregierung, des Kreisarchivs, eines Bezirksamts, eines Landgerichts (mit Schwurgericht) und zweier Amtsgerichte, und zählt (1885) 55010 vorwiegend kath. E. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich aus das große, 1720—44 im Stile des versailler Schlosses erbaute bischöfl., nun königl. Schloß oder die Residenz, eins der größten, schönsten und sehenswertesten Fürstenschlösser. Die Façade desselben hat eine Länge von 166,6 m, jede Seite eine Breite von 92,2 m und der Bau ist ohne Sockel 21,014 m hoch. Dieses Schloß enthält außer einer sehr schönen Kirche über 300 Säle und Zimmer. Das Treppenhaus ist das großartigste in ganz Deutschland; herrliche Fresken von Tiepolo zieren dasselbe. Durch zwei Stockwerke ragt der majestätische Kaisersaal, den ebenfalls Tiepolo mit Gemälden geschmückt hat. Einzig in seiner Art ist das Spiegelzimmer und mehrere Säle sind mit herrlichen niederländ. und auch würzburgischen Gobelins ausgeschlagen. Hinter dem Schloß liegt ein schöner Garten, in welchen Gitterthore von meisterhafter Schmiedearbeit führen. Ein hervorragender Bau ist auch das 1576 gestiftete große, reiche und trefflich eingerichtete Juliushospital, in dessen Nähe die neuen und allen Anforderungen entsprechenden Institute der Universität (botan. Garten, pathol. und normale Anatomie, physik. und physiol. Institut, mediz. Kollegienhaus u. s. w.) sich befinden. Unter den vielen Kirchen sind bemerkenswert die reichverzierte Domkirche, die seit 1042 von Grund aus wieder aufgebaut wurde, mit der Schönbornschen Kapelle und vielen Denkmalen von Bischöfen; die Marienkapelle, erbaut im 14. Jahrh., eins der schönsten Denkmale altdeutscher Kunst, mit 14 Statuen von Tilmann Riemenschneider aus dem 16. Jahrh.; die Kirche von Stifthaug, 1670—91 neu erbaut, mit majestätischer Kuppel; die Neumünsterkirche mit den Gebeinen des heil. Kilian; die Neubaukirche und die neu restaurierte Minoritenkirche, sowie die jetzt leider als Militärmagazin benutzte Deutschherren-Kirche in dem Stadtteile links des Mains, welche von Kunstkennern als ein Juwel altgot. Baukunst bezeichnet wird. Ansehnliche Gebäude sind auch das Rathaus, die Regierung, die Universität mit der in einem Turme befindlichen Sternwarte, das Schullehrerseminar, das Theater, das Harmoniegebäude, der neue Bahnhof, die Ludwigshalle, die Schrannenhalle, die Maxschule, das neue humanistische Gymnasium, das chem. Laboratorium, die neuen Infanterie- und Artilleriekasernen, die prächtigen Privatbauten in der Ludwigsstraße, in den Ringstraßen und am Kaiserplatz u. s. w. Vor dem Juliushospital steht eine Statue des Fürstbischofs Julius (von Wiedemann); ein Denkmal Walthers von der Vogelweide befindet sich in einer Nische an der äußern (südöstlichen) Seite der Neumünsterkirche, an welche früher das Kloster angebaut war, in dessen Mauern Walther sein Leben schloß. In der Nähe des Walther-Denkmals an der äußern nördl. Seite des Doms ist der Grabstein Riemenschneiders eingefügt. Ferner befindet sich ein Standbild des bekannten Japanreisenden Philipp Franz von Siebold (gest. 1866) von Prof. Roth in München in der Ottostraße und das Standbild des Bürgermeisters Georg von Zürn (gest. 1884) von Prof. Spieß in Rom vor der Ludwigshalle.

Die Universität zu W. wurde 1403 vom Bischof Johann von Eglofstein gegründet, überlebte aber ihren Stifter nicht. Erst 1582 erfolgte die Gründung

einer neuen Hochschule durch den Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn, der die reiche Dotation derselben, sowie des gleichfalls von ihm gestifteten Hospitals meist aus den Gütern und Einkünften der im Bauernkriege und brandenb. Kriege verwüsteten und verlassenen Klöster nahm. Schon in der Absicht des gemeinsamen Stifters hatte es gelegen, das Hospital zum Zwecke des mediz. Studiums mit der Universität in Verbindung zu setzen, und diese Verbindung, sowie die Wirksamkeit tüchtiger Lehrer (Schönlein, Siebold, d'Outrepont, Markus, Textor, Bamberger, Linhart, Scanzoni, Virchow, Kölliker, Gerhardt, Bergmann, Tröltsch, Leube), welche meist zugleich Hospitalärzte sind und waren, erhielten zu allen Zeiten die mediz. Fakultät in hohem Rufe, der zur fortwährenden Blüte der Universität hauptsächlich beitrug. Die theol. und philos. Studien waren bis zur Aufhebung des Jesuitenordens ausschließend in dessen Händen. Einen besondern Aufschwung nahm die Universität unter dem vorletzten Fürstbischof, Franz Ludwig von Erthal (gest. 1795), der im Geiste der fortschreitenden Zeit regierte und helldenkende und gelehrte Männer als Professoren berief. Auch als W. an das Kurhaus Pfalzbayern kam, wurde die Universität sorgfältig gepflegt. Die Abtretung des Fürstentums W. an den vormaligen Großherzog von Toscana, Ferdinand, dagegen hatte einen ungünstigen Einfluß auf den Zustand der Universität; erst als W. 1814 wieder mit Bayern vereinigt wurde, erfreute sich dieselbe eines neuen Lebens. Im Sommersemester 1886 wurde sie von 1406 Studirenden besucht (darunter 797 Mediziner). Die Bibliothek, deren Fonds jährlich 5500 Mark abwirft und vom vormaligen Großherzog von Frankfurt, Karl von Dalberg, gestiftet ist, enthält gegen 200000 Bände, darunter als besondere Sehenswürdigkeit das Evangelienbuch des Frankenapostels Kilian aus dem 7. Jahrh. mit geschnitztem Elfenbeindeckel aus dem 9. oder 10. Jahrh. Das Naturalienkabinett wurde von dem ehemaligen Minoriten, Prof. Blank (gest. 1827), gesammelt und durch spätere Ankäufe ansehnlich vermehrt. Das 1801 von Prof. Dr. Joseph Fröhlich gegründete, in den J. 1811 und 1812 organisierte Musikinstitut ist durch die Neuorganisation am 1. Okt. 1875 in eine alle Fächer musikalischer Unterweisung umfassende Staatsanstalt, in die königl. Musikschule, umgewandelt worden. Unter den wissenschaftlichen Vereinen sind die Medizinisch-Physikalische Gesellschaft, die Historisch-Philologische Gesellschaft, die Chemische Gesellschaft und der Historische Verein besonders nennenswerth.

Nächst der Universität besitzt W. zwei humanistische Gymnasien mit Lateinschulen, ein Realgymnasium, eine Realschule, einen polytechnischen Verein mit Sonn- und Feiertags-, Handwerks- und Fortbildungsschulen, ein kath. geistliches und ein Schullehrerseminar, eine Hebammenschule; ferner, abgesehen von dem Juliushospital, eine Augenheilanstalt (Stiftung des Professors von Welz, 1886 unter Leitung des Professors Michel), eine Taubstummen- und eine Blindenanstalt, das Bürgerhospital und andere wohlthätige Anstalten. Auch bestehen in W. mehrere Mönchs- und Nonnenklöster. Durch die Aufhebung der Festungseigenschaft von W. infolge der Ereignisse im Deutschen Kriege von 1866 ist W. ein Verkehrscentrum von Südwestdeutschland geworden. Die Industrie ist in stetem Fortschreiten begriffen. Hervorzuheben sind die Fabriken für Schaumweine, Bier, Tabak, Kunstwolle, Schnellpressen und Eisenbahnwagen. Sehr bedeutend ist der Handel, besonders mit Wein und Frucht. An der Westseite der Stadt, auf dem linken Ufer des Mains, liegt auf einem 235 m hohen Berge die Feste Marienberg, von 1250 bis 1720 Wohnsitz der Bischöfe, jetzt Kaserne und Militärhof. An einem Abhange dieses Bergs, die Leiste genannt, wächst der Leistenwein, und auf dem nördlich von der Stadt hart am Main gelegenen Steinberge der Steinwein. (S. Frankenweine.) Südlich von dem Marienberge erhebt sich der Nikolausberg mit einem vielbesuchten Aussichtspunkte, dem sog. Käppele, einer Wallfahrtskirche, zu welcher über mehrere Terrassen mit herrlichen aus Stein gehauenen Stationsbildern, Meisterwerken der Bildhauer J. P. Wagner und von Auvera, viele gut erhaltene breite Treppen emporführen. Von der obersten Terrasse vor der Kirche bietet sich ein prächtiges Panorama der Stadt und des Mainthals. Als besondern Schmuck besitzt W. eine Parkanlage, welche den rechts des Mains gelegenen Stadtteil in einem großen, ununterbrochenen Halbkreise umgibt und sich würdig an den bereits erwähnten Hofgarten an der Residenz anschließt. In dem benachbarten ehemaligen Cistercienserkloster Ober-Zell befindet sich die Buchdruckmaschinenfabrik von König und Bauer. Bei W. erlitt 3. Sept. 1793 der franz. General Jourdan eine Niederlage durch Erzherzog Karl, nachdem ihn derselbe schon 24. Aug. bei Amberg geschlagen hatte. Im Deutschen Kriege von 1866 endete bei W. der Feldzug der preuß. Mainarmee gegen die deutsche Bundesarmee mit dem Bombardement der Feste Marienberg 27. Juli und dem Einzug der Preußen in W. unter Manteuffel 2. Aug. Am 9. Sept. 1866 verließen die preuß. Truppen W. wieder. Die Entfestigung des am rechten Mainufer gelegenen Stadtteils, 1869 begonnen, wurde großenteils schon bis 1874 durchgeführt und 1887 vollendet.

Vgl. Heffner, «W. und seine Umgebungen» (Würzb. 1871); Scharold, «Beiträge zur ältern und neuern Chronik von W.» (2 Bde., Bamb. 1818–19); Ogg, «Entwickelungsgeschichte der Stadt W.» (herausg. von A. Schäffler, Würzb. 1880); Hubert, «Neuer Führer durch W. und Umgebungen» (2. Aufl., Würzb. 1882); Schlereth, «Die Kreishaupt- und Universitätsstadt W. und ihre Umgebungen» (Würzb. 1882).

Würzburg (Konrad von), s. Konrad von Würzburg.

Würze (Bierwürze), s. unter Bier und Bierbrauerei (technisch).

Wurzel ist in der Botanik die Bezeichnung für jedes Achsenorgan der Gefäßpflanzen, welches weder Blätter noch Blattanlagen erzeugt und an seiner Spitze durch Teilungen einer Scheitelzelle oder einer Gruppe von Zellen, die sich am Scheitel befinden, fortwächst. Außer durch den Mangel der Blattanlagen unterscheiden sich die Vegetationsspitzen der Wurzelachsen von denjenigen der Stammachsen noch dadurch, daß sie von einem haubenähnlichen Zellkomplex, der sog. Wurzelhaube, bedeckt sind. Im gewöhnlichen Leben bezeichnet man außerdem auch jedes unterirdisch wachsende Stammorgan, das in physiol. Hinsicht häufig die W. ersetzt, als W., in der wissenschaftlichen Terminologie hat man dafür das Wort Rhizom eingeführt. Alle Rhizome können sowohl durch das Vorhandensein von Blattanlagen, wie durch den Mangel

der Wurzelhaube sehr leicht von den echten W. unterschieden werden.

An jedem fertig ausgebildeten Embryo der Gefäßkryptogamen und Phanerogamen findet sich bereits eine Wurzelanlage, dieselbe besteht in den Samen der Phanerogamen meist schon aus einem deutlich entwickelten Würzelchen oder doch wenigstens aus einer Gruppe von Zellen, aus denen nachweisbar die spätere W. hervorgeht; das letztere ist auch bei den Embryonen der Gefäßkryptogamen der Fall. Diese Wurzelanlage entwickelt sich beim Auswachsen des Embryos zur Keimpflanze als sog. Hauptwurzel oder erste W. Das weitere Schicksal dieser W. ist jedoch bei den einzelnen Pflanzengruppen verschieden. Bei den meisten Dikotyledonen zeigt dieselbe lange Zeit hindurch lebhaftes Wachstum an ihrer Spitze und wird zur sog. Pfahlwurzel, die gewöhnlich senkrecht nach abwärts vordringt und besonders bei baumartigen Gewächsen durch Dickenwachstum einen bedeutenden Durchmesser erreicht. Dasselbe gilt auch für die meisten Gymnospermen. Bei den Monokotyledonen und Gefäßkryptogamen stirbt in der Regel die erste W. bald ab, oder sie unterscheidet sich in ihrer Weiterentwickelung nicht von den später entstehenden Wurzelorganen. Die Verzweigung der Hauptwurzel ist gewöhnlich eine ziemlich regelmäßige, in einiger Entfernung von der fortwachsenden Spitze werden nach verschiedenen Seiten Seitenwurzeln gebildet, welche endogen, also im Innern der W., angelegt, die Wurzelrinde durchbrechen und anfangs senkrecht zur Achse des Mutterorgans stehen. Später krümmen sie ihre Spitze nach unten und wachsen meist in einem bestimmten Winkel zur Lotrechten schief nach abwärts. Die Anlage der Seitenwurzeln erfolgt nicht immer streng akropetal, wie die der Blätter oder der normalen Zweige an den Stammachsen, sondern auch in weiterer Entfernung von der Spitze können häufig noch junge Seitenwurzeln hervorbrechen. Jede Seitenwurzel kann nun ihrerseits wieder Verzweigungen in derselben Weise bilden und die dadurch entstehenden Seitenwurzeln zweiten Grades können wieder solche dritten Grades u. s. f. erzeugen, sodaß das ganze Wurzelsystem einer ältern dikotyledonischen Pflanze eine außerordentlich reiche Verteilung aufweisen kann, die feinsten Auszweigungen letzten Grades werden häufig als Wurzelfasern oder Wurzelzasern bezeichnet.

In den Fällen, wo die Hauptwurzel bald abstirbt, wie bei den Monokotyledonen, unterbleibt naturgemäß eine derartige Verzweigung. Das ganze Wurzelsystem besteht hier aus Neben- oder Adventivwurzeln, die sich nicht aus einem Wurzelorgan, sondern aus andern Pflanzenteilen entwickeln. Bei den meisten Monokotyledonen entspringen zahlreiche Nebenwurzeln aus den untersten Internodien der Stengel, und da sich dieselben ziemlich gleichmäßig entwickeln, so bildet sich ein Wurzelsystem von zahlreichen einzelnen Fasern, welches man als Büschelwurzel oder Faserwurzel bezeichnet, wie es z. B. besonders schön bei vielen Gräsern der Fall ist. Derartige Adventivwurzeln finden sich übrigens in der eben geschilderten Weise auch bei mehrern Dikotyledonen, besonders bei krautartigen Gewächsen. Außerdem werden häufig Nebenwurzeln an solchen Pflanzen gebildet, die Ausläufer treiben; an den Knotenstellen dieser Gebilde, die dem Boden aufliegen, entstehen dann ganz den Faserwurzeln der Monokotyledonen ähnliche Büschel, wie z. B. an den Ausläufern der Erdbeere. Auch bei den meisten Gewächsen, die Rhizome besitzen, werden die Adventivwurzeln gewöhnlich an den Knotenstellen, häufig aber auch an den Internodien gebildet. Die Entwickelung der Adventivwurzel erfolgt ebenso wie die der Seitenwurzeln endogen, und die jungen Wurzeln müssen erst die Rinde der betreffenden Stengel- oder Rhizompartien durchbrechen, ehe sie in den Boden eindringen können. Die in der Gärtnerei auf die verschiedenste Weise ausgeführte Vermehrung von Pflanzen mittels Stecklinge oder einzelner Blätter, Knospen u. dgl. kann gleichfalls nur durch Neubildung von Adventivwurzeln an den betreffenden Pflanzenteilen erfolgen.

Zu den Adventivwurzeln gehören auch die sog. Luftwurzeln, wie sie z. B. bei zahlreichen epiphytisch wachsenden Orchideen und Aroideen vorkommen, sie erreichen oft eine bedeutende Länge und sind wenig oder gar nicht verzweigt; in den Boden dringen sie in der Regel nicht ein, sondern hängen meist frei herab oder legen sich an Baumstämme mehr oder weniger dicht an. Die Luftwurzeln vieler Orchideen besitzen eine eigentümliche Rindenschicht, die Wurzelhülle, die aus tracheidenähnlichen, spiralig verdickten Zellen besteht. Diese Hülle gibt den W. ein weißglänzendes Aussehen, da ihre Zellen meist mit Luft gefüllt sind. Bei vielen Aroideen dienen die Luftwurzeln als Haftorgane, mittels deren sich die kletternden Stengel an Baumstämmen u. dgl. befestigen, auch dringen sie nicht selten in den Boden ein; da sie aber verhältnismäßig schwach gebaut sind, so können sie nicht eigentlich als Stützwurzeln betrachtet werden. Adventivwurzeln, die als Stützorgane dienen sollen, müssen naturgemäß strebefest gebaut sein, also einen größern Durchmesser und peripherische Lagerung der festen Gewebe besitzen. Derartige W. finden sich besonders in den Familien der Pandaneen und Rhizophoreen, deren Arten meist große baumartige Formen darstellen, die auf einem ausgebreiteten System von Stützwurzeln wie auf Pfeilern ruhen. (Vgl. Rhizophora.) Auch in andern Gattungen kommen ähnliche Erscheinungen vor, so bei dem heiligen Feigenbaum, Ficus religiosa *L.*, dessen weit ausgebreitete Zweige gleichfalls auf einer großen Anzahl säulenförmiger, sehr starker W. ruhen, sodaß es aussieht, als wenn mehrere dicke Stämme in ihren Kronen miteinander verwachsen wären. Bei mehrern Kletterpflanzen, wie z. B. beim Epheu, wird die Befestigung der Stengel nicht durch Ranken oder ähnliche Organe, sondern durch sog. Klammerwurzeln, die ebenfalls den Adventivwurzeln zuzurechnen sind, bewirkt; diese legen sich den Mauern oder Baumstämmen, an denen jene Pflanzen emporklettern, dicht an, dringen in die Vertiefungen derselben ein und sind nicht nur im Stande, die nötige Festigkeit zu gewähren, sondern auch die Aufnahme der Nährstoffe zu besorgen. Die sog. Haustorien vieler parasitischen Gewächse haben zwar dieselbe Funktion, doch weichen sie im Bau wesentlich von den W. ab. (Vgl. Haustorien und Viscum.)

Die äußere Form der W. ist eine sehr verschiedene, die meisten sind cylindrisch gestaltet, und von den feinsten Faserwurzeln mit sehr geringem Durchmesser bis zu den mächtig entwickelten baumstarken W. vieler Dikotyledonen und Gymnospermen sind

alle Übergänge vorhanden. Knollenartig ausgebildete W. finden sich bei Orchideen, wo sie entweder kugelige Gestalt besitzen oder handförmig geteilt sind (vgl. Orchis), ferner bei mehrern Cruciferen, z. B. beim Rettich, Radieschen u. dgl., wo sie an ihrem untern Ende zugespitzt sind und sich schon mehr der spindelförmigen Gestalt nähern, wie sie bei den Möhren und andern Umbelliferen sich findet. Alle knollenförmigen W., mögen sie nun echte W. oder Adventivwurzeln, wie die der Orchideen darstellen, sind meist fleischig entwickelt und enthalten reichlich Stärkemehl oder andere Reservestoffe.

Die Strukturverhältnisse der W. zeigen insofern große Übereinstimmung, als fast sämtliche W. ein centrales, radial gebautes Gefäßbündel besitzen. (Vgl. Gefäßbündel.) In den einzelnen Pflanzengruppen wechselt nur die Anzahl der Gefäßplatten, sodaß z. B. die Mehrzahl der Monokotyledonen in ihren W. sog. polyarche Gefäßbündel, d. h. mit zahlreichen strahlig angeordneten Gefäßteilen versehene Bündel, die meisten Dikotyledonen, Gymnospermen und Gefäßkryptogamen dagegen sog. oligarche Bündel, d. h. solche mit einer geringen Anzahl von Gefäßteilen besitzen. An der Peripherie dieses centralen Stranges werden in der Regel die Seitenwurzeln angelegt, sodaß dieselben, ehe sie nach außen treten können, die mehr oder weniger starke Wurzelrinde, wie schon erwähnt wurde, durchbrechen müssen. Bei denjenigen W., die kein Dickenwachstum zeigen, also bei denen der Gefäßkryptogamen, der meisten Monokotyledonen und vieler krautartiger Dikotyledonen bleiben die geschilderten anatom. Verhältnisse im wesentlichen für die ganze Lebensdauer der W. erhalten; bei den übrigen Dikotyledonen und den Gymnospermen tritt sehr bald in ähnlicher Weise, wie in den Stammorganen, auch in den W. Dickenwachstum ein, und infolge dessen gleicht der anatom. Bau der ältern W. fast ganz dem der Stämme und nur an Stelle des Markes der letztern finden sich in den W. auch später noch die radial gestellten Gefäßteile vor.

Das Längenwachstum der W. findet nur in den äußersten Spitzen statt, und schon in einer Entfernung von etwa 10 mm von dem Vegetationspunkte ist das intercalare Wachstum beendet. An dieser Partie und an den noch etwas weiter zurückliegenden wachsen die einzelnen Epidermiszellen zu langen schlauchförmigen Haaren, den sog. Wurzelhaaren aus, welche zwischen die einzelnen Gesteinspartikelchen des Bodens eindringen und hier durch Diosmose das für die Ernährung nötige Wasser, sowie die übrigen Nährstoffe in gelöster Form aufnehmen. (Vgl. Wurzelhaare.) Außer der Funktion der Nahrungsaufnahme haben die W. vor allem noch die Befestigung der Pflanzen im Boden zu übernehmen, und diese muß in vielen Fällen eine sehr ausgiebige sein. Denn bedenkt man, welcher gewaltigen Kraft, z. B. durch Einwirkung starker Luftströmungen, auf einen reich belaubten Baum im Wurzelsystem das Gleichgewicht gehalten werden muß, so ist klar, daß der Widerstand, den dasselbe dem Zerreißen entgegenzusetzen hat, sehr bedeutend werden kann. Nur bei den frei schwimmenden Wasserpflanzen fällt die Befestigung der W. im Boden fort, und dieselben dienen dann ausschließlich der Nahrungsaufnahme.

Wurzel wird in der Mathematik jede Größe genannt, insofern sie mehrmals mit sich selbst multipliziert eine Potenz (s. d.) oder Dignität hervorbringt. So ist 2 W. von 4, 8, 16 u. s. w., weil $2 \cdot 2 = 4$; $2 \cdot 2 \cdot 2 = 8$; $2 \cdot 2 \cdot 2 \cdot 2 = 16$. Im erstern Falle sagt man: 2 ist die Quadratwurzel oder zweite W. von 4; im andern Falle: 2 ist die Kubikwurzel oder dritte W. von 8; und im dritten Falle: 2 ist die Biquadratwurzel oder vierte W. von 16. Aus einer gegebenen Zahl eine bestimmte W. ausziehen heißt daher diejenige Zahl finden, die mehrmals mit sich multipliziert oder auf eine bestimmte Potenz erhoben (z. B. bei der vierten W. auf die vierte Potenz) die gegebene Zahl oder Größe hervorbringt. Die meisten W. von Zahlen sind irrational.

Das Zeichen $\sqrt{}$, Wurzelzeichen oder Radikalzeichen genannt, ist ursprünglich ein lat. r (radix), m wird der Wurzelexponent, a der Radikand genannt; die mit dem Wurzelzeichen behafteten Größen nennt man Wurzelgrößen.

Um die Quadratwurzel aus einer gegebenen Zahl zu ziehen, muß man die Form aufsuchen, welche das Quadrat eines Ausdrucks wie

$$ax^m + bx^{m-1} + cx^{m-2} + dx^{m-3} + \text{etc.}$$

erhält. Sie ist, wenn man die bekannten, bei der Quadratwurzelausziehung anwendbaren Rechnungsvorteile mit in Erwägung zieht, folgende:

$$\begin{aligned} & a^2 x^{2m} \\ & + [2ax + b]\, bx^{2m-2} \\ & + [2(ax + b)x + c]\, cx^{2m-4} \\ & + [2(ax^2 + bx + c)x + d]\, dx^{2m-6} \\ & + \text{etc.} \end{aligned}$$

Wenn nun x die Grundzahl unsers Zahlensystems, also 10, dagegen a b c d einzifferige Zahlen bedeuten, sodaß z. B. in 7294 $m = 3$, $a = 7$, $b = 2$, $c = 9$, $d = 4$ ist, so ist nach dem Obigen das Quadrat von $7294 = 7^2 \cdot 1\,000\,000 + 2 \cdot 7 \cdot 2 \cdot 100000 + 2^2 \cdot 10000 + 2 \cdot 72 \cdot 9 \cdot 1000 + 9^2 \cdot 100 + 2 \cdot 729 \cdot 4 \cdot 10 + 4^2$.

Hätte man also umgekehrt aus 53202436 die Quadratwurzel auszuziehen, so würde man zunächst die Millionen abgrenzen (im vorliegenden Falle 53) und aus ihnen die Quadratwurzel ziehen, also hier $a = 7$; den Rest 4 hat man dann zu den Hunderttausenden zu schlagen und in diese mit 2a zu dividieren, um b zu finden; doch hat man dies b so zu bestimmen, daß sich auch noch b^2 vom Rest der Hunderttausende nebst den Zehntausenden abziehen läßt. Im vorliegenden Falle gibt also die Division mit $2 \cdot 7 = 14$ in 42 nicht 3, weil sich 3^2 nicht noch von den Zehntausenden würde abziehen lassen, sondern man muß vielmehr $b = 2$ nehmen. Den Rest der Zehntausende schlägt man dann zu den Tausenden, dividiert mit $2a \cdot 10 + b$ und findet dadurch c u. s. w. Die Rechnung stellt sich demnach so:

$$\begin{array}{rl} & \quad\ \ \text{abcd} \\ & 53|20|24|36 \mid 7294 \\ a^2 = & \underline{49} \\ 2a = 14 : & \overline{42 \cdot 0} \\ 2ab \cdot 10 + b^2 = & \underline{284} \\ 2 \cdot 72 = 144 : & \overline{136\,2 \cdot 4} \\ 2 \cdot 72 \cdot 9 \cdot 10 + 9^2 = & \underline{130\,41} \\ 2 \cdot 729 = 1458 : & 5833 \cdot 6 \\ 2 \cdot 729 \cdot 4 \cdot 10 + 4^2 = & \underline{58336} \\ & \quad 0 \end{array}$$

Um die Kubikwurzel aus einer gegebenen Zahl auszuziehen, entwirft man zunächst eine Tafel der Kuben (s. Kubus) aller ganzen Zahlen von 1 bis 9:

Zahl: 1 2 3 4 5 6 7 8 9
Kubus: 1 8 27 64 125 216 343 512 729.

Aus dem eigentümlichen Verfahren, eine mehrzifferige Zahl zum Kubus zu erheben, ergibt sich das für die Ausziehung der Kubikwurzel. So wie dort die einzelnen erhaltenen Produkte addiert werden mußten, so müssen hier dieselben zu suchenden Stücke nach und nach subtrahiert werden. Um aus einer gegebenen ganzen Zahl die Kubikwurzel zu ziehen, schneide man 1) rechts von den Einern anfangend, in derselben je drei Ziffern ab, und so fort, so oft es angeht. Jede solche Abteilung heißt eine Klasse; die höchste (am weitesten links stehende) Klasse hat oft nur zwei oder eine Ziffer; dann sucht man 2) in der Tafel den größten Kubus (in nachstehendem Beispiel 125), welcher sich von der Zahl in der höchsten Klasse (143) subtrahieren läßt, führt die Subtraktion aus und notiert die entsprechende Kubikwurzel (5) als erste Ziffer des Resultats; 3) an den Rest (18) hängt man die drei Ziffern der nächsten Klasse (055) und setzt vor die nun erhaltene Zahl (18055) das dreifache Quadrat des bisherigen Resultats ($3 \cdot 5 \cdot 5 = 75$) als Divisor; 4) man dividiert, läßt aber die zwei letzten Ziffern (55) des Dividenden unberücksichtigt; der Quotient (2) ist die zweite Ziffer des Resultats; man macht nun die erste Nebenrechnung: zunächst gibt man sich das Produkt des Divisors (75) und des erhaltenen Quotienten (2) an ($75 \cdot 2 = 150$), sodann das dreifache Produkt der ersten Zahl (5) und des Quadrats der zweiten Zahl ($3 \cdot 5 \cdot 2 \cdot 2 = 60$), endlich den Kubus der zweiten Zahl ($2 \cdot 2 \cdot 2 = 8$), setzt dann diese drei Zahlen untereinander, aber jede um eine Stelle weiter nach rechts gerückt, als die vorhergehende, und addiert; die Summe (15608) zieht man nun in der Hauptrechnung von 18055 ab; an den Rest (2447) hängt man die Ziffern der nächsten Klasse (667) und verfährt nun mit der Zahl 2447667 und dem bisherigen Resultat 52 genau so, wie vorher mit der Zahl 18055 und dem Resultat 5; man dividiert also mit $3 \cdot 52 \cdot 52 = 8112$ in 24476 und schreibt den Quotienten (3) als dritte Ziffer und stellt in der zweiten Nebenrechnung die Produkte $8112 \cdot 3$, ferner $3 \cdot 52 \cdot 3 \cdot 3$ und $3 \cdot 3 \cdot 3$ wie in der ersten Nebenrechnung schräg unter einander, addiert dieselben und zieht die Summe in der Hauptrechnung ab, wobei letztere aufgeht. Es ist also 523 die gesuchte Kubikwurzel von 143055667.

Hauptrechnung

$$
\begin{array}{rl}
 & \sqrt{143|055{,}667} = 523 \\
 & 125 \\
75: & 18055 \\
 & 15608 \\
8112: & 2447667 \\
 & 2447667 \\
 & 0
\end{array}
$$

Erste Nebenrechnung

$$
\begin{array}{rr}
2 \cdot 75 = & 150 \\
3 \cdot 5 \cdot 2 \cdot 2 = & 60 \\
2 \cdot 2 \cdot 2 = & 8 \\
 & 15608
\end{array}
$$

Zweite Nebenrechnung

$$
\begin{array}{rr}
8112 \cdot 3 = & 24336 \\
3 \cdot 52 \cdot 3 \cdot 3 = & 1404 \\
3 \cdot 3 \cdot 3 = & 27 \\
 & 2447667
\end{array}
$$

In der Algebra versteht man unter den Wurzeln einer Gleichung die Werte der Unbekannten, welche der Gleichung genügen.

Wurzel heißt in der Sprachwissenschaft derjenige Teil des Wortkörpers, welcher übrigbleibt, wenn sämtliche Suffixe (s. d.), sowohl die stammbildenden wie die Flexionssuffixe, abgetrennt werden, z. B. im Gotischen satjith (er setzt) ist th das Suffix der dritten Person des Singulars, ji ein stammbildendes Suffix, die W. also sat. An der W. haftet der eigentliche Bedeutungs- (Vorstellungs-) inhalt des Wortes, der durch die Suffixe nur modifiziert wird. Nach der gewöhnlichen Theorie der Sprachwissenschaft ist die W. stets einsilbig; wenn die betreffenden Sprachen als letzte Elemente des Wortes nicht mehr Einsilbigkeit aufweisen, nimmt man eine noch frühere Periode einsilbiger W. an, z. B. in den semit. Sprachen. Die W. der indogerman. Sprachen sind in ihrer Lautgestalt wandelbar durch den sog. Ablaut der Vokale (s. Ablaut und Komparation), z. B. im Gotischen sitan (sitzen), satjan (setzen), Wurzelsilbe sit- oder sat-. Wandelbarkeit des Wurzelvokals haben, wenn auch in anderer Weise, ebenfalls die semit. Sprachen (z. B. hebräisch katal, er tötete, Infinitiv ktol), wie auch andere. Auf die Bedeutung der W. für die Analyse des Wortes sind zuerst die ind. Grammatiker aufmerksam geworden, die auch bereits Wurzelverzeichnisse (dhâtupâtha) angelegt haben. Die indogermanischen W. behandelt Pott, »Wurzelwörterbuch der indogerman. Sprache« (Detm. 1867—76).

Wurzelausschlag, s. Stockausschlag.

Wurzelblätter (folia radicalia) nennt man in der Botanik unrichtigerweise diejenigen Blätter, die an der Basis der Stengel stehen, weil es bei dieser Art der Insertion den Anschein hat, als kämen die Blätter direkt aus der Wurzel.

Wurzelbrut, soviel wie Wurzelausschlag.

Wurzeldruck, soviel wie Wurzelkraft.

Wurzelfarne, soviel wie Rhizocarpeen, s. unter Farn, Bd. VI, S. 583[a].

Wurzelfäule nennt man in der Botanik verschiedene Fäulniserscheinungen an Baumwurzeln. Dieselben werden meist durch die Einwirkung parasitischer Pilze, besonders des sog. Hallimasch (s. d.), hervorgerufen, entstehen aber auch nicht selten durch zu große Feuchtigkeit des Bodens, sowie durch andere noch nicht näher bekannte Ursachen.

Wurzelfüßer (Rhizopoda) heißen meist mikroskopische Tiere, welche dem Kreise der Urtiere angehören, und deren Körper aus einer schleimigen, mit Körnchen erfüllten Substanz, Sarcode oder Protoplasma genannt, besteht, die sowohl zur Ortsbewegung als zur Ernährung aus- und einziehbare Fortsätze bildet. Diese Fortsätze können beim Mangel einer besondern Haut miteinander verschmelzen, und in ihnen findet eine lebhafte Körnchenströmung statt. Selten nur sind die W. nackt und dann einem Klümpchen Schleim vergleichbar. Meist haben sie ein inneres, strahlenförmig angeordnetes Kieselgerüst oder noch häufiger eine äußere, oft sehr niedlich gebildete Kalkschale. Zuweilen sind sie einfach, meist aber zusammengesetzt. Die meisten leben im Meere. Über ihre systematische Einteilung s. u. Protozoen. Von Schriften hierüber sind hervorzuheben: M. Schultze, »Über den Organismus der Polythalamien« (Lpz. 1854) und »Über das Protoplasma der Rhizopoden« (Lpz. 1863); ferner E. Haeckel, »Die Radiolarien« (Berl. 1862).

Wurzelhaare heißen die an den jüngsten Partien der Wurzeln vorhandenen Haare, welche die Aufnahme der Nährstoffe aus dem Boden ermöglichen. Durch die reichliche Ausbildung von W. wird die Oberfläche der jungen Wurzeln um ein Bedeutendes vergrößert, und damit wächst natürlich auch ihre Fähigkeit, einem verhältnismäßig

größern Bodenvolumen die notwendigen Nährstoffe zu entnehmen. Die letztern finden sich jedoch nicht alle im Boden gelöst vor und können deshalb nicht direkt durch Diosmose in das Innere der W. gelangen. Es ist also notwendig, daß dieselben erst zum Teil in Lösung übergeführt werden, und dies kann durch die W. geschehen, weil sie ein in seinen chem. Eigenschaften nicht genau bekanntes sauer reagierendes Sekret absondern, mittels dessen es möglich wird, geringe Mengen der Gesteinspartikelchen aufzulösen und so für die Ernährung der Pflanze nutzbar zu machen. Da die W. zwischen die einzelnen Partikelchen des Bodens einzudringen und sich denselben dicht anzulegen vermögen, so kann hierdurch bei reich verzweigtem Wurzelsystem eine weitgehende Ausnutzung eines an Nährstoffen relativ armen Bodens stattfinden. Eigentümlich ist es, daß bei reichlicher Darbietung von Nährstoffen, wie dies z. B. in Nährstofflösungen (vgl. Ernährung der Pflanzen) stattfindet, die Ausbildung der W. in der Regel unterbleibt. Hier ist eben eine Oberflächenvergrößerung der aufnehmenden Partien nicht notwendig, und es brauchen deshalb auch keine W. entwickelt zu werden.

Wurzelhaarstern (Rhizocrinus lofotensis, Tafel: Stachelhäuter, Fig. 1) heißt ein bis 7 dm groß werdender Haarstern, der von dem norweg. Naturforscher M. Sars in bedeutenden Tiefen (von 200 bis 600 m) entdeckt wurde. Der Stiel löst sich am freien Ende in wurzelartige Ranken auf, mittels welcher das Tier sich an den Boden befestigt. Der verhältnismäßig kleine Kelch ist von fünf, mit ziemlich ansehnlichen, seitlichen Fiederchen besetzten Mundtentakeln umgeben.

Wurzelhals nennt man in der beschreibenden Botanik die Grenzpartie zwischen Wurzel und Stamm, die gewöhnlich ungefähr an der Oberfläche des Bodens liegt.

Wurzelhaube, soviel wie Wurzelhülle, s. unter Wurzel (botan.).

Wurzelknollen, s. unter Knollen.

Wurzelkraft oder Wurzeldruck nennt man diejenige Kraft, mittels welcher infolge der endosmotischen Thätigkeit der das Wasser aufnehmenden Partien der Wurzel das letztere in den Gefäßen der Pflanze emporgedrückt wird. Die W. spielt jedenfalls eine gewisse Rolle beim Emporschaffen des Wassers in der Pflanze, doch ist sie viel zu gering, um die Leitung desselben bis zu den Spitzen höherer Gewächse zu erklären, sie erreicht noch nicht einmal die Höhe einer Atmosphäre und kann deshalb nur krautartige niedere Pflanzen genügend mit Wasser versorgen, und selbst dies nur unter gewissen günstigen Bedingungen. Bei manchen Pflanzen, besonders beim Weinstock, macht sich die W. durch das sog. Bluten, d. h. durch den reichlichen Austritt von Wasser aus den Schnittstellen der Reben bemerklich. Die Menge des ausgeschiedenen Wassers hängt wesentlich von der Bodenfeuchtigkeit und der Temperatur ab. Auch die Gewinnung des sog. Birkenweins (s. Birke) beruht auf dem durch die W. im Frühjahr bewirkten Emporpressen von Wasser im Stamme der Birke.

Wurzelkrebse, s. u. Cirrhipeden. — **Wurzellaus,** soviel wie Reblaus. — **Wurzelmaus,** s. u. Wühlmaus. — **Wurzelmütze,** soviel wie Wurzelhülle, s. u. Wurzel (botan.). — **Wurzelpilz,** Baumkrankheit, s. unter Baum.

Wurzelquallen (Rhizostomidae) heißt eine Familie der Quallen (s. unter Akalephen) von scheibenförmiger Gestalt mit acht Mundarmen, die ebenso wie der Lippenrand derart verwachsen sind, daß ein eigentlicher centraler Mund, der den Jugendformen noch zukommt, verschlossen wird und die Ernährung durch zahlreiche kleine Löcher der Arme, die in ein in den Magenraum sich öffnendes System von Saugröhren führen, geschieht. Die oft sehr ansehnliche Dimensionen erreichenden Arten finden sich vorzüglich in wärmern Meeren.

Wurzelschneidemaschinen werden in der Landwirtschaft benutzt, um die an das Vieh zu verfütternden Wurzelgewächse, namentlich Rüben, zu zerkleinern. Die W. bestehen in der Hauptsache aus dem vierbeinigen Gestelle, aus der Schneidevorrichtung, meistens ein mit Messern versehenes Schwungrad, und aus dem Zuleitungstrichter.

Wurzelschwämmchen, soviel wie Wurzelhülle, s. unter Wurzel (botan.).

Wurzeltöter, s. Rhizoctonia.

Wurzelzasern, s. Wurzel (botan.).

Wurzen, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Leipzig, 25 km östlich von Leipzig an der Mulde, Station der Linien Leipzig-Riesa-Dresden und Glauchau-W. (Muldenthalbahn) der Sächsischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1885) 12006 E. Das vorzüglichste Gebäude der Stadt ist die Domkirche, mit zwei Türmen, die 1114 eingeweiht, nach wiederholten Bränden erweitert und 1817—18 gänzlich renoviert wurde. Die St. Wenceslai- oder Stadtkirche ist spätern Ursprungs. Eine steinerne Brücke führt seit 1830 über die Mulde, neben welcher 1837 die Eisenbahnbrücke angelegt wurde. Von Unterrichtsanstalten bestehen ein Gymnasium und eine landwirtschaftliche Schule. Auch hat W. eine Poliklinik und ein städtisches Krankenhaus. Von den größern gewerblichen Etablissements sind zu nennen: eine Papierfabrik, eine Tapetenfabrik, eine Teppichfabrik, eine Möbelfabrik, Pianofortefilzfabrik, Eisengießereien, Cigarren-, Kartonnagen-, Maschinenfabriken, eine Dampf- und eine große Kunstmühle mit Bisquitbäckerei. W. wurde von den Sorbenwenden gegründet und kommt schon frühzeitig als Stadt vor. Gleichzeitig mit der Erbauung der Domkirche errichtete hier 1114 der meißnische Bischof Herwig ein Kollegiatstift, welches mit der Reformation protestantisch wurde. Nach Einführung der Reformation im Domkapitel resignierte 1581 der Bischof Johann von Haugwitz, und es kam das Stift Meißen nebst W. an das Kurhaus Sachsen. W. war 1542 Schauplatz des sog. Fladenkriegs. Im Dreißigjährigen Kriege wurde die Stadt durch die Schweden in der Charwoche 1637 großenteils niedergebrannt, 1643 unter Torstenson ausgeplündert und im folgenden Jahre so hart mitgenommen, daß die meisten Einwohner auswanderten.

Würzfeuer, s. Johannisfeuer.

Wüste nennt man einen großen, keineswegs immer ebenen Landstrich, welcher infolge großer Armut oder völligen Mangels an Wasser des Pflanzenwuchses entbehrt und daher unbewohnbar ist. Mit der Steppe (s. d.) teilt die W. den Charakter ermüdender Einförmigkeit, unterscheidet sich aber von dieser wesentlich darin, daß sie, dem Menschen und den mächtigen Einflüssen der Vegetation völlig unbezwingbar und in ihrer ursprünglichen Roheit verharrend, nichts als nackte und tote Einöden darbietet. Der Wüstenboden besteht entweder aus starren, steinigen Massen, oder er ist mit kiesartigem,

nicht selten mit leichtbeweglichem Flugsande bedeckt, oder auch aus Salzbänken, kochsalz- und kalireichem Sande zusammengesetzt. Danach unterscheidet man Stein- oder Felsenwüsten, Sandwüsten und Salzwüsten. Die Sandwüsten gleichen bald an Einförmigkeit und Unabsehbarkeit den weiten Spiegelflächen des Meers, bald durch ihre Sanddünen einer wildbewegten See. Die Völker Afrikas und Asiens nennen sie daher auch Sandmeer, wie das Kamel, ohne welches keine Durchwanderung großer Wüstenstrecken möglich wäre, von den orient. Dichtern den Namen des Landschiffs oder Schiffs der W. (Sefynet el-badyet) erhalten hat. Doch ist die Eintönigkeit nur im großen und ganzen Charakter der W. Es finden sich in ihr auch manche Unterschiede in Form und Bekleidung der Oberfläche, die freilich dem Auge der Fremden oft kaum bemerkbar sind, während der Araber, der Sohn der W. (Bedawin), in seiner reichen Sprache eine Menge Benennungen für dieselben hat. Es kommen in der Sand- und in der Steinwüste Unterbrechungen, Klippen, Hügelketten, ja selbst in der nordafrikanischen W., die man lange fälschlich als eine Tiefebene angesehen hat, sogar förmliche Gebirge vor, ferner wasserlose Schluchten und Spalten, Flußthäler oder Wadi (s. d.) und Seebecken, deren Wasser in der heißen Jahreszeit meist wieder versiegen, wie die Flüsse, die hier und da aus den umliegenden Randgebirgen herabströmen, sich im Sande verlieren und verdunsten. Auch gibt es, abgesehen von den Flachthälern, einzelne infolge perennierender Quellen oder unterirdisch verrinnender Wadigewässer und angesammelter Dammerde entstandene fruchtbare, oft mit üppiger Vegetation geschmückte Landstriche (Oasen), die einzig möglichen Wohnsitze für Menschen.

Die Ursache der W. ist, ähnlich derjenigen der Steppen eine klimatische. Teils liegen die W. im Bereiche vertikal abwärts gerichteter Luftbewegung, welche auf den Oceanen die Kalmen der Wendekreise erzeugt, teils aber sind sie in centralen Mulden der Festlandflächen zu finden, umgeben von Gebirgswällen, welche die Regenwinde brechen. Beides bewirkt Lufttrockenheit und Armut an Niederschlägen. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß die Alte Welt, und in ihr wieder die sog. suptropische, die ausgedehntesten Wüstengebiete besitzt. Durch die Alte Welt zieht, abgesehen von dem Binnenlande des südl. Hochafrika, mit einzelnen wenigen Unterbrechungen ein ungeheuerer Wüstengürtel von dem Atlantischen Ocean bis an den äußersten Ostrand Centralasiens in einem gegen 15000 km langen, südwärts gewölbten Bogen. Dieser Gürtel beginnt mit der nordafrikanischen W. Sahara (s. d.). Gegen Osten finden sich drei Einsenkungen des Bodens, die in dieser Richtung an Größe und Wasserfülle zunehmen; die Depression der Oasenreihe im Westen von Ägypten und Nubien, das Nilthal und das Bassin des Roten Meers, drei Querfurchen, welche, diesen Wüstenstrich unterbrechend, drei von der Natur vorgezeichnete Kommunikationswege zwischen dem Süden und dem Norden bilden und das ägypt.-nubische Wüstengebiet als unmittelbare Fortsetzung der Sahara begrenzen. Jenseit des Isthmus von Suez und des Roten Meers beginnt die Wüste des Peträischen Arabien mit der felsigen und klippigen Halbinsel des Sinai; daran schließt sich der Wüstenring, welcher im Innern der großen Halbinsel Arabien das fruchtbare Nedschd umgibt, und weiter nordwärts von diesem, in dem zwischen dem Hochland von Palästina, Syrien und dem Euphrat gelegenen Tieflande, die Syrisch-Arabische W. Jenseit des Schat-el-Arab, jenseit des Persischen Meerbusens und der westiranischen Bergterrassen, setzen den Wüstengürtel die W. des iranischen Plateau fort, die als ungeheuere Sand- und Salzsteppen (Bejaban) ganz Persien von der Nähe des Kaspischen bis zum Indischen Meere hin durchschneiden, die salz- und kalireichen W. von Irak-Adschem, von Kerman, Seïstan oder Sedschestan und von Mekran in Baludschistan (die gedrosische W. der Alten). Diese iranischen W. trennt der Indus von der Indischen W. Tarr, auch W. Sindh und W. von Radschistan genannt, die 900 km lang, 600 km breit ist, oft 7—34 m hohe Flugsandhügel, aber auch viele angebaute Oasen enthält und darum minder beschwerlich zu durchreisen ist. Aber auch im Norden von Persien breiten sich neben Steppen und einzelnen Kulturstrichen weite Wüstengebiete aus, die Sandwüsten von Turan, vom Kaspischen Meere ostwärts bis zum Alpenlande von Turkestan, und jenseit des letztern erstreckt sich im centralen Hochasien von Turfan ostwärts durch die ganze Mongolei die ungeheuere, teils sandige, teils steinige Plateauwüste Gobi oder Scha-mo, auch chines. Han-hai (= Sandmeer) genannt, welche den äußersten Ostflügel des großen Wüstengürtels der Alten Welt bildet, dessen Gesamtareal an 13750000 qkm betragen mag. Das Innere des Kontinents von Australien hat neben Steppen wasserlose W. von unbekannter Ausdehnung. In Amerika herrscht allerdings die Steppe vor, aber keineswegs fehlt es diesem Erdteil an wirklichen W. Die Strandwüste von Atacama zieht sich längs des Stillen Oceans durch die ganze bolivian. Provinz Litoral und setzt sich nordwärts bis Arica in Peru, südwärts bis Copiapo in Chile fort, als ein merkwürdiger, nur schmaler, aber 960 km langer Wüstenstrich zwischen dem Ocean und den höchsten Massen der Cordilleren gelegen. Die größten W. der Neuen Welt aber enthält Nordamerika in dem Bassin des Großen Salzsees im Lande Utah (s. d.), in der Mohave-Wüste, in der Llano-Estacado zwischen Neumexiko und Texas und in der W. Bolson im mexik. Staate Chihuahua. Die Halbinsel Californien ist das Gegenstück zu Atacama.

Das Durchziehen aller solcher W. ist nur durch Karawanen zu ermöglichen und stets ein großes Wagnis, teils wegen der verheerenden Staub- und Sandsäulen, welche, den Wasserhosen des Oceans gleich, der Wind aufwirbelt und vor sich hertreibt, teils wegen der alles auszehrenden Winde selbst (s. Samûm) und der außerordentlich erhitzten Atmosphäre, welche die dürren Flächen bedeckt und bei Europäern nicht selten Schlagflüsse herbeiführt, teils wegen des Mangels an Schatten am Tage und gegen die oft empfindliche Kälte der Nächte, teils wegen der Gefahr der Abirrung von dem Karawanenwege, die durch Verschüttung seiner Spuren oder durch das sinnberückende Trugbild der Luftspiegelung oder Fata-Morgana veranlaßt werden kann, teils wegen der Seltenheit der Quellen und Oasen. Zwar sind hier und da Brunnen angelegt; versiegen diese aber oder werden sie vom Sande verschüttet, so sind Menschen und Tiere rettungslos verloren. Übrigens sind diese Brunnen oft, wie z. B. in der Libyschen Wüste, 6—12 Tagereisen voneinander entfernt, und um sie vor dem Flug-

sande zu schützen, werden sie, da es an Steinen fehlt, mit Knochen von Kamelen eingefaßt und mit Kamelhäuten bedeckt. Zwar wird auch in Schläuchen stets Wasser mitgenommen, aber die große Hitze trocknet dasselbe bald aus oder macht es durch Fäulnis ungenießbar. Die Tier- und Pflanzenwelt der W. ist naturgemäß sehr spärlich, wenn auch die letztere keineswegs ganz zu fehlen pflegt, sodaß die Karawanen nur selten (z. B. von Audschila nach Kufra) Futter für die Kamele mitnehmen, meist aber solches unterwegs finden können. Von Pflanzen sind nur solche vorhanden, welche sowohl große Boden- und Lufttrockenheit, wie große Temperaturschwankungen vertragen können, meist succulente oder blattlose, dornige Pflanzen. Die Kakteen sind unter anderm für die amerikanischen W., die Mimosen für die altweltlichen W. bezeichnend. Von der spärlichen Vegetation nähren sich schnellfüßige Gazellen und Antilopen, sonst finden sich nur wenige kleinere Raubtiere, Nager und namentlich erdbewohnende Spinnen, Eidechsen u. s. w. Die Völker, welche die W. umwohnen oder ihre Oasen in Besitz genommen, sind wie die Küsten- und Inselbewohner Handelsleute oder Räuber. Die See fördert den Übergang zur Kultur, die W. wirkt hemmend auf dieselbe. Meisterhafte Schilderungen der Steppen und W. finden sich in A. von Humboldts «Ansichten der Natur» (neue Ausg., Stuttg. 1874).

Wüstenfeld (Heinr. Ferd.), verdienter deutscher Orientalist, geb. 31. Juli 1808 zu Hannoverisch-Münden, studierte in Göttingen und Berlin orientalische Sprachen, habilitierte sich 1832 in Göttingen und erhielt 1838 eine Anstellung an der Universitätsbibliothek. Im J. 1842 erfolgte seine Ernennung zum außerord., 1856 zum ord. Professor. W. stellte sich vor allem die Herausgabe arab. Werke zur Aufgabe, von denen er eine große Anzahl veröffentlicht hat. Von W.s eigenen Schriften sind hervorzuheben: «Die Akademien der Araber und ihre Lehrer» (Gött. 1837), «Geschichte der arab. Ärzte und Naturforscher» (Gött. 1840), «Genealogische Tabellen der arab. Stämme und Familien» (Gött. 1852; Register 1853), die verdienstlichen «Vergleichungstabellen der mohammed. und christl. Zeitrechnung» (Lpz. 1854). Hierzu kommen noch 20 Abhandlungen in den «Abhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen», deren Direktor in der histor. Klasse W. seit 1876 ist; die ältern betreffen Geographie von Arabien und die Geschichte und Topographie von Medina, die neuern sind: «Die Statthalter von Ägypten» (1875), «Die Übersetzungen arab. Werke in das Lateinische» (1877), «Das Heerwesen der Mohammedaner» (1880), «Geschichte der Fatimiden» (1881), «Die Geschichtschreiber der Araber» (1882), «Jemen im 11. Jahrh. und die Kriege der Türken» (1885), «Fachr ed-din, der Drusenfürst» (1886).

Wüstenfuchs oder Fenek (Canis zerda) ist der Name einer kleinen, 45 cm lang und 20 cm hoch werdenden Fuchsart der Sahara, von der fahlgelben Farbe des Wüstensandes mit auffallend großen Ohren und 20 cm langem, buschigem Schwanze. Er lebt von den kleinen Wirbeltieren seiner Heimatgegend.

Wüstenhühner, sov. w. Sandflughühner (s. d.).

Wüstenläufer (ägyptischer), s. Krokodilwächter.

Wusterhausen, Stadt im Kreise Ruppin des preuß. Regierungsbezirks Potsdam, an der Dosse, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1885) 3... die Schuh- und Cigarrenmacherei, meist aber A... bau und Viehzucht treiben.

Wusterhausen (Königs-Wusterhausen), Flecken im Kreise Teltow des Regierungsbez. Potsdam, an der Notte, Station der Linie Ber... Görlitz der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz ... Amtsgerichts, zählt (1885) 1975 E. und ... Jagdschloß, in welchem König Friedrich Wilhelm ... häufig sein Tabakskollegium abhielt. Der Deut... Kaiser hält hier jährlich eine große Hofjagd ab.

Wustrow, Dorf in Mecklenburg-Schwerin, ... dem sog. Fischland, zwischen Ostsee und Sa... Bodden, hat eine Navigationsschule, eine ... pelte Station zur Rettung Schiffbrüchiger und ... (1880) 1152 E., die meist Schiffahrt treiben. ... dings ist W. durch seine sehr günstigen klimat... Verhältnisse als Seebad in Aufnahme gekommen.

Wut, s. Manie und Hundswut.

Wütende Jagd, s. Wilde Jagd.

Wutschang, Hauptstadt der chines. Prov. Hupe, unter 30° 34′ nördl. Br. und 111° ... östl. L. von Greenwich, auf dem rechten Ufer ... Yang-tse-kiang gelegen, bildet mit den gegenüber liegenden Städten Hankau und Han-yang ... der bedeutendsten Handelsplätze der Welt. ... wurde dem Handel mit dem Auslande offen... Der Yang-tse-kiang, gegenwärtig auch von ... Dampfschiffen befahren, vermittelt die Ausfuhr ... W. sowohl nach der Küste, wie nach dem Innern von China. W. enthält viele Läden und Magazine. Die Bevölkerung wird auf zwischen 600000 ... über 1 Mill. Seelen geschätzt. Den Hauptartikel ... der Ausfuhr bildet der Thee; die Einfuhr besteht hauptsächlich in Opium, sowie Woll- und Baumwollwaren. Zwischen W. und Shanghai be... steht ein regelmäßiger Dampfschiffsverkehr. ... Hauptthandelsverkehr in W. betreiben von Aus... ländern Russen, Engländer und Nordamerikaner.

Wutschang, Stadt in der chines. Provinz Kiangsi, am Südende des Sees Pojang gelegen, ein Centralpunkt des chines. Binnenhandels, ... namentlich auch der Umtausch chines. und eur... Handelsartikel stattfindet.

Wuttke (Heinr.), Geschichtschreiber, geb. 12. Febr. 1818 zu Brieg in Schlesien, widmete sich in Breslau histor. Studien, ging 1839 nach Berlin und 1840 nach Leipzig, wo er sich Ostern 1841 habilitierte. ... damals sich entwickelnden panslawistischen Ideen trat er mit der Schrift «Polen und Deutsche» (1. u. 2. Aufl., Lpz. 1847) entgegen, die ihm Anfeindungen von seiten der preuß. und österr. Regierungen zuzogen. Als Früchte seiner vielseitigen litterarischen Thätigkeit veröffentlichte er die «Entwickelung der öffentlichen Verhältnisse Schlesiens» (2 Bde., ... 1842—43) und «Die schles. Stände» (Lpz. 1847). Auch begann er ein «Jahrbuch der deutschen Universitäten» (2 Bde., Lpz. 1842). Im J. 1848 wurde er in das Vorparlament nach Frankfurt entsandt. Im Frühjahr 1848 erhielt er eine ord. Professur an der Universität Leipzig. Nach Blums Tode trat W. als erwählter Stellvertreter in die Deutsche Nationalversammlung ein. Er wurde hier Mitbegründer der großdeutschen Partei. In späterer Zeit, insbesondere nach der polit. Umgestaltung im J. 1866, verschärfte sich sein großdeutscher Standpunkt zu einer immer leidenschaftlichern Opposition. Er starb zu Leipzig 14. Juni 1876. Von seinen Schriften sind noch zu nennen: «Städtebuch...

› Karten des Mittelalters» (Lpz. 1854), die sgabe der «Kosmographie des Istriers Aithicus lat. Auszuge des Hieronymus» (Lpz. 1854), vie eine Denkschrift über die Echtheit derselben pz. 1854); ferner «Die Völkerschlacht bei Leip» (Berl. 1863 u. öfter), «Städtebuch des Lans Posen» (Lpz. 1864; Nachtrag 1866), «Die utschen Zeitschriften und die Entstehung der entlichen Meinung» (3. Aufl., Lpz. 1875), «Denkrift über das geistige Eigentum» (Lpz. 1866), iber die Gewißheit der Geschichte» (Lpz. 1865), Geschichte der Schrift und des Schrifttums» Bd. 1: «Die Entstehung der Schrift», Lpz. 1872). us seinem Nachlaß erschien: «Zur Vorgeschichte r Bartholomäusnacht. Histor.-kritische Studie» Lpz. 1879).

Wuttke (Karl Friedr. Adolf), namhafter prot. heolog, geb. 18. Nov. 1819 zu Breslau, widmete ch auf der Universität daselbst theol. und philos. Studien und hielt seit 1848 als Privatdocent Voresungen über Philosophie. Nachdem er seit 1853 ugleich als Hilfsgeistlicher zu Breslau gewirkt, olgte er 1854 einem Rufe als außerord. Professor er Theologie nach Berlin. Im J. 1861 siedelte r als ord. Professor für systematische Theologie nach Halle über, wo er 12. April 1870 starb. W. chrieb «Fragen an die allgemeine christl. Kirche» Bresl. 1845), mit denen er der freiern religiösen Richtung der Rongeschen Bewegung entgegentrat; «Geschichte des Heidentums in Bezug auf Religion, Wissen, Kunst, Sittlichkeit und Staatsleben» (Bd. 1 u. 2, Bresl. 1851—53), «Handbuch der christl. Sittenlehre» (3. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1874), «Abhandlung über die Kosmogonie der heidnischen Völker vor der Zeit Jesu» (Haag 1850), «Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart» (Hamb. 1860; neue Bearbeitung, Berl. 1869). Als Abgeordneter für den Wahlkreis Bitterfeld-Delitzsch zum preuß. Landtag von 1866—67 war W. Mitglied der konservativen Fraktion.

Wutzer (Karl Wilh.), namhafter Chirurg, geb. zu Berlin 17. März 1789, wurde auf der Pepinière (jetziges Friedrich-Wilhelms-Institut) zum Arzt ausgebildet und trat als Militärarzt in die Armee, mit der er den Feldzug 1813—14 mitmachte. Er habilitierte sich 1817 als Privatdocent in Berlin, ging dann für längere Zeit auf Reisen, und wurde bald nach seiner Rückkehr als Regimentsarzt nach Münster versetzt, wo ihm die Leitung der dort gegründeten Chirurgenschule übertragen wurde. Im J. 1830 erhielt er einen Ruf als Professor der Chirurgie nach Halle und gleich darauf nach Bonn. Hier wirkte er bis 1855. Er starb zu Bonn 19. Sept. 1863. W. beteiligte sich an der Herausgabe des «Organ für die gesamte Heilkunde», und später der «Rheinischen Monatsschrift für praktische Ärzte»; auch schrieb er eine Reihe chirurgischer Abhandlungen, die sich namentlich auf die Radikaloperation der Brüche, auf die Operation der Blasenscheidenfistel und des Dammrisses, sowie auf die epidemische Rose beziehen. Außerdem verfaßte er ein Werk über seine «Reise in den Orient Europas und einen Teil Westasiens» (2 Bde., Elberf. 1860—61).

W. W. steht auf Kurszetteln für Wiener Währung.

Wyandots, s. unter Huronen.

Wyatt (James), Baumeister, geb. 3. Aug. 1748 in Burton Constable, seit 1806 Präsident der Malerakademie in London, gest. 5. Sept. 1813 in Marlborough. Er war für die Wiederaufnahme des vom italien. verdrängten got. Stils in England thätig und stellte ganze Gebäude aus Gußeisen her, leistete auch als Restaurator Vorzügliches.

Wyatt (Sir Matthew Digby), ausgezeichneter engl. Architekt und Kunstschriftsteller, geb. 1820 in Devizes in Wiltshire, trat in das Bureau seines Bruders, eines Architekten. Im J. 1844—46 machte er Kunstreisen in Frankreich, Deutschland und Italien, von denen er mit einer großen, besonders dem Gebiete der Kirchenarchitektur angehörigen Skizzensammlung zurückkehrte, die er 1848 veröffentlichte. Zum Sekretär des Ausschusses der Society of Arts 1850 erwählt, nahm er einen hervorragenden Anteil an den durch jenen Ausschuß geleiteten Vorbereitungen zu der großen Internationalen Ausstellung von 1851 und empfing nach deren Abschluß eine goldene Medaille und 1000 Pfd. St. Im J. 1852—54 beaufsichtigte er die Arbeiten in dem Departement der schönen Künste des neuerrichteten sydenhamer Krystallpalastes. Nachdem er 1855 im Auftrage der engl. Regierung über die dekorativen Gegenstände der großen pariser Ausstellung Bericht erstattet, arbeitete er, abgesehen von einer bedeutenden Privatpraxis, viel für die Ostindische Kompagnie und wurde später gemeinschaftlich mit Gilbert Scott als Architekt des neuen Indischen Amts angestellt. Von 1855 bis 1859 war W. Sekretär bei dem Institute of British Architects; 1869 wurde er Professor der schönen Künste in Cambridge und 1870 in den Ritterstand erhoben. Er starb 21. Mai 1877. Von ihm erschienen noch: «On metal work and its artistic design» (1852), «Industrial art of the 19th century» (1853), «Art treasures of the United Kingdom» (1857), «The art of illuminating» (1860), «On the foreign artists employed in England during the 16th century» (1868) und «Fine art, a sketch of its history, theory, practise and application to industry» (1870), und «An architects note-book in Spain» (1872).

Wyatt (Sir Thomas, der Ältere), engl. Staatsmann und Dichter, geb. 1503 zu Allington Castle in der Grafschaft Kent, studierte in Cambridge, kam dann an den Hof und erwarb sich die Gunst Heinrichs VIII. Im J. 1536 wurde er zum Ritter geschlagen, 1537 zum Sheriff von Kent ernannt und als Gesandter nach Spanien zu Karl V. geschickt, den er später von Paris nach Brüssel begleitete. Er starb 11. Okt. 1542 zu Sherborne. Als lyrischer Dichter steht er neben Surrey und gehört mit diesem zu den Begründern der neuern engl. Poesie. Seine Gedichte, unter denen besonders seine Sonette hervorzuheben sind, erschienen zuerst in «Tottel's Miscellany» (1557; neue Ausg. von Arber, 1870) und sind seitdem wiederholt herausgegeben worden (meist zusammen mit denen von Surrey), so von Gilfillan (Edinb. 1856 u. 1858) und von Rob. Bell (Glasgow u. Lond. 1866).

Wybicki (Joseph), poln. Staatsmann, geb. 1747 auf seinem väterlichen Gute Bendomin bei Danzig, erhielt seine Bildung in der Jesuitenschule zu Danzig. Zum Landboten berufen, erregte er Aufsehen, als er auf dem Reichstage von 1768 sein feierliches Veto gegen die unter russ. Einflusse gefaßten Beschlüsse ausrief. Er mußte nach Ungarn flüchten, schloß sich dann der Konföderation von Bar an und war für dieselbe in Wien, Berlin und Polnisch-Preußen thätig. Von dem russ. Gesandten gefährdet, entfloh er nach Holland und widmete sich ein Jahr hindurch kameralistischen Studien auf der

Universität zu Leiden. Nach der ersten Teilung Polens lehrte er nach Warschau zurück und nahm an der Entwerfung eines neuen Gesetzbuchs teil. Er veröffentlichte «Briefe an den Kanzler Zamojski» (Warsch. 1777), in denen er die Aufhebung der Leibeigenschaft des poln. Landvolks als eins der ersten Staatsbedürfnisse Polens darstellte. Während des Aufstandes unter Kosciuszko befand er sich bei Dombrowski in Großpolen. Die Erstürmung von Praga nötigte ihn abermals zur Flucht, zuerst nach Frankreich, dann nach Breslau, bis Napoleon nach dem Siege von Jena Dombrowski und ihn zu sich nach Berlin beschied und beide mit der Organisation eines poln. Heeres und einer poln. Verwaltung beauftragte. W. entfaltete nun in Polen eine so große Thätigkeit und gewann so großes Ansehen, daß er nach Errichtung des Herzogtums Warschau vom Könige von Sachsen zum Senator-Wojwoden ernannt wurde. Kaiser Alexander bestätigte darauf W. in dieser Würde und erhob ihn zum Präsidenten des warschauer Obertribunals. Er starb 1822. Unter seinen Schriften sind die vom Grafen Eduard Raczynski herausgegebenen Memoiren «Pamiętniki» (3 Bde., Pos. 1840) hervorzuheben.

Wycherley (William), engl. Lustspieldichter, geb. um 1640 zu Clive bei Shrewsbury, trat in Frankreich zur kath. Kirche über. Nach der Restauration kehrte er nach England zurück, studierte in Oxford und im Middle Temple und wurde wieder protestantisch; nach Popes Angabe wäre er jedoch als Katholik gestorben. Sein erstes Lustspiel, «Love in a wood» (1672), gewann ihm die Gunst der berüchtigten Herzogin von Cleveland und die des Königs; die letztere verscherzte er jedoch durch seine heimliche Vermählung mit der verwitweten Lady Drogheda. Nach deren Tode kam W. Schulden halber ins Gefängnis, bis König Jakob II., der großes Gefallen an seinem berühmten Lustspiel «The plain dealer» (1677) gefunden hatte, den größten Teil seiner Schulden bezahlte. Außer den beiden genannten Stücken schrieb er noch «The gentleman dancing master» (1673) und «The country wife» (1675). W. lehnte sich stark an franz. Vorbilder, besonders Molière, überbot dieselben aber an Sittenlosigkeit weit, im übrigen zeichnen sich seine Lustspiele durch lebhaften Dialog wie durch drastische Sittenschilderung aus. Die bekannteste Ausgabe derselben ist die von Leigh Hunt («The dramatic works of W., Congreve, Vanbrugh, and Farquhar», Lond. 1875). In seinem 80. Jahre verheiratete sich W. nochmals, starb aber nach wenigen Tagen 1. Jan. 1715.

Wychuchel, s. unter Bisamspitzmaus.

Wyck oder Wijk (Thomas), Maler und Radierer, geb. angeblich 1616 zu Harlem, gest. daselbst 19. Aug. 1677. Er war Schüler seines Vaters und des Pietro de Laar und zeichnete sich durch genreartige Darstellungen aus dem Leben des Marktes und der öffentlichen Lustbarkeiten aus. Quacksalber, Seiltänzer, Gaukler, von einer gaffenden Menge umstanden, wußte er mit Humor zu schildern. Auch Laboratorien, Städteansichten, darunter eine Darstellung Londons vor dem großen Brande von 1660 und die des brennenden London, Standbilder mit mannigfaltiger Staffage findet man von ihm. Zu letztern hat er größtenteils in Neapel, wo er sich einige Jahre aufhielt, seine Studien gemacht. Später begab er sich nach London, wo er sich niederließ und eines großen Ansehens genoß. Es gibt auch eine Anzahl ziemlich seltener Radierungen von ihm, die sehr geistreich und leicht behandelt sind. Man kennt bis jetzt 25 Blätter.

Wydenbrugk (Oskar, Freiherr von), deutscher Staatsmann, geb. 1815 zu Aichhausen in Thüringen, studierte in Jena, Heidelberg und Berlin die Rechte und wurde 1841 Anwalt in Eisenach. Er war 1851 als Mitglied des weimar. Landtags Führer der Opposition, wurde im März 1848 Chef des Justiz- und Kultusdepartements im weimar. Staatsministerium und später Mitglied der frankfurter Nationalversammlung, wo er der Partei des Württemberger Hofs angehörte. Nachdem er 1854 aus dem weimar. Staatsdienst ausgeschieden war, zog er sich nach Tegernsee zurück, lebte seit 1859 in München und ging 1864 als Bevollmächtigter des Prinzen Friedrich von Augustenburg nach Wien. Er erwarb 1867 den Landsitz Schössau bei Oberndorf in Oberbayern und starb dort 9. Juni 1876. W. schrieb: «Die Umbildung des Feudalstaats in den modernen Staat» (Münch. 1862), «Die Deutsche Nation und das Kaiserreich» (Münch. 1862), «Reichstag oder Parlament» (Jena 1863).

Wye, rechtsseitiger Nebenfluß des Severn, entspringt im engl. Fürstentum Wales und zwar in der Grafschaft Montgomery am südöstl. Abhange des Berges Plynlimmon, tritt bald darauf in die Grafschaft Radnor, bildet von der Einmündung des Elan (rechts) ab die Grenze zwischen Radnor und Brecknock, nimmt links den Ithon, rechts bei Builth den Yrfon auf, erreicht bei Hay, wo er auf 115 km für Flachboote fahrbar wird, die engl. Grafschaft Hereford, nimmt unterhalb Hereford links den Lug auf, berührt Ross, wird bei Monmouth, wo er rechts den Monnow empfängt, auf die letzten 24 km seines Laufs für kleine Seeschiffe fahrbar, bildet in seinem Unterlauf die Grenze zwischen den Grafschaften Monmouth und Gloucester und mündet nach einem Laufe von 207 km unterhalb Chepstow in das Ästuarium des Severn. In seinem Oberlauf bildet der W. mehrere Wasserfälle; bis Hay ist er innerhalb der Cambrian Mountains Gebirgsgewässer.

Wyg, See im russ. Gouvernements Olonez, 1055 qkm groß. Seinen Zufluß bildet die Segeschа und der Obere W., seinen Abfluß in die Onega-Bucht der Untere W. Die Länge des nicht schiffbaren Obern und Untern W. beträgt 150 km.

Wyk, Seebad, s. unter Föhr.

Wyke, früher Name der engl. Stadt Hull (s. d.).

Wylhof, Landgut bei Bern, s. u. Hofwyl.

Wynants oder Wijnants (Joh.), berühmter holländ. Landschaftsmaler, geb. zu Harlem um 1600. Er lebte in Amsterdam. In seinen schön gewählten Landschaften, oft aus Harlems Gegend, mit malerischen Sandhügeln, findet man gewöhnlich die Vorgründe mit Kräutern, mit alten Weidenstämmen, mit Feldblumen u. s. w. aufs reichste geschmückt. Den Wert seiner Gemälde heben sehr oft die Staffagen seiner großen Zeitgenossen, Ph. Wouwermans, Adr. van der Veldes, die seine Schüler waren, B. Gaals u. a. W. starb nach 1679. Seine Bilder sind selten; eine schöne Gebirgslandschaft von 1674 besitzt das Belvedere, eine andere die Liechtenstein-Galerie zu Wien.

Wyoming, Territorium der Vereinigten Staaten von Nordamerika, liegt zwischen 41° und 45° nördl. Br. und 104° und 111° westl. L., wird begrenzt im N. von Montana, im O. von Dakota und Nebraska, im S. von Colorado und Utah und im W.

von Utah, Idaho und Montana, hat 253525 qkm und (1880) 20789 E., darunter 5850 Fremdgeborene, 914 Chinesen, 298 Farbige und 140 Indianer. Die Rocky-Mountains durchziehen das ganze Gebiet von SO. nach NW.; ihren Hauptzug bilden im NW. die Wind-River-Berge, deren höchster Punkt, Fremont's Peak, 4136 m mißt. Die Laramie-Mountains bilden die östl. Grenze der Laramie-Ebene. Die Black Hills gehören nur teilweise zu W. Die Hauptflüsse sind: der Big Horn (Wind River), der Powder, ein Nebenfluß des Yellowstone, der Green und der North Platte. Im NW. befindet sich der berühmte Nationalpark mit dem Yellowstonesee (s. Yellowstone Park). Das Klima ist mild und gesund. W. ist ungeheuer reich an Kohlen, Eisenerzen, Kupfer, Blei, Gold und Silber, an Fichten, Kiefern, Tannen und Cedern, an Büffeln, Elentieren, Antilopen, Bibern, Fischottern u. s. w. Ackerbau und besonders Viehzucht werden mit günstigstem Erfolge betrieben. Im J. 1880 gab es schon 57 industrielle Etablissements; 1885 waren 9536 km Eisenbahnen in Betrieb, unter denen die Union-Pacific- und die Denver-Pacific-Eisenbahnen die bedeutendsten sind. Das Territorium wurde 25. Juli 1868 organisiert und ist in sieben Counties eingeteilt. Die Verfassung W.s entspricht derjenigen der übrigen vom Kongreß abhängigen Territorien, nur daß in W. die Frauen seit 1870 das Stimmrecht haben. Die Legislatur besteht aus 12 Senatoren und 24 Repräsentanten, welche auf zwei Jahre gewählt werden. Alle zwei Jahre versammeln sich die Mitglieder der Legislatur auf 60 Tage. Der Gouverneur wird auf vier Jahre ernannt. Schulden hat das Territorium nicht. Seine Einnahmen beliefen sich (1884—85) auf 47944, seine Ausgaben auf 35238 Doll. In den J. 1882—83 gab es schon 75 öffentliche Schulen, in denen 3371 Kinder unterrichtet wurden. Die Hauptstadt ist Cheyenne mit etwa 10000 E. Sherman-Station mit 8000 E. ist der höchste Punkt in den Rocky-Mountains.

Wyschehrad (czech. Vyšehrad), ein Stadtteil von Prag, südlich an die Neustadt anschließend und rechts an der Moldau gelegen, mit der steil ansteigenden Citadelle Prags, die eigentlich den Namen W. (d. i. Hochburg) führt. Sie bildete mit den umliegenden Häuserkomplexen früher eine besondere Gemeinde W. mit (1880) 3851 E., die zur Bezirkshauptmannschaft Karolinenthal gehörte, und ist erst seit 1883 in Prag einverleibt. Die Burg W. stammt schon aus vorhistor. Zeit und ist älter als die prager Burg (der Hradschin); in ihr residierten lange Zeit die böhm. Fürsten. Im J. 1420 ward sie von den Hussiten belagert und verwüstet.

Der Name W. kommt in derselben Bedeutung auch in andern slaw. Ländern als Ortsname vor: Visegrad, Flecken in Ungarn; Visegrad, Stadt in Bosnien; Wyschegrad (poln. Wyszogród), Stadt im russ.-poln. Gouvernement Plozk mit 4395 E.; Wyschgorod (kleinruss. Wyszohorod), Dorf bei Kiew. Im alten Rußland nennt man Wyschgorod zuweilen den Kreml, auch gab es zwei Städte dieses Namens, die eine im Gebiet Nowgorod, die andere im Gebiet Smolensk.

Wyschnij-Wolotschok oder Wischni-Wolotschok, Kreisstadt im russ. Gouvernement Twer, an der Zna und an dem die Zna mit der nahen Twerza verbindenden, 4 km langen, 1704—12 angelegten Kanal, sowie an der Eisenbahn Petersburg-Moskau (8½ km), in einer durchaus flachen Gegend gelegen, ist regelmäßig gebaut, hat ein schönes Kaufhaus, einen alten Zarenpalast, eine große Kathedrale, fünf andere Kirchen, eine Baumwollspinnerei, eine Eisengießerei, zwei Lederfabriken und zählt (1885) 11589 sehr gewerbthätige und wohlhabende Einwohner. Den Haupterwerb zieht die Stadt aus der durchgehenden Wasserfahrt, indem hier der Knotenpunkt des nach der Stadt benannten Wyschni-Wolotschokischen Kanalsystems liegt, welches eine durch 106 kleinere und größere Flüsse, 78 Seen und verschiedene Kanäle und Wasserleitungen vermittelte Kommunikation zwischen der Wolga und Newa oder dem Kaspischen Meere und der Ostsee herstellt. Bei der Stadt befindet sich in einem Gehölze ein wunderthätiger, mit einem Heiligenbilde geschmückter Brunnen nebst einer Kapelle.

Wyse (Lucien Napoléon Bonaparte), franz. Hydrograph, geb. 1844 zu Paris als Sohn des engl. Botschafters Thomas W. und der Prinzessin Lätitia Bonaparte, einer Nichte Napoleons I., trat 1860 in die École navale zu Brest und befuhr seit 1862 fast alle Meere der Erde. Seit 1875 widmete er sich ganz der wissenschaftlichen Erforschung und Durchstechung der Landenge von Panama. Er machte deshalb mehrere Expeditionen in Centralamerika und schrieb: »Rapports sur les études des commissions internationales d'exploration de l'isthme américain« (2 Bde., 1876—78).

Wysocki (Piotr), Anstifter der poln. Revolution von 1830, geb. 1799 in Warschau, trat 1817 in das poln. Heer und wurde 1827 Unterlieutenant. In der Fähnrichsschule zu Warschau gründete er zur Befreiung Polens eine geheime Verbindung, deren Mitglieder in der Nacht vom 29. Nov. 1830 den Großfürsten Konstantin im Belvedere überfielen, was den Ausbruch der Revolution zur Folge hatte. W. wurde darauf Adjutant des Fürsten Radziwill und kämpfte bei Wawre und Grochow, nahm an Dwernickis Zuge nach Volhynien teil und trat mit diesem nach Österreich über. Es gelang ihm, nach Warschau zurückzukehren, er wurde Oberst des 10. Regiments und geriet, in der Schlacht bei Wola 6. Sept. 1831 schwer verwundet, in russ. Gefangenschaft. Er wurde zum Tode verurteilt, doch vom Kaiser Nikolaus nach Sibirien begnadigt und nach Irkutsk gebracht. Dort entfloh er mit einigen Mitgefangenen, ward aber von einem derselben verraten und wieder eingefangen. Nach einjähriger Einkerkerung erhielt er öffentlich tausend Hiebe; er ertrug diese Strafe und kam in die Bergwerke von Nertschinsk. Nach einigen Jahren daraus entlassen, siedelte er sich in Sibirien an und beschäftigte sich mit der Landwirtschaft. Im J. 1857 amnestiert, erhielt er die Erlaubnis nach Polen zurückzukehren, doch ward ihm die Stadt Warta an der Pilica zum Aufenthalt angewiesen, den er nicht verlassen durfte. Freunde kauften ihm hier ein Stück Land, von dessen Ertrage er lebte, bis er daselbst 8. Jan. 1875 starb.

Wyß (Joh. Rud.), schweiz. Schriftsteller, geb. 13. März 1781 in Bern, wurde 1806 Professor der Philosophie daselbst, später auch Oberbibliothekar und starb 31. März 1830. Er schrieb »Vorlesungen über das höchste Gut« (2 Bde., Tüb. 1811), »Der schweiz. Robinson« (Bern 1813; 5. Aufl., bearbeitet von Erka, Zür. 1874), »Idyllen, Legenden, Volkssagen und Erzählungen aus der Schweiz« (3 Bde.,

Bern 1815—22) und gab die «Alpenrosen» (20 Bde., Bern 1811—30) heraus.

Wyszogrod, Stadt im Gouvernement Plozk in Russisch-Polen, Kreis Plonsk, am linken Ufer der Weichsel, mit 4395 E., hat mehrere Fabriketablissements und treibt Getreidehandel mit Preußen.

Wytegra, Kreisstadt im russ. Gouvernement Olonez, in einer hügeligen Gegend, an der schiffbaren Wytegra, mit (1884) 2846 E., welche ausgedehnten Handel mit Getreide und Holz treiben.

Wytj, russ. Feldmaß zu etwa 20 Dessätinen (genau 19 Dessätinen 2010 Quadrat-Saschen) = 21,67 ha. — Wytj heißt auch ein Anteil an Land oder Grasnutzung für acht Personen; endlich bei ländlicher Arbeit die Arbeitszeit zwischen den Eßpausen; der Tag wird hierbei in 3—4 W. geteilt.

Wytschegda (finn. Jež-va), Fluß im russ. Gouvernement Wologda, entspringt im Nordosten des letztern auf den sog. Parmen, den südöstl. Ausläufern der Timanschen Höhen, und mündet nach einem sehr gewundenen, im allgemeinen aber südwestl. Laufe von über 1000 km, wovon 800 schiffbar sind, unterhalb Solwytschegodsk rechts in die Dwina. Infolge der vielen Windungen, die hier Kurja heißen, verändert die W. oft ihr Flußbett. Die Schiffahrt ist bedeutend; verfrachtet werden hauptsächlich Eisen und Getreide nach Archangelsk, und Salz ins nördl. Mittelrußland. Der Fluß ist durchschnittlich 194 Tage im Jahre eisfrei. Seine Hauptnebenflüsse sind rechts: Wischera, Wym, Jarenga; von links: Kolyma, Syssolka, Wiljadj. Im Flußgebiet der W. wohnen viele Syrjänen.

Wyttenbach (Dan.), einflußreicher holländ. Humanist, geb. 7. Aug. 1746 zu Bern, wo sein durch dogmatische und moralische Lehrbücher bekannter Vater Daniel W. (gest. 1779 als Professor zu Marburg) damals als Prediger angestellt war. Nachdem sich der Sohn zu Marburg, Göttingen und Leiden den philol. Studien gewidmet, erhielt er 1771 die Professur der griech. Sprache am Kollegium der Remonstranten, 1779 die der Philosophie am Athenäum zu Amsterdam und 1799 die der Beredsamkeit zu Leiden. Im J. 1816 trat er in das Privatleben zurück und starb 17. Jan. 1820 zu Oesgeest. Seine Schriften zeichnen sich durch große Belesenheit, gesunde und geschmackvolle Kritik, besonders aber durch leichte, wenn auch bisweilen etwas breite Darstellung aus. Ruf erwarb er sich schon durch seine «Epistola critica» (Gött. 1769), die viele gute Verbesserungen der Werke des Julianus, Eunapius und Aristänetus enthält und von Schäfer in der Ausgabe der «Oratio in Constantini laudem» des Julianus (Lpz. 1802) wiederholt wurde. Hierauf folgten die Schrift des Plutarch «De sera numinis vindicta» (Leid. 1772), die «Eclogae seu selecta principum historicorum capita» (Leid. 1793; 4. Aufl. 1807), der «Phaedon» von Plato (Leid. 1810; neue Ausg., Lpz. 1825) und die «Moralia» des Plutarch (5 Bde., Oxf. 1795—1800), wozu noch besonders die «Animadversiones» (3 Bde., Oxf. 1810—21) kamen. Aus seinen hinterlassenen Papieren erschien ein «Index Graecitatis» (2 Bde., Oxf. 1830). Ebenso trug W. durch die «Praecepta philosophiae logicae» (Amsterd. 1782; neueste Ausg. von Maaß, Halle 1821) viel mit zur Erweckung eines höhern philos. Strebens in Holland bei, sowie er überhaupt durch seine «Bibliotheca critica» (12 Tle. in 3 Bdn., Amsterd. 1777—1808) und die «Philomathia sive miscellanea doctrina» (3 Tle., Amsterd. 1809—17) die Altertumswissenschaft in umfassender Weise durch Bekanntschaft mit der ausländischen Litteratur zu heben und zu fördern suchte. Durch seine meisterhafte «Vita Ruhnkenii» (Leid. 1800; herausg. von Frotscher, Freib. 1846) setzte er seinem ehemaligen Lehrer ein Denkmal. Seine vermischten Abhandlungen erschienen als «Opuscula varii argumenti» (2 Bde., Leid. 1821; neue Ausg. von Friedemann, Braunschw. 1825), seine Briefe unter dem Titel «Epistolarum selectarum fasciculi tres» von Mahne (Gent 1830). Vgl. Mahne, «Vita Wyttenbachii» (2. Aufl., Gent 1823). — Seine Gattin Johanna, geborene Gallien aus Hanau, die Tochter einer ältern Schwester W.s, mit der er sich, da er ihr ein Witwengehalt zuwenden wollte, erst in seinem 72. Jahre 1817 verband, eine sehr geistreiche Frau, lebte nach dem Tode ihres Gatten in Paris, erhielt 1827 von der Universität in Marburg die philos. Doktorwürde und starb 1830 auf einem Landgute bei Leiden. Sie hat mehrere anziehende Werke verfaßt, namentlich «Théagène» (Par. 1815; deutsch, Lpz. 1816), «Das Gastmahl des Leontis» (deutsch, Ulm 1821) und einen Roman «Alexis» (Par. 1823).

X.

X, der 14. Buchstabe des griech., der 21. des lat., der 24. des deutschen Alphabets, bezeichnet im Griechischen die Lautverbindung ks und hat diese Geltung in den meisten Alphabeten, die es überhaupt anwenden, behalten; ganz abweichend ist die Aussprache im Spanischen, wo es wie ein stark gutturales ch lautet; in der neuern Zeit aber schreibt man für diesen Laut j und behält das Zeichen x nur da, wo man wirklich ks aussprechen soll, z. B. in auxilio (Hilfe), dagegen Mejico (Mexiko). Die altgriech. Alphabete besitzen zwei beträchtlich verschiedene Zeichen für jene Lautverbindung, deren eins der Form des lat. Buchstaben, X, zu Grunde liegt, aus dem wieder unser deutsches Zeichen stammt, während das andere im Ξ ξ des spätern griech. Alphabets fortgesetzt ist.

Als Abkürzung steht X (zugleich das lat. Zahlzeichen für 10) in röm. Schriften u. s. w. für Denarius, weil derselbe aus 10 As bestand. In der Mathematik zeigt x die unbekannte Größe an. Auf ältern franz. Münzen bezeichnet X den Prägort Amiens, im kanonischen Recht den ersten Teil der Dekretalen.

Xalapa, Stadt in Mexiko, s. Jalapa.

Xalisco, jetzt amtlich Jalisco, einer der westl. Küstenstaaten Mexikos, auf einer Strecke von 665 km durch den Stillen Ocean und im Innern von den Staaten Sinaloa, Durango, Zacatecas, Aguas Calientes, Guanajuato, Michoacan und Colima begrenzt, entspricht der ehemaligen Intendanz Guadalaxara und bildete einst mit Zacatecas das sog. Königreich Neugalicien (Nueva

Galicia). Der Staat zählt auf 100625 qkm (1882) 983484 E. Der größte Teil desselben liegt auf dem Westabhange der Cordillera von Anahuac und besteht teils aus Hochebenen, teils aus Gebirgszügen (im N. Sierra de Nayarit). Die höher gelegenen Plateaus sind baumlos, überhaupt arm an Vegetation, öde; die niedrigern da, wo kein Wassermangel vorhanden ist, fruchtbar; die Küste ist mit Waldungen bedeckt, die sehr gutes Bauholz liefern. Der einzige bedeutende, aber nicht schiffbare Fluß ist der Rio de Tolotlan oder Rio Grande de Santiago. Der See Chapála (3140 qkm) ist der größte von ganz Mexiko. Die Bevölkerung ist großenteils im Thale des Santiago und gegen die Ostgrenze hin zusammengedrängt. Die indian. Urbewohner X.s gehören zu den Stämmen der Cazcanes, Guachichiles und Guamanes und sind ansässige, dem kath. Ritus zugethane Ackerbauer. Landwirtschaft und Bergbau, besonders auf Silber, sind die Hauptnahrungsquellen der Bewohner. Angebaut werden Zuckerrohr, Baumwolle und Tabak von vorzüglicher Güte. An der lagunenreichen nördl. Küste wird Seesalz gewonnen. Die Fabrikation von Rebozos und Tapalos ist ansehnlich; auch Hüte, schöne Leder- und Töpferwaren werden fast in alle Staaten der Republik verführt. In die Nachbarstaaten gehen außerdem Getreide, Mehl, Vieh und Baumwolle.

Hauptstadt ist Guadalaxara (s. d.). Nach ihr ist die bedeutendste und volkreichste Stadt Tepic, von blühenden Gärten umgeben, in einer heißen, aber doch gesunden Bergebene, 800 m über dem Meere gelegen, einer der wichtigsten Handelsplätze des westl. Mexiko mit 24788 E., Baumwollweberei und Zuckerfabrikation. [Gambenwerk.

Xänorphika oder Tastengeige, s. unter

Xanten, Stadt im Kreise Mörs des rheinpreuß. Regierungsbezirks Düsseldorf, 12 km westlich von Wesel, einst unmittelbar am Rheine, jetzt 2 km von dessen linkem Ufer entfernt gelegen, Station der Linie Wesel-Boxtel der Nordbrabantisch-Deutschen Eisenbahn, ist der Sitz eines Amtsgerichts, hat eine evang. Kirche und einen berühmten kath. Dom, einen großen Marktplatz, eine Rektorat- und höhere Töchterschule, ein Lehrerinnenseminar, und zählt (1885) 3662 meist kath. E., die Samtwebereien, Ziegelbrennereien und Sirupfabriken unterhalten. Die größte Zierde der Stadt ist die fünfschiffige Kollegiatkirche oder der St.-Victorsdom, ursprünglich gegründet von der Kaiserin Helena, Mutter Konstantins d. Gr., zu Ehren des heil. Victor, des letzten Kohortenführers der Thebäischen Legion, der hier 302 unter Kaiser Maximinian nebst 330 Glaubensgenossen hingerichtet wurde. In ihrer jetzigen Gestalt wurde die Kirche erst 1213—1525 erbaut und 1861—68 restauriert, ein Meisterwerk deutscher Gotik, reich an Gemälden, Grabdenkmälern und prachtvollem Schmuckwerk. (Vgl. Beissel, «Die Baugeschichte der Kirche des heil. Victor zu X.», Freiburg 1883.) Außerdem ist X. merkwürdig wegen der röm. Altertümer, die in der Umgebung gefunden werden. Es soll hier Ulpia-Castra oder Tricesimae (Standquartier der 30. Legion) und in der Nähe Vetera-Castra gestanden haben, wo im Kriege der Bataver unter Claudius Civilis gegen die Römer 69 und 70 n. Chr. mehrere Schlachten geschlagen wurden. Auch glaubt man die Spuren der von Germanicus bei Vetera geschlagenen Rheinbrücke und auf dem nahen Fürstenberg die Spuren vom Prätorium des Quinctilius Varus, desgleichen in der Nähe die Reste von Colonia-Trajana entdeckt zu haben, einem Orte, der in mittelalterlichen Chroniken Troja-Francorum oder (wegen des Märtyrertodes des heil. Victor) Troja-Sancta genannt wird. Am 21. Febr. 1858 wurde im Rhein bei X. eine röm. Bronzestatue aufgefunden, und in dem nahe südlich gelegenen Dorfe Birten, wo Otto d. Gr. 939 die Lothringer schlug, hat man ein röm. Amphitheater ausgegraben nebst einer Sphinx. Im Nibelungenliede kommt X. als Burg und Geburtsstätte des Drachentöters Siegfried vor. Was man aber als Trümmer derselben ausgibt, sind unzweifelhaft die Ruinen eines frühern Benediktinerklosters, das urkundlich 1116 gestiftet, 1250 mit Cisterciensern besetzt und 1586 von den Spaniern zerstört wurde. Am 12. Nov. 1614 wurde zu X. ein vorläufiger Teilungsvertrag in der jülich-klevischen Erbfolgeangelegenheit zwischen Brandenburg und Pfalz-Neuburg geschlossen. Auf dem Kirchhofe steht eine hohe Spitzsäule als Monument des Kanonikus de Pauw, Vorlesers Friedrichs d. Gr.

Xanthin (grch.), gelber Farbstoff der Hochblätter, s. unter Blattfarbstoffe.

Xanthippe, die Gattin des Sokrates (s. d.), wird von gleichzeitigen und spätern Schriftstellern als das Musterbild eines zänkischen und launenhaften Eheweibes dargestellt, deren Name zur Bezeichnung eines bösen Weibes sprichwörtlich geworden ist. Viele Anekdoten sind vorhanden von den harten Proben, auf die sie die Geduld ihres Gatten stellte, der ihre Launen mit der Ruhe eines Weisen ertrug. Eine halb scherzhaft, halb ernst gehaltene «Ehrenrettung der X.» hat neuerdings Zeller versucht («Vorträge und Abhandlungen», 2. Aufl. 1877).

Xanthippe, der 156. Asteroid, s. u. Planeten.

Xanthippos, ein vornehmer Athener, Sohn des Ariphron, verheiratet mit der Nichte des berühmten Alkmäoniden Kleisthenes, Vater des Perikles, befehligte die athenischen Truppen in der Schlacht bei Mykale (s. d.) gegen die Perser 479 v. Chr. — Außerdem führt den Namen X. ein Spartaner, Hauptmann einer griech. Söldnerschar, mit welcher derselbe im ersten Punischen Kriege im J. 255 v. Chr. in die Dienste der Karthager trat. Er machte es durch Organisationstalent, Feldherrnkunst und klugen Rat möglich, daß die Karthager einen glänzenden Sieg bei Tunes (dem jetzigen Tunis) über das von Regulus geführte röm. Heer davontrugen. Bald nachher verließ er wegen der Eifersucht der karthag. Heerführer das karthag. Heer und trat später in die Dienste des Lagiden Ptolemäos III. Euergetes.

Xanthium *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen. Man kennt nur wenige Arten, die in der subtropischen und gemäßigten Zone eine ausgedehnte Verbreitung besitzen. Es sind einjährige Kräuter mit gelappten oder tiefgezähnten Blättern und eingeschlechtigen Blütenköpfchen, von denen die weiblichen nur zwei, die männlichen dagegen zahlreiche Blütchen mit grüngefärbtem röhrenförmigen Perigon enthalten. Die Blätter der Hüllkelche haben an der Spitze hakenförmige Stacheln. In Deutschland kommen vier Arten vor, von denen drei jedenfalls eingeschleppt sind. Da die Früchte sich ähnlich wie die der Kletten leicht an andere Gegenstände anhängen, so ist ihre Verbreitung auf bestimmten Verkehrsstraßen sehr erklärlich. Insbesondere gilt dies von dem X. spinosum *L.*, das von Südrußland aus über einen

großen Teil von Europa verschleppt worden ist. Es wurde zunächst durch Kosakenpferde 1828 in die Walachei gebracht, und von da aus verbreitete es sich in andere Teile der Balkanhalbinsel, sowie nach Ungarn, Galizien und der Donau entlang nach Süddeutschland. Durch Viehtransporte gelangte die Pflanze nach Böhmen, Schlesien, in die deutschen Hafenorte und andere Gegenden Deutschlands. Die Verbreitung dieses Gewächses bietet insofern ein gewisses Interesse, als man die Wege, auf welchen dasselbe fortwanderte, genau verfolgen kann. Gleichfalls eingeschleppt sind X. italicum Moretti und X. macrocarpum *DC.*, das letztere aus Gärten verwildert. Die vierte Art, X. strumarium *L.*, ist zwar schon lange in Deutschland einheimisch, dürfte aber auch als eingewandert zu betrachten sein. Das Kraut und die Wurzeln dienten früher zum Gelbfärben, schon die Römer sollen dieselben zum Blondfärben der Haare benutzt haben. Ebenfalls zum Gelbfärben werden X. macrocarpum und eine in Cochinchina wachsende Art, X. indicum *Roxb.*, verwendet.

Xanthogenate, s. u. Schwefelkohlenstoff.

Xanthogensäure, eine in freiem Zustande sehr unbeständige organische Säure, deren Kaliumsalz $CS(OC_2H_5)(SK)$ bei der Einwirkung von alkoholischer Kalilösung auf Schwefelkohlenstoff entsteht. Dies Salz scheidet sich aus der Lösung in schön gelb gefärbten Krystallen aus. Es wird durch Einwirkung der schwächsten Säuren, auch durch Kohlensäure in Kaliumsalz, Alkohol und Schwefelkohlenstoff zersetzt. Wegen letzterer Eigenschaft findet es wichtige Verwendung zur Vernichtung der die Weinpflanzungen verheerenden Rebwurzellaus (Phylloxera), da dieses Insekt der Einwirkung des im Boden bei der Zersetzung des Xanthogenats sich bildenden Schwefelkohlenstoffdampfes nicht zu widerstehen vermag.

Xanthophyll (grch.), gelber Farbstoff der Laubblätter, s. unter Blattfarbstoffe.

Xanthopsie, s. Gelbsehen.

Xanthorrhoea *Sm.*, Pflanzengattung aus der Familie der Juncaceen. Man kennt 11 Arten, die sämtlich in Australien vorkommen. Es sind perennierende Gewächse mit holzigem, bisweilen baumartigem Stengel und langen linearen starren Blättern, die dichtgedrängt stehen. Die zahlreichen kleinen Blüten sind zu einer endständigen Ähre angeordnet. Mehrere baumartige Formen, deren Stengel 5—6 m hoch wird, enthalten reichlich Harz, das aus der Rinde ausfließt und eine rotgelbe Farbe besitzt. Dieses Harz kommt unter den Namen Gelbharz, Nuttharz, gelbes oder rotes Xanthorrhoeaharz, Botanybay-Gummi, Erdschellack (engl. Grass-tree-gum) in den Handel und ist für Australien ein wichtiger Ausfuhrartikel. Es wird besonders von den Arten X. hastilis *Sm.*, X. arborea *R. Br.* und X. australis *R. Br.* gewonnen und zur Herstellung von Firnissen, Harzseifen u. dgl. vielfach benutzt (vgl. auch Akaroidharz).

Xanthos (grch., «der gelbe»), Beiname des Flusses Skamander.

Xanthos, die größte und berühmteste Stadt der Landschaft Lycien an der westl. Südküste Kleinasiens, lag am gleichnamigen Flusse (jetzt Etschen-tschai), 13 km von dessen Mündung, bei dem türk. Orte Kinik. Die Stadt wurde zweimal im Kriege zerstört, zuerst 545 v. Chr. durch die Perser, welche unter des Cyrus Feldherrn Harpagus die Lycier in der Ebene des Xanthus besiegten, dann im röm. Bürgerkrieg 43 v. Chr. durch Brutus. Beidemal fielen die Einwohner, nachdem sie auf das heldenmütigste sich verteidigt und den Rest ihrer Habe selbst den Flammen übergeben hatten, größtenteils durch ihr eigenes Schwert. Nach der letzten Katastrophe wurde die Stadt nicht wiederhergestellt; durch Erdbeben ging sie endlich ganz zu Grunde. Noch jetzt aber sind sehr ausgedehnte und bedeutende Ruinen von ihr erhalten, die besonders durch den Engländer Fellows und neuerdings durch eine österr. Expedition durchforscht worden sind. Fellows hat eine Anzahl Skulpturwerke von dort nach London gebracht, wo sie unter dem Namen der Xanthian Marbles im Britischen Museum aufgestellt sind. Vgl. Fellows, «Ein Ausflug nach Kleinasien und Entdeckungen in Lycien» (deutsch von Zenker, Lpz. 1853); Benndorf und Niemann, «Reisen in Lykien und Karien» (Wien 1884).

Xanthosiderit, s. Gelbeisenstein.

Xaver (Franciscus), der Heilige, der Apostel der Inder, geb. 1506 auf dem Schlosse Xaviero in Navarra, am Fuße der Pyrenäen, studierte zu Paris, wo er mit Loyola den Plan zur Stiftung des Jesuitenordens entwarf. Nachdem er einige Zeit in Brasilien als Missionar gewirkt hatte, unternahm er 1541, mit Vollmachten des Papstes versehen, eine Missionsreise nach dem portug. Ostindien, bekehrte und taufte in Goa, Cochin, Travancor, Ceylon, Malakka und selbst in Japan viele Eingeborene und starb auf dem Wege nach Goa 1552, wo er auch begraben liegt. Er wurde 1619 kanonisiert und 1747 von Benedikt XIV. zum Protektor von Indien erklärt. Seine Briefe findet man in Dan. Bartolus' «Historia gestorum per Jesuitas in Asia» (5 Bde., Rom 1665). Vgl. Tursellinus, «De vita Fr. Xaverii» (Antw. 1598); Venn und Hoffmann, «Franz X.» (Wiesb. 1869); de Vos, «Leben und Briefe des heiligen X.» (2 Bde., Regensb. 1877).

Xaver (Franz Aug.), Administrator des Kurfürstentums Sachsen, Prinz von Sachsen und königl. Prinz von Polen und Litauen, geb. 25. Aug. 1730, war der zweite Sohn des Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen, August III., und erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung. Beim Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs wurde er mit seinem Bruder Karl, dem nachmaligen Herzog von Kurland, im sächs. Lager bei Pirna von den Preußen eingeschlossen, hierauf ging er nach Polen und nach Böhmen. Im J. 1758 begab er sich als Graf von der Lausitz nach Frankreich und sammelte, zum franz. Generallieutenant ernannt, ein Korps Sachsen, das er mit den Franzosen vereint gegen Preußen und dessen Verbündete führte. Nach seines Bruders, des Kurfürsten Friedrich Christian, Tode, 17. Dez. 1763, übernahm X., als nächster Agnat, die Vormundschaft für dessen Sohn und Nachfolger. Als Administrator von Sachsen war er bemüht, den Wohlstand des erschöpften Landes und die Armee wiederherzustellen. Er verzichtete 1765 im Namen des minderjährigen Kurfürsten auf alle Ansprüche in Polen, wo Rußland und Preußen die Wahl des Grafen Stanislaw Poniatowski zum König unterstützten. Bei der Regierung des Kurfürstentums zog er die Witwe des Kurfürsten Friedrich Christian, die Tochter Kaiser Karls VII., zu Rate und überließ ihr die Leitung der Finanzangelegenheiten, sowie die Erziehung ihrer Kinder. Unter ihm wurde

die Untersuchung der Unterschleife aus Brühls Verwaltung fortgesetzt. Er schaffte auch unnütze Stellen ab, sicherte die Zahlung der Zinsen und die allmähliche Tilgung der Kammer- und der Steuerschulden, errichtete zur Belebung des Ackerbaues, der Gewerbe und des Handels 1763 die Landesökonomie-, Manufaktur- und Kommerziendeputation und stiftete 1765 die Bergakademie zu Freiberg. Am 15. Sept. 1768 legte er die Vormundschaft und Administration nieder. Er lebte nun bis 1792 in Paris, dann in Rom, seit 1796 auf der ihm vom Kurfürsten Friedrich August geschenkten Herrschaft Zabeltitz und starb zu Dresden 20. Juni 1806. Seit 1767 war er in morganatischer Ehe mit Klara Maria Rosa, Gräfin Spinucci verbunden, die den Titel Gräfin von der Lausitz führte und 22. Nov. 1792 starb. Thévenot veröffentlichte: «Correspondance inédite du prince François Xavier de Saxe» (Par. 1874).

X-Bein, s. Bäckerbein.

X-Eisen oder Kreuzeisen (frz. fer à croix, engl. cross-iron), Stabeisen von ×-förmigem Querschnitt, s. unter Walzeisen.

Xenien (grch. Xenia), eigentlich die kleinen Geschenke, welche die Alten nach der Mahlzeit den Gästen mit nach Hause zu geben pflegten; Martial gab dem 13. Buch seiner Epigramme diese Überschrift. Auch Goethe und Schiller nannten die in Schillers «Musenalmanach für 1797» gegen die Erbärmlichkeiten und Verkehrtheiten der zeitgenössischen Litteratur gerichteten Epigramme in satirischem Sinne X. Sie erregten bei den Angegriffenen viel Erbitterung, übten aber auf die Litteratur eine so heilsame reinigende Wirkung, daß sie einen bleibenden Namen behalten haben. Wenn jetzt von X. gesprochen wird, sind vorzugsweise diese Goethe-Schillerschen Epigramme gemeint. Es war eine so durchaus gemeinsame Arbeit, daß beide Dichter selbst ihren Anteil nicht vollständig zu scheiden vermochten. Neu herausgegeben wurden dieselben mit Anmerkungen von Ad. Stern als «Goethe-Schillers X.» (Lpz. 1872). Vgl. Boas, «Schiller und Goethe im Xenienkampf» (2 Bde., Stuttg. 1851), und Saupe, «Die Schiller-Goetheschen X.» (Lpz. 1852).

Xenokrätes, griech. Philosoph, geb. zu Chalcedon 396 v. Chr., war zugleich mit Aristoteles ein Schüler des Plato. Nach Platos Tode begab er sich mit Aristoteles nach Kleinasien, doch kehrte er bald zurück und wurde nach Speusipps Tode der zweite Nachfolger des Plato in der Akademie, welcher er 25 Jahre lang, bis an seinen Tod (314 v. Chr.), vorstand. In seinen Lehren verfolgte er die von Plato zuletzt eingeschlagene Richtung einer Verschmelzung der Ideenlehre mit dem Pythagoräismus, indem er die Ideen und Zahlen identifizierte, alle Wesen aus dem Einen und dem unbestimmten Vielen hervorgehen ließ, und hierauf eine mythische und mystische Theologie gründete, in welcher die Götternamen als Symbole der Urzahlen galten. Auch die Seele nannte er eine sich selbst bewegende Zahl. In der Moralphilosophie lehrte er nach Sokrates die Identität von Tugend und Glückseligkeit; die letztere bestehe in der dem Menschen angemessenen Tüchtigkeit. Die Athenienser schickten ihn mit Aufträgen an den König Philipp von Macedonien. Von seinen philosophischen Schriften ist keine erhalten. Vgl. Wynpersse, «Diatribe de X.» (Leid. 1822).

Xenokrätes, griech. Arzt, lebte zu den Zeiten des Tiberius oder Nero und schrieb ein Werk über die Benutzung der Wassertiere als Nahrungsmittel, das einen vollständigen Begriff von den Kenntnissen gibt, welche man damals über die Naturgeschichte der Fische und Schaltiere hatte.

Xenophänes, der Stifter der Eleatischen Schule, geb. um 570 v. Chr., war ein jüngerer Zeitgenosse des Pythagoras und Anaximander und erreichte ein Alter von mehr als 92 J. Nachdem er aus seiner Vaterstadt Kolophon in Jonien bei dem Einfall der Perser 546 v. Chr. vertrieben worden war, ging er, um sich als Rhapsode seinen Lebensunterhalt zu verdienen, nach Sicilien und Großgriechenland. Hier ließ er sich um 536 v. Chr. zu Elea nieder. Seine Dichtungen waren teils episch, wie er z. B. die Gründung von Elea (lat. Velia) besungen hat, teils «Elegien», deren Inhalt, den erhaltenen Resten zufolge, eine ernste, sittlich-religiöse Tendenz verfolgte. Den gleichen Grundcharakter trägt auch seine philos. Lehre, von deren poetischer Niederschrift auch nur noch Bruchstücke vorhanden sind, deren Deutung hauptsächlich durch die Mitteilungen des Aristoteles erleichtert wird. Danach war er, vielleicht nicht ohne Zusammenhang mit der Pythagoreischen Schule, ein begeisterter Vertreter des Monotheismus; doch gab er demselben eine stark pantheistische Färbung, indem ihm der Begriff der Gottheit mit demjenigen der Alleinheit der Welt zusammenfiel. Zugleich freilich suchte er Gott als die vernünftige Macht, welche das Weltall lenke, zu begreifen. So mischen sich in unklarer Verschwommenheit theistische und pantheistische Vorstellungen, daher auch Aristoteles an X. die eigentliche philos. Feinheit des Denkens vermißte. Besonders lebhaft aber vertrat er seinen Standpunkt dem polytheistischen Volksglauben gegenüber, dessen Anthropomorphismus er tadelte und verspottete: deshalb wendet er seinen Zorn hauptsächlich gegen Homer, der die Vielheit der Götter, und gegen Hesiod, der ihre Entstehung und Wandelbarkeit gelehrt habe. Die Gottheit sei eine und ewig. Auf diese reformatorische Predigt eines neuen Gottesbewußtseins legte X. den Schwerpunkt seiner Wirksamkeit; die philos. Durchbildung desselben übernahm erst sein großer Schüler Parmenides (s. d.). Die naturwissenschaftlichen Forschungen der Jonier hat er nur oberflächlich benutzt und sich dabei namentlich an Anaximander angeschlossen, für dessen Lehre von der periodischen Rückverwandlung der Erde in Schlamm er in den auf Sicilien damals gefundenen Versteinerungen einen Beweis suchte. Alle irdischen Dinge, lehrte er, seien aus Erde oder aus Erde und Wasser geworden. Die Bruchstücke seines Lehrgedichts «Über die Natur» haben Brandis in «Commentationes Eleaticae» (Abteil. 1, Altona 1813) und Karsten in «Philosophorum Graecorum veterum reliquiae» (Bd. 1, Brüss. 1830) gesammelt. Vgl. V. Cousin, «X. fondateur de l'école d'Elée» (in «Nouveaux fragments philosophiques», Par. 1828); Reinhold, «De genuina X. disciplina» (Jena 1847); Kern, «Quaestionum Xenophanearum capita duo» (Naumb. 1864).

Xenöphon, der Sohn des Gryllos aus Athen, bekannt als Verfasser zahlreicher histor. und philos. Schriften, geb. nach einigen um 445, eher nach andern um 430 v. Chr., schloß sich frühzeitig an Sokrates an, dessen treuer und dankbarer Schüler er sein ganzes Leben lang blieb, ohne zu einer

selbständigen philos. Entwickelung und Anschauung zu gelangen. In der Schlacht bei Delion (424 v. Chr.) wurde er, nach einer von Strabon und Diogenes Laertius berichteten, aber ohne Zweifel falschen Erzählung, von Sokrates, als er auf der Flucht vom Pferde stürzte, gerettet. Im J. 401 wurde er durch seinen Gastfreund Proxenos aus Böotien, der sich in Sardes beim jüngern Cyrus aufhielt, bewogen, dorthin zu gehen und den Cyrus auf dessen angeblich gegen die Pisider, in Wahrheit gegen seinen Bruder, den Perserkönig Artaxerxes Mnemon, gerichteten Heerzuge zu begleiten. Nach der unglücklichen Schlacht bei Kunaxa und dem Tode des Cyrus wurde er von den etwa 10000 Mann starken griech. Hilfstruppen, deren Offiziere größtenteils durch Verrat ins pers. Lager gelockt und getötet worden waren, zum Anführer gewählt. Unter den größten Mühseligkeiten und Gefahren führte er diese Truppen aus dem innern Asien mitten durch feindliche Völkerschaften und schwer zugängliche, zum Teil unwirtliche Landschaften nach Byzanz zurück, wo er mit ihnen in die Dienste des thrakischen Fürsten Seuthes trat. Da dieser aber das Heer um einen Teil des Soldes betrog, führte X. die Söldnerschar wieder nach Pergamos und übergab sie dem spart. Feldherrn Thibron, da die Spartaner sie zur Fortführung des Kriegs gegen die pers. Satrapen Pharnabazos und Thissaphernes in Sold genommen hatten. (Vgl. außer Moltkes «Briefen aus dem Orient» Koch, «Der Zug der Zehntausend nach X.s Anabasis», Lpz. 1850; Hertzberg, «Der Feldzug der 10000 Griechen nach X.s Anabasis dargestellt», Halle 1861; 2. Aufl. 1870; Strecker und Kiepert, «Beiträge zur geogr. Erklärung des Rückzugs der Zehntausend», Berl. 1870; Robiou, «Itinéraire des Dix-mille», Par. 1873.) Hernach begleitete X. im Frühjahr 396 den spart. König Agesilaos auf dessen Zuge nach Asien, kehrte mit ihm nach Griechenland zurück und war auch in der Schlacht bei Koronea (394) gegen seine eigenen Landsleute in dessen Gefolge. Wenn X. nicht schon früher aus Athen verbannt war, so geschah das damals. Er begleitete Agesilaos nach Sparta. Später ließ er sich in Skillos bei Olympia in Elis nieder und siedelte von da später nach Korinth über, wo er auch nach Aufhebung des gegen ihn erlassenen Verbannungsdekrets aus Athen bis zu seinem, im höchsten Alter (um 354 v. Chr.) erfolgten Tode seinen Wohnsitz behielt. Er war eine einfache, etwas nüchterne, aber hochbegabte, vorzugsweise auf das Praktische gerichtete Natur, weder durch besondere Tiefe des Geistes noch durch Großartigkeit der Gedanken ausgezeichnet, aber ein vorzüglicher Schriftsteller, der sich durch den Verkehr mit Sokrates eine allgemeine, wenn auch nicht eben tiefe philos. Bildung angeeignet hatte.

Seine zahlreichen Schriften, an welchen schon die Alten besonders die Einfachheit, Klarheit und Anmut der Darstellung rühmten, Vorzüge, die ihm den Beinamen der «attischen Biene» eingebracht haben, zerfallen in historische und historisch-politische, philosophische und praktische. Unter den historischen ist die bedeutendste die «Anabasis», die Erzählung des von ihm selbst geleiteten Rückzugs der 10000 Griechen, welche er, um glaubwürdiger und unparteiischer zu erscheinen, unter einem fremden Namen (dem des Themistogenes) herausgab, wie er auch von sich immer in der dritten Person spricht. Ferner gehören dahin: die «Hellenika», deren zwei erste Bücher das Geschichtswerk des Thukydides bis zum Ende des Peloponnesischen Kriegs fortsetzen, während Buch 3—7 die griech. Geschichte vom Ende dieses Kriegs bis zur Schlacht bei Mantinea (362) vom spart. Parteistandpunkt aus erzählen; die «Kyrupaideia» (Cyropädie, d. i. Erziehung des ältern Cyrus), ein moralisch-polit. Roman, worin das Ideal eines nach Sokratischen Grundsätzen gebildeten Monarchen dargestellt wird, und die kleinern Schriften «Agesilaos» (Lobschrift auf diesen König), «Vom Staate der Lacedämonier» und «Vom Staate der Athener», von denen aber wenigstens die erste höchst wahrscheinlich und die letztere sicher nicht von X. herrührte (diese ist von einem ältern Politiker bald nach dem Beginn des Peloponnesischen Kriegs verfaßt). Philos. Inhalts sind die «Apomnemoneumata» («Memorabilia Socratis»), denkwürdige Gespräche und Aussprüche des Sokrates, die X. größtenteils selbst aus seinem Munde vernommen hat, ein treuer Abdruck der Sokratischen Anschauungs- und Ausdrucksweise, wie sie im täglichen Leben den nicht mit tieferm philos. Geiste Begabten erschienen. Eine Art Anhang dazu ist die jedenfalls nicht von X. herrührende «Apologie des Sokrates». Echt Xenophontisch dagegen sind: das «Symposion» (Gastmahl), welches den Sokrates in heiterer und fröhlicher Geselligkeit vorführt; der «Oikonomikos», ein Gespräch, in welchem Sokrates eine Unterhaltung erzählt, die er mit einem Ischomachos über die beste Art der Verwaltung des Hauswesens und des Vermögens gehabt habe, und der «Hieron», ein Gespräch zwischen dem Fürsten Hieron von Syrakus und dem Dichter Simonides über die Vorzüge des Fürsten- und des Privatlebens und die Kunst des Herrschens. Rein praktischer Natur endlich sind die kleinen Abhandlungen über die athen. Finanzen und die Mittel zu ihrer Hebung, über die Reitkunst, über die Obliegenheiten eines Anführers der athen. Reiterei und über die Jagd.

Die besten Gesamtausgaben der Werke X.s sind die von Schneider (neue Ausgabe, zum Teil von Bornemann und Sauppe bearbeitet, 6 Bde., Lpz. 1825—49); die von Bornemann, Kühner und Breitenbach (4 Bde., zum Teil in 2. Aufl., Gotha u. Erfurt 1838—63); die von L. Dindorf (Par. 1839), von Sauppe (Lpz. 1865—66) und die von Schenkl begonnene (Berl. 1869 fg.). Von Dindorf hat man auch kritische Spezialausgaben der einzelnen Werke, die in wiederholten Auflagen mit Kommentaren zu Oxford, und ohne solche zu Berlin und Leipzig erschienen sind. Von Ausgaben einzelner Schriften mit erklärenden Anmerkungen sind zu nennen die der «Anabasis» von Krüger (6. Aufl., Berl. 1871), Hertlein (3. Aufl., Lpz. 1855), Kühner (Gotha 1852), Vollbrecht (1. Bdchn., 7. Aufl., Lpz. 1882; 2. Bdchn., 6. Aufl. 1880), Rehdantz und Carnuth (5. Aufl., Berl. 1882—84); der «Hellenika» von Büchsenschütz (1. Bdchn., 5. Aufl., Lpz. 1884; 2. Bdchn., 4. Aufl., 1880) und Breitenbach (Bd. 1, 2. Aufl., Berl. 1884; Bd. 2, 1874; Bd. 3, 1876); der «Cyropädie» von Hertlein und Nitsche (Bd. 1, 4. Aufl., Berl. 1886; Bd. 2, 3. Aufl. 1876) und Breitenbach (Bd. 1, 3. Aufl., Lpz. 1875; Bd. 2, 2. Aufl., Lpz. 1878); der Schrift «Vom Staate der Lacedämonier» von Haase (Berl. 1833); der «Memorabilien» von Kühner (4. Aufl., Lpz. 1882), Breitenbach (5. Aufl., Berl. 1878) und Seyffert (4. Aufl., Lpz. 1883); von kritischen Ausgaben einzelner Schriften noch die der «Anabasis» (2. Aufl., Leid. 1873), «Cyropädie» (3. Aufl. 1881) und der «Hellenika» (2. Aufl., Leid.

1880) von Cobet und die der «Anabasis» (Lpz. 1878) und der «Cyropädie» (Lpz. 1882) von Hug, sowie die der Schrift über die Finanzen der Athener von Zurborg (Berl. 1876). Wiederholt ist insbesondere die wichtige, sicher nicht von X. herrührende Schrift «Vom Staate der Athener» bearbeitet und untersucht worden; so von Kirchhoff (Berl. 1874, 1878, 1881), Wachsmuth (Gött. 1874), Müller-Strubing (1880), Belot (Par. 1880), Lange (Lpz. 1882). Eine noch unvollendete Ausgabe des griech. Textes mit deutscher Übersetzung und Anmerkungen von verschiedenen Bearbeitern erscheint in Leipzig seit 1855. Unter den deutschen Übersetzungen ohne griech. Text sind die von Walz, Campe, Hertlein, Fincke u. a. bearbeitete (Stuttg. 1854 fg.) und die von Forbiger, Dörner u. a. (Stuttg. 1879) hervorzuheben. Eine biographische Skizze schrieb Krüger (Halle 1822). Vgl. Ranke, «De Xenophontis vita et scriptis» (Berl. 1851), und Roquette, «De Xenophontis vita» (Königsb. 1884).

Xenophon von Ephĕsus nennt sich mit einem vielleicht erdichteten Namen ein griech. Erotiker, wahrscheinlich aus der Zeit um die Wende des 2. oder 3., nach andern des 4. oder 5. Jahrh. n. Chr., der einen Roman «Ephesiaca» in fünf Büchern verfaßt hat, worin die Liebesabenteuer der Anthia und des Habrokomes in einer ziemlich leichten und einfachen Sprache erzählt werden. Herausgegeben wurde die Schrift von Locella (Wien 1796), Peerlkamp (Harlem 1818), Passow (Lpz. 1833) und in den Ausgaben der Erotiker (s. d.), ins Deutsche übersetzt von Bürger (Lpz. 1775) und Krabinger (Münch. 1820 u. 1831).

Xeranthemum annuum, die Papierblume, s. unter Immortellen.

Xeres de la Frontera, amtlich Jerez de la Frontera, Stadt (Ciudad) in der span. Provinz Cadiz, auf einer Höhe, 3,7 km vom rechten Ufer des Guadalete, anmutig in einer weiten, hügeligen, schön bebauten, größtenteils mit Weingärten bedeckten Gegend an der andalus. Heerstraße und der Eisenbahn Sevilla-Cadiz gelegen, die hier nach Sanlúcar de Barrameda und Bonanza abzweigt, mit breiten, gutgepflasterten Straßen, modernen und zum Teil palastähnlichen Häusern, regelmäßigen Plätzen, schönen Promenaden, hat zehn Kirchen, unter welchen die große im Renaissancestil erbaute Colegiata mit prachtvoller freskengeschmückter Kuppel und die im reichsten got. Stile ausgeführten San Miguel und Santo Domingo hervorragen, ein Gymnasium, ein Theater und einen Stiergefechtscirkus und zählt (1877) 64533 E. Die Stadt ist sehr alt und hieß angeblich celtiberisch Aesta, als röm. Kolonie Hasta Regia. Zur Gotenzeit war sie Bischofssitz unter dem Namen Assidona. Geschichtlich berühmt ist sie durch die siebentägige Schlacht im Juli 711, in welcher die Araber unter Tarik über die Westgoten unter Roderich siegten, und welche jenen Spanien in die Hände lieferte. Die Stadt war zur Zeit der Mauren, denen sie 1265 durch Alfons X. von Castilien entrissen wurde, unter dem arab. Namen Scherisch bereits bedeutend und blieb es auch später. Nur 7 km entfernt liegt am Guadalete die wegen ihrer herrlichen Lage, schönen Renaissancearchitektur und geschmackvoll geschmückten Kirche sehenswerte, aber jetzt verödete und verwahrloste Kartause, in deren Klostergebäuden ein königl. Gestüt untergebracht ist. Berühmt ist X. besonders wegen seines Weinbaues und vorzugsweise in den Händen engl. Häuser befindlichen Weinhandels. Der Xereswein, einer der geschätztesten Weine Spaniens, wird hauptsächlich nach England (etwa 60 Proz.), wo man ihn Sherry nennt, und nach Amerika versandt. Man gewinnt ihn in zwei Sorten, als Moscatello und als Pedro Ximenes oder Paraxete, welcher letztere der beste ist.

Xereswein, s. u. Xeres de la Frontera.

Xerosis, Xerophthalmus, Wachsauge, nennt man den Zustand, wenn der Zellenüberzug der Hornhaut und Bindehaut in seiner ganzen Ausdehnung oder nur stellenweise in eine trockene, wachsartige Schicht umgewandelt ist. (S. Trachom.)

Xerxes, pers. Königsname, im Altpersischen Khsayârsâ. Der erste und allein weltbekannte König dieses Namens war der Sohn König Darius' I., Sohn des Hystaspes, und der Atossa, Tochter des Cyrus. Geboren nach der Thronbesteigung des Darius (521), also gegen 519 v. Chr., wurde X., durch seiner Mutter Intriguen, den drei ältern Söhnen des Darius mit einer Tochter des Gobryas vorgezogen. X. bestieg nach des Darius Tode 486 den Thron und unterwarf zuerst Ägypten, das sich empört hatte, durch einen einzigen Feldzug. Hierauf rief er seine Großen zusammen, um mit ihnen die schon zweimal von seinem Vater versuchte Eroberung Griechenlands zu beraten. Nach dreijähriger Vorbereitung sammelte X. das größte Heer, welches die Geschichte kennt, Troß und Weiber eingeschlossen, mehr als 1½ Mill. aus allen Teilen seines unermeßlichen Reichs. Das Landheer vereinigte sich bei Kritalla in Kappadocien; die Flotte von 1200 phöniz. und kleinasiat. Schiffen erwartete ihn in Doriscus in Thrazien. Verschiedene Hindernisse, die des Darius Expedition erschwert hatten, wurden beseitigt, selbst die Erdzunge zwischen dem Berge Athos und dem macedon. Festlande soll durchstochen worden sein. Um das Landheer nach Europa überzusetzen, ließ er anfangs zwei Brücken bei Sestos über den Hellespont schlagen, und als diese bei einem Sturme zerstört wurden, soll er, nach Herodots Erzählung, befohlen haben, die Baumeister zu enthaupten, dem widerspenstigen Meere 300 Geißelhiebe zu geben und ein Paar Fußeisen in dasselbe zu versenken. Nachdem X. selbst von Sardes her nach Abydos gekommen war, ließ er nach einer großen Heerschau auf zwei neuverfertigten Brücken die Heeresmasse nach Europa hinübersetzen; dieser Zug soll sieben Tage gedauert haben. Das Heer zog durch Thrazien, Macedonien und Thessalien, bis es am Engpasse Thermopylä (s. d.) den ersten heldenmütigen Widerstand der 300 Spartaner des Leonidas fand (480). X. forcierte den Engpaß durch den Verrat des Ephialtes, zog durch Hellas direkt nach Attika und verbrannte Athen. Die pers. Flotte lieferte unterdessen den griech. Schiffen bei dem Vorgebirge Artemisium im Norden von Euböa ein unentschiedenes Treffen. Sodann sandten die Perser 200 Schiffe um Euböa herum in den Euripus, um den griechischen in den Rücken zu fallen. Ein zweites unentschiedenes Seetreffen bei Artemisia hatte den Rückzug der Griechen in den Attischen Meerbusen zur Folge, wo sie sich bei Salamis (s. d.) sammelten. Hier zwang Themistokles (s. d.) die Griechen 23. Sept. 480 v. Chr. durch List zu einer Seeschlacht, die mit der Niederlage und dem Rückzuge der Perser endete. X. zog sich nach Kleinasien zurück und brachte den Winter in Sardes zu, während

er in Griechenland sein Landheer unter Mardonius zurückgelassen. Im Sept. 479 aber wurde dieses Heer durch Aristides und Pausanias bei Platää fast vernichtet, auch an demselben Tage die pers. Flotte durch die Griechen unter Xanthippus und Leotychides bei Mykale in Kleinasien geschlagen. X. selbst floh eilig nach Susa, nachdem er noch in Babylon die größten Tempel zerstört hatte. X. wurde 465 mit seinem Sohne Darius von Artabanus ermordet. Ihm folgte sein zweiter Sohn Artaxerxes I. X. ließ Persepolis und Susa ausbauen und sonst viele Bauwerke vollenden. In der Bibel kommt er unter dem Namen Ahasverus vor, und die Geschichte von Esther schließt sich aufs genaueste den durch die Griechen bekannten Thatsachen an. — X. II., Sohn Artaxerxes' I., regierte zwei Monate (425) und wurde von seinem Halbbruder Sogdianus ermordet. — Auch andere spätere Könige von Armenien heißen X.

Xeremani, Vorstadt von Cartagena (s. d.) in Bolivar.

X für ein U machen, zunächst soviel wie jemand hintergehen, betrügen, dann aber überhaupt soviel als etwas weismachen, eine Redensart, welche darauf beruht, daß man im Mittelalter die Zahlen mit röm. Zahlzeichen ausdrückte, unter denen V und U gleichbedeutend waren und für 5 standen. Zwei V, das eine verkehrt an das andere gesetzt (X), bedeutete aber 10; schrieb daher jemand X statt U auf die Rechnung, so schrieb er das Doppelte an.

Ximénès (Augustin Marie, Marquis de), ein franz. Dichter span. Abkunft, wurde zu Paris 26. Febr. 1726 geboren, widmete sich dem Militärstande und kämpfte in der Schlacht bei Fontenoi, vertauschte aber dann die Waffen mit der Feder, ließ sich in Paris nieder und war besonders mit Voltaire eng verbunden, der ihn so schätzte, daß er häufig Verse von X. in seine Werke mit aufnahm. X. schrieb einige Trauerspiele, von denen «Don Carlos» besondern Anklang fand, ein Gedicht, «César au sénat» und ein Lobgedicht auf Ludwig XIV. Zwei «Discours» von ihm, der eine zum Lobe Voltaires («Aux mânes de Voltaire», 1779), der andere über den Einfluß Boileaus auf sein Jahrhundert («Influence de Boileau sur l'esprit de son siècle», 1787) werden sehr geschätzt. Auch schrieb er «Lettres sur la Nouvelle Héloise de Jean Jacq. Rousseau». Seine gesammelten Werke erschienen 1772, an die sich ein Nachtrag «Codicille d'un vieillard» (1792) anschloß. X. war zwar ein Anhänger der Revolution, aber ohne an den Vorgängen leidenschaftlichen Anteil zu nehmen. Zuletzt schrieb er einen «Discours au roi». Er starb zu Paris 21. Mai 1817.

Ximénes (Francesco), span. Staatsmann und Kardinal, wurde 1436 zu Torrelaguna in Altcastilien geboren, wo sein Vater Advokat war. Er studierte zu Salamanca, reiste hierauf nach Rom und brachte eine päpstl. Bulle mit, welche ihm die erste offene Pfründe in Spanien zusicherte. Der Erzbischof von Toledo weigerte sich, ihm eine solche zu geben, und da X. sich heftig äußerte, ließ ihn der Erzbischof sogar ins Gefängnis werfen. X. erhielt indessen bald die Freiheit und eine geistliche Pfründe im Kirchsprengel Siguença, dessen Bischof, Kardinal Gonzalez Mendoza, ihn zu seinem Großvikar ernannte. Nachher trat er in den Franziskanerorden und wurde Beichtvater der Königin Isabella von Castilien. Im J. 1495 zum Erzbischof von Toledo ernannt, war er, vom Papst zum Kardinal und Großinquisitor erhoben, kirchlich und politisch die maßgebendste Persönlichkeit in den vereinigten Königreichen. Im J. 1508 gründete er die Universität zu Alcala de Henares, auch veranlaßte er die berühmte Complutensische Polyglotte. Vorzüglich beschäftigte ihn die Bekehrung der Mauren und der Gedanke, ihnen einige Provinzen zu entreißen. In dieser Absicht entwarf er den Plan, nach Afrika überzusetzen und die Festung Oran wegzunehmen, die in den Händen der Mauren war. X. wendete die Einkünfte seines Erzbistums, des reichsten in Europa (es brachte jährlich 100000 Dukaten ein), zu diesem Zuge an. Im Mai 1509 landete er an der Küste von Afrika. In erzbischöfl. Kleidung, über welcher er einen Harnisch trug, von Priestern und Mönchen, wie bei einer geistlichen Prozession, umgeben, führte er selbst das Heer an. In der Nähe von Oran kam es zur Schlacht, in welcher die Mauren besiegt wurden. Die Festung wurde erobert und die Besatzung niedergemacht. X. ließ Oran neu befestigen, verwandelte die Moscheen in Kirchen und kehrte nach Spanien zurück, wo ihn Ferdinand feierlich empfing. Als dieser 1516 starb und sein Enkel Karl noch minderjährig war, wurde X. Regent von Spanien. X. starb 8. Nov. 1517, von Karl V. mit Undank belohnt. Vgl. Fléchier, «Histoire du Cardinal X.» (2 Bde., Amsterd. 1700; deutsch von Fritz, Bd. 1, Würzb. 1828); «Historie von dem Staatsministerium des Kardinals X.» (Hamb. 1791); Hefele, «Der Kardinal X. und die kirchlichen Zustände Spaniens am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrh.» (2. Aufl., Tüb. 1851); Havemann, «Francesco X.» (Gött. 1848).

Xingu (spr. Schingü), südl. Nebenfluß des Amazonenstroms (s. d.), entspringt in der brasilian. Provinz Matto-Grosso und mündet rechts, kurz vor dem Ausfluß des Amazonenstroms in den Ocean. Der X. wurde in seiner ganzen Ausdehnung zuerst von Karl von den Steinen (s. d.) 1884 befahren. Vgl. von den Steinen, «Durch Central-Brasilien» (Lpz. 1886).

Xiphilinos (Joannes), aus Trapezunt, war Mönch in dem Kloster auf dem Berge Olympos in Kleinasien, wurde 1066 Patriarch von Konstantinopel und starb 1080. Er machte einen Auszug aus der Geschichte des Dio Cassius; einige seiner Reden gab Matthäi (Moskau 1775) heraus.

Xisuthrus, griech. Form des babylon. Noah, ist aus dem assyr. Adrahasis, umgesetzt Hasi su-adra gebildet. Die ihn betreffende Sage, deren Inhalt sich im wesentlichen mit der biblischen Erzählung von Noah und der Sintflut deckt, ist in zwei verschiedenen Überlieferungen auf uns gekommen. Die eine ist die des Berosus, durch die griech. Chronographen erhalten; die andere findet sich als Episode in der elften Tafel des keilinschriftlichen Istubar-Epos. (S. Chaldäischer Sintflutbericht.) Vgl. Oppert, «Le poème chaldéen du déluge» (Par. 1885).

Xochicalco, s. unter Cuernavaca.

Xuthos, Sohn des Hellen, Enkel des Deukalion (s. d.), Bruder des Doros und Aiolos (s. d.), galt als Vater von Achäos und Ion (s. d.) für den mythischen Stammvater der Achäer und Ionier.

Xylander (gräcisiert für Holtzmann, Wilh.), verdienter Gelehrter des 16. Jahrh., geb. 26. Dez. 1532 zu Augsburg, lehrte, nachdem er seine Studien zu Tübingen vollendet hatte, einige Zeit zu Basel und erhielt 1558 die Professur der griech. Sprache zu Heidelberg, wo er 10. Febr. 1576 starb.

Außer mehrern lat. Übersetzungen, namentlich des Dio Cassius (Bas. 1558), der «Vitae» des Plutarch (Bas. 1561), sowie der «Moralia» desselben (Bas. 1570), des Strabo (Bas. 1571) und der mathem. Schriften des Diophantus (Bas. 1575), die er zuerst bekannt machte, hat er auch berichtigte Ausgaben der philos. Schriften des Marcus Antoninus (Zür. 1559), des Georgios Kedrenos (Bas. 1566), des Stephanus von Byzanz (Bas. 1568), des Antoninus Liberalis, Phlegon Trallianus und Antigonus Karystius (Bas. 1568) und der «Moralia» des Plutarch (Bas. 1574) besorgt und mit lat. Übersetzung und kritischen Bemerkungen versehen.

Xylēm (grch.), in der botan. Histologie diejenigen Gewebepartien, die in den Stämmen und Wurzeln der Dikotyledonen und Gymnospermen zwischen dem Cambiumringe und dem Marke liegen. Das X. enthält in der Regel Gefäße, Tracheiden, Holzparenchymzellen, Markstrahlen, bastähnliche Zellen (sog. Libriform), seltener Sekretbehälter, Krystallschläuche, Siebröhren und ähnliche Elemente. Was man im gewöhnlichen Leben als Holz bezeichnet, stimmt im wesentlichen mit dem wissenschaftlichen Begriff X. überein. Näheres über Bestandteile und Eigenschaften des X. s. unter Holz; vgl. auch Cambium und Phloëm.

Xylidin, $C_8H_{11}N$, eine aus dem flüssigen Kohlenwasserstoff des Steinkohlenteeröls, dem Xylol, dargestellte und dem Anilin (s. d.) entsprechende organische Base, welche, mit Anilin gemischt und mit Arsensäure oder Quecksilberchlorid behandelt, eine schöne rote Verbindung, das Xylidinrot (Rosaxylidin), bildet, das wie Rosanilin zum Rotfärben der Wolle und Seide benutzt werden kann. Neuerdings findet das X. in Kombination mit andern Teerfarbstoffen häufigere Anwendung.

Xylographie, s. Holzschneidekunst.

Xyloïdin, s. unter Stärkemehl.

Xylōl ist ein dem Benzol (s. d.) und Toluol homologer flüssiger Kohlenwasserstoff, der aus dem gereinigten Steinkohlenteeröl abgeschieden wird und bei 140° siedet und nach Untersuchungen von R. Fittig aus einem Gemenge von drei isomeren Kohlenwasserstoffen, dem Orthoxylol, dem Metaxylol und dem Paraxylol besteht. Es wurde das X. als äußerliches Mittel gegen Blattern empfohlen. Mit Salpetersäure behandelt, geht es in das dem Nitrobenzol entsprechende Nitroxylol über, aus dem die dem Anilin korrespondierende organische Base, das Xylidin (s. d.), erhalten wird.

Xylomēter (Holzmesser), ein in der Forstwirtschaft gebräuchliches Gerät zur Messung des kubischen Inhalts unregelmäßig geformter Holzstücke. Man taucht das zu messende Holz in Wasser, das Volumen des verdrängten Wassers ist gleich dem Kubikinhalt des Holzes. Die zu diesem Zweck dienenden X. sind sehr verschiedener Konstruktion. Am einfachsten ist ein cylindrisches, mit eisernen Reifen versehenes Hohlgefäß von 1 bis 1,5 m Höhe, welches etwa 20 cm unter der obern Öffnung eine Abflußröhre besitzt; taucht man nun in das bis zur Abflußröhre gefüllte Gefäß das zu untersuchende Holz, so muß gerade so viel Wasser abfließen, als das Volumen des Holzes beträgt. Schneller arbeitet man mit einem X. folgender Konstruktion: Ein etwa 0,25 cbm enthaltendes, cylinderförmiges Gefäß von starkem Zinkblech, welches auf einem soliden Holzuntersatz ruht und mit Eisenreifen umgeben ist, besitzt außen eine etwa 7 mm starke kommunizierende Glasröhre mit Messingskala. An letzterer liest man den Stand des Wassers vor und nach Eintauchen des Holzes ab; die Differenz beider Ablesungen ist gleich dem Inhalt des Holzes. Vgl. Bauer, «Die Holzmeßkunst» (3. Aufl., Wien 1882); Kunze, «Lehrbuch der Holzmeßkunst» (Berl. 1873).

Xylopia *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Anonaceen. Man kennt gegen 30 Arten, die sämtlich in den Tropen vorkommen. Es sind Bäume oder Sträucher mit lederartigen Blättern und einzeln oder in Büscheln stehenden Blüten, die aus 3 Kelchblättern, 6 Blumenblättern, zahlreichen Staubgefäßen und mehrern Griffeln bestehen. Die Früchte sind beerenartig entwickelt. Von zwei in Mittelafrika, Sierra Leone, Guinea einheimischen Arten X. aethiopica *L.* und X. aromatica *DC.*, welche von einigen Botanikern zu einer besondern Gattung Habzelia vereinigt werden, stammt der sog. Neger- oder Guineapfeffer, der im Heimatlande der Pflanzen allgemein als Pfeffer benutzt wird. Derselbe besteht aus den roten, etwa bohnengroßen Früchten, die einen sehr scharfen und beißenden Geschmack besitzen. Zwei andere in Amerika einheimische Arten, X. frutescens *DC.* und X. sericea *St. Hil.*, liefern Bastfasern, die zur Herstellung von Seilen, Geweben u. dgl. verwendet werden.

Xystos hieß bei den Griechen ein bedeckter Säulengang in den Gymnasien, in welchem während des Winters die Leibesübungen vorgenommen wurden, den man jedoch auch zum Lustwandeln benutzte. Die Römer nannten X. auch eine unbedeckte Terrasse vor ihren Landhäusern, auf welcher man zur Erholung sich erging. Im Mittelalter bezeichnete man als X. auch einen langen, bedeckten Gang in Häusern, besonders den Kreuzgang der Klöster.

Y.

Y (Ypsilon), der 20. Buchstabe des griech., der 21. des latein., der 25. des deutschen Alphabets, bezeichnete im Altgriechischen den Laut unsers ü und wird in Fremdworten bei uns so gesprochen. Die Römer wandten ihn nur in griech. Lehnworten an. In den slaw. Alphabeten drückt er einen eigentümlichen i-Laut aus, den man auch zum Unterschied von dem die Konsonanten erweichenden i als hartes i bezeichnet (im russ. Alphabet jery genannt). Die westeurop. Alphabete, die das Zeichen verwenden, haben es in verschiedener Geltung; im Französischen fällt es in der Aussprache mit i zusammen (zum Unterschiede in der Orthographie i grec, griech. i, genannt); im Englischen bedeutet es bald i, bald ei (z. B. daily, sprich däli, täglich; sky, sprich skei, Himmel); in den skandinav. Sprachen dient es für ü, z. B. dänisch syve (sieben), sprich süve. In früherer Zeit wurde der Buchstabe auch in der deutschen Orthographie viel verwendet, auch die Diphthongen ei, ai häufig als ey, ay geschrieben,

ein Gebrauch, der, als ganz unnötig, gegenwärtig allgemein aufgegeben ist. Das alte Zeichen Υ oder V ist ein dem phöniz. Alphabet, dem sonst das griechische entnommen ist, von den Griechen hinzugefügter, neu erfundener Buchstabe.

Als Abkürzung steht y in der Mathematik für die zweite unbekannte Größe (neben x für die erste). Auf ältern franz. Münzen bezeichnet Y den Prägort Bourges. In der Chemie ist Y das Zeichen oder Symbol für Yttrium.

Y (holländ. Het Ij) oder das Ya (ausgesprochen Ei oder Eia), ein Meeresarm, der aus der südwestl. Spitze der Zuidersee in die niederländ. Provinz Nordholland eintritt. Jetzt ist das Y größtenteils in Ackerland verwandelt und nur der im Nov. 1877 eröffnete Neue Nordseekanal in der Mitte des ehemaligen Meerbusens übriggelassen worden, welcher gegen Westen bis in die Nordsee südlich von Wijk aan Zee verlängert wurde.

Yacht, s. Jacht.

Yack oder Grunzochse (Bos s. Poëphagus grunniens, Tafel: Wiederkäuer, Fig. 7), eine auf den Gebirgen Tibets und den Hochflächen Mittelasiens heimische Büffelart mit langem, seidenartigem Haar, worunter sich die Füße beinahe verstecken, und runden, rückwärts gebogenen Hörnern. Die Y. leben herdenweise, teils wild, teils gezähmt; die alten Stiere sind gewaltige Tiere, ungemästet bis 700 kg schwer, die Kühe um die Hälfte leichter, geben jedoch treffliche Milch. Das alljährlich abgeschnittene Haar wird zu Zeugen verwebt, die langen weißen Schweifhaare dienen zur Verfertigung sehr dauerhafter Stricke, zu Fliegenwedeln, türk. Roßschweifen u. dgl. Man findet die Y. häufig in Tiergärten; sie werden in Tibet und der Mongolei als Last- und Reittiere vielfach benutzt. Die Einführung in Europa als Haustiere, die in Frankreich versucht wurde, hat sich als gänzlich unvorteilhaft erwiesen.

Yadkin, Fluß, s. Pedee.

Yagui-Dagh, Berg, s. Jagni-Dagh.

Yajurveda, s. unter Veda.

Yakſa, ehemalige Stadt am Amur, s. Albasin.

Yakub-Chan, Emir von Afghanistan, geb. 1849, folgte seinem Vater Schir-Ali (s. d.) nach dessen am 21. Febr. 1879 zu Mezarischeriff erfolgtem Tode unter schwierigen Verhältnissen. Nachdem sein Vater im Sept. 1878 eine engl. Gesandtschaft abgewiesen, hatten engl. Truppen 21. Nov. die Grenzen Afghanistans überschritten, 20. Dez. Dschellalabad und 11. Jan. 1879 Kandahar besetzt, sodaß Schir-Ali schon 13. Dez. 1878 Kabul verlassen und auf russ. Gebiet geflohen war. Sogleich nach seiner Thronbesteigung richtete Y. 26. Febr. 1879 ein Schreiben an den Vizekönig von Indien, infolge dessen Friedensverhandlungen eingeleitet wurden. Der Emir begab sich selbst in das engl. Lager zu Gundamak, wo er 8. Mai eintraf und 26. Mai den Frieden unterzeichnete, der den Engländern die Pässe zwischen Indien und Afghanistan überließ und den Aufenthalt eines brit. Residenten in Kabul gestattete. Am 1. Juni begann der Rückmarsch der brit. Truppen und 24. Juli traf eine brit. Gesandtschaft unter Major Cavagnari in Kabul ein, wo 13. Aug. ein Aufstand ausbrach. (S. Afghanistan.) Die brit. Gesandtschaft wurde 3. Sept. nach tapferm Widerstande ermordet, und 24. Sept. überschritten brit. Truppen abermals die Grenze. Y. erschien 27. Sept. im brit. Lager bei Kuschi, wurde aber, nachdem Kabul besetzt, gegen Ende Dezember nach Indien geschickt und dort interniert. Am 22. Juli 1880 wurde an seiner Stelle Abd-ur-Rahmân zu Kabul auf einem vom General Roberts berufenen Durbar afghan. Fürsten zum Emir von Afghanistan ausgerufen, weil man die Überzeugung gewonnen hatte, daß Y. durch sein unentschiedenes, wenn nicht treuloses Verhalten an der Ermordung der brit. Gesandtschaft Schuld trug.

Yale-College, eine der ältesten und die zweitbedeutendste amerik. höhere Lehranstalt zu Newhaven im Staate Connecticut, 1790 gegründet und nach ihrem Beschützer, Gouverneur Yale, benannt. Sie hat vier Fakultäten: eine theologische, eine medizinische, eine juristische und eine philosophische. Der regelmäßige Kursus ist 3 Jahre in der theol., 3 Jahre in der mediz., 2 in der jurist. und 4 Jahre in der philos. Fakultät. Das College hat (1886) 114 Professoren und Instruktoren und 1076 Studenten (110 im theol., 28 im mediz., 62 im jurist. und 904 im philos. Departement), 1 Museum (Peabody museum of natural history), 1 Observatorium, 1 chem. Laboratorium, 3 Bibliotheken mit 173000 Bänden, 1 Gemäldesammlung u. s. w.

Yaleschloß, ein von dem Amerikaner Yale erfundenes Sicherheitsschloß, s. unter Schloß.

Yama (der Bändiger) ist in der ind. Mythologie der Gott des Todes und der Beherrscher und Richter der Verstorbenen. Im Veda gilt er neben seiner Schwester Yami als der erste Mensch, der als solcher auch zuerst in die Unterwelt gelangte und dort allen seinen Nachfolgern die Stätte bereitet hat. Seine beiden Hunde hüten den Eingang zum Paradies. In der spätern Mythologie ist er der gefürchtete Todesgott, der die Seelen der Menschen mit einem Strick fesselt und in die Unterwelt führt; zugleich ist er als einer der Welthüter der Beherrscher des Südens.

Yambo, Hafenplatz von Medina, s. Janbo.

Yamswurzel, s. Dioscorea.

Yanaon oder Yanan, ein kleines zu Frankreich gehörendes Territorium an der Ostküste von Vorderindien, breitet sich von der Stelle unweit der Mündung des Flusses Godavary, wo sich von diesem der Goringafluß abscheidet, ungefähr 14 km aufwärts von dort an dem Godavary aus. Y. wird von dem Distrikte Godavary der Präsidentschaft Madras des indobrit. Reichs eingeschlossen. Die Bevölkerung dieser franz. Faktorei beträgt 5647 Seelen. Der Hauptort Y. ist unter 21° 38′ nördl. Br. und 95° 4′ östl. L. von Greenwich gelegen.

Yangaro, s. Dschandscharo.

Yang-tse-kiang wird von den meisten europ. Geographen der bedeutendste Fluß von China und ganz Asien, von den Chinesen selbst aber nur der unterste Teil seines Stromlaufs genannt. Der Y. entspringt mit mehrern Armen ungefähr unter 36° nördl. Br. und 91° östl. L. von Greenwich von den südl. Abhängen des Kuen-lün in dem an China unterworfenen Alpenlande Kholu-Nor, strömt zuerst in südöstlicher, hierauf in fast ganz südl. Richtung, indem er das Yun-linggebirge durchbricht, bis nahe an die Nordostgrenze von Birma, wendet sich hierauf gegen Osten, nimmt an seiner linken Seite den von dem Bain-Karagebirge herabkommenden Yäh-lung auf und macht nun einen Bogen gegen Norden und erhält von hier an, während er bis dahin Kin-scha genannt wird, den Namen Ta-kiang, d. h. großer Fluß. Als solcher

wendet er sich gegen Osten, um alsdann in nordöstl. Richtung, nachdem er noch, ebenfalls auf seiner linken Seite, die Nebenflüsse Min, Kia-ling und Han aufgenommen hat, nach mannigfachen Krümmungen seiner Ausmündung, nördlich von Suchau und Shanghai in das ostchines. oder Tong-hai genannte Meer zuzueilen. Die ganze Länge seines Laufs wird auf 5083 km, sein Flußgebiet auf 1 940 197 qkm geschätzt. Der Y. durchströmt, außer den Landschaften Kholu-Nor und Kham, die chines. Provinzen Yun-nan, Siet-schuan, Hupe, Ngang-houei und Kiang-sou und bildet die wichtigste Wasserstraße von China, eine der wichtigsten von ganz Asien. Bis gegen 1400 km aufwärts ist der Y. für europ. Seeschiffe selbst ersten Ranges fahrbar. Der Y. hat viel höhere Ufer als der Hoangho, und gibt deshalb nur selten und ausnahmsweise zu so verwüstenden Überschwemmungen Veranlassung wie dieser. Beide Ströme stehen durch den Kaiserkanal miteinander in Verbindung.

Yankee (sprich Jänk'i) ist der Name, den man in den Vereinigten Staaten von Amerika selbst den Bewohnern Neuenglands, in Europa aber den Nordamerikanern im allgemeinen gibt, um im Scherz ihre guten und übeln Eigenschaften zugleich zu bezeichnen. Im Bürgerkriege von 1861 bis 1865 wurden von den aufständischen Südländern die der Bundesregierung treu gebliebenen Bürger, resp. der ganze unionistische Norden, als Y. bezeichnet. Das Wort Y. soll aus dem Munde der Indianer stammen, welche das engl. Wort English oder das franz. Wort Anglais wie Yengees oder Yengee aussprachen. Nach Thierry ist es eine Korruption von Jankin, ein Kosename von John, welcher den engl. Kolonisten Connecticuts von den holländ. Ansiedlern von Neuyork beigelegt wurde.

Yankee Doodle, das älteste Nationallied der Nordamerikaner, war schon zur Zeit Karls I. bekannt und soll ursprünglich von den königl. Cavalieren zum Spott auf Cromwell gesungen worden sein, als er auf einem kleinen Pferde in die Stadt Oxford ritt und dabei auf seinem Hute eine einzige Feder trug. In den Vereinigten Staaten wurde die Melodie zum ersten mal im Juni 1755 gesungen, als General Braddock die Kolonisten sammelte, um mit ihnen die vereinigten Franzosen und Indianer anzugreifen. Als der Regimentsarzt Rich. Schuckburg die Kolonisten in ihren alten, zerrissenen Uniformen heranmarschieren sah, dachte er an den Ritt Cromwells und machte die Knittelverse zu der alten Melodie. Seit jener Zeit ist das Lied Y. ein beliebtes Nationallied. In den letzten Jahren ist das äußerst geistlose Lied von «Hail, Columbia», dessen Verfasser der 1842 verstorbene Advokat Joseph Hopkinson ist, von «The star-spangled banner», verfaßt von Francis Scott Key (gest. 1843), von «My country, 't is of thee», verfaßt von Sam. Francis Smith u. s. w., verdrängt worden.

Yankton, Hauptstadt von Dakota (s. d.).

Yapurá, Nebenfluß des Amazonenstroms, s. Caqueta.

Yaracuy, Staat in Venezuela, s. u. Barquisimeto.

Yard heißt das englische, auch in den Vereinigten Staaten von Amerika übliche Ellenmaß von drei engl. Fuß = 0,91439 m. Das Yard of land (Yard Landes, Hufe) ist ein engl. Feldmaß von 30 Acres oder 145 200 Quadrat-Längenyards = 1214 a.

Yarkand, Stadt in Centralasien, s. Jarkend.

Yarmouth, eigentlich Great-Yarmouth (Groß-Y.), Municipal- und Seestadt in der engl. Grafschaft Norfolk, Station der Linien London-Cambridge-Ely-Norwich-Y., Ipswich-Woodbridge-Beccles-Y. und Norwich-Acle-Y. der Great-Eastern-bahn, sowie der Linie Lynn-Melton Constable-Y. der Eastern and Midlandbahn, auf einer Landzunge am linken Ufer des Yare, unterhalb der Einmündung des Bure in denselben, nur 2,4 km oberhalb der Mündung (mouth) des Yare in die hier durch Untiefen und Sandbänke sehr gefährliche Nordsee, ist mit der gegenüber in der Grafschaft Suffolk gelegenen Vorstadt Little-Yarmouth (Klein-Y.) oder Southtown (Südstadt) durch eine Kettenbrücke verbunden, deren Zerreißen 1845 vielen Menschen den Tod gab. Der Fluß bildet den sehr geräumigen Hafen, der durch zwei in die See auslaufende Dämme von je 137 und 229 m Länge gegen Versandung geschützt und für Schiffe von 200 Tons zugänglich, sowie durch Batterien verteidigt ist. Die Quais sind mit Baumalleen bepflanzt und am Südende durch eine 42,7 m hohe Nelson-Säule geschmückt. Die Stadt ist von alten Wällen und Mauern umgeben, Resten der von Eduard I. angelegten Festungsmauer. Innerhalb der jetzigen Mauern besteht Y. aus vier Parallelstraßen, welche durch mehr als 150 enge Gäßchen miteinander verbunden sind. Die Stadt hat mehrere durch Alter und Architektonik ausgezeichnete Gebäude. Erwähnenswert sind die unter Wilhelm II. erbaute große Nicholaskirche, 72,8 m lang, 34 m breit, mit einer berühmten Orgel und an der Westseite mit vier achteckigen Türmen; ferner das Rathaus (Guildhall), das Stadthaus (Townhall), das große Zollhaus, das in großartigem Stil ausgeführte Irrenhaus für Offiziere, das Fischerhospital, das Zuchthaus, die Kaserne, mehrere Markthallen, die Kornbörse, das Theater, das neue Museum, der Konzertsaal. Auch besitzt Y. eine Bibliothek, eine Lateinschule, mehrere Versorgungshäuser und seit neuerer Zeit ein wohleingerichtetes, stark besuchtes Seebad, und zählt (1881) 46 211 E., von denen viele mit dem Fange und dem Einsalzen von Heringen und Makrelen beschäftigt sind, für welchen Erwerbszweig Y. der Hauptsitz in England ist. Außerdem bestehen Schiffswerfte, Segeltuchfabriken, Seilerbahnen, Eisengießereien, Salz- und Seifensiedereien, Brauereien und Gerbereien, auch Seide-, Woll- und Baumwollmanufakturen. Y. ist der Seehafen für Norwich (s. d.). Der Handel bringt bedeutende Quantitäten Gerste, Malz und Fische zur Ausfuhr. Die Stadt, Sitz eines deutschen Vizekonsuls für Y. und Blakeney, steht im Verkehr mit den Mittelmeerhäfen, und nächst London und Hull hat sie den bedeutendsten Handel mit den Häfen Nordeuropas.

Yarrow, s. unter Shields.

Yasawakette, Gruppe der Fidschi-Inseln (s. d.).

Yatagan oder Handschar, orient. kurzes Schwert mit konvex gekrümmter, zweischneidiger Klinge; ein Seitengewehr dieser Art wurde bisher von den Franzosen als Haubajonett benutzt, ist aber in neuester Zeit durch das leichtere Degenbajonett verdrängt worden.

Yates (Edmund Hodgson), engl. Novellist, geb. im Juli 1831 zu London, wurde im Generalpostamt angestellt, wo er allmählich zum Chef des Bureau für verloren gegangene Briefe emporstieg. Seine schriftstellerische Laufbahn eröffnete Y. 1854

durch die gemeinsam mit Frank Smedley herausgegebene Skizzen- und Gedichtsammlung «Mirth and metre by two merry men» und das in demselben Jahre erschienene Skizzenbuch «My haunts and their frequenters»; 1857—58 gab er mit R. B. Brough die Wochenschrift «Our Miscellany» heraus. Zugleich war Y. Mitarbeiter an Dickens' «All the Year Round», sowie Theaterkritiker der «Daily News». Bekannt wurde er zuerst 1858 durch seine Fehde mit Thackeray, der auf Grund eines ihn betreffenden, persönlich gehässigen Artikels Y.' Ausstoßung aus dem Garrick-Klub forderte und dadurch in Streit mit Dickens geriet, der für Y. Partei ergriff. Seine eigene Version dieses Vorfalls gab Y. in der Broschüre: «Mr. Thackeray, Yates and the Garrick Club» (1859). Im J. 1860 erschien von ihm «Life and correspondence of C. Matthews the elder» (des Schauspielers), 1861 das Skizzenbuch «After office hours». Y. zeigt sich in diesen Schriften als in der Schule von Dickens und Thackeray gebildeten Feuilletonisten. In seinen später erschienenen zahlreichen Romanen tritt vor allem der die sensationelle Behandlung als charakteristisch hervor. Die bekanntesten sind: «Broken to harness» (1865), «Running the gauntlet» (1866), «Kissing the rod» (1866), «Black sheep» (1867), «The rock ahead» (1868), «Wrecked in port» (1869), «A righted wrong» (1870), «Dr. Wainwright's patients» (1871), «Nobody's fortune» (1871), «The impending sword» (1874). Im J. 1872 gab Y. seine Stelle im Generalpostamt auf; 1872—73 hielt er Vorlesungen über engl. Litteratur in den Vereinigten Staaten. Nach seiner Rückkehr 1874 begründete er die Wochenschrift «The World», die eine weite Verbreitung fand. Im J. 1885 wurde Y. wegen eines in der «World» enthaltenen Libells auf Lord Lonsdale zu viermonatlichem Gefängnis verurteilt; 1885 erschienen seine «Personal reminiscences» (2 Bde.).

Yaws, Hautkrankheit, s. Framböſie.

Ybbs (auch Ibbs und Ips), Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Amstetten in Niederösterreich, am Einfluß der Ips in die Donau, in schöner Umgebung, ist Station der Linie Wien-Salzburg der Österreichischen Staatsbahnen, sowie der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft, ist Sitz eines Bezirksgerichts, zählt (1880) 3782 E. und hat eine Landes-Irrenanstalt, ein Versorgungshaus der Stadtgemeinde von Wien und mehrere Fabriken. Der Verkehr mit dem gegenüber gelegenen Markte Persenbeug, wo ebenfalls eine Station der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft besteht, wird durch eine Dampfbarkasse vermittelt. Die Stadt ist alt; an ihrer Stelle war während der Römerherrschaft der Militärposten Ad pontem Ises, der vom Kaiser Vespasian bestellt wurde. Im 3. Jahrh. Augustana genannt, diente dieser Posten einer dalmat. Reiterabteilung zum Standlager. Im 10. Jahrh. erscheint die Ipsburg als Mittelpunkt einer größern Ansiedelung. Ihr Gebiet, sowie das der am linken Stromufer aufragenden Burg Böſebugg (jetzt Persenbeug) bildete eine Grafschaft des bayr. Dynastengeschlechts von Sempt und Ebersberg, die später an die salischen Kaiser und von diesen durch Heirat an die babenbergischen Fürsten von Österreich kam.

Ybe, Baumart, s. Eibe.

Yds., engl. Abkürzung für Yards (s. Yard).

Yellowstone-National-Park, eine aus fast gänzlich nacktem, wunderbar geformtem Gestein und Quellen und Seen bestehende Hochgebirgsgegend, welche durch Kongreßbeschluß von 1872 «als öffentlicher Park zum Vergnügen und zur Wohlthat des Volks für alle Zeit gewidmet» wurde, liegt im nordwestl. Teile des nordamerik. Territoriums Wyoming, zwischen 44 und 45° nördl. Br. und 110 und 111° westl. L., 2000 m über der Meereshöhe und hat ein Areal von 9730 qkm. Im Park befinden sich an 50 Geyser, welche schneeweiße, pechschwarze oder schwefelgelbe, dicke Strahlen heißen Wassers 15 bis 60 m in die Höhe werfen; unter ihnen: der Fire-Hole, der Excelsior, der größte der Welt, der Castle Geyser, ein wie ein altes Schloß aussehender Krater, Grotto Geyser, der einem Hügel mit einer Menge kleiner Höhlen und Grotten ähnlich sieht, Old Faithful, dessen Eruptionen regelmäßig achtmal in 24 Stunden stattfinden, Giantess, dessen Wasser bis zu 75 m senkrecht in die Höhe steigen u. s. w. Die chem. Bestandteile der heißen Quellen sind Schwefelwasserstoff, Kalk, Soda, Alumin und Magnesia. Aus unzähligen Bassins, von denen einzelne bis zu 6 m im Durchmesser sind, kocht das heiße Wasser hervor und spielt in der Sonne in allen Farben des Prismas. Großartig sind auch die vielen Wasserfälle im Park. Der 18 m breite Yellowstone-River (s. d.) stürzt sich, nachdem er 25 km oberhalb den Yellowstone-See (s. d.) verlassen hat, zwischen 60 bis 90 m hohen Felsen in den 32 km langen und 520 m tiefen Abgrund (Grand Canyon) und nach ½ km mit einem zweiten riesigen Sprung in die von ihm ausgehöhlte Schlucht, 90 m tief hinab. Das durch eine Fülle großartigster Hochgebirgsscenerien und Naturmerkwürdigkeiten, besonders vulkanischer Art, sich auszeichnende Gebiet wurde 1870 durch General Washburne entdeckt und 1871 von einer Expedition unter Prof. Hayden erforscht. Infolge seines Berichts (Washingt. 1871) wurde das «neue Wunderland» zum öffentlichen Park bestimmt. Vgl. Petermanns «Mitteilungen» (18. Bd. 1872, Heft 7).

Yellowstone-River, einer der bedeutendsten rechten Nebenflüsse des Missouri, entspringt im nordwestl. Teile des nordamerik. Territoriums Wyoming, fließt zuerst nordwestlich durch den Yellowstone-See (s. d.), dann nördlich und nordöstlich durch das Territorium Montana und mündet nach einem Laufe von 1600 km in den Missouri im nordwestl. Dakota. Er ist etwa 1200 km schiffbar und empfängt zahlreiche Nebenflüsse, von denen der Big Horn und der Powder, welche beide in Wyoming entspringen, die größten sind.

Yellowstone-See, See im Yellowstone-Nationalpark, liegt 2374 m über dem Meeresspiegel. Im Osten und Süden ragen kalte Felsen empor, schneebedeckt und zerrissen, in über 300 m hohen Wänden steil zum Wasser abfallend, in dessen wunderbar klaren Fluten sie sich bis auf die kleinste Einzelheit widerspiegeln. An der Westseite ist der See von fast niedrig erscheinenden, tannengekrönten Hügeln eingerahmt, und hat einige bewaldete Inseln. Trotz der zahlreichen, an seinen Ufern hervorspringenden kochenden Mineralquellen hat das Wasser des Sees einen angenehmen Geschmack. Dabei ist der See ungemein belebt von Enten, Gänsen, Schwänen, Reihern, Kranichen und Pelikanen; auch enthält er eine Menge von Lachsforellen, die jedoch für Menschen ungenießbar sind. In einiger Entfernung vom See und dem Yellowstone-River steigt das Hochgebirge mit schneebedeckten

Gipfeln empor. Die höchsten derselben sind: Mount Washburne (3280 m), Emigrant Peak (3260 m), Mount Doane (3084 m), Mount Stevenson, Mount Langford und Flat Mount, sämtlich über 3000 m.

Yemen, Teil der Arabischen Halbinsel, s. Jemen.

Yeoman hieß in alten Zeiten in England der Gemeinfreie. Nach mittelalterlicher Taxe besitzt der Y. eine freie Bauerhufe zu 40 Schilling Einkommen und darf in Herrenkleidern erscheinen, nur nicht im Hause eines Lords. Im spätern Sprachgebrauch begreift man unter dem Namen Y. die Pächter und kleinen Grundbesitzer, überhaupt den wohlhabendern Teil des niedern Bürgertums. — Y. heißen auch die altertümlich mit Spießen und Hellebarden bewaffneten Trabanten einer königl. Leibgarde, welcher die Bewachung des Tower obliegt. Das Volk nennt diese Tafelwachen (buffetiers) aus Heinrichs VII. Zeit spottweise des Königs Ochsenfresser (beefeaters).

Yeomanry, eine freiwillige Kavallerie in England und Schottland, die eine Stellung zwischen der Miliz und den Volunteers hat. Sie wird aus den Landbesitzern (yeomen) gebildet und verdankt ihr Entstehen den Befürchtungen eines Landungsversuchs Napoleons I.; das ihre Organisation regelnde Gesetz datiert von 1802. Das Korps wurde zeitweise als ein aristokratisches stark angefochten, war von 1827 bis 1831 mit Ausnahme einiger Manufakturbezirke aufgehoben, wurde aber 1831 wieder eingeführt, dann 1838 wieder aufgelöst und nach einiger Zeit wieder ins Leben gerufen. Für Irland besteht die Y. seit 1834 thatsächlich nicht mehr. Die Angehörigen der Y. absolvieren eine Anzahl Übungen in ihren Distrikten, die Regimenter werden jährlich auf 9 Tage zur Übung zusammengezogen und erhalten dann Sold. Jeder Mann beschafft sich Uniform und Pferd; letzteres muß sein Eigentum und im Falle der Mobilmachung abkömmlich sein. Im J. 1883 bestanden 39 Regimenter Y. mit zusammen 241 Troops; das stärkste Regiment (das Staffordshire) zählte 11 Troops, die übrigen hatten 4 bis 8 Troops. Nach dem Budget betrug pro 1885/86 die Gesamtstärke der Y. 785 Offiziere, 13 620 Mann mit ebenso viel Pferden. Die Uniform ist ähnlich wie die der regulären Husaren und Dragoner, als Bewaffnung dient seit 1883 der Martini-Henry-Karabiner. Die Y. ist verpflichtet, dem Aufrufe der Civilbehörde zur Unterdrückung eines Aufruhrs oder zur Escorte des Souveräns jederzeit zu folgen. Im Falle einer Invasion oder einer Rebellion kann sie in jedem Teile Großbritanniens verwandt werden.

Yerba, s. Paraguaythee.

Yesd, pers. Handelsstadt, s. Jesd.

Yggdrasill (oder besser askr Yggdrasils, d. h. Esche des Rosses Yggs, d. i. Odhins) ist in der nordischen Mythologie der alles umfassende Weltbaum, ein Sinnbild des Raumes und der Zeit. Seine Zweige, unter welchen die Götter Recht sprechen, beschatten den Himmel, von seinen drei Wurzeln befindet sich die eine bei den Menschen, die zweite bei den Riesen, die dritte bei der Hel. Unter der ersten Wurzel steht der Urdharbrunnen, an dem die drei Nornen Urdh (Vergangenheit), Verdhandi (Gegenwart) und Skuld (Zukunft) wohnen und den Baum ewig jung erhalten. Unter der zweiten Wurzel ist der Brunnen Hvergelmir, aus dem die Weltströme quellen, durch die die Erde entstanden ist. Unter der dritten Wurzel endlich befindet sich der Mimisbrunnen, wo der alte Wasserriese Mimir mit seiner Weisheit wohnt, bei dem sich selbst der oberste Gott Rat holt. Bei der Götterdämmerung wird diese Esche wie alles andere zerschellen. Ein späterer Mythus erzählt, daß in den Zweigen der Esche ein allweiser Adler sitze, daß an ihrer Wurzel ein Drache nage, in ihren Ästen vier Hirsche weideten; ein Eichhörnchen trage ununterbrochen Nachrichten vom Adler hinab zum Drachen Nidhhöggr. Vgl. Mannhardt, »Der Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme« (Berl. 1875).

Ylang-Ylangöl, s. Orchideenöl.

Ymir, in der nordischen Mythologie der Urriese, aus dem die Welt geschaffen wurde. Er war entstanden aus dem Eise der Elivagar, in das die Wärme Leben gebracht hatte. Unter seiner linken Hand wuchs Mann und Frau, und ein Fuß zeugte mit dem andern Kinder, das Geschlecht der Riesen. Ihn selbst töteten Burs Söhne Odhin, Vili und Ve und machten aus ihm die Welt: aus seinem Fleische das Land, aus seinem Blute die Gewässer, aus seinen Knochen die Berge, aus seinen Zähnen die Klippen, aus den Haaren den Wald, aus dem Schädel den Himmel, aus dem Hirn die Wolken.

Yoga (Sammlung, Vertiefung) ist im Sanskrit der Name des von Patanjali ausgebildeten philos. Systems, dessen höchstes Prinzip die mit körperlichen Kasteiungen verbundene Meditation bildet. (S. Indische Philosophie.)

Yokuhama, Stadt in Japan, s. Jokuhama.

Yola, Jola, Hauptstadt von Adamaua (s. d.).

Yolof, Negerstamm, s. Jolof.

Yonge (Charlotte Mary), engl. Roman- und Jugendschriftstellerin, geb. 1823 zu Otterbourne in Hampshire, entfaltete, von lebhaften religiösen und histor. Sympathien erfüllt, ihre schriftstellerische Thätigkeit vorzugsweise nach dieser Richtung und zwar unter starker Hinneigung zu hochkirchlichen, hochkonservativen Ansichten. Großen Erfolg errang sie mit »The heir of Redcliffe« (1853), ihrem populärsten Werke. Einen bedeutenden Teil des Ertrags verwendete Y. zur Ausrüstung des Missionsschiffs Southern Croß, das sie dem Bischof von Auckland in Neuseeland zur Verfügung stellte, während sie 2000 Pfd. St. von dem Ertrage des Romans »Daisy chain« (1856) zu dem Bau eines Kollegiums für Missionare in Auckland aussetzte. Unter ihren übrigen Romanen verdienen Erwähnung: »Dynevor Terrace«, »The young stepmother«, »Hopes and fears, scenes from the life of a spinster«, »The lances of Lynwood«, »The little duke«, »Clever women of the family«, »Prince and page, a story of the last crusade«, »Unknown to history, a story of the captivity of Mary of Scotland«, »The armourers prentices« u. s. w. Ihre besonders für jugendliche Leser bestimmten histor. Arbeiten begann Y. mit »The kings of England« (1848). Später erschienen der universalhistorische Abriß »Landmarks of history« (3 Bde., 1852—57), »History of Christian names and their derivation« (2 Bde., 1863), »The story of English missionary workers« (1871), »Stories of English history« (1874), »Aunt Charlotte's German history« (1877), »Aunt Charlotte's Roman history« (1878). Außerdem veröffentlichte Y. die Biographie »The life of C. I. C. Patteson, missionary bishop of the Melanesian islands« (2 Bde., 1873).

Yonkers, Stadt in Westchester County im nordamerik. Staate Neuyork, liegt am östl. Ufer des

Hudsonflusses, 25 km nördlich von Neuyork, an der Hudson-River-, der Neuyork und Montreal- und der Neuyork und Harlem-Eisenbahn, zählt (1880) 18892 E. und hat Filzhüte-, Nähgarn-, Bleistift-, Teppich-, Nähmaschinen-, Fässer-, Leder-, Schuh- u. a. Fabriken, 2 National- und 2 Sparbanken, 4 öffentliche, 2 kath. und 5 Privatschulen und 16 Kirchen.

Yonne (Icauna im Altertum), ein linker Nebenfluß der Seine im Innern Frankreichs, entsteht an der Ostgrenze des Depart. Nièvre aus den Teichen Belle Pêche am Fuße des Mont Préneley in der Bergterrasse von Morvan, fließt in nordnordwestl. Richtung durch die Departements Nièvre, Yonne und Seine-et-Marne über die Städte Château-Chinon, Clamecy, Auxerre, Joigny, Villeneuve, Sens, Pont-sur-Yonne und mündet nach einem Laufe von 273 km bei Montereau. Sie ist von der Quelle an flößbar und von Auxerre bis zur Mündung, 112 km weit, kanalisiert und schiffbar. Ihre Nebenflüsse sind links: Beuvron (bei Clamecy); rechts: Cure, Serein, Armançon und Vanne (bei Sens). Durch den 1784—1843 gegrabenen, 174 km langen Kanal von Nivernais, welcher den mittlern Lauf der Yonne unter teilweiser Benutzung dieses Flusses begleitet, steht sie mit der Loire, durch den 242 km langen, 1832 beendeten Kanal von Burgund, der dicht nördlich vom Armançon rechts einmündet, mit der Saône bei St.-Jean de Losne in Verbindung.

Das nach dem Fluß benannte Departement Yonne, aus dem nordwestl. Burgund (Auxerrois), der südwestl. Champagne (Senonais) und der südöstl. Isle-de-France (Gâtinais) gebildet und von den Depart. Seine-et-Marne, Aube, Côte d'Or, Nièvre und Loiret umgrenzt, zählte 1886 auf 7428 qkm 355364 E. Fast ganz zum Becken der Seine gehörig, ist das Land von Hügelzügen durchschnitten, deren höchste Spitzen sich im Südwesten auf der Wasserscheide gegen die Loire erheben. Der Hauptfluß nimmt im Depart. Y. rechts die Cure, den Serein, den Armançon und die Vanne auf; der Loing mit der Ouanne bewässert den Westen, der auch viele Sümpfe enthält; der Burgunderkanal durchzieht den Osten. Hügelgruppen und tiefeingeschnittene Flußthäler bilden nicht selten reizende Gegenden, namentlich bei Tonnerre und Avallon. Der Boden ist vorherrschend thonig und gut bewässert, sehr fruchtbar und ziemlich gut bebaut, mit reichlichem Ertrag an Getreide, Gemüse, Hanf, Safran (im Gâtinais). Das Hauptprodukt aber bilden die roten und weißen Weine, die unter dem Namen Unterburgunder bekannt sind. Gute Weiden begünstigen Pferde-, Rindvieh- und Schafzucht. Die Waldungen nehmen ein Fünftel der Bodenfläche ein und liefern viel Bau- und Brennholz und Kohlen nach Paris. Das Mineralreich bietet treffliche Bausteine in Menge, außerdem etwas Steinkohlen und viel Eisen, das in zahlreichen Hohöfen, Walzwerken und Blechhämmern verarbeitet wird. Außerdem gibt es Glashütten, Ziegelbrennereien, Runkelrübenzuckerfabriken, Gerbereien, Webereien, Leimsiedereien. Der Handel mit Getreide, Holz, Kohlen und besonders mit Wein ist sehr bedeutend und wird durch die Wasserwege, gute Landstraßen und die von Paris nach Dijon führende Eisenbahn gefördert. Das Departement zerfällt in die fünf Arrondissements Auxerre, Avallon, Joigny, Sens und Tonnère, zusammen mit 485 Gemeinden in 37 Kantonen. Die Hauptstadt ist Auxerre (s. d.).

Yorick, Pseudonym des engl. Schriftstellers Lorenz Sterne (s. d.).

Yorick, Pseudonym des ital. Schriftstellers Piero Francesco Leopoldo Coccoluto Ferrigni (s. d.).

York oder Yorkshire, größte Grafschaft Englands mit dem Titel eines Herzogtums, grenzt an die Nordsee im O., an Durham im N., Westmoreland und Lancaster im W., Cheshire, Derby, Nottingham und Lincoln im S. und zählte 1881 auf 15713 qkm 2886309 E. Das Gebiet ihrer Hauptstadt York (s. d.) bildet einen eigenen Bezirk mit (1881) 54198 E.; die übrige Grafschaft zerfällt in drei Distrikte oder Ridings (East-, West- und North-Riding mit 310830, 2175134 und 346147 E.). Außerdem teilt sich das Land in Wapentakes und Liberties und enthält 613 Kirchspiele. Es schickt 39 Mitglieder ins Parlament, von denen 33 von den Städten und Boroughs gewählt werden. Die Küste von der Teesmündung bis zu dem 72 m hohen Kap Flamborough-Head ist vorherrschend steil und klippig, im Stoupe-Brow, südlich von der Robin-Hoodbai, bis 296 m hoch; weiter südwärts bis zum Spurn-Point an der Mündung des Humber dagegen flach. Zwischen der Nordsee und dem untern Ästuar des Humber liegt der halbinselförmige Distrikt Holderneß, teilweise Marschland und einer der fruchtbarsten Ackerbaubezirke Englands, mit den üppigsten Weiden zugleich, berühmt durch die eigentümliche Rasse von Rindern und Schafen. Der östl. und der westl. Teil bilden Hügellandschaften, getrennt durch die fruchtbare Thalebene von Y. (Plain of Y.), 96 km lang und durchschnittlich 26 km breit, mit Marschland am untern Ouse und mit Torfmooren. Die östl. Hügelregion begreift die North-York-Moors oder Östlichen Moorlands, auch Egton-Moors genannt, und die Yorkshire-Wolds, erstere im North-, letztere im East-Riding.

Die Westlichen Moorlands oder Yorkshire-Hills gehören als nördl. Fortsetzung des Peakgebirgs von Derbyshire zur Penninischen Kette und bilden ein breites und rauhes Hochland, durchzogen von mehrern Eisenbahnen, dem Manchester-Huddersfield-, dem Manchester-Halifax-, dem Liverpool-Leedskanal, mit schroffen Kämmen, wildromantischen Thälern, hohen Spitzen (Peaks oder Fells), teils schieferigen, teils sumpfigen Hochflächen. Die Höhen sind reichlich von Eichen- und Tannenwäldern, jetzt auch von Buchen und selbst von Deodorafichten (aus dem Himalaja) beschattet. Die höchsten Gipfel liegen im Cravenbezirk, dem nordwestl. Teile des West-Riding. Hier erheben sich auf der Grenze von North- und West-Riding der Whernside 704 m, der Cam-Fell 642 m, der Great-Whernside 660 m; südlicher der massige Ingleborough 723 m, wegen seiner umfassenden Aussicht über beide Meere im Osten und Westen berühmt, und der Penigant 692 m. Es gehören diese Westlichen Moorlands zur Steinkohlenbildung. Auf ihrer Ostseite, an welcher die Quellflüsse und die Hauptzuflüsse des Ouse ihren Ursprung haben, senken sich abwärts zur Ebene von Y. zahlreiche Felsenthäler, unter denen das Airethal eine der schönsten Auen Englands enthält. Auch ist das westl. Bergland nicht so steril wie die Östlichen Moorlands. Den Hauptreichtum bildet hier das große Steinkohlenfeld von Yorkshire, welches sich von jenseit Leeds 100 km weit in einer Breite von 24—35 km südwärts bis Nottingham am Trent fort-

zieht und auf einer bearbeitbaren Fläche von nahezu 2750 qkm Kohlen jeder Gattung enthält. Außerdem zeigen sich mehrere isolierte Kohlenfelder, Swilleys genannt, im nördl. Teile der Grafschaft, in Sandsteinmulden gelegen. Überdies ist Yorkshire eins der eisenreichsten Gebiete Englands und besitzt auch Bleiminen, Kupferadern, an der Ostküste Alaunwerke, besonders bei Whitby, Kalk- und Quadersteinbrüche, sowie Fundorte trefflicher Mühl- und Schleifsteine.

Das Hauptgewässer der Grafschaft ist der Humber mit dem Ouse, welcher mittels der Meeresflut aufwärts bis gegen Y. (126 km von der Nordsee) für Seeschiffe von 120 t fahrbar ist. Der Ouse nimmt unter andern Zuflüssen rechts die Aire auf, welche bis Leeds für Seeschiffe von 170 Tons und bis Skipton hinauf für Kähne schiffbar ist. An der Nordgrenze ist die Tees von Wichtigkeit, von den Küstenflüssen der Esk bemerkenswert. Zum Gebiet der Irischen See gehört der Ribble. Der Ackerbau wird in Holderneß und der Thalebene von Y. am besten betrieben. Obst gedeiht wegen der kühlen Sommer nirgends. Die ausgedehnten Hutungen begünstigen die Zucht von Pferden, Rindern, Schafen und Schweinen außerordentlich. Die Käsebereitung wird stark betrieben und ihr Erzeugnis gerühmt. Der Wollertrag ist bedeutend, aber nicht von feinster Qualität. Schinken werden von ausgezeichneter Güte geliefert. Wichtig ist auch die Seefischerei. West-Riding, von der Natur in jeder Beziehung am günstigsten bedacht, ist einer der ersten Manufakturdistrikte Englands. Leeds, Bradford, Huddersfield, Halifax und Wakefield sind die Hauptsitze der Woll-, Dewsbury insbesondere der Shoddymanufaktur. In Leeds wird überdies mehr Flachs gesponnen als irgendwo in England. Die Stahlwaren von Sheffield und den benachbarten Orten wetteifern mit denen von Birmingham. Zu Rotherham bestehen altberühmte Eisenwerke. Das Low-Moor-Iron-Company-Work bei Leeds und Bradford liefert eine große Menge von Kanonen, Kugeln, Ketten und Ankern. Die Baumwollspinnerei hat sich in verschiedenen Gegenden etabliert. Außerdem werden grobe Leinwand, Seilerwaren, Zwirn, Baumwollzeuge, Teppiche, Leder, Papier, Glas etc. gefertigt. Hull und Goole haben bedeutenden auswärtigen Handel, auch Whitby, Middlesborough und Scarborough ansehnlichen Handelsverkehr. Vgl. Hughes, »Geography of Yorkshire« (Lond. 1878).

York, das alte Eburacum der Römer, Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft Englands, dem Range nach zweite City des Königreichs, Sitz seines zweiten Erzbischofs, der Primas von England ist, und nächst London die einzige, deren erste Magistratsperson (Mayor) laut eines 1389 ihr verliehenen Rechts den Titel Lord führt, bildet mit ihrem Weichbild einen besondern Bezirk (City and Ainsty of York) von 10,46 qkm mit (1881) 54198 (als Parlamentsborough 59596) E. Die Stadt liegt in der nach ihr benannten Ebene an der Mündung der Foß in den schiffbaren Ouse, über welchen eine Brücke mit fünf Bogen führt, und am nördl. Endpunkt der Great-Northernbahn, 306 km im NNW. von London, ist Knotenpunkt der North-Easternbahn und mit Hull auf dem Ouse durch Dampfschiffahrt verbunden. Y., ein schöner, stiller Ort, reich an Altertümern und Kirchen, hat enge, aber reinliche, hübsche Straßen, überall hervortretenden Wohlstand. Mauern, deren Fundamente aus den Tagen der Römer, deren Hauptbefestigungen aus der Regierung Eduards I. stammen, und welche 1831 in dem alten Baustil erneuert worden, umgürten die Stadt in Form eines unregelmäßigen Vierecks, bilden einen angenehmen Spaziergang und werden von vier alten Thoren und von Schienenwegen unterbrochen.

Unter den Gebäuden ist vor allen die größtenteils 1291—1330 erbaute Kathedrale St. Peter zu erwähnen, Englands größte und schönste Kirche, ein Meisterwerk got. Baukunst, 159,71 m lang, 67,66 m in den Kreuzflügeln, 33 m im Schiff breit, 30,17 m hoch, mit drei Türmen, von denen der unvollendete über dem Kreuze 64,91 m hoch ist. Die überaus glänzende Westfaçade wurde 1402 vollendet. Das Presbyterium und die Lady Chapel hinter dem Chor wurden 1361—73 im spätgot. Stil, der übrige Chor 1373—1400 erbaut. Die Krypta, der älteste Teil des Baues, stammt aus dem 12. Jahrh. Durch die Brände vom 2. Febr. 1829 und vom 21. Mai 1840 hatte die Kathedrale viel gelitten, doch ist sie seitdem völlig wiederhergestellt. Ihre Orgel mit 4200 Pfeifen, einige von 10,4 m Länge, und mit einem Orgelkorbe, der als ein Meisterstück der Steinmetzkunst bewundert wird, gehört zu den größten in Europa. Das Hauptfenster an der Hochaltarseite, das größte, welches man kennt, ist 22,86 m hoch, 9,8 m breit und enthält 117 biblische Gemälde in glühenden Farben aus dem 15. Jahrh. Das Denkmal des 1255 gestorbenen Erzbischofs Walter Grey, des Erbauers des Querschiffs, ist das bedeutendste Monument im Dom. Mit der Kathedrale durch einen Gang verbunden ist das Kapitelhaus aus dem 14. Jahrh., ein regelmäßiges Achteck von 19,2 m Durchmesser und 20,73 m Höhe, im Innern mit zierlichen Säulen, leichtgeschwungenen Bogen, einer von einem einzigen Pfeiler gestützten Decke und herrlichen Glasmalereien.

Y. hat 24 anglikan. Kirchen und 15 Bethäuser der Dissidenten. Die 1056 gestiftete Benediktinerabtei St.-Mary liegt vor der Stadt in Ruinen. Das sog. Schloß, 1,6 ha bedeckend, wurde 1826—36 gänzlich umgebaut und für Gefängnis, Gerichtshof und County-Halle eingerichtet; dabei sind die Ruinen eines von Wilhelm I. auf röm. Fundament erbauten weiten und festen Bollwerks, des Cliffordturms, den Cromwell 1642 teilweise zerstörte. An dem Ouse liegen das moderne Stadthaus (Mansionhouse), die Amtswohnung des Lord-Mayors und das städtische Rathaus (Guildhall) von 1446, eine der schönsten got. Hallen Englands.

Y. ist der Sitz einer theol. Fakultät der Unitarier, hat mehrere Lateinschulen, ein Lehrerseminar, eine Zeichen-, eine Näh- und eine Spinnschule, eine philos. Gesellschaft mit Museum und botan. Garten, ein archäol. Institut, eine Bibliothek, ein Theater, eine Musikhalle für 2000 Zuhörer, eine Sammlung von Altertümern im alten Hospitium, den städtischen Versammlungssaal nach dem Plane des Grafen Burlington (35,4 m lang, 13 m breit und 13 m hoch), das außerhalb der Stadt gelegene Irrenhaus der Quäker, Retreat (Zufluchtsstätte) genannt, und eine Blindenanstalt und Nationalschule in dem von Jakob I. und Karl I. erbauten Manor-House. Im Mittelalter war die Industrie bedeutender als jetzt. Dieselbe besteht jetzt in Maschinen- und Kutschenbau, Eisengießerei, Leinweberei, Brauerei, Glasfabrikation u. s. w. In der Nähe der Stadt liegen das Dorf Bishop-Thorpe mit dem

erzbischöfl. Palast, rechts am Ouse, die höhere kath. Schulanstalt Ampleforth-College, das Schloß Howard mit Kunstschätzen und die Ebene von Knavesmuir, wo berühmte Wettrennen gehalten werden.

Das alte Eburacum, auch Eboracum, durch Agricola am Avus (Ouse) als neues Legionsquartier angelegt, war seit Trajanus beständige militärische Hauptstadt der Provinz Britannia, zeitweilige Residenz der Kaiser Hadrian, Septimius Severus, der hier 211 starb, Geta, Caracalla, Carausius, Constantius Chlorus, nach einigen Geburtsort Konstantins d. Gr., der hier zum Kaiser ausgerufen wurde, und im 4. Jahrh. Sitz des Vicarius Britanniarum. (Vgl. Wellbeloved, «Eburacum or York under the Romans», 1842.) Dann wurde die Stadt Hauptstadt des angelsächs. Königreichs Northumbria und Deira unter dem Namen *Eoforwyc*, bei den Normannen *Jorvig*. Mit dem Einfall der Dänen, welche Y. 867 eroberten und kurz darauf vor seinen Mauern die Angelsachsen unter Osbert und Ella schlugen, mußte es den Ruhm, Englands erste Stadt zu sein, an London abtreten. Im J. 622 predigte hier Paulinus das Christentum und wurde 625 erster Erzbischof von Y. Wilhelm I. eroberte es 1068 und ließ sich hier krönen; 1160 wurde hier unter Heinrich II. und 1322 unter Eduard II. ein Parlament gehalten. Am 8. Sept. 1483 wurde Richard III. hier gekrönt. Bis zum Ende des 15. Jahrh. hatte der Erzbischof die Obergerichtsbarkeit über die schott. Kirche. Jetzt gehören zu seiner Erzdiöcese die sechs Bistümer Durham, Carlisle, Chester, Manchester, Ripon, Sodor-Man. Das Obergericht zu Y. (the council established in the North) wurde von Heinrich VIII., die Gerichtsbank aber von Karl II. eingesetzt. Im J. 1644 belagerten die Parlamentstruppen und Schotten Y., und ein königl. Entsatzheer unter Pfalzgraf Rupert wurde 2. Juli auf dem westlich benachbarten Marston-Moor vom Lord Fairfax und Grafen Manchester geschlagen und die Stadt erobert.

York, Hauptort des County York im nordamerik. Staate Pennsylvania, liegt am Codorus-Creek, an der Northern-Central-, der Frederick- (Maryland-) Division der Pennsylvania- und der Peachbottom-Eisenbahn, zählt (1880) 13940 E. und hat Wagen-, Maschinen-, Schuh-, Streichhölzchen- und andere Fabriken und große Papiermühlen.

York, ein Herzogstitel, den die Könige von England gewöhnlich an Glieder ihres Hauses, und zwar an den zweiten Sohn verleihen. Eduard III. gab den Titel an seinen vierten Sohn, Edmund, welcher der Gründer des Hauses Y. oder der Weißen Rose wurde. Sein älterer Bruder, Johann, stiftete dagegen das Haus von Lancaster oder die Rote Rose. Beide Häuser führten als Zweige der königl. Plantagenet (s. d.) gegeneinander einen langen, furchtbaren Kampf um die engl. Königskrone, den Krieg der beiden Rosen, bis endlich das Haus Tudor in der Person Heinrichs VII. den Thron usurpierte. (S. *Großbritannien*, geschichtlich.) — Heinrich VIII. und Karl I. führten bis zum Tode ihrer ältern Brüder den herzogl. Titel von Y., ebenso Jakob II. bis zu seiner Thronbesteigung. Auch Jakobs II. Sohn, der Prätendent Jakob III., verlieh in der Verbannung seinem zweiten Sohne, Henry Benedict, den Herzogstitel von Y.; derselbe ist bekannt unter dem Namen des Kardinals von Y. Mit ihm starben 1807 die königl. Stuarts (s. d.) aus. — Georg I., aus dem Hause Hannover, erhob 1716 seinen Bruder Ernst August, Fürstbischof von Osnabrück, zum Herzog von Y.; derselbe starb 1728, worauf Eduard August, zweiter Sohn des Prinzen Friedrich von Wales und Bruder Georgs III., 1760 diesen Titel erhielt, aber 1767 gleichfalls kinderlos starb.

Der letzte *Herzog von Y.* war *Frederick*, zweiter Sohn Georgs III. Derselbe wurde 16. Aug. 1763 geboren und erhielt 1764 das Fürstbistum Osnabrück, bis es 1802 an Hannover abgetreten wurde. Während er den preuß. Militärdienst erlernte, wurde er 1784 zum Herzog von Y. und Albany in Großbritannien und zum Grafen von Ulster in Irland ernannt. Als er 1787 nach England zurückkehrte, nahm er seinen Sitz im Oberhause ein und zeigte sich im folgenden Jahre bei Verhandlung der Regentschaftsfrage seinem Bruder, dem nachherigen Georg IV., sehr ergeben. Ein Duell, das er 1780 mit dem Oberst Lennox, dem spätern Herzog von Richmond, bestand, machte großes Aufsehen. Y. ging 1791 abermals auf das Festland und heiratete zu Berlin 29. Dez. die Prinzessin Friederike, älteste Tochter Friedrich Wilhelms II. von Preußen. Als 1793 der Krieg mit Frankreich ausbrach, gab ihm Georg III. den Befehl über ein brit. Korps, das im Verein mit den Verbündeten die Niederlande verteidigen sollte. Nach der Einnahme von Valenciennes schickte ihn der Oberfeldherr, Prinz von Sachsen-Coburg, zur Belagerung von Dünkirchen ab. Er erlitt jedoch 8. Sept. 1793 durch Houchard bei Honscoote eine Niederlage und mußte sich 1794 hinter die Maas zurückziehen und endlich in Cuxhaven einschiffen. Dennoch machte ihn der König 1795 zum Feldmarschall und Oberbefehlshaber des brit. Heers, vertraute ihm auch 1799 das Kommando über die Expedition nach Holland an, der sich ein russ. Hilfskorps unter Essen beigesellte. Nachdem er auch diesmal von Brune 19. Sept. bei Bergen und 6. Okt. unweit Alkmaar geschlagen worden, schloß er 18. Okt. die Kapitulation von Alkmaar. Einige Jahre später verursachte dem Prinzen die Veruneinigung mit seiner Maitresse, einer Mrs. Clarke, die dem Oberst Wardle Mitteilungen über die Heeresverwaltung gemacht hatte, einen außerordentlichen Skandal. Wardle denunzierte 27. Jan. 1809 vor dem Unterhause, dessen Mitglied er war, arge Veruntreuungen in der Kriegsverwaltung. Das Unterhaus bestellte eine Kommission zur Untersuchung und ließ die Clarke wiederholt als Zeuge gegen den Herzog erscheinen. Wiewohl das Haus mit einer Majorität von 82 Stimmen ein Nichtschuldig aussprach, legte doch der Herzog die Oberbefehlshaberstelle 20. März nieder. Im Mai 1811 wurde er indes von seinem Bruder, dem damaligen Prinz-Regenten, in die Würde eines Oberbefehlshabers der Landmacht abermals eingesetzt. Er traf eine Menge zweckmäßiger Anordnungen in dem Haushalte der Armee und erhielt dafür 1814 im Parlament eine öffentliche Danksagung. In der Sitzung von 1825 erklärte er sich im Oberhause heftig gegen die Katholikenemancipation, was um so mehr die öffentliche Meinung berührte, als er seit dem Tode der Prinzessin Charlotte (6. Nov. 1817), der Tochter Georgs IV., die nächsten Ansprüche auf die Thronfolge hatte. Indessen starb er schon 5. Jan. 1827. Von seiner Gemahlin, die 6. Aug. 1820 starb, hinterließ er keine Kinder. Seitdem ward der Titel eines Herzogs von Y. nicht wieder vergeben.

York von Wartenburg (Hans Dav. Ludw., Graf), preuß. Feldmarschall, geb. 26. Sept. 1759

zu Potsdam, war der Sohn eines Hauptmanns von Y., dessen Familie, nach der in derselben überlieferten Tradition, aus England stammte, in der Zeit der Stuarts nach Schweden ausgewandert und seit Anfang des 18. Jahrh. im Lande Bütow in Hinterpommern ansässig war. Er trat 1772 als Junker in die Armee, wurde aber 1779 wegen Ungehorsam cassirt und ging nach abgebüßter Festungshaft 1781 in holländ. Dienste, wo er als Kapitän im Schweizerregiment Meuron 1783—84 die Feldzüge in Indien mitmachte. Als er von dort zurückgekehrt, nahm er seinen Abschied und kehrte 1785 nach Preußen zurück, wo es ihm erst nach dem Tode Friedrichs II. gelang, wieder angestellt zu werden, und zwar als Kapitän bei dem neuerrichteten Füsilierbataillon Plüskow. Seit 1792 Major, zeichnete er sich im poln. Feldzuge von 1794 bei Szekoczyn aus und wurde 1799 Kommandeur des Fußjägerregiments. Y. erwarb sich große Verdienste um die Einführung des Schützendienstes im Sinne der neuern Kriegführung, wurde 1800 Oberstlieutenant, 1803 Oberst, 1805 Brigadier und befehligte 1806 erst die Vorhut, später die Nachhut des Herzogs von Weimar, dessen Elbübergang er nach den unglücklichen Schlachten von Jena und Auerstädt durch das musterhaft geleitete Gefecht von Altenzaun (26. Okt.) deckte. Auf dem weitern Rückzuge, nachdem der Herzog das Kommando niedergelegt, führte er die Nachhut des Blücherschen Korps, wurde in Lübeck verwundet und gefangen und 1807 so spät ausgewechselt, daß er erst nach der Schlacht von Friedland wieder zum Heere kam. In Königsberg wurde er zum Generalmajor ernannt. Die ihm zugedachte Stellung als Erzieher des Kronprinzen lehnte er jedoch ab. Bei der Reorganisation des Heeres erhielt Y. die westpreuß. Brigade, 1810 die Generalinspektion über sämtliche leichte Truppen, deren Ausbildung für den Felddienst er mit Erfolg leitete, und 1811 mit ausgedehnten Vollmachten das Generalgouvernement von Ost- und Westpreußen. Im Feldzuge von 1812 wurde Y. dem preuß. Hilfskorps unter Grawert, das zum 10. Korps (Macdonald) der franz. Armee gehörte, als Generallieutenant und zweiten Befehlshaber zugeteilt und übernahm nach Grawerts Abgange den Oberbefehl über die preuß. Truppen. Als der Rückzug der Großen Armee auch den des 10. Korps von Riga notwendig machte, führte Y. die Nachhut und verlor die Verbindung mit den franz. Kolonnen. Auf sich selbst gewiesen, von den russ. Heerführern zum Abfall von der franz. Sache gedrängt, im Zwiespalt mit seiner Soldatenpflicht und der Überzeugung, daß für Preußen der entscheidende Augenblick gekommen, ohne bestimmte Weisungen von Berlin, aber bekannt mit dem Inhalt der 1811 durch Scharnhorst zu Berlin zwischen Preußen und Rußland abgeschlossenen Vereinbarung, entschloß er sich zu der Konvention vom 30. Dez. 1812 (durch Clausewitz und Diebitsch russischerseits vermittelt, gewöhnlich Konvention von Tauroggen [s. d.] genannt; der Abschluß erfolgte in der Mühle von Poscherun), kraft welcher das preuß. Korps neutrale Quartiere bezog und die weitere Entscheidung dem König anheimstellte. Zwar mußte der König, durch die Verhältnisse und Napoleon I. noch beengt, diesen Schritt öffentlich mißbilligen; bald aber ließ er Y. volle Gerechtigkeit widerfahren, der in der That dem großen Befreiungswerke kühn die erste Bahn gebrochen. Als Gouverneur von Preußen war er bei der ersten Errichtung der Landwehr und der Organisation der Volksbewaffnung thätig, führte dann sein Korps auf königl. Befehl, der ihm auch die in Pommern mobil gemachten Truppen unterstellte, nach der Mark, zog 17. März in Berlin ein und schlug 5. April bei Möckern und Dannigkow den aus Magdeburg vorgerückten Vizekönig von Italien.

Am weitern Feldzuge nahm das Yorksche Korps unter seinem Führer ruhmvollen Anteil. Es bestand 19. Mai selbständig das Gefecht bei Weissig. Bei Bautzen hatte Y. den linken Flügel und deckte am 21. den nötig gewordenen Rückzug. Bei der Formation der Armee während des Waffenstillstandes wurde das Yorksche (1.) Korps dem schles. Heere unter Blücher zugeteilt, trug 26. Aug. das meiste zum Siege an der Katzbach bei, erzwang, wiederum selbständig, 3. Okt. den Elbübergang gegen das 4. franz. Korps (Bertrand) bei Wartenburg, errang 16. Okt. bei Möckern die Ehre des Tags und drängte die bei Leipzig geschlagenen Franzosen in der Verfolgung am 20. über die Unstrut. Zum General der Infanterie ernannt, ging Y. in der Neujahrsnacht bei Kaub über den Rhein und rettete im Feldzuge von 1814 bei Montmirail 11. Febr. Sacken, der sich unvorsichtig in ein Gefecht eingelassen, vor völligem Untergange; auch entschied er bei Laon 9. März durch den Angriff bei Einbruch der Dunkelheit den Sieg. Die Schlacht von Paris 30. März war seine letzte. Am 3. Juni wurde er vom Könige unter Beilegung des Namens Y. von Wartenburg in den Grafenstand erhoben. Er begleitete die Monarchen nach London und erhielt dann den Oberbefehl über alle Truppen und Festungen in Schlesien, wohin er im Juli, nach ergreifendem Abschiede von seinem Korps, abreiste. Eine reiche Dotation (Klein-Öls in Schlesien) lohnte seine Verdienste. Bei Napoleons I. Rückkehr von Elba 1815 erhielt er das Kommando über das 5. Korps, das sich als Reserve an der Elbe sammeln sollte. Y. sah darin eine Zurücksetzung und bat um seinen Abschied, welchen ihm der König aber erst nach dem Frieden und nach mehrmals wiederholtem Gesuch bewilligte. Der Feldzug von 1815 entriß ihm seinen ältesten Sohn, welcher bei Versailles, tödlich verwundet, fiel. Seitdem lebte er zurückgezogen in Schlesien. Am 5. Mai 1821 ernannte ihn der König zum Feldmarschall. Er starb 4. Okt. 1830 zu Klein-Öls. Ein Standbild (von Rauch) ward ihm 21. Mai 1855 zu Berlin gesetzt. Y. war streng und unzugänglich, ein schwieriger Untergebener, welcher selbst einem Blücher und Gneisenau gegenüber starrköpfig blieb, jedoch ein für das materielle Wohl seiner Truppen jederzeit sorgsam bemühter und deshalb bei der Mannschaft beliebter General. Als Truppenführer bewährte er stets große Umsicht und hielt zähe an den einmal getroffenen Anordnungen fest. Er erreichte deshalb selbst unter sehr schwierigen Verhältnissen noch Erfolge. Vgl. Seydlitz, «Tagebuch des preuß. Armeekorps im Feldzuge 1812» (Berl. 1823), und vorzüglich Droysen, «Das Leben des Feldmarschalls Grafen Y. von Wartenburg» (8. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1877).

Sein Sohn, **Hans Ludwig David, Graf Y. von Wartenburg**, Majoratsherr auf Klein-Öls und Bischwitz in Schlesien, geb. 31. Mai 1805, gehörte seit 12. Okt. 1854 als erbliches Mitglied dem preuß. Herrenhause an, wo er zur gemäßigt liberalen Fraktion zählte, und starb 12. Juli 1865. — Dessen Sohn, **Hans Ludwig David Paul**,

Graf Y. von Wartenburg, geb. 1. März 1835, gehört dem preuß. Herrenhause ebenfalls als erbliches Mitglied an. Ein Bruder desselben aus des Vaters 2. Ehe, Maximilian Hans Ludw. David, geb. 12. Juni 1850, Hauptmann, aggregiert dem Generalstabe und Militärattaché bei der deutschen Botschaft in Petersburg, hat sich durch sein Werk »Napoleon als Feldherr« (2 Bde., Berlin 1885—86) einen Namen als Militärschriftsteller gemacht.

Yorkshire, s. York (Grafschaft).

Yorktown, Postdorf, Einfuhrhafen und Sitz des County York im nordamerik. Staate Virginia, liegt am rechten Ufer des Yorkflusses und hat 1000 E., 2 öffentliche Schulen und 3 Kirchen. Während des Unabhängigkeitskriegs wurde der von Lord Cornwallis besetzte Ort von der amerik.-franz. Armee angegriffen und die Engländer mußten sich am 19. Okt. 1781 ergeben. Im Bürgerkriege belagerten die Bundestruppen unter General McClellan den Ort vom 5. April bis 4. Mai 1862, worauf die Konföderierten gezwungen wurden, sich nach Richmond zurückzuziehen. (S. Chickahomini.)

Yoruba, Joruba, in der Haussasprache und auf ältern europ. Karten Yarriba genannt, war bis zum Beginn des zweiten Viertels des 19. Jahrh. ein ansehnliches Königreich in Afrika mit der Hauptstadt Oyo (Ojo), welches sich zwischen Dahome und Benin ausbreitete, im Nordosten und Osten bis zum Niger reichte und im Süden sich fast bis zu den Küsten der Bai von Benin erstreckte, seit jener Zeit aber den größten Teil an die Fulbe (Fellatah) des Reichs Gando verloren und sich überhaupt in mehrere Einzelherrschaften zersplittert hat. Den eigentlichen Kern der Bevölkerung bildet das Negervolk der Y. (zu Sierra Leone Oku, in ihrer eigenen Sprache aber Eyo genannt), welches auf etwa 3 Mill. Köpfe geschätzt wird und vorzugsweise das gebirgige Innere bewohnt. Die Y. sind in neuerer Zeit teilweise zum Islam übergegangen, teilweise aber auch zum Christentum; es bestehen 11 Missionsstationen. Die Yorubasprache, welche in mehrern Dialekten gesprochen wird und mit dem benachbarten Nufe (Nupe) auf der Ostseite des Niger verwandt ist, haben besonders die Missionare Crowther (ein Neger) und Bowen bearbeitet. Der wichtigste Handelsartikel ist das Palmöl, welches vorzugsweise über die engl. Seeplätze Lagos und Badagry zur Ausfuhr gelangt. In der eigentlichen Landschaft der Y., einem Rest des alten Yoruba-Reichs, liegt die Hauptstadt Ago-Oja, auch wohl Ojo, mit 70000 E. Ibadan, 50 km südlich von Ojo, hat 50000 E. Vgl. außer den Reiseberichten von Bowen (1857), May (1858), Delany, »Official report of the Niger valley exploring party« (Neuyork 1861); Rohlfs, »Quer durch Afrika« (Bd. 2, Lpz. 1875).

Yosemite Valley, ein wegen seiner wildromantischen Schönheit und seiner großartigen und prachtvollen Scenerien berühmtes Thal im County Mariposa im nordamerik. Staate California. Das Thal liegt im Sierra Nevada-Gebirge, ist 24 km lang und durchschnittlich 1,5 km breit, wird vom Merced-River durchströmt und hat eine Unmasse seltsame Formen bildende Felsmassen und riesige Wasserfälle. Auf beiden Seiten des Thals erheben sich enorme, fast vertikale Felstürme von Granit bis zu 1444 m Höhe, z. B. El Capitan, 1006 m, Cathedral Rock, Three Brothers 1168 m, Sentinel Rock, ein Obelisk von 928 m Höhe, Half Dome 1444 m, Cap of Liberty 610 m u. s. w. Von den zahlreichen Wasserfällen sind die bedeutendsten: Bridal Veil-Fall, gebildet durch die Creek gleichen Namens, welche über den Cathedral Rock 192 m auf die Felsmassen hinabstürzt, sodaß die ganze Höhe des Falles 270 m beträgt, und der Yosemite-Fall, gebildet durch die Creek gleichen Namens 790 m. Am Ende des Thals ist der schöne kleine Mirror-Lake, eine Ausdehnung des Tenaya Fork, dessen klares Wasser die Umgebung und namentlich die überhängenden Felsmassen widerspiegelt. Das Thal wurde im Frühjahr 1851 von Kapitän Boling entdeckt und 1855 und 1856 von Touristen unter Hutchings besucht. Im J. 1864 wurde es durch Kongreßbeschluß dem Staate California unter der Bedingung geschenkt, daß es nicht verkauft werden, sondern dem Volke als öffentlicher Park erhalten bleiben sollte. Vgl. Raynolds, »Report on the Exploration of the Yellowstone River« (Washingt. 1868), »The Yosemite Guide-Book« (1874).

Young (Brigham), Oberhaupt der Mormonen, geb. 1. Juni 1801 zu Whitington im Staate Vermont, war Farmer und trat 1832 zur Sekte der Mormonen. Er wurde 1834 in das Kollegium der zwölf Apostel aufgenommen, bereiste als Missionar die östlichen Staaten der Union und England und gründete die Zeitung »Der tausendjährige Stern«. Nach dem Tode Joseph Smiths (27. Juni 1844) trat er als Präsident der zwölf Apostel an die Spitze der Mormonen und leitete deren Übersiedelung nach Utah. Er blieb nun Oberhaupt der Mormonen bis zu seinem 29. Aug. 1877 in der Salzseestadt erfolgten Tode. Y. hinterließ 17 Frauen und 44 Kinder.

Young (Edward), engl. Dichter, geb. 1681 (oder 1684) zu Upham in Hampshire, erhielt seine Erziehung in der Westminsterschule und widmete sich zu Oxford dem Studium der Rechte. Mit dem Herzog von Wharton ging er 1717 nach Irland, trat, bereits über 40 J. alt, in den geistlichen Stand, wurde 1727 Kaplan Georgs II. und erhielt 1730 die Pfarrei zu Welwyn in Hertfordshire. Er verheiratete sich hier, verlor aber seine Frau und seine beiden Stiefkinder bald nacheinander, und dies veranlaßte ihn, seine berühmten »Night-thoughts« (Lond. 1742—46 u. öfter) zu schreiben, ein Gedicht, auf welches sein Ruf sich hauptsächlich gründet. Das Werk hat keinen Zusammenhang und jedes der neun Bücher, aus denen es besteht, ist unabhängig von den andern. Die Sprache ist gesucht und schwülstig. Doch ist nicht zu leugnen, daß die »Night-thoughts« viele treffliche Stellen enthalten, in denen wahres Gefühl zum Ausdruck kommt. Außerdem schrieb Y. noch einige unbedeutende Trauerspiele und eine Satire: »Love of Fame, the universal passion« (1725—28). Er starb 12. April 1765. Gesamtausgaben von Y.s Werken erschienen 1741 (2 Bde.), 1757 und 1762 (in je 4 Bdn.). Hierzu fügte Reed nach Y.s Tode aus dessen Nachlasse noch 2 Bände hinzu. In Deutschland fand Y. durch Eberts Übersetzung der »Nachtgedanken« (5 Bde., Braunschw. 1769—71; 2. Aufl. 1790—95) Eingang und lange Zeit hindurch zahlreiche Verehrer. Neuere Übersetzungen besorgten Benzel-Sternau (Frankf. 1825), Schmidt (Dresd. 1825) und Elise von Hohenhausen (Kassel 1844).

Young (Edward), Afrikareisender, geb. 23. Okt. 1831, war engl. Marineoffizier und befuhr 1862—63 mit Livingstone den Zambesi und Schirestrom. Im Dez. 1875 umschiffte er den ganzen Nyassasee,

gründete an dessen Ufer die Station Livingstonia und entdeckte das Livingstonegebirge; 1877 kehrte er nach England zurück. Er schrieb: «Nyassa, adventures in Central-Africa» (Lond. 1877).

Young (Thomas), engl. Gelehrter, geb. 13. Juni 1773 zu Milverton in Somersetshire, widmete sich zuerst den Naturwissenschaften, dann den orient. Sprachen. Später studierte er Medizin zu London und seit 1794 zu Edinburgh, wurde Mitglied der Royal-Society und ging 1795 nach Göttingen. Hierauf lebte er als Fellow in Cambridge, ließ sich jedoch bald als Arzt in London nieder, übernahm auch die Professur der Naturwissenschaften an der Royal-Institution, die er jedoch 1804 wieder aufgab, um sich ganz der Arzneikunde zu widmen. Unter seinen Schriften sind die vorzüglichsten: «A syllabus of a course of a natural and experimental philosophy» (Lond. 1802), worin er zuerst eine Erklärung der wichtigsten Phänomene des Sehens gab und das Gesetz von der Interferenz des Lichts aufstellte; «A course of lectures on natural philosophy and the mechanical arts» (2 Bde., Lond. 1807), sein Hauptwerk, und «Elementary illustration of the celestial mechanics of Laplace» (Lond. 1821). Einige Papyrusrollen, die er 1814 erhielt, und die Rosettesche Inschrift veranlaßten ihn, 1815 seine «Remarks on Egyptian papyri and on the inscription of Rosetta» herauszugeben; auch schrieb er «Account of some recent discoveries in hieroglyphical literature» (Lond. 1823) und «Egyptian dictionary» (Lond. 1829). Y. starb 10. Mai 1829. Eine Sammlung seiner «Miscellaneous works» (4 Bde., Lond. 1855) erschien von Peacock und Leith erst lange nach seinem Tode. Vgl. «Memoirs of the life of Thom. Y.» (Lond. 1831).

Youngstown, Stadt und Sitz von Mahoning County im nordamerik. Staate Ohio, liegt am Mahoning-Flusse, an verschiedenen Eisenbahnen und zählt (1880) 15435 E. Die Stadt liegt in einer reichen Ackerbaugegend, welche viel Eisen und Kohlen enthält, ist ein bedeutender Handelsplatz und hat 7 Walzwerke, 11 Hohöfen und 2 Eisengießereien.

Ypern, frz. Ypres, früher befestigte Stadt im gleichnamigen Bezirk der belg. Provinz Westflandern, an der kanalisierten Yperlee, Station der Linien Ostende-Y. der Belgischen Staatsbahnen und Courtrai-Poperinghe und Roulers-Y. der Flandrischen Ostbahn, in fruchtbarer Gegend gelegen, war einst der Sitz der ausgebreitetsten Tuchfabrikation, zählt aber nur noch (1884) 15711 E., die großenteils mit der Verfertigung von Spitzen und Baumwollwaren, sowie mit Bleichen sich beschäftigen. Ein Überbleibsel aus der Blütezeit der Stadt sind die stattlichen, im 13. Jahrh. begonnenen, neuerdings mit den Standbildern von 31 flandr. Grafen von Buyenbroek und im Innern mit trefflichen Freskomalereien von Guffens und Swerts geschmückten Tuchhallen, die jetzt als Rathaus dienen. Die Wände des ersten Stocks sind seit 1876 mit 12 Gemälden in Wachsfarben von F. Pauwels ausgeschmückt. In der got. Domkirche des heil. Martin liegt Cornelius Jansen, der 1638 gestorbene Gründer der nach ihm benannten Kirchensekte, begraben. Y. nahm im 14. Jahrh. Anteil an dem Aufstand gegen den Grafen von Flandern unter Philipp van Artevelde; die Aristokratie gewann nach der Schlacht von Rosebeke (1382) die Oberhand und Y. wurde 1383 von den Gentern belagert; von da rührt der Verfall der einst 200000 E. zählenden Stadt. Die Festungswerke wurden 1781 geschleift, 1815 wiederhergestellt, aber in neuester Zeit gänzlich aufgegeben.

Ypsilanti, Stadt in Washtenaw County im nordamerik. Staate Michigan, liegt am Huron-Flusse, an der Michigan-Central-, der Detroit-, Hillsdale- und Southwestern-Eisenbahn, zählt (1880) 4984 E., ist eine Handels- und Fabrikstadt und hat mehrere Mahl-, Papier- und andere Mühlen, verschiedene Wagen- und andere Fabriken und das Staats-Lehrerseminar.

Ypsilantis (Hypsilanti, grch. Ὑψηλάντης) ist der Name einer berühmten Fanariotenfamilie, deren erster Ursprung mit dem byzant. Kaiserhause der Komnenen (s. d.) zusammenhängt. Abgesehen von den ältern Gliedern dieses seit 1461 aus Trapezunt nach Konstantinopel übergesiedelten Hauses, sind folgende hervorragendere Männer zu nennen:

Alexander Y. (der Ältere) wurde Pfortendolmetscher und dann Hospodar, zuerst 1774—77 in der Walachei, 1787 in der Moldau und 1796—98 wieder in der Walachei, wo er das Staatswesen und die Postanstalten reorganisierte und viele Schulen und Krankenhäuser errichtete. Man verdankt ihm ferner das erste Gesetzbuch in der Walachei. Sein hochbegabter, andauernd mit Plänen zu künftiger Befreiung der Griechen sich tragender Sohn Konstantin Y. wurde 1796 Pfortendolmetscher, 1799 Hospodar der Moldau und 1802 der Walachei. Durch die franz. Diplomatie bei der Pforte als ein Parteigänger Rußlands verdächtigt, wurde er 30. Aug. 1806 abgesetzt und floh nach Siebenbürgen; die Türken zogen sein Vermögen ein, verhafteten seinen 80jährigen Vater, der Ende Januar 1807 hingerichtet wurde, Konstantin dagegen kehrte nach Ausbruch des Kriegs zwischen Russen und Türken am 24. Dez. 1806 an der Spitze von russ. Truppen nach Bukarest zurück, wo er eine griech. Legion bildete, und nahm an den Unternehmungen des russ. Kabinetts gegen die Pforte warmen Anteil, zog sich aber nach dem Tilsiter Frieden, durch die russ. und franz. Politik beseitigt, 1807 nach Kiew zurück und starb dort 24. Juni 1816.

Alexander Y. (der Jüngere), Sohn des vorigen, geb. 12. Dez. 1783, trat 1809 als Offizier in die kaiserl. russ. Garde zu Pferde. Im Russisch-Französischen Kriege von 1812 ward er infolge eines gegen die Franzosen in Polock mit Kühnheit ausgeführten Überfalls Major bei den grodnoer Husaren und machte als solcher mit Auszeichnung den Feldzug in Deutschland mit, in welchem er bei Dresden 27. Aug. 1813 durch einen Kartätschenschuß die rechte Hand verlor. Später stieg er zum Obersten und Adjutanten des Kaisers Alexander I. auf, und 1817 erhielt er den Grad als Generalmajor und das Kommando einer Husarenbrigade. Zu jener Zeit hatten die Pläne der Hetärie (s. d.) zur Befreiung Griechenlands bereits eine bestimmtere Richtung gewonnen, und nachdem Kapodistrias für seine Person die Anträge der Hetärie abgelehnt, nahm Y. am 15. Juli 1820 das Anerbieten der Hetäristen, an ihre Spitze zu treten, an und eröffnete 7. März 1821 in den Donaufürstentümern den Aufstand der Griechen gegen die Pforte. Die Schlacht bei Dragaschan vernichtete 19. Juni 1821 jede Hoffnung der Hetäristen, und Y. suchte seine persönliche Sicherheit in Österreich. Er ward darauf teils in Munkacz in Ungarn, teils in Theresienstadt in Böhmen gefangen gehalten, und als er im Herbst 1827 durch Vermittelung des Kaisers

Nikolaus die Freiheit erhielt, war seine Gesundheit so angegriffen, daß er 1. Aug. 1828 in Wien starb.

Dimitrios Y., des vorigen Bruder, geb. 25. Dez. 1793, hat sich ebenfalls in russ. Kriegsdiensten, vorzüglich im Feldzuge von 1814 mehrfach ausgezeichnet. Mit seinem Bruder in die Pläne der Hetärie eingeweiht, übernahm er im April 1821 den Auftrag, im Namen seines Bruders in Griechenland an die Spitze des Aufstandes zu treten, der bereits in Morea ausgebrochen war, und landete am 21. Juni zu Astros. Anfang des J. 1822 wurde er von der Nationalversammlung zu Epidauros zum Präsidenten der Nomotheten erwählt. Er erhielt auch (15. Juli) das Kommando des Belagerungskorps vor Tripolitsa, vermochte aber keinen nachhaltigen Einfluß auf die Führer der Aufständischen zu gewinnen. Als im Juli 1822 der türk. Feldherr Dramali Machmut Pascha mit bedeutender Heeresmacht in den Peloponnes eingedrungen war, besetzte Y. mit einigen hundert Mann die antike Citadelle von Argos, hielt hier mit seltener Kühnheit den Feind auf, und gab dadurch den griech. Heerführern die Möglichkeit, die Vernichtung des türk. Heers in den Engpässen zwischen Argos und Korinth, die im August stattfand und an welcher Y. Anteil nahm, herbeizuführen. Auch trat Y. bei den Mühlen von Lerna dem Siegeslaufe des Ibrahim Pascha mit Kühnheit und Erfolg entgegen. Nach der Ankunft des Präsidenten Kapodistrias im Jan. 1828 kehrte Y. wieder auf den Schauplatz der öffentlichen Angelegenheiten zurück. Er übernahm den Oberbefehl über die Truppen in Ostgriechenland und lieferte den Türken 24. Sept. 1829 bei Petra in Böotien das letzte Gefecht des Kriegs, nahm jedoch später, unwillig über die Art, wie Augustin Kapodistrias als Generalinspektor der Truppen in die Militärangelegenheiten eingriff, 1. Jan. 1830 seine Entlassung. Als im April 1832 eine Ausgleichung der Parteizerwürfnisse durch die Wahl einer aus sieben Mitgliedern bestehenden Regierungskommission versucht ward, trat Y. auf Kolettis Betrieb in dieselbe ein, starb aber 16. Aug. 1832 zu Nauplia. — Fürst Gregor Y. (geb. 17. Sept. 1835, Gesandter Griechenlands in Wien und in Paris, wo er 20. Febr. 1886 starb), war ein Sohn von Gregor Y. (gest. 12. Juli 1835), welcher Bruder von Alexander und Dimitrios Y. war, und hinterließ zwei Söhne, die 1877 und 1881 geborenen Prinzen Emanuel und Theodor Y.

Ypsilon-Eule, Schmetterling, s. Gamma-Eule.

Yriarte, span. Dichter, s. Iriarte.

Yriarte (Charles Emile), franz. Schriftsteller spanischer Herkunft, geb. 5. Dez. 1832 zu Paris, wurde früh beim Staatsministerium angestellt und erhielt die Stelle eines Inspektors der Oper. Bald aber, nachdem er schon an mehrern Blättern mitgearbeitet und den Feldzug der Spanier in Marokko mitgemacht, entsagte er seinem Amt und widmete sich ganz der Schriftstellerei. Er veröffentlichte: «La société espagnole» (1861), «Sous la tente, souvenirs du Maroc» (1862), «Les cercles de Paris» (1864), «Paris grotesque, les célébrités de la rue» (1864), «Goya, sa vie et son œuvre» (1867), «Portraits cosmopolites», «Tableaux de la guerre» (1870), «Les Prussiens à Paris et le 18 Mars» (1871), «Campagne de France» (1871), «Les princes d'Orléans» (1872), «Le puritain, scènes de la vie parisienne» (1873), «Bosnie et Herzégovine» (1876), «Les bords de l'Adriatique et le Monténégro» (1877).

Yriarte (Iriate; Ignacio), der berühmteste span. Landschaftsmaler, geb. 1620 zu Azwizia in der Provinz Guipuzcoa, erlernte die Malerei bei dem ältern Herrera zu Sevilla. Da er aber kein Talent für Figurenzeichnung hatte, widmete er sich der Landschaft. Die span. und ausländischen Sammlungen sind reich an Werken von ihm. Y. ist ein Maler von Phantasie; seine Kompositionen sind von großen und gewaltigen Formen; seine Beleuchtung hat etwas Magisches; seine Behandlung ist mehr genial als sorgfältig. Seine Landschaften ohne Figuren, diejenigen ausgenommen, welche Murillo staffirt hat, stehen viel höher im Werte als die mit Figuren. Er starb zu Sevilla 1685, wo er Sekretär der Akademie war.

Yrun, span. Stadt, s. Irun.

Ysenburg, Fürsten und Grafen von, s. Isenburg.

Ysop (Hyssopus officinalis *L.*) heißt ein zur Familie der Labiaten gehörender Halbstrauch des südl. Europa, welcher teils als Zierpflanze, teils als Gewürzkraut häufig in Deutschland in Gärten kultiviert wird und sich verwildert auch hin und wieder auf Schutt alter Burgen findet. Er bildet vielstengelige, fußhohe oder höhere Büsche, deren Stengel mit zahlreichen lineallanzettförmigen, drüsig-punktierten, sehr aromatischen Blättern besetzt sind und in aus einseitswendigen Scheinquirlen zusammengesetzte Trauben dunkelblauer (selten weißer) Blumen auslaufen. Die Blüten besitzen einen röhrigen Kelch mit fünfzähnigem Saum und eine Blumenkrone mit ausgerandeter, wenig gewölbter Oberlippe und dreilappiger Unterlippe, aus welchen die zweimächtigen Staubfäden hervorragen. Der Y. ist reich an ätherischem Öl, weshalb er aromatisch riecht und schmeckt. Der Y. erträgt den deutschen Winter gut, gedeiht ohne besondere Pflege auf einem kräftigen Gartenboden und läßt sich durch Zerteilung der Stöcke im Spätsommer leicht vermehren. Das Kraut war früher unter dem Namen Herba Hyssopi offizinell und wurde gegen Magenleiden angewendet, dasselbe ist auch jetzt noch als Hausmittel in Gebrauch, weshalb die Pflanze besonders auf dem Lande häufig kultiviert wird.

Yssel (spr. Eissel) heißen verschiedene Gewässer im Königreich der Niederlande. Die Neue oder Nieuwe-Yssel, ein kanalisierter Arm des Rheins, der von Drusus gegrabenen Fossa Drusiana entsprechend, führt aus dem Rhein nahe oberhalb Arnheim 26 km nordostwärts nach Doesburg, wo er sich mit der Alten oder Oude-Yssel vereinigt, welche, deutsch schlechthin Issel genannt, aus Westfalen kommt, daselbst über Isselburg und Anholt fließt, dann nach Gelderland übertritt und wenig schiffbar ist. Das vereinigte Wasser, im Mittelalter Sala oder Isala genannt, wendet sich in dem ursprünglichen Bett des untern Laufs der Alten Y. unter dem Namen Y. oder Ysselstroom nordwärts über Zütphen und Deventer, bildet von da an die Grenze zwischen Gelderland und Overyssel und geht nach einem Laufe von 90 km westlich von Zwolle, bei Kampen, mit mehrern Armen und einem sich stets erweiternden Delta in die Zuidersee, nachdem sie rechts aus Westfalen die Berkel und die Schip-Beek aufgenommen hat. Die Y. bildet einen der fünf Hauptmündungsarme des Rheins, ist 146 km lang, bei Zütphen 100, bei Kampen über 220 m breit und wird von Dampfbooten befahren. —

Die Nederyſſel, auch Kleine oder Holländiſche Yſſel genannt, iſt ein ſchiffbarer Arm des Leck, der von dieſem bei Vianen abzweigt, weſtwärts durch die Provinz Utrecht über Yſſelſtein (Stadt von 3400) und Montfoort, dann durch die Provinz Südholland über Oudewater nach Gouda fließt, zuletzt ſüdwärts in die Maas, oberhalb Rotterdam und gegenüber der Inſel Yſſelmonde, mündet. Von der erſtgenannten Y. hat die niederländ. Provinz Overyſſel den Namen.

Yſſelmonde, kleine Inſel in der niederländ. Provinz Südholland, gegenüber der Mündung der holländ. Yſſel, mit 3200 E., die ſich von Ackerbau, Viehzucht und Fiſcherei ernähren; der Ort unterhält auch einige Schiffszimmerwerften.

Yſtad, Stapelſtadt an der Südküſte des ſchwed. Malmö-Län, an den Privatbahnen Eslöf-Y. und Malmö-Y., iſt unregelmäßig gebaut, hat einen neuen und einen kleinen alten Hafen, einen ſchönen Marktplatz, zwei Kirchen, ein Rathaus und Kaſernen und zählt (1885) 7572 E. Die Stadt unterhält Fabriken in Tabak, Cichorien, Zucker, Leder und Wagen, Dampfmühle, Gießerei; treibt Fiſcherei, Handel (beſonders mit Getreide) und Schiffahrt. Durch regelmäßige Dampfſchiffahrt ſteht ſie in Verbindung mit Stockholm, Göteborg, Kopenhagen, Bornholm, Lübeck und Hamburg. Y. wird zuerſt um 1240 erwähnt, hatte ehemals ein feſtes Schloß, ward 1368 von König Albrecht von Schweden gegen die Dänen erobert, 1569 von den Schweden gebrandſchatzt und 1676 und 1678 von den Dänen eingenommen.

Yttererde, ſ. unter Yttrium.

Yttrium (chem. Zeichen Y, Atomgewicht = 88?) heißt ein einfacher metalliſcher, den ſog. Erdmetallen beigeſellter Körper. Der Schwede Gadolin entdeckte 1794 in einem feldſpatähnlichen Mineral, nach ihm Gadolinit genannt, eine eigentümliche Erde, die Yttererde, aus welcher das Y. in Geſtalt metallglänzender Schuppen abgeſchieden wurde. Später ergab ſich, daß das Y. nicht ein einziges Metall, ſondern ein Gemenge mehrerer Metalle ſei, nämlich des eigentlichen Y., deſſen Eigenſchaften noch nicht gehörig ergründet ſind, des Terbiums und des Erbiums. Dieſe Metalle ſollen ſich auch in den beiden Mineralien Orthit und Yttrotantalit finden; indeſſen wird die elementare Natur dieſer Metalle neuerdings wieder bezweifelt.

Yucatán, eine Halbinſel, die in Geſtalt eines länglichen Rechtecks auf der Nordſeite von Mittelamerika vorſpringt, wird begrenzt im W. von der Campechebai des Mexikaniſchen Golfs, im N. auf einer Strecke von 480 km von letzterm, im O. vom Golf von Honduras des Karaibiſchen Meeres, welches durch die zwiſchen dem Kap Catoche und der Inſel Cuba nur 220 km breite Yucatan-Straße mit dem Mexikaniſchen Golf zuſammenhängt, hat ein Areal von 220000 qkm und umfaßt, außer dem brit. Holzdiſtrikt Honduras (ſ. d.) oder Belize im Südoſten, einem Teile des zu Guatemala gehörigen Departements Verapaz im Süden und Teilen der mexik. Staaten Chiapas und Tabasco im Südweſten, die mexik. Staaten Campeche (ſ. d.) und Y. Letzterer zählt (1882) auf 73000 qkm 302315 E., meiſt Maya-Indianer, und hat zur Hauptſtadt Merida (ſ. d.). Die Oberfläche iſt im allgemeinen eben und flach; nur im Innern kommt Hügelland von 100 m Höhe vor. Die Küſten ſind niedrig, rings von Sandbänken umgeben, im Norden wenig eingeſchnitten, im Oſten dagegen zerriſſen, zu mehrern Baien eingebuchtet. Unter den Küſteninſeln iſt Cozumel im Oſten die größte. Im Innern herrſcht Waſſermangel. Sowohl wegen ſeiner Lage wie wegen ſeiner geringen Erhebung und ſeines waſſerarmen, ſteinigen, großenteils aus Kalk und Korallen beſtehenden Bodens iſt Y.s Klima außerordentlich heiß, gilt aber dennoch wegen ſeiner Trockenheit im allgemeinen für ein geſundes. Nur an der Küſte kommt das Gelbe Fieber vor, und während der Regenzeit treten Wechſelfieber und biliöſe Fieber häufig und gefährlich auf. Zwiſchen Anfang Oktober und Ende Februar ſtürzen Tropenregen in Strömen herab, werden aber von dem Sand- und Felſenboden begierig aufgenommen. Außer Mais und in feuchtern Gegenden Reis gedeihen keine europ. Cerealien, auch nur wenige europ. Gemüſe, dagegen alle Tropenfrüchte, von Handelsgewächſen namentlich Tabak, Kaffee, Zuckerrohr, Baumwolle, Indigo und Henequén, d. i. eine Agavenart, deren Faſern zur Verfertigung von Seilerwaren, Säcken und Matten benutzt werden und unter dem Namen Pita- oder Siſalhanf in den Handel kommen. Bei der ſehr beſchränkten Kultur des Bodens iſt jedoch der Gewinn von Kolonialprodukten im ganzen nur gering. Den größten Reichtum des Landes bilden die ausgedehnten Waldungen. Dieſe liefern alle Arten Hölzer für Kunſttiſchlerei, Zimmermannsarbeit und Schiffbau, faſt alle Farbehölzer des europ. Handels, namentlich Campecheholz. Außerdem finden ſich hier der Copaiva- oder Tolubaum, welche bekannte Balſamarten geben, der Guajac- und Ambrabaum, Tamarinden, Saſſafras u. ſ. w. Aus Mangel an Wieſen und Weiden iſt der Beſtand an Haustieren gering; nur das Schwein iſt in Überfluß vorhanden. Stachelloſe Bienen liefern köſtlichen Honig und Wachs in Fülle. Metalle finden ſich nirgends im Staate Y. An der Küſte ſchlemmt man Salz und ſammelt viel graue Ambra. Die Küſtenfiſcherei iſt außerordentlich ergiebig. Der Kunſtfleiß der Yucatecos beſchränkt ſich auf Gewebe von Baumwolle, Wolle und Pita, auf Fertigung irdener Gefäße, Flechtwerk aus Palmblättern und Agavefaſern und auf Salzſchlemmerei. Der Handel iſt ungeachtet der günſtigen Lage des Landes und des Reichtums an Handelsprodukten ebenfalls nur unbedeutend und wird hauptſächlich von Progreſo, dem Hafen von Merida, mit Havana, den Vereinigten Staaten und Europa vermittelt. Der ganze Warenverkehr wird pro Jahr auf 2 Mill. Dollars veranſchlagt. Ausgeführt werden Siſalhanf, Säcke, Stricke, Hängematten aus demſelben Hanf, Palmhüte, Blauholz, Blauholzextrakt, Kopal, Mais, Reis, Bohnen, Ochſen- und Hirſchhäute, getrocknetes Fleiſch, Fiſche (Pampanos), Salz, Honig und Wachs, auch Kokosnüſſe, Citronen und andere Südfrüchte, geprägtes Silber, einige Goldarbeiten aus Campeche. In der letzten Zeit iſt die Ausfuhr von Farbeholz immer bedeutender geworden.

Großes Intereſſe haben in neuerer Zeit Y.s zahlreiche Ruinen alter Bauwerke und Städte erweckt, welche die Maya-Indianer Xlapakh (alte Mauern) nennen. Am berühmteſten ſind die 80 km ſüdweſtlich von Merida, unweit der Hacienda Uxmal gelegenen. Außer dieſen werden noch viele andere Hauptgruppen von Ruinen genannt, wie die von Chichen oder Tſchitſchen-Itza, Tulúm, Zayi, Chunjuju, Labná, Kabah, Becanchen und Iturbide,

welche sämtlich in Bauart und Verzierungen Gleichartigkeit zeigen. Es sind dies echte Denkmäler toltekischer Baukunst, Werke der alten Macequales, von einem Alter von etwa 800 J., aus der Zeit, wo eine bedeutende Kolonisierung Y.s durch die aus dem mexik. Hochlande Anahuac ausgewanderten Tolteken stattfand. Ihr Verfall trat erst nach der Ankunft der Spanier ein. Einst stand Y. unter einem Monarchen, der zu Mayapan residierte, und dem alle andern Kaziken und Herren des Landes unterthänig und zinsbar waren. Mit der Zeit lehnten sich diese gegen ihn auf und zerstörten Mayapan im 15. Jahrh. Jeder Kazike gründete sich nun ein eigenes Reich, welches einer gegen den andern durch unaufhörliche Kämpfe zu behaupten suchen mußte. Solcher Reiche sollen bei der Ankunft der Spanier sieben gewesen sein. Die Spanier betraten zuerst 1506 unter Diaz de Solis und Pinzon des Landes Küsten. Um 1527 begann Francisco de Montejo die Eroberung, und um 1540 wurde als erste größere Niederlassung Campeche gegründet, 1541 unterwarf sich der letzte Nachkomme der Herrscher von Mayapan, Namens Tutul-Xiu, worauf seine Hauptstadt Mani zerfiel. Auf der Stelle und aus den Trümmern von Tihoo entstand 1542 Merida. Die Indianer, durch die Spanier, besonders durch deren Geistlichkeit unter knechtische Botmäßigkeit gebracht, sanken sowohl da, wo sie sich unterwarfen und äußerlich das Christentum annahmen, als auch in dem Innern des Landes allmählich in ihre jetzige Armut und Unkultur, während ihre Vorfahren eine verhältnismäßig hohe Stufe der Civilisation erreicht hatten. Unter der span. Herrschaft bildete Y. die Intendanz Merida des Königreichs Neuspanien oder Mexiko. Nach Befreiung des Landes von den Spaniern 1821 erklärte es sich für selbständig und nahm eine nach den liberalsten Prinzipien entworfene Konstitution an. Doch wurde diese Selbständigkeit Y.s, die zu verschiedenen Zeiten 1821—24, 1840—43, 1846—52 proklamiert war, von der mexik. Regierung nie anerkannt und schließlich auch von Y. aufgegeben.

Vgl. Cogolludo, «La historia de Y.» (Madr. 1687; 2 Bde., Campeche und Merida 1842—45); Sotomayor, «Historia de la conquista de la provincia de Itza» u. s. w. (Madr. 1701); Waldeck, «Voyage pittoresque et archéologique dans les provinces d'Y.» (Par. 1838); Nebel, «Voyage pittoresque et archéologique dans le Mexico» (Par. 1840); Norman, «Rambles in Y.» (2. Aufl., Neuyork 1844); Stephens, «Incidents of travel in Central-America, Chiapas and Y.» (2 Bde., Neuyork 1841; neu herausg. von Catherwood, Lond. 1854; deutsch, Lpz. 1854); derselbe, «Incidents of travel in Y.» (2 Bde., Lond. 1843; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1854); Heller, «Reisen in Mexiko 1845—48» (Lpz. 1853); Scherzer, «Aus dem Natur- und Völkerleben im tropischen Amerika» (Lpz. 1864).

Yucayali, s. Ucayali.

Yucca *L.*, Palmenlilie, eine zur Familie der Liliaceen gehörige Pflanzengattung mit meist baumartigem, einfachem Stamm und auf der Spitze desselben mit einer palmenartigen dichtgedrängten Krone langer lineallanzettlicher, auch wohl grasartig schmaler, starrer und stechender Blätter, zwischen welchen sich mächtige Rispen weißlicher oder grünlich und purpurn angelaufener Blüten erheben. Die letztern sind ein kronenartiges, glockiges, sechsblätteriges oder bis zur Basis sechsteiliges Perigon. Alle Arten dieser Gattung sind im trop. Amerika oder in den südl. Landstrichen der Vereinigten Staaten zu Hause. Sie gruppieren sich nach besondern Merkmalen der Blätter, die am Rande von kleinen Sägezähnen rauh oder mit fadenförmigen Anhängseln besetzt oder glatt sind, also keine Zähne und Fäden besitzen. Zu der letzten Gruppe gehört die imposanteste aller Arten, Y. gloriosa *L.*, im südl. Teile Nordamerikas zu Hause, mit einem bis 1 ½ m hohen Stamm, der eine Krone aus schmallanzettlichen, blaugrünen, steifen, aufrecht abstehenden, bis 60 cm langen Blättern trägt, und vom Juli bis September mit einer pyramidalen Rispe weißer, außen purpurn angelaufener Blumen. Diese Art blüht, im Kübel unterhalten, in der Orangerie durchwintert und im Mai ins Freie gestellt, leicht und schön. Sie hält im südl. Deutschland den Winter im Freien aus. Zu ihrem Gedeihen erfordert sie kompakten, nahrhaften Boden.

Y. filamentosa *L.*, die Virginische Palmenlilie, ist bloß ein Halbstrauch, dessen aufrechte, etwas zurückgebogene, schmale Blätter ringsum mit starken weißlichen oder bräunlichen, oft spiralig gedrehten Fäden besetzt sind, den Resten des abgelösten Blattrandes. Diese Art bildet einen starken Busch, aus dem sich ein 80 cm hoher Schaft mit rispigen Trauben gelblich-weißer Blumen erhebt. Auch diese Art hält in milden Gegenden Deutschlands im freien Lande aus. Von den Arten mit sägezähnigen Blättern wird in Gewächshäusern am häufigsten Y. aloifolia *L.* unterhalten, vorzugsweise zwei sehr schöne Spielarten derselben, deren steife, gerade, lineallanzettförmige, dicke Blätter die einen silberweiß, die andern rosaweiß bandiert sind.

Yuga bedeutet im Sanskrit ein Weltalter, deren vier (Krita, Treta, Dvapara und Kali) angenommen werden, welche in der Anschauung der Inder ungefähr dieselbe Rolle spielen, wie das goldene, silberne, eiserne und eherne Zeitalter bei den klassischen Völkern, ohne daß darum ein geschichtlicher Zusammenhang zwischen diesen Vorstellungskreisen, welche in Indien erst in späterer Zeit auftreten, anzunehmen wäre. Vgl. Roth, «Über den Mythus von den Menschengeschlechtern» (Tüb. 1860).

Yun-ho, s. Kaiserkanal.

Yunnan, s. Jün-nan.

Yurumi, s. unter Ameisenfresser.

Yverdon (deutsch Iferten, bei den Römern Eburodunum), Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks (150 qkm, 15 790 E.) im schweiz. Kanton Waadt, liegt 437 m über dem Meere, 28 km nördlich von Lausanne bei der Mündung der Orbe (oder Thièle) in den Neuenburgersee, an der Bahnlinie Lausanne-Y.-Neuchâtel, von der hier die Linie Y.-Payerne-Freiburg abzweigt, besitzt ein altes viertürmiges Schloß, das 1536—1798 Sitz der bernischen Landvögte war, 1805—25 die Erziehungsanstalt des berühmten Pädagogen Pestalozzi beherbergte und jetzt als Schulhaus (Progymnasium) und Bibliothek dient, eine reform. und eine kath. Kirche, ein Rathaus und zählt (1880) 5968 meist reform. E., deren Haupterwerbsquellen neben Feldbau, Kleingewerbe und Handel die Eisenindustrie und die Tabaksfabrikation sind. Etwa 1 km südöstlich der Stadt liegt das Bad Y. mit alkalischer Schwefelquelle. Vgl. Crottet, «Histoire et Annales de la ville d'Y.» (Genf 1859).

Yvetot, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Seine-Inférieure, 38 km im Nord-

westen von Rouen, Station der Linie Paris-Havre der Französischen Westbahn, ist der Sitz eines Tribunals erster Instanz und zählt (1881) 8397 E., welche Feldbau, Baumwoll- und Leinweberei, sowie Handel mit Korn und Vieh treiben. Der Ort bildete mit einem kleinen Landgebiet lange Zeit ein souveränes Fürstentum, im Munde des Volks das Königreich von Yvetot genannt. Der Sage nach hatte der fränk. König Chlotar 537 seinen Lehnsmann Walter von Y. in der Kirche zu Soissons ermordet und, um den Zorn des Papstes, der ihn mit dem Bann bedrohte, zu sühnen, das Lehn von fränk. Oberherrschaft befreit und zum Erbkönigreich erhoben. Als letzter König von Y. wird Camille d'Albon genannt. Das Parlament sprach 1681 dem Ländchen die Souveränetät ab, erklärte es aber für ein freies Gut, dessen Herren sich Princes d'Yvetot schrieben und dessen Bewohner von Auflagen befreit waren, ein Zustand, der bis zur Revolution dauerte. Bekannt ist es besonders durch Bérangers anmutiges Lied «Le roi d'Yvetot».

Yvorne, Pfarrdorf im Bezirk Aigle des schweiz. Kantons Waadt, liegt 450 m über dem Meere, 1½ km nördlich von der Station Aigle der Bahnlinie Lausanne-St.-Maurice auf der rechten Seite des Rhônethals, zählt (1880) 854 meist reform. E. und ist bekannt durch seinen Weinbau, welcher die geschätztesten Weißweine der Waadt (Clos du Rocher, Maison blanche, Clos du Moulin u. s. w.) liefert. Am 4. März 1584 wurde ein großer Teil des Dorfs durch einen Bergsturz zerstört, bei dem 122 Menschen umkamen.

Yzabal, Dorf im Guatemala, s. Izabal.

Z.

Z, im griech. Alphabet der sechste, im lat., deutschen und allen abendländ. Alphabeten der letzte Buchstabe, wurde von den Griechen als Schriftzeichen aus dem phöniz. Alphabet herübergenommen. Das griech. Zeta bezeichnete ursprünglich die Lautverbindung dz (d. h. d mit dem franz z); die Römer brauchten den Buchstaben nur in griech. Fremdworten. Die spätere und heutige griech. Aussprache ist die des franz. z, und so wird in allen modernen Alphabeten außer dem deutschen, in dem romanischen, dem englischen und den slawischen z nur als sog. weiches s gebraucht. Das deutsche z dagegen bezeichnet die Lautverbindung ts. Die Verbindung tz bedeutet keinen andern Laut als das einfache z; es wird nach kurzen Vokalen gebraucht. In mittelhochdeutschen Drucken bezeichnet eine etwas modifizierte Gestalt des Buchstaben z unser ß (ss), das wie z durch die hochdeutsche Lautverschiebung aus t hervorgegangen ist, vgl. mittelhochdeutsch grōz (gross), niederdeutsch grot.

Als Abkürzung steht in röm. Inschriften Z für ½ As, ZZ für ⅔ As. In der Mathematik bezeichnet z meist wie x und y eine unbekannte Größe. Auf ältern franz. Münzen steht Z für den Prägort Grenoble.

Zaandam oder Zaardam (Saardam), großer Marktflecken der niederländ. Provinz Nordholland, an der Zaan, Station der Linien Amsterdam-Helder und Z.-Enkhuizen der Holländischen Eisenbahn. Der Ort besteht aus Ost- und Westzaandam, ist wie das benachbarte Broek (s. d.) durch die außerordentliche Reinlichkeit seiner Straßen berühmt und zählt 14000 E., unter denen sich viele reiche Kaufleute befinden. Die Bevölkerung unterhält gegen 40 Getreide-, an 60 Öl- und 90 Holzschneidemühlen, sowie vier große Papierfabriken, mit deren Produkten ein ausgedehnter Handel getrieben wird. In Z. ließ sich 1697 Peter d. Gr. als einfacher Schiffszimmermann (Peter Michailow) einschreiben. Das Haus von zwei Kammern, wo er eine Woche verweilte, wird noch jetzt gezeigt und enthält eine von Kaiser Alexander I. 1814 eingemauerte Inschrift: «Petro Magno Alexander.» In der Umgegend von Z. stehen an 400 Windmühlen.

Zaar, s. Zar.

Zabanzen, die Gegner des Kuruczenaufstandes unter Dozsa (s. d.) in Ungarn.

Zabathai Sewi, soviel wie Sabbatai Zevi.

Zabern im Elsaß, früher auch Elsaß-Zabern und franz. Saverne genannt, Hauptort des Kantons und Kreises gleichen Namens im elsaß-lothring. Bezirk Unter-Elsaß, an der Zorn, am Rhein-Marnekanal, an der Eisenbahn Straßburg-Avricourt, von welcher hier die Zweigbahn nach Molsheim und Schlettstadt und diejenige nach Buchsweiler-Hagenau abgehen, 37 km nordwestlich von Straßburg, hat eine Kreisdirektion, ein Landgericht, ein Amtsgericht, ein Gymnasium, eine höhere Töchterschule, ein Hospital und ein Museum in der Umgegend gefundener röm. und anderer Altertümer und zählt (1885) 6936 E., die meist Land- und Weinbau treiben, auch zwei Wagenfabriken, Schleifsteinfabriken, Bierbrauereien, Gerbereien und Stärkefabrik unterhalten; 2 km von Z. entfernt liegt die über 1000 Arbeiter beschäftigende Eisengerätfabrik Zornhof der Firma Goldenberg. — Z., Tres Tabernae der Römer, eine Station auf dem Römerwege, welcher von Argentoratum (Straßburg) nach Divodurum (Metz) führte, ist eine der ältesten deutschen Städte; angeblich 55 v. Chr. gegründet, gelangte sie 368 n. Chr. in die Hände der Alamannen, im 10. Jahrh. an die Bischöfe von Metz, später an diejenigen von Straßburg, welche lange Zeit hindurch hier ihre Residenz aufschlugen. Im J. 1525 wurden die aufständischen Bauern bei Z. von Herzog Anton von Lothringen geschlagen und verloren dabei 18000 Mann. Die noch im 16. Jahrh. vorhandene Ringmauer mit 52 Türmen und 365 Zinnen ist längst verschwunden und seit 1696 sind alle Festungswerke geschleift. Das Schloß, 1666 aus roten Sandsteinquadern vom Bischof Egon von Fürstenberg erbaut, brannte 1779 ab, wurde aber von dem durch die Halsbandgeschichte bekannten Kardinal Louis von Rohan alsbald wieder erbaut; 1852 wurde es von Napoleon III. zum Stiftsgebäude für Witwen und Töchter von Mitgliedern der Ehrenlegion bestimmt; 1817 und 1818 diente es den österr. Occupationstruppen, seit 1871 der deutschen Garnison als Kaserne. Die kath. Kirche, roman. Stils, stammt aus dem 12. Jahrh.

über der Stadt erheben sich die umfangreichen Burgruinen Hoh-Barr, Klein- und Groß-Geroldseck, und nahe der Wallfahrtskapelle von St. Veit der Turm der alten Feste Greifenstein. Eine 1728–37 angelegte, 10 m breite und 4 km lange Straße, die Zaberner Steige genannt, führt in vielen Krümmungen auf den Kamm der Vogesen, von wo sich der Elsaß wie ein herrlicher Garten darstellt. Der Paß von Z., der die nördl. Vogesen teilt, ist nur 380 m hoch. Vgl. Dagobert Fischer, «Geschichte der Stadt Z.» (Zab. 1874). — Der Kreis Zabern zählt auf 1004 qkm (1885) 86558 E.

Zabier, Sabier, christl. Sekte, s. Mandäer.

Zabiras (Georgios), hervorragender griech. Gelehrter, geb. 28. Mai 1744 zu Siatista in Macedonien, studierte dort und in Deutschland Philologie und Philosophie. Später ließ er sich zu Budapest nieder, wo er 28. Aug. 1804 starb. Von seinen Schriften ist hervorzuheben die von der Universität Athen herausgegebene «Νέα Ἑλλάς ἢ Ἑλληνικὸν Θέατρον» (Athen 1872), ein chronologisch geordnetes neugriechisches Gelehrtenlexikon.

Zabłocki (Franciszek), poln. Bühnendichter, geb. 2. Jan. 1754 in Volhynien, schrieb als Sekretär der Edukationskommission in Warschau für das daselbst vom König Poniatowski errichtete erste polnische ständige Theater gegen 80 Stücke, meist Übersetzungen oder Bearbeitungen in der Manier Molières, doch auch Originale, von denen die bekanntesten sind: «Der Abergläubische», «Die Liebeshändel eines Gecken», «Sarmatismus». Später ward Z. Geistlicher und starb als Propst zu Konska Wola 10. Sept. 1821. Seine Werke gab Denochowski heraus (Warschau 1829–30; 2. Aufl. 1879).

Zabrus gibbus (lat.), Getreide-Laufkäfer.

Zacatecas, einer der Binnenstaaten von Mexiko, der ehemals eine wegen ihrer reichen Silberminen berühmte span. Intendanz und mit Xalisco (s. d.) zusammen das Königreich Neu-Galicien bildete, grenzt im N. an Coahuila, im O. an San-Luis Potosi, im S. an Xalisco und Aguas Calientes und im W. an Xalisco und Durango und zählt (1882) auf 65354 qkm 422506 E. Das Gebiet des durchgängig öden und menschenarmen Staats ist fast ausschließlich Hochland. Am einförmigsten ist das über 2100 m hohe Plateau, welches die Mitte des Staats einnimmt. Der Boden ist im allgemeinen sehr dürr. Der Regen bleibt zuweilen jahrelang ganz aus, und heftige Nordwinde mehren die Dürre. Die Gewässer treten nur als unbedeutende Bäche auf. Im Norden der Hauptstadt befinden sich neun kleine Seen, deren Wasser salzsaure und kohlensaure Soda in Überfluß enthält und eine wichtige Salzproduktion gewährt. Der großen Höhe wegen hat der Staat, obgleich er noch innerhalb der Tropen liegt, im allgemeinen ein kaltes Klima. Unerheblich sind Ackerbau und Industrie, der Staat ist in dieser Beziehung von seinen Nachbarn abhängig. Mehr Bedeutung hat der Handel, indem alle von Mexiko nach Durango und andern nördl. Staaten gehenden Waren Z. passieren. Der einzige Reichtum des Staats besteht in seinen Metallschätzen, namentlich in den Silberminen, durch welche Z. seit alten Zeiten die bedeutendste Bergbauprovinz Neuspaniens gewesen. Die ersten Silberminen wurden hier schon 1548 entdeckt. Die drei berühmtesten Grubenreviere von Z., Fresnillo und Sombrerete haben seit der Mitte des 16. Jahrh. eine ganz erstaunliche Masse von Silber geliefert, von 1610 (bis wohin die Nachrichten zurückreichen) bis 1810 wenigstens 670 Mill. Pesos. Obgleich auch in Z. der Bergbau durch die Revolution sehr gelitten, bearbeitet man doch noch jetzt die Gruben daselbst mit günstigem Erfolge, sodaß dieser Staat nach Guanaxuato die größte Silberproduktion hat. Von 1810 bis 1867 wurden in der Münze von Z. 216 Mill. Doll. geprägt. Die Bewohner sind meist nur in einige wenige größere Ortschaften zusammengedrängt. Große Strecken im Norden und Nordosten sind fast ganz unbevölkert, die Indianerbevölkerung zum großen Teil verdrängt. In kirchlicher Beziehung steht Z. unter dem Bischof von Xalisco.

Die Hauptstadt Zacatecas, nach Guanaxuato die berühmteste Bergwerksstadt Mexikos, 2400 m über dem Meere in einem Thale gelegen, schon 1588 zur Ciudad erhoben, zählt 30000 E. Die Stadt hat viele Kirchen und Klöster, eine prächtige Hauptparochialkirche, auf der höchsten Stelle der Stadt, einen Regierungspalast, ein Zollhaus, eine Münze, einen Bazar, eine Getreidehalle, eine Cigarrenfabrik, eine gelehrte Bildungsanstalt, eine der bedeutendsten Bibliotheken Mexikos im Franziskanerkloster Colegio de Nuestra Señora de Guadalupe und ein Theater. Es besteht ein starker Transitohandel.

Zaccone (Pierre), franz. Schriftsteller, geb. 2. April 1817 zu Douai im Depart. Nord, wurde bei der Generaldirektion des Postwesens angestellt und machte sich einen Namen als Feuilletonist. Zu erwähnen sind: «Le roi de la basoche» (2 Bde., 1853), «Les mystères du vieux Paris» (1854), «Les drames des catacombes» (1864), «La poste anecdotique et pittoresque» (1867), «Un drame sur les pontons» (1873), «Les misérables de Londres» (1875), «Les nuits du boulevard» (2 Bde., 1876), «L'homme des foules» (1877), «La vie à outrance» (1878) u. s. w.

Zach (Franz Xaver, Freiherr von), Mathematiker und Astronom, geb. zu Preßburg 4. Juni 1754. Nachdem er als österr. Ingenieuroffizier unter Liesganig mit Vermessungen beschäftigt und darauf einige Jahre als Lehrer bei dem sächs. Gesandten Graf Brühl in London gelebt, trat er auf dessen Empfehlung 1786 als Oberstwachtmeister (später Oberst) in die Dienste des Herzogs Ernst von Sachsen-Gotha, war 1787–1806 Direktor der von ihm begründeten Sternwarte auf dem Seeberge bei Gotha und wurde Oberhofmeister der zu Eisenberg wohnenden verwitweten Herzogin von Sachsen-Gotha. Später lebte er meist im Auslande und im Gefolge der Herzogin zu Paris und in Italien. Auch hier war er für die Astronomie thätig, unter anderm bei Anlegung einer Sternwarte in Neapel und bei Erbauung einer andern bei Lucca. Als die Herzogin starb, kehrte Z. nach Paris zurück, wo er 2. Sept. 1832 an der Cholera starb.

Im weitern Kreise sind seine «Geogr. Ephemeriden» und die Fortsetzung derselben: «Monatliche Korrespondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde» (28 Bde., Gotha 1800–13), bekannt, die er in Italien unter dem Titel «Correspondance astronomique» erscheinen ließ. Ein besonderes Verdienst von ihm ist, daß er den Spiegelsextanten zu Ehren brachte. Von seinen übrigen astron. Arbeiten sind zu erwähnen: «Tabulae motuum solis novae et correctae» (Gotha 1792, «Supplementa», 1804), «Astron. Tafeln der mittlern geraden Aufsteigungen der Sonne» (Gotha

1804), «Tabulae speciales aberrationis et nutationis etc.» (2 Bde., Gotha 1806), «Nouvelles tables d'aberration» (Marf. 1812, «Supplément», 1813), «L'attraction des montagnes et ses effets sur les fils à plomb» (2 Bde., Avignon 1814). Seine Schriften vereinigen Gründlichkeit mit Klarheit der Darstellung und des Vortrags.

Zacharia, in der luth. Bibelübersetzung Sacharja, einer der sog. zwölf kleinen Propheten, Zeitgenosse des Haggai und des Darius Hystaspis, war der Sohn des Berechja und Enkel des Iddo, nach andern Stellen aber ein Sohn des Iddo, worin indes noch kein Widerspruch liegt, weil im hebr. Texte das Wort «Sohn» oft mit dem Worte «Enkel» verwechselt wird. Er kehrte aus der Babylonischen Gefangenschaft mit Serubabel zurück und betrieb mit Haggai die Fortsetzung des unterbrochenen Tempelbaues zu Jerusalem. Die Notiz Matth. 23, 35, daß er zwischen dem Tempel und Altare getötet worden sei, beruht auf einer Verwechselung mit dem Tode des Zacharia, des Sohnes von Jojada (2 Chron. 24, 20 fg.). Nach der Tradition ist er am Fuße des Ölbergs begraben worden. Von dem alttestamentlichen Buche, welches seinen Namen führt, stammen nur die ersten acht Kapitel, welche sich auf die Wiederherstellung des Reiches Juda und des Tempels beziehen, von Z. selbst. Der Rest Kap. 9—14 ist wahrscheinlich weit ältern Ursprungs, Kap. 9—11 wohl von einem gleichnamigen Zeitgenossen des Ahas, Kap. 12—14 von einem Zeitgenossen des Jesaja oder des Jeremia. — Das Neue Testament erwähnt einen Priester Zacharias aus dem Geschlecht Abia, Gatte der Elisabeth und Vater von Johannes dem Täufer.

Zachariä (Heinr. Albert), namhafter deutscher Rechtslehrer, geb. 20. Nov. 1806 zu Herbsleben im Herzogtum Gotha, studierte seit 1825 die Rechte zu Göttingen und habilitierte sich 1830 daselbst. Seinem «Grundriß zu Vorlesungen über das braunschw. Privatrecht» (Gött. 1832) ließ er eine Reihe kriminalistischer Arbeiten folgen. Später schlossen sich noch an «Die Gebrechen und die Reform des deutschen Strafverfahrens» (Gött. 1846), in welcher Schrift er sich zu Gunsten der Reform des Strafprozesses auf der Grundlage des accusatorischen Prinzips und des Prinzips der Mündlichkeit aussprach, und das «Handbuch des deutschen Strafprozesses» (2 Bde., Gött. 1861—68). Seit 1838 war er Mitherausgeber des «Archivs für das Kriminalrecht». Inzwischen war Z. 1835 zum außerord. und 1842 zum ord. Professor in Göttingen ernannt worden. Seit 1837 hatte er auch das Kirchenrecht, seit 1838 das Staatsrecht, wozu später noch die Rechtsencyklopädie und das europ. Völkerrecht kamen, in den Kreis seiner Vorlesungen aufgenommen. Als Frucht dieser Studien erschien das «Deutsche Staats- und Bundesrecht» (3 Bde., Gött. 1841—45; 3. Aufl., 2 Bde., 1865—66), zu welchem «Die deutschen Verfassungsgesetze der Gegenwart» (Gött. 1855; 1. und 2. Fortsetzung, 1858—63) als Quellensammlung hinzutraten. Als Abgeordneter Göttingens war Z. 1848 Mitglied des Vorparlaments und des Fünfziger-Ausschusses. Aus diesem trat er im April 1848 als Bevollmächtigter der Krone Hannover in das sog. Vertrauenskollegium des Bundestags und wirkte wesentlich mit zum ersten Entwurf einer deutschen Reichsverfassung. Hierauf war er Mitglied der Deutschen Nationalversammlung und der Gothaer Versammlung im Juni 1849. Im Febr. 1867 wurde er in Göttingen in den konstituierenden Norddeutschen Reichstag gewählt. Seit 1867 vertrat er die Universität Göttingen als lebenslängliches Mitglied im preuß. Herrenhause. Z. starb auf einer Ferienreise zu Cannstatt 29. April 1875.

Zachariä (Just Friedr. Wilh.), deutscher Dichter, geb. 1. Mai 1726 zu Frankenhausen im Fürstentum Schwarzburg, studierte von 1743 an in Leipzig die Rechte, beschäftigte sich aber fast ausschließlich mit schöner Litteratur und Dichtkunst. Sein erstes größeres Werk, das Gottsched, zu dessen Schule er sich anfangs hielt, in den «Belustigungen des Verstandes und Witzes» bekannt machte (1744), war «Der Renommist» (neue Ausg., Berl. 1840), ein komisches Heldengedicht, der erste, wiewohl unvollkommene Versuch dieser Art in Deutschland, wobei er Pope zum Vorbilde hatte. Doch bald trennte sich Z. von Gottsched und trat in Verbindung mit jenen jungen Männern, die damals in Leipzig einen bessern Geschmack in Deutschland vorbereiteten. Später entstanden seine andern komischen Heldengedichte «Phaeton», «Das Schnupftuch» und «Murner in der Hölle». Nachdem er sich ein Jahr in Göttingen aufgehalten, wurde er 1748 Lehrer am Carolinum zu Braunschweig und 1761 Professor der Litteratur; auch führte er mehrere Jahre die Aufsicht über die Buchhandlung und Buchdruckerei des Waisenhauses daselbst. Er starb 30. Jan. 1777.

Das meiste Talent hatte Z. für das komische Heldengedicht; minder glücklich war er in der beschreibenden Poesie. Seine besten Gedichte dieser Art sind die «Tageszeiten» und «Die vier Stufen des weiblichen Alters». Auch hat man von ihm musikalische Gedichte, die er zum Teil selbst in Musik setzte, und leichte, gefällige Lieder. Seine Sprache war rein, obwohl nicht immer korrekt. Seine Übersetzung von Miltons «Paradise lost» in Hexametern ist matt, untreu und unharmonisch. Nicht ohne Verdienst dagegen sind seine «Fabeln und Erzählungen in Burkard Waldis' Manier» (Braunschw. 1774). Er hatte den glücklichen Gedanken, das Andenken deutscher Dichter zu erneuern, und gab die nach seinem Tode von Eschenburg fortgesetzte Sammlung «Auserlesene Stücke der besten deutschen Dichter von Opitz bis auf gegenwärtige Zeiten» (2 Bde., 1766—71) heraus. Die erste vollständige Sammlung seiner poetischen Schriften erschien in neun Bänden (Braunschw. 1763—65), eine zweite verbesserte Auflage in zwei Bänden (Braunschw. 1772). Nach seinem Tode erschien noch ein Band «Hinterlassener Schriften» (Braunschw. 1781), herausgegeben von Eschenburg und begleitet von Z.s Lebensbeschreibung.

Zachariä von Lingenthal (Karl Salomo), hervorragender Rechtslehrer, geb. 14. Sept. 1769 zu Meißen, besuchte die Fürstenschule und studierte zu Leipzig Rechtswissenschaften. Er verließ Leipzig zu Ostern 1792 und begleitete als Führer den Grafen zur Lippe auf die Universität zu Wittenberg, wo er abermals zwei Jahre studierte. Nachdem der Graf in Kriegsdienste getreten, habilitierte sich Z. 1794, wurde 1797 außerord. und 1802 ord. Professor der Rechte in Wittenberg. Vorzüglich erwarb er sich durch seine Schrift «Die Einheit des Staats und der Kirche» (Lpz. 1797), der ein «Nachtrag über die evang. Brüdergemeine» (Lpz. 1798) folgte, und sein «Handbuch des kursächs. Lehnrechts» (Lpz. 1796; 2. Aufl. von Chr. Ernst Weiße und F. A. von

Langenn, Lpz. 1823) einen geachteten Namen. Im J. 1807 ging er als Professor nach Heidelberg. Unter seinen spätern Schriften sind besonders hervorzuheben das «Handbuch des franz. Civilrechts» (7. Aufl. von Dreyer, 4 Bde., Heidelb. 1886—87), «Vierzig Bücher vom Staate» (5 Bde., Stuttg. 1820—32; 2. Aufl. 1839—42) und der «Entwurf eines Strafgesetzbuchs» (Heidelb. 1826). Eine Zeit lang war er Abgeordneter in der Ersten und später in der Zweiten Kammer des Großherzogtums Baden. Im J. 1842 wurde er unter Verleihung des Namens von Lingenthal in den erblichen Adelsstand erhoben. Er starb 27. März 1843. Sein «Biographischer und jurist. Nachlaß» wurde von seinem einzigen Sohne K. E. Zachariä herausgegeben (Stuttg. 1843). Vgl. noch Brocher, «K. S. Zachariae, sa vie et ses œuvres» (Par. 1870).

Zachariä von Lingenthal (Karl Eduard), Rechtsgelehrter, Sohn des vorigen, geb. 21. Dez. 1812 zu Heidelberg, widmete sich zu Leipzig, Heidelberg und Berlin rechtswissenschaftlichen Studien. Im J. 1835 habilitierte er sich zu Heidelberg, wo er 1842 eine außerord. Professur erhielt. Seit 1845 lebt er zurückgezogen auf seinem Rittergute Großkmehlen bei Ortrand. Seine Hauptwerke sind die «Delineatio historiae juris Graeco-Romani» (Heidelb. 1839), die «Geschichte des griech.-röm. Privatrechts» (Lpz. 1864; 2. Aufl., Berl. 1877), das «Jus Graeco-Romanum» (Bd. 1—7, Lpz. 1856—84), eine Sammlung von Quellen des byzant. Rechts, und «Justiniani Novellae» (2 Bde. und Appendix, Lpz. 1881—84).

Zacharias, Papst, 741—752, wußte die Autorität des röm. Stuhls nicht nur zu befestigen, sondern auch zu erhöhen. Der König der Longobarden, Luitprand, mußte ihm die Eroberungen im Exarchat wieder zurückgeben und bei einer Zusammenkunft das Pferd führen. Pipin der Kleine erhielt durch ihn die Erhebung zum Könige, und durch Bonifacius wurde die Macht dieses Papstes besonders im Fränkischen Reiche erweitert. In den Bilderstreitigkeiten stand er auf der Seite der Bilderverehrer. Das wichtige Kloster Fulda wurde von Z. eximiert. Von ihm hat man eine «Vita Latino-Graeca St. Benedicti» (Vened. 1723). Er wurde kanonisiert; ihm ist der 15. März geweiht.

Zacharias (Scholastikos), Bischof von Mitylene, studierte in Alexandria Philosophie und in Beirut Jurisprudenz; später wurde er Bischof von Mitylene und wohnte 536 der Lokalsynode zu Konstantinopel bei. Z. schrieb im platonischen Stil eine Abhandlung über die Erschaffung der Welt, eine gegen die Manichäer (davon ist aber nur ein Teil in lat. Sprache erschienen) und eine Kirchengeschichte von Konstantin d. Gr. bis 546.

Zacharjasiewicz (Joh.), poln. Schriftsteller, geb. 1825 in Radymin in Galizien, wurde schon 1840 wegen Verdachts politischer Umtriebe auf den Spielberg gebracht und fand hier Gelegenheit die deutsche Litteratur kennen zu lernen. Dann besuchte er die lemberger Universität und redigierte 1848 einige Zeitschriften. Nach abermaliger dreijähriger Gefangenschaft veröffentlichte er mehrere Tendenzromane, in denen er die Bestrebungen der Neuzeit mit kräftiger Charakteristik schildert. Hervorzuheben sind: «Na kresach» («An den Grenzen», 3 Bde.), der das Ringen des Slawentums mit dem Germanentum darstellt; ferner «Swięty Jur» («Der heilige Georg», beide in der «Biblioteka pisarzy polskich», Lpz. 1867 u. 1873), «Wiktoryja Regina» (Warsch. 1870), «Zakryte karty» («Die verdeckten Karten», 3 Tle., Lemb. 1875), «Noc królewska» («Die königliche Nacht», Lemb. 1872), eine Erzählung aus den letzten Jahren der Regierung Stanislaw Augusts.

Zacher (Ernst Julius Aug.), Germanist, geb. 15. Febr. 1816 zu Obernigk in Schlesien, studierte in Breslau Philologie, verweilte dann einige Jahre im Auslande als Hauslehrer bei einem preuß. Gesandten und lebte 1842—47 in Berlin, beschäftigt mit wissenschaftlichen Arbeiten. Im J. 1847 übernahm er eine Stellung an der königl. Universitätsbibliothek zu Halle, habilitierte sich ebendaselbst 1854 mit einer Abhandlung über das got. Alphabet, und ward daselbst 1856 zum außerord. Professor der deutschen Sprache und Litteratur befördert. Im J. 1859 ward ihm die ord. Professur für deutsche Sprache und Litteratur und das Oberbibliothekariat zu Königsberg übertragen. Eine schwere Augenkrankheit nötigte ihn, 1863 das Oberbibliothekariat niederzulegen. Nach Halle zurückversetzt, wirkt er dort seit 1863 als ord. Professor der deutschen Sprache und Litteratur. Er veröffentlichte: «Die deutschen Sprichwörtersammlungen nebst Beiträgen zur Charakteristik der Meusebachschen Bibliothek» (Lpz. 1852), «Das got. Alphabet Vulfilas und das Runenalphabet» (Lpz. 1855), «Alexandri Magni iter ad Paradisum» (Königsb. 1859), «Pseudocallisthenes» (Halle 1867) u. a. Die gedruckten Ergebnisse seiner Forschungen sind meist verstreut in Sammelwerken und Fachzeitschriften. Seit 1869 gibt er zu Halle eine «Germanistische Handbibliothek» (6 Bde.) und mit Schulrat Höpfner die «Zeitschrift für deutsche Philologie» (19 Bde. u. 1 Supplementbd.) heraus.

Zachtleven, niederländ. Landschaftsmaler, s. Saftleven (Hermann).

Zackelfall, s. unter Schreiberhau.

Zackenschote, s. Bunias.

Zacléř, s. Schatzlar.

Zacoloacan, s. Lerma (Rio de).

Zaddikim, s. unter Chasidim.

Zadok, Hoherpriester, s. unter Sadducäer.

Zadruga (serb., spr. Sá-), s. Hauskommunion.

Zafarani-Inseln, s. unter Presidios.

Zaffer (Saflor), s. unter Kobalt (Verbindungen c).

Zagai, Waffe der Kaffern, s. Assagai.

Zagan Chan (Weißer Chan), mongol. Name der russ. Zaren, s. unter Zar.

Zagazig, auch Zakazik, der bedeutendste Ort der ägypt. Provinz Scherkijeh im Delta mit (1882) 19815 E., worunter 1016 Ausländer, am Kanal Muizz (Tanitischer Nilarm) gelegen und Knotenpunkt der wichtigsten Bahnen. Der größte Teil der im östl. Delta gewonnenen Baumwolle geht nach Z., wo sie gesäubert, sortiert und teilweise gesponnen wird und dann in den Handel kommt. Auch ist Z. der Hauptgetreidemarkt Ägyptens. Z. ist eine ganz junge, durch den Handel schnell emporgeblühte Stadt; im Altertum lag fast an derselben Stelle die Stadt Bubastus (s. d.). Die großen Schutthügel der alten Stadt (Tell Basta genannt) enthalten eine große Menge kleiner Altertümer.

Zagora, Gebirge, s. Helikon.

Zagore, Hauptort der Sagorzen, s. unter Jannina.

Zagorien oder die Kroatische Schweiz nennt man die zwischen den Mittelgebirgen von Kosteli, Iwanecz und Agram sich erstreckende Landschaft, in welcher reizende Hügel und liebliche fruchtbare Thäler abwechseln mit reichen Weingärten und dunkelgrünen Wäldern. Dörfer und Herrenkastelle liegen in der Tiefe, stolze Burgreste auf den steilen Höhen. Das Gebiet ist gut bewässert; Hauptfluß ist die Krapina. Man gewinnt hier Weizen, Wein und Obst; auch sind neuerdings ergiebige Kohlenlager aufgedeckt worden. Das 1437 qkm umfassende Gebiet ist gleichwohl nur von einer armen Bevölkerung bewohnt, die auf niederer Kulturstufe steht.

Zagreb, der kroat. Name von Agram (s. d.).

Zagreus nannten die Orphiker den Bacchus.

Zagros, im Altertum Name des Bachtijarigebirges, s. unter Bachtijari.

Zagyva, größter Nebenfluß der Theiß an deren rechtem Ufer, entspringt an der Südseite des Berges Medves im ungar. Komitat Neograd und fließt nach einem vielfach gewundenen Laufe bei Szolnok in die Theiß. Ihre Länge beträgt 167 km. Der größte Zufluß ist die Tarna aus dem Gömörer Komitat.

Zahl heißt eine Menge von Einheiten einer und derselben Art. Das Gezählte heißt eine benannte oder konkrete Zahl, z. B. 5 Pfund, 7 Mark; die Menge der Einheiten, ohne Rücksicht auf die Beschaffenheit des Gezählten, heißt eine unbenannte oder abstrakte Zahl. Man unterscheidet ganze und gebrochene Zahlen. Eine ganze Z. entsteht durch Vervielfachung oder Wiederholung der Einheit; eine gebrochene Z. oder ein Bruch (s. d.) durch Teilung der Einheit in eine Anzahl gleicher Teile oder Vervielfachung eines dieser Teile. Die ganzen Z. sind entweder Primzahlen (s. d.) oder zusammengesetzte Z. Die zusammengesetzten sind die, welche sich durch irgendeine andere Z. ohne Rest dividieren lassen; Primzahlen sind die, bei denen dieses nicht angeht. Eine andere Einteilung der ganzen Z. ist die in gerade und ungerade, von denen die erstern durch 2 teilbar sind, die letztern nicht. Die Anordnung der Z. zu übersichtlichen Reihen, wodurch auch größere Z. vorstellbar werden, ist das Zahlensystem. Mit den Eigenschaften der Z. beschäftigt sich die Zahlenlehre oder Arithmetik (s. d.).

Zählapparate, s. Zählwerke.

Zahlbach, ehemals Dorf, jetzt zu Mainz gehörig, südwestlich vor dem Gauthor; dabei sind die Ruinen einer großen röm. Wasserleitung.

Zahlenlotterie, s. Lotto.

Zahlensystem heißt die Darstellung aller Zahlen durch Potenzen einer gewissen Grundzahl, z. B. 10. Man nennt 10 einen Zehner, 10^2 ein Hundert, 10^3 ein Tausend, 10^6 eine Million, 10^9 eine Milliarde, 10^{12} eine Billion. Man kann auch Brüche durch Potenzen der Grundzahl darstellen, indem man negative Exponenten zuläßt. Die Grundzahl 10, auf der das bei allen gebildeten Völkern vorkommende dekadische oder Decimalsystem (s. d.) beruht, ist die Anzahl der Finger eines Menschen.

Zähler, s. unter Bruch (mathematisch).

Zähler, s. Zählwerke.

Zählmaße oder Stückmaße sind Maßeinheiten für Güter, welche nicht gemessen oder gewogen, sondern nach der Stückzahl aufgeführt oder verkauft werden. Solche Maße sind z. B. im Produktenhandel: Dutzend, Mandel, Schock, Kiepe (für getrocknete Fische) zu 4 Stiegen zu 20 Stück; bei Rauchwaren und Leder: Zimmer, Decher, Buschen, Rolle; bei Kurzwaren: Großtausend, Groß, Großhundert; bei Garn: Stück, Strähn, Zaspel, Gebind; bei Papier: Ballen, Ries, Buch, Riem.

Zahlmeister heißen im Deutschen Heere die Rechnungsführer bei den Truppen. Sie sind nach der Ordre vom 16. Febr. 1854 obere Militärbeamte ohne einen bestimmten Militärrang, nur ihren Militärvorgesetzten untergeordnet und werden auf Vorschlag des Generalkommandos vom Kriegsministerium aus den zu ihrer Unterstützung bestimmten Zahlmeister-Aspiranten ernannt, die sich ihrerseits aus den Unteroffizieren und Mannschaften ergänzen, zu der Klasse der Unteroffiziere gehören und ihre Befähigung zum Z. durch eine Prüfung darzulegen haben. Die Z. haben das gesamte Zahlungs-, Liquidations- und Kalkulationswesen der Truppen, sowie die darauf bezügliche Korrespondenz zu besorgen, als Mitglieder und ausführende Organe der Kassen- und Bekleidungskommissionen zu fungieren, die Handwerkstätten zu beaufsichtigen ꝛc.

Zahlum (Zachlumia), im Mittelalter Name der Herzegowina (s. d.).

Zahlung bedeutet Hingabe des Geldwerts der Verbindlichkeit in der Absicht ihrer Tilgung. Nur in weiterm Sinne genommen bezeichnet man damit auch Hingabe einer Geldsumme, wo erst eine Obligation erzeugt werden soll, z. B. beim Darlehn. Das Zahlen ist nicht bloß eine Thatsache, sondern mit rechtlichen Eigenschaften bekleidet, ein Rechtsgeschäft. Sie setzt deshalb, um gültig zu sein, Willensfähigkeit und Veräußerungsfähigkeit voraus; doch ist auch die Z. von wirklich Geschuldetem seitens des Unfähigen für gültig zu erachten. Sie kann, außer wo die Erfüllung einen streng persönlichen Charakter hat, durch Stellvertreter geschehen. Ohne weiteres aber ist der Gläubiger nicht verpflichtet, sich die Z. durch einen beliebigen Dritten gefallen zu lassen. Gültig gezahlt werden kann dem Gläubiger oder seinem befugten Stellvertreter oder einem Dritten mit Willen des Gläubigers. Der Gläubiger braucht sich statt der geschuldeten Leistung eine andere nicht aufdringen zu lassen. Hierbei wird es auf etwaige Verabredungen der Münzsorte, auf Veränderungen des Kurswertes u. dgl. ankommen. Eine Teilzahlung braucht im allgemeinen der Gläubiger nicht anzunehmen. Nur im Wechselrecht gilt eine Ausnahme (Allgemeine Deutsche Wechselordnung, Art. 38), da hier Teilaccepte zugelassen wurden und man durch Teilzahlungen das Interesse des Rückkaufs befördern, die Lage des Präsentanten nicht erschweren wollte. Eine weitere Ausnahme ist einzelnen Rechten (z. B. dem französischen) bekannt, wo der Richter, je nach der Lage des Schuldners, mäßige Zahlungsfristen bewilligen kann (Code civil a. 1244). Durch das Einführungsgesetz zur Deutschen Civilprozeßordnung §. 14, 4 sind jedoch derartige Vorschriften für das Gebiet des Deutschen Reichs außer Kraft gesetzt worden. Dem Gläubiger muß an dem Gezahlten volle Verfügungsgewalt verschafft werden, wobei jedoch einzelne Rechte Vindikation auch unvermischten fremden Geldes gegen den redlichen Besitzer ausschließen.

Hinsichtlich der Zahlungszeit sollen Forderungen zu der für die Erfüllung bestimmten Zeit getilgt werden oder zu der Zeit, die sich aus der Beschaffenheit der Leistung ergibt. Sonst kann die Erfüllung zu jeder Zeit gefordert und geleistet werden,

sofern nicht nach den Umständen oder nach dem Handelsgebrauche etwas anderes anzunehmen ist. Hat der Schuldner freiwillig vor der Verfallzeit Z. geleistet, so kann er dafür keine Vergütung beanspruchen. Unterlassen der Z. zu rechter Zeit bewirkt Verzug (mora solvendi), Weigerung der Annahme zu rechter Zeit mora accipiendi. (S. Verzug.) Gleiches gilt für den Zahlungsort. Fehlt im Vertrage eine Bestimmung desselben, so ist bei Obligationen auf Leistung einer bestimmten Sache dieselbe da zu leisten, wo sie zur Zeit der entstandenen Verbindlichkeit sich befand. Außerdem geschieht die Z. an dem Wohnsitze des Schuldners.

Für Wechselklagen gibt die Deutsche Civilprozeßordnung §. 566 nähere Bestimmung. Besondere Normen enthält das Deutsche Handelsgesetzbuch, Art. 324, 325, die Deutsche Wechselordnung, Art. 40, 91, 97. Das gewöhnlichste und auch sicherste Beweismittel für die Z. bildet die vom Gläubiger darüber ausgestellte Quittung, auf deren Ausstellung der zahlende Schuldner ein Recht hat (Deutsche Wechselordnung, Art. 39). Die Beweiskraft derselben tritt nach heutigem Recht (Einführungsgesetz zur Deutschen Civilprozeßordnung, §. 17) sofort mit deren Aushändigung an den Schuldner ein. Immerhin bleibt dem Gläubiger der Beweis offen, daß, der vom Gläubiger behändigten Quittung ungeachtet, die Z. nicht erfolgt sei. Dem Schuldner, der eine Quittung nicht vorlegen kann, kommen an gewisse Thatumstände geknüpfte Rechtsvermutungen, namentlich auch betreffs Zinsforderungen und Zinsrückständen, sowie vielfach kurze Verjährungsfristen zu Hilfe. Um dem Schuldner auch ohne die mitwirkende Thätigkeit des Gläubigers die Z. zu ermöglichen, ist ihm ein Auskunftsmittel in der gerichtlichen Hinterlegung des Geschuldeten (Deposition) geboten. Vom Zahlungsverbot an den Drittschuldner bei Pfändung einer Geldforderung handelt §. 730 der Civilprozeßordnung. Über die Mahnung zur Z. s. Mahnverfahren.

Zahlungsbilanz ist im internationalen Verkehr die Summe, die von einem Lande an ein anderes noch zu zahlen oder von demselben zu empfangen ist, damit sich die Gesamtsumme der Wertübertragung, die von beiden Seiten im Laufe eines bestimmten Zeitraums, z. B. eines Jahres erfolgt ist, gerade ausgleicht. Statt einem Lande ein einzelnes fremdes Verkehrsgebiet in dieser Weise gegenüberzustellen, kann man dieselbe Rechnung auch mit Bezug auf das gesamte Ausland, mit dem es in wirtschaftlichen Beziehungen steht, ausführen, wodurch sich die allgemeine Z. des erstern ergibt. Von der Handelsbilanz im ältern Sinne unterscheidet sich die Z. wesentlich dadurch, daß sie nicht nur aus der Differenz der Werte der gelieferten und empfangenen Waren gebildet wird, die dann durch Edelmetallsendungen auszugleichen wäre. Früher allerdings bestand die internationale Wertübertragung fast ausschließlich aus der Bewegung der Ware und der Edelmetalle, da die Wechsel nur als ein Hilfsmittel anzusehen waren, um die Warenwerte gegeneinander abzurechnen. Infolge der höhern Entwickelung der internationalen Beziehungen und des Anwachsens des mobilen Kapitals sind jedoch in der neuern Zeit zu der Warenbewegung immer mehr Wertübertragungen anderer Art von Land zu Land hinzugekommen, durch welche die Wirkung der Warenbilanz auf die Edelmetallsendungen gänzlich aufgewogen und selbst ein entgegengesetztes Resultat herbeigeführt werden kann. Es gehören hierher namentlich Darlehen an andere Länder, Kapitalanlagen in auswärtigen Unternehmungen, besonders Beteiligung an Aktiengesellschaften, dann aber auch die dauernden Wertbewegungen im entgegengesetzten Sinne infolge der Verpflichtung des Auslandes zu Zins- und Dividendenzahlungen. Ferner haben viele Staatsschuldverschreibungen, Eisenbahnobligationen, Aktien u. s. w. den Charakter von internationalen Wertpapieren erhalten, die an allen großen Börsen einen Markt haben und daher jetzt bequem zu Zahlungsausgleichungen dienen können, die früher Edelmetallsendungen veranlaßt haben würden. Auch durch Subventionen oder Entschädigungen, die ein Land an das andere bezahlt, durch die Ausgaben von Reisenden im Auslande, durch das Hereinziehen von im Auslande erworbenem oder geerbtem Vermögen und andere ähnliche Ursachen wird die Z. beeinflußt. Durch den Unterschied zwischen Handels-, d. h. Warenbilanz und Z. erklärt es sich leicht, daß die erstere für ein Land jahraus jahrein passiv, oder wie man früher sagte, ungünstig sein kann, ohne daß dasselbe deshalb eine Schmälerung seines baren Geldvorrats erleidet. Gerade bei den reichsten Ländern, die von großen Kapitalanlagen im Auslande Renten beziehen, wird die Wareneinfuhr häufig die Ausfuhr übersteigen, weil das Ausland seine Verbindlichkeiten durch Warensendungen erfüllt. Dies gilt besonders von England, dessen Warenbilanz jetzt jährlich einen Überschuß der Einfuhr von 100—120 Mill. Pfd. St. aufwies. Vgl. Fellmeth, «Zur Lehre von der internationalen Z.» (Heidelb. 1877).

Zählwerke, Zählapparate oder Zähler (frz. compteur; engl. counter) sind im allgemeinen alle Mechanismen, welche zum selbstthätigen Zählen von Zeit, Bewegung, Geschwindigkeit, Weg u. s. w. dienen, also Uhren, Schritt-, Hub-, Stück- und Tourenzähler, Wegmesser, Wassermesser, Gasmesser, Tachometer, Rechenmaschinen u. s. w. Im engern Sinne dagegen versteht man unter Z. gewöhnlich nur die mechanischen Vorrichtungen zum Zählen auf und nieder gehender oder rotierender Bewegungen von Kraft- und Arbeitsmaschinen, Hubzähler und Tourenzähler, welche in einigen Anordnungen mit Registrierapparaten verbunden sind, von denen die innerhalb einer gewissen Zeit erfolgenden Hube (z. B. die Auf- und Niedergänge des Kolbens einer Dampfmaschine) oder Touren (z. B. die Umdrehungen einer Transmissionswelle) zur Kontrolle des Ganges oder der Leistung abgelesen werden können.

Die nachstehenden Fig. 1 u. 2 zeigen einen Hubzähler der gebräuchlichsten Konstruktion, welcher auch als Tourenzähler dienen kann. Fig. 1 stellt den Apparat im Betriebszustand dar, wobei

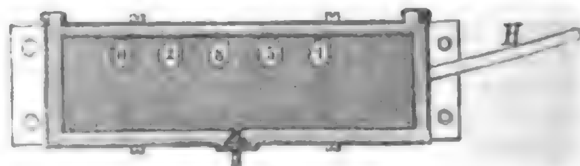


Fig. 1.

der Hebel H mit einem auf und ab gehenden Maschinenteil derart in Verbindung gebracht wird, daß er diese Bewegung mitmacht. Auf der Vorderseite des metallenen Kastens erscheint in der ersten rechtsseitigen Öffnung bei jedem Hub, in der zweiten

bei jedem zehnten, in der dritten bei jedem hundertsten, in der fünften bei jedem zehntausendsten Hub eine neue Ziffer, sodaß, bei Null angefangen, die Hubzahl jederzeit ablesbar ist. Soll der Apparat als Tourenzähler dienen, so wird der Hebel H entfernt und ein Stift von hinten an die Achse des vordern Rades ins Werk gesteckt. Verbindet man alsdann den Stift mit dem Mittelpunkt der Welle, deren Umdrehungen gezählt werden sollen, so wird das Zählwerk in Bewegung gesetzt und funktioniert wie beim Hubzählen. Aus Fig. 2, welche den Mechanismus bei abgehobenem Gehäuse zeigt, ist zu erkennen, wie ein durch die Bewegung

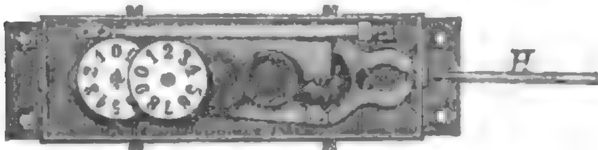


Fig. 2.

des Hebels H oscillierender Bügel mit zwei entsprechenden Zacken abwechselnd in ein sternförmiges Rad eingreift und dieses dreht. Durch entsprechende Zahnradübersetzung wird diese Rotationsbewegung auf die Zahlenscheiben für die Einer, Zehner, Hunderter u. s. w. übertragen.

In Fig. 3 ist ein kleiner Tourenzähler aus derselben Fabrik dargestellt, dessen vorstehende Spitze in den Körner der betreffenden Welle gesteckt

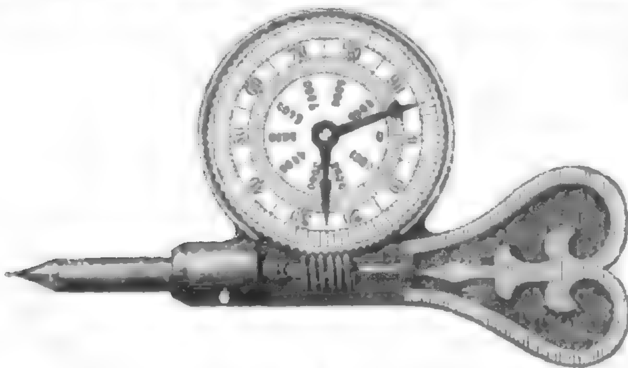


Fig. 3.

wird, sodaß die kleine Welle des Apparats, auf der eine Schnecke sitzt, mitgenommen wird. Die Schnecke bewegt ein Getriebe, durch welches sich zwei Zeiger auf dem Zifferblatt drehen, an deren Stellung die Anzahl der Umdrehungen abgelesen werden kann.

Zahlwörter (numeralia) heißen die Worte, welche die einzelnen Glieder der Zahlenreihe ausdrücken, ein, zwei u. s. w., und die von ihnen abgeleiteten Worte, welche der Zahl eine bestimmte Bedeutungsfärbung hinzufügen, z. B. die Aufeinanderfolge: erster, zweiter u. s. w. Die Numeralia, welche die einfache Zahlenreihe angeben, heißen Cardinalia, die, welche die bestimmte Ordnung anzeigen, Ordinalia; manche Sprachen haben auch einfache Z. für andere Zahlenverhältnisse, z. B. das Lateinische Multiplicativa: semel, bis u. s. w. = einmal, zweimal, wo das Deutsche sich durch ein Substantivum, «Mal», hilft; ferner Distributiva (Verteilungszahlen): singuli, bini u. s. w. = je ein, je zwei. Die Zahlreihe der indogerman. Sprachen hat ursprünglich einfache Worte für 1—10 und 100, die den einzelnen Sprachen dieser Sprachfamilie gemeinsam sind, dagegen ist ein gemeinsames Wort für 1000 nicht nachzuweisen. Die Z. zwischen 10 und 99, wie zwischen 101 und 999 werden gebildet durch Ableitung und Zusammensetzung oder syntaktische Verbindung der Zahlen von 1—10 und 100. Das Gotische z. B. zeigt dies deutlich; fidvörtaihun, unser «vierzehn», ist eine Zusammenrückung der beiden Z. fidvör (vier) und taihun (zehn), fidvör-tigjus, unser vierzig, ist ein wie jedes andere Wort gezähltes tigus (zehn), also «vier Zehner». Nur unser «elf» und «zwölf», gotisch ain-lif, tva-lif sind anderer Entstehung, beruhen aber auch auf Zusammensetzung mit «ein» und «zwei».

Zahlzeichen, s. Ziffern.

Zahn. Die Zähne (dentes) des Menschen, 32 an der Zahl, gehören zu den Knochen, obgleich sie sich von den übrigen Knochen durch ihren Bau etwas unterscheiden. Sie sind zu einer Hälfte in die Zahnzellen (alveoli) des Oberkiefers, zur andern in die des Unterkiefers eingesenkt und werden teils durch diese enganschließenden Knochen und die noch dazwischen liegende doppelte Schicht Knochenhaut, teils durch das Zahnfleisch (gingiva), ein schwammiges, gefäßreiches, aber nervenarmes Zellgewebe, welches, mit zarter Schleimhaut bedeckt, auf den Kieferrändern aufsitzt und die Zähne einfaßt, in ihrer Stellung festgehalten. Jeder Z. besteht aus der Krone, die aus dem Zahnfleische frei in die Mundhöhle hervorragt und mit dem Zahnschmelze oder Email (substantia dentis vitrea), einer porzellanartigen, äußerst harten, glatten, in verschiedener Dicke aufgetragenen und halbdurchsichtigen Masse, bedeckt ist, dem Halse, welcher noch außerhalb der Zahnzelle vom Zahnfleische umgeben wird und etwas dünner als die Krone ist, und der Wurzel, welche spitz endend in der Zahnzelle sitzt und einfach oder mehrfach sein kann. Den beiden letztern Teilen fehlt der Zahnschmelz, und sie bestehen nur aus dem Zahnbein oder Dentin, sehr feinen, in einer harten strukturlosen Grundsubstanz eingebetteten Röhrchen, und der Wurzelrinde oder dem Cement, welcher die Wurzeloberflächen überzieht und in seiner Zusammensetzung der der Knochen entspricht. Nach ihrer Gestalt teilt man die Zähne ein in Schneidezähne (dentes incisivi), mit platter, meißelförmiger Krone und einfacher Wurzel, von denen in jedem Kiefer zwei Paar vorn in der Mitte stehend gefunden werden, Eck- oder Spitzzähne (angulares oder canini), mit längerer, dickerer und pyramidalisch ausgehender Krone und einfacher Wurzel, welche, im ganzen vier an der Zahl, die vorigen einfassen, Backzähne oder kleine Stockzähne (buccales), je vier in jedem Kiefer, mit niedrigern Kronen und doppelten oder einfachen Wurzeln, und Mahl- oder Stockzähne (molares), je sechs in jedem Kiefer, mit breiter, mehrhöckeriger Krone und zwei bis drei divergierenden Wurzeln. Die beiden Eckzähne des Oberkiefers werden wegen der Länge ihrer Wurzeln auch Augenzähne genannt. In jedem Z. befindet sich eine Höhle (cavum dentis), welche sich bis in die Krone erstreckt und mittels eines in der Spitze der Wurzel ausmündenden Kanals einen Nerven, eine Arterie und eine Vene aufnimmt, die in ihren Verschlingungen den weichen nervenreichen Zahnkeim oder die Zahnpulpa (nucleus oder matrix dentis) bilden, durch welchen die Höhle ausgefüllt und der Z. ernährt wird. Die Zähne sind Kauwerkzeuge und dienen als solche der Zerkleinerung der Nahrungsmittel, tragen aber

auch wesentlich zu einer deutlichen Aussprache, sowie zur Formation des Gesichts bei, indem sie den Backen und Lippen ihre Rundung geben, welche durch ihren Verlust gleichfalls verloren geht.

Höchst eigentümliche Erscheinungen bietet die Entwickelung der Zähne dar. Die ersten Spuren der Zähne finden sich schon gegen Ende des zweiten Monats des Embryolebens als kleine mit Flüssigkeit erfüllte Säckchen in den nur aus einer Rinne auf den Kieferrändern bestehenden Zahnzellen. Die Umgebungen des aus der Flüssigkeit sich entwickelnden Zahnkeims beginnen im fünften Monat die Verknöcherung, welche, von der Krone ausgehend, im siebenten Monat nach der Geburt bei dem Hervorbrechen der ersten Zähne mit der Bildung der Wurzel endigt. Diese ersten Zähne nennt man Milchzähne (dentes infantiles oder temporarii oder decidui). Ihrer sind, da die 12 hintersten fehlen, nur 20, und sie kommen so hervor, daß die Schneidezähne beginnen und die Backzähne endigen und der erste Zahnausbruch (erste Dentition) mit Ende des 2. Lebensjahres geschlossen ist. Im 7. oder 8. Lebensjahre beginnen diese Zähne infolge einer Resorption ihrer Wurzeln nach und nach auszufallen und werden durch andere nachwachsende und in ihrer Struktur bedeutend festere ersetzt. Während dieser Periode (zweite Dentition), welche im 13. oder 14. Lebensjahre endigt, brechen auch von den drei hintersten Backzähnen jeder Reihe und Seite die zwei vordersten hervor, sodaß der Mensch zu Ende derselben 28 Zähne besitzt, welche sich erst zwischen dem 20. und 30. Lebensjahre durch Hervorbruch der vier äußersten Backzähne, Weisheitszähne genannt, zu ihrer Normalzahl vervollständigen. Nach und nach nutzen sich die Zähne ab, sodaß die Krone oft auch ohne Zahnkrankheiten im höhern Alter bis über die Hälfte verloren gegangen ist, während sich die Zahnzellen mit Knochenmasse füllen, welche die Wurzeln herausdrängt und so das Ausfallen der Zähne veranlaßt. Unvollständige Anzahl, Überzahl, Verwachsung und sonstige Mißbildung oder ein dritter Wechsel der Zähne werden zuweilen beobachtet.

Von den einzelnen Entwickelungsstufen der Zähne ist besonders die erste, das Hervortreten der Zähne beim Säugling, das Zahnen (dentitio), oft von mehr oder minder erheblichen Beschwerden begleitet, die jedoch weniger im Zahnungsvorgange selbst, als vielmehr in allgemeinen Schwächezuständen, in rhachitischer oder skrofulöser Disposition ihren Grund haben. (S. Zahnen der Kinder.)

Vgl. Owen, «Odontography» (Lond. 1840); Giebel, «Odontographie» (Lpz. 1854); Waldeyer, «Untersuchungen über die Entwickelung der Z.» (Danzig 1864); Holländer, «Die Anatomie der Zähne des Menschen und der Wirbeltiere» (Berl. 1877); Baume, «Odontologische Forschungen» (Lpz. 1882).

Die wichtigsten Grundsätze der Zahnpflege oder Zahndiätetik lassen sich dahin zusammenfassen, das Beißen auf allzu harte Gegenstände, sowie plötzlichen Temperaturwechsel in der Mundhöhle sorgsam zu vermeiden, weil dadurch leicht Risse und Spalten im Zahnschmelz mit ihren Folgen entstehen, saure und scharfe Flüssigkeiten (Essig, Pflanzensäuren u. dgl.), sowie Zucker und zuckerhaltige Substanzen von den Zähnen möglichst fern zu halten und stets für die gründlichste Reinhaltung des Mundes besorgt zu sein. Man spüle nach jeder Mahlzeit den Mund sorgfältig mit Wasser oder desinfizierendem Mundwasser (Lösungen von hypermangansaurem Kali, Borax, doppeltkohlensaurem Natron u. a.) aus und reinige die Zähne früh und abends vermittelst einer nicht zu harten Zahnbürste und einer reinen Seife oder eines zweckdienlichen Zahnpulvers. Am besten bedient man sich eines säuretilgenden alkalischen Pulvers (aus kohlensaurer Magnesia, präparierten Austernschalen, Schlemmkreide u. a.), wogegen Bimsstein und gepulverte Kohle wegen ihrer nachteiligen Einwirkung auf die Glasur zu vermeiden sind. Kranke Zähne sind möglichst früh in zahnärztliche Behandlung zu geben. Den Verlust der Zähne sucht man durch Einsetzen teils einzelner, aus verschiedenen Stoffen verfertigter Zähne, teils ganzer Gebisse, welche auf mannigfache Art befestigt werden, zu ersetzen. (S. Zähne, künstliche.) Künstliche Gebisse sollen nach jeder Mahlzeit aus dem Munde genommen und mit der Bürste gereinigt, auch während der Nacht aus dem Munde entfernt werden. Vgl. Süersen, «Anleitung zur Pflege der Zähne und des Mundes» (8. Aufl., Lpz. 1877); Parreidt, «Die Zähne und ihre Pflege» (Lpz. 1883).

Zahn (Albert von), Kunstgelehrter, geb. 10. April 1836 in Leipzig, studierte in Dresden auf der Kunstakademie im Atelier Bendemanns, dann in Leipzig Kunstwissenschaft. Im J. 1860 übernahm er die Leitung des neugegründeten Städtischen Museums daselbst. Von Leipzig, wo er zugleich als Docent an der Universität wirkte, wurde er 1868 nach Weimar berufen, um das dortige großherzogl. Museum einzurichten, ging aber Frühjahr 1870 nach Dresden, um hier als Referent der Generaldirektion der königl. Sammlungen die Reorganisation derselben wesentlich zu leiten. Im Frühjahr 1873 wurde Z. zum Direktor der von ihm begründeten königl. Schule für Modellieren, Ornament- und Musterzeichnen ernannt, starb aber bereits 14. Juni 1873 in Marienbad. Er veröffentlichte: «Musterbuch für häusliche Kunstarbeiten» (Lpz. 1866—68) und «Dürers Kunstlehre und Verhältnis zur Renaissance» (Lpz. 1866). Im J. 1870 begründete er die «Jahrbücher für Kunstwissenschaft».

Zahn (Joh. Georg), Musiker und Orgelvirtuos, geb. 9. März 1856 zu Fürth in Bayern, besuchte das Lehrerseminar in Bamberg und studierte dann in Leipzig Musik. Er wurde daselbst stellvertretender Organist an der Nikolaikirche und Organist des Riedelschen und des Bach-Vereins. Auch hat er die Präludien und Fugen aus Bachs «Wohltemperiertem Klavier» für die Orgel bearbeitet.

Zahn (Joh. Karl Wilh.), namhafter deutscher Architekt und Maler, geb. 21. Aug. 1800 zu Rodenberg in der Grafschaft Schaumburg, besuchte 1817—23 die kurfürstl. Akademie zu Kassel und erfand 1818 eine Verbesserung des lithographischen Farbendrucks, dessen Vervollkommnung ihn seitdem fortwährend beschäftigte. Im J. 1823 ging er nach Paris, 1824 nach Italien. Als erste Frucht seines ital. Aufenthalts erschienen «Die neuentdeckten Wandgemälde von Pompeji» (Stuttg. 1828). Nach seiner Rückkehr (1827) nahm Z. an der Ausschmückung mehrerer kurfürstl. hess. Schlösser teil und wandte sich dann nach Berlin, wo er sein Hauptwerk: «Die schönsten Ornamente und merkwürdigsten Gemälde aus Pompeji, Herculanum und Stabiä» (100 Tafeln in 10 Heften, Berl. 1828—30), herausgab, mit welchem er zugleich von seiner Erfindung des Farbendrucks ein glänzendes Zeug-

ETIERE.





1. Temmincks Schuppentier (Manis Temminckii).

ius



2. Großer Ameisenbär (Myrmecophaga jubata).



5. G

7. Ai oder dreizehiges Faultier (Bradypus tridactylus).

Bro

Zu Artikel: Zahnarme Säugetiere.

nis ablegte. Das Werk veranlaßte 1829 Z.s Ernennung zum Professor an der Akademie der Künste. Er besuchte 1830 wieder Italien und brachte die nächsten zehn Jahre fast ausschließlich in Neapel, Pompeji, Calabrien und Sicilien zu. Nach Berlin zurückgekehrt, veröffentlichte er die gewonnenen ornamentistischen Schätze zunächst in einer zweiten Folge seines Prachtwerks über Pompeji (100 Tafeln in 10 Heften, Berl. 1841—45), welcher sich alsbald «Auserlesene Verzierungen aus dem Gesamtgebiet der bildenden Kunst» (5 Hefte, 25 Tafeln, Berl. 1842—44), sowie noch eine dritte Folge des erstern (ebenfalls 100 Tafeln in 10 Heften, Berl. 1859—63) anschlossen. Seine Wirksamkeit bereicherte die Kenntnis der altgriech. Kunst und die gegenwärtige Architektur mit einer Menge von neuen Resultaten. Z. umfaßte auch die mittelalterliche Ornamentik und selbst die ital. Renaissance, wie seine «Ornamente aller klassischen Kunstepochen» (20 Hefte mit 100 farbigen Tafeln, nebst Text, Berl. 1832—39; 3. Aufl. 1869—71) zeigen. Zu einem größern Prachtwerke: «Die antiken Villen in Campanien», hatte er bereits die Materialien gesammelt, als er 22. Aug. 1871 in Berlin starb.

Zahna, Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Wittenberg, Station der Linie Berlin-Halle-Bebra-Frankfurt a. M. der Preuß. Staatsbahnen, 11 km im NO. der Kreisstadt, am Bache Zahna, zählt (1880) 2396 E., welche Landwirtschaft, Herstellung von Dachpappe und Strohpapier und Hundezüchterei betreiben. Z. wurde 1642 durch die Schweden zerstört. Am 5. Sept. 1813 fand hier ein Treffen zwischen den Franzosen unter Ney und der Nordarmee der Alliierten statt.

Zahnarme oder Zahnlose, eine Ordnung der Säugetiere, soviel wie Edentaten (s. d.). Sie zerfallen in zwei Untergruppen: I. Insektenfressende (Entomophaga) mit den Familien der Schuppentiere (Manididae, s. unter Ameisenfresser), zu welcher Temmincks Schuppentier (Manis Temminckii, Tafel: Zahnarme Säugetiere, Fig. 1) gehört; der echten Ameisenfresser (s. d., Myrmecophagidae) mit dem ohne Schwanz über 1 m lang werdenen großen Ameisenfresser (Myrmecophaga jubata, Fig. 2), der aus einer, vielleicht aus zwei Arten bestehenden afrik. Familie der Erdferkel (Orycteropodidae, s. unter Ameisenfresser), von welcher das Kapsche Erdferkel (Orycteropus capensis, Fig. 3) am besten gekannt ist, und endlich mit der ausschließlich amerik. Familie der Gürteltiere (Dasypodidae) oder Armadilla (s. d.), welche gegenwärtig nur kleine Formen, wie das dreigürtelige Gürteltier (Tolypeutes conurus, Fig. 4) oder den seltenen Schildwurf oder die Gürtelmaus (Chlamidophorus truncatus, Fig. 5), aufweist, aber einst gewaltige Repräsentanten hatte, wie das Riesenpanzertier (Glyptodon clavipes, Fig. 6) von der Größe eines Nashorns und mit kontinuierlichem, nicht in Gürtel- und Schlußstücke abgeteiltem, aus sechseckigen Knochenstücken bestehendem Panzer. II. Pflanzenfressende oder Faultiere (s. d., Bradypodidae), ausschließlich amerikanisch, jetzt gleichfalls durch Arten vertreten, die, wie das dreizehige Faultier oder Ai (Bradypus tridactylus, Fig. 7) oder das zweizehige Faultier (Choloepus didactylus, Fig. 8), gegen das ausgestorbene Riesenfaultier (Mylodon robustus, Fig. 9) von 4 m Länge und 2,30 m Höhe Zwerge sind.

Zahnarzneikunst, Zahnheilkunde, derjenige Teil der Chirurgie, welcher sich mit der Erkennung und Heilung der Zahnkrankheiten (s. d.) und dem Ersatz verloren gegangener Zähne (Zahnmechanik) befaßt. Die ersten Anfänge der Z. reichen bis in das hohe Altertum. In Ägypten gab es schon zur Zeit des Herodot eigene Zahnärzte; bei den Römern gedenken schon die Gesetze der Zwölf Tafeln der Befestigung der Zähne durch Gold. Im Mittelalter hingegen befaßten sich nur unwissende Barbiere und marktschreierische «Zahnbrecher» mit der Behandlung der Zahnkrankheiten. Die wissenschaftliche Bearbeitung der Zahnheilkunde beginnt im Anfang des 18. Jahrh. mit dem trefflichen Werke von Pierre Fauchard in Paris: «Le chirurgien dentiste» (2 Bde., Par. 1728; deutsch, Berl. 1733); weitere Verdienste erwarben sich die Franzosen Pierre Mouton, Lacluse, Anselm, Jourdain und Bourdet, sowie die Engländer John Hunter, Thomas Berdmore und Joseph Foxe. Weit später treten in Deutschland selbständige Bearbeiter der Z. hervor; unter ihnen sind Jakob Joseph Serre in Berlin, sowie Georg Carabelli und Moritz Heider in Wien hervorzuheben, welch letzterer sich durch Gründung des Centralvereins deutscher Zahnärzte ein besonderes Verdienst erworben hat. In neuerer Zeit gelangte die Z. namentlich durch die Bemühungen deutscher und engl. Zahnärzte zu hoher Blüte; ihr technischer Teil erfuhr besonders durch die Amerikaner einen großartigen Aufschwung. Im Deutschen Reich erhalten nur solche Zahnärzte die staatliche Approbation, welche einen zweijährigen mediz. Kursus an der Universität, sowie einen mindestens halbjährlichen technischen Kursus bei einem praktischen Zahnarzt durchgemacht und die vorgeschriebene zahnärztliche Prüfung mit Erfolg bestanden haben. Lehrstühle für Z. sind in Berlin und Leipzig errichtet; in Wien befindet sich eine von Zahnärzten begründete Fachschule, die mit der Universität in Verbindung steht.

Vgl. Carabelli, «Systematisches Handbuch der Zahnheilkunde» (neue Ausg., Wien 1844); Tomas, «Dental physiology and surgery» (neue Aufl., Lond. 1873); Heider und Wedl, «Atlas zur Pathologie der Zähne» (1868); Wedl, «Pathologie der Zähne» (Lpz. 1870); Parreidt, «Handbuch der Zahnersatzkunde» (Lpz. 1880); Holländer, «Die Extraktion der Zähne» (2. Aufl., Lpz. 1882); derselbe, «Das Füllen der Zähne mit Gold» (2. Aufl., Lpz. 1885); Baume, «Lehrbuch der Zahnheilkunde» (2. Aufl., Lpz. 1885); Arkovy, «Diagnose der Zahnkrankheiten» (Stuttg. 1885). Über die Fortschritte der Z. geben die «Deutsche Monatsschrift für Zahnheilkunde», sowie die amerik. Zeitschriften «The independent practioner» (Neuyork) und «The dental cosmos» (Philad.) fortlaufende Auskunft.

Zahnausschlag, s. Schälknötchen.

Zähne (künstliche) dienen als Ersatzmittel der verloren gegangenen natürlichen Z. und können bei sorgfältiger Anfertigung die letztern nahezu vollkommen ersetzen; man bedient sich ihrer nicht bloß aus kosmetischen Interessen, sondern auch als eines sehr wichtigen hygienischen Hilfsmittels, um durch sie alle diejenigen nachteiligen Folgen abzuwenden, welche ein mangelhaftes Gebiß durch die ungenügende Zerkleinerung der Speisen auf den ganzen Verdauungsprozeß, sowie nicht minder auf die Artikulation und Tonbildung beim Sprechen und Singen ausübt. Die Geschichte des künstlichen

Zahnersatzes reicht bis in das hohe Altertum hinauf; schon die alten Ägypter, Assyrer und Perser verstanden es, nicht bloß hohle Z. mit Gold oder künstlichem Schmelz auszufüllen, sondern auch künstliche Z. einzusetzen, und bei den Römern war die Technik des künstlichen Zahnersatzes zu verhältnismäßig hoher Ausbildung gelangt.

Als Material benutzte man zu den künstlichen Z. früher Elfenbein, späterhin Menschenzähne; da aber beide ebenso leicht in der Mundhöhle von der Zahncaries befallen werden, wie die natürlichen Z., so bedient man sich jetzt ausschließlich künstlicher Email- oder Mineralzähne, die im großen fabrikmäßig aus Kieselerde, Feldspat und Porzellanthon nach Art des Porzellans durch Brennen hergestellt und mit einer beliebig gefärbten Glasur aus derselben Masse überzogen werden. Die Befestigung der künstlichen Z. im Munde kann auf verschiedene Weise geschehen. Die einfachste Art ist die Befestigung des Zahns mittels eines Stiftes in die noch vorhandene Wurzel (sog. Stiftzahn), vorausgesetzt, daß die letztere noch vollständig gesund und zweckmäßig vorbereitet ist; bei exakter Ausführung kann ein solcher Stiftzahn jahrelang sitzen und die Stelle des natürlichen Zahns vollkommen ersetzen. Wo gesunde Wurzeln nicht vorhanden oder wo mehrere Z. fehlen, befestigt man die künstlichen Z. entweder vermittelst goldener Klammern an die benachbarten natürlichen Z., oder vermittelst sorgfältig hergestellter Gaumenplatten aus vulkanisiertem Kautschuk, welche sich dem Gaumen ganz genau anschließen und deshalb durch Ansaugen und Adhäsion festhalten. Ganze Gebisse werden gleichfalls an Saugplatten befestigt; zu ihrer weitern Fixierung dienen auch häufig Spiralfedern, welche zwischen den Zahnreihen und Wangen liegen und die erstern gegen den Ober- und Unterkiefer drücken.

Vor dem Einsetzen der künstlichen Z. müssen alle schlechten Zahnwurzeln entfernt, die stehen bleibenden bis auf das Zahnfleisch glatt abgefeilt und die noch vorhandenen Z. sorgfältig gereinigt und wenn nötig plombiert werden; hierauf wird von dem sauber vorbereiteten Mund mit Gips, Wachs oder Guttapercha ein genauer Abdruck genommen, nach welchem dann das künstliche Gebiß oder Gebißstück geformt wird. War es nötig, mehrere Wurzeln auszuziehen, so lasse man vor der Anfertigung des definitiven Ersatzstücks mehrere Monate vergehen, damit zuvor der Kiefer gehörig vernarben kann. Bei Vernachlässigung dieser Regel kann es sich sehr leicht ereignen, daß das angefertigte Ersatzstück schon nach wenigen Monaten nicht mehr paßt und seinen Zweck nur sehr mangelhaft erfüllt. Alle künstlichen Z., mit Ausnahme der sog. Stiftzähne, müssen täglich mindestens zweimal aus dem Munde entfernt und sorgfältig mit der Bürste gereinigt werden. Während der Nacht sind künstliche Gebißstücke aus dem Munde zu nehmen, in kaltes Wasser zu legen und am Morgen vor dem Einführen mit der Bürste, Seife und Wasser gründlich zu säubern. Die Gewohnheit, künstliche Z. und Gebisse auch nachts im Munde zu behalten, hat schon öfters Veranlassung gegeben, daß während des Schlafs ein solches Gebiß sich loslöste, in den Rachen und die Speiseröhre geriet und dadurch schwere, selbst lebensbedrohliche Zufälle hervorrief. Vgl. Parreidt, »Handbuch der Zahnersatzkunde« (Lpz. 1880).

Zahnen der Kinder (dentitio), die Entwickelung der Zähne (s. d.) und zwar sowohl der Milchzähne (erstes Zahnen der Kinder) als der bleibenden Zähne (zweites Zahnen der Kinder) ist ein physiol. Vorgang, der bei gesunden Kindern meist ohne irgend welche Störung verläuft; höchstens begleiten bei ihnen geringfügige örtliche Erscheinungen den Zahndurchbruch. Zu diesen gehören Röte, gesteigerte Wärme und Geschwulst des Zahnfleisches, kleine Geschwürchen an der Zungenspitze, am Zahnfleischrande und an den Lippen, hügelige Emporwölbung des Zahnfleisches über dem durchbrechenden Zahn, reichlicher Speichelabfluß und Unruhe des Kindes. Diese Erscheinungen verschwinden nach wenigen Tagen mit dem Durchbruch des Zahnes und stellen sich erst wieder beim Durchbrechen eines fernern Zahnes ein. In andern Fällen kommt es dagegen während des Zahnens zu erheblichern Störungen, besonders wenn die zahnenden Kinder an allgemeinen Schwächezuständen, an rhachitischer oder skrofulöser Disposition, an schlechter Ernährung u. dgl. leiden.

Namentlich stellen sich infolge von Kongestionen nach dem Gehirn häufig anhaltende Reizungen des Nervensystems, große allgemeine Unruhe, Schlaflosigkeit, Schreckhaftigkeit, selbst ausgebreitete Krämpfe (Zahnkrämpfe) ein; auch werden nicht selten Fieber (Zahnfieber) und mannigfache frieselartige Hautausschläge (Zahnfriesel), sowie Erbrechen, Durchfall und kolikartige Schmerzen während des Zahnausbruchs beobachtet. Zahnende Kinder müssen sorgfältig vor allen schädlichen Einflüssen, namentlich vor schlechter und sauer gewordener Milch, sowie andern unpassenden Nahrungsmitteln bewahrt werden; auch ist das geschwollene Zahnfleisch öfters mit kaltem Wasser zu betupfen. Über die Behandlung der Zahnkrämpfe s. unter Eklampsie. Das sog. zweite Zahnen, der Zahnwechsel, geht gewöhnlich sehr allmählich und ohne jedwede Störung von statten. Nicht selten kommen dabei Abnormitäten hinsichtlich der Stellung der neu hervortretenden Zähne vor, die aber meist durch rechtzeitige Anwendung geeigneter Druckapparate beseitigt werden können; dasselbe findet mitunter auch beim Hervorbrechen der Weisheitszähne statt, das noch außerdem oft von Schmerzen und entzündlicher Kieferklemme begleitet ist.

Zahnfäule (Zahncaries), s. unter Leptothrix.

Zahnfieber, s. unter Zahnen der Kinder.

Zahnfleisch (gingiva), ein fleischartiges festes Gewebe, welches der Befestigung der Zähne dient, indem es die letztern fest an ihrem Halse umgibt und mit einer vordern wie hintern Platte die Zahnhöhlenflächen der Kiefer überzieht. Das Z. ist nur wenig empfindlich, aber außerordentlich gefäßreich, weshalb es beim Bürsten der Zähne, sowie bei starkem Saugen leicht blutet. Lockert sich das Z., wie bei Skorbut und Speichelfluß, so wackeln die Zähne oder fallen selbst aus. Die Entzündung des Z. (gingivitis) ist meist Teilerscheinung eines allgemeinen Mundkatarrhs oder des Skorbuts, mitunter auch Folge scharfer Zahnränder, die in diesem Falle entfernt werden müssen. Ist das Z. geschwollen, aufgelockert und leicht blutend, so bestreiche man es früh und abends mit verdünnter Myrrhentinktur oder einem schwach adstringierenden Mundwasser und sorge für gehörige Pflege und häufige Reinigung der Mundhöhle.

Zahnfriesel, s. Schälknötchen.

Zahnhalsbänder (elektromotorische), s. unter Geheimmittel.

Zahnheilkunde, s. Zahnarzneikunde.

Zahnkarpfen (Cyprinodontidae), eine aus 20 Gattungen und mehr wie hundert Arten bestehende Familie der Knochenfische, die den Weißfischen verwandt sind. Sie finden sich in Südeuropa, Asien, Afrika, Nord- und Südamerika, in letzterm Weltteil bei weitem am zahlreichsten (über 50°). Die Z. bewohnen das süße und brackische Wasser und sind meist lebendiggebärend. An den Küsten des Mittelmeers findet sich Cyprinodon carpio (s. Tafel: Aquarium, Fig. 2).

Zahnkrankheiten sind streng genommen nur diejenigen Affektionen, welche die Zähne selbst betreffen; gewöhnlich rechnet man jedoch alle diejenigen krankhaften Zustände hinzu, welche die mit den Zähnen zusammenhängenden Teile, wie die ihre Wurzeln umgebende Knochenhaut, die Zahnzellen, das Zahnfleisch u. s. w. befallen.

Die verbreitetste und wichtigste Z. ist die Zahnfäule, Zahncaries oder Zahnverschwärung (caries dentium, das sog. Hohlwerden der Zähne), welche in einer von außen nach innen fortschreitenden Verschwärung des Zahnschmelzes und Zahnbeins besteht und, sich selbst überlassen, zur vollkommenen Zerstörung des Zahns führt. Die Hauptursache für die Entstehung dieses Leidens ist in Verletzungen, Sprüngen und Rissen des Zahnschmelzes zu suchen, welcher den Zahn vor chem. Einwirkungen und dem Einfluß der beständig in der Mundhöhle stattfindenden Zersetzungs- und Gärungsprozesse schützt und namentlich das Eindringen der hierbei wirkenden niedrigen Organismen, der Bacterien und anderer Mikroben (s. d.) in das Innere der Zahnsubstanz verhindert. Sind einmal durch die Einwirkung schnell wechselnder Temperaturen (zu heiße und zu kalte Getränke und Speisen), durch Beißen auf zu harte Gegenstände u. dgl. Risse und Defekte im Schmelzoberhäutchen und im Zahnschmelz entstanden, so kommt es durch die Einwirkung der sauern Mundflüssigkeiten sehr leicht zu einer teilweisen Entkalkung mit nachfolgender Erweichung und Verschwärung der organischen Zahnsubstanz, die sich zunächst durch bräunliche oder schwärzliche Flecken, Grübchen und Löcher an der Zahnkrone kennzeichnet, sodann allmählich zur Abbröckelung der Krone und Eröffnung der Pulpahöhle und schließlich auch zur Zerstörung der Wurzeln führt. Wird durch den fortschreitenden Zerstörungsprozeß die nervenreiche Pulpahöhle eröffnet, so treten meist außerordentlich heftige, lebhaft bohrende oder reißende Schmerzen (Zahnreißen oder Zahnschmerzen) auf; doch geht mitunter auch der ganze Zahn verloren, ohne daß jemals ein erheblicher Schmerz vorhanden war.

Die Behandlung der Zahnfäule ist je nach dem Stadium der Krankheit verschieden. Bei geringer Ausbreitung genügt es, die erkrankten Stellen einfach abzufeilen und das bloßgelegte Zahnbein glatt zu polieren, wogegen ausgedehnte cariöse Teile sorgfältig durch Ausschneiden und Ausbohren zu entfernen und die so entstandenen Höhlen hierauf zu plombieren, d. h. mit Gold, Zinn, Amalgam, Zahncement und Guttapercha auszufüllen sind. (S. Plombieren.) Bei großer Schmerzhaftigkeit der Zahnpulpa muß zuvor der Zahnnerv durch Ätzmittel (Chlorzink, arsenige Säuren, Glüheisen u. a.) zerstört werden. Bei weit vorgeschrittener Caries ist es am zweckmäßigsten, den kranken Zahn durch Ausziehen zu entfernen, um das Weitergreifen des cariösen Prozesses auf die benachbarten gesunden Zähne zu verhüten.

Eine nicht seltene Folge der Zahncaries ist die Entzündung der Wurzelhaut (Periodontitis); es bildet sich hierbei unter lebhaften Schmerzen im Zahnfach des Kiefers Eiter, welcher eine schmerzhafte Anschwellung des Zahnfleisches, sowie der betreffenden Gesichtshälfte verursacht und schließlich das Zahnfleisch durchbricht und in die Mundhöhle entleert wird, worauf in der Regel die Schmerzen nachlassen. Man nennt diese Geschwulst einen Zahnabsceß oder ein Zahngeschwür. Wenn die Eiterabsonderung nicht versiegt, so entsteht eine dauernde Zahn- oder Backenfistel, indem zwischen der entzündeten Zahnwurzel oder dem Zahnfach und dem Zahnfleisch, oder der Backenschleimhaut oder selbst der Außenfläche des Backens ein enger fistulöser Gang sich bildet, der stets oder zeitweilig Eiter nach außen entleert. In solchen Fällen ist das Herausziehen des kranken Zahns durchaus erforderlich; geschieht es nicht, so kann die Fistel Jahre, selbst Jahrzehnte hindurch bestehen bleiben.

Ein weiteres lästiges Übel ist die Ablagerung des sog. Zahnsteins (fälschlich auch Weinstein genannt), welche nicht selten die Zähne, besonders die untern Schneide- und obern Backzähne, als gelbe oder braune harte steinartige Kruste überzieht und aus einem Gemisch von kohlensaurem und phosphorsaurem Kalk, Schleim, abgestorbenen Oberhautzellen, Speiseresten und mikroskopischen Pilzen besteht. Die Nachteile des Zahnsteinansatzes bestehen nicht bloß darin, daß sich das benachbarte Zahnfleisch leicht entzündet und die Entwickelung der Zahnfäule begünstigt wird; größere Zahnsteinmassen können auch direkt Ausfallen der Zähne und Schwinden der Zahnfächer veranlassen, indem der Zahnstein zwischen Zahnfleisch und Wurzel sich einbohrt und so den Zusammenhang der Zähne mit den benachbarten Geweben lockert. Größere Mengen von Zahnstein müssen vom Zahnarzt vorsichtig mit kleinen meißelartigen Instrumenten entfernt werden; die Wiedererzeugung desselben verhütet man am besten durch tägliche sorgfältige Reinigung der Mundhöhle und regelmäßige Anwendung der Zahnbürste und eines zweckdienlichen Zahnpulvers. Verschieden vom Zahnstein ist der grüne Ansatz, der sich oft an den obern Schneidezähnen findet und aus pflanzlichen Parasiten besteht; auch er muß möglichst frühzeitig vermittelst scharfer Instrumente entfernt werden, weil er sehr leicht zur Entstehung der Zahncaries führt.

Der Zahnschmerz (Odontalgie) nimmt je nach der Menge der unmittelbar oder durch Sympathie ergriffenen Nerven eine größere oder geringere Ausbreitung und Intensität an und erfordert durchaus eine genaue zahnärztliche Untersuchung der schmerzhaften Zahnreihe. Man unterscheidet im allgemeinen zwei verschiedene Arten des Zahnschmerzes: den sog. idiopathischen, welcher in dem Zahne selbst seinen Sitz hat, und den sog. sympathischen, welcher in Erkrankungen anderer mehr oder minder entfernter Organe seine Ursache hat und nur auf dem Wege des Reflexes auf die Zahnnerven übertragen wird. Zu der erstgenannten Art gehören die Schmerzen, welche durch die Nervenentblößung an cariösen Zähnen, durch

Entzündung der Zahnwurzelhaut oder der Zahnpulpa, sowie durch rheumatische Affektionen der Knochenhaut und der benachbarten Gewebe (d. i. der rheumatische Zahnschmerz, Zahnreißen) verursacht werden; unter die sympathischen Zahnschmerzen zählt der rein nervöse Zahnschmerz oder die Zahnneuralgie, welche auf einer allgemeinen Verstimmung des Nervensystems beruht und nicht selten bei blutarmen, nervösen und hysterischen Personen, sowie während der Schwangerschaft auftritt. Ebenso kommen heftige Zahnschmerzen als Begleiterscheinungen von Augen- und Ohrenkrankheiten vor. Aus dem Angeführten geht hervor, daß die Behandlung des Zahnschmerzes je nach der vorliegenden Grundursache eine sehr verschiedene sein muß und daß in jedem Falle die Beratung eines tüchtigen wissenschaftlich gebildeten Zahnarztes ganz unerläßlich ist; symptomatisch erweisen sich das Bestreichen mit ätzenden oder narkotischen Mitteln (Kreosot, Nelkenöl, Chloroform, Morphium), die Anwendung von Senfteigen auf Oberarm und Nacken, sowie warme Fußbäder mit Senfmehl und Asche nützlich.

Die hauptsächlichsten Verletzungen der Zähne sind die Zahnfissur, der Zahnbruch, Dislokationen oder Verschiebungen der Zähne durch mechan. Gewalt, sowie die Abnutzung der Zähne durch längern Gebrauch. Eigentümliche Entartungen der Zähne werden durch die Englische Krankheit, sowie durch ererbte Syphilis hervorgerufen.

Litteratur. Wedl, »Pathologie der Zähne« (Lpz. 1870); Klencke, »Die Zähne, ihre Natur, Pflege, Erhaltung, Krankheit und Heilung« (Lpz. 1879); Arkovy, »Diagnose der Z.« (Stuttg. 1885).

Zahnkuppelung, lösbare Wellenkuppelung, bei der die Bewegungsübertragung durch hervorstehende Zähne erfolgt. (S. u. Kuppelung.)

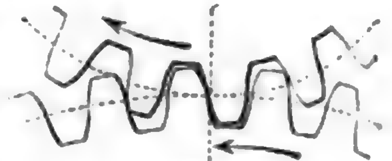
Zahnküste, s. unter Guinea.

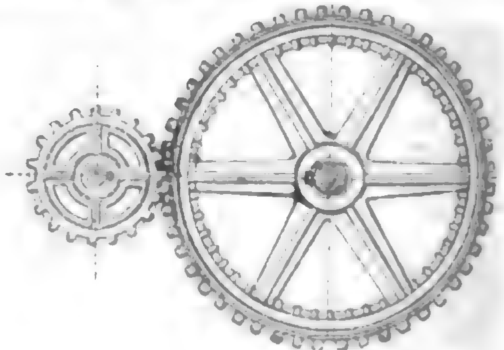
Zahnlaute, s. unter Laut.

Zahnlose, Säugetiere, s. Zahnarme.

Zahnräder, gezahnte Räder (frz. roues dentées, roues d'engrenage; engl. toothed wheels, cogged wheels, cog-wheels) sind scheibenförmige Maschinenelemente, welche mittels passender Vorsprünge an ihrer Peripherie, der Zähne, ineinander eingreifen, sodaß bei der Drehung eines Rades ein mit diesem in Eingriff stehendes Rad bewegt und gezwungen wird, in entgegengesetzter Drehrichtung auszuweichen, also sich gleichfalls zu drehen. Sind die Wellen, auf denen die Z. sitzen, einander parallel, bilden sie einen Winkel miteinander oder kreuzen sie sich, so ist die Form der Z. dem entsprechend verschieden und man unterscheidet danach Stirnräder, Kegelräder und Hyperbelräder. Je nachdem man die Geschwindigkeit der getriebenen gegenüber derjenigen der treibenden Welle vergrößern oder verkleinern will, wird das Verhältnis der beiden Zahnradhalbmesser, das Übersetzungsverhältnis, verändert; an Stelle von Kegelrädern werden bei sehr langsam gehendem getriebenen Rad meist Schnecken- oder Schraubenräder (s. d.) verwendet. Die Zahnformen der Z. können auf verschiedene Weise entworfen werden, wodurch man die verschiedenen Verzahnungsarten erhält. Nimmt man statt der Zahnkränze zwei sich berührende Kreise an, welche sich, dem Übersetzungsverhältnis entsprechend, aufeinander abrollen, so sind dies die Teilkreise, auf welchen die Einteilung nach Zähnen und Zahnlücken vorgenommen wird. Zahn und Zahnlücke bilden zusammen die Teilung, welche stets ein gerader Teil des Teilkreises sein muß. Ineinander greifende Z. müssen stets gleiche Teilung haben. Eine Gruppe von Z., welche, in beliebiger Reihenfolge und Zahl zusammengesetzt, miteinander in richtigem Eingriff stehen, gleiche Teilung und gleiche Verzahnung haben, heißen Satzräder oder Wechselräder, einzelne Räderpaare Einzelräder. Die verschiedenen Verzahnungen sind in der Regel nach sich auf dem Teilkreis abrollenden Kreisen ausgeführt. Mit wenigen Ausnahmen ist die zur Verzahnung verwendete Kurve entweder eine Cykloide (und zwar eine Epicykloide, wenn der rollende Kreis auf dem festen Kreis, eine Hypercykloide, wenn er innerhalb des festen Kreises sich abrollt), oder die Kurve ist eine Evolvente, bei welcher der Rollkreis unendlich groß, also zu einer geraden Linie wird. In manchen Fällen schrumpft das Zahnprofil für das eine Zahnrad in einen Punkt zusammen.

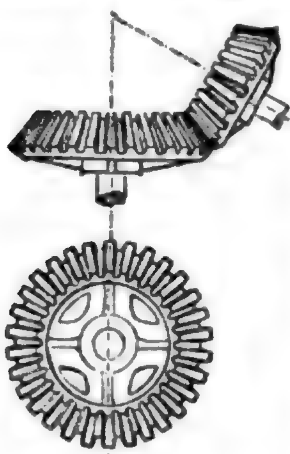
Zu diesen Punktverzahnungen zählt die Triebstockverzahnung, so genannt, weil das eine Rad an Stelle von Zähnen Stifte (Triebstöcke) besitzt, die sich der Reihe nach zwischen die Zähne des zugehörigen Zahnrades einlegen und durch diese mitgenommen werden. Derartige Verzahnungen finden namentlich in der Uhrenfabrikation Verwendung. Im Maschinenbau bedient man sich meist der Epicykloidenverzahnung (s. beistehende Fig. 1) und der Evolventenverzahnung. Da für den ruhigen Gang der Z. die exakte Ausführung der Verzahnung von großer Wichtigkeit ist, benutzt man zur Herstellung der Z. besondere Räderformmaschinen, oder die Zahnformen werden nachträglich eingefräst, wozu man sich der Zahnräderfräsmaschinen bedient. Zum Vorzeichnen der Verzahnung auf den Z. werden besondere Teilscheiben angewendet. Um das Geräusch, welches beim Eingriff schnellaufender Z. störend sein kann, zu vermindern, versieht man oft das eine der beiden Räder mit eingesetzten Holzzähnen, sog. Kämmen, und erhält so die Kammräder (Fig. 2). Die Kegelräder, konischen oder Winkelräder (s. nachstehende Fig. 3) werden ähnlich wie die Stirnräder verzahnt; auch gibt es konische Kammräder.


Fig. 1.


Fig. 2.

Zur Verminderung der Reibung werden bisweilen Stufen- oder Staffelzahnräder angewendet; es sind dies solche, die aus mehrern schmalen, nebeneinander stehenden Zahnkränzen bestehen, deren

Zähne stufenartig gegeneinander versetzt sind. Eine Abart der Z. bilden die Sperrräder, welche einseitig gekrümmte Zähne besitzen, zwischen die sich ein Haken, der Sperrhaken oder die Sperrklinke, einlegt, in der Weise, daß sich das Sperrrad nur in einer Richtung drehen kann, während sich bei der Drehung in entgegengesetzter Richtung der Sperrhaken in die Verzahnung einlegt und die Drehung verhindert. Räderwerke nennt man die gemeinsame Anordnung mehrerer zusammen arbeitender Zahnräder zu einem Mechanismus, wie sich solche bei den Uhrwerken, bei Zählwerken, bei Differentialgetrieben u. s. w. finden.


Fig. 3.

Zahnschmerz, s. unter Zahnkrankheiten.

Zahnschnäbler (Dentirostres), s. unter Singvögel.

Zahnschnitte (lat. denticuli) heißt in der Architektur die Reihe kleiner, durch schmale Zwischenräume (Zahnlücken) getrennter, nahezu würfelförmiger Hervorragungen (Zähne) unmittelbar unter der hängenden Platte eines ion. oder korinth. Gesimses. Sie kommen sowohl in der Renaissance, als auch an andern Gesimsen vor.

Zahnstange (frz. crémaillère, engl. rack), eine mit Zähnen versehene geradlinig geführte Stange, in die ein Zahnrad eingreift. (S. u. Zahnräder.)

Zahnstangenwinde, s. unter Hebeapparate, Bd. VIII, S. 938ª.

Zahntaube (Didunculus strigirostris, Tafel: Tauben, Fig. 1) oder Manumea ist der Name eines eine eigene Familie der Tauben (s. d.) bildenden Vogels, der bloß auf den beiden zum Archipel der Samoa-Inseln gehörigen kleinen Inseln Ugalu und Sawaii sich findet. Der Vogel ist 33 cm lang und klaftert 63 cm, hat einen plumpen Körper, einen hohen, raubvogelartigen Schnabel, dessen Oberspitze in einen scharfen Haken übergebogen ist, während der Unterschnabel im Vorderteil jederseits drei zahnartige Vorsprünge aufweist. Das Tier ist am Kopfe und der Unterseite glänzend dunkelgrün, oben lebhaft rotbraun und hat dunkelgraue Schwingen. Die Z. brütet auf dem Boden, lebt von Fruchtkernen und wird, seitdem Katzen auf die Inseln eingeführt sind, von Jahr zu Jahr seltener.

Zahnvögel (Odontornithidae) heißt eine Anzahl, vielleicht eine Familie bildender, in der Kreide Nordamerikas aufgefundener Vögel mit echten Zähnen in Ober- und Unterschnabel. Vgl. O. C. Marsh, «Odontornithes. U. S. Geol. Explor. of the 14th parallel» (Bd. 7, Washingt. 1880).

Zahnweh, s. unter Zahnkrankheiten.

Zähringen, ein Dorf mit 1100 meist kath. E., im ehemaligen österr. Breisgau, im jetzigen Kreise Freiburg des Großherzogtums Baden, 3 km von Freiburg am Gebirgsabhange gelegen, ist wegen des zerstörten Schlosses gleichen Namens geschichtlich denkwürdig, von welchem die alten Herzöge von Zähringen, die Ahnherren des Hauses Baden, sich nannten. Von ihnen soll das Geschlecht der Habsburger ein jüngerer Zweig sein. Guntram der Reiche, Graf vom Sund- und Breisgau, der Sohn des 917 enthaupteten berühmten Erchanger, Herzogs in Schwaben und Grafen vom Klettgau, wird nämlich als Stammvater des zähringer Hauses angenommen. Von seinem ältesten Sohne Gebhard sollen die Zähringer, von seinem jüngern, Lanzelin, die Habsburger abstammen. Nach dem Tode des Herzogs Berthold I. 1077 zerfiel das Haus in zwei Linien, die herzogl. oder zähringer Linie, die mit Berthold V., dem Gründer von Bern, 1218 im Mannsstamme erlosch, und die markgräfl. oder bad. Linie, von welcher das Haus Baden abstammt. Vgl. Leichtlin, «Die Zähringer» (Freiburg i. Br. 1831); Schöpflin, «Historia Zaringo-Badensis» (6 Bde., Karlsr. 1765); Mone, «Urgeschichte des bad. Landes» (2 Bde., Karlsr. 1845).

Zähringer Löwenorden, s. Löwenorden 1.

Zährte (Abramis vimba, Tafel: Fische II, Fig. 7), ein bis 30 cm lang werdender, ziemlich schlanker, zu der Familie der Weißfische gehöriger Bewohner der Flüsse und brackischen Gewässer Mitteleuropas bis Südschweden. Die Farbe ist oben dunkelgrau, an den Seiten silbriggrau, nach dem Bauche zu heller, die After-, Brust- und Bauchflossen sind gelblich. Während der Laichzeit wird der Fisch dadurch, daß die Farbe seiner Oberseite zu Schwarz sich vertieft, die der sonst mattgelblichen Flossen zu Orange sich erhöht, sehr schön.

Zaid, s. Seide.

Zaïmis (Thrasybulos), neugriechischer Staatsmann, geb. 29. Okt. 1829 zu Kalavryta im Peloponnes, studierte die Rechte in Athen und später in Paris. Nach kurzem öffentlichen Dienst betrat er die politische Laufbahn und vertrat seit 1850 fast ohne Unterbrechung die Eparchie von Kalavryta in der griech. Deputiertenkammer. Nachdem er wiederholt Kammerpräsident und Minister gewesen, erhielt er 1869 die Ministerpräsidentschaft und unterzeichnete das Pariser Protokoll, welches Griechenland die Unterstützung des Aufstandes in Kreta untersagte. Z. war Ministerpräsident bis 1870, dann wieder kurze Zeit 1871 und fungierte 1877 als Justizminister.

Zain nennt man Stäbe von Gold oder Silber, die zu Blech gewalzt werden (s. unter Münze und Münzwesen, Bd. XI, S. 942ª), oder auch Stahlschienen, aus denen Sensen geschmiedet werden.

Zaineisen oder Krauseisen, ganz dünne Stäbe von Quadrat- oder Flacheisen, welche mit den beim Schmieden durch Hammer und Amboß erhaltenen Eindrücken (Kerben, Querfurchen) in den Handel kommen und zu Nägeln oder Draht verarbeitet werden.

Zainer (Günther und Joh.), aus Reutlingen, zwei berühmte Buchdrucker in der Erstlingszeit der Typographie, waren wahrscheinlich Brüder. Sie schreiben sich auch Zayner, Zeiner, Tzainer und Czeyner. Der ältere, Günther Z., war der früheste Buchdrucker Augsburgs, wo als sein erster Druck «Bonaventure meditationes vite domini nostri Jesu Christi» (1468) erschien. Sein vorzüglichstes Werk: «Joannis de Balbis de Janua summa quae vocatur Catholicon» (1469), ist von größerer Eleganz als der Druck derselben Schrift von Gutenberg, auch fast ebenso selten als diese. Sein «Guldin spiel» (1472) enthält die älteste Nachricht von dem Ursprung der Spielkarten, zufolge welcher sie im J. 1300 nach Deutschland gekommen sein

sollen. — Johann Z. druckte von 1473 an, wahrscheinlich bis in die zwanziger Jahre des 16. Jahrh., in Ulm und zeichnete sich durch seine geschnittenen Randleisten und xylographischen Initiale aus. Einer seiner vorzüglichsten Gönner scheint der ulmer Stadtarzt Heinr. Steinhövel gewesen zu sein, dessen deutsche Werke («Nüczlich Regiment», «Regimen in diesen schweren läuften der Pestilenz» und «Tütsche Cronika von Anfang der Welt auf Kaiser Friedrich») er 1473 druckte. Im J. 1493 wurde Z. nebst Hans Dinkmuth, der wohl sein Geschäftsgenosse war, vermutlich schuldenhalber aus Ulm verwiesen, und wenn er auch bald dahin wieder zurückkehrte so führen ihn doch die Urkunden dieser Stadt immer in Schuldverhältnissen und Prozessen auf. Er starb um 1525. Vgl. Haßler, «Buchdruckergeschichte Ulms» (Ulm 1840).

Zainwalzwerk, s. unter Münze und Münzwesen, Bd. XI, S. 942ª.

Zaire, Fluß in Südafrika, s. Congo.

Zaječar, s. Saitschar.

Zakazik, s. Zagazik.

Zakynthos, griech. Name der Insel Zante (s. d.).

Zala, s. Szalad.

Zala-Egerszegh, s. unter Szalad.

Zalatna, s. Szalathna.

Zalegh, Archipel im Roten Meere, s. Dahlak.

Zaleski (Bohdan), poln. Dichter, geb. 1802 zu Bohaterka in der Ukraine, verlebte seine Jugend in der Ukraine und bezog, auf der Schule zu Human vorgebildet, 1820 die Universität in Warschau. Nach der Revolution von 1831 teilte er das Exil seiner Landsleute in Frankreich, von wo er Reisen nach Deutschland, England, Italien und Palästina unternahm. Er ließ sich in Villepreux bei Paris nieder, wo er 31. März 1886 starb. Schon früh vertiefte er sich in die ukrainische Volkspoesie und schilderte in seinen Gedichten, die sich durch außerordentlichen Wohllaut, Natürlichkeit und glänzende Bilder auszeichnen, vornehmlich das Leben der ukrainischen Kosaken. Seine den Romanzen ähnliche «Dumki» und «Rusalki» sind zu Volksliedern geworden. Die bedeutendsten unter seinen Schöpfungen sind: «Duch od stepu» («Der Geist von der Steppe») und die «Przenajswiętsza Rodzina» («Die heilige Familie», deutsch von Zipper, Lpz. 1878). Seine «Poezye» erschienen zu Petersburg (4 Bde., 1851) und Lemberg (4 Bde., 1878).

Zaleszczyk (Zaleszczyki), Stadt im östl. Galizien, am linken Ufer des Dnjestr, der hier die Grenze gegen die Bukowina bildet, auf einer durch die Krümmung des Flusses gebildeten Landzunge in zum größten Teil flacher, fruchtbarer Umgebung, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 5588 E., meist Ruthenen. Unter den Gebäuden ist das große schöne Schloß bemerkenswert. Z. hat eine Zuckerfabrik und lebhaften Getreide- und Holzhandel.

Zaleukos, der Gesetzgeber der epizephyrischen Lokrer in Unteritalien, gilt als Urheber der ältesten schriftlich aufgezeichneten Gesetzgebung bei den Griechen. Eine beglaubigte Tradition setzt ihn um 660 v. Chr. über seine Lebensumstände ist Näheres nicht bekannt, ebenso über den Inhalt seiner Gesetzgebung. Erzählt wird unter anderm, daß er, um die Abänderung dieser Verfassung (die wahrscheinlich einen timokratischen Charakter trug) möglichst zu erschweren, verordnet habe, daß jeder, der den Vorschlag zur Änderung eines Gesetzes machen wollte, mit einem Strick um den Hals erscheinen mußte, um im Falle der Verwerfung seines Vorschlags seine Neuerungssucht mit dem Leben zu büßen; ferner daß er, statt den Richtern die Festsetzung der Strafen zu überlassen, für die verschiedenen Verbrechen bestimmte Strafen festgesetzt habe.

Zalewski (Kasimir), poln. Schriftsteller, geb. 1848 in Plock, studierte die Rechte, wandte sich aber dann der Publizistik zu und wurde 1875 Hauptredacteur der warschauer Zeitschrift «Wiek». Er schrieb mehrere beliebte Lustspiele, zu denen er den Stoff aus den warschauer Salons nahm. Dazu gehören besonders «Vor der Hochzeit» (1875), «Böser Same» (1876) und «Paragraph 261».

Zalmoxis, s. Zamolxis.

Zalt-Bommel, niederländ. Stadt, s. Bommel.

Zaluski, ein poln. Geschlecht, welches in Galizien und Russisch-Polen große Güter besitzt.

Andrzej Chrysostom Z., geb. um 1650, gest. 1711, ein vorzüglicher Redner, war Bischof von Ermeland und Großkanzler von Polen unter August II. Infolge von Mißhelligkeiten mit demselben wurde er in Dresden gefangen genommen, 1706 als polit. Gefangener nach Ancona gebracht und bis zum Altranstädter Frieden festgehalten. Seine «Epistolae historico-familiares» (5 Bde., Braunsberg 1709—61) enthalten schätzbare Beiträge zur Regierungsgeschichte Johanns III. und Augusts II.

Józef Andrzej Z., der Neffe des vorigen, geb. 1702, der Sohn eines Wojwoden von Rawa, wurde Kanoniker von Plock und Großreferendar des Reichs. Nach dem Tode Augusts II. trat er auf die Seite des Stanislaw Leszczynski, der ihn mit der Anzeige von seiner Thronbesteigung an Clemens XII. nach Rom sandte, wo Z. drei Jahre blieb. Später begab sich Z. nach Lothringen an den Hof Leszczynskis, wo er reiche Pfründen erhielt. Er kehrte aber bald nach Polen zurück und wurde zum Bischof von Kiew ernannt. Z. brachte eine Bibliothek von 230000 Bänden zusammen, die er 1748 in einem eigenen Gebäude zu Warschau zum öffentlichen Gebrauche aufstellen ließ. Da er auf dem Reichstage von 1766 gegen die von den Russen beschützten Dissidenten heftig auftrat, welche er auch in der Schrift «Dwa miecze» («Zwei Schwerter», Warsch. 1731) äußerst feindselig bekämpft hatte, so wurde er nach Kaluga verwiesen und hier bis 1773 festgehalten. Er starb 9. Jan. 1774. Seine Bibliothek schenkte er durch Testament dem poln. Volke. Dieselbe war in Warschau aufgestellt, bis sie 1795 nach Petersburg geschafft und dort den Grund zu der kaiserl. öffentlichen Bibliothek legte. Z. hat große Verdienste um die Wiedererweckung der poln. Litteratur. Er war ein Freund Konarskis (s. d.), welchen er auch bei der Herausgabe der «Volumina legum» unterstützte. Seine Schriften bekunden große Gelehrsamkeit, doch zugleich Mangel an Geschmack. In Kaluga schrieb er aus dem Gedächtnis ein wichtiges bibliogr. Werk in Versen: «Biblioteka historyków» (herausgegeben von Muczkowski, Krak. 1832); außerdem hat man von ihm ein «Specimen historiae Poloniae criticae» (Danz. 1733) u. s. w.

Andrzej Stanislaw Z., des vorigen Bruder, geb. 1695, begleitete diesen auf Reisen, erhielt in Rom die Doktorwürde und widmete sich nach seiner Rückkehr ins Vaterland dem geistlichen Stande. August III. machte ihn zum Bischof von Plock, dann 1735 zum Großkanzler des Reichs, welches

Amt Z. 10 Jahre lang verwaltete. Später wurde er Biſchof von Krakau und Kanzler der Akademie. Er ſtarb 16. Dez. 1758 in Kielce.

Zama (Zama regia), im Altertum Stadt in Numidien nahe der Grenze des karthag. Gebietes, fünf Tagereiſen ſüdweſtlich von Karthago, nach einer neuerdings gefundenen Inſchrift an der Stelle des heutigen Sidi-Amor-Djedidi in der Mitte zwiſchen Sicca und Hadrumetum gelegen. Z. iſt berühmt durch die Schlacht, welche in der Umgegend, aber nicht unmittelbar bei der Stadt, ſondern ziemlich entfernt von derſelben, in der Nähe von einem noch weſtlich von Sicca gelegenen Ort, der bei Livius Naraggara heißt, 19. Okt. oder wohl vielmehr ſchon im Frühjahr 202 v. Chr. zwiſchen Publius Cornelius Scipio und Hannibal geliefert und durch welche der zweite Puniſche Krieg entſchieden wurde. In dem Reitergefecht, das die Schlacht eröffnete, wurden die Karthager bald zerſtreut, und der Andrang ihrer 80 Elefanten hatte nur geringen Erfolg. Das dritte Treffen des karthagiſchen Fußvolks dagegen, Hannibals Veteranen, leiſtete, auch nachdem das erſte aus Söldnern gebildete Glied mit dem zweiten aus Milizen und einem macedoniſchen Hilfskorps beſtehenden auf die Flügel hatte zurückgezogen werden müſſen, hartnäckigen Widerſtand, bis es durch die von der Verfolgung zurückkehrende röm. und numid. Reiterei umringt und endlich das karthag. Heer faſt ganz vernichtet wurde. Hannibal entkam mit wenigen Leuten über Hadrumetum nach Karthago.

Zamaiten oder Schamaiten, ſ. u. Litauen.

Zamberk, ſ. Senftenberg.

Zambeſi oder Sambeſi, großer Strom in Südafrika, hat ſeine Quellen unter 11—13° ſüdl. Br. und 19—24° öſtl. L. von Greenwich, ſüdlich benachbart dem Quellgebiete des zum Congo fließenden Kaſſai; einer der Quellſeen, Dilolo (ſ. d.), liegt 1445 m hoch. Der Oberlauf des Z., Liba, durchſtrömt in ſüdl. und ſüdöſtl. Richtung das Land der Lobale, Barotſe und Mambunda in einer 60—150 km breiten, grasreichen, jährlich überſchwemmten Ebene. Unter 14° 10′ ſüdl. Br. empfängt er von Oſten den früher für ſeinen Oberlauf gehaltenen Liambai, bald darauf von Weſten den Lonti. Etwa unter 17° ſüdl. Br. verengt ſich das Flußthal, und es folgen Waſſerfälle und Stromſchnellen, unter denen namentlich die Treppe der Katima Mololo-Katarakte (nach Holub 45) zu nennen. Nach letztern nimmt der Z. eine weſtöſtl. Richtung an, empfängt unter 17° 50′ den Cuando (von W.), deſſen Quellgebiet dem des Hauptſtroms benachbart iſt, und bildet unter 18° ſüdl. Br. den berühmten Waſſerfall Moſiwatunja (d. h. donnernder Rauch; von den Engländern Victoria-Fall genannt); hier ſtürzt der 900 m breite Strom 100 m tief in einen das Thal rechtwinkelig kreuzenden, kaum 20 m breiten Schlund, aus welchem er in der Tiefe ſeitwärts weiter fließt, um in wiederholten Stromſchnellen das bewaldete Bergland zu durcheilen. Vom Eintritt des Guai von Süden wendet ſich der Strom bis zur Einmündung des linken Nebenfluſſes Kafue nordöſtlich, die Grenze zwiſchen den Reichen der Marutſa-Mambunda und der Matebele bildend, von da bis zu den Tſchikaronga-Katarakten öſtlich, und von hier aus ſüdöſtlich zum Meere. Noch einmal durch die Lupata-Hügel eingeengt, tritt er ins Küſtenland ein, empfängt von der linken Seite den Schire, den Abfluß des Njaſſaſees, und bildet nun ein 5000 qkm großes Delta, das im Norden von dem Mündungsarme Kilimane, im Süden vom Melambe umſchloſſen wird. Der Z. zeigt den Charakter aller afrik. Ströme. Er iſt ein Kataraktenſtrom und kann trotz ſeiner Länge von 2660 km nur im Unterlaufe bis Tete und in einzelnen Teilen des obern Gebietes befahren werden; ſein Stromgebiet wird auf 1430000 qkm geſchätzt. Der Oberlauf des Z. wurde 1854—55 von Livingſtone (ſ. d.) erforſcht; lange Zeit hielt man indeſſen den Tſchambeſi (im Süden des Tanganjika) für den eigentlichen Quellfluß, bis durch die Forſchungen Livingſtones, Camerons und Stanleys der Tſchambeſi dem Congo zugewieſen wurde. In neuſter Zeit (1878—79) wurde der Oberlauf durch die portug. Reiſenden Serpa Pinto, Capello und Ivens, ſowie durch den Öſterreicher Holub durchzogen und genauer erforſcht.

Zambeſia nannte man früher öfters die zur portug. Kolonie Mozambique gehörigen Gebiete an der Mündung des Zambeſi. Früher war Sumbo, unter 30° 30′ öſtl. L. von Greenwich, die am meiſten landeinwärts vorgeſchobene portug. Niederlaſſung; jetzt, wo die Kolonie ſich nicht mehr ſo weit erſtreckt, wird Tete, etwa unter 33½° öſtl. L., als ſolche bezeichnet. Lange vernachläſſigt, werden dieſe Beſitzungen jetzt wieder mehr beachtet.

Zamboniſche Säule oder trockene Säule nennt man eine von Lüdicke (1801) erdachte und von Zamboni (1812) verbeſſerte Voltaſche Säule aus ſehr vielen, z. B. 1000 kreisförmigen Scheiben Gold- und Silberpapiers. Dieſe ſind ſo geſchichtet, daß ſich je eine Gold- und Silberpapierſcheibe mit ihrer Papiermaſſe berühren, wobei die Feuchtigkeit der letztern die Flüſſigkeit der naſſen Galvaniſchen Batterie erſetzt. Ferner decken ſich je eine Kupfer- und eine Zinn-Zinkfläche des unechten Gold- und Silberpapiers. Eine ſolche Kette iſt zwar noch bei recht zahlreichen Elementen ſehr ſchwach, eignet ſich jedoch vermöge ihrer entgegengeſetzten Pole zur Konſtruktion höchſt empfindlicher Säulenelektroſkope (z. B. von Bohnenberger 1819, von Fechner 1829), ſowie zum Bau eines ſog. elektriſchen Perpetuum mobile, bei welchem ein leichtes iſoliertes Pendelchen längere Zeit zwiſchen den entgegengeſetzten Polen der Zamboniſchen Säule hin und her ſchwingt. Dies kommt daher, daß das Pendelchen vom poſitiven Pol der Zamboniſchen Säule angezogen wird bis zur Berührung, wobei es ſich mit poſitiver Elektricität ladet. Vermöge der nun gleichnamigen Elektricitäten am Pole und Pendelchen erfolgt jetzt eine Abſtoßung des Pendelchens vom poſitiven Pol, und aus entgegengeſetztem Grunde eine Anziehung vom negativen Pol der Zamboniſchen Säule. Hier wird die poſitive Elektricität des Pendelchens neutraliſiert und dasſelbe negativ geladen. Infolge deſſen ſchwingt es zurück zum poſitiven Pole, worauf ſich das Spiel wiederholt ꝛc., bis endlich mit der Zeit die Pole der Zamboniſchen Säule zu ſchwach werden, die Schwingungen des Pendelchens weiter zu unterhalten.

Zambos, ſ. Farbige.

Zamites nannte Brongniart eine Anzahl foſſiler Blattreſte von Cycadeen, die gefiederte Blätter mit gabelig verzweigten Nerven beſaßen. Sie finden ſich beſonders reichlich in der Juraformation.

Zamojſki, ein altes poln. Geſchlecht, das aus der Vereinigung der alten Adelsfamilien Szarguß und Z. hervorgegangen iſt. Das Geſchlecht hat

großen Güterbesitz und ist gegenwärtig in Polen, Rußland, Galizien und Posen ausgebreitet. Ein Zweig des Geschlechts wurde durch Kaiser Leopold II. 24. Nov. 1791 in den österr. Grafenstand erhoben.

Jan Z., einer der größten poln. Staatsmänner und Feldherren, geb. 1. April 1541 im Palatinat Kulm, studierte zu Paris und Padua und kehrte 1565 ins Vaterland zurück, wo er, von Sigismund August in den Staatsdienst gezogen, zwei Starosteien erhielt. Schon auf den Reichstagen nach dem Tode Sigismund Augusts lenkte Z. aller Augen auf sich. Auf des Adels Freiheiten bedacht, that er den später in seiner Ausartung für Polen so unheilvollen Vorschlag, daß jeder Adelige, der zur Verteidigung des Vaterlandes persönlich sich stellte, auch persönlich zur Wahl des Königs erscheinen dürfte, nur mit Ausnahme derjenigen, die selbst als Kandidaten des Throns aufträten. Des spätern franz. Königs Heinrich III. Erwählung auf den poln. Thron erfolgte zum Teil durch Z.s Einfluß, der im Namen des Volks den Wahlvertrag aufsetzte. Noch größern Einfluß hatte er bei der bald nötigen neuen Königswahl, und ihm vorzüglich verdankte Stephan Bathori die Krone. Z. wurde Großkanzler des Reichs, 1580 Großkronfeldherr und kämpfte mit dem Könige siegreich gegen Rußland. Gegen die Türken sicherte er die Grenzen durch ein Heer, das er auf eigene Kosten ausgerüstet hatte. Durch seine Vermählung mit des Königs Nichte, Griseldis (1583), zog sich Z. den Haß vieler aus dem Adel zu, der sich noch steigerte, als Z. einen Edelmann, Zborowski, der gegen den König eine Verschwörung eingegangen war, 1584 enthaupten ließ. Nach Stephan Bathoris Tode gewann Z. durch seinen Einfluß den Thron für Sigismund III. und besiegte die Partei des österr. Prinzen Maximilian bei Pitschen. Zwar verlor er unter dem schwachen Könige allen Einfluß auf die Staatsgeschäfte, doch hörte er nicht auf für des Vaterlandes Schutz zu sorgen. Er sicherte die Grenzen des Reichs fast allein gegen die Einfälle der Türken, Tataren und Kosaken und besoldete das Heer aus eigenen Mitteln. Gegen Michael, Wojwoden der Moldau, focht er so siegreich, daß ihm auf dem Reichstage von 1601 die Stände einen Dank votierten. Ebenso glücklich kämpfte er 1602 in Livland gegen die Schweden, bis er aus Mangel an Sold für das Heer den Oberbefehl niederlegte. Er gewährte auch den Wissenschaften einen mächtigen Schutz und viele Gelehrte lebten an seinem Hofe. In Zamość, das er gründete, stiftete er eine Akademie der Wissenschaften, die lange blühte. Auch schrieb er mehrere Werke, unter andern «De senatu Romano» (Vened. 1563) und «Testamentum Joannis Zamori» (Mainz 1606). Interessante Briefe Z.s stehen in Lünigs «Literae procerum Europae». Er starb 3. Juni 1605 zu Zamość. Vgl. Bohomolec, «Leben des Jan Z.» (Warsch. 1775); Dzialinski, «Collectanea vitam resque gestas J. Zamoscii illustrantia» (Posen 1861). — Sein Sohn Tomasz Z. war gleichfalls Krongroßkanzler.

Andrzej Z., geb. 1716 zu Zdiezun im Palatinat Plock, trat in sächs. Kriegsdienste und kehrte 1754 als sächs. Generalmajor nach Polen zurück, wo er Senator und 1764 Krongroßkanzler wurde. Im J. 1767 legte er seine Stelle nieder. Doch unterzog er sich 1776 dem Auftrage des Reichstags, eine Gesetzsammlung zu ordnen, worin er die Rechte des dritten Standes feststellte («Zbiór praw sądowych», 3 Bde., Warsch. 1778; deutsch von Nikisch, Warsch. 1780). Diese treffliche Sammlung erhielt den Beifall des Königs. Doch der Reichstag von 1780 verwarf sie, und erst in der Konstitution vom 3. Mai 1791 sah Z. seine Grundsätze anerkannt. Schon vorher hatte er auf seinen Gütern die Leibeigenschaft abgeschafft. Nachdem er kurz vorher für sich und seine Familie in den österr. Grafenstand erhoben worden, starb er 10. Febr. 1792. — Sein Sohn Graf Stanislaw Z., geb. 13. Jan. 1775 zu Warschau, ebenfalls ein durch Bildung und Humanität ausgezeichneter Charakter und in die Stürme der Zeit vielfach verwickelt, lebte seit 1836 zu Wien, wo er 2. April 1856 starb.

Graf Andrzej Z., einer der sieben Söhne des Grafen Stanislaw, geb. 2. April 1800, trat 1823 in den poln. Civildienst im Ministerium des Innern und wurde Direktor der Abteilung für Ackerbau und Handel. Während der Revolution war er 1831 kurze Zeit Minister des Innern und unterzog sich dann einer diplomatischen Mission nach Wien, um bei Metternich zu Gunsten der Polen zu wirken. Er stiftete Schulen, begründete die Dampfschiffahrt auf der Weichsel, stellte sich an die Spitze einer Hypothekenbank und stiftete 1842 die «Jahrbücher der Landwirtschaft», welche wieder zur Gründung der Landwirtschaftlichen Gesellschaft führte, die sich rasch über ganz Polen verbreitete. Als aber Z. mit seinen Bestrebungen den gemäßigtern Wielopolskis (s. d.) entgegentrat, wurde kurz vor Ausbruch der warschauer Unruhen 1862 die Landwirtschaftliche Gesellschaft aufgehoben und Z. nach Petersburg berufen, wo er als Ankläger des den Polen widerfahrenen Unrechts vor den Kaiser trat. Er wurde aus Polen verbannt, wandte sich zunächst nach Frankreich und starb 29. Okt. 1874 in Krakau.

Graf Wladyslaw Z., Bruder des vorigen, General, geb. 24. März 1803, war Adjutant beim Großfürsten Konstantin, als 1830 die Revolution ausbrach. Er schloß sich derselben an und kämpfte mit Auszeichnung bei Dembe. Nach seiner Emigration befand er sich während der Belagerung von Antwerpen im belg. Heere, kämpfte 1848 unter Karl Albert bei Novara gegen die Österreicher und darauf in Ungarn in den Reihen der Aufständischen. Während des Krimkriegs formierte er ein Regiment Kosaken des Sultans, suchte dann 1863 an den Höfen von London und Paris für Polen zu wirken und starb in Paris 11. Jan. 1868.

Zamolxis oder Zalmoxis war wahrscheinlich der einheimische Name eines von den Geten verehrten Gottes, zu dem sie sterbend zu gehen glaubten, und auf welchen daher der bei ihnen herrschende Unsterblichkeitsglaube zurückgeführt wurde. Die Griechen am Hellespont machten daraus eine menschliche Persönlichkeit, einen Geten, der sich als Sklave und Schüler des Pythagoras, darauf durch Reisen in Ägypten eine geheimnisvolle Weisheit erworben haben und dann als Gesetzgeber und Religionsstifter unter seinem Volke aufgetreten sein soll.

Zamōra, Hauptstadt der gleichnamigen span. Provinz (10614,71 qkm mit [1884] 269808 E.) und Ciudad rechts am Duero, über den eine stattliche Brücke führt, sehr malerisch auf steilem Felsen 619 m über dem Meere gelegen und von hohen verfallenen, aber durch einige Batterien verteidigten Mauern umringt, durch Eisenbahn nach Medina del Campo mit der Spanischen Nordbahn verbunden, an der von Salamanca nach Galicien und

Leon führenden Straße, zählt 14085 E. und ist ein Waffenplatz, sowie Sitz der Provinzialregierung und eines Bischofs, jetzt aber verarmt. Die Stadt hat ein altes Schloß, eine spätroman. Kathedrale mit dem Grabe des heil. Ildefonso, 22 andere meist spätroman. Kirchen, ein bischöfl. Seminar und ein königl. Instituto oder Gymnasium. In der Nähe befindet sich die Antimonhütte zu Losario. Z. ist das Ocelum Durii der Römer und gehörte seit Kaiser Hadrian zur Provinz Gallaecia. Im Mittelalter erscheint die Stadt meist als Semura oder Zemora. Merkwürdig ist die Umgegend von Z. durch die zwei Niederlagen, welche die Araber daselbst 812 und 904 erlitten, die letztere unter Alkaman, dem Feldherrn des Kalifen von Cordova, durch König Alfons III. von Leon, der hier 910 starb. Im 11. Jahrh. wurde die Stadt durch den maurischen Feldherrn Almanzor zerstört. Unter Ferdinand II. und Alfons VIII. wieder aufgebaut, diente sie den Königen von Leon und Castilien oft als Residenz und Versammlungsort der Cortes.

Zamōra (Antonio de), geb. um 1660 zu Madrid, einer der letzten dramatischen Dichter Spaniens im alten Nationalgeschmack, war Kammerherr und Hofdichter Philipps V., sowie Beamter des Indischen Sekretariats und starb vermutlich 1722, in welchem Jahre der erste Teil seiner 40 Komödien erschien (der zweite erschien 1744). Er bestrebte sich, Calderon nachzuahmen, von dem er sich freilich mehr die äußern Vorzüge zu eigen machte. Z. überarbeitete gern Stoffe, welche andere Dichter schon vor ihm auf die Bühne gebracht, gewöhnlich jedoch in der verzerrten und übertriebenen Manier der «Comedia de figuron». Sein bestes Stück ist «Mazariegos y Monsalves», das im Gegenstande, der Feindschaft zweier vornehmer Familien zu Zamora, Ähnlichkeit mit «Romeo und Julie» hat. Berühmt ist auch sein Intriguenstück «El hechizado por fuerza». Auch die Geschichte der Jungfrau von Orléans hat er dramatisch bearbeitet, sowie von neuem und mit vielem Geschmack die Don Juan-Sage nach Tirso de Molinas «Burlador de Sevilla». Diese seine Bearbeitung, welche den Titel trägt «No hay plazo que no se cumpla ni deuda que no se pague y Convidado de piedra» ist das nächste Vorbild der berühmten Oper geworden. Die vier besten Stücke Z.s stehen im 49. Bande der «Biblioteca de autores españoles».

Zamosc (russ. Samostje), Kreisstadt und Festung im russ. Gouvernement Lublin, 247 km südöstlich von Warschau, am Wieprz, wurde von Jan Zamojski (s. d.) nach dessen Siege über den Erzherzog Maximilian von Österreich 1588 gegründet. Die Mehrzahl der Häuser wurde im ital. Stil erbaut. Auch errichtete Zamojski daselbst eine lange Zeit berühmte hohe Schule mit einer bedeutenden Bibliothek, die aber durch die Russen aufgehoben wurde. Die Stadt hat (1883) 7725 E. und ein schönes großes Schloß, sowie andere ansehnliche Gebäude, darunter das Rathaus, vier Kirchen, zwei Klöster, ein Theater und ein Zeughaus. Kosaken und Schweden belagerten die Stadt vergebens. Nach Auflösung des poln. Reichs fiel sie an Österreich, 1815 an Rußland.

Zampieri (Domenico), ital. Maler, s. Domenichino.

Zanardelli (Giuseppe), ital. Politiker, geb. 1829 in Brescia, studierte die Rechte zu Pavia und war Mitarbeiter am mailänder «Crepuscolo». Erst nach dem Umschlag der politischen Verhältnisse 1859 war es ihm erlaubt, Anwalt zu werden. Noch in demselben Jahre wurde er in das Parlament gewählt. Im J. 1860 agitierte er in Neapel zu Gunsten Garibaldis, 1866 war er königl. Kommissar der Provinz Belluno. Im J. 1876 wurde er unter Depretis Minister der öffentlichen Arbeiten, gab aber, weil er gewisse Verträge mit Eisenbahngesellschaften nicht unterzeichnen wollte, im Nov. 1877 sein Portefeuille ab. Im ersten Kabinett Cairoli (1878) war er Minister des Innern, trat aber indessen 11. Dez., nach dem Attentat Passanantes, zurück. Im Mai 1881 übernahm er die Leitung des Justizministeriums und hatte einen hervorragenden Anteil an der Durchbringung des Wahlgesetzes. Als 1883 Depretis dem alten Programm der Linken untreu geworden zu sein schien, trat Z. mit Baccarini aus dem Kabinett aus. Seitdem hat er, dem Namen nach einer der Führer der Opposition, nur ausnahmsweise an den Kammerverhandlungen teilgenommen.

Zandam, s. Zaandam.

Zander (Fisch), s. Sander.

Zanella, ein atlasartiges Gewebe mit baumwollener Kette und kammwollenem Einschlag.

Zanesville, Stadt und Sitz von Muskingum County im nordamerik. Staate Ohio, liegt auf beiden Ufern des Muskingum- und an der Mündung des Licking-Flusses, an der Baltimore und Ohio- (Central-Ohio-Division) und der Cincinnati und Muskingum-Valley-Eisenbahn, zählt (1880) 18113 E. und hat Hohöfen, Walzwerke, Maschinenwerkstätte, Eisengießereien, Fabriken für landwirtschaftliche Geräte, Glas u. s. w., Papiermühlen, Seifen-, Wagenfabriken und ein Seminar. Z. wurde 1799 angesiedelt und war von 1810 bis 1812 die Hauptstadt des Staats.

Zanetti (Antonio Maria Erasmus, Graf), geachteter Kunstschriftsteller und Sammler in Venedig, geb. um 1680, war in der Technik der Nadel, sowie in der Kunst, Holzschnitte und Kupferstiche von mehrern Platten abzudrucken, thätig, sammelte ein kostbares Kunstkabinett und starb 1767. Z. hatte teil an den unter Bottaris Beihülfe erschienenen «Lettere sulla pittura, scultura ed architettura» (7 Bde., Rom 1754), deren Wert für die Kunstgeschichte bekannt ist. Seine Sammlungen von Gemmen und Kameen wurden in Kupfer gestochen (herausg. mit Anmerkungen von Gorius, Vened. 1750) und seine Handzeichnungen u. s. w. zum Teil in Holz geschnitten (2 Bde., Vened. 1743).

Sein Neffe, Girolamo Francesco Z., geb. zu Venedig 1713, gest. 1782 als Professor der Rechte zu Padua, beschäftigte sich mit dem Studium der Altertümer und gab das «Ragionamento dell' origine della moneta veneziana» (Vened. 1750), «Dell' origine di alcune arti principali appresso i Veneziani libri due» (Vened. 1758) und das «Chronicon Venetum» (Vened. 1765) heraus.

Der Bruder des letztern, Antonio Maria Z., geb. zu Venedig 1716, machte sich als Bibliothekar zu San-Marco in Venedig, sowie durch seine Schriften «Varie pitture a fresco di principali maestri veneziani» (Vened. 1760), «Della pittura veneziana» (Vened. 1771; neue Aufl. 1794) rühmlichst bekannt. Er starb 1778.

Zange (frz. tenaille, pince, pincette; engl. tongs, pincers, nippers), ein zum Festhalten kleinerer oder größerer Gegenstände dienendes

Werkzeug, das entweder auf dem Prinzip des einarmigen oder auf dem des zweiarmigen Hebels beruht. Nach ersterm Prinzip sind namentlich die Federzangen und Pincetten konstruiert. Die eigentlichen Z. oder Scharnierzangen bestehen aus zwei entweder durcheinander gesteckten oder übereinander gelegten, um einen Stift gegeneinander drehbaren zweiarmigen Hebeln, deren längere Enden, die Griffe oder Schenkel, mit der Hand erfaßt und gegeneinander gedrückt werden, wodurch sich auch die kürzern Enden, die Backen, welche zusammen das Maul bilden, einander nähern und mit einem dem Verhältnis der Hebelarme entsprechend vergrößerten Druck das Arbeitsstück ergreifen. Man unterscheidet Beißzangen (Kneif- oder Kneipzangen) mit meißelartigem Maul, Flachzangen und Rundzangen mit flachem und rundem Maul, zu welchen die Drahtzangen gehören, und Schiebezangen, d. h. Flachzangen mit einem um die Griffe gelegten länglichen Ring, durch dessen Verschiebung die Z. in einer bestimmten Öffnung festgehalten wird. Hierher gehören die Schmiedezangen, so genannt, weil sie vom Schmied gebraucht werden, um die glühenden Eisenstücke aus dem Feuer zu holen. Dieselben besitzen ein kurzes, je nach dem Arbeitsstück verschieden geformtes Maul und lange Schenkel, welche gerade (nicht gebogen) und übereinander gelegt sind. Flachzangen, deren Maulflächen in jeder Lage parallel stehen, heißen Parallelzangen. Nach der Art der Verwendung hat man für die Z. verschiedene Namen, wie Deckzange (zum Dachdecken), Feuerzange, Nagelzange, Drahtzange, Röhrenzange u. s. w.

Zängen, metallurgische Operation, welche bei der Umwandlung des Roheisens in Schmiedeeisen in Anwendung kommt, besteht in einer Bearbeitung der aus dem Puddelofen kommenden Klumpen von Frischeisen, Luppen, unter Hammer- und Walzwerken. Zweck dieser Behandlung ist die Beseitigung der in den Luppen enthaltenen Schlacken.

Zangenoperation, die künstliche Entbindung vermittelst der Geburtszange (s. d.).

Zangenwerk, s. Tenaille.

Zanguebar, s. Zanzibar.

Zankle, der alte Name von Messina (s. d.).

Zankow (Dragan), bulgar. Staatsmann und Mitglied der radikalen, panbulgar. Partei, geb. 1827 in Sistowo, studierte in Odessa, Kiew und Wien, trat in den sechziger Jahren in türk. Dienste und wurde zuerst dem Pascha von Varna, dann dem von Rustschuk beigegeben. Nach den Greuelthaten von Batak 1876 veröffentlichte er einen Protest gegen die türkische Gewaltherrschaft und trat mit Gladstone in Verbindung. Er übernahm 7. April 1880 die Ministerpräsidentschaft und das Auswärtige, legte aber 10. Dez. beide Stellen nieder, um im Ministerium Karawelow an die Spitze des Ministeriums des Innern zu treten, und wurde 30. Dez. vom Fürsten Alexander entlassen, weil er in der Frage der Donaukommission sich eines Wortbruchs gegen Österreich schuldig gemacht hatte. Wegen Aufreizung der Bevölkerung gegen die Regierung wurde er 19. Febr. 1882 verhaftet und interniert, im Oktober aber frei gegeben. Zum Sturz der russ. Ministergenerale Sobolew und Kaulbars verband er sich 1883 mit den Konservativen und trat in der Sobranje für die Wiederherstellung der Verfassung von Tirnowa ein. Nach Entfernung der fremden Minister wurde ihm 20. Sept. die Ministerpräsidentschaft und das Innere übertragen. Da aber die Wahlen von 1884 nicht zu seinen Gunsten ausfielen, so trat er 6. Juli von seinem Ministerposten zurück. Obgleich er mit Rußland nicht unbedingt sympathisierte, trat er doch an die Spitze der russ. Partei und der Gegner des Fürsten Alexander. Bei der russ.-bulgar. Verschwörung, welche den Sturz des letztern zum Zweck hatte und 21. Aug. 1886 zum Ausbruch kam, spielte er eine Hauptrolle und übernahm in der provisorischen Regierung das Ministerium des Innern. Aber schon drei Tage nachher wurde die revolutionäre Regierung von den Anhängern des Fürsten gestürzt und Z. 30. Aug. auf Befehl des Obersten Mutkurow, Chefs der ostrumel. Miliz, nach dessen Einmarsch in Sofia, verhaftet. Schon 2. Sept. wurde er aus der Haft entlassen, jedoch in seiner Wohnung bewacht. Bei den Wahlen zur Großen Sobranje 10. Okt. erhielt er in Sofia von 1818 abgegebenen Stimmen nur 7 und seine Partei im ganzen kaum 50.

Zannone, eine der Ponza-Inseln (s. d.).

Zannoni (Giovanni Battista), ital. Altertumsforscher und Sprachgelehrter, geb. zu Florenz 29. März 1774, war Lanzis Schüler und seit 1811 dessen Nachfolger als Antiquar der Galerie der Uffizien, seit 1817 Sekretär der Akademie der Crusca und starb 13. Aug. 1832. Als Archäolog trat er in Lanzis Fußstapfen, indem er dessen Studien über die Etrusker und ihre Sprache sich anschloß; seine Schriften: «Degli Etruschi» (Flor. 1810) und «Illustrazione di due urne etrusche» (Flor. 1826), sind Früchte dieser Forschungen. Seine Beiträge zur Monumentenkunde, Epigraphik und Numismatik, unter verschiedenen Titeln erschienen (zuletzt «Dei denarii consolari e di famiglie romane», Flor. 1830), sind wegen ihrer Gelehrsamkeit und Sicherheit geschätzt. Als Sekretär der Crusca schrieb er die Geschichte dieser Akademie (Flor. 1818). Seine Ausgabe des «Tesoretto» und «Favoletto» von Brunetto Latini (Flor. 1824) ist die erste und genaue und nach Handschriften berichtigte. In dem großen Werke «La Reale Galleria di Firenze» (13 Bde., Flor. 1810 fg.), welches er in Gemeinschaft mit A. Ramirez di Montalvo u. a. herausgab, ist der archäol. Teil fast ganz von ihm. Außerdem lieferte er manche scherzhafte Poesien, unter denen die in der Mundart des Volks von Florenz geschriebenen kleinen dramatischen Stücke: «Le Ciane» in ihrer Art klassisch sind. Vgl. Bacchi, «Elogio di Giovanni Batista Z.» (Flor. 1838).

Zanotti (Francesco Maria), ital. Dichter und Philosoph, geb. zu Bologna 6. Jan. 1692, wurde 1718 Professor der Philosophie und Bibliothekar, 1723 Sekretär und 1766 Präsident der Universität daselbst. Er dichtete ital. und lat. Verse («Poesie volgari e latine», Flor. 1734) und schrieb eine Theorie der Dichtkunst: «Dell' arte poetica» (Bologna 1768; Neapel 1787). Seine Reden über die schönen Künste (Bologna 1750), die dialogische Abhandlung «Della forza de' corpi che chiamano viva» (Bologna 1752) und andere Schriften zeichnen sich durch Gedankenreichtum und Schönheit des Stils aus. In den Kommentarien der Akademie lieferte er eine Geschichte dieser Anstalt und eine Analyse aller derselben vorgelegten physik.-mathem. Arbeiten. Er starb 24. Dez. 1777. Eine Auswahl seiner Werke erschien zu Mailand (2 Bde., 1818).

Zanotti (Giovanni-Pietro Cavazzoni), ital. Kunsthistoriker, geb. 3. Okt. 1674 zu Paris und zu

Bologna erzogen, verfaßte viele zur Kunstgeschichte Bolognas gehörige Schriften, so über Pellegrino Tibaldi, Niccolò dell' Abbate, Lod. Caracci u. a., sowie mehrere poetische Arbeiten («Poesie», 3 Bde., Bologna 1741—45). Als Sekretär der Malerakademie in Bologna schrieb er die «Storia dell' accademia Clementina» (2 Bde., Bologna 1739). Er starb 28. Sept. 1765.

Eustachio Z., Sohn des vorigen, geb. 27. Nov. 1709 zu Bologna, gest. als Professor der Astronomie daselbst 15. Mai 1782, machte sich verdient durch seine Beobachtungen über die Kometen und über die Gestalt der Erde, ingleichen durch optische und hydrometrische Versuche.

Zante ist die ital. Benennung der von den Griechen im Altertum wie in der Neuzeit Zakynthos genannten Insel, welche, gegenüber der Westküste der peloponnes. Landschaft Elis gelegen, zu den bedeutendsten in der Gruppe der westgriech. oder sog. Jonischen Inseln gehört. Im Altertum bildete diese von peloponnes. Achäern kolonisierte Insel einen selbständigen Freistaat, war eine Zeit lang Mitglied des athenischen Seebundes, kam später unter die Herrschaft der Macedonier, dann der Römer und teilte im Mittelalter und in der Neuzeit die Schicksale der übrigen Jonischen Inseln, mit denen sie 1864 dem Königreich Griechenland einverleibt wurde, in dem sie einen besondern Nomos (Kreis) bildet. Sie zählt (1879) auf 438 qkm 44522 E., die, mit Ausnahme von etwa 2000 Juden, Griechen sind. Der östlichere Teil besteht aus einer sehr fruchtbaren Ebene (der Z. seinen Beinamen «fior di Levante» verdankt), die im Südosten durch den Berg Skopó (wahrscheinlich den Elatos der Alten) abgeschlossen wird. Der westlichere Teil wird meist von Hügeln eingenommen. Die Insel hat nur einen Bach, und leidet Mangel an gutem Trinkwasser. Überall findet man Spuren unterirdischen Feuers, daher sie öfters von Erdbeben heimgesucht wird. Merkwürdig sind die schon von Herodot erwähnten Quellen von Erdpech, welche sich nahe der Südwestküste der Insel bei Chieri, 15 km von der Hauptstadt, an drei bis vier Stellen einer sumpfigen Niederung in der Gestalt kleiner Teiche befinden. Die Ufer und der Grund sind nämlich stark mit Steinöl belegt, welches die Frühlingsgewässer auf die Oberfläche bringen und absetzen. Man sammelt jährlich gegen 100 t und gebraucht es zum Kalfatern der Schiffe. Trotz der Fruchtbarkeit des Bodens liefert die Insel nur auf ein Dritteil des Jahres ausreichendes Getreide für die Bewohner, da zwei Dritteile der Insel mit Reben bepflanzt sind. Jährlich werden 4000 t Wein gewonnen, 7—8 Mill. Pfd. Korinthen, die meist nach England gehen, etwa 55000 t. Olivenöl und große Mengen von Orangen und Citronen geerntet. Ferner treiben die Bewohner Baumwollspinnerei, Weberei, Liqueurbrennerei und Handel.

Die Hauptstadt Zante, mit 16250 E., der Sitz eines griech. Erzbischofs und eines röm.-kath. Bischofs, liegt an der Stelle der alten Stadt Zakynthos, am Fuße eines Berges, auf welchem das von den Venetianern erbaute Fort mit ausgedehnten Festungswerken sich befindet; sie hat einen sichern Hafen mit Leuchtturm, ein Quarantänehaus, zahlreiche Kirchen, darunter die kath. Kathedrale und die griech. Kirche des heil. Dionys, des Schutzheiligen der Insel, mit dessen Leichnam und vielen schönen Gemälden. Vgl. Riemann, «Z., Cérigo» (Par. 1880).

Zanthoxylon *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Rutaceen. Man kennt gegen 80 Arten, die fast sämtlich den Tropengegenden angehören. Es sind Bäume oder Sträucher mit meist unpaarig gefiederten, seltener dreizähligen Blättern, die infolge reichlicher Öldrüsen durchscheinend punktiert sind. Von mehrern Arten wird das Holz als Bauholz oder zu feinen Drechsler- und Tischlerarbeiten verwendet, so z. B. das westindische Gelbholz von Z. caribaeum *Lam.*, und das aromatisch riechende von Z. emarginatum *Sw.* auf Jamaika. Von der erstern Art wird auch die bitter schmeckende Rinde als schweißtreibendes Mittel verwendet.

Zanzibar oder Sansibar, früher Zanguebar, Küstenland in Mittelostafrika unter der Herrschaft eines mohammed. Fürsten. Zur Prüfung und Feststellung der Grenzen der faktischen Herrschaft des Sultans wurde 1886 in Z. eine internationale Kommission eingesetzt. Nach Abschnitt 1 des Übereinkommens zwischen dem Deutschen Reiche und Großbritannien vom 1. Nov. 1886 erkennen beide Großmächte die Souveränetät des Sultans von Z. über die Inseln Z. und Pemba, sowie über diejenigen kleinern Inseln an, welche in der Nähe der erstern innerhalb eines Umkreises von 12 Seemeilen liegen; desgleichen über die Inseln Lamu und Mafia. Dieselben Mächte erkennen in gleicher Weise als Besitz des Sultans auf dem Festlande eine Küstenlinie an, welche ununterbrochen von der Mündung des Mininganiflusses am Ausgang der Tunghibucht bis Kipini reicht. Diese Linie beginnt im S. des Miningani, folgt dem Laufe desselben 5 Seemeilen, und wird dann auf dem Breitenparallel bis zu dem Punkte verlängert, wo sie das rechte Ufer des Rovuma trifft, durchschneidet den Rovuma und läuft weiter an dem linken Ufer entlang. Die Küstenlinie hat eine Tiefe landeinwärts von 10 Seemeilen, bemessen durch eine gerade Linie ins Innere von der Küste aus bei dem höchsten Wasserstand zur Flutzeit. Die nördliche Grenze schließt den Ort Kau ein. Im N. von Kipini erkennen die genannten Regierungen als dem Sultan gehörig an die Stationen von Kismayu, Barawa, Marka, Makdischu mit einem Umkreis von je 10 Seemeilen und Warscheich mit einem Umkreis von 5 Seemeilen. Nach Abschnitt 2 des Vertrags macht sich Großbritannien verbindlich zur Unterstützung derjenigen Verhandlungen Deutschlands mit dem Sultan von Z., welche die Verpachtung der Zölle in den Häfen von Dar-es-Salaam und Pangani an die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft gegen eine dem Sultan seitens der Gesellschaft zu gewährende jährliche Zahlung bezwecken. Großbritannien wird auch (Abs. 4) seinen Einfluß geltend machen, um den Abschluß eines freundschaftlichen Übereinkommens hinsichtlich der konkurrierenden Ansprüche des Sultans von Z. und der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft auf das Kilima-Ndscharogebiet zu befördern. Nach Abs. 6 des Vertrags werden Großbritannien und Deutschland gemeinschaftlich den Sultan zum Beitritt zu der Generalakte der Berliner Konferenz vom 26. Febr. 1885 auffordern, vorbehaltlich der bestehenden Rechte des Sultans gemäß der Bestimmungen des Art. 1 der Akte. Nach Absatz 7 macht sich Deutschland verbindlich, der Erklärung beizutreten, welche Großbritannien und Frankreich am 10. März 1862 mit Bezug auf die Anerkennung der Unabhängigkeit von Z. gezeichnet haben.

Die Küste, auch als Suaheliküste bezeichnet, bildet eine schmale, flache, meist morastige, auch sandige Alluvialebene, hinter der sich nach dem Innern zu mehrere Bergketten terrassenförmig zu beträchtlichen Höhen erheben. Koralleninseln und Klippen begleiten die Küstenlinie und erschweren den Schiffen die Annäherung. Eine Reihe von Küstenflüssen ergießen sich ins Meer, unter denen Rufidschi, Wami und Pangani die wichtigsten. Das Klima des Tieflandes der Küste ist ganz das des tropischen Afrika, außerordentlich heiß und höchst ungesund. Die Jahreszeiten zerfallen in die trockene und die nasse und stehen unter dem Einfluß der periodischen Winde oder Monsuns, von denen der über den Indischen Ocean kommende Nordostmonsun die Regenzeit herbeiführt, während der über die dürren Hochebenen des innern Afrika streichende Südwestmonsun die trockene Jahreszeit verursacht. Die Regenzeit fällt vom März bis Mai und vom September bis Oktober. Der Boden der Küstenebene ist, wo er nicht sandig, höchst fruchtbar und mit dichten Tropenwäldern besetzt und liefert die gewöhnlichen afrik. Produkte, unter anderm Weihrauch, Myrrhen, Ambra und Ebenholz. Die Inseln besitzen ebenfalls einen sehr fruchtbaren Boden, der Gewürznelken, Pfeffer, Zimt, Muskat, Indigo, Bananen, Kokosnuß liefert. Elfenbein bildet den wichtigsten Handelsartikel. Ein anderer sehr wichtiger Artikel ist der Kopal (vom Kopalbaum), der meistens aus dem Sande der Küste ausgegraben wird. Die Bevölkerung besteht aus Negern, die unter eigenen Häuptlingen und unter Fürsten arab. Abkunft stehen. Die Araber und deren Abkömmlinge nebst den Mischlingen derselben mit Eingeborenen wohnen vorzüglich in den Seestädten und Handelsstationen der Küste. Von den einheimischen Völkern ist das bedeutendste das der Suaheli, das den ganzen Küstensaum besitzt. Außerdem finden sich in den Städten viele ind. Kaufleute, Banjanen.

Das Land, namentlich die Insel Z., erkannte seit 1503 die portug. Oberherrschaft an. Seit dem Ende des 17. Jahrh. verloren die Portugiesen ihre Besitzungen nach und nach an den Imam von Maskat in Arabien, der 1698 Mombas, 1784 die Insel Z. eroberte. Nach dem Tode des Imam Said-Said (1856) folgte ihm in den afrik. Besitzungen sein dritter Sohn Seyid-Medschid, gest. 7. Okt. 1870, und diesem sein Bruder Bargasch ben Said als Sultan von Z. Am lebhaftesten ist der Verkehr der Einwohner mit Arabien und Indien. Die Haupteinkünfte des Sultans fließen aus den Zöllen, die er für etwa 2 Mill. Mark verpachtet hat. Die Armee besteht aus 14 Kompagnien regulärer Truppen und den irregulären Sipois, zusammen 1400 Mann, sowie einer Leibgarde von 50 Mann; die Flotte zählt 1 Korvette mit 22 Kanonen und 3 Schleppdampfer. Zu den bedeutendsten Ortschaften des Landes gehören Mombasa (s. d.) und Kiloa (Quiloa) unter 8° 40′ südl. Br., mit einem schönen Hafen und 10000 E.; Dar-es-Salaam, in 7° südl. Br., dessen Hafen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft zur Benutzung überlassen; Bagamojo, unter $6^1/_2$° südl. Br., der Ausgangspunkt der meisten ostafrik. Forschungsreisen, mit 10000 E. Dagegen ist die einst ansehnliche, reiche und wohlgebaute Stadt Melindi jetzt ganz verfallen, und ihre Trümmer sind von der Vegetation so überwuchert und verhüllt, daß man sie kaum bemerkt.

Die größte und wichtigste der Inseln ist die Insel Zanzibar, 1590 qkm, mit fruchtbarem Boden und einem vortrefflichen Hafen, der den Haupthandelsplatz von Ostafrika bildet. Sie hat 100—200000 E., die zumeist aus Arabern, freien Negern und Negersklaven bestehen, von denen die letztern zwei Drittel der ganzen Bevölkerung ausmachen. Den wohlhabendsten Teil bilden die etwa 7000 ind. Hindu-Kaufleute (Mohammedaner) und die Banjanen (Buddhisten). Durch die Insel zieht eine Höhenreihe von 100 bis 130 m, welche im Süden mit dem Kegelberge Kumkone ihre größte Höhe erreicht. Die tropische Vegetation ist überraschend üppig; in Fülle gedeihen Durrha, Reis, Baumwolle, Zuckerrohr, Indigo, Sesam, Maniok, Erdnüsse, Mais, Muskatbäume, Dattelpalme, roter Pfeffer, Gewürznelke, Kokosbaum, Banane, Ananas, Orange, Batate und andere Tropenfrüchte. Die Stadt Zanzibar zählt 60—80000 E., darunter etwa 100 Europäer. Die Stadt ist Sitz eines franz., engl., amerik., deutschen, belg., österr. und portug. Konsulats und mehrerer franz., amerik., engl. und deutscher Handelshäuser, darunter letztere die wichtigsten. Hauptausfuhrartikel sind Elfenbein, Orseille, Sesam, Kopal, Gewürznelken, Kautschuk und Häute; Haupteinfuhrartikel sind: Manufakturwaren, Baumwollwaren, Perlen, Waffen, Metallwaren, Glaswaren und Spiegel. Im J. 1883 bewertete die Einfuhr 6100000 Doll., die Ausfuhr 4 Mill. Doll.; im gleichen Jahre besuchten 111 Handelsschiffe (darunter 11 deutsche) den Hafen. Der Sklavenhandel ist nominell durch Vertrag mit England vom 20. Juni 1873 abgeschafft. Die Nachbarinsel Pemba hat 960 qkm, Mafia 522 qkm.

Vgl. Burton, «Z., city, island and coast» (2 Bde., Lond. 1872); G. Westphal, «Z. und das deutsche Ostafrika» (Weim. 1885).

Zapateado, span. Tanz, bei dem Tänzer oder Tänzerin den Takt auf der Schuhsohle schlägt.

Zäpfchen (uvula), in der Anatomie die kleine, walzenförmige Verlängerung des Gaumensegels, welche man hinten in der Mitte der Mundhöhle über der Zungenwurzel herabhängen sieht. Dasselbe besteht aus zwei Schleimhautplatten, zwischen denen sich Muskelfasern zum Verkürzen und Krümmen des Z. befinden, und beteiligt sich mit dem Gaumensegel am Verschluß der hintern Nasenöffnungen. Die Schleimhaut entzündet sich nicht selten (sog. Zäpfchenentzündung oder Zäpfchenbräune) und dadurch wird das Z. dicker und länger, erschwert dann das Schlucken und kann, indem es bis auf die Zunge herabreicht, Reiz zum Brechen und Husten erzeugen. Man pflegt dann zu sagen: das Z. ist gefallen. Bei chronischem Katarrh der Schleimhaut erlangt das Z. dauernd eine größere Länge, sodaß man sich öfter genötigt sieht, die Spitze desselben abzuschneiden.

Zapfen (frz. clef, cheville, tenon, pivot; engl. plug, tap, tenon, pivot), ein cylindrischer, etwas zugespitzter Körper, besonders wenn er in eine Öffnung paßt und dazu dient, diese nach Bedarf zu verschließen (vgl. Faßzapfen); ferner ein kurzes schwächeres Stück, am Ende eines andern Körpers zur Befestigung desselben angebracht (s. unter Holzverband); im Maschinenbau Teile an Wellen oder Achsen, welche die Umdrehung derselben vermitteln. Zu diesem Zweck sind dieselben von einem andern Körper (Lager, Büchse) umgeben und derart gestaltet, daß jeder Querschnitt

rechtwinkelig zur Längenachse des Z. eine kreisrunde Form besitzt. Man unterscheidet Tragzapfen und Stützzapfen, je nachdem die auf den Z. wirkenden Kräfte mehr seitlich und dabei rechtwinkelig zur Drehungsachse, oder in der Längenrichtung des Z. wirken. Befindet sich der Z. am Ende der Welle, so nennt man ihn Endzapfen, im andern Fall Halszapfen. Tragzapfen, die zugleich Endzapfen sind, nennt man meist Stirnzapfen, wogegen am Ende befindliche Stützzapfen als Spurzapfen bezeichnet werden. Ist der Druck auf die Flächeneinheit für gewöhnliche Stütz-, resp. Spurzapfen zu groß, so wendet man Kammzapfen an, wobei der Druck durch eine Anzahl von Ringen, die mit dem Z. ein Stück bilden, aufgenommen und auf das umschließende Lager übertragen wird. (S. unter Transmissionen und Triebwerke.)

Zapfen, Form der Ähre, s. u. Blütenstand.

Zapfenband, an Thoren ein eisernes, angenageltes Band mit vorstehenden Drehzapfen.

Zapfenbäume, soviel wie Nadelhölzer.

Zapfenbohrer, s. unter Bohrer und Bohrmaschinen.

Zapfenlager, s. unter Zapfen und unter Transmissionen und Triebwerke.

Zapfenrosen, auch Rosenkönige, Schlafäpfel und Bedeguar genannt, sind wie in Moos gehüllte gallenartige Auswüchse an den jüngsten Zweigen der Heckenrose (Rosa canina). Ihre Entstehung wird durch die Rosen-Gallwespe (Rhodites rosae) veranlaßt, die ihre Eier in die Rinde legt. Beim Durchschneiden dieser Gallen entdeckt man eine oder mehrere Kammern mit je einer Larve jenes Insekts. Früher schrieb man den Z. Heilkräfte zu.

Zapfenstreich heißt das mit der Trommel oder dem Horn gegebene Abendsignal, nach welchem sich alle Soldaten in ihren Kasernen oder Quartieren und im Lager bei ihren Hütten (Zelten) einfinden müssen. Abgeleitet wird das Wort von dem Tannenzapfen, der früher ein Wahrzeichen der Gastwirtschaften bildete und abends abgenommen, d. h. gestrichen werden mußte, nach andern auch von dem Kreidestrich, der zu bestimmter Zeit früher über den Zapfen der Fässer gezogen werden mußte, als Zeichen, daß ein weiterer Verkauf von Bier und Branntwein nicht stattfinden dürfe. Bei Feierlichkeiten wird der Z. nicht bloß von den Spielleuten der Wachen, sondern von denen größerer Truppenteile, mit Zuziehung der Musikkorps, ausgeführt und heißt dann Großer Z. Bei der Kavallerie heißt das betreffende Signal die Retraite (s. d.).

Zapfenträger, s. Nadelhölzer.

Zapolya oder Szapolya hieß eine mächtige ungar. Familie slawon. Ursprungs. Stephan Z., Wojwode von Siebenbürgen, einer der Feldherren des Königs Matthias Corvinus von Ungarn, wurde nach der Eroberung von Österreich, die zumeist durch ihn erfolgte, Statthalter daselbst. Nach des Königs Matthias Tode 1490 setzte er die Wahl Wladislaws II., aus dem Hause der Jagellonen, durch, den er auch gegen dessen Bruder, den Prinzen Albert, unterstützte. Er hatte ein Heer gegen die Türken gesammelt, als er im Jan. 1499 starb. — Sein Sohn, Johann Z., wurde König von Ungarn 1527. Doch behielt sein Gegner Ferdinand von Österreich die Oberhand und Z. mußte sich mit Siebenbürgen und einigen oberungar. Komitaten begnügen. Der Kampf aber dauerte fort und erneuerte sich unter seinem Sohn und Nachfolger in Siebenbürgen, Johann Sigismund, mit dem die Sonderstellung Siebenbürgens begann. Unter diesem (1540—71) siegte die Reformation vollständig, sodaß schon der siebenbürg. Landtag von 1555 die vollständige Religionsfreiheit zum Staatsgesetz erheben konnte. Siegmund Z. war der letzte männliche Sprößling dieses angesehenen Geschlechts. — Stephan Z.s Tochter, Barbara Z., war die Gemahlin des poln. Königs Sigismund I. und starb 1515.

Zappi (Giovanni Batista Felice), ital. Dichter, geb. zu Imola 1667, wurde zu Bologna schon im 13. Jahre Doktor der Rechte und begab sich dann nach Rom, wo er als Rechtsgelehrter und auch als Dichter glänzte. Er war einer der Stifter der Akademie der Arkadier, in der er den Namen Tirsi Leucasio führte. Ein phantastisch-graziöser Charakter zeichnet alle seine Poesien aus, besonders die Canzonen und Madrigale. Seine Talente erwarben ihm auch die Gunst Clemens' XI. Er starb 1719.

Seine Gattin, Faustina Z., die Tochter des berühmten Malers Carlo Maratti (s. d.), war durch Schönheit und ebenfalls durch Dichtertalent ausgezeichnet. Sie hatte in der Arcadia den Namen Aglaura Cidonia. Mehrere ihrer kleinern Gedichte wurden von Herder übersetzt. Beider Gedichte erschienen zu Venedig (2 Bde., 1723 u. öfter; beste Ausgabe Vened. 1790).

Zaptié heißt die militärisch organisierte, aus ausgewählter Mannschaft ergänzte türk. Stadt- und Landpolizei. Es gibt berittene (Suari) und Z. zu Fuß. In der Regel formiert die Z. in jedem Vilajet ein Regiment und in jedem Sandschak ein Bataillon; die Zahl der Kompagnien richtet sich nach dem örtlichen Bedarf. Im Vilajet Salonik steht ein 4000 Mann starkes Zaptiéregiment von 5 Bataillonen zu je 6 Kompagnien (davon 1 berittene), in Thessalien ein 1500 Mann (darunter 300 berittene) starkes Regiment von 3 Bataillonen, in Konstantinopel ein musterhaft organisiertes Regiment von 3000 Mann. Die Gesamtstärke der Z. im türk. Reiche beträgt 14000 Mann.

Zar, oft fälschlich Zaar oder Czar geschrieben, ist ein Titel der Beherrscher Rußlands. Das Wort kommt schon im Altslawonischen vor und bedeutet soviel als König oder Kaiser, zusammengezogen aus Caesar. In der slaw. Bibel wird βασιλεύς stets mit Zar übersetzt, Caesar (Καῖσαρ) durch Kesar. In den russ. Chroniken werden die byzant. Kaiser Zaren genannt, ebenso die Chane der Mongolen, welche über Rußland herrschten. Der Titel der russ. Fürsten war Kujäs, Fürst, und Welikij kujäs, Großfürst; den letztern Titel führte der älteste des Fürstenhauses (Großfürst von Kiew, dann von Wladimir) und später der älteste der einzelnen Branche, in welche das Haus Ruriks sich gespalten hatte. Die Fürsten von Moskau erhielten diesen Titel als Statthalter der Mongolen, sie nannten sich Großfürsten von Moskau und von ganz Rußland. Als vom Reich der Goldenen Horde einzelne Unterchane sich unabhängig machten, führten auch sie den Titel Z. So gab es einen Z. von Sibirien, von Kasan, von Astrachan. Die Vernichtung der Goldenen Horde durch den Chan der Krim im J. 1480 machte die Großfürsten von Moskau unabhängig; auf diese ging die absolute Macht über, welche die Z. über Rußland ausgeübt hatten. Erst Iwan IV. (s. d.), der Schreckliche, ließ sich 1547 zum Z. krönen; von da an wird der Titel Z. der Haupttitel der

moskowitischen Herrscher. Von fremden Potentaten, z. B. von Elisabeth von England, von den franz. Königen, wurde Z. durch Imperator übersetzt; in Rußland jedoch gab man den Titel des röm. Kaisers durch Zesar wieder. Im J. 1561 ließ Iwan IV. vom Patriarchen von Konstantinopel und von der griech. Geistlichkeit sich eine Urkunde ausstellen, in welcher anerkannt wurde, daß der von ihm geführte Titel βασιλεύς ihm rechtmäßig zustehe.

Nach Beendigung des Nordischen Kriegs nahm Peter d. Gr. 1721 den Titel Imperator (= Kaiser, Imperatriza = Kaiserin) an, nachdem er übrigens denselben bereits 1710 bei Bestätigung der liv- und estländ. Landesprivilegien gebraucht hatte. Preußen, Schweden und die Generalstaaten erkannten den Kaisertitel sofort an, die Türkei erst 1739, England und der röm. Kaiser erst 1742, Frankreich und Spanien 1745, zuletzt Polen 1764. Im jetzt üblichen Titel wird Z. als gleichbedeutend mit König gebraucht, z. B. Z. von Polen. Außer den Zartümern von Sibirien, Kasan und Astrachan kommen im großen Kaisertitel noch vor als solche Taurien (Krim) und Grusien. In Grusien gab es christliche Z. von Karthalinien und Kachetien, sowie Z. von Immeretien. Diese Z. hatten schon am Ende des 16. Jahrh. die Oberhoheit der russ. Z. anerkannt, doch löste sich das Verhältnis bald wieder. Unter Katharina II. traten sie wieder in ein Vasallenverhältnis zu Rußland. Bei der völligen Unterwerfung behielten die Z. diesen Titel lebenslänglich, ebenso deren Söhne und Töchter die Titel Zarewitsch (Sohn eines Z.) und Zarewna (Tochter eines Z.). Titel der Gemahlin eines Z. war Zariza. In Rußland wurden diese Titel nur bis zur Zeit Peters d. Gr. gebraucht. Der unglückliche Sohn Peters, Alexei, war der letzte, der den Titel Zarewitsch führte. Jetzt heißen die Prinzen und Prinzessinnen des Kaiserhauses Großfürsten und Großfürstinnen. Der Thronfolger führt außerdem den Titel Cesarewitsch und seine Gemahlin Cesarewna. Vom russ. Volk wird der Kaiser stets Z. genannt, in der Umgangssprache aber gewöhnlich Gossudar, d. i. Herr. Der Ausdruck weißer Z., bělyj zar (mongol. zagan khan), stammt aus der Mongolenzeit und bedeutet soviel als unabhängiger, nichttributpflichtiger Z. (ähnlich Bjelopaschzy, Weißpflüger, d. i. freie, zu keinen Frondiensten und Abgaben verpflichtete Bauern).

Zara (slaw. Zadar, lat. Jadera), Hauptstadt des österr. Kronlandes Dalmatien, liegt auf einer langen, schmalen, flachen Erdzunge am Kanal von Z., der durch die beiden, mit der Küste parallel streichenden Inseln Uglian und Pasman vom Adriatischen Meere abgeschieden wird, und war bis 1873 befestigt. Unter den vier Thoren sind bemerkenswert die Porta di Terraferma, ein Werk des Baumeisters Sammicheli aus Verona, und das Marinethor aus der Römerzeit. Der Hafen an der Nordostseite der Stadt kann Kriegsschiffe mittlern Ranges aufnehmen und ist sehr sicher. Die Stadt ist im ganzen gut gebaut und hat regelmäßige, gut gepflasterte Hauptstraßen. Unter den öffentlichen Plätzen sind hervorzuheben: der in den Abendstunden belebte Herrenplatz (Piazza dei Signori), mit der schönen Hauptwache und der Loggia publica (in welcher die öffentliche Bibliothek Paravia aufgestellt ist), und der Grünzeugplatz, der als Marktplatz dient. Unter den Kirchen zeichnet sich vor allem der Dom aus (der heil. Anastasia, der Schutzheiligen der Erzdiöcese Z., geweiht), der im 13. Jahrh. im lombard. Stil erbaut wurde und zu den merkwürdigsten Bauwerken des Mittelalters in Dalmatien zählt. In der Kirche San-Simeone ruhen die Gebeine des heil. Simeon, des sehr verehrten Schutzpatrons der Stadt, in einem kostbaren Sarge. Erwähnenswert sind noch die Kirchen San-Grisogono, die des Nonnenklosters Sta.-Maria, die Franziskanerkirche und der zu einem archäol. Museum benutzte Tempel San-Donato, im frühesten Mittelalter erbaut.

Z. ist Sitz der höchsten Verwaltungs-, Justiz- und Militärbehörden für das Kronland, einer Bezirkshauptmannschaft, sowie eines Erzbischofs, des Metropoliten des Landes, und eines griech.-orient. Bischofs und zählt (1881) 11861, als Gemeinde 24536 E., welche sich zum größten Teil der ital. Sprache bedienen. Die Stadt hat eine mit dem erzbischöfl. Centralseminar vereinigte theol. Lehranstalt, ein griech.-orient. Seminar, ein Obergymnasium, eine Unterrealschule, eine Hebammenschule, ein Theater, zwei Casinos und einen vom Feldmarschallleutenant von Welden 1829—30 angelegten Volksgarten, an den Sommerabenden der Sammelplatz der Elite der Einwohnerschaft; die Lehrerbildungsanstalt ist in Borgo Erizzo, einem 2½ km von der Stadt entfernten albanes. Dorf. Der wichtigste Industriezweig ist die Fabrikation des Marasquino (s. d.); überdies hat Z. eine Dampfmühle und eine Glasfabrik. Großhandel besitzt Z. nicht; der Verkehr beschränkt sich nur auf den Bedarf des Platzes, sowie der benachbarten Städtchen und Dörfer. Z. hat keine Brunnen und muß das Trinkwasser aus Cisternen entnehmen, unter denen die unter dem Namen der Cinque Pozzi (Fünf Brunnen) bekannte für ein Meisterstück der hydraulischen Baukunst (1574 wahrscheinlich nach dem Plane Sanmichelis ausgeführt) gilt. Ursprünglich zu einer unterirdischen Getreidevorratskammer bestimmt, wurde der Raum erst später zu seinem jetzigen Zwecke bestimmt. Seit Mai 1838 werden die Cisternen durch eine Wasserleitung versorgt. Spuren einer alten röm. Wasserleitung sind noch vorhanden, einzelne Strecken derselben wurden bei Errichtung der neuen benutzt. Z. war früher Hauptort einer gleichnamigen Grafschaft und wurde 1202 von den Venetianern mit Hilfe der franz. Kreuzfahrer erobert, später jedoch diesen wieder entrissen. Die Venetianer kauften 1409 die Grafschaft für 100000 Goldgulden vom König Ladislaw von Neapel zurück und behielten dieselbe im Besitz, bis sie 1797 mit Venedig an Österreich kam. Im J. 1805 trat Österreich die Stadt zur Einverleibung in das Königreich Italien an Frankreich ab, 1809 wurde dieselbe zu den illyr. Provinzen geschlagen und kam erst 1813 wieder in den Besitz Österreichs.

Zaragoza, s. Saragossa.

Zaránd, Marktflecken im ungar. Komitat Arad, am Zusammenflusse der Csiger mit der Schwarzen Körös, mit 2720 rumän. und magyar. E., die namentlich starken Tabaksbau betreiben. Nach diesem Orte wurde das ehemalige Komitat Z. benannt, dessen Hauptort Körösbánya gewesen.

Zaranka, s. Drangiane.

Zarate (Antonio), span. Dramatiker, s. Gil y Zarate (Don Antonio).

Zarate (Francisco Lopez de), span. Dichter, geb. um 1580 zu Logroño, diente in seiner Jugend als Militär und machte viele Reisen. Später trat er in die Dienste des Ministers Rodrigo Calderon,

Marques de Siete Iglesias, und erhielt eine Sekretärstelle im Ministerium des Auswärtigen. Er starb in Zurückgezogenheit und Armut 5. März 1658. Sein Hauptverdienst als Dichter besteht in einer Sammlung lyrischer Gedichte «Varias poesias», welche Sinngedichte, Romanzen, Idylle, Oden, Canzonen und Sonette enthält (Alcala 1619). Seine Tragödie «Hercules furente y Oeta» (Alcala 1651) ist in Anlage und Ausführung verfehlt. Nicht viel glücklicher war er als Epiker mit dem Gedicht «Invencion de la cruz» (Madr. 1648), worin er die Kreuzerfindung durch Konstantin d. Gr. besang.

Zarate (Fernando de), span. Dramatiker, Zeitgenosse des vorigen, schrieb mehrere Komödien, wie «La presumida y la hermosa» und «Mudarse por mejorarse» (beide stehen im 47. Bande der Biblioteca de autores españoles). Doch zeugen die meisten seiner Stücke mehr von Verstand und Geschicklichkeit in Verarbeitung eines gegebenen Stoffs als von eigentlich dramatischem Genie und von Phantasie. Auch unter den mystisch-ascetischen Dichtern hat sich dieser Z. einen Namen erworben, wiewohl seine einschlägigen Gedichte mehr durch ihre Orthodoxie dem Doktor der Theologie als durch ihre poetischen Vorzüge dem Dichter Ehre machen.

Zarathustra, s. Zoroaster.

Zara vecchia (das alte Biograd), Marktflecken in der Bezirkshauptmannschaft Zara in Dalmatien, mit gutem Hafen und lebhaftem Schiffsverkehr, Sitz eines Bezirksgerichts, zählt (1880) 675, als Gemeinde 5598 E. Der Ort liegt an der Stelle der alten Residenz der kroatischen Könige; die Feste Biograd war zugleich Bischofssitz. Als sie 1127 von den Venetianern zerstört wurde, übersiedelte der Bischof nach Scardona bei Sebenico. Die alten Bewohner waren ausgewandert und unter den Trümmern der alten Stadt siedelten sich Räuber an, welche jeden Verkehr unsicher machten und erst im 17. Jahrhundert vernichtet wurden. Auf dem gesäuberten Platze entstand der heutige Marktflecken.

Zaregrad, s. Zarigrad.

Zarew, Kreisstadt im europ. russ. Gouvernement Astrachan, an der Achtuba, einem Nebenflusse der Wolga, mit (1883) 6832 E. Z. ist in der Nähe der Ruinen von Saraj, der alten Residenz der Chane der Goldenen Horde erbaut. Im Kreise Z. liegt der Salzsee Elton (s. d.). Vom 6. bis 20. Nov. (a. St.) findet hier ein großer Jahrmarkt statt.

Zarewitsch, **Zarewna**, s. unter Zar.

Zarewokokschaisk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Kasan, an der Kleinen Kokschaga, umgeben von dichten Wäldern, mit (1883) 1506 E., treibt ausgedehnten Handel mit Bauholz, welches durch die Kokschaga in die Wolga geflößt wird, und hat eine große Branntweinbrennerei.

Zarge, soviel wie Einfassung, Rand oder Rahmen, z. B. einer Thür, einer Tischplatte u. s. w.

Zarigrad, Zaregrad, Zargrad (Zarenstadt), slaw. Name von Konstantinopel.

Zariza, s. unter Zar.

Zarizyn, Kreis- und Handelsstadt im russ. Gouvernement Saratow an der Wolga, die hier den Bach Zariza aufnimmt, hat einen bedeutenden Flußhafen, eine Kreis- und eine Kirgisenschule, eine Wohlthätigkeitsanstalt und Sauerbrunnen, die 1775 entdeckt wurden und in neuerer Zeit stark besucht sind, und zählt (1882) 31216 E. (gegen 4756 im J. 1849), darunter viele Kosaken, Tataren und Kirgisen, welche Viehzucht, Fischerei, Fabrikindustrie, städtische Gewerbe und Handel treiben. Der Aufschwung des Ortes datiert seit Eröffnung der Wolga-Don-Bahn nach Kalatsch (1862) und der Bahn Zarizyn-Grjasi (1871). Auch ist Z. Stapelplatz des Holztransports auf der Wolga. Einst war Z. die Hauptfeste der 1717 errichteten Zarizynschen Linie, welche von hier zum Don und der Ilawlamündung führte, aus einem starken Wall und Graben mit vier kleinen Festungen und 25 Vorposten bestand und zur Besatzung Dubowskische Wolgakosaken (Zweig der Donschen) hatte.

Zarizyno, Lustschloß der russ. Kaiser, mit schönem Park, an einem See, 12 km südlich von Moskau, mit dem es durch eine Eisenbahn verbunden ist, wurde vom Fürsten Potemkin für die Kaiserin Katharina II. sehr großartig angelegt, aber nie vollendet. Dabei liegt am andern Ufer des großen Sees das kleine Schloß Z., ein neueres, von Blumenpartien umgebenes kaiserl. Etablissement, welches gewöhnlich dem Kommandanten von Moskau zum Sommeraufenthalt dient. Am untern See oder dem See von Chachlowka liegt das Dörfchen Z.

Zarlino (Giuseppe), ital. Tonmeister, vornehmlich Theoretiker, geb. zu Chioggia bei Venedig 1519, wurde Geistlicher, studierte aber die Musik bei Hadrian Willaert und folgte 1565 seinem Mitschüler Cyprian de Rore als Kapellmeister an der Markuskirche. Diese Stelle bekleidete er bis zu seinem 14. Febr. 1590 erfolgten Tode. Z.s Kompositionen, welche hauptsächlich aus Kirchenwerken bestehen, zeigen im ganzen weniger Erfindung als Meisterschaft in der Faktur. Als Theoretiker dagegen nimmt Z. an Vielseitigkeit des Wissens wie auch an Gewandtheit der Darstellung die erste Stelle in seinem Jahrhundert ein. Sein Hauptwerk «Istituzioni harmoniche» erschien 1558 zu Venedig, dem die «Dimostrazioni harmoniche» daselbst 1571 zu weiterer Erläuterung folgten. In dem ersten Werke teilt er in Gesprächsform auch vieles über die damalige Musikpraxis mit, während das andere ganz nach der ältern scholastischen Weise die griech. Tongeschlechter, die harmonischen Verhältnisse der Intervalle u. dgl. abhandelt, wodurch er mit den damaligen musikalischen Reformern (unter anderm mit Vincenzo Galilei) in Streit geriet. Zur Ergänzung seiner frühern Schriften wie auch zur Widerlegung der Gegner ließ er gegen Ende seines Lebens die «Supplimenti musicali» (Vened. 1588) erscheinen, worauf seine sämtlichen Schriften, die musikalischen nebst einigen moralischen und erbaulichen, 1589 zu Venedig in vier Bänden gedruckt wurden. Sein Stil ist lebhaft, aber weitschweifig. Mehrere ältere Theoretiker übertreffen ihn im einzelnen; aber von dem Ganzen der alten, bis gegen Ende des 16. Jahrh. gültigen Musiklehre hat er die vollständigste Darstellung gegeben.

Zarncke (Friedr.), ausgezeichneter Germanist, geb. 7. Juli 1825 zu Zahrenstorf bei Brüel in Mecklenburg-Schwerin, besuchte bis 1844 das Gymnasium zu Rostock und widmete sich dann auf den Universitäten zu Rostock, Leipzig und Berlin philol., insbesondere germanistischen Studien. Nachdem er 1847 zu Rostock promoviert, wandte er sich abermals nach Berlin und von da 1848 nach Baumgartenbrück bei Potsdam, wo er die Meusebachsche Bibliothek ordnete und deren Verkauf an die königl. Bibliothek zu Berlin vermittelte. Ostern 1850 ging er nach Leipzig und begründete daselbst das noch jetzt bestehende kritische Organ «Litterarisches

Centralblatt für Deutschland». Im Sommer 1852 habilitierte sich Z. an der leipziger Universität mit einer Abhandlung über den «Deutschen Cato», die bald darauf in erweiterter Gestalt im Druck erschien (Lpz. 1852). Diesem folgte die Ausgabe des «Narrenschiffs» (Lpz. 1854) von Seb. Brant, welche für die Litteratur des 15. und 16. Jahrh. als mustergültig aufgestellt werden kann. An dem damals sich erhebenden Streite über das Nibelungenlied beteiligte er sich durch die Schrift «Zur Nibelungenfrage» (Lpz. 1854), durch eine Ausgabe der Dichtung (Lpz. 1856; 5. Aufl. 1875, außerdem eine Schulausgabe mit Grammatik und Glossar, seit 1875 in fünf Auflagen verbreitet) und durch die «Beiträge zur Erläuterung und Geschichte des Nibelungenliedes» (Lpz. 1857). Im J. 1858 erfolgte Z.s Ernennung zum ord. Professor der deutschen Sprache und Litteratur an der Universität Leipzig. Infolge einer ernsten Erkrankung brachte er das J. 1859—60 in Italien zu. Seitdem erschienen von ihm in den «Sitzungsberichten» der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften «Beiträge zur mittelalterlichen Spruchpoesie» (1863) nebst «Weitern Beiträgen» (1865 und 1870); ferner «Über die Praefatio ad librum antiquum etc.» (1865), den altsächs. Hêliand betreffend; «Über die Trojanersage der Franken», über das althochdeutsche Gedicht «Muspilli» (1866), über das althochdeutsche Georgslied (1874), über zwei mittelalterliche Rhythmiken (1871) u. a. In den «Abhandlungen» der genannten Gesellschaft der Wissenschaften erschien 1877 eine Ausgabe des «Graltempels» aus dem jüngern Titurel mit Erklärungen. Bei Gelegenheit der hundertjährigen Wiederkehr des Tages, an welchem Goethe in Leipzig immatrikuliert worden war, schrieb er «Über den fünffüßigen Jambus mit besonderer Rücksicht auf seine Behandlung durch Lessing, Schiller und Goethe» (Lpz. 1865). Seit dem J. 1874 beschäftigte ihn in einer Reihe von Untersuchungen die Sage vom Priester Johannes, über die er 1874—75 fünf akademische Programme und seit 1876 mehrere Abhandlungen in den Schriften der königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften herausgab; es sollen im ganzen drei Abhandlungen werden, von denen die zweite zuerst, 1876, die erste 1879 erschien. Über die «Geschichte der Gralsage» handelt ein umfänglicher Aufsatz in Paul und Braunes «Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur» (Bd. 3, Halle 1876), die auch sonst noch mehrfach Untersuchungen von Z. gebracht haben. Ferner schrieb er «Christian Reuter, der Verfasser des Schelmuffsky, sein Leben und seine Werke» (Lpz. 1884). Neben der deutschen Litteratur und Sprache beschäftigte sich Z. mit quellenmäßigen Studien über die Geschichte der deutschen Universitäten. Von selbständigen Schriften gehören hierher: «Die urkundlichen Quellen zur Geschichte der Universität Leipzig» (Lpz. 1857), «Die deutschen Universitäten im Mittelalter» (Lpz. 1857), «Acta Rectorum universitatis studii Lipsiensis» (Lpz. 1860), «Die Statutenbücher der Universität Leipzig» (Lpz. 1861). Mehrere auch zum Druck gelangte Reden, die er als Rektor und Prorektor gehalten, handeln über wichtige Momente der leipziger Universitätsgeschichte. Ein besonderes Interesse wandte Z. der Kritik der Goethe-Bildnisse zu, über die er wiederholt in Zeitschriften schrieb.

Zaroto (Antonio), Buchdrucker, druckte von 1471 bis 1497 in Mailand auf Kosten einer Gesellschaft, welche sich zum Druck und zur Herausgabe von Büchern gebildet hatte. Die Statuten dieser ersten bekannten Buchdruckassociation sind noch erhalten und gewähren einen interessanten Einblick in den damaligen Geschäftsverkehr.

Zarskije-Kolodzy, eine Ansiedelung im russ. Gouvernement Tiflis, in Transkaukasien, Kreis Signach, 30 km von der Kreisstadt, am Postwege von Tiflis nach Signach, am Fuße des Berges Tschueti, mit 761 E., sämtlich Russen. Am Fuße des Tschueti liegt ein Salzsee und am Berge entspringen Salzquellen.

Zárskoje-Sélo (d. i. Zarendorf), kaiserl. russ. Lustschloß und Hauptsommerresidenz, 20 km südlich von Petersburg, unweit der Duderhoffschen Berge, einer ausgedehnten Hügelreihe, entstand aus einer sehr kleinen Anlage, welche Peter d. Gr. für sich und seine Gemahlin hier begründete, und zu welcher später ein Lustpark, der Tiergarten genannt, hinzukam. Seit 1716 erhielt die Kolonie ihren jetzigen Namen und eine stattliche Kirche. Elisabeth erbaute 1744 das gegenwärtige prächtige Schloß, welches Katharina II. mit großen Kosten ausschmücken ließ und zu ihrem Lieblingsaufenthalt wählte. Das Hauptgebäude ohne Seitenflügel ist 230 m lang und hat 79 Fenster in der Fronte. Die Zieraten, mit denen das Äußere des Schlosses überladen, ließ Katharina vergolden; später wurden sie mit gelber Farbe überstrichen, da die Vergoldung durch die Strenge des Klimas und den Brand von 1820 sehr gelitten hatte. Das Innere ist überreich ausgestattet. Der Ballsaal ist 40 m lang und 15 m breit. Ein kleiner Salon ist an den Wänden ganz mit Bernstein bekleidet, den Friedrich Wilhelm I. der Kaiserin Anna geschenkt hatte. Die Wände anderer Gemächer sind ausgelegt mit Achat, Jaspis, Perlmutter und andern kostbaren Steinen und Stoffen. Berühmt ist die prachtvolle, durch den Architekten Cameron erbaute, von der Gartenseite an das Schloß stoßende Marmorgalerie in zwei Etagen, von zwei Seiten durch große Glasfenster geschützt, 80 m lang und 8 m breit. Um die obere Etage läuft eine Kolonnade aus Marmor, unter welcher Büsten aufgestellt sind. Reizend ist von hier der Blick auf den Garten und dessen See. Ein neuer, von Alexander I. in einfacherm Stil erbauter Palast dient der kaiserl. Familie zum Sommeraufenthalt. Unter den Gemälden, welche dieser birgt, zeichnen sich besonders aus die meisterhaften ital. und sicilian. Ansichten von Phil. Hackert, die derselbe in der Villa Albano schuf; desgleichen mehrere sehr sauber ausgeführte Sepiazeichnungen russ. und finn. Gegenden von Kügelgen. Der auf einem Sumpfterrain angelegte Park ist durch Kunstfleiß einer der schönsten bei Petersburg geworden. Hauptsächlich hervorzuheben sind in ihm eine got. Schloßburgruine mit der herrlichen Christusstatue aus Marmor von Danneker und eine berühmte Najade mit zerbrochenem Wasserkrug, woraus Quellwasser strömt. An der Straße nach Pawlowsk errichtete Alexander I. einen herrlichen gußeisernen Triumphbogen mit der russ. und franz. Aufschrift: «Meinen teuern Waffenbrüdern». Das Städtchen Zárskoje-Sélo, welches auch den Namen Sofia trägt, hat sich durch die Eisenbahn (die erste russische), die seit 1838 die Stadt mit der Residenz und dem kaiserl. Lustschloß Pawlowsk verbindet, sowie durch Überführung mehrerer Kreisbehörden sehr vergrößert und zählt (1884) 14966 E. Das 1811 gegründete und lange Zeit berühmte Lyceum besteht nicht

mehr, wohl aber eine Offizierschießschule und ein Arsenal, welches verschiedene Kriegsreliquien von Franz I., Heinrich IV., Ritter Bayard, Napoleon, den türk. Sultanen u. s. w. verwahrt. In der Nähe von Z. liegen die kaiserl. Lustschlösser Tschesme, Pawlowsk, Krasnoje-Selo und Gatschina.

Zarta, Stadt, s. Arta.

Zärthe, Fisch, s. unter Brachsen.

Zartried, Pflanzengattung, s. Isolenis.

Zastrow (Adolf Heinr. von), preuß. General der Infanterie, geb. zu Danzig 11. Aug. 1801, trat 1819 als Offizier aus dem Kadettenkorps in das 1. Garderegiment zu Fuß, besuchte 1823—25 die Allgemeine Kriegsschule, wurde 1826 zum Ingenieurkorps, 1834 zum Topographischen Bureau und 1839 nach der Türkei kommandiert, kehrte jedoch noch in demselben Jahre von dort zurück. Im J. 1841 zum Hauptmann und 1843 zum Chef der Leibkompagnie des 1. Garderegiments ernannt, wurde er 1. April 1848 zur schlesw.-holstein. Armee kommandiert und führte deren Vorhutbrigade, im Mai zum Major befördert und im Mai 1849 zum Divisionskommandeur in der schlesw.-holstein. Armee ernannt. Nach seiner Rückberufung nach Preußen wurde Z. im April 1850 Bataillonskommandeur in dem damaligen Königs- (2.) Regiment, 1852 Kommandant von Stralsund, 1853 Oberstlieutenant, 1855 Oberst und im Mai 1856 Kommandeur des 28. Infanterieregiments, im August desselben Jahres aber Kommandeur des Kaiser-Alexander-Grenadierregiments. Nachdem Z. 1858 zum Generalmajor und im Jan. 1863 zum Generallieutenant und Kommandeur der 11. Division aufgestiegen war, besetzte er Anfang 1863 mit seiner Division die oberschlef.-poln. Grenze zum Schutze gegen die poln. Insurgenten.

Im Deutschen Kriege von 1866 führte er diese Division mit großer Auszeichnung, namentlich bei Königgrätz, wo er Nechanitz, Wsestar und Rosberitz erstürmte und den Orden pour le mérite erwarb. Nach diesem Kriege wurde Z. zum kommandierenden General des 7. Armeekorps in Münster und 22. März 1868 zum General der Infanterie ernannt und führte dieses Korps 1870 gegen Frankreich, wo er an den Schlachten bei Spicheren und Gravelotte-St.-Privat, sowie der Einschließung von Metz teilnahm. Nach dem Falle von Metz übernahm Z. zunächst das Kommando in der Festung, eroberte dann die Festungen Diedenhofen, Montmédy, Longwy und Mézières, führte zu Anfang Dezember sein Korps auf Châtillon-sur-Seine, rückte dann gegen die Loire vor und wurde endlich zur Unterstützung des Generals von Werder herangezogen und der Südarmee unter General von Manteuffel zugeteilt. Nach dem Frieden ernannte ihn der Kaiser zum Chef des 1. Schlesischen Grenadierregiments Nr. 10 und bei Bewilligung des Abschieds im Aug. 1871 zum Mitgliede der Landesverteidigungskommission. Im März 1872 wurde dem General eine der vom Kaiser verteilten Dotationen zuteil. Z. starb 12. Aug. 1875 zu Schöneberg bei Berlin. Er veröffentlichte «Handbuch der vorzüglichsten Schriften und Muster der Befestigungskunst» (Berl. 1828; 3. Aufl. unter dem Titel «Geschichte der beständigen Befestigungskunst», Lpz. 1854), «Carnot und neuere Befestigung» (Lpz. 1840), wie durch eine Übersetzung von Vaubans «Traité de l'attaque des places» unter dem Titel «Angriff und Belagerung fester Plätze» (Berl. 1841).

Zator, Stadt und Herzogtum in Galizien, s. u. Auschwitz.

Zauberei, s. Magie.

Zauberkraft des Schlangenblicks, s. u. Hypnotismus, Bd. IX, S. 510ª.

Zauberlaterne, s. Laterna-magica.

Zauden, Gaugerichte in Böhmen, s. Cuden.

Zauke, Pflanzenart, s. unter Convallaria.

Zaumgeld, s. Halftergeld.

Zäumung dient zur Führung der Reit- und Zugpferde, im weitern Sinne auch zum Anbinden der Tiere. Die Einwirkung der Z. erfolgt auf die Lippen, bezw. auf die Kinnladen und zwar die zahnlosen Stellen des Hinterkiefers zwischen Schneide- und Backzähnen, in besondern Fällen auch auf das Nasenbein des Tieres. Gewöhnlich trägt das Pferd im Maule ein der Breite des letztern entsprechendes Gebiß aus Eisen oder Stahl, welches die unmittelbare Wirkung auf Lippen und Kinnladen ausübt. Die Verbindung mit dem Kopfe des Pferdes erhält das Gebiß durch das Kopfgestell aus Leder, welches häufig auch zum Anbinden des Pferdes benutzt wird. Die Wirkung auf das Gebiß erfolgt durch die Zügel, welche ganz oder gespalten sein können. Die einfachste Art der Z. ist die Trense (s. d.), deren Gebiß auch an der zum Anbinden des Pferdes bestimmten Kopfbekleidung, der sog. Halfter, befestigt werden kann, welche dann Reithalfter heißt. Stärker wirkend als die Trense ist die Kandare (s. d.). Beim Kappzaum wirkt durch das Anziehen der Zügel der Druck eines eisernen Bandes auf die Nase des Tieres. Derselbe wird bei Pferden nur als Dressurmittel, bei Maultieren auch als regelmäßige Zäumung angewandt.

Zur Unterstützung der Wirkung der gewöhnlichen Z. dienen die Hilfszügel, welche ein Pferd weniger in eine ihm fremde Stellung hineinzwängen, als dasselbe vielmehr in den Grenzen einer ihm möglichen Stellung erhalten sollen. Hierher gehören die einfachen und doppelten Sprungzügel, letztere auch Martingalle genannt, welche den Pferdekopf in einer tiefen Stellung erhalten und dem Steigen entgegenwirken sollen. Der einfache Sprungzügel wird am Kinnstück der Trense oder am Nasenriemen der Reithalfter befestigt und nach dem Bauchgurt des Sattels geführt, beim Martingalle gehen die Trensenzügel durch Ringe, welche an einem vom Sattelgurt ausgehenden zweiteiligen Riemen sitzen. Die Faust wirkt so von unten nach oben. Die einfachen beziehentlich doppelten Schlaufzügel dienen zum Beizäumen. Sie gehen vom Sattelgurt aus durch die Kinnriemen beziehentlich beide Ringe der Trense und werden am Sattel festgebunden, können auch nach Bedarf mit der Hand ergriffen werden. Zum Aufrichten dienen die Aufsetzzügel, welche durch Ringe an den Backenstücken des Kopfgestells zur Faust des Reiters laufen. Die Führung der nicht unter dem Reiter gehenden Zugpferde wird mittels der Trense bewirkt, die Kandare, welche am Rückenkissen angebunden wird, dient lediglich zum Aufrichten. Beim zwei-, vier- und mehrspännigen Zug vom Bock aus wird mit der sog. Kreuzleine geführt. Die Zügel sind so eingerichtet, daß der rechte Zügel zu den rechten, der linke zu den linken Trensenringen beider Pferde geht. (Vgl. auch Longe, Spanischer Reiter.)

Zaun, die Umfriedigung eines Grundstücks, im engern Sinne eine solche, die aus Holzpfählen, Latten oder Brettern oder auch aus einer lebendigen Hecke besteht. (S. Einfriedigung.)

Zaunammer (Emberiza cirlus), ein 158 mm langer, 240 mm klafternder Vogel aus dem Geschlecht der Ammern (s. d.), der auf der Oberseite grau mit braun und schwarz gefärbt und gezeichnet ist. Am Auge finden sich zwei gelbe, durch Schwarz getrennte Streifen, die Kehle ist in ihrem obern Teile schwarz, im untern bis zur Brust lebhaft, die übrige Unterseite matter gelb. Das Weibchen ist ohne die schwarzen Zeichnungen an Kopf und Kehle. Der Vogel findet sich in ganz Südeuropa, im mittlern nur in den westl. Teilen bis England, einzeln auch in Südwestdeutschland.

Zaunäpfel, s. unter Apfel, Apfelbaum.

Zauneidechse (Lacerta stirpium, Tafel: Reptilien I, Fig. 4), eine bis 20 cm lang werdende, in ganz Europa diesseit der Alpen häufige Eidechse von vorherrschend grauer Färbung, welche beim Männchen an den Seiten und unten grünlich oder bläulich mit schwarzen Flecken wird; beim Weibchen sind die Körperseiten schwarz und weiß getüpfelt, die Unterseite ist fahl. Die Z. neigt sehr zu Varietätenbildungen, fast kein Exemplar ist dem andern ganz gleich gefärbt und gezeichnet.

Zäunemann (Sidonie Hedwig), gekrönte Dichterin des 18. Jahrh., geb. 15. Jan. 1714 zu Erfurt, wurde zuerst bekannt und berühmt durch eine «Ode auf die am Rhein stehenden sämtlichen Herren Husaren» (1735). Sie fand einen plötzlichen Tod 11. Dez. 1740, als sie, unterwegs nach Ilmenau, bei Langenwiesen die angeschwollene Gera durchreiten wollte. Im Druck erschienen von ihr «Poetische Rosen in Knospen» (Erfurt 1738) und «Die von denen Faunen gepeitschten Laster» (Frankf. 1736). Vgl. P. Cassel im «Weimarischen Jahrbuch» (Bd. 3).

Zauner (Franz, Edler von Feldpaten), Bildhauer, geb. 1746 zu Feldpaten im tirol. Oberinnthal, wanderte 1766 nach Wien, wo ihn der Akademieprofessor Schletterer fünf Jahre lang unterrichtete und sein großer Fleiß ihm die Studien an der Akademie erleichterte. Von Schletterer ging er zu dem Hofbildhauer Beyer, welcher damals den reichen Statuenschmuck für Schönbrunn besorgte. Der Neid des Lehrers unterdrückte jedoch Z.s Selbständigkeit, bis es letzterm durch die Förderung des Fürsten Kaunitz gelang, sein Brunnenmodell für den Schloßhof durchzusetzen. Zugleich sendete ihn Marie Theresia nach Italien, wo er von 1776 bis 1780 weilte. Als Professorsadjunkt zurückgekehrt, später Professor, Direktor und Hofstatuarius, leitete er die österr. Plastik vom Barockstil zum Klassizismus über. Z.s bedeutendste Leistung ist das 1807 vollendete Bronzedenkmal Kaiser Josephs II. in Wien, anläßlich dessen er sich um die Wiederbelebung der tiefgesunkenen Erzgießerkunst in Österreich große Verdienste erwarb. Eine kleinere Wiederholung steht im Park zu Schönbrunn. Andere Werke Z.s sind das marmorne Denkmal Kaiser Leopolds II. in der Augustinerkirche, vier kolossale Karyatiden am Palais Fries, Grabdenkmal des Grafen Fries in Vöslau 1788, Büsten des Kaisers Franz, der Grafen Wrbna und Hohenberg. Er starb in Wien 3. März 1822.

Zaun- und Pfahlgerichte, s. Pfahlgerichte.

Zaunkönig (Troglodytes), eine aus 15 Arten bestehende Gattung kleiner munterer Vögel aus der Familie der Sänger, von unansehnlicher Farbe, mit dünnem, vorn stark zusammengedrücktem, bei ausländischen Arten schwach gebogenem Schnabel, mittelhohen, dünnen Füßen, runden Flügeln und kurzem, aufrechtem Schwanze, welche in der Alten Welt bis zum Himalaja, in der Neuen bis über den südl. Wendekreis hinausgehen. Europa besitzt nur eine Art, den gemeinen Zaunkönig (T. parvulus, Tafel: Singvögel, Fig. 14), nächst dem Goldhähnchen der kleinste europ. Vogel; er mißt nur etwas über 10 cm. Sein Gefieder ist oben rotbraun mit gewässerten dunklern Querstreifen, unten weißlich. In Deutschland weilt er als Stand- oder Strichvogel das ganze Jahr hindurch, nistet in dem verwachsenen Gesträuch dichter Laubwälder, zwischen welchem er schnell dahinschlüpft, auch in Hecken und Dächern einsamer Häuser. Er lebt von Insekten, deren Eiern und Puppen, im Herbst von Fliederbeeren. Sein Nest ist rundlich, von Moos und feinen Würzelchen auf einer Unterlage von dürren Blättern künstlich erbaut, und hat den Eingang an der Seite. Selbst im Winter läßt der Z. seinen leisen Gesang hören, wenn die Sonne scheint. In der Gefangenschaft hält sich der Z. nur kurze Zeit. Auf den Faröern findet sich eine ständige, etwas größere Abart, aus der man eine eigene Art (T. borealis) hat machen wollen.

Zaunlilie, s. Anthericum. — **Zaunrebe**, s. Ampelopsis. — **Zaunrübe**, s. Bryonia. — **Zaunschere**, s. u. Gartengeräte. — **Zaunwinde**, s. unter Convolvulus.

Zäupchen, s. unter Convallaria.

Zawichost, Flecken im Gouvernement Radom in Russisch-Polen, Kreis Sandomierz, an der Weichsel, mit 3298 E., hat starke Getreideausfuhr und ausgezeichnete Marmor- und Kalksteinbrüche.

Zawisza, der Schwarze, ein durch seine Tapferkeit berühmter poln. Ritter, lebte in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. Er diente im Heere des deutschen Kaisers Sigismund und wurde von demselben sehr geschätzt. Auf die Nachricht von dem Zuge Jagellos gegen die Kreuzritter eilte er nach Polen und kämpfte in der Schlacht bei Tannenberg. Jagello benutzte ihn zu wichtigen Sendungen an das Konzil zu Kostnitz und die Könige von England und Frankreich. Später trat Z. wieder in des Kaisers Dienste und kämpfte gegen die Hussiten. Er fiel im Türkenkriege 1428.

Zayner, Buchdrucker, s. Zainer.

Zbarasz (Zbaraž), Stadt und Sitz einer Bezirkshauptmannschaft in Ostgalizien mit (1880) 8062 E., größtenteils Ruthenen, liegt nördlich von Tarnopol an einem Seitenbach des Szereth, der zum Dnjestr geht, nahe der russ. Grenze, hat ein altes befestigtes Schloß aus der Zeit, wo Z. Hauptort eines russ. Fürstentums war, und treibt lebhaften Handel mit Getreide, Schweinen und Speck.

Zbirow, Marktflecken in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Horzowitz, an der Böhmischen Westbahn, ist Sitz eines Bezirksgerichts, hat ein altes Schloß und zählt (1881) 1861 slaw. E. Die Domäne Zbirow ging nach der Schlacht am Weißen Berge 1620 aus dem Besitz der Fürsten von Lobkowitz an die Krone über und wurde 1868 an Strousberg verkauft, der hier große industrielle Etablissements anlegte, wie Gießereien, eine Waggonfabrik, Eisenhohöfen u. s. w. Seit 1878 ist die Domäne in Besitz der Fürsten Colloredo-Mansfeld.

Zea, Getreide, s. Mais.

Zea oder Kea, im Volksmunde gewöhnlich Tschia, bei den Alten Keos (s. d.) genannt, eine der Cykladischen Inseln Griechenlands, bildet mit den Inseln Thermia und Seriphos eine Eparchie

des Nomos Kyklades, hat eine ovale Gestalt und ein Areal von 103 qkm, ist bergig, doch im höchsten Punkte, dem heil. Eliasberg, nur 568 m hoch und gehört zu den fruchtbarern Inseln des Archipelagus. Die Insel erzeugt Weizen, starken Rotwein, Feigen und andere Südfrüchte, Honig, Baumwolle, Seide und besonders viel Velanidia, d. i. Galläpfel oder Knoppern. Die Südfrüchte, besonders die Citronen, sind vorzüglich und werden größtenteils nach Athen, Euböa und der Türkei ausgeführt. Die Baumwolle wird zu groben Stoffen verarbeitet; die Seide findet ihren Absatz nach Athen und Syra, der Wein größernteils nach den Küsten des Festlandes. Den Hauptartikel der Ausfuhr nach Europa und Kleinasien bilden die Knoppern. Die Mennige, welche im Altertum den wichtigsten Ausfuhrartikel der Insel, besonders nach Attika, bildete, wird jetzt nicht mehr daselbst fabriziert. Die Einwohner, (1879) 4311, sind fast alle Landbauer und leben alle in der Stadt Zea oder Tschia, auf der Stelle der alten Stadt Julis, bei der man einen aus dem Felsen gehauenen kolossalen Löwen sieht. Vgl. Miliarakis, «Beschreibung der Kykladen» (neugrch., Athen 1880).

Zebaoth, in der luth. Bibelübersetzung mißverständlich als Beiname Gottes gebraucht («Der Herr Z.»), ist ein hebr. Plural (von sâbâ, d. i. das Heer), welcher «die Heerscharen» bezeichnet. Der Name «Herr der Heerscharen» bezeichnet Gott bald als König der irdischen Heerscharen Israels, bald als solchen des Sternenheers am Himmel und der himmlischen Heerscharen der Engel, welche den Hofstaat Gottes bilden.

Zebelda, s. unter Abchasen.

Zeben (magyar. Kis-Szeben), königl. Freistadt im Komitat Sáros (Ungarn), an der Tarcza in reizender Lage, Station der Linie Abos-Orlo der Kaschau-Oderberger Bahn; die innere Stadt ist noch großenteils mit getürmten Steinmauern umgeben. Die ehedem bedeutendere Stadt war ursprünglich nur von Deutschen bewohnt; jetzt sind die (1880) 2825 E. größtenteils Slowaken. Die Umgebung gleicht einem Obstgarten.

Zeber Pascha, Sohn des frühern Sultans von Dar Für, war 1873 als ägypt. Agent südlich von Kordofan thätig und wurde, nachdem Ismael Pascha dieses Land erobert und dem ägypt. Reiche im Sudan als Provinz einverleibt hatte, dort als Gouverneur eingesetzt. Gordon enthob ihn, als er 1877/81 ägypt. Generalgouverneur im Sudan war, dieser Stellung, weil Z. den Sklavenhandel heimlich begünstigte und durch Bedrückung des Volks 1877 einen Aufstand in Kordofan veranlaßte, ließ auch späterhin Z.s Sohn, welcher in die Negerländer südlich von Kordofan eingefallen war, um Sklaven zu fangen, hinrichten. Als jedoch Gordon im Febr. 1884 von Kairo abermals nach Chartum reiste, um dort die obere Leitung des ägypt. Sudan zu übernehmen, ließ er sich von Z. begleiten und beabsichtigte, denselben in Dar Für, wo er starken Anhang besaß, als Sultan einzusetzen und gegen den Mahdi zu verwenden. Z. erwies sich indessen als so unverbesserlicher Trunkenbold, daß Gordon ihn bald nach Ägypten zurückschickte, ihn trotzdem jedoch späterhin für die Stelle des Generalgouverneurs des Sudan in Vorschlag brachte. Die Ernennung Z.s unterblieb jedoch auf Einspruch Gladstones, und Z. soll am Falle Chartums und der Ermordung Gordons durch seine Verbindungen im Sudan mitgewirkt haben.

Zebra, eine in Südafrika vorkommende Gruppe dem Esel verwandter Pferdearten, die sich durch schwarzbraune Streifen auf dem lichtern Grunde des Fells auszeichnen und deshalb auch unter dem Namen Tigerpferde (Hippotigris) als Gattung unterschieden werden. Sie leben herdenweise, sind scheu und wegen ihrer Tücke und Widerspenstigkeit nicht zu zähmen. Zu dieser Gruppe gehört das Z. (Equus Z., Tafel: Einhufer, Fig. 4), ein schöngezeichnetes Tier, schwarz auf weißem Grunde nicht nur über den ganzen Kopf, Körper und Hals, sondern auch über die Beine gestreift. Durch minder vollständige Ausbildung der Streifen bleiben beim Dauw (E. Burchellii)) oder dem Burchells-Zebra die Beine weiß. Auch gehört hierher das Quagga (s. d.). Die Größe dieser Tiere kommt der eines kleinen Pferdes gleich.

Zebraholz, s. Palmenholz.

Zebraschnecke (Achatina zebra), die größte Landschnecke, deren ovales, weißes, der Quere schwarzgebändertes Gehäuse über 16 cm lang wird; sie findet sich in Madagaskar.

Zebu (Bos indicus), asiat. Buckelochse, s. Ochs.

Zecchine (Zecchino) heißt eine frühere, ursprünglich venet., seit dem Ende des 13. Jahrh. geprägte Goldmünze, welche ihren Namen von der Münzanstalt (Zecca) erhielt. Die Münze selbst ist von Dukatengröße, fast genau $3\frac{1}{2}$ g schwer, $993{,}056$ Tausendteile fein, im Werte von $6\frac{2}{3}$ deutschen Mark und stellt den heil. Markus dar, wie er dem Dogen die Kreuzesfahne überreicht. Auf dem Revers befindet sich ein Heiliger, in einem Oval von Sternen umgeben, und die Umschrift: «Sit tibi, Christe, datus, quem tu regis, iste ducatus.» Die Z. war nur etwa 6 deutsche Pfennige wertvoller als der spätere Dukaten (s. d.) nach dem deutschen Reichsfuße. In der ältern Zeit waren die Z. von ganz feinem Golde (thatsächlich 23 Karat 10—11 Grän fein) und galten 22 Lire; später wurden sie von Österreich 23 Karat 10 Grän fein und im Gewicht von 814 wiener Richtpfennigteilen ausgeprägt, sodaß $67{,}0684$ Stück auf die köln. Mark rauh, $67{,}5575$ Stück auf die köln. Mark fein gingen. Die Z. enthielten nie eine Jahrzahl. Österreich prägte sie als Handelsmünze noch bis 1822. Der Name des letzten Dogen von Venedig, Ludovico Manin, wurde in der Umschrift beibehalten. Die Z. sind auch in halben und Viertel-, sowie in mehrfachen Stücken vorhanden und in großer Zahl, besonders für den levantischen Handel, ausgeprägt worden.

Zechanowez, s. Ciechanowiec.

Zeche, ein angeblich aus dem Slawischen stammendes Wort, welches eine Zusammenkunft bedeuten soll, ist in der Bergmannssprache die Bezeichnung für Bergwerk, Grube, zum Teil auch für Gewerkschaft; Zechenhaus oder Huthaus ist das Verwaltungsgebäude, der Versammlungsort für die Bergleute; Zechen- oder Anfahrwege, Häuersteige sind die zu einer Grube führenden Wege; Zechenzeug, Arbeitsanzug der Bergleute.

Zechenfeld, s. Feld (bergmännisch).

Zechstein ist ursprünglich der Name für einen dichten, grauen, bituminösen Kalkstein, welcher in Thüringen den Kupferschiefer bedeckt und durch welchen deshalb die Schächte der mansfeldischen Kupferschiefergruben (Zechen) niedergebracht werden müssen. Nach diesem Gestein hat man dann eine ganze Formation Zechsteinformation benannt, welche im nordwestl. Deutschland zwischen

dem Rotliegenden und bunten Sandstein liegt. Diese Formation ist in ihrer besondern Entwickelung nur auf diesen Teil von Deutschland beschränkt. Ihre obere Abteilung besteht aus Stinkstein, Dolomit (oft von Höhlen durchzogen, wie bei Liebenstein), Gips (ebenfalls mit Höhlen, sog. Gipsschlotten), Thon und Steinsalz, welches letztere z. B. zu den Salinen bei Artern und Frankenhausen Veranlassung gegeben hat und im Verein mit Kalisalzen das Objekt der großartigen staßfurter Berg- bau- und Fabrikindustrie ist. Die untere Abteilung besteht aus dem eigentlichen Z., der nach unten in schwarzen bituminösen Mergelschiefer übergeht, dessen unterste Schicht oft der sog. Kupferschiefer bildet, d. i. ein kupfererzhaltiger, schwarzer, bituminöser Mergelschiefer, der wieder gewöhnlich auf einer oft auch noch kupfererzhaltigen grauen Sandsteinschicht, dem sog. Grau- oder Weißliegenden, ruht. Es sind verhältnismäßig nur wenige Arten von Versteinerungen, welche in dieser Formation auftreten; unter diesen aber sind einige ungemein häufig und charakteristisch, so namentlich ein Fisch aus der Ordnung der Glanzschupper: Palaeoniscus Freieslebenii, und eine zweischalige Muschel aus der Familie der Brachiopoden: Productus horridus. Im Dolomit sind gewisse Bryozoën sehr häufig und bilden am Rande des Thüringerwaldes kleine Riffe. Die Zechsteinformation bildet mit dem Rotliegenden die Dyas (s. d.).

Zecke, milbenartiges Gliedertier, s. Holzbock.

Zedekia, Sohn des Josia, hieß ursprünglich Matthanja und wurde 599 v. Chr. von Nebukadnezar, dem Könige von Babylon, als König von Juda eingesetzt, 588 aber, nach der Eroberung Jerusalems, von jenem geblendet und in die sog. Babylonische Gefangenschaft geführt. — Z. hießen auch mehrere falsche Propheten in Israel und Juda.

Zedler (Joh. Heinr.), Buchhändler, geb. 1706 zu Breslau, etablierte sich zunächst in Freiberg und siedelte dann nach Leipzig über. Er wurde zum preuß. Kommerzienrat ernannt und starb in Leipzig um 1760. Am bekanntesten ist er durch das von ihm herausgegebene «Große vollständige Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste» (64 Bde., Lpz. 1731—50; Supplemente, 4 Bde., 1751—54), welches in Bezug auf manche Gegenstände noch immer schätzenswerte Materialien bietet.

Zedlitz (Jos. Christian, Freiherr von), namhafter deutscher Dichter, geb. 28. Febr. 1790 zu Johannisberg in Österreichisch-Schlesien, besuchte das Gymnasium zu Breslau, trat aber 1806 in ein österr. Husarenregiment und nahm als Ordonnanzoffizier des Fürsten von Hohenzollern an dem Feldzuge von 1809 ehrenvollen Anteil. Familienverhältnisse veranlaßten ihn jedoch, den Abschied zu nehmen, und er widmete sich nun seinen litterarischen Neigungen. Im J. 1837 erhielt er eine Anstellung im Ministerium des Äußern, wo er in naher Beziehung zum Fürsten Metternich stand. Seit 1851 vertrat er auch noch Sachsen-Weimar und Nassau als Ministerresident, sowie Braunschweig, Oldenburg und Reuß als Geschäftsträger am österr. Hofe. Z. starb 16. März 1862 zu Wien. Sein erstes größeres Werk waren die 1828 erschienenen «Totenkränze», canzonenartige Gedichte, in denen er in schwungreicher Sprache das Andenken großer Toten feiert. In seiner spätern Sammlung «Gedichte» (1832; neue Aufl., Stuttg. 1860) hat besonders seine Ballade «Die nächtliche Heerschau» große Popularität erlangt. Auch von seinen «Dramatischen Werken» (4 Bde., Stuttg. 1830—36; neue Aufl. 1860) erregten einige Stücke mehr als gewöhnliches Interesse. Besonders gilt dies von dem Trauerspiel «Der Stern von Sevilla», das einem span. Original nachgebildet ist, und dem Schauspiel «Kerker und Krone», in welchem er Tassos letzte Lebenstage behandelt. Weniger Beachtung fanden seine epischen Poesien, wie das «Waldfräulein» (neue Aufl., Stuttg. 1860) und «Altnord. Bilder» (2 Bde., Stuttg. 1850; neue Aufl. 1860). Viel Erfolg hatte 1848 sein «Soldatenbüchlein» (neue Aufl., Stuttg. 1860), welches Lieder enthielt, durch die er auf das Selbstgefühl des österr. Heers zu wirken suchte. Außerdem ist von Z.' Werken noch eine gute Übersetzung von Lord Byrons «Childe Harold» (1836) zu nennen.

Zedlitz (Karl Adam, Freiherr von), preuß. Staatsmann, geb. 4. Jan. 1731 zu Schwarzwalde bei Landeshut, besuchte die Ritterakademie in Brandenburg und das Carolinum zu Braunschweig und wurde 1755 Referendar beim Kammergericht, 1759 Oberregierungsrat in Breslau und 1770 Wirklicher Geheimer Etats- und Justizminister. Seit 1771 war er auch Minister des Kultus. Z. verbesserte die Gefängnisse, sorgte für Anlegung und Verbesserung der Volksschulen und errichtete eine von der Kirche unabhängige oberste Unterrichtsbehörde; in dem Prozeß des Müllers Joh. Arnold (s. d.) weigerte er sich entschieden, den ungerechten Urteilsspruch des Königs zu kontrasignieren. Nach dem Tode Friedrichs d. Gr. trat Z. 3. Juli 1788 vom Kultusministerium zurück und 3. Dez. 1789 gab er auch den ihm verbliebenen Teil des Justizdepartements und das Direktorium der liegnitzer Ritterakademie auf. Er zog sich auf seine schles. Güter zurück und starb 18. März 1793 auf Korpsdorf bei Schweidnitz. Vgl. Rethwisch, «Der Staatsminister Freiherr von Z. und Preußens höheres Schulwesen im Zeitalter Friedrichs d. Gr.» (Berl. 1881; 2. Aufl. 1886).

Zedlitz und Neukirch (Octavio, Freiherr von), einer der Führer der freikonservativen Partei im preuß. Abgeordnetenhause, geb. 6. Dez. 1840 in Glatz, studierte in Heidelberg und Berlin die Rechte, wurde 1860 Auskultator, 1863 Regierungsreferendar und arbeitete 1864—65 bei dem preuß. Civilkommissariat in den annektierten Elbherzogtümern. An dem Feldzuge 1866 gegen Österreich nahm er als Landwehroffizier teil, bis ihn eine schwere Verwundung in der Schlacht bei Königgrätz kampfunfähig machte. Im J. 1867 wurde er Regierungsassessor, 1868 Landrat des Kreises Sagan und 1871 als Unterpräfekt nach St.-Quentin berufen. Seit 1874 war er als Hilfsarbeiter zuerst im Reichskanzleramt, dann im Handelsministerium beschäftigt und seit 1881 vortragender Rat in der Bauabteilung des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten. Von 1871 bis 1874 vertrat er den Wahlkreis Sagan-Sprottau im Deutschen Reichstage und seit 1876 den dritten erfurter Wahlkreis im preuß. Abgeordnetenhause. Als Parlamentarier zeichnete er sich durch einen deutsch-nationalen Grundzug seiner polit. Richtung aus, und war stets bemüht, die gemäßigten Elemente im konservativen und liberalen Lager zu einigen. Als polit. Schriftsteller war Z. in der Tagespresse, namentlich in der «Post» und in den «Preuß. Jahrbüchern» thätig.

Zeekain, s. Saga'ing.

Zeeland (spr. Seeland), die westlichste Provinz des Königreichs der Niederlande, wird im N. durch den Maasarm Krammer und Greveling von Südholland geschieden, im W. von der Nordsee, im O. und S. von Nordbrabant und Belgien begrenzt, hat ohne die Oster- und Westerschelde und den Grevelingsfluß, die zusammen 633 qkm einnehmen, ein Areal von 1785 qkm mit (1884) 193965 E. Die ganze Provinz besteht zum größten Teil aus den Inseln, die durch die Ausflüsse der Schelde gebildet werden. Nach der Nordsee zu sind dieselben teilweise durch Dünen und an den übrigen Küsten durch kostbare Dämme geschützt. Sämtliche Inseln sind sehr niedrig, zum Teil unter dem Meeresniveau, haben einen feuchten, größtenteils aus Marschland bestehenden Boden, sind deshalb höchst fruchtbar, besonders an Weizen, Hülsenfrüchten, Gemüse, Flachs und Färberröte, aber auch infolge ihrer sumpfigen Natur sehr ungesund; vom Juli bis Oktober herrschen regelmäßig bösartige Wechselfieber. Von Fabrikzweigen sind nur zwei von Bedeutung: die Krapp- und Garancée- und die Kalifabriken; Austern- und Muschelfischerei, bedeutender Getreidehandel bilden weitere Betriebsmittel der Provinz. Der transatlantische Verkehr, früher sehr bedeutend, ist seit dem letzten Jahrhundert sehr zurückgegangen. Die einzelnen Inseln sind Walcheren, mit der Hauptstadt Middelburg und der Festung Vliessingen, Zuid-Beveland oder Land van Goes, Wolfaartsdyk, Noord-Beveland, Schouwen, Duiveland, Tholen und Philippsland. Ferner gehört noch dazu ein Teil von Flandern, das sog. Staatenflandern. Letzteres hatte seit dem Anfang der Republik der Vereinigten Niederlande zu Z. gehört, jedoch nicht als stimmhabende Provinz, sondern, wie Nordbrabant, als abhängig; seit der Restauration des Königreichs der Niederlande genießt es jedoch gleiche Rechte mit den übrigen Provinzen. Außerdem sind bemerkenswert: Sluis, Goes auf Süd-Beveland; Neuzen oder Terneuzen, Festung an der Westerschelde, mit 5100 E., einem geräumigen Hafen, drei Kirchen, bombenfestem Arsenal und Kaserne, zwei Pulvermagazinen, einem Laboratorium und einem Hospital; Zierikzee auf der Insel Schouwen.

Zehdenick, Stadt in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Templin, an der Havel, 52 km nördlich von Berlin, zählt (1880) 3368, mit den Vordörfern Dammhast und Camp 6138 meist evang. E., ist Sitz eines Amtsgerichts, hat Schiffahrt, Fabriken für Tuch, Lampen und Leder, sowie bedeutenden Holzhandel. Seit 1249 war Z. infolge der Auffindung des Wunderblutes ein sehr besuchter Wallfahrtsort; in dem damals gegründeten Cistercienser-Nonnenkloster befindet sich jetzt ein Stift für adelige Fräulein.

Zehen (Fußzehen, digiti pedum) nennt man die den Fingern der Hand (s. d.) entsprechenden Endglieder der Füße. Beim Menschen sind deren fünf, von denen jede von drei, nur die an der innern Seite des Fußes gelegene große Zehe (hallux) von zwei, unter sich und mit den Mittelfußknochen durch bewegliche Gelenke verbundenen Knochen gebildet wird, welche indessen bedeutend kürzer als die der Finger sind. (S. die Tafel: «Skelett des Menschen», Fig. I, 55; Fig. II, 47.) Die die Z. bewegenden Muskeln setzen sich teils an den übrigen Knochen des Fußes, teils an den Unterschenkelknochen an, und ihre Haut ist dicker und weniger nervenreich als die der Finger, am äußersten Gliede aber ebenfalls mit einem Nagel (s. d.) bedeckt. Beim Stehen, Gehen, Laufen und Springen leisten die Z. wesentliche Dienste, indem sie beim Stehen die Fläche, auf welcher der Körper ruht, breiter und dadurch das Stehen sicherer machen, beim Gehen aber zur Erhebung des Fußes und somit des ganzen Körpers beitragen. Beharrliche, meist durch Notwendigkeit gebotene Übung kann auch den Z. eine Geschicklichkeit geben, die denen der Finger nahe kommt, während sie bei den meisten Menschen durch unzweckmäßige Fußbekleidung in der Ausübung ihrer Verrichtungen gehemmt werden, verkümmern oder regelwidrige Stellungen annehmen. Da die große Zehe keine so große Beweglichkeit wie der Daumen besitzt, namentlich sich nicht den übrigen Z. so gegenüberstellen kann wie der Daumen den Fingern der Hand, so können die Füße niemals die Hände vollständig ersetzen. Mechan. Verletzungen der Z. verursachen öfter als die anderer Teile schwere Erkrankungen, weshalb bei der Entfernung der sich oft an ihnen bildenden Hühneraugen mit Vorsicht zu verfahren ist. Außerdem sind die Z. dem Erfrieren sehr ausgesetzt, sowie auch der Brand der Greise bei ihnen beginnt und die Gicht (s. d.) oft in der großen Zehe ihre Gegenwart zuerst ankündigt.

Während bei den Affen, welche allein Nägel auf den Fingern und Z. besitzen, die Füße in Geschicklichkeit den Händen gleichkommen, findet bei den meisten vierfüßigen Tieren das Gegenteil statt, und die Vorderfüße haben keine Finger, sondern auch Z. Diese sind in verschiedener Anzahl vorhanden und bei den Einhufern, dem Pferde, dem Elefanten, von einem einzigen aus Hornsubstanz bestehenden Hufe, welcher die Nägel ersetzt, bei den Wiederkäuern, von zwei und bei den Vielhufern von drei, vier oder fünf Hufen oder Klauen umgeben. Bei den Fleischfressern und Nagern liegen sie frei und haben statt der Nägel Krallen, welche beim Gehen eingezogen sind, beim Ergreifen eines Gegenstandes aber durch einen Muskelapparat vorgestreckt werden. Viele Säugetiere gehen nur auf den Z.; ihre Anwendung ist überhaupt nach Maßgabe ihrer Lebensart eine sehr verschiedene. Bei den fischartigen Säugetieren sind sie in den Flossen verwachsen. Die Vögel besitzen meist vier Z., von denen drei nach vorn, eine nach hinten gerichtet ist und die meist in Krallen ausgehen; nur einige Sumpfvögel besitzen drei, die straußartigen zwei. Die Amphibien haben nicht durchgängig Z., und diese sind, wie auch bei einigen Gattungen der Säugetiere und Vögel, durch Schwimmhaut verbunden. Die niedriger stehenden Tiere haben keine Z.

Zehengänger (Digitigrada) nennt man diejenigen Raubtiere, welche, wie die Hunde und Katzen, nur mit den Zehen auftreten und daher behaarte Sohlen haben. Sundevall nannte die Familie der Kamele Digitigrada.

Zehn ist zufolge dem dekadischen Zahlensystem (dem System der 10 Finger) die Zahl der Vollendung und des Abschlusses, weil nach diesem System die 11, 12 u. s. w. nicht neue Zahlen, sondern nur eine Wiederholung der 1, 2 u. s. w. vorstellen. Bei den Pythagoreern teilte die Dekas oder Zehnzahl einerseits den Charakter der Pentas oder Fünf (s. d.) als deren Verdoppelung, andererseits den der Tetras oder Vier (s. d.) als deren Zergliederung, weil aus der Addition von 1 + 2 + 3 + 4 die 10 als Summe entspringt. Drittens sah man

in ihr zugleich das Bild einer sich expandierenden Entwickelung oder Entfaltung aller Zahlenverhältnisse überhaupt. In dieser Weise ist sie aufgefaßt in der aus dem Neupythagoreismus hervorgewachsenen jüd. Kabbala, wo sie das Schema der Schöpfung darstellt. Denn dies erfolgt durch zehn Emanationen oder Ausstrahlungen aus dem Urgeiste (dem Ensoph), welche die zehn Sephiroth (d. h. die zehn Urzahlen) genannt werden. Diese Lehre von den zehn Urzahlen ist später von den Philosophen der Reformationszeit, Johann Reuchlin und Agrippa von Nettesheim, erneuert worden, denen auch Giordano Bruno und Jakob Böhme hierin gefolgt sind.

Zehneck, s. Dekagon.

Zehner, das halbe Kopfstück, s. u. Kopfstück.

Zehnfüßer, s. Krebse.

Zehn Gebote oder Dekalog heißen die Bestimmungen des hebr. Moralgesetzes 2 Mos. 20, 2–17, vgl. 5 Mos. 6—18, welche zu den ältesten Bestandteilen der hebr. Bundesgesetzgebung gehören und ihrem Kerne nach wahrscheinlich auf Moses selbst zurückgehen. Schon in der prophetischen Zeit sahen die Israeliten in diesen Geboten den vornehmsten Teil des Gesetzes, welchen sie nach der Überlieferung, daß Moses das Gesetz aus Jahvehs Händen auf zwei steinernen Tafeln erhalten habe, in die Gebote der ersten und der zweiten Tafel teilten. Die Zehn Gebote liegen auch in dem relativ ältern Texte 2 Mos. 20 schon in einer überarbeiteten Gestalt vor, wie denn namentlich das Gebot, sich kein Bildnis von Gott zu machen, erst aus der Reaktion des geistigern Gottesbegriffs der Propheten seit David gegen die ältere Verehrung Jahvehs im Stierbilde hervorgegangen ist. Als der rein sittlich-religiöse Kern des Gesetzes blieben die Zehn Gebote auch im Christentum aufrecht erhalten und galten nach wie vor als unmittelbare göttliche Offenbarung. Schon in der alten Kirche war es Sitte, dieselben neben den Hauptartikeln des Glaubens den Katechumenen (s. d.) zur gedächtnismäßigen Einprägung zu überliefern. Nach dem Vorgange der Rabbinen und des alexandrinischen Juden Philo beschäftigte sich auch die christl. Theologie frühzeitig mit der gelehrten Auslegung des Dekalogs, in welche man allerhand allegorische Deutungen hineinzog. Die Reformation betrachtete die Zehn Gebote neben dem Vaterunser und dem apostolischen Glaubensbekenntnis als einen Hauptbestandteil der christl. Religionslehre. Luther versah sie in seinen Katechismen mit Erklärungen. Die Zehnzahl der Gebote wird nach der reform. Überlieferung auf andere Weise als bei den Lutheranern bestimmt. Die Reformierten zählen nämlich die Worte «du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen u. s. w.», als das zweite Gebot, und fassen dafür das neunte und zehnte Gebot nach luth. Zählung: «Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Hauses» und «Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Weibes noch seines Knechts u. s. w.» in eins zusammen, was nach Form und Inhalt vor der Lutherschen Anordnung den Vorzug verdient.

Zehngerichtenbund, der nördlichste und kleinste der ehemaligen drei Bünde des Schweizerkantons Graubünden (s. d.).

Zehnt oder Decem (decimae) ist eine Reallast, nach welcher der Berechtigte periodisch eine Quote (ursprünglich den zehnten Teil) der Erträgnisse des belasteten Grundstücks zu beanspruchen hat. Diese Abgabe entstand in alter und neuer Zeit aus den mannigfaltigsten Veranlassungen und hat auch die verschiedensten Wandlungen gehabt. Schon im röm. Recht gab es Verhältnisse, in denen die Abgabe des zehnten Teils der Früchte die Stelle des Erbpachts oder eines Teils des Kaufgeldes vertrat, und diese Verträge und Abgaben dauern auch nach Einwanderung der Germanen in die röm. Provinzen und bis zur neuern Zeit fort. Es war namentlich die Gutsherrschaft, welche die Berechtigung zu Z. in sich schloß. Auch wurden Z. vielfältig vertragsmäßig von den Berechtigten erworben. Ein Teil der Z., und zwar der bei weitem größere, ist aber ursprünglich sicher eine Steuer gewesen. Auf Grund der Gesetze Mosis, welche die Zehntabgabe zu Gunsten der Priester und des Kultus vorschrieben, suchte die christl. Geistlichkeit diese Abgabe ebenfalls einzuführen, und wenn man auch anfänglich den Z. nur durch moralischen Einfluß auf die Einzelnen zu erzielen suchte, so forderte ihn doch schon 585 das Konzil von Macon als wirkliches Recht der Kirche. Als solches bestätigten ihn spätere Konzilienbeschlüsse und Kapitularien der fränk. Könige, ohne ihn jedoch für alle Teile des Fränkischen Reichs und für alle Arten des Erwerbes und Einkommens durchzusetzen. Ähnlich verfuhr man in andern Ländern, namentlich in England, Schottland und Irland. In späterer Zeit kamen viele weltliche Z. in die Hände der Geistlichkeit und der geistlichen Stiftungen, indem diese zehntbare Güter an sich brachten, Grundstücke um Z. in Kultur gaben oder die Zehntpflicht gegen Kapital erkauften. Es gelangten aber auch kirchliche Z., trotz der in den kirchlichen Gesetzen enthaltenen Abtretungsverbote, an Laien, sei es, daß man sie den kirchlichen Stiftungen gewaltsam entzogen, sei es, daß sie in Lehn gegeben wurden. So läßt sich denn nur selten noch mit Sicherheit der Ursprung der einzelnen Zehntrechte ermitteln. Doch kann man annehmen, daß, wo die Zehntpflicht über ganze große Bezirke geht, dieselbe auch aus einer ursprünglich kirchlichen Steuer entsprungen ist.

Der Z. hat verschiedene Namen. Am häufigsten ist er Reallast von Feldern und Weinbergen, wird nur von Getreide und Wein gegeben und heißt großer Zehnt. Außerdem kommt hier und da der Z. von Gemüsegärten als kleiner Zehnt, von jungem Vieh als Blut- oder Fleischzehnt, von Eiern u. s. w. vor. Forste waren selten dem Z. unterworfen, sehr häufig dagegen der Bergbau, ehe die neuern Berggesetze ihn beseitigten. Der Z. von neuangebauten Feldern heißt Neubruchzehnt. In der Regel muß der Zehntherr den Z. einsammeln. Nur wenn bestimmte, immer gleichbleibende Abgaben verglichen sind, z. B. Abgaben in Geld, muß sie der Pflichtige bringen (Sackzehnt). In vielen Staaten sind die Z. fast schon ganz verschwunden, oder bestehen doch nur noch zu Gunsten geistlicher Institute fort. Gleich andern Reallasten hindern die Z. die Verbesserung des Bodens, insofern dem Besitzer hieraus nicht dieselben Vorteile entsprießen, wie aus der Verbesserung des unbelasteten Bodens; umgekehrt haben die Berechtigten über Hinterziehung eines mehr oder minder beträchtlichen Anteils, über Säumigkeit der Besitzer, über schlechte Beschaffenheit der abgelieferten Erträge u. dgl. zu klagen. Viele Prozesse sind daraus hervorgegangen. Man hat deshalb seit Einführung der Geldwirtschaft die Naturalzehnte ziemlich

allgemein durch freie Vereinbarung unter Gutheißung des Staats in feste Geldzinse verwandelt, sich hiermit aber meistens nicht begnügt, sondern die Verpflichtung auf Grund von Staatsgesetzen durch Kapitalzahlung oder Landabtretung abgelöst. Die Provokation auf Ablösung kann entweder vom Berechtigten für alle in einer Gemeinde ihm zustehenden Z. oder vom Verpflichteten für alle auf seinem Besitz haftenden Lasten erfolgen; es wird dabei nicht der Roh-, sondern der Reinertrag der Besitzung zu Grunde gelegt. (S. Grundlasten.)

Zehntland, s. Decumatische Äcker.

Zehrwurz, Pflanzenart, s. unter Arum.

Zeichenbrett, **Zeichenfeder**, **Zeichenpapier**, **Zeichentisch**, s. u. Zeichenutensilien.

Zeichendeuter (grch. Teratoskopoi), eine Art Wahrsager, welche aus Naturerscheinungen, besonders am Himmel, die Zukunft prophezeiten.

Zeichenkattun, s. Bausleinwand.

Zeichenkunst, von den Griechen Skiagraphia genannt, heißt die Kunst, Formen und deren Verhältnisse zueinander durch Licht und Schatten auf Flächen darzustellen. Der altgriech. Sage nach wurden Zeichnung und Plastik zugleich erfunden, und als die erste Zeichnerin wird die Tochter des Dibutades genannt, welche den Schatten des Profils ihres scheidenden Geliebten an der Wand umschrieb, den der Vater dann ausschnitt und in Ton modellierte. Die Zeichnung bestimmt die Formen durch Linearumrisse und Schatten, die Nähe und Form der darzustellenden Gegenstände durch Hilfe der Perspektive (s. d.). Ardices und Telephanes, wahrscheinlich erdichtete Namen, sollen es gewesen sein, die durch Schraffierung (s. d.) die Rundung der Körper auszudrücken suchten. Philokles und Kleanthes erfanden die Monochromen (s. d.) oder einfarbigen Gemälde, bei welchen die Farben mit Weiß gemischt wurden, ungefähr wie bei der Manier, die man Camaïeu (s. d.) nennt. Dieses bildete den Übergang vom Zeichnen in das eigentliche Malen, welches sich durch das volle Bedecken des Hintergrundes von der Zeichnung unterscheidet. Die Griechen waren sehr streng und genau bei dem Unterricht im Zeichnen; Pamphilus, der Lehrer des Apelles, verlangte, daß seine Schüler zehn Jahre bei ihm lernten. Die Linearzeichnung wurde zur höchsten Vollkommenheit gebracht, und bekannt ist der Wettstreit des Apelles und Protogenes in solchen mit ungemeiner Zartheit und Leichtigkeit hingeworfenen Linien.

In der neuern Zeit übt man vorzüglich drei Zeichnungstechniken: 1) mit der Feder, 2) mit Kreide und 3) mit Tusche. Man zeichnet teils auf farbiges, teils auf weißes Papier; bei dem erstern werden die Lichter mit weißer Kreide aufgesetzt, bei letzterm aber ausgespart. Die Federzeichnungen sind von zweierlei Art: entweder wird an der Schattenseite die Zeichnung mit Schraffierungen verstärkt oder nur der Umriß mit der Feder angegeben und dann der Schatten getuscht. Letztere Art ist besonders bei architektonischen Zeichnungen und histor. Skizzen gebräuchlich. Bei der Kreidezeichnung bedient man sich sowohl der schwarzen als der roten Kreide und höht, wenn der Grund farbig ist, mit weißer Kreide die Lichter auf. Behandelt man die Kreide so, daß man sie mit dem Wischer verreibt, so bekommt die Zeichnung zwar gefälliges Ansehen, aber weniger strenge Bestimmtheit. Diese Manier, die gewischte Zeichnung, eignet sich besonders, um breite Massen von Schatten und Helldunkel anzugeben und einen harmonischen Lichteffekt hervorzubringen. Kreidezeichnungen, bei welchen die Hauptfarben der dargestellten Gegenstände leicht mit bunten Stiften angedeutet werden, eignen sich besonders zu Porträts. In diese Gattung Zeichnungen gehören ferner die mit Blei- und Silberstift auf Papier und Pergament, zur Ausführung kleinerer Gegenstände geeignet; man nennt dies Crayonzeichnungen, die man oft ganz zart mit einer trockenen Farbe untermischt. Das Tuschen geschieht mittels des Pinsels auf weißes Papier und mit ausgesparten Lichtern, entweder mit chines. Tusche oder mit Sepia und Biester, gemischt mit Indigo und Karmin. Diese Art zu zeichnen gestattet die höchste Vollendung und ist in allen Gattungen der darzustellenden Gegenstände anwendbar.

Die Zeichnungen lassen sich in fünf Klassen einteilen: erste Entwürfe, ausgeführte Zeichnungen, Studien, Akte und Kartons. Erste Entwürfe, Skizzen oder Croquis nennt man die Einfälle, die der Künstler aufs Papier bringt, um ein beabsichtigtes Werk danach auszuführen; ihr Zweck ist bloß, den ersten, noch rohen Gedanken festzuhalten. Ausgeführte Zeichnungen sind sorgsam vollendet und mit Andeutungen aller Einzelheiten ausgearbeitet. Unter Studien versteht man einzelne Teile von Gegenständen, die entweder nach dem Leben oder nach Rundwerk gemacht sind, z. B. Köpfe, Hände, Füße, Arme, zuweilen auch ganze Figuren; sodann Gewänder, Tiere, Bäume, Pflanzen und Landschaftliches. Akte nennt man die Figuren, welche in den Malerakademien nach dem lebenden Modell gezeichnet werden. Das Modell wird bei Lampenerleuchtung, die den Schatten schärfer zeigt als das Tageslicht, in allerlei Stellungen gebracht. Um Faltenwurf und Bekleidung zu studieren, werden dabei die Gewänder auf den Gliedermann gelegt und danach gezeichnet. Kartons (s. d.) sind Zeichnungen auf grauem Papier, in der Größe des danach auszuführenden Gemäldes. Um den Umriß eines Gemäldes auf eine andere Leinwand zu übertragen, wenn es recht treu kopiert werden soll, oder überhaupt um einen Entwurf zu wiederholen, bedient man sich verschiedener Hilfsmittel. Soll die Wiederholung verkleinert oder vergrößert werden, so pflegt man Fäden in angemessenen Quadraten über beide Tafeln zu ziehen und überträgt den Inhalt jedes einzelnen Quadrats des einen Netzes in das entsprechende des andern. Will man aber die scharf bestimmte Form nachzeichnen, so muß dies mit Pause oder Durchzeichnung geschehen.

Die Handzeichnungen (s. d.) großer Meister sind besonders geschätzt, weil sich in ihnen die erste Frische der Auffassung am deutlichsten und genialsten ausspricht. Die großen Malerschulen unterscheiden sich ebenso sehr in der Zeichnung als in der Malerei. In Italien wurde die Römische Schule durch Rafaels reinen Sinn für schöne und charaktervolle Formen und durch sein Studium der Antike die echte Lehrerin und Bewahrerin schöner Zeichnung. Die Florentinische Schule wollte die Römische gerade hierin übertreffen und verlor durch Übertreibung, was sie an Gelehrsamkeit und streng anatom. Studium wohl vorausgehabt hätte. In der Lombardischen Schule schimmert zartempfundene Zeichnung durch den zauberischen Farbenschmelz, doch ist sie mehr der Natur und dem Gefühl abgelauscht, als nach streng wissenschaftlichen Regeln

gebildet. Bei der Venetianischen Schule verschwimmt die Zeichnung oft in der Fülle der Farbenglut, und wenn sie bei einigen Meistern kühn und kräftig hervortritt, so imponiert am meisten ihre kecke Wahrheit und üppige Fülle. An den spätern Niederländern bemerkt man gleiche Vorzüge, nur daß sie weniger edel erscheinen. Die Französische Schule war zu Poussins Zeiten sehr korrekt in der Zeichnung; später wurde der Stil äußerst manieriert. Erst David führte richtige und reine Zeichnung und strenges Studium der Antike wieder ein, und durch diese beiden Eigenschaften unterscheidet sich seine Schule, die sog. klassische, von der romantischen und von der spätern eklektischen, deren Zeichnung weniger edel und absichtlich graziös, aber individueller und charaktervoller ist. Die großen Meister der ältern deutschen Z. sind Dürer und Holbein; an ihrem Vorbild und demjenigen der alten Niederländer, namentlich der Eyckschen Schule, hat sich der Stil der neuern deutschen Meister gebildet, denen es auf Genauigkeit und Schärfe der Formgebung und auf plastische Wirkung ankommt. In neuester Zeit ist dagegen in Deutschland die malerische Zeichnung durchgedrungen.

Die Darstellung von Gegenständen auf dem Wege mathemat. Konstruktion wird Konstruktionszeichnen genannt und geschieht entweder in perspektivischer oder in geometrischer Projektion. Hierher gehören das Werk-, Bau-, Maschinen-, Artillerie-, Fortifikationszeichnen u.s.w. Die geometrische Projektion waltet hier vor, die perspektivische wird mehr zu generellen, leichte Übersicht gewährenden Ansichten benutzt. Die Darstellung der Erdoberfläche geschieht meist in orthograph. Projektion. Hierher gehört das Terrain-, auch Plan- oder Situationszeichnen (s. d.). Über Kartenzeichnen s. unter Landkarten.

Zeichensprache, ursprünglich jegliche Art der Mitteilung, welche nicht mittels der Sprache, d. h. durch Töne vor sich geht, dann aber speziell diejenige Art der Gedankenmitteilung, welche durch die verschiedenen Gesten der Hand und der Finger im Verhältnis zu den übrigen Körperteilen zu Stande kommt. Die Z. ist sehr alt und findet sich beinahe bei allen Völkern des Erdballs wieder. Dieselbe vertritt entweder (z. B. bei Taubstummen) die gänzlich abwesende Tonsprache, oder sie soll (z. B. bei Dieben, Geheimbündlern) durch Umgehung der Tonsprache bloß den Eingeweihten verständlich sein, oder soll sie (z. B. im Verkehr von Individuen, welche sich sprachlich gar nicht oder sehr schwer verständigen können) die Tonsprache unterstützen oder ersetzen. Manchmal (z. B. in Klöstern, deren Insassen das Gelübde des Schweigens auferlegt ist) dient die Z. dazu, eine gegenseitige Verständigung ohne Übertretung des Gebotes zu ermöglichen. Trotz des großen Spielraums, welcher sich hier anscheinend der Willkür darbietet, bewegen sich die Gesetze der Z. in bestimmten Schranken und zeigen die verschiedenen Systeme eine oft frappante Ähnlichkeit untereinander. In neuester Zeit hat der nordamerik. Colonel Garrick Mallery mit der Z. der nordamerik. Indianer sich viel beschäftigt und seine Forschungen in einer Arbeit: «Sign language among North-American Indians, compared with that among other peoples and deaf-mutes» (Washingt. 1881), niedergelegt.

Zeichentinte, s. unter Tinte.

Zeichenutensilien sind Werkzeuge und Vorrichtungen, deren man sich beim Entwerfen und bei der Ausführung von Zeichnungen bedient. Hierzu gehören die Zeichentische, welche meist pultartig abgeschrägte, bisweilen verstellbare Platten haben, in welch letzterm Fall dieselben in beliebig geneigte oder hohe Stellung gebracht werden können. Auf einem der Größe der Zeichnung entsprechenden, genau rechteckigen Bret aus weichem, trockenem Holz, in welches auf der Rückseite zwei abgeschrägte Leisten zum Aufstellen auf dem Tisch eingelassen sind, dem Reißbrett oder Zeichenbrett, wird das Papier befestigt. Man gebraucht zum Zeichnen meist ein starkes, mehr oder weniger genarbtes Papier, Zeichenpapier, während Kopien auf durchsichtigem Pauspapier oder auf Pausleinwand (s. d.) ausgeführt werden. Das Papier, respektive die Leinwand wird entweder am Rande auf das Reißbrett geklebt oder mittels Heftzwecken, Reißnägeln oder Reißzwecken (kurzer, spitzer Nägel mit meist messingenen breiten Köpfen), auf demselben befestigt. Als Hilfsmittel zum Aufzeichnen gerader Linien benutzt der Zeichner selten die gewöhnlichen Lineale; er bedient sich hierfür vielmehr der Reißschiene, eines der Länge des Reißbrettes entsprechend langen, dünnen Lineals, welches an einem Ende eine mitunter verstellbare Querleiste trägt, die genau senkrecht zum Lineal selbst steht. Außerdem werden Winkel angewendet. Es sind dies aus dünnen Schienen zusammengesetzte rechtwinkelige Dreiecke aus Holz oder Hartgummi, deren andere beiden Winkel entweder 30° und 60° oder beide 45° betragen. Zum Messen und Auftragen beliebiger Winkel dient der Transporteur, welcher in der gebräuchlichsten Form eine halbkreisförmige Scheibe mit Gradeinteilung bildet. Krumme Linien werden mit Hilfe von Linealen gezogen, welche vielfache Krümmungen besitzen; man nennt dieselben Kurvenlineale. Zum Ziehen mancher bestimmten Kurven hat man besondere Zeicheninstrumente, z. B. die Ellipsographen.

Die Aufzeichnung von Kreisen erfolgt mittels der Zirkel, welche außerdem zum Abnehmen von Entfernungen dienen. Am gebräuchlichsten unter den verschiedenen Zirkelformen sind die Scharnierzirkel, welche aus zwei unten zugespitzten Schenkeln bestehen, deren obere Enden durch ein Scharnier drehbar verbunden sind. Scharnierzirkel für größere Arbeiten sind meist aus Holz und haben eine bogenförmige Führung, an der die Schenkel festgestellt werden (Bogenzirkel). Die Scharnierzirkel werden für viele Zwecke mit ausziehbaren Einsätzen versehen, sodaß man Bleistift-, Feder- und Nadeleinsätze für die geraden, nur mit einfachen Spitzen versehenen Einsätze einschieben kann, da letztere ausschließlich zum Abstechen dienen. Die Einsätze haben meist Gelenke, damit man die untern Teile der Schenkel auch bei großer Öffnung des Zirkels senkrecht gegen das Papier setzen kann, weil nur in diesem Fall die Striche rein und scharf werden. Der Taschenzirkel von Clemens Riefler in Maria-Rain bei Kempten ist ein Einsatzzirkel, dessen Spitzen mittels Scharniers vollständig umgelegt werden können, sodaß er sich bequem in der Tasche tragen läßt; die Einsätze bilden für sich kleine Zirkel, welche als Nullenzirkel, d. h. Zirkel für sehr kleine Kreise, verwendet werden können. Ein anderer Nullenzirkel der genannten Firma, der sog. Fallzirkel, ist nicht als Scharnierzirkel, sondern

als Federzirkel konstruiert, da die Verbindung der beiden Schenkel eine Feder bildet. Dieser Rieflersche Fallzirkel hat auswechselbare Einsätze für Bleistift und Feder; die Einstellung des Radius erfolgt durch eine Stellschraube, während die Feststellung des in vertikaler Richtung beweglichen Zirkelteils, der an der festen Centriernadel geführt ist, durch eine zweite Stellschraube geschieht. In seiner einfachsten Form wird der Federzirkel Haarzirkel genannt, weil er zum Abmessen sehr kleiner Entfernungen dient. Zum Abmessen sehr großer Strecken und zum Zeichnen großer Kreise verwendet man Stangenzirkel, Stäbe, auf welche verstellbare Zwingen geschoben sind, von denen die eine die Centrierspitze, die andere Bleistift oder Feder trägt. Der viel angewendete Stangenzirkel von C. O. Richter u. Comp. in Chemnitz ist mit Maßstab versehen und besitzt zur Einstellung der Centrierspitze eine Mikrometerschraube.

Die in der Regel erst in Bleistift ausgeführten Zeichnungen werden meist mit chinesischer Tusche, selten mit Tinte, nachgezogen. Man bedient sich hierzu der Ziehfeder, Zeichenfeder oder Reißfeder, eines Instruments mit aus zwei vorn zugespitzten, übereinander liegenden und durch eine Schraube gegeneinander verstellbaren Stahllamellen gebildetem Schnabel, der an einem als Handgriff dienenden Stiel befestigt ist. Reißfedern werden auch als Zirkeleinsätze verwendet. Für besondere Zwecke sind bisweilen noch andere Instrumente in Gebrauch, z. B. zum Zeichnen punktierter oder gestrichelter Linien ein solches, welches, je nachdem man eins der zugehörigen Rädchen einsetzt, verschiedenartig punktierte Linien liefert. Zum Ziehen paralleler Linien und speziell zum Schraffieren gibt es verschiedenartige Parallellineale und Schraffierlineale. Die Gesamtheit der in einem Etui enthaltenen nötigsten Z. wird Reißzeug genannt. Früher wurden die bessern Reißzeuge ausschließlich von schweizer, speziell aarauer Fabriken bezogen; in neuerer Zeit hat jedoch diese Fabrikation auch in Deutschland bedeutende Fortschritte gemacht. Die in der neuesten Zeit erleichterte und vermehrte Anwendung der Vervielfältigungsmethoden, Autographie, Photographie u. s. w., macht eine weit sorgfältigere Ausführung der Zeichnungen notwendig, da diese direkt auf mechanischem Wege in die druckfertige Form übertragen werden. Daraus ist das Bestreben hervorgegangen, die Zeicheninstrumente mehr und mehr zu Präzisions-Instrumenten zu gestalten und ihre Zahl durch Spezialapparate für Schraffierung u. s. w. zu vermehren.

Zeichnende Künste nennt man alle Künste, bei welchen Zeichnungen von sichtbaren Formen die Grundlage abgeben, also auch Malerei, Bildhauerei und Architektur; ferner Kupfer- und Stahlstechkunst, Holz- und Formenschneidekunst, Lithographie.

Zeichnende Statik, s. Graphische Statik.

Zeidelgüter nannte man sonst die in den Reichsforsten bei Nürnberg gelegenen Güter der Zeidler, d. h. der Personen, die in diesen Waldungen die Aufsicht über die Bienenzucht und das Recht des Zeidelns, d. h. des Bienenhaltens und Honigschneidens, hatten, dafür jährlich eine gewisse Abgabe zahlten und unter einem besondern Gericht (Zeidelgericht) standen.

Zeidler, Dorf in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Schluckenau, an der sächs. Grenze, hat Leinweberei, Strumpfwirkerei, Fabrikation von Posamentierwaren und Siebböden und zählt (1880) 2002 E. Dabei ist das ehemalige Jagdschloß Sternberg der Grafen Salm-Reifferscheidt.

Zeidlerei oder Bienenzucht, s. u. Biene.

Zeigertelegraphen, s. unter Telegraphie, Bd. XIV, S. 528[b].

Zeigerwage, s. unter Wage.

Zeilitheld, s. Bierstein.

Zeilsdorf, s. Zölsdorf.

Zeise (Heinr.), deutscher Lyriker, geb. 19. April 1822 zu Altona, wurde zum Apotheker bestimmt, konditionierte in Altona und Kopenhagen, trat 1844 in die chem. Fabrik seines Vaters und leitete sie nach dessen Tode selbständig von 1863 bis 1875. Dann zog er sich nach Friedrichsruh in Lauenburg zurück. Außer mehrern Übersetzungen aus dem Skandinavischen veröffentlichte er einige Sammlungen lyrischer Dichtungen: «Gedichte» (Altona 1847; 2. Aufl. 1852), «Kriegslieder aus Schleswig-Holstein» (anonym, Hamb. 1848), «Kampf- und Schwert-Lieder» (Kiel 1849), «Neuere Gedichte» (Kiel 1850), «Aus meiner Liedermappe» (Altona 1861), «Deutsche Kriegs- und Siegeslieder» (Altona 1864), «Kampf- und Kriegslieder» (Berl. 1870), «Kleine Lieder» (Altona 1871).

Z-Eisen, s. unter Walzeisen.

Zeisig (Chrysomitris), eine Gruppe aus der Gattung Finke (Fringilla), mit vorn sehr zusammengedrücktem spitzigen Schnabel. Außer dem Distelzeisig oder Stieglitz (s. d.) ist nennenswert der Erlenzeisig (F. Spinus) oder Z. schlechtweg, ein kleiner, geselliger Strichvogel Mitteleuropas, oben olivengrün, unten gelb gefärbt, mit schwarzem Scheitel, Flügeln und Schwanz. Er hält sich meist in Nadelhölzern auf, von deren Samen er lebt, und wird wegen seines Gesangs und seiner Lebendigkeit häufig als Zimmervogel gehalten.

Zeising (Adolf), deutscher Ästhetiker, geboren zu Ballenstedt 24. Sept. 1810, widmete sich zu Halle und Berlin dem Studium der Philologie und Philosophie, erhielt dann eine Anstellung als Gymnasiallehrer zu Bernburg, von der er jedoch 1853 zurücktrat, siedelte nach Leipzig, dann nach München über, wo er 27. April 1876 starb. Z. hat sich in der neuern Ästhetik hauptsächlich durch die Entwickelung des Gesetzes vom Goldenen Schnitt (s. d.) bekannt gemacht, welches er in der Schrift «Neue Lehre von den Proportionen des menschlichen Körpers» (Lpz. 1854) behandelt. Weitere Ausführungen dieser Lehre gab er in den «Ästhetischen Forschungen» (Frankf. 1855) und in der Schrift «Die Metamorphosen der menschlichen Gestalt» (Bonn 1860). Eine Reihe religionsphilos. und publizistischer Themata behandelt er in «Religion und Wissenschaft, Staat und Kirche» (Wien 1873). Z. schrieb auch einige Romane, denen künstlerische oder gesellschaftliche Fragen der Zeit zu Grunde liegen: wie «Die Reise nach dem Lorbeerkranz» (2 Bde., Berl. 1861), «Kunst und Gunst» (3 Bde., Berl. 1865), «Hausse und Baisse» (3 Bde., Berl. 1864). Von Z.s dramatischen Dichtungen kam die Tragödie «Kaiserin Eudocia» in München zur Aufführung.

Zeist oder Zeyst, eins der schönsten Dörfer der Niederlande, in der Provinz und 8 km östlich von der Stadt Utrecht, Station der Linie Amsterdam-Emmerich der Niederländischen Rheineisenbahn, in einer reizenden und vortrefflich angebauten Gegend, zählt 6300 E. In der Nähe steht ein Obelisk zum Andenken an die 23. Jan. 1579

geschlossene Utrechter Union. Z. gehörte früher den Grafen von Nassau, wurde aber in der Mitte des 18. Jahrh. an einen Kaufmann in Amsterdam verkauft, der es der Brüdergemeine zur Anlegung einer Kolonie überließ. Die Herrnhuter haben hier eine rege Industrie entwickelt. Sie unterhalten namentlich eine renommierte Porzellanofenfabrik und zwei Metallgießereien, fertigen Talglichte von vorzüglicher Güte, Seifenkugeln, Schuhe, Handschuhe, Drechsler- und Kunsttischlerwaren. Auch besteht ein Bruder-, Schwester- und Witwenhaus, sowie eine Kostschule für Knaben und Mädchen.

Zeit ist die begrifflich nicht bestimmbare, durch die innere Anschauung einem jeden bekannte Form, unter der sich alle seelischen Thätigkeiten des Menschen aneinanderreihen. Jeder Akt des psychischen Lebens ist ein «Jetzt», welches von allem «Vorher» und allem «Nachher» unterschieden wird. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind daher die drei Elemente, welche die Z. bilden: dieselben sind aber stets relativ, da das «Jetzt» nur durch den bestimmten Inhalt der psychischen Thätigkeit charakterisiert ist und deshalb sich mit diesem in stetiger Fortbewegung oder im Flusse befindet. Macht man die undurchführbare Fiktion, diesen stetig wechselnden Inhalt fortzudenken, so entsteht (nach Analogie des leeren Raums) der Begriff der leeren Zeit, und dieser gegenüber gelten jene Inhaltsbestimmungen als Erfüllung der Z. Die Abschätzung der Zeitverhältnisse, der Gleichzeitigkeit, der Zeitdauer, der Zeitintervalle u. s. w. geschieht im Individuum nach Maßgabe seiner eigenen psychischen Thätigkeit und ist daher durch diese bedingt und zahllosen Täuschungen ausgesetzt. Das gemeinsame Denken fordert daher der subjektiven Zeit gegenüber eine objektive Zeit als die Annahme eines gleichmäßigen Abflusses aller Thätigkeiten des Weltlebens, das seinem Begriff nach weder als anfangend noch als endend gedacht werden kann und dem die Ewigkeit als zeitlose Wirklichkeit, als sog. praesentia stans, gegenübersteht. Die Messung dieser objektiven Z. geschieht nach mechan. Hypothesen durch gleichförmig bewegte Körper, als welche wir zunächst die Himmelskörper, vor allen unsere Planeten, zu betrachten haben, um danach die andern Meßinstrumente, Pendel, Uhren u. s. w. einzurichten. Der Umstand jedoch, daß auch die Fortpflanzung des Lichts Z. in Anspruch nimmt, macht für die Beobachtungen der Astronomie den Unterschied zwischen wirklicher und astronomischer Z., weiterhin zwischen Sonnenzeit (s. d.) und Sternzeit (s. d.) nötig.

Die philos. Schwierigkeiten in der Behandlung des Begriffs der Z. sind namentlich in der neuern Philosophie hervorgehoben und dadurch vermehrt worden, daß Kant die Z. als Anschauungsform des innern Sinnes in Parallele mit dem Raum als der Anschauungsform des äußern Sinnes behandelte. Vgl. Baumann, «Die Lehre von Raum und Z. in der neuern Philosophie» (2 Bde., Berl. 1868—69); Seyfferth, «Über die Z. Philos. Untersuchung» (Berl. 1871).

Zeitalter nennt man einen durch eine Persönlichkeit, ein Ereignis oder eine Reihe von Ereignissen in seinem Charakter bestimmten größern Abschnitt der Geschichte und spricht deshalb von einem Z. Alexanders d. Gr., der Kreuzzüge, der Revolution u. s. w. Darauf beruht auch die Einteilung der Weltgeschichte in Altertum, Mittelalter und Neuzeit, von der vielfach, meist von der Französischen Revolution an, die neueste Zeit abgetrennt wird. Denn von allen diesen Z. hat jedes einen besondern Charakterzug, durch dessen Verschwinden oder Umwandlung ein neues Z. heraufgeführt wird. Übrigens ist diese Abgrenzung der Weltgeschichte eine verhältnismäßig junge, wohl erst seit Anfang des 18. Jahrh. aufgekommene. Die Kirchenväter und die Schriftsteller des Mittelalters teilten sie vielmehr in eine vor- und nachchristl. Zeit oder nach den sog. vier Weltmonarchien, unter welchen dann die römische, mit ihrer Fortsetzung im römisch-deutschen Reiche, das letzte bis ans Ende aller Dinge dauernde Z. darstellte, oder endlich auch nach sechs Weltaltern, wobei dann jedesmal die Zeit, welcher der betreffende Schriftsteller angehörte, als das Greisenalter der dem Untergange entgegenreifenden Welt betrachtet wurde. Die moderne Einteilung in Z. konnte also erst aufkommen, als sich die Geschichtsbetrachtung von der ausschließlich kirchlichen Auffassung der Geschichte freigemacht hatte. (Vgl. Ära und Periode.)

Zeitdifferenz (Uhrendifferenz) beruht einerseits auf der meridianbezüglichen geogr. Lage eines Ortes im Verhältnis zu der eines andern Ortes, andererseits auf der Achsendrehung der Erde von West nach Ost derart, daß die nach Ost gelegenen Orte in der Zeit weiter vorgeschritten sind, als die nach West gelegenen. Da die Erde sich in 24 Stunden einmal um ihre Achse dreht, die Zahl der Meridiane (Längengrade) aber, der Gradeinteilung eines Kreises entsprechend, 360 beträgt, so beläuft sich die Differenz in der Zeit bei je 15 Längengraden (als dem 24. Teil des Erdumfangs) auf 1 Stunde, mithin bei jedem Grad auf 4 Minuten. (S. unter Länge, Bd. X, S. 800[a].) Daher kommt es, daß, während alle unter einem und demselben Meridian gelegenen Orte stets die gleiche Zeit haben, die Zeit auf einem nach Ost gelegenen Punkte mit jedem Längengrad um 4 Minuten weiter vorgeschritten, auf einem nach West zu gelegenen aber mit jedem Längengrade um 4 Minuten zurück ist.

Da nun aber die Meridiane, welche am Äquator 15 geogr. Meilen (genau 111,306 km) voneinander entfernt liegen, nach den beiden Polen zu immer näher aneinander treten, so wird auch mit der Entfernung vom Äquator die Z. zwischen den östlich und westlich gelegenen Orten eine immer größere, sodaß sie also, während sie am Äquator auf 15 Meilen einer reinen Ost- oder Westlinie 4 Minuten betrug, dies der Fall ist unter

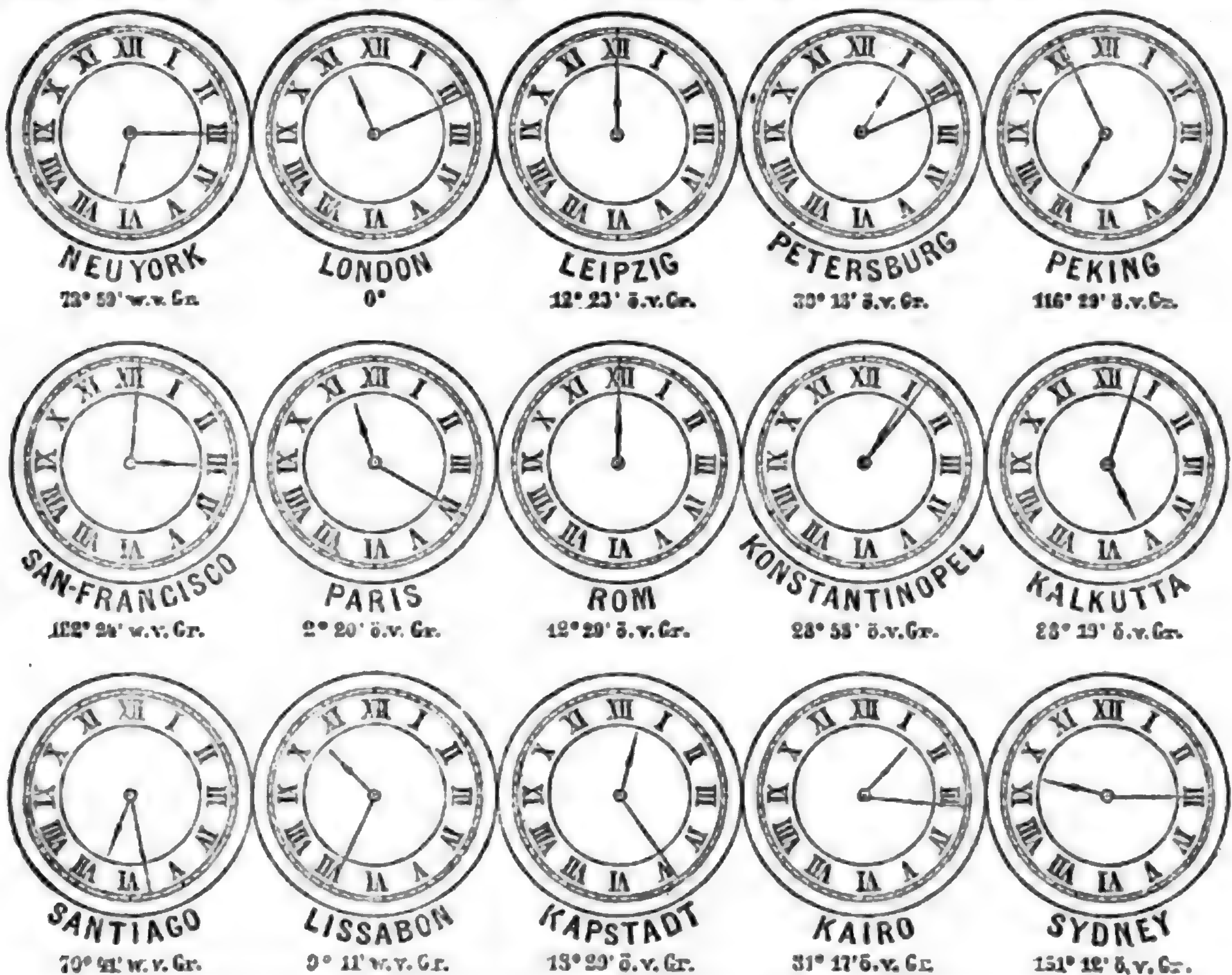
5°	nördl.	und	südl.	Br.	schon	bei	14,95	Meilen
10°	»	»	»	»	»	»	14,77	»
20°	»	»	»	»	»	»	14,10	»
30°	»	»	»	»	»	»	13,00	»
40°	»	»	»	»	»	»	11,50	»
50°	»	»	»	»	»	»	9,66	»
60°	»	»	»	»	»	»	7,52	»
70°	»	»	»	»	»	»	5,14	»
80°	»	»	»	»	»	»	2,61	»
90°	»	»	»	»	»	»	0,00	»

Mithin beläuft sich die Differenz der Uhren bei einer Entfernung von 100 geogr. Meilen (742 km) in einer reinen Ost- oder Westlinie unter dem Äquator auf 26,6 Minuten; unter 10° nördl. und südl. Br. auf 27 Min.; unter 20° auf 28,3 Min.; unter 30° auf 30,8 Min.; unter 40° auf 34,8 Min.; unter 50° auf 41,4 Min.; unter 60° auf 53,2 Min.; unter 70° auf 77,8 Min.; unter 80° auf 153,3 Min.

Unter 30° nördl. Br. (Kairo) beträgt also die Differenz der Uhren in einer Entfernung von 13 geogr. Meilen (= 96,16 km) in einer reinen Ost- oder Westlinie 4 Minuten, in einer Entfernung von 195 geogr. Meilen (= 1444,8 km) eine Stunde; unter 50° nördl. Br. (Mainz) beträgt dieselbe dagegen schon in einer Entfernung von nur 9,66 Meilen (71,67 km) in einer reinen Ost- oder Westlinie 4 Minuten und in einer Entfernung von 144,9 geogr. Meilen (= 1075,15 km), d. i. etwas nordwestlich von Lemberg, eine Stunde. Die Z. ist eine so bedeutende, daß sie im Großen Ocean sogar zu einer Datumdifferenz wird (s. unter Länge, Bd. X, S. 800b); die Datumscheidelinie ist auf der Übersichtskarte des Weltverkehrs, S. 547, angegeben.

Um nun im internationalen Verkehr (namentlich im Telegraphen- und Eisenbahnwesen, Dampfschiffsverkehr u. s. w.) diese verschiedenen Differenzen aufzuheben, hat in neuester Zeit die Regierung der Vereinigten Staaten die Idee angeregt, für den Weltverkehr eine Universalzeit (s. d.) festzustellen.

Die Differenz der Zeit, resp. der Uhren, findet sich in verschiedener Weise veranschaulicht auf der nachstehenden Zusammenstellung einer Anzahl von Uhren und der darauffolgenden Tabelle.



Wenn es ist 12 h 0 m M in	so ist es in Sydney 151° 12' ö. L. v. G.	Kalkutta 88° 19' ö. L. v. G.	Petersburg 30° 18' ö. L. v. G.	Berlin 13° 24' ö. L. v. G.	Leipzig 12° 23' ö. L. v. G.	Paris 2° 20' ö. L. v. G.	London 0°	Madrid 3° 41' w. L. v. G.	Neuyork 73° 59' w. L. v. G.	S.-Francisco 122° 26' w. L. v. G.
	h m	h m	h m	h m	h m	h m	h m	h m	h m	h m
Sydney	—	7 46 V	3 56 V	2 49 V	2 45 V	2 5 V	1 56 V	1 41 V	9 — N	5 46 N
Kalkutta	4 12 N	—	8 8 V	7 1 V	6 57 V	6 17 V	6 8 V	5 53 V	1 12 V	9 58 N
Petersburg . .	8 4 N	3 52 N	—	10 53 V	10 43 V	10 9 V	10 — V	9 45 V	5 4 V	1 50 V
Berlin	9 11 N	4 59 N	1 7 N	—	11 56 V	11 16 V	11 7 V	10 52 V	6 11 V	2 57 V
Leipzig	9 15 N	5 3 N	1 11 N	12 4 N	—	11 20 V	11 11 V	10 56 V	6 15 V	3 1 V
Paris	9 55 N	5 43 N	1 51 N	12 44 N	12 40 N	—	11 51 V	11 36 V	6 55 V	3 41 V
London	10 4 N	5 52 N	2 — N	12 53 N	12 49 N	12 9 N	—	11 45 V	7 4 V	3 50 V
Madrid	10 19 N	6 7 N	2 15 N	1 8 N	1 4 N	12 24 N	12 15 N	—	7 19 V	4 5 V
Neuyork	3 — V	10 48 N	6 56 N	5 49 N	5 45 N	5 5 N	4 56 N	4 41 N	—	8 46 V
San-Francisco	6 14 V	2 2 V	10 10 N	9 3 N	8 59 N	8 19 N	8 10 N	7 55 N	3 14 N	—

h = Uhr, m = Minute, M = Mittag, V = Vormittag (Mitternacht 12 Uhr bis Mittag 12 Uhr), N = Nachmittag (Mittag 12 Uhr bis Mitternacht 12 Uhr).

Zeiten (grammatisch), s. Tempus.

Zeitgeschäft, soviel wie Lieferungsgeschäft.

Zeitgleichung, Unterschied zwischen wahrer und mittlerer Zeit, s. unter Sonnenzeit.

Zeithammer (Anton Ottokar), böhm. Journalist und Abgeordneter, geb. 5. Nov. 1832 in Pilsen, studierte in Prag und Berlin, war darauf Gymnasiallehrer in Agram und Prag, widmete sich aber seit 1863 ausschließlich der Journalistik, indem er einer der Hauptmitarbeiter der prager «Politik» und des «Pokrok» wurde. Im böhmischen Landtage, dem Z. seit 1863 angehört, schloß er sich der czech. Deklarantenpartei an, auch ist er Mitglied des böhm. Landesausschusses. Für den österr. Reichsrat besaß er seit 1873 ein Mandat, trat aber, wie alle czech. Abgeordneten, erst 1879 in denselben ein als Vertreter des Stadtbezirks Königgrätz und machte sich namentlich durch die auf seinen Antrag beschlossene Wahlreform im böhm. Großgrundbesitz (die sog. lex Zeithammer) bekannt.

Zeitkauf ist zunächst gleichbedeutend mit Kreditkauf, Kauf auf Borg, dann aber braucht man die Bezeichnung vorzugsweise auch für den Lieferungskauf, s. Lieferungsgeschäft. Der Lieferungskäufer kann vom Tage des Abschlusses des betreffenden Kaufs an bis zu dessen Erfüllungstage jeden Augenblick «realisieren», d. h. durch Wiederverkauf des gekauften Postens seinen Gewinn (wenn der Preis gestiegen) oder seinen Verlust (wenn der Preis gesunken) feststellen. Das Nämliche kann natürlich auch der Lieferungsverkäufer seinerseits. Das Lieferungs- und beziehungsweise das Differenzgeschäft (s. d.) zeigt mehrere Modalitäten der Hauptform. Zunächst wird statt der Fixierung der Erledigung auf einen bestimmten Tag («fixe Lieferung») sehr gewöhnlich dem einen Kontrahenten freigestellt, die Erfüllung entweder vom Tage des Abschlusses an («tägliche Lieferung»), oder innerhalb einer gewissen später beginnenden Periode («fix und täglich») an jedem ihm beliebigen Tage mit Erfolg zu verlangen (in Frankfurt a. M., Frankreich und Spanien hat bei jedem Lieferungsgeschäft in Wertpapieren stillschweigend der Käufer das Recht auf das Verlangen «täglicher Lieferung», sofern nicht das Gegenteil ausdrücklich verabredet ist). Um ferner dem möglichen Verlust, welchen die eine Partei durch Preisdifferenz erleiden kann, zu begegnen, gesteht man nicht selten beim Geschäftsabschluß dem einen Kontrahenten die Freiheit des Rücktritts vom Vertrage zu, gegen Zahlung einer Entschädigung, welche entweder, und zwar meist, für das Recht auf Nichterfüllung gilt und dann Prämie heißt, oder (so in Berlin) nur bei der wirklichen Wahl des Rücktritts geleistet wird und im letzten Fall ein Reugeld vorstellt (wie man sie in Berlin benennt). Gewöhnlich (in Frankreich stets) ist es der Käufer, der sich ein solches Recht ausbedingt, und die Prämie heißt dann Vorprämie oder Lieferungsprämie; genießt der Verkäufer das Rücktrittsrecht, so wird die Prämie Rückprämie oder Empfangsprämie genannt. Das in dieser Weise modifizierte Geschäft selbst heißt Prämiengeschäft (s. d.) und bildet den bedingten Lieferungskauf, gegenüber dem sonstigen einfachen. Oft (in Berlin immer) ist das Prämiengeschäft zugleich ein Vertrag «auf tägliche Lieferung», eigentlich also auf täglichen Rücktritt.

Nächst den ebengedachten, sog. «einfachen» Prämiengeschäften sind einige besondere Arten der Lieferungsgeschäfte zu erwähnen, bei denen gleichfalls dem einen Kontrahenten ein Wahlrecht zusteht, für dessen Ausübung er eine Prämie zahlt, die teils ausdrücklich stipuliert wird, teils im Preise enthalten ist, welcher letztere dann ihm ungünstiger ist, als es beim festen Lieferungskaufe sein würde. Diese weitern Arten der Verträge bezeichnet man bisweilen als die zusammengesetzten Prämiengeschäfte. Sie kommen vorzüglich im Obligationen- und Aktienhandel vor, einige derselben aber sind in neuester Zeit auch in den Verkehr mit den sog. realen Waren übernommen worden (namentlich das Stellgeschäft und die Prolongationsgeschäfte). Es sind dies das Stellgeschäft (s. d.), das Zweischneidige Prämiengeschäft (s. d.), der Schluß auf Fest und Offen und das Nachgeschäft (s. d.). Wenn jemand mehrere Prämiengeschäfte in der Art kombiniert, daß sie ihm sowohl beim Steigen wie beim Fallen des Kurses zu einem Gewinn verhelfen sollen, z. B. er kauft von A und verkauft an B und bewilligt beiden gegen Prämie einen Rücktritt, so spricht man wohl von einem Zweiprämiengeschäft.

Weiter sind noch die Prolongationsgeschäfte oder Übertragungen, in Österreich Kostgeschäfte genannt, von Wichtigkeit. Es richtet sich zu manchen Zeiten die Spekulation lebhafter als gewöhnlich auf das vermutete Steigen der Preise (auf die Hausse); dann bildet sich für den Lieferungskauf ein besonderer Preis, welcher höher als der Preis beim Tageskauf, und den Unterschied beider Preise nennt man Report. Zu anderer Zeit dagegen kommen entgegengesetzte Strömungen vor, indem man dann vorzüglich auf das Sinken der Preise (auf die Baisse) spekuliert; es entsteht dann ein Preis für den Lieferungskauf, welcher niedriger als der Preis im Tageskaufe ist, und der Unterschied dieser beiden Preise wird Déport genannt. Legt nun jemand bares Geld, für welches er augenblicklich keine günstigere Verwendung hat, dadurch vorübergehend an, daß er eine Ware im Tageskaufe erwirbt und gleichzeitig auf spätern Termin zu höherm Preise (mit Report) wieder verkauft, so macht er ein Reportgeschäft (s. d.), ist «Reportierender» (in Österreich «Kostnehmer» genannt). Der mit ihm Kontrahierende, der «Reportierte» (in Österreich «Kostgeber») macht das Geschäft, um die Erfüllung eines Lieferungsgeschäfts länger hinauszuschieben. Verkauft dagegen jemand im Tageskaufe und kauft gleichzeitig zum wohlfeilern Lieferungspreise zurück, so vermietet er gewissermaßen die betreffende in seinem Besitz befindliche Ware und der Déport ist sein Gewinn; er macht ein Déportgeschäft, ist «Deportierender». Für die mit ihm kontrahierende andere Partei ist dieses Geschäft die Verlängerung einer Spekulation auf den Preisrückgang (auf die Baisse).

Zeitkunde, s. Chronologie.

Zeitlohn, s. unter Arbeiter und Arbeitslohn.

Zeitlose, Pflanzenart, s. Colchicum.

Zeitmaß, s. Metrum, Quantität und Tempo.

Zeitmesser, s. Chronometer.

Zeitraum, s. unter Zeit.

Zeitrechnung, s. Ära.

Zeitrente, soviel wie Annuität.

Zeitsichtwechsel, soviel wie Datenwechsel, s. unter Datum.

Zeitungen und Zeitschriften. Das Wort «Zeitung» ist nach Weigand abzuleiten von dem Verbum «zeiten» = «zeitigen». Es bedeutet so viel wie «Zeitläufte» im allgemeinen, sodann einen Bericht von einer oder mehrern Begebenheiten aus dem Strome der gegenwärtigen Zeitläufte, welcher der «öffentlichen Kunde» dienen soll. Endlich benennt man so ein einzelnes, derartige Mitteilungen enthaltendes Druckerzeugnis. In letzterm Sinne ist das Wort schon im 17. Jahrh. im Gebrauch. Der Ausdruck «Zeitschrift» reicht nicht so weit zurück, sogar Adelung führt ihn noch nicht auf. Man bezeichnet damit jede periodische Druckschrift von größerm Umfange, welche sich nicht hauptsächlich mit den Tagesereignissen beschäftigt. Der deutsche Ausdruck verdrängt allmählich das früher gebräuchlichere «Journal» (frz. journal, ital. giornale). Die Litteratur der Zeitschriften (Journalistik oder Journalismus) umfaßt alle diejenigen litterarischen Erscheinungen, welche sich die Aufgabe stellen, die öffentliche Meinung über die verschiedenen Zweige der Wissenschaften und Künste, des Handels und der Gewerbe, der Verwaltung und der Politik oder des sich entwickelnden Lebens überhaupt zum Ausdruck zu bringen, oder welche von einem solchen belehrenden Zwecke absehen und nur das ästhetische Bedürfnis, das Vergnügen der Lesenden im edlern Sinne befriedigen wollen.

Noch in der Reformationszeit behandelte die Journalistik hauptsächlich die großen religiös-polit. Streitfragen und daneben nur wenige andere für kleinere Kreise wichtige religiös-kirchliche und polit. Angelegenheiten oder allgemein auffällige Erscheinungen des Natur- und Menschenlebens überhaupt. In jener Zeit trugen aber derartige Schriften noch nicht den Charakterzug der Periodicität an sich und waren zum Teil sogar noch in metrische Form gekleidet. Als jedoch im Laufe des 16. Jahrh. die volksmäßige Dichtung und das Volkslied, einst ein Hauptträger der öffentlichen Meinung, mehr und mehr verklang, da vervielfachten sich auch die prosaischen Berichte über die Vorkommnisse des öffentlichen Lebens in der Nähe und in der Ferne und erlangten sogar hier und da den Charakter der Periodicität. Doch hat sich die Tagespresse bis gegen das Ende des 16. Jahrh., z. B. in den deutschen «Postreitern», «Postboten», «hinkenden Boten», auch noch der metrischen Form bedient. (Vgl. von Liliencron, «Mitteilungen aus dem Gebiete der öffentlichen Meinung in Deutschland», München 1874.) Das in allen Kreisen der Bevölkerung wachsende Interesse an den Tagesbegebenheiten und den zeitgenössischen Geschichten überhaupt fand indessen auch außerdem Nahrung. Die Gebildetern konnten dasselbe in den Relationen Michael Eytzingers in Köln, welche von 1580 (1576?) bis 1597 erschienen und weitere Fortsetzungen erlebten, befriedigen. Für diese war auch der «Mercurius Gallo-Belgicus», welchen Michael von Isselt (Jansonius Doccumensis Frisius) im J. 1588 begann und Gothard Artus aus Danzig, Gymnasiallehrer in Frankfurt a. M., und später andere fortführten, berechnet. In Frankfurt erschien dann auch seit dem J. 1621 die Sammlung der auf die Kriegsereignisse und diese große Umwälzungsperiode des Dreißigjährigen Kriegs überhaupt bezüglichen, von Mich. Kaspar Lundorp herausgegebenen «Acta publica», welche gleichfalls fortgesetzt wurden. (Vgl. Fischer, «Mich. Kaspar Lundorp», Berl. 1870.) Joh. Phil. Abele (Abelinus) begann ferner die Herausgabe der im «Theatrum Europaeum» 1635 zusammengefaßten zeitgeschichtlichen Erzählungen. Auch er, wie Lundorp, gehörte Frankfurt a. M. an. Dem «Theatrum Europaeum» trat später das «Diarium Europaeum» (45 Bde., Frankf. 1659—83) zur Seite. Neben diesen größern Sammelschriften gehen jedoch die periodischen, d. h. halbjährigen Meßberichte («Relationes semestrales») her, welche Konrad Lautenbach (geb. 1534, gest. 1597 zu Frankfurt) mit dem frankfurter Buchhändler Paul Brachfeld (Jacobus Francus?) 1590 begonnen hatte, und welche später Sebastian Brönner, Theod. Mäurer, Sigismund Latomus u. a. fortsetzten. Diese frankfurtischen Meßberichte erhielten im J. 1627 ein kaiserl. Privilegium und dienten eine Zeit lang der kath. und österr. Partei. Eine ähnliche Sammlung von Meßberichten wurde auch in Leipzig von einem Pseudonymen Gregorius Wintermonat herausgegeben. Diese Meßberichte beruhen aber zum großen Teil auf den Zeitungen.

Gegenwärtig bezeichnet man mit dem Worte «Zeitung», «Zeitungen» (engl. newspapers, frz. früher gazettes, jetzt mehr gebräuchlich journaux) denjenigen Teil der journalistischen Literatur, welcher sich an ein regelmäßiges periodisches Erscheinen bindet und daher auch nur von geringerm Umfange ist. Im engern Sinne wird das Wort von der polit. Presse oder denjenigen periodischen Druckerzeugnissen gebraucht, welche Ereignisse von allgemeiner Wichtigkeit aus dem Tagesleben der Völker zur Kenntnis ihrer Leser bringen. Schon im 15. Jahrh. begann die Presse derartige denkwürdige Vorfälle in Einblatt- oder Zweiblattdrucken rasch bekannt zu machen. Allein erst im Anfang des 17. Jahrh. treten neben diesen in unregelmäßiger Folge erscheinenden Flugblättern und Flugschriften Zeitungen in unserm modernen Sinne auf, d. h. Druckerzeugnisse, welche in periodischer Aufeinanderfolge die wichtigern Tagesereignisse berichten. In Deutschland freilich nehmen schon mehrere Flugschriften aus dem Ende des 16. Jahrh., besonders solche, welche den Kriegsereignissen gewidmet sind, vorübergehend den Charakter der periodischen Aufeinanderfolge an.

Gewöhnlich werden die Italiener als die Begründer des modernen Zeitungswesens, der Gazetten (gazetta) oder Avisen, Novellen (novellae), Couranten genannt. In England sind wahrscheinlich seit 1606 «Weekly News», also Wochenblätter, gedruckt worden. Nachweisbar aber ist ein fast ganz vollständiger Jahrgang eines solchen Wochenblattes in Deutschland, wo 1609 der straßburger Buchhändler Joh. Carolus einen neuen Jahrgang seiner bereits bestehenden Zeitung herausgab; der Titel war «Relation aller fürnehmen und gedenkwürdigen Historien, so sich hin und wieder in Hoch- und Niederdeutschland, auch in Frankreich, Italien, Schott- und Engelland, Hispanien, Hungern, Polen, Siebenbürgen, Wallachey, Moldau, Türkei verlaufen und zutragen möchten».

Dem von den Zeitungen befriedigten Bedürfnis, sich rasch mit den Ereignissen auch in weiter Ferne bekannt zu machen, hatte in Deutschland und wahrscheinlich auch in andern Ländern früher das handschriftliche Wochenblatt genügen müssen. In Italien sind schon im 16. Jahrh. von Rom und Venedig aus derartige wöchentliche Korrespondenzen weiter verbreitet worden und haben von da auch Eingang in

Deutschland gefunden. Hier erscheint namentlich Köln als ein Punkt, von welchem bereits in derselben Zeit solche handschriftliche Mitteilungen in wöchentlicher Aufeinanderfolge ausgingen. Ein nürnberger Handelshaus, Reiner Volchard und Florian von der Brudh, besaß in den J. 1587—91 ein Korrespondenzbureau, welches von Woche zu Woche Zeitungen versendete. Diese bereits numerierten Blätter haben sich zum Teil erhalten. Derartige handschriftliche Korrespondenzen sicherten sich ihr Fortbestehen durch die Verbreitung geheimer Nachrichten, auch nachdem die gedruckten Zeitungen schon längst einen weiten Leserkreis gewonnen hatten. Gegen Ende des 17. Jahrh. traten jedoch die deutschen Regierungen den handschriftlichen geheimen Zeitungen durch Verbote entgegen. In den Niederlanden spielte das handschriftliche Wochenblatt gleichfalls eine Rolle. Schon im 16. Jahrh. trat hier Antwerpen (Antorf) als Ausgangspunkt derartiger Mitteilungen hervor; später war auch der Haag der Sitz einer in Deutschland vielfach verbreiteten Korrespondenz.

Als sich die deutsche Presse des Zeitungsdrucks bemächtigte, fand sie also die handschriftliche Wochenkorrespondenz als eine förmlich gewerbsmäßige Einrichtung bereits vor und brauchte nur geringe Veränderungen an derselben vorzunehmen. Die einzelnen Korrespondenzen oder Briefe wurden mit dem Datum ihrer Absendung hintereinander aufgeführt, oft ohne daß man dieselben auch nur nach den Tagen der Absendung, geschweige denn nach dem Inhalt ordnete. Der Herausgeber, Novellist, Novellant, Avisenschreiber, auch Zeitunger genannt, fügte nur in den seltensten Fällen ein ganz kurzes, an frühere Berichte anknüpfendes Wort hinzu. Der Dreißigjährige Krieg brachte der deutschen Zeitungspresse keine Einbuße an Terrain, da für gewöhnlich die kriegführenden Teile den Postverkehr nicht nur nicht hinderten, sondern häufig sogar durch besondere Postverträge sicherstellten. Bei der Menge der rasch aufeinanderfolgenden Ereignisse erwies sich jedoch das Wochenblatt häufig als nicht ausreichend, und man half sich durch Extrablätter oder besondere Flugschriften, auf deren Erscheinen bisweilen geradezu in der Zeitung aufmerksam gemacht wurde.

1) Die ersten Spuren von Zeitungen finden sich in **Italien** nach der Mitte des 16. Jahrh. Die Regierung der Republik Venedig ließ für ihre Agenten im Ausland die wichtigsten Ereignisse sowohl des innern Staatslebens als der auswärtigen Kriege zusammenstellen. Man nannte diese geschriebenen Nachrichten «Foglietti» oder «Fogli di avvisi». Später kam es auf, solche «Avvisi» für Privatleute zu verfassen. Die Annahme, daß die erstern an einigen öffentlichen Orten gegen ein Lesegeld von einer Scheidemünze, Gazzetta genannt, den Neugierigen zugänglich gewesen seien, paßt wenig zu den polit. Gewohnheiten der Regierung Venedigs, welche sich am längsten, wie es scheint bis gegen Ende des 17. Jahrh., der Verbreitung gedruckter Zeitungen widersetzte. Übrigens behaupten die meisten Etymologen, daß von der obengenannten Münze die Neuigkeitsblätter in Italien wie später in Frankreich (gazette), Spanien und England ihren Namen erhalten hätten. Eine ansehnliche Sammlung solcher Blätter findet sich in der Nationalbibliothek (Magliabechische Sammlung) zu Florenz. Handschriftliche Zeitungen gab es in Italien von 1554 an, namentlich in Rom, Venedig, Genua und Mailand; die römische von Poli ließ sich Philipp II. von Spanien von seiner Tochter vorlesen. Schon 1571 schritt Pius V. gegen die Verfasser solcher «Neuigkeiten» ein; einer Bulle desselben Papstes vom J. 1572 gegen die Zeitungsschreiber folgte bald eine andere Gregors XIII. In der 1636 von Amadore Massi und Lorenzo Landi in Florenz eröffneten Druckerei wurde zum ersten mal eine in Venedig handschriftlich erschienene Zeitung allwöchentlich gedruckt, 1641 gab der Großherzog von Toscana dem Drucker Cecconcelli ein Privileg auf eine zweite Zeitung, die auch jede Woche erscheinen, aber nur Nachrichten aus Deutschland bringen sollte. Seit Ende 1640 gab ein Giovachino Belli in Rom eine Zeitung heraus, 1642 folgte eine in Genua, 1645 eine in Turin, den Anfang der mailänder Presse kennt man noch nicht. Das erste in Italien gedruckte Journal, das einen besondern Titel hatte, war der «Sincero» von Genua vom J. 1648. Im J. 1650 entstand diesem Blatte in Genua selbst eine Konkurrenzunternehmung, welche sechs Jahre Bestand hatte. Vgl. Piccardi in den «Annali di Statistica», «Saggio di una storia sommaria della stampa periodica» (Rom 1886). Bis zum Ausbruch der Französischen Revolution bestanden neben den gedruckten Zeitungen, welche der Censur unterworfen waren und der Regierung dienten, mehr oder minder geheime Korrespondenzen, auf welche selbst Regierungen abonnierten. Napoleon führte alsbald die polit. Censur wieder ein, das «Giornale italiano» wurde offizielles, die «Gazzetta di Milano» halboffizielles Regierungsorgan. Eine von einem gewissen Lattanzi veröffentlichte Modezeitung, welche eine polit. Übersicht gab, wurde unterdrückt, indem der Kaiser die Herausgeber in ein Irrenhaus stecken ließ. Ein Journalismus im eigentlichen Sinne konnte trotz der frühzeitigen Anfänge gerade in Italien wegen der geistlichen und weltlichen Censur erst in neuerer Zeit zur Entwickelung gelangen. Die Unmöglichkeit, durch öffentliche Blätter die Sache der Freiheit zu verfechten, rief seit 1830 eine geheime Presse hervor, und zwar wurden deren wichtigste Organe im Auslande geschrieben und gedruckt, dann in Italien eingeschmuggelt und dort von den Behörden mit ängstlicher Strenge verfolgt. Es verdient darunter besonders genannt zu werden die von Mazzini ins Leben gerufene «Giovine Italia». Sie erschien, jedoch nicht regelmäßig, bis 1834 in Marseille, später, als die franz. Regierung Mazzini und seine Mitarbeiter ausgewiesen hatte, in Neapel, Pisa und andern ital. Städten. Der «Giovine Italia» folgten viele andere im Auslande veröffentlichte nationale und radikale Zeitschriften, wie der «Tribuno» (Lugano 1834), der «Italiano» (Par. 1836), der «Apostolato popolare» (Lond. 1840—43), der «Pellegrino» (Lond. 1842), der «Educatore» (Lond. 1843—44), der von der Fürstin Christina Belgiojoso redigierte «Ausonio» (Par. 1845—48) u. s. w. Die Mazzinische Presse erlahmte um 1845, als die polit. Bestrebungen Italiens andere Bahnen einzuschlagen begannen.

Bei weitem wichtiger als die polit. Blätter sind in Italien während der Periode von 1815 bis 1848 die wissenschaftlichen und litterarischen Zeitschriften; hier entfaltete sich die Wirksamkeit einer Reihe ausgezeichneter Männer, welche, da die unmittelbare polit. Thätigkeit unmöglich war, an der moralischen und geistigen Erziehung der Nation arbeiteten. In

den ersten Jahren nach der Restauration bildete Mailand den Mittelpunkt des litterarischen Lebens; hier platzten zuerst die Gegensätze der Klassizisten und Romantiker aufeinander. Das von der österr. Regierung unterstützte Organ der Klassizisten war die seit 1816 von Monti und Acerbi geleitete «Biblioteca italiana». Größere Berühmtheit erwarb sich das Organ der Romantiker, der «Conciliatore», redigiert von Silvio Pellico. Der «Conciliatore» mußte jedoch bereits 1820 aufhören. Statt Mailand trat nun Florenz an die Spitze der litterarischen Thätigkeit. Hier erschien seit 1821 unter Leitung von Vieusseux die «Antologia», eine der besten aller je in Italien erschienenen Zeitschriften. Obgleich die «Antologia» trotz der Mitarbeiterschaft Mazzinis und Tommaseos in polit. Hinsicht einen gemäßigten Charakter trug, wurde sie doch Anfang 1833 auf Antrag des russ. und des österr. Gesandten unterdrückt. In den zwanziger Jahren begann ferner in Florenz die Veröffentlichung der «Atti dell' Accademia dei Georgofili» (1823) und des damit verwandten «Giornale agrario toscano». Ebenfalls in Florenz wurde späterhin (1842), und zwar ebenfalls unter der Direktion von Vieusseux, das wichtige «Archivio storico italiano» gegründet, eine Zeitschrift, welche sich die Veröffentlichung ungedruckter, auf die Geschichte Italiens bezüglicher Schriften und Urkunden zur Aufgabe stellte, in seinen Neuen Serien (Zweimonatshefte) aber mehr sich mit der Kritik histor. Arbeiten beschäftigt. Von andern toscan. Zeitschriften sind zu nennen der «Guida dell' educatore», welchen der Abbate Lambruschini, Pietro Thouar und Atto Vannucci herausgeben, später Thouar allein unter einem andern Namen fortsetzte und der nach einer zweiten und dritten Namensänderung jetzt noch als «Letture di famiglia» existiert, der 1844 von Matteucci und Pirca in Pisa gegründete «Nuovo Cimento» (für mathem. und physik. Wissenschaften) und die von Fanfani 1847 zu Pistoja herausgegebenen «Ricordi filologici» (für Sprache und Litteratur). Die 1844 in Turin von Pomba unternommene «Nuova Enciclopedia Popolare» hatte nach einem Jahr 5000 Abonnenten, sodaß deren Redacteur, Predari, beschloß, eine Art Fortsetzung der Vieusseuxschen «Antologia» herauszugeben; unter den Mitarbeitern dieser «Antologia italiano» war auch Cavour.

Infolge des Regierungsantritts Pius' IX. und der sich daran knüpfenden durch ganz Italien gehenden Reformbewegung war die Preßgesetzgebung in den meisten Staaten bereits eine mildere geworden; die Stürme von 1848 rissen vollends jede Schranke nieder. In Rom, wo das offizielle «Cracas» genannte Blatt dreimal in der Woche herauskam, konnten 1846 mit Bewilligung des neuen Papstes die ersten eigentlichen Journale erscheinen: «La Bilancia» und «Il Contemporaneo». Der letztere kann überhaupt als die erste polit. Zeitung Italiens gelten, indem er nicht nur Nachrichten gab, sondern einen Einfluß auf die Regierung üben wollte. Später wurde diese Zeitung unter Sterbini ein Organ der Radikalen. In den letzten Monaten der Republik (1849) war «L'Italia del popolo» von Mazzini, welches Blatt sich vor den Österreichern aus Mailand geflüchtet, inspiriertes Regierungsorgan. Das Organ der gemäßigten Partei in Rom hieß im Frühjahr 1848 «L'Epoca», dann nach Errichtung der röm. Republik «Speranza dell' epoca». In Bologna vertrat 1848 der «Felsineo», redigiert von Minghetti und andern, die Anschauungen der Gemäßigten, während der «Italiano» den radikalen Bestrebungen diente. Infolge der röm. Reformen gelang es bald auch den Liberalen Toscanas, eine bedeutsame Milderung der Preßgesetzgebung durchzusetzen, sodaß bereits 1847 an die Stelle der geheimen Winkelblätter zahlreiche öffentliche Zeitungen traten, z. B. die von Montanelli, Tenca, Colombo und Revere geschriebene «Costituente Italiana», die von Lafarina in unitarischem Sinne redigierte «Alba», die gemäßigte «Patria», Organ Ricasolis, und der «Corriere Livornese», dessen Hauptredacteur Guerrazzi war.

In Sicilien brachte die Revolution vom 12. Jan. 1848 die Preßfreiheit mit sich. Auch hier zeigten sich unter den Journalisten Männer, die später unter geordneten Verhältnissen einflußreiche Abgeordnete und Senatoren und selbst Minister wurden. Crispi leitete damals das Mazzinische Organ «L'Apostolato». Die Restauration im Mai 1849 machte indessen dem sicil. Journalismus ein gewaltsames Ende. In Neapel zog Anfang 1848 nach schrankenlosem Drucke eine ebenso schrankenlose, freilich nur kurze Zeit dauernde Preßfreiheit ein; zu erwähnen ist die von Silvio Spaventa geleitete Zeitung «Il Nazionale». Auch die Lombardei und Venedig sahen nach ihrer Befreiung im Frühjahr 1848 eine Menge von teils gemäßigt liberalen, teils radikalen und republikanischen Blättern erstehen. In Mailand war es, wo im Mai 1848 das erste öffentlich republikanische Blatt erschien, die anfänglich von Revere redigierte Mazzinische «L'Italia del popolo», eine beharrliche Gegnerin der nationalen Politik Karl Alberts.

Auf die Entwickelung des ital. Journalismus übte den folgenreichsten Einfluß der polit. Umschwung, der im März 1848 in Piemont eintrat. Schon vorher waren Balbo, Boncompagni und Cavour auf dem Plan erschienen. Die erste Nummer des «Risorgimento» wurde am 15. Dez. 1847, die zweite am 21. Dez. 1847 ausgegeben, vom 1. Jan. 1848 an wurde es regelmäßig veröffentlicht. Diese Zeitung bekämpfte mit Energie die Ausschreitungen der Radikalen und verteidigte die Führerrolle Piemonts im nationalen Unabhängigkeitskampfe. Eine minder konservative, doch gemäßigt liberale Färbung trug die von Giacomo Durando gegründete «Opinione». Die von Lorenzo Valerio, ebenfalls noch vor der Verleihung der Verfassung gegründete «Concordia» vertrat die Grundsätze der parlamentarischen Linken. Gleichzeitig mit diesen größern Parteiorganen erschien die von dem Buchdrucker Arnaldi gegründete und von dem Schriftsetzer Govean redigierte «Gazzetta del popolo», deren Hauptmitarbeiter Borella und Bottero waren. Als eine echt volkstümliche Zeitung gelangte sie zu großer Bedeutung und Verbreitung. Wenn bereits 1848 die piemontes. Presse an Gehalt und Einfluß die Presse der übrigen Halbinsel übertraf, so gelangte sie vollends zu ausschließlicher Wichtigkeit, als 1849 die allgemeine Reaktion eintrat. Nur im Königreich Sardinien blieb mit der Verfassung die freie Presse bestehen. Von den bedeutendern liberalen Blättern des J. 1848 erhielten sich die «Gazzetta del popolo» und die «Opinione». Als die Redaction der letztern auf G. Dina überging, gründete der bisherige Redacteur, Bianchi-

Giovini, die «Unione», welche sich durch ihre Polemik gegen den Klerus bemerklich machte. Die demokratische Richtung unter der lombardischen Emigration fand ein Organ in dem aus der Asche der «Concordia» erstandenen «Progresso», später (1854) in dem «Diritto». Ein anderes Oppositionsblatt, die «Libertà» Brofferios, bekämpfte eine Zeit lang heftig die Cavoursche Politik, welche wiederum einen eifrigen Fürsprecher hatte an dem «Parlamento», das 1855 sich in den «Piemonte» umtaufte und von Farini geleitet wurde. Das Organ der antikonstitutionellen Partei, die klerikale «Armonia», verlor seine Bedeutung, als der bisherige Hauptmitarbeiter, Don Margotto, ein eigenes Blatt gründete, die «Unità cattolica», die nächst der «Civiltà cattolica» das klerikale Hauptblatt Italiens wurde.

Das Vorwiegen des polit. Interesses erklärt es, weshalb nach 1848 die Zeitschriften Geringeres leisteten als vorher. Es entstanden wohl einige neue, um die in den Revolutionsstürmen zu Grunde gegangenen zu ersetzen, doch nur wenige wußten zu Ansehen und Verbreitung zu gelangen. Erwähnung verdient die turiner «Rivista contemporanea», welche, 1853 gegründet, später eine Zeit lang von Lafarina redigiert, einen ehrenvollen Platz in der ital. Publizistik erlangte. Großen Aufschwung nahm die klerikale Publizistik seit der 1850 durch die Jesuiten erfolgten Gründung der röm. «Civiltà cattolica», die verbreitetste aller ital. Zeitschriften, deren Übersiedelung von Florenz nach Rom geplant ist.

Die Veränderungen von 1859 und 1860, welche die piemont. Preßfreiheit zum Gemeingut der Halbinsel machten, riefen in allen Teilen Italiens wieder eine Fülle von Tageblättern hervor. Aber mit dieser äußerlichen Vermehrung konnte das innere Gedeihen der polit. Presse nicht gleichen Schritt halten; der Leserkreis nahm nicht in entsprechender Weise zu, und da das Inseratenwesen in Italien noch wenig entwickelt ist, fehlten meistens die zur Herstellung einer guten und bildenden Zeitung nötigen Mittel. Viele Journale werden nur mit Rücksicht auf bevorstehende Wahlen gegründet. Mit dem eigentlichen Publikum steht die Presse indessen für gewöhnlich in keiner Fühlung. Nicht wenige Zeitungen, auch solche, die häufiger genannt werden, dienen den Interessen von Coterien, welchen es weniger um Durchführung von Grundsätzen, als um Anteil an der polit. Macht und der öffentlichen Verwaltung zu thun ist. In dieser Hinsicht spiegelt die Presse die unerfreulichen Zustände der Abgeordnetenkammer wieder, ohne daß von einem nennenswerten Einfluß auf die letztere die Rede sein kann. Die gemäßigte «Opinione» blieb eins der verbreitetsten Blätter. Das «Diritto», welches sich das Organ der ital. Demokratie nennt, war ebenfalls ziemlich verbreitet und lange Zeit hindurch das Hauptorgan der Opposition. In der letzten Zeit ist es eins der weniger gelesenen Blätter der Pentarchie (der Führer der konstitutionellen Linken) und besonders Organ Mancinis. Diese beiden Blätter, ebenso wie die hauptsächlich zur Einwirkung auf das Ausland gegründete, zeitweise offiziöse «Italie» (in franz. Sprache) sind 1865 aus Anlaß der Verlegung des Regierungssitzes nach Florenz und 1871 nach Rom übergesiedelt. Ein anderes Blatt ist aus demselben Anlaß völlig eingegangen, die «Stampa», welche, 1862 zu Turin von den gemäßigt Liberalen der annektierten Provinzen zur Abwehr des überwiegenden piemont. Einflusses gegründet, unter Bonghis Leitung eine von den parlamentarischen Fraktionen unabhängige Haltung zu bewahren suchte; die seit dem J. 1882 in Rom unter dem gleichen Namen erscheinende Zeitung ist offiziös. Von bedeutendern Blättern sind nach 1865 in Turin nur die «Gazzetta del popolo» und die «Unità cattolica» geblieben, jene als Organ des über die Verlegung der Hauptstadt erbitterten und daher mit der radikalen Opposition verbündeten Piemontesismus. Die «Gazzetta Piemontese», seit einiger Zeit in täglich drei Ausgaben, vertritt den gemäßigten Liberalismus; Organ der Konservativen war bis zu seinem Eingang das «Risorgimento». In Mailand ward nach dem Sturz der österr. Herrschaft von der reichen lombard. Aristokratie die «Perseveranza» gegründet, früher von Allievi geleitet, später unter dem vielseitigen, scharfen Bonghi jedenfalls das beste, vollständigste, interessanteste Blatt Italiens. Das frühere Organ der österr. Regierung, die «Gazzetta di Milano», gehörte vom J. 1867 an zu den Stimmführern der radikalen Opposition und ist seitdem eingegangen. Die meiste Verbreitung nicht nur von allen mailänder, sondern überhaupt von allen ital. Blättern genießt der radikale «Secolo», Eigentum der die Bestrebungen der äußersten Linken unterstützenden Verlegerfirma Sonzogno (seit 1866); der mailänder «Pungolo» ist schon längere Zeit unter Leitung des verdienstvollen Litteraten Leone Fortis gemäßigt liberal; der «Corriere della sera» ist 1875 mit einem Programm der Rechten ins Leben getreten. Eine große Verbreitung hat die radikale «Epoca» von Genua (seit 1877); der 1874 von dem Romanschriftsteller Barrili ebendaselbst gegründete «Caffaro» verdient ebenfalls Erwähnung. In Venedig hat der Wechsel des Regiments die früher offizielle «Gazzetta di Venezia» in ein liberales und nationales Blatt verwandelt.

Florenz wurde durch die Erhebung zur Hauptstadt und durch die erwähnte Übersiedelung der bedeutendsten turiner Blätter seit 1865 der Mittelpunkt des ital. Journalismus. Hier erschienen neben dem offiziellen Blatte, der «Gazzetta ufficiale del regno d'Italia», zahlreiche Zeitungen, welche alle Parteirichtungen vertraten, mit Ausnahme des exaltierten Republikanismus. Besonders genannt zu werden verdienen die «Nazione», 1859 gegründet von Bianchi, Pasini, Galeotti u. a., Hauptorgan der gemäßigt liberalen Partei Toscanas, und die «Riforma», welche 1867, als das «Diritto» das linke Centrum zu vertreten begann, von der zwar auf dem Boden der Verfassung stehenden, dabei aber der radikalen Demokratie angehörenden Linken (Crispi, de Boni etc.) ins Leben gerufen wurde und auch nach ihrer Übersiedelung nach Rom nur als Organ Crispis einige Bedeutung hat. Zu den zahlreichen in Neapel entstandenen Blättern gehören: der «Pungolo» und die «Roma», Oppositionsorgane, die außerhalb ihres Erscheinungsortes wenig Einfluß haben; der von dem Abgeordneten und Litteraten de Zerbi geleitete «Piccolo» (seit 1868) ist gemäßigt liberal. Der sicil. Journalismus hat gleich dem neapolitanischen nur regionale Bedeutung. Das populärste Blatt von Palermo, ja von ganz Sicilien ist der gemäßigt oppositionelle «Amico del popolo», der in ital. Sprache und im sicilian. Dialekt geschrieben wird.

Das offizielle Blatt der Kurie war das eingegangene «Giornale di Roma», ein klerikales «Journal de Rome» existiert gleichfalls nicht mehr;

offiziösen Eingebungen dienen die Spalten des 1861 gegründeten «Osservatore romano»; seltener die 1871 ins Leben gerufene «Voce della Verità», welche das Organ der Gesellschaft für die kath. Interessen ist; «Mastro Peppe» ist ein satirisch-humoristisches Blatt der Klerikalen, der «Moniteur de Rome» das für das Ausland berechnete Organ der Partei. Von den in der Hauptstadt erscheinenden Zeitungen sind ferner zu erwähnen: die «Gazzetta d'Italia», die erst vor wenigen Jahren von Florenz nach Rom übersiedelte, ein Organ der gemäßigt liberalen Partei Toscanas; der ebenfalls noch in Florenz (1870) gegründete «Fanfulla», ein litterarisch bedeutendes Blatt, welches die polit. Vorfälle witzig vom Standpunkt der Rechten beleuchtet. Die radikale «Capitale» ist seit ihrer Gründung (1870) die minderwertige Schwester des mailänder «Secolo»; die «Libertà», die auch nach dem Einzug der ital. Soldaten entstand, ist immer gemäßigt liberal gewesen und vertritt neuerdings die sog. Trasformazione dei partiti, d. h. die Bildung einer aus den gemäßigten Elementen der Rechten und der Linken bestehenden Regierungsmehrheit. Das im Ausland gelesenste Blatt dieser Richtung ist die «Rassegna». Ihr bedeutendster Widerpart ist die dem Fürsten und Abgeordneten Sciarra gehörige «Tribuna» (seit 1883), das Hauptblatt der Pentarchie. Schon seit 1880 besteht der als fortschrittliches Gegenstück zum «Fanfulla» ins Leben gerufene «Capitan Fracasso», Organ Cairolis. Der «Corriere di Roma illustrato», für gewöhnlich ohne Illustrationen (seit 1885), ist konservativ; dieses Blatt ist nicht mit einem gleichlautenden kath. Blatte, von dem, entgegen der ital. Sitte, keine Einzelnummern zu haben sind, zu verwechseln. Die gelesensten Blätter Roms sind der «Popolo Romano», gemäßigt liberales Organ des Ministerpräsidenten, und der «Messagero», eine Zeitung für die Bedürfnisse und Gewohnheiten des kleinen Mannes. Der «Bersagliere», das Leibblatt Nicoteras, ist eingegangen; «Il Dovere», «La Lega», «Il Fascio della democrazia» und die «Democrazia», sämtlich republikanischer Richtung, haben nur sehr kurzes Leben gehabt. Noch ist der satirischen und humoristischen Blätter zu gedenken, welche die Ereignisse und Persönlichkeiten des Tages zum Gegenstand ihres Spottes in Schrift und Zeichnung machen. In diesem Genre haben bereits 1848 der «Arlecchino» in Neapel, die «Vespa» in Florenz Gutes geleistet. Gegenwärtig besitzt Italien neben vielen trivialen Blättern dieser Art den trefflichen «Pasquino» (seit 1853) in Turin, welcher, was künstlerischen Werth der Zeichnungen und feinen Humor betrifft, zu den besten europ. Witzblättern gehört. Auch der turiner «Fischietto» (seit 1848) verdient erwähnt zu werden. Der röm. «Don Pirloncino» (seit 1871) ist ein humoristisches Wochenblatt mit Karikaturen. Der «Papagallo» erscheint seit 1872 wöchentlich in Bologna.

Aus der großen Zahl der polit.-ökonomischen, religiösen, wissenschaftlichen und litterarischen Zeitschriften, welche in der neuesten Zeit auftauchten, sind hervorzuheben: die florent. Monatsschrift «Nuova Antologia» (seit 1866), welche die besten Schriftsteller zu Mitarbeitern zählt und seit einigen Jahren monatlich zwei Hefte ausgibt. Eingegangen sind sowohl die mit der «Nuova Antologia» wetteifernde «Rivista Europea» und die gemäßigt klerikale neapolit. Zeitschrift «Carità», von Tosti, Capecelatro u. a. geschrieben, als auch die wesentlich mit der deutschen Wissenschaft und Litteratur sich befassende «Nuova Rivista Internazionale» und die «Rivista settimanale», die letzten beiden nach fünfjährigem Bestehen. Die Sidney Sonnino und Augusto Franchetti gehörige «Rassegna settimanale» verwandelte sich nach mehrjährigem Bestande in die oben erwähnte polit. Zeitung «La Rassegna». Die röm. «Rassegna italiana» ist eine Monatsschrift für Litteratur und (kath.) Religion, während die florent. «Rassegna nazionale» monatlich zwei Hefte der Politik, Litteratur und Geschichte widmet. Hingegen bestehen mehrere der besten ältern Zeitschriften fort, wie der mailänder «Politecnico». Hinzu kam seit 1868 der zu Bologna erscheinende «Propugnatore», eine der bedeutendsten philol.-litterarischen Revuen Italiens; ferner das «Archivio veneto» (seit 1871), das «Archivio storico lombardo» (seit 1874), das «Archivio storico per le provincie napoletane» (seit 1876), das «Archivio storico siciliano» (seit 1876), das «Archivio della società romana di storia patria» (1878), das «Archivio storico per le Marche e per l'Umbria», (1884), die den prot. Interessen dienende, trefflich redigierte «Rivista cristiana». Von einer Reihe von litterarischen Sonntagsausgaben polit. Blätter sind außer dem seit 1879 erscheinenden «Fanfulla della domenica», dessen erster Redacteur F. Martini war, wenige am Leben geblieben. An der Redaction der Monatsschrift «Giornale napoletano di filosofia e lettere» war bis zu seinem Tode der angesehene Philosoph Fiorentino beteiligt. Eine «Revue internationale» für Litteratur und Wissenschaften erscheint seit 1883 in Florenz. Bonghis «Cultura» (1881) enthält meistens Recensionen. Zu einem guten Teile von Deutschen geschrieben sind die «Annali» und das «Bollettino dell' Istituto di corrispondenza archeologica germania» (1829—86). Die «Atti della R. Accademia dei Lincei» zu Rom gehen bis in das Jahr 1604 hinauf. Die älteste ital. Zeitung, die bis auf unsere Tage dauert, ist die 1798 gegründete «Gazzetta di Genova»; 104 Erzeugnisse der periodischen Presse sind älter als das Jahr 1861. Im J. 1885 allein kam ein Zuwachs von 447 Nummern, von denen 204 im Laufe des Jahres aufhörten, 260 gingen von den Gründungen früherer Jahre ein. Am 31. Dez. 1885 wurden in Italien 1459 Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht, wobei allerdings 46 Anzeiger und Fahrtenpläne mitgerechnet sind. Polit. Zeitungen und Zeitschriften gab es 445, politisch-religiöse 61, religiöse 99. Von den zwei zuletzt genannten Kategorien sind 149 katholisch, 11 protestantisch. Ein israel. Organ in Casale Monferrato, Provinz Alessandria, wird besonders aufgeführt. In der Statistik sind 88 Nummern nicht klassifiziert, 241 befassen sich mit Verwaltung, Recht, Volkswirtschaft und sozialen Wissenschaften, 151 mit Landwirtschaft, Handel, Gewerbe und Finanzen, 91 mit Litteratur, Geschichte und Archäologie, 44 mit Erziehungsfragen, 17 mit Mathematik, Physik und industrieller Technologie, 9 mit dem Heerwesen, 68 mit Heilkunde, Chirurgie, Hygiene, Anthropologie und Naturgeschichte, 8 mit Geographie und Reisen, 14 mit den schönen Künsten, 37 mit Musik und Dramen, 18 mit Moden, 22 sind humoristisch; 161 Zeitungen und Zeitschriften kommen mit Illustrationen heraus, davon entfallen auf Rom 23, auf die Lombardei 55. Die Provinz Mailand

erscheint in der Statistik mit 149 Zeitungen und Zeitschriften aufgeführt, die Provinz Rom mit 205, Turin mit 110; 10 Blätter sind italienisch und in Dialekt geschrieben, 17 italienisch und in einer fremden Sprache, 6 nur in einem Dialekt, 19 nur in einer fremden Sprache (13 französisch, 2 englisch, 4 lateinisch). Von den drei Blättern für Freimaurerei ist die röm. «Rivista della massoneria italiana» offiziöses Organ des ital. Großorients.

2) In Spanien beschränkten sich anfänglich die polit. Blätter ebenfalls nur auf einzelne von Zeit zu Zeit erscheinende Nachrichten (relaciones) von besonders wichtigen Ereignissen, die nicht selten die Form von Romanzen annahmen, welche von den Blinden an den Straßenecken ausgerufen (romances de ciegos) wurden. Im J. 1661 begann das regelmäßige offizielle Erscheinen einer Zeitung, der «Gaceta de Madrid», die sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Schon zu Ende der Regierung Karls III. zählte man mehrere Zeitschriften, welche nicht bloß der Politik, sondern auch der Verbreitung nützlicher Kenntnisse, wissenschaftlicher Ansichten, moralisierender und kritischer Aufsätze gewidmet waren, wie z. B. Feyjoos «Teatro critico universal», desselben «Cartas eruditas y curiosas», ferner Clavijo y Fajardos «Pensador», vor allem das «Diario de los literatos de España», das ganz im Geiste neuerer Kritik gehalten war, was ihm so viele Feinde zuzog, daß es nicht zwei Jahre lang bestehen konnte (1737—38), das «Semanario erudito» (34 Bde., Madr. 1778—91), «El Memorial de los literatos» (1780—93), «El Mercurio general» (von Isla, 1792—1808). Noch größere Bedeutung erhielt die Journalistik während und nach dem Unabhängigkeitskriege seit 1808, und in den folgenden polit. Revolutionen. Unter den Journalen der liberalen Partei jener Zeit zeichnen sich neben dem hochwichtigen «Diario de las Cortes» besonders das «Semanario patriotico» (Cadiz 1808—11) und die «Aurora mallorquina» (Palma 1812—13) aus. Unter den Organen der Royalisten jener Epoche ist der mit vielem volkstümlichen Witz und Energie redigierte «Procurador del Rey» zu nennen. Nach der Restauration von 1814 führten die zur Auswanderung Gezwungenen ihre Sache in zum Teil auch im Auslande erscheinenden span. Zeitschriften, wie dem zu London 1815 herauskommenden «Español constitucional», fort. Unter denen mit weiterm Programm nimmt die erste Stelle die von dem Dichter Javier de Burgos redigierte «Miscelanea de comercio, artes y literatura» ein, die sich nach 1820 in eine «Miscelanea de politica, literatura y comercio» umwandelte. Durch die infolge dieser Revolution (1820—23) wieder zur Herrschaft gelangte liberale Partei und die von dieser proklamierte Preßfreiheit erhielt die periodische Presse einen ungemein wachsenden Einfluß. Unter den 64 Blättern polit. Tendenz, die man 1822 zählte, gehörte der «Censor», der gelegentlich als Organ des Napoleonischen Liberalismus mit Hinneigung zu den franz. Doktrinärs auftrat, zu den tüchtigsten Zeitschriften; andererseits floß in dem kecken «Zurriago» («Geißel») und den «Cartas del pobrecito holgazan» von Miñano eine außerordentlich reiche Quelle volkstümlichen Humors. Von neuem mußte der Liberalismus und mit ihm der Journalismus vor der Kontrerevolution von 1823 ins Ausland flüchten, wo die periodische Presse der Spanier, namentlich zu Paris und London, ihre Stätte hatte.

Seit Änderung des Regierungssystems 1833 und nach dem Tode Ferdinands VII. trat wenigstens zeitweise eine Begünstigung der periodischen Presse, besonders der schönwissenschaftlichen, ein. Die «Revista española», die 1831 als ein mehr polit. Blatt begann, verschmolz dann mit dem «Mensajero», dem Organ der Cortes, zur «Revista mensajero», nahm 1837 den Titel «Revista europea» an und beschäftigte sich nun fast ausschließlich mit Litteratur, um 1838 abermals mehr polit. Charakter anzunehmen und als «Revista de Madrid» Organ der Moderados zu sein. Einer Nuance dieser Partei gehörte auch der polit.-litterarische «Correo nacional» unter der Redaction Borregos an, der zugleich einem andern Journal ähnlicher Tendenz, dem «Español», vorstand. Des Dichters Salas y Quiroga «No me olvides» war zunächst zwar nur der Unterhaltung gewidmet, erörterte jedoch auch polit. Fragen im Sinne des Juste-Milieu. Neben diesen sind noch der «Piloto», an dessen Spitze Alcalá-Galiano und Donoso Cortes als Führer der Afrancesados standen, und der an statist. Daten reiche «Corresponsal», sowie das offizielle Organ der jeweiligen Regierung, die auch viele litterarische Artikel enthaltende «Gaceta de Madrid» und das erst «Boletin», später «Eco del comercio» genannte langlebige Journal, als dessen Chef Gil y Zarate thätig war, zu nennen. Auch der «Español» und der «Observador» erlangten Berühmtheit. Unter den illustrierten Wochenschriften zeichnete sich vor allen der «Artista» (1835—36) aus, durch treffliche Aufsätze der Brüder Madrazo, an dessen Stelle 1836 das von Mesonero und Tapia gegründete und für die Litteraturgeschichte wichtige «Semanario pintoresco» trat.

Nach manchen Wandlungen, die die span. Presse gleich den polit. Verhältnissen des Landes erfuhr, machte dieselbe seit der Revolution vom Juli 1854 aufs neue ihren Einfluß geltend. Die fast unumschränkte Preßfreiheit, welche fortan in Spanien herrschte, rief eine Menge von Zeitungen ins Dasein. Infolge der Reaktion vom Juni 1866 schmolz jedoch die Zahl der polit. Blätter wiederum sehr zusammen, um nach der Septemberrevolution von 1868 abermals einen neuen Aufschwung zu nehmen.

Seit 1875 (Don Alfonso XII.) war allen nicht ganz regierungsfreundlichen Blättern eine nur sehr beschränkte Freiheit vergönnt, die ihnen von der Censur (tribunal de imprensa) durch häufiges Interdikt verkürzt wird, von dem allein die «Gaceta» ganz ausgeschlossen blieb. Großer Beliebtheit erfreuten sich «El Pabellon nacional» und «El Mundo politico» (moderadistisch), «El Siglo» und «La Patria» (centralistisch), «El Pueblo español», «El Clamor de la patria», «La Union», «La Gaceta universal» (demokratisch), «El Diario español»; «Iberia», «La Opinion publica». Die beliebtesten Witzblätter sind «Campana de gracia», «Cascabel» und «Huracan». Auch nach dem Tode Alfons' (1885) haben sich die Verhältnisse wenig geändert. Preßprozesse und Interdikte besonders gegen die republikanischen Blätter «Revolucion», «Escándalo», «Union», wie auch gegen die «Federacion iberica» sind nichts Seltenes. Im Auslande ist der «Imparcial» gern gesehen, wie auch die «Correspondencia de España». Der «Globo» als Organ Castelars und seiner Possibilisten, die konservative «Epoca», der «Progreso» der Zorrillistas genießen Ansehen. Die Zeitschriftenlitteratur hat gegenüber den Wechselfällen der polit. Blätter eine Existenz von

großer Ruhe und Beständigkeit geführt. Es erscheinen ausgezeichnete Fachzeitschriften, z. B. 28 medizinische und pharmaceutische, mehrere für Agrikultur, mehrere geographische, eine naturwissenschaftliche («Anales de la Sociedad española de historia natural», seit 1872, 15 Bde.), eine für Industrie («Cronica de la Industria», seit 1875), mehrere für Bergwesen und Ingenieure, eine für Militärwesen («Revista cientifico-militar») u. s. w. Populärwissenschaftlich ist das «Cronicon científico-popular» von Huelin, halb belletristisch, halb wissenschaftlich die «Revista de España», «Revista contemporánea» (seit 1875) und «Revista europea» (seit 1874), rein belletristisch und illustriert die «Ilustracion española y americana» (seit 1856), wichtig für Bibliographisches u. s. w. das «Boletin de la Librería» (seit 1873), welches das ältere «Boletin bibliografico español» (von Hidalgo, 10 Bde., bis 1868) ersetzt hat; ferner die «Revista de archivos, bibliotecas y museos» (seit 1871; 2. Serie seit 1883), «El Averiguador» (seit 1870) u. a. Den merkantilen Interessen dienen «La Gaceta de los caminos de hierro», «La Gaceta economista», den künstlerischen dagegen «El arte en España» (seit 1862) u. a. m. Eine baskische Zeitschrift erscheint seit 1878 in Pamplona («Revista Euskara»), eine zweite, «Euskal-Erria» (seit 1880) in San-Sebastian, eine catalonische in Barcelona («Renaixença»). Auch sind bemerkenswert die «Revista de Aragon» (seit 1879), «Revista de Valencia» (seit 1880), «Revista de Canarias» (seit 1880) und «Revista de Asturias» (seit 1882). Der Erforschung der reichen Volkslitteratur sind gewidmet: «El Folk-Lore Español» (9 Bde.), «El Folk-Lore Andaluz» (seit 1882), «El Folk-Lore Catalá» (seit 1884), «El Folk-Lore Bético-Extremeño» (seit 1882); dem Unterrichtswesen: «La Instruccion pública» (seit 1875); religiöser Erbauung und Belehrung: «La Ciencia cristiana» (seit 1877).

Eine Geschichte des span. Zeitungswesens bis 1870 schrieb Hartzenbusch: «Periodicos de Madrid» (Madr. 1876).

3) In **Portugal** gleichen die Geschicke des Zeitungswesens denen der span. Journalistik. Sogenannte «Relações de novas geraes» erschienen bereits vor 1627; die erste eigentliche «Gazeta» jedoch, von der sich Exemplare erhalten, geht vom Nov. 1641 bis 1643 und verdankt der Restauration und den sich daran knüpfenden Kriegen ihr Leben. Die zweite, «Mercurio» genannt, begann Jan. 1663 unter der Leitung von Antonio de Sousa de Macedo und erschien, wie die ältere «Gazeta», monatlich bis 1667. Die Ereignisse des span.-portug. Kriegs bilden ihren Hauptinhalt. Die Belagerung Wiens durch die Türken wurde wiederum in «Relações» besprochen (1681—97). Die zweite Periode des portug. Zeitungswesens beginnt 1715 mit der wöchentlichen Publikation eines Journals, das, nach seinem Herausgeber «Gazeta de Monterroio» genannt, bis 1760 bestand. Es brachte nur dürftige Berichte. Lebendig und volkstümlich geschrieben waren die in fliegenden Blättern, «Papeis noticiosos» und «Folhas volantes», verbreiteten Nachrichten. Diese Blätter wurden von blinden Verkäufern, die eine privilegierte Korporation bildeten, auf den Straßen feilgehalten. Ein offizielles Blatt begann seine Laufbahn 1760 und besteht noch jetzt. Sein ursprünglicher Name ist «Gazeta dos Officiaes das Secretarias», welcher später mehrfach verändert wurde. Seit 1833 führt es den Titel «Diario do Governo». Reformiert wurde es im Dez. 1886. Die 1820 proklamierte kurzlebige Preßfreiheit gab einigen polit. Zeitungen das Dasein, unter welchen nur der «Portuguez», durch Almeida-Garretts Mitwirkung, eine gewisse Bedeutung erlangte. Erst nach der Thronbesteigung der Dona Maria da Gloria 1834 begann das Zeitungswesen sich reicher zu entfalten. Zwischen 1836 und 1840 stieg die Zahl der regelmäßig erscheinenden Blätter auf 142, doch blieben sie ohne rechten Gehalt und dienten vorzugsweise den Parteileidenschaften. Nur allmählich wuchs Wert und Einfluß der polit. Presse, sodaß gegenwärtig Portugal hinter seinem Nachbarstaate keineswegs zurücksteht; zu einer moralischen Macht hat sie sich freilich, trotz der Preßfreiheit, nicht emporgeschwungen.

Die Zahl der Tagesblätter ist sehr bedeutend, besonders ist die Zahl der Provinzial- und Lokalblätter in stetem Steigen. Die wichtigsten Organe der Partei der Regeneradores oder Fontistas sind die «Revolução de Septembro», die älteste unter allen bestehenden Zeitungen, 1837 gegründet; «Jornal do Commercio» (seit 1852), «Diario Illustrado», «Diario da Manhã», «Diario de Portugal», «Jornal da Noite» in der Hauptstadt und in Porto die «Actualidade» (seit 1873), welche jedoch neuerdings die Farbe wechselte und zu den Progressisten überging. Diese gegenwärtig das Ruder führende Partei wird vertreten durch den «Progresso», «Diario popular», «Novidades» in Lissabon, und in Porto durch die «Provincia» und «Primeiro de Janeiro». Miguelistisch ist die «Nação», welche seit 39 Jahren besteht; konstitutionell ist der «Constituinte»; andere sind demokratisch, republikanisch, ultramontan. Vollkommen unabhängig und sehr beliebt sind «Commercio do Porto» (seit 1853), «Commercio de Lisboa», «Commercio de Portugal» und «Imparcial». Unter den Provinzialblättern sind die angesehensten der liberale «Conimbricense», der sich in 40jähriger Arbeit unter der Leitung von Martins de Carvalho einen wohlverdienten Namen erworben; der «Campeão das Provincias» (seit 1851) und der reaktionäre «Viriato» (seit 1854). Die verbreitetste aller Zeitungen ist jedoch seit 1864 das «Diario de noticias», das in 26000 Exemplaren gedruckt wird. Es bietet nur kurze Artikel und Anzeigen und kostet, wie die meisten kleinen Blätter, 10 Reis, die größern kosten deren 40.

Die litterarisch-wissenschaftliche Journalistik ist ebenfalls erst in neuerer Zeit zu einiger Bedeutung gelangt. In den dreißiger Jahren war das «Jornal de Coimbra» die einzige allgemeine wissenschaftliche Zeitschrift. Größere Bedeutung erlangte «O Panorama», von Herculano herausgegeben (1837—58 und 1867—68; 16 Bde.). Später folgten die von A. F. de Castilho geleitete «Revista universal Lisbonense» (1841—57), «Aurora» (1846), «Revista popular», «Pharol», «Epoca», «Semana» u. s. w.; das «Archivo pittoresco» (1858—68), die «Revista contemporanea de Portugal e Brazil» (1859—65) und «A Folha» (Coimbra 1868—72), «Revista de Portugal e Brazil» (1873—74), «Republica das lettras» (1875), «Revista Occidental» (1875), «Renascença» (Porto 1878). Sehr beachtenswert ist das seit 1853 zu Coimbra erscheinende «Instituto» (jährlich ein Band). Unter den illustrierten Zeitschriften waren die angesehensten

«Universo pittoresco» (1834—44) und «Portugal illustrado; später «Panorama photographico» (1871—73), «Portugal pittoresco» (Coimbra 1879), «Dois mundos» (1878—80); jetzt sind die beliebtesten «Occidente» (seit 1878), «Illustração portugueza» (seit 1884) und «Panorama contemporaneo» (seit 1883). Dem Unterrichtswesen gewidmet war «Revista da Sociedade de Instrucção» (1878—83), «O Ensino» (Porto 1877) und «Revista Academica» (Porto 1879); wissenschaftlicher Kritik «Bibliographia critica» (1873—75); philos. Studien «O Positivismo» (1878—81), «A Era nova» (1881—84), «Revista dos estudos livres» (seit 1884); bibliographischen das «Boletim de bibliographia portugueza» (Coimbra 1879) und «Revista bibliographica» (Porto, seit 1879); der Kunst «Artes e lettras» und «A arte portugueza». Das gelesenste Witzblatt, welches der geniale Zeichner Bordallo Pinheiro illustrierte, war «Antonio Maria» und ist jetzt «Pontos nos Ii» (seit 1885).

4) Obwohl die Zeitungspresse in keinem andern Staate Europas eine so große Bedeutung erlangt hat wie in England, ist sie hier doch später entstanden als in Italien und Deutschland. Es ist möglich, daß gegen Ende des 16. Jahrh. einzelne Flugschriften in Zeitungsform entweder auf Veranstaltung der Regierung oder auch von Privatpersonen veröffentlicht wurden; indessen hat sich der im Britischen Museum befindliche, angeblich aus dem J. 1588 herrührende «English Mercurie» als untergeschoben erwiesen. Zu Anfang der Regierung Jakobs I. kamen die sog. News-letters auf, d. i. handschriftliche Übersichten der neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der Politik, des Handels und auch wohl der Litteratur, durch welche sich namentlich ein gewisser Nathaniel Butter auszeichnete, dessen Originalmanuskripte von seinen Schreibern kopiert und wöchentlich mit der Post an die Abonnenten auf dem Lande versendet wurden. Dieser war es auch, unter dessen Redaction seit dem 23. Mai 1622 die erste regelmäßige gedruckte Wochenzeitung unter dem Titel «The certain newes of this present week» erschien, der bald «The weekly courant» und mehrere andere folgten. Die Bürgerkriege förderten das Zeitungswesen, indem die verschiedenen Parteien die Presse benutzten, um ihre Meinungen zu verbreiten. So entstand eine zahllose Menge Blätter, zum Teil unter seltsamen Titeln, wie «The Scots dove», «The parliament kite», «The secret owl», «Mercurius acheronticus, or news from hell», «Mercurius Democritus», «Mercurius mastix» u. s. w. Sie hatten meistens nur ein ephemeres Dasein, zumal da das Lange Parlament es bald für nötig fand, sie einer Censur zu unterwerfen, die später unter Karl II. eine drakonische Strenge entwickelte. Trotzdem gewann die periodische Presse zusehends an Einfluß und Ausdehnung. Im J. 1662 wurde der «Kingdom's Intelligencer» gegründet, der den mitgeteilten Nachrichten größere Mannigfaltigkeit und Selbständigkeit zu geben suchte, und dessen Erfolg den Censor L'Estrange 1663 zur Herausgabe des «Intelligencer» veranlaßte, welcher sich 1665 in eine zu Oxford erscheinende offizielle Zeitung verwandelte, die noch jetzt unter dem Titel «London Gazette» fortdauert. Auch an Oppositionszeitungen gegen den Hof fehlte es nicht, unter welchen «The weekly packet of advice from Rome» (1678—83) hervorragte; für die Regierung nahmen unter andern der «Observator» (1680) und «Heraclitus ridens» (1681—82) Partei. Die meisten Zeitungen erschienen und erscheinen noch in London; die erste Provinzialzeitung kam 1639 zu Newcastle heraus. In Schottland ward die erste Zeitung «Mercurius politicus», eine Reproduktion des gleichnamigen von Marchmont Needham, einem Freunde Miltons, redigierten londoner Blattes, 1653 im Hauptquartier Cromwells zu Leith gedruckt.

Bis zur Regierung der Königin Anna waren die Zeitungen fast ausschließlich nur einmal oder, wie der «Orange Intelligencer», zweimal die Woche erschienen. Im J. 1709, als die Siege Marlboroughs das Bedürfnis nach einer raschern Verbreitung der Neuigkeiten erweckten, entstand das erste Tageblatt «Daily Courant», dem bald andere folgten. Die Preßfreiheit bestand rechtlich, unterlag aber faktisch manchen willkürlichen Beschränkungen von seiten des Parlaments sowohl als der Regierung. Ein harter Schlag für das aufblühende Zeitungswesen war die 1712 eingeführte Stempeltaxe, die das Eingehen vieler Blätter zur Folge hatte. Dieselbe wurde zwar unter Georg I. auf kurze Zeit aufgehoben, 1725 aber von neuem eingeführt und allmählich von 1/2 Penny auf 4 Pence gesteigert, bis man sich 1836 durch das Überhandnehmen von ungestempelten Blättern genötigt sah, sie auf 1 Penny herabzusetzen. Im J. 1855 wurde auch dieser Rest der Stempeltaxe aufgehoben. Die Veröffentlichung der Parlamentsverhandlungen war lange unter harten Strafen verboten; seit 1715 erschien indes eine kurze Skizze der wichtigsten Debatten in «Boyer's Register». Umfassendere, obschon noch immer ziemlich magere Berichte gaben später das «London Magazine» und das «Gentleman's Magazine». Erst unter Georg III., als die Presse durch den von Wilkes geleiteten «North Briton» und die 1767—71 im «Public Advertiser» eingerückten Juniusbriefe einen neuen mächtigen Aufschwung nahm, wagte ein unternehmender Verleger, Namens Almon, in seiner Zeitung «London evening post» vollständige Parlamentsberichte zu veröffentlichen. Sein Erfolg ermutigte andere Blätter zur Nachahmung. Die Herausgeber, die das Parlament verhaften ließ, wurden auf richterlichen Befehl wieder in Freiheit gesetzt, und der Kampf endete damit, daß den Zeitungen thatsächlich das Recht blieb, die Parlamentsverhandlungen zu drucken, obwohl ihnen die förmliche Erlaubnis bis jetzt nicht gewährt ward. Das größte und einflußreichste aller Organe der engl. Presse, die «Times» (s. d.), erschien zuerst im Jan. 1788 als Fortsetzung des «Daily universal Register». Um diese Zeit gründete Peter Stuart auch das erste tägliche Abendblatt, den «Star».

Die ersten litterarischen Zeitschriften in England waren die von den Essayisten Addison, Steele, Tickell, Budgell, Hughes u. a. geschriebenen und herausgegebenen Journale «Tatler» (1709), «Spectator» (1711) und «Guardian» (1713), die eine ungemeine Verbreitung und Berühmtheit erlangten und das ganze 18. Jahrh. hindurch unzählige Nachahmungen («Rambler», «Aventurer», «Idler», «World», «Connoisseur», «Lounger», «Mirror» u. s. w.) hervorriefen. An diese schlossen sich zunächst die Unterhaltungsschriften, von denen das noch jetzt, obschon in etwas verwandelter Gestalt, forterscheinende «Gentleman's Magazine» (seit 1731) die älteste ist. Später als die belletristischen Journale entstanden die kritischen. Die 1765 von Smollett gegründete «Critical Review» und die «Monthly

Review» standen lange als Hauptwortführer der litterarischen Kritik da, die sich jedoch während des 18. Jahrh. in England auf ziemlich niedriger Stufe befand. Erst 1802 wurde von Sydney Smith, Jeffrey und Brougham die erste kritische Vierteljahrsschrift, die «Edinburgh Review» gegründet, die einen höhern wissenschaftlichen Standpunkt einnahm. Auch an polit. Tendenzen fehlte es hier nicht. Die «Edinburgh Review» verfocht die Grundsätze der Whigs, und seit 1809 stellte sich ihr von seiten der Tories die von Gifford, später von Lockhart (gest. 1854) geleitete «Quarterly Review» entgegen. Im J. 1824 wurde unter Benthams Mitwirkung die «Westminster Review» gegründet, welche die radikalen Prinzipien in der Politik und der Staatswirtschaft vertreten sollte und, seit 1835 mit der «London Review» verschmolzen, sich in den Händen J. S. Mills zum besten kritischen Journal ihrer Zeit erhob. Unter der Leitung Hicksons geriet sie seit 1840 in Verfall, wozu die Entstehung mehrerer neuer litterarischer Vierteljahrsschriften, wie der «North British Review» (1844), der «New Quarterly Review» (1852), der «Retrospective Review» u. a., beitrug, bis sie durch die Vereinigung mit der der Besprechung der ausländischen, namentlich der deutschen Litteratur gewidmeten (seit 1862 aber eingegangenen) «Foreign Quarterly Review» wieder vermehrtes Interesse erhielt. Die Gesamtzahl der engl. Vierteljahrsschriften belief sich 1886 auf 163.

Seit der Französischen Revolution vermehrten sich die Zeitungen in Großbritannien und Irland in erstaunlicher Weise. Nach einer 1850 auf Befehl des Unterhauses veröffentlichten offiziellen Übersicht betrug die Zahl der periodischen Schriften Großbritanniens, mit Ausschluß der Magazines und Reviews, im ganzen 623, wovon 133 in London, 250 in andern Teilen Englands, 17 in Wales, 113 in Schottland und 110 in Irland erschienen. Dem im J. 1866 für die pariser internationale Ausstellung von 1867 abgefaßten offiziellen «Catalogue of the illustrations of printing» zufolge war die Gesamtzahl derselben Klasse von Publikationen auf 1297 angewachsen, wovon 994 auf England kamen, 43 auf Wales, 134 auf Schottland und 126 auf Irland. Im J. 1885 betrug sie, nach Mitchels «Newspaper Press Directory», 2093 (1634 in England, 83 in Wales, 193 in Schottland, 162 in Irland, 21 auf den Inseln Man, Anglesey, Jersey und Guernsey). Die täglichen Zeitungen, die indes Sonntags nicht herauskommen, beschränken sich vorzugsweise auf die Hauptstadt. Auch sie sind in stetiger Zunahme begriffen. Denn während London 1724 erst 3 Tageblätter besaß, war die Zahl derselben 1792 auf 13 angewachsen; 1854 erschienen 16, 1879 27, 1885 29 Morgen- und Abendzeitungen. Das älteste der londoner Tageblätter war das «Morning Chronicle», welches 1769—1859 bestand. Unter den noch erscheinenden londoner Tageblättern ist das älteste die «Morning Post» (gegründet 1772), die ihre Glanzperiode während der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrh. hatte. In der Folge ward sie das Organ der Aristokratie und der eleganten Welt. Der «Morning Advertiser», der seine Entstehung (1793) einer Gesellschaft von Speise- und Gastwirten (licensed victuallers) verdankte, erfuhr zeitweilig, als er sich zum Organ der vorgerückten liberalen Partei erklärte (1850), einen bedeutenden Aufschwung. Die «Daily News» wurden 1845 unter Mitwirkung der Anti-Corn-Law-League von Dickens und Dilke gegründet, die den kühnen Versuch einer bedeutenden Herabsetzung des herkömmlichen Preises machten, indem das neue Blatt um die Hälfte billiger als die ältern Zeitungen, jede Nummer zu 3 Pence, verkauft wurde. Das Blatt machte unerhörtes Glück, sodaß schon im zweiten Jahre seiner Gründung seine Existenz gesichert war und Dickens mit einem ansehnlichen Gewinn von der Redaction zurücktreten konnte. Auf ihre Popularität bauend, hielten die «Daily News» den Zeitpunkt für geeignet, sich nun auch in Hinsicht des Preises den übrigen großen Blättern gleichzustellen, und erhöhten denselben auf 5 Pence. Seit diesem Tage nahm jedoch ihr Debit ab. Das Blatt nahm einen neuen Aufschwung, als es 1868 in die Reihe der Pennyzeitungen trat und mehr noch infolge seiner meisterhaften telegraphischen und Korrespondenzberichte über die Ereignisse des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 und des Russisch-Türkischen Kriegs von 1877 und 1878. Eine ausgezeichnete Stellung nahmen die «Daily News» außerdem gleich von Anfang ihres Entstehens ein durch den offenen, ehrlichen Liberalismus ihrer Politik, und diesen Charakter haben sie bis auf die Gegenwart bewahrt.

Den mächtigsten Einfluß unter den altetablierten londoner Tageblättern hat indes die «Times» (s. d.) errungen. Seit etwa vier Jahrzehnten repräsentiert kein anderes Blatt so vollkommen die Durchschnittsansichten und Gefühle der gebildeten Masse des engl. Volks; keins besitzt, trotz unzähliger Mißgriffe, noch jetzt eine größere Autorität; keins wird allgemeiner gelesen. Außer den genannten erschienen bis 1855 in London noch als Morgenblätter der schon seit 1760 bestehende «Public Ledger» und die «Commercial Daily List»; als Abendblätter der «Globe», der «Express», «Lloyd's List» und die «Shipping Gazette», welche letztern vorzugsweise für die Handelswelt bestimmt sind.

Eine wichtige Umwälzung brachte in der engl. Journalistik das J. 1855 hervor, in dessen Verlauf, wie oben erwähnt, der letzte Rest der den Zeitungen auferlegten Stempeltaxe beseitigt wurde. Die nächste Folge dieses Ereignisses war die Herabsetzung des Preises der bestehenden großen Tageblätter von 5 Pence auf 4 Pence. Ein zweites und noch bedeutungsvolleres Resultat war die Gründung großer Pennyzeitungen, die sehr bald ihren altetablierten Genossinnen eine entschiedene Konkurrenz machten und eine nochmalige Herabsetzung des Preises der ältern Tageblätter von 4 auf 3 Pence beschleunigten. Das Verdienst, auf diesem Wege Bahn gebrochen zu haben, gebührt dem «Daily Telegraph», der im Juni 1855 zu erscheinen begann und schon zwei Jahre später im Stande war, seine ursprünglichen vier Seiten auf acht Seiten größtes Format zu erweitern. Die Tendenz des «Daily Telegraph» war anfangs eine entschieden liberale, durchlief jedoch später mancherlei Wandlungen. Er setzt täglich die erstaunliche Durchschnittszahl von 310000 Exemplaren ab. Dem Beispiel des «Daily Telegraph» folgte 1856 der unter den Auspicien der Manchesterpartei gegründete «Morning Star», der ebenfalls eine ansehnliche Verbreitung fand und etwas später als «Evening Star» auch in die Reihe der Abendzeitungen eintrat. Während der sechziger Jahre erlitt der Leserkreis des «Star» eine allmähliche Abnahme, welche endlich 1867 das Eingehen des Blattes zur Folge hatte. Seit 1857 gesellte sich den Pennyzeitungen der toryistische «Standard» zu.

Dieses Blatt hatte schon seit 1827 bestanden, war aber gleich dem gesinnungsverwandten «Herald» (1858 eingegangen) seit längerer Zeit in Verfall geraten und versuchte die Herabsetzung des Preises als letztes Auskunftsmittel zur Hebung seiner Existenz. Der Versuch gelang, und bald erschien auch eine Abendausgabe des Blattes, der «Evening Standard». Morgen- und Abendausgabe des «Standard» zusammengenommen betragen gegenwärtig (1886) 255292 Exemplare täglich. Auch die fashionable «Morning Post» fand es nach einigem Sträuben geraten, sich in ein Pennyblatt zu verwandeln. Im Dez. 1868 wurde endlich in der londoner Abendzeitung «Echo» noch der Versuch zur Begründung eines täglichen Halbpennyblattes gemacht und zwar mit Erfolg, da dieses liberal und sorgfältig geleitete Blatt etwa 150000 Exemplare täglich absetzt. Ihm trat seit 1881 das Halbpennyblatt «Evening News» zur Seite. Unter den neugegründeten Penny-Abendzeitungen haben besonders die anfangs toryistische, dann liberale, gegenwärtig liberal-sensationelle «Pall Mall Gazette» (seit 1856) und die hochtoryistische «St. James's Gazette» (seit 1880) Einfluß gewonnen.

Die amtliche «London Gazette» wird nur zweimal in der Woche ausgegeben, ebenso die Handelsblätter «Prince's Price Current» und «Course of exchange». Dreimal wöchentlich erscheint die Kirchenzeitung «The Record». Seit 1877 wird eine Auswahl der Leitartikel und auswärtigen Korrespondenzen der «Times» in einer zwei Pence kostenden Wochenausgabe veröffentlicht. Nur am Sonntag erscheinen der «Observer» und der «Referee», ersterer mit dem besondern Zweck, die am Sonnabend Abend oder im Laufe des Sonntags einlaufenden in- und ausländischen Nachrichten bekannt zu machen; letzterer als Organ für Theaterneuigkeiten. Unter den Provinzialzeitungen, die gewöhnlich nur ein- oder zweimal wöchentlich erscheinen, sind die ältesten der «Stamford Mercury» (seit 1695), das «Ipswich Journal» (seit 1737), der «Chester Courant» (seit 1733), die «Birmingham Gazette» (seit 1741), das «Bath Journal» (seit 1742) und der «Derby Mercury» (seit 1742); den größten Absatz haben der «Guardian» und der «Examiner» in Manchester und das «Liverpool Journal». Sie zeichnen sich übrigens hauptsächlich durch Mannigfaltigkeit und Interesse der Lokalnotizen aus; während die Politik nur die zweite Stelle in ihren Spalten einnimmt. Die ältesten noch bestehenden schott. Zeitungen sind die «Edinburgh Gazette» (seit 1699) und der «Edinburgh Evening Courant» (seit 1705), die gelesensten der «Scotsman», «Witness» und «Glasgow Courier»; die ältesten irischen «The Belfast Newsletter» (seit 1737) und die «Limerick Chronicle» (seit 1766), die gelesensten die «Dublin Gazette» und «Freeman's Journal». An polit. Einfluß ist die Presse Irlands der schott. und engl. Provinzialpresse überlegen. Während der jüngst verflossenen Jahre war es besonders die 1881 als Organ der irischen Nationalisten gegründete Zeitung «United Ireland», die ihre leidenschaftliche Parteigängerschaft in weiten Kreisen geltend machte. Einen eigentümlichen Charakter haben die Organe der ultramontanen Partei, von welchen «Tablet» und «Freeman's Journal» am meisten gelesen werden.

Von noch weit mannigfaltigerm Charakter als die Tageblätter sind die in kürzern und längern Zwischenräumen erscheinenden periodischen Schriften. Die Gesamtzahl derselben belief sich (nach Mitchels «Newspaper Press Directory») im J. 1885 auf 1368. Darunter befinden sich 398 religiöse, 102 kommerzielle, 20 militärische, 32 juristische, 34 medizinische, 39 politisch-litterarische, 15 artistische, 69 wissenschaftliche und philosophische, 81 pädagogische, 28 philanthropische, 12 technologische und 20 den engl. Volksspielen (Wettrennen, Cricket, Ruderfahren u. s. w.) gewidmete Zeitschriften. Unter den Wochenblättern verdienen zunächst die politischen oder politisch-litterarischen Erwähnung, von welchen der radikale «Spectator», die hochtoryistische «Saturday Review» (seit 1855), die fashionabeln sog. «Society papers»: «World» (1874), «Vanity Fair» und «Truth» (1877), die bedeutendsten sein möchten. Diese Blätter kosten zwischen 3 und 6 Pence und sind zum Teil noch umfangreicher als die «Times». Die stärkste Cirkulation haben indes drei von den polit. Wochenblättern, die sich schon vor 1855 entschlossen, ihren Preis von 5 auf 3 Pence herabzusetzen und seitdem zu Pennyblättern geworden sind: die «News of the world», «Lloyd's Newspaper» (seit 1852 von Douglas Jerrold und nach dessen Tode 1857 von dessen Sohne Blanchard herausgegeben) und die 1847 gegründeten «Weekly Times». Der wöchentliche Absatz dieser Zeitungen wird gegenwärtig im ganzen auf 500000 Nummern veranschlagt, wovon beinahe 250000 auf «Lloyd's Newspaper» kommen. Einen starken Absatz hat auch die «Illustrated London News» (125000 Exemplare wöchentlich), obgleich seit 1871 der «Graphic» ihr keine unbeträchtliche Konkurrenz macht; ebenso erfreute das berühmte Witzblatt «Punch» infolge der seit 1863 begonnenen Publikation einer Anzahl satirischer Pennyblätter, besonders des «Fun» und der «Judy», sich wohl einer weniger raschen Zunahme als in frühern Jahren.

Zu den besten litterarischen Organen gehören: das seit 1827 von Buckingham und Sterling, seit 1830 von Dilke und später von Hepworth Dixon geleitete, vielseitige und gediegene «Athenaeum»; die «Academy» (seit 1869); der «Builder» (für Architekten); das «Publisher's Circular» (für Buchhändler, alle 14 Tage); die 1850 von Dickens gegründeten, Unterhaltung mit Belehrung verbindenden «Household Words», seit 1859 fortgesetzt unter dem Titel «All the year round», und die nach dem Muster des letztgenannten Journals angelegten «Good Words», «Once a week», «Leisure hour» u. s. w. Das «Court Journal», ein Blatt der vornehmen Welt, hält die Mitte zwischen einer Moden- und einer Litteraturzeitung, «Era», «Touchstone», «Referee», «The Stage» und «Musical World» beschäftigen sich ausschließlich mit theatralischen und musikalischen Interessen. Den Handels-, Schiffahrts- und gewerblichen Interessen sind das «Journal of commerce», das «Journal of industry», der «Money market Examiner», der «Nautical Standard», die «Pawnbroker's Gazette», das «Mining Journal», der «Economist» u. s. w., dem Eisenbahnwesen «Herapath's Railway Journal», der «Railway Record» u. a. gewidmet. Für jurist. Interessen erscheinen, außer den amtlichen Berichten über die Gerichtssitzungen, «The Jurist», «The Law Times», «The Justice of peace» und «The legal Observer». Die Angelegenheiten des Heers und der Marine besprechen die «Army and Navy Gazette», die «United Service Gazette», die

«Naval and military Gazette», die «British Army Dispatch» und «The Broad Arrow». Von den mediz. Wochenblättern sind «Lancet» und «Medical Times», von den theologischen «Guardian», «Christian Times», «Watchman» und «Nonconformist» die gelesensten. Sehr verbreitet sind ferner die Garten- und Landbaujournale «Gardener's Chronicle and Agricultural Gazette», «Gardener's Gazette» und das «Gardener's and Farmer's Journal». Hierzu kommt noch eine Menge Penny- und Halbpennyblätter, deren Anzahl schwer zu bestimmen ist, da sie ebenso schnell verschwinden, als sie auftauchen, die aber gewiß sich auf weit über hundert belaufen. Sie bestehen aus gemeinnützigen Familienblättern, wie das «London Journal», mit einer auf 250000 Exemplare geschätzten Auflage, das illustrierte Kunstblatt «Art News», der «Family Herald», «The British Workman», «The working man's friend»; aus Zeitschriften religiösen und kirchlichen Inhalts, die teils die Interessen der Staatskirche, teils die der Dissenters, teils die des Katholizismus vertreten; aus den Publikationen der Mäßigkeitsgesellschaften, wie die «Temperance Gazette», der «Abstinence Standard» und die «Teetotal Times»; aus Kinderzeitschriften und Unterrichtsblättern, landwirtschaftlichen Journalen, Theaterzeitungen und Unterhaltungsblättern ohne eigentliche Tendenz; aus Zeitungen für Auswanderer und sozialistischen und chartistischen Organen; aus frivolen Blättern, meistens von den Winkelbuchhändlern in Holywellstreet herausgegeben.

Für die Litteratur der Monatsschriften bezeichnet das J. 1859 in ähnlicher Weise einen bedeutungsvollen Abschnitt wie für die polit. Tageblätter das J. 1855. Der hergebrachte Preis der Monatsschriften hatte bis dahin ½ Krone betragen, und ihre Cirkulation war deshalb eine ziemlich beschränkte geblieben. Thackeray war es, der 1858 den Plan zur Begründung einer Schillingsmonatsschrift faßte, die im Jan. 1859 unter dem Titel «Cornhill Magazine» bei Smith, Elder u. Comp. erschien. Der Erfolg übertraf die kühnsten Erwartungen. Nachdem so die erste Bahn gebrochen worden, folgte rasch eine dem Muster des «Cornhill Magazine» nachgebildete Monatsschrift der andern. G. A. Sala begründete das «Temple Bar Magazine», Mrs. Hall das «St. James' Magazine», Miß Braddon «Belgravia», Anthony Trollope «St. Paul's», Edmund Yates «Tinsley's». Charles Reade stiftete sogar mit Erfolg ein weniger umfangreiches Sixpence-Magazin, die «Argosy», welches Beispiel der engl.-amerik. «Broadway» (gegründet 1867) nicht ohne Glück nachahmte. Die alten Monatsschriften «Blackwood's Magazine», «Frazer's Magazine», «Dublin Review» behielten ihre frühern Preise bei und erfreuen sich noch immer einer ansehnlichen Verbreitung; doch ist nicht zu leugnen, daß ihre Zunahme durch die Entwickelung jenes neuen Zweigs der billigen Litteratur einen ähnlichen Stoß erlitten hat, wie die «Times» und andere teuere Tageblätter durch das Aufkommen der Pennyzeitungen. Eine Stellung für sich nahm die 1865 von G. H. Lewes begründete «Fortnightly Review» ein, die nach dem Muster der «Revue des deux Mondes» alle 14 Tage erschien, Anfang 1868 aber ebenfalls in eine Monatsschrift verwandelt wurde. Unter den seitdem gegründeten Monatsschriften sind am bedeutendsten und einflußreichsten die «Contemporary Review» seit 1866 und «The Nineteenth Century» (seit 1877). Die zahlreichen gelehrten Gesellschaften lassen ihre Verhandlungen meist vierteljährlich erscheinen. Am bekanntesten sind unter diesen Vereinsjournalen die «Philosophical Transactions» der Royal Society, die «Memoiren der Astronomischen Gesellschaft», die Journale der Royal Society of Literature, der Geographischen Gesellschaft, der Asiatischen Gesellschaft, der Ackerbaugesellschaft, der Royal Society in Edinburgh, des Institute of British architects, der Statistischen Gesellschaft, der Geologischen Gesellschaft, der Horticultural Society, der zoologischen, entomologischen, mikroskopischen und Linnéischen Gesellschaften, die «Professional papers of the royal engineers» und die «Medico-chirurgical transactions». Vgl. Knight Hunt, «The fourth estate, or contributions to the history of newspapers and of the liberty of the press» (2 Bde., Lond. 1850), und James Grant, «The newspaper press» (3 Bde., Lond. 1871; deutsch von J. Duboc, Hannov. 1873).

5) In **Frankreich** wird der Ursprung des Journalismus auf den «Mercure français» (26 Bde., Par. 1605—45) zurückgeführt, eine Nachahmung des «English Mercury», welche aber keine eigentliche Zeitung, sondern nur eine histor. Kompilation genannt werden kann. Der Arzt Th. Renaudot gründete April 1631 in Paris ein Wochenblatt mit dem Titel «Gazette», die seit 1762 wöchentlich zweimal erschien, um diese Zeit auch mit der Aufnahme von Annoncen, 1765 mit der Mitteilung von Börsennachrichten begann und seit 1792, wo auch die ersten Theateranzeigen sich finden, in größerm Format täglich und mit dem Titel «Gazette nationale de France» herauskam. Daneben entstand die «Gazette burlesque», eine Zeitung in Versen, welche später (als «Musée historique», 3 Bde., Par. 1656—65) erschien und für die Chronique scandaleuse des damaligen Paris von hohem Interesse ist. Zu diesen beiden Blättern trat als drittes der «Mercure galant», ein polit.-litterar. Blatt, das 1672 begonnen wurde, dann nach einer Unterbrechung seit 1679 wieder regelmäßig erschien, 1717 den Titel «Mercure de France» annahm, während der Revolution Bedeutung erhielt und bis 1815 dauerte.

Das «Journal de Paris» (1777—1827) war das erste franz. Journal im genauen Sinne des Wortes, d. h. ein Tageblatt. In Wirklichkeit war es die Revolution von 1789, welche die heutige Journalistik entstehen ließ. Im J. 1790 bestanden in Paris schon 350 Journale, unter welchen folgende als die wichtigsten zu nennen sind: der «Patriote français», von Brissot; der «Publiciste parisien», von der sechsten Nummer an «Ami du peuple» betitelt, von Marat; der «Orateur du peuple», von Fréron; die «Révolutions de France et de Brabant», von Camille Desmoulins; der «Vieux cordelier», von demselben; der «Défenseur de la Constitution», von Robespierre; das «Bulletin des amis de la vérité», herausgegeben von den Girondisten; das «Journal de la Montagne», Organ des Jakobinerklubs; die «Tribune du peuple», von Babeuf; der «Conservateur», von Garat, Daunou und Chénier. Im J. 1800 änderten sich jedoch die Dinge gewaltig; nur 13 Journale bestanden fort. Das Kaiserreich war noch intoleranter als das Konsulat, und nicht mehr als vier blieben übrig, darunter der «Moniteur universel» (s. d.), seitdem bis 1869 offizielles Regierungsblatt, und das «Journal des Débats», von Louis François Bertin (s. d.). Während der

Restauration vermehrte sich die Zahl auf 150, darunter 8 politische, 1829 auf doppelt soviel, darunter 20 politische. Unter den letztern waren die wichtigsten Parteiblätter auf seiten der Royalisten: die «Gazette», die «Quotidienne», der «Drapeau blanc», die «Étoile»; auf seiten der Liberalen: der «Constitutionnel», der «Courrier français», das «Journal des Débats», der «National», der letztere von Thiers, Mignet und Armand Carrel gestiftet.

In der ersten Periode der Julimonarchie entwickelte sich die Tagespresse: 347 Journale erschienen zu Paris, als die von Fieschis Attentat 1835 motivierten Septembergesetze die Zeitungen einer strengen Aufsicht unterwarfen, jedoch keineswegs das Fortbestehen antidynastischer und antimonarchischer Oppositionsblätter hinderten. Das «Journal des Débats» und der «Constitutionnel», später auch die «Presse», schrieben für die Sache der Philippisten, das sog. Juste-Milieu. Von den verschiedenen Nuancen der Legitimisten ward die mit radikalen und revolutionären Elementen versetzte durch die «Gazette de France», die retrograde und absolutistische durch die «Quotidienne» und «France» vertreten. Der «Courrier français» und der «Temps», später auch das «Siècle», waren die vornehmsten Journale der dynastischen Opposition, des freisinnigen Tiers-Parti. Den Radikalen gehörten «National» und «Monde», später auch die «Réforme». Sozialistische Grundsätze predigte die «Démocratie pacifique», wogegen das «Journal du commerce» bonapartistische Tendenzen verfolgte. Unter den kleinern polit. Blättern, die sich in der Sphäre der beißenden Satire und Opposition bewegten, ragten der «Corsaire» und der «Charivari» weit aus der Menge der übrigen hervor. Die Zeitungen waren damals noch ein Luxusgegenstand und wandten sich nur an zwei Klassen der Gesellschaft: an den legitimistischen Adel und den herrschenden Bürgerstand. Organe, die sich zu Vertretern der reinen Demokratie machten, scheiterten vielfach infolge des Mangels an Abonnements. So erglänzten und erloschen fast sogleich die Meteore des Radikalismus: die «Tribune», von Marrast; der «Bon Sens», von Louis Blanc; der «Réformateur», von Raspail, und das «Journal du Temple», von Godefroy Cavaignac.

Eine wichtige Veränderung im franz. Journalwesen bewirkte Emile de Girardin, indem er 1836 bei Begründung der «Presse» den Preis von 80 Frs. auf 40 Frs. ermäßigte und somit der Schöpfer der sog. Vierzigfrankenpresse wurde. Die «Presse» erhielt durch ihr reiches Feuilleton große Verbreitung, und aus demselben Grunde stieg die Zahl der Abonnenten des «Siècle» auf eine nie dagewesene Höhe.

Titel und Inhalt der durch die Februarrevolution von 1848 hervorgerufenen Blätter erinnerten bisweilen an die schlimmsten Zeiten der ersten Französischen Revolution: «L'Ami du peuple», von Raspail; «Le Peuple constituant», von Lamennais; «Le Représentant du peuple», von Proudhon, das einflußreichste sozialistische Blatt; «La Montagne», von George Sand; «Le Petit-fils du père Duchêne», ein sehr verbreitetes Volksblatt; «La Commune de Paris», von Sobrier, u. s. w. Unter dem zweiten Kaiserreich, nach dem Dekret vom 17. Febr. 1852, welches die Presse dem Gutdünken der Staatsverwaltung anheimstellte, vervielfältigte sich die litterarische, wissenschaftliche, industrielle, finanzielle Journalistik; die polit. Polemik bewegte sich in engen Schranken, die weiter ausschreitenden Journale wurden verwarnt, suspendiert, aufgehoben. Neben dem «Journal officiel», seit 1869 Stellvertreter des bisherigen Regierungsorgans «Moniteur universel», bestanden noch mehrere ganz oder halb offiziöse Zeitungen: der «Constitutionnel», das «Pays», die «Patrie» u. a. Die «France», das «aufrichtig dynastische und katholische» Senatorenblatt, und die nunmehr dem Finanzier Mirès gehörige «Presse», streng imperialistisch gesinnt und stark ultramontan gefärbt, bildeten den Übergang zu den Journalen der kath. Partei, deren zwei Fraktionen in der Presse stark vertreten waren. Die legitimistische Laienfraktion hatte ihren Wortführer an der «Gazette de France» und «Union»; dagegen waren «Univers», «Monde» und das «Journal des villes et campagnes» Organe der Klerikerfraktion. Das «Journal des Débats» schwankte zwar damals in seiner polit. Richtung, galt aber im allgemeinen immer noch, ebenso wie das junge «Journal de Paris», für ein orleanistisches Blatt. Die Sache der radikalen Demokratie verteidigten das «Siècle», das populärste und verbreitetste Blatt der damaligen Journalistik (es hatte 45000 Abonnenten), die «Opinion nationale», sowie «Avenir national» und «Temps». Während der Commune im Frühjahr 1871 existierten 89 Journale, wovon die vorher bestehenden, um der brutalen Censur des Stadthauses auszuweichen, teils jeden Tag den Titel wechselten, teils außerhalb Paris gedruckt wurden, und die neu hinzugekommenen sofort verschwanden, als die Truppen von Versailles einrückten. Außer dem offiziellen Regierungsblatt «Journal de la Commune de Paris» hatte jeder von den Litteraten unter den Kommunemitgliedern sein eigenes Journal.

Im Frühjahr 1886 belief sich die Gesamtzahl der in Paris erscheinenden Zeitungen und Zeitschriften auf 1540, davon verfolgten 88 polit. Tendenzen. Nicht bloß jede Partei im ganzen, sondern jede Fraktion und Gruppe jeder Partei hat ein Journal, ja sogar die im parlamentarischen Leben, in der hohen Finanz- und Geschäftswelt hervorragendsten und gewichtigsten Persönlichkeiten wollen Tonangeber und Wegweiser von ihnen ergebenen Zeitungen sein. Die Journale dieser letztern Art, wie die «Presse», die «Liberté», die «Estafette», der «Voltaire», wechseln mit ihren Eigentümern auch die polit. Richtung. Mehr Ansehen und Anhalt haben der große «Moniteur», der «Constitutionnel», die «Patrie», das «Paris-Journal». Entschieden orleanistisch gesinnt ist der von Edouard Hervé geleitete «Soleil», ein verbreitetes Journal. Der «Figaro», ein halb imperialistisches, halb orleanistisches Blatt, früher ein kleines Wochenblatt, jetzt das größte Tageblatt, hat die meisten Leser und Abonnenten.

Die orleanistisch-klerikale Partei besitzt noch andere beachtenswerte Journale; namentlich die «Union», welche zwei andere klerikale Zeitungen: die «Quotidienne» und das «Echo français», mit sich verschmolzen hat. Die «Gazette de France», die älteste von allen franz. Zeitungen, kämpft ebenfalls für dieselbe Sache. Hierher gehören auch das «Univers religieux», berühmt durch seinen Chefredacteur Louis Veuillot; die «Défense sociale et religieuse», die bei Lebzeiten ihres Stifters Dupanloup, Erzbischof von Orléans, bedeutenden Einfluß hatte; der «Monde» und der «Français». Die Imperialisten haben ihren Moniteur am «Ordre», welchen Rouher, der ehemalige Vizekaiser, dirigierte.

Paul de Cassagnac, Chefredacteur des «Pays», machte aus diesem Journal das lebendigste und streitsüchtigste Organ der bonapartistischen Partei, hat es aber neuerdings aufgegeben. Der «Gaulois» ist der bonapartistische Figaro, wie der «Gil Blas» der republikanische. Der große «Officiel» und der kleine «Officiel» oder das «Bulletin français» sind, wie der Titel besagt, Regierungsblätter. Die «République française» ist das anerkannte Organ der opportunistischen Republikaner (Joseph Reinach, Chefredacteur). Das «Journal des Débats» und der «Temps», die zwei gediegensten Repräsentanten der pariser Tagespresse, verteidigen das polit. Programm der gemäßigten Republikaner, und haben dabei als Waffenbrüder den «National» und den «Télégraphe». Das «XIXe Siècle», das «Événement» und das «Siècle» wirken ebenfalls für eine maßhaltende, aber demokratisch stärker betonte Politik. Seit Mai 1879 erscheint das seitherige Wochenblatt «Le Globe» als Tageblatt; es ist seinem Programm zufolge republikanisch. Der «Rappel» (Redacteur Vacquerie) und die «France» waren die Organe von Victor Hugo und Emile de Girardin; mit der «France» steht «Paris» in Konkurrenz (Ch. Laurent); die Journale der äußersten Linken sind der «Radical» (Henri Maret); die «Justice» (mit Clémenceau als Direktor und Camille Pelletan als Chefredacteur); der «Intransigeant» (Henri Rochefort); das «Mot d'ordre» und «Le cri du peuple», beide letztere für die Sache der Arbeiter wirkend und kommunistisch gefärbt. «Le Matin» will unparteiisch sein und hat sich durch die Fülle und Zuverlässigkeit seiner Nachrichten in kurzer Zeit viel Leser erworben.

Das wahre Journal des allgemeinen Wahlrechts ist das kleine Journal, das Blatt für 5 Cent. oder 1 Sou. Das älteste derartige Blatt ist das «Petit Journal», 1863 von dem bekannten Bankier Millaud gestiftet, der glücklichste Erfolg der Einsoupresse; die tägliche Auflage beläuft sich auf 600000 Exemplare. Neben dem «Petit Journal» bestehen der «Petit Moniteur», der «Petit National», die «Petite République» drei Anhängsel der gleichnamigen großen Journale und mit diesen übereinstimmend in polit. Richtung; die «Petite Presse», ohne bestimmte polit. Farbe; der «Petit Caporal», bonapartistisch, Organ der Volkssouveränetät, weit weniger verbreitet als das republikanische «Petit Journal»; die «Lanterne» und der «Petit Parisien», ganz radikal. Der seit vielen Jahren bestehende «Charivari» verdankte die Fortdauer seines Beifalls den lithographierten Karikaturen, besonders der wöchentlichen «Revue comique» von Amédée de Noé, der von den lächerlichen Seiten der Politik oder Geselligkeit nichts ungestraft hingehen ließ, ist aber durch das «Journal pour rire» und besonders durch das «Journal amusant» (Grévin, Mars, Léonnec) überflügelt worden. Die Zahl der illustrierten Zeitungen, die alle 8 oder 14 Tage erscheinen, hat sich bedeutend vermehrt (auf 65); das «Magasin pittoresque», das «Musée des familles», die «Illustration», der «Monde illustré», und die «Vie parisienne» sind die ältesten, aber immer noch die geschätztesten. Von den polit. Wochenblättern ist das «Mémorial diplomatique» das einzige, welches wirkliches Ansehen besitzt. Unter den litterarisch-polit. Revuen (69 an Zahl) behauptet die 1829 gegründete «Revue des deux Mondes» ihren überwiegenden Einfluß und Absatz; außerdem ist die von Frau Adam begründete und geleitete «Nouvelle Revue» und die «Revue politique et littéraire» oder «Revue bleue» (Chefredacteur Yung) hervorzuheben.

Unter den Zeitschriften sind die Handels- und Finanzblätter sehr zahlreich; sie belaufen sich auf 205; die belletristischen Unterhaltungsblätter auf 139; allgemein und speziell technologische auf 134; für Jurisprudenz und Verwaltungswesen gibt es 112; für Litterarhistorie, Philologie und Bibliographie 90; für Medizin und Pharmaceutik 117; religiöse 85 (darunter 18 protestantische, 2 israelitische); Modejournale 84; für allgemeine Kunstgeschichte und Kunstkritik 105 (darunter 25 für Theater, 21 für Musik, 24 für Architektur, 7 für Photographie); für eigentlich sog. Wissenschaften 60; für Landwirtschaft 41; für Unterrichtswesen 58; für Militärwissenschaft und Seewesen 31; für Geographie und allgemeine Welthistorie 23; für Jagd, Fischerei und Wettrennen u. s. w. ebenfalls 24; selbst die Liebhaberei des Sammelns von Postmarken ließ zwei rivalisierende Journale ins Leben treten. Der Spiritismus besitzt eine Revue und dem Heiligen- und Reliquienkultus fehlt es nicht an Publizität: die «Propagation à la devotion de Saint Joseph», der «Ange de la Famille», die «Annales de l'archiconfrérie du cœur de Marie»; die Mutter Gottes von Lourdes hat ebenfalls ihre Annalen; sogar das Fegfeuer hat eine Monatsschrift: «L'Écho du purgatoire». Ein Journal, das von den Abonnenten selbst redigiert wird, ist der «Intermédiaire»; jede Frage in Bezug auf Archäologie, Philologie, Litteratur und Geschichte findet darin Platz und findet meistens genügende Antwort. In den Provinzen erschienen (1886) 962 republikanische und 509 monarchische Blätter. Die Gesamtzahl der in den Provinzen erscheinenden Zeitungen war 2809. Vgl. Deschiens, «Bibliographie des journaux publiés pendant la révolution» (Par. 1829); E. Texier, «Histoire des journaux» (Par. 1851); E. Hatin, «Histoire du journal en France» (2. Aufl., Par. 1853); derselbe, «Histoire politique et littéraire de la presse en France» (4 Bde., Par. 1854—61); derselbe, «Bibliographie historique et critique de la presse périodique française» (Par. 1866); Verzeichnis der Journale im «Manuel» der Verlagsbuchhandlung Brunox [Daffis] (3. Aufl. 1879); «Annuaire de la presse française» (1886).

6) In den südniederländ. Provinzen, aus denen das Königreich **Belgien** besteht, erschien bereits 1605 zu Antwerpen, wie es scheint, in unbestimmten Zwischenräumen eine illustrierte Kriegszeitung unter dem Titel «Nieuwe tijdinghen» (seit 1637 «Posttijdingen»), als deren Nachfolgerin die erst 1827 untergegangene «Gazette van Antwerpen» angesehen wird. In der Periode der span. und österr. Herrschaft besaß jede bedeutendere Stadtgemeinde ihre privilegierte Zeitung, jedoch in aller polit. Unterthänigkeit abgefaßt, sowie ohne polit. oder gar soziale Tendenz. Zu erwähnen sind unter denselben der 1649 auftauchende «Courrier véritable des Pays-Bas», der mit der einzigen Unterbrechung 1746—49 und unter verschiedenen Titeln (zuletzt «Gazette des Pays-Bas») sich bis 1794 erhielt, das «Journal de Liége» (1764), das sich noch gegenwärtig einer reichen Abonnentenzahl erfreut, und die ebenfalls noch bestehende, 1667 gegründete «Gazette van Gent». Unter der franz. Herrschaft hatten die belg. Städte jede Selbständigkeit verloren, und

ihre Zeitungen verschwanden unter der Unzahl der franz., vorschriftsmäßig eingerichteten Departementsblätter. Von histor. Wert sind aus dieser Zeit «Le Compilateur» (1798—1810), «Le vrai Brabançon» mit kath.-österr. Färbung (1790—92); das «Journal de la Société des amis de la liberté et de l'égalité» (1792—93) nebst dem «Républicain du Nord», in streng franz.-republikanischem Sinne redigiert. Als referierendes Tageblatt erhielt sich das «Oracle» (1800—27). Wenn auch unter der niederländ. Regierung den Journalen keine großen Hindernisse in den Weg gelegt wurden, so waren doch die Bestimmungen des Preßgesetzes vom 20. April 1815 scharf genug, um die Preßprozesse in einem außerordentlichen Maße zu mehren. Außer der offiziellen «Gazette des Pays-Bas» und dem noch bestehenden farblosen «Journal de la Belgique» sind hervorzuheben der «Nain jaune réfugié», ein Karikaturblatt gegen die bourbon. Familie, dessen Redacteure 1818 des Landes verwiesen wurden; der «Vrai Libéral», der 1816 aus der Vereinigung des «Mercure surveillant» und des «Nain jaune» entstand, aus dem sich aber wiederum 1821 der durch seine erbitterte Opposition berühmt gewordene «Courrier des Pays-Bas» herausbildete. Neben letzterm Blatte galten als die wichtigsten Oppositionsblätter vom ultramontanen Standpunkte der 1820 begründete «Courrier de la Meuse», der 1841 nach Brüssel übersiedelte und zum jetzigen «Journal de Bruxelles» umgestaltet wurde; in Brüssel der geistvoll von Devaux, Lebeau und Rogier redigierte «Mathieu Laensberg», welcher, 1824 begründet, seit 1828 «Politique», seit 1841 «Tribune» hieß, aber 1849 unter letzterer Benennung sich zum Organ des Republikanismus an der Stelle des ultraliberalen «Libéral liégeois» (1845—49) umwandelte; der «Catholique des Pays-Bas», das nachmalige «Journal des Flandres» zu Gent; das kath. «Journal d'Anvers», das seit 1811 besteht, und das «Journal de l'opposition», das 1827—30 zu Mastricht erschien. Ministerielle Blätter waren in Brüssel der aus der Revolution von 1830 bekannte «National» und das «Journal de Gand» (seit 1831 «Messager de Gand»), bis auf die neueste Zeit den orangistischen Tendenzen treu.

Bei der völligen Aufhebung eines jeden Journalzwangs im neubegründeten Königreich Belgien ist einerseits die große Vermehrung der Tagesblätter, andererseits die Leidenschaftlichkeit und Licenz, welche in sehr vielen derselben herrscht, nicht zu verwundern. Die verbreitetsten Zeitungen tragen franz. Gepräge. Seit der 25. Mai 1848 beschlossenen Abschaffung des Stempels, noch mehr seit Erniedrigung des Postsatzes hat sich ihre Zahl noch bedeutend gesteigert. Unter den Blättern, die der liberalen Richtung huldigen, ist das bedeutendste die «Indépendance belge», gegenwärtig die im Auslande verbreitetste der belg. Zeitungen. Sie wurde 1831 als «Indépendant» begründet. Die Farbe des nach außen gemäßigten Blattes hält sich in der innern Politik auf seiten der Linken. Nach dem Untergange des «Observateur» (1835—60) sind unter den Organen des Liberalismus weiter zu erwähnen: das bis 1878 von L. Hymans redigierte Blatt «Écho du parlement» (gegründet 1857), seit 1887 durch die «Nation» ersetzt; die brüsseler «Étoile belge» (mit anfänglich orleanistischer Richtung, später entschiedener Gegner des Bonapartismus und der preuß. Politik), das verbreitetste Blatt; seit 1870 die brüsseler «Gazette»; der «Précurseur» zu Antwerpen (seit 1835), der namentlich die Handelsinteressen berücksichtigt; das «Journal de Liége» und die «Meuse» in Lüttich, das «Journal de Gand»; die 1874 in Gent gegründete «Flandre libérale» und das «Journal de Verviers». Als Organe der parlamentarischen Rechten (d. i. der sog. Katholiken) bestehen, nach Eingehen der «Émancipation» (in Brüssel 21. Okt. 1830 begründet), das gemäßigte «Journal de Bruxelles», in direkter Verbindung mit dem Episkopat und als offiziöses Organ der kath. Regierung betrachtet, im Gegensatz zum fanatisch kirchlich gesinnten «Courrier de Bruxelles»; der «Patriote» (Volksblatt), die «Gazette de Liége», das «Journal d'Anvers», der «Bien public» in Gent (das ultramontanste Blatt), die «Patrie» in Brügge und der «Ami de l'ordre» zu Namur. Demokratischen Tendenzen huldigen mit verschiedenen Schattierungen, aber mit großem Anhang die brüsseler «Réforme» (Organ der Radikalen), in Brüssel der «Peuple» und in Gent das vläm. «Vooruit», beide der sozialistischen Arbeiterbewegung das Wort redend. Der berühmte, 1831 gegründete und der Satire gewidmete «Mephistopheles» ging 1858 wieder unter. Ein auch als liberales Organ bedeutendes Wochenblatt ist seit 1858 die brüsseler «Office de publicité». Großen Beifalls erfreuen sich die zu Anfang der siebziger Jahre in Brüssel entstandenen und über innere Angelegenheiten sich frei aussprechenden Tageblätter zu 2 Cent.: «Chronique» und «Nouvelles». Als Staatsanzeiger besteht seit 1831 der «Moniteur belge».

In Bezug auf Zeitschriften, welche der eigentlichen Litteratur gewidmet sind, zehrt Belgien natürlich am meisten von dem, was der pariser Büchermarkt bietet. Vor der Abschaffung des Nachdrucks (1854) konnte sich kaum eine inländische Zeitschrift erhalten. Aber selbst jetzt noch hat der sonst weit vorgeschrittene Staat in diesem Punkte nicht die Höhe erreicht, auf der er stand, als Rousseau (von Toulouse) und dessen Nachfolger in Lüttich und später in Bouillon (1756—93) dem berühmten «Journal encyclopédique» vorstanden und der Abbé de Coster zu Lüttich 1772 den bis 1818 fortgeführten «Esprit des journaux», der Jesuit Feller zu Luxemburg, dann seit 1788 zu Lüttich, später zu Mastricht das «Journal historique et littéraire» herausgaben. Die «Revue belge» (1835—43), an welcher alle litterarischen Notabilitäten des Landes teilnahmen, brachte es trotz öffentlicher Subsidien kaum auf 600 Abnehmer. Eines bessern Fortgangs erfreut sich wegen seines mehr histor.-archäol. Charakters der «Messager des sciences historiques» (seit 1833 zu Gent), sowie die von den Professoren der Universität Löwen redigierte «Revue catholique», welcher 1842 eine Fehde mit dem von Kersten zu Lüttich (seit 1834—69) trefflich geleiteten orthodoxen «Journal historique et littéraire» das Entstehen gab. Gleichfalls kath. Zwecke verfolgt die in Brüssel erscheinende, von de Haulleville geleitete «Revue générale». In entgegengesetzter Richtung wirkte von 1854 zu Brüssel die von van Bemmel mit vielem Erfolg redigierte «Revue trimestrielle», nach deren Untergang 1868 die von de Laveleye, Graf Goblet, Potvin u. a. geleitete «Revue de Belgique» entstanden ist. Die vläm. Interessen wurden früher am würdigsten durch das «Belgisch Museum» (1837—45) unter Willems, seitdem aber, nach dem Aufhören von Wolfs «Broederhand» (1846), durch den antwer-

pener «Taalverbond» vertreten, seit 1874 durch das genter «Nederduitsch Museum», seit 1879 durch den «Vlaamsche Kunstbode» in Antwerpen, seit 1885 durch die brüsseler Wochenschrift «Flandria». Außer den Schriften der zahlreichen gelehrten Körperschaften verdienen als vortreffliche Spezialblätter noch besondere Erwähnung die «Annales des travaux publics» (seit 1843) und das von Jobard 1842 gegründete «Bulletin de l'industrie». Sehr geschätzt sind als Kunstblätter seit 1858 das «Journal des beaux-arts» (redigiert von Siret) und seit 1878 die in Antwerpen erscheinende «Revue artistique». Sonst verdienen noch Erwähnung: van Houttes «Flore des serres» (in Gent), «Illustration horticole» (in Gent, redigiert von Lemaire), für die Armee das «Journal de l'armée» und die «Belgique militaire», für Medizin die «Archives médicales belges» (seit 1847), das «Journal de médecine» (seit 1842) und die Annales de médecine vétérinaire»; für Staatswirtschaft und Jurisprudenz «Belgique judiciaire», «Moniteur du notariat» und «L'Économiste belge» (von Molinari); für Bücherkunde das seit Baron Reiffenbergs Tode von Dr. Scheler, nunmehr von Olivier fortgesetzte «Bulletin du bibliophile belge» (seit 1845) und der offizielle Bücheranzeiger «Journal de l'imprimerie et de la librairie»; für Philologie und Unterrichtswesen «Revue de l'instruction publique en Belgique» (früher in Brügge, seit 1868 in Gent). Amtlichen Ausweisen zufolge bestanden Ende 1860 104 franz. und 76 vläm. Zeitungen (von erstern 31, von letztern 3 täglich erscheinend), 39 franz. und 12 vläm. der Litteratur und den Wissenschaften gewidmete Zeitschriften, 11 franz. und 2 vläm. artistische Blätter. Nach den neuesten Erhebungen gab es 1885 (von der Sprache, in der sie geschrieben, abgesehen) 63 täglich erscheinende Zeitungen polit. Charakters (davon kommen 25 auf Brüssel allein), nichtpolitische 14; nicht täglich erscheinende Blätter oder Zeitschriften 752, darunter 322 polit. Natur.

7) Die Zeitungen in Holland gehörten vom Anfange an zu den bessern, weil die Presse unter der Republik einer größern Freiheit genoß als irgendwo. Die Zeitungen erschienen anfangs alle in niederländ. Sprache und hießen fast alle «Courant», unter Hinzufügung des Namens der Stadt, wo das Blatt herauskam; die älteste erschien in Amsterdam seit 13. März 1623. Sie enthielten keine polit. Artikel, sondern nur Intelligenz- und Handelsnachrichten. Erst später erschienen, namentlich in Leiden und im Haag, holländ. Zeitungen in franz. Sprache. Die gelesensten holländ. Blätter sind: das «Algemeene Handelsblad» in Amsterdam, der «Haarlemsche Courant», der «Nieuwe Rotterdamsche», das «Dagblad van Zuid-Holland en 'sGravenhage», das «Vaderland», der «Arnhemsche Courant», die «Tijd», der «Standaard», das «Nieuws van den Dag»; der Staatsanzeiger heißt «Staats-Courant». Die wirtschaftliche Thätigkeit, welche seit alter Zeit in Holland einheimisch war, brachte daselbst zeitig zahlreiche und bedeutende Zeitschriften hervor. Doch sind darunter die zu unterscheiden, welche in franz. Sprache geschrieben und von Franzosen herausgegeben wurden und eigentlich einen Zweig der franz. Litteratur bilden. Dahin gehören unter andern Bayles 1684 gegründete «Nouvelles de la république des lettres», Basnages «Histoire des ouvrages des savants» (1687—1709), Leclercs «Bibliothèque universelle» (1686—93) u. s. w. Von weniger universeller Bedeutung waren die Zeitschriften in holländ. Sprache. Voran steht zeitlich der 1692 begonnene «Boekzaal van Europe», der später mehrmals seinen Titel änderte und eingegangen ist. Lange Zeit galt der «Algemeene konst- en letterbode», gegründet 1788, für die beste holländ. litterarische und kritische Zeitschrift. Seit 1860 ward sie verschmolzen mit dem 1855 errichteten «Nederlandsche Spectator», einem litterar. Wochenblatte. Die erste Stelle unter den vielen periodischen Schriften nimmt die 1837 gegründete Monatsschrift «De Gids» (Führer) ein, in welcher litterarische, polit. und soziale Gegenstände behandelt werden. Neben dem «Gids» verdient Erwähnung «De Tijdspiegel», welcher ein litterarisch-kritisches Journal ist und zugleich die liberalen Prinzipien in der prot. Theologie vertritt. Die gediegenste kath. Zeitschrift ist die zweimonatliche «Dietsche Warande», welche aber hauptsächlich dem niederländ. Altertum ihre Aufmerksamkeit schenkt. Unter der verhältnismäßig sehr großen Anzahl der Fachzeitschriften sind hervorzuheben: der «Ekonomist» (1852), die «Nieuwe Bijdragen» für Rechtsgelehrtheit und Gesetzgebung, die Zeitschrift für «Staathuishoudkunde en Statistiek» (1842), die «Themis»; für vaterländische Geschichte und Altertumskunde die «Bijdragen voor vaderlandsche geschiedenis en oudheidkunde», von Fruin (früher von Nijhoff); für Kirchengeschichte das «Archief voor Nederl. Kerkgeschiedenis» (Fortsetzung des «Kerkhistorisch Archief», von Moll, früher von Kist u. Royaerds); für Naturwissenschaft die «Tijdschrift voor entomologie»; eine populär-naturhistor. Monatsschrift ist das «Album der Natuur» (1851). Unter den Zeitschriften, welche die Besprechung kolonialer Angelegenheiten sich zur Aufgabe gestellt haben, verdienen hervorgehoben zu werden die «Tijdschrift voor Nederlandsch Indië» (1848), die «Bijdragen voor Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch Indië» (1853), der «Indische Gids» (1879), die «Revue coloniale internationale» (1885). Die zahlreichen gelehrten Gesellschaften lassen ihre Verhandlungen mehr oder weniger regelmäßig in ihren eigenen Journalen erscheinen. Anfang 1886 kamen in den Niederlanden 489 Tages- und Wochenblätter und etwa 90 halbmonatliche und andere Zeitschriften heraus. Vgl. R. van der Meulen, «De courant» (Leid. 1885).

8) In Schweden erschien als erste regelmäßige Zeitung die «Ordinari Post-Tydender» (1645—51 und 1663—73), welcher der «Svenska Mercurius» (1674—78 und 1681—85), die «Relationes curiosae» (1682), der «Svenska Post-Ryttaren» und einige andere im 17. Jahrh. folgten. Dalins «Argus» (1732—34), nach dem Muster von Addisons «Spectator», gewann großes Ansehen. Die erste schwed. Zeitung in franz. Sprache war die «Gazette française de Stockholm» (seit 1742), welcher 1772 der «Mercure de Suède» folgte. Obgleich «Stockholms Posten», die 1778 von Kellgren und Lenngren begründet worden war, sich neben ihrem belletristischen Inhalt auch an Besprechung und Beurteilung polit. Neuigkeiten des Auslandes wagte, so blieb doch die Tagespresse ohne allen sichtbaren Einfluß, bis der Kampf zwischen Klassikern und Romantikern die geistige Bewegung auch auf das polit. Gebiet hinüberführte. Besonders wichtig wurden für die innern Angelegenheiten des Staats der 1820 von Scheutz und Johansson gegründete

«Argus». Nach Beendigung des Reichstags 1828—30, von wo die schwed. Presse einen vorherrschend polit. Charakter annahm, begann Crusenstolpe im royalistischen Sinne das «Fäderneslandet», das aber bald aufhörte, während Hierta, der erste namhafte Vertreter der schwed. Presse, seit Dez. 1830 das radikale «Aftonbladet» herausgab und bald zum ausschließlichen Organ der Opposition erhob. Letzteres war bis in die neuere Zeit die einflußreichste Zeitung Schwedens, die seit dem Regierungsantritt des Königs Oskar I. aber aufgehört hat, Oppositionsblatt zu sein. Ebenfalls sehr verbreitet ist «Dagligt Allehanda», das seit 1767 erschien, oft die Farbe wechselte und jetzt unter der Benennung «Nya Dagligt Allehanda» besonders das konservative Handelsinteresse vertritt. Die offiziöse Zeitung ist «Post- och Inrikes Tidningar», welche 1834—44 unter dem Titel «Sveriges Statstidning» erschien. Ministerielle Blätter waren vor 1848 die «Svenska Minerva» (seit 1830) und «Svenska Biet», die seit 1839 an der Spitze der konservativen Blätter stand, aber mit Karl XIV. Johann einging. Unterhaltungsblätter sind: «Ny Illustrerad Tidning», «Söndags-Nisse» und «Kasper». Unter den Provinzialblättern sind «Göteborgs Handels- och Sjöfarts-Tidning», «Göteborgs Posten», «Sydsvenska Dagbladet» und «Östgöta Korrespondenten» (letzteres Blatt redigiert von dem Novellisten Ridderstad, in Linköping erscheinend) beachtenswert. Die litterarische Journalistik entstand in Schweden schon im Anfang des 18. Jahrh. («Acta Literaria Sueciæ», von 1720 ab). Aber ein regeres Leben begann erst mit dem 19. Jahrh. Die neuen Ideen, welche sich von Upsala aus, wo 1807 der Aurorabund gestiftet war, verbreiteten, suchte das von Wallmark geleitete «Journal för Litteraturen och Theatern» (1809—13; Fortsetzung: «Allmänna Journalen», 1813—23) zu bekämpfen. Als jedoch 1809 die Presse zur Freiheit gelangt, wurden, um der Herrschaft des franz. Geschmacks entgegenzuwirken, von seiten der sog. Phosphoristen der «Polyfem» (1809—12) in Stockholm, von Askelöf, und der «Phosphorus» (1810—13) in Upsala, von Atterbom gestiftet, von seiten der Goten aber die «Iduna» (1811—24 und 1845) begründet. Als Fortsetzung des «Phosphorus» erschien die «Svensk Litteratur-Tidning» (1813—24), an der Geijer, Palmblad und Hammarskjöld thätigen Anteil nahmen. Nachher erschienen zu Upsala 1818—31 die «Svea» und 1841—50 der «Frey». Unter den litterarischen Zeitschriften der neuern Zeit sind hervorzuheben «Tidskrift för Litteratur» (1851—52) von Malmström und Bergstedt, «Svensk Tidskrift» (1865—76) von Nyblom, Klockhoff, Forssell und Hjärne (Fortsetzung: «Ny Svensk Tidskrift»), «Framtiden», «Svensk Månadsskrift», «Nordisk Tidskrift» u. a. Im J. 1886 erschienen in Schweden 404 Zeitungen und Zeitschriften, davon 126 in Stockholm, 21 in Gothenburg, 17 in Upsala, 12 in Lund u. s. w. Täglich erschienen 18 Zeitungen, davon 8 in Stockholm. Illustrierte Zeitschriften gibt es etwa 20, worunter die «Svenska Familjejournalen». Den ersten Band einer Geschichte der schwed. Presse gab E. Key (1883) heraus.

9) In **Dänemark** beginnt die Litteratur der Zeitungen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. mit «Europæische wochentliche Zeitung» (seit 1663, in deutscher Sprache), welcher alsbald Bordings in Alexandrinern verfaßte «Danske Mercurius» (seit 1666) und «Extraordinaires Relationes» (seit 1672) folgten. Doch blieb die polit. Presse bis 1830 ohne Charakter und ohne Einfluß. Bis dahin hatten das Zeitungsprivilegium in Kopenhagen nur drei Blätter: die «Berlingske Tidende», gegenwärtig die älteste der in Dänemark erscheinenden Zeitungen (seit 1749) und halbministerielles Organ; der «Dagen» und die «Kjöbenhavns Adresse-Comptoirs Efterretninger» (seit 1749). Außer wenigen offiziellen Artikeln brachten dieselben nur Auszüge aus ausländischen Zeitungen. Eine höhere Thätigkeit zeigte die Presse seit 1830, mehr noch aber seit Errichtung der Provinzialstände 1834. Erst um 1835 erhielt die Opposition ein eigenes Organ im «Fädrelandet», einem anfangs belletristischen, dann sich mehr und mehr der Politik widmenden Blatte. Ein Organ von Bedeutung war die 1827 begründete, früher ebenfalls oppositionelle, später aber konservative «Kjöbenhavnsposten». In den niedern Schichten ist «Folkets Avis» (seit 1860) und «Dagstelegrafen» (seit 1864) verbreitet, während das «Dagbladet» (seit 1851) mehr von den Gebildeten gelesen wird. In den polit. Kämpfen der Neuzeit entstanden mehrere neue Organe, so das «Morgenbladet», Organ der rein dän. Demokratie. Die ultraliberalen europ. Tendenzen werden von dem «Politiken» (seit 1884) vertreten. Die dänisch gesinnten Schleswiger gründeten 1838 die «Dannevirke» (in Hadersleben). Die Interessen der Bauernpartei (Bondevenner) vertreten besonders «Almuevennen» (seit 1842), «Morgenposten» (seit 1844). Die litterarische Journalistik beginnt in Dänemark mit der «Nova literaria maris Baltici», die in der Anlage mit der «Acta eruditorum» wetteiferten, während sich Langebek und Harbou in der von Möller fortgesetzten «Dän. Bibliothek» (1738—59) eine andere Aufgabe setzten. Es folgten die «Nachrichten von dem Zustande der Wissenschaften und Künste im dän. Reiche» (1744—57; «Fortsetzung», 1758—65), die sich im «Dän. Journal» (1767—69) fortsetzten. Daneben hatte bereits 1720 Joachim Wieland seine «Nye Tidender om lærde Sager» begonnen, die als «Dansk Literaturtidende» bis 1836 reichten. Die «Maanedskrift for Literatur» begann 1829, die «Tidsskrift for Literatur og Kritik» 1839 und «For Literatur og Kritik» 1843. Eine einflußreiche Stellung in der Geschichte der dän. Literatur behauptete Sneedorffs «Den patriotiske Tilskuer» (1761—63). Ebenfalls von Bedeutung waren: «Minerva» (1785 fg.), nebst «Den danske Tilskuer» (1791 fg.) von Rahbek geleitet; ferner «Athene» (seit 1813), «Kjöbenhavns flyvende Post» (1827 fg.), herausgegeben von J. L. Heiberg, «Dansk Ugeskrift» (1832 fg.) und «Dansk Tidsskrift» (1847 fg.), von J. F. Schouw, und «Nord og Syd» (1848 fg.), von A. Goldschmidt redigiert. Barfods «Brage og Idun» (1839) verfolgte skandinav. Tendenzen. Die modernen Strömungen vertritt: «Det nittende Aarhundrede» (von 1874 ab), von den Gebrüdern Brandes redigiert. Schätzbare Materialien für Geschichte und nordische Altertumskunde bieten die «Annaler (seit 1866 «Aarböger») for nordisk Oldkyndighed og Historie» (seit 1836) nebst der «Antiquarisk Tidsskrift» (seit 1843) und den «Mémoires de la société des antiquaires du Nord» (seit 1836); ferner das «Danske Magazin» (1745) mit Fortsetzung, die «Historisk Tidsskrift» (1840 fg.) mit Fortsetzung, die «Kirkehistoriske Samlinger»

(1849 fg.), «Aarsberetninger fra det kongel. Geheimearchiv» (seit 1852), «Aarsberetninger og Meddelelser fra det store kongel. Bibliothek» (seit 1865) und «Danske Samlinger for Historie, Topographie, Personal- og Literaturhistorie» (seit 1866). Die 1854—64 erschienene «Nordisk Universitets-Tidsskrift» wurde von den Universitäten zu Kopenhagen, Lund, Kristiania und Upsala herausgegeben. Im J. 1879 erschienen in Dänemark 143 Zeitungen und 185 Zeitschriften; davon etwa die Hälfte in Kopenhagen. Von den Zeitungen waren 76 tägliche. In isländ. Sprache zählt man 6 Blätter polit. und gemischten Inhalts, welche teils in Kopenhagen, teils auf Island herauskommen. Die Geschichte der dän. Presse bis zur Hälfte des 18. Jahrh. schrieb P. M. Stolpe: «Dagspressen i Danemark» (Bd. 1—4, Kopenh. 1878—82).

10) Unter den Zeitungen **Norwegens** wurde die älteste, die «Norske Intelligenz-seddeler», 1763 begründet; von 1807 ab heißt sie «Kristiania Intelligenz-seddeler». Hierzu kamen 1765 noch die «Efterretninger fra Adressecontoiret i Bergen», «Adressecontoirs-Efterretninger» und 1767 zu Drontheim die «Trondhjems borgerlige Realskoles privilegierte Adressecontoirs Efterretninger». Im J. 1814 erschienen außer diesen überhaupt nur noch 3 andere Blätter. Die ganze periodische Litteratur aber war ohne alle polit. Bedeutung bis zu Anfang der dreißiger Jahre, als die Fehde zwischen Wergeland und Welhaven, sowie der Kampf zwischen zwei Parteien, der der Beamten und der Intelligenz mit der der Bauern und deren Interessen begann. Organ der erstern war seit 1836 «Den Constitutionelle», der 1. April 1847 mit der seit 1815 bestehenden «Norske Rigstidende» vereinigt ward. Ihm ging «Vidar» (1832—34) voraus, ein mehr litterarisches Blatt, das Schweigaard, Birch-Reichenwald und Welhaven den volkstümlichen Bestrebungen Wergelands gegenüber begründet hatten. Das Organ der Volkspartei war das 1819 begonnene «Morgenbladet». Letzteres und das «Aftonbladet» (beide in Kristiania), außerdem etwa noch «Dagbladet», «Verdens Gang» und «Budstikken» sind gegenwärtig die wichtigsten polit. Blätter Norwegens. Unter den Wochenblättern gemischten Inhalts ist «Almuevennen» das verbreitetste; sonst sind noch «Norsk Folkeblad», redigiert von Björnstjerne Björnson, «Lodevennen», «Menigmands Ven» von A. Bang und «Skillingsmagasinet» hervorzuheben. Ein kritisch-humoristisch-satirisches Blatt ist «Vikingen». Unter den nichtpolit. Zeitschriften Norwegens nahm die von Lange u. a. 1817—55 trefflich redigierte litterarisch-kritische «Norsk Tidsskrift for Widenskab og Literatur» eine vorzügliche Stelle ein, ebenso die 1856—60 von P. A. Munch herausgegebene «Norsk Maanedsskrift». Zu Kristiania erscheinen übrigens inhaltsreiche Fachzeitschriften für Medizin, Naturwissenschaften, Theologie ꝛc. Eine übersichtliche Geschichte der norweg. periodischen Litteratur lieferte Botten-Hansen in «La Norvège littéraire» (1868).

11) In **Deutschland** war die nachweisbar älteste Zeitung, die straßburger, wie bereits erwähnt, ein Buchhändlerunternehmen, und auch andere Zeitungen dieser ersten Zeit verdanken Buchhändlern oder Buchdruckern ihre Entstehung. Allein auch Postbeamte haben sich damals durch die Veröffentlichungen von Zeitungen eine neue Einnahmequelle schaffen wollen. Desgleichen hat sich die Post bereits damals, wenn auch ebensowenig ausschließlich, mit dem Vertrieb von Zeitungen beschäftigt. Fürsten und Politiker abonnierten bei Postmeistern nicht nur auf gedruckte, sondern auch auf geschriebene Zeitungen des In- und Auslandes. Die meisten dieser Zeitungen bestehen aus einem halben Bogen in Quart. Nur wenige Unternehmungen tragen in dieser ersten Zeit den Namen des Ortes, aus dem sie stammen, an sich. In der Zählung der einzelnen Nummern herrscht noch große Verschiedenheit; nicht alle Zeitungen beginnen bei dem Eintritt in das neue Jahr einen neuen Jahrgang. Die Zeitungen unterlagen dem Gesetz nach auch der Censur, welche in den kath. Staaten sehr streng ausgeübt wurde. In den prot. Territorien haben sie sich zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs derselben wenigstens zeitweise zu entziehen gewußt.

Von den Städten, welche Zeitungen besaßen, sind namhaft zu machen: Wien (seit 1610 und früher), Straßburg (seit 1609 und früher), Frankfurt a. M. (seit 1615), Berlin (seit 1617 und früher), Nürnberg (seit 1620 und früher), Hildesheim (seit 1621 und früher), Augsburg (seit 1627 und früher), München (seit 1627 und früher), Hamburg (seit 1628 und früher). Auch Leipzig und Köln waren damals schon im Besitz von Zeitungsunternehmungen. Die «Kölnische Zeitung» konnte man bereits 1620 in den Niederlanden lesen. Frankfurter Zeitungen sind im dritten Jahrzehnt in Frankreich verbreitet gewesen; auch nach Italien kamen damals deutsche Zeitungen. Die Fortsetzungen der einzelnen Zeitungsunternehmen lassen sich nicht immer ganz sicher erkennen, da viele ihre Titel im Laufe der Jahre mehrfach geändert haben. In manchen der erwähnten Städte wurden sogar zwei und mehrere Zeitungen gedruckt, wie es sich z. B. von Frankfurt a. M. im zweiten, dritten und vierten Jahrzehnt, von Berlin und Wien im dritten, von München im vierten Jahrzehnt nachweisen läßt. (Vgl. Opel, «Die Anfänge der deutschen Zeitungspresse 1609—50», Lpz. 1879.) Die deutsche Zeitungspresse der letzten Hälfte des 17. Jahrh. und der Folgezeit entbehrt noch einer sachkundigen Durchforschung; doch ist hervorzuheben, daß auch damals, wie bereits vorher, im allgemeinen das prot. Deutschland den kath. Staatsgebieten und besonders wiederum Österreich auch in diesem Litteraturzweig weit voraus war. Der tiefe Verfall der österr. Staaten, welcher die kath. Reaktion Ferdinands II. und Ferdinands III. begleitete, erweist sich auch in dem völligen Rückgang des Zeitungswesens wirksam. Erst 1671 soll überhaupt wieder eine wiener Originalzeitung zu Tage treten. Seit 1703 besaß Wien zwei Blätter, welche wöchentlich zweimal erschienen, den «Posttäglichen Mercurius» und das «Wienerische Diarium». Im J. 1724 wurde die letztere Zeitung zum «Organ der offiziellen Verlautbarung und amtlichen Kundmachung» erhoben. In Brünn erschien seit 1751 ein wöchentlicher Intelligenzzettel und das Jahr darauf in Linz die «Linzer Zeitung». Noch älter als die letztgenannten Blätter soll der «Grazer Mercur» sein. (Vgl. Windler, «Die periodische Presse Österreichs», Wien 1875.)

Dagegen erscheint das Reich und besonders Nord- und Mitteldeutschland sehr bald nach dem Westfälischen Frieden im Besitz einer großen Anzahl von Zeitungen. Besonders in Leipzig und Frankfurt a. M., den beiden Hauptplätzen des damaligen deutschen

Buchhandels, hat die Zeitungspresse in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. einen neuen Aufschwung genommen. Die privilegierte »Leipziger Zeitung« erschien in dieser Zeit bereits fünfmal die Woche; das »Frankfurtische Journal« scheint schon im J. 1689 zweimal wöchentlich ausgegeben worden zu sein. Wahrscheinlich existierte neben demselben auch bereits jene Zeitung, deren Fortsetzung man erst in dem J. 1766 als »Montägige Frankfurter Kayserl. Reichs-Ober-Post-Amts-Zeitung« nachweisen kann. Unter die besten Zeitungen werden am Ende des 17. Jahrh. die aus Regensburg stammenden gerechnet. In diesen Jahren hatten auch Jena und Gotha Zeitungen; seit 1655 soll Berlin eine privilegierte Zeitung besessen haben. Auch Hamburg wird das ganze 17. Jahrh. hindurch im Besitz mehrerer polit. Blätter gewesen sein. Seit dem J. 1731 erschien hier der durch ganz Europa verbreitete »Unpartheyische Correspondent«. Schon seit 1680 wurde hier ein Anzeigeblatt gegründet, welches den Titel »Relations-Courier« und später »Wieringsche Zeitung« führte. Nur einige Jahrzehnte nach der Gründung der Universität wurde in Halle a. S. eine Zeitung herausgegeben; die »Magdeburgische Zeitung« dagegen scheint weit in das 17. Jahrh. hinaufzureichen. In Erfurt erschien seit 1697 der »Hinkende Staatsbote«, dessen Titel im Anfang des 18. Jahrh. lautete: »Der hinten und forne wolgepudelte Hinckende Staatsbote; ein Franzmann hält ein Gespräch mit seinem Cousin Mons. de la Kohlenbrenner«. Schon aus diesem Titel geht hervor, daß das Blatt eine humoristische Färbung hatte. Neben den größern Zeitungen wurden bereits in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. kleine Blätter veröffentlicht, welche sich auch auf dem Lande einbürgerten.

Raisonnierende Blätter im Charakter der engl. und franz. Zeitungen gab es jedoch bis zur Französischen Revolution gar nicht, man müßte denn die in Augsburg und später in Ulm 1774—77 von Schubert herausgegebene »Deutsche Chronik« dazu zählen, die durch ihren Humor und durch ihre schonungslose Freimütigkeit einen wesentlichen Einfluß auf die polit. Bildung des Volks ausübte. Der »Hamburgische Correspondent« war fast die einzige Zeitung, welche ihre Nachrichten aus entfernten Ländern durch eigene Korrespondenten einzog. Neben ihr erschien in Hamburg noch eine »Neue Zeitung«. Die beiden berliner Zeitungen, die »Vossische« (seit 1722) und die »Spenersche« (seit 1740), von denen die erstere noch jetzt besteht, die letztere aber 1874 einging, zeichneten sich damals durch litterarische Nachrichten aus. Aus diesen und einigen andern Blättern wurden zahlreiche kleinere deutsche Zeitungen zusammengestellt.

Im allgemeinen erfreute sich Deutschland am Ende des 18. Jahrh. einer ziemlich weit gehenden Preßfreiheit, und wenn auch die Französische Revolution den deutschen Regierungen Anlaß gab, der Tagespresse eine schärfere Aufmerksamkeit zuzuwenden, so vermochte die schwache Reichsgewalt doch nicht, durchgreifende Maßregeln zur Unterdrückung des erwachenden öffentlichen Geistes zu treffen. Namentlich in Mecklenburg und in Hessen-Darmstadt herrschte thatsächlich völlige Censurfreiheit; Bayern hatte zwar eine Censurkommission, die jedoch angewiesen war, ihr Amt »bescheiden und liberal« zu handhaben, und die im J. 1803 einer gesetzlich geregelten bloßen Polizeiaufsicht weichen mußte. In Österreich war wenigstens unter Joseph II. den sprichwörtlich gewordenen Censurquälereien ein Ziel gesetzt und in Preußen hatte das Wort des großen Friedrich: »Gazetten dürfen nicht geniert werden«, das alte bureaukratische System der Bevormundung zwar nicht gänzlich beseitigt, aber doch den Forderungen der neuern Zeit mehr anzupassen vermocht.

Trotzdem vermochte die Tageslitteratur einen dauernden Aufschwung nicht zu nehmen, weil die mächtige Hand Napoleons I. sehr bald nicht allein in Frankreich, sondern auch auf deutschem Gebiet jede freie Bewegung der Presse erstickte. Eins der wenigen Blätter, die aus den letzten Jahren des 18. Jahrh. stammend nicht allein den Druck jener trüben Zeit überdauerten, sondern sich später zu einer dauernden Blüte entwickelten, war die 1798 in Tübingen gegründete »Allgemeine Zeitung«. Der Buchhändler Cotta vereinigte sich dazu mit Schiller, und als dieser sich von der Ausführung des Planes lossagte, mit dem Historiker Posselt, der aber wenig für das Unternehmen that, bis Huber die Herausgabe übernahm. Die Zeitung hieß anfangs »Neueste Weltkunde«, erhielt jedoch später, als ein Verbot sie unter diesem Titel traf, den Namen »Allgemeine Zeitung«. Nach einem Jahre kam sie von Tübingen nach Stuttgart, 1803 wegen Censurschwierigkeiten nach dem damals bayr. Ulm und, als dieses unter württemb. Herrschaft gelangte, nach Augsburg, 1882 nach München.

Erst bei der nationalen Erhebung Deutschlands dachten die Regierungen daran, sich die »sechste Großmacht«, wie Napoleon I. im Hinblick auf den einflußreichen »Rheinischen Merkur« die Tagespresse bezeichnete, als Alliierten zu gewinnen. Auf die Einladung des russ. Generals von Wittgenstein kam Kotzebue, der bereits 10 Jahre vorher in Berlin ein litterarisches Blatt, »Der Freimüthige«, zur Bekämpfung der Führer der Romantischen Schule begründet und dann nach der Schlacht bei Jena in seinen Zeitschriften »Die Biene« und »Die Grille« von Rußland aus Napoleon auf das heftigste angegriffen hatte, nach Berlin zurück und gab hier sein »Russ.-Deutsches Volksblatt« heraus. Gleichzeitig begann Niebuhr, unterstützt durch Scharnhorst und Schleiermacher, die Herausgabe des »Preuß. Korrespondenten«. Nassau hob 1814 alle frühern Beschränkungen des Buchhandels und der Preßfreiheit auf, und auch Sachsen, das sein Censuredikt vom 10. Aug. 1812 nur unter Napoleonischem Druck erlassen hatte, kehrte nach dem Sturze des franz. Herrschers zu der frühern milden Praxis zurück.

Freilich fehlte es schon damals in den Kreisen der alten Bureaukratie nicht an Stimmen, die mit Entschiedenheit jeder Konzession, die man der liberalen Strömung zu machen bereit war, Widerstand entgegensetzten. Als Friedrich Arnold Brockhaus, der 1813—16 in Altenburg eine mit großem Beifall gelesene polit. Zeitschrift »Deutsche Blätter« herausgab, 1814 die für den Buchhändler Palm verderblich gewordene Schrift »Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung« wieder abdrucken wollte, wurde seine Eingabe von der sächs. Polizeidirektion wegen der »staatsgefährlichen Tendenz« jener Schrift mit Entschiedenheit zurückgewiesen, und der preuß. Polizeiminister von Wittgenstein sprach Hardenberg gegenüber offen seinen Unwillen aus, daß das berliner Militärgouvernement »die sog. Volksblätter als vermeintliche Mittel, den Nationalgeist zu

erkräftigen, in Schutz zu nehmen geneigt sei, ohne die nachteiligen und gefährlichen Kräfte solcher Roborantien hinlänglich zu prüfen und gehörig zu berücksichtigen». Die Deutsche Bundesakte vom 8. Juni 1815 versprach noch im Art. 18, daß der Bundestag sich bei seiner ersten Zusammenkunft mit Abfassung gleichförmiger Verfügungen über die Preßfreiheit und die Sicherheit der Schriftsteller und Verleger gegen den Nachdruck beschäftigen werde. Herr von Berg, der Bundestagsgesandte für Oldenburg, Anhalt und Schwarzburg, erstattete auch nach kurzer Zeit einen vortrefflichen Bericht über diesen Gegenstand, hiermit aber war die Angelegenheit erledigt. Es folgten die bekannten Karlsbader Beschlüsse vom 20. Sept. 1819, die zunächst für die Dauer von fünf Jahren geltend, später auf unbestimmte Zeit verlängert, nicht allein die gesamte Tagespresse sowie alle Druckschriften bis zu 20 Bogen der Censur unterwarfen, sondern auch dem Bunde das Recht vorbehielten, Schriften nach Gutdünken zu unterdrücken, und dem Redacteur einer so unterdrückten Zeitung fünf Jahre lang verboten, im Gebiet des Deutschen Bundes ein anderes polit. Blatt zu leiten. Der schon erwähnte einflußreiche «Rheinische Merkur» von Görres, der seit dem Jan. 1814 erschien, war bereits 1816 durch einen preuß. Kabinettsbefehl unterdrückt worden. Das gleiche Schicksal ereilte nunmehr eine ganze Reihe anderer Blätter. Im J. 1819 gründete die preuß. Regierung die «Preuß. Staatszeitung». Im J. 1843 nahm das Blatt den Titel «Allgemeine Preuß. Zeitung» an, den es später in «Königl. Preuß. Staats-Anzeiger» und seit 1871 in «Deutscher Reichs- und Preuß. Staats-Anzeiger» umwandelte. Eine polit. Bedeutung hat das Blatt niemals gehabt. Am 30. Dez. 1819 verbot die preuß. Regierung alle in Frankreich, England und den Niederlanden in deutscher Sprache herauskommenden Zeitungen für das Gebiet des preuß. Staats. Für die inländische Presse wurde als oberste Censurbehörde ein Obercensurkollegium eingesetzt und gleichzeitig alle bisher noch bestandenen Censurfreiheiten aufgehoben.

Die franz. Julirevolution von 1830 übte auch auf Deutschland ihre Wirkung und rief in schneller Folge eine ganze Reihe freisinniger Blätter namentlich in Süddeutschland ins Leben, welche aber durch erneute Censurmaßregeln bald unterdrückt wurden. Preußen vermochte noch immer nicht, sich von dem Metternichschen System loszusagen, und folgte daher bereitwillig seinen Bundesgenossen auf dem betretenen Wege weiter, obwohl sich bereits Stimmen erhoben, die der preuß. Regierung den Rat gaben, sich von dem österr. Einfluß freizumachen und ohne Scheu vor einer offenen Kritik der Tagespresse die Bahnen einzuschlagen, die ihm durch seine nationale Aufgabe in Deutschland vorgeschrieben. In diesem Sinne gründete Friedr. Perthes 1832 die von L. Ranke redigierte «Histor.-polit. Zeitschrift», die eine Reihe trefflicher Arbeiten lieferte, jedoch nach kurzem Bestehen wieder einging. Als Gegenschrift wurde von den Vertretern der konservativen Richtung, Gerlach, Radowitz und Lancizolle, das von Jarcke herausgegebene «Berliner polit. Wochenblatt» ins Leben gerufen, das durch Wittgenstein und Kamptz unterstützt sich 10 Jahre lang eines bedeutenden Einflusses erfreute.

Trotz aller Beschränkungen aber hob sich in den vierziger Jahren das deutsche Zeitungswesen mit dem zunehmenden Sinne für öffentliches Leben. Es entstand eine Menge von Blättern, die den Liberalismus in allen Abstufungen vertraten. Der äußersten Richtung gehörte die von dem Advokaten Struve geleitete «Mannheimer Abendzeitung» an, die 1846 unterdrückt und durch den «Deutschen Zuschauer», der später dasselbe Schicksal teilte, ersetzt wurde. In demselben Sinne wirkten die 1841 gegründete «Rheinische Zeitung» in Köln, die zu sozialistischen Tendenzen neigende «Trierer Zeitung» und die 1841 begonnenen und 1845 unterdrückten «Sächs. Vaterlandsblätter». Einen bedeutenden Einfluß namentlich auf die gebildeten Volksklassen übten die 1838 von Arnold Ruge und Echtermeier gegründeten «Hallischen Jahrbücher», die später unter dem Titel «Deutsche Jahrbücher» nach Dresden übersiedeln mußten. Ein Hauptorgan des ultramontanen Katholizismus war die in Koblenz erscheinende «Rhein- und Moselzeitung», während als Vertreter des gemäßigten Liberalismus die «Weser-Zeitung» in Bremen, die «Kölnische Zeitung» und die «Leipziger Allgemeine Zeitung» sich auszeichneten.

In Preußen hatte der Liberalismus an den Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. sehr weitgehende Hoffnungen geknüpft, die namentlich durch den Ministerialerlaß vom 24. Dez. 1841, in welchem die Censoren angewiesen wurden, bei der Handhabung der Censur nicht allzu ängstlich zu verfahren, und durch die Kabinettsordre vom 4. Okt. 1842, welche Druckschriften über 20 Bogen von der Censur gänzlich befreite, neue Nahrung erhielten. Diese Erwartungen wurden jedoch bald enttäuscht. Das Erwachen der polit. Tagespresse und die Gründung neuer Blätter, die, wie die von Held 1842 gegründete «Lokomotive», in die Massen eindrangen und eine Kritik an der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten zu üben begannen, erregten das Mißtrauen des Königs. Die «Leipziger Allgemeine Zeitung» wurde wegen ihres täglich steigenden Einflusses der Gegenstand zahlreicher Anfeindungen, die endlich im Anfange des J. 1843 zu einem Verbot dieses Blattes in Preußen führten und dasselbe veranlaßten, seinen Titel in «Deutsche Allgemeine Zeitung» umzuändern. Das gleiche Schicksal erlitten die «Deutschen Jahrbücher» und die «Rheinische Zeitung». Um in beständiger Kenntnis der inländischen periodischen Litteratur erhalten zu bleiben, ordnete der Minister von Rochow mittels Cirkularverfügung an, daß sämtliche Oberpräsidenten regelmäßige Berichte über die Tagespresse in den Provinzen einreichen sollten. Gleichzeitig suchte die Regierung nach Mitteln, um die Presse gegen administrative Willkür zu schützen. Diese glaubte sie in der Organisation eines unabhängigen Obercensurgerichts zu finden, das sie durch Verordnung vom 23. Febr. 1843 ins Leben rief, ohne damit jedoch zu befriedigen.

Es bedurfte erst des Sturmes vom J. 1848, um alle diese künstlichen Dämme wegzuschwemmen und der Tagespresse, die durch die gewaltige polit. Bewegung einen ungeahnten Aufschwung nahm, freies Licht und freie Luft zu gewähren. Die Deutschen Grundrechte vom 21. Dez. 1848 verkündeten im Artikel 4 die Preßfreiheit. Dieselbe Bestimmung wurde in die preuß. oktroyierte Verfassung vom 5. Dez. 1848 aufgenommen und noch in demselben Jahre durch besondere Verordnungen die Konzessions-, Kautions- und Stempelpflicht der Zeitungen beseitigt. Dasselbe geschah in fast allen übrigen deutschen Staaten. Von der so gewährten

Freiheit wurde der umfassendste Gebrauch gemacht. Überall tauchten Blätter und Blättchen polit. Tendenz in großer Menge auf, die freilich zum größten Teil ebenso schnell wieder verschwanden, wie sie entstanden waren.

Unter denjenigen Blättern, die dem J. 1848 ihren Ursprung verdanken und noch heute in voller Blüte stehen, sind zu erwähnen der »Kladderadatsch«, der den berliner Witz in die deutsche Litteratur einführte, die damals demokratische, später deutschfreisinnige »National-Zeitung«, jetzt ein Hauptorgan der nationalliberalen Partei, die demokratische »Urwähler-Zeitung«, die sich später in die »Volks-Zeitung« umwandelte, von Aaron Bernstein gegründet, und die »Neue Preußische Zeitung«, das Organ der feudalen Partei. Nächst Berlin waren es namentlich in Schlesien Breslau, in Rheinpreußen Köln, in der Provinz Sachsen Erfurt und Halle und in Ostpreußen Königsberg, wo die radikale Presse in vollster Blüte stand. Dieselbe wurde durch die in den folgenden Jahren erlassenen Preßverordnungen und das Gesetz vom 12. Mai 1851, die Wiedereinführung der Kautionen, des Zeitungsstempels, der Konzessionspflicht und anderer Beschränkungen jedoch bald unmöglich gemacht. Auch in Baden hatte sich während der Revolution fast die gesamte Presse von der radikalen Partei beherrschen lassen. Besonders hervorragenden Einfluß übte der bereits erwähnte »Deutsche Zuschauer« von Struve. Auch Mathys »Rundschau« war nicht ohne Bedeutung, ebenso wie die seit Juli 1847 in Heidelberg unter Gervinus' Redaction begonnene »Deutsche Zeitung«, die im Okt. 1848 nach Frankfurt übersiedelte, wo sie 1849 erlosch. Auch in Sachsen hatte die Bewegung von 1848 eine große Zahl neuer Blätter ins Leben gerufen, die jedoch ebenfalls, wie die von Diezmann begründete und von Öttinger fortgeführte »Neue Leipziger Zeitung«, größtenteils schon im J. 1850 den neuen Preßbestimmungen zum Opfer fielen.

Einen wesentlichen Anteil an der Kräftigung der Tagespresse hatten die im J. 1847/48 auf dem deutschen Postkongreß zu Dresden vorbereiteten einheitlichen Bestimmungen über die für die Beförderung der Zeitungen zu erhebende Gebühr. Die Beschlüsse des Postkongresses setzten für das ganze Gebiet des Deutsch-Österreichischen Postvereins eine nach dem Preise der Zeitung bemessene, 25 Proz. niemals übersteigende, einheitliche Gebühr fest, die zwischen der bestellenden und absendenden Postanstalt gleichmäßig geteilt wurde. Das preuß. Preßgesetz von 1851 legte zwar dem Entstehen neuer Zeitungen große Schwierigkeiten in den Weg, es entzog aber die Entscheidung der Frage, ob die Presse ihre gesetzlichen Schranken überschritten habe, der administrativen Willkür und legte dieselbe ausschließlich in die Hand des Richters. Die oktroyierte Preßordonnanz vom 1. Juni 1863, die der Verwaltung das Recht gab, ein Blatt wegen seiner Gesamthaltung nach zweimaliger Verwarnung zu unterdrücken, wurde im Nov. 1863 wieder aufgehoben.

Eine festere Organisation sollte die deutsche Journalistik durch die Gründung des Deutschen Journalistentags (in Frankfurt a. M. 1863) erhalten, eine Vereinigung deutscher Zeitungen und Zeitschriften zur Wahrnehmung und Förderung der gemeinsamen Interessen der deutschen periodischen Presse. Unter den Verdiensten, die der Journalistentag sich um die Tagespresse erworben hat, sind namentlich seine wertvollen Vorarbeiten für das Deutsche Reichspreßgesetz und eine Reihe von Erleichterungen in der Postbeförderung der Zeitungen zu erwähnen, doch löste sich der Journalistentag 1880 wieder auf.

Inzwischen hatte sich das Bedürfnis einer Reform der Preßgesetzgebung immer dringender geltend gemacht. In Württemberg war bereits durch Verordnung vom 24. Dez. 1864 das alte Edikt von 1817 über die Preßfreiheit wiederhergestellt worden; ebenso hatte eine Reihe kleiner Staaten, wie Meiningen, Coburg, Reuß, Weimar, Altenburg, Lübeck, Bremen, beide Mecklenburg u. a. Revisionen ihrer Partikulargesetze vorgenommen, Baden erließ 1868 und Sachsen 1870 ein neues liberales Preßgesetz. Endlich gewährte das Reichspreßgesetz vom 7. Mai 1874 dem Zeitungswesen bedeutende Erleichterungen, die namentlich der preuß. Tagespresse, die bis dahin unter der Belastung des Zeitungsstempels gestanden hatte, zugute kamen. Den Einfluß, den die Beseitigung dieser Steuer auf die Entwickelung der Presse ausübte, charakterisiert am besten die Thatsache, daß in Berlin die Zahl der neu entstandenen Blätter, die sich 1874 auf 26 beschränkte, bereits 1875 auf 83 anwuchs.

Die Gesamtzahl der im Anfang des J. 1887 im Deutschen Reiche erscheinenden Zeitungen und Zeitschriften beträgt 5748, und zwar in deutscher Sprache 5623, in fremden Sprachen 125 (polnisch 44, französisch 34, dänisch 19, litauisch 7, wendisch 6, englisch 5, italienisch, spanisch und griechisch je 2, russisch, czechisch, holländisch und hebräisch je 1). Von diesen 5748 Zeitungen und Zeitschriften entfallen auf Preußen 55 Proz., auf Bayern 13, auf Sachsen 11, auf Württemberg 7, auf Baden 4, auf Hessen 3, auf Elsaß-Lothringen 1 Proz. In keinem Lande ist die Tagespresse so zahlreich und so decentralisiert wie in Deutschland. In Berlin erscheinen 578 Zeitungen und Zeitschriften, also 10 Proz. der Gesamtzahl, während in England die Zahl der hauptstädtischen Preßorgane 24 und in Frankreich 29 Proz. der Gesamtzahl beträgt.

Unter den 578 in Berlin erscheinenden Zeitungen und Zeitschriften befinden sich 61 Blätter, die sich mit polit. und wirtschaftlichen Fragen beschäftigen, 160 sind der Kunst und Wissenschaft, und 210 der Industrie, dem Handel und der Landwirtschaft gewidmet; 23 dienen religiösen Zwecken; die übrigen 124 sind teils belletristische Journale, teils amtliche Publikationsorgane. Unter den polit. Zeitungen sind hervorzuheben: die bereits erwähnte 1722 gegründete »Vossische Zeitung«, das älteste und größte berliner Lokalblatt, ebenso in fortschrittlichem Sinne redigiert, wie das weitverbreitete »Berliner Tageblatt«. Eine entschieden fortschrittliche Richtung vertreten ferner die »Volks-Zeitung« und »Berliner Zeitung«, sowie die von Eugen Richter gegründete und geleitete »Freisinnige Zeitung«. Zu den hervorragenden Blättern Berlins gehören die 1848 gegründete »Nationalzeitung«, die Führerin der nationalliberalen Presse, und die von Fr. Bodenstedt herausgegebene, völlig parteilose »Tägliche Rundschau«; ferner die freikonservative »Post«, die gouvernementale »Norddeutsche Allgemeine Zeitung«, die »Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung«, die Vertreterin des konservativen Grundadels und der kirchlichen Orthodoxie, die in den letzten Jahren stetig an Boden gewinnende liberale, aber antisemitische »Staatsbürger-Zeitung« und das politisch farblose »Berliner Frem-

denblatt». Ultramontane Interessen vertritt die «Germania». Hierzu treten die vorzugsweise den kaufmännischen Interessen dienenden, aber gleichzeitig politischen «Berliner Börsen-Zeitung», «Börsen-Courier», «Bank- und Handels-Zeitung», «Neue Börsen-Zeitung», «Aktionär» u. a.

Unter den größern polit. Zeitungen, welche in den Provinzen Preußens erscheinen, sind als die bedeutendsten, über die Provinzialgrenzen hinaus verbreiteten hervorzuheben: der nationalliberale «Hannov. Courier» und die welfische «Deutsche Volks-Zeitung» in Hannover, die demokratische «Frankfurter Zeitung», besonders einflußreich durch ihren Handelsteil, und das «Frankfurter Journal» in Frankfurt a. M., die «Hess. Morgen-Zeitung» in Kassel und der «Rheinische Courier» in Wiesbaden; in Rheinpreußen in erster Linie die im In- und Ausland weit verbreitete «Kölnische Zeitung», die ebenso wie die «Frankfurter Zeitung» auch in einer Wochenausgabe erscheint, die «Kölnische Volks-Zeitung» und das aachener «Echo der Gegenwart», beide ultramontan; die «Elberfelder Zeitung» und die «Barmer Zeitung»; in Westfalen die «Dortmunder Zeitung» in Dortmund, sowie der «Westfäl. Merkur» in Münster. In der Provinz Sachsen steht in erster Reihe die schon oben erwähnte «Magdeburgische Zeitung», das älteste der bestehenden deutschen Blätter, da die vorhandenen Jahrgänge bis 1717 und einzelne Nummern bis 1626 zurückreichen; daneben ist noch die «Hallesche Zeitung» und die «Saale-Zeitung» in Halle zu erwähnen. In Pommern sind hervorzuheben die «Stettiner Zeitung», die «Neue Stettiner Zeitung», die «Pommersche Zeitung» und die «Ostsee-Zeitung», sämtlich in Stettin erscheinend; in der Provinz Posen die «Bromberger Zeitung» und die «Ostdeutsche Presse» in Bromberg, sowie die «Posener Zeitung» und das «Posener Tageblatt» in Posen; in Ostpreußen die fortschrittliche «Königsberger Hartungsche Zeitung», die nationalliberale «Königsberger Allgemeine Zeitung» und die konservative «Ostpreußische Zeitung». In Westpreußen hat die «Danziger Zeitung» den bedeutendsten Einfluß; neben der letztern ist noch der «Graudenzer Gesellige» zu erwähnen. Von den schles. Blättern zeichnen sich die weit bis ins 18. Jahrh. zurückreichende «Schles. Zeitung» und die «Breslauer Zeitung», sowie die «Breslauer Morgen-Zeitung» in Breslau und die «Görlitzer Nachrichten und Anzeiger» durch einen umfassenden Leserkreis aus. Aus Schleswig-Holstein sind die «Altonaer Nachrichten» und die «Itzehoer Nachrichten», sowie die «Flensburger Norddeutsche Zeitung» und die «Kieler Zeitung» hervorzuheben. Von norddeutschen Blättern sind noch die «Weser-Zeitung» in Bremen, die «Hamburger Nachrichten», der «Hamburger Korrespondent» und die «Börsen-Halle» in Hamburg, die «Eisenbahn-Zeitung» in Lübeck, das «Braunschweiger Tageblatt», die seit 1710 bestehende «Rostocker Zeitung» und die vielgelesene hildburghäuser «Dorfzeitung» zu erwähnen.

Im Königreich Sachsen besteht eine außerordentlich umfangreiche Lokalpresse und deshalb ist die Zahl der größern Zeitungen gering. Die größte Verbreitung besitzen die «Dresdner Nachrichten»; außer ihnen ist von der hauptstädtischen Presse noch das 1853 begründete Regierungsorgan, das «Dresdner Journal», und die deutschfreisinnige «Dresdner Zeitung» zu nennen. In Leipzig, das schon durch seine Stellung im Buchhandel für die Presse eine hervorragende Bedeutung hat, ist neben der amtlichen «Leipziger Zeitung» das im nationalliberalen Sinne redigierte «Leipziger Tageblatt» als das am meisten gelesene Blatt zu erwähnen.

An der Spitze der in Süddeutschland erscheinenden polit. Zeitungen steht noch immer die münchener (früher augsburger) «Allgemeine Zeitung». Außer ihr bestehen in Bayern an größern Organen noch der «Fränk. Kurier» und der «Korrespondent von und für Deutschland», beide in Nürnberg, die «Neue Würzburger Zeitung» und die «Neuesten Nachrichten» und «Bayr. Courier» in München. In Württemberg ist der 1785 gegründete «Schwäb. Merkur» noch immer eins der gelesensten Blätter. Außerdem sind noch der «Schwarzwälder Bote» in Oberndorf, das «Stuttgarter Neue Tageblatt», die heilbronner «Neckar-Zeitung» und der demokratische «Beobachter» in Stuttgart zu erwähnen. Unter den bad. Blättern ist die «Bad. Landeszeitung» in Karlsruhe das bedeutendste. Neben ihm kommen noch das Regierungsorgan, die «Karlsruher Zeitung», die liberale «Breisgauer Zeitung» in Freiburg und die demokratische «Neue bad. Landeszeitung» in Mannheim in Betracht. Im Großherzogtum Hessen sind die Hauptblätter die «Darmstädter Zeitung», das Organ der hess. Regierung, und das nationalliberale «Mainzer Tageblatt», denen gegenüber das «Mainzer Journal» den Ultramontanismus vertritt. In Elsaß-Lothringen ist die polit. Tagespresse naturgemäß verhältnismäßig sehr schwach entwickelt, weil sie hier noch nicht die Freiheiten des Reichspreßgesetzes genießt, sondern unter den Bestimmungen des Diktaturgesetzes steht. Neben der amtlichen «Lothringer Zeitung» («Gazette de Lorraine») sind in Lothringen die unabhängige liberale «Metzer Zeitung», der «Moniteur de la Moselle», unter franz. Herrschaft Regierungsblatt, jetzt Organ der Opposition, der «Lorrain» und «Messin» zu erwähnen; im Elsaß außer der regierungsfreundlichen «Neuen Mülhauser Zeitung» die «Straßburger Post», ein Zweigunternehmen der «Kölnischen Zeitung», und das «Elsässer Journal» (früher «Courrier du Bas-Rhin»), das Hauptorgan der Autonomisten. In Elsaß-Lothringen erschienen (1886) 117 Blätter, darunter 52 amtliche und polit. Zeitungen, 12 kirchliche, 11 wissenschaftliche, 9 landwirtschaftliche, 68 in deutscher, 24 in franz., 25 in beiden Sprachen.

Unter den deutschen Wochenschriften ist das verbreitetste Blatt die von Ernst Keil 1853 in Leipzig begründete «Gartenlaube». Außerdem erscheinen in Leipzig namentlich die «Illustrierte Zeitung» (seit 1843), «Daheim», «Die Grenzboten», «Litterarisches Centralblatt», «Blätter für litterarische Unterhaltung» (seit 1818) und «Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes». Von andern Wochenschriften sind hervorzuheben «Die Gegenwart» und «Deutsche Illustrierte Zeitung» (Berlin), «Über Land und Meer» (Stuttgart), «Globus» (Braunschweig) und «Das Ausland» (Stuttgart), die beiden letztgenannten für Länder- und Völkerkunde. Das bedeutendste Witzblatt sind die «Fliegenden Blätter» (München, seit 1845), polit. Witzblätter «Kladderadatsch» (seit 1848) und «Berliner Wespen», weitverbreitete Modezeitungen «Der Bazar» und die «Modenwelt» (sämtlich in Berlin). Von Monatsschriften erscheinen «Deutsche Rundschau» (Herausgeber Julius Rodenberg) und «Preußische Jahrbücher» (Herausgeber H. von Treitschke

und H. Delbrück) in Berlin, «Unsere Zeit» (seit 1857) in Leipzig, «Westermanns Illustrierte deutsche Monatshefte» in Braunschweig, «Nord und Süd» und «Deutsche Revue» in Breslau, «Vom Fels zum Meer» in Stuttgart.

12) Die Anfänge des Zeitschriftenwesens in Österreich reichen bis ins 15. Jahrh., wo «Relationen», Flugblätter, «Zeitungen», die gedruckten «Türkenzeitungen» erschienen; 1615 begann Mathias Formies, wiener Buchdrucker, eine Zeitung als Nachdruck fremder Nachrichten herauszugeben, 1671 erschien das «Wiener Blättl», zur selben Zeit gab es in Prag, Linz rc. Zeitungen, 1703 erschienen «Posttäglicher Mercurius» und «Wienerisches Diarium», das letztere wurde Amtsblatt, verwandelte 1780 seinen Namen in «Wiener Zeitung», welchen Titel die Amtszeitung noch jetzt führt. Das «Jahrbuch der k. k. statistischen Centralkommission» verzeichnet für 1879 ein Drittel der Gesamtsumme von 1074 periodischen Druckwerken, 340, als polit. Zeitungen. Charakteristisch für die polit. Bildung des Volks ist, daß Niederösterreich 109, also fast den dritten Teil sämtlicher polit. Zeitungen, hatte. Zunächst steht Böhmen mit 74 polit. Zeitungen für 5½ Mill., während Galizien für fast 6 Mill. nur 30 hat. Dagegen hat das kleine Gebiet von Triest und Görz 25, d. h. soviel als ganz Mähren. Von sämtlichen Zeitschriften (1074) erschienen 42 Proz. in deutscher Sprache. Das J. 1883 bot neue Daten, insbesondere gestattet der Zeitungsstempel eine ziffernmäßige Übersicht der Stückzahl der Zeitungen, und man kann den Aufschwung des Zeitungswesens, zumal der polit. Presse, seit zwanzig und mehr Jahren genau verfolgen:

	1863	1873	1883
Niederösterreich	35 481 197	65 723 876	67 987 686
Oberösterreich .	730 814	1 779 800	2 724 488
Salzburg.....	75 600	353 635	435 978
Steiermark ...	2 286 756	4 021 743	4 413 935
Kärnten / Krain	156 870	665 155	522 310
Küstenland ...	1 289 915	1 502 375	3 813 590
Tirol und Vorarlberg....	1 768 349	1 793 633	2 402 660
Dalmatien....	—	185 833	254 100
Böhmen	7 946 835	12 933 280	19 468 470
Mähren.....	1 692 851	2 808 295	4 132 063
Schlesien	—	314 400	1 095 555
Galizien.....	2 541 680	2 045 260	2 976 809
Bukowina ...	1 000	10 220	93 350

Seit 1863 hat sich also die Zahl der abgestempelten Zeitungen um 45,2 Mill. Stück oder um fast 60 Proz. gehoben, gegen 1873 beträgt das Mehr 16,1 Mill. Stück oder 17 Proz.

Die größte Verbreitung hat die Presse in deutscher Sprache, innerhalb dieser die großen wiener Journale «Neue Freie Presse», «Presse», «Neues Wiener Tagblatt» (demokratisches Organ), «Wiener Allgemeine Zeitung», «Deutsche Zeitung» (Organ des deutsch-nationalen Klubs des Abgeordnetenhauses), «Vaterland» (Organ der feudal-klerikalen Partei), «Extrablatt» (illustriertes Tageblatt) und das Amtsblatt «Kaiserliche Wiener Zeitung» mit offiziösem Abendblatt «Wiener Abendpost».

13) In czechischer Sprache erschienen 1886 in Böhmen 190, in Mähren und anderwärts circa 80 Zeitungen und Zeitschriften. Das einflußreichste polit. Blatt sind «Národní Listy», das Organ der entschiedensten Partei; «Pokrok» (neuestens «Hlas naroda» betitelt) ist das Organ der konservativen Partei. In Brünn erscheinen «Moravské Noviny» und «Moravská Orlice». Unter den böhm. Zeitschriften sind hervorzuheben: «Athenaeum», «Časopis musea», «Časopis lékařův», «Květy», «Listy filologické», «Listy chemické», «Listy pro mathematiku a fysiku», «Lumír», «Osvěta», «Památky archaeologické», «Právnik», «Sbornik historický», «Světozor», «Vesmír», «Zlata Praha». Für die Wenden in der Oberlausitz erscheinen sechs Zeitschriften in Bautzen (die Wochenschrift «Serbske Noviny» seit 1842), eine in Hoyerswerda und für die der Niederlausitz eine in Kottbus.

14) In Kroatien rief die sog. «illyrische» Bewegung die ersten Zeitungen hervor; so die von Ljudevit Gaj 1834 zu Agram gegründeten «Hrvatske Noviny» (später «Narodne Noviny», unter welchem Titel sie noch als offizielles Tageblatt erscheinen) und die «Danica» (belletristisch). Litterarisch und wissenschaftlich wichtig waren das «Kolo» (9 Hefte, 1842—53), der «Neven» (1852—57), «Arkiv» für südslaw. Geschichte (8 Hefte, 1851—67), «Književnik» (1864—67). In Dalmatien erschien die erste kroat. (und zugleich ital.) Zeitung: «Kralski Dalmatin» während der franz. Herrschaft (1806—10) zu Zara; später ebendaselbst die «Zora Dalmatinska» (seit 1844) und der «Dubrovnik» (seit 1849) zu Ragusa. Im J. 1877 erschienen im ganzen 20 kroat. Zeitungen, davon die meisten in Agram: «Obzor», Tageblatt der Nationalpartei (seit 1871), «Vienac» für Belletristik (seit 1867), «Rad» (seit 1867) und «Ljetopis» (seit 1877) der Südslawischen Akademie der Wissenschaften u. a.; eine in Zara («Narodni List», halbwöchentlich), eine in Vinkovac, Warasdin, Kralevic («Primorac», dreimal wöchentlich). Bei den Slowenen gab Vodnik 1797 die erste Zeitung: «Ljublanske Novine» zu Laibach heraus, doch faßte diese Litteraturgattung erst feste Wurzeln mit den «Novice», die Bleiweis seit 1843 ebendaselbst herausgibt. Seit 1848 folgten zahlreiche andere mehr oder weniger ephemere Unternehmungen zu Laibach, Klagenfurt, Görz, Triest, Graz u. a. nach, und 1878 erschienen im ganzen 20 slowen. Zeitungen. Belletristisch wichtig ist die «Slovenska Bcela», später «Slovenski Glasnik» (1840—67).

15) Die erste eigentliche Zeitung in Ungarn begann 1721 in lat. Sprache. Die erste in magyar. Sprache geschriebene Zeitung erschien am 1. Jan. 1781 von Matthias Ráth in Preßburg, das zweite ungar. Blatt am 2. Juli 1806 in Pest. Die erste Stelle unter den allgemeinen wissenschaftlichen Monatsschriften nahmen vor dem J. 1848 «Tudományos Gyüjtemény» und «Tudománytár» («Wissenschaftliche Sammlung» und «Wissenschaftliches Magazin») ein. Die rein polit. Journalistik beschränkte sich vor dem J. 1830 fast allein auf die «Hazai és külföldi tudositások» («Einheimische und fremde Nachrichten»), welche in den «Hasznos mulatságok» («Nützliche Unterhaltungen») ein Beiblatt besaßen auch fanden unter den Gebildeten die lat. «Ephemerides Posonienses» noch manche Leser. Seine eigentliche Bedeutung erhielt der magyar. Journalismus erst, als Ludwig Kossuth im «Pesti hirlap» («Pester Zeitung»), der 1841—44 von ihm selbst, dann von Szalay und Csengery redigiert ward, journalistisch thätig war. Diesem gegenüber wirkten, außer der deutschen «Pester Zeitung», der «Budapesti Hiradó» («Budapester Kurier») als

Organ der konservativen Partei, und die «Nemzeti Ujság» («National-Zeitung»), die bis zur Märzrevolution 1848 im Interesse des Adels erschien. Einen neuen Aufschwung nahm die ungar. Journalistik nach den Märztagen von 1848. Außer dem «Pesti Hirlap» erschien «Kossuth Hirlapja», das Organ Kossuths. Hierzu kamen die schon erwähnte «Nemzeti Ujság», die jedoch volkstümliche Färbung angenommen hatte, der «Közlöny», als Organ des ungar. Ministeriums, der «Figyelmezö» («Der Beobachter») und an 20 andere rein polit. oder polit.-litterarische Blätter, welche mit Besiegung der ungar. Revolution ihr Ende erreichten. Anfang 1855 zählte man bereits wieder 15 Blätter in magyar. Sprache. Unter letzterer Zahl befanden sich jedoch nur zwei polit. Blätter, der «Budapesti Hirlap», 1849 von Szilágyi gegründet, die offizielle Zeitung, und «Pesti Napló», ein mehr patriotisches Tageblatt, das auch gegenwärtig als Organ der gemäßigten Opposition erscheint. Organ der Regierung ist «Nemzet» («Nation»), das meistverbreitete magyar. Tageblatt aber «Egyetértés» («Eintracht»), das Blatt der äußersten Linken. In deutscher Sprache vertritt ungar. Interessen der «Pester Lloyd», das politisch hervorragendste pester Blatt. «Függetlenség» ist das Tageblatt der Antisemiten, die außerdem an dem «Westungarischen Grenzboten» in Preßburg noch ein täglich erscheinendes Organ in deutscher Sprache haben.

Obgleich die Politik eine Hauptrolle spielte und spielt, hat doch die wissenschaftliche Journalistik eine nicht unbedeutende Entwickelung gewonnen. Das «Budapesti Szemle» («Budapester Revue») vermittelt nach Art der franz. Revuen zwischen der Wissenschaft und dem größern Publikum. Rein wissenschaftliche Organe sind: «Magyar Nyelvészet» («Ungar. Sprachwissenschaft»), herausgegeben von Paul Hunfalvy (1856—61), «Nyelvtudományi Közlemények» («Sprachwissenschaftl. Mitteilungen»), redigiert von demselben (1862—78) und fortgesetzt von Joseph Budenz seit 1879, «Magyar Nyelvör» («Ungar. Sprachwarte»); «Egyetemes Philologiai Közlöny» («Allgemeine philol. Zeitschrift»), redigiert von Emil Thewrewk und Gustav Heinrich, hat die klassischen und modernen Sprachen zum Gegenstand; «Századok» («Jahrhunderte») ist die Zeitschrift der Historischen Gesellschaft, von 1867—75, redigiert von Koloman Thaly, seit 1875 von Alexander Szilágyi; «Természettudományi Közlöny» («Naturwissenschaftl. Zeitung»), redigiert von Koloman Szily, erscheint seit 1868. Außerdem gibt es eine «Földtani Közlöny» («Geolog. Zeitschrift»), «Földrajzi Közlemények» («Geograph. Mitteilungen») u. s. w. Jurist. und staatswissenschaftliche Zeitungen haben auch ein großes Publikum. Das «Orvosi Lap» («Mediz. Blatt»), seit 1856 von Ludwig Markusovizky redigiert, steht auf diesem Felde nicht mehr allein. Zu Beginn des J. 1886 erschienen in Ungarn 516 magyarische Zeitungen und Zeitschriften und zwar: 20 polit. Tagesblätter, 31 polit. Wochenblätter, 3 illustrierte Blätter vermischten Inhalts, 42 Kirchen- und Schulblätter, 19 belletristische Blätter, 13 humoristische Blätter, 97 Fachzeitschriften, 121 nichtpolit. Wochenschriften, 7 Inseratenblätter, 134 Zeitschriften, 29 vermischte Beilagen. Von diesen Zeitungen und Zeitschriften erscheinen 231 in Budapest, die übrigen in 113 Orten der Provinz. Außerdem bestanden 242 Zeitungen und Zeitschriften in nichtungar. Sprache, und zwar: 160 in deutscher, 45 in slawischer, 27 in rumänischer, 7 in italienischer, 1 in hebräischer und 2 in französischer Sprache. Die Gesamtzahl der periodischen Blätter betrug also 758. Auf die Bevölkerung verteilt, entfällt eine Zeitung auf je 11237 Deutsche, auf 11947 Magyaren, 62211 Slawen und je 86037 Rumänen.

16) Die Schweiz hat im Verhältnis zu ihrer Einwohnerzahl die massenhafteste periodische Litteratur von allen Ländern Europas. Nach der letzten «Statistik der schweiz. Journale vom J. 1883» («Zeitschrift für schweiz. Statistik», Bonn 1883) zählte sie 576 Zeitungen und Zeitschriften, also je eine auf 4941 E. Die Zahl der polit. Blätter betrug 255, die der Amtsblätter 37, die der Anzeige- und Fremdenblätter 43; religiöse Zeitschriften existierten 48, juristische 4, naturwissenschaftliche 11, litterarische und allgemein wissenschaftliche 50, land- und forstwirtschaftliche 29, Militärzeitungen 9, Schulzeitungen 15, Handel- und Gewerbeblätter 58, Unterhaltungs- und illustrierte Blätter 16, Modezeitungen 1. Die meisten Zeitungen besaßen Bern 83, Zürich 74, Waadt 64, Genf 54, Aargau 40, Basel-Stadt 38, St. Gallen 36; die wenigsten Wallis 5, Zug 4, Nidwalden und Glarus je 3, Uri, Obwalden und Appenzell-Innerrhoden je 2. In Basel-Stadt entfiel je eine Zeitung auf 1713 E., in Wallis erst auf 20043. Für 1885 weist das postamtliche Verzeichnis 641, einschließlich der Amts-, Anzeige-, Kurs- und Fremdenblätter, in der Schweiz erscheinende Zeitungen und Zeitschriften auf, wovon 421 in deutscher, 202 in franz., 14 in ital., 3 in roman. und 1 in engl. Sprache erscheinen. Die wichtigsten Zeitungen sind in der franz. Schweiz das «Journal de Genève», und die «Gazette de Lausanne»; in der deutschen die «Schweizer Grenzpost», die «Baseler Nachrichten» und die «Allgemeine Schweizerzeitung» (Basel), «Der Bund» (Bern), die «Neue Züricher Zeitung» und die «Züricher Post» (Zürich), «Vaterland» (Luzern). «Bund», «Baseler Nachrichten» und «Züricher Post» sind radikal, «Journal de Genève», «Gazette de Lausanne», «Neue Züricher Zeitung», «Schweizer Grenzpost» sind liberal, «Allgemeine Schweizerzeitung» und «Vaterland» konservativ. Die ältesten Zeitungen sind die «Züricher Freitagszeitung», schon im 17. Jahrh. gegründet, die «Neue Züricher Zeitung», 1788 gegründet. Elf der jetzt noch bestehenden Zeitungen und Zeitschriften wurden im 18. Jahrh. gegründet. Das bedeutendste litterarische Blatt ist die «Bibliothèque universelle», gegründet 1796 in Genf und seit 1866 nach Lausanne verlegt. An die Stelle des Witzblattes «Postheiri», das früher in Solothurn erschien, ist nun der «Nebelspalter» von Zürich getreten. Die welsche Schweiz zählt zwei Witzblätter in Genf. Die illustrierten Zeitungen haben neben der Konkurrenz Deutschlands und Frankreichs schweren Stand; die wissenschaftlichen und Fachzeitschriften stehen in engster Wechselbeziehung zu der entsprechenden Litteratur dieser beiden Länder.

17) Das Zeitungswesen Rußlands verdankt seine Entstehung Peter d. Gr., der zuerst in Moskau und dann in Petersburg Blätter erscheinen ließ, um sein Volk vom Fortgange des Kriegs gegen Schweden in Kenntnis zu setzen. Die älteste russ. Zeitung, an deren Redaction sich Peter d. Gr. persönlich beteiligte, erschien 1703 zu Moskau (sorgfältiger Wiederabdruck, Petersb. 1855). Diese «Moskauer Zeitung» («Moskowskija Wjédomosti») ging bald

wieder ein und wurde erst 1756 von neuem gegründet. Von der andern, frühzeitig zu Petersburg gegründeten Zeitung, der «Peterburgskija Wjédomosti», sind von 1714 an regelmäßige Jahrgänge vorhanden. Im J. 1755 wurde die erste litterarische Zeitschrift, «Jeshemjesjatschnyja Sotschinenija», von dem Akademiker Müller herausgegeben, der 1759 «Trudoljubiwaja Ptschelà» («Die arbeitsame Biene») von Sumarokow folgte. Große Verdienste erwarb sich Nowikow um die russ. Journalistik durch seine Zeitschriften «Der Maler» (1770), «Die Morgenröte» (1778) und «Die Abenddämmerung» (1782), namentlich aber Karamsin durch das «Moskauer Journal» (1791—92) und den «Europäischen Boten» (seit 1802), der später von Shukowskij und Katschenowskij herausgegeben wurde und auch polit. Zeitfragen in den Kreis der Besprechung zog. Eine neue Epoche begann mit Polewojs «Moskauer Telegraph» (1825—34), der durch die Bekämpfung des Pseudoklassizismus einen vollständigen Umschwung in der russ. Litteratur hervorbrachte. Die bedeutendsten Zeitungen jener Zeit waren, außer der bereits erwähnten «Petersburger Zeitung», die «Nordische Biene» («Sjéwernaja Ptschelà»), welche sich 1825—64 unter der Redaction von N. Gretsch und Th. Bulgarin besonders durch ihre Feuilletonartikel Ansehen und einen weiten Kreis von Lesern erwarb; der «Russische Invalide», 1813 gegründet, anfangs ein kleines, fast nur militärisches Wochenblatt, das sich in neuerer Zeit zu einer großen polit. Zeitung umgestaltete und nur in den das Militärwesen betreffenden Artikeln Organ der Regierung ist.

Mit der Thronbesteigung Alexanders II. erhielt das Zeitschriftenwesen einen Aufschwung, indem die Besprechung sozialer und wirtschaftlicher Fragen, wie besonders die Aufhebung der Leibeigenschaft, die angestrebten Reformen in der Staats- und Gemeindeverwaltung, bis zu gewissen Grenzen gestattet wurde. Durch das Gesetz vom 6. April 1865 wurde für die Organe der Tagespresse in den beiden Hauptstädten, sowie für Werke von mehr als 20 Bogen Umfang Censurfreiheit eingeführt. Den größten Einfluß übt der moskauer Journalist Katkow aus, welcher seit 1863 als Redacteur der «Moskauer Zeitung» («Moskowskija Wédomosti») mit Fanatismus für das Nationalrussentum kämpft. Zum Hauptorgan der Opposition gestaltete sich die 1856 von Alexander Herzen zu London begründete «Glocke» («Kolokol»), welche trotz der Verbote in Rußland große Verbreitung fand. Auf den Mittelstand berechnet ist der «Sohn des Vaterlandes», seit 1856 von Kartschewsky geleitet. Gegenwärtig bestehen in Petersburg als anerkannte Organe der Regierung der «Prawitelstwennyj Wjestnik» (Regierungsanzeiger), der «Russische Invalide» (herausg. vom Kriegsministerium) und das vornehmlich auf das Ausland berechnete «Journal de St.-Pétersbourg». Einer nationalen und demokratischen Richtung neigen der «Grashdanin», «Nowoje Wremja», gegenwärtig das verbreitetste Blatt in Rußland, und «Russkij Mir» zu; die letztere besteht nicht mehr, wird aber durch die Zeitung «Russj» ersetzt, welche seit 1881 in Moskau erscheint und von dem Panslawisten Aksakow bis zu dessen Tode 1886 redigiert wurde. Der von dem Polen Krajewski herausgegebene weitverbreitete «Golos» schwankte zwischen der Vertretung offiziöser und vorgeschritten liberaler und nationaler Tendenzen, ist aber unterdrückt worden. Außerdem sind noch zu nennen die «Börsen-Zeitung» («Birshewyje Wjedomosti»), die «Russische» und die «Deutsche Petersburger Zeitung» (beide der Akademie der Wissenschaften gehörig), «Peterburgskij Listok», «Sudebnaja Gaseta» («Gerichtszeitung») und der in deutscher Sprache erscheinende «Petersburger Herold», mit mehr russischer als deutscher Tendenz. «Wetschernaja Gaseta», «Molwa», einst sehr verbreitet, sind eingegangen und an ihre Stelle sind getreten 1882 «Peterburgskaja Gaseta» und «Nowosti». Unter den moskauer Blättern nimmt die erwähnte, von Katkow herausgegebene «Moskauische Zeitung» («Moskowskija Wjédomosti») noch immer die erste Stelle ein. Die russ. Provinzialpresse (für welche die Präventivcensur fortbesteht, ist völlig bedeutungslos, wenn auch ziemlich zahlreich vertreten. Außer der in jeder Provinzialhauptstadt erscheinenden Gouvernementszeitung sind zu nennen: «Kiewljanin» und «Kiewskij Wjestnik» (Kiew), «Odesskij Wjestnik» (Odessa), «Wilenskij Wjestnik» (Wilna) und «Warschawskij Dnewnik», das zu Warschau erscheinende russ. Regierungsorgan. Im allgemeinen verficht die gegenwärtige russ. Presse seit 1881 im wesentlichen das von der Regierung vertretene ultranationale Prinzip, wobei sie sich nicht scheut, dem Deutschtum gegenüber von den gehässigsten Mitteln journalistischer Polemik Gebrauch zu machen. Entgegengesetzte Ansichten, welche kleinen Kreisen besonnener Leute angehören, können infolge des von der Regierung verübten Drucks in der Zeitungslitteratur nicht zum Ausdruck kommen.

Eine eigentümliche Stellung nimmt die periodische Presse in den Ostseeprovinzen Rußlands ein. In deutscher Sprache erscheinen zu Riga: die (1859 begründete) «Baltische Monatsschrift», die (1778 begründete) «Rigasche Zeitung», die «Zeitung für Stadt und Land», die «Neue Zeitung für Stadt und Land», die «Rigaschen Stadtblätter», die «Mitteilungen und Nachrichten für die evang. Kirche» und das «Kirchenblatt»; in Dorpat: die «Baltische Wochenschrift», die «Neue Dörptsche Zeitung» und die «Dorpater jurist. Zeitschrift». Außerdem erscheinen in Mitau, Libau, Goldingen, Wenden, Fellin und Pernau kleinere deutsche Tageblätter und in Reval die angesehene und verbreitete «Revalsche Zeitung» und der «Revaler Beobachter», seit 1879 die «Nordische Rundschau» (Reval 1886). Alle diese Blätter vertreten, trotz zahlreicher Parteischattierungen im einzelnen, die Interessen des deutschen Elements und des Protestantismus in den Ostseeprovinzen. Ebenso zahlreich sind die estnische und die lettische Presse («Latweeschu Awises», «Rigas Lapa», «Baltijas Wehstnesis», «Latweetis Awise», «Balss», im ganzen 12 lettische Blätter) vertreten, ferner 9 estnische Zeitungen («Eesti Postimees», «Perno Postimees», «Tallina Söber», Tartu Eesti Seitung» sind die wesentlichsten), während das Russentum in allen drei Provinzen nur ein Organ, den «Risbskij Wjestnik», besitzt. Die lettische und estnische Presse nahm in den letzten Jahren fast durchweg eine den Deutschen feindliche Stellung ein; da in neuester Zeit das Letten- und Estentum sich aber ebenso wie das Deutschtum durch den Fanatismus der Russen bedroht sieht, scheint auch die Stimmung wieder mehr eine deutschfreundliche werden zu wollen.

Auch unter den orient. Völkern Rußlands findet sich eine nicht unerhebliche Zahl von Zeitungen und

Zeitschriften; in georgischer Sprache erscheinen vier: «Teatri», «Iwerija», «Nobati» (Tiflis), «Mzkemsy» (Kutais); armenische acht, die wesentlichsten sind: «Mschak», «Megu-Gaijastani», «Nor-Dar» (Tiflis), «Ararat» (Etschmiadsin); ein arab.-pers.-tatar. Blatt: «Keschkjul» (Tiflis); ein sartisch-russ. Blatt: «Turkestanskaja Gaseta» (Taschkent), und drei jüd. Blätter: «Hameliz», «Hajom» und das «Jüdische Volksblatt» (sämtlich in Petersburg).

Eine außerordentliche Verbreitung und Bedeutung hat in Rußland die Litteratur der Zeitschriften und Revuen gewonnen. Den größten Leserkreis unter allen diesen Zeitschriften erwarben sich unter der Regierung des Kaisers Nikolaus die «Vaterländischen Denkwürdigkeiten» («Otétschestwennyja Sapiski»), die, ursprünglich von Swinjin gegründet, 1839 von Krajewskij erneuert wurden und eine ziemlich freisinnige Tendenz verfolgten. Sie wurden 1881 unterdrückt, doch scheint neuerdings der «Nordische Bote» («Sjewernyj Wjestnik») ihre Stelle zu vertreten. Verwandten Geistes, nur noch radikaler, war der von Puschkin begründete «Zeitgenosse» («Sowremennik»), der im J. 1862 verboten wurde. Die 1834 auf Veranlassung des unternehmenden Buchhändlers Smirdin ins Leben getretene und früher von Senkowskij geleitete «Lesebibliothek» genoß anfänglich eines großen Rufs. Das bedeutendste Journal Moskaus war in früherer Zeit der 1841 von Pogodin begründete «Moskwitjanin». Dieses Blatt huldigte panslawistischen Ideen, mußte aber 1856 eingehen. Das gleiche Geschick erfuhren «Teleskop» und «Moskauer Telegraph». Noch gegenwärtig bestehende politisch-litterarische Blätter sind der von Katkow herausgegebene, weitverbreitete «Russkij Wjestnik», die histor. Zeitschrift «Russkij Archiv» und «Russkaja Mysl», seit 1880, alle drei in Moskau erscheinend. Die bedeutendste Zeitschrift Petersburgs ist der von Stassuljewitsch seit 1865 herausgegebene, vortrefflich redigierte «Wjestnik Jewropy» («Europas Bote»); durch die Herausgabe von histor. Quellen- und Memoirenwerken hat die «Russkaja Starina» (redigiert von Semmewskij) sich verdient gemacht. Unter den streng wissenschaftlichen Blättern nehmen die «Mémoires» und das «Bulletin» der kaiserl. Akademie in Petersburg nebst den von derselben in russ. Sprache veröffentlichten «Sapiski» und «Iswjestija» die erste Stelle ein. Der Slawistik sind gewidmet die «Iswjestija» der slaw. Wohlthätigkeitsgesellschaft (seit 1882). Der Naturwissenschaft dienen das «Bulletin» und der «Wjestnik» der moskauer «Naturforschenden Gesellschaft, der Erdkunde die «Memoiren» und der «Anzeiger» der Geographischen Gesellschaft in Petersburg (mit deren Zweigen in Irkutsk, Tiflis, Orenburg und Wilna), die «Chrestomathie der Altertümer» und der «Naturforscher» zu Petersburg, das «Bulletin» des Naturforschervereins zu Moskau, die «Wissenschaftlichen Memoiren» der Universität zu Kasan ꝛc. Ferner haben eine wissenschaftliche Bedeutung die Journale der Ministerien des Innern, der Justiz und der Volksaufklärung, das Journal für das Bergwesen, das für Pferdezucht und Jagd, das «Ingenieur-Journal», das «Militär-Magazin», das «Marine-Magazin» ꝛc. Für Landwirtschaft, Handel und Industrie bestehen unter andern verschiedene Blätter zu Petersburg, Moskau, Odessa.

Die Zahl der russ. Zeitungen und periodischen Zeitschriften betrug im J. 1886 547; 1879 waren es 517. Von den 547 Zeitungen und periodischen Zeitschriften sind 170 offizielle Gouvernementszeitungen, eparchiale offizielle Zeitungen, offizielle Zeitungen des Senats, des Synods und der Ministerien; 152 Zeitungen enthalten Politik, gesellschaftliches Leben und Litteratur; 90 sind Unterhaltungsblätter, illustrierte Zeitschriften u. dgl.; 135 enthalten Wissenschaften, Kunst, Handel und Gewerbe. Von den 152 polit. Zeitungen erscheinen 84 in russ. Sprache, 19 in deutscher, 3 in französischer, 12 in lettischer, 9 in estnischer Sprache und 16 in orient. Sprachen. Unter den Wissenschaft, Kunst, Handel, Gewerbe und kirchliche Nachrichten enthaltenden Zeitschriften erscheinen 26 in deutscher und 3 in lat. Sprache. Im ganzen sind von den 547 Zeitungen und periodischen Zeitschriften 449 russ. Blätter, 98 erscheinen in fremden Sprachen und zwar 45 in deutscher, 11 in französischer, 1 in englischer, 3 in lateinischer, 12 in lettischer, 9 in estnischer, 4 in georgischer, 8 in armenischer, 1 in arabisch-persisch-tatarischer, 1 in sartischer und russischer und 3 in hebräischer Sprache.

18) Die Presse in **Finland** beginnt mit dem J. 1771, in welchem ein kleines Wochenblatt «Tidningar utgifna af ett sällskap i Åbo» erschien. Anfangs war das Blatt mehr ein gelehrtes Magazin, als eine eigentliche Zeitung. Die Herausgabe desselben wurde mehreremal abgebrochen, aber wieder aufgenommen unter etwas veränderten Namen, und das Blatt existiert noch unter dem Namen «Åbo-Tidning» seit dem J. 1883. Unter den übrigen Zeitungen in **schwedischer** Sprache sind bemerkenswert: «Finlands Allmänna Tidning» (Helsingfors seit 1820), «Åbo Underrättelser» (seit 1824), «Helsingfors Tidningar» (1829—66), «Helsingfors Morgonblad» (1832—44), später «Morgonbladet» (1845—55; die ersten Jahrgänge 1832—37, von dem Dichter J. L. Runeberg redigiert, sind von besonderer Bedeutung); «Saima» (Kuopio 1844—46), von J. W. Snellman redigiert, war für die Hebung des finnischen Nationalgefühls von bedeutendem Einfluß; «Helsingfors Dagblad» (seit 1862, von liberaler Farbe), war seinerzeit das größte und bedeutendste Blatt, besonders unter Leitung Rob. Lagerborgs 1865—83; «Hufvudstadsbladet» (Helsingsfors, seit 1864); «Morgenbladet» (Helsingfors 1872—84), Organ der Fennomanischen Partei; als Nachfolgerin desselben kann die Zeitung «Finland» (seit 1885) betrachtet werden; «ÖstraFinland» (Wiborg, seit 1875); «Nya Pressen» (Helsingfors, seit 1884), Organ der schwed. Partei. Unter den wissenschaftlichen, litterarischen und sonstigen Fachzeitschriften sind zu bemerken: «Allmän Litteratur Tidning» (Åbo 1803), «Mnemosyne» (Åbo 1819—23), «Litteraturblad för allmän medborgerlig bildning» (1847—63), «Tidskrift för Finska Kyrkan» (Helsingfors 1857—59), «Tidskrift utgifven af pedagogiska föreningeni Finland» (Helsingfors, seit 1864), «Tidskrift utgifven af juridiska föreningen i Finland» (Helsingfors, seit 1865), «Sanningsvittnet» (Borgå 1869—73), «Finsk Tidskrift för vitterhet, vetenskap, konst och politik» (Helsingfors, seit 1876), «Finsk Militär-Tidskrift» (Helsingfors, seit 1882).

Die erste Zeitung in finnischer Sprache erschien in Åbo 1776 unter dem Titel «Suomenkieliset Tietosanomat», hörte aber mit diesem Jahre auf. In neuerer Zeit sind zu bemerken «Suometar» (Helsingfors 1847—66) und «Uusi Suometar» (seit 1869), die größte Zeitung in finnischer Sprache;

ferner die offiziellen «Suomen julkisia sanomia» (1857—65) und «Suomalainen virallinen lehti» (seit 1866). Litterarische Zeitschriften in finnischer Sprache sind «Tidskrift i fosterländska ämnen» (1841—60) und «Suomi, kirjoituksia isänmaalisistä aineista» (seit 1860), herausgegeben von der Finnischen Litteraturgesellschaft; «Mehiläinen» (Helsingfors 1857—63), «Kirjallinen Kuukauslehti» (1866—80), «Valvoja» (1881 fg.).

Im J. 1886 erschienen in Finland zusammen 81 Zeitungen und Zeitschriften, wovon 34 in schwedischer und 47 in finnischer Sprache. Die letztgenannten sind meist kleine Wochenblätter. Tägliche Zeitungen gibt es 9, nämlich in Helsingfors 6 (1 finnische), in Åbo 2 und in Wiborg 1.

19) Die Presse Polens gliedert sich geographisch in folgende vier Zweige: die russisch-polnische in Warschau, die preußisch-polnische in Posen, Westpreußen und Oberschlesien, die österreichisch-polnische zu Lemberg und Krakau, endlich die der poln. Emigration. Die erste in Polen erschienene periodische Schrift war die deutsche «Warschauer Bibliothek» 1753—55 von Mizler, worauf das «Journal litteraire de Pologne» von Friese 1754 folgte; erst 1764 erschien in poln. Sprache der «Monitor», dann die «Gazeta Warszawska». Unter den polit. Blättern aus der Zeit vor 1831 waren nur die «Nowa Polska» und der «Dziennik gwardji narodowej», beide zu Warschau, von Bedeutung. Während der folgenden beiden Jahrzehnte waren der «Kwartalnik naukowy» zu Krakau, «Wizerunki» und «Atheneum» zu Wilna, die «Biblioteka Warszawska» zu Warschau, «Czasopismo Ossolińskich» zu Lemberg, der «Tygodnik naukowy» und der «Orędownik» zu Posen die geachtetsten Repräsentanten der poln. periodischen Presse. Die in die verschiedensten Parteien zerspaltene Emigration gründete während jener Zeit an 50 meist nicht sehr lange lebende Blätter, welche zum größten Teil in Paris erschienen. Gegenwärtig (1886) erscheinen in Warschau sieben polit. Zeitungen täglich: die «Gazeta Warszawska», «Gazeta polska», «Gazeta handlowa», «Kuryer Warszawski», «Kuryer codzienny», «Słowo» und «Wiek». Die wissenschaftliche Monatsschrift «Biblioteka Warszawska» hat sich seit 1841 erhalten, neben ihr erscheint das «Ateneum». Vornehmlich Unterhaltungsstoff bieten, meist mit Illustrationen versehen, die Blätter: «Biesiada», «Bluszcz», «Kłosy», «Tygodnik mód», «romansów», «illustrowany». Daneben gibt es mehrere religiöse, juristische, pädagogische und technische Blätter. In Petersburg erscheint die Wochenschrift «Kraj». Im ganzen zählt man in Russisch-Polen und Rußland 79 poln. Zeitschriften, von denen in Warschau 69 erscheinen. Eine deutsche «Lodzer Zeitung» erscheint in der Fabrikstadt Lodz, eine russische offiziöse Zeitung «Dniewnik» in Warschau. In Posen erscheinen fünf polit. Tagesblätter, der poln.-nationalliberale «Dziennik», der ultramontane «Kuryer», der «Goniec», der «Orędownik» und der «Wielkopolanin», ferner die «Roczniki», Jahrbücher der posener Freunde der Wissenschaften, und die Wochenschriften: «Warta», «Gwiazda», «Przyjaciel ludu», «Dzwonek» neben einigen andern religiösen und landwirtschaftlichen Inhalts. Westpreußen bietet den Polen von Thorn aus die Tageszeitung «Gazeta toruńska» und die ebenda erscheinenden Wochenschriften «Przyjaciel» und «Gospodarz», von Pelplin aus den «Pielgrzym» mit ultramontanen Tendenzen. In Lötzen erscheint eine «Gazeta lecka», in Allenstein eine «Gazeta Olsztyńska». Zunächst für die Evangelischen in Mazuren erscheint in Königsberg i. Pr. ein Missionsblatt «Nowiny». Oberschlesien ist durch die in Beuthen erscheinende «Gazeta górnoszląska», durch die teschener «Gwiazda» und durch den «Katolik» und die «Monika» von Kattowitz aus vertreten, zu denen seit 1873 das teschener evang. Erbauungsblatt «Zwiastun ewangeliczny» gehört. In Breslau erscheinen «Nowiny śląskie». Im ganzen erscheinen in Preußen 45 poln. Zeitschriften. Von den Zeitschriften Galiziens und Österreichs, 105 an der Zahl, erscheinen 63 in Lemberg, darunter die vier täglichen Zeitungen: der liberale «Dziennik polski», die konservative «Gazeta narodowa», das Regierungsblatt «Gazeta Lwowska» und der «Kuryer», ferner das treffliche litterarische Wochenblatt «Ruch literacki», der «Przewodnik naukowo literacki», der «Przyjaciel domowy», die «Nowiny» u. a. Krakau hat 27 Zeitschriften, darunter die Zeitungen «Czas», welche die Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit vertritt, die «Nowa reforma» und die Monatsschrift «Przegląd». Die Blätter der Emigranten sind sämtlich eingegangen, in Paris erscheint nur der «Rocznik», Jahrbuch der Historischen Gesellschaft, und in der Schweiz der «Rocznik» des rapperswyler Polnischen Museums. In Amerika kommen 9, zu Chicago allein 6 poln. Zeitungen heraus. Die Zahl sämtlicher poln. Zeitschriften beträgt 250.

Für die in Galizien lebenden Kleinrussen oder Ruthenen erscheinen seit 1848 besondere Zeitungen, zumeist in Lemberg. Sie sind teils in der reinen Volkssprache, teils in einer großruss. Mischsprache geschrieben. Das wichtigste Organ der letztern Art ist «Slovo» («Wort», seit 1861); das Organ der erstern, der nationalen Richtung «Dilo» («That»). Von belletristischen Blättern sind zu nennen: «Rusko-Ukrainskaja Biblioteka» und «Zorja» (seit 1874). Auch für den Bruchteil Kleinrussen im nordöstl. Ungarn erschienen seit 1867 in Ungvar einige Zeitungen («Svět» u. a.), aber meist von kurzer Dauer.

20) Das Zeitungswesen datiert bei den Serben und überhaupt Südslawen erst seit neuester Zeit. Die erste serb. Zeitung erschien 1791 in Wien und trug den Namen «Serbskija novini»; sie erschien in Kleinquart und zweimal wöchentlich, und 1792 hörte sie auf zu erscheinen. An ihre Stelle traten die «Slaveno-serbskija vjedomosti», welche ebenfalls in Wien zweimal in der Woche erschienen, aber 1794 eingegangen sind. Am 1. Aug. 1813 kam wieder in Wien ein Blatt «Novine serbske» heraus. Die Zeitung ging 14. Febr. 1822 ein. Im J. 1825 begann zu Ofen die periodische Zeitschrift «Ljetopis serbski» zu erscheinen, welche auf dem Titelblatt auch die deutsche Aufschrift «Serbische Monatsschrift» trug. Diese Zeitschrift ist später in den Verlag der «Matica serbska» übergegangen, welche sie noch heute herausgibt, und somit ist dieselbe die älteste periodische Erscheinung der Serben; 1834 begannen in Kragujewatz in Serbien die «Novine serbske», als Organ der serb. Regierung, einmal wöchentlich zu erscheinen, und als die Staatsbuchdruckerei nach Belgrad übersiedelte, ward auch hier die Zeitung fortgesetzt, und erscheint jetzt als Tageblatt im eigenen Verlage der Staatsbuchdruckerei. Nach dem Revolutions-

jahre 1848 begann sich auch das geistige Leben der Serben zu regen und zum Sitz der Presse für das österr. Leben wurde Neusatz. In Belgrad gab die Serbische Gelehrtengesellschaft während der Zeit ihres Bestehens (1847—86) den «Glasnik» heraus, 1874 hatten die Südslawen (Serbo-Kroaten) 55 Zeitschriften, davon waren 22 mit lateinischen und 33 mit cyrillischen Lettern gedruckt; polit. Blätter waren 26, belletristische 14 und 15 Fachblätter. Der serb.-türk. Krieg von 1877—78 hat das Eingehen vieler Blätter zur Folge gehabt. Die wichtigsten Zeitungen der ungar. Serben sind die «Zastava» («Fahne»; seit 1866) und der «Branik» (seit 1885) zu Neusatz; in Zara erscheint der «Srpski list» und für Montenegro in Cetinje der «Glas Crnogorca» («Stimme des Montenegriners»; seit 1870). In Bosnien gab die türk. Regierung seit 1866 ein offizielles Blatt «Bosna» (türkisch und serbisch) in Serajewo heraus, und seit der österr. Occupation erscheint daselbst ein solches in kroatischer und serbischer Sprache. Ende 1886 erschienen im ganzen 57 serbische mit cyrillischen Lettern gedruckte Zeitschriften. Davon waren 17 politische, 15 Fachblätter, 7 belletristische, 4 wissenschaftliche, 4 Witzblätter, 4 Jugendzeitschriften und 6 lokale Blätter.

21) Die erste bulgarische Zeitung «Ljuboslovie» («Sprachliebe») erschien 1844—46 in Smyrna, dann seit 1849 eine, später mehrere Zeitungen in Konstantinopel, darunter einige Zeit auch eine offizielle, die «Turcija», die die türk. Regierung pries; am wichtigsten war Slavejkovs «Makedonia» (seit 1867). Blätter revolutionären Charakters erschienen in Belgrad und namentlich Bukarest (von Rakovski, Karawelow u. a.), meist von kurzer Dauer. Von belletristischen waren die wichtigsten «Čitalište», «Obščij trud» und «Bèlgarski knižici», endlich die satirischen «Gajda» und «Osten». Im ganzen zählte man bis 1876 bereits 56 bulgar. Zeitungen. Einen neuen Aufschwung gab der Zeitungspresse die Errichtung des Fürstentums Bulgarien und der autonomen Provinz Ostrumelien (Südbulgarien). Am wichtigsten war die «Marica» (1878—84) in Philippopel, die mit dem Sturz Krestovičs aufhörte. Die liberale «Nezavisimost» erschien bis zum Staatsstreich 1881 in Sofia, dann in Philippopel. Die Vereinigung Nord- und Südbulgariens betrieben besonders «Narodin Glas» und «Sèjedinenie». Ende 1886 erschienen neben einigen Provinzialblättern 10 bulgar. Zeitungen, davon 8 in Sofia, 1 in Rustschuk («Slavjanin»), 1 in Philippopel (die belletristische «Zorá»). «Světlina» und «Naprěd» sind Organe der Zankowisten (Russophilen), «Tèrnovska Konstitucija» und «Istina» solche der Partei Karawelows, «Sèvremenno obozrěnie» sozialistisch. Die wissenschaftliche Zeitschrift «Periodičesko Spisanie», anfangs in Braila, später in Sofia herausgegeben, erscheint seit 1870.

22) Die ersten erfolgreichen Versuche zur Gründung eines Blattes in rumänischer Sprache wurden gegen 1830 gemacht, wo Heliade Radulescu den «Currier romanescu» (1828—48), dann den «Currier de ambe sexe» (1843—48) zu Bukarest begründete, zwei ihrer Zeit höchst einflußreiche Zeitschriften, welche als die Zeichen der beginnenden Umgestaltung der Donaufürstentümer nach dem Vorbild westl. Civilisation zu betrachten sind. Wertvoll durch Mitteilung geschichtlicher Dokumente war das von Laurianu und Balcescu 1845 begonnene «Magasinul istoricu pentru Dacia». In späterer Zeit war unter den bukarester Blättern besonders der «Romanul» (seit 1857), das täglich erscheinende Organ der extremen liberalen Partei (Rosetti, Bratianu, Golescu), von Bedeutung, die jedoch seit dem Tode C. A. Rosettis (1885) sehr vermindert ist, da Bratianu selbst ein Gegner dieser Richtung geworden. In der Moldau begann die litterarische Bewegung etwas später. Im J. 1840 erschien die «Dacia literara» von Cogalniceanu, Alexandri und Negruzzi, 1841 die «Archiva Romanesca» von Cogalniceanu. Aus späterer Zeit ist die erst zu Jassy, jetzt (1886) in Bukarest erscheinende Revue «Convorbiri literare» hervorzuheben, 1886 im 20. Jahrgange erscheinend, während Hasdeus «Columna lui Traian» eingegangen ist. Unter den bukarester täglich erscheinenden Blättern sind hervorzuheben: «Vointza nationala» und «Telegrafnl», Regierungsorgane Bratianus, «Romania» und «Epoca», konservative Opposition, «Romania Libera», Organ der Jungkonservativen, deren litterarisches Organ die «Convorbiri literare» sind, «Natiunea» und «Romanul», ultraliberale Opposition; in franz. Sprache: «Indépendance Roumaine», ein in der höhern Gesellschaft viel gelesenes, angeblich russ. Einfluß zugängliches Blatt; in deutscher Sprache: das «Bukarester Tageblatt». Von den rumän. Blättern, die in Österreich erscheinen, war früher die «Gazetta Transilvaniei», sowie namentlich auch deren litterarisches Beiblatt «Foia», 1837 von Baritz gegründet und längere Zeit geleitet, von großer Bedeutung, die sich jedoch später verlor. Am einflußreichsten ist gegenwärtig die Hermannstädter «Tribuna», redigiert von Slavici. Überhaupt erschienen 1886 innerhalb der österr. Staaten 18 rumän. Zeitschriften, darunter 8 politische, während in Rumänien 102 Blätter, darunter 25 litterarische und fachwissenschaftliche, herauskamen.

23) Die erste periodische Schrift in neugriechischer Sprache ist die in Wien 1793 publizierte «Ἐφημερίς» (herausg. von Markidis Pulios). Dieser folgte daselbst 1810 der «Τηλέγραφος» von Alexandridis und 1811 der «Λόγιος Ἑρμῆς» von Anthimos Gazis. Später sind «Καλλιόπη» in Wien (1819—21) und «Μέλισσα» in Paris (1819—21) erschienen. Das erste polit. Blatt im eigentlichen Griechenland war die 1821 in Missolonghi handschriftlich publizierte «Ἐφημερὶς Αἰτωλική», als deren Gegenstück die zu gleicher Zeit in Galaxidi auch handschriftlich erscheinende betrachtet werden darf. Dritte in der chronol. Reihe und erste gedruckte polit. Zeitung ist die 1821 in Kalamata herausgegebene Ἑλληνικὴ Σάλπιγξ». Dieser folgten mehrere andere, welche aber wegen der 1833 zu leistenden Kaution eingingen. Doch schon 1834 begannen wieder einige Zeitungen, darunter als Regierungsblatt in griech. und franz. Ausgabe der «Σωτήρ», oder «Sauveur», dem die «Ἀθηνᾶ» als Oppositionsblatt der nationalen Partei gegenübertrat. Das erste wissenschaftlich-litterarische Blatt im eigentlichen Griechenland war die «Αἰγιναία», seit 1831 zu Ägina von Mustoxidis und Kokkonis herausgegeben. Hierzu kam 1834 zu Korfu die «Ἀνθολογία Ἰωνική», in griech., ital. und engl. Sprache, und 1835 zu Athen der «Ἔφορος στρατιωτικός», welchem sich außer mehrern fachwissenschaftlichen Zeitschriften 1837 die «Ἐφημερὶς ἀρχαιολογική», herausgegeben von Pittakis und Rhangabis, sowie 1840 der reichhaltige «Εὐρωπαϊκὸς Ἐρανιστής», von Antoniadis geleitet, und die

«Μέλισσα», von Polymeris in Syra, anschlossen. Wissenschaftlichen Charakter trug der 1848 von Argyriadis herausgegebene «Φιλολογικὸς Συνέκδημος», einen mehr belletristischen die 1847—54 herausgegebene «Εὐτέρπη», und die 1851 begonnene und 1873 eingegangene «Νέα Πανδώρα». Im J. 1852 trat noch die «Ἐφημερὶς τῶν Μαθητῶν» hinzu, welche seit 1856 «τῶν φιλομαθῶν» hieß und 1877 einging. Während des J. 1877 erschienen im ganzen Königreich Griechenland 72 periodische Schriften, wovon 51 politisch, und zwei in franz. Sprache («Messager d'Athènes», «Journal d'Athènes»). Von den jetzt noch herausgegebenen litterarischen oder vielmehr belletristischen Schriften ist besonders die «Ἑστία» hervorzuheben. Die gegenwärtige polit. Presse in Griechenland ist außer wenigen Ausnahmen («Ἐφημερίς», «Ἀκρόπολις» u. a.) unbedeutend. Vgl. «Notice sur la presse hellénique» (Athen 1873).

24) In der **Türkei** war die erste Zeitung ein Blatt in franz. Sprache, welches Verninhac, außerordentlicher Gesandter der franz. Republik bei Selim III., 1795 zu Pera drucken ließ. Um 1811 erschienen daselbst die Bulletins der Großen Armee. Der eigentliche Begründer des Journalismus in der Türkei wurde Alex. Blacque, der 1825 zu Smyrna den franz. «Spectateur de l'Orient» begann, welcher unter dem neuen Titel «Courrier de Smyrne» 1825—28 großen Einfluß während des griech. Aufstandes übte. Derselbe Blacque begründete hierauf 1831 zu Konstantinopel den «Moniteur ottoman», das offizielle Journal der Pforte, das seit 14. Mai 1832 auch als «Takim-i-Vakäi» in türk. Reproduktion erschien. In der Mitte der sechziger Jahre machte sich das Bedürfnis einer unabhängigen Tagespresse fühlbar. Ein Preßgesetz, wenngleich weit entfernt von dem Ideal eines liberalen Gesetzes, hatte wenigstens das Gute, daß es den Redacteuren bestimmte Grenzen zog, innerhalb welcher sie sich frei bewegen konnten. Unter dem Schutze dieses Gesetzes entstanden auch eine Anzahl Blätter in türk., griech., armen., franz., engl., arab. und pers. Sprache, aber das Gesetz fristete nur ein kurzes Dasein; die mißliebige Sprache der griechischen Blätter zur Zeit des kretischen Aufstandes (1867) veranlaßte dessen Suspension und setzte an seine Stelle die administrative Willkür, welche auch noch bis auf den heutigen Tag besteht. Unter der Aufsicht des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten wurde ein Preßbureau organisirt, dessen Funktionen darin bestehen, daß es die Tagespresse überwacht, ihr von Zeit zu Zeit amtliche Mitteilungen zum Abdruck und Instruktionen zur Richtschnur übersendet; für Preßvergehen (die eben wegen der Suspension des Preßgesetzes nirgends definiert sind) bestehen drei Kategorien von Strafen: 1) Verwarnungen, 2) Suspensionen auf kürzere oder längere Zeit, 3) Unterdrückungen.

Im Herbst 1886 bestanden in Konstantinopel folgende polit. Zeitungen in türk. Sprache: «Takim-i-Vakai» («Ereignis»), nach Eingehen des «Vakyt» als Amtsblatt benutzt; «Dscheridê-i-Havadis» («Neuigkeiten»), die älteste nichtamtliche türk. Zeitung; «Terdschiman-i-Hakikat» («Der Dolmetscher der Wahrheit»); «Tarik» (fortschrittliches Organ der Reformpartei); «Osmanly» (türk.-franz. Blatt, verteidigt national-osman. Interessen). In franz. Sprache erschien: «La Turquie», halbamtlich; «Phare du Bosphore», Organ der griech. Nation, seit 1869; «Stamboul», Lokalblatt; «Journal de Constantinople»; in engl. und franz. Sprache: «The Levant Herald», gegründet 1856, vertritt die engl. Interessen im Orient; «Le Moniteur Oriental» («The Oriental Advertiser»), steht gegenwätig unter russ. Einfluß. Außerdem gibt es Zeitungen in griech., arab., pers., armen. und span.-jüd. Sprache. Unter den Zeitschriften sind zu erwähnen: «Dscheridê-i-Askeriê», Organ des Kriegsministers, Militärzeitung (türkisch); «Dscheridê-i-Mehakim», Amtsblatt des Justizministers (türkisch); «Veka-i-Tabijê», Zeitschrift der kaiserlichen Medizinschule, zweimal wöchentlich (türkisch); «Zira'at» («Landwirtschaft»), landwirtschaftl. Zeitschrift (türkisch); «Dscheridê-i-Tibiè-i-Askeriê», militärärztliche Monatsschrift (türkisch); «Gazette Médicale d'Orient», medizinische Monatsschrift der Société impériale de médecine (französisch). In der Hauptstadt jedes Vilajets soll gesetzlich ein amtliches Organ existieren. Daneben halten sich aber auch unabhängige Blätter. In Kairo, Alexandria und Smyrna befinden sich auch franz. und engl. Zeitungen.

25) Die Vorliebe für Zeitungen hat sich auf alle engl. Colonien übertragen. Besonders entwickelt hat sich die Presse in **Ostindien**. In ihrer Einrichtung sind die dortigen Zeitungen ganz ähnlich denen des Mutterlandes. Die älteste Zeitung ist die «Calcutta Gazette», die bereits 1784 zu erscheinen begann. In raschem Zunehmen begriffen sind die in den einheimischen ind. Sprachen erscheinenden Blätter, welche teils in wirklichen polit. Zeitungen nach dem Vorbilde der europäischen bestehen, teils von Europäern, gebildeten Eingeborenen und Missionaren mit vorherrschend belehrender, zum Teil auch bloß religiöser Tendenz herausgegeben werden. Im J. 1885 betrug die Gesamtzahl der ostind. Zeitungen und Zeitschriften 181. Einen besondern Aufschwung hat die Presse im eigentlichen Hindustan, namentlich den sog. Nordwestlichen Provinzen, genommen. Hierzu sind in jüngster Zeit auch wissenschaftliche Journale in Hindustani gekommen, wie das «Agra Law Journal» (auch englisch) und der zu Lahore erscheinende «Pandschabi», eine mediz. Zeitschrift. Von besonderm Wert ist der 1866 begründete «Pandit» zu Benares, eine der Sanskritlitteratur gewidmete gelehrte Monatsschrift in Sanskrit und engl. Sprache.

Weit älter ist die angloind. litterarische Journalistik. Neben einer ziemlichen Anzahl allgemeiner Revuen und Magazine bestehen auch mehrere fachwissenschaftliche Zeitschriften; jedoch sind die meisten derselben mehr der Besprechung der orient. Verhältnisse zu Gunsten der Europäer gewidmet. Das älteste Journal dieser Art war das «Calcutta Monthly Register», das im Nov. 1790 begründet ward. Auch in Europa geschätzt sind einige andere Fachzeitschriften, wie die «Indian Annals of medical science» und «Journal of the Agricultural and Horticultural Society of India» (seit 1852) zu Kalkutta, das «Madras Monthly Journal of medical science» (seit 1862) u. s. w.

In **Britisch-Birmanien** erschienen seit 1858 «The Rangoon Times», «The British Burmah Advertiser» und andere Zeitungen.

26) Im **niederländischen Indien** ist die periodische Presse von noch nicht großer, doch mehr und mehr anwachsender Bedeutung. Es erscheinen daselbst gegenwärtig (1886) 33 Blätter. Von den

eigentlichen Zeitungen erscheinen auf Java 23 in holländ., 9 in malaiischer und 1 in javan. Sprache. Die älteste und angesehenste dieser Zeitungen ist der seit 1810 zu Batavia erscheinende «Javaasche Courant», das offizielle Regierungsblatt. Ferner erscheinen Zeitschriften statistisch-polit. Inhalts, die durch die Regierung von Niederländisch-Indien herausgegeben werden, andere bilden das Organ wissenschaftlicher Gesellschaften und Vereine daselbst.

27) In den europ. Niederlassungen in China und Japan hat sich in der neuern Zeit eine polit., teilweise auch wissenschaftliche Presse entwickelt. Das älteste polit. Blatt in Ostasien ist das «Canton Register», das seit 1828 vom ältern Morrison redigiert wurde. Als erste Zeitschriften in China können gegenwärtig gelten: «Daily Press», «China Mail», «Echo de Povo» (portugiesisch), «China Review» (sämtlich in Hongkong erscheinend), «The Straits Observer» und «The Straits Times» (in Singapore); «Chinese Recorder», «North China Daily News», «North China Herald», «The Celestial Empire», «Journal of the North China Branch of the Royal Asiatic Society» (sämtlich in Shanghai erscheinend); «Foochow Advertiser» (in Foutschéu); «Hankow Times» (in Hankheu). Seit 1886 erscheint in Shanghai auch eine deutsche Zeitung: «Der ostasiat. Lloyd». Die wichtigsten europ. Blätter in Japan sind: «Tokio Times», «Japan Mail», «Transactions of the Asiatic Society of Japan», «Verhandlungen der Deutsch-Japanischen Gesellschaft» (sämtlich in Jokuhama erscheinend); «The Rising Sun and Nangasaki Express» (in Nangasaki erscheinend). In der Landessprache erschienen 1885 in Tokio 24 Zeitungen; daneben hat jede Provinz ihre eigene Zeitung und wichtigere Provinzen mehrere. Einige Zeitungen haben 6000 bis 10000 Abonnenten. Das Annoncenwesen ist ebenso ausgebildet wie in Europa.

28) Von den in den europ. Kolonien Afrikas erscheinenden Blättern haben nur wenige ein allgemeineres Interesse. Im Kaplande und den Nachbarkolonien erscheinen zahlreiche Blätter in engl. und niederländ. Sprache, welche indes sämtlich fast nur lokales Interesse haben.

29) In Algerien sind die wichtigsten Blätter «Le Moniteur de l'Algérie», das «Journal des colons», beide täglich, der franz. und arab. «Mobacher» (seit 1848), der «Akhbar» (seit 1841) und der «Petit Algérien» zu Algier.

30) In dem Gebiete der jetzigen Vereinigten Staaten von Amerika wurde die erste Zeitung, «Publick Occurances, both Foreign and Domestick», 25. Sept. 1690 in Boston veröffentlicht, doch unterdrückten die engl. Kolonialbehörden das Blatt sofort als ungesetzlich und der guten Ordnung zuwider. In demselben Jahre befahl Gouverneur Fletcher in Neuyork den Nachdruck eines Exemplars der «London Gazette», welche einen Sieg über die Franzosen meldete. Am 24. April 1704 erschien die erste Nummer einer neuen bostoner Zeitung unter dem Titel «The Boston News Letter», vom Postmeister Campbell begründet. Sie wurde bis zur Räumung Bostons durch die Engländer fortgeführt. Campbells Nachfolger im Postamt gab vom 21. Dez. 1719 an die «Boston Gazette» heraus, welche erst von J. Franklin, dann von Copeland gedruckt wurde. Als letzterer den Druck des Blattes verlor, begann er auf eigene Kosten das «Journal of New England», das nach 15 Jahren mit der «Gazette» vereinigt wurde und nun bis 1752 als «Boston Gazette and Weekly Journal» erschien. Mittlerweile hatte J. Franklin 7. Aug. 1721 die dritte bostoner Zeitung, den «New England Courant», angefangen, der bis 1727 bestand und seine besten Beiträge von des Herausgebers Bruder, Benjamin Franklin, erhielt. In sämtlichen engl. Kolonien Nordamerikas erschienen 1750 nur 20 Blätter. Zu Philadelphia kamen der «American Weekly Mercury» (seit 22. Dez. 1719), von W. Bradford, die 1729 von Franklin erkaufte und 30 Jahre lang redigierte «Pennsylvania Gazette», sowie zwei andere Blätter, darunter ein deutsches, heraus. Zu Neuyork bestanden vier Blätter, darunter William Bradfords «New York Gazette» seit 16. Okt. 1725. Die ersten dieser Zeitungen bestanden bloß in einem halben Bogen, bald in Folio, bald in Quart; erst seit 1718 gab die «News Letter» alle 14 Tage einen ganzen Bogen; die Zahl der Abnehmer erreichte kaum 300. Doch bald wuchsen die Blätter an Zahl wie an Umfang; 1776 bestanden bereits 37 Zeitungen. Gleich nach der Revolution verwandelten sich in Neuyork und Philadelphia die Wochenblätter in Tagesblätter, deren Zahl sich bald außerordentlich vermehrte.

Im J. 1885 erschienen an Zeitungen und Zeitschriften in den

	tägl.	wöchentl.	monatl.	Total.
Neuenglandstaaten	110	712	150	1024
Neuyork	138	970	279	1504
Mittelstaaten	180	1110	196	1548
Südliche Staaten.	161	1750	139	2158
Westliche Staaten	544	5259	498	6518
Territorien......	74	440	22	552

Nach dem Census von 1880 erschienen im ganzen 11314 Zeitungen und Zeitschriften, darunter 971 tägliche, 8633 wöchentliche, 1167 monatliche u. s. w. Die täglichen Zeitungen hatten eine Cirkulation von 3566395, die wöchentlichen u. s. w. von 28213291.

Die Presse der Vereinigten Staaten ist die umfangreichste von allen civilisierten Ländern. Kaum ist im fernsten Westen eine Niederlassung begründet, so wird in ihr auch schon eine Zeitung veröffentlicht. Die Erhaltung einer so bedeutenden Anzahl von Blättern wird in Amerika möglich namentlich durch die Wohlfeilheit der Zeitungen (eine tägliche Zeitung erster Klasse kostet nur 5 Cents per Tag, andere nur 4, 3 und 2 Cents, ja in größern Städten gibt es sogar 1-Cent-Blätter), durch die Masse der Ankündigungen, Befreiung von jeglicher Abgabe und billige Postversendung (Zeitungen und Zeitschriften, die regelmäßig vom Herausgeber versandt werden, kosten 1 Cent für jedes Pfund oder einen Bruchteil desselben; Zeitungen und Zeitschriften aber, die von andern versandt werden: 1 Cent für je 4 Unzen oder einen Bruchteil derselben). Ein Institut, wie die 1855 in Neuyork gegründete, seitdem aber über alle Staaten ausgedehnte «Associated Press», welche mit einem Kostenaufwande von etwa 1 Mill. Doll. die allgemeinen Neuigkeiten an den verschiedenen Hauptpunkten sammelt und an die ihr beigetretenen Zeitungen über das ganze Land telegraphiert, findet in der übrigen civilisierten Welt nicht seinesgleichen. Zu den verbreitetsten Blättern gehören in Neuyork die von Horace Greeley 1841 gegründete «Tribune»; ferner der von G. Bennett 1835 begründete «Herald», welcher im Herbst 1869 auf seine Kosten Henry Moreton

Stanley zur Auffindung Livingstones nach Afrika schickte; die von Raymond 1851 etablierte «Times», die «Evening Post», ein entschiedenes Freiheitsblatt, seit 1801 erscheinend und 1826—78 von dem Dichter W. C. Bryant redigiert; der «Commercial Advertiser», die älteste neuyorker Zeitung, seit 1797. Die neuyorker Zeitungen sind über das ganze Land verbreitet. In Boston sind zu nennen «Post» und «Transcript», in Philadelphia die «Gazette», die «Press» und der «Ledger», in Baltimore der «Sun» und «Clipper», in Washington der «Republican» und «Chronicle», und der «Congressional Record», welcher, wie früher der «Globe», die Verhandlungen des Kongresses stenographisch bringt; in Richmond der «Enquirer» und «Whig», in Charleston der «Mercury», in Neuorleans das «True Delta» und die «Picayune», in Louisville das «Journal», in St.-Louis der «Democrat» und «Republican», in Chicago die «Tribune» und «Times», in Milwaukee der «Sentinel», in Cincinnati der «Commercial», in Boston die «Post» und der «Traveller» und in San-Francisco die «Alta California» und «Chronicle». Als Beispiele des starken Absatzes, dessen sich namentlich die Wochen- und Monatsschriften zu erfreuen haben, sind zu erwähnen: «Youth Companion» (Boston) 360692, «Harper's New Magazine» (Neuyork) 175000, «Harper's Weekly» 120000, «Delineator» (Neuyork) 165000, «Sunday School Journal» (Neuyork) 83000, «Neuyorker Staatszeitung» 65000, «Scientific American» 42500, «Germania» (Milwaukee) 54000, «Katholisches Volksblatt» (Neuyork) 34000, «Belletristisches Journal» (Neuyork) 32000, «Puck» (Neuyork) 23000, «Frank Leslies Illustrierte Zeitung» (Neuyork) 26000.

Wie alle polit. und kirchlichen Parteien ihre Vertreter in der Presse haben, so auch alle Nationalitäten, die in der Bevölkerung der Vereinigten Staaten zusammenfließen. Die große Mehrzahl der Blätter erscheint natürlich in engl. Sprache. Die nächstgrößte Zahl erreichen die deutschen Zeitungen, die 1880 nicht weniger als 641 Zeitschriften und Zeitungen zählten, von welchen 80 täglich, 466 wöchentlich u. s. w. erschienen. Das älteste deutsche Blatt erschien 1739 in Germantown bei Philadelphia; das älteste noch bestehende ist der «Deutsche Adler» zu Reading in Pennsylvania. Am verbreitetsten sind die «Neuyorker Staatszeitung», «Westliche Blätter» (Cincinnati), «Christliche Botschafter» (Cincinnati), «Herold» (Milwaukee), «Demokrat» (Philadelphia), «Weltbote» (Allentown), «Michigan Volksblatt» (Detroit), «Volksblatt» (Cincinnati), «Volksfreund» (Cincinnati), «Anzeiger des Westens» (St.-Louis), «Amerika» (St.-Louis), «Illinois-Staatszeitung» (Chicago), «Westliche Post» (St.-Louis). Die Mehrzahl der deutschen Zeitungen gehört der republikanischen Partei an. Sonst erscheinen noch Blätter: böhmische (13), chinesische (2), englische (10515), französische (41), holländische (9), indianische (3), irische (1), italienische (4), polnische (2), portugiesische (2), dänische und skandinavische (49), spanische (26), welsche (5). Auch die Mormonen, Spiritisten, Preisfechter u. s. w. haben ihre Organe. Von den kirchlichen Zeitschriften haben die Methodisten 75, die Katholiken 70 und die Baptisten 63.

Von einer periodischen Litteratur, die mehr als polit. Tageblatt ist, finden sich vor der Revolution nur geringe Anfänge. Das 2. März 1743 begonnene «Boston Weekly Magazine» erreichte bloß die vierte Nummer; mehrere andere hatten ebenfalls nur kurzen Bestand. Als eigentlicher Begründer der nordamerik. Zeitschriftenlitteratur ist Phineas Adams zu betrachten, der im Nov. 1803 zu Boston die «Monthly Anthology» begann, die als «Massachusetts Magazine» und «Boston Review» bis 1811 bestand, und welcher das vierteljährliche «General Repertory» zu Cambridge (1812—13) folgte. In Neuyork gaben Paulding und Washington Irving 1807 das humoristische Journal «Salmagundi» heraus. Im Mai 1815 stiftete Tudor (gest. 1829 als Gesandter zu Rio de Janeiro) in Boston die Vierteljahrsschrift «North American Review», die seit 1879 monatlich in Neuyork erscheint. Sie war, solange sie als «Quarterly» erschien, die bedeutendste und geachtetste Revue der Union. Eine Reihe anderer Zeitschriften hatten nur kurze Dauer. Der Unterhaltungslektüre und Besprechung der Tagesfragen sind außer den bereits genannten zur Zeit gewidmet: Die «Atlantic Monthly» (Boston 1857), «Scribner's Monthly», die «Galaxy» (beide in Neuyork), «Lippincott's Magazine» (Philadelphia), «Overland Monthly» (San-Francisco) und «Lake Side Monthly» (Chicago), «The New-Englander» (New-Haven, seit 1843) und «International Review» (Neuyork, seit 1874). Von litterarischen Wochenschriften ist außer Appletons «Journal», welches sich die große Verlagsfirma Appleton 1869 hauptsächlich zum bessern Vertrieb ihrer eigenen Veröffentlichungen geschaffen hat, die «New York Nation» (seit 1865), redigiert von Godkin, zu nennen, früher das beste amerikanische kritische und polit. Wochenblatt. Für Fachwissenschaften (namentlich Theologie und Jurisprudenz) bestehen zahlreiche Zeitschriften, so z. B. für jene die «Princeton Review», «Mercersbury Review», «Catholic World», «Southern Review», «Evangelical Quarterly Review» und «Reformed Church Review». Als histor. Monatsschrift ist zu nennen: «Magazine of «American History» von John A. Stevens (seit 1877). Vgl. Poole, «General Index to the Periodical Literature of the United States» (Neuyork 1853); Steiger, «The Periodical Literature of the United States of America» (Neuyork 1873).

Erwähnenswert sind außerdem die vorzüglichen Autoren- und Sachregister und Journalverzeichnisse. Es gibt mehrere Index, z. B. «Index to British Magazines etc.», «Index to Essays», «The Q. P. Index Annual» (Bangor 1880—86), «An Index to Periodical Literature», von W. F. Poole (Boston 1882) u. s. w.

31) In den gegenwärtigen englisch-amerikanischen Kolonien ist die älteste Zeitung die 1731 von Samuel Keimer in Barbadoes gegründete «Barbadoes Gazette»; 31 Jahre später, 1762, erschien der «Barbadoes Mercury», der bis 1845 fortgesetzt ward. Gegenwärtig erscheint zu Bridgetown auf Barbadoes der «West Indian». Auf den übrigen westind. Inseln wurden die ersten Zeitungen begründet 1742 zu Granada, 1748 in Antigua und St.-Kitts, 1745 in Dominica und 1784 auf St.-Vincent und den Bermudas. Zu Port-au-Prince erscheint ein offizielles Blatt der Republik Haïti, der «Moniteur haitien». Die Presse in Canada ist reich entwickelt. Während der franz. Herrschaft erschien kein polit. Blatt. Im J. 1765 jedoch wurden die «Quebec Gazette» (noch jetzt bestehend) und 1775 die «Montreal Gazette» gegründet. Verbreitete Blätter sind gegenwärtig die «Canadian

Gazette» zu Montreal, der «Globe» zu Toronto u. s. w. Zu Quebec, Toronto, Preston, Hamilton und anderwärts erscheinen auch deutsche Zeitungen. Als Monatsschrift ist besonders geschätzt «Canada Naturalist and Geologist» (zu Montreal). In Neuschottland wurde 1751 die «Halifax Gazette» und zu St.-Johns in Neubraunschweig 1782 die erste Zeitung begründet. Im J. 1884 gab es in den gesamten engl.-amerik. Kolonien 647 Zeitungen und Zeitschriften: in Ontario 381, in Quebec 106, in Neuschottland 47, in Neubraunschweig 37, in Neufundland 12, in Prince Edward's Island 11, in Manitoba 25, in Britisch-Columbia 8, in Britisch-Westindien 20.

32) Ziemliche Ausbildung hat die periodische Presse im Spanischen Amerika und in Brasilien erlangt. Die Zahl der in Mexiko erscheinenden Zeitungen ist beträchtlich. Der lebhafte Verkehr über die Landenge von Panama hat hier in engl. Sprache 1850 den «Panama Star» und 1851 den «Panama Herald» hervorgerufen. Journale litterarischen und wissenschaftlichen Inhalts sind zwar in allen Hauptstädten des Spanischen Amerika begründet worden, doch haben sich nur wenige auf die Dauer einiger Jahre erhalten können. Auch in Europa näher bekannt sind die «Annales de la universidad de Chile» (seit 1843 in Santiago), neben welchen 1857 eine «Revista de ciencias y letras» begonnen ward, ferner die in Lima in den J. 1859—63 erschienene «Revista de Lima», und die «Revista del Paraná». Wertvoll sind auch der «Correo del Domingo», der seit 1864, die «Revista de Buenos Ayres», die seit 1863 zu Buenos-Ayres erscheint, und die 1875 begründete «Biblioteca del Rio de la Plata». In Caracas erscheint seit 1869 das «Boletin de la Sociedad de ciencias fisicas y naturales». Zu Bogota hat Uricoechea 1860 die Herausgabe von «Contribuciones de Colombia a las ciencias y a las artes» begonnen. Seit dem J. 1878 erscheint daselbst unter der Redaction von Adriano Paez die Monatsschrift «La Patria. Revista de instruccion publica». In Mexiko erscheint seit 1852 das inhaltreiche «Boletin de la Sociedad Mexicana de geografia y estadistica». In Brasilien besitzen alle größern Provinzialstädte ihre eigenen Blätter. Im J. 1876 war die Zahl bereits auf 297 gestiegen, von denen 44 in Rio de Janeiro erschienen. Das bedeutendste polit. Blatt ist das «Jornal do commercio»; nächstdem sind als große Zeitungen noch das «Diario do Rio de Janeiro», welches das älteste Blatt ist (seit 1817), das «Diario official», «O Paiz» und «Gazeta de noticias» zu nennen. Deutsche Zeitungen gibt es im ganzen 5, wovon eine in Rio de Janeiro erscheint. Von wissenschaftlichen Journalen hat für das Ausland die «Revista trimensal» (seit 1857) des Historisch-Geographischen Instituts besonderes Interesse.

33) In Australien hat die Zeitungslitteratur einen ungemein raschen Aufschwung genommen. Das wichtigste Blatt in Neusüdwales ist der täglich erscheinende «Sydney Herald»; jeden Abend erscheinen «Evening Mail» und «Echo». In der Kolonie Victoria befinden sich unter den in Melbourne erscheinenden Zeitungen drei tägliche: «Argus», «Age» und «Herald»; monatlich erscheinen in gediegener Ausführung: «The Australian Illustrated News» und «The Sketcher», wöchentlich ein Witzblatt: «The Punch», ebenso wöchentlich einmal «The Australasian», «The Leader» und «Weekly Times». Auch haben in Melbourne bereits Journale ernsten litterarischen und wissenschaftlichen Inhalts Boden gewonnen. In Südaustralien, Westaustralien, Queensland, Tasmanien und Neuseeland herrschen ähnliche Verhältnisse.

Zeitungsente, eine durch die periodische Presse verbreitete, meist lächerliche Unwahrheit. (Vgl. Ente und Tataren.)

Zeituni, Stadt, s. Lamia.

Zeitwort, s. Verbum.

Zeitz, Kreisstadt im Regierungsbezirk Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, an der Weißen Elster, über die zwei eiserne, eine steinerne und eine hölzerne Brücke führen, auf und an einem steilen Bergabhang, ist Station der Linien Weißenfels-Gera und Leipzig-Z. der Preußischen Staatsbahnen und der Linie Altenburg-Z. der Sächsischen Staatsbahnen. Die obern und untern Stadtteile verbindet seit 1877 eine Drahtseilbahn. Z. ist Sitz eines Amtsgerichts, Landratsamts und einer Reichsbanknebenstelle und hat vier Kirchen, ein altes Gymnasium im ehemaligen Franziskanerkloster mit Bibliothek von 20000 Bänden und 88 Handschriften, drei Bürgerschulen, eine Korrektions- und Landarmenanstalt im Schloß Moritzburg, der ehemaligen bischöfl. Residenz, und ein Hospital. Auf dem Friedhofe ließ Friedrich Wilhelm IV. seinem ehemaligen Lehrer, dem Konsistorialrat Delbrück, ein Denkmal setzen; auf dem Marktplatz steht ein Denkmal für die in den Kriegen 1864—71 Gefallenen. Z. zählt (1885) 19797 E., welche Fabriken von baumwollenen und wollenen Waren, Kinderwagen, Maschinen, Cigarren, Pianofortes, Handschuhen, Essig, Zucker, Sprit, ferner Holzbildhauereien, Kattun- und Zeugdruckereien unterhalten, während in der Nähe eine große Anzahl Braunkohlenwerke mit Mineralöl- und Paraffinfabriken sich befinden.

Das ehemalige Bistum Zeitz wurde 968 von Otto I. errichtet, um die Bekehrung der Wenden zum Christentume zu befördern. Bei den häufigen Einfällen der Wenden und Böhmen wurde das Bistum jedoch schon 1028 nach Naumburg verlegt und das Stift erhielt nun die Benennung Naumburg-Zeitz. Zu Z. wurde ein Kollegiatstift errichtet. Als der letzte kath. Bischof, der durch seine Gelehrsamkeit und Klugheit berühmte Julius Pflug, 1564 starb, wählte das Domkapitel den Prinzen Alexander aus dem Kurhause Sachsen zum Administrator und nach dessen Tode dessen Vater, den Kurfürsten. Von jetzt an blieb das Stift bei dem kursächs. Hause, dem es auch im Westfälischen Frieden zugesichert wurde, bis Kurfürst Johann Georg I. dasselbe 1653 nebst verschiedenen andern Ämtern seinem jüngsten Sohne Moritz vermachte, der auf diese Weise der Stifter der sachsen-zeitzischen Nebenlinie wurde, die jedoch bereits 1718 wieder erlosch. Der letzte regierende Herzog, Moritz Wilhelm, hatte nämlich teils wegen Schulden, teils wegen Streitigkeiten mit dem Kurfürsten die Reichsunmittelbarkeit verloren, und als er 1715 insgeheim und 1717 zu Leipzig auf der Pleißenburg öffentlich zur kath. Kirche übergetreten war, erklärte das Domkapitel das Stift für erledigt und wollte zur Wahl eines neuen Administrators schreiten. Aber August II. von Sachsen nahm das Stift mit gewaffneter Hand in Besitz und brachte durch einen 1726 geschlossenen Vergleich dasselbe wieder an das Kurhaus zurück, sodaß seitdem der Kurfürst das weltliche Regiment des Stifts, die geistliche

Regierung aber sein geheimes Konsilium führte. Diese Verfassung blieb bis 1815, wo das ganze Stift Naumburg-Z., mit Ausnahme eines Bezirks von 55 qkm, an Preußen kam. Vgl. Rothe, »Aus der Geschichte der Stadt Z.« (Zeitz 1876).

Der Kreis Zeitz umfaßt 266 qkm mit (1885) 47724 E.

Zeitzünder, s. u. Zünder.

Zele, Marktflecken im Bezirk Dendermonde (Termonde) der belg. Provinz Ostflandern, an der Schelde, 25 km östl. von Gent, Station der Linie Aloft-Lokeren der Belgischen Staatsbahnen, mit 12719 E., welche bedeutende Lein- und Baumwollwebereien, Segel- und Tauwerkfabriken unterhalten.

Zelia, der 169. Asteroid, s. unter Planeten.

Zell, Kreisstadt im rheinpreuß. Regierungsbezirk Koblenz, 48 km von der Stadt Koblenz, liegt am rechten Ufer der Mosel und am Einfluß des Zellerbachs, ist Sitz eines Landratsamts und eines Amtsgerichts. Der Ort, schon im 12. Jahrh. genannt, zählt (1885) 2493 E., die Cigarrenfabrikation, Flachs-, Obst- und Weinbau treiben. Unweit der Stadt liegen auf einer steilen, die herrlichste Aussicht bietenden Höhe die Ruinen der Marienburg, welche, ursprünglich ein festes Schloß, 1157 in ein Augustinernonnenkloster und nach dessen Aufhebung (1515) durch Richard von Greiffenclau wieder in eine Burg verwandelt wurde. — Der Kreis Zell umfaßt 372 qkm mit (1885) 30282 E.

Zell, Marktflecken im Verwaltungsbezirk Münchberg des bayr. Regierungsbezirks Oberfranken, an der Saale unweit ihres Ursprungs, 7 km vom Fichtelgebirge, mit 1007 E. und einer Baumwollwarenfabrik, bemerkenswert wegen des hier 1796 von A. von Humboldt entdeckten Magnetbergs, wo die Magnetnadel schon in einer Entfernung von 7 m aus ihrer Lage gerissen wird. Die zu Tage anstehenden Felsen sind Serpentin und Hornblendeschiefer. Manche Stücke verhalten sich ganz polarisierend, andere dagegen ganz unwirksam. In der Nähe von Z. ist der Waldstein, an dessen Abhängen sich bedeutende Granitsteinbrüche befinden.

Zell oder Oberzell, Marktflecken im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken links am Main, 3,7 km unterhalb Würzburg, Station der Linie Treuchtlingen-Aschaffenburg der Bayrischen Staatsbahnen, hat (1880) 1515 E., die Obst-, Wein- und Ackerbau treiben. Unterhalb Z. liegt das ehemalige Nonnenkloster Unterzell und oberhalb die vormalige, 1128 gegründete Prämonstratenserabtei Oberzell mit schönen Gärten, einer Ökonomie und den großartigen Etablissements von König u. Bauer (s. König, Friedrich) zur Fertigung von Schnellpressen u. s. w.

Zell, Städtchen im Oberamtsbezirk Calw des württemb. Schwarzwaldkreises, soviel wie Liebenzell (s. d.).

Zell, Stadt in Baden, s. Radolfzell.

Zell oder Zell am Harmersbach, s. unter Harmersbach.

Zell oder Zell im Wiesenthal, betriebsames Städtchen im Amtsbezirk Schönau des bad. Kreises Lörrach, an der Wiesen und am Fuß des Zeller Blauen in 445 m Höhe, 30,5 km südlich von Freiburg, Endstation der Linie Basel-Z. der Badischen Staatsbahnen, hat (1880) 2503 meist kath. E., worunter viele hausierende Bürstenbinder, eine Seiden- und drei Baumwollspinnereien, Webereien, mechan. Werkstätte, Bleichen und eine Chemikalienfabrik, zum Teil für baseler Rechnung.

Zell oder Zell am See, Marktflecken und Hauptort einer Bezirkshauptmannschaft im österr. Herzogtum Salzburg, westlich vom Zellersee im Pinzgau, an der Linie Salzburg-Wörgl der Österreichischen Staatsbahnen, liegt in 753 m Höhe in überaus malerischer Gegend, deren Hintergrund die Gletscher des Großglockner und der Tauern bilden. Der Ort zählt (1880) 1045 E., die viele Branntweinbrennereien unterhalten, und hat ein Bezirksgericht, eine altgot. Pfarrkirche und ein Seebad. Z. ist Ausgangspunkt für sehr lohnende Touren im Hoch- und Mittelgebirge und hat daher bedeutenden Fremdenverkehr. Die Schmittenhöhe im W. des Orts (1935 m über dem Meere) hat eine Aussichtswarte über die Hohen Tauern, zu welcher seit 1887 eine Zahnradbahn führt. Am südöstl. Ende des Sees ist das reizend gelegene Schloß Fischhorn mit altertümlicher Einrichtung.

Zell oder Zell am Ziller, Dorf in der tirol. Bezirkshauptmannschaft Schwaz, der belebteste Ort des obern und mittlern Zillerthals (s. d.) und des zillerthaler Volkslebens, westlich von der 2363 m hohen Gerloswand gelegen, hat (1880) 810 E., ein Steuer- und Forstamt, ein Schloß, das 1853 neuerrichtete Franz-Josephs-Hospital, ein Pfründenhaus, eine Industrieschule und starke Viehzucht.

Zell, Oberzell oder Zell an der Ips, Marktflecken in der niederösterr. Bezirkshauptmannschaft Amstetten, am rechten Ufer der Ips (Ybbs) in der Eisenwurz genannten Landschaft, hat 744 E., ein Schloß, ein Streck- und Großpfannenwerk, sowie lebhaften Gewerbebetrieb in zahlreichen Eisenwerkstätten, die berühmte Stahlwaren, unter andern auch Fischangeln fertigen. Eine Brücke führt hinüber nach der Stadt Waidhofen (s. d.).

Zell, Kirchdorf im Bezirk Winterthur des schweiz. Kantons Zürich, liegt 541 m über dem Meere, 9 km südöstlich von Winterthur auf der rechten Seite des Tößthals an der Tößthalbahn und zählt (1880) 1883 meist reform. E., deren Haupterwerbsquellen neben Ackerbau und Viehzucht die Baumwollspinnerei und -Weberei sind. 2 km östlich von Z. liegt das äußere Gyrenbad (s. d.).

Ein anderes Zell, Kirchdorf im Bezirk Willisau des schweiz. Kantons Luzern, liegt 594 m über dem Meere an der Luthern und zählt (1880) 1183 meist kath. E. Auch in Zusammensetzungen, wie Appenzell, Bischofszell, St. Peterzell ꝛc., kommt der Ortsname Z. in der Schweiz nicht selten vor.

Zell (Karl), verdienter Humanist und Schulmann, geb. 8. April 1793 zu Mannheim, studierte in Heidelberg, Göttingen und Breslau Philologie, erhielt 1814 eine Professur an dem Lyceum zu Rastatt und 1821 eine ord. Professur an der Universität zu Freiburg. Im J. 1835 wurde er zum Ministerialrat und Mitglied des Oberstudienrats zu Karlsruhe befördert, gab indes 1847 diese Stellung auf und wurde zum Geh. Hofrat und ord. Professor an der Universität Heidelberg ernannt. Während der J. 1848—53 war er Mitglied der bad. Zweiten Kammer. Seit 1855 lebte Z. im Ruhestande zu Heidelberg, wo er 24. Jan. 1873 starb. An dem bad. Kirchen- und Schulstreit beteiligte sich Z. durch verschiedene Flugschriften, in denen er sich auf die Seite der kirchlich gesinnten Katholiken stellte. Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten sind hervorzuheben: die Ausgabe von Aristoteles' »Ethica Nicomachea«, mit Kommentar (2 Bde., Heidelb. 1820), eine von ihm unternommene Sammlung lat. Klas-

siker (17 Bde., Stuttg. 1827—31), worin unter anderm von ihm die Ausgaben von Ciceros «De republica» und von Horatius besorgt wurden; die deutsche Übersetzung von Aristoteles' «Organon» (5 Bdchn., Stuttg. 1836—40); mehrere lateinisch geschriebene Universitätsprogramme, die in den «Opuscula academica» (Freiburg 1857) gesammelt erschienen. Seine Hauptwerke aber sind das «Handbuch der röm. Epigraphik» (3 Bde., Heidelb. 1850—57) und seine «Ferienschriften» (3 Bde., Freib. 1826—33; neue Folge, Heidelb. 1857), eine Reihe trefflicher Abhandlungen, die das antike Leben in seinen verschiedensten Beziehungen vorführen. Außerdem sind von Z.s Schriften noch «Lioba und die frommen angelsächs. Frauen» (Freiburg 1860) und «Commentatio de latinitate ecclesiastica studiose colenda» (Freiburg 1870) zu nennen.

Zell (Matthäus), erster Prediger der Reformation in Straßburg, geb. 1477 zu Kaisersberg im Oberelsaß, studierte zu Mainz, Erfurt und Freiburg, wurde 1518 Prediger am Münster in Straßburg und predigte seit 1521 im Sinn und Geiste der Reformation. Gegen das Domkapitel und gegen den bischöfl. Bann, der 1524 erfolgte, schützte ihn die Bürgerschaft und der Magistrat. Seinem entschiedenen und doch versöhnlichen Auftreten ist es zuzuschreiben, daß Straßburg immer mehr der Reformation zufiel. Er starb 1548. Unter seinen wenigen Schriften ist seine «Christliche Verantwortung» hervorzuheben. Vgl. Röhrich, «Mitteilungen aus der Geschichte der evang. Kirche des Elsaß» (Straßb. 1855); Erichson, «Z., der erste elsäss. Reformator» (Straßb. 1875).

Zell (Ulrich), der älteste Buchdrucker Kölns, aus Hanau gebürtig, war ein Kleriker der mainzer Diöcese und kam, vermutlich gleich nach der Eroberung von Mainz im Okt. 1462, als flüchtiger Fremdling nach Köln, wo er durch seine neue Kunst bald viele Gönner erhielt. Als die ältesten datierten Drucke dieses geschickten Meisters sind «Chrysostomus super psalmo quinquagesimo» (1466) und «Augustinus de vita christiana» (1467) anzusehen. Außer andern größern und kostspieligen Werken brachte ihm namentlich auch seine ohne Angabe von Ort und Jahr (wohl 1470) in zwei Bänden erschienene «Biblia latina» Ruhm und Ehre. Er lebte noch 1507 im Besitz ansehnlichen Grundeigentums. Die Zahl der von ihm herrührenden Druckwerke beläuft sich auf 115, von denen aber nur 6 seinen Namen tragen.

Zella, Zella-St. Blasii, Stadt im Herzogtum Gotha, Landratsamt Ohrdruf, im Thüringerwalde am Lupbach und an der Eisenbahn Plaue-Ritschenhausen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine Gewerbeschule, zählt (1880) 2897 E., die Militärgewehre, Stahl- und Eisenkurzwaren verfertigen.

Zelle (botan.). Der Ausdruck Z. ist wegen der Ähnlichkeit, welche der Querschnitt durch gewisse pflanzliche Gewebe in der Form mit dem Aussehen der Bienenwaben zeigt, schon seit langer Zeit sowohl in die botan., wie in die zoolog. Anatomie eingeführt, und hat hier eine so allgemeine Bedeutung erlangt, daß eine bestimmte Definition auf Schwierigkeiten stößt. Gewöhnlich faßt man die Z. als das Elementarorgan der lebenden Organismen auf, doch ist mit dieser Umgrenzung des Begriffs mehr die morphologische, als die physiol. Seite hervorgehoben, denn in letzterer Hinsicht wäre es wohl nach den neuern Untersuchungen gerechtfertigter, die einzelnen an der gesamten Lebensthätigkeit in verschiedener Weise teilnehmenden Bestandteile der Z. als eigentliche Elementarorgane zu bezeichnen. Läßt man die letztere Auffassung unberücksichtigt, so kann man sagen, daß jede Pflanze sich aus Zellen zusammensetzt und aus Zellen hervorgeht. Sie kann entweder aus einer Z. während der ganzen Lebensdauer des Individuums bis zu seiner Fortpflanzung bestehen (einzellige Pflanzen) oder die ursprünglich vorhandene Z. teilt sich bei Beginn der Entwickelung des Individuums, ihre Tochterzellen teilen sich wieder u. s. f., bis nach Bildung eines mehr oder weniger umfangreichen mehrzelligen Körpers wiederum Fortpflanzung stattfindet. Die einzelligen Pflanzen können wegen der Einfachheit ihres Baues am besten die Zusammensetzung einer lebensfähigen Z. veranschaulichen, da sie alles enthalten, was zur Erhaltung eines pflanzlichen Organismus notwendig ist. Die äußere Form ist eine sehr verschiedene, im einfachsten Falle eine Kugel.

Den wichtigsten Teil der Zelle bildet das Protoplasma oder der sog. Primordialschlauch, der in der Regel nach außen von einer festern Hülle, der Zellhaut oder Zellmembran, umgeben wird. Das erstere, welches als ein emulsionartiges Gemisch verschiedener, nur zum Teil genauer bekannter Eiweißverbindungen und wohl auch noch anderer Körper zu betrachten ist, muß als der eigentliche Träger jeder Lebensthätigkeit der Z. angesehen werden. Ein gleichfalls protoplasmatisches Gebilde ist der in fast allen lebenden Z. gefundene Zellkern (nucleus), über dessen funktionelle Bedeutung für das Leben der Z. allerdings, trotz vieler Untersuchungen, noch sehr wenig Klarheit herrscht. Er läßt sich von dem übrigen Protoplasma meist schon ohne weitere Hilfsmittel leicht unterscheiden, in schwierigen Fällen kann er durch Anwendung von Färbungsmethoden sichtbar gemacht werden. Im Innern des Zellkerns finden sich in der Regel ein oder mehrere deutlich von der übrigen Masse des Kerns gesonderte Körperchen, die sog. Kernkörperchen (nucleoli). Die Lagerung und Form des Zellkerns ist eine verschiedenartige, am häufigsten zeigt er kugelige oder ovale Gestalt und liegt ungefähr im Centrum der Z. oder in den peripherischen Schichten des Protoplasmaschlauchs; im letztern Falle wird er wandständig genannt. In einzeln langgestreckten oder vielfach verzweigten Z. treten mehrere Zellkerne auf, so z. B. in den Milchröhren mehrerer Pflanzen, in verschiedenen Algen, deren Z. eine bedeutendere Längsausdehnung besitzen. Bei der Zellteilung findet auch in der Regel eine Teilung des Kerns statt, doch vollzieht sich dieselbe in verschiedener Weise, weshalb man mehrere hier nicht näher zu charakterisierende Formen unterschieden hat. Jedenfalls hat der Zellkern für die Neubildung von Z., mögen sie nun durch Teilung oder in anderer Weise entstehen, eine wichtige Bedeutung, und die sich dabei abspielenden mannigfachen Veränderungen in der Form der Kerne stimmen im wesentlichen mit den auf zoolog. Gebiet in dieser Hinsicht gefundenen Thatsachen überein; bisher hat jedoch nur die rein morphologische Seite dieses Prozesses eine nähere Beleuchtung erfahren, und die zahlreichen physiol. Fragen, die dabei in Betracht kommen können, müssen vorerst unerledigt bleiben.

Da sich, abgesehen vom Kern, in dem übrigen Plasma der Z. wieder häufig besondere

Schichten oder andere geformte Körper unterscheiden lassen, so hat man auch verschiedene Namen dafür vorgeschlagen; so nennt man die äußerste Partie, welche eine größere Zähigkeit besitzt, die Hautschicht oder das Hyaloplasma und die innerhalb derselben befindlichen, körnige Struktur zeigenden Partien das Körnerplasma, ferner die einzelnen geformten Körperchen je nach ihrer Funktion: Stärkebildner, Farbstoffkörper, allgemeiner auch Chromatophoren, unter denen die Chlorophyllkörper wegen ihrer Beziehungen zur Kohlenstoffassimilation als die wichtigsten hervorzuheben sind. Vielfach wird auch für die nicht geformten Plasmapartien der Ausdruck Cytoplasma gebraucht. Mehrere neuere Untersuchungen haben es wahrscheinlich gemacht, daß jene Körperchen ähnlich wie die Zellkerne sich nicht aus dem übrigen Protoplasma differenzieren, sondern sich immer nur durch Teilungen vermehren, daß also beispielsweise aus den Chromatophoren der befruchteten Eizelle sämtliche Chromatophoren der sich daraus entwickelnden Pflanze hervorgehen. Andere Inhaltsstoffe, die im Plasma eingeschlossen sich finden, wie Stärkekörner, Krystalle, Fettkügelchen u. dgl. sind nicht als zum Protoplasma gehörig anzusehen. Außerdem finden sich noch in fast allen Z. innerhalb des Protoplasmas Hohlräume, sog. Vacuolen, die mit einer klaren Flüssigkeit, dem Zellsaft, erfüllt sind. Vielfach ist bloß ein solcher Raum, der dann einen großen Teil der Z. einnimmt, vorhanden; in andern Fällen treten mehrere kleinere auf. Diese Vacuolen werden häufig von Plasmastreifen oder Fäden durchsetzt, sodaß außer der peripherischen Schicht oft ein kompliziertes Gerüst derartiger Gebilde in dem Innenraume der Zelle zu beobachten ist.

Da das Hyaloplasma oder die Hautschicht in besonderm Maße die Eigenschaft besitzt, gewisse diosmotisch wirksame Körper nicht durchzulassen, und dem Eindringen des Wassers von außen nur sehr geringen Widerstand entgegensetzt, so kann bei Vorhandensein derartiger Körper im Zellsafte und reichlicher Wasserzufuhr von außen leicht ein hoher hydrostatischer Druck im Innern der Z. erreicht werden. Je höher dieser Druck wird, desto mehr muß auch die äußerste Schicht des Protoplasmas gespannt werden, und in den meisten Fällen würde die letztere bei bedeutendem Druck zerplatzen, wenn nicht eine feste Umhüllung, die Zellhaut, vorhanden wäre, die dem weitern Ausdehnen des Protoplasmas ein Ziel setzte. Bei diesem Vorgange wird die Zellhaut gespannt, und da die Spannung eine sehr bedeutende werden kann, denn man hat in noch jungen wachsenden Geweben oft einen Druck bis zu 12 und mehr Atmosphären beobachten können, so muß die Widerstandsfähigkeit der Zellhaut eine hohe sein. Eine Z., die derartige Spannungen zeigt, nennt man turgeszent, und die ganze Erscheinung bezeichnet man als Turgeszenz oder Turgor (s. d.). Durch Wasserentziehung infolge starker Verdunstung oder bei Anwendung von gewissen Salzlösungen, Glyzerin, Alkohol und andern wasserentziehenden Mitteln läßt sich der Druck leicht aufheben, und die Zellhaut geht dann auf ihre frühere Ausdehnung im ungespannten Zustande zurück, der Protoplasmaschlauch kann dabei der Wand noch ziemlich dicht anliegen, oder er zieht sich in einer oder mehrern Kugeln im Innern der Z. zusammen. Man bezeichnet diese letztere Erscheinung als Plasmolyse. Ist dabei das Protoplasma nicht getötet worden, so tritt nach abermaliger Zufuhr von Wasser wiederum Turgeszenz ein. Ist aber dasselbe nicht mehr lebensfähig, so hat es auch die eben geschilderten diosmotischen Eigenschaften verloren, und es kann deshalb der turgeszente Zustand auch bei reichlichster Wasserzufuhr nicht wieder erreicht werden. Hierin unterscheiden sich lebendes und totes Protoplasma, beziehungsweise lebende und tote Z. ganz wesentlich.

Die Zellhaut ist nicht unbedingt notwendig für eine lebende Z., denn der eigentliche Träger des Lebens ist, wie schon erwähnt, das Protoplasma, und die Zellmembran hat im wesentlichen nur eine mechan. Bedeutung. Wo diese letztere entbehrt werden kann, wird in der Regel auch die Bildung einer Haut unterbleiben; dies ist z. B. der Fall bei den Fortpflanzungszellen, wie Spermatozoiden, Schwärmsporen u. dgl., die nur kurze Zeit vegetieren und in der Regel vermittelst beweglicher Teile des Plasmakörpers im Wasser herumschwimmen können, bis sie entweder zur Ruhe kommen oder sich mit einer andern Zelle sexuell vermischen. Man nennt derartige Z. ohne Membran nackte oder Primordialzellen. Eine Gruppe von niedern Pilzen, die Myxomyceten (s. d.) zeigen in ihren sog. Plasmodien (s. d.) ein Konglomerat von Z. ohne Zellhaut, sodaß der ganze vegetative Körper bloß eine schleimige, mehr oder weniger bewegliche Masse darstellt; hier kann demnach jede Membranbildung unterbleiben. Anders ist es natürlicherweise, wo einzelne Z. gegen das umgebende Medium durch eine widerstandsfähige Umhüllung abgegrenzt werden, oder wo, wie bei den meisten Gewächsen, die Vereinigung von Z. zu Geweben (Zellgeweben) stattfindet. In dem letztern Falle ist jede Z. von dem benachbarten durch eine Membran geschieden, und die Gesamtheit dieser Membranen bildet das Gerüst, durch welches die bleibende Form der einzelnen Pflanzenteile bedingt wird, und in dessen kleinsten Räumen die lebensfähigen Protoplasmamassen den nötigen Schutz finden. Während nackte Z. fast fortwährend ihre Gestalt verändern, ist bei den mit Zellhaut umgebenen die äußere Umgrenzung eine bestimmte, wobei eine Bewegung des Protoplasmas im Innern, die sog. Protoplasmaströmung, zwar nicht behindert wird, aber ohne jeden unmittelbaren Einfluß auf die äußere Gestaltung der Z. bleibt.

Die große Mannigfaltigkeit, die in den Zellenformen herrscht, wird im wesentlichen bedingt durch die Teilung der Arbeit, die bei jeder Pflanze, welche aus größern Zellkomplexen besteht, naturgemäß eintreten muß. Es bilden sich je nach den zu erfüllenden Funktionen bestimmte Gewebesysteme aus, die durch eigene Zellformen charakterisiert sind, und es wird eben von der Art der Funktion abhängen, ob der Inhalt der Z. oder die Membran die wichtigere Rolle zu spielen hat. Bei dem in ernährungsphysiol. Hinsicht thätigen Gewebe muß in der Regel das Protoplasma von größerer Bedeutung sein als die Membran, bei denjenigen Geweben dagegen, welche die Festigkeit der ganzen Pflanze bedingen oder in anderer Weise mehr mechanisch zu wirken haben, kann nach Fertigstellung der Zellhaut, mit ihren jener Funktion entsprechenden Eigentümlichkeiten, das Protoplasma im Innern absterben oder auch ganz verschwinden und durch Luft ersetzt werden, ohne daß dadurch die

Wirkung der Gewebe beeinträchtigt wird. Man kann die Elemente derartiger Gewebesysteme eigentlich nicht mehr unter den Begriff Z. subsumieren, denn das lebensfähige Protoplasma, der Primordialschlauch, ist in ihnen nicht mehr vorhanden; man spricht deshalb in solchen Fällen von Fasern, toten Röhren, luftführenden Räumen u. dgl., doch gebraucht man auch häufig die Bezeichnung Z., wie Bastzellen, Sklerenchymzellen, Korkzellen u. s. w. Die Beschreibung der einzelnen Zellformen und der von ihnen gebildeten Gewebe ist die Aufgabe der Anatomie oder Histologie (s. d.).

Ihrer chemischen Zusammensetzung nach unterscheiden sich Zellhaut und Protoplasma ganz wesentlich; das letztere ist, wie schon erwähnt, eine Emulsion verschiedener Eiweißstoffe, und außerdem finden sich noch zahlreiche andere Körper in demselben vor; denn nach neuern Untersuchungen nehmen eine ziemlich große Anzahl von Elementen an der Zusammensetzung desselben teil. Die Zellhaut besteht dagegen im wesentlichen aus Cellulose, wenn sie auch durch Einlagerungen anderer Stoffe, wie fettartiger Körper, oder durch teilweise chem. Umwandlungen häufig insofern verändert wird, als sie die für reine Cellulose charakteristischen Reaktionen nicht mehr erkennen läßt. Dies findet besonders statt in den cuticularisierten, verkorkten und verholzten Membranen. (Vgl. Cuticula, Kork und Cellulose.) Mit der veränderten Zusammensetzung der Membranen geht auch in der Regel eine Verschiedenheit der physik. Eigenschaften Hand in Hand. So besitzen reine Cellulose und verholzte Zellwände nur einen geringen Filtrationswiderstand gegen Wasser, während cuticularisierte und verkorkte Membranen Wasser sowohl in tropfbarflüssiger, als auch in Dampfform nur sehr schwer durchlassen. Auch die Festigkeit und Elasticitätsverhältnisse scheinen durch jene Einlagerungen u. dgl. geändert zu werden. Je nach der Inanspruchnahme, welche die Membranen der verschiedenartigen Zellformen erfahren, wird natürlich auch die Struktur derselben äußerst mannigfache Eigentümlichkeiten besitzen. Zellhäute, die zur Gesamtfestigkeit der Pflanze oder eines einzelnen Organs wesentlich beitragen müssen, haben stark verdickte Wände, andere, welche als Scheidewände zwischen ernährungsphysiologisch thätigen, z. B. assimilierenden Z. sich finden, werden nur wenig verdickt, um dem diosmotischen Verkehr keine größern Schwierigkeiten zu bereiten, und in ähnlicher Weise wird überall die Ausbildung der Zellwände mit der Funktion der betreffenden Elemente in Zusammenhang stehen. Demnach wird man an der Form der Z., sowie an dem anatom. Bau ihrer Wände in der Regel schon die Zugehörigkeit zu einem in bestimmter Weise funktionierenden Gewebsystem ermitteln können, und in jeder höhern Pflanze ist die Arbeitsteilung zwischen den einzelnen Zellkomplexen so weit vorgeschritten, daß sich eine größere Anzahl derartiger, sowohl anatomisch wie physiologisch gut charakterisierter Gewebsysteme unterscheiden lassen. (Vgl. Histologie.)

Die Lebensthätigkeit der einzelnen Z. kann dabei sehr wohl zu Grunde gehen, im Innern finden sich dann an Stelle des lebenden Protoplasmas Luft, Wasser oder irgend welche andere Stoffe, wie Sekrete u. dgl.; dabei können einzelne Wandpartien aufgelöst oder resorbiert werden, sodaß sog. Zellfusionen entstehen, wie sie z. B. in den Gefäßen (s. d.), Siebröhren (s. d.), in manchen Milchröhren u. s. w. vorliegen.

Die Bildung der Gewebe erfolgt in den meisten Fällen durch Zellteilung, d. h. die Entwickelung von Zellkörpern findet nicht durch Aneinanderlegen ursprünglich freier einzelner Z. oder Zellfäden statt, sondern durch Wachstum der bereits vorhandenen Z. und Vermehrung derselben infolge fortgesetzter Zweiteilung. Man hat die letztere Form auch als echte Gewebebildung bezeichnet, im Gegensatz zu derjenigen Art von Gewebebildung, die sich bei vielen Algen und Pilzen findet, bei denen einzelne Z. oder Zellfäden miteinander verwachsen. Auf diese Weise kommt zwar auch ein Gewebe zu Stande, das im fertigen Zustande ebenso aussieht wie ein durch Zellteilung hervorgegangenes, aber die Entwickelung ist doch eine andere; man nennt deshalb derartige Gewebe scheinbare Gewebe oder häufig auch Pseudoparenchym. Übergänge zwischen der echten und scheinbaren Gewebebildung sind zahlreich vorhanden, und die ganze Unterscheidung ist ja überhaupt nur eine rein morphologische, denn für die physiol. Arbeit der einzelnen Gewebe ist die Art und Weise ihrer Entwickelung ziemlich gleichgültig.

Litteratur. H. von Mohl, «Die vegetabilische Z.» (Braunschw. 1851); Schacht, «Die Pflanzenzelle» (Berl. 1852); Hofmeister, «Lehre von der Pflanzenzelle» (Lpz. 1867); Strasburger, «Über Zellbildung und Zellteilung» (Jena 1875); Schmitz, «Über die Struktur des Protoplasmas und der Zellkerne der Pflanzenzellen» (Bonn 1880); Zimmermann, «Morphologie und Physiologie der Z.» (Bresl. 1887).

Zelle (zoolog.). Nachdem die Beschaffenheit der Z. bei den Pflanzen festgestellt war, versuchte man sie auch im tierischen Körper nachzuweisen, stieß aber dabei auf unerwartete Schwierigkeiten. Man fand nur wenige Gewebsbestandteile (wie die Knorpelzellen, die Epithelien), auf welche die Definition der Pflanzenzelle paßte, dagegen eine große Zahl anderer, welche offenbar die Bedeutung der Z. besaßen, ohne doch sämtliche Merkmale derselben aufzuweisen. Die farblosen Blutkörperchen z. B. besitzen zwar ein kernhaltiges Protoplasma, aber keine Membran wie die Pflanzenzellen; die roten Blutkörperchen bestehen bloß aus homogenen Klümpchen, entsprächen also kernlosem Protoplasma. Später erkannte man, daß auch bei den Pflanzenzellen die starre Membran nicht wesentlich der Z. angehöre, und so konnte denn eine größere Übereinstimmung zwischen der tierischen und pflanzlichen Z. festgestellt werden. Ebenso wenig wie für die Form konnte man für die Bedeutung der tierischen Z. eine völlige Übereinstimmung mit der pflanzlichen Z. nachweisen, insofern es wenigstens nicht gelungen ist, alle fertigen Gewebe auf Produkte der Z. zurückzuführen. Der Begriff der tierischen Z. ist daher ein mit der Entwickelung der Wissenschaft wandelbarer und willkürlicher geblieben, und hat sich dementsprechend auch fortwährend verändert. Eine wichtige Eigentümlichkeit der Z. ist ihre große, fast durchweg mikroskopische Kleinheit, vermöge deren die Gesamtheit der Z. eine außerordentlich große Oberfläche darstellt. So besitzen die Blutkörperchen des Menschen eine Gesamtoberfläche von 2816 qm (etwa 30000 Quadratfuß). Auf der Thätigkeit der Z. beruht der Stoffwechsel und die gesamte Ernährung der Tiere und Pflanzen; im Gehirn sind es die

Ganglienzellen, auf denen die seelischen Thätigkeiten beruhen. Es ist gelungen, aus verschiedenen Substanzen (Leim u. dgl.) sog. künstliche Z. herzustellen, welche einzelne Erscheinungen zeigen, die denen der Z. auffällig gleichen; doch sind diese Z. lediglich tote Modelle. Es gibt niedere Tiere und Pflanzen, deren gesamter Leib eine einzige Z. ist. Bei der hohen Wichtigkeit der Z. ist an Stelle der Humoral- und Solidarpathologie die Cellularpathologie (s. d.) getreten. Bahnbrechend für die auf der Zellenlehre beruhende neuere Histologie waren Th. Schwanns «Mikroskopische Untersuchungen über die Übereinstimmung in der Struktur und dem Wachstum der Tiere und der Pflanzen» (Berl. 1839).

Zellenformen, s. unter Zelle (botan.).

Zellenpflanzen nennt man in der Botanik im Gegensatz zu den Gefäßpflanzen (s. d.) die Gruppen der Algen und Pilze; der Ausdruck Z. ist daher gleichbedeutend mit Thallophyten (s. d.).

Zellenräder, s. u. Wassermotoren, S. 465.

Zellensystem, soviel wie Pennsylvanisches System, s. u. Gefängniswesen, Bd. VII, S. 636ª.

Zeller (Eduard), hervorragender Philosoph und Theolog, geb. 22. Jan. 1814 im württemb. Dorfe Kleinbottwar, erhielt, zur Theologie bestimmt, seine wissenschaftliche Bildung erst in dem württemb. Seminar Maulbronn, dann auf der Universität zu Tübingen und 1836 in Berlin; 1839 kam er als Repetent nach Tübingen, wo er sich im Herbst 1840 als Privatdocent der Theologie habilitierte. Im J. 1842 begründete er in Verbindung mit mehrern andern Gelehrten die «Theol. Jahrbücher», welche bis zu ihrem Erlöschen (1857) der neuen kritischen (sog. Tübinger) Theologenschule als wissenschaftliches Organ dienten. Im J. 1847 ging er als Professor der Theologie nach Bern, 1849 nach Marburg. Doch ward er hier auf Veranlassung seiner Gegner gleich beim Eintritt in die philos. Fakultät versetzt. Im Herbst 1862 folgte er einem Rufe als Professor der Philosophie nach Heidelberg, 1872 einem solchen an die Universität Berlin. Von Z.s Schriften sind zu nennen: «Platonische Studien» (Tüb. 1839), «Die Philosophie der Griechen» (3 Bde., Tüb. 1844—52; 3. Aufl., 5 Bde., Lpz. 1869 fg.; 4. Aufl., Bd. 1, Lpz. 1876), «Grundriß der Geschichte der griech. Philosophie» (Lpz. 1883; 2. Aufl. 1886), «Geschichte der christl. Kirche» (Stuttg. 1847), «Das theol. System Zwinglis» (Tüb. 1853), «Die Apostelgeschichte nach ihrem Inhalt und Ursprung» (Stuttg. 1854), eine Übersetzung und Erläuterung von Platos «Gastmahl» (Marb. 1857), «De Hermodoro Ephesio et Hermodoro Platonico» (Marb. 1859), «Vorträge und Abhandlungen» (Bd. 1, Lpz. 1865; 2. Aufl. 1875; Bd. 2, Lpz. 1877; Bd. 3, Lpz. 1884), «Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz» (2. Aufl. 1875), «Staat und Kirche» (Lpz. 1873), «David Friedrich Strauß» (Bonn 1874), «Friedrich d. Gr. als Philosoph» (Berl. 1886).

Zellerfeld, Kreis und Stadt in der preuß. Landdrostei (Regierungsbez.) Hildesheim, s. Clausthal.

Zellernuß, eine Kulturform der Haselnuß, s. unter Haselnußstrauch.

Zellersee, Teil des Bodensees (s. d.).

Zeller Waren, Steingutwaren aus Zell am Harmersbach (s. d.).

Zellgewebe (botan.), s. unter Zelle.

Zellgewebe, Bindegewebe (tela cellulosa). Die eigentlichen Gewebe des tierischen Körpers, wie die Muskelbündel, Nerven, Drüsenbestandteile u. s. w., liegen meist nicht einfach aneinander, sondern werden durch eine aus feinen Fäden bestehende Substanz zusammengehalten, das Bindegewebe. In diesem Falle bildet das Bindegewebe, welches jene Gewebsbestandteile umstrickt, kein selbständiges Gewebe, sondern ist nur Hilfsorgan. In der Umgebung größerer Gewebsmassen, z. B. der Drüsen, ganzer Muskel und Muskelmassen, tritt es jedoch zu festen Häuten zusammen, welche jene scheiden- oder kapselförmig einhüllen; ebenso bildet es die Grundlage der hautartigen Überzüge der Leibeshöhlen und der eigentlichen Haut an der Körperoberfläche. Zwischen größern Gewebsmassen (z. B. der Haut und den darunter liegenden Muskeln) bildet es eine lockere, zellige Masse, die Z. heißt. Das Z. gehört zu den einfachsten Geweben des Körpers. Es erscheint unter dem Mikroskop in der Form feiner, langer, welliger, oft untereinander verfilzter Fäserchen und ist dasjenige Gewebe, welches bei Neubildungen stets mit auftritt. Während die komplizierter gebauten Gewebe nach ihrem Verlust nur in seltenen Fällen wieder ersetzt werden, entsteht Bindegewebe überall da, wo solche Verluste stattgefunden haben; es ist die Narbensubstanz. (S. Narbe.) Ebenso ist es auch bei krankhaften Neubildungen beteiligt. Seine chem. Natur ist dadurch charakterisiert, daß es beim Kochen Leim gibt und bei Zusatz von Essigsäure aufquillt und durchsichtig wird. Eine eigentümliche Modifikation der Bindegewebsfasern sind die sog. elastischen Fasern, die sich besonders in den Bändern, Gefäßen und im Lungengewebe finden und die große Elasticität dieser Organe bedingen. (S. Gewebe.)

Zellhaut, Zellsaft, s. unter Zelle (botan.).

Zelliten, s. Lollharden.

Zellkern, s. unter Zelle (botan.).

Zellstoff, gleichbedeutend mit Cellulose.

Zelo domus dei (lat., d. h. Aus Eifer für das Haus Gottes), Anfangsworte der danach benannten Bulle des Papstes Innocenz X. vom 20. Nov. 1648, worin er den Westfälischen Frieden verwarf.

Zeloten (grch., Eiferer) hießen bei den Juden diejenigen, welche für die Ehre Gottes und des Tempels, sowie für das Gesetz eiferten und gegen alle Nichtjuden einen wütenden Haß kundgaben. Ihr wilder Eifer veranlaßte zum Teil den Aufstand gegen die Römer 66 n. Chr. und das Blutbad, welches diese bei der Einnahme von Jerusalem anrichteten. Jetzt belegt man mit diesem Namen diejenigen, welche mit rauher Strenge gegen Andersdenkende, namentlich in Religionssachen, eifern.

Zelt ist eine aus Leinwand mit Zuhilfenahme von Stangen aufgeführte Bedachung, welche vorübergehenden Zwecken dient. Im gewöhnlichen Leben bedient man sich der Z. als Schutzes gegen die Witterung, unter anderm bei Jahrmärkten, bei Festlichkeiten, welche im Freien abgehalten werden, in neuerer Zeit auch zur Unterbringung von Kranken. Eine besondere Rolle spielen die Z. als Behausung von Truppen im Felde und bei Übungslagern. Die Bestandteile des Z. sind das Gerüst, der Mantel und die Befestigungsmittel. Das Gerüst besteht aus Holz oder Eisen, der Mantel aus wasserdichtem, dabei aber luftdurchlässigem Stoff, wie Leinwand, Drillich, Baumwolle, und wird einfach oder doppelt genommen. Die Befestigungsmittel bilden Leinen und besonders geformte Pflöcke (auch Heringe genannt). Z. haben entweder eine runde oder eine

viereckige Gestalt. Erstere sind kegelförmig, entweder vom Boden ab, oder erst in einer gewissen Höhe über letzterm beginnend, wo hingegen dann der untere Teil, das sog. Knie, senkrecht abfällt. Als Gerüst dient alsdann eine in der Mitte angebrachte senkrechte Stange, an welcher bei Militärzelten auch die Vorrichtungen zum Unterbringen des Gepäcks befestigt sind. Vom obern Ende der Zeltstange aus wird der Mantel nach unten geführt und mittels Leinen straff an die Heringe gebunden; bei Zelten mit Knie hat der Mantel an diesem Teil eine besondere Befestigung, welche auch ein leichtes Lüften des Z. gestattet. Die viereckigen Z. steigen häufig vom Boden aus dachförmig auf und haben dann als Gerüst zwei senkrechte Stangen und eine wagerechte oder Firststange; solche Z. heißen Markisenzelte. Viereckige Z. kommen auch mehr in Hausform, mit senkrechten Wänden und darüber befindlichem Dach vor, sie haben dann als Gerüst vier senkrechte Eckpfeiler und einen höhern Mittelpfeiler. Auch kommen viereckig-pyramidale Z. vor.

Die den militärischen Zwecken dienenden Z. sind für 10—15 Mann bestimmt; man hat auch kleinere, sog. Schutzzelte (frz. tente abri), welche zwei bis vier Mann aufnehmen, hauptsächlich während der Nacht benutzt und deren Teile beim Marsche auf die einzelnen Zeltgenossen verteilt werden. Als Krankenzelte dienen entweder Markisenzelte oder solche in Hausform. Die Thür eines Z. wird durch eine Leinwandklappe hergestellt. Man hat auch Wach-, Trommel-, Sattel-, Gewehrzelte. Die Lagerung der Truppen unter Zelten (Zeltlager) war bis Ende des vorigen Jahrhunderts allgemein üblich und hatte die Mitführung des Zeltmaterials einen gewaltigen Troß im Gefolge. Napoleon I. verschaffte der Kriegführung durch Abschaffung der Zeltlagerung und Einführung des Freilagers eine wesentlich erhöhte Beweglichkeit. Sein Beispiel fand vielfache Nachahmung. Bei ihren Kämpfen in Algerien führten die Franzosen aus klimatischen Rücksichten die einer Idee des Marschalls Bugeaud entsprungenen Schutzzelte für drei bis vier Mann ein, welche auch in Italien üblich sind. Die deutsche Armee hat in ihrer neuesten Ausrüstung die Idee der Schutzzelte gleichfalls angenommen.

Zeltdach, s. unter Dach.

Zelter (vielleicht von dem iberischen thieldo, d. h. sanftgehendes Pferd), Bezeichnung für ein Paradepferd, welches bei festlichen Gelegenheiten den Reiter oder noch häufiger eine Reiterin in ruhigem Schritt trägt.

Zelter (Karl Friedr.), Gesangskomponist, geb. zu Berlin 11. Dez. 1758, der Sohn eines Maurers, besuchte das Joachimsthalsche Gymnasium, betrieb anfangs die Profession seines Vaters, später daneben die Musik, in welcher er sich an Fasch, den Begründer und Leiter der berliner Singakademie, eng anschloß, nach dessen Tode (1800) er auch die Direktion dieses Instituts übernahm. Dasselbe wurde unter ihm ein Musterbild für ähnliche private Gesangvereine, welche seit 1800 in Deutschland entstanden. Das Wort Liedertafel rührt ebenfalls von Z. her, denn er stiftete den ersten Verein dieser Art. Für den Lieder- und Gesellschaftsgesang hat er Bedeutendes geleistet. Zu seinen Schülern gehörte auch Felix Mendelssohn-Bartholdy. Er starb 15. Mai 1832. Sein gesunder Menschen- und Kunstverstand, sowie sein origineller, biederer Charakter erwarben ihm die vertraute Freundschaft Goethes, wovon der «Briefwechsel zwischen Goethe und Z. in den J. 1796—1832» (6 Bde., Berl. 1833—34) ein bleibendes Denkmal ist. Vgl. Rintel, «Karl Friedrich Z.» (Berl. 1861).

Zeltleinwand, soviel wie Segeltuch.

Zelwia (Selwia), Flecken im russ. Gouvernement Grodno, Kreis Wolkowysk, am gleichnamigen Fluß, hat eine berühmte Messe und zählt 1400 E.

Zempelburg, Stadt im westpreuß. Regierungsbezirk Marienwerder, Kreis Flatow, 31 km südlich von der Kreisstadt, liegt am Ausfluß der rechts zur Brahe gehenden Zempolna aus dem Zempelburger See, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine evang. und eine kath. Pfarrkirche und zählt (1880) 3736 E., welche Landwirtschaft, Cigarrenfabrikation, Getreide- und Wollhandel betreiben.

Zemplin, Komitat im diesseitigen Theißkreise Ungarns, zählt (1880) auf 6208 qkm 275172 E. (ohne Militär). Im Süden bildet großenteils die Theiß, im Südwesten der Hernad die Grenze; andere Flüsse sind der Bodrog, die Laborcza, Ondova und Topla. Der obere Teil des Komitats ist gebirgig, der mittlere ein langes, breites Thal, der untere eine geräumige Ebene. Berühmt ist das Tokayer Weingebirge oder die Hegyallja (s. d.). Produkte sind Getreide, Flachs, Hanf, Tabak, Melonen, Obst, vorzüglicher Wein, Hornvieh, Schafe, Schweine, Honig. Im Gebirge fehlt es nicht an Wildbret; auch finden sich daselbst noch Bären und Wölfe. Die Theiß und andere Flüsse liefern Fische in Menge. Die Bewohner sind Magyaren (44,73 Proz.), Ruthenen (11,20 Proz.) und Slowaken (38,40 Proz.). Das Komitat ist nach dem Schlosse Zemplin oder Zemplén in dem gleichnamigen, am Bodrog gelegenen kleinen Marktflecken benannt und zerfällt in neun Bezirke. Der Hauptort ist Ujhely (s. d.).

Zemzem (spr. Semsem) ist der zum Heiligtum der Kaaba in Mekka gehörige Brunnen klaren Trinkwassers. Nach der islam. Legende soll derselbe für die fliehende Hagar und Ismael von Gott geschaffen, später in heidnischer Zeit von den Dschorhamiden zugeschüttet, zuletzt aber von dem Großvater Mohammeds, Abdul Muttalib, wieder aufgedeckt worden sein. Von Mohammed wird dem daraus Trinkenden Sündenvergebung verheißen.

Zenareïden (vom griech. Zeus und Ares), eine von Littrow in Vorschlag gebrachte Benennung für den kleinen Planeten (Asteroiden) zwischen Mars (griech. Ares) und Jupiter (griech. Zeus).

Zend nennt man gewöhnlich die Sprache, in welcher die heiligen Bücher der alten Perser, das Zendavesta (s. d.), geschrieben sind. Diese Sprache hat ihre Heimat in den nordöstl. Teilen Irans, insbesondere in der Landschaft Baktrien, weshalb sie von neuern Sprachforschern richtiger mit dem Namen der altbaktrischen Sprache bezeichnet wird. Das Z. bildet das älteste bekannte Glied des iranischen Zweigs des indogerman. Sprachstammes, und steht in einem zwar unabhängigen, doch nahen Verwandtschaftsverhältnis zu dem ältesten Sanskrit, wie dieses in den Veden vorliegt. Unter den übrigen iranischen Sprachen steht dem Z. das Altpersische am nächsten, soweit man dieses aus den Keilinschriften der Achämeniden kennt. Geschrieben wird das Z. mit einer eigenen Schrift semitischen (altaramäischen) Ursprungs. Erst in neuerer Zeit ist es, nach dem Vorgange des Dänen Rask und des Franzosen Burnouf, vorzugsweise den Bemühungen deutscher Gelehrten, wie Bopps, Olshausens,

Lassens, Windischmanns, Brockhaus', Benfeys, vor allem aber den Forschungen Spiegels («Grammatik», Lpz. 1866), Haugs und Justis («Handbuch der Zendsprache», Lpz. 1864) gelungen, mittels Vergleichung einesteils mit dem Altindischen, anderteils auch mit den neuern pers. Dialekten in das grammatische und lexikalische Verständnis der Sprache einzudringen und die Übertragung und Erklärung der Zendtexte entweder zu ermöglichen oder anzubahnen. Einige Stücke dieser Texte sind in einer ältern, etwas abweichenden Mundart abgefaßt, sind aber bisjetzt von allen Gelehrten in anderer Weise erklärt. Eine der neuesten Arbeiten ist von Hovelaque, «Grammaire de la langue Zende» (Par. 1878); ferner haben sich Roth, Hübschmann, Geldner, J. Darmesteter eingehend mit der Erklärung des Textes beschäftigt.

Zendavesta werden die heiligen Bücher genannt, in welchen die Lehren des Zoroasterschen Glaubens enthalten sind. Der Name ist eigentlich Avesta (vom altpers. âbastâ, das Gesetz) und Zend (vielleicht vom altpers. zandi, das Gebet). Beide, Avesta und Zend, Gesetz und Ritus, wurden dem König Gustasp (in der Zendsprache Vistaçpa) durch Zoroaster offenbart. Da der Ritus namentlich auf «Tradition» beruhte, so bekam irrtümlich das Wort Zend diese Bedeutung. Die Schrift ist ein eigenes, sehr reichhaltiges Alphabet semit. Ursprungs. (S. Zoroaster.) Nachdem schon früher engl. und franz. Reisende und namentlich Th. Hyde in seinem gelehrten Werke «Historia religionis veterum Persarum» (Oxford 1700) über die Religion der Gebern und ihre heiligen Bücher einige Nachrichten gegeben, brachte Anquetil-Duperron (s. d.), der während seines Aufenthalts in Indien die heilige Sprache, in welcher jene Bücher geschrieben sind, erlernte, den Z. in der Ursprache 1762 nach Europa und gab 1771 eine franz. Übersetzung desselben heraus. Kleuker ließ hierauf eine deutsche Übersetzung (3 Bde., Riga 1776—78) erscheinen. Engl. und deutsche Gelehrte erhoben aber Zweifel gegen die Echtheit und das Altertum dieser Schriften, woraus vielfache Streitigkeiten entstanden, über die Kleuker in dem «Anhang zum Zendavesta u. s. w.» (2 Bde., Riga 1781—83) ausführlich berichtet. Heute bestreitet niemand, daß im Z. wirklich Überreste einer uralten Kultur Baktriens und der nordöstl. Gegenden Persiens erhalten sind, die wohl, aus verschiedenen Zeiten stammend, in Ausdrucksweise, Sprache und Inhalt voneinander abweichen, aber doch vollständig in den Grundlehren übereinstimmen. Eine genauere Bestimmung des relativen Alters der Fragmente kann erst die Kritik der Zukunft sicher lehren. Die Griechen berichten, daß das Buch auf 100000 Fellen geschrieben gewesen sei und daß Hermippos es übersetzt habe.

Nach Alexander gingen unter den namentlich griech. Kultur pflegenden Arsaciden manche Teile verloren. Das Buch erhielt sich indessen in seinen Hauptteilen bis auf die Sassaniden, die während ihrer 400jährigen Herrschaft dasselbe als Grundbuch ihrer Religion annahmen, dasselbe auch durch andere Schriften in Pehlewi und Parsi erklärten, und hierdurch auch neue Sagen und Anschauungen ausbildeten. Durch die Herrschaft des Islam wurde das ganze unter Avesta und Zend begriffene Werk zum größten Teile vernichtet, und nur verhältnismäßig geringe Teile sind auf uns gekommen, die von den Parsen (s. d.) nach Indien geflüchtet wurden. Die ganze Avesta war in 21 Nosks oder Bücher geteilt, nach den 21 Worten des Honover (vgl. Oppert, «L'Honover, le verbe créateur de Zoroastre», Par. 1862), in 3 Abteilungen zu je 7 Büchern. Von diesen 21 Büchern, deren Namen und Inhaltsverzeichnisse uns erhalten sind, und welche alle Teile der Wissenschaft, Lehre, Gesetz und heilige Geschichte umfaßten, ist nur das 20. erhalten, der Vendidad (in der Zendsprache Vidaēvadâta, «Antidämonisches Gesetz»), Teile vom zweiten und vom ersten, wie auch einige Fragmente der andern. Aus diesen sind zwei Sammlungen gemacht. I. Das Vendidadsâde, welches umfaßt: 1) Yaçna, eine Sammlung von Gebeten und Hymnen an die Gottheiten des Zoroasterschen Glaubens; die sog. Gâthâs, ohne Zweifel die ältesten Teile der Sammlung; 2) Vispered, Anrufungen und Litaneien; 3) Vendidad, das eben erwähnte 20. Buch. II. Den zweiten Band bildet das Yescht-Sade oder kleinere Avesta; es besteht aus dem Yescht, einer Sammlung von Lobpreisungen, davon je eine einem bestimmten göttlichen Wesen gewidmet ist, und kleinern Schriften, wie das Si-ruze, die 30 Tage u. a. Zu der Zendlitteratur gehören auch noch einzelne größere Werke in Pehlewi, wie z. B. «Bundehesch», eine ziemlich späte pars. Kosmogonie und Religionslehre, ferner einzelne Stücke aus der Parsensprache, sowie auch neupers. Schriften. Das Bundehesch gab Justi (Lpz. 1868) heraus. Andere Werke aus derselben Litteraturperiode, z. B. «Minokhired» und das sehr umfangreiche «Din-kerd», wurden in neuester Zeit in Indien publiziert. Vollständige Ausgaben des Zend-Originals haben Westergaard (Kopenh. 1852 fg.) und Spiegel (Bd. 1 und 2, Lpz. 1853—58; deutsche Übersetzung, 3 Bde., 1852—63; Kommentar, Bd. 1, 1865) begonnen. Eine englische Übersetzung ist in Max Müllers Sammlung der orient. Religionsbücher vom deutsch-franz. Gelehrten James Darmesteter erschienen (Lond. 1884). Das Vendidadsâde ist ebenfalls mehrfach herausgegeben worden, von Burnouf (Par. 1829), von einem Parsenpriester (Bombay 1835) und danach von Herm. Brockhaus (Lpz. 1850), mit Index und Glossar. Die Begründer des wissenschaftlichen Studiums der Zendsprache und ihrer Denkmäler sind Burnouf durch den «Commentaire sur le Yaçna» (Par. 1833) und Bopp durch die «Vergleichende Grammatik», an die sich in würdiger Weise anschließen Spiegel, Windischmann, Haug, Justi u. a. Ihr Beispiel hat unter den Parsen selbst ein regeres Studium ihrer heiligen Sprache angeregt und unter anderm eine Ausgabe, Übersetzung und Kommentar in Guzeratisprache der Bücher Yaçna, Vispered und Vendidad, welche Asfandiarji (5 Bde., Bombay 1842—44) gab, hervorgerufen. Über die Bestrebungen der Gebern in dieser Hinsicht s. Parsen. Namentlich haben sich Frandji, Kamadji u. a. durch Herausgabe der Zendbücher verdient gemacht.

Zendeltafft, eine leichte Sorte Tafft.

Zendero, s. Dschandscharo.

Zengg, Senj oder Segnia, freie Stadt im fiumener Komitat von Kroatien-Slawonien, liegt am Morlakenkanal des Adriatischen Meers und am Fuße des Vellebichgebirges, ist Sitz eines kath. Bischofs, hat 3039 ital. und kroatische E., eine ziemlich große und zierliche Kathedrale, ein Priesterseminar, ein Obergymnasium, eine Hauptschule, große Salz- und Getreidemagazine, zwei Messen, einen kleinen Freihafen und einigen Handel.

Zenith (arab.) oder **Scheitelpunkt** heißt derjenige Punkt am Himmel, welcher gerade über dem Haupte, dem Scheitel des Beobachters steht und als der höchste Punkt des Himmels betrachtet wird. Jeder Ort der Erdfläche hat sein eigenes Z. Der Zenithpunkt ist vom wahren Horizont (s. d.) um 90° entfernt und ist der Polpunkt zu der Ebene des Horizonts. Es gibt verschiedene Methoden, das Z. zu finden; so z. B. mit Hilfe des Bleilots, dessen aufwärts verlängerte Richtung, wenn es frei aufgehangen ist, die Himmelsfläche im Z. trifft. — **Zenithdistanz** eines Gestirns heißt derjenige Bogen eines größten Kreises, welcher zwischen dem Z. und jenem Gestirn enthalten ist. Sie macht mit der Höhe des Gestirns zusammen 90° aus. — Der dem Z. diametral entgegengesetzte Punkt der Himmelsfläche heißt Nadir (s. d.).

Zenker (Friedrich Albert), Mediziner, geb. 13. März 1825 zu Dresden, studierte in Leipzig und Heidelberg Medizin und übernahm 1851 die Stelle eines Prosektors am Stadtkrankenhause zu Dresden; zugleich wirkte er seit 1855 als Professor der pathol. Anatomie und allgemeinen Pathologie an der dortigen chirurg.-mediz. Akademie. Im J. 1862 wurde er als ord. Professor der pathol. Anatomie und Staatsarzneikunde nach Erlangen berufen. Z. ist der eigentliche Entdecker der Trichinenkrankheit, insofern er 1860 zuerst den Nachweis führte, daß die bis dahin für harmlose Schmarotzer gehaltenen Trichinen unter Umständen ein furchtbarer, Gesundheit und Leben bedrohender Feind des Menschen sind. Außer seiner epochemachenden Abhandlung «Über die Trichinenkrankheit des Menschen» (in Virchows «Archiv», Bd. 18, 1860) schrieb er: «Beiträge zur normalen und pathol. Anatomie der Lunge» (Dresd. 1862), «Über die Veränderungen der willkürlichen Muskeln im Typhus» (Lpz. 1864), «Über Staubinhalationskrankheiten der Lungen» (im «Deutschen Archiv für klinische Medizin», 1866), «Krankheiten des Ösophagus» (in Ziemssens «Handbuch der spezifischen Pathologie und Therapie», Lpz. 1877). Auch gibt er seit 1865 mit Ziemssen das «Deutsche Archiv für klinische Medizin» heraus.

Zeno, oström. Kaiser. Ein geborener Isaurier, mit Namen Traskalissäos, hatte er bei seiner Vermählung mit Ariadne, der Tochter des Kaisers Leo I., mit der seine Einsetzung zum Patricius, wie auch zum Führer der Garde und der asiat. Truppen verbunden war (468 n. Chr.) auch den Namen Z. erhalten. Als der Kaiser im Jan. 474 starb, übernahm Z. die Regentschaft für seinen Sohn Leo, und nach dessen Tode im Nov. 474 wurde Z. endlich selbst Kaiser. Zu Anfang seiner Regierung hatte er mit einer gefährlichen Empörung in und bei Konstantinopel (475—477) zu kämpfen, der er erst mit ostgot. Hilfe Meister zu werden vermochte. Nachher aber (478—487) stand Z. in stetem, oft bis zu offenen Kriege gesteigertem Konflikt mit den damals in Mösien wohnenden Ostgoten, bis er endlich 488 ihren König Theodorich zu bestimmen wußte, gegen Odoaker zur Eroberung Italiens auszuziehen. Nachdem er im J. 482 nur mit sehr geringem Erfolg durch das sog. Henotikon den kirchlichen Frieden zwischen Monophysiten und Orthodoxen herzustellen versucht hatte, mußte er 483—488, namentlich in Cilicien und Syrien, einen Aufstand seiner Heerführer Illos und Leontios mühsam unterdrücken. Nach längerer Krankheit erlag Z. 9. April 491 einem Blutsturze.

Zeno, der Eleat, aus Elea, einer Kolonie in Großgriechenland, geb. gegen 490 v. Chr., ist einer der spätern Vertreter der von Xenophanes und Parmenides begründeten Eleatischen Philosophie. Von seinen Schriften ist nichts erhalten geblieben; nur von andern Schriftstellern, besonders von Aristoteles, sind einige Bruchstücke seiner Lehrsätze aufbewahrt worden. Z. stützte die parmenideische Lehre, daß es nur eine einzige Substanz gebe, durch indirekte Beweise, in denen er zu zeigen bemüht war, daß die Annahme vieler und wechselnder Substanzen, welche untereinander in Bewegung begriffen seien, auf Widersprüche führe. Um dieser von einem großen Scharfsinn zeugenden Beweise willen nannte Aristoteles ihn den Urheber der Dialektik. Er soll auch zuerst in der Philosophie die prosaische Darstellung mit Einteilung in Kapitel eingeführt haben, und seine gesamte Lehre zeigt schon eine hohe Entwickelung des logischen Bewußtseins, welches namentlich in den korrekten Disjunktionen seiner Beweise hervortritt. Man kennt noch vier seiner Beweisgründe gegen die Wirklichkeit der Bewegung. Der berühmteste unter diesen ist der sog. Achilles (s. d.). Sie stützen sich sämtlich auf den Begriff der Unendlichkeit, besonders aber der unendlichen Teilbarkeit des Raums und der Zeit, und enthalten die erste philos. Behandlung des Problems, welches aus dem begrifflichen Gegensatze des Kontinuierlichen und des Diskreten entspringt. Sie sind vielleicht teilweise schon gegen den Atomismus gerichtet gewesen. Übrigens wird er als ein edler Mann voll Kraft und Vaterlandsliebe geschildert. Als sein Versuch, das von dem Tyrannen Nearchos unterdrückte Elea zu befreien, mißlang, stand er alle Martern ruhig aus und biß sich endlich selbst die Zunge ab, um niemand zu verraten. Der Sage nach wurde er zuletzt in einem Mörser zerstampft. Vgl. Wellmann, «Z.s Beweise gegen die Bewegung und ihre Widerlegungen» (Frankf. a. O. 1870); Dunan, «Zenonis Eleatici argumenta» (Nantes 1881).

Zeno, Stifter des Stoizismus, war aus Citium auf der Insel Cypern gebürtig, ein Zeitgenosse Epikurs und lebte etwa 350—260 v. Chr. Er widmete sich zu Athen der Philosophie und hörte zuerst den Cyniker Krates, dann aber auch den Megariker Stilpo und die Akademiker Xenokrates und Polemo. Hierauf begründete er um 308 eine eigene Philosophenschule mit der Absicht, die cynische Moral der Sokratiker Antisthenes und Diogenes, deren Anhänger er geworden war, sowohl durch eine wissenschaftlichere Ausbildung als eine Verbindung derselben mit Herakliteischer Physik und modifizierter Aristotelischer Logik zu veredeln und zu bereichern, jedoch ohne Veränderung ihrer Grundsätze. Von dem Orte, wo er lehrte, der Stoa, bekam diese Schule in der Folge den Namen der Stoischen. (S. **Stoizismus**.) Z. lehrte fast ein halbes Jahrhundert lang unermüdet bis an seinen Tod. Seine Schriften sind verloren gegangen. Sein Ansehen, in welchem er bei dem König Antigonus von Macedonien stand, brachte den Atheniensern wesentliche Vorteile. Auch bewiesen ihm diese ihre Dankbarkeit dadurch, daß sie ihm nach seinem Tode ein Denkmal setzen ließen mit der Inschrift: «Sein Leben war seinen Lehren vollkommen gleich.» Im hohen Alter soll er durch Selbstmord geendet und dadurch das Beispiel gegeben haben, dem mehrere Stoiker folgten. Vgl. P. Weygoldt, «Z. von Citium und seine Lehre» (Jena

1872); K. Wachsmuth, «Commentatio I et II de Zenone Cittiensi et Cleanthe Assio» (Gött. 1874).

Zeno (Apostolo), ital. Dichter und Litterarhistoriker, geb. 11. Dez. 1668 zu Venedig, machte sich zunächst durch seine Poesien bekannt. Im Verein mit Maffei und Vallisnieri unternahm er 1710 unter dem Titel «Giornale de' letterati d'Italia» eine Zeitschrift, die noch jetzt ihren Wert behauptet. Auf Einladung Kaiser Karls VI. kam er 1718 als Hofdichter nach Wien, wo er auch zum Historiographen ernannt wurde. Die Ämter verwaltete Z. bis 1729, wo er nach Venedig zurückkehrte. Hier starb er 11. Nov. 1750. Als Dichter hat er sich um die musikalische Poesie verdient gemacht. Namentlich hat er der ital. Oper durch seine Melodramen eine regelmäßigere Gestalt gegeben. Seine dramatischen Werke, 60 an der Zahl, erschienen zuerst in 10 Bänden (Vened. 1744), dann in 12 (Tur. 1795). Vorzüglicher aber ist, was er als Biograph und Historiker leistete. Hervorzuheben sind auf diesem Gebiete seine Anmerkungen zu Fontaninis «Biblioteca della eloquenza italiana»; seine «Istorici delle cose veneziane» (10 Bde., Vened. 1718—22); die «Dissertazioni istorico-critiche e letterarie agli istorici italiani», auch «Dissertazioni Vossiane» genannt (2 Bde., Vened. 1752—53), sein Hauptwerk; seine Lebensbeschreibungen des Sabellico, Guarini, Davila und der drei Manucci (Aldi); endlich seine «Lettere» (3 Bde., Vened. 1752, und 6 Bde., Vened. 1785). Vgl. Negri, «Vita di Apostolo Z.» (Vened. 1816).

Zeno von Sidon, der Epikureer, geb. um 150 v. Chr., war etwa seit 100 v. Chr. das Schulhaupt der Epikureer, der Lehrer Ciceros und des Philodemos; von ihm sind in Herculanum zahlreiche Schriften aufgefunden worden.

Zeno von Tarsus, späterer Stoiker, folgte um 200 v. Chr. dem Chrysippus im Lehramt.

Zenobia, Königin von Palmyra, eine der merkwürdigsten fürstlichen Frauen der alten Geschichte, hieß eigentlich Bat-Zabbai, und war die (wahrscheinlich zweite) Gemahlin des Odänathus, des Beherrschers von Palmyra. Letzterer hatte seit 260 nach dem Untergang des Kaisers Valerian die östl. Provinzen mit großem Erfolg gegen die Perser und gegen den Usurpator Macrianus geschützt, und war dafür zum Dank vom Kaiser Gallienus als selbständiger Statthalter für den Osten (263) anerkannt worden. Als Odänathus zu Anfang des Jahres 267 samt Herodes, seinem Sohn erster Ehe, ermordet worden war, bestieg Z. selbst den Thron, regierte für ihren unmündigen Sohn Athenodor oder Vaballathos, warf 267 einen Feldherrn des Gallienus, den Heraclianus, zurück und breitete während der letzten Regierungsjahre des Gallienus und der Regierung Claudius' II. ihre Herrschaft bis nach Ägypten und über einen Teil Kleinasiens aus. Erst Kaiser Aurelian, mit welchem Z. im J. 270 offen brach, konnte 271 gegen die palmyrenische Herrscherin ziehen. Ihre Heere wurden bei Antiochia und bei Emesa geschlagen. In Palmyra belagert und durch Hungersnot getrieben, entfloh sie, wurde aber auf der Flucht aufgegriffen. Die Palmyrener ergaben sich im Frühling 272 und die Vertrauten der Z., unter diesen der berühmte griech. Rhetor Longinus, erlitten den Tod. Die Stadt Palmyra wurde anfänglich verschont, als aber Aurelian auf dem Rückwege nach Rom die Nachricht von der Ermordung (Aug. 272) der röm. Besatzung erhielt, kehrte er um und zerstörte die Stadt (im Frühling 273). Z. verherrlichte 274, mit dem Gallier Tetricus, den Triumphzug des Kaisers, beladen mit Juwelen und in goldenen Fesseln. Seitdem lebte sie auf Landgütern in Tibur. Ihre Töchter wurden mit angesehenen Römern verheiratet. Z. wird als keusch, geistvoll, griechisch gebildet geschildert, durch Tapferkeit und Schönheit ausgezeichnet. Calderon hat ihre Geschichte zum Stoff eines Dramas benutzt.

Eine andere Zenobia war Gattin des Rhadamistos, Königs von Iberien, der sie, um sie auf der Flucht vor den Feinden zu retten, zu erstechen suchte und in den Araxes warf. Sie wurde dennoch gerettet (53 n. Chr.). Diese Z. ist die Heldin eines der besten Werke Crébillons des ältern.

Zenodotos, berühmter alexandrinischer Grammatiker des 3. Jahrh. v. Chr., aus Ephesus gebürtig, war unter der Regierung des Ptolemäus Philadelphus (284—246 v. Chr.) Vorsteher der Bibliothek zu Alexandria und zugleich der erste, der nach den in jener Bibliothek vorhandenen ältern Exemplaren der Homerischen Gedichte eine Recension besorgte, die freilich bald durch die des Aristarchos übertroffen wurde. Vgl. Pluygers, «De Zenodoti carminum Homericorum editione» (Leid. 1842); Düntzer, «De Zenodoti studiis Homericis» (Gött. 1848).

Zenta, Stadt mit geregeltem Magistrat am rechten Ufer der Theiß im ungar. Komitat Bács, hat 21200 E., worunter 17877 Magyaren und 1876 Serben, die Ackerbau und Handel, namentlich mit Naturprodukten, betreiben. Berühmt ist der Ort durch die siegreiche Schlacht des Prinzen Eugen von Savoyen gegen die Türken am 11. Sept. 1697, wodurch der «edle Ritter» seinen Befreiungskampf in Südungarn ruhmvoll eröffnete.

Zentrum, s. Centrum.

Zeolith (grch.), oder Kochstein, Brausestein, heißt eine Gruppe von Silicatmineralien, welche an sich farblos und stark durchscheinend, aber manchmal weiß oder durch fremde Beimengungen rötlich oder graulich sind, geringe Härte und Schwere besitzen, bei der Behandlung mit Säuren die Kieselsäure meist in Gallertform abscheiden und vor dem Lötrohr unter starkem Aufschäumen und scheinbarem Kochen zu einem blasigen, weißen oder farblosen Email schmelzen. Zu ihnen gehört unter andern der Apophyllit, Analcim, Chabasit, Laumontit, Stilbit, Desmin, Harmotom, Phillipsit, Natrolith, Skolezit u. s. w. Chemisch sind die Z. wasserhaltige Silicate von Thonerde und meist entweder von Kalk oder Natron. Sie finden sich in schönen Krystallen als sekundäre, zweifelsohne auf nassem Wege entstandene Absatzprodukte, namentlich in den Blasenräumen der Basalte und Phonolithe, z. B. im böhm. Mittelgebirge, Hessen, dem tiroler Fassathal, im westl. Schottland, auf den Färöer und Island, ab und zu auch auf Erzgängen.

Zephanja, in der Septuaginta Sophonias genannt, ein Sohn des Chusi, Enkel des Gedalja und Urenkel des Hiskia, ist einer der sog. 12 kleinen Propheten, der unter dem Könige Josia um 625—624 v. Chr. auftrat. Seine kleine, nur drei Kapitel umfassende Schrift enthält zwei Strafreden, die gegen judäischen Götzendienst, falsche Priester und Propheten, wie gegen ungerechte Obrigkeiten gerichtet sind, den Untergang der Feinde Israels, besonders der Assyrer, Philistäer, Moabiter und

Ammoniter verkündigen und auch die Hoffnung auf bessere Zeiten aussprechen. Die Sprache ist im ganzen rein und fließend, die Darstellung jedoch ohne höhern Schwung.

Zepharovich (Victor, Ritter von), Mineralog, geb. zu Wien 13. April 1830, absolvierte den Kurs am montanistischen Museum in Wien, sodann die Bergakademie zu Schemnitz. Von 1852 bis 1857 an der Geologischen Reichsanstalt zu Wien, beteiligte er sich an den Aufnahmen in Böhmen und wurde 1857 ord. Professor der Mineralogie an der Universität Krakau. Nach Polonisierung dieser Hochschule 1861 an die grazer Universität versetzt, folgte er 1864 einem Rufe an die Universität Prag, wo 1880 ein mineralog. Institut errichtet wurde. Seine sehr wertvollen mineralogischen und krystallographischen Arbeiten sind vornehmlich in den Publikationen der Geologischen Reichsanstalt, der wiener Akademie der Wissenschaften, deren wirkliches Mitglied er ist, sowie in der «Zeitschrift für Krystallographie» enthalten. Die österr. Mineralvorkommnisse gelangten zum ersten mal in seinem «Mineralogischen Lexikon für das Kaisertum Österreich» (2 Bde., Wien 1859 u. 1873) zur zusammenfassenden Beschreibung.

Zephyr (griech. Zephyros, lat. Zephyrus), ein kühler und angenehmer Wind, der Westwind, der im Sommer schwüles Wetter, im Frühling warme, den Pflanzen günstige Tage herbeiführt. Nach der Mythologie der Griechen war Z. ein Sohn des Asträos und der Eos. Mit der Harpyie Podarge erzeugte er die schnellen Rosse des Achilles, Xanthos und Balios. Verschmäht von Hyacinthus (s. d.), war er Ursache seines Todes, indem er des Apollon Wurfscheibe nach dessen Kopfe fliegen ließ. Auch gab man ihm die Chloris (die Flora bei den Römern) zur Gemahlin. Am Denkmal des Andronikos Kyrrhestes zu Athen ist er fast nackt dargestellt, nur mit einem Mantel um die Hüften, in dessen Bausche Blumen liegen. Bei den Römern findet man ihn unter demselben Namen wieder, aber auch einen einheimischen, dem griechischen Z. entsprechenden Windgott, Favonius. [Musselin).

Zephyr, ein feines Baumwollgewebe (s. unter

Zephyrgarne, Zephyrwolle, vielfädige, locker gezwirnte, weiche Kammgarne, die in allen Farben zur Stickerei dienen.

Zephyrinus, röm. Bischof von 198/199 bis 217, vertrat in der Sittenzucht einen laxen Standpunkt, welcher zur Ausscheidung der Montanisten aus der Kirche Veranlassung gab, und begünstigte die Lehre der Patripassianer, welche in Gott keinen persönlichen Unterschied zwischen Vater und Sohn annahmen.

Zephyrs wurden im Volksmunde in Frankreich zuerst die Mannschaften der Disciplinarkompagnien in Algerien genannt, später wurde aber der Name auch den Mannschaften der Bataillone leichter afrik. Infanterie beigelegt. [Gesteine.

Zerberstungsgebilde, s. unter Klastische

Zerbi, Insel, soviel wie Dscherba.

Zerbst, Kreisstadt im Herzogtum Anhalt, früher Hauptstadt des Fürstentums Anhalt-Zerbst, 18 km im Nordwesten von Dessau, an der Nuthe, Station der Linie Magdeburg-Dessau-Leipzig der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, einer Kreisdirektion, einer Superintendentur und zählt (1885) 15072 meist prot. E. Das schöne, 1681—1750 erbaute Schloß diente bis 1793 als Residenz. Seit 1872 ist im Schloß das herzogl. Haus- und Staatsarchiv für ganz Anhalt (mit Urkunden von 941 an). Außer vier prot. Kirchen besitzt die Stadt eine kath. Kapelle und eine Synagoge. In dem aus dem 12. Jahrh. stammenden, 1480 mit schönen Backsteingiebeln verzierten und 1610 erweiterten Rathaus befindet sich eine Pergamentbibel von 1541 mit Malereien von Lukas Cranach. Auf dem ansehnlichen Marktplatz mit alten Giebelhäusern stehen eine Rolandsäule seit dem 14. Jahrh. und die Butterjungfer, ein messingenes Standbild auf einer Holzsäule. Anstatt der frühern Wälle führen jetzt Promenaden um die ganze Stadt. Von Unterrichtsanstalten besitzt Z. ein Gymnasium und Real-Progymnasium (Franciseum) mit Pädagogium für 30 Pensionäre (in dem um 1250 erbauten got. Barfüßerkloster), eine höhere Töchterschule, eine Mädchenschule, eine obere und untere Bürgerschule, eine Gewerbeschule. Das Frauenkloster von 1214 ist jetzt eine der beiden Infanteriekasernen, das Augustinerkloster von 1390 seit 1525 städtisches Hospital. Die Stadt hat Fabriken für Gold- und Silberwaren, Schirmstöcke, Seife, Stärke, Sprit, Chemikalien, Wagen, ferner Eisengießereien und viele Bierbrauereien. Letztere liefern das altberühmte Zerbster Bitterbier, das weithin versandt wird. Bedeutend ist der Gemüsebau im Stadtteil «der Ankuhn». Z. ist ein sehr alter Ort, der 949 dem Sprengel des brandenburger Bistums zugewiesen wurde, seit 1197 Eigentum und Residenz der edeln Herren von Z. aus Alsleben a. S. (seit 1253 unter brandenburg. Oberlehnsherrlichkeit) war. Im J. 1264 kam die Herrschaft in Besitz der edeln Herren von Barby, 1307 an das Haus Anhalt. Nach dem Tode des letzten Fürsten von Anhalt-Zerbst, Friedrich August (gest. 3. März 1793), wurden die zerbstischen Lande 28. Dez. 1797 an die drei andern Linien verteilt, wobei die Stadt Z. an Anhalt-Dessau kam.

Zerda, Fuchsart, s. Fennek.

Zerduscht, soviel wie Zoroaster.

Zerfaserungsapparat, s. Defibreur.

Zerklaere, s. Thomasin von Zerklaere.

Zerknirschung (contritio) wird in der christl. Religionsethik die tiefste Reue des Menschen über seine Sünden genannt, weil er sich durch das Bewußtsein derselben gleichsam zermalmt und in seinem Innern vernichtet fühlt. Sie entsteht durch die Schrecken des Gewissens, welche die Erkenntnis der Sünde bewirkt, nach prot. Ansicht ohne eigenes Verdienst des Reuigen zufolge einer göttlichen Einwirkung, nach katholischer als Handlung des freien Willens, die ein Verdienst haben und zur Rechtfertigung des Sünders vor Gott mitwirken kann. Sie und der Glaube sind nach der prot. Kirchenlehre die wesentlichen Teile der Buße (s. d.).

Zermagna, ein dalmatinischer Küstenfluß, der in der frühern kroat. Militärgrenze, in der Lika, entspringt und nach kurzem Laufe bei Novigrad ins Adriatische Meer fällt. Die Breite des Flusses im Unterlaufe beträgt 38 m. Die Z. ist vom Meere bis Obrovizza mit kleinern Seeschiffen befahrbar.

Zermatt (franz. Praborgne), Pfarrdorf mit (1880) 492 E. im Bezirk Visp des schweiz. Kantons Wallis, liegt 1620 m über dem Meere, 32 km südsüdwestlich von Visp auf dem linken Ufer der Gorner- oder Mattervisp in der obersten Stufe des Nikolai- oder Matterthals, das sich, links von der vergletscherten Kette der Dent Blanche (4364 m) und

des Weißhorns (4512 m), rechts von den Mischabelhörnern umschlossen vom Fuße des Monte-Rosa und des Matterhorns nordnordöstlich bis Stalden (834 m) zieht, wo die Gornervisp sich nach 28 km langem Laufe mit der Saaservisp vereinigt. Von den mächtigsten Firn- und Felshäuptern der Schweizer Alpen umgeben, reich an gewaltigen, tief gegen die enge Thalfurche herabsteigenden Gletschern (Gorner-, Zmutt-, Findelengletscher), an Wasserfällen, Alpweiden, Lärchen- und Arvenwäldern, ist das Nikolaithal eins der großartigsten Hochthäler der Schweiz. Mittelpunkt des sehr lebhaften Touristenverkehrs, der neben Alpenwirtschaft und spärlichem Ackerbau die Haupterwerbsquelle der Bewohner bildet, ist das Dorf Z. mit seinen großen palastartigen Gasthöfen und den dazugehörenden Berghotels der Riffelalp (2227 m) und des Riffelberges (2569 m). Während die Hochgipfel und Gletscherjoche der Umgebung von Z. meist nur geübten Bergsteigern zugänglich sind, bieten die Vorberge zahlreiche ebenso lohnende, wie leicht erreichbare Aussichtspunkte, unter denen der Gornergrat (3136 m), das Hörnli (2893 m) am Fuße des Matterhorns und das Mettelhorn (3110 m) die besuchtesten sind. Von den andern Dörfern des Thals, das (1880) in sechs Gemeinden 2275 E. deutscher Zunge und kath. Konfession zählt, ist das wichtigste St. Niklaus (1164 m, 808 E.), nach welchem das Thal benannt ist; seine Bergführer gehören, wie die von Z., zu den besten der Schweiz. Mit dem ital. Val Tournanche ist das Nikolaithal durch den Gletscherpfad über das Matterjoch (Theodul) verbunden; thalabwärts führt von Z. nach St. Niklaus ein 24 km langes Fahrsträßchen, welches sich als Saumweg über Stalden nach Visp (19 km) fortsetzt. Eine Zahnradbahn Visp-Z. ist projektiert. Vgl. Ulrich, «Die Südthäler des Wallis» (Zür. 1850); Conway, «Z. Pocket-book» (Lond. 1881); Wolf, «Die Visperthäler» (Zür. 1886).

Zerrennarbeit, metallurgische Operation, besteht in einem oxydierenden Schmelzen des Roheisens, durch welches das Roheisen in Luppen von Frischeisen verwandelt wird, das dann durch Zängen zu Schmiedeeisen verarbeitet wird.

Zerschlagung der Grundstücke, soviel wie Dismembration (s. d.); vgl. Arrondierung und Gemeinheitsteilung.

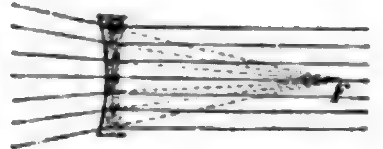
Zersetzung, chemische Trennung oder Scheidung heißt der chem. Prozeß, durch welchen die zu einem gleichartigen Ganzen verbundenen ungleichartigen Bestandteile eines Körpers getrennt werden. Die Mittel, durch welche eine chemische Z. hervorgebracht wird, sind teils die bloße Berührung eines zusammengesetzten Körpers mit andern in chem. Verwandtschaften auftretenden Stoffen, teils die Abänderung der chem. Verwandtschaft zweier verbundenen Stoffe durch Temperaturänderung, durch die Einwirkung des Lichts, durch den elektrischen Strom, durch die Dissociation (s. d.) u. s. w.

Zerstäuber, s. Drosophor und Gartengeräte, Bd. VII, S. 560[a], nebst Tafel.

Zerstreute Fechtart wird im Gegensatze zur geschlossenen Fechtart diejenige Fechtweise genannt, bei welcher die Mannschaften nicht dicht neben- und hintereinander, sondern mit größern oder kleinern Zwischenräumen in beliebigen Gruppierungen kämpfen. Der einzelne Mann ist hierbei nicht an einen bestimmten Platz gebannt, sondern hat innerhalb gewisser Grenzen Freiheit der Bewegung, um sich eine möglichst gute Deckung und ein geeignetes Schußfeld zu verschaffen. Während früher die geschlossene Fechtart für die Infanterie die Regel, die zerstreute Fechtart die Ausnahme war, ist nach den bedeutenden Fortschritten der Feuerwaffen in den letzten Decennien jetzt das Umgekehrte eingetreten und die zerstreute Fechtart die Regel, die geschlossene Fechtart die Ausnahme geworden.

Zerstreuung des Lichts, s. Dispersion.

Zerstreuungslinsen nennt man die hohlen oder konkaven optischen Linsen (s. d.), weil sie die parallel zu ihrer Achse auffallenden Lichtstrahlen beim Durchgange durch die Linse so brechen, daß sie zueinander divergent, d. i. zerstreut, austreten, und zwar derart, als ob sie von einem in der Achse auf der Auffallseite des Lichts liegenden Punkte F der beistehenden Figur ausgegangen wären. Dieser Punkt heißt der scheinbare, virtuelle oder negative Brennpunkt der Z. Einen wirklichen Brennpunkt besitzen die Z. nicht.



Zerteilende Mittel (Dissolventia), diejenigen Heilmittel, welche widernatürliche Anhäufungen von Blut oder Krankheitsprodukten (Exsudate, Eiter) zu heben vermögen. Insofern können ebensowohl die entzündungswidrigen (antiphlogistischen) wie die Aufsaugung und Eiterung befördernden Mittel zerteilende genannt werden. Meist versteht man aber diejenigen äußerlichen Mittel darunter, welche Entzündungsprodukte zur Resorption bringen sollen, wie feuchtwarme Umschläge, graue Quecksilbersalbe, Jod, Pflaster u. s. w. Auch rechnet man hierher rein mechanisch wirkende Heilmittel, wie methodische Druckverbände, Einwickelungen, Massage u. dgl.

Zesen (Philipp oder, wie er sich selbst schrieb, Filip, lat. Caesius), deutscher Dichter und Sprachforscher, geb. 8. Okt. 1619 zu Priorau bei Bitterfeld, soll eigentlich den Familiennamen Blau gehabt haben. Er besuchte das Gymnasium zu Halle und studierte zu Wittenberg, wo er Magister wurde, und zu Leipzig. Dann wandte er sich nach Hamburg, wo er 1643 zur Vervollkommnung und Reinigung der deutschen Sprache die Deutschgesinnte Genossenschaft stiftete, in welcher er selbst der Färtige (Fertige) hieß, begab sich aber nicht lange darauf nach Amsterdam, und führte von nun an ein unstetes Wanderleben in Holland, Frankreich und dem nördl. Deutschland, bis er sich 1683 zu Hamburg niederließ, wo er 13. Nov. 1689 starb. Er war kaiserl. Pfalzgraf, gekrönter Dichter, Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft unter dem Namen des Wohlsitzenden, wurde vom Kaiser geadelt und von mehrern sächs. Fürsten mit dem Ratstitel beschenkt. Sein Hauptbestreben war der deutschen Sprache und Dichtkunst gewidmet. Er besaß Talent und Kenntnisse; aber sein übertriebener Eifer, alles Fremdartige aus der deutschen Sprache zu verdrängen und statt dessen eine Menge unnötiger Neuerungen ohne Geschmack und Kritik in dieselbe einzuführen, hat ihm Tadel und Spott zugezogen. So ging er in der konsequenten Durchführung des orthographischen Grundsatzes, daß man schreiben müsse wie man spreche, zu weit. Ebenso wenig war er in der Einführung neugebildeter deutscher Wörter an die Stelle der verworfenen

Fremdformen glücklich. Einige von ihm eingeführte deutsche Wörter sind indes geblieben. Unter seinen lyrischen Gedichten, deren Hauptsammlung das «Dichterische Rosen- und Lilienthal» (Hamb. 1670) ist, sind namentlich die Lieder zum Teil zart und innig empfunden. Er übersetzte die Romane der Scudery: «Ibrahims oder des durchleuchtigen Bassa und der beständigen Isabelle Wundergeschicht» (Amsterd. 1645) und «Die afrikan. Sofonisbe» (Amsterd. 1646) und verfaßte selbst einige Romane, so die moderne Liebesgeschichte «Die adriatische Rosemund» (Amsterd. 1645), und die biblischen Romane «Assenat» (Nürnb. 1679) und «Simson» (Nürnb. 1679). Sein «Hochdeutscher Helikon» (zuerst Wittenb. 1640) ist eine Anleitung zur Poesie und Metrik, die zugleich viele Gedichte von ihm selbst enthält. Von seinen sprachwissenschaftlichen Werken sind zu nennen: «Hochdeutsche Sprachübung» (Hamb. 1643 u. öfter) und «Rosenmohnd, d. i. in 31 Gesprächen eröffnete Wunderschacht zum unerschätzlichen Steine der Weisen» (Hamb. 1651). Eine Auswahl seiner Gedichte gibt Müllers «Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh.» (Bd. 1, Lpz. 1837).

Zeta, Zenta (spr. Seta, Senta), Fluß in Montenegro, entspringt im Thalkessel von Nikšić und verliert sich nach kurzem Laufe unter einem Berge, kommt aber auf der Südseite desselben wieder zum Vorschein, fließt südöstlich bei Danilograd und Spuž vorbei und mündet oberhalb Podgorizas rechts in die Morača. Nach dem Flusse wurde im Mittelalter das ganze Küstengebiet von Cetinje bis Skutari Z. genannt, neben dem sich auch noch der aus dem Altertum stammende Name Dioclea oder Duklja erhalten hatte. Es gehörte bis zum Tode Duschans zum serb. Reich, hatte dann selbständige Fürsten aus dem Hause Balšić, später aus dem Hause Crnojewić. Beim Anrücken der Türken floh die Bevölkerung der Z. in die Berge und legte den Grund zum heutigen Montenegro.

Zetazismus, ein namentlich von A. Schleicher gebrauchter grammat. Terminus, der die Wirkung von j oder palatalen Vokalen auf vorhergehende Konsonanten bezeichnen soll. Die Benennung ist einem einzelnen Falle entnommen: das griech. Zeta entsteht nämlich aus ursprünglichem dj oder gj.

Zetergeschrei oder Gerüfft hieß im Mittelalter das Geschrei, welches man erhob, sobald ein Übelthäter auf frischer (handhafter) That betreten ward, um dadurch seine Mitverfolgung durch die Gemeinde (Nacheile) zu veranlassen und mittels der so gewonnenen Zeugen und Beweisstücke das Verbrechen greifbar vor Gericht zu bringen. Wer den Ruf erhoben, hatte damit ein höchst summarisches Verfahren eingeleitet und durfte, wenn der Verfolgte noch an demselben Tage erlangt wurde (sofern die That nicht übernächtig geworden war), von der Anklage nicht zurücktreten. Nach dem Übergreifen des Inquisitionsprozesses erhielt sich die Erinnerung an das Z. noch in dem Weherufen von seiten der Beisitzer des Halsgerichts, wenn der Stab über zum Tode Verurteilte gebrochen ward.

Zetes, Sohn des Boreas, s. Kalaïs und Zetes.

Zethos, Bruder des Amphion (s. d.).

Zetlandinseln, s. Shetlandinseln.

Zettel, in der Weberei (s. d.) eine bildliche Vorschrift auf Papier, nach welcher das Anschnüren der Schäfte und Tritte auf dem Webstuhl vorgenommen wird; auch soviel wie Kette (s. d.).

Zettelbanken, s. u. Banken, Bd. II, S. 441ᵃ.

Zettelmaschine, s. Kettenschermaschine.

Zettelverkäufer, s. Seelenverkäufer.

Zetternam (Eugen), Pseudonym des vläm. Schriftstellers Jodocus Jos. Diricksens, geb. zu Antwerpen 4. April 1826, war Möbelmaler, kam früh in Berührung mit einigen der hervorragendsten Förderer der vläm. Bewegung, namentlich mit dem Dichter Van Beers, und bildete sich zu einem der beliebtesten Volkserzähler heran. Er starb 10. Okt. 1855. Sein erstes Werk, und wohl auch sein bestes, war «Rowna» (Antw. 1845). Es folgten dann etwa 30 Arbeiten auf dem Gebiete des Romans, der Erzählung, des Dramas und der Kunstkritik. Seine kunstkritische Arbeit: «Verhandeling over de Nederlandsche schilderschool» (1855), wurde von der antwerpener Lukasgilde preisgekrönt.

Zetterstedt (Joh. Wilh.), schwed. Naturforscher, geb. 20. Mai 1785 auf einem Landgute in der Landschaft Östergötland, bezog 1805 die Universität zu Lund, wurde 1810 Docent der Botanik, 1812 Adjunkt in der Naturgeschichte, 1839 Professor der Botanik und Ökonomie zu Lund. Im J. 1853 in Ruhestand versetzt, starb Z. zu Lund 23. Dez. 1874. Zu seinen bedeutendsten Schriften gehören: «Dissertatio de foecundatione plantarum» (Bd. 1—3, Lund 1810—12), «Orthoptera Sueciae» (Lund 1821), «Fauna insectorum Lapponica» (Bd. 1, Hamm 1828), «Monographia Scatophagarum Scandinaviae» (Par. 1835), «Insecta Lapponica» (Heft 1—6, Lpz. 1838—40), «Diptera Scandinaviae» (Bd. 1—14, Lund 1842—60), für welches Werk ihn die Akademie der Wissenschaften zu Stockholm mit der großen Linnéschen Medaille belohnte.

Zeug, auch Gezeug, war früher eine Bezeichnung für Artillerie, insbesondere das Material derselben. — Zeugmeister hießen die Befehlshaber der Geschütze (daher auch der heute noch übliche Titel: Feldzeugmeister). — Eine mit der Verwaltung des Artillerie- und Waffenmaterials betraute Offizierbranche führt in der deutschen Armee den Namen Zeugoffiziere. — Zeughäuser sind Räume, in denen größere Mengen dieses Materials aufbewahrt werden; stehen damit Werkstätten in Verbindung, so heißen sie Arsenale (s. d.).

Zeug, Schriftzeug, s. u. Schriftgießerei.

Zeugarbeiter heißen beim Bergbau diejenigen besonders tüchtigen Zimmerlinge, welche beim Maschinenbau Verwendung finden.

Zeugartillerie, s. unter Artillerie.

Zeugdruck (frz. impression des tissus, engl. printing), die Herstellung farbiger Muster auf Geweben durch Aufdrucken. Das Auftragen der Farben (oder Beizen) erfolgt von Hand mittels eines Holzblocks, auf welchem das Muster erhaben ausgeführt ist, oder mit Hilfe von Walzen, welche das Muster tragen. In neuerer Zeit sind diese Verfahrungsweisen durch die Arbeit von Maschinen größtenteils verdrängt worden und zwar verwendet man Perrotinen und Walzendruckmaschinen.

Perrotinen oder Plattendruckmaschinen ahmen den Handdruck nach und arbeiten mit flachen hölzernen Formen, auf denen das Muster durch hervorragende Messingfiguren von entsprechender Gestalt gebildet ist. Alle Formen, deren die Perrotine mindestens ebenso viele bedarf, als sie Farben druckt, drucken gleichzeitig, wobei das Gewebe (meist Kattun, weshalb die Zeugdruckerei ebensowohl Kattundruckerei genannt wird) auf gepolsterten

Tischen ruht. Nach jedem Druck gehen die Formen zurück. Zwischen Form und Gewebe schiebt sich alsdann ein Sieb, welches zuvor die Farbe aus dem mit Walzen arbeitenden Farbekasten geholt hat; die Form tupft gegen das Sieb, um die Farbe abzunehmen, und nachdem das erstere wieder seitwärts fortgegangen ist, geht die Form von neuem gegen den über den Tisch gespannten Stoff, um ihn zu bedrucken. Während die Form außer Berührung mit letzterm ist, wird derselbe nebst dem sog. Mitläufer (einem zum Schutz mitgeführten Zeug) durch Nadelwalzen um die Formbreite verschoben. Das bedruckte Zeug wird samt dem Mitläufer in einem geheizten Raum über hölzerne Haspel geführt, getrocknet und abgelegt.

Die Walzendruckmaschinen arbeiten mit vertieft gravierten Metallwalzen. In der Vierfarbendruckmaschine von C. Hummel in Berlin wird die Druckwalze durch eine elastische Farbwalze, die in einem Farbekasten badet, vollständig mit Farbe bedeckt; hin und her gehende Bleche streichen die Farbe von der Druckwalze ab und lassen nur die Gravierung mit Farbe gefüllt, aus der dieselbe durch beträchtlichen Druck auf das Gewebe übertragen wird, während das Zeug, welchem außer dem Mitläufer ein endloses Drucktuch als Unterlage dient, zwischen der Druckwalze und einer elastischen Pressionswalze hindurchläuft. Bei jeder Druckmaschine ist dieser Mechanismus so vielmal vorhanden, als sie Farben druckt. Die Pression wird durch ein Doppelhebelsystem ausgeübt. Perrotinen können von Hand betrieben werden; Walzendruckmaschinen dagegen erfordern stets Maschinenkraft, besitzen aber auch eine etwa fünfmal größere Leistungsfähigkeit und arbeiten genauer, wie sie sich auch besser zum Drucken mit vielen Farben eignen.

Die bedruckten Gewebe werden getrocknet. Da sie alsdann meist eine rauhe Oberfläche zeigen, müssen sie noch weiter präpariert werden. Demnach bezwecken die folgenden Operationen, die Ware glatt zu ziehen, sie mit Stärke u. s. w. zu füllen oder geschmeidig zu machen, worauf sie getrocknet, geglättet, gelegt, gemessen und verpackt wird. Die wichtigste Maschine hierbei ist der Kalander (s. unter Appretur), durch welchen das Gewebe zugleich einen gewissen Glanz erhält. Der Farbendruck wird außer auf Baumwoll-, Woll-, Leinen- und Seidengewebe auch auf Garn angewendet (Garndruck), und zwar werden namentlich die Kettengarne (Kettendruck) auf diese Weise behandelt. Die Farben können entweder direkt als solche aufgedruckt werden (Tafeldruck, s. Applikationsfarben), oder die Zeuge werden erst nur mit Beize (s. d.) bedruckt und dann nach dem Fixieren und Trocknen der letztern in die Farbebrühe gebracht, wodurch die Farben nur an den gebeizten Stellen haften, während sie aus dem übrigen Zeug durch schwaches Bleichen (Buntbleiche) wieder entfernt werden. (Vgl. Färberei.)

Zeuge heißt im Prozeß eine von den Parteien verschiedene Person, welche dem Gericht über ihre Wahrnehmung einer Thatsache Mitteilung macht (Beweiszeugen, im Unterschied von Solennitätszeugen, deren Gegenwart zu gewissen Rechtsakten erforderlich ist, z. B. einer Testamentserrichtung). Das heutige Recht kennt nicht mehr, wie das frühere gemeine Gründe, welche zum Zeugnis unfähig machen; das Gesetz schreibt nur vor, daß gewisse Personen unbeeidigt zu vernehmen seien. In der Regel muß das Zeugnis beeidigt sein; regelmäßig erfolgt die Beeidigung vor der Vernehmung, ist also promissorisch; aus besondern Gründen kann das Gericht nachfolgende (assertorische) Beeidigung verfügen. Im Civilprozeß können die Parteien auf die Beeidigung verzichten. Zum Zeugnis ist auf gehörige Ladung jeder verpflichtet, welcher der inländischen Gerichtsgewalt unterworfen ist; der Zeuge hat dafür ein Recht auf Entschädigung aus der Staatskasse nach Maßgabe der Gebührenordnung. Die Zeugnispflicht umfaßt die Pflicht zum Erscheinen vor Gericht, zur Aussage und deren Beeidigung. Von der Zeugnispflicht entbinden nur die gesetzlich bestimmten Gründe. (Strafprozeßordnung, §§. 51—54; Civilprozeßordnung, §§. 348 und 349; Recht zur Zeugnisweigerung.) Hinter der Zeugnispflicht steht der Zeugniszwang (Geldstrafe, Haft).

Die Zeugenvernehmung erfolgt in der Regel vor dem Prozeßgericht, ausnahmsweise nur (wegen Verhinderung, zu großer Entfernung des Zeugen, erheblicher Schwierigkeit der Vernehmung vor dem Prozeßgericht oder weil die Vernehmung an Ort und Stelle geschehen soll) vor einem beauftragten oder ersuchten Richter. Erfolgt sie vor einem Kollegialgericht, so ist es der Vorsitzende, welcher die Zeugen verhört. Auf Verlangen hat er den beisitzenden Richtern zu gestatten, Fragen zu stellen. Im Strafprozeß hat er ebenso dem Staatsanwalt, dem Beschuldigten, seinem Verteidiger Fragen zu erlauben, auch ist hier das Verhör der von der Staatsanwaltschaft und dem Beschuldigten benannten Zeugen der Staatsanwaltschaft und dem Verteidiger auf ihren übereinstimmenden Antrag zu überlassen (sog. Kreuzverhör). Im Civilprozeß können die Parteien dem Zeugen sachdienliche Fragen vorlegen lassen; auch kann ihnen der Vorsitzende gestatten und hat ihren Anwälten auf Verlangen zu gestatten, unmittelbare Fragen an die Zeugen zu richten. Die Zeugenaussage unterliegt der freien richterlichen Beweiswürdigung (s. Beweis); es gilt insbesondere nicht mehr der alte Satz, daß durch übereinstimmende Aussage mindestens zweier einwandfreien (»klassischen«) Zeugen voller Beweis erbracht werde. (S. Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich, §. 338 fg.; Strafprozeßordnung, §§. 48 fg., 237 fg.; Gebührenordnung für Zeugen und Sachverständige vom 30. Juni 1878.)

Zeughaus, s. Arsenal.

Zeuglodonten (grch.), eine besondere Familie zum Teil riesiger, fossiler Säugetiere, welche den Waltieren durch ihr Skelett, den Seehunden durch ihre Bezahnung nahe stehen, genannt nach der besondern Gestalt ihrer Backzähne, die zweiwurzelig sind und auf dem Durchschnitt so aussehen, als beständen sie aus zwei durch eine Brücke verbundenen Hälften. Die Reste der typischen Gattung, deren Arten bis 20 m Länge erreichen, werden besonders in Alabama gefunden. Die schönsten Skelette befinden sich im Museum von Berlin. Vgl. J. Müller, »Die fossilen Reste der Z.« (Berl. 1849).

Zeugma (grch.), eigentlich Verbindung, heißt eine grammatische Figur, welche darin besteht, daß ein einziges Prädikat, besonders ein Verbum, auf mehrere Subjekte in der Konstruktion bezogen wird, welches streng genommen nur zu einem derselben paßt. Der vermißte Begriff wird, als sinnverwandt, leicht ergänzt, wie z. B. in dem Satze: »Einige behaupten, er sei durch Schiffbruch, andere, er sei

durch seine eigenen Sklaven getötet worden», wo im ersten Gliede ein entsprechendes Verbum, wie «umkommen», hinzugedacht wird. In dem Satze aus der Bibelübersetzung Luthers: «Die Augen des Herrn sehen auf die Gerechten und seine Ohren auf ihr Schreien», fehlt im zweiten Gliede das Verbum «hören», als ginge ein Verbum voraus, das die sinnliche Wahrnehmung überhaupt bezeichnet, etwa «achten auf».

Zeugmeister, s. unter Zeug.

Zeugung. Allen organischen Körpern (Pflanzen und Tieren) ist eine gewisse Dauer ihres Daseins gegeben; bald drängt sich das Leben derselben in den Zeitraum weniger Stunden und Tage zusammen, bald dehnt es sich über eine Reihe von Jahrzehnten, selbst über Jahrhunderte aus. Aber stets erfüllt sich das endliche Schicksal (das Sterben, der Tod) mit gleicher Gewißheit. Zur Deckung des durch dieses Sterben bedingten Ausfalls besitzen Pflanzen und Tiere die Fähigkeit, ihrem eigenen Organismus ähnliche Organismen zu erzeugen (sich fortzupflanzen). Wir sehen nämlich, daß in den einzelnen Geschöpfen gewisse körperliche Bestandteile sich absondern und unter günstigen äußern Umständen allmählich zu Geschöpfen derselben Art sich entwickeln. Die Fortpflanzungsfähigkeit der Organismen ist aber an eine bestimmte Zeit ihres Daseins geknüpft (d. i. die Zeit der Reife) und sehr ungleich über die einzelnen Arten verteilt. Es gibt Geschöpfe, die in wenigen Stunden eine sehr zahlreiche Nachkommenschaft hervorbringen, und andere, die zur Erzeugung eines einzigen Sprößlings eines Zeitraums von mehrern Monaten und Jahren bedürfen. Während der Elefant in drei bis vier Jahren nur ein einziges Junges gebiert, hat man die Nachkommenschaft eines trächtigen Kaninchens in derselben Zeit auf mehr als eine Million berechnet. Die Nachkommen einer Blattlaus betragen nach einigen Wochen schon mehrere tausend Millionen, und die einer Vorticelle sogar nach vier Tagen 140 Billionen. Soweit unsere Beobachtung reicht, ist die Neubildung der einzelnen Geschöpfe stets an die Existenz schon bestehender Lebensformen geknüpft. Ob eine Urzeugung (generatio aequivŏca), d. i. Entstehung von Organismen aus formlosem, organischem Stoffe stattfinden könne, ist eine auch heute noch ungelöste Frage, die in neuerer Zeit besonders in Frankreich lebhaft verhandelt wurde, indem Joly und Pouchet dieselbe bejahten, Pasteur dagegen verneinte. Beide Parteien suchten ihre Behauptungen durch Experimente und Beobachtungen mit dem Mikroskop zu belegen. Es hängt diese Frage innig mit der über den ersten Ursprung der organ. Wesen auf unserer Erde zusammen, der jetzt von manchen in den Körpern gesucht wird, welche den Weltenraum erfüllen, und unter welchen, nach dieser Meinung, sich auch organ. Keime befinden müssen.

Mag man auch zugeben, daß die Luft mit organischen Keimen erfüllt ist (Keimkörnern von Pilzen, Infusorien u. s. w.), die auf günstigem Boden und unter günstigen Umständen sich weiter entwickeln, so muß doch die Lösung der Frage, ob auch solche Organismen ohne vorgängige Einsaat aus organischem, formlosem Stoffe sich entwickeln können, der Zukunft überlassen bleiben. Die Elternzeugung (generatio homogeaea), d. h. die Fortpflanzung organischer Wesen, die hier allein in Betracht kommt, geschieht stets durch Teile des ursprünglichen Organismus, die sich in besonderer Weise ausbilden, und beruht zuletzt auf der Vermehrung der letzten Elemente, welche den Organismus zusammensetzen, nämlich der Zellen (s. d.). Die Elternzeugung aber ist entweder eine ungeschlechtliche (generatio monogenea) oder geschlechtliche (generatio digenea). Die ungeschlechtliche Z. wiederum ist verschieden, je nachdem die zur Bildung neuer Individuen bestimmten Zellen oder Zellengruppen sich vom elterlichen Organismus sofort ablösen («Teilung», bei Infusorien; Ablösung der kleinen blattachselständigen Knöllchen beim Türkenbunde u. a.), oder ob dieselben mit dem zeugenden Organismus in Zusammenhang bleiben (Bildung von Tier- und Pflanzenstöcken). Die Fähigkeit, sich zu neuen Individuen umzubilden, wohnt bald allen Zellen und Zellengruppen des Organismus bei, bald ist sie nur auf bestimmte Regionen oder Organe beschränkt. Bei einzelligen Pflanzen und Tieren geschieht die Vermehrung in derselben Weise wie bei den organischen Zellen überhaupt. Bei mehrzelligen Organismen vermehren sich gewisse Zellen in bestimmter Richtung, dehnen sich aus, wachsen, bilden eine Hervorragung bald nach innen, bald nach außen, die nach und nach die Gestalt des elterlichen Organismus annimmt. Bei den meisten Pflanzen bleibt die so gebildete Knospe mit dem Organismus vereinigt oder trennt sich nur durch zufällige Umstände. Da aber die Knospe schon ein Individuum ist, so kann die Pflanze dadurch vermehrt werden, daß die Knospe in günstige Verhältnisse gebracht wird, unter welchen sie sich selbständig weiter zu entwickeln vermag. Das Pfropfen und Okulieren, sowie das Bilden von Ablegern ist nichts anderes als die Übertragung losgelöster Knospen auf einen Boden, der die Weiterentwickelung der transplantierten Knospe gestattet. Bei den Tieren können die Knospen bald innerlich, bald äußerlich sein, innerlich z. B. bei den sog. Ammen der Eingeweidewürmer, äußerlich bei Polypen, Moostieren u. s. w. Gewöhnlich lösen sich die tierischen Knospen zu einer bestimmten Zeit der Entwickelung los und werden dann freie, selbständige Tiere (Medusen, Hydra). Sobald sie aber mit dem erzeugenden Organismus in Verband bleiben, so bilden die Vereinigungen solcher, oft verschiedenartig, oft gleichartig gebildeter Knospen einen zusammengesetzten Tierstock. So sind bei den Korallenstöcken die Knospen meist gleichartig, bei den Schwimmpolypen aber verschiedenartig, indem Bewegungs-, Verdauungs- und Geschlechtsknospen sich in verschiedener Weise ausbilden. Die als Zellen losgelösten Fortpflanzungsteile nennt man bei den Pflanzen Keimkörner, Keimzellen, Sporen, bei den Tieren Eier. Es werden dieselben stets in eigenen Organen (Sporangien, Ovarien, Eierstöcken) gebildet. Hinsichtlich ihrer Entwickelung aber können wieder zwei verschiedene Verhältnisse platzgreifen, indem sie entweder selbständig sich zu Organismen weiter entwickeln, z. B. bei den Blattläusen, verschiedenen Pilzen (s. Parthenogenesis), oder indem es zu ihrer Fortentwickelung der Befruchtung bedarf, welche durch einen besondern Zeugungsstoff (Samen, Blütenstaub, Pollen) geschieht.

Die geschlechtliche Fortpflanzung, Z. durch Befruchtung, diese mehr komplizierte Entstehungsweise von Organismen, ist die verbreitetste, kommt beim Menschen und allen höhern Tieren vor, tritt aber auch bei vielen solchen tierischen und pflanzlichen

Organismen auf, die sich durch Teilung und Sprossenbildung vermehren. (S. Ammenzeugung und Generationswechsel.) Sie kommt dadurch zu Stande, daß durch die wechselseitige Einwirkung (Befruchtung) zweier Zeugungsmittel (Geschlechtsprodukte), eines männlichen (Samen) und eines weiblichen (Ei), der Keim (befruchtetes Ei) die Fähigkeit erhält, sich zum neuen Individuum zu entwickeln. Samen und Ei werden immer in besondern Organen (Geschlechtsorganen) gebildet, doch können beide Organe zugleich in einem Individuum (Hermaphroditen, Zwitter, Monöcisten) sich vorfinden (vorzugsweise bei den Pflanzen) oder auf zwei Individuen (Mann und Weib, Diöcisten) verteilt sein (besonders bei den Tieren). Im erstern Falle kann sonach die geschlechtliche Z. so gut wie die Knospenbildung und Teilung von einem einzigen Individuum geleistet werden. Die hermaphroditischen Tiere befruchten sich entweder gegenseitig oder sie befruchten sich selbst. Das erstere kann zu gleicher Zeit oder nacheinander geschehen, beim letztern findet entweder nur Zutritt des Samens zu den Eiern im Innern des Tiers statt, oder es kommt eine sichtbare Selbstbegattung zu Stande (bei Bandwürmern). Dagegen kann die Befruchtung des Eies durch den Samen bei getrennten Geschlechtern entweder innerhalb des weiblichen Organismus durch Vermischung der Geschlechter (Begattung) zu Stande kommen, oder auch, indem außerhalb des Organismus der Samen mit den isolierten Eiern in Verbindung gebracht wird (wie bei der künstlichen Befruchtung der Fischeier). Es müssen, mit Ausnahme einzelner Fälle (Parthenogenesis bei Bienen, Blattläusen u. a.), stets Samen und Eier in materielle Verbindung treten, wenn ersterer die letztern entwickelungsfähig machen soll. Die geschlechtliche Z. pflanzt weit weniger sicher als die Z. durch Teilung und Knospen die Eigenschaften des Individuums fort; nur die Gattung und Spezies wird durch die geschlechtliche Z. sicher fortgepflanzt. Daher auch die Fortpflanzung durch Setzlinge und Pfropfreiser stets vorzuziehen ist, wo man alle Eigenschaften des Mutterstammes in dem neuen Individuum wieder erhalten will.

Bei den Pflanzen sind die männlichen und weiblichen Geschlechtsorgane bald in denselben Blüten vereinigt (Zwitterblüten), bald in verschiedenen Blüten auf demselben Stamme (Monöcisten); bald finden sich die verschiedenen Geschlechter auf verschiedenen Stämmen (Diöcisten); das erstere ist der häufigere, das letztere der seltenere Fall. Bei den Tieren zeigen Insekten, Spinnen, Krustentiere und alle Wirbeltiere nur selten Spuren von natürlicher Zwitterbildung (Hermaphroditismus), während bei den übrigen Tieren nicht selten bald hermaphroditische Ordnungen, bald Ordnungen mit getrennten Geschlechtern, ja in einer und derselben Ordnung Familien der einen und andern Art nebeneinander vorkommen. Die Individuen bei getrennten Geschlechtern sind entweder Männchen oder Weibchen oder Geschlechtslose durch Verkümmerung der weiblichen Organe (wie die Arbeitsbienen). Das männliche Zeugungsmittel ist der Samen, welcher erst zur Zeit der Geschlechtsreife (bei einigen Tieren nur in der Brunstzeit) und dann befruchtend wirkt, wenn sich in ihm die sog. Samentierchen mit ihrer großen Beweglichkeit entwickeln. Diese mikroskopischen Spermatozoen sind Zellen mit Fäden und werden deshalb richtiger Samenzellen oder Samenkörperchen (bei den Pflanzen Pollenfäden) genannt. Sie sind bei verschiedenen Geschöpfen von verschiedener Größe und Form. Im allgemeinen lassen sich folgende Hauptformen unterscheiden: Spermatozoen mit birnförmigem Körper und langem Schwanzfaden (bei dem Menschen und vielen Säugetieren); mit walzenförmigem Körper und Schwanzfaden (bei mehrern Vögeln, Amphibien und Fischen); mit schraubenförmig gedrehtem Körper und Schwanzfaden (bei Singvögeln und Haifischen); mit haarförmigem Körper (bei vielen Mollusken, Insekten und Würmern). Das weibliche Zeugungsmittel, im Eierstocke gebildet, ist das Ei, und dieses zeigt vor seiner Befruchtung bei allen Tieren wesentlich denselben Bau. Es stellt nämlich ein rundliches Bläschen von sehr verschiedener Größe bei verschiedenen Tieren dar, dessen Hülle Dotterhaut genannt wird, und dessen Höhle mit einer größern oder geringern Menge einer körnerhaltigen Flüssigkeit (Dotter, Dotterkugel) angefüllt ist. Die Eier der Säugetiere, wie sie vom Eierstocke abgehen, sind einfache Zellen, bestehend aus der Zellmembran (zona pellucida) nebst dem Zelleninhalt, Dotter, einer fett- und eiweißhaltigen Substanz, darin der Zellenkern (Keimbläschen) mit dem Kernkörperchen (Keimfleck). Bei vielen andern Wirbeltieren sind die Eier durch die Anwesenheit eines Nahrungsdotters (Eigelb) ansehnlich vergrößert, und es kommt überdies bei den Vögeln während des Durchgangs durch die Eileiter noch das Eiweiß und die Kalkschale hinzu. Das Ablösen der reifen Eier vom Eierstock erfolgt auch ohne Befruchtung, selbst bei den Säugetieren und Menschen (zur Zeit der Brunst und Menstruation). Der an das Zusammentreffen von Samen und Ei geknüpfte Vorgang der Befruchtung hat noch bis zum heutigen Tage vieles Dunkle. Nahm man früher an, daß behufs der Befruchtung die Samenfäden das reife Ei nur zu berühren brauchten (Kontakttheorie), so ist es eine Entdeckung der neuern Zeit, daß die Spermatozoen in das Innere des Eies eindringen, dies aber bei mehrern Tierklassen (Insekten, Crustaceen, Fischen) durch besondere feine Öffnungen der Eischale hindurch (Mikropylen). Ein Teil des in das Ei eingedrungenen Samenfadens (Spermakern) verbindet sich mit einem Teile des Keimbläschens (Ookern) zu einem neuen Eikern (Furchungskern), dessen Teilung dann den Furchungs- oder Klüftungsprozeß, die Verwandlung des Dotters in eine Unzahl neuer Zellen (Embryonalzellen) einleitet, aus welchen der Körper des Embryo sich aufbaut.

Die Fähigkeit der geschlechtlichen Vermehrung beginnt, sobald die Geschlechtsorgane ihre formelle Ausbildung erreicht haben, d. i. die Pubertät. Beim Menschen fällt dieselbe durchschnittlich zwischen das 14. und 18. Lebensjahr; natürlich haben Klima, Lebensweise und manche andere Umstände Einfluß darauf. Übrigens darf man nicht glauben, daß der Eintritt der Geschlechtsreife nun auch sogleich den Kulminationspunkt der geschlechtlichen Leistungsfähigkeit bezeichne; erst nach und nach entwickelt sich diese. Das Erlöschen der Zeugungsfähigkeit findet beim menschlichen Weibe in der Regel zwischen dem 45. und 50. J., beim Manne um das 60. J. statt. Zur Zeit der Geschlechtsreife geschieht beständig und ohne weitere Einwirkung von außen die Reifung und Lösung der Zeugungsprodukte. Bei der Frau findet die Lösung der Eier zur Zeit der Menstruation, bei Tieren zur Brunst-

zeit statt. Die Entwickelung der befruchteten Eier findet teils außerhalb des mütterlichen Organismus (eierlegende Tiere), bald innerhalb desselben statt (lebendiggebärende Tiere), und zwar entwickelt sich das Junge entweder, indem es, wie bei den Säugetieren, in organische Verbindung mit dem mütterlichen Organismus tritt und von demselben Stoff zugeführt erhält, oder indem das Ei als solches geschlossen bleibt und das Junge sich auf Kosten des darin enthaltenen Nahrungsstoffs entwickelt (Ovoparen und Viviparen).

Zeugungsorgane, s. Geschlechtsorgane.

Zeulenroda, zweite Stadt des Fürstentums Reuß älterer Linie (Reuß-Greiz), unweit des Weidaflusses, in einer bergigen, jedoch fruchtbaren, romantischen und holzreichen Gegend, auf einem hohen Plateau gelegen, Station der Linie Werdau-Mehltheuer der Sächsischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, hat ein schönes Rathaus, Fabrikation von wollenen und baumwollenen Strumpfwaren, wollenen und baumwollenen Zeugen, Seife, Gummistrumpfwaren, Hilfsmaschinen für Schlosser und Klempner u. s. w., Metallwaren, Blitzableiter- und Telegraphenbauanstalt, Färbereien, Leinwand- und Viehhandel und zählt (1885) 7970 E. In der Nähe werden gute Baumaterialien (Pahrener Kalk und Kalksteine), sowie Mineralfarben gefunden. Das frühere Alaunwerk ist jedoch eingegangen. Z. gehörte noch 1399 als Dorf zur Pflege Reichenfels und erhielt 1438 von Heinrich dem Mittlern von Gera Stadt- und Marktgerechtigkeit, sowie eine beschränkte Gerichtsbarkeit. Seit 1500 gehört der Ort der Linie Reuß-Plauen zu Greiz.

Zeune (Aug.), verdient um Blindenerziehung wie um Geographie und deutsche Sprache, geb. 12. Mai 1778 zu Wittenberg, studierte daselbst und trat 1802 als Docent über Erdkunde auf. Sein Antrittsprogramm «De historia geographiae» verschaffte ihm einen Ruf nach Berlin, wo er 1803—5 Lehrer am Grauen Kloster war. Viel Aufsehen machte seine Schrift «Über Basaltpolarität» (Berl. 1809). Durch seine «Gea, Versuch einer wissenschaftlichen Erdbeschreibung» (Berl. 1808; 3. Aufl. 1830) wurde er ein würdiger Vorgänger Karl Ritters. Im J. 1810 erfolgte seine Ernennung zum außerord. Professor der Geographie an der berliner Universität. Im Winter 1812—13 hielt er daselbst patriotisch anfeuernde Vorträge über das Nibelungenlied. Seine segensreichste Wirksamkeit aber beruhte in der von ihm 13. Okt. 1806 mit einem einzigen Zöglinge eröffneten Blindenanstalt, welche bald aufblühte. Im J. 1814 stiftete er die Gesellschaft für deutsche Sprache und 1828 die Gesellschaft für Erdkunde. Z. starb 14. Nov. 1853. Noch sind von seinen Schriften zu erwähnen: «Belisar, über den Unterricht der Blinden» (Berl. 1831; 2. Aufl. 1836), seine Übersetzung des «Nibelungenliedes» (Berl. 1814), sowie eine Ausgabe dieses Gedichts im Original (Berl. 1815); die Schrift «Über die Schädelbildung zur festern Begründung der Menschenrassen» (Berl. 1846) ꝛc. Auch hat Z. gute Reliefgloben erfunden. — Z.s Vater, Johann Karl Z., geb. 29. Okt. 1736 zu Stolzenhayn bei Naumburg, war seit 1776 ord. Professor der griech. Sprache zu Wittenberg, wo er 8. Nov. 1788 starb.

Zeuner (Gustav Anton), bedeutender Physiker, geb. 30. Nov. 1828 zu Chemnitz, studierte 1848—51 auf der Bergakademie Freiberg und redigierte nach mehrern Studienreisen von 1853 bis 1857 die neugegründete Zeitschrift «Civilingenieur». Bei Errichtung des Eidgenössischen Polytechnikums in Zürich 1855 wurde er als Professor der Mechanik und theoretischen Maschinenlehre dorthin berufen, übernahm zugleich als Vorstand die Leitung der mechanischen Abteilung und war von 1859 bis 1865 stellvertretender Direktor, von 1865 bis 1868 Direktor der Anstalt. Im J. 1871 folgte er einem Rufe als erster ständiger Direktor der königl. Bergakademie Freiberg; 1873 wurde er zum Direktor des königl. Polytechnikums in Dresden ernannt, erhielt daselbst zugleich die Professur für technische Mechanik und theoretische Maschinenlehre, führte jedoch von Dresden aus die Direktion der freiberger Akademie, die durch ihn eine vollständige und zeitgemäße Umgestaltung erfuhr, bis 1875 weiter. Von größern Werken Z.s sind hervorzuheben: «Die Schiebersteuerungen» (Freib. 1858; 4. Aufl., Lpz. 1874; auch in franz. und in zwei engl. Übersetzungen), «Die Grundzüge der mechan. Wärmetheorie» (Lpz. 1860; 2. Aufl. 1866; neuer Abdruck desselben 1877; franz. Übersetzung, Par. 1869), «Über das Wanken der Lokomotiven» (Zür. 1861), «Das Lokomotivenblasrohr» (Lpz. 1863), «Abhandlungen aus der mathem. Statistik» (Lpz. 1869).

Zeus, s. Jupiter.

Zeuß (Joh. Kaspar), ausgezeichneter Geschichts- und Sprachforscher, geb. zu Vogtendorf im bayr. Oberfranken 22. Juli 1806, besuchte das Lyceum in Bamberg und ging dann, um sich für das höhere Lehramt vorzubereiten, 1826 nach München. Hier benutzte er die Muße, die ihm ein mehrjähriger Aufenthalt im gräfl. Montgelasschen Hause gewährte, zu geschichtlich-sprachlichen Untersuchungen über die europ. Urvölker, mit Ausschluß der klassischen. Die Ergebnisse dieser Studien legte er in seinem ersten bedeutenden Werke, «Die Deutschen und die Nachbarstämme» (Münch. 1837), nieder, welchem die gründliche Untersuchung über «Die Herkunft der Bayern von den Markomannen» (Münch. 1839) folgte. Im J. 1839 als Professor der Geschichte an das Lyceum zu Speier versetzt, veröffentlichte er hier die «Traditiones possessionesque Wizenburgenses» (Speier 1842). Diesem Werke ließ er eine auf sorgfältigster Quellenforschung beruhende Arbeit über «Die Freie Reichsstadt Speier vor ihrer Zerstörung» (Speier 1843) folgen. Im J. 1847 wurde er Professor am Lyceum zu Bamberg. Hier bearbeitete er die «Grammatica Celtica» (2 Bde., Lpz. 1853; 2. Aufl. von Ebel, Berl. 1868—71), welche der Ausgangspunkt für eine neue Epoche in der kelt. Sprach- und Altertumsforschung wurde. Z. selbst starb, in Ruhestand versetzt, 10. Nov. 1856 zu Vorstendorf bei Kronach in Oberfranken.

Zeuxis aus Herakleia (wahrscheinlich der bithynischen Stadt dieses Namens), einer der berühmtesten Maler des griech. Altertums, neben Parrhasios (s. d.) der bedeutendste Vertreter der ionischen, d. h. kleinasiat. Malerschule, kam als junger Mann um 430 v. Chr. nach Athen, wo er zu dem Maler Apollodoros in ein näheres Verhältnis trat und unter andern zwei berühmte Bilder, einen mit Rosen bekränzten Eros und eine Centaurenfamilie, ausführte. Von Athen ging er nach Kleinasien und nahm seinen Wohnsitz in Ephesus, reiste aber nach andern Orten zur Ausführung künstlerischer Aufträge. So kam er auch nach Kroton in Unteritalien, wo er mehrere Bilder, unter denen besonders

das der Helena berühmt war, für den Tempel der Hera auf dem Vorgebirge Lakinion malte, und an den Hof des Königs Archelaos von Macedonien, dessen Palast er mit Gemälden schmückte. Sein Ruhm beruht hauptsächlich auf der meisterhaften Behandlung der Farben und der Lichteffekte. Über die täuschende Naturwahrheit seiner Gemälde werden verschiedene Anekdoten erzählt. Weniger bedeutend war er in der Komposition und der tiefern Auffassung der Grundcharaktere der von ihm dargestellten Persönlichkeiten; daher Aristoteles seinen Gemälden das Ethos abspricht. In Hinsicht der Zeichnung gab er seinen Figuren, auch den Frauengestalten, kräftige und volle Formen. Vgl. Brunn, «Geschichte der griech. Künstler» (Bd. 2, Stuttg. 1859); Helbig, «Z. und Pharrhasios», in «Jahrbücher für Philologie» (Bd. 95, Lpz. 1867).

Zeyst, s. Zeist.

Zezschwitz (Gerhard Karl Adolf von), namhafter protest. Theolog der orthodoxen Richtung, geb. 2. Juli 1825 zu Bautzen, studierte 1846—50 in Leipzig, wurde 1852 Pfarrer zu Großzschocher bei Leipzig, 1857 Docent, bald nachher außerord. Professor der praktischen Theologie in Leipzig. Behufs litterarischer Arbeiten machte er 1861—65 längere Forschungsreisen und hielt in verschiedenen Städten apologetische Vorträge, wurde 1865 ord. Professor in Gießen und 1866 in Erlangen, wo er zugleich als Kanzelredner und Leiter eines christlichen Studienhauses geschätzt war. Er starb 20. Juli 1886 in Erlangen. Er schrieb: «Zur Apologie des Christentums» (Lpz. 1864, 2. Aufl. 1866), «System der christl. kirchlichen Katechetik» (3 Bde., Lpz. 1863—69; 2. Aufl. 1872—74), «System der praktischen Theologie» (3 Tle., Lpz., 1876—78), «Die Christenlehre im Zusammenhange» (Lpz. 1880 fg.), «Lehrbuch der Pädagogik» (Lpz. 1882).

Zgierz, s. Sgierst.

Zhafâr, s. Dhafâr.

Zia, Tziá, neugriech. Name der Insel Keos (s. d.).

Zibeth, ein früher verwandtes Medikament, welches aus einer gelben, salbenförmigen, moschusähnlich riechenden Absonderung besteht, welche von der Zibethkatze in einem taschenförmigen Organ aufgespeichert und von Zeit zu Zeit entleert wird.

Zibethbaum heißt ein auf der Halbinsel Malakka und den ind. Inseln heimischer, zu der Familie der Malvaceen gehörender Baum (Durio zibethinus *L.*), weil die Zibethkatzen sehr lüstern nach seinen Früchten sind. Diese erreichen die Größe eines Menschenkopfes und schmecken sehr angenehm rahmartig, riechen aber so widrig nach faulen Zwiebeln, daß Fremde sich nur schwer entschließen konnen, sie zu genießen.

Zibethbeutler (Dasyurus viverrinus, Tafel: Beuteltiere, Fig. 8), eine Art Dasyurus (s. d.) von 43 cm Körper- und 35 cm Schwanzlänge, oben dunkler grau mit weißen Flecken, unten heller; die Färbung ist sehr veränderlich. Der Z. bewohnt Vandiemensland und Neusüdwales.

Zibethbiber, s. unter Biber.

Zibethhyäne, s. Erdwolf.

Zibethkatze, s. Zibethtiere.

Zibethratte, soviel wie Bisamratte (s. d.).

Zibethtiere (Viverrina) nennt man eine Familie der Raubtiere, die halb zurückziehbare Krallen, hinter dem Fleischzahne im Oberkiefer zwei, im Unterkiefer einen Höckerzahn und in der Aftergegend Drüsen haben, welche eine starkriechende Feuchtigkeit absondern. Die asiatische Zibethkatze (Viverra Zibetha) ist grau, schwarzbraun gefleckt, mit weißer, schwarzgestreifter Kehle und fast ohne Mähne. Sie lebt auf den hinterind. Inseln und nährt sich von kleinen Vögeln und Säugetieren. Die afrikanische Zibethkatze (Viverra Civetta) unterscheidet sich von ihr durch dunklere Färbung, gedrungenen Körperbau und eine über den ganzen Rücken laufende buschige Mähne und findet sich in Mittelafrika, besonders in Abessinien. Der Zibeth, die Absonderung jener Afterdrüsen, war ehemals statt des Moschus und Ambra in Gebrauch, weshalb man beide Arten Zibethkatzen häufig in Käfigen hielt, um ihn zu bestimmten Zeiten herauszunehmen. Die Genette oder Ginsterkatze (Viverra Genetta, Tafel: Kleinere Raubtiere, Fig. 1) kommt im nördl. Afrika, in Spanien und Südfrankreich vor, wird nur 45 cm lang, hat an den Seiten Reihen von schwarzen Flecken und wird zur Vertilgung der Ratten und Mäuse gezähmt. Außerdem gibt es in Ostindien noch mehrere Arten, alles kleine, aber äußerst blutgierige Raubtiere.

Zibin, ein Nebenfluß der Aluta (s. d.) in Siebenbürgen, ist nur 68¼ km lang, wird aber in der nassen Jahreszeit oder bei plötzlicher Schneeschmelze 28—60 m breit und bis 2 m tief. Seine gewöhnliche Tiefe beträgt kaum einen halben Meter. Nach diesem Flusse heißt Hermannstadt (s. d.) im Magyarischen Szeben, im Rumänischen Sibiniu.

Zichtau, Dorf im Kreise Gardelegen (s. d.).

Zichy (spr. Sitschi, Michael), ungar. Historienmaler, geb. 1826 zu Zala im Somogyer Komitat, fand seinen ersten Unterricht in Wien, lebte seit 1847 als Hofmaler in Rußland, blieb aber in weitern Kreisen unbekannt, bis er sich vollständig und zwar auch als Künstler französierte. Theophile Gautier, der sich persönlich lebhaft seiner annahm, wurde sein Führer und Vorbild. Seitdem hat sich Z. mit einer Anzahl großer, höchst effektvoll gemalter Bilder bekannt gemacht. Sein bestes und einfachstes Werk ist das im Auftrag der Regierung gemalte Bild im pester Nationalmuseum: Kaiserin Elisabeth von Österreich an dem Sarge Franz Deáks. Auf der ersten internationalen Ausstellung in Wien 1882 war sein reichgedachtes Bild: Wirkungen des Weins, ausgestellt. Z. lebt in Paris.

Zichy von Vásonykeö (spr. Sitschi), eine der ältesten und berühmtesten ungar. Familien, seit 1210 vielfach in der Landesgeschichte genannt und 1679 in den Grafenstand erhoben. Im 18. Jahrh. teilte sich das Haus durch die Brüder Johann II. und Stephan II., beide Söhne Johanns I., in zwei Linien: die zu Palota und die zu Karlburg.

Die Linie Palota schied sich durch die drei Söhne des Stifters, Sigismund, Johann (III.) und Nikolaus (gest. 1826), in drei Zweige: 1) den Zweig zu Adony und Szent-Miklós; 2) den Zweig zu Nagy-Long; 3) den Zweig zu Palota.

Die Linie Karlburg ward gestiftet durch Graf Stephan Z., geb. 1715, gest. 1760, der drei Söhne hinterließ:

1) Graf Franz Z., geb. 1751, gest. 1812, der Urgroßvater des gegenwärtigen Hauptes dieses Familienzweigs, des Grafen Ladislaus Z., geb. 11. Sept. 1830. Einer der Großoheime des letztern, Graf Eugen Z., geb. 25. Sept. 1809, war Administrator des Weißenburger Komitats, ging während der ungar. Insurrektion mit dem Erzherzog

Palatin nach Stuhlweißenburg und blieb nach dessen Abzuge in dieser Stadt. Des Einverständnisses mit den anrückenden österr. Truppen und des Versuchs zur Verteilung kaiserl. Proklamationen bezichtigt, wurde er von den Insurgenten gefangen genommen, 30. Sept. 1848 auf der Insel Csepel vor ein Standgericht gestellt, dem Görgei präsidierte, verurteilt und hingerichtet. Ein Oheim des Familienhaupts, Graf Franz Z., geb. 24. Jan. 1811, fungierte als Sekretär der ungar. Hofkanzlei, war dann Vizestatthalter in Fiume und 1841 Präsident des Wechselgerichts zu Preßburg. Nachdem er 1848 Staatssekretär im Handelsministerium unter Széchényi gewesen war, trat er bei Beginn der Revolution zurück, war aber 1874 bis 1880 österr.-ung. Botschafter in Konstantinopel. Ein Bruder dieses Grafen Franz war der durch seine Beteiligung am ungar. Freiheitskriege 1848/49 bekannte Major Graf Leopold Z., geb. 10. Juli 1805, gest. 9. März 1869. Dessen Sohn Geza Graf Z., geb. 23. Juli 1849, ist ein berühmter Klaviervirtuos. Obgleich im Alter von 16 Jahren durch einen Jagdunfall des rechten Arms beraubt, widmete er sich doch nach Vollendung seiner jurist. Studien ganz der Musik, namentlich unter Liszts Leitung. Als Virtuos mit der linken Hand leistet er Außerordentliches und erregte in Wien, Pest und Paris allgemeine Sensation. Auch hat Z. Lieder, Etuden, Chorwerke u. s. w. komponiert. Z. ist Präsident des ungar. Nationalkonservatoriums.

2) Graf Karl Z., ein ausgezeichneter österr. Staatsmann, geb. 4. März 1753 zu Preßburg, wurde 1786 Obergespan im Komitat Raab, Präsident der ungar. Hofkammer, 1788 Judex curiae, in welcher Stellung er sich große Verdienste um die Beruhigung Ungarns erwarb, und erhielt 1802 das Präsidium der allgemeinen Hofkammer und damit zugleich die Leitung der Finanzen. Hierauf wurde er 1808 Staats- und Konferenzminister und 1809 Kriegsminister. Während der Kriegsjahre von 1813 und 1814 war er mit der Leitung der innern Staatsangelegenheiten beauftragt. Auf den ungar. Landtagen galt er als eins der ausgezeichnetsten Mitglieder. Er starb zu Wien 18. Sept. 1826. Sein ältester Sohn, Graf Franz Z.-Ferraris, geb. 25. Juni 1777, starb 6. Okt. 1839 als österr. Feldmarschallleutenant. Dessen jüngerer Bruder, Graf Karl Z., geb. 20. Juni 1778, war ungar. Schatzmeister, Präsident der ungar. Hofkammer und Obergespan des Wieselburger Komitats und starb 15. Dez. 1834, mit Hinterlassung von 14 Söhnen und Töchtern. Ein dritter Bruder, Graf Ferdinand Z., geb. 13. Mai 1783, Feldmarschallleutenant und Festungskommandant von Venedig, kapitulierte nebst dem Grafen Palffy 22. März 1848 mit den Insurgenten und legte die Civil- und Militärregierung der Stadt in die Hände derselben. Deshalb vor Gericht gestellt, wurde er im Juni 1849 zur Cassation, zum Verlust aller Orden und zu zehnjähriger Festungsstrafe verurteilt, aber im Jan. 1851 vom Kaiser begnadigt. Er starb 7. Okt. 1862 zu Preßburg. Gegenwärtiges Haupt dieser Linie ist der Enkel des Grafen Franz, Ludwig, geb. 11. Aug. 1844.

3) Graf Stephan, geb. 14. Juli 1757, starb 30. Juni 1811. Sein Sohn, Graf Stephan Z., geb. 13. April 1780, war eine Zeit lang österr. Botschafter in Petersburg und starb 8. Juni 1853 zu Wien, ohne Söhne zu hinterlassen.

Zidlochowice, s. Seelowitz.

Ziebland (Georg Friedr.), ausgezeichneter Baumeister, geb. 7. Febr. 1800 zu Regensburg, erhielt in München durch Joh. Maria Quaglio eine tüchtige Vorbildung und begann 1812 unter Fischers Leitung seine Studien auf der dortigen Akademie, die er erst 1824 verließ. Um diese Zeit lieferte er mehrere Programmarbeiten, auf welche hin König Ludwig ihn zu einer Reise nach Italien unterstützte, wo er sich 1827—29 aufhielt. Neben dem Studium der Basiliken war besonders die Dekorationsmalerei von Pompeji sein Augenmerk, nach deren Vorbild er den Entwurf zu dem Wandschmucke für die dem König Ludwig gehörende Villa Malta in Rom zu fertigen hatte, welcher dann unter Mart. Wagners Leitung ausgeführt wurde. Nach seiner Rückkehr im Herbst 1829 wurde er der Bausektion des Ministeriums zugeteilt und zugleich Mitglied des Baukunstausschusses in München. Nachdem er 1831 das Lokal der Steuerkatasterkommission im Rundbogenstil und hierauf das in altdeutschem Stil gehaltene Denkmal zu Aibling erbaut hatte, übertrug man ihm den Plan zu dem ehernen Baldachin zu der Fürstengruft in der Theatinerkirche zu St. Cajetan in München. Die Ausführung dieses Werks kam unter seiner Leitung im reichsten Rundbogenstil 1842—43 in der königl. Erzgießerei zu Stande. Inzwischen war 12. Okt. 1835 der Grundstein zu der dem heil. Bonifacius geweihten Basilika gelegt worden, welche Z. 1848 vollendete. Nach dem Tode Ohlmüllers erhielt Z. den Auftrag zur Vollendung des Baues der Mariahilfkirche in der Vorstadt Au, sowie die artistische Beaufsichtigung der Burg Hohenschwangau, welche durch die unter seiner Leitung geführten Neubauten beträchtlich erweitert wurde. Z. starb in München 24. Juli 1873.

Ziegel, aus Lehm oder Thon geformte und getrocknete, sowie gebrannte Steine. (S. Dachziegel, Mauersteine und unter Thonwarenfabrikation.)

Ziegelbrennerei, Ziegelei oder Ziegelhütte, ein Etablissement zur Herstellung von Ziegeln. (S. unter Thonwarenfabrikation.)

Ziegelerz nennt man rötlichbraune bis ziegelrote erdige Gemenge von Rotkupfererz (Kupferoxydul) mit viel Brauneisenerz (Eisenoxydhydrat), die auf manchen Kupfererzlagerstätten vorkommen.

Ziegelofen, **Ziegelpresse**, s. unter Thonwarenfabrikation.

Ziegelthee, eine geringe Sorte Thee, welche in China zu steinförmigen Massen zusammengepreßt wird und namentlich nach Rußland Absatz findet.

Ziegen (Capra), eine Gattung hohlhörniger Wiederkäuer mit seitlich zusammengedrückten, sichelförmig nach hinten gebogenen Hörnern, das Männchen meist mit einem Barte am Kinn versehen. Die Z. leben truppweise in Gebirgsgegenden, sind scheu und im Klettern und Springen gleich ausgezeichnet durch Geschick wie durch Kühnheit. Hierher gehören, nächst den Steinböcken (s. d., der Alpensteinbock, C. Ibex, Tafel: Wiederkäuer, Fig. 1), die Bezoarziege (C. Aegagrus), Paseng oder wilde Ziege. Diese ist rötlichgrau gefärbt, hat auf dem Rücken einen schwarzen Streif, bewohnt die Scheidegebirge Vorder- und Mittelasiens bis nach Kreta und Griechenland und gleicht besonders in den querwulstigen Hörnern ziemlich dem Steinbock. Ferner die Schraubenziege, Markhor (C. Falconeri), aus dem Himalaja, mit schrauben-

förmig gewundenen Hörnern und sehr starkem Kinnbart. Die *gemeine Ziege* (C. Hircus) erscheint seit den ältesten Zeiten als Haustier der Gebirgsnomaden und kommt gegenwärtig in vielen durch Größe, Gestalt der Hörner und Beschaffenheit des Haars unterschiedenen Abarten vor. Langes, seidenartiges Haar haben die *Angoraziege* (s. d.), besonders aber die *tibetanische Ziege* und die vielleicht mit ihr identische *Kaschmirziege*. Letztere werden auf den Bergen des Himalaja als Haustiere gehalten, gedeihen besser in den kältern Regionen und geben das feinste Wollhaar, die einzelne Ziege jährlich nur wenige Unzen. Aus demselben werden die berühmten Kaschmirshawls gewebt (s. *Kaschmir* und *Shawl*). Versuche, die Kaschmirziege bei uns zu ziehen, sind bis jetzt wenig geglückt, doch hat man durch Kreuzung mit der Angoraziege eine treffliche und ergiebige Mittelrasse erzielt. Unter den grobhaarigen Z. ist die in Ägypten und Syrien heimische *Mamberziege*, deren Hörner sich nach hinten ringeln, durch ihren häßlichen Kopf merkwürdig, an dem die Ohren lang herabhängen, die Nase in der Mitte gebrochen und die Schnauze abgestutzt ist. Diese und die *Nilziege* (C. aegyptiaca) mit kürzern Ohren kommen schon auf den ältern ägypt. Denkmalen vor. Auch von der *Hausziege* kennt man mehrere Spielarten, z. B. die ungehörnte spanische, die walisische, deren Hörner erst in einer gewissen Höhe nach den Seiten gedreht sind, u. s. w.

Im großen geschieht die Zucht der Z. am vorteilhaftesten in gebirgigen Gegenden. Die Paarung findet dann im Herbst statt, damit die Jungen im Frühling geboren werden, wo die Weide offen wird. Die Stallfütterung geschieht mit trockenem Laube, Heu, Stroh und Wurzelwerk. Saufen bedürfen die Z. wenig, desto mehr Salz und stets trockene Streu. Den hauptsächlichsten Nutzen gewähren sie durch ihre Milch, die einen besondern Geschmack hat und auch zur Käsebereitung dient. Zicklein gelten an vielen Orten als Leckerbissen, besonders im Orient. Die Haare können nur zur Verfertigung grober Zeuge (Teppiche), zu Pinseln, Bürsten, Hüten, Polstern gebraucht werden. Aus *Ziegenleder* macht man Beinkleider und besonders Handschuhe. Der Schaden, welchen die Z. den alten Kulturländern am Mittelmeere gebracht haben, überwiegt indessen weit ihren Nutzen. Sie sind die ärgsten Waldzerstörer durch Vernichtung der Sämlinge und großenteils Ursache der Entwaldung der Berge in den genannten Gegenden.

Ziegenbalg (Bartholomäus), verdienstvoller Missionar, geb. zu Pulsnitz in der Lausitz 14. Juni 1683, widmete sich in Halle dem Studium der Theologie. Im J. 1705 folgte er dem Rufe des Königs Friedrich IV. von Dänemark, der eine Mission in Indien gründen wollte. Z. kam 1706 in der Niederlassung zu Trankebar an, wo er aber gegen den Widerstand der dän. Kolonialbeamten heftig anzukämpfen hatte. Er kehrte 1714 nach Europa zurück und ging nach England, wo er unter dem Schutze der Ostindischen Gesellschaft 1716 nach Madras reiste. Später ging er wieder nach Trankebar, um seine Berufsarbeiten fortzusetzen, wo er 23. Febr. 1719 starb. Von seinen Schriften sind zu erwähnen die «Grammatica Damulica» (Halle 1716), die «Explicatio doctrinae christianae Damulice» (1719), die «Biblia Damulica» (1723) und die «Ausführlichen Missionsberichte» (Halle 1710 fg.), die bis 1770 unter seinem Namen fortgesetzt wurden. Der Missionar Germann in Ostindien gab aus Z.s Nachlaß die «Genealogie der malabarischen Götter» (Erlang. 1868) heraus. Vgl. Germann, «Z. und Plütschau. Die Gründungsjahre der trankebarischen Mission» (Erlang. 1868).

Ziegenbart heißen verschiedene eßbare Fleischpilze aus der Abteilung der Hutpilze (Hymenomyceten), insbesondere die Clavaria Botrytis *P.*, ein in Laub- und Nadelwäldern an der Erde zwischen Moos und Gras im Frühling und Herbst wachsender Pilz mit dickem, hellem, oft liegendem Strunke, welcher sich in kurze, ungleiche, runzelige Äste teilt, die in abgestutzte, kammartig gezähnte Zweigchen von rötlichbrauner oder purpurrötlicher Farbe endigen. Dieser Pilz wird auch die *rötliche Bärentatze* genannt und ist sehr wohlschmeckend. Sehr häufig findet sich in Wäldern auch der *gelbe Ziegenbart* (C. flava *P.*, vgl. Tafel: *Eßbare Pilze*, Fig. 6), dessen weißlicher Strunk in eine Menge unregelmäßig verzweigter hellgelber Äste zerteilt erscheint. Auch der *Strunkschwamm* (Sparassis crispa *Fr.*), welcher eine auf dickem, fleischigem Strunke sitzende Krone übereinander liegender, sich dachziegelförmig deckender, unregelmäßig geformter, fleischiger, krauser gekröseähnlicher Platten bildet, wird oft Z. genannt und ist gleichfalls ein eßbarer, wohlschmeckender Pilz, der besonders in sandigen Nadelwäldern des nördl. Europa vorkommt.

Ziegenbein, *Kornblume*, s. u. *Centaurea*.

Ziegenfelle finden außer denen der Angoraziege nur zur Lederfabrikation Verwendung und werden verarbeitet zu Saffian und Korduan, zu schwarzem Schuhleder an Stelle von Kalbleder, zu sämischgarem, weißgarem und von jungen Tieren (s. *Kitzfelle*) zu Glacéhandschuhleder. Dauerhafter sind die Felle von Tieren, die auf Gebirgen frei leben, als von denen, die im Flachlande und in Ställen gehalten werden. Die Haare geben gute Malerpinsel.

Die Felle der Angoraziege mit ihrem weißen, gekräuselten, langen Haar werden in der Türkei zum Belegen von Sitzen, in Europa zuweilen zu Satteldecken verwendet. Neuerdings färbt man sie jedoch meist, oft in sehr brillanten Farben, und benutzt sie zu Fußdecken in Putzzimmern, Kutschen u. dgl.

Ziegenfuß, Pilz, s. unter *Polyporus*.

Ziegenhaare, in der Wolle soviel wie Hundshaare.

Ziegenhain, alte Kreisstadt im Regierungsbezirk Kassel der preuß. Provinz Hessen-Nassau, an der Schwalm, 48 km südwestlich von Kassel, ist Station der Linie Treysa-Leinefelde der Preußischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts und Landratsamts und besteht aus der ein Viereck bildenden sog. Festung auf einer Flußinsel, und der Vorstadt Weichhaus. Die Wälle der Festung sind jetzt geschleift. Der Ort hat (1885) 1922 E., welche Handel, Gewerbe und Landwirtschaft betreiben, eine evang. Pfarrkirche und ein altertümliches Schloß, in welchem früher das hess. Hausarchiv und zugleich Staatsgefangene untergebracht waren, das aber jetzt als Zuchthaus für männliche Sträflinge dient. Derselben Verwaltung ist seit 1883 auch eine Strafanstalt für weibliche Gefangene, welche in einem umgebauten Fruchthaus der ehemaligen Festung untergebracht sind, unterstellt worden. Z. war früher der Sitz mächtiger Grafen, deren erster, Friedrich, dritter Sohn des Landgrafen Ludwig IV., die Graf-

schaft Z. 1173 erhielt. Der letzte Besitzer, Graf Johann der Starke von Z., starb 1450. Wegen der Erbschaft entstand ein langer Streit zwischen den Grafen von Hohenlohe und den Landgrafen von Hessen, den erst Kaiser Maximilian I. auf dem Reichstag zu Worms 1495 zu Gunsten Hessens entschied. Landgraf Philipp der Großmütige baute die Festung, welche sich durch ihre Stärke auszeichnete, sodaß man sagte «fest wie Z.». Dieselbe wurde von Philipps treuem Hans von Lüder gegen die Kaiserlichen behauptet, doch mußte der Landgraf 1547 die Geschütze ausliefern. Im Dreißigjährigen Kriege diente sie der Landgräfin Amalie Elisabeth als Zufluchtsort, im Siebenjährigen Kriege den Franzosen seit 1757 als Stützpunkt; sie wurde seit 23. Aug. 1759 bis 2. Nov. 1762 viermal belagert und erobert und 1807 geschleift. — Der Kreis Ziegenhain zählt (1885) auf 584 qkm 33078 E.

Ziegenhain, Dorf bei Jena in Sachsen-Weimar mit 320 E., erlangte einen verbreiteten Ruf durch die jenaer Studenten wegen seines Biers, hauptsächlich aber wegen der Ziegenhainer, knotiger Stöcke aus Korneliuskirschbaum, an verschiedenen Stellen mehr oder weniger stark gebrannt, daher braun- und schwarzfleckig. (Vgl. auch Cornus.) Unmittelbar über Z. erhebt sich auf dem Hausberge der Fuchsturm, jetzt restauriert.

Ziegenhals, Stadt in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Neisse, 18 km südlich von Neisse, nahe der österr.-schles. Grenze, rechts an der forellenreichen Biele (Biela), Station der Linie Deutsch-Wette-Z. der Preußischen Staatsbahnen und der Linie Z.-Jägerndorf der Mährisch-Schlesischen Centralbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 6125 meist kath. E. und hat eine kath. und eine evang. Pfarrkirche, preuß. und österr. Zollämter, ein kath. Lehrerseminar, Fabriken für Maschinen, Strick- und Nähgarn, Wollwaren, Knochenmehl, Zündwaren, Lein- und Damastweberei und große Bleichereien.

Ziegenleder, s. unter Ziege.

Ziegenmelker, Nachtschwalbe (Caprimulgus europaeus, Tafel: Langhänder), ein nächtlicher Vogel von eulenartigem Aussehen, Gefieder und Schrei, der aber bei näherer Betrachtung durch das weite Maul, den platten, schwachen Schnabel, die mit nach vorn gerichteten Zehen versehenen Füße und die langen Flügel als schwalbenartiger Insektenfänger sich erweist. Der Vogel kommt Ende April und bleibt bis Ende September, duckt sich tags über an dunkeln Orten, schnappt die Nacht hindurch Insekten im Fluge weg, die er in ungeheuern Quantitäten vertilgt, und legt sein Ei ohne Nest in eine Vertiefung am Boden, häufig in Ställen, wo er ein- und ausgehen kann. Daß der Vogel Ziegen und Kühe melke und dadurch die Milch versiegen mache, daß er Schlafenden die Sehkraft durch Überfliegen der Augen raube, ist Fabel. Der Vogel ist bei uns der einzige Vertreter der zahlreichen Familie der Nachtschwalben (s. d.).

Ziegenpeter heißt im Volksmunde die Ohrspeicheldrüsen-Entzündung, s. Bauerwetzel.

Ziegenrück, Kreisstadt im Regierungsbezirk Erfurt der preuß. Provinz Sachsen, an der Saale in engem Thale zwischen bewaldeten Bergen, ist Sitz eines Amtsgerichts in einem alten Bergschlosse und zählt (1885) 1072 E., welche meist Landwirtschaft treiben, auch drei Wollspinnereien mit Flanellweberei, eine Faltschachtel-, Holzstoff- und Pappenfabrik unterhalten. — Der Kreis Ziegenrück, eine preuß. Exklave in Thüringen, zählt (1885) auf 201 qkm 15623 E.

Zieger oder Vorbruch heißt das Caseïn oder der Käsestoff, der nach der Käsebereitung in den Molken zurückbleibt und nur durch eine Hitze von 75° C. bis zur Siedehitze daraus abgesondert werden kann, wenn man zugleich noch eine Säure, z. B. Essigsäure, hinzusetzt. Die Molken von 20 bis 30 kg verkäster Milch liefern etwa 1 kg Z. Als Nahrungsmittel fehlt ihm der angenehme, dem Käse eigentümliche Geschmack. In der Schweiz wird nach der Bereitung des Käses jedesmal auch Z. bereitet. Bekannt ist der besonders im Kanton Glarus mit Zusatz gepulverter Blätter von Melilotus coeruleus dargestellte Schabzieger (Grünkräuterkäse).

Ziegler (Alexander), namhafter Reiseschriftsteller, geb. 20. Jan. 1822 zu Ruhla bei Eisenach, bereiste, nachdem er die Universität Jena besucht, 1846—47 Nordamerika und Westindien. Von dort zurückgekehrt, schrieb er: «Skizzen einer Reise durch Nordamerika und Westindien» (2 Bde., Lpz. 1848), «Der deutsche Auswanderer nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika» (Lpz. 1849) und «Der Geleitsmann, Katechismus für Auswanderer» (Lpz. 1855). Z. durchwanderte 1850—51 fast alle Provinzen Spaniens, gab dann die «Reise in Spanien mit Berücksichtigung der nationalökonomischen Interessen» (2 Bde., Lpz. 1852) heraus, besuchte 1854—55 das nördl. Afrika und den Orient und schrieb «Meine Reise im Orient» (2 Tle., Lpz. 1855). In den J. 1857—58 unternahm er eine größere Reise nach Großbritannien, den Orkney- und Shetlandinseln, Norwegen und Rußland und schilderte dieselbe in «Meine Reisen im Norden» (2 Bde., Lpz. 1860), und wendete sich 1867 noch einmal nach Spanien. Die Reise nach den Shetlandinseln gab Veranlassung zu seiner geschichtlich-geogr. Untersuchung über «Die Reise des Pytheas nach Thule» (Dresd. 1861). Ferner veröffentlichte er Schriften über Martin Behaim aus Nürnberg (Dresd. 1859), über die deutschen Erforschungsexpeditionen nach Innerafrika (7. Aufl., Dresd. 1865), über Regiomontanus (Dresd. 1874), sowie mehrere Schriften zum Besten der Schiller-Lotterie. Später wendete Z. seine geogr. Thätigkeit hauptsächlich der engern Heimatkunde zu, schrieb «Der Rennsteig des Thüringerwaldes» (Dresd. 1862), gab mit H. Schwerdt «Neuestes Reisehandbuch für Thüringen» (Hildburgh. 1864; 2. Aufl. 1871) heraus und veröffentlichte: «Das thüringer Walddorf Ruhla und seine Umgebung» (4. Aufl., Dresd. 1876), «Zur Geschichte des Meerschaums» (2. Aufl., Dresd. 1883) und «Zur Chronik von Schnepfenthal» (1884).

Ziegler (Friedr. Wilh.), Theaterdichter, geb. 1759 zu Braunschweig, kam früh nach Wien und ward Mitglied des Burgtheaters. Sein Gönner, der Kaiser Joseph, sandte ihn zu weiterer Ausbildung an die vorzüglichsten Bühnen Deutschlands. Doch ist er als Schauspieler ohne Bedeutung. Später ward er Theaterkonsulent, 1821 pensioniert und starb zu Wien 21. Sept. 1827. Von den 87 Stücken, die er geschrieben, sind 11 nachweislich aufgeführt worden, darunter «Parteienwut oder Die Kraft des Glaubens», «Ernst und Scherz», «Die Großmama», «Die Macht der Liebe», «Die Schirmherren von Lissabon», «Thekla, die Wienerin». Seine «Sämtlichen dramat. Werke» erschienen in 13 Bänden 1824 zu Wien.

Ziegler (Jak. Melchior), einer der hervorragendsten Kartographen, geb. 27. Nov. 1801 in Winterthur, wandte sich an der Akademie in Genf dem Studium der Mathematik und Naturwissenschaften zu, das er 1823—24 in Paris fortsetzte. Im J. 1824 übernahm er das vom Vater ererbte Handelsgeschäft in Winterthur, besuchte 1825 als Genieoffizieraspirant die Militärschule in Thun und ward 1828 als Lehrer für Mathematik und Naturwissenschaften in Winterthur angestellt; 1834 trat er aus dieser Stellung wieder aus, um im städtischen Dienst die Inspektion der Forsten zu übernehmen. Im J. 1842 gründete er mit Wurster in Winterthur eine lithographische Anstalt unter der Firma «Wurster u. Comp.», die sich seit 1846 ganz vorwiegend kartographischen Arbeiten zuwandte. Im J. 1852 gründete die Firma eine eigene Verlagshandlung in Zürich, 1863 nahm sie nach dem Eintritt des Kartographen Randegger die Firma «Wuster, Randegger u. Comp.» an. Im J. 1873 trat Z. aus derselben aus, machte mehrere Reisen in Italien und zog sich dann nach Basel zurück, wo er 1. April 1883 starb. Z.s erste kartographische Publikation war die «Topographische Karte von St. Gallen und Appenzell in 16 Blättern» (1849—52), seine erste übersichtskarte der Schweiz erschien 1850, 1851 sein «Atlas über alle Teile der Erde nach K. Ritters Lehre» (24 Blatt). Im J. 1856 erschien als Resultat eines Aufenthalts in Madeira eine «Topographische Karte» dieser Insel. Z. hat sich besonders um die Fortentwickelung derjenigen Terraindarstellungsweise, die Isohypsen mit Schraffierung verbindet, hohe Verdienste erworben. Von seinen zahlreichen Arbeiten sind noch zu nennen: «Hypsometrischer Atlas» (Winterth. 1856), «Karte der schweiz. Gewerbsthätigkeit» (Winterth. 1858), «Topographische Karte des Kantons Glarus» (Winterth. 1861), «Hypsometrische Karte der Schweiz» (Winterth. 1866; mit Erläuterungen), «Topographische Karte des Unterengadin» (Winterth. 1867), «Topographische Karte des Oberengadin (Winterth. 1873), «Geogr. Text zur geolog. Karte der Erde», mit Atlas (Winterth. 1883).

Ziegler (Klara), Schauspielerin, geb. 27. April 1844 zu München, Tochter eines Färbers, nach dessen Tod sie 1859 Unterricht beim Hofschauspieler Adolf Christen in München nahm. Am 22. Febr. 1862 betrat sie unter dem Namen Herzfeld zu Bamberg zum ersten mal die Bühne und fand als Adrienne Lecouvreur, wie als Jungfrau von Orléans großen Beifall, der sich wiederholte, als sie in letzterer Rolle auf dem münchener Hoftheater auftrat. Im Aug. 1862 nahm sie ein Engagement in Breslau an, wurde jedoch als untauglich entlassen, kam nun als erste Heldin ans Stadttheater zu Ulm und blieb hier, unterbrochen von einem Engagement am Theater zu Linz, bis Ostern 1865. Im J. 1865 wurde sie Mitglied des neuen Actienvolkstheaters zu München und trat 1867 in den Verband des Stadttheaters zu Leipzig, wo sich ihr vielfach Gelegenheit zur Entfaltung ihrer reichen Mittel bot und sie namentlich als Brunhild («Nibelungen»), Isabella («Braut von Messina»), Elisabeth («Essex»), Iphigenia und Jungfrau von Orléans Triumphe feierte. Nach einem Gastspiel (1867) am münchener Hoftheater nahm sie für dasselbe 1868 ein lebenslängliches Engagement an. Im J. 1869 gastierte sie an den Hofbühnen in Wien, Dresden und Weimar und an dem Stadttheater zu Hamburg, worauf seit 1870 andere Gastspiele folgten. Im J. 1873 erkrankte sie lebensgefährlich, war fast ein Jahr lang leidend und trat 1874 aus dem Verband des münchener Hoftheaters, nahm aber bald nachher ihre Gastspiele an den größern Bühnen Deutschlands und Rußlands wieder auf und setzte diese auch, nachdem sie sich 11. Aug. 1876 mit Adolf Christen, ihrem frühern Lehrer, vermählt hatte, fort. Im Juli 1883 starb ihr Gemahl in München. Klara Z. besitzt ein sonores, modulationsfähiges Organ und eine fesselnde Darstellungsweise, die von einer imposanten Heroinengestalt unterstützt wird. Ihre besten Leistungen sind: Gräfin Orsina, Medea, Lady Macbeth, Jungfrau von Orléans, Thusnelda im «Fechter von Ravenna» und Judith. Später wandte sie sich auch dem feinern Lustspiel zu und trat als Vicomte von Letorières, Donna Diana u. s. w. auf. Vgl. Mayerhofer, «Klara Z.» (Bamb. 1887).

Ziegler und Klipphausen (Heinr. Anselm von), deutscher Dichter, geb. 6. Jan. 1653 zu Radmeritz in der Oberlausitz. Nachdem er sich auf der Universität mit der Jurisprudenz und den schönen Wissenschaften beschäftigt hatte, verwaltete er seine Güter. Er wurde Stiftsrat zu Wurzen und starb in Liebertwolkwitz bei Leipzig 8. Sept 1697. Sein Hauptwerk ist die «Asiat. Banise, oder blutiges, doch mutiges Pegu» (Lpz. 1688 u. öfter bis 1766, zuletzt mit Fortsetzung von J. G. Hamann, neu herausg. in Kürschners «Deutscher Nationallitteratur», Bd. 37). Dieser Roman, der im allerschwülstigsten Stil geschrieben ist, in der Erfindung dagegen etwas mehr Verdienste hat, fand seiner Zeit großen Beifall, wurde vielfach nachgeahmt und hat auf die geistige und Geschmacksrichtung mehrerer Generationen den größten Einfluß geübt. Weniger bedeutend sind seine andern teils geschichtlichen, teils poetischen Schriften.

Ziehbank, eine Vorrichtung zur Drahtfabrikation, sowie zur Herstellung von Blei- und Kupferröhren; auch eine Maschine zum Einschneiden der Züge in Gewehrläufe oder Geschützrohre.

Ziehbarkeit der Metalle, s. u. Dehnbarkeit.

Ziehbunzen, s. unter Bunzen.

Ziehen, im Handelsverkehr soviel wie Trassieren (s. d.); Ziehung, soviel wie Tratte.

Ziehfeder (Zeichenfeder), s. unter Zeichenutensilien.

Ziehharmonika, s. Accordion.

Ziehjunge, soviel wie Latzenzieher, s. unter Weberei, S. 489[b].

Ziel, im Handelsverkehr besonders bei Wechseln der Zahlungstermin. Zielplatz, der Zahlungsort eines Wechsels.

Zielenzig, Stadt in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt a. O., Kreis Oststernberg, rechts an der Postum, von bis zu 185 m (im Taubenberg) ansteigenden Anhöhen umgeben, ist Sitz des Landratsamts für den Kreis Oststernberg und eines Amtsgerichts, zählt (1880) 5880 meist evang. E. und hat eine evang. und eine kath. Pfarrkirche, Braunkohlengruben, Tuchfabrikation, Wollspinnerei und viel Schuhmacherei.

Ziem (Felix), franz. Landschafts- und Architekturmaler, geb. 1822 in Beaune in Frankreich, besuchte in Dijon die Akademie, hielt sich seit 1845 in Italien auf und reiste nach dem Orient. Nach drei Jahren zurückgekehrt, lebte er in Paris, wo er seitdem eine fruchtbare Thätigkeit entfaltete. Seine Richtung ist diejenige der landschaftlichen Vedute

mit charakteristischer Betonung der Architektur, sein Kolorit zeichnet sich durch Leben und Energie aus, seine Auffassung durch realistische Wahrheit. Beleuchtungseffekte, wie Sonnenuntergang, Mondlicht, weiß er glänzend zu geben. Besondern Beifall haben gefunden: holländische Mühlen (Wiener Weltausstellung 1873), der Bosporus, der Dogenpalast in Venedig, der Vesuv, San-Giacomo Maggiore in Venedig, Nillandschaft bei Sonnenuntergang, Konstantinopel u. s. w.

Ziemer (Misteldrossel), s. unter Drossel; vgl. auch Krammetsvogel.

Ziemialkowski (Florian, Freiherr von), österr. Minister, geb. 28. Dez. 1817 zu Berezovica in Galizien, besuchte die Universität Lemberg, wurde 1840 Doktor der Rechte und ließ sich 1841 als Privatdocent zu Lemberg nieder. In polit. Untersuchung gezogen, wurde er seiner nationalpoln. Gesinnung wegen als Hochverräter verhaftet, nach $3\frac{1}{2}$jähriger Untersuchungshaft zum Tode verurteilt, jedoch begnadigt. Von der Stadt Lemberg 1848 in den österr. Reichsrat gewählt, war Z. ein hervorragendes Mitglied des Verfassungsausschusses und an dem kremsierer Verfassungsentwurf in erster Linie beteiligt. Später in Tirol interniert, kehrte er 1850 nach Lemberg zurück, wo er als Advokatengehilfe thätig war. Im J. 1860 in den galiz. Landtag gewählt und in den Landesausschuß entsendet, wurde er 1863 wegen angeblicher Unterstützung des Langiewiczschen Aufstandes in Polen verhaftet und zu drei Jahren Kerker verurteilt. Frei geworden, nahm Z. von neuem Anteil an dem polit. Leben. Im J. 1867 wurde er als Abgeordneter für Lemberg in den Reichsrat entsendet und bald zum zweiten Vizepräsidenten desselben ernannt; auch wurde er in der Deputation zum Ausgleich mit Ungarn und in den Ausschuß zur Vorberatung der Verfassung gewählt. Z. legte 1869 sein Abgeordnetenmandat nieder und wurde 1871 Stadtpräsident von Lemberg, endlich 1873 zum Minister ohne Portefeuille ernannt und mit den galiz. Angelegenheiten betraut; 1875 wurde er Geheimrat und 1879 in den Freiherrenstand erhoben.

Ziemssen (Hugo Wilh. von), namhafter Arzt und Kliniker, geb. 13. Dez. 1829 zu Greifswald, absolvierte das Gymnasium seiner Vaterstadt und widmete sich sodann an der dortigen Universität sowie zu Berlin und Würzburg dem Studium der Medizin. Nachdem er 1853 mit der Dissertation »De gangraenae nosocomialis historia et literatura« promoviert, habilitierte er sich und wirkte mehrere Jahre als Assistent Felix Niemeyers, sowie später als Assistent Rühles an der mediz. Klinik und Poliklinik zu Greifswald. Im J. 1863 wurde er als ord. Professor der Pathologie und Therapie, sowie Direktor der mediz. Klinik nach Erlangen, 1874 in gleicher Stellung als Direktor des allgemeinen Krankenhauses nach München berufen.

An dem Aufschwung der modernen Medizin hat Z. durch zahlreiche scharfsinnige, zum Teil geradezu bahnbrechende Untersuchungen hervorragenden Anteil genommen; hier sind namentlich seine wichtigen Arbeiten über die Kaltwasserbehandlung bei Lungenentzündung und Typhus, über die Anwendung der Elektricität in der Medizin, sowie seine lichtvollen Bearbeitungen der Kehlkopf- und Speiseröhrenkrankheiten hervorzuheben. Ein ganz besonderes Verdienst um die gesamte Medizin erwarb sich Z. durch sein großes »Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie« (16 Bde., Lpz. 1875—84), sowie durch sein »Handbuch der allgemeinen Therapie« (4 Bde., 1880—84), in denen er in Verbindung mit zahlreichen hervorragenden Ärzten nach einem groß angelegten und einheitlich durchgeführten Plane eine erschöpfende Darstellung der modernen Medizin gab. Als einen Teil des erstern Werks gibt er mit Pettenkofer ein umfassendes »Handbuch der Hygiene und der Gewerbekrankheiten« (3 Bde., Lpz. 1882—86) heraus. Von seinen sonstigen Schriften sind zu erwähnen: »Pleuritis und Pneumonie im Kindesalter« (Berl. 1862), »Die Kaltwasserbehandlung des Typhus« (mit Immermann, Lpz. 1870), »Die Elektricität in der Medizin« (5. Aufl., Berl. 1887), »Über die Behandlung des Magengeschwürs« (Lpz. 1871), »Klinische Vorträge« (Münch. 1887). Auch gibt er seit 1865 mit Zenker das »Deutsche Archiv für klinische Medizin« heraus. Um die klinische Medizin und ihre Stellung im Rahmen der Gesamtwissenschaft hat er sich durch die Schaffung eines wissenschaftl. Instituts für die klinische Medizin an der Universität München, welches seinesgleichen bisher nicht hat, hoch verdient gemacht.

Ziererei, s. Affektation.

Ziergräser nennt man Grasarten, welche nicht wegen ihres ökonom. Nutzens, sondern lediglich zu dem Zwecke angebaut werden, durch ihre charakteristischen Formen die Mannigfaltigkeit der Gartenscenerie zu erhöhen. Von diesen Arten werden vor allen andern geschätzt Andropogon formosus und einige andere Arten dieser Gattung, Arundo donax, welche die Schreibfeder der Alten, den Calamus, lieferte; Bambusa aurea, der goldhalmige Bambus, Bambusa Metake, Erianthus Ravennae *Beauv.*, Gymnothrix latifolia Gynerium argenteum, das Pampasgras, Panicum actissimum und virgatum, Sorghum halepense, Zea Caragua, der Riesenmais u. a.

Zierikzee, Stadt in der niederländ. Provinz Zeeland auf der Insel Schouwen, mit der Oosterschelde durch zwei Häfen verbunden, mit 7200 E., war früher eine bedeutende Handels- und Hansestadt und ist noch jetzt der Hauptmarkt der Inseln Schouwen und Duiveland. Die ehemals blühende Krappindustrie ist sehr in Abnahme begriffen. Der Ort besitzt ein altes Rathaus aus dem 15. Jahrh., sechs Kirchen, worunter die Münsterkirche mit einem hohen, von der Kirche getrennten Turm, eine Synagoge, ein Gymnasium, eine Zeichenschule und eine Börse. In der Nähe der Stadt fand 1303 ein Treffen statt zwischen den Flamländern und Holländern, wobei die letztern siegten; in einem zweiten im Frühjahr 1304 wurden die Holländer und Zeeuwen von den Flamländern geschlagen; 11. Aug. desselben Jahres wurde unweit Z. eine große Schlacht geliefert zwischen den Flamländern und den verbündeten Holländern, Zeeuwen und Franzosen. Im J. 1572 wählten die Bewohner der Stadt die Seite der Aufständischen; 1576 ergaben sie sich den Spaniern, doch in demselben Jahre ward der Ort wieder von den Niederländern erobert. Bei dem verfehlten Zuge der Engländer nach Zeeland 1809 ward Z. zeitweilig von diesen besetzt.

Ziernaht, s. unter Nähen.

Zierpflanzen heißen alle diejenigen Pflanzen, welche man ohne Rücksicht auf ökonomischen Nutzen unterhält, um seine Umgebung damit zu schmücken. Auf höhern Kulturstufen bildet die Zucht derartiger Pflanzen den Gegenstand eines Zweigs der Garten-

kultur, der **Ziergärtnerei**. Besonders prächtige Gartenpflanzen haben abgebildet Otto und Link («Abbildungen auserlesener Gewächse des botan. Gartens zu Berlin», Berl. 1820 fg.), Nees von Esenbeck und Sinning («Sammlung schönblühender Gewächse», Düsseld. 1830), Reichenbach in seiner «Iconographia botanica exotica» (Lpz. 1827—30, mit 250 Kupfern) und der «Flora exotica» (5 Bde., Lpz. 1827 fg., mit 360 kolorierten Tafeln), Van Houtte in der mit prächtigen Kupfern ausgestatteten «Flore de serres». Gute Anleitung der Zucht der Z. enthält u. a. Jägers «Illustriertes Gartenbuch» (Lpz. u. Berl. 1864).

Ziesel (Spermophilus citillus, Tafel: **Nagetiere I**, Fig. 3), ein Nager aus der Familie der Hörnchen (s. unter **Nagetiere**) von 36 cm Länge, wovon 8 cm auf den Schwanz kommen. Der Pelz ist graugelb, oben dunkler mit schwarzbraunen Längsstreifen. Es scheint, daß der Z. langsam, aber stetig in Mitteleuropa nach Westen vordringt.

Zieten (Hans Joachim von), nächst Seydlitz der vorzüglichste Reitergeneral Friedrichs d. Gr., geb. 14. Mai (nicht 18. Mai, wie oft irrtümlich angegeben wird) 1699 auf dem väterlichen Gute Wustrau in der Grafschaft Ruppin, begann seine militärische Laufbahn 1714 als Freikorporal beim Infanterieregiment Schwendy, war 1723 ältester Fähnrich, nahm aber schon 1724 seine Entlassung und zog sich auf sein väterliches Gut zurück. Erst 1726 trat er beim Dragonerregiment von Wuthenow als Premierlieutenant wieder in Dienst, wurde aber mit seinem Rittmeister in Händel verwickelt und infolge dessen mit Festungsarrest und später sogar mit Cassation bestraft. Auf Verwendung einiger Generale fand jedoch 1730 seine Einstellung bei der Leibhusarenkompagnie wieder statt, die der König in Berlin errichten ließ und aus welcher Z.s nachmals so berühmt gewordenes Regiment entstand. Im J. 1731 zum Rittmeister befördert, machte er 1735 unter dem Befehl des österr. Generals Baronay als Volontär mit 100 Pferden den Feldzug gegen Frankreich mit und wurde auf dessen Empfehlung 1736 zum Major ernannt. Friedrich II. beförderte ihn zum Oberstlieutenant und nach dem Gefecht bei Rothschloß (17. Mai 1741) zum Obersten und Chef des nunmehr formierten Husarenregiments. Im Feldzuge von 1742 drang Z. mit der Vorhut eines von Olmütz aus abgesendeten Korps bis Stockerau unfern Wien vor und deckte später den Rückzug des Prinzen Dietrich von Anhalt nach Schlesien. Im zweiten Schlesischen Kriege wurde er 5. Okt. 1744 mit erheblich vordatiertem Patent zum Generalmajor befördert und führte 20. Mai 1745 den berühmten Marsch durch die ganze feindliche Aufstellung in Oberschlesien aus, um dem Markgrafen Karl den Befehl des Königs zur Vereinigung mit ihm bei Frankenstein zu überbringen (**Zietenritt**). Als die Österreicher endlich Verdacht schöpften, schlug sich Z. ohne großen Verlust vollends durch und erreichte glücklich Jägerndorf, wo der Markgraf lagerte. Ruhmvoll nahm er hierauf an der Schlacht bei Hohenfriedberg 4. Juni teil und gewann den Sieg bei Katholisch-Hennersdorf (23. Nov.), wo er verwundet wurde.

In der Zeit zwischen dem zweiten und dritten Schlesischen Kriege traf ihn viel Ungemach. Er verlor seine Gattin und seinen Sohn, und außerdem gelang es seinen Neidern und Feinden, ihm die Ungnade des Königs zuzuziehen, die erst 1755 durch eine persönliche Zusammenkunft beseitigt wurde. Z. wurde 1756 zum Generallieutenant befördert. Seinen Heldenruhm bewährte er hauptsächlich im Siebenjährigen Kriege. Er wohnte siegreich dem Gefecht bei Reichenberg, sowie der Schlacht bei Prag bei, befehligte in der Schlacht bei Kollin die Kavallerie des linken Flügels und warf dreimal die österr. Kavallerie, sodaß er das Schlachtfeld bis zum Abende behauptete und den Rückzug der Armee deckte. Bei Leuthen brach er durch das Zurückwerfen des Nadasdyschen Korps die Bahn zum Siege und verfolgte nach der Schlacht den Feind. Bei Liegnitz hielt er das österr. Hauptheer während der Schlacht vom Kampfe zurück, und in der Schlacht bei Torgau entschied er durch Erstürmung der Süptitzer Höhen den Sieg. Ruhmgekrönt und als General der Kavallerie kehrte Z. nach Beendigung des Kriegs in die Heimat zurück und verheiratete sich nochmals im 65. Jahre. Den Sohn, der ihm 1765 geboren wurde, hob Friedrich II. aus der Taufe und ernannte ihn in der Wiege zum Kornet. Überhaupt überhäufte der König von nun an Z. mit Beweisen seiner Gnade und Zuneigung, wovon einzelne Züge durch den Grabstichel verewigt sind. Strenge Pflichterfüllung in seinem Dienste, wahre Frömmigkeit und Wohlthätigkeit gegen Bedürftige ehrten Z. als Mensch. Seine Feldherrngaben wurden allgemein anerkannt. Er war der populärste von Friedrichs Feldherren. Von seinem Monarchen geehrt, von allen, die ihm näher standen, geliebt, vom Volke mit enthusiastischer Bewunderung verehrt, durchlebte er ein heiteres Greisenalter, bis er 26. Jan. 1786 zu Berlin starb. Prinz Heinrich ließ ihm 1790 zu Rheinsberg ein Denkmal setzen, Friedrich Wilhelm II. 1794 eine von Schadow gearbeitete Bildsäule am Wilhelmsplatze in Berlin errichten; auch am Denkmal König Friedrichs d. Gr. in Berlin befindet sich Z.s Reiterbild. Der kleine Platz vor Z.s Bildsäule heißt jetzt Zietenplatz; auch führt das preuß. 3. Husarenregiment und ein Torpedoschiff der deutschen Flotte seinen Namen. Sein Leben hat Luise Joh. Leop. von Blumenthal (Berl. 1800) herausgegeben. Vgl. Graf zur Lippe-Weißenfeld, «Husarenbuch» (Berl. 1863); Biographien lieferten ferner Hahn (5. Aufl., Berl. 1878), Graf zur Lippe-Weißenfeld (Berl. 1880) und Winter (2 Bde., Lpz. 1885). Wertvolle Nachrichten über Z. finden sich auch im «Militärischen Pantheon» (2. Aufl., Bd. 4, Berl. 1797).

Sein einziger Sohn, **Friedrich Emil von Z.**, geb. 6. Okt. 1765, Rittmeister, später Landrat, wurde 1840 in den Grafenstand erhoben und starb unvermählt 29. Juni 1854 zu Wustrau.

Zieten (Hans Ernst Karl, Graf von), geb. 5. März 1770, aus dem Hause Dechtow, diente 1806 bei dem Regiment Königin-Dragoner und zeichnete sich in dem Kriege 1813—15 als Generalmajor und Brigadekommandeur im 2. Armeekorps unter Kleist aus. Er wurde 1815 Generallieutenant und kommandierender General des 1. Armeekorps und hatte an den Schlachten bei Ligny und Belle-Alliance wichtigen Anteil. Nach dem zweiten Pariser Frieden blieb er als Befehlshaber des preuß. Besatzungsheers in Frankreich, wo er sein Hauptquartier in Sedan hatte und sich das Zutrauen der Franzosen durch die gute Mannszucht seiner Truppen erwarb. Nach seiner Zurückkunft 1817 in den Grafenstand erhoben, wurde er kommandierender General in Schlesien, nahm 1835 den Abschied, den

er als Generalfeldmarschall erhielt, und starb zu Warmbrunn 3. Mai 1848. — Sein Sohn, **Graf Leopold Karl von Z.**, geb. 23. März 1802, Geh. Regierungsrat, starb 19. Mai 1870 zu Breslau. — Dessen Sohn, **Hans Joachim Ernst, Graf von Z.**, Rittmeister a. D., geb. 28. Okt. 1839, ist gegenwärtig das Haupt der Familie.

Ziffern heißen die Schriftzeichen der Zahlwörter. In den ausgebildetern Sprachen sind die Zahlwörter (s. d. und Zahlensystem) auf das Decimalsystem gegründet: zehn Einer machen einen Zehner, zehn Zehner ein Hundert, zehn Hunderte ein Tausend. Die Zählung nach 60 ist im alten Babylon, nach 20 beiderseits des Atlantischen Oceans gebräuchlich gewesen. Die Zahlzeichen der meisten alten Völker und die Methoden, mit denselben alle oder möglichst viele Zahlen zu schreiben, waren höchst unbequem; meist bedienten sie sich dazu der Buchstaben ihrer Alphabete. W. von Humboldt in seiner Abhandlung «Über die bei verschiedenen Völkern üblichen Systeme von Zahlzeichen und über den Ursprung des Stellenwerts in den ind. Zahlen» teilt die bekannt gewordenen Methoden, die Zahlen mit einer geringen Anzahl einfacher Z. zu schreiben, mit Ausschluß der heutigen Zahlensysteme, in vier Klassen: 1) Bloße Nebeneinanderstellung, wie bei den Tuskern, Römern, Griechen, Ägyptern und Mexikanern. Die entsprechenden Schriftzeichen der Griechen waren (nach dem Vorgang der Semiten) die ersten neun Buchstaben des Alphabets für die Einer, die zweiten für die Zehner, die dritten für die Hunderte, unter Beibehaltung von drei in der Schrift nicht mehr verwandten Buchstaben. Die Tausende wurden wie die Einer bezeichnet und den Buchstaben Striche angehängt, die Zehntausende wurden als Myriaden gezählt und durch einen Zusatz bezeichnet u. s. w. Die Römer hatten sieben einfache Zeichen, I für 1, V für 5, X für 10, L für 50, C für 100, D oder IƆ für 500, M oder CIƆ für 1000. Gleiche nebeneinander stehende Zeichen bedeuten eine Vervielfachung derjenigen Zahl, welcher das einfache Zeichen entspricht, z. B. XX (20), CC (200). Stehen zwei ungleiche Zeichen nebeneinander, so ist die kleinere Zahl abzuziehen, wenn dieselbe links steht; dagegen zu addieren, wenn sie rechts steht, z. B. IV (4), IX (9), XC (90), VI (6), XI (11), CX (110). Hiervon weichen indessen folgende Bezeichnungen ab: IƆƆ = 5000, CCIƆƆ = 10 000, IƆƆƆ = 50 000, CCCIƆƆƆ = 100 000, CCCCIƆƆƆƆ = 1 000 000. 2) Vervielfachung und Verminderung des Werts durch darüber und darunter gesetzte Z. Als Beispiel dienen die griech. Zahlen von 1000 an. Die Z. für die Einer bezeichnen nämlich Tausende, sobald ein Strich darunter steht, z. B. $\underset{|}{E}$ = 5000; $\overset{\alpha}{M}$ bezeichnet eine Myriade oder 10 000, $\overset{\beta}{M}$ 20 000, und so gibt immer die über M stehende Zahl die Anzahl der Myriaden an. 3) Vervielfachung des Werts durch Koëfficienten. 4) Vervielfältigung und Verminderung durch Abteilung von Zahlschichten, deren Wert sich in geometr. Progression vermindert.

Die alten, für das Rechnen äußerst unbequemen Schreibarten sind fast ganz verdrängt worden durch die ausgezeichnete ind. Erfindung, welche darin besteht, die Zehner, Hunderte u. s. w. wie die Einer zu bezeichnen und durch Anhängung von Nullen kenntlich zu machen. Auf den arab. Namen der Null (zifr, zafar) gründet sich der Name Z. für die ind. Zahlzeichen. Der ind. Erfinder ist unbekannt geblieben. Die Erfindung ist von den Arabern unter Almamun im 9. Jahrh. aufgenommen und ausgebildet worden, hauptsächlich durch Mohammed ben Musa von Charizm. Das Buch dieses Autors enthielt die einfachen Rechnungsregeln für die in arabisch-indischen Z. (jetzt häufig als Arabische Ziffern bezeichnet) geschriebenen Zahlen, den sog. Algorithmus (Alcharizmus), die gemeine Rechenkunst der Elementarschulen. Nach Europa ist der Algorithmus weniger auf dem Weg über Spanien, als vielmehr von Italien aus im 13. Jahrh. gelangt; seine allgemeinere Einführung erfolgte erst im 16. Jahrh. unter Beihilfe der Buchdruckerkunst.

Zigabenus, s. Euthymius Zigabenus.

Zigeuner, ein Indien entstammendes Wandervolk, das in Asien, Afrika und Europa, vielleicht noch gar über diese Weltteile hinaus zerstreut lebt oder vielmehr, selten ansässig, truppweise umherzieht. Seit dem ersten sichern Auftreten dieses Volks in Westeuropa (1417, noch während des Kostnitzer Konzils) ward hier durch sein fremdartiges Aussehen und die ihm eigentümliche Sprache, durch die sonderbare Ungebundenheit seiner Lebensweise und Sitten, das Rätselhafte seiner Herkunft, endlich durch die aufdringlich-dreiste und unheimliche Art, wodurch es sich überall vorzüglich den Aberglauben und die Unwissenheit des Volks zinsbar zu machen verstand, alle Welt von ihm vielleicht in eben dem Maße angezogen, als auf der andern Seite mit Furcht erfüllt und zurückgestoßen. Kein Wunder, wenn auf so seltsame Landstreicher von früh an wenigstens in den Westländern Europas die Aufmerksamkeit nicht bloß polizeilich vorsorglicher Behörden gerichtet war. Auch Gelehrte, voran Chronisten, beschäftigte die Frage namentlich nach dem Ursprunge jener Abenteurer nicht wenig, doch gelang es der Wissenschaft erst spät, an die Stelle der oft abenteuerlichen Vermutungen die Wahrheit zu setzen. Zuletzt boten und bieten die Z. sowohl durch das aller Konvention Widerstrebende und Geheimnisvolle ihrer ganzen Erscheinung, als im besondern durch die prophetischen und magischen Bethörungskünste, womit sie im Leben die Phantasie und die Gemüter, keineswegs immer allein der ungebildeten Menge, aufregen und gefangen nehmen, auch der Dichtung einen ergiebigen romantischen Stoff. Als Beispiele sind zu nennen die Novelle des Cervantes «La Gitanilla» und die aus ihr geflossene «Preciosa» unserer Bühne, der «Gil Blas», Walter Scotts meisterhafte Schilderung der Z. besonders im «Astrologen», Puschkins «Zigeuner», Levaillants «Les Romas. Histoire vraie des vrais Bohémiens» (Par. 1857) u. s. w. Vgl. Gosche, «Die Z. als Typus in Dichtung und Kunst» (Berl. 1879).

Die mannigfaltigen Namen, unter denen man oft Mühe hat, nur Abteilungen desselben einen Zigeunervolks wiederzuerkennen, sind ihnen teils von andern Völkern gegeben, teils eigene, welche sie selbst von sich gebrauchen, und oft je nach den Gegenden sehr verschieden. Bald aber hat z. B. ihre dunklere schwarze Färbung, bald ihre Beschäftigung, wie z. B. Wahrsagen, Schmiedehandwerk und Kesselflickerei, Musik u. s. w., ein andermal ihre wirkliche und noch öfter die vermeintliche Heimat den Benennungsgrund für sie hergeliehen. Namen, bei ihnen selbst von sich in Gebrauch, sind

z. B. Kalo oder Mellele, d. i. Schwarze, auch Mellelitschehl, schwarzes Volk; dann Sinde oder Siute (aller Wahrscheinlichkeit nach sanskr. Sindhu, Anwohner des Indus); ferner auch mit allgemeinerer Bezeichnung nennen sie sich einfach «Menschen», «Leute», nämlich Manusch und Rom, weiblich Romni (d. i. Mann, Frau), und davon, als Adjektiv, románo, zigeunerisch; als zusammengesetzt damit: Romanitschave, buchstäblich Menschenkinder, samt Romnimanusch und Romanitschel oder Romuitschehl, Zigeuner-, d. i. Menschenvolk. In der Schweiz, im Schwarzwalde, in den Niederlanden hat man sich begnügt, sie schlechtweg «Heiden», allerdings so ziemlich die einzigen in Europa, zu heißen. In Norddeutschland, sowie bei den Schweden und Dänen macht man sich rücksichtlich ihrer, wie der hier für sie übliche Name «Tatern» beweist, der Vermengung mit den Tataren, d. h. Mongolen, und anderwärts mit Mohammedanern (Sarazenen) schuldig. Weil Gelehrsamkeit und Volksglaube (hauptsächlich auf Grund von Bibelstellen, wie Ezech. Kap. 20 und 30) dieses Volk aus Ägypten herleiteten, hat sich «Ägypter» für sie als Name in vielen Sprachen festgesetzt und bis jetzt, oft in sehr verkrüppelter Gestalt, erhalten. So neugriech. Γύφτοι, engl. Gypsies, schott. Jip, span. Gitano u. s. w. Auch beruht der auf sie bezogene Ausdruck «Pharaoniten» auf der gleichen Voraussetzung. Für Böhmen, Bohémiens, galten sie den Franzosen, sei es nun, daß nach Frankreich von ihnen die erste Nachricht aus Böhmen kam, oder daß man sie mit den in der Folge umherlaufenden Böhmischen Brüdern in eine Klasse setzte. Ein anderer, weitverbreiteter, aber seinem Ursprunge nach nicht mit völliger Sicherheit ermittelter Name lautet in mannigfaltiger Form: Zigeuner, türk. Tschinganeh, walach. Çiganu, ungar. Cigán, litauisch Cigónas, ital. Zingaro nebst Zingano, span. Zincalo u. s. w. Man knüpft ihn an einen Volksstamm am Ausflusse des Indus mit angeblich ähnlich lautendem Namen.

Wieder andere Namen führen sie in Asien diesseit des Indus, wie z. B. Nauar (Singular Nury) und Kurbad in Syrien; Karatschi; Kauli (aus Kabul?), sowie, was geschichtlich eine besondere Bedeutung hat, Luri oder Luli und Zuth in Persien. Nach einer in Firdusis «Schahnameh» wiederkehrenden Erzählung von Hamza-Ispahani (im 10. Jahrh.) soll Behramgur (um 420 n. Chr.) durch eine an Schankal, König von Kanodsche, ergangene Bitte 12000 Musiker aus Indien nach Persien zur Ergötzung seines Volks berufen haben, und diese heißen bei Firdusi Luri, bei Hamza aber Zuth, was mit dem Namen der Dschats in Indien identisch scheint. Sind nun unter den beiden letzten Namen, wie man anzunehmen Grund hat, wirklich Z. verborgen, dann setzte die Sage deren schon vor 1400 Jahren diesseit des Indus voraus, und die an sich ziemlich willkürliche Ansicht, als sei die Auswanderung der Z. aus Indien und demnächstige Zerstreuung durch die verheerenden Kriegszüge 1398 dorthin veranlaßt, bewährt sich überdem nicht an dem Umstande, daß Bataillard ihr Vorkommen schon vor gedachter Zeit im Osten von Europa durch verschiedene Data glaublich macht, wenngleich der Termin ihres Erscheinens 1417 für den Westen noch unerschüttert steht. Seit zuerst Grellmann mit gründlichem Nachdruck die Herkunft unserer Z. aus Indien geltend machte, haben unter andern Beweisen vorzüglich die durchschlagenden, welche der Sprache entnommen worden, letzteres Land als ihre allein wahre und ursprüngliche Heimat unabweislich herausgestellt. Ihre Sprache nämlich, die nicht mit dem Rotwelsch (s. d.) verwechselt werden darf, behauptet, wie im ganzen verkommen und mit bunten Ablagerungen der von ihnen durchzogenen Länder durchmischt sie auch sei, dennoch einen in Wortschatz und (mit Ausnahme des Gitano, welches fast völlig span. Flexion angenommen hat) in grammatischem Bau einander entsprechenden und gleichartigen Charakter. Alle diese mundartlichen Formen aber weisen einmütig nach dem Norden von Ostindien hin, wo sich unter den Töchtersprachen des Sanskrit sehr analoge Idiome finden, ohne daß bisher ein solches nachgewiesen wäre, an welches sich das der Z. speziell anreihte. Vgl. Pischel, «Die Heimat der Z.» (in «Deutsche Rundschau», 1883).

Der Weg, welchen die Z. von Asien (etwa zum Teil über Ägypten) nach Europa nahmen, und die Zeit ihres Übergangs sind unbekannt. Am liebsten und am zahlreichsten halten sie sich noch jetzt in den untern Donauländern auf, und der Nationaltypus der Z. hat sich wohl nirgends reiner erhalten als in Ungarn, wo aber auch schon die alles gleichmachende Civilisation über diesen romantischen Stamm hinzufahren beginnt. Von da erfolgte in gleichfalls ungekannter Weise die weitere Ausbreitung nach Deutschland und dem übrigen Westeuropa vom Anfange des 15. Jahrh. an, bis 1438 vielleicht nur durch Eine in sich geteilte Horde. Erwähnt werden sie zuerst in Deutschland 1417 an Nord- und Ostsee, 1418 in Meißen, Leipzig, Hessen; auch (mit übertriebener Angabe von 14000 Köpfen) in der Schweiz; 1422 in Bologna auf einem Zuge nach Rom; schon 1419 in der Provence, allein erst 1427 in Paris. Noch später erscheinen sie in Spanien, und in England wird ihrer nicht vor Heinrich VIII. gedacht. Ihre ersten Züge standen unter sog. Herzögen und Grafen «von Kleinägypten», wie die Zeitgenossen sie zuweilen titulieren. Durch listige, auf die religiöse Leichtgläubigkeit jener Zeit wohlberechnete Vorspiegelung wußten sie das Volk nicht nur mitleidig, sondern zu dem Glauben zu stimmen, als begehe man durch Nichtgeben an ihnen ein leicht zu eigenem Unheil ausschlagendes Unrecht. Sie behaupteten christl. Pilger zu sein, denen, bald für dieses, bald für jenes Vergehen, eine siebenjährige Wallfahrt als Buße auferlegt sein sollte, ohne je während genannter Zeit in einem Bett schlafen zu dürfen. Überdem setzten sie sich durch teils wirklichen, teils vielleicht nur vorgegebenen Besitz von Freibriefen in Ansehen, die sie von fürstl. Personen, wie z. B. vom Kaiser Sigismund, sogar vom Papste haben wollten und vorwiesen. Die statist. Angaben über ihre Kopfzahl schwanken für Europa ungefähr zwischen $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Mill. Die Frequenz ist je nach den Ländern außerordentlich verschieden. Deutschland und Frankreich zählen ihrer nur eine geringe Menge im Vergleich zu den 40000 in Spanien. Für England und Schottland schlägt man sie, vermutlich zu hoch, auf 18000 an. In Österreich-Ungarn beläuft sich ihre Zahl nach ziemlich sichern Ermittelungen auf 97000, wovon bei weitem der größte Teil auf Ungarn und Siebenbürgen fällt. In Rumänien schätzt man ihre Zahl auf 200000, ebenso hoch in der Türkei.

Die Z. haben ein orient. Äußere, sind von mittlerer Größe, dabei schlank und gewandt, und zeichnen sich durch schwarzbraune oder olivenähnliche Hautfarbe, blendendweiße Zähne, kohlschwarze Haare und blitzende Augen aus. Hunger und alle Unbill des Wetters erträgt der Z. durch frühe Gewöhnung leicht und bringt es doch dabei in Gesundheit oft zu einem sehr hohen Alter. Der freie Himmel, höchstens ein Baum, eine Höhle oder schnell aufgeworfene Erdhütte, meist jedoch in der Nähe von Dörfern, bilden das gewöhnliche Obdach seiner zahlreichen Familie, und die geringen Habseligkeiten, wie Kochgeschirr und einiges kümmerliche Handwerkszeug, doch dazu häufig ein silberner Becher, werden durch ein schlechtes Pferd, durch einen Esel oder auf dem eigenen Rücken mitgeführt. Ausdauernde und geregelte Beschäftigung sind dem Z. ein Greuel; Nichtsthun sein wahres Element. Darum lebt er lieber von fremder Arbeit als von eigener, legt sich auf allerhand Betrug und Täuschereien, wie z. B. im Roßhandel, Heilung von Vieh, das er zum Teil vorher selbst scheinkrank machte, u. dgl.; auch auf Diebstahl, jedoch zumeist nur den kleinen, weil minder gefahrbringend. Indes treibt er vielfach auch leichte Gewerbe, wenngleich diese ihm und den Seinigen oft nur den Vorwand hergeben zu ungestümem Betteln oder sonstigen Erpressungen. Einige sind Gastwirte, Viehärzte, Schmiede, Kessel- und Pfannenflicker; andere fertigen verschiedenes Geräte von Holz, z. B. Löffel, Mulden, Tröge, Siebe u. s. w.; wieder andere ziehen als Affen- und Bärenführer oder als Gaukler umher. In Siebenbürgen, im Banat und in Rumänien betreiben Aurari oder Rudari geheißene Z. das nicht eben für sie glänzende Geschäft der Goldwäsche. Auch lassen sie sich zu Henker- und Scharfrichterdiensten und zur Abdeckerei verwenden. Zur Musik zeigen sie die ungewöhnlichste Anlage und spielen oft nur einmal Gehörtes mit großer Präcision nach. (Vgl. Liszt, «Über die Z. und ihre Musik in Ungarn», deutsch von Ramann, Lpz. 1883.) Ungarn und die Donaufürstentümer zählen (die letztern aus der ansässigen Klasse, welche Vatrassi heißt) unter den Z. mehrere ausgezeichnete Virtuosen, besonders für Nationalmelodien und für Tanzmusik, welche auf den Bällen sehr gesucht ist und selbst in Berlin und London Anerkennung gefunden hat. Einen Maler, Z. von Geburt, Solario, Il Zingaro mit Zunamen, kennt die Kunstgeschichte gleichfalls. Die Weiber sind in jüngern Jahren, vorzüglich in Spanien, Tänzerinnen. Sobald sie älter werden, machen sie einen Erwerb aus dem Wahrsagen. Ehen zwischen den jungen Leuten, oft schon im 14. oder 15. Jahre, werden ohne große Rücksicht auf Blutsverwandtschaft und fast nur durch gegenseitiges Übereinkommen bei wenig oder gar keinem Ceremoniell geschlossen.

Dem Zwange in jeglicher Form sucht der Z. sich möglichst zu entziehen, obschon er in der Moldau und Walachei der Sklaverei verfiel. Übrigens erkannten die Z., solange man von ihnen im westl. Europa weiß, über sich Obere an unter vielerlei vornehmen Titeln, wie z. B. Wojwoden in Ungarn und noch heute sog. Könige in England. Die Polizei von Stadt und Land hatte von Anfang Mühe, sich der Z. als Landplage zu erwehren. Ward das Übel zu mächtig, so mußte die Regierung den untern Behörden durch eine, oft an Härte alles hinter sich lassende Gesetzgebung zu Hilfe kommen. Seit Spanien hauptsächlich auf Anlaß religiöser Eiferer mit Austreibung der Z. den Anfang machte, folgten im 16. Jahrh. England, Frankreich, Italien, die Niederlande und Deutschland mit Landesverweisungsdekreten nach, unter Androhung der schwersten Strafen im Fall der Wiederkehr. Das Mittel half wenig und nur vorübergehend, auch bei strengster Ausführung. Aber auch mit den bestgemeinten Versuchen, sie an feste Wohnsitze und an geregelten Lebenserwerb zu gewöhnen, ging es größtenteils nicht besser; sie scheiterten, zum Teil freilich verkehrt angefangen, zwar nicht immer durchaus, aber gewöhnlich.

Maria Theresia faßte zuerst den menschenfreundlichen Gedanken, sie zu Menschen (im Sinne der Civilisation) und Bürgern umzuschaffen. Sie sollten nicht einmal mehr ihren verrufenen Namen behalten, sondern «Neubauern» (Uj-Magyar) heißen. Da indes die erste Verordnung 1768 ohne Erfolg blieb, griff man 1773 zu der Gewaltmaßregel, daß man den Eltern ihre Kinder nahm, um ihnen eine christl. Erziehung zu geben. Aber auch hierdurch wurde der an sich löbliche Zweck nicht erreicht. Was Joseph II. durch weitere Verordnungen seit 1782 etwa erreicht haben mochte, davon blieb nach seinem Tode wohl kaum viel übrig. Auch Preußen hatte mit seiner Erziehungsanstalt zu Friedrichslohra unweit Nordhausen kein sonderliches Glück, sie ging 1837 ein. In England bildete sich 1827 eine Gesellschaft mit der Absicht, die Z. zu bessern und seßhaft zu machen, und man gründete ein Erziehungshaus für Zigeunerkinder in Farnham. In Rußland waren 1847 über 12000 Z. in Kronlandgemeinden untergebracht, damit die Reform aber noch nicht zu Ende.

Fähigkeiten sind dem Z. durchaus nicht abzusprechen, wie gering auch vielleicht seine Kenntnisse. Mit Leichtigkeit lernt er die Sprachen derer, mit welchen er in häufige Berührung kommt, sodaß er oft neben seiner Volkssprache noch zwei, drei andere geläufig spricht. Man weiß von Liedern bei ihm (vgl. von Meltzl, «Jile Romane. Volkslieder der transsylvanisch-ungarischen Z. Originaltext mit Verdeutschung», Klausenb. 1878) und von Märchen, deren vorläufig vier H. von Wlislocky herausgab. Dieser hat aber auch in längerm Umgange mit dem Zigeunervolke in Siebenbürgen eine große Kenntnis ihrer Sprache sich erworben und gab heraus: «Die Sprache der transsylvanischen Z.; Grammatik, Wörterbuch» (Lpz. 1883) und eine Sammlung von Volksliedern derselben unter dem Titel «Heideblüten» (Lpz. 1880).

Litteratur. Grellmann, «Histor. Versuche über die Z.» (2. Aufl., Gött. 1787); v. Heister, «Ethnographie und geschichtliche Notizen über die Z.» (Königsb. 1842); Borrow, «The Zincali, or an account of the Gipsies in Spain» (3. Aufl., 2 Bde., Lond. 1843); derselbe, «Romano Lavo-Lil. Word-book of the Romany or English Gypsy language», mit Zugaben (Lond. 1874). Das Hauptwerk ist das von Pott: «Die Z. in Europa und Asien» (2 Bde., Halle 1844–45); vgl. auch denselben in Techmers «Internationaler Zeitschrift für Sprachwissenschaft» (Lpz. 1885); Sundt, «Beretning om Fante eller Landstrygerfolket i Norge» (Kristiania 1850); Böhtlingk, «Die Sprache der Z. in Rußland» (Petersb. 1852); Jimenez, «Vocabolario del dialecto jitano» (Madr. 1854); Hudson, «Gli Zingaro in Ispagna» (Mail. 1878); Liebich, «Die Z.

in ihrem Wesen und in ihrer Sprache» (Lpz. 1863); Ascoli, «Zigeunerisches» (Halle 1865); Paspati, «Études sur les Tchinguanés de l'Empire Ottoman» (Konstantin. 1870); Hopf, «Die Z., ihre Einwanderung in Europa» (Gotha 1870); Dyrlund, «Tatere og Natmands-folk i Danmark» (Kopenh. 1872); Leland, «The English Gipsies and their language» (Lond. 1873); Smart und Crofton, «The dialect of the English Gipsies» (2. Aufl. 1875); Smith, «Tent life with English Gipsies in Norway» (2. Aufl. 1874); Miklosich, «Über die Mundarten der Z. Europas» (Heft 1—8, Wien 1872—77); viele Werke von Bataillard: «De l'apparition et de la dispersion des Bohémiens en Europe» (Par. 1844), «Derniers travaux relatifs aux Bohémiens dans l'Europe orientale» (Par. 1872), «Les Bohémiens en Algérie» (1874), «Origine des Bohémiens» (1875), «Origine des Bohémiens. Les Tsiganés de l'âge du bronze», worin der Verfasser diesen seinen Lieblingsgedanken, außer durch Etymologien wie Sigynnen, durch das seltene Vorkommen des Zinns in Europa stützt; weiter geführt in «La question de l'ancienneté des Tsiganés en Europe» (1877) und «Les Zlotars dits aussi Dzvonkars, Tsiganés fondeurs en bronze et en laiton dans la Galicie et la Bukovine» (1878). Vgl. noch Kogalnitschan, «Skizze einer Geschichte der Z., ihrer Sitten und Sprache» (deutsch von Casca, Stuttg. 1840); Kalina, «La langue des Tsiganés slovaques» (Pos. 1882); Schwicker, «Die Z. in Ungarn und Siebenbürgen» (Teschen 1883).

Zihl, Nebenfluß der Aare, s. Thièle.

Zilah oder Zillenmarkt, Hauptstadt des ungar. Komitats Szilagy, in schöner Lage am Fuß des Berges Meszes, hat ein reform. Untergymnasium, Weinbau und stark besuchte Jahrmärkte und zählt (1880) 6961 E.

Zilhidsche, der 12. Monat des mohammed. Mondjahrs, der Pilgermonat, während dessen der Besuch der Kaaba und des Grabes Mohammeds erlaubt ist.

Zilkide, Zilkade, der 11. Monat des mohammed. Mondjahrs.

Ziller (Tuiskon), Pädagog, geb. 22. Dez. 1817 zu Wasungen, studierte in Leipzig Philologie und später Jura und habilitierte sich 1853 als Privatdocent der Rechte daselbst. Doch schon seit 1854 las er ausschließlich über Pädagogik, gründete 1861 ein pädagogisches Seminar und wurde 1864 außerord. Professor der Philosophie und Pädagogik. Freunde und Schüler Z.s gründeten 1868 unter seiner Leitung den Verein für wissenschaftliche Pädagogik. Z. starb 20. April 1882 zu Leipzig. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: «Einleitung in die allgemeine Pädagogik» (Lpz. 1856), «Die Regierung der Kinder» (Lpz. 1857), «Grundlegung zur Lehre vom erziehenden Unterricht» (Lpz. 1865), «Vorlesungen über allgemeine Pädagogik» (Lpz. 1876), «Allgemeine philos. Ethik» (Lpz. 1880).

Zillerthal, ein Seitenthal des Innthals und wohl das bedeutendste Querthal der östl. Centralalpen, in der tiroler Bezirkshauptmannschaft Schwaz. Es hat seinen Namen vom Zillerbache, der es durchströmt. Das eigentliche Z. erstreckt sich nur etwa 28 km von der Thalmündung aufwärts bis zum Dorfe Mairhofen. Bis hierher besitzt das Thal ungewöhnliche Breite und Tiefe, und das Gefälle der Thalsohle ist fast unmerklich (der Fallwinkel beträgt nur 12 Minuten im Mittel). Bei Mairhofen verzweigt sich dann das Hauptthal fächerförmig in vier schluchtenartige Nebenthäler: den Zillergrund, das Stillup-, das Zemm- und das Tuxerthal. Alle vier unterscheiden sich sowohl in geographischer, als in landschaftlicher Hinsicht charakteristisch vom Hauptthale, sodaß keins derselben als Fortsetzung der untern Thalfurche aufgefaßt werden kann. Das Z. mit seinen Nebenthälern ist wegen seiner hohen landschaftlichen Reize weit berühmt und viel besucht. Die beiden großartigen Gebirgskämme dieser Gruppe, der Tuxer Hauptkamm im Nordwesten und der Zillerthaler Hauptkamm im Südosten, erheben sich unmittelbar aus den tiefeingeschnittenen Thälern zu bedeutender Höhe; die mittlere Höhe beträgt etwa 3000 m, und einzelne Gipfel ragen bis zu 3500 m empor. Dagegen erstrecken sich die Eiszungen der Gletscher tiefer in die Thalmulden hinunter, als sonst irgendwo in den östl. Centralalpen. Das Thal hat etwa 15000 E., meist kräftige und schöne Leute mit markierten Zügen. Die Zillerthaler stehen anthropologisch und dialektisch in interessantem Gegensatze zu den rein bayr. Unter-Innthalern. Eine Haupteinnahmequelle bildet die Viehzucht, und es wird regelmäßig ziemlich viel Vieh exportiert. Doch ist das Thal nicht im Stande, die zahlreiche Bevölkerung zu ernähren. Viele Zillerthaler müssen als Hausierer oder Sänger im Auslande ihr Brot suchen. Die bedeutendsten Ortschaften sind Fügen (1094 E.), Zell (810 E.) und Mairhofen (1114 E.), besonders die beiden letztern in sehr schöner Lage.

Großes Aufsehen erregte im J. 1837 die Auswanderung von 400 seit 1830 protestantisch gewordenen Zillerthalern. Obgleich diesen Kaiser Franz bei seiner Anwesenheit in Innsbruck 1832 Duldung versprochen, wurden sie unterm 2. April 1834 dahin beschieden, daß sie entweder wieder katholisch werden oder auswandern müßten. Da faßten die Zillerthaler den Entschluß, wie einst die evang. Salzburger, in Preußen eine Freistätte zu suchen. Nachdem der Hofprediger Strauß in Berlin die nötigen Verhandlungen mit der österr. Regierung geführt, konnten die Zillerthaler, denen die österr. Regierung den Verkauf ihres Eigentums gestattete, im Aug. 1837 die Auswanderung nach Preußen antreten. Es waren in allem 399 Männer, Frauen und Kinder, die 2. Okt. zu Schmiedeberg in Schlesien anlangten, wohin man sie einstweilen sendete, weil in Erdmannsdorf, das zu ihrer Aufnahme bestimmt war, die nötigen Einrichtungen noch nicht vollendet waren. Der König bewilligte zu ihrer Einrichtung 22500 Thlr. und 1839 12500 Thlr. für Zwecke der Kirche und Schule. Das neue Schulhaus wurde 1838 und die neue schöne Kirche 1840 eingeweiht. Die für sie eingerichtete Kolonie erhielt den Namen Zillerthal und besteht aus Hoch-, Mittel- und Niederzillerthal, nach der terrassenförmigen Anlage so genannt. (S. unter Erdmannsdorf.)

Vgl. Ruthner, «Aus Tirol. Berg- und Gletscherreisen in den österr. Hochalpen» (Wien 1869); Sonklar, «Die Zillerthaler Alpen» (Gotha 1872); Löwl, «Aus dem Zillerthaler Hochgebirge» (Gera 1878).

Zillerthaler Alpen, s. u. Alpen, Bd. I, S. 464.

Zimbaoe, Zimbabye oder Simbabye, Ruinenstätte im östl. Südafrika, zwischen dem Limpopo und Zambesi, nahe einem rechtsseitigen Nebenfluß des Sabi, war schon den alten portug.

Schriftstellern Dos Santos und De Barros bekannt, und wurde 5. Sept. 1871 von Karl Mauch unter 20° 14′ südl. Br. und 31° 48′ östl. L. (von Greenwich) wieder entdeckt. Die Ruinen liegen teils auf, teils an einem 120 m hohen Granitfelsen und dienten wahrscheinlich Befestigungszwecken. Auf dem Berge sind bis 10 m hohe Mauern aus behauenen Granitsteinen ohne Mörtel zusammengefügt; aus demselben Material ist am Fuße des Berges ein Rundbau von 70 m Durchmesser mit 8 m hoher Einfassungsmauer, in welchem ein 10 m hoher Turm sich erhebt. Da in der Umgegend Gold gefunden wird, hielt Mauch diese Ruinen für das alte Ophir (s. d.). Vgl. »Karl Mauchs Reisen im Innern von Südafrika« (Gotha 1874).

Zimbel oder Cymbal hieß im Altertum ein namentlich beim Dienst der Cybele gebrauchtes Instrument von Erz, welches aus zwei hohlen Becken bestand (ähnlich den Becken der Janitscharenmusik), die zusammengeschlagen einen gellenden Ton gaben. Die Neuern nennen Z. ein Glöckchen von Silber, das häufig in alten Orgeln angebracht ist und gewöhnlich mit einem beweglichen Stern in der Orgelfronte, daher Zimbelstern genannt, in Verbindung steht. Ferner heißt Z. eine gemischte Orgelstimme von kleinem Pfeifenwerk und sehr scharfem Ton. Auch das alte Hackebrett wurde Cymbal genannt.

Zimier, s. Helmkleinod.

Zimljansk, Stadt im Lande der Donischen Kosaken mit 6000 E., welche guten Rotwein bauen.

Zimmer, im Pelzhandel eine Zahl von 40 Zobel- oder von 20 Fuchsfellen.

Zimmeraxt, s. unter Axt. — **Zimmerbeil**, s. Dünnbeil.

Zimmer-Dampfbad, s. unter Dampfbad.

Zimmergymnastik, s. unter Heilgymnastik.

Zimmerische Chronik, ein deutsch geschriebenes umfängliches Geschichtswerk des 16. Jahrh., welches an die Geschichte der schwäb. Herren, spätern Grafen von Zimmern anknüpfend, in behaglicher Breite Sagen, Gewohnheiten, Kulturschilderungen aller Art und oft sehr derben Inhalts, Lieder und anderes mitteilt, eine wahre Fundgrube für die Erforschung des eigentlichen Volkslebens. Graf Wilhelm Werner von Zimmern, der Verfasser einer Geschichte des Bistums Konstanz, lieferte Beiträge zur Chronik, als ihre eigentlichen Verfasser sind aber Graf Froben Christoph (gest. 1566 oder 1567) und sein Sekretär Hans Müller (gest. um 1600) zu betrachten, von welchen namentlich der letztere zwischen 1564 und 1566 die eigentliche Redaction besorgte, wie er auch noch nach dem Tode Frobens Zusätze machte. Für die ältere Zeit waren sie von ihren zahlreichen Quellen abhängig, von denen manche jetzt verloren sind; für das 15. Jahrh. verfügten sie auch über gute mündliche Überlieferungen und für das 16. Jahrh. konnten sie zum großen Teil aus eigenen Erlebnissen berichten. Daß sie nach ungeschminkter Wahrheit strebten, ist unzweifelhaft. Die Chronik wurde von Barack herausgegeben in der »Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart« (Bd. 91—94, Tüb. 1869) und in verbesserter Auflage (Freiburg und Tüb. 1881). Vgl. Franklin, »Die freien Herren und Grafen von Zimmern. Beiträge zur Rechtsgeschichte« (Freiburg und Tüb. 1884).

Zimmerling oder Zimmerhäuer ist der mit der Ausführung der Zimmerung (s. unter Bergbau) beauftragte Bergmann.

Zimmermann (Albert), hervorragender Landschaftsmaler, geb. 20. Sept. 1809 zu Zittau, wurde für die Musik bestimmt, deren Studien er in Dresden beginnen mußte. Erst seit 1832 konnte Z. München und das bayr. Hochland zum Schauplatz seiner Studien in der Landschaftsmalerei wählen. Schon in den anfänglich in kleiner Ausdehnung dargestellten Motiven dieser Gegend kündigte sich die poetische Auffassung an, welche ihn später zu einem Meister der histor. Landschaft gemacht hat. Durch charakteristische Staffage, wie Centauren (Museum zu Leipzig), die von der Kreuzigung zurückkehrenden Marien (gewitterschwüler Spätabend auf öder, weiter Landschaft liegend), die Findung Mosis u. a. unterstützt er bisweilen die Intentionen seiner großartig und erhaben konzipierten und mit Kühnheit und Virtuosität durchgeführten Bilder. Eine große Gebirgslandschaft, die in Brüssel die goldene Medaille erhielt, besitzt das Städelsche Institut in Frankfurt. Eine andere Gebirgsansicht im Sturm mit der Staffage der fliehenden Herde und des getöteten Hirten, eine seltene Leistung der Landschaftsmalerei, erreicht die Ausdehnung von 2 zu 3 m. Z. war 1857—59 Professor in Mailand, 1859—72 an der Akademie zu Wien, deren Galerie eine großartige Landschaft von ihm besitzt, und lebt seitdem in Salzburg. Er ist Lehrer von drei jüngern Brüdern, von denen die beiden ältern, wie er selbst, anfänglich Musiker waren. Es sind dies:

Max Z. (geb. 7. Juli 1811 zu Zittau, gest. 30. Dez. 1878) errichtete eine lithographische Anstalt in Dresden und ging erst im 29. Jahre zum Bruder in die Lehre. Derselbe eignete sich eine große Vollkommenheit in der Perspektive an; sein Gebiet ist der Wald. Er zeigt sich fast unübertrefflich in seinen Eichenlandschaften, und seine Waldbilder haben den poetischen Grundzug, welcher Ruisdaels Schöpfungen, denen er mit großem Glück nachstrebt, so anziehend macht.

August Robert Z. (geb. 1818, gest. 6. Juni 1864 zu München) war fast 30 J. alt, als er Maler wurde. Er malte Landschaften, Architektur, Tiere.

Richard Z. (geb. 2. März 1820 zu Zittau, gest. 5. Febr. 1875 zu München) war anfangs Schüler von L. Richter, bis er zum Bruder ging. Er bewegt sich in dem Gebiet der Ernteſcenen, Marinen, Strand- und Feldansichten mit ruhenden oder arbeitenden Menschen. Reine und ruhige Stimmungen gelingen ihm vorzüglich und sind mit dichterischer Empfindung vorgetragen.

Zimmermann (Balthasar Friedr. Wilh.), Dichter und Historiker, geb. 2. Jan. 1807 zu Stuttgart, studierte in Tübingen Theologie und wurde 1840 Diakonus in Dettingen bei Urach, 1847 Professor an der Polytechnischen Schule in Stuttgart. Als Mitglied der Deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt 1848 gehörte er zu den hervorragendern Mitgliedern der Linken. Seine Beteiligung am Rumpfparlament hatte 1850 seine Entlassung von seiner Stelle an der Polytechnischen Schule zur Folge. Später trat Z. in den Kirchendienst zurück und starb als Pfarrer in Owen 22. Sept. 1878. Unter seinen Werken sind hervorzuheben: »Gedichte« (3. Aufl., Stuttg. 1854), »Geschichte Württembergs« (2 Bde., Stuttg. 1835—37), »Befreiungskämpfe der Deutschen gegen Napoleon« (3. Aufl., Stuttg. 1859), »Geschichte des großen Bauernkriegs« (2. Aufl., 3 Bde., Stuttg. 1856), »Die deutsche Revolution« (2. Aufl., Karlsr. 1851) u. s. w.

Zimmermann (Clemens von), ausgezeichneter Maler, geb. 8. Nov. 1788 zu Düsseldorf, wo er den ersten Unterricht in der Kunst auf der Akademie durch Langer erhielt, ging nach Übersiedelung der Gemäldegalerie nach München 1808 dorthin und ward daselbst 1809 in die neu ins Leben getretene Akademie als Schüler aufgenommen. Die Lösung der von dieser gestellten Preisaufgabe, das Opfer Noahs, machte auf ihn aufmerksam. Nachdem er 1816 von einer mit königl. Unterstützung unternommenen Reise nach Italien zurückgekehrt war, trat er die Professur der Historienmalerei an der Filialkunstschule zu Augsburg an. Er porträtierte viel und mit Erfolg, malte dabei aber auch mehrere größere und kleinere Ölbilder, besonders aus der heiligen Geschichte, die mit Beifall aufgenommen wurden. Seit 1825 ord. Professor an der münchener Akademie, nahm er an allen Schöpfungen, welche durch König Ludwig ins Leben gerufen wurden, Anteil. So malte er unter den Arkaden das Freskobild von der Belehnung Ottos von Wittelsbach mit Bayern, war Gehilfe von Cornelius in der Glyptothek und führte nach dessen Entwürfen die Fresken (cyklische Darstellungen der Kunstgeschichte) im Corridor der Pinakothek aus. Von seinen übrigen Arbeiten sind besonders die nach eigener Erfindung teils in Fresko, teils enkaustisch ausgeführten Malereien im Speisesaal des Königsbaues (Darstellungen aus den Liedern Anakreons), sowie mehrere Ölbilder (Cimabue, Giotto findend, und andere) in öffentlichen und Privatsammlungen zu nennen. Eine kolossale Himmelfahrt Mariä (1853) ist in eine Kirche zu Claire-Village in Australien gekommen. Zu seinen letztern größern Ölgemälden gehören: die Bekehrung Sauls und die Eroberung Jerusalems durch die Kreuzfahrer. Er wurde 1846 vom König Ludwig zum Direktor der königl. Centralgemäldegalerie ernannt, trat 1865 in den Ruhestand und starb in München 24. Jan. 1869.

Zimmermann (Eberhard Aug. Wilh. von), Geograph, Naturhistoriker und Philosoph, geb. 17. Aug. 1743 zu Ülzen in Hannover, studierte zu Göttingen, später zu Leiden. In Leiden faßte er zuerst den Gedanken, welcher die Hauptidee aller seiner gelehrten und schriftstellerischen Bemühungen wurde, die tierische Schöpfung klimatisch zu begrenzen und auf die Wanderungen und Verzweigungen der Tierrassen, vom Menschen selbst ausgehend, sein Augenmerk zu richten. Er wurde 1766 zum Professor der Physik an dem Carolinum zu Braunschweig ernannt. Zunächst schrieb er die «Geogr. Geschichte des Menschen und der allgemein verbreiteten vierfüßigen Tiere» (2 Bde., Lpz. 1778—83) und «Über die Kompressibilität und Elasticität des Wassers» (Lpz. 1779). Mehrere Reisen nach England, Italien, Frankreich, Rußland und Schweden gewährten ihm für das Studium seiner Wissenschaft großen Vorteil. In England gab er sein «Political survey of the present state of Europe» (1788) heraus. Die Ergebnisse seiner Reise nach Italien legte er in den «Allgemeinen Blicken auf Italien» (Gotha 1797) nieder. In Paris entwarf er den Plan zu den «Geogr. Annalen», wovon drei Jahrgänge erschienen. Später veröffentlichte er «Frankreich und die Freistaaten von Nordamerika» (Berl. 1795) und die «Allgemeine Übersicht Frankreichs von Franz I. bis auf Ludwig XVI. und der Freistaaten von Nordamerika» (2 Bde., Berl. 1800), jenes mehr geographisch und ethnographisch, diese politisch-historisch. Durch den Kaiser Leopold wurde er in den Adelsstand erhoben, von Braunschweig 1801 zum Geh. Etatsrat ernannt und seiner Geschäfte am Carolinum entbunden. Sein bedeutendstes Werk ist das «Geogr. Taschenbuch oder Taschenbuch der Reisen» in zwölf Jahrgängen (Lpz. 1802—13), welches einen großen Teil der bekannten Erde behandelte, und das er auch unter dem Titel «Die Erde und ihre Bewohner nach den neuesten Entdeckungen» (5 Bde., Lpz. 1810—13) in einem Auszuge herausgab. Er starb 4. Juni 1815.

Zimmermann (Ernst), verdienter Theolog, geb. 18. Sept. 1786 zu Darmstadt, wo sein Vater, Johann Georg Z., als Direktor des Gymnasiums 1829 starb, besuchte diese Anstalt seit 1795, studierte bis 1804 Philologie und Theologie in Gießen, wurde 1805 Mitprediger und Lehrer zu Auerbach an der Bergstraße, und begann hier bereits seine Ausgabe des Euripides (4 Bde., Frankf. 1808—15). Im J. 1809 kam er als Diakonus nach Großgerau unweit Darmstadt; 1814 erhielt er die Stelle als Hofdiakonus und 1816 die Hofpredigerstelle. Im J. 1822 begann er die «Allgemeine Kirchenzeitung» und 1824 die «Allgemeine Schulzeitung», zu denen dann das «Theol. Litteraturblatt» und das «Pädagogisch-philol. Litteraturblatt» kamen. Seine Predigten, die teils einzeln (die ersten, welche im Druck erschienen, waren «Patriotische Predigten zur Zeit der Wiederbefreiung Deutschlands», Darmst. 1814), teils gesammelt (8 Bde., Darmst. 1815—31) erschienen, waren trefflich entworfen, geistvoll und kräftig ansprechend. Er starb 24. Juni 1832. Von seinen Schriften sind noch zu erwähnen: das «Homiletische Handbuch für denkende Prediger» (4 Bde., Frankf. 1812—22), die «Monatsschrift für die Predigerwissenschaften» (6 Bde., Darmst. 1821—24), die Ausgabe des Eusebius (Frankf. 1822), das mit einigen Freunden (Lommler, Lucius u. a.) herausgegebene Werk «Geist aus Luthers Schriften» (6 Bde., Darmst. 1828—30). Sein Bruder, Karl Z., hat ihn biographisch (Darmst. 1833) geschildert.

Zimmermann (Franz Jos.), Philosoph, geb. 21. März 1795 zu Wendlingen bei Freiburg i. Br., der Sohn eines Landmanns, trieb bis in sein 20. Jahr den Feldbau. Von seinen Freistunden von den Ortspfarrern wissenschaftlich vorbereitet, brachte er es so weit, daß er 1814 in Freiburg die akademischen Studien der Theologie und Philosophie beginnen konnte. Z. ging 1820 nach Hofwyl, wo ihn Fellenberg als Lehrer anstellte, habilitierte sich 1823 als Privatdocent der Philosophie zu Freiburg und wurde 1828 außerord. Professor. In seinen «Untersuchungen über Raum und Zeit» (Freiburg 1824) vertrat er die später mit viel Geräusch geltend gemachte Meinung, daß Raum und Zeit nicht bloß nach Kants Ansicht Formen der subjektiven Anschauung, sondern zugleich auch außerhalb des Subjekts, also objektiv seien. Seine Metaphysik erschien unter dem Titel «Lehre über Einheit, Vielheit und Einzelnheit» (Freiburg 1826). Seine «Denklehre» (Freiburg 1832) enthält zugleich einen Abriß der Psychologie. Außerdem veröffentlichte er seine Antrittsvorlesung: «Das Werden der Philosophie von Kant bis jetzt» (Freiburg 1833), sowie eine Abhandlung «Einzig möglicher Beweis für die Wahrheit der menschlichen Freiheit» (Freiburg 1833). Im J. 1832 übernahm er die Redaktion des Volksblattes «Der echte Schwarzwälder»,

worin er ausgezeichnete Aufsätze in Hebels Manier lieferte. Er starb 23. Sept. 1833.

Zimmermann (Joh. von), der Begründer des deutschen und besonders des sächs. Werkzeug-Maschinenbaues, geb. 27. März 1820 zu Papa in Ungarn, bildete sich praktisch zuerst in den Werkstätten seines Vaters und eines Verwandten in Großwardein im Bau von Turmuhren und landwirtschaftlichen Maschinen und besuchte daneben eine Zeichenschule. Innerhalb der nächsten acht Jahre arbeitete er in mehrern Fabriken in Wien, München und Chemnitz und errichtete gemeinsam mit einem Fachgenossen 1844 eine Fabrik zur Herstellung von Cylindern für Spinnmaschinen, sowie feinerer Maschinenteile. Im J. 1848 trennte er sich von seinem Kompagnon; von 1854 an verlegte er sich auf den Bau von Werkzeugmaschinen. In der Folge gelang es ihm, den auf diesem Gebiet bis dahin unerreichten Engländern den Rang abzulaufen. Im J. 1858 lieferte seine Fabrik 4700, 1870 bereits 60200 Ctr. Maschinen: im letztgenannten Jahre beschäftigte dieselbe circa 1000 Arbeiter. Insbesondere gebührt Z. das Verdienst, zuerst den Bau von Holzbearbeitungsmaschinen in Deutschland gepflegt und in großem Umfang betrieben zu haben. Nach dem Deutsch-Französischen Kriege von 1870 und 1871 errichtete er außer einer Eisengießerei ein besonderes Etablissement für Holzbearbeitungsmaschinen, und übergab das zu großartiger Ausdehnung herangewachsene Ganze als «Chemnitzer Werkzeug-Maschinenfabrik» einer Aktiengesellschaft, deren Generaldirektor er wurde. Infolge der von ihm angestrebten Förderung der Industrie Ungarns und seiner Unterstützung der gewerblichen Anstalten seines Heimatlandes wurde er vom Kaiser von Österreich in den erblichen Adelsstand erhoben. Z. lebt gegenwärtig in Berlin.

Zimmermann (Joh. Georg, Ritter von), philos. Schriftsteller, geb. zu Brugg im Kanton Bern 8. Dez. 1728, studierte in Göttingen Medizin. Nachdem er Stadtphysikus zu Brugg gewesen, kam er 1768 als großbrit. Leibarzt mit dem Titel eines Hofrats nach Hannover. Sein Aufenthalt in Brugg, wo er in der Abgeschiedenheit seine bedeutendsten Schriften verfaßte, hatte den Keim zur Hypochondrie in ihm entwickelt, welche ihn dann nie wieder verließ. Seine Werke «Über die Einsamkeit» (Zür. 1755; gänzlich umgearbeitet, 4 Bde., Lpz. 1784—85) und «Vom Nationalstolz» (Zür. 1758; neue Aufl. 1789) sind in dieser Hinsicht, sowie von seiten der tiefen und originellen Gedanken ausgezeichnet und wurden fast in alle lebenden Sprachen übersetzt. Nicht mindern Ruhm erwarb ihm seine Schrift «Von der Erfahrung in der Arzneiwissenschaft» (2 Bde., Zür. 1764; neue Aufl. 1787). Friedrich d. Gr. berief ihn in seiner letzten Krankheit. Dies veranlaßte Z. zu Schriften über diesen Monarchen (z. B. «Über Friedrich d. Gr. und meine Unterredung mit ihm kurz vor seinem Tode», Lpz. 1788; «Fragmente über Friedrich d. Gr.», 3 Bde., Lpz. 1790, u. s. w.), die nicht zu des Verfassers Ruhm beitrugen. Am heftigsten trat damals Bahrdt gegen ihn auf, worauf das Pasquill «Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirn» erschien, welches Z. rächen sollte, seine Ruhe aber schmerzlich störte. Er starb 7. Okt. 1795. Vgl. Wichmann, «Z.s Krankengeschichte» (Hannov. 1786), «Z.s Briefe an einige seiner Freunde in der Schweiz» (Aarau 1830); Bodemann, «Johann Georg Z.» (Hannov. 1878).

Zimmermann (Karl), verdienter prot. Theolog und Kanzelredner, geb. 23. Aug. 1803 zu Darmstadt, der jüngste Bruder von Ernst Zimmermann, wurde 1824 Mitvorsteher einer Privatlehranstalt in Darmstadt, 1827 Lehrer an der Realschule und 1829 zugleich Hilfsprediger an der Stadtkirche. Im J. 1832 erhielt er das Diakonat an der Hofkirche und 1833 zugleich die Stelle als Lehrer der Geschichte an der Militärschule. Seit 1835 zweiter Hofprediger, stieg er 1842 zum ersten Hofprediger auf. Sein Aufruf am Reformationsfest 1841 zur Unterstützung hilfsbedürftiger prot. Gemeinden veranlaßte die Gründung der Gustav-Adolf-Stiftung (s. d.). Im Nov. 1847 wurde Z. zum Prälaten und Oberkonsistorialrat ernannt. Seit 1872 emeritiert, starb er zu Darmstadt 12. Juni 1877. Von seinen Predigtsammlungen sind hervorzuheben: «Die Bergpredigt» (2 Bde., Neustadt 1836—37), «Das Leben Jesu in Predigten» (6 Bde., Darmst. 1837—39), «Die Gleichnisse und Bilder der Heiligen Schrift in Predigten» (7 Bde., Darmst. 1840—51) u. s. w. Außerdem gab er die von seinem Bruder Ernst Z. begründete «Schulzeitung» heraus; später mit Fricke in Leipzig die «Allgemeine Kirchenzeitung». Auch begründete er 1834 die homiletische Zeitschrift «Die Sonntagsfeier». Seit 1841 redigierte Z. das «Theol. Litteraturblatt» und seit 1843 mit Großmann den «Boten des Gustav-Adolf-Vereins». Auch besorgte er eine Prachtausgabe der «Reformatorischen Schriften» Luthers, gab eine Sammlung der Briefe Luthers an Frauen heraus und verfaßte eine «Geschichte des Gustav-Adolf-Vereins» (7. Aufl., Darmst. 1867). Letzterer Schrift schließen sich an: «Bauten des Gustav-Adolf-Vereins» (2 Bde., Darmst. 1860—76) und «Tabea oder die Frauenvereine der Gustav-Adolf-Stiftung» (Darmst. 1864). Aus seinem Nachlaß wurde veröffentlicht: «Der Gustav-Adolf-Verein nach seiner Geschichte, seiner Verfassung und seinen Werken» (Darmst. 1878).

Zimmermann (Reinhard Sebastian), Genremaler, geb. 9. Jan. 1815 zu Hagenau am Bodensee, widmete sich zuerst dem Kaufmannsstande und besuchte dann die Akademie in München, wo er zuerst mit dem humoristischen Bilde der Heiligen drei Könige Erfolg hatte. Zu seinen fernern Genrebildern gehören: die theuere Zeche, die Landleute im Schloß (1853), die Bettelmusikanten (1854), der Schrannentag in München (1861, im Museum in Köln), die Impfstube, das unterbrochene Kartenspiel, das Zweckessen, die Siegesbotschaft (1875), Klosterschule in Ottobeuern (1879), vor der Musikprobe (1880). Z. veröffentlichte «Erinnerungen eines alten Malers» (Münch. 1884).

Zimmermann (Rob. Arthur Theod.), namhafter Ästhetiker und philos. Schriftsteller, Sohn des verdienten Schulmannes Johann August Z. in Prag, wurde in dieser Stadt 2. Nov. 1824 geboren, bezog 1840 die Universität daselbst, auf der er sich dem Studium der Philosophie widmete, und ging dann nach Wien, wo er sich besonders der Mathematik und den Naturwissenschaften widmete. Im J. 1847 als Assistent an der dortigen Sternwarte angestellt, habilitierte er sich 1849 an der wiener Universität für das Gebiet der spekulativen Philosophie, wurde 1850 zum außerord. Professor zu Olmütz, 1852 zum ordentlichen in Prag ernannt, und 1861 in gleicher Eigenschaft nach Wien berufen, wo er zugleich (seit 1869) wirkliches Mitglied der kaiserl. Akademie der Wissenschaften ist, in deren Schriften er zahlreiche

vortreffliche Essays über Leibniz, Kant, Schelling, Lambert, Herbart, Hume, Comte u. a. veröffentlicht hat. Z. gehört zu den hervorragendern Vertretern der Herbartschen Philosophie. Als solcher ist er der Begründer der sog. Formästhetik, im Gegensatz zu der sog. Gehaltästhetik der Hegelschen Schule, mit deren namhaftestem Repräsentanten, Vischer, er eine langdauernde philos. Polemik führte. Von Z.s Schriften sind zu nennen «Leibniz' Monadologie» (deutsch, Wien 1847), «Leibniz und Herbart» (Wien 1849), «Das Rechtsprinzip bei Leibniz» (Wien 1852), «Philos. Propädeutik» (3. Aufl. 1867), «Über das Tragische und die Tragödie» (Wien 1856) und seine Hauptwerke «Ästhetik» (2 Bde., Wien 1858—65) und «Anthroposophie» (Wien 1882). Auch sammelte er eine Anzahl philos. Journalaufsätze in «Studien und Kritiken zur Philosophie und Ästhetik» (2 Bde., Wien 1870).

Zimmern (Helen), engl. Schriftstellerin, geb. 25. März 1846 zu Hamburg, lebt seit 1850 in England. Sie schrieb Erzählungen, wie «Stories in precious stones», «Told by the ways», ferner: «Schopenhauer, his life and philosophy» (1876), «Gotthold Ephraim Lessing, his life and his works» (1878; deutsch von Claudi, Lpz. 1879).

Zimmer- oder Stubenpflanzen nennt man diejenigen Gewächse, welche, der Mehrzahl nach tropischen oder subtropischen Ursprungs, in Warm- oder Kalthäusern kultiviert werden und zugleich zur Unterhaltung in Wohnräumen geeignet sind. Vgl. Schmidlin, «Blumenzucht im Zimmer» (4. Aufl., bearbeitet von F. Jühlke, Berl. 1880); Jäger, «Zimmer- und Hausgärtnerei» (Hannov. 1883); Rümpler, «Zimmergärtnerei» (Berl. 1884).

Zimmerthal, Teil des Fassathals, s. u. Fassa.

Zimmerung (im Bergbau), s. u. Bergbau, Bd. II, S. 804 fg.

Zimnicea (Simnitza), Städtchen in Rumänien, im Distrikt Teleorman, kleiner Hafenplatz an der Donau mit 5000 E.

Zimoccaschwämme, s. u. Badeschwamm.

Zimt oder Kaneel (Canell) heißt ein feines, auch mediz. Zwecken dienendes Gewürz, welches von dem vorzugsweise und am besten auf der Insel Ceylon, aber auch im tropischen Amerika angebauten Zimtbaum (Cinnamomum Ceylanicum) gewonnen wird. (S. Cinnamomum.) Der Bast der letztern nebst der innern Rindenschicht der drei- bis fünfjährigen Äste und Stämmchen gibt, getrocknet und in fußlange, papierdünne Röhren gewickelt, deren mehrere ineinander gesenkt sind, den feinen oder ceylanischen Zimt, der seinen eigentümlichen, gewürzhaft-aromatischen Geruch und Geschmack dem ätherischen Zimtöl verdankt, das aus Abfällen der Rinde zu mediz. Zwecken destilliert wird. In den Handel kommt er meist in zentnerschweren Ballen. Zimtlorbeer heißt die wilde Varietät derselben Art. Der Cassienzimt (Cinnamomum Cassia), von der vorigen Art besonders durch elliptisch-spitzliche, in der Jugend graufilzige Blätter unterschieden, wächst in China und Cochinchina und liefert den indischen oder chinesischen oder gemeinen Zimt, auch Zimtcassie genannt, welcher in dickern zusammengerollten Rindenstücken in den Handel kommt und einen viel schärfern Geschmack und weniger feinen Geruch besitzt. Die sog. Zimtblüten sind die kleinen, unreifen, noch von der Blütenhülle umgebenen Früchte des Cassienzimts; sie kommen in Geschmack und Wirkungen mit dem Z. überein, sind jedoch etwas schärfer. Der wenig gebräuchliche weiße Zimt (weißer Kaneel) ist die abgeschälte Rinde der Canella alba, eines auf den Antillen heimischen Baumes oder Strauchs aus der dikotylen, nach dieser Gattung benannten kleinen Familie der Canellaceen. (S. Canella.) Der weiße Z. kommt in Röhren oder rinnenförmigen Stücken in den Handel, welche auf der Außenseite blaßrötlich, auf der innern weiß sind und einen zimtähnlichen Geruch, sowie einen bitterlichen, scharfaromatischen Geschmack besitzen. Das erwähnte Zimtöl hat eine goldgelbe Farbe, ein spezifisches Gewicht von 1,035, einen lieblichen, reinen, zimtartigen Geruch und einen zuerst süßlichen, dann brennenden und scharfen Geschmack.

Zimtblüten, Zimtöl, s. Zimt.

Zimtcassia, auch Kaneel genannt, eine geringe Sorte Zimt, stammt von Cinnamomum Cassia *Ill.*, s. unter Cinnamomum.

Zimtsäure, Phenylacrylsäure, $C_9H_8O_2$, organische Säure, welche sich in reichlichen Mengen im Storax, Tolu- nnd Perubalsam, wie auch in manchen Sorten von Benzoëharz findet. Ihr Aldehyd ist der wesentliche Bestandteil des Zimtöls. Sie läßt sich künstlich auf verschiedene Weise darstellen, so durch Kochen von Benzaldehyd mit Essigsäureanhydrid bei Gegenwart von wasserfreiem Natriumacetat.

Zinckgref, s. Zinkgref.

Zindak (spr. sin-), in der Mehrzahl Zenadika, ist der Name einer der frühesten gnostischen Sekten im Islam, welche die Seelenwanderung lehrte und demnach das Auferstehungsdogma verwarf. Die Z., auf deren Verwandtschaft mit zoroastrischen Ideen schon der Name hindeutet, erhoben sich in der Mitte des 8. Jahrh. n. Chr. unter dem zweiten abbasidischen Kalifen Abu Dschafar Manssûr, welchen sie als Träger der Seele Alis zu betrachten vorgaben. Nichtsdestoweniger ließ dieser Herrscher sie in Anbar, seiner Residenz, ausrotten. Ihr Name lebt im Islam unter der allgemeinen Bedeutung Gottesleugner, Gottloser fort.

Zindal, s. Cendal.

Zindschero, s. Dschändscharo.

Zingarelli (Nicolo Antonio), ital. Komponist, geb. zu Neapel 4. April 1752, Sohn eines Gesanglehrers, wurde auf dem Conservatorio di Loreto gebildet und brachte seit 1781 etwa 40 Opern zur Aufführung, unter denen «Romeo e Giulietta» (1796) für die beste gehalten wird. Nach mehrern Anstellungen in verschiedenen Orten wurde er 1804 als Guglielmis Nachfolger an St. Peter in Rom berufen. Auf seine Weigerung, zur Feier der Geburt des Königs von Rom ein Tedeum singen zu lassen, wurde er von Napoleon nach Paris gerufen. Groß war sein Erstaunen, als er nicht nur keine Strafe, sondern vom Kaiser, der seine Musik liebte, sogar noch Geschenke und den Auftrag erhielt, für die Kapelle eine Messe zu setzen. Inzwischen hatte man seine Stelle bei St. Peter in Rom an Fioravanti vergeben. Er wandte sich deshalb nach Neapel, wo er gegen Ende 1812 anlangte, nach einiger Zeit Direktor der Musikschule San-Sebastiano und 1816 an Paesiellos Stelle Kapellmeister an der Kathedrale wurde. In diesen Ämtern verblieb er bis zu seinem 5. Mai 1837 erfolgten Tode. In der Kirchenmusik war er ebenso fruchtbar als in der Oper, aber seine Begabung wies ihn auf die Bühne,

wo er mit den Mitteln eines schönen Gesangs und einschmeichelnder Melodie wirkte. Seine Opern erhielten dadurch besondern Glanz, daß sie von den besten Sängern seiner Zeit aufgeführt wurden.

Zingerle (Pius), kath. Theolog, geboren zu Meran 17. März 1801, trat 1819 in das Benediktinerstift Marienberg in Vintschgau, studierte Theologie an der Universität zu Innsbruck und wurde 1824 Kooperator in Platt in Passeier, wo er orient. Studien mit Eifer betrieb und die Schrift «Zwei Briefe des heil. Clemens von Rom an die Jungfrauen» (Wien 1827) veröffentlichte. Im J. 1828 kam er als Professor an das Gymnasium in Meran, wo er mit geringer Unterbrechung bis 1862 wirkte. In der Zwischenzeit veröffentlichte er «Ephrams ausgewählte Schriften aus dem Griechischen und Syrischen übersetzt» (6 Bde., Innsbr. 1830—37), «Alten heil. Märtyrer des Morgenlandes» (Innsbr. 1836). Im März 1862 wurde er als Professor der orient. Sprachen an die Sapienza nach Rom berufen, wo er bis 1866 blieb. Im J. 1867—71 war er Gymnasialdirektor in Meran und kehrte dann in das Kloster Marienberg zurück, wo er 10. Jan. 1881 starb. Noch erschienen von ihm «Chrestomathia syriaca» (Rom 1871), «Lexicon syriacum in usum chresthomatiae syriacae» (Rom 1873).

Zingerle (Ignaz), namhafter Germanist, Neffe des vorigen, geb. zu Meran 6. Juni 1825, studierte zu Innsbruck und an der theolog. Lehranstalt zu Brixen. Im Herbst 1848 kam er als Gymnasiallehrer nach Innsbruck, wo er 1850—53 die belletristische Zeitschrift «Phönix» herausgab. Im J. 1858—59 fungierte er als provisorischer Universitätsbibliothekar, und 1859 wurde er ord. Professor für deutsche Sprache und Litteratur an der Universität. Aus der großen Zahl von Z.s Schriften, welche das Gebiet der Ethnographie, der Geschichte und der Litteratur Tirols betreffen, sind zu nennen: «Sagen aus Tirol» (Innsbr. 1859), «Tirol. Natur, Geschichte, Sage u. s. w.» (Innsbr. 1852), «Kinder- und Hausmärchen aus Tirol» (Bd. 1, Innsbr. 1852; 2. Aufl., Gera 1870; Bd. 2, Regensb. 1854), «Sitten, Bräuche und Meinungen des tiroler Volks» (Innsbr. 1857; 2. Aufl. 1871). Von seinen eigentlichen germanistischen Arbeiten sind zu erwähnen: «Die Alliteration bei mittelhochdeutschen Dichtern» (Wien 1864), «Lusernisches Wörterbuch» (Wien 1869), «Die Pluemen der Tugent des Hans Vintler» (Innsbr. 1874). Kulturhistorisch wichtig sind: «Die deutschen Sprichwörter im Mittelalter» (Wien 1868), «Das deutsche Kinderspiel im Mittelalter» (Wien 1868; 2. Aufl., Innsbr. 1873), «Schildereien aus Tirol» (Innsbr. 1875). Die «Tirolischen Weistümer» (4 Bde., Wien 1875—87) gab er mit Inama-Sternegg und J. Egger heraus.

Zingg (Adrian), Kupferstecher, geb. zu St. Gallen 24. April 1734, bildete sich unter Wille zu Paris zum Kupferstecher und nahm jene Reinheit der Zeichnung an, die alle seine Werke gefällig, wohl auch etwas monoton macht. Er wurde 1766 Lehrer an der Kunstakademie zu Dresden, und eine Menge Landschaften in allen Größen beweist, wie sehr er in den Charakter der Gegenden, wo er nun lebte, eingedrungen. Vorzüglich gefielen seine Ansichten mit radierten Umrissen, die, aufs sauberste mit Sepia schattiert und angefärbt, durch die Bestimmtheit der Formen und eine glückliche Anordnung der Vorgründe sich auszeichnen. Seine Zeichnungen sind in Tusche, Bister und Kolorierung ausgeführt und vorzüglich in der Strichlage. Eine vollständige Sammlung seiner Werke erschien in Leipzig 1804—6. Sein «Zeichenbuch» in drei Heften ist in Originalabdrücken jetzt ziemlich selten. Z. starb 26. Mai 1816.

Zingiber *Adans.* (Ingwer), Pflanzengattung aus der Familie der Scitamineen. Man kennt gegen 20 Arten, die besonders in Ostindien und dem Indischen Archipel vorkommen. Es sind krautartige Gewächse mit knolligen verzweigten Rhizomen und beblätterten Stengeln; die unregelmäßigen Blätter stehen meist ährenförmig angeordnet und besitzen einen dreilappigen häutigen Kelch, eine röhrenförmige Blumenkrone, ein fertiles Staubgefäß, während die übrigen blumenblattartig ausgebildeten steril bleiben, und einen dreifächerigen Fruchtknoten mit fadenförmigem Griffel. Die Frucht ist eine mehrsamige unregelmäßig aufspringende Kapsel. Die bekannteste Art ist der in Ostindien einheimische jetzt aber in vielen Tropengegenden, z. B. in Westindien, kultivierte echte Ingwer, *Z. officinale L.*, dessen Rhizome als vielbenutztes Gewürz einen wichtigen Handelsartikel bilden (S. Ingwer.)

Zingiberacēen (Zingiberaceae), heißt eine Unterabteilung der Familie der Scitamineen (s. d.).

Zingst (Ostsee-Insel), s. unter Bodden.

Zink, Spiauter oder Spelter (chem. Zeichen Zn; Atomgewicht = 65) heißt ein technisch äußerst wichtiges Metall von bläulichweißer Farbe und blätterig-krystallinischem Bruch, das, an der Luft anlaufend und sich mit einer weißlichgrauen Oxydschicht bedeckend, ein spezifisches Gewicht von 7,17 hat und bei 412° C. schmelzbar, in der Kälte und Hitze spröde, nur bei 120—150° dehnbar und dann auch des Walzens zu Blech und des Ziehens zu Draht fähig, in großer Hitze (bei 1040° C.) flüchtig und destillierbar ist. In Säuren löst sich das Z. leicht auf unter Zersetzung des mit der Säure verbundenen Wassers und Entwickelung von Wasserstoffgas, daher seine Anwendung in den Platinfeuerzeugen und zur Bereitung des Wasserstoffgases mittels verdünnter Schwefelsäure.

Die metallurgische Gewinnung von Z. aus Zinkerzen beruht auf einer Reduktion von Zinkoxyd vermittelst Kohle, welche Operation in verschlossenen Gefäßen bei Weißgluthitze vorgenommen wird und bei der die Kohle auf Kosten des Sauerstoffs im Zinkoxyd verbrennt und Z. frei wird. Es gilt demnach, das in den Erzen enthaltene Z. in oxydischen Zustand überzuführen, wenn es nicht bereits mit Sauerstoff vererzt vorkommt. Die Zinkerze, welche bei der Zinkgewinnung im großen in Betracht kommen, sind folgende: Zinkspat (edler Galmei = kohlensaures Zinkoxyd mit 65,2 Proz. Z.), Kieselgalmei (kieselsaures Zinkoxyd mit 66—68 Proz. Z.), Rotzinkerz (Zinkoxyd mit 80 Proz. Z.)., Zinkblende (Schwefelzink mit 66,7 Proz. Z.). Je nach dem Vorkommen dieser Erze bedürfen dieselben vor Abgabe an die Hütte einer mehr oder weniger komplizierten Aufbereitung, d. h. Reinigung und Anreicherung. Wo es durch Handscheidung allein nicht gelingt, fremde unnütze oder schädliche Bestandteile zu entfernen, muß die Beseitigung derselben auf mechanischem Wege, durch Aufbereitung (s. d.) auf nassem Wege vorgenommen werden, und dies ist fast immer nötig bei der bergmännischen Gewinnung von Zink.

blende, die zumeist in Begleitung von Bleiglanz, Kupferkies, Eisenspat auftritt und von diesen metallischen, die spätere Verhüttung schädigenden Beimengungen soweit als thunlich befreit werden muß.

Von den vorerwähnten Zinkerzen können Rotzinkerz und Kieselgalmei, letztere unter Zuschlag von Kalk, direkt vermittelst Kohle zu Z. reduziert werden, Zinkspat und Zinkblende bedürfen aber dazu noch einer Vorarbeit. Zinkspat wird einfach behufs Austreibung der Kohlensäure gebrannt und zwar, wenn das Erz in gröbern Stücken zur Hütte geliefert wurde, in Schachtöfen, dagegen in Flammöfen, wenn sich zwecks vorheriger Aufbereitung eine Zerkleinerung nötig machte. Die Zinkblende muß jedoch vor der Reduktion durch eine sehr sorgfältig geleitete Röstung vom Schwefel befreit und in Zinkoxyd übergeführt werden. Dies geschieht stets in Flammöfen, ähnlich denen, wie sie bei der Darstellung von Kupfer und Silber beschrieben wurden. Die Zinkblende wird anfangs schwach, nach und nach stärker unter Luftzutritt und fortwährendem Durchrühren erhitzt, der Schwefel verflüchtigt sich in Form von schwefliger Säure bei gut geleiteter Röstung bis auf 1—2 Proz., die im Röstgute (Zinkoxyd mit mehr oder weniger andern Metalloxyden) verbleiben. Nach der Röstung und für die nun folgende Reduktion wird das geröstete, oder gebrannte, oder rohe Erz auf Walz- oder Quetschwerken fein zerkleinert, damit das Reduktionsmittel, welches dem Zinkoxyd den Sauerstoff entziehen soll, die ebenfalls fein gepulverte Kohle mit dem Erze innig vermengt werden kann. Die Reduktion des Zinkoxyds zu Z. erfolgt erst bei einer Temperatur, die weit über der liegt, bei welcher Z. verdampft, es entsteht demnach bei Umsetzung zwischen Zinkoxyd und Kohle, die Weißhitze verlangt, Kohlensäure und Zinkdampf, der in Berührung mit atmosphärischer Luft oder den Verbrennungsgasen sofort wieder zu Zinkoxyd verbrennen würde, wenn die Reduktion nicht in geschlossenen Gefäßen erfolgte. Solche, in Muffel-, Röhren- oder Retortenform, werden mehrere in einen Ofen (Zinkdestillierofen) eingemauert. Damit nun aber die entstehenden Zinkdämpfe aus dem Reduktionsgefäß entweichen und sich kondensieren können, wird ein jedes mit einem zweiten außerhalb des Ofens befindlichen, der sog. Vorlage, luftdicht verbunden und in dieser ist der Sammelraum für das aus dem Erze ausreduzierte Z.

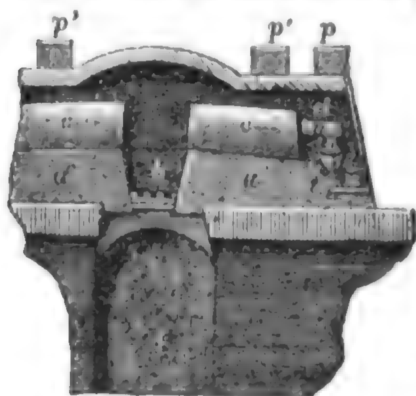


Fig. 1.

Man unterscheidet zwei Methoden der Zinkgewinnung, die schlesische und belgische. Sie unterscheiden sich nur durch die Form der Reduktionsgefäße, die bei der erstern Muffel-, bei der letztern Röhren- oder Retortenform haben. Die nebenstehenden Fig. 1 und 2 geben ein Bild von der Konstruktion eines schlesischen Zinkdestillierofens. Auf dem durch ein flaches Gewölbe überspannten Herde a, in dessen Mitte etwas vertieft der Rost b liegt, stehen die mehr hohen als breiten ∩-Gefäße c, die Muffeln, welche zur Aufnahme der Beschickung, Zinkerz und Kohle, dienen. Je zwei solcher Muffeln stehen dicht nebeneinander und sind im vordern Teile des Ofens durch eine schwache Scheidemauer von nebenliegenden Paaren getrennt. Gewöhnlich stehen 10—12 Muffeln in einer Reihe, sodaß also ein Ofen 20—24 dergleichen enthält. Der durch die Reduktion des Zinkoxyds entstehende Zinkdampf sammelt sich in d, der Vorlage (Fig. 2). Diese besteht aus dem in die Muffel bis y reichenden horizontalen Halse q, welcher vorn offen ist, und dem rechtwinkelig nach unten gebogenen Unterstücke s, an welches sich die Tropfröhre t (Fig. 1) anschließt. Diese mündet in dem Tropfloche u, das zur Aufnahme des überdestillierten Z.s (Werkzink) dient.



Fig. 2.

Zur Ableitung der Feuergase dienen mehrere im Ofengewölbe angebrachte Öffnungen, durch welche jene in kleine Schornsteine pp und ins Freie geführt werden. Der Zutritt der Luft unter den Rost wird durch den geräumigen Aschenfall g vermittelt. Die Muffeln, aus feuerfestem Material, Chamotte, gefertigt, setzt man lufttrocken in einen besondern Temperofen, aus welchem sie, bis zur Rotglut erwärmt, in den Destillierofen gebracht werden. Eine solche Muffel ist etwa 1—2 m lang und 0,50 m hoch und faßt bis zu 50 Pfd. Erz.

Von den belgischen Destillieröfen (Fig. 3 u. 4) unterscheiden sich die beschriebenen dadurch, daß jene statt der muffelartigen Gefäße, welche mit ihrer ganzen Basis auf dem Herde stehen, Röhren haben, welche an einem Ende geschlossen sind und frei im Ofen liegen. Ein solcher Ofen enthält ungefähr 60 Röhren b, welche auf Vorsprüngen a in der Rückwand des Ofens auflagern. Der vordere Teil der Röhren ruht, wie in Fig. 4 in größerm Maßstabe dargestellt ist, auf dem Steine e, welcher in seiner Hauptrichtung durch eine Eisenplatte d, an den Seiten durch den Stein c unterstützt wird.



Fig. 3.

In die Röhren wird der feingemahlene Galmei oder die geröstete Blende, mit Kohle gemengt, eingelegt, hierauf die Vorlage n, welche zur Aufnahme des Z. dienen soll, vorgestreckt und schließlich beim heftigen Entwickeln von Zinkdämpfen das für das Auffangen des Zinkstaubes bestimmte Blechgefäß o, die Alonge, aufgesetzt.

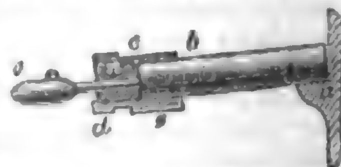


Fig. 4.

Nach Verlauf von ungefähr 6 Stunden, während welcher Zeit man den Ofen in Weißglühhitze erhalten hat, haben sich die Vorlagen mit Z. gefüllt, sie werden mit einer kleinen Kratze entleert und abgenommen, damit der Rückstand von der Reduktion aus den Röhren entfernt

werden kann. Nach erneutem Füllen der Röhren verfährt man wie vorher. Gefeuert wird der Ofen von dem Roste r aus, unter welchem der Aschenfall s liegt, die Verbrennungsprodukte, in f aufsteigend, entweichen bei l in einen Abzugskanal, welcher die Gase mit denen von andern Öfen vereinigt und in eine gemeinsame Esse führt.

Das Z., welches bei der Reduktion gewonnen wird, ist noch keine Handelsware, es muß noch raffiniert, namentlich in den meisten Fällen von einem Bleigehalt befreit werden. Dies geschieht in Flammöfen mit geneigtem und an einer Stelle ausgekesseltem Herde. Der Z. wird darin eingeschmolzen und sammelt sich in dem tiefsten Teile des Herdes. Man läßt es darin eine Zeit lang in geschmolzenem Zustande stehen, wobei sich ein bleireicherer schwererer Teil von einem bleiärmern Teile derart absondert, daß letzterer über ersterm steht. Nach Abziehen der Gekrätze, Unreinigkeiten mit sich führender schaumiger Massen, wird der bleifreie Teil des Z. ausgekellt und in den Handel gebracht. Das gereinigte Z. wird bei etwa 100° C. zu Blech ausgewalzt, bei höherer oder niederer Temperatur ist dasselbe brüchig und nicht walzbar.

In seinen Verbindungen fungiert das Z. als zweiwertiges Element. Von diesen sind zu erwähnen:

1) Zink und Sauerstoff: Zinkoxyd, ZnO, Zinkweiß, Zinkblüte, Flores Zinci, Nihilum album, Lana philosophica. Entsteht durch direkte Vereinigung von Z. und Sauerstoff, wenn das schwachglühende Metall der Luft ausgesetzt wird, oder bei schwachem Glühen von Zinkcarbonat. Je nach der einen oder der andern Darstellungsweise unterscheidet man Zincum oxydatum via sicca paratum und Z. oxydatum via humida paratum. Das Zinkoxyd ist ein lockeres weißes, beim Erhitzen sich vorübergehend gelb färbendes, in Wasser unlösliches, in fast allen Säuren leicht lösliches Pulver. Zinkoxydhydrat, $Zn(OH)_2$, entsteht als weißer gallertartiger Niederschlag beim Vermischen einer Lösung eines Zinksalzes mit einer Lösung von Natronhydrat bis zur gerade wahrnehmbaren alkalischen Reaktion. Von einem Überschuß von Natron wird das Zinkoxydhydrat leicht zu Zinkoxyd-Natron, $Zn(ONa)_2$, gelöst. Das Zinkoxyd findet Verwendung in der Pharmacie (Zinksalbe), ferner ist es Rohmaterial zur Darstellung vieler Zinksalze und außerdem bildet es als Zinkweiß (s. d.) eine sehr wichtige Malerfarbe.

2) Zink und Schwefel: Schwefelzink, ZnS, bildet das Mineral Zinkblende (s. d.), entsteht als weißer voluminöser Niederschlag beim Vermischen neutraler Zinksalze mit Schwefelalkalien, oder beim Einleiten von Schwefelwasserstoff in die Lösung von Zinkacetat; in allen stärkern Säuren leicht löslich, in Essigsäure unlöslich.

3) Zink und Chlor: Chlorzink, Zinkchlorid, $ZnCl_2$. Z. vereint sich bei gelindem Erwärmen mit Chlorgas zu wasserfreiem Zinkchlorid. In wässeriger Lösung erhält man es durch Lösen von metallischem Z. in roher Salzsäure. Die Lösung ist nach Beendigung der Wasserstoffentwickelung mit überschüssigem Z. tagelang zu digerieren, wodurch fremde Metalle, Blei, Cadmium, Arsen, Antimon gefällt werden, während Eisen als Chlorür gelöst bleibt. Soll letzteres entfernt werden, so wird die Lösung mit Chlor gesättigt und das entstandene Eisenchlorid durch Digestion mit Zinkcarbonat zersetzt. Die eisenfreie Lösung wird in einer Porzellanschale verdampft, bis ein Tropfen der Flüssigkeit auf einem kalten Gegenstande erstarrt, und dann nach Entfernung des Feuers bis zum Erkalten gerührt, wobei das Chlorzink als weißes Krystallpulver zurückbleibt. Das Verdampfen hat rasch zu geschehen, da die konzentrierte Lösung bei längerm Verweilen in der Hitze unter Wasserzersetzung Chlorwasserstoff abgibt und dann Zinkoxychlorid enthält. Bei einer Temperatur von 700° C. ist das Zinkchlorid destillierbar und erstarrt beim Erkalten zu einer weißen, an der Luft zerfließlichen, in Wasser und Alkohol leicht löslichen Masse (Zinkbutter). Das reine Zinkchlorid findet Verwendung in der Pharmacie und im chem. Laboratorium, technisch wird das Chlorzink namentlich zur Konservierung von Holz, Eisenbahnschwellen, als Lötwasser, zum Beizen des Messings rc. benutzt. Für letztere Zwecke braucht es nicht chemisch rein zu sein, so ist namentlich die umständliche Entfernung des Eisens nicht nötig, erforderlich ist nur Neutralsein der Lösung. Die Lösung findet sich im Handel in drei verschiedenen Konzentrationen, mit einem Gehalt von 18,25 und 30 Proz. Z., entsprechend den spezifischen Gewichten 1,40, 1,63, 1,76. Für diese Zwecke wird es entweder durch Lösen von Z. in Salzsäure und Verdampfen in eisernen Pfannen, oder durch Mischen von äquivalenten Mengen von Zinksulfat und Kochsalz und Verdampfen der Lösung, wobei nach Erreichung einer gewissen Konzentration das entstandene Natriumsulfat ausgeschieden wird, dargestellt.

Mit Zinkoxyd verbindet sich Chlorzink zu Zinkoxychlorid oder basischem Chlorzink. Dasselbe entsteht als plastische, nach einiger Zeit erhärtende Masse, wenn Zinkoxyd in eine Lösung von Chlorzink von 50° B. eingerührt wird. Dasselbe findet technische Verwendung zum Abformen von Gegenständen, wobei die Gußstücke weit größere Härte als Gipswaren und ein schönes elfenbeinartiges Ansehen annehmen; zur Anfertigung künstlicher Zähne und als Zahnkitt (Saurels, Süriens Zahnkitt).

4) Zink und Cyan: Zinkcyanid, Cyanzink, $Zn(CN)_2$, Zincum cyanatum sine ferro, und Ferrocyanzink, $Zn_2(FeC_6N_6)$, früher offizinelle, durch die Pharmakopöe von 1882 jedoch gestrichene Präparate, von denen das erstere durch Fällen von Zinkacetat mit wässeriger Blausäure, das letztere durch Fällen einer Lösung von Ferrocyankalium mit Zinksulfat, beide als weiße Niederschläge erhalten wurden. Beide Präparate dürfen nicht verwechselt werden, da das erstere äußerst giftig ist.

5) Zink und Kohlensäure: Zinkcarbonat, kohlensaures Zinkoxyd, $ZnCO_3$, entsteht beim Vermischen einer kalten Lösung von Chlorzink mit Natriumcarbonat als gallertartiger, sehr voluminöser, schwer zu waschender Niederschlag. Handelt es sich bei der Darstellung des Zinkcarbonats um die Gewinnung eines Zwischenprodukts für die Herstellung von Zinkoxyd oder von Zinksalzen, so trägt man eine von fremden Metallen befreite Lösung von Chlorzink in kochende Lösung von Natriumcarbonat ein, wobei man einen Teil des letztern Salzes unzersetzt läßt. Es entsteht dann unter Freiwerden von Kohlensäure ein basisches Carbonat von dichter Beschaffenheit, welches sich leicht waschen läßt.

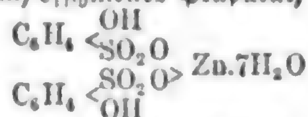
6) Zink und Schwefelsäure: Zinksulfat, schwefelsaures Zink, Zinkvitriol, weißer Vitriol, weißer Galizenstein, Kupferrauch, krystallisiert $ZnSO_4 7H_2O$, entsteht beim Lösen von Z. in

verdünnter Schwefelsäure, wird technisch beim Rösten von Zinkblende enthaltenden Erzen, Auslaugen des Röstguts, Verdampfen und Krystallisieren gewonnen. Der nach letzterm Verfahren auf Harzer Hütten, zu Falun u. a. O. dargestellte Vitriol enthält stets mehr oder weniger fremde Beimengungen, Vitriole der verschiedensten Metalle. Häufig wird derselbe, um den größern Teil des Krystallwassers zu entfernen, calciniert. Der Zinkvitriol schießt bei langsamem Erkalten seine Lösungen in großen rhombischen Säulen von der Form des Bittersalzes an. Er schmilzt bei gelindem Erwärmen, verliert bei 100° 6 Moleküle Krystallwasser, während der Rest erst bei schwachem Glühen entweicht. Bei stärkerm Glühen zerfällt er in Zinkoxyd, schweflige Säure und Sauerstoff. Das Zinksulfat findet Verwendung in der Heilkunde, als Beize im Zeugdruck, zur Firnisbereitung.

7) Zink und Chromsäure: **Zinkchromat**, $ZnCrO_3$, **Zinkgelb**, entsteht als citronengelber Niederschlag beim Vermischen eines Alkalimonochromats mit einer Lösung von Zinkvitriol. Findet Verwendung als Malerfarbe.

8) Zink und Essigsäure: **Zinkacetat**, essigsaures Z., $Zn(C_2H_3O_2)_2 \cdot 2H_2O$, entsteht beim Neutralisieren von Essigsäure mit Zinkcarbonat, Verdampfen der Lösung und Krystallisieren. Es bildet farblose, tafelförmige, sehr leicht in Wasser, schwerer in Weingeist lösliche Krystalle und ist als Zincum aceticum offizinell.

9) Zink und Phenolsulfonsäure: Zincum sulfocarbolicum, offizinelles Präparat,



$$\begin{matrix} C_6H_4 <{}^{OH}_{SO_2O} \\ C_6H_4 <{}^{SO_2O}_{OH} \end{matrix} > Zn.7H_2O$$

wird erhalten, indem man 100 Teile krystallisiertes farbloses Phenol mit 120 Teilen konzentrierter Schwefelsäure 3 bis 4 Tage bei einer Temperatur von 50° C. erhält, dann nach dem Verdünnen mit Zinkoxyd sättigt, die filtrierte Lösung durch Verdampfen konzentriert und mit starkem Alkohol mischt. Durch den Zusatz von Alkohol wird Zinkvitriol gefällt, während das phenolsulfonsaure Z. in Lösung bleibt und durch Eindampfen als wasserfreies Salz gewonnen wird.

Das Z. kommt teils in Blöcken, teils in gewalzten Blechen, selten in Drähten in den Handel. Man braucht Zinkblech zum Dachdecken, zu Dachrinnen, Wasserbehältern und einer Menge kleinerer Klempnerarbeiten (vgl. Blech); ferner zum Guß von Statuetten und zahlreichen kunstgewerblichen Objekten, architektonischen Verzierungen u. s. w. (vgl. Kunstguß); Zinkdraht zu Metallgeflechten, zum Anbinden von Bäumen u. s. w. (vgl. Draht). Wegen seiner elektropositiven Eigenschaft ist Z. das gewöhnlichste positive Element aller galvanischen Batterien, wobei es allmählich aufgelöst und in Zinkvitriol verwandelt wird. Auf seiner elektropositiven Beschaffenheit beruht auch die Eigenschaft des Z., andere weniger positive Metalle, mit denen es in Berührung steht, vor dem Angegriffenwerden durch Säure u. s. w. zu schützen. Das sog. Galvanisieren der Metalle ist eine Anwendung dieses Satzes, der aber nur richtig, so lange es sich um völlige Eintauchung des zu schützenden Metalls in die angreifende Flüssigkeit handelt. So werden allerdings Schiffsbeschläge von Eisen durch Befestigung mit Zinknägeln und Verbindung mit kleinen Zinkplatten konserviert; dagegen kann die Anwendung von Zinknägeln auf Dachdeckungen von Eisen nicht denselben Effekt haben. Das sog. Galvanisieren eiserner Bleche, Drähte und Geräte, wie es jetzt überall ausgeführt wird (vgl. Eisen, galvanisiertes, und Verzinken), ist weiter nichts als ein dünnes Verzinken und hilft auch nur, so lange der Zinküberzug ganz ist; jedenfalls ist aber durch die Einführung des Z. zum Überziehen eiserner Gegenstände statt des Verzinnens ein wichtiger technischer Fortschritt geschehen. Die Ausführung des Verzinkens ist jedoch wegen des höhern Schmelzpunktes des Z. schwieriger als das Verzinnen. Neuerdings stellt man, um die Züge der gezogenen Geschütze zu schonen, die Hülle der Projektile und die Kartätschen vielfach aus Z. dar. Sehr wichtig endlich ist das Z. durch seine Anwendung zu Legierungen mit andern Metallen. Am wichtigsten sind die Legierungen mit Kupfer, deren Farbe und andere Eigenschaften von dem Verhältnis beider Metalle abhängen. Man unterscheidet vorzüglich Messing (s. d.) oder Gelbguß und Tombak (s. d.) oder Rotguß. Kupfer, Z. und Zinn geben Bronze (s. d.); Kupfer, Z. und Nickel geben Argentan (s. d.) oder Neusilber. (Vgl. Legierungen.)

Zinkacetat, s. unter Zink (»Verbindungen 8).

Zinkblech, s. unter Blech und unter Zink.

Zinkblende, s. Blende.

Zinkblüten, s. unter Zink (»Verbindungen 1).

Zinkcarbonat, s. ebendaselbst 3. **Zinkchlorid**, s. ebendaselbst 3. **Zinkchromat**, s. ebendaselbst 7. **Zinkcyanid**, s. ebendaselbst 4.

Zinkdraht, s. unter Draht und unter Zink.

Zinke (ital. cornetto, frz. cornet à bouquin) hieß ein früher allgemein gebräuchliches, aus Horn oder Holz verfertigtes, zuweilen mit Leder überzogenes, mit sieben Löchern versehenes Blasinstrument, ohne Stürze, mit einem Mundstück, der Trompete ähnlich, und nicht ganz 60 cm lang. Es wurde besonders gebraucht, um bei Chören die Partien zu dirigieren und den Diskant der Posaunen zu verstärken. Der Umfang des gewöhnlichen Z. reichte vom kleinen a bis zum dreimal gestrichenen c. Der gekrümmte Z. hatte fast die Figur eines S. Die Stadtpfeifer hießen davon sonst Stadtzinkenisten. Bei den Orgeln heißen Z. die Pfeifen, welche den Ton dieses Blasinstruments nachahmen und zum Schnarrwerke gehören.

Zinkeisen (Joh. Wilh.), Geschichtschreiber und Publizist, geb. 11. April 1803 zu Altenburg, widmete sich auf der Universität zu Jena erst der Theologie, dann histor. Studien. Nach seiner 1826 erfolgten Promotion lebte er einige Jahre in Göttingen, seit 1829 in Dresden. Von hier aus unternahm er eine größere Reise und ging sodann nach München, wo er den ersten Band einer »Geschichte Griechenlands« (Lpz. 1832) veröffentlichte. Im J. 1833 reiste er nach Paris, um sich daselbst Quellenstudien für die ihm von F. Perthes übertragene »Geschichte des Osmanischen Reichs in Europa« (als Bestandteil der Sammlung von Heeren und Ukert) zu widmen. Im J. 1840 ging er nach Berlin, wo er die Redaction der »Preuß. Staatszeitung« übernahm, 1851 schied er aus dem preuß. Staatsdienst und nahm seine histor. Arbeiten wieder auf, namentlich die Fortsetzung der »Geschichte des Osmanischen Reichs in Europa« (7 Bde., Gotha 1840—63). Außerdem veröffentlichte Z. eine Reihe verdienstvoller kleinerer Werke, wie »Geschichte der griech.

Revolution» (2 Bde., Lpz. 1840), «Der Jakobiner-Klub» (2 Bde., Berl. 1852), «Drei Denkschriften über die orient. Frage» (Gotha 1854). Z. starb 5. Jan. 1863 zu Berlin.

Zinkfahlerz oder Kupferblende, ein 9 Proz. Zink enthaltendes antimonfreies Arsenfahlerz aus der Grube «Prophet Jonas» bei Freiberg.

Zinkgelb, s. unter Zink (Verbindungen 7).

Zinkgießerei, s. unter Metallguß.

Zinkgrau, Nebenprodukt der Darstellung des Zinkweiß, wird als graue Anstrichfarbe verwendet.

Zinkgref (Jul. Wilh.), auch Zincgref und Zinckgref, deutscher Dichter und Schriftsteller, geb. 3. Juni 1591 zu Heidelberg, studierte daselbst die Rechte unter der Leitung seines gelehrten Vaters. Nach dem Tode desselben machte er seit 1611 eine fünfjährige Reise durch die Schweiz, Frankreich, England und die Niederlande. Während des Dreißigjährigen Kriegs bekleidete er verschiedene Ämter in Heidelberg, Kreuznach und Alzei. Er starb 1. Nov. 1635 zu St.Goar an der Pest. Unter seinen wenigen Gedichten steht am höchsten «Eine Vermanung zur Dapferkeit» oder «Soldatenlob» eine freie Nachahmung des Tyrtäus, welches zuerst in der von ihm veranstalteten Ausgabe von Gedichten des M. Opitz (Straßb. 1624) erschien, der er Gedichte von sich selbst und von andern, z. B. P. Melissus, P. Denaisius, R. Weckherlin, als Anhang beigefügt hatte. Sein Hauptwerk sind «Der Teutschen scharpfsinnige kluge Sprüch, Apophthegmata genant» (2 Bde., Straßb. 1626—31 u. öfter), eine Sammlung vom höchsten Werte für deutsche Sitten- und Volksgeschichte; eine Auswahl aus denselben besorgte Guttenstein (Mannh. 1835). Eine Auswahl seiner Dichtungen befindet sich in W. Müllers «Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh.» (Bd. 7). Vgl. Schnorr von Carolsfeld, «Julius Wilhelm Z.s Leben und Schriften» (im «Archiv für Litteraturgeschichte», Bd. 8, Lpz. 1879).

Zinkgrün, s. unter Kobalt (Verbindungen 1d).

Zinkguß, s. unter Metallguß, Bd. XI, S. 658b.

Zinkit, soviel wie Rotzinkerz.

Zinklegierungen, s. unter Zink und unter Legierungen.

Zinkographie heißt die Anwendung des Zinks statt der Kupfer-, Stahl- und Steinplatten zu verschiedenen Manieren des Stichs und der Lithographie oder zum Ätzen (Chemiegraphie) für Tief- oder Hochdruck (s. Kupferstechkunst und Hochätzkunst); der Erfinder H. W. Eberhard zeigte 1804 die ersten Versuche in Magdeburg, 1815 die ersten Feder- und Kreidezeichnungen auf Zink und wandte später in Stuart und Revett, «Antiquities of Athens», sowie in andern Werken dieses Verfahren an. Für Hochätzung werden Zeichnungen in Strichmanier direkt auf die Zinkplatte getragen oder auf Umdruckpapier hergestellte Zeichnungen in Strich- und Kreidemanier auf die Platte übergedruckt und dann geätzt; letzteres geschieht auch bei Lithographien in Graphier-, Feder- oder Kreidemanier, sowie bei Stichen in Stahl oder Kupfer, wozu namentlich Stiche in Linienmanier oder Radierungen geeignet sind. Bei photographischer Übertragung der Originale auf Zink behufs Ätzung wird das Verfahren Photozinkographie genannt. (S. Photographie.) Zinkplatten werden auch zu autograph. Drucken von Cirkularen, Formularen ꝛc. benutzt, oft auf besonders hierzu konstruierten Druckapparaten. Vgl. Eberhard, «Über Z.» (Nürnb. 1831); Krüger, «Die Zinkogravur» (Wien 1878); Bock, «Die Zinkographie in der Buchdruckerkunst» (Lpz. 1885).

Zinkoxyd, s. unter Zink (Verbindungen 1).

Zinkröhren werden entweder aus hohl gegossenen Stäben durch Walzen über Dornen, oder aus Blech durch Zusammenlöten und Ziehen oder Zusammenfalzen hergestellt.

Zinksalze (Zinkverbindungen), s. unter Zink.

Zinksilicat ist Kieselgalmei, s. unter Galmei.

Zinkspat oder Edler Galmei, s. u. Galmei.

Zinkspinell, Mineral, s. Gahnit.

Zinkstaub, fein verteiltes metallisches Zink, welches als Nebenprodukt bei der Gewinnung des Zinks erhalten wird. Er dient im chem. Laboratorium als wichtiges Reduktionsmittel.

Zinksulfat, s. unter Zink (Verbindungen 6).

Zinkverbindungen, s. unter Zink.

Zinkvitriol, s. unter Zink (Verbindungen 6).

Zinkweiß, wichtige weiße Malerfarbe, besteht aus fein verteiltem Zinkoxyd. Es hat vor dem Bleiweiß den wesentlichen Vorteil, daß es nicht giftig ist und daß seine Fabrikation nicht mit Gefahren für die Gesundheit der Arbeiter verknüpft ist. Die Fabrikation geschieht entweder aus Zinkerzen durch reduzierendes und oxydierendes Rösten, oder aus metallischem Zink. Das letztere Verfahren ist das einfachere und sichert zugleich eine vorzügliche Qualität des Produkts. Hierbei wird Z. in thönernen Tiegeln, Retorten oder Muffeln verdampft. Die Dämpfe treten in einen sämtlichen Verdampfungsapparaten gemeinsamen Oxydationsraum ein, in welchem sie mit heißer, mindestens 300° C. warmer Luft gemischt werden. Hier erfolgt die Verbrennung des Zinks. Das gebildete leichte Zinkoxyd wird von dem Luftzug in Kühlröhren und von da in geräumige Kammern geführt, in welchen das Z. sich absetzt. Im Oxydationsraum sammelt sich mit der Zeit eine größere Menge eines aus unvollständig verbranntem Zink bestehenden Nebenprodukts an. Dieses wird durch Schlämmen mit Wasser in ein Gemenge von Zinkstaub und Zinkoxyd, welches als Zinkgrau in den Handel kommt, und in reinen Zinkstaub, der wieder zur Destillation gebracht wird, zerlegt.

Zinn (lat. stannum, frz. étain, engl. tin, chem. Zeichen Sn, Atomgewicht = 118), ein seit uralter Zeit bekanntes, fast silberweißes, sehr weiches, hämmer- und streckbares, beim Biegen knirschendes, bei 228° C. schmelzendes, erst in sehr hohen Hitzegraden flüchtiges, an der Luft langsam anlaufendes Metall von 7,28 spezifischem Gewicht, kommt in der Natur nie rein, sondern stets in der Form des krystallisierten Oxyds (Zinnstein oder Zinngraupen) vor, welches sich, meist in deutlichen Zwillingskrystallen (Zwittern) in granitischen Gesteinen stockförmig (daher Zwitterstock) eingelagert, im sächs.-böhm. Erzgebirge, in Cornwallis und in Ostindien (Malakka und Banka) vorfindet. Das reinste Z. ist das Banka- und Malakkazinn; das englische Z. ist meist eisenhaltig, das sächsische wismuthaltig.

Für die metallurgische Gewinnung hat unter allen zinnführenden Mineralien nur der Zinnstein (Zinnerz, Zwitter, chemisch Zinnsäureanhydrid mit 78,6 Proz. Z.) Wichtigkeit. Nach Vorkommen und Gewinnung des allgemein Zinnerz genannten Zinnsteins unterscheidet man Seifenzinnerz (Waschzinnerz, Zinnsand, Barilla) oder Bergzinnerz. Ersteres wird auf sekundären Lagerstätten (Seifen), die durch die zerstörende

Wirkung elementarer Ereignisse aus Erzlagerstätten entstanden, gefunden und entweder direkt oder nach einem Abschlämmen beigemengter Nebenbestandteile durch Reduktion mit Kohle im Flammofen bei starker Glühhitze auf Zinn verarbeitet. Das **Bergzinnerz** dagegen, weil meist fein eingesprengt in der begleitenden Gesteinsart und untermengt mit vielen andern Mineralien, insbesondere Erzen, bedarf vor seiner Zugutemachung auf Zinn verschiedener Vorarbeiten, deren Zweck auf eine Konzentration des Zinnsteins in einem Schliche hinausläuft. Die zu Tage geförderte oft kaum 1 Proz. Zinnstein haltende Gesteinsmasse (Zinnzwitter) wird, wenn das Fördergut sehr hart ist, behufs leichterer Zerkleinerung über freiem Feuer gebrannt, dann gepocht und durch Schlämmen und Verwaschen auf Herden der spezifisch sehr schwere Zinnstein von den leichtern Nebenbestandteilen gesondert und in einem Schlich konzentriert. Dieser Schlich, noch nicht reich genug und zu sehr noch vermengt mit dem Zinnschmelzen schädlichen Erzen, kommt zum Rösten, wobei Arsen, Antimon, Schwefel führende Beimischungen zersetzt werden, und in den meisten Fällen die dabei entstehende arsenige Säure (Gift) in Kanälen (Giftfang) sublimiert und gewonnen wird.

Bei der Röstung bleibt der Zinnstein selbst unzersetzt, andere Erze dagegen, wie Eisen-, Arsen-, Kupferkies, Wismutglanz, verwandeln sich unter Abgabe von Schwefel und Arsen in die entsprechenden beim Röstgut verbleibenden Oxyde, die spezifisch leichter als Zinnstein und zum Teil löslich in Säuren durch Ausschlämmen des Röstgutes, teils mechanisch, teils durch Digerieren desselben mit Salzsäure auf chemischem Wege entfernt werden. Bei einem Wismutgehalt der Schliche gewinnt man dieses Metall aus den sauren Laugen. Durch alle diese Manipulationen ist es möglich, die Schliche sehr hoch zu konzentrieren, nicht aber von beigemengtem Wolframerz zu reinigen. Dieses Erz macht die Zinnschliche strengflüssig, und das darin enthaltene Metall, Wolfram, wirkt legiert mit Z. ungünstig auf dessen Eigenschaften. Deshalb versucht man zuerst das Wolframerz von dem Zinnzwitter durch sorgfältige Handscheidung zu trennen; da dies aber nur unvollkommen gelingen kann, so glüht man an Wolframerz zu reiche Zinnschliche mit alkalischen Zuschlägen in Flammöfen und laugt aus der geglühten halbgeschmolzenen Masse das entstandene in Wasser lösliche wolframsaure Natron aus und trennt dadurch Wolfram von dem unlöslichen Zinnstein.

Die so vorbereiteten Schliche werden entweder in Flammöfen (England) oder in kleinen Schachtöfen (Sachsen, Böhmen) auf Zinn verarbeitet. Bei dem Verschmelzen in Flammöfen vermengt man das Schmelzgut mit einem Reduktionsmittel (Steinkohlen, Anthracit) und den zur Verschlackung der mit den Schlichen zum Verschmelzen gelangenden Nebenbestandteile nötigen Zuschlägen, bei dem Verschmelzen der Schliche im Schachtofen, wobei die Schliche mit dem Brennmaterial direkt in Berührung sind, gibt man in der Regel als Flußmittel nur Schlacken, die bei gleicher Arbeit früher entstanden. Die Verschmelzung des Zinnschliches, sowohl im Flamm- als Schachtofen, liefert ein unreines Z. und eine Schlacke, in welcher sich Kieselerde, Erden und fremde Metalloxyde des Schliches und der Zuschläge vereinigt haben. Letztere enthält noch viel Z., insbesondere in Form von kleinen Körnern mechanisch eingeschlossen. Dies zu gewinnen, pocht und verwäscht man entweder die Schlacken, oder man verschmilzt sie über dem Schachtofen auf Z. und eine reinere Schlacke. Letztere wird teils abgesetzt, teils dem Zinnschlichschmelzen zurückgegeben, das aus der Schlacke erschmolzene oder gewaschene Z. (Schlackenzinn) mit dem aus dem Erz (Erzzinn), weil beide meist noch stark verunreinigt durch einen Gehalt an Eisen, Kupfer, Wolfram, behufs Reinigung nochmals umgeschmolzen. Das Umschmelzen und Raffinieren geschieht nach englischer Methode in eisernen Kesseln, in welchen das geschmolzene Z. durch Eindrücken von frischem Holze gepolt (gegaart) wird, ähnlich wie beim Raffinieren des Kupfers. Durch das Polen, Aufkochen und die damit erzielte energische Einwirkung der atmosphärischen Luft werden beigemengte fremde Metalle oxydiert und ausgestoßen. Diese oxydischen Massen (Gekrätze) schwimmen auf dem flüssigen Z. und werden abgeschöpft. Auf deutschen Werken reinigt man das Z. durch Saigern (Läutern, Panschen), d. h. das Z. wird zwischen Holzkohlen auf einer schrägen Platte niedergeschmolzen, das leichtflüssige Z. läuft ab in einen Herd, während die Unreinheiten als ungeschmolzene Massen auf der Platte zurückbleiben und als sogenannte Saigerdörner mit Schlichen oder für sich allein auf Z. verarbeitet werden.

In seinen **Verbindungen**, die in zwei, einem Oxydul und einem Oxyd entsprechenden Reihen auftreten, fungiert das Z. als vierwertiges Element. Von den Verbindungen sind zu erwähnen:

1) **Zinn und Sauerstoff**:

a) **Zinnoxydul**, SnO, entsteht als schwarzes, schweres Pulver, wenn in seinem Krystallwasser in Berührung mit einem Stück metallischen Z. geschmolzenes Zinnchlorür mit seiner äquivalenten Menge krystallisierter Soda unter Umrühren erwärmt wird, bis der zuerst entstehende weiße Niederschlag von **Zinnoxydulhydrat**, $Sn(OH)_2$, rein schwarz geworden ist. Nach dem Waschen mit heißem Wasser ist der Niederschlag bei mäßiger Wärme zu trocknen. Das Zinnoxydul findet Verwendung in der Fabrikation der feinern Emaillen.

b) **Zinnoxyd** oder **Zinnsäure**, SnO_2, resp. $Sn(OH)_4$, entsteht als weißes unlösliches Hydrat bei der Einwirkung von Salpetersäure auf Z. und dieses geht durch Glühen in Zinnoxyd über. Ebenso entsteht Zinnoxyd beim Erhitzen von Z. an der Luft, **Zinnasche**, der natürlich vorkommende **Zinnstein** ist auch Zinnoxyd. Zinnsäure verbindet sich mit Natron zu einem technisch wichtigen Salz, dem **zinnsauren Natron**, $SnO(ONa)_2,3H_2O$, **Präpariersalz**, **Grundiersalz**. Es wird erhalten, wenn metallisches Z. mit Natronhydrat unter Zusatz von Oxydationsmitteln, Braunstein, Salpeter bis zur erfolgten Lösung des Z. erhitzt und der Rückstand in heißem Wasser aufgenommen und zur Krystallisation gebracht wird. Es findet Verwendung in der Färberei und im Zeugdruck.

2) **Zinn und Schwefel**. a) **Einfach Schwefelzinn**, SnS, entsteht als schwarzer Niederschlag beim Einleiten von Schwefelwasserstoff in Lösungen von Zinnoxydulsalzen. b) **Zweifach Schwefelzinn** bildet einen gelben Niederschlag, wenn Schwefelwasserstoff in Lösungen von Zinnoxydsalzen geleitet wird. Das Musivgold (s. d.), Goldbronze oder mosaische Gold ist ebenfalls Zinnsulfid. Man erhält es in dieser Form bei gelindem Erhitzen von gleichen Teilen gepulverten Z., Schwefel und Salmiak, oder von 12 Teilen Z., 6 Teilen Quecksilber,

7 Teilen Schwefel, 6 Teilen Salmiak. Es bildet, wenn die Temperatur richtig reguliert war, goldglänzende weiche Blättchen.

3) Zinn und Chlor. a) Zinnchlorür, $SnCl_2$, Zinnsalz, $SnCl_2 2H_2O$, entsteht beim Lösen von Z. in heißer konzentrierter Salzsäure. Die Lösung kann im kupfernen Kessel bewirkt werden, wenn man nur Sorge trägt, daß immer eine kleine Menge Z. ungelöst bleibt. Beim Erkalten der konzentrierten Lösung kristallisiert das Salz. Zinnchlorür findet Verwendung vorzugsweise in der Färberei.

b) Zinnchlorid, $SnCl_4$, Spiritus fumans Libavii. Z. verbindet sich unmittelbar mit Chlorgas zu Zinnchlorid, einer farblosen, bei 120° siedenden Flüssigkeit von 2,3 spezifischem Gewicht. Als wässerige Lösung führt es die Namen: Zinnsolution, Zinnkomposition, Scharlachkomposition, Barwoodkomposition, Blauholzkomposition, Physiksalz, Rosiersalz, Rosasäure, salpetersaures Z. Man erhält es in dieser Form, indem granuliertes Z. in kleinen Mengen in Königswasser eingetragen wird. Ammoniumzinnchlorid, $SnCl_4.2NH_4Cl$, Pinksalz entsteht beim Vermischen konzentrierter Lösungen von Zinnchlorid mit einer konzentrierten Lösung von Salmiak, es scheidet sich zum größten Teil beim Vermischen der Lösungen als kristallinisches Pulver aus, der Rest krystallisiert beim Stehen in schönen Oktaëdern.

Da das Z. von den schwächern Säuren nur wenig angegriffen wird, so ist es besonders für Hausgeräte wichtig und eignet sich dazu ganz besonders durch die Leichtigkeit, mit der es sich in jede Form gießen läßt, und durch seine silberähnliche Farbe. Bis Anfang des 19. Jahrh. waren aus Z. gegossene Teller, Schüsseln, Krüge u. s. w. das gewöhnlichste Hausgerät. Doch ist mit der steigenden Billigkeit und Eleganz der Porzellan- und Steingutgeschirre der Gebrauch des Z. zu diesem Zwecke immer seltener geworden, und die Zinngießerei beschränkt sich jetzt auf wenige Gegenstände. Dagegen wird das Z. noch häufig benutzt, um die innere Fläche kupferner und eiserner Geräte, welche mit Flüssigkeiten in Berührung kommen, durch Verzinnen (s. d.) zu schützen. Auch für andere Zwecke, wo es an der Luft nicht rosten soll u. s. w., verzinnt man das Eisenblech, welches dann Weißblech heißt. Das Verzinnen des Eisenblechs, in neuester Zeit zum Teil durch das Verzinken ersetzt, geschieht in besondern Weißblechhütten durch Eintauchen des durch Säure gereinigten Blechs in geschmolzenes Z. Verzinnte Blechgefäße werden meist aus Weißblechtafeln gefertigt. Man benutzt ferner das Z. in Gestalt ganz dünner, gewalzter und mit Hämmern fein ausgeschlagener Bleche, sog. Zinnfolie oder Stanniol, teils zu Verzierungen aller Art, auch in gefärbtem Zustande, teils in Form von Zinnamalgam zum Belegen der Spiegel. Zinnfoliehämmer befinden sich besonders in der Umgebung von Nürnberg und Erlangen. Mit Blei in verschiedenen Verhältnissen legiert, gibt das Z. leichtflüssige Legierungen, welche als Schnelllot zum Löten der Weißblechwaren, des Messings u. s. w. angewendet werden. Mit Kupfer und Zink zusammen gibt das Z. Bronze (s. d.). In sehr dünnen Blättchen führt eine Legierung des Zinks mit dem Z. den Namen Schlagsilber oder unechtes Silber. Z., mit Antimon versetzt, bildet das Britanniametall (s. d.). Bemerkenswert ist die krystallinische Struktur, welche das Z. selbst in dünnen Überzügen beim Erkalten annimmt, und die beim Anbeizen der Oberfläche in eigentümlichen Figuren sichtbar wird, die den sog. Metallmor (moiré métallique) bilden, der seit 1814 nach Allards Entdeckung zur Verzierung von Weißblechwaren benutzt wird.

Zinna, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Potsdam, an der Nuthe, 5 km im Nordnordosten der Kreisstadt Jüterbog gelegen, zählt (1885) 1678 E., die Plüsch- und Wollweberei treiben. Friedrich d. Gr. gründete 1764—77 den Ort als Weberkolonie in der Nähe des einst sehr reichen Klosters Zinna, welches 1170 von Markgraf Otto I. und dem magdeburgischen Erzbischof Wichmann gestiftet, 1547 säkularisiert und 1680 an Brandenburg gekommen war. In dem Kloster wurde 8. Dez. 1413 zwischen Friedrich I. und Magdeburg ein Schutzbündnis und im Nov. 1449 ein Hauptvergleich zwischen Friedrich II. und Magdeburg geschlossen, welcher die Lehnshoheit des Erzbistums über brandenb. Besitzungen beseitigte. Auch kam daselbst 1667 die Vereinigung zwischen Kursachsen und Kurbrandenburg wegen eines gemeinschaftlichen Münzfußes zu Stande, der nach dem Kloster der Zinnaische Münzfuß hieß, aber nur für kurze Zeit Geltung hatte. Nach diesem Münzfuße wurde die Mark fein Silber zu 10½ Thlr. oder 15¾ Fl. ausgemünzt, und galt 1 Thlr. brandenburgisch soviel wie 1 Fl. 45 Kr. sächsisch.

Zinnaischer Münzfuß, s. unter Münzfuß.

Zinnblech, s. unter Zinn und unter Blech.

Zinnbrillanten, s. Faluner Brillanten.

Zinnchlorid und **Zinnchlorür,** s. Zinn (Verbindungen 3). — **Zinndraht,** s. unter Draht.

Zinnen (altdeutsch: Zingeln) sind die obersten, von Zwischenräumen oder Scharten unterbrochenen Erhöhungen oder zackenartigen Bekrönungen auf Mauern oder Türmen, besonders an mittelalterlichen Gebäuden oder Burgen, die zur Deckung der Verteidiger dienten; im allgemeinen und poetischen Sinne der oberste Teil eines Bauwerks oder das begehbare und mit Schutzwehr versehene Dach.

Zinnerz, s. Zinnstein.

Zinnfolie oder Stanniol, s. unter Zinn; vgl. Blech und Folie.

Zinngießerei, s. unter Metallguß.

Zinngraupen, s. Graupen.

Zinnia, eine zur großen Kompositenfamilie und zwar zur Unterfamilie der Corymbiferen, der Strahlblütigen, gehörige Pflanzengattung, gekennzeichnet durch einen kelchförmigen Blütenboden mit gefalteten Spreublättchen, röhrige, fünfspaltige, auf den Saumgipfeln behaarte Scheiben, und lederartige, nicht abfallende Strahlblüten und dachziegelige, schwarzrandige Hüllkelchschuppen. Die zu dieser Gattung zählenden Gewächse sind alle einjährige und haben gegenständige Blätter und ebensolche einblumige Äste. Eine der beliebtesten Florblumen des freien Landes ist Z. elegans *Jacq.*, gleich allen übrigen Arten in Mexiko einheimisch und ursprünglich mit purpurvioletten Strahl- und gelben Scheibenblüten. Sie hat, in europ. Gärten eingeführt, eine große Zahl von Varietäten mit weißen, scharlachroten, ponceauroten, gelben, goldgelben, orangegelben u. s. w. Blumen hervorgebracht. Mit der Zeit haben sich die Scheibenblüten wie bei vielen andern Kompositen blumenblattartig entwickelt und sind gefüllte Blumen geworden; zugleich ist die Zahl der Farbenvarietäten eine noch größere geworden und Füllung wie Färbung

kommen bei einem hohen Prozentsatze der Sämlinge immer wieder zum Vorschein.

Zinnknöpfe, s. unter Knöpfe.

Zinnkörner, s. Dörner.

Zinnkraut, soviel wie Equisetum hiemale.

Zinnlegierungen, s. unter Zinn und unter Legierungen.

Zinnlot, s. unter Zinn und unter Löten.

Zinnober (Schwefelquecksilber HgS), eine schöne, hochrote Farbe, welche sich fertig gebildet im Mineralreiche in roten derben Massen oder in durchsichtigen roten Krystallen findet und als Bergzinnober, z. B. von Idria, fein gemahlen in den Handel kommt. Bei den Alten war dieser in der Natur vorgefundene Z. schon zu des Plinius Zeiten unter dem Namen Minium bekannt. Eine große Menge Z. bereitet man aber künstlich, indem man die Bestandteile desselben, Quecksilber und Schwefel, miteinander verbindet. Man erhält den Z. entweder, indem man Quecksilber und Schwefel innig mengt und das entstandene schwarze Pulver in eisernen Gefäßen bei mäßigem Feuer bis zum Schmelzen und darauf in irdenen Gefäßen erhitzt; die sublimierte Masse gibt nach dem Zerreiben den «präparierten» Z. Oder man bereitet den Z. auf nassem Wege, indem man eine Lösung von Schwefelkalium (Schwefelleber) auf das schwarze Pulver, das man durch Mischen von Quecksilber mit Schwefel erhält, einwirken läßt, wodurch es sehr bald in Z. übergeht. Auch stellt man ihn in vorzüglicher Qualität durch Digerieren von sog. weißem Präzipitat mit Schwefelammonium bei einer Temperatur von etwa 60—70° C. dar. Man verwendet den Z. als Malerfarbe, zur Bereitung von roter Druckfarbe, Siegellack u. dgl. Der Z. ist nicht selten mit wohlfeilern Substanzen von ähnlicher Farbe (Chromrot, Mennige u. s. w.) verfälscht. Auch in der Heilkunde findet der Z., obwohl selten, unter dem Namen Hydrargyrum sulfuratum rubrum Anwendung. Offizinell ist derselbe nicht mehr.

Zinnowitz, Dorf in der preuß. Provinz Pommern, auf der Insel Usedom, 8 km von Wolgast, mit 600 E., ist ein rasch sich vergrößerndes Seebad mit schönen Villen, besonders auf dem südöstlich gelegenen, mit herrlicher Buchenwaldung umgebenen Glienberg, mit steigender Frequenz (1886: 2200 Badegäste), von ländlichem Charakter. Der Meeresstrand wie der Meeresgrund ist ganz reiner Sandboden ohne Steine. Das Meer hat bei Ost- und Nordostwinden kräftigen Wellenschlag. Die Umgegend bietet viele schöne Ausflüge.

Zinnoxyd, s. unter Zinn (Verbindungen 1).

Zinnoxydul, s. unter Zinn (Verbindungen 1).

Zinnpausche, s. Dörner.

Zinnröhren werden entweder aus gegossenen, dickwandigen Zinncylindern auf der Schleppziehbank (s. unter Draht) mit Ziehring und Dorn gezogen, oder in Röhrenpressen in derselben Weise wie die Bleiröhren (s. d.) gepreßt.

Zinnsalz, s. unter Zinn (Verbindungen 3).

Zinnsäure, s. unter Zinn (Verbindungen 1 b).

Zinnsolution, s. unter Zinn (Verbindungen 3).

Zinnstein, Zinnerz oder Kassiterit, das einzige Mineral, aus welchem das metallische Zinn im großen dargestellt wird, und deshalb von bedeutender Wichtigkeit. Es krystallisiert tetragonal, isomorph mit Rutil und Zirkon, in teils kurz säulenförmigen, teils pyramidalen Gestalten, doch gehören einfache Individuen zu den Seltenheiten, indem die meisten Krystalle Zwillinge nach der Grund-Deuteropyramide sind, wobei die Hauptachsen der beiden Individuen eine Neigung von 112° 10′ besitzen. Die durch steile ditetragonale Pyramiden charakterisierten spitzen Formen heißen in Cornwall Needle-Tin (Nadelzinn). Der Z. bildet auch fest verwachsene körnige Aggregate, selten kleine zartfaserige Massen mit konzentrischer Farbenzeichnung (Holzzinn). Die Härte beträgt 6 bis 7, das spezif. Gewicht 6,8 bis 7. Der Z. ist an sich farblos, aber meist gefärbt in gelblichen und bräunlichen Tönen bis ins Pechschwarze, diamantglänzend oder fettglänzend, durchscheinend bis undurchsichtig. Chemisch besteht er aus Zinnoxyd oder Zinnsäure, SnO_2, mit 78,62 Proz. Zinn und 21,38 Sauerstoff.

Zinnsulfid, s. Musivgold.

Zinnwaldit, s. unter Lithionglimmer.

Zins (vom lat. census) ist ein sehr umfassender Name für Abgaben in Geld und Naturalien. Man unterscheidet: 1) Zins von Geldkapitalien oder usurae (s. Zinsen); 2) Zins (Mehrzahl Zinse) von einer gemieteten oder gepachteten Sache, sei es ein Produktionsmittel oder ein Gebrauchsgut, Miet- und Pachtzins (s. Mietvertrag); 3) Grundzins oder Abgaben an einen Zinsherrn. Die Z. sind aus sehr verschiedenen Verhältnissen entstanden und deshalb auch verschiedener Art; ein großer Teil derselben ist in neuerer Zeit mit und ohne Entschädigung aufgehoben worden. Ein Teil wurde namentlich im Mittelalter und später durch ein unablöslich gegebenes bares Darlehn erkauft oder vom Eigentümer eines Grundstücks beim Verkauf desselben mit vollem Eigentumsrecht an einen andern als ein Teil des Kaufgeldes erworben (census constitutivi und reservati). Dergleichen Grundstücke (bona censitica oder schlechte Zinsgüter) befanden sich in vollem Besitz des Zinsmannes, der dieselben frei vererben und veräußern konnte. Der Zinsherr durfte nur seinen Z. fordern, hatte aber nicht das Recht, das Grundstück, im Fall der Z. nicht gezahlt wurde, an sich zu ziehen. (S. auch Erbpacht.) In andern Fällen hatte sich der Grundherr bei Überlassung des Grundstücks das Eigentumsrecht vorbehalten, und der Zinsmann besaß nur das Nutzungsrecht gegen eine bestimmte jährliche Abgabe, sodaß er nichts Eigenes als das Kolonatsrecht und sein in dem Gute steckendes bewegliches Vermögen, beides aber auch noch mit bedeutenden Einschränkungen, besaß. Er konnte deshalb auch das Kolonatsrecht nicht verkaufen, und selbst unter den Kindern des Kolonen hatte der Grundherr die Wahl. Was der Meier auf dem Gute erwarb, mußte er zur Besserung desselben anwenden, durfte auch den aus dem Gute weggehenden Kindern nur eine bestimmte Summe geben. Erlegte er die Abgaben nicht, geriet er in Vermögensverfall, so mußte er das Gut aufgeben. (S. Abmeierung.)

Zwischen den bezeichneten beiden Arten der Z. gab es noch verschiedene andere mit mancherlei Namen und sehr verschieden festgesetzten Rechten beider Teile, bei welchen Grundherr und Kolon aber zu gleicher Zeit ein wahres Eigentum am Grundstück hatten. Verschieden von diesen auf Eigentumsverhältnissen beruhenden Grundzinsen waren noch diejenigen Abgaben, welche sich auf die Gerichtsherrlichkeit gründeten und eine Art Schutzgeld darstellten. Da aber der Zinsherr fast stets mächtiger war als der Zinsmann, so wußte er es bei den großen Mängeln der Rechtspflege der frühern Jahr-

hunderte im Laufe der Zeit nicht selten dahin zu bringen, daß nicht nur «schlechte» Zinsgüter in Erbzins- und Meiergüter verwandelt und freie Zinsleute fronpflichtig gemacht und bis zur Leibeigenschaft herabgedrückt wurden, sondern auch, daß er da, wo er nur Gerichtsherr war, schließlich als Grundherr angesehen ward, und sich das Schutzgeld in einen förmlichen Grundzins umgestaltete. Die wirtschaftliche und politische Entwickelung der Neuzeit führte dazu, daß die mittelalterlichen Grundzinsen in fast allen Kulturstaaten durch Ablösung (s. d.) allmählich beseitigt wurden und die Besitzer das volle Eigentum des Bodens erhielten. Diese Reform lag unzweifelhaft im öffentlichen Interesse, doch ist deshalb nicht ausgeschlossen, daß auch gegenwärtig unter besondern Umständen erbpachtartige Verhältnisse in zeitgemäßer Gestaltung zur Besetzung mittlerer und kleinerer Bauernwirtschaften zweckmäßig sein können, was denn auch in dem preußischen Gesetz von 1886 über die Kolonisation in den ehemals polnischen Provinzen durch die Einführung der Rentengüter anerkannt worden ist.

Zinsbogen, s. unter Coupons.

Zinsen (Interessen) nennt man gegenwärtig vorzugsweise die Vergütung für die Nutzung eines aus Geld bestehenden oder in Geldwert ausgedrückten Kapitals. Die zu verzinsende Schuld kann entstehen durch ein unmittelbares Darlehn von Geld, oder aber durch die Kreditierung von Forderungen, die aus Verkäufen oder andern Verträgen und Geschäften entstanden sind. In allen Fällen aber verliert der Gläubiger für die Zeit, während welcher er das betreffende Kapital nicht in Händen hat, die Möglichkeit, dasselbe zu seinem Vorteil anderweitig produktiv zu verwenden, und die Zahlung von Z. seitens des Schuldners erscheint daher durchaus billig und gerechtfertigt. Wenn früher, besonders nach der Auffassung des kanon. Rechts im Mittelalter, alles Zinsnehmen als Wucher (s. d.) betrachtet wurde, so erklärt sich dies daraus, daß unter den damaligen Verhältnissen der produktive Charakter des Geldkapitals noch nicht augenfällig zu Tage lag. Die Höhe der Z. wird durch den Zinsfuß ausgedrückt, der angibt, wie viel von einem Kapital = 100 in einem Jahr an Z. zu zahlen ist. Man unterscheidet den Anlage-Zinsfuß (bei Kapitaldarlehen auf längere Zeiträume) und den kaufmännischen oder Bankzinsfuß, der bei dem in Handels- und Bankgeschäften üblichen kurzfristigen Kredit maßgebend ist. Besondere Arten des letztern sind wieder der Lombardzinsfuß (s. Lombard) für kurzfristige, durch Faustpfand geleistete Darlehen und der Wechselzinsfuß oder Discontosatz, der auf die ganze künftig fällig werdende Wechselsumme, nicht aber auf den gegenwärtigen, d. h. im Augenblick der Discontierung bestehenden Wert derselben angewendet wird. Da die nachhaltige Verzinsung eines Kapitals überhaupt nur dadurch möglich ist, daß der Schuldner dasselbe in einer wirtschaftlichen Unternehmung produktiv verwertet, so kann der Kapitalzins im allgemeinen nur einen Teil des in den Unternehmungen erzielten Kapitalgewinnes bilden. Der Unternehmer findet den Leihkapitalisten durch feste Zinsen ab, behält aber normalerweise noch einen Gewinnanteil von wechselnder Größe für sich übrig. Andernfalls würde die Nachfrage nach Geldkapital bald sehr gering werden.

Die obere Grenze des durchschnittlichen Zinsfußes wird also durch die jeweilige durchschnittliche Höhe des Unternehmer-Kapitalgewinns gegeben, jedoch nur ausnahmsweise bei Notlagen der Unternehmer erreicht. Wie sich unterhalb derselben der Zinsfuß stellt, hängt von Angebot und Nachfrage auf dem Kapitalmarkt ab. Erzielen die Unternehmer große Gewinne, was besonders in neu erschlossenen Ländern mit großen natürlichen Hilfsquellen der Fall zu sein pflegt, so wird die Nachfrage nach Kapital das Angebot übersteigen und der Zinsfuß absolut hoch stehen, aber doch nur einen mäßigen Teil des Kapitalgewinnsatzes ausmachen. Ein hoher Zinsfuß ist daher an sich ebenso wenig immer ein ungünstiges wirtschaftliches Symptom, als ein niedriger ein günstiges; denn die letztere Erscheinung kann durch eine wirtschaftliche Stagnation und ein den Unternehmungsgeist lähmendes Sinken des Kapitalgewinns hervorgerufen sein. Als normaler Zinsfuß ist übrigens nur derjenige zu betrachten, der für vollständig sichere Kapitalanlagen gilt; zu diesem aber kommt in vielen Fällen noch eine größere oder geringere Risikoprämie, die unter Umständen, wenn nämlich nicht nur die Verzinsung nicht genügend gesichert ist, sondern sogar die Möglichkeit des Verlustes des Kapitals besteht, berechtigterweise sehr bedeutend sein kann. Es ist hiernach klar, daß eine gesetzliche Feststellung des Maximalzinsfußes, wie sie früher in den Wuchergesetzen allgemein üblich war und auch jetzt noch in mehrern Staaten besteht, wirtschaftlich nicht haltbar erscheint. In Deutschland hat man daher mit Recht eine solche Bestimmung in das gegen den Wucher gerichtete Gesetz von 1880 nicht aufgenommen. Jedoch gibt es auch hier im Unterschiede von den vertragsmäßigen für besondere Fälle noch gesetzliche Zinsen von bestimmter Höhe (besonders Verzugszinsen), und in Preußen besteht auch für die Pfandleiher und Rückkaufshändler eine besondere Zinsbeschränkung.

Zinsenversicherung, ein Zweig der Hypothekenversicherung (s. d.), besteht darin, daß dem Gläubiger gegen Entrichtung einer Prämie der richtige Eingang seiner Zinsen gesichert wird. Doch findet die Z. nur im Hypothekarkredit Anwendung.

Zinseszins, s. Anatocismus.

Zinsfuß, s. unter Zinsen.

Zinsrechnung heißt Berechnung der Zinsen eines zinsbar angelegten Kapitals. Werden die Zinsen nicht ausgezahlt, sondern zum Kapital geschlagen und dann ebenfalls verzinst, so entsteht ein Kapital abhängig vom Stammkapital, von der Höhe und der Dauer der Verzinsung (zusammengesetzte Z.).

Zinsreduktion kommt von seiten der Staaten sowohl als zwangsmäßige wie als vertragsmäßige Finanzoperation vor. Im erstern Falle ist sie nichts anderes als ein partieller Staatsbankrott (s. d.), wenn man sie auch in der Regel in der beschönigenden Form einer Besteuerung der fällig werdenden Zinsen oder Coupons vornimmt. Die vertragsmäßige Z. dagegen erfolgt durch die sogenannte Konvertierung (s. Anleihen, Staatsschulden), indem der Staat eine Anleihe kündigt, zugleich aber eine neue mit geringerm Zinsfuße aufnimmt und sich bereit erklärt, für die letztere die ältern Schuldverschreibungen zu ihrem Nominalwert in Zahlung zu nehmen, die nicht eingelieferten aber bar einzulösen. Oft wird der Umtausch noch durch eine kleine Prämie (in bar oder in anderer Form) befördert.

Zins vom Zins, soviel wie Zinseszins, s. Anatocismus.

Zinszahl, Römerzinszahl, s. Indiktionencyklus.

Zinten, Stadt im ostpreuß. Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Heiligenbeil, links am Flüßchen Stradik, Station der Linie Allenstein-Göttkendorf-Kobbelbude der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 3226 meist evang. E., welche Ackerbau, Viehzucht, Brauerei und Dampfmüllerei betreiben.

Zinzaren (Makedo-Walachen), Volksstamm auf der Balkanhalbinsel, s. unter Rumänen.

Zinzendorf und Pottendorf (Nikol. Ludw., Graf von), der Stifter der Brüdergemeine (s. d.), geb. 26. Mai 1700 zu Dresden, wurde nach dem frühen Tode seines Vaters, der kursächs. Konferenzminister war, in der Lausitz in dem Hause seiner frommen und gelehrten Großmutter, einer Frau von Gersdorf, erzogen, und zwar im Sinne der Pietisten, wie denn auch Spener sein Pate war. In dieser pietistischen Richtung wurde er noch bestärkt, als er 1710 in das Pädagogium zu Halle unter Franckes besondere Aufsicht kam, und auf der Universität zu Wittenberg, wo er seit 1716 die Rechte und daneben auch Theologie studierte. Er verließ 1719 Wittenberg, machte eine Reise nach Holland, Frankreich und der Schweiz und wurde nach der Rückkehr 1721 als Hofrat bei der Landesregierung in Dresden angestellt. Im folgenden Jahre 1722 vermählte er sich mit einer Gräfin Reuß von Ebersdorf und erlaubte einigen der Religion wegen ausgewanderten Mährischen Brüdern, sich auf seinem Gute Berthelsdorf in der Oberlausitz anzusiedeln. Als deren Zahl wuchs, legten sie am Hutberge eine neue Kolonie, Herrnhut an, und Z. faßte den Plan zur Gründung einer religiösen Gemeinschaft, in der Glieder der verschiedenen evang. Konfessionen durch die innige Liebe zum Heiland und die Versenkung in seinen sinnlich aufgefaßten Versöhnungstod vereinigt sein sollten. Im J. 1727 wurde ihm das Halten von Hausgottesdiensten untersagt; er trat aus dem Staatsdienste aus, ging 1734 unter angenommenem Namen nach Stralsund, ließ sich dort als Kandidat der Theologie examinieren und dann in Tübingen in den geistlichen Stand aufnehmen. Aus seinem Vaterlande wurde er 1736 durch ein landesherrl. Reskript verwiesen. Doch fand 1748 die Zurücknahme dieses Reskripts statt.

Z. hatte sich inzwischen in Berlin zum Bischof der Mährischen Kirche weihen lassen, und als solcher machte er Reisen in Europa, nach Westindien und Amerika, um das Arbeitsfeld seiner Gemeinde, von welcher bereits Missionen ausgingen, zu erweitern. Auf diesen Reisen war er nächst den öffentlichen Vorträgen, die er hielt, fast unablässig mit Korrespondenzen und Bücherschreiben beschäftigt. Er schrieb über 100 Bücher. Man findet in denselben nicht selten herrliche Stellen, doch verleitete ihn seine ungezügelte Phantasie besonders in der Zeit von 1743 bis 1750 zu manchen geschmacklosen und anstößigen Ausdrücken und Bildern. Namentlich sind manche seiner Lieder, die noch unverändert im alten Gesangbuch der Brüdergemeine stehen, voll spielender, zweideutiger Ausdrücke. Nach so vielen Wanderungen vermählte er sich 1757 zum zweiten mal mit Anna Nitschmann, die 1725 mit ihren Eltern aus Mähren gekommen und viele Jahre Älteste der ledigen Schwestern zu Herrnhut gewesen war. Er starb 9. Mai 1760 zu Herrnhut.

Vgl. Spangenberg, «Leben des Grafen von Z.» (8 Tle., Barby 1722—75); Varnhagen von Ense, «Leben des Grafen von Z.» in seinen «Denkmalen» (Bd. 5, Berl. 1830); Verbeck, «Leben und Charakter des Grafen von Z.» (Gnadau 1845); Völbing, «Der Graf von Z., dargestellt aus seinen Gedichten» (Gnadau 1850); Burkhardt, «Z. und die Brüdergemeine» (Berl. 1866); Plitt, «Z.s Theologie» (3 Bde., Gotha 1869—74); Becker, «Z. im Verhältnis zu Philosophie und Kirchentum seiner Zeit» (Lpz. 1886). Seine «Geistlichen Gedichte» sammelte Knapp (Stuttg. 1845).

Zio, ein altgerman. Gott, s. Tyr.

Zion, Berg Zion ist der Name eines Hügels in Jerusalem, auf welchem ursprünglich die Jebusiterburg stand, welche David eroberte und Davidsstadt nannte. Nach den neuesten Forschungen ist Z. im südöstl. Teile Jerusalems, und zwar auf dem schmalen Hügel südlich vom Tempelplatz zu suchen. Erst seit dem 4. Jahrh. n. Chr. wurde der Name auf den südwestl. Hügel der Stadt übertragen, von welchem jetzt nur noch die nördl. Hälfte von der Stadtmauer eingeschlossen ist. (S. Jerusalem.) Bei den Propheten und Dichtern des Alten Testaments steht Z. gewöhnlich in weiterer Bedeutung für ganz Jerusalem, besonders in Beziehung auf den Tempel, daher auch Gottes heiliger Berg.

Zioniten, s. Ellerianische Sekte.

Zipoli (Perlone), Anagramm von Lorenzo Lippi (s. d.).

Zipollen, soviel wie Zwiebeln.

Zippammer (Emberiza cia) heißt eine 81 mm lange, 240 mm klafternde graue Ammer, welche jenseit der Alpen sehr gemein ist, in Deutschland aber nur am Rhein von Baden abwärts bis in die Gegend von Bonn sich findet.

Zippe oder Singdrossel (Turdus musicus), eine Art der Drosseln (s. d.), die in Deutschland als Zug-, in Südeuropa als Standvogel auftritt. Sie ist auf dem Rücken olivengrün gefärbt, am Bauche gelblichweiß mit schwarzbraunen Flecken. Ihre Nahrung sind Würmer und Insekten. Wegen ihres Gesangs wird sie trotz ihres ungeselligen Charakters oft in Käfigen gehalten; ihr Fleisch schmeckt dem des Krammetsvogels ähnlich.

Zipperlein, s. Gicht.

Zips, Komitat im diesseitigen Theißkreise des Königreichs Ungarn, mit den 16 ehemaligen Zipser Kronstädten, die bis 1876 einen selbständigen Distrikt bildeten, ein Areal von 3605 qkm umfassend, ist sehr gebirgig und rauh, aber gut bewässert durch den Poprád, Hernád, Dunajetz u. s. w. Das Komitat erzeugt Getreide, Flachs, Hopfen und in den südl. Thälern auch Obst, hat auch viel Hornvieh, Schafe und Wild, darunter selbst Wölfe und Bären. Das Mineralreich bietet Kupfer, Eisen und andere Metalle. Die Bevölkerung belief sich 1880 auf 173 957 E. slowakischer, deutscher und ruthenischer Abstammung. Haupterwerbszweige sind Ackerbau und Viehzucht, Bergbau, Verfertigung von Leinwand, Leder- und Töpferwaren. Das Komitat zerfällt in sechs Bezirke und hat seinen Namen von dem jetzt verfallenen, auf einem hohen Berge gelegenen Zipser Schloß (ungar. Szepes-Vár). Hauptort des Komitats ist die königl. Freistadt Leutschau (s. d.). Die Sechzehn Zipser Kronstädte, von denen Igló oder Neudorf, am Hernád, mit 7521 E. die bedeutendste, wurden von Kaiser Sigismund 1412 für 37000 Schock prager Groschen an Polen verpfändet, das im Besitze derselben verblieb, bis sie bei der ersten Teilung Polens an Ungarn 1773 zurückkamen.

Zipser Unterland, s. Gründe.

Zirbeldrüse (glandula pinealis oder conarium), ein ziemlich in der Mitte des Gehirns liegender erbsengroßer, rundlicher Körper von fester Gehirnsubstanz, welcher in seinem Innern zuweilen eine Höhle und in seinem Zellgewebe sandige Körnchen von derselben Zusammensetzung wie die der Knochenasche enthält. Beim weiblichen Geschlecht ist die Z. größer als beim männlichen, und von einigen Philosophen, z. B. von Descartes, wurde sie für den Sitz der Seele angesehen. Eine Drüse ist die Z. nicht, sondern heißt nur so wegen ihrer drüsenförmigen Gestalt. Man findet dieses Organ, dessen Funktion noch ganz unbekannt, auch bei Säugetieren, Vögeln und Amphibien, während es bei Fischen noch nicht vollständig nachgewiesen ist. Die sandigen Konkremente (Hirnsand) werden nur bei dem Menschen beobachtet.

Zirbelkiefer, s. u. Kiefer, Bd. X, S. 262[b].

Zirbelnuß oder Zürbelnuß, s. Kiefer.

Zirbelnußstrauch ist Staphilea pinnata.

Zircz, Marktflecken im ungar. Komitat Veßprim, in schönem Thale gelegen, mit 2048 meist deutschen E., ist der Sitz der in Ungarn einzigen Cistercienserabtei, die erst 1802 wiederhergestellt wurde.

Ziria, Gebirge, s. Kyllene.

Zirkel, s. unter Zeichenutensilien.

Zirkel (Ferd.), namhafter Mineralog und Geolog, geb. zu Bonn 20. Mai 1838, widmete sich zuerst berg- und hüttenmännischen Studien und ging nach einer im Sommer 1860 nach Island unternommenen Reise 1861 nach Wien, um an dem Hofmineralienkabinett und an der Geologischen Reichsanstalt mineralog. und geolog. Untersuchungen auszuführen. Im J. 1863 wurde er Professor an der Universität zu Lemberg, wo er mit mehrfachen Unterbrechungen durch größere Studienreisen nach Frankreich, in die Pyrenäen, nach Schottland, Italien fünf Jahre verweilte. Als 1868 in Kiel ein besonderer Lehrstuhl für Mineralogie und Geologie errichtet wurde, folgte er einem Rufe dahin. Seit Herbst 1870 weilt er als Nachfolger Naumanns in Leipzig als ord. Professor an der Universität und Direktor des neubegründeten mineralog. Museums. Der Sommer 1874 führte ihn nach Nordamerika zur Untersuchung der von der sog. Geologischen Erforschung des vierzigsten Breitegrades veranstalteten großartigen Sammlungen. Im J. 1883 wurde er zum Geh. Bergrat ernannt. Z. hat sich mit besonderer Vorliebe dem mikroskopischen Studium der Beschaffenheit und Struktur der Mineralien und Felsarten zugewandt. Außer zahlreichen, in verschiedenen Fachzeitschriften veröffentlichten Abhandlungen sind von größern Werken zu nennen: «Reise nach Island im Sommer 1860» (mit W. Preyer, Lpz. 1862), «Lehrbuch der Petrographie» (2 Bde., Bonn 1866), «Untersuchungen über die mikroskopische Zusammensetzung und Struktur der Basaltgesteine» (Bonn 1869), «Die mikroskopische Beschaffenheit der Mineralien und Gesteine» (Lpz. 1873), «Microscopical petrography» (Neuyork 1876). Auch gab er Naumanns «Elemente der Mineralogie» neu heraus (12. Aufl., Lpz. 1885).

Zirknitzersee, s. Czirknitzersee.

Zirkon, ein im tetragonalen System krystallisierendes, mit Rutil und Zinnstein isomorphes Mineral, welches meist säulenförmige oder pyramidale, ganz selten auch verzwillingte Individuen bildet, von der Härte 7,5 und dem spezifischen Gewicht 4,4—4,7. Der Z. ist an sich farblos, aber nur selten wasserhell oder weiß, meist gefärbt in mancherlei grauen, gelben, grünen, namentlich in roten und braunen Farben; die lebhaft orangefarbenen pflegte man früher als Hyacinth zu unterscheiden. Im Feuer brennen sich manche intensiv gefärbte Varietäten ganz weiß. Das Mineral hat einen sehr oft diamantartigen, auch in den Fettglanz fallenden Glasglanz und ist pellucid in allen Graden. Der chem. Zusammensetzung nach besteht der Z. aus 1 Molekul Zirkonsäure und 1 Molekul Kieselsäure, $ZrO_2 + SiO_2$, mit 67,12 Proz. Zirkonsäure und 32,88 Kieselsäure; manche besitzen auch einen kleinen Eisengehalt, welcher wohl die Färbung bedingt. Die schönfarbigen und durchsichtigen Varietäten des Z. werden als Edelstein benutzt, auch gebraucht man ihn wegen seiner Härte zu Zapfenlagern für feine Wagen, für die Spindeln feiner Räder.

Zirkonium (chem. Zeichen oder Symbol Zr; Atomgewicht = 90) ist ein selten vorkommendes und zu den Erdmetallen gerechnetes Metall, das mit Sauerstoff verbunden als Zirkonerde vorkommt. Diese findet sich mit Kieselsäure verbunden in dem Mineral Zirkon (s. d.) und außerdem mit Wasser verbunden in dem Malakon. Das Z. erscheint als ein schwarzes, beim Zusammendrücken unter dem Polierstahle graphitartig aussehendes Pulver, das sich an der Luft weit unter der Glühhitze entzündet und zu Zirkonerde verbrennt.

Zirl, Dorf im Gerichtsbezirk Telfs der Bezirkshauptmannschaft Innsbruck in Tirol, 15 km westlich von Innsbruck, am Inn, Station der Arlbergbahn (Innsbruck-Bludenz), zählt (1880) 1514 E. In der Nähe ist die Martinswand mit der Maximiliansgrotte, eine 259 m über dem Inn sich erhebende, senkrecht abfallende Felswand des Höhengebirges, wohin die Sage den Kaiser Maximilian I. sich versteigen und durch einen Engel aus der Lebensgefahr gerettet werden läßt. Jetzt ist die Grotte zugänglich gemacht und für schwindelfreie Wanderer leicht ersteigbar.

Zirpe, Insekt, s. Cikade.

Ziska, eigentlich Žižka (sprich Shishka, Joh.), der Feldherr der Hussiten, stammte aus einem niedrigen adeligen Geschlecht und wurde um 1360 auf einem seinen Eltern gehörenden Meierhofe zu Troznow im Budweiser Kreise geboren, der Sage nach im Freien unter einer Eiche. Als Knabe verlor er das rechte Auge, hieß aber nicht deshalb, wie man fälschlich behauptet hat, Z., welches vielmehr sein Geschlechtsname war und erst nach ihm die Bedeutung des Einäugigen erhielt. Er kam als Page nach Prag an den Hof des Königs Wenzel, zog als Freiwilliger dem Deutschen Orden gegen die Polen und Litauer zu Hilfe und nahm teil an dem Treffen bei Tannenberg 1410. Dann kämpfte er in den Kriegen der Ungarn wider die Türken und mit den Engländern gegen die Franzosen bei Azincourt 1415. Das Mißvergnügen eines großen Teils des czechischen Volks über das Schicksal des Huß und Hieronymus ergriff auch ihn, und bald galt er neben Nikolaus von Hussinecz als das Haupt der Hussiten (s. d.). Z. organisierte seine Streitkräfte und ließ auf den Anhöhen von Austie eine Befestigung anlegen, die er Tabor nannte, wovon die strengere Partei der Hussiten den Namen Taboriten erhielt.

Z. war der begabteste Feldherr der Hussiten und wußte namentlich die Wagenburg auf das geschickteste

in Anwendung zu bringen, durch welche er, bei gänzlichem Mangel an Reiterei, sein Fußvolk gegen feindliche Angriffe sicherte. Um Prag gegen den Kaiser Sigismund, der mit einem großen deutschen Kreuzheer anrückte, zu verteidigen, verschanzte Z. sich auf dem Berge Witkow. Mit angeblich 4000 Mann schlug er hier 14. Juli 1420 die wiederholten Stürme von 30000 Mann zurück, und jener Ort heißt deshalb jetzt noch der Ziskaberg. Am 1. Nov. 1420 schlug er Sigismund bei Pankratz und den Tag darauf eroberte er die Bergfeste Wyschehrad bei Prag, und es fielen damit die vier ersten Kanonen, die seit der Erfindung des Schießpulvers nach Böhmen gekommen, in seine Gewalt. Nach dem Tode des Nikolaus von Hussinez 1421 erkannten alle Hussiten Z. als ihr Oberhaupt an. Bei der Belagerung des Schlosses Raby verlor er durch einen Pfeilschuß auch sein zweites Auge. Jetzt ließ er sich bei den Gefechten auf einem Karren fahren, sodaß er von seinen Leuten gesehen werden konnte, und nach der Beschreibung, die man ihm von der Gegend machte, ordnete er die Stellung des Heeres an. Ein beträchtliches Heer, das Kaiser Sigismund aufs neue wider ihn schickte, schlug er bei Deutschbrod 8. Jan. 1422 und drang in demselben Jahre selbst in Mähren und Österreich ein. Als die Prager seinem Willen nicht gehorchten, demütigte sie der blinde Heeresfürst durch mehrere Niederlagen und zwang die Stadt 1424, sich zu unterwerfen. Sigismund bot ihm endlich die Statthalterschaft von Böhmen an, wenn er sich für ihn erklären wolle. Als Z. Przibislaw im Czaslauer Kreise belagerte, überfiel ihn eine pestartige Krankheit, an welcher er 11. Okt. 1424 starb. Die über diesen Verlust rasenden Taboriten erstürmten und verbrannten die Stadt und hieben alles nieder. Z. hatte 13 Schlachten gewonnen und in mehr als 100 Gefechten gesiegt; nur ein einziges mal, bei Kremsier in Mähren, mußte er weichen. Von seinem finstern Charakter und seiner Grausamkeit weiß die spätere Geschichte und Sage nicht Schreckliches genug zu berichten. Er wurde in der Kirche zu Czaslau begraben und sein Lieblingsgewehr, ein eiserner Streitkolben, über seinem Grabmal aufgehangen. Das Grabmal selbst ward 1623 auf kaiserl. Befehl abgebrochen und Z.s Gebeine fortgeschafft. Die Enthüllung seines Denkmals bei Przibislaw fand 20. Sept. 1874 unter großer Beteiligung der Jungczechen statt. Vgl. Millauer, »Diplomatisch-histor. Aufsätze über Johann Z.« (Prag 1824). Alfred Meißner hat Z.s Leben in einem Epos: »Ziska« (7. Aufl., Wien 1867), poetisch behandelt. Die gründlichste Biographie Z.s veröffentlichte Tomek in czechischer Sprache (Prag 1879; deutsch von Prohazka).

Zither (zunächst aus lat. cithara) heißt ein schon im frühesten Altertum bekanntes und weitverbreitetes Saiteninstrument, welches mit der ebenfalls gebräuchlichen und verwandten Lyra (s. d.) nicht verwechselt werden darf. Bei den Griechen bestand nämlich die Z. (Kithara) aus einem Griffbrett; sie war das Instrument der Virtuosen, mit fünf oder mehr Saiten bezogen und wurde mit dem Plektron (s. d.) gespielt oder geschlagen. Die gewöhnliche Stellung derselben war, wie sie die alten Denkmäler zeigen, beim Spiele so, daß der Steg gegen das Gesicht aufrecht gekehrt stand, der untere Teil aber, wo sich die beiden gebogenen Enden oder Hörner vereinigten, auf dem Ellbogen des linken Arms ruhte. Daher konnte man die Kithara nur sitzend, oder indem man ihr eine Stütze gab, spielen. Diejenigen, welche sie spielten, nannte man Kitharisten, und die zugleich dazu sangen, Kitharöden. Die Erfindung und den ersten Gebrauch derselben schreibt die Sage dem Amphion zu; die ältere Harfe der Ägypter, Hebräer u. s. w. wird die Anregung gewesen sein. Die neuere, zum Teil noch jetzt in Tirol und bei den deutschen Bergleuten gebräuchliche Z. ist ein von Holz flach gebautes Instrument mit flacher Resonanzdecke und Schallloch, einer ungefähr 5 cm hohen Zarge, langem Hals mit Griffbrett und flachem Boden.

Zitrone, s. Citrone.

Zitronenmelisse, s. Melisse.

Zittau (slaw. Zitava), ehedem die dritte unter den Sechsstädten der Oberlausitz, jetzt die volkreichste Stadt der Kreishauptmannschaft Bautzen im Königreich Sachsen, liegt unweit der böhm. und der schles. Grenze, am linken Ufer der Mandau, die unweit der Stadt in die Neisse fällt, an der Sächsischen Staatsbahn (Löbau-Z., Reichenberg-Z., Bischofswerda-Z.) und der Linie Görlitz-Z. der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, einer Handels- und Gewerbekammer, eines sächs. und eines österr. Hauptzollamts und zählt (1885) 23215 E., die bis auf 2581 Katholiken der prot. Kirche angehören. Die Stadt, welche infolge eines Bombardements durch die Österreicher 23. Juli 1757 fast ganz abbrannte, gewährt durch ihre Türme, Fabriken, freundlichen Gebäude und herrliche Umgebung einen angenehmen Anblick. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus das 1844 aufgeführte Rathaus, die 1837 erneuerte Hauptkirche zu St. Johannes mit trefflicher Orgel und die schön renovierte, mit prächtigen Glasgemälden versehene Kirche zu St. Peter und Paul (1757—1837 Hauptkirche) mit ihrem schlanken Turme (früher zu einem Franziskanerkloster gehörig).

Z. hat sieben Kirchen, ein Gymnasium (seit 1586), mit welchem ein Realgymnasium und eine Handelsschule verbunden ist, eine allgemeine Bürgerschule, eine mit der Freischule verbundene Arbeits- und Industrieschule, eine renommierte Baugewerkenschule und eine bedeutende Stadtbibliothek, mit der ein histor. Museum verbunden ist. Handel und Industrie bilden die vorzüglichsten Nahrungsquellen der Einwohner. Handelsartikel sind: leinene und baumwollene Hosenzeuge, Leinwand, Damast, Orleans, Kleiderstoffe und Posamentierwaren, welche sämtlich in den Fabriken der Stadt und von den Webern der umliegenden Dörfer gefertigt werden. Von Bedeutung ist der Transithandel mit Garnen und Kolonialwaren nach dem angrenzenden Böhmen. In den Vorstädten und den nächsten Umgebungen der Stadt bestehen Mühlen aller Art, Eisengießereien, Maschinenbauanstalten, Ziegeleien und Töpfereien. Die mächtigen Braunkohlenlager bei der Stadt beschäftigen gegen 1000 Menschen. Der Stadtgemeinde gehören, außer bedeutenden, bis an die Grenze Böhmens sich ausdehnenden Waldungen, nicht weniger als 37 Dörfer mit über 70000 E., die meist von Weberei leben, darunter Ebersbach mit 7497, Seifhennersdorf mit 6840, Großschönau mit 5931, Eibau mit 4335 E. Z. bildete während des Deutschen Kriegs von 1866 den Ausgangspunkt für die Operationen der Preußen und war während dieser Zeit der Mittelpunkt des Verkehrs mit den Armeen. Von seinen Umgebungen im Lausitzer Gebirge sind zu

nennen: der durch seine Gestalt und Ruinen merkwürdige Oybin, die halb zu Sachsen und halb zu Böhmen gehörende, 796 m hohe Lausche, welche eine weite Aussicht nach Sachsen, Böhmen und Schlesien bis zu den höchsten Gipfeln des Riesen- und Erzgebirges gewährt; der 725 m hohe Hochwald, Jonsdorf mit seinen Mühlsteinbrüchen und den Nonnenfelsen, Hirschfelde mit der großen Müllerschen Flachsspinnerei, das Cistercienserkloster Marienthal am Ende des romantischen Neißethals. Vgl. Pescheck, «Handbuch der Geschichte von Z.» (2 Bde., Zittau 1834—37); «Z. und seine Umgebungen» (Zittau 1878).

Zittel (Karl), freisinniger evang. Geistlicher und Kanzelredner, geb. 21. Juni 1802 zu Schmieheim im bad. Oberlande, trat 1823 in den geistlichen Stand und war zuerst als Vikar in mehrern oberländischen Gemeinden, dann als Diakonus und zweiter Lehrer am Pädagogium (1829—32) in Lörrach thätig. Seit 1834 war er Pfarrer in Bahlingen am Kaiserstuhl. Im J. 1842 wurde er in die bad. Zweite Kammer gewählt, in welcher seine Motion auf Religionsfreiheit zu Gunsten der Deutschkatholiken weithin Aufsehen erregte, aber 9. Febr. 1846 die Auflösung der Kammer zur Folge hatte. Im J. 1848 wurde er als Vertreter des Stadt- und Landbezirks Karlsruhe in die Konstituierende Deutsche Nationalversammlung nach Frankfurt a. M. gewählt, zugleich zum Pfarrer an der zweiten Pfarrei zu St. Peter und Providenz in Heidelberg ernannt. Er saß noch 1850 im Staatenhause zu Erfurt, zog sich aber seit jener Zeit gänzlich vom polit. Schauplatze zurück. In seiner Schrift «Der Bekenntnisstreit der prot. Kirche» (Mannh. 1852) verteidigte er gegen Hundeshagen die Gewissensfreiheit in der unierten Kirche Badens, half das mit Rom bereits abgeschlossene Konkordat hintertreiben, wirkte an einer freisinnigen Kirchenverfassung mit (1861) und nahm 1863 an der Gründung des Protestantenvereins hervorragenden Anteil. Nachdem er 1867 an die erste geistliche Stelle in Heidelberg vorgerückt war, wählte die Diöcesangeistlichkeit ihn zu ihrem Dekan. Er starb 28. Aug. 1871.

Zittel (Emil), Sohn des vorigen, liberaler prot. Theolog, geb. 14. Aug. 1831 in Lörrach in Baden, trat 1855 in den bad. Kirchendienst und nahm alsbald als Redacteur des «Süddeutschen evang. Wochenblattes» und als Mitglied des leitenden Vorstandes des Deutschen Protestantenvereins regen Anteil an den kirchlichen Kämpfen. Seit 1862 hat sich Z. als Pfarrer, seit 1874 als Dekan in Karlsruhe, sowie als Mitglied der bad. Generalsynode in versöhnendem Geiste um die Bewahrung und Weiterentwickelung des liberalen Charakters der bad. Unionskirche erfolgreich bemüht und wurde 1886 in Heidelberg Ehrendoktor. Außer zahlreichen Vorträgen gab er heraus: «Entstehung der Bibel» (Karlsr. 1872; 4. Aufl. 1882), «Bibelkunde» (Karlsr. 1873; 9. Aufl. 1886), «Familienbibel des Neuen Testaments» (Karlsr. 1881—86), «Luther von 1483 bis 1517» (Karlsr. 1883).

Zittel (Karl Alfred von), Geolog und Paläontolog, Bruder des vorigen, geb. 25. Sept. 1839 zu Bahlingen in Baden, studierte in Heidelberg und Paris. Im J. 1861 begab er sich nach Wien und war zuerst als Volontär an der Geologischen Reichsanstalt bei den Aufnahmen in Dalmatien beschäftigt; später wurde er Assistent am Hof-Mineralienkabinett. Im J. 1863 habilitierte er sich für Geologie an der wiener Universität, wurde im Sept. 1863 Professor an der Polytechnischen Schule in Karlsruhe und ist seit Herbst 1866 ord. Professor der Paläontologie und Geologie an der Universität München und Konservator des paläontologischen Staatsmuseums. Im Winter 1873/74 war er als Mitglied der Rohlfsschen Expedition fünf Monate in Ägypten und der Libyschen Wüste. Er veröffentlichte: «Paläontologische Mitteilungen aus dem Museum des königl. bayr. Staats» (Bd. 2: «Paläontologische Studien über die Grenzschichten der Jura- und Kreideformation», Abteil. 1, Stuttg. 1868; Abteil. 2—4, Kass. 1870—83), «Aus der Urzeit. Bilder aus der Schöpfungsgeschichte» (Münch. 1872; 2. Aufl. 1875), «Handbuch der Paläontologie» (mit Schimper und Schenk, Münch. 1876 fg.), «Studien über fossile Spongien» (in den «Abhandlungen» der Bayrischen Akademie der Wissenschaften, 1877 u. 1878), «Beiträge zur Geologie und Paläontologie der Libyschen Wüste» (Kass. 1883 fg.).

Zitteraal, s. unter Zitterfische.

Zitteralge, soviel wie Nostoc.

Zitterfische oder elektrische Fische heißen mehrere Fische, welche das Vermögen besitzen, Körpern, die sie unmittelbar oder mittels leitender Materie berühren, elektrische Schläge mitzuteilen. Sie bedienen sich dieser Fähigkeit ganz nach Belieben, zu ihrer Verteidigung, auch um sich ihrer Beute leichter zu bemächtigen. Die Erzeugung der Elektricität geschieht durch besondere, in ihrem feinern anatom. Bau nach demselben Prinzip gebaute Organe. Schon den Alten bekannt war die elektrische Eigenschaft des im Mittelmeer und dem Ocean vorkommenden, fast kreisrunden Zitterrochens (Torpedo), der bis 60 cm lang und 10 kg schwer wird, in schlammigen Untiefen lebt und die elektrischen Organe zu beiden Seiten in den breiten Brustflossen trägt. Weit weniger heftige Schläge erteilt der im Nil heimische Zitterwels (Malapterurus), der ebenfalls 60 cm lang wird und am Maul sechs Bartfäden hat. Berühmter als alle diese ist aber der amerik. Zitteraal (Gymnotus electricus), der zuerst 1671 durch Richer in Cayenne beobachtet und von Adrian van Berkel beschrieben wurde. Er wird 120—150 cm lang, 8 cm dick, hat einen zusammengedrückten Körper, kleinen Kopf, keine Rückenflosse, während die Afterflosse bis zur Schwanzspitze reicht, und ist olivengrün oder braun marmoriert. Die Zitteraale finden sich nur in den langsamen Strömen und Lachen des äquatorialen Amerika, wo sie wegen des Vertreibens der andern Fische, der Gefahr, die sie Menschen und Maultieren bereiten, für eine Landplage gelten. Die elektrischen Organe, eins auf jeder Seite, nehmen bei ihnen einen großen Teil des Körpers ein. A. von Humboldt hat von ihrem Fang berühmte, aber nach neuern Berichten sehr phantastisch gefärbte Schilderungen gegeben. In neuester Zeit wurden Zitteraale und Zitterwelse lebend nach Europa gebracht und die elektrischen Erscheinungen besonders genau von Faraday, Du Bois-Reymond und zuletzt in ihrem Vaterlande von Karl Sachs untersucht. Vgl. F. Boll, «Über elektrische Fische» (Virchow und Holtzendorff, «Sammlung gemeinnütziger Vorträge», Heft 210).

Zittergras, s. unter Briza.

Zitterlähmung, s. unter Lähmung.

Zittern (tremor) nennt man eine unwillkürliche, geringe und in sehr kurzer Zeit sich oft wiederholende Bewegung des ganzen Körpers oder einzelner Teile desselben, welche stets ein Zeichen abnormer Nerven- oder Muskelthätigkeit in den betroffenen Teilen ist. Das Z. tritt selbständig auf infolge Aufregung, Schwäche, großer körperlicher und geistiger Anstrengungen, ist aber auch Vorläufer, Begleiter und Folgeerscheinung vieler Krankheiten. Dasselbe ist oft von prognostischer Wichtigkeit, ohne eine solche in diagnostischer Hinsicht zu besitzen. Am häufigsten findet es sich bei Säufern und Greisen. Die Behandlung besteht, wenn möglich, in der Vermeidung und Beseitigung der vorliegenden Grundursachen; die meiste Empfehlung verdienen die tonischen Heilmittel (Chinin, Eisen), sowie Gebirgsaufenthalt, der Gebrauch von warmen Bädern und die Anwendung des galvanischen Stroms.

Über die sog. Zitter- oder Schüttellähmung s. unter Lähmung.

Zitterpappel, Baumart, s. unter Pappel.

Zitterrochen, Zitterwels, s. u. Zitterfische.

Zittwersamen oder Wurmsamen (Semina Cinae s. Santonici, Flores Cinae) heißen die noch nicht vollständig entwickelten Blütenköpfchen und Blütenstiele mehrerer orient. Beifußarten (s. Artemisia), die kleine aromatisch-kampferartig riechende und höchst widerlich schmeckende Kügelchen darstellen und gepulvert, mit Honig, Sirup oder Glyzerin gemischt, ein vorzügliches Mittel zum Abtreiben der Spulwürmer und der kleinen fadenförmigen, bei Kindern so häufig im Mastdarm vorkommenden Pfriemenwürmchen (Oxyurus vulgaris) abgeben. Die wirksamen Bestandteile sind vorzüglich eine eigentümliche Substanz, das Santonin (s. d.), ein ätherisches Öl und ein Bitterstoff.

Im Handel unterscheidet man verschiedene Sorten von Z. Am meisten schätzt man den levantischen oder aleppischen Zittwersamen, bei dem die Blüten schon deutlich zu erkennen sind; er stammt vom Vahlschen Beifuß (Artemisia Vahliana). Stärker ist jedoch der barbarische Zittwersamen, die noch ganz unentwickelten Blütenknospen des geknäuelten Beifußes (A. ramosa). Eine dritte Sorte, der russische oder indische Zittwersamen, kommt aus der Tatarei und dem südöstl. Rußland und stammt von verschiedenen Beifußarten (A. pauciflora, A. monogyna, A. Lercheana). Zu Verfälschungen des Z. dienen besonders die Blüten inländischer Beifußarten und des Rainfarns (Tanacetum vulgare).

Zituni, Stadt, soviel wie Lamia.

Zitz, ein feiner, bunter Kattun.

Zitzen (Mammae), beim menschlichen Weibe Brüste (s. d.), ist die Benennung für den gesamten Apparat zur Ernährung der neugeborenen Jungen der Säugetiere. Sie bestehen aus den Milchdrüsen und deren Hautumhüllung und sind meist mit besondern kegelförmigen Verlängerungen, den Brust- oder Zitzenwarzen, versehen, welche von den saugenden Jungen in das Maul genommen werden. Fast ausnahmslos sind die Z. in paarigen, aber sehr schwankenden, sich nach der Anzahl der Jungen richtenden Zahlen vorhanden: zwei finden sich bei Menschen, Affen, Fledermäusen, Elefanten, pflanzenfressenden Waltieren, und zwar an der Brust, gleichfalls zwei bei Pferden und den meisten Schafen an den Weichen, und bei pflanzenfressenden Waltieren unmittelbar neben der Scham. Vier Z. haben die Rinder, eine bedeutende Anzahl, in zwei Längsreihen am Bauche angeordnet, die Schweine, Raubtiere, Nager, Insektenfresser und die meisten Beuteltiere; bei dem Coypu (Myopotamus coypus) sind sie auf den Rücken hinaufgerückt; bei den Beutlern liegen sie im Beutel und saugen sich die Jungen an ihnen fest. Normalerweise sind sie nur im weiblichen Geschlecht recht entwickelt und funktionsfähig, und bildet sich in ihnen zur Zeit des Gebärens die Milch, welche nach dem Entwöhnen der Jungen wieder verschwindet; durch regelmäßiges Melken, wie bei Haussäugetieren, kann die Milchabsonderung, die Laktation, aus dem normalen periodischen Zustande in einen dauernden übergeführt werden. Beim männlichen Geschlecht sind die Z. rudimentär; doch sind Fälle von milchgebenden Böcken und auch von Männern bekannt. Über das Sekret der Z. s. Milch.

Ziu, s. Tyr.

Ziwilsk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Kasan, am Ziwil, mit (1883) 1829 E., treibt Handel mit Getreide und Branntwein. Der hier im Juni stattfindende große Jahrmarkt hat einen durchschnittlichen Umsatz von 216000 Rubel.

Zizania *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen. Man kennt nur zwei Arten, die in Nordamerika einheimisch vorkommen. Es sind hohe in Wasser wachsende Gräser mit langen und ziemlich breiten Blättern, endständigen reich verzweigten Rispen und eingeschlechtigen Blütchen, von denen die männlichen sechs Staubgefäße besitzen. Die wichtigste Art ist der sog. Wasserreis, Tuscarora- oder nordamerikanische Reis, Z. aquatica *L.*, der in Nordamerika in stehenden Gewässern häufig vorkommt und dessen Körner denen des echten Reis ähnlich sind. Der Wasserreis bildet für viele Gegenden Nordamerikas eine wichtige Getreidepflanze und kann auch als gutes Viehfutter im grünen Zustande verwendet werden.

Zizichar, Hafen in der Mandschurei (s. d.).

Zizimus, s. Dschem.

Zizyphus *Juss.*, eine zur Familie der Rhamneen gehörende Gattung von Sträuchern und Bäumen der tropischen und subtropischen Zone, welche sich durch saftige, bei manchen Arten eßbare Steinfrüchte mit knochenhartem, zwei- bis dreifächerigem Steinkern auszeichnen. Hierher gehört der Judendorn (Z. vulgaris *Lamk.*), dessen Früchte unter den Namen französische oder italienische Brustbeeren, Jujuben und welsche Hagebutten (Baccae Jujubae s. Zizyphi) ehedem als einhüllendes und reizmilderndes Mittel angewendet wurden. Sie haben ein gelblichweißes Fleisch von schleimigem und sehr süßem Geschmack und werden im Orient, wo, wie auch in Südeuropa und Nordafrika, der Judendorn wild wächst, allgemein gegessen. Der Judendorn ist ein sparrig verästelter Strauch mit hin und her gebogenen stacheligen Zweigen, zweizeilig angeordneten, fast sitzenden, eilänglichen, dreinervigen, feingesägten Blättern und kleinen gelben, in den Blattwinkeln gehäuft stehenden Blüten. Eine andere, in Südspanien, Sicilien und Nordafrika wachsende Art, Z. Lotus *W.*, durch längere Stacheln und größere Früchte vom gemeinen Judendorn verschieden, ist eine Zeit lang für den echten Lotusbaum der homerischen Lotophagen gehalten worden. Von einem gleichfalls zu dieser Gattung gehörenden Strauch, dem sog. Christusdorn, Z. spina Christi *W.*,

der in Palästina, besonders im Jordanthal und am Toten Meere vorkommt, soll der Sage nach die Dornenkrone Christi geflochten worden sein.

Ziechanow, s. Ciechanow.

Zloczow, Stadt und Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Kreis- und Bezirksgerichts, in Ostgalizien, liegt an einem Nebenflusse des Bug, in flacher Umgebung, ist Station der Linie Lemberg-Tarnopol der Karl-Ludwigsbahn und zählt (1880) 8347 E., meist Ruthenen.

Zn, chem. Zeichen oder Symbol für Zink.

Zna, Fluß im russ. Gouvernement Tambow, mündet nach einem nördl. Lauf von 320 km links in die Mokscha (Nebenfluß der Oka) und ist von Morschansk an schiffbar.

Znaim, früher Znaym (slaw. Znojmo), Stadt im südl. Teile der österr. Markgrafschaft Mähren, Hauptort einer Bezirkshauptmannschaft, liegt in einer angenehmen, fruchtbaren Gegend auf einem Berge am linken Ufer der Thaja an der Nordwestbahn (Wien-Tetschen), die hier durch Zweigbahn nach Grußbach mit der Nördlichen Staatsbahn verbunden ist, hat vier Vorstädte und zählt (1880) 12254 E., die meist Deutsche (circa 90 Proz.) sind. Die Stadt besitzt drei schöne Plätze. Unter ihren Bauwerken sind hervorzuheben: die von Kaiser Karl IV. 1348 erbaute got. Pfarrkirche des heil. Nikolaus, das 1222 gegründete Dominikanerkloster, das Rathaus mit neunspitzigem Turm (80 m hoch), die ehemalige herzogl. Burg (jetzt Kaserne), das deutsche Vereinshaus; ferner der Heidentempel, der für das älteste Baudenkmal Mährens (aus dem 10. Jahrh.) gilt, der 45 m hohe, auf Steinpfeilern ruhende Thaja-Viadukt der Nordwestbahn, ein Obelisk zum Andenken an den bei Vicenza (1848) gefallenen Jägerobersten Karl von Kopal, ein Denkmal des Romanschriftstellers Charles Sealsfield (enthüllt 23. Okt. 1881) u. s. w. Von Unterrichtsanstalten besitzt Z. ein Staats-Obergymnasium, eine Landes-Oberrealschule, Fachschule für Thonindustrie, landwirtschaftliche Lehranstalt. Das imposante Gebäude des ehemaligen Prämonstratenserstifts Klosterbruck, in der Nähe der Stadt, ist jetzt Kaserne. Gerberei, Geschirr- und Essigfabrikation, Handel mit Getreide und Obst bilden die wichtigsten Erwerbsquellen der Bewohner. Z. war ehemals eine der vornehmsten Zupanburgen des Landes und Sitz eines Herzogtums, welches unter der Oberhoheit Böhmens stand. Der Burgflecken Z. wurde 1145 im Kampfe des Herzogs Konrad II. von Z. gegen Wladislaw von Böhmen zerstört. König Ottokar I. von Böhmen berief deutsche Ansiedler nach Z., gründete durch Urkunde vom J. 1226 die Stadt Z. und stellte dieselbe in die Reihe der königl., mit besondern Privilegien begabten Städte. In neuerer Zeit wurde die Stadt durch das Gefecht zwischen dem Nachtrab des Erzherzogs Karl und den Franzosen unter Marmont 11. Juli 1809 historisch, sowie durch den tags darauf zwischen Österreichern und Franzosen abgeschlossenen Waffenstillstand von Znaim, dem 14. Okt. der Friede zu Wien folgte.

Zoantharien (Zoantharia) oder Hexaktinien nennt man diejenigen Polypen, deren Tentakelzahl sechs oder ein Mehrfaches von sechs ist; ihnen stehen die Alcyonarien oder Oktaktinien mit acht Tentakeln gegenüber. Zu den Z. gehören die Aktinien (s. d.) oder Seeanemonen und die Sternkorallen.

Zoarces (lat.), die Aalmutter.

Zobel (**Mustela Zibellina**), russ. Sobolj, heißt eine in den einsamsten Waldgegenden Sibiriens und des polaren Amerika heimische, jetzt sehr selten gewordene Art der Gattung Wiesel (s. d.). Der Z. wird 45 cm lang, 30 cm hoch, sein Schwanz mißt 45 cm. Er ist listig, gewandt, hört scharf und ist schwer zu überlisten. Nur des Nachts geht er auf Raub aus. Bei stürmischem Wetter verbirgt er sich in seiner Höhle, in deren Nähe er seinen Vorrat aufbewahrt. Im Sommer frißt er verschiedene Waldfrüchte, im Winter Mäuse, Ratten, selbst Hasen, Waldhühner und Fische. Sein Pelz ist meist dunkelbraun, hat lange, seidenglänzende Grannenhaare, die sich nach jeder Richtung streichen lassen, ohne struppig zu werden, und ungemein dichtes, weiches Grundhaar. (S. Zobelfelle.) Das lebende Tier hat am Unterhalse einen dottergelben Fleck, der nach dem Tode schnell abbleicht.

Zobelfelle. Im Rauchwarenhandel unterscheidet man sibirische und amerikanische Zobel.

Die sibirischen Zobel, von Mustela zibellina stammend, sind das edelste und kostbarste Pelzwerk. Ihre Farbe ist hellbräunlich bis zu tief dunkelbraun, oft mit weißem Grannenhaar (Silberzobel). Besonders selten und von hohem Wert sind die kastanienbraunen Z. mit Goldglanz. Der Pelz der Männchen ist größer und dichthaariger als der der Weibchen, auch sind die Winterfelle besser als die Sommerfelle. Die schönsten Z. kommen aus dem östl. Sibirien, von Irkutsk und Ochotsk, während die vom Jenissei, der obern Lena und vom Amur weniger schön sind. Der Preis der Felle schwankt von 20 bis 500 Mark für das Stück; zu einem vollständigen Pelze gehören gegen 80 Stück. Die Z. bilden ein Monopol der russ. Regierung und werden meist als Steuer (s. Jasak) geliefert, oder an die Regierungsbeamten verkauft und dann nach Petersburg gebracht. Hier werden die besten für den Hof ausgesucht (der russ. Kaiser verschenkt Ehrenpelze von Zobel), die übrigen verauktioniert. In Rußland und China verwendet man die Z. zu Pelzfutter (freilich nur für reiche Leute) sowie auch zu Kragen und Mützen, in Westeuropa gewöhnlich nur zu Garnituren für Damenpelze.

Die amerikanischen Zobel stammen von einer Marderart (Mustela canadensis) her; sie sind gröber an Haar und mehr rötlichbraun, sonst aber ebenfalls in allen Schattierungen von gelblich bis dunkelbraun. Die schönsten Felle kommen aus den Küstenländern der Hudsonsbai und von der Labradorküste; sie haben oft einen Wert von 80—100 Mark das Stück, während die südlich vom Lorenzbusen oft nur einen Preis von 5—10 Mark erzielen. Die Ausfuhr aus den Hudsonsbailändern beträgt jährlich circa 80000 Stück Z.; wegen ihres mäßigen Preises werden sie in allen Ländern, auch in Rußland, viel verbraucht, besonders aber in England.

Das Färben der Z., um sie dunkler zu machen oder Fellen anderer Tiere ein zobelähnliches Ansehen zu geben, wurde früher in großem Umfang betrieben (ältere Rauchwarenfärber nennen sich noch heute Zobelfärber). Die Schweife der Z. dienen zu Besätzen für Damenpelze, sowie zu Mützen für poln. Juden. Gefangen werden die Zobeltiere durchgängig in Fallen.

Zöblitz, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Marienberg, an der Linie Flöha-Reitzenhain der Sächsischen Staatsbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt

(1885) 2298 E. Dabei die Ruinen der Burg Lauterstein. In der Nähe von Z. befinden sich große Serpentinsteinbrüche.

Zobten, im weitern Sinne ein im Regierungsbezirk Breslau, in der Mitte der preuß. Provinz Schlesien zwischen den Flüssen Peile, Weistritz und Lohe (Zlenza) aus einer fruchtbaren Ebene aufsteigendes isoliertes Gebirge. Der höchste Punkt desselben, der eigentliche Z. (718 m), welcher seinen Namen von dem slaw. Gora zobotka, d. h. Feuerberg, hat, gewährt von seinem kegelförmigen Gipfel eine schöne Aussicht auf die Bergkette der Sudeten und einen großen Teil Schlesiens. Auf ihm wurden in der heidn. Zeit die heiligen Feuer angezündet und Opferfeste gefeiert. Mehrere noch vorhandene Granitfiguren haben wahrscheinlich dem heidn. Kultus gedient. Herzog Boleslaw III. gab 1103 den Berg dem Grafen Peter Wlast zu Lehn; dieser gründete 1109 auf demselben ein Augustinerkloster, das, als die Mönche es um 1150 wegen des rauhen Klimas verließen und nach Breslau übersiedelten, zu einer Burg umgewandelt, später von Raubrittern besetzt und 1471 durch die Breslauer und Schweidnitzer zerstört wurde. Das 1702 auf derselben Stelle erbaute und 1834 vom Blitz in Brand gesetzte Kirchlein ist seit 1852 wiederhergestellt. Die nächsthöchsten Punkte des Gebirges sind der sehr steile Geiersberg (572 m), der Stoll-, Mittel- und Engelsberg, ferner der Költschenberg mit einer vielbesuchten Aussicht, der Karls- und der Weinberg.

Die Stadt Zobten (am Berge), am nördl. Fuße des Z., im Kreise Schweidnitz, Station der Linie Breslau-Ströbel der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, einer königl. Oberförsterei und eines Steueramts und zählt (1885) 2367 E., welche Ackerbau, Fabrikation von Handschuhen und landwirtschaftlichen Maschinen betreiben; seit neuester Zeit wird Z. auch als Sommerfrische stark benutzt. Z. erhielt 1399 vom König Wenzel von Böhmen Stadtrecht. Im J. 1813 bildete sich in dem Städtchen das Lützowsche Korps; zum Andenken daran wurde 1863 ein Obelisk aus Granit errichtet. Die Häuser, welche Theodor Körner 1813 und van der Velde 1818—23 bewohnten, erhielten 1878 Gedenktafeln. Dem schlesischen Dialektdichter Robert Rößler wurde 1884 ein Denkmal errichtet. Vgl. Sadebeck, «Der Zobtenberg und seine Umgebung» (Bonn 1856); Gühmann, «Der Zobten» (Zobten am Berge 1886).

Zoccolanti, soviel wie Familienbrüder.

Zocke, s. Sockel.

Zodiakallicht oder Tierkreislicht nennt man einen weißlichen Lichtstreifen am Himmel, den man besonders im Frühling und Herbst um die Zeit der Nachtgleichen (im März und September) kurz nach Untergang oder vor Aufgang der Sonne, und zwar im Frühling abends im Westen, im Herbst früh im Osten, wahrnimmt. Die Form desselben gleicht bei uns einer schief (unter einem Winkel von 64°) auf dem Horizont stehenden Pyramide, deren Basis ungefähr den Ort einnimmt, wo die Sonne untergegangen, und deren Achse nach der untergegangenen Sonne selbst hin gerichtet ist. Während der Streifen bei uns schief nach Süden gewendet, steht er unter dem Äquator fast senkrecht auf dem Horizont; auf der südl. Halbkugel neigt er sich entgegengesetzt nach Norden. Die erste bekannte Beobachtung desselben scheint um 1660 in England gemacht zu sein; aber erst Domenico Cassini, der es im Frühling 1683 beobachtete, ergründete alle Umstände und machte die Astronomen darauf aufmerksam. In der heißen Zone ist die Erscheinung ungleich auffallender und prachtvoller als in höhern Breiten und das ganze Jahr sichtbar. Die Ursache derselben ist noch gegenwärtig sehr rätselhaft. Da der lichte Streifen nahe mit der Ebene des Sonnenäquators zusammenfällt, so sucht Mairan (in seinem Werke über das Nordlicht, Par. 1731) darzuthun, daß das Z. nichts anderes sei als die Sonnenatmosphäre, welche durch die rasche Umdrehung der Sonne so stark abgeplattet, daß sie nur wie ein Streifen erscheine. Aber schon Laplace zeigte (in der «Mécanique céleste»), wie unhaltbar Mairans Hypothese sei, da die Sonnenatmosphäre nicht abgeplatteter als im Verhältnis von 2 zu 3 und also nicht ausgedehnter als bis $^9/_{20}$ der Merkursweite sein könne, während das Verhältnis der beiden Achsen des Z. wenigstens wie 1 zu 5 ist und letzteres sich erwiesenermaßen bis über die Erdbahn hinaus erstreckt. Nach andern Hypothesen besteht dieses Licht in dem durch die Nähe der Sonne verdichteten Äther, oder in Kometenmaterie, die bei dem Durchgang dieser Himmelskörper durch das Perihel abgesetzt wurde. Sehr wahrscheinlich ist die Ursache dieses Lichts ein sehr abgeplatteter Ring von dunstartiger Materie, welche zwischen der Venus- und Marsbahn frei im Weltraum schwebt, eine Meinung, für welche sich auch A. von Humboldt entschied. Jones, ein Amerikaner, der das Z. in Japan viel beobachtete, hielt es für einen Ring um die Erde. Vgl. Heis, «Zodiakallicht-Beobachtungen in den 29 Jahren 1847—75» (Köln 1875).

Zodiakus, s. Tierkreis.

Zoëa ist der Name einer Larvenform der zehnfüßigen Seekrebse mit nur sieben Paaren von Extremitäten, ansehnlichen, nicht gestielten Facettenaugen und ohne besondere Respirationsorgane (Kiemen). Die Zoëaformen der Krabben besitzen meist einen Stirn- und einen ansehnlichen Rückenstachel, wie z. B. die des gemeinen Taschenkrebses (Cancer pagurus, Tafel: Krustentiere, Fig. 20).

Zoëga (Georg), bedeutender Altertumsforscher, geb. 20. Dez. 1755 zu Dahler in der jütländ. Grafschaft Schadenborg. Seine Familie stammte aus der Gegend von Verona. Z. studierte in Göttingen, machte 1776 eine Reise nach Italien, kehrte 1777 nach Kopenhagen zurück, übernahm eine Hauslehrerstelle und reiste 1779 mit seinem Zöglinge nach Göttingen und darauf wieder nach Italien. Im J. 1782 unternahm er eine dritte Reise nach Italien. In Rom wurde er 1783 katholisch und widmete sich nun ganz der Altertumswissenschaft. Er veröffentlichte «Numi Aegyptii Imperatorii» (Rom 1787) und schrieb «De origine et usu obeliscorum» (Rom 1797). Auch erläuterte er die koptischen Handschriften im Museo Borgiano Veliterno (1810) und veröffentlichte «Li bassirilievi antichi di Roma, incisi da Tom. Piroli» (2 Bde., Rom 1808; deutsch von Welcker, 2 Bde., Gießen 1811—12). Seit 1798 war er dän. Generalkonsul in Rom. Er starb zu Rom 10. Febr. 1809. Vgl. Welcker, «Z.s Leben, Sammlung seiner Briefe ꝛc.» (2 Bde., Gött. 1819), der auch Z.s Abhandlungen (Gött. 1817) herausgab.

Zofingen, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks (142 qkm, 27415 E.) des schweiz. Kantons Aargau, liegt 434 m über dem Meere, 14 km südwestlich von Aarau auf der rechten Seite des Wiggerthals an der Bahnlinie Olten-Luzern, von der

hier die Linie Z.-Suhr-Aarau abzweigt, und zählt (1880) 4465 meist reform. E. (224 Katholiken), deren Haupterwerbsquellen neben Kleingewerbe und Handel die Baumwoll- und die Seidenindustrie, die Wachstuch- und die Firnisfabrikation sind. Die Umgebung weist viele Spuren röm. Ansiedelungen auf, die als Überreste der keltisch-röm. Stadt Tobinium gelten; 1826 wurden bei dem Römerbad, das ½ km südöstlich der Stadt am Fuße des aussichtsreichen Heiterplatzes (518 m) liegt, die Reste eines Bades und einer Villa aufgefunden. Vgl. Brunner, «Das alte Z.» (Aarau 1877).

Zogno, Ort in der Bergamasca (s. d.).

Zoilos aus Amphipolis in Thrazien, ein griech. Rhetor im 4. Jahrh. v. Chr., ist durch seine bittere und kleinliche Kritik besonders der Homerischen Gedichte, die freilich bei seinen Zeitgenossen und bei der Nachwelt großen und vielfachen Widerspruch gefunden hat, bekannt geworden, und hat dafür den Beinamen «Homeromastix», d. i. Geißel des Homer, erhalten. Von seinen Schriften ist keine auf uns gekommen. Wie im Altertum, so bezeichnet man wohl noch jetzt mit dem Namen Z. einen kleinlichen Zänker und Tadler.

Zoisit (nach dem ersten Finder, Baron von Zois, benannt), ein in lang säulenförmigen, stark gestreiften und oft gekrümmten Krystallen ohne deutliche Endausbildung vorkommendes Mineral, welches deshalb bemerkenswert geworden ist, weil diese Krystalle dem rhombischen System angehören, während die chem. Zusammensetzung keinen Unterschied gegen die monoklinen Krystalle des Epidots (s. d.) aufweist. Es liegt also hier ein Beispiel von Dimorphismus einer und derselben Substanz vor.

Zola (Emile), hervorragender franz. Romanschriftsteller und Theaterdichter, geb. 2. April 1840 in Paris, wo sein Vater, ein Venetianer, damals wohnte. Z. erhielt, nachdem er das Lyceum St.-Louis besucht, eine Stelle in einer Buchhandlung und beschloß, die litterarische Laufbahn zu ergreifen. Seine Erstlingsarbeit war eine Sammlung Novellen, betitelt: «Contes à Ninon» (1864), denen später «Nouveaux contes à Ninon» (1881) folgten. Hierauf erschienen schnell nacheinander die Romane und Charakterstudien: «Confession de Claude» (1865), «Vœu d'une morte» (1866), «Mystères de Marseille», «Manet», «Thérèse Raquin» (1867), «Madeleine Ferat» (1868). Unter dem Titel: «Les Rougon-Macquart» gab er sodann eine Folge von Romanen heraus, in denen dieselben Personen immer wieder auftreten, und welche im ganzen die «Natur- und Sittengeschichte einer Familie unter dem zweiten franz. Kaiserreich» beschreiben sollen. Zu diesen in zahlreichen, zum Teil, wie «Nana», in mehr als hundert Auflagen erschienenen Romanen gehören: «La fortune des Rougon» (1871), «La Curée» (1874), «La conquête de Plassans» (1874), «Le ventre de Paris» (1875), «La faute de l'abbé Mouret» (1875), «Son Excellence Eugène Rougon» (1876), «L'Assommoir» (1877), «Une page d'amour» (1878), «Nana» (1879), «Pot-Bouille» (1882), «L'œuvre» (1886) u. s. w. Außerdem lieferte Z. für die Bühne: «Thérèse Raquin» (1873), «Les héritiers Rabourdin» (1874), «Le bouton de Rose» (1878). «L'Assommoir» wurde von Bußnach und Gastineau nach dem Roman von Z. dramatisch bearbeitet (1879). Von diesen Bühnenstücken hatte nur das letzte dauernden Erfolg. Z. ist ein Schriftsteller von ungewöhnlichem Talent und unbestreitbarer, jedoch mehr berechneter als angeborener Originalität. Er steht an der Spitze der Schule des neuesten Realismus, welche der plattesten Alltäglichkeit durch treueste Darstellung des Wirklichen einen Nimbus von Idealismus unterzuschieben sucht, er schreibt seine Werke nach den Regeln einer eigenen, sowohl dramatischen als litterarischen Ästhetik, die er mit vieler Leidenschaftlichkeit und Feindseligkeit in den Sonntagsfeuilletons des «Bien public» und in den Vorreden zur Sammlung seiner Bühnenstücke («Théâtre d'Emile Z.», 1878), sowie in der Schrift «Le naturalisme au théâtre» (1881) entwickelt. Z. ist ein eigenartiger Schriftsteller, das echte Kind seiner Epoche; seine Vorliebe für das Krasse hängt mit der Stimmung seiner Landsleute eng zusammen, wie nicht minder die Breite seiner Detailschilderung, welche die Abkehr von den großen Grundzügen aller klassischen Litteratur und allem wahren Idealismus derb genug kennzeichnet.

Zolkiew, Stadt und Sitz einer Bezirkshauptmannschaft in Ostgalizien, liegt nördlich von Lemberg am Rande des Hügellandes, das gegen den Bug hin abfällt, zählt (1880) 6794 E., meist Ruthenen, hat ein großes altes Schloß, ehemals Residenz des Königs Johann Sobieski, eine got. Kirche mit den kunstreichen Grabdenkmälern der Familien Zolkiewski und Sobieski, zwei Klöster (der Dominikaner und Basilianer), eine große Brauerei und Werkstätten für Lederfabrikation.

Zolkiewski (Stanislaw), ausgezeichneter Feldherr der Polen, geb. 1547 aus edelm Geschlecht zu Turynka bei Zolkiew in Galizien, diente unter seinem Verwandten Jan Zamojski im Heere und wurde dann Kastellan von Lemberg und Wojwode von Kiew. Im J. 1596 zog er als Unterfeldherr gegen die unter Naläwayko revoltierenden Kosaken, überwand diese und führte sie zum Gehorsam zurück. Dann kämpfte er mit Glück gegen die Schweden in Livland. Später befehligte er auf dem Zuge gegen Moskau. Seiner Umsicht und Tapferkeit gelang es, Moskau zu erobern, worauf er mit den Bojaren den Vertrag schloß, nach welchem der Sohn des poln. Königs Sigismund III., Wladislaw, zum Zaren erhoben werden sollte. Sigismunds Unentschlossenheit vereitelte aber alle diese Vorteile. In seinem 70. Jahre erhielt Z. die oberste Feldherrnstelle und wurde zur Abwehr der Tataren und Türken an die Grenze gesendet, wo er nach tapfern Kämpfen sich genötigt sah, 1617 bei Busza einen Vertrag zu schließen, durch welchen in zweideutigen Artikeln die Moldau und Walachei an die Türken abgetreten wurden. Als er 1620 wieder nach der Walachei aufbrach und ihm über den Dnjestr zu dringen befohlen wurde, hielt er sich acht Tage lang bei Cecora am Dnjestr gegen ein dreimal zahlreicheres türk. und tatar. Heer, fiel jedoch am 6. Okt. 1620 mit dem größten Teil seines Heers. Seine von ihm hinterlassene Beschreibung des Zugs der Polen zur Unterstützung des falschen Demetrius erschien 1833 zu Lemberg im Druck.

Zoll, s. unter Fuß (Längenmaß).

Zoll (niederdeutsch und engl. toll, angeblich vom griech. τέλος) oder Mauth (muta, mutaticum) heißt die auf den im Wege des Transports sich bewegenden Verkehr mit Waren gelegte Abgabe, davon abgeleitet auch wohl die Stätte, wo dieselbe erhoben wird. Der Z. unterscheidet sich vom Geleit (s. d.) dadurch, daß er für die bewegten Waren, nicht für

die Transportmittel entrichtet wird. Schon bei den Griechen und Römern bestanden Zollstätten, die gewöhnlich verpachtet waren. Im Mittelalter bildete sich das Recht, Zölle anzulegen und die Abgabensätze zu bestimmen, zu einem Hoheitsrechte aus, das in Deutschland dem Kaiser zustand und von ihm an einzelne Reichsstände neu verliehen werden konnte. In der Goldenen Bulle wurden alle unbilligen und unnötigen Zölle verboten, und König Wenzel versprach 1379, ohne ausdrückliche Einwilligung der Kurfürsten keine neuen Zölle im Deutschen Reiche verleihen zu wollen; später war diese Bestimmung eine stehende Klausel in den Wahlkapitulationen, ohne jedoch hindern zu können, daß unzählige ältere, aus Willkür der Wegeherrscher entstandene Zölle den Verkehr aufs äußerste beschwerten. Man suchte sich durch Zollkriege zu helfen, indem Zollstätten gebrochen oder Differentialzölle (s. d.) zu Ungunsten der Gegner eingerichtet wurden; auch erwarben viele Städte das Stapelrecht (s. d.) zur Ausgleichung der sie bedrückenden landesherrlichen Zölle. Ursprünglich hatten die Zölle einen rein fiskalischen Charakter, indem ausgeführte wie eingeführte, einheimische wie fremde Waren, Fabrikate wie Rohprodukte ohne alle Rücksicht auf volkswirtschaftliche Interessen belastet wurden. Im spätern Mittelalter aber begann man vielfach, z. B. in Venedig und Florenz, bald auch in Frankreich und England, handelspolitische Zwecke, insbesondere Schutz der einheimischen Industrie, durch Abwehr fremder Konkurrenz und Erschwerung der Ausfuhr der Rohstoffe mit der Zollerhebung zu verbinden. So entstanden neben den Finanzzöllen (s. d.) die sog. Schutzzölle (s. d.), und unter der Herrschaft des Merkantilsystems (s. d.) gelangten die letztern zu einer immer mehr steigenden Bedeutung. In möglichst konsequenter und rationeller Weise wurden dieselben in Frankreich durch Colbert in den Tarifen von 1664 und 1667 zur Anwendung gebracht, indem wenigstens ein großer Teil des Landes in ein einheitliches Zollgebiet ohne Binnenzölle (s. d.) verwandelt, die Grenzzölle (s. d.) bei der Einfuhr (s. d. und Einfuhrzoll) und Ausfuhr (s. d. und Ausfuhrzölle) von Rohprodukten und Fabrikaten nach den merkantilistischen Grundsätzen bemessen, und die Durchfuhr (s. d. und Durchfuhrzölle), sowie der Niederlageverkehr (s. Niederlagen) thunlichst begünstigt wurden.

Bald jedoch artete das Schutzzollsystem in Frankreich sowohl wie in den meisten andern Ländern, namentlich auch in England, in ein Prohibitivsystem (s. d.) aus. Auch Getreide und andere notwendige Lebensmittel wurden, obwohl sie nach der eigentlichen merkantilistischen Theorie im Interesse der Industrie frei bleiben sollten, mit Schutzzöllen belegt und in England 1815 sogar die Einfuhr von Weizen, sobald der Preis unter einer sehr hoch gegriffenen Grenze (80 Schilling der Quarter) stände, gänzlich verboten. Die Getreidezölle (s. d.) gaben jedoch auch den Anlaß zu der großen handelspolit. Reformbewegung (s. Anti-Corn-Law-League) in England, die mit dem Siege des Freihandels (s. d.) auch in der Praxis endigte, nachdem derselbe in der Theorie schon seit Adam Smith (s. d.) das übergewicht erhalten und die sog. Manchesterlehre sein Programm in unbedingter Konsequenz formuliert hatte. Ein reines Finanzzollsystem ohne protektionistische Beimischungen besteht übrigens bisher nur in England, dessen Tarif nur wenige zollpflichtige Artikel, namentlich Tabak, Spirituosen, Thee, Wein, Korinthen, Rosinen, Kaffee, aufführt, die aber im Finanzjahr 1884/85 nicht weniger als 20,7 Mill. Pfd. St. (414 Mill. Mark) eingebracht haben, und zwar die vier erstgenannten allein 19,7 Mill. Frankreich ging unter Napoleon III. von seinem Prohibitivsystem durch die seit 1860 abgeschlossenen Handelsverträge zu einem gemäßigten Schutzzollsystem über. Unter der Republik trat jedoch eine rückläufige Bewegung ein. Der Ertrag der franz. Einfuhrzölle ist für 1886 auf 289 Mill. Frs. veranschlagt.

Im Deutschen Reich (s. Zollverein) sind die Finanzzölle weniger entwickelt als in Frankreich und England, daher auch der Gesamtertrag der Zölle nach dem Budget von 1886/87 nur 245,7 Mill. Mark ausmacht. In Österreich und Ungarn, welche ein gemeinschaftliches Zollgebiet bilden, trat 1851 an die Stelle des Prohibitivsystems ein Hochschutzzollsystem, das in der Folge durch Handelsverträge gemildert wurde, bis 1882 wieder eine Verschärfung eintrat. Die Einnahmen aus Einfuhrzöllen beliefen sich 1884 auf 44,7 Mill. Fl. in Gold, wozu noch 39000 Fl. an Ausfuhrzöllen kamen (die in den meisten Ländern, ebenso wie die Durchfuhrzölle, abgeschafft sind). Rußland ist in neuester Zeit immer rücksichtsloser mit Erhöhung seiner Schutzzölle vorgegangen, die teilweise schon fast prohibitive Sätze erreicht haben. Im ganzen waren die Zolleinnahmen für 1885 auf 107 Mill. Rubel veranschlagt. Italien bezieht aus den Zöllen bei einem mäßigen Schutzsystem 178 Mill. Frs. Den höchsten Zollertrag haben die Vereinigten Staaten aufzuweisen, 1884 z. B. 195 Mill. Doll. Nach manchen vorhergegangenen Wandlungen ist dort seit dem Bürgerkriege ein Hochschutzzollsystem zur Herrschaft gelangt. (S. auch Zolltarif.)

Zollabfertigung, soviel wie Revision (im Zollwesen).

Zollausschlüsse werden solche Gebietsteile eines Staats oder einer Staatengemeinschaft genannt, welche außerhalb der Zollgrenze (s. d.) liegen und ihren Anteil an den allgemeinen Lasten mittels besonderer Steuern (Aversen, s. d.) tragen. Dazu gehören einerseits die Freihäfen (s. d.), andererseits solche einzelne Gebietsteile, die wegen schwieriger Verbindungen mit dem Hauptlande, landzungenartiger Erstreckung u. dgl. schwer zu bewachen und deshalb zur Einschließung in die Zollgrenze nicht geeignet sind. Umgekehrt werden Zollanschlüsse solche Gebietsteile genannt, welche in die Zollgrenze eines politisch ihnen fremden Staates, beziehentlich einer derartigen Staatengemeinschaft einbezogen sind. (Vgl. Zollverein, Deutscher.)

Zollbeamte sind alle mit der unmittelbaren Ausübung des Zolldienstes betraute Beamten. In der Regel werden aber nur die im Grenzbezirk (s. d.) und bei Zollämtern (s. unter Zollbehörden) angestellten Beamten dieser Art speziell als Z. bezeichnet, während die im Innern des Zollgebiets und bei Steuerämtern verwendeten Beamten, auch insoweit sie für den Zolldienst thätig sind, Steuerbeamte genannt zu werden pflegen.

Zollbehörden nennt man im allgemeinen alle diejenigen Behörden, welche im Interesse der Sicherung, Feststellung und Erhebung der Zölle bestehen; es gehören daher zu denselben nicht bloß die unmittelbar an der Zollgrenze (s. d.) oder doch im Grenzbezirk (s. d.) befindlichen Zollstellen, die speziell als

Grenzzollämter bezeichnet zu werden pflegen, sondern auch die im Innern des Zollgebiets für den Zolldienst thätigen Amtsstellen, die man in der Regel **Steuerämter** nennt. Im deutschen Zollgebiet zerfallen die Z. der untern Instanz, je nach dem Maße der ihnen zustehenden Abfertigungs- und Hebebefugnisse und je nachdem sie im Grenzbezirk oder im Innern des Zollgebiets aufgestellt sind, in **Hauptzollämter** und **Nebenzollämter** (im Grenzbezirk), sowie in **Hauptsteuerämter** und **Untersteuerämter** (im Innern), die Nebenzollämter aber wieder in solche erster und in solche zweiter Klasse. Auch bestehen noch für bloße Kontrollzwecke die sog. Ansageposten (s. **Ansageverfahren**) und die Legitimationsschein-Ausfertigungsstellen. (S. **Legitimationsschein.**) Nur die Hauptämter an der Grenze, sowie die mit Niederlagen (s. d.) ausgestatteten Hauptämter im Innern sind in den Abfertigungs- und Hebebefugnissen der Regel nach unbeschränkt, während die übrigen Hauptämter, sowie die Neben- und Unterämter größern oder geringern Beschränkungen in dieser Beziehung unterliegen. Das Nähere hierüber bestimmen das Vereinszollgesetz sowie das Tarifgesetz. Den Z. der ersten Instanz sind in der Regel besondere Direktivbehörden (Provinzialsteuerdirektionen, Zoll- und Steuerdirektionen, in den thüring. Staaten Generalinspektion) unmittelbar vorgesetzt, während die letzte und höchste Instanz von dem Finanzministerium gebildet wird. Obwohl die Zölle für Rechnung des Reichs erhoben werden, sind doch die in den einzelnen Bundesstaaten bestehenden Z. grundsätzlich Landesbehörden. Im Interesse der Einhaltung eines gleichmäßigen Verkehrs sind aber den Direktivbehörden und wichtigern Hauptämtern Reichsbeamte zugeordnet, die, sofern sie bei Direktivbehörden fungieren, Reichsbevollmächtigte (für Zölle und Verbrauchssteuern) heißen, insofern sie Hauptämtern beigegeben sind, Stationskontrolleure heißen. Für die Zwecke des Reichs hat das Reichsschatzamt die Eigenschaft zugleich einer obersten Z.

Zollbundesrat, s. unter **Zollverein.**

Zollcentner, s. unter **Zollgewicht.**

Zolldefraudation, s. **Defraudation.**

Zolldeklaration, s. unter **Deklaration.**

Zoller (Karl, Freiherr von), bayr. Feldzeugmeister, geb. 1773 zu Bitsch, erst in franz. Diensten, später emigriert, 1795 Lieutenant im bayr. Heer, focht in der Schweiz 1799, bei Wagram, in Rußland 1812, in Deutschland 1813—14, und war 1818—25 Bevollmächtigter bei der Bundes-Militärkommission. Zur Artillerie zurückgetreten, ward er 1839 Chef dieser Truppe und starb 1849 zu München. Von ihm rührt das **Zollersche Geschützsystem** (1836) her, von dem Bayern bei seinem Feldartilleriematerial einige Anordnungen entnahm.

Zollern, Schloß, s. **Hohenzollern.**

Zollfeld hieß früher die Ebene nördlich von Klagenfurt an der Glan, mit den Thalrändern zu beiden Seiten, von dem Pfarrdorfe Maria-Saal an bis zu dem Pfarrdorfe St. Donat. Auf dem Z. erteilte jeder neue Herzog von Kärnten, nachdem er auf der Karnburg die Huldigung empfangen, auf dem Herzogstuhle, einem noch vorhandenen steinernen Sitze, feierlich die Lehen und sprach Recht. Die röm. Funde in der Gegend lassen aber in diesem Zollfelde auch den klassischen Boden erkennen, auf welchem einst die Stadt Virunum stand.

Zollgesetz, s. unter **Zoll.**

Zollgewicht im Deutschen Zollverein und Österreich-Ungarn (hier seit 1852) vor Einführung des metrischen Systems (also bis 1872, resp. 1876) das Gewicht bei Erhebung der Zölle. Der **Zollcentner** war 50 kg, das **Zollpfund** 500 g oder ½ kg. Es wurde in den meisten deutschen Staaten seit 1858 zugleich Landesgewicht. Durch den wiener Münzvertrag vom 24. Jan. 1857 war das Zollpfund schon zum Münzgewicht für fast alle deutschen Staaten und für Österreich-Ungarn an Stelle der bisherigen preuß. Mark erhoben worden.

Zollgrenze oder **Zolllinie** heißen die Grenzen eines Zollgebiets gegen das Ausland. Wo das Zollgebiet durch das Meer begrenzt wird, bildet die jedesmalige den Wasserspiegel begrenzende Linie des Landes die Z. Das Gleiche gilt, wo das Zollgebiet an andere Gewässer grenzt, sofern deren Stand von Ebbe und Flut abhängig ist. (S. auch **Grenzbezirk** und **Binnenlinie.**)

Zollhinterziehung, s. **Defraudation.**

Zollikofer (Georg Joachim), deutscher Kanzelredner, geb. zu St. Gallen in der Schweiz 5. Aug. 1730, besuchte die Gymnasien zu Frankfurt a. M. und zu Bremen und zuletzt die Universität zu Utrecht. Er wurde 1754 Prediger zu Murten in der Schweiz und 1758 Prediger bei der reform. Gemeinde zu Leipzig. In dieser Stellung blieb er als ungemein geschätzter und zugleich freimütiger Kanzelredner bis an seinen Tod, der 22. Jan. 1788 erfolgte. Er selbst gab 1769—88 vier Sammlungen «Predigten» (6 Bde.) heraus, die mehrmals aufgelegt wurden. Nach seinem Tode erschienen die von ihm «Hinterlassenen Predigten» (9 Bde.). Gleichzeitig erschienen beide Sammlungen zusammen unter dem Titel «Z.s sämtliche Predigten» (15 Bde., Lpz. 1789—1804). Ein großes Verdienst erwarb sich Z. auch durch die Herausgabe des «Neuen Gesangbuchs» (Lpz. 1766 u. öfter). Vgl. Claudius, «Zollikofer» (Lpz. 1783); Garve, «Über den Charakter Z.s» (Lpz. 1788).

Zollkartell nennt man einen zwischen zwei oder mehrern Staaten abgeschlossenen Vertrag, welcher darauf gerichtet ist, daß sich die verbündeten Teile in der Aufrechterhaltung ihres Handels- und Zollsystems und der Unterdrückung des Schleichhandels (s. d.) gegenseitig unterstützen.

Zollkontrolle bezeichnet den Inbegriff der zur unmittelbaren Sicherstellung des Staats gegen verbotswidrige Ein-, Aus- oder Durchfuhr (s. **Contrebande**), sowie den in der Absicht einer Gefällentziehung oder Gefällverkürzung sich bewegenden Warenverkehr (s. **Defraudation**) bestehenden Vorschriften und Einrichtungen. Die wichtigsten Mittel der Z. sind das Ansageverfahren, der Begleitschein, der Begleitzettel, das Ladungsverzeichnis, der Legitimationsschein, der Warenverschluß. (S. die Spezialartikel, ferner **Grenzbezirk** und **Transportausweis.**)

Zollkredit nennt man die Gestundung in der Entrichtung fälliger Zölle im Gegensatz zur Gestundung in der Entrichtung fälliger Verbrauchssteuern, welche als **Steuerkredit** bezeichnet wird. Z. wird nur solchen Kaufleuten, Fabrikanten und Gewerbtreibenden gewährt, welche kaufmännische Bücher führen, Geschäfte von Bedeutung machen, in gutem Rufe stehen und die Vermutung hinreichender Sicherheit für sich haben; auch ist seine Gewährung der Regel nach an einen Mindestbetrag der jährlichen Zollentrichtung, sowie an entsprechende

Sicherheitsleistung geknüpft. Die längste Kreditfrist beträgt im deutschen Zollgebiet drei Monate. Über die kreditierte Summe übergibt der Zahlungspflichtige ein sog. Kreditanerkenntnis, worin er die Schuld anerkennt und innerhalb der Kreditfrist gegen Rückgabe des Anerkenntnisses zu zahlen verspricht. Die Zollbehörde führt über die kreditierten Summen ein sog. Kreditkonto und ein Kreditregister.

Zollkreuzer sind Schiffsfahrzeuge, welche von der Zollverwaltung zu dem Zwecke in Betrieb gehalten werden, um den zollpflichtigen Schiffahrts- und Seeverkehr zu überwachen.

Zolllinie, s. Zollgrenze.

Zöllner (Joh. Karl Friedr.), verdienter deutscher Physiker und Astronom, geb. zu Berlin 8. Nov. 1834, studierte auf den Universitäten zu Berlin und Basel Physik und Naturwissenschaften. Nachdem er sich mit der Dissertation «Photometrische Untersuchungen» (Basel 1859) die philos. Doktorwürde erworben hatte, führte ihn die Beschäftigung mit dem noch wenig kultivierten Zweige der Lichtmessung (Photometrie) bei ihrer Anwendung auf die Gestirne zur Astronomie und gleichzeitig zu physiol.-optischen Untersuchungen, deren Resultate er in verschiedenen Abhandlungen in Poggendorffs «Annalen» veröffentlichte. Als erste Frucht seiner astron. Studien erschienen die «Grundzüge einer allgemeinen Photometrie des Himmels» (Berl. 1861), in denen unter anderm die Beschreibung eines neuen Instruments zur Messung des Lichts und der Farbe der Gestirne (Astrophotometer) enthalten ist. Z. siedelte 1862 von Berlin nach Leipzig über und habilitierte sich 1865 an der dortigen Universität mit einer Abhandlung über die «Theorie der relativen Lichtstärke der Mondphasen», die einen Teil der «Photometrischen Untersuchungen mit besonderer Rücksicht auf die physische Beschaffenheit der Himmelskörper» (Lpz. 1865) bildet. Im J. 1866 wurde Z. zum außerord. und 1872 zum ord. Professor der physik. Astronomie an der Universität Leipzig ernannt. Sein Lehramt eröffnete Z. mit einer Antrittsvorlesung «Über die universelle Bedeutung der mechan. Prinzipien» (Lpz. 1867), lieferte seitdem in verschiedenen Abhandlungen der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, zu deren Mitglied er 1869 erwählt wurde, zahlreiche Beiträge zur Kenntnis und Erforschung der physischen Beschaffenheit der Sonne und Gestirne und konstruierte spektroskopische Instrumente zur Beobachtung der Sonnenprotuberanzen und zur genauern Ortsbestimmung der Spektrallinien.

Sein Werk «Über die Natur der Kometen. Beiträge zur Geschichte und Theorie der Erkenntnis» (1. u. 2. Aufl., Lpz. 1872) enthält eine physik. Theorie der Kometen und gleichzeitig, in Anlehnung an Kant und Schopenhauer, eine kritisch-philos. Revision derjenigen psychol. Prinzipien, aus denen sich die bisherige Naturerkenntnis entwickelt hat. In dieser Schrift wird als allgemeines Grundgesetz aller physik. Erscheinungen das von Wilh. Weber 1846 für die Elektricität entwickelte Gesetz gegen die Einwendungen von Thomson, Tait und Helmholtz verteidigt. Eine weitere Ausführung dieser Argumente, sowie unter anderm die Ableitung der allgemeinen Gravitation aus den elektrischen Grundkräften der Materie befindet sich in den 1876 erschienenen «Prinzipien einer elektrodynamischen Theorie der Materie» (Bd. 1) und in den «Wissenschaftlichen Abhandlungen» (Bd. 1—4, Lpz. 1878—81). Gleichzeitig wird hierin von Z. die Notwendigkeit einer begrifflichen Erweiterung der dreidimensionalen zu einer vierdimensionalen Raumanschauung verteidigt und zur Erklärung sog. spiritistischer Erscheinungen physikalischer Natur benutzt, welche Z. mit Wilh. Weber, Fechner und Scheibner in Gegenwart des Amerikaners Slade beobachtete und in den «Wissenschaftlichen Abhandlungen» ausführlich beschrieb. Die Wärme der Überzeugung, womit Z. diese Dinge vertrat, verleitete ihn zu heftigen Angriffen gegen einzelne Personen und zu leidenschaftlichen verallgemeinernden Invektiven, die ihn den Kreisen seiner Lebensarbeit mehr und mehr entfremden mußten und ihm nicht ohne seine Schuld die letzten Lebensjahre verbitterten. Z. gab auch als posthume Schrift P. Schusters «Gibt es unbewußte und vererbte Vorstellungen?» (Lpz. 1879) heraus; in der Einleitung sind weitere Beiträge zu der Hypothese des vierdimensionalen Raums enthalten. Z. starb 25. April 1882.

Zöllner (Karl Friedr.), verdienter deutscher Männergesangs-Komponist, geb. 17. März 1800 in dem weimar. Dorfe Mittelhausen, wo sein Vater Kantor war, besuchte die Schule zu Eisleben und kam in seinem 14. Jahre auf die Thomasschule zu Leipzig. Hier entwickelte sich sein musikalisches Talent unter Schichts Leitung; doch bezog er die Universität, um sich dem Studium der Theologie zu widmen. Noch als Student erhielt er indessen 1820 eine Anstellung als Gesanglehrer an der leipziger Ratsfreischule, entsagte endlich 1822 der Theologie und wandte sich ganz der Tonkunst zu. In der Folge erhielt er an verschiedenen leipziger Schulen Singlehrerstellen, zuletzt an der Thomasschule. Er starb zu Leipzig 25. Sept. 1860. Z.s Männerquartette («Müllerlieder», «Zigeuner» ꝛc.) machten seinen Namen populär. Nach seinem Tode bildete sich aus verschiedenen Gesangvereinen ein Zöllnerbund, auf dessen Betrieb ihm auch im Rosenthal bei Leipzig 1868 ein Denkmal errichtet wurde.

Zollniederlagen, s. Niederlagen.

Zollordnung, s. unter Zoll.

Zollparlament, s. unter Zollverein.

Zollpfund, s. unter Zollgewicht.

Zollrückvergütung, s. Exportbonifikation und Rücksteuer.

Zöllsdorf, s. Zölsdorf.

Zollstrafrecht begreift in sich die Summe derjenigen gesetzlichen Bestimmungen, welche die Verfolgung von strafbaren Verletzungen der Zollgesetze und der zu deren Ausführung erlassenen Vollzugsvorschriften zum Gegenstande haben. Die für solche Verletzungen angedrohten Strafen heißen Zollstrafen, die zwar in der Regel Geld- oder Geldwertstrafen sind, unter Umständen aber auch in Freiheitsstrafen bestehen können. Dem deutschen Zollstrafsystem liegt das Prinzip einer Dreiteilung der von ihm umfaßten strafbaren Handlungen insofern zu Grunde, als es unterscheidet zwischen Handlungen, welche ein bestehendes Ein-, Aus- oder Durchfuhrverbot verletzen (Contrebande, s. d.), solchen, die eine Gefällentziehung oder Gefällverkürzung begründen (Defraudation, s. d.), endlich solchen, die nur eine Übertretung von Verwaltungs- und Kontrollvorschriften in sich schließen (Ordnungswidrigkeiten, s. d.). Eine besondere Eigentümlichkeit dieses Systems besteht darin, daß bei Contrebanden und Defraudationen neben

den verwirkten Geld- oder Freiheitsstrafen stets auch die *Konfiskation* (s. d.) derjenigen Gegenstände, in Ansehung welcher die strafbare Handlung begangen worden ist, und zwar der Regel nach ohne Rücksicht darauf Platz greift, wem das Eigentumsrecht an diesen Gegenständen zusteht. Über das *Zollstrafverfahren* trifft die Reichsstrafprozeßordnung eine Reihe Sonderbestimmungen, in welchen auch die Voraussetzungen für die Statthaftigkeit eines *Verwaltungsstrafverfahrens*, sowie gewisse formelle Erfordernisse desselben geregelt werden. Vgl. Löbe, »Das deutsche Zollstrafrecht« (Berl. 1881).

Zolltarif heißt das amtliche Verzeichnis der Zollsätze und Gewichtsmaßstäbe, welche der Verzollung zollpflichtiger Waren zu Grunde zu legen sind, sowie der Waren, welche entweder überhaupt oder unter bestimmten Voraussetzungen zollfrei bleiben. In Staaten mit konstitutioneller Verfassung erfolgt die Feststellung des Z. im Wege der Gesetzgebung, seine Verkündung aber in der Regel in Verbindung mit einem besondern *Zolltarifgesetz*, zu welchem der Z. im Verhältnis eines integrierenden Bestandteils steht. Da der Z. sich darauf beschränkt, unter fortlaufenden Nummern (*Tarifnummern*) die Warengattungen, die er umfaßt, nur nach großen, von systematischen Rücksichten bedingten Gruppen aufzuzählen, wird zur richtigen Anwendung desselben von amtlicher Seite in der Regel noch ein besonderes Verzeichnis aufgestellt und veröffentlicht, welches die einzelnen Warenartikel nach ihren im Handel und sonst üblichen Benennungen in alphabetischer Ordnung aufführt und die auf jeden derselben anzuwendende Tarifnummer bezeichnet. In Deutschland führt dieses Verzeichnis die Bezeichnung: *Amtliches Warenverzeichnis*. Gegenüber dem Z. hat es nur die Bedeutung einer Vollzugsvorschrift; gesetzliche Wirkungen kommen ihm nicht zu. Abänderungen des Z. müssen in Deutschland der Regel nach wenigstens acht Wochen vor dem Zeitpunkte, zu welchem sie in Kraft treten, zur öffentlichen Kenntnis gebracht werden. (S. auch *Zoll*.)

Zollverein (*Deutscher*). Bei den Verhandlungen über die Feststellung der Verfassung des ehemaligen Deutschen Bundes waren zwar auch die gegenseitigen Zollverhältnisse zur Sprache gekommen, und Preußen hatte sogar den Vorschlag gemacht, die Verwaltung des gesamten Zollwesens dem Bunde zu überweisen. Dieser Vorschlag begegnete jedoch dem entschiedensten Widerspruch und führte nur zu dem Vorbehalt in Art. 19 der Deutschen Bundesakte, wonach bei der ersten Zusammenkunft der Bundesversammlung wegen des Handels und Verkehrs zwischen den einzelnen Bundesstaaten in Beratung getreten werden sollte. Diese Beratung fand 1817 thatsächlich zwar statt, sie führte aber ebenso wenig zu einem praktischen Ergebnis wie Ministerverhandlungen, welche aus gleicher Veranlassung 1819—20 gepflogen wurden. Auch ein 1819 gebildeter Deutscher Handels- und Gewerbeverein, welcher die öffentliche Meinung für Verkehrseinigung aller deutschen Bundesstaaten zu gewinnen suchte, hatte Erfolge nicht zu verzeichnen; sein Streben scheiterte hauptsächlich an dem Streite über Freihandel und Schutzzoll, und die scharfe Grenzbewachung, wie sie von den einzelnen Bundesstaaten gegeneinander gehandhabt wurde, schied Land von Land eher ärger als zuvor. Nur erst die Erfahrungen, welche sich daraus ableiteten, daß Preußen mit dem Jahre 1819 (Gesetz vom 26. Mai 1818) sein eigenes Zoll- und Handelswesen gründlich umgestaltet hatte, indem es innerhalb seines Staatsgebiets alle noch vorhandenen Binnenzölle (s. d.), wie die bisherige Accise (s. d.) von fremden Waren aufhob, die Zolllinie (s. d.) an die Grenze verlegte und einen allgemeinen Grenzzolltarif (s. *Zolltarif*) festsetzte, legten die Frage wieder nahe, die gegenseitigen Zollbeziehungen der einzelnen Bundesstaaten von Bundes wegen zu regeln. Allein nunmehr war es Preußen, welches sich widersetzte, indem es die Beschreitung des Bundeswegs in Mangel einer dieselbe begründenden Bestimmung der Bundesakte als unzulässig bekämpfte, vielmehr nur Sonderabmachungen zwischen den einzelnen Bundesgliedern für statthaft erklärte. Dieser Auffassung entsprach es, daß nach und nach eine Anzahl kleinerer Bundesstaaten dem preuß. Zoll- und Steuersystem sich anschloß.

Ein entscheidender Schritt zur Begründung einer allgemeinen deutschen Zolleinigung geschah durch den Vertrag vom 14. Febr. 1828 zwischen Preußen und dem Großherzogtum Hessen, indem beide Staaten bis auf wenige Gegenstände (Salz, Spielkarten, Wein, Tabak, Branntwein, Bier), die abweichenden innern Verbrauchssteuern unterworfen blieben, den Warenverkehr untereinander ganz freigaben und in die Zolleinkünfte nach der Kopfzahl der beiderseitigen Bevölkerung sich teilten. Inzwischen hatten zwar auch Bayern und Württemberg durch Vertrag vom 18. Jan. 1828 zu einer Zollvereinigung sich zusammengeschlossen, der im nämlichen Jahre noch die Hohenzollernschen Fürstentümer beitraten (sog. *Süddeutscher Verein*), während Hannover, Kurhessen, Sachsen, die sächs. Herzogtümer, Braunschweig, Nassau, die schwarzburgschen Fürstentümer (soweit nicht einzelne Gebietsteile davon dem preuß. Zoll- und Steuersystem angeschlossen waren), die reußischen Fürstentümer, sowie die Freien Städte Frankfurt a. M. und Bremen durch Vertrag vom 24. Sept. 1828 sich gegenseitig verpflichtet hatten, innerhalb einer bestimmten Frist keinem fremden Zollverbande einseitig beizutreten (sog. *Mitteldeutscher Verein*). Schon 1829 (27. Mai) aber schloß Preußen-Hessen mit dem Süddeutschen Verein einen Vertrag, in welchem beide Teile erhebliche Zollerleichterungen sich zugestanden und sich verpflichteten, ihre Zollsysteme mehr und mehr in Übereinstimmung zu bringen, und hierdurch wurde nicht allein ein weiterer unmittelbarer Fortschritt zu einer allgemeinen deutschen Zolleinigung gemacht, sondern auch die Sprengung des Mitteldeutschen Vereins vorbereitet, welche dadurch eintrat, daß 9. Dez. 1829 Reuß, 11. Febr. 1831 Sachsen-Weimar, 25. Aug. 1831 Kurhessen mit seinem Hauptlande dem preuß.-hess. Verbande sich anschlossen, nachdem letzterm bereits 4. Juli 1827 Sachsen-Gotha für das Amt Volkerode, 31. Dez. 1829 Hessen-Homburg für das Oberamt Meisenheim, 6. März 1830 Sachsen-Coburg für das Fürstentum Lichtenberg, 24. Juli 1830 Oldenburg für das Fürstentum Birkenfeld, 16. April 1831 Waldeck beigetreten waren.

Nachdem der preuß.-hess. Verein in dieser Weise sich entwickelt hatte, ging sein Hauptbestreben dahin, mit dem Süddeutschen Verein zu einer vollständigen Zolleinigung zu gelangen, die nach Überwindung vielfacher Schwierigkeiten schließlich auch durchgesetzt wurde und in dem Zollvereinigungsvertrag

vom 22. März 1833 ihre Verkörperung fand. Dieser Vereinigung schlossen auch das Königreich Sachsen mittels Vertrags vom 30. März und die Thüringischen Staaten mittels Vertrags vom 11. Mai desselben Jahres sich an, und nunmehr trat mit dem 1. Jan. 1834 unter dem Namen «Deutscher Zoll- und Handelsverein» ein Verband ins Leben, welcher die Erhebung der bisherigen Ein-, Aus- und Durchfuhrzölle (s. d.) an den gemeinschaftlichen Landesgrenzen beseitigte und nur noch eine Zollerhebung an den Grenzen gegen das Vereinsausland auf Grund eines gemeinschaftlichen Zolltarifs und auf gemeinschaftliche Rechnung dergestalt zuließ, daß die aufkommenden Zolleinkünfte unter den einzelnen Vereinsstaaten nach der Kopfzahl der Bevölkerung geteilt wurden, zum Teil auch ein gemeinschaftliches System von Verbrauchssteuern einführte. Damit war ein in der großen Hauptsache einheitliches Verkehrsgebiet geschaffen, das sich auf den größern Teil Deutschlands erstreckte, indem es ein Flächengebiet von 7730 Quadratmeilen mit 23478120 E. umfaßte.

Von den dem Z. nicht beigetretenen Bundesstaaten bildeten Hannover, Braunschweig, Oldenburg, Schaumburg-Lippe auf Grund von Verträgen vom 1. Mai 1834 und 7. Mai 1836 einen besondern Verband, welcher den Namen «Steuerverein» erhielt, und dem auch einige preuß. und kurhess. Gebietsteile angeschlossen wurden. Dieser Sonderverband, in welchem mit Rücksicht auf die Lage, Sitten und volkswirtschaftlichen Verhältnisse der dabei beteiligten Länder ein Zolltarif mit wesentlich niedrigern Sätzen, als sie der gemeinschaftliche Zolltarif des Z. festhielt, zur Geltung kam, hinderte indessen nicht die weitere rasche Ausdehnung des Z. Denn bereits am 1. Jan. 1836 traten dem letztern Baden nebst den in dasselbe enklavierten württemb., hess. und hohenzollernschen Landesteilen, jedoch ausschließlich der Insel Reichenau, der Vorstädte Kreuzlingen und Paradies bei Konstanz und einiger von der Schweiz eingeschlossenen Gebietsteile (Vertrag vom 12. Mai 1835), Nassau (Vertrag vom 10. Dez. 1835) und das hess. Oberamt Homburg (Vertrag vom 20. Febr. 1835) bei, während am 1. Febr. desselben Jahres (Vertrag vom 2. Jan. 1836) Frankfurt a. M. nachfolgte. Weiter wurde zufolge Vertrags mit Preußen vom 1. Nov. 1837 am 1. Jan. 1838 die hannov. Grafschaft Hohenstein nebst dem Amt Elbingerode, sowie das braunschw. Fürstentum Blankenburg nebst dem Stiftsamt Walkenried und dem Amt Kalvörde angeschlossen. Am 1. Jan. 1842 traten dem Z. Braunschweig, jedoch vorerst mit Ausnahme des Harz- und Weserdistrikts, welche erst am 1. Jan. 1844 nachfolgten, sowie einiger in hannov. Gebiet belegenen Exklaven (Vertrag vom 19. Okt. 1841), Lippe (Vertrag vom 18. Okt. 1841), Pyrmont (Vertrag vom 11. Dez. 1841), die kurhess. Grafschaft Schaumburg (Vertrag vom 13. Nov. 1841), der südl. Teil des hannov. Amtes Fallersleben, das preuß. Amt Lügde und einige preuß. Ortschaften bei. Am 1. April 1842 erfolgte der Anschluß von Luxemburg (Vertrag vom 8. Febr. 1842). Am 1. Dez. 1845 wurden einige hannov. Landesteile (Amt Polle, Stadt Bodenwerder u. s. w.) und die braunschw. Kommunionbesitzungen angeschlossen, wogegen 1. Jan. 1848 einige braunschw. Gemeinden aus dem Z. ausschieden. Nachdem die Gestaltung der polit. Verhältnisse und besonders das Bestreben Österreichs, eine große mitteleurop. Handelsvereinigung zu gründen, die preuß. Regierung veranlaßt hatten, dem Steuerverein für den Fall seines Anschlusses an den Z. neben der Zusage wesentlicher Tarifermäßigungen erhebliche Mehrleistungen bei der Teilung der Zolleinkünfte zuzugestehen (sog. Präcipua), gelang es ihr, auch mit dem Steuerverein zu einer Einigung zu gelangen, der zufolge Vertrags vom 7. Sept. 1851, nachdem in der Zwischenzeit, und zwar am 19. Febr. 1853, ein Zoll- und Handelsvertrag mit Österreich zu Stande gekommen war, am 1. Jan. 1854 dem Z. angeschlossen wurde, eine Thatsache, welche die Erweiterung des Zollvereinsgebiets bis auf 9021 Quadratmeilen mit einer mittlern Bevölkerung von 32645000 Köpfen zur Folge hatte. Eine abermalige Erweiterung erfuhr der Z. am 1. Jan. 1857 durch den Hinzutritt einiger bremischer Gebietsteile (Vertrag vom 26. Jan. 1856). Eine mit dem 1. Juli 1860 eingetretene Erweiterung des Freihafengebiets von Brake fiel hiergegen um so weniger ins Gewicht, als der Z. durch die am 1. Juli 1865 erfolgte Aufnahme der kreuzlinger und paradieser Vorstadt bei Konstanz wieder an Ausdehnung gewann.

Die durch die Kriegsereignisse des Jahres 1866 herbeigeführte Gründung des Norddeutschen Bundes war nach verschiedenen Richtungen hin auch für die weitere Entwickelung des Z. von tiefeinschneidender Bedeutung. Vor allem kommt hier die Bestimmung in Art. 33 der Verfassung des Norddeutschen Bundes vom 26. Juli 1867 in Betracht, wonach der letztere ein Zoll- und Handelsgebiet, umgeben von gemeinschaftlicher Zollgrenze (s. d.), bildete, von dem grundsätzlich nur die wegen ihrer Lage zur Einschließung in die Zollgrenze nicht geeigneten einzelnen Gebietsteile ausgeschlossen blieben, während der Ausschluß der Hansestädte Lübeck, Bremen und Hamburg in der Eigenschaft von Freihäfen nur so lange dauern sollte, bis sie selbst ihren Einschluß in die Zollgrenze beantragen würden. Als daher durch den Vertrag mit Bayern, Württemberg, Baden und Hessen vom 8. Juli 1867 die Fortdauer des Z. sichergestellt wurde, wurden ihm die Gliederstaaten des Norddeutschen Bundes nicht als solche, sondern der Norddeutsche Bund als eine Einheit angeschlossen, und damit wurde die Umgestaltung des Z. aus einer vertragsrechtlichen und daher zeitweise der Kündigung unterworfenen zu einer verfassungsrechtlichen Einrichtung vorbereitet. Weiter aber wurde dem Z., in welchem bis dahin eine Art gemeinsamer Vertretung nur insofern bestanden hatte, als jährlich Generalzollkonferenzen stattfinden sollten, zu denen die einzelnen Vereinsregierungen Bevollmächtigte abzuordnen hatten, Veränderungen in der gemeinschaftlich vereinbarten Zollgesetzgebung aber von der Übereinstimmung aller Vertragsglieder abhängig waren, eine zeit- und sachgemäßere Verfassung namentlich insofern gegeben, als er in dem aus den Vertretern der Mitglieder des Norddeutschen Bundes und der Süddeutschen Staaten zusammengesetzten Zollbundesrat und dem aus den Mitgliedern des Reichstags des Norddeutschen Bundes und aus Abgeordneten der Süddeutschen Staaten gebildeten Zollparlament staatsrechtliche Organe erhielt, welche die Gesetzgebung in den gemeinsamen Angelegenheiten des Z. in der Weise auszuüben hatten, daß die Übereinstimmung der Mehrheitsbeschlüsse beider Versammlungen zu einem

Vereinsgesetz erforderlich und ausreichend war. Als die wichtigste Frucht dieser gemeinschaftlichen Gesetzgebungsthätigkeit ist das noch gegenwärtig in unveränderter Geltung stehende **Vereinszollgesetz** vom 1. Juli 1869 zu bezeichnen, welches nicht bloß eine materielle Revision, sondern zugleich formell eine neue übersichtliche Codifikation der gesamten Zollgesetzgebung mit Einschluß des Zollstrafrechts (s. d.), jedoch ausschließlich der speziellen Zolltarifgesetzgebung, in sich begreift.

In ihrer Eigenschaft als Teilgebiete des Norddeutschen Bundes wurden am 15. Nov. 1867 Holstein und Schleswig, sowie das oldenb. Fürstentum Lübeck nebst verschiedenen hamb. und lübeckschen Enklaven, jedoch ausschließlich der Stadt Altona und des Fleckens Wandsbeck, am 5. Nov. 1868 Lauenburg, am 11. Febr. 1868 Bergedorf und Geesthacht, 17. Febr. ratzeb. Grenzorte gegen Lauenburg angeschlossen. Zufolge Vertrags zwischen Bayern und Österreich vom 3. Mai 1868 trat am 1. Juli 1868 die zur Grafschaft Tirol gehörige Gemeinde Jungholz dem Z. bei. Am 11. Aug. 1868 wurden Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz, sowie die Hansestadt Lübeck, am 1. Nov. 1868 hamb. Außenlande und hannov. Elbinseln angeschlossen, wogegen am 20. Nov. desselben Jahres die Schiffswerft zu Grohn an der Weser austrat; am 1. Juli 1869 endlich wurden die hamb. Vogtei Moorwerder und ein Teil der hannov. Insel Wilhelmsburg angeschlossen.

Mit der Begründung des Deutschen Reichs verlor der Z., wenigstens soweit er aus deutschen Gebietsteilen sich zusammensetzte, seine selbständige Bedeutung und ging im Reiche auf, indem im letztern in gleicher Weise wie im ehemaligen Norddeutschen Bunde die Einheitlichkeit des Zoll- und Handelsgebiets und die Gemeinschaftlichkeit der Zollgrenze zu einer verfassungsmäßigen Einrichtung wurde (Art. 33 der Verfassung von 1871), was zugleich zur Folge hatte, daß die Gesetze des Z. die Bedeutung von Reichsgesetzen, der Vereinszolltarif die Bedeutung eines **Zolltarifs des Deutschen Reichs** erlangten. Mit rastlosem Eifer ist daher auch seitdem daran gearbeitet worden, die einzelnen deutschen Gebietsteile in möglichster Vollständigkeit dem **Zoll- und Handelsgebiet des Reichs** einzufügen, dadurch aber den Bereich der Zollausschlüsse thunlichst zu verringern, und so hat dasselbe Ausdehnung erfahren: 1. Jan. 1872 über Elsaß-Lothringen und einen Teil der Stadt Altona, 5. Nov. 1875 über die bis dahin ausgeschlossenen Teile der preuß. Gemeinden Aumund und Grohn, die Stadt Vegesack und einen andern Teil des brem. Gebiets links der Weser, 1. Jan. 1878 über das Geestendorfer Freigebiet, 1. Jan. 1882 über die Unterelbe bis Cuxhaven, 27. April 1884 über die bad. Insel Reichenau, 1. Jan. 1885 über Teile der Ortschaften Hastedt und Sebaldsbrück, 1. April 1885 über einen Teil des Freihafengebiets von Cuxhaven. Dagegen wurde behufs Erweiterung des Freihafens Brake am 1. Juli 1877 ein Teil vom Zollgebiet wieder ausgeschlossen.

Die deutschen **Zollausschlüsse** bestanden am 1. Jan. 1886 aus der Stadt Altona, einem Teil von Wandsbeck mit Gut Marienthal, dem Freihafen Geestemünde nebst Lehe, der Elbinsel Hohe-schaar, den Landgemeinden Neuhof und Wilhelmsburg, ferner den von der Schweiz enklavierten bad. Gebietsteilen, dem oldenb. Freihafen Brake, der Stadt Bremen nebst Bremerhaven und einzelnen Landgemeinden am rechten und linken Weserufer, endlich der Stadt Hamburg nebst Vorstädten, Vororten und einigen Elbinseln. Auf Grund inmittelst getroffener Vereinbarungen und demgemäß erlassener reichsgesetzlicher Bestimmungen wird jedoch bereits nach dem 1. Okt. 1888, von einem durch den Bundesrat noch zu bestimmenden Tage an, auch der Anschluß Hamburgs und Bremens mit Ausnahme je eines neu zu bildenden Freihafengebiets erfolgen. Die Zollausschlüsse umfassen einen Flächenraum von 352,60 qkm mit 754171 E., wovon entfallen auf: Preußen 38,73 qkm mit 130092 E., Oldenburg 0,42 qkm mit 2300 E., Bremen 187,39 qkm mit 144803 E., Hamburg 74 qkm mit 473076 E., Baden 52,06 qkm mit 3900 E.

Im Verhältnis von **Zollanschlüssen** stehen zum Zoll- und Handelsgebiet des Deutschen Reichs auch gegenwärtig noch das Großherzogtum Luxemburg und die tiroler Gemeinde Jungholz.

Nach den neuesten Feststellungen betrug die **Grenzlänge** des deutschen Zollgebiets gegen das Zollausland 8489,336 km bei einem Gesamtflächengehalt des Zollgebiets von 542839,08 qkm mit einer Bevölkerung von 46311773 Köpfen, wovon 540245,96 qkm mit 46098279 E. auf das Deutsche Reich ohne die Zollausschlüsse, 2593,12 qkm mit 213494 E. auf die Zollanschlüsse, nämlich 2587,45 qkm mit 213283 E. auf Luxemburg und 5,67 qkm mit 211 E. auf die Gemeinde Jungholz entfallen.

Behufs gleichmäßiger Besteuerung der Branntweinbereitung und zur Herbeiführung freien Verkehrs mit Branntwein hatten sich bei und nach der Bildung des Z. verschiedene norddeutsche Staaten durch Sonderverträge zu einer **Branntweinsteuergemeinschaft** vereinigt, der nach und nach auf Grund teils von Verträgen, teils von verfassungsrechtlichen Bestimmungen alle Teile des Zollgebiets mit Ausnahme von Bayern, Württemberg und Baden, die verfassungsrechtlich in dieser Beziehung eine Ausnahmestellung einnehmen (Art. 35 und 38 der Reichsverfassung), sowie des großherzoglich sächs. Vordergerichts Ostheim und des sachs.-coburg. Amts Königsberg, welche mit Rücksicht auf ihre Lage der bayr. Steuergemeinschaft zugeteilt sind, angeschlossen worden sind, sodaß sich die mittlere Bevölkerungszahl im Gebiete der Branntweinsteuergemeinschaft im Etatjahre 1884/85 auf 36760000 bezifferte. In ähnlicher Weise hat sich eine **Brausteuergemeinschaft** entwickelt, die gegenwärtig aus allen zum Zollgebiet gehörigen Teilen des Deutschen Reichs mit Ausnahme von Bayern, Württemberg, Baden (kraft verfassungsrechtlicher Ausnahmestellung), Elsaß-Lothringen (bis auf weiteres), des Vordergerichts Ostheim und des Amtes Königsberg (wegen ihrer Lage) besteht und im Etatjahre 1884/85 eine Bevölkerungszahl von 35197000 aufwies.

Wie bereits im alten Z., so herrscht auch im Zoll- und Handelsgebiet des Deutschen Reichs im allgemeinen volle Verkehrsfreiheit. Gegenstände, welche im freien Verkehr eines Bundesstaats sich befinden, dürfen bei der Einfuhr in einen andern Bundesstaat in letzterm einer Abgabe nur insoweit unterworfen werden, als daselbst gleichartige inländische Erzeugnisse einer innern Steuer unterliegen. (S. **Übergangsabgaben**.) Der Ertrag der Zölle, der von der inländischen Erzeugung von Salz, Tabak, Branntwein, soweit derselbe in dem Gebiete der

Branntweinsteuergemeinschaft gewonnen wird, Bier, soweit dasselbe in dem Gebiete der Brausteuergemeinschaft hergestellt wird, Zucker und Sirup zur Erhebung gelangenden Verbrauchssteuern, sowie einer Anzahl von Stempelabgaben (Wechselstempel, Spielkartenstempel, Umsatzstempel von Wertpapieren, Schlußnoten und Rechnungen, sog. Börsensteuer, sowie von Lotterielosen) ist gemeinschaftlich und fließt mit seinem Netto (s. d.) in die Reichskasse, mit der Beschränkung jedoch, daß von den Zöllen und der Tabaksteuer zufolge des Tarifgesetzes vom 15. Juli 1879 (Frankensteinsche Klausel, nach dem parlamentarischen Urheber der fraglichen Bestimmung, von Frankenstein, so genannt) derjenige Teil, welcher den Betrag von 130 Mill. Mark jährlich übersteigt, von den Reichsstempelabgaben von Wertpapieren, Schlußnoten, Rechnungen und Lotterielosen aber zufolge Gesetzes vom 1. Juli 1881 der volle Nettoertrag den einzelnen Bundesstaaten nach dem Maßstabe der Bevölkerung, mit welcher sie zu den Matrikularbeiträgen (s. Matrikel) herangezogen werden, zu überweisen ist. Die Regelung der gemeinschaftlichen Abgaben unterliegt daher auch der Reichsgesetzgebung, und zwar in der Weise, daß, wenn bei Gesetzvorschlägen hierüber im Bundesrate eine Meinungsverschiedenheit stattfindet, die Stimme des Präsidiums den Ausschlag gibt, wenn sie sich für Aufrechterhaltung der bestehenden Einrichtungen ausspricht, während im übrigen einfache Mehrheitsbeschlüsse entscheiden. Die Zollausschlüsse tragen anstatt der Zölle und Verbrauchssteuern durch Zahlung eines Aversums (s. Aversen) zu den Lasten des Reichs bei. In ähnlicher Weise haben die der Brau- und Branntweinsteuergemeinschaft nicht angehörigen Gebietsteile an Stelle der Brau- und Branntweinsteuer einschließlich des dem Ertrage daraus entsprechenden Teils von dem Aversum der Zollausschlüsse erhöhte Matrikularbeiträge zu leisten. Für das Zoll- und Steuerwesen besteht bei dem Bundesrate ein besonderer Ausschuß.

Die Zolltarifpolitik des Z., beziehungsweise des Deutschen Reichs, ist im Laufe der Zeit mehrfachem Wechsel unterworfen gewesen. Auf eine mehr als 30jährige Periode, in welcher das im ersten Vereinszolltarif vom J. 1833, der noch auf der Grundlage von Ein-, Aus- und Durchfuhrzöllen aufgebaut war, verkörperte System einer wesentlich finanz- und schutzzöllnerischen Richtung (s. Finanzzölle und Schutzzollsystem) in wennschon im Laufe der Jahre mehrfach abgeschwächter Geltung stand, folgte mit dem Vereinszolltarif vom 1. Juli 1865 eine Ära der Freihandelspolitik (s. Freihandel), welche jedoch bereits durch das allerdings nur erst nach heißen parlamentarischen Kämpfen zu Stande gekommene Zolltarifgesetz vom 15. Juli 1879 und den dazugehörigen Zolltarif, in denen die finanz- und schutzzöllnerischen Überlieferungen des alten Z. wieder aufgenommen wurden, ihre Endschaft fand. Die Ausfuhrzölle, die bis 1861 mit geringen Ausnahmen unverändert geblieben waren, wurden am 1. März dieses Jahres auf eine erheblich geringere Anzahl von Gegenständen beschränkt und am 1. Juli 1865 aufgehoben bis auf den Ausgangszoll von Lumpen u. s. w. zur Papierfabrikation, welcher erst am 1. Okt. 1873 fiel. Die Durchfuhrzölle wurden bereits am 1. März 1861 gänzlich beseitigt. Nur Eingangszölle werden noch im Zollgebiet des Deutschen Reichs erhoben.

Welche Bedeutung die im Zollgebiet des Deutschen Reichs zur Erhebung kommenden Eingangszölle und Verbrauchssteuern als Einnahmequelle für das Reich haben, ist aus den nachfolgenden Zahlen ersichtlich, welche der amtlichen Statistik entnommen sind. Es betrugen nämlich im Etatjahre 1884/85 die Nettoeinnahmen aus: den Eingangszöllen 212540000 Mark, den Steuern für Salz 39318500, Tabak 9874600, Branntwein 48257700, Bier 21339700, Zucker und Sirup 37990300 Mark, dem Wechselstempel 6781000, dem Spielkartenstempel 1098600, der Reichsstempelabgabe für Wertpapiere, Schlußnoten, Rechnungen und Lotterielose 13767500 Mark. In dem nämlichen Etatjahre beliefen sich die Überweisungen aus dem Ertrage der Zölle, der Tabaksteuer und der Reichsstempelabgabe für Wertpapiere, Schlußnoten, Rechnungen und Lotterielose an die einzelnen Bundesstaaten auf 105027300 Mark (gegen 38243100 Mark in 1880/81), die Aversen der außerhalb der Zollgrenze liegenden Bundesgebiete für Zölle, Tabak-, Rübenzucker- und Salzsteuer auf 6132200, für Branntweinsteuer auf 1026400, für Brausteuer auf 491600 Mark.

Zollverschluß, s. Warenverschluß.

Zölsdorf (auch Zöllsdorf oder Zeilsdorf genannt), eine sog. wüste Stätte unweit Kieritzsch bei Borna, im sächs. Regierungsbezirk Leipzig, früher ein Dorf, in welchem Luther ein Gut besaß. Hier wurde 10. Aug. 1884 ein Lutherdenkmal, einfacher Granitblock mit dem Reliefporträt Luthers und Katharinens (von Donndorf), enthüllt.

Zombor oder Sombor, königl. Freistadt und Hauptort des ungar. Komitats Bács (s. d.), auf einer weiten Ebene, unweit des die Theiß mit der Donau verbindenden Franzenskanals gelegen, Station der Linie Szegedin-Essegg der Ungarischen Staatsbahnen, zählt (1880) 24693 E., Serben (66,5 Proz.), Magyaren (21,5 Proz.) und Deutsche (11,4 Proz.), die starken Getreide- und Viehhandel treiben. Die Stadt hat ein Staats-Obergymnasium, ein griech. Präparandeninstitut, eine Bibliothek und mehrere schöne Gebäude, wie das Komitatshaus, die kath. Pfarrkirche der heil. Dreifaltigkeit, ein ungar. Theater, die beiden griech. Kirchen, das Stadthaus u. s. w.

Zonăras (Joh.), einer der bekanntesten byzant. Schriftsteller, lebte gegen Ende des 11. und zu Anfang des 12. Jahrh. und bekleidete in seiner Vaterstadt Konstantinopel unter Kaiser Alexios I. Komnenos mehrere wichtige Hof- und Staatsämter, besonders auch das eines kaiserl. Geheimschreibers. Er zog sich zuletzt als Mönch in die Klosterwelt des Berges Athos zurück, wo er im hohen Greisenalter (nach 1118) starb. Hier verfaßte er eine Allgemeine Geschichte in 18 Büchern, gewöhnlich «Chronicon» oder «Annales» genannt, welche die Ereignisse von Erschaffung der Welt bis 1118 n. Chr. darstellt und für das frühere Altertum Auszüge aus den frühern Historikern, für die röm. Kaiser aus Dio Cassius enthält. Eine Fortsetzung lieferte Nicetas Acominatus. Die besten Ausgaben lieferten Hieron. Wolf (3 Bde., Bas. 1557), Du Cange (2 Bde., Par. 1686—87), Pinder (2 Bde., Bonn 1841—44) und L. Dindorf (6 Bde., Lpz. 1868—75). Außer andern zur kirchlichen Litteratur gehörigen Schriften wird ihm mit großer Wahrscheinlichkeit auch ein griech. Lexikon zugeschrieben, herausgegeben von Tittmann (2 Bde., Lpz. 1803).

Zone (grch.) heißt in der Stereometrie jeder Teil der Kugeloberfläche, welcher zwischen zwei parallelen Kreisen der Kugel eingeschlossen ist oder durch einen solchen abgeschnitten wird; allgemeiner jedes von zwei parallelen Kreisen eingeschlossene Stück der Oberfläche eines durch Umdrehung einer krummen Linie entstandenen Körpers.

Zonen, Erdgürtel oder Erdstriche heißen in der mathem. Geographie diejenigen Streifen der Erdoberfläche, welche zwischen zwei dem Äquator parallelen Kreisen eingeschlossen sind. Schon die Alten unterschieden deren mehrere; jetzt kennt man vorzüglich dreierlei Z.: die heiße Z., die kalten und die gemäßigten Z. Die heiße Zone ist der zwischen den beiden Wendekreisen eingeschlossene Teil der Erdoberfläche; alle Orte dieser Z. haben die Sonne zweimal des Jahres im Zenith. Zieht man in einer Entfernung von 23° 27′ von den beiden Polen zwei dem Äquator parallele Kreise, welche Polarkreise genannt werden, so schließt jeder derselben einen Teil der Oberfläche der Erde ein, in deren Mitte der Pol ist. Man nennt sie die beiden kalten Zonen. Der übrige Teil der Erdoberfläche besteht aus zwei Z., die zwischen einem Wendekreise und dem ihm nächsten Polarkreise eingeschlossen sind und die man die beiden gemäßigten Zonen nennt. Von der ganzen Erdoberfläche kommt die größere Hälfte (etwa $^{13}/_{25}$) auf die gemäßigten, $^{10}/_{25}$ auf die heiße und nur wenig über $^{2}/_{25}$ auf die kalten Z.

Zonenbeobachtungen heißen in der Astronomie Beobachtungen von Gestirnen, welche in Z., d. h. in Teilen der Himmelskugel, die von Parallelkreisen eingeschlossen sind, vorgenommen werden. Der Name Z. wird auch in der Geologie für die durch besondere Versteinerungen charakterisierten Unterabteilungen der geolog. Formationen gebraucht.

Zonenlinsen oder Gürtellinsen nennt man von Buffon (1750) erdachte und von Fresnel (1822) verbesserte große optische Linsen, welche aus mehrern gläsernen Ringen, Gürteln oder Zonen bestehen, deren Oberflächenkrümmungen so berechnet sind, daß sie alle einen gemeinschaftlichen Brennpunkt besitzen. Die Z. sind oft an Stelle der leicht erblindenden Hohlspiegel der Leuchttürme getreten, ferner werden sie im Signalwesen der Eisenbahnen, Militärlager ꝛc. benutzt; sie vertragen viel weitere Öffnungen als gewöhnliche große Glaslinsen, und sind daher viel wirksamer als letztere.

Zonhoven, Landgemeinde im Bezirk Hasselt der belg. Provinz Limburg, 7 km nördlich von Hasselt, in flachem Heideland, Station der Linie Lüttich-Eindhoven der Niederländischen Staatsbahnen, zählt 2741 E.

Zonta, Buchdruckerfamilie, s. Giunti.

Zoocecidien, s. unter Gallen (Pflanzengallen). — **Zoochemie,** s. Tierchemie.

Zoogene Gesteine, Gesteine, deren Entstehung wesentlich auf der Anhäufung tierischer Hartgebilde zurückzuführen ist, wie die Nummulitenkalke, die Schreibkreide u. s. w.

Zoogenie oder Zoogonie, s. Entwickelungsgeschichte und Phylogenie. — **Zoogeographie,** s. Tiergeographie. — **Zooiatrik,** s. Tierheilkunde. — **Zoolatrie,** s. Tierdienst.

Zoolithen (grch.), ehemals Bezeichnung für versteinerte Reste vorweltlicher Tiere.

Zoologie (grch.) oder Tierkunde heißt die Wissenschaft, deren Aufgabe eine möglichst vollständige und allseitige Kenntnis der Tiere in allen ihren Beziehungen bildet. Grundlagen derselben sind: die Untersuchung des individuellen Baues im Äußern wie im Innern (vergleichende Anatomie, hier speziell Zootomie); die Verfolgung der Entwickelung des Organismus vom Keime bis zur vollendeten Ausbildung (Embryologie, Entwickelungsgeschichte, Ontogenie); die Erforschung der Entwickelung des Typus im Laufe der Erdgeschichte durch die verschiedenen geolog. Perioden hindurch und die durch die Abstammung gegebenen Beziehungen der Typen zueinander (Phylogenie); die Ergründung der Lebenserscheinungen (Physiologie); die Beobachtung der Lebensweise, die man ehemals in Form abgerissener, anekdotischer Mitteilungen in der vorzugsweise sog. Naturgeschichte beschrieb; die Feststellung der den Gruppen sowohl als den einzelnen Arten eigentümlichen Kennzeichen (Charakteristik); endlich die Einreihung der in diesen Beziehungen erkannten Tiere in das Fachwerk der Systematik (Klassifikation). Zu einer vollständigen Kenntnis der Tiere genügt dies jedoch noch nicht. Eine solche würde vor allem begreifen: die Angabe der geogr. Verbreitung (Zoogeographie, s. Tiergeographie), die histor. Ausbildung der Typen während der verschiedenen Perioden der Erdgeschichte (Versteinerungskunde, Paläontologie, Paläozoologie), die Verwendung derselben durch den Menschen im Dienste der Land- und Forstwirtschaft, des Handels und Gewerbes, des Nutzens und Vergnügens, endlich alle die Beziehungen, die zwischen der Tierwelt im ganzen wie in ihren Teilen und den andern Gebieten der Natur stattfinden.

Die Z. als Wissenschaft beginnt erst mit Aristoteles, der im ganzen Altertum fast isoliert steht. (Vgl. hierüber J. B. Meyer, «Aristoteles' Tierkunde, ein Beitrag zur Geschichte der Z.», Berl. 1855.) Die nüchternen praktischen Römer richteten ihr Augenmerk mehr auf die ökonomische Bedeutung der Natur; doch verdankt man Plinius (s. d.) dem Ältern die bekannte großartige und für Altertumskunde unentbehrliche Kompilation. Im Mittelalter geschah in Bezug auf die zoolog. Forschung durchaus nichts. Erst die Fortschritte, welche die Europäer im Anfang der Neuzeit in Asien wie in der Neuen Welt machten, reizten zu naturwissenschaftlichen Studien, und es traten nun die zahlreichen, auch zoolog. Naturforscher des 16. und 17. Jahrh. hervor, an ihrer Spitze Belonius, Rondelet und Konr. Geßner, ferner der Sachse Georg Marcgraf, Begleiter des Moritz von Nassau in Brasilien, und der Spanier Hernandez in Mexiko. Den durch diese und andere massenhaft aufgehäuften Stoff suchte das 18. Jahrh. zu sichten und zu ordnen. Während Buffon durch glänzende, aber oberflächliche Darstellung viele Freunde gewann, unternahm der vergebens von ihm bekämpfte Linné 1735, obwohl vorzüglich botan. Studien zugewandt, das schwere Werk einer Neugestaltung der zoolog. Systematik, welches er mehr, als man gewöhnlich glaubt, auf die damals freilich noch in ihrer Kindheit liegende Anatomie begründete. Die von ihm vorgeahnte, aber nicht erlebte Durcharbeitung der niedern Tierklassen führten, gestützt auf treffliche Vorarbeiter, Cuvier und ganz besonders Jean Lamarck im Anfang des 19. Jahrh. weiter fort. Auf dem von ihnen gelegten Grunde haben seitdem Franzosen, Engländer und Deutsche berichtigend und ergänzend fortgearbeitet. Da aber bei der Fülle

und Mannigfaltigkeit der Tierwelt, wie sie jetzt bekannt ist, die Bearbeitung des Gesamtgebiets der Z. die Kräfte eines einzelnen übersteigt, gibt es auch kein alle bekannten Tierarten beschreibendes oder auch nur aufzählendes Werk. Hervorzuheben sind jedoch: Cuvier, «Das Tierreich, geordnet nach seiner Organisation» (deutsch von Voigt, 6 Bde., Lpz. 1831—43); Bergmann und Leuckart, «Anatomisch-physiol. Übersicht des Tierreichs» (Stuttg. 1852); K. Vogt, «Zoolog. Briefe» (Frankf. 1854); Claus, «Lehrbuch der Z.» (3. Aufl., Marb. 1876); Bronn, «Die Klassen und Ordnungen des Tierreichs» (fortgesetzt von Keferstein, Gerstäcker, Giebel, Hoffmann, Bütschli u. a. m., Lpz. 1859 fg.); Brehm, «Illustriertes Tierleben» (6 Bde., Hildburgh. 1863—66; 2. Aufl., 10 Bde., Lpz. 1876—79); Carus und Gerstäcker, «Handbuch der Z.» (2 Bde., Lpz. 1868—75); Schmarda, «Zoologie» (2 Bde., Wien 1871—72); Pagenstecher, «Allgemeine Z.» (2 Bde., Berl. 1875—78); Jäger, «Lehrbuch der allgemeinen Z.» (2 Bde., Lpz. 1871—77); Martin, «Illustrierte Naturgeschichte der Tiere» (4 Bde., Lpz. 1882—84). Die gesamte neuere zoolog. Litteratur verzeichnen V. Carus und Engelmann: «Bibliotheca zoologica» (2 Bde., Lpz. 1861—62, und 2. Abteilung: die Werke von 1861—80, Lpz. 1886). Vgl. noch V. Carus, «Geschichte der Z.» (Münch. 1872). Gute Zeitschriften für Z. sind: «Zeitschrift für wissenschaftliche Z.» (herausg. von Siebold u. Kölliker, Lpz. seit 1848), «Archiv für Naturgeschichte» (begründet von Wiegmann, fortgesetzt von Troschel, Berl. seit 1835).

Zoologischer Garten ist der modernisierte Name für Tiergarten. Schon 1000 Jahre v. Chr. hatte der Beherrscher von China, Weng-Wang, einen Tiergarten, welchen er «Park der Intelligenz» nannte. Die Griechen und namentlich die Römer hatten Tiergärten von außerordentlichem Umfange, in denen sie vorzugsweise große und reißende Säugetiere hegten, welche zur Aufführung blutiger Kampfspiele verwendet wurden. Ungleich friedlicher scheint der Zweck der nach Mitteilung von Ferd. Cortez vom Kaiser Montezuma von Mexiko in seiner Hauptstadt gehaltenen Tiersammlung gewesen zu sein. Im J. 1552 entstanden in Österreich kaiserl. Menagerien an verschiedenen Orten, namentlich in Ebersdorf, welchen dann 1752 die zu Schönbrunn in umfangreicherm Maßstabe gegründete Tiersammlung folgte. Bei den später entstehenden Tiergärten begann man das Käfigsystem zu verlassen und die Tiere möglichst naturgemäß unterzubringen.

Bei den Zoologischen Gärten der Neuzeit geschah dies durchgängig, wodurch sie außerordentlich an Interesse gewannen. Man gibt den Tieren den möglichst zulässigen Grad von Freiheit, sucht ihre Aufenthaltsorte thunlichst ihrer Heimat entsprechend herzustellen, bemüht sich, Parks zu schaffen, in denen die Besucher den Tieren nach allen Richtungen hin ihre Aufmerksamkeit schenken können, und beschafft die Mittel zur Erreichung wissenschaftlicher Zwecke. Vielfach vereinigt man in neuerer Zeit auch Aquarien (s. *Aquarium*) mit den Zoologischen Gärten.

Besondere Zwecke verfolgen die nach dem Muster des pariser Jardin d'acclimatation eingerichteten *Akklimatisationsgärten*, welche im Prinzip sich nur mit solchen Tieren befassen sollten, deren Einführung man erproben wollte. Viel ist damit noch nicht erreicht worden, und ebenso wie der im Bois de Boulogne gelegene pariser Garten sind die andern dazu gekommen, besonders Geflügel und pflanzenfressende Tiere zu züchten, Raubtiere aber auszuschließen. Die Zeitschrift «Der Zoologische Garten», redigiert von Noll in Frankfurt a. M., vertritt die Interessen der Gärten. Vgl. Martin, «Die Praxis der Naturgeschichte» (3. Bd.: «Naturstudien», nebst Atlas, Weimar 1878).

Zoologische Stationen nennt man solche Institute, welche dem wissenschaftlichen Studium der Zoologie gewidmet sind. In dem Maße, als die Bestrebungen der wissenschaftlichen Zoologie sich auf das Studium der wirbellosen Seetiere richteten, machte auch das Bedürfnis sich geltend, an dem Ufer des Meers selbst Anstalten zu besitzen, in welchen den Forschern alle Hilfsmittel geboten würden, deren sie zu ihren Untersuchungen bedürften. Unter den Vorkämpfern für diese Idee ist besonders K. Vogt zu nennen; praktisch ausgeführt wurde sie zuerst von A. Dohrn durch die 1872 nach Überwindung vieler Hindernisse durchgesetzte Gründung der Stazione zoologica in Neapel. Diese großartige, 1874 eröffnete Mutteranstalt beruht auf internationaler Grundlage, ist aber besonders durch die Unterstützung des Deutschen Reichs (von 1880 ab eine jährliche Subvention von 30000 Mark) erst zu dem geworden, was sie ist. Sie besitzt ein großes Gebäude in der Villa nazionale am Meer, in den untern Räumen prachtvolle, mit allen Arten von Meerbewohnern besetzte Aquarien, die auch dem Publikum geöffnet sind, im obern Stocke mit allem Nötigen versehene Studienräume (unter anderm eine naturwissenschaftliche Bibliothek von 3000 Bänden), in welchen bis 50 Naturforscher zu gleicher Zeit arbeiten können. In weit kleinerm Maßstabe und mit weit geringern Hilfsmitteln, nur zum Studium eingerichtet, sind seitdem weitere Anstalten dieser Art gegründet worden; im J. 1875 von Österreich in Triest, von Frankreich in Roscoff in der Bretagne, Wimereux bei Boulogne am Kanal, Concarneau (Bretagne) und Marseille; von der russ. Regierung in Archangel; von Alex. Agassiz durch Privatmittel in Newport auf Rhode-Island. Die Stazione zoologica von Neapel gibt eine Reihe von Publikationen heraus: so seit 1879 «Mitteilungen» (Lpz.) und seit 1880 die prachtvolle «Fauna und Flora des Golfs von Neapel» (Lpz.), von der bereits eine Reihe von Bänden erschienen sind.

Zoomagnetismus, soviel wie *Tierischer Magnetismus*.

Zoomorphen (grch.), wie ein Tier gebildete Dinge; *Zoomorphismus*, Tierbildung.

Zoonomie (grch.), die Lehre von den Gesetzen des tierisch-organischen Lebens, die tierische Physiologie. — **Zoonosen**, s. unter *Ansteckung*. — **Zoopaläontologie**, s. unter *Paläontologie*, Bd. XII, S. 623. — **Zoopathologie** (grch.), die Lehre von den Krankheiten der Tiere.

Zoophag (grch.), Fleischfresser.

Zoophysiologie, s. unter *Physiologie*.

Zoophyten (Zoophyta) oder *Pflanzentiere* hatte Cuvier eine Reihe von Tieren genannt, die er als den letzten oder vierten Kreis (embranchement) der Tiere betrachtete und denen er allgemein eine strahlenförmige Anordnung der Organe zuschrieb, weshalb sie auch *Strahltiere* (Radiata) genannt wurden. Er begriff darunter die Stachelhäuter (s. d.) oder Echinodermen, die Eingeweidewürmer (s. d.), die Akalephen (s. d.), Polypen (s. d.),

Rädertiere (s. d.) und Infusorien (s. d.). Die neuesten Forschungen haben diesen Kreis aufgelöst und gezeigt, daß in demselben Tiere zusammengefaßt sind, welche keine nähern Beziehungen zueinander haben, sodaß also das Wort die ursprüngliche Bedeutung nicht mehr besitzt und nur noch zuweilen zur Bezeichnung der Korallenpolypen gebraucht wird.

Zoosporen oder Schwärmsporen, auch kurz Schwärmer nennt man in der Botanik mehrere Formen von Fortpflanzungszellen bei den Algen und Pilzen, die eine mehr oder weniger lebhafte Eigenbewegung besitzen. Diese Bewegung wird bei den meisten Z. durch Schwingungen fadenartiger Protoplasmafortsätze, sog. Cilien, bewirkt und dauert in der Regel nur kurze Zeit, worauf die Schwärmer zur Ruhe kommen und sich gewöhnlich mit einer Membran umkleiden. Während des Herumschwärmens sind die Z. nackte oder Primordialzellen. (S. Zelle.) In manchen Fällen ist die Bewegung der Z. eine langsam kriechende und wird nicht durch Cilien, sondern durch amoboide Veränderungen der Zellform bedingt, man nennt derartige Z., die bei der Gruppe der Myxomyceten (s. d.) vorkommen, Myxamöben. Die Z. sind sämtlich ungeschlechtliche Fortpflanzungsorgane; die geschlechtlichen Vermehrungszellen, die ähnliche Bewegungen zeigen, werden Gameten (vgl. Algen, Bd. I, S. 401ᵃ) und Spermatozoiden (s. d.) genannt.

Zootherapie (grch.), Tierheilkunde (s. d.).

Zootomie, s. unter Zoologie.

Zope, Fisch, s. unter Brachsen.

Zopf (niederdeutsch top), ein Wort, welches durch die german., roman. und kelt. Sprachen geht, bedeutet gleich seinen Verwandten zapf-e und zipf-et, eigentlich das spitz zulaufende Ende eines Dinges. Daher heißt noch heute im Forstwesen der Baumgipfel, besonders des Nadelholzes, Z. (und Top die Spitze des Mastes). Vorzugsweise aber ist das Wort auf das Haupthaar angewendet worden und bedeutet dann lange, strangartig zusammengeflochtene oder umwundene Haupthaare, während der Schopf das freie oder gebüschelte Haupthaar bezeichnet. Nach dem Glauben des Mittelalters verwickelte eine Art von Wichteln oder elbischen Geistern, der Nachtalb oder Nachtmar, durch Kauen oder Knotenknüpfen das menschliche Haupthaar in verfilzte Zöpfe, und erzeugte so eine Krankheit, den Wichtelzopf, heute Weichselzopf (s. d.) genannt. Das lange Haar in Zöpfe zusammenzufassen, ist ein so natürlicher Gedanke, daß diese Tracht besonders von den Frauen in den verschiedensten Zeiten und Gegenden angenommen wurde. Die Frauen des deutschen Mittelalters trugen die Zöpfe gern über die Schultern nach vorn gelegt und durchflochten sie auch wohl mit Goldfäden, Perlenschnuren und Borten. Von der Wertschätzung dieser Zöpfe zeigt ihre Verwendung als Rechtssymbol. Namentlich in Bayern und Schwaben mußten die Frauen bei Ableistung gewisser Eide die Hand auf die Brust legen und damit zugleich den Z. berühren, woher auch der Ausdruck entsprang: «schwören mit Hand und Mund, mit Z. und Brust».

Eine ritterliche Gesellschaft (Orden) vom Zopfe stiftete Albert III. von Österreich (1365—95), weshalb er den Beinamen «mit dem Zopfe» führte. Die Mitglieder derselben trugen hinten am Nacken einen langen, gewachsenen oder künstlichen Zopf, der, wenn sie Rüstung trugen, in eine Scheide von Metall oder Stoff gesteckt wurde. Im 17. Jahrh. flochten sich einzelne Stutzer ein Zöpfchen, das rechts oder links am Ohre herabhing; manche hatten auch an jedem Ohre eins. König Christian IV. von Dänemark ward immer mit einem solchen Zöpfchen abgebildet. Die durch das ganze 18. Jahrh. herrschende Sitte, daß die Männer einen (natürlichen oder künstlichen) Z. trugen, ging 1713 von dem preuß. König Friedrich Wilhelm I. aus, der mit allerlei anderm teuern Prunke auch die Perücke verwarf und zu einfacher militärischer Uniform sein eigenes Haar ganz schlicht in einem hinten herabhängenden, mit schwarzem Bande bewundenen Z. trug. In dieser Gestalt, welche damals das größte Aufsehen erregte, ward sein Bild auch auf den seit 1718 geprägten Dukaten dargestellt, die davon den Namen Schwanzdukaten erhielten. Der König führte den Z. auch zugleich bei seinem Heere ein, und diese Sitte ging nicht nur auf alle übrigen europ. Heere über, sondern es ward der Z. auch überhaupt bei den Männern zur herrschenden Tracht. Erst seit der Französischen Revolution verschwand der Z. allenthalben wieder. Am längsten, bis Anfang der zwanziger Jahre des 19. Jahrh., erhielt sich derselbe beim hess. Militär.

Jetzt bedeutet Z. alles Veraltete, insbesondere Pedantische und Unnatürliche. Der sog. Zopfstil, dessen Herrschaft in das 18. Jahrh. fällt, bezeichnet die letzte Ausartung der Renaissance.

Zoepfl (Heinr.), Staatsrechtslehrer und Rechtshistoriker, geb. 6. April 1807 zu Bamberg, studierte zu Würzburg Rechtswissenschaft, habilitierte sich 1828 zu Heidelberg und ward hier 1839 außerord., 1842 ord. Professor des Staatsrechts. Anfang 1860 wurde Z. von der Universität zum Abgeordneten für die bad. Erste Kammer gewählt und von dieser in das Erfurter Staatenhaus entsandt. Z. starb zu Heidelberg 4. Juli 1877. Seine Hauptwerke sind die «Grundsätze des allgemeinen deutschen Staatsrechts» (Heidelb. 1839; 5. Aufl. 1863) und die «Deutsche Rechtsgeschichte» (3 Bde., 4. Aufl., Braunschw. 1874); hierzu kommen «Das alte bamberger Recht» (Heidelb. 1839), «Die peinliche Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V. (Heidelb. 1842; 3. Aufl., Lpz. 1883), «Altertümer des Deutschen Reichs und Rechts» (3 Bde., Heidelb. u. Lpz. 1860—61, «Die neuesten Angriffe auf die staatsrechtliche Stellung der deutschen Standesherren» (Karlsr. 1867). Außerdem hat Z. noch eine große Zahl publizistischer Gelegenheitsschriften veröffentlicht, in denen er in staatsrechtlichen, insbesondere privatfürstenrechtlichen Fragen Rechtsgutachten abgegeben hat. Namentlich trat Z. für die Successionsrechte des Herzogs Friedrich von Sonderburg-Augustenburg in einer Reihe von Schriften auf. Aus seinem Nachlaß erschien «Grundriß zu Vorlesungen über Rechtsphilosophie» (Berl. 1878).

Zopfstil, s. unter Zopf.

Zoppot, Dorf im Regierungsbezirk und 12 km nordnordwestlich von der Stadt Danzig in Westpreußen, Kreis Neustadt, Station der Linie Stargard-Danzig der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1885) 4083 E., welche eine Brauerei, Ziegeleien, Dampfschneide- und Dampfmahlmühlen unterhalten und Bernsteinfischerei treiben. Z. ist als beliebter Vergnügungsort der Danziger und als Seebad bemerkenswert und hat ein neues Kurhaus, Wasserleitung und ein Sommertheater. Auch das 4 km südöstlich gelegene Dorf Brösen hat

ein Seebad. Vgl. Benzler, «Das Ostseebad Z.» (Danz. 1882).

Zörbig, Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Bitterfeld, 15 km westlich von Bitterfeld, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein kleines Schloß, eine Zuckerfabrik und (1880) 3681 E.

Zorge, Dorf am Harz im braunschw. Kreise Blankenburg, mit 1267 E., genannt nach dem gleichnamigen Harzflusse, ist besonders seiner Eisenwerke und Maschinenfabrik wegen berühmt.

Zorilla (Don Manuel Ruiz), span. Staatsmann, geb. 1834 zu Burgo de Osma in der Provinz Soria, studierte zu Valladolid die Rechte, wurde Advokat in Madrid und 1856 in die Cortes gewählt, wo er sich den Progressisten anschloß. Infolge des Juniaufstandes 1866 verbannt, lebte er bis zur Revolution von 1868 in Frankreich, wurde dann von Serrano zum Minister des Handels, Unterrichts und der öffentlichen Arbeiten ernannt, war 1869—70 Justizminister und seitdem Präsident der Cortes. Als solcher war er eifrig für die Wahl des Herzogs Amadeus von Aosta thätig, in dessen erstem Kabinett Z. 1870 den Kultus erhielt. Nachdem er 1871 kurze Zeit ein rein progressistisches Ministerium gebildet, übernahm er 14. Juni 1872 in einem radikalen Ministerium den Vorsitz, trat jedoch nach Amadeus' Thronentsagung, welche er zu verhindern suchte, zurück und begab sich nach Paris, später nach Genf. Sein Name wurde bei mehreren republikanischen Putschen der neuern Zeit genannt; wegen Teilnahme an der Militärrevolte vom März 1884 wurde er in contumaciam zum Tode verurteilt.

Zorn heißt der Abscheu als Affekt in seiner energischen Wirkung, welche nach außen geht und in gewaltsame Handlungen ausbricht. Im Z. wird das arterielle Gefäßsystem aufgeregt; der Puls ist im Paroxysmus des Z. groß, voll und hart, das Gesicht rot und aufgetrieben, die Stirn runzelt sich, die Augen treten hervor, der Körper gerät in Bewegung. Dabei ist die Absonderung der Galle besonders reichlich. In den höchsten Graden aber und bei nervösen Individuen springen diese Aufregungen bald in den entgegengesetzten Zustand von Unterdrückung über. In der Regel geschieht dies erst, wenn die Leidenschaft ausgetobt hat, worauf noch längere Zeit einige Abspannung zurückbleibt. Es liegt in der Natur des Z., daß derselbe der Gesundheit oft nachteilig werden muß. Die gewöhnlichsten Krankheiten, die er erregt, sind hitzige, namentlich Gallenfieber, Entzündungen der Leber, des Herzens, Gehirns u. s. w., galliges Erbrechen und Cholera, ja selbst Manien können entstehen. Solche Zufälle treten unmittelbar nach dem Z. ein; andere folgen nach längerer Dauer und öfterer Wiederkehr, z. B. Krämpfe, Lähmungen, Gelbsucht, Wassersucht, Auszehrung und nervöse Fieber. Die Milch vom Z. ergriffener Mütter und Ammen veranlaßt Konvulsionen des Säuglings; es ist sogar vorgekommen, daß sie gleich starkem Gift augenblicklich den Tod des Säuglings herbeiführte. Die Geneigtheit zum Z. ist bei den einzelnen Menschen nach ihrem verschiedenen Temperament sehr verschieden.

Zorndorf, Dorf nordöstlich von Küstrin in der preuß. Provinz Brandenburg, berühmt durch die Schlacht bei Zorndorf vom 25. Aug. 1758, welche die blutigste des Siebenjährigen Kriegs war.

Die Russen rückten im Aug. 1758 unter General Fermor gegen die Neumark und begannen 15. Aug. die Belagerung von Küstrin. Auf die Nachricht von dem Vorrücken der Russen brach der König 11. Aug. aus Schlesien mit 15000 Mann in Eilmärschen auf und vereinigte sich 21. Aug. bei Küstrin mit Dohnas jenseit der Oder stehenden Truppen, sodaß er nunmehr an der Spitze von 32000 Mann 23. Aug. bei Güstebiese die Oder überschreiten konnte. Fermor hob die Belagerung von Küstrin auf und nahm zwischen den Dörfern Quartschen und Zicher Stellung. Der König ging 25. Aug. morgens 3½ Uhr über die Mietzel und durch den vorliegenden Wald und marschierte längs der Anhöhen vor dem Dorfe Z. auf. Die Russen hatten ein ungeheueres Viereck, die Kavallerie und Reserve in der Mitte desselben, gebildet und waren im Rücken und der rechten Flanke durch den morastigen Quartschener Grund gedeckt, während der linke Flügel sich an das Dorf Zicher lehnte. Der König ließ die Vorhut nebst zwei Batterien gegen den feindlichen rechten Flügel vorrücken. Dieser folgte etwa 300 Schritt zurück der linke Flügel, welchem sämtliche Kavallerie zugeteilt war; der rechte Flügel wurde zurückgehalten.

Um 8 Uhr morgens begann die Schlacht mit einer heftigen Kanonade. Hierauf schritt die preuß. Vorhut unter General Manteuffel zum Angriff. Der linke Flügel des ersten Treffens folgte jedoch zu rasch, geriet neben die Vorhut und gab dem Feinde die linke Flanke preis. Die russ. Reiterei brach aus der Mitte des sich öffnenden Vierecks hervor, warf sich auf acht preuß. Bataillone und trieb sie bis Z. zurück. Zugleich ging auch die russ. Infanterie des rechten Flügels vor. Da stürzte sich Seydlitz mit der noch hinter Z. stehenden Kavallerie auf die russische und warf sie auf die vorrückende Linie ihres Fußvolks zurück, sodaß dieses völlig gesprengt wurde. Gegen 2 Uhr nachmittags ließ der König den bisher zurückgehaltenen rechten Flügel gegen den noch unberührten linken russischen ins Treffen rücken. Als aber die indes wieder gesammelte russ. Kavallerie sich den Preußen entgegenwarf und 13 preuß. Infanterieregimenter vor diesem überraschenden Angriff halt machten, schienen sie verloren. Da flog Seydlitz zum zweiten mal mit seinen Reitern herbei, warf seine 61 Schwadronen in die entstandene Lücke und trieb den Feind in den Morast bei Quartschen. Zugleich stürzten sich die Veteranenregimenter Prinz von Preußen, Asseburg u. s. w. auf das russ. Fußvolk und drängten es der von der Verfolgung zurückkehrenden Seydlitzschen Reiterei entgegen. Nunmehr entstand ein wildes Handgemenge mit Säbel, Bajonnet und Flintenkolben, bis eine Seitenbewegung der Preußen, die den Russen die Gefahr einer völligen Umzingelung drohte, den Rückzug derselben in wilde Flucht verwandelte. Die abgebrochenen Brücken hinderten eine noch größere Auflösung ihres Heers. Beide Teile blieben die Nacht über auf dem Schlachtfelde stehen. Am folgenden Tage standen die Russen wieder im Viereck kampfbereit, auch begann die Kanonade von neuem; allein der Mangel an Munition bei der Infanterie und die große Ermattung der Kavallerie verhinderten die Erneuerung der Schlacht. Die Russen zogen sich schon um 11 Uhr morgens gegen die in ihrem Rücken liegende Drewitzer Heide, von wo sie während der folgenden Nacht nach Landsberg abzogen. Der Verlust war auf beiden Seiten bedeutend; die Russen hatten 859 Offiziere und 17790 Mann Tote und Verwundete, 82 Offiziere, 2800 Mann Gefangene

(worunter die Generale Soltikoff, Tschernischeff, Sulkowski u. s. w.) nebst 103 Geschützen, 27 Fahnen und einem Teil der Kriegskasse; die Preußen 235 Offiziere, 9606 Mann Tote und Verwundete (davon die Reiterei 78 Offiziere, 1267 Mann), 26 Kanonen und einige Fahnen verloren.

Zoroaster, auch Zathraustes von den Griechen genannt, in den heiligen Büchern, die seinen Namen führen, Zarathustra, ein Wort von unsicherer Bedeutung, bei den jetzigen Persern Zerduscht, der Reformator der Volksreligion im nordöstl. Iran und, zufolge ihrer fortschreitenden Entwickelung, auch im südl. Persien, ist hinsichtlich seiner Geschichte in Dunkel gehüllt. Er war ein Sohn des Pourusaspa, an den südöstl. Abhängen des Kaukasus geboren, doch wurde Baktrien der eigentliche Mittelpunkt seiner Thätigkeit, worin ihn der König Vistâspa kräftigst unterstützte. Schon zur Zeit des Plato war das Auftreten des Z. in eine mythische Ferne gerückt, und fast alle griech. Autoren, die ihn erwähnen, verlegen ihn in eine fabelhaft entlegene Zeit. Einige neuere Forscher setzen ihn in das dritte Jahrtausend vor Christus. Auf jeden Fall ist so viel sicher, daß Z. lange vor der Wiedereinführung seiner Religion durch Cyrus, also vor dem 6. Jahrh. v. Chr. gelebt haben muß. Vgl. Spiegel, «Das Leben Z.s» (Münch. 1867).

Z. war es wohl vorzüglich, der dem sinnlichen Naturkultus der alten Iranier eine tiefere sittliche Grundlage gab. Schon unter Darius war die Lehre des Z. tief in Persien eingedrungen: sie blühte bis zum Sturze des Persischen Reichs unter Alexander d. Gr., von wo an griech. Kultur in Persien anfing, ihr den Rang streitig zu machen. Unter der spätern Dynastie der Sassaniden, 229—636 n. Chr., wurde die Lehre des Z. wieder zur Staatsreligion erhoben, bis der siegreiche Mohammedanismus die alte Lehre gänzlich stürzte. (S. Parsen.) Nur einzelne Trümmer ihrer Anhänger erhielten sich in der südöstl. Gegend des Persischen Reichs, namentlich in Yezd und Kerman. Andere wanderten nach der Halbinsel Guzerate in Indien, wo sie dem Glauben ihrer Vorfahren treu geblieben sind.

Die wesentlichen Glaubensbestimmungen des Z. sind nach dem Zendavesta (s. d.) die folgenden: Von Anfang der Welt an herrschen gleichmäßig nebeneinander Ormuzd, der Herrscher des Lichts und des Guten, und Ahriman, der Herrscher der Finsternis und des Bösen. Allem Guten und Reinen, was Ormuzd durch sein Wort, das Honover (in der Zendsprache Ahunavairya) schuf, stellte Ahriman als Gegensatz eine Schöpfung der Finsternis entgegen, wie die schädlichen Früchte der Natur, die giftigen Pflanzen, die reißenden Tiere. Die höhern Schöpfungen des Ormuzd erscheinen personifiziert als Lichtgeister, die in bestimmter Rangordnung unter Ormuzd, ihrem Herrn und Fürsten, stehen. Mit diesen reinen Geistern thront Ormuzd über dem Berge Albordsch im Himmel Gorotman. Ebenso ist der Geisterstaat des Ahriman geordnet. Neben ihm herrschen sieben mächtige Devs oder Dämonen, nebst unzähligen niedern Devs, von denen jeder der bestimmte Widersacher einer Lichtschöpfung des Ormuzd ist. Ihr Aufenthalt ist tief unter der Erde in der Hölle Duzakh. Zwischen diesen beiden feindlichen Geisterwelten dauern die Kämpfe mit wechselndem Glücke, bis der letzte der drei Engel Sosiosch (in der Zendsprache saosiañs, d. i. Erlöser) den Ahriman mit seinen dämonischen Scharen vernichtet, dann dauert das Reich des Guten ungestört bis in die fernste Ewigkeit. Der Tod des Leibes setzt dem Dasein des Menschen kein Ziel. Lebte der Mensch tugendhaft, so geht er über die Brücke Tschinevad zu Ormuzds Himmel ein und kehrt in seinen Ferver, sein ideales Urbild, zurück. Die Seele des schlechten Menschen aber wird von den Devs über die Brücke Tanafur in die Hölle gestoßen zur Erduldung ewiger Qualen.

Der einzige Gegenstand des Kultus ist das Feuer, als sichtbare Macht des Lichts und somit wieder des Reinen und Guten. Der Kern der Ethik des Z. liegt in den Worten: rein denken, rein sprechen, rein handeln. Erst in späterer Zeit, als sich die metaphysische Spekulation der Zoroasterschen Lehre bemächtigte und den unvermittelten Dualismus unter eine höhere Einheit zu bringen strebte, wurde die Lehre von der Obergöttlichkeit der unendlichen Zeit, Zervane Akerene, zum Dogma ausgebildet. Zwischen den Lehren des Z. und denen der ältesten ind. Religionsurkunden der Vedas finden große Beziehungen statt. Doch sind aus den ind. devas, Göttern, Dämonen geworden, deren einer der Indra ist. Auf der andern Seite kann die Lehre Z.s einigen Einfluß auf die Gestaltung der spätern jüd. Theologie und somit indirekt selbst auf das Christentum geübt haben. Vgl. Spiegel in dessen «Erân» (Berl. 1863) und Kohut, «Über die jüd. Angelologie und Dämonologie in ihrer Abhängigkeit vom Parsismus» (Lpz. 1866). Eine übersichtliche Darstellung der ganzen Lehre Z.s geben M. Duncker in seiner «Geschichte des Altertums» (5. Aufl., Bd. 4, Lpz. 1877) und Tiele in «De Godsdienst van Zarathustra» (Harlem 1865).

Zorrilla y Moral (Don José), span. Dichter, geb. 21. Febr. 1817 zu Valladolid, studierte in Toledo und Valladolid Jurisprudenz, widmete sich jedoch mehr poetischen Studien und trat sogar in der Zeitschrift «El Artista» als Dichter auf. Um sich dem Zwang im väterlichen Hause zu entziehen, entfloh er nach Madrid. Bei dem Begräbnis des unglücklichen Dichters Larra (15. Febr. 1837) zog Z. durch ein Trauergedicht, welches er an dessen Grabe vortrug, die Aufmerksamkeit auf sich. Bald darauf gab er den ersten Band seiner Poesien heraus, dem sieben andere nachfolgten, und von da an war Z.s litterarischer Ruhm begründet. Z. verließ später sein Vaterland, brachte erst einige Zeit in Frankreich, dann viele Jahre in Amerika zu und hielt nach seiner Rückkehr (seit 1876) in Madrid im Ateneo cientifico y literario und im Teatro de Jovellanos vor einem ausgewählten Publikum Vorlesungen. Eine Reihe derselben veröffentlichte er unter dem Titel «Lecturas públicas» (Madr. 1877). Seit 1885 ist Z. Mitglied der span. Akademie.

Seine ersten Arbeiten sind noch Nachahmungen der neuromantischen franz. Schule oder der altspanischen, besonders Calderons. In den spätern aber, vorzüglich in den «Cantos del trovador», einer Sammlung von lyrisch-epischen Gedichten, Volkssagen und Legenden, wußte er das Altnationale mit dem Modernen glücklich zu verbinden. Den Nationalstolz, die Ritterlichkeit des Spaniers malt Z. mit glänzenden Farben. Außer der bedeutenden Anzahl lyrischer und epischer Gedichte, die er erscheinen ließ, bereicherte er fast jährlich die Bühne mit einigen Stücken. Namentlich ist seine Komödie «El zapatero y el rey», im alten Nationalstil, ein Lieblingsstück geworden, sowie seine originelle

Bearbeitung der Don Juan-Sage «Don Juan Tenorio», die von Wilde ins Deutsche übertragen wurde (Lpz. 1850). Eine Auswahl seiner Dramen erschien in Paris (1847). Unter seinen übrigen Werken ragen hervor: «Album de un Loco», das einen wahren Sturm der Begeisterung in Spanien hervorrief (Madr. 1867); «Las almas enamoradas Leyenda en verso» (1868) u. s. w. Seine neuesten Dichtungen sind «Composiciones varias» (1877), «Leyendas y tradiciones históricas» (1879) und «Recuerdos del tiempo viejo» (3 Bde., 1880—83).

Zosimus, Papst von 417 bis 418, Nachfolger von Innocenz I., Grieche von Geburt, begünstigte zunächst den Pelagianismus, verdammte dann aber denselben unter dem Drucke des Hofs und der afrik. Bischöfe. Z. starb 26. Dez. 418.

Zosimus, ein späterer griech. Geschichtschreiber, dessen Lebenszeit verschieden angesetzt wird (zwischen den Anfang des 5. Jahrh. und 591 n. Chr.); nach der gangbarsten Annahme lebte er unter Theodosius II. zu Konstantinopel, als kaiserl. Geheimrat im Bureau des prätorianischen Präfekten und Anwalt des Fiskus. Er schrieb eine Geschichte des röm. Kaiserreichs in sechs Büchern, welche die Zeiten von Augustus bis 410 n. Chr. umfaßt und durch Reinheit und Klarheit der Sprache und Schärfe des Urteils sich auszeichnet. Seiner Richtung nach war Z. Gegner des Christentums und scharfer Kritiker der Kaiser Konstantin I. und Theodosius I. Gute Ausgaben besorgten Cellarius (Zeitz 1679; 3. Aufl., Jena 1729), Reitemeier (Lpz. 1784) und Bekker (Bonn 1837); eine deutsche Übersetzung lieferten Seybold und Heyler (2 Bde., Frankf. 1804—5).

Zossen, Stadt in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Teltow, an der schiffbaren Notte, Station der Linie Berlin-Dresden der Preußischen Staatsbahnen und der Linie Z.-Kummersdorfer Artillerieschießplatz der Preußischen Militärbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts und eines Hauptsteueramts, zählt (1880) 3255 E. und hat Cementfabrikation und Weberei.

Zostera, Pflanzengattung, s. Seegras.

Zottengeschwulst, s. Papillargeschwulst.

Zottenkrebs (carcinoma villosum), eine Abart des Krebses, welche fast nur auf Schleimhäuten vorkommt und sich durch die Bildung weicher warziger oder blumenkohlartiger Zotten oder Papillen auszeichnet. Der Z. wird nicht bloß wegen der krebsigen Zerstörungen, sondern auch wegen der häufigen und schwer stillbaren Blutungen gefürchtet, die leicht aus seinen gefäßreichen Zotten entstehen. (S. Krebs, Papillargeschwulst.)

Zr, chem. Zeichen oder Symbol für Zirkonium.

Zrinyi oder Zrini (spr. Sribnji, Niklas, Graf von), Feldherr Kaiser Ferdinands I., seit 1542 Ban von Kroatien, Dalmatien und Slawonien, Tavernicus in Ungarn, wurde 1508 geboren und stammte aus dem alten Geschlechte der Grafen von Brebir. Den Namen hatte seine Familie 1347 von dem Schlosse Zrin angenommen. Schon als 21jähriger Jüngling verdiente sich Z. bei der Belagerung Wiens die Gunst Karls V., der ihn mit einem Streitroß und einer goldenen Kette beschenkte. In der Folge zeichnete er sich in den Feldzügen gegen Johann Zápolya und den Sultan Soliman aus. Z. führte fast immer die Vor- oder Nachhut. Besonders vervollkommnete er den Dienst der leichten Reiterei. Mit Erfolg verteidigte er als Ban 12 Jahre lang Kroatien wider die Osmanen, die er 1562 bei Szigeth schlug. Soliman wollte 1566 von Belgrad aus auch noch Szigeth (s. d.) erobern, das Z. gegen die Osmanen an der Spitze einer kaum 3000 Mann starken Garnison mit beispiellosem Heldenmut verteidigte. Als die alte Stadt nicht mehr zu halten war, verbrannte Z. dieselbe und zog sich in die neue Stadt und schließlich in das Schloß zurück. Vom 26. Aug. bis 1. Sept. geschahen täglich sieben und mehr Stürme auf das Schloß, die alle abgeschlagen wurden. Als Soliman 4. Sept. 1566 vor Szigeth gestorben, verbarg der Großvezier seinen Tod den Truppen, und 5. Sept. gelang es den Türken, das äußere Schloß in Brand zu stecken. Z. flüchtete mit den Seinigen in die innere Burg. In dieser war aber weder Mund- noch Kriegsvorrat und der längere Besitz derselben ganz abhängig von dem äußern Schlosse. Da unternahmen die Türken 7. Sept. einen allgemeinen Sturm. Schon brannte die Burg, als Z. seine bis auf 600 zusammengeschmolzenen Streiter um sich versammelte und sich mit diesen unter die Feinde stürzte. Bald traf ihn der erste, dann ein zweiter Schuß; er fiel und kämpfte bis zum Tode. Alle die Seinigen kamen um, zum Teil zurückgedrängt in das brennende Schloß. Hier flogen plötzlich die Pulverkammern in die Luft, und eine große Zahl Türken wurde zerschmettert. Diese Belagerung hatte dem Sultan über 20000 Mann und ihm selbst das Leben gekostet. Der Janitscharen-Aga ließ Z.s Kopf auf einer Stange vor des Sultans Zelt aufstellen; dann wurde das Haupt, aus Achtung gegen Z.s Heldentod, dem kaiserl. Feldherrn, Grafen von Salm, nach Raab geschickt. Von der zerstörten Feste sind nur noch die mit Reben bepflanzten Wälle zu sehen. Die Katastrophe wurde mehrfach, unter andern von Theodor Körner, dramatisch bearbeitet. Vgl. Salamon, «Az elsö Zrinyiek» («Die ersten Zrinyi», Pest 1865).

Niklas Z., Urenkel des vorigen, geb. 1616, zeichnete sich als Krieger wie als Staatsmann aus und wurde 1647 zum Banus von Kroatien ernannt. Vorzüglich glücklich kämpfte er gegen die Türken, vertrug sich aber mit dem Oberfeldherrn Montecuculi nicht. Er verlor sein Leben 1664 auf einer Eberjagd. Z. war auch Dichter und veröffentlichte seine Werke unter dem Titel «Adriai tengernek Sirenája» («Die Sirene des Adriatischen Meers», Wien 1651). Darunter befindet sich auch das Epos «Szigeti veszedelem» («Der Sturz Szigeths»), in welchem er die Heldenthat seines Ahnen in 15 Gesängen feiert, das älteste ungar. Epos, welches neuerdings von Fr. Toldy (1852) und K. Abafi herausgegeben und von G. Stier teilweise übersetzt wurde. Z.s prosaische Schriften erschienen in Pest (2 Bde., 1817).

Peter Z., Bruder des vorigen, ausgezeichneter Kriegsheld und Banus von Kroatien, verwickelte sich nach dem Frieden von Vasvár (1664) in die sog. Wesselénische Verschwörung, weshalb er 30. April 1671 mit Nádasdy und Frangepán enthauptet wurde. Mit seinem Sohne Balthasar erlosch das berühmte Geschlecht 1703. Seine Tochter Helena vermählte sich mit Franz I. Rákóczi und wurde die Mutter des nachher berühmten Franz II. Rákóczi (s. d.). Als Witwe heiratete sie den gleichfalls berühmten Graf Emerich Tököly (s. d.). Sie folgte diesem in die Verbannung und starb in Nikomedien.

Zrno-Bekr, Kreis im östl. Teile Serbiens, erhielt seinen Namen von dem Flusse Z., welcher bei Sajtschar in den Timok mündet. Die Bevölkerung

des Kreises verteilt sich auf 1 Stadt, 1 Flecken und 47 Dörfer und beträgt (1885) 65078 Seelen, darunter 29803 Rumänen. Im J. 1883 war dieser Kreis der Schauplatz eines Aufstandes, welcher aber bald unterdrückt wurde.

Zschokke (Joh. Heinrich Daniel), bedeutender und fruchtbarer deutscher Schriftsteller, geb. 22. März 1771 zu Magdeburg, entfernte sich 1788 vom Gymnasium, trieb sich eine Zeit lang mit wandernden Schauspielern als Schauspieldichter umher und bezog sodann die Universität zu Frankfurt a. O., wo er Philosophie, Theologie, Geschichte und schöne Wissenschaften, auch Kameralwissenschaften studierte und sich 1792 als Privatdocent habilitierte. Schon damals ließ er einige dramatische Versuche erscheinen, darunter «Abällino, der große Bandit» (Frankf. u. Lpz. 1794) und «Julius von Sassen» (Zür. 1796). Hierauf machte er eine Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich und ließ sich in Graubünden nieder, wo er die Leitung einer Erziehungsanstalt in Reichenau übernahm und die «Geschichte des Freistaats der drei Bünde in Rhätien» (Zür. 1798; 2. Aufl. 1817) schrieb. Infolge der polit. Wirren ging das Erziehungsinstitut 1798 ein. Z. ging nun als Deputierter nach Aarau, dem damaligen polit. Mittelpunkte der Schweiz, war einige Zeit als Chef für das Departement des Schulwesens thätig und wurde dann in der Eigenschaft eines bevollmächtigten Regierungskommissars von dem helvet. Vollziehungsdirektorium nach Unterwalden geschickt, wo er unablässig als Wohlthäter und Friedensstifter wirkte. Aufschlüsse über diese merkwürdige Zeit sollten seine «Histor. Denkwürdigkeiten der schweiz. Staatsumwälzung» geben. Die ihm erteilte Vollmacht für Unterwalden wurde später auch über die Kantone Uri, Schwyz und Zug ausgedehnt.

Unter den schriftstellerischen Produkten jener Zeit erregte seine «Geschichte vom Kampfe und Untergange der schweiz. Berg- und Waldkantone» (Zür. 1801) vorzüglich Aufmerksamkeit. Im J. 1800 von der Centralregierung in Bern zum Regierungskommissar ernannt, organisierte er die ital. Schweiz (Kanton Lugano und Bellinzona) mit gutem Erfolg. Die helvet. Regierung ernannte ihn sodann zum Regierungsstatthalter des Kantons Basel, doch legte Z., als die Regierung eine föderalistische Richtung verfolgte, seine Stelle nieder und lebte längere Zeit auf dem Schlosse Biberstein im Aargau. Im J. 1804 wurde Z. Mitglied des aargauer Oberforst- und Bergamts und erhielt das aargauische Staatsbürgerrecht. Später übernahm er noch mehrere andere Ämter. Zugleich wirkte er durch seinen vielgelesenen «Aufrichtigen und wohlerfahrenen Schweizerboten» seit 1804 ungemein wohlthätig. Die von ihm 1807 bis 1813 ununterbrochen herausgegebenen «Miscellen der neuesten Weltkunde» zeichneten sich aus durch Reichtum des Inhalts, anziehende Darstellung, Freimut und treffendes Urteil. Denselben gingen von 1811 an die «Erheiterungen», eine Monatsschrift, zur Seite. Z.s Übersiedelung von Biberstein nach Aarau 1808 führte zu der Errichtung einer Freimaurerloge und der Gesellschaft für vaterländische Kultur. Seine Befähigung für das Forstfach bewies Z. durch seinen «Gebirgsförster» (2 Bde., Aarau 1803) und «Die Alpenwälder» (Tüb. 1804). Zu seinen bedeutendern litterarischen Arbeiten gehören die «Bayr. Geschichten» (4 Bde., Aarau 1813—18; 3. Aufl., 8 Bde., 1826). Seine «Überlieferungen zur Geschichte unserer Zeit» (Aarau 1817—23) traten an die Stelle der «Miscellen der neuesten Weltkunde». Eins seiner besten Werke ist «Des Schweizerlandes Geschichten für das Schweizervolk» (Aarau 1822 u. öfter). Seine «Bilder aus der Schweiz» (5 Bde., Aarau 1824—26), enthaltend «Der Flüchtling im Jura», «Der Freihof von Aarau» und «Addrich im Moos» (mit Illustrationen von H. Weißbrod, Aarau 1873), sind treue Gemälde von Zeit und Ort. Den größten Beifall aber erwarben sich die Erzählungen «Der Creole», «Alamontade», «Jonathan Frock», «Das Goldmacherdorf», «Die Branntweinpest» (Aarau 1837; 4. Aufl. 1842) und «Meister Jordan» (Aarau 1848). Die Sammlung seiner «Sämtlichen ausgewählten Schriften» (Aarau 1824—28) umfaßt 40 Bände (2. Aufl., 35 Bde., Aarau 1851—54). Das verbreitetste und wirksamste aller seiner Werke, als dessen Verfasser er sich erst spät bekannte, sind seine «Stunden der Andacht» (neue Aufl., besorgt von Emil Zschokke, 6 Bde., Aarau 1871—73), der vollkommenste Ausdruck des modernen Nationalismus. Eine Art Selbstbiographie gab Z. in der «Selbstschau» (Aarau 1842; 7. Aufl., 2 Bde., Aarau 1877). Z. starb 27. Juni 1848 auf dem Landhause Blumenhalde bei Aarau. Vgl. Münch, «Heinrich Z., geschildert nach seinen vorzüglichen Lebensmomenten und seinen Schriften» (Haag 1831); Emil Zschokke, «Heinrich Z.» (Berl. 1866; 3. Aufl. 1875).

Zschopau, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Flöha, an der Zschopau, einem Nebenfluß der Freiberger Mulde, und der Linie Flöha-Annaberg der Sächsischen Staatsbahnen, von der bei dem zur Stadt gehörigen Bahnhof Wilischthal die Linie nach Ehrenfriedersdorf abzweigt. Z. ist Sitz eines Amtsgerichts und einer Oberforstmeisterei, hat ein Lehrerseminar und ein altes Schloß (Wildeck) und zählt (1885) 7887 E., die Baumwoll- und Wollwebereien, eine mechan. Zwirnerei, eine Kunstzwirnerei, eine Kartonnagefabrik, zwei Maschinenfabriken, eine Eisengießerei und Holzstoffschleiferei unterhalten.

Zuaven, eigentlich Zuauas, ursprünglich Kabylenstämme im Dschurdschuragebirge in der alger. Provinz Konstantine, die, im Rufe der Tapferkeit stehend, seit langen Zeiten den Fürsten der Berberei Kriegsdienste leisteten, woher der Name in Nordafrika zur Bezeichnung von Söldnern diente. Nach der franz. Besitznahme von Algier 1830 ordnete General Clauzel die Errichtung zweier Bataillone aus Eingeborenen an, welche den Namen Z. erhielten und denen franz. Offiziere und Unteroffiziere zugeteilt wurden. Diese Truppe behielt die malerische, dem Klima gut angepaßte türk. Tracht, erwarb rasch den Ruf großer Kriegstüchtigkeit und lockte viele Franzosen zum Eintritt. Im J. 1833 hatte das Zuavenregiment nur noch zwei Kompagnien Eingeborener, unter denen sich aber noch je 12 Franzosen befinden mußten. Zu Abd-el-Kader desertierten viele eingeborene Z., sodaß man beide Elemente trennte und seit 1839 die Z. nur durch Franzosen rekrutierte, während man die Eingeborenen in die 1842 von Bugeaud errichteten Regimenter alger. Tirailleurs (Turkos, s. d.) versetzte. Um die Organisation der Z. hat sich besonders Lamoricière verdient gemacht, der auch das Regiment befehligte, nach ihm Cavaignac, später Canrobert. Das Regiment wurde 1831 um ein drittes Bataillon verstärkt. Im J. 1852 trennte Napoleon III.

diese Bataillone und errichtete aus jedem ein Regiment; auch die Kaisergarde erhielt bei ihrer Wiederherstellung ein Regiment Z. von 2 Bataillonen. Die Uniform der Truppen ist orientalisch; sie tragen dunkelblaue Jacken, weite rote Hosen und grüne Turbans. In der Krim und in Italien, auch in Mexiko, sowie neuerdings in Tunesien und Tongking, haben sie treffliche Dienste geleistet. Gegenwärtig bestehen vier Regimenter Z. zu vier Bataillonen zu je vier Kompagnien, nebst zwei Depotkompagnien bei jedem Regiment; doch sollen nach dem von der Regierung im Mai 1886 dem Parlament vorgelegten Entwurf zur Organisation einer Kolonialarmee noch zwei Zuavenregimenter errichtet werden.

Zubuße, der Beitrag, welchen die Gewerke zur Unterhaltung eines Bergwerks bezahlen müssen, bei welchem die Ausbeute den Aufwand nicht deckt.

Zuccarini (Jos. Gerhard), Botaniker, geb. 1798 in München, gest. daselbst als Professor der Botanik 18. Febr. 1848, schrieb: «Charakteristik der deutschen Holzgewächse im blattlosen Zustande» (Heft 1 u. 2, Münch. 1829—31), «Flora der Gegend um München» (Münch. 1829); auch ordnete er Siebolds «Flora Japonica» (Lpz. 1835 fg.).

Zuccăro (Zuchero, Federigo), ein ital. Maler, geb. um die Mitte des 16. Jahrh. zu Sant' Angelo in Vado im Herzogtum Urbino, gest. um 1609 zu Ancona, folgte der manieristischen Richtung der nachrafaelischen Schule. Ursprünglich Schüler seines Bruders Taddeo, nahm er an dessen Arbeiten teil. In Florenz vollendete er die von Vasari begonnenen riesigen Fresken der Domkuppel, die das Jüngste Gericht darstellen, aber viel kritisiert wurden. In Rom trug ihm Papst Gregor XIII. die Vollendung der von Michel Angelo geschaffenen Malereien in der Paulinischen Kapelle auf. Z. geriet indes in Ungnade wegen eines Spottbildes, ging auf mehrere Jahre nach Flandern, Holland und England, wo er besonders viele Porträts, darunter das mehrmals wiederholte der Königin Elisabeth und der Maria Stuart, malte. Im J. 1582 wurde er nach Venedig berufen, wo er den Dogenpalast mit Gemälden verzierte. Hierauf vollendete er im Auftrage des versöhnten Papstes in Rom die Malereien in der Kapelle. Er war einer der Stifter der Akademie von San Luca und mit Aufdeckungen antiker Überreste beschäftigt. Im J. 1588 wurde er durch Philipp II. nach Spanien berufen, um das Escorial auszumalen, gefiel aber dort mit seinen Werken nicht und kehrte nach Italien zurück.

Taddeo Z., älterer Bruder des vorigen, geb. 1529, gest. 1566 zu Rom, kam als Jüngling nach Rom, wo er sich unter großen Bedrängnissen der Kunst widmete und an Rafaels Vorbild anschloß. Auch er entging der Manier nicht, welcher fast alle Zeitgenossen anheimfielen, aber er übertraf die meisten derselben an Erfindung und einer gewissen Großartigkeit der Gruppierung, durch welche sich vor allem seine Wandgemälde, die Thaten der Farnesen, in deren Palast zu Caprarola auszeichnen, deren Vollendung er nicht erlebte. Auch findet man in vielen ital. Städten große Freskomalereien von ihm, dagegen wenig Tafelgemälde.

Zucht, das Heranziehen von Tieren, besonders zum Zweck der Fortpflanzung.

Zuchtgerichte (Mensc͡hheitsgerichte) waren bürgerliche Sittengerichte, welche Sittenverletzungen nachspüren und diese bestrafen mußten. Ein solches Z. bestand z. B. in Wien unter Maria Theresia.

Zuchthaus war ursprünglich (seit Anfang des 17. Jahrh.) eine landespolizeiliche Besserungsanstalt für Bettler, Vagabunden und Trunksüchtige, wurde erst allmählich in eine wirkliche Strafanstalt umgewandelt und bildet gegenwärtig die eine und zwar die schwerere der beiden Hauptgattungen der Strafgefängnisse. (S. Gefängniswesen.) Im einzelnen sind folgende Bestimmungen des Deutschen Reichsstrafgesetzbuchs hervorzuheben. Die Zuchthausstrafe ist lebenslänglich oder zeitig; der Höchstbetrag ist 15 Jahre, ihr Mindestbetrag 1 Jahr. Es findet Arbeitszwang statt. Die Sträflinge können auch zu Arbeiten außerhalb der Anstalt, insbesondere zu öffentlichen oder von einer Staatsbehörde beaufsichtigten Arbeiten verwendet werden. Die Verurteilung zu Z. hat dauernde Unfähigkeit zum Dienst in dem deutschen Heere und der Marine, sowie zur Bekleidung öffentlicher Ämter zur Folge.

Züchtigung (körperliche), als Kriminal- oder Disciplinarstrafe, s. Prügelstrafe. Als Erziehungsmittel auf dem Gebiete der Jugenderziehung steht die Z. den Eltern, Vormündern, Lehrern und Lehrherren zu, jedoch unter Beschränkung auf ein vorsichtiges Maß und so, daß wegen Gesundheitsbeschädigung infolge eines Mißbrauchs des Züchtigungsrechts strafgerichtliche Verfolgung eintritt.

Zuchtpolizeigericht heißt in Frankreich das stets mit mehrern Richtern besetzte Gericht, das in allen Fällen der sog. Zuchtpolizei (police correctionnelle), d. h. wegen aller délits (Vergehen von mittlerer Schwere im Sinne des franz. Rechts), zu erkennen hat. Es bezieht sich diese Bezeichnung auf die Art, wie die franz. Strafgesetzgebung alle unerlaubten Handlungen nach ihrer Schwere in drei Klassen, in crimes, délits und contraventions scheidet. Die der mittelsten Stufe, welche mit sog. peines correctionnelles (korrektionellen Strafen) bedroht sind, gehören vor das Z., während die schweren Verbrechen der ersten Klasse vor den Assisen, die leichtern Übertretungen der dritten Klasse vor den einfachen Polizeigerichten (tribunaux de simple police) abgeurteilt werden.

Zuchtstammbuch, s. Herdbuch.

Züchtung nennt man den Vorgang, der durch die Zuchtwahl (s. d.) zu Stande kommt; man unterscheidet eine künstliche und eine natürliche Z.

Zuchtwahl (Selectio) heißt das Prinzip, nach welchem der Mensch (künstliche Z., s. artificialis) mit bestimmter Absicht oder die Natur (natürliche Z., s. naturalis) unbewußt als Kampf ums Dasein verfährt, um unter Anwendung der Gesetze und Erscheinungen der Vererbung (s. unter Darwinismus) und Anpassung (s. d.) neugestaltete Organismen hervorzubringen. In der natürlichen Z. lassen sich noch eine Reihe von Unterkategorien aufstellen, wie die geschlechtliche oder sexuelle (s. unter Darwinismus), die nachahmende (oder Mimicry, s. d.), die gleichgestaltende, durch welche sehr verschiedene Geschöpfe durch Anpassung an ähnliche Lebensbedingungen einander gleichfalls ähnlich werden (z. B. Walfisch, Ichthyosaurus, Fisch als Schwimmtiere, Kolibri und Abendschmetterling als fliegende Blumenbesucher u. s. w.).

Ein sehr merkwürdiges Resultat der natürlichen Z. sind die Schreck- oder Warnfarben. Nicht wenig Tiere sind nämlich bei langsamen Bewegungen sehr auffallend, sozusagen provozierend gefärbt, aber sie sind ungenießbar für andere Tiere, sei es, weil sie zu hart sind, oder einen schlechten

Geschmack oder gar giftige Eigenschaften entwickeln können. Wären diese Geschöpfe von unscheinbarer Farbe, so würden sie von andern Raubtieren häufig gepackt und verletzt werden; zwar würden diese ihren Irrtum bald gewahren und ihre Opfer, aber meist schwer geschädigt, wieder frei lassen; in ihrer bunten Farbe erwuchs ihnen im Kampf ums Dasein ein Wahrzeichen, ein «noli me tangere», das ihnen, als Ungenießbaren, Feinde vom Leibe hielt.

Das Gegenteil solcher Schreckfarben findet sich in den, meist mit Wohlgeruch und süßem Geschmack (auch Honig) verbundenen **Lockfarben** der Blumen und Früchte, erworben, um Tiere (Insekten durch Blumen) zur Bestäubung oder (Affen und Vögel) zur Verschleppung des reifen Samens anzulocken.

Zucken nennt man eine schnell vorübergehende unwillkürliche und krampfhafte Zusammenziehung der Muskeln, die von sehr verschiedener Heftigkeit und bald allgemein über den ganzen Körper verbreitet, bald nur örtlich, auf ein einzelnes Glied oder einen einzigen Muskel beschränkt sein kann. Die Ursache des Z. kann in den Nerven, die zu den zuckenden Muskeln treten, oder im Gehirn und Rückenmarke ihren Sitz haben und ist deshalb in sehr vielen Fällen mit Sicherheit gar nicht zu erkennen. Häufige und schnell aufeinander folgende Zuckungen bilden die Konvulsionen, die klonischen oder Zuckkrämpfe. (S. Krampf.)

Zucker (lat. saccharum, frz. sucre, engl. sugar) ist die allgemeine Bezeichnung für eine Gruppe von süßschmeckenden, in Wasser leicht löslichen, meist festen und krystallinischen, entweder direkt oder nach leichter Wandlung gärungsfähigen Kohlenhydraten. Der Gebrauch, gewisse Nahrungsmittel zu versüßen, ist weit älter als die Kenntnis des Z. Die alten Völker verwendeten den Honig zur Würzung ihrer Speisen. Später lernte man einen Honig kennen, welcher aus einer Art Rohr ausschwitzte. Dioskorides sagt (1. Jahrh. n. Chr.), eine Honigsorte fände sich in dem Rohr einer Pflanze, welche in Indien und im Glücklichen Arabien vorkäme und Saccharon genannt werde. Fast mit den nämlichen Worten drückt sich Plinius aus und fügt nur noch bei, daß der Z. nur in der Arzneikunde angewendet werde. Der Z. hat nämlich mit vielen Genußmitteln des täglichen Lebens das gemein, daß er erst durch die Materia medica sich Bahn als Genußmittel gebrochen hat. Es ist wahrscheinlich, daß erst durch die Kreuzzüge der Gebrauch des Z. in Mitteleuropa bekannt wurde. Die Kultur des **Zuckerrohrs** (Saccharum officinarum) kam von Asien nach Cypern, wo dasselbe schon um 1150 gebaut wurde. Im J. 1506 ward es nach Westindien verpflanzt. Aus der Mitte des 15. Jahrh. datiert die Kunst, den Z. aus dem Safte des Rohres einzusieden. Die Kunst, ihn zu raffinieren, ist jedoch viel später von einem Venetianer erfunden worden. Im J. 1597 existierte bereits eine Zuckersiederei (d. h. wohl Zuckerraffinerie) in Dresden. Noch bis zu Ende des 17. Jahrh. war der Z. so teuer in Deutschland, daß nur Wohlhabende davon Gebrauch machten. Nachdem der Rohrzucker lange vom Auslande bezogen und im nördl. Europa nur raffiniert worden war, kam zu dem aus Rohr erhaltenen Z. der aus der Rübe gewonnene (s. u. Zuckerfabrikation), ferner in geringerer Menge der aus dem Ahornsafte und gewissen Palmenarten dargestellte.

Der in allen diesen Pflanzen sich findende Z. ist der **Rohrzucker** oder die **Saccharose**, die außerdem in vielen Pflanzenteilen in geringer Menge sich findet. Er ist künstlich noch nicht dargestellt worden. Er krystallisiert leicht aus konzentrierten wässerigen Lösungen. Die Krystalle (**Candiszucker**) gehören dem monoklinoëdrischen System an, sind hart und haben ein spezifisches Gewicht von 1,6. Beim Erhitzen bis auf 180° C. schmelzen sie zu einer klebrigen farblosen Flüssigkeit, die beim raschen Erkalten zu einer durchsichtigen, amorphen Masse (**Gerstenzucker**) erstarrt, aber nach längerm Aufbewahren undurchsichtig wird (abstirbt) und ein krystallinisches Gefüge zeigt. Bei 210 bis 220° verwandelt sich der Z. in eine braune, bitterlich schmeckende Masse (**gebrannter Z.** oder **Caramel**). Der Z. löst sich in ⅓ kaltem Wasser und in jedem Verhältnis in siedendem. Die wässerige Lösung ist von rein süßem Geschmack. In konzentriertem Zustande läßt sie sich in unverschlossenen Gefäßen unverändert aufbewahren und konserviert selbst andere Gegenstände, wie z. B. Früchte, worauf sich das Einmachen derselben gründet. Die wässerige Rohrzuckerlösung lenkt den polarisierten Lichtstrahl nach rechts ab. Verdünnte Säuren verwandeln den Z. in Invertzucker, der ein Gemenge ist von Dextrose (Stärkezucker) und Levulose (Schleimzucker); die Lösung des Invertzuckers wirkt links drehend. Unter der Mitwirkung gewisser Sproßpilze (Hefe) erleidet der Rohrzucker erst dann die Alkoholgärung, nachdem er in Invertzucker umgewandelt worden ist. Der Rohrzucker verbindet sich gewissen Basen (z. B. Kalk, Baryt) zu chem. Verbindungen, die man **Saccharate** nennt; der Kalksaccharat ist für die Scheidung des Rohr- und Rübensaftes in der Zuckerfabrikation, sowie bei der Gewinnung des Z. aus der Melasse nach dem Verfahren der Elution von Bedeutung.

Außer dem Rohrzucker gibt es noch folgende Zuckerarten: **Maltose**, aus der Stärke durch Einwirkung des in der gekeimten Gerste enthaltenen Fermentes, der Diastase (s. d.), sich bildend; der **Milchzucker** (s. d.); die **Mykose** oder **Trehalose**, kommt im Mutterkorn, mehrern andern Pilzen und in der Trehala, einem orient. Nahrungsmittel, vor; die **Melezitose**, findet sich in der Manna von Pinus Larix; die **Melitose** aus der austral. Eucalyptus-Manna; die **Synanthrose**, in den Knollen von Helianthus tuberosus und Dahlia variabilis vorkommend. Alle die genannten Zuckerarten sind direkt nicht gärungsfähig. Eine andere Gruppe von Zuckerarten umfaßt die gärungsfähigen Zuckerarten. Zu diesen gehören: der **Trauben-** oder **Stärkezucker** (s. d.), der **Fruchtzucker** oder die **Levulose**; die **Laktose** (oder Galaktose), die aus dem Milchzucker beim Erwärmen mit verdünnter Schwefelsäure neben Stärkezucker entsteht; das **Sorbin**, aus dem Safte der Vogelbeeren dargestellt; der **Inosit**, welcher im tierischen Organismus, besonders im Herzmuskel sich findet, aber auch ziemlich verbreitet im Pflanzenreiche, besonders in den unreifen Hülsenfrüchten vorkommt.

Über die Bestimmung des Gehalts einer festen Substanz oder einer Flüssigkeit an irgend einer Zuckerart s. Saccharimetrie.

Zuckerahorn, s. unter Ahorn.

Zuckerbäcker, s. Konditor.

Zuckercouleur, s. Caramel.

Zuckerfabrikation (frz. sucrerie, engl. manufacture of sugar), die Gewinnung von Zucker aus dem Saft der Zuckerrübe oder des Zuckerrohrs,

in manchen Gegenden auch aus dem verschiedener Palmenarten, des Ahorns oder der Zuckerhirse.

Das in den Tropenländern verarbeitete *Zuckerrohr* wird in *Zuckerrohrmühlen* (Fig. 1 der Tafel: *Zuckerfabrikation*) zwischen Walzen zerquetscht, wobei der Saft von selbst abfließt, dann in geheizten Kesseln mit Kalkmilch versetzt, um fremde Substanzen und Säuren zu entfernen, und unter beständigem Abschäumen zum Sirup eingedickt. Letzterer wird in flache Behälter gebracht, wo er erkaltet und zu krystallisieren beginnt; das vollständige Auskrystallisieren erfolgt in Formen. Neuerdings werden vielfach statt dieses Verfahrens andere Methoden angewendet, welche eine bessere Ausbeute ermöglichen und den für die Rübenzuckerfabrikation gebräuchlichen ähnlich sind.

In der *Rübenzuckerfabrikation* reibt man die Rüben entweder zu Brei, um dann den Saft auszupressen, durch Centrifugen auszuschleudern oder zu maceriren, d. h. systematisch auszulaugen, oder dieselben werden mit möglichster Schonung der Saftzellen zu Schnitzeln zerkleinert und dann frisch oder, nachdem sie getrocknet sind, weiter verarbeitet. Die Verarbeitung in frischem Zustand erweist sich als besonders vorteilhaft und scheint in Zukunft allein gebräuchlich zu werden. Nach diesem Verfahren kommen die in Schwemmkanälen und besondern *Waschmaschinen* (Fig. 2) gereinigten, von den Schwänzen und den grünen Köpfen befreiten Rüben in die *Schnitzelmaschinen* (Fig. 3), wo sie mittels eigenartiger *Schnitzelmesser* (Fig. 4) zu langen, schmalen Streifen zerschnitten werden. Mit den Schnitzeln wird die *Diffusionsbatterie* (Fig. 5 u. 6) beschickt. Dieselbe besteht aus den Diffuseuren, cylindrischen oder schwach konischen, vollständig geschlossenen Behältern, die entweder in zwei Reihen nebeneinander (Fig. 6) oder im Kreise (Fig. 5) angeordnet sind, nebst den *Übersteigern*, Röhren, durch welche der Saft von einem Diffuseur in den andern geleitet wird. Die Schnitzel werden in den Diffuseuren von heißem Wasser überströmt, welches das Absterben der Zellen und das Auslaugen des Zuckersaftes aus denselben bewirkt, und zwar wird stets das Wasser zuerst über fast erschöpfte Schnitzel geleitet und mit zunehmender Zuckerhaltigkeit auf die frischen, um die Diffusion ökonomisch und systematisch zu betreiben. Die erschöpfte Masse wird durch *Elevatoren* (Fig. 5) nach der *Schnitzelpresse* (Fig. 7 u. 8) transportiert, wo die als Viehfutter zu verwendenden Schnitzel von überflüssigen Wassermengen befreit werden.

Der gewonnene rohe Saft wird meist mit Hilfe von *Montejus* (Fig. 9), Apparaten, mittels deren Flüssigkeiten durch Dampfdruck gehoben werden, in *offene Scheidepfannen* (Fig. 10) oder in *geschlossene Saturationsgefäße* (Fig. 11) übergeführt, in denen das, was nicht Zucker ist, durch Erhitzen und nachherige Fällung mit Kalk zum größten Teil ausgeschieden wird, worauf der Kalk durch Einleiten von Kohlensäure in unlöslichen kohlensauren Kalk umgebildet wird. Aus dem hierbei entstehenden Schlamm wird der in demselben noch reichlich enthaltene Zuckersaft durch *Filterpressen* (s. d.) ausgepreßt. Um auch aus den beim Pressen erhaltenen Kuchen möglichst allen Zuckergehalt auszuziehen, werden dieselben gebrochen und in entsprechenden Gefäßen ausgewaschen. Besondere Gefäße, *Clarificateur* genannt (Fig. 12), dienen zum nochmaligen Aufkochen und Abschäumen des Zuckersaftes.

Nach der chemischen erfolgt die mechan. Reinigung des Zuckersaftes durch dessen Filtration über Knochenkohle (*Knochenkohlenfilter*, Fig. 13), welche Salze, Zuckerkalk u. s. w. festhält und den Zuckersaft gleichzeitig entfärbt. Ist die Knochenkohle durch längern Gebrauch erschöpft, so muß sie wieder belebt werden. Zu diesem Zweck wird sie mit schwachen Säuren behandelt, worauf die anhaftenden organischen Substanzen durch Liegen an der Luft der Gärung überlassen werden. Alsdann wird die Masse gekocht, die Kohle in besondern *Waschmaschinen* (Fig. 14) gewaschen, ferner mit Dampf behandelt, um schließlich in besondern *Öfen* (Fig. 15) durch Glühen vollständig regeneriert zu werden.

Der aus dem Knochenkohlenfilter abgelaufene Dünnsaft muß konzentriert werden, zu welchem Ende derselbe in geschlossenen *Verdampfapparaten* (Fig. 16) durch Dampf bei geringer Verminderung des Luftdrucks bis zur bestimmten Konsistenz eingekocht wird. Hierauf wird der erhaltene Dicksaft nochmals durch Knochenkohle filtrirt und verkocht, d. h. im luftverdünnten Raum so weit eingedickt, daß die erzielte heiße Zuckerlösung beim Erkalten krystallisiert (*Blankkochen*), oder auch so weit, daß schon in der Pfanne die Ausscheidung der Krystalle beginnt (*Kochen auf Korn*). Das Verkochen nimmt man in den *Vacuumgefäßen* (Fig. 17) vor, in welchen durch meist mit Dampf betriebene *Balancier-Luftpumpen* (Fig. 18), die gleichzeitig zum Entfernen des Brodems dienen, die erforderliche Luftverdünnung hervorgebracht wird. Hat der Dicksaft im Vacuum, das sog. Klärsel, beim Blankkochen den erforderlichen Konzentrationsgrad erreicht, so wird er abgelassen, um als Füllmasse oder als *Candis* (s. d.) weiter verarbeitet zu werden. Beim Kochen auf Korn, das besonders reinen Saft voraussetzt, wird die Krystallisation meist durch Hinzufügen von aus dem Sirup erhaltenen krystallisierten Massen beschleunigt, wodurch unter Umständen sehr reine Füllmasse erzielt wird.

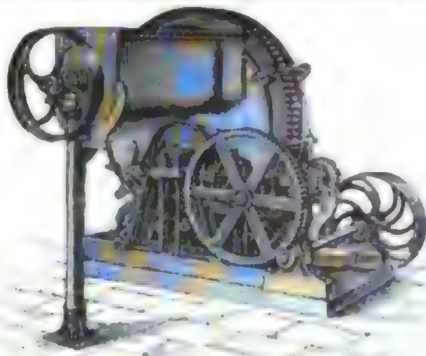
Alle Füllmasse wird entweder auf *Rohzucker* oder direkt auf *Konsumzucker* verarbeitet. Blank gekochte Massen kommen in Kühler und dann in Formen, auf Korn gekochte direkt in die meist fünfeckigen Krystallisierkästen. Nach beendigter Krystallisation schüttet man die Zuckerkrystalle zur vollständigen Trocknung in *Centrifugen* (s. d.) mit durchlochtem Mantel auf, nachdem Krystallmassen und Sirup in einer *Maischmaschine* (Fig. 19) eine gleichmäßige breiartige Beschaffenheit erlangt haben. Um den Sirup besser abzulösen, wird die Masse meist in der Centrifuge mit Dampf oder Wasser behandelt (gedeckt). Der ausgeschleuderte Zucker wird in den Raffinerien weiter gereinigt und zwar entweder zu *Raffinade*, wobei man *Brotraffinade* (in Brot- oder Hutform) und *Krystallzucker* (aus einzelnen schönen Krystallen bestehend) unterscheidet, oder zu *Melis*, der in Hut- oder Brotform, als *Würfelzucker* oder als *Pilé* in unregelmäßigen Brocken in den Handel kommt, oder schließlich zu *Farin*, einem mehlartig feinen Zucker zerkleinert. Der letzte Sirup, die *Melasse*, ist nicht ohne weiteres krystallisierbar, obwohl sie fast zur Hälfte ihres Gewichts noch Zucker enthält.

Die Abscheidung dieses Zuckers erfolgt nach der Methode der *Osmose* (s. d.) oder nach derjenigen der *Elution* (s. d.); nur wenige Fabriken wenden andere Verfahren an. Im *Osmose-Apparat* (Fig. 20) der in seiner Einrichtung den Filterpressen nicht

ION.



...erei.



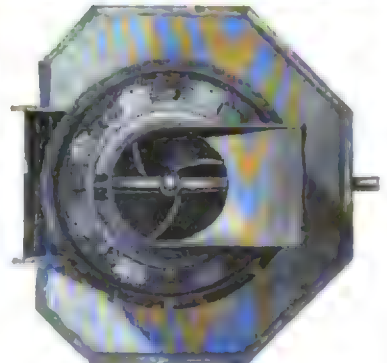
8. Haasesche Patent-Schnitzelpresse.



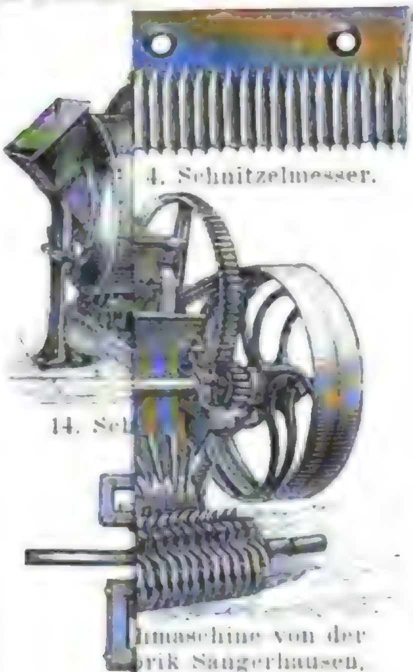
...abrik

13. Knochen...

15. Ofen zur Wiederbelebung von Knochenkohle von T. Schreiber.



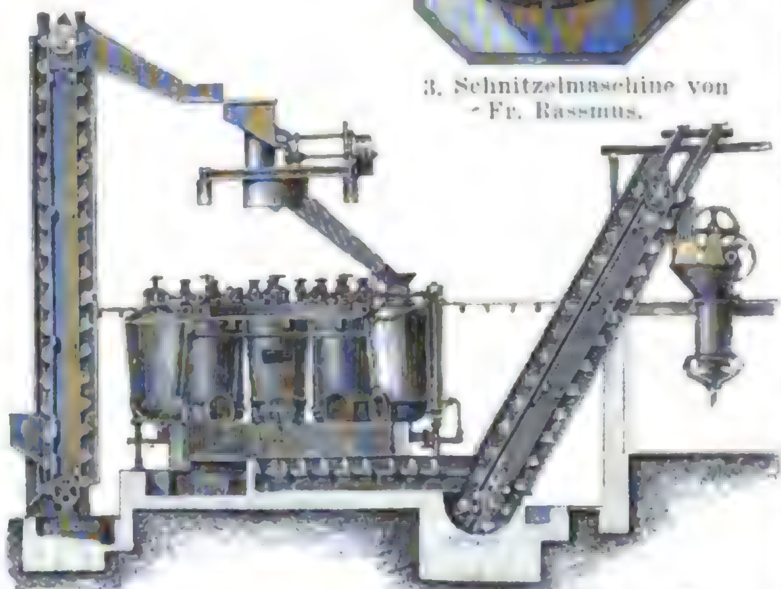
3. Schnitzelmaschine von Fr. Rassmus.



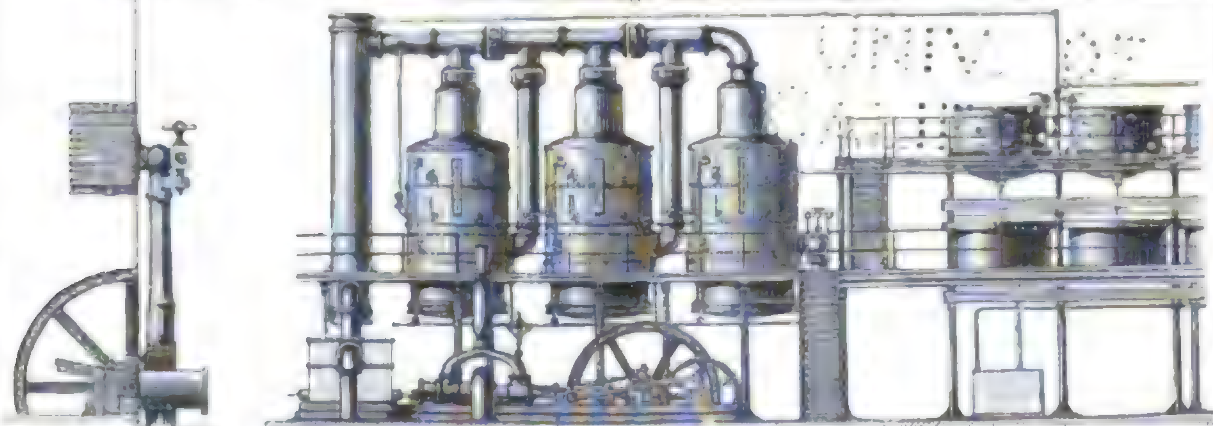
4. Schnitzelmesser.

14. Sch...

...lmaschine von der ...brik Sangerhausen.



5. Diffusionsanlage mit kreisförmiger Aufstellung der Diffuseure.



1. Zucker...erei.

16. Verdampfapparat von C. Heckmann.

Brockhau...

Zu Artikel: Zuckerfabrikation.

unähnlich ist, da er wie diese aus einer Anzahl (hier hölzerner) Rahmen zusammengesetzt ist, die mit Pergamentpapier belegt sind, wird von den so gebildeten Kammern immer eine um die andere mit Melasse und die zwischenliegenden mit heißem Wasser gefüllt. Es erfolgt dann eine Diffusion, wobei die unorgan. Salze schneller als der Zucker diffundieren. Der erhaltene, osmosierte Sirup wird eingedampft, worauf ein Teil des Zuckers auskrystallisiert, der alsdann abcentrifugiert wird, eine Operation, die sich mehrfach wiederholt. Beim Elutionsverfahren wird die Melasse mit pulverisiertem Kalk gemischt, wodurch nach starker Wärmeentwickelung eine bimssteinartige Masse entsteht, welche zerkleinert und mit Alkohol ausgelaugt wird. Letzterer wird in sog. Eluteuren abdestilliert und der zurückbleibende Zuckerkalk geht durch ein Maischwerk, um dann in die Scheidekessel zurückgebracht zu werden, wo er statt gewöhnlichen Kalks angewendet wird.

Die Produktion von Rohrzucker (Kolonialzucker) beläuft sich jährlich im Durchschnitt auf etwas mehr als 2 Mill. Tonnen (zu 1000 kg). Die wichtigsten Produktionsgebiete sind Cuba, Java, Brasilien, Britisch-Indien, Portorico und Louisiana. Die Produktion von Rübenrohzucker in Europa beläuft sich jährlich im Durchschnitt auf ebenfalls nahe an 2 Mill. Tonnen. Die wichtigsten Produktionsgebiete sind Deutschland, Österreich-Ungarn und Frankreich. Der Betrieb und die Produktion der Rübenzuckerfabriken im Deutschen Zollgebiete während des Campagnejahres 1884/85 war wie folgt: 408 im Betrieb gewesene Fabriken, 10402688 t verarbeitete grüne Rüben, 1448619 t gewonnene Füllmasse, 1123030 t Rohzucker aller Produkte, 259700 t Melasse. Wegen Überproduktion sanken während der Campagne 1885/86 Betrieb und Produktion bedeutend und bezifferten sich folgendermaßen: 399 im Betrieb gewesene Fabriken, 7070317 t verarbeitete grüne Rüben, 1025777 t gewonnene Füllmasse, 808105 t Rohzucker aller Produkte, 180177 t Melasse.

Zuckergast, Insekt, s. Silberfischchen.

Zuckerhirse, soviel wie Sorghum saccharatum.

Zuckerkand, s. Candis.

Zuckerkrankheit, s. Diabetes.

Zuckermilben (Glyciphagus), mikroskopische Milben, die sich in altem Zucker, an getrockneten süßen Früchten, Datteln, Pflaumen finden; andere Arten siedeln sich in filzernen Bieruntersetzern, schlecht gehaltenen Insektensammlungen ꝛc. an.

Zuckerpalme, Pflanzenart, s. Arenga.

Zuckerrohr (Saccharum *L.*), eine Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen, deren in den warmen Zonen wachsende Arten hohe, schilfartige Rohrgewächse mit langen, breiten Blättern und großen, dichten, seidenglänzend behaarten Blütenrispen sind. Die zweiblütigen Ährchen sind nämlich mit Büscheln seidenglänzender Haare umgeben. Die wichtigste Art ist das gemeine Z. (S. officinarum *L.*, vgl. Tafel: Industriepflanzen II, Fig. 3), welches aus dem mittlern Asien und dem südl. China stammen soll und durch die Araber und die Kreuzzüge ins südl. Europa verpflanzt worden ist. Bald nach der Entdeckung Amerikas wurde dasselbe auch in die Tropengegenden dieses Erdteils gebracht, und jetzt ist die Kultur des Z. in allen Tropenländern, sowie in mehrern subtropischen Gebieten eine ausgedehnte. In Europa, wo gegenwärtig die Kultur des Z. nur in Südspanien (besonders in der Provinz von Malaga) in größerm Maßstabe betrieben wird, reicht dieselbe über Sicilien und Andalusien hinaus, in China bis zu 30°, in Nordamerika bis zu 32° nördl. Br., auf der südl. Halbkugel bis zu 22° südl. Br. Aus dem ausdauernden, weit umherkriechenden Wurzelstocke schießen mehrere vielknotige, verschieden gefärbte Halme 2,8 bis 4 m hoch auf, die 24—48 mm dick und zu zwei Dritteilen ihrer Länge mit einem lockern, süßen, saftigen Marke erfüllt sind. Die 1,3 bis 1,6 m langen bandförmigen Blätter haben einen starken weißlichen Mittelnerv. Die Blüten stehen in gewaltigen, ellenlangen, pyramidalen Rispen. Nach einigen Jahren wird die Wurzel ausgehoben, zerteilt und wieder gepflanzt, sonst geschieht die Vermehrung durch Stecklinge. Das violette Z. (S. violaceum *Juss.*) wird in Westindien besonders häufig angebaut. Größtenteils mit Blattscheiden bedeckt ist der Stengel des in China gebauten chinesischen Z. (S. Chinense *Roxb.*). Von allen diesen Arten gibt es durch Kultur erzeugte Spielarten.

Zuckerrübe, s. unter Beta.

Zuckerruhr, s. Diabetes.

Zuckersäure, soviel wie Oxalsäure.

Zuckersteuer. Als entbehrliches, aber dennoch in bedeutender Menge konsumiertes Genußmittel ist der Zucker ohne Zweifel ein geeignetes Steuerobjekt, wenn er auch wegen seiner nützlichen physiol. Wirkung mehr Schonung verdient, als Tabak und alkoholische Getränke. Solange Europa nur Kolonialzucker verbrauchte, konnte die Besteuerung einfach durch Erhebung eines Einfuhrzolls erfolgen, und in dieser Form gewann sie seit dem 17. Jahrh. allmählich eine große finanzielle Bedeutung. Nachdem aber durch die Kontinentalsperre die Fabrikation des Rübenzuckers auf dem europ. Kontinent einen kräftigen Anstoß erhalten und in den nächstfolgenden Jahrzehnten dieser einheimische Zucker, geschützt durch den hohen Finanzzoll auf Kolonialzucker, mehr und mehr konkurrenzfähig geworden war, wurde in allen diese Industrie betreibenden Staaten in allmählicher Steigerung auch eine innere Z. in verschiedenen Formen eingeführt. Im Deutschen Zollverein wurde die innere Z. zuerst 1841 durch eine Kontrollabgabe von ¼ Silbergroschen für den Centner roher Rüben vorbereitet, was 5 Silbergroschen auf den Centner Zucker ausmachen sollte, indem man ein Ausbeuteverhältnis von 1 : 20 annahm. Die eigentliche gemeinschaftliche Steuer trat erst 1844 mit dem Satz von 3 Silbergroschen für den Centner Rüben ins Leben, und nach mehrern Steigerungen blieb dieselbe (seit 1871 natürlich als Reichssteuer) von 1869 bis 1886 auf 1,60 Mark pro 100 kg Rüben stehen, was bei dem 1869 neu angenommenen Verhältnis von 1 Ctr. Rohzucker auf 12½ Ctr. Rüben einer Belastung des Rohzuckers mit 20 Mark pro 100 kg entsprach. Durch das Gesetz vom 1. Juni 1886 ist die Rübensteuer auf 1,70 Mark gebracht worden. Die Zollbelastung des fremden Zuckers ist erheblich höher als die innere Besteuerung.

Die Frage der Z. verwickelt sich besonders durch die Notwendigkeit, bei der Ausfuhr von Rohzucker und Raffinade Rückvergütungen zu gewähren. Da es bei den meisten bestehenden Steuersystemen gar nicht möglich war, die wirkliche Belastung der Ausfuhrware durch die Steuer genau anzugeben, so hat sich mehr oder weniger in allen Rübenzucker erzeugenden Staaten ein mißbräuchliches Prämien-

wesen ausgebildet, indem für den ausgeführten Zucker mehr vergütet wird, als er in Wirklichkeit an Steuer getragen hat. Auch in Deutschland ist infolge der Fortschritte der Rübenkultur und der Technik, insbesondere der Methoden zur Entzuckerung der Melasse, allmählich eine wirkliche Ausfuhrprämie für Zucker entstanden. Während die Rückvergütung unter der Annahme festgestellt war, daß auf 11¾ Ctr. Rüben 1 Ctr. Rohzucker komme, lieferten in Wirklichkeit selbst nach der amtlichen Statistik im Campagnejahr 1880/81 schon 10,16 Ctr. und 1884/85 schon 9,26 Ctr. Rüben 1 Ctr. Rohzucker. Es wurden dadurch nicht nur die Reichseinnahmen beträchtlich geschädigt, sondern auch die Zuckerindustrie zu einer ungesunden Entwickelung und einer Überspannung ihrer Ausfuhr geführt, die im Herbst 1884 eine ernstliche Krisis veranlaßte. Nachdem bereits vorher eine geringe Herabsetzung der Prämie erfolgt war, ist das angeführte Gesetz von 1886 in diesem Sinne weiter gegangen, indem der Rübensteuer von 1,70 Mark eine Ausfuhrvergütung von zunächst 18 Mark pro 100 kg, die aber vom 1. Okt. 1887 ab auf 17,25 Mark zurückgeht, gegenübergestellt ist. Die vollständige Beseitigung der Prämie ist allerdings damit noch nicht erreicht; sie ist überhaupt schwer durchzusetzen, wenn die konkurrierenden Staaten sich nicht zu dem gleichen Schritt entschließen. Der Bruttoertrag der Z. belief sich im Deutschen Reich im J. 1875/76 auf 66,6 Mill. Mark, wozu noch 5,7 Mill. an Eingangszöllen kamen. Die Ausfuhrvergütungen erforderten damals nur 9,0 Mill. Mark, sodaß sich ein Nettoertrag von 63,2 Mill. Mark ergab, von dem indes noch 4 Proz. für Erhebungskosten abzuziehen sind. Im J. 1884/85 dagegen war der Bruttoertrag allerdings auf 166,4 Mill. nebst 1,4 Mill. an Zöllen gestiegen, dagegen auch die Ausfuhrvergütung auf die enorme Summe von 128,5 Mill. gewachsen, sodaß sich nur ein Überschuß von 39,3 Mill. ergab, trotzdem der Zuckerverbrauch, auf Rohzucker berechnet, von 7,6 kg auf 9,9 kg für den Kopf der Bevölkerung gestiegen war.

Zuckertannenholz, s. unter Jacaranda.

Zuckervögel (Caerebidae), eine aus 11 Gattungen und gegen 60 Arten bestehende Familie kleiner Singvögel, welche das heiße Amerika, inklusive der westind. Inseln, bis Florida bewohnen. Es sind kleine, lebhaft, meist hellblau und grün gefärbte Tierchen, mit spitzem, mittellangem, meist gekrümmtem Schnabel, langen Flügeln, kurzem, weichem Schwanz, zarten Füßen und mit einer langen, vorn durch einen mittlern Einschnitt in zwei gefranste Lappen geteilten Zunge. Die Z. ernähren sich von Insekten, süßen Früchten, Beeren u. s. w.

Zuckerwurzel, Pflanzenart, s. Sium.

Zuckfuß (des Pferdes), s. Hahnentritt.

Zuckmantel, Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Freiwaldau in Österreichisch-Schlesien, liegt nahe der preuß. Grenze am Fuße der Bischofskoppe, ist Sitz eines Bezirksgerichts und eines Zollamts, zählt (1880) 4897 E. und hat Baumwoll- und Leinenindustrie. In der Umgebung sind die Wallfahrtskirche am Querberg und die Reste des alten Schlosses Edelstein bemerkenswert.

Zuden, Gaugerichte in Böhmen, s. Cuden.

Zufall (casus) nennt man im allgemeinen alles, was auch anders sein könnte, als es ist, was also nicht notwendig so ist, wie es wirklich ist. Da Z. also die Negation der Notwendigkeit ist, so ist der Gebrauch dieses Wortes ebenso schwankend und vieldeutig, wie derjenige der Notwendigkeit (s. d.). Vgl. Windelband, »Die Lehren vom Z.« (Berl. 1870); Cantor, »Das Gesetz im Z.« (Berl. 1877).

Zufluchtsorte, s. Asyle.

Zug ist eine Unterabteilung einer Kompagnie bei der Infanterie, einer Eskadron bei der Kavallerie, einer Batterie bei der Feldartillerie. Bei letzterer besteht der Z. stets aus 2 Geschützen, sodaß eine Batterie, je nach ihrer Geschützzahl (4, 6, 8 u. s. w.), 2, 3, 4 u. s. w. Züge zählt; bei der Kavallerie ist die Eskadron fast überall in 4 Züge geteilt, bei der Infanterie meist ebenfalls in 4 Züge, während die russ. Kompagnie in 2, die deutsche Kompagnie in 3 Züge zerfällt. Für die Infanterie ist der Z. eine wichtige Einheit, da bei ihr der Einfluß des Offiziers auf die Mannschaften besonders in Bezug auf Feuerleitung und Disciplin noch voll zur Geltung kommen kann.

Zug, nächst Baselland und Appenzell-Innerrhoden der kleinste Kanton der Schweiz, wird im N. von Zürich, im O. und S. von Schwyz, im W. von Luzern und Aargau begrenzt und umfaßt ein Gebiet von 239 qkm. Der SO. des Kantons wird von den subalpinen Nagelfluhstöcken des Roßbergs und des Hohen Rhonen eingenommen; der NW. ist eine fruchtbare, von Hügelzügen durchsetzte Hochebene. Außer der Sihl, welche die nordöstliche Grenze bildet, ist die Lorze, die vom Ägerisee dem Zugersee und der Reuß zufließt, der einzige Fluß des Ländchens. Der Kanton zählt (1880) 22994 E. meist deutscher Zunge und kath. Konfession (1218 Protestanten, 27 Israeliten). Die Haupterwerbsquellen sind Landbau, Viehzucht und Industrie. Etwa 13,4 Proz. des Bodens fallen auf Waldungen, 67,8 Proz. auf Acker-, Garten- und Rebland, Wiesen und Weiden, 18,8 Proz. sind unproduktiv. Der Landbau erzeugt nicht genug Getreide für den Bedarf, wenig Wein, aber sehr viel Obst. Die Viehzucht, in der Hochebene mit dem Ackerbau verbunden, wird im Berglande als Alpenwirtschaft betrieben. Nach der Zählung von 1886 besaß der Kanton 577 Pferde, 10432 Rinder, 2102 Schweine, 1470 Schafe und Ziegen, 2642 Bienenstöcke. Die Industrie, deren wichtigste Zweige die Fabrikation kondensierter Milch (Cham), die Baumwollspinnerei und Weberei, die Seidenweberei und die Papierfabrikation sind, ernährt 40 Proz. der Bevölkerung. Dem Handel, der außer den Erzeugnissen der Industrie namentlich Holz, Obst und Kirschwasser zur Ausfuhr bringt, dienen die Bahnlinie Zürich-Zug-Luzern, an die sich bei Rotkreuz die Gotthardbahn und die aargauische Südbahn anschließen, und die Dampferlinie des Zugersees. Die wichtigsten Ortschaften sind außer der Hauptstadt Z. die Dörfer Ober- und Unter-Ägeri, Baar, Cham und Menzingen (2321 E.). Die Verfassung (vom 22. Dez. 1873, 1876 und 1881 revidiert) ist repräsentativ-demokratisch mit fakultativem Referendum und Initiative. Der Kantonsrat (73 Mitglieder) ist gesetzgebende, der Regierungsrat (7 Mitglieder), dessen Präsident den Titel Landammann führt, vollziehende Behörde. Jede der 11 Gemeinden des Kantons hat einen Friedensrichter; die höhern Instanzen sind das Kantonsgericht und das Obergericht. Die Staatsrechnung von 1884 weist, bei einem reinen Staatsvermögen von 320223 Frs., 250600 Frs. Einnahmen und 262800 Frs. Ausgaben auf. In kirchlicher Hinsicht gehört der Kan-

ton, der noch sechs Klöster zählt, zum Bistum Basel. Als höhere Unterrichtsanstalten sind zu nennen die Kantonsschule (Gymnasium und Industrieschule), das Lehrerseminar und das kommerziell-technische Privatinstitut Minerva in Zug und das Lehrschwesternseminar in Menzingen. In militärischer Beziehung gehört Z. zum Stammgebiet der 4. Division. Das Wappen ist im silbernen Felde ein blauer Querbalken.

Obwohl die Pfahlbauten am flachen Nordufer des Zugersees auf eine uralte Besiedelung des Ländchens hinweisen, beginnt doch seine eigentliche Geschichte erst im spätern Mittelalter, wo es 1173 von den Grafen von Lenzburg an die Kyburger überging, 1264 an Habsburg-Österreich fiel und 1353 von den Eidgenossen besetzt und in den Bund aufgenommen wurde. Durch die helvetische Verfassung 1798 wurde Z. dem neuen Kanton Waldstätten zugewiesen, erhielt aber durch die Mediation 1803 seine Selbständigkeit wieder. Sowohl kirchlichen wie politischen Neuerungen durchaus abgeneigt, nahm Z. weder an der Reformation, noch an den neuern Bestrebungen zur Stärkung der Bundesgewalt Anteil, vielmehr trat es zur Bekämpfung der Reformation 1524 mit Luzern und den Waldstätten zum Bunde der fünf Orte zusammen, focht in den Religionskriegen von 1531, 1653 und 1712 auf kath. Seite, schloß sich 1845 dem Sonderbunde an und wurde deshalb 1847 von eidgenössischen Truppen besetzt und stand bei den Volksabstimmungen über die Annahme der Bundesverfassung von 1849 und über deren Revision 1872 und 1874 in den Reihen der Verwerfenden. Trotz einer nicht unbedeutenden liberalen Partei namentlich in den industriellen Dörfern hat die konservativ-ultramontane Richtung in den Räten wie im Volke das entschiedene Übergewicht, und dieses wurde noch befestigt durch die partielle Verfassungsrevision von 1881, wonach 15 Mitglieder des Kantonsrates in einem den ganzen Kanton umfassenden Wahlkreis, die übrigen in den Gemeinden, je ein Mitglied auf 400 Einwohner, gewählt werden. Vgl. Stadlin, «Geschichte und Topographie des Kantons Z.» (3 Bde., Luz. 1819—24); Renaud, «Staats- und Rechtsgeschichte des Kantons Z.» (Pforzh. 1847); Staub, «Der Kanton Z.» (Zug 1869); Kaiser, «Illustrierter Führer durch Z., Stadt und Kanton» (Zür.).

Zug, Hauptstadt des gleichnamigen Kantons der Schweiz, liegt 418 m über dem Meere, 20 km nordöstlich von Luzern am untern Ende des Zugersees und zählt (1880) 4924 meist kath. E., deren Haupterwerbsquellen neben Kleingewerbe und Handel die Baumwollindustrie und die Email- und Metallwarenfabrikation sind. Von den öffentlichen Gebäuden der schön gelegenen Stadt, welcher ihre zwei Klöster, ihre zahlreichen Kirchen und Kapellen, ihre mächtigen Warttürme und stattlichen alten Herrenhäuser ein altertümliches Gepräge verleihen, sind zu erwähnen die Kapuziner- und die St. Oswaldkirche, das Kantonsspital, das Armen- und Waisenhaus, das Lehrerseminar, das spätgot. Rathaus mit dem histor. Museum, das Zeughaus, der Zeitturm, das neue Regierungsgebäude. Von den Wellen unterspült, versanken 1435 zwei Straßen, 1594 einige Häuser im See. Auf dem östlich über der Stadt aufsteigenden Zugerberge (Hochwacht 991 m) liegen die Kurhäuser Schönfels und Felsenegg. (Geschichte, Litteratur und Verkehrsmittel der Stadt s. unter Zug, Kanton.)

Zugameisen, s. Wanderameisen.

Zugarbeit oder gezogene Arbeit, das Weben gemusterter Stoffe mittels des Harnisches oder des Jacquardwebstuhls, sowie die auf diese Art verfertigten Gewebe. (S. unter Weberei.)

Zugbrücke, s. Fallbrücke.

Zugdynamometer, s. unter Dynamometer.

Züge sind Vertiefungen in den Seelenwänden des Rohrs (Laufs) einer Feuerwaffe, welche sich unter mäßigem Winkel um die Seelenachse herumwinden. Vermöge der Z. wird das Geschoß, welches mittels auf seiner Oberfläche angebrachter oder erst im Rohre sich bildender entsprechender Erhabenheiten in jene Vertiefungen eingreift, bei seiner Bewegung im Rohre gezwungen, sich der Drehung der Z. anzuschließen. Die dem Geschoß durch die Z. verliehene Drehbewegung oder Rotation, welche dasselbe auch außerhalb des Rohrs beibehält, sichert dem Geschoß eine regelmäßige Lage während seiner Flugbahn. Es ist dies besonders bei den in neuerer Zeit allgemein gewordenen Langgeschossen wichtig, welche, ohne jene im Rohre verliehene Drehung um ihre mit der Seelenachse des letztern zusammenfallende Längenachse, eine für die Regelmäßigkeit ihrer Bewegung und für die Überwindung des Luftwiderstandes höchst ungünstige Drehung um ihre Querachse in der Luft annehmen würden. Schon vor Anwendung der Langgeschosse hatte man bei einzelnen Handfeuerwaffen Z., mittels deren man auf die einfachste Weise den Spielraum des Geschosses im Rohre zu beseitigen strebte. Die ersten Z. dieser Art hatten sogar keine Windung, sondern liefen geradlinig und sollten lediglich zum Entweichen der beim gewaltsamen Eintreiben des Geschosses verdichteten Luft dienen. Auch bei den heutigen Feuerwaffen tragen die Z. zur Beseitigung des Spielraums oder wenigstens zur Verminderung seiner nachteiligen Folgen bei. Feuerwaffen mit Z., gezogen genannt, gewinnen über die glatten große Überlegenheit an Schußweite, Treffähigkeit, Rasanz der Bahn und Wirkung des Geschosses.

Die Zahl der Z. ist bei Gewehren vier bis sechs; bei Geschützen wächst sie mit dem Kaliber; je nach diesem haben sie 6, 8, 12, 18, 24, 30 und mehr Z. Die zwischen den Z. stehen bleibenden Erhabenheiten heißen Felder oder Balken. Das Querprofil eines Zugs ist gewöhnlich ein Rechteck. Die Windung der Z. wird Drall genannt und entweder nach dem Winkel der Z. mit der Längenrichtung des Rohrs, dem sog. Drallwinkel, oder nach der Länge einer vollen Umdrehung als Dralllänge bezeichnet. Wächst der Drallwinkel vom Boden der Seele nach der Mündung zu, so spricht man von Progressivdrall. Sind die Z. hinten breiter, die Felder hinten schmäler als vorn, so nennt man die Z. Keilzüge, welche indes nur bei Hinterladern vorkommen. Den Gegensatz dazu bilden Parallelzüge, welche auf der ganzen Länge des Rohrs eine gleichmäßige Breite besitzen. (Vgl. auch Geschütz und Handfeuerwaffen.)

Zügel, s. Zaum.

Zugersee, der kleinste unter den schweiz. Seen am Nordrande der Alpen, liegt 417 m über dem Meere zwischen den Kantonen Schwyz, Zug und Luzern am Nordfuße des Rigi, ist 14 km lang, 1—4½ km breit, 38,5 qkm groß, 106 m tief und wird durch das waldige Vorgebirge Kiemen am Westufer in zwei Becken geteilt, von denen das südliche (obere), zwischen die Voralpenmassive des Rigi

und des Roßbergs gebettet, ein ernster grüner Bergsee ist, während das nördliche sich als breiter, blauer Wasserspiegel zwischen hügeligen, teilweise flachen Ufern ausdehnt. Außer zahlreichen Bergbächen nimmt der See die Lorze auf. Von seinen Fischen ist die Rotforelle (Röteli, Salmo salvelinus) zu erwähnen. Die namentlich im obern Teile sehr malerischen Ufer haben ein sehr mildes Klima und sind mit mächtigen Nußbäumen und Edelkastanien, Buchen- und Nadelwäldern, Obst- und Weingärten, zahlreichen Landhäusern, Schlössern und stattlichen Ortschaften geschmückt, unter denen Zug und Cham im Kanton Zug, Arth und Immensee im Kanton Schwyz die wichtigsten sind. Die Dampferlinie des Sees (drei Dampfboote) schließt sich bei Zug an die Linie Zürich-Luzern der Nordostbahn, bei Immensee an die Gotthardbahn und bei Arth an die Arth-Rigibahn. Dem rechten Ufer folgt die Poststraße von Zug nach Arth, die durch eine Zweiglinie der Gotthardbahn ersetzt werden soll.

Zugführer heißt der Befehlshaber eines Zugs einer Infanteriekompagnie, einer Kavallerieeskadron und einer Batterie der Feldartillerie. (S. Zug.)

Zugführer (Oberschaffner) beim Eisenbahnbetrieb (s. u. Eisenbahnen, Bd. V, S. 864) heißt der Beamte, welcher den Befehl über einen auf der Fahrt befindlichen Eisenbahnzug führt und dem Lokomotivführer über das Anhalten, Abfahren und den allgemeinen Gang des Zugs Anweisung zu geben hat. Auf den Stationen hat der Z. die Anweisungen des dienstthuenden Stationsbeamten zu befolgen und darf den Zug nicht ohne Genehmigung des letztern abfahren lassen.

Zuggras, s. unter Holcus.

Zugkilometer, s. unter Kilometer.

Zuglinie, s. Traktorie.

Zugpflaster, s. Bleipflaster.

Zugverbände (chirurg.), s. unter Extension.

Zugvögel heißen alle diejenigen Vögel, welche alljährlich zum Winteraufenthalt wärmere Gegenden aufsuchen als die, welche sie im Sommer bewohnten. Meist ist das kältere Land das Nist- und Brütland, also die eigentliche Heimat, die nur wegen Kälte und Nahrungslosigkeit periodisch verlassen wird. Der Abzug geschieht gemeiniglich infolge eines anererbten Naturtriebes (der sich selbst bei gefangenen Individuen zeigt) vor Eintritt des wirklichen Mangels in größern Gesellschaften. Auf der Wanderung wird häufig eine bestimmte Ordnung des Flugs beobachtet; so bilden Störche und Kraniche einen Keil, Regenpfeifer und Kiebitze eine schiefe Linie. Bisweilen werden Rasttage gehalten. Schwächere Vögel erwarten, ehe sie größere Wasserstrecken überschreiten, häufig günstigen Wind; so die Wachteln zum Kreuzen des Mittelmeers. Nächtliche Züge geschehen oft mit großem Geräusch, z. B. bei Wildgänsen und Kranichen, und haben dadurch zu mancherlei Märchen Anlaß gegeben. Das Ziel, auf welches die Richtung des Zugs ohne Abweichung hingeht, ist bald näher, bald weiter entfernt. Die meisten deutschen Z. gehen nur bis nach Italien oder Nordafrika, während die Bewohner noch höherer Breiten, z. B. die isländ. Schneeammern, in Mitteleuropa überwintern. Die Rückkehr geschieht zu einer bestimmten Zeit, wenn sie auch öfters durch ungünstige Witterung einige Wochen hingehalten wird, ist jedoch keineswegs ein sicheres Zeichen des anbrechenden Frühlings. Merkwürdig ist dabei die Art und Weise, wie manche Vögel nach Monaten nicht nur die Gegend ihres ursprünglichen Wohnortes, sondern auch das alte Nest auffinden. Vgl. Palmen, «Zugstraßen der Vögel» (Lpz. 1879), und A. Weißmann, «Über das Wandern der Vögel», in Virchow und Holtzendorffs «Sammlung gemeinnütziger Vorträge» (Heft 291, Berl. 1878).

Zuhaltung, s. u. Schloß, Bd. XIV, S. 411ᵃ.

Zuidersee (d. i. Südsee), ein Meerbusen der Nordsee, 3139 qkm groß, von den niederländ. Provinzen Nordholland, Utrecht, Gelderland, Overyssel und Friesland umgeben, und im Nordwesten, wo er mit der Nordsee in Verbindung steht, durch die Inseln Texel und Vlieland begrenzt, war früher ein geschlossener See, bei den Römern Flevo, später Almere genannt, etwa 1375 qkm groß, dessen nordwestl. Ufer zu Anfang des 13. Jahrh. von den Wellen verschlungen wurde, wie man aus der Lage der Inseln Texel und Vlieland und der Sandbänke schließt, welche an seinem Eingange die Schiffahrt sehr unsicher machen. Seinen jetzigen Umfang erreichte das Gewässer im J. 1287, wobei angeblich 80000 Menschen umkamen. Unter den sich in die Z. ergießenden Flüssen ist die Yssel (s. d.) der größte. Große Schiffe können seewärts nur durch das Schulpegat beim Helder und den Vliestrom hineingelangen. Die Tiefe nimmt von der Südküste nach Norden allmählich zu und ist in der Mitte wenig mehr als 3 m; die Flut steigt in gewöhnlichen Zeiten 20—24 cm; Sturmfluten treiben das Wasser auch einmal zu 2,5 m auf. Ein südwestl. Seitenarm ist das Y (s. d.), das früher mit dem jetzt trocken gelegten Harlemer Meer (s. d.) in Verbindung stand. In neuester Zeit ist die Trockenlegung des südl. Teils der Z. projektiert worden. Vgl. Baal, «De Zuiderzee» (Amsterd. 1883).

Zujar, span. Villa, nahe bei Baza (s. d.).

Zukertort (Johs. Herm.), berühmter Schachmeister, geb. 7. Sept. 1842 zu Lublin in Russisch-Polen, gewann zuerst an der Universität Breslau als Student der Medizin lebhafteres Interesse für das Schachspiel. Er war mit Anderssen zusammen 1867—71 Redacteur der «Neuen Berliner Schachzeitung». Als Spieler erwarb er sich erst in England einen Namen, wohin er im Juni 1872 übersiedelte. Auf dem internationalen Schachturnier zu Paris 1878 wurde er mit dem ersten Preis gekrönt und bestand siegreiche Wettkämpfe 1880 mit Rosenthal und 1881 mit Blackburne. Noch größer war sein Erfolg im Turnier zu London 1883, wo er seinen Hauptgegner Steinitz, der ihn 1872 im Wettkampf geschlagen, um vier Gewinnpartien überholte und sich so den ersten Preis sicherte. Dagegen unterlag er 1885 in einem Wettkampf gegen denselben in Nordamerika. Als Blindlings- und Simultanspieler hat er sich auf wiederholten Schachreisen großen Ruf erworben. Z. lebt in London, wo er seit 1879 mit L. Höffer die von ihm selbst gegründete engl. Schachzeitung «Chess-Monthly» redigiert. Von seinen Schriften ist zu nennen: «Sammlung der auserlesensten Schachaufgaben, Studien und Partiestellungen» (Berl. 1869). Mit Dufresne gab er heraus: «Großes Schachhandbuch» (2. Aufl., Berl. 1873) und «Leitfaden des Schachspiels» (Berl. 1869).

Zulaut, grammatischer Kunstausdruck, gleichbedeutend mit Vokalsteigerung (s. d. und Guna).

Zulfikar (arab., das mit Rückenwirbeln begabte), Name eines Schwertes des Propheten Mohammed, das Ali von ihm erbte.

Züllchow, Dorf bei Stettin (s. d.).

Züllichau, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Frankfurt a. O., Station der Linie Bentschen-Guben der Preußischen Staatsbahnen, in einer niedrigen, fruchtbaren Ebene, 7 km von der Oder und 11 km von der schles. Grenze gelegen, ist Sitz eines Amtsgerichts und hat (1885) 7857 meist prot. E., sechs Kirchen (zwei evangelisch-lutherische, zwei freie lutherische, eine reformierte, eine katholische) und einen jüd. Tempel, sowie ein mit einem Gymnasium und seit 1766 mit einem Pädagogium verbundenes Waisenhaus. Die Hauptnahrungszweige der Stadt sind Obst- und Weinbau und Tuchfabrikation, die aber sowie der Handel gegen früher bedeutend an Wichtigkeit verloren hat. Die Stadt gehörte sonst zu dem Herzogtum Krossen, das 1538 an Brandenburg kam und der Neumark einverleibt wurde. Im Siebenjährigen Kriege kam es bei Z. 23. Juli 1759 zu einem Treffen, nach den nahen Dörfern auch das Treffen bei Kay oder Palzig genannt, in welchem die Russen unter Soltikow über die Preußen unter dem General Wedel den Sieg davontrugen. — Der Kreis Züllichau-Schwiebus zählt auf 915,5 qkm (1885) 50313 meist prot. E.

Zülpich, Stadt mit (1885) 1965 E. im preuß. Regierungsbezirk Köln, 10 km von der Kreisstadt Euskirchen, Station der Linie Düren-Euskirchen der Preußischen Staatsbahnen, zwischen dem Roten Bach und der Neffel, in fruchtbarer und schöner Gegend gelegen, hat die hübsche zu Anfang des 13. Jahrh. erbaute Pfarrkirche St. Peter, ein altes Schloß und vier sehenswerte Stadttore, welche zu Anfang des 15. Jahrh. von dem kölner Erzbischof Friedrich III. von Saarwerden gebaut worden sind. Der Ort ist das röm. Tolbiacum im Lande der Ubier, welches im J. 70 n. Chr. bereits genannt wird und so groß war, daß darin neben seinen Einwohnern noch eine Kohorte Soldaten Raum fand. Zur röm. Zeit stand es durch Heerstraßen mit Trier, Reims, Düren, Neuß, Xanten, Köln und Bonn in Verbindung, welche sich im Kastell kreuzten. Später war es häufig der Aufenthalt der fränk. Könige, welche hier einen Palast hatten. Die ältere Annahme, daß der Frankenkönig Chlodwig hier die Alamannen im J. 496 besiegt habe, ist in neuerer Zeit vielfach bestritten worden, nach den neuesten Forschungen aber wird die ältere Annahme recht behalten. Im J. 612 kam es hier wieder zur Schlacht, in welcher Theoderich von Burgund seinen Bruder Theodebert II. von Austrasien besiegte. Auch ließ zu Z. Theodebert I. den um 530 besiegten Thüringerkönig Irminfrid (Hermanfrid) treulos von der Stadtmauer stürzen. Im nahen Dorfe Enzen wurde 1663 beim Bau eines neuen Stalles ein Steinsarg gefunden, in welchem sich ein Gerippe in goldener Rüstung und goldener mit drei Edelsteinen besetzter Krone, ein goldener Schwertgriff und ein von Gold geflochtenes Wehrgehänge befand. Von manchen wird dies Grab für das des Alamannenkönigs, welcher bei Z. fiel, gehalten, während andere der Meinung sind, daß es das Grab eines Frankenkönigs sei. Im 10. Jahrh. kam Z. in den Besitz der Erzbischöfe von Köln und verblieb darin bis zur franz. Occupation.

Zulukaffern (Ama-Zulu-Kaffern), der bedeutendste Stamm der Kaffern (s. d.), breitete seit 1816 seine Herrschaft bis zur Delagoabai aus unter seinen Königen Tschaka (bis 1828), Dingaan (1828—39), Pandu (1839—72) und Ketschwayo (s. d.). Letzterer, anfänglich mit den Engländern befreundet, geriet später mit ihnen in Grenzstreitigkeiten, die im Dez. 1878 zu einem Ultimatum des Gouverneurs der Kapkolonie führten. Da Ketschwayo das Ultimatum ablehnte, rückten 12. Jan. 1879 engl. Truppen unter General Chelmsford über den Tugela, den Grenzfluß zwischen Natal und dem Gebiete der Z., erlitten aber 22. Jan. eine empfindliche Niederlage bei Isandula. Nachdem jedoch die Engländer aus England und Indien auf 23000 Mann verstärkt worden waren, schlug Chelmsford 3. April die Z. bei Gingholovo und entsetzte 4. April das von ihnen eingeschlossene engl. Lager bei Ekowe. Im Mai 1879 wurde Sir Garnet Wolseley (s. d.) zum Gouverneur von Natal und Transvaal ernannt und ihm die Fortsetzung des Kriegs gegen die Z. übertragen. Bei einem Rekognoszierungsgefecht fiel 1. Juni Prinz Napoleon, welcher 27. Febr. nach Natal abgereist war, um im engl. Generalstab dem Krieg beizuwohnen. Am 4. Juli wurde das 20000 Mann starke Zuluheer von General Chelmsford unweit des Königskraals Ulundi vollständig geschlagen, dieser Kraal und die umliegenden Militärkraals zerstört und König Ketschwayo von der verfolgenden brit. Kavallerie unter Lord Gifford 28. Aug. im Kraal am Ngomewalde am Schwarzen Umwolosi gefangen. (S. Zululand.) Vgl. Eden, «Ula in Veldt and Laager» (Hamb. 1879).

Zululand (Sululand), Gebiet an der Südostküste Afrikas, nordöstlich von Natal und südöstlich von der südafrikan. Republik gelegen, erstreckt sich von den östl. Vorbergen der Drakenberge bis an die See. Bis auf einen verhältnismäßig niedrigen schmalen Küstensaum ist das ganze Land von Gebirgen und Hügelgebieten durchzogen; die Lebomboberge scheiden, in nordsüdl. Richtung verlaufend, das Küstenland von dem gebirgigen Innern. Z. hat, weil am regenauffangenden Osthange der Drakenberge liegend, eine sehr gute Bewässerung; unter den Flüssen sind die wichtigsten der Tugela (Grenzfluß gegen Natal), der Umlatusi, der Umwolosi (den mittlern Teil des Landes durchströmend), der Mkusi und der Pongola (Grenzfluß gegen Transvaal). Der nördl. Teil der Küste grenzt an einen mächtigen Küstensee, die St.-Lucia-Lagune, deren Ausfluß, vereinigt mit dem Umwolosistrom, in die St.-Luciabai mündet. Das Land wird als zum größten Teil sehr schön und fruchtbar geschildert; während die Küstendistrikte sehr heiß sind und vielfach als ungesund gelten, wird das Klima des Hochlandes als überaus gesund gelobt. Die Eingeborenen bauen Mais, Kaffernkorn, Bohnen, Kürbisse und Bataten; Löwen und Elefanten, Flußpferde und Krokodile sind selten geworden, Leopard und Hyäne noch zahlreich; die Büffel und Antilopenherden nehmen ab. Zahlreich sind Schlangen, zum Teil überaus giftige. Schaf und Ziege, Rindvieh und Pferde gedeihen trefflich. Die mineralischen Bodenschätze sind noch ungenügend bekannt; Eisen wird an vielen Stellen gefunden. Die einheimische Bevölkerung bilden die Zulukaffern (s. d.).

Zu Ende der siebziger Jahre des 19. Jahrh. bildeten die Zulus unter Ketschwayo (s. d.) eine außerordentlich drohende Gefahr für die benachbarte brit. Kolonie Natal. Nach Gefangennahme dieses Königs teilte England das Z. unter 13 Häuptlinge;

infolge der durch die gegenseitigen Befehdungen dieser Kleinfürsten hervorgerufenen Unsicherheit in Z. fand sich England jedoch bewogen, im Jan. 1883 Ketschwayo als König in sein Land zurückzuführen, welches freilich zuvor durch Dreiteilung sehr verringert wurde. Der westl. Grenzstreifen zwischen Tugela und Umlatusi wurde als «Zulu Reserve Territory» unter engl. Schutz gestellt, der nordöstl. Teil einem andern Häuptling, Usibepu, überlassen; die so verringerte Mitte bildete das neue Königreich Ketschwayos. Usibepu vertrieb den König, der, von England ohne Schutz gelassen, im Febr. 1884 starb. Ketschwayos Sohn Dinizulu wurde von einer großen Partei anerkannt und suchte zur Festigung seines Throns Hilfe bei den Boers. Mit Unterstützung von etwa 400 Boers vertrieb er Usibepu und einigte so wiederum ganz Z., mit Ausschluß der Zulu Reserve. Er überließ dann den Boers als Lohn den nördl. Teil seines Landes, woselbst diese am 16. Aug. 1884 die **Neue Republik** gründeten; zugleich erkannte Dinizulu ihr Protektorat über sein Land an. Zum Präsidenten der Neuen Republik wurde L. J. Meyer erwählt und nahe der Grenze gegen Transvaal die Hauptstadt Vrijheid gegründet. Nach und nach occupierten die Boers fast das ganze unabhängige Z., indem sie Dinizulu nur den nordöstl. Teil seines Reichs beließen. So erreichte die Neue Republik endlich das Meer, wo sie die Küste zwischen St.-Luciabai und dem Tugela beanspruchte. Hier hatte bereits im Nov. 1884 der deutsche Reisende Einwald von Dinizulu an der St.-Luciabai ein Gebiet von 400 qkm für den bremer Kaufherrn Lüderitz (s. d.) erworben. England machte dagegen angebliche ältere Rechtsansprüche geltend. Im Mai 1885 gab Deutschland gelegentlich anderweitiger afrik. Grenzregulierungen seinen Anspruch auf. Gegen die Gültigkeit der engl. Ansprüche auf St.-Luciabai legte die südafrik. Republik Verwahrung ein. Um die Boers zu unterdrücken, bat die Volksvertretung der Kolonie Natal die brit. Regierung um Annexion des ganzen Z. durch England und erklärte sich bereit, die Kosten der Verwaltung zu tragen; England verwarf diesen Vorschlag und entsandte einen Kommissar zur Verhandlung mit den Boers. Diese führte zu dem Ergebnis, daß England das Protektorat über die östl. Hälfte von Z. übernehmen, in der westl. Hälfte dagegen die Souveränetät der Neuen Republik anerkennen will. Es wurde eine Kommission zur Feststellung der Grenzen ernannt, die ihre Arbeiten im Dez. 1886 begann. Vgl. «England und Deutschland in Südafrika» (Weim. 1885), «Precis of information concerning Z.» (Lond. 1886).

Zumbusch (Kaspar Clemens), namhafter Bildhauer, geb. 23. Nov. 1830 zu Herzebrok in Westfalen, ging 1848 nach München, wo er in das Atelier Halbigs eintrat, und im folgenden Jahre mit seinem Lehrmeister nach Italien. Im J. 1853 begann er bereits selbständige Arbeiten im Porträtfache; 1857 wiederholte Z. den Besuch Italiens und gewann namentlich durch seinen Aufenthalt in Rom die letzte Ausbildung. Zu den größern Aufträgen, welche er nach seiner Rückkehr übernahm, gehören: die Statue des Geschichtschreibers Otto von Freising, die Waldenburgische Grabkapelle (Berlin) und die Mariensäule für Paderborn. Nachdem er sich 1863 an der Konkurrenz für das Denkmal Friedrich Wilhelms III. in Köln beteiligt und die Büste des Königs Ludwig II. von Bayern modelliert, erhielt sein Entwurf zum Denkmal für König Max von Bayern den Preis, und er vollendete 1875 die Ausführung des in der Maximiliansstraße zu München aufgestellten figurenreichen Werks. Mittlerweile (1873) war Z. dem Rufe als Professor der Plastik an der Akademie in Wien gefolgt. Dort lieferte er zunächst ein Monument Beethovens mit allegorischen Nebenfiguren; es folgten die Statuen des Generals Rumford für München, das Siegesdenkmal für Augsburg, die Statue des Anatomen Herz für Nürnberg, sodann Hauptgestalten aus Richard Wagners Opern (in Marmor für König Ludwig II. von Bayern ausgeführt), Reliefs für die freiherrlich von Frauenhofersche Gruft, das Schindlersche Grabdenkmal für Salzburg, das Sagersche für München. Von seinen zahlreichen plastischen Bildnissen sind besonders zu nennen: R. Wagner, Liszt, Schönlein (für Bamberg), Moltke, Martius, Minister Stremayr, Sophie Schröder (für den münchener Friedhof), Erzherzog Karl Stephan, Kaiser Franz Joseph. Seit längerer Zeit arbeitet Z. an dem großen Monument Maria Theresias, welches an der Ringstraße in Wien seine Aufstellung finden soll, sowie seit 1886 an demjenigen des Feldmarschalls Radetzky.

Julius Z., Bruder des vorigen, ebenfalls Bildhauer, geb. 16. Juli 1832 zu Herzebrok, trat 1851 in Halbigs Atelier in München und bildete sich besonders unter dem Einflusse des Görresschen Kreises. Im J. 1858 wurde er Laienbruder im Redemptoristenkloster zu Alt-Ötting, erfuhr jedoch daselbst einen Umschwung seiner streng kirchlichen Anschauungen und kehrte 1866 nach München zurück, wo er teils selbständig arbeitete, teils seinen Bruder unterstützte. Seine Thätigkeit bewegt sich vornehmlich im Porträtfache.

Zumpt (Karl Gottlob), verdienter Philolog, geb. 20. März 1792 zu Berlin, studierte in Heidelberg und Berlin, wurde 1812 Lehrer am Werderschen, 1821 Professor am Joachimsthalschen Gymnasium, 1826 Professor der Geschichte an der Kriegsschule und erhielt 1827 eine außerord., 1838 eine ord. Professur der röm. Litteratur an der Universität. Er starb zu Karlsbad 25. Juni 1849. Z. hat sich um Hebung und Verbesserung des lat. Sprachunterrichts große Verdienste erworben, besonders durch seine «Lat. Grammatik» (Berl. 1818; 13. Aufl., besorgt von A. W. Zumpt, 1873), aus welcher auch ein «Auszug» (Berl. 1824; 9. Aufl. 1865) veranstaltet wurde. Damit in Verbindung stehen die «Aufgaben zum Übersetzen in das Lateinische» (Berl. 1816; 5. Aufl. 1844). Außerdem lieferte er eine Ausgabe der «Institutiones oratoriae» des Quinctilianus, wovon er zuerst den fünften Band der Spaldingschen Ausgabe (Lpz. 1829) und dann eine kritische Textrecension (Lpz. 1831) veröffentlichte; ferner eine kleinere und eine größere Ausgabe des Curtius (Berl. 1826 und Braunschw. 1849) und gleichzeitig eine Schulausgabe (2. Aufl., besorgt von A. W. Zumpt, 1864); sodann die Bearbeitung von Ciceros «Orationes in Verrem» (2 Bde., Berl. 1831); endlich den mit Zusätzen bereicherten Abdruck der Heusingerschen Ausgaben von Ciceros «De officiis», der größern (Braunschw. 1838) und der kleinern (Braunschw. 1827). Auch schrieb er noch antiquarische Untersuchungen, namentlich die «Annales veterum regnorum et populorum, inprimis Romanorum» (Berl. 1819;

3. Aufl. 1862), das «Decretum municipale Tergestinum» (Berl. 1837), «Über den Stand der Bevölkerung und die Volksvermehrung im Altertum» (Berl. 1841), «Über die bauliche Einrichtung des röm. Wohnhauses» (2. Aufl., Berl. 1852), «Die Religion der Römer» (Berl. 1845). Eine Biographie in lat. Sprache verfaßte sein Neffe Aug. Wilh. Zumpt (Berl. 1851).

Zumpt (Aug. Wilh.), Altertumsforscher, der Neffe des vorigen, geb. 4. Dez. 1815 zu Königsberg, widmete sich seit Ostern 1833 auf der Universität zu Berlin dem Studium der klassischen Philologie. Er erhielt 1837 eine Anstellung am Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin, das Jahr darauf am Friedrich-Werderschen und 1851 am Friedrich-Wilhelmsgymnasium. Er starb 23. April 1877 zu Berlin. Die Reihe seiner größern wissenschaftlichen Arbeiten begann Z. mit einer Ausgabe des Rutilius Namatianus (Berl. 1840), über den er schon vorher (Berl. 1836) eine Abhandlung veröffentlicht hatte. Ferner veröffentlichte er «Honorum gradus sub imperatoribus Hadriano et Antonino Pio» (1843) und «Über die Entstehung und histor. Entwickelung des Kolonats» (1843), dann eine Ausgabe des «Monumentum Ancyranum» (Berl. 1845), wozu später (1869) ein Programm «De monumento Ancyrano supplendo» kam. Zwei größere Werke sind die «Commentationes epigraphicae ad antiquitates Romanas pertinentes», wovon der erste Band (Berl. 1850), vom röm. Municipalwesen, der zweite (Berl. 1854) von röm. Provinzen handelt, und «Studia Romana» (Berl. 1859). Später schrieb er noch «Das Kriminalrecht der röm. Republik» (4 Bde., Berl. 1865—69), «Der Kriminalprozeß der röm. Republik» (Lpz. 1871), «Das Geburtsjahr Christi» (Berl. 1869) u. s. w. Vgl. Padelletti, «Zur Erinnerung an August Wilhelm Z.» (Lpz. 1878).

Zumsteeg (Joh. Rud.), deutscher Liederkomponist, geb. 10. Jan. 1760 in Sachsenflur im Odenwalde, sollte Bildhauer werden, aber sein Talent wies ihn auf die Musik. Als Jugendgefährte und vertrauter Freund Schillers komponierte er Gesänge zu den «Räubern» u. dgl. m. Nachdem er als Violoncellist bei der herzogl. Kapelle in Stuttgart angestellt worden, komponierte er Klopstocks «Frühlingsfeier», eine Messe und mehrere Balladen und Lieder, wodurch er sich den Beifall des Hofs und des Publikums in dem Grade erwarb, daß er 1792 zum herzogl. Konzertmeister und Direktor der Oper ernannt wurde. Doch schon 27. Jan. 1802 endete ein Schlagfluß sein Leben. Er war der erste deutsche Komponist, der Balladen mit Begleitung des Pianoforte komponierte und darin eine Zeit lang den entschiedensten Erfolg hatte. Seine Kompositionen «Des Pfarrers Tochter von Taubenheim», «Ritter Karl von Eichenhorst», «Die Büßende», «Leonore», «Ritter Toggenburg» und mehrere andere werden stets ihren Wert behalten. Auch seine Lieder und Romanzen sind bedeutend (z. B. «Kolma»). Unter seinen Opern ist die «Geisterinsel» bekannt. Nachkommen von ihm besitzen in Stuttgart die Zumsteegsche Hofmusikhandlung. — Seine Tochter, Emilie Z., geb. zu Stuttgart 9. Dez. 1796, ebenfalls durch Klavier- und Liederkompositionen bekannt, starb als Musiklehrerin zu Stuttgart 1. Aug. 1857.

Zündblättchen, viereckige Blättchen oder auch lange Streifen aus Fließpapier, welche, doppelt übereinander geleimt (im zweiten Fall in regelmäßigen Zwischenräumen), kleine Quantitäten Zündsätze (chlorsaures Kali, Knallquecksilber ꝛc.) enthalten, die durch einen Schlag explodieren. Die Z. werden als Kinderspielzeug zum Losknallen auf hierzu angefertigten kleinen Pistolen oder Flinten, aber auch für Feuerzeuge und ähnliche Zwecke verwendet.

Zunder (Feuerschwamm), s. u. Polyporus.

Zünder, auch Geschoßzündungen, heißen diejenigen Zündungen, vermittelst deren die Ladungen in den Hohlgeschossen im geeigneten Moment zur Entzündung gebracht werden. Die Z. zerfallen in drei Kategorien: 1) Z., welche ihre Thätigkeit nur in dem Falle ausüben, daß das Geschoß in seiner Bahn einen plötzlichen Aufenthalt erfährt, namentlich also bei der Berührung des Ziels; 2) Z., welche die Geschoßladung nach Ablauf einer gewissen, mit der Flugzeit des Geschosses in Übereinstimmung zu setzenden Zeit zur Entzündung bringen, also von der Geschoßbahn unabhängig sind; 3) Z., deren Mechanismus nach Bedürfnis zur Ausübung beider Vorrichtungen befähigt. Z. unter 1) heißen Perkussionszünder, unter 2) Zeitzünder, unter 3) Doppelzünder (fusée à double effet).

Die Perkussionszünder enthalten einen Schlagbolzen, der, solange das Geschoß im Rohre sich befindet, an der selbständigen Bewegung gehindert ist, nach dem Verlassen der Mündung frei wird und bei einer plötzlichen Verringerung der Geschoßgeschwindigkeit im Geschoß für sich allein vorrückt. An seinem vordern Ende trägt der Schlagbolzen eine Nadel, welcher gegenüber, durch einen besondern Teil des Z. mit dem Geschoß fest verbunden, eine kleine Ladung fulminanten Satzes (Knallquecksilber, oder Mengung chlorsauren Kalis), gewöhnlich als Zündhütchen angebracht ist. Indem die Nadel des vorrückenden Schlagbolzens in dem gedachten Augenblick die Zündmasse trifft, fängt letztere Feuer und dieses tritt durch den Z. hindurch nach rückwärts in den Hohlraum des Geschosses und entzündet die Geschoßladung. Der Schlagbolzen kann auch das Zündhütchen tragen und die Nadel mit dem Körper des Z. fest verbunden sein. Um eine gesicherte Anwendung dieses Zünderprinzips zu ermöglichen, sind mancherlei Detailanordnungen nötig, welche bei den verschiedenen Konstruktionen dieser Z. sehr variieren. Die wichtigste Aufgabe bleibt es hierbei, Sorge zu tragen, daß beim Transport und bei der Handhabung des Geschosses, sowie während seiner Bewegung im Rohre die Gefahr einer Explosion vermieden und dabei doch eine einfache Bedienung erreicht wird. Erst neuerdings sind in dieser Beziehung hinreichend sichere Konstruktionen gefunden worden, da selbst bei einem getrennten Transport der Zündmasse noch beim Einsetzen des Geschosses in das Rohr jene Gefahr nicht ausgeschlossen war.

Die Zeitzünder beruhen auf dem gleichmäßigen Abbrennen eines verdichteten Pulversatzes, dessen Feuer im geeigneten Moment zur Geschoßladung gelangen soll. Der Satz wird bereits im Rohre entzündet, entweder indem die Gase der verbrennenden Geschützladung vermöge des vorhandenen Spielraums zu dem im vordern Teil des Geschosses befestigten Z. gelangen, oder, wie bei den Hinterladegeschützen ohne Spielraum, durch eine besondere, dem Perkussionszünder ähnlich eingerichtete Zündvorrichtung. Ein guter Zeitzünder muß es ermöglichen, daß die Mitteilung des Feuers an die

Geschoßladung in jedem beliebigen Augenblick der Gesamtbrennzeit des Satzes erfolgt. Bei den **Doppelzündern** sind beide Einrichtungen miteinander verbunden. Je nach Bedarf läßt man nur den Perkussionszünder thätig werden, z. B. beim Einschießen, oder der Perkussionszünder wirkt bei einem vorzeitigen Aufschlag des Geschosses, beziehungsweise beim Versagen des Zeitzünders.

Die ältern weniger vollkommenen Zeitzünder beruhten auf einem in einem Holzfutter angebrachten Satzcylinder, und die verschiedenen Brennzeiten wurden durch entsprechendes Abschneiden oder Anbohren des Z. erreicht, Manipulationen, welche vor dem Einsetzen des Z. in das Geschoß zu erfolgen hatten. Der Z. konnte daher erst während des Schießens in letzterm angebracht werden. Nach der Form des Satzes führten diese Z. den Namen **Säulenzünder**. (S. Geschoß, Bd. VII, S. 878, Fig. 10.) Die neuern Konstruktionen von Zeitzündern sind gegliedert, d. h. sie haben ein drehbares Stück mit selbständiger Bewegung, durch dessen Einstellung mit Hilfe einer am Z. angebrachten Skala die Regelung der Brennzeit, das **Tempieren**, bewirkt wird. Bei dieser Anordnung können die Geschosse bereits im Laboratorium mit dem Z. versehen werden, sodaß späterhin keine Erschwerung der Bedienung durch Einsetzen des Z. eintritt. Der Satz hat bei solchen Z. die Gestalt eines Ringes, die Z. selber führen den Namen **Ringzünder**, auch **Rotationszünder**. (Vgl. Geschoß, Textfig. 9; Geschütz, Tafel I, Fig. 10 u. 16, Tafel II, Fig. 15.)

Der Ersatz der Zeit- und Perkussionszünder durch eine einheitliche Konstruktion, welche beide Verrichtungen übernimmt, den **Universalzünder**, bildet ein Problem, dessen Lösung auf lebensfähige Weise bis jetzt noch nicht in die Öffentlichkeit getreten ist. Im allgemeinen gibt man bei den Granaten, deren eigentümliche Wirkung eine Sprengung des Geschosses am oder im Ziele bedingt, dem Perkussionszünder, bei Shrapnels, deren Wirkung sich am günstigsten gestaltet, wenn die Zerteilung des Geschosses kurz vor dem Ziele im absteigenden Aste der Flugbahn erfolgt, dem Zeitzünder oder dem Doppelzünder den Vorzug. Konstruktion von Perkussionszündern s. Tafel: **Geschütze I**, Fig. 9; Tafel II, Fig. 14. Wesentliche Verdienste um die Fortbildung des Zünderwesens haben unter andern Bormann (s. d.) als Erfinder des Satzrings (1835), Breithaupt (s. d.) als Schöpfer des Rotationszeitzünders (1854) und mehrerer neuerer Modifikationen desselben, von Neumann (s. d.) als Konstrukteur des ältern preuß. Perkussionszünders (1860), Richter, weiland preuß. Artilleriehauptmann, als Konstrukteur eines Zeitzünders für spielraumlose Geschütze (1864), Armstrong (s. d.) als Konstrukteur des ersten Doppelzünders ꝛc. Gegenwärtig erstrebt man in den meisten Artillerien die Anwendung eines Doppelzünders für alle Geschoßarten, welche zugleich die Ausrüstung vereinfacht. In Frankreich ist ein solcher für die Feldartillerie bereits vor einiger Zeit angenommen worden.

Vgl. Breithaupt, »Der Entwickelungsgang und die darauf gegründete Systematik des Zünderwesens« (Kass. 1868); Rutzky, »Theorie und Praxis der Geschoß- und Zünderkonstruktion« (Wien 1871).

Zündhölzchen, auch **Schwefelhölzchen**, **Streichhölzchen** oder **Reibzündhölzchen** genannt (frz. allumettes; engl. matches), Holzstäbchen (s. unter **Holzbearbeitungsmaschinen**), welche mit einem Ende in geschmolzenen Schwefel, Paraffin oder Stearinsäure, dann in eine Zündmasse getaucht werden und sich nach dem Trocknen der letztern beim Reiben entweder auf jeder rauhen Fläche, oder nur auf einer Zündfläche von bestimmter chem. Zusammensetzung entzünden. (S. unter **Feuerzeug**.) Die Hölzchen gelangen zunächst auf eine **Putzmaschine**, wo sie sich durch Aneinanderreiben glätten und der Staub durch Gebläsewind entfernt wird. Hierauf bringt man sie durch eine Schüttelvorrichtung in parallele Lage und mit der Hand oder mit Maschinen in Rahmen, in welchen sie in großern Massen und in gewisser Entfernung voneinander gleichzeitig mit Schwefel oder Fett, dann mit Zündmasse versehen werden. Die Zündmasse, deren schnell verlaufende Verbrennung durch den Schwefel oder das Fett auf die Hölzchen übertragen werden soll, besteht aus einem Bindemittel (Dextrin, Gummi, seltener Leim), das als sirupartige Lösung in einem mit Rührwerk versehenen, hermetisch geschlossenen eisernen Topf mit geschmolzenem Phosphor gemischt wird. Nach dem Erkalten wird die Masse an einem Luftschornstein mittels einer Rührmaschine mit den übrigen Bestandteilen gemischt. Zum Gebrauch verteilt man die Zündmasse in gleichmäßiger Schicht auf einer Stein-, respektive Eisenplatte oder auf einem Lederpolster. Beim Eintauchen der Hölzchen werden, um die Arbeiter vor den giftigen Phosphordämpfen zu schützen, sog. **Tunkmaschinen**, sowie kräftige Ventilationsvorrichtungen angewendet. Nach dem Trocknen werden die Hölzchen aus den Rahmen genommen und verpackt, wozu gleichfalls Maschinen konstruiert worden sind.

Die bunten **Salon-** und **Irishölzchen** erhalten noch, um sie geruchlos zu machen, einen Überzug von Kopalfirnis und mit einem Spiritusfirnis Glanz. Sollen die Z. wasserdicht werden, so taucht man sie in eine Lösung von Kolophonium in Alkohol, in eine Mischung von Collodium mit Glyzerin, in geschmolzenes Paraffin oder Wachs; auch hat man wasserdichte Zündmassen zusammengesetzt. Will man die Köpfchen der Hölzer metallisch glänzend machen, so taucht man sie in eine Lösung von essigsaurem oder salpetersaurem Bleioxyd und läßt in der Trockenkammer Schwefelwasserstoff auf sie einwirken. Um das gefährliche Fortglimmen der Z. zu vermeiden, imprägniert man sie vor dem Eintauchen in Schwefel mit einer Lösung von Alaun, Bittersalz ꝛc. und trocknet dann scharf (**Sicherheitszündhölzchen**).

Die **Schwedischen** oder **Antiphosphorzündhölzer**, welche Mitte der sechziger Jahre zuerst von der schwed. Fabrik Jönköping in den Handel gebracht wurden, werden im wesentlichen in derselben Weise wie die gewöhnlichen Z. hergestellt. Die Zündmasse enthält Sauerstoff abgebende Körper, wie chlorsaures und doppeltchromsaures Kali, salpetersaures Bleioxyd, Braunstein; ferner verbrennliche Körper, wie Schwefel, Schwefelantimon, Schwefelkies, Kohle, Blutlaugensalz; sodann Reibungsmittel, wie Glaspulver, Sand, Umbra; endlich als Bindemittel Leim oder Gummi. Diese Masse entzündet sich auf einer Reibfläche, die neben amorphem Phosphor und etwas Leim, Braunstein, Schwefelkies, Glas, Bimsstein u. s. w. enthält. Die Bemühungen, **phosphorfreie Zündhölzchen** herzustellen, welche sich auf jeder rauhen Fläche entzünden, haben bisher wenig Erfolg gehabt.

Zündhütchen, **Zündkapseln**, **Kapseln**, sind kleine, von dünnem Kupfer- oder Messingblech an-

gefertigte Kapseln, welche im allgemeinen die Gestalt eines an einem Ende offenen Cylinders haben und innerlich auf dem Boden eine sehr geringe Menge Knallquecksilber enthalten. Sie dienten zunächst als Zündung bei den Perkussionsgewehren, wurden hier auf einen gehärteten Stahlkegel (Piston) gesteckt und explodierten durch den Schlag des Hahns, wobei der aus dem Knallquellsilber entwickelte Feuerstrahl durch eine Bohrung des Pistons ins Innere des Laufs zur Pulverladung gelangte. Bei den gegenwärtigen Hinterladegewehren ist das Z. mit der Patronenhülse verbunden und wird durch den Stoß eines Schlagbolzens, dessen Spitze in das Patronenlager eintritt, entzündet. (Vgl. Handfeuerwaffen.) Auch bei den Zündern der Artilleriegeschosse finden Z. Anwendung.

Zündkapseln, s. Zündhütchen.

Zündmaschine, s. unter Feuerzeug.

Zündnadelgewehr ist ein Hinterladungsgewehr, bei welchem das mit der Patrone verbundene Zündmittel durch den Stich einer mittels Federkraft in das Innere des Laufs eintretenden Nadel, die Zündnadel genannt, entzündet wird. Das Wesentliche des Z. ist die Lagerung des Zündmittels im Innern des Laufs und die Konstruktion seines Schlosses. Das erste und vorzugsweise so genannte Z. stammt von Johann Nikolaus von Dreyse (s. d.) und wurde nach mannigfachen Wandlungen 1840 in Preußen angenommen, die Ausgabe des Z. an die Truppen aber noch verzögert und das Gewehr zum Staatsgeheimnis erhoben. Bei Gelegenheit des Zeughaussturms in Berlin 1848 gelangte das Z. an die Öffentlichkeit; es wurde von da ab nach und nach und zwar zunächst an die leichten Truppen, später an die gesamte Infanterie ausgegeben. Bei den Kämpfen, welche sich an die Revolution von 1848 anschlossen (Dresden, Baden u. s. w.), kam das Z. bereits zur kriegerischen Verwendung. Die ersten Proben seiner Leistungsfähigkeit in größerm Maßstabe zeigte das Z. im Deutsch-Dänischen Kriege von 1864 und dann in noch viel umfassenderer Weise 1866 in den Kämpfen Preußens gegen Österreich und seine Verbündeten, wo dem Z. ein entscheidender Anteil an den preuß. Erfolgen zugeschrieben wird, der hauptsächlich seiner Eigenschaft als schnellfeuerndes Hinterladungsgewehr zu verdanken ist. Dies gab den Anstoß zur allgemeinen Annahme der bisher von vielen Seiten mit Geringschätzung betrachteten Hinterladungsgewehre. In Frankreich wurde bereits im Aug. 1866 das Z. von Chassepot (s. Chassepotgewehr) angenommen.

Die Überlegenheit, welche dieses Gewehr im Deutsch-Französischen Kriege von 1870 und 1871 zufolge seiner erhöhten Rasanz, Tragfähigkeit und Feuergeschwindigkeit über das deutsche Z. zeigte, führte noch vor Beendigung des Kriegs zu dem Entschluß, ein neues Gewehrmodell vom Kaliber 11 mm, welches in ballistischer wie technischer Hinsicht allen Anforderungen genügen sollte, für die deutsche Armee (zunächst ausschließlich Bayerns, welches in seinem Werdergewehr schon eine hinreichend leistungsfähige Konstruktion besaß) einzuführen. Bis zur definitiven Bewaffnung mit demselben, die einen längern Zeitraum in Anspruch nahm, mußte die schon vor dem Kriege beschlossene, durch denselben aufgeschobene Aptierung des Z. nach den Vorschlägen des Werkführers Beck der spandauer Gewehrfabrik (1872) Aushilfe gewähren. Mittels der Aptierung gelang es, sowohl die Feuergeschwindigkeit als die Tragweite des Z. so weit zu steigern, daß man mit einiger Aussicht auf Erfolg den vervollkommneten Hinterladern der andern Mächte entgegenzutreten hoffen durfte. Nachdem die Bewaffnung der aktiven Armee mit dem neuen Gewehr (M/71) vollendet war (1875), ist das aptierte Dreysesche Z. noch eine Zeit lang zur Ausrüstung von Reserve- und Besatzungstruppen beibehalten worden. Auch unter den Jagdgewehren sind Doppelflinten mit Zündnadelschloß sehr verbreitet, besonders eine Konstruktion von Fr. von Dreyse (s. d.). (Vgl. auch Handfeuerwaffen und Jagdgewehre.)

Zündnadelstandbüchse, s. u. Amusetten.

Zündschnur, s. unter Zündungen.

Zündungen sind Mittel zum Entzünden, namentlich von Schießpulver und ähnlichen Stoffen; sie kommen besonders in der Militär- und Marinetechnik in den vielfachsten Formen vor. Man unterscheidet zunächst Z., welche bei Feuerwaffen Anwendung finden, und Z. zu selbständigen, insbesondere Sprengzwecken. Die erstern zerfallen wieder in Z. zum Entzünden von Ladungen der Geschütze, resp. Gewehre, auch Geschütz-, resp. Gewehrzündungen genannt, und Z. zum Entzünden der Ladungen in Hohlgeschossen, diese heißen Geschoßzündungen oder Zünder. Z. zu reinen Sprengzwecken umfassen namentlich die Mittel zum Entzünden von Minenladungen und Ladungen der Torpedos (Seeminen). Einen wichtigen Einteilungsgrund des Gebiets der Z. bildet die Substanz, oder der Vorgang, auf dem die Thätigkeit der Z. beruht. Man unterscheidet hauptsächlich folgende Klassen: 1) Pulverzündungen, diese beruhen auf dem gewöhnlichen Schießpulver und bedürfen eines besondern Zündmittels, um selber in Brand zu geraten, wozu die glühende Kohle in Gestalt der Lunte (s. d.) benutzt werden kann. 2) Fulminante Z., auch Selbstzünder genannt, gründen sich auf die fulminanten Substanzen (chlorsaures Kali und Knallquecksilber), welche die Eigenschaft besitzen, durch Reibung, Schlag oder Stoß in Gasform überzugehen, sie sind im Gegensatz zur ersten Klasse von der Anwendung eines besondern Zündmittels unabhängig und daher in allen Fällen den Pulverzündungen vorzuziehen, wo es sich nicht um Fortleitung des Feuers auf größere Entfernungen handelt. 3) Chemische Z., sie beruhen auf der Zersetzung des chlorsauren Kalis in Kontakt mit Schwefelsäure und können bei Kontakttorpedos Anwendung finden. 4) Elektrische Z., sie entspringen der Eigenschaft des galvanischen Stroms, Wärme zu erzeugen, welche dann hervortritt, wenn der Strom gezwungen ist, von einer Kohlenspitze zur andern überzuspringen oder einen in die Leitung eingelegten Platindraht zu durchlaufen. Die elektrischen Z. sind bei der großen Geschwindigkeit des Stroms namentlich dann sehr wichtig, wenn es sich darum handelt, an einem entfernten Punkte in einem gewissen Augenblick die Entzündung hervorzurufen, wie bei Minen und Torpedos; sie werden jetzt auch vielfach zum Abfeuern der Geschütze auf Schiffen verwendet. 5) Steinzündung, beruht auf der Bildung von Funken bei gewaltsamer Berührung zwischen Stahl und gewissen harten Gesteinen (Feuerstein, Pyrit). Diese Zündungsweise wurde lange Zeit hindurch bei Gewehren angewendet. (S. Handfeuerwaffen.)

Die Pulverzündungen wurden bis in die neuere Zeit hinein als Geschützzündungen gebraucht, sind

aber jetzt fast gänzlich durch die fulminanten Z. verdrängt. Letztere kommen bei Geschützen hauptsächlich als Reibzündungen (Friktionsschlagröhren), bei Gewehren als Perkussionszündungen vor. (S. Perkussion und Zündhütchen.) Eine noch immer zur Anwendung kommende Pulverzündung ist die Zündschnur, welche entweder als langsam brennende sog. Bickfordsche Zündschnur (mit Kautschukumhüllung) bei solchen Gelegenheiten benutzt wird, wo es sich nur um Fortpflanzung des Feuers, weniger um den genauen Zeitpunkt der Entzündung handelt (z. B. beim Sprengen von Brücken und andern Bauten, Eisenbahnschienen u. s. w.), oder als schnellbrennende zur Entzündung von Minenladungen, wie die amerikanische und die Schießwoll-Zündschnur.

Zünfte nennt man die fachgenossenschaftlichen Handwerkerverbände in den besondern Formen, die sie im mittelalterlichen Städtewesen erhalten haben. Schon bei den Römern gab es «Collegia» der Handwerker, von denen man aber wenigstens so viel mit Bestimmtheit sagen kann, daß sie nicht zur Förderung gemeinschaftlicher gewerblicher Interessen dienten, also mit den spätern Z. nichts gemein hatten. In der Kaiserzeit scheinen sie eine Art von Steuergesellschaften gewesen zu sein, die für den Staat bestimmte Dienste und Naturallieferungen zu leisten hatten. In der erstern Periode des Mittelalters wurden auf den großen Fronhöfen die hörigen Handwerker desselben Gewerbes häufig zu Einungen oder Innungen (s. d.) verbunden, und da aus vielen dieser Höfe allmählich Städte geworden sind, so haben wahrscheinlich auch häufig solche hofrechtlichen, ursprünglich unfreien Verbände den Kern gebildet, aus dem durch Eintritt freier Handwerker Z. im eigentlichen Sinne hervorgegangen sind. Die letztern entstanden als freie Vereinigungen von Fachgenossen seit dem 12. Jahrh., vielfach auch im Zusammenhang mit den ältern Schutzgilden, und ihre weitere Entwickelung knüpfte sich an die Ausbildung und Erstarkung des Städtewesens und des mittlern Bürgerstandes. Von Anfang an hatten sie auch wohl den Zweck, die Kleinbürger gegen die Übergriffe der herrschenden Familien zu schützen, und infolge dieses Strebens erlangten sie zeitweise auch eine hervorragende Bedeutung für das polit. Parteileben der Städte.

Trotz des Widerstandes der Patricier, selbst der Kaiser, errangen diese untereinander verbundenen Korporationen inmitten der Kämpfe jener Zeit eine steigende Macht, sodaß man sich genötigt sah, die Satzungen der einzelnen Z. zu bestätigen und denselben, zum Teil nach schweren und blutigen Bürgerkriegen, Einfluß auf die städtische Verwaltung durch Wahl von Magistratsgliedern oder Deputierten &c. einzuräumen. Selbst die Städtebewohner, welche gar kein gewöhnliches Gewerbe trieben (Künstler, Gelehrte, unvermögende Adelige, Notare &c.), mußten dann, um im Gemeinwesen eine polit. Stellung zu erlangen, sich einer Zunft anschließen. Der engherzige Monopolgeist des spätern Zunftwesens trat in dieser Glanzperiode desselben noch nicht hervor. In dem Maße aber, wie der ursprüngliche Geist der Z. entwich und zugleich die einfachen gewerblichen Verhältnisse durch die allmähliche Entwickelung des Großbetriebes und des Welthandels gestört wurden, gewannen monopolistische Tendenzen immer mehr Boden. Es entstanden so nicht allein die Verbietungsrechte gegen alle Pfuscher und sog. Bönhasen, sondern auch die Abschließung einzelner Städte durch Verbot der Einführung fremder Arbeiten, die Beschränkung der Innungen auf eine geschlossene Zahl von Meistern oder wenigstens die äußerste Erschwerung jeder Vermehrung der Meisterzahl durch lästige Bedingungen beim Meisterwerden, endlich der Zunftzwang im engsten Sinne, nämlich eine solche Abgrenzung der Gebiete einzelner Handwerke durch die Zunftartikel, daß auch Meister ganz verwandter Handwerke gehindert wurden, mit ihren Fabrikaten das so abgegrenzte Gebiet zu überschreiten. Mit der Befestigung und Ausdehnung der landesherrlichen Macht und dem Untergange der städtischen Autonomie verschwand zwar die polit. Bedeutung des Zunftwesens, aber es wurde als polizeiliche Organisation der Gewerbe beibehalten. Die Notwendigkeit von Reformen wurde allerdings seit dem 18. Jahrh. immer mehr empfunden, und in Deutschland richteten sich unter anderm die Reichsgesetze von 1731 und 1764 und die Edikte Josephs II. von 1771 gegen die bestehenden Mißbräuche. Dagegen blieben überall die gewerblichen Vorrechte der Z. bestehen, wenngleich die veränderte Gestalt des technischen Betriebes, die Entstehung ganz neuer Gewerbe, welche demnach unzünftig blieben, die Ausbildung des Fabrikprinzips und die Berührung der Handwerker mit Handel und Fabriken in der Praxis mannigfache Milderungen der alten Strenge, zum Teil im eigenen Interesse und mit der Zustimmung der Handwerker, erzeugten. In England hatte das Zunftwesen schon im vorigen Jahrh. alle praktische Bedeutung verloren, wenn auch in den ältern Städten die Z. als bürgerliche Korporationen ohne gewerblichen Charakter noch heute bestehen. In den rasch aufgeblühten neuern Fabrik- und Handelsstädten dagegen gab es von Anfang an keine Z., und dieser Umstand, in Verbindung mit der großartigen Entwickelung der Industrie, genügte stets, um das gewerbliche Zunftwesen überhaupt in den Hintergrund zu drängen.

In Frankreich machte Turgot 1776 einen ersten, jedoch unglücklichen Versuch zur Aufhebung der Z. Ihre wirkliche Beseitigung erfolgte mit einem Schlage 1791. An ihre Stelle trat die volle Gewerbefreiheit, und Gleiches geschah später auch in den von der Französischen Revolution unmittelbar berührten Ländern. In den deutschen Staaten verlief der Prozeß gegen die Z. langsamer und in gleichem Schritte mit Entfaltung der wirtschaftlichen Interessen. In Preußen wurde 1810 die Gewerbefreiheit eingeführt; doch konnten die Z. als freie Innungen fortbestehen. In Österreich erfolgte die Einführung der Gewerbefreiheit 1859, jedoch mit Beibehaltung einer Art von obligatorischen Genossenschaften, in dem Königreich Sachsen 1862, in den thüring. Staaten 1863. Seit 1861 begann man auch in den übrigen deutschen Staaten, in Baden, Oldenburg, Württemberg (1862), Hamburg, Bremen, Frankfurt u. s. w., sich der Gewerbefreiheit zuzuwenden, in Bayern erfolgte sie erst durch Gesetz vom 30. Jan. 1868. Das Gesetz des Norddeutschen Bundes vom 8. Juli 1868 (das sog. Notgewerbegesetz) löste die Frage für sämtliche Bundesstaaten durchgreifend, indem hiermit die Z. und kaufmännischen Korporationen einfach das Recht verloren, andere vom Betriebe eines Gewerbes auszuschließen, und der Befähi-

zungsnachweis für den Gewerbsbetrieb (mit wenigen durch die Sache gerechtfertigten Ausnahmen) als nicht mehr erforderlich erklärt wurde. Der Ausbau dieses Notgesetzes zu einem wirklichen Gewerberecht ist durch die Gewerbeordnung für das Deutsche Reich (ursprünglich nur für den Norddeutschen Bund) vom 21. Juni 1869 erfolgt. Über die Bemühungen, die freien Innungen wieder in eine neue Form der Z. umzuwandeln und den Beitritt zu denselben zu erzwingen, s. Innung. Bisher ist der Beitrittszwang nur ein indirekter (auf Grund des §. 104e der Gewerbe-Ordnung, besonders nach dem Gesetz vom 8. Dez. 1884), aber die konservativen Führer dieser Bewegung geben die Hoffnung nicht auf, die eigentliche Zwangsinnung wieder ins Leben zu rufen. In Österreich ist dies durch das Gesetz vom 15. März 1883 geschehen, und seitdem gibt es auch dort wieder, wie in der alten Zunftzeit, unausgesetzt Streitigkeiten über die Abgrenzung der Berechtigung der einzelnen Handwerke, bei denen kleinlicher Brotneid die Hauptrolle spielt. In Italien ist die Arbeit vollkommen frei. Schweden hat Gewerbefreiheit seit 1846, Dänemark seit 1862. (S. Association, Freizügigkeit, Gewerbe, Gewerbegesetzgebung, Handwerk und Genossenschaften.)

Vgl. über die Geschichte des Zunftwesens im Mittelalter: Hüllmann, «Über das Städtewesen im Mittelalter» (4 Bde., Bonn 1825—29); Wilda, «Über das Gildenwesen im Mittelalter» (Preisschrift, Halle 1831); Barthold, «Geschichte der deutschen Städte und des deutschen Bürgertums» (4 Bde., Lpz. 1850—52); Wehrmann, «Die ältern lübeckischen Zunftrollen» (Lübeck 1864); Schönberg, «Zur wirtschaftlichen Bedeutung des deutschen Zunftwesens im Mittelalter» (Berl. 1868); Gierke, «Deutsches Genossenschaftsrecht» (Bd. 1, Berl. 1868); Brentano, «Die Arbeitergilden der Gegenwart» (Bd. 1, Lpz. 1871); Stahl, «Das deutsche Handwerk» (Bd. 1, Gieß. 1874); Stieda, «Die Entstehung des deutschen Zunftwesens» (Jena 1876); Schmoller, «Zur Geschichte der deutschen Kleingewerbe» (Halle 1870); derselbe, «Die straßburger Tucher- und Weberzunft» (Straßb. 1879); Neuburg, «Zunftgerichtsbarkeit und Zunftverfassung u. s. w.» (Jena 1880).

Zunge (lingua, glossa), das flache, vorn spitze, hinten breite Muskelorgan, welches frei beweglich auf dem Boden der Mundhöhle liegt, wird von drei Muskelpaaren gebildet, welche an benachbarten Knochen befestigt sind. Das eine Paar entspringt von der Innenseite des Kinns (genioglossus), erstreckt sich ein Stück nach hinten und schlägt sich nach hinten und vorn; dasselbe bewirkt das Hervorstrecken der Z. Das andere Paar entspringt vom Zungenbein (hyoglossus) und vermag die Z. nach hinten zu ziehen. Das dritte Paar, welches seitlich von der Mundhöhle, vom Griffelfortsatz des Schläfenbeins seinen Ursprung nimmt (styloglossus), hebt die Z. in die Höhe. Außerdem enthält die Z. noch eigene, nicht an Knochen sitzende Muskeln, welche sich vielfach mit den genannten durchkreuzen und die Gestalt der Z. verändern, sie wölben, rinnenförmig ausbuchten, zuspitzen u. s. w. Die gesamte Muskelmasse der Z. steckt in einem von Schleimhaut gebildeten Überzug, welcher unten durch ein schmales Bändchen, das Zungenbändchen (frenulum linguae), an dem Boden der Mundhöhle befestigt ist und ihre Beweglichkeit bis zu einem gewissen Grade beschränkt. Zeigt sich das Zungenbändchen zu lang, so ist es nötig, um der Z. die erforderliche Beweglichkeit zu erteilen, dasselbe einzuschneiden (Lösen der Zunge). Das hintere Ende der Z. heißt die Zungenwurzel (radix linguae), das vordere Ende die Spitze (apex), die nach oben gekehrte Fläche der Rücken (dorsum). Auf letzterm hat die Schleimhaut der Z. zahlreiche, teils kurze kegelförmige, teils längere zugespitzte oder fadenförmige Wärzchen, die sog. Zungen- oder Geschmackswärzchen (papillae linguae s. gustus), neben zahlreichen Schleimdrüsen. Die Zungenspitze ist das feinste Tastorgan des Körpers. Zugleich mit dem Gaumen vermittelt sie die Geschmacksempfindungen; doch nehmen nur die Seitenränder der Z. solche wahr. (S. Geschmack.)

Vermöge ihrer großen Beweglichkeit befördert sie die Speisen beim Kauen unter die Zähne, hilft den Bissen formen und ihn in den Schlund befördern. Je nach ihrer Gestaltung erteilt sie der Mundhöhle eine sehr wechselnde Form und beteiligt sich auf diese Weise bei der Lautbildung. Eine gesunde Z. besitzt einen reinen blaßroten Rücken. Wird aber der Schleimhautüberzug in seiner normalen Beschaffenheit verändert, so erscheint die Zungenoberfläche weißlich, wie man sich ausdrückt, belegt. Dies kommt zu Stande durch örtliche Reize (z. B. Tabakrauchen, scharfe Speisen), oder ist Teilerscheinung gewisser, namentlich den Darmkanal betreffender Krankheiten. Von besondern Krankheiten der Z. sind zu nennen Krebs, Entzündung, Vergrößerung, Lähmung und Verwundung.

Das Zungenbein (os hyoideum), ein hufeisenförmiger Knochen, der isoliert im vordern obern Teil des Halses liegt und vorzüglich durch Muskeln in seiner Lage erhalten wird, dient der Befestigung der Zungenwurzel und steht durch Muskeln und Bänder mit dem Kehlkopf in Verbindung.

Der Zungennerv (nervus lingualis) entstammt aus dem dritten Ast des sog. dreigeteilten Nerven. (S. Gehirn, Bd. VII, S. 663[b].)

Zunge (Solea vulgaris), Fisch, s. u. Scholle.

Zungenanthrax, s. Milzbrand.

Zungenfleischnerven, s. u. Gehirn, Bd. VII, S. 664[a].

Zungenlose (Aglossa), Familie der Batrachier (s. d.), ohne Zähne und mit ringsum angewachsener Zunge.

Zungenmagennerven (nervi vagi), das zehnte Hirnnervenpaar, s. Gehirn, Bd. VII, S. 664[a].

Zungennerv, s. unter Geschmack.

Zungenpfeifen, die Pfeifen eines Zungenwerks (s. d.).

Zungenreden, s. Glossolalie.

Zungenschlundkopfnerven (nervi glossopharyngei), das neunte Hirnnervenpaar, s. Gehirn, Bd. VII, S. 664[a].

Zungenvorfall, s. Glossocele.

Zungenwerk nennt man ein in einem Orgelwerk vorhandenes Register, welches sich in der Konstruktion von den Labialregistern wesentlich unterscheidet. Die eigentlichen Pfeifen des Z. sind nur Aufsätze und Schallbecher, welche zum spezifischen Klange nichts beitragen, sondern nur dazu dienen, den Ton voller erklingen zu lassen. Der Ton selbst wird im Fuße, hier Stiefel genannt, durch die im Mundstück hin und her schwingende messingene Zunge erzeugt. Die Art der Zunge gibt dem Ton sein spezifisches Klanggepräge. Z. ent-

halten ferner die Harmoniums, Drehorgeln, Harmonikas u. s. w. Der Orgel geben die Z. besondern Glanz und Würde im Ton.

Zungenwürmer (Linguatelidae) ist der Name einer eigentümlichen Ordnung der Spinnentiere. Im ausgebildeten Zustande sind sie wurmförmig, geringelt, haben am Munde zwei Paar Haken; das Nervensystem ist sehr vereinfacht, Sinneswerkzeuge, Circulations- und Respirationsorgane fehlen. Die Weibchen sind vier- bis fünfmal so lang wie die Männchen. Die einfache Organisation der Z. ist die Folge ihrer Lebensweise, sie finden sich nämlich als Parasiten in den Atmungsorganen von Wirbeltieren, Raubtieren, Schlangen u. s. w. Die bekannteste Art (Pentastomum taenioides) wird ausgebildet im weiblichen Geschlecht über 80, im männlichen gegen 20 mm lang und findet sich in der Nasenhöhle und den mit dieser in Zusammhang stehenden Erweiterungen von Hunden und Wölfen. Die Embryonen (Tafel: *Spinnentiere und Tausendfüße*, Fig. 2 a) gelangen, in ihren Eihüllen eingeschlossen, mit dem Nasenschleim ihres Wirtes durch Niesen u. s. w. nach außen auf allerlei Vegetabilien, mit diesen in den Magen von Hasen und Kaninchen, verlassen hier das Ei und bohren sich, versehen mit zwei hakenartigen Fußpaaren (Fig. 2b), durch die Magen- oder Darmwand hindurch und kommen in die Leber, wo sie sich einkapseln, wachsen und zu einer noch nicht geschlechtsreifen Larve von ähnlicher Gestalt, aber geringerer Größe wie die Alten werden (Fig. 1, unter dem Namen von P. denticulatum, als eigene Art beschrieben), später die Kapsel, in welcher sie eingeschlossen waren, durchbrechen, aus der Leber aus- und in benachbarte Weichteile, Muskelfleisch u. s. w. einwandern. Kommen sie mit dem Fleisch ihres, wahrscheinlich durch die von ihnen erzeugten Krankheitserscheinungen ermatteten und daher leichter zu fangenden Wirtes in die Mundhöhle von Hundearten, so dringen sie von hier in die Räume der Rachen- und Nasenhöhle ein, wo sie geschlechtsreif werden und hier produzieren; der ganze Entwickelungscyklus dauert ein Jahr. Vgl. R. Leuckart, «Bau und Entwickelung der Pentastomen» (Lpz. u. Heidelb. 1860).

Zünsler (Pyralidae), Familie der Mikrolepidopteren, ausgezeichnet durch zarte, in der Ruhe ein hohes Dach bildende Flügel; die Fühler sind borstenförmig, die Lippentaster (Palpen) sehr ansehnlich und treten weit hervor. Die Raupen sind 14—16füßig, leben in zusammengesponnenen Pflanzenteilen oder im Mark, manche von tierischen Substanzen, von Fett, in Bienenstöcken, von Mehl u. s. w. Hierher gehören die Mehlzünsler (s. d., Asopia farinella, Tafel: *Insekten III*, Fig. 18) und die Wachsmotte (s. d., Galleria mellonella, Fig. 20).

Zunz (Leop.), ausgezeichneter israel. Gelehrter, geb. 10. Aug. 1794 in Detmold, kam 1803 nach Wolfenbüttel in die Samsonsche Freischule. An letzterer wirkte er seit 1810 als Elementarlehrer, während er das Gymnasium besuchte. Von 1815 bis 1819 studierte er in Berlin Philologie, wirkte 1820—22 als Prediger an der berliner deutschen Synagoge, 1824—32 als Mitredacteur an der «Spenerschen Zeitung» und gleichzeitig 1825—29 als Direktor der neugegründeten jüd. Gemeindeschule. Er ging 1835 als Prediger nach Prag, kehrte aber bald nach Berlin zurück und erhielt hier die Leitung des 1839 errichteten Lehrerseminars, eine Stellung, die mit dem Seminar selbst im März 1850 aufhörte. Z. ist Begründer der wahrhaft wissenschaftlichen Behandlung der jüd. oder sog. rabbinischen Litteratur. Bahnbrechend wirkte bereits die kleine Schrift: «Etwas über die rabbinische Litteratur» (Berl. 1818), sowie auf dem Gebiet der jüd. Lebensbeschreibungen sein «Raschi» in der «Zeitschrift für Wissenschaft des Judentums» (1822—23). Seine Hauptwerke sind: «Die gottesdienstlichen Vorträge der Juden» (Berl. 1832), «Die synagogale Poesie des Mittelalters» (Berl. 1855), «Die Ritus des synagogalen Gottesdienstes geschichtlich entwickelt» (Berl. 1859) und die «Litteraturgeschichte der synagogalen Poesie» (Berl. 1865, mit Nachtrag 1867). Ferner schrieb er das Sammelwerk «Zur Geschichte und Litteratur» (Bd. 1, Berl. 1845) und «Die Namen der Juden» (Berl. 1836). Seine «Gesammelten Schriften» erschienen in drei Bänden (Berl. 1875—76). Er war auch Redacteur der von 1839 an erschienenen Bibelübersetzung, an der außer ihm H. Arnheim, Mich. Sachs und Jul. Fürst gearbeitet hatten. Z. starb in Berlin 17. März 1886.

Zupfmaschinen dienen als Ersatz für die Handarbeit, um das in gedrehten Zöpfen in den Handel kommende Roßhaar, ehe es zum Polstern u. s. w. verwendet wird, auseinander zu zupfen.

Zurbaran (Francisco), berühmter span. Maler, geb. 7. Nov. 1598 zu Fuente de Cantos in Estremadura, Schüler des Juan de las Roelas in Sevilla, hat sich seinen Stil selbst geschaffen. Man hat diesen strengen Realisten den span. Caravaggio genannt, aber seine Schatten sind von Reflexen erhellt, seine Kraft der Charakteristik und selbst der Plastik ist bedeutender. Seine Mönchs- und Heiligengeschichten sind oft mit meisterhaften Bildnissen angefüllt. In der Zeit von 1625 bis etwa 1638 schuf er eine erstaunliche Zahl großer Bildercyklen für Klöster und Kirchen Andalusiens, sein Meisterwerk, die Apotheose des heil. Thomas (Museum zu Sevilla), den Petrusaltar der Kathedrale daselbst, die Historien des heil. Bonaventura, die Bilder des Cartieja bei Xeres, die der zwei Mercenarierklöster in Sevilla, die Bilder in Guadalupe. Schon 1633 heißt er königl. Maler, 1630 malte er die Herculesarbeiten für Buen Retiro. In seinen spätern Werken (Mariabildern) ist der Chiaroscuro weicher, sind die Formen idealer. Z. starb 1662.

Zurechnung (imputatio) heißt das Urteil über die Verbindung einer äußern Erscheinung mit ihrem Urheber oder der Ausspruch, daß irgend eine Person als Ursache einer That betrachtet werden müsse. Dieses Urteil hat einen zweifachen Inhalt: nämlich die bloß *faktische Zurechnung* (imputatio facti), daß jemand der Thäter sei, z. B. den Tod eines andern bewirkt habe, Z. zur That, und die *rechtliche Zurechnung* (imputatio juris), daß der Thäter auch für seine Handlung verantwortlich sei, *Zurechnung zur Schuld*. Wenn es sich ergibt, daß ein Wahnsinniger einen umgebracht hat, daß ein Soldat auf Befehl seines Vorgesetzten einen erschossen hat, so muß beiden der Erfolg als ihre That zugeschrieben werden; aber eine Schuld kann ihnen nicht beigemessen werden. Sowohl die Z. zur That als zur Schuld haben gewisse Abstufungen. Die Z. zur That ist vollständig, wenn die Handlung als die für sich allein hinreichende Ursache des eingetretenen Erfolgs betrachtet werden muß, z. B. der Tod durch eine hinlängliche Dosis Gift, durch eine für sich allein tödliche, wenngleich zuweilen heilbare Verletzung. Dieselbe ist dagegen unvoll-

ständig, wenn die Handlung für sich allein den Erfolg nicht haben konnte oder gehabt haben würde, sondern eine andere Ursache, z. B. eine Erkältung oder schlechte ärztliche Behandlung des Verwundeten, eine zweite Verletzung u. dergl., hinzutrat. Bei der vollkommenen Z. zur That unterscheidet sich noch die geradezu notwendige Wirkung einer Handlung, z. B. die Tötung durch völlige Erdrosselung eines Menschen, von der, welche zwar einer Mitwirkung anderer Ursachen nicht bedarf, aber doch zuweilen hätte abgewendet werden können. Diese Unterscheidung ist für die Z. zur Schuld von Wichtigkeit. Denn der Unterschied, welcher sich bei dem objektiven Causalzusammenhange machen läßt, tritt auch subjektiv ein zwischen dem Urheber der That, dessen Handlungen, seien es eigene oder durch andere in seinem Auftrage verrichtete (auctor und coauctor), den Erfolg vollständig bewirkt haben, und zwischen dem Gehilfen, der nur mitwirkend und ohne sich zum Ganzen mit verabredet zu haben (socius principalis und minus principalis, je nachdem er einen größern oder geringern Anteil am Erfolge, an der That selbst oder nur den Nebenhandlungen nahm), und dem Begünstiger, welcher nur zu den mitwirkenden Ursachen etwas beitrug und dem Thäter nach der That noch behilflich war.

Die Z. zur Schuld geht vor allem davon aus, daß die That, d. h. die Handlung mit ihrem Erfolg, aus dem Willen eines Menschen hervorgegangen sein muß. Sie fällt also ganz hinweg, wo dieser Wille nicht zu einem menschlich-vernünftigen entwickelt oder gänzlich unterdrückt ist, bei Kindern, Wahnsinnigen und andern, die sich ihres Thuns gar nicht bewußt sind. Sie umfaßt aber nicht bloß den Fall des Vorsatzes, sondern auch den der unterlassenen schuldigen Aufmerksamkeit, das sorglose Begehen solcher Handlungen, welche leicht andern gefährlich werden können. Diese Fahrlässigkeit (culpa) zieht in der Regel eine Verbindlichkeit zum Schadenersatze, aber auch bürgerliche Strafen nach sich, vorzüglich wenn die Handlung schon an sich gesetzwidrig war. Die Z. im eigentlichen Sinne trifft den vorsätzlichen Urheber oder den Vorsatz, welcher aber wieder die Abstufungen des bestimmten und festen Vorsatzes bei kaltem Blute (animus praemeditatus); des bestimmten, aber in der ersten Anreizung zum Handeln gefaßten und ausgeführten Vorsatzes; des unbestimmten Vorsatzes, wenn z. B. der Zornige blind auf seinen Gegner zuschlägt (dolus indeterminatus), und eines gleichfalls unbestimmten, aber schon zunächst auf etwas Gesetzwidriges gerichteten Vorsatzes hat (nach Feuerbach culpa dolo determinata und der dolus indirectus der Eltern). Die volle Z. zur Schuld trifft meist nur den bestimmten und festen Vorsatz, den mutwilligen, durch keine fremde Schuld gereizten, geflissen, mit festem Vorsatze, d. h. mit Bewußtsein des Unrechts handelnden Thäter. Die Gründe, welche die Strafe ausschließen oder mildern, behandelt das Reichsstrafgesetzbuch in §§. 51—58.

Vgl. Krafft-Ebing, «Grundzüge der Kriminalpsychologie» (2. Aufl., Stuttg. 1882); derselbe, «Lehrbuch der gerichtlichen Psychopathologie» (2. Aufl., Stuttg. 1882); Lucas, «Die subjektive Verschuldung» (Berl. 1883); Liman, «Zweifelhafte Geisteszustände vor Gericht» (Berl. 1869); Hoppe, «Die Zurechnungsfähigkeit» (Würzb. 1877); Bruck, «Zur Lehre von der kriminalistischen Zurechnungsfähigkeit» (Bresl. 1878); Schwarzer, «Die Bewußtlosigkeitszustände als Strafausschließungsgründe» (Tüb. 1878); Clark, «An analysis of criminal liability» (Cambridge 1880); Spitta, «Die Willensbestimmungen und ihr Verhältnis zu den impulsiven Handlungen» (Stuttg. 1881); Sigwart, «Kleine Schriften» (Stuttg. 1881); Neumann, «Katechismus der gerichtl. Psychiatrie» (Bresl. 1884).

Zürgelbaum, s. unter Celtis.

Zürich, der erste Kanton der Schweiz, wird im N. vom Großherzogtum Baden und dem Kanton Schaffhausen, im O. von Thurgau und St. Gallen, im S. von Schwyz und Zug, im W. von Aargau begrenzt und umfaßt ein Areal von 1725 qkm. Der Boden erhebt sich von den Ufern des Rheins allmählich in südöstl. Richtung und wird von Höhenzügen durchzogen, welche mit Ausnahme der von Westen nach Osten streichenden Jurakette der Lägern meist den Flußläufen parallel von Südosten nach Nordwesten gerichtet sind. Der Albis im Westen, der Hohe Rhonen im Süden, die Nagelfluhgebirge des Schnebelhorns (1295 m), des Hörnli (1136 m), des Bachtel (1119 m) und des Allmann (1083 m) im Osten schließen sich an die Voralpen an; nach Norden werden die Höhenzüge niedriger; das Land wird zur welligen Hochebene, aus welcher da und dort breite, meist bewaldete Sandsteinrücken (Pfannenstiel, Irchel u. s. w.) aufsteigen. Der ganze Kanton gehört zum Gebiete des Rheins, der die Grenze gegen Baden und Schaffhausen bildet. Von Südwesten nach Nordosten folgen sich nacheinander die Flußgebiete der Reuß als Grenzfluß gegen Aargau, des Zürichsees und der Limmat mit der Sihl und der Reppisch, der Glatt mit dem Pfäffikersee, der Aa und dem Greifensee, der Töß und der Thur. Der Kanton zählt (1880) 317 576 E. meist deutscher Zunge (99 Proz.), worunter 283 134 Protestanten, 30 298 Katholiken, 806 Israeliten und 3338 Andersgläubige. Die Urproduction: Landbau, Viehzucht, Bergbau u. s. w. ernährt 30 Proz. der Bevölkerung. Von dem Areal entfallen 30,3 Proz. auf Waldungen, 2,4 Proz. auf Rebland, 61 Proz. auf Ackerland, Wiesen und Weiden, unproduktiv sind 6,3 Proz. Der Boden ist von Natur nicht gerade fruchtbar, aber vorzüglich angebaut. Das Klima ist ziemlich mild. Für Zürich (Sternwarte 470 m) beträgt das Jahresmittel 8,7° C., das Sommermittel 17,6°, das Wintermittel —0,3°; für den Gipfel des Uliberg (874 m) sind die entsprechenden Zahlen 6,4°, 14,4° und —1,7°. Der Landbau deckt, obwohl er musterhaft betrieben wird, den Getreidebedarf des stark bevölkerten Landes (184 E. auf den Quadratkilometer) kaum zur Hälfte. Das meiste Getreide liefert die Hochebene, die auch das meiste Obst erzeugt. Wein wird vorzüglich im Weinland (Thur- und unteres Töſsgebiet) und am See gebaut; die geschätztesten Sorten wachsen im Weinland bei Winterthur, bei Neftenbach am Irchel und bei der alten, 1862 aufgehobenen Benediktinerabtei Rheinau am Rhein. Die Viehzucht, meist mit dem Landbau verbunden, ist am See, im Reußgebiet und im Oberland (an der sankt-gallischen Grenze) am stärksten. Bei der Zählung von 1886 besaß der Kanton 5292 Pferde, 88 514 Rinder, 25 905 Schweine, 936 Schafe, 18 166 Ziegen, 19 448 Bienenstöcke. Nicht unbedeutend ist die Fischerei des Sees. Die Steinbrüche liefern Kalksteine, Sand- und Tuffsteine. Der Abbau der Pechkohlen von Käpfnach bei Horgen und der Schieferkohlen von Wetzikon und Dürnten liefert von Jahr zu Jahr einen geringern Ertrag;

dagegen wird namentlich in den Gebieten der Reppisch und der Glatt viel Torf gewonnen.

Die Industrie ernährt 46,5 Proz. der Bevölkerung. Ihre Hauptzweige sind die Verarbeitung von Baumwolle und Seide. Die Baumwollindustrie (Spinnerei, Weberei, Druckerei, Färberei) hat ihre Hauptsitze zu Uster und im Tößthale. Die Seidenindustrie, teilweise noch Hausindustrie mit Landbau verbunden, liefert hauptsächlich Kleiderstoffe und hat ihren Hauptsitz am See. Außerdem sind zu erwähnen die Maschinenfabriken und Gießereien von Zürich, Winterthur und Wald, die Papierfabrikation, die Strohflechterei, die Stickerei, die Fayencefabrikation und die Gerberei. Der Blüte des Gewerbfleißes entsprechend sind auch Handel und Verkehr, die 13 Proz. der Bevölkerung ernähren, von großer Bedeutung. Zur Einfuhr gelangen hauptsächlich Getreide, Schlachtvieh, Kolonialwaren und Rohstoffe für die Industrie, zur Ausfuhr Baumwoll- und Seidenwaren, Maschinen, Papier, Leder, Wein und Obst. Der Exporthandel sucht sein Absatzgebiet großenteils in überseeischen Ländern, namentlich in Nordamerika und Ostindien. Dem Verkehr dienen ein reich entwickeltes Straßennetz, die Dampfschiffahrt auf dem See und ein das Land nach allen Seiten durchziehendes Eisenbahnsystem, dessen Hauptknotenpunkte Zürich und Winterthur sind. Die wichtigsten Orte sind, außer der Hauptstadt Zürich und ihren Vorstädten, Winterthur, Wädenschwyl, Richterswyl und Horgen am See, Uster an der Aa, Wald und Wetzikon (4841 E.).

Die Verfassung ist demokratisch mit obligatorischem Referendum und Initiative; der Kantonsrat, je 1 Mitglied auf 2000 E., ist gesetzgebende, der Regierungsrat, 7 Mitglieder, vollziehende Behörde. In administrativer Hinsicht zerfällt der Kanton in 11 nach ihren Hauptorten benannte Bezirke. Jede Gemeinde besitzt einen Gemeinderat und einen Friedensrichter; jeder Bezirk ein Bezirksgericht. Kriminalfälle unterliegen dem Schwurgericht. Letzte Instanz ist das aus 9 Mitgliedern bestehende Obergericht. Für Handelsprozesse besteht ein besonderes Handelsgericht. Die Landeskirche ist die reformierte. Die reformierte Kirche steht unter der Synode und dem Kirchenrat; die Verbindung der kath. Gemeinden mit dem Bistum Chur wurde 1875 durch Beschluß des Kantonsrats aufgehoben, ohne daß seither eine förmliche Neuregelung der Verhältnisse erfolgt wäre. Das Schulwesen ist in vorzüglichem Zustande. Der Unterricht ist in den Volksschulen (Primär- und Sekundärschulen) obligatorisch und unentgeltlich. Von höhern Lehranstalten bestehen, außer dem Eidgenössischen Polytechnikum, die Universität, die Tierarzneischule, die Kantonsschule (Gymnasium und Industrieschule) und die höhere Töchterschule von Zürich, das Technikum und die höhern Stadtschulen von Winterthur und das Seminar von Küßnacht für Lehrer und Lehrerinnen. Nach der Staatsrechnung von 1885 betrugen die Einnahmen 6354059 Frs., die Ausgaben 5889125 Frs., das reine Staatsvermögen nach Abrechnung der Fonds zu besondern Zwecken 40372201 Frs. In militärischer Hinsicht bildet der Kanton mit Schaffhausen den Stammbezirk der 6. Division. Das Wappen ist ein von Silber und Blau schräg geteilter Schild.

Wie die Pfahlbauten des Züricher-, Greifen- und Pfäffikersees beweisen, schon vor der Römerzeit besiedelt, kam der heutige Kanton Z. mit dem übrigen Helvetien 58 v. Chr. unter röm. Herrschaft. Vom Ende des 3. Jahrh. an setzten sich Alamannen in dem Lande fest, welches 532 unter fränk. Hoheit kam, durch den Vertrag von Verdun dem deutschen Reiche zugeteilt und schon im 9. Jahrh. als Zürichgau von dem alten Thurgau ausgeschieden wurde. Mittelpunkt der Landschaft war die Stadt Z., die aus der römischen, durch ein Kastell auf dem jetzigen Lindenhof geschützten Zollstätte Turicum hervorging. Das mittelalterliche Z. verdankt sein rasches Aufblühen namentlich den Karolingern, von denen Karl d. Gr. das Chorherrenstift des Großmünsters (St. Felix und Regula) gegründet haben soll und Ludwig der Deutsche 853 seinen Hof Z. dem Großmünster vergabte, und so der Abtei Z. zur Herrschaft über die Stadt verhalf. Während drei Jahrhunderten übten die Grafen von Lenzburg, von 1177 an die Herzöge von Zähringen die Reichsvogtei über Z. aus. Durch das Erlöschen dieses Hauses 1218 erlangte Z. die Reichsfreiheit. Schon seit 1292 mit Uri und Schwyz verbündet, trat es 1351 der Eidgenossenschaft bei und wurde der Vorort derselben. Unablässig bemüht, ihr Gebiet zu erweitern, gewann die Stadt 1415 durch Eroberung das bisher österreichische Keller- oder Knonaueramt und die Mitregierung in der Grafschaft Baden und den Freien Ämtern, sowie in der Folge durch Kauf zahlreiche kleinere Herrschaften. Von 1436 an durch den Streit um das Erbe des Grafen Toggenburg den Eidgenossen entfremdet, trat es 1450 wieder in den Bund zurück, erwarb durch Kauf 1452 die Grafschaft Kyburg und 1467 die Hoheit über Winterthur. An den Burgunderkriegen (1474—76) nahm es unter seinem Bürgermeister Hans Waldmann in hervorragender Weise teil. Wie Bern durch seine Thatkraft in polit. Dingen, so stand Z. hinsichtlich der geistigen Entwickelung an der Spitze der Eidgenossenschaft. Die schweizer. Reformation 1519 ging von Z. aus. (S. Zwingli.) Im Verlauf des 16., 17. und 18. Jahrh. wich auch in Z. die demokratische Staatsform allmählich der aristokratischen, ohne indes wie in Bern, Luzern, Freiburg und Solothurn in starre Oligarchie auszuarten.

Der Umsturz der alten Eidgenossenschaft machte 1798 der Herrschaft der Stadt über das Land ein Ende; der Kanton wurde der helvet. Republik einverleibt, erhielt aber, nachdem er 1799 der Kampfplatz der franz., russ. und österr. Heere gewesen war (Schlachten bei Z., 3. und 4. Juni und 25. und 26. Sept.), 1803 seine Selbständigkeit wieder. Hatte sich schon während der Mediationsperiode (1803—14) allmählich das polit. Übergewicht der Stadt über das Landgebiet wiederhergestellt und 1804 einen Aufstandsversuch der letztern, den sogen. Bockenkrieg, herbeigeführt, so wurde die bevorrechtete Stellung der erstern durch die nur scheinbar repräsentativ-demokratische Verfassung von 1814 neu bestätigt. Die Mehrheit in den Räten, sowie fast alle höhern Beamtungen fielen den Bürgern der Stadt zu. Erst die polit. Bewegung, welche die franz. Revolution von 1830 auch in der Schweiz hervorrief, beseitigte die Vorrechte der Hauptstadt. Die Verfassungsreform, eingeleitet durch die Volksversammlung zu Uster (20. Nov. 1830), brachte dem Kanton eine wahrhaft repräsentativ-demokratische Verfassung, welche 20. März 1831 vom Volke mit großer Mehrheit angenommen wurde. Obwohl dieselbe 1838, 1840, 1851 und 1865 mancherlei Modifikationen erlitt, wurde doch ihr

Grundcharakter bis 1869 nicht wesentlich verändert. Nachdem der Umschwung eingetreten, wirkten eine Menge ausgezeichneter Männer (Melchior Hirzel, Dr. Ulrich, F. L. Keller, L. Meyer von Knonau, K. Orelli, J. J. Heß, Bluntschli, J. Th. Scherr, E. Sulzer, Füßli, Muralt u. s. w.) zusammen, um den Neubau des züricher Staatslebens zu begründen und weiter zu entwickeln. Der demokratische Sinn der Massen stieß sich jedoch an den Reformen von oben herab, und die Häupter der zurückgedrängten Reaktionspartei wußten dies mit Erfolg zu benutzen. Als die Regierung 1839 David Friedrich Strauß (s. d.), den Verfasser des «Leben Jesu», zu einer Professur an der züricher Hochschule berief, drang ein fanatisch erregter Haufe von 5000 bewaffneten Bauern unter Führung des Pfarrers Bernhard Hirzel von Pfäffikon in die Stadt Zürich ein, und es kam mit den Truppen zu blutigem Zusammenstoß. Die Regierung, unsicher und schwach, nahm in dem Wirrwarr die Flucht, und die Häupter des Aufstandes setzten eine provisorische Regierung ein. Bald darauf fand die Neuwahl des Großen Rats statt, womit die konservativ-reaktionäre Partei völlig zur Herrschaft gelangte.

Es trat nun eine heftige Reaktion namentlich auf dem kirchlichen Gebiete ein. Nur allmählich gelangte der Liberalismus wieder zu Einfluß, und zwar zunächst durch die eidgenössische Streitfrage über die aargauische Klosterangelegenheit, und erst 1845 erlangte derselbe wieder vollständig die Oberhand. J. Furrer, ein gemäßigter Fortschrittsmann und tüchtiger Charakter, wurde Bürgermeister, A. Escher dritter Gesandter Z.s an der Tagsatzung. Der Parteigeist verlor seitdem mehr und mehr an Schärfe, und es gab sich in dem polit. Leben des Kantons im ganzen ein maßvoller und versöhnlicher Liberalismus kund. In diesem Sinne wirkten auch die züricher Staatsmänner, als 1848 nach dem Sonderbundskrieg die eidgenössische Bundesreform ins Werk gesetzt wurde. In den sechziger Jahren trat indes im Volke wieder das Verlangen hervor, der Kantonalverfassung eine noch breitere demokratische Grundlage zu geben, und führte nach widerlichen Parteikämpfen zu der Verfassung vom 18. April 1868, welche durch Einführung des Referendums und der Initiative die reine Demokratie an die Stelle der repräsentativen stellte und 1877 durch Beschränkung der Zahl der Kantonsräte (1:2000 statt 1:1500) modifiziert wurde. Ein Jahrzehnt hindurch stand nun der Kanton unter dem Regiment der demokratischen (radikalen) Partei, bis es 1878 der gemäßigtliberalen Partei gelang, wieder einen gebührenden Anteil an der Leitung der Staatsgeschäfte zu erringen. Seither hat sich der Kanton ruhig entwickelt. Beide Parteien halten sich ungefähr das Gleichgewicht, und da auch die liberale Partei durchaus auf demokratischem Boden steht, betreffen die Parteifehden mehr persönliche, hier und da auch soziale, als politische Fragen. Die Abstimmungen über Revision der Bundesverfassung ergaben 1872 wie 1874 bedeutende Mehrheiten für die Annahme. Vgl. Meyer von Knonau, «Der Kanton Z.» (2 Bde., St. Gallen 1844—46); Bluntschli, «Züricherische Staats- und Rechtsgeschichte» (2 Bde., Zür. 1838—39); Bluntschli und Hottinger, «Geschichte der Republik Z.» (3 Bde., Zür. 1847—57; neue Aufl. 1870).

Zürich, Hauptstadt des gleichnamigen Kantons der Schweiz, liegt 413 m über dem Meere (Münsterbrücke) bei dem Ausfluß der Limmat aus dem Zürichsee am Fuße des Zürichberges (679 m) und zählt (1880) 25102, mit den neun Vorstädten zusammen 75956 E. meist deutscher Zunge und reform. Konfession. Die innere alte Stadt, zu beiden Seiten der Limmat gelegen, hat viele enge, unregelmäßige, oft steile Gassen mit hohen, finstern Häusern; die neuen Quartiere dagegen zeigen breite Straßen mit vielen palastartigen Gebäuden; der schönste Stadtteil ist die Bahnhofstraße, die vom Bahnhof zum See führt. Sechs Brücken, von denen die beiden obersten, die 1882—84 erbaute monumentale Kaibrücke und die Münsterbrücke die schönsten sind, verbinden die Große Stadt (rechts) mit der Kleinen und sind mit den Kais und der Bahnhofstraße als die Brennpunkte des Verkehrs zu betrachten. Von den ältern öffentlichen Gebäuden sind zu nennen: die Großmünsterkirche, eine roman. Pfeilerbasilika des 12. und 13. Jahrh. mit zwei got. Türmen und einem roman., 1851 erneuerten Kreuzgang; die Fraumünsterkirche, im 12. Jahrh. im roman. Stil begonnen, im 13. und 14. gotisch ausgebaut, die St. Peterskirche, die spätgot. Wasserkirche mit der reichen Stadtbibliothek (100000 Bände, 3000 Manuskripte) und dem Zwingli-Denkmal, die spätgot. Augustinerkirche, die jetzt für den altkath. Gottesdienst benutzt wird, das Rathaus 1694—98 im deutschen Renaissancestil erbaut, das Zunfthaus zur Meise, ein reicher Barockbau von 1750, das Helmhaus, 1789—90 aufgeführt mit dem Gewerbe- und dem antiquarischen Museum. Von den neuern Bauten zeichnen sich aus auf dem die Stadt überragenden Plateau über dem rechten Ufer die großartigen Gebäude des Eidgenössischen Polytechnikums, das Kantonsspital, die Kantonsschule, das Kunstgebäude mit der Gemäldesammlung, am rechten See- und Flußufer die Tonhalle mit einem Konzertsaal für 3000 Personen, das Schlachthaus und die Fleischverkaufshalle, auf der linken Flußseite der Bahnhof der Nordostbahn, einer der schönsten in Europa, und an der Bahnhofstraße, die aus einer Reihe palastartiger Gebäude besteht, die Linth-Escher-Schule, die Post, die Kreditanstalt, die Kantonalbank, das Gebäude der Bank in Zürich, der Centralhof und die Börse. Rings um die Stadt liegen, mit derselben eng verbunden, aber doch selbständige Gemeinden bildend, die Vorstädte Riesbach, Hottingen und Hirslanden, zusammen als Pfarrgemeinde Neumünster genannt, auf dem rechten See-Ufer; Fluntern, Ober- und Unterstraß rechts von der Limmat am Fuße des Zürichberges, Enge zwischen dem See und der Sihl, von der Stadt durch den Schanzengraben getrennt, Außersihl mit der neuen kath. Kirche, der Kaserne und den Zeughäusern, und Wiedikon links von der Sihl, mit den übrigen Stadtteilen durch fünf Brücken verbunden.

Z. ist nicht nur die blühendste und gewerbfleißigste Stadt der Eidgenossenschaft, sondern zugleich auch der Mittelpunkt des geistigen Lebens für die ganze deutsche Schweiz. Von jeher bestand hier ein reges wissenschaftliches und litterarisches Leben, wie die Namen Zwingli, Bullinger, Konrad Geßner, Hottinger, J. Scheuchzer, Bodmer und Breitinger, Salomon Geßner, Lavater, Pestalozzi, Meyer von Knonau, M. Usteri, Hirzel, Orelli, A. Escher von der Linth, K. Bluntschli, G. Keller, K. F. Meyer u. a. beweisen. An der Spitze der Unterrichtsanstalten stehen die Universität (gestiftet

29. April 1833) und das 1855 eröffnete Polytechnikum, welche beide mit ausgezeichneten Lehrkräften versehen sind. Außerdem sind noch verschiedene andere höhere Schulen (Kantonsschule u. s. w.), öffentliche wie private, vorhanden. Unter den Vereinen für wissenschaftliche und gemeinnützige Zwecke entwickeln besonders die von Keller, dem Entdecker der Pfahlbauten, 1832 gestiftete Antiquarische Gesellschaft, die Naturforschende Gesellschaft und die Künstlergesellschaft rege Thätigkeit. Unter den Wohlthätigkeitsanstalten sind, außer dem Kantonshospital, besonders das städtische Waisenhaus, das Pfrundhaus St. Leonhard und das Bürgerasyl, das Kinderspital, die Irrenanstalt im Burghölzli und die Blinden- und Taubstummenanstalt hervorzuheben. Z. hat die größte Ledermesse und den lebhaftesten Wechselverkehr der Schweiz und ist der Mittelpunkt der schweiz. Seidenindustrie. Daneben bestehen bedeutende Fabriken für Baumwollwaren, Maschinen, Gußwaren, Klaviere, Papier u. s. w. Eine wichtige Erwerbsquelle für die Bewohner ist auch der von Jahr zu Jahr wachsende Fremdenverkehr geworden, welchen die Stadt ihrer unvergleichlich schönen Lage und ihrem lebhaften geistigen und geselligen Leben verdankt. Dem Handels- und dem Touristenverkehr dienen die Linien Z.-Aarau, Z.-Romanshorn, Z.-Bülach, Z.-Brugg-Basel (Bözbergbahn), Z.-Rothkreuz-Luzern, Z.-Glarus-Linthtal und Z.-Winterthur-Schaffhausen der Schweizerischen Nordostbahn, die Linie Z.-Sargans-Chur der Vereinigten Schweizerbahnen, die Ütlibergbahn, die Dampferlinien des Sees und die 10,6 km lange Straßenbahn. Die schönsten Aussichtspunkte innerhalb der Stadt und ihrer Vorstädte sind die Terrasse vor dem Polytechnikum, die Hohe Promenade, die Katz, jetzt botan. Garten, der Lindenhof, der an der Stelle des röm. Kastells und der Kaiserlichen Pfalz liegt, die Kaibrücke und die Stadthausanlagen. Die Umgebungen bieten zahlreiche Zielpunkte für lohnende Spaziergänge und Ausflüge dar: Ütliberg (s. Albis), Zürichberg, Weid, Sihlwald u. s. w. (über die Geschichte s. Zürich, Kanton.) Vgl. Vögelin, »Das alte Z.« (2. Aufl., Zür. 1879 fg.); Hottinger, »Die Stadt Z.« (Zür.); Berlepsch, »Z. und seine Umgebungen« (Zür. 1867); »Z. und Umgebung. Herausgegeben vom Lehrerverein Z.« (Zür. 1883).

Maßstab 1:50.000 — Kilometer

Topographische Lage von Zürich.

Züricher Friede heißt der am 10. Nov. 1859 auf Grund der Präliminarien von Villafranca (s. d.) zu Z. abgeschlossene Friede zwischen Österreich, Frankreich und Sardinien. Derselbe beruht auf drei verschiedenen Verträgen (zwischen Frankreich und Österreich, zwischen Frankreich und Sardinien und zwischen Österreich und Sardinien); Österreich trat darin seine Rechte an die Lombardei, mit Ausschluß der Festungen Peschiera und Mantua, an Frankreich ab, welches dieselben wiederum an Sardinien übertrug. Sardinien übernahm drei Fünfteile der Schuld des Lombardisch-Venetianischen Leihhauses u. 40 Mill. Fl. der Nationalanleihe von 1854. Die beiden von dem sardin. Gesandten unterzeichneten Verträge enthielten nichts von dem »Italienischen Bunde«, der in den Präliminarien von Villafranca in Aussicht gestellt war, ebenso wenig von den vertriebenen Herrschern der drei Staaten Mittelitaliens, deren Rechte in dem franz.-österr. Spezialvertrage ausdrücklich vorbehalten waren. Die Ereignisse überholten auch diesen Vorbehalt, wie die Bildung eines Italienischen Bundes, sehr bald. (S. Italien, Geschichte; Sardinien [Königreich], Geschichte.)

Zürichsee oder Zürchersee, nächst dem Bodensee und dem Vierwaldstättersee der größte See der deutschen Schweiz, liegt 409 m über dem Meere zwischen den Kantonen St. Gallen, Schwyz und Zürich, ist 88 qkm groß, bei einer Länge von 40 km nur 1—3,5 km breit und erstreckt sich, halbmondförmig von O. nach W., NW. und N. gekrümmt, von der Einmündung des Linthkanals bei Schmerikon (Kanton St. Gallen) bis zum Ausfluß der Limmat bei Zürich. Durch die Landzunge von Hurden und den 1 km langen Eisenbahndamm, der dieselbe mit der Landspitze von Rapperswyl verbindet, wird der See in zwei ungleiche Hälften geteilt, den Obersee (etwa ein Viertel des Ganzen), in den auf dem rechten (sankt-gallischen) Ufer die Jona, auf dem linken (Schwyz) die Wäggithaler Aa mündet, und den eigentlichen Z., der fast ganz dem Kanton Zürich angehört. Im Obersee ist das Wasser von hellgrüner, im Z., der zwischen Herrliberg und Tischenloo seine größte Tiefe, 143 m, erreicht, von blaugrüner Färbung. Die Temperatur, an der Oberfläche nach der Jahreszeit und der Witterung wechselnd, beträgt am Grunde von 110 m an konstant 4° C. Bei seiner verhältnismäßig geringen Tiefe friert der See dann und wann vollständig zu, so 1830 und 1880. Von den 22 Fisch-

arten, die er beherbergt, sind die wichtigsten: der Flußbarsch, die Trüsche (Lota vulgaris), der Karpfen, die Rot- und die Seeforelle, der Hecht und der Aal.

Die Ufer beider Seebecken sind wenig gegliedert; abgesehen von den kleinen flachen Vorsprüngen oder «Hörnern», welche die einmündenden Flüsse und Bäche angeschwemmt haben, und den Landspitzen von Hurden und Rapperswyl, sind nur die kleinen Halbinseln Bächau und Au, beide am linken Ufer, zu erwähnen. Inseln besitzt der See nur zwei: die Ufnau (s. d.) und die Lützelau. Während der Obersee, dessen stiller, teilweise schilfbewachsener Spiegel von den Ausläufern der Schwyzer- und der Thuralpen umrahmt wird, voralpinen Charakter zeigt, gehört das untere Seebecken ganz dem Hügellande an und bietet mit seinen freundlichen Ufern und seiner von zahlreichen Schiffen und Booten belebten Wasserfläche eins der anmutigsten Landschaftsbilder der Schweiz. Rechts wird der See von der Kette des Pfannenstiels (853 m), links von einem 5—800 m hohen Ausläufer des Etzels umschlossen, der von der Albiskette durch das Thal der Sihl getrennt wird. Von den waldgekrönten Rücken beider Höhenzüge senken sich sanfte, mit Weinbergen und Obstgärten, Kornfeldern und Wiesen bekleidete Hänge zum Ufer hinab, das von einem fast ununterbrochenen Kranze wohlhabender Ortschaften mit stattlichen Kirchen, Schlössern und Villen umgeben ist. Nach Süden zeigen sich bei hellem Wetter über dem Seespiegel und den grünen Vorbergen die Felsketten der Schwyzeralpen überragt von den Schneegipfeln von Glarus und Uri: Glärnisch, Tödi, Scheerhorn, Bristenstock u. s. w. Der Seeverkehr wird durch 20 Dampfer, viele Lastkähne («Lädischiffe»), Ruder- und Segelboote vermittelt. Dem linken Ufer entlang zieht sich die Bahnlinie Zürich-Richterswyl-Glarus, von welcher bei Zürich die Ütlibergbahn, bei Wädenswyl die Bergbahn nach Einsiedeln abzweigen; dem rechten folgt von Rapperswyl bis Schmerikon die Linie Zürich-Sargans-Chur, die mit jener mittels der den See durchsetzenden Querlinie Rapperswyl-Pfäffikon verbunden ist. Vgl. Escher, «Beschreibung des Z.» (Zür. 1692); «Z. und Umgebung. Herausgegeben vom Lehrerverein Zürich» (Zür. 1883).

Zurita (Geronimo), span. Geschichtschreiber, geb. 4. Dez. 1512 zu Saragossa, erhielt in Alcalá eine gründliche Bildung. Während er in öffentlichen Ämtern sich auszeichnete, durchforschte er zugleich die alten span. Chroniken, sowie die ihm zugänglichen Archive und sichtete kritisch die gewonnene Ausbeute. Im J. 1543 wurde er in den Angelegenheiten des Magistrats zu Madrid zu Karl V. nach Deutschland geschickt. Später ward er in den Staatsrat Philipps II. gewählt und sein Sekretär. Als 1547 die aragon. Stände beschlossen, einen Geschichtschreiber des Landes anzustellen, fiel auf ihn die Wahl. Nach langen Vorbereitungen erschienen seine trefflichen «Anales de la corona de Aragon» (6 Bde., Sarag. 1562—80), die fortgesetzt wurden von d'Argensola und Vincent de Blasco-Lanuza (2 Bde., Sarag. 1622). Z. starb 3. Nov. 1580. Bei entschiedenem Talent eines pragmatischen Geschichtschreibers, hemmte ihn doch die Rücksicht auf Philipp II. Z. schrieb ferner wichtige Nachträge und Berichtigungen zu Pedro Lopez de Ayalas Chroniken der castil. Könige (Sarag. 1683).

Sein Sohn, Geronimo Z. de Olivan, besorgte von den ersten Bänden der «Anales» 1585 eine neue Ausgabe. Das ganze Werk erschien 1610 zu Saragossa in sechs und 1669 in sieben Foliobänden. Ein Auszug von Z. selbst, unter dem Titel «Indices rerum ab Aragoniae regibus gestarum ab initiis regni ad annum 1410» (Sarag. 1578), ist wieder abgedruckt in Schotts «Hispania illustrata» (Bd. 3).

Zurückartung, s. u. Abarten.

Zurückhaltungsrecht, s. Retentionsrecht.

Zurückwerfung (des Lichts), s. Reflexion.

Zurundung (landwirtschaftlicher Grundstücke), s. Arrondierung.

Zusammendrückbarkeit, s. Kompressibilität.

Zusammengesetztblütige Pflanzen, soviel wie Kompositen.

Zusammengesetzte Körper (im chem. Sinne), s. unter Chemie, Bd. IV, S. 227.

Zusammenlegung der Grundstücke, s. Arrondierung und Dismembration.

Zusammenschwemmungsgebilde, s. unter Klastische Gesteine.

Zusammensetzung oder Komposition im grammatischen Sinne besteht darin, daß zwei oder mehrere Wortstämme so verbunden werden, daß sie unter einen Accent fallen und der letzte von ihnen flektiert (dekliniert oder konjugiert) wird. Die Z. drückt immer nur Einen Begriff aus. Die ein Nomen enthaltenden zusammengesetzten Verba sind immer von zusammengesetzten Nomina abgeleitet, sodaß zur Erkennung des Wesens der Z. die Betrachtung der Nomina genügt; die mit Präpositionen zusammengesetzten Verba, z. B. beistehen, aufhalten, auch die, welche im Satze von der Präposition untrennbar sind, wie z. B. unterschlagen, sind nur im uneigentlichen Sinne Komposita, da in ältern Perioden der Sprachgeschichte die Präposition dem Verbum nur als adverbiale Bestimmung dient und eine selbständige Stellung im Satze hat. Von der Z. ist zu unterscheiden die Zusammenrückung oder uneigentliche Z., bei der selbständig flektierte Worte unter einen Accent verbunden werden und so das Ansehen von Komposita erhalten, z. B. Blumenduft, wo «Blumen» der wirkliche Genitiv ist. Die Regeln der Z. für die german. Sprachen behandelt ausführlich J. Grimm im zweiten Teil der «Deutschen Grammatik».

Zusammentreffen mehrerer Verbrechen, s. Konkurrenz der Verbrechen.

Zusatzakte, s. Additionalakte.

Zuschneidemaschinen, mechan. Vorrichtungen zum gleichzeitigen Zuschneiden mehrerer Lagen Tuch, welche hauptsächlich in großen Etablissements zur Herstellung von Herrengarderobe in verschiedenen Konstruktionen zur Verwendung kommen.

Zusmarshausen, Flecken und Hauptort eines Bezirksamts (von 318 qkm mit [1880] 15 768 meist kath. E.) im bayr. Regierungsbezirk Schwaben, rechts an der zur Donau gehenden Zusam, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein Schloß und zählt 995 kath. E. Hier fand am 17. Mai 1648 ein Treffen zwischen der schwed. Reiterei Königsmarcks und den Kaiserlichen unter dem Grafen Holzapfel statt, in welchem letzterer besiegt wurde und seinen Tod fand.

Zuständigkeit bedeutet den Geschäftskreis, der einer Behörde, insbesondere einem Gerichte zugewiesen ist. «Zuständiges Gericht» ist dasjenige, welches in einer Sache zur Ausübung der Gerichtsbarkeit, zur Prüfung und Entscheidung der Sache berufen ist. Die Z. der Gerichte ist reichsgesetzlich

siriert, darf weder durch die Landesgesetzgebung, noch durch die Justizverwaltung durchbrochen werden. Ausnahmegerichte sind unstatthaft. Niemand darf seinem ordentlichen Richter entzogen werden (Gerichtsverfassungsgesetz für das Deutsche Reich, §. 16). Die Z. ist nach verschiedenen Gesichtspunkten geordnet. (S. Gericht und Gerichtsstand.) Man spricht von Z. auch in Bezug auf einzelne Amtshandlungen; als Regel gilt hier, daß ein Gericht solche nur innerhalb seines Sprengels vornehmen darf. (S. Rechtshilfe.)

Zustellung heißt im Prozeß die Mitteilung eines Prozeßaktes an eine Partei, welche darin besteht, daß das betreffende Schriftstück übergeben wird, unter gleichzeitiger Beurkundung der Z. (Zustellungsurkunde). Sie kann überall geschehen, wo der Adressat sich aufhält; hat er aber an diesem Ort eine Wohnung oder ein Geschäftslokal, so kann er außerhalb derselben die Annahme verweigern. Wird der Adressat in seiner Wohnung oder seinem Geschäftslokal nicht angetroffen, so tritt sog. Ersatzzustellung ein (z. B. an einen zur Familie gehörenden erwachsenen Hausgenossen) nach Maßgabe der §§. 166—169 der Civilprozeßordnung; bei unbegründeter Annahmeweigerung wird das Schriftstück zurückgelassen. Zustellungen innerhalb des Deutschen Reichs können bewirkt werden durch den Gerichtsvollzieher oder durch die Post, aber unter Mitwirkung eines Gerichtsvollziehers, welcher das Schriftstück zur Post gibt, während ein Postbote die Übergabe besorgt und beurkundet (davon verschieden ist die Z. durch Aufgabe zur Post, wobei der Gerichtsvollzieher durch Aufgabe zur Post die Z. vollzieht); unmittelbar von Anwalt zu Anwalt kann die Z. erfolgen unter Empfangsbescheinigung, wenn die Parteien durch Anwälte vertreten sind. Z. im Ausland werden durch Ersuchen vermittelt. Bei unbekanntem Aufenthaltsort des Adressaten (oder wenn Z. im Ausland unausführbar oder voraussichtlich erfolglos) wird öffentliche Z. bewilligt (durch Anheften an der Gerichtstafel, und bei Ladungen, Veröffentlichung im Amtsblatt und Reichs-Anzeiger). (S. Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich, §§. 152 fg. Über den Betrieb der Zustellung s. Prozeßbetrieb.)

Zütphen, gutgebaute, früher befestigte Stadt in der niederländ. Provinz Gelderland, am Einflusse der Berkel in die Yssel, über welche eine prächtige Eisenbahnbrücke führt, an der Linie Arnheim-Salzbergen der Niederländischen Staatsbahn, die hier nach Zwolle abzweigt, und an der Linie Amsterdam-Winterswijk der Holländischen Privatbahn, besteht aus der Alt- und Neustadt, wozu noch eine weitläufige Vorstadt kommt, und zählt 15400 E., deren Hauptnahrungszweig Schiffsfahrtsverkehr und Handel, namentlich Produkten- und Holzhandel bildet. Abgesehen von verschiedenen Säge-, Öl- und Cementmühlen und einer großen Papierfabrik ist das Fabrikwesen unbedeutend. Unter den öffentlichen Plätzen der Stadt zeichnen sich der Gravenhof, früher der alte Hof der Grafen von Z., und der große Gemüsemarkt aus. Von den Kirchen ist besonders zu nennen die im Anfange des 12. Jahrh. erbaute St. Walpurgiskirche (reformiert) mit alten Grabdenkmalen der Grafen und dem neuern Prachtmonument der Familie van Heeckeren, einer ausgezeichneten Orgel und einer kleinen Bibliothek. Ein anderes ansehnliches Gebäude ist das Stadtweinhaus mit gutem Glockenspiel und schönem Turm, der zwei Umgänge hat. Z. kommt schon im 10. Jahrh. als Stadt vor und war damals Sitz eigener Grafen, die 1107 ausstarben, worauf es an Geldern fiel. Die Stadt gehörte zur Hansa, in kirchlicher Beziehung zu Münster, wurde aber 1560 den Bischöfen von Deventer übergeben. Alba eroberte sie 1572 und ließ ihre sämtlichen Bürger hinrichten; bald darauf wurde Z. von den Geusen, 1583 wieder von den Spaniern eingenommen. Nachdem die Stadt 1584 und 1586 vergeblich von den Truppen des Statthalters belagert worden, gewann sie Moritz von Oranien 1591, worauf sie den Generalstaaten verblieb. Sie wurde 1672 von den Franzosen erobert, die ihre Befestigungen schleiften. Die Werke wurden nachmals hergestellt, doch sind sie jetzt wieder eingegangen. Z. fiel 1795 ohne Widerstand in die Hände der Franzosen und wurde 24. Nov. 1813 von den Preußen unter Oppen eingenommen. Nördlich von Z. 11 km entfernt liegt die Ackerbaukolonie Niederländisch-Mettray, 1851 zur Erziehung verwahrloster Knaben evang. Konfession nach Art des Rauhen Hauses gegründet.

Zütphen (Heinrich von), s. Heinrich von Zütphen.

Zuwachs, Zuwachsberechnung, Zuwachslehre, forstlich technische Ausdrücke, s. Forstabschätzung, Forsteinrichtung und Forstmathematik.

Zuwachsbohrer, ein von Preßler in Tharand erfundenes zweckmäßiges Instrument, das dazu dient, aus stehenden Bäumen 6—8 mm starke Späne in radialer Richtung herauszubohren, um durch Messung der Jahresringe derselben den Zuwachs des ganzen Baumes zu berechnen. Vgl. Preßler, «Zum Z.» (3. Aufl., Tharand 1883).

Zuwachsung, soviel wie Accession.

Zuyder- und Oosterafdeeling (Süd- und Ostabteilung), niederländ.-ostind. Residentschaft in Borneo, s. Bandjermassing.

Zuydersee, s. Zuidersee.

Zwang nennt man die Überwindung der Willensthätigkeit anderer oder die Bestimmung zu einem Thun oder Lassen gegen den Willen des handelnden Subjekts. Der Z. ist ein physischer, wenn äußere körperliche Mittel dazu gebraucht werden; ein moralischer oder psychischer, wenn er durch einen Druck aufs Gemüt ausgeübt wird. Z. beeinträchtigt die Freiheit des Willens und macht daher alle Verpflichtungen, welche durch ihn jemandem abgenötigt werden, insoweit ungültig, als er ungerecht war.

Zwangsarbeitshaus, s. Arbeitshäuser.

Zwangsdienst, soviel wie Frone.

Zwangsjacke, eine meist aus Segeltuch gefertigte Jacke mit sehr langen, die Armlänge um das Doppelte übertreffenden, nach vorn sich verengenden Ärmeln, bestimmt zur Beschränkung der obern Extremitäten heftig um sich schlagender oder ihren eigenen Körper insultierender Geisteskranker. Die Arme werden bei der Anlegung über der Brust gekreuzt und die freien Enden der Ärmel über dem Rücken zusammengeknotet. Die Z. wurde gegen Ende des 18. Jahrh. durch den ältern Pinel in die Psychiatrie eingeführt an Stelle der Ketten, welche damals in Frankreich wenigstens zur Unschädlichmachung aufgeregter Geisteskranker dienten, und sie bildete damals ohne Zweifel einen Fortschritt zur humanern Behandlung der Irren. Durch Conolly wurde an der Hand eines großen Beobachtungs-

materials zuerst praktisch der Beweis ihrer Entbehrlichkeit geführt, und es wird die Z. gegenwärtig in den bessern Irrenanstalten entweder gar nicht oder nur ausnahmsweise angewandt.

Zwangskurs nennt man den gesetzlich gebotenen Umlauf eines Papiergeldes (s. d.).

Zwangspaß, s. Paß.

Zwangsrechte, s. Bannrechte.

Zwangsvergleich ist das Abkommen des Gemeinschuldners mit der Gesamtheit der — nicht bevorrechtigten — Konkursgläubiger, daß der Konkurs aufgehoben und dafür die Gläubiger anderweitig befriedigt werden sollen; er muß allen Gläubigern gleiche Rechte gewähren, sofern nicht die zurückgesetzten einwilligen. Er ist nur nach dem allgemeinen Prüfungstermin und vor Genehmigung der Schlußverteilung möglich. Er kann nur vom Gemeinschuldner vorgeschlagen werden. Sein Abschluß erfolgt in einem Vergleichstermin; durch Zustimmung der Mehrheit der anwesenden stimmberechtigten Gläubiger, deren Gesamtforderungen mindestens drei Vierteile der Gesamtsumme aller zum Stimmen berechtigenden Forderungen betrugen. Er bedarf der Bestätigung des Konkursgerichts, das aus den in §. 172 der Konkursordnung bezeichneten Gründen des §. 173 ihn auf Antrag eines nicht bevorrechtigten Gläubigers zu verwerfen hat. Die rechtskräftige Bestätigung hat Aufhebung des Konkurses zur Folge, sodaß der Gemeinschuldner die Disposition über die Konkursmasse zurückgewinnt (soweit nicht der Z. etwas anderes bestimmt). Der rechtskräftig bestätigte Z. bindet alle nicht bevorrechtigten Konkursgläubiger, und bindet den Gemeinschuldner gegenüber allen nicht bevorrechtigten Konkursgläubigern, auch wenn sie dem Vergleich nicht zugestimmt oder dagegen gestimmt haben; der Beschluß der Mehrheit ist für alle maßgebend. Der Z. ist anfechtbar wegen Betrugs, er wird aufgehoben durch die rechtskräftige Verurteilung des Gemeinschuldners wegen betrüglichen Bankrotts; in beiden Fällen bleiben aber den Gläubigern ihre durch den Vergleich gewährten Rechte, nur der vergleichsmäßige Erlaß der Forderungen wird hinfällig. Im Fall der Verurteilung wegen betrüglichen Bankrotts wird bei genügender Masse auf Antrag eines Konkursgläubigers der Konkurs wieder aufgenommen. (Vgl. Konkursordnung, §. 160 fg.)

Zwangsvollstreckung hat einen Vollstreckungstitel zur Voraussetzung; derselbe hat immer urkundliche Form. Vollstreckungstitel sind namentlich die vollstreckbaren Urteile und die in Civilprozeßordnung §. 702 aufgezählten (z. B. gerichtliche Vergleiche, sog. vollstreckbare Urkunden, d. h. von einem deutschen Gericht oder von einem deutschen Notar innerhalb der Grenzen seiner Amtsbefugnisse in der vorgeschriebenen Form aufgenommene Urkunden, in welchen wegen eines Anspruchs auf eine bestimmte Geldsumme oder eine bestimmte Quantität anderer vertretbarer Sachen oder Wertpapiere der Schuldner sich der sofortigen Z. unterworfen hat). Vollstreckbarkeit haben rechtskräftige Endurteile (s. Rechtskraft), aber auch noch nicht rechtskräftige, welche für vorläufig vollstreckbar erklärt sind. Die vorläufige Vollstreckbarkeit ist ohne Antrag von Amts wegen auszusprechen in den in §. 648 der Civilprozeßordnung bezeichneten Fällen (z. B. in Urteilen, welche im Urkunden- oder Wechselprozeß erlassen werden); auf Antrag in den Fällen des §. 649 (z. B. Urteile auf Räumung in Mietstreitigkeiten), sowie allemal dann, wenn glaubhaft gemacht wird, daß die Aussetzung der Vollstreckung dem Gläubiger einen schwer zu ersetzenden oder schwer zu ermittelnden Nachteil bringen würde, oder wenn sich der Gläubiger erbietet, vor der Vollstreckung Sicherheit zu leisten. In allen Fällen kann auf Antrag das Gericht die vorläufige Vollstreckung von einer vorgängigen Sicherheitsleistung des Gläubigers abhängig machen; andererseits muß es dem Schuldner auf seinen Antrag nachlassen, durch Sicherheitsleistung oder Hinterlegung die Vollstreckung abzuwenden, wenn nicht der Gläubiger Sicherheit leistet. Zu versagen ist die vorläufige Vollstreckbarkeit, wenn glaubhaft gemacht wird, daß die Vollstreckung dem Schuldner einen unersetzlichen Nachteil bringen würde. Urteile in Ehesachen können nicht für vorläufig vollstreckbar erklärt werden.

Zur Z. bedarf es einer vollstreckbaren Ausfertigung des Vollstreckungstitels. Vollstreckbar ist die Ausfertigung, welche mit der Vollstreckungsklausel (s. Civilprozeßordnung, §. 663) versehen ist. Nach der Civilprozeßordnung erfolgt in der Regel die Z. durch einen im unmittelbaren Auftrag des Gläubigers, unabhängig vom Gericht, handelnden Gerichtsvollzieher (s. d.); nur in einzelnen Fällen wird das Gericht thätig. Die Z. ist verschieden nach Verschiedenheit der Ansprüche, um deren Durchsetzung es sich handelt. Die Z. wegen Geldforderungen in das bewegliche Vermögen des Schuldners wird durch Pfändung bewirkt; diese begründet jetzt ein eigentliches Pfandrecht, mit der Kraft eines vertragsmäßigen Faustpfandrechts, das Pfand- und Vorzugsrechten vorgeht, die nicht im Konkurs den Faustpfandrechten gleichgestellt sind. Die Z. in unbewegliches Vermögen ist landesgesetzlich geregelt. Sind Sachen herauszugeben, so werden sie vom Gerichtsvollzieher dem Schuldner weggenommen und dem Gläubiger übergeben. Soll der Schuldner eine Handlung vornehmen, die auch ein anderer vornehmen kann, so wird auf seinen Antrag der Gläubiger vom Gericht ermächtigt, sie auf Kosten des Schuldners ausführen zu lassen, deren Vorschießung er verlangen kann. Auf persönliche Handlungen und Unterlassungen wird durch Strafe (Geldstrafe, Haft) hingewirkt. (S. Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich, 8. Buch.)

Zwangsvorstellungen, psychiatr. Bezeichnung für Ideen, die zwangsmäßig oft und unmotiviert wiederkehren und einesteils hierdurch (durch das stete Durchkreuzen des normalen Gedankenganges), anderteils durch den oft absurden Inhalt sehr lästig werden können. Solange die Vernunftkritik frei bleibt, so lange als die Kranken sich bewußt sind, daß ihre Z. thöricht, unsinnig sind, kann man von einer eigentlichen Geisteskrankheit nicht sprechen. Fällt die Vernunftkritik fort, so ist der Übergang der Z. in Wahnideen gegeben; doch kommt dies im allgemeinen selten vor.

Zwangswirtschaft ist eine wirtschaftliche Organisation, in welcher Leistungen und Gegenleistungen sich nicht auf Grund freier Vereinbarung in gleichen Werten austauschen, auch nicht freiwillige Mehrleistungen von der einen Seite stattfinden, sondern dem einen Teil zwangsweise Leistungen auferlegt werden, ohne daß er sich ein bestimmtes Äquivalent dafür ausbedingen kann. Die privatwirtschaftliche Form der Z. ist die Sklaverei;

gemildert erscheint sie in der Hörigkeit und Leibeigenschaft. Eine öffentlich-rechtliche Z. führt in einem gewissen Sinne der Staat, sofern er nötigenfalls von den Einzelnen Abgaben zwangsweise eintreibt, ohne denselben eine bestimmte, von ihnen gewünschte Gegenleistung zu gewähren. Jedoch ist nicht außer Acht zu lassen, daß in den Verfassungsstaaten alle Steuern durch die Vertreter der Gesamtheit bewilligt werden müssen. Eine kommunistische Gesellschaftsorganisation würde eine allgemeine Z. darstellen, sofern der Anteil an der Gesamtproduktion, den der Einzelne für seine Mitarbeit erhielte, wenn er auch reichlich bemessen wäre, doch nicht im freien Verkehr, sondern durch irgend eine obere Instanz festgestellt würde.

Zwanzigguldenfuß (Konventionsfuß), s. Münzfuß.

Zwanzigkreuzer oder Zwanziger, soviel wie Kopfstück (s. d.).

Zwarteberge, ein Gebirge in der Kapkolonie (s. d.), im Süden der Karroo, bis 2324 m hoch.

Zweck (finis) ist im eigentlichen Sinne der Inhalt des bewußten Wollens, d. h. die Vorstellung desjenigen, was gewollt wird. Diesem Z. gegenüber werden teils diejenigen Handlungen, zu welchen sich der Mensch entschließt, um denselben zur Wirklichkeit zu machen, teils die dabei vorausgesehenen natürlichen Folgen des Handelns, welche zur Realisierung des Z. dienen, als Mittel bezeichnet, und für die gesamte Welt des Willenslebens gilt das Grundgesetz, daß, wer den Z. will, auch die Mittel wollen muß, ein Gesetz, dessen Gültigkeit diejenige des Causalgesetzes, wonach jedes Geschehen seine bestimmten Ursachen haben muß, voraussetzt und dessen Anwendung eine mehr oder minder ausgebreitete Kenntnis der in der Welt bestehenden Causalverhältnisse auf seiten des wollenden Subjekts erfordert. Es ist klar, daß, was in der einen Willensbethätigung als Z. auftritt, in einer andern nur als Mittel für einen weitern Z. erscheinen kann, und umgekehrt: und dieser Relativität der Zweckbestimmungen gegenüber erhebt sich die Frage nach einem absoluten Zweck, d. h. einem solchen, der seinem Inhalt zufolge nur Z. und niemals Mittel zu einem andern Z. sein kann, eine Frage, welche die Ethik zu untersuchen hat. (S. Ethik und Wille.)

Zwecken, s. unter Nägelfabrikation.

Zwei ist im symbolischen Sinne (Dyas) Bild des Zwiespalts, der Zwietracht und des Zwistes, wie die Sprache in diesen Wörtern schon selbst andeutet. Bei den Pythagoreern war die Dyas aber zugleich auch das Symbol der Materie im Sinne eines dem Urgeiste (der Eins) entgegengesetzten Prinzips, das sie im Gegensatze zum Einen auch als das Viele oder als das bezeichneten, was in unendliche Unterschiede zerfällt.

Zweibrücken (franz. Deux-Ponts), in der jetzigen bayr. Rheinpfalz, war früher eine reichsunmittelbare Grafschaft und fiel nach dem Aussterben der Grafen von Z. 1394 an die Pfalz. In der Folge wurde sie bei der Teilung der kurpfälz. Lande nach dem Tode des Kaisers und Kurfürsten Ruprecht III. 1410 unter dessen vier Söhnen zum selbständigen Herzogtum erhoben. Ruprechts dritter Sohn, Stephan, stiftete die Linie Pfalz-Zweibrücken. Durch den aus dieser Linie entsprossenen Pfalzgrafen Karl Gustav, der 1654, als die Königin Christine von Schweden die Krone niederlegte, auf den schwed. Thron berufen wurde, kam das Herzogtum Z. an Schweden. Nach König Karls XII. Tode 1718 fiel es an dessen nächsten Verwandten, den Pfalzgrafen Gustav Samuel Leopold aus der Kleeburger Linie, und nach unbeerbtem Absterben desselben 1731 an die Linie Birkenfeld, aus der das jetzt regierende königl. Haus in Bayern herstammt. Nachdem es 1795—1814 französisch gewesen, kam es größtenteils an Bayern, kleinere Teile an Oldenburg, Sachsen-Coburg und Hessen-Homburg.

Die Stadt Zweibrücken, im sog. Westrich am Schwarzbach, Station der Linien Homburg-St. Ingbert, Z.-Saargemünd, Landau-Z. der Pfälzer Ludwigsbahn, gut und regelmäßig gebaut, besteht aus der Altstadt, der Neustadt und der schönen Neuen Vorstadt und zählt (1885) 10665 meist prot. E. Sie ist der Sitz eines Oberlandesgerichts, eines Landgerichts und Amtsgerichts und verschiedener anderer Behörden, hat ein Bezirksgefängnis, ein Gymnasium mit einer 4400 Bände starken Bibliothek und eine Realschule. Das große herzogl. Residenzschloß, sonst eins der prachtvollsten Fürstenschlösser Deutschlands, wurde von den Franzosen 1793 zerstört und 1868 in einen Justizpalast umgewandelt. Zu den ausgezeichneten öffentlichen Gebäuden gehören die Alexanderskirche mit der fürstl. Gruft, die Karlskirche, die der König Karl XI. von Schweden bauen ließ; die neue kath. Pfarrkirche, die neue Synagoge und das Realschulgebäude. Die Bewohner treiben hauptsächlich Seidenplüschfabrikation, Fabrikation von Cichorien, Maschinen, Drahtstiften, Ketten, Gerberei u. s. w. In dem sog. Kleinen Schlosse befindet sich jetzt das Landgestüt, das der König Maximilian Joseph von Bayern wieder einrichten ließ. Litterarisch ist die Stadt merkwürdig durch die seit 1779 von einer Gesellschaft Gelehrter in der herzogl. Druckerei herausgegebene Reihe korrekter und eleganter griech., röm. und franz. Klassiker. Bei der Stadt liegt die Ruine des Schlößchens, das Stanislaus Leszczynski erbaute und eine Zeit lang mit seiner Familie bewohnte. Vgl. Lehmann, «Vollständige Geschichte des Herzogtums Z.» (Münch. 1867); Molitor, «Burg und Stadt Z.» (Zweibr. 1879); derselbe, «Vollständige Geschichte der ehemals pfalzbayr. Residenzstadt Z.» (Zweibr. 1885).

Zweibrüderig, s. Diadelphisch.

Zweichörig (vom Klavier), s. u. Einchörig.

Zweicylindermaschine, s. unter Dampfmaschine, Bd. IV, S. 822.

Zweidecker, ein Linienschiff, welches außer den Geschützen auf dem Oberdeck noch zwei gedeckte Batterien (auf zwei Decken Geschütze) hat.

Zweideutigkeit, s. Amphibolie.

Zweidrittel oder Zweidrittelstücke hießen früher in Norddeutschland die Guldenstücke, weil sie dem Wert von ⅔ Thalern gleich kamen.

Zweifel ist der Gemütszustand, in welchem entgegenstehende Gründe ein entschiedenes Fürwahrhalten unmöglich machen. Das Gegenteil desselben ist die Gewißheit (s. d.) und Überzeugung, d. h. die feste Entscheidung über ein bestimmtes Urteil. Der Z. ist zwar ein notwendiger Durchgangspunkt für den, der ernstlich nach Wahrheit strebt; ein absoluter Z. aber an jeder möglichen Erkenntnis und Gewißheit (s. Skepsis und Skeptizismus) hebt streng genommen sich selbst auf; denn er sollte zugleich den Z. an sich selbst einschließen.

Zweiflügelnuß, soviel wie Dipterocarpus.

Zweiflügler, soviel wie Dipteren (s. d.).

Zweig oder Ast nennt man in der Botanik jedes von der Hauptachse ausgehende Stengel- oder Wurzelorgan. Da jeder Z. sich in ähnlicher Weise wie die Hauptachse wieder verzweigen kann, so spricht man von Z. erster, zweiter, dritter u. s. w. Ordnung. Im gewöhnlichen Leben versteht man unter Z. nur die letzten Auszweigungen, also die Z. höherer Ordnungen im Gegensatz zu Ast, womit man die dickern ältern Z. bezeichnet. (Vgl. Ast.)

Zweigdorn, ein dorniger, an der Spitze nicht fortwachsender Zweig.

Zweigestrichen (in der Musik), s. Eingestrichen.

Zweigniederlassungen, Filialen, sind die mehr oder weniger selbständigen Handelsniederlassungen (Etablissements), welche eine Firma neben ihrer Hauptniederlassung zur Erweiterung ihres Geschäftsbetriebes an einem andern Orte oder in einer andern Gemeinde errichtet. Sie stehen gewöhnlich unter der Leitung eines Geschäftsführers, haben meist dieselbe Firma, wie die Hauptniederlassung, und sind ebenso wie die letztere bei den für die Z. zuständigen Handelsgerichten, behufs der Eintragung in das Handelsregister, anzumelden. (Allgemeines Deutsches Handelsgesetzbuch, Art. 21.) (S. auch unter Handelsgeschäft.)

Zweihänder (Bimana) heißt die erste Ordnung der Säugetiere. Ihre Kennzeichen sind: Hände an den Vorder-, Füße an den Hintergliedmaßen, gleiche Länge der Zähne und aufrechter Gang. Die Ordnung hat nur eine Gattung, den Menschen. Viele Naturforscher erkennen den Wert dieser Abteilung als Ordnung nicht an.

Zweihäusig (botan.), s. Dioicus.

Zweihufer oder Spalthufer heißen die Wiederkäuer (s. d.) wegen der Bildung ihrer Füße, an denen nur die zwei mittelsten Zehen ausgebildet erscheinen, während zwei Außenzehen, zu Afterzehen verkümmert, den Boden gar nicht berühren. Der Name ist ziemlich außer Gebrauch, da die nicht wiederkäuenden Schweine ebenfalls die Füße spalten.

Zweijährig (botan.), s. Biennis.

Zweikammersystem, s. unter Repräsentativsystem.

Zweikampf oder Duell (lat. duellum, von duo, zwei, daher Entzweiung, Krieg; in der spätern Form bellum). Die Sitte, durch einen Z. Genugthuung für Beleidigungen zu suchen, hängt mit dem Vorurteil zusammen, daß die Mitgliedschaft in gewissen Gesellschaftskreisen (wie in dem Adel, dem Offizier- und höhern Beamtenstande, der akademischen Bürgerschaft) eine besondere Standesehre verleihe, deren Fortgenuß von der ungeschmälerten Achtung sämtlicher Genossen und von der Bereitschaft abhänge, diese gegen jeden Gedanken der Nichtanerkennung mit eigener Kraft zu behaupten. Auch als Schutzmittel in den Zeiten des Absolutismus ist der Z. zu würdigen. Wenn es der Staatsgewalt auch gelungen ist, die altgerman. Gewohnheit, sein Recht vor der Gemeinde zu erkämpfen und durch das Bestehen eines Gottesurteils gleichsam vom Himmel herabzuholen, hinsichtlich derjenigen Güter und Forderungen zu bannen, zu welchen schon die Gerichte verhelfen können, so ist doch ein Gleiches in Betreff jener romantischen Ehrenansprüche bisher nicht zu ermöglichen gewesen. Allerdings mag ein gerichtliches Erkenntnis den Beleidiger wegen der Äußerung seiner Verachtung zwar strafen, niemals aber dessen Achtung dem Beleidigten zuwenden. Hieraus erklärt es sich, wie unter Nationen mit kriegerischer Anlage das Gefühl einer Ehrenkränkung in der «Herausforderung» zu dem Angebote führen kann, durch eine Entfaltung männlichen Mutes die Anerkennung des Gegners zu erobern und damit den Grundsatz zu bekennen, daß eine Einbuße an der Gesundheit oder selbst der Verlust des Lebens geringer anzuschlagen sei als eine Minderung der Ehre. Sucht der Beleidigte in der Weise Genugthuung, daß er den Gegner unter der Aufforderung zur Verteidigung unmittelbar angreift, so ist dies eine «Attaque», während ein Z., den beide Teile in stillschweigender Übereinkunft sofort beginnen, «Rencontre» heißt. Gewöhnlich geht aber dem Beleidiger die Herausforderung durch eine Mittelsperson (Kartellträger) zu, worauf von den Parteien erwählte Beistände (Sekundanten) Art, Zeit und Ort des Kampfes mit bestimmen und bei dem Z. für Beobachtung der vereinbarten Bedingungen einstehen. Eine Weigerung, auf die Herausforderung einzugehen, wird als Erklärung des Beleidigers ausgelegt, daß er keinen Begriff von höherer Ehre habe und eine schimpfliche Behandlung hinnehme, es wäre denn, daß der Geforderte, ohne sich selbst herabzusetzen, den Vorfall entschuldigte und eine Ehrenerklärung abgäbe, oder beibrächte, daß der Herausforderer wegen Unwürdigkeit diese Art Genugthuung nicht verlangen dürfe.

Der Z. ward erst zum Verbrechen, als er sich wider das Verbot der Gottesurteile fortbehauptete und der Folgerung aus dem Wesen des modernen Staats, daß alle Persönlichkeits- und Ehrenrechte lediglich in dem Staate ihre Quelle und ihren Schutz zu suchen hätten, mit Beharrlichkeit entgegentrat. Doch sind die seit dem 17. Jahrh. bis in die neueste Zeit in großer Zahl gegen den Z. erlassenen Gesetze über den Grund seiner Unrechtmäßigkeit und über die daraus herzuleitende Art und Höhe der Strafe durchaus nicht einig. Die früheste Auffassung, welche darin je nach dem Ausgange einen versuchten oder vollendeten Mord erblickte und danach, sobald einer der Streitenden um das Leben kam, den Gegner mit Todesstrafe belegte, ist eigentlich nur dann berechtigt, wenn ein seiner Waffen Sicherer den Z. zur verdeckten Ausführung eines selbständigen mörderischen Vorsatzes veranlaßt oder gemißbraucht hat. Hier liegt aber eben kein eigentlicher Z. vor, der vermöge seines Zwecks, Achtung zu erringen und sich abgewinnen zu lassen, die alleinige Absicht der Tötung von sich weist. Gleiches ist gegen die Ansicht einzuwenden, welche den Z. mit der Tötung eines Einwilligenden in Verbindung setzt. Ebenso wenig paßt die Annahme einer strafbaren Vergewaltigung (crimen vis), weil der Angriff bei dem Z. nach Verabredung erfolgt und daher kein Verbrechen wider die Freiheit ausmachen kann. Gegenwärtig wird der Z. vielfach als ausgezeichnete Form der widerrechtlichen Selbsthilfe aufgefaßt, wobei man übersieht, daß deren Begriff die Möglichkeit eines wirksamen gerichtlichen Beistandes voraussetzt, während der Z. gerade von der unwiderlegbaren Thatsache ausgeht, daß kein Gericht dem Beleidigten die Achtung des Gegners auszuwirken vermag. Am meisten empfiehlt sich die Anschauung, daß der Z. als Lebens- oder Leibesgefährdung Strafe verdient. Sowohl der Z. selbst als die denselben einleitenden und unterstützenden Handlungen sind gegenwärtig (Reichsstrafgesetzbuch, §§. 201—210) mit Festungs-

strafe bedroht, deren Zeitdauer mit Rücksicht auf die Art des verabredeten Kampfes und den eingetretenen Erfolg bemessen wird. Die Strafe der Herausforderung und der Annahme derselben, sowie die Strafe der Kartellträger fällt weg, wenn die Parteien den Zweikampf vor dessen Beginn freiwillig aufgegeben haben. Straflos sind Kartellträger, welche ernstlich bemüht gewesen sind, den Z. zu verhindern, ebenso Sekundanten, zum Z. zugezogene Zeugen, Ärzte und Wundärzte. Der Vorbehalt einer gelindern Bestrafung für dem Offizierstand angehörige Duellanten, weil diese nicht selten nach dienstlichen Grundsätzen einen Ehrenhandel bei Verlust ihrer Stellung mit den Waffen austragen müssen, bringt das Gesetz mit sich selbst in Widerspruch. Nach dem Reichsmilitärstrafgesetzbuch, §. 112, wird derjenige, der aus dienstlicher Veranlassung einen Vorgesetzten oder im Dienstrange Höhern zum Z. herausfordert, mit Freiheitsstrafe nicht unter einem Jahre und bei erfolgtem Z. nicht unter drei Jahren bestraft und entlassen. Duelle zwischen Studierenden wurden bisher, wenn nicht ein schwerer Erfolg das Einschreiten der Kriminalbehörden hervorrief, als Disciplinarvergehen geahndet. In neuerer Zeit werden aber besonders zufolge eines Urteils der vereinigten Strafsenate des Reichsgerichts vom 6. März 1883 studentische **Mensuren**, d. h. Duelle mit geschliffenem Schläger, als Z. im Sinne des §. 205 des Reichsstrafgesetzbuchs erachtet und mit Festung bedroht und nicht als körperliche Mißhandlung im Sinne des §. 223[a] (mit Gefängnis bedroht) betrachtet, wie früher von mehrern Gerichten geschah. Neuerdings hat das sog. **Amerikanische Duell** großes Aufsehen erregt. Es wird hierbei von den Streitenden um das Leben gelost, und der, gegen welchen das Los fällt, ist gehalten, in bestimmter Zeit sich selbst zu töten. Von vielen Seiten wird die Bestrafung desselben gefordert und überhaupt eine Änderung der gesetzlichen Bestimmungen für nötig erklärt (z. B. von v. Bar).

Vgl. Gneist, «Der Z. und die german. Ehre» (Berl. 1848); Hälschner, «Über das Duell» (Elberf. 1868); Hausner, «Der Z.» (Wien 1880); Keyserling, «Erörterungen über das Duell» (Dorpat 1883), Rodenbeck, «Der Z. im Verhältnis zu Tötung und Körperverletzung» (Halle 1883); Bolgár, «Die Regeln des Duells» (2. Aufl., Wien 1884); Cauchy, «Du duel» (Par. 1846); Vallée, «Le duel» (Par. 1877); du Verger de St.-Thomas, «Du duel, histoire, législation, droit contemporain» (Par. 1879); Jacampo, «Considerazioni sul duello e la moderna civiltà» (2. Aufl., Neapel 1880); Puglia, «Del duello» (Turin 1885); Gelli, «Il duello nella storia della giurisprudenza etc.» (Flor. 1886).

Zweimächtige Staubgefäße, s. Didynama stamina.

Zweimännig (botan.), s. Diandrus.

Zweimaschinensystem (von Dampfpflügen), s. unter Dampfbodenkultur.

Zweiprämiengeschäft, s. Zeitkauf.

Zweisamenlappige Pflanzen, s. Dikotyledonen.

Zweischattige, s. Ascii.

Zweischneidiges Prämiengeschäft, ein Prämiengeschäft, bei dem der Prämiennehmer sich verpflichtet, nach der Wahl des Prämiengebers diesem entweder die Wertpapiere zu liefern, oder sie von ihm zu beziehen, oder von dem Vertrage ganz abzustehen; durch dieses dritte Wahlrecht unterscheidet sich dasselbe von dem Stellgeschäft (s. d.).

Zweistimmen, s. unter Simme.

Zweistimmig heißt der musikalische Satz, bei welchem die Harmonie eines Tonstücks aus zwei Stimmen besteht. (S. Duett.)

Zweites Gesicht, auch Deuteroskopie (grch.) genannt, bedeutet ein Hervortreten von ahnungsvollen Traumbildern (Visionen) während des wachenden Zustandes. Diese Erscheinung wurde namentlich durch das, was Sam. Johnson in seinem «Journey to the western Isles of Scotland» (Lond. 1775) darüber gesammelt hatte, bekannt. Derselbe sagt: das andere Gesicht (second sight) sei ein Eindruck, der entweder durch die Seele aufs Auge, oder durchs Auge auf die Seele gemacht werde und vermöge dessen entfernte oder zukünftige Dinge erkannt und gesehen würden, als ob sie gegenwärtig wären. G. C. Horst in seiner «Deuteroskopie» (Frankf. 1830) und Walter Scott in seinen «Letters on demonology and witchcraft» haben eine Menge von Fällen solcher Visionen zusammengestellt, und in Carus' «Vorlesungen über Psychologie» (Lpz. 1851) findet man die Theorie dieser Erscheinungen ausführlicher erläutert. Die Thatsachen dieser Art sind an so verschiedenen Orten, zu so verschiedenen Zeiten und zum Teil von so unparteiischen und wissenschaftlich gebildeten Beobachtern aufgesammelt worden, daß es unmöglich erscheint, sie nicht in einer gewissen Beschränkung als wahr anzuerkennen. Die psychol. Möglichkeit derselben liegt in einer anomalen, häufig krankhaften und, wie es scheint, leicht erblichen Steigerung der Phantasiethätigkeit, welche durch lebhafte Interessen und starke Gefühle in einer ihr selbst unbewußten Weise zu hallucinatorischen Vorstellungen getrieben wird. Vgl. Mayer, «Die Sinnestäuschungen u. s. w.» (Wien 1869).

Zweiweibig (botan.), soviel wie Digynus.

Zweiwertige Elemente, s. unter Chemie, Bd. IV, S. 227.

Zweiwuchs, s. Englische Krankheit.

Zwenkau, Stadt in der sächs. Kreis- und Amtshauptmannschaft Leipzig, nahe rechts der Weißen Elster, 15 km im SSW. von Leipzig, Station der Linie Gaschwitz-Meuselwitz der Sächsischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 3290 E. und hat zahlreiche Ziegeleien, Schuhmacherei, Korbwarenfabrikation, eine Pulvermühle, eine große Brauerei und eine Dampfmahlmühle.

Zwentibald, König von Lothringen 895—900, war ein natürlicher Sohn (geb. um 870) Kaiser Arnulfs. Seinen Namen hatte er von dem großen Mährenfürsten Z. oder Swatopluk, der ihn aus der Taufe gehoben. Schon 889 versuchte Arnulf dem Sohne von den deutschen Fürsten die Zusicherung der Nachfolge zu verschaffen, erlangte sie aber, da Z. sich früh als roh und wild erwies, nur für den Fall, daß ihm nicht noch von seiner rechtmäßigen Frau ein Sohn geboren würde. Als dieser Fall mit der Geburt Ludwigs des Kindes 893 eintrat, verlieh Arnulf 895 an Z. Lothringen und einen Teil von Burgund wie ein Königtum, das mit Deutschland nur noch lose Verbindung haben sollte. Z. hauste in der That hier ganz selbständig, führte Kriege auf eigene Faust, überwarf sich aber auch bald mit seinen Großen, sodaß er, als der Vater 899 starb, jeder Stütze im Lande entbehrte. Auch die Geistlichkeit wendete sich gegen ihn und huldigte dem jungen Ludwig von Deutschland, als dieser im März 900 von seinen Vormündern nach Dieden-

hofen geführt wurde. Z. selbst verlor schon 13. Aug. im Kampfe gegen abgefallene Grafen an der untern Maas sein Leben.

Zwentibold, Fürst von Mähren, s. Swatopluk.

Zwerchfell (diaphragma, Querfell) nennt man die scheibenförmige, quer durch die Leibeshöhle gespannte Muskelplatte, welche das Innere des Rumpfes in die Brust- und Bauchhöhle scheidet. Nach oben konvex, nach unten konkav, ist das Z. mit seinem Rande vorn an das untere Ende des Brustbeins befestigt, von wo aus dieser Rand nach beiden Seiten an den Knorpeln der sechs untersten Rippen verläuft und hinten sich mit sechs Muskelbündeln, den sog. Schenkeln (crura diaphragmatis), an die Lendenwirbel ansetzt, sodaß der hinterste Befestigungspunkt bedeutend tiefer liegt als der vorderste. (S. die Tafel: Die Brusteingeweide des Menschen, Fig. II, 19.) Das Z. ist ein kreisförmig angeordneter Muskel, dessen eigentliche Muskelmasse in der Peripherie und dessen Sehne im Centrum liegt. In dieser centralen Sehnenplatte (speculum Helmontii) befindet sich eine für die aus dem Unterleibe zum Herzen emporsteigende untere Hohlvene bestimmte Öffnung. Weiter nach links wird das Z. von der Speiseröhre durchbohrt, während ganz hinten zwischen den Schenkeln längs der Wirbelsäule die Aorta, der große Lymph-Brustgang und die den obern und untern Teil des Gangliensystems verbindenden Nervenfäden in die Bauchhöhle und zwei Venen aus dieser in die Brusthöhle treten. Das Z. unterstützt als Boden der Brusthöhle das Herz und die Lungen, welche teilweise auf ihm ruhen, und dient als Dach der Unterleibshöhle, an welchem die Leber, der Magen und die Milz aufgehangen sind. Bei seiner Zusammenziehung plattet es sich ab, die Brusthöhle wird weiter und infolge davon die Bauchhöhle enger. Das Z. nimmt durch seine unwillkürlichen, rhythmisch erfolgenden Zusammenziehungen einen wichtigen Anteil am Atmungsprozeß und befördert durch Druck auf die Baucheingeweide deren Entleerung. Krampfhafte Bewegungen desselben sind der Zwerchfellkrampf oder der Schlucken (s. d.).

Zwerchfellbrüche oder Zwerchfellhernien kommen zu Stande, wenn durch eine Erweiterung der natürlichen Öffnung in demselben oder durch eine neuentstandene die Baucheingeweide in die Brusthöhle treten. Manche Tiere besitzen kein Z., z. B. die Frösche.

Zwerg heißt ein Mensch von sehr kleinem Wuchse. Mit der abnormen Zwerghaftigkeit pflegen sich meist noch Mißbildung, dicke Köpfe, kleine Beine u. dgl., zu verbinden, sowie auch die geistige Ausbildung in der Regel gering bleibt, während gewisse moralische Fehler stärker hervortreten; auch erreichen Z. selten ein hohes Alter. Dem deutschen Mittelalter galten Z. wie Krüppel weder für lehns- noch für erbfähig, mußten aber von ihren nächsten Verwandten, die statt ihrer erbten, ernährt und verpflegt werden. Später, in den Zeiten der Hofnarren, wurden Z. zur Ergötzung an den Höfen gehalten; heutzutage lassen sie sich vielfach für Geld sehen.

Eine wichtige Rolle spielen die Z. in der Mythologie, namentlich in der deutschen. Nach der Kosmogonie der Edda entstehen die Z. wie Würmer in Ymirs Fleische, während die Schöpfung des Menschen erst später erfolgt. Die Z. schmieden den Göttern dasjenige Gerät, dessen diese zu ihrer welt-ordnenden und erhaltenden Thätigkeit bedürfen: dem Odin den siegverleihenden Speer Gungnir, dem Donnergotte Thor den Hammer Miölnir (der Donnerkeil), dem Freyr das Luft- und Wolkenschiff Skidhbladhnir, welches sich wie ein Tuch zusammenfalten läßt, der Erdgöttin Sif, der Loki das Haupthaar abgeschnitten hatte, neues goldenes Haar (Gras, Blätter und Blumen des Lenzes). Sie stehen unter eigenen Königen und wohnen im Innern der Erde, in Höhlen und Felsen, wo sie prächtige, mit metallischen Schätzen und Kunstwerken ausgestattete Gemächer anlegen, wundersame Waffen schmieden u. dgl. Vgl. Grimm, «Deutsche Mythologie» (4. Aufl., 3 Tle., Berl. 1875—78); Kuhn, «Die Sprachvergleichung und die Urgeschichte der indogerman. Völker» in der «Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung» (Bd. 4, Berl. 1854).

Zwergbirke, s. unter Birke.

Zwerghirsch (Tragulus), s. unter Bisamtier.

Zwergmaus (Mus minutus), ein kleiner Nager aus dem Geschlecht der Mäuse, der in ganz Mitteleuropa heimisch, aber selten ist. Sein Körper mißt etwa 6, das Schwänzchen 5 cm, der Pelz ist oben hellrötlichgrau, im Sommer braunrot, unten abgesetzt weiß. Die Z. versteht ausgezeichnet zu klettern, wobei sie ihren Schwanz mit benutzt; sie wohnt in allerlei Gestrüpp, Schilf, Getreide und baut oberhalb der Erde zwischen mehrern verbundenen Getreidehalmen ein rundes Nest mit seitlichem Eingang auf das zierlichste aus Gräsern. Die Gefangenschaft erträgt sie sehr leicht und wird Hausgenosse.

Zwergmispel, s. u. Eberesche. — **Zwergmoschustier**, s. u. Bisamtier. — **Zwergmusa**, s. unter Musa. — **Zwergobstbäume**, s. Obstbaumzucht. — **Zwergpalme**, Palmenart, s. Chamaerops. — **Zwergpapageien**, s. Sperlingspapageien. — **Zwergscharbe**, s. unter Cormoran.

Zwergspitzmaus (Sorex pygmaeus, Tafel: Insektenfresser, Fig. 4), ein ohne den 3 cm langen Schwanz 4 cm messender Insektenfresser, von oben grauer, unten hellerer Farbe. Sie lebt in Gehölzen, auf Feldern und an Rainen von allerlei kleinern Tieren, findet sich aber nicht überall in Deutschland.

Zwergvölker ist die Kollektivbezeichnung für eine Reihe von Völkern, die, im Innern Afrikas lebend, durch den auffallend kleinen Wuchs und die abweichende Hautfarbe von ihren Nachbarn sich unterscheiden. Schon Homer weiß von dem Volke der Pygmäen (s. d.), deren Land spätere Schriftsteller in das Innere von Afrika, an die Quellen des Nils verlegen. Erst die Entdeckungen der neuesten Zeit haben über das sagenhafte Volk der Pygmäen Licht verbreitet und den histor. Kern der betreffenden Nachrichten bloßgelegt. Durch Schweinfurth und andere Reisende ist man mit dem Volke der Akka (s. d.), im Südwesten der Monbuttu, bekannt geworden, das durch eine Menge körperlicher Eigentümlichkeiten, namentlich aber die kleine Statur (etwa 1,2 m) und den mehr hellen, rötlichen Ton in der Hautfarbe, von seinen Nachbarn sich unterscheidet. Schon vorher war du Chaillu im Lande der Aschongo mit den Obongo zusammengetroffen, wo im 17. Jahrh. ein Reisender die Dongo gefunden hatte, deren Schilderung mit jener der Akka übereinstimmt. Portug. Nachrichten aus dem 17. Jahrh. sprechen von einem Zwergvolke Innerafrikas, Namens Baka-Baka, was wohl nichts anderes als der

mit dem Bantu-Präfixe B versehene Name des Akkavolks sein mag. Koelle erfuhr in Sierra Leone von mehrern Z. im Innern, worunter er die Kenkob und Betsan namentlich aufführt. Der letzte Name ist insofern merkwürdig, als er an den Namen der Buschmänner (Saan) in Südafrika erinnert. Da auch an sonstigen Übereinstimmungen, namentlich der kleinen Statur und der lichten Hautfarbe, auf eine Verwandtschaft der innerafrikanischen Z. mit den Buschmännern geschlossen werden kann, so wäre das Rätsel der Z. damit aufgeklärt und dieselben als die Überreste der ehemals weit nach Norden reichenden, gegenwärtig aber durch die Bantu auf die Südspitze Afrikas beschränkten Hottentottenrasse zu betrachten. Aus diesem Zusammenhange der afrikanischen Z. mit den Buschmännern Südafrikas mag sich die in neuerer Zeit von mehrern Gelehrten (Bleek, Lepsius u. a.) ausgesprochene Verwandtschaft der Hottentotten mit den Ägyptern erklären, welche Ansicht auf den Missionar Moffat zurückzuführen ist, der wiederum durch die Nachrichten eines Arabers zu derselben veranlaßt wurde. Dieser hatte in Kairo Sklaven aus dem Innern Afrikas gesehen, welche den Hottentotten ähnlich gewesen und ein an die hottentottische Sprache erinnerndes Idiom gesprochen haben sollen. Da auch die Doko im südl. Kaffa (in Abessinien) von mehrern Reisenden als ein Zwergvolk dargestellt werden, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß einige nach Ägypten gebrachte Dokosklaven den betreffenden Araber zu der oben angeführten Ansicht verleitet haben mochten, die durch Moffat und den Missionar Appleyard vorgetragen zu der Bleek-Lepsiusschen Hypothese den Grund legte.

Zwergwal, s. unter Finnfische.

Zwergwirtschaft nennt man den Landwirtschaftsbetrieb auf einer sehr kleinen Fläche, sodaß eine Familie durch denselben nur den notdürftigsten Lebensunterhalt oder selbst nicht einmal diesen gewinnt und im letztern Falle noch Nebenerwerb suchen muß. Die Z. kann sowohl bei Pächtern als bei kleinen Grundbesitzern vorkommen. Die Pachtzwergwirtschaft entsteht namentlich dann, wenn in einem Lande, dessen Grundbesitzer in den Städten oder auswärts wohnen, landwirtschaftliche Unternehmer mit einem für einen rationellen größern Betrieb ausreichenden Kapital nicht vorhanden sind. Daß bei überwiegender Z. die Landwirtschaft in den schlimmsten Verfall geraten muß, ergibt sich schon daraus, daß in der Z. kein Pferd und häufig nicht einmal eine Kuh gehalten werden kann, daß keine Maschinen und keine rationellen Betriebsmethoden in ihr Verwendung finden können und Meliorationen kaum möglich sind. Etwas anderes als die eigentliche Z. ist natürlich die Bebauung eines kleinen Grundstücks, mag es Eigentum oder in Pacht genommen sein, als Nebenbeschäftigung solcher Personen, deren Hauptverdienst aus einer andern Quelle stammt. Hierher gehört auch die Überweisung kleiner Parzellen an ländliche Arbeiter, die man in England Allotmentsystem nennt. In Deutschland ist die Z. besonders im Südwesten verbreitet, wo sie hauptsächlich von kleinen Eigentümern betrieben wird. In Württemberg kommen auf Wirtschaften mit weniger als 1½ ha 46¼ Proz. der Gesamtzahl, jedoch nur 7½ Proz. des landwirtschaftlichen Areals. In Baden gehören in die Klasse von 0 bis 1,8 ha 47,4 Proz. der sämtlichen Wirtschaften und 10,7 Proz. des landwirtschaftlichen Bodens. Die Zwergpachtwirtschaft ist besonders in Irland ausgebildet, wo die Pachtungen unter 5 Acres (etwa 2 ha) 20 Proz. und die unter 15 Acres (6 ha) 49 Proz. der Gesamtzahl ausmachen.

Zwetsche, s. unter Pflaumenbaum.

Zwettl, Hauptstadt einer niederösterr. Bezirkshauptmannschaft, an der Kamp, in einer schönen Gegend des sog. Waldviertels, ist Sitz eines Bezirksgerichts, hat noch Reste der alten Mauern und einen alten Rathausturm, ein Krankenhaus, eine Bürgerschule, ein Spital und zwei Armenhäuser und zählt (1880) 2990 E., welche meist Ackerbau treiben. Der nahe Edelhof hat eine Ackerbauschule. Unweit liegt die 1138 gestiftete Cistercienserabtei Z. mit spätgot. Kirche und schönen Gemälden von Altomonte u. a.

Zwickau, Hauptstadt der gleichnamigen Kreis- und Amtshauptmannschaft des Königreichs Sachsen, am linken Ufer der westlichen oder Zwickauer Mulde in einem anmutigen Thale, am Fuße des Sächsischen Erzgebirges 225 m über dem Spiegel der Ostsee gelegen, Station der Linien Z.-Chemnitz, Werdau-Schwarzenberg und Z.-Ölsnitz der Sächsischen Staatsbahnen, ist Sitz einer Kreishauptmannschaft, einer Amtshauptmannschaft, eines Landgerichts, einer Superintendentur, eines Hauptsteueramtes und anderer Behörden. Unter den sechs Kirchen zeichnet sich die im spätern got. Stil (1453—1536) erbaute Marienkirche aus, von deren 85 m hohem Turme (mit der größten Glocke Sachsens von 115 Ctr.) man eine weite Aussicht genießt. In dem 1840 zweckmäßig restaurierten Innern sind unter mehrern Gemälden eine Segnung der Kinder vom jüngern Cranach, sowie der Altaraufsatz von Michael Wohlgemuth (1479) bemerkenswert, ebenso ein großes höchst kunstvolles Holzschnitzwerk, eine heilige Grabkirche darstellend, das die Jahreszahl 1507 trägt und nach sicherm Vermuten von Veit Stoß herrührt. Das Äußere der Kirche wird seit 1884 renoviert. Die ebenfalls got. Katharinenkirche besitzt ein Altargemälde vom ältern Cranach. Sonst sind außer dem 1838 errichteten Regierungsgebäude das Rathaus, das aus dem J. 1522 herrührende Gewandhaus mit städtischem Theater, das Kunstvereinshaus, das neue Landgericht, das Kreiskrankenhaus, das Gebäude des Amtsgerichts, das Reichspost- und Telegraphengebäude, die neue Regimentskaserne mit anliegendem Exerzierhaus und Lazarettgebäude, sowie das Schwanenschlößchen am Schwanenteich zu nennen. Der Bahnhof ist mit seinen Dependenzen der größte in Deutschland; er bedeckt 33 ha. Das Gymnasium besitzt eine Bibliothek von 20000 Bänden und vielen wertvollen Handschriften, besonders aus der Reformationszeit. Außerdem bestehen in Z. ein Realgymnasium, eine höhere Bürgerschule, eine katholische, eine gewerbliche Fortbildungsschule, eine Handels- und eine Bergschule. Am Geburtshause Robert Schumanns befindet sich seit 1860 ein Medaillon mit dem Bilde des Komponisten. Für Erbauung eines Schumann-Denkmals ist gegenwärtig eine Sammlung im Gange. Das Schloß Osterstein, 1587—90 neu erbaut, ist seit 1770 in eine Landesarbeitsanstalt umgewandelt worden.

Vor dem Dreißigjährigen Kriege zählte Z. 10000 E., nach demselben nur noch 4000. Über letztere Zahl erhob sich die Stadt bis zu Anfang des 19. Jahrh. nicht; 1832 zählt man erst 6127. Doch infolge des Anschlusses Sachsens an den Zoll-

verein, der Errichtung einer Kreisregierung, vor allem aber infolge des Aufblühens des Kohlenbergbaues war seitdem die Bevölkerung in raschem Zunehmen begriffen, sodaß die Stadt 1846 bereits 10859, Ende 1855 aber 16052, Ende 1867 schon 24509, Ende 1885 aber 39245 E. zählte. Z. ist eine lebhafte Handels- und Industriestadt; es bestehen Maschinenbauanstalten, Fabriken für chem. Produkte, Porzellan, Papier, Glas, Farbwaren, Draht- und Hanfseile, Blechlöffel, Kokoswaren, Handschuhe, Strumpfwaren u. s. w., eine engl. Gardinenweberei, sowie mehrere Dampfmühlenwerke, Dampfschneidemühlen, Ziegeleien und Brauereien. Bedeutend ist der Getreide-, Leinen- und Steinkohlenhandel. Die Steinkohlenlager, die Quelle des Reichtums der Stadt und Umgegend, befinden sich außer im Weichbild der Stadt bei den Dörfern Planitz, Niedercainsdorf, Schedewitz und Marienthal links, Bockwa, Oberhohndorf und Reinsdorf rechts der Mulde. Ihre Benutzung wird schon 1348 erwähnt, aber erst seit 1823 wird der Abbau lebhafter betrieben. Die Produktion belief sich 1885 auf 2499773,5 t à 1000 kg im Geldwerte von 17098075 Mark und beschäftigte 305 Beamte und 9688 Arbeiter. Auch die Umgebung von Z. hat großartige Fabriketablissements. In **Cainsdorf** (3067 E.) befindet sich die Königin-Marienhütte, das größte sächs. Eisenwerk. Bei **Planitz**, einem Dorfe mit 12539 E., war früher ein schon seit Jahrhunderten bekannter unterirdischer Kohlenbrand, dessen Hitze zur Treibgärtnerei benutzt wurde. Zu **Schedewitz**, mit 5728 E., besteht eine großartige Kammgarnspinnerei und eine mechan. Weberei. Z. wird zuerst 1118 erwähnt. Die Reichsunmittelbarkeit, welche die Stadt 1290 erhalten hatte, verlor sie 1348 wieder nach wiederholter Verpfändung, um in den völligen Erbsitz der meißnischen Markgrafen überzugehen. Von 1348 datiert auch das alte Stadtrecht Z.s. Die Reformation siegte zu Z. schon 1521; Thomas Münzer übte als Prediger einen kurzen, aber tief eingreifenden Einfluß; Luther hat in Z. wiederholt gepredigt. Vgl. Herzog, «Chronik der Kreisstadt Z.» (2 Bde., Zwick. 1839—45); derselbe, «Geschichte des zwickauer Steinkohlenbaues» (Dresd. 1852); derselbe, «Geschichte des zwickauer Gymnasiums» (Zwick. 1869).

Die **Kreishauptmannschaft Zwickau** umfaßt den ehemaligen Vogtländischen Kreis und die größere westl. Hälfte des Erzgebirgischen Kreises, mit 4619 qkm und zählt (1885) 1190849 E., also 255,64 auf den Quadratkilometer. Die Kreishauptmannschaft zerfällt in die Amtshauptmannschaften Chemnitz, Flöha, Marienberg, Annaberg, Schwarzenberg, Z. (599 qkm, 205820 E.), Plauen, Auerbach, Ölsnitz und Glauchau und umfaßt die industriereichsten Bezirke Sachsens.

Zwieback. Wenn man von dem in einem großen Teile Deutschlands unter dem Namen Z. gebräuchlichen Feingebäck, welches aus den nochmals gerösteten Scheiben eines laibförmigen ungesäuerten und mit Zucker versetzten lockern Weizenbrotes absieht, so versteht man gegenwärtig unter Z. entweder den Schiffszwieback oder den engl. Z. (S. Biskuit.) Mischungen von Mehl und Fleischextrakt-Bestandteilen in Zwiebackform gebracht, werden als Fleischzwieback (s. d.) bezeichnet.

Zwiebel (bulbus) heißt in der Botanik eine Knospe, die auf einem zur bloßen Scheibe verkürzten, nach unten Wurzelfasern treibenden Stamme (**Zwiebelstock** oder **Zwiebelkuchen**) steht. Umgeben ist dieser Stamm von fleischigen Blättern, den sog. **Zwiebelschalen**, die bald als konzentrische Schalhäute, bald als fleischige Schuppen auftreten, und deren äußerste Schicht, während von innen junge Blätter nachwachsen, zu einer zähen Decke vertrocknet. **Zwiebelknollen** nennt man solche Z., die mit dem Zwiebelstock eine einzige, feste, fleischige, von Häuten umgebene Masse ausmachen. Die in den fleischigen Blättern der Z. angehäuften Reservestoffe dienen zur Ernährung der jungen aus der Z. emporwachsenden Pflanze. Diese Nahrungsstoffe erhalten aber auch den Z., wenn sie, vor dem völligen Vertrocknen geschützt, außerhalb des Bodens aufbewahrt werden, ihre Lebenskraft oft jahrelang. Außer der Vermehrung durch Samen pflanzen sich Zwiebelgewächse auch durch Knospen fort, die der einjährige oder ausdauernde Zwiebelstock neben der Hauptzwiebel treibt. In den Winkeln der Zwiebelblätter bilden sich ferner kleine **Brutzwiebeln**, die sich erst nach hinlänglichem Wachstum von der Mutterzwiebel trennen und häufig durch fadenförmige Stiele eine Zeit lang mit ihr verbunden bleiben. Ähnliche Gebilde (Zwiebelknospen) finden sich auch in den Blattwinkeln der Oberstöcke von Pflanzen, die nicht zu den Zwiebelgewächsen gehören, z. B. des zwiebelknospigen Steinbrechs (Saxifraga granulata). Diese dienen zur vegetativen Vermehrung der betreffenden Gewächse. Die meisten Zwiebelgewächse sind monokotyle Pflanzen, aus der Familie der Liliaceen.

Im gemeinen Leben nennt man **Zwiebel** kurzweg die seit den ältesten Zeiten allgemein als Küchengewürz angebaute **gemeine Garten-** oder **Gemüsezwiebel**, auch Bolle, Cipolle genannt (Allium Cepa *L.*), die einen 60—90 cm hohen aufgeblasenen Schaft, grundständige, hohlwalzige Blätter und eine vielblütige Straußdolde weißgrünlicher Blüten trägt. Sie kommt in mannigfachen, in Größe, Gestalt und Farbe verschiedenen Abarten, vornehmlich als runde und lange (birnförmige), weiße, gelbe, rote, dann abgeplattete, große und kleine vor, von welchen namentlich zu nennen sind: ägyptische, spanische, Kopfzwiebel, Madeirazwiebel, St.-James, erfurter, silberweiße holländische, dunkelrote ulmer, lange gelbe Birnzwiebel u. s. w., wird als Gewürz wie als eigenes Zugemüse gegessen und gibt unter anderm in den äußern Schalen das Pigment zum Gelbfärben der Eier. Die Kultur der Z. ist über die ganze Erde verbreitet und wird in Europa namentlich in den südlichern Ländern in großem Maßstabe betrieben. Die Z. erfordern zu ihrem Gedeihen einen guten, fetten, jedoch nicht frisch gedüngten Boden und eine sonnige, warme Lage. Man vermehrt sie teils durch Samen, teils durch Brutzwiebeln (Steck- oder Satzzwiebeln). Zu den Z. gehören als besondere Arten: die Schalotte, der Porree oder Lauch, der Perllauch, der Schnittlauch, der Hohllauch (Winterzwiebel) und der Knoblauch.

Zwiebelgewächse nennt man diejenigen Pflanzen, welche mit einem unterirdigen, fleischigen Stamm, der sog. Zwiebel, im Boden ausdauern und aus diesem in jedem Frühjahr neue Blätter und Blütenstengel treiben. Die Zwiebel besitzt eine scheibenförmige, unten mit Wurzeln, oben mit schuppen- oder schalenartigen Blättern besetzte Basis. In den Achseln derselben entwickeln sich Knospen, welche mit der Zeit frei und selbständig

werden (Brutzwiebeln) und die Mutterzwiebel mit allen ihren Merkmalen darstellen. Viele dieser Gewächse gehören zu den beliebtesten Blumen und werden ganz allgemein in Töpfen, wie im freien Lande erzogen, z. B. Tulpe, Hyacinthe, Lilie, Tuberose, Kaiserkrone (Fritillaria), Scilla, Narcisse, Schwertel (Gladiolus), Safran (Crocus) u. a. m. Die Z. gehören meist den Familien der Liliaceen, Iridaceen und Amaryllideen an. Vgl. Rümpler, »Die schön blühenden Z.« (Berl. 1882).

Zwieselalp (Zwiselalpe), Aussichtspunkt im Salzkammergut, s. unter Gosau.

Zwieselkette oder Quengelkette ist die doppelte oder mehrfache Verbindungskette zwischen Fördergefäß und Seil.

Zwillich, s. Drell.

Zwillinge (Gemelli oder Didymi) nennt man zwei zu gleicher Zeit in derselben Mutter reifende Früchte. Eine Zwillingsschwangerschaft kommt entweder dadurch zu Stande, daß bei der Menstruation statt eines Eierstocksfollikels mehrere platzen und die ausgestoßenen und befruchteten Eier sich zusammen in der Gebärmutter weiter entwickeln, oder dadurch, daß ein Ei mehrfache Keime enthält oder der einfache Keim durch Spaltung zur Bildung mehrfacher Früchte Veranlassung gibt. Gewöhnlich besitzt jede Zwillingsfrucht ihre eigenen Eihäute, selten sind beide in ein gemeinschaftliches Ei eingeschlossen. Da Z. wegen des beschränkten Raums in der Gebärmutter und wegen der geringern Ernährung nicht gut zur gewöhnlichen Größe des Fötus gelangen können, so erfolgt die Geburt, bei welcher die eine Frucht der andern meist um einige Stunden, zuweilen um einige Tage und in seltenern Fällen durch Abortus um einige Monate vorangeht, gewöhnlich leicht. In manchen Fällen nur, nicht aber in den meisten, sind Z. einander zum Verwechseln ähnlich und bleiben so bis in ihre reifern Jahre. Die Sterblichkeit der Z. ist bedeutender als die anderer Kinder. Zwillingsschwangerschaften, welche am häufigsten in den gemäßigten Zonen vorkommen, lassen sich wohl aus gewissen Anzeichen vermuten, haben aber keine andern bestimmten Merkmale als das Wahrnehmen der Herztöne beider Kinder an verschiedenen Stellen des schwangern Leibes. Während von Zwillingsgeburten eine auf ungefähr 89 Geburten gerechnet werden kann, stellt sich das Verhältnis der andern mehrfachen Geburten so, daß eine Drillingsgeburt (Drillinge) auf 7—8000, eine Vierlingsgeburt (Vierlinge) auf 20—50000 und eine Fünflingsgeburt (Fünflinge) auf mehrere Millionen anderer Geburten kommt. Die Z. sind entweder gleichen oder gemischten Geschlechts; am häufigsten kommen Paare ungleichen Geschlechts, dann ein männliches und am seltensten ein weibliches Paar vor. (S. Schwangerschaft.)

Siamesische Zwillinge ist der Name eines durch einen armstarken Bindegewebsstrang oberhalb des Nabels miteinander verwachsenen Zwillingspaares, Chang und Eng, welche, 1811 von chines. Eltern zu Madlong in Siam geboren, sich wiederholt in Europa und Amerika für Geld sehen ließen, in einer Doppelehe mit zwei Schwestern 18 Kinder zeugten und 17. Jan. 1874 auf ihrer Farm in Nordcarolina starben. Die Sektion ergab, daß in dem Verbindungsstrang bloß Bauchfellfalten lagen, welche, von dem einen Zwillingsbruder zum andern gehend, sich teils in der Verwachsungsstelle, teils im Aufhängeband der Leber verloren. Am genauesten hat sie Virchow in der »Berliner klinischen Wochenschrift« (1870) beschrieben.

Zwillinge, das dritte Zeichen des Tierkreises (s. d.) von 60° bis 90° Rektascension; es hat das Zeichen Π, ist ein Sternbild des nördl. Himmels und enthält nach Heis 106 dem bloßen Auge sichtbare Sterne, unter denen einer der ersten und zwei der zweiten Größe angehören. In den Z. sind mehrere interessante Doppelsterne, unter denen besonders α (Castor $7^h\,26^m$ Rektascension und + 32° 10′ Deklination) zu erwähnen; der Hauptstern ist $2^1/_2$, der Begleiter $3^1/_2$ Größe. Die Umlaufszeit beträgt etwa 1000 Jahre. Ferner stehen verschiedene veränderliche Sterne in diesem Sternbilde, sowie einer der schönsten Sternhaufen des ganzen Himmels, der schon dem bloßen Auge kenntlich ist ($6^h\,1^m$ Rektascension und + 24° 21′ Deklination).

Zwillingskrystalle, s. unter Krystalle.

Zwillingspumpe, s. unter Pumpe, Bd. XIII, S. 392ª.

Zwillingsschächte sind doppelte Schachtanlagen, unter sich verbunden, um bei Gefährdung des einen Schachtes der Mannschaft durch den andern einen Fluchtweg zu bieten.

Zwinge, ein Werkzeug zum Einzwängen von Holzteilen u. s. w. (s. Schraubzwinge); bei der Zimmerarbeit das Eisenband um das Ende eines Holzes; auch der metallene Ring um einen Stock oder das Heft eines Werkzeugs.

Zwingenberg (in Hessen), Stadt in der hess. Provinz Starkenburg, Kreis Bensheim, am westlichen Fuße des Melibocus (s. d.), der höchsten Erhebung an der Bergstraße, Station der Linie Frankfurt a. M.-Heidelberg der Main-Neckarbahn, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 1526 meist evang. E.

Zwingenberg (in Baden), Dorf im badischen Kreise Mosbach, Amt Eberbach, rechts am Neckar, durch die Berge des Odenwaldes hart an den Fluß gedrängt, ist Station der Linie Heidelberg-Neckargemünd-Eberbach-Würzburg der Badischen Staatsbahnen und zählt (1880) 325 meist evang. E., welche neben der Landwirtschaft Flößerei auf dem Neckar treiben. Die stattliche, im 16. Jahrh. neu erbaute, jetzt restaurierte Burg, von deren Türmen fünf noch wohl erhalten sind, befindet sich im Besitz der Markgrafen von Baden.

Zwinger ist der bei der mittelalterlichen Befestigung der Städte und bei Burgen zwischen der äußern und innern Ringmauer befindliche Umgang oder zur Vorburg gehörende freie Platz, der bei Städtebefestigungen einen Rondengang bildete, bei den größern Hofburgen zu ritterlichen Übungen, zur Aufstellung der Mühlen, als Baumgarten und nötigenfalls auch als Ackerfeld diente. Auch die platzartigen Erweiterungen der Rondengänge, deren Mauer zur niedern Grabenbestreichung diente, wurden Z. genannt; endlich hieß im Mittelalter auch das Frauengemach der Frauenzwinger.

Zwingli (Ulrich [Huldreich]), einer der bedeutendsten unter den Reformatoren, neben Calvin der Begründer der reform. Kirche, geb. 1. Jan. 1484 in dem toggenburgischen Bergdörfchen Wildhaus im schweiz. Kanton St. Gallen, machte seine Studien in Bern, dann auf der Universität zu Wien, wo er sich der Philosophie und den humanistischen Fächern, und endlich in Basel, wo er sich unter Thomas Wyttenbach der Theologie widmete. Im J. 1506 wurde er Pfarrer in Glarus und studierte anfangs

mit großem Eifer die lat. Klassiker und die Kirchenväter, später aber, als er 1513 griechisch zu lernen begonnen hatte, das Neue Testament. Mit dem Fähnlein der Glarner machte er 1512 als Feldprediger den Kriegszug der Eidgenossen gegen Pavia mit und ebenso im J. 1515 die Riesenschlacht bei Marignano. Im J. 1516 berief ihn der freidenkende Fürstabt Konrad von Hohenrechberg als Prediger in das durch Wallfahrten berühmte Kloster Maria-Einsiedeln, wo er namentlich an dem Klosterverwalter Diebold von Geroldseck einen gesinnungsverwandten treuen Freund fand. Hier fing Z. an, wider manche in der Kirche eingerissene Mißbräuche zu predigen; auch forderte er die Bischöfe von Sitten und Konstanz auf, zur Verbesserung der Kirche nach Anleitung des göttlichen Wortes thätig zu wirken. Doch war er damals noch so wenig verdächtig, daß er beständig vom Papst ein Jahrgehalt von 50 Gulden bezog. Im J. 1518 wurde er nach Zürich berufen und trat sein Amt als Leutpriester am Großmünster 1. Jan. 1519 mit einer Predigt an, in der er sich für das reine Evangelium und gegen den Perikopenzwang erklärte. Seine kunstlosen, aber klaren und allgemein verständlichen Predigten, in denen er alles Provokatorische vermied und ebenso sehr tieferes religiöses und sittliches Leben als bessere religiöse Erkenntnis zu pflanzen suchte, machten großes Aufsehen und verschafften unmerklich der Reformation Eingang, sodaß dem Ablaßkrämer Samson vom Rate das Betreten des Gebietes des Kantons Zürich verboten und 1520 ein Befehl erlassen wurde, wonach die Prediger zu Stadt und Land das Wort Gottes ohne menschliche Zusätze lehren und predigen sollten. Auch sein mutiges Auftreten 1519 während der Pest, die ihn selber bis an den Rand des Grabes brachte, gewann ihm vieler Herzen.

Den Anstoß zur praktischen Reformation gab das Übertreten des Fastengebotes, das sich 1522 einige Freunde Z.s zu Schulden kommen ließen, infolge dessen der Bischof von Konstanz eine protestierende Gesandtschaft nach Zürich sandte und Z. seine erste reform. Schrift «Von Erkiesen und Freiheit der Spysen» herausgab. Die Aufregung in Zürich wurde immer größer, und der Rat veranstaltete auf den 29. Jan. 1523 ein Religionsgespräch auf dem Rathause in Zürich, dem an 600 geistliche und weltliche Personen beiwohnten. Z. verfaßte für dasselbe seine 67 Schlußreden, d. h. Thesen, die, zwar weniger bekannt als diejenigen Luthers, doch an Schärfe und Klarheit ihnen ebenbürtig zur Seite stehen, und verteidigte sie namentlich gegen Joh. Faber, den nachmaligen Bischof von Wien, so glücklich, daß der Rat ihm recht gab und sich für die Reformation erklärte. Eine zweite Disputation, vom 26. bis 29. Okt. 1523, bei welcher Z. vor mehr als 900 Personen gegen den Bilderdienst und die Messe sprach, hatte die Entfernung aller Werke der bildenden Kunst aus den Kirchen der Stadt Zürich und ihres Gebietes, sowie im Zeitraum weniger Jahre die völlige Durchführung der Reformation zur Folge. Die öffentlichen Wallfahrten wurden aufgehoben, letzte Ölung und Fronleichnamsfest abgeschafft, die Klöster in Schulen verwandelt, die Chorherren zu Lehrern und Professoren gemacht und 1525 zum ersten mal das Abendmahl in deutscher Sprache gefeiert. Schon das Jahr vorher hatte er sich mit der 43jährigen Anna Reinhard, der Witwe des Junkers Meyer von Knonau, verheiratet und waltete nun in der einfachen Stellung eines Predigers fast wie ein antiker Volkstribun in geistlichen und weltlichen Angelegenheiten in Zürich. In den reform. Grundprinzipien mit Luther und den deutschen Reformatoren durchaus einig, ist Z. vor allem durch die Interessen seines scharfen Verstandes und seines sittlichen Gefühls zur Reformation getrieben worden, daher er in manchen Anschauungen freier, in liturgischer Beziehung radikaler war als Luther, und die ethische, sittlich-praktische Auffassung des Christentums in den Vordergrund stellte.

Diese Verbindung der religiösen und ethischen Interessen und zugleich sein glühender Patriotismus trieben Z. auch auf das Gebiet der Politik. Schon seit Jahren eiferte er gegen das sog. Reislaufen, das Pensionenwesen, die Bündnisse mit fremden Fürsten, gegen alles, was die Unabhängigkeit und Stärke der Schweiz irgendwie schädigte, und zog dadurch sich und Zürich den tiefen Haß der innern Kantone zu, die zugleich auch am zähesten am alten kath. Glauben festhielten. Als dann durch die Bemühungen Z.s 1528 auch Bern der Reformation beitrat, spitzten sich die Verhältnisse immer mehr zu, und 1529 kam es zum ersten Kappelerkrieg, der indes noch einen friedlichen Ausgang nahm. Im gleichen Jahre veranstaltete der Landgraf Philipp von Hessen, um die Differenzen zwischen Luther und Z., besonders in Betreff der Abendmahlslehre, zu heben, auf seinem Schloß zu Marburg im Oktober eine Zusammenkunft zwischen den sächs. und schweiz. Reformatoren, die drei Tage währte. Doch wies Luther schroff und entschieden die Anschauungen Z.s und die von diesem dargereichte Bruderhand zurück. Im J. 1531 brach der Krieg zwischen Zürich und den innern Kantonen, Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern und Zug von neuem aus, und Z. mußte auf Befehl des Rates mit dem Banner des Kantons als Geistlicher zu Felde ziehen. Am 11. Okt. kam es bei Kappel an der Grenze der Kantone Zürich und Zug zur Schlacht; die Züricher wurden geschlagen und auch Z. war unter denen, die für ihr Vaterland und ihren Glauben starben. Die Wut roher Kriegsknechte verbrannte den Leichnam auf dem Scheiterhaufen und zerstreute die Asche in den Wind. Im J. 1838 wurde ihm zu Kappel ein Denkstein und 1885 in Zürich eine große Bronzestatue errichtet. Sein theol. Lehrbegriff, ebenso freimütig als vernünftig, ist dargestellt in seinen Hauptwerken: «De vera et falsa religione» (Zür. 1525), «Fidei ratio» (Zür. 1530) und «Christianae fidei brevis et clara expositio» (Zür. 1531), der genialsten Schrift Z.s. Seine «Sämtlichen Werke» erschienen zuerst in Folio (4 Bde., Zür. 1545 u. 1581); einen Auszug besorgten Usteri und Vögelin (2 Bde., Zür. 1819—21); seinen gesamten schriftlichen Nachlaß gaben Schuler und Schultheß heraus (8 Bde., Zür. 1828—42; dazu Supplemente 1861).

Vgl. Hottinger, «Z. und seine Zeit» (Zür. 1842); Zeller, «Das theol. System Z.s» (Tüb. 1853); Sigwart, «Z. und der Charakter seiner Theologie» (Stuttg. 1855); Tichler, «Z. de Kerkhervormer» (2 Bde., Utrecht 1857—58); Christoffel, «Z.s Leben und ausgewählte Schriften» (Elberf. 1857); Spörri, «Zwingli-Studien» (Lpz. 1866); Mörikofer, «Zwingli» (2 Bde., Lpz. 1867—69); Finsler, «Z., drei Vorträge» (Zür. 1873); «Z., Festschrift» (Zür. 1883); Stähelin, «Z. und sein Reformationswerk» (Halle 1883); Usteri, «Ulrich Z.» (Zür. 1883); Witz,

«Ulrich Z.» (Wien 1884); Schweizer, «Z.s Bedeutung neben Luther» (Zür. 1884).

Zwinglianer, soviel wie Reformierte.

Zwirn (frz. fil retors, engl. thread, twine), im allgemeinen jeder Faden, der durch Zusammendrehen, Zwirnen mehrerer Garnfäden gebildet ist; im besondern derartige, meist zum Nähen, seltener zum Häkeln, Stricken u. s. w. verwendete Fäden aus Hanf oder Baumwolle. Nach der Anzahl der vereinigten Garnfäden heißt der Z. zwei-, drei-, vier-, sechsdrähtig u. s. w.; guter Nähzwirn ist gewöhnlich dreidrähtig. Mit einem gleich dicken einfachen Garnfaden verglichen, besitzt der Z. größere Glätte und Gleichmäßigkeit, Rundung und Festigkeit. Derselbe wird entweder in Strängen oder auf Rollen gewickelt zum Verkauf gebracht. Die Nummer steigt wie beim Garn entsprechend der Feinheit. Als der beste Z. gilt der englische, doch werden jetzt auch von deutschen Fabriken ausgezeichnete Qualitäten geliefert. Zur Fabrikation bedient man sich besonderer Maschinen, Zwirnmaschinen. Der Nähzwirn wird häufig mit arabischem Gummi, Hausenblase u. dgl. appretiert. Die Z. kommen teils roh, teils gewaschen, halb oder ganz gebleicht, weiß oder gefärbt (am häufigsten schwarz oder blau) in den Handel.

Zwirnband, s. unter Bandfabrikation.

Zwirner (Ernst Friedr.), deutscher Architekt, geb. 28. Febr. 1802 zu Jakobswalde in Schlesien, besuchte das Gymnasium zu Brieg, die Bauschule zu Breslau und die Bauakademie zu Berlin. Seit 1828 war er unter Schinkels Leitung bei der Oberbaudeputation beschäftigt. Unter anderm übertrug man ihm 1829 die Aufsicht über den Wiederaufbau des Rathauses zu Kolberg. Als im Mai 1833 der Bauinspektor Ahlert gestorben war, welcher seit 1824 die Restaurierungsarbeiten am Dom zu Köln geleitet hatte, übernahm Z. 14. Aug. 1833 als königl. Bauinspektor die Leitung der Dombauarbeiten, für welche von nun an eine neue Epoche begann. Neben gewissenhafter Durchführung der Restauration war alsbald sein Bestreben auch auf einen Aus- und Fortbau des gewaltigen Werks gerichtet. Er hatte sich mit solcher Hingebung in den ursprünglichen Bauplan hineingearbeitet, daß er 1841 dem König Friedrich Wilhelm IV. einen Plan zum Weiterbau und zur Vollendung des Ganzen im Geiste des alten Entwurfs vorlegte und zugleich mit richtigen Kostenanschlägen begleitete. Der König genehmigte das Projekt und bewilligte einen jährlichen Zuschuß von 50000 Thlrn., legte auch 4. Sept. 1842 den Grundstein zum Südportal. Mit Hilfe vorzüglicher Gehilfen und Werkleute machte der Bau rasche Fortschritte. Allein es war dem Meister nicht vergönnt, das große Werk ganz zu vollenden, da er schon 22. Sept. 1861 starb. Z. hat das Süd- und Nordportal und die betreffenden Kreuzflügel fast ganz neu erbaut, das Hauptschiff mit Ausnahme der Wölbungen des Mittelganges und eines Teils der Strebesysteme vollendet, den nördl. Hauptturm zu einer ansehnlichen Höhe gefördert, das Dach mit dem schlanken Dachreiter aufgesetzt. Von andern von Z. ausgeführten Bauwerken ist die Apollinariskirche zu Remagen, eins der schönsten und vollendetsten Bauwerke im got. Stil, zu nennen. Von seinem Plane zur Schloßkapelle in Schwerin kam nur der Chor zur Ausführung. Zu den namhaftesten seiner Werke zählen noch das Schloß des Fürsten von Fürstenberg in Herdringen, der Wiederaufbau des Schlosses Argenfels am Rhein, der Bau des Schlosses Moyland bei Kleve, die beiden Kirchen zu Elberfeld und Mühlheim am Rhein. Sein letztes Werk war die Synagoge zu Köln. Sein Nachfolger am kölner Dombau war Voigtel (s. d.).

Zwirnmaschine (frz. machine à retordre, engl. twisting-frame), eine Maschine zur Vereinigung mehrerer Garnfäden zu einem einzigen stärkern Faden. (S. unter Seide und Wollspinnerei.)

Zwirnspitzen, s. unter Spitzen.

Zwischenauslandsverkehr, s. Streckenzugsverkehr.

Zwischenbatterie, s. unter Batterie (milit.).

Zwischenbau (landwirtschaftlicher) bedeutet den Anbau von Futterpflanzen zwischen den das Feld in jedem Jahre einnehmenden Hauptfrüchten, in der Weise, daß, abgesehen von der Ernte der letztern, auch von den erstern noch ein Ertrag gewonnen wird. Die hauptsächlichsten Pflanzen des Z. sind der weiße Senf (Sinapis alba) und die Serabella (Ornithopus sativus), welch letztere meistens unter den Winterroggen gesäet wird und nach dessen Aberntung noch reichliches Futter liefert. Besondere Bedeutung legt man dem Z. noch deshalb, namentlich auf Sandboden, bei, weil man demselben eine Bereicherung des Bodens an Stickstoff zuschreibt, eine wissenschaftlich noch nicht sicher begründete Ansicht.

Zwischenbescheid, soviel wie Interlokut.

Zwischendeck (auf Schiffen), s. unter Deck.

Zwischendecke, s. unter Decke.

Zwischenfelder, s. Metopen.

Zwischenhandel, s. unter Handel, Bd. VIII, S. 771.

Zwischenherrscher heißt staats- und völkerrechtlich derjenige, welcher nach Vertreibung des legitimen Herrschers eines Landes die faktische Regierungsgewalt bis zu dessen Rückkehr innehat. Solche Zwischenherrscher waren Napoleon I. in Frankreich gegenüber der bourbonischen Dynastie und die von ihm in Spanien, Neapel, Westfalen und anderwärts eingesetzten Fürsten. Ebenso ist derjenige Z., welcher während eines Kriegs ein Staatsgebiet mit einer feindlichen Macht besetzt (occupiert). Die Frage, ob eine Zwischenherrschaft (nicht zu verwechseln mit Zwischenreich, s. Interregnum) rechtmäßig sei oder nicht, wird von dem Staatsrecht und dem Völkerrecht je nach den besondern Verhältnissen verschieden beantwortet. Es ist möglich, daß eine Zwischenherrschaft anfangs gewaltsam und durch Rechtsbruch entstanden ist (z. B. in Form einer Usurpation) und dennoch durch allgemeine Anerkennung rechtmäßig geworden ist, wie z. B. die Regierung Cromwells in England und des ersten Konsuls Bonaparte, spätern Kaisers Napoleon I., in Frankreich. Auf den Verzicht der legitimen Dynastie kommt es nicht an, da die Herrschaft jemandes über ein Volk und Land nicht privatrechtlich begründet werden kann. Das Völkerrecht dagegen schreibt das Recht, einen Staat nach außen zu repräsentieren, immer dem thatsächlichen Staatshaupte zu, ohne die Frage der Rechtmäßigkeit der Regierung zu prüfen, dem rex de facto, nicht dem rex de jure. Auch staatsrechtlich kann den einzelnen Unterthanen und Bürgern nicht zugemutet werden, daß sie sich einem thatsächlich im Vollbesitz der Regierungsgewalt befindlichen Herrscher widersetzen und demselben den Gehorsam verweigern, zumal sie von dem legitimen Herrscher keinen Schutz erwarten dürfen. Verträge, welche

der Z. Namens des Staats mit einem fremden Staat abgeschlossen hat, bleiben wirksam, auch wenn die Zwischenherrschaft aufhört und die frühere Dynastie wiederhergestellt wird. Aber eher kann es streitig werden, ob der restaurierte Fürst genötigt sei, auch solche Rechtsgeschäfte anzuerkennen, welche ein Z. nach Privatrecht abgeschlossen hat, z. B. Verkauf von Domänen. Derartige Streitigkeiten sind öfter in ganz entgegengesetztem Sinne beurteilt worden. Die Zweifel werden dadurch gesteigert, daß auch der Vollbesitz der Regierungsgewalt in Frage gezogen wird. Wenngleich Besitz und Recht auch im öffentlichen Rechte auseinanderzuhalten sind, so muß doch die Regel beachtet werden, daß Rechtshandlungen, zu denen das Staatshaupt ermächtigt ist, von dem Z. gültig vorgenommen werden. Der Occupant eines feindlichen Gebietes darf jedoch nicht alles thun, was das Staatshaupt thun darf, insbesondere nicht dauernde Änderung treffen in dem Rechtszustand des occupierten Landes oder durch Veräußerung von Domänen. Vgl. Brie, »Die Legitimation einer usurpierten Staatsgewalt« (Heidelb. 1866); F. Brockhaus, »Das Legitimitätsprinzip« (Lpz. 1868).

Zwischenkieferknochen, s. Intermaxillarknochen. — **Zwischenknochenbänder**, s. unter Bänder (anatom.). — **Zwischenknorpel**, s. u. Gelenk. — **Zwischenreich**, s. Interregnum. — **Zwischenspiel**, s. Intermezzo. — **Zwischenurteil**, s. Interlokut.

Zwischgold, s. unter Blattgold.

Zwiselalpe, s. unter Gosau.

Zwittau (slaw. Svitava), Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Mährisch-Trübau der österr. Markgrafschaft Mähren, auf einem Plateau des böhm.-mähr. Scheidegebirges, an der Zwittawa und der Linie Wien-Prag der Österreichisch-Ungarischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Bezirksgerichts, hat vier Kirchen, zwei Bürgerschulen, ein 1886 erbautes Armen- und Waisenhaus, eine k. k. Webefachschule und eine k. k. Tabaksfabrik, zwei Dampfsägereien und zählt (1880) 6351 deutsche E., welche Baumwoll-, Barchent-, Leinen- und Juteweberei, Flachshandel und starken Getreidehandel treiben.

Zwitter, s. Hermaphroditismus.

Zwitterblüte, s. unter Blüte.

Zwittermünzen nennt man Münzen, die zwei nicht zusammengehörige Gepräge in sich vereinigen.

Zwölf gilt neben der Zehn als der Grundzahl unsers dekadischen Systems ebenfalls für eine eigentliche Vollzahl oder runde Zahl, ohne Zweifel darum, weil sie sich leicht in drei und vier Teile zerlegen läßt, was bei der Zehn nicht der Fall ist. (Vgl. Duodecimalsystem.)

Zwölffingerdarm (duodenum), s. u. Darm.

Zwölfmännig (botan.), s. Dodekandrisch.

Zwölfnächte oder die Zwölften, auch Rauhnächte, Lostage (s. d.), heißt in Deutschland die durch mancherlei abergläubische Vorstellungen und Bräuche ausgezeichnete Zeit von Weihnachten bis Dreikönigstag (25. Dez. bis 6. Jan.). Sie ging dem großen Julfest der Germanen voran und war namentlich dem Sturm- und Totengott geweiht.

Zwölfstädte (Dodekapolis), im Altertum Bund oder Verein von zwölf Städten, wie in Etrurien und die im Padusland von dort angelegten.

Zwölftafelgesetz (Lex duodecim tabularum). Die Willkür, mit der in den ersten Zeiten der röm. Republik die Konsuln in der Ausübung ihres Amts gegen die Plebejer verfuhren, und das Bedürfnis nach einem schriftlich abgefaßten Landrecht überhaupt veranlaßte 462 v. Chr. den Tribun Gajus Terentilius Arsa zu dem Gesetzvorschlag, es sollten fünf Männer gewählt werden zur Abfassung von Gesetzen, durch welche wohl von Anfang an ein schriftlich abgefaßtes Landrecht, nicht aber die Grenzen der konsularischen Amtsgewalt, wie Livius angibt, bestimmt werden sollten. Der Vorschlag ging wegen des Widerstandes der Patricier nicht durch. Die folgenden Tribunen nahmen ihn wieder auf, aber jedenfalls in dem Sinne, daß zehn Männer zur schriftlichen Feststellung der rechtlichen Verhältnisse, zur Abfassung eines Landrechts gewählt werden sollten. Erst 454 ging der Senat darauf ein, und es sollen hierauf drei Patricier, Spurius Postumius Albus, Aulus Manlius und Publius Sulpicius Camerinus, nach Großgriechenland oder den griech. Kolonien in Unteritalien gegangen sein, um sich über die dortigen Gesetze zu unterrichten. Nach ihrer Rückkehr 451 trat nach dem Vorschlage des Senats an die Stelle der Konsuln unter gleichzeitiger Suspendierung des Tribunats ein Kollegium von zehn Männern, die mit der höchsten Gewalt ohne Provokation den Auftrag erhielten, die Gesetze zu entwerfen. (S. Decemviri.) Bei dieser Arbeit, die großenteils in der Konsolidation des frühern Herkommens und einzelner früherer Gesetze bestanden zu haben scheint, soll den Decemvirn ein vertriebener Ephesier, Hermodoros, behilflich gewesen sein. Noch in demselben Jahre wurden die Gesetze, auf zehn Tafeln aufgezeichnet, von dem Volke in Centuriatcomitien bestätigt. Auch für das nächste Jahr wurden zur Weiterführung der Aufgabe Decemvirn gewählt; an deren Spitze stand der wiedergewählte Appius Claudius (s. d.). Diese Männer mißbrauchten aber ihre Gewalt und setzten dieselbe nach Ablauf ihres Amtsjahrs widerrechtlicherweise fort, bis sie gestürzt wurden. Nach dem Sturze der Decemvirn 449 wurden die Gesetze zusammen auf zwölf Tafeln eingegraben und unter den Konsuln Lucius Valerius und Marcus Horatius öffentlich ausgestellt. Als die Römer nach der Niederlage durch die Gallier 386 v. Chr. ihre Stadt wieder aus der Asche erhoben, stellten sie auch die zwölf Tafeln wieder auf, nach der herrschenden Ansicht aber nicht die alten Originale, die zu Grunde gegangen waren, sondern neue, und seitdem prangte das eherne Gesetz jahrhundertelang unter dem monumentalen Zubehör des Forums. Es enthielt in altertümlicher Gedrungenheit weniger das sakrale und das Staatsrecht als das Kriminal- und hauptsächlich das Civilrecht, und ward fortdauernd, ungeachtet des Widerspruchs mit neuern Einrichtungen und Gesetzen, als Grundlage der röm. Rechtsverfassung angesehen, auch von bedeutenden Rechtsgelehrten, wie Servius Sulpicius Rufus (s. d.), Antistius Labeo, Valerius und Gajus (s. d.) ausgelegt, ja selbst bei dem Elementarunterricht berücksichtigt. Im 3. Jahrh. n. Chr. befanden sich die Tafeln sicher noch in Rom, und obgleich dieselben weiterhin, vielleicht während der Stürme der Völkerwanderung, untergegangen waren, so besaß doch das Zeitalter Justinians noch den vollständigen Text in dem Kommentar des Gajus. Um die Sammlung und Bearbeitung der geringen Bruchstücke, die in vereinzelten Anführungen besonders bei Festus und Gellius erhalten geblieben sind, machten sich namentlich Gothofredus, Dirksen, Schöll (Lpz. 1866)

und neuerdings Voigt, »Die XII Tafeln« (2 Bde. Lpz. 1883) verdient.

Zwölften, s. Zwölfnächte.

Zwolle, Hauptstadt der niederl. Provinz Overyssel, an dem in die Zuidersee fließenden Zwarte-Water (Schwarzen Wasser), unweit der Yssel und Vecht, mit ersterer durch den 1820 eröffneten 2460 m langen Kanal Willemsvaart in Verbindung gesetzt, Station der Linien Zütphen-Leeuwarden und Almelo-Z. der Niederländischen Staatsbahnen und der Linie Utrecht-Kampen der Centralbahn, ist regelmäßig und gut gebaut und zählt (1885) 24722 E. Hauptgebäude sind die reform. St. Michaelskirche mit einer berühmten Orgel von 4276 Pfeifen, das Regierungsgebäude mit dem Provinzialarchiv, das Justiz- und das Haftgebäude, die Stadtwage und das innere Sassenthor. Die Stadt besitzt ein Gymnasium, eine höhere Bürgerschule, eine Seefahrtsschule, eine Industrie- oder Zeichenschule, eine Bibliothek mit seltenen Werken über Geographie und Geschichte von Overyssel, ein Naturalienkabinett und verschiedene Wohlthätigkeitsanstalten. Es bestehen Eisengießereien, Baumwollwebereien, Färbereien, Reepschlägereien, Getreidemühlen, bedeutende Korn-, Vieh- und Fischmärkte. Beträchtlich ist der Binnen- und Außenhandel, sowie der Dampfschiffahrtsverkehr mit Amsterdam, den Yssel- und Rheinstädten. Der 6 km im Norden der Stadt gelegene, jetzt mit Anlagen und Spaziergängen gezierte Agnetenberg, benannt nach einem ehemaligen Augustinerkloster, in dem Thomas a Kempis sein Leben beschloß, ist seit alter Zeit noch der Begräbnisplatz der reichern Bewohner der Stadt. Z. war schon frühzeitig eine bedeutende Handelsstadt und wurde durch Wilbrand von Oldenburg als Bischof von Utrecht 1223 befestigt. Später wurde es Mitglied der Hansa. Nach der Vertreibung der Katholiken 1580 schloß sich die Stadt den Generalstaaten an; 1672 übergab sie sich dem Bischof von Münster, Bernh. von Galen, durch Kapitulation. Die Festungswerke, 1674 geschleift, aber bald wiederhergestellt, sind in neuerer Zeit eingegangen.

Zwönitz, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Chemnitz, an der Zwönitz und der Linie Chemnitz-Adorf der Sächsischen Staatseisenbahn, zählt 2707, mit dem nahen Nieder-Zwönitz insgesamt 5239 E., welche Schuhmacherei, Lohgerberei, Fabrikation von emaillierten Blechwaren, Papier, Spitzen ꝛc. treiben.

Zwornik (Isvornik), befestigte Stadt in Bosnien, Kreis Tuzla, am linken Ufer der Drina, mit einer Citadelle, ist Bischofssitz, hat bedeutenden Holzhandel, in der Umgegend Bleigruben und zählt (1879) 2512 E., meist Serben. Z. gegenüber, am rechten Ufer des Flusses, liegt das von den Serben seit längerer Zeit beanspruchte Mali-Zwornik (Klein-Z.), welches denselben durch den Berliner Vertrag vom 13. Juli 1878, der in Art. 36 die Drina als Grenze zwischen Bosnien und Serbien festsetzt, definitiv zugesprochen worden ist. Z. wurde 27. Sept. 1878 von den Österreichern occupiert.

Zydaczow, Stadt in Galizien, am Stryi, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, hat ein altertümliches Schloß und zählt (1880) 2431 E.

Zygadenus (Euthymius), s. Euthymius Zigabenus.

Zygaenidae, s. Widderchen.

Zygomorph, s. unter Blüte.

Zygophylleen, Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Man kennt gegen 100 Arten, die meist in den Tropengegenden vorkommen. Es sind kraut- oder strauchartige Gewächse, selten Bäume mit gegenständigen zweizähligen oder gefiederten Blättern und verschieden gefärbten zwitterigen Blüten, die aus fünf Kelchblättern, fünf Blumenblättern, fünf oder zehn Staubgefäßen und einem mehrfächerigen Fruchtknoten mit einem Griffel bestehen. Zu den Z. gehört unter andern die Stammpflanze des sog. Guajakholzes (s. d.).

Zygosporenbildung, s. unter Kopulation (botan.). [(s. d.).

Zymasen, nicht organisierte lösliche Fermente

Zymotische Krankheiten (grch., Gärungskrankheiten), soviel wie Infektionskrankheiten, s. Krankheit, Bd. X, S. 578[a].

Zytomierz, s. Schitomir.

Żywiec, s. Saybusch.

Zz, in den griech. Manuskripten der alten Ärzte soviel wie Myrrhe, in denen späterer Ärzte soviel wie Ingwer.

Verzeichnis
der
Abbildungen und Karten
zum sechzehnten Bande.

A. Tafeln und Karten:

B. Abbildungen im Texte:

Verzeichnis der Abbildungen und Karten zum sechzehnten Bande.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

